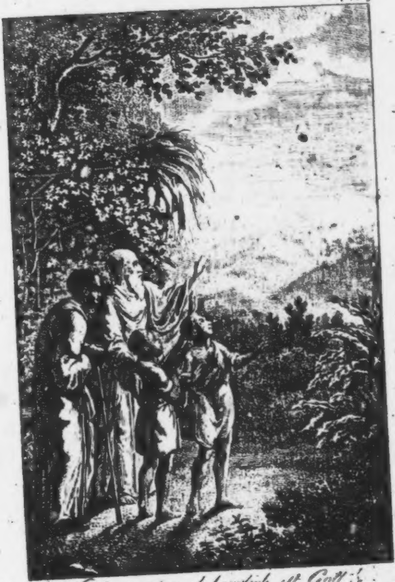


Ja, Kinder, groſs und herrlich iſt Gott!

Gumal und Lina.

Eine
Geſchichte für Kinder,
zum Unterricht und Vergnügen,

16.1186

beſonders,
um ihnen die erſten Religionsbegriffe
beizubringen,

von

Kaspar Friedrich Loſſius,
Diakonus an der Prediger-Kirche
zu Erfurt.

Erſter Theil.

Zweyte verbeſſerte Auflage.

Gotha,
bei Juſtus Perthes, 1797.

Vorbericht.

Die Methode, den Verſtand der Kinder durch Erzählungen zu bilden, und ihnen auf dieſem Wege der ſinnlichen Darſtellung die nützlichſten Begriffe und Kenntniſſe beizubringen, iſt von jeher von vernünftigen Erziehern, beſonders aber in unſerm pädagogiſchen Zeitalter, mit merklichem Nutzen angewendet worden. Durch ſie wird beſonders die moraliſche Bildung der Kinder ſehr erleichtert; denn es iſt bekannt, daß Beiſpiele von guten und ſchlechten Handlungen, in unterhaltenden Erzählungen geſchildert, immer den ſtärkſten Eindruck auf das Gemüth der Kinder machen. Es fehlt daher auch nicht an Schriften dieſer Art, in welchen der mehr praktiſche Theil des Religionsunterrichts auf eine ſo unterhaltende Art vorgetragen wird. Die

Anwendung dieſer Methode aber auf den mehr theoretiſchen Theil derſelben, um Wahrheiten, die mehr abſtrakt ſind, nach der Faſſungskraft der Kinder zu verſinnlichen, hat, wie jeder Erzieher aus eignen Verſuchen wiſſen wird, mehr Schwierigkeit: daher ſind auch die Verſuche dieſer Art ſo häufig eben nicht; daß man es nicht geradezu für überflüßig erklären wird, daß ich dieſe Probe des erzählenden Religionsunterrichts für Kinder in die Hände des Publikums lege. Die gegenwärtige Schrift hat, wie ſchon ihr Titel zeigt, den Zweck, Kindern die erſten Religionsbegriffe beizubringen, und ſie dadurch zu dem weitern Unterricht in den für ſie ſo wichtigen Wahrheiten der chriſtlichen Religion vorzubereiten. Da dieſe Schrift zum eignen Leſen der Kinder beſtimmt war, mußte ich, um nicht dieſe kleinen Leſer zu bald zu ermüden, ſondern ihnen die Leſung derſelben anziehend zu machen, den Unterricht ſelbſt in das gefällige Gewand der Geſchichte einkleiden und verweben. In wie fern mir dieſes gelungen iſt, wird das Urtheil wahrer Pädagogen, und der Beifall der kleinen Leſewelt entſcheiden. Von den erſtern erwarte ich beſcheidne Beurtheilung dieſer Schrift, wenn ſie dieſelbe ihrer Prüfung würdig halten ſollten; ich unterwerfe mich gern derſelben, und werde jede gegründete Zurechtweiſung mit Dank erkennen und befolgen; nur geſchehe ſie nicht im beleidigenden Tone; nur geſchehe ſie mit der Achtung, die der Mann, der ſich der redlichſten Abſicht bei Herausgabe ſeiner Schrift bewußt iſt, und ſich daher der Unterſchrift ſeines Namens nicht ſchämt, von jedem, auch unbekannten Richter, mit Recht verlangen kann. Von dieſem Urtheil und von dem Beifall meiner jungen Leſer, der mir den gehofften Nutzen dieſer Arbeit verbürgen wird, ſoll es vorzüglich abhangen, ob ich meinen Plan bei Ausarbeitung dieſer Schrift weiter ausführen, oder ganz aufgeben werde.

* * *

⁂

Meine Erwartung, die ich damals faßte, als ich dies Büchlein mit dieſer Vorrede das erſtemal ausſteuerte, daß es Beifall finden und einigen Nutzen ſtiften möchte, iſt erfüllt, ja noch übertroffen worden. Männer, von anerkannten Verdienſten und Rechtſchaffenheit, die das ſo nützliche Feld der Pädagogik mit Ruhm bearbeitet haben, hielten dieſe Schrift ihres Beifalls werth und ermunterten mich ſchriftlich und mündlich zur Fortſetzung derſelben. Auch diejenigen Gelehrten, die ſich die

Mühe nahmen, es in den gelehrten Zeitungen zu recenſiren, haben dieß auf eine ſolche Art gethan, daß, wenn ich anders auf Recenſentenlob ſtolz ſeyn könnte, ich wohl Urſache dazu gefunden hätte; ich muß ſogar erklären, daß ſie zu ſchonend in Beurtheilung dieſer Schrift gehandelt, und die Mängel derſelben, welche ich ſelbſt bei öfterer Durchſicht bemerkt habe, nicht, wie ſie es verdienten, gerügt haben. Was mich aber vorzüglich für die darauf verwendete Mühe belohnt und mich zur Fortſetzung derſelben ermuntert, iſt die Ueberzeugung, daß ſie bei den Kindern, denen ſie zu Handen gekommen iſt, wirklichen Nutzen geſtiftet und alſo ihre Abſicht erreicht hat; eine Ueberzeugung, die ich mir nicht ſtreitig machen laſſe, weil ſie auf die Erfahrung bei meinen eignen Kindern und auf der aufrichtigen Verſicherung ſo mancher Eltern und Erzieher gegründet iſt, die bei ihren Kindern Gebrauch davon gemacht haben; eine Erfahrung, für die ich Gott herzlich danke. So ſehr ich daher auch die Schwierigkeiten fühle, welche mit der Fortſetzung dieſer Schrift verbunden ſind, ſo verſchieden auch die Urtheile darüber ausfallen

fallen mögen; ſo ſoll mich dies nicht zurückhalten, auch den wichtigen Theil der chriſtlichen Religionslehren nach dem einmal angelegten Plan zu bearbeiten, und mit künftiger Oſtermeſſe den zweiten Theil herauszugeben, der die vortrefflichen Lehren des Chriſtenthums nach der Faſſungskraft der Kinder enthalten, und wie ich hoffe, auch ſeinen Zweck, ihnen die erſten chriſtlichen Religionsbegriffe beizubringen, nicht verfehlen wird.

Gumal

Gumal und Lina
Erſter Theil,

---

welcher
den Unterricht in den Wahrheiten der
natürlichen Religion enthält,
als
Einleitung
in die Wahrheiten des Chriſtenthums.

In jenem Welttheile, der den Namen Afrika führt, giebt es, auſer den Bewohnern der Küſten, noch eine Menge Völkerſchaften, welche, ob ſie gleich an Geſtalt, Farbe und Sitten einander ganz ähnlich ſind, doch in einem unaufhörlichen Kriege mit einander leben und einander wechſelſeitig aufreiben. Sie haben zwar auch ihre Könige und Fürſten; aber nur in der Abſicht, um Anführer bei ihren Kriegen zu haben; nicht aber um Ruhe und Frieden zu erhalten. Körperliche Stärke, Tapferkeit, feſter Muth und Verſchlagenheit ſind die Eigenſchaften, die dieſe wilden Menſchen an ihren Königen am meiſten ſchätzen; daher dieſe auch ihr Anſehen nur zur Zeit des Kriegs am meiſten geltend machen, aber zur Zeit des Friedens weniger geachtet werden.

Zwo Völkerſchaften von dieſer Art, deren Länder ziemlich nahe an einander gränzten, lebten ſeit langen Jahren in unaufhörlicher Feindſchaft. Sobald ſie ſich nur einigermaßen von einer Schlacht erholt, und wieder neue Kräfte geſammlet hatten, fiengen ſie ihre Feindſeligkeiten von neuem an, und zerſchlugen ſich die Köpfe mit ihren hölzernen Streitkolben oder ſteinernen Aexten, daß oft das ſandige Schlachtfeld vom Blute ſchwamm und der Boden mit ſchwarzen Leichnamen wie überſäet war.

In einer dieſer blutigen Schlachten hatte der König der einen Parthie ſeinen Sohn eingebüßt, der an ſeiner Seite gefochten hatte. Seine Wuth war durch dieſen Verluſt noch mehr entzündet. Er beſchloß daher, ſich auf die empfindlichſte Art an dem Fürſten zu rächen, der ihm eine ſo blutende, ſchmerzliche Wunde geſchlagen hatte. Er glaubte dies nicht beſſer thun zu können, als wenn er ihn ebenfalls ſeines Sohnes beraubte, und ſann daher auf Mittel, wie er dies bewerkſtelligen und den einzigen Sohn dieſes Fürſten, lebendig oder tod, in ſeine Hände bekommen mögte.

Noch zu ſehr von der letztern unglücklichen Schlacht entkräftet, konnte er jetzt noch keinen neuen Angriff wagen; auch wußte er, wie zärtlich beſorgt der Vater für dieſen ſeinen einzigen Sohn ſey, daß er ihn nicht, zumal in einem ſo zarten Alter, den Gefahren der Schlacht ausſetzen würde, und in das Innre des Landes, wo die Wohnung des Fürſten und der Aufenthalt ſeiner Familie war, einzudringen, war ihm unmöglich. Er ſuchte daher mit Liſt auszuführen, was er mit Gewalt nicht ausrichten konnte. Unter ſeinen Kriegern befanden ſich einige ſehr beherzte und verwegene Leute, die auch bereitwillig waren, ſich um ſeinetwillen den größten Gefahren auszuſetzen und einen kühnen Streich zu wagen.

Kinder! ſagte der Fürſt zu ihnen, wollt ihr mir wohl einen Balſam holen, für die Wunde, die ich in der letztern Schlacht empfangen habe?

Sie verſtanden die Sprache ihres Fürſten, ſchlugen an ihre Streitäxte und ſprachen:

Sprich, Herr, wie viel forderſt du Schädel deiner Feinde für das Haupt deines Sohnes?

Morgen ſollen ſie an der Thüre deines Hauſes hängen.

Der Fürſt: von eurer Tapferkeit kann ich alles erwarten; aber jetzt erwarte ich vielmehr Beweiſe eurer Klugheit. Ihr müßt bis zum Herzen des Fürſten dringen, und ihm eine gleiche Wunde ſchlagen, wie er mir gethan hat. Werdet ihr mir ſeinen Sohn lebendig oder tod in meine Hände liefern: ſo werde ich euch unter die erſten Helden meines Reichs zählen und euch die Wahl unter meinen beſten Sklavinnen überlaſſen.

Dreimal warfen ſich die Krieger auf die Erde, und ſprangen dreimal wieder mit lautem Geſchrei auf, zum Zeichen ihrer Bereitwilligkeit, den Befehl ihres Herrn zu vollziehen.

An dem Ufer eines Fluſſes, der ſich von den Gebürgen, womit das Land von der Abendſeite eingeſchloſſen war, ergoß und in eine weite Ebene, die mit Bäumen und Sträuchen bewachſen war, langſam fortwälzte, war die Wohnung des Fürſten Chilum, der ſich eben jetzt in dem Schooße ſeiner Familie von denen Arbeiten erholte, die er im letzten Feldzuge ausgeſtanden hatte, und ſich des erfochtenen Sieges freute. An ſeiner Seite ſaß **Gumal**, ſein Sohn, ein Knabe von zehen Jahren und unterhielt den Vater mit Erzählung deſſen, was er ſeit ſeiner letztern Abweſenheit vorgenommen, wie er an einem kleinen Kahne gezimmert habe, den er nächſtens in den Fluß bringen werde; wie er einen kleinen Affen ſo lange von Baum zu Baum verfolgt habe, bis er zuletzt in ſeine Hände gerathen ſey, und dergleichen. Da freute ſich der Vater an dem Anblick und Geſprächen ſeines Sohns und drückte ihn liebkoſend an ſeine narbigte Bruſt.

An einem Abende, als die Sonne ſich hinter die Berge verbarg, gieng Gumal, ſeiner Gewohnheit nach, mit einigen von ſeinen Geſpielen zum Fluß hin, um ſich darinne zu baden. Ein Buſch von langen Straußenfedern und Armbinden von Korallen, zeichneten ihn als den Sohn des Fürſten von ſeinen Begleitern aus; noch mehr aber ſein munteres Weſen und ſchlanker Wuchs, den ſeine gute Geſichtsbildung noch mehr erhöhte. Sie wählten zum Badeort eine Stelle, wo ein breites

Ufer war, von Bäumen beſchattet, kühl und anmuthig; das gegenſeitige Ufer ſtieß an eine Felſenwand, die an einigen Abhängen mit wildem dicken Geſträuch bewachſen war, auf ihrem Rücken einen Wald trug, und verſchiedene Riſſe und Oeffnungen hatte, die durch die Waldſtröme, welche zur Regenzeit herabſtürzten, ausgehölt waren. Hier badeten ſich die Knaben gewöhnlich dreimal des Tags und übten ſich dabei im Schwimmen, worinne es der kleine Gumal zu einer vorzüglichen Fertigkeit gebracht hätte. Keiner von ſeinen Geſpielen konnte ſo pfeilſchnell den Strom auf- und abfahren, ſo geſchwinde Wendungen machen, ſo tief und lange untertauchen, als Gumal.

Eben als ſie jetzt wetteifernd verſuchen, wer von ihnen zuerſt das gegenſeitige Ufer erreichen und den ſteilen Berg hinauf bis zu einem beſtimmten Baum klettern könne — und Gumal ſchon dem Ziele am nächſten iſt — ſpringen auf einmal drei ſtarke, bewaffnete Männer aus dem Buſch, in welchen ſie ſich verſteckt hatten, verrennen zwei von den Knaben, die eben am höchſten auf dem Berge und ihnen zunächſt waren, den Weg, ſcheuchen die übrigen in den Fluß zurück, verfolgen ſie mit Wurfpfeilen und nehmen den Gumal mit einem ſeiner Gefährten gefangen. Mit der größten Geſchwindigkeit und troß alles Sträubens der ſchreienden Knaben, eilen ſie mit ihnen in den Wald, drohen ihnen da, ſie bei dem geringſten Widerſtande zu ermorden, reißen ſie durch die verſchlungenen Geſträuche, durch Thäler und Anhöhen, durch Sümpfe und Klüfte bis zu einer fürchterlichen Einöde in einem ſandigten Thale, welches rund umher von ſteilen Bergen eingeſchloſſen war.

Es war ſchon tief in der Nacht, als ſie dieſen grauenvollen Ort erreichten, der von dem Geheul wilder Thiere ſchrecklich wiederhallte. Die beiden gefangnen Kinder ſanken hier in völliger Entkräftung zu den Füßen ihrer Räuber hin. Ihre Füße vermogten ſie nicht länger zu tragen, denn ſie waren von den ſcharfen Steinen, über die ſie geſchleppt wurden, bis an die Knöchel aufgeriſſen; von allen Seiten ihres nackten Körpers tröpfelte Blut aus den Wunden, die ſie beim Durchdrängen zwiſchen verwachſenen Geſträuchen empfangen hatten, und von ihren Händen war die Haut, durch das Feſthalten der räuberiſchen Fäuſte, aufgerieben. In dieſem todtenähnlichen Zuſtande, wo ſie faſt alles Bewußtſeyns beraubt waren, wurden ſie nach einigen Augenblicken der Erholung von den Räubern auf den Rücken genommen und durch einen Hohlweg tiefer ins Gebirge geſchleppt.

Mit anbrechendem Tage erreichten ſie eine Felſenkluft, deren überhangende Steinmaſſen eine geräumige Höhle bildeten; dieſe nahm jetzt die ebenfalls ermüdeten Räuber auf, welche hier ihre Bürde auf die Erde warfen und ſich neben ihr niederſetzten, um von dem anhaltenden Laufe auszuruhen und ſich vor der brennenden Sonnenhitze zu ſichern. Die beiden unglücklichen Knaben ſammleten wieder einige Kräfte, um ihr Elend noch um deſto mehr zu empfinden. Sie zitterten bei dem Anblick der grauſamen Menſchen, die jetzt die boshafte Freude empfanden, einen ſo gefährlichen Streich glücklich ausgeführt zu haben; ſie erwarteten nichts anders, als daß ſie nun unter den Händen ihrer Räuber bluten und ſterben würden. Mit einem Blick, der auch in das unempfindlichſte Herz eindringen mußte, und in der demüthigſten

Stellung, wobei ſie die Kniee ihrer Räuber umfaßten, baten ſie auf das flehentlichſte um ihr Leben, und um die Freiheit, wieder zu ihren Eltern zurückkehren zu dürfen.

Wer von euch beiden der Sohn des Fürſten iſt, ſprach einer von den Räubern, der ſoll am Leben bleiben und mit uns gehen.

Und was, fiel ihm Gumal in die Rede, was wollt ihr mit dem andern thun?

Den wollen wir zum Frühſtück verzehren, verſetzte jener.

Ach! rief Gumal aus, ſo verzehrt uns beide, denn wir ſind ja Brüder!

Betroffen ſahn die Räuber einander an und wähnten, ſie hätten einen unrechten Fang gethan. Wie? ſprach der eine: ihr ſeyd Brüder? Hat Chilum mehr als einen Sohn? Redet oder ihr müßt beide ſterben.

Gumal. Wenn ihr uns die Wahl laſſet, ob wir mit euch ziehen, oder ſterben wollen: ſo wählen wir beide das letztre; denn ohne unſern Vater zu leben, iſt uns das Leben keine Wohlthat.

Biſt du nicht Gumal, ſein Sohn? Sahen wir dich nicht erſt gegen Morgen an der Hand deines Vaters längſt dem Ufer hingehen.

Gumal ſchwieg. Ja er iſt es, rief ſein Mitgefangener aus: ſchenket ihm nur das Leben und nehmet mich zum Frühſtück.

Nein, rief Gumal, ich mag nicht leben, wenn ihr nicht meinen Bruder mit mir leben laſſet; wir haben beide eine Mutter gehabt; Er iſt älter, als ich; mein Fleiſch iſt ſüßer, als das ſeinige.

Der Edelmuth dieſer Knaben rührte dieſe Räuber. Denn keines Menſchen Herz iſt ſo ganz verwildert, daß es nicht einiges Gefühl für die Tugend haben und große Eigenſchaften auch an andern ſchätzen ſollte. Sie verſprachen beiden das Leben, doch unter der Bedingung, daß ſie ſich recht ruhig verhalten und ihnen ohne Weigerung folgen ſollten.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel und obgleich der überhangende Fels ſie vor den Strahlen derſelben verbarg, ſo war doch die Hitze unerträglich. Noch brennender aber, als dieſe, war der Durſt, den beſonders die beiden Kinder nach jener nächtlichen Erhitzung empfanden. Kein Tropfen Waſſer war in der ganzen Gegend anzutreffen; nirgends etwas, das ihnen nur einige Erfriſchung verſchaffen konnte. Anfangs ſogen ſie das Blut auf, das aus ihren Wunden rann; aber auch dieſe Quelle vertrocknete allgemach und ihre Wunden verharrſchten. Ihre Räuber befanden ſich in gleicher Noth. Gumal ſah ſich in der ganzen Gegend um, ob er irgend eine Quelle entdecken könnte; aber die ganze Gegend, ſo weit ſeine Augen reichten, war eine Felſenmaſſe, wo auch nicht einmal der geringſte Strauch anzutreffen war. Indeß kehrte einer von den Wilden zurück, der in der Abſicht, etwas Regenwaſſer zu finden, welches ſich vielleicht in einer Kluft geſammlet habe, ausgegangen war, und brachte die frohe Nachricht, er habe in einiger Entfernung etliche Vögel aufſteigen ſehen, auch etwas Dunkles bemerkt, welches ihm wie ein Wäldchen vorgekommen ſey; vermuthlich ſey dort auch Waſſer anzutreffen. So groß auch die Hitze war, ſo brach die Geſellſchaft doch aus ihrer Höhle auf, um ſich auf den Weg dahin zu machen. Der Ort ſchien nur einige Meilen entfernt; aber die unwegſame Einöde, wo ſie Felſen auf Felſen zu überſteigen hatten, deren Steinwände von der Sonnenhitze ganz durchglüht waren, daß ihre Füße wie auf Kohlen giengen, an denen ſie ſo mühſam auf- und ab klettern mußten, erſchwerte ihre Reiſe gar ſehr, und hielt ſie noch immer von dem gewünſchten Orte entfernt. Der Durſt ſetzte ihnen immer heftiger zu; ihr Mund war ganz ausgetrocknet; ihre Zunge wie verdorret. Die Noth nöthigte ſie, mit ſcharfen Steinen ihre Naſenlöcher und Lefzen aufzuritzen und die einzelnen Blutstropfen mit offenem Munde aufzufangen. Ein Glück war es für die beiden Knaben, daß ſie ſchon in ihrer früheſten Kindheit zur Ertragung der drückendſten Beſchwerden gewöhnt waren, ſonſt würden ſie unmöglich dieſe äußerſt beſchwerliche Reiſe ausgehalten haben.

Nachdem ſie ſo unter den empfindlichſten Leiden einige Meilen zurückgelegt hatten, bemerkten ſie, daß ſie dem Buſche näher kamen; dieſer Anblick machte, daß ſie noch alle übrigen Kräfte anſtrengten, um ihn zu erreichen. Schon flogen auch einige Raubvögel über ihren Köpfen hin und verkündigten ihnen mit ihrem Geſchrei, daß ſie in einer Gegend wären, wo doch Thiere leben könnten und auch wohl der Menſch einigen Unterhalt finden würde. Und wie groß war ihre Freude, als ſie nach einiger Zeit auch wirklich in einer Ebene, mitten im Sande, einen Kokusbaum entdeckten! Wie verdoppelten ſie ihre Schritte, um dahin zu gelangen; und wie erquickend war für ſie der Schatten, in welchen dieſer wohlthätige Baum ſie, die ſo ganz abgemattet waren, unter ſeine ausgebreiteten Zweige aufnahm! Sie brachen ſogleich einige ſeiner ſaftigen Früchte ab, ſogen den Saft aus denſelben mit einer Wohlluſt ein, die über allen Ausdruck war, verzehrten ſie und überließen ſich ſo ganz dem Gefühl ihres Glücks. Die Befriedigung des ſo allgewaltigen Triebes, des Hungers und Durſtes, machte den beiden Kindern einige Augenblicke den Verluſt ihrer Eltern und ihren traurigen Zuſtand vergeſſen, daß ſie einander ſo heiterlächelnd umarmten, als befänden ſie ſich hier im Schatten der väterlichen Hütte. Auch ihre Begleiter ſchienen ihnen nicht mehr ſo roh und grauſam, als vorhin; ein milderes Weſen leuchtete aus ihren Augen und flößte ihnen Muth ein, ſich ihnen auf eine vertraulichere Art zu nähern;

denn gemeinſchaftliche Noth macht die Menſchen in der That beugſamer und milder, ſchließt ſie in engere Verbindung, ſo, daß auch wohl Feinde einander die helfende Hand bieten.

Hingelagert im Schatten des Baumes auf friſches Gras, genoß die Geſellſchaft hier der ſüßeſten Ruhe. Die beiden Knaben hatten ihre Arme um einander geſchlungen und ein ſanfter Schlaf hatte ſie eingeſchlummert. Die Wilden, die ſich nunmehr ganz ſicher hielten, hatten ſich gleichfalls dem Schlafe überlaſſen und erwachten nicht eher, als es ſchon Nacht war. Aber welch Entſetzen beim Erwachen! Die beiden Knaben waren nicht mehr! Sie ſind entflohen! riefen ſie einander zu, auf und laßt uns ihnen nachſetzen!

Die Nacht war zum Unglück der Flüchtigen zu hell; man bemerkte zu genau ihre Fußtapfen im Sande; ſie hatten mit zu wenig Ueberlegung ihre Flucht gerade wieder nach der Höhle zu genommen, wo ſie am Morgen geweſen waren. So ſchnell ſie, gleich verſcheuchten Rehen davon eilten, ſo hörten ſie doch nur zu bald das Geräuſch der ihnen nachſetzenden Räuber; die Angſt beflügelte ihre Füße; ſchon dünkte ihnen, ſie hörten das Rauſchen der Pfeile, die ihnen nachgeſchickt würden — und jagten noch ſchneller — aber ach! Gumal ſtürzte; durch einen unglücklichen Sprung von einer Felſenwand hatte er ſich den einen Fuß ſo ſehr verſtaucht, daß es ihm ohnmöglich wurde, weiter zu kommen. Sein junger Freund griff ihm unter die Arme, und verſuchte es, ihn fortzuſchleppen.

Ueberlaß mich meinem Schickſal, ſprach Gumal, und ſiehe nur zu, daß du dein Leben durch die Flucht retteſt!

Nein, antwortete jener, kann ich nicht mit dir mich retten: ſo will ich mit dir ſterben.

Gumal. Du kannſt mit deinem Leben mir mehr helfen, als mit deinem Tode. Eile und bringe meinem Vater Nachricht von meinem Zuſtande, daß er mir, wo möglich, zu Hülfe komme. Verlaß mich, mein Lieber! Hörſt du das Rauſchen —? Siehe, ſchon ſtürzen ſie vom nächſten Berge herab.

Ungern riß ſich der kleine Freund von ſeinem geliebten Gumal los. Wehmüthig ſah er noch einmal nach ihm zurück — wollte umkehren; aber der Anblick der annähernden Räuber trieb ihn wieder zur Flucht.

Mit der gröſsten Wuth fielen dieſe jetzt den unglücklichen Gumal an, und einer von ihnen war ſchon im Begriff, ihm das Genick zu brechen, wenn nicht die beiden andern ihn hinweggeriſſen hätten. Sie waren zufrieden, den Sohn des Fürſten wieder in ihren Händen zu haben, und ließen daher den andern, ohne ihn weiter zu verfolgen, laufen. Nur Gumal allein mußte für die verwegene Flucht büßen. Sie warfen ihn zur Erde, traten ihn mit Füßen, und behandelten ihn mit der Unmenſchlichkeit eines erhitzten Jägers, der den Verdruß, ſeine Jagdbeute verlohren zu haben, ſeinem armen Hunde entgelten läßt. Halbtod ſchleppten ſie ihn wieder unter jenen Baum. Aber ſtatt der Erquickung; die er vorhin im Schatten deſſelben empfunden hatte, empfieng Gumal hier ſeine Feſſeln. Man knebelte ſeine Hände mit einigen ſtarken Zweigen des Baums und dem Baſt deſſelben zuſammen, und trieb ihn mit ſchlanken Stäben den Weg vor ſich hin, der zu einem Walde, und von da in eine offne Gegend führte, die wieder von einigen Bergen eingeſchloſſen war.

Mit Anbruch des Tages hatten ſie die Höhe des Bergs erreicht. Die Landſchaft lag vor ihren Augen ausgebreitet; die zerſtreuten Hütten der Einwohner blickten hier und da zwiſchen den Bäumchen hervor, womit die ganze Gegend bewachſen war. Dies war das Land des Fürſten Hadſi, das Vaterland der Räuber Gumals, welches dieſe mit lautem Geſchrei begrüßten. Der arme Gefangene zitterte beim Anblick deſſelben; ſeine Füße waren vom anhaltenden Laufe aufgeſchwollen; er hatte den ganzen Weg auf dem verletzten Fuße forthinken müſſen; aber weiter konnte er nun auch nicht kommen, ſo ſehr auch ſeine Treiber auf ihn losſchlugen. Sie mußten ihn bis zur nächſten Hütte tragen, wo ſie einige ihrer Landsleute aufforderten, daß ſie ihren Gefangenen noch in der Frühe auf einem Tragſeſſel zur Wohnung des Fürſten ſchaffen ſollten.

Die Neugierde verſammelte bald eine Menge Zuſchauer um dieſen unglücklichen Fürſtenſohn; dieſe begleiteten den Zug, der von den Räubern angeführt wurde. Mit wildem kriegeriſchen Tanze zogen ſie durch die Horden oder Dorfſchaften, prahlten von ihrer Heldenthat, und führten ſo den Gumal in die Hauptſtadt ihres Landes, wo die Wohnung des Fürſten Hadſi war.

Dieſer hatte ſchon durch einige Vorläufer die Nachricht von der glücklichen Ankunft ſeiner Leute mit einem gefangenen ſchönen Knaben erhalten, und war aus ſeiner Wohnung hinaus ihnen entgegen gegangen. Bei ſeinem Anblick ſchloß das verſammelte Volk einen weiten Kreis um ihn; der Tragſeſſel mit dem Gefangnen ward abgeſetzt, und die Begleiter erwarteten den Wink des Fürſten, ſich ihm zu nähern, welchen ſie auch augenblicklich erhielten; ſie führten hierauf den Gumal, entledigt von ſeinen Feſſeln, zu den Füßen des Fürſten, übergaben ihm den Gefangenen auf ihren Knieen, wurden von ihm mit den größten Gunſtbezeugungen empfangen, ſogleich mit einigen Waffen aus ſeiner Hand beſchenkt, und von den Sklaven des Fürſten auf einigen Tragſeſſeln nach ſeiner Wohnung getragen.

Hier mußten ſie ſich neben ihn niederſetzen und, während ihnen einige Erfriſchungen gereicht wurden, ihm die Geſchichte von ihrem glücklichen Fange nach allen Umſtänden erzählen.

Während deſſen betrachtete Gumal den grauſamen Fürſten, der ihn von der Seite ſeines Vaters hatte wegſtehlen laſſen. Welche auffallende Geſichtszüge bemerkte er in ſeinem Geſichte, wie verſchieden von dem männlichen, doch holden Geſicht ſeines Vaters! Sein boshaftes Lächeln, ſeine funkelnden kleinen Augen, ſein aufſtreibendes Haar, ſein auffahrendes Weſen ließ ihm nur allzugewiß vermuthen, daß er nun in den Händen eines heimtückiſchen und grauſamen Fürſten ſey, der ihn bald genug ſeiner Wuth aufopfern würde. Mit bitterm Lächeln wurde er von ihm gefragt: ob ihm die Reiſe beſchwerlich geworden ſey? und anſtatt des Troſtes fügte er hinzu: du kannſt dich nur geſchickt machen, bald eine noch ſchwerere Reiſe anzutreten. Er übergab ihn darauf einigen von ſeinen Leuten zu genauer Verwahrung, machte einige Verfügungen wegen des Orts ſeines Aufenthalts, ergriff Bogen und Pfeile, und gieng in Begleitung der Seinigen auf die Jagd.

Gumal ward indeſſen zu einem Fluſſe geführt, um ſich zu baden. Von da brachte man ihn in eine ſehr geräumige Wohnung, wo einige Weiber ihn in Empfang nahmen, die als Aerzte ſeinen Körper unterſuchten und die verletzten Theile mit Salben und Kräutern rieben, ihm friſche Milch und einige Speiſen brachten, ein weiches Lager bereiteten und ſich bald darauf entfernten. Dieſe gute Behandlung flößte dem Gefangnen einigen Muth ein, er warf ſich müde auf das Lager, und ſchlummerte einige Stunden, ſo ſanft, als wäre er in der väterlichen Wohnung.

Beim Erwachen fiel ihm ein junges Mädchen in die Augen, die an der Hand einer ältern Weibsperſon neben ſeinem Lager ſtand und ihn ſehr aufmerkſam betrachtete. Sie bezeigte viel Theilnehmung an ſeinem Schickſal; das Mitleid drückte ſich zu ſichtbar in ihren Mienen aus, als daß es **Gumal** nicht hätte bemerken ſollen; dies machte ihm Muth, ſie anzureden.

Gutes Mädchen! du ſiehſt ſo mitleidig auf mich; biſt du etwa auch eine der Unglücklichen, die, von ihren Eltern entfernt, hier als Sklavin lebt?

Armer Fremdling! erwiederte das Mädchen: dieſe Wohnung iſt mein, und der dich hieher bringen ließ, iſt mein Vater.

Alſo biſt du die Tochter des Fürſten, in deſſen Gewalt ich bin, und biſt vielleicht gekommen, mir das Todesurtheil anzukündigen?

Nein; ich kam, dich zu ſehen. Aber dein Anblick hat mein ganzes Herz bewegt. Du biſt ſo ſchön und ſo unglücklich! (zu ihrer Begleiterin) Gute Nanli, laß mich hingehen und dem lieben Jungen einige Erfriſchung holen.

Bald kam ſie wieder mit einem Körbchen voll Ananas und Feigen, ſetzte ſich neben Gumal auf ſein Lager, und bat ihn, ſie zu verſuchen. Ihr Ton und alle ihre Geberden waren Ausdruck ihres liebevollen, zärtlichen Herzens. Bald ſtrich ſie ihm die Wangen, bald betrachtete ſie mit wehmüthigen Blick die Wunden und den Schwulſt an ſeinen Händen und Füßen, drückte ganz leicht mit dem Finger darauf und ſah ihm ins Geſicht, ob es ihm noch ſchmerze. Das Mitleid anderer iſt immer für Leidende ein lindernder Balſam, und

Gumal empfand an der Seite des holden, theilnehmenden Mädchens ſein Elend weniger.

Sie brachten beide den größten Theil des Tags unter vertraulichen Geſprächen zu. Es ſchien, als hätten ſie einander ſchon lange gekannt. Ihre Aufſeherinnen bemerkten das gute Vernehmen der beiden Kinder mit Wohlgefallen. Sie hatten den Befehl, den Gefangenen zwar ſtreng zu bewachen, aber ihm ſonſt jede Art der Erholung zu verſchaffen.

Gegen Abend kam die Nachricht von der Ankunft des Fürſten. Schüchtern und zitternd riß ſich das Mädchen von der Seite ihres lieben Gumals. Ach! ſprach ſie, ich kann den Anblick meines Vaters nicht ertragen. Armer Unglücklicher, du wirſts empfinden, wie grauſam er iſt. Wie zittere ich für dein Leben!

Der Fürſt kam, wie es ſchien, nur in der Abſicht, um ſeine Augen am Anblick des Knaben zu weiden, an dem ſich ſeine Rachſucht wegen des Verluſts ſeines Sohnes ſättigen wollte. Nachdem er ihn lange genug betrachtet, auch einige unbedeutende Fragen an ihn gethan hatte, verließ er ihn wieder mit dem geſchärfſten Befehl an ſeine

Aufſeherinnen, ihn wohl zu bewachen, übrigens aber es ihm an nichts fehlen zu laſſen.

Kaum war der Morgen angebrochen, als ſchon das gute Mädchen ihren lieben Gumal auf ſeinem Lager beſuchte. Du lebſt doch noch, Lieber! war ihr erſtes Wort; wie viel habe ich in dieſer Nacht für dich gelitten! Es iſt kein Schlaf in meine Augen gekommen, denn ich glaubte nicht, daß ich dich wiederſehen würde: ob mich gleich meine Manli verſicherte, mein Vater werde dir das Leben ſchenken. Ach wenn er das thäte — wie wollt' ich ihn lieben!

Liebſt du denn, erwiederte Gumal, deinen Vater außerdem nicht?

Nein, ſagte das Mädchen, ich liebe ihn nicht. Wie kann ich ihn lieben? Ich ſehe ihn nur ſelten, und zittre, wenn ich ihn ſehe. Meine Schweſter hat er im Anfall einer böſen Laune mit einem Pfeil erſchoſſen, und ich fürchte immer ein gleiches Schickſal. Ich hatte einen Bruder, der war ſein Liebling, der hatte ſein ganzes Herz; den hat dein Vater im letztern Kriege erſchlagen; ſeitdem dieſer tod iſt, habe ich dem Vater nicht unter die Augen kommen dürfen; denn er erklärte: er habe nun keine Kinder mehr, wolle von mir nichts wiſſen, ich ſey ein ſo feiges, weinerliches Geſchöpf, das er durchaus nicht leiden könne. Da iſt mein einziger Troſt, die Nanki, die meine Pflegerin von Kind auf iſt, und Mutterſtelle an mir vertritt.

Gumal. Wie ſehr bedaure ich dich, gute Lina, daß du das Glück, einen guten Vater zu haben, entbehren mußt. Ach du ſollteſt den meinigen kennen! Ach mein Vater, mein Vater! Wie tief wirſt du jetzt den Verluſt deines Sohnes empfinden! Werde ich je wieder an deinem Halſe hangen und deine Stirn küſſen?

Ein Strom von Thränen unterbrach ſeine Rede, und Lina weinte laut mit ihm. Sey getroſt, ſprach ſie darauf, mein Vater iſt zwar hart, aber doch auch zuweilen großmüthig. Er hat ſchon einmal einen gefangenen Fürſtenſohn frei zurückgegeben; vielleicht ſchenkt er auch dir die Freiheit wieder.

Nun, Lina, wenn du dies von deinem Vater erbitten könnteſt —

Nein; das kann ich nicht. Eine Verbitte, die ich für dich thäte, würde deinen Tod beſchleunigen und mich ſelber den größten Gefahren ausſetzen; zum wenigſten brächte ſie mich um die Freiheit, dich zu ſehen, zu ſprechen; und ich weiß nicht, warum ich nun einmal deinen Umgang nicht entbehren kann. Ach wenn wir doch immer zuſammen bleiben könnten! Ich würde dir gewiß deine Gefangenſchaft ſo erträglich als möglich zu machen ſuchen. –

Ein Blick des Gumal voll Dankbarkeit und Liebe war jetzt beredter als ſein Mund. Er ergriff die Hand des holden Mädchen, drückte ſie an ſeine Bruſt und wiederholte die Worte: wenn wir doch immer zuſammen bleiben könnten!

Die Bekanntſchaft der beiden Kinder, ihre Vertraulichkeit und Liebe nahm mit jedem Tage zu. Sie waren beide faſt in gleichem Alter; nur um einen Sommer war Lina jünger als Gumal; aber an Güte des Herzens waren ſie einander gleich. Ob ſie ſich ſchon immer unter den Augen der Aufſeherinnen befanden, die den Ge-

fang-

fangnen äußerſt genau bewachten, ſo hinderte ſie dies doch nicht, ganz offenherzig mit einander zu reden, und ſich gegenſeitig ihre Gedanken und Empfindungen mitzutheilen. Oft giengen ſie, Hand in Hand, in dem Garten ſpazieren, der an ihrer Wohnung lag, und von einem breiten und tiefen Fluß eingeſchloſſen war; ſetzten ſich im Schatten der Bäume nieder, oder ſammleten Blumen, die ſie in Kränze banden und einander um die Schläfe flochten. Gumal gewöhnte ſich bald an ſeinen Zuſtand, und ſchien beinahe ganz ſeinen Vater und ſeine Heimath vergeſſen zu haben; nur dann ward ihm die Zeit zu lang, und der Kummer erwachte wieder in ſeinem Herzen, wenn Lina ihn verließ, oder vielmehr auf Befehl ihrer Gebieterin ſich eine Zeitlang entfernen mußte.

Selten vergieng jedoch ein Tag, wo ſie einander nicht ſprachen. Aber nach einiger Zeit wurde auf einmal dieſer ihr Umgang unterbrochen. Zween Tage waren vorübergegangen, und der dritte gieng auch ſchon zu Ende — und Gumal hatte noch nicht den ſo ſehnlich gewünſchten Beſuch von ſeiner Freundin erhalten. Er fragte ſeine Aufſeherinnen ängſtlich um die Urſache, und empfieng zur Antwort: ſie befinde ſich nicht wohl: aber ſelbſt der Ausdruck des Geſichts und der Ton, mit dem ſie dies ſagten, war ſo traurig, daß er ein noch gröſſeres Unglück daraus vermuthen konnte. Sie ſahen ihn mit einem ſo mitleidvollen Auge dabei an, und konnten kaum die Thränen zurückhalten: aber mit allen ſeinen zudringlichen Fragen konnte er ihnen doch das Geheimniß nicht auslocken. Er dachte dabei nicht an ſich, ſondern an ſeine Lina. Gewiß, ſprach er, hat ihr grauſamer Vater ſie ermordet, und ich bin vielleicht die Urſache ihres Todes! Ach hätte er doch mir das Leben genommen, das mir nun ohne Lina, ohne meinen Vater, zur Qual wird.

So jammerte er noch tief in der Nacht, alß ſchon die Augen ſeiner Aufſeherin vom Schlafe verſchloſſen waren. Ueberhaupt war er einige Zeit her, weil er gar nicht die geringſte Miene machte zu entfliehen, mit weniger Sorgfalt bewacht worden. Er war wohl Stunden lang allein, oder mit Lina ſpazieren gegangen, hatte mit jedem Tage ſeinen Aufenthalt angenehmer gefunden

funden und mehrmals verſichert, er ſehne ſich eben nicht nach ſeiner Heimath. Dies machte ſeine Aufſeherinnen, deren Augen ihn vorher überall hin begleiteten, ſorgloſer und ihren Schlaf deſto ruhiger.

Alles ſchlummerte um ihn, die Nacht war mondhell, ein kühlendes Lüftchen ſpielte mit den Zweigen des Baums, der nahe am Fenſter ſeines Schlafzimmers ſtand, alles lud zum Schlaf ein; nur Gumal fand keine Ruhe auf ſeinem Lager. Seine Phantaſie malte ihm die ſchrecklichſten Bilder, er ſah ſeine Lina, wie ſie ſich in ihrem Blute vor den Füßen ihres erzürnten Vaters wälzte, ſahe ſchon den Wütherich, wie er nun bald auch auf ihn losſtürzen würde, und zitterte bei jedem Geräuſch. Sanken ſeine Augenlieder einige Augenblicke ſchlummernd nieder, ſo ſah er im Traum, wie Lina ſterbend ihm die Hand zum Abſchied reichte; er fuhr zuſammen und rief laut: ach meine Lina! Als er ſo mit dieſen Bildern ſeiner Phantaſie beſchäftigt war, hörte er dicht unter ſeinem Fenſter ein Geräuſch, und bald darauf eine Stimme, die ihn leiſe rief: Gumal, lieber Gumal! Es war dies die Stimme der Lina; aber er traute ſeinen Sinnen nicht, hielt es für Täuſchung und wagte es nicht, vom Lager aufzuſtehen; bis ſie noch einmal rief: Gumal, erwache! Plötzlich ſprang er auf und hin zum Fenſter.

Biſt du es wirklich, beſte Lina?

Ich bins Gumal, erwiederte das Mädchen. Kannſt du, ſo rette eiligſt dein Leben. Morgen biſt du zum Tode beſtimmt! Fliehe und vergiß deine Lina nicht!

So ſprach ſie und flohe ſchüchtern durchs Gebüſch. Gumal, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, erſtieg das Fenſter und erreichte durch einen glücklichen Sprung den Boden: lief dem eilenden Mädchen nach und fand ſie bei der Verzäunung, die ihre Wohnung einſchloß. Sie hatte dieſen raſchen Entſchluß von Gumal nicht erwartet; das Fenſter war hoch, und die Gefahr, herabzuſpringen, zu groß; ſie zitterte für Schrecken und Freude, als ſie ihn ſah.

Aber, ſprach ſie, du haſt einen unſchicklichen Weg zur Flucht gewählt; der Strom, der dieſe

Gegend einſchließt, hält dich auf; du mußt wieder umkehren! dort wo die Therebinthe ſteht — aber ach Gott! wir ſind entdeckt! Sie kommen! ach ich Unglückliche! Sie kommen!

Komm mit mir, Lina! der nächſte Weg zur Flucht iſt der beſte. Laß uns mit einander fliehen oder ſterben!

Schnell eilten ſie dem Fluſſe zu. Gumal ergriff die Hand der Lina und ſtürzte ſich vom Ufer mit ihr hinab in den Strom. Als ein guter Schwimmer kämpfte er muthig mit den Wellen; fand bald darauf Grund, wo er wieder fußen konnte, und zog mit allen Kräften ſeine theure Beute durch die Fluthen. Schon ragten ſie mit halben Leibe über dem Waſſer hervor und erreichten bald glücklich das gegenſeitige Ufer.

Von hieraus beſahen ſie die Gegend, unentſchloſſen, wohin ſie ſich wenden ſollten. Das Mädchen war nie weit von ihrer Wohnung gekommen und wußte weiter nichts, als daß jenſeits des Berges ein großer Wald liege. Gumal richtete ſeine Augen zu dem geſtirnten Himmel und bemerkte aus einigen beſtimmten Sternen, nach welcher Gegend er ſich halten müßte, um wieder in ſein Vaterland zurückzukommen. Laß uns, ſprach er, nur erſt in den Wald fliehen, um uns da vor den Menſchen und vor der kommenden Sonnenhitze zu ſichern.

Sie erreichten den Wald, noch ehe die Sonne aufgieng. Die grauſe Dämmerung des Waldes ſetzte die Lina in Furcht; ſie hatte ſo viel von wilden Thieren, und noch mehr von Geiſtern gehört, die hier ihren Aufenthalt hätten. Gumal ſprach ihr Muth ein, faßte ihren Arm in den ſeinigen und drang mit ihr in das finſterſte Dickigt. Das Geräuſch eines nahen Waldſtroms erſchreckte ſie zwar anfangs, brachte ſie aber bald zu dem Entſchluß, dahin ihre Zuflucht zu nehmen. Es ſtürzte derſelbe an der Seite eines Felſen herab, in welchem eine Menge Höhlen waren, die vermuthlich den Thieren des Waldes zum Aufenthalte dienten. Gumal wählte eine derſelben, die etwas erhaben lag und bei der ſich keine Spur eines Thieres entdecken ließ, zum Zufluchtsort für ſich und ſeine Lina; auch war ſie geräumig genug, ſie beide aufzunehmen und hatte im Rücken eine Vertiefung, in der ſie ſich ganz verbergen konnten.

Ruhe hier aus, gute Lina, ſprach Gumal, und ſey ohne Furcht, ich will nun hingehen, um einige Erfriſchungen für dich zu holen; ich habe in der Nähe einen Kokusbaum bemerkt, der wird uns ſchon auf den heutigen Tag beköſtigen!

Aber ich muß dich in den Augen behalten, Gumal. Sobald du dich weiter entfernſt, ſpring ich dir nach! Bleib lieber, bis ich mich nur etwas erholt habe, dann begleite ich dich. Jetzt iſt mir Ruhe und Kühlung nöthiger als Eſſen.

Du kannſt, ſprach Gumal, von hieraus den Baum ſehen, es ſind kaum funfzig Schritte hin und funfzig zurück, ſo bin ich wieder bei dir.

Eben als er ihr von der Oeffnung der Höhle aus mit dem Finger den Ort zeigen wollte, hörte er etwas aus dem Walde daherrauſchen. Lina ſank ſchon vor Schrecken zurück, denn ſie befürchtete die Ankunft eines reißenden Thieres. Gumal aber faßte Muth, zog ſich zwar auch etwas zurück, doch ſo, daß er bemerken konnte, was draußen vorgieng. Aber welch Schrecken befiel ihn, als er ſtatt eines wilden Thieres einen

Trupp Menſchen entdeckte, die in gerader Richtung nach der Höhle zu kamen.

Was konnte er anders vermuthen, als daß man ſeine Flucht und ſeinen Aufenthalt entdeckt habe. Lina lag neben ihm in völliger Betäubung, aus der ſie jedoch durch den Ton einer ihr ſehr bekannten Stimme erweckt wurde: ſie wagte noch einen Blick aus der Höhle und ſank unter dem Ausruf: ach mein Vater! Er iſts ſelbſt — ganz ſinnlos nieder. Gumal, der ſchon mehr an ſchreckliche Auftritte gewöhnt war, behielt noch ſo viel Gegenwart des Geiſtes, ruhig den Ausgang dieſer drohenden Gefahr abzuwarten, und ſich ſo ſtill als möglich dabei zu halten. Der Zug gieng dicht unter ihrer Höhle vorbei nach der Seite des Felſens zu, wo der Strom herabſtürzte. Nach einigen Minuten ſprang der ganze Haufe mit einem lauten Hurrahrufen auf, wovon die ganze Gegend wiederhallte, und Lina, die bisher in gänzlicher Betäubung lag, mit einem lauten Schrei erwachte. Sie ſahen auf, und bemerkten, daß ein Leopard vor ihrer Höhle vorbeijagte und von dem ganzen Haufen Jäger, an deren Spitze ſich Lina's Vater befand, verfolgt wurde.

Lange noch hörten ſie tief im Walde das Jagdgeſchrei, bis es immer ſchwächer und zuletzt ganz unmerklich ward. Eben ſo allmählich verlor ſich auch bei ihnen die Furcht, ihr Blut ward ruhiger und die beklommene Bruſt athmete wieder freier.

Das war Todesangſt, rief Lina aus, die ich jetzt empfunden habe! Ach wenn uns der Vater entdeckt hätte! Der Leopard hat unſer Leben gerettet. Jetzt erſt erinnere ich mich, daß mein Vater jeden Morgen in dieſem Walde jagt; wir hätten ihn nicht zur Zuflucht wählen ſollen.

Vielleicht, ſprach Gumal, ſind wir nun ſicher, wenn es deinem Vater nicht noch einmal einfällt, dieſe Gegend zu beſuchen. Laß uns nur ſo viel möglich ruhig ſeyn.

Zwiſchen Furcht und Hoffnung brachten ſie ſo den ganzen Morgen hin. Die Gegend umher war wieder ruhig; nur der plätſchernde Fluß machte einiges Geräuſch und die Vögel ſangen auf den nahen Bäumen. Ein ſanfter Schlummer überraſchte unbemerkt die beiden kleinen Flüchtlinge, die auf eine ſchlafloſe unruhige Nacht und auf die ſo ermüdende Reiſe dieſer Erholung ſo ſehr bedurfdurften. Sie hatten ſich in die Vertiefung zurückgezogen; Gumal lehnte mit dem Rücken an der Felſenwand, und Lina lag vor ihm mit dem Kopfe auf ſeinem Schooſe; in dieſer Lage wurden ſie vom Schlafe eingewiegt.

Die Stralen der Sonne fielen ſchon ganz ſenkrecht, als ſie wieder erwachten. Mit angehaltnem Odem forſchten ſie, ob noch alles ſicher um ſie her ſey, und drückten dann einander ſtill und freudig die Hände, daß ſie ſich außer Gefahr befänden.

Ach guter Gumal, flüſterte Lina ganz leiſe: heute morgen wäreſt du ein Opfer des Todes geworden, und ich würde dir gewiß nachgefolgt ſeyn, wenn wir uns beide nicht durch die Flucht gerettet hätten. Heut war es gerade ein Jahr, wo mein Bruder im Treffen blieb; da ſollte ein Todtenfeſt gefeiert werden, und du warſt dabei zum Opfer beſtimmt. Ich durfte daher ſchon ſeit einigen Tagen dich nicht mehr beſuchen. Erſt geſtern Abend hörte ichs von einem der Mädchen, das mich ins Bad begleitete. Weißt du auch wohl, Lina, ſagte ſie zu mir, als wir uns zuſammen auf den Raſen gelegt hatten, für wen die Kränze beſtimmt ſind, die du heut haſt flechten helfen? Wenn du mich nicht verrathen willſt, ſo will ich dirs entdecken. Ich verſprach ihr heilige Verſchwiegenheit. Sie ſind, fuhr ſie fort, für den Fremden aus Chilum, den gefangnen Sohn des Fürſten, mit dem ich dich einigemal gehen ſahe. Dein Vater hat ihn zum Todtenopfer für deinen Bruder beſtimmt, und Morgen werden wir ihn zum Opferaltar begleiten. — Du kannſt denken, Gumal, wie mir bei dieſer Nachricht zu Muthe war. Zum Glück fiel mir der Gedanke ein, es ſey möglich, dich zuvor davon zu benachrichtigen; ich verbarg daher, ſo gut ich konnte, meinen Gram, und ſchlüpfte in der Mitternacht zu deiner Wohnung, um dir die traurige Nachricht zu bringen, und dich nur noch einmal zu ſehen.

Wären wir nur, verſetzte Gumal, da, wohin meine Wünſche gerichtet ſind, hätten glücklich unſre Flucht geendigt, und ich befände mich mit dir in meinem Vaterlande — ach Lina, mit welchem Entzücken wollte ich dir für meine Errettung danken! Mit welcher Freude wird dich mein Vater empfangen! an ihm wirſt du einen wahren Vater finden; denn der deinige verdiente dieſen Namen nicht. Wie wollen wir dann einander lieben! Nichts ſoll mich dann von deiner Seite trennen; und ſtatt Todtenkränzen, ſoll immergrünendes Epheu, der Kranz der Freude, unſre Stirnen umwinden.

Bald wagten ſie ſich wieder vor an den Eingang der Höhle und ſahen getroſter ſich in der Gegend um, die nun gar keine Gefahr mehr fürchten ließ. Gut iſts, ſprach Lina, daß mein Vater dieſen Morgen hier geweſen iſt, nun wird man uns gewiß nicht hier aufſuchen, und wir werden unſre Flucht deſto ungehinderter fortſetzen können. Nun aber trieb ſie der Hunger und Durſt an, die Höhle zu verlaſſen. Sie ſtiegen beide herab und giengen zum Fluſſe. Wie freute ſich Gumal, als er hier am Ufer eine leere Jagdflaſche fand, die vermuthlich einer von den Jägern bei dem plötzlichen Auflauf hier hatte liegen laſſen. Er kannte die Unentbehrlichkeit eines ſolchen Gefäßes von ſeiner vorigen Reiſe her, und hob ſie mit einer ſolchen Freude in die

Höhe, als ob er das köſtlichſte Kleinod gefunden hätte.

Sieh Lina, rief er freudig aus, der Himmel begünſtigt unſre Flucht; aus dieſer Flaſche werden wir manche Erquickung ſchöpfen, wenn wir die Sandberge durchwandern müſſen. Hätteſt du doch dein Körbchen, in welchem du mir ſonſt ſo manche Erfriſchung brachteſt; ſo wollten wir es hier mit Baumfrüchten füllen, und freudig unſern Weg dahinwandern.

Nachdem beide ihren Durſt geſtillt und ſich von der Frucht eines nahen Baums geſättigt hatten, hieng Gumal die gefüllte Flaſche um den Hals, nahm ſeine Lina an die Hand, und wanderte, bei den letzten Stralen der Abendſonne, tiefer in den Wald hinein, in der Hoffnung, bald einen Ausweg zu finden.

Je tiefer ſie eindrangen, deſto dunkler wurde es vor ihren Augen. Der Wald wurde immer dichter, die Nacht immer finſtrer; zu jedem Schritt mußten ſie ſich den Weg durch verwachſene Sträuche bahnen; um und neben ſich hörten ſie das fürchterliche Geziſch von Schlangen oder den wiederhallenden Ruf wilder Thiere. Sie giengen in beſtändiger Todesangſt, ohne zu wiſſen wohin. Hier und da flimmerte zwar freundlich ein Stern durch die Wölbung der Baumzweige; aber Gumal geſtand, daß ihm auch ſeine geringe Sternkunde jetzt ganz verlaſſen habe, und er ſich gar nicht mehr in die Gegend finden könne. Verſchiedenemal ſchoſſen Tyger und Löwen nahe vor ihnen vorbei, und einigemal ſank Lina ohnmächtig in die Arme des Gumal; doch wurde ſie nach einigen glücklich überſtandenen Gefahren getröſtet, und beide eilten, um ſobald als möglich aus dieſem furchtbaren Walde zu kommen.

Allein ſchon brach die Morgendämmerung an, und noch befanden ſie ſich immer in demſelben. Einige lichte Stellen, bei denen ſie ausruhten, gewährten ihnen noch keine weitere Hoffnung; von jeder Seite war die Ausſicht wieder vom Walde bekränzt, nirgends bemerkten ſie den Fußtritt eines Menſchen, wohl aber überall die Tapfen von den Thieren, die hier in ungeſtörter

Ruhe haußten. Gumal verbarg, ſo viel er konnte, ſeinen Kummer vor dem zitternden Mädchen, ſprach ihr Muth ein, tröſtete ſie mit der Hoffnung der baldigen Vollendung der Reiſe, und gab ſich dabei das Anſehen eines erfahrnen Reiſenden.

Die aufgehende Sonne warf ihre Stralen auch in den ſchattigten Wald, und begrüßte die beiden einſamen Wandrer mit ihrem erfreuenden Lichte; die Schatten verſchwanden immer mehr; das fürchterliche Geheule der Thiere legte ſich allgemach; ihre Augen wurden nicht mehr ſo oft von fürchterlichen Geſtalten getäuſcht, die ihre Einbildungskraft ihnen bei dem matten Schimmer des Mondes ſehen ließ, und in ihren Herzen gieng wieder ein neuer Stral der Hoffnung auf. So lange es ihre Kräfte verſtatteten, ſetzten ſie ihren verſchlungenen Weg fort; aber Lina, die nicht, wie ihr männlicher Begleiter, ſo anhaltende Reiſen gewohnt war, empfand nun Müdigkeit, und klagte, daß ſie ihre Füße nicht mehr tragen wollten. Eine Zeitlang trug ſie Gumal, in der Erwartung, noch das Ende des Waldes zu erreichen,

chen, auf ſeinem Rücken, aber zuletzt, da ſich ſeine Hoffnung immer mehr verzog, und auch ihn die Kräfte verließen, warf er ſich mit ſeinem lieben Mädchen auf das bemoßte Bette am Stamme eines mehr als hundertjährigen Baumes nieder. Hier empfanden ſie zuerſt die Wohlthat des gefundenen Trinkgefäßes. Lina verſicherte, daß noch kein Morgentrank ſie, ſo wie dieſer, erquickt habe, indem ſie dem Gumal lächelnd die Flaſche reichte. Der lächelnde Blick des Mädchens und der erquickende Trank, weckte die Seele des Knaben auf einmal wieder aus ſeinem Kummer, in welchen er ſo eben, wegen der getäuſchten Hoffnung einer glücklichen Flucht, zu verſinken ſchien. Bald ſprang er wieder ſo munter auf ſeine Füße, als fühlte er ſich zu neuen Strapatzen geſtärkt, ermunderte ſein Mädchen zu fortgeſetzter Standhaftigkeit, verſprach ihr die herrlichſten Dinge in ſeinem Vaterlande, und ſammlete einige Baumfrüchte und Waldbeere zum Frühſtück. Darauf traten ſie wieder ihre Reiſe an, die, durch das Tageslicht begünſtigt, beſſer als jene nächtliche von ſtatten gieng.

Noch vor Abends erreichten ſie das Ende des Waldes; er lief allmählich in ein tiefes trichterförmiges Thal herab, welches mehr das Bette eines großen ausgetrockneten Fluſſes zu ſeyn ſchien, und von den Trümmern abgerißner Felſenſtücke und Bäume bedeckt war. Hier und da ſtand noch Waſſer in einigen Vertiefungen, aus denen Gumal ſeine Flaſche füllte. Ob nun gleich der furchtbare Wald hinter ihren Rücken lag, ſo gewährte ihnen jedoch der Anblick dieſes rauhen Thals, das auf der andern Seite von einer ſchroffen Felſenwand geſchloſſen war, wenig Troſt. Zu abgemattet von der ſchon beſchwerlichen Reiſe empfanden ſie wenig Kraft zur Fortſetzung derſelben, noch weniger auf den vorliegenden Felſen zu klimmen. Sie ſahen ſich nun nach einer bequemen Stätte um, wo ſie einen Theil der Nacht ſich einer ſichern Ruhe überlaſſen könnten, und dieſe fanden ſie in den dichtverſchlungenen Aeſten eines Baums, der am Abhange des Waldes ſtand, und durch ſeine ſchräge Lage recht bequem zum Ausruhen war. Gumal flocht noch einige Zweige in die Aeſte, um ſeiner Lina ein noch ſichreres Lager zu bereiten; er ſelbſt wählte ſich eine etwas niedrigere Stätte, ſchlang ſeine Arme um die nächſten Aeſte und blieb ſo in einer ſchrägen Lage, mehr hangend als liegend.

Lina's Augen waren ſchon vom Schlaf geſchloſſen. Guinal erhielt ſich wachend; ſein Auge ſah nach jeder Gegend hin, bald zum Himmel, bald zur Erde, ungewiß, wohin er ſeinen Weg weiter hinrichten ſollte. Die Stille der Nacht, das Dunkel des Waldes, das ſchauerliche Thal, das öftre Auffahren des ſchlafenden Mädchens, das von ängſtlichen Träumen aufgeſchreckt wurde, machte ſein Herz beklommen, und doch wagte er es nicht, ihm durch Seufzen und laute Klagen Luft zu machen, um nicht die Angſt ſeiner Lina zu vermehren. Am fürchterlichſten war das Gebrüll wilder Thiere, die jetzt den finſtern Aufenthalt des Waldes verließen, und in ganzen Schaaren das Thal hinab zu einer noch tiefer liegenden Stelle eilten, wo ſie vermuthlich eine Quelle hatten. Ein fernes dumpfes Getöſe, das ununterbrochen fortdauerte, und bald ſtärker, bald ſchwächer wurde, die ſchwüle

Luft, die ſelbſt das Athmen ſchwer machte, kündigte die Ankunft eines Gewitters an. Dies alles vermehrte die Angſt Gumals; es war ihm unmöglich, länger an dieſem grauenvollen Orte zu verweilen; er ſpähte an der entgegengeſetzten Seite des Bergs eine bequemere Ruheſtätte aus, und wartete nur auf den Augenblick, wo ſein Mädchen die Augen öffnen würde. Ein plötzlicher Donnerſchlag weckte ſie bald genug aus ihrem Schlummer: zitternd warf ſie ſich in Gumals Arme und verbarg ihr Geſicht an ſeine Bruſt. Gumal hatte Mühe ſie zu bereden, mit ihm das Thal hindurch bis zur gegenüberliegenden Anhöhe zu gehen, weil ſie in dem Wahn ſtand, der Geiſt, der an dieſem grauenvollen Orte ſeinen Aufenthalt habe, ſey über ſie erzürnt und habe dies Gewitter erregt, ſie zu tödten. Sie gab endlich den Vorſtellungen und Bitten Gumals nach, und unter dem fürchterlichſten Gewitter ſtiegen ſie hinab ins Thal; der ganze Horizont war von dem Leuchten der Blitze wie Feuer, und der Donner, durch zehnfachen Wiederhall verlängert, dauerte an einem fort. Furchtſam flohen die wilden Thiere dem Walde zu, jagten oft nahe an ihnen vorbei, doch ohne im geringſten auf ſie zu achten.

Nunmehr befanden ſie ſich wieder am Fuß eines Berges, den ſie erſteigen mußten. Zum Glück fanden ſie ihn nicht ſo ſteil, als er ihnen von weiten vorkam; ſie erreichten die Höhle, die Gumal vorher bemerkt hatte, und brachten in derſelben den übrigen Theil der Gewitternacht zu. Noch war die Luft zum Erſticken ſchwül, ungeachtet Bliz auf Bliz und Schlag auf Schlag kam, bis gegen Morgen die Wolken ſich öffneten, und der Regen ſtromweiſe herabſtürzte. Mit Erſtaunen ſahen Gumal und Lina das fürchterlichſte Schauſpiel. Es währte kaum einige Stunden, als das Waſſer, welches von allen Seiten des Gebürgs herabſtürzte, das tief liegende Thal überſchwemmte, und unter dem ſchrecklichſten Getöße ganze Bäume und Felſenſtücken fortſchwemmte. Wie froh waren ſie, daß ſie dieſe Anhöhe erreicht hatten. Gumal beklagte nichts mehr, als daß er nicht einige Datteln mit herübergenommen hatte, die ſie dort im Ueberfluß gehabt hatten: hier krochen nur einige magere

Ranken von wilden Geniſte den kahlen Berg hinauf, und hier und da ſtand ein Strauch, deſſen Beere, ſo bitter ſie auch waren, ihnen doch zur Stillung ihres Hungers dienten. Die glücklichſte Entdeckung war die eines Süßholzes, das einen ganz angenehmen Geſchmack hatte. Mit dieſen Früchten machten ſie ſich beide unter noch fortdauerndem Regen und Donner auf den Weg. Das Verlangen, einmal wieder unter Menſchen zu kommen, wurde bei ihnen immer dringender, und Lina zumal ließ es ſchon allzudeutlich merken, daß ihr ihre Flucht aus dem väterlichen Hauſe gereue.

Mit äußerſter Mühe hatten ſie endlich die Höhe des Berges erreicht; aber in der ganzen weiten Gegend, die nun vor ihren Augen offen lag, bemerkten ſie keine Spur von Menſchen oder einer bewohnten Gegend. Alles um ſie her war öde; eine unüberſehliche Sandwüſte — ein ſchrecklicher leerer Raum, den ſie, ohne zu wiſſen, nach welcher Seite ſie ſich richten ſollten, durchwandern ſollten. Hier bemerkte Lina die erſte Thräne in dem Auge Gumals, die er nicht länger zurückrückzuhalten vermochte — und beide brachen nun in lautes Weinen und Jammern aus.

Laß uns hier, rief **Lina** ſchluchzend aus, den Tod erwarten.

Wie? erwiederte **Gumal**, ſollte ich darum den Händen deines grauſamen Vaters entflohen ſeyn, um meinen Tod in der Wüſte zu ſuchen? Nein, **Lina**, noch gebe ich nicht die Hoffnung auf. Es war blos die Thräne des Mitleids über dein Schickſal, die mir von den Wangen fiel. Ich habe noch Kräfte, dich zu tragen. Möchte es dich nur nicht gereuen, mit mir die Flucht genommen zu haben.

Lina ſchwieg; legte ihren Arm in den ſeinigen, und gieng mit niedergeſchlagnen Blick an ſeiner Seite. Der Himmel, der noch immer, mit ſchwarzen Wolken überzogen war, heiterte ſich jetzt an einigen Stellen auf; ein heftiger Wind zertheilte vollends das Gewitter, und nach wenigen Stunden brach die Sonne durch die zerrißnen Gewitterwolken hervor; aber ihre Stralen waren den beiden kleinen Wandrern nichts weniger als erfreuend; das Leuchten der Blitze, an welches ſie nun gewöhnt waren, wäre ihnen angenehmer geweſen; ſie wußten, wie brennend die Sonnenhitze in einer ſo ſandigen Gegend ſey: doch ſchien es, als ob die Wolken mitleidig über ihrem Haupte verweilten, um ſie vor der Sonne zu beſchatten. Bei einem Sandhügel warfen ſich beide ganz von Kräften erſchöpft nieder, tranken aus ihrer Flaſche, empfanden das Verlangen nach Ruhe, die ſie ſeit langer Zeit entbehrt hatten, dringender, als das Bedürfniß der Speiſe, und ſanken ermattet in einen tiefen Schlaf.

Mit Einbruch der Nacht weckte Gumal ſeine Gefährtin auf: heiter lächelnd ſchlug ſie ihre Augen auf — aber jetzt bemerkte ſie, wo ſie war, ſah ängſtlich um ſich, und Thränen traten ihr in die Augen. Grauſamer Gumal, rief ſie aus, warum ſtörteſt du meine Ruhe! Ich habe ſo ſüß, ſo angenehm geträumt; ich befand mich mit dir in der Laube deines Vaters und ſpielte ſo mit deinen Locken, da ward ich gewahr, daß oben vom Geländer eine Traube voll reifer Beere herabhieng; ich wollte ſie eben holen; aber je höher ich hinauf reichte, deſto mehr entfernte ſie ſich; ich ſtieg am Geländer hinauf, war eben nahe genug, ſie zu erreichen, da rief mich deine Stimme und — ich erwachte.

Sey ruhig, Lina, verſetzte Gumal, vielleicht geht dein Traum bald in Erfüllung, vielleicht ſind wir der väterlichen Laube nahe; und dann, wenn die Traube von der höchſten Terebinthe herabhieng, will ich hinaufſteigen und dir die Mühe des Holens erſparen.

Der wohlthätige Schlaf hatte ſie ſo geſtärkt, daß ſie mit ungemeiner Munterkeit, die ganze Nacht durch, die ſandigte Gegend durchreiſten. Aber noch ehe der Morgen anbrach, empfanden Beide das dringende Bedürfniß der Speiſe. Sie hatten ſchon den Tag zuvor mit dem Hunger gekämpft, jetzt aber forderte ihr Magen mit ſo brennender Begierde Nahrung, daß auch die magerſte Wurzel ihnen ein Leckerbiſſen geweſen wäre; aber in dieſer Sandwüſte war nicht das geringſte anzutreffen. In ihrer Flaſche waren auch nur noch wenige Tropfen Waſſers übrig, die Gumal mitleidig dem ſchmachtenden Mädchen reichte; aber ſie waren nicht hinreichend, auch das andere Bedürfniß, den Hunger, zu ſtillen.

Vergeblich ſahe ſich Gumal in der weiten Gegend um, ob er irgendwo einen Baum oder Strauch ausſpähen möchte: eine ſchreckliche Leere war rund um ſie, deren Anblick ihn bis zur Verzweiflung brachte. Mit Ungeſtüm riß er ſein Mädchen am Arme mit ſich fort, ohne ihr ein Wort zum Troſte ſagen zu können; er richtete ſeinen Weg nach der Abendſeite zu, wo er einige dunkle Stellen bemerkte, die er für einen entfernten Wald hielt. Er hatte ſich auch nicht in dieſer Erwartung betrogen. Denn als die Sonne aufgieng, rötheten ſich die Spitzen einiger Berge, an deren Abhange ſich nicht undeutlich der Schatten eines Waldes hinzog; aber nur die weite Entfernung ließ ihm zu wenig Hoffnung, ob er ſie auch mit ſeinem Mädchen erreichen würde. Er bemerkte nur zu ſehr, wie ſchwer ihr das Gehen wurde, und eben wollt' er ſeine letzten Kräfte verſuchen, um ſie auf ſeine Schultern zu nehmen, als das arme Kind in den heftigſten Convulſionen hinſank, und ſich wie ein Wurm zu ſeinen Füßen wand.

Gumal gerieth darüber in die äußerſte Beſtürzung. Er ſahe zwar wohl ein, daß der Hunger die Urſache dieſes ſchrecklichen Zuſtandes ſey — aber was hätte er thun können, um dieſe Urſache zu heben? Er rang die Hände und ſah weinend zum Himmel auf, warf ſich dann über das zuckende Mädchen, rief ſie mit den zärtlichſten Namen: aber ſie gab kein Zeichen des Bewußtſeyns. Er tröpfelte ihr noch die letzten Tropfen in den Mund und warf unwillig die Flaſche zur Erde; bald aber hob er ſie wieder auf, nahm den ſpitzigen Stein, den er ſtatt des Meſſers in ſeinem Beutelchen trug, und ſchnitt den Bauch der Flaſche auf, die aus einer getrockneten, ausgehöhlten Melone beſtand; er fand die innere Schaale vom Waſſer erweicht, ſchabte einen Theil davon ab und gab ihn ſeiner Lina in den Mund, die allmählich wieder zu ſich kam, und mit heißer Begierde die magere Speiſe verſchlang; der Hunger nöthigte auch ihn zu gleicher Koſt, und nachdem ſie alles, was von der harten Rinde gelößt werden konnte, aufgezehrt hatten, ſchickten ſie ſich wieder zur Fortſetzung ihrer äußerſt beſchwerlichen Reiſe an.

Was ihren Muth, nach einiger Zeit, belebte und ihnen ſchön alle ausgeſtandne Noth vergeſſen machte, war der Anblick eines großen Vogels, der mit lautem Geſchrei vor ihnen aufflog. Gumal eilte der Stätte zu, wo er aufgeflogen war — und ſeine Freude über die Entdeckung, die er hier machte, war unbeſchreiblich. Er fand ein Neſt mit vier ziemlich großen Eiern; hob eins derſelben mit lautem Freudengeſchrei in die Höhe, ſeiner Lina entgegen, die ihm lächelnd zueilte. Auf der Stelle wurden zwei davon ausgeleert, die übrigen beiden zur künftigen Mahlzeit aufgeſpart. Gumal hatte zugleich die Gegend bemerkt, wohin der verſcheuchte Vogel ſeinen Flug genommen hatte, und richtete ſeinen Weg darnach. Wie groß war ſein Erſtaunen, als er die Spitzen einiger Bäume, und auf der Fläche, die ihm ſo unüberſehlich weit ſchien, plötzlich eine Vertiefung gewahr wurde, die ihn zu einem anmuthigen Thal leitete. Freudetrunken fiel er ſeiner Begleiterin um den Hals, blieb einige Augenblicke ganz ſprachlos an ihr hangen, bis dieſe ihn aus ſeinem freudigen Taumel mit der Frage riß: iſt dies das Land, wo dein Vater wohnt?

Laß uns ſehen, verſetzte Gumal; wir kommen zum wenigſten wieder in Schatten.

Den fanden ſie auch bald darauf unter einem Baume, der jetzt die müden Wandrer mit ſeinen Zweigen bedeckte und vor den Sonnenſtralen verbarg; hier brachten ſie den Mittag zu, aßen ihr aufgeſpartes Gericht, ſahen in das holde Thal hinab, und hörten, was ihnen lieblicher als die herrlichſte Muſik war, das Rauſchen eines nahen Baches. Sie eilten hinab, lagerten ſich an der Quelle, und genoſſen hier die ſo lang entbehrte Wohlthat eines friſchen Tranks. Jetzt richtete Gumal ſeine Augen auf das jenſeitige Ufer des kleinen Bachs, und bemerkte ohnweit der Gegend, wo die Quelle aus dem Felſen ſprang, einige eingeſchlagene Pfähle, an die ein dritter befeſtigt war, der ſich in die Höhe zog, um das Aufſteigen auf den gegenüberliegenden Berg zu erleichtern.

Nun kommen wir, rief er freudig aus, nun kommen wir wieder unter Menſchen! Komm, laß uns hinüber gehen!

Wie angenehm war die Empfindung, als ſie ihre Füße, die bisher im brennenden Sande gegangen waren, in dem kleinen Bach auf glatte kühlende Kieſel ſetzten, und ſich dann am Rande des Bachs auf weichen Raſen hinlagerten. Sie hatten den ſchattigſten Ort zum Ausruhen gewählt, und ſanken nach einigen Minuten, Arm um Arm geſchlungen, in ſanften Schlummer.

Schon ſpielte der kühlende Abendwind um ihre Locken, und die einbrechende Dämmerung ſchien die Müden noch in tiefern Schlaf einzuſchmeicheln, als **Lina**, durch ein Geräuſch erweckt, zuerſt die Augen öffnete.

Mit einem ängſtlichen Schrei riß ſie ſich eiligſt von ihrem Lager auf, und nahm die Flucht zu einem nahen Geſträuche.

Gumal, von ihrem Geſchrei erweckt, ſprang erſchrocken auf, und eilte, ohne ſich umzuſehen, ſeinem Mädchen in den Buſch nach, die, leichenblaß und zitternd, ihr Geſicht an ſeine Bruſt verbarg.

Was iſt dir, Liebe? Was für ein böſer Traum hat dich erſchreckt? Sey ruhig, du biſt in meinen Armen.

Es währte lange, ehe ſie ein Wort aus der gepreßten Bruſt hervorbringen konnte: ach, rief ſie ängſtlich — ſahſt du ihn nicht, den Geiſt des Gebirgs? Iſt er fort?

Kinder! erſchreckt nicht, rief in dem Augenblick eine Stimme, ich komme, euch zu helfen.

Da ſank das Mädchen ohnmächtig zur Erde nieder; doch Gumal, ſo ſehr er auch erſchrack, hatte noch Gegenwart des Geiſtes genug, ſich aufrecht zu erhalten und die Annäherung des Geiſtes zu erwarten. Es rauſchte im Gebüſch; kam näher; er ſahe die Geſtalt eines Menſchen, dergleichen er zuvor noch nie geſehen hatte. Was er vorzüglich im erſten Blick faſſen konnte, war der aus einem langen Gewande hervorragende Kopf, der ihm aber umgekehrt zu ſeyn ſchien, weil ein langes weißes Haar am Kinn deſſelben herabhieng.

Bebend warf er ſich vor der furchtbaren Geſtalt zur Erde nieder und ſprach: Guter Geiſt!

Schenke mir und dieſem Mädchen das Leben, und zeige mir den Weg zu meinem Vater!

Sey ruhig, guter Knabe, antwortete der Geiſt. Ich bin kein Geiſt; bin ein Menſch, wie du biſt, und will euch helfen.

Jetzt hob er ihn freundlich von der Erde auf, ſtreichelte ihm die Wange, und aus ſeinem Auge leuchtete ſo viel Liebe, daß Gumal ſchon anfieng, einiges Zutrauen zu ihm zu faſſen. Du willſt uns helfen? ſprach er, o ſo biſt du gewiß ein guter Geiſt.

Nenne mich nicht ſo, erwiederte der Grais, nenne mich Vater.

Nun, guter Vater, wenn du das biſt, ſo bringe uns doch in deine Hütte und hilf dieſem armen Mädchen.

Bei dieſen Worten ſahe das Mädchen mit wildem Blick auf, wand aber eben ſo geſchwind wieder die Augen von dem furchtbaren Gegenſtande ab, war im Begriff, ſich aufzuraffen, um aufs neue die Flucht zu ergreifen.

Bleib, Lina, rief der Knabe, wir haben einen Vater gefunden. Er iſt kein Geiſt; aber er will uns helfen.

Es vergieng einige Zeit, ehe Lina den Anblick des Graiſes ertragen konnte, und ehe es dieſem gelang, ihr einiges Zutrauen zu ihm einzuflößen. Endlich ſiegte die Hoffnung über ihre Furcht; ſie ließ es geſchehen, daß der Grais ihre zitternde Hand faßte, ſie nach dem Fußſteig führte, der mit einem Geländer verſehen war, wo er beiden Kindern befahl, hinaufzuſteigen, und ſelbſt langſam nachklimmte.

Jetzt hatten ſie die Anhöhe erreicht, wo ſie die vor ihnen liegende ſchöne Gegend überſehen konnten: ihr Anblick zeigte ihnen, daß ſie hier nichts zu befürchten, ſondern deſto mehr zu hoffen hätten. Da waren keine nackenden Felſen, keine Sandwüſten mehr; von allen Seiten ſtellten ſich dem Auge die angenehmſten Gegenſtände dar: hier ein Wäldchen, dort eine Wieſe mit Fruchtbäumen beſetzt, die ein kleiner ſchlängelnder Bach wäſſerte, der plätſchernd in einen tiefern Grund herabrieſelte; weiter hinab ein anmuthiges Thal, das ſich zwiſchen bewachſenen Hügeln verengte, und hier und da mit kleinen mooſigten Grotten verſehen war. Mit geheimen Entzücken wandelten ſie an der Hand ihres Führers hinab, dem Thale entgegen, wagten es zuweilen, die gute Hand des Graiſes dankbar zu drücken, und erwiederten jeden gefälligen Blick mit einem frohen Lächeln. Sein Geſicht war ihnen nun nicht mehr furchtbar, und wenn er ſich zuweilen zum Ausruhen auf ſeinen Stab, oder an einen Baum lehnte, blickten ſie mit ſichtbarer Freude auf ihn, und ſchmiegten ſich bei der Verſicherung, ganz traulich an ſeine Kniee, daß er ſie bald in ſeine Wohnung bringen und ihrer pflegen würde. Bald darauf zeigte ihnen der Grais dieſelbe in einer kleinen Entfernung; aus einer buſchigten Verzäunung ragte die Spitze eines niedrigen Daches von Palmblättern hervor, über die ſich die Aeſte einer ſchattichten Ulme breiteten. Rund um ſie her waren anmuthige Gärten, wo Melonen, Ananas und Weintrauben am Geländer hiengen, und die Pomeranzenbäume die lieblichſten Gerüche umher verbreiteten. Nicht weit vom Wege, der dahin führte, wurden ſie eine kleine Heerde Schaafe gewahr, die ſich tief im Graſe gelagert hatte, und wie groß war ihr Erſtaunen und ihre Freude, als ſie unter einem Baume einen Mann gewahr wurden, der an Geſicht und Farbe ihnen ſo ganz ähnlich war, den ſie ſogleich für einen aus ihrem Geſchlechte hielten.

Der Grais bemerkte ihr Erſtaunen eher als die Urſache deſſelben: kaum aber entdeckte er dieſe, als er ihnen lächelnd zurief: ſeht da euren Landsmann.

Iſt das dein Vater? rief Lina aus, und machte Miene, ihm entgegen zu eilen.

Indeß erhob ſich der Neger von ſeinem Lager, um den Ankommenden entgegen zu gehen. Mit ausgebreiteten Armen empfieng er die beiden Kinder, die ſich ihm getroſt in dieſelben warfen, küßte ihre Wangen, und überließ ſich einige Augenblicke der angenehmen Empfindung, die der Anblick zweier ſo liebenswürdiger Kinder von ſeiner Nation auf ihn machte. Dann riß er ſich von ihnen los, küßte ehrerbietig die Hand des Alten, und fragte ihn: wie er zu dieſen Kindern gekommen ſey?

Der Grais erzählte ihm den Auftritt bei dem Strome im Thal, während der Neger an beiden Händen die Kinder führte, und über der Erzählung langte die Geſellſchaft in der Hütte des Graiſes an.

Die Sonne war ſchon untergegangen, als der ehrwürdige Grais ſeine kleinen Gäſte in ſeiner einſiedleriſchen Klauſe bewillkommte und ſie auf das daſelbſt bereitete weiche Lager führte. Der alte Neger gerieth für Freuden ganz außer ſich, warf ſich bald auf ſeine Knice nieder und faltete ſeine Hände, bald ſprang er freudetrunken auf und umſchlang mit ſeinen Armen bald die Kinder, bald die Knice des Graiſes, der ſich mit ſtillen Vergnügen an dieſem rührenden Anblick letzte. Die Freude gab dem alten Neger Jugendkräfte: er trug zur Abendmahlzeit alles bei, was er nur aufbringen konnte, bat die kleinen Gäſte, ſichs wohlſchmecken zu laſſen: begleitete ſie nach der Mahlzeit ins Bad, beſorgte ſodann das weichſte Lager für ſie, blieb, da ſie eingeſchlummert waren, noch lange bei ihnen ſtehen, und konnte ſich an dem holden Anblick nicht genug ſättigen.

Mit dem anbrechenden Morgen ſchlich er wieder zum Lager der beiden Kinder, und wartete mit Sehnſucht auf den Augenblick ihres Erwachens. **Sumal** öffnete zuerſt die Augen, ſah nach ſeiner ſchlummernden Lina und weckte ſie küſſend auf. Beide richteten ſich vom Lager auf. Da näherte ſich ihnen der Alte, ſetzte ſich zu ihrem Lager und ließ ſich mit ihnen in folgende Unterredung ein:

Der Alte: Sagt mir doch lieben Kinder, wie ſeyd ihr in dieſen Aufenthalt gekommen, der ſo entfernt von eurem Vaterlande iſt?

Die Kinder erzählten ihm die Geſchichte ihrer Flucht. Bei der Nachricht, die ihm Gumal von ſeinem Vater gab, ſtürzten dem alten Neger Thränen aus den Augen: Du biſt alſo, rief er aus, aus meinem Vaterlande, biſt der Sohn des Fürſten; mit deſſen Vater ich in meinen Jugendjahren in Krieg zog: damals war dein Vater noch ein Knabe, den ich oft auf meinen Armen getragen habe. Sey mir willkommen, du, ſein Sohn: du findeſt in mir einen alten Freund deines Hauſes. Auch mich hat ein ähnliches Schickſal in dieſen glücklichen Aufenthalt gebracht. Der Grais, der euch im Thale gefunden, und den ihr nun als euren Wohlthäter werdet kennen lernen, hat auch mich aufgenommen. In einer unglücklichen Schlacht war ich mit Mühe dem Schwerd der Feinde entflohen; entkräftet von Wunden und von der Flucht ermüdet fand er mich am Strome liegen. Sein Anblick war mir anfangs eben ſo furchtbar als euch, obgleich ſein Haar damals noch nicht ſo lang und weiß vom Kinne wie jetzt, herabhieng; denn auch ich hielt ihn damals für einen Geiſt des Gebirgs, und wäre ihm gern entflohen, wenn ich noch Kräfte zur Flucht gehabt hätte. Aber er richtete mich liebreich auf, wuſch meine Wunden am Bache aus, trug mich in dieſe ſeine Wohnung, heilte meine Wunden, und verpflegte mich wie ein Vater. Schon habe ich dreißig Sommer in dieſem ſtillen Aufenthalte zugebracht, und ihr könnt es mir, als euren alten Landsmann, glauben, daß ich mich nicht ein einzigesmal in meine alte Heimath zurückgewünſcht habe. Ich denke, es wird euch auch ſo wohlgefallen.

Gumal. Aber ſag uns doch, wer iſt der Herr dieſes ſchönen Thals? Iſt er wirklich, wie er ſagt, ein Menſch wie wir? oder ein Weſen anderer Art?

Der Alte. Er iſt ein Menſch, nur von einem andern Geſchlecht, als wir. Er iſt aus dem Lande der Weißen, das jenſeit dem Meere liegt, von dem ihr vermuthlich werdet gehört haben. Darum iſt die Farbe ſeiner Haut nicht ſchwarz, wie die unſre, noch ſein Kinn ſo glatt.

Gumal. Wie heißt ſein Name?

Der Alte: **Geronio**; ich aber nenne ihn blos: **Vater**; und ihr werdet ihn künftig auch ſo nennen.

Gumal: und dich?

Der Alte: Pedro.

Während dieſer Unterredung hatte auch der Grais ſein Lager verlaſſen, und trat jetzt, von ſeinem Stabe unterſtützt, ins Gemach.

Guten Morgen, lieben Kinder, rief er ihnen entgegen, und ſahe mit der heiterſten Miene auf ſie.

Pedro und die beiden Kinder küßten ihm die Hände. Er drückte ſie zärtlich an ſeine Bruſt, führte ſie aus der Wohnung ins Freie, und ließ ſie da in der Gegend umſehen, die von der Morgenſonne erleuchtet, in ihrer höchſten Schönheit vor ihren Augen offen lag.

Kinder, ſprach er, gefällt es euch bei mir, ſo könnt ihr immer in dieſem glücklichen Thale wohnen. Ihr ſehet, es iſt da Raum genug für uns alle: und ihr werdet nichts vermiſſen, was zu eurem Unterhalt gehört. Ihr werdet an mir einen Vater, und an dieſem redlichen Alten einen Freund haben: und wenn euch ja künftig die Luſt ankommen ſollte, wieder zu euren Eltern oder zu mehrern Menſchen zurückzukehren, ſo bleibt euch dies unverwehrt: vor jetzt aber werdet ihr es euch gefallen laſſen, bei mir zu bleiben.

Die Kinder bezeugten dazu ihre Bereitwilligkeit und nahmen dieſes Anerbieten mit ſichtbarer Freude an. Lina beſonders verſicherte: es gefiel ihr hier beſſer, als in ihrer väterlichen Wohnung; nur erwarte ſie auch von Gumal, daß er ſie nicht verlaſſen werde.

Sie gewöhnten ſich auch bald an dieſen ſtillen Aufenthalt; und Pedro that alles mögliche, um ihnen denſelben ſo angenehm als möglich zu machen. Er führte ſie zu allen ſeinen Lieblingsorten, zu den Bäumen die er gepflanzt, in die Gärten die er angelegt, in die Lauben die er gezogen hatte. Er machte ſie mit den Werkzeugen des Fleißes; mit Spaten, Hacke, Beil, Meſſer und dergleichen bekannt, und lehrte ihnen den geſchickten Gebrauch derſelben. Die erſten glücklichen Verſuche, die ſie damit machten, ermunterten ſie zu mehrern, und bald brachten ſie es zu einer gewiſſen Fertigkeit. Er lehrte ihnen die mannichfaltigen Arten der Früchte kennen, die ſie zu ihrer Koſt brauchten, ihre Wartung und Zubereitung. Er wieß ihnen gewiſſe Plätze an, die ſie in Zukunft bearbeiten ſollten, und hielt ſie ſo viel möglich in beſtändiger Thätigkeit; doch ſo, daß ſie immer neues Vergnügen bei ihren Arbeiten fanden.

So ward ihnen ihr nunmehriger Aufenthalt in dem Umgange mit den beiden ehrwürdigen Alten, mit jedem Tage angenehmer, daß ihnen nicht ein einzigesmal der Gedanke, oder der Wunſch einkam, dieſes anmuthsvolle Thal wieder zu verlaſſen. Der Gartenbau hatte für ſie ſo viele Reize, daß ſie mit jedem Abende ſich wieder auf den kommenden Morgen freuten, und noch ehe der Tag anbrach, waren beide ſchon hinaus in den

Garten, und freuten ſich da über die Merkmale ihres Fleißes. An den Gebrauch der Kleider, ſo leicht dieſelben auch waren, die ihnen Pedro bereitet hatte, gewöhnten ſie ſich am ſchwerſten: doch wurden ihnen auch dieſe zuletzt zum Bedürfniß. Lina beſonders fand ſehr viel Vergnügen daran; ſie betrachtete ſich oft mit Wohlgefallen im hellen Spiegel des Bachs, und hörte es gern, wenn Gumal ſie deswegen lobte. Ihr vorzüglichſtes Vergnügen fand ſie an Blumen, die ſie deswegen ſorgfältig wartete, von denen ſie jeden Morgen friſche Kränze für ſich und Gumal flochte. Bald begriff ſie auch die in des Einſiedlers Küche ſehr einfachen Regeln der Kochkunſt, gieng dabei anfangs dem Pedro nur zur Hand; aber in kurzen war ſie im Stande, das ganze Geſchäfte zu übernehmen, zumal da dem Pedro bei den Schwachheiten ſeines Alters bald auch dies Geſchäft zu beſchwerlich wurde. Welch holdes Lächeln verbreitete ſich in ihrem Geſichte, wenn das Gericht, das ſie zubereitet hatte, den Beifall der Tiſchgeſellſchaft erhielt, wenn der Vater ihr dafür die Wange ſtreichelte, und Gumal ſich mit einem herzlichen Händedruck bedankte.

Lange währte es, ehe ſie die Sprache des Graiſes verſtehen lernten, der aus einer Stadt in Italien gebürtig war. Der Grais zwar verſtand die ihrige vollkommen, weil er ſie durch langen Umgang mit Pedro und anderen von ſeiner Nation gelernt hatte: doch konnte er ſich nicht immer ſo ganz verſtändlich darinne ausdrücken. Pedro that hier als Dolmetſcher die beſten Dienſte; denn dieſer war in beiden Sprachen geübt, und brachte es bei der Lehrbegierde der beiden Kinder in einiger Zeit dahin, daß ſie ſich einander insgeſammt verſtändigen konnten.

Täglich bemerkten die beiden Ankömmlinge mit Verwunderung, daß ſich der Grais zuweilen allein, zuweilen von Pedro begleitet, in eine der naheliegenden Grotten begab, wo ſie ſich, wie es ihnen vorkam, noch mit jemanden unterhielten, indem ſie mit gefalteten Händen gewöhnlich zum Himmel aufſahen. Die Grotte ſelbſt war auch von beſonderer Einrichtung. Sie lag der aufgehenden Sonne entgegen, etwas erhaben, daß man einige Stufen hinaufgehen mußte; der Eingang war mit Bäumen und Sträuchen von mancherlei Art beſchattet, die ſich oben über der Höhle wölbten, auf deren Spitze ein Kreutz aufgerichtet ſtand. In der Mitte der Grotte war eine kleine Erhöhung von platten aufeinanderliegenden Steinen, und neben derſelben waren kleinere Erhöhungen von Raſen angelegt, auf welchen oft die beiden Graiſe niederknieeten. Bei anbrechendem Morgen und in der Abenddämmerung begaben ſie ſich gewöhnlich dahin, erlaubten auch den beiden Kindern, ſie dahin zu begleiten; doch durften ſie nicht mit in die Grotte ſelbſt gehen, ſondern am Eingange derſelben, in einiger Entfernung, ſie erwarten.

Was mag nur der Vater in der Höhle thun? ſagte Lina einſt leiſe zu Gumal. Sieh nur, mit welcher Heiterkeit ſein Auge zum Himmel ſieht! Wie ſchön ſeine glatte Stirn im Morgenrothe glänzt. Wie ſanft und anmuthig ſind alle Züge ſeines Geſichts! Mir iſt, als zitterte ich, wenn ich ihn ins Geſicht ſehe, und iſt mir doch ſo wohl dabei.

Ich glaube, verſetzte **Gumal**, ſie ſprechen mit dem guten Geiſte, von dem mir mein Vater ſonſt oft erzählte, daß er im blauen Himmel wohne, und oft zu frommen Leuten herabkomme, und mit ihnen freundlich rede, ob man ihn gleich nicht ſehen könne.

Lina. Davon hat mir der Meinige nie erzählt, wohl aber von einem böſen Geiſte, der im Gebirge wohne, und alle diejenigen umbringe, die ihm zu nahe kommen. Daher erſchrack ich eben ſo ſehr, als uns der Vater im Thale antraf.

Gumal. Und deine Furcht war unnöthig. Sieh nur, wie vergnügt der Vater und **Pedro** ausſehen, ohngeachtet beiden Thränen an den Augenwimpern hängen. So wie es mir gehen würde, wenn ich einmal wieder meinen Vater ſprechen ſollte: ich würde für Freude weinen.

Jetzt traten die beiden Graiſe wieder aus der Grotte: die Kinder hüpften ihnen entgegen, und jeder nahm eins derſelben an die Hand. Sie giengen zur Hütte, und genoſſen da ein Frühſtück. Die Kinder wollten wieder an ihre Geſchäfte in den Garten gehen: aber **Pedro** ſagte ihnen,

daß

daß heut ein Ruhetag ſey, wo ſie alle von ihren Geſchäften feiern, und Hacke und Spaten in Friede laſſen wollten. Gumal, der die Urſache davon wiſſen wollte, empfieng zur Antwort, daß er ſie mit der Zeit ſchon erfahren würde.

Aber ſag uns doch, ſprach Gumal zum Pedro, als ſie ſich neben ihn unter einen ſchattigten Baum hingelagert hatten: was du und der Vater ſo oft in jener Grotte thut? Wir haben euch oft mit Bewunderung zugeſehen; es ſcheint, als ſprächet ihr mit einem dritten, und doch ſahen wir niemanden.

Wenn ihr, erwiederte Pedro, begierig ſeyd, **den** kennen zu lernen, mit dem wir uns eben unterhielten, ſo wird euch der Vater auch darüber Unterricht ertheilen, ſo wie ich auch denſelben empfangen habe; und, Kinder, von jener Zeit an, ſeitdem ich dieſen Unterricht empfangen, habe ich erſt angefangen zu leben, bin immer glücklich und froh geweſen, und ſehe jetzt mit Freuden meinem nahen Tode entgegen.

Er führte ſie darauf hin zum Graiſt, der vor der Hütte auf einer Raſenbank ſaß und der aufgehenden Sonne entgegen ſah. Die Kinder hüpften ihm entgegen, küßten ſeine Hände und baten ihn, er möchte ihnen auch lernen ſo froh und glücklich zu ſeyn, wie **Pedro**, und ſie mit dem guten Geiſte bekannt machen, mit dem er dort in der Grotte vermuthlich geredet habe.

Der Grais that zuvor einige Fragen an ſie, was ſie ſich wohl für Vorſtellung von dem guten Geiſte machten; und da er ihre Kenntniß noch äußerſt mangelhaft fand, ſo fieng er an, ſie auf folgende Art zu unterrichten:

Sehet ihr dort die Sonne aufgehen? Seht, wie ihre erſten Stralen den Himmel röthen, wie die Erde gleichſam bei ihrem Anblick erwacht! Wie ſchön die Spitzen jener Berge glänzen! Wie dort die Thautropfen an den Grashalmen ſchimmern! Wie alles ſo ſchön und angenehm um euch her iſt. Meint ihr wohl, Kinder, daß dies alles, was ihr hier vor euren Augen ſeht, ſo von ſich ſelbſt entſtanden ſey?

Gumal. Nein, Vater, das haſt du und **Pedro** ſo ſchön gemacht. Du haſt die Lauben gepflanzt, die ſchattigten Gänge angelegt, die

ſchö-

ſchönen Blumen geſteckt und dieſe Früchte gezogen.

Der Grais. Aber meinſt du, daß ich und Pedro dies hätte thun können, wenn ich nicht ſchon Bäume und Pflanzen und Blumen zum Verſetzen vorgefunden hätte? Oder iſt jener Wald, den ihr in der Ferne ſeht, mit ſeinen unzähligen Bäumen auch von mir oder von Menſchenhänden gepflanzt worden? Oder haben wir die Thautropfen hervorgebracht, oder der Sonne geboten, daß ſie am Himmel leuchten ſoll?

Gumal. Nein, das konnteſt du wohl nicht, Vater.

Der Grais. Sehet dieſe kleine Anhöhe uns gegenüber, auf der die Abendlaube ſteht; dieſe habe ich und Pedro mit Mühe angelegt; erſt war es ein kleiner Hügel; wir trugen die Steine, die wir aus dem Garten laſen, dahin zuſammen, füllten die Lücken mit Erde aus, bedeckten ſie mit Raſen und pflanzten die Sträuche darauf. Da haben wir mehrere Jahre daran zugebracht, ehe wir dieſe Teraſſe zu Stande brachten: aber nun ſehet einmal hin auf jenen Felſen, wo ſo ungeheure Maſſen von Steinen aufeinander ge-

gethürmt ſind, die ſich bis in die Wolken erheben. Welche menſchliche Macht wäre wohl im Stande, einen ſolchen Felſen hinzuſtellen und ſo feſt zu gründen? Und was iſt gleichwohl dieſer Fels gegen die ganze Erde? Was liegen nicht jenſeit demſelben für Gebirge, die ſich zum Meere hin erſtrecken? Kinder, wenn es noch einmal meine Kräfte zulaſſen, ſo klimme ich mit euch jenen Berg hinauf, und wenn ihr dann von der Spitze deſſelben umherſehen, und da die ungeheuren Wälder, dort die großen und fruchtbaren Thäler, hier die langen Ebenen, und dort das ausgebreitete Meer ſehen werdet: wie groß wird dann euer Erſtaunen werden! Aber ſchon hier, ja auf jedem eingeſchränkten Plätzchen dieſer Erde, habt ihr ſchon ſo vieles im Geſichte, das eure Bewunderung verdient. Woher mag wohl das alles entſtanden ſeyn? Welches war der Urſprung aller dieſer großen und herrlichen Dinge?

Lina. Ja, das ſag' uns doch, Vater.

Der Greis. Als ihr nach eurer langen und beſchwerlichen Reiſe in jenes Thal kamet, welches die Gegend, die wir hier bewohnen, von jenen Gebirgen abſondert, und ihr fandet da am

Ufer des Fluſſes einige Pfähle eingeſchlagen, und ein Geländer, welches das Aufſteigen auf die Anhöhe erleichtern ſollte, was machtet ihr da wohl für eine Bemerkung?

Gumal. Ach, Vater, das werde ich nie vergeſſen, was ich bei dieſem Anblick empfand! Wie ich für Freude außer mir meine Lina anfaßte, ſie durch den Strom führte und ausrief: nun ſind wir am Ende unſrer Leiden: denn nun kommen wir wieder unter Menſchen!

Der Grais. Und woher vermutheteſt du dies, daß hier Menſchen wohnen möchten?

Gumal. Weil doch jemand dieſe Pfähle müßte eingeſchlagen, das Geländer befeſtigt, und die Stufen, die ſo ordentlich waren, gegraben haben.

Der Grais. Alſo kann kein Pfahl ſich von ſelbſt aufrichten? Kein Geländer von ſelbſt entſtehen?

Lina. Das iſt ja unmöglich. Es wird kein Spalier um mein Gärtchen, wenn wir es nicht anlegen.

Der Grais. Sollte denn aber der Baum da vor dir — oder die Blume zu deinen Füßen nicht weit künſtlicher ſeyn, als der Pfahl, den ich dort einſchlug — oder das Stäbchen an deinem Garten? Betrachte es einmal recht; ſiehe, wie feſt dieſe Pflanze an der Erde ſitzt, wie tief ſie mit ihren Wurzeln eingreift, wie ſich der Stengel ſo gerade erhebt, der ſich oben am Blumenkelch anſchließt, wo ſich die ſo ſchönen Blätter entfalten; ſollte denn dies ſo von ſich ſelbſt entſtanden ſeyn? Siehe, dieſe Grotte war ſchon da, ehe ich, oder ſonſt jemand, in dieſe Gegend kam; dieſer Baum iſt viele, viele Jahre älter als ich, und keines Menſchen Hand hat ihn gepflanzt: jener Fels ſteht ſchon viele tauſend Jahre, und Menſchen haben ihn nicht aufgethürmt; und nun ſiehe einmal hinauf von der Erde in den unermeßlichen Raum, der ſie einſchließt; ſieh die Sonne aufgehen, die alles umher erleuchtet und belebt. Woher dies alles?

Gumal. Vater, ich merke; wer das alles hat hervorbringen können, der muß gar erſtaunend mächtig ſeyn: aber wie ſoll ich ihn nennen? Ein Menſch kann es doch nicht ſeyn.

Grais. Wenn wir etwas noch nicht mit einem beſtimmten Namen nennen können, es ſey was es wolle: ſo ſagen wir, es iſt ein Weſen.

Gumal. Nun ich meine, es muß ein ſehr mächtiges Weſen ſeyn, das alles dies hervorgebracht hat.

Der Grais. (mit Würde und Ehrfurcht) Und dies Weſen nennen wir Gott. Ja, Kinder, es iſt ein Gott, ein ſehr mächtiges Weſen, welches dieſe Erde und den Himmel, und alles was da iſt, hervorgebracht hat. Es iſt ein Gott; daran, meine Lieben, erinnert euch bei dem Anblick alles deſſen, was um euch iſt, an jedem Morgen, wo ſeine Sonne euch erweckt, an jedem Abende, wenn die kühlende Luft um eure Schläfe ſpielt, im Schatten eines jeden Baums, bei jedem Strauche, bei jeder Blume, bei jeder Frucht; kurz, bei jedem Gegenſtande, der euch ins Auge fällt, denkt, das alles kömmt von Gott, der Himmel und Erde gemacht hat. Mit dieſem Gott werde ich euch künftig noch bekannter machen; für heute merket euch alſo die Lehre:

Es iſt ein höchſtes Weſen, ein Gott, der Himmel, Erde, Meer und alles, was darinnen iſt, gemacht hat.

Die Kinder hatten dieſen merkwürdigen Tag, an welchem ſie das erſtemal zur Erkenntniß Gottes waren geleitet worden, unter verſchiedenen angenehmen Unterhaltungen zugebracht. Sie beſuchten ihre kleinen Gärten, bewunderten da die Mannichfaltigkeit der Blumen, das friſche Grün der jungen Blätter, die aus den kaum gepflanzten Sträuchen hervorbrachen, hörten auf den Geſang der Vögel, die auf den Zweigen der nahen Bäume ſcherzten; was ihnen aber vorzüglich Freude machte, war eine kleine Anzahl Schaafe, die in einem eingeſchloſſenen Bezirke weideten, und ſo zahm waren, daß ſie die Kräuter aus ihren Händen fraßen, und ihnen auf den Füßen nachfolgten: die kleinen niedlichen Lämmer, die ſo vergnügt um ihre Mütter herumſprangen, waren vorzüglich die Lieblinge der Lina, und ſtundenlang konnte ſie bei ihnen verweilen, ohne ſich an ihnen ſatt zu ſehen. Bei dem Anblick ſo vieler ihnen ſo angenehmer Dinge, erinnerten ſie oft einander an das, was ihnen der Vater am Morgen geſagt hatte: daß alles dies von Gott komme.

Der fromme Grais hatte den Tag über manche Gelegenheit gehabt, den Kindern dieſe Wahrheit unter Augen zu ſtellen, und ſie beſonders auf die Größe dieſes Gottes aufmerkſam zu machen: aber er verſparte dies mit Vorſatz, um ſie durch ein größeres Schauſpiel der Natur davon zu überzeugen.

Die Sonne verbarg ſich jetzt hinter die weſtlichen Gebirge; ihre letzten Strahlen rötheten den Himmel, und vergoldeten den Saum der Wolken und die Spitzen der Berge; die Luft wurde kühler, und der erquickende Thau ſtieg aus der erhitzten Erde. Der Grais führte in Begleitung ſeines Pedro die beiden Kinder zu der Abendlaube hin, die in einer ſchönen Ebene auf einem kleinen Hügel lag, von da ſie eine freie Ausſicht in die weſtliche Gegend des Himmels zwiſchen zween Bergen hindurch hatten.

Oſt

Oft ſchon ſahen zwar die Kleinen die Sonne untergehen, nie aber mit ſolcher Aufmerkſamkeit und mit ſo innigem Wohlgefühl, als diesmal. Die Augen der beiden ehrwürdigen Graiſe, die nach jener Gegend hingerichtet waren, zogen auch die ihrigen auf dieſes große Schauſpiel hin, und es währte lange, ehe ſie durch Worte ihre Bewunderung und Erſtaunen ausdrücken konnten. Die ganze Gegend ſchien eine andre Geſtalt anzunehmen. Es war, als wenn ſich der Himmel vor ihren Augen erweiterte und immer höher wölbte, ſo wie ſich die Abenddämmerung an demſelben verbreitete. Der Schatten der Berge verlängerte ſich, und ſetzte die ganze Gegend in ein angenehmes Dunkel, welches an einigen Stellen durch einige Strahlen des Abendroths erhellt wurde. Das naheliegende Wäldchen wurde zuſehends dunkler; der Abendgeſang ſeiner Bewohner immer ſchwächer; eine feierliche Stille herrſchte bald in der ganzen Gegend. Schön war der Anblick der ſtillen ruhenden Erde; aber noch weit ſchöner der Anblick des Himmels, wo in der dunkeln Ferne jetzt eine Schaar von Sternen ſichtbar wurde, die an Menge und Glanz immermehr zunahm, jemehr ſich das Abendroth verlohr, und die nächtliche Dunkelheit verbreitete.

Das war eine Luſt für die Kinder! da ſahe bald Gumal, bald Lina einen Stern, der den andern an Schönheit und Glanz, oder an Größe übertraf, und machten einander wetteifernd auf ihre Entdeckung aufmerkſam. Sieh hier, ſieh dort! riefen ſie mit Entzücken aus: Wie herrlich dieſer flimmert! Sieh dort einen Kranz von Sternen! Hier eine Reihe — ach und da einen ganzen Streif, wo Stern an Stern ſich drängt! Lange ſahen die beiden Alten dem frohen Spiel der Kinder mit innigen Vergnügen zu, die ihre Augen nicht von dem geſtirnten Himmel verwendeten. Jetzt unterbrach ſie Pedro, und hieß ihnen, ſich nach der andern Seite des Himmels umzuſehen. Wie wurden ſie da durch den herrlichſten Anblick überraſcht. Da ſtieg hinter den Bergen eine hellleuchtende Kugel auf, und blickte ſo freundlich auf die Gegend herab, die von ihrem ſanften Lichte erhellet wurde. Die Kinder ſtanden einige Augenblicke in ſprachloſen Entzücken. So ſchön als diesmal ſchien ihnen der volle

Mond noch nie aufgegangen zu ſeyn. **Lina** hüpfte für Freude, und **Gumal** wendete ſich mit der Frage an den Grais:

Vater, hat denn Gott auch dieſen ſchönen Mond gemacht?

Allerdings, erwiederte der Alte, und nicht nur dieſen Mond, ſondern alle die unzählichen Sterne am Himmel, die ihr ſo eben mit Bewunderung betrachtetet.

Lina. Aber, Vater, ſo ſchön hab ich den Mond noch nie geſehen! Noch nie eine ſolche Menge Sterne am Himmel!

Grais. Gutes Mädchen, da geht es dir, wie ſo vielen andern deines Geſchlechts. Da giebt es gar viele Menſchen, die die Sonne täglich auf- und untergehen, den Mond und die Sterne in aller ihrer Pracht am Himmel erſcheinen ſehen, und doch dies herrliche Schauſpiel nicht einmal bemerken, ob ſie gleich eben ſo gute Augen, als du, haben. Woher mag das wohl kommen?

Lina. Das weiß ich dir nicht zu ſagen.

Grais. Am geſtrigen Abende war der Himmel eben ſo geſtirnt, wie an dem heutigen; haſt du dies bemerkt?

Lina. Nein; ich ſaß da mit Gumal beim Pedro, und wir ſprachen mit ihm von unſerm Garten; da habe ich nicht einmal in die Höhe geſehen.

Grais. Du warſt alſo nicht aufmerkſam auf das, was über deinem Haupte war. Mangel an Aufmerkſamkeit war alſo die Urſache, warum du geſtern und vormals die prachtvolle Geſtalt des geſtirnten Himmels nicht ſo wie heute erkannteſt. Um alſo in Zukunft mit dir ſelbſt und den Dingen, die um dich her ſind, bekannter zu werden, mußt du dich gewöhnen, recht aufmerkſam auf alles zu ſeyn, alles genau zu betrachten, und dabei zu unterſuchen, warum, und zu welchem Nutzen eine Sache da iſt, und woher ſie ihren Urſprung hat; auf ſolche Art wirſt du immer verſtändiger, weiſer, und beſonders geſchickt werden, Gott aus ſeinen Werken zu erkennen.

Gumal, der während deſſen mit unverwandtem Auge den Himmel betrachtet hatte, rief bewundernd aus: Ach, das muß ein groſſer und herrlicher Gott ſeyn, wenn dieſer Himmel mit allen ſeinen Sternen ſein Werk iſt!

Grais. Ja, groß und herrlich iſt Gott! Dies, Kinder, muß euch ſchon der bloße Anblick dieſes herrlichen Himmels lehren. Denkt nur, was dazu gehört, eine ſolche zahlloſe Menge Sterne hervorzubringen, und ſie alle ſo zu ordnen, daß keiner dem andern im Wege ſteht; ſie alle ſo in der freien Luft zu erhalten, und ihnen dieſen Glanz und Schönheit zu geben! Doch dieß iſt noch das Wenigſte. Kinder! dieſer Mond, der euch als eine leuchtende Kugel vorkömmt, iſt nur um etwas kleiner als dieſe Erde, welche wir bewohnen; und unter dieſen Sternen, die euch wie kleine Punkte ſcheinen, ſind viele noch weit größer als dieſe Erde, ſind höchſtwahrſcheinlich alle auch mit Bewohnern verſehen. Daß ſie euch aber ſo klein vorkommen, macht ihre erſtaunliche Entfernung. Je weiter wir aber von einer Sache entfernt ſind, deſto kleiner kömmt ſie unſerm Auge vor. Die Terebinthe, die ihr dort auf jenem Berge ſeht, iſt die größte in der ganzen Gegend; ihr Gipfel reicht bis an die Wolken, und wenn wir alle Viere, Hand in Hand, ſie umſchlingen wollten, könnten wir doch ihren Schaft nicht umſpannen; und nicht wahr, der kleinſte Strauch in der Nähe kömmt euch größer vor, als ſie? So iſt es auch mit dieſen Geſtirnen. Ich bemerke zwar aus dem Ausdruck der Verwunderung in eurem Geſichte, daß euch dies ganz unglaublich vorkömmt: aber ihr werdet mir in Zukunft, wenn ich euch noch näher mit dem geſtirnten Himmel bekannt machen werde, euren Beyfall nicht verſagen. Vor jetzt kann ſchon das Wenige, was ihr mit euren Augen ſeht, euch überzeugen: was das für ein großes und erhabenes Weſen ſeyn muß, welches dieſen großen weiten Raum mit ſo unzählichen Sternen hervorgebracht hat, und alles in einer ſo herrlichen Ordnung erhält.

Im holden Schimmer des Mondes giengen ſie nun nach der Hütte, freuten ſich noch lange über den herrlichen Anblick des geſtirnten Himmels, und ſchlummerten unter dem ſanften Wehen des Abendwindes mit dem Gedanken ein: Groß iſt Gott, der Himmel und Erde gemacht hat.

Die Begierde, immer mehreres von dieſem großen Gott zu hören, nahm mit jedem Tage in den Herzen der Kinder zu. Mit jedem Morgengruß, mit welchem ſie den Grais empfiengen, verbanden ſie die Bitte:, daß er ihnen heute recht viel von Gott erzählen möchte.

Aber du verſprachſt uns ja, ſagte Gumal, du wollteſt uns dieſen großen Gott noch näher kennen lernen; zeige uns doch denſelben heute, daß wir ihn auch mit unſern Augen ſehen.

Da verlangſt du mehr als möglich iſt, verſetzte der Grais. Ja du ſollſt ihn immer mehr kennen lernen; aber ſehen kannſt du ihn nicht: denn Gott iſt ſeinem Weſen nach für uns Menſchen unſichtbar.

Gumal. Wie kann ich da wiſſen, daß ein Gott iſt, wenn ich ihn nicht ſehe?

Grais. Was iſt denn das, was dort jenen Baum bewegt? daß ſein Wipfel hin und her wankt und alle Zweige zittern? Was iſts, das da in deinen und der Lina Haaren ſpielt und ſie von der Stirn wegtreibt?

Lina. Das iſt der Wind.

Grais. Kannſt du den Wind ſehen?

Gumal. Nein; aber ich fühle ihn, ich merke ihn an dem bewegten Laube, an dem Nicken der Blumen, an dieſem flatternden Haar.

Grais. Alſo aus der Wirkung, die der Wind hervorbringt. Ich kann alſo eine Sache nicht ſehen und mich doch von ihrem Daſeyn überzeugen: und woher dieſes?

Gumal. Aus ihren Wirkungen.

Grais. Haſt du noch keinen Baum geſehen, den ein heftiger Wind gebrochen oder gar mit ſeinen Wurzeln aus der Erde geriſſen hat?

Gumal. O ſehr viele.

Grais. Was gehört dazu, einen feſtgewurzelten Baum umzuwerfen? Muß der, der dies thun will, viel oder wenig Kraft haben?

Gumal. Er muß viele Kraft haben.

Grais. Was ſchließeſt du nun vom Winde, wenn er ſo heftig iſt, daß er die Bäume bricht?

Gumal. Der Wind hat viel Kraft.

Gumal. Alſo auch die Eigenſchaften einer Sache kannſt du aus ihren Wirkungen erkennen, wenn du gleich die Sache ſelbſt nicht ſiehſt. So wirſt du auch, wenn du ferner aufmerkſam biſt, das unſichtbare Weſen Gottes aus ſeinen Wirkungen erkennen, und aus den Werken, die er hervorgebracht hat, ſeine Eigenſchaften einſehen und bewundern lernen. Die Urſache aber, warum wir Gott nicht ſehen können, iſt dieſe: Unſer Auge iſt ſo eingerichtet, daß es nur diejenigen Dinge ſehen kann, die einen Körper haben; zum Beiſpiel, den Baum, den Berg, den Stein und dergleichen; Gott aber hat keinen Körper, iſt ganz und gar nicht von der Art, wie dieſe Dinge, die wir ſehen oder fühlen können, ſondern er iſt **ein Geiſt.**

Bei dieſem Worte fuhr Lina zuſammen, und Gumal ſah erſtaunt dem Graiſe ins Geſicht. Dieſer entdeckte bald den Grund ihrer Beſtürzung. Ich weiß es wohl, ſprach er, daß ihr euch bisher ganz unrichtige Vorſtellungen von einem Geiſte gemacht habt; eure Eltern oder eure Verwandten haben euch manches erzählt von Geiſtern, die ſich im Gebirge, oder Wäldern, oder ſonſt wo befänden, und ſich zuweilen ſehen ließen. Nicht wahr, Lina, du haſt davon gehört?

Lina. Ach gar oft, Vater. Wenn ich zu Hauſe bei **Nanli** und andern Mädchen war, da redeten ſie oft von dem Geiſte im Gebirge, der ſich da in einer großen Höhle befände, und zuweilen ſo böſe werde, daß er alles, was ihm nahe komme, umbrächte, auch oft ganze Länder durch Donner, oder Sturm, oder Waſſerfluthen verheere: und da könnte er nicht eher wieder beſänftigt werden, als bis man ihm einen oder mehrere gefangne Menſchen zum Opfer brächte. Mein Vater ſelbſt, ſo beherzt er ſonſt war, fürchtete ſich doch gar ſehr vor dieſem Geiſte; ich habe ihn oft zittern ſehen, wenn ein Gewitter vom Walde aufſtieg, oder ein heftiger Sturm um unſre Wohnung heulte.

Grais. Und was ſagte dein Vater, Gumal, von dem Geiſte?

Gumal. Er ſprach nur wenig davon; denn in unſrer Gegend gab es keinen ſo böſen Geiſt, ſondern einen guten. Mein Vater lehrte mich fromm und brav ſeyn, und wenn du das biſt, ſagte er, ſo darfſt du dich vor Nichts fürchten.

Grais. Da hat dein Vater recht geſagt und daran werde ich dich oft erinnern; ja du wirſt darinn immer mehr beſtärkt werden, je mehr und je beſſer du den guten Geiſt, den wir Gott nennen, wirſt kennen lernen.

Aber Lina, du mußt die Vorſtellung ganz aufgeben, die du dir bisher von einem Geiſte gemacht haſt: denn einen ſolchen, wie du dir dachteſt, giebt es nicht; und du, Gumal, mußt den Gott, den ich dir jetzt lehre, nicht als ein ſo eingeſchränktes Weſen denken, als du bisher geglaubt haſt, der ſich nur in der oder jener Gegend aufhalte. Ueberhaupt hütet euch Kinder, daß ihr euch ja von keiner Sache, und am wenigſten von Gott, eine falſche Vorſtellung machet; denn das heißt Aberglaube; und der iſt immer ſehr ſchädlich. Das will ich euch aus eurer eignen Erfahrung zeigen. Würdet ihr wohl ſo vor meinem Anblick erſchrocken ſeyn, als ich euch unten im Thal begegnete, wenn du nicht, Lina, in dem Wahn geſtanden hätteſt, ich wäre ein böſer Geiſt? Denk einmal nach; wenn du bei dem erſten Anblick Kraft genug gehabt hätteſt, zu entfliehen, wäre ich da wohl im Stande geweſen, dir zu helfen; hätte ich alter Mann euch nacheilen können? Ihr würdet wieder zurück in die furchtbare

Wildniß geflohen ſeyn, und euren Tod darinne gefunden haben: ſo wie dies ſchon mehreren eurer Landsleute begegnet iſt. Ich bewohne dieſe Gegend nun eine geraume Zeit, und kaum zweimal iſt es mir gelungen, der Retter von Menſchen zu werden, die ſich hieher verirrt hatten. Gemeiniglich flohen ſie mit ängſtlichem Geſchrei zurück, ſobald ſie mich anſichtig wurden. Laßt euch einmal hier vom Pedro erzählen, was für Mühe es mir koſtete, ihn zu überzeugen, daß ich auch ein guter Menſch ſey: er war in einer unglücklichen Schlacht kaum mit dem Leben davon gekommen; voller Wunden hatte er ſeine Flucht ins Gebirge genommen, und eben an der Stätte, wo ich euch angetroffen habe, welches die einzige iſt, wo man zu unſerm Aufenthalt kommen kann, fand ich ihn im Blute liegen; er hatte eben die Anhöhe beſteigen wollen, als ihn ſeine letzten Kräfte verließen; ohnmächtig fand ich ihn, und kaum gelang es mir, durch Heilungsmittel ihn wieder ins Leben zu bringen: aber wie ängſtlich war ſein Erwachen! Wie ſträubte er ſich, ſich aus meinen Armen loszuwinden; doch ich war ſtärker als er, und trug ihn auf meinem Rücken zur Hütte, wo ich ihn nach und nach von ſeinem Irrthume zurückbrachte.

Wenn ich euch nun, liebe Kinder, von Gott ſage, daß er ein **Geiſt** iſt: ſo denket euch dabei ein höchſt gütiges Weſen, das aber ganz verſchieden von allen den Dingen iſt, die wir mit unſern Augen ſehen, und nur mit unſerm Verſtande gedacht werden kann.

Denn wiſſet, meine Lieben, daß auch wir nicht ganz Körper ſind, ſondern daß in uns, in dieſem Leibe, noch ein edleres Weſen iſt, welches wir die **Seele** nennen, die aber auch nicht geſehen werden kann, und folglich ein Geiſt iſt: die wir aber ebenfalls aus ihren Wirkungen erkennen.

Betrachtet alle die Thiere, die um euch ſind, ihr werdet bemerken, daß ſie in vielen Stücken euch ähnlich ſind; ſie alle haben Augen mit denen ſie ſehen, Ohren zum hören, Naſen zum riechen, Füße zum gehen, und, wie ihr es an den Affen ſehet, Hände zum greifen: aber meint ihr nicht, daß ihr doch noch viel vor ihnen voraus habt? Was mag dies wohl ſeyn?

Gumal. Die Sprache.

Grais. Auch dies iſt ein Vorzug: aber noch nicht der größte. Die Thiere können doch auch gewiſſe Töne hervorbringen, wodurch ſie ihre Empfindungen ausdrücken: ſie rufen und warnen einander; ſchreien ängſtlich in Gefahren und im Schmerz.

Gumal. Ja, aber ſo mit einander ſprechen, wie wir, können ſie doch nicht.

Grais. Und was thun wir, wenn wir mit einander ſprechen?

Gumal. Wir ſagen einander, was wir denken.

Grais. Warum thun das die Thiere nicht auch?

Gumal. Vermuthlich, weil ſie nichts denken.

Grais. Du haſt recht: ſie haben nur Empfindungen, die ſie ausdrücken: aber keinen Gedanken, und folglich auch keine Sprache für ſie. Woher mag es aber kommen, daß ſie nicht denken? Woran mag es ihnen fehlen?

Gumal. Am Verſtande.

Grais. Recht, an dem Vermögen zu denken, oder ſich deutliche Vorſtellungen von allerhand Dingen zu machen; dies Vermögen, oder dieſe Kraft aber haben wir; wir machen uns von allen den Dingen, die um uns her ſind, die wir ſehen, hören, oder fühlen, gewiſſe Vorſtellungen, erinnern uns derſelben wieder, wenn die Sachen auch nicht mehr da ſind; ſtellen Vergleichungen an, machen Schlüſſe, und geben einander, wenn wir Gelegenheit dazu haben, dieſe unſre Gedanken durch die Sprache zu verſtehen. Aber woher haben wir dies Vermögen zu denken, kömmt dies wohl von unſerm Körper her?

Gumal. Das kann nicht ſeyn, weil du eben ſagteſt, daß wir in Abſicht des Körpers vor den Thieren nichts voraus haben.

Grais. Es iſt alſo ein Weſen in uns, das noch edler als dieſer Leib iſt, ein Geiſt der uns belebt, durch den wir denken, urtheilen, und uns entſchließen, etwas zu thun oder nicht zu thun. Wenn ich euch nun ſage, daß Gott auch ein Geiſt iſt: ſo werdet ihr euch dabei ein Weſen denken, das zwar keinen Körper hat, und alſo auch nicht von menſchlichen Augen geſehen werden kann: aber eben dadurch deſto vollkommner iſt, und an Verſtande, an Weisheit und Kraft alles übertrifft. **Gott iſt der allervollkommenſte Geiſt.** Alle die Vorzüge, die wir als Menſchen durch unſre Seele haben, hat dieſer Gott auch; aber, wie ihr leicht denken könnt, in dem allergrößten Maaße. Sein Verſtand iſt unausſprechlich groß; er kennet alles, weiß um alles; ihm iſt nichts verborgen. Er iſt der allerweiſeſte, ſieht alles ein, was gut und recht iſt, und wählt alſo auch immer das Beſte: ſein Wille iſt heilig und gut. Davon, lieben Kinder, werde ich euch künftig immer mehr überzeugen.

Sumal. Das thue ja, lieber Vater; denn jemehr du uns von dieſem Gott ſageſt, deſto gröſſer wird mein Verlangen, ihn immer beſſer kennen zu lernen; und nicht wahr, dann nimmſt du uns auch mit in jene Grotte, um mit dir dieſen Gott anzubeten?

Grais. Dazu bedarf es eben jener Grotte nicht. Wenn ihr euch immer mehr mit dieſem Gott bekannt macht, und euch beſtrebt, immer verſtändiger, weiſer und tugendhafter zu werden: ſo könnt ihr dieſen Gott dadurch überall verehren: denn merkt euch dies: Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbeten, müſſen ihn auch mit ihrem Geiſte, alſo durch vernünftige Erkenntniß und wahre gute Geſinnungen verehren.

An einem ſchönen Abende befand ſich die kleine Geſellſchaft unter den ſchattichten Bäumen eines Wäldchens verſammelt. Der Grais, an den Stamm einer bejahrten Eiche angelehnt, unterhielt ſich mit den Kindern von den Geſchäften, die ſie den Tag über verrichtet hatten: und dieſe, vergnügt über die Zufriedenheit, welche der Vater mit ihrem Verhalten und Arbeiten bezeigte, ſchmiegten ſich traulich an ihn, und küßten ſeine Wangen.

Du haſt wohl ſchon lange Zeit gelebt? ſprach Lina zum Graiſe, indem ſie mit ſeinen weiſſen Locken ſpielte, die von ſeinem ehrwürdigen Haupte herabhiengen.

Vater. Ja wohl bin ich alt, gute Lina; ſchon fünf und ſiebzigmal habe ich den Mandelbaum blühen und Früchte tragen ſehen.

Lina. Fünf und ſiebzigmal! das iſt viel! Wie alt iſt denn da der liebe Gott, von dem du uns ſo manchmal erzähleſt? Der iſt wohl noch älter als du.

Vater. Lieben Kinder! Gott iſt nicht ein Menſch, der ſein Leben nach Tagen und Jahren zählt, und ſo, wie wir, an Alter und Jahren zunimmt: ſondern er iſt und war immer derſelbe Gott, und wird es auch immer ſeyn, ohne daß er ſich nur im geringſten ändert. Sehet, ehe dieſe Berge, das Meer, die Erde, die Sonne und der Himmel war, da war Gott ſchon; denn ihr wißt ja ſchon, daß dies alles von Gott gemacht iſt, und daß er folglich auch eher als alles ſeyn mußte: ſo lange nun auch ſchon die Erde da iſt — denn ihr könnts an den Bergen, an den Wäldern und andern Dingen ſehen, daß ſie ſchon ſehr lange geſtanden hat: ſo war doch Gott lange, lange zuvor, ſo daß ſich gar keine Zeit denken läßt, wo er nicht geweſen wäre. Alles, was ihr ſehet, hat einen Anfang gehabt; es war einmal eine Zeit, wo es noch nicht da war; vor fünf und ſiebzig Jahren war ich noch nicht da, und du, Lina, zählſt etwa erſt neun Sommer, ſeitdem du lebeſt; dieſe Pflanze, dieſer Baum, dieſer Wald, mit einem Worte, die ganze Erde war nicht von jeher, ſondern hat einmal ihren Anfang gehabt. Aber Gott nicht: der iſt ohne Anfang, alſo immer geweſen.

Su-

Gumal. Da ſagſt du mir etwas, wodurch mir Gott um deſto verehrungswürdiger wird. Schon mein Vater lehrte mich, da ich noch bei ihm war: daß ich Ehrfurcht für jeden Grais haben müßte; und dieſe empfinde ich auch, ſo oft ich dich ſehe und mit dir ſpreche: denn du übertriffſt mich ſo weit an Jahren und an Verſtande und Weisheit. Gott aber übertrift doch alles: ſo wie er auch vor allen Dingen geweſen iſt; der Erſte alſo?

Vater. Ja, und ſetze dazu, auch der Letzte, das iſt, er wird auch immer ſeyn.

Lina. Wie verſtehſt du das, Vater?

Vater. Ich meine, wenn von allen den Dingen, die hier auf der Erde ſind, keins mehr da ſeyn, ja wenn ſelbſt dieſe Erde nicht mehr ſeyn ſollte: ſo bliebe, ſo wäre doch Gott. Es wird alſo auch keine Zeit ſeyn, wo Gott nicht wäre. Alles, was du ſiehſt, nimmt mit der Zeit ein Ende, vergeht wieder, und iſt dann nicht mehr da. Wenn der Baum eine lange Reihe von Jahren hindurch geſtanden hat: ſo ſtirbt er nach und nach ab, wird dürre, fällt um, und iſt nach einiger Zeit nicht mehr vorhanden. Der Vogel, das

Thier, lebt einige Zeit — und wird dann nicht mehr geſehen. Iſts nicht auch mit uns ſelbſt ſo? Habt ihr nicht manchen von euren vorigen Bekannten ſterben ſehen? So wird einmal, und ich denke bald, eine Zeit ſeyn, wo auch ich nicht mehr da ſeyn werde.

Lina. Wie? bleibſt du denn nicht immer hier?

Vater. So wenig wie dieſenigen, die vor mir hier geweſen ſind. Als ich zuerſt in dieſen ſtillen Aufenthalt kam, traf ich auch einen Mann von meinem gegenwärtigen Alter an, mit dem ich noch eine geraume Zeit hier gelebt habe. Aber lange ſchon iſt er nicht mehr hier. Sehet hin auf jenen Hügel, wo das kleine Myrthenwäldchen iſt, da habe ich ſeinen todten Körper in die Erde gelegt, und ſonſt iſt keine Spur mehr von ihm da. Dort wirſt du auch mich hinlegen, Pedro, wenn ich meine Zeit verlebt habe, und dieſe welke irdiſche Hütte zerfällt.

Pedro verhüllte ſein Geſicht mit beiden Händen, um die Thränen zu verbergen, die ihm in die Augen traten. Schluchzend ſprach er: ach, Vater! ich denke, du wirſt mir das Plätzchen früher

her überlaſſen. Gumal mag dann bei dir meine Stelle vertreten.

Gumal und **Lina** ſahen gerührt die beiden Graiſe an; voll Wehmuth rief der Knabe aus: Ach, wo ſollen dann wir bleiben, wenn ihr uns beide verlaſſen wollt?

Vater. Erkenne daher, mein Lieber, wie gut es iſt, daß du weißt: noch lebt Gott, er bleibet immer für und für. Menſchen ſterben, die Erde altert, alles hat ein Ende; **nur Gott bleibt wie er iſt, ſeine Jahre nehmen kein Ende.** — Nun, **Lina**, du nenneſt mich **alt**, weil ich viele Jahre gelebt habe: nenne Gott nicht ſo; denn Gott altert nicht, ſein Leben nimmt weder zu, noch ab; er iſt von jeher geweſen, und wird immer ſeyn; das heißt: **Gott iſt ewig.**

Es vergieng kein Tag, wo die beiden Kinder nicht etwas hörten oder ſahen, was ihnen bisher ganz unbekannt geblieben war. Wie freuten ſie ſich, wenn der Abend kam und ſie ſich von ihren Arbeiten in der Hütte des Graiſes zu ſo lehrreichen Geſprächen verſammelten: oder wenn ſie zuweilen der Vater zu einem etwas entfernten Gebäude hinführte, welches an dem Abhange eines kleinen Felſen lag: dies war eigentlich ein Zufluchtsort für die beiden Einſiedler; der Fels war theils durch die Natur, theils durch Menſchenhände ſo ſchrof, und von allen Seiten unzugänglich gemacht, daß man ihn nicht ohne Lebensgefahr erſteigen konnte; aber ein unterirdiſcher Gang oder tiefe Höhle, deren Oeffnung im Gebüſch verſteckt, und ſorgfältig verwahret war, leitete in den Berg und zu einer Stätte hin, von der man ſehr bequem höher hinaufſteigen konnte. Hier ungefähr in der Mitte des Berges, wo derſelbe wieder etwas ebner ward, war eine ſehr bequeme und geräumige Wohnung angelegt, die von einem angenehmen Garten eingeſchloſſen, und von fruchtbaren Bäumen, die weit über das niedrige Dach der Hütte hinausreichten, beſchattet wurde. Da hielten ſich unſre Einſiedler in den Winter- oder Regenmonaten auf; hier verbargen ſie ſich, wenn etwa zuweilen ein wildes gefährliches Thier ſich in ihrer Gegend blicken ließ, und machten ſogleich von hier aus Jagd auf daſſelbige. Hier hatte auch der Grais eine Menge Geräthſchaften und Inſtrumente, theils zum Vergnügen, theils zu wirklichen Bedürfniſſen, in Verwahrung; hier hatte er ein kleines Naturalienkabinet angelegt, welches ihn in ſeinen ruhigen Stunden auf die angenehmſte Art beſchäftigte: daher er dieſen Ort nur den Ort ſeiner irdiſchen Ruhe nannte.

Es läßt ſich daher leicht denken, wie freudig die kleinen Gäſte an der Seite des guten Graiſes hüpften, wenn er ſie dann und wann den Weg zu dieſer Wohnung leitete: wo ſie ſo viel angenehmes ſahen, wo immer ihre Neugierde mehr erregt und ihre Erwartung immer übertroffen wurde. Da fanden ſie, außer dem unerſchöpflichen Reichthum der Natur, auf welche ſie dieſe kleine Sammlung von Mineralien, Conchylien, Foſſilien und dergl. hinwies, ſo viele andre

Werke der Kunſt zu bewundern, durch welche ſie nicht nur die Kräfte der Natur und ihre Wirkungen beſſer kennen, ſondern zugleich einſehen lernten: wie viel der menſchliche Verſtand, durch Hülfe der Hände, thun könne. Wie ſtaunte Gumal, als ihm der Grais eine Uhr zeigte, und die Bewegung des Zeigers durch die innere Mechanik derſelben erklärte! Ganz erſchrocken blieb Lina bei einem Spiegel ſtehen, in dem ſie ſich ſelbſt ſah: welches ſie vorher noch nie, außer im ſtillen Waſſer, wahrgenommen hatte! Wie bewunderte ſie bald dieſes bald jenes Käſtchen, und erſtaunte über die ſo ſchön geſchliffenen und glänzenden Steine, die da aufbewahret lagen. Wie groß war beider Erſtaunen, als ihnen beſonders der Grais die Eigenſchaft und Kraft des Pulvers und den Gebrauch der dazu erforderlichen Gewehre zeigte. Oft trauten ſie ihren eigenen Sinnen nicht, wenn ſie die verſchiedenen Wirkungen, die durch den Druck oder Zündbarkeit der Luft hervorgebracht wurden, bemerkten und empfanden: ſo daß der Grais ſie ſehr umſtändlich belehren mußte, daß dies natürliche Wirkungen wären. So wurde dieſer Ort immer mehr eine Schule der

Weisheit für die Kinder, wo ſie mit der Natur und mit dem großen Schöpfer derſelben immer bekannter wurden; denn nie zeigte ihnen der Grais eines dieſer Natur- oder Kunſtwerke, ohne ſie zugleich auf Gott, das weiſeſte und mächtigſte Weſen, hinzuweiſen, und ihnen Ehrfurcht vor demſelben in ihre Herzen einzuprägen: immer fand er auch da Gelegenheit, ſie bald an dieſe, bald jene Eigenſchaft Gottes zu erinnern, um ihre Erkenntniß und Vorſtellungen immer deutlicher zu machen.

Eine ſolche Gelegenheit fand jetzt der Grais, als er ihnen in einer Doſe ein kleines artiges Gemälde, den Kopf eines jungen ſchönen Mannes zeigte, und dabei ſagte: ſo habe er in ſeinen jüngern Jahren ausgeſehen: das ſey das Bild ſeiner Jugend. Da ſahen die Kinder bald auf ihn, bald auf das Gemälde. Gumal bemerkte zwar noch einige Aehnlichkeit in der Wölbung der Stirn, in der gebogenen Naſe u. a.; aber Lina behauptete, es ſey ein ganz andres, fremdes Geſicht. Siehe doch hier, ſprach ſie, auf das Bild zeigend, die braunen dicken Locken, die glatte Stirn, die lebhaften Augen, die rothen Wangen, die weiße Haut, das glatte Kinn, und hier, auf den Grais weiſend, das weiſſe dünne Haar, den kahlen Scheitel, die runzliche Stirn, die tiefen Augen, den langen Bart, der das braune Geſicht unſers guten Vaters einſchließt: wie könnte dies ſein Bild ſeyn?

Vater. Ja, Lina, ſiehe hier das Bild der menſchlichen Veränderlichkeit. So ſahe ich in meiner Jugend aus — und ſo in meinem Alter. Nicht wahr, die Zeit hat eine große Veränderung in meinem Geſichte gemacht? Sie hat jene erſten Geſichtszüge zum Theil ausgewiſcht, und andere eingegraben; ſie hat dieſe braunen Locken weiß gefärbt, dieſe Runzeln auf meiner Stirn gezogen, das Feuer meiner Augen ausgelöſcht, die Röthe der Wangen verwiſcht, und alſo überall Spuren der Vergänglichkeit zurückgelaſſen. So wird es dir auch einmal gehen, wenn die Zeit deiner Jugend verfloſſen iſt, und du in die Jahre eines höhern Alters kömmſt; dann wird auch deine Schönheit verblühen, und dann wirſt du nicht mehr dies Anſehen haben, wie zur Zeit deiner Blüthe. Bemerkſt du es nicht auch an andern Dingen, daß ſie mit der Zeit verändert

ändert werden, und ihre vorige Geſtalt verlieren? Wie viel verliert die Blume an Schönheit; je länger ſie blüht, bis ſie zuletzt gar hinwelkt. Siehe, wie der junge Baum ſich durch das friſche Grün ſeiner Blätter, durch die zarte Rinde, durch den ſchlanken Wuchs von jenem bejahrten Baume unterſcheidet, deſſen Schaft ſo verwittert und bemooßt, deſſen Aeſte ſo gedrückt, verwachſen und zum Theil ganz verdorret ſind. — Und, lieben Kinder, möchte ſich doch immer die äußerliche Geſtalt der Dinge verändern, wenn ſich nur ihr innerer Werth erhielte; möchte unſer Körper ein anderes Anſehen erhalten, wenn er nur mit dem Alter an Kräften zunähme; aber ſo nimmt er vielmehr mit demſelben ab, wird immer ſchwächer und hinfälliger, und die Glieder des Leibes verſagen uns nach und nach ihre Dienſte. Meine Augen fangen ſchon an dunkler zu werden, mein Kopf ſenkt ſich tiefer zur Bruſt herab, ich kann ihn nicht mehr ſo aufrecht tragen als ſonſt; dieſe Hände, mit denen ich dieſen Garten und jene Felder bisher bearbeitet habe, zittern für Schwäche bei jeder kleinen Anſtrengung, und meine Füße fühlen zu ſehr die drückende Bürde meines

Körpers. So iſt es mit mir ganz anders geworden.

Was meint ihr nun wohl, Kinder? da ich euch doch ohnlängſt von Gott geſagt habe, daß er eher war als dieſe Berge, dieſe Erde, dieſe ganze Welt, daß er ewig iſt: ſollte er ſich wohl auch verändert haben?

Gumal. Wie könnte er das? Er iſt ja, wie du uns lehrteſt, kein Menſch, und hat keinen Körper, der mit den Jahren zu- und wieder abnimmt.

Vater. Gut. Und wenn eine Sache noch im Zunehmen iſt; z. B. eine Blume im Aufblühen, meinſt du, ſie ſey dann ſchon vollkommen?

Lina. Nein; erſt dann iſt ſie es, wenn ſie in ihrer völligen Schönheit da ſteht.

Vater. Und wenn ſie nun wieder in ihrer Schönheit abnimmt und wieder ſchlechter wird?

Lina. So verliert ſie dadurch.

Vater. Wofür erklärſt du nun wohl dies Veränderliche der Dinge, die du bemerkſt, für etwas Vollkommnes oder Unvollkommnes?

Gumal. Allerdings für etwas Unvollkommenes.

Vater. Was alſo ganz vollkommen iſt, darf das wohl einige Veränderung leiden?

Gumal. Nein.

Vater. Da ich dir nun geſagt habe, daß Gott das allervollkommenſte Weſen iſt, was ziehſt du daraus für eine Folge?

Gumal. Daß er alſo auch unveränderlich iſt, weder zu- noch abnimmt, ſondern ſich immer gleich bleibt; vollkommen gut.

Vater. Ja, lieben Kinder, wie Gott von Ewigkeit war, ſo iſt er noch jetzt, und wird es immer ſeyn. Er ändert ſich nicht; bleibt immer derſelbe gute, mächtige und weiſe Gott. Alles in der Welt iſt veränderlich; die Himmel vergehen, die Erde altert, die Dinge ändern ſich: nur Gott bleibet wie er iſt, behält immer daſſelbe Weſen, Geſinnungen und Kräfte; lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit; wird nie müde noch matt, nimmt nicht zu noch ab, ſondern iſt und bleibt immer höchſt vollkommen.

Jetzt wendete ſich der Grais zum **Pedro**, der mit eben der Aufmerkſamkeit, als ob er ſelbſt noch den erſten Unterricht von Gott empfienge, den Unterredungen des Graiſes mit den Kindern zuhörte, drückte ihm traulich die Hand, und ſprach mit zum Himmel gerichteten Augen: Freund! laß uns bei unſrer Hinfälligkeit aufſehen zu dem ewigen und unveränderlichen Gott, der uns auch jetzt im Alter, wie vormals in der Jugend, mit Güte leiten, und einſt, wenn dieſer alternde und vergängliche Körper dahin fällt, uns zu höherer Vollkommenheit des Geiſtes erheben wird.

Am folgenden Morgen, als **Gumal** und **Lina** vom Schlaf erwachten, und ihrer Gewohnheit nach in den Garten gehen wollten, um friſche Bluhmen zu holen, womit ſie ihren guten Vater beim Morgengruß beſchenkten, fanden ſie zu ihrem Erſtaunen den ganzen Himmel mit ſchwarzen Wolken überzogen, und hörten ſchon in der Entfernung das furchtbare Getöſe des Donners. Ganz leiſe ſchlüpften ſie zum Schlafzimmer der beiden Graiſe, fanden daſſelbe ſchon geöffnet, und bemerkten, daß ſie ſchon dieſen Ort ihrer Ruhe verlaſſen hatten. Sie kehrten ſogleich um, ſuchten ſie in der Gegend umher auf; da ſahen ſie die guten Alten von der Grotte herkommen, wo ſie gewöhnlich ihr Gebet verrichteten. Die Heiterkeit, mit der ſie ihnen entgegen lächelten, verſcheuchte auch aus dem Geſichte der Kinder die Merkmale der ängſtlichen Beſorgniß wegen des nahen Gewitters: ſie flohen in ihre Arme, und drückten den freudigen Morgenkuß auf ihre Wangen.

Lina machte zuerſt ihrem Herzen Luft: Vater, ſprach ſie, wir werden heute einen ängſtlichen

chen Tag haben. Siehe, wie dort vom Gebirge her fürchterliche Donnerwolken aufſteigen, wie dunkel es ſchon um uns herum wird; ſchon hab' ichs einigemal donnern hören. Verbirg uns doch, lieber Vater, in jene Felſenhöhle, bis das Gewitter vorüber iſt.

Vater. Du fürchteſt dich wohl gar, Lina? Iſt etwa noch der abergläubiſche Gedanke von einem böſen Geiſte in deiner Seele? Hab' ich dir nicht geſagt, daß Gott ein gütiges Weſen iſt? Haſt du dies nicht erkannt, wenn ich dich an ſo manchem ſchönen Morgen oder ſtillen Abende auf ſeine Güte aufmerkſam machte? Oder meinſt du etwa, daß dieſer Gott heute gut und morgen böſe ſeyn kann?

Gumal. Nein, Vater, das kann nicht ſeyn.

Vater. Warum nicht?

Gumal. Du haſt uns ja erſt geſtern gelehrt, daß Gott unveränderlich, immer ſich gleich, immer gütig iſt.

Vater. Alſo iſt er wohl heute, an dieſem Gewittermorgen, derſelbe gute Gott, der er am geſtrigen ſchönen Abende war? O Lina, wenn du die Wahrheit recht faſſen wirſt: ſo wirſt du dadurch die Furcht überwinden, die ſich bei irgend einem furchtbaren Gegenſtande in deiner Seele regen mag. Du magſt im Sonnenſchein wandeln, oder auf finſtern Pfaden, überall, ſowohl beim Wehen des kühlenden Windes, als beim Sturme, denke, Gott iſt unveränderlich, iſt immer gut: ſo wirſt du auch unter dem Gewitter getroſt zu ihm aufſehen und keine Gefahr befürchten.

Das Gewitter kam jetzt näher. Die Geſellſchaft verſammelte ſich in eine geräumige Grotte, wo ſie vor dem Eindringen des Regens geſichert war, und während der Donner über ihren Häuptern rollte, und die Blitze faſt anhaltend ihren dunkeln Aufenthalt erleuchteten, unterhielt ſich der Greis mit der ruhigſten Miene und in dem gefälligſten Tone mit den Kindern, die ſich hart an ihn drängten, von der Beſchaffenheit des Gewitters, von den Urſachen ſeiner Entſtehung und deſſen wohlthätigen Folgen.

Kinder, ſprach er unter andern, dies iſt eine der wohlthätigſten Einrichtungen, welche der liebe Gott gemacht hat, für die wir ihm nicht genug danken können. Täglich ſteigen aus der von der

Sonne erwärmten Erde eine Menge Dünſte in die Höhe, von denen die Luft ſo ſehr angefüllt wird, daß wir zuletzt nicht mehr athmen könnten, ſondern erſticken, oder für allzugroßer Schwüle ermatten würden, wenn ſich dieſe Dünſte, die größtentheils aus ſchweflichten Theilen beſtehen, nicht in der Luft entzündeten und zertheilten; dies geſchieht durch den Blitz, und die dadurch entſtehende Erſchütterung der Luft verurſacht den bebenden Knall, den wir den Donner nennen; dies hat zugleich die Folge, daß auch die Erde erſchüttert und zum Eindringen des fruchtbaren Regens, mit dem das Gewitter gemeiniglich begleitet iſt, vorbereitet wird. Auch wird bei dieſer Gelegenheit eine unzähliche Menge von ſtechenden Inſekten und Fliegen getödtet, die ſich ſonſt noch weit häufiger vermehren, die Luft ganz erfüllen, und uns unaufhörlich beunruhigen würden. Denkt nur ſelbſt, Kinder, an jenes Gewitter zurück, welches euch auf einer Reiſe ſo in Furcht ſetzte, als ihr, wie ihr erzähltet, euch in jenem fürchterlichen Thale befandet. Wißt, daß ihr dieſem Gewitter, und alſo dem Gott, der es veranſtaltete, eure Erhaltung und Leben zu verdanken hattet, daß ihr, anſtatt euch zu entſetzen, vielmehr zu der Zeit Gott hättet herzlich danken ſollen, wenn ihr ihn ſo recht gekannt hättet. Jenes Thal iſt ein Aufenthalt wilder Thiere, denen ihr vielleicht würdet zum Raube geworden ſeyn, wenn ſie nicht durch die Furcht vor dem Gewitter wären in ihre Höhlen zurückgeſcheucht worden, ſo daß ſie vor euch hineilten, ohne auf euch zu achten. Geſetzt aber, ihr wäret auch den Klauen dieſer Thiere entgangen, welch einen beſchwerlichen Weg über jenen Berg hattet ihr noch vor euch; wie hättet ihr, die ihr ſchon von langen Laufen ermattet waret, ihn erſteigen, wie euch auf der Höhe deſſelben und in jenen Sandwüſten erhalten können? Eure Füße würden auf dieſem heißen Boden verbrannt, eure unbedeckten Leiber von den Stichen der Fliegen aufs äußerſte gemartert worden ſeyn, wenn nicht jenes Gewitter mit ſeinem wohlthätigen Regen den Fußboden abgekühlt, die Luft von den ſchädlichen Inſekten gereinigt, und dadurch eure Reiſe begünſtigt hätte. Geſetzt auch, daß der Blitz zuweilen hier und da einen Baum zerſchmettert, eine Hütte anzündet, auch wohl gar zuweilen einen Menſchen trift: was iſt das zu achten, gegen die großen Vortheile, die durch das Gewitter für ſo viele tauſend Geſchöpfe entſpringen, die neues Leben aus der gereinigten Luft ſchöpfen, und für weit ſchrecklichern Uebeln geſichert werden. Behaltet nur immer den Grundſatz in euren Herzen: daß jede Einrichtung Gottes in der Natur ſehr weiſe und gut iſt: ſo kann euch nichts in derſelben ſchrecklich ſeyn. Gott, der das Gewitter entſtehen läßt, weiß es auch zu unſerm Beſten zu leiten, daß es uns nicht ſchädlich ſeyn kann. Schon viele hundertmal iſt der Donner über mir in den Wolken hingerollt, und Blitze haben um mich her geleuchtet, und noch lebe ich unter dem Schutze dieſes guten Gottes; und ſo werdet auch ihr unter ſeinem Schutze ſicher und ohne Furcht ſeyn, jemehr ihr euch gewöhnt, an Gott zu denken, und ihn als euren Erhalter zu lieben.

Unter dieſer Belehrung des Graiſes gieng allmählig das Gewitter vorüber. Sanft rieſelte der Regen auf die Erde; die Wolken zertheilten ſich, und nach einigen Stunden konnte die Geſellſchaft wieder ihre Grotte verlaſſen. Sie giengen zur Hütte hin, verzehrten ihr Frühſtück, und brachten den Morgen mit nützlichen Beſchäftigungen in der Hütte zu, und erſt nach der Mittagsmahlzeit wurden die Kinder von den beiden Graiſen in den Garten begleitet, um da ihre gewöhnlichen Arbeiten fortzuſetzen. Weil jetzt die Luft gemäßigt, der Himmel noch trübe und der Boden durch den Regen erweicht war, ward ihnen die Arbeit deſto leichter; auch bemerkten ſie ſchon da mit Vergnügen, wie jedes Laub, jede Blume, eine friſchere Farbe erhalten hatte, und ſelbſt die nämlichen Pflanzen, die ſie noch geſtern für verlohren geachtet hatten, fiengen jetzt an ſich zu erholen. Muntrer ſangen die Vögel auf den Zweigen, und die jungen Lämmer und Ziegen hüpften ſchäkernd um ihre Mütter, die auf der fetten Weide graſeten.

Gegen Abend heiterte ſich der ganze Himmel auf; die Sonne ſchien gleichſam etwas zu verweilen, um die Feier der Erde zu verſchönern, und hier und da ſchwammen hochrothe Wölkchen in der blauen Ferne. Da ergriff der Grais ſeinen Wanderſtab, den er gewöhnlich nur zu etwas entfernten Spaziergängen nahm und hieng ſeine

Feldflaſche an ſeinen Gürtel. Das war eine Freude für die Kinder, als er ſie aufforderte, ihn auf ſeiner Reiſe zu begleiten, ſich aber zuvor mit Lebensmitteln zu verſehen, weil ſie erſt mit dem kommenden Morgen zurückkehren würden. Und du, mein Sohn, ſprach er zum Pedro, bleibſt indeß allein zurück in der Hütte, du möchteſt ſonſt von der langen Reiſe zu ſehr ermatten. Doch Pedro bat ihn, er möchte ihn doch ja an dem Vergnügen der Reiſe Theil nehmen laſſen: denn, fügte er hinzu, ich weiß doch, daß ich geſtärkter und vergnügter zurückkehren werde, als wenn ich hier in träger Ruhe verweilte.

Noch ehe ſich die Sonne hinter die weſtlichen Gebirge verbarg, befanden ſich unſre Reiſenden ſchon auf dem Wege, der ſie anfangs in ein ſehr anmuthiges Thal leitete, das dicht mit fruchtbaren Bäumen beſetzt war, und von einer hellen Quelle durchſchlängelt wurde; da wandelten ſie unter dem Abendgeſange der Vögel, die hier in ungeſtörter Ruhe niſteten, bis dahin, wo ſich das Thal verengte, und ſich in einem ſchmalen Wege, zwiſchen zween Bergen, endigte. Hier ruhten die Graiſe einige Augenblicke aus, und erinnerten einander an die angenehmen Stunden, die ſie oft ſchon in dieſem anmuthigen Thale genoſſen hätten: ſie erinnerten dabei die Kinder, daß ſie den Weg zu demſelben wohl merken möchten, weil ſie ihn bald wieder zur Einſammlung der reifen Baumfrüchte machen würden.

Nun giengs allmählig den Berg hinauf, zwiſchen ſchroffen Felſenwänden von rothen Sandſteinen, aus denen ſich jedoch hier und da verſchiedene Sträuche und einzelne Bäume hervordrängten, die dem Auge immer einen angenehmen Anblick gewährten. Jetzt aber, beinahe in der Mitte des Wegs, trafen ſie auf einen Gegenſtand, der ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog, und ſelbſt die beiden Graiſe in Verwunderung ſetzte. Ein großes Felſenſtück, und neben demſelben ein Baum von bewunderungswürdiger Größe, lag vor ihnen im Wege, hatte beinahe den ganzen Paß verſchüttet und kaum noch einige Fuß breit offen gelaſſen, daß unſre Wandrer zwiſchen durch kommen konnten. Die Graiſe ſahen in die Höhe, von welcher Stätte ſich dieſes Felſenſtück getrennt habe, und wurden da das zerſplitterte

Stammende des Baumes gewahr, deſſen Wurzeln zum Theil von dem abgerißnen Felſen entblößt lagen. Ein deutliches Merkmal, daß dies von dem letzten Gewitter herrühre, daß der Blitz dieſen Stamm geſplittert und den Stein geſprengt habe.

Da tretet näher, Kinder, ſprach der Grais, und bemerket an dieſen Trümmern die Kraft des Blitzes, der dieſen Baum von jener Anhöhe herabgeſtürzt hat. Noch erinnere ich mich wohl, wie hoch ehemals derſelbe in die Luft reichte, und auf ſeinem Felſen der Macht des heftigſten Sturmwindes zu trotzen ſchien: jetzt hat ihn ein einziger Blitzſtrahl zu Boden geſtreckt und den Grund unter ihm zerſprengt.

Lina. Das iſt zum Erſtaunen!

Gumal. Was da für Kraft dazu gehört, einen ſolchen Baum von ſeiner Stätte zu ſchleudern. Was doch ein Blitz thun kann!

Der Grais. Wer nun vollends den Blitz in ſeiner Gewalt hat, und ihn ſo, wie er will, leiten kann, wer dieſe Kräfte ſelbſt in die Natur gelegt hat, und ſich derſelben ſo, wie er will, bedienen kann, muß der nicht noch weit mächtiger ſeyn?

Gumal. Allerdings.

Grais. Und derjenige, der dieſe Einrichtung in der Natur gemacht, dem Blitze dieſe Kraft gegeben hat, und ihn, wohin er will, ſenden kann, iſt — Gott. Er iſts, dem alles in der Welt zu Gebote ſteht, deſſen Macht ſich über alles erſtreckt. Auf ſeinen Willen entſtehen und verſchwinden die furchtbarſten Gewitter; er lenkt den Lauf der Wolken und der Blitze; er gebietet dem Sturmwinde und dem Donner; alles iſt und beſtehet durch ihn. Kennt ihr wohl etwas, das mit dieſer Macht Gottes zu vergleichen wäre?

Lina. Wer könnte mächtiger ſeyn, als Gott?

Gumal. Ich habe bei meinem Vater zu Hauſe einen Menſchen gekannt, der war der Stärkſte im Lande; er konnte einen Stein, den kein andrer erheben konnte, eine ziemliche Strecke fortſchleudern, und einen ziemlich ſtarken Baum zur Erde beugen, auch wohl brechen. — Aber einen Baum wie dieſen und ſolch ein Felſenſtück hätte er wohl auf ſeiner Stelle müſſen ſtehen laſſen.

Grais. Es giebt allerdings Menſchen, die ſehr viele Stärke beſitzen, und andere durch die Kraft ihres Arms übertreffen: ſie können auch oft große Thaten thun, beſonders wenn ſie ihren Verſtand dabei zu Hülfe nehmen, und ſolche Mittel anwenden, wodurch ſie noch mehr als mit bloßen Händen thun können: aber auch der Stärkſte und Geſchickteſte unter ihnen kann doch nicht alles thun, was er ſich vornimmt: ſeine Macht hat ihre Gränzen, über die er nicht hinaus kann. Aber *Gott kann alles thun, was er will*; das heißt: Gott iſt *allmächtig*; ihm iſt nichts zu ſchwer, nichts unmöglich; ſeine Macht wird durch nichts eingeſchränkt, oder gehindert; was er ſich vornimmt, das kann er auch ausführen.

Lina. Ach, Vater, da wär es ihm ja ein geringes, auch uns ſo hinzuwerfen, wie hier dieſen Baum.

Grais. Ja wohl wär ihm dies ein geringes, und er brauchte dazu keinen Blitz; der geringſte Zufall könnte uns zu Boden werfen. Er dürfte nur den Odem, der uns belebt, von uns nehmen, ſo ſänken wir todt dahin. Aber er iſt kein ſolches Weſen, das am Zerſtören und Vernichten ſeiner Geſchöpfe, und zumal des Menſchen, Freude findet und etwa darinne ſeine Macht beweiſet; vielmehr zeigt er ſeine Allmacht weit mehr im Wohlthun; ja eben dadurch, daß auch ſolche fürchterliche Naturbegebenheiten im Allgemeinen ſo wohlthätig ſind, daß wir bei denſelben nicht nur unſer Leben erhalten, ſondern ſogar noch Vortheile davon haben: das macht uns eben mitten im Sturm und Donner den Gedanken an den Allmächtigen ſo angenehm. Denn wer unter dem Schutz des Allmächtigen iſt, der darf kein Unglück fürchten, der kann auch mitten in Gefahren getroſt und frohen Muths ſeyn. Beſtrebt euch daher immer, ihr Lieben, ſo zu leben, daß Gott einen Wohlgefallen an euch hat, ſo könnt ihr bei alle dem, was euch widerfährt, gewiß hoffen, daß der Gott, der allmächtig iſt, euch erhalten werde. — — Doch, ſehet, ſchon iſt der Mond aufgegangen, und noch haben wir erſt den Berg zur Hälfte beſtiegen; laßt uns eilen, daß wir die Höhe erreichen und dort noch den ſtillen Abend feiern.

Bei der drückenden Laſt des Alters ward freilich den beiden Graiſen das Aufſteigen beſchwerlicher als den Kindern, die denn auch um ein Merkliches eher die Spitze erreichten, und die ſchon ermüdeten Alten mit lauter Freude bewillkommten; ſo ſchön hatten ſie ſich dieſen Berg nicht gedacht; er war beinahe rund umher von einem Walde bekränzt, nur von der Seite offen, wo ſie angekommen waren, von da ſie aber auch die weiteſte Ausſicht über die ganze Gegend hätten, die jetzt von dem ſanften Lichte des Mondes erhellet wurde. Müde von der Reiſe warfen ſich die Graiſe auf den nächſten Raſen nieder, um einige Kräfte zu ſammlen; die Kinder bedienten ſie mit Melonen und andern erquickenden Früchten, die ſie mit ſich genommen hatten, und ließen ſich ſelbſt ihr Abendbrod treflich ſchmecken.

Gern, ſprach der Grais, würde ich mich noch, ihr Lieben, hier beim Schimmer des Mondes, beim ſanften Wehen des Abendwindes mit euch eine Zeitlang unterhalten: aber mein müder Körper bedarf der Ruhe. Komm, Pedro, und laß uns unſer ſonſt gewöhnliches Nachtlager hier ſuchen.

Ein kleiner mooſigter Hügel, der rund umher mit Sträuchen bewachſen war und im Hintergrunde eine Hütte, die dieſe Einſiedler vormals erbaut, mit Bambus und Schilf bedeckt hatten, war die Stätte, wo ſie ſchon manche Nacht zugebracht hatten, und wo ſie ſich jetzt mit ihren jungen Gäſten verſammelten.

Noch ehe ſie in die Hütte eintraten, wand ſich der Grais nach der offenen Gegend um, warf ſich mit Pedro auf ſeine Kniee, auch die Kinder folgten dem Beiſpiel der Alten, und hier mit aufgehobenen Händen, ſprach der ehrwürdige Grais dies Gebet:

Vater im Himmel! Vernimm unſern Dank, den wir hier unter deinem Himmel von dieſer ſchönen Erde zu dir ſtammlen. Durch deine Allmacht haſt du uns bis hieher erhalten, uns aus ſo vielen Gefahren gerettet und unſre ſinkenden Kräfte unterſtützt. O wie gut iſts, daß wir ſchwachen Geſchöpfe unter deinem allmächtigen Schutze ſo ſicher wohnen und leben können: daß du die Stütze des ſchwachen Kindes ſo wie des Graiſes biſt. Auch hier befinden wir uns unter deiner Aufſicht, und fürchten daher kein Unglück.

Auch in dem Schatten der Nacht, auch wenn der Schlaf unſre Augen zuſchließt, werden wir von dir beſchützt. Ja, dir befehlen wir uns mit dieſen Kindern. Allmächtiger! laß uns unter deinem Schutz ſicher und ruhig ſchlafen, daß, wenn deine Sonne uns wieder vom Schlafe erweckt, wir zur Betrachtung neuer Wunder deiner Größe erwachen, und dich unſern Gott und Schöpfer preiſen. Amen.

Sie giengen nun zuſammen in die Hütte, legten ſich müde auf das mooſige Lager, wo der ſanfte Schlaf ihre Augen einſchlummerte.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als der Grais die Kinder vom Schlaf aufweckte und ſie auf das herrliche Schauſpiel aufmerkſam zu machen ſuchte. Das hohe Morgenroth am Himmel verkündigte den Anbruch des Tages; noch lag die Erde im düſtern Schatten als im Schleier eingehüllt; eine kühle Luft ſäuſelte durch die nahen Büſche; die Spitzen der Berge ragten majeſtätiſch über den tiefer hangenden Nebelwolken hervor, und wurden ſchon von den erſten Stralen der Morgenſonne vergoldet, noch ehe ſie den niedrigen Bewohnern der Erde ſichtbar wurde.

Bald, ſprachen die Kinder, werden wir ſie ſehen, die herrliche Sonne. Aber warum weilt ſie ſo lange? Warum tritt ſie nicht ſchnell hervor?

Kinder, ſprach der Grais, der Gott, deſſen Allmacht die Sonne erſchaffen hat, daß ſie der Erde Licht und Wärme gebe und den Tag heraufführe, iſt auch ein weiſer Gott, der alles aufs beſte eingerichtet hat. Würde die Sonne ſogleich in ihrem ganzen Glanze am Himmel erſcheinen, ſo würden unſre Augen ihr blendendes Licht nicht vertragen können. Wir würden am Morgen ſchon blind werden, und nichts von den Schönheiten der Erde bemerken können. Aber ſeht, wie unſre Augen ſo nach und nach gewöhnt werden, das Licht zu ertragen; wie allmählig die Dunkelheit verſchwindet, die Morgenröthe die erſten ſanften Stralen des Lichtes am Himmel verbreitet, und langſam vor den helleren Stralen der Sonne verbleicht.

Jetzt trat ſie in ihrer Majeſtät hervor, die hellleuchtende Sonne; in aller der Pracht, die kein Maler durch Farben darſtellen, kein Redner durch Worte beſchreiben kann. Die ganze Natur ſchien rings umher ihre Ankunft zu feiern. Wie Weyhrauchwolken ſtieg der Duft aus blumigten Thälern in die Höhe, die Blumen öffneten ihre Kelche, auf friſchem Laube und an den Grashalmen hieng der Thau in Tropfen, die gleich den Diamanten in bunten blitzenden Farben ſpielten. Die Sänger des Waldes verließen ihre Neſter, ſaßen auf den nahen Zweigen, und erhoben ihr feierliches Morgenlied. Im ganzen Walde umher war ein Geſang: ſo vielartig die Stimmen der Sänger waren, ſo harmoniſch tönte ihr Lied.

Laßt auch uns, rief der Grais aus, in dieſes allgemeine Loblied der Natur einſtimmen, und jetzt am frühen Morgen den Gott preiſen, der uns zur Betrachtung ſeiner herrlichen Macht vom Schlafe erweckt hat.

Während der Grais betete, und die Geſellſchaft um ihn in ſtiller Andacht einige Augenblicke feierte, verbreiteten ſich die Stralen der

Sonne über die prächtige Gegend, ward immer ein Gegenſtand nach dem andern, der noch zuvor in Schatten gehüllt war, ſichtbarer; was aber den Anblick am meiſten erhöhte, war die Ausſicht auf einen entfernten See, auf deſſen ſpiegelhellen Fläche eine zweite Sonne zu glänzen ſchien. Man konnte in den Augen der Kinder ganz deutlich das Entzücken bemerken, in welches ſie durch das Anſchauen ſo großer und herrlicher Naturſcenen verſetzt wurden; und dieſe Augenblicke, wo ihr Herz ſo vorbereitet war, gute Eindrücke aufzunehmen, benützte der Grais, um ihnen den Gedanken von Gottes Allmacht recht anſchauend zu machen.

Sehet hier, ſprach er zu ihnen, in allen dieſen großen und ſchönen Auftritten der Natur, die da vor euren Augen ausgebreitet ſind, welch ein allmächtiges Weſen der Gott iſt, der dieſe Sonne am Himmel entſtehen hieß, und dieſe Erde ſo ſchön, ſo herrlich bereitete. Wohin ihr nur eure Augen richtet, bemerkt ihr eine unzählige Menge von Dingen, ſo mannichfaltiger Art: und welch ein kleiner Theil iſt dies von der Summe der Weſen, die Gottes Allmacht hervorgebracht hat.

Könnt ihr die Bäume zählen, die nur in jenem Walde ſtehen, der dort über die Ebene hervorragt? Könnt ihr die Blumen zählen, die hier zu euren Füßen und dort in jenem Thale blühen, mit denen der grüne Teppich ſo buntfarbig durchwirkt iſt? Und wie viele tauſend lebendige Geſchöpfe freuen ſich, ſo weit nur hier unſer Geſichtskreis reicht, mit uns des Lebens auf dieſer Erde? Der ſo vielſtimmige Geſang der Vögel im Walde, das laute Summen der Bienen und Inſekten um uns her, läßt uns auf ihre Menge ſchließen. Und wie groß, wie ausgebreitet iſt unſers Gottes Erde, wie geräumig zum Aufenthalt ſo vieler lebenden Weſen, die alle von dieſem Gott ihr Leben und Daſeyn empfangen haben. Kinder, muß das nicht eine unendliche Kraft ſeyn, die dies alles bewirkt!

Gumal. Ach, Vater, ich kann mich von meinem Erſtaunen über die Allmacht Gottes gar nicht finden. Iſt denn wirklich das alles, was wir hier ſehen, von Gott? Hat denn Gott das alles ſo gemacht, wie wir etwa, wenn wir eine Hütte anlegen, ſagen, das iſt das Werk unſrer Hände?

Grais. Alles was du ſieheſt, lieber Gumal, alles was dieſe weite Welt in ſich faßt, hat ſeinen Urſprung von Gott. Er hat alles gemacht; und ohne ihn, ohne ſeinen Willen und Einwirkung iſt nichts vorhanden. Aber du mußt auch dabei den Unterſchied bemerken, der zwiſchen den Werken Gottes und den Werken der Menſchen iſt, und der Art, wie dieſer Allmächtige wirkt, und wie wir Menſchen wirken. Ich will dich hier nicht ſowohl darauf aufmerkſam machen, daß die Werke Gottes unendlich größer, ſchöner und vollkommner als die der Menſchen ſind: denn das wird dich ja wohl der bloße Anblick lehren, wie ſehr alle, auch die größten Werke der Menſchen, gegen dieſe großen Denkmäler der Allmacht Gottes im Schatten ſtehen. Siehe, dort zwiſchen den Bergen liegt die Gegend, die wir angebauet haben: der kleine faſt unmerkliche Punkt auf jenem Hügel, der einem kleinen Strauche ähnlich ſieht — iſt die Wohnung, die größte die wir erbauet haben, die mir und Pedro ſo viele Arbeit gekoſtet hat, und was iſt ſie — was wäre ein Gebäude, das noch hundertmal größer und herrlicher wäre — gegen dieſes große Weltgebäude! Siehe, dieſe Wölbung des Himmels; denke dir dieſen unermeßlichen Raum, in welchem noch tauſend ſolcher Sonnen ſich drehen, als dieſe iſt, die jetzt unſre Erde erleuchtet, die alle von dieſem Gott hervorgebracht wurden.

Gumal. Lieber Vater! das iſt mir unbegreiflich. Ich erſtaune ſchon über das, was ich um mich ſehe! Wie iſts möglich, daß ein Gott dies alles machen konnte. Ich erinnere mich, da ich bei meinem Vater war, daß damals auf ſeine Veranſtaltung ein großer Damm errichtet wurde, um dem Eindringen eines Fluſſes Einhalt zu thun. Da ſahe ich täglich mehrere hundert Menſchen daran arbeiten, die Pfähle und Steine und Sand zuſammenbrachten, und es währte ſehr lange, ehe ſie den Bau vollendeten.

Grais. Darauf wollte ich dich eben jetzt aufmerkſam machen. Siehe, der Menſch hat nur ein beſtimmtes Maas von Kraft und Stärke; für ſich allein würde er nur wenig thun können; aber wenn mehrere zuſammentreten, und ſich mit vereinten Kräften zu einer gemeinſchaftlichen Arbeit verbinden, ſo können ſie etwas Großes hervorbringen, welches einem Einzelnen unmöglich wäre, weil er nicht genug Kraft dazu hat. Aber Gott vereinigt in ſich ſelbſt alle Kraft. Er kann alles thün was er will; ihm iſt nichts zu ſchwer, nichts unmöglich; auch braucht er keinen Gehülfen bei ſeinen Werken; er iſt ſich ſelbſt genug; wird nicht müde noch matt, ſeine Kraft iſt unerſchöpflich. Unſer Körper, unſer Arm, in welchem unſre vorzügliche Stärke liegt, wird von anhaltender Arbeit ermüdet; unſre Kräfte nehmen mit den Jahren ab; aber, du weißt nun ſchon, daß Gott keinen Körper, wie wir, hat; daß bei ihm keine ſolche Veränderung vom Zu- und Abnehmen der Kräfte wie bei uns iſt; daß er ein Geiſt und höchſt vollkommen iſt.

Gumal. Wenn nun Gott keinen Körper, und alſo auch keine Arme und Hände, wie wir, hat, womit verrichtet er denn ſeine Werke?

Grais. Er will, ſo geſchiehts, er gebietet, ſo ſtehts da. Er darf nur wollen, daß etwas werden ſoll, ſo entſtehet es auch ſogleich. Nur ein Wort von ihm iſt hinreichend, eine Welt, wie dieſe, entſtehen und wieder vergehen zu laſſen.

Lina. War denn alſo zuvor keine Sonne, keine Erde da, bis dieſer Gott wollte, daß ſie werden ſollte?

Gumal. Woher hätte ſie ſeyn ſollen? ſie konnte ja nicht von ſich ſelbſt entſtehen. Aber, Vater, ich kann mich doch noch immer nicht recht darein finden. Sieh, wenn ich hier einen Baum pflanzen wollte: ſo iſt zwar jetzt noch keiner an dieſer Stelle vorhanden: aber es iſt doch ein Raum, es iſt Erde da, und das Reis, das ich dazu brauche, nehme ich anders woher, um es hier zu pflanzen, und ſo entſtünde nach einiger Zeit ein Baum. Was hatte denn aber Gott, woraus er dieſen Wald, dieſen Berg, dieſen großen ſchönen Garten bildete?

Grais. Das haſt du dir ja ſelbſt auf die Frage der Lina beantwortet. Da die Sonne, die Erde nicht von ſich ſelbſt entſtehen konnte, ſo war vor ihrer Entſtehung blos leerer Raum da, dieſen füllte Gott dadurch aus, daß er dieſe Welt, wo noch keine vorhanden war, *aus Nichts* entſtehen ließ. Denn nach ſeiner Allmacht kann er nicht nur aus ſchon vorhandenen Dingen neue hervorbringen, ſondern auch ſolche, wo noch gar nichts vorhanden war. Er ruft auch dem, das Nichts iſt, daß es ſey.

Gumal. Das verſtehe ich noch nicht recht, Vater.

Grais. Auch kann ich dir dies nicht ſo ganz begreiflich machen, denn du mußt immer gedenken, daß, wenn wir von Gottes Eigenſchaften und Werken reden, wir nicht alles begreifen können, eben weil er ſo unendlich größer iſt, als wir ihn denken können: er kann alſo auch nach ſeiner Allmacht unendlich mehr thun, als wir verſtehen. Doch will ich mich darüber ſo viel möglich noch deutlicher erklären. Du kannſt und wirſt bemerken, daß Gott noch immer durch ſeine Allmacht auf dieſer Erde wirkſam iſt. Es wachſen täglich neue Pflanzen auf, es blühen mit jedem Morgen friſche Blumen, der Baum treibt immer neue Blätter und Früchte hervor, es ſproſſen junge Reiſer zu künftigen Bäumen aus der Erde, die Vögel im Walde vermehren ſich, ſo wie die Thiere um uns her, die jungen Lämmer, die euch ſo viel Freude machen, erſetzen den Abgang von denen, die wir zu unſrer Speiſe geſchlachtet haben. Das alles würde nicht geſchehen, wenn der liebe Gott dieſe Kraft nicht in die Erde, in die ganze Natur gelegt hätte, daß ſie ſich immer wieder verneuern und verjüngen kann: ſo bringt Gott immer neue Dinge hervor, die zuvor nicht da waren, aber der Grund ihrer Entſtehung, oder das, woraus ſie werden ſollen, iſt doch ſchon vorhanden. Siehe, hier in dieſem Saamenkörnchen liegt ſchon der Grund von der künftigen Pflanze; es darf nur in die Erde fallen, ſo entwickelt ſich der Keim, der darinne liegt, treibt ſeine Blätter und Blüthen aus, ſo wie die Mutterpflanze, die es erzeugte. Das Ei im Vogelneſtchen enthält ſchon den Grund von der Entſtehung des jungen Vogels; und ſo hat der liebe Gott die Einrichtung gemacht, daß nichts von ſich ſelbſt entſtehet, ſondern alles durch ſchon vorhandne Urſachen und Kräfte hervorkömmt; und er ſelbſt bedienet ſich jetzt dieſer Mittel und Kräfte, die er in die Natur gelegt hat, um alle die Arten von Weſen hervorzubringen; das alles geſchieht noch jetzt nach ſeinem Willen und durch ſeine fortwirkende Kraft. Aber Anfangs war ja von alle dem noch nichts vorhanden, keine Erde, kein Saamenkorn, kein Vogel, kein Thier, kein Menſch. Gott aber wollte, daß dieſe Erde, daß alle dieſe Dinge werden ſollten; und auf dieſen ſeinen Willen entſtanden ſie, erhielten ihr Weſen, ihre Einrichtung; das heißt: ſie wurden von Gott aus Nichts erſchaffen. Dies iſt eben der größte Beweis der Allmacht Gottes, daß er auch ſogar aus Nichts Etwas machen kann: daher nennen wir ihn den Schöpfer, und wir, und alles, was außer Gott und durch ihn vorhanden iſt, ſind ſeine Geſchöpfe.

Künftig, meine Lieben, werde ich euch mit dieſem Gott, als eurem Schöpfer, noch bekannter machen, und euch immer mehr aus ſeinen ſo bewundrungswürdigen Werken zur Erkenntniß ſeiner Macht, Weisheit und Güte hinleiten. Vor jetzt laßt uns unter jenem ſchattigten Baume unſer Frühſtück verzehren, dann zur Heimreiſe anſchicken, um noch vor der Schwüle des Tages unſer kühleres Thal zu erreichen.

Noch ehe der Mittag kam, befand ſich die Geſellſchaft im Thale. Den Weg, den Berg herab, hatte ihnen beſonders Pedro verkürzt, der die Kinder mit manchen angenehmen Erzählungen unterhielt, und ſie beſonders viele heilſame Kräuter und Pflanzen kennen lehrte, die hier und da aus der Wände des Berges hervorwuchſen. Zwar hatten ſie ſich bei Betrachtung der und jener Blume, die ſich hier ohne alle Wartung zwiſchen wildem Gebüſche vordrängte, oder eines buntfarbigen Schmetterlings oder glänzenden Käfers etwas länger verweilt, und der Sonnenhitze ausgeſetzt: aber der lehrreiche Unterricht, den ſie dabei empfiengen, und nun das anmuthige beſchattete Thal, welches dicht mit fruchtbaren Bäumen, die zum Theil ſchon reife Früchte hatten, beſetzt war, machte ſie alle Beſchwerde des Wegs vergeſſen. Während die ermüdeten Graiſe ſich unter dem Schatten des nächſten Baums auf die ſanfte Moosdecke niederlegten, ſprangen die Kinder noch vergnügt umher, und ſammleten von den niedern Himbeerſträuchen eine Menge Beeren zu ihrer und ihrer guten Alten Erfriſchung. Auch hoben ſie manche niedliche Blumengewächſe aus der Erde, um ſie nach ihrer Zuhauſekunft in ihre Gärten zu verpflanzen.

Nachdem ſie hier den Mittag zugebracht, und den noch übrigen Vorrath von mitgenommenen Speiſen verzehrt hatten, baten die Kinder den Grais, daß, wenn es ſeine Kräfte zuließen, er ſie noch in dieſem ſchönen Thale etwas herumführen möchte.

Wie wär es, ſprach der Grais zum Pedro, wenn du, indeß wir hier verweilen, dich auf den Weg zu unſrer Wohnung machteſt, und uns am Abende mit einer guten Mahlzeit bewirtheteſt? Ich möchte wohl noch einmal mit dieſen Kindern zu unſrer alten Wohnung gehen, und mich da der Jahre meines frühern Lebens erinnern. Ihr habt doch Luſt, mich dahin zu begleiten?

Ach ja, lieber Vater, riefen die Kinder froh um ihn her hüpfend. Haſt du denn hier auch noch eine Wohnung?

Die Geſellſchaft trennte ſich. Pedro wünſchte ihnen noch eine vergnügte Reiſe und trat den Weg zur Heimath an. Die Kinder mit dem Graiſe drangen tiefer ins Thal hinein. Auf dem Wege erzählte ihnen der Vater, daß dies Thal eigentlich der Ort ſeines erſten Aufenthalts in dieſer Gegend geweſen ſey, wo er vor mehrern Jahren mit noch einem Freunde von ſeinem Alter gelebt habe: daß dieſe Gänge, und die mehreſten dieſer Fruchtbäume und Alleen von ihnen wären angelegt worden, daß ſie aber durch öftere Ueberſchwemmungen, die bei heftigen Gewittern in dieſem Thale verurſacht würden, wären genöthigt worden, ſich nach einer höherliegenden Gegend umzuſehen, da ſie ſich denn an ihrem jetzigen Wohnorte angebaut hätten.

Du warſt alſo, ſprachen die Kinder, nicht immer mit Pedro allein in dieſer Gegend? Sage uns doch wer der Freund war, der vormals hier mit dir lebte?

Grais. Ich muß euch ſagen, lieben Kinder, daß ich nie ſo ganz allein in dieſem Aufenthalte gelebt, ſondern immer noch einen Geſellſchafter gehabt habe, der die Annehmlichkeiten, aber auch die Beſchwerden dieſes ſtillen Lebens mit mir getheilt hat. Auch leben wir hier nicht ſo ganz entfernt von menſchlichem Umgange; ihr werdet gewiß bald Gelegenheit haben, einige meiner Freunde kennen zu lernen, die mir an Geſtalt, obgleich nicht am Alter, gleichen. Der ganze Strich Landes, von dem Berge den wir heute verlaſſen haben, bis weit hinauf an jene blauen Gebirge, die ihr in der Entfernung werdet bemerket haben, wird von Menſchen bewohnt, die dieſelbe eingezogene, ſtille Lebensart, wie ich, führen, und weiter in keiner ſonderlichen Verbindung mit andern Menſchen, als vielmehr unter ſich ſelbſt leben. Von Zeit zu Zeit, beſonders zweimal des Jahres, wenn die Olive blüht, und wenn ſie Früchte trägt, beſuchen wir einander: vorzüglich thun dies die jüngern Brüder, die noch bei guten Kräften ſind. Wir freuen uns dann, wenn wir geſund ſind, mit ihnen; finden ſie uns krank, ſo werden wir von ihnen verpflegt: oder finden ſie uns todt, ſo begraben ſie unſern Leichnam, und nehmen, wenn es ihnen gefällt, von unſern Wohnungen Beſitz. Kinder, ihr ſehet, daß die Oliven ſchon reif werden! Erwartet alſo einen baldigen Beſuch von guten Menſchen, die ſich gewiß über euch gar ſehr freuen werden. Da wir beide alt ſind, ſo entſchließt ſich vielleicht einer dieſer Freunde, bei uns zu bleiben, und das Geſchäfte eurer Erziehung und des Unterrichts mit uns zu theilen.

Lina. Aber, Vater, ſind ſie denn auch ſo gut wie du? und werden ſie uns auch ſo liebreich aufnehmen, wie du uns aufgenommen haſt?

Grais. Das könnt ihr euch gewiß verſprechen. Gute Kinder finden überall bei andern Menſchen eine gute Aufnahme; ſie werden geliebt, wenn ſie ſich gut und liebenswürdig betragen: und ich hoffe, ihr werdet dies immer thun.

Kinder. Ja, das wollen wir, guter Vater, gieb du uns nur ferner die Anweiſung, wie wir dies werden können, und erzähle uns fleißig vom lieben Gott, denn du ſageſt ja, daß wir eben dadurch immer beſſere Menſchen würden, je beſſer wir Gott kennen lernten.

Grais. Das werdet ihr gewiß, lieben Kinder, wenn ihr ſo, wie bisher, aufmerkſam auf den Unterricht ſeyd, den ich euch ertheile. Ihr werdet dann fromme, gute und glückliche Menſchen werden, und, wenn auch ich einſt nicht mehr bei euch bin, immer Beifall und Wohlgefallen auch bei andern Menſchen finden.

Gumal. Ach, Vater, wie würde es uns gehen, wenn du uns verließeſt! Ach! ich bin ſchon einmal ohne Vater geweſen; das zweitemal möchte ich es nicht ſeyn.

Lina (ſich ihm ſanft anſchmeichelnd). Guter Vater, verlaß du uns ja nicht. Ich und Gumal würden ſonſt wieder in der Irre herumlaufen müſſen, und fänden gewiß einen ſo guten Vater nicht wieder.

Grais. Kinder, das hängt nicht von mir ab, wie lange ich bei euch bleiben werde: ſondern von dem allmächtigen Gott, der die Kräfte meines Körpers, ſo lange es ihm gefällt, erhält. Er gab mir das Leben, und nimmt es auch einſt wieder von mir: ich habe nun ſchon eine geraume Zeit in der Welt gelebt, meine Kräfte nehmen allmählig ab, und wenn der gütige Gott mich nicht auch im Alter, durch ſeine Allmacht, die überall wirkſam iſt, unterſtützte, ſo wäre ich längſt nicht mehr.

Lina. Ach ſo will ich den lieben Gott bitten, daß er dich immerfort ſo unterſtützt.

Grais. Aber meint ihr denn Kinder, daß euch der liebe Gott nicht auch ohne mich erhalten könnte? Fehlt es ihm denn etwa an Macht, oder an Mitteln dazu? Bedarf er der Menſchen Hülfe, wenn er etwas thun will?

Gumal. Nein; du lehrteſt uns ja vorhin: Gott kann alles thun, was er will. Doch ſagteſt du auch dabei, er bediene ſich jetzt der Mittel und Dinge, die er erſchaffen hat, wenn er etwas thun will.

Grals. Ja, aber dieſer Mittel hat Gott gar viele. Statt eines Menſchen hat er viele Hunderte, durch die er das, was er will, kann thun laſſen. Er kann euch aus meinen wieder in andre Hände geben, wo ihr eben ſo, vielleicht noch beſſer, verpflegt werdet. Darum verlaſſet euch nur in eurem ganzen Leben auf den allmächtigen Gott, der ſey euch die feſteſte Stütze eurer Wohlfahrt; jede andre kann euch gar leicht hinſinken; Menſchen können euch auch nicht immer helfen: aber Gott kann es, und wird es thun, wenn ihr euch immer gut vor ihm betraget. Denkt daher immer, als rief' er auch euch zu: ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und ſey fromm.

Unter dieſen Geſprächen erreichten ſie das Ende des Baumgartens; hier hob ſich ein ſehr anmuthiger Hügel zu einer nicht gar zu ſteilen Höhe, an deſſen Seite ein kleiner Bach über helle Kieſel herabrieſelte und ſich unten in ein tiefes Becken ergoß, von da er ſich in mehrere kleine Kanäle vertheilte. Dies, ſagte der Grais, iſt der Fluß, der uns genöthigt hat, dieſe gewiß ſehr anmuthige Gegend zu verlaſſen.

Wie, ſagte Gumal, der kleine Bach, über den ich mit einem Sprung ſetzen kann?

Ja, erwiederte der Grais, dieſer Fluß ſchwillt bei Gewitterſtrömen oder bei dem kommenden Winterregen zu einem ſolchen Strom an, daß er oft dieſes ganze Thal überſchwemmt; oft hat er uns die Arbeiten eines ganzen Jahres mit einmal vernichtet, die Bäume, die wir gepflanzt hatten, mit ihren Wurzeln ausgeſpühlt, und unſre Gärten mit Sand und Kieſeln überſäet, ſo ſehr wir uns auch Mühe gaben, ſeiner Gewalt durch Dämme und Nebenableitungen Einhalt zu thun. Wenn du künftig, lieber Gumal, unter Menſchen kommen wirſt, die von ſolcher Gemüthsart ſind, daß ſie leicht können aufgebracht, und zum Zorn gereizt werden,

werden: ſo denke an dieſen Fluß, und wiſſe, daß kein beßres Mittel iſt, dich vor den Ausbrüchen ihrer Leidenſchaft zu ſichern, als ihnen auszuweichen, und dich ſo viel möglich von ihrem Umgange zu entfernen.

Jetzt beſtiegen ſie auf einem engen Pfade, der ſich ſtufenweis hinaufwand, den Hügel, der auf beiden Seiten mit Weingeländern verſehen war, die voller großer Trauben hiengen, welche ſchon anfiengen reif zu werden. Hier und da waren die unterſtützenden Pfähle eingeſunken, ſo daß ſie ſich mit Mühe zwiſchen den überhangenden Reben durcharbeiten mußten. Hier, Gumal, ſprach der Grais, kannſt du nachholen, was wir bei unſerm Alter mußten eingehen laſſen, und du Lina, wirſt bei der künftigen Weinerndte viel zu thun haben, dieſe Trauben einzutragen, ſie zum Theil zu trocknen, zum Theil zu einem erquickenden Getränke zuzubereiten, worüber dir unſer Pedro den beſten Unterricht geben wird.

Die Oberfläche dieſes rebenvollen Hügels war wieder durch ein kleines Thal getheilt, über welches ſie durch einen ſchmalen hölzernen Steg auf die andere Seite deſſelben giengen. Hier war alles dicht in einander gewachſen, hohe Bäume, deren Aeſte in einander verſchlungen waren, wurden von wilden Ranken umſchlängelt; kaum bemerkte man zwiſchen ihnen eine kleine Oeffnung, durch welche ſie in den dichteſten Buſch eindrangen, der nur wenige Lichtſtralen durchließ. Dies ſchaurige Dunkel, die auffallende Kühle befremdete die Kinder; ihr Anführer ermunterte ſie, daß ſie nicht erſchrecken möchten, wenn etwa ein Vogel oder ſonſt ein Thier aus dieſem einſamen Lager ſich jählings erheben ſollte; wilde, gefährliche Thiere, ſagte er, giebt es in dieſer Gegend nicht; ſind wenigſtens ſehr ſelten; erhebt nur einmal recht lebhaft eure Stimmen, und ſchreiet recht herzhaft in das Dickigt hinein.

Laut und ſtark erhob Gumal ſeine Stimme; aber Lina zitterte und drückte ſich hart an die Seite des Greiſes.

Da flatterte von allen Seiten eine Menge wildes Gevögel mit lautem Schreien auf, und das dadurch vermehrte Geräuſch ſchreckte die Nachtvögel und Füchſe und andere kleinere Thiere aus ihren Klüften, in die ſie ſich verborgen hatten, daß alles umher lebendig zu ſeyn ſchien.

Sie traten jetzt näher. Der Grais machte ſie auf eine alte ganz verfallene Hütte aufmerkſam, die vormals ſeine, jetzt aber die Wohnung der Eulen und anderer lichtſcheuer Vögel war, die ſich in dieſem dunkeln Aufenthalte ſehr wohl befanden. Die Thür zur Hütte war eingeſunken, an den Wänden war dichter Epheu eingeklammert, aus den Oeffnungen der Fenſter ragten lange blätterloſe Geſträuche hervor: das Dach war mit dicken Mooſe bewachſen: das Ganze gab einen traurigen wilden Anblick.

So iſts, ſprach der Grais, und wies mit ſeinem Stabe auf die morſche Hütte hin: ſo iſts mit den Werken menſchlicher Hände, wenn ſie nicht immer in Beſſerung erhalten werden. Dieſe Wohnung war vormals feſt, geräumig und ſchön. Sie gewährte uns Sicherheit gegen Wind und Wetter; eine doppelte Reihe von tief eingerammelten Pfählen unterſtützte das gut verwahrte Dach. Aber; was iſt ſie jetzt — ? So ſind alle, auch die größten Werke der Menſchen! Die Zeit zerſtört, zernichtet alles. Nach einiger Zeit wird man kaum noch bemerken können, daß hier vormals eine Hütte ſtand. Kinder, ich habe auf meinen

nen frühern Reiſen dergleichen Denkmäler von der Hinfälligkeit menſchlicher Kunſtwerke genug geſehen. Ich ſahe Palläſte, deren Errichtung viel tauſend Hände viele Jahre hindurch beſchäftiget hatte, die von den größten Königen ihrer Zeit bewohnt, und auf das prächtigſte ausgezieret waren: aber auch dieſe waren mit der Zeit eingeſunken, und hatten in ihrem Anſehen nichts vor dieſer verfallenen Hütte zum Voraus, als daß ſie nur in größern Ruinen oder Ueberbleibſeln von der Hinfälligkeit der menſchlichen Werke zeugten. — Betrachtet dagegen die Werke Gottes, und bemerket an ihrer Dauer, an ihrer bleibenden Vollkommenheit und Schönheit **die Größe der Allmacht ihres Schöpfers.** Sehet dieſe Sonne hat ſchon ſo viel Jahrtauſende hindurch am Himmel geſchienen, und hat noch nichts an Licht und Wärme verlohren. Dieſe Erde hat ſchon ſo viel Jahrtauſende hindurch beſtanden, iſt ſchon ſeit ſo langer Zeit von unzähligen lebenden Geſchöpfen bewohnt worden, und hat ſich noch immer in ihrer erſten Schönheit und jugendlichen Kraft erhalten; wird mit jedem Jahre verjüngt, gewährt uns täglich neue ſchöne Anſichten, und nimmt an Fruchtbarkeit mehr zu, als ab. Wie ſchön, meine Kinder, wie dauerhaft und vollkommen ſind die Werke des Herrn! Wie gewähren ſie dem, der ſie mit Aufmerkſamkeit betrachtet, immer neues Vergnügen. Wie mächtig iſt der Gott, der ſolche Kräfte in die Natur legte, durch welche ſie in allen ihren Theilen fortdauert und ihre Schönheit erhält.

Aber, lieben Kinder, würde dies wohl ſeyn, würde ſich dieſe Erde ſo in ihrer Schönheit fort erhalten, wenn ſich der liebe Gott weiter nicht um ſie und um ſeine Geſchöpfe bekümmerte.

Lina. Ich denke nicht, Vater! Da möchte es auch wohl mit dieſer Erde, wie hier mit deiner Hütte ſtehen.

Grais. Nicht wahr du ſiehſt den Grund wohl ein, warum dieſe Hütte ſo verfallen iſt?

Lina. Freilich; weil ihr ſie verlaſſen hattet, und euch nicht weiter um ſie bekümmertet.

Grais. Recht; wenn nun auch Gott ſich von ſeiner Schöpfung, von dieſer Erde entfernen wollte: ſo würde ſie auch zur Wüſtenei werden, und zuletzt gar zu Grunde gehen. Aber noch immer nimmt er ſich ſeiner Geſchöpfe an, und erbarmet ſich aller ſeiner Werke. Er erhält alles, was er erſchaffen hat, und ſorgt dafür, daß in ſeiner ganzen Schöpfung Ordnung und Wohlſtand herrſche.

Lina. Da hat der liebe Gott viel zu thun; welche Mühe und Arbeit koſtet es uns, um das kleine Stückchen Feld in Ordnung zu erhalten — und dieſe Erde iſt doch ſo erſtaunend groß, und der Werke Gottes darinne ſind ſo viel.

Grais. Uns koſtet das freilich Mühe; die Arbeit erſchöpft unſre Kräfte, und wir ermüden von langer Anſtrengung: aber ſo iſt es bei Gott nicht; der wird nicht müde und matt. So wie ich dir vorhin ſagte: daß alle Dinge durch ſeinen Willen entſtanden ſind, ſo werden ſie auch durch ſeinen Willen erhalten. Er will: und die Sonne geht auf und unter; er will: und die Erde wird erhellet; er will: und es vergehen und kommen wieder neue Geſchöpfe hervor. Das alles geſchieht nach gewiſſen Geſetzen, die Gott ſchon Anfangs in die Natur legte, und er ſorgt dafür, daß alles ſo in ſeinem Gange fortgeht, in ſeiner Ordnung erhalten wird. So machte zum Beiſpiel, Gott, gleich zu Anfange der Schöpfung dieſer Erde, dieſe Einrichtung, daß Tag und Nacht mit einander wechſeln, daß ſich die Jahreszeiten verändern, daß eine Zeit der Blüthe und der Reife der Gewächſe ſeyn, daß jede Pflanze Saamen tragen und die Thiere ſich durch die Zeugung vermehren ſollten: und ſo dauert ſeine Schöpfung noch bis auf den heutigen Tag fort. Die Blumen blühen auf, und wenn ſie verblüht haben, tragen ſie Saamen, den der Wind umherſtreut, wodurch wieder eine Menge von Pflanzen hervorgebracht wird, die hernach wieder blühen und ſich beſaamen. Der Baum treibt aus ſeiner Wurzel eine Menge junger Sprößlinge hervor, oder es fallen ſeine Früchte in die Erde, und der Kern, der in denſelben liegt, wächſt zum künftigen Baume auf, ſo daß aus einem Baume ein ganzer Wald werden kann. Dort ſteht ein Citronenwäldchen, welches ich aus den Kernen einer einzigen Frucht, die ich dahin legte, gezogen habe. Und, nicht wahr, ihr bemerkt es täglich in eurem Garten, wie ſich die Staudengewächſe und Pflanzen vermehren?

Lina. Ja wohl; wir werden ja gar nicht fertig, das Unkraut auszujäten, das ſich wider unſern Willen ſo ſehr vermehrt.

Grais. Würde dies aber wohl geſchehen können, wenn die Erde nicht die Kraft hätte, alles dies, was gleichſam in ihren Schooß gelegt wird, wieder hervorzutreiben und zu ernähren? Nimmt nicht alles von ihr ſeine Nahrung? Was zieht nicht ein einziger Baum mit ſeinen vielen Zweigen und Blättern täglich für Saft zu ſeiner Erhaltung durch die Wurzel an ſich! Woher kömmts, daß die Erde nicht längſt ſchon ausgezehrt iſt? Wer erſetzt den Abgang ihrer Kräfte? wer erhält ihre Fruchtbarkeit?

Lina. Das thut doch wohl auch der liebe Gott.

Grais. Ja wohl; wenn er die Kräfte der Natur nicht erhielte, ſo würde die Erde längſt ausgetrocknet ſeyn. Aber wie thut dies wohl Gott, daß er die Fruchtbarkeit der Erde erhält?

Gumal. Das merke ich wohl, Vater; er läßt regnen auf die Erde, und dann wieder die Sonne ſcheinen; er giebt des Morgens Thau, und des Abends Kühlung. Auch die Gewitter, wie du uns ſchon geſagt haſt, dienen zur Fruchtbarkeit der Erde.

Grais. So wirkſam iſt alſo Gott noch immer in ſeiner Schöpfung; ſo beweiſet er noch immer ſeine Allmacht. Wir ſind durch ihn entſtanden, und werden von ihm erhalten. Er giebt Regen und fruchtbare Zeiten vom Himmel. In ihm leben, weben und ſind wir.

Die Kinder ſahen ſich nun noch in der ſchönen Gegend um, genoſſen die Früchte, die ihnen die Bäume darboten, tranken aus der Quelle, und giengen gegen Abend,, an der Hand des Graiſes, wieder nach ihrer Wohnung zu. Hier hatte Pedro alle Anſtalten zu ihrem Empfange gemacht, bewirthete ſie mit einer wohlſchmeckenden Mahlzeit, und liess ſich von den Kindern wieder erzählen, was ſie geſehen und von ihrem Lehrer gehört hatten. Müde von der Reiſe, ſehnten ſie ſich diesmal früher nach ihrem Nachtlager, und legten ſich mit der frohen Ueberzeugung nieder, daß ſie ſich auch in der Nacht unter dem Schutze des Allmächtigen befänden.

Mit jedem Tage machte ſich Gumal mit der Gegend, welche er nun bewohnte, bekannter. Als ein muntrer Knabe, der von ſeiner Kindheit auf im Freien gelebt hatte, und frühe ſchon zur Jagd gewöhnt war, war es ihm in dem eingeſchränkten Kreiſe der einſiedleriſchen Wohnung zu enge; er erbat ſich daher bald die Erlaubniß des Graiſes, ſich in der Gegend umſehen zu dürfen, erhielt ſie auch von ihm, doch mit der Warnung, daß er ſich nicht zu weit entfernen, am wenigſten in der mittäglichen Gegend, die ſehr waldig war, verlaufen möchte. Zugleich machte ihm der Grais einige Merkzeichen bekannt, an Bergen und Bäumen, die hoch hervorragten, nach denen er ſich, im Fall er ſich verirrte, richten ſollte, und gab ihm ſonſt noch verſchiedene Vorſichtigkeitsregeln. Lina aber entfernte ſich nicht gern von den Alten, beſchäftigte ſich lieber mit ihrem Garten, mit der Heerde, und gieng dem Pedro bei ſeinen häuslichen Geſchäften an die Hand; ſie ſah es daher allemal ungern, wenn Gumal ſich mit Bogen und Pfeilen verſahe, um in der Gegend herumzuſtreifen, ob er gleich niemals zurückkehrte, ohne ihr einen ſchönen Vogel, oder eine neuentdeckte Pflanze, oder ſchöne Blumen und Früchte mitzubringen. Sie warnte ihn jedesmal ſo ängſtlich, daß er ſich nicht zu weit entfernen möchte; bat ihn oft ſo dringend, zu bleiben, und verrieth ſo merklich ihre Unzufriedenheit mit ſeinen Wanderungen, daß ſich Gumal oft heimlich fortſchlich, um ſich nicht durch ihre Bedenklichkeiten irre machen zu laſſen.

So hatte ſich auch einſt Gumal in der Frühe, als Lina noch ſchlief, auf den Weg gemacht. Doch Pedro und der Grais wußten es. Wie lange währte ihr der Morgen, ehe Gumal zurückkehrte! Er kam gewöhnlich früher zurück, ehe die Sonne ins Thal ſchien. Aber jetzt kam der Mittag, und Gumal war noch nicht da. Wie ängſtlich ſchlug da ihr Herz! Wie oft fragte ſie die Alten, wo nur Gumal bleibe? Wie oft lief ſie in der größten Sonnenhitze den Berg hinauf, ſah ſich nach allen Seiten um, ob ſie ihn von ferne erblicken möchte. Die Alten ſuchten ſie, ſo viel möglich, zu beruhigen, und ſagten ihr, daß er nun ſchwerlich vor Abend zurückkehren, ſondern die Hitze des Tages etwa in einem kühlen Wäldchen abwarten würde.

Die Sonne neigte ſich auch wirklich ſchon zum Untergange; die Luft ward kühler, die Schatten länger, und Gumal war noch nirgends zu ſehen. Müde des längern Harrens, warf ſich Lina unter einem Baume nieder und weinte.

Hier fand ſie der Grais. Du weinſt, Lina, daß dein Gumal noch nicht zurückgekehrt iſt? Nicht wahr, du ſehnſt dich nach ihm?

Lina. Ach mir iſt ſo bange um ihn, er möchte ſich verirrt haben und den Weg zu uns nicht wieder finden können.

Grais. Sollte ihn denn niemand wieder auf den rechten Weg leiten können?

Lina. Wer ſollte dies thun? Außer dir und Pedro iſt ja kein Menſch in dieſer Gegend.

Grais. Muß es denn auch eben ein Menſch ſeyn? Giebt es denn nicht ein höheres Weſen, welches ſich unſrer annimmt?

Lina. Du meinſt, Gott; nicht wahr? Aber ſollte denn Gott um ihn wiſſen, da er nicht hier iſt? Was kann ihm denn Gott helfen, da er ſich ſo weit entfernt hat?

Grais. Du meinſt alſo, wenn wir jemanden helfen wollten, ſo müßten wir nahe bei ihm ſeyn?

Lina. Allerdings. Denn da du entfernt von Gumal biſt, kannſt du ihm ja auch nicht helfen. Aber ſo iſt er von allen verlaſſen.

Grais. Was denkſt du aber von Gott? Wo iſt denn dieſer?

Lina. Der iſt bei uns, wie du mir oft geſagt haſt.

Grais. Meinſt du denn, blos an dieſem Orte hier, wo wir uns gegenwärtig aufhalten?

Lina. Doch wohl.

Grais. O da denkſt du dir, Lina, den lieben Gott noch zu eingeſchränkt, wenn du meinſt, er ſey nur an einem Orte anzutreffen. Nein, **Lina!** Gott iſt hier und überall! Ueberall, wir mögen ſeyn wo wir wollen, hier oder an einem andern Orte, in der fernſten Gegend, **überall iſt Gott gegenwärtig.**

Lina. Alſo auch in der Gegend, wo mein **Gumal** weilt?

Grais. Auch da. Du kannſt dir keinen Ort denken, wo Gott nicht wäre. Seine Gegenwart

wart erfüllet Himmel und Erde. Wir werden nicht etwa nur von ihm, wie von weitem, bemerkt: ſondern er iſt uns auch nahe, iſt uns an jedem Orte zugegen.

Lina. Ach, Vater, da ſchlägt mein Herz ſchon ruhiger. Da du mir ſagſt, daß Gott auch da iſt, wo Gumal ſich jetzt befindet. Aber, wenn er nun in einem dicken Walde oder in einer tiefen Höhle wäre?

Grais. So verborgen auch ſein Aufenthalt wäre, wo ſelbſt kein Lichtſtrahl der Sonne eindringen könnte: ſo wäre doch Gott um ihn. In der Höhe und in der Tiefe, in der Nähe und Ferne, im Himmel und auf der Erde, überall iſt Gott.

Lina. Aber, wenns nun dunkler würde, und wohl gar die Nacht einbräche?

Grais. So muß auch die Nacht Licht um ihn ſeyn. Denn bei Gott iſt keine Finſterniß; vor ihm iſt keine Nacht. Ihm iſt alles helle und offenbar. Auch entfernt ſich Gott dann nicht von uns, wenn wir uns etwa, wenn es Nacht wird, verbergen, um uns der Ruhe zu überlaſſen: er ſchläft und ſchlummert nicht. Nur wir, die wir einen Körper haben, ſind eben durch dieſen Körper eingeſchränkt, nehmen einen Ort ein und können nicht an mehrern Orten zugleich ſeyn. Wollen wir uns zu einem andern Orte hinbegeben, ſo müſſen wir unſern Körper in Bewegung ſetzen, und da dies doch immer mit einiger Anſtrengung geſchieht: ſo wird der Körper dadurch müde, und bedarf daher der Ruhe. Aber, weißt du noch, warum dies bei Gott nicht auch ſo iſt?

Lina. Ja; weil er ein Geiſt iſt, und keinen Körper hat.

Grais. Nun; dieſer allgegenwärtige Geiſt wird auch unſern Gumal unter ſeiner Aufſicht halten. Wurdet ihr doch von ihm auf eurem Wege durch jene furchtbare Wüſte geleitet; wie ſollte er euch nicht auch jetzt auf euren Wegen behüten?

Lina. Hah! ich ſehe dort in der Entfernung ſich etwas bewegen. Es iſt zwar nur wie ein Punkt: aber es kömmt doch näher. Wenns doch Gumal wäre! Siehe, jetzt iſts bei den Ulmen! Ja, ja, das iſt er!

Mit dieſen Worten ſprang ſie von der Seite des Greiſes fort, und ſchnell, als hätte ſie Flügel an den Füßen, eilte ſie das Thal hinunter, ihrem Gumal entgegen, der ſich freudig in ihre Arme warf. Ganz außer Athem kamen ſie zum Vater; der ermüdete Gumal warf ſich neben ihm auf den Raſen nieder, und bat um Verzeihung, wenn er ihm wegen des langen Außenbleibens Sorge ſollte gemacht haben.

Er erzählte darauf die Geſchichte ſeiner Verirrung.

Ich verfolgte, ſprach er, heute früh einen jungen Strausvogel, den ich dort auf der Höhe von ſeinem Lager aufgejagt hatte. Er lief in den nächſten Wald, wohin ich ihm in voller Begierde nachfolgte. Lange ſuchte ich ihn vergebens in dem Gebüſche auf: als ich etwas in der Entfernung flattern hörte. Ich drang tiefer in den Wald ein, kam dem Geräuſche näher, und bemerkte, ſtatt des Strausvogels einen Papagei, der ſich bald durch ſeine Stimme verrieth, von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum flog, und mich immer näher zu locken ſchien. Drei Pfeile hatte ich ſchon vergebens nach ihm verſchoſſen, und, ohne es gewahr zu werden, verlohr ich mich immer tiefer im Walde. Ich hörte hier den Geſang eines Vogels, den ich noch nie gehört hatte. Die Neugierde trieb mich, zu wiſſen, was dies für ein Sänger ſey? und dies führte mich wieder tiefer in den Wald; mir fiel es gar nicht ein, daß ich mich hier verirren könnte: ich gieng recht unbeſorgt bald hier bald dahin; ſuchte bald hier bald dort einen Vogel zu erreichen, bis ich, der vergeblichen Jagd müde, mich wieder zurückzuziehen gedachte. Nun bemerkte ich erſt, daß ich mich verirrt hatte. Das Andenken an unſre ehemalige Flucht ſtieg lebhaft in mir auf. Ich dachte an dich, Lina, wie du in jenem furchtbaren Walde an meiner Hand zitterteſt, und der Gedanke: wenn du dich wieder aufs neue verirrteſt, machte, daß ich zitterte. In der Angſt lief ich, ohne zu wiſſen wohin; und ich glaube, daß ich durch meine Aengſtlichkeit mich noch mehr verirrte. Jedes lichte Plätzchen lockte mich an ſich, und wenn ichs erreichte, war ich wieder rings um von Bäumen eingeſchloſſen. Die Sonne mochte ſchon hoch am Himmel ſeyn, als ich hungrig und müde bei einem Maulbeerbaume Er-

quikquickung und Ruhe fand. Hier ſammlete ich meine Gedanken: und hier fiel mir ein, was du mir, Vater, vom lieben Gott geſagt hatteſt, daß er ſich noch immer aller ſeiner Geſchöpfe, und beſonders des Menſchen, annehme, wobei du uns ermahnteſt, wir ſollten nur immer getroſt ſeyn, und bei allen unſern Verlegenheiten, in die wir gerathen möchten, auf dieſen guten Gott vertrauen, daß er uns aus denſelben führen werde: das machte mich ruhiger; nun, dachte ich, der liebe Gott wird auch mich wieder den Ausgang aus dieſem Walde finden laſſen. Bei ruhigem Herzen konnte ich auch nun beſſer überlegen, auf welche Seite des Waldes ich mich zu wenden hätte, um wieder zu euch zu kommen. Ich erinnerte mich, daß ich am Morgen den Wind mir entgegen gehabt hatte: ich ſahe alſo nach den Wipfeln der Bäume, von welcher Seite ſie der Wind bewegte, gieng nun dem Winde nach, und fand mich nach einiger Zeit glücklich aus dem Walde, aber in einer unbekannten Gegend. Ich gieng immer in gleicher Richtung fort. Ein kleiner Bach, der ſeitwärts floß, deſſen Waſſer mich gar ſehr erquickte, war mir ein neues Merkmal, daß, wenn ich nun an dem Bache hinaufgienge, ich zu unſerm höherliegenden Aufenthalte kommen müßte, und bald entdeckte ich von weitem das Ulmenwäldchen, von dem mir hernach meine gute Lina auf halben Wege entgegen kam. Aber du gutes Mädchen haſt wohl viel Angſt um meinetwillen gehabt?

Lina. Das kannſt du denken; ja ich würde noch mehr empfunden haben, wenn mich nicht unſer guter Vater belehrt hätte, daß der liebe Gott überall und auch bei dir ſey, und dich gewiß wieder auf den rechten Weg leiten würde.

Greis. Kinder, macht alſo immer eine ſolche gute Anwendung von dem Unterrichte, den ich euch ertheile. Dieſe Ueberzeugung von dem Daſeyn eines Gottes, der allmächtig und überall gegenwärtig iſt, wird euch vor aller Kleinmuth und Verzagtheit ſchützen, euch auch bei Gefahren muthig und getroſt machen. Aber ihr müßt auch durch dieſe Erkenntniß gut zu werden ſuchen, und euer Verhalten immer ſo einrichten, daß ihr den Gott, der euch überall ſieht und bemerkt, wohlgefallen möget.

Lina. Der liebe Gott ſieht alſo alles was wir thun?

Grais. Ja, eben weil er dir überall nahe, überall um dich iſt und du dich nirgends vor ihm verbergen und verheimlichen kannſt. Ja, lieben Kinder, er bemerkt nicht nur eure äuſſerlichen Handlungen, ſondern er weiß ſo gar was in euch, in eurer Seele vorgeht, was ihr denket, was ihr thun oder reden wollt, noch ehe ihrs thut oder durch Worte zu erkennen gebt. Das heißt: er kennt und verſteht euer Herz, eure geheimſten Gedanken und Geſinnungen.

Gumal. So dürfen wir alſo nicht einmal böſes denken, geſchweige denn thun: da Gott alles ſieht und weiß.

Lina. Vater, das iſt mir lieb, daß Gott alles weiß; ſo weiß er auch gewiß, daß ich ihn liebe, ob ichs ihm gleich nicht ſagen, und zu erkennen geben kann.

Grais. Ja auch die verborgenen guten Geſinnungen unſrer Seele, auch dein gutes Herz wird von ihm mit Wohlgefallen bemerkt: lebe alſo immer ſo, daß du dich der Wahrheit freuen kannſt, daß Gott allwiſſend iſt, und du nie

Urſa-

Urſache habeſt, bei dieſen Gedanken zu erſchrecken. Denke daher oft bei dir: du allwiſſender Gott erforſcheſt und kenneſt mich; ich ſitze oder ſtehe auf, ſo weißt du es; ich gehe oder liege, ſo biſt du um mich und ſiehſt alle meine Wege. Es iſt kein Wort auf meiner Zunge, darum du nicht wüßteſt; du weißt um alles was ich jetzt oder künftig thue; alles geſchieht in deiner Gegenwart und Aufſicht. Gieb, daß ich immer gut und fromm vor deinen Augen wandeln möge.

An keinem Tage fehlte es den Kindern an angenehmen und nützlichen Beſchäftigungen; ihre Gärten, ihre Heerden erhielten ſie immer in Thätigkeit. Bald war hier eine Hütte oder Verzäunung auszubeſſern, bald wurde dort eine neue Anlage gemacht, und der Boden zu neuen Pflanzen oder Blumen umgearbeitet. Lina hatte beſonders mit Pedro die häuslichen Geſchäfte übernommen; ihre Aemſigkeit verſchaffte dem guten Alten große Erleichterung; ja ſie übertraf bald, in Bereitung und Zurichtung der Speiſen, ihren Lehrmeiſter.

Nunmehr trat aber die Zeit ein, wo ſich die Geſchäfte noch weit mehr häuften, und die vereinigten Kräfte und Hände dieſer kleinen Geſellſchaft nicht hinreichten, auch bei dem anhaltendſten Fleiße, alle die Früchte einzuſammlen, die jetzt in Gärten und an den Bäumen reiften. Jetzt wurde der Waizen und Reis eingeerndtet und in das dazu beſtimmte Vorrathshaus eingetragen; dann die Hülſenfrüchte, die ihnen künftig zu ihrer Nahrung dienen ſollten. Dann kam es an die Baumfrüchte, wo immer eine Art von Obſt die andere an Geſchmack und Schönheit übertraf. Wie wurde ihnen die Mühe des Einſammlens ſo angenehm, theils da ihnen dieſe Früchte ſelbſt die ſüßeſte Erquickung verſchafften, theils ihnen Gelegenheit gaben, die Güte ihres guten Gottes zu erkennen, auf welche ſie der Grais immer aufmerkſam machte. Wenn ſie von der Sonnenhitze ermattet ſich in eine Laube begaben, um vom Einſammlen auszuruhen, wie erquickte ſie dann der Genuß der friſchen Melonen, Pomeranzen und Feigen, oder der ſaftigen Pflaumen, oder der gewürzreichen Aepfel. Wie dankbar ſahen ſie dann zu dem milden Geber im Himmel auf, der ihnen dieſe Erfriſchung und Freuden ſchenkte.

Selbſt ihre Erholungsſtunden brachten ſie nicht unthätig zu. Da lehrten die Graiſe die Kinder die Kunſt, verſchiedene Arten dieſer Früchte, und beſonders die Pflaumen, zu trocknen und zum ſpätern Genuß aufzubewahren. Eine Beſchäftigung, die ſich beſonders **Lina**, die den Nutzen davon für ihre Haushaltung gar wohl einſahe, ſehr angelegen ſeyn ließ.

Noch mehrere, aber noch angenehmere Beſchäftigungen gab ihnen beſonders der Weinſtock, deſſen vorzügliche Fruchtbarkeit ihnen alle Hände voll zu thun verſchaffte, um ſeine reifen großen Trauben abzuleſen. Auch dieſe kleine Geſellſchaft ſchien es ſchon beim Einſammlen dieſer Früchte zu empfinden, daß Gott den Weinſtock vorzüglich zur Freude und Erquickung des Menſchen geſchaffen habe. Früher als die Sonne aufgieng, waren ſchon die Kinder mit ihren Körben am Traubengeländer, füllten dieſelben wetteifernd, und hüpften vergnügt, mit Weinlaub umkränzt, den ſpäter kommenden Alten entgegen, die ſie mit heiterm Angeſichte begrüßten. Ein Theil der eingeſammſammleten Trauben wurde an der Luft getrocknet: ein noch größerer Theil aber ausgepreßt, in beſondern dazu beſtimmten Gefäßen in einer kühlen Grotte niedergelegt, und ſo zum edelſten Getränke bereitet. Wie oft rief Sumal, beim vollen Moſtbecher, ſeiner Lina zu: Das muß ein gütiges Weſen ſeyn, welches die Trauben zu einem ſo ſüßen Getränke ſchuf.

Aber erſt beim Anblick der reifenden Olive ward die Erwartung der Kinder noch höher geſpannt; denn um dieſe Zeit, ſo hatte ihnen der Gräis geſagt, würden ſie Beſuch von einigen entfernten Freunden erhalten. In der Erwartung, daß dieſe auch ſo gute Menſchen ſeyn würden, wie ſie ſchon an dieſem Graiſe gefunden hatten, giengen ſie alle Morgen auf die Anhöhe, und ſahen nach der Gegend hin, von der ſie, nach der Anzeige des Graiſes, kommen würden. Wie groß war ihre Freude, als ſie einmal ein Paar Menſchen in der Entfernung ſahen, die gerade auf ihre Wohnung zukamen. Eiligſt liefen ſie mit dieſer frohen Botſchaft zurück: Sie kommen — ſie kommen! riefen ſie den Graiſen zu, und zitterten vor Freude. Dieſe machten ſich ſogleich auf den Weg,

ihre

ihre Gäſte zu empfangen. Es war ein rührender Anblick, wie ſie einander im Thale empfiengen, umarmten, mit Thränen der Freude im Auge hinauf zum Himmel blickten und Gott dankten, daß ſie einander noch geſund fänden.

Der Anblick der beiden Kinder zog ſogleich die Aufmerkſamkeit der Fremden auf ſich; **Gumal** und **Lina** näherten ſich ihnen ehrerbietig und küßten ihre Hände. Der Grais erzählte ihnen in wenigen Worten die Geſchichte, wie er zu dieſen Kindern gekommen ſey; gab ihnen das verdiente Lob wegen ihres bisherigen Verhaltens, und empfahl ſie ihrer Liebe. Die beiden Fremden waren über den Anblick dieſer Kleinen voller Vergnügen, beſonders der jüngere von ihnen, der ſie in ſeine Arme ſchloß und mit dem Ausdruck der zärtlichſten Liebe an ſeine Bruſt drückte.

Nachdem ſie in der Hütte eine Zeitlang geruht und einige Erfriſchungen zu ſich genommen hatten, öffneten ſie ihre Reiſebündel, und beſchenkten den Grais mit einigen Stücken wollnen und leinenen Zeuchen zur Kleidung; zugleich brachten ſie einen kleinen Sack Pulver mit, und einige andere Sachen, die der Grais bei ihrem vorigen Beſuche bei ihnen beſtellt hatte. Denn gewöhnlich verſorgten dieſe guten Leute einander mit den nothwendigſten Bedürfniſſen, und hatten unter ſich eine Art von Handel durch den Tauſch eingeführt. Sie beſuchten einander nie mit leeren Händen, reiſten aber auch nie unbeſchenkt zurück. „Nun, ſprachen ſie zum Graiſe, da ſich deine Familie ſo vermehrt hat, werden wir künftig auch beſſer für deine Bedürfniſſe ſorgen."

„Möchtet ihr lieber, meine Brüder, verſetzte der Grais, euch entſchließen, an meine Stelle zu treten, oder das Geſchäft der Erziehung dieſer Kinder mit mir zu theilen."

„Das könnte wohl geſchehen, verſetzte der jüngere von den Fremden: ſo ungern ich mich auch von der Seite dieſes Bruders trennen würde: ſo möchte ich doch, wenn es mir von unſern Vorgeſetzten erlaubt wird, bei dir verweilen, und das ſo angenehme Geſchäft der Erziehung dieſer Lieben mit Euch beſorgen."

Die Erlaubniß dazu wirſt du leicht erhalten, ſagte der andere. Ich werde ſie dir bald auswirken; du haſt ja ſo ſchon ehemals unſerm Bruder bei dem Unterrichte ſeines **Pedro** beigeſtanden und dich mit ſeiner Sprache bekannt gemacht; um deſto leichter wird dir dies Geſchäft bei dieſen Kindern werden.“

Pedro vereinigte jetzt ſeine Bitten mit dem Geſuche des Graiſes; Thränen floſſen ihm dabei über die Wangen; denn er erinnerte ſich der ſeligen Stunden, die er vormals ſchon im Umgange mit demſelben genoſſen hatte, und äußerte den Gedanken: du haſt mich anfangs mit zur Erkenntniß Gottes und meines Erlöſers gebracht, werde nun auch Zeuge meines Glaubens im Tode, und ſtehe mir bei dieſem letzten feierlichen Auftritte meines irdiſchen Lebens bei.“

Antonio (ſo hieß der Name dieſes Mannes), bot ihm freundlich die Hand. In ſeinem Auge und herzlichem Händedruck lag die deutliche Erklärung, wie gern er dies thue. Schon ſchmiegten ſich die beiden Kinder noch traulicher an ihn; ſie hatten ihn ſchon beim erſten Anblick liebgewonnen. Ein heiteres angenehmes Weſen war in ſeinem Geſichte verbreitet; die Züge ſeines Mundes, auch wenn er nicht redete, verkündigten Liebe und Wohlwollen; er war von mittelmäßiger Größe; aber von einem ſtarken, feſten

Körper, dem es nicht an Kraft auch zu den beſchwerlichſten Arbeiten fehlte.

Wie angenehm floſſen die Tage während dieſes Beſuchs dahin? angenehm für die Alten, die ſich oft im Stillen mit Erinnerungen an die durchlebten Jahre, mit angenehmen Erwartungen für die Zukunft, und würdigen Betrachtungen unterhielten; aber auch vorzüglich angenehm für die Kinder, die zuweilen an dieſen Unterredungen Theil nahmen, und jetzt ſo viel Gelegenheit fanden, ſich dienſtfertig gegen dieſe ehrwürdigen Freunde zu bezeigen; denn zu den angenehmſten Empfindungen eines guten Herzens gehört immer auch dieſe, wenn man ſich denen, die man liebt, gefällig machen, und ihnen angenehme Dienſte erweiſen kann. Ein vierwöchentlicher Aufenthalt dieſer lieben Gäſte hatte die Kinder ſo ſehr an ihren Umgang gewöhnt, daß es ein ſehr trauriger Tag für ſie war, als ſich dieſe wieder zur Heimreiſe anſchickten: der rührende Abſchied würde für ſie noch trauriger geweſen ſeyn, hätte nicht Antonio ihnen dabei den Troſt gelaſſen: Kinder, wir ſehn uns bald wieder!

An dieſem Tage waren die Kinder zu keinem Geſchäfte recht aufgelegt; ihre Gartenarbeiten giengen ihnen gar nicht von der Hand; der Geſang der Vögel heiterte ſie nicht auf; ihre Schaafe ſpielten unbemerkt vor ihnen im Graſe; ſie giengen in die Hütte und fanden ſie ſo geräumig und leer; ſie redeten am liebſten von Antonio und ſeinem Gefährten, und empfanden ein ſehnliches Verlangen, daß er doch ja bald zurückkehren möchte. Der Grais, der dies bemerkte, ſuchte ihnen bei dieſer Gelegenheit das Glück des Lebens, welches der Menſch im Umgange mit andern findet, recht lebhaft zu zeigen, gab ihnen einige Winke, daß auch ſie nicht dazu beſtimmt wären, immer in dieſer Einöde, ſondern unter Menſchen zu leben, und daß vielleicht bald der Zeitpunkt kommen könnte, wo ſie in eine größere Geſellſchaft von Menſchen kommen würden; daß ſeine Abſicht ſey, ſie jetzt zu dieſem Eintritt in die menſchliche Geſellſchaft vorzubereiten, und ſie zu lehren, wie ſie auch dann ein weiſes, zufriednes und glückliches Leben führen könnten.

So angenehm euch aber, ſetzte er hinzu, der Umgang mit dieſen Fremden war, ſo lernt auch bei ihrem Abſchiede das Unangenehme der Trennung von ihnen ertragen. Erinnert euch oft, daß wir hier nicht immer beiſammen leben können, daß bald der, bald jener unſerer Freunde durch den Tod von uns getrennt wird. Aber, wenn ihr erſt von den gütigen Abſichten Gottes gegen die Menſchen noch beſſer werdet unterrichtet ſeyn; ſo werdet ihr dann auch bei dieſer Trennung einander, wie vorhin Antonio bei ſeinem Abſchiede that, zurufen: wir ſehen uns wieder!

Antonio hielt Wort; denn nach Verlauf weniger Wochen, kam er mit einem ſchweren Bündel beladen den Weg vom Gebürge hergegangen, und eilte den offnen Armen der Kinder entgegen, die ihn mit einem Freudengeſchrei bewillkommten. Sie nahmen ihm die ſchwere Bürde vom Rücken, und begleiteten ihn freudig zur Hütte, wo der Greis und Pedro ihn erwarteten.

Im Reiſebündel des Antonio war ſeine ganze Habſeligkeit; außer einigen Kleidungsſtükken und Lebensmitteln, beſtand dieſelbe größtentheils in ſeinen Werkzeugen, Meſſern, Bohrern, Meiſeln u. dergl. Denn Antonio beſchäftigte ſich gern mit Handarbeiten, und beſaß vorzügliche Geſchicklichkeit in Verfertigung verſchiedener Kunſtwerke aus Holz und Metall.

Gleich in den erſten Tagen ſchlug er ſchon ſeine Werkſtatt in der geräumigen Winterwohnung des Graiſes auf; und wider ſein Erwarten fand er auch ſchon hier manche ihm noch fehlende Werkzeuge, die der Grais in frühern Jahren zu ähnlichen Beſchäftigungen gebraucht hatte. Das war eine Luſt für die Kinder, ihm bei dieſen Arbeiten an die Hand zu geben. Sogleich wurde an einer Schnitzbank gezimmert: ſodann eine Drechſelbank angelegt, und nicht lange darauf ſogar eine kleine Schmiedeeſſe. Die Arbeit dabei gieng friſch von der Hand; Antonio war ganze Nächte hindurch, wo es am kühlſten war, bis zum Morgen geſchäftig, und die Kinder vergaßen Schlaf und Spazierengehen über der Arbeit, die ſie mit möglichſten Kräften fördern halfen. Die anhaltende Arbeit war um deſto nöthiger, weil Antonio ſie noch zuvor beendigen wollte, ehe die Witterung ſie unterbrach.

Kaum war ſie zu Stande, als dieſe Naturveränderung vor ſich gieng, die für die daſige Gegend Winter heißt; die aber bloß darinne beſteht, daß die Luft mit mehr Dünſten erfüllt, der Himmel durch den Südwind mit Wolken überzogen wird, die ſich in anhaltendem Regen über den Erdboden ergießen, und die Nächte etwas ſchaurig machen. Dies iſt die Zeit der Ruhe für die Bewohner jener Länder, wo die Wilden von ihrer Jagd feiern, und ſich dem trägen Schlaf überlaſſen, welche aber unſre kleine Geſellſchaft beſſer zu benutzen wußte. Hier verſammlete ſie ſich in der ſchon erwähnten Winterwohnung, wohin ſie zuvor hinreichende Nahrungsmittel geſchafft hatten: hier fehlte es ihnen nicht an mannichfaltigen Gegenſtänden der Unterhaltung, die ihnen die Naturalien- und Kunſtkammer des Graiſes darbot; eben ſo wenig an nüzlichen Beſchäftigungen, denn während dieſer Zeit wurden gewöhnlich die beſchädigten Geräthſchaften ausgebeſſert,

beſſert, und die Stelle der untauglich gewordenen Körbe, Wannen u. dergl. durch neuverfertigte erſetzt; eine Arbeit, die jetzt noch weit leichter von ſtatten gieng, weil Antonio nicht nur ein raſcher, ſondern zugleich künſtlicher Arbeiter war, der ſeine Kunſt wohl verſtand, und ſich durch geſchickte Handgriffe und Vortheile die Arbeit zu erleichtern wußte. Beſonders lehrte er die Lina das Flechten mit Baſt, worinne er viel Geſchicklichkeit beſaß, und ſeine kleine gelehrige Schülerin, die dieſe Kunſt ſehr bald begriff, verfertigte in kurzer Zeit die artigſten Hüte und Decken, durch welche ſie ſich im kommenden Sommer vor den Sonnenſtralen ſchützen konnte. Gumal aber fand vorzügliches Vergnügen am Drechſeln. Wie freute es ihn, daß er jetzt, durch Hülfe der Drechſelbank und der dazu gehörigen Werkzeuge, ſo leicht in Holz arbeiten und Sachen verfertigen konnte, die ihm ſonſt ſo viele Arbeit gemacht und nie ſo gut gelungen waren.

Mit aufmerkſamen Blick betrachtete er beſonders die Arbeiten ſeines Lehrers Antonio; ſahe, wie derſelbe bei zuſammengeſetzten Arbeiten alles ſo genau abmaß, und ſo fein zuſammenfügte, wie jedes einzelne Stück zum Ganzen paßte. Einmal verfertigte Antonio einen kleinen Wagen; welch eine Freude war dies für die Kinder, und welches Vergnügen verſprachen ſie ſich, wenn ſie künftig durch Hülfe deſſelben, die Sachen, die ſie bisher auf dem Rücken tragen mußten, leichter fortbringen könnten. Faſt mit jeder Woche wurde ein und das andre nützliche Geräthe verfertigt, und nebenher auch wohl manches Spielwerk zum Vergnügen der Kinder.

Außer dieſen Handarbeiten wurden die Kinder noch mit andern vorzüglichen Beſchäftigungen unterhalten. Auch ihr Verſtand wurde dabey nicht vergeſſen, ſondern durch den Unterricht des Graiſes und ſeines Freundes Antonio immer mehr ausgebildet; ja dieſe machten ſogar den Verſuch, ihnen den erſten Unterricht in der Buchſtabenſchrift zu ertheilen, um ſie künftig leſen und ſchreiben zu lehren. So mühſam auch dies Geſchäft anfangs war: ſo wurde es doch durch fortgeſetzten Fleiß immer leichter, und die Lernbegierde der Kinder nahm mit jedem Fortſchritte in dieſer Art der Erkenntniß zu.

Einſt bezeigte Gumal ſeine Bewunderung über die vielen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten ihrer Lehrer, und unvermerkt kam das Geſpräch dahin, welch einen großen Vorzug der Menſch dadurch vor allen andern lebendigen Bewohnern dieſer Erde habe: daß er ſo vielerlei nützliche Arbeiten verrichten könnte. Die Graiſe erzählten dabei vieles von den großen und künſtlichen Werken, welche diejenigen Menſchen, die in größern Geſellſchaften lebten, verrichteten; von Künſten und Wiſſenſchaften, die unter ihnen getrieben und zu immer mehr Vollkommenheit gebracht würden. Antonio warf dabei die Frage auf:

Woher mag es wohl kommen, daß der Menſch an Geſchicklichkeit alle andere Thiere übertrifft?

Lina. Vielleicht, weil er größer iſt, als ſie?

Antonio. Du irreſt, Lina, es giebt Thiere, die an Größe den Menſchen weit übertreffen, aber doch an Geſchicklichkeit weit nachſtehen. Die körperliche Größe trägt wenig dazu bei, die kleinern Thiere ſelbſt übertreffen oft die größern an Verſchlagenheit, an gewiſſen ihnen eigenthümlichen Geſchicklichkeiten. Der Biber iſt kein ſo gar großes Thier, und verſteht die Kunſt, Dämme zu bauen und ſich eine künſtliche Wohnung zu bereiten, wovon die weit größern Thiere nichts verſtehen. Die Biene, ſo klein ſie iſt, baut ihre Wohnung ſo niedlich, und legt ſich ſo künſtliche Verrathskammern an. Die kleine Spinne webt ihr Neſt ſo fein; der kleinſte Vogel baut ſein Neſtchen am künſtlichſten.

Lina. Aber nicht wahr? unſre Hände machen uns zu noch künſtlichern Arbeiten geſchickt?

Antonio. Ja, Lina; ohne dieſe Hände würden wir wenig thun können. Sie ſind die Werkzeuge, durch die wir unſre Arbeiten verrichten, und dieſe Gelenkheit und Feinheit unſrer Finger macht uns zu den künſtlichſten Verrichtungen geſchickt. Aber betrachte den Affen; er hat auch Hände und Finger, die den unſrigen ganz ähnlich ſind. Haſt du aber je eine Arbeit von ſeinen Händen geſehen, die du als künſtlich bewundern könnteſt. Iſt er im Stande, ein ſolch Körbchen oder Hütchen zu flechten, wie du? Er ahmt zwar manche unſrer Arbeiten nach, aber wie ungeſchickt. Unter ſeinen Fingern wird der Baſt, den du ſo künſtlich zuſammenzufügen weißt, zu einem verworrenen Gewebe. Die Hände allein, ſo wichtige und unentbehrliche Werkzeuge ſie uns bei unſern Arbeiten ſind, geben uns noch nicht den Vorzug der Geſchicklichkeit. Was thuſt du, **Lina**, wenn du Willens biſt, etwas zu unternehmen? z. B. wenn du ein Körbchen von einer neuen Art flechten willſt; denn du wechſelſt ja gern bei deinen Arbeiten und willſt ſie immer verändern und verbeſſern.

Lina. Ja, da überlege ich zuvor, wie ich das wohl machen möchte, und denke mirs, wie es wohl noch artiger werden könnte.

Anton. Iſt dies Ueberlegen, dies Denken auch eine Beſchäftigung deiner Hände und Finger?

Lina. Nein; das thue ich mit dem Verſtande. Ja, ja; nun erinnere ich mich, was uns der Vater geſagt hat, daß wir in unſerm Körper eine Seele haben, die in uns denkt, überlegt und urtheilt; und darinn beſteht gewiß unſer Vorzug vor den Thieren?

Anton. Recht; der Verſtand des Menſchen erhebt ihn über alle andere thieriſche Geſchöpfe; macht, daß er ſie ſo weit an Geſchicklichkeit und Einſichten übertrifft; ja, daß er ſogar Herr über ſie iſt, und ſich ihrer zu ſeinem Vortheil zu bedienen weiß. Durch unſern Verſtand erkennen wir die Dinge, die um uns ſind, wozu ſie gut ſind, und wie wir ſie am beſten anwenden können; und je mehr wir dieſe Kraft unſrer Seele anwenden und gebrauchen, um deſto mehr Geſchicklichkeit verſchaffen wir uns, und befinden uns im Stande, alles wohl einzurichten. Zum Beiſpiel: Gumal, nicht wahr, du kennſt jetzt die mehreſten Werkzeuge, die hier auf unſrer Drechſelbank liegen, und weißt, wozu ſie gebraucht werden? Das würde ich dich nicht haben lehren können, wenn du nicht durch deine Seele das Vermögen gehabt hätteſt, Dinge zu erkennen und zu unterſcheiden. Du haſt dies alſo mit deinem Verſtande gefaßt: aber nun, drehe mir einmal einen Zapfen, der gerade in die Oeffnung dieſes Gefäßes einpaſſet.

Sumal ſuchte ein dazu ſchickliches Stückchen Holz, ſpannte es auf, und wählte unter mehrern Werkzeugen den Meiſel.

Anton. Warum nimmſt du nicht den Bohrer? Warum ſtatt dieſes kleinen Stück Holzes nicht jenes weit größere?

Sumal. Wozu ein größeres, da ſchon dies kleinere dazu hinreicht? und was ſollte ich mit dem Bohrer thun? Ich muß ja den Zapfen abdrehen, und dazu dient mir der Meiſel.

Anton. Nun ſiehe, das heißt eine Sache verſtehen, wenn ich weiß, wozu ſie da iſt und ſie gehörig gebrauche; und wenn ich auch allemal die rechten und ſchicklichſten Mittel dazu wähle, wenn ich etwas thun will, ſo handle ich *verſtändig und weiſe*.

Grais. Was heißt alſo weiſe ſeyn, *Lina*?

Lina. Eine Sache wohl verſtehen, und die rechten und ſchicklichſten Mittel anwenden, wenn man etwas thun will.

Grais. Nun, Kinder, wer gab denn eurer Seele den Verſtand, dies Vermögen, zu erkennen, zu urtheilen, und das Beſte zu erwählen? Wer ſetzte euch in den Stand, weiſe zu werden?

Gumal. Wer anders, als der liebe Gott, von dem wir alles empfangen haben.

Grais. Was gab Gott eurer Seele für ein Vermögen, für einen wichtigen Vorzug?

Gumal. Den Verſtand.

Grais. Was ich andern gebe, muß ich ja auch wohl ſelbſt beſitzen. Was erwartet ihr alſo von Gott, der dem Menſchen Verſtand, oder eine vernünftige Seele gab?

Gumal. Daß Gott ſelbſt höchſt verſtändig ſeyn müſſe.

Grais. Warum ſagſt du höchſt verſtändig?

Gumal. Ja, als Schöpfer muß er ja wohl ſein Geſchöpf weit übertreffen. Und da der Menſch verſtändig iſt, ſo muß es Gott weit mehr ſeyn: denn Gott iſt ja höchſt vollkommen.

Grais. Wir können wohl mit unſerm Verſtande nicht alles erkennen und einſehen?

Gumal. Ich glaube nicht; ich wenigſtens verſtehe noch vieles nicht; und du, Vater, ſagſt oft ſelbſt, daß dir vieles verborgen ſey.

Grais. Iſt das wohl auch ſo bei Gott?

Gumal. Das kann nicht ſeyn. Er weiß und verſteht gewiß alles.

Grais. Wir kennen und verſtehen manches nicht, weil es uns zu entfernt iſt, als daß wir es mit unſern Sinnen und Verſtande erreichen könnten.

Gumal. Ja; aber Gott iſt überall gegenwärtig; ihm iſt nichts entfernt, er erkennt alles.

Grais. Und da er noch dazu alles, was da iſt, ſelbſt gemacht hat: ſo ſind ihm auch alle ſeine Werke von jeher bekannt; und ſollte Gott nicht auch wiſſen, wozu ſie gut ſind?

Gumal. Allerdings; eben weil er ſie gemacht hat, ſo kennt er ſie auch vollkommen.

Grais. So erkennet ja Gott auch wohl, wenn er etwas thun will, was das Beſte iſt, und weiß die beſten Mittel es auszuführen?

Gumal. Das glaube ich gewiß.

Grais. Ja, Kinder, **Gott iſt das allerweiſeſte und verſtändigſte Weſen.** Sein Verſtand iſt unendlich und ſeine Weisheit unerforſchlich. Bemerket dieſe Weisheit in allem was Gott gemacht hat, und was er noch jetzt thut. Ihr werdet dies bei aufmerkſamer Betrachtung ſeiner Werke immer mehr und deutlicher erkennen: und dies wird euch eine Quelle der edelſten Vergnügungen werden, in allem, was ihr ſehet, die Weisheit Gottes zu erkennen und zu bewundern. Jede Pflanze, jede Blume, jedes Geſchöpf wird euch um deſto ſchöner vorkommen, wenn ihr es mit Verſtand betrachtet, und Gottes Weisheit darinne, wie in einem Spiegel ſehet. Ihr ſelbſt werdet durch dieſe Beſchäftigungen immer verſtändiger und weiſer werden, würdig, dieſe ſchöne Erde zu bewohnen, die Gottes Weisheit ausgezieret hat; ja, ihr werdet dadurch Gott ähnlicher werden, der eure Seele zur Weisheit bildete; euch den großen Vorzug des Verſtandes verlieh, ihn zu erkennen, und die Größe ſeiner Weisheit zu bewundern.

Nun blieb es lange Zeit eine der angenehmſten Unterhaltungen, beſonders des **Antonio** mit den Kindern, ihnen die Weisheit Gottes in der vortreflichen Einrichtung der Dinge bemerkbar zu machen. Unzählige Gegenſtände boten ſich da ihrer Betrachtung dar, und des Fragens der wißbegierigen Kinder: warum dies ſo ſey? und wozu es diene? war kein Ende; doch ermüdete **Antonio**, als ein guter Kenner der Natur und erfahrner Beobachter der Werke Gottes, nicht, ihnen die nöthigen Aufſchlüſſe darüber zu ertheilen, und ſie, ſo viel möglich, in die innere Werkſtatt der ſchöpferiſchen Weisheit Gottes einzuführen. Er machte ſie mit der Eintheilung der Geſchöpfe Gottes nach ihren beſondern Arten bekannt, zeigte ihnen ihre genaue Verbindung, und machte ſie auf den groſſen Zuſammenhang, auf die weiſe Uebereinſtimmung aller einzelnen Theile zum Ganzen, im Kleinen und im Großen aufmerkſam; wodurch er ſie nicht nur immer mehr zur Erkenntniß des weiſeſten Gottes hinleitete, ſondern ſie zugleich über alles, was ſie bemerkten, vernünftig denken lehrte.

Wie erſtaunten die Kinder, als ſie beſonders durch Hülfe einiger Vergrößerungsgläſer, die ſich unter den künſtlichen Werkzeugen des Graiſes befanden, auch die feinſten Theile, Fäden und Bildung von Pflanzen und Thieren bemerkten, die ſie zuvor mit bloßen Augen nicht erkennen konnten. Wie bewunderungswürdig, wie ſchön und vortrefflich fanden ſie da alles! Wie wurden ſie oft bei Betrachtung der Staubfäden im Blumenkelch, oder des Saugrüſſels der Biene, in Erſtaunen geſetzt, und auf den Gedanken gebracht, wie unendlich groß der Verſtand des allweiſeſten Gottes ſeyn müſſe, der auch das kleinſte ſeiner Werke ſo fein, ſo künſtlich gemacht habe.

Einen ganzen Morgen brachten ſie an der Betrachtung eines todten Vogels zu, den Antonio zergliederte, und ihnen dabei ſowohl die innere als äußere Einrichtung deſſelben zeigte. Ja ſie hätten wohl mehrere Tage an dieſem Vogel Stoff zur Unterhaltung haben können, wenn ſich ihr Lehrer über alles, was die Naturgeſchichte dieſes Vogels betraf, hätte ausbreiten wollen. Da erkannten ſie, wie der ganze Bau dieſes Körpers nach ſeinen innern und äußern Theilen mit dem

Zweck ſeiner Beſtimmung übereinkomme, daß er ſich in der Luft erheben und darinne erhalten könnte: wie nicht nur ſeine, nach Verhältniß des Körpers, längern Schwingen, und die Beweglichkeit des Kopfes und Schwanzes, ſondern auch die innere Einrichtung der Lunge, der feinere Gliederbau, das durchaus zärtere Gewebe des Fleiſches zu dieſer Abſicht diene. Sie wurden aufmerkſam auf die verſchiedenen Arten der Vögel und ihre jedesmalige beſondere Bildung gemacht: wie die Federn des Schwimmvogels noch mit einem beſondern Firniß gleichſam überſtrichen wären, um das Eindringen des Waſſers zu verhindern, und ſeine breiteren Füße ihm zu Rudern dienten; wozu die Raubvögel längere Krallen (Fänger), und einen ſchärfern gebogenen Schnabel empfangen hätten; wozu dieſe Art Geſchöpfe überhaupt, und jedes beſondere Geſchlecht derſelben von dem weiſen Schöpfer beſtimmt ſey, u. ſ. w.,

Noch reichhaltiger und unterhaltender war für ſie die Naturlehre der vierfüßigen Thiere, beſonders da es Antonio nicht bloß dabei bewenden ließ, ihnen die körperliche Einrichtung derſelben ſo deutlich als möglich zu zeigen, ſondern damit zugleich den Unterricht verwebte, welche Vortheile die Menſchen, beſonders in größern Geſellſchaften, von dieſen Thieren zögen, wie nicht nur das Fleiſch der mehreſten zu ihrer Speiſe, ſondern die Haut und Wolle derſelben zu ihrer Bekleidung und vielen andern Bedürfniſſen diene, und welche Unterſtützung ſie von ſo manchen Thieren bei ihren Arbeiten hätten.

Am aufmerkſamſten aber ſuchte Antonio ſeine Schüler auf ſich ſelbſt zu machen. Ihr ſelbſt, ſprach er oft zu ihnen, ſeyd euch der größte Beweis der Weisheit eures Schöpfers, der euch dies Weſen, dieſen Körper, dieſe Bildung und Einrichtung, und noch mehr als dies, die vernünftige Seele gab. Jeder einzelne Theil eures Körpers dient euch zu einem Beweiſe der göttlichen Weisheit, die ihn ſo ſchön bildete und in ſolche Verbindung mit den übrigen Theilen des Körpers ſetzte, daß ein ſo vollkommnes Ganze daraus entſtund. So viel auch dieſer einzelnen Glieder ſind, ſo iſt doch keines entbehrlich, jedes hat ſeinen Nutzen, jedes iſt an ſeiner rechten Stelle, und dient zur Erhaltung des Ganzen. Betrachtet nur dieſe äußerliche Einrichtung eures Körpers. Erhabner als alle andere Geſchöpfe gehet ihr auf euren Füßen einher; dieſe aufgerichtete Stellung, dies von der Erde erhobene Haupt, zeugt von der höhern Würde, die ihr als Menſchen vor den Thieren habet. Jedes eurer Glieder iſt mit dem andern auf die feinſte Art durch Nerven und Sehnen verbunden, und es ſteht in eurer Gewalt, ſie größtentheils nach eurem Willen zu bewegen, die Füße zum Gehen, die Hände zum Greifen, den Hals und den Kopf bald hie bald dahin zu drehen. Ein feines Gewebe von Nerven verbreitet ſich über euren ganzen Körper, beſonders über die Spitzen eurer Finger, iſt mit einer dünnen Haut überzogen, und macht, daß ihr fühlen und empfinden könnt. Wie künſtlich iſt beſonders die Einrichtung derjenigen Werkzeuge, durch welche ihr empfindet, oder die Eindrücke von den Dingen, die um euch her ſind und auf euren Körper wirken, gewahr werdet. Betrachtet euer Auge! Erſtaunen werdet ihr, wenn ich euch einmal das Auge eines Thieres zerlegen, und die vielen einzelnen Theile deſſelben unter dem Vergrößerungsglaſe zeigen werde, wie künſtlich daſſelbe eingerichtet

richtet iſt. Jetzt nur ſo viel davon, als ihr begreifen könnt. Mit dieſem kleinen Punkte faſſet ihr alle die Gegenſtände um euch her, wie in einem Spiegel, auf. Die ganze Gegend, die entfernteſten Berge mit ihren Waldungen, die Wieſen, die Blumen mit ihren verſchiedenen Farben malen ſich gleichſam in euren Augen ab, und ohngeachtet ihr mit beiden Augen ſehet, iſt es doch immer ein und daſſelbe Bild, eine Vorſtellung. Freilich iſt dies Werkzeug zum Sehen das feinſte unter allen; eine kleine Verletzung könnte daſſelbe unbrauchbar machen; aber der weiſe Schöpfer unſers Körpers wies ihm auch diejenige Stelle an, wo es am geſicherteſten iſt: hier unter dem Stirnknochen wölbte er die Höhlung fürs edle Auge, umzäunte es gleichſam mit einer Reihe von Haaren, und gab ihm zur Sicherheit dieſe Decke, das Augenlied, deſſen Muskeln ſo fein und beweglich ſind, daß wir es im Augenblick auf- und zuſchließen können; ja, welches oft, ohne daß wirs bemerken, beſonders wenn wir einſchlafen, unſer Auge ſo wohl verwahrt. Nicht minder weiſe ſind die übrigen ſinnlichen Werkzeuge eures Körpers, das Ohr, die Naſe, die Zunge eingerichtet; und welche Weisheit liegt im Innern verborgen, die wir nicht genug erkennen und bewundern können! Daß das Blut in tauſend Kanälen oder Adern durch alle Glieder unſers Leibes in unaufhörlichem Kreislaufe fließt; daß unſre Bruſt athmet, daß unſer Magen die Nahrungsſäfte für alle Theile des Körpers verarbeitet und verbreitet; daß jedes unſrer Eingeweide ſeinen beſtimmten Zweck hat, den Wohlſtand des Ganzen zu erhalten: welche Weisheit ſetzt dies voraus, die alles dies überdachte und ſo zweckmäßig einrichtete.

Gumal. Das iſt mir unbegreiflich!

Antonio. Das darf dich nicht befremden. Kein Menſch iſt im Stande, die Größe der göttlichen Weisheit zu ermeſſen: ſchon das Wenige, was wir davon erkennen, muß uns mit Bewunderung ihrer Größe erfüllen, auszurufen: Herr! wie ſind deiner Werke ſo viel, du haſt ſie alle weislich geordnet. Aber eben durch öftere und fortgeſetzte Betrachtung der Weisheit des Schöpfers werden auch wir immer weiſer und verſtändiger, lernen immer mehr einſehen, wozu dieſe und jene Dinge in der Welt da ſind, und welchen Gebrauch

brauch wir von ihnen machen müſſen. Dazu will ich euch künftig noch weitere Anweiſung geben, wenn ihr ferner ſo aufmerkſam, wie bisher, ſeyn werdet.

Die Kinder verſprachen dies, und bezeigten durch herzliches Händedrücken ihren Dank für den Unterricht, durch den ſie in den Stand geſetzt wurden, von Tage zu Tage an Weisheit und Erkenntniß zuzunehmen.

Wie gut, ſprachen ſie oft, iſt es für uns, daß wir zu ſo guten Menſchen gekommen ſind, die uns ſo viel nützliches lehren.

Auch dies, ſprach der Greis, iſt Veranſtaltung des weiſen Gottes, deſſen Wille iſt, daß die Menſchen zu richtiger Erkenntniß und wahrer Weisheit gelangen mögen.

So unvermerkt auch den Kindern die Tage des Winters unter ſolchen nützlichen Unterhaltungen und Beſchäftigungen dahinſchwanden: ſo ſtieg doch zu Zeiten das Verlangen in ihnen auf, daß ihnen die günſtigere Witterung wieder verſtatten mögte, in ihre Gärten und zu ihren Lieblingsarbeiten zurückzukehren.

Es iſt doch verdrüßlich, rief Lina einſt bei übler Laune aus: daß der Regen noch immer nicht nachläßt.

Woher, fiel ihr Antonio ins Wort, woher mag wohl die Einrichtung kommen, daß auf jene langen und heitern Sommertage jetzt dieſe anhaltenden Regentage kommen?

Lina erkannte es bei ſichtbarer Beſchämung, daß ſie vorhin auf einige Augenblicke vergeſſen habe: daß auch dieſe Einrichtung von dem weiſen Gott komme; und verſprach, nicht wieder unzufrieden darüber zu werden.

Du würdeſt auch, ſprach der Greis, damit nicht das mindeſte in der Einrichtung Gottes ändern: es würde bei aller deiner Ungeduld kein Tropfen Regen mehr oder weniger auf die Erde fallen, als es Gott will; du aber würdeſt dir nur ſelbſt durch deine Unzufriedenheit ſchaden. Wäreſt du dann wohl weiſe und verſtändig, wenn du unzufrieden mit den Einrichtungen Gottes ſeyn wollteſt, die er in der Natur gemacht hat?

Lina. Nein; dann wäre ich ſehr unverſtändig.

Braik. Gewöhne dich alſo ja immer zufrieden zu ſeyn mit dem, was Gott thut. Und wenn dir etwas begegnet, das dir unangenehm und widrig iſt; ſo denke: es iſt dies doch auch eine Einrichtung Gottes, welche zu tadeln, Thorheit wäre; denn Gott iſt weiſe in allem, was er thut.

Antonio. Und was heißt dies: Gott iſt weiſe in allen ſeinen Einrichtungen?

Lina. Er hat allemal dabei die beſten Abſichten; es wird dadurch allemal etwas Gutes bewirkt.

Antonio. Wozu iſt alſo jetzt der Regen gut?

Lina. Um die Erde zu befeuchten und fruchtbar zu machen, um die Hitze der Sonne zu mäßigen, um die Luft zu reinigen — um — ja ich kann nicht alles wiſſen, warum er gut iſt.

Antonio. Und ſo iſt es auch wohl mit allen übrigen Einrichtungen Gottes in der Natur.

Lina. Das glaube ich gewiß. Denn Gott iſt weiſe.

Antonie. Ja, ihr Lieben, laßt euch in dieſer Ueberzeugung nicht irre machen; behaltet den Grundſatz: jede Einrichtung Gottes iſt gut; alles was Gott thut und geſchehen läßt, iſt weiſe und nützlich, ſelbſt da, wenn wir auch den Nutzen nicht ſogleich ſehen ſollten: denn Gottes Verſtand iſt größer und einſichtsvoller, als der unſrige; er erkennet alles aufs beſte. Wartet daher jedesmal ruhig den Ausgang einer Sache ab; denn immer werdet ihr die Erfahrung machen, daß, ſo wunderbar und verborgen auch anfangs die Abſicht Gottes war, er doch allemal ſeinen Rath herrlich hinausführte.

Meint ihr wohl, lieben Kinder, fuhr der Greis nach einiger Zeit fort, daß in der Welt alles ſo ordentlich zugehen würde, wenn Gott nicht ſolche weiſe Einrichtungen gemacht hätte, wornach ſich alles in der Welt richten muß?

Gumal. Ich glaube nicht, Vater! Es mögte wohl ſehr unordentlich zugehen, wenn Gott nicht ſolche weiſe Einrichtungen gemacht hätte.

Vater. Wenn, zum Beiſpiel, die Sonne, oder ſonſt einer von jenen Himmelskörpern aus ſeiner gewöhnlichen Bahn träte; was würde daraus entſtehen?

Gumal. Ja ich glaube, es würde eine allgemeine Zerrüttung daraus entſtehen.

Vater. Oder, wenn unſre Erde näher hin zur Sonne rückte?

Lina. Ach da würden wir verbrennen.

Vater. Oder die Wolken hörten nimmer wieder auf zu regnen.

Lina. Da würden wir zuletzt im Waſſer ertrinken.

Vater. Wenn alſo alles ordentlich und gut in der Welt ſeyn ſoll, was iſt dazu nöthig?

Gumal. Daß alles ſo ſey, wie es der weiſe Gott eingerichtet hat.

Vater. Recht; es muß ſich alles nach denen Geſetzen richten, welche Gott gleich anfangs in der Natur feſtgeſetzt hat, und wornach alles in der Welt in Ordnung und Wohlſtand erhalten wird. Und wie ſind dieſe Geſetze?

Gumal. Weiſe und gut.

Vater. Wie muß alſo der Gott ſeyn, der ſie gegeben hat?

Gumal. Weiſe und gut.

Vater. Würde es ihm wohl angenehm ſeyn, wenn das, was er ſo ſchön und vollkommen gemacht hat, wieder ſchlecht und unvollkommen würde?

Gumal. Nein; er wird gewiß wollen, daß alles gut und ſchön bleiben ſoll.

Vater. Woran hat alſo Gott Wohlgefallen?

Gumal. An dem, was gut iſt.

Vater. Und ſeinen Mißfallen?

Gumal. Am Böſen.

Vater. Ja, Kinder, eben weil Gott ſelbſt höchſt vollkommen und gut iſt, ſo liebt er auch nur das Gute, und haßt, oder hat Mißfallen am Böſen; das heißt: Gott iſt heilig: er iſt vollkommen gut. Wenn nun Gott auch an Euch Wohlgefallen haben ſoll, wie müſſet ihr beſchaffen ſeyn?

Lina. Wir müſſen auch gut ſeyn.

Vater. Präget dies ja euren Herzen recht tief ein. Ihr ſollt heilig, das iſt, gut ſeyn, vollkommen, wie es euer Vater im Himmel iſt. Um dies zu werden, gab euch Gott eben den Verſtand, damit ihr erkennen möget, was gut iſt, und hat auch euch gewiſſe Geſetze vorgeſchrieben, nach welchen ihr euch bei euren Verhalten richten müſſet, wenn ihr ihm als gute Menſchen gefallen wollt. Ihr erkanntet vorhin, daß in der ganzen Natur alles ſchön und gut iſt, weil alles darinne nach den Geſetzen und Einrichtungen geſchieht, welche der weiſe Gott feſtgeſetzt hat. Wendet doch dies auf euch ſelbſt an. Auch ihr könnet unter keiner andern Bedingung gut ſeyn und werden, als wenn ihr den Geſetzen und Einrichtungen gemäß lebet, welche Gott, euer weiſer Schöpfer, ſchon in eure Natur gelegt, und welche zu erkennen, er euch Verſtand und Unterricht gegeben hat.

Gumal. Wie meinſt du das, Vater?

Vater. Ich will es dir jetzt nur in einem beſondern Falle erklären, und künftig wirſt du dies noch beſſer einſehen, wenn ich dich mit dieſen Geſetzen Gottes noch genauer bekannt machen werde. Sage mir doch, warum genießen wir denn täglich Speiſe und Trank?

Gumal. Ja, weil wir ſonſt nicht leben könnten.

Vater. Wer hat denn dieſe Einrichtung gemacht, daß wir täglich zur Erhaltung unſers Lebens Speiſe und Trank bedürfen?

Gumal. Gott.

Vater. Kannſt du auch wiſſen, wenn du beides, und wie viel du zur Erhaltung deines Körpers brauchſt? Wenn bedarfſt du Speiſe?

Gumal. Wenn ich Hunger empfinde.

Vater. Und Trank?

Gumal. Wenn mich durſtet.

Vater. Wenn du nun äßeſt, ohne zu hungern, und tränkeſt, ohne zu dürſten, bliebeſt du dann der Einrichtung des weiſen Schöpfers deines Körpers getreu? Würde das deinem Körper zuträglich ſeyn?

Gumal. Nein; das würde ihm ſchaden.

Vater. Weißt du auch, wenn du aufhören mußt, zu eſſen und zu trinken?

Gumal. Ja, wenn ich meinen Hunger und Durſt geſtillt habe.

Vater. Geſetzt nun, du nähmeſt mehr Speiſe zu dir, als du zur Befriedigung deines Hungers, mehr Trank, als du zur Stillung des Durſtes bedarfſt; lebteſt du dann wohl der Einrichtung deiner Natur gemäß?

Gumal. Nein; ich überträte dann dieſelbe.

Vater. Was entſteht aber daraus, wenn wir uns nicht nach den Geſetzen richten, die der weiſe Schöpfer in die Natur gelegt hat?

Gumal. Unordnung und mancherlei Böſes.

Vater. Will denn das Gott?

Gumal. Nein; er will, daß alles gut ſeyn ſoll.

Vater. Alſo mußt du auch ſein Geſetz halten, das er dir vorgeſchrieben hat. Du mußt mäßig ſeyn, um deine Geſundheit, dein Leben zu erhalten; mußt es thun, um dem Gott zu gefallen, der an aller Unordnung ein Mißfallen hat, und nur das liebt, was Recht und Gut iſt. So iſt es nun, lieben Kinder, auch bei allen den übrigen Geſetzen, die uns der weiſe Gott gegeben hat; ſie ſind alle weiſe und gut; ſie zwecken alle auf unſer Glück; Gott hat ſie uns darum gegeben, daß wir weiſe werden und glücklich leben ſollten.

Gumal. Ach, ſo mache uns doch ja, lieber Vater, ſo recht mit dieſen Geſetzen Gottes bekannt, damit wir ſo weiſe und ſo gut werden, wie es Gott haben will.

Das that nun auch der Grais bei verſchiedenen Veranlaſſungen, und zeigte bei dieſer Erklärung des göttlichen Willens, wie jedes der Geſetze Gottes in der Natur der Sache gegründet ſey, und mit dem weiſen Endzweck Gottes, die Menſchen glücklich zu machen, übereinſtimme.

Der anhaltende Regen, der dieſe kleine Geſellſchaft guter Menſchen bisher in dem engern Kreiſe eingeſchloſſen hielt, hatte zwar ſeit einigen Tagen etwas nachgelaſſen; doch war der Boden noch zu feucht und die Luft zu unfreundlich, daß ſie eben noch keine große Luſt empfanden, ſich weit von ihrer Wohnung zu entfernen. Kaum aber hellte ſich die Witterung etwas auf, als Gumal ſeinen lieben Antonio bat, ihn doch hinaus ins freie Feld zu begleiten, um zu ſehen, in welchem Zuſtande ſich ihre Gärten und Sommerlauben befänden. Antonio willigte in ſein Verlangen, und zu ſeiner noch größern Freude erbot ſich auch der gute Grais, zum Geſellſchafter auf dieſen erſten Spaziergang. Gern wäre auch Lina dabei geweſen; aber der Grais befahl ihr, mit Pedro zurückzubleiben, und ſich indeß der häuslichen Geſchäfte anzunehmen, wozu ſie ſich auch willig verſtand. Sie begleitete die Reiſenden nur eine kleine Strecke Wegs, und hüpfte dann zufrieden in ihre Wohnung zurück.

Laß uns, ſprach Pedro, dieſe Abweſenheit unſrer Lieben benutzen, und während derſelben in unſerer Wohnung aufräumen. Das ſey beſonders dein Geſchäft, und wenn du damit fertig biſt, ſo hilf mir ein gutes Abendbrod zu ihrem Empfang bereiten. Ich will indeß einige Fiſche dazu beſorgen.

Mit der größten Bereitwilligkeit unterzog ſich Lina dieſem Geſchäfte. Sie reinigte das Zimmer, brachte alles in gehörige Ordnung, legte neue Baſtdecken und Madratzen auf die Stühle und Ruhelager, ſchmückte alles, ſo ſchön ſie nur konnte, aus; beſorgte dann mit Pedro die Küche, und holte aus ihrer Vorrathskammer die beſten aufgeſparten Früchte, um damit die Tafel, als zum feſtlichen Mahle, zuzurichten.

Nun harrte ſie an der Thür der Hütte der Ankunft ihrer lieben Gäſte, die erſt mit dem ſpäten Abend zurückkehrten. Mit ſichtbarer Freude eilte ſie ihnen entgegen, umarmte ihren Gumal, und warf ſich in die offnen Arme des Graiſes und dann des Antonio. Dieſe bemerkten die außerordentliche Heiterkeit des Mädchens: du biſt gewiß, ſprachen ſie zu ihr, während

rend unſrer Abweſenheit recht geſchäftig geweſen, und wirſt uns mit einem guten Abendeſſen bewirthen.

Dachten wir es doch gleich, riefen ſie aus, als ſie in die aufgeräumte Wohnung traten, und da die Tafel mit Speiſen und Früchten mancher Art beſetzt fanden: daß du uns ſo angenehm überraſchen würdeſt. Nun, gutes Mädchen, du ſollſt an uns keine Koſtverächter finden; wir bringen guten Appetit zu deinem Mahl. Auch Pedro fand ſich mit einer Flaſche Wein ein; ſo wollen wir denn, ſprach er, in Gottes Namen die baldige Wiederkehr des Frühlings feiern!

Solch ein frohes Mahl hatte dieſe Tiſchgeſellſchaft lange nicht gehalten. Die Greiſe ſchienen neubelebt zu ſeyn, und unterhielten ſich während dem Eſſen mit einander mit dankbarer Erinnerung der frohen Auftritte, die ſie ſeit der Anweſenheit dieſer Kinder ſchon gehabt hatten, und dankten Gott für dieſe Freuden. Gumal ſaß neben Lina und mußte ihr alles erzählen, was er auf ſeinem Spaziergange geſehen, und in welchem Zuſtande er die Felder und Gärten gefunden habe. Vorzüglich aber freuete ſich **Lina** über den Beifall, den bald dieſer, bald jener Tiſchgaſt ihr wegen ihrer guten Bewirthung zulächelte; ſie fühlte es, daß ſie die Urſache dieſes Vergnügens ſey, und dies Bewußtſeyn machte ſie ſo heiter.

Siehe, gutes Mädchen, ſprach der Greis zu ihr und ſchloß ſie freundlich in ſeine Arme, ſo fühlt man ſich glücklich, wenn man etwas Gutes gethan hat. Würdeſt du wohl jetzt ſo froh ſeyn, wenn du eigenſinnig darauf beſtanden hätteſt, mit uns zu gehen, oder wenn du verdrüßlich nach unſrer Entfernung die Hände in den Schooß gelegt und müßig geblieben wäreſt?

Lina. Nein; da würde ich mich jetzt vor dir, ja vor mir ſelbſt ſchämen.

Greis. Wenn du alſo wünſcheſt, immer froh und zufrieden mit dir ſelbſt zu ſeyn, wie wirſt du dies anzufangen haben?

Lina. Ich muß immer gut ſeyn und recht thun.

Greis. Ja, **Lina**; ein Menſch, der nicht gut iſt, nicht recht thut, hat nimmer einen frohen Muth; iſt immer mit ſich ſelbſt unzufrieden, macht ſich ſelbſt empfindliche Vorwürfe wegen ſeines Verhaltens. Wenn man ſich aber bewußt iſt, recht gethan zu haben, ſo hat man einen guten frohen Muth, und fühlet ſich glücklich; man genießt dabei den Beifall der guten Menſchen, mit denen man lebt, und was noch mehr iſt, man kann ſich denn auch des Wohlgefallens des lieben Gottes verſichern. Denn meinſt du nicht, daß Gott unſer Verhalten bemerkt?

Lina. Ja, er weiß und ſieht alles, was wir thun.

Grais. Wird es ihm wohl gleichgültig ſeyn, ob wir nach ſeinem Willen gut, oder wider ſeinen Willen böſe handeln?

Lina. Nein; das kann ihm nicht gleichgültig ſeyn.

Grais. Er hat uns ja, wie ich euch letzthin lehrte, ſelbſt die Anweiſung gegeben, wie wir uns verhalten, was wir thun, oder vermeiden ſollen; wie nennen wir dieſe Vorſchriften unſers Verhaltens?

Gumal. Geſetze.

Grais. Nun, ſo will Gott auch, daß wir dieſe Geſetze halten, das Gute thun, das Böſe vermeiden ſollen: darum hat er auch dieſe Einrichtung gemacht, daß mit unſern guten Handlungen auch gute Folgen, und mit böſen Handlungen böſe Folgen, verbunden ſind: oder, um es euch mit andern Worten zu ſagen: *er belohnt das Gute, und beſtraft das Böſe*; das heißt: *Gott iſt gerecht.* Wenn ihr alſo, lieben Kinder, gut ſeyd, und euch nach den Geſetzen eures weiſen Gottes richtet, was könnt ihr dann gewiß von ihm erwarten?

Lina. Daß er uns lieben und Gutes thun werde.

Grais. Ja; dann wird es euch Gott wohlgehen laſſen; ihr werdet froh und glücklich ſeyn und es immer mehr erfahren, daß Gott das Gute belohnt. Aber wenn ihr wider ſeine Gebote handeln und Böſes thun würdet: könntet ihr euch dann wohl auch ſeines Wohlgefallens verſichern?

Gumal. Ach nein; dann würde uns Gott ſtrafen; denn er kann ja das Böſe nicht leiden.

Grais. Ja wohl; ſchon das würde euch ſehr unglücklich machen, wenn ihr euch nicht mehr ſeines Wohlgefallens freuen, nicht mit ruhigem Herzen an ihn denken, ſondern immer befürchten müßtet, er liebe euch nicht. Wozu werdet ihr euch alſo entſchließen?

Gumal und Lina. Immer ſo zu leben, daß uns Gott mit Wohlgefallen bemerke.

Grais. *Ja, bleibet fromm, und haltet euch recht: ſo wird es euch immer wohl gehen.*

Die Regenzeit war nunmehr vorüber; der Himmel heiterte ſich wieder allmählig auf, und die Sonne blickte wieder zuweilen durchs trübe Gewölke; aber nun wütheten heftige Stürme eine Zeitlang in der Gegend umher, daß die Wälder zitterten, und ganze Wolken von dürrem Laube umherſtoben. Die Flüſſe, vom anhaltenden Regen angelaufen, ſtürzten mit heftigem Rauſchen zwiſchen den Bergen herab, traten hier und da aus ihren Betten, und trieben eine Menge Sand und Kieſel mit ſich fort. Es ſchien, als wenn die Kräfte der Natur mit einander im Kampfe lägen; das Ganze gab einen furchtbaren Anblick.

Doch während es draußen ſtürmte und tobte, befanden ſich die friedlichen Bewohner der Hütte ſo ſtill und ruhig, trieben den Tag über ihre häuslichen Geſchäfte ungeſtört fort, und ſchlummerten des Nachts, auch unter dem Geheul der Stürme, ruhig auf ihrem Lager ein; weil nicht nur ihre Wohnung von der Seite, wo der Sturm am meiſten wüthete, durch die Felſenwand geſchützt ward, ſondern weil ſie verſichert waren, daß ſie ſich unter dem weit mächtigern Schutz des Gottes befänden, der alle die Veränderungen der Natur bewirke, dem Sturm gebiete, und alles zum Besten lenke.

Es müſſen dieſe Stürme vorhergehen, ſprach einſt der Greis zu den Kindern, wenns beſſer werden ſoll. Sie reinigen die Luft, vertreiben die überflüßigen Dünſte, und bereiten uns ein deſto angenehmeres Frühjahr. Kinder! Auch das menſchliche Leben hat ſeine Stürme; auch dies hat ſeine unangenehmen Auftritte: aber, wartet ſie nur ruhig ab; ſie wechſeln mit deſto angenehmern wieder; ſind Vorbereitungsmittel auf unſer künftiges Glück. Der Sturm, der jetzt den ſchlanken Baum beugt, macht, daß er deſto feſter wurzelt und künftig ſeinen Gipfel deſto muntrer erhebt. Auch die Leiden dienen zu unſerm Beſten; ſie ſtärken den Muth, befeſtigen unſer Vertrauen auf Gott, und machen, daß wir unſer Haupt, wenn es auch zuvor etwas gebeugt war, deſto freudiger wieder aufrichten.

Die noch übrigen Tage der rauhern Jahreszeit wurden auf die Verfertigung verſchiedener nöthigen Werkzeuge für den Sommer, Pfähle, Körbe und dergleichen verwendet: auch hatte Antonio einen Plan zur Verfertigung eines neuen Sommerhauſes und zur Anlage eines Küchengartens entworfen, worauf ſich die Kinder ſchon im voraus freuten, und deſto ſehnlicher den wiederkommenden Frühling erwarteten.

Dies ihr Verlangen wurde nach kurzer Zeit erfüllt. Die Stürme ſchwiegen; es weheten wieder angenehme Lüfte; der Nebel an den Bergen verlohr ſich; die Sonne ſtieg unbewölkt und heiter über die Gebirge empor, und goß ihre erwärmenden Stralen über die befruchtete Erde. Es war, als wenn durch ſie neues Leben in die Natur ausgegoſſen würde; die Erde gewann ein jugendliches Anſehen; die ſchlafenden Keime ſo vieler Kräuter, Pflanzen und Blumen entwickelten ſich immer mehr; die Bäume trieben friſches Laub; ein höheres Grün ſchmückte die Wälder, und der balſamiſche Duft ſo vieler ſproſſenden Zweige und Blüthen erfüllte die Luft. Alle lebende Geſchöpfe freuten ſich ihres Daſeyns und kamen vergnügt aus ihren Schlupfwinkeln hervor, wohin ſie der unfreundliche Winter verſcheucht hatte. Die Vögel ſcherzten wieder auf den Zweigen, erhoben ſich mit dem frühen Morgen auf ihren leichten Schwingen der Sonne entgegen, und begrüßten ſie mit ihren lieblichen Geſängen.

Es war ein feſtlicher Tag, als unſere Geſellſchaft ihre Winterwohnung verließ, und das erſtemal wieder den Sommeraufenthalt begrüßte. Schon den Tag zuvor wurden ſie durch den Grais dazu vorbereitet, der bei der letztern Abendmahlzeit dieſe mit einem feierlichen Gebete beſchloß, worinne er Gott für ihre bisherige Erhaltung, und den Genuß ſo vieler ſtillen Freuden in ihrem Kreiſe herzlich dankte, und ſich und die Seinigen in ſeinen fernern Schutz empfahl. Der ganze Abend wurde bei froher Erinnerung der hier durchlebten Tage und der genoſſenen Wohlthaten, in angenehmen Unterhaltungen, zugebracht; die Kinder freuten ſich, daß ſie während dieſer Zeit ſo viel Gutes und Nützliches gelernt hatten, drückten ihren guten Lehrern dankbar die Hände, verſprachen ihnen auch in der Zukunft recht folgſam zu ſeyn, und ſahen dem kommenden Tage mit der freudigſten Erwartung entgegen.

Mit Anbruch des feierlichen Tages weckte ſie Antonio von ihrem Lager auf; er ſelbſt war ſchon feſtlich angekleidet, und ſein heitres Geſicht verkündigte Freude. Auf, ihr Lieben, rief er ihnen zu, und bereitet euch zur Feier des heutigen Tags! Ehe unſre guten Graiſe erwachen, müßt ihr ſchon zu ihrem Empfange fertig ſeyn.

Schnell verließen die Kinder ihr Lager; ihr Anzug erforderte nur wenig Zeit; da ſtanden ſie ſchon in ihrem feſtlichſten Gewande. Jetzt flochten ſie für ſich und für die Alten Kränze von jungen Zweigen, pflückten die nächſten Blumen, die erſten Kinder des Frühlings, die um die Hütte ſtanden, und banden ſie zwiſchen das friſche Laub der Kränze, drückten ſie einander freudig auf die Stirn, ergriffen die Wanderſtäbe, die ſie Tags zuvor aus jungen Sträuchen verfertigt hatten, und traten in die Thür der Hütte, während Antonio hineingieng, die Graiſe zu wecken.

Bald trat der ehrwürdige Grais, begleitet von Antonio und Pedro, aus der Hütte. Heilige Andacht auf ſeiner Stirn, freudiges Entzücken im Auge, und Freundlichkeit in jedem Geſichtszuge, trat er hervor; ſein Anblick flößte den Kindern Ehrfurcht ein, doch ſein Geſicht, zugleich ſo voll Liebe und Freundlichkeit, zog ſie ſogleich zu ihm hin. Froh begrüßten ſie einander; die Graiſe empfiengen die Frühlingskränze aus der Hand der Kinder: ihr weißes Haar fiel unter dem abſtechenden ſchattigten Grün der Blätter in ſilberfarbenen Locken herab; ſchön war der Anblick der bekränzten Graiſe; ihr Alter gewann dadurch ein jugendliches Anſehen, ihr Geſicht Frühlingsheiterkeit.

Mit zum Himmel gerichteten Augen, in welchen Freudenthränen glänzten, warf ſich der Grais einige Schritte von der Hütte nieder, hob ſeine Hände zum Gebet auf, und die übrige Geſellſchaft folgte ſeinem Beiſpiele.

Allgütiger! betete der Grais, dir weihen wir die erſten Empfindungen unſers dankbaren Herzens, da wir jetzt unſern Winteraufenthalt verlaſſen und wieder in die anmuthigern Gefilde deiner Erde eintreten, die du mit neuer Schönheit geſchmücket haſt. Gott! was ſind wir vor dir, daß du uns ſo achteſt, uns ſo viele Freuden ſchon hier auf Erden ſchenkeſt. Dein gnädiger Schutz hat uns bisher im einſamen Aufenthalte erhalten: durch deine Güte iſt es geſchehen, daß wir noch leben, und ſo geſund und heiter auf deiner ſchönen Erde einhergehen, wo wir täglich ſo viele Wohlthaten von dir empfangen. Nun, ſo ſey denn auch jetzt unſer wohlthätiger Begleiter auf unſerm Lebenspfade, wie du bisher mit uns geweſen biſt. Laß es uns immer mehr und immer deutlicher erkennen, welch ein gütiger Vater du gegen uns biſt, wie gern du der Menſchen Herzen erfreueſt, wie wohlgefällig du ihre Freuden bemerkſt. Das ſey uns täglicher Antrieb, dich immer mehr zu lieben, dich, den gütigen Vater der Menſchen. Siehe, wir verlaſſen jetzt dieſen bisherigen Aufenthalt, um ihn mit einem noch angenehmern zu vertauſchen: ob wir ihn wieder beziehen, ob wir uns alle im künftigen Jahre hier wieder verſammlen werden, oder ob dies der letzte Ausgang aus dieſer Hütte iſt, das wiſſen wir nicht: aber du, Allwiſſender, weißt es, und wir überlaſſen uns gern deiner Führung. Dein Wille geſchehe! Mache es mit uns, wie es dir wohlgefällt. Mit freudigem Dank, wie heute, wollen wir auch dann dieſe Erde verlaſſen, wenn wir unſern Lauf vollenden und hinüber ins beſſere Leben gehen werden: dort, wo uns noch höhere, ſeligere Freuden in einer beſſern Welt von deiner

Güte bereitet ſind: wo wir dich noch beſſer erkennen, und in deiner Erkenntniß und Liebe unſre gröſte Seligkeit finden werden.

Die Morgenröthe hatte indeß die ganze Gegend verſchönert und den ſchönſten Tag verkündigt, als die Geſellſchaft der Graiſe und Kinder den blumigten Weg zum Thale hinwandelte. Lina, die ſeit langer Zeit ſich nicht weit von der Hütte entfernt hatte, fand alles verändert, alles ſo ſchön, und wußte nicht, wie ſie ihre Freude ausdrücken ſollte. Gumal ſchien mehr in ſich ſelbſt gekehrt, als beſchäftigte er ſich ſchon mit Entwürfen zu neuen Anlagen, die er nun ausführen wollte, worinne ihn das heitre Mädchen nur zu oft ſtörte, welches ihn bald auf dieſen, bald jenen angenehmen Gegenſtand aufmerkſam machte. Die Graiſe, die ihnen etwas langſamer nachfolgten, unterhielten ſich mit Geſprächen über höhere Gegenſtände der Religion, beſonders von der Hoffnung eines beſſern Lebens, von Unſterblichkeit der Seele, ſprachen vieles von Jeſu, dem ſie die Gewißheit von dieſer belebenden Hoffnung verdankten, wovon jedoch die Kinder, die zuweilen

len zuhörten, noch wenig faſſen konnten; es aber auch nicht wagten, die Unterhaltung der Greiſe durch Fragen zu unterbrechen.

Jetzt lag die anmuthige Gegend, die zu ihrem Sommeraufenthalt beſtimmt war, ausgebreitet vor ihren Augen, beleuchtet von der aufgehenden Sonne, mit allen ihren mannichfaltigen Schönheiten. Hoch jauchzten die Kinder bei ihrem Anblick auf; auch die Greiſe, auf ihre Stäbe geſtützt, verweilten einige Augenblicke dabei, und nahmen Theil an dem Vergnügen der Kinder, die in der Entfernung jeden ihrer Lieblingsorte wieder als eine neue Entdeckung bemerkten: hier die Sommerlaube, dort die Wohnhütte, da das Ulmenwäldchen mit den Raſenhügeln, dort die Gärten, die Abendlaube, und, was beſonders die Lina erfreute, hier und da Schaafe, die in einzelnen Truppen weideten. Zwar hatte ſie auch bisher einige zu Geſellſchaftern in der verlaßnen Winterwohnung gehabt; aber der größte Theil war zurückgelaſſen und indeſſen in Freiheit geſetzt worden; der aber, wie Pedro ihr zuvor verſichert hatte, ſich bei ihrer Ankunft auch bald wieder um ſie verſammlete.

Sobald ſie in dieſe bekannte Gegend kamen, erlaubte der Grais den Kindern, ſich, wohin ſie wollten, zu begeben; er ſelbſt aber nahm mit ſeinen beiden Begleitern den Weg zur Grotte, die zum gemeinſchaftlichen Gebet für ſie beſtimmt war, wo ſie ſich eine Zeitlang mit Uebungen der Andacht beſchäftigten und Gott Loblieder ſangen.

Unterdeß wallfahrteten die Kinder von einem bekannten Orte zum andern; fanden zwar nicht alles ſo, wie ſie es verlaſſen hatten, denn hier und da hatte das Wetter einige Verwüſtungen angerichtet: doch war der Schade ſo beträchtlich nicht; dagegen waren auch ihre zuvor gepflanzten Bäume höher gewachſen, und in den Gärten grünte die Saat, und die Blumengewächſe drängten ſich häufig aus der befruchteten Erde hervor.

Hier wurden ſie durch die Ankunft des Graiſes angenehm überraſcht, der ihnen allein entgegen kam; denn Antonio und Pedro beſorgten indeß aus ihrem mitgenommenen Vorrathe das Frühſtück in der Sommerlaube.

Nun, Kinder, redete er ſie an, wie habt ihrs gefunden? Gefällt es euch, wieder in dieſer Gegend zu verweilen?

Sumal. Mit Vergnügen, guter Vater. Erlaube uns nur, bei dir zu bleiben: gerne wollen auch wir alles thun, um dir deinen Aufenthalt angenehm zu machen. Eben nahm ich mir vor, zurückzukehren, und die nöthigen Werkzeuge zu holen, um in der neuen Wohnung aufzuräumen und das Schadhafte auszubeſſern.

Vater. Das laß uns auf Morgen verſparen; heute wollen wir die Hände ruhen laſſen, und mehr unſre Sinne, unſern Verſtand und Herz beſchäftigen: dann holen wir uns die nöthigen Geräthe, und gehen deſto freudiger an unſre Arbeit. Jetzt folgt mir in die Sommerlaube.

Dort wurden ſie von Antonio und Pedro mit einem angenehmen Frühſtück bewirthet. Die ſchöne Ausſicht von hier in die offne Gegend, der Anblick der Sonne, die mit aller Majeſtät immer höher am Himmel ſtieg und ihre erwärmenden Stralen verbreitete, die vielen Gegenſtände, die ihrem Auge ganz neu vorkamen, erhöhten ungemein das Vergnügen dieſer erſten Mahlzeit im

Freien, und leiteten von ſelbſt ihre Gedanken zu dem Gott hin, dem Freudengeber, dem ſie dieſen frohen Lebensgenuß und alle dieſe Wohlthaten zu danken hatten. Es bedurfte gleichſam nur eines kleinen Fingerzeigs des Graiſes, um die Kinder aufmerkſam auf ſeine Güte zu machen, und den erfreuenden Gedanken in ihrer Seele zu erwecken: *Gott iſt das liebevolleſte, gütigſte Weſen.*

Oeffnet nur, ſprach der Grais, eure Augen, ſehet euch aufmerkſam auf dieſer ſchönen Erde, die ihr bewohnet, um, betrachtet alle die Dinge um euch her, wie ſchön, wie vortreflich ſie eingerichtet ſind: was lehrt euch wohl dieſer Anblick, was ſagt euch dieſe wohlthätige Sonne am Himmel, dieſe Erde im Frühlingsſchmuck, dieſer Baum in ſeiner Blüthenpracht, dieſe Pflanze in ihrer Schönheit —?

Lina. Daß der Gott, der alles dies ſo eingerichtet hat, ein recht guter Gott iſt.

Gumal. Ja, gewiß das allergütigſte Weſen. Denn, der alles ſo gut geſchaffen hat, muß auch gewiß höchſt gut ſeyn.

Vater. Alles das Gute, was ihr ſehet, ſchmecket und empfindet, kömmt ja allein von ihm: ohne ihn wäre dieſe Welt, dieſe Erde und alles was darinne iſt, nicht vorhanden: und wäre ſie auch da, ſo wäre doch nicht ein ſolcher Reichthum von Gütern nöthig geweſen, die lebenden Geſchöpfe, für die ſie eigentlich beſtimmt war, zu erhalten. Wir hätten ja auch wohl mit dem nothdürftigſten Unterhalte zufrieden ſeyn müſſen, hätten kein Recht gehabt, mehr zu verlangen. Aber der Gott, der die Erde ſchuf, wollte auch, daß ſie ein angenehmer Aufenthalt für die lebenden Geſchöpfe ſeyn ſollte, daß dieſe ſich auch ihres Lebens und ihres Daſeyns freuen möchten: darum machte er ſie ſo ſchön: darum erfüllte er ſie mit ſo vielen und mannichfaltigen Gütern. Denn, meint ihr wohl, daß Gott dieſe Erde um ſeinetwillen erſchaffen habe?

Gumal. Wohl nicht, ſondern mehr um unſertwillen.

Grais. Wer nun etwas um andrer willen thut, muß ja wohl ſehr gütige Geſinnungen haben?

Gumal. Ja, gewiß.

Grais. Aber vielleicht bedurfte er unſrer?

Gumal. Ich wüßte nicht, wozu.

Grais. Gott wäre alſo immer höchſt vollkommen und glücklich geweſen, wenn er auch gleich nicht dieſe Erde mit ihren Bewohnern erſchaffen hätte. Aber als ein gütiges Weſen wollte er, daß auch andre Weſen glücklich ſeyn und ſich ſeiner Güte freuen ſollten: darum ließ er ſie entſtehen, und ſorgte ſo gütig für ihren Unterhalt ſowohl, als für ihr Vergnügen. Dieſe ſeine Liebe erſtreckt ſich über alle ſeine Geſchöpfe: alles, was Leben hat, lebt durch ihn, wird von ihm erhalten, iſt nach ſeiner Art glücklich. Selbſt der kleine Käfer, der hier im Sonnenſcheine ſo munter umhertrippelt — der Vogel, der ſich dort ſingend von Zweig zu Zweige ſchwingt, das junge Lämmchen, das dort neben dem Mutterſchaafe ſcherzend umherhüpft — alles freut ſich ſeines Lebens; alles ſchöpft aus der Quelle der Freude, die der liebe Gott für alle ſeine Geſchöpfe fließen läßt. Aber, Kinder, wer hat wohl den größten Antheil an dieſem Glück des Lebens, wer unter allen Geſchöpfen das reichſte Maaß der Freuden empfangen?

Gumal. Doch wohl der Menſch.

Grais. Ja wohl der Menſch; dieſen hat Gott vor allen andern lebenden Geſchöpfen auf der Erde am glücklichſten, ihn der meiſten und edelſten Freuden empfänglich gemacht; ihn hat er gleichſam zum Herrn dieſer Erde geſetzt, daß er alles zu ſeinem Nutzen und Vergnügen gebrauchen kann. Vorzüglich für ihn bringt die Erde ſo mannichfaltige Pflanzen und Gewächſe hervor, ihm bietet der Baum ſeine Früchte dar, und ſelbſt die lebenden Geſchöpfe dienen größtentheils zu ſeinem Unterhalt und Vergnügen. Wie wir hier in dieſer Gegend, die wir bewohnen, die vorzüglichſten Geſchöpfe ſind, ſo ſind es die Menſchen in allen Gegenden der Erde; wo ſie ſich anbauen, gewinnt die Erde gleichſam eine ſchönere Geſtalt, bringt durch ihren Fleiß edlere Früchte hervor; die ſchädlichen Thiere weichen, und die nützlichen vermehren ſich durch ihre Pflege; die Gefilde werden um ſie her anmuthig, ja ſelbſt diejenigen Gegenden, die zuvor verwildert und rauh waren, werden von ihnen in lachende Fluren umgewandelt. Das ſieht denn der gütige Vater im Himmel ſo gerne; ihr Frohſeyn, ihr Streben nach

Glück macht ihm Freude, ja er befördert es ſelbſt, giebt ihnen Regen vom Himmel und fruchtbare Zeiten, und erfüllet ſie mit Speiſe und Freude; e[illegible]hut ſeine milde Hand auf, und ſättiget alles, was lebet, mit Wohlgefallen.

Lina. Was das für ein guter Gott iſt!

Grais. Erkennet es ja immer, und werdet mit jedem Tage mehr davon überzeugt, wie gütig der Gott iſt, den wir verehren. Denn darinne beſteht eben der große Vorzug des Menſchen vor den Thieren, daß er es nicht bloß durch ſeine Sinne empfindet, wie wohl ihm iſt, ſondern daß er ſichs noch deutlicher bewußt iſt, es auch mit ſeinem Verſtande erkennen kann, und durch Nachdenken zur Erkenntniß des gütigſten Gottes geleitet wird, der der Grund von ſeinem Glücke iſt. Das Thier kennet ſeinen Schöpfer und Erhalter nicht, denn es fehlt ihm an dem Vermögen, ihn kennen zu lernen; ſein Freudengenuß iſt bloß ſinnlich; wir aber, die wir außer den Sinnen, auch eine vernünftige Seele haben, können und ſollen es auch durch dieſe erkennen und empfinden, wie freundlich der Gott iſt, der uns das Leben und mit demſelben ſo viele Freuden gab.

Sumal. Mir iſt es auch, Vater, als ob ich mich des Lebens noch mehr freute, und noch froher über alles das Gute ſey, das ich täglich genieße, ſeitdem du mich gelehrt haſt, immer an Gott zu denken, ihn als den Schöpfer und Geber alles Guten zu erkennen.

Grais. So iſt es auch in der That. Die Erkenntniß der göttlichen Liebe, dieſe Ueberzeugung, daß alles Gute von Gott kömmt, macht uns erſt recht glücklich, und erhöhet den Werth unſerer Lebensfreuden. Jeder Morgen weckt uns dann zu neuem Glücke auf; jeder Abend findet uns vergnügt und heiter, wenn der Gedanke an Gottes Liebe mit uns erwacht, und durch alles, was wir ſehen und empfinden, bei uns unterhalten wird. Wäre Gott nicht meine Freude, wäre die Betrachtung ſeiner Liebe nicht mein tägliches Geſchäft geweſen — das Leben wäre mir keine Freude geweſen, oder ich würde gewiß die mehreſten meiner Lebenstage ſehr traurig zugebracht haben! Aber, wenn mich auch zuweilen Unmuth anwandelte, ſo dachte ich nur an Gott, an ſeine Liebe und Güte; weg war der Unmuth, und die Freude kehrte wieder in mein Herz zurück.

Ach, habe du tauſend Dank — fiel Pedro hier dem Graiſe in die Rede, nahm ſeine Hand und drückte ſie an ſeine dankbare Bruſt; habe du tauſend Dank, guter Vater, daß du mich den Gott der Liebe kennen gelehrt, und mir dadurch die ſeligſten Freuden verſchafft haſt. Von jener Zeit an habe ich erſt mein Leben und jede Wohlthat deſſelben ſchätzen gelernt, und fühle es noch jetzt, obgleich meine Sinne ſtumpf ſind, mein Auge trübe und matt und jede ſinnliche Empfindung nur ſchwach iſt: ich fühle es noch ſo innig, wie glücklich ich bin, da ich weiß, daß Gott mich liebt, daß der Allgütige auch mein Gott und mein Vater iſt, und ſo väterlich für mein Glück ſorgt. Und bald werde ich das noch mehr erkennen, wenn ich noch näher zu ihm, dem Gott der Liebe, kommen werde: und dann erſt will ich es dir noch beſſer danken, daß du der Führer zu meinem Glücke geweſen biſt.

Der Grais umarmte ſeinen lieben Pedro. Antonio wiſchte ſich die Thränen aus den Augen, wand ſich dann zu den Kindern, die auch durch dieſen rührenden Auftritt bewegt waren, und ſagte: Kinder! Gott lieben, iſt die größte Seligkeit!

So wurde der größte Theil des Morgens mit Betrachtung der Güte und Liebe Gottes zugebracht; auch auf den nachherigen Spaziergängen drückte ſich dieſer Gedanke durch ſo viele augenſcheinliche Beweiſe immer tiefer in ihr Herz ein. Jede duftende Blume, jeder blühende Strauch, jeder grünende Baum, der ſie in ſeinen Schatten aufnahm, jede rieſelnde Quelle rief es ihnen gleichſam zu: Gott iſt die Liebe.

Das Mittagsmahl wurde diesmal im Schatten eines ausgebreiteten blüthenreichen Baums gehalten, unter welchen ſie ſich auf den Teppich des friſchaufkeimenden Graſes lagerten, denn die Wohnung war noch zu feucht und dunſtig, und überhaupt noch nicht gehörig zubereitet. Dies ſollte das Geſchäft des folgenden Tages werden. Wir werden viel zu thun finden, ſprach Antonio, um alles wieder in Ordnung zu bringen, und zu erſetzen, was während unſrer Abweſenheit in Unordnung gerathen, oder gar zu Grunde gegangen iſt; aber ich hoffe, es ſoll euch die Arbeit nicht verdrüßen.

Gumal. Ach nein, lieber **Antonio**! Ich freue mich ſchon jetzt darauf, beſonders wenn wir erſt jene Anhöhe, die du mir zeigteſt, bepflanzen, und die neue Hütte anlegen werden.

Antonio. Wie gut iſts, daß der liebe Gott auch Freude mit der Arbeit verbunden hat. Um dieſe Freuden würden wir uns ſelbſt bringen, wenn wir müßig und unthätig auf der Erde leben wollten. Durch die Arbeit verſchaffen wir uns erſt gleichſam ein Recht, die Erde zu bewohnen die wir außerdem als eine unnütze Laſt drücken würden. Wir ſollen uns auch um den Boden, der uns unſern Unterhalt verſchaffen, um die Gegend, die uns einen frohen Aufenthalt gewähren ſoll, verdient machen. Bemerkt ihr nicht, wie wirkſam und thätig der gute Gott noch immer in ſeiner Schöpfung iſt, wie er mit jedem Frühling, ja mit jedem Tage die Geſtalt der Erde verneuert und verſchönert? Und er hat Wohlgefallen an allen ſeinen Werken. Meinet ihr nicht, daß wir uns auch darinne dem gütigen Gott ähnlich bezeigen könnten?

Gumal. Ja, wenn auch wir durch unſere Arbeiten die Erde verſchönern und Gutes, ſo viel wir können, ſtiften.

Antonio. Und wenn wir dies thun, wenn auch wir gewiſſermaßen Schöpfer im Kleinen werden, und zu uns ſagen können: das haſt du durch deiner Hände Fleiß hervorgebracht, das würde, ohne dich nicht vorhanden, nicht ſo ſchön ſeyn; ſollte uns das nicht Freude machen?

Lina. Ei wohl, was macht mir nicht mein Gärtchen für Freude, das ich mit **Gumal** angelegt habe; jedes Blümchen ſcheint mir darinne ſchöner zu blühen, weil *ich* es gepflanzt und gewartet habe.

Antonio. Je mehr wir nun des Guten auf Erden thun, deſto größer iſt unſre Freude.

Gumal. Nun merke ich, was der Vater einmal von Gott ſagte: er ſey das *allerſeligſte Weſen*, weil alles Gute von ihm kömmt, und er als das gütigſte Weſen Glück und Freude umher verbreitet.

Antonio. So werdet denn auch ihr eurem gütigen Vater im Himmel durch Wohlthun ähnlich, ſo wird es auch euch nie an wahren Freuden fehlen.

So hatte die Geſellſchaft einsweilen wieder Beſitz von der ſchönen Gegend genommen, wo ſie den bevorſtehenden Sommer zuzubringen gedachte, und alle die vorzüglichſten Orte beſucht, die ſie angebauet hatte. Sie fanden freilich hier und da vieles nachzuholen, hier neue Verzäunungen zu machen, dort friſchen Raſen aufzulegen: die Dachungen auszubeſſern, die Lauben von neuem einzubinden und dergleichen: doch ſcheuten ſie die Arbeit nicht, da ſie an dem Antonio einen ſo muntern Gehülfen hatten.

Gegen Abend begaben ſie ſich wieder auf den Weg nach der am Morgen verlaſſenen Wohnung, weil die Sommerwohnung noch nicht gehörig eingerichtet war. Mit dankbarem Herzen erinnerten ſie einander an die genoßnen Freuden dieſes Tages, und der Gedanke an Gottes Güte, mit welchem ſie ſich vom frühen Morgen an beſchäftigt hatten, gewährte ihnen auch jetzt, beim ſtillen Abende, die angenehmſte Unterhaltung. Wo ſie nur hinſahen, bemerkten ſie die Spuren der göttlichen Güte, die wieder aufs neue für ihren Unterhalt und Freuden ſorgte, und froh empfanden ſie das Glück, unter der Aufſicht eines ſo gütigen Gottes zu wandeln, und ſich ſeiner Vatergüte zu freuen.

Und doch, ſagte der Grais zu den Kindern, doch iſt das, was ihr bisher von Gottes Güte erkannt, und gleichſam mit euren Augen geſehen habt, noch immer das Wenigſte. Er hat noch weit mehr zu eurem Glücke gethan, als ihr jetzt denken und faſſen könnt, und wird uns für die Zukunft noch weit glücklicher machen, als wir jetzt ſind. Künftig, meine Lieben, werde ich euch mit noch größern Wundern der Liebe Gottes gegen uns bekannt machen, werde euch noch mehr überzeugen, wie väterlich ſich dieſer gute Gott unſrer angenommen, und zu welchem noch unendlich wichtigern Glücke er uns aufbehält; denn dieſe Erde iſt nicht der einzige Schauplatz ſeiner Güte, und unſer Leben auf derſelben iſt noch nicht Vollendung unſers Glücks, ſondern nur Vorbereitung auf daſſelbe. Das ſeht ihr zwar jetzt noch nicht ſo deutlich ein; aber ihr werdet es mit der Zeit immer beſſer erkennen, je mehr ihr in der Erkenntniß Gottes zunehmen werdet. Doch traue ich es euch ſchon jetzt zu, daß ihr nicht gleichgültig bei Betrachtung der Güte Gottes, in ſo weit ihr ſie erkennen könnet, bleiben werdet.

Gumal. Nein, gewiß nicht, Vater! Seitdem du mich mit dem lieben Gott bekannt gemacht haſt, empfinde ich ein ſo recht herzliches Vergnügen an ihm, und freue mich allemal, ſo oft ich an ihn gedenke.

Grais. Laß dies immer deine Freude ſeyn; denn wer dies nicht empfindet, der kennet Gott nicht. Und jemehr du nun einſiehſt, wie gut es Gott mit dir meint; wie viel Gutes er an dir gethan hat und künftig thun wird; wie er dir das Leben gegeben, dir Nahrung und Speiſe giebt, mit jedem Tage neue Freuden ſchenkt, dich in den Umgang mit guten Menſchen geſetzt hat, mit denen du dein Vergnügen theilen kannſt — wirſt du dieſen Gott, der dich ſo väterlich liebt, nicht auch von ganzem Herzen lieben?

Gumal. Ja, gewiß, ich liebe ihn von ganzem Herzen.

Lina. Wie ſollten wir einen ſo guten Gott nicht lieben?

Grais. Nun; laßt uns ihn lieben, denn er hat uns erſt geliebet. Gott liebte euch noch ehe ihr ihn kanntet; that ſo viel Gutes an euch, ehe ihr wußtet, von wem dies Gute kam; führte euch ſo wunderbar zu eurem Glücke, war in Gefahren bei euch und errettete euch aus denſelben; wird euch, ſo lange ihr lebt, mit Güte leiten und euch ewig glücklich machen: wie könntet ihr ſeiner Liebe werth ſeyn, wenn ihr ihn nicht auch wieder lieben wolltet.

Gumal. Ach, wenn ich ihn nur ſo recht meine Liebe beweiſen könnte!

Grais. Thut dies dadurch, daß ihr immer als gute Kinder vor ihm lebt, fromm und tugendhaft ſeyd. Vermeidet ſorgfältig alles Böſe, woran Gott Mißfallen hat; beſtrebt euch, ihm durch euer Wohlverhalten Freude zu machen und euch nach ſeinen Geboten zu richten; denn *das iſt die Liebe zu Gott, daß wir ſeine Gebote halten, und ſeine Gebote ſind nicht ſchwer.*

Mit ſolchen Geſprächen unterhielten ſie ſich auf dem Wege nach ihrer Heimath, wo ſie mit untergehender Sonne ankamen, ſich bald darauf der Ruhe überließen, um deſto geſtärkter mit dem kommenden Tage an ihre Arbeiten zu gehen.

Noch lag die Erde in nächtliche Dämmerung eingehüllt; das bläſſere Licht des Mondes und der aufgehende Morgenſtern verkündigten erſt von fern den Anbruch des Tages; die ganze Gegend umher ſchien noch im Schlummer zu liegen, als ſchon Antonio ſein Lager verließ, und die beiden Kinder von dem ihrigen weckte. Es iſt billig, ſprach er zu ihnen, als er ſie ganz ſtill vor den Schlafſtätten der beiden ſchlummernden Greiſe vorbei führte, daß dieſe noch ein Weilchen ruhen, ſie haben längere Zeit, als wir, gewacht und gearbeitet.

Mit den nöthigſten Werkzeugen verſehen, begaben ſie ſich auf den Weg. Antonio ſang ein Morgenlied; der Geſang im ſtillen einſamen Thale war ſo angenehm, und gefiel den Kindern ſo wohl, daß Antonio verſprechen mußte, ſie auch dergleichen zu lehren. Ich denke, ſagte dieſer zu ihnen, es ſoll euch dies manche angenehme Stunde machen, wenn ich dann eure Lieder mit meiner Flöte begleiten werde.

Nach ihrer Ankunft in dem Sommeraufenthalte war es ihre erſte Arbeit, die Grotte, in welcher ſich die Alten zum Gebet verſammleten, aufzuräumen, die Bänke mit friſchem Moos zu belegen, und die jungen Zweige der Bäume beim Eingange derſelben anzuheften. Von da giengen ſie zur gemeinſchaftlichen Wohnung hin, wo ſie noch mehr zu thun fanden, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Jedoch ihre Aemſigkeit, der Eifer, der ſie bei ihren Arbeiten belebte, half ihnen jede Schwierigkeit überwinden. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ſie ſchon das Nöthigſte vollendet hatten. Die Blumen hatten noch nicht ihre Kelche geöffnet, die die Hand der Lina pflückte, um das Wohnzimmer zu beſtreuen. Um auszuruhen, giengen ſie hin zur Sommerlaube, die jetzt von den erſten Stralen der aufgehenden Sonne erleuchtet wurde, und genoſſen hier den ſo erfreuenden Anblick der wiederauflebenden Natur mit freudigem Andenken an Gottes Güte.

Jetzt gieng Antonio das Thal hinab den kommenden Graiſen entgegen, die er auf das freudigſte bewillkommte, und hin zur Grotte begleitete. Die Kinder warteten ihrer indeß in der Hütte, wo ſie, bei ihrem Eintritt, den verdienten Beifall wegen ihres frühen Fleißes empfiengen.

Die gewöhnlichen Arbeiten des Feld- und Gartenbaues nahmen nun ihren Anfang. Es wurden Anfangs die nöthigen Geräthſchaften herbeigeholt, wobei ihnen der vom Antonio verfertigte Wagen ſehr wichtige Dienſte that; denn durch Hülfe deſſelben brachten ſie mit weit weniger Aufwand an Zeit und Kräften ihr Feldgeräthe an Ort und Stelle. Auch die von ihnen theils neu verfertigten, theils verbeſſerten Werkzeuge erleichterten ihre Arbeiten ungemein. Der fruchtbare Boden erforderte auch keine allzugroße Anſtrengung; wenn ſie nur die rechte Zeit im Pflanzen in Acht nahmen und hier und da nachhalfen, ſo gedieh alles gleichſam von ſelbſt, und ihre Mühe wurde ihnen immer gar reichlich belohnt.

Mit jedem Tage nahm ihr Vergnügen zu. Die Gegend wurde immer ſchöner und anmuthiger; die Gärten immer reizender, die ſchattigten Alleen immer dichter, ihre Wohnungen immer bequemer, ihre Mahlzeiten immer abwechſelnder und ihre Geſpräche immer unterhaltender. Welch ein Vergnügen gewährte es ihnen, wenn ſie ſich nach ſo manchem arbeitsvollen Tage am Abend in der Laube verſammleten und ſich über ihre Arbeiten beſprachen. Wie ſüß war dann die Ruhe, wie wohlſchmeckend ihre Koſt, vom Hunger gewürzt; wie aufheiternd, beſonders für die Kinder, der Beifall der Alten, die ihnen ſo viele Erleichterung und dieſe Ruhe ihres Alters verdankten. Zur Belohnung für ihr Wohlverhalten gab ihnen dann der Grais weitern Unterricht von Gott, oder unterhielt ſie mit lehrreichen Geſchichten aus dem menſchlichen Leben, wodurch er ihnen immer mehr die Grundſätze eines guten Verhaltens einprägte und ſie frühe zur Tugend gewöhnte. Oft, wenn dringendere Geſchäfte ſie nicht abhielten, beſchäftigten ſie ſich auch wohl mit manchen Nebenarbeiten, die mehr zu ihrem Vergnügen gereichten. Gumal mit der Jagd und Fiſcherei; Lina mit Verfertigung künſtlicher Arbeiten, beſonders mit Flechten, worinn ſie eine vorzügliche Fertigkeit beſaß; ſie verſtand nämlich die Kunſt, den Baſt ſehr fein abzuziehen, zu bleichen und zu färben, ihn da'in ſo künſtlich zuſammen zu weben, daß das Gewebe dem ſchönſten europäiſchen Zeuche glich. In kurzer Zeit hatte ſie es durch ihren Fleiß dahin gebracht, daß ſie ein kleines Zimmer, welches man ihr im Wohnhauſe beſonders zu ihrem Gebrauche eingeräumt und zurecht gemacht hatte, mit ſolchen ſelbſtverfertigten Tapeten ausſchmücken konnte. Ihr immer heitres Geſicht und frohe Munterkeit, ihr tägliches Beſtreben, ſich der Geſellſchaft durch nützliche und angenehme Dienſte gefällig zu bezeigen, trug überaus viel zur Vermehrung der Freuden des geſellſchaftlichen Umgangs in dieſem kleinen Kreiſe bei. Wie oft, wenn Gumal einige Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande, und beſonders nach ſeinem guten Vater, merken ließ; wenn er an einem einſamen Plätzchen ſich an die Seite deſſelben dachte, und ſich den ſchwermüthigen Gedanken überließ, wurde er von ſeinem holden Mädchen aus ſeinen Träumen geweckt, und wieder mit ſeinem gegenwärtigen Zuſtande zufrieden geſtellt.

Auch am Antonio hatten nicht nur die Graiſe bei ihrem zunehmenden Alter eine ſehr wichtige Stütze; er war auch ganz der Freund der Kinder, ihr beſtändiger Geſellſchafter, der an allen ihren Angelegenheiten und Beſchäftigungen Antheil nahm. Er führte ſie nicht nur bei ihren Arbeiten an, und lehrte ſie dabei durch ſein Beiſpiel die beſte und geſchickteſte Anwendung ihrer Kräfte, ſondern verſchaffte ihnen auch die angenehmſten Vergnügungen. Er vergaß oft ganz ſeine Jahre, und ließ ſich zu den Neigungen ſeiner lieben Kinder herab; trug mit **Gumal** Bogen und Pfeile, wenn er ihn auf die Jagd begleitete, und flocht mit **Lina** Blumenkörbchen und Kränze, ſah ihnen ſo vergnügt zu, wenn ſie im Laufen ſich übten, um Bäume ſich haſchten, im Gebüſch ſich verſteckten, auf grünen Ebnen tanzten, und leitete mit jugendlicher Munterkeit oft ſelbſt ihre Spiele, als ein theilnehmender weiſer, oft auch warnender Freund. Bei ſtillen heitern Abenden ſetzte er ſich mit ihnen in eine der Lauben, zog ſeine Flöte hervor, die er mit vieler Fertigkeit blies, entlockte ihr die lieblichſten Töne, und ſetzte die horchenden Kinder in das angenehmſte Entzücken.

So ſchwanden die holden Tage des Frühlings unter nützlichen Beſchäftigungen und abwechſelnden Vergnügungen dahin, und mit jedem derſelben lernten die Kinder, durch den Unterricht ihrer Lehrer und durch ihre eigene Empfindung den Werth des Lebens, als das vorzüglichſte Geſchenk des gütigen Gottes ſchätzen, und freuten ſich ſeiner Güte. Jeder Freudengenuß ermunterte ſie zum Dank gegen den Allgütigen, der jeden ihrer Lebenstage mit neuen Wohlthaten bezeichnete. Immer munterten ſie einander zum Lobe dieſes guten Gottes auf, und befeſtigten die Entſchlieſſungen ihres Herzens: ſeiner nie zu vergeſſen, ihn über alles zu lieben und täglich zu ſeinem Wohlgefallen zu leben.

Allein, eben als ſich dieſe Geſellſchaft froher und guter Menſchen am glücklichſten fühlte, und im freundſchaftlichen Umgange täglich neue Freuden fand, wurde dieſe ihre Freude auf einmal unterbrochen und getrübt; denn in einer Nacht ward der gute, der von allen geliebte Pedro krank. Die Kinder hatten noch den Abend zuvor vergnügt mit ihm zugebracht, und jetzt am Morgen fanden ſie ihn auf ſeinem Krankenbette ſo matt, ſo entkräftet, daß er kaum die Augen öffnen und ihnen mit bebender Stimme einen guten Morgen wünſchen konnte. Zwar hatte man ſchon einige Zeit her eine merkliche Abnahme der Kräfte bei ihm wahrgenommen, er getraute ſich nicht weit von der Hütte zu entfernen, klagte immer über Müdigkeit, und ſchlummerte oft mit geſenktem Haupte während den Unterredungen ein: doch ſuchte er immer ſelbſt, ſo viel ihm möglich war, ſeine Schwäche zu verbergen, und in ſeinem heitern Geſichte kein Merkmal von unangenehmen Empfindungen blicken zu laſſen, um nicht die Ruhe und das Vergnügen ſeiner Geſellſchafter zu ſtöhren. Aber jetzt griff ihn die Krankheit zu heftig an; ein heftiges Fieber wüthete in ſeinem Körper, und ſchien die noch übrigen Kräfte deſſelben aufzureiben; und doch bei jedem ruhigen Augenblicke, wo ihm die Krankheit nicht allzuheftig zuſetzte, ſah er mit ruhigem und zufriedenem Blick auf die Lieben, die um ſein Krankenbette ſtanden, reichte ihnen freundlich die Hand, und ſuchte ſie wegen ſeines Schickſals zu beruhigen. Aengſtet euch nicht meinetwegen, ſagte er zu ihnen: mir iſt wohl; ich habe meine Zeit gelebt; Gott hat an mir viel Gutes gethan; er wirds auch jetzt mit mir wohl machen.

Aengſtlich ſchlug das Herz der Kinder, ihr weinendes Auge ruhte auf dem Geſichte des geliebten Kranken, mit zitternden Lippen küßten ſie die heiße Hand deſſelben, und bezeugten die innigſte Theilnehmung an ſeinen Leiden. Der Grais und Antonio ſuchten ſie zwar zu beruhigen, und vom Krankenlager des Geliebten zu entfernen; aber bald kehrten ſie wieder zurück, und forſchten mit ängſtlichem Blick: wie ihr lieber Pedro ſich befinde?

Sie fanden ihn betend; ſeine Augen waren zum Himmel gerichtet, ſeine Hände gefaltet; ſeine Worte waren Ausdrücke des herzlichſten Danks gegen Gott, der ihm bis hieher ſo große Liebe und Barmherzigkeit erwieſen habe, und bezeugten ſein ſehnliches Verlangen, daß er ihn durch einen baldigen Tod erlöſen und zu noch höherm Glücke bringen möchte. In dieſem ſo ſeligen Geſchäfte des Gebets ward er vom Graiſe und Antonio unterſtützt, die ihn noch mehr im Vertrauen auf Gott zu ſtärken, und die Hoffnung eines beſſern Lebens in ſeiner Seele zu erwecken ſuchten. Sie erinnerten ihn beſonders dabei an die Verheißungen, die ihm Gott durch Jeſum Chriſtum von ſeiner Gnade und der künftigen Seligkeit gegeben habe; und obgleich die Kinder davon noch keine ſo deutliche Vorſtellung hatten, ſo bemerkten ſie doch, daß der Kranke bei dieſem Namen, und bei der Erinnerung an die Wohlthaten dieſes Jeſus eine ganz vorzügliche Freudigkeit äußerte, und mit außerordentlicher Lebhaftigkeit bezeugte: daß er getroſt mit der Ueberzeugung, daß Jeſus ſein Erlöſer ſey, leben und ſterben wolle. Dies erweckte bei den Kindern immer mehr das Verlangen,

gen, auch dieſen Jeſum kennen zu lernen, den die Graiſe nie ohne Ehrfurcht und mit ſo recht herzlicher Freude nannten, deſſen Andenken ſogar den Leidenden, den Sterbenden ſo ſehr aufrichte, ſo freudig und getroſt auch im Tode mache.

Der Grais gab ſich mit Antonio alle Mühe, den Zuſtand ihres kranken Freundes erträglich zu machen, ſeine Schmerzen zu lindern und den ſinkenden Kräften ſeines Körpers wo möglich aufzuhelfen. Sie bereiteten, nach ihren Kenntniſſen, die ſie von der Heilungskunde hatten, die beſten Arzneimittel; auch Lina beſorgte für ihn das weichſte Ruhebette, und Gumal ſaß oft Stundenlang neben dem Kranken auf ſeinem Lager, und hielt das matte Haupt deſſelben in ſeinen Armen. Jeder kleine Stral der Hoffnung, daß er vielleicht wieder geneſen möchte, jeder noch ſo geringe Schein von Beſſerung, goß wieder Freude in ihre Herzen und erhielt bei ihnen die angenehme Erwartung ſeines längern Lebens.

Ein ſanfter Schlaf hatte jetzt den Müden eingeſchlummert: ſein Athem war ru[illegible]ger, ſeine Bruſt hob ſich ſanfter. Da überließ der Grais dem Antonio die Aufſicht über den ſchlummernden

Freund, nahm die Kinder an die Hand und führte ſie hinaus ins Freie. Es war ein ſchöner Abend, der Himmel ſo heiter, die untergehende Sonne noch ſo glänzend, die ganze Gegend ſo ruhig, ſo anmuthig — aber die Augen der Kinder waren ſo trübe von Thränen, ihre Herzen ſo enge, ſo beklommen, daß ſie keines frohen Eindrucks durch die Sinne empfänglich waren. Sie giengen ſo ſtill an der Hand des Graiſes, ſahen niedergeſchlagen zur Erde hin, und bemerkten gleichwohl die Blumen nicht, die zu ihren Füßen blühten.

Kinder, rief ihnen der Grais zu: wie könnt ihr auf Gottes ſchöner Erde ſo traurig einhergehen? Iſt denn auf einmal alle Freude aus euren Herzen verſchwunden? Denkt ihr nicht mehr an Gottes Güte, an die ihr euch ſonſt ſo gern erinnertet?

Lina. Ach, wäre nur unſer lieber Pedro nicht krank —

Grais. Daß Pedro krank iſt, macht denn dies eine Aenderung in der Güte Gottes? Hat Gott darum aufgehört gütig zu ſeyn?

Lina. Das wohl nicht; aber ich kann doch darinne nicht ſeine Güte erkennen.

Grais. So liegt es alſo an deiner unrichtigen Vorſtellung, die du dir von der Sache machſt. Woran erkennſt du denn die Güte Gottes, was nimmſt du als Merkmale derſelben an?

Lina. Wenn er uns Gutes thut, uns Wohlthaten erweiſt, Leben und Geſundheit, Unterhalt und Freuden ſchenkt.

Grais. Wie nun, wenn nun auch die Krankheit mit zu den Wohlthaten Gottes gehörte?

Lina. Wie iſt dies möglich?

Grais. Eben ſo wohl, als wie ich dir bei andern Gelegenheiten gezeigt habe, daß ſo manche Abwechſelungen in der Natur, die uns unangenehm vorkommen, Stürme und Gewitter, und heftige Erſchütterungen wohlthätig fürs Ganze ſind: ſo ſind auch oft Leiden und Krankheiten ſehr heilſam und wohlthätig für uns, und dienen zu unſerm Beſten.

Gumal. Wenn doch dies auch der Fall bei unſerm kranken Pedro wäre!

Grais. Das kannſt du gewiß glauben, Gumal. Was hatte denn Gott wohl für Abſicht, als er uns das Leben gab? Wollte er uns denn glücklich oder unglücklich machen?

Gumal. Als ein guter Gott wollte er uns gewiß glücklich machen.

Grais. Sollte er denn dieſe gütige Abſicht nicht auch bei allen Veränderungen unſers Lebens auszuführen wiſſen? Oder könnte er vielleicht einen Fehler darinne begehen?

Gumal. Nein; denn Gott iſt weiſe, und kann nicht fehlen.

Grais. Wenn uns nun ein Leiden begegnet, eine Krankheit zuſtößt: ſollte ſie uns Gott wohl in einer böſen Abſicht treffen laſſen?

Gumal. Nein; er muß eine gute Abſicht dabei haben.

Grais. Oder kann uns vielleicht etwas begegnen, wovon Gott nichts wüßte?

Gumal. Nein; er iſt ja allwiſſend, und du haſts uns ſchon geſagt, daß nichts ohne ſeinen Willen geſchieht.

Grais. So kann uns alſo nichts begegnen, was er nicht zuvorgeſehen und als gut für uns erkannt hätte. Gott weiß um alles; weiß was in ſeiner ganzen Schöpfung vorgeht; alle Veränderungen im Großen, wie im Kleinen, werden von ihm bewirkt. Kein Vogel fällt ohne ſeinen Willen auf die Erde. Alle unſre Schickſale werden von ihm geleitet.

Lina. Nun ſo glaube ich gewiß, daß es Gott auch mit der Krankheit des Pedro wohl machen werde.

Grais. Wie könnte er es böſe meinen? Gott iſt ja das gütigſte, liebevollſte Weſen. Das iſt ſchon genug zu unſrer Beruhigung, zu wiſſen, daß es Gott mit uns gut meint. Haben wir nicht ſo viel Gutes von ihm empfangen, ſollten wir denn das wenige Böſe nicht auch annehmen? Haben wir nicht eine lange Reihe von Tagen geſund und froh durchlebt, und ſollten uns nicht auch die kleine Zeit von Leiden gefallen laſſen? Auch bei unſern Leiden bleibt er doch unſer guter Vater, der uns liebt; er legt uns zwar zuweilen eine Laſt auf, aber er hilft ſie uns auch tragen, und nimmt ſie auch wieder von uns ab. Nach dem Ungewitter läßt er auch die Sonne wieder ſcheinen, und wenn wir ausgeweint haben, überſchüttet er uns wieder mit Freuden.

Lina. Ach, ſo wird er auch unſerm guten Pedro wieder helfen, und ihn geſund machen.

Grais. Das können wir allerdings von Gott hoffen, wenn anders ein längeres Leben für Pedro gut iſt; denn ihm iſt nichts unmöglich; aber geſetzt, unſer Pedro ſtürbe — hätte dann Gottes Güte wohl ein Ende?

Lina. Das nicht; aber ach —

Grais. Wird der Gott, der ihm ſo gütig das Leben gab, der ihn mit Weisheit und Güte durch ſeine ganze Lebenszeit leitete, wohl einen Fehler in ſeinem Tode machen? Nein, Kinder! Gott handelt auch dann weiſe und gütig, wenn er uns auch wieder aus dieſem Leben ruft. Auch unſer Tod kömmt von ihm: iſt Wohlthat aus ſeiner Hand. Wir ſind ſein im Leben und im Tode. Laßt uns alſo immer getroſt auf Gottes Güte hoffen, und mit der feſten Zuverſicht den Ausgang unſerer Schickſale erwarten: Gott wirds wohl machen.

Es gewann wirklich das Anſehen, als ob ſich Pedro, nach jenem erquickenden Schlafe, wieder erholt habe. Seine Augen ſahen munter umher: er ſprach wieder lebhafter, und genoß auch Etwas von der Speiſe, die ihm Lina bereitet hatte, wobei er ihr ſo freundlich für ihre Bemühung dankte. Er empfand weiter keine Schmerzen, nur eine gänzliche Kraftloſigkeit, in welcher er, mit abwechſelndem Schlummer, die Nacht und die folgenden Tage zubrachte.

Der Grais, der zugleich die Stelle des Arztes beim Krankenbette ſeines Freundes vertrat, hatte ihm, zum gewöhnlichen Tranke, Waſſer aus der Quelle verordnet, die in jenem entfernten merkwürdigen Thale entſprang, welches ihren Aufenthalt vom Gebirge trennte, und wo er der Retter des Pedro ſowohl, als der beiden Kinder, geweſen war. Er hielt, aus Erfahrung, das Waſſer aus dieſer Quelle für ſehr heilſam, wegen ſeiner angenehmen, mineraliſchen Säure, und hatte es oft ſchon bei ähnlichen Krankheiten, und auch ſonſt zur Erhaltung der Geſundheit, mit gutem Erfolge gebraucht. Er trug daher dem **Gumal** auf, mit jedem Morgen und Abende friſches Waſſer für den **Pedro** aus der Quelle zu ſchöpfen. Mit Vergnügen erfüllte dieſer den Auftrag; denn was hätte er nicht gern zur Erquickung und Wiederherſtellung des geliebten Kranken beigetragen!

Einſt, als er in früher Dämmerung an der Quelle war, ſchon ſeinen Krug gefüllt hatte, und eben den ſchmalen Fußſteg hinaufgehen wollte, hörte er in der Entfernung im Thale ſeinen Namen rufen.

Gumal! Gumal!

So hallte es tief im Thale herauf; der Wiederhall verſtärkte den Ruf. **Gumal** ſtand wie verſteinert. Woher dieſe Stimme in dieſem einſamen Thale! Wer kennt hier deinen Namen? dachte er bei ſich.

Gumal! tönte es noch einmal.

Der Knabe zitterte; der Waſſerkrug fiel aus ſeinen Händen; unſchlüſſig, ob er nach der Wohnung zueilen, oder dem Rufe folgen ſollte, ſtand er einige Augenblicke da. Jetzt fiel ihm der Gedanke

danke ein, den ihm der Grais eingeflößt hatte, daß, wenn er ſich keines Böſen bewußt ſey, er bei allem, was ihm begegne, getroſt ſeyn, und ſich des Schutzes Gottes verſichern könnte. Er faßte daher Muth, und die Begierde, zu erfahren, woher die Stimme komme, trieb ihn an, ins ſchauerliche Thal hinabzuſteigen.

Er ſchlich ſo leiſe als möglich am Abhange des Berges durchs Geſträuche hin, blieb alle Augenblicke ſtehen, ſpähte mit weitgeöffneten Augen, mit horchenden Ohren und klopfendem Herzen umher, ob er jemanden entdecken möchte. Endlich bemerkte er in einiger Entfernung von ihm am gegenüberliegenden Felſen ein Geräuſch; ihm kam es vor, als hörte er die Stimmen einiger Menſchen, die ſich mit einander unterredeten: und bald ward er deſſen völlig gewiß, als er ſehr vernehmlich ſeinen Namen von einer bekannten Stimme nennen hörte.

Eben als er ſein Auge nach der Gegend hinrichtete, traten zween Wilde aus dem Gebüſch hervor, von denen der Größere mit voller Stimme den Namen Gumals rief.

Gott! mein Vater! rief Gumal aus, und in dem Augenblick ſprang er hinab — den Fluß hindurch — und warf ſich in die Arme ſeines Vaters, den dieſe überraſchende Entdeckung ſeines Sohnes ganz außer ſich ſetzte.

Hab ich dich wieder, mein Gumal, mein Einziger, mein Sohn! rief dieſer nach einigen Augenblicken der Erholung aus, und ſchloß ihn mit unbeſchreiblichem Entzücken in ſeine Arme: Dank ſey dir, gütiger Geiſt! du haſt meine Leiden geendiget!

Gumal hieng ſprachlos am Halſe des Vaters, und konnte nur weinen. Das Uebermaß der Freude drückte beide ganz kraftlos zur Erde nieder, noch hielten ſie einander feſt umſchlungen, und in den Augenblicken des freudigſten Entzückens hatte Gumal noch nicht bemerkt, wer der Gefährte ſeines Vaters war. Wie wurde er daher aufs neue ſo angenehm überraſcht, als er in ihm ſeinen Freund, Widdam entdeckte, denſelben, den jene Räuber mit ihm gefangen hatten, als er ſein Vaterland verlaſſen mußte.

Auch du biſt mir wiedergeſchenkt, mein Freund, mein Widdam! rief Gumal aus, und warf ſich aus den Armen des Vaters in die ſeinigen. Guter Gott! Das iſt zu viel Freude für dieſen glücklichen Morgen. Mein Herz kann ſie nicht faſſen.

Gern hätten die ſich hier bewillkommenden Lieben von beiden Seiten wiſſen mögen, wie gerade dieſes Thal der Ort ihres Zuſammentreffens ſey, und was für Schickſale ihnen bis daher begegnet wären; aber dieſer Fragen waren zu viel, und die Freude ließ ihnen zu wenig Zeit, ſie einander gehörig zu beantworten. Laß uns dies, Vater, ſprach Gumal, zu ruhigern Stunden verſparen; jetzt muß ich eilen, um meinem Erretter die freudige Nachricht zu bringen: daß ich dich, meinen Vater, wieder gefunden habe. Ach das weißt du noch nicht, daß ich hier einen zweiten Vater gefunden habe; komm mit mir und ſiehe ihn, du wirſt ihn lieben und an ihm einen wahren Freund finden.

Chilum. Wie ſagſt du, einen zweiten Vater? Ich will den ſehen, der mir nun zum zweitenmal den Beſitz meines Sohnes ſtreitig machte. Nein, du kömmſt nun nicht wieder aus dieſen

Armen. Siehe hier noch die friſche Narbe an der Bruſt, die habe ich um deinetwillen empfangen, und hier (aufs Herz zeigend) hab ich noch weit mehr geblutet!

Gumal. Aber nun ſoll auch dies Herz deſto freudiger ſchlagen. Dort findeſt du Hände, die dich mit der zärtlichſten Liebe pflegen werden.

Chilum. Ich bedarf nicht mehr, als der deinigen. Selbſt in dieſer Wüſte will ich mit dir, wärs auch nur einige Tage, vergnügt leben, und dann ruhig in deinen Armen ſterben. Komm, und folge mir zurück.

Gumal. Vater! So ſehr dies Herz für dich ſchlägt, ſo kann ich doch nicht ſo gleich mit dir gehen, ohne zuvor diejenigen zu ſprechen, denen ich meine Erhaltung, mein Leben, ja noch größere Wohlthaten zu danken habe. Haſt du mich nicht ſelbſt, da ich bei dir war, Dankbarkeit gegen meine Wohlthäter gelehrt? Würdeſt du nicht ſelbſt denjenigen zu kennen wünſchen, dem du die Erhaltung deines Sohnes zu verdanken haſt, der mehr als Gaſtfreundſchaft mir bewieſen, mich ſo liebreich in ſeine Wohnung aufgenommen, und Vaterſtelle vertreten hat?

Mit Mühe ließ ſich Chilum bewegen, ſeinem Sohne zu folgen, ſo ſehr ihn auch dieſer das Angenehme ſeines bisherigen Aufenthaltes, und die Gutmüthigkeit derjenigen Menſchen ſchilderte, in deren Umgang er bisher ſo glücklich gelebt habe; denn Chilum war ſeit der Zeit, daß man ihm ſeinen Sohn geraubt hatte, mißtrauiſch gegen die Menſchen geworden, und hatte ſich vorgenommen, ſich von allem Umgang mit ihnen abzuſondern.

Gumal führte den Vater und ſeinen Freund zu dem Orte, wo die Quelle entſprang, und wo zugleich der bequemſte Pfad zum Aufſteigen auf den Berg war; ſchon dachte er ſich im Voraus die Freude, die dieſe unerwartete Erſcheinung in der Wohnung des Graiſes verurſachen, was ſie beſonders für Eindruck auf den kranken Pedro machen würde; und kaum hatten ſie die Anhöhe erreicht, von da ſie die ſchöne angebaute Gegend überſehen konnten: ſo bat er ſeinen Vater, hier mit Widdam zu verweilen, bis er zuvor ihre Ankunft gemeldet habe.

Schnell, wie ein Pfeil, lief er den Weg zur Wohnung hin. Auf der Mitte deſſelben kam ihm

Antonio entgegen. Das ungewöhnliche längere Außenbleiben des Gumal hatte ihn beſorgt gemacht; er kam daher, ihn aufzuſuchen, und erſchrak nicht wenig, als er den Gumal ſo eilig laufen ſahe, als ob ein reißendes Thier ſeine Schritte verfolgte.

Was iſt dir, Gumal? rief er ihm entgegen?

Ach, ich habe meinen Vater gefunden! Antonio! Er wartet dort auf der Anhöhe. Laß es uns geſchwind dem Graiſe melden.

Antonio. Wie? Deinen Vater? Eile doch nicht ſo! Deine Heftigkeit könnte dem Pedro das Leben koſten; ſo angenehm ihm auch die Botſchaft ſeyn wird. Wir müſſen ihn erſt dazu vorbereiten.

So ſehr auch Antonio mit Gumal nach der Hütte zu eilte, ſo ſchien doch ihr Lauf dem Knaben zu langſam. Der Grais kam ihnen mit Lina aus der Hütte entgegen; mit dem Ausdruck der größten Freude machte er dieſem die frohe Nachricht kund, daß er ſeinen Vater wiedergefunden habe, und bat um die Erlaubniß, ihn herbeiführen zu dürfen.

Grais. Er ſoll uns allen willkommen ſeyn, wenn er als Freund kömmt.

Gumal eilte zurück; der Grais mit Lina folgte ihm langſam nach; Antonio gieng in die Wohnung des kranken Pedro, um ihn auf die Ankunft des Fremden vorzubereiten. In einem kleinen anmuthigen Wäldchen begegnete der Grais den ankommenden Gäſten; die zwar bei ſeinem Anblick einige Augenblicke ſtaunten, aber durch den Gumal ermuntert wurden, getroſt hinzuzugehen. Er ſelbſt führte den Vater an der Hand dem Graiſe mit den Worten zu: Das iſt mein Vater!

Grais. Sey mir gegrüßt, Vater des Gumal! Willkommen in dieſem friedlichen Aufenthalte! Nimm hier die Hand deines Freundes!

Chilum. Biſt du der Retter meines Sohnes? Empfange den herzlichſten Dank eines Vaters, der aus deinen Händen ſein Leben und ſeinen Sohn zurückfordert. Sey mein Freund!

Grais. Ich habe deinen Sohn aufgenommen; aber die ihm das Leben rettete, ſteht hier — (auf Lina weiſend).

Chilum. Wer iſt dies holde Mädchen?

Gumal. Meine Erretterin; die bisherige Gefährtin meines Lebens, die Leiden und Freuden mit mir getheilt hat.

(Lina warf ſich zu den Füßen des Chilum nieder, Gumal kniete neben ihr nieder.)

Chilum. Steht auf, meine Kinder! Du biſt alſo wohl meine Tochter, da du die Retterin meines Sohnes warſt.

Lina. Ach, wenn du mir erlaubteſt, dich Vater zu nennen!

Gumal. Ja, Vater, dieß ſey meine erſte Bitte an dich. Nimm dieſe Lina als deine Tochter an; denn ohne ſie hätteſt du keinen Sohn mehr.

Chilum. So empfange ich denn ſtatt eines, zwei Kinder? Bin ich nicht der glücklichſte Vater, bin nicht mehr kinderlos? Laßt euch umarmen, meine Kinder!

Es war ein rührender Anblick, wie die beiden Kinder mit umſchlungnen Armen am Halſe des Vaters hiengen, der beide ſo zärtlich an ſeine Bruſt drückte, und mit dem Ausdruck der innigſten Freude bald auf ſie herab, bald hinauf zum Himmel blickte. Der Grais ſtand gerührt bei dieſer Scene, die Hände um ſeinen Pilgerſtab gefaltet, das Herz voll Dank gegen Gott, den gütigen Freudengeber. Aus den Armen **Chilums** ſprangen die Kinder zum Graiſe, umarmten auch ihn und ſprachen: aber du bleibſt doch auch unſer Vater?

Grais. Ich hoffe, der eurige wird mich an dieſen Vaterfreuden Theil nehmen laſſen. Kommt nur, und laßt uns ihn zur Hütte führen. Wer iſt denn aber dieſer ſein junger Begleiter, der ſo viel Antheil an unſrer Freude zu nehmen ſcheint?

Gumal. Es iſt der **Widdam**, mein Freund, von dem ich dir erzählt habe, der mit mir zugleich von jenen Räubern entführt wurde, aber noch glücklich entkam.

Chilum. Und der mich auf meinen Wanderungen begleitet hat, als ich meinen Sohn, und er ſeinen Freund, aufſuchte.

Widdam (den **Gumal** umarmend). Und nun ſo glücklich iſt, ihn wieder zu beſitzen.

Grais. Kinder! Solche Freuden gehörig zu empfinden, ſind Augenblicke zu kurz; laßt ſie uns länger genießen, und dieſe Augenblicke der Freude in Tage verwandeln. Komm Chilum, du bedarfſt vorzüglich der Erholung; dort in der Hütte ſollſt du ſie finden; dort warten auch noch einige Freunde auf deine Ankunft.

So gieng der Zug nach der Wohnung; der Grais an der Seite des Chilum; die Kinder mit **Widdam** in der Mitte, den ſie ſchon unterwegs mit ihren Lieblingsorten und angenehmen Plätzen bekannt machten. Am Eingange der Hütte empfieng ſie Antonio, der indeß in der vorſtehenden Laube die nöthige Zubereitung zu ihrem Empfange gemacht, und ein reichliches Morgenbrod aufgetragen hatte. So ſehr auch die angekommenen Gäſte nach ihrer langen Reiſe der Speiſen bedurften, konnten ſie doch, ungeachtet der freundlichſten Einladung nur weniges genießen; und kaum hörten ſie, daß noch im Innern der Wohnung einer ihrer Landsleute, ein alter Freund des Chilum auf dem Krankenbette liege; ſo bezeigten ſie ihr Verlangen, auch dieſen zu ſehen, um bald mit der ganzen Geſellſchaft bekannt zu werden.

Der Graïs führte den Negerfürſten mit ſeinem Sohne ins Krankenzimmer ein, und bat die übrigen, in der Laube zu verweilen. Der ſchon vorbereitete Kranke richtete ſich bei ihrem Eintritte von ſeinem Lager auf, ſtreckte beide zitternde Arme ihnen entgegen, ergriff die Hand des Fürſten, zôg ſie an ſeine Bruſt, und rief mit zum Himmel gerichteten Augen aus: Gott! So haſt du mein Leben noch zu dieſem ſo glücklichen Zeitpunkt aufgeſpart, daß ich noch vor meinem Ende den Liebling und Freund meines frühern Lebens ſehen ſollte: meinen Chilum, den ich als Knaben ſo ſehr liebte! Ja er iſts; meine Augen ſehen ihn wieder! Du haſt noch einige Züge des Grams in deinen Geſichtsfalten, ſonſt haſt du ganz noch das holde menſchenfreundliche Geſicht, das mich ſchon in deiner Jugend an dich feſſelte. Ja, du biſt Chilum, der Sanftmüthige.

Chilum. Das werde ich nun wieder werden, denn ihr, meine Lieben, habt mich wieder mit den Menſchen ausgeſöhnt. Bei euch habe ich wieder die Ruhe gefunden, die ich ſeit langer Zeit entbehren mußte. O, daß du, mein Freund, meine Freude über meinen wiedergefundenen Sohn ſo recht mit mir theilen könnteſt.

Pedro. Ja, du haſt ihn wiedergefunden, und beſſer, als du ihn verloren hatteſt. O gütiger Gott! Wie wunderbar ſind deine Wege! Wie weiſe und gut ſind alle deine Führungen! Preis ſey dir am Ziele meines Lebens für alle deine Wohlthaten! Dank dir auch für dieſen Beweis deiner Liebe auf meinem Sterbebette. (Zum Graiſe) Ach Vater, hat ſchon das Leben hier auf der Erde ſolche Freuden, wie überſchwenglich wird das Glück des künftigen Lebens ſeyn! Nicht wahr, dort finden wir einander wieder? Und dann trennet uns kein Tod mehr! Heil mir, daß ich der Erſte unter euch bin, der vorangeht, der Erſte, der euch dort in der beſſern Welt bewillkommt! Wie freudig ſehe ich nun dem Tode entgegen! Gott hat meine Wünſche erfüllt — mehr gethan, als ich dachte — als ich bitten konnte — ach! ich bin zu geringe —

Entkräftet von der zu lebhaften Empfindung der Freude und ſeinen anhaltenden Reden, ſank der Kranke in die Arme **Gumals**, der ihm zum

Haupte ſtand; ſchluchzend legte ihn dieſer an ſeine Bruſt; aber der Kranke ſahe lächelnd auf und ſagte mit ſchwacher Stimme: du mußt — nicht weinen — du haſt ja — deinen Vater — wieder!

Einige ſtärkende Tropfen, die ihm der Greis eingab, verſchafften ihm etwas Erquickung, doch bat ihn dieſer zugleich, daß er ſich ruhig halten möchte, legte ihn ſanft nieder, und führte den Chilum mit ſeinem Sohne vom Krankenbette hinweg.

Nachdem auch ſie einige Erfriſchungen zu ſich genommen, und die erſten lebhaften Aufwallungen der Freude ſich gelegt hatten: gieng nun der Strom der Erzählung an, was beiden, dem Vater und Sohne, von dem Tage ihrer Trennung an, begegnet war, womit ſie beinahe denſelben ganzen Tag zubrachten. Gumal erzählte ſehr umſtändlich die Gefahren und Leiden ſeiner Gefangenſchaft und ſeiner Flucht mit Lina: wie er zu dieſem Aufenthalt gekommen, und hier ſein Glück gefunden habe. Bei der Nachricht, daß Lina die Tochter des Fürſten Hadſi ſey, ſahe Chilum mit Bewunderung auf ſie. Iſts möglich,

lich, ſprach er, daß Hadſi ſolch eine Tochter haben konnte? Um dieſes guten Mädchens willen wär' er ja wohl noch des Lebens werth geweſen.

Lina. Alſo lebt mein Vater wohl nicht mehr?

Chilum. Er iſt wahrſcheinlich auf dem Schlachtfelde geblieben.

Lina verbarg ihr Geſicht in ihre Hände und weinte laut.

Gumal. „Du weinſt, Liebe? Dein Vater hat dich ja nie geliebt.

Lina. Aber er war doch mein Vater.

Chilum. Er hat ſein Recht auf dich mir abgetreten. Du biſt nun die Meinige und ſollſt gewiß an mir einen guten Vater haben.

Er erzählte hierauf umſtändlich die Geſchichte, die ſich ſeit dem Verluſt ſeines **Gumals** zugetragen hatte.

Die erſte Nachricht, ſprach er, die mir die zitternden Knaben aus dem Bade von deiner Entführung brachten, ſetzte mich in die äußerſte Beſtürzung; ich bot alle meine Leute auf, und ſetzte mit ihnen den flüchtigen Räubern nach.

Die ganze Nacht ſtrichen wir durch Berge, Thäler und Wälder, ohne eine Spur von ihnen zu finden. Auch der folgende Tag wurde mit gleichem fruchtloſen Nachſuchen zugebracht; meine Angſt ſtieg bis zur Verzweiflung. Erſt am Abende des dritten Tags fanden einige meiner Leute deinen Widdam in einem Thale, ganz entkräftet; von ihm erfuhr ich die ſchreckliche Nachricht von deiner Entführung. Meine Wuth ſtieg aufs äußerſte. Wie Dolchſtiche gieng mirs durchs Herz, dich höchſt wahrſcheinlich in den Händen meines Feindes, des unverſöhnlichen Hadſi zu denken. Noch ſuchte ich ihn vorher durch Geſchenke und Bitten zur Zurückgabe meines Sohnes zu bewegen, und ſandte deswegen einige meiner Leute an ihn ab. Aber der Grauſame ſchickte dieſe mit verſtümmelten Ohren und Naſen an mich ohne weitere Antwort zurück. Da entbrannte mein Zorn; meine Leute geriethen in Wuth, und forderten, was ich auch ſelbſt wollte, Krieg! Selbſt die Knaben, deine Geſpielen, griffen zu den Waffen; ich mußte ſie mit Gewalt zurückhalten; nur über Widdam vermogte ich nichts; er blieb bei ſeinem Entſchluſſe mit mir zu ziehen, an meiner Seite zu fechten, und entweder zu ſterben oder zu ſiegen. Ich brach mit meinem Heere auf. Unaufhaltbar gleich einem Waldſtrome ſtürzten wir die Berge herab ins feindliche Land. Alles ergriff die Flucht, die ganze Gegend rauchte vom Dampfe der Hütten, die ſie hinter ſich in Brand ſteckten. Wir drangen in das Innre des Landes, bis zur Wohnung des Fürſten, und fanden auch dieſe eingeäſchert; außer einigen Graiſen und Kindern hatte alles die Flucht ergriffen. Von den erſtern erhielt ich einige doch unbefriedigende Nachrichten von deiner Flucht. Doch als ich mit Nachſetzen des Feindes beſchäftigt war, wurde mir ein junges ſchönes Weib, die ſich Nanli nannte, zugeführt —

Ach meine Nanli, unterbrach hier Lina ſeine Erzählung; die gute Nanli, die mich als Mutter erzogen hat. Fandeſt du ſie noch am Leben?

Chilum. Sie war die Einzige, die den Händen deines erzürnten Vaters entgangen war: die übrigen alle hatten für eure Entweichung mit dem Leben büßen müſſen. Sie aber war entſprungen, und hatte ſich bisher im tiefſten Walde aufgehalten, bis ſie die Nachricht von meiner Ankunft empfieng. Sie erzählte mir die Geſchichte eurer Flucht, bat um ihr Leben und um die Erlaubniß, mit mir als Sklavin in mein Land zu ziehen, wohin ich ſie auch unter ſichrer Begleitung habe bringen laſſen.

Lina. Ach, beſter, guter Vater! Du haſt an ihr meine Mutter erhalten. Erlaube mir, daß ich dafür deine wohlthätigen Hände küſſe.

Chilum. Wir näherten uns bald dem Feinde, der ſich in einen groſſen Wald zurückgezogen hatte. Ich hielt mit meinen Leuten auf der vorliegenden Ebene, und forderte den Hadſi zum Streite auf. Mit einem Geſchrei, von welchem die ganze Gegend erfüllt wurde, brach dieſer plötzlich mit ſeinen Gewaffneten hervor. Die ungeheure Anzahl der Feinde hätte uns wohl in Furcht ſetzen können, denn der ganze Wald ſchien zu leben, und die Menge ſtrömte wie ein breiter Strom aus demſelben hervor. Aber wir hielten uns auf dieſen Angriff gefaßt, und hielten die erſte Hitze deſſelben mit feſtem Muthe ab. Das Treffen wurde allgemein. Meine Leute fochten mit äußerſter Verzweiflung. Ich drang in den dichteſten Haufen der Feinde; Widdam kämpfte wie ein junger Löwe an meiner Seite; wir warfen die Feinde vor uns nieder, und bahnten uns den Weg über ihre Leichname, bis zum gedrängteſten Haufen, wo ich den Räuber meines Sohnes vermuthete und fand. Der Feige! ihn ſchlug ſein böſes Gewiſſen! das rächende Schwerdt näherte ſich ihm; er hielt den Angriff nicht aus, und ergriff ſchändlich die Flucht. Ihm folgte der größte Theil ſeines Volks nach; die übrigen warfen die Waffen von ſich, und erwarteten, auf der Erde liegend, ihr Schickſal. Ich befahl, ihrer zu ſchonen, und ſetzte mit einem Theil meiner Leute den Fliehenden nach, die der Wald aufgenommen hatte. Hier hielt ein neuer Haufe im tückiſchen Hinterhalt auf uns, und hier empfieng ich durch den Wurf einer ſteinernen Axt dieſe Wunde in die Bruſt; ich ſtürzte zu Boden; die Axt durfte nur mit mehr Gewalt und tiefer eindringen, ſo war ich nicht mehr. Durch meinen Fall würden meine Streiter noch mehr erhitzt, und bald war auch dieſer feindliche Haufe zerſtreuet. Man trug mich verwundet vom Kampfplatze;

platze; ich ließ das Zeichen zum Rückzuge aus der Schlacht geben. Der Sieg war erfochten; die Helden verſammleten ſich, und der Siegestanz begann; die Gefangenen löſten ihr Leben mit Geſchenken an Lebensmitteln, die ſie reichlich herbeibrachten; von allen Seiten ſtrömten die unbewaffneten Bewohner der Gegenden mit Geſchenken herbei, und baten um Frieden, unter den heiligſten Verſicherungen ihrer Unterwerfung. Ich ſelbſt wurde von ihren Händen verpflegt, und einige ihrer geſchickteſten Aerzte verbanden meine Wunde. Allein, was half mir der glücklichſte Sieg? Was half es mir, daß mein Name in allen Siegesliedern ertönte? Der beſte Preis des Siegs, mein Gumal, ward mir doch nicht zu Theil. O, wie oft wünſchte ich, daß ich an jener Wunde geſtorben wäre! Ich verfolgte zwar meine Siege, überwand den Feind noch in einigen Schlachten, und machte mir ſein ganzes Land unterwürfig. Aber nun, da ich mich vom langen Kampfe erholen wollte — fand ich nirgends die ſo ſehnlich gewünſchte Ruhe. Wachend dachte ich an dich, und ſchlafend erſchienſt du mir im Traume. Ganze Tage und Nächte bin ich in Wäldern und Einöden umhergeirret; ich floh den Umgang mit Menſchen; überließ es meinem Volk, einen andern Anführer an meine Stelle zu wählen, ſo dringend es mich auch bat, an ſeiner Spitze zu bleiben, und begab mich, von niemanden, als von Widdam begleitet, der mir, wie mein Schatten, überall nachfolgte, auf den Weg ins Gebirge. Nach langem Umherirren gelangten wir in jenes Thal. Schon gab ich, bei dem Anblick eines neuen Gebirges, das da vor unſern Augen lag, und unerſteiglich zu ſeyn ſchien, alle weitere Hoffnung auf. Tauſendmal hatte ich deinen Namen vergeblich gerufen; bloß der Wiederhall gab mir den ſüßen Namen, Gumal, zurück: und jetzt, im Begriff wieder umzukehren, jetzt beim letzten Ruf —

Gumal. Da ſtürzte ich in deine Arme!

Chilum. Da drückte ich dich wieder mit unausſprechlicher Wonne an meine Bruſt.

Gumal (in neuer Umarmung). Ach, Vater, du haſt viele Leiden um meinetwillen erduldet! Möchte ich dir nun auch deſto mehr Freude machen.

So wurde beinahe der ganze Tag mit Erzählungen und Geſprächen zugebracht, die nur zuweilen durch die nöthige Verpflegung des kranken Pedro und einige Anſtalten zum Eſſen unterbrochen wurden. Die Freude über die Ankunft Chilums hatte die wenigen Kräfte des Kranken noch mehr erſchöpft, im matten Schlummer hingeſunken, erwachte er erſt gegen Abend wieder, und hielt das, was er am Morgen geſehen hatte, für einen angenehmen Traum. Der Grais übernahm die Sorge für ſeine Verpflegung, und trug dem Antonio die beſte Bewirthung der Fremden auf, der denn mit der Lina, die ſich äußerſt geſchäftig dabei bewies, das Abendeſſen, und bald nachher das Ruhelager für die ermüdeten Gäſte bereitete.

Noch ſaßen die beiden Kinder beim Mondſcheine in der Laube, die an der Wohnung war, und unterhielten einander mit der Geſchichte dieſes merkwürdigen Tages; als der Grais mit wehmüthigem Blick aus der Hütte trat, ſein thränenvolles Auge zum Himmel richtete und ausrief: Gott! ſtehe du ihm in ſeinem letzten Kampfe bei!

Da ward er der Kinder gewahr; wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und ſprach: Seyd ihr noch munter, meine Lieben?

Lina. Ja, guter Vater; aber du weinſt?

Grais. Kinder, es thut wehe, ſich von einem Freunde zu trennen, der lange Zeit der Gefährte unſers Lebens auf Erden war.

Gumal. Iſt Pedro nicht mehr?

Grais. Noch lebt er zwar; aber wahrſcheinlich iſt dies ſeine letzte Nacht.

Die Kinder. Ach, unſer guter Pedro, der wird nun nicht mehr bei uns ſeyn! Er verläßt uns, da wir nun erſt recht vergnügt zuſammen mit unſerm Vater leben könnten.

Grais. Wie doch der gütige Gott auch unſre Leiden zu mildern weiß! Kinder, würde der Verluſt unſers guten Pedro uns nicht noch weit empfindlicher ſeyn, wenn ihr nicht an dem heutigen Morgen euren Vater wiedergefunden hättet? Sehet, wie Gottes Vorſehung alles ſo weiſe und gütig ordnet. Die Krankheit unſers Pedro mußte die Veranlaſſung werden, daß du, Gumal, den Vater fandeſt. Du giengſt zur Quelle, um einen erquickenden Trank für deinen geliebten Kranken zu holen — und Gott ließ dich eine neue Quelle der Freuden entdecken. Du durfteſt nur einige Augenblicke ſpäter kommen, ſo war dein Vater wieder zurück. So wunderbar, weiſe und gütig verbindet Gott die Umſtände unſers Lebens, daß auch dasjenige, was uns anfangs unangenehm ſcheint, der Grund unſers Glücks wird. Und, Kinder, ſo iſt es auch gewiß mit unſerm Tode; auch dieſer muß zum Grunde unſers zunehmenden Glücks dienen.

Gumal. Wie iſt dies möglich, Vater? Wir hören ja im Tode auf zu leben, zu ſeyn.

Grais. Wenn dies wäre, ſo wäre freilich mit dem Tode alles aus; ſo wäre an kein weiteres Glück zu denken. Aber wie, wenn der Tod nur eine Veränderung unſers gegenwärtigen Zuſtandes wäre, und wir durch denſelben in einen andern und noch beſſern Zuſtand verſetzt würden?

Gumal. Das kann ich faſt nicht denken.

Grais. Und doch iſts möglich. Haſt du es noch nie bemerkt, daß ſelbſt in der Natur manches verändert wird, und gleichſam wieder aufs neue entſteht, das vorher gleichſam todt und zerſtört, oder in ſeine Theile aufgelößt war? Bemerkteſt du noch nie die Verwandlung ſo mancher Inſekten? Bemerkteſt du nicht, wie aus der erſtorbenen Raupe, aus der verſchloßnen Puppe, wieder ein neues und weit ſchöneres Geſchöpf hervorgieng; wie aus dieſem kriechenden, unanſehnlichen Inſekt, das ſich mühſam von Blatt zu Blatt hinſchleppte, ein ſo ſchöner buntfarbiger Schmetterling entſtand, der nun mit ſchöngemalten Flügeln in der Luft ſchwimmt, und um die Blumen ſcherzt? Sollte denn der Gott, der dies an einem ſo kleinen Geſchöpfe thun kann, nicht noch mehr an den Menſchen thun können?

Gumal. Schon wird mir es etwas wahrſcheinlicher.

Grais. Du ſiehſt auch wohl ein, daß alles, was vorhanden iſt, ſeine gewiſſe Beſtimmung hat, z. B. der Baum iſt dazu da, daß er wachſen, blühen und Früchte tragen ſoll; wenn er dann eine gewiſſe Höhe erreicht, eine geraume Zeit geſtanden und Früchte gebracht hat, ſo hat er ſeine Beſtimmung, wozu er da war, erreicht; wenn die Pflanze ſich gehörig entwickelt, ihre Blätter ausgetrieben und ihre Blume entfaltet hat, ſo hat ſie ihre Beſtimmung erreicht, und welkt dann wieder hin. Auch das Thier erreicht nach und nach ſeine Vollkommenheit, wächſt zu einer beſtimmten Größe, befriedigt ſeine Triebe und erreicht ſeine Beſtimmung. Was meinet ihr aber von dem Menſchen? Erreicht dieſer wohl auch auf dieſer Erde völlig ſeine Beſtimmung? Wird er auch ſo vollkommen, als er es nach den Anlagen, Kräften und Fähigkeiten werden könnte, die ihm der Schöpfer gegeben hat? Oder ſind wir denn auch zu weiter nichts beſtimmt, als nur wie die Pflanzen zu wachſen, wie die Thiere zu leben, zu eſſen und zu trinken, und ſo an unſerm Körper vollkommen zu werden? Haben wir keine weitere und noch höhere Anlagen?

Gumal. Allerdings; in Abſicht unſrer Seele.

Grais. Was meineſt du für welche?

Gumal. Daß wir immer verſtändiger, beſſer, und auf dieſe Art glücklicher werden können.

Grais. Nun gut; wir haben durch unſre Seele die Anlage, oder die Fähigkeit empfangen, weiſe oder verſtändig zu werden: wir empfinden auch dazu einen ſtarken regen Trieb, wollen immer mehr erkennen und einſehen; kommen wir denn aber je in dieſem Leben zu dieſem Ziele? Bleibt uns nicht gar vieles verborgen, was wir doch ſo gern und deutlicher einſehen möchten? Stehen wir nicht gleichſam noch immer auf einer ſehr niedrigen Stufe der Erkenntniß, und möchten gern immer höher aufſteigen? Wer gab denn aber unſerer Seele dieſe Anlage zur Erkenntniß und höherer Weisheit, wer legte den Trieb in ſie, es immer weiter darinne zu bringen?

Gumal. Gott.

Grais. Wenn wir nun mitten in dieſem Streben nach vollkommner deutlicher Erkenntniß dahin ſterben, haben wir denn da ſchon unſre Beſtimmung, dieſe Vollkommenheit des Verſtandes erreicht?

Gumal. Ach noch lange nicht.

Grais. Sollte uns denn Gott ſolche edle Anlagen gegeben haben, die ſich nie völlig entwikkeln können: einen ſo edlen Trieb der Seele, der nie geſtillt werden kann?

Gumal. Das läßt ſich von dem weiſen und gütigen Gott nicht wohl denken.

Grais. Du ſagteſt vorhin, daß wir auch wünſchten immer *beſſer*, das heißt, gut und tugendhaft zu werden. Und, *Gumal*, wer das nicht wünſcht, nicht dies ſein heißeſtes Verlangen, ſein redlichſtes Beſtreben ſeyn läßt, der iſt nicht werth, ein Menſch zu ſeyn. Gut ſeyn, vollkommen ſeyn, iſt die eigentliche Beſtimmung des Menſchen; dazu hat ihn Gott erſchaffen; dazu verpflichtet ihn ſchon das allgemeine Geſetz der Vernunft; dahin zwecken alle Vorſchriften ſeines Verhaltens, die ihm Gott gegeben hat. Aber, lieben Kinder, wie unvollkommen bleibt auch dies

Beſtreben des beſten Menſchen hier in der Welt! Wie wenig erreicht er dies edelſte Ziel ſeiner Beſtimmung? Seine körperlichen Triebe, Begierden und Leidenſchaften hindern ihn ſo oft, ganz vollkommen gut zu ſeyn. So viele Fehler und Schwachheiten zeigen es ihm, daß er hier auf Erden dies Ziel ſeiner Vollkommenheit, wornach er ſo ſehnlich ſtrebt, nicht erreichen kann. Sollte denn der gütige Gott, der doch ſelbſt will, daß die Menſchen gut und vollkommen werden ſollen, dies ſo würdige Beſtreben ſeiner edelſten Geſchöpfe nach Vollkommenheit nicht befördern; ſollte er die Hinderniſſe nicht heben, die daſſelbe aufhalten? Sollte der Tod dieſes kaum angefangene Geſchäft unſrer Beſſerung wieder vernichten, und alles unſer Bemühen vereiteln? Nein, Kinder! das kann nicht ſeyn. Nur ein durchaus böſer Menſch kann den Tod als Vernichtung ſeines Weſens denken: der Tugendhafte hofft mit Zuverſicht noch ein andres Leben nach dem Tode, und dort die Vollendung des Glücks, nach welchem er hier ſtrebte. Er hofft es gewiß zur Güte ſeines Gottes, von dem er gewiß weiß, daß er das redliche Beſtreben ſeiner Kinder auf Erden, gut zu werden, wie es ihr Vater im Himmel iſt, nicht unerfüllt laſſen wird. Noch eins, lieben Kinder, es kann doch gewiß dem Gott, der ſelbſt vollkommen gut iſt, und uns ſo weiſe Geſetze unſers Verhaltens gegeben hat, nicht gleichgültig ſeyn, ob wir uns nach denſelben richten oder nicht.

Lina. Nein! er iſt ja, wie du uns lehrteſt, gerecht; er liebt und belohnt das Gute, und beſtraft das Böſe.

Grais. Nun iſt es zwar wahr, der gute und tugendhafte Menſch genießt auch ſchon hier viel Gutes; ſchon das Bewußtſeyn, recht gehandelt zu haben, macht ihm Freude; er wird dieſen Beifall ſeines Herzens, nach ſeiner Pflicht gehandelt zu haben, um kein anderes Gut der Welt vertauſchen; beſonders, weil ihm dieſes auch den Beifall ſeines Gottes verſichert; das iſt ſchon ein hoher Lohn ſeiner Tugend, aber oft iſt es auch der einzige, den er im Leben genießt; außerdem muß er oft gar vieles Leiden in der Welt erfahren: er wird oft, eben weil er beſſer iſt, von andern Menſchen, die böſe und laſterhaft ſind, gekränkt und verfolgt: er muß ſo vieles entbehren, was ihn froh machen könnte, muß ſich manches Glück in der Welt verſagen, um ein tugendhafter Menſch zu bleiben; muß oft, ſeiner Pflicht wegen, das Liebſte, ſelbſt ſein Leben aufopfern: dagegen giebt es ſo viele Menſchen, die mehr Böſes als Gutes in der Welt ſtiften, die andre beleidigen und kränken, und doch dabei ſo ungeſtraft bleiben; ſie leben oft bis in ihren Tod, wenigſtens dem Anſcheine nach, glücklich, und werden oft alt bei guten Tagen. Es werden unter den Menſchen oft ſolche Verbrechen begangen, die die größte Strafe verdienten, und der Verbrecher bleibt oft unbekannt und unbeſtraft; und ſo mancher Tugendhafte, der es recht gut meinte und recht viel Gutes that, ſtirbt oft den Tod eines Miſſethäters. Könntet ihr dies wohl mit der Gerechtigkeit Gottes vereinigen: wenn mit dem Tode alles aus wäre? wenn keine Belohnung und Beſtrafung nach dem Tode ſtatt fände?

Lina. Ach gewiß wird es Gott dem Tugendhaften auch noch nach dem Tode wohl gehen laſſen. Aber da müßte er doch auch alsdann noch fortleben?

Greis. Allerdings; denn wie könnte es ihm ſonſt wohlgehen? Ohne Leben findet ja kein

Bewußtſeyn, keine Empfindung, weder des Guten noch des Böſen, ſtatt.

Lina. Wie kann denn aber der Menſch leben, wenn er todt iſt?

Grais. Auch dieſe Frage werde ich dir beantworten, und dieſen Zweifel zu heben ſuchen. Aber jetzt ruft mich die Pflicht wieder zum Sterbebette unſers Freundes hin, und ſchon iſt es Nacht. Auch bedarf euer Körper der Ruhe. Der Schlaf wird eure Sinnen einſchlummern; ihr werdet ohne Empfindung, ohne Bewußtſeyn da liegen: aber der Morgen wird euch wieder zu neuer Empfindung eures Lebens erwecken. So werde auch unſerm Pedro der Tod zu einem ruhigen Schlafe, ſo ſchlummere auch er ſanft hinüber, um bald zu einem beſſern Leben zu erwachen!

Pedro hatte den größten Theil der Nacht ſehr unruhig zugebracht. Nur wenige waren der Augenblicke, wo er ſich aus ſeinen Phantaſieen herausfand, und ſich verſtändig mit ſeinen beiden Freunden unterhalten konnte, die bei ſeinem Sterbelager wachten und beteten. Erſt gegen Morgen verfiel er in einen ſanften Schlummer, aus welchem er noch einmal, nach einigen Stunden, erwachte, und ſich merklich geſtärkt fühlte.

Er bezeigte ein Verlangen, noch einmal die beiden Kinder zu ſprechen. Antonio gieng hin, ſie zu wecken.

Vater, ſprach der Sterbende zum Graiſe, als er mit ihm alleine war; nun habe ichs bald überſtanden! Ich bin nun am Ziele! Danke du Gott mit mir, daß er mir es hat überſtehen helfen. Bald, bald werde ich nun ins beßre Leben eingehen. Wie wohl iſt mir, daß meine Wallfahrt auf Erden ein Ende hat; da ich weiß, an wen ich glaube, und gewiß bin, daß ich durch den Tod ins rechte Leben komme. Habe du tauſend Dank, du mein Geliebter, daß du mir durch deinen Unterricht den Weg zum Leben gezeigt haſt; Dank, für deine Sorgfalt, Treue, Verpflegung und für alle die Beweiſe deiner väterlichen Liebe, die du mir bis in den Tod gegeben haſt. Gott vergelte es dir! Dort in einer beſſern Welt ſehen wir uns wieder — dort erwartet dich dein Freund — dort danke ich dir inniger. Hier nimm die Hand und lebe wohl!

Grais. Lebe wohl! du mein Geliebter! Mein Sohn! Ich werde dir bald nachfolgen. Unſere Trennung wird nur wenige Augenblicke dauren; aber zum ewigen Glück werden wir uns wieder vereinigen. Gott vergelte auch dir deine Liebe! Er ſey dir auch im Tode gnädig und gebe dir Friede!

Die Kinder kamen indeß mit Antonio zu dieſem Abſchiede der Graiſe von einander; weinend näherten ſie ſich dem Sterbebette, ergriffen die ſchon kalten Hände des Geliebten, und benetzten ſie mit ihren Thränen.

Warum weinet ihr, meine Lieben? ſprach der Sterbende. Mir iſt ja ſo wohl! Ich ſterbe ja ſo vergnügt. Kinder! der Tod hat keine Schrecken für den, der die Ueberzeugung eines beſſern

Lebens nach dem Tode hat. — Lebt wohl, ihr Lieben! Lebt fromm und tugendhaft! Habt immer Gott vor Augen, bei allem, was ihr thut; vertraut ferner auf ihn: ſo wird er auch euch zu dem höhern Glück des beſſern Lebens bringen.

Die Kinder küßten noch einmal ſeine Hände, und entfernten ſich ſtill und weinend von ſeinem Lager. Antonio blieb mit dem Graiſe zurück.

Der feierliche Morgen brach jetzt an. Die Kinder ſaßen vor der Hütte und weinten; drinnen wurde laut gebetet. Mit angehaltenem Athem horchten die ängſtlichen Kleinen an der Thür. Jetzt ward es ſtiller. Nur ein ſtarkes Röcheln ward jetzt vernehmlicher. Leiſe öffnete Antonio die Thür, winkte den Kindern hereinzukommen, ſich aber ganz ſtille zu verhalten. Der Graiß hieß ſie näher hinzutreten. In den letzten Augenblicken des Hinſchlummerns lag hier der Sterbende mit halbgeöffneten aber gebrochnen Augen, mit gefalteten und geſtreckten Händen auf ſeinem Lager; große Schweißtropfen hiengen an der kalten Stirn; die Lippen waren blaß und geöffnet; in langen Zwiſchenräumen hob ſich die Bruſt vom ſchweren Athemzuge; noch einmal drängte ſich der Athem röchelnd aus der Bruſt — nun ſtand er ſtill — und eine ſanfte Ruhe ergoß ſich gleichſam über den entſeelten Leichnam.

Nun hat er überwunden, rief der Grais mit aufgehobenen Händen und zum Himmel gerichteten Augen aus. Gelobt ſey Gott! Gelobt auch für die Wohlthat des Todes!

Heißt dies Sterben? Vater! rief **Gumal** aus, ach ich habe mirs ängſtlicher gedacht.

Grais. Lerne alſo bei dem Tode deines Freundes den Tod nicht fürchten.

Lina hatte die Empfindung ihres Herzens lange zurückgehalten: aber jetzt brach ſie in lautes Weinen aus.

Der **Grais** führte ſie von dem Anblick der geliebten Leiche hinweg, und winkte dem **Antonio**, ihm mit **Gumal** nachzufolgen: denn nun, ſprach er, bedarf der Geliebte unſrer nicht mehr.

Beim Heraustreten aus der Hütte fanden ſie den Vater Gumals mit ihrem jungen Freunde in der Laube am Eingange. Sie hatten den traurigen Auftritt in der Hütte wohl vermuthet, und bezeugten jetzt den herzlichen Antheil, den ſie an dem Verluſt eines ſo würdigen Gliedes dieſer Geſellſchaft nähmen.

Der Grais reichte dem Fürſten Chilum die Hand: „Möchteſt du mir, ſprach er, den Verluſt dieſes Freundes erſetzen!“

„Möchte ich deiner Freundſchaft ſo würdig ſeyn, als Pedro,“ erwiederte dieſer und empfieng den Grais in ſeinen Armen, dem jetzt erſt die Thränen der Wehmuth in die Augen traten.

Die Kinder ſchloſſen ſich an ihren jungen Freund Widdam an, erzählten ihm den Tod ihres lieben Pedro, und was ſie, während der Zeit ihres hieſigen Aufenthalts, für einen guten, lieben Freund an ihm gehabt hätten. Der Grais rieth ihnen, daß ſie, um ſich aufzuheitern, ihren Vater und Widdam in der Gegend umherführen möchten.

In ihrer Abweſenheit trug er mit Antonio den Leichnam ſeines Freundes in eine kühle Grotte, legte ihn auf ein Bette von Moos, verwahrte den Eingang, und verbarg ſich darauf in ſeinem Schlafzimmer, um ſich durch einige Stunden Schlaf von jener nächtlichen Unruhe zu erholen.

Mit aufgeheitertem Angeſichte empfieng er die zurückkehrenden Freunde in der Sommerlaube, wo er ſie mit einem Mittagsmahle bewirthete, und ſelbſt durch ſeine Geſpräche zum frohen Genuß deſſelben, und angenehmen Unterhaltungen ermunterte. Auch den ganzen Tag über gab er nicht das mindeſte Merkmal von Traurigkeit; ſeine Zufriedenheit ſchien durch den Verluſt ſeines Freundes nicht gelitten zu haben.

Dies ruhige und gelaßne Betragen des Graiſes ſetzte ſelbſt die Kinder in Bewunderung; der Grais bemerkte dieſes, und als er ſich am Abende mit ihnen allein befand, gab dies zu folgender Unterredung Gelegenheit:

Grais. Du biſt wohl ſehr vergnügt, Gumal, daß du deinen Vater wieder um dich haſt?

Gumal. Ja, und ich würde es noch mehr ſeyn, wenn der gute Pedro noch lebte.

Grais. Der iſt nun freilich für uns todt; und ſein Verluſt iſt ja wohl für mich am empfindlichſten.

Gumal. Und du biſt gleichwohl ſo ruhig, als empfändeſt du ihn nicht.

Grais. Eben weil ich weiß, daß ich ihn nicht auf immer verlohren habe.

Gumal. Wirſt du ihn denn einmal wiederfinden?

Grais. Das hoffe ich ſo gewiß, als du jetzt deinen Vater und Freund wieder gefunden haſt; nur mit dem Unterſchiede, daß ich ihn noch vollkommner, glücklicher, und in einer beſſern Welt wiederfinden werde.

Lina. Giebt es denn alſo, außer dieſer Erde, noch eine andre und beßre Welt, einen beſſern Aufenthalt für uns?

Grais. Siehe einmal über dich zu jener unermeßlichen Höhe, und nun frage, ob auch da wohl noch Raum für uns, für eine beßre Welt iſt? Ach, *in unſers Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen!*

Lina. Wie können wir denn aber, wenn wir todt ſind, dahin gelangen?

Grais. Eben, um in jenen beſſern Zuſtand überzugehen, müſſen wir zuvor ſterben. Die Raupe, die zum Schmetterling werden ſoll, muß zuvor ihre gröbere Hülle abſtreifen: ſo müſſen auch wir zuvor dieſen Körper ablegen, um für eine beßre Welt geſchickt zu werden: dies geſchieht im Tode; da legen wir dies äuſſerliche Gewand, unſern Leib ab, um uns deſto ungehinderter zu höherem Glück zu erheben. Denn du weißt doch wohl, daß wir nicht blos aus dieſem Körper beſtehen? Wie nennen wir den edleren Theil unſers Weſens, den Geiſt, der in dieſem Körper lebt, in uns denkt und durch uns handelt?

Lina. Die Seele.

Grais. Dieſe ſteht nun zwar mit dieſem Körper in der genaueſten Verbindung; ſie bedarf ſeiner Dienſte, ſo lange ſie hier in dieſem Zuſtande auf Erden lebt: durch den Tod aber wird dieſe Verbindung aufgelößt; der Leib, der aus irdiſchen Theilen beſtand, geht wieder in dieſe ſeine erſten Beſtandtheile zurück, wird durch die Verweſung wieder zur Erde, daraus er gebildet war; aber die Seele als ein geiſtiges Weſen geht wieder zu dem Gott zurück, der ſie werden hieß, und zu einem noch beſſern Leben aufbehält.

Gumal. Alſo ſtirbt unſre Seele im Tode nicht?

Grais. Nein! ſie iſt ihrer Natur nach unſterblich; ſie kann nicht, wie der Körper in Theile aufgelößt werden, iſt unzerſtörbar, dauert auch nach dem Tode des Leibes fort, um immer vollkommner zu werden.

Gumal. Konnte ſie denn dies nicht auch in dieſem Leibe und in dem gegenwärtigen Zuſtande auf der Erde werden?

Grais. Nein! hier befindet ſie ſich in einem unvollkommnen, eingeſchränkten Zuſtande; hier ſoll ſie nur zu einem beſſern und vollkommenern Leben vorbereitet werden: ſoll gleichſam ihre erſte Bildung erlangen, ihre Kräfte üben, und ſo von Stufe zu Stufe zu höherer Vollkommenheit aufſteigen. Dies geſchieht eben dadurch, daß wir ſchon frühe unſern Verſtand mit Erkenntniß der Wahrheit beſchäftigen, daß wir über alles vernünftig denken lernen, und uns gewöhnen, immer gut zu denken und zu handeln. Dieſe erlangten Kenntniſſe, dieſe erworbenen Fertigkeiten nehmen wir denn auch mit aus dieſer Welt; haben wir nun hier ſchon einen guten Anfang gemacht, und redlich nach dieſer Vollkommenheit der Seele geſtrebt, ſo werden wir auch gewiß einmal dazu gelangen; ſo werden wir das, was wir hier gut angefangen haben, in jenem Leben vollenden: haben wir aber die Gelegenheit, die wir hier auf Erden hatten, weiſe und gut zu werden, verſäumt; ſo dauert zwar auch unſre Seele fort, aber ſie bleibt doch immer an Erkenntniß und Vollkommenheit zurück; ja hätten wir uns wohl gar keine Mühe um ſie gegeben, ſie ganz vernachläſſigt; wären wir, anſtatt weiſe, verſtändige Menſchen zu werden, roh, unwiſſend und unverſtändig geblieben; hätten wir, anſtatt immer beſſer und tugendhafter zu werden, ſchlecht und laſterhaft in der Welt gelebt; ſo hätten wir uns dadurch auf immer an unſrer Seele geſchadet, und uns einen ſolchen Verluſt zugezogen, der nicht wieder erſetzt werden kann.

Gumal. So hängt alſo gar viel von unſerm gegenwärtigen Verhalten auf Erden ab?

Grais. Allerdings; unſer ganzes Glück in dieſem und dem zukünftigen Leben. Denkt daher, lieben Kinder, immer daran, daß ihr hier auf

Erden eine kurze Zeit lebt, daß ihr aber zu einem ewigen Leben auch noch für eine andre Welt beſtimmt ſeyd, und daß es dabei auf euer gegenwärtiges Leben ankommt, ob euer künftiger Zuſtand für euch glücklich oder unglücklich ſeyn wird. Ihr lebt alſo nicht blos für dieſe Erde; nicht blos ſo lange ihr dieſen Körper an euch tragt; dieſen werdet ihr einſt im Tode ablegen, ſo wie ihn jetzt unſer Pedro abgelegt hat: aber eure Seele lebt noch nach dem Tode des Leibes fort, verläßt dieſe Erde und geht in ein anderes Leben über. Habt ihr nun weiſe und tugendhaft in dieſer Welt gelebt: ſo könnt ihr die gewiſſe Hoffnung haben, daß es euch auch nach dem Tode wohlgehen; daß der Gott, der ſchon hier ſo viel an euch that, der euch dieſe Seele, und die Fähigkeiten, Kräfte und Mittel gab, gut und vollkommen zu werden, euch auch gewiß zu dieſer Beſtimmung eurer höhern Vollkommenheit bringen werde.

Lina. Werden wir denn dort auch ſo vergnügt und froh ſeyn, wie wir es hier waren, wenn wir uns unſers guten Gottes freuten und uns bewußt waren, gut und rechtſchaffen vor ihm gelebt zu haben?

Grais. Ach, Lina! das wird uns ewig freuen. Jede andere Freude des Lebens, jedes irdiſche Glück verſchwindet mit dem Tode: aber die Freude unſrer Seele an Gott, das Glück richtig vor ihm gewandelt zu haben, dauert ewig; nimmt immer mehr zu; denn hier erkennen und empfinden wir es noch nicht ſo vollkommen, wie groß die Güte Gottes, wie gnädig ſeine Geſinnung gegen uns iſt: aber dort werden wir es weit deutlicher und völliger einſehen, und das wird eine unverſiegbare Quelle unſrer Seligkeit werden. Dort werden wir ihn ſehen wie er iſt, werden ganz in ſeiner Liebe leben, und vollkommen glücklich ſeyn.

Gumal. So hat ja unſer Pedro durch den Tod mehr gewonnen, als verlohren?

Grais. Für den Frommen iſt Sterben allerdings Gewinn. Sahet ihr nicht, wie freudig, wie getroſt er auch in ſeinem Tode war? Bemerktet ihr nicht, wie gerade in den letzten Augenblicken, wo doch ſein Körper ſchon ganz entkräftet lag, ſein Geiſt noch in ihm lebte? mit welcher freudigen Zuverſicht ſein brechendes Auge zum Himmel gerichtet, ſein ſterbender Mund die innre

Ueberzeugung ſeiner Seele von dem beſſern Leben bezeugte, zu welchem er nun eingehen würde? Welchen getroſten Abſchied er von uns nahm, in der frohen Erwartung, uns bald in einer beſſern Welt wieder zu ſehen. Und wie er nun im letzten Athemzuge dahinſchied — welch Bild der Ruhe, des ſanften Friedens ſahet ihr an ſeinem entſeelten Körper! Wie er dalag, im ſanften Schlummer hingeſtreckt, wie ein Müder, der von langer Arbeit ermattet, ſich zur Ruhe niederlegt. Nun empfindet er nichts mehr von den Beſchwerden, die ihn beſonders im Alter drückten; nun ruhet er von ſeiner Arbeit: aber das Gute, das er hier geſtiftet, der Lohn ſeines rechtſchaffnen Lebens folgt ihm auch nach dem Tode nach. Nun lebt ſein Geiſt in noch weit ſeligern Gefilden, als diejenigen ſind, die er hier verlaſſen hat, frei von aller Unvollkommenheit, glücklich im Genuß der reinſten Freuden. Dort werden auch wir ihn finden, wenn auch wir unſer Leben auf Erden vollendet haben, und dann wird kein Tod uns wieder von einander trennen. Das muß uns bei dem Verluſte der Unſrigen, das wird auch uns einſt in unſerm Tode tröſten. Vergeſſet es daher nicht, was euer ſterbender Freund zu euch ſagte: der Tod hat keine Schrecken für den, der die Ueberzeugung eines beſſern Lebens nach dem Tode hat.

Den Morgen darauf gieng der Grais nebſt Antonio, mit Spaten und Schaufel verſehen, hin zu dem Hügel, der von einem Myrthenwäldchen bekränzt war, um für den Leichnam ihres beweinten Freundes ein Grab zu bereiten. So traurig ihnen dies Geſchäft war, ſo lebhaft das Andenken an ihre entſchlafene Freunde und an ihre eigne Sterblichkeit dadurch in ihrer Seele erregt wurde: ſo weckte gleichwohl der Anblick der aufgehenden Sonne und der wieder auflebenden Natur den Gedanken an Unſterblichkeit und die freudige Hoffnung eines beſſern Lebens in ihnen auf, und ſie prieſen Gott, der ihnen dieſe, ſo beruhigende, Ueberzeugung gegeben habe.

Die Kinder kamen nach einiger Zeit, begleitet von ihrem Vater und Freunde, auch zu dieſer Stätte, und fanden die beiden Alten in dieſer Beſchäfſchäftigung; kaum aber erfuhren ſie den Zweck derſelben: als Sumal und Widdam die Graiſe baten, ihnen dieſes Geſchäft zu überlaſſen und es unter ihrer Aufſicht zu beendigen. Auch der Fürſt erbot ſich dazu; Antonio that ihm aber den Vorſchlag, mit ihm in die entferntere Winterwohnung zu gehen, und da eine Art von Tragſeſſel zur Beerdigung des Todten zu verfertigen. Während die beiden Knaben das Grab auswarfen, ſaß der Grais mit Lina auf einem nahen Hügel, der die Grabſtätte ſeines ältern Freundes war, den er auch hier beerdigt hatte. Neben derſelben ſtanden Roſenſtöcke gepflanzt, die eben Knospen trieben; der Hügel ſelbſt war mit Gras und Blumen mancher Art bewachſen. Lina ſammlete einige Hände voll derſelben und reichte ſie dem Graiſe.

Weißt du auch, ſprach dieſer, daß unter dieſem Hügel, von dem du dieſe Blumen gepflückt haſt, auch einer meiner vormaligen Freunde ſchlummert?

Lina. Ich erinnere mich, daß du uns einmal zu dieſem Wäldchen geführt und da die Grabſtätte deines Freundes gezeigt haſt.

Grais. Siehe, wie viele und mannichfaltige Blumen ſich aus dieſem Grabe hervordrängen, und wer weiß, wie viele Keime zu künftigen Pflanzen und Blumen noch darinne ſchlafen.

Lina. Ja, Vater, ich verwundere mich oft darüber, wie aus der ſchwarzen Erde ſo ſchöne Blumen wachſen können.

Grais. Und haſt du auch bemerkt, wie das Saamenkorn, oder die Zwiebel beſchaffen iſt, in welcher der Keim von dieſer Blumenpflanze liegt, der ſich nach und nach aus der Erde entwickelt? Dort ſproßt eine Narziſſe hervor! **Gumal!** Stich uns einmal mit dem Spaten dieſe Pflanze aus! — Siehe: dieſe Zwiebel, die zum Theil verweſt iſt, enthielt den Keim in ſich, aus welchem ſich die Blätter und allmählig die ſchönſte Blume entfaltet. Hätteſt du die Blume nie geſehen, du würdeſt es für unmöglich halten, daß ſie aus dieſer ſo unanſehnlichen Zwiebel entſtehen könnte. Erkenneſt du nicht daraus die Allmacht und Weisheit Gottes, der überſchwenglich mehr thun kann, als wir verſtehen? Wie? Wenn ich dir nun ſage: daß auch unſer Leib, der in die Erde ins Grab gelegt wird, einſt wieder aus demſelben

ſelben auferſtehen wird: wirſt du dies wohl für wahrſcheinlich und möglich halten?

Lina. Warum nicht? Der Gott, der ſo viel thun, der die Pflanzen und Blumen aus der Erde hervorbringen kann, könnte ja wohl auch den Leib des Menſchen wieder aus dem Grabe erwekken, wenn er ſonſt will.

Grais. Daß es Gott will und auch gewiß thun werde: das werde ich dich künftig lehren, wenn ich dich noch genauer mit ſeinem Willen, den er uns noch beſtimmter und deutlicher angezeigt hat, bekannt machen werde. Jetzt wollte ich dich nur auf dies Bild der künftigen Auferſtehung unſers Leibes aus dem Grabe aufmerkſam machen, welches du hier in der Natur, in dem Aufkeimen dieſer Pflanzen vor dir ſiehſt. Es geht, wie du ſieheſt, auf Gottes Erde nichts verlohren; es wird alles von ſeiner Allmacht aufbehalten, umgebildet und verſchönert. Auch aus der Verweſung, aus dem Tode entſteht neues Leben. Die Blume ſtirbt, ihre Blätter welken, ihr Haupt ſinkt nieder, der Saame fällt aus, wird in der Erde aufgelößt, geht in Verweſung, und dadurch entwickelt ſich ſein Keim und ſteigt zum Halme, zur herrlichen Blume empor. So legen wir auch in dieſe unſre Gräber edlen Saamen nieder. Wir legen da dieſen Leib, dieſen irdiſchen Theil unſers Weſens, dieſe Wohnung unſrer Seele nieder. Aber auch er geht nicht verlohren; nur die gröbern Theile deſſelben werden durch die Verweſung aufgelößt und in Staub verwandelt; aber der edlere Keim deſſelben wird von Gott zum Stoff zu einem andern und noch ſchönern Körper aufbewahrt. Einſt kömmt ein Tag des Erwachens, des Wiederauflebens dieſer ſchlummernden Keime; wo die Stimme des allmächtigen Gottes auch die Todten erwecket, wo ſie weit ſchöner, herrlicher und verklärter hervorgehen und wieder mit der Seele vereinigt zum ewigen Leben eingehen werden.

So wurde dieſer Tag mit Anſtalten zur Beerdigung des geliebten Todten und mit lehrreichen Betrachtungen über Tod, Auferſtehung und Leben in der zukünftigen Welt, zugebracht. Mit untergehender Sonne gieng die ganze Geſellſchaft hin zur Grotte, um den Leichnam ihres lieben Pedro abzuholen und zur Erde zu beſtatten.

Der Grais drückte noch einmal mit inniger Rührung die kalten Hände des Entſchlafenen, als Antonio und Chilum den ſtarren Leichnam, gehüllt in ſeinen Eremitenmantel, auf die Tragbahre legten, und ſahe ſchweigend, aber mit dem Ausdruck wehmüthiger Freude, zum Himmel; die Kinder ſtanden darneben und weinten.

Auch Antonio, als wenn er noch einmal von ſeinem Freunde Abſchied nehmen wollte, hob das Haupt des Schlummernden auf, bekränzte es mit einem Epheukranze, legte es ſanft nieder und unterzog ſich mit thränenvollem Auge nebſt Chilum dem traurigen Geſchäfte, den beweinten Lieben zu ſeinem Grabe zu tragen.

Der Grais wankte an ſeinem Stabe mit geſenktem Haupte der Bahre nach. Ihn begleiteten die drei Kinder Arm in Arm geſchlungen; nur durch ihr Schluchzen und durch das Rauſchen ihrer Füße wurde die feierliche Stille unterbrochen, die bei dieſem Leichenzuge herrſchte.

Der Mond gieng eben auf; ſein ſanftes Licht verſilberte das Myrthenwäldchen, deſſen zarte Sträuche von der Abendluft zitterten. Hier wurde die Leiche beim Grabe niedergeſetzt und nach einigen Augenblicken der Erholung und ſtillen Erhebung des Herzens zu Gott, durch die Hände ſeiner Freunde, ſanft in die Gruft hinab geſenkt.

Schlummre ſanft, du Lieber! rief ihm der Grais noch beim Einſenken zu: du guter, redlicher Gefährte meines Lebens auf Erden! Dein Andenken ſoll mir unvergeßlich bleiben! Hier werde ich ihm noch manche Thräne weihen; bis auch ich neben deinen Gebeinen ſchlummern werde. Sanft ſey dir die Ruhe im Grabe; freudig einſt das Erwachen aus demſelben; geſegnet der Tag unſers Wiederſehns in einer beſſern Welt!

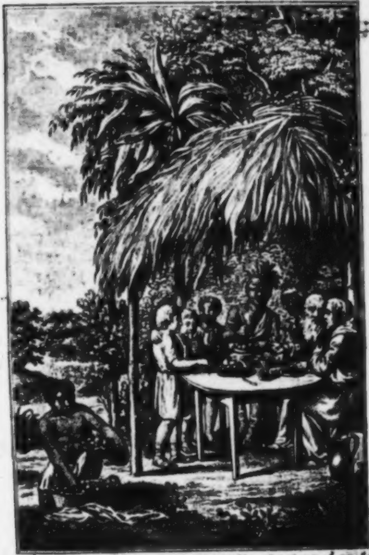
Der Leichnam wurde nun mit Erde verſchüttet, der Grabeshügel aufgeworfen und von den Kindern mit Blumen beſtreut.

Noch ehe der Grais von demſelben ſchied, ſprach er beim Grabe ſeines Freundes ein kurzes, doch feierliches Dankgebet zu Gott, pries ihn für alle Wohlthaten des Lebens und wünſchte zuletzt: daß auch ſein Ende, einſt wie das Ende dieſes ſeines frommen Freundes ſeyn möchte!

Antonio und Chilum führten nun den Grais vom Grabe hinweg, die Kinder folgten ihm ſtill und langſam in die Wohnung nach, wo ſie einander auf das wärmſte umarmten, und ſich zu gegenſeitiger Liebe und Freundſchaft bis zum Tode verbanden.

Ja! laßt uns, ſprach der ehrwürdige Grais: ſo lange Gott will, das Glück des Lebens auf Erden weiſe und tugendhaft genießen, und einſt, wenn ſein Wille über uns gebeut, auch unſern Lauf mit Freudigkeit vollenden.

S. 130



Aus allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht
thut, der ist ihm angenehm.

Gumal und Lina.

Eine
Geſchichte für Kinder,
zum Unterricht und Vergnügen,
beſonders,
um ihnen die erſten Religionsbegriffe beizubringen,

von
Kaspar Friedrich Loſſius,
Diakonus an der Prediger-Kirche zu Erfurt.

Zweiter Theil.

Gotha,
bei Juſtus Perthes, 1798.

Vorbericht.

So zuverſichtlich ich den zweiten Theil dieſer Geſchichte in die Hände meiner kleinen, lieben Leſer und derjenigen chriſtlichen Eltern und Erzieher gebe, die den erſten mit Beifall aufgenommen und mich zur Fortſetzung derſelben ſo dringend ermuntert haben, mit der Erwartung, daß ſie ihn nicht ohne Nutzen leſen werden: ſo ungewiß bin ich, ob auch diejenigen, die dieſen Theil blos mit kritiſchen Augen durchſehen, ihn ſo ſchonend, wie den erſten behandeln werden: da er die Einleitung in die chriſtliche Religion und die Beweiſe für die Wahrheit derſelben größtentheils aus der Geſchichte enthält. Ich habe mich dabei, ſo viel möglich, in die Zeiten des erhabenen Stifters dieſer Religion zu verſetzen geſucht und genau an die Nachrichten ſeiner erſten Schüler gehalten, wie ſie die Sache als Augenzeugen [illegible] und in ihren Schriften erzählt haben. Für Kinder kenne ich keinen andern und ſicherern Weg, um ſie zur nähern Bekanntſchaft mit Jeſu und ſeiner Lehre zu bringen. In wie fern ich dieſen Zweck erreicht habe, darüber kann nicht eher beſtimmt geurtheilt werden, bis der dritte Theil dieſer Geſchichte, womit das Ganze beſchloſſen wird, erſchienen iſt, in welchem ich die eigenthümlichen Lehren des Chriſtenthums, nach ihrem belehrenden und ſo ſehr beglükkenden Inhalt, vortragen werde. Wie glücklich werde ich mich ſchätzen, wenn ich auch durch dieſe Schrift den Freunden des Chriſtenthums Gelegenheit zur Unterhaltung mit ihren Kindern, über die Wahrheiten der Religion, verſchaft habe, die nie ohne wahren bleibenden Nutzen ſeyn kann.

Gumal und Lina

Zweiter Theil,

welcher
den einleitenden Unterricht
in den
Wahrheiten der chriſtlichen Religion
enthält.

So groß die Freude Gumals war, die er über den wiedererhaltenen Beſitz ſeines geliebten Vaters und ſeines Freundes empfand: ſo hatte gleichwohl jener traurige Auftritt bei dem Dahinſterben des geliebten Pedro die Empfindung derſelben gar ſehr gemäßiget; als aber der Morgen anbrach, und ſich die Geſellſchaft wieder in der Sommerlaube verſammlete: da überließ ſich der Knabe ganz dem Gefühl der Freude; da hieng er zitternd am Halſe des Vaters, und dieſer ſchloß ihn eben ſo vergnügt in ſeine Arme. Lina nahm zugleich den nächſten Antheil an dem Beſitze eines ſo guten Vaters; ſie bemühte ſich, ſo viel ſie nur konnte, ihm die angenehmſten Dienſte zu erweiſen, ſtreute Blumen zu ſeinen Füßen, brachte ihm die auserleſenſten Früchte aus ihrem Gärtchen, und empfieng von ihm die Verſicherung ſeiner zärtlichſten Liebe.

Der Grais, der ſich bei dem Anblick der Liebenden innig freute, lenkte bald das Geſpräch dahin, zu erfahren, ob Chilum geſonnen ſey, wieder mit den Kindern zurück zu kehren, oder ſich in der Gegend, die er bewohnte, niederzulaſſen. Mit Vergnügen vernahm er von dem Negerfürſten die Erklärung, er habe in ſeinem Vaterlande ſich längſt nach Ruhe geſehnt, aber ſie nicht finden können: hier aber habe er ſie gefunden; er ſey daher geſonnen, wenn es ihm der Grais erlaube, ſein Leben in ſeinem Umgange mit dieſen ſeinen Kindern zuzubringen.

Gumal und Lina bezeugten über dieſe Entſchließung ihres Vaters laut ihre Freude, und unterſtützten ſie durch ihre Bitten, wobei ſie ſich ſchmeichelnd an den Grais anſchmiegten; nicht wahr, Vater, ſprachen ſie, du erlaubſt es uns, bei dir zu bleiben? Dann giebſt du uns noch fernern Unterricht von Gott, und lehrſt uns, wie wir recht glücklich leben können.

Der Grais verſprach es ihnen; reichte darauf dem Chilum die Hand, welche dieſer mit lebhafter Freude an ſeine Bruſt drückte. Auf dem Geſichte aller war Heiterkeit verbreitet; nur in Widbaums Augen drückte Sie ſich wenig aus; er hielt ſie nach der Gegend hingerichtet, wo ſein Vaterland war, und man bemerkte in ihnen deutlich eine gewiſſe Sehnſucht nach demſelben. Doch aus inniger Ergebenheit an Chilum und aus Liebe zu ſeinem geliebten Gumal verbarg er, ſo viel möglich, die innere Empfindung ſeines Herzens; der Umgang mit dieſen Lieben heiterte ihn auf, und die nachherigen zerſtreuenden und angenehmen Geſchäfte gewöhnten ihn immer mehr an ſeinen gegenwärtigen Aufenthalt.

Noch an dieſem Morgen wurde der Plan zum Anbau einer neuen Wohnung für die Neuangekommenen gemacht, weil die biſherige zur bequemen Einrichtung der erweiterten Familie nicht hinreichte: es wurde beſchloſſen, daß ſich die Geſellſchaft nur durch eine kleine Entfernung von einander trennen, jeder Theil die Geſchäfte des Tags für ſich betreiben ſollte; doch ſo, daß ſie einander hülfreiche Hände dabei leiſteten; an den Abenden wollten ſie ſich dann in einer gemeinſchaftlichen Laube oder Hütte verſammlen, und ſich über ihre wichtigſten Angelegenheiten mit einander beſprechen; Chilum mit ſeinem Sohne und Widdam ſollten den neuen Aufenthalt beziehen, und Lina zur Unterſtützung des Greiſes mit Antonio in der bisherigen Wohnung zurückbleiben.

Dieſe Trennung war für die beiden Kinder, die durch den bisherigen Umgang zu ſehr an einander gewöhnt waren, ſehr unangenehm; beſonders bezeigte Lina ihre Unzufriedenheit laut darüber. Mit Thränen im Auge ſahe ſie auf ihren Gumal.

Ich ſollte dich verlaſſen — Dich, den ich durch die rauhſten Gegenden begleitete? an deſſen Seite ich auf jenen Sandbergen hieng — ohne dem ich gewiß verſchmachtet wäre? Dich, bei dem ich alles, was mir ſonſt lieb war, vergaß? den meine Augen, mit jedem Morgen, wo ich erwachte, zuerſt ſuchten; den ich, wenn er ſich nur etwas von mir entfernte, ſogleich vermißte — Dich ſollte ich nicht immer um mich haben? Nein, Vater, das muthe mir nicht zu. Du nahmſt uns ja beide auf; verſtatte uns doch beiden in deiner Hütte zu bleiben; oder erlaube auch mir, mit ihm zu ziehen.

Der Grais, der einmal aus wohl überdachten Gründen dieſe Abſonderung für nöthig hielt, that alles, um der Lina das Unangenehme, welches ſie ſich dabei dachte, zu mildern; zeigte ihr das Unſchickliche ihrer Forderung, daß Gumal bei ihr verweilen und ſeinen Vater, der ihm zu Liebe eine ſo beſchwerliche Reiſe gemacht und ſo viel daran geſetzt habe, verlaſſen ſollte. Am Ende ſprach er zu ihr in einem Tone, und mit einem Blicke, der tief in ihr gutes Herz eindrang:

„Alſo willſt du dem Gumal zu Gefallen, mich verlaſſen? Soll ich mit Antonio allein, ohne deine Unterſtützung in meinem Alter bleiben?

Da ſchmiegte ſich das Mädchen weinend an ihn an: Nein, Vater, das kann ich auch nicht. Du haſt mich ſo liebreich in deine Hütte aufgenommen — ich bleibe bei dir! Gumal! Wir ſprechen uns ja doch mit jedem Abende!

Gumal. Ich denke, liebe Lina, wir werden nicht erſt den Abend erwarten. Noch ehe die Sonne ſich verbirgt, werden wir uns ſchon in der gemeinſchaftlichen Laube befinden.

Der Grais, der mit der Gegend, die er bewohnte, längſt ſchon bekannt war, hatte das Thal, welches ſich von der Abendſeite des Berges, auf welchem das Winterhaus war, hinabzog, ſich gegen Mittag an eine waldigte Bergkette lehnte und nach einer ſehr beträchtlichen Weite und abwechſelnden kleinen Buſchwäldchen von einem breiten Strom begrenzt wurde, zum Aufenthalt dieſer neuen Colonie beſtimmt. Noch am Abende dieſes Tags begab ſich daher die ganze Geſellſchaft, mit nöthigen Lebensmitteln verſehen, nach jener Winterwohnung, von welcher ſie in dies angenehme Thal hinabſehen konnten, das noch von den Stralen der untergehenden Sonne erleuchtet wurde.

Chilum gerieth auch hier in nicht geringes Erſtaunen über die verſchiedenen Kunſtwerke, und noch nie geſehene Werkzeuge des menſchlichen Fleißes, die er in dieſer Wohnung des Graiſes antraf; bemerkte mit ſteigender Bewunderung die ganz neuen Kenntniſſe, welche ſein Sohn Gumal während dieſer Zeit von ſo vielen vorher ganz fremden Dingen erhalten, und die Geſchicklichkeiten,

ten, die er ſich in verſchiedenen Handarbeiten, als Drechſeln, Schnitzen, Hobeln und dergl. verſchafft hatte; auch Lina ließ es nicht fehlen, ihm Beweiſe von ihrer erworbenen Fertigkeit im Flechten, Drehen der Seile und andern nützlichen Arbeiten zu zeigen: ſo, daß der erſtaunte Mann mit noch merklicherer Ehrfurcht auf den Lehrer dieſer Kinder, den Grais ſah und ihn gleichſam als ein Weſen von höherer Art beobachtete. Auch Widdam fand hier eine ſehr angenehme Unterhaltung, und ließ ſich von ſeinem jüngern Freunde über die mannichfaltigen neuen Gegenſtände unterrichten, bis die Dunkelheit der Nacht einbrach und ſich die Geſellſchaft zur Ruhe begab.

Der Morgen war noch nicht angebrochen, als ſich der Grais mit Antonio ſchon vom Lager erhoben und außen vor der Hütte ihr Gebet verrichteten. Sie empfiengen darauf die Reiſegefährten mit einem freundlichen Gutenmorgen und traten ungeſäumt ihren Weg ins Thal an. Es koſtete ihnen anfangs einige Mühe, ſich den Weg hinab durch das verſchlungene Gebüſch zu bahnen, wobei ihnen einige Aexte und Meſſer, die ſie mitgenommen hatten, gute Dienſte thaten. Das erſte lebende Geſchöpf, welches durch das gemachte Geräuſch aufgeregt wurde, war eine Art Geier, der von den wilden Bewohnern jener Gegenden, der Todtenrufer genennt wird, und jetzt mit krächzenden Geſchrei und ausgebreiteten Schwingen über ihren Köpfen aufflatterte. Widdam, der mit Gumal immer der Vorderſte im Zug und mit Bogen und Pfeilen verſehen war, wollte auf einen derſelben ſchießen; aber ganz unvermuthet zerſprang die Sehne am Bogen, und das abgetrennte Theil derſelben ſchlug dem naheſtehenden Gumal ſo nahe ans Auge, daß es nicht viel fehlte, es hätte ihm daſſelbe ausgeſchlagen. Bald nachher verwundete ſich Widdam mit dem Meſſer, mit deſſen Gebrauch er noch nicht recht bekannt war, den Daumen ſeiner linken Hand, und noch am Fuße des Berges, als ſie den erſten Schritt ins Thal thun wollten, ſtieß Lina mit dem Knöchel des einen Fußes ſo heftig an einen unter Moos verſteckten ſpitzigen Stein, daß ſie genöthigt wurde, ſich eine Zeitlang auf die Erde zu legen, bis ſie den empfindlichen Schmerz überwand.

Dies nöthigte die Geſellſchaft etwas zu verweilen, und während Lina den empfindlichen Theil mit ihrer Hand rieb, Gumal ſein aufgeſchwollenes Auge und Widdam das Blut aus der verwundeten Hand drückte, und die abgerißne Sehne ſeines Bogens wieder zu befeſtigen ſuchte, fieng der Grais, auf ſeinen Stab gelehnt, folgende Unterredung an:

Grais. Wie kömmt dir, Gumal, dieſer Anfang unſerer Reiſe und Unternehmung vor? Hältſt du ſie für glücklich oder unglücklich?

Gumal. Das wird der Erfolg lehren; der Anfang war ſo gut eben nicht.

Grais. Kann wohl jemand von uns vorher wiſſen, was uns bei dem Fortgang unſerer Reiſe begegnen, wie der Ausgang derſelben ſeyn werde.

Gumal. Wohl niemand.

Grais. Da hätten wir ja wohl alle Urſache beſorgt zu ſeyn, daß es uns bei unſerm Vorhaben nicht gelingen werde, weil der Anfang ſo gut eben nicht war.

Gumal. Das ſollte ich nicht meynen. Es kann in der Folge beſſer gehen, als wir denken.

Grais. Hängt denn der glückliche Erfolg unſerer Unternehmungen vom Ungefähr ab?

Gumal. Nein, Vater, du haſt uns ja gelehrt, daß ein Gott iſt, deſſen Weisheit alle unſre Wege, unſre Schickſale, unſre Unternehmungen leitet, und zwar immer recht gut leitet.

Grais. Was kannſt du alſo für ein Vertrauen zu dieſem weiſen und guten Gott faſſen?

Gumal. Daß er auch unſere Reiſe, und unſer Vorhaben, einen Aufenthalt zu ſuchen, zum beſten leiten werde.

Grais. Dürfen uns wohl einige unbedeutende Zufälle, die uns begegnen, ſogleich in dieſem Vertrauen irre machen und von unſerm Vorſatz abbringen?

Gumal. O nein, ſonſt hätten wir ein ſchlechtes Vertrauen zu Gott, und müßten nicht wiſſen, daß er weiſe und allmächtig iſt.

Grais. Ich habe Menſchen gekannt, die, wenn ſie eine Sache von Wichtigkeit unternahmen, nicht ſo wohl mit ihrer Vernunft überlegten, ob ſie auch gut ſey und wohl ausgeführt werden könnte, und nicht das Vertrauen zu Gott faßten, daß er ſie dabei leiten werde, ſondern die nur darauf merkten, was ihnen gleich beim Anfange ihrer Unternehmung begegnete, und daraus den Schluß machten, ſo würde auch der Ausgang ſeyn. Sie hielten gewiſſe angenehme oder unangenehme Ereigniſſe für Vorbedeutung ihrer künftigen Schickſale. Wenn zum Beyſpiel beim Antritt einer Reiſe ein Vogel von der Art, wie uns vorhin, aufſtieß — oder wenn ſie ſich verletzten oder ſtießen: ſo hielten ſie dieß für ein böſes Zeichen, für eine unglückliche Vorbedeutung, und gaben daher lieber den Entſchluß ihrer Reiſe auf.

Gumal. Ich ſehe nicht ein, wie das zuſammenhängt. Das würde mich ja nur ängſtlich machen, da, wo ich am meiſten Muth bedarf, und die geringſte Kleinigkeit würde mir oft den beſten Vorſatz vereiteln und mich um den Vortheil bringen, den ich mir davon verſprach. Solche Leute denken und handeln unvernünftig.

Krais. Können ſolche Leute auch wohl richtige Begriffe von Gott und ſeiner weiſen Vorſehung, können ſie feſtes Vertrauen zu ihm haben?

Gumal. Wie können ſie das, wenn eine ſolche Kleinigkeit ſie ſogleich irre macht. Wenn mein Vorhaben gut iſt, ſo weiß ich, daß mir der allmächtige Gott auch wohl bei noch größern Hinderniſſen beiſtehen und helfen werde.

Grais. Sieh, Gumal! Wer ſich unvernünftige und falſche Vorſtellungen von Gott und ſeiner Vorſehung macht, und nicht nach vernünftigen und feſten Grundſätzen handelt: ſondern nach betrüglicher Einbildung, der iſt *abergläubig*; der hat keine rechte Erkenntniß von Gott, und kann alſo auch kein rechtes Vertrauen zu ihm haben. Lerne du daher von dem, was dir begegnet und wiederfährt eine vernünftige und richtige Anwendung auf dich machen: werde du dadurch weiſer und verſtändiger; denn in dieſer Abſicht läßt dir die Vorſehung Gottes dieſe Zufälle begegnen. Wenn dir bei deinen Unternehmungen — ich ſetze voraus, daß du ſie vorher wohl überdacht und als gut erkannt haſt — wenn dir beim Anfang derſelben gewiſſe Hinderniſſe in den Weg treten — willſt du ſie darum gleich aufgeben?

Gumal. Ich will ſie vielmehr zu überwinden ſuchen und meinen Weg getroſt fortgehen.

Grais. Durch Ueberwindung kleiner Hinderniſſe und Leiden, die uns im Anfange unſerer Unternehmungen begegnen, lernen wir künftig größere überſtehen und zugleich in Zukunft immer vorſichtiger und weiſer werden. Widdam wird künftig ſeinen Bogen und Waffen beſſer unterſuchen und führen lernen — du wirſt dich nicht ſo unvorſichtig in Gefahr ſetzen, deine Augen zu verlieren, und Lina wird deſto bedächtlicher gehen, um nicht die Schmerzen eines Fehltritts zu empfinden.

Lächelnd trat Lina wieder auf ihre Füße, dankte dem Grais für ſeine väterliche Warnung und die Geſellſchaft ſetzte getroſt die Reiſe fort.

Die aufgehende Sonne warf jetzt ihre erſten Stralen in das Thal: alles empfieng ein lachendes Anſehen; der Geſang der Vögel wurde noch vollſtimmiger, die jetzt dieſe neuen Ankömmlinge mit ihren freudigen Liedern zu bewillkommen ſchienen. Vom Berge herab rieſelte eine kleine Quelle, deren Rand dicht mit Bäumen mannichfaltiger Art bewachſen war. Die Reiſenden ſchöpften aus ihr einen erquickenden Trank, folgten derſelben in ihrem ſchlängelnden Gange nach, und wurden von ihr in manche angenehme Gegenden geleitet; ſie verlohr ſich zuletzt in einer etwas ſumpfigten Tiefe, in deren dichtem Schilf eine Menge Waſſervögel niſteten, die jetzt mit lautem Geſchrei aufflatterten, und ihre Zuflucht zu einem etwas entfernten See nahmen, der rund umher, mit ſehr hohen Bäumen eingeſchloſſen war. Ein ſchmaler feſter Erdſtrich bahnte unſern Reiſenden den Weg zu dieſem See, deſſen umliegende Gegend ihnen vorzüglich geſchickt zu einem angenehmen Aufenthalt ſchien. Auf der mittäglichen Seite ward ſie von dem waldigten Gebürge bekränzt, an deſſen Abhange ſich manche Grotten und flache Stellen befanden, wo ſich ſehr bequem eine Hütte aufſchlagen ließ, von da aus hatten ſie die Ausſicht über den See nach einer weiten freien Gegend hin, die ſich bis zu den blauen Gebürgen hindehnte.

Kaum hatte Chilnm auf einer dieſer Stellen Fuß gefaßt, als er den Stab, den er in der Hand führte, in den Boden ſteckte und ſeinem Gemal zurief: Hier laß uns anbauen! Er wendete darauf ſein Geſicht nach der Morgenſonne zu, warf ſich zur Erde nieder, und blieb einige Minuten in dieſer betenden Lage. Alles ſchwieg. Auch der Greis hob ſeine Augen zum Himmel, und in ſeinem Geſichte drückte ſich ſichtbar der Gedanke an Gott aus.

Nachdem die Geſellſchaft an dem erſten Anblick dieſer ſchönen Gegend ihre Augen geweidet hatte, ließen ſie ſich auf den Raſen nieder, um durch ein Frühſtück ihren Hunger zu ſtillen. Die Reiſebündel wurden geöffnet; Lina breitete eine ſaubere Baſtdecke, die ſie ſelbſt geflochten und zu dieſem Behuf mitgenommen hatte, auf die

Erde und bediente mit Gumal die ganze Geſellſchaft. Während dem Frühſtück wurden ſchon manche Entwürfe wegen künftiger Einrichtung der Wohnung gemacht; Chilum fand hier manche Aehnlichkeit mit ſeinem vormaligen Lieblingsaufenthalte in ſeinem Vaterlande, und Gumal errinnerte Widdam an einen der dortigen Seen, wo ſie ſich mehrmals im Schwimmen geübt hatten; er und ſein Vater fanden jedoch dieſe Gegend noch anmuthiger; nur Widdam gab der vaterländiſchen den Vorzug.

Nach genoßnem Frühſtück wurde die Gegend nach ihrem Boden und Fruchtarten genauer unterſucht. Chilum zeigte ſich hier als einen erfahrnen Naturkundigen, ſowohl in Kenntniß der Arten von Bäumen, als auch der theils nährenden, theils heilſamen Pflanzen und Kräuter, die er hier in Menge antraf. Auch war die Gegend von lebenden Geſchöpfen bewohnt. Man bemerkte verſchiedenemale Schakals, die ſich bei ihren Anblick in den Wald flüchteten; Affen von verſchiedener Gattung; eine groſe Menge Feldkaninchen und einzelne Zibetkatzen. Der ganze

See wimmelte von Fiſchen, ſo wie die Luft von Vögeln mancher Art; beſonders Enten und andern Waſſervögeln. Hier, ſagte Gumal zu Widdam, werden wir manchen guten Fang machen, und unſre gute Köchin (auf Lina hinblickend) mit reichen Vorrath für die Küche verſehen können.

Die übrige Zeit des Tags wurde mit Unterſuchungen und Entwürfen zu künftigen Einrichtungen zugebracht. In der Abenddämmerung kehrte die Geſellſchaft nach der Winterwohnung zurück, die von dieſer Zeit, als der Mittelpunkt der Colonie angeſehen, und zum gemeinſchaftlichen Verſammlungsort derſelben in den künftigen Wintermonaten, beſtimmt wurde.

So müde auch Gumal von dem langen Umherziehen war und alle die Lieben um ihn her in ſanften Schlümmer lagen, wollte doch lange kein Schlaf in ſeine Augen kommen. Sein lebhafter Geiſt beſchäftigte ſich noch immer mit den anmuthigſten Bildern der Einbildungskraft; er dachte ſich ſchon die Hütten und neuen Pflanzungen; die Fruchtbäume und Gärten, die er anlegen würde. Der See war beſonders ſein Element; den hatte er ſich längſt gewünſcht, um ſeine ſchon früh erlangte Geſchicklichkeit im Schwimmen üben zu können; ſchon zimmerte er in Gedanken einen kleinen Nachen, womit er ihn befahren könnte; dachte ſich ſchon in demſelben, fühlte ſchon das angenehme Schaukeln und ſchlummerte endlich darüber in ſüßen Träumen ein.

Allein beim erſten leiſen Geräuſch ſeines erwachenden Vaters, war auch der Schlaf aus ſeinen Augen verſchwunden. Man hatte den Abend zuvor die Verabredung getroffen, daß der Grais mit Lina in Ruhe zurück bleiben; die übrige männliche Geſellſchaft aber die neue Gegend wieder bereiſen und den Anfang zum Anbau derſelben machen ſollte. Die Reiſegeſellſchaft verſahe ſich daher noch mit einigen nöthigen Werkzeugen, und Antonio nahm um mehrerer Sicherheit willen, wenn ihnen etwa wider Vermuthen ein wildes Thier aufſtoßen ſollte, eine geladene Flinte nebſt einigen Patronen mit. So leiſe auch der Aufbruch geſchah, wurde gleichwohl Lina munter. Es wurde ihr ſchwer, ſich von ihrem geliebten Gumal zu trennen: ſie bat ihn dringend, ſich ja wohl vorzuſehen, und ſich beſonders ja nicht zu tief in den See zu wagen; denn dafür war ihr am meiſten bange. Sie begleitete ihn noch etliche Gänge aus der Hütte, drückte ihm die Hand und bat: daß er ja ſeine Zurückkunft beſchleunigen möchte; „wie lange, ſagte ſie, wird mir in deiner Abweſenheit der Tag währen.

Noch lag die ganze Gegend in nächtliches Dunkel gehüllt; kaum daß das aufgehende Licht ſo viel Helligkeit verbreitete, daß die Reiſenden ihren bezeichneten Pfad verfolgen konnten, der ſie wieder zu der Gegend des Sees leitete. Jetzt kamen ſie zu dem Platz, den ſie Tags zuvor zum

Wohnort beſtimmt und wo ſie in eine der nahe liegenden Grotten ihre Geräthſchaften, die ſie geſtern mitgenommen, niedergelegt hatten — Aber wie erſtaunten ſie, als ſie dieſelben jetzt nicht mehr antrafen, und aus ſehr deutlichen Spuren merkten, daß jemand vor ihnen hier geweſen ſey, und ihre Habſeligkeiten hinweggetragen habe. Nach einigen Unterſuchungen fanden ſie dieſelben in einem nahen Buſche verſteckt; die friſchen Fußtapfen im bethauten Graſe ließen vermuthen, daß ſich die Gäſte kaum erſt entfernt hatten, daß es nicht mehr als zwey Perſonen geweſen wären, und Chilum, ein Mann von Muth und Entſchloſſenheit forderte ſeine Begleiter auf, die noch friſche Spur zu verfolgen. Dieſe führte ſie nach dem Walde zu, wo die zu dicht verſchlungenen Zweige und die Dunkelheit ihnen das weitere Nachſetzen unmöglich machte. Sie beſchloſſen an der Seite des Waldes hinabzugehen, deſſen Ende man ſehr deutlich ſehen konnte; aber kaum waren ſie einige Schritte gegangen, als zween Wilde aus dem Dickigt mit ſtarkem Geſchrei hervorſprangen, ihre Streitkolben über ihre Häupter ſchwangen, zum Zeichen, daß ſie bereit zum Streit wären.

Seyd ihr friedliche Bewohner dieſer Gegend, rief ihnen Chilum entgegen: ſo erwartet nicht von uns, daß wir euch beunruhigen werden. Wir ſind hier Fremde, und ſuchen eure Freundſchaft. (Hier legte er den Bogen, den er geſpannt hielt, zur Erde nieder). Habt ihr aber Luſt zum Kampfe — Wohlan, wir ſind auch gerüſtet!

Und ich gebiete euch, rief Antonio mit furchtbarer Stimme, eure Waffen niederzulegen, wenn euch euer Leben lieb iſt!

Der Anblick eines Menſchen, wie Antonio war, von ſo ganz ungewöhnlicher Art, ſetzte die Wilden in einige Beſtürzung. Da ſie aber nicht geneigt ſchienen, die Waffen aus der Hand zu legen, legte Antonio die Flinte an und brannte ſie los, ſo daß der Schuß über ihren Häuptern hingieng. Der unvermuthete Knall, den der Wald zehnfach wiederhallte, ſetzte ſie in ein ſolches Schrecken, daß ihnen die Streitkolben von ſelbſt aus den Händen fielen und ſie ſich in einer demüthigen Stellung zur Erde warfen.

Chilum benutzte dieſen Augenblick des Entſetzens und gieng ohne weitere Waffen, als einem kurzen Meſſer, das er im Gürtel trug, auf ſie los. Wir kommen, ſprach er, in keiner feindlichen Abſicht zu euch. Eure Hütte ſoll uns für einen Tag Schatten und eure Quelle bis zum Abend Erquickung geben; dann ziehen wir wieder in Frieden nach unſern Wohnungen.

Mit dieſen Worten knüpfte er einen ſchmalen Riemen, der am Gürtel hieng, los, und warf ihn den beiden Fremden zu. — So war es in ihrem Lande Sitte. Warf ihn der Gegentheil zurück: ſo war dies ein Zeichen des Kampfs; knüpfte er ihn an den ſeinigen: ſo war es ein Zeichen der Freundſchaft. — Einer der Fremden fieng ihn auf und knüpfte ihn ſogleich an den Seinigen. Jetzt näherten ſich beide Theile einander, und der Friede war errichtet.

Bei genauer Unterredung erfuhr Chilum mit nicht geringem Erſtaunen, daß dieſe beiden Wilden die einzigen Gefährten des Fürſten Hadſi waren; die einzigen, welche ihm in ſeinem Unglück treu geblieben und ihn in dieſe entfernte Gegend begleitet hatten; daß dieſer Fürſt durch ſeine Wunden und durch die lange Flucht entkräftet, in einer Höhle im nahen Thale ſeinen Tod erwachte, und kaum noch einige Tage leben werde.

Wer? Hadſt? rief Gumal aus! der Vater — Chilum fiel ihm in die Rede, und gebot ihm und den übrigen Begleitern mit einem bedeutenden Winke, daß ſie ſich den Fremden nicht entdecken mögten.

Sogleich ließ er ſich zu der Stätte hinführen, wo ſein vormaliger Feind lag. Auch Gumal begleitete ihn mit den übrigen Gefährten dahin, voll Begierde, den Vater ſeiner Lina und ſeinen ehemaligen Gebieter wieder zu ſehen.

Sie fanden ihn ausgeſtreckt auf einem Lager von Moos liegen; ſeinen Kopf auf den linken Arm geſtützt; das Geſicht nach dem Eingange der Höhle gerichtet — aus ſeinen obgleich matten Augen blickte das erlöſchende Feuer wilder Wuth; er wollte ſich beim Anblick der Fremden, die er für Feinde hielt, aufraffen; aber es fehlte ihm an Kräften; ſelbſt die Stütze des Arms wankte, ſein Kopf ſank zur Erde nieder; er hob die Bruſt etwas empor, als ob er mit derſelben den letzten tödtlichen Streich empfangen wollte, indem er ausrief: Vollendet euren Sieg!

Chilum trat jetzt näher; mit einem mitleidigen Blick betrachtete er den Elenden, der da von allen Kräften erſchöpft zu ſeinen Füßen lag: Wer du auch biſt? rief er ihm zu, bedauernswürdiger Fremdling, du haſt nichts von uns zu befürchten; wir kommen als Freunde zu dir, um dein Schickſal zu erleichtern.

Kannſt du den Felſen, da über mir, wegſchleudern? verſetzte Hadſi: ſo kannſt du auch mir Erleichterung verſchaffen. Geh, Schwächer! ich bedarf deiner armſeligen Hülfe nicht!

Eben blickte er nach dem Eingang der Höhle, vor welcher die übrigen Begleiter Chilums ſtanden; ihr Anblick, beſonders des Antonio, des weiſſen Mannes, war ihm auffallend; ſein Auge wurde feuriger, ſeine Geſichtszüge verriethen Wuth! er verſuchte ſich aufzurichten und rief mit rauher Stimme ſeine Gefährten.

Bei ihrem Eintritt gebot er ihnen, das Aeuſerſte zu wägen, um ihn von dieſen Menſchen zu befreien. Auf ihre Verſicherung, daß ſie ja als Freunde gekommen wären, befahl er dem einen mit einem gebietenden Tone, der ſchleunige Vollziehung des Befehls forderte, die Streitkolbe über ſeinem Kopf aufzuheben und ihn augenblicklich zu erſchlagen. Der Wilde hob auch wirklich das Gewehr empor; aber Chilum hinderte ihn, den tödtlichen Streich zu vollziehen.

Es war ſchrecklich, die Wuth dieſes Elenden mit anzuſehen, dem es nur an körperlicher Kraft gebrach, um ſich ganz dem wilden Triebe ſeiner aufgebrachten Leidenſchaft zu überlaſſen; denn ſein rechter Arm war gänzlich durch einen Schlag, den er im Gefecht auf die Schulter bekommen hatte, gelähmt; faſt jeder Theil ſeines Leibes war verwundet; er ſelbſt war der gänzlichen Entkräftung ſo nahe: doch raffte er noch die letzten Kräfte zuſammen, um ſeine Wuth auszutoben. Seine Zähne knirſchten, die Muskeln ſeiner Hände und Füße zogen ſich krampfhaft zuſammen; er ſchlug einigemal den Kopf ſo heftig auf den Boden, als wollte er ihn zerſchlagen und ſank nach einigen Minuten völlig entkräftet nieder.

Gerührt ſtanden jetzt alle um den Elenden. Gumal empfand beſonders beim Anblick dieſes ſchrecklichen Schauſpiels unbeſchreibliche Angſt, er fieng ſogar an laut zu weinen, und mußte ſich von der furchtbaren Stätte entfernen.

Chilum gab ſich nochmals Mühe, ſeinen bedaurenswürdigen Feind zu beſänftigen; aber vergebens; er überließ ihn daher, weil er wohl merkte, daß ſeine Gegenwart ihm unangenehm ſey, ſeinen beiden Begleitern; befahl aber dieſen, ja für ſeine Erhaltung zu ſorgen, weil ſie mit ihrem Leben dafür haften müßten. Aus Vorſicht entwaffnete er zugleich die beiden Wilden, mit der Verſicherung, daß ſie bei einem ruhigen Verhalten, nichts feindſeliges zu befürchten hätten; er werde ſich jetzt entfernen, und ihnen einige Erfriſchungen zu holen.

Mit der ſchnellſten Eile begab er ſich ſogleich mit den übrigen auf den Weg zur gemeinſchaftlichen Wohnung, um den Grais von dieſem ganz unerwarteten Auftritte Nachricht zu geben, und bei ihm Rath und Hülfe zu ſuchen. — Sie fanden ihn mit Lina in der Morgenlaube, etwas erſtaunt über ihre ſo unerwartet baldige Zurückkehr.

Was iſt euch begegnet, Kinder! rief er ihnen entgegen? Warum kehrt ihr ſo eilig zurück?

Vater! rief Chilum in einem gefaßten, ruhigen Tone ihm zu: Deine Colonie erweitert ſich mit jedem Tage. Du wirſt noch alle, die zu unſerer Familie gehören, um dich her verſammlet ſehen. (zu Lina): Wirſt du es glauben, Lina? Auch dein Vater iſt hier!

Lina erſtaunt. Wie? mein Vater?

Grais. Er, der dir deinen Sohn raubte? den du bekriegteſt und überwandſt? Ich glaubte, er wäre in der Schlacht geblieben?

Chilum. Noch lebt er, und zwar in unſerer Nähe — aber vielleicht nur auf kurze Zeit; denn er iſt von der Reiſe äußerſt entkräftet.

Grais. Haſt du dich ihm zu erkennen gegeben?

Chilum. Nein; wie würde er es ſonſt abgehalten haben? Schon unſer Anblick, als fremder Menſchen, die ihm Hülfe anboten, ſetzte ihn in Wuth.

Sie erzählten hierauf, was ſich zugetragen hatte. Lina erkannte in der Erzählung ihren Vater, und zitterte am ganzen Leibe. Sie warf ſich ihrem Gumal in die Arme, mit den Worten; ach! wenn er uns nur nicht noch einmal von einander trennt.

Gumal. Das wird er nicht können. Dazu gebricht es ihm an Kräften. Aber! ob er dich wohl kennen wird – –

Der Grais machte ſogleich Anſtalt, mit hin zur Stätte zu gehen, wo dieſe Fremden anzutreffen wären. Die Sonne war noch nicht zu hoch geſtiegen und der Weg dahin führte durch ſchattigte Wälder. Er verſah ſich mit einigen Arzneimitteln und Salben, die er auf ſolche Fälle bereit hielt; befahl der Lina und Gumal, die Körbe mit Lebensmitteln und Erfriſchungen zu füllen, nahm ſeinen Pilgerſtab und brach mit der ganzen Geſellſchaft auf.

Unterweges wurde berathſchlaget, wie man dem aufgebrachten Hadſi am beſten beikommen und ihn beruhigen könnte. Der Grais, der ſchon verſchiedenemale von flüchtigen Wilden für einen Geiſt war gehalten worden, und trotz dieſes Vorurtheils doch einige gerettet hatte, hoffte auch dießmal diesmal ſo glücklich zu ſeyn, und als ein gutgeſinntes wohlthätiges Weſen auch vom Hadſi erkannt und aufgenommen zu werden.

Allein er fand ſich bald in dieſer Erwartung betrogen. Menſchen, von ſo feindſeliger Gemüthsart, wie Hadſi, haben faſt keine Empfindung von Wohlwollen und Güte; ſie ſehen alle andre Menſchen für ihre Feinde an; ſind mißtrauiſch und argwöhniſch; und ſelbſt die Vorſtellung, die ſie ſich von höhern Weſen machen, nimmt dieſe gehäſſige Farbe an; ihre Einbildungskraft malt ihnen böſe ſchadenfrohe Geiſter von häßlicher Geſtalt, die nur am Verderben und Plagen der Menſchen Freude empfinden. Ein höchſt gutes, wohlthätiges, liebenswürdiges Weſen iſt ihnen beinahe undenkbar.

So war die Erſcheinung unſers ſo ehrwürdigen, gutmüthigen Greiſes mit ſeinem weißen Geſicht und der Miene des Wohlwollens in demſelben, dieſem Unmenſchen die Erſcheinung eines furchtbaren Geiſtes, der auch noch gekommen ſey, ihn in ſeinen letzten Augenblicken zu ängſtigen.

Schnell wandte er ſeinen Blick von ihm weg; furchtſam ſuchte er es in dem Mooſe zu verbergen, auf welchem er lag. Zwar warfen ſich auch ſeine beiden Begleiter erſchrocken auf die Erde nieder; aber ihre Augen verweilten doch länger auf dem Geſicht des Graiſes und ſchienen ihn zu bitten, ihrer zu verſchonen.

Seyd mir willkommen, rief ihnen der Grais zu, in meinem friedlichen Aufenthalte! Ich bin euer Freund, und wenn ihr mir euer Zutrauen ſchenken wollt, bereit, euch, ſo viel ich kann, zu dienen.

Mit dieſen Worten reichte er den knieenden beiden Wilden freundſchaftlich die Hand, welche dieſe ehrerbietig küßten. Jedoch Hidsi, mit dem Geſicht zur Erde gekehrt, blieb unbewegt in dieſer Lage. Man rief ihm zu, bemühte ſich, ihn aufzurichten; aber er gab kein Zeichen des Lebens von ſich. Er lag in einer gänzlichen Betäubung; der Grais befahl den beiden Wilden, ihm die Stirne und Schläfe zu reiben, nahm von dem mitgenommenen Wein, beſprengte ihn mit demſelben und goß ihm einige Tropfen in den Mund: es währte lange, ehe er wieder zu Sinnen kam;

kaum aber ſchlug er die Augen auf, als er einen Schreckensblick auf die Umſtehenden warf und dann ſchweigend wieder das Geſicht abwendete.

Der Grais führte indeß die beiden Wilden aus der Höhle; ermunterte ſie, getroſt zu ſeyn, und führte ſie der übrigen Geſellſchaft zu. Dieſe empfieng ſie ſehr freundſchaftlich. Lina kam ihnen mit vollen Händen von Früchten entgegen, und Gumal reichte ihnen eine volle Schaale Milch, die ſie auch dankbar annahmen. Der Anblick der Lina zog beſonders ihre Aufmerkſamkeit an ſich: ſie betrachteten ſie mit aufmerkſamen Blick, ſahen einander an, und man bemerkte aus ihren Mienen, daß ſie das Mädchen für die Tochter ihres Herrn erkannten.

Biſt du nicht Lina, Hadſi's Tochter? fragte der eine.

Freunde, fiel ihnen der Grais in die Rede: ihr ſollt alles erfahren; für jetzt haltet euch ruhig und ſeyd bemüht, euren Herrn zu überreden, daß er gleiches Vertrauen, wie ihr, zu uns faßt. Bringt ihm dieſes zur Erholung (er gab ihnen einige ſtärkende Tropfen in einer Muſchel mit Wein), und verſichert ihm unſerer Freundſchaft.

Es währte lange, ehe ſie ihn überreden konnten, das Geſchenk des weißen Geiſtes (ſo nannten ſie den Grais), anzunehmen; in der Meinung, es ſey ein tödtliches Gift, nahm er es an und trank es mit fürchterlich lächlender Miene; ſagt ihm, ſprach er, als er das Gefäß zurück gab, ich ſey zum Tode bereit.

Der heilſame Trank that bald ſeine Wirkung. Neue Lebenskraft ſchien in ihn zurückzukehren; ſeine Begleiter erſtaunten über dieſe Veränderung und ſuchten ihn nun durch alle mögliche Gründe zu bereden, die angebotene Hülfe anzunehmen. Wenn uns nicht alles trügt, ſagte unter andern der eine: ſo haben wir auch deine Tochter in der Geſellſchaft des weißen Geiſtes geſehen —

Lina, rief er mit ſtarker Stimme, daß man es ſehr vernehmlich außer der Höhle hören konnte, bringt mich heraus, daß ich ſie ſehe.

Das halte ich nicht aus, rief das erſchrockne Mädchen, und machte Miene zu entfliehen. Der Grais nahm ſie in die Arme und trat mit ihr und Gumal in einige Entfernung von der Höhle.

Die beiden Wilden trugen ihren Fürſten heraus und ſetzten ihn am Eingange nieder. Er ſah und erkannte gleich beim erſten Anblick ſeine Tochter; ſah mit wilden Blick auf Gumal und auf die übrige Geſellſchaft. Der Anblick dieſer bekannten und unbekannten Geſtalten, vermiſcht mit den ſchrecklichen Bildern ſeiner Einbildungskraft, war zu lebhaft, zerrüttete vollends ganz ſein Gehirn und verſetzte ihn in den bejammernswürdigen Zuſtand eines Raſenden, dem es nur an Kräften fehlte, ſeine Wuth auszulaſſen.

Er blieb in dieſem Zuſtande, bis ſeine Kräfte völlig erſchöpft waren. Gumal und Lina entfernten ſich zitternd von dieſer ſchaudervollen Scene und ſuchten unter einem ſchattigten Baume ihren Herzen durch Thränen Luft zu machen. Bald darauf ſammlete ſich auch die übrige Geſellſchaft um ſie, weil keine Hoffnung zur Rettung des Unglücklichen übrig war; man hatte ihn unter der Aufſicht ſeiner beiden Begleiter zurückgelaſſen, die den Auftrag hatten, bei dem erſten Anſchein von Beſinnung, der Geſellſchaft Nachricht zu geben.

Dieſer ganze Tag wurde unter Unruhe, ohne zweckmäßige Beſchäftigung, unter hin- und hergehen zugebracht. Erſt am Abend ſammlete ſich die Geſellſchaft wieder auf die erhaltene Nachricht, der Kranke werde ruhiger. Es war eine Ruhe, wie ſie es nach einem vorhergegangenen fürchterlichen Sturm iſt; eine Erſchlaffung der Nerven, die noch zuweilen durch krampfhafte Verzuckungen unterbrochen wurde; ohne Zeichen einiges Bewußtſeyns und Empfindung lag der Sterbende, ausgeſtreckt auf ſeinem Lager; die Augen waren gebrochen, die Lippen ſchwarz, wie ſein Geſicht, in welchen noch die Züge der Wuth und des Haſſes ſehr merklich waren. Es war ſelbſt Wohlthat für die Umſtehenden, als nach ängſtlichen Röcheln in langen Pauſen der Athem endlich ſtill ſtand.

Der Grais hatte auch jetzt abſichtlich die beiden Kinder zu dem Sterbenden hingeleitet. Noch war die Erinnerung an das ſanfte Dahinſcheiden ihres geliebten Pedro ſo lebhaft in ihren Seelen, daß folglich der Anblick dieſes Sterbenden einen ganz verſchiedenen Eindruck auf ſie machen mußte. Dort hatten ſie in jeder Miene, in jeder Aeußerung des guten Graiſes, bei Annäherung ſeines

Todes, eine ausgezeichnete Heiterkeit bemerkt, die der Ausdruck der innern Ruhe und der freudigſten Hoffnung war. Hier waren lauter Merkmale von Unruhe, Angſt, Verzweiflung; dort ſchied ein Freund mit der freudigen Hoffnung des Wiederſehens von ihnen, der noch mit ſterbenden Munde ſie ſegnete; hier unterlag ein Elender der Macht der feindſeligſten Leidenſchaft, die ſeine Miene noch im Tode entſtellte.

Der Greis machte die Kinder in der nächſten Unterredung mit ihnen auf dieſen ſchon bemerkten und auffallenden Unterſchied zwiſchen den beiden Sterbenden noch aufmerkſamer, und nahm daraus Gelegenheit, ihnen zu zeigen: welchen Einfluß die Religion auf unſre beßre Geſinnung im Leben und dann auch auf unſre Ruhe im Tode habe; daß derjenige Menſch, der die Ueberzeugung von dem Daſeyn eines gütigen Gottes habe, der die Liebe ſelbſt ſey, nie feindſelige und rachſüchtige Geſinnungen in ſeinem Herzen unterhalten und ſich einer ſo unwürdigen Leidenſchaft überlaſſen könne; daß aber auch nur der menſchenfreundliche, tugendhafte Verehrer Gottes mit Zufriedenheit die Welt verlaſſe und mit der ſeligſten Erwartung ſeines zukünftigen Glücks hinüberſchlummere.

Die beiden Begleiter des Hadſi machten nach einigen Tagen, nachdem ſie ihren bisherigen Herrn beerdiget hatten, Anſtalt zu ihrer Rückreiſe. Bald aber ließen ſie ſich durch Chilum und durch die beiden Kinder bereden, ihren Aufenthalt bei ihnen zu nehmen; der Grais ſahe es mit Vergnügen; die Colonie erhielt durch ſie einen beträchtlichen Zuwachs, und man ſahe in der Folge ein, welch einen wohlthätigen Einfluß dieſe Begebenheit auf das Glück der Geſellſchaft hatte. Beide waren Männer von guten, obgleich noch unausgebildetem Charakter; auf ihre Treue konnte man um deſtomehr rechnen, da ſie bei ihrem vorigen Herrn bis zu ſeinem Tode ausgehalten hatten; ihr ſtarker Körperbau machte ſie zur Arbeit tüchtig und ſchon in den erſten Tagen ihrer freundſchaftlichen Aufnahme in die Familie, bewieſen ſie durch ihre Dienſtfertigkeit und unverdroßnen Arbeiten, daß ſie des Vertrauens werth waren, welches man in ſie geſetzt hatte.

Der Anbau der neuen Colonie in dieſer Gegend gieng nun durch die Hülfe dieſer beiden Ankömmlinge deſto ſchneller von Statten; in weniger Zeit war eine geräumige Wohnung für ſie, an dem Abhange des Berges auf der Abendſeite, zugerichtet; die erſten Wege, die theils zum See, theils zunächſt zur alten Wohnung des Graiſes führten, waren aufgeräumt, und hier und da ſchon einige kleine Anpflanzungen angefangen. Mit jedem Tage wurden neue Entdeckungen von fruchtbaren Pflanzen und Bäumen gemacht. Die Jagd und der Fiſchfang gab ihnen ſehr reiche Ausbeute, ſo, daß wenn ſich die Geſellſchaft gewöhnlich gegen Abend mit einem Theil ihres Vorrathes nach der Wohnung des Graiſes begab, es das Anſehen hatte, als ob ſie zu Markte zög; und Lina nicht fertig werden konnte, alles in Empfang zu nehmen.

Dieſe Abende, die ſie ſo in gemeinſchaftlichem Umgange zubrachten, dienten ihnen zur wohlthätigſten Erholung, und wurden von dem Graiſe dazu benutzt, um theils den Religionsunterricht, den er mit den Kindern angefangen hatte, mit dieſen fortzuſetzen; theils aber auch ſich mit den Erwachſenen über dieſe wichtigen Wahrheiten zu unterhalten, in welchen jene ſchon einen ſo guten Grund gelegt hatten. Stille Aufmerkſamkeit herrſchte in dieſem um den ehrwürdigen Vater geſchloßnen Kreiße; jedes Auge war auf ihn gerichtet, jedes Herz geöffnet, wenn er mit dem Ausdruck der innigſten Ueberzeugung die erfreuenden Wahrheiten von Gott, von ſeiner Größe, Macht, Weisheit und Güte, von ſeiner Vorſehung, und von ſeinen ſo liebevollen Abſichten, die Menſchen recht glücklich zu machen, vortrug. Es war oft tief in der Nacht, daß die Geſellſchaft ſich trennte, dem Grais dankbar die Hände küßte und in ſanften Mondenſchein den Weg nach ihrer Wohnung dahin wandelte.

Vater, ſprach Thilum einſt bei einer dieſer lehrreichen Unterredungen zum Graiſe, du ſagſt uns ſo viel Erfreuendes von Gott, leiteſt uns durch deinen Unterricht zu immer deutlicher Erkenntniß Gottes und derjenigen Wahrheiten, die auf unſer wahres Glück Beziehung haben: ſag uns doch, woher haſt du denn dieſe Wiſſenſchaft von Gott? Haſt du ſie von dir ſelbſt, oder wie biſt du dazu gekommen?

Gumal. Ja, Vater, das mögte ich auch wiſſen; woher Du das Alles wiſſen und uns mit ſolcher Zuverläßigkeit ſagen konnteſt?

Greis. Eure Frage kömmt mir nicht unerwartet; ich meine, es ſey auch nun Zeit, euch zu der Quelle ſelbſt hinzuleiten, aus der ich den Unterricht ſchöpfte, den ich euch bisher gegeben habe, und bei der ihr euren Durſt nach Erkenntniß noch beſſer befriedigen werdet. Ihr habt mir ſchon mehrmals eingeſtanden, daß ihr, ſeitdem ich euch zur Erkenntniß Gottes, als eures gütigen Vaters hingeleitet habe, verſtändiger, heiterer und glücklicher geworden ſeyd; ihr ſehet jezt alle Gegenſtände um euch her in einem erfreuendern Lichte, ihr bewohnt dieſe ſchöne Erde noch einmal ſo vergnügt, da ihr wiſſet, daß ſie von dem guten Gott auch zu eurem Beſten ſo ſchön geſchaffen iſt, und daß ihr auf derſelben gleichſam unter ſeinen Augen, unter ſeiner Aufſicht zu ſeinem Wohlgefallen wandelt; ihr freut euch täglich ſeiner Liebe, und werdet einmal mit eben der ſeligen Hoffnung eines noch beſſern Lebens dieſe Erde verlaſſen. Seht, meine Lieben, ſo viel hängt von der Ueberzeugung ab, daß ein Gott iſt, und daß er denen, die ihn ſuchen, die ſich beſtreben, ihn recht kennen zu lernen und ganz nach ſeinem Willen zu leben, dies redliche Beſtreben gewiß belohnen werde. Meinet ihr nun nicht, Kinder, daß Gott auch denen, die ihn ſuchen, die ihn gern möchten kennen lernen, werde Gelegenheit dazu verſchafft und die Mittel zu dieſer Erkenntniß gegeben haben?

Gumal. Das meine ich allerdings.

Grais. Und woher dieſes?

Gumal. Weil Gott ein höchſt gütiges Weſen iſt —

Grais. Woraus ſchließeſt du dieſes?

Gumal. Ja, weil ichs ſchon mit meinen eignen Augen ſehe und mit meinem Verſtande begreife. Hat er doch alles ſo ſchön, ſo vollkommen gemacht; läßt er es uns doch an Nichts fehlen, was zu unſerm Glücke unentbehrlich iſt. Wohin ich nur ſehe, entdecke ich Beweiſe ſeiner Liebe.

Grais. Durch welches Mittel, oder durch welchen Sinn alſo ſieheſt du das, was ſchön und angenehm um dich her iſt.

Gumal. Durchs Auge.

Grais. Wenn du aber keine Augen hätteſt —

Gumal. So würde ich nichts ſehen.

Grais. Wenn du nun zwar Augen zu ſehen hätteſt, aber die Dinge, die Gegenſtände lägen zu entfernt, als daß du ſie mit deinen Augen erreichen könnteſt, oder ſie wären in nächtliche Dunkelheit gehüllt —

Gumal. Dann würden mir auch die Augen nichts helfen.

Grais. Um alſo gewiſſe Dinge zu ſehen, mußt du nicht nur gute geſunde Augen haben: ſondern dieſe Dinge müſſen auch deinen Augen ſo nahe liegen, daß du ſie erreichen kannſt, und in einem ſolchen Lichte, daß ſie dir auch deutlich werden können. Allein, außer den ſichtbaren Gegenſtänden, giebt es doch noch Vieles, was wir gern wiſſen mögten; ja an deſſen Erkenntniß uns ungemein viel liegt, das aber gleichwohl nicht in unſere Sinne fällt, z. B. eben die ſo wichtigen Wahrheiten von Gott, von ſeinen Geſinnungen, Abſichten und Willen. Wie kannſt du wohl zu dieſer Erkenntniß gelangen?

Gumal. Durch ein vernünftiges Nachdenken, woran du uns eben bisher gewöhnt haſt.

Grais. Was haſt du alſo in dir für ein Vermögen oder für eine Kraft, durch die du dir auch ſolche Dinge vorſtellen kannſt, die nicht in die Sinne fallen.

Gumal. Die Kraft zu denken.

Grais. Und jemehr du dieſe Kraft deiner Seele übſt, nicht wahr, deſto mehr erlangſt du Fertigkeit in derſelben, und dieſe durch Uebung erlangte Fertigkeit im Denken, heißt der **Verſtand**. Durch Hülfe dieſer Kraft kann alſo der Menſch auch zur Erkenntniß ſolcher Dinge kommen, die nicht in die Sinne fallen, und eben durch die Anwendung dieſes Vermögens ſeiner Seele wird er ein vernünftiges Weſen. Was das Auge für den Leib iſt, das wird die Vernunft für die Seele; durch ſie erkennet ſie, was für ſie gut und heilſam iſt. Ein Menſch, der keine Vernunft hätte, wäre alſo ſo unfähig zur Erkenntniß der Wahrheit, wie der Blinde zum Sehen. Aber zum Gebrauch dieſes Vermögens wird noch mehr erfordert. Du kannſt viele Dinge nicht ſehen: weil ſie dir zu entfernt liegen. Du ſieheſt nicht was hinter jenem Gebirge liegt; dein Auge kann dem Fluge des Vogels nicht nachfolgen, wenn er ſich nur etwas höher in die Luft erhebt; ſollte es nicht auch Wahrheiten geben, die für den menſchlichen Verſtand zu entfernt ſind, die er, auch bei allem Anſtrengen ſeiner Denkkraft nicht erreichen könnte?

Gumal. Das glaub ich wohl.

Grais. Du ſieheſt auch wohl Manches in der Entfernung; aber ſieheſt du es auch wohl ſo deutlich, als wenn du es vor Augen haſt? Machſt du dir nicht oft manche falſche Vorſtellung von einer Sache, die etwas weit aus deinem Geſichtskreiße liegt?

Lina. Wie vielmal habe ich, wenn ich von der Anhöhe meinem kommenden Gumal entgegen ſahe, einen Baum, oder ein Thier in der Entfernung für ihn angeſehen.

Grais. Und wenn du gern von einer Sache, die dir zu entfernt iſt, recht deutlich überzeugt werden mögteſt, was wünſchteſt du da?

Lina. Daß ſie mir mögte näher ſeyn, um ſie recht deutlich zu erkennen.

Grais. Oder, wenn's finſter um dich iſt, ſo daß du die Gegenſtände nicht ſo deutlich, als du es wünſcheſt, erkennen kannſt, womit wäre dir dann geholfen?

Lina. Wenn es lichter oder heller um mich würde.

Grais. Laßt uns dies, meine Lieben, näher auf die Erkenntniß Gottes anwenden. Der gütige Gott wollte, daß die Menſchen, ſeine Geſchöpfe, recht glücklich werden ſollten; hätten ſie das wohl werden können, wenn er ihnen nicht die Mittel dazu gegeben hätte? Wenn er ihnen nicht die Gelegenheit verſchafft hätte, das zu erkennen, was zu ihrem wahren Glück diente? Wenn er ſie nicht in den Stand geſetzt, vernünftige, gute, tugendhafte Menſchen zu werden?

Lina. Gewiß nicht.

Grais. Um dies zu werden, mußten ſie einſehen, wozu ſie da wären; was die Abſicht ihres Schöpfers ſey, warum er ſie erſchaffen, und wie ſie am beſten dieſe Abſicht erreichen könnten. Dies konnte ihnen nun ſchon ihre *Vernunft* lehren:

lehren; ſie konnten durch Anwendung derſelben einſehen lernen, daß ſie, eben als vernünftige Geſchöpfe dazu beſtimmt wären, weiſe und gut, und in dieſer Beziehung glücklich zu werden; ſie konnten dieſen Willen Gottes ſchon aus der Einrichtung ihres Weſens erkennen, denn Gott hatte die Grundſätze von dem, was Recht und Gut ſey, genau mit ihrer Natur verwebt, ja ihnen gleichſam mit der Vernunft eingeprägt: ſo, daß ſie ſchon bei dieſem Lichte der natürlichen Erkenntniß, den Zweck ihres Lebens hätten erreichen können. Gleichwohl gab es ſo viele Menſchen, die ohngeachtet ſie Vernunft hatten, dennoch nicht zu der rechten Erkenntniß gelangten, ſich irrige Vorſtellungen von Gott machten, und falſche Grundſätze annahmen, nach welchen ſie handelten. Woher mogte dies wohl kommen?

Emal. Vielleicht, weil ſie keinen rechten Gebrauch von ihrer Vernunft machten.

Grais. Du haſt Recht: es erfordert immer einige Mühe und Anſtrengung, um zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen; dieſe ſcheuen aber oft die Menſchen, und bringen ſich ſo aus Nachläßigkeit ſelbſt um den Gebrauch ihrer edelſten

ſten Kräfte, entfernen ſich immer weiter von der Wahrheit; es entſtehen falſche Vorſtellungen in ihren Seelen, von denen ſie ſich auch nur mit Mühe wieder losmachen können; und wenn ſie es auch zuweilen verſuchen, ſo finden ſie ſo viele Hinderniſſe und Schwierigkeiten, die oft ihre Kräfte überſteigen. Was bedarf alſo da der Menſch, wo ſeine eigenen Kräfte nicht hinreichen?

Gumal. Der Hülfe, der Unterſtützung andrer.

Grais. Gewiß, ohne Hülfe, ohne Unterſtützung würde der Menſch das nie werden, was er iſt, was er ſeyn ſoll. Aber meint ihr wohl, daß Gott den Menſchen ſo ohne alle Hülfe gelaſſen habe?

Lina. Das läßt ſich von einem ſo gütigen Gott nicht denken.

Gumal. Er wollte ja, daß die Menſchen ſollten glücklich werden; ſo wird er es ihnen auch an der dazu nöthigen Erkenntniß nicht haben fehlen laſſen.

Grais. Von Zeit zu Zeit hat ſich auch Gott in dieſer wichtigen Angelegenheit der Menſchen angenommen; ſo wie er für ihren leiblichen

Unterhalt ſorgte, ſo ſorgte er auch für das Bedürfniß ihrer Seele, für ihre Erkenntniß. Er war ſelbſt ihr Lehrer, ihr Freund, ihr Rathgeber; er prägte ihnen ein tiefes Gefühl von Ehrfurcht gegen ihn, ihren Schöpfer, ein, und die Empfindungen deſſen, was recht oder unrecht ſey. Aber die Menſchen folgten ihm nicht immer; achteten nicht auf ſeine ſanfte, väterliche Leitung und entfernten ſich von ihm und dem Wege ihrer Glückſeligkeit. Jemehr ſich ihre Anzahl auf der Erde vermehrte, je weiter ſie ſich ausbreiteten, deſtomehr verlohr ſich jene urſprüngliche Erkenntniß Gottes bei ihnen, und deſto verderbter wurden ſie in ihren Sitten. Nur bei ſehr wenigen erhielt ſich der Saame der beſſern Erkenntniß in ihren Seelen und brachte gute Früchte; die meiſten Menſchen arteten ganz aus, verwilderten gleichſam an ihrer Seele; handelten nicht nach Vernunft, ſondern nach ſinnlichen Trieben, ſo, daß das menſchliche Geſchlecht in Gefahr ſtand, ganz und gar verlohren zu gehen.

Lina. Das wäre Schade geweſen.

Grais. Aber wer hätte wohl dieſem abhelfen können?

Gumal. Doch wohl niemand anders als Gott ſelbſt.

Grais. Und er that es auch. So wenig es auch die Menſchen werth waren: ſo liebte er ſie doch, und wollte nicht, daß ſie verlohren gehen, ſondern erhalten werden ſollten. Er beſchloß daher, ihnen wieder aufzuhelfen, ſie wieder zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen und durch Beſſerung glücklich zu machen. Dies konnte aber, nach ſeiner Weisheit, nur nach und nach geſchehen: ſie mußten wieder allmählich auf dieſe Verbeſſerung vorbereitet und mit der Zeit wieder in den Stand geſetzt werden, weiſe, gute und Gott wohlgefällige Menſchen zu werden. Was nun der weiſe und gütige Gott in dieſer Abſicht gethan hat, darüber werde ich euch bei der nächſten Zuſammenkunft weiter belehren. Gehet jetzt hin, und danket es dem guten Gott im Stillen, daß er euch die Gelegenheit verſchafft hat, zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen.

Der gewöhnliche Verſammlungsort der Familie war die Wohnung des Graiſes, der durch ſein Alter gehindert wurde, an den Arbeiten der Colonie Theil zu nehmen, aber immer Beſchäftigung genug zu Hauſe und den naheliegenden Gärten fand, wobei ihm zuweilen Antonio, gewöhnlich aber die geſchäftige Lina zur Hand gieng.

Dies gute Mädchen war ſo recht die Stütze des würdigen Alten, ſo wie die Freude der ganzen Geſellſchaft. Sie erleichterte jenem jede Beſchwerde, kam oft ſeinen Wünſchen zuvor, und ſeufzte nicht einmal, wenn ihr auch helle Schweißtropfen über ihre häuslichen Geſchäfte von der Stirne fielen. Sie freuete ſich innig, wenn ſie es nur dem guten Vater recht machte, wenn dieſer mit Beifall ihre Mühe bemerkte und bei einer ruhigen Stunde ſich mit ihr unterhielt.

Mit gleicher Zärtlichkeit ſorgte ſie aber auch für das Vergnügen der übrigen Geſellſchaft, die ſie faſt mit jedem Abende bewirthete, und wobei ſie immer darauf ſann, ſie mit dem und jenem ſchmackhaften Gerichte zu überraſchen. Gewöhnlich gieng ſie, nachdem ſie die nöthige Zubereitung gemacht hatte, an der Hand des Graiſes in der Abendkühle den ankommenden Gäſten entgegen und ſchloß ſich alsdenn an die Seite ihres geliebten Gumal an, der ihr die Geſchäfte des Tages, ſeine neuen Entdeckungen und Arbeiten erzählte, und ſie mit den ausgeſuchteſten Blumen und Früchten beſchenkte.

Zuweilen aber brach ſie auch wohl noch früher mit dem Graiſe auf, um dieſen Freunden zuvor zu kommen und ſie noch über ihren Arbeiten anzutreffen. Wie fanden ſie dann dieſe vormals öde und verwilderte Gegend ſo lebhaft und mit jedem Tage verſchönert! Wie freundlich blickte jetzt die untergehende Sonne auf den anmuthigen Hügel, auf welchem neben einer geräumigen Wohnung mehrere kleinere Hütten angebracht waren; wie flimmerten ihre Strahlen in dem großen hellen See, der durch die Menge ſeiner Bewohner auch bei der größten Stille immer in zitternder Bewegung erhalten wurde. Wie ſchön war es jetzt durch die Reihen von niedern Gebüſch mit abwechſelnden hohen Bäumen zu gehen, ſeitdem die neuen Bewohner der Gegend ſchlängelnde Gänge durch dies vormalige Dickigt gehauen hatten. Wenn denn die ankommenden Gäſte von einem aus der Geſellſchaft bemerkt wurden: ſo verkündigte es ein lautes Freudengeſchrei den übrigen, und alle eilten zu ihrem Empfang entgegen.

Einſt, an einem Abende, wo die Geſellſchaft länger als gewöhnlich verweilte, kam der Greis mit Lina in dieſer Gegend an, ohne daß ſie zuvor, wie ſonſt gewöhnlich geſchahe, bemerkt wurden. Es herrſchte in der Gegend eine ungewohnte Stille; ſchon näherten ſie ſich der Hütte, als erſt der eine davor ſitzende Neger ſie gewahr wurde und der in derſelben befindlichen Geſellſchaft das Zeichen ihrer Ankunft gab.

Gumal kam ihnen zuerſt aus der Hütte entgegen, aber nicht mit der gewohnten heitern freudigen Miene, nicht wie ſonſt von ſeinem Freunde Widdam begleitet; auch Chilum kam mit langſamen Schritten nach, und in ſeinem Geſichte waren die Züge einer ängſtlichen Beſorgniß bemerkbar.

Was iſt euch begegnet, rief Lina ihrem Gumal entgegen? Wo iſt dein Widdam? Wo Antonio?

Gumal. In der Hütte, gute Lina.

Lina. Ach da erwarteten wir euch nicht. Sag mir, iſt euch etwas Widriges begegnet?

Gumal. Der gute Widdam hat — hat — wenn du ruhig dabei bleibſt, Lina, will ich dirs ſagen! Doch warte, von meinem Vater wirſt du es beſtimmter hören.

Lina. Was iſt mit unſerm Widdam, Vater! fragte ſie ängſtlich den kommenden Chilum. Was iſt ihm begegnet?

Chilum. Er hat ſich niedergelegt, um etwas von der Arbeit auszuruhen.

Lina. Auszuruhen? Er hat ſich gewiß zu ſehr angegriffen.

Chilum. Ja, und zwar ſo ſehr, daß er beinahe den einen Arm darüber verlohren hätte.

Grais. So! hat er ſich vielleicht verletzt.

Chilum. Wir waren heut beſchäftigt, einen Baum niederzuhauen, der ganz verwachſen war und einen ſo krummen Schaft hatte, daß ihn Gumal geſchickt hielt, einen Kahn daraus zu zimmern;

mern; da hatte Widdam das Unglück, daß ein Aſt des Baums ihn im Niederſtürzen ergriff und ihm den linken Arm beſchädigte.

Grais. Doch ohne weitre Gefahr?

Chilum. Davon wirſt du dich ſelbſt überzeugen, wenn du ihn ſieheſt.

Sie fanden beim Eintritt in die Hütte den guten Widdam mit verbundenen Arm auf einem niedrigen Lager, unter der Verpflegung des Antonio und eines von den Negern, Niggult, der ſich bei dieſem Vorfall als einen beherzten und geſchickten Wundarzt bewieſen und einen ſehr guten Verband gemacht hatte. So ſtark auch noch die Empfindung des Schmerzes war, ſo ſuchte er ſie doch zu verbergen; er empfieng die Eintretenden mit einem lächelnden Blick und erzählte ihnen ſelbſt die Geſchichte ſeines Unfalls. Der Grais machte noch einige nöthige Verfügungen, ließ durch den Antonio Salben und einige chirurgiſche Inſtrumente aus dem Winterhauſe holen; Lina aber ließ ſich mit Gumal neben ſeinem Lager nieder, beide bezeugten ihm ihr Mitleiden und verſicherten ihn ihres Beiſtandes.

Der Graf entſchloß ſich, mit Lina ſo lange hier zu bleiben und die Wartung des Widdam zu übernehmen, bis dieſer wieder von ſeinem Lager aufſtehen könne, damit die übrigen deſto ungehinderter ihre Geſchäfte fortſetzen könnten. Ein Entſchluß, der nicht nur für den Kranken, ſondern auch für die ganze Geſellſchaft überaus aufheiternd war.

Wie lernten ſie bei dieſer Gelegenheit das Glück ſchätzen, daß der gütige Gott ſie in ſo genaue Verbindung mit einander geſetzt habe, um ſich untereinander das Leben angenehm zu machen und die etwanigen Beſchwerden deſſelben zu erleichtern; daß er die Triebe des Wohlwollens, der Theilnahme und der Liebe in das menſchliche Herz gelegt habe, um mit den Frölichen vergnügt, mit den Leidenden mitleidig zu ſeyn; daß er als ein gütiger Vater der Menſchen, auch für die unvermeidlichen Uebel des menſchlichen Lebens geſorgt, heilende Kräfte in die Natur gelegt und den Menſchen Verſtand gegeben habe, ſie aufzufinden und gehörig anzuwenden.

Während ihres Hierſeyns hatte Lina Gelegenheit, die Arbeiten der ſich hier anbauenden Colonie zu bemerken; unter ihren Augen ſchien Gumal ſeine Kräfte zu verdoppeln und wurde oft von Lina durch Widdams Schickſal erinnert, vorſichtig zu ſeyn. Selten vergieng ein Tag, wo nicht einer und der andere aus der Geſellſchaft mit verwundeten Händen oder Füßen nach der Arbeit zur Hütte zurückkehrte; aber die Erwartung, wie angenehm ſie ſich für die Zukunft ihren Aufenthalt durch ihren Fleiß machen würden, machte, daß ſie mit immer neuem Muthe ihre Arbeiten fortſetzten.

Als ſie ſich einſt am Abende eines ſehr mühevollen Tages um den Grais geſammlet hatten, und Lina ihrem Gumal den Schweiß an der Stirn abtrocknete: wurde ihre Unterredung dahin geleitet, wie viele Mühe es koſte, eine verwilderte Gegend urbar zu machen, wie viel noch zu thun ſey, ehe das alles zu Stande kommen würde, was ſie ſich vorgenommen hätten; wie viele Jahre noch darüber hingehen, wie viele Schwierigkeiten und Hinderniſſe dabei zu überwinden wären.

Grais. Und doch iſt dieſes nur ein ſchwaches Bild von der Mühe, welche es koſtete, jene Verwilderung des menſchlichen Verſtandes und Herzens, und das daher entſtandene mannichfaltige Elend unter dem menſchlichen Geſchlecht wieder aufzuheben. Wie viele irrige Vorſtellungen und Vorurtheile, die, wie hier die Dornen den guten Boden eingenommen hatten, mußten wieder hinweggeſchafft, wie viele ſchädliche Neigungen und Gewohnheiten, die gleich dem wuchernden Unkraut den guten Boden auszehrten, wieder aus dem menſchlichen Herzen verdrängt werden. Auf welchem verwachſenen und beſchwerlichen Pfade mußten diejenigen gehen, und welche Hinderniſſe hatten ſie zu bekämpfen, die ſich dem Geſchäft der Verbeſſerung und Veredelung der Menſchen unterzogen. — Denn wiſſet, meine Lieben, von jeher bediente ſich der weiſe und gütige Gott des Mittels, die Menſchen durch Menſchen zu belehren und zu beſſern. Er erhielt von Zeit zu Zeit unter ihnen einige wenige, die ſich durch eine vernünftigere Denkungsart und Handlungsweiſe vor andern auszeichneten, die den Saamen der beſſern Erkenntniß erhielten und ausſtreuten, der denn auch hier und da aufgieng und Früchte brachte. Unter allen Nationen und Menſchengeſchlechtern befanden ſich immer einige weiſe und gute Menſchen, die ſich dem überhand nehmenden Verderben muthig entgegenſetzten, und auf die Denkungsart und Sitten ihres Volks einen wichtigen Einfluß hatten. Beſonders aber hatte ſich unter allen den Völkerſchaften, die ſich auf der Erde ausgebreitet hatten, die wahre Erkenntniß Gottes vorzüglich bei einer Familie und unter einem Volke erhalten, welches ſo recht von dem guten Gott dazu auserſehn zu ſeyn ſchien, daß ſich von demſelben aus dieſe beßre Erkenntniß auch auf die Uebrigen verbreiten ſollte. Unter dieſem Volke ließ er von Zeit zu Zeit Männer auftreten, denen er vorzügliche Weisheit und Kenntniſſe ertheilte, und welche er mit den erforderlichen Kräften und Geſchicklichkeiten verſah, um die Menſchen, die zu ihrer Zeit lebten, von Gott, ſeinen Geſinnungen und Willen zu belehren und beſſere Grundſätze unter ihnen zu verbreiten. Da dieſe ihre Lehren nicht nur mündlich vortrugen, ſondern ſie auch in Schriften aufbewahrten: ſo wurde ihr Unterricht auch für die nachkommenden Geſchlechter wichtig, die ihre Religionkerkenntniß größtentheils aus ihren Schriften ſchöpften. Demungeachtet, lieben Kinder, blieb dieſe beſſere Erkenntniß und Belehrung noch viel zu eingeſchränkt; nur wenige hatten die Gelegenheit, an dieſem Unterrichte Theil zu nehmen, und auch dieſe Wenigen machten nicht immer den rechten Gebrauch davon; die mehreſten Menſchen befanden ſich in Unwiſſenheit und Irrthum, und überließen ſich, weil ſie keine richtige Erkenntniß von Gott und von ihrer eigentlichen Beſtimmung hatten, ihren ſinnlichen Trieben und Begierden, wodurch ſie immer tiefer in ihr Verderben und immer weiter von dem Zweck ihrer wahren Glückſeligkeit geleitet wurden.

Lina. Wenn denn aber Gott, wie du uns ihn haſt kennen gelehrt, ein ſo guter und dabei weiſer und mächtiger Gott iſt: ſo dächte ich, würde er auch den Menſchen noch beſſer geholfen haben?

Gumal. Das dächt' ich auch, Vater. Läßt ers uns doch ſonſt an nichts fehlen. Er läßt uns die Sonne ſcheinen, damit wir ſehen können, weil uns ſonſt unſere Augen nichts helfen würden; ſollte er denn nicht auch den Menſchen das nöthige Licht einer beſſern Erkenntniß gegeben haben?

Grais. Mit Recht könnet ihr dies von Gott, als einem gütigen Vater der Menſchen erwarten; aber ihr wiſſet auch, daß Gott in allen ſeinen Handlungen weiſe iſt. Ihr habt dies bei ſo manchen Einrichtungen in der Natur eingeſehen. Wißt ihr noch, worauf ich euch mehrmals beim Aufgang der Sonne aufmerkſam gemacht habe, warum ſie Gott nicht gleich in ihrem vollen Glanze hervortreten läßt.

Lina. Ja, weil dies unſre Augen zu ſehr blenden würde.

Grais. Und warum ich den Wunſch, den du einmal thateſt, dieſer Sonne, als ſie in ihrer Herrlichkeit hervortrat, ſo recht nahe zu ſeyn, für Thorheit erklärte?

Lina. Weil ich ihre Nähe nicht ertragen könnte.

Grais. So kann auch der Verſtand des Menſchen nicht Alles und auf Einmal faſſen und ertragen, er muß erſt nach und nach vorbereitet werden; zu dieſer Vorbereitung wurde eine lange

Zeit erfordert, bis er das Licht einer beſſern Erkenntniß ertragen lernte. Endlich erſchien dieſer gehoffte Zeitpunkt, den Gottes Weisheit dazu auserſehen hatte, wo die Menſchen zu einer richtigen Erkenntniß gebracht und zur wahren Glückſeligkeit geleitet werden ſollten. Und derjenige, durch welchen dies bewirkt wurde, war Jeſus.

Lina. Ach das iſt der Name, den du ſo oft in deinen vertrauten Unterredungen mit Pedro nannteſt, der Name desjenigen, von dem ihr euch ſo oft mit ſo merklicher Freude unterhieltet und den du auch uns kennen zu lernen verſprachſt.

Ja, Kinder! ſprach der Greis mit einem Ausdruck der herzlichſten Liebe im Geſichte, wie, wenn man an ſeinen beſten Freund denkt — das iſt der Jeſus, deſſen Namen ich nie ohne die innigſte Ehrfurcht und Liebe nennen kann, durch den ich Gott, als meinen Vater kenne, dem ich jede Wohlthat meines Lebens, meinen Frohſinn, meine Zufriedenheit, ja — meine ganze Seligkeit verdanke. Mit dieſem Jeſu werde ich euch auch bekannt machen, und dann werdet auch ihr ihn lieben und einſehen, es ſey in keinem andern Heil, ſey auch kein anderer Name den Menſchen gegeben, darinne wir ſollen ſelig werden.

Gerne hätte die Verſammlung nun noch länger dem Unterricht des Graiſes zugehört; aber er brach hier ab, mit dem Verſprechen, mit den kommenden Morgen darinn fortzufahren, wo er ſich deſto länger mit ihnen unterhalten werde, weil es ein Ruhetag ſey, wo ſie von ihrer Arbeit feyern ſollten.

Er unterſuchte noch mit Riggult den Zuſtand des kranken Widdams, fand ihn ſehr erträglich, ſprach ihm Muth ein, und begab ſich mit den übrigen zur Ruhe.

Es war ein feierlicher Morgen, an welchem ſich die Geſellſchaft in der Hütte Chilums verſammlete und auf die Ankunft des Graiſes wartete, der mit Antonio ſehr früh aufgeſtanden war, um ſich an einem ſtillen Orte durchs Gebet zu dem Geſchäfte dieſes Tags zu ſtärken.

Mit erheitertem Geſichte, wie einer, der eine recht erfreuende Nachricht bringt, trat er in die Verſammlung ein, wünſchte ihr Glück zum heutigen Tage und wurde von ihr mit allem Ausdruck der Liebe und Freude empfangen.

Der Grais konnte die Empfindung ſeiner frommen Freude nicht zurückhalten; in ſeinen Augen glänzten Freudenthränen, als er ſie zum Himmel erhob und aus der Fülle ſeines Herzens Gott dankte, daß er die Menſchen, ſeine Geſchöpfe, in den Stand geſetzt habe, weiſe und gut, und immer vollkommner an ihrer Seele, und dadurch immer glücklicher zu werden, daß er in dieſer Abſicht Jeſum Chriſtum in die Welt unter die Menſchen habe kommen laſſen, um ſie wahrhaft ſelig zu machen.

Denn, fuhr er in den vertrautern Unterhaltungen mit den verſammelten Freunden fort, wobei er ſich beſonders an die Kinder wendete: wir würden doch nie zu einer ſo lebhaften Erkenntniß Gottes, zu einer ſo völligen Ueberzeugung von ſeiner Liebe gegen uns gekommen ſeyn, wenn er uns nicht durch noch nähere Belehrung dazu verholfen hätte; wir würden von gar vielen Wahrheiten, die doch für unſre Erkenntniß ſo wichtig, und für unſer Herz ſo erfreuend und beruhigend ſind, nichts, oder doch nicht mit der Deutlichkeit und Beſtimmtheit wiſſen, wenn es uns dieſer Gott nicht durch einen beſondern Unterricht ertheilt hätte. Nicht wahr, lieben Kinder, ihr habt ſchon durch den bisherigen Unterricht manches erkannt und eingeſehen, was ihr vorher nicht wußtet, und worauf ihr, wenn ihr euch ſelbſt wäret überlaſſen geblieben, nie gekommen ſeyn würdet.

Gumal. Das iſt wahr; ohne deinen Unterricht würden wir noch ſo unwiſſend, wie zuvor ſeyn; aber ſage uns doch, woher haſt du denn dieſe beſſere Erkenntniß?

Grais. Ich habe ſie vorzüglich auch dem Unterrichte zu verdanken, den ich von meinen erſten Jahren an in dieſen ſo wichtigen Wahrheiten erhalten habe. Du wirſt aber wohl vorzüglich wiſſen wollen, woher die Menſchen überhaupt dieſe beſſere Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen zuerſt bekommen haben? und worauf ſich noch jetzt unſere Ueberzeugung gründet? Dies will ich euch jetzt lehren.

Schon habe ich euch geſagt, daß die Menſchen, wenigſtens dem größten Theil nach, ſich in großer Unwiſſenheit und vielen Irrthümern in dem, was die Erkenntniß Gottes betraf, befanden, daß daher auch ihr Verhalten nicht gut war, und ſie folglich in einem Zuſtande lebten, in welchem ſie nicht glücklich ſeyn konnten, Die beſſern unter ihnen erkannten es ja wohl, wie gut es für ſie ſeyn würde, wenn ſie aus dieſem elenden Zuſtande der Unwiſſenheit und des Verderbens befreit würden; ſie ſehnten ſich nach dem Lichte einer beſſern Erkenntniß und fühlten das Bedürfniß eines deutlichen und beſtimmten Unterrichts zu ihrem Glück. Da trat ein Mann unter ihnen auf, mit Namen Jeſus, der es ſich zum eigenſten Geſchäfte machte, die

Menſchen in den Wahrheiten zu unterrichten, die zu ihrer Seligkeit ſo wichtig waren. Sein äußerliches Anſehen war zwar durch Nichts von den gewöhnlichen Menſchen unterſchieden; aber in Abſicht ſeines Verſtandes, ſeiner Weisheit und Erkenntniß zeichnete er ſich vor allen, die mit ihm zu gleicher Zeit lebten, ganz vorzüglich aus; und eben ſo ausgezeichnet war ſein ganzes Betragen. Es hatte von jeher Menſchen gegeben, die große Vorzüge des Verſtandes vor andern hatten, ſich durch langen Fleiß viele nützliche Kenntniſſe erworben hatten, und daher für *Gelehrte* unter ihrem Volke galten; auch, wenn ſie von ihren Wiſſenſchaften Gebrauch machten und ihre Kenntniſſe andern mittheilten, *Lehrer des Volks* hießen: aber alle dieſe Gelehrten und bisherigen Lehrer wurden weit von dieſem Jeſus übertroffen. Er hatte eine ſo deutliche und gewiſſe Erkenntniß von Gott und allen den wichtigſten Wahrheiten, die auf Menſchenglück Beziehung haben, wie einer, der alles dies ſelbſt geſehen, oder es unmittelbar von Gott ſelbſt erfahren habe, er wußte dies in einer ſo deutlichen und eindringenden Lehrart vorzutragen, daß es auch der gemeinſte Verſtand faſſen konnte: dabei bezeugte er eine ganz außerordentliche Neigung, die Menſchen durch ſeine Belehrungen glücklich zu machen, ſo, daß er dieſem Geſchäfte ſein ganzes Leben widmete, und ganz und gar nicht auf eigne Vortheile, oder Bequemlichkeiten, oder ſonſtigen Genuß des Lebens auf der Erde dabei dachte. Nirgends befand er ſich beſſer, als wenn er einen Kreiß von Menſchen um ſich her hatte, die ihm ſo recht aufmerkſam zuhörten und ſeinen Unterricht annahmen; darüber vergaß er Eſſen und Trinken, und ſein edles Herz empfand das innigſte Vergnügen, wenn er bemerkte, daß ſein Unterricht Gutes wirkte.

Gumal. Mir dünkt, Vater, du haſt viel Aehnliches mit ihm. Ich ſehe dich auch nie heitrer und vergnügter, als wenn du uns Unterricht von Gott giebſt; du lebſt dann ganz eigentlich in dieſem Geſchäfte. Das haſt du gewiß dieſem Jeſus abgelernt!

Grais. O lieber Gumal! Wäre ich ihm doch ſo ganz ähnlich und ſeiner würdig! Ich kenne keinen edlern Zweck als dieſen, ihm ähnlich zu werden, und ich bin überzeugt, daß, wenn du dieſen

Jeſus recht wirſt erkannt haben, du dich auch ganz nach ihm bilden wirſt. Einen edleren und liebenswürdigeren Menſchen als ihn, hatte die Welt noch nie geſehen; keinen, der ſich ſo ganz für die menſchliche Wohlfarth verwendete, der es in allen ſeinen Reden und Handlungen bewieß, daß er in keiner andern Abſicht in die Welt gekommen ſey, als um die Menſchen glücklich zu machen.

Chilum. Ehrwürdiger Vater! Du machſt uns begierig dieſen außerordentlichen Menſchen, Jeſus, näher kennen zu lernen. Sage uns doch, wo kam er her? War er wirklich ein Menſch, oder war er ein höheres Weſen?

Graik. Daß er wirklich ein Menſch war, das zeigte ſeine menſchliche Geſtalt, ſeine körperliche Bildung, ſein ganzes Leben auf der Erde. Er war gleich wie ein Menſch, und an Geberden, in allem was der menſchlichen Natur eigen iſt, als ein anderer Menſch erfunden; von einem Weibe geboren, wuchs er unter den Augen ſeiner Zeitverwandten auf, und wurde nicht nur von ihnen für des Menſchenſohn gehalten, ſondern nannte ſich auch ſelbſt gewöhnlich mit dieſem

Namen.

Namen. Aber nicht nur die großen Anlagen und Fähigkeiten ſeines Geiſtes, die ſich ſchon in ſeiner frühen Jugend entwickelten und zeigten, ließen etwas außerordentliches von ihm erwarten, ſondern als er in ſeinen männlichen Jahren als Lehrer der Menſchen auftrat: ſo bemerkten nicht nur diejenigen, welche die Gelegenheit hatten, ihn näher kennen zu lernen, eine ganz beſondere Erhabenheit und Würde in ſeiner Perſon: ſondern er ſelbſt kündigte ſich der Welt als denjenigen an, der mit dem höchſten Weſen, mit Gott, in dem genaueſten Verhältniß ſtehe, und unmittelbar von dieſem Gott geſandt ſey, die Menſchen von ihrem Verderben zu erretten und ſelig zu machen. Wenn er von Gott ſprach: ſo geſchahe dies in einem ſo vertrauten, zuverſichtlichen Ausdrucke, wie ein Sohn von ſeinem Vater ſpricht. Er nannte Gott gewöhnlich ſeinen Vater, und zwar in einem ſo beſtimmten vorzüglichen Sinn, der auf eine höhere Abkunft von dieſem höchſten Weſen und die genaueſte Gemeinſchaft mit demſelben hinwieß. Ich bin, ſprach er, vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen, und gehe, wenn ich mein

Geſchäft auf Erden vollendet habe, wieder zu ihm zurück: — Wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater. — Wiſſet, daß der Vater in mir und ich im Vater bin. Die Lehre, die ich verkündige, iſt nicht mein, ſondern des Vaters, der mich geſandt hat. Ich thue nichts von mir ſelbſt, ſondern wie mich mein Vater gelehrt hat, ſo rede ich; und der mich geſandt hat, iſt mit mir. Der Vater läßt mich nicht allein; denn ich thue allezeit, was ihm gefällt. — — Was meinſt du, Gumal, welcher Sinn liegt wohl in dieſen Worten, und was wollte Jeſus damit ſagen?

Gumal. Ja nun, daß er mit Gott in ſehr genauer Verbindung ſtehe, wie ein Sohn mit ſeinem Vater; und daß er von Gott gekommen ſey, und daß Gott alles durch ihn thue.

Grais. Wenn nun das wahr iſt, was Jeſus von ſich ſagte, was verdiente da wohl ſeine Perſon?

Gumal. Unſre größte Ehrfurcht.

Grais. Und ſeine Lehre?

Gumal. Unſern ganzen Beifall.

Grais. Warum verdient ſie dieſen?

Gumal. Ja, eben weil Jeſus von Gott gekommen war, ſo mußte er ja auch Gott am beſten kennen, und wiſſen, was er den Menſchen von dieſem Gott zu ſagen hatte.

Grais. Wenn alſo die Menſchen Zutrauen zu ihm haben und ſeiner Lehre Beifall ſchenken ſollten, wofür mußten ſie da Jeſum halten? Etwa für einen gewöhnlichen und blos menſchlichen Lehrer?

Gumal. Nein; ſondern für einen Lehrer, der von Gott gekommen ſey.

Grais. Und ſeine Lehre?

Gumal. Für wahr, für göttlich.

Grais. Das erſte, was alſo Jeſus von den Menſchen, die durch ihn glücklich werden ſollten, forderte, war, daß ſie *an ihn glauben*, daß ſie Zutrauen zu ihm faſſen und ſeine Lehre für wahr, für göttlich halten ſollten. Und nicht wahr, Lina, du ſiehſt es wohl ein, warum dies nöthig war?

Lina. Ja freilich, weil er ſonſt das Gute unter ihnen nicht hätte bewirken können.

Grais. Was war die Urſache, liebes Mädchen, daß dein Vater die Hülfe, die wir ihm in ſeinem Elende anboten, nicht annahm, ſondern zurückſtieß.

Lina. Ach, er hatte kein Zutrauen zu dir, guter Vater, und er ſahe uns alle für ſeine Feinde an.

Grais. Wir hätten ihm gewiß ſeine Leiden gar ſehr erleichtern und ſeine Lebenstage vielleicht noch verlängern oder doch ſehr angenehm machen können: wenn er Zutrauen zu uns gehabt hätte. Wo dies nicht iſt, da läßt ſich wenig mit den Menſchen ausrichten. — Woher kam es aber, daß dein Vater kein Zutrauen zu mir hatte, da ich ihm doch meine Hülfe anbot?

Lina. Er kannte dich nicht; er machte ſich eine falſche Vorſtellung von dir.

Grais. Wenn ich alſo zu jemanden Vertrauen haben ſoll, was wird da vorausgeſetzt?

Lina. Ich muß ihn kennen, muß wiſſen, daß ers gut mit mir meint, und daß er mir helfen will, und kann.

Grais. Denke du dich einmal jetzt in eine Geſellſchaft von ſehr vielen Menſchen, die dir zum Theil bekannt, zum Theil aber auch ganz unbekannt wären; ſtelle dir vor, du hätteſt eine ſehr entfernte Reiſe an einen beſtimmten Ort zu thun, und wüßteſt den Weg nicht, der dahin leitete. Du bedürfteſt alſo eines Führers dahin; wen würdeſt du aus jener Geſellſchaft dazu wählen? Würdeſt du dich ſo leicht einem jeden von ihnen anvertrauen?

Lina. Gewiß nicht.

Grais. Wem würdeſt du dein Vertrauen ſchenken?

Lina ſahe ſich in der gegenwärtigen Geſellſchaft um und ihre Augen ruhten lächelnd auf Gumal.

Grais. Ich merke was dein Auge ſagt; du würdeſt den zu deinen Führer wählen, den du als deinen beſten Freund kennteſt, nicht wahr?

Lina. Ja, Vater; von dem ich überzeugt wäre, daß er mich gern führen würde.

Grais. Aber, wenn dieſer Freund bei ſeinem beſten Willen den Weg ſelbſt nicht wüßte, könnteſt du dich ihm denn, ohne Gefahr zu irren, ſicher anvertrauen?

Lina. Das nicht.

Grais. Wenn aber bei deinem Freund mit der Bereitwilligkeit dich zu führen, auch die Kenntniß des Wegs verbunden wäre: wenn er dir mit Zuverläſſigkeit ſagen könnte, er wiſſe den Weg genau, ſey ſelbſt von dem Orte her, wohin du wollteſt, und ſeine Abſicht ſey, dich dahin ohne alle Gefahr zu bringen: nicht wahr, dann würdeſt du dich ihm anvertrauen?

Lina. Ganz gewiß.

Grais. Nun, Kinder, denkt, daß ihr jetzt den Weg zu eurer wahren Seligkeit beginnen wollt; es iſt dies das gemeinſchaftliche Ziel unſers Lebens; wir ſind alle auf dem Wege nach demſelben, aber wir bedürfen eines Führers, der uns ſicher dahin bringt. Das ſoll uns nun dieſer Jeſus werden, der von ſich geſagt hat: er ſey dazu von Gott, ſeinem Vater ausgeſandt und in die Welt gekommen, die Menſchen zu ihrer Seligkeit zu leiten; er ſey der ſicherſte Wegweiſer zum ewigen glücklichen Leben, durch ihn und durch ſeinen Unterricht würden wir gewiß zur

Wahrheit und zum Leben kommen; aber ohne ihm würde es uns nie gelingen, zum Vater, zur richtigen Erkenntniß Gottes, zur völligen Ueberzeugung ſeiner Liebe, die der Grund unſrer Seligkeit iſt, zu gelangen: laßt uns alſo dieſen Jeſus künftig noch mehr kennen lernen, und unterſuchen, ob er auch unſers ganzen Vertrauens würdig iſt: und finden wir dieß, dann Kinder, dann laßt uns auch recht getroſt und freudig den Weg gehen, den er uns durch ſeine Lehre gewieſen hat.

Die Kinder. Ja, das wollen wir, Vater.

Der Grais ſtieg von ſeinem Sitze auf; die übrige Geſellſchaft folgte ihm zu einem Spaziergange nach, den ſie von dem Wald, an welchem die neue Wohnung lag, nach der Gegend des Sees machten. So ſehr dies der Lieblingsort des Gumal war: ſo ſchien es doch, als ob er diesmal nicht damit zufrieden ſey, daß der Grais die Richtung dahin nahm; er hatte nämlich mit ſeinem lieben Antonio und Widdam in der Nähe deſſelben einen Baum gefällt, und angefangen, den Stamm deſſelben zu einem Nachen auszuzimmern. Dies ſollte ſo lange geheim gehalten werden, bis ſie denſelben flott machen und die gute Lina mit einer Seefarth überraſchen könnten. Ob nun gleich dies Fahrzeug beinahe fertig war: ſo ſollte es doch nicht eher gebraucht werden, bis auch Widdam, der zuerſt mit Hand angelegt hatte, wieder völlig hergeſtellt wäre.

Antonio gab es dem Gumal mit einem Winke zu verſtehen, daß er wohl ſeine Verlegenheit merke und ſchon dafür geſorgt habe; er leitete die Geſellſchaft nach dem weſtlichen Ufer des Sees, wo ſie unter ſchattigten Ulmen und Pappeln zu einer kleinen Fiſcherhütte gelangten, die er den Abend zuvor mit den beiden Negern von Schilf aufgeführt hatte. Gumal ſelbſt, für den ſie es geheim gehalten hatten, wurde dadurch überraſcht: ſie war ſo geräumig, daß ſie die ganze Geſellſchaft aufnehmen konnte; kaum war dieſe eingetreten: ſo machten die Eigenthümer der Hütte Anſtalt zu ihrer Bewirthung, wozu Antonio ſchon vor Anbruch des Tags alles vorbereitet hatte; er hatte Steine glühend gemacht und Fiſche darauf gebraten, die er jetzt ſeinen Gäſten zum Frühſtück vorſetzte und von geröſteten Reis und Honig, eine Art von Getränke bereitet, welches die ganze Geſellſchaft, beſonders Lina, ſehr wohlſchmeckend fand.

Während der Mahlzeit äußerte Gumal den Wunſch, daß doch auch der kranke Widdam, der mit ſeinem Arzte Rigault zurückbleiben müſſen, an dem Vergnügen dieſes ſchönen Morgens Theil nehmen könnte. Leiſe ſchlich der andre Neger Fenlo, ſich von der Hütte weg; und ehe man ſeine Entfernung bemerkt hatte, ſahen ſie die beiden guten Neger den Widdam auf ihren Armen, ſo geſchickt, wie in einem Lehnſeſſel, herbeitragen

gen und ſanft auf den Raſen vor der Hütte niederlegen.

Es läßt ſich leicht denken, wie ſehr dies die Freude der Geſellſchaft vermehrte; wie vergnügt ſich Gumal und Lina an ſeiner Seite niederlegten, wie herzlich ſie ihren Landsleuten für dieſen Beweiß ihrer Liebe dankten; auch Chilum drückte ihnen dankbar die Hände, und bezeigte gegen den Grais, daß er ſich jetzt in der Geſellſchaft ſo guter Menſchen glücklicher fühle, als jemals, und das Glück, unter Freunden zu leben, höher ſchätze, als alle Vorzüge eines Fürſten.

Der Grais wendete ſich bei dieſem Auftritte, an welchen ſich ſeine gute Seele weidete, zum Antonio und ſprach zu ihm: Freund! Verſteheſt du nun, was Jeſus unſer Herr, bei mancher ähnlichen Veranlaſſung, wo er noch gute unverdorbene Menſchen vor ſich fand, zu einem und dem andern ſagte: Du biſt nicht fern vom Reiche Gottes! — Lieber Antonio, laß uns alles thun, um ihm auch dieſe Seelen zuzuführen. Unterſtütze du mich bei dieſem ſo ſeligen Geſchäfte ihres Unterrichts; und erinnere dich bei dieſem See, daß dies auch unſer Beruf, wie jener erſten Jünger des Herrn iſt, und es für uns keinen höhern Gewinn giebt, als dieſen, der Menſchen Seelen zu erhalten.

Dem kranken Widdam that es ſehr wohl, daß er ſich wieder im Freien befand; die kühle Luft, die über den See her wehete, und der Schatten der Bäume, milderte die Hitze des Tages, und es wurde beſchloſſen, hier den Abend zu erwarten. Unter abwechſelnden Geſprächen und angenehmen Zerſtreuungen, die ſich ein Theil der Geſellſchaft durch kleine Spatziergänge in dieſer ſchönen Gegend machte, brach der Abend an; die beiden Neger hoben den Kranken wieder auf ihren Arm und trugen ihn zur Hütte, wohin der übrige Theil der Geſellſchaft langſam nachfolgte.

Nach dem Abendeſſen, wo ſich der Grais gewöhnlich mit dem Unterrichte der Kinder beſchäftigte, ſchloß ſich der trauliche Kreiß enger um ihn her, und in den Augen Aller zeigte ſich ein Verlangen, welches den nachdenkenden Grais um fortgeſetzte Belehrung von Jeſu zu bitten ſchien.

Grais. Erinnert ihr euch, meine Lieben, was Jeſus von ſich erklärte und wofür er von den Menſchen anerkannt werden wollte?

Gumal. Ja; daß er von Gott gekommen ſey, um ihnen den beſten Unterricht zu ihrer Seligkeit zu ertheilen.

Grais. Und welches war die erſte Forderung an ſie, bei Verkündigung ſeiner Lehre.

Lina. Daß ſie ihm ihr Zutrauen ſchenken, an ihn glauben und ſeinen Unterricht als wahr, als eine göttliche Lehre annehmen ſollten.

Grais. Konnte denn aber Jeſus dieſes mit Recht von den Menſchen fordern?

Gumal. Allerdings; wenn er, wie du ſagteſt, von Gott geſandt war, und in ſo genauem Verhältniß mit Gott ſtand, wie ein Sohn mit ſeinem Vater.

Grais. Ja; aber woher konnten denn dies die Leute wiſſen?

Lina. Weil er es ihnen ſagte.

Grais. Gut; aber wenn ſie es nun nicht glaubten; wenn ſie bei ſich gedacht hätten: wer weis, ob er das auch wirklich iſt, wofür er ſich ausgiebt? Wenn ſie wohl gar wider ihn wären eingenommen geweſen — wie hätte da Jeſus ſie wohl überzeugen können?

Gumal. (nach einigen Nachdenken) Ich ſollte meinen, wenn Jeſus wirklich von Gott gekommen war, ſo hätte man dies an allen ſeinen Reden und Handlungen merken müſſen; ſo hätte er gewiß alle Menſchen an Weisheit und Vollkommenheit übertreffen, und die Leute, die ihn ſahen und hörten, hätten ſagen müſſen: der muß wirklich von Gott gekommen ſeyn.

Grais. Da haſt du wohl recht, Gumal; und es gab auch in der That einige, die ſo dachten; aber dies ſetzte eine genauere Bekanntſchaft mit dieſem Jeſus, und einen geübtern Blick oder eine vernünftigere Ueberlegung voraus, die nicht von allen zu erwarten iſt. Die mehreſten Menſchen der damaligen Zeit, als Jeſus lebte, waren aber nicht an ein vernünftiges Nachdenken gewöhnt; was nicht ſogleich in ihre Sinne fiel, was ſie nicht mit ihren Augen ſehen und gleichſam begreifen konnten, das war ihnen nicht wahrſcheinlich. Nun aber hatte Jeſus in ſeinem Aeußerlichen nichts, das ihn von andern Menſchen unterſchied; daher hielten ſie ihn für ihres gleichen, und wenn er nun ſagte, er ſey von Gott gekommen: ſo forderten ſie von ihm, daß er dies auf eine ſinnliche und in die Augen fallende Art beweiſen ſollte.

Gumal. Wie denn das, Vater?

Grais. Auf ſinnliche Menſchen, wie ſie gemeiniglich ſind, macht die Vorſtellung einer höhern Macht immer den ſtärkſten Eindruck; ſelbſt Gott iſt ihnen nur darum verehrungswürdig, weil die Vorſtellung einer unendlichen Kraft, oder Allmacht, mit dem Gedanken an ihn verbunden iſt; wer alſo behaupten wollte, er ſey von Gott gekommen, habe ganz beſondere Aufträge von ihm erhalten, der mußte auch vor ihren Augen dieſe höhere Würde dadurch beweiſen können, daß er ein höheres Maas von Kräften erhalten habe und mehr thun könne, als die Menſchen gemeiniglich durch ihre Kräfte ausrichten können; nun kann aber der Menſch, wie ihr es auch erfahret, nicht mehr thun, als es die Kräfte und die Geſetze der Natur erlauben; er hat gewiſſe Grenzen, über die er nicht hinausgehen kann; wo ſein Vermögen oder ſeine Kraft zu wirken, nicht zureicht; zum Beiſpiel, er kann den Lauf der Veränderungen in der Natur, die nach gewiſſen feſten Geſetzen geſchehen, nicht aufhalten, als; dem Sturm gebieten, daß er nicht fortwüthe, ſondern ſich auf einmal legen ſoll; oder dem Strom, daß er plötzlich ſtill ſtehen, oder eine entgegengeſetzte Richtung nehmen ſoll, ſo wie es der Befehlende will; er kann die Gewitterwolken nicht nach ſeinem Gefallen am Himmel herauſführen oder durch ſeinen Wink verſchwinden laſſen, oder den Blitz nach ſeinem Gefallen lenken: das kann nur Gott, der auch die Kräfte der Natur in ſeiner Gewalt hat, und allmächtig iſt: er kann thun, was er will. Wenn der Menſch auch ein Werk von Wichtigkeit thut: ſo bedient er ſich dazu gewiſſer Mittel und Kräfte, die ſchon in der Natur vorhanden ſind, und durch Hülfe derſelben, bringt er auch wohl zuweilen vorzügliche Wirkungen hervor; z. B. bei Krankheiten ſeines Körpers weis er durch den Gebrauch gewiſſer Mittel, durch die Anwendung ſolcher Kräfte, die in der und jener Pflanze liegen, der Krankheit Einhalt zu thun, und ſie nach und nach zu heben; aber ohne dieſe Mittel würde er dies gemeiniglich nicht thun können. Wer dies thun könnte, wer ſolche Wirkungen hervorbringen

bringen könnte, die ſich nicht aus dem gewöhnlichen Laufe der Natur und den Kräften des Menſchen erklären ließen, was würde der, dadurch beweiſen?

Gumal. Daß er mehr als ein gewöhnlicher Menſch ſey; daß ihm Gott ganz außerordentliche Kräfte gegeben habe.

Grais. Solche Wirkungen, die ſich nicht aus dem gewöhnlichen Laufe der Natur und den Kräften des Menſchen erklären laſſen, und alſo ganz vorzügliche und übernatürliche Kräfte vorausſetzen, nennt man Wunder: Haſt du dies verſtanden, gute Lina?

Lina. Nicht ſo recht, Vater.

Grais. Ich will ſehen, ob ich es dir noch verſtändlicher machen kann. Kannſt du dir es wohl erklären, warum es jetzt ſo dunkel um uns wird?

Lina. Ja, weil es Nacht iſt und die Sonne nicht mehr an unſerm Himmel ſcheint.

Grais. Iſt dir dies eine gewöhnliche oder ungewöhnliche Erſcheinung?

Lina. Eine ſehr gewöhnliche; denn ſie geſchiehet ja jedesmal beim Untergange der Sonne.

Grais. Wenn es aber jetzt auf einmal ſo helle um uns würde, wie am Tage, wenn ein heller, leuchtender Glanz ſich um uns her verbreitete, ohne daß wir etwas in der Luft, oder am Himmel entdecken könnten, woher er entſtehen könnte und wir die Urſache gar nicht erklären könnten, wofür würdeſt du dies halten?

Lina. Für etwas ganz außerordentliches, oder, wie du es nannteſt, für ein Wunder.

Grais. Und wenn nun dieſe Helligkeit auf meinen Wink entſtehn und wieder verſchwinden müßte: würdeſt du mir nicht ganz vorzügliche Kräfte zugeſtehen müſſen?

Lina. Ja gewiß.

Grais. Und woher könnte ich dieſe erhalten haben?

Lina. Doch wohl nur von Gott; denn wie könnteſt du ſonſt dazu kommen?

Der Grais, um etwas auszuruhen, ohne jedoch den Faden der Unterredung abzubrechen, trug dem Antonio auf, die Vorſtellung von dem, was ein Wunder ſey, näher zu entwickeln.

Antonie. Erinnerſt du dich noch, Lina, in welche Verlegenheit wir verſetzt wurden, als unſer guter Widdam den Arm brach? Eine ſolche Verletzung ſeines Körpers hätte ja wohl ſehr gefährliche Folgen für ihn haben können, wenn wir, und beſonders Riagult, ihm nicht ſogleich zu Hülfe gekommen wären; doch iſt ſein Arm, ungeachtet er ihn ſchon mehrere Tage in der Binde trägt und ihn täglich Salben eingerieben werden, noch lange nicht geheilt, und er wird noch eine geraume Zeit Geduld haben müſſen, ehe er ihn völlig gebrauchen kann. Wenn nun damals, als ihn der Unfall begegnete, jemand zugegen geweſen, der ohne weitere Mittel, ja, ohne nur den Arm zu berühren, blos durch einen Machtſpruch: dein Arm ſoll wieder geheilt ſeyn! ihn augenblicklich wieder hergeſtellt hätte, oder auch jetzt noch zu ihm ſagte, ſtrecke deinen Arm aus! und er wäre auf dies Wort ſo geſund, wie zuvor: würdeſt du dies nicht für eine außerordentliche Wirkung halten und dem, der ſie hervorbrachte, übernatürliche Kräfte zutrauen?

Lina. Ja, das würde ich. Ich würde ihn für mehr als einen gewöhnlichen Menſchen halten, der gewiß meine ganze Hochachtung verdiene.

Antonio. Merkſt du nun, was jene Leute von Jeſu verlangten, wodurch er ſich als den Sohn Gottes, oder einen göttlichen Geſandten, wofür er ſich erklärte, beweiſen ſollte: ſo, daß ſie auch wirklich davon überzeugt würden?

Lina. Gewiß durch ſolche außerordentliche Thaten.

Gumal. That denn dies Jeſus auch?

Grais. Ja; er ließ ſich auch darinne zuweilen zur Denkungsart des Volks herab, weil er wohl ſahe, daß er ohne dies ſich nicht ſo allgemeines Zutrauen verſchaffen und ſeine Lehre nicht den verdienten Beifall finden würde. Zwar hätten die Leute ſeiner Zeit gern geſehen, wenn er ſich ſogleich durch außerordentliche glänzende und ſtark in die Augen fallende Thaten ausgezeichnet, wenn er den Donner aus den Wolken gerufen oder in einem hellen Lichtglanz unter ihnen aufgetreten wäre. Das that aber Jeſus nicht; denn ſeine Abſicht war nicht, die Menſchen zu übertäuben, ſondern zu belehren; nicht Aufſehen unter ihnen zu erregen, ſondern ſie nur aufmerkſam auf ſich zu machen und mit ſanfter anziehender Gewalt zu ſich zu ziehen, aber nicht zurückzuſtoßen: er wollte nicht Furcht, ſondern Liebe in ihre Herzen pflanzen; daher führten auch alle ſeine außerordentlichen Thaten immer das Gepräge einer geräuſchloſen Güte, und ſtillwirkenden Menſchenliebe; ja, ſie dienten eben zum Beweiſe, daß er von dem Gott, der die Liebe und Güte ſelbſt iſt, gekommen ſey, und auch darinne das Ebenbild ſeines Weſens ſey. Denn ſagt ſelbſt, meine Lieben, wodurch und auf welche Art verherrlicht ſich Gott am meiſten unter uns? Worinn zeigt er ſich am deutlichſten in der Natur als unſern Gott und Herrn? Etwa darinne, daß er täglich ganz ungewöhnliche und ſchreckenerregende Auftritte in der Natur bewirkt? Daß er ſeine Macht im Zerſtöhren der Dinge, im Sturm und Donner beweißt? Führt er die Sonne, das Bild ſeiner ſegnenden Güte, mit großem Geräuſch am Himmel herauf? oder ſind die Anſtalten, die er zur Fruchtbarkeit der Erde und zur Beglückung ihrer Bewohner macht, ſo überraſchend und auffallend?

Gumal. Nein, Vater. Ich erinnere mich wohl, daß du uns oft die größten Wunder der

Güte Gottes im Verborgenen, im ſtillen ſegnen, den Fortwirken in der Natur haſt bemerken laſſen: und daß du uns dabei ſagteſt: Gott dringe die Erkenntniß ſeiner und ſeiner Güte niemanden auf: ſondern wolle, daß die Menſchen ihn ſuchen und finden mögten: denn er ſey nicht fern von jedem unter ihnen: denn in ihm leben, weben und ſind wir.

Grais. Siehe, Gumal, auch darinne bewieß ſich Jeſus ſeinem Vater im Himmel ſo ganz ähnlich; er kündigte auch die Wohlthat, die er den Menſchen durch ſeine Gegenwart verſchaffte, nicht mit großem Geräuſch an, ſondern ſuchte mehr im Stillen Gutes zu wirken. Seine Wunder, die er verrichtete, zum Beweiß, daß er zu ihrer Errettung und Beglückung in die Welt gekommen ſey, waren daher auch lauter wohlthätige Handlungen, die er am liebſten, nicht vor den Augen einer neugierigen großen Menge, ſondern im kleinern Kreiße guter Menſchen verrichtete, und wobei er diejenigen, die Augenzeugen davon waren, mehrmals bat, daß ſie kein großes Aufſehen darüber erregen oder ſie auf eine prahleriſche Art ausbreiten ſollten.

Lernet daher, meine Lieben, aus dieſem Verhalten Gottes und Jeſus: wie auch ihr geſinnet ſeyn und handeln müſſet, wenn ihr in der Welt und in der menſchlichen Geſellſchaft Gutes ſtiften wollt. Wirkt das Gute im Stillen, ohne darnach zu fragen, ob es auch immer von den Menſchen erkannt wird oder nicht. Wer das Gute thut, um des Ruhms willen, daß andere von ihm reden und ihn bewundern ſollen, der hat ſeinen Lohn dahin, und ſeine beſte Handlung verliert deſtomehr am innern Werth. Wer aber auch unerkannt, ja ſelbſt bei dem Undank ſeiner Zeitgenoſſen, ſtill und thätig fortwirkt, der nähert ſich dadurch dem Bilde Gottes, der ſeine Sonne ſcheinen läßt über Böſe und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Bei dem Beſchluß dieſer Unterhaltung war verabredet worden, mit dem kommenden Morgen eine Reiſe nach der Wohnung des Graiſes zu machen, um da einige nöthige Geſchäfte zu beſorgen; die beiden Kinder, nebſt Antonio ſollten den Grais dahin begleiten; und kaum war der Morgen angebrochen, als ſich dieſe in völliger Bereitſchaft befanden, die Reiſe anzutreten.

Unterweges wurde das Geſpräch wieder auf die geſtrige Unterhaltung zurückgeleitet: die Kinder waren begierig zu wiſſen, was denn Jeſus vorzüglich gethan habe, um ſich den Menſchen als ihren von Gott geſandten Wohlthäter zu beweiſen.

Grais. Er iſt unter ihnen umhergezogen und hat wohlgethan und geſund gemacht, die mit mancherlei Krankheit behaftet waren: denn Gott war mit ihm. Antonio wird euch davon manche merkwürdige Geſchichte zu erzählen wiſſen.

Antonio. Einsmals befand ſich Jeſus in einer Verſammlung von ſehr vielen Menſchen, wo er eben beſchäftigt war, ihnen Unterricht von Gott und den Wahrheiten der Religion zu ertheilen; es herrſchte Stille und Aufmerkſamkeit um ihn her: denn ſo wie dieſer Jeſus lehrte, ſo verſtändlich und ſo eindringend, waren ſie es von ihren bisherigen Lehrern nicht gewohnt zu hören: ſo daß einer dem andern fragte: woher mag er wohl dieſe außerordentliche Weisheit haben? Auf einmal ſchrie einer in der Verſammlung laut auf und gab alle Zeichen eines unſinnigen Menſchen von ſich; in ſeinem verwirrten Zuſtande dachte er ſich Jeſum zwar als ein höheres, aber als ein furchtbares Weſen, faſt ſo, wie dein unglücklicher Vater Hadſi ſich unſern guten Gumal dachte, und verfiel darüber in die heftigſte Verzuckung. Kaum bemerkte ihn Jeſus, ſo befahl er ihm, ruhig zu ſeyn und zu Verſtande zu kommen; und nach wenigen Augenblicken geſchah es wirklich. Dies erregte allgemeines Erſtaunen; denn die Leute, die dieſen Menſchen lange ſchon als einen Unglücklichen kannten, der öftere Anfälle vom Wahnſinne hatte, ſtanden in der Meinung, er werde von einem böſen Geiſte geplagt. Wie groß mußte daher Jeſus in ihren Augen werden, der mit einem einzigen Worte einen Menſchen zurecht bringen und ſolch ein Uebel heilen konnte, das menſchlichen Kräften zu trotzen ſchien.

Noch ehe ſich das Volk aus ſeinem Erſtaunen über dieſe That finden konnte, hatte ſich Jeſus aus der Verſammlung entfernt und ſich in das Haus eines ſeiner Bekannten begeben. Hier traf er die Schwiegermutter ſeines Freundes auf dem Krankenlager an; das gute Weib lag an einem heftigen Fieber darnieder, und die ganze Famillie war für ihr Leben beſorgt. Jeſus nähert ſich ihr, richtet ſie freundlich von ihrem Lager auf, reicht ihr die Hand, und in dem Augenblicke fühlt ſie ſich frei von ihrer Krankheit und ſo geſtärkt, daß ſie aufſtehen und noch denſelben Abend, wo dies geſchahe, das Geſchäft der Hausmutter beſorgen und Jeſum bei der Mahlzeit bedienen konnte. Die Freude über die Geneſung einer ſo guten Mutter konnte nicht nur im Kreiße ihrer Kinder und in ihrem Hauſe eingeſchränkt bleiben: ſie mußte auch andern mitgetheilt werden: und folglich breitete ſich die Nachricht davon ſogleich in der Stadt aus. Die Sonne war noch nicht untergegangen, als es ſchon das allgemeine Geſpräch in der Stadt war, daß Jeſus auf eine ſo wunderthäverthätige Art helfen könnte. Wo alſo irgend ein Kranker in einem Hauſe war, der fortgebracht werden konnte, der wurde hin zu dem Orte geſchafft, wo Jeſus verweilte, mit der Bitte, daß er doch die Hand auf ihn legen und ihm helfen mögte; und in dieſem ſo wohlthätigen Geſchäfte brachte der gütige Menſchenfreund den ganzen Abend bis in die Nacht zu. Mit dem früheſten Morgen aber entfernte ſich der edle Wohlthäter in eine einſamere Gegend, theils um da im Stillen ſich mit Gott, ſeinem himmliſchen Vater im Gebet zu unterhalten; theils aber auch dem Zudrängen des Volks auszuweichen; doch ſuchten ihn einige ſeiner vertrauten Freunde daſelbſt auf, und baten ihn, doch wieder zurück zu kehren, und den Dank ihrer Landsleute anzunehmen. Nein, ſagte der Edle zu ihnen: Laßt mich lieber auch an andern Orten Gutes wirken, und meine Lehre verkündigen; denn dazu bin ich in die Welt gekommen. — Erſt einige Tage darnach kam er wieder an den vorigen Ort zurück, weil da noch ein elender Menſch auf ſeine Zurückkunft harrte. Kaum war er wieder in das Haus ſeines Freundes eingetreten und die Nachricht von ſeiner Gegenwart ruchbar geworden, als ſich das Volk in dichten Haufen dahin drängte, ſo, daß es das Haus nicht faſſen konnte und ſelbſt der Eingang zu demſelben von der Menge verſperrt war. Da brachten ſie einen elenden Mann, deſſen Glieder von heftigen Gichtſchmerzen ganz zuſammengezogen waren, auf ſeinem Bette getragen, und nur mit der größten Mühe gelang es ihnen, dieſen Unglücklichen Jeſu zu den Füßen zu legen. Wahrſcheinlich hatte ſich dieſer Menſch dieſe Krankheit durch ſeine vorige ſchlechte Lebensart zugezogen, und manche von den Anweſenden vermutheten, Jeſus würde ihm deswegen verdiente Vorwürfe machen. Aber der Menſchenfreund, der das Zutrauen dieſes elenden Menſchen zu ſich, zu ſchätzen wußte, redete ihn liebreich an: mein Sohn, ſagte er zu ihm, deine Sünden ſind dir vergeben! Und um bei dieſer Gelegenheit zu zeigen, daß er die Macht habe, auch die Sünden zu vergeben, hob er ſogleich die Folgen der Sünde, nämlich die Krankheit ſelbſt auf; indem er zu dem Kranken ſagte: ſtehe ſogleich auf und trage ſelbſt dein Bette wieder nach Hauſe. Zu aller Erſtaunen erhob ſich der Menſch, der zuvor ſeiner Glieder nicht mächtig war; raffte ſein Bette zuſammen und gieng ſelbſt, mit innigem Dankgefühl durchdrungen, in ſeine Wohnung zurück.

Gumal. Das iſt doch zum Erſtaunen! Wer hätte da nicht Zutrauen zu dieſem Jeſu faſſen wollen? Gewiß werden ihn die Leute überall aufgeſucht haben und recht begierig geworden ſeyn, ihn kennen zu lernen.

Antonio. Ja; der Ruf von ſeinen groſſen und wohlthätigen Handlungen verbreitete ſich bald in der Gegend umher, gieng gleichſam vor ihm her, wenn er in irgend eine Stadt oder in ein Dorf kam; jedermann war begierig, den großen Wunderthäter zu ſehen. Bei vielen war dies freilich blos Neugierde, und wo Jeſus dies merkte, da entzog er ſich gewöhnlich ihren Augen; aber wo ſie ihm mit ſo recht herzlichen Zutrauen entgegen kamen und ihn um Hülfe baten, da entzog er ſich ihnen nie. So kam einsmal auch ein angeſehener Mann zu ihm, dem man es ſchon im trüben Auge und abgehärmten Geſichte anſehen konnte, daß er großen Kummer in ſeinem Herzen hatte; er hatte eine einzige Tochter von zwölf Jahren, die der Liebling ſeines Herzens war, und dieſe lag eben todtkrank;

ſchon hatte er alle Hoffnung zu ihrer Erhaltung aufgegeben, als er hörte: daß Jeſus in die Gegend gekommen ſey. Da machte er ſich auf, ihn aufzuſuchen, warf ſich ihm zu Füßen und bat ihn flehentlich, er mögte doch mit ihm gehen und ſeine Hand auf ſeine kranke Tochter legen; denn er habe das Zutrauen zu ihm, daß er ihr gewiß helfen könne. Das freuete den guten Jeſus; er brach ſogleich mit dem ängſtlichen Vater auf, begleitet von einer großen Menge Menſchen, unter denen ſich auch ein armes elendes Weib befand, die zwölf Jahre ſchon einen ſiechen Körper an ſich getragen und ihr biſchen Vermögen ganz an die Aerzte, aber vergeblich, gewandt hatte. Denn niemand konnte ihr helfen; ach! dachte dieſe, dürfte ich nur ſein Kleid anrühren, ſo würde ich geſund werden; ſie thats; und in dem Augenblick ſpürte ſie eine außerordentliche heilſame Veränderung in ihrem Körper; ihre vorige Plage war mit einemmale verſchwunden und neue Lebenskraft ſtrömte gleichſam in ihre Glieder; ſo geheim dies geſchah, ſo wußte es doch Jeſus wohl; wußte was der geheime Wunſch ihres Herzens und wie aufrichtig ihr Zutrauen war; und ſchon hatte er ihr geholfen, als er ſich nach ihr umdrehte und ihr einen Verweiß wegen ihrer Zudringlichkeit zu geben ſchien; das gute Weib warf ſich erſchrocken zu ſeinen Füßen und geſtand ihm alles; und der leutſelige Jeſus richtete ſie mit den Worten auf: ſey du getroſt meine Tochter! dein Glaube, dein Zutrauen zu mir, hat dir geholfen! gehe hin und ſey künftig von deiner Plage befreit.

Lina. Ach, das wird gewiß dem Vater des kranken Mädchens vollends Muth gemacht und ihn in dem Vertrauen geſtärkt haben, daß er auch dieſem helfen werde.

Antonio. Ja; aber beinahe hätte er dieſe Hoffnung aufgegeben; denn eben jetzt kamen einige von ſeinen Leuten aus ſeinem Hauſe mit ängſtlichen Geſichtern und mit der erſchreckenden Nachricht ihm entgegen: bemühe den guten Lehrer weiter nicht; ſeine Hülfe kömmt zu ſpät; deine Tochter iſt nicht mehr am Leben.

Gumal. Das wird für den guten Vater eine ſchreckliche Nachricht geweſen ſeyn! Wäre er doch nur früher zu Jeſu gekommen.

Lina. Mich dauert das gute Mädchen; ſo jung und ſchon todt. Was wird ihr armer Vater empfunden haben?

Antonio. Den mußte dieſe Nachricht freilich ſehr niederſchlagen. Aber Jeſus richtete ihn auf. Sey du nur ohne Furcht, ſprach er zu ihm, und behalte Muth und Vertrauen. Damit zog er ihn aus dem Gedränge des Volks, und gieng mit ihm und einigen ſeiner vertrauten Freunde nach dem Orte hin, wo ſeine Hülfe ſo nöthig war. Jetzt kamen ſie der Wohnung näher; da war nun alles im Orte zuſammen gelaufen; jedermann wollte dem bedaurenswürdigen Vater ſein Mitleid über den Verluſt einer ſo geliebten Tochter bezeigen; viele ſuchten auch bei dieſer Gelegenheit etwas zu verdienen, indem ſie die Leiche in einem ſo angeſehnen Hauſe recht anſtändig beſchicken halfen. Kaum konnte Jeſus der Wohnung vor der Menge Menſchen beikommen; auch das Zimmer, wo das todte Mädchen lag, war ganz von ihnen angefüllt. Wozu dies Geräuſch, ſprach Jeſus mit ernſtem Blick! Gehet doch hinaus; das Mädchen iſt ja nicht todt, ſondern es ſchläft. Dieſe Erklärung Jeſu erregte ein allgemeines Lächeln; denn alle hatten geſehen, daß es wirklich todt war, und nur mit Mühe ließen ſie ſich von dem Sterbelager des Kindes entfernen. Jetzt ſtand Jeſus mit den beiden Eltern des Kindes und einigen aus der Familie allein vor dieſem Lager, wo das holde Mädchen, todtenblas und ohne einiges Zeichen des Lebens vor ihnen lag; das thränenvolle Auge des Vaters und der Mutter ruhte auf dieſem erblaßten Lieblinge — jetzt nahm es Jeſus bei der kalten Hand und rief ihm zu: Mädchen, ſtehe auf! Im Augenblick öffneten ſich die Augen des Kindes, es erhob ſich von ſeinem Lager, und gieng an der Hand ſeines Erretters den erſtaunenden Eltern entgegen: warf ſich in ihre Arme, die es nun als neu geſchenkt mit der zärtlichſten Liebe an ihre frohe dankbare Bruſt drückten.

Auch den Kindern glänzte bei dieſer Erzählung Freude aus den Augen; ſie erklärten, daß ſie nicht wüßten, ob ſie dieſen Jeſum mehr wegen ſeiner außerordentlichen Kräfte, die er bei dieſen Gelegenheiten bewieſen habe, bewundern oder ſeines edlen, liebevollen Herzens wegen verehren und lieben ſollten. Gewiß, ſagten ſie, verdient dieſer Jeſus auch unſer ganzes Vertrauen und unſre innigſte Liebe.

Während dieſer Erzählung kamen ſie der Wohnung des Graiſes näher. Schon in den naheliegenden Feldern und Gärten bemerkten ſie es, wie nöthig ihre Gegenwart ſey; wie viel durch ihre Abweſenheit war verſäumt worden. Das Unkraut hatte ſich in den Gärten ausgebreitet; verſchiedne junge Bäume waren durch den Wind pfahllos geworden und von den Lauben hiengen die friſchgetriebenen Zweige wild umher: ſo daß ſie Beſchäftigung genug für mehrere Tage fanden, das alles wieder in Ordnung zu bringen. In der Wohnung ſelbſt fand Lina ſo vieles aufzuräumen und auszubeſſern, daß ſie leicht hätte den Muth verlieren können, wenn ſie nicht wäre belehrt worden, daß man nur friſch die Hände an ſeine Geſchäfte legen müſſe, ſo gehe alles leichter als man es ſich denke, von ſtatten. Der Eifer, mit welchen ſie an ihre Arbeiten giengen, die Munterkeit, die ſelbſt der Grais bei denſelben bezeigte; die Unterſtützung, die eines dem andern dabei leiſtete, erleichterte ihnen dieſelbe gar ſehr, und es deuchte ihnen ſo wohl, wenn ſie ſich in den Stunden der Erholung an einem ſchattigten Orte zuſammenſetzten, mit Speiſe und Trank erquickten, und mit aufheiternden Geſprächen unterhielten.

Gegen Abend fand ſich auch der gute Vater Chilum zu der Geſellſchaft ein; die Kinder hatten ihn ſchon von Ferne bemerkt und waren ihm freudig entgegen geſprungen; von ihm empfiengen ſie die gute Nachricht, daß es mit Widdam immer beſſer werde; daß ſein Arzt heut ſeine Wunde unterſucht und verſichert habe, er werde bald völlig wieder hergeſtellt ſeyn. Sie führten ihn zur Sommerlaube, wo ihn der Grais mit Antonio auf das freundſchaftlichſte empfieng, und Lina die möglichſt beſte Anſtalt zu ſeiner Bewirthung machte.

Nach dem Abendeſſen wurde ein Spaziergang nach der öſtlichen Gegend zu gemacht, wo die Fruchtbäume eben in voller Blüthe ſtanden. Der balſamiſche Geruch der Pomeranzen, Citronen und andrer Obſtbäume war ungemein erquickend; mit vorzüglichem Vergnügen aber bemerkten die Kinder die Blüthe des Olivenbaums. Vater! die Olive blüht, riefen ſie erfreut dem Graiſe zu, nun werden wir bald einen Beſuch von deinen Brüdern zu erwarten haben!

Der Grais erklärte dem ſtutzenden Chilum, was es damit für eine Bewandniß habe und die Kinder ſprangen für Freude, als ſie hörten, daß er ſie mit jedem Tage erwarte.

Bei der Zurückkehr nach der Hütte, erzählten die Kinder dieſem ihren Vater wieder, was ſie heut durch den Unterricht des Antonio von Jeſu gehört hatten.

Antonio und der Grais knüpften an dieſe Erzählung noch die Geſchichte mehrerer ſolcher großen und menſchenfreundlichen Thaten Jeſus an, durch welche er ſich unter ſeinem Volk als den von Gott geſandten Erretter und Wohlthäter bewieſen habe; wie er ſo manchen Blinden das Geſicht, den Tauben das Gehör, den Stummen den Gebrauch ſeiner Zunge zum Sprechen, den Wahnſinnigen den Gebrauch ſeiner Vernunft wieder gegeben und ſo viele Kranken von aller Art geſund gemacht, ja ſogar Tode wieder erweckt habe, und das ohne alle weitere Mittel, blos durch ſein Wort.

Gleichwohl, ſetzte der Grais hinzu, gleichwohl hielt es ſo ſchwer, die Menſchen von der Wahrheit ſeiner göttlichen Sendung zu überzeugen.

Gumal. Wie iſt dies möglich, Vater! Ich ſollte meinen, daß auch nur ein Wunder dieſer Art hinreichend geweſen wäre, ſie davon zu überzeugen.

Grais. Auf viele machte es allerdings Eindruck, ſie ſchloſſen daraus, er müſſe gewiß von Gott geſandt ſeyn, weil doch kein Menſch ſolche außerordentliche Thaten, ohne Mitwirkung einer höhern, göttlichen Kraft verrichten könnte. Das Anſehen Jeſu, als eines göttlichen Lehrers, verbreitete ſich auch daher mit jedem Tage unter dem Volke, und ſo auch die Zahl ſeiner Verehrer. Aber ein großer Theil des Volks hieng ſich auch nur aus bloßer Neugierde an ihn, und in der Erwartung, daß dieſer ſo mächtige Jeſus ein großes weltliches Reich ſtiften und ſeine Anhänger darinne zu vorzüglichen Glück erheben würde. Wenn ihnen aber Jeſus erklärte, daß er in ganz andrer Abſicht in die Welt gekommen ſey: nämlich, um die Wahrheit zu verkündigen, die Menſchen von ihrer Unwiſſenheit und von ihren Sünden zu befreien, wahre Gotteserkenntniß und Tugend unter ihnen zu verbreiten und ſie auf dieſem Wege zu ihrem wahren Glück zu leiten; wenn er von denen, die ſeine rechten Verehrer und Nachfolger ſeyn wollten, verlangte, daß ſie ihre bisherigen irrigen Vorſtellungen aufgeben, von ihren gewohnten Sünden ablaſſen und ſich um des Guten willen alles, auch das Härteſte, ſollten gefallen laſſen — da zogen ſich viele zurück; da war ihnen dies eine zu harte Forderung, da glaubten ſie weiter nicht mehr an ihn. Außerdem gab es auch viele, die ſchon zum Voraus wider Jeſum und ſeine Lehre eingenommen waren, und ſich durchaus nicht von ſeiner göttlichen Sendung überzeugen wollten. Wenn ſie nun gleichwohl die Wunder ſahen, die Jeſus vor ihren Augen that, und es nicht läugnen konnten, daß mehr als gewöhnliche Kräfte dazu gehörten: ſo fiengen ſie wohl gar an, dieſen Jeſus zu läſtern, und ihm Schuld zu geben, er ſtehe mit einem böſen Geiſte in Verbindung, und durch Hülfe deſſelben verrichte er dieſe Wunder — Gumal! Was denkſt du von dieſer Beſchuldigung?

Gumal. Daß ſie äußerſt boshaft war. Wie kann denn ein böſer Geiſt Gutes thun? Der würde ja eher den guten Abſichten Jeſu zuwider, als beförderlich geweſen ſeyn, und

Jeſus wollte ja nur Gutes in der Welt ſtiften.

Grais. Erkenne daraus, mein Lieber! wie weit der Menſch gehen und zu welcher unvernünftigen Behauptung er ſeine Zuflucht nehmen kann, wenn er einmal wider die Wahrheit eingenommen iſt.

Lina. Was aber dieſes den guten Jeſus kränken mußte?

Grais. Es that allerdings ſeinem edlen Herzen wehe; aber nicht etwa um ſeinetwillen, ſondern blos um deretwillen, die ſo vorſetzlich in ihren Unglauben beharrten und ſich dadurch ihrer Beſſerung und ihres Glücks unfähig machten; dennoch ließ er ſich dadurch in ſeinem Beſtreben, die Menſchen durch ſeinen Unterricht zu beſſern, nicht aufhalten: ſondern wirkte, wie ſein Vater im Himmel, der auch oft bei ſeinen Wohlthaten von den Menſchen verkannt wird, immerfort Gutes. Selbſt die Läſterungen ſeiner Feinde mußten dazu dienen, die Wahrheit ſeiner göttlichen Sendung in noch helleres Licht zu ſetzen: man unterſuchte die Beweiſe derſelben, ſeine Wunder, deſto genauer; forſchte mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit nach, fand ſie völlig unverdächtig, und bemerkte deſto ſtärker in ihnen die Wirkungen einer höhern göttlichen Macht.

So gewiß aber auch dieſe Wunder Jeſu von ſeiner übermenſchlichen Macht zeugten, und ſo nöthig ſie auch für die damalige Zeit zum Beweis ſeiner göttlichen Sendung waren: ſo legte doch Jeſus ſelbſt nicht den größten Werth auf ſie; ja, er ſahe es nicht einmal gern, wenn die Menſchen, blos um der Wunder willen, an ihn glaubten. Er erklärte mehrmals, er thue ſie mehr um der Schwachen willen, ſolcher Menſchen wegen, die nicht Sinn genug für die Wahrheit ſelbſt hätten, nicht verſtändig und weiſe genug wären, aus dem Inhalt ſeiner Lehre ſelbſt und den großen Wahrheiten derſelben einzuſehen, daß ſie von Gott ſey. Ja er prieß diejenigen vorzüglich glücklich, die, auch ohne Wunder und Zeichen zu ſehen, dennoch an ihn glauben und aus innerer Ueberzeugung ſeine Lehre als göttlich anerkennen würden. Werdet nur, ſprach er, erſt recht mit meiner Lehre bekannt, macht euch die Grundſätze, die ich euch vortrage, ſo recht eigen, und befolgt ſie: dann werdet ihr inne werden, ob meine Lehre von Gott ſey, oder ob ich von mir ſelbſt rede. Wer einmal die Wahrheit erkannt hat, der wird ſie dann ſo leicht nicht wieder aufgeben, ſie wird ihn frei von allen Vorurtheilen machen und ihn mit innerer göttlichen Kraft beleben. Dieſe Erkenntniß der Wahrheit iſt aber nicht das Werk der Sinne, ſondern des Verſtandes; ſie kann nicht mit dem Auge des Leibes, ſondern mit dem Auge des Geiſtes, das iſt, mit dem Verſtande gefaßt werden; ſie iſt das Licht der Seele, und wer dies hat, wer erſt recht durch meine Religion erleuchtet iſt, der wird nicht mehr in Finſterniß wandeln, ſondern wie im Licht, weiſe und tugendhaft.

Sagt ſelbſt, meine Lieben, wenn die Lehre Jeſu dies in der That bei dem Menſchen bewirkt, daß ſie ihn weiſe und tugendhaft macht; wenn ſie ſeinem Verſtande zu Hülfe kömmt, und ihn zur deutlichſten und gewiſſeſten Erkenntniß derjenigen Wahrheiten leitet, die ſeine Vernunft nur ſchwach und ungewiß erkennen konnte, und an deren Ueberzeugung ihm doch alles gelegen ſeyn muß; zum Beiſpiel von Gott, von ſeiner gütigen Geſinnung gegen die Menſchen, von ſeiner Vorſorge für ſie, von der eigentlichen Beſtimmung des

Menſchen zur Seligkeit und wie er es anzufangen hat, dazu zu gelangen: wenn ſie das, was ihn hinderte, dieſe Beſtimmung zu erreichen, völlig aufhebt und ihn in den Stand ſetzt, vollkommen glücklich zu werden, wenn ſie ihm Kräfte ertheilt, nach dem Bilde ſeines Gottes und nach dem eigentlichen Zweck ſeiner vernünftigen Bildung, tugendhaft und heilig zu werden; wenn ſie ihn in allen Verhältniſſen ſeines Lebens auf der Erde lehrt, gut und nützlich, heiter, zufrieden und glücklich ſeyn, und ihn ſogar noch nach dem Tode die gewiſſeſte Verſicherung eines ewigen Glücks ertheilt: was werdet ihr nun von einer ſolchen Lehre urtheilen?

Gumal. Vater! Eine ſolche Lehre muß gewiß von Gott ſeyn.

Grais. Und derjenige, der ſie den Menſchen verkündigte —

Lina. Muß ganz gewiß von Gott ſeyn?

Grais. Nun, meine Lieben, ich werde euch künftig mit dieſer Lehre Jeſu und mit derjenigen Perſon, die ſie uns verkündigt hat, bekannter zu machen ſuchen, und ihr werdet denn gewiß keines weitern Beweiſes für die Wahrheit und Göttlichkeit

lichkeit derſelben bedürfen. Eure eigne innigſte Ueberzeugung wird dann dafür ſprechen. Ihr werdet mit der innigſten Liebe und Hochachtung gegen dieſen Jeſus erfüllt werden, der ſo ganz zum Beſten der Menſchen auf Erden lebte, und es durch ſeinen ganzen Wandel, durch Wort und Thât bewieß, daß er von Gott gekommen ſey, zu ſuchen und ſelig zu machen, was verloren war.

Gumal. Ach Vater. Wenn du wüßteſt, wie ich ihn ſchon jetzt liebe, ungeachtet du mir nur noch wenig von ihm geſagt haſt, wie ſehr ich wünſche, ihn zu kennen und in ſeiner Lehre unterrichtet zu werden!

Lina. Ich glaube gewiß, daß wir durch ihn erſt recht glücklich werden.

Der Grais mit dem Ausdruck der innigſten Freude und mit zum Himmel gerichteten Blicke: Das iſt Gottes Werk, daß ihr an den glaubet, den er geſandt hat.

Die Unterhaltung des Graiſes mit ſeinen lehrbegierigen Schülern hatte ſich bis in die Nacht hin verzogen; doch ſchien es dem aufmerkſamen Chilum noch zu bald, daß er die Geſellſchaft verlaſſen und nach ſeiner Wohnung zurück gehen ſollte; er hatte es aber dem kranken Widdam verſprochen, und um dieſen nicht in Unruhe zu ſetzen, brach er endlich auf.

Die Geſellſchaft begleitete ihn bis zur Anhöhe; der Mond erleuchtete ihren Pfad und die ſanfte Abendluft, die von dem Duft der blühenden Bäume erfüllt war, wehte ihnen Erquickung entgegen. Am Fuße des Berges blieb der Grais und Antonio; die Kinder aber empfiengen die Erlaubniß, ihren Vater noch bis auf die Anhöhe zu begleiten; erſt da, wo ſich die Ausſicht in das ruhige Thal öffnete, ſchieden ſie unter Anwünſchung einer ruhigen Nacht und herzlichen Umarmung auseinander; ſahen noch dem guten Vater Chilum nach, wie er einſam das Thal hinab wandelte, kehrten dann Arm in Arm geſchlungen, zu dem Graiſe, und mit ihm und dem Antonio zu ihrer Hütte zurück, und empfanden da auf ihren friſchbereiteten Lagern die ſanfte Wohlthat des Schlafs.

Mit dem früheſten Morgen erwachten ſie wieder, verſammelten ſich auf einer kleinen Anhöhe zum Gebet und giengen geſtärkt durch daſſelbe, an ihre Arbeiten.

Der Kreiß ihrer Wirkſamkeit hatte ſich in der Maaße erweitert, als dieſe Colonie ſich vermehrt hatte. Es war nun ein größeres Feld zu bearbeiten, und kaum reichten ihre Hände und Kräfte zu, die neu angelegten Gärten und Felder gehörig zu begatten.

Der guten Lina wurde es beſonders bei ihren häuslichen Geſchäften, die ſie gröſtentheils allein betrieb, ſehr ſauer; ſie war das einzige weibliche Geſchöpf in der Geſellſchaft; ihr guter Wille, gerne alles zu beſorgen, was zur Bequemlichkeit und Erholung ihrer Freunde erforderlich war, gieng weit über ihre Kräfte: daß ſie oft, wenn ſie den Tiſch für ihre lieben Gäſte bereitet hatte, ganz ermüdet an der Seite ihres geliebten Gusmals nieder ſank und für Müdigkeit ſelbſt nicht eſſen konnte. Auch fehlte es oft an nöthigen Geräthſchaften; denn ſo erfinderiſch auch Antonio und ſo geſchickt ſeine Hand zu verſchiedenen künſtlichen Arbeiten war: ſo mangelte es ihm doch oft an Zeit, und an verſchiedenen unentbehrlichen Hülfsmitteln.

Beruhigt euch nur, meine Lieben, ſprach dann der Greis zu ihnen, mit der Zeit wird das alles beſſer werden. Wenn wir nur nach dem Maas unſerer Kräfte unverdroſſen fort arbeiten: ſo wird die Vorſehung unſers gütigen Gottes unſre Arbeiten von Tage zu Tage ſegnen und uns die Mittel gleichſam in die Hände geben, unſern gegenwärtigen Zuſtand immer mehr zu verbeſſern. Gebet, Arbeit und Vertrauen auf Gott überwinden auch die größten Hinderniſſe und Beſchwerden. Wenn ſich denn auch auf der einen Seite unſre Geſchäfte vermehren: ſo bedenkt nur, daß wir auch auf der andern an Vergnügen, Bequemlichkeit und mannichfaltigen Freuden gewinnen.

Wahr iſt's, unſre Bedürfniſſe nehmen immer mehr zu, jemehr die Geſellſchaft, in der wir leben, ſich vermehrt. Als ich noch mit meinem Robert allein war, da war uns unſre kleine Hütte geräumig genug; wir brauchten nur ein kleines

Fleckchen Garten zu umzäunen und ein mäßiges Ländchen mit Reiß zu beſtellen, unſre einfachen Mahlzeiten erforderten keine große Zubereitung; wir aßen die Früchte, die uns die Jahreszeit eben darbot, tranken aus der nächſten Quelle, und preßten nicht mehr Saft aus den Trauben, als wir etwa zur Erquickung und Aufheiterung an einem feſtlichen Tage nöthig hatten; jetzt fangen wir ſchon an, uns manches zum Bedürfniß zu machen, was wir auch wohl entbehren könnten: unſre Lina macht ſich's zum Vergnügen, uns ſtatt der gewöhnlichen Koſt mit manchem angenehmen Gerichte zu überraſchen; ihr, meine jungen Freunde, macht auf euren Jagden und Fiſchereien manchen guten Fang für ihre Küche; ich ſelbſt werde in meinen alten Tagen durch euch verleitet, meinen Gaum wieder an eine beßre Koſt zu gewöhnen, und bei unſern freundſchaftlichen Zuſammenkünften wird ja freilich ein gröſſerer Vorrath erfordert, als vormals in meiner Einſamkeit. Aber wenn ich auch bedenke, wie vieles Vergnügen mir durch euren Umgang zugewachſen iſt: welche frohe Stunden ich jezt bei euch genieße — o dann wünſche ich mir oft die Kräfte meiner Jugend, um euch euren Aufenthalt bei mir ſo angenehm als möglich zu machen.

Gumal. Guter Vater! Das laß nun an uns kommen. Du haſt genug gearbeitet. An uns iſt es nun, dir deine Lebenstage zu verſüßen. Gerne wollen wir unter deinen Augen arbeiten, und uns in deine Geſchäfte theilen, wenn wir uns nur jeden Abend um dich verſammlen und deinen ſo beglückenden Unterricht genieſſen können.

Lina. Und ach! wenn ich doch ſo recht dein Vergnügen vermehren und alle dieſe Lieben ſo recht froh um mich machen könnte! Dies, dies würde mir die größte Freude ſeyn. Darum hat uns ja auch der liebe Gott, wie du uns gelehret haſt, mit einander in Verbindung geſezt, daß wir uns mit einander freuen, ſeine Gaben mit frohen dankbaren Herzen genieſſen und uns das Leben angenehm machen ſollen; ja er ſieht es als ein guter Vater gern, wenn wir als ſeine guten Kinder auf ſeiner ſchönen Erde vergnügt ſind: und ich glaube gewiß, der gute Jeſus, den du uns haſt kennen gelernt, würde dies auch billigen;

denn er kam ja zu den Menſchen, um ſie glücklich und alſo auch recht froh zu machen.

Grais. Allerdings bewieß er ſich auch darinn als einen Freund der Menſchen, daß er ihnen nicht nur lehrte, wie ſie auch ſchon auf dieſer Erde recht froh und zufrieden leben könnten: ſondern indem er auch, während er mit ihnen umgieng, an ihren unſchuldigen Freuden Theil nahm und dieſelben durch ſeine Gegenwart beförderte. Auch er war gern im Kreiße guter Menſchen, und ruhte oft in der ruhigen Wohnung ſolcher Menſchen, wo Eintracht, Liebe und Friede herrſchte, und wo es alſo auch nicht an wahren Freuden fehlte, von ſeinen mühſamen Geſchäften aus. Ja er that ſogar eines ſeiner erſten Wunder im freundſchaftlichen Kreiße. Er wurde einsmals zu einer Hochzeit geladen, die in ſeiner Familie gehalten wurde; er nahm nicht nur die Einladung an: ſondern kam auch noch mit mehrern von ſeinen vertrauten Freunden zu der Geſellſchaft, bei der ſich zugleich ſeine gute Mutter befand; dieſe wurde darüber etwas verlegen, daß Jeſus nicht allein, ſondern noch mit mehrern Begleitern kam; denn ſie fürchtete, der Vorrath von

Speiſe und Trank mögte für ſo viele Gäſte nicht hinreichen; wirklich fieng es auch an, am Weine zu fehlen, und die ängſtliche Mutter ließ dies ihrem Sohne merken; ſey unbekümmert, ſagte Jeſus zu ihr; ich werde ſchon meine Zeit erſehen. Nun ſtand eben eine ziemliche Anzahl leere Gefäße in Bereitſchaft, und Jeſus befahl denen, die bei der Mahlzeit aufwarteten, daß ſie dieſelben mit Waſſer füllen mögten; dies geſchahe; und nun ließ er einen Becher davon füllen, und dem, der die Mahlzeit beſorgte, zureichen, ihn zu verſuchen. Dieſer koſtete ihn, fand, daß es ein herrlicher Wein ſey, und wunderte ſich, daß der Bräutigam nicht gleich zuerſt von dieſer Sorte ſeinen Gäſten hatte vorſetzen laſſen. Doch es blieb nicht lange verborgen, daß Jeſus, dieſer wohlthätige Freudengeber geweſen ſey; man bewunderte ſeine dadurch bewieſene Macht, und ſeine Freunde wurden nun deſto gewiſſer in der Ueberzeugung, daß er mit Gott in der genaueſten Verbindung ſtehe.

Gumal. Vater, mir kömmt dies faſt unmöglich vor, aus Waſſer Wein zu machen.

Grals

re Orakel. Für blos menſchliche Kräfte iſt es auch allerdings unmöglich, ohne irgend eine Miſchung oder Zuſatz, ſondern blos durch unſern Willen, eine ſolche Verwandlung der Dinge zu bewirken; aber überſteigt wohl das, was uns unmöglich iſt, auch die Kräfte Gottes? Habt ihr nicht ſchon oft bemerkt, daß er mehr thun kann, als wir verſtehen, als wir denken können? Geſchieht es nicht täglich, daß nach ſeinem Willen ſich die und jene Sache veredelt, oder verwandelt, wobei wir es eben ſo wenig begreifen können, wie dies eigentlich zugeht? Woher wird die Melone ſo ſaftig, ſo wohlſchmeckend; woher empfängt die Traube ihren ſüßen, erquickenden Saft? Ziehen ſie ihn nicht aus derſelben Erde, aus welcher ſo viele andre, an Geſchmack ſo ganz verſchiedne Pflanzen und Früchte, ihre Nahrung nehmen, die doch von einerlei Regen befeuchtet und befruchtet wird? Woher entſteht dieſe Miſchung der Säfte, dieſe Verſchiedenheit der Früchte nach ihrer äußerlichen und innerlichen Beſchaffenheit? Das alles würden wir für eben ſo unmöglich halten, da wir es uns nicht erklären können, wenn wir uns nicht täglich davon überzeugen könnten. Daß die Traube am Weinſtocke aus der Erde erzeugt wird, iſt im Grunde eben ſo wunderbar, wie jene Verwandlung des Waſſers in Wein, beides muß uns zu derſelben Ueberzeugung führen, daß derjenige, der dies nach ſeinem Willen bewirkt, unendliche Kräfte beſitzt, und unſrer Verehrung würdig iſt.

Lina. Ja; beſonders wenn er ſie ſo, wie Jeſus, zum Wohlthun und zur Freude anderer anwendet.

Bisher, ſprach der Grais, in einer der folgenden Unterhaltungen mit den Kindern, bisher meine Lieben, habe ich euch auf einige außerordentliche Handlungen aufmerkſam gemacht, welche Jeſus vor den Augen der Menſchen verrichtete, nicht um nur Aufſehen und Bewunderung unter ihnen zu erregen: ſondern damit ſie Zutrauen zu ihm faſſen und ihn als ihren von Gott geſandten Freund, Lehrer und Wohlthäter annehmen mögten. Wenn ich euch daher jetzt und künftig von dieſen Thaten Jeſu unterhalte: ſo dürft auch ihr es nicht blos bei Bewunderung derſelben bewenden laſſen; ich erwarte vielmehr von euch, daß ihr nun deſto begieriger ſeyn werdet, zu erfahren, was denn dieſer Jeſus zum Beſten der Menſchen gethan, und was er zu ihrer Belehrung vorgetragen hat.

Gumal. Ja, Vater, das mögten wir gern erfahren.

Grais. Er wollte die Menſchen vollkommen glücklich machen: in dieſer Abſicht ſuchte er zuvor ihren Verſtand durch richtige Erkenntniß der Wahrheit zu erleuchten und durch die beſten

Grundſätze der Tugend recht gut zu machen. Und wodurch meinet ihr, konnte wohl Jeſus am beſten beweiſen, daß er dazu in die Welt gekommen ſey, Wahrheit und Tugend zu verkündigen und auszubreiten? Wurden wohl dazu die Beweiſe ſeiner Macht erfordert? Konnte wohl durch ſie die innere Güte und Vortreflichkeit ſeiner Lehre bewieſen werden? Wodurch kann wohl ein Lehrer am beſten beweiſen, daß die Lehre, die er andern vorträgt, wahr und gut iſt?

Gumal. Doch wohl dadurch, wenn er es an ſich ſelbſt beweißt, wenn er ſelbſt ſo weiſe und ſo gut iſt, als er will, daß auch andere ſeyn ſollen.

Grais. Da haſt du Recht, Gumal; und eben dieſes Merkmal der Wahrheit und Vortreflichkeit ſeiner Lehre finden wir am ſtärkſten und einleuchtendſten an ihm ſelbſt, in ſeiner ganzen Art zu denken und zu handeln. Ein ſo vollkommnes Muſter der Weisheit und Tugend war noch nie auf der Welt geweſen, als Jeſus in ſeiner Perſon darſtellte. Dadurch zeigte er ſich vorzüglich als das Ebenbild Gottes; ganz heilig und vollkommen. Aus allen ſeinen Reden und Handlungen leuchtete die erhabenſte Weisheit und Güte des Herzens hervor. Er that alles, in Beziehung auf ſeine groſe Beſtimmung, der Erretter der Menſchen zu werden, und in Beziehung auf Gott, der ihn zu dieſer Abſicht geſandt hatte, mit ſo unermüdeter Thätigkeit, mit ſo uneigennütziger Wirkſamkeit, durch welche er bewieß, daß er nicht um ſeinet-, ſondern andrer willen auf Erden lebte! Irdiſche Vortheile, Hoheit, Reichthum, ſinnliche Freuden und Bequemlichkeit ſuchte er nie; ſeine edle Seele fand nur im Wohlthun Freude und fühlte ſich glücklich, wenn er dieſelbe Liebe zur Wahrheit und Tugend, die ihn belebte, auch bei andern erwecken konnte. Seine Handlungen ſtimmten genau mit den Geſetzen überein, die der weiſe Schöpfer ſchon in die Natur des Menſchen gelegt und wodurch er ihn fähig gemacht hat, ein gutes, geſittetes Weſen, edleter Art zu werden; ſein Verhalten diente daher zu einem vollkommenſten Muſter der Heiligkeit, und zeigte, zu welcher erhabnen Würde der Menſch gelangen könne, wenn er ſich den Vorſchriften der Tugend gemäß bezeige. Nie machte er ſich irgend eines Fehlers ſchuldig; ſein Leben war ganz untadelhaft: ſo ſehr ſich auch ſeine Feinde bemühten, etwas aufzufinden, worüber ſie ihm einen Vorwurf hätten machen können: ſo fanden ſie doch nichts mit Grunde an ihm zu tadeln. So vollkommen und gerecht ſein Verhalten war: ſo ſanftmüthig und ſchonend war er gegen Andre; die Schwachen trug er mit Geduld, die Fehlenden mit Sanftmuth: ſuchte ſie mehr durch Güte, als durch Strenge zu ihrer Beſſerung zu leiten; ſelbſt ſeinen Feinden begegnete er mit Liebe; er erduldete ihre Beleidigung auf die großmüthigſte Art und verwendete ſich für ihre Wohlfarth. Liebe war gleichſam ſein ganzes Weſen, der Grundtrieb aller ſeiner Handlungen, die herrſchende Geſinnung, mit welcher er alle, die ſich ihm näherten und ſeine Belehrungen annahmen, zu erfüllen bemüht war.

Lina. Vater! du erfüllſt uns immer mehr mit Ehrfurcht und Liebe gegen dieſen Jeſus!

Gumal. Ach, er verdient ſie auch ganz.

Grais. Ja, Kinder! Werdet auch ihr ſeiner Liebe werth!

Gumal. Wie können wir dies werden, Vater?

Grais. Wenn ihr euch recht folgſam gegen ſeine Lehren beweiſt, euch redlich beſtrebet, ſo geſinnt zu ſeyn, wie Jeſus war und ſo in der Welt zu leben, wie er gelebt und euch durch ſein Beiſpiel gezeigt hat.

Beyde. Ja, das wollen wir thun;

In der Wohnung des Graiſes und den dazu gehörigen Gärten war nun das Nöthigſte geſchehen; um deſtomehr aber fand ſich in der neuen Colonie zu thun, um ihr die nöthige Einrichtung zu geben. Der Grais begab ſich mit ſeiner Geſellſchaft dahin, nachdem er zuvor in ſeiner Wohnung einige Zubereitung zur Aufnahme der entfernten Brüder, wenn dieſe etwa kommen ſollten, gemacht hatte.

Zu ihrer Bewunderung fanden ſie, daß auch Chilum in ſeinen neuen Anpflanzungen merkliche Fortſchritte, mit Hülfe ſeiner beiden Landsleute gemacht hatte. Seine Wohnung war gegen Wind und Wetter geſichert, das Feld umher umzäunt, um das Eindringen der kleinen wilden Thiere, die in der daſigen Gegend ſich aufhielten, zu verhindern und — was beſonders dem Gumal die größte Freude verurſachte, das Fahrzeug war völlig ausgezimmert und mit Ruderſtangen verſehen und wartete nur auf ſeine Ankunft, um flott gemacht zu werden.

Auch Widdam hatte ſich merklich gebeſſert; zwar trug er noch ſeinen Arm in der Binde, aber er konnte doch frei umhergehen, der freien Luft genießen und wenigſtens den theilnehmenden Zuſchauer bei den Geſchäften ſeiner Freunde machen. Sein Geſicht heiterte ſich beſonders bei dem Anblick ſeines Gumals und der Lina auf; dieſe hatten ihm ſo Vieles zu erzählen, was ſie während ihrer Abweſenheit vom Kraale gehört und was ſie bei ihrem dortigen Aufenthalte verrichtet hatten. Sie ſuchten ihn, da er einige Unzufriedenheit mit ſeinem jetzigen Zuſtande merken ließ, aufzuheitern, verſprachen ihm, ſo viel ſie nur könnten, zu ſeiner Zufriedenheit beizutragen, um, wie ſich Lina dabei ausdrückte, dem guten Jeſus darinne ähnlich zu werden, daß wenn ſie ihm auch nicht auf einmal helfen könnte, ſie ihm doch die möglichſte Erleichterung verſchaffen und ſeinen Zuſtand erträglich machen wollte.

So viele Mühe ſie ſich auch deswegen gaben, und ihn überall hin begleiteten, wo ſie glaubten, daß er bei dem Anblick der ſchönen Natur Freude finden möchte, blieb doch immer ein gewiſſer Zug von Schwermuth in ſeinem Geſichte merklich, ſo ſehr er ſich auch Mühe gab, ihn zu verbergen. Man hielt dies für die Wirkung des bisherigen eingezogenen und geſchäftloſen Zuſtandes, in welchen er durch die Lähmung ſeines Arms war verſetzt worden, und hoffte, daß es ſich mit der Zeit geben würde.

Der Greis bezeigte indeß dem Chilum und ſeinen Negern ſeine Zufriedenheit mit ihren bisherigen Arbeiten und getroffnen Einrichtungen, und ermunterte ſie durch ſeinen Beifall zu fortgeſetztem Fleiße. Vorzüglich freute ſich Antonio über die Entdeckung einer gewiſſen Tonerde, die einer der Neger auf ſeinen Reiſen in dieſer Gegend gemacht hatte, welche zur Verfertigung ſo mancher nöthigen Küchengeräthe, ſehr brauchbar war; nur Schade, daß ſie dieſelbe zu weit herbeiſchaffen und durch einen zwar flachen, doch breiten Fluß durchwaden mußten, um dahin zu gelangen. Hätten ſie bei einer bequemen Stelle eine Brücke über den Fluß ſchlagen können, ſo wäre ihnen gar ſehr geholfen worden; aber dies erforderte eine längere Zeit und noch beſſere Werkzeuge, als ſie vor der Hand hatten, um ſich dies Geſchäft zu erleichtern: jedoch wurde einsweilen der Plan dazu entworfen, und der Greis verſicherte ſie, daß ſie ihn bald ausführen und die nöthige Erleichterung finden würden, wenn ſie nur ernſtlich auf ihrem guten Vorſatze beharrten.

So vergnügt auch dieſer Tag unter abwechſelnden Beſchäftigungen und Spaziergängen war zugebracht worden: ſo wurde doch der Abend für Gumal noch weit angenehmer; denn an demſelben verſammlete ſich die Geſellſchaft bei dem See, um daſelbſt den erſten Verſuch einer Fahrt auf demſelben mit dem neuen Kahne zu machen. Das Fahrzeug wurde glücklich in See geſtoßen und Gumal war der erſte, der in daſſelbe ſprang, eine Ruderſtange ergriff und ſich da wie in ſeinem Elemente befand, während Lina am Ufer zitterte und ihm die möglichſte Vorſicht empfahl. Die beiden Neger ſprangen bald nach, und nun ſtachen ſie unter einem Freudengeſchrei in die See. Der erſte Verſuch gelang glücklich; die drei Seefahrer bewieſen, daß ſie in dieſem Geſchäft geübt waren, machten ſo geſchickte Wendungen, daß ſie auch bei ſeichten Stellen ihren Nachen immer flott erhielten, und wurden nach einigem Hin- und herfahren von der am Ufer ſtehenden Geſellſchaft mit Beifall empfangen.

Der Abend wurde in der Wohnung Chiſums bei einer Fiſcher-Mahlzeit zugebracht, welche die beiden Neger, die in ihrem Fiſchbehälter immer einen ziemlichen Vorrath hatten, veranſtalteten, und bei der ſie ihre Gäſte mit der größten Freundlichkeit bedienten. Der Greis bemerkte mit ſtiller Freude die Dienſtfertigkeit und das edle Betragen dieſer braven Neger, und äußerte gegen ſeinen Antonio den Gedanken, daß es doch unter allen Nationen gute Menſchen gebe, die von dem Vater der Menſchen gewiß mit Wohlgefallen bemerkt und von ihm geſchickt geachtet würden, früher oder ſpäter in einen beſſern Zuſtand geſetzt zu werden, wo auch ſie Antheil an der durch Jeſum gegründeten Seligkeit nehmen würden. Eine ähnliche Bemerkung, wie ſie einer der erſten chriſtlichen Lehrer machte, als er das erſtemal mit Verkündigung der Lehre Jeſu in einer Verſammlung von Heiden eintrat, und ausrief: Wer Gott fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm, er ſey von welcher Nation er wolle.

So waren einige Tage im gemeinſchaftlichen Umgange vergnügt durchlebt worden, als ſich an einem Morgen der Grais, begleitet von den beiden Kindern, wieder zurück zu ſeiner Wohnung verfügte. Die Gegend umher wurde eben durch den Anbruch des ſchönſten Frühlingsmorgen verſchönert; das lebhafte friſche Grün der Bäume hob ſich aus der Dämmerung und wurde durch die angenehme Miſchung der weißen und röthlichen Blüthen noch mehr erhöht; bei jedem Schritte trafen die Kinder Blumen an, die eben ihre duftenden Kelche zu öffnen anfiengen, von denen immer eine die andere an Schönheit der Farben übertraf.

Es bedurfte daher nur eine kleine Ermunterung, von Seiten ihres guten Führers, deſſen Seele ſchon frühe erfüllt mit den Gedanken an Gott, an ſeine Güte und Liebe war, um die Seelen dieſer Kinder zu gleichen Empfindungen zu ſtimmen.

Er zeigte ihnen dabei, welch ein ſeliges Geſchäft es für den vernünftigen Menſchen ſey, Gott für alle die ſchönen und guten Einrichtungen zu preiſſen, die er zur Freude ſeiner Geſchöpfe auf Erden gemacht habe, und daß ſie um deſtomehr von dieſem gütigen Gott erwarten könnten, daß er, der ſo reichlich für die Vergnügungen der Sinne des Menſchen geſorgt habe, gewiß auch für den noch edlern Theil ihres Weſens, für ihre Seele ſorgen, und ihnen Gelegenheit verſchaffen werde, zu einer beſſern Erkenntniß und Ueberzeugung ſeiner Güte zu gelangen, die ſie durch den Unterricht Jeſu gewiß finden würden.

Als ſie die Anhöhe beſtiegen hatten, von der ſie ihre Wohnung ſehen konnten, ließ ſich der Grais nieder, um auszuruhen; die Kinder aber ſprangen, auf ſeine Erlaubniß, voraus. Kaum hatten ſie ſich aber aus ſeinem Geſichte verlohren, als ſie bald nachher eiligſt wieder zurückkehrten und dem Graiſe mit Erſtaunen meldeten, ſie hätten unweit der Wohnung zwei große Thiere bemerkt, dergleichen ſie noch nicht geſehen hätten.

Der Grais hieß ſie ruhig ſeyn, und brach mit ihnen auf. Jetzt näherten ſie ſich dem Orte; ſieh dort, Vater, rief Lina ängſtlich aus: das ſind gewiß wilde Thiere! Wohin werden wir flüchten?

Sey du nur ganz ohne Furcht, Lina, ſprach der Grais, es hat keine Gefahr; und ſo wie er näher kam und ſie deutlicher bemerken konnte, rief er mit heitern Blick und lebhafter Stimme den Kindern zu: Kinder, die Olive blüht!

Nach einigen Augenblicken des Nachdenkens rief Gumal freudig aus: ach nun merke ich, was Vater ſagen will, und hüpfte freudig an der Hand des Graiſes.

Dieſe Thiere, fuhr der Grais fort, indem er ſich zu Lina wendete, vor denen du dich fürchteteſt, werden dir künftig viel Freude machen; ſie verkündigen es mir: daß meine Brüder aus dem Gebirge angekommen ſind; es ſind Maulthiere, zahme Geſchöpfe, deren man ſich in jenen Gegenden zum Reiſen bedient; ich habe die Brüder gebeten, mir einige derſelben mitzubringen, weil ſie auch uns bei unſern Geſchäften ſehr gute Dienſte leiſten werden.

Wie freuten ſich die Kinder, als ſie ſich den Thieren näherten, die unweit der Hütte im Graſe weideten, da ſie bemerkten, daß ſie gar nicht ſcheu waren, ſondern ſich von der Hand des Graiſes ſtreichen ließen; auch ſie wagten es bald darauf, und hätten gern länger bei ihnen verweilt, wenn ſie nicht auch begierig geweſen wären, die angekommnen Freunde zu ſehen.

Ganz leiſe giengen ſie zur Hütte, öfneten die Thür und fanden die beiden Reiſenden noch im tiefen Schlafe; aber zu ihrem Erſtaunen regte ſich Etwas in dem einen Winkel der Hütte, das ſie bei der Dämmerung nicht recht bemerken konnten; doch ſchien es ihnen eine menſchliche Geſtalt zu ſeyn; bald erhob es ſich vom Lager, trat ihnen näher, ergriff die Hand des Graiſes und küßte ſie. Es war ein bräunliches Mädchen, ungefähr in der Größe und in dem Alter der Lina, das zwar bei einiger Schüchternheit doch ein gutes Zutrauen verrieth, und zu bitten ſchien, daß man es gütig aufnehmen mögte. Mit ſtiller Bewunderung betrachtete es der Grais, wollte ſich eben in Unterredung mit ihr einlaſſen, als auch die beiden Freunde erwachten und ihn mit einem freundlichen guten Morgen begrüßten.

Gott ſey gelobt, rief der eine aus, als er ſich von ſeinem Lager erhob, daß wir dich geſund wieder finden. Es befremdete uns zwar beim Eintritt reiſt in deine Wohnung, dich nicht anzutreffen; aber aus der Ordnung, die darinne herrſchte, vermutheten wir gleich, daß du nicht weit entfernt ſeyn würdeſt, und müde von der Reiſe bedienten wir uns des Nachtlagers, das du uns gütig bereitet hatteſt.

Seyd mir herzlich willkommen, erwiederte der Grais, indem er beide umarmte. Ich habe lange auf eure Ankunft geharrt, und danke Gott, daß er euch glücklich zu mir geleitet hat.

Auch die Kinder bezeugten ihre Freude, ergriffen die Hände der lieben Gäſte und drückten ſie an Mund und Bruſt.

Gott ſegne euch ihr Lieben, ſagte Bernhardt, der ſchon das vorigemal mit Antonio zugegen geweſen und daher den Kindern bekannt war, wie habt ihr euch während der Zeit befunden?

Sehr glücklich, verſetzte Gumal; denn ich habe auch meinen Vater wiedergefunden, und meinen Freund Widdam.

Lebt auch unſer Freund Pedro noch?

Grais. Ja; aber nicht mehr unter uns; der iſt in beßre Gefilde hinübergeſchlummert!

Bernhardt. Der gute Pedro. Er iſt der Thräne werth, die ich in deinem Auge bemerke. Ihm iſt wohl. Aber, wo iſt Antonio?

Grais. Den werdet ihr bei der neuen Colonie finden, wo ich euch noch mit mehrern Freunden bekannt machen werde; denn wißt, ich werde in meinem Alter noch Vater einer ausgebreiteten Familie.

Bernhardt. Wenn das iſt: ſo wirſt du ja auch wohl dieſes Mädchen mit in dieſelbe aufnehmen?

Er nahm es bei der Hand und führte es dem Graiſe zu. Hier wirſt du einen Vater finden, wenn du dich als eine würdige Tochter beträgſt.

Grais. Schon vorhin habe ich mich über dieſe unerwartete Erſcheinung gewundert; doch es wird ſich alles aufklären. Jetzt, meine Freunde, laßt uns ins Freie gehen, ich muß meinem Herzen Luft machen und Gott für dieſen freudigen Morgen mit euch danken. Ihr (zu den Kindern), werdet indeß für ein gutes Frühſtück bei unſrer Zurückkehr beſorgt ſeyn.

Die Sonne gieng auf und verſchönerte mit ihrem erfreuenden Lichte die anmuthige Gegend, als ſich die Alten hin zur Grotte begaben, ihr Morgengebet zu verrichten. Gumal und Lina bereiteten indeß in der Sommerlaube ein Frühſtück, trugen das beſte aus ihrer Vorrathskammer dazu bei; und das braune Mädchen trieb ihre Maulthiere, die ſich auf ihre bekannte Stimme ihr näherten, in ein nahegelegenes Thal.

Als ſich die Geſellſchaft nachher in der Sommerlaube verſammlet hatte, war die erſte Frage des Graiſes an ſeine Freunde, wer das Mädchen ſey und zu welcher Abſicht ſie es mitgebracht hätten?

Beonh. Sie iſt aus Nubien gebürtig, von einer chriſtlichen Mutter geboren, die bald nach ihrer Geburt ſtarb und dem Vater allein die Sorge ihrer Erziehung überließ; aber auch dieſer ſtarb ihr ſchon in ihrem ſechſten Jahre dahin, wo ſie dann in die Hände eines ihrer Verwandten gekommen iſt, der ihre Erziehung vernachläßigt, ſie zu den niedrigſten Geſchäften, als eine Sklavin gebraucht und äußerſt hart behandelt hat.

Aus ſeinen Händen haben wir ſie empfangen, als einen rohen Edelſtein, aus dem du durch deine bekannte Geſchicklichkeit einen ſchönen Diamant ſchleifen wirſt. Ihr Name iſt Agathe. Dies iſts alles, was ich von ihrer Geſchichte weiß.

Grais, im vertraulichen Tone zum Mädchen: Und du haſt dich zu einer ſo weiten Reiſe entſchließen können, gute Agathe! Wirſt du auch gern in dieſer einſamen Gegend verweilen?

Agathe. Herzlich gern, wenn du es mir erlaubſt.

Bernhardt. Als wir, deinem Auftrag gemäß, die beſtellten Waaren eingehandelt hatten und einige Maulthiere zur Fortſchaffung derſelben ſuchten, wurden wir zur Wohnung ihres Pflegevaters hingewieſen; wir fanden an ihm einen ſehr unfreundlichen, rauhen Menſchen, der uns zu der Wieſe führte, wo ſeine Maulthiere unter der Aufſicht dieſes Mädchen weideten. Er befahl dem Mädchen mit einem ungeſtümmen Tone, uns die Thiere vorzutreiben, und ſo wenig ſie ihm Urſache zur Unzufriedenheit gab, behandelte er ſie gleichwohl in unſrer Gegenwart auf die wegwerfendſte Art. Es that uns weh; wir ſchloſſen den Handel ſo bald als möglich ab, gaben der Agathe Etwas von unſern Lebensmitteln, weil wir ihr Hunger im Geſichte anſahen, beſchenkten ſie etwas Geld und eilten, um von dem widrigen Manne zu kommen, der, wie wir merkten, für nichts, als nur für Geldgewinn Sinn hatte. Wir waren etwa eine halbe Meile entfernt, als uns das Mädchen einholte und unter den bitterſten Thränen klagte, wie unmenſchlich ſie von ihrem Vetter ſey behandelt worden, der ihr unter Drohungen und Schlägen nicht nur das Geld, ſondern ſogar die Lebensmittel abgefordert und ſie darauf fortgejagt habe. Die Spuren der Mißhandlung waren noch ſehr merklich an ihrem Leibe; ſie warf ſich uns zu Füßen und bat uns, ſie mit zu nehmen, wohin es auch ſey; ſie wolle gern nach ihren Kräften alles thun, uns die Reiſe zu erleichtern. Wir giengen darüber mit einander zu Rathe; mir fiel es gleich ein, daß ſie wohl eine gute Geſellſchafterin für Lina abgeben könnte und von dir gütig aufgenommen werden würde; nur glaubten wir, es mögte das Anſehen einer Entführung haben und uns Verdrießlichkeiten verurſachen, wenn wir ſie ohne Einwilligung ihres

Vermunds mit uns nähmen. Wir brachten daher unſre beladene Thiere am nächſten Orte in Sicherheit, und giengen mit dem Mädchen, ſo ſehr es ſich auch aus Furcht für neuen Mißhandlungen dagegen ſetzte, zum Manne zurück. Hier, lieber Freund, ſprachen wir beim Eintritt in ſeine Hütte, bringen wir dir das Mädchen zurück, das du in der Aufwallung einer hitzigen Leidenſchaft von dir hinweggetrieben haſt — Sie hätte immer bleiben können, wo ſie war, verſetzte er mit einem wilden Blick, ſtieß eine Menge Schimpfworte gegen ſie aus, und drohte ihr, die ſich zitternd hinter unſern Rücken verbarg, mit geballter Fauſt. Wir ſuchten ihn zu beſänftigen: ſtellten ihm ſeine Ungerechtigkeit und die Unſchuld dieſes Mädchens unter Augen; aber er blieb bei aller Vorſtellung taub, und erklärte, er werde ſie nie wieder in ſeine Hütte aufnehmen, er habe ſie lange genug gefüttert; ſie ſey groß genug, ſich ſelbſt zu verſorgen. Wenns ſo iſt, lieber Freund, ſprach ich, ſo überlaß uns dieſelbe, daß ſie uns auf unſrer Reiſe begleite; was forderſt du für dieſe Gefälligkeit, die du uns dadurch erweiſeſt? Dieſe Frage machte ihn geſchmeidiger; es war dies Nahrung für ſeinen Geldgeiz; er fragte nach der Zahl der Tagereiſen, die wir machen würden, machte darnach ſeine Foderung; ſtrich das Geld ein, und du, ſprach er zum Mädchen: kommſt mir nicht wieder unter die Augen! Wir löſten noch einige ihrer Kleidungsſtücke um Geld ein, und verſprachen ihm beim Fortgehen, für ſeinen Mündel Sorge zu tragen, und im Fall, er ihn wieder verlange, ſollte er ſich an unſern Freund Baltimor in Senar wenden, der uns die Nachricht von ſeinem Willen ertheilen werde. Allein wir ſind überzeugt, daß dies wohl nie geſchehen werde. Uebrigens hat uns Agathe, da ſie mit den Maulthieren umzugehen weiß, auf unſrer Reiſe gute Dienſte gethan, und wir erwarten von ihr, daß ſie ſich auch hier zu deiner Zufriedenheit betragen und unſre Lina an ihr eine Gehülfin bei ihren Geſchäften haben werde.

Lina hatte ſchon während dieſer Erzählung manche Thräne aus den Augen gewiſcht und das arme Mädchen mit Mitleid betrachtet; jetzt gieng ſie voller Vertrauen auf ſie los, umarmte ſie und ſprach: Sey meine Freundin, du haſt ein ähnliches Schickſal mit mir gehabt: theile nun auch mit mir das Glück, einen ſo guten Vater hier zu haben und laß uns gemeinſchaftlich ſeiner Liebe werth zu machen ſuchen. Sie führte darauf dem Graiſe das Mädchen zu, und bat ihn, es auch als ſeine Tochter aufzunehmen und es ſo wohlthätig zu behandeln, wie ſie es von ihm bisher erfahren habe.

Der Grais ſchloß ſie beide in ſeine Arme. Agathe, ſprach er, ſoll auch an mir einen guten Vater haben, wenn ſie ſich ſo gut, wie meine Lina betragen wird.

Nach eingenommenen Frühſtück gieng es an das Auspacken der Körbe und Bündel, welche die Fremden auf ihren Thieren mitgebracht hatten. Wie erſtaunten die Kinder über die Menge von Sachen, Werkzeugen, Gefäßen, Sämereien und nützlichen Geräthſchaften, die da zum Vorſchein kamen! Für jedes der Kinder war auch ein eigenes Bündelchen zu rechte gemacht, womit ſie von den Gäſten beſchenkt und bei deren Eröfnung ſie in die größte Freude verſetzt wurden. Gumal fand in dem Seinigen verſchiedene Meſſer, Beile, Meiſel, Bohrer und andere zum Drechſeln nöthige Werkzeuge; Lina, verſchiedene Zeuche, Tücher, Scheeren, Nadeln und andere weibliche Geräthſchaften; beide wußten nicht, wie ſie ihre Freude und Dankbarkeit genug ausdrücken ſollten.

Der Grais führte hierauf ſeine Freunde, nachdem er ihnen für dieſe gütige Bemühung herzlich gedankt hatte, in der Gegend umher, und erzählte ihnen die Geſchichte, der ſonderbaten Ereigniſſe, die er bisher erlebt habe; die Kinder machten ſich indeß mit der Agathe bekannt, ließen ſich von ihr über die Beſchaffenheit und Brauchbarkeit der Maulthiere unterrichten, bewunderten die Geſchicklichkeit, mit der ſie ſich derſelben zum Reiten bediente, und es währte nicht lange, ſo machte auch Eumal den Verſuch, eins dieſer Thiere zu beſteigen, empfand zitternd das Vergnügen, ſich als den Herrn des Thiers über der Erde erhaben, erſt von der Lina und dann von dem zurückkehrenden Graiſe, wegen ſeiner Herzhaftigkeit, bewundert zu ſehen.

Kaum konnte er den Abend erwarten, um ſeinen Vater und die übrigen Freunde auch zu Zeugen ſeines Glücks zu machen. Da wurde er vorausgeſchickt, um die neue Colonie von dieſem angenehmen Beſuche zu nachrichtigen, und ſie zum

Empfang der lieben Gäſte vorzubereiten. Mit untergehender Sonne folgte der Grais mit der übrigen Geſellſchaft ihm nach und wurde an der Grenze von Antonio und Gumal empfangen.

Antonio warf ſich freudig in die Arme ſeines ältern Freundes Bernhardt, mit welchem er vormals in Geſellſchaft gelebt hatte; näherte ſich dann ſeinem Begleiter, um auch ihm die Hand zum Empfang zu reichen — aber welch Erſtaunen, als er ihn näher ins Auge faßte und in ihm — ſeinen leiblichen Bruder entdeckte, den er ſeit langen Jahren nicht geſehen hatte.

Iſts möglich? rief er aus! Biſt du es Philipp — mein Bruder!

Ja, Antonio! mein Einziger — den ich noch einmal zu umarmen wünſchte!

Mit ſprachloſen Entzücken hiengen ſie einer in des andern Armen, und ſchienen einander durch ihre Küſſe zu erſticken.

Staunend und theilnehmend ſchloß ſich der Kreiß der übrigen Freunde um ſie her; Bernhardt hatte es ſelbſt für den Grais geheim gehalten, um ihn durch das unerwartete Zuſammentreffen der Brüder zu überraſchen; innigſt gerührt ſtand er da bei dieſem freudigen Auftritte. Beim Gumal erwachte die Empfindung der Freude wieder, die auch er ehmals bei Entdeckung ſeines geliebten Vaters gehabt hatte; auf alle, ſelbſt auf die beiden Wilden, machte es einen rührenden Eindruck.

Nachdem ſie ſich untereinander kennen gelernt und bewillkommt hatten, und die Freude des Wiederſehens ſich nach und nach mäßigte, gelangten ſie in der Wohnung Chilums an; faſt war dieſelbe zu enge, die ganze Geſellſchaft aufzunehmen. Der Greis hatte ſich ſeit langer Zeit nicht im Kreiße ſo vieler Menſchen befunden, die ſich jetzt um ihn, als das Haupt der Geſellſchaft, verſammleten, und man ſah es in ſeinem aufgeheiterten Geſichte, wie wohl er ſich darinn befand.

Chilum bot alles auf, um ſeine Gäſte gut zu bewirthen, ſeine treuen Neger giengen ihm dabei zur Hand und Lina half nach ihren beſten Kräften. Es wurde eine Mahlzeit gegeben, die, ob ſie gleich nur aus Reis, Fiſchen, getrockneten Feigen und Obſt beſtand, und unter freien Himmel vor der Hütte gehalten wurde, ihres gleichen in dieſer Gegend nicht gehabt hatte, und wirklich wegen der beſondern Miſchung von weißen, braunen und ſchwarzen Menſchen, die zu einer Familie gehörten, einzig in ihrer Art war. Der Grais bemerkte dies, als er nach geendigter Mahlzeit ein feierliches Dankgebet ſprach, worinn er dem guten Vater im Himmel mit aufgehobenen Händen und freudigen Aufblicken für die geſchenkte Freude und für die gütige Führung dankte, durch welche er alle dieſe Lieben auf ſo wunderbaren Wegen zuſammengeführt und zu einem ſolchen Freudenmahle verſammlet habe und ihn ſo herzlich bat, daß er, der ſie alle zum gemeinſchaftlichen Genuß der Freuden dieſes Lebens auf der Erde berufen habe, ſie auch mit gleichen Geſinnungen der Liebe, der Eintracht und des Friedens beſeelen möge, damit ſie nach ſeinem Willen und nach dem Beiſpiele ſeines Sohnes Jeſu auf dieſer ſchönen Erde leben und einſt zum gemeinſchaftlichen Genuß der Freuden in einer beſſern Welt gelangen mögten.

Ja, Vater Geronio, ſprach Bernhard, als er nach dem Eſſen dem Grais dankbar die Hand drückte: das ſind ſo ſelige Augenblicke dieſes Erdenlebens, aus denen wir ahnden können, daß uns der gute Gott gewiß noch höhere Freuden in einer beſſern Welt aufbehalten habe. Gewiß iſt dies eine der erfreuendſten Verſicherungen des göttlichen Stifters unſerer Religion, daß er die Seinigen, ſeine tugendhaften Verehrer, in jener Welt um ſich verſammlen und zum ewigen Glück vereinigen werde. Er fühlte auch das Glück des freundſchaftlichen Umgangs auf Erden, ſuchte es durch ſeine Lehre und Beiſpiel noch mehr zu erhöhen, und wird es uns, wenn wir uns hier ſchon deſſelben werth bezeigt haben, im vollkommenſten Maaße empfinden laſſen.

Antonio erfuhr von ſeinem Bruder, daß er nach dem Tode ſeiner Gattin ſeine Handlung in Alexandrien aufgegeben, ſein entbehrliches Vermögen in den Händen ſeiner Anverwandten gelaſſen, und mit dem Verlangen, ſeinen geliebten Bruder zu beſuchen, und wo möglich, ſeine übrigen Lebenstage in ſeiner Geſellſchaft zuzubringen, die Reiſe nach Cairo angetreten, und da, wider alles Vermuthen, ſeinen gegenwärtigen Reiſegefährten angetroffen, der ſich Geſchäfte halber daſelbſt aufgehalten und ihn zum Ziel ſeiner Wünſche geleitet habe. Er hätte keinen glücklichern Zeitpunkt treffen können; und ſo angenehm ſeine Entſchließung für Antonio war, ſo vielen Beifall fand ſie auch beim Graiſe und der übrigen Geſellſchaft, die ihn mit Freuden unter ſich aufnahmen.

Als ſie des andern Tages ſich zu der Wohnung des Graiſes verfügten, wunderte ſich Antonio nicht wenig über die Menge der mit gebrachten Güter; er fand dabei ſo viele ſeiner Wünſche befriedigt, ſo viele Geräthſchaften, die er bei dem Anbau des Landes und der beſſern Einrichtung des

Hausweſens für nöthig fand, und da er den Werth derſelben gar wohl zu ſchätzen wußte, war es ihm ein Geheimniß, woher der Grais, auf deſſen Veranſtaltung dies alles ſey beſorgt worden, die dazu nöthigen Mittel mögte erhalten haben.

Bei einer geheimen Unterredung aber mit demſelben wurde ihm dies Geheimniß eröfnet. Du weißt, ſprach der Grais zu ihm, welchen Werth das Gold in den Augen der meiſten Bewohner dieſer Erde hat; für mich hatte es bisher einen ſehr unbedeutenden Werth, weil ich bei meinen wenigen Bedürfniſſen und außer dem Umgang mit geldbegierigen Menſchen, daſſelbe gar nicht nöthig hatte; gleichwohl befand ich mich im Beſitz dieſes Metalls, daß ich mich wohl unter die reichſten Menſchen des Erdbodens hätte zählen können, wenn ich Gebrauch davon hätte machen wollen. Ich würde aber nicht ſo ruhig und ſicher dieſen Aufenthalt bewohnt haben, wenn es auf irgend eine Art jener habſüchtigen Gattung von Menſchen, deren es in allen Welttheilen giebt, bekannt geworden wäre, daß in dieſer Einöde dies glänzende Metall anzutreffen ſey, deſſen Entdeckung mir ſo wenig Mühe gekoſtet hat. Dort am Abhange des Felſen, auf welchem ich meine erſte Wohnung aufgeſchlagen hatte, führt der Fluß, beſonders nach heftigen Gewittergüſſen, eine Menge Goldkörner mit ſich, die ich, als ich mich zuerſt hier anſiedelte, aus Mangel anderer Beſchäftigung einſammelte und aufbewahrte; ich habe nachher dieſes Geſchäft, von dem ich mir nach meiner damaligen Lage gar keinen Vortheil verſprechen konnte, aufgegeben, und mir nicht einmal die Mühe gegeben, zu unterſuchen, welche Gegend dies Erz enthalte. Bei deiner erſten Ankunft mit Bernhardt, fiel mir zuerſt der Gedanke ein, daß ich ja wohl Gebrauch von dieſem aufgeſparten Schatz machen könnte? ich habe ihm einen Theil deſſelben unter dem Siegel der heiligſten Verſchwiegenheit anvertraut, um mir dieſe nöthigen Geräthſchaften anzukaufen. Du, Antonie, wirſt mich bald überleben, und dann die Führung dieſer Colonie, die das Werk einer höhern Vorſehung iſt, nach meinem Tode übernehmen, und auch dieſe Quelle, als ein Mittel der Vorſehung zur Beförderung ihres weiſen Zwecks, mit Weisheit anwenden. Dir vertraue ich daher dies Geheimniß an, bewahre es in deinem Herzen und mache nur dann Gebrauch von demſelben, wenn es die Wohlfarth derer erfordert, die dir anvertraut ſind. Ich weis, daß du die dazu nöthige Klugheit beſitzeſt, und von deiner Rechtſchaffenheit kann ich erwarten, daß ſo lange du lebſt, durch deine Schuld dieſes Geſchenk der Natur nie zu einer Quelle des Verderbens werden wird, welches ſie durch Mißbrauch unter den mehreſten Menſchen iſt. Erinnre dich beſtändig, daß es dein wichtigſtes Geſchäft ſeyn muß, dieſe Menſchen, unter denen du lebſt, durch die Belehrungen des Chriſtenthums, durch Weisheit und Tugend zu einem Glück zu leiten, das weit wichtiger als der Beſitz dieſer Erde mit aller ihrer Herrlichkeit iſt; dadurch wirſt du dich als einer wahren Wohlthäter deiner Nebenmenſchen, und als ein ächter Nachfolger Jeſu beweiſen.

Antonio verſprach es; und hielt Wort.

Durch die Ankunft der Gäſte war der Geiſt der Thätigkeit in der neuen Colonie noch mehr geweckt und durch die mitgebrachten Werkzeuge unterſtützt worden; auch die Maulthiere thaten dabei trefliche Dienſte; ſie erleichterten gar ſehr die Arbeit in Herbeiſchaffung der nöthigen Materialien, und gewährten den Kindern, die ſich abwechſelnd ihrer zum Reiten bedienen lernten, ein ungemeines Vergnügen.

An Agathen fand Lina eine ſehr gute Gehülfin, mit der ſie nun die Geſchäfte des Hausweſens theilen konnte; nur das theilnehmende, wohlwollende, offne Herz fand ſie an ihr noch nicht, wie ſie es ſich wünſchte; das Mädchen war durch ihre Erziehung und bisherige ſclaviſche Behandlung, ſcheu und furchtſam geworden, woraus der Fehler des Mißtrauens, der Argliſt und eines heimtückiſchen Betragens entſprang, der ſich ſehr bald bei ihr zeigte, und in der Folge zu mancher Verdrießlichkeit und Unzufriedenheit Anlaß gab; ſo ſuchte ſie z. B. manches, das der Geſellſchaft zugehörte, heimlich zu entwenden, und bei der Unterſuchung zu läugnen; zuweilen vernichtete ſie die Arbeiten anderer, und äußerte eine boshafte Schadenfreude darüber; die Maulthiere, die ihrer beſondern Aufſicht und Wartung anvertraut waren, mußten gar oft ihre Hartherzigkeit empfinden, indem ſie dieſelben unbarmherzig ſchlug, daß Lina, wenn ſie es bemerkte, die bitterſten Thränen darüber vergoß und ihr vergeblich in die Arme fiel. Vernünftige Vorſtellungen machten anfänglich wenig Eindruck auf ſie, weil ſie zuvor gewöhnlich jeden Fehler durch Stockſchläge hatte büßen müſſen; keine andre Drohung wirkte daher auch ſtärker, als dieſe: ſie wieder zu ihrem Vormund zurück zu ſchicken; dann verſprach ſie alles; nur blieb ſie ihrem Verſprechen ſelten länger, als einen Tag treu. Es koſtete daher dem guten Graiſe unſägliche Mühe, ſie zur Erkenntniß ihrer Fehler zu bringen, ihr das Schädliche ihrer Denkungs- und Handlungsweiſe fühlbar zu machen, und ſie nach und nach an ein würdigeres Verhalten zu gewöhnen; deſto größer aber war auch ſeine Freude ſchon da, als er bei nachdrücklicher Ueberführung eines begangenen Fehlers, dem beſchämten Mädchen die erſte Thräne einer aufrichtigen Reue aus den Augen fallen ſah, und von ihr die feierliche Verſicherung empfieng, daß ſie ſich beſſern wollte; noch mehr, als ſie auch wirklich durch ihr gebeſſertes Verhalten Beweiſe gab, daß ſeine väterliche Ermahnungen bei ihr gefruchtet hatten.

Einsmal klagte Lina dem Graiſe mit weinenden Augen, daß Agathe eines ihrer Lieblingsſchaafe ſo ſehr geſchlagen habe, daß es wie tod zur Erde gefallen ſey, und äußerte dabei den Wunſch, er mögte das böſe Mädchen wieder fortſchicken.

Aber, fiel ihr der Grais in die Rede, kannſt du mir nicht ſagen, wie ſich Widdam befindet? Ob ſein Arm wieder geheilt Iſt?

Lina. Ja, Vater, geſtern iſt er zum erſtenmale wieder ohne Binde gegangen; nur hat ihm ſein Arzt befohlen, den Arm noch zu ſchonen und nicht zu ſehr anzuſtrengen.

Grais. Es hat aber doch ſehr lange gewährt, ehe ihn der gute Riggult wieder hergeſtellt hat. Was meinſt du, hätte er nicht beſſer gethan, wenn er gleich anfangs den beſchädigten Arm vom Leibe geſchnitten hätte?

Lina. Nun ja! da hätte ja Widdam keinen Arm mehr.

Grais. Alſo hältſt du es nicht für rathſam, ein beſchädigtes oder krankes Glied vom Leibe zu trennen, weil es doch wohl wieder geſund und brauchbar werden kann, wenn auch gleich die Heilung deſſelben eine etwas lange Zeit erfordert. Wie, wenn nun Agathe auch ſo ein krankes Glied in unſrer Geſellſchaft iſt, willſt du ſie darum verſtoßen und ausſchließen, weil ſie krank iſt?

Lina. Vater, ich habe mich übereilt.

Grais. Meinſt du nicht, daß Agathe auch wieder gebeſſert werden kann, wenn wir auch, wie Riggult, Geduld und Fleiß auf ihre Beſſerung verwenden? Erhalten wir uns dann nicht an ihr nicht nur zween geſunde Arme, ſondern was noch mehr iſt, einen Menſchen, der ohne dieſe unſre Hülfe und Unterſtützung auf immer unglücklich werden würde? Wer ſoll ſich ihrer ſonſt annehmen, wenn wir es nicht thun? Willſt du ſie wieder zu ihrem grauſamen Vetter ſchicken, der ſie auf eben die Art behandelt, wie Agathe vorhin dein Schäfchen?

Lina. Lieber Vater! Vergieb mir die unbeſonnene Bitte. Nein, laß uns Agathen behalten; ſie wird gewiß gut werden!

Grais. Da mußt du aber auch Geduld mit ihr haben, wenn ſie es nicht gleich, nicht mit einemmale wird. Du mußt ihr oft mit vernünftigen Vorſtellungen zu Hülfe kommen und ihr beſonders durch dein beſſeres Verhalten ein gutes Beiſpiel werden; dein Umgang wird ſie gut machen.

Lina. Ich will gern alles dazu beitragen.

Grais. Erinnere dich dabei an Gott und an deinen Jeſum, den ich dir jetzt kennen lerne. Denke nur, wie viele Menſchen auf der Erde leben, die an Denkungsart und Lebensweiſe noch viel ſchlechter als Agathe ſind, die gleichwohl von Gott mit ſchonender Geduld getragen werden, und die er auf mannichfaltige Art zu beſſern ſucht. Es fehlt den meiſten an einer guten Erkenntniß, und eben aus Mangel derſelben entſpringen die meiſten Fehler der Menſchen. Wäre Agathe gut unterrichtet und erzogen worden, ſo würde ſie ſich auch beſſer betragen. Nun will aber der gute Gott, daß allen geholfen werde und daß ſie zur

Erkenntniß der Wahrheit, deſſen was für ſie gut und heilſam iſt, kommen ſollen: und hat ſelbſt in dieſer Abſicht ſeinen lieben Sohn Jeſum in die Welt geſandt, daß die Menſchen durch ihn belehrt, gebeſſert, von ihren Fehlern befreit und glücklich werden ſollen. Und — o wenn du es wüßteſt, was dieſer Jeſus zum Beſten der Menſchen gethan hat! Wie er ſo ganz in der Abſicht auf Erden lebte, die Sünder ſelig zu machen, wie er dieſe armen, ohne ihn verlohrnen Menſchen aufſuchte; welche Mühe er ſich gab, die Unwiſſenden zu belehren, die Irrenden zur Wahrheit zu führen, die Fehlenden zu beſſern, und aus den vorhin verderbenen und ungeſitteten Menſchen, gute, tugendhafte und Gott wohlgefällige Menſchen zu machen, die ihm dann, als ihrem Wohlthäter und Heiland, ihre Erhaltung zur Seligkeit verdankten; ja, wie er ſogar in dieſem ſo beglückenden Geſchäfte ſein Leben aufopferte: — o Lina, ſollteſt du dir nicht wünſchen, dieſem guten Jeſu auch darinn ähnlich zu werden, um, wär's auch nur eines Menſchen Seele zu erhalten?

Lina verſicherte dem Graiſe nochmals, daß ſie Agathen, auch bei ihren Fehlern lieben, mit ihr Geduld haben, und, ſo viel ſie könne, zu ihrer Beſſerung beitragen wolle. Durch ihr ſanfmüthiges, liebreiches und dienſtfertiges Betragen gewann ſie auch in Kurzem ſo viele Gewalt über das Herz der Agathe, daß ſie dieſelbe ganz nach ihrem Willen leiten konnte; ihre Freundſchaft ſchloß ſich bei dem täglichen Umgange immer enger; und Lina erkannte es in der Folge mit herzlichem Danke gegen den Grais, daß er ihr in Agathen eine ſo gute Freundin erhalten habe.

Noch während der Anweſenheit des Bernhardt gewann der Aufenthalt dieſer freyen Geſellſchaft von Menſchen in dieſer Gegend ein immer reizenderes Anſehen, denn mit jedem Tage wurde an Verſchönerung derſelben, an Erbauung neuer Hütten und Erweiterung der alten, an beſſerer Einrichtung der Gärten, an neuen Pflanzungen mit unermüdetem Fleiße gearbeitet; ungern trennte ſich der theilnehmende Freund nach einigen Wochen von dieſer ihm ſo angenehmen Geſellſchaft, und beſonders von dem Graiſe, in deſſen Umgange er ſich ſo wohl befand und den er ſo innigſt liebte; er verſprach ihm beim Abſchiede, ſobald es ihm möglich ſey, zurück zu kehren, und vielleicht dann ſeine noch übrige Lebenszeit mit ihm unter einer Hütte zu verleben; beinahe die ganze Geſellſchaft, bis auf Widdam und Agathe, geleitete ihn an einem ſchönen Morgen auf den Weg nach dem Gebürge, wo ſie ſich mit dem Ausdruck der herzlichſten Liebe und Dankbarkeit für die geleiſteten Dienſte und mit der Hoffnung, des baldigen Wiederſehens, von ihm trennte.

Die Geſellſchaft nahm beim Zurückkehren ihren Weg nach der Winterwohnung zu; theils um hier in der Felſenhöhle und bedeckten Wohnung der Hitze des Tags auszuweichen; theils aber auch den Plan zur Erweiterung dieſes Aufenthalts zu machen, der ſie gemeinſchaftlich in den künftigen Regenmonaten aufnehmen ſollte. Hier brachten ſie den Tag unter ſehr angenehmen Beſchäftigungen zu. Antonio machte die beiden Neger in ſeiner Werkſtädte mit dem Gebrauch der und jener Werkzeuge bekannt: Gumal und Lina zeigte ihnen ihre erworbene Geſchicklichkeiten, jener auf der Drehbank, und dieſe im Flechten. Sie freuten ſich ſchon im Voraus auf die Zeit, wo ſie ſich hier verſammlen und ihren Kunſtfleiß üben würden. Erſt ſpät am Abend kehrten ſie wieder in ihre Wohnungen zurück.

Obgleich die mehreſte Zeit, die ſie hier gemeinſchaftlich verlebten, unter Arbeiten und körperlichen Beſchäftigungen zugebracht wurde; ſo blieb doch der jedesmalige ſiebende Tag ganz, und beinahe jeder Abend der Erholung gewidmet und dieſe Stunden der Erholung wurden zugleich zur Ausbildung

Bildung ihres Geiſtes und Herzens, durch lehrreiche Unterhaltungen und Geſpräche über die Wahrheiten der Religion verwendet. Es wurden nicht nur die ſchon erkannten Wahrheiten von Gott, von ſeinen Eigenſchaften und gütigen Geſinnungen gegen die Menſchen, von ſeiner Vorſorge und den fortdauernden Beweiſen ſeiner Macht und Güte, ſo wie ſeine Abſicht, die Menſchen immer glücklicher zu machen, durch nähere Betrachtung in ein immer helleres Licht geſetzt und dem Herzen dieſer ſeiner Verehrer eingeprägt: ſondern ſie wurden auch immer mehr durch den Unterricht des Graiſes und Antonio mit der ſo erhabnen und liebenswürdigen Perſon Jeſu, dem ſie beſonders die beßre Erkenntniß von Gott, die völlige Ueberzeugung von ſeiner Liebe und von ihrer eignen Beſtimmung zur Seligkeit zu verdanken hätten, bekannt gemacht, ſo daß ihre herzliche Zuneigung und Liebe zu ihm, ſo wie ihr Verlangen, immer mehr von ihm zu hören, ihn immer beſſer kennen zu lernen, mit jedem Tage zunahm.

Aber, guter Vater, ſagte Gumal einsmals zum Graiſe: Du ſprichſt ja von Jeſu, wie von einem deiner Bekannten; du mußt wohl von langer Zeit her mit ihm ſehr vertraut gelebt haben.

Grais. Ja, Gumal, ich kenne ihn von meiner Jugend auf, liebe ihn ſo innig, wie ich nur meinen beſten Freund lieben kann, und bin im beſtändigen vertrauten Umgange mit ihm, ob ich ihn gleich nicht, ſo wenig wie du, jemals mit dieſen meinen Augen geſehen habe.

Lina. Wie? du haſt dieſen Jeſus nie geſehen, und liebſt ihn doch?

Grais. Und auch du wirſt ihn lieben, ob du ihn gleich jetzt noch nicht ſieheſt; deſto größer aber wird deine Freude ſeyn, wenn du den, den du ſchon jetzt liebeſt, ſehen wirſt, wie er iſt.

Lina. Du ſprichſt doch aber von ihm, wie man von einer Perſon redet, die man genau kennt. Iſt es denn ſchon lange, daß Jeſus gelebt hat?

Grais. Ja, es iſt ſchon ſehr lange, daß er auf dieſer Erde als Menſch gelebt hat; ſchon mehrere tauſend Menſchen haben nach einander ſeit der Zeit gelebt, daß Jeſus, als Menſch, unter ihnen verweilte.

Lina. Wie kannſt denn du da etwas von ihm wiſſen, wenn du ihn nicht ſelbſt geſehen und geſprochen haſt?

Grais. Meinſt du denn nicht, daß es außer denen Perſonen, die hier mit dir in Verbindung leben, auch noch andre in andern Gegenden der Erde giebt?

Lina. Ja, das weiß ich.

Grais. Und haſt ſie doch nie geſehen oder geſprochen.

Lina. Aber ich habe es von denen gehört, die in jenen Gegenden geweſen ſind und dieſe Leute geſehen und geſprochen haben.

Grais. Du weißt es alſo aus dem Zeugniß andrer. Und ſo wirſt du auch wohl wiſſen, daß es vor dir, ehe du zu leben angefangen haſt, Menſchen gegeben hat, die du auch nie geſehen und geſprochen haſt?

Lina. Auch das weiß ich.

Grais. Und doch wohl auch daher, weil diejenigen, die älter als du ſind, und noch mit jenen früher lebenden Perſonen umgegangen ſind, es dir geſagt haben.

Lina. So iſts; denn ſo hat mir Nannli, da ich bei ihr war, gar vieles von meiner Mutter erzählt, daß ſie ein gar gutes holdes Weib geweſen ſey, mit der ſie ſo vertraut, wie mit ihrer Schweſter, gelebt habe; ich würde ja nicht wiſſen, daß ich eine Mutter gehabt hätte, wenn ich es nicht durch Nannli erfahren hätte; denn ich bin ganz klein geweſen, da meine gute Mutter ſtarb.

Grais. So können wir alſo von Perſonen, die lange vor uns lebten, noch Nachricht haben und ſie kennen lernen, ohne ſie geſehen zu haben, nämlich durch das Zeugniß und aus der Erzählung derer, die mit ihnen zu gleicher Zeit lebten. So kannſt du dir, Gumal, es nun auch wohl denken, wie man von Perſonen, die ſeit ſehr langer Zeit gelebt haben, noch Kenntniß erlangen kann. Hat dir dein Vater ſonſt nicht verſchiedene ſeiner Vorfahren, der Helden ſeiner Nation, kennen gelernt?

Gumal. O ja; ich weiß noch ihre Namen, und die Geſchichte ihrer Thaten. Oft ging ich ehemals mit meinem Vater in ſtiller Nacht zu einem Eichenwalde, da führte er mich zu einer Stelle hin, wo ein großer bemooßter Stein, von wildem Gebüſch und hohen Bäumen beſchattet, lag; da erzählte er mir von einem ſeiner Vorfahren, der ein ſehr tapferer, aber dabei guter Mann geweſen ſey; und da mußte ich niederknien und mit offnem Blick zum geſtirnten Himmel es ihm bei ſeinem Grabe verſprechen, auch einmal ſo brav, ſo tapfer und gut zu werden, wie **Yulibah**; dies war der Name des Edlen, den ich nie ohne Ehrfurcht nennen durfte. Auch kenne ich außer dieſem noch mehrere, die ſich vor langer, langer Zeit unter meinen Landsleuten merkwürdig gemacht haben, und kann dir, wenn du es einmal erlaubſt, Lieder ſingen, worinne ihre Thaten beſchrieben ſind, die wir als Kinder ſonſt bei feierlichen Gelegenheiten ſangen.

Grais. Damit haſt du, lieber **Gumal**, die erſten Quellen der Geſchichte angegeben, oder die Art, wie die Nachrichten von gewiſſen vormaligen Perſonen und Begebenheiten auf uns gekommen ſind; nämlich durch Ueberlieferung, daß es eins dem andern, ein Geſchlecht dem andern erzählt hat, wodurch das Andenken an ſie bis auf ihre ſpäteſten Nachkommen gekommen iſt; dazu dienten denn auch gewiſſe Merkmale, als Steine,

die

die man an ſolchen merkwürdigen Orten aufrichtete, mit denen man die Stätte bezeichnete, wo ſich eine wichtige Sache zugetragen hatte, oder eine geſchätzte Perſon begraben lag; da führte der Vater ſeinen Sohn, der Grais den Jüngling hin, und erzählte ihm die erlebte Geſchichte; dieſer erzählte ſie wieder ſeinem Sohne, und ſo wurde ſie auf ferne Enkel fortgepflanzt. Auch dienten gewiſſe Feierlichkeiten, und vorzüglich Lieder, die auf die merkwürdige Begebenheit verfertigt wurden, dazu, das Andenken derſelben auf die ſpäteſte Nachwelt fortzupflanzen.

Lina. Nun erkläre ich es mir, wie du Jeſum kennen und wiſſen kannſt, was er gethan hat, nämlich aus den Nachrichten derer, die mit ihm zu gleicher Zeit gelebt, ihn geſehen und gekannt haben.

Grais. Recht ſo, Lina; nur iſt dabei die Frage, auf welche Art dieſe Nachrichten auf uns gekommen ſind, und ob ſie auch unſern völligen Glauben verdienen?

Gumal. Ja, Vater, das ſage uns doch.

Grais. Die eine Art, wie die Nachrichten von frühern Begebenheiten auf die ſpätere Nachwelt

welt kommen können, wäre alſo die Ueberlieferung, oder die Erzählung derſelben von Munde zu Mund, von einem Geſchlechte zum andern; dies war auch in den älteſten Zeiten das einzige Mittel, die Geſchichte merkwürdiger Veränderungen zu erhalten; aber dieſes Mittel iſt nicht ſo ganz hinreichend und ſicher; es kann dabei gleichwohl manches in Vergeſſenheit gerathen, manches durch fremde Zuſätze verſtellt werden, weil jeder Erzählende gern etwas hinzuſetzt oder wegläßt, je nachdem es ihm gefällt; wir würden uns daher nie mit Zuverläßigkeit an dergleichen Nachrichten halten können, die blos auf mündlicher Ueberlieferung beruhen; man erfand daher ein ſichereres und bequemeres Mittel, geſchehene Dinge unvergeßlich zu machen, nämlich, die Zeichen- und nachher die Buchſtabenſchrift, zu der auch ihr bisher ſchon einige Anleitung empfangen habt; durch dieſe Zeichen drückte man den Sinn oder die Vorſtellungen von ſolchen Dingen aus, die man ſich dachte, und über die man ſich mit andern unterhalten wollte, ſo daß ſie geſchickt waren, die Stelle der mündlichen Unterredung zu vertreten. Man lernte dasjenige, was man geſehen, gehört oder gedacht hatte, ſchreiben, das heißt, mit beſtimmten Zeichen ausdrücken, die die Stelle der Sprache vertraten; und leſen, das heißt, den Sinn, der durch dieſe Zeichen ausgedrückt wurde, verſtehen, und durch dieſes Mittel gelang es den Menſchen, einander, auch ohne ſich mündlich zu ſprechen, wichtige Nachrichten zu ertheilen, und das, was zu ihrer Zeit geſchehen war, noch für die ſpäteſten Zeiten aufzubehalten. Selbſt die Vorſehung Gottes bediente ſich dieſes Mittels, um die Belehrungen, die ſie den Menſchen ertheilte, durch dieſe Art der ſchriftlichen Ueberlieferung unter ihnen zu erhalten und zu befördern, und dieſer verdanken wir vorzüglich den Unterricht, den auch wir noch über die wichtigſten Wahrheiten der Religion erhalten haben.

Zu der Zeit nun, als Jeſus auf der Erde lebte, war der Gebrauch der Schrift, oder die Art, ſeine Gedanken durch ſchriftliche Zeichen auszudrücken, ſchon ſehr allgemein, und unter denen, die ihn kannten, mit ihm ſehr vertraut umgiengen und Zeugen von allem dem waren, was Er redete und that, fehlte es nicht an ſolchen, die dieſe

Er-

Geſchicklichkeit beſaßen, das, was ſie geſehen und gehört hatten, niederzuſchreiben, und es auf ſolche Art auch auf die Nachkommen zu bringen. Wo ſie alſo mit ihrem mündlichen Unterricht nicht hinkommen konnten, da konnten ſie es durch ihre Schriften thun, und dadurch konnten ſie die wichtigen Begebenheiten, die zu ihrer Zeit geſchehen waren, auch auf die ſpäteſten Nachkommen bringen.

Gumal. Aber beſitzen wir denn auch noch dieſe ſchriftlichen Nachrichten?

Grais. Ja; noch ſind ſie in unſern Händen; noch können auch wir Gebrauch von denſelben machen, und durch ſie werden wir in den Stand geſetzt, Jeſum ſo kennen zu lernen, als ob er noch in unſrer Mitte wäre, ſeine großen Thaten vor unſern Augen verrichtete und mit uns redete; denn ſeine Bekannten, mit denen er täglich umgieng, haben uns das Merkwürdigſte von ſeinem Leben, von ſeinen Thaten und Reden aufgezeichnet, und uns in ihren Schriften die Lehren aufbehalten, wie ſie dieſelben von ihm ſelbſt und durch ſeinen Unterricht empfangen hatten. Dieſe ſchriftlichen Nachrichten wurden nachher geſammlet und von denen aufbewahrt, die ſich zu der Lehre dieſes Jeſus bekannten; ſie wurden unzähligemal abgeſchrieben und in alle die verſchiedenen Sprachen derjenigen Völker überſetzt, die in dieſer Religion unterrichtet wurden, und ſo iſt es unter der beſondern Leitung der göttlichen Verſehung geſchehen, daß auch wir uns noch, außer dem fortgeſetzten mündlichen Unterricht, in dem Beſitz dieſer wichtigen Urkunden aus den Zeiten Jeſus befinden, und aus ihnen den völligen Unterricht zur Seligkeit ſchöpfen können.

Gumal. Was du uns alſo bisher von Jeſu erzählt haſt, das haſt du wohl auch aus dieſen Nachrichten genommen?

Grais. Ja; und eben darum konnte ich es euch mit der Zuverläßigkeit und Gewißheit wieder erzählen, als ob ich es ſelbſt geſehen oder aus dem Munde dieſes Jeſus ſelbſt gehört hätte; denn dieſe Schriften verdienen die höchſte *Glaubwürdigkeit*.

Gumal. Weil ſie freilich von ſolchen Menſchen geſchrieben ſind, die zu gleicher Zeit mit ihm lebten.

Lina. Und alles ſelbſt mit angeſehen und von ihm ſelbſt gehört hatten.

Grais. Und noch dazu Männer waren, die in ihren Reden und ſchriftlichen Aufſätzen die größte Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe bewieſen. Es waren Männer, die ſo ganz dazu geſchickt waren, die Wahrheit zu bezeugen; nicht gelehrte, auf ihre Weisheit eingebildete Menſchen, ſondern Männer von geſunden Sinnen, von gutem Verſtande und Herzen, und mehr gehörte ja nicht dazu, um zu bezeugen, was ſie geſehen und gehört hatten: dies thaten ſie auch mit der größten Offenherzigkeit und Freimüthigkeit. Ihre Aufrichtigkeit ging ſo weit, daß ſie auch ſelbſt ihre eignen Fehler nicht verſchwiegen, ſondern manches in ihren Schriften von ſich erzählten, was ihnen eben keine Ehre brachte; ihre Wahrheitsliebe trieb ſie an, ſogar mit Verluſt aller irdiſchen Vortheile, ſelbſt ihres eignen Lebens, alles dasjenige auch im Angeſichte ihrer Feinde zu bezeugen, was ſie von Jeſu wußten und wovon ſie ſelbſt auf das Innigſte überzeugt waren. Solche Männer verdienen doch wohl unſer Zutrauen und unſern Beifall?

Gumal. O gewiß!

Grais. Dazu kommt nun noch, meine Lieben, daß Jeſus ſelbſt von ihnen erklärte, daß ſie die untrüglichſten Zeugen der Wahrheit wären und allen Glauben verdienten. Er hatte nicht nur ihre Treue geprüft und redlich gefunden, hatte ſie nicht nur ſelbſt unterrichtet, und bei langen Umgang mit ihnen ſie immer mehr nach ſeinem Sinne gebildet, und ſchon dadurch geſchickt gemacht, als Lehrer ſeiner Religion aufzutreten: ſondern er verſprach ihnen auch, daß ſie, ſo lange ſie lebten, unter ſeiner und ſeines himmliſchen Vaters Aufſicht und beſondern Leitung ſtehen ſollten, daß er ihnen ſeinen Geiſt geben und ſie in alle Erkenntniß der Wahrheit leiten würde, daß er nach dem genauen Verhältniſſe, in welchem er mit Gott, ſeinem Vater, ſtehe, ſich immer für ſie verwenden und ihnen die nöthigen Kenntniſſe, Kräfte und Geſchicklichkeiten ertheilen werde, die ſie als künftige Lehrer der Wahrheit bedürften. *Wie mich mein Vater geſandt hat: ſo ſende ich euch. Wer euch höret,* erklärte Er dabei von ihnen, *der höret mich, und wer euch aufnimmt, der nimmt mich*

mich auf; und ihr werdet meine Zeugen ſeyn, ſo lange Menſchen auf der Welt leben. — Wenn alſo je das Zeugniß Andrer ein feſter Grund unſrer Ueberzeugung ſeyn kann: ſo iſt es gewiß das Zeugniß dieſer Bekenner Jeſu: und jemehr ihr euch nun und in Zukunft mit ihren Schriften und Belehrungen bekannt machen werdet, um deſtomehr werdet ihr aus dem ganzen Zuſammenhange ihrer Geſchichte und ihres Vortrags einſehen und bekennen: *wir wiſſen, daß ihr Zeugniß wahr iſt.*

Nun,

Nunmehr hatten die Sommerbeſchäftigungen für die Geſellſchaft ihren Anfang genommen. Bei der überhandnehmenden Hitze konnte des Tags über nur wenig gethan werden; dieſer wurde größtentheils in kühlen Grotten und dichten Schatten des Waldes in Ruhe zugebracht: deſto reger aber wurde der Fleiß der Colonie mit der ſinkenden Sonne bis zur Nacht, wovon nur wenige Stunden dem Schlafe gewidmet waren; denn noch vor Anbruch des Morgens waren alle ſchon wieder an der Arbeit. Es war ein Vergnügen, wenn noch in der Dämmerung der Nacht die Geſellſchaft ſich bei der Hütte des Graiſes verſammlete, jedes das Werkzeug des Fleißes in der Hand haltend und den heraustretenden Grais bewillkommend, der ſie denn auf eine kleine Anhöhe führte, das Morgengebet verrichtete, und ſie mit guten Ermahnungen und Erinnerungen entließ; dann ordnete Vater Chilum das Tagsgeſchäfte, wieß jedem ſeine beſtimmte Verrichtung an, und jedes gieng dann vergnügt und heiter an ſeinen Beruf.

In kurzer Zeit gewann daher die Gegend auch an den Stellen, wo ſie bisher noch ungebaut und wild war, ein freundliches Anſehen; Saatfelder und Gärten wechſelten mit kleinen Wäldern von Obſtbäumen und bewachſenen Hügeln ab; hier und da waren anmuthige Hütten angelegt; die Wege, die zu den gemeinſchaftlichen Wohnungen führten, waren aufgeräumt, hin und wieder mit Ruhebänken von Raſen oder aufgetragenen Steinen und Moos verſehen, und in den Wohnungen ſelbſt wurde ſchon eine gewiſſe Art von Wohlſtand merklich; überall herrſchte Ordnung und Reinlichkeit; beſonders zeichnete ſich die Hütte der Lina durch geſchmackvolle Verzierung aus; die Wände waren ſtatt der Tapeten mit artigen von ihrer Hand gewebten Matten behängen, der Fußboden auf eine Art Eſtrich geſchlagen, den ſie immer ſehr reinlich hielt; die Sitze an den Wänden waren gepolſtert und mit der ausländiſchen Leinwand bekleidet; ihr Tiſch war von Antonio auf das netteſte gearbeitet: und was dieſem ihrem Staatszimmer in ihren Augen einen beſondern Vorzug gab, war ein kleiner Spiegel, den ihr der Grais darinne aufgehängt hatte und den Gumal immer mit neuen Blumenkränzen verzierte. Wer weiß, ſagte der Grais lächelnd zu Antonio: ob irgend eine europäiſche Dame ſich ſo glücklich in ihrem Staatszimmer fühlt, als Lina in dem Ihrigen.

Jedes war mit ſeinem gegenwärtigen Zuſtande vollkommen zufrieden. Chilum erklärte mehrmals: er ſey als Fürſt nie ſo glücklich geweſen, als er ſich hier im Schooße der ſchönen Natur und in dem ungeſtörten Umgange mit ſeinen Kindern und Freunden befänd; und ſeine beiden treuen Neger bezeugten, es wäre ihnen, als ob ſie jetzt erſt recht zu leben anfiengen. Selbſt Agathe, der dieſe Gegend bisher noch immer zu einſam und menſchenleer vorkam, gewöhnte ſich allmählich an den ſtillern Aufenthalt, und hatte keinen Wunſch weiter, als nur noch eine größre Anzahl Maulthiere unter ihrer Aufſicht zu haben; denn die beiden anweſenden gaben ihr zu wenig Beſchäftigung, und zu andern Arbeiten bezeigte ſie wenig Luſt.

Nur Widdam war der Einzige, der in dem Kreiße dieſer zufriednen und glücklichen Menſchen nie recht heiter und froh war; ſo ſehr er es auch zu verbergen ſuchte, bemerkte man doch in ſeinem Geſichte die Züge des Mißvergnügens, die Spuren eines innern Harms. Ein gewiſſer Hang zur Schwermuth, der beſonders ſeit ſeiner letztern Krankheit, wo er oft in der Hütte ſich ſelbſt und ſeinem Kummer überlaſſen blieb, war genährt worden, zog ihn oft von der übrigen Geſellſchaft zu einſamen Orten hin, und oft fand man ihn mit rothgeweinten Augen im ſchaurigſten Dickigt; dann nahm er zwar die Miene der Heiterkeit an, und zwang ſich, an den Freuden der übrigen Theil zu nehmen; man bemerkte aber gleichwohl das Gezwungene und ſo ſehr ſich auch Gumal Mühe gab, die Urſache ſeines geheimen Kummers zu erforſchen, ſo währte es doch lange, ehe ſich das Herz ſeines Freundes gegen ihn öffnete.

Es war an einem ſchönen Abende, nach einem zwar ſtarken, aber ſchnell vorüber gegangenen Gewitter, als Gumal mit ſeiner geliebten Lina vor dem Eingange ihrer Hütte auf einer Raſenbank ſaß und mit herzlichen Vergnügen, die am Himmel ſchnell dahin eilenden zertheilten Gewitterwolken betrachtete, die von der untergehenden Sonne be-

beleuchtet, in ſo mannichfaltigen Tinten und Schattirungen dem Auge ein prächtiges Schauſpiel gewährten. In ihren Seelen wurde, wie gewöhnlich, durch dergleichen herrliche Naturſcenen, der Gedanke an Gottes Allmacht und Güte erregt, und eben befanden ſie ſich in der angenehmſten Unterhaltung darüber, als ſie ihren lieben Widdam in einer kleinen Entfernung, einſam dahin wandelnd, gewahr wurden. Sie riefen ihn zu ſich, daß er doch auch an dieſem großen Schauſpiel Theil nehmen und ſich mit ihnen freuen mögte. Widdam näherte ſich ihnen, richtete ſeine Augen zum Himmel, ſah mit unverwandtem Blick nach demſelben — aber helle Tropfen hiengen an den Augenwimpern und träufelten über ſeine Wangen herab; auch drängte ſich ein langverhaltner Seufzer aus ſeiner gepreßten Bruſt.

Du weinſt, Lieber? rief Lina aus, und ſtrich mit der flachen Hand ihm die Thränen aus dem Geſicht; wie kannſt du bei ſolch einem entzückenden Anblick weinen? Ach, lieber Widdam, wer zum ſchönen Himmel aufſehen und ſagen kann: Du Gott, biſt mein Vater! der darf nicht weinen, er müßte es denn für Freuden thun.

Widdam. Wenn nun dies der Fall bei mir wäre?

Lina. Ja, da müßte dein Geſicht anders dazu ausſehen; deine Freude müßte auch aus dem naſſen Auge vorblicken; und woher der Seufzer aus deiner Bruſt?

Gumal. Lieber, guter Widdam! Täuſche uns doch nicht länger mit verſtellter Heiterkeit. Dein Geſicht, dein ganzes Weſen zeigt zu ſehr wider dich; du biſt der heitre Widdam nicht mehr, der du vormals warſt, als wir im Vaterlande bei einander waren; da warſt du bei unſern jugendlichen Spielen immer der Erſte –

Widdam. Ja, im Vaterlande war es anders!

Gumal. Dir gefällt es alſo nicht in unſerm jetzigen Aufenthalte?

Widdam. Gumal! Du haſt mich ſchon oft mit dieſer Frage gekränkt. Dir und deinem guten Vater zu Liebe, habe ich ja die vaterländiſche Gegend mit dieſer vertauſcht; freilich würde ſie, und wenn ſie auch noch einmal ſo ſchön wäre, mich nicht an ſich feſſeln, wenn du und Chilum nicht in derſelben verweilteſt.

Gumal, indem er ſeinen Freund in den Arm faßt und in das nahe Wäldchen leitet: Widdam! rede aufrichtig, und entdecke mir deinen Kummer; dießmal entlaſſe ich dich nicht eher, bis du mir das Geheimniß deines Herzens entdeckt haſt; wenn du anders mein Freund biſt und ich deines Zutrauens werth bin.

Widdam. Wie kannſt du an meiner Freundſchaft zweifeln? Habe ich ihr nicht alles andre aufgeopfert? Er ſeufzt!

Gumal. Freund, dieſer Seufzer verräth es, wie theuer dir dieſe Freundſchaft zu ſtehen kömmt; und nun bei dieſer Freundſchaft bitte ich dich, entdecke mir deinen Kummer, du ſollſt ſehen, daß auch ich im Stande bin, alles, was mir noch ſo lieb iſt, aufzuopfern, um dir Beruhigung zu verſchaffen.

Widdam, nach einigem Stillſchweigen — Nicht wahr, du liebſt deine Lina?

Gumal. Ja — ſo ſehr ich nur immer eine Perſon, der ich mein Leben und meine Erhaltung zu verdanken habe, lieben kann.

Widdam. Würdeſt du dir wohl, ohne ſie, dieſe Gegend zu bewohnen wünſchen?

Gumal. Ich — ohne Lina —? Ja, da würde mein Leben ſehr traurig ſeyn.

Widdam. Und wenn ſie getrennt von dir in einer entfernten Gegend lebte — würdeſt du keinen Wunſch für ſie in deinem Herzen haben?

Gumal. Allerdings; ich würde keinen ſehnlichern Wunſch als nach ihr haben, und um ihn zu befriedigen, würde ich mich eher noch einmal der Gefahr ausſetzen, die unwegſamſte Wüſte zu durchwandern, um zu ihrem Beſitz zu gelangen.

Widdam. So wiſſe dann, daß ich in meiner Heimath ein Mädchen habe, das ich eben ſo ſo ſehr liebe, wie du nur immer deine Lina lieben kannſt. Von meiner früheſten Kindheit an, war ſie meine liebſte Geſpielin, es vergieng ſelten ein Tag, wo wir einander nicht ſahen; wir verſprachen einander, uns immer zu lieben; als ich mich das letztemal aus ihren Armen riß, um deinen Vater in den Krieg zu begleiten, beſchwor ſie mich, unter Vergieſſung häufiger Thränen, ſie ja nicht zu vergeſſen; ich that ihr das heilige Gelübde; da knüpfte ſie die Schnur, die ich hier auf der Bruſt trage, und hieng ſie mir um den Hals.

Widdam, ſprach ſie, dies ſey dir Erinnerung der gegebenen Treue; vergiß deiner Mella nicht, und ſchone dein Leben. Zwar während dem Getümmel der Schlacht, und da, als mich die Liebe zu dir mit deinem Vater durch die Wildniß trieb, mußte die Liebe zur Mella der Pflicht der Freundſchaft nachſtehen; aber jetzt fordert ſie ihre Rechte wieder, mahnt mich Tag und Nacht an mein Verſprechen, und ich würde ſchon längſt wieder die Rückkehr zu ihr angetreten haben, wenn mich nicht die Liebe zu dir und deinem Vater, ſo wie zu den hier gefundenen Freunden zurückhielt. Schon manchmal kam mir der Gedanke ein, ganz in der Stille aufzubrechen;* ſchon einmal war ich wirklich auf dem Wege — aber Euch zu verlaſſen, fiel mir zu ſchwer; doch zweifle ich, ob ichs länger aushalten werde. Du weißt nun mein Geheimniß, Gumal; nun rathe mir, wie ich, ohne Euch zu beleidigen, ohne untreu an deinem Vater zu werden, zum Beſitz meiner Geliebten gelangen kann.

Gumal. Widdam! aus Freundſchaft gegen mich, haſt du dich den größten Gefahren ausgeſetzt; wäre ich deſſen werth, wenn ich nicht auch deinen Kummer mit dir theilen, und um ihn zu heben, dir wieder zum Beſitz deiner Mella verhelfen wollte. Ich begleite dich hin zu ihr. Hier haſt du meine Hand darauf; mein Vater wird mir gewiß die Erlaubniß dazu ertheilen, und unſer ehrwürdiger Grais wird die Abſicht unſrer Reiſe nicht mißbilligen.

Widdam. Deine Hand nehme ich nicht an; du darfſt dich nicht wieder den Gefahren einer ſolchen Reiſe ausſetzen, würke du mir nur die Erlaubniß zu derſelben aus; die Liebe wird mir alle die Beſchwerden derſelben überwinden lehren. Wie fühle ich ſchon jetzt mein Herz erleichtert, da ich dir meinen Kummer anvertraut habe. Wie glücklich iſt der, der ſo einen treuen Freund hat.

Beide umarmten einander. Lina, die ihnen heimlich nachgeſchlichen war und ihre Unterredung mit angehört hatte, ſprang jetzt aus dem Gebüſch hervor, ihrem Gumal in die Arme, drückte ihn feſt an ihre Bruſt und ſprach: Und wenn du auch von allen die Einwilligung zur Reiſe empfängſt, ſo wird ſie dir Lina verſagen, und den will ich ſehen, der dich aus meinen Armen reißen kann.

Widdam. Du haſt nichts zu befürchten, gute Lina; ich kenne die Rechte der Liebe und ehre ſie.

Gumal fand noch an demſelben Abende Gelegenheit, mit dem Graiſe über die Angelegenheit ſeines Freundes zu ſprechen; dieſer verſprach ihm ſeinen Beiſtand; den folgenden Tag wurde auch Chilum zu Rathe gezogen, und beide willigten in die Reiſe des Widdams ein; nur müſſe er erſt eine bequemere Zeit dazu erwarten; wenn erſt der Sommer vorüber und die Hitze gemäßiget ſey, dann ſollte einer von den Negern ihn begleiten und ihm freigelaſſen werden, ob er wieder mit ſeiner Mella zurückkehren oder ſich auf immer von ihnen trennen wolle.

Dies war nun ſchon zur Beruhigung Widdams genug; ſein Geſicht ward wieder heiter; aus ſeinem Gemüth verſchwand jeder Kummer; mit Munterkeit gieng er an ſeine Arbeit, und ſo oft ſich die Geſellſchaft verſammelte, erſchien er mit der heiterſten Miene und theilnehmenden Herzen.

Die Kinder baten nun den Grais, daß er ihnen doch die Geſchichte Jeſu, nach den Nachrichten ſeiner Zeitgenoſſen, erzählen möchte. Recht gern, ſagte der Grais, nur muß ich euch zuvor noch über einige merkwürdige Dinge, die auf dieſe Geſchichte Beziehung haben, belehren, damit ihr dieſen Unterricht beſſer verſtehen möget.

Ihr wiſſet nun ſchon, meine Lieben, daß, ehe Jeſus in die Welt kam, ein ſehr großer Zeitraum vorüber war, und viele tauſend Menſchen vor ihm auf der Erde ſchon gelebt hatten, die, ob ſie gleich alle urſprünglich von einem Geſchlecht waren, ſich doch nach und nach von einander abgeſondert und in verſchiedenen Völkerſchaften auf dieſer Erde ausgebreitet hatten; durch dieſe Abſonderung entſtand unter ihnen eine Verſchiedenheit in der Denkungsart, in den Sitten, in der Sprache, in der Kleidung und Lebensart, daß man ſie beynahe nicht mehr für Abkömmlinge Einer Familie hätte halten ſollen. Unter ihnen befand ſich beſonders ein Volk, das ſich von jeder von den übrigen, zwar nicht durch ſeine Größe und Macht, aber durch eine ſehr eigenthümliche

Denkungsart auszeichnete, ein zwar kleines, aber fruchtbares Land bewohnte, und ſich immer abgeſondert von den übrigen Völkerſchaften erhielt; es führte den Namen von einem ſeiner Stammväter Iſrael; ſpäterhin wurden ſie Juden genannt. Dieſes in Verhältniß mit andern Völkerſchaften geringen Volks bediente ſich die Vorſehung des weiſeſten Gottes, um durch daſſelbe die richtige Erkenntniß von Gott und die rechte Art, ihn zu verehren, unter den Menſchen zu erhalten, beſonders aber durch Einen aus ihrem Mittel, einmal das ganze menſchliche Geſchlecht zu beglücken.

Daß nur ein einziger Gott ſey, ein höchſt vollkommnes Weſen, dem der Menſch allein Anbetung und Verehrung ſchuldig ſey: war eine der erſten und wichtigſten Wahrheiten, die dieſem Volke anvertraut wurde.

Gumal. Wurde denn dieſe Wahrheit damals nicht allgemein erkannt und angenommen?

Grais. Nein; ſondern der größte Theil der Menſchen hatte dieſe Erkenntniß verlohren; ſie machten ſich zu ſinnliche Vorſtellungen von Gott; dachten ſich ſein Weſen bald unter dieſer, bald jener Geſtalt; bald unter der Sonne, bald dem Monde, oder dem Feuer, oder ſonſt einer Sache, die einen wichtigen Einfluß auf ihr Glück habe: daraus entſtand der Glaube an Vielgötterei, oder die Meinung, daß es mehrere Weſen gäbe, die der Anbetung der Menſchen würdig wären; man erwies dieſe Ehre wohl gar lebloſen Geſtalten, als Steinen, Bäumen, Pflanzen, oder Thieren, die den Menſchen theils ſehr furchtbar oder ſehr nützlich waren; oder auch wohl den Menſchen ſelbſt, die ſich durch ausgezeichnete körperliche oder geiſtige Vorzüge, durch wohlthätige oder ſchaudervolle Thaten merkwürdig gemacht hatten. Oft ſchufen ſie ſich ſelbſt durch ihre Einbildung gewiſſe Geſtalten, gaben ihnen durch die Kunſt gewiſſe Formen, ſchrieben dieſen beſondere Kräfte zu und ſtellten ſie zur öffentlichen Verehrung auf. Da warfen ſich oft Menſchen, vernünftige Geſchöpfe, vor Bildern aus Holz, oder Stein, oder Erz nieder, die ihre eignen Hände gearbeitet hatten, und beteten ſie an; und den Gott, der ſie erſchaffen und ihnen Vernunft gegeben hatte, kannten und ehrten ſie nicht.

Beinahe wäre durch dieſe Abgötterei, (denn ſo nennt man dieſe Art der Verehrung und Anbetung ſolcher Dinge, die nicht Gott ſind,) die Erkenntniß des einzigen wahren Gottes, des Schöpfers der Welt, und die würdige vernünftige Art der Gottesverehrung von der Erde verdrängt worden, wenn ſie ſich nicht, zum Glücke für die Menſchheit, in der vorhin erwähnten Familie erhalten und von dieſer weiter ausgebreitet hätte; und ſchon um deßwillen verdient dieſelbe auch von Euch, meine Lieben, gekannt zu werden.

In jenen frühern Zeiten, wo dieſe ſinnlichen abgöttiſchen Vorſtellungen ſo allgemein wurden, lebte ein Mann, der ſich durch eine beſſere Geſinnung merklich auszeichnete, mit Namen Abraham; er lebte in einer Familie, in der ſich bisher noch die Erkenntniß des wahren Gottes in einigen ſchwachen Spuren durch mündliche Erzählungen und Belehrungen ihrer Vorfahren erhalten hatte: aber auch dieſe Familie ſtand jetzt in Gefahr, von der herrſchenden Meinung der Vielgötterei angeſteckt und verderbt zu werden. Da erhielt dieſer Abraham von Gott den Befehl, daß er ſich mit den Seinigen aufmachen, das

Land, das er bisher bewohnte, verlaſſen und einen entferntern Aufenthalt ſuchen ſollte, den ihm die Vorſehung Gottes anweiſen würde. Abraham folgte dieſem Rufe, und zog unter der Leitung ſeines Gottes in eine etwas entferntere Gegend, und ließ ſich da mit den Seinigen nieder. Es war zwar dieſe Gegend auch ſchon von Menſchen bewohnt, doch ſo, daß auch für ihn, ſeine Familie, und Heerden, die er mitgenommen hatte, Raum genug übrig war; auch wurde er von den Landeseinwohnern willig aufgenommen, weil er ſich gleich bei ſeinem Eintritte in das Land als einen ruhigen und friedlichen Menſchen ankündigte, und ſich bald durch ſeine Rechtſchaffenheit und Menſchenliebe allgemeine Achtung erwarb. Das Auszeichnendſte in ſeinem Character war, herzliche Gottesfurcht, verbunden mit einem unerſchütterlichen Vertrauen auf Gott. Ueberzeugt, daß der allmächtige Gott, den er ehrte, überall um ihn ſey, ihn liebe und beglücke, that er alles in Beziehung auf dieſen Gott, ſuchte ſich nur ſeines Wohlgefallens würdig zu machen, und ſetzte ein uneingeſchränktes Vertrauen auf die Verſicherung dieſes Gottes, daß er ihn nie verlaſſen, noch verſäumen werde. Dieſes ſeines Glaubens wegen wurde er auch von Gott vorzüglich geliebt und empfieng von ihm die Verheißung, daß er ihn zum Vater eines großen Volks machen und durch einen ſeiner Nachkommen das ganze menſchliche Geſchlecht beglücken wollte.

Dieſe Gottesfurcht, die ſich auf die Verehrung des einzigen wahren Gottes gründete, ſchien nun in der Familie Abrahams erblich zu ſeyn; ſie pflanzte ſich auf ſeinen Sohn Iſaak fort, und von dieſem auf deſſen Sohn Jakob, der nun ſchon in ſeiner ausgebreiteten Familie jene göttliche Verheißung zum Theil erfüllt ſahe; indem er der Vater von zwölf Söhnen war, die ihn mit einer ſehr zahlreichen Nachkommenſchaft erfreuten.

Dies waren die merkwürdigen Stammeltern der Juden, deren Namen ſie immer mit einer gewiſſen Ehrfurcht nannten, und es ſich für einen beſondern Ruhm hielten, Nachkommen Abrahams, Iſaaks und Jakobs zu ſeyn; von jenen zwölf Söhnen Jakobs wurden ſie in zwölf Geſchlechte oder Stämme eingetheilt, und eine ſehr lange Zeit hindurch durch die Bande der gemeinſchaftlichen

Gottesverehrung zu einer Familie, zu einem Volke vereinigt.

Da die Geſchichte dieſes Volks mit der Geſchichte Jeſu in ſo genauer Verbindung ſteht: ſo muß ich euch noch zuvor mit einigen der vorzüglichſten Veränderungen, die ſich unter denſelben zugetragen, und einigen merkwürdigen Perſonen, die vor den Zeiten Jeſu lebten, und was ſonſt auf die Geſchichte ſeines Lebens nähere Beziehung hat, bekannt machen. In eine umſtändlichere Erzählung deſſen kann ich mich jedoch jetzt nicht einlaſſen; bittet aber euren guten Antonio darum, der wird euch ſo manche lehrreiche Geſchichte aus jener Zeit erzählen.

Noch zu den Lebzeiten Jakobs trug ſich eine merkwürdige Veränderung in dieſer ſeiner Familie zu; ſie wurde nämlich durch eine entſtandne Theurung in dem Lande genöthigt, ihren bisherigen Aufenthalt zu verändern, und in ein für ſie entfernteres Land zu ziehen, welches Egypten hieß, in welches ſchon zuvor einer der Söhne Jakobs, Namens Joſeph, durch beſondre Leitung Gottes gekommen war, um ſeinem Vater und ſeinen

Brüdern daſelbſt einen Aufenthalt zu verſchaffen. Hier lebten ſie eine geraume Zeit abgeſondert von den übrigen Landeseinwohnern in einer ihnen beſonders angewieſenen Gegend; weil ſich aber ihre Anzahl von Zeit zu Zeit ſo ſehr vermehrte: ſo fürchtete der König und die Eingebornen des Landes, es möchte dies Volk zu mächtig werden und ſie zuletzt aus ſeinem eignen Lande verdrängen. Um dies zu verhindern, wurden dieſe Iſraeliten äußerſt hart gehalten und von den Königen Egyptens zu den beſchwerlichſten Arbeiten genöthigt, ja man verfuhr zuletzt ſo grauſam mit ihnen, daß man ihnen ihre Kinder raubte und umbrachte, um ihre weitre Vermehrung zu hindern. Unter dieſem Drucke der härteſten Knechtſchaft ſank dieſe arme Familie der Iſraeliten in den traurigſten Zuſtand; ihr Geiſt erlag unter den ſclaviſchen Arbeiten, ſo wie die Kräfte ihres Körpers durch ſie erſchöpft wurden; kaum daß ihnen noch mit dem Leben eine dunkle Erinnerung an den Gott übrig blieb, den ihre Väter verehrt hatten, und die Sehnſucht nach einem beſſern Zuſtande, nach Freiheit. Da trat ein Mann unter ihnen auf, den Gott zum Erretter der Iſraeliten auserſehen, und von ſeiner Geburt an durch ganz ſonderbare Schickſale dazu vorbereitet und ausgerüſtet hatte, dieſe Familie aus der bisherigen Knechtſchaft zu befreien und wieder in das Land zu führen, welches ihre Väter ehemals bewohnt hatten. Der Name dieſes merkwürdigen Mannes war Moſes; der den ausdrücklichen Auftrag von Gott dazu empfangen hatte, ſich an die Spitze der Iſraeliten zu ſtellen und ſie aus dem Lande der Knechtſchaft in jenes Land ihrer Väter zu bringen, welches ſie künftig als ein eignes, freies Volk bewohnen ſollten. Dies große Geſchäft war freilich mit vielen Schwierigkeiten verbunden, aber durch den beſondern Schutz und Beiſtand des allmächtigen Gottes gelang es dieſem großen Heerführer der Iſraeliten, es auszuführen. Dieſe Zeit ihrer Befreiung und ihres Ausgangs aus Egypten in das Land Kanaan war für dieſe Familie Abrahams der Zeitpunkt, wo ſie zu einem eigentlichen Volk gebildet wurde und ihre eignen Geſetze und Einrichtung erhielt. Zum Andenken an dieſe Begebenheit wurde auch nachher jährlich ein gewiſſes Volksfeſt, das Paſſah oder Oſterfeſt, gefeiert. Noch ehe ſie das ihnen verheißne Land betraten, noch auf ihrer Reiſe nach demſelben durch eine wüſte, unbewohnte Gegend, bei einem Berge, der Sinai hieß, mußte ſich das ganze Volk feierlich zur treuen Befolgung und Feſthaltung derjenigen Vorſchriften verpflichten, die ihm Gott durch ſeinen Anführer Moſes gab. Das ganze Volk, welches aus 600,000 Menſchen beſtand, mußte ſich an einem feierlichen Morgen in einer kleinen Entfernung an dem Berge verſammlen, deſſen Gipfel mit Tags Anbruch von einer furchtbaren Gewitterwolke bedeckt war, aus welcher Blitze mit heftigen Donner hervorbrachen. Moſes allein beſtieg auf ausdrücklichen Befehl Gottes den Berg und näherte ſich der Stätte, wo ſich die Gegenwart des großen unſichtbaren Gottes auf eine ſo erhabne und außerordentliche Art auszeichnete. Die ganze Verſammlung am Fuße des Berges hielt ihre Blicke in furchtbarer Erwartung nach dieſer Anhöhe gerichtet, und hörte mit Erſtaunen in den ſtillen Zwiſchenräumen, wo das Gewitter nachließ, die vernehmlichen Worte, ohngefähr folgenden Inhalts:

Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus der Knechtſchaft befreit hat: du ſollſt keine

andern

andren Götter neben mir verehren; und dir kein Bildniß von irgend einer Art zur abgöttiſchen Verehrung machen.

Du ſollſt den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungeſtraft laſſen, der ſeinen Namen mißbraucht.

Der ſiebente Tag einer jeden Woche ſoll dir heilig, ſoll dir ein Tag der Erholung von allen deinen Arbeiten ſeyn!

Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebeſt im Lande, das dir der Herr, dein Gott, giebt!

Du ſollſt nicht tödten!

Du ſollſt nicht die Ehe brechen!

Du ſollſt nicht ſtehlen!

Du ſollſt kein falſches Zeugniß reden wider deinen Nächſten!

Laß dich nicht gelüſten deines Nächſten Hauſes, noch ſeines Weibes, ſeines Knechts oder Magd, oder was ſonſt ſein Eigenthum iſt!

Dieſe Worte des höchſten Geſetzgebers vom Sinai, begleitet mit der Stimme des Donners, von der die ganze Gegend zitterte, machte auf die verſammlete Menge einen ſo ſtarken Eindruck, daß ſie die feierliche Erklärung that: alles das zu befolgen, was ihnen Gott durch den Moſes werde befehlen laſſen.

Moſes ſtand von dieſer Zeit an bei ſeiner Nation in dem Anſehen eines von Gott ſelbſt beſtätigten Geſetzgebers. Was er ſagte, was er verordnete, wurde als der erklärte Wille Gottes angeſehen und befolgt. Durch ihn empfieng das Volk ſeine geſetzliche Einrichtung, die ſich auf alle ihre Angelegenheiten verbreitete, ſowol was die öffentliche Gottesverehrung, als auch die gemeinſchaftliche bürgerliche Ordnung und ihr beſondres häusliches Leben betraf. Alle dieſe Verordnungen wurden vom Moſes niedergeſchrieben und als das Geſetzbuch der Nation heilig aufbewahrt.

Die Kinder bezeigten bei Endigung dieſes Vortrags das Verlangen, noch genauer mit den merkwürdigen Perſonen, die ihnen der Grais kennen gelernt habe, bekannt zu werden, und baten den Antonio, daß er ihnen doch Manches umſtändlicher erzählen mögte.

Antonio wendete die Stunden der Erholung, wenn ſie von ihren Arbeiten ausruheten, oder bei einem angenehmen Spatziergange dazu an, ihnen ſo manche lehrreiche Geſchichte, aus jenen Zeiten der Vorwelt, ausführlich vorzutragen. Da wußte er ſich ſo lebhaft mit ihnen in jene frühere Zeit der Stammväter der Iſraeliten zu verſetzen, und ſeine Erzählungen machten in der freien offnen Natur, in einem ſchattigten Wäldchen, oder in der Hütte, die mit den ehemaligen Wohnungen der frühen Erdbewohner ſo viel Aehnliches hatte, deſto tiefern Eindruck auf die Gemüther ſeiner Zuhörer. Hoch ſchlug ihr Herz bei dem großen Gedanken von Gottes weiſer Vorſehung und beſonderer Aufſicht über gute Menſchen, den ſie in der Geſchichte des Lebens jener gottesfürchtigen Menſchen ausgeführt fanden: ſie freuten ſich des hohen Muths, den jene Frommen bei feſtem Vertrauen auf Gott, bei den bedenklichſten Schickſalen ihres Lebens bewieſen, der gänzlichen Ergebung in den Willen ihres Gottes, und des uneingeſchränkten Gehorſams, den beſonders Abraham bei der Hingabe ſeines einzigen Sohnes bewieß; des großen Werthes der Tugend und der Rechtſchaffenheit in der Geſchichte Joſephs, und faßten dabei die edle Entſchließung, immer ſo recht gottesfürchtig zu wandeln, damit auch ſie, ſich des Wohlgefallens und Beiſtandes des guten Gottes durch ihr ganzes Leben bei den angenehmſten ſowohl als auch bei den widrigſten Schickſalen erfreuen könnten.

Bei einer der nächſten Verſammlungen in der Wohnung des Graiſes, wurde der Unterricht über die moſaiſche Geſetzgebung weiter fortgeſetzt und ihnen gezeigt, welche wichtige Abſichten Gott dabei gehabt habe, um die Menſchen durch dieſelbe wieder zur ſittlichen Vollkommenheit zu gewöhnen und ihnen den nöthigen Unterricht zur wahren Glückſeligkeit zu ertheilen.

Grais. Der Grundſatz, daß nur ein einziger Gott ſey, ein höchſtverehrungswürdiges Weſen, dem der Menſch, als ſein Geſchöpf, Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig ſey, lag bei alle dem Unterricht, den dies Volk erhielt, um es zu einem geſitteten Volke zu bilden, zu Grunde, und konnte ihm nicht tief genug eingeprägt werden; zu ſehr an ſinnliche Vorſtellungen gewöhnt, und dem verführeriſchen Beiſpiel anderer Menſchen zu ſehr ausgeſetzt, die der menſchlichen Vernunft zur Schande, ſich das Weſen Gottes in ſo manchen körperlichen Geſtalten dachten, koſtete es unglaubliche Mühe, ſie von dieſen unrichtigen Vorſtellungen zu entwöhnen und ihnen vernünftigere Begriffe von dem unſichtbaren geiſtigen Weſen Gottes beizubringen. Es mußte daher alles von ihnen entfernt werden, was allzuſinnliche und falſche Vorſtellungen von Gott erregen konnte: auch der genaue Umgang mit Heiden, das iſt, mit ſolchen Menſchen, die Gott unter verſchiednen ſichtbaren Geſtalten verehrten, wurde ihnen daher ſtreng unterſagt. Nur dies ſollten ſie als ihren größten Vorzug anſehen, Verehrer des einzigen wahren Gottes zu ſeyn; und unter dieſer Bedingung ſollten

ten ſie ſich der Achtung und des Schutzes ihres Gottes verſichern können.

Der zweite Grundſatz, der mit dem vorigen unzertrennlich verbunden war, war dieſer: daß wenn ſie Verehrer des einzigen Gottes ſeyn wollten, ſie dies auch durch ein recht würdiges, tugendhaftes Verhalten beweiſen müßten. Dies ſey die beſte Art der Verehrung, die Gott von ihnen fordere. Ihr ſollt heilig ſeyn, ſprach er zu ihnen, denn ich, der Herr euer Gott, bin heilig. Dadurch ſollten ſie ſich des Vorzugs würdig machen, ſein Volk zu ſeyn, und Er werde dann ihr Gott, ihr Wohlthäter und Beglücker ſeyn.

Gumal. Freilich eine ſehr wichtige Bedingung.

Grais. Setze aber auch hinzu: eine ſehr nothwendige.

Lina. Wie meinſt du das Vater?

Grais. Gehöret nicht zur richtigen Erkenntniß Gottes eben dies, zu wiſſen, daß er vollkommen gut, das iſt, heilig iſt? daß Gott folglich ein Wohlgefallen am Guten und Mißfallen am Böſen hat?

Lina. Allerdings.

Grais. Unter welcher Bedingung kann ich mir nun das Wohlgefallen des heiligſten Weſens verſichern?

Gumal. Ja, nur dann, wenn ich gut bin.

Grais. Könnte ich mich auch ſonſt einen wahren Verehrer Gottes nennen?

Lina. Gewiß nicht.

Grais. Woher weiß ich aber, ob ich gut bin?

Gumal. Wenn ich ſo handle, wie es der Wille des guten heiligen Gottes iſt.

Grais. Und woher weiß ich, ob meine Handlungen mit dem Willen Gottes übereinſtimmen? Muß ich da nicht zuvor von dieſem Willen Gottes unterrichtet ſeyn?

Gumal. Ja, dazu habe ich eben die Vernunſt, die mir ſagt: ob die Handlung, die ich thue, gut oder nicht gut iſt.

Grais. Wenn es nun aber Menſchen gäbe, wie dies wirklich der allgemeine Fall damals war, die ſo gar wenig Gebrauch von ihrer Vernunft machten, nicht die natürlichen Grundſätze des Rechts und des Unrechts erkannten, oder ſie doch nicht befolgten, ſondern mehr nach ihren ſinnlichen Trieben und Neigungen handelten: war es da nicht nöthig, daß ihnen dieſe Grundſätze von neuem vorgelegt und ſie noch ſtärker zur Befolgung derſelben angehalten würden?

Gumal. Das war allerdings nothwendig, wenn die Menſchen wieder gut werden und Gott gefallen ſollten.

Grais. Dies war eben die Abſicht, warum ihnen Gott dieſe Geſetze bekannt machen ließ; und nun wirſt du auch wohl einſehen, warum dies auf eine ſo feierliche Art geſchahe.

Gumal. Ja, damit es einen deſto ſtärkeren Eindruck auf ſie machen ſollte.

Grais. Aber meinſt du, daß dieſer Eindruck ſo bleibend geweſen wäre, wenn Gott mit dieſer Bekanntmachung ſeiner Gebote weiter nichts als ſeinen Willen geoffenbaret und es nun den Menſchen überlaſſen hätte, ob ſie darnach thun wollten oder nicht?

Gumal. Das glaube ich nicht; wenigſtens nicht bei ſo unwiſſenden und ſinnlichen Menſchen, wie die Iſraeliten waren.

Grais. War es daher nicht Weisheit Gottes, daß er erklärte, daß dies ſein ernſtlicher Wille ſey, und er nur unter dieſer Bedingung, daß ſie ſeine Gebote halten würden, ihr Gott, ihr Wohlthäter und Beglücker ſeyn, im Gegentheil aber, wenn ſie dawider handeln würden, ihnen ſeine Achtung, Liebe und Wohlthaten entziehen werde. In dieſer Abſicht verband Gott Verheißungen und Drohungen mit dieſer Bekanntmachung ſeines Geſetzes, Verheißung ſeiner Liebe und der größten Segnungen denen, die ſie genau beobachten würden; Verwerfung aber und die ſchrecklichſten Strafen den Uebertretern deſſelben.

Auch dieſer Grundſatz alſo: Ihr ſollt heilig ſeyn, denn ich der Herr euer Gott bin heilig, konnte dieſem Volke nicht genug eingeprägt werden, damit es ja immer Gott, als das heiligſte Weſen vor Augen haben und ſich eines recht würdigen Verhaltens vor ihm befleißigen mögte. Dieſen Gedanken recht lebhaft zu erhalten, mußten ihnen die Grenzen genau vorgezeichnet werden, innerhalb denen ſie ſich erhalten ſollten, um auch nicht einmal durch ihr äußerliches Verhalten ſich vor dieſem heiligſten Weſen verächtlich zu machen. Es wurde ihnen daher durch Moſes genau vorgeſchrieben, wie ſie ſich in ihrem ganzen Thun und Laſſen verhalten und ſich rein von aller Befleckung erhalten ſollten; dieſe Vorſchriften giengen ſogar auf die äußerliche Reinigkeit und ordentliche Haltung ihres Körpers, auf die Art ihrer Speiſen und der Zurichtung derſelben; auf Reinlichkeit ihrer Kleider, ihrer Hausgeräthe und Wohnungen; dies alles in der Abſicht, um ſie beſtändig zu erinnern: ihr ſollt ein heiliges Volk ſeyn!

Chilum. Aber, Vater, das ließ ſich doch wohl nicht von allen erwarten. Wie? wenn nun einer und der andere den Geboten Gottes zuwider handelte?

Grais. So war er ſchuldig am Geſetz.

Chilum. Wie verſtehſt du dieſes?

Grais. Er wurde für einen Uebertreter des Geſetzes angeſehen und verdiente folglich die Strafe, die das Geſetz ihm zuerkannte.

Gumal. Aber Vater, du haſt uns ja gelehrt, daß Gott bei ſeiner Gerechtigkeit auch gütig und ſchonend gegen fehlende Menſchen iſt, wenn ſie noch Hoffnung zu ihrer Beſſerung beweiſen.

Grais. Und eben dieſe ſeine Güte zeigte er auch gewiß bei jener frühern Geſetzgebung. Gleich einem Vater, der ſeine Kinder zwar ſtreng zur Erfüllung ihrer Pflichten anhält, und keinen Fehler an ihnen gut heißt, ſondern ihnen nachdrücklich unter Augen ſtellt; aber doch dabey Geduld mit ihnen hat, und bei vorgefallenen Fehlern, wenn ſie dieſelben erkennen und künftig zu vermeiden ſuchen, Verzeihung angedeihen läßt: ſo handelte Gott von jeher auch mit den fehlenden, ſündigenden Menſchen, weil er nicht ihr Verderben und Untergang, ſondern ihre Erhaltung wollte. Schon Moſes erkannte dieſe ſchonende Güte und Erbarmung Gottes an dem Volke, das ſeiner Leitung anvertrauet war; gar oft machte es ſich durch Ungehorſam verwerflich; dennoch trug es der Allgütige mit väterlicher Geduld, und bewieß ſich immer geneigter zum Erbarmen, als zur Beſtrafung der Sünder. Um jedoch auch dieſe zu belehren, daß ſie dieſes Verſchonen als eine unverdiente Gnade ihres Gottes anzuſehen hätten, und zugleich ſeine Gebote in unverletzlichem Anſehen bei ihnen zu erhalten, ordnete der weiſe und gerechte Gott durch Moſen gewiſſe Gebräuche an, durch welche der Sünder recht lebhaft an ſeine Unwürdigkeit vor Gott erinnert werden, das Bekenntniß ſeiner Fehler ablegen, Gott um die Vergebung derſelben bitten und ſich aufs neue zur Heiligkeit und Tugend verpflichten ſollte. Dies geſchahe durch die Opfer; es wurden da gewiſſe Thiere, als Lämmer, Schaafe u. d. gl. von demjenigen, der ſich auf ſolche Art wieder mit Gott ausſöhnen, und ſich ſeiner Gnade aufs neue verſichern wollte, hin zu dem Orte gebracht, wo man ſich gewöhnlich zur öffentlichen Gottesverehrung verſammelte: dieſe wurden daſelbſt getödtet, und zum Theil ganz, zum Theil auch nur das beſte und fetteſte Stück von demſelben auf einem Altar, oder einer kleinen Erhöhung von Raſen oder Steinen, auf Holz gelegt, angezündet und verbrannt; diejenigen Perſonen, die dies Geſchäft beſorgten und zugleich für denjenigen, der das Opfer darbrachte, oder in deſſen Namen es geſchahe, zu Gott beteten, daß er ihm gnädig ſeyn und ſeine begangenen Sünden vergeben mögte, wurden Prieſter genannt, und ſtanden um dieſes Geſchäfts willen, bei dem Volke in großen Anſehen.

Ihr werdet zwar, meine Lieben, jetzt noch nicht ſo ganz den eigentlichen Zweck dieſer geſetzlichen Einrichtung unter den Juden einſehen; aber wenn ich euch erſt näher auf Jeſum und ſeine Lehre werde hingeleitet haben: ſo werdet ihr den Aufſchluß darüber erhalten. Auch dieſe Einrichtung des weiſen Gottes, der erſten frühen Belehrung, die er dem jüdiſchen Volke von ſeinem Willen gab, diente dazu, die Menſchen in den Stand zu ſetzen, ihn mit einem reinen Herzen durch würdige Geſinnungen und einem tugendhaften Wandel zu verehren, und ſie ſo zu dem Glück vorzubereiten, deſſen ſie ſich in Ewigkeit freuen ſollten.

Dieſer Unterricht des Graiſes wurde gewöhnlich von Antonio dadurch noch unterhaltender gemacht, daß er ſich bei der Rückkehr zu ihren Wohnungen etwas umſtändlicher über die beſondre Geſchichte Moſes und der Iſraeliten mit den ihn begleitenden Freunden einließ. Auch ſein Bruder Philipp trug das Seinige zu dieſer Unterhaltung bei. Dieſer hatte bei ſeinen ehemaligen Handlungsgeſchäften Gelegenheit gehabt, einen Theil derjenigen Gegenden zu durchreiſen, wo ſich die Iſraeliten nach ihrer Auswanderung aus Egypten niedergelaſſen hatten; in dieſem letztern Lande aber hatte er ſich eine geraume Zeit aufgehalten, bis er die Reiſe hieher zu ſeinem Bruder angetreten hatte; er konnte ſie daher mit der Beſchaffenheit jener Länder und der Lage derjenigen Orte bekannter machen, die in der Geſchichte der Iſraeliten ſo merkwürdig geworden ſind.

Am Abende des folgenden Tages, wo ſich die Geſellſchaft in der Wohnung des Graiſes verſammlete, wurde die Unterhaltung wieder auf dieſe Geſchichte hingeleitet. Die Kinder wiederholten das, was ihnen Antonio und Philipp von der Beſchafſenheit jenes geſegneten Landes und von den Gewohnheiten und Sitten ſeiner Bewohner bereits erzählt hatten, und baten nun den Grais um weitere Belehrung.

Grais. Hätte jemals ein Volk glücklich und zufrieden auf der Erde leben können, ſo war es dieſes. Es wohnte nicht nur in einem Lande, das mit allem reichlich verſehen war, was zum Unterhalt ſeiner Bewohner gehörte: ſondern beſaß den noch wichtigern Vorzug vor allen übrigen, daß es richtige Erkenntniß von Gott haben und beſtimmt wiſſen konnte, wie es ſich auf eine würdige Art verhalten und ſich des Wohlgefallens dieſes Gottes verſichern könnte. Es befand ſich ſo recht unter der beſondern Leitung und Schutz dieſes Gottes, konnte ſich recht zuverſichtlich auf ſeinen Beiſtand verlaſſen, wie es auch wirklich die Hülfe des Allmächtigen ſchon in ſo manchen gefahrvollen Umſtänden erfahren hatte. Gleichwohl würdet ihr erſtaunen, Kinder, wenn ihr mit der beſondern Geſchichte dieſes Volks vertrauter werden, und die öftern Fehler und Verſündigungen bemerken ſolltet, deren ſich dieſes Volk vor Gott ſeinem Herrn und Wohlthäter ſchuldig machte. So genau und beſtimmt es den Willen dieſes guten Gottes wußte: ſo bezeigte es ſich doch immer ſo ungehorſam, handelte oft ſeinen Befehlen zuwider, ja es ſagte ſich wohl gar zuweilen geradezu von dem Gehorſam und der Verehrung des höchſten Weſens los. Dadurch zog es ſich freilich gar oft die größten Unglücksfälle zu, und es fehlte nicht viel, daß es nicht durch Kriege mit benachbarten Völkern, oder durch innerliche Unruhen, in die es ſich verwickelte, wäre aufgerieben worden.

Gumal. Vater, ich bin dieſem Volke nicht gut. Wie konnte der gute Gott ſich ſolcher Menſchen annehmen, die ſich ſeiner Achtung ſo unwerth machten.

Grais. Erkenne daraus, mein Lieber, die Größe der göttlichen Liebe, Geduld und Erbarmung; wie ſchonend er auch mit fehlenden Menſchen umgeht, und nicht will, daß ſie verlohren gehen ſollen. Auch dieſes undankbaren Geſchlechts nahm er ſich gleichwohl recht väterlich an; oft wenn ſie ins äußerſte Elend durch ihre eigne Schuld verſunken waren, es ſchmerzlich fühlten, wie unglücklich ſie ſich durch ihren Ungehorſam gemacht hatten, und Gott um Verzeihung und Hülfe baten: da erweckte er ihnen einen Mann aus ihrer Mitte, einen Retter, der ſie aus ihrer Noth, unter ſeinem beſondern Beiſtande befreite. Die Geſchichte des jüdiſchen Volks enthält daher ſehr viele merkwürdige Namen ſolcher Perſonen, die ſich als vorzügliche Wohlthäter ihrer Nation bewieſen haben, und von Gott dazu auserſehen wurden, auch den äußerlichen Wohlſtand derſelben zu erheben. Merkt euch unter ihnen beſonders einen David. Dieſen Mann hatte die Vorſehung vorzüglich dazu auserſehen, um durch ihn die Nachkommen Abrahams zu einem anſehnlichen, gebildeten und glücklichen Volke zu machen. Er war in ſeiner Jugend in der väterlichen Hütte mit mehrern ſeiner Brüder aufgewachſen, hatte die Schaafe ſeines Vaters gehütet, welches eins der gewöhnlichen Geſchäfte der damaligen Landeseinwohner war, übte ſich aber dabei in manchen andern angenehmen und nützlichen Geſchäften, worinn er es zu einer ungemeinen Geſchicklichkeit brachte. Er hatte von Gott einen ſehr guten Verſtand erhalten, und ſo manche vorzügliche Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens, durch die er ſich ſchon in ſeiner früheſten Jugend vor andern auszeichnete: ſo beſaß er unter andern einen feſten Muth, Unerſchrockenheit in Gefahren, verbunden mit der nöthigen Klugheit, ſich daraus zu helfen. Schon als Knabe hatte er mit manchem Raubthiere gekämpft, ihm ſeinen Raub abgejagt und mit ſeiner Schleuder manchen gefährlichen Feind von ſeiner Heerde entfernt gehalten. Was ihn aber vorzüglich auszeichnete, war ſeine frühe Frömmigkeit und Gottesfurcht. Er empfand und erhielt bei ſich einen lebhaften Trieb, Gott kennen zu lernen; nährte ihn durch vernünftige Betrachtung der Natur, der ſchönen und bewunderungswürdigen Gegenſtände, die um ihn her waren, in denen er die Weisheit, Macht und Güte des Schöpfers erkannte und oft durch dieſe Erkenntniß zum freudigſten Lobe deſſelben ermuntert wurde; er benutzte jede Gelegenheit, die er hatte, mit dieſem Gott bekannter zu werden, und je mehr er ihn kennen lernte, deſto inniger wurde ſeine Liebe, deſto feſter und ſtärker das Vertrauen, das er zu ihm faßte. So wuchs er zum Jünglinge, zum Manne heran, und mit zunehmenden Jahren nahmen auch ſeine Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten zu: durch dieſe, und durch ſein edles Betragen erwarb er ſich die Achtung ſeiner Landsleute, wurde dem damaligen Könige Saul bekannt, der ihn zur Belohnung ſeiner Tapferkeit, die er im Kampfe mit einem ſehr gefährlichen Feinde der Nation bewieſen hatte, und ſeiner Geſchicklichkeit, mit der er die Harfe, ein muſikaliſches Inſtrument ſpielte, an ſeinen Hof nahm und ihm ſeine Tochter zur Frau gab. Nach Sauls Tode wurde er nach dem Wunſche des Volks, das ihn ſehr werth ſchätzte, König, und von Gott ſelbſt in dieſer Würde beſtätigt. Unter ſeiner Regierung wurde das jüdiſche Volk in einen vorzüglich glücklichen Zuſtand verſetzt; durch ſeine Tapferkeit, noch mehr aber durch den Beiſtand Gottes, der ihn bei ſeinen Unternehmungen leitete und dem er mit feſter Zuverſicht anhieng, überwand David die furchtbarſten Feinde, die bisher durch öftere Einfälle und Verheerungen das Land unſicher gemacht hatten, und ſicherte durch ſeine guten und weiſen Einrichtungen, den Wohlſtand ſeines Reichs. Er hinterließ daſſelbe nach ſeinem Tode ſeinem Sohne und Nachfolger Salomo, ſchon in einem ſehr glücklichen Zuſtande, unter dieſem aber, der beſonders an Weisheit und Klugheit noch ſeinen Vater übertraf, wurde der Wohlſtand des Reichs noch blühender, ſo, daß man die Zeit der Regierung dieſer beiden Könige, als die ſchönſte in der Geſchichte dieſes Volkes anſahe, und die ſpäter lebenden Juden ſich keinen glücklichern Zuſtand zu denken wußten, als den unter David und Salomo.

Außerdem, daß ſich dieſe beiden Könige um ihr Volk, in Abſicht ihres äußerlichen bürgerlichen Wohlſtandes ſehr verdient machten, ſo trugen ſie auch beſonders ſehr viel dazu bei, daß die öffentliche Gottesverehrung zur feierlichſten und wichtigſten Angelegenheit der Nation erhoben wurde. Da ſie ſelbſt Verehrer des einzigen wahren Gottes waren, und aus eigner Erfahrung wußten, daß das wahre Glück des Menſchen nur in richtiger Erkenntniß Gottes und genauer Befolgung ſeiner Gebote beſtehe: ſo ſuchten ſie dieſe beßre Denkungsart auch unter ihrem Volke zu verbreiten und den Gedanken an Gott, als ihren größten Wohlthäter und Herrn recht lebhaft bei ihnen zu erhalten. Jeruſalem, welches die Hauptſtadt des Landes war, ſollte auch der vorzüglichſte Sitz der Religion, ſollte der Verſammlungsort aller Verehrer des Jehovah, des einzigen wahren Gottes ſeyn. Schon David machte den Entwurf zur Aufführung eines ſehr großen und herrlichen Gebäudes, in welchem ſich die Juden zur gemeinſchaftlichen öffentlichen Gottesverehrung an beſtimmten feierlichen Tagen verſammlen, und ſich nach den, ſchon von Moſes feſtgeſetzten Vorſchriften, für ſeine Verehrer und Unterthanen erklären ſollten; und Salomo führte dieſen Entwurf durch Erbauung eines ſehr prächtigen Tempels wirklich aus.

Bei ſeinem aufrichtigen Beſtreben, ein wahrer Verehrer Gottes durch Wort und That zu ſeyn, bei ſeinem kindlich Gottergebenen Sinn und feſten Vertrauen, empfieng David auch von dieſem ſeinem Gott Beweiſe ſeiner vorzüglichen Achtung und Gnade. Er ſtand ihm nicht nur in den zweifelhafteſten und gefahrvollſten Umſtänden ſeines Lebens mächtig bei, erhob nicht nur ihn und ſeine Familie auf den königlichen Thron; er half vielmehr ſeinem Verſtande zu immer mehr Erkenntniß, machte ihn mit den Wahrheiten der Religion immer vertrauter, und erfreute ſeine Seele mit Troſt und noch ſeligern Hoffnungen für die Zukunft. Ihm wurde insbeſondere die Verheißung, die Gott ſchon dem Abraham gegeben hatte, daß einer ſeiner Nachkommen der Wohlthäter und Beglücker aller Menſchen werden ſollte, noch näher zugeſichert und ſeine Familie als diejenige bezeichnet, aus welcher dieſer erwartete Erretter der Nation entſpringen würde.

Bei einer der folgenden Zuſammenkünfte brachte der Grais ein Buch mit in die Verſammlung, von welchem er ſagte, daß darinne eine weitläuftigere Nachricht von jenem merkwürdigen Volke der Juden und vom Moſes, David, Salomo und andern berühmten Männern dieſer Nation, von denen er ſie bisher unterhalten habe, ja ſogar noch eigne Aufſätze und ſehr lehrreiche Vorträge von ihnen ſelbſt, enthalten wären.

Dies war für die neuangekommenen Neger eine befremdende Erſcheinung; Gumal aber und Lina waren ſchon damit bekannter gemacht; ſie verſtanden auch ſchon etwas von der Schriftſprache, machten einige Verſuche darinne: weil ſie aber noch nicht die gehörige Fertigkeit im Leſen beſaßen, ſo las ihnen der Grais einige ſchöne Stellen aus der darinn befindlichen Sammlung von Liedern vor, davon die mehreſten den David zum Verfaſſer hatten, und machte ſie auf den Reichthum der darinn enthaltenen großen und erhabenen Gedanken von Gott, ſeiner Macht, Weisheit, Güte und Treue aufmerkſam. Sie fanden dieſelbe mit den Vorſtellungen, die ihnen der Grais bisher in ſeinen vertrautern Unterhaltungen von dieſem höchſt verehrungs- und liebenswürdigen Weſen beigebracht hatte, und mit ihren innigſten Empfindungen ſo übereinſtimmend, daß ſie ihn baten, ſie mehrmals aus dieſem ſo lehrreichen Buche zu unterhalten.

Dies ſoll, ſagte der Grais, unſre Beſchäftigung in dem kommenden Winter werden, wo ich euch mit dem Inhalt dieſer heiligen Schriften bekannter machen werde. Seht, Freunde, (hier hob er mit einem rührenden dankbaren Blick zum Himmel das Buch in die Höhe) dies iſt das heilige ehrwürdige Denkmal der göttlichen Verſehung von der fortdauernden Belehrung der Menſchen zu ihrer Seligkeit; darinne ſind die Schriften dererjenigen Männer enthalten, deren ſich von jeher der weiſe Gott bedient hat, um das Licht der beſſern Gotteserkenntniß unter den Menſchen zu verbreiten, durch deren Mund er gleichſam vormals geredet hat, und auch noch jetzt zu uns redet.

Gumal. Wie verſteheſt du dies, Vater? Du haſt ſchon mehrmals in deinem Unterricht geſagt: Gott habe dem Moſes, dem David, dies und jenes geſagt, geboten oder verheißen, und doch ſahen und hörten ſie wohl Gott eben ſo wenig, als wir ihn jezt ſehen und hören: denn er iſt ja unſichtbar; wie ſprach denn Gott mit den Menſchen? Wie machte er ihnen denn wohl die und jene Sache bekannt?

Grais. Wenn wir uns mit jemanden unterhalten, ſo geſchieht dies vermittelſt der Sprache, oder gewiſſer Zeichen, die anſtatt der mündlichen Sprache dienen, unſre Gedanken auszudrücken. Nur auf dieſe ſinnliche Art können wir Menſchen in die Seele eines andern wirken, und gewiſſe lebhafte Vorſtellungen in derſelben erregen. Aber ſollte dies wohl der einzige Weg ſeyn, um zum Verſtande des Menſchen zu kommen? Sollte es nicht möglich ſeyn, auch ohne äußerliche Mittel, Gedanken in ihm zu erregen und ihn zur Erkenntniß ſolcher Wahrheiten zu leiten, die ihm zuvor unbekannt waren?

Gumal. Ich wüßte nicht, wie das anders, als durch die Sprache geſchehen könnte.

Grais. Ehe ich dich mit der Wiſſenſchaft, ſeine Gedanken durch gewiſſe Zeichen, Buchſtaben und Schrift auszudrücken, bekannt gemacht habe, hätteſt du es für möglich gehalten, daß man ſich mit jemanden, der entfernt iſt, der uns weder ſehen noch hören kann, unterhalten und ihm gewiſſe Dinge von Wichtigkeit bekannt machen könnte?

Gumal. Nein; das hätte ich nicht geglaubt.

Grais. Iſt alſo das, was uns unbegreiflich vorkommt, deswegen unmöglich? dürfen wir daraus, weil wir keine andre Mittel der Unterhaltung mit andern kennen, als Sprache und Zeichen, ſchließen, daß auch ſonſt kein andres möglich ſey? Kann der Gott, der ein Geiſt iſt, und alles wirken und thun kann, was er will, nicht auch auf ungewöhnliche und uns unbegreifliche Art in die Seele des Menſchen, die auch ein Geiſt iſt, wirken, Gedanken in ihr hervorbringen und ſie auf Kenntniſſe leiten, ohne der Sprache dazu nöthig zu haben?

Gumal. Du ſagteſt aber doch: Gott habe mit ihnen geredet.

Grais. Ja, eben weil wir uns als Menſchen keine andre Vorſtellung von der Einwirkung in den menſchlichen Verſtand machen können, als durch die Rede, oder Sprache. Ich meine aber damit: Gott machte durch eine ganz beſondre Wirkung ſeiner Allmacht den Verſtand dieſer und jener Menſchen mit ſolchen Wahrheiten bekannt, die ſie, ohne ſeine Belehrung, nicht wiſſen konnten, und ſetzte ſie in den Stand, gab ihnen die nöthigen Kenntniſſe und die Geſchicklichkeit, dieſe ihnen bekannt gewordnen Wahrheiten auch andern wieder bekannt zu machen. Auf ſolche Art wurden ſie nun die Lehrer anderer Menſchen, und verbreiteten die beſſern Kenntniſſe, die ſie empfangen hatten, durch mündliche Belehrung unter ihren Zeitgenoſſen und durch ſchriftliche Aufſätze unter ihren Nachkommen. — Menſchen dieſer Art, welche Gott einer ſo beſondern *Eingebung*, das iſt, der unmittelbaren Einwirkung in ihren Verſtand durch Bekanntmachung ſeines Willens würdigte, zeichneten ſich auch merklich von ihren Zeitgenoſſen aus; ſie hatten weit hellere Einſichten, waren ſelbſt von der erkannten Wahrheit auf das innigſte überzeugt, und trugen, was ihnen anvertraut war, mit einer ſolchen Zuverſicht, Beſtimmtheit und Lebhaftigkeit vor, als man von gewöhnlichen Menſchen nicht erwarten konnte. Sie, die zuvor ohne beſondere wiſſenſchaftliche Kenntniſſe geweſen

wa

waren, redeten von göttlichen Dingen mit bewunderungswürdiger Einſicht und Begeiſterung, und bewieſen den lebhafteſten Eifer und unerſchrockenen Muth bey Verkündigung der göttlichen Wahrheit; was ſie aber vorzüglich vor den Augen der Menſchen auszeichnete und ſie in dem Anſehen göttlich-erleuchteter Männer beſtätigte, war dieſes, daß ſie auch zukünftige Dinge und Veränderungen, die erſt ſpäterhin ſich ereignen würden, und von denen bis jetzt kein Menſch etwas vermuthen konnte, vorher wußten und beſtimmt vorherſagten, wie und auf welche Art ſie ſich zutragen würden.

Lina. Woher konnten ſie denn das wiſſen, Vater? Wir können ja nicht wiſſen, was ſich morgen ereignen kann, geſchweige denn, was ſich nach vielen, vielen Tagen erſt zutragen wird.

Greis. Warum können wir das nicht?

Lina. Ja weil wir nicht weiter ſehen, als unſer Auge reicht; was hinter jenem Berge iſt und geſchieht, weiß ich nicht, und eben ſo wenig weiß ich, was morgen geſchehen wird; da iſt mirs wie ein Berg vor meinen Augen, über den ich nicht ſehen kann.

Grais. Und doch können wir durch Hülfe unſers Verſtandes und der Erfahrung manches zum Voraus wiſſen, was jezt noch nicht iſt und erſt künftig geſchehen wird.

Lina. Wie denn das, Vater?

Grais. Theils daher, weil in der Welt alles nach einer gewiſſen Ordnung geſchieht, nach gewiſſen Geſetzen, welche der weiſe Gott einmal in der Natur feſtgeſetzt hat; an dieſe Ordnung ſind wir einmal gewöhnt, kennen ſie aus langer Gewohnheit, und können daher beſtimmt wiſſen, wie es künftig gehen wird. Siehe jetzt auf zum geſtirnten Himmel. Alle dieſe unzähligen Himmelskörper haben ihren beſtimmten Lauf und ihre gehörige Richtung; ſie laufen in unüberſehlichen Kreiſen ihre beſtimmte Bahn dahin, und kehren zur beſtimmten Zeit wieder an den Ort zurück, wo wir ſie jetzt ſehen. Weil dies von jeher ſchon geſchehen und von den Menſchen bemerkt worden iſt: ſo läßt es ſich mit Gewißheit vorausſagen, wenn der oder jener Stern uns ſichtbar werden und wieder verſchwinden, oder welche Richtung er zu unſrer Erde haben werde. So wiſſen diejenigen, die ſich beſonders mit Betrachtung des

Himmels beſchäftigen und lange Erfahrungen gemacht haben, beſtimmt voraus anzugeben, wenn ſich die und jene beſondre Erſcheinung am Himmel, z. B. die Verfinſterung oder das Sichtbarwerden dieſes oder jenes Planeten, ereignen werde. — Sodann laſſen ſich auch manche Dinge, die ſich künftig zutragen werden, aus gewiſſen Gründen mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen und vorherſagen, weil man aus der Erfahrung weiß, daß aus gewiſſen vorhergehenden Urſachen die und jene Folgen entſpringen werden. Wenn z. B. die Luft mit vielen Dünſten angefüllt, die Sonne bei ihrem Untergange in einen Dunſtkreis eingehüllt iſt, oder am Morgen ein Nebel von den Bergen und aus den Seen emporſteigt: ſo können wir mit Wahrſcheinlichkeit vorauswiſſen, daß Gewitter darauf erfolgen werden. — Aber wie viel giebt es nicht Veränderungen und Ereigniſſe in der Welt, wo wir die Verbindung der Urſachen mit ihren Folgen nicht einſehen, und alſo auch nicht voraus wiſſen können, was ſich in der kommenden Zeit ereignen wird; wo ſogar mancherlei Umſtände eintreten können, die den Gang der Begebenheiten ändern, wo der Ausgang derſelben

und

uns völlig verborgen iſt. Wer von uns konnte es wohl voraus wiſſen, daß wir, die wir zuvor ſo entfernt und in ſo verſchiedenen Verhältniſſen von einander lebten, uns hier an dieſem Orte verſammlen würden? Wer von uns weiß, was ſich künftig für Veränderungen unter uns zutragen werden?

Gumal. Das können wir freilich nicht wiſſen.

Grais. Aber Gott weiß es doch wohl?

Lina. Ja, denn der iſt allwiſſend.

Grais. Das heißt, er weiß nicht nur, was gegenwärtig geſchieht: ſondern auch was in Zukunft geſchehen wird; er überſieht das Ganze, vom Anfange bis zum Ende; weiß ſchon bei der Entſtehung einer Sache, was ſie für Folgen haben, und was in der fernſten Zukunft daraus entſpringen werde; er kann es alſo auch Voraus beſtimmen, was künftig kommen oder geſchehen ſoll. — Wenn nun jene Männer, von denen ich vorhin redete, deren ſich der weiſe und gütige Gott bediente, um andere zu belehren, ſolche Begebenheiten voraus verkündigten, von denen man zu der Zeit, da ſie dieſelben vorherſagten, gar keinen

Grund ſahe, die geſchehen und auch nicht geſchehen konnten, die aber gleichwohl nach langer Zeit genau ſo eintrafen, wie ſie dieſelbige vorher verkündigt hatten: konnten ſie das wohl von ſich ſelbſt wiſſen? oder mußte es ihnen nicht vielmehr von Gott zuvor bekannt gemacht worden ſeyn.

Gumal. Nur der allwiſſende Gott, der auch das weiß, was in der Zukunft geſchieht, mußte es ihnen bekannt machen.

Grais. Solche beſtimmte Vorherſagungen gewiſſer zufälliger Begebenheiten, die ſich nicht aus der gewöhnlichen Ordnung der Dinge voraus erwarten laſſen, und dennoch wirklich eintreffen, genau ſo, wie ſie lange zuvor ſind angegeben worden, nennt man Weiſſagungen, und diejenigen Perſonen, durch welche Gott vormals dieſe zukünftige Veränderungen in der Welt vorherſagen ließ, wurden Propheten, oder Seher der Zukunft genannt. — Merket euch dies, meine Lieben, damit ihr dieſe vorbereitenden Anſtalten Gottes zur Belehrung und Beſſerung der Menſchen, deſto beſſer einſehen, und das Glück ſchätzen lernet, welches er uns, nach alle dieſen vorhergegangenen Bemühungen, durch Jeſum ſelbſt verſchaft hat.

Di

Die Zeit des Frühlings, die in jenen heißen Gegenden von weit kürzerer Dauer iſt, war nun unter verſchiedenen Arbeiten der Colonie verfloſſen; ſchon ſahen ſie die Früchte ihrer Arbeiten reifen; die Reisfelder verſprachen eine ergiebige Erndte; aber den vorzüglichſten und für ſie angenehmſten Gewinn, zogen ſie ſchon jetzt aus den neuangelegten Gärten.

Unter den verſchiedenen Sachen, welche ſie durch die Beſorgung des guten Bernhards, im vorigen Herbſte empfangen hatten, befanden ſich auch Saamen von verſchiedenen Gartenfrüchten und Blumen. Das war eine Freude für Lina, wenn von dieſen Pflanzen, die ſie ſorgfältig gepflegt hatte, eine nach der andern zu ihrer Vollkommenheit gediehe, wenn ſich die Blumenknoſpe an ihrem Stengel erhob und nun zu ihrem Erſtaunen aufbrach und ihre ſchönen Blätter entfaltete.

Mit zitternder Freude führte ſie dann den guten Greis am frühen Morgen zu ihrem Blumenbeete, bewunderte mit ihm die Schönheit des Baues und der Farben, und freute ſich ſchon auf den Abend, wo ihr Gumal kommen und das Vergnügen mit ihr theilen würde.

Gumal, der den größten Theil ſeiner Tage in der Geſellſchaft ſeines guten Vaters und der übrigen Freunde zubrachte, beſchäftigte ſich mit ihnen im fortgeſetzten Anbau des Bodens, den ſie bewohnten.

Die Waldſeite, an deren Abhange die neue Colonie ihre Wohnung zuerſt aufgeſchlagen hatte, erhielt jezt das Anſehen eines Dorfes; in der Mitte deſſelben war die Wohnung des Chilum, und in kleinen Zwiſchenräumen hatte jeder der übrigen friedlichen Bewohner ſeine eigne Hütte und ſeinen mit Pfählen eingeſchloßnen Hofraum. Die Wohnung Widdams war die entfernteſte, aber auch gewiſſermaßen die anmuthigſte und ausgebreitetſte. Seitdem er von ſeiner Krankheit und Schwermuth wieder hergeſtellt war, hatte er mit verdoppelten Fleiß und unterſtützt von ſeinen guten Gehülfen, ſich nahe bey einer Quelle, die aus dem Walde hervorſprang und ſich durch das Thal bis hin zum See ſchlängelte, angebaut; in der angenehmen Hoffnung, ſeine geliebte Mella in dieſen Aufenthalt einzuführen und da an ihrer Seite ſeine Tage zu verleben, ſcheute er keine Mühe, um ihn ſo bequem und angenehm, als möglich, zu machen; jeder Buſch wurde zu einer Laube umgeſchaffen, jeder Hügel zu einem Ruheſitz gebildet, und mit Geländer und wohlriechenden Geſträuch eingefaßt. Ueber dieſer ununterbrochenen Beſchäftigung floſſen ihm unbemerkt die Tage dahin, die ihm außerdem, bis zu ſeiner Abreiſe, viel zu langweilig geworden wären.

Es war ein ungemeines Vergnügen für den Greis, wenn er zuweilen mit Antonio und den beiden Mädchen die Höhe herab zu dieſem neuen Pflanzorte hinwandelte und den Aufenthalt dieſer frohen Menſchen begrüßte, zu deren Glück auch er ſo viel beigetragen hatte. Das hätte ich, ſprach er oftmals zu ſeinem Freunde, nicht vermuthet, daß mich Gott noch im Alter zu ſolchen Freuden auf dieſer Erde aufbehalten hätte: daß ſich auch hier in dieſer einſamen Gegend eine Geſellſchaft von Menſchen vereinigen und von Gott, dem gütigen Vater der Menſchen gewürdigt werden würden, ihn und den er geſandt hat, Jeſum Chriſtum zu erkennen, und durch dieſe Erkenntniß glücklich zu werden. Siehe! auch hier eine Hütte Gottes bei den Menſchen, und er wird unter ihnen wohnen, und ſie werden ſein Volk ſeyn, und er ſelbſt, Gott mit ihnen, wird ihr Gott ſeyn!'

Oft hob er dann unter freien Himmel ſeine gefalteten Hände zu Gott auf, und betete mit heißer Inbrunſt zu ihm: Vater, dein Reich komme! Laß die ſo beglückende Religion Jeſu, deines Sohnes, auch hier verbreitet werden, daß die, die dich zuvor nicht kannten, im Lichte der beſſern Erkenntniß wandeln und dich durch Jeſum, als ihren Vater, preißen.

Selten erreichte er die Wohnungen ſeiner Freunde, ohne zuvor von ihnen bemerkt und mit lautem Jubel bewillkommt zu werden. Oft warteten auch wohl die beiden guten Neger, wenn ſie ſeine Ankunft vermutheten, am Fuße des Berges auf ihn, hoben dann den müden Greis auf einen, zu dieſem Behuf verfertigten Trageſeſſel, und trugen ihn auf ihren Schultern zur Wohnung des Fürſten, wo ſchon alles zu ſeinem Empfang bereitet war.

Wenn ſie ſich dann bei einem frugalen Abendeſſen durch freundliche Geſpräche aufgeheitert, auf einem Spaziergange in der angebauten Gegend, an dem Anblick der verſchönerten Natur erfreuet, und ſich nun wieder in der Hütte verſammlet hatten, baten ſie den Grais, daß er doch ja in ſeinem Unterricht fortfahren und ſie doch bald mit der verſprochenen Geſchichte von Jeſu bekannt machen mögte.

Grais. Ihr ſeyd nun ſchon, meine Lieben, durch meinen bisherigen Unterricht, mit den vorbereitenden Umſtänden, die ſich auf die Geſchichte Jeſu beziehen, einigermaßen bekannt gemacht werden. Ihr habt geſehen, durch welche gütige und weiſe Anſtalten der liebe Gott die Menſchen aus ihrer bisherigen Unwiſſenheit und Verderben zu befreien ſuchte. Wie er ſie von Zeit zu Zeit durch weiſe, einſichtsvolle und erleuchtete Menſchen belehren, vermahnen und beſſern ließ, und ſich beſonders des jüdiſchen Volkes ſo außerordentlich annahm, um es bei richtiger Erkenntniß und Befolgung ſeines Willens zu erhalten.

Gumal. Ich dächte, das müßte wohl ein ausgezeichnetes gutes Volk geworden ſeyn, da es doch von jeher einen ſo vorzüglichen Unterricht von Gott, und ſeinem Willen gehabt hat.

Grais. Das ſollte man mit Recht erwarten; aber eben die Geſchichte dieſes Volkes dient zum Beweiß, wie tief das menſchliche Geſchlecht geſunken war und wie ſehr es einer noch gröſſern Hülfe bedurfte, um es wieder zu erheben. Ungeachtet der beſſern Belehrung, die es empfangen hatte, und der öftern nachdrücklichen Ermahnungen, welche von Zeit zu Zeit durch jene göttlichen Geſandten, die Propheten, an dies Volk ergiengen, blieb es doch, dem größten Theil nach, in einem verdorbenen Zuſtande. Bei aller Erkenntniß des göttlichen Willens, handelte es doch oft gerade zu demſelben zuwider, achtete nicht auf die warnende Stimme der Religion, begegnete denen, die es zu einer beſſern Sinnesart zurück zu rufen ſuchten, auf die verächtlichſte und beleidigendſte Art und tödtete nicht ſelten diejenigen, die Gott zu ihnen ſendete, um ſie an ihre Pflichten zu erinnern.

Dieſes ſo unwürdigen Betragens ungeachtet, ſchmeichelten ſie ſich gleichwohl, das Volk Gottes zu ſeyn und als die Nachkommen Abrahams, einen Vorzug vor allen andern Menſchen zu haben. Sie glaubten, alle übrige Bewohner der Erde wären von der Achtung und Liebe Gottes ausgeſchloſſen, nur ſie allein hätten Anſpruch auf ſeine Gnade zu machen. Gott ſey nur ihr Gott; ihr Tempel zu Jeruſalem wäre der einzige Ort, wo man ihn auf eine würdige Art anbeten könnte, und eine genaue Befolgung der bei dem öffentlichen Gottesdienſte vorgeſchriebenen Gebräuche, wäre das einzige Mittel, ſich ihm wohlgefällig zu machen. Daran dachten die wenigſten, daß, wenn man ein rechter Verehrer Gottes ſeyn wollte, man auch fromm und tugendhaft leben, und ſeine Pflichten redlich und gewiſſenhaft ausüben müſſe: ſondern die mehreſten glaubten, wenn ſie nur zu beſtimmten Zeiten in den Tempel giengen und da ihre Gaben und Opfer darbrächten, ſo hätten ſie ihrer Pflicht, als Verehrer Gottes genug gethan, wenn auch ihr übriges Verhalten nicht ſo gar genau mit den Geſetzen der Tugend und dem Willen Gottes übereinſtimme.

War nun ſchon die Denkungsart und Handlungsweiſe dieſer Menſchen, die ſich doch einer beſſern Erkenntniß Gottes und ſeines Willens rühmten, ſo fehlerhaft: was ließ ſich wohl von andern erwarten, die keinen nähern Unterricht von

Gott empfangen hatten, und in noch großer Unwiſſenheit und gefährlichen Irrthümern lebten. Die Abgötterei und der Aberglaube herrſchte allgemein unter den Menſchen, jede Nation ſchuf ſich in ſeiner Einbildung eine eigne Gottheit und verehrte ſie unter verſchiedenen Vorſtellungen und durch gewiſſe äußerliche ſinnliche Gebräuche. Die unrichtigen Vorſtellungen, die man ſich von Gott machte, erzeugten fehlerhafte Geſinnungen und wurden der Grund von ſo vielen Laſtern und Ausſchweifungen, zu denen der ſinnliche Menſch nur gar zu geneigt iſt. Nur wenige unter ihnen zeichneten ſich durch eine weiſere Denkungsart und ein geſitteteres Verhalten aus; bemerkten mit Mitleid die Unwiſſenheit und das ſichtliche Verderben ihrer Zeitgenoſſen, bemühten ſich zwar auch die Liebe zur Weisheit und Tugend unter ihnen zu erwecken und auszubreiten; aber ihre Bemühungen blieben gewöhnlich fruchtlos, oder wirkten nur auf einen ſehr kleinen Cirkel von Menſchen, die aber auch die Mängel ihrer Erkenntniß und das Bedürfniß einer beſſern Belehrung deſto dringender empfanden.

In jeder andern Rückſicht, nur nicht in derjenigen, die ihre weſentliche Beſtimmung betraf, durch Weisheit und Tugend glücklich zu werden, brachten es die Menſchen immer weiter. Sie erfanden Künſte und Wiſſenſchaften, die aber größtentheils auf den gegenwärtigen ſinnlichen Genuß des Lebens Beziehung hatten, und brachten es darinne zu immer mehr Vollkommenheit. Die edelſten Fähigkeiten und Kräfte ihres Geiſtes wurden blos darauf verwendet, um Mittel zu erfinden, ein recht bequemes und üppiges Leben zu führen. Dies ſahe man als den eigentlichen Zweck alles menſchlichen Beſtrebens an, und vernachläßigte darüber, was auf die Seele und ihr wahres Glück Beziehung hatte. Die Begierde zum Reichthum, zur Ueppigkeit, erhielt die Menſchen in raſtloſer Beſchäftigung, trieb ſie oft zu ſehr unwürdigen Handlungen an, erregte die feindſeligſten Leidenſchaften des Neides, der Habſucht, der Eiferſucht und Rache in ihnen, löſte oft die Bande der menſchlichen Geſellſchaft, der Liebe und Eintracht, und ſtörte den Frieden und die Ruhe ganzer Nationen. Ein Volk ſuchte das andere aus ſeinen Beſitzungen zu verdrängen, ſich in den Beſitz ſeiner Güter zu ſetzen, und ſich daſſelbe unterwürfig zu machen. Durch faſt nieaufhörende Kriege wurde die Erde, die doch ein Aufenthalt glücklicher Menſchen ſeyn ſollte, ein Schauplatz von Grauſamkeit und Ungerechtigkeit, ſo wie durch ſie der Menſchen Herzen immer mehr verwilderten, und die natürlichen guten Anlagen und Triebe deſſelben in feindſelige und laſterhafte Neigungen ausarteten.

Gumkl. Das iſt eine traurige Beſchreibung, Vater, die du uns da von dem menſchlichen Geſchlecht machſt.

Grais. Und doch iſt ſie genau aus der Geſchichte der Menſchheit genommen. Wie konnte es auch anders ſeyn? Je mehr ſich der Menſch, oder auch ein ganzes Menſchengeſchlecht, von Gott, als dem Urheber ſeines Daſeyns und Glücks entfernt, ihn nicht in ſeinen weiſen und gütigen Einrichtungen als ſeinen Wohlthäter verehret, nicht ſeinen Willen ſich zum Geſetz macht: um deſtomehr entfernt es ſich von dem Wege ſeines Glücks, um deſto tiefer ſinkt es in Elend und Verderben, aus welchem es ſich hernach nicht ſelbſt wieder heraushelfen kann. — Groß und allgemein war das Verderben der Menſchen; aber auch um deſto größer die Hülfe, deſto wichtiger die Wohlthat der Errettung, die der allgütige Gott, dem ſo tief gefallenen menſchlichen Geſchlechte, durch die Sendung Jeſu Chriſti ſeines Sohnes in dieſe Welt erzeigte.

Lina. Ach, Vater, nun wirſt du doch bald unſer Verlangen befriedigen, und uns wieder von dieſem guten Jeſus unterhalten, auf welchem du uns Anfangs hingewieſen, und mit dem du uns noch bekannter zu machen, verſprochen haſt.

Gumal. Ja, beſter Vater, halte uns nicht länger auf, wir wollen auch recht aufmerkſam ſeyn.

Der Grais gab der edlen Wißbegierde der Kinder ſeinen Beifall, und verſprach ihnen, in der nächſten Unterredung ſie mit der Geſchichte Jeſu und ſeines wohlthätigen Geſchäftes auf Erden, zu unterhalten.

Damit die Menſchen, fuhr der Grais bei der nächſten Zuſammenkunft fort, und insbeſondere das jüdiſche Volk, die Wohlthat Gottes, die er ihnen durch die verſprochene Hülfe erzeigen wollte, auch recht dankbar erkennen und anwenden möchten: ſo mußten ſie zuvor erſt recht einſehen lernen, wie ſehr ſie derſelben bedurften; das eigne Gefühl ihres elenden Zuſtandes mußte ihnen den Wunſch nach Errettung immer dringender und ſie deſto geneigter machen, die Perſon, die zu ihrem Heil in die Welt kam, mit deſto freudigern und willigen Herzen aufzunehmen.

So mußte ſelbſt der äußerliche Zuſtand', in welchem ſich die jüdiſche Nation zu der Zeit befand, als der Menſchenbeglücker Jeſus in die Welt kommen ſollte, dazu dienen, um ſie auf ſeine wohlthätige Erſcheinung vorzubereiten. Seit einer ſehr langen Reihe von Jahren, wo die Juden ſehr abwechſelnde, oft traurige Schickſale erfahren hatten, war auch ihr äußerlicher Wohlſtand ſehr in Verfall gerathen. Sie waren nicht mehr das freie glückliche Volk, das ſie zu den Zeiten Davids geweſen waren; ein fremdes und noch dazu heidniſches Volk, hatte ſie ſich unterwürfig gemacht und ihren Stolz, nach welchem ſie ſich immer noch für das vorzüglichſte von Gott begünſtigte Volk hielten, gar ſehr gedemüthiget. Zwar genoſſen ſie noch das Glück, den wahren Gott, den ihre Väter erkannt und angebetet hatten, und zu deſſen Erkenntniß ſie durch ihre ehemaligen Lehrer und Propheten waren geleitet worden, nach ihrer Ueberzeugung zu verehren: aber auch dieſe Gottesverehrung, bei der ſie Aufheiterung und Troſt hätten finden, und die ihnen das Mittel zu einem recht glücklichen, tugendhaften und heiligen Leben hätte seyn ſollen, war in einen ſehr beſchwerlichen und läſtigen Dienſt ausgeartet, beſtand blos in äußerlichen Gebräuchen und Ceremonien, die mit vielem Aufwand verbunden waren, in Opfern und Gaben, in beſchwerlichen Reiſen zu dem Tempel, und Beobachtung einer Menge Geſetze und Verordnungen, die ihnen ihre Prieſter auflegten, wobei die eigentliche Bildung ihres Verſtandes und Herzens gar ſehr vernachläßigt wurde. Unter dieſer doppelten Laſt, die ſo ſehr auf den Geiſt dieſes Volks drückte, war es nicht zu verwundern, daß es ſich nach Erleichterung derſelben, nach einem beſſern Zuſtande ſehnte: daß die Hoffnung bei ſehr vielen deſto lebhafter wurde: Gott werde doch einmal die ihnen gegebene Verheiſſung erfüllen, und den verſprochenen Erretter und Heiland (oder in ihrer Sprache den Meſſias, Chriſtus), ſenden und durch ihn ſein Volk wieder vollkommen glücklich machen.

Gumal. Ich ſollte auch meinen, Vater, ſie hätten dies mit Recht erwarten können.

Grais. Und aus welchem Grunde meinſt du dies?

Gumal. Ja, weil es ihnen doch Gott verſprochen hatte, und der iſt ja wahrhaftig und hält was er verheißt.

Grais. Dies war auch die gegründete Hoffnung und der Troſt des beſſern Theils der Iſraeliten. Nur Schade, daß ſie ſich nicht alle die rechte Vorſtellung von dieſem verheißenen Heilande und der eigentlichen Abſicht ſeiner göttlichen Sendung machten. Der größte Theil der Menſchen hat von dem, was er für ſein Glück hält, ganz unvollkommene und oft ſehr verkehrte Begriffe; die mehreſten von ihnen ſuchen ihr Glück nur im äußerlichen Wohlſtande, in dem Beſitze ſolcher

Dinge, die den Sinnen ſchmeicheln, dem Leibe wohlthun, oder ihren gegenwärtigen Zuſtand angenehm machen können, und wünſchen nur das von ſich zu entfernen, was ſie in dieſem ſinnlichen Genuſſe irdiſcher Freude ſtöhrt. Um ihre Seele, um das, was ihren Verſtand weiſer, ihren Willen gut macht, und ſie zu ihrer eigentlichen Beſtimmung, immer vollkommner und wahrhaft glücklich zu werden, leitet, bekümmern ſie ſich wenig oder gar nicht. Reichthum hat in ihren Augen mehr Werth, als Weisheit; eine wohlſchmeckende Speiſe iſt ihnen lieber, als die Erkenntniß der Wahrheit; körperlicher Schmerz, oder der Verluſt eines irdiſchen Gutes, iſt ihnen empfindlicher, als der Schade, den ſie an ihrer Seele, durch Irrthum, durch ſchlechte Handlungen und Sünden nehmen. — So ſinnlich, ſo eingeſchränkt war denn auch die Vorſtellung, die ſich der größte Theil des jüdiſchen Volks von dem erwarteten Heiland oder Meſſias machte. Die mehreſten dachten ſich in ihm einen irdiſchen Erretter, der ſie von alle den Beſchwerden und Laſten befreien würde, die ſie bisher hatten ertragen müſſen, der als ein Sohn Davids, als Abkömmling von dieſem ſo ſiegreichen Könige, alle Feinde des jüdiſchen Volks überwinden, ein weltliches Reich ſtiften, ſich alle Nationen unterwürfig machen, und die jüdiſche Nation zum höchſten Anſehen und Glück erheben würde. Nur wenige Edlere und einſichtsvollere Menſchen unterhielten bei ſich eine würdigere Erwartung von dem verheißenen Meſſias und Beglücker des Volks. Sie ſahen den Verfall der Religion, den Mangel der ächten Gottesfurcht und Tugend unter dem Volke als die erſte Quelle des Elends an, unter welchen jetzt die Nation erlag; ſie erkannten, daß, wenn den Menſchen wieder geholfen werden ſollte, jener Mangel zuvor aufgehoben, der Unwiſſenheit und der Sittenloſigkeit Einhalt geſchehen, und das Verderben der Sünde hinweggeſchaft werden müßte. Sie ſelbſt ſehnten ſich ſo herzlich nach beſſerer Erkenntniß, nach innerer Ruhe und völligen Ueberzeugung von ihrer Seligkeit, und wünſchten ſich die Zeit zu erleben, wo Gott durch den verheißenen Heiland dieſe glückliche Einrichtung zur Seligkeit der Menſchen auf Erden, oder, wie ſie es nannten, das Reich Gottes unter ihnen errichten, und gründen werde.

Unter dieſen Erwartungen des Volks trat in einer Gegend des jüdiſchen Landes, die etwas entfernt von Jeruſalem lag, und, weil ſie eben nicht ſehr volkreich war, die Wüſte genennt wurde, ein Mann, als öffentlicher Lehrer des Volks auf, und verkündigte laut die Wahrheit: die Zeit ſey nun gekommen, wo Gott ſeine Verheißung erfüllen, den verſprochenen Meſſias ſenden und durch ihn das Reich der Glückſeligkeit errichten werde. Dieſe Verkündigung erregte bald die allgemeine Aufmerkſamkeit des Volks, ſie verbreitete ſich zuerſt in der umliegenden Gegend und bald darauf auch in den entferntern, unter den Städte- und Landbewohnern, ſo daß ſich von allen Orten her Menſchen von allen Ständen und Alter hin zu dem Orte drängten, wo Johannes, dies war der Name dieſes außerordentlichen Mannes, verweilte. Man war begierig, den Mann zu ſehen und zu hören, der das, was von jeher die Erwartung des Volks geweſen war, was die ehemaligen Volkslehrer und Propheten nur als entfernt verkündigt hatten, nun ſo beſtimmt und ſeiner Erfüllung ſo nahe anzeigte. Er war ein Mann von ausgezeichnetem Anſehen;

ſein Aeußerliches war von der gewöhnlichen Haltung verſchieden, und kündigte einen Menſchen von ſtrengen Sitten und ungewöhnlicher Enthaltſamkeit an; ein rauhes härnes Kleid mit einem ledernen Gürtel umwunden, diente zur Bedeckung ſeines Leibes, und die gewöhnliche Koſt der dortigen Waldbewohner zur Stillung ſeines Hungers. In ſeinem jugendlich ⸗ männlichen Geſicht war feierlicher Ernſt und diejenige erhabne Würde ausgedrückt, die den Charakter des Weiſen und Tugendhaſten bezeichnet; die Worte, die er ſprach, die Reden, die er zu dem verſammleten Volk hielt, waren der Ausdruck der lebhafteſten Ueberzeugung von den Wahrheiten die er verkündigte und des wärmſten Eifers für Wahrheit und Recht. — Einen Lehrer dieſer Art, der in der Würde eines göttlichen Geſandten auftrat und ſeinem erhaltenen Auftrag gemäß, mit ſolcher Stärke und Nachdruck redete, hatte man ſeit langer Zeit nicht gehört. Der Inhalt ſeiner Vorträge aber war vorzüglich dieſer: Der Zeitpunkt ſey gekommen, wo Gott ſeine ſo heilſame und wichtige Abſicht von Verbeſſerung und Beglückung des menſchlichen Geſchlechts ausführen, und den zu dieſer Abſicht ſchon längſt verheißenen Meſſias ſenden werde. Es ſey daher nöthig, daß jeder, der an dieſer glücklichen Veränderung Theil nehmen wollte, ſeine bisherige fehlerhafte Geſinnung und Lebensart erkennen, und mit Eingeſtändniß ſeiner Fehler nicht nur ſeine Beſſerung wünſchen, ſondern ſich auch mit allem Ernſt und Eifer derſelbigen befleißigen müſſe. Dieſe Sinnesänderung und aufrichtige Lebensbeſſerung ſey die unnachläßliche Bedingung, unter der ſich der Menſch der ihm von Gott zugedachten Glückſeligkeit theilhaftig machen könnte. Hier wären keine andern Anſprüche geltend; umſonſt nennten ſie ſich Abrahamskinder, wenn ſie es nicht auch dem Geiſte nach wären, und es durch aufrichtige Gottesfurcht und rechtſchaffne Handlungen bewieſen. Jetzt ſey der höchſte Zeitpunkt, wo ſie ſich durch eine aufrichtige Lebensbeſſerung der ihnen angebotenen Gnade Gottes würdig, oder bei fortdauerndem Leichtſinn und unſittlichen Verhalten, auf immer verluſtig machen würden. Jeder ungebeſſerte Menſch ſey zu dem Reiche Gottes untauglich; ein unfruchtbarer Baum ſey ſeine Stelle nicht werth, ſondern werde abgehauen und ins Feuer geworfen.

Dieſe Reden des Johannes, mit aller Lebhaftigkeit und Stärke des Ausdrucks vorgetragen, machten auf die Gemüther ſeiner Zuhörer Eindruck; ſie mußten der Wahrheit Recht geben, ſie erkannten es, daß ihr ſittlicher Zuſtand äußerſt verdorben ſey, und eine durchgängige Verbeſſerung bedürfe; ſie fühlten dies um deſtomehr, da Johannes mit einer ungewohnten Freimüthigkeit das Laſter in jeder Geſtalt, ſo verſteckt es auch war, angriff, auch da, wo es ſich unter dem äußerlichen Scheine von Anſtand und guten Sitten verbarg. Er nannte gerade zu diejenigen, die ſich nur äußerlich fromm ſtellten, und ihren Gottesdienſt nur in die Beobachtung äußerlicher religiöſer Gebräuche ſetzten, Heuchler, die von Gott mit den äußerſten Misfallen bemerkt und ſeinem Gericht nicht entgehen würden. Er ſtellte denen, die ſich als die Vorgeſetzten der Nation, oder als Beſchützer derſelben, ihres Standes unwürdig gemacht hatten, ihre Ungerechtigkeit in Bedrückung oder Bevortheilung anderer, lebhaft unter Augen, und drang auf gänzliche Umänderung ihres bisherigen Sinnes und Betragens, wenn ſie den gerechten Unwillen des heiligſten Gottes und den ſo ſehr verdienten Strafen entgehen wollten.

Diejenigen nun, die ſeinen Ermahnungen Gehör gaben, und mit dem offenherzigen Geſtändniß ihrer bisherigen Unarten und Fehler den redlichen Vorſatz ihrer Beſſerung bezeigten, wurden von ihm der Gnade Gottes verſichert und zu künftigen Gliedern des Meſſias-Reichs feierlich eingeweiht, indem ſie von ihm in den nahe vorbei fließenden Fluß unter Waſſer getaucht wurden, zu einem Zeichen, daß ſie nun als gereinigte und gebeſſerte Menſchen leben ſollten. Dieſe Handlung, die mit einem feierlichen Gebet und dringender Ermahnung zur Lebensbeſſerung verbunden war, wurde Taufen genannt.

Der ſich immer mehr ausbreitende Ruf von dieſen ganz außerordentlichen Lehrer in der Wüſte, erregte die Aufmerkſamkeit des jüdiſchen Volks und ſeiner Vorgeſetzten. Man fällte ſehr verſchiedene Urtheile über ſeine Perſon und über die Abſicht ſeiner Lehrvorträge. Die mehreſten hielten ihn für einen Propheten, oder göttlichen Geſandten, dergleichen vormals unter dem jüdiſchen Volke aufgetreten waren; einige kamen ſogar auf die Vermuthung, ob er nicht vielleicht der Meſſias, der verheißene und ſchon längſt erwartete Erlöſer, und Beglücker der Menſchen ſelbſt ſey? Es wurde daher eine eigne Geſandſchaft von den Vorgeſetzten der jüdiſchen Nation an ihn abgeſchickt, die ihn ſelbſt darüber befragen ſollte.

Als dieſe ihm die Frage verlegte, ob er ein Prophet, oder etwa der Meſſias (Chriſtus) ſelbſt ſey? antwortete Johannes mit edler Freimüthigkeit: das ſey er nicht; er ſey nur ein Vorgänger von dieſer großen Perſon, und der Zweck ſeiner Lehre ſey: das jüdiſche Volk auf die nahe Ankunft dieſes ihres Meſſias vorzubereiten. Dieſer ſey ſchon jetzt unter ihnen und werde bald öffentlich hervortreten. Mit dieſer erhabenen Perſon dürfe er ſich in gar keine Vergleichung ſetzen; er ſey viel zu gering, ihm auch nur die geringſten Knechtsdienſte zu erweiſen.

Am folgenden Tage ſahe Johannes, als er eben mit dem Unterricht der um ihn verſammleten Menſchen beſchäftigt war, einen Mann an dem Ufer des Fluſſes, der die Gegend ſeines Aufenthalts durchſchnitt, einhergehen. War es der Eindruck, den die einnehmende, gleich beim erſten

Anblick liebenswürdige Geſtalt des bis jetzt von ihm noch nie geſehnen Mannes auf ihn machte, oder ſagte es ihm ein inneres Gefühl, das er ſich ſelbſt noch nicht zu erklären wußte — genug; er rief mit lauter Stimme und feſt auf ihn gerichtetem Blick aus: Siehe! das iſt Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt.

Gumal. Vater, erlaube mir, daß ich dich unterbrechen darf — war denn dies der Jeſus, der in die Welt kommen ſollte?

Grais. Ja, er war es ſelbſt.

Gumal. Was wollte denn Johannes damit ſagen: Siehe! das iſt Gottes Lamm u. ſ. w.

Grais. Das kann ich dir vor jetzt noch nicht erklären: aber wenn du dieſen Jeſum erſt aus der Geſchichte ſeines Lebens wirſt kennen lernen, wenn du erfahren wirſt, was er zum Beſten der Menſchen auf Erden leiden und dulden mußte, und welche überauswichtige Wohlthat er ihnen verſchaffte: dann wirſt du es verſtehen, was Johannes damit ſagen wollte.

Lina. Wo kam denn aber der gute Jeſus jetzt auf einmal hierher? Hatte er denn nicht zuvor ſchon unter den Menſchen gelebt? Kannten ſie ihn denn bis jetzt noch nicht?

Grais. Jeſus hatte damals ſchon eine geraume Zeit gelebt, war beinahe von gleichem Alter wie Johannes, ungefähr dreyßig Jahr alt; aber er war bis dahin ganz unbekannt geblieben; ſelbſt Johannes hatte ihn bis jetzt noch nicht geſehen; unter ſeinen nächſten Anverwandten war er zwar als ein ſehr hoffnungsvoller Jüngling aufgewachſen, und ob dieſe gleich im Geheim große Erwartungen von ihm gefaßt hatten, ſo wußten ſie doch nicht, wozu ihn die Vorſehung Gottes eigentlich in der Welt beſtimmt habe. Jetzt erſt, als er öffentlich auftrat, und von dem Johannes für den erwarteten Meſſias erklärt wurde, da wurde man begierig, den Mann zu kennen, da fragte man auch, wie du Lina, woher er ſey? Man zog die Nachrichten von der Geſchichte ſeines frühern Lebens ein, die ſich in ſeiner Familie erhalten hatte, und erfuhr daraus, wie er ſchon von ſeiner Geburt an durch die göttliche Vorſehung auf ganz außerordentliche Art, als der künftige Erlöſer der Menſchen, war bezeichnet worden.

Lina. Das erzähle uns doch auch, Vater!

Grais. Ja, Kinder, ihr ſollt dies auch erfahren, ſo viel uns davon in jenen ſchriftlichen Nachrichten von Jeſu iſt aufbehalten worden und zu eurem Unterricht nöthig iſt. Bittet nur euren guten Antonio darum, der dies angenehme Geſchäft gern über ſich nehmen wird.

Antonio verſprach es bei der nächſten Gelegenheit zu thun.

Ein anhaltendes, aber in ſeinen Folgen ſehr wohlthätiges Gewitter hatte die Geſellſchaft einige Tage gehindert, ſich, wie gewöhnlich, in der Hütte des Graiſes zu verſammlen. Doch waren auch dieſe Tage nicht unthätig, ſondern unter ſehr nützlichen Arbeiten in der Colonie zugebracht worden. So manches Geſchäft, das eben auf dieſe Tage, wo die Arbeiten im Freien, unterbrochen wurden, aufgeſpart war, wurde jetzt vollendet; dahin gehörte vorzüglich ein neuer geräumiger Wagen, den der in Handarbeiten ſo geſchickte Philipp, mit den übrigen männlichen Gehülfen, verfertigt hatte. Wer es empfunden hat, was für ein Vergnügen damit verbunden iſt, wenn man mit eignen Händen ein nützliches Werk zu Stande gebracht hat, der denke ſich die Freude, mit welcher dieſe Arbeiter jetzt dies Werk ihrer Hände betrachteten, zu deſſen Vollendung doch jeder etwas beigetragen hatte.

Mit Anbruch des Tages, nach der letzten Gewitternacht, wurde der Wagen mit grünen Zweigen beſteckt, daß er einer beweglichen Laube ähnlich ſahe, und mit vereinigten und angeſtrengten

Kräften der Geſellſchaft hin nach der Wohnung des Graiſes gefahren. Mit Mühe erreichten ſie durch die vom Gewitter hier und da zerrißnen Wege die Anhöhe, von welcher hinab ſie ſich mit ſchnellen Schritten der Hütte näherten, vor welcher ſie den Grais mit Antonio und Lina erſtaunt und erfreut über dieſe Ueberraſchung antrafen.

Agathe ſchlief noch in ihrer Hütte neben ihren Maulthieren. Erweckt von der lauten Freude trat ſie hervor, betrachtete mit Vergnügen den Wagen, zog ihre Thiere bei und ſpannte ſie vor. Lina mußte ſich zuerſt einſetzen und wurde mit lautem Jubel auf dem freien Platze vor der Hütte einigemal herum gefahren; die Reihe traf dann auch die übrigen, ja ſelbſt der Grais, der an der Freude ſeiner Familie den innigſten Antheil nahm, wurde in Begleitung derſelben und unter Anſtimmung eines Freudengeſangs bis hin zur Sommerlaube gefahren, in welcher die Geſellſchaft einen ihrer vergnügteſten Morgen zubrachte.

Ihr Lieben, ſprach der Grais mit aufgeheitertem Geſichte, welche Freuden werdet ihr euch auf Gottes ſchönen Erde verſchaffen können, wenn ihr immer ſo nach ſeinem Willen in Eintracht und Liebe bei einander lebt. Fühlteſt du dich, Chilum, wohl jemals im Getümmel der Schlacht, oder als Sieger, wo du eine Menge Feinde niederwarfſt, je ſo glücklich, als in dieſen friedlichen Hütten?

Chilum. Erinnere mich nicht mehr, Vater, an jene traurigen Auftritte; ich bemühe mich mit Fleiß ſie zu vergeſſen. Hätte ich Gott ſo gekannt, wie du mir ihn als das gütigſte Weſen kennen gelehrt haſt, der nicht am Zerſtören ſondern am Wohlthun Freude empfindet, der ſich aller ſeiner Geſchöpfe erbarmet und ſelbſt die Unwürdigen nicht von ſeiner Liebe ausſchließt, ſondern ſie noch glücklich zu machen ſucht — ich hätte nie meine Hand zum Streit aufgehoben.

Grais. Wie würde dieſe Gegend, die jetzt mit neuer Fruchtbarkeit und Schönheit ſich gleichſam vor unſern Augen erhebt, jetzt ausſehen, Gumal, wenn ſich Gott ſeiner Macht, von den auch das geſtrige Gewitter Zeuge war, zum Zerſtören dieſer Erde bedienen wollte. Beweißt er ſie nicht vielmehr zum Wohlthun, zum Segen ſeiner Geſchöpfe? Befördert er nicht durch ſie unſre Freuden? Sollten wir nicht auch unſre, obgleich geringen Kräfte dazu anwenden, einander die Freuden des Lebens zu vermehren? Siehe um dich her, ob nicht alles, was vorhanden iſt, von der Abſicht des gütigen Gottes Zeuge iſt, ſeine Geſchöpfe, und beſonders die Menſchen froh und glücklich zu machen. Siehe, wie die aufgehende Sonne unſern Aufenthalt verſchönert, uns ſo freundlich mit ihren erſten Strahlen begrüßt, als freue ſie ſich unſers Daſeyns. Verdient nun wohl derjenige ein Menſch zu ſeyn, und dieſe ſchöne Erde zu bewohnen, der nicht auch Freude an dem Glücke anderer empfinden und es ſo viel möglich befördern ſollte?

Gumal. Ich wüßte nicht, ob ich ſelbſt froh ſeyn könnte, wenn ſich nicht auch andre mit mir freuten.

Grais. Zu dieſer theilnehmenden Empfindung hat der Allgütige, der ſelbſt die Liebe iſt, jedes menſchliche Herz fähig gemacht; es gehört dies mit zu den Vorzügen, die unſer Geiſt erhalten hat, in denen wir das Bild des gütigſten Gottes an uns tragen. Je vollkommner wir darinnen werden, deſto mehr nähern wir uns ihm, und werden mit Wohlgefallen von ihm bemerkt, und Du, Gumal, haſt vorhin erklärt, du fühlteſt dich um deſto glücklicher, wenn andere ſich mit dir freuten, nicht wahr?

Gumal. Ja, Vater, drum bin ich nie vergnügter, als wenn ich mich in deiner und dieſer Lieben Umgang befinde. Du glaubeſt nicht, was es mir für Freude macht, wenn du, guter Vater, mit theilnehmenden, wohlwollenden Blicken uns bemerkeſt. Wenn wir uns drüben in unſern Wohnungen verſammlen, und uns gemeinſchaftlich über etwas freuen, da wünſchen wir jedesmal, wenn doch unſer Vater und Lina mit Agathen gleich bey uns wären, und der gute Antonio, daß ſie Theil an unſerer Freude nähmen!

Grais. Wenn du vollends wüßteſt, Gumal, daß es auch außer den Menſchen, noch andre vernünftige und gute Weſen giebt, die an unſern Angelegenheiten auf der Erde Theil nehmen, ſich unſers Glücks freuen und daſſelbe zu befördern ſuchen: würde das deine Freude nicht ungemein vermehren?

Gumal. Allerdings; aber wo wären dieſe?

Grais. Meinſt du wohl, daß dieſe Erde mit ihren Bewohnern ſchon die ganze Schöpfung

Gottes ausmache, daß außer derſelben nichts vorhanden ſey? Wie eingeſchränkt würdeſt du dir da die Allmacht Gottes und ſeine Schöpferkraft denken? Der unermeßliche Raum da über uns, wo ſchon ſo oft dein Auge, beſonders in ſternenheller Nacht mit Erſtaunen hinblickte, iſt er nicht auch von Gottes ſchöpferiſcher Güte erfüllt? Sollten ſich nicht auch da Geſchöpfe befinden, die ſich, ſo wie wir hier, ihres Daſeyns und ihres guten Schöpfers freuen?

Gumal. Das will ich wohl glauben.

Grais. So wird es dir auch nicht unwahrſcheinlich vorkommen, wenn in jenen frühern Belehrungen, die der liebe Gott den Menſchen zur Vermehrung ihrer Kenntniſſe und zur Beförderung ihrer wahren Glückſeligkeit gegeben hat, wenn in jenen heiligen Schriften, die ich euch als dieſe Erkenntnißquelle bekannt gemacht habe, geſagt wird: daß es außer den Menſchen auf der Erde, auch noch andre vernünftige Weſen von höherer Art gäbe, die uns an Vollkommenheit übertreffen, und als Geiſter einen noch ſeligern Aufenthalt in jenen höhern Gegenden des Himmels bewohnen; daß aber gleichwohl dieſe edleren Geiſter mit uns, der Seele nach, gleichſam verwandt ſind und in gewiſſen Verhältniſſen mit uns ſtehen; daß ſie Antheil an unſern Angelegenheiten nehmen, ſich des Guten freuen, das hier auf der Erde geſchieht, und daſſelbe zu befördern ſuchen.

Lina. Vater! da ſagſt du uns etwas ſehr erfreuliches. Alſo auch dieſe guten Geiſter bemerken uns?

Grais. „Ja; und zwar mit Wohlgefallen und Freude, wenn auch wir gut ſind, und, ſo wie ſie, den Willen Gottes, unſers gemeinſchaftlichen Schöpfers, gerne befolgen, heilig und tugendhaft in der Welt leben.

Lina. Das ſoll mir wieder ein Antrieb mehr ſeyn, mich immer recht gut zu betragen, damit auch dieſe, ſo wie alle gute Weſen, ſich über mich freuen mögen.

Mit herzlicher Freude drückte der Grais das gute Mädchen an ſeine Bruſt und ermahnte ſie, ihrem gefaßten Vorſatz treu zu bleiben.

Es gehört, fuhr der Grais in ſeiner Unterredung fort, mit zu der weiſen Einrichtung, die unſer Gott in ſeiner ganzen Schöpfung gemacht hat, daß immer ein Geſchöpf, ein Weſen außer ſeinem eignen Daſeyn und Glück, auch das Daſeyn und Glück anderer befördern hilft; dadurch ſind eben alle einzelnen Theile ſeiner großen Schöpfung zu einem allgemeinen Ganzen vereinigt; und Gott bedient ſich bei ſeiner Regierung, der auch in dieſer Abſicht von ihm erſchaffnen Weſen, um ſeine weiſen Abſichten auszuführen. Das Edlere muß oft dem Geringern, das Stärkere dem Schwächern zum Dienſte ſeyn; das ſchwache Kind findet an den ältern und ſchon erwachſnen Menſchen einen Führer und Beſchützer; der Verſtändige muß dem Unerfahrnen durch ſeine Einſichten dienen. So ſind auch jene höhern, edlen Geiſter von Gott zum Dienſte anderer erſchaffen, zur Beförderung der Glückſeligkeit der Menſchen; und mehrmals bediente ſich ſeine Vorſehung ihrer in den Angelegenheiten dieſer niedern Erdbewohner, um durch ſie ſeine wohlthätigen Abſichten auszuführen. Um dieſes Geſchäftes willen werden ſie in den heiligen Schriften, Boten Gottes, Geſandte an die Menſchen, oder Engel genennt, und ihr werdet, meine Lieben, bei dem fernern Unterricht von dem, was Gott zur Seligkeit der Menſchen gethan hat, erkennen, welchen freudigen und thätigen Antheil ſie an dem Glück der menſchlichen Seelen genommen haben.

Nach dieſer Unterhaltung in der Sommerlaube entfernte ſich Lina mit Antonio, um die nöthige Veranſtaltung zur Bewirthung ihrer lieben Gäſte zu machen. Agathe hatte indes ihre Maulthiere wieder auf die Weide getrieben, und die übrigen aus der Geſellſchaft theilten ſich in die Geſchäfte des Tags. Es war jetzt die Zeit der Erndte nahe; die Waitzenfelder wurden ſchon weiß; die Bäume bogen ſich unter der Laſt ihrer Früchte, und an den Weingeländern wurden die Trauben immer größer. Es wurde daher ſchon die Verabredung getroffen, wie ſie einander die Arbeiten des Einſammlens erleichtern wollten, zugleich aber auch beſchloſſen, die noch übrigen Tage zur Erweiterung des Magazins oder des Vorrathshauſes in der Winterwohnung anzuwenden.

Am Abend dieſes Tags, den ſie gemeinſchaftlich genützt und genoſſen hatten, verſammleten ſie ſich wieder in der Wohnung des Graiſes; hier ruhten ſie von ihren Geſchäften aus, unterhielten ſich anfangs mit freundſchaftlichen Geſprächen, ſchloſſen den Kreiß noch enger und baten den Antonio, daß er ſein Verſprechen erfüllen und ihnen die Geſchichte des Lebens Jeſu auf Erden, vom Anfange an, erzählen möge.

Ihr erwartet wohl mit Recht, fieng Antonio an, daß der Eintritt dieſer ſo großen und merkwürdigen Perſon, Jeſus, in der Welt auch mit ganz ungewöhnlichen, außerordentlichen Auftritten müſſe begleitet geweſen ſeyn, daß man ſchon dabei unverkennbare Merkmale ſeiner höhern göttlichen Sendung müſſe entdecket haben. Ihr irret euch auch in dieſer Erwartung nicht; aber wenn ihr dieſe Merkmale in äußerliche, in die Augen fallende und allgemeines Aufſehen erregende Umſtände ſetzen wolltet, wie die ehemaligen Juden, welche meinten, der Meſſias werde mit großer Pracht und Herrlichkeit unter ihnen auftreten und ſich gleich bei ſeinem Eintritt in die Welt, als den großen König darſtellen, der ein großes weltliches Reich ſtiften wollte: ſo würdet ihr euch in dieſer Erwartung täuſchen. Es gehörte vielmehr mit zu dem Zweck, zu welchem Jeſus in die Welt kam, die Menſchen zu belehren, daß ſie doch ja keinen zu großen Werth auf dieſe äußerliche und ſinnliche Vorzüge ſetzen, nicht zeitliches Glück von ihm erwarten ſollten, ſondern das, was ſie vollkommen an ihrer Seele glücklich machen könnte.

In einem kleinen, unbedeutenden Städtchen des jüdiſchen Landes, welches Nazareth hieß, lebte eine ſehr tugendhafte und gottesfürchtige Jungfrau, Namens Maria. Sie war zwar aus jenem vormals unter den Juden ſo angeſehenem Geſchlechte Davids; aber dieſe Familie war durch eine Reihe von Jahren von ihrem ehemaligen Anſehen ſehr herabgeſunken: ſo daß dieſer Abkömmling derſelben in ihrer einſamen Wohnung in einem Zuſtande, der nahe an Dürftigkeit gränzte, lebte. Ihre Tugend, die Unſchuld und Reinigkeit ihres Herzens, war ihr einziger Reichthum; ſo ſehr ſie ſich auch durch dieſe edleren Vorzüge vor vielen ihres Geſchlechtes auszeichnete: ſo verband ſie damit diejenige edlere Beſcheidenheit und Demuth,

muth, die immer das Merkmal einer guten Seele ſind. Bei ihrer eingezogenen ſtillen Lebensart, erwarb ſie ſich gleichwohl die Achtung ihrer Zeitgeneſſen. Denn ob ſie ſich gleich nicht wegen ihrer edlen Vorzüge hervorzudrängen ſuchte, wurde ſie doch von andern guten Menſchen bemerkt: und ein Mann aus demſelben Orte und aus derſelben Familie, Namens Joſeph, bewarb ſich um ihre Freundſchaft und erwählte ſie zu ſeiner künftigen Gattin.

Aber die Vorſehung Gottes hatte ſie zu einer höhern Beſtimmung auserſehen. Ihre Gottesfurcht, ihre Tugend und Sittſamkeit, die ſie von ihrer frühen Jugend auf bewieſen hatte, wurde von Gott mit Wohlgefallen bemerkt; ſie wurde daher unter allen ihres Geſchlechts von ihm gewürdiget, die Mutter des verheißenen Heilandes der Welt zu werden.

Einſt, als ſie ſich in ihrer ſtillen Wohnung allein befand, empfieng ſie den ganz unerwarteten Beſuch eines Engels, — Ihr werdet es euch, meine Lieben, noch aus der vorigen Unterredung erinnern, daß Gott zuweilen bei ſehr wichtigen Veränderungen auf der Erde ſich dieſer höhern Geiſter, als ſeiner Geſandten an die Menſchen bedient, diente, um ihnen ſeinen Willen bekannt zu machen. — Ueber dieſe unerwartete Erſcheinung eines himmliſchen Boten in ſichtbarer Geſtalt, der ſich ihr mit ehrerbietigen Anſtand und dem freudigen Zuruf näherte: Sey gegrüſſet, du Holde! der Herr iſt mit dir! Du Glücklichſte deines Geſchlechts — wurde Maria in Erſtaunen und in eine Art von Furcht geſetzt, die ſich gar wohl aus dieſem außerordentlichen Auftritte erklären läßt. Sey getroſt, Maria, rief ihr der Engel zu: Du haſt Gnade bei Gott gefunden! Dich hat er zur Mutter eines Sohnes beſtimmt, dem du den Namen Jeſus geben ſollſt, weil er der Beglücker und Erretter ſeines Volks ſeyn wird. Er wird groß und ein Sohn des Höchſten genennet werden, und ein Reich ſtiften, das an wahrem Glück und an Dauer, das Reich ſeines Vaters Davids unendlich übertreffen wird.

Maria, die ſich dieſen großen Gedanken kaum denken konnte, erklärte gegen den Engel, daß ihr dieſes ganz unmöglich vorkomme, zumahl, da ſie noch unverheirathet ſey; ſie wurde aber von ihm belehrt: daß das, was Menſchen unmöglich vorkomme, von Gott gar leicht geſchehen könne, daß er durch ſeine allmächtige Kraft, durch ſeinen allbelebenden Geiſt in ihr wirken, und dieſes ausgezeichnete Kind erzeugen werde, das daher auch mit vollem Rechte den Namen: Sohn Gottes, führen werde.

Dieſer außerordentliche Umſtand mußte ja wohl bald dem vertrauten Freunde der Maria, dem Joſeph bekannt werden; und kaum erfuhr es dieſer, als er, aus Achtung gegen die Maria, und beſonders aus Ehrfurcht gegen Gott, der ſie zu ſo großen Abſichten beſtimmt hatte, bei ſich beſchloß, ſich alles fernern Umgangs mit ihr zu enthalten. Aber auch er empfieng bald darauf durch ein nächtliches Geſicht, den Befehl von Gott, daß er es nicht thun, ſondern die Maria, als ſeine Gattin, zu ſich nehmen, ſich des Sohns, den ſie gebären würde, als Vater annehmen und ihm den Namen Jeſus geben ſollte: denn dieſer werde der Beglücker ſeines Volks werden.

So lebten nun dieſe beiden Perſonen im freundſchaftlichen Umgange in ihrem ſtillen Aufenthalte zu Nazareth in froher Erwartung der Zeit, wo jene große Verheißung erfüllt werden würde. Einſt wurden ſie durch einen Befehl ihrer Landesobrigobrigkeit aufgefordert, eine Reiſe nach einem entfernteren Orte, der Bethlehem hieß, zu machen, wohin ſich die ſämmtlichen Bewohner der umliegenden Gegend verſammlen mußten. Bei ihrer Ankunft fanden ſie ſchon alle Wohnungen dieſes ohnehin kleinen Ortes mit Menſchen angefüllt, ſo daß es ihnen ſchwer wurde, in einer kleinen ärmlichen Hütte unterzukommen. Und hier — an einem Orte, wo es ihnen an aller Bequemlichkeit und freundſchaftlichen Hülfe fehlte, jetzt, da ſchon die Nacht angebrochen war und die ermüdeten Reiſenden im erſten Schlummer lagen — da trat die feierliche Stunde der Geburt Jeſu, des Heilandes der Welt ein; da wurde Maria die glückliche Mutter des verheißenen Sohnes, drückte ihn im ſeligſten Entzücken an ihre Bruſt, hüllte ihn, ſo gut es gehn wollte, in Tücher ein, legte ihn, aus Mangel an einem bequemern Raum, in eine Krippe, und überließ ſich an der Seite ihres geliebten Joſephs, bei dem Anblick des holden Kindes, den ſüßeſten Gefühlen der Mutterfreude und des innigſten Dankes gegen Gott.

So, ohne alles äußerliche Anſehen, ſo geräuſchlos, ſo unbemerkt von den Menſchen, trat

Jeſus, der Sohn des höchſten Gottes in die Welt ein; ſo niedrig, ſo arm und gering war ſein erſter Zuſtand auf der Erde; wer hätte in dieſem Winkel einer ſchlechten Hütte, — in dieſem Kinde, das ſo armſelig in Windeln gewickelt in einer Krippe lag, und hier von den Händen armer Eltern verpflegt wurde, den Erretter der Menſchen, der Heil und Glück über alle bringen würde, erwarten ſollen. Was jetzt noch den Augen der Menſchen verborgen und gleichſam in nächtliche Dunkelheit eingehüllt war, das bemerkten jene ſeligen Geiſter des Himmels in hellerem Lichte; ſie nahmen den freudigſten Antheil an dem Glücke der Menſchen, und waren die erſten, die ihnen die ſo erfreuende Nachricht von dieſer über alles wichtigen Begebenheit brachten.

Es befanden ſich nämlich in der Gegend von Bethlehem einige Hirten bei ihren Heerden auf dem Felde; die Nacht verbreitete Dunkelheit und Stille um ſie her; auf einmal entſtand eine Helligkeit, wie das Leuchten eines Blitzes, und mit Entſetzen ſahen ſie einen Engel in hellglänzender Geſtalt ſich ihnen nähern, der ihnen zurief: Fürchtet euch nicht! Ich bringe euch eine Nachricht, die für euch und für das menſchliche Geſchlecht höchſt erfreulich iſt! Denn euch iſt heute der Heiland geboren, der Meßias, der verheißne Sohn Davids, der Beherrſcher ſeines Volks. — Er bezeichnete ihnen darauf die Stätte und gab ihnen die äußerlichen Merkmale an, an welchen ſie das Kind erkennen und ſich ſelbſt von dieſer erfreulichen Wahrheit überzeugen ſollten; verließ ſie dann im freudigen Erſtaunen, miſchte ſich in die Geſellſchaft mehrerer Geiſter ſeiner Art und ſtimmte mit ihnen in das Lob Gottes ein, wobei ſie ausriefen: Preiß ſey Gott dem Allerhöchſten; Friede auf der Erde und Heil ihren Bewohnern!

So bald ſich die Hirten von ihrem Erſtaunen erholt hatten, giengen ſie zu dem Orte hin, den ihnen der Engel bezeichnet hatte; fanden da das holde Kind in der Krippe, neben ſeiner Mutter Maria und dem Joſeph, bezeugten ihre Freude bei dieſem Anblick, erzählten, auf welche wunderbare Art ſie dieſe Entdeckung gemacht hätten und dankten Gott, daß er ſie dieſes Glücks gewürdigt habe. Durch ihre Erzählung wurden zwar mehrere aufmerkſam gemacht; weil aber Maria nicht lange mit ihrem Kinde an dieſem Orte verweilte, ſo verlohr ſich auch bald wieder der Ruf von dieſem wichtigen Auftritte in Bethlehem; aber um deſto unvergeßlicher blieb der Eindruck, den alle dieſe beſonderen Umſtände auf die Seele der Maria und derer, die Zeugen der Geburt Jeſu waren, gemacht hatten.

Wenn ihr nun, meine Lieben, über dieſe Umſtände bei der Geburt Jeſu aufmerkſam nachdenkt, ſo werdet ihr finden, daß ſie zwar auf wunderbare und von Gott ausgezeichnete Art geſchahe; aber gleichwohl mit ſolchen Auftritten begleitet war, die in den Augen der mehreſten Menſchen erniedrigend und gering ſchienen. Die armſelige und noch dazu fremde Hütte, in welcher Jeſus zur Welt kam, die armen Eltern, in deren Hände er zur Verpflegung, als ein kleines, hülfsbedürftiges Kind gelegt wurde, die erſten menſchlichen Zeugen ſeiner Geburt, die Hirten Bethlehems — ließen nicht erwarten, daß er in der Abſicht gekommen ſey, ein irdiſches Reich auf der Erde zu ſtiften, Ehre vor den Menſchen und zeitliches Glück zu ſuchen. Von ſeiner Geburt an lebte Jeſus in Niedrigkeit, nahm an den gewöhnlichen Schickſalen der Menſchen Theil, war ſchon als Kind den Beſchwerden und Gefahren des Lebens ausgeſetzt. Denn kaum war die Nachricht von der merkwürdigen Geburt dieſes Jeſus durch eine ſonderbare Veranlaſſung ruchtbar geworden, und bis zu den Ohren des damaligen Königes, Herodes, gekommen, als dieſer den grauſamen Anſchlag faßte, dieſes Kind, von dem er befürchtete, es möchte ihm einſt ſchädlich werden und ihn um ſeine Herrſchaft bringen, zu ermorden; aber die Vorſehung Gottes, die über das Leben dieſes geliebten Kindes wachte, vereitelte dieſen mörderiſchen Anſchlag; Joſeph empfieng Nachricht von der Gefahr, die dem Kinde drohte; er brach daher zeitig mit ihm und der Mutter deſſelben auf, zog aus dem Lande und wählte das zwar entfernte, aber ſichere Egypten, zum Zufluchtsorte. Hier verweilte er ſo lange, bis jener boshafte König geſtorben war; dann zog er wieder in ſeine Vaterſtadt Nazareth zurück, wo Jeſus in dem Hauſe ſeines Pflegevaters die erſten Jahre ſeiner Kindheit ruhig und unbemerkt verlebte.

Schon frühe zeigten ſich in der jungen Seele dieſes Jeſus große Anlagen und vorzügliche Verſtandeskräfte, die ſich bei ihm früher entwickelten, als man ſonſt in einem ſolchen Alter erwarten konnte. Schon in ſeinem zwölften Jahre, als ihn ſeine Eltern bei einer Reiſe nach der Hauptſtadt des Landes Jeruſalem, zur Feier eines Volksfeſtes mitgenommen hatten, zeigte Jeſus in einer Verſammlung der Volkslehrer, die in dem Tempel gehalten wurde, ſo große Kenntniſſe in den Wahrheiten der Religion, und dabei ſo viel Beſcheidenheit, daß die ganze Verſammlung über ihn in Verwunderung geſetzt wurde; man konnte ſichs nicht erklären, wie ein Kind von den Jahren, das doch keine gelehrte Erziehung erhalten hatte, ſo fertig über vorgelegte Fragen antworten und ſo richtig über die wichtigſten Wahrheiten der Religion urtheilen konnte. Gleichwohl drängte er ſich nicht etwa mit ſeinen Kenntniſſen vor; verbarg ſich vielmehr; brachte ſeine Jugendjahre im Hauſe ſeiner Eltern in Eingezogenheit und geräuſchloſer Uebung ſeiner Pflichten zu; that mit zunehmenden Jahren immer mehr Fortſchritte in der Weisheit und Tugend, und lebte ſo zum Wohlgefallen Gottes und der Menſchen.

Wie Vieles, meine Lieben, könnt ihr ſchon von dieſem Jeſu aus dieſer kurzen Geſchichte ſeines jugendlichen Lebens auf der Erde lernen; wie Vieles auch auf euren gegenwärtigen Zuſtand anwenden? Muß es euch nicht ſchon Freude ſeyn, auch auf der Erde zu leben, auf der auch Jeſus vormals als Kind gelebt hat? — Hat Gottes Güte ſich nicht auch an euch von eurer Geburt an bis jetzt ſo wohlthätig bewieſen? Hat ſie nicht auch für eure Erhaltung und Erziehung geſorgt, und euch aus ſo manchen Gefahren des Lebens gerettet? Hat er euch nicht in Verbindung mit ſo manchen guten Menſchen auf dieſer Erde geſetzt, in deren Umgange ihr die Jahre eurer Kindheit ſo angenehm als nützlich zubringen könnt? Wozu muß euch wohl dieſe Güte eures Gottes verpflichten?

Gumal. Daß auch wir zu ſeinem und der Menſchen Wohlgefallen in der Welt leben, wie Jeſus.

Antonio. Und wie könnt ihr dies ſchon jetzt in eurer frühen Kindheit thun?

Lina. Wenn wir auch, wie Jeſus, immer mehr an Weißheit und Tugend zunehmen, uns immer recht gut verhalten und dabei beſcheiden ſind.

Antonio. Ja, Kinder, wenn ihr das thut, ſo werdet ihr auch wieder von Gott und allen guten Menſchen geliebet werden. Euer äußerlicher Zuſtand in der Welt ſey übrigens, welcher er wolle, ihr werdet euch immer darinn wohl befinden. Geſetzt auch, ihr müßtet manches entbehren, was ihr euch zu eurer Bequemlichkeit oder Vergnügen wünſchtet; ja, ihr müßtet auch wohl manche Beſchwerde erdulden: ſo laſſet euch dieſes nicht befremden; erinnert euch vielmehr dabei, daß auch Jeſus im niedrigen Stande zufrieden lebte, daß er ſich in demſelben zu ſeinem Beruf vorbereitete und ſchon frühe an die Beſchwerden gewöhnte, die er bei ſeinem nachherigen thätigen und geſchäftevollen Leben auf Erden zu ertragen hatte.

Der Grais leitete bei der nächſten Unterredung die Aufmerkſamkeit der Kinder wieder auf jenen merkwürdigen Auftritt des Lebens Jeſu, als er dort am Jordan öffentlich vor dem Volke erſchien, und vom Johannes für den längſterwarteten Meſſias und Heiland der Welt erklärt wurde.

So wichtig ſchon, ſprach er, das Zeugniß dieſes Johannes, als eines angeſehenen Volkslehrers von Jeſu war: ſo erforderte es gleichwohl die Wichtigkeit der Sache, daß dieſes auf eine noch feierlichere Art von Gott ſelbſt beſtätiget wurde. Dies geſchah bei folgender Gelegenheit:

Als Jeſus eben im Begriff war, öffentlich als Lehrer ſeiner Religion aufzutreten, kam er zuvor zum Johannes am Jordan und verlangte von ihm, daß er ihn auch durch jene feierliche Handlung des Untertauchens im Waſſer einweihen ſollte. Anfangs weigerte ſich Johannes dies zu thun, weil er ihn ſchon nach ſeiner innern Ueberzeugung für diejenige erhabene Perſon hielt, die zum größten Seegen der Menſchen in die Welt gekommen ſey. Wie? ſprach er, ich habe wohl nöthig, von dir getauft und unter die Zahl deiner Verehrer und Schüler aufgenommen zu werden, und du kömmſt zu mir? Jeſus erklärte ihm darauf: ſeine Beſtimmung in der Welt fordere von ihm, ſich ſelbſt allen den Anordnungen zu unterwerfen, die Gott zum Beſten der Menſchen gemacht habe, und alſo auch durch dies ſein Beiſpiel dieſe neue Verpflichtung der Menſchen zu einem tugendhaften Leben zu beſtätigen. Er ſtieg darauf ins Waſſer und Johannes tauchte ihn unter; als Jeſus wieder heraufſtieg: öffnete ſich auf einmal der Himmel über ihm; ein helleuchtender Blitz fuhr herab und ruhte in ſanfter Bewegung, wie das Schweben einer Taube über ſeinem Haupte, und aus der ihn begleitenden Donnerwolke tönte die Stimme vom Himmel: Dies iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.

Johannes, der nächſte Zeuge dieſes majeſtätiſchen Auftritts, wurde nun dadurch völlig überzeugt, daß dieſer Jeſus der verheißene Meſſias und Heiland der Welt ſey; er bezeugte dies um deſto freimüthiger und getroſter, wieß die Menſchen, die ein aufrichtiges Verlangen zu ihrer Seligkeit bezeigten, hin zu ihm, und freute ſich innig, als er kurze Zeit nachher die Nachricht erfuhr, daß dieſer Jeſus durch ſeine Lehren und außerordentliche Thaten ſich eine große Anzahl von Freunden und Verehrern verſchafft habe.

Von dieſer Zeit an machte Jeſus den Anfang mit Verkündigung ſeiner Lehren; wobei er ſich nicht etwa an einen Ort oder an eine beſtimmte Zeit band, ſondern er that dies überall und wo er eine ſchickliche Gelegenheit dazu fand; bald in dieſer, bald in jener Gegend, bald in offnem Felde bei dem Anblick der ſchönen Natur; auf einer Anhöhe unter freiem Himmel; am Ufer eines Sees, wo er von einem Schiffe aus zu dem am Geſtade verſammleten Volke redete; bald in dem Tempel, oder an den beſondern Verſammlungsorten der damaligen Volkslehrer, überall ſuchte er die Menſchen zur richtigen Erkenntniß Gottes zu leiten und ſie zu lehren, wie ſie ihn als das heiligſte Weſen auf eine würdige Art verehren müßten.

Bei dieſem ſo wohlthätigem Geſchäfte, welches ihn im täglichen Umgange mit Menſchen von verſchiedener Denkungsart aus allen Ständen der bürgerliche Geſellſchaft erhielt, erwarb ſich Jeſus durch ſein ſo menſchenfreundliches Betragen überall Zuneigung und Liebe. Es fehlte nicht an Redlichgeſinnten, die ihm ihr ganzes Zutrauen ſchenkten, ſeinen Unterricht annahmen und ſich für ſeine Verehrer erklärten. Aus dieſem wählte er ſich beſonders einige, die er gleich beim erſten Blick ihres guten Verſtandes und Herzens wegen ſeines Zutrauens würdig erkannte, zu ſeinem vertrautern Umgange. Es waren dies Männer aus dem gemeinen Stande, mehrentheils Fiſcher, die von ihrer Hände Arbeit lebten; auch anfangs noch eine Zeitlang ihr gewöhnliches Gewerbe fortſetzten, aber zuletzt es völlig aufgaben, und Jeſum auf ſeinen wohlthätigen Reiſen begleiteten; ihre Anzahl belief ſich auf Zwölfe; ſie führten den Namen der Jünger oder Schüler Jeſu, den ſie ihren Meiſter, Lehrer und Herrn, nach damaliger Sitte, nannten. Dieſe waren nicht nur ſeine nächſten Zuhörer bei den Vorträgen, die Jeſus öffentlich zu dem Volke hielt, und Zeugen der großen bewunderungswürdigen Thaten, welche er verrichtete; ſondern ſie wurden von ihrem großen Lehrer beſonders unterrichtet und noch vertrauter mit denjenigen Wahrheiten gemacht, die ſie künftig als Lehrer ſeiner Religion unter den Menſchen verkündigen ſollten.

Begleitet von dieſen ſeinen Schülern durchreiſte Jeſus das jüdiſche Land; bemühte ſich, die Menſchen von ihren bisherigen irrigen Vorſtellungen, die ſie ſich von Gott und der Art ihn zu verehren, gemacht hatten, zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen und ihnen beßre Grundſätze ihres Verhaltens beizubringen. Ihr könnet leicht denken, mit was für Mühe und mit wie vielen Beſchwerden dieſe ſo wohlthätige Bemühung Jeſu, des beſten Menſchenfreundes, verbunden war; es that ſeinem edlen Herzen ſo wehe, wenn er das Elend der Menſchen ſahe, in welches ſie aus Unwiſſenheit und Mangel an beſſern Unterricht gerathen waren; ſie ſind, ſagte er von ihnen, wie Schaafe ohne Führer, ohne Hirten, die ſich ſelbſt überlaſſen in der Irre gehen und unglücklich werden würden; aber ich werde ſie, als ein guter Hirte ſammlen und ſelbſt mein Leben für ſie dahin geben, um ſie vom Verderben zu erretten; denn dazu bin ich in die Welt gekommen, zu ſuchen und ſelig zu machen, was verlohren iſt; das iſt der Wille meines Vaters, der mich geſandt hat, und ihn zu erfüllen, meine Beſtimmung auf Erden. — Oft, wenn er bemerkte, wie das arme Volk bisher recht vorſetzlich von ſeinen Vorgeſetzten und bisherigen Lehrern in Unwiſſenheit und unter dem Druck harter Geſetze war erhalten worden, wie es ſich Gott, nicht als das gütigſte liebevolleſte Weſen, ſondern als einen ſtrengen und zornigen Gebieter dachte, zu dem man ſich nicht ohne Zittern und Zagen nahen dürfe, der erſt durch Opfer und Gaben verſöhnt werden müßte — wie bei dieſer Vorſtellung ſclaviſche Furcht an die Stelle der herzlichen Liebe, und Aengſtlichkeit an die Stelle des kindlichen Zutrauens getreten war, da jammerte es ihm in ſeiner Seele: daß gerade das, was den Menſchen das Erfreuendſte ſeyn ſollte, die Religion, ihnen zur drückendſten Bürde gemacht worden ſey. Da ſuchte er den menſchlichen Geiſt von dieſer Laſt zu befreien, Geſinnungen der Liebe und des Vertrauens zu Gott in ihm zu erwecken, und durch Ueberzeugung der Gnade Gottes zu beruhigen. Kommt her zu mir, rief er dann aus, ihr Tiefgebeugten und Beladenen! Ich will euch erquicken. Nehmet meinen Unterricht an! Sanft und beruhigend iſt meine

Lehre; ihr werdet durch ſie Ruhe für eure Seelen erlangen, und die Forderungen derſelben zu eurer Seligkeit nicht ſchwer finden. — Wenn Er dann ſahe, wie begierig ſich das Volk zu ihm drängte, um von ihm belehrt zu werden, mit welcher Aufmerkſamkeit es ihm zuhörte und ſeinen Unterricht mit Beifall annahm; wie mit jedem Tage ſich die Zahl derer vermehrte, die ſeinen beſſern Anweiſungen folgten — ach dann hob er ſeine Augen und Hände zum Himmel und dankte Gott, ſeinem Vater, daß er gerade dieſe vormals ſo vernachläßigten und geringgeachteten Menſchen dieſer beſſern Erkenntniß gewürdigt habe, die von ſo vielen eingebildeten Klugen und Weiſen der Welt bis jetzt noch verkannt würde: zum Beweiß, daß wahre Belehrung der Menſchen nicht das Werk menſchlicher Klugheit und Weisheit, ſondern das Werk Gottes ſey, welches er durch ihn, ſeinen Sohn, ausführe.

Dieſe Freuden ſeiner edlen Seele, die Menſchen durch ſeinen Unterricht glücklich zu machen, wurden jedoch auch oft geſtört. Er fand nicht überall, und bei allen Menſchen die gute Aufnahme, die er verdiente. Viele, und darunter waren beſonders ſeine eignen Landesleute, unter denen er vormals als Jüngling aufgewachſen war, verſagten ihm ihr Zutrauen und ihren Beifall, und geſtatteten ihm nicht einmal, unter ihnen zu verweilen und zu lehren. In ihren Augen hatte er zu wenig äußerliches Anſehen; ſein Stand war ihnen nicht vornehm genug; er unterſchied ſich ſo wenig von einem gewöhnlichen Menſchen, und verſprach denen, die ſich für ihn und ſeine Lehre erklärten, keine großen irdiſchen Vorzüge; darum achteten ſie ihn nicht. Zwar wäre es Jeſu leicht geweſen, ſich auch unter ſolchen Menſchen Anſehen zu verſchaffen, wenn er nur vor ihren Augen irgend ein auffallendes Wunder hätte verrichten wollen; aber eben weil ſie ſich ſeiner ſo unwürdig betrugen und ſo wenig Zutrauen zu ihm hatten, that er es nicht; denn er wollte niemand zum Glauben an ihn zwingen, und gab daher durch ſein Beiſpiel ſeinen Jüngern die Weiſung, daß auch ſie in Zukunft die Wohlthat ſeiner Religion niemand aufdringen, ſondern denen, die ſich ihrer unwürdig bezeigen würden, ausweichen ſollten; zugleich ermahnte er ſie, daß ſie als künftige Lehrer der Menſchen, bei ähnlicher Erfahrung nicht etwa muthlos, verdrießlich, oder allzuempfindlich werden mögten. Betrachtet, ſagte er zu ihnen, den Sämann, der ſtreuet mit voller Hand ſeinen Saamen aus; aber nicht jedes Korn fällt auf einen guten Boden, wo es aufgehen und Frucht bringen kann; manches fällt auf den Weg und wird zertreten oder von den Vögeln verzehret; manches fällt zwiſchen Steine, oder Dornen, wo es zwar aufgeht, aber nicht Frucht trägt, weil es nicht recht einwurzeln kann, dort von der Sonnenhitze verdorret und hier von dem aufgehenden Unkraut erſtickt wird; wo es aber einen guten Boden findet, da bringt es auch deſto reichlichere Früchte; ſo iſt es auch mit dem Worte Gottes, oder mit dem Unterrichte, den der liebe Gott den Menſchen ertheilen läßt; viele ſind noch nicht gehörig dazu vorbereitet, ihre Seelen ſind noch nicht empfänglich genug, ihn aufzunehmen; viele ſind zu zerſtreut und mit andern Dingen, zum Beiſpiel, wie ſie nur reich werden, oder ein recht bequemes und üppiges Leben in der Welt führen wollen, beſchäftigt; da macht jener Unterricht auf ſie keinen rechten bleibenden Eindruck; aber bei denen, ſo ihn mit einem offnen guten Herzen

anehannehmen und behalten, wirkt auch derſelbe deſto reichlicher Gutes, und erzeugt die edelſten Tugendfrüchte. —

Selbſt das ſo leutſelige und herablaſſende Betragen Jeſu, auch zu den Geringſten im Volke, war Vielen anſtößig; ſie hielten dies unter der Würde eines von Gott geſandten Lehrers, und machten es ihm zum Vorwurf, daß er ſich auch wohl mit ſehr gemeinen Menſchen in einen freundſchaftlichen Umgang einließ; kaum konnte es Jeſus ſolchen eingebildeten Menſchen begreiflich machen, daß er eben bei dieſen in den Augen anderer geringgeachteten Menſchen, das meiſte Gute ſtiften könne; dieſe wären nicht ſo von ſich eingenommen, als ob ſie ſchon vollkommen weiſe und tugendhaft wären, und bedürften um deſtomehr ſeines Unterrichts, ſo wie die Kranken, der Hülfe des Arztes. Wundert euch, ſagte er zu ſeinen Jüngern, über dieſe thörigten Urtheile der Menſchen nicht; es iſt von ihrer Denkungsart nichts beſſers zu erwarten; ſie betragen ſich gemeiniglich wie die unverſtändigen Kinder, denen man es immer nicht recht machen kann, und die darüber unwillig werden, wenn man ſich nicht nach ihrem

Eigenſinne richtet. Johannes trát unter ihnen auf, und führte eine ſehr ſtrenge Lebensart, hielt ſich eingezogen und entfernt vom gewöhnlichen Umgange der Menſchen, da ſagten viele von ihm, es iſt ein Sonderling; jetzt da ich mich den Menſchen nähere, mit ihnen freundſchaftlich umgehe, da macht man mir darüber Vorwürfe. So iſt der weiſeſte und beſte Menſch immer dem Tadel anderer Menſchen ausgeſetzt, die ihn gemeiniglich falſch beurtheilen. –

So großmüthig und nachſichtig ertrug Jeſus die unbilligen Urtheile der Menſchen von ſich und ſeiner Lehre; ſo ruhig und gelaſſen blieb er ſogar bei wirklichen Beleidigungen. Einſt befand er ſich mit ſeinen Jüngern auf der Reiſe nach Jeruſalem; der Weg führte ihn zu einem Orte, der von Samaritern bewohnt war; dies war ein Volk, das mit den Juden ſeit langen Zeiten in beſtändiger Feindſchaft lebte; ſie leiteten zwar auch ihren Urſprung von dem ehrwürdigen Stammvater der Juden, dem Abraham her; verehrten auch mit den Juden denſelben Gott, aber nicht öffentlich an einem und demſelben Orte, nicht, wie dieſe, in dem Tempel; zu Jeruſalem, ſondern hatten ihren eigenen Verſammlungsort auf einem Berge, und das war ein vorzüglicher Grund, warum ſie einander feind waren. Weil nun die Bewohner jenes Orts Jeſum für einen jüdiſchen Lehrer hielten, ſo wollten ſie ihm nicht erlauben, daß er bei ihnen einkehren, ja nicht einmal über ihre Grenze kommen ſollte. Dies verdroß die Jünger Jeſu; ſie hielten das für eine Beleidigung ihres großen Lehrers, und einige unter ihnen äußerten den Gedanken, dieſe Menſchen verdienten, daß Feuer vom Himmel falle und ſie verzehre. Da wendete ſich Jeſus mit einem Blick des Unwillens zu ihnen, und ſagte: Wie könnt ihr euch ſo ſehr vergeſſen! Iſt das eine Geſinnung, die eurer, als Kinder des ſanftmüthigſten, gütigſten Gottes, als meiner Jünger würdig iſt? Des Menſchen Sohn iſt nicht gekommen, der Menſchen Seelen zu verderben, ſondern zu erhalten.

Noch lange nach dieſem Unterrichte unterhielt ſich die Geſellſchaft von dieſem ſo ſanften und liebreichen Verhalten Jeſu, bei der Belehrung der Menſchen; und der Greis nahm daher Gelegenheit, ſo manche nützliche Lehren für die Kinder aus dieſem

ſem Beiſpiel Jeſu herzuleiten: daß man ſich, wenn man in der Welt Gutes ſtiften wolle, nicht durch die damit verbundenen Beſchwerden, oder vorkommenden Hinderniſſe dürfe abſchrecken laſſen; daß man auch ſelbſt bei dem Undank der Menſchen, fortfahren müſſe, ihre Wohlfarth zu befördern; daß man ſie bei ihren Fehlern mit Geduld tragen und ſie lieber auf Rechnung ihres Unverſtandes und ihrer Unwiſſenheit ſetzen, als für Beweiſe eines boshaften Herzens halten und nie im Gutesthun ermüden müſſe u. dgl.

Diejenigen, fuhr der Grais in der nächſten Unterredung fort, die unſerm guten Jeſus den meiſten Verdruß machten und ihm bei Verkündigung ſeiner Lehre die größten Hinderniſſe in den Weg legten, waren die Phariſäer; dieſe machten unter den Juden eine Geſellſchaft von Menſchen aus, welche ſich durch eine außerordentlich ſtrenge und genaue Beobachtung des moſaiſchen Geſetzes auszeichneten und das Anſehen vorzüglich religiöſer und heiliger Menſchen haben wollten; ihre Gottesverehrung beſtand aber bloß, ſo wie ihre Tugend, in äußerlichen Geberden und Handlungen; ſie thaten alles, um nur von den Leuten geſehen zu werden und in ihren Augen für beſondere Heilige zu gelten; im Geheim aber erlaubten ſie ſich die unſittlichſten Handlungen; es waren mehrentheils Menſchen von ſchlechten, boshaften Geſinnungen und doch dabei im höchſten Grade von ſich ſelbſt eingenommen, als wären ſie die beſten Menſchen. Da nun Jeſus bei ſeinem Religionsunterrichte dies als den erſten Grundſatz einprägte: daß Gott, als das heiligſte, geiſtige Weſen von den Menſchen auch nur auf eine geiſtige Art, durch ihren Verſtand und durch reine tugendhafte Geſinnungen verehret werden könnte, daß folglich Aufrichtigkeit und reine Liebe zum Guten die Haupterforderniß eines wahren Gottesverehrers ſey, ſo mußte er die Denkungsart und das Verhalten jener Menſchen tadeln, deren Gottesdienſt, Verſtellung, und deren Tugend nur ein äußerliches Blendwerk war; er mußte ſeine Schüler für der Denkungsart jener Phariſäer nachdrücklich warnen, weil ſie bei derſelben niemals wahre Gottesverehrer, nie wahrhaft tugendhafte Menſchen und geſchickt zum Reiche Gottes werden könnten. — Dies verdroß dieſe eingebildeten Frömmlinge, zumal da Jeſus ohne alle Zurückhaltung, öffentlich

lich vor dem Volke, ja oft ſelbſt in ihrer Gegenwart, ihre Verſtellung ins Licht ſtellte, und ſie für Heuchler erklärte, die es nicht aufrichtig weder mit Gott noch den Menſchen meinten. — Gleichwohl ſtanden dieſe Phariſäer in großem Anſehen bei dem Volke, ſie bekleideten zum Theil öffentliche Aemter und hatten einen ſehr großen Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten ihrer Nation; bei ihrer Argliſt wußten ſie daher nicht nur die Prieſter des Volks, die dem öffentlichen Gottesdienſt vorgeſetzt waren, und die Schriftgelehrten, die die heiligen Schriften und Geſetzbücher der Juden auslegten, wider Jeſum einzunehmen, als ob er ihnen ihr bisheriges Anſehen rauben und alle die heiligen Gebräuche und Ordnungen aufheben wollte: ſondern ſie ſuchten auch das Volk wider ihn anzubringen, und alle diejenigen, die es mit Jeſu und ſeiner Lehre hielten, für gefährliche Leute zu erklären, mit denen man alle Gemeinſchaft und allen Umgang aufheben müſſe. — So viele Hinderniſſe ſie nun zwar der Lehre Jeſu in den Weg legten: ſo konnten ſie doch die Ausbreitung derſelben nicht aufhalten; mit jedem Tage ſtieg das Anſehen Jeſu und die

Zahl ſeiner Verehrer; dies erregte ihren Neid und entflammte ihre Bosheit; gern hätten ſie dieſen lautgeprieſenen Lehrer auf eine mörderiſche Art auf die Seite geſchafft, wenn es in ihrer Macht geſtanden hätte; auch fürchteten ſie ſich dabei für dem Volk, bei welchem Jeſus doch faſt durchgängig in dem Rufe eines ſehr großen Propheten ſtand; ſie ſuchten daher durch Liſt auszuführen, was ſie mit Gewalt nicht wagen durften; ſie legten Jeſu oft ſehr verfängliche Fragen vor, und lauerten ihm bei ſeinen Handlungen auf, ob ſie etwas gegen ihn aufbringen mögten, weswegen ſie ihn bei der Obrigkeit verklagen könnten; aber die Wahrheit und die Unſchuld Jeſu vereitelte ihre böſen Abſichten, ja ſelbſt ihre mißlungnen Anſchläge trugen dazu bei, daß Anſehen Jeſu, als des weiſeſten und untadelhafteſten Lehrers, in ein noch helleres Licht zu ſetzen.

In kurzer Zeit hatte ſich der Ruf von Jeſu, als einem außerordentlichen von Gott geſandten Lehrer, durch das ganze jüdiſche Land verbreitet; der Wunſch, ihn perſönlich zu ſehen und Zeuge ſeiner großen Thaten zu werden, zog Menſchen von allen Gegenden zu ihm herbei; ſelbſt Ausländer, die nicht zur jüdiſchen Nation gehörten, nahmen an ſeiner Lehre und an ſeiner wohlthätigen Hülfe Theil, und verkündigten es dann ihren Landsleuten, was ſie gehört, geſehen oder ſelbſt erfahren hatten. — Um ſeine Lehre noch ſchneller auszubreiten, nahm Jeſus außer den Zwölfen, die ihn begleiteten, noch ſiebzig andere Jünger an, und ſendete ſie unter das Volk, mit dem Auftrage, ihm ſeine Ankunft zu verkündigen und es auf ſeinen Unterricht vorzubereiten, wobei er ihnen die Macht ertheilte, in ſeinem Namen Kranke geſund zu machen und ſich dadurch als Geſandte des Meſſias zu beweiſen, der als Wohlthäter der Menſchen in die Welt gekommen ſey.

Allein, die Vorſtellung, welche ſich die damaligen Menſchen von dieſem erwarteten Erretter oder Meſſias gemacht hatten, daß er ein irdiſches Reich ſtiften werde, war zu tief bei ihnen eingewurzelt, als daß ſie ſo geſchwind hätte verdrängt werden können. Jeſus war daher vielen nicht nach ihrer Erwartung: ſelbſt ſeine nächſten Bekannten konnten ſich nicht ſo recht in ſeine Perſon finden, und ſahen noch nicht deutlich ein, was ſein Leben auf der Erde für einen eigentlichen

Zweck habe; darüber ſollten ſie erſt noch belehret werden, wenn, wie Jeſus ſagte, alles vollendet ſeyn würde, was Gott durch ihn ausführen wollte. Was er jetzt that und lehrte, war alles nur Vorbereitung, nur als Grundlage zu einen weit größern Geſchäfte anzuſehen, welches er vollenden würde; aber bald werde nun der Zeitpunkt kommen, wo ſie dies alles im helleren Lichte erkennen würden.

So ſorgfältig daher Jeſus alles vermied, was etwa jene ſinnliche Vorſtellung von einem irdiſchen Reiche in den Gemüthern der Menſchen hätte unterhalten können; ſo ſehr er auch ſeine großen Vorzüge verbarg und ſich in den gewöhnlichen Umgange mit den Menſchen, als Menſch zeigte: ſo gab er doch zuweilen, wo es ſeine Weisheit nöthig fand, Merkmale ſeiner höhern Abkunſt und der genaueſten Verbindung, in welcher er mit Gott, ſeinem Vater, ſtehe. Dies that er beſonders in dem vertrautern Umgange mit ſeinen Jüngern; dieſe belehrte er nicht nur mehrmals, daß er vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen ſey, und wieder zum Vater zurückkehren werde; ſondern machte ſie auch ſelbſt zuweilen zu Zeugen ſeiner Herrlichkeit, die er, als der Sohn Gottes, habe. So nahm er einſt einige dieſer ſeiner vertrauten Freunde, namentlich den Petrus, Jakobus und Johannes beſonders zu ſich und führte ſie auf einen erhabenen Berg; ſie waren es ſchon von ihrem Herrn gewohnt, daß er, wenn er ſich im Gebet mit ſeinem himmliſchen Vater unterhalten wollte, eine Anhöhe beſtieg; ſie hielten ſich daher, als ſie die Spitze des Bergs erreicht hatten, in einiger Entfernung von ihm, um ihn nicht in der ſtillen Unterhaltung mit Gott zu ſtören, und überließen ſich der Ruhe. Auf einmal veränderte ſich die Geſtalt Jeſu; ſein Geſicht leuchtete wie die Sonne, ſein Leib, der weit edler und verklärter ſchien, wurde von einem weißen hellleuchtenden Gewand umfloſſen; zu gleicher Zeit erſchienen zween ehrwürdige Geſtalten, Männer aus den früheſten Zeiten, Moſes und Elias, die ſich vormals um die Wohlfarth des jüdiſchen Volks ſehr verdient gemacht hatten und ſich jetzt in eine vertraute Unterredung mit Jeſu einließen. Mit Erſtaunen bemerkten die Jünger Jeſu bei ihrem Erwachen dieſe feierliche Erſcheinung; voll Ehrfurcht wagten ſie es nicht, ſich Jeſu zu nähern; aber ein inniges Wohlgefühl nahm ihre ganze Seele bei dieſem ſeligen Auftritte ein; Petrus konnte dieſe Empfindung nicht bei ſich zurück halten; er äußerte daher gegen ſeinen Herrn: Es ſey hier ſo gar angenehm; hier wünſchten ſie länger zu verweilen, und wollten gern, wenn ers erlaubte, ihm und den beiden anweſenden Perſonen Hütten aufſchlagen. Indem er dies ſprach, überſchattete ſie eine lichte Wolke, und aus der Wolke tönte eine Stimme: Dies iſt mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe; den ſollt ihr hören! Erſchrocken und ehrfurchtsvoll warfen ſich die Jünger auf ihre Geſichter zur Erde nieder, wagten es nicht aufzublicken, bis Jeſus ſich ihnen näherte, ſie mit der Hand aufrichtete und ſie ermunterte: getroſt zu ſeyn; da ſahen ſie auf, erblickten aber Niemanden, als Jeſum allein, den ſie nun wieder von dieſer heiligen Stätte herabbegleiteten. Im Heruntergehen unterhielten ſie ſich noch von dieſer herrlichen Erſcheinung mit Jeſu, der ihnen befahl, noch nichts von dem zu ſagen, was ſie jetzt geſehen hätten, bis erſt alles mit ihm vollendet ſeyn würde.

Indeſſen fuhr Jeſus unausgeſetzt fort, ſich den Menſchen als ihren beſten Wohlthäter zu beweiſen; kein Undank, keine Verfolgung, keine Schmach, hielt ihn in dieſem ſeinem Geſchäfte auf; auch die unbilligſten Urtheile der wider ihn eingenommenen Menſchen, machten ihn nicht muthlos; er erklärte vielmehr dabei: er ſey nicht gekommen, um Ehre und Anſehen in der Welt zu ſuchen, ſondern die Ehre ſeines Vaters im Himmel durch einen beſſern Religionsunterricht unter den Menſchen zu verbreiten. Auf dieſe richtige Erkenntniß Gottes gründe ſich auch ſeine Ehre; denn, ſetzte er hinzu: ich bedarf nicht das Zeugniß der Menſchen; der Vater, der mich geſandt hat, der zeuget von mir; was ich thue, iſt ſein Werk und er wird noch größre Dinge durch mich thun; denn er hat mir alles, was auf Menſchen Wohlfarth Beziehung hat, übergeben, auf daß ſie alle den Sohn ehren, wie ſie den Vater ehren; wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht, der ihn geſandt hat.

Dieſe erhabene Würde Jeſu, als des Sohnes Gottes, war in allen ſeinen Reden und Handlungen ſichtbar; ſeine Freunde wurden auch immer mehr in der Ueberzeugung befeſtiget, daß er Chriſtus, der verheißene Heiland und Erlöſer der Menſchen ſey und glaubten an ihn. Die Wunder, die er faſt täglich verrichtete, von denen ich euch einige ſchon erzählet habe, zogen die Aufmerkſamkeit der Menſchen immer mehr auf ihn, ſo daß auch diejenigen, die noch nicht fähig waren, das Göttliche ſeiner Lehren aus ihrem eigenthümlichen Inhalt zu erkennen; ſchon um der außerordentlichen Thaten willen an ihn glaubten. — Eine dieſer außerordentlichen Begebenheiten muß ich euch beſonders noch erzählen, weil ſie einen vorzüglichen Eindruck auf das Volk machte, und auch auf das Schickſal Jeſu Einfluß hatte.

In der Nähe Jeruſalems, welches, wie ihr wiſſet, die Hauptſtadt des Landes und der Verſammlungsort der jüdiſchen Nation bei ihrer gottesdienſtlichen Verehrung war, lag in einer etwas gebürgigten Gegend ein kleiner aber volkreicher Ort, Bethanien. Hier wohnte unter andern auch eine kleine Familie, um die ſich Jeſus durch ſeine wohlthätigen Handlungen ſehr verdient gemacht und ſich ihr Zutrauen und Liebe ganz vorzüglich erworben hatte; ſie beſtand aus einem

Bruder, Namens Lazarus und ſeinen beiden Schweſtern, der Martha und Maria. Die Eintracht, in welcher dieſe Geſchwiſter bei einander lebten, die ächte Gottesfurcht und Liebe, die unter ihnen herrſchte, verſchafte ihnen die Achtung Jeſu, des edelſten Menſchenfreundes, der daher mehrmals in ihrem freundſchaftlichen Kreiße verweilte, ſo oft er in dieſe Gegend kam. Einſt, als Jeſus eben im Begriff war, nach Jeruſalem zur Feier des Oſterfeſtes zu reiſen, und noch einige Tagereiſen von Bethanien entfernt war, kam ein Bote aus dieſem Orte zu ihm, der ihm die Nachricht von den Schweſtern des Lazarus brachte, daß dieſer ſein Freund todkrank liege. Jeſus aber erklärte die Krankheit nicht für tödlich, vielmehr für eine Gelegenheit, bei der ſich die Ehre Gottes und ſeines Sohnes verherrlichen werde; er brach auch nicht früher auf, ſondern verſchob ſeine Abreiſe noch einige Tage: als er jetzt mit ſeinen Jüngern aufbrach, ſagte er zu ihnen: Lazarus, unſer Freund ſchläft; ich gehe aber hin, daß ich ihn aufwecke. Seine Jünger meinten, er rede vom natürlichen Schlafe und erklärten dies für ein Zeichen der Beſſerung; da ſagte ihnen

Jeſus gerade zu: Lazarus ſey wirklich geſtorben, und es wäre ihm eben lieb, daß er nicht zugegen geweſen ſey, damit ſie nun um deſtomehr in ihrem Glauben an ihn befeſtiget würden. — Ehe alſo Jeſus in Bethanien ankam, war der gute Lazarus ſchon unter den Händen ſeiner ihn pflegenden Schweſtern erblaßt, und mit ihm waren alle ihre Freuden und ſüſſeſten-Hoffnungen dahingeſchwunden. Ihre Freunde und Bekannten, die ſich bei dieſem Trauerfall zu ihnen eingefunden hatten, konnten ihre Thränen nicht ſtillen, mit denen ſie den Verluſt des beſten Bruders beweinten, deſſen Leichnam ſie nun ſchon zur Ruhe in eine Felſenhöle gebracht hatten. Erſt den vierten Tag darnach kam Jeſus in dieſe Gegend; kaum erfuhr Martha ſeine Ankunft, als ſie ihm entgegen eilte, und mit dem Ausdrucke des empfindlichſten Schmerzes zu ihm ſagte: Herr! wäreſt du hier geweſen, mein Bruder wäre nicht geſtorben! Doch bei dem Anblick Jeſu kam wieder ein Strahl von Hoffnung in ihre Seele. Noch bin ich überzeugt, ſprach ſie, daß, was du bitteſt von Gott, das wird dir gegeben. Nun, verſetzte Jeſus, dein Bruder ſoll auferſtehen! Dies meinte Martha würde erſt bei jener allgemeinen Auferſtehung der Toden geſchehen. Jeſus aber ſprach zu ihr: ich bin die Auferſtehung und das Leben; wer an mich glaubet, der wird leben, wird nie aufhören zu ſeyn, wenn er auch gleich ſtürbe: ja er wird eigentlich gar nicht ſterben. Martha ſetzte keinen Zweifel in dieſe Verſicherung Jeſu; ſie eilte zu ihrer Schweſter zurück, um ihr die beruhigende Nachricht von der Ankunft Jeſu zu bringen. Als auch dieſe ſich Jeſu näherte, warf ſie ſich weinend zu ſeinen Füßen nieder, und beklagte ihren Verluſt; alle Anweſende wurden bei dieſem Auftritte gerührt; mit herzlicher Theilnahme an der Betrübniß dieſer beiden edlen Seelen, ließ er ſich von ihnen hin zu der Stätte leiten, wo ſie ihren guten Bruder hingelegt hatten; und dem edlen guten Jeſus giengen bei dieſen Anblick die Augen über, zum Merkmal, wie lieb er ihn gehabt habe. Jetzt befahl Jeſus den Umſtehenden, daß ſie das Grab öfnen und den Stein, womit die Todengruft bedeckt war, hinwegſchaffen ſollten. Martha war dabei beſorgt, weil der Leichnam ſchon vier Tage im Grabe gelegen habe: ſo möchte der Geruch der Fäulniß zu widerlich ſeyn. Sagte ich dir nicht, ſprach Jeſus zu ihr: du ſollteſt Zeuge der Herrlichkeit Gottes, auch bei dem Grabe deines Bruders werden, wenn du recht feſtes Vertrauen zu mir faſſen würdeſt. Als jezt das Grab geöfnet war, ſprach Jeſus mit zum Himmel gerichteten Blick: Vater! ich danke dir, daß du mich erhöret haſt! Dies Bekenntniß von deiner mir immer gegenwärtigen Hülfe, lege ich hier um dieſes umſtehenden Volks willen ab; damit es überzeugt werde, daß du mich geſandt haſt. Mit lauter Stimme rief er dann in die Gruft, worinnen der Todte lag: Lazarus, komm wieder hervor! – Auf einmal kehrte das Leben in den vorhin entſeelten Körper zurück; er fieng an ſich zu bewegen und bald darauf trat er zum Erſtaunen aller Anweſenden, noch im Todengewande, mit Tüchern umwunden, aus der Grabeshöhle hervor; man wickelte ihn vollends von dieſen Banden loß, worauf er mit allgemeiner Bewunderung und Freude wieder zu ſeiner Wohnung zurückgeleitet wurde.

Ihr könnt leicht denken, meine Lieben, welchen Eindruck dieſe wichtige That Jeſu auf die Gemüther der damaligen Menſchen machen mußte; ſie war vor den Augen ſo vieler Leute geſchehen, die dabei zugegen geweſen waren, in der Nähe Jeruſalems, wo eben damals um des bevorſtehenden Feſtes willen, ein außerordentlicher Zuſammenfluß von Menſchen war, unter denen ſich gar bald die Nachricht von der Auferweckung des Lazarus verbreitete; jedermann war begierig, den großen Wunderthäter nicht nur, ſondern auch den Mann zu ſehen, an welchen ſich ſeine wunderthätige Kraft ſo wirkſam bewieſen habe; dieſes zog eine große Menge Volks nach Bethanien, um ſich an der Stelle ſelbſt, wo die That geſchehen war, davon zu überzeugen. Man ſprach in Jeruſalem überall von Jeſu, unterhielt ſich von ſeinen Thaten, hörte von Augenzeugen, wie er hier Kranke geſund gemacht, dort den Blinden das Geſicht, den Tauben das Gehör, den Sprachloſen die Sprache, den vom Schlag gerührten den freien Gebrauch ihrer Glieder wieder verſchaft, wie er mehrere tauſend Menſchen mit einem kleinen Vorrath von Brod, den ein kleiner Knabe tragen konnte, bis zum Ueberfluß geſättiget habe u. ſ. w.; man erinnerte ſich der merkwürdigen Reden, die er bei der und jener Veranlaſſung gehalten, welche wichtige Wahrheiten er dabei vorgetragen habe, und erklärte laut: es ſey noch nie ein ſolcher Lehrer unter dem Volke aufgeſtanden, er ſey gewiß der Meſſias, der verheißene Heiland, und wartete ſehnlich, daß er diesmal zum Feſte kommen und ſich da in ſeiner Größe zeigen werde. — Dieſer allgemeine Beifall und die Achtung, womit man von Jeſu ſprach, erregte natürlich den Neid und den Unwillen ſeiner Feinde, beſonders der Prieſter und Phariſäer, ſie beſchloſſen daher in einer ihrer Verſammlungen, Jeſum umzubringen, ſtellten überall Leute auf, die ihn auskundſchaften und ihnen ſogleich die Anzeige von ſeinem Aufenthalte thun ſollten, damit ſie ihn könnten gefangen nehmen.

Jeſus hielt ſich damals in einer etwas entfernten einſamen Gegend auf, um ſo wohl der neugierigen Menge, als auch der Bosheit ſeiner Feinde auszuweichen, ob er gleich feſt entſchloſſen war, in kurzen nach Jeruſalem zu gehen und da zu ſterben,

Wie? zu ſterben? — fiel hier Gumal dem Grais in die Rede — und die ganze Verſammlung bezeigte ihre Befremdung darüber.

Grais. Ja, Freunde; dieſen Entſchluß hatte Jeſus ſchon frühe gefaßt, und ihn ſchon zuvor ſeinen Jüngern bekannt gemacht, als er mit ihnen dieſe letzte Reiſe nach Jeruſalem antrat.

Lina. Ach, da hätte er lieber nicht nach Jeruſalem reiſen ſollen.

Grais. So dachten ſeine Jünger auch; ſie ſuchten ihn daher auch von dieſer Reiſe abzuhalten; aber Jeſus blieb feſt auf ſeinem Entſchluſſe.

Gumal. Warum denn dies, Vater? Er konnte ja durch ſein Leben ſo viel Gutes ſtiften: er konnte die Menſchen lehren und glücklich machen — warum wollte er denn ſterben?

Grais. Weil dies, wie er ſelbſt ſagte, der Wille ſeines Vaters im Himmel ſey und die Menſchen nicht anders, als durch ſeinen Tod glücklich werden könnten.

Gumal. Das begreife ich nicht.

Grais. Eben ſo wenig konnten ſich ſeine Jünger darein finden, als er ihnen auf dem Wege nach Jeruſalem ſagte: dies ſey das letztemal, daß er mit ihnen dahin gehe: denn des Menſchenſohn werde nun den Händen der Heiden überantwortet werden; dieſe würden ihn verſpotten und mißhandeln;

deln; ihn mit Ruthen hauen und tödten und am dritten Tage werde er wieder auferſtehen.

Gumal. Das alles iſt mir unbegreiflich. Wie lange hatte denn Jeſus auf der Welt gelebt?

Grais. Nicht lange; etwa drei und dreißig Jahr.

Gumal. Und ſeit wie langer Zeit war es denn, daß er als Lehrer und Wohlthäter der Menſchen unter ihnen auftrat?

Grais. Seit etwa drei Jahren.

Gumal. Und nun wollte er ſchon ſterben? Er, der in ſo kurzer Zeit ſo viel Gutes unter den Menſchen geſtiftet hatte – was hätte er nicht thun können, wenn er länger unter ihnen verweilt hätte! War denn ſeine Lehre ſchon allgemein unter den Menſchen angenommen?

Grais. Nein; nur eine ſehr kleine Anzahl Menſchen war durch ſie zu einer beſſern Erkenntniß und zu würdigern Geſinnungen gebracht worden.

Gumal. Nun, warum ſetzte denn da der gute Jeſus nicht noch eine Zeitlang dieſen Unterricht fort?

Grais. Weil, wie Er ſelbſt ſagte, das Waitzenkorn zuvor in die Erde fallen und gleichſam ſterben müßte, wenn es viele Früchte bringen ſollte: ſo würde auch erſt nach ſeinem Tode ſeine Lehre deſto ausgebreiteter werden und deſto reichere Früchte bringen. — Ueberhaupt, lieber Gumal, getrauſt du dir wohl über eine Sache richtig urtheilen zu können, ehe du ſie ganz kennen gelernt haſt? Oder, wenn du von einer Begebenheit hörſt, oder ſie auch in deinem Leben ſelbſt erfähreſt, weißt du auch ſchon beſtimmt zum Voraus, was ſie für Folgen habe? Mußt du nicht erſt den Ausgang derſelben abwarten, ehe du richtig darüber urtheilen kannſt?

Gumal. Du haſt Recht, Vater.

Grais. Kann nicht eine Sache weit wichtigere Folgen haben, an die wir vorher nicht gedacht haben?

Gumal. Das glaube ich wohl.

Grais. Wer iſt denn aber, der alle dieſe Folgen einer Handlung oder Begebenheit am zuverläßigſten voraus weiß?

Gumal. Doch wohl niemand als der allweiſe Gott.

Grais. Wenn dieſer Gott nun etwas geſchehen läßt, ſo muß er auch wohl einen weiſen Grund dazu haben?

Gumal. Davon bin ich feſt überzeugt.

Grais. Können wir dieſen aber allemal vorher einſehen?

Gumal. Nein; ſo wenig wir den Erfolg vorherwiſſen; wir erfahren es gewöhnlich erſt hinderdrein.

Grais. Daß Gott ſehr große und wichtige Abſichten bei der Sendung Jeſu in die Welt hatte, das wirſt du, wie ich überzeugt bin, aus der bisherigen Geſchichte ſeines Lebens erkannt haben, meinſt du, daß dieſer weiſe und gütige Gott nicht auch bei dem frühen Tode Jeſu die beſten Abſichten gehabt habe?

Gumal. Ja; nur kann ich ſie jetzt noch nicht einſehen.

Grais. Du wirſt es aber erfahren, wenn du den Zuſammenhang dieſer Geſchichte des Lebens und des Todes Jeſu einſehen und den wahren Aufſchluß, den uns dieſer Jeſus ſelbſt und beſonders nachher durch ſeine Apoſtel ertheilt hat, erhalten wirſt. Wahr iſt es, hätte Jeſus nur darum in der Welt gelebt, um durch ſeinen Unterricht die Menſchen zu belehren und zu beſſern, ſo wüßte ich nicht, wie es ſich mit ſeiner Weisheit und mit der Weisheit und Güte Gottes, unter deſſen unmittelbarer Leitung er ſtand, vereinigen ließ, warum er ſo frühe ſein ſo wohlthätiges Leben auf Erden endigte, da es doch bei ihm ſtand, es zu erhalten und zu verlängern; warum er es gerade zu der Zeit endete, da jenes große Werk der Erleuchtung und Beſſerung der Menſchen kaum angefangen war, und ſelbſt ſeine Jünger ſeines Unterrichts ſo ſehr bedurften. Aber er ſelbſt, Jeſus, der die Abſicht Gottes von der Seligkeit der Menſchen, und die Mittel, durch welche ſie bewirkt werden ſollte, am beſten kannte, erklärte mehrmals: daß ſein Tod dazu unumgänglich nöthig ſey; daß er ſein Leben um der Menſchen willen dahingeben müſſe, damit ſie erhalten und ſelig werden mögten; ſo ſey es der Wille ſeines Vaters, und er ſey bereit, ihn zu erfüllen und mit Aufopferung ſeines Lebens die Welt vom Verderben zu erretten.

Lina. Ach Vater! Das geht über Alles. Selbſt ſein Leben um Andrer willen dahingeben —

das iſt doch wohl der größte Beweis der Liebe!

Grals. Ja wohl, Lina; ſchon da, wenn ein Freund ſein Leben für ſeinen Freund wagt, iſt es der größte Beweiß der Freundſchaft — aber, daß Jeſus für Sünder, ja ſogar für ſeine Feinde ſtarb; daß Er, der Sohn Gottes, der doch hätte können Freude haben, freiwillig allen Vorzügen entſagte, die bitterſten Leiden wählte und ſich dem ſchmerzhafteſten Tode unterwarf: das iſt ein Beweis von Liebe, die ihres gleichen nicht hat. — Wie ſtark wird deine Liebe, zu dieſem Jeſu werden, wenn du es auch mit Ueberzeugung erkennen wirſt, daß er auch dir zum Heil geſtorben iſt, daß dieſer Jeſus auch dich geliebt und ſelbſt ſein Leben für dich, zu deinem Beſten dahingegeben hat.

Als die Geſellſchaft ſich das nächſtemal wieder um den Grais verſammlete, bemerkte dieſer deutlich in dem Geſichte aller, die auf ſeinen Unterricht begierig waren, die Merkmale einer bangen Ahndung und Wehmuth, mit der ihre Seelen bei der Erwartung erfüllt waren, daß er ſie nun mit der Geſchichte des Todes Jeſu unterhalten werde. Schon bei dem Hingange zur Hütte hatte Antonio die ihn begleitenden Freunde darauf vorbereitet; er hatte ſie auf jenen rührenden Auftritt in dem Leben Jeſu hingewieſen, als er das letztemal in Begleitung ſeiner Jünger nach Jeruſalem gereiſet war, wo er ſich mit ihnen von ſeinem bevorſtehenden Tode unterhalten hatte. —

Sie fanden jetzt den Grais in Geſellſchaft der Lina und Agathe vor der Thür der Hütte; der Ernſt in ſeinem Geſichte und der bekümmerte ängſtliche Blick der Lina ließ es ihnen errathen, daß auch ſie ſchon in Betrachtung dieſer Abſchiedsſcene Jeſu von ſeinen Jüngern begriffen waren; ſchweigend ließen ſie ſich jetzt alle zu den Füßen des chriſtlichen Lehrers bei der Abenddämmerung nieder, in Erwartung ſeines fortgeſetzten Unterrichts.

Wenn ihr euch, meine Lieben, ſo recht in die Lage jener ehemaligen Jünger und Freunde Jeſu denkt: ſo wird es euch nicht befremden, daß ſie über die nahe Trennung von dieſem ihren geliebten Herrn und Meiſter äußerſt niedergeſchlagen und traurig wurden. Sie liebten ihn doch ſo aufrichtig, befanden ſich in ſeinem Umgange ſo wohl, hatten, ihm zu Liebe, alle bisherigen Verbindungen und Geſchäfte ihres bürgerlichen Lebens aufgegeben, und ſich noch immer in Geheim mit der Hoffnung irdiſcher Vortheile geſchmeichelt: wie ſehr war es daher aller ihrer Erwartung entgegen, als Jeſus ihnen nicht blos in allgemeinen Ausdrücken ſagte, daß er hingehe, zu ſterben: ſondern auch die beſondern Umſtände ſeines nahen Todes beſtimmt voraus ſagte, wie und auf welche Art dies geſchehen würde. Ein ſolcher trauriger Ausgang ſeines Lebens war ganz den Begriffen entgegen, die ſie ſich von der Größe und Hoheit ihres göttlichen Lehrers gemacht hatten: wie leicht hätten ſie daher an ſeiner Perſon irre werden, oder wegen ihres eigenen Schickſals muthlos und verzagt werden können: wenn Jeſus ihnen nicht ſelbſt ihren Glauben und ihre Hoffnung durch die ſtärkſten Beruhigungsgründe unterſtüzt hätte.

Dahin gehörte unter andern dieſe ſeine Verſicherung, die er mit der Anzeige ſeines Todes verband, daß er nicht im Tode bleiben: ſondern den dritten Tag darnach wieder lebendig werden und wieder aus dem Grabe auferſtehen werde. Auf dieſen höchſtwichtigen Umſtand machte Jeſus mehrmals ſeine Zeitgenoſſen aufmerkſam, als einen Beweiß von der Göttlichkeit ſeiner Sendung und der Wahrheit ſeiner Lehre, der aber auch für ſeine Jünger deſto wichtiger ſeyn mußte, weil die Verſicherung Jeſu damit verbunden war, daß er ſie alsdenn wieder ſehen, um ſich her verſammlen und ſich mit ihnen freuen würde. Ueberhaupt belehrte er ſie: daß ſeine Beſtimmung nicht ſey, immer als Menſch auf dieſer Erde zu verweilen; er ſey von Gott ausgegangen, und gehe wieder zu Gott ſeinem Vater zurück; wenn ſie ihn nun aufrichtig liebten: ſo dürften ſie nicht über ſeinen Abſchied von ihnen traurig ſeyn: ſondern ſich vielmehr darüber freuen; weil ſie dann deſto gewiſſer ſeyn könnten, daß er ſich ihrer annehmen, ſie verſorgen, und nicht wie verwaißt und hülflos auf der Erde zurück laſſen werde. Als ſeine Freunde könnten ſie ſich ſeiner und der Liebe ſeines Vaters gewiß verſichert halten, ſich getroſt in allen ihren Angelegenheiten auf ihn verlaſſen und erwarten, alles Gute, was ſie in ſeinem Namen den Vater bitten würden, das werde er ihnen geben. — Zwar dürften ſie ſich in der Welt keine frohen und glücklichen Tage verſprechen, am wenigſten erwarten, daß ſie als Bekenner und künftige Lehrer ſeiner Religion allgemeinen Beifall finden würden: ſie ſähen es ja an ſeinem Beiſpiel, wie es ihm in der Welt gegangen ſey, und müßten ſich als ſeine Nachfolger auf ein gleiches Schickſal gefaßt halten: ſie würden um ſeiner Lehre willen von den Menſchen gehaßt, verfolgt und getödet werden — aber ſie ſollten nur getroſt bleiben; er habe die Welt überwunden, und ſey durch Leiden erhöhet worden: er werde auch ſie nach ſich ziehen und an ſeiner Herrlichkeit Theil nehmen laſſen; in ſeines Vaters Hauſe wären viel Wohnungen, auch ihnen ſey ſchon in einer beſſern Welt ihr künftiger Aufenthalt bereitet, dort werde er ſie zu ſich nehmen; denn, ſagte Jeſus, wo ich bin, da ſoll mein Jünger auch ſeyn. — Als eine vorzüglich wichtige und wohlthätige Folge ſeines Hingangs zum Vater ſtellte Jeſus endlich auch dieſe ſeinen Jüngern vor: daß er an ſeiner Stelle ihnen einen andern Lehrer und Führer vom Vater ſenden werde, den Geiſt der Wahrheit, der ſie nicht nur an alles dasjenige wieder erinnern werde, was er ſie bisher gelehrt habe: ſondern ſie auch in alle Erkenntniß leiten, jede noch fehlende Belehrung ihnen ertheilen, ihre Ueberzeugung befeſtigen und ſie mit alle den Kräften und Gaben verſehen werde, die ſie als künftige Lehrer ſeiner Religion nöthig hätten.

Dies, meine Lieben, war der vorzüglichſte Innhalt derjenigen Reden, mit welchen Jeſus in den letzten Tagen ſeines Lebens ſich mit ſeinen Jüngern beſonders auf dem Wege nach Jeruſalem unterhielt. Als er jetzt die Höhe des Oelbergs überſtiegen hatte, von da herab der Weg zur Stadt führte, ſchickte er einige ſeiner Jünger in einen nahe liegenden Ort voraus, die ihm einen dort bereitſtehenden Eſel, deren man ſich gewöhnlich zum Reiten bediente, beſorgen mußten, weil er diesmals willens war, einen öffentlichen und feierlichen Einzug in Jeruſalem zu halten; eine

Menge Volks verſammlete ſich ſo gleich auf dieſe Nachricht um ihn her; das Thier, das Jeſum tragen ſollte, wurde mit Kleidern behangen, man hieb Zweige von den Bäumen und beſtreuete damit den Weg, auf welchen Jeſus einherritt, und ſo begab ſich Jeſus unter dem lauten Freudengeſchrei des Volks, das den Zug begleitete und ihn als den Meſſias, den Sohn Davids begrüßte, nach der Stadt.

Als Jeſus ſich derſelben näherte, betrachtete er ſie mit einem wehmüthigen Blick, und Thränen traten ihm in die Augen. Ach! rief er aus, unglückliche Stadt, die du nicht erkennen kannſt, was zu deinem Beſten dienet — bald wirſt du die Folge deiner Unbeſonnenheit erfahren; denn deine Feinde werden dich in Kurzen belagern, von allen Seiten einſchließen und dann zerſtören, ſo daß kein Stein auf dem andern bleiben wird. —

Unter dem Jubel des Volks zog Jeſus begleitet von ſeinen Jüngern in den Thoren Jeruſalems ein; alles war begierig, den erwarteten Meſſias zu ſehen; der Haufe der Begleiter vermehrte ſich mit jedem Schritt; ſelbſt Kinder ſtimmten in den Freudengeſang ein: Gelobt ſey, der da kommt im Namen des Herrn! Der Zug gieng zum Tempel. — An dieſer Stätte, die eigentlich der öffentlichen Gottesverehrung gewidmet war, fand Jeſus eine Menge Käufer und Verkäufer, die hier mit vielen Geräuſch ihr Gewerbe trieben. Mit gerechten Unwillen zeigte ihnen Jeſus das Unſchickliche eines ſolchen Handels an dieſem Orte, drohte ihnen mit ernſten Blick und trieb ſie von der heiligen Stätte hinweg. Er ſelbſt lehrte öffentlich im Tempel, brachte den Tag über mit belehrenden Unterricht des Volks zu; nur mit Anbruch der Nacht entfernte er ſich, und hielt ſich mit ſeinen Jüngern gewöhnlich in der Gegend des Oelbergs in dem nahe liegenden Bethanien auf.

Als ſich Jeſus auch eines Tages im Tempel befand, und ſeine Jünger mit Bewunderung die Größe dieſes Gebäudes und die innere Pracht deſſelben betrachteten, leitete er die Unterhaltung mit ihnen wieder auf das traurige Schickſal, welches dieſem Tempel, ſo wie überhaupt der Stadt Jeruſalem und dem jüdiſchen Volke bevorſtehe: daß nämlich der Zeitpunkt nahe ſey und nicht lange nach ſeinem Tode eintreten werde, wo dieſe jetzt ſo blühende Stadt verwüſtet und zerſtöret, ihre Bewohner auf das Aeußerſte geängſtet und die bisherige Verfaſſung des jüdiſchen Volkes ganz aufgelößt werden würde. Nur wenige von denſelben würden dem Schwerd entrinnen und dann unter allen Nationen zerſtreuet leben. Dabei gab er ſeinen Jüngern einige beſondere Merkmale an, an welchen ſie die Annäherung dieſes traurigen Schickſals vorher erkennen, und wie ſie alsdenn auf ihre Rettung bedacht ſeyn ſollten; ſie ſelbſt ſollten dabei nicht ängſtlich und verzagt, ſondern vorſichtig und getroſt ſeyn, weil ſelbſt durch dies vorherverkündigte Schickſal des jüdiſchen Volks, die Wahrheit ſeiner Lehre noch mehr beſtätigt und die Ausbreitung derſelben würde befördert werden. Er verband damit noch manche andere wichtige Belehrungen für ſeine Jünger, und wendete ſo die ihm noch übrige kurze Zeit des Umgangs mit ihnen dazu an, um ſie auf ihre bevorſtehenden Schickſale vorzubereiten, ihren Muth zu ſtärken und ſie zur Erfüllung ihrer wichtigen Pflichten zu ermuntern. Vorzüglich prägte er ihnen dieſes als ſein vorzüglichſtes Gebot ein: daß ſie ſich unter einander lieben ſollten, ſo wie er ſie geliebt habe. Daran, ſagte Er, wird jedermann erkennen,

nen, daß ihr meine Jünger ſeyd, ſo ihr Liebe unter einander habet.

Während dieſer Zeit, die Jeſus in und außer Jeruſalem zubrachte, wo er frei und öffentlich lehrte, und ſich immer mehr Zutrauen und Achtung unter dem Volke erwarb, giengen ſeine neidiſchen Feinde immer mit dem boshaften Gedanken um, wie ſie ihn auf irgend eine Art ums Leben bringen mögten. Dazu ſchien ihnen aber der gegenwärtige Zeitpunkt der aller ungünſtigſte zu ſeyn, weil jetzt die Feier jenes großen Volksfeſtes, des Paſſah, eintrat, wozu ſich das Volk aus allen Gegenden des Landes in Jeruſalem verſammlete, worunter ſich ſo viele Verehrer Jeſu befanden, daß ſie befürchten mußten, es mögte ein allgemeiner Aufruhr im Volke geſchehen, wenn ſie ihre Hände an die Perſon dieſes ſo allgemein verehrten Jeſus legten. Sie ſchoben daher ihren mörderiſchen Anſchlag ſo lange auf, bis ſie eine ſchicklichere Gelegenheit, ihn auszuführen, finden würden: und dieſe fand ſich früher, als ſie jetzt dachten.

Unter den Zwölf vertrauten Jüngern Jeſu befand ſich auch einer, Namens Judas, ein

Menſch von ſchlechter eigennütziger Denkungsart, der aus Gewinnſucht und in Hoffnung großer Vortheile in die genauere Verbindung mit Jeſu getreten war, und bei dieſer Geſellſchaft die wirthſchaftlichen Geſchäfte, die Einnahme und Ausgabe des Geldes bisher beſorgt hatte. Dieſer Menſch wußte, wie viel den Feinden Jeſu daran gelegen ſey, dieſen ſeinen Herrn in ihre Hände zu bekommen, und ließ ſich durch ſeine Leidenſchaft zu den ſchändlichen Gedanken verleiten, ſich ihnen dazu zum Vermittler, zum Werkzeuge anzubieten. Wahrſcheinlich bildete er ſich dabei ein, Jeſus werde gleichwohl wieder Gelegenheit finden, ihren Händen zu entgehen und durch ſeine Macht und Weisheit, die er ſo oft bewieſen habe, ſein Leben zu erhalten wiſſen, indeß er ſich doch dabei einen Vortheil machen könnte. Mit dieſem böſen Vorſatz gieng er wirklich an den Ort hin, wo ſich die Prieſter und Phariſäer verſammlet hatten, und erbot ſich, wenn ſie ihm eine annehmliche Vergeltung thun würden, ihnen Jeſum zu verrathen. Dies war dieſen Feinden Jeſu eine erwünſchte Gelegenheit; ſie nahmen das ſchändliche Anerbieten des Judas mit Freuden an, gaben

ben ihm Geld, und dieſer verſprach ihnen, dafür zu ſorgen, daß ſie Jeſum ohne alles Aufſehn und Geräuſch eheſtens in ihren Händen haben ſollten.

So geheim dieſer Anſchlag auf das Leben des unſchuldigſten und beſten Jeſus gehalten wurde: ſo war er doch dieſem gar wohl bekannt. Er, der auch die Gedanken der Menſchen und ihre geheimſten Geſinnungen kannte, wußte ſeinen Verräther wohl, wußte, was in ſeinem Herzen beſchloſſen war; er ließ es einigemal in der Geſellſchaft ſeiner Jünger und ſelbſt in der Gegenwart dieſes Judas merken, daß einer unter ihnen ihn verrathen würde. Noch den Abend zuvor, ehe dieſer böſe Menſch ſeinen gefaßten Vorſatz ausführte, noch bei der letzten Mahlzeit, die er mit ſeinen Jüngern hielt, äußerte Jeſus dieſen Gedanken und zeigte ſelbſt beſtimmt ſeinen Verräther an; aber dieſer war nun zu ſehr von ſeinem boshaften Vorſatz eingenommen, daß der ſo ſanfte Verweiß ſeines Herrn keinen Eindruck auf ſein böſes Herz machte, ihn nicht von der Ausführung der ſchrecklichſten That zurück hielt.

Der Grais bemerkte bei dieſer Erzählung die ſichtbaren Spuren des Unwillens an dieſer abſcheulichen That, in den Geſichtern ſeiner Zuhörer. Gumal äußerte auch denſelben laut, und erklärte, es ſey ihm unbegreiflich, wie ein Menſch ſo niederträchtig handeln und ſeinen Freund, ſeinen Wohlthäter, ohne alle Urſache zum Tode überantworten könne; dies gab Gelegenheit zu manchen lehrreichen Betrachtungen; welche Gewalt böſe Leidenſchaften über das menſchliche Herz haben; wie derjenige Menſch, der eine ſchädliche Neigung bei ſich unterhalte, zu ſolchen ſchrecklichen Handlungen verleitet werden könne, welche zu begehen, er ſich zuvor ſelbſt nicht fähig gehalten hätte; wie ſorgfältig man daher über ſich ſelbſt wachen, den erſten böſen Gedanken bei ſich unterdrücken und böſe Neigungen gleich Anfangs bekämpfen müſſe, um nicht durch ſie zu wirklich ſündlichen Handlungen hingeriſſen zu werden.

Mit dieſen Unterhaltungen wurde der Abend zugebracht, zugleich beſchloſſen, den morgenden Tag, der ein Ruhetag war, den fortgeſetzten Betrachtungen über die Geſchichte des Leidens und des Todes Jeſu zu widmen; die Bewohner der neuen Colonie ſollten daher mit dem anbrechenden Morgen ſich wieder in der Wohnung des Graiſes zur gemeinſchaftlichen Verehrung Gottes und Jeſu verſammlen und Zeugen einer feierlichen Handlung werden, welche dieſer Jeſus zum Andenken an ſeinen Tod angeordnet habe.

Mit dem früheſten Morgen fand ſich die Geſellſchaft wieder an dem gemeinſchaftlichen Verſammlungsorte ein, wo ſie den ehrwürdigen Grais mit Antonio und den beiden Mädchen Lina und Agathe, ſchon zu ihrem Empfange bereitet fanden. Im Geſichte des Graiſes ruhte ſtiller Ernſt und tiefes Nachdenken, ſein Auge war der Ausdruck der Andacht und des Andenkens an Gott und Jeſum, das ſeine Seele erfüllte. Es herrſchte eine feierliche Stille in der Verſammlung, bis Antonio einen Lobgeſang, zum Preiß des Allgütigen, anſtimmte, den ſie gewöhnlich an dem Tage der gemeinſchaftlichen Gottesverehrung und auch diesmal mit vieler An-

Rührung, ſangen. Der Grais las darauf ein Gebet vor, welches Jeſus kurz vor ſeinem Tode gethan, worinnen er die Seinigen der Liebe und dem Schutze ſeines Vaters im Himmel empfohlen und für ſie gebeten hatte, daß ſie Gott in Erkenntniß der Wahrheit erhalten, zu guten Menſchen machen und ſie einſt, wenn ſie auch ihr Leben auf Erden in ſeinem Dienſt würden vollendet haben, wieder mit ihm in einer beſſern Welt vereinigen mögte. Dem frommen Graiſe rollten die Thränen über die Wangen, als er das Gebet las, und ſein Geſicht glühte von inniger Freude, als er die Worte Jeſu nachſprach: Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir ſeyn, die du mir gegeben haſt, daß ſie neine Herrlichkeit ſehen, die du mir gegeben haſt. — Er begleitete dieſes Gebet Jeſu mit einigen frommen Wünſchen aus der Fülle eines Herzens, und leitete darauf die ganze Geellſchaft hin zu der Grotte, wohin er ſich ſonſt ewöhnlich mit Antonio und Philipp an feſtlichen agen allein begab; diesmal aber erlaubte er uch der übrigen Geſellſchaft, als Zuſchauer bei rer Gottesverehrung zugegen zu ſeyn. — Im

Hintergrunde der Grotte war eine Erhöhung von Steinen, in Geſtalt eines Tiſches, in deſſen Mitte ein Buch lag, auf der einem Seite ein Teller mit etwas Brod, auf der andern ein Becher mit Wein ſtand; die Grotte ſelbſt war von einer brennenden Lampe erleuchtet. Mit ehrfurchtsvollem Anſtande trat der Grais mit Antonio und Philipp näher zu dieſer Stätte, indeß die übrigen beim Eingange verweilten und mit ſtiller Aufmerkſamkeit bemerkten, wie jene unter abwechſelnden Geſängen und Gebeten ſich mit dem Gedanken an Gott und Jeſum eine Zeitlang unterhielten, ſodann eine Mahlzeit hielten, indem ſie von dem vorhandenen Brod aßen und aus dem Kelche tranken, und ſich mit dem Ausdruck der herzlichſten Freude und Dankbarkeit gegen Gott und Jeſum zu ſeiner Verehrung, zur Befolgung ſeiner Gebote und zur aufrichtigſten Liebe unter einander verpflichteten.

Als ſie ſich nach verrichtetem Gebete in der Sommerlaube verſammlet hatten, fragte Gumal: was denn die Mahlzeit, die ſie vorhin bei ihrer Gottesverehrung gehalten hätten, für eine Beziehung habe?

Dieſe halten wir, ſagte der Greis, als Verehrer Jeſus bei unſern gottesdienſtlichen Zuſammenkünften zum Andenken an ſeinen Tod, nach der eignen Anordnung dieſes Jeſus. Denn als ſich dieſer unſer Herr das letztemal vor ſeinem Tode mit ſeinen Jüngern zu Jeruſalem befand und der letzte Abend ſeines Lebens auf dieſer Erde anbrach, verſammlete er ſie noch einmal um ſich, um mit ihnen nach damaliger Gewohnheit das Oſterlamm zu eſſen, oder jene feierliche Mahlzeit zu halten, welche in den jüdiſchen Familien alljährig zum Andenken ihrer ehemaligen Befreiung aus Egypten, bei der Feier dieſes Feſtes, gehalten wurde. Während dem Eſſen, wobei Jeſus den Gedanken von ſeinem bevorſtehenden Abſchied in der Seele ſeiner Freunde erregt hatte, nahm er das Brod, ſprach ein Dankgebet darüber, brach es in kleine Stücken und theilte dieſe unter ſeine Jünger aus, wobei er die merkwürdigen Worte ſprach: Nehmet, eſſet, das iſt mein Leib, der für euch gegeben wird, das thut zu meinem Gedächtniß. Nach der Mahlzeit nahm er auch den Becher mit Wein, reichte ihn nach geſprochenem Dankgebet ſeinen Jüngern, und ſprach: Nehmet,

met hin und trinket alle daraus, dieſer Kelch iſt der neue Bund in meinem Blut, das für euch vergoſſen wird zur Vergebung der Sünden; ſo oft ihr daher dieſe Handlung wiederholt, ſo thut ſie zu meinem Gedächtniß. —

Nachdem ſie dieſe merkwürdige Mahlzeit mit einem Lobgeſange beſchloſſen hatten, unterhielt ſich Jeſus noch mit ſeinen Jüngern über ſein herannahendes Ende, wobei er unter andern den Gedanken äußerte: in dieſer Nacht würden ſie ſich alle an ihm ärgern, oder, an ſeiner Perſon irre werden und ihn verlaſſen. — Eine ſolche wankelmüthige Geſinnung trauten ſie ſich ſelbſt bei ihrer Anhängigkeit und Liebe zu Jeſu ganz und gar nicht zu, und einer von ihnen, Petrus, der ſich vorzüglich eifrig für die Sache ſeines Herrn bewieſen hatte, hielt dies für ſeine Perſon ganz unmöglich, und erklärte: er werde dies gewiß nicht thun, ſondern ſey vielmehr bereit, mit ihm in Bande und Tod zu gehen. Und eben du, erwiederte Jeſus, wirſt mich, noch ehe der Morgen anbricht, dreimal verläugnen.

Noch gab Jeſus den Seinigen manche belehrende Winke und Ermahnungen, empfahl ſie im

Gebet der Liebe ſeines Vaters im Himmel, und forderte ſie dann auf, ihn außer der Stadt in einen naheliegenden Garten am Oelberg, zu begleiten, wohin er ſich gewöhnlich des Abends begab, um ſich da in der Stille der Nacht in heiligen Betrachtungen mit Gott zu unterhalten. — Dies wußte ſein ehemaliger Jünger Judas wohl, und benutzte dieſe Gelegenheit, zur Ausführung ſeiner Verrätherei. Er hatte ſich daher ſchon frühe aus der Geſellſchaft der übrigen Jünger entfernt, war hingegangen zu den Prieſtern, die ihn zum Werkzeug ihrer Bosheit gedungen hatten, um die Anſtalten zur Gefangennehmung Jeſu zu treffen.

Jeſus gab ſeinen Jüngern bei dem Eintritt in den Garten den wohlgemeinten Rath, daß ſie ſich wachſam halten und durch Gebet im Vertrauen auf Gott ſtärken ſollten, um ſich bei der bevorſtehenden Gefahr ſtandhaft zu beweiſen. Er ſelbſt warf ſich, in einiger Entfernung von ihnen, betend zur Erde nieder, überdachte jetzt die Leiden, denen er entgegen gehe, fühlte mit voller Seele die Schwere derſelben, kämpfte in ſeinem Innerſten mit der ſchmerzlichſten Empfindung, ſo, daß der Schweiß, wie Blutstropfen, von ſeiner Stirn herabtroff; und rief zu wiederholtenmalen aus: Vater! iſts möglich: ſo gehe dieſes Leiden vorüber! Doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe.

Während dieſes harten Kampfs hatten ſich ſeine Jünger ſorglos der Ruhe überlaſſen, und ſelbſt der dreimalige Zuruf Jeſu an ſie, daß ſie ſich doch ermuntern mögten, blieb bei ihnen fruchtlos, bis wirklich der Zeitpunkt kam, wo der verrätheriſche Judas, begleitet von der feindlichen Wache, von einer ganzen Schaar bewaffneter Männer, unter Fackelſchein in den Garten eintrat und Jeſum aufſuchte. Dies ſetzte alles in Verwirrung und Schrecken, nur Jeſum nicht. Entſchloſſen erwartete er die Annäherung ſeines Verräthers, der mit der Miene der verſtellten Freundſchaft auf ihn losgieng und der Wache das verabredete Zeichen zum Angriff gab, indem er Jeſum küßte. Dieſe hätte indeß ſchon einige von den Jüngern Jeſu angegriffen — da gieng Jeſus ihnen ſelbſt entgegen und fragte ſie, wen ſie ſuchten? Auf die Antwort, Jeſum von Nazareth, ſprach er mit feſtem Tone: ich bins! Dieſe unerwartete Erklärung ſetzte die Wache ganz außer Faſſung; ſie wagte es nicht, die Hand anzulegen, gerieth in Verwirrung und ſtürzte zum Theil zu Boden nieder. Dieſe Verwirrung ſuchte einer der muthigſten Jünger Jeſu, Petrus, zu benutzen, zog, zur Vertheidigung ſeines Herrn, das Schwerd, und ohne die Erlaubniß von dieſem zu erwarten, hieb er einem Knechte des Hohenprieſters das eine Ohr ab. Dieſer kühne Streich, der leicht die nachtheiligſten Folgen hätte haben und für Widerſetzlichkeit und Empörung erklärt werden können, wurde ihm nicht nur von Jeſu nachdrücklich verwieſen, ſondern auch auf der Stelle wieder gut gemacht, indem er durch ſeine wunderthätige Macht das Ohr wieder anheilte und dabei erklärte, er bedürfe der Vertheidigung der Menſchen nicht: wenn er ſonſt ſein Leben retten wollte, würde es ihm nicht an Mitteln fehlen; er ſey aber entſchloſſen, daſſelbe nach dem Willen ſeines Vaters aufzugeben und ſich auch den empfindlichſten Leiden zu unterwerfen.

Jeſus ließ ſich darauf freiwillig binden und gefangen fortführen. Seine Jünger, die nun blos auf ihre eigne Sicherheit dachten, verließen ihn alle und ſuchten ſich durch die Flucht zu retten, wozu ihnen die Dunkelheit der Nacht ſehr günſtig war. Nur zwei von ihnen, Johannes und Petrus, ſchlichen in einiger Entfernung nach, um zu ſehen, was dieſe Sache für einen Ausgang nehmen mögte. Der Zug gieng in das Haus eines Hohenprieſters, wo ſeine Feinde in voller Verſammlung ihn erwarteten; während der Unterſuchung, die hier über die Lehre und das Leben Jeſu angeſtellt wurde, wobei man ſich alle Mühe gab, etwas auf ihn zu bringen, was wider die Geſetze wäre, hatte ſich Petrus unter den Haufen des Volks und der Knechte gemiſcht, die ſich in dem Vorhofe bei einem Feuer verſammlet hatten. Hier wurde er von einer Magd des Hauſes erkannt und als einer von den Jüngern Jeſu angegeben; er läugnete es aber, daß er es ſey, oder in irgend einer beſondern Verbindung mit Jeſu ſtehe; es trat noch ein andrer Zeuge hinzu: er blieb aber bei ſeiner Erklärung; und als noch ein Dritter kam, der ihn kurz zuvor noch im Garten mit Jeſu bemerkt hatte: ſo erklärte er unter den heftigſten Betheuerungen: er kenne den Menſchen gar nicht, wiſſe nichts von ihm; indeß verkündigte zeigte das Hahngeſchrei den Anbruch des Morgens, und in demſelben Augenblick wendete ſich Jeſus bei der Gerichtsſtätte mit einem Blick nach ihm, der ihm durch die Seele drang, ihn an das erinnerte, was Jeſus den Abend zuvor ihm geſagt hätte, ſeiner Untreue überwieß und mit ſo bitterm Schmerz darüber erfüllte, daß er ſich von der Geſellſchaft entfernen mußte, um ſeinen Thränen freien Lauf zu laſſen.

Umſonſt bemühten ſich die Feinde Jeſu, eine feierliche Klage gegen ihn einzuleiten, oder ihn eines Verbrechens zu beſchuldigen, welches den Tod verdiente, obgleich einige gedungne falſche Zeugen auftraten, die das und jenes wider ihn ausſagten, aber es nicht beweiſen konnten. Er ſelbſt ſprach nur wenig zu ſeiner Vertheidigung, weil die Beſchuldigungen, die man wider ihn vorbrachte, ſich von ſelbſt widerlegten. Nur da, als er von dem Hohenprieſter feierlich aufgefordert wurde, zu erklären, ob er Chriſtus, der Sohn Gottes ſey? ſagte Jeſus mit Freimüthigkeit: ja, er ſey es; und ſie würden bald noch größere Beweiſe davon erhalten, daß er es ſey. Dies war ſeinen Feinden genug, ihn für einen Gotteslästerer zu erklären, der nach ihrem Geſetze müſſe hingerichtet werden.

Hätte es in ihrer Macht geſtanden, ſo würden ſie dies Todesurtheil über Jeſum ſogleich vollzogen haben; ſo aber mußten ſie zuvor die Beſtätigung dieſes Urtheils bei der Obrigkeit ſuchen, die damals die höchſte Gewalt im Lande hatte. Die Juden ſtanden ſeit einiger Zeit unter der Oberherrſchaft einer ſehr mächtigen Nation, die ſich den größten Theil der damals bewohnten Länder unterwürfig gemacht hatte; dieſe nannten ſich Römer, nach der Hauptſtadt ihres Landes Rom, wo ihr Fürſt, der Kaiſer, ſeinen Aufenthalt hatte; der durch ſeine untergeordneten Befehlshaber die überwundenen Nationen beherrſchte. Der damalige kaiſerliche Statthalter in Judäa hieß Pilatus; an dieſen mußte alſo jetzt die Sache mit Jeſu gebracht werden, daß er ſie zuvor unterſuchte, und wenn er die Anklage gegründet fand, das Todesurtheil vollzöge. — Bis dahin war Jeſus in den Händen ſeiner Landsleute, der Juden, und wurde von dieſen auf das ſchändlichſte gemißhandelt. Es ſammlete ſich, noch ehe der Tag anbrach, ein Haufen ſchlechter Menſchen um ihn, die ihrem

Muthwillen freien Lauf ließen, und den heiligſten unſchuldigſten Jeſus auf die niederträchtigſte Art höhnten, verſpotteten und ſchlugen. Mit der edelſten Großmuth erduldete der erhabene Leidende auch die empfindlichſte Schmach, ohne Widerrede, ohne ſich darüber zu beſchweren. Kaum brach der Morgen an, als das Volk hin zu der heidniſchen Gerichtsſtätte ſtrömte, wohin Jeſus unter Begleitung der Wache von ſeinen Anklägern geführt wurde. Pilatus, betreten über dieſen Auflauf des Volks, ließ Jeſum ſo gleich vor ſich führen, und fragte die Umſtehenden, was ſie für eine Klage wider ihn hätten? Man beſchuldigte ihn, er ſey ein gefährlicher Menſch, der das Volk zum Aufruhr gegen ſeine Vorgeſetzten hätte bewegen wollen, ſich zum König aufgeworfen, und Lehren ausgeſtreuet habe, die wider ihre Grundſätze und Verfaſſung wären. Bei näherer Unterſuchung ſahe der Richter wohl ein, daß dieſe Beſchuldigung keinen Grund hatte, daß die jüdiſchen Volkslehrer und Prieſter ſie blos aus Neid vorgebracht hätten, und gab die Erklärung: er finde keine Schuld an Jeſu; das brachte die Feinde Jeſu nur noch mehr in Hitze; mit Ungeſtümm

drang

drangen ſie darauf: er müſſe Jeſum hinrichten; ſonſt mache er ſich ſelbſt verdächtig, als wäre er kein Freund des Kaiſers und handle dem Vortheil ſeines Herrn zuwider. Pilatus gab ſich alle Mühe, das Volk zu beſänftigen und Jeſum, von deſſen Unſchuld er ſo gewiß überzeugt war, ja der ihm ſelbſt durch ſein edles Verhalten bei dieſem gefährlichen Handel Ehrfurcht einſtößte, zu retten; aber umſonſt. Vergebens ſuchte er es den Juden begreiflich zu machen, wie ſehr ſie wider ihren eignen Vortheil handeln würden, einen Mann aus ihrem Geſchlecht, und noch dazu ihren König zu tödten. Sie erklärten: ſie wüßten von keinem Könige, als dem Kaiſer. Vergebens überließ er es ihrer Wahl, indem er einen andern Gefangenen vorführen ließ, der als ein offenbarer Miſſethäter, um Raubes und Mordes willen, in Banden war: ob ſie dieſen oder Jeſum in Freiheit ſetzen wollten? Sie baten um den Mörder, und beſtanden auf der Hinrichtung Jeſu — Vergebens glaubte er, die Wuth des Volks dadurch zu ſtillen, daß er den Unſchuldigen an einen Pfahl binden und ſeinen nackenden Rücken mit Ruthen oder Geißeln hauen ließ — ihr Blutdurſt wurde dadurch noch nicht geſtillt — jeder Verſuch des Richters zur Befreiung Jeſu, jedes Mittel, ſich aus dieſem ungerechten Handel zu ziehen. ſchlug ihm fehl; das Volk beharrte auf ſeiner unmenſchlichen Forderung: Jeſus müſſe ſterben, müſſe öffentlich ans Kreuz geſchlagen werden. Selbſt die Verzögerung des Richters, das Todesurtheil über den Unſchuldigen auszuſprechen, gereichte nur noch mehr dazu, das Volk zu erbittern und die Leiden des Edelſten, des heiligſten Jeſus zu erſchweren; denn ſelbſt in den Zwiſchenräumen, wo er unter den Händen der römiſchen Soldateſk war, wurde er auch von dieſen ohne alle Schonung behandelt; dieſe ſuchten ihn als einen jüdiſchen König lächerlich zu machen, flochten eine Krone von Dornen und drückten ſie auf ſein Haupt, warfen ihm einen Mantel um die Schultern, gaben ihm ein Rohr in die Hand, beugten ſich höhniſch vor ihn, ſpieen ihn ins Geſicht und ſchlugen ihn mit dem Rohr. — In dieſer bejammernswürdigen Geſtalt eines ſo tief gekränkten, verwundeten und gemißhandelten Menſchen, ließ Pilatus noch einmal Jeſum dem Volke vorſtellen, um, wenn es auch nicht möglich wäre, ihr Ehrgefühl zu reitzen, doch wenigſtens menſchliches Mitleid in ihnen zu erregen, indem er ihnen zurief: Sehet, welch ein Menſch! Aber auch dies machte auf ihr Herz keinen Eindruck. Hinweg mit ihm; rief das Volk wie mit einer Stimme! Hinweg zum Kreutz! Der immer mehr zunehmende Ungeſtümm des Volks nahm endlich dem ohnehin furchtſamen und ſchwachen Richter allen Muth, daß er zuletzt, wider ſeinen Willen, in das Todesurtheil Jeſus einwilligte, doch mit der öffentlichen Erklärung; er wolle keine Schuld am Blute dieſes Gerechten haben. Gut! rief das Volk, wir und unſre Kinder wollen dieſe Schuld auf uns nehmen.

Ach, Vater! rief Lina, die während dieſer Erzählung ſich ſchon ſo manche Thräne aus dem Auge gewiſcht und lange die Aeußerung des innigſten Mitleids ſchluchzend zurück gehalten hatte, jetzt mit dem Ausdruck der tiefſten Wehmuth aus; ach Vater! ich kann's nicht länger aushalten! Laut weinend erhob ſie ſich von ihrem Sitze und überließ ſich, an einen nahen Baum gelehnt, der Empfindung des Mitleids an dem traurigen Schickſal ihres geliebten Jeſus.

Auch der Grais, ungeachtet er bei ſeiner Erzählung alle Vorſicht angewendet und die empfindliche Seite des Herzens geſchonet hatte, bedürfte einiger Erholung; er brach daher die Unterhaltung ab, gieng mit Antonio der Hütte zu und überließ ſeine Zuhörer, deren keiner ungerührt geblieben war, den Empfindungen ihres Herzens. Dieſe zerſtreuten ſich in einzelnen Parthien; Gumal nahm ſeine Lina in den Arm, die ihr weinendes Geſicht an ſeine Bruſt legte, und ihm bezeugte: ſo einen traurigen Ausgang des Lebens des guten Jeſus habe ſie nicht vermuthet.

Die Sonne war indeß aufgegangen: der Morgen war heiter; ein kühlender Oſtwind milderte die Luft; die Geſellſchaft nahm daher mit Vergnügen den Vorſchlag des Graiſes an, noch an dieſem Morgen einen Spaziergang zu machen. So verſchiedne angenehme Gegenſtände ſich auch auf demſelben dem Auge darboten, ſo machten ſie doch keinen ſonderlichen Eindruck auf ſie. Es war ihnen, als feierten ſie den Todestag eines ihrer Geliebten; und in der That ſuchte auch der

Grais dieſe Stimmung bei ihnen zu erhalten. Er leitete daher abſichtlich den Gang anfangs zu den Myrrthenwäldchen, an dem Grabe des geliebten Pedro vorüber; verweilte einige ſtille Augenblicke bei demſelben, ließ ſeine Thränen darauf fallen, und erinnerte die beiden Kinder, als ſie die Blumen, die ſie auf dem Wege geſammlet hatten, auf daſſelbe ſtreuten, an das ſanfte ruhige Ende dieſes ihres geliebten Freundes.

Bald lerne ich es verſtehen, ſagte Gumal, was unſern Pedro ſo freudig bei ſeinem Hinſterben machte. Ach mit welchen ſichtbaren Entzücken nannte er da ſo oft den Namen Jeſus, und unterhielt ſich mit ihm, auf ſeinem Sterbelager, wie mit einem gegenwärtigen Freunde. Ich war einsmal allein bei ihm und weinte: da ſahe er mich ſo ruhig an und ſagte: weine doch nicht, Gumal, mir iſt ja ſo wohl! — Du ſtirbſt ja aber, lieber Pedro! — Nein, verſetzte er; ich ſchlafe nur ein, um zu einem beſſern Leben zu erwachen. Ich komme da zu Jeſu, meinem Herrn, der auch mir zum Beſten geſtorben, aber auch auferſtanden iſt, und mir verheißen hat, daß er auch mich zu ſich in ſein beſſeres Reich aufnehmen will. — Ich wußte nicht was er damit ſagen wollte; aber er faßte mich ſo treulich bei der Hand und ſagte: Gumal, du wirſt dieſen Jeſum auch kennen lernen und lieben, und dann werden wir zu ihn kommen und ihn ſehen, wie er iſt.

Ja gewiß, ihr Lieben, fuhr der Grais fort, ſo traurig euch jetzt die Betrachtung des Todes Jeſu iſt: ſo wird ſie künftig und noch einſt im Tode der Grund eurer Freude und Beruhigung werden. Denn Jeſus ſtarb, damit wir Friede hätten, damit wir im Leben und im Tode deſto getroſter ſeyn ſollten. Erinnert ihr euch, was er bei ſeinem Abſchied zu den Seinigen ſagte: eure Traurigkeit ſoll in Freude verwandelt werden; ich will euch wiederſehen, und euer Herz ſoll ſich freuen; und eure Freude wird dann niemand ſtören.

Von dem Grabeshügel des Pedro führte der Grais ſeine Begleiter durch einige ſchattigte Gänge weſtwärts, nach derjenigen Gegend, wo die Winterwohnung lag und wo er beſchloſſen hatte, den übrigen Theil des Tags in ihrer Geſellſchaft zuzubringen. Auf dem Wege dahin fanden ſie überall ſchon reife Baumfrüchte, durch deren Genuß ſie ſich erquickten. Die Wohnung ſelbſt war durch den zeither daran verwendeten Fleiß ſehr erweitert worden; durch Hülfe des Chilum und der beiden Neger hatte Antonio einen ganz neuen Flügel an dieſelbe angebauet, und ſie durch Schilf und Baumrinden für dem Eindringen des Regens wohl verwahret. Auch für die Maulthiere war eine ſichere Bedeckung bereitet, und ſchon ein hinreichender Vorrath an Heu und Stroh eingebracht worden. Der Greis bezeigte bei dieſen Anſtalten ſeine Zufriedenheit und führte darauf ſeine Geſellſchaft in das Zimmer, welches er, wegen einiger darinnen aufbewahrten Seltenheiten, ſein Kunſt- und Naturalienkabinet nannte, wo ſeine lehrbegierigen Schüler ſchon manche nützliche Kenntniß geſammlet hatten.

In dieſer kleinen Sammlung von Kunſtwerken befand ſich auch ein aus Elfenbein ſehr fein gearbeitetes Bild des gekreuzigten Jeſus. Der Greis hatte daſſelbe bisher vor den Augen der Kinder verborgen gehalten; jetzt aber ſtellte er es ihnen zur Betrachtung auf. Sehet, ſprach er, meine Lieben, dies iſt das Bild des ſterbenden Erlöſers; dies war die Art, wie ihn die Juden hinrichten wollten, als ſie vom Pilatus forderten: er ſollte ihn kreuzigen laſſen, und wie Jeſus ſelbſt ſeinen Jüngern ausdrücklich vorhergeſagt hatte, auf welche Art er ſterben würde.

Er machte ihnen dabei eine kurze Beſchreibung von dieſer Todesſtrafe, womit man ehemals gewöhnlich die größten Verbrecher aus dem niedrigſten Stande belegte; wie entehrend und ſchmerzhaft ſie zugleich war, indem man einen ſolchen Unglücklichen entkleidet, an Händen und Füßen an den Pfahl genagelt, unter freiem Himmel den Augen des Volks zur öffentlichen Schau ausſtellte; wo er ſich dann entweder langſam nach etlichen Tagen verblutete, oder, wie es bei den Juden üblich war, wo jede Todesſtrafe vor Untergang der Sonne vollzogen ſeyn mußte, man ihm gegen Abend die Beine mit Keulen zerſchmetterte, daß er dann unter den empfindlichſten Schmerzen den Geiſt aufgab.

Zu dieſer ſchändlichen und empfindlichen Todesſtrafe, fuhr der Greis fort, wurde alſo auch unſer geliebter Jeſus, der Edelſte und Beſte unter den Menſchen verdammt, und dieſe wurde auch noch an demſelben Morgen an ihm vollzogen. Es wurde ſogleich der Pfahl beigeſchaft, an welchem er ſollte hingerichtet werden; man legte dieſen auf die Schultern Jeſu und führte ihn ſo, mit zween verurtheilten Uebelthätern, die zugleich mit ihm getödtet werden ſollten, außerhalb der Stadt zu der Richtſtätte, Golgatha, wo gewöhnlich das Todesurtheil an den öffentlichen Verbrechern vollzogen wurde.

An dieſer furchtbaren Stätte wurde Jeſus von den römiſchen Soldaten entkleidet, an Händen und Füßen mit Nägeln an das Kreutz geſchlagen, und in der Mitte der beiden Verbrecher an dem ſchimpflichen Pfahle in die Höhe gerichtet. Oben ans Kreutz war eine Tafel geheftet, mit der Inſchrift: Jeſus von Nazareth, ein König der Juden. In ſeine Kleider theilten ſich die Soldaten, die die Kreutzigung verrichtet hatten und jetzt den erhabenen Gekreutzigten bewachten, der mit der größten Seelenruhe und bewunderungswürdigſten Gelaſſenheit dieſe empfindlichſte Schmach erduldete, ſich nicht mit einem Worte über dieſe ſo unverdiente Behandlung beſchwerte, ſondern noch am Kreutze mit Mitleid auf ſeine Beleidiger ſahe, und dann mit einem Blick zum Himmel ausrief:

Vater, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!

So hatten nun die Feinde Jeſu ihren Zweck erreicht: ſie ſahen ihn jetzt dem ſchimpflichſten nahen Tode ausgeſetzt; dies war für ihr boshaftes Herz ein ſehr unterhaltendes Schauſpiel. Selbſt noch am Kreutze verfolgten ſie den Heiligſten durch läſternde Spöttereien. Siehe da, riefen ſie aus — er hat andern geholfen und kann ſich ſelbſt nicht helfen! Wenn er der Meſſias, der Sohn Gottes iſt: ſo ſteige er doch nun vom Kreutze herab, ſo wollen wir ihn auch dafür erkennen. — Dieſe Spöttereien, wozu ſelbſt Prieſter und angeſehene Perſonen den Ton angaben, fanden bald unter dem gemeinen Haufen Beifall; ſogar einer von den Mitgekreuzigten erfrechte ſich, Jeſum zu läſtern und ihn aufzufordern, ſich und ihnen zu helfen. Der andre aber dachte vernünftiger, verwieß jenem ſein unwürdiges Betragen, und bat Jeſum, er mögte ſeiner gedenken, wenn er in ſein Reich komme. Ja, ſprach Jeſus, noch heute ſollſt du mit mir zum beſſern Leben eingehen!

Der freche Haufen, der ſich hier bei dem Kreuze Jeſu verſammlete, würde vielleicht in ſeinem

Muthwillen nach weiter gegangen ſeyn, wenn nicht dieſer Auftritt durch eine ganz beſondere Naturerſcheinung ernſter und feierlicher geworden wäre. Die Sonne, die ſchon hoch am Himmel ſtand, wurde auf einmal verfinſtert; die ganze Gegend in düſtre Schatten gehüllt; es verbreitete ſich eine feierliche Stille; die Natur ſchien gleichſam zu trauren. Der Eindruck dieſer unerwarteten Veränderung brachte die Feinde zum Schweigen und entfernte ſie zum Theil von dieſer heiligen Stätte; um deſto aufmerkſamer wurden die Wenigen, die mit wahrer herzlichen Theilnahme Zuſchauer bei dieſem rührenden Auftritte der Leiden des geliebten Jeſus waren: unter dieſen befand ſich auch Maria, die Mutter dieſes Jeſus, die mit unbeſchreiblich ſchmerzlicher Empfindung dieſen ihren Sohn, auf den ihre gröſte Hoffnung ruhte, vor ihren Augen dahinſterben ſah, und Johannes, der vertrauteſte Jünger Jeſu, der Liebling ſeines Herzens! Mit liebevollem Blick ſah jezt der ſterbende Freund auf dieſen ſeinen Geliebten herab; mit wenigen Worten übertrug er dem Johannes die Sorge für Maria, als ſeine Mutter, und empfahl ihr dieſen, als ihren Sohn.

Die Finſterniß um Golgatha nahm mit dem Mittage immer mehr zu. Schweigend erduldete der große Leidende die Schmerzen des Todes, fühlte ganz die Angſt eines Menſchen, der mit den empfindlichſten Leiden kämpft; nur einmal ſeufzte er in dem Ausdruck der leidenden Menſchheit: Mein Gott! Mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen? — Es dauerte noch einige Stunden, bis Jeſus ſeine Leiden vollendete; da, als er ſich am Ziel derſelben ſah, rief er: mich dürſtet! — Man reichte ihm einen Schwamm, mit Eſſig getränkt zu; er trank einige Tropfen; rief dann mit ſtarker Stimme: Es iſt vollbracht! Vater, ich befehle meinen Geiſt in deine Hände! neigte dann ſein Haupt und verſchied.

In dieſem Augenblick des Todes Jeſu am Kreutz drang gleichſam ein Schauder durch die lebloſe Natur; die Erde bebte, die Felſen ſprangen, die Todtengrüfte wurden geöffnet, daß die darinn befindlichen Leichname ſichtbar wurden; und ſelbſt in dem Tempel zu Jeruſalem, wo eben die Prieſter mit Zubereitung des Oſterlamms beſchäftigt waren, war die Wirkung der heftigſten Erderſchütterung ſehr merklich; wie hätte dies nicht auf die Gemüther derer, die Augenzeugen des Todes Jeſu waren, einen Eindruck machen ſollte! Alle bezeugten ihr Erſtaunen über dieſe außerordentliche Begebenheit; beſonders aber ein römiſcher Hauptmann, der die Aufſicht über die Wache bei dem Kreutze Jeſu hatte, der bei dieſer furchtbaren Ereigniß öffentlich von dem ſterbenden Jeſus bezeugte: Warlich! dieſer iſt ein frommer Menſch — iſt Gottes Sohn geweſen.

Das glaube ich auch, brach hier Gumal mit dem Ausdruck der lebhafteſten Ueberzeugung und mit Thränen im Auge aus: und ich würde dies auch erklärt haben, wenn ich bei dem Tode des guten Jeſus zugegen geweſen wäre.

Grais. Wenn dies aber die Feinde Jeſu von dir gehört hätten, würden ſie dich dann nicht für einen Verehrer und Bekenner Jeſu, des Gekreutzigten, erklärt haben?

Gumal. Nun ja; das bin ich auch; und das würde ich auch im Angeſicht ſeiner Feinde erklärt haben.

Lina. Und ich auch, Vater!

Der Grais erhob ſich von ſeinem Sitze und ſprach mit Würde und geſetzter Stimme: Nun, Kinder,

der, und ihr meine Freunde, ihr bekennt alſo auch bei dem Andenken an Jeſu Tod, daß ihr ſeine Verehrer und Freunde ſeyd?

Alle. Ja, ja!

Grais. Und wollt bei dieſem Bekenntniß treu bleiben und euch als ſeine Bekenner bis in euren Tod beweiſen?

Alle. Ja, das wollen wir.

Grais. So werdet auch ihr an der Wohlthat des Todes Jeſu Theil nehmen; ſo wird ſein Friede, den Er noch vor ſeinem Ende den Seinigen verhieß, auch auf Euch kommen; auch Euch wird Er für die Seinigen erklären vor ſeinem himmliſchen Vater, und, wenn auch ihr einſt euer Leben auf der Erde vollbracht habt, zu ſich aufnehmen in ſein himmliſches Reich.

Er ſprach darauf ein ſehr rührendes Gebet aus dem Herzen, worinn er Jeſu für ſeine Liebe dankte, mit der er ſich zum Beſten der Menſchen in den Tod dahin gegeben habe und ſich zur innigſten Dankbarkeit, herzlichſten Gegenliebe und treuen Bekenntniß bis in den Tod verpflichtete.

Dieſen ganzen Tag über unterhielt ſich die Geſellſchaft größtentheils mit ernſthaften Betrachtungen des Todes Jeſu und der Zurückerrinnerung an ſein ſo wohlthätiges Leben, welches er auf der Erde geführt hatte: ſo wie man das Andenken eines ſehr geliebten Todten feiert.

Gegen Abend beſtieg der Grais mit ihnen allen die Anhöhe, von welcher ſie das Thal hinab nach der Wohnung Chilums ſehen konnten; die Sonne neigte ſich eben zu ihrem Untergange; der Wald, hinter welchem ſie ſich verbarg, dämpfte gleichſam die Feuerröthe, von welcher der Horizont und die entgegenſtehenden Bergſpitzen zu glühen ſchienen, und hüllte das Thal in ſeinen Schatten ein; alles um ſie her war ruhig; ein ſanfter Abendwind wehte ihnen Kühlung entgegen; der Grais legte ſeinen Pilgerſtab nieder, ſetzte ſich auf ein abgeriſſnes Felſenſtück und ſprach zu ſeinen Begleitern: „hier laßt uns noch einige Augenblicke dem Andenken des Todes unſers Jeſus am Kreutze widmen.

Der Abend jenes merkwürdigen Tages, an welchem Jeſus als Menſch ſein Leben auf Erden endigte und ſein Haupt am Kreutze neigte, war nun angebrochen, und mit ſeinem Tode waren alle ſeine Leiden überſtanden. Die Nachricht von ſeinem Tode erfüllte ſeine Jünger und Freunde mit innigſter Betrübniß; die ängſtliche Furcht, wegen ihres eigenen Schickſals, hielt ſie entfernt von jener traurigen Stätte, wo ihr geliebter Herr den peinlichſten Tod erduldet hatte: nur einer ſeiner vormaligen Verehrer und Freunde, der ſich aber bis jetzt noch nicht öffentlich für ihn erklärt hatte, ein ſehr angeſehener und begüterter Mann, Namens Joſeph, der in großer Achtung bei dem Volke ſtand, faßte den edelmüthigen Entſchluß, dieſen Jeſum, den er zuvor im Stillen hochgeachtet und in ſeinem Herzen geliebt hatte, nun auch in ſeinem Tode zu ehren und für eine anſtändige Beerdigung ſeines Leichnams zu ſorgen. Er gieng in dieſer Abſicht ſelbſt zum römiſchen Stadthalter Pilatus, und bat ihn um die Erlaubniß, den Leichnam Jeſu vom Kreutze zu nehmen und zu beerdigen. Dieſer wunderte ſich über die Nachricht, daß Jeſus ſchon todt ſey; zog darüber von dem wachthabenden Hauptmann nähere Erkundigung ein; und um deſto gewiſſer zu ſeyn, daß Jeſus auch wirklich todt wäre und man nicht erſt nöthig habe, ihm, wie man gewöhnlich bei Gekreuzigten pflegte, noch die Beine zu zerſchlagen, ſtach einer der Soldaten mit einem Spieſe in die Seite Jeſu, wo denn Blut und Waſſer (ſchon geronnenes Blut) aus der Wunde, als ein ſicheres Kennzeichen des Todes, floß. Pilatus fand daher kein Bedenken, in die Bitte Joſephs einzuwilligen, der ſich ſogleich dem, für ſein edles Herz ſo traurigen Geſchäfte unterzog, den todten Körper ſeines beſten Freundes vom Kreuze zu nehmen und nach damaliger Sitte auf eine recht anſtändige Art zu ſeiner Beerdigung zu beſchicken; an welchem Geſchäfte auch noch ein anderer Freund Jeſu, Nikodemus, thätigen Antheil nahm.

In der Nähe des Golgatha, der Stätte, wo Jeſus gekreuzigt ward, lag ein Garten, der dieſem Joſeph zugehörte; hier hatte er ſich in einem Felſen ein Grab ganz neu aushöhlen laſſen, um einmal in ſeinem Tode darinn zu ruhen: dieſe Stätte räumte er jezt ſeinem entſeelten Freunde ein; hier legte er den beweinten Leichnam des Geliebten, den er zuvor mit köſtlichen Salben begoſſen und mit feinen Tüchern umwunden hatte, zur Ruhe nieder und verwahrte den Eingang zu dieſer Todtengruft mit einem großen Steine. Dieſer Stein wurde noch denſelben Abend, auf beſonderes Anſuchen der Juden, vom Pilatus mit Siegeln verwahrt, das Grab ſelbſt aber mit einer Wache römiſcher Soldaten beſetzt, damit nicht etwa ein Betrug vorgehen, der Leichnam Jeſu von ſeinen Freunden heimlich auf die Seite gebracht und hernach vorgegeben werden mögte, er ſey, wie er vorhergeſagt habe, auferſtanden.

So waren nun mit dem Tode Jeſu auf einmal alle die angenehmen und ſchmeichelhaften Erwartungen verſchwunden, welche ſeine bisherigen Freunde und Verehrer von ſeiner Perſon und dem von ihm zu ſtiftenden Reiche auf Erden gefaßt, und bis zu dem letzten Augenblick ſeines Lebens bei ſich unterhalten hatten; ängſtliche Beſorgniß trat jetzt an die Stelle der Hoffnung, und ſetzte ſie in jenen troſtloſen Zuſtand des Gemüths, wo man ſich in einer Art von Betäubung dem Drange, der Umſtände überläßt, ohne zu wiſſen, welchen Ausgang ſie nehmen werden. So viele unter denen, die ihn als ihren größten Wohlthäter verehrten, beklagten im Stillen ſeinen unerſetzlichen

Verluſt und widmeten ſeinem Andenken ihre wehmüthigen Thränen; unter dieſen befanden ſich beſonders einige gute, edle Weiber, die kurz zuvor Zeugen ſeines Todes geweſen waren, und jetzt bei ſeiner Beerdigung ihn bis zum Grabe hin begleiteten, wo ſie den Entſchluß faßten, ſo bald der darauf folgende Ruhetag vorüber ſey, wieder dahin zurückzukehren und Salben mitzubringen, um wenigſtens auf dieſe Art ihre dankbare Liebe gegen Jeſum auch noch in ſeinem Tode zu bezeigen.

Hier beſchloß der Grais ſeine Erzählung, indem er noch hinzuſetzte: Laßt auch uns nun, meine Lieben, mit ſtillen dankbaren Andenken an Jeſum zu unſern Wohnungen hinwandeln, mit den Gedanken an ihn zur Ruhe legen und mit dem kommenden Morgen wieder erwachen. Dann wollen wir uns wieder auf dieſer Anhöhe zur Verehrung dieſes Jeſu verſammlen, der uns, wenn wir auch einmal im Grabe ausgeſchlummert haben, zum ſeligſten Leben in ſeinem beſſern Reiche wieder erwecken wird.

Mit Anbruch des Tages fand ſich die Geſellſchaft wieder an dem verabredeten Orte ein; die eben aufgehende Sonne goß neues Leben in die erwachende Natur; eine erquickende Luft wehte vom nahen Cypreſſenwäldchen herüber, deſſen hervorragende Spitzen von den Strahlen der Morgenſonne vergoldet waren. Obgleich dies herrliche Schauſpiel der Natur, an welchem ſich das Auge nie ſatt ſehen kann, und ſich mit jedem Morgen den beobachtenden und aufmerkſamen Blicken der Bewohner dieſer offnen ſchönen Gegend darſtellte: ſo fanden ſie doch immer bei demſelben neue Nahrung für ihren Geiſt, neue Ermunterung zum Preiße des Schöpfers, deſſen Güte ihnen mit jedem Morgen neu wurde. Um nun dieſe angenehmen Empfindungen des Herzens zu unterhalten, wählte der Grais, beſonders an feſtlichen Tagen, immer einen neuen Standort; von welchem ſie in veränderten Anſichten, die ſo ſichtbaren Spuren des allesbelebenden und erfreuenden Gottes bemerken konnten.

Nachdem ſie auch hier auf dieſer Anhöhe ſich verſammlet und durch Geſang und Gebet ihre

Seelen zum Preiße Gottes ermuntert hatten, leitete der Grais die Unterredung wieder auf Jeſum, von deſſen Tode und Beerdigung er ſie den vorigen Abend unterhalten hatte. Gumal bezeugte ſeinen Beifall an der edlen That des Joſephs, der ſeinem entſchlafnen Freunde die Ruheſtätte in ſeinem Garten eingeräumet hätte; und Lina erklärte, wenn ſie an der Stelle jener Freundinnen Jeſu geweſen wäre, ſo würde ſie auch zu ſeinem Grabe gegangen ſeyn, es mit wohlriechenden Blumen beſtreut und mit ihren Thränen benetzt haben.

In gleicher Abſicht, fuhr der Grais fort, giengen jene guten Weiber, bei Anbruch des dritten Tages, ſeitdem Jeſus begraben war, den Weg zu ſeinem Grabe; die eben aufgehende Sonne erhellte die Gegend; ſchon ſahen ſie von Ferne den Garten und den Felſen, wo Jeſus war hingelegt worden: aber jetzt erſt dachten ſie daran, daß der Eingang zu dieſer Gruft mit einem großen Stein ſey verwahrt worden, zu deſſen Wegſchaffung ihre Kräfte nicht hinreichen würden; jetzt aber kamen ſie näher und bemerkten mit Erſtaunen, daß der Stein ſchon weggewälzt und der Eingang zur

Höhle ganz offen war. Sogleich fiel ihnen der Gedanke ein, es müſſe ſchon jemand da geweſen ſeyn und das Grab geöffnet haben, und ohne es weiter zu unterſuchen, kehrte ſogleich eine von ihnen, Maria Magdalene, nach der Stadt zurück, um die Jünger Jeſu auf dieſen Umſtand aufmerkſam zu machen, der ihnen befürchten ließ, man mögte den Leichnam ihres Herrn heimlich weggeſchafft haben.

Gumal. Wie wäre denn dies möglich geweſen, Vater? Du ſagteſt uns ja, das Grab wäre von den Juden feſt verwahrt und mit Soldaten beſetzt geweſen?

Grais. Aber auch dieſe waren nicht mehr bei dem Grabe. Schon zuvor, ehe die Weiber ankamen, waren dieſe durch eine ganz außerordentliche Begebenheit von dem Grabe Jeſu weggeſchreckt worden. Eine ſtarke Erderſchütterung, begleitet mit einem Gewitter und hellleuchtenden Blitzen hatte ſie in banges Erſtaunen geſetzt; noch mehr die Erſcheinung eines Engels, der während dieſes großen Auftrittes, den Stein von der Höhle wälzte, und ſich ihnen in einem blendend weißen Gewande zeigte. Von Furcht und Schrecken ergriffen

griffen verließ die Wache dieſe furchtbare Stätte, floh in die Stadt und verkündigte dieſe Begebenheit den Hohenprieſtern. Dieſe, die an dem Tode Jeſu die erſte Schuld hatten, geriethen über dieſe Nachricht in nicht geringes Entſetzen; ſie ſahen wohl ein, daß wenn dieſe Nachricht unter das Volk kommen ſollte, ſich alles gegen ſie empören würde. Sie gaben daher der Wache Geld genug, daß ſie den Vorgang nicht weiter bekannt machen, ſondern vorgeben ſollte, der Leichnam Jeſu wäre in der letztern Nacht, als ſie geſchlafen hätten, von ſeinen Freunden geſtohlen worden; übrigens wollten ſie, wenn die Sache vor den Statthalter kommen ſollte, ihre Vertheidigung auf ſich nehmen.

Indeß traten jene Weiber in die leere Todtengruft ein, fanden den Leib Jeſu nicht und waren eben im Begriff, wieder heraus zu treten, als ſie von dem Anblick zweier Engel in Lichtgeſtalt überraſcht und in Erſtaunen geſetzt wurden, deren einer ihnen zurief: „Seyd unerſchrocken! Ihr ſuchet hier Jeſum den Gekreuzigten — umſonſt ſucht ihr den Lebendigen bei den Todten. Seht hier die Stätte, wo ſie ihn hinlegten — und hier die Tücher, in welche ſie ſeinen Leichnam einhüllten. Er ſelbſt iſt nicht hier. Er iſt auferſtanden. Erinnert euch doch deſſen, was er euch ſelbſt vormals ſagte: des Menſchen Sohn muß durch die Hände ſeiner Feinde gekreuziget und getödtet werden, aber am dritten Tage wird er wieder auferſtehen. Gehet jetzt hin, und ſagt es ſeinen Jüngern, beſonders dem Petrus: bald würden ſie ihren Herrn wiederſehen!"

Mit zitternder Freude eilten nun auch die beiden Weiber vom Grabe, um den Jüngern Jeſu dieſe frohe Nachricht von ſeiner Auferſtehung zu bringen. Zwei von dieſen, Johannes und Petrus, hatten ſich ſchon auf die erſte Nachricht der Maria Magdalene, auf den Weg gemacht, um zu unterſuchen, was es mit dem leeren Grabe Jeſu für eine Bewandniß habe; ſie kamen jetzt von einer andern Seite zur Grabſtätte, ohne alſo jenen beiden Weibern zu begegnen, und wie groß war ihre Beſtürzung, als ſie wirklich das Grab leer und weiter nichts als die Leichentücher und den Kopfſchleier fanden, jedes ſorgfältig eingewickelt und an einen beſondern Ort gelegt. Wie dies zugegangen ſey, wußten ſie ſich nicht zu erklären; an ſeine wirkliche

Auferſtehung dachten ſie nicht; ſie glaubten, der Leichnam Jeſu ſey anderswohin geſchafft worden, und waren nur begierig zu erfahren, ob dies von Freundes- oder Feindes Händen geſchehen ſey? In dieſer bangen Ungewißheit kehrten ſie vom Grabe ihres Herrn zu den übrigen Jüngern zurück.

Indeſſen hatte ſich auch Maria Magdalena wieder in dem Garten eingefunden. Der Gedanke, ob vielleicht die Feinde Jeſu ihm auch dieſe Ruheſtätte nicht einmal vergönnt hätten — ſetzte ſie in Wehmuth; weinend warf ſie ſich beim Grabe nieder und blickte mit naſſen Augen in die Gruft — da wurde ſie der beiden Engel gewahr, die ſich bei dieſer heiligen Stätte niedergelaſſen hatten und ihr zuriefen: Weib, was weineſt du? Ach! ſprach ſie: ſie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo ſie ihn hingelegt haben. Mit dieſen Worten ſahe ſie ſich um und erblickte da die Geſtalt eines Mannes, der ſie auch anredete und um die Urſache ihrer Betrübniß fragte. Im erſten flüchtigen Blick hielt ſie ihn für den Gärtner: haſt du ihn etwa weggetragen, ſprach ſie zu ihm, ſo zeige mir den Ort, wo ich ihn finden kann? Statt der Antwort rief der Unbekannte den Namen: Maria! Der bekannte Ton dieſer Stimme macht ſie aufmerkſam; ſie faßt die Perſon ſchärfer ins Auge — und ſieht — Er iſt es ſelbſt — Jeſus, den ſie ſucht! — Du — mein Lehrer! Mehr vermag ſie nicht für Entzücken zu ſagen; ganz außer ſich für Freude ſtürzt ſie Jeſu mit offnen Armen entgegen! Sey ruhig, ruft ihr dieſer zu! mäßige deine Freude! ihr werdet mich mehr ſehen, ehe ich zu meinem Vater auffahre! Gehe und ſage dies meinen Jüngern.

Denkt euch, meine Lieben, die Freude, mit welcher dieſes Weib den zu Jeruſalem anweſenden Jüngern die Nachricht brachte: Sie habe den Herrn geſehen und ſo habe er zu ihr geſagt. — Jetzt traten auch die beiden andern Weiber in die Verſammlung mit der frohen Nachricht ein: auch ihnen ſey er auf dem Wege begegnet, habe ſie freundlich gegrüßt, und als ſie ſich im erſten Erſtaunen über ſeine Gegenwart ihm zu Füßen geworfen hätten, habe er ihnen Muth zugeſprochen und ſie mit gleichem Auftrage an ſeine Jünger und mit der Verſicherung fortgeſchickt, daß ſie ihn in der Gegend Galiläa wiederſehen ſollten.

So

So erfreuend dieſe Nachricht für die Jünger Jeſu ſeyn mußte: ſo konnten ſie ſich doch noch nicht von der Wahrheit der Sache ſelbſt überzeugen. Wer weiß, dachten ſie, was dieſe Weiber in ihrer Einbildung geſehen haben? Der Tod Jeſu, ihres Herrn, hatte ihren Muth zu ſehr niedergeſchlagen; der kleine Strahl der Hoffnung konnte ihn noch nicht beleben; ſie brachten den Tag in banger Furcht hin; aus ängſtlicher Beſorgniß, daß auch ſie von den Juden möchten zur Verantwortung gezogen werden, ſchloſſen ſie ſich in ihre Wohnung ein und erwarteten den Ausgang ihres Schickſals. Der Abend war ſchon angebrochen, als ſie durch die unerwartete Zurückkunft zweier Männer von ihrer Bekanntſchaft, die auch Jünger Jeſu waren, überraſcht wurden. Dieſe waren an demſelben Tage von Jeruſalem nach einem nahegelegenen Orte, Emmaus, wo ihre Heimath war, gegangen; unterweges, als ſie ſich eben von Jeſu unterhalten und einander ihre Bedenklichkeiten und Zweifel über den Tod Jeſu mittheilen: tritt eine ihnen unbekannte Perſon zu ihnen, nimmt an ihrer Unterredung Theil, zeigt ihnen, daß Alles, was bisher mit Jeſu vorgegangen ſey, genau mit dem übereinſtimme, was die Propheten in ihren Schriften von dem Meſſias vorhergeſagt hätten: und daß eben ſein Leiden und Tod deſto mehr zu ſeiner Verherrlichung gereiche. — Ueber dieſen Geſprächen kommen ſie mit untergehender Sonne an ihrem Orte an; ſie bitten den Unbekannten bei ihnen zu bleiben, weil es ſchon Abend ſey; er läßt ſichs gefallen, ſezt ſich mit ihnen freundſchaftlich zu Tiſche, nimmt das Brod, ſpricht das gewöhnliche Dankgebet, bricht es in Stücken und reicht es ihnen zu — da gehen den Jüngern die Augen auf — ſie erkennen in ſeiner Perſon Jeſum, ihren Herrn — und in dem Augenblick ihres Erſtaunens verſchwindet er vor ihren Augen.

Indem dieſe Beiden dies in der Verſammlung der übrigen Jünger erzählen, tritt Er ſelbſt, Jeſus, mitten unter ſie ein mit dem erfreuenden Zuruf: Friede ſey mit euch! Dieſe unerwartete Erſcheinung ſezt alle in Schrecken — ſie trauen ihren Augen nicht, meinen, einen Geiſt zu ſehen. Wie könnt ihr erſchrecken, ruft ihnen Jeſus zu: wie nun noch irre werden? Ich ſelbſt bin es! Sehet meine Hände und Füße — und überzeugt euch durch eure Sinnen, daß ich es bin. Jezt fangen

die

die Jünger an, ſich aus ihrer Beſtürzung zu finden, und um ſie noch mehr von ſeiner Gegenwart zu überzeugen, fodert Jeſus von ihnen zu Eſſen, und genießt vor ihren Augen von den ihm vorgetragenen Fiſchen und Honig. Die Freude der Jünger über das Wiederſehen Jeſu, ihres Herrn, war nun über allen Ausdruck; es war einer der ſeligſten Abende, den ſie nun wieder in ſeiner Geſellſchaft zubrachten, an welchem ſich Jeſus mit ihnen von dem eigentlichen Zweck ſeines Todes und ſeiner Auferſtehung unterhielt und ſie zugleich über ihre künftige Beſtimmung belehrte, daß ſie als ſeine Zeugen unter den Menſchen auftreten, und von Jeruſalem aus alle Völker mit den ſo wohlthätigen Wahrheiten ſeiner Religion bekannt machen ſollten, zu welchem Geſchäft er ihnen die nöthigen Kräfte ertheilen werde.

Gumal. Nun werden es doch wohl die Jünger geglaubt haben, daß Jeſus wieder auferſtanden ſey?

Grais. Ja, nachdem ſie ſich durch ihre eigene Sinne davon überzeugt hatten; außerdem würden ſie immer in Zweifel darüber geblieben ſeyn. Dies ſehen wir aus dem Beiſpiel eines dieſer Zeugen, welcher Thomas hieß; dieſer war eben nicht zugegen geweſen, als Jeſus den übrigen Jüngern erſchienen war; ob ſie es ihm nun gleich alle verſicherten: ſie hätten den Herrn geſehen, ließ er ſich doch nicht überreden, ſondern erklärte: er werde es nicht eher glauben, bis er ihn ſelbſt geſehen und mit ſeinen Händen diejenigen Theile ſeines Leibes würde berührt haben, die bei ſeiner Kreuzigung wären verwundet worden. Dies geſchah dann auch wirklich bei einer andern Gelegenheit, wo Jeſus wieder in ihre Verſammlung eintrat, und um auch dieſen ſeinen Freund zu überzeugen, ſich ihm beſonders darſtellte und ihm die Merkmale ſeiner ehemaligen Kreuzigung zeigte: wobei derſelbe in Bewunderung ausbrach: mein Herr! und mein Gott! Ja, ſagte Jeſus, jetzt glaubeſt du, Thomas, weil du mich geſehen haſt; ſelig ſind, die auch, ohne mich zu ſehen, an mich glauben.

Lina. Nun blieb wohl der gute Jeſus wieder bei ſeinen Jüngern?

Grais. Nicht ſo anhaltend, wie vor ſeiner Auferſtehung; ſondern er kam nur dann und wann zu ihnen; bald an dieſem, bald an jenem Orte, um ſie ſo nach und nach auf ſeinen völligen Abſchied von der Erde vorzubereiten.

Lina. Alſo wollte Jeſus doch wieder dieſe Erde verlaſſen?

Grais. Ja, um, wie er ſeinen Jüngern mehrmals ſagte, wieder zu ſeinem Vater im Himmel zurückzukehren.

Lina. Ach, das wird wieder ein trauriger Auftritt für ſeine Jünger geweſen ſeyn!

Grais. Nein; ſage lieber, ein recht erfreulicher; der angenehmſte, den ſie nur erwarten konnten.

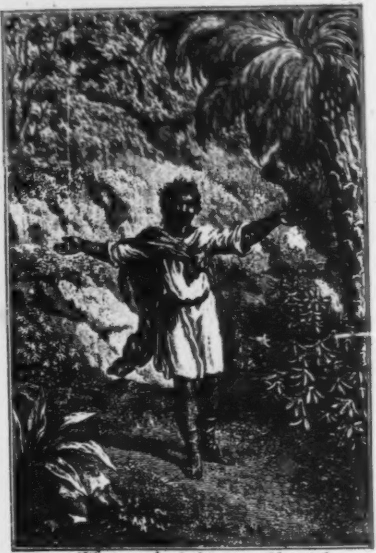
Lina. Wie meinſt du das, Vater?

Grais. Weil ſie ſich dann mit völliger Zuverſicht auf ihn verlaſſen, und die Erfüllung aller von ihm empfangnen Verſicherungen gewiß erwarten konnten: bei der Ueberzeugung: Jeſus, unſer Freund und Herr, iſt bei Gott — iſt im Himmel! Um ſie in dieſem Vertrauen zu ſtärken, mußten ſie alſo zuvor völlig von ſeiner Auferſtehung überzeugt ſeyn; und dies wurden ſie immer mehr; da ihnen Jeſus zu wiederholtenmalen erſchien und ſich mit ihnen freundſchaftlich unterhielt. Dies geſchah beſonders einmal auf einem Berge in Galiläa,

liläa, den ihnen Jeſus zu einer beſondern Zuſammenkunft angewieſen hatte. Hier erſchien er ihnen in der erhabnen Würde ihres Herrn und ſprach zu ihnen: „Mir iſt alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben. Darum geht hin und verkündiget meine Lehre unter allen Nationen der Erde, weihet ſie durch die Taufe zur Verehrung des Vaters, Sohnes und des heiligen Geiſtes ein, und lehret ſie, die Vorſchriften meiner Religion befolgen. Wiſſet, ich bin bei euch alle Tage, bis ans Ende der Welt.“ Solche wichtige Verſicherungen gab ihnen Jeſus noch mehrmals während ſeines ſichtbaren Umgangs mit ihnen, unter andern: daß ſie künftig als Lehrer ſeiner Religion unter den Menſchen ganz außerordentliche Kräfte empfangen und von dem Geiſte Gottes erfüllt werden ſollten: ſobald er zu ſeinem himmliſchen Vater würde aufgefahren ſeyn.

So auf ſeinen nahen Abſchied vorbereitet, konnten ſie ja wohl denſelben mit Ruhe und Heiterkeit erwarten; und dieſer merkwürdige Zeitpunkt trat denn auch nach Verlauf von vierzig Tagen, die Jeſus noch auf der Erde verweilte, ein. Da verſammlete Jeſus an einem Morgen die Seinigen zum letztenmale in der Gegend Bethaniens, unweit Jeruſalem, auf einem Berge, um ſich, erinnerte ſie nochmals an die gegebnen Aufträge und Verheißungen, hob dann ſeine ſegnende Hände über ſie auf, betete für ſie zu ſeinem Vater, empfahl ſie ſeinem gnädigen Schutz, und indem er betete, ließ ſich allmählig eine lichte Wolke zu ſeinen Füßen herab, hob ihn langſam in die Höhe und trug ihn vor den Augen ſeiner ſtaunenden Jünger zum Himmel. — So weit ihre Augen reichten, ſahen dieſe ihrem erhöheten Herrn nach, bis er nach und nach vor ihnen verſchwand. Lange noch verweilten ihre Blicke an der Stätte, wo Jeſus zu ſeiner Herrlichkeit eingegangen war; heilige Ehrfurcht erfüllte ihre Seelen; Anbetung war auf ihrem zum Himmel gerichteten Angeſicht ausgedrückt; die Hoffnung des Wiederſehens ſchlug ſtärker als jemals in ihren Herzen, und wurde durch die überraſchende Erſcheinung zweier Engel noch mehr belebt, die, während dieſes feierlichen Auftritts, ſich unbemerkt bei ihnen eingefunden hatten und ſie in der frohen Erwartung des Wiederſehens dieſes zum Himmel erhöheten Jeſus beſtärkten. — Freudig kehrten ſie nun wieder nach Jeruſalem zurück, um nun bald öffentlich als Zeugen von alle dem, was ſie geſehen und gehöret hatten, unter dem Volke aufzutreten und die ſo beglückenden Wahrheiten der Lehre Jeſu, ihres Herrn, zum Heil der Menſchen zu verkündigen.

Z. 162.



Heil mir! ich bin ein Christ!

Gumal und Lina.

Eine
Geſchichte für Kinder,
zum Unterricht und Vergnügen,
beſonders,
um ihnen die erſten Religionsbegriffe beizubringen,
von
Kaspar Friedrich Loſſius,
Diakonus an der Prediger-Kirche zu Erfurt.

Dritter und letzter Theil.

Gotha,
bei Juſtus Perthes, 1800.

welche

ſo viele

Aufmerkſamkeit

und herzliche Theilnahme

an dieſer Schrift bewieſen

haben,

empfiehlt ſich

mit dieſem 3ten und

letzten Theile

der Geſchichte

Gumal und Lina

der Verfaſſer,

mit dem
herzlichſten Wunſche,
daß auch
Sie
nach Durchleſung derſelben
mit gleicher Ueberzeugung und freudiger
Empfindung ihres Herzens
ſagen mögen:
Heil uns! wir ſind Chriſten!

Sie haben, meine Lieben, mich ſo reichlich für die Herausgabe dieſer Schrift durch Ihren Beifall belohnt, daß ich bei dieſem letzten Theile derſelben, auch Ihnen meine Zufriedenheit öſſentlich bezeugen muß. Selten hat wohl ein Schriftſteller das Glück, ſolche aufrichtige und herzliche Verſicherungen der Achtung und des Danks von ſeinen Leſern zu erhalten, als ich, ſo wohl mündlich als ſchriftlich, von Ihnen empfangen habe. Daß mir aber auch eben dieſer Ihr Beifall, dieß Ihr Zeugniß von dem Werthe dieſes Buchs lieber als jedes andre Lob war, indem dadurch mein Zweck, den ich mir bei Ausarbeitung dieſer Geſchichte vorgeſetzt hatte, erreicht worden iſt, das kann ich getroſt bezeugen; und was dieſe meine Freude unendlich erhöht, iſt die dabei gemachte Bemerkung, daß die Religion, daß insbeſondre die chriſtliche Religion, noch immer ihre wahren und aufrichtigen Verehrer hat, daß es noch immer chriſtliche Eltern und Erzieher giebt, die den Unterricht in derſelben werth ſchätzen, und ihn bei der moraliſchen Erziehung ihrer Kinder zu Grunde legen, ja, daß auch die Seelen der Kinder, die großen Wahrheiten derſelben mit dem Verſtande zu faſſen, und mit dem Herzen zu empfinden, allerdings fähig ſind. O dieſe Verſicherung, die ich aus dem Munde Vieler unter Ihnen gehört habe, daß Sie auch durch Leſung dieſer Schrift in der Ueberzeugung von den erfreuenden Wahrheiten der Religion wären befeſtigt worden, die edlen

Entſchließungen, die Sie dabei gefaßt und bezeugt haben, die Thränen, die zuweilen aus Ihren guten, gefühlvollen Herzen Ihnen in die Augen traten — ſind mir Bürge, daß ich nicht vergeblich gearbeitet habe; und nun erſt verdanke ichs der gütigen Vorſehung Gottes recht herzlich, daß ſie mir die Gelegenheit verſchaft hat, als Lehrer der Religion, der auch ich mein ganzes Glück, und meine edelſten Freuden verdanke, in einen noch ausgebreitetern Kreiſe Gutes zu wirken, und daß ſie einen ſo reichen Segen mit dieſen meinen geringen Arbeiten verbunden hat. Auch dieſer dritte Theil des Gumal wird hoffentlich ſeinen Zweck erreichen, und Ihnen, meine Lieben, die beſondern Wahrheiten des Chriſtenthums, und die Anſtalten, die Er, der göttliche Stifter deſſelben, zur Beförderung unſrer Glückſeligkeit getroffen hat, recht wichtig, ſo wie die Entſchließung Ihres Herzens deſto feſter machen, der erkannten Wahrheit treu zu bleiben, und dieſer beſſern Erkenntniß gemäß zu leben. Vielleicht unterhalte ich mich noch künftig mit Ihnen, beſonders über den moraliſchen Theil der Religion, Schon habe ich mit meinem Herrn Verleger die Abrede von Herausgabe einer moraliſchen Bilder-Bibel genommen, von der eheſtens eine genaure Anzeige in dem R. Anzeiger, und vielleicht ſchon mit nächſter Meſſe der erſte Heft erſcheinen wird. Sie haben mir, meine jungen Freunde und Freundinnen, nun einmal ihr Zutrauen geſchenkt; ich werde es auch ferner zu erhalten und zu verdienen ſuchen.

Gumal und Lina

Dritter Theil,

welcher
den Unterricht
in den vorzüglichſten
Wahrheiten der chriſtlichen Religion
enthält.

Die Unterhaltung des Greiſes mit ſeinen chriſtlichen Zöglingen von dem Leben Jeſu auf dieſer Erde, und ſeinem ſo feierlichen Abſchied von derſelben, bei ſeiner Erhöhung zum Himmel, hatte auf ihre Gemüther den lebhafteſten Eindruck gemacht. Sie dachten ſich lebhaft an die Stelle jener Augenzeugen, und richteten ihren Blick mit ſichtbarer Freude zum Himmel.

Vater! rief **Gumal** in einer Art von *Entzücken aus*: mir iſt ſo wohl bei dem Gedanken, daß Jeſus im Himmel iſt; mir iſt, als könnte ich nun mit noch mehr Zuverſicht aufſehen und Gott meinen Vater nennen, weil es mir dieſer Jeſus verſichert hat, der, wie er ſagte, von Gott gekommen war, und wieder zu Gott gieng.

Lina. Ich wünſchte aber doch, daß der gute Jeſus noch unter uns auf der Erde wäre, daß er ſo vertraut mit uns, wie vormals mit ſeinen

Jüngern lebte — daß er ſo mit uns unter einer Hütte wohnte — daß ich ihm ſo recht meine Liebe bezeichen könnte.

Grals. Was würdeſt du wohl thun, um ihm deine Liebe zu beweiſen?

Lina. Ich würde mich ganz nach ihm, nach ſeinem Willen richten; ich wollte mich von ihm unterrichten laſſen; alles, was er mir zu thun befehlen würde, wollte ich mit Freuden thun; er ſollte es gewiß an meinem ganzen Verhalten merken, daß ich ihm ſo recht herzlich gut wäre, daß ich ihn über alles liebe.

Grals. Meineſt du, da Jeſus nicht mehr als Menſch auf dieſer Erde lebt, und nicht mit unſern Augen geſehen werden kann, daß er uns nicht noch jetzt bemerke, und nicht wiſſe, ob wir ihn lieben oder nicht? Wird er die Erde, auf der er vormals lebte, die Menſchen, die er ſo ſehr liebte, daß er ſich um ihretwillen das Leben auf Erden gefallen ließ, nun nicht mehr achten?

Lina. Ach er wird ſie gewiß nicht vergeſſen; er meinte es ja ſo gar gut mit ihnen.

Gumal. Er liebte ſie ja bis an das Ende ſeines Lebens, und ſagte zu ſeinen Jüngern, bei ſeinem Abſchiede von ihnen; er werde ſie auch dann nicht verlaſſen, wenn er zu ſeinem Vater würde aufgefahren ſeyn.

Grais. Weißt du noch wie er ſich ausdrükte, als er eben im Begriff war die Erde zu verlaſſen?

Gumal. Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.

Grais. Was wollte er wohl damit ſagen: bis ans Ende der Welt.

Gumal. Doch wohl, ſo lange als die Welt ſteht.

Grais. Folglich auch wohl, noch jetzt, noch während wir in dieſer Welt leben?

Gumal. Nicht anders.

Grais. Gewiß, mein Lieber! So lange Menſchen in der Welt leben, wird Jeſus auch dieſe ſeine Verheißung erfüllen, und ſich immer wirkſam zu ihren Glück beweiſen; dieß kann er um deſto mehr, da er nicht mehr ſo eingeſchränkt in ſeiner Wirkſamkeit wie vormals, als Menſch iſt, ſondern erhöht über alles, bei dem Vater, wo er alle Gewalt hat im Himmel und auf Erden, und in unumſchränkter Herrlichkeit regiret, ein Herr über alles!

Unter dieſem Geſpräche leitete der Grais ſeine Begleiter von der Anhöhe herab dem Thale zu, denn die Sonne war ſchon hoch am Himmel. Sie lagerten ſich im Schatten eines Palmenwaldes, der ihnen zugleich Kühlung und Erfriſchung darbot. Die beiden Neger kletterten mit Gumal die hohen Stämme hinauf, und brachen die ſchönſten Früchte ab, die in voller Reiſe an den Wurzeln der untern Zweige hiengen. Die Mädchen laſen ſie auf, lößten die äuſſere Schaale ab, und brachten ſie den im Schatten der Bäume ruhenden Alten dar. Als dieſe jetzt die Schaale entſchlugen und den erquickenden Saft tranken, ſahen ſie beim labenden Mahl zum Himmel auf; ihr Blick war freudiges Dankgefühl, erregt durch den Gedanken an den großen Wohlthäter, der ſolche nährende Kräfte in dieſe Frucht gelegt habe.

Der Grais hielt eine noch ganze Frucht in der Hand: betrachtete ſie mit nachdenkenden Auge und ſprach zu dem neben ihm ſitzenden Chilum: Was wäre dieſe herrliche Frucht für den Menſchen, wenn er ſie nie geöffnet, nie dieſe Schaale gelößt, nie ihren ſtärkenden Saft und innern Kern gekoſtet hätte! Freund! Siehe wie Gottes Weisheit auch die edelſten Gaben in der Natur in äuſſere Hülſen verbarg — ſo thut er es auch mit den Schätzen der höhern Weisheit und der Erkenntniß! Was müſſen wir thun, wenn wir ihren wahren Nutzen empfinden wollen?

Chilum. Wir müſſen tiefer eindringen, bis wir das, was für uns eigentlich gut und nahrhaft iſt, finden. Doch ich verſtehe dich nicht ſo ganz; Vater! erkläre dich deutlicher!

Greis. Ich ſetze voraus, daß du, als ein vernünftiger Menſch, überzeugt biſt, daß wir für unſern Geiſt, für das Weſen, das in uns denkt und in dieſer äuſſern Bekleidung des Körpers wirkt, eben ſo gut nährende und ſtärkende Mittel nöthig haben, als für dieſen unſern Körper, wenn er an Vollkommenheit zunehmen ſoll. Du empfindeſt doch gewiß nicht bloß das Bedürfniß der Speiſe, des Tranks, der Bewegung und der Ruhe, wie das Thier, das neben uns weidet. Ich habe es ja aus der Aufmerkſamkeit, die du bisher auf unſere Unterhaltung, von Gott und göttlichen Dingen verwendeteſt, deutlich genug bemerkt, daß in dir ſich noch ein edlerer

Trieb regt nach Erkenntniß ſolcher Wahrheiten, die nicht deinen Körper, ſondern deinen Geiſt beſchäftigen.

Chilum. Ja Vater! Ich fühle immer ſtärker in mir den Trieb nach Erkenntniß deſſen, was wahr, was gut iſt, was auf mich, auf mein Glück Beziehung hat: ſeitdem ich mit dieſen Kindern deinen Unterricht genieße. Ach ſchon frühe ſehnte ich mich nach beßrer Belehrung! In wie mancher ſtillen Nacht, wo ſich mein Auge in dem unermeßlichen Raume des geſtirnten Himmels verlohr — rief ich zu dem, deſſen Namen ich noch nicht kannte, aber als den großen Geiſt der Welt ehrte, daß er ſich mir zeigen möchte! aber ich ſahe ihn nicht.

Grais. Und doch warſt du ſchon damals der Erkenntniß der Wahrheit von Gott auf dem Wege, auf welchem du jetzt, auch durch meinen Unterricht, um einige Schritte weiter gekommen biſt.

Chilum. O gewiß! dieſe Wahrheit enthüllt ſich immer mehr vor meinen Augen, je mehr ich durch dich gewohnt bin, in allen den äuſſern Geſtalten, die ich durch meine Sinne bemerke, den großen Bildner derſelben zu entdecken, und die Kraft ſeiner Allmacht und deren fortdauernde Wirkung in dem Leben der Natur, in jeder regen Kraft derſelben, ja ſelbſt in meiner eignen Bruſt zu empfinden.

Grais. Was wäre auch ohne dieſes tiefere Eindringen in dieſe Wahrheit, die der Seele Leben und Kraft giebt — was wäre ohne dieſe Erkenntniß der Menſch auf dieſer Welt! Gleich dem Inſekt, das nur an der äuſſern Rinde einer herrlichen Frucht nagt, aber den ſaftigen Kern derſelben nicht genießen kann. Der menſchliche Geiſt iſt nicht dazu geſchaffen, um an der äuſſerlichen Geſtalt der Dinge hängen zu bleiben, ſondern tiefer in das Weſen derſelben einzudringen und gleichſam den Kern der Wahrheit, der in der äuſſern Geſtalt eingeſchloſſen iſt, aufzufinden. Lieber Chilum! Wer bei Betrachtung der großen Naturſcenen um ſich her weiter nichts als ſeine Augen weidet, nur die Wirkungen gewahr wird, ohne auf die wirkende Urſache zu ſchließen, der wird nie in das Heiligthum der Wahrheit eingehen, ſo wenig wie derjenige, der zwar die äuſſerlichen Anſtalten, welche Gott zur Belehrung des menſchlichen Verſtandes gemacht hat, kennt, aber keinen weitern Gebrauch davon macht, ſich keine Mühe giebt, ihren eigentlichen Zweck zu erforſchen und in den innern Geiſt dieſer Belehrungen einzudringen. — Ich habe Euch bisher, hier wendete ſich der Greis wieder an die ganze Verſammlung, mit der erhabenſten Perſon bekannt gemacht, die jemals auf der Erde gelebt und zum Beſten der Menſchheit gewirkt hat; ihr wiſſet jetzt die wichtigſten Auftritte des Lebens Jeſu auf Erden, von ſeinem Eintritt in die Welt bis zu ſeiner Erhöhung zum Himmel, und ſeyd auch wohl überzeugt, daß dieſer Jeſus eure gröſte Hochachtung verdiene: aber, was würde euch dieſe Erkenntniß helfen, wenn ihr nicht auch den Unterricht, den er den Menſchen gab, annehmen, nicht euch mit dem Inhalt ſeiner Lehren ſo recht vertraut machen, und nach der Anweiſung leben wolltet, die er uns zur Seligkeit gegeben hat? Wenn ihr, meine Lieben, dieſen Jeſum nach ſeiner Perſon noch ſo genau kennet, ja wenn ihr ſo gar, wie ſeine ehemaligen Jünger und Zeitgenoſſen ihn mit euern Augen geſehn, und Zeuge von alle dem geweſen wäret, was er auf Erden gethan hat, ihr hättet euch aber nicht mit den Lehren, die er vortrug, bekannt gemacht, euch nicht von der Wahrheit derſelben überzeugt, nicht ſeine Geſinnungen angenommen, nicht denſelben gemäß gelebt: ſo würde euch jene Erkenntniß nichts helfen. Ihr kennet dann Jeſum nur dem äuſſerlichen nach, nur nach dem Fleiſch; aber nicht nach dem innern, nach dem Geiſt. Die Worte die ich rede, ſagte Jeſus, die ſind Geiſt und Leben.

Gumal. Nun, lieber Vater, ſo mache uns doch auch mit dieſen Lehren Jeſu bekannt, wie du uns vorhin von ſeiner Perſon und von ſeinem Leben auf Erden unterrichtet haſt.

Grals. Zuvor, meine Lieben, möchte ich doch wohl von euch erfahren, was ihr denn eigentlich an dieſem Jeſu für Unterricht erwartet, oder, worüber ihr eigentlich von ihm belehrt werden möchtet?

Gumal. Vorzüglich möchte ich Gott kennen lernen, nach der Beſchreibung, die uns Jeſus von ihm gemacht hat, denn ich denke, deutlicher und beſſer hätte wohl niemand uns dieß verkündigen können, als er, der Jeſus, der ſelbſt von Gott gekommen war.

Lina. Auch möchte ich von ihm erfahren, wie ich es anzufangen habe, und was ich thun muß, wenn der liebe Gott mit mir zufrieden ſeyn ſoll, und wie ich es erfahre, daß er es iſt, daß er mich liebt; damit ich mich auch ſeiner ſo recht von Herzen freuen kann.

Gumal. Du haſt uns ja auch manchmal, guter Vater, verſprochen, wenn wir dich über dieß und jene fragten, z. B. was einmal nach unſern Tode aus uns werden würde: ob wirklich noch ein Leben nach dem Tode ſey, wie du uns beim Grabe des Pedro ſagteſt, und wir alſo nicht bloß für dieſe Erde allein lebten? du wollteſt uns darüber noch deutlicher belehren, wenn wir erſt würden dieſen Jeſus kennen gelernt haben, der uns die gröſte Gewißheit darüber verſchaft hätte.

Grais. Gern, meine Lieben, will ich dieß thun; aber ſagt mir auch aufrichtig: habt ihr auch völliges Zutrauen zu ihm? Würdet ihr, wenn Jeſus noch jetzt unter euch gegenwärtig wäre, oder wenn einer ſeiner vormaligen Jünger unter euch lebte, und euch ſagte: das hat Jeſus gelehrt: das hat Er uns verſichert, verheißen, befohlen — würdet ihr es auch für wahr halten?

Gumal. Ja, ganz gewiß, Vater! Ein Lehrer, wie Jeſus war, verdienet doch wohl unſer ganzes Zutrauen. Nach dem, was du uns bisher von ihm geſagt haſt, bin ich feſt überzeugt, daß er in keiner andern Abſicht auf dieſer Erde gelebt hat, als uns durch eine richtige Gotteserkenntniß recht glücklich zu machen. Nur das Eine ſage mir noch, Vater: wie iſt denn dieſer Unterricht Jeſus auf uns gekommen? Woher können wir noch jetzt erfahren, was Jeſus gelehrt hat?

Grais. Du erinnerſt dich doch noch, lieber Gumal, daß Jeſus, während er auf Erden lebte, mit einigen Menſchen in ſehr vertrauten Umgang lebte.

Lina. Ja, das waren ſeine Jünger, die ihn immer begleiteten, und die er beſonders unterrichtete.

Grais. Dieſe hatte er auch dazu erwählt, daß ſie ſeine Lehren unter den Menſchen verkündigen und ausbreiten ſollten.

Gumal. Ja, ich erinnere mich, daß er ihnen noch bei ſeinem Abſchied von ihnen befahl: daß ſie nun getroſt auf ſeinen Beiſtand die Menſchen belehren ſollten.

Grais. Und wer euch höret, ſagte Jeſus von ihnen, der höret mich, wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf.

Lina. Was alſo ſeine Jünger ſagten, war ſo gut, als hätte es Jeſus ſelbſt geſagt.

Grais. Sie blieben daher auch unter ſeiner beſtändigen Leitung, und empfiengen von ihm diejenige Einſicht und Kräfte, die ſie als Lehrer der Menſchen nöthig hatten; das heißt, ſie wurden von dem Geiſte Gottes belebt, mit göttlicher Kraft erfüllt, die Lehren Jeſu zu verkündigen. Aus allen ihren Reden, und aus ihrem ganzen Betragen leuchtete dieſe göttliche Einwirkung hervor. Sie ſprachen mit einer ſo tiefen Einſicht und mit ſo feſter Ueberzeugung von Wahrheiten, die bisher dem menſchlichen Verſtande theils unbekannt, theils nicht ſo einleuchtend geweſen waren, bezeugten überall eine ſo edle Freimüthigkeit im Bekenntniß dieſer Wahrheiten, einen ſo thätigen Eifer, die Menſchen durch Veredelung ihres Verſtandes und Herzens zu beglücken: daß jeder unbefangne, der ſie hörte, einſehen mußte: die Lehre die ſie verkündigten, ſey nicht von Menſchen, ſondern von Gott. Die Liebe zur Wahrheit und zu Jeſu ihrem Herrn war ſo ſtark in ihrer Seele, daß ſie keine Beſchwerde, keine Gefahr ſcheuten, die mit ihrem Beruf, die Menſchen zu belehren, zu beſſern und ſelig zu machen, verbunden war. Die ſchrecklichſten Drohungen ihrer Feinde und ſelbſt die grauſamſten Martern waren nicht vermögend, ſie vom Bekenntniß der Wahrheit abzubringen; mit gleicher Freudigkeit bezeugten ſie dieſelbe unter Freunden und Feinden, und beſtätigten ſie mit ihrem Tode. Durch dieſe Lehrer wurden die Lehren Jeſu unter den Menſchen immer weiter ausgebreitet, und nicht bloß ihr mündlicher Unterricht, den ſie ertheilten, ſondern auch die Schriften, die ſie verfertigten wurden das Mittel, dieſe ſo vortrefliche Lehre von einem Geſchlechte der Menſchen zum andern und bis auf die entfernteſten Zeiten zu bringen.

Chilum. Du beſitzeſt alſo wohl auch die Schriften dieſer göttlichen Lehrer?

Grais. Ja, ſie ſind uns in der Sammlung heiliger Schriften aufbehalten, die ich dir ehemals gezeigt habe, und werden uns als Denkmäler aus jenen Zeiten Jeſu und ſeiner Apoſtel immer heilig und ehrwürdig bleiben. Denn obgleich die Wahrheiten ſelbſt durch ihre frühere Bekanntmachung und allgemeinere Verbreitung unter den Menſchen ſchon für ſich beſtehen, und immer wieder durch den fortgeſetzten Unterricht von ihnen erkannt werden würden: ſo dient es uns doch zur völligen Ueberzeugung, daß wir ſie noch aus den Schriften der erſten chriſtlichen Lehrer ſelbſt ſchöpfen, und dieſe unſre Ueberzeugung oder Glauben, auf ihr Zeugniß, als auf das Zeugniß Gottes ſelbſt gründen können.

Hier brach der Grais die Unterredung ab: denn ſelbſt der Schatten des Wäldchens in welchem ſie ſich jetzt befanden, ſchützte ſie nicht genug vor der Schwüle des Tags; ſie ſuchten einen kühleren Aufenthalt in der ſehr geräumigen Felſenhöhle, neben dem Winterhauſe, wo ſie auf weichen Mooslager die ſchwülſten Mittagsſtunden verſchlummerten.

Nach einigen Stunden der Erholung zerſtreute ſich die Geſellſchaft in der umliegenden ſchönen Gegend, brachte den übrigen Theil des Tags in nützlichen Geſchäften hin und verſammelte ſich ſpät am Abend wieder in dem Palmenwäldchen, wo Lina mit Hülfe ihres Gemals und der beiden Neger die Abendmahlzeit bereitet hatte, die ſie unter dem Geſang der Vögel, und unter aufheiternden Geſprächen vergnügt genoſſen.

Noch an demſelben Abende machte der Grais den Anfang mit dem Unterrichte in den vorzüglichſten Lehren, die Jeſus und ſeine Apoſtel, oder Geſandten den Menſchen verkündigt hatten. Dieſen Unterricht ſetzte er in den ruhigen Zwiſchenräumen fort, die ihnen von ihren Geſchäften frei blieben, und in denen ſie ſich in der Wohnung des Graiſes verſammelten. Da Lina faſt nie von der Seite des ehrwürdigen Alten kam, indem ſie nur zu ſeiner Pflege in ſeiner Hütte blieb, und die kleinern häuslichen Geſchäfte beſorgte, indeß die übrige Geſellſchaft ſich mit ländlichen Arbeiten beſchäftigte: ſo nahm auch ihre Erkenntniß von Tage zu Tage mehr zu, ihr Sinn für alles, was wahr, edel und gut iſt, wurde immer ſtärker, richtiger und feſter, ihr Verſtand immer heller, und ihr von Natur ſchon ſanftes Herz wurde durch die Eindrücke, welche die Wahrheiten der Religion auf daſſelbe machten, noch mehr veredelt. Sie war die Freude der ganzen Geſellſchaft; ſie erkannte das Glück, von allen geliebt zu werden, und beſtrebte ſich um deſto mehr, ſich durch ein liebenswürdiges Verhalten dieß Glück bei allen, beſonders bei ihrem Gumal zu ſichern. Durch ihren Umgang, durch die liebreichen Zurechtweiſungen und ſanften Belehrungen wurde auch Agathe immer gebildeter, legte nach und nach die Fehler ihrer ſonſt rohen und ungeſtümmen Gemüthsart ab, und empfieng immer mehr Geſchmack an den Freuden, die uns ein tugendhafter Umgang mit guten Menſchen gewährt.

„Meine Lieben! rief der Grals mit dem Ausdruck der herzlichſten Freude aus, als er ſich in der Mitte dieſer frohen und glücklichen Menſchen befand: wie gut hat es Gott mit uns gemeint, daß er uns in ſo eine glückliche Verbindung mit einander geſetzt hat, daß wir uns ſo gemeinſchaftlich ſeiner Güte freuen, ſo zufrieden auf dieſer ſchönen

Erde leben, ſie einſt mit zufriedenem, ruhigem Herzen verlaſſen und zu noch höhern und vollkommenern Glück gelangen können. Dieß Glück hat er uns eben dadurch vorzüglich zugeſichert, daß er uns durch Jeſum nicht nur ſeinen Willen von unſrer Seligkeit bekannt gemacht, ſondern uns auch in den Stand geſetzt hat, ſo glücklich zu werden, als es ſeine Abſicht mit uns war. Wie freute ſich dieſer gute Jeſus, als er dieſes Glück der Menſchen durch ſeine Lehre gegründet ſah; betend rief er im Kreiſe ſeiner Jünger aus: *das iſt das ewige Leben*, darinne beſteht das höchſte Glück der Menſchen, *daß ſie dich, daß du allein wahrer Gott biſt, und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum erkennen.*

Ihr werdet euch, meine Lieben, des Unterrichts erinnert, den ich euch in jenen frühern Unterhaltungen von Gott, von ſeinem Daſeyn, Weſen und Eigenſchaften gegeben habe; ihr habt mir auch mehrmals geſagt, und ich habe es aus eurem Verhalten wahrgenommen daß ihr, ſeit der Zeit, da ich euch mit dieſem Gott bekannt und auf die Beweiſe von ſeiner weiſen Macht und Güte aufmerkſam gemacht habe, weit ruhigere und glücklichere Menſchen geworden ſeyd; nun, dieſen Gott, von deſſen richtiger Erkenntniß unſer höchſtes Glück abhängt, hat uns Jeſus erſt recht deutlich kennen gelehrt, und uns ſo recht gezeigt, in welcher genauen Verbindung wir mit ihm ſtehen. Er beſtätigte nicht nur alle die Wahrheiten von Gottes Daſeyn, von ſeinen Eigenſchaften, von ſeiner gütigen und weiſen Vorſehung u. d. gl., zu denen uns ſchon ein vernünftiges Nachdenken bei Betrachtung der Natur leiten kann, und verſchaffte ſo durch ſeine Verſicherung unſerm Glauben völlige Gewißheit; er räumte nicht nur durch ſeine Belehrungen die falſchen und irrigen Vorſtellungen hinweg, die ſich die Menſchen von Gott gemacht hatten, und lehrte ſie richtig von ihm denken: ſondern ſetzte ſie auch in den Stand, dieſen Gott auf eine recht würdige Art zu verehren, ſich ſeiner zu freuen, ihn ſo recht herzlich zu lieben, und in der völligen Ueberzeugung von ſeiner Liebe ihr höchſtes Glück zu finden.

Meine Lieben, von dieſer Seite müßt ihr den Werth des Unterrichts Jeſu vorzüglich betrachten, wenn ihr ihn gehörig ſchätzen wollt. Jeſus hat die Erkenntniß und Verehrung Gottes nicht zu einer Wiſſenſchaft, die der Menſch nur lernen ſoll, ſondern zu einer Sache des Herzens gemacht, die er innigſt empfinden, von der er ſich ganz durchdrungen und belebt fühlen ſoll. Seine Lehre iſt Geiſt und Leben.

Wenn dir, Gumal, eine Sache recht wichtig werden ſoll, ſo mußt du ſie nicht nur kennen, ſondern auch mit Ueberzeugung wiſſen, daß ſie gut, daß ſie wünſchenswürdig iſt, daß ſie dich zunächſt angeht; nicht wahr?

Gumal. Nicht anders. Sonſt würde ſie für mich keinen Werth haben.

Grais. Würde die Wahrheit, es iſt ein Gott, dir wichtig ſeyn, wenn du nicht wüßteſt, daß dieſer Gott auch *dein* Gott iſt, daß du in einem nähern Verhältniß mit ihm ſteheſt?

Gumal. Erſt dadurch, daß ich dieß weiß, wird mir die Erkenntniß Gottes recht wichtig.

Grais. Iſt es dir ſchon genug zu wiſſen, daß Gott das höchſt vollkommenſte Weſen, der Herr und Schöpfer der ganzen Welt iſt; oder wünſcheſt du nicht auch zu erfahren, mit Ueberzeugung zu wiſſen, daß er auch *dein* Schöpfer und Herr iſt?

Gumal. Ja wohl, wenn ich Gott als meinen Schöpfer erkenne: ſo geht er mir noch näher an; ſo bin ich ſchon genauer mit ihm verbunden.

Grais. Aber, Lina, wenn dieſer Gott, als Schöpfer, dir ſo wie allen übrigen Weſen, die du um und neben dich ſieheſt, das Daſeyn gegeben, dich hätte werden laſſen: aber er bemerkte dich weiter nicht; achtete nicht auf dich; nähme ſich deiner weiter nicht an: wäre dir dann die Erkenntniß Gottes als deines Schöpfers ſchon hinreichend zu deinem Glück?

Lina. Ach, ich würde zwar immer Ehrfurcht vor Gott empfinden, würde die Größe ſeiner Macht bewundern, die ich in ſeiner ganzen Schöpfung bemerkte — aber ihn mir ſo fremd, ſo entfernt zu denken: das wäre mir ein ſehr niederſchlagender Gedanke; da könnte ich mich ſeiner nicht ſo recht freuen.

Grais. Wenn du aber überzeugt wäreſt, Gott habe dir nicht nur das Leben gegeben, und alles was zur Erhaltung deines Lebens nöthig iſt; ſondern er ſorge auch vor dich, nähme ſich deiner ſo recht liebreich an, bemerke dich mit Wohlgefallen, und befördere dein Glück? —

Lina. O ich wüßte nicht: wie ich glücklicher als bei dieſer Ueberzeugung ſeyn könnte!

Graik. Wer hätte uns dieß wohl am beſtimmteſten und mit der größten Gewißheit ſagen können?

Lina. Wer anders als der Jeſus, der Gott ſo gut kannte, und ſelbſt von Gott gekommen war.

Graik. Nun, dieſer hat es uns verkündigt. Er hat es uns gelehrt und beſtätigt: daß Gott der Schöpfer und Herr der Menſchen, ihr Erhalter und Verſorger iſt, daß er ſich ihrer annimmt, und mit weiſer Vorſehung ihre Angelegenheiten leitet. Ja, damit die Menſchen dieß ſo nahe Verhältniß, in welchem ſie mit Gott ſtehen, recht einſehen und ihr Glück ſo recht empfinden möchten, ſo lehrte er ihnen, daß **Gott ihr Vater** ſey, der ſie als ſeine Kinder liebe, die beſten Abſichten mit ihnen habe, und ſie gern recht glücklich machen wolle. Wenn ihr euch alſo ſo nach dem Sinne Jeſu, nach der Belehrung, die er uns gegeben hat, Gott denken wollt, wie müßt ihr ihn euch vorſtellen? Etwa als ein Weſen, das euch nichts angeht, das von euch entfernt iſt, das wegen ſeiner unendlichen

Größe und Erhabenheit euch arme ſchwache Menſchen überſieht, ſich nicht um euch bekümmert?

Gumal. Ach nein; ſondern als unſern lieben Vater, der ſich unſrer annimmt.

Grais. Werdet ihr euch nun wohl mit furchtſamen Herzen zu ihm nahen, und mit Zittern an ihn denken?

Lina. Nein; ſondern mit einem freudigen und getroſten Geiſt.

Grais. Werdet ihr nun ängſtlich wegen eures Lebens oder eurer Erhaltung beſorgt ſeyn, oder, wenn ihr etwa zuweilen in Verlegenheit kommt, verzagen?

Gumal. Nein; da ich weiß, daß Gott mein Vater iſt, ſo weiß ich, daß er mich, ſein Kind, nicht verlaſſen wird.

Grais. Sehet, welche Liebe hat uns Gott, unſer Vater bewieſen, daß wir ſeine Kinder heiſſen. Dieß Recht hat er uns durch Jeſum, ſeinen Sohn gegeben, und davon müſſen wir nun auch Gebrauch machen. Die Liebe muß uns ſo recht mit dieſem Gott verbinden; ſie muß alle ängſtliche Furcht aus unſrer Seele verbannen; es muß uns Freude ſeyn, immer an Gott zu denken, und mit kindlicher Zuverſicht zu ihm zu halten, und als ſeine guten Kinder unter ſeinen Augen auf dieſer ſeiner Erde zu leben.

Hütet euch aber, meine Lieben, daß ihr dieſen Begriff von Gott, als euerm Vater, nicht zu eingeſchränkt denket, und meinet, ihr wäret es allein, die ſich ſeiner Vaterliebe freuen könnten; Jeſus hat uns gelehrt: Gott ſey nicht nur unſer, ſondern aller Menſchen Vater, er liebe ſie alle, und ſein Wille ſey, daß allen geholfen werde, daß ſie alle durch dieſe beßre Erkenntniß glücklich werden möchten. Zu ſeiner Zeit bildeten ſich die Juden ein, ſie hätten vor allen übrigen Menſchen allein das ausſchließende Recht, Gott, ihren Gott und Vater zu nennen, die übrigen Menſchen wären von dieſem Glück ausgeſchloſſen; daher verachteten ſie alle diejenigen, die keine Juden waren, ja ſie haßten ſie wohl gar als Menſchen, die nicht zu ihrer Familie gehörten, die ihrer Achtung und Liebe nicht werth wären. Iſt das wohl recht gedacht und gehandelt, Lina?

Lina. Gewiß nicht; ich glaube, wie Jeſus, Gott iſt aller Menſchen Vater! Er liebt ſie alle als ſeine Kinder und wünſcht ſie alle glücklich zu ſehen.

Greis. Wie betrachteſt du alſo die Menſchen, die mit dir auf einer und derſelben Erde wohnen?

Lina. Als Kinder eines Vaters; als meine Geſchwiſter.

Greis. Es iſt ein Gott und Vater unſer aller. Wir haben ja alle das Leben von ihm empfangen; gehören zu einem Geſchlecht der Menſchen, nehmen gemeinſchaftlichen Antheil an den Gütern, mit denen unſer gütiger Vater im Himmel dieſe Erde geſegnet hat, und ſollen alle glücklich werden. Jeſus kam daher zum Beſten aller Menſchen in die Welt, auf daß alle, die an ihn glauben, die ſeine Belehrungen annehmen und befolgen würden, nicht verloren werden, ſondern recht vollkommen glücklich werden ſollten. Wie könntet ihr euch Verehrer dieſes Jeſus, wie Kinder Gottes nennen, wenn ihr nicht auch alle Menſchen, als eure Brüder, liebtet, als Kinder eines Vaters im Himmel! Denn dieß Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe.

Die Unterhaltung des Graiſes mit den Kindern und den übrigen erwachſenen Zöglingen, die an dieſem Unterrichte in den Lehren der chriſtlichen Religion Theil nahmen, wurde jetzt ſehr oft durch die gehäuften Geſchäfte der Geſellſchaft unterbrochen. Es war die Zeit der Erndte; diesmal war ſie auſſerordentlich reich; die Witterung war den Saaten und Baumfrüchten ſehr günſtig geweſen, und die Pflanzer hatten es auch an ihrem Fleiße dabei nicht fehlen laſſen. Da gab es nun mit dem anbrechenden Morgen bis ſpät in die Nacht alle Hände voll zu thun. Philipp, der Bruder des Antonio, that dabei treffliche Dienſte; er, der in Geſchäften dieſer Art ſchon frühe geübt war, machte die nöthige Anordnung, wieß jedem ſein Geſchäft an, überſah und leitete das Ganze nach der beſten Ordnung; durch Hülfe der beiden Maulthiere und des Wagens, die Agathe ſehr gut zu leiten wuſte, wurde die Mühe des Einſammelns gar ſehr erleichtert; die Speicher, die vor der Erndte waren aufgerichtet worden, reichten kaum zu, allen Vorrath aufzufaſſen, und Lina war in der

Thal über die zu ſtarken Lieferungen an Früchten für ihre Küche verlegen.

Oft wenn der Grais am frühen Morgen die Höhe des Berges beſtieg, von da er in die Ebne hin nach der Wohnung Chilums ſehen konnte, und da das freudige Gewimmel der arbeitſamen Bewohner des Thals bemerkte, ſah er dann mit freudigem Blick zum Himmel auf, und freute ſich in ſeinem Innerſten über den herrlichen Anblick, den ihm dieſe vormals verwilderte und jetzt durch den Fleiß der Menſchen verſchönerte Gegend darſtellte. O Gott! dachte er dann, wie ſchön würde deine Erde, wie glücklich würden alle die zahlloſen Bewohner derſelben ſeyn, wenn ſie alle ſo in Liebe und Eintracht bei einander wohnten, ſich gemeinſchaftlich bei ihren Arbeiten unterſtützten, und als deine guten Kinder dir zum Wohlgefallen lebten. Das iſt dein Wille, Vater, laß ihn auch unter uns geſchehen!

In dieſen arbeitsvollen Tagen war es für die Geſellſchaft überaus wohlthätig, daß ſie mit dem Anfang einer jeden Woche einen Ruhetag hielt, an welchem ſie ſich zur gemeinſchaftlichen Verehrung Gottes und Jeſu in der Wohnung des Graiſes verſammelte. Vorher hatte dieſer ſich mit Antonio und Philipp in der Grotte beſonders dieſen Andachtsübungen überlaſſen, jetzt aber ließ er auch die übrigen Glieder der Geſellſchaft an dieſer Unterhaltung Theil nehmen, nachdem er ſie über den eigentlichen Zweck dieſer Handlung nach dem Sinne Jeſu belehrt hatte.

Jeder Menſch, ſagte er, der das Daſeyn eines höhern Weſens, von dem ſeine ganze Wohlfarth abhängt, anerkennt, fühlt ſich auch gedrungen, dieſem verehrungswürdigen Weſen ſeine Ehrfurcht, ſeine Zuneigung und Dankbarkeit zu bezeigen; und wenn mehrere Menſchen dieſelbe Ueberzeugung unter ſich gemein haben, ſo theilen ſie gern einander ihre Geſinnungen und Empfindungen mit, und vereinigen ſich in der gleichen Abſicht, dieſen Gott zu verehren, und gemeinſchaftlich anzubeten. Nur iſt hier die Frage, wie ſie dieß auf eine recht würdige Art thun können? und auch darüber hat uns Jeſus die beſte Anweiſung gegeben. Zu ſeiner Zeit machten ſich die Menſchen allzuſinnliche Vorſtellungen von Gott, ſie dachten ſich ihn nach Art eines Menſchen, der die höchſte Macht und Gewalt beſitze und von ſeinen Untergebenen Unterwerfung und Dienſte fodere; dieſe ſuchten ſie ihm durch gewiſſe äuſſerliche ſinnliche Handlungen zu beweiſen; ſie richteten Altäre auf, bauten große Tempel, ſchmückten dieſe auf das herrlichſte aus, ſtellten feierliche und in die Augen fallende Handlungen an, brachten von ihrem Vermögen, von den Früchten der Erde, die ſie bauten, oder von den Thieren, die ſie weideten, einige als Gaben dar, und opferten ſie der Gottheit, die ſie dadurch zu ehren meinten. In dieſe äuſſerlichen Handlungen ſetzten ſie die Hauptſache der Gottesverehrung; ſie glaubten, je ſchöner und prächtiger der Tempel, je reicher die Gaben, je anſehnlicher das äuſſerliche Gepränge bei ihren Zuſammenkünften ſey, deſto beſſer würde Gott dadurch verehrt. Was meineſt du Gumal, nach der Erkenntniß, die du von Gott als dem höchſten und heiligſten Weſen haſt, kann das wohl die rechte, würdigſte Art der Verehrung Gottes ſeyn?

Gumal. Ich glaube nicht; aber ich geſtehe es, ich bedarf darüber ſelbſt noch Belehrung.

Grais. Iſt Gott, ſeinem Weſen nach, auch ſo ein ſinnliches körperliches Weſen als wir?

Gumal. Nein: Gott iſt ein Geiſt.

Grais. Darf ich ihn alſo auf eine ſinnliche Art, oder bloß durch dieſen Körper, durch äuſſerliche Bewegungen und Handlungen verehren?

Gumal. Nein; ſondern auch mit meinem Geiſte; mit meinem Verſtande.

Grais. Wodurch beweiſeſt du dich alſo als ein wahrer Verehrer Gottes?

Gumal. Wenn ich ein verſtändiger Menſch bin, und mich als einen ſolchen zeige.

Grais. Und wodurch zeigſt du dieſes?

Gumal. Durch mein gutes Verhalten.

Grais. So ſagte auch Jeſus: *Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbeten, die müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit*, das iſt, durch eine vernünftige Denkungsart und gutes Verhalten *verehren*. — Und was meinſt du, Lina, kommt es bei der Verehrung Gottes auf den Ort an, wo wir ihn dieſe beweiſen? Iſt wohl Gott an einem beſondern Orte eingeſchloſſen?

Lina. O nein; Gott iſt ja allgegenwärtig, iſt überall, erfüllt Himmel und Erde — wie könnte er denn da an einem beſondern Orte wohnen?

Grais. Wenn wir zur Verehrung Gottes uns verſammeln, ſo bedürfen wir zwar eines Ortes, das ſey nun eine Grotte, oder ein Hauß, oder ein freier offner Platz, und dieſer Ort wird uns darum wichtig und heilig, weil wir ihn zu einer ſo würdigen Handlung der Gottesverehrung anwenden: aber wir dürfen nicht denken, als wenn Gott nur hier allein zu finden wäre.

Lina. Ach nein; mir iſt die ganze Natur ein Tempel Gottes, und jede Stätte, wo ich an Gott denke, mir ihn ſo recht gegenwärtig denke, iſt mir heilig. Aber das muß ich dir ſagen, Vater, wenn ich ſo mit dir und mit all dieſen Lieben an einem gemeinſchaftlichen Ort, es ſey auf einer Anhöhe, oder in einem Wäldchen, oder in der Hütte bin: und mich mit Euch von Gott unterhalte: ſo ergreift mich der Gedanke an Gottes Gegenwart noch mächtiger, ſo werde ich inniger gerührt, und fühle mich noch mehr zur Verehrung des höchſten Weſens erhaben.

Grais. Darum gieng Jeſus auch gerne an jene Orte der gemeinſchaftlichen Gottesverehrung; ſtellte öftere Verſammlungen mit ſeinen Jüngern an, und lehrte ſie, ihren gemeinſchaftlichen Gott und Vater auch gemeinſchaftlich und gleich=

gleichſam in einem Geiſte zu verehren; und wer ein rechter Verehrer Gottes iſt, wird dieß auch dadurch beweiſen, daß er ſich gern mit andern an ſolchen Orten der gemeinſchaftlichen Anbetung Gottes verſammlet. — Aber was dünket dir in Abſicht der Gaben, oder der Geſchenke, die wir Gott zum Zeichen unſrer Verehrung und Dankbarkeit darzubringen haben, können wir denn Gott auch ſo einen Dienſt beweiſen, wie wir einander, wenn eins dem andern etwas von dem giebt, was er ſich durch ſeinen Fleiß verſchaft hat.

Lina. Wie könnten wir Gott etwas geben, der alles hat, und von dem wir ſelbſt alles empfangen. Ach er bedarf unſrer Dienſte und Gaben nicht.

Graf. So können wir alſo auf keine Art unſre Liebe, Zuneigung und dankbare Empfindung gegen dieſen guten, verehrungswürdigen Gott zu Tage legen?

Lina nach einigem Nachdenken: Ich dächte doch, Vater, wenn ich mich ſo ſelbſt, mit allem was ich bin und habe, ganz ihm ergebe: wenn ich zu ihm, meinem Vater im Himmel ſagte: ſiehe, ich bin ganz dein; mein ganzes Leben gehört dir zu; ich will dir mein Herz ſchenken und mich beſtreben, immer recht fromm vor dir zu leben! Meinſt du nicht, daß der gütige Vater im Himmel dieß für einen Beweiß meiner herzlichſten Verehrung annehmen werde?

Der Grais mit inniger Bewegung. O meine Lina! Thue dieß: ſo wirſt du dich Gott ſelbſt heiligen, und ihn auf die würdigſte Art verehren. So hat uns Jeſus durch ſeine Apoſtel ſagen laſſen: Stellet euch ſelbſt dar, mit Seele und Leib, Gott zu einem Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig ſey: dieß ſey euer vernünftiger Gottesdienſt.

Während der Erndte, welche beſonders die Thalbewohner beſchäftigte, war Lina die mehreſte Zeit allein bei dem Graiſe. Doch auch hier fehlte es ihr nicht an Beſchäftigung. Auſſerdem, daß ſie Ordnung und Reinlichkeit in den Wohnungen erhielt, und für die Bequemlichkeit und Pflege des ehrwürdigen Graiſes ſorgte, hatte ſie auch die Gärten unter ihrer Aufſicht, wo ſie mit Einſammlung des Saamens von verſchiedenen Pflanzen, und der reifen Baumfrüchte. vom frühen Morgen bis zum Abend beſchäftigt war. Noch ehe der öſtliche Himmel ſich röthete, war ſie ſchon von ihrem Lager auf; gieng mit dem Waſſerkruge zur nahen Quelle, ſchöpfte ihn voll, ſchlüpfte von da hinab zu einer Vertiefung, wo ſich das Waſſer aus der Quelle in einem mit wildem Gebüſch dicht bewachſenen Baſſin ſammelte, um ſich da zu baden; kehrte mit dem Kruge in der Hand zur Hütte des Graiſes zurück, der ſie denn gewöhnlich an der Thür erwartete und den freundlichen Morgenkuß von ihren Lippen empfieng. Dann giengen ſie beide unter dem Geſange der erwachenden Vögel in eine der nahe liegenden Lauben, verrichteten da ihr Morgengebet, prieſen den gütigen Schöpfer für die Wohlthat des Lebens, die ſie aufs neüe, nach einem erquickenden Schlaf fühlten, empfahlen ſich und die Ihrigen ſeiner väterlichen Vorſorge, auch für den wiedererlebten Tag, und ſtärkten ſich in dem guten Vorſatz, auch dieſen Tag auf eine recht würdige Art und unter nützlichen Geſchäften zuzubringen.

Durch dieſe tägliche Uebung der Andacht beſonders in den erſten heiterſten Morgenſtunden erhielt die gute Seele der Lina eine vorzügliche Fertigkeit, ſich mit Gott immer als ihrem gegenwärtigen Freund und Wohlthäter zu unterhalten und ihre herzliche, kindliche Zuneigung zu dieſem Gott wurde immer ſtärker. Mit frommer Freude bemerkte dies der Greis, und bemühte ſich dieſen lebhaften Trieb ihres Herzens durch den Unterricht, den Jeſus den Seinigen von der rechten Art des Gebets gegeben hat, noch mehr zu veredeln.

Das Gebet, ſagte er unter andern, war auch immer die liebſte Beſchäftigung des guten Jeſus, als er auf dieſer Erde lebte: dadurch erhielt er ſich als Menſch, im beſtändigen Umgange mit Gott und in der würdigſten Anwendung ſeines

Lebens zu dem Zweck, zu welchem ihn dieſer ſein Vater in die Welt geſandt hatte. Daher empfahl er es auch den Seinigen ſo nachdrücklich: daß wenn ſie als gute Menſchen recht treu in ihrem Berufe leben, und immer getroſt und heiter dabei ſeyn wollten: ſo ſollten ſie ja immer an Gott denken, ihn bei allen ihren Angelegenheiten zu Rathe ziehen, und zu jedem guten Werke Beiſtand und Hülfe von ihm erbitten. Durch das Gebet, ſagte Jeſus, beweißt ihr eben, daß ihr kindliche Liebe zu Gott habt. Welch Kind wird ſich nicht gern mit ſeinem guten Vater unterhalten, und ihm zutrauen, daß, wenn es etwas von ihm bittet, das ihm wahrhaft gut iſt, es auch daſſelbe von ihm erhalten werde? *Bittet ſo werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen ſey*; habt nur bei eurem Gebet auch immer *rechtes feſtes Zutrauen* zu Gott und zweifelt nicht an Erhörung deſſelben: ich ſichere es euch zu; denn ich weiß, wie lieb euch mein Vater hat. Nur ſeyd bei eurem Gebet *aufrichtig*; thut es nicht etwa aus Heucheley, nicht, um etwa von den Leuten für fromm gehalten zu werden; macht nicht viel Worte dabei; denn euer himmliſcher Vater weiß ohne dies was ihr ſet, noch ehe ihr ihn bittet; nicht die äußerliche Geberde, noch eine weitſchweifige Wohlredenheit geben dem Gebete Werth, ſondern der Geiſt, mit dem ihr betet, der herzliche kindliche Sinn, mit welchem es geſchieht. Um euch daher ſo recht ungeſtört mit Gott zu unterhalten: ſo wählet einen ſtillen einſamen Ort, und redet da, ohne weitere menſchliche Zeugen, mit eurem Vater im Verborgenen, und er, der auch ins Verborgene ſieht, und das Herz kennt, wird euch öffentliche Beweiſe ſeines Wohlgefallens ertheilen.

Vater, ſprach Lina, wie freue ich mich, daß Gott unſer Gebet hört, und auch im Verborgenen uns bemerkt. Schon manchmal, ſeitdem du mich beten gelehrt haſt, habe ich auch im Stillen zu Gott gebetet, und bin dann allemal recht heiter und getroſt geworden. — Gewiß werden auch jetzt unſre Lieben im Thal zu Gott beten, und der allgegenwärtige Vater im Himmel hört ihr und unſer Gebet.

Grais. Wie? wenn wir bei dieſem ſchönen Morgen ihnen einen Beſuch machten?

Lina. Ach ja, Vater! Siehe die Sonne iſt noch nicht aufgegangen; noch ehe ſie ins Thal blickt, ſind wir hinüber.

In wenig Minuten waren ſie reiſefertig; der Grais mit ſeinem Wanderſtabe und Lina mit ihrem Reiſehütchen, welches ſie aus dem feinſten Baſt geflochten, und jetzt mit einem friſchen Pomeranzenzweig umwunden hatte, traten freudig ihre Wanderung an. Sie verkürzten einander den Weg durch angenehme Geſpräche, wozu ihnen die vielen ſchönen Gegenſtände in der Natur Veranlaſſung gaben, daß ſie ſich eher, als ſie vermutheten, ſchon in der Nähe der neuen Wohnungen befanden.

Agathe, die eben ihre Maulthiere getränkt hatte, und am Fuße des Berges vor ſich hintrieb, wurde die ankommenden lieben Gäſte zuerſt gewahr, trieb ihre Thiere Berg auf, bewillkommte die Lieben, und nöthigte ſie, aufzuſitzen. Sie hätte dies Vergnügen, dieſe angekommenen Freunde einzuführen, um vieles nicht hingegeben, und gieng, ſtolz auf dieſe Ehre, mit ſchnellen Schritten dem Zuge vor.

Eben wollte die Geſellſchaft, die ſich bei Chilums Wohnung verſammelt hatte, aufbrechen und die ihr aufgetragenen Geſchäfte beſorgen, als der Grais mit Lina und Agathen ſeinen Einzug durch die Reihen Bäume hielt, die zur Wohnung führten. Da erhob ſich ein Freudengeſchrei. Alle warfen die Werkzeuge des Fleißes aus den Händen, und eilten mit offenen Armen den Ankommenden entgegen. Chilumi hob den Greis und Gumal ſeine Liathe von den Maulthieren herab, ſchloſſen ſie in ihre Arme, und führten ſie in Begleitung der übrigen mit lauter Freude zur Hütte.

Laßt heute die Sicheln ruhn, Freunde! ſprach Chilum zu den Negern, und ſorgt für das Vergnügen unſrer lieben Gäſte!

Dieſen Auftrag ihres Herrn vollzogen dieſe guten Menſchen nicht nur ſo gleich durch ein ausgeſuchtes Frühſtück von den beſten Baumfrüchten: ſondern ſie waren den ganzen Tag über unermüdet, alles beizutragen, was nur zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit der Geſellſchaft gereichen konnte. Selbſt in den ſchwülſten Mittagsſtunden, die gewöhnlich der Ruhe gewidmet waren, machten ſie Anſtalten, um den Abend des Tags recht feſtlich zu machen; ſchmückten die Lauben am See mit friſchen Zweigen, Schilf und Muſcheln, belegten den Boden mit Teppichen, wählten die beſten Fiſche aus den Reuſſen,

bereit

bereiteten ſie zur Mahlzeit, und brachten das Ausgeſuchteſte aus ihrem Vorrathe bei.

Der Greis beſah indeß bei untergehender Sonne die Einrichtung der Colonie, und freute ſich über die Ordnung und den Wohlſtand, der überall ſo ſichtbar war, und einen Beweiß von der Thätigkeit der Bewohner gab.

Lina freute ſich bei dem Eintritt in die Hütte ihres Gumal über die darin herrſchende Reinlichkeit, und hier und da angebrachte Verzierung, wozu auch einige Kränze gehörten, die ſie ſelbſt geflochten hatte: noch mehr wunderte ſie ſich, als ſie die noch geräumigere Wohnung des Widdam beſuchte, die mit durchdachtem Fleiß mit aller nöthigen Bequemlichkeit verſehen, und ſchon zu einem Familienſitz eingerichtet war. Wie wird, ſprach ſie, deine Mella ſich freuen, wenn du ſie hier einführen wirſt!

O Lina, erwiederte Widdam, nun bald wirſt du ſie als Freundin umarmen! Bald iſt der Sommer vorüber.

Lina. Aber dann kommen die Regengüſſe!

Widdam. Und wenn es Ströme wären, ſie werden die Liebe nicht aufhalten. Du ſelbſt hat-

teſt

teſt ja die heißeſten Tage zur Flucht mit Gumal, und haſt ſie doch überſtanden.

Lina mit einem zärtlichen Blick auf Gumal. O für ihn würde ich gern noch einmal die Gefahren einer ſolchen Reiſe beſtehen!

Jetzt giengen ſie die Anhöhe herab nach dem See zu, deſſen ſpiegelhelle Fläche mit der grünen Einfaſſung von ſchattigten Ulmen und Pappeln, dem Auge ſchon von weitem das lieblichſte Schauſpiel darbot. Hier wurden ſie von Philipp und den beiden Negern empfangen, in die niedlichen Fiſcherhütten zum Ausruhn eingeführt, und mit dem wohlſchmeckenden Reistrank erquickt. Dann gieng es zum Speiſeplatz, deſſen Raſendecke rund umher mit duftenden Blumen beſtreut und in der Mitte mit einem Teppig belegt war, auf welchem die einladendſten Speiſen und Früchte ſtanden. Es war ein feſtliches Mahl! Wie hätte eine Geſellſchaft ſo guter Menſchen, die einander ſo herzlich liebten, nicht heiter und froh ſeyn ſollen? Die untergehende Sonne verſchönerte durch ihren Purpurglanz die anmuthige Gegend; die Wipfel der Bäume zitterten vom ſanften Abendwinde; ganze Schaaren geflügelter Inſecten ſpielten über dem See, ſtürzten bald herab, als wollten ſie untertauchen, und ſtiegen dann ſchnell, in leichten Wolken wieder in die Höhe, wo ſie von den umherflatternden Seevögeln zerſtreut wurden, und ſich immer wieder von neuem ſammelten.

Nach eingenommener Mahlzeit lud Gumal ſeine Lina zu einer Spazierfarth auf dem See ein; die beiden Neger waren ſchon voraus, hatten den Nachen, den ſie vorher mit grünen Zweigen beſteckt, und zu einer beweglichen Laube gemacht hatten, vom Ufer geſtoßen, und zeigten der Lina ihre Fertigkeit im Fahren, damit ſie ſich ihnen deſto getroſter anvertrauen könnte. Jetzt trieben ſie wieder ans Ufer, wo ſie die beiden Liebenden aufnahmen und durch die plätſchernden Wellen tiefer in die See fuhren. Lina hielt ihren Gumal feſt umſchlungen, und fühlte ein auſſerordentliches Wohlbehagen beim ſanften Wehen der Luft im ſchaukelnden Nachen; indeß die übrigen Freunde am Ufer ſpazieren giengen und ihnen von Zeit zu Zeit freundlich zuwinkten.

Antonio und Philipp führten den Grais von da zu ihrer Töpferhütte. Noch vor kurzem war hier ein ſumpfiger Ort; jetzt konnte man trockenes Fußes über einen ſchmalen Steg zu der Stelle kommen, wo Fenlo, der Neger, die gute Tonerde entdeckt hatte; hier war eine Hütte zur Arbeit und ein guter Brennofen angelegt, und der Grais wunderte ſich nicht wenig über die vorhandene Anzahl von Geſchirre, Töpfen und Schalen, die die fleißigen Neger in der kurzen Zeit, nach der Anleitung des Antonio, und zwar nur in müßigen Stunden verfertigt hatten.

Kinder, ſprach der Grais, nachdem ſie ſich alle wieder in der Hütte um ihn verſammelt hatten, es wird immer beſſer, da wo die Menſchen nach der Abſicht und dem Willen Gottes ihres Schöpfers, die ihnen verliehenen Fähigkeiten und Kräfte zum Guten anwenden. Muß es euch nicht Freude machen, zu bemerken, daß ihr dieſe vormalige Wüſtenei durch euren Fleiß in eine ſo lachende Gegend verwandelt habt? Was thatet ihr in dieſer Abſicht? Habt ihr den Wald gepflanzt, das Gebirg dort, das euch für den Sturm ſchützt, aufgeworfen? den See hier gegraben?

Gumal. Nein; das alles war ſchon hier; das hat der gute Gott gethan, der die Erde geſchaffen hat. Wir haben nur dieſe Hütten angelegt; die Sträuche und Bäume, die uns im Wege ſtanden, weggeſchafft, den Boden aufgegraben, und beſſere Früchte, die wir zu unſerm Unterhalt brauchen, drein geſäet und ſie jetzt eingeerndet.

Grais. Thun denn das die Thiere auch, die mit uns gemeinſchaftlich dieſe Erde bewohnen?

Gumal. Nein, die laſſen ſie ſo, wie ſie iſt: ſuchen nur ihre Nahrung, nehmen ſie, wo ſie ſie finden und bekümmern ſich weiter nicht um den Anbau der Erde.

Lina. Sie ſind aber auch bei weitem nicht, was wir ſind; ſie haben dieſe Hände nicht, mit denen wir arbeiten, nicht die vernünftige Seele, durch die wir denken, nicht den Sinn, für das, was ſchön und gut iſt, wie wir.

Grais. Von wem haben wir dieſe Vorzüge, dieſe vortreflichen Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte erhalten?

Lina. Von Gott, unſerm gütigen Schöpfer

Grais. Und in welcher Abſicht?

Lina. Um ſie zu gebrauchen, anzuwenden und auszubilden.

Grais. Wenn wir dies nicht thäten, wenn wir unſer Leben in träger Unthätigkeit zubrächten, nur wie die Thiere unſere körperliche Begierden befriedigten, wären wir da werth, Menſchen zu ſeyn? hätten wir dann nicht jene edlern Anlagen umſonſt empfangen?

Gumal. Ja wohl.

Grais. Dieſen großen Vorzug, Menſchen zu ſeyn, hat uns beſonders Jeſus kennen und ſchätzen gelehrt, und uns durch ſeine Religion gezeigt, welches unſere wahre Würde iſt, und welchen Gebrauch wir von unſern Vorzügen machen ſollten. *Werdet*, ſagte er und ſeine Apoſtel: *werdet immer vollkommener am Geiſte*; beſtrebt euch nach wahrer Erkenntniß, damit euer Verſtand immer erleuchteter werde, und werdet ſo zu allen guten Werken geſchickt. *Weiſe und gut zu werden* muß daher das fortgeſetzte Beſtreben ſeiner Verehrer ſeyn, ſo lange ſie in der Welt leben; je mehr ſie dies werden, deſto mehr gewinnen ſie am wahren Glück. Meine Lieben, ſo ſehr ich mich über euern Fleiß freue, den ihr auf den Anbau der

Gegend, die ihr bewohnt, verwendet: ſo freue ich mich doch noch weit mehr darüber, daß ihr auch immer am Verſtande, an Erkenntniß und Weisheit und an Güte des Herzens zunehmet; nur dadurch macht ihr euch eines glücklichen Aufenthalts auf Erden würdig. Was würde euch die ſchönſte Gegend nützen, wenn ihr ſie nicht als vernünftige und gute Menſchen bewohntet; wenn ihr am Verſtand und Herzen verwildertet, indeß ſich die Gegend um euch verſchönerte? Trachtet daher, nach der Abſicht eures Jeſus, vorzüglich nach wahrer Glückſeligkeit des Geiſtes, nach Wahrheit und Tugend: ſo wird es euch gewiß in allen übrigen Verhältniſſen nicht an Freude und Glück fehlen.

Der Mond ſtand ſchon hoch am Himmel und ſpiegelte ſich im See; da brach der Grais mit Lina auf; die ganze Geſellſchaft begleitete ſie bis zu ihrer Wohnung hin, wo ſie unter Anwünſchung einer ſanftigen ruhigen Nacht und herzlichen Umarmungen von einander ſchieden.

Unter die Lieblingsplätze, wo Chilum mehrmals verweilte, wenn er ſich in der Einſamkeit in einer ruhigen Stunde mit ſich allein, oder mit ſeinem geliebten Gumal unterhalten wollte, gehörte ein mit wilden Akazien bewachſener Hügel, der ſich in dem Vorgrunde des im Rücken ſeiner Wohnung liegenden Waldes erhob. Hier hatte er ſeit einiger Zeit ſeine Federbinde, die er vormals um den Kopf trug, nebſt einigen Waffen, die er in dieſe Gegend mitgebracht hatte, unter einen Baum vergraben, und unter einem Haufen von Steinen verborgen, um alle Erinnerungszeichen ſeiner vormaligen kriegeriſchen Fürſtenwürde von ſich zu entfernen.

Möchte ich nur, ſagte er zu ſeinem Sohne, als er ſich einſt mit ihm allein an dieſem Orte befand, möchte ich nur mit dieſen Dingen auch mein ganzes ehemaliges Weſen ablegen, und jede Spur meiner vorigen Wildheit und Unart von mir vertilgen können! Aber dieſe Erinnerung an meinen ehemaligen Zuſtand erfüllt mich oft mit Wehmuth, macht, daß ich mich nicht ſo ganz des Glücks freuen kann, das ich jetzt unter euch, meine Lieben, genieße, das ich beſonders bei der beſſern Erkenntniß, die ich jetzt von Gott habe, empfinden ſollte. O Gumal! danke du es der gütigen Vorſehung dieſes Gottes, daß du ſo bald, noch in den Jahren der unſchuldigen, unverdorbnen Kindheit in den Umgang ſo guter Menſchen gekommen biſt, die durch dieſen beſſern Unterricht dein Herz ſchon frühe zum Guten bilden; daß Irthümer und ſchädliche Vorurtheile dich noch nicht von dem Wege der Tugend entfernt, und zu ungerechten und böſen Handlungen verleitet haben. Bewahre du ja dieſe Reinigkeit deiner Seele, ſo lange du lebſt! Halte dich genau an die Wahrheiten und Grundſätze der Religion, in denen du jetzt unterrichtet wirſt; weiche nie von denſelben ab: damit du dich immer bei einem guten Herzen der Güte Gottes freuen und ihn mit mehr Zuverſicht Vater nennen kannſt, als ich.

Hier drückte er ſeinen Gumal mit Wehmuth und Liebe an ſeine Bruſt. Dieſer blickte an ihn auf, und wurde Thränen in den Augen ſeines Vaters gewahr. Wie, du weinſt? Ach noch nie ſah ich Thränen in deinem Auge!

Chilum der ſich die Augen trocknet: Hier habe ich auch ſeit langer Zeit die erſten vergoſſen; hier habe ich ſchon manchmal im Stillen geweint.

Gumal. Darf ich dich, Vater, um die Urſache deines Kummers fragen?

Chilum. Nein, Lieber! erſpare du mir das Geſtändniß deſſelben, das dich auch nur beunruhigen würde.

Gumal. Du ſagteſt: du könnteſt Gott nicht mit Zuverſicht Vater nennen, dich ſeiner nicht ſo freuen wie ich. — Wie ſollteſt du das nicht können? Gott iſt ja die Liebe; er meint es mit uns allen ſo gut, und liebt uns als ſeine Kinder.

Chilum. Ja, wir müſſen aber auch ſeiner Liebe würdig ſeyn; müſſen auch als ſeine Kinder gelebt haben, und es durch unſer Wohlverhalten beweiſen, daß wir es ſind.

Gumal. Das thuſt du ja, Vater!

Chilum Aber kann ich geſchehne Dinge wieder ungeſchehn machen? Kann ich mein vergangenes Leben zurückrufen, und die Flecken in demſelben, die Fehler, Unarten und Sünden ſo austilgen, als ob ſie nicht geſchehen wären? Kann ich einen einzigen jener Erſchlagenen wieder

der erwecken, die unter meiner Hand fielen? Kann ich das Unrecht, wozu mich Haß, Rachſucht, Ehrgeiz oder auch bloß Muthwille verleitete, wieder gut machen? O Gumal! Noch einmal bitte ich dich, begehe in deinem ganzen Leben keine einzige Handlung, wegen der dich dein eignes Herz verdammt!

Gumal. Aber, Vater, biſt du denn nicht auch überzeugt, daß Gott dir auch deine Fehler vergeben wird, eben weil er ein ſo gütiger Gott und unſer Vater iſt. Haſt du denn nicht auch als Vater ſo viele Unarten und Fehler meiner frühern Kindheit mir überſehen, verziehen und vergeſſen?

Chilum. Ja, Gumal, weil ich wie du ein Menſch, ein unvollkommenes Weſen bin. Aber Gott iſt ganz vollkommen, und ſo groß ſeine Liebe iſt, ſo groß iſt auch ſeine Heiligkeit und Gerechtigkeit. Wahre Liebe muß auch gerecht ſeyn; muß ſich auch nur zu dem neigen, was wirklich gut iſt: ſonſt wäre ſie Schwäche, Unvollkommenheit, die ſich doch bei Gott nicht denken läßt. Meineſt du, daß er Wohlgefallen am Böſen haben, daß er den lieben ſollte, der böſe iſt? Wer ſich der Liebe Gottes völlig freuen will, der muß auch vollkommen gut ſeyn.

Gumal. Ach, Vater, da dürfte ich mich auch nicht ſeiner Liebe freuen, denn ich bin auch nicht vollkommen gut; ſo ſehr ich mich auch beſtrebe, es zu werden.

Während dieſer Unterredung näherte ſich Antonio. Zwar ſchien er vorübergehen zu wollen, um ſie nicht in ihrer Unterredung zu unterbrechen: aber Gumal rief ihm zu, er möchte doch näher kommen, und ihm ſeinen guten Vater beruhigen helfen.

Antonio ließ ſich den Inhalt ihres geführten Geſprächs vortragen, und Gumal war nicht wenig verlegen, als er bemerkte, daß er ſeinem Vater darinnen recht gab: daß ſo lange der Menſch nicht ganz vollkommen gut und rein von allen Fehlern ſey, er durch ſich ſelbſt kein Recht habe, die Liebe Gottes in Anſpruch zu nehmen; daß vielmehr die Erkenntniß der göttlichen Liebe ſelbſt noch um deſto demüthigender für denjenigen wäre, der ſich bewußt ſey, er habe ſich dieſer Liebe unwürdig gemacht; welches Chilum aus ſeiner eignen Empfindung beſtätigte und verſicherte: er habe oft Mühe, ſeinen innern Schmerz und ſeine Thränen zu verbergen, ſo oft ſich der Grais mit ihnen von Gottes Güte und Liebe unterhalten, und ſie auf die vielen Beweiſe derſelben aufmerkſam gemacht habe: dann könne er nicht ſagen, wie ſchmerzlich ihm der Vorwurf in ſeinem Herzen ſey: ach ſelbſt eines gütigen Gottes biſt du unwürdig, du biſt nicht werth, ſein Kind zu heißen!

Und in dieſer peinigenden Ungewißheit, fuhr Antonio fort, in dieſem ſchmerzlichen Gefühl unſrer Unwürdigkeit vor Gott würdeſt du dich, Chilum, nicht nur, ſondern wir alle befinden, wenn uns nicht Jeſus daraus geholfen, wenn er uns nicht über dieſe wichtigſte Angelegenheit, ob wir uns auch bei unſrer Unvollkommenheit, der Liebe Gottes tröſten und Vergebung unſrer Sünden von ihm erlangen können, die völligſte Verſicherung verſchaft hätte.

Hat dies Jeſus wirklich gethan? rief Chilum mit dem Ausdruck des ſtärkſten Verlangens nach Beruhigung aus: o mein beſter Antonio, ſage mir, hat dies Jeſus gethan? Hat er uns dieſe Verſicherung von Gottes Gnade auch gegen die fehlenden Menſchen gegeben?

Antonio. Ja, dieſe Verſicherung hat er uns nicht nur gegeben, ſondern ſie auch ſo ſehr beſtätigt, daß uns gar kein Zweifel übrig iſt.

Chilum. O wenn das iſt, Geliebter! So iſt dieſer Jeſus mein wahrer Erretter! So iſt er mein Alles, mein Lehrer, mein Wohlthäter, mein Verſöhner mit Gott — ſo verdanke ich ihm meine ganze Seligkeit.

Gumal. Ach ſage es uns, Beſter, was hat Jeſus in dieſer Abſicht gethan, um uns ſo ganz der Gnade Gottes zu verſichern?

Antonio. Er hat ſich ſelbſt gegeben für alle zur Erlöſung.

Chilum. Wie ſo?

Antonio. Meine Lieben! Wie gerne möchte ich euch ſogleich mit dieſer erfreuenden Wahrheit, daß Jeſus unſer Erlöſer in jeder Beziehung und beſonders auch in dieſer iſt, daß er uns von unſern Sünden, oder aus unſerm verdammungswürdigen Zuſtande befreit und uns die völlige Zuverſicht zur Gnade unſers Gottes verſchaft hat, wie gern wollt' ich euch jetzt mit dieſer tröſtenden Wahrheit bekannter machen: aber, erlaubt es mir, daß ich dieſe Freude mit unſerm guten Greiſe theilen darf, der längſt ſchon auf den glücklichen Augenblick wartete, wo ihr geſchickt wäret, dieſe Wahrheit aufzufaſſen, die für jeden, der ſie gehörig zu ſchätzen weiß, immer die wichtigſte iſt.

Chilum. O laßt uns eilen, zu ihm zu kommen.

Kaum war der Abend angebrochen, als ſich die Geſellſchaft zur Wohnung des Graiſes begab. Er ſaß an der Thür ſeiner Hütte, neben ihm Lina, die ihren Kopf und Arme auf ſeinen Schoos gelegt hatte, und eingeſchlummert war. Beim Erwachen ſuchte ſie es zwar vor den Ankommenden zu verbergen, daß ſie der Schlummer überraſcht hatte, aber ihr trübes, mattes Auge und ihre zitternde Stimme verrieth es, daß ſie ſich nicht wohl befand. Doch wurde ſie durch die Geſellſchaft aufgeheitert, und an der Seite ihres Gumal befand ſie ſich, dem Anſchein nach, wieder beſſer.

Vater! ſprach Antonio zum Graiſe: ich führe dir jetzt dieſe Lieben in der Abſicht zu, damit du ſie noch näher zur Erkenntniß Jeſu, als ihres Erlöſers, hinleiten, und ihnen die Wahrheit verkündigen mögeſt, daß Jeſus Chriſtus gekommen iſt in die Welt, die Sünder ſelig zu machen.

Er erzählte ihm darauf, was der Inhalt ihres vorigen Geſprächs und auch ſo eben ihrer Unterhaltung auf dem Wege geweſen war; wobei der Grais dem bekümmerten Chilum die Hand reichte, und neben ſich niederſetzen hieß.

Was du, Geliebter ſprach er zu ihm, bei eigner Unterſuchung deines Herzens erkannt und empfunden haſt, das muß bei einem jeden Menſchen vorhergehen, der ſo recht das Glück erkennen und empfinden will, welches uns Jeſus verſchaft hat. Ich freue mich darüber, daß dich Gott durch ſeinen Geiſt zu dieſer Erkenntniß gebracht und das Verlangen nach Heil, nach Ruhe für dein Herz ſo lebhaft in dir erregt hat; denn es iſt Gottes Werk, daß ihr an den glaubet, den er geſandt hat: und Jeſus ſelbſt ſagt: Es kann niemand zu mir kommen, nicht ſo recht zuverſichtlich bei mir und meinen Belehrungen Troſt und Hülfe ſuchen, es ſey denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich geſandt hat. Eben dieß lebhafte Gefühl unſerer Unwürdigkeit vor Gott erregt ein deſto lebhafteres Verlangen nach ſeiner Gnade und macht uns den Wunſch deſto dringender, jemanden zu haben, der uns gleichſam mit Gott verſöhnen, und uns die gewiſſe Verſicherung verſchaffen könnte, er werde uns unſre Sünde vergeben. Dieß Verlangen werden wir ſelbſt bei denen gewahr, die auch bei einer mangelhaften Erkenntniß von Gott dennoch einſahen, daß ſie,

um

um ruhig und glücklich zu leben, ihn zum Freunde haben, ſich ſeiner Huld getröſten müßten. Daher finden wir bei allen Völkern gewiſſe Gebräuche, die ſich darauf beziehen; ſie ſuchten durch gewiſſe Handlungen, durch äuſſerliche Reinigung des Körpers oder durch die Darbringung von Gaben und Opfern, oder durch Ertragung gewiſſer Beſchwerden, ſich die verlorne Gunſt des Himmels wieder zu verſchaffen, und wendeten ſich in dieſer Abſicht zu ſolchen Perſonen, von denen ſie glaubten, ſie ſtünden als Prieſter der Gottheit mit dieſer im nähern Verhältniß und könnten daher durch ihre Vermittelung ihre Verſöhnung bewirken. So dachten, ſo handelten auch die Menſchen zu der Zeit, da Jeſus auf die Erde kam; und eben der vorzüglichſte Zweck ſeiner Sendung in die Welt und ſeines Lebens auf Erden war dieſer, die Menſchen über dieſe ihnen wichtigſte Angelegenheit zu belehren und zu beruhigen.

Chilum. Ach wer hätte dies auch beſſer thun können, als dieſer Jeſus, der ſelbſt von Gott gekommen war!

Grais. Meineſt du, daß dies geſchehen wäre, daß Gott dieſen Jeſum würde in die Welt geſandt haben, wenn er einen Mißfallen oder wohl gar einen Haß an den Menſchen hätte?

Chilum. Gewiß nicht.

Grais. Schon dieſe Sendung Jeſu in die Welt, unter Menſchen, die nicht die beſten, ſondern dem größten Theil nach, ſehr verdorben waren, wovon muß dich dieſelbe überzeugen?

Chilum. Daß Gott höchſt gütig und erbarmungsvoll iſt, nicht will, daß die Menſchen verloren gehen ſondern erhalten werden ſollen.

Grais. Das ſagte Jeſus ſelbſt, als er von der Abſicht ſeiner Sendung in die Welt redete: Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat ſeinen Sohn nicht geſandt in die Welt, daß er die Welt richte, ihr das Verdammungsurtheil von Gott ankündige, ſondern daß die Welt durch ihn ſelig werde. — Wie habt ihr, meine Lieben, dieſen Jeſum aus der Geſchichte ſeines Lebens kennen gelernt? War er etwa ein ſtrenger Richter der menſchlichen Handlungen? Stieß er mit finſterm Blick und ſtrafenden Worten diejenigen von ſich, die als Sünder, als fehlende Menſchen ſeiner Achtung nicht werth waren? War Zorn in ſeiner Miene, Haß in ſeinem Gemüthe?

Gumal Ach nein; er war ja die Liebe ſelbſt. Er gieng ſo freundlich mit den Menſchen, ſo gar mit den Fehlenden um, ſo ſchonend, herablaſſend und ſanftmüthig.

Grais. Schon in dieſem ſeinem Bilde, in ſeinem Verhalten könnet ihr das Bild der Gottheit, die gütigen Geſinnungen Gottes gegen die Menſchen, erkennen. *Wer mich ſiehet*, ſagte Jeſus, *der ſiehet den Vater.* Meine Geliebten! Wir können Gott nicht ſehen; aber in der Perſon dieſes Jeſus haben wir eine anſchauende Erkenntniß von Gott. Aus ſeinen Geſinnungen gegen die Menſchen erkennen wir die Liebe, die Gott zu uns hat. Und welche erfreuende Wahrheiten hat uns dieſer Jeſus von Gott verkündiget; wie hat er uns ihn nach ſeinem liebenswürdigen Weſen und Geſinnungen kennen gelehrt! Zuerſt ſuchte er den Menſchen das Vorurtheil zu benehmen: als wäre Gott ein erzürntes Weſen, dem man ſich nur mit Zittern nahen und das man durch Gaben und Opfer verſöhnen müſſe.

müſſe, um ſich ſeine Gunſt zu erwerben: dieſe irrige Vorſtellung, die die Menſchen mehr von Gott entfernte und die Verehrung Gottes zu einem ſclaviſchen Dienſte machte, hob Jeſus für immer auf, indem er lehrte, daß Gott bei der höchſten Vollkommenheit und Heiligkeit auch zugleich das gütigſte Weſen ſey, daß er die Menſchen liebe, und mit Wohlgefallen ihr Beſtreben merke, ſich ſeiner Liebe würdig zu machen; ja er ertheilte ſo gar denen, die dieſen ſeinen Zuſicherungen vertrauen und dieſe ſeine Belehrungen annehmen würden, das Recht, **Gottes Kinder** zu werden, Gott ihren Vater zu nennen, ſich folglich ſeiner Liebe völlig verſichert zu halten.

Lina. Wie freue ich mich, daß ich mich nun mit kindlicher Zuverſicht zu Gott halten, und ihn getroſt auf die Verſicherung Jeſu, meinen Vater nennen kann!

Chilum. Aber darf das auch derjenige thun, der ſich zuvor des Beifalls und der Liebe dieſes beſten Vaters im Himmel unwürdig gemacht hat?

Grais. Ja gewiß, wenn er ſeine Fehler erkennt, und, mit dem redlichen Vorſatz ſich zu beſſern, zu dieſem ſeinen Vater zurückkehrt.

Chilum. Hat uns denn Jeſus, der Sohn Gottes, dieß auch verſichert?

Grais. Ja, und zwar hat er es uns ſo gewiß zugeſichert, daß wir allen Glauben an Gott und dieſen Jeſum aufgeben müßten, wenn wir noch daran zweifeln wollten. Jeſus lehrte uns: Gott ſey geneigt, ſich auch der Sünder zu erbarmen; es ſey ſein ernſtlicher Wille, daß auch dieſen geholfen werde, daß auch ſie zur Seligkeit erhalten werden ſollten; darum eben ſey er in die Welt gekommen, zu ſuchen und ſelig zu machen, was verloren ſey; dazu biete er ihnen ſeine Hülfe an, und wenn ſie dieſe annehmen wollten: ſo ſollten ſie auch gewiß Gnade bei Gott erlangen.

Chilum. O wer ſollte nicht gern die Hülfe eines ſolchen Erretters annehmen! Sage mir, was muß ich in dieſer Abſicht thun?

Grais. Vor allen Dingen faſſe recht feſtes Vertrauen zu Jeſu. Erkenne ihn für den, den Gott auch zu deinem Heil in die Welt geſandt hat, folge ihm in allen ſeinen Anweiſungen, und vertraue dann zuverſichtlich den Verheiſſungen, die er uns gegeben hat.

Chilum. Daß ich Zutrauen zu Jeſu habe, daß er, als von Gott geſandt, mir am beſten rathen und helfen kann: das weiß der, der allwiſſend iſt, und mein Herz kennt; und ich will gern alles thun, und jede Bedingung erfüllen, unter der ich mich ſeiner Liebe theilhaftig machen kann.

Grais. Und dieſe Bedingung, die Jeſus feſtgeſetzt hat, iſt dieſe: daß du den redlichen Vorſatz faſſeſt, ein beſſerer Menſch zu werden, und dich nach allen Kräften beſtrebſt, dieſen Vorſatz dein ganzes Leben hindurch auszuführen.

Chilum. Wie gern will ich dieß thun. Aber kann der Menſch dadurch begangene Fehler gut machen? Bleibt er der begangenen Vergehungen wegen nicht immer vor Gott ſtrafwürdig?

Grais. Steht es aber nicht auch bei Gott, dieſe Strafe, die der Sünder verdient hat, aufzuheben, oder, ihm ſeine begangenen Fehler zu vergeben?

Chilum. Daß es bei Gott ſteht, Sünde zu vergeben, daran zweifle ich nicht; aber kann ich auch davon gewiß werden, daß er es thun wird? Wie kann ich mich davon überzeugen, und mich ſo ganz ſeiner Gnade verſichern?

Grais. Dadurch daß Er es dir zugeſagt hat. Bedarfſt du mehr zu deiner völligen Ueberzeugung, als dieſer Verſicherung des Wahrhaftigen? Und dieſe Verſicherung haben wir ja eben durch Jeſum, den Wahrhaftigen, empfangen. Sollte dieſe nicht ſchon hinreichend ſeyn, dich völlig zu beruhigen! Doch wiſſe, Jeſus hat noch mehr gethan, um dich deſſen zu verſichern. Er hat uns nicht nur die Wahrheit verkündigt, daß Gott dem ſich beſſernden Menſchen ſeine Gnade ertheilen wolle: ſondern er hat ſich auch ſelbſt dafür verbürgt, und ſie durch ſeinen Tod am Kreutz beſtätigt. Dies war eben der große Zweck ſeines Todes. Siehe, ſagte Er, ich gehe hin, mein Leben *für euch* dahin zugeben; ich opfre mich ſelbſt für euch auf; *ich gebe mein Leben zu einer Erlöſung für viele*; *vergieße mein Blut zur Vergebung der Sünden*; damit die Menſchen überzeugt werden, Gott ſey mit ihnen verſöhnt, er ſey ihr verzeihender Vater.

Gumal. Ach, nun kann ich es mir einigermaßen erklären, warum der gute Jeſus ſo bald ſtarb, und mit ſolcher Bereitwilligkeit in ſeinen Tod gieng, und mit ſolcher Ruhe den ſchmerzlichſten Tod erduldete.

Chilum. Darum, ſagte auch Antonio; *Er hat ſich ſelbſt gegeben für alle zur Erlöſung.*

Grais. So ſagten ſchon ſeine Apoſtel, durch welche wir über die Abſichten des Todes Jeſu ſind belehrt worden. Um die Menſchen zu überzeugen, daß ſie ihrer Sünden wegen Begnadigung bei Gott erhalten, und mit recht getroſten Herzen ſich zu ihm nahen könnten, verſicherten ſie dieſelben: Jeſus ſey darum für alle geſtorben, habe um ihretwillen den Tod erlitten, ſey ſo das Opfer für ihre Sünden geworden: daß, wenn ſie nun an ihn glaubten, ſich ſo recht zuverſichtlich an ihn, an ſeine Verſicherungen hielten, ſie eben dadurch von Gott begnadigt und von ihren Sünden freigeſprochen würden. Dieſer Jeſus, der ſich ſo zu ihrem Beſten dahingegeben habe, ſey ja nach ſeinem Tode wieder auferſtanden, ſey zum Himmel gefahren, wo er nun als unſer Freund und Mittler bei Gott lebe, ſich noch immer der Menſchen annehme und für ſie bitte.

Chilum. O mein Vater, wie wichtig wird mir nun erſt dieſer Jeſus, da ich ihn nun als meinen Erlöſer erkenne, dem ich die völlige Ueberzeugung von Gottes Gnade gegen mich zu verdanken habe. Wie ruhig ſchlägt mein Herz bei dem Gedanken: mein Verſöhner iſt bei Gott!

Grais. Nun haben wir Friede mit Gott, die freudige Ueberzeugung von ſeiner Gnade und Lie. gegen uns durch unſern Herrn Jeſum Chriſt, durch welchen auch wir die Verſöhnung empfangen haben.

Freude und Heiterkeit verbreitete ſich jetzt auf aller Geſichte. Chilum drückte den Grais mit dankbarer Freude an ſeine Bruſt, daß er ihm dieſen beglückenden Unterricht ertheilt habe und bat ſeinen Freund Antonio, daß er ihn doch ja noch künftig in dieſer ſeligen Ueberzeugung befeſtigen möchte.

Gern hätte der Grais noch an dieſem ſchönen Abende ſeine chriſtlichen Zöglinge, die ſeinen Unterricht mit ſolcher Herzlichkeit aufnahmen zum nächſten Fluſſe hingeleitet, um ſie da feierlich zu Verehrern Jeſu einzuweihen, und durch die Handlung der Taufe ihnen den großen Vorzug ihrer Erlöſung zur Heiligung, zu beſtätigen: aber da er ſie noch zuvor in verſchiedenen Lehren der Religion genauer unterrichten, und, um ihre Einweihung noch feierlicher zu machen, erſt die

An=

Ankunft ſeines alten Freundes Bernhardts erwarten wollte: ſo entließ er ſie jetzt mit der Ermahnung, dem, was ſie bisher von Jeſu gehört hätten, recht nachzudenken, es immer im Gedächtniß zu behalten, und zu ihrer Beruhigung und völligen Ueberzeugung der Gnade Gottes gegen ſie anzuwenden.

Lina, die ſonſt ſo gern ihren Gumal bei der Zurückkehr zu ſeiner Wohnung noch eine Strecke Wegs begleitete, konnte es dießmal nicht; ſie klagte über Müdigkeit und Kopfweh, und ihre heiſſen Hände und Lippen ſetzten Gumal beim Abſchied von ihr in einige Unruhe. Der Grais ſuchte ihn zu beruhigen, trug ihm aber auf, Morgen in der Frühe zu dem Quell im Thal zu gehen, und Waſſer für ſie zu ſchöpfen.

Noch vor Sonnenaufgang befand ſich Gumal mit dem Waſſerkruge bei dem Fluſſe. So oft er an dieſe Stelle kam, erinnerte er ſich mit Vergnügen, wie er mit ſeiner Lina nach der Flucht aus dem Vaterlande, hier zuerſt einen ruhigen Aufenthalt, und nach einiger Zeit auch ſeinen Vater und Freund wieder gefunden hatte. Jetzt ſah er mit freudigem Dank zum Himmel auf, und bat zugleich Gott, daß er ihm doch ja das Leben dieſes guten Mädchens erhalten möchte.

Noch lag die Gegend umher wie im Schlummer, als er ſich leiſe der Thür zu Linas Wohnung näherte. Rund um die Hütte ſtanden liebliche Pflanzen und Geſträuche, die ihren Wohlgeruch um dieſelbe verbreiteten. Eben hörte er, daß Lina mit einem tiefen Seufzer erwachte; in demſelben Augenblick trat der Grais aus ſeiner Hütte.

Du ſchon ſo früh hier? Sprach er zu Gumal. Dich hat gewiß die Sorge ſo bald vom Lager verſcheucht! Biſt auch wohl ſchon am Fluſſe geweſen?

Gumal fragte nach dem Befinden ſeiner Lina. Ich hoffe, ſprach der Grais, es ſoll ſich bald wieder geben.

Der Grais öfnete ihre Thür, und trat mit Gumal ein. Sie empfieng beide mit einem freundlichen Morgengruß, verſicherte, daß ſie gut geſchlafen, und nur erſt beim Erwachen in einige ängſtliche Träume gerathen ſey; bat aber den Grais, dem Gumal zu erlauben, daß er dieſen Tag in ihrer Geſellſchaft zubringen dürfe.

Nachdem ſich Beide wieder entfernt, und in der größern Wohnung aufgeräumt hatten, trat auch Lina mit anſcheinender Munterkeit ein, ſank aber ſogleich neben Gumal aufs Lager nieder, weil, wie ſie ſagte, ihre Füße ſie nicht tragen wollten.

Gumal legte ſeine Hände auf ihre zitternden Kniee und ſahe ihr mit wehmüthigem Blick ins Auge.

Sey unbeſorgt, Lieber! ſagte Lina lächelnd. Ich werde ſchon wieder geſund werden. Nicht wahr, Vater, auch Leiden ſind für uns gut? Sie kommen ja auch von dem guten Gott, der uns ſo viele Freuden ſchenkt, und alles zu unſerm Beſten leitet.

Grais. Ja Lina, bei herzlicher Liebe zu Gott, unſerm Vater, muß uns alles zum Beſten dienen, werden auch Leiden das Mittel, um uns in unſerm Vertrauen zu ihm zu ſtärken, und uns mit kindlichem Sinn zu ihm zu halten. Denn wir haben an ihm einen Gott, der uns hilft, ja auch aus den Gefahren des Lebens erretten kann.

Gumal. Das wird er auch an dir beweiſen, gute Lina; und wir werden ihm deſto herzlicher für deine Erhaltung danken.

Der Grais bereitete ihr einen aus gepreßten Kräutern mit Honig vermiſchten kühlenden Getrank; befahl ihr, ſich aller andrer Nahrungsmittel zu enthalten, fleißig von dem Quellwaſſer zu trinken, welches Gumal beſorgt hatte, und ſich den Tag über ruhig in der kühlen Hütte auf ihrem Lager zu halten. Sie befolgte dieſe Vorſchrift genau; brachte den Tag im abwechſelnden Schlummer zu, und wurde von ihrem Gumal, in den Zwiſchenräumen des Wachens, durch angenehme Geſpräche unterhalten: ſo daß ſie ſich gegen Abend merklich beſſer befand, und in der Geſellſchaft Beider zur Sommerlaube gehen konnte, um ſich mit ihnen an dem Anblick der untergehenden Sonne zu freuen. Es ſchien, als ob der kühlende Abendwind ihr wieder Erquickung zuwehte; ſie wurde lebhaft in ihren Geſprächen, gieng mit Gumal den kommenden Freunden entgegen, und nahm an der nachherigen Unterhaltung Theil.

Die Wahrheit, daß Jeſus der Erlöſer der Menſchen ſey, hatte beſonders auf das Herz Chilums ſehr ſtarken Eindruck gemacht; er verſicherte den Grais, daß er nun Ruhe für ſeine Seele gefunden habe, mit rechter Freudigkeit an Gott denken, und ihn mit Zuverſicht ſeinen Vater nennen könne.

So groß auch, fuhr der Grais fort, dieß Glück iſt, welches wir der Erlöſung Jeſu verdanken, daß wir unſer Herz vor Gott beruhigen können und wiſſen, daß wir an ihm einen verſöhnten gnädigen Vater haben: ſo wichtig iſt aber auch dieſe Wahrheit für unſer ganzes Leben, weil wir

nun

nun durch dieſe Erlöſung Jeſu ſind in den Stand geſetzt worden, recht gute, tugendhafte, und Gott wohlgefällige Menſchen zu werden. — Nicht wahr, gute Lina, ſo lange du krank biſt, befindeſt du dich auſſer Stande, deine Geſchäfte zu verrichten?

Lina. An Willen fehlt es mir zwar nicht, aber an Kräften und an Muth.

Grais. Um dich wieder in den Stand zu ſetzen, daß du deine Geſchäfte mit Luſt und Kraft verrichten kannſt: ſo muß zuvor die Krankheit gehoben werden. Aber ſo groß auch die Wohlthat deiner Wiedergeneſung iſt, ſo würde ſie doch nicht vollkommen ſeyn, wenn du nicht auch Gebrauch von ihr machen, ſondern nach wie vor auf deinem Lager liegen bleiben, und dein Leben in träger Unthätigkeit zubringen wollteſt.

Lina. Nun ja: da würde mir mein Geſundwerden wenig helfen; nein; wenn ich wieder geſund und bei Kräften bin, will ich auch gewiß recht fleißig ſeyn, und die verſäumten Geſchäfte beibringen.

Grais. Wirſt dich auch wohl nicht wieder in den vorigen ungeſunden Zuſtand zurück wünſchen?

Lina. Gewiß nicht; denn ob du gleich, guter Vater und Gumal, mich ſo gut verpflegſt: ſo will ich doch lieber geſund eure Freuden, als krank eure Sorgen und Mühe vermehren.

Grais. Wirſt auch recht ſorgfältig alles vermeiden, was deiner Geſundheit nachtheilig ſeyn könnte?

Lina. O gewiß! Ich weiß nun das Glück der Geſundheit zu ſchätzen!

Grais. Wenn wir nun die Wohlthat, die uns Jeſus erwieſen, daß er uns aus unſerm ehemaligen fehlerhaften und verderbten Zuſtande errettet hat, gehörig ſchätzen wollen, iſt es genug, daß wir uns nur dieſer ſeiner Erlöſung freuen; daß wir wiſſen, jene vormalige Krankheit unſrer Seele ſey nun gehoben? wir ſeyen der Gefahr, verloren zu gehen, entgangen?

Chilum. Nein; wir müſſen dieß nun auch durch unſer gebeſſertes Verhalten beweiſen.

Grais. Sollte uns Jeſus darum aus jenem ſündlichen Zuſtand errettet, und uns die Ueberzeugung von Gottes Gnade darum verſchaft haben, damit wir wieder aufs neue ſündigen, und wieder die vorigen Fehler begehen dürfen?

Chilum. Wie ließe ſich das denken. Das könnte nur der leichtſinnigſte und undankbarſte Menſch thun.

Grais. Welche Anwendung müſſen wir alſo von unſrer Erlöſung durch Jeſum machen, wenn ſie für uns recht wohlthätig werden ſoll?

Gumal. Dieſe, daß wir nun als rechte gute, tugendhafte Menſchen leben, ſo, wie es Gott und Jeſus von uns verlangt.

Grais. Darfſt du nun je eine Handlung begehen, von der du weißt, daß ſie unrecht und wider den Willen deines Gottes iſt?

Gumal. Nein; ich würde mich ja ſonſt ſeiner Liebe verluſtig machen.

Grais. Wirſt du die Vorſchriften, die dir Jeſus zu einem tugendhaften Leben gegeben hat, nun noch zu ſchwer finden, oder dich weigern ſie auszuüben?

Gumal. Nein; Vater, es ſoll mir Freude ſeyn, ſie auszuüben.

Grais. Denket nur, ihr Lieben, immer daran, was Jeſus zu eurem Beſten gethan hat; wie er um euretwillen auf Erden kam, um euretwillen arm wurde, in Niedrigkeit lebte, ſein Leben in Mühe, Arbeit und Beſchwerden zubrachte und es zuletzt ſogar in den ſchmählichſten Tod dahin gab: das alles that er, um euch glücklich zu machen, euch von dem Verderben der Sünde zu befreien, euch ſchon hier in den ſeligen Zuſtand der Kinder Gottes, und einſt noch nach dem Tode in einen noch glücklichern Zuſtand zu verſetzen: und ihr ſolltet euch nicht verbunden achten, als ſeine Erlöſten ganz zu ſeinem Wohlgefallen zu leben? Wer hat es mehr um euch verdient, als Er? Wer hat euch inniger, thätiger geliebt, als Er, der ſelbſt ſein Leben zu eurer Errettung dahin gab? Der noch jetzt, ob er gleich erhöht iſt von der Erde, euch, als die Seinigen liebt und einſt in ſein herrliches Reich aufzunehmen verheißen hat.

Lina. Ach nie, ſo lange dieß Herz in mir ſchlägt, ſoll meine Liebe zu ihm aufhören: und wenn ich einſt zu ihm komme, will ich ihn noch inniger lieben, und ihm ſo recht herzlich für ſeine Liebe danken.

Grais. Nun; ſeine Liebe bleibe in euern Seelen, und werde euch der ſtärkſte Antrieb zu einem heiligen, tugendhaften Leben. *Denn dann, ſagt Jeſus, ſeyd ihr meine rechten Freunde, wenn ihr thut, was ich euch gebiete.*

gebiete. Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, wird ſich auch genau nach meiner Lehre richten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen; das heißt, ein ſolcher redlicher, tugendhafter Verehrer Jeſu wird ſich immer in der ſeligſten Vereinigung mit Gott und Jeſu, ſeinem Herrn befinden.

Nach dieſer Unterredung unterhielt ſich der Grais noch beſonders mit Antonio und Philipp; ſie theilten mit einander die Freude des Herzens, die ſie bei eigner Ueberzeugung, und bei Bemerkung des wohlthätigen Eindrucks empfanden, den dieſe Wahrheit von der Erlöſung Jeſu, auch auf dieſe neuen chriſtlichen Zöglinge gemacht habe, und dankten Gott für dieß Glück.

Gumal bat den Grais, dieſe Nacht in ſeiner Wohnung zu bleiben, um ſeiner kranken Lina nahe zu ſeyn, und Agathe erbot ſich bei ihr dieſe Nacht zu wachen, wenn ſie etwa ihres Beiſtandes bedürfe. Man nahm das Anerbieten Beider an. ich werde dann, ſagte Lina, noch ruhiger ſchlafen, und deſto heiterer am Morgen erwachen.

Noch dämmerte die Nacht, als Gumal ſchon von ſeinem Lager neben dem Graiſe aufſtieg, um ſich zur Quelle zu begeben, und friſches Waſſer für Lina zu ſchöpfen. Einſam wandelte er durch die Gegend; ſeine Seele war mit dem Andenken an Gott beſchäftigt, es war ihm ſo wohl bei der Ueberzeugung, daß er auch jetzt, wo ihm kein menſchliches Auge bemerke, von ſeinem Vater im Himmel bemerkt werde; ſein Herz war ohne Furcht; ſein Auge blickte ſo ruhig bald zum Himmel, wo ein Stern nach dem andern vor ſeinem Blick verſchwand, bald zur Erde, wo die verſchiedenen Gegenſtände immer ſichtbarer wurden; ſchon hörte er das Rauſchen der nahen Quelle, die ſich murmelnd in den tiefern Fluß im Thale ergoß, und eben ſtieg er von der Anhöhe zur Mündung der Quelle herab — als ihm von da ſein Freund Widdam entgegen kam.

Kaum traute er ſeinen Augen, als er ihn gewahr wurde; aber der Zuruf ſeines Freundes: Guten Morgen Gumal! ließ ihm nicht länger in Zweifel, und freudig eilte er ihm entgegen. Ich wollte dir zuvor kommen, Lieber, ſagte Widdam und dir den Weg erſparen, aber auch dich hat die Sorge für deine Geliebte ſchon frühe geweckt.

Gumal Wie ich ſehe, trägſt du auſſer dem Waſſerkruge auch noch ein Körbchen mit Früchten! Ach dieſe ſchönen Melonen — und dieſe Ananas, wo haſt du dieſe gepflückt?

Widdam Dort jenſeit des Fluſſes an dem Abhange, wo der groſſe Dattelbaum ſteht, wo ich mit deinem Vater zuerſt dieſe glückliche Gegend begrüßte. Da ſchlüpfe ich gar oft in der Frühe hin, und zeichne mir den Weg vor, den ich nun bald in unſer Vaterland zu meiner geliebten Mella antreten werde. Ich weiß nun ziemlich genau, wie ich mich zu halten habe. Wären die Sterne noch ſichtbar, ſo wollte ich dirs zeigen. Siehe dort flimmert einer noch ganz ſchwach; er iſt der größte unter ſieben andern, die wie ein Kranz um einen langen Streif von unzähligen kleinen Sternen ſich winden: dort iſt die Gegend, dort finde ich hoffentlich meine Mella wieder. O Gott! wenn ſie nur noch lebt! Ja, ſie lebt gewiß und liebt mich! Es ſagt mirs mein Herz.

Gumal. Was wird das für ein freudiger Tag werden, wo du mit Mella wieder in unſre Arme zurückkehrſt! — —

So plauderten die beiden Freunde noch einige Augenblicke, malten die Bilder ihrer Einbildungskraft mit den lieblichſten Farben aus, und ahndeten dabei nicht, wie ängſtlich jetzt Lina auf die Zurückkehr ihres Gumals harrte.

Dieſe hatte eine ängſtliche ſchlafloſe Nacht gehabt; mehrmals war Agathe Willens geweſen, den Grais und Gumal zu wecken, aber Lina hatte es nicht zugelaſſen; um ſie nicht zu beunruhigen, hatte ſie ſich gegen ihre Wärterin noch beſſer geſtellt, als ſie wirklich war; erſt gegen Morgen war ſie und Agathe neben ihr eingeſchlummert, aber es war kein erquickender Schlaf; ſie fühlte ſich beim Erwachen noch kraftloſer, und klagte einen brennenden Durſt.

Agathe ſuchte den Gumal in der Hütte des Graiſes; aber dieſer befand ſich jetzt bei der Quelle. Sie berichtete den Grais von dem Zuſtand ihrer kranken Freundin. Dieſer eilte zu ihrem Lager, und fand ſie in der größten Fieberhitze. Kurz nachher kam Gumal mit Widdam zurück. Wie erſchrack Gumal, als er die heiſſe zitternde Hand der Lina angrif, und ihr glühendes Geſicht an ſeine Bruſt legte. Wie ängſtlich ſchlug ſein Herz, als er das heftige Klopfen ihrer Schläfe fühlte. Ach du biſt ſehr krank, meine Liebe! rief er aus, und Thränen rollten über ſeine Wangen.

Mit einem ängſtlichen, Hülfe ſuchenden Blick ſah er zum Graiſe auf, um gleichſam aus deſſen Augen zu leſen, was er zu fürchten oder zu hoffen habe. Dieſer ſtand mit der Miene der Gelaſſenheit vor ihm: ſein Geſicht war heiter, kein Zug von ängſtlicher Sorge lag auf ſeiner Stirn, aus ſeinen Augen leuchtete Ruhe und Zufriedenheit hervor. Wie beruhigend war für den ängſtlichen Gumal ſchon dieſer Anblick.

Widdam erbot ſich, ſogleich ſeinen vorigen Wundarzt, den guten Riagult, herbei zu holen. Laß ihn ungeſtört, verſetzte der Grais. Ruhe iſt für unſre Lina das Beſte. Gehet ihr beide jetzt hin in die Sommerlaube, und genießt noch der erquickenden Morgenluft; der Tag möchte vielleicht ſchwül werden.

Ungern gieng Gumal vom Krankenlager ſeiner Geliebten, aber ſie ſelbſt bat ihn, dem Vater zu gehorchen; zuvor nahm ſie noch die Schaale mit friſchem Waſſer aus ſeinen Händen und dankte ihm dafür mit dem zärtlichſten Blick.

Als ſie ſich mit dem Grais allein befand, fragte ſie ihn, was meineſt du, Vater, werde ich wohl ſterben?

Der Grais mit zuverſichtlichem Tone. Nein, Lina, du ſtirbſt nicht! Iſt dir bange vor dem Tode?

Lina. Meinetwegen nicht; nur meines guten Gumals wegen. Sahſt du nicht, wie ängſtlich er war?

Grais. Er wird ruhig werden, wenn du ruhig bleibſt und, Lina, jetzt muſt du es beweiſen, daß du Glauben an Gott, Glauben an Jeſum und an die Verſicherungen haſt, die er uns gegeben hat. Er hat uns ſeinen Beiſtand in der Noth zugeſagt, er will uns erretten; nur ſollen auch wir geduldig ſeyn, und feſtes Vertrauen zu ihm faſſen. Du kenneſt Gott als deinen guten Vater; du haſt durch Jeſum das Recht, ihn ſo zu nennen; ſollteſt du nicht, als ſein Kind von ihm das Beſte erwarten? Kann dich dieß Leiden wohl von ſeiner Liebe ſcheiden? Sollte der Gott, der ſo viel für uns gethan, ſelbſt ſeinen Sohn zu unſrer Erlöſung dahin gegeben hat, uns mit ihm nicht alles ſchenken, nicht alles geben, was zu unſerm wahren Glück gereicht?

Lina. Davon bin ich feſt überzeugt; du ſollſt ſehen, Vater, ich will mich recht ruhig verhalten.

Der Grais reichte ihr den Kräutertrank. Sie nahm ihn lächelnd von ſeinen Händen. Er iſt ſehr herbe, ſagte ſie beim Einſchlucken. Aber auch um deſto wohlthätiger: erwiederte der Grais: ſo wie es auch dieß Leiden für dich iſt. Jetzt zwar empfindeſt du dieß noch nicht; aber wenn du es überſtanden haſt, wirſt du dich auch deſto geſtärkter in der Liebe zu Gott, und in deinem Vertrauen zu ihm fühlen, wirſt ihn mit deſto freudigerm Herzen danken, und dich deines Lebens, als eines Geſchenks ſeiner Liebe freuen.

Lina reichte dem Graiſe, der ſich neben ihrem Lager niedergeſetzt hatte, dankbar die Hand, und bat ihn, er möchte doch auch ihren lieben Gumal beruhigen.

Dieſer hatte ſich indeß mit Widdam in der Sommerlaube, mit den bängſten Vorſtellungen gequält. Der Gedanke, daß ſeine Lina ſterben möchte, hatte ſich ſeiner Seele bemächtiget, und ihn ſo heftig erſchüttert, daß er am ganzen Leibe zitterte. Er rang die Hände; ſahe bald mit wehmüthigem Blick zum Himmel, bald warf er ſich auf die Erde, bald in die Arme ſeines Freundes, der ſich vergeblich bemühte, ihn zu beruhigen. In dieſem angſtvollen Zuſtande fand ihn der Grais. Was iſt dir Gumal? rief er ihm zu: warum biſt du ſo ängſtlich?

Gumal. Ach Vater! Ich fürchte, meine Lina ſtirbt.

Grais. Und aus welchem Grunde befürchteſt du dieß?

Gumal. Ach, weil ſie ſo krank iſt.

Grais. Sie kann alſo nicht wieder geſund werden?

Gumal. Ach ja, das wäre wohl möglich.

Grais. Wenn das möglich iſt, wenn deine Lina wieder geſund werden kann, warum biſt du ſo ängſtlich? Es iſt möglich, daß Lina ſterben, aber auch, daß ſie wieder geneſen kann. Welcher Gedanke iſt dir der angenehmſte?

Gumal. Ach, der, daß ſie wieder geſund werde.

Grais. Und eben dieſen angenehmen Gedanken ſuchſt du aus deiner Seele zu entfernen, und unterhältſt dich nur mit dem unangenehmen, daß ſie ſterben könnte: handelſt du darin vernünftig? Iſt das recht von dir, dich mit banger Furcht zu quälen, wo du Hoffnung faſſen, und dich mit Muth ſtärken ſollteſt? Wenn deine Lina dich jetzt in dem Zuſtand ſähe, wie du ſo verzagt wegen ihres Lebens biſt; würde ihr das wohl zur Aufrichtung gereichen? Würde ſie daraus Hoffnung zum Leben faſſen? Würdeſt du in einem ſolchen Zuſtande geſchickt ſeyn, ſie aufzuheitern, und ihr Erleichterung in ihrem Leiden zu verſchaffen? O Gumal, ein verzagter Menſch iſt ſich und andern zur Laſt, und taugt am wenigſten zum Krankenbette; ich werde dich alſo von deiner Lina entfernen müſſen.

Gumal. Ich bitte dich um Alles, Vater, thue das nicht! Das würde ich nicht ertragen! Ich will ja gern meinen Kummer vor ihr verbergen.

Grais. Das iſt noch nicht genug, Gumal. Verſtellung iſt in keiner Sache gut; und nähmſt du auch eine noch ſo heitre Miene an, ſo würde doch der Kummer, der dir im Herzen liegt, durchblicken. Du mußt mit einem völlig beruhigten Herzen zu ihr gehen, wenn du willſt, daß ſie Aufrichtung und Aufheiterung in deiner Geſellſchaft empfinden ſoll.

Gumal. Wie fange ich das an, Vater?

Graik. Weißt du das noch nicht, wie du dein Herz von jedem Kummer, von jeder ängſtlichen Furcht frei machen kannſt? Iſt Niemand, dem du deinen Kummer anvertrauen, zu dem du die Zuverſicht faſſen könnteſt, er werde ihn dir heben; er werde das Leben deiner Lina erhalten? Haſt du deines Vaters im Himmel vergeſſen — vergeſſen des Troſtes, den dir Jeſus vom Himmel gebracht hat, daß du von ſeiner Güte alles das mit Zuverſicht erwarten könneſt, was für dich gut iſt? Weiß dieſer dein Vater im Himmel nicht, was du zu deiner Ruhe, zu deinem Glück bedarfſt: und ſtehet es nicht in ſeiner Macht, dir zu geben, warum du ihn bitteſt, wenn es zu deinem und zu Andrer Beſten gereicht? Sage nicht, Gumal, du hätteſt Glauben an Gott, wenn du es nicht auch dadurch beweiſeſt, daß du ihm dein und deiner Lieben Schickſal anvertrauſt mit der feſten Ueberzeugung, er werde es gewiß wohl machen; ſage nicht, daß du Zutrauen zu

Jeſu und zu ſeiner Verſicherung hätteſt, wenn du nicht alle ängſtliche Furcht aus deinem Herzen verbanneſt, und dich mit gleicher Zufriedenheit, wie Er, in den Willen deines himmliſchen Vaters ergiebſt.

Gumal mit zum Himmel gerichtetem Blick: Stärke du mich, mein Vater!

Grais. Erinnerſt du dich, was Jeſus that, wenn er ſich zur Ertragung ſchwerer Leiden ſtärkte?

Gumal. Ja; er betete.

Grais. Und was befahl er uns zu thun, wenn wir in Anfechtung, oder in ſolche Umſtände des Lebens kommen würden, wo wir Troſt und Aufrichtung bedürften?

Gumal. Zu beten, und uns dadurch im Vertrauen auf Gott zu ſtärken.

Grais. Wie betete er ſelbſt bei ähnlicher Gelegenheit?

Gumal. Vater iſts möglich, ſo gehe das Leiden vorüber; doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe.

Grais. Lieber Gumal: ſeitdem mich der gute Gott mit euch in Verbindung geſetzt, euch auf ſo wunderbaren Wegen mir zugeführt hat, iſt es mein herzlichſter Wunſch, mir, ſo lange noch mein Leben auf dieſer Erde währt, die Freude eures Umgangs zu ſchenken. Es würde mich in meinem Alter gar ſehr beugen, wenn ich eins von euch verlieren ſollte. Das Leben unſrer guten Lina, und der Wunſch für die Erhaltung deſſelben, liegt auch in meinem Herzen, wie in dem deinigen; laß uns alſo unſer Anliegen Gott anvertrauen, und, wie Jeſus uns gelehrt hat, im Stillen zu ihm beten. Jetzt ſchlummert Lina. Agathe wacht bei ihrem Bette. Ich ſuche jetzt ein einſames Plätzchen, um mich im Stillen mit Gott zu unterhalten; gehe du auch hin, Gumal, und thue ein Gleiches. Dort im Garten der Lina, wo ſich Widdam einſtweilen beſchäftigen wird, ſammeln wir uns wieder.

Faſt zu gleicher Zeit fanden ſich beide, der Grais und Gumal, nachdem ſie ſich an einſamen Orten mit dem Andenken an Gott beſchäftigt hatten, wieder in den Garten ein; aus beider Augen leuchtete Heiterkeit hervor; Gumal verſicherte den Grais, er ſey nun beruhigt, und werde gewiß mit getroſtem Muth den Ausgang der Krankheit ſeiner Lina erwarten, denn er habe nun Hoffnung, daß Gott ihr helfen werde.

Noch verweilten ſie einige Zeit an dieſem Lieblingsorte der Lina; überall bemerkten ſie die Spuren ihres Fleißes, jede Blume ſchien hier dem Gumal ſchöner und vollkommener zu ſeyn, weil ſie die Hand ſeiner Geliebten gepflegt hatte. Indeß trat Agathe aus der Hütte, und winkte der Geſellſchaft beizukommen, denn Lina ſey erwacht.

Ihr Zuſtand war allerdings gefährlich, die Hitze des Fiebers nahm immer mehr zu, und beraubte ihr zuweilen das Bewußtſeyn; ſie ſprach ſehr verworren; vorzüglich ſchwebten die Bilder ihrer ehemaligen Flucht mit Gumal vor ihrer Seele; bald dachte ſie ſich in den Händen ihrer Verfolger, bald in den Klauen wilder Thiere, und rief mit ängſtlicher Stimme ihren Gumal um Hülfe. Wenn ſie dann von ihren ängſtlichen Phantaſien erwachte, und ſich in den Armen ihres Geliebten ſahe, blickte ſie ihn mit mattem Auge an, und bat ihn, ſie doch ja nicht zu verlaſſen.

So traurig der Anblick der kranken Geliebten für Gumal war, ſo ſehr es ihn erſchütterte, wenn ſie oft an ſeiner Bruſt in zuckenden Fieberkrämpfen zuſammenfuhr: ſo bewieß er doch in der That eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit. Nur ſelten entfernte er ſich von ihrem Lager: er reichte ihr die nöthigen Erfriſchungen und Arzeneien, tröſtete ſie in den ruhigen Augenblicken des Bewußtſeyns, ermunterte ſie zum Vertrauen auf Gott, that dieſes mit ſo feſtem Ton, mit ſo zuverſichtlichem Blick, daß Lina ſich dadurch ungemein geſtärkt fühlte.

In dieſer ungewiſſen Lage befand ſich Line noch einige Tage. Die ganze Geſellſchaft nahm an ihrem Schickſal Theil: auch Reggult gieng bei ſeiner Erfahrung in der Heilkunde dem ſorgſamen Graiſe zur Hand, und bereitete insbeſondere von heilſamen Kräutern ein laues Bad, welches der Kranken ſehr wohl that, und ihr die erſte ruhige Nacht verſchafte. Am fünften Tage brach die Gewalt der Krankheit; die Wallungen des Bluts legten ſich, die Bruſt athmete wieder freier, der Schlaf war ruhiger. Mit Entzücken hörte Gumal, als er am ſechſten Morgen zur Quelle gehen wollte, aus dem Munde des Greiſes die Nachricht: es ſey nun Hoffnung zum Leben da; ſprang freudig hin zur Quelle, warf ſich dort vom Dank erfüllt auf die Kniee nieder, und bezeigte dem allgütigen Vater im Himmel, durch Worte und Freudenthränen ſeinen innigſten Dank.

Mit ſteigendem Vergnügen bemerkte nun Gumal die Zeichen der wiederkehrenden Geſundheit ſeiner Geliebten in den folgenden Tagen. Jetzt konnte ſie wieder aufgerichtet auf ihrem Lager ſitzen; jetzt von den Früchten genieſſen, die er ihr brachte; jetzt wieder ihre Hände beſchäftigen, und an den geſellſchaftlichen Unterredungen Theil nehmen

Es war ein feſtlicher Morgen an welchem ſie zum erſtenmale wieder auſſer der Hütte an dem Arme ihres Gumals die freie Luſt athmete, und die aufgehende Sonne begrüßte. Die ganze Geſellſchaft hatte ſich zu dieſem feierlichen Auftritt verſammelt. Die Thür der Hütte war mit friſchen Kränzen behangen, der Weg zur Sommerlaube mit Blumen beſtreut, und auf beiden Seiten mit grünen Zweigen beſteckt. Mit zitternder Freude gieng Lina mit bekränztem Haar an der Hand Gumals und des Graiſes in Begleitung der übrigen, unter freudigen Dankgeſang zur Laube hinauf, wohin die Morgenſonne ihre freundlichen Strahlen warf; dort trat der Grais in ihre Mitte, hielt ſeine Hände empor, ſeine Augen zum Himmel gerichtet, und ſprach ein feierliches Gebet, worin er dem Allgütigen, der Urquelle alles Lebens, dem Geber jeder Freude aufs innigſte für die Erhaltung des Lebens der Lina dankte, ihn um fernern Beiſtand und Segen anrief, und ſich mit den Seinigen zur willigen Ergebung an ihn bei allen ihren künftigen Schickſalen, und zur fortgeſetzten Uebung in der Gottſeligkeit und Tugend feierlich verpflichtete.

Lina konnte ihren Dank nicht mit Worten ausdrücken; aber der Ausdruck ihres Geſichts bezeugte, was ihr Herz empfand; ſie umarmte den Grais, dann ihren Gumal, dann ihre übrigen Freunde; dankte ihnen für ihre ſo zärtliche Theilnahme, für ihre gütige Unterſtützung, für die vielen Beweiſe ihrer Liebe und verſprach, ſich derſelben, ſo viel ſie nur im Stande ſey, immer würdiger zu machen.

Dieſer ganze Tag wurde unter abwechſelnden Vergnügungen und angenehmen Zerſtreuungen zugebracht; Spiele, Spaziergänge, kleine Jagden und Mahlzeiten, wozu die Neger das beſte aus ihren Vorräthen beiſchaften, trugen dazu bei, die Geſellſchaft aufzuheitern, und ihr die vorigen angſtvollen Tage vergeſſen zu machen. Konnte gleich Lina noch nicht an allen Theil nehmen, ſo ſah ſie doch an der Seite des Graiſes mit Vergnügen den Freudensbezeugungen der Uebrigen zu, und munterte ſie durch ihre heitre lächelnde Miene noch mehr dazu auf.

Siehe, ſagte der Grais zu ihr, ſo erhöhen unſre Leiden uns den Genuß des Lebens: wie nach dem Ungewitter die Sonne deſto freundlicher ſcheint, und neue Freuden über die Flur verbreitet. Erkenne auch darin die Weisheit und Güte Gottes. Jetzt empfindeſt du wieder den Werth des Lebens, den du vielleicht vor deiner Krankheit nicht ſo lebhaft erkannteſt.

Lina. Ja wohl, ſo ſtark, ſo überzeugend empfand ich es noch nie, welche Wohlthat das

Leben iſt. So ſchön wie heut iſt mir noch nie der Anblick dieſer anmuthigen Gegend geweſen, die wir bewohnen: und jetzt erſt ſchätze ich ſo recht das Glück, im Umgange ſo guter Menſchen zu leben, die mich ſo liebevoll pflegten. Dieſe guten Hände, *hier drückte ſie die Hände des Greiſes an ihre Bruſt*, wie viel haben dieſe zu meiner Erhaltung beigetragen!

Greis. Je mehr wir den Werth unſers Lebens ſchätzen lernen, deſto mehr lernen wir dann auch, eine gute Anwendung von demſelben zu machen. Dieß wird eine ſehr heilſame Frucht deiner überſtandnen Krankheit werden. Du wirſt nun um deſto freudiger und geſtärkter wieder an deine Geſchäfte gehen; die Arbeit wird dir Vergnügen machen, und du wirſt gewiß jede Gelegenheit benutzen, wo du denen, die mit dir in Verbindung leben, nützliche Dienſte erweiſen kannſt.

Lina. Ja gern will ich die mir wiedergeſchenkten Kräfte dazu anwenden.

Greis. Jeder künftige Tag wird dich immer mehr zum Preiſe des Gottes ermuntern, der ſo wohl an dir thut. Du wirſt ihn, dieſen gütigen Erhalter deines Lebens, immer inniger lieben, und immer aufmerkſamer auf die Beweiſe ſeiner Güte werden; wirſt es mit immer mehr Ueberzeugung einſehen, wie glücklich wir durch Jeſum, durch ſeine Belehrung worden ſind, daß wir ihn mit Zuverſicht unſern Vater nennen können.

Lina. Ach das habe ich während meiner Krankheit recht lebhaft empfunden; ich war bei dieſer Ueberzeugung ſo ruhig, und es ſoll auch dieß mein ganzes übriges Leben hindurch meine Freude ſeyn, mich zu Gott zu halten, der mich ſo väterlich liebt.

Grais. Dieß wirſt du dadurch beweiſen, daß du dich immer mehr beſtrebſt, recht fromm und tugendhaft zu leben, ſo wie es Jeſus uns gelehrt, und durch ſein Beiſpiel während ſeines Lebens auf Erden gezeigt hat.

Die Freude dieſes Tags hatte auf das Gemüth aller einen ſehr lebhaften Eindruck gemacht. Noch am ſtillen Abende, als ſie ſich um den Greis verſammelten, überließen ſie ſich den angenehmen Empfindungen derſelben, und noch nachher, als Lina, die des erquickenden Schlafs ſo bedürftig war, ſich zur Ruhe begeben hatte, unterhielten ſie ſich im ſanften Mondenſchein mit Betrachtungen der Güte Gottes, bis ſpät in der Nacht ſich die Geſellſchaft nach freundlicher Umarmung von einander trennte.

Nach dieſer Zeit, als Lina mit jedem Tage wieder an Kräften zunahm, ſetzte der Grais ſeinen Unterricht mit ſeinen Zöglingen über die Wahrheiten und Grundſätze der chriſtlichen Religion fort. Er erinnerte ſie nochmals an die große Wohlthat der Erlöſung Jeſu, daß er die Menſchen nicht nur von dem Verderben der Sünde in ſofern befreit habe: daß er ſein Leben für ſie aufopferte, und ihnen durch dieſen ſeinen Tod Verſöhnung und Gnade bei Gott zuſicherte: ſondern ſie auch nun in den Stand ſetzte, als gebeſſerte, tugendhafte würdige Menſchen zu leben, in einem neuen Leben zu wandeln, und ſich ſo zur wahren Seligkeit des Geiſtes, zu höherer Vollkommenheit zu erheben.

Meine Lieben, ſprach der Grais mit Wärme und Nachdruck, ihr müßt euch von jetzt an, ſeitdem ihr Jeſum als euren Herrn und Heiland erkannt habt, als Menſchen von vorzüglich guter Geſinnung und rechtſchaffnem Verhalten zeigen, ſonſt nennet euch nicht ſeine Verehrer; ihr habt ſonſt keinen Theil an ihm; keinen Theil an den Wohlthaten ſeiner Erlöſung, an dem Glück, zu welchem er die Seinigen erhoben hat. Sein Tod am Kreutze muß euch heilige Verpflichtung ſeyn, jede böſe Begierde, jede ſündliche Luſt in euch zu tödten: ſein Leben der ſtärkſte Antrieb zu dem Leben, das aus Gott iſt, das iſt, zu einem Gott ähnlichen heiligen Wandel. Denn darum hat ſich Chriſtus für alle dahin gegeben, damit er uns erlöſte von aller Ungerechtigkeit, und reinigte ihm ein Volk zum Eigenthum, das fleißig wäre in guten Werken.

Dieſe Grundſätze eines tugendhaften Verhaltens, die Jeſus durch ſeine Religion feſtgeſetzt hatte, machten nunmehr den Gegenſtand der Unterredung des Greiſes mit ſeinen chriſtlichen Zöglingen aus; der Hauptinhalt derſelben war folgender:

Habt Glauben an Gott! Ueberzeugt euch immermehr von dem Daſeyn eines höchſten Weſens, und von ſeinen Vollkommenheiten, und vergeſſet nie das ſo genaue Verhältniß in welchem ihr mit ihm, als euern Schöpfer und Herrn, als euern Wohlthäter und gütigen Vater ſteht.

Je gegründeter und lebhafter dieſe Erkenntniß Gottes in eurer Seele iſt, deſto mehr werdet auch ihr an innerer Vollkommenheit des Geiſtes zunehmen.

Ehret dieſen Gott als das heiligſte Weſen; Er iſt der einzige höchſte Geſetzgeber der Menſchen; von ihm iſt euch das lebhafte Gefühl von dem was Recht oder Unrecht iſt, in eure Natur gelegt; Vernunft und Gewiſſen ſagt es euch, was ihr zu thun oder zu unterlaſſen habt; die Stimme eures Gewiſſens iſt der Wille Gottes in euch; übt euch daher in allem ein gutes Gewiſſen zu haben; wenn euch dieß nicht verdammet, ſo habt ihr Freudigkeit zu Gott, und könnt als ſeine wahren Verehrer zu ihm nahen.

Liebt Gott von ganzem Herzen! Nichts in der Welt verdient mehr eure innigſte Zuneigung, eure herzliche Liebe, als Gott; Er iſt vollkommen gut. Er iſt euer größter Wohlthäter, euer Vater, der aus Liebe zu euch Alles gethan hat, euch recht glücklich zu machen. Gott iſt die Liebe; wer ſich immer von dieſer Liebe Gottes durchdrungen fühlt, und innige Gegenliebe zu ihm empfindet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. Gott lieben iſt des Menſchen größte Seligkeit.

Denket immer mit ehrfurchtsvoller Liebe an Gott. Sucht den Gedanken an Gott, den Allgegenwärtigen, Heiligen und Allgütigen in eurer Seele zu unterhalten. Macht dieſen Gott zum Vertrauten aller eurer Angelegenheiten. Betet ſtets in allem eurem Anliegen zu ihm, und ſeyd für jede empfangene Wohlthat dankbar.

Beweiſet euch vor jedermann als aufrichtige Verehrer Gottes. Vereiniget euch mit einander zur gemeinſchaftlichen Verehrung des Allvaters. Schämet euch nie dieſer äuſſerlichen Erklärung eurer innern Ehrfurcht vor Gott. Thut dieß, ohne Verſtellung, ohne Heuchelei, mit aufrichtigem Herzen; denn Gott ſieht das Herz an.

Vertrauet auf dieſen guten Gott in allen Angelegenheiten eures Lebens; denn er hat euch zugeſagt, euch zu helfen, euch nie zu verlaſſen noch zu verſäumen.

Es begegnet euch nichts ohne ſeinen Willen. Werdet daher nie muthlos, ängſtlich oder kleinmüthig; Seyd immer zufrieden mit eurem Zuſtande, fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübſal, und erwartet immer von Gott den beſten Ausgang eurer Schickſale.

Seyd wahre Verehrer und Nachfolger Jeſu. In ihm ehret ihr Gott ſelbſt, denn er iſt das Ebenbild ſeines Weſens; der Sohn des lebendigen Gottes, unſer Herr, den Gott über alle erſchaffne Weſen als das Haupt derſelben erhöht hat; ihn ſollen alle vernünftige Geſchöpfe, und beſonders die Menſchen, verehren, denn ihrer hat er ſich vorzüglich angenommen. Ihm haben wir alles unſer Glück, unſre Seligkeit zu verdanken; er iſt unſer Heiland. Ehrt ihn durch dankbare Liebe, durch Gehorſam, durch Befolgung ſeiner Befehle, durch Nachahmung des erhabenen Beiſpiels, welches er uns, da er als Menſch auf dieſer Erde lebte, durch ſein vortreffliches tugendhaftes Verhalten gegeben hat. Ein jeglicher von uns ſey geſinnet, wie Jeſus Chriſtus, und mache es ſich zum redlichſten Beſtreben, ihm in allen Tugenden ähnlich zu werden.

Bleibt der erkannten Wahrheit ſeiner Religion getreu; laßt euch nie von den Grundſätzen derſelben abwendig machen. Treue und Beſtändigkeit bis in den Tod iſt die Pflicht wahrer Verehrer Jeſu und ſeiner Lehre.

Wendet euren vorzüglichſten Fleiß auf die Wohlfart eurer unſterblichen Seele, auf die Ausbildung eures Verſtandes und Veredlung des Herzens. Beſtrebt euch um immer mehr Erkenntniß der Wahrheit; ſie ſey euch lieber als alles in der Welt; wenn ihr in ihrem Lichte wandelt, werdet ihr nie irre gehen; ſie wird euch von allen Vorurtheilen frei machen, und auf dem Wege der Tugend erhalten. Weiſe und tugendhaft zu werden, ſey das höchſte Ziel eures Lebens auf Erden.

Beherrſchet euch ſelbſt, eure ſinnlichen Begierden und Leidenſchaften. Nie laßt euch durch dieſelben zu Handlungen verleiten, die die Vernunft als fehlerhaft erkennt, und die Religion euch unterſagt; thut euch eher ſelbſt die äuſſerſte Gewalt an, um jede fehlerhafte Begierde und ſchändliche Neigung zu unterdrücken. Laßt keinen unreinen Gedanken in eurer Seele aufkommen; euer Herz muß als ein Tempel Gottes rein ſeyn.

Wendet auch auf euren Leib alle Sorgfalt, um ihn rein von aller Befleckung zu erhalten, denn auch er iſt dem Herrn heilig. Habt für euch ſelbſt Achtung; unterhaltet immer das Gefühl einer edlen Schamhaftigkeit. Eine reine Seele kann auch nur in einem reinen Körper wohnen. Seyd immer nüchtern und mäßig in Befriedigung eurer Bedürfniſſe, in Speiſe und Trank; überlaſſet euch nie den wollüſtigen und unzüchtigen Begierden des Körpers; ſeyd keuſch und rein; und wiſſet, daß ihr nicht zur Unreinigkeit, ſondern zur Heiligung berufen ſeyd.

Uebt die Kräfte eures Körpers in nützlichen Geſchäften, doch immer in gehöriger Ordnung, und nach einem beſtimmten Zweck, euch und andern Menſchen Nutzen dadurch zu verſchaffen. Arbeitet und ſchaffet mit euren Händen etwas Gutes. Keiner unter euch ſey ein Müſſiggänger; aber auch keiner arbeite bloß für ſich, aus Geiz; denn Geiz iſt eine Wurzel alles Böſen.

Erkennet an jedem Menſchen, er ſey auch wer er wolle, euern Nächſten, und liebet ihn als euern Bruder; denn wir ſind alle eines Geſchlechts, haben einen Gott zum Vater, und ſind durch Chriſtum, unſern gemeinſchaftlichen Erlöſer, zu gleicher Seligkeit berufen.

Liebe deinen Nächſten als dich ſelbſt; ſuche daher ſein Glück ſo wie das deinige zu befördern.

Thut jedem eurer Mitmenſchen, was ihr in ähnlichen Fällen verlangt, daß ſie euch thun mögen. Setzet euch daher immer an die Stelle anderer, und nehmt es von eurer eignen Empfindung ab, wie ihr euch gegen ihn verhalten ſollt. Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun ſollen, das ſollt ihr ihnen auch thun.

Habt unter einander eine brünſtige Liebe, die ihr in beſonderer geſellſchaftlicher

Verbindung mit einander lebt. Einer komme dem andern mit Liebe, mit Dienſtfertigkeit zuvor; einer diene dem andern mit der Gabe, oder dem Vermögen, das er empfangen hat, und unterſtütze ihn nach ſeinen beſten Kräften.

Habt unter einander, und ſo viel an euch iſt, mit allen Menſchen Friede. Lebt in Eintracht und Friede auf dieſer Erde, die euer gemeinſchaftlicher Wohnort iſt, unter den Augen eures Vaters im Himmel, des Kinder ihr ſeyd. Vertrage daher einer den andern; und befleißiget euch die Bande der geſellſchaftlichen Verbindung recht feſt zu halten.

Vergebet daher einer dem andern ſeine Fehler. Seyd nachſichtig, duldend und immer zur Verzeihung geneigt, wenn euch auch zuweilen eure Nebenmenſchen beleidigen; ſie thun es mehrentheils aus Unwiſſenheit, ſelten aus Bosheit. Vergebt es ihnen, wie euch auch euer himmliſcher Vater eure Fehler vergiebt.

Liebt auch ſelbſt eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen, thut wohl denen die euch haſſen; ſo werdet ihr Kinder ſeyn eures

Vaters im Himmel, der ſeine Sonne ſcheinen äßt über Böſe und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Seyd gegen jedermann gerecht. Laſſet jeden ungekränkt in ſeinen Beſitzungen und Rechten, und gebt einem jeden, was ihr ihm zu geben ſchuldig ſeyd.

Beweiſet euch dankbar gegen eure Wohlthäter, ehrerbietig gegen die Alten, und freundſchaftlich gegen jedermann.

Seyd aufrichtig im Umgange mit einander. Redet die Wahrheit, ein jeglicher mit ſeinem Nächſten. Euer Aeuſſerliches, eure Worte und Betragen, muß mit eurer innern Empfindung immer übereinſtimmen. Falſchheit, Lügen und heimtückiſche Hintergehung des Nächſten ſey ferne von euerm Herzen und von eurem Munde; denn ihr ſeyd ja unter einander Glieder eines Leibes.

Sucht das Leben, die Geſundheit, die Ehre, das Vermögen und alles was zur Wohlfart eures Nächſten gehört, ſo wie eure eigne zu erhalten und zu befördern. Steht daher den Hülfsbedürftigen bei, reicht dem Verlaſſenen, dem Schwachen, dem Unvermögenden eure helfende Hand; ſeyd barmherzig, wie es euer Vater im Himmel iſt; ſetzet eher eure eignen Vortheile dem Glück andrer nach, wie Jeſus, der ſogar ſein Leben zum Beſten der Menſchen gelaſſen hat.

Dieß, ſagte der chriſtliche Grais, ſind die vorzüglichſten Lebenspflichten, die ihr genau beobachten müſſet, wenn ihr euch als wahre Verehrer Gottes und Jeſu, eures Herrn bezeigen und glücklich leben wollt. Bei Allem, ſetzte er mit der Lebhaftigkeit der innigſten Ueberzeugung hinzu: bei Allem, was euch lieb iſt, bitte und ermahne ich euch, befolgt ja dieſe vortreflichen Grundſätze, und weichet nie, auch im geringſten nicht von denſelben ab; auf ihnen beruht das Glück eures ganzen Lebens, und eure zukünftige Seligkeit. Wenn eure Denkungsart, und euer Verhalten immer dieſen Grundſätzen gemäß iſt, wenn ihr ſo nach Chriſti Sinn lebet: ſo gehöret ihr ſchon hier auf Erden zu der ſo ausgebreiteten Geſellſchaft, die Jeſus geſtiftet, und zu einem tugendhaften heiligen Leben berufen hat; ihr nehmet dann an allen den Wohlthaten, die er den Menſchen erworben hat, Theil, als Heilige und Geliebte Gottes, als ſeine Auserwählten und werdet, wenn ihr einſt euren Lauf auf dieſer Welt vollendet, Glauben und gutes Gewiſſen bis ans Ende behalten habt, zu dem noch höhern Glück und Freuden einer beſſern Welt erhoben werden.

Seit einigen Tagen hatte Lina ſich völlig wieder von ihrer überſtandnen Krankheit erholt; mit jedem Tage bemerkte ſie die Zunahme ihrer Kräfte; ſie empfand die wohlthätigen Wirkungen der erquickenden Luft, und der ſtärkenden Nahrungsmittel auf ihre Geſundheit, und freute ſich oft mit herzlichem Danke, daß der gütige Gott ſo viele Mittel zur Erhaltung und Stärkung des menſchlichen Körpers in die Natur gelegt habe.

Täglich wurde ſie durch die Gefälligkeit ihres Gumals mit den ſchönſten Früchten verſehen, welche die Jahreszeit eben ſo reichlich lieferte. Melonen, Feigen, Weintrauben und Aepfel waren im Ueberfluß in ihrer Vorrathskammer; und durch die häufigen Lieferungen der beiden Neger an Federvieh und Fiſchen, befand ſie ſich im Stande, jeden Abend die Tafel recht herrlich zuzurichten, an der ſie nun wieder ihre lieben Gäſte mit der größten Freundlichkeit bewirthete.

Eines Abends kehrte ſie an der Hand ihrer Freundin Agathe aus dem Bade mit ungemeiner Heiterkeit zurück; ſie fand die Geſellſchaft um den belehrenden Greis verſammelt, der ſich mit ihr eben von dem hohen Werthe der Tugend und den wohlthätigen Wirkungen derſelben unterhielt: wodurch er immermehr in den Herzen ſeiner Freunde das Verlangen und das Beſtreben unterhielt, ſo gut, ſo vollkommen zu werden, wie es der Wille Gottes und Jeſu an ſie ſey.

Du haſt uns, ſagte Chilum, nun gelehrt, daß unſre Beſtimmung iſt, gute tugendhafte und dadurch glückliche Menſchen zu werden; wir ſehen es ein, daß dieß das Ziel unſers thätigen Beſtrebens während unſers Lebens ſeyn muß: aber werden wir es auch erreichen?

Grais. Gewiß, Freunde, wenn ihr nur immer mit redlichem Eifer darnach trachtet, und rechten Fleiß darauf verwendet, immer tugendhaft zu handeln, ſo werdet ihr auch immer mehr Kräfte dazu empfangen, und der gütige Gott, der in euch das gute Geſchäft der Beſſerung angefangen hat, der wird es auch vollführen. Er läßt keines ſeiner Werke unvollendet; und wir können in keiner Sache zuverſichtlicher auf ſeinen Beiſtand rechnen, als eben bei dieſem Geſchäfte unſrer Heiligung. Auch dieß iſt eine der erfreuenden Wahrheiten, die uns Jeſus gelehrt, eine der wichtigſten Verheiſſungen,

gen, die er uns durch ſeine Religion gegeben hat: daß wir durch ſeinen Geiſt in dieſem ſo wichtigen Geſchäfte unterſtützt werden. Gott iſt der in uns wirket, beide das Wollen und das Thun nach ſeinem Wohlgefallen.

Chilum. Wie ſo Vater? Wie wirkt Gott dieß in uns?

Grais. Du bemerkſt ja wohl täglich, daß in der ganzen Natur Leben und Kraft iſt, daß alles nach höherer Vollkommenheit ſtrebt; daß in jeder Pflanze der Trieb liegt, ſich zu entwickeln, daß ſie emportreibt und wächſt, und an Vollkommenheit zunimmt: würde ſie das können, wenn der große Schöpfer nicht dieſe belebenden Kräfte in die Natur gelegt hätte, und noch immer in derſelben erhielt? Dieß Leben, dieſe Kräfte ſind die Wirkung ſeiner Allmacht, ob wir uns gleich nicht erklären können, wie dieß eigentlich zugeht. Wir fühlen das Wehen des Windes, hören das Sauſen des Sturms, ſehen die Wirkungen, die er hervorbringt, aber das Entſtehen des Windes ſelbſt können wir uns nicht erklären.

Chilum. Vater, ich beſcheide mich gern, daß ich das bei meinem eingeſchränkten Verſtande nicht wiſſen kann: aber es iſt mir ſchon genug zu wiſſen, daß es geſchieht, und daß ich die wohlthätige Wirkung davon erfahre. Sage du mir nur, ob der Gott, der ſo wirkſam in der Natur iſt, der alles belebt und erhält, auch auf mich und auf meinen Geiſt wirkt, und mir die nöthigen Kräfte giebt, ſo vollkommen zu werden, als ich es nach ſeiner Abſicht ſeyn ſoll!

Graik. Das hat uns Jeſus verſichert, da er uns lehrte, daß uns Gott ſeinen Geiſt gegeben, und durch denſelben die Kräfte mitgetheilt habe, gute, heilige Menſchen zu werden. Durch dieſen Geiſt helfe er unſrer Schwachheit auf; durch ihn belebe er uns zum Guten, erleuchte unſern Verſtand, und beſſere unſer Herz. Dieſe innere Kraft, die uns antreibt, nach Erkenntniß der Wahrheit zu trachten, durch die wir zu immer mehr Deutlichkeit in unſern Vorſtellungen und ſtärkerer Ueberzeugung von den erkannten Wahrheiten gelangen, die uns ſo geneigt macht, das erkannte Gute auszuüben, und, aller Hinderniſſe ungeachtet, nach ſittlicher Vollkommenheit zu trachten, dieß iſt die Wirkung des Geiſtes Gottes, des heiligen Geiſtes, der uns gegeben iſt.

Lina zeigte bei dieſem Unterricht des Graiſes eine vorzügliche Aufmerkſamkeit: wenn das iſt, ſagte ſie, Vater, ſo müſſen wir ja wohl recht gute Menſchen werden.

Grais. Ja; dieß iſt die eigentliche Veredlung der menſchlichen Natur, oder die Heiligung, die durch den Beiſtand des göttlichen Geiſtes in uns bewirkt wird.

Lina. Wir ſind alſo bei dieſem großen Geſchäfte unſrer Beſſerung nicht ohne göttliche Hülfe?

Grais. So wenig wir leben, uns bewegen und regen könnten, wenn Gottes Kraft uns nicht Bewegung und Leben ertheilte: ſo wenig können wir auch in Abſicht unſers Geiſtes leben, recht verſtändig, weiſe und tugendhaft ſeyn, wenn wir nicht von ſeinem Geiſte belebt würden. Du erinnerſt dich noch wohl, meine Lina, in welchem ſchwachen, hülfsbedürftigen Zuſtande du dich noch vor Kurzem befandeſt; wie du da ſo entkräftet auf deinem Krankenlager keinen Gebrauch von deinen Gliedern machen, kaum deine Hände nach Hülfe ausſtrecken konnteſt.

Lina. Ach, da fühlte ich recht den Mangel an Kräften, und wie ſehr ich die Unterſtützung bedurfte, die ich durch euch, ihr Lieben, erhielt.

Grais. Wir thaten zwar, ſo viel wie konnten; um dir deinen Zuſtand zu erleichtern: aber in unſrer Gewalt ſtand es doch nicht, dir das Leben und die dazu nöthigen Kräfte zu geben.

Lina. Das merkte ich aber doch, daß die Arznei, die du mir gabſt, ſehr heilſam war; und wie erquickend war mir das Waſſer, das mir mein Gumal reichte.

Grais. Dieſe heilſame und erquickende Kraft hatten wir doch nicht in dieſe Mittel gelegt?

Lina. Nein; das hat der gute Gott gethan, und ich empfieng ſie durch eure Hände.

Grais. So hilft der gütige Gott auch der Schwachheit unſers Geiſtes auf, und ſetzt uns in den Stand, verſtändige und tugendhafte Menſchen zu werden. Daß ihr jetzt in Abſicht eures Verſtandes zugenommen und eine beſſere Erkenntniß von Gott habt, habt ihr das durch euch ſelbſt?

Gumal. Nein; das verdanken wir dem Unterricht, den du uns gegeben haſt.

Grais. Und dieſen Unterricht würde ich euch ſo wenig haben ertheilen können, wenn Gott uns nicht dieſe Belehrung durch ſein Wort gegeben hätte: ſo wenig du im Stande geweſen wärreſt, der Lina den erquickenden Trank zu reichen, wenn Gott nicht die Quelle geſchaffen, nicht ſolche erquickende Kräfte in die Natur gelegt hätte. Die Mittel ſelbſt ſind von Gott, die Anwendung derſelben überläßt er uns: gebrauchen wir ſie recht, ſo wirken ſie das Gute, durch die ihnen von Gott mitgetheilten Kräfte. Wenn du daher an deinem Verſtande immermehr zunehmen und im Guten immer vollkommner werden willſt, was mußt du dann thun?

Gumal. Ich muß den Unterricht benützen, den mir der liebe Gott in dieſer Abſicht hat geben laſſen.

Grais. Wenn ihr dann ſo dieſe Mittel, die euch Gott zur Unterweiſung gegeben hat, anwendet, meine Lieben, ſo werdet ihr nicht nur zu immermehr Erkenntniß gelangen, ſondern zugleich an innrer Kraft und Vollkommenheit zunehmen. Dann wirket der Geiſt Gottes in euern Seelen; ihr bekommt dann immer mehr Leben und Thätigkeit. Es fehlt euch dann nicht an Kräften, das erkannte Gute auszuüben; der Trieb nach Erkenntniß der Wahrheit, ſo wie nach dem was heilig, was recht und gut iſt, wird immer ſtärker in euch werden, und mit dieſem Zunehmen in der Heiligung, mit dieſen Fortſchritten in der Erkenntniß und Tugend, wird ſich auch euer wahres Glück, eure innre Zufriedenheit, Freude und Seligkeit vermehren.

Lina. Bisher habe ich Gott gebeten, daß er wieder meinen Körper ſtärken, und mir die nöthigen Kräfte zum Leben ſchenken möge; und er hat es auch gethan: nun will ich ihn deſto mehr bitten, daß er auch meiner Seele Kräfte gebe, an Weisheit und Tugend zuzunehmen, damit ich ſelig werde.

Grais. Und auch das wird er gewiß thun: denn dieß hat uns Jeſus verſichert: er, der allgütige **Vater im Himmel, werde den heiligen Geiſt geben, denen die ihn bitten.**

Der Grais that hierauf im Namen aller ein feierliches Gebet zu Gott, daß er ſie immer mehr durch ſeinen guten Geiſt leiten, ſtärken und auf dem Wege zur Seligkeit erhalten [illegible]. Herr! betete er zu wiederholten malen, lehre **uns thun nach deinem Wohlgefallen; dein guter Geiſt führe uns auf ebner Bahn.**

Die Arbeiten der Erndte waren jetzt größtentheils vollendet; die Feldfrüchte, der Reiß, Waitzen, Hirſen und die andern Hülſenfrüchte, waren in die Vorrathshäuſer eingebracht, und die beiden Neger beſchäftigten ſich ſchon mit dem Ausdreſchen und Reinigen dieſer Früchte.

Lina, die durch ihre Krankheit war gehindert worden, an dieſen Arbeiten Theil zu nehmen, war nun um deſto thätiger im Einſammeln der Baumfrüchte; dieß angenehme Geſchäft wurde ihr durch ihre Freundin Agathe und durch ihren geliebten Gumal recht zum Vergnügen gemacht; auch der gute Grais vermehrte die Freude durch ſeine Gegenwart; er half die Körbe mit Obſt füllen, oder reihte die Feigen und Birnen an Fäden, um ſie an der Luft zu trocknen, und unterhielt dabei ſeine guten fleißigen Kinder mit angenehmen und lehrreichen Geſchichten.

Eines Morgens befanden ſie ſich auf einer Anhöhe, um dort einen großen Apfelbaum ſeiner ſchönen Früchte zu entledigen. Gumal war bis in ſeinen Gipfel hinauf geſtiegen, und ſahe von da in die vor ihm liegende Gegend hinein. Es kam ihm vor, als bewege ſich etwas in dem

Geſträuche, womit die Wand des Gebirges, das ihm gegen über lag, bewachſen war. Er machte ſeine Entdeckung dem Graiſe bekannt, zeigte genau auf die Stelle hin, und Agathe, die ein ſehr ſcharfes Auge hatte, das weit in die Ferne reichte, betheuerte mit merklicher Freude, es wären Maulthiere, die zwiſchen den Geſträuchen weideten. Dieß brachte die Lina, die ſich erſchrocken an den Grais angeſchmiegt hatte, wieder in ruhige Faſſung; ihre Furcht gieng in deſto lebhaftere Freude über, als der Grais die Vermuthung äuſſerte, daß vielleicht die Brüder vom blauen Gebirge angekommen wären.

Gumal konnte nicht ſchnell genug von ſeinem luftigen Sitz herabſteigen, und kaum hatte er mit ſeinen Füßen den Boden wieder erreicht, als er den Grais um Erlaubniß bat, den Ankommenden entgegen eilen zu dürfen. Er erhielt ſie, doch mit der Warnung, vorſichtig zu ſeyn, weil dieß doch der rechte Weg nicht ſey, welchen ſeine Freunde eigentlich hätten machen müſſen. Er, der Grais ſelbſt blieb mit den beiden Mädchen auf der Anhöhe, wo ſie mit ihren Blicken dem eilenden Gumal nachfolgten, bis er ſich durch das Thal dem gegenüberliegenden Gebürg näherte, und ſich in dem Dickigt vor ihren Augen verlor.

Sie blieben nicht lange in Ungewißheit; denn nach kurzer Zeit erſchien Gumal wieder im Freien, und gab durch Schwenkung des Tuchs, das er vorher zum Einleſen der Früchte um ſich gewunden hatte, das Zeichen einer guten Botſchaft.

Nun näherten ſie ſich von beiden Seiten einander. Gumal führte den guten Bernhardt, den er von dem vorigen Beſuch gar wohl kannte, dem Graiſe entgegen, der ihn mit ausgebreiteten Armen empfieng, und an ſeine Bruſt zog. Wie froh bin ich, ſprach Bernhardt, daß ich dieſe Reiſe überſtanden habe, die wahrſcheinlich die letzte meines Lebens ſeyn wird. Du gewährſt mir doch, Freund, einen Aufenthalt in deiner Hütte, für meine noch übrigen Lebenstage?

Der Grais. Ja, komm und theile die Freuden meines Alters mit mir; ſey mein und der Meinigen Freund; laß uns unſre noch übrigen Lebenskräfte zum Beſten dieſer guten Menſchen verwenden, die Gottes Güte um uns her verſammelt hat; werde auch du Zeuge und Beförderer ihres Glücks!

Gumal war indeß mit Agathe in den Wald gegangen, um den Reiſegefährthen des Bernhardt nachzuholen, der ſich eben mit Aufladen des Gepäcks auf die beiden Maulthiere beſchäftigte. Der Anblick dieſer Thiere, an welche Agathe von ihrer Jugend auf ſo ſehr gewöhnt war, zog ſie ſo ſehr an, daß ſie den Führer derſelben nur mit einem flüchtigen Blicke bemerkte. Dieſer betrachtete ſie deſto genauer, trat, als ſie eben den Hals des einen Maulthieres ſtreichelte, ihr gegen über, ſah ihr lächelnd ins Auge mit einer Miene, die ſie zu fragen ſchien: Kennſt du mich nicht mehr?

Jetzt erſt wurde Agathe aufmerkſamer; ſie entdeckte bekannte Züge in ſeinem Geſichte, und gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als der neue Ankömmling ihr die Hand mit den Worten reichte: Agathe! treffen wir einander hier?

Du biſt doch nicht Wilhelm? rief ſie äuſſerſt erſchrocken aus! Ja, ja, du biſts! Grauſamer!

Mit dieſen Worten flohe ſie von der Stätte, als ob ſie auf einmal von einem wilden Thiere verſcheucht würde.

Gumal wußte nicht, wie er ſich bei dieſem unerwarteten Auftritte benehmen, ob er auch fliehen oder bleiben ſollte.

Sie wird ſchon wieder kommen und ſich mit mir ausſöhnen, ſagte der Fremde, mehr zu ſich ſelbſt, als zum Gumal, und fuhr ganz gelaſſen fort, aufzupacken.

Du kennſt alſo dieß Mädchen, lieber Fremdling! ſagte Gumal.

Fremder. Ich habe ſie früher gekannt, als du. Wir ſind aus einem Vaterlande; ihr Vater war ein Freund des meinigen; als er ſtarb, kam ſie in unſre Hütte; ich war damals zehn Jahr alt. Meines Vaters ganzer Reichthum beſtand in einem Kamel, womit er die Güter der Kaufleute nach Suez führte; ich begleitete ihn als Knabe auf ſeinen Reiſen. Einſt wurde die Caravane, bei der wir uns befanden, von Räubern angegriffen. Wir verloren alles, mein armer Vater ſogar das Leben, ich rettete mich durch die Flucht, und erreichte mit Mühe die väterliche Hütte wieder; dieſe war an einen Cadi verpfändet, der ſie nach meines Vaters Tode in Beſitz nahm, und mich mit Agathen hinausſtieß. Wir wurden von einem ihrer Verwandten aufgenommen, und äuſſerſt hart im Dienſte gehalten. Schläge und Hunger trieben mich nach einigen Jahren aus ſeiner Wohnung fort. Ich nahm mir vor, wenn ich irgendwo einen beſſern Aufenthalt fänd, Agathen wieder zu mir zu nehmen. Nach langem Umhertreiben, komme ich nach Senar, in Dienſte bei einem daſigen Kaufmann Baltimor; von ihm werde ich mit beſondern Aufträgen in die Gebürge des hohen Landes zu ſeinen Freunden abgeſendet, die daſelbſt in einſiedleriſchen Clauſen zerſtreut wohnen. Die gute Aufnahme die ich hier finde, bewegt mich bei ihnen zu bleiben. Hier lernte ich meinen jetzigen Herrn, Bernhardt, kennen, und erfahre von ihm, daß Agathe, meine Jugendgefährtin von ihm in dieſe Gegend ſey verſetzt worden, wo es ihr ſehr wohl gehe, und wohin auch er im Spätjahr zu reiſen gedenke. Du kannſt leicht denken, wie willig ich ſeinen Vorſchlag annahm, ihn dahin zu begleiten. Er hat mir unterweges gar viel Gutes von Dir und allen den guten Menſchen erzählt, die ich hier antreffen würde, und wir würden ſchon einige Tage früher angekommen ſeyn, wenn wir uns nicht in dieſer Wildniß verirrt hätten.

Gumal. So ſey mir denn herzlich willkommen! Aber nun laß uns auch eilen, daß wir unſern Freunden nachkommen. — — Doch, warum erſchrack Agathe ſo bei deinem Anblick? Warum ergriff ſie die Flucht.

Fremder. Wahrſcheinlich glaubte ſie, ich käme in der Abſicht, ſie zurückzuholen, und zu ihrem grauſamen Vetter zu bringen, wie ich ſchon einmal gethan habe.

Gumal. Thät'ſt du das wirklich?

Fremder. Ja, in den erſten Jahren unſerer elenden Knechtſchaft, da war ſie davon gelaufen, und ich wurde von ihrem Vetter mit Verluſt meines Lebens bedroht, ſie wieder beizuſchaffen; zwei Tage ſuchte ich ſie vergebens auf; am dritten fand ich ſie ganz ermattet zwiſchen den Felſen. So entkräftet ſie auch von Hunger und anhaltendem Laufen war, ließ ſie ſich doch nicht überreden, wieder zurückzukehren; ſo daß ich zuletzt Gewalt brauchen mußte. Das hat ſie mir oft vorgeworfen, und wahrſcheinlich noch jetzt nicht vergeſſen.

Als ſie unter dieſen Geſprächen die Maulthiere vor ſich hertrieben, und ſich ihren Vorgängern näherten, kam Agathe an der Hand der Lina ihnen entgegen geſprungen. Sie hatte von Bernhardt gehört, daß ihr Verwandter in der friedlichſten beſten Abſicht gekommen ſey, daß ſie nichts von ihm zu befürchten habe, ja, daß es von ihrem und des Graiſes Willen abhieng, ob er bei ihr bleiben ſollte. Das hatte ihr Muth und Freude eingeflößt. Wilhelm Palmur! rief ſie ihm entgegen: Willkommen als Freund in dieſen ruhigen Gefilden! Komm und theile nun das Glück meines Lebens mit mir!

Jetzt warf ſie ſich freudig in ſeine Arme. Er küßte ihre Wangen, und bezeigte ihr ſeine Freude, ſie wieder zu ſehen.

Lina ſchlang ihren Arm um Gumal, ſie empfand bei ihrem gefühlvollen Herzen dieſe Freuden, und ſagte mit aufgeheitertem Blick zu ihrem Geliebten: wieder ein Paar glückliche Menſchen mehr in unſrer Geſellſchaft!

Nun näherten ſie ſich den beiden Graiſen. Ehrerbietig küßte der fremde Jüngling dem ehrwürdigen Alten die Hand, und bat ihn um eine gütige Aufnahme, die ihm derſelbe mit väterlichem Wohlwollen ſogleich zuſicherte.

Als ſie bei der Hütte des Grafes ankamen, fanden ſie Widdam und den einen Neger, die eben ihre Jagdbeute, die ſie dieſen Morgen gemacht hatten, an Lina abgeben wollten. Freudig über die Ankunft der beiden Gäſte, eilte Fenlo auf Befehl des Grafes ſogleich zurück zur Colonie, um dorthin die frohe Nachricht zu überbringen, und die ganze Geſellſchaft zur Theilnahme an der Freude dieſes Tages einzuladen.

Indeß wurden die Maulthiere ihrer Bürde entledigt, und zu den beiden andern auf die Weide geführt. Lina beſorgte mit Gumal und Widdam das Frühſtück. Agathe aber hieng ſich an den Arm ihres Palmur, führte ihn in ihre Hütte, zeigte ihm ihre Herrlichkeiten, und konnte nicht fertig werden, ihm zu erzählen, wie glücklich ſie jetzt in dem Kreiſe dieſer guten Menſchen lebe.

Palmur bemerkte mit innigem Vergnügen, welche glückliche Veränderung mit Agathen vorgegangen war. Sie war nicht mehr das eigenſinnige,

ſinnige, ſtörriſche und unfreundliche Mädchen, das ſie vormals geweſen war; auf ihrer Stirn ſchwebte Heiterkeit, und die ſonſt eingedrückten Augenbraunen zogen über den offnen freundlichen Augen jetzt ſanftre Linien; in ihren Reden war ſo viel Anmuth, und in ihrem ganzen Weſen eine ſo herzliche Gefälligkeit und liebenswürdige Unſchuld, die ihn jetzt ſo ſehr an ſich zog, anſtatt daß ſie ehemals durch ihre Zurückhaltung und mißtrauiſche Denkungsart jedermann von ſich verſcheuchte. — Auch Bernhardt machte ſehr bald dieſe Bemerkung, und bezeigte ihr darüber in Gegenwart des Graiſes und der Lina ſein Wohlgefallen.

Es hat auch, verſetzte ſie mit vieler Beſcheidenheit, dieſen guten Menſchen viel Mühe gekoſtet, mich ſo weit zu bringen. Aber dieſem meinen Lehrer, (auf den Grais weiſend) und dieſer meiner Freundinn (der Lina die Hand reichend) verdanke ichs, daß ich nicht mehr das unartige Geſchöpf bin, das dir guter Bernhardt, ſo manchen Verdruß auf der Reiſe machte; weswegen ich dich noch jetzt um Verzeihung bitte.

Jetzt kam auch Chilum und die übrigen Bewohner des Thals in der Wohnung des Greiſes an. Die beiden Brüder Antonio und Philipp umarmten ihre alten Bekannten mit herzlicher Freude, und nun gruppirte ſich die Geſellſchaft in ſo mannichfaltigen Formen, ſo, daß das Ganze die reizendſte Darſtellung des ſchönſten Familienfeſtes gab.

Der

Der ganze übrige Tag wurde der Freude des geſellſchaftlichen Umgangs gewidmet. Es gab da ſo vieles zu erzählen, und zu zeigen, daß der Morgen dahinſchwand, ehe noch an das Auspacken der mitgebrachten Bündel gedacht wurde. Erſt nach dem Mittagseſſen, welches unter dem Schatten der Bäume in freyer Luft gehalten wurde, weil die Wohnung des Greiſes zu klein war, die ganze Geſellſchaft aufzunehmen, machte man ſich an dieß angenehme Geſchäft. Auſſer den Habſeligkeiten des Bernhardts und Palmur wurden eine Menge Sachen ausgepackt, deren Neuheit und Werth die Aufmerkſamkeit Aller auf ſich zog. Jedes neue Stück, das nach und nach zum Vorſchein kam, ward mit neuen Freudensbezeugungen aufgenommen, und bewundert. Der vorzüglichſte Reichthum beſtand in einigen Ballen Leinewand und buntem Zeuge zur Kleidung, und in verſchiedenen neuen Werkzeugen und Geräthſchaften, die ſie zu noch beſſrer Einrichtung des Hausweſens und zur Beförderung ihrer Handarbeiten bedurften.

Lina empfieng insbeſondere ein eignes ſehr fein gearbeitetes Käſtchen, welches mit verſchiedenen Werkzeugen des weiblichen Fleißes, als Nadeln, Scheeren, Meſſern, Zwirn, Garn und dergleichen angefüllt war; ihre Freude darüber war über allen Ausdruck: bald küßte ſie dem Graiſe, bald dem Bernhardt die Hände, und hüpfte freudig im Kreiſe umher.

Nun empfieng auch Gumal aus der Hand des wohlthätigen Graiſes ſein Geſchenk, in einem wohlverwahrten Paket, bei deſſen Eröffnung ihm zuerſt ein Buch in die Hände fiel, das die Aufſchrift hatte: Die Schriften des Neuen Bundes unſers Herrn Jeſu Chriſti. Mit zitternder Freude hob er es in die Höhe, drückte es dann an ſeine Bruſt, und warf ſich dem Grais in die Arme: Vater, rief er, iſt das nicht das Buch, aus dem du uns bisher unterrichtet haſt? Worinnen das alles ſteht, was unſer lieber Herr Jeſus gethan und gelehrt hat? Woraus du uns zuweilen ſo manche ſchöne Stellen vorgeleſen haſt? Darf ich es behalten? darf ich es nun auch leſen?

Grais. Ja, Gumal, das ſoll uns in den kommenden Wintertagen beſchäftigen; dann wirſt du immer mehr in deiner Ueberzeugung befeſtigt werden; du wirſt die Wahrheiten und Grundſätze, die ich dir bisher vorgetragen habe, darin beſtätigt finden; und aus dieſer göttlichen Belehrung ſelbſt zur Seligkeit unterrichtet werden.

Gumal ſich an den Antonio wendend: Und du biſt ſo gut und lehreſt mich immer fertiger leſen. Ich will nun gewiß recht aufmerkſam ſeyn, guter Antonio.

Schon mit dieſem koſtbaren Geſchenk zufrieden, mußte Gumal erſt vom Graiſe noch erinnert werden, ſein Paket weiter durchzuſuchen; auſſer noch einigen Büchern deſſelben Inhalts fand er noch eine Menge theils ſchon bekannter Werkzeuge, theils aber auch Dinge, die er zuvor noch nie geſehen hatte, und deren Gebrauch ihm noch unbekannt war, wohin unter andern einige Landcharten, ein Kompaß, eine Uhr, einige Bleifedern, Papier und dergleichen, gehörten.

Dieß verſchafte nun auf mehrere Tage der ganzen Geſellſchaft eine ſehr angenehme Unterhaltung; Philipp und Antonio übernahmen beſonders das Geſchäft, ihre noch unerfahrnen Lehrlinge über den Gebrauch und Nutzen dieſer Dinge zu belehren; man kann leicht erwarten, mit welchem Vergnügen dieſer Unterricht angenommen

men wurde, und wie ſehr ſie dadurch ihre Kenntniſſe bereicherten.

Der Graf hatte beim Einkauf dieſer Waaren dahin ſehen laſſen, daß von den nöthigſten Stücken nicht bloß einzelne, ſondern mehrere angeſchaft und zuſammen an Gumal und Lina gegeben wurden. Jetzt überließ er es ihnen, ob ſie das Alles für ſich behalten, oder auch andern daran wollten Theil nehmen laſſen. Kaum bedurfte es dieſes Winkes, als ſich beide geneigt zeigten, ihre Geſchenke auch nun mit ihren Freunden zu theilen. So lebhaft hatten ſie das Vergnügen, Andre zu erfreuen, noch nie gefühlt, als dießmal; mit freigebiger Hand theilten ſie alles unter ſich, was getheilt werden konnte; und mehrmals mußte der Graf ausdrücklich beſtimmen, daß ſie dieß oder jene einzelne Stück für ſich behalten ſollten. Es war ein angenehmes Schauſpiel, wie von der einen Seite die Geſchenke mit ſo ſichtbarer Gutmüthigkeit dargereicht, und auf der andern mit ſo freudigem herzlichen Dank angenommen, oder auch zuweilen ihnen aufgedrungen wurden. Agathe ſowohl als Widdam, ſahen ſich durch die Güte ihrer Freunde de in gleichem Beſitz dieſer Güter; das Gefühl der Dankbarkeit wurde in ihren Herzen deſto ſtärker, und verband ſie zu noch inniger Liebe mit dieſen ſo uneigennützigen Freunden.

Kaum hatte Philipp den Gebrauch des Kompaſſes erklärt und gezeigt, welchen Nutzen derſelbe vorzüglich den Reiſenden gewähre: als Gumal ihn ſogleich zu einem Geſchenk für ſeinen Freund Widdam beſtimmte. Nun wirſt du, ſprach er, deſto ſicherer den Weg zu deiner Mella finden, und mit ihr in unſre Wohnungen zurückkehren. Auch die beiden Neger giengen nicht leer aus; ſie empfiengen Tuch zu ihrer Bekleidung und verſchiedene Werkzeuge, als Aexte, Hämmer, Meſſer, u. dgl.; die den größten Werth in ihren Augen hatten.

Der alte Bernhardt, der nun mit jedem Tage Zeuge von der Eintracht und Liebe war, die in dem Kreiſe dieſer guten Menſchen herrſchte, wurde oft dadurch bis zum Thränen gerührt. O Gott! rief er aus: wie glücklich würden deine Menſchen ſchon auf dieſer Erde leben, wenn ſie alle von dieſem Geiſt der Liebe belebt würden; wenn Friede und Eintracht unter ihnen herrſchend wäre! Das hatte Jeſus zur Abſicht, als er das Reich der wahren Glückſeligkeit hier auf Erden ſtiftete, und Liebe, gemeinſchaftliche, herzliche, thätige Liebe zum Grundgeſetz deſſelben machte. Laßt uns, meine Theuerſten, feſt halten in der Liebe, denn ſie iſt das Band der Vollkommenheit.

Wilhelm Palmer, der bald nach ſeiner Ankunft die neue Einrichtung in der Colonie geſehen hatte, bemerkte bei den ſchönen Anlagen, die er daſelbſt fand, mit Verwunderung, was doch der vereinte Fleiß der Menſchen in kurzer Zeit zu Stande bringen kann, wenn ſie, durch Liebe vereinigt, zu einem Zweck wirken, um ihre gemeinſchaftliche Wohlfarth zu befördern. Mit zuvorkommender Güte boten ihm die beiden Neger ihre Wohnung zum Eigenthum an, und ſchienen unzufrieden zu ſeyn, daß er ihr großmüthiges Anerbieten ausſchlug, und ſie nur bat, ihm bei Erbauung einer Wohnung in ihrer Nachbarſchaft behülflich zu ſeyn; doch mußte er ihnen verſprechen, ſich ſo lange ihrer Hütte zu bedienen, bis die ſeinige vollendet ſeyn würde. Dieſe edle Denkungsart ſetzte ihn in Erſtaunen; er, der bei ſeinem vorigen Umgang mit den Menſchen ſo viel von ihrer Härte und Ungerechtigkeit hatte leiden müſſen, freute ſich hier unter Menſchen zu leben, die nicht aus Eigennutz und Gewinnſucht handelten, ſondern nach dem edlen Grundſatz: es müſſe ein Menſch dem andern zur Freude leben, und andrer Glück, ſo gut wie ſein eignes zu befördern ſuchen.

Ueberhaupt war es aus allen Aeuſſerungen und Handlungen dieſer guten Menſchenfamilie ſichtbar, und konnte daher der Bemerkung dieſer neuangekommenen Freunde nicht entgehen: welchen Einfluß die richtig erkannten Wahrheiten der Religion auf das Leben, auf die ganze Denkungsart und Verhalten derer haben, die ſie mit Ueberzeugung bekennen. Religion war bei ihnen nicht etwa bloße Beſchäftigung des Verſtandes, oder des Gedächtniſſes: ſondern des Herzens; Leitung des Willens zu dem, was ſie als Gut, als Edel, als den Willen Gottes erkannt hatten: bei jeder ihrer Handlungen, war der Gedanke an Gott, an ſeine Heiligkeit und Gerechtigkeit ihnen gegenwärtig, das Beiſpiel ihres Erlöſers Jeſu war ihnen immer vor Augen, und es bedurfte nur der Erinnerung: dieß iſt der

Wille Gottes durch Jeſum an euch, um ihnen das Gute zur Pflicht zu machen, zu deſſen Ausübung ſie durch die Liebe ihres Herrn lebhaft angetrieben wurden.

Bernhardt, um ſich noch mehr davon zu überzeugen, wie lebendig und kräftig die Erkenntniß Gottes und Jeſu Chriſti in den Seelen dieſer Unterrichteten ſey, fragte ſie gelegentlich über die Bewegungsgründe zu den und jenen Handlungen aus, und fand zu ſeinem innigſten Vergnügen, wie übereinſtimmend ihre Grundſätze mit ihrem Verhalten und ganzen Denkungsart waren.

Bernhardt. Ich ſehe dich immer ſo vergnügt und heiter lieber Gumal, wie kömmt das?

Gumal. Kann ich es anders auf dieſer ſchönen Erde und in dem Umgange ſo guter Menſchen ſeyn?

Bernhardt. Ich habe aber doch viele Menſchen geſehen, die traurig und unzufrieden auf der Welt, und verdrießlich in dem Umgange mit andern Menſchen waren.

Gumal. Ja da lag wohl die Urſache an ihnen.

Bernhardt. Wie ſo?

Gumal. Ja ſie wußten vielleicht nicht, daß ein guter Gott iſt, der darum die Erde ſo ſchön, und den Menſchen zum Glück geſchaffen hat, und es gern ſieht, wenn wir uns ſeiner Güte freuen. Siehe nur einmal, lieber Bernhardt, die vielen ſchönen Dinge um uns her; den Wald, die Quelle, die Früchte und Blumen, den ſchönen Himmel über uns, und unter uns dieſe lachende Erde, und wir ſollten nicht froh ſeyn? Und denke nur, der gute Gott, der alles ſo ſchön gemacht hat, der uns leben läßt, und für unſern täglichen Unterhalt ſorgt, iſt unſer Vater, liebt uns als ſeine Kinder; das hat uns Jeſus verſichert, der ſelbſt von Gott gekommen iſt. Und ich ſollte mich ſeiner Güte nicht freuen? Dann wäre ich ja nicht werth, auf dieſer ſeiner Erde zu leben und von ihm geliebt zu werden.

Einſt fand Bernhardt die beiden Mädchen, Lina und Agathen unter einem Palmbaum; ſie hatten einander Kränze um die Haare gewunden und hielten jetzt einander in ſchweſterlicher Umarmung.

Bernhardt zur Lina. Wie kannſt du nur dem braunen Mädchen ſo gut ſeyn, liebe Schwarze?

Lina. Wie ich dir auch gut bin, lieber Vater, der du mir dieſe Freundin zugeführt haſt. Ich liebe ſie, nicht, weil ſie braun, ſondern weil ſie gut iſt.

Bernhardt. Sie iſt ja aber nicht aus einem Lande mit dir.

Lina. Was thut das? Wir haben doch alle einen Gott zum Vater. Wir gehören alle zu einer Familie. Dieſe Blumen, (auf Agathens Kranz zeichend), haben auch nicht einerlei Farben, und es hat ſie doch ein Gott geſchaffen; und eben durch ihre Mannichfaltigkeit, machen ſie einen ſo ſchönen Kranz. Ich habe auch Blumen in meinem Gärtchen, die aus fremdem Boden herverpflanzt ſind; ich liebe ſie, ſo gut wie die einheimiſchen, und freue mich ihrer Schönheit und ihres Wohlgeruchs. So freut ſich der liebe Gott gewiß auch über ſeine Menſchen auf der Erde, wenn ſie nur gut ſind, und ihm zum Wohlgefallen leben, ſie mögen übrigens weiß oder ſchwarz oder braun ſeyn.

Bernhardt. Aber damals, als ich dir Agathen zuführte, warſt du nicht ſo ganz mit ihr zufrieden.

Lina. Ja, zu jener Zeit kannte ich ſie noch nicht, wie jetzt.

Agathe. Und damals war ich auch deiner Liebe nicht werth; wie ſchäme ich mich meines ehemaligen Betragens.

Lina. Sprich nicht davon, Liebe; ich hatte dir ja keine Gelegenheit gegeben, mich zu lieben.

Agathe. Du nicht? Ach du nahmſt mich mit ſo vieler Liebe auf, warſt immer ſo freundlich und gütig gegen mich, und ich ſtieß deine Liebe von mir, machte dir ſo vielen Verdruß. —

Lina. Sey ſtill, du Gute; das iſt längſt vergeſſen.

Bernhardt. Ich ſehe alſo, daß du Fehler und Beleidigungen deiner Nebenmenſchen vergeſſen, und anſtatt des Böſen ihm Gutes erweiſen kannſt.

Lina. Könnte ich ſonſt Gott meinen Vater nennen? Hat er nicht auch Geduld bei unſern Fehlern? Vergiebt er ſie uns nicht auch, wenn wir uns beſſern, und liebt uns dann um deſto mehr. Denke nur, lieber Bernhardt, Jeſus ſtarb ſogar für ſeine Feinde und bat noch ſterbend für ſie um Vergebung. Und wir ſollten nicht einander unſre Fehler vergeben?

Bernhardt ſahe einſt Chilum mit den beiden Negern einen Baum fällen; jetzt brauchten ſie einen ſtarken Keil um den Stamm zu ſpalten; ſie hatten ihn aus Verſehn in der Hütte gelaſſen. Wart't Kinder, ſprach Chilum, ich will ihn euch holen; ruht ihr einſtweilen aus, ihr habt euch zu ſehr angegriffen.

Bernhardt, der ihn im Fortgehen einige Schritte begleitete, fragte ihn: Sprachſt du ſonſt als Fürſt mit deinen Untergebenen auch ſo?

Chilum. Nein, Vater; nur erſt ſeitdem ich von Jeſu gehört habe: wer unter euch der Größte ſeyn will, der ſey des andern Diener.

Widdam hatte dem Bernhardt ſeinen Entſchluß bekannt gemacht, daß er nach ſeinem Vaterland reiſen, und dort ſeine Geliebte holen wollte.

Bernhardt. Und du fürchteſt dich nicht eine ſo gefahrvolle Reiſe anzutreten?

Widdam. Wofür ſollte ich mich fürchten? Hältſt du meinen Vorſatz für gut, oder für böſe?

Bernhardt. Wie könnte ich ihn mißbilligen?

Widdam. Wenn alſo mein Vorſatz gut iſt, ſo habe ich auch nicht Urſache, mich bei der Ausführung deſſelben zu fürchten; ja ich bin überzeugt, daß mir der gute Gott dann beiſtehen werde. Er iſt ja überall um mich, und ſiehet alle meine Wege; und wenn ich nichts Böſes thue, nichts das ſeinem Willen zuwider iſt: ſo kann ich mich ſeines Schutzes ſicher getröſten.

Bernhardt. Du kannſt ja aber doch nicht wiſſen, ob dir dein Vorſatz gelingen, und ob du deine Mella wieder finden wirſt.

Widdam. O dieſer Gedanke hat mich zuvor manchmal beunruhigt; aber jetzt bin ich getroſt. Ich thue ſo viel ich kann, und überlaſſe den Ausgang Gott. Er verſteht beſſer, als ich, was mir und meiner Mella gut iſt; will Gott, daß ich ſie wieder finden ſoll: ſo wird er mir auch alle Hinderniſſe überwinden helfen, und freudig werde ich ihn für die Erfüllung meines herzlichſten Wunſches danken: ſollte derſelbe aber unerfüllt bleiben: nun ſo will ich auch dann weinend, aber mit kindlicher Ergebung an ihn ſagen: Vater, dein Wille geſchehe.

So bemerkte Bernhardt von Tage zu Tage immer mehr die wohlthätigen Wirkungen des bisherigen Religionsunterrichts in dem Verſtande und Herzen dieſer chriſtlichen Zöglinge. Oft, wenn er ſich mit ihnen in Unterhaltung über einige ihrer Wahrheiten einließ, bewunderte er nicht nur die Fertigkeit, mit der ſie ſeine Fragen beantworteten, und erkannte daraus, wie gut ſie den Sinn derſelben gefaßt hatten: ſondern bemerkte zugleich, daß ſie mit ſo rechter Herzlichkeit und Zuneigung dieſe Lehren angenommen, und mit inniger Ueberzeugung erkannt hatten.

Nach einer dieſer Prüfungen, die Bernhardt auf die Bitte des Graiſes über die Religionskenntniſſe ſeiner Schüler an einem Morgen angeſtellt, und mit der größten Zufriedenheit geendigt hatte, trat der Grais, als ihr bisheriger Lehrer mit all der Würde, die ihm ſein edler Character und ſein ehrwürdiges Alter gab, vor der Verſammlung auf, und legte das feierliche Bekenntniß ab, daß er nach der eignen Ueberzeugung, die er von den Wahrheiten der chriſtlichen Religion habe, auch dieſe ſeine Zöglinge in denſelben unterrichtet, und nun keinen ſehnlichern Wunſch in ſeinem Herzen habe, als dieſen, daß auch ſie der erkannten Wahrheit bis in ihren Tod treu bleiben, und ihr ganzes Leben den Grundſätzen dieſer Religion Jeſu gemäß führen mögten. Er erinnerte ſie dabei an das Glück, deſſen ſie ſich als wahre Verehrer Gottes und Jeſu zu erfreuen hätten, wenn ſie bei ſeiner Lehre bleiben, und ihr ganzes Verhalten darnach einrichten würden; mit welcher Zufriedenheit ſie dann ihr Leben auf dieſer Erde bei der ſeligſten Ueberzeugung von Gottes Vatergüte, bei feſtem Vertrauen auf ihn, bei ſo recht kindlicher Zuneigung zu ihm, führen, welche Freuden ſie im geſellſchaftlichen Umgange mit einander dahn genießen würden, wenn ſie ſich, nach dem Sinne und Willen Jeſu, recht herzlich unter einander liebten, und ſich in allen Verhältniſſen ihres Lebens tugendhaft und rechtſchaffen bewieſen; mit welcher freudigen Hoffnung ſie dann einmal die Welt verlaſſen, und einem noch weit höhern Glück entgegen ſehen könnten, welches Jeſus ihnen verheiſen, und in einer beſſern Welt bereitet habe.

Hierauf fragte er ſie, mit einem Blicke, der ihr Innerſtes zu erforſchen ſchien: ob ſie dieß thun, ob ſie die Lehre Jeſu treu bekennen und befolgen, ihr ganzes Leben derſelben gemäß einrichten, und ſo in der That Bekenner und Nachfolger Jeſu werden wollten?

Ja, Vater, das wollen wir! rief Chilum mit innigſter Rührung aus; nahm ſeine beiden Kinder, Gumal und Lina an die Hand, führte ſie zu den Füßen des Graiſes hin, warf ſich auf die Kniee zur Erde nieder, hob ſein Geſicht und beide Hände zum Himmel, und ſprach mit dem Ausdruck der innigſten Ueberzeugung: Allwiſſender! der du das Herz kennſt! Wir weihen uns zu deiner Verehrung! Wir wollen ſo leben, wie uns Jeſus dein Sohn gelehrt hat!

In demſelben Augenblicke folgten Wilddam und die beiden Neger dem Beiſpiel ihres Fürſten nach; auch ſie warfen ſich an ſeiner Seite nieder, und erklärten ſich feierlich und freimüthig für Verehrer Gottes und Jeſu ihres Herrn.

Alle die Umſtehenden wurden bei dieſem Anblick innigſt gerührt. Agathe weinte laut, faltete ihre Hände, ſah mit einem ſo wehmüthigen Blick zum Himmel, und betete: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gieb mir einen neuen gewiſſen Geiſt! Bei dieſem Ausruf ſank auch ſie, mit Palmur auf ihre Knice nieder.

Da ſtand der Graiſ; unausſprechliche Freude erfüllte ſeine Bruſt; ſeine Augen weilten einige Augenblicke auf dieſer rührenden Scene; dann hob er ſein Geſicht und ſeine Hände zum Himmel auf; Freudenthränen floſſen über ſeine Wangen; nur wenige Worte drängten ſich aus dem vollen Herzen, aber ſie waren der Ausdruck des innigſten Danks gegen Gott. Vater im Himmel! ſprach er: das iſt dein Werk! Vollende es auch an ihnen. Mache du ſie durch deinen Geiſt immer geſchickter zu deinem Reiche. Laß ſie würdige Verehrer und Nachfolger deines Sohnes Jeſu auf dieſer Erde werden, als deine Kinder, die du zur Seligkeit erwählet haſt.

Bernhardt, der mit der innigſten Theilnahme bisher an der Seite des Graiſes geſtanden hatte, neigte ſich jetzt mit ausgebreiteten Armen zum Chilum, richtete ihn von der Erde auf, und zog ihn in brüderlicher Umarmung an ſeine Bruſt.

Jetzt ſammelten ſich auch die Kinder und Neger um ihn; er führte ſie näher zum Graiſe hin, und bat in ihrem Namen, daß er ſie doch nun auch feierlich zum Chriſtenthum durch die Taufe einweihen möchte.

Schon lange, ſagte der Grais, habe ich dem Tage mit freudiger Sehnſucht entgegen geſehen, und bald wird dieſe meine Freude erfüllt werden. Das wird nicht nur für euch, meine Lieben, ſondern für uns alle ein feſtlicher Tag werden. Laßt uns auf eine würdige Art darauf vorbereiten.

Von dieſer Zeit an war es das angelegenſte Geſchäft der ganzen Geſellſchaft, die Anordnung zur Vollziehung derjenigen feierlichen Handlung zu machen, die Jeſus für ſeine Verehrer eingeſetzt hat, um ſie zum treuen Bekenntniß und gewiſſenhafter Befolgung ſeiner Lehre zu verpflichten.

Der Grais benutzte die ruhigſten Stunden, um ſeine chriſtlichen Zöglinge von der Abſicht und dem wichtigem Zweck dieſer bevorſtehenden Handlung zu belehren.

Ihr werdet euch erinnern, meine Lieben, daß unſer Herr Jeſus kurz vorher, ehe er dieſe Erde verließ, ſeinen Jüngern den Befehl gab, ſeine Lehre unter den Menſchen zu verkündigen, und diejenigen, welche ſie annehmen würden, auf ſeinen Befehl zu taufen, das iſt, unter Waſſer zu tauchen, und ſie durch dieſe Handlung zu Bekennern ſeiner Religion anzunehmen.

So einfach dieſe Handlung an ſich iſt, ſo ehrwürdig und heilig wird ſie euch werden, wenn ihr euch ſo recht mit dem Sinn und der Abſicht bekannt machen werdet, die Jeſus dabei hatte. Muß euch nicht ſchon jede Einrichtung wichtig ſeyn, von der ihr wißt, daß ſie von Jeſu, eurem Herrn, herrührt, jede Handlung, die wir auf ſeinen Befehl verrichten?

Gumal. Gewiß, Vater! denn was Jeſus anordnete, war gewiß ſehr gut und hatte einen großen Zweck.

Grais. Ihr wißt, daß er kein Freund von äuſſerlichen Gebräuchen bei der Religion war; er ſuchte vielmehr alle die ſinnlichen Handlungen, wodurch bisher die Menſchen ihre Gottesverehrung bewieſen hatten, zu verdrängen, weil ſie nur mehr die Sinne beſchäftigten, und die edleren

Beſchäftigungen des Geiſtes hinderten. Seine vorzüglichſte Abſicht bei ſeiner Religion, bei dem Unterricht, den er den Menſchen von der rechten Gottesverehrung und ihrem würdigen Verhalten zu ihrer Seligkeit ertheilte, gieng beſonders dahin, daß ſie ſich beſtreben ſollten, beßre, heilige Menſchen zu werden, vollkommner an Verſtand und Herzen, an Erkenntniß und Tugend: weil nur der verſtändige und tugendhafte Menſch ein wahrer Verehrer Gottes ſeyn könnte. Sie ſollten alſo ihre bisherigen falſchen und irrigen Begriffe, die ſie ſich von Gott gemacht hatten, aufgeben, die fehlerhafte Geſinnung und Lebensart verlaſſen, und ſich zu einer vernünftigen und tugendhaften Verehrung Gottes, und ſo gleichſam zu einem neuen Leben verpflichten.

Chilum. Vermuthlich wollte das Jeſus durch das Untertauchen ins Waſſer anzeigen.

Grais. Ja es ſollte uns ein Zeichen unſrer Reinigung von Irrthümern und Sünden ſeyn; eine feierliche Erinnerung für uns, hinfort als heilige, tugendhafte Menſchen zu leben. Durch dieſe Handlung der Taufe ſollten wir aber auch zugleich mit Jeſu in ein noch näheres Verhältniß treten, ſollten nun ihm zugehören, von ihm als die Seinigen erkannt werden, und an allen den Wohlthaten Theil nehmen, die er dem menſchlichen Geſchlecht durch ſein Leben auf Erden verſchaft habe. Wir werden von dieſem Zeitpunkt unſrer Einweihung an, Chriſten, Angehörige Jeſu, Glieder ſeines Reichs; wir werden von Jeſu für die Seinigen erklärt, für Kinder Gottes, die ſich ſchon hier ſeiner Liebe zuverſichtlich freuen und einſt in einer beſſern Welt zu noch völligerm Genuß dieſer Seligkeit gelangen ſollten. O ihr, meine Geliebten, die ihr bisher ſchon bei dem Unterrichte, den ich euch von Gott und eurer Beſtimmung zur Seligkeit nach der Lehre Jeſu ertheilt habe, ſo viel Freuden empfunden habt, wie glücklich werdet ihr euch dann erſt ſchätzen, wenn euch dies Glück, Erlöſte Jeſu zu ſeyn, von ihm und von eurem Vater im Himmel geliebt zu werden, noch mehr durch eure Taufe zugeſichert wird! Wenn ihr euch nun mit völligem Rechte für Kinder Gottes, für ſeine Geliebten halten, euch ſeiner Gnade getröſten und mit ſicherer Zuverſicht auf ein ewig glückliches Leben hoffen könnt!. Jede Verſicherung, die euch Jeſus gegeben, jede ſeiner Verheißungen wird euch nun deſto feſter und zuverläſſiger, denn er hat ſie auch durch eure Taufe beſtätiget. Wie lebendig wird nun euer Glaube, eure Ueberzeugung werden, wie feſt euer Vertrauen auf Gott, durch euer ganzes Leben! Wie ſtark aber auch der Trieb in eurer Seele, aus Liebe zu Gott und euerm Erlöſer, auch nun zu ſeinem Wohlgefallen recht tugendhaft in der Welt zu leben, euch ganz mit Seele und Leib ihm zu heiligen, und ſo in einem neuen Leben zu wandeln. Bei dieſem euern redlichen Vorſatz wird es euch auch nie an Kräften fehlen; denn Gott wirket in euch durch ſeinen Geiſt beide das Wollen und das Vollbringen zu ſeinem Wohlgefallen.

Dieſe Belehrung über den Zweck und Wirkung der Taufe machte, daß die chriſtlichen Zöglinge dem feierlichen Tage ihrer Einweihung zum Chriſtenthum deſto ſehnlicher entgegen ſahen. Auch Bernhardt und Antonie bemühten ſich dieſe freudige Erwartung bei ihnen zu erhalten und ihnen das Glück recht wichtig zu machen, zu welchem ſie als Chriſten gelangen würden. Der letztere lehrte ihnen beſonders einige Lieder, die dieſe freudigen Empfindungen des Herzens bei der Taufe ausdrückten, und die ſie dann ſingen wollten.

Um die Feier dieſes Tags noch mehr zu erheben, wurden auch noch verſchiedene äuſſerliche ſehr zweckmäßige Einrichtungen gemacht. Der Ort, wo dieſe Handlung verrichtet werden ſollte, war unten im Thale an dem Fluſſe, nahe bei der Quelle, wo Gumal mit Lina zuerſt dieſe Gegend begrüßt, und wo er nachher auch ſeinen Vater und Freund wieder gefunden hatte; dort bei einem Abhange, wo ſich das Waſſer in ein etwas tieferes Becken ſammelte, das rund umher mit wildem Geſträuch bewachſen war, war die Stätte, wo der Grais ſchon vor mehrern Jahren ſeinen guten Pedro getauft hatte, und die er auch jetzt wieder zu gleichem Gebrauch beſtimmte; unweit derſelben war ein ſandiger Hügel, der ſich an eine Felſenwand lehnte, und ſehr angenehm von ihr beſchattet wurde. Hier wurde auf Veranſtaltung des Antonio eine ſehr geräumige Hutte von Pfählen aufgeführt, mit Segeltuch in Form eines Zeltes umhängt, und ſo eingerichtet, daß ſich die ganze Geſellſchaft in derſelben um einen Tiſch bequem ſetzen konnte. Während deſſen war Palmur, der viel Geſchicklichkeit im Nähen beſaß, mit Lina und Agathen in der Hütte beſchäftigt, aus der mitgebrachten neuen Leinewand Kleider für die Täuflinge zu verfertigen; da bloß eine anſtändige Bedeckung des Leibes die Abſicht bei ihrer Kleidung war, ſo bedurfte es ſo vieler Mühe nicht, ihnen die nöthige Form zu geben; ſie wurden mehr um den Leib gewunden, und nur hier und da mit einigen Schleifen, und in der Mitte mit einem breiten Gurt befeſtigt. Doch dießmal wurde mehr als gewöhnlicher Fleiß darauf gewendet, um ihnen eine noch ſchönere Form zu geben; und Palmur hatte noch ein uneröffnetes Paket in Verwahrung, welches noch einige Zuſätze zu dieſer feſtlichen Kleidung enthielt: aber auch nicht eher als an dem feierlichen Tage eröffnet werden ſollte.

Wie ein guter Vater, der noch in ſeinem Alter einem recht feierlichen Tage in ſeiner Familie entgegenſieht, wobei er ſich bald mit angenehmer Erinnerung in die Zeit ſeiner Jugend wieder zurück verſetzt, bald vor ſich auf die noch zu erwartenden Freuden ſeiner ausgebreiteten Familie in einem ſorgenfreien Alter ſieht: ſo wandelte hier der Grais mit aufgeheitertem Geſichte an ſeinem Stabe in der Gegend umher, ſahe wie alle die Seinigen ſo beſchäftigt waren, die Freuden des bevorſtehenden Feſtes zu erhöhen, und ermunterte ihren Fleiß noch mehr durch ſeinen Beifall.

Thut, was ihr könnt, meine Lieben; ſagte er, daß euch der Tag recht feierlich werde. Er iſt es werth! Ihr legt ja den Grund zu euerm bleibenden Glück: werdet zu einer Familie vereinigt, die einen Gott und Vater verehrt; zu gleicher Seligkeit berufen iſt; einen Herrn und Heiland hat, und von einem Geiſte belebt wird. Wie ſolltet ihr euch nicht gemeinſchaftlich freuen? Kinder! ihr werdet's immer mehr erfahren, daß nichts in der Welt uns edlere und ſeligere Freuden gewährt, als die Religion, als wahre Gottesfurcht und Tugend.

Es war in der Mitte der Woche, als der Anfang zu dieſer Feierlichkeit gemacht wurde, die, nach dem Willen des Graiſes, den nächſten Sonntag vollzogen werden ſollte. Schon gegen das Ende der Woche waren die nöthigſten Anſtalten dazu vollendet: nur ſollten hier und da noch einige kleine Verzierungen angebracht werden; dieß Geſchäft behielt ſich Antonio mit ſeinen Freunden vor, indeß Chilum mit ſeiner Familie beim Graiſe und Bernhardt in der Wohnung verweilte, wo ſie ſich mit einander von dem hohen Werth des Chriſtenthums unterhielten und belehrten, wie es den Menſchen zu ſeiner eigentlichen Beſtimmung erhebe, weiſe und tugendhaft zu werden, um ſo den erſten Rang unter den ſichtbaren Geſchöpfen auf der Erde zu behaupten! das Bild ſeines Schöpfers in allen ſeinen Handlungen darzuſtellen, in ſich ſelbſt immer vollkommener zu werden, und Glück und Freude auſſer ſich zu verbreiten, und ſo ſich immer mehr dem Ziel ſeiner Seligkeit zu nähern, welches der Chriſt in jenem beſſern Leben vollkommen erreichen werde.

Unter ſolchen Vorbereitungen brach endlich der erſehnte Morgen an. Die Wohnung des Graiſes, vor welcher ſich die Geſellſchaft verſammelte, war in der Nacht vom Antonio durch Hülfe ſeiner Freunde in eine freundliche Laube verwandelt worden, der Platz vor derſelben war mit Blumen und Laub überſäet, mit jungen Sträuchen und zuſammengeflochtenen Myrrthen eingefaßt. Mit zitternder Freude erwartete Chllum mit ſeiner Familie die Ankunft des Graiſes. Jetzt trat derſelbe begleitet von Bernhardt aus der Hütte. In ſeinem Geſichte war der Ausdruck der frommen Freude, der innigſten Seelenruhe; ſein Auge blickte mit unbeſchreiblicher Rührung zum Himmel, und dann auf die Verſammlung ſeiner Freunde, ſeiner Kinder, betend hob er ſeine Hände in die Höhe; ſein Herz ergoß ſich im freudigſten Dank gegen Gott, im Gebet um Segen, in Aeuſſerungen der herzlichſten Liebe zu Jeſu, in Fürbitten für dieſe neuen Glieder ſeiner Gemeinde, die ſich heut feierlich zu ſeiner Religion bekennen würden.

Mit Freudenthränen in den Augen wendete er ſich dann an die Verſammlung, wünſchte ihnen Glück zur Freude des heutigen Tags, und erinnerte ſie nochmals an die Wichtigkeit der vorzunehmenden Handlung.

Nicht durch Worte — aber durch unverkennbare Ausdrücke der Aufrichtigkeit des Herzens, wurde die Anrede des Graiſes an ſie, von Chilum und ſeinen Kindern beantwortet.

Nun foderte der Grais diejenigen in der Geſellſchaft, die ſchon früher Chriſten geworden waren, auf, daß ſie nun auch Zeugen bei dieſer feierlichen Handlung werden, dieſe ihre jüngern Freunde zur Taufe begleiten, für ſie beten, und ſich zu recht herzlicher Liebe unter einander verbinden ſollten.

Er ergriff hierauf die Hand Chilums, und indem er ſie in die Hand Bernhardts legte, ſprach er zu ihm: dieſer dein Freund ſey Zeuge des Verſprechens, das du heute bei deiner Taufe Gott und deinem Erlöſer thun wirſt: als Chriſt zu leben und zu ſterben. Zur Erinnerung deſſen ſollſt du künftig von ihm den Namen Bernhardt führen.

Auf gleiche Art empfahl er Gumal dem Antonio; Lina der Agathe; Widdam dem Wilhelm Palmur, und die beiden Neger, Riggult und Fenlo, dem Philipp.

So Hand in Hand folgten ſie jetzt dem Greiſe auf dem Wege zu der Stätte, wo die Taufhandlung ſollte verrichtet werden. Die aufgehende Sonne, die jetzt aus der Morgendämmerung mit ihrem erfreuenden Lichte hervorbrach, und die ſchöne Gegend aus dem nächtlichen Schatten hob; die feierliche Stille des Morgens, die noch dem Auge das Bild der wohlthätigen Ruhe darſtellte, in der die Natur wieder Kräfte zu neuer reger Wirkſamkeit ſammelt, hätte ſchon ihrem Geiſte ſo manchen erfreuenden Gedanken zuführen können: aber dieſer war jetzt auf einen noch höhern Gegenſtand gerichtet, und wurde durch Anſtimmung eines feierlichen Geſangs noch mehr zur Betrachtung der Größe der Liebe Gottes hingeleitet, die er den Menſchen durch die Sendung ſeines Sohnes Jeſu in die Welt bewieſen, durch welchen er ſie zu noch höherm als bloß irdiſchem Glück erheben, und noch ſeligerer Freuden des Geiſtes empfänglich gemacht habe.

Jetzt ſtiegen ſie an der Seite des Felſen hinab in das Thal; neben dem Fußpfad rieſelte der kleine Quell, aus dem ſie ſchon manchen erquickenden Trank geſchöpft hatten, in den in der

Tiefe fluthenden Waldſtrom hinab; ſie giengen längſt dem raſigten Ufer deſſelben hin zu der Stätte, wo ſich der Fluß an einem abgeriſſenen Felſenſtück brach, und eine kleine Bucht bildete, die mit überhangenden Sträuchen und Bäumen beſetzt war. Da trat der ehrwürdige Greis ans Ufer, nahe an das bemooſte Felſenſtück; an ihm ſchloß ſich Chilum mit ſeinem Führer, und nach ihm die Uebrigen der Reihe nach an.

Einige Augenblicke wurden in feierlich ſtiller Andacht zugebracht; um die Herzen der Betenden auf dieſe heilige Handlung vorzubereiten.

Dann betete der Greis laut, und mit innigſter Rührung; dankend erkannte er den Reichthum der Barmherzigkeit und Güte Gottes, daß er ſich der Menſchen, ſeiner Geſchöpfe ſo väterlich annehme, ſie durch die weiſeſten und beſten Veranſtaltungen zur Erkenntniß der Wahrheit kommen laſſe, ihren Verſtand erleuchte, ihr Herz zur Tugend bilde, und ſie ſo auf den Weg ihrer wahren Seligkeit leite. Mit herzlichem Dank erkannte er die Wohlthaten, die Jeſus Chriſtus auch ihnen durch ſeine Erlöſung verſchaft habe: daß ſie ſo mit kindlich freudigem Geiſte zu Gott nahen, ſich ſeiner Gnade getröſten, Verzeihung ihrer Fehler verſprechen, und bei einem gebeſſerten tugendhaften Wandel, die lebendige Hoffnung zu ewig dauerndem Glück faſſen: daß ſie, geſtärkt durch ſeinen Geiſt, immer neue Kraft und ſtärkern Antrieb zum Guten, feſten Muth und freudige Zuverſicht im Leben, und Frieden im Tode empfinden könnten.

Dieß wendete er insbeſondere auf diejenigen an, die auch jetzt durch die Taufe Jeſu als ſeine aufrichtigen Verehrer die Beſtätigung dieſer groſſen Vorzüge empfangen, und zur treuen Befolgung ſeiner Lehre verpflichtet werden ſollten. Die Herzlichkeit und glühende Andacht, womit er dieß that, machte auf die Herzen aller Anweſenden und beſonders der Täuflinge, den lebhafteſten Eindruck; Thränen drängten ſich aus den Augen, Seufzer aus der vollen Bruſt; ſie alle vereinigten ſich jetzt in dieſen ſeligen Empfindungen der Andacht, als der Greis mit dem Gebete des Herrn endigte: Unſer Vater, der du im Himmel biſt! dein Name werde geheiliget u. ſ. w.

Nun foderte der Greis diejenigen, die nunmehr die Taufe empfangen ſollten, zu einem feierlichen Bekenntniß auf:

Ob ſie von den Wahrheiten der chriſtlichen Religion überzeugt wären?

Ob ſie Gott, als das einzige höchſte und anbetungswürdigſte Weſen; Jeſum als den Sohn Gottes, als ihren Erlöſer und Herrn, und den heiligen Geiſt als ihren Führer zur Seligkeit erkennten, liebten und verehrten?

Ob ſie bei den erkannten Wahrheiten und Vorſchriften der chriſtlichen Religion bleiben, ſie durch ihr ganzes Leben bekennen, ſich in ihrem Verhalten genau nach den chriſtlichen Grundſätzen der Tugend und wahren Rechtsſchaffenheit richten, und ſich dazu jetzt vor den Augen des heiligſten und allwiſſenden Gottes, und in Gegenwart dieſer Zeugen feierlich durch die Taufe verpflichten wollten?

Nachdem ſie dieſes mit einem freudigen Ja beantwortet hatten, zogen die Zeugen ihrer Taufe ihnen die Oberkleider ab, führten ſie dem Graiſe zu, der ſie vor ſich ins Waſſer treten ließ, und jeden von ihnen dreimal mit den Worten untertauchte:

Ich weihe dich hiermit ein zur Verehrung Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!

Während dieſer Handlung lag die Geſellſchaft am Ufer auf den Knieen und betete.

Der Grais hob ſeine Augen glänzend von Freude über die vollendete ſchönſte Handlung ſeines Lebens zum Himmel auf, dankte Gott und dem Erlöſer der Menſchen Jeſu für das Glück, deſſen er auch jetzt dieſe gleichſam von neuem gebornen Menſchen theilhaftig gemacht, daß er auch ſie in das Reich der Wahrheit und Tugend aufgenommen, für ſeine Kinder erklärt, und ihnen die feſteſte Verſicherung ſeiner Gnade und ihrer Erwählung zur Seligkeit ertheilt habe, und bat Gott, daß er ſie nun auch ferner durch ſeinen Geiſt in ihren gefaßten guten Entſchlieſſungen ſtärken, im Glauben und in der Tugend erhalten, und einſt, wenn ſie ihren Lauf auf Erden als Chriſten, als würdige tugendhafte Menſchen würden vollendet haben, in jene beſſre Welt aufnehmen möge.

Nunmehr ſtiegen die Getauften aus dem Waſſer, den offenen Armen derer entgegen, die Zeugen ihrer Taufe geweſen waren, ſie jetzt mit namenloſem Entzücken an ihre Bruſt drückten, und als Bruder und Schweſtern umarmten. Es war ein Schauſpiel ſelbſt für die ſeligen Geiſter des Himmels. Dank und Segenswünſche und Freundſchaftsverſicherungen floſſen in lautem Jubel in gebrochenen, aber deſto herzlichern Ausdrücken in einander, und vereinigten ſich zuletzt in einem gemeinſchaftlichen feierlichen Geſang.

Jeder der Taufzeugen führte ſodann ſeinen Pathen in das Buſchwäldchen, das an dem nahen Berge herabhieng, in welchem ſie Tags zuvor hier und da kleine Lauben gebildet hatten. Hier legten ſie ihnen ihre neue Kleidung an. Ein ſchönes weißes Gewand floß von ihren Schultern herab, war hier und da mit farbigen Bändern und Schleifen verſehen, und über den Hüften mit einem ſchönen breiten Gurt umwunden. Ein Myrthenkranz mit unterflochtenen Pomeranzenblüthen zierte ihre Schläfe. Als Antonio den ſeinigen um die Stirn ſeines Gemahls wand, und ſah wie ihm die Thränen, gleich hellen Perlen, über die Wangen rollten, ſchloß er ihn mit herzlicher Liebe in die Arme, ſahe auf zum Himmel, und ſeufzte: o Jeſu! laß mich einſt auch Zeuge von der Aufnahme dieſes Auserwählten in deinem Himmel werden!

Gumal, dem es an Worten fehlte, die Empfindungen ſeines Herzens auszudrücken, wandt ſich auf einige Augenblicke aus den Armen des Antonio, trat einige Schritte aus der Laube ins Freie, ſuchte ſeinem vollen Herzen Luft zu machen, und rief im freudigſten Entzücken aus: Heil mir! ich bin ein Chriſt.

Jetzt ſah er in einiger Entfernung ſeine geliebte Lina an der Hand der Agathe aus der Laube heraustreten. So ſchön hatte er ſie noch nie geſehen. Der weiße Schleier, der um ihre Haare gewunden war, auf welchem der Blüthenkranz ſchwebte; das lange weiße Gewand, das bis zu ihren Füßen in ſchönen Falten herabfloß, und an den Armen und der Bruſt mit roſenrothen Schleifen geziert war; die ſchöne Scherpe, deren herabhängende Enden in der Morgenluft wehten, erhob ihr Anſehen, ihren Wuchs; ſie gieng mit einer Würde einher, die Ehrfurcht mit Liebe einflößte. Gumal traute einige Augenblicke ſeinen Augen nicht; kaum aber näherte ſie ſich, als ſie ſeinen Armen entgegen flog, und ihr freudetrunkenes Geſicht an ſeiner Schulter verbarg.

Nach und nach verſammelten ſich die Glücklichen wieder um ihren ehrwürdigen Lehrer, der ihrer an der Taufſtätte harrte, und ſie, als ſeine Kinder mit dem Ausdruck väterlicher Liebe unter den aufrichtigſten Segenswünſchen empfieng. Chilum mit ſeinen Kindern und Freunden küßten ihm die Hände, dankten ihm für den Unterricht, den er ihnen bisher ertheilt habe, und verſicherten ihn nochmals, daß ſie gewiß dem Gelübde treu bleiben wollten, welches ſie jetzt bei ihrer Taufe gethan hätten.

Der Grais leitete hierauf die Geſellſchaft zu der an der Seite des Felſen errichteten großen Hütte. Auch dieſe war durch die Bemühung der theilnehmenden Freunde aufs feſtlichſte ausgeſchmückt; Blumenketten ſchlängelten ſich an den Wänden derſelben, wanden ſich hier und da in Kränze, und erfüllten das Zelt mit ihrem Wohlgeruch; rund umher waren Raſenbänke aufgeführt, welche die in der Mitte ſtehende Tafel einfaßten, die ſchon mit dem nöthigen Speiſegeſchirr

ſchirr verſehen, und mit den ſchönſten Blumen beſtreut war. Philipp und ſeine Freunde machten nun die nöthige Anſtalt zur Bewirthung der Geſellſchaft; ſie hatten an der Seite des Felſen zuvor ſchon eine ſchickliche Stätte zum Heerde und eine Grotte zur Vorrathskammer aufgefunden; jetzt wurde Feuer angezündet, um den Reißtrank zum Frühſtück zu bereiten; dann die Körbe beigeſchaft, die mit reichlichem Vorrath von Speiſen zu dieſem feſtlichen Mahl verſehen waren. So ſehr ſich auch die beiden Neger Philipp Rigault und Fenlo dazu erboten, ihnen bei dieſer Beſchäftigung zu dienen: ſo mußten ſie ſich gleichwohl bei der geſchehenen Erklärung beruhigen: heut wären ſie Gäſte, und müßten ſich bedienen laſſen.

Es war ein wahres Feſt der Freude, der Liebe und innigſten Freundſchaft, das dieſen Tag über in dem Kreiſe dieſer glücklichen chriſtlichen Familie gefeiert wurde. Alles vereinigte ſich dahin, um die heiterſte Gemüthsſtimmung bei allen zu unterhalten. Die Luft, die das Thal durchwehte, die Sonne, deren Strahlen in dem gegenüberliegenden Walde gebrochen und gemildert wurden, der Fluß, der in ſeinem abhängigen Laufe hier und da zwiſchen Felsſtücken in tiefere Becken hinabrauſchte, die Felſen, die auf dem linken Ufer deſſelben mit ihren mannichfaltigen Erdſchichten und Flötzen majeſtätiſch emporragten, und hier und da mit Buſchwerk behangen waren; alles dieß erhöhete die Empfindungen des frohen Herzens zum Preiſe des Allgütigen. So mannichfaltige neue und angenehme Gegenſtände, die ſie auf ihrem Spaziergange antrafen, gaben ihnen reichen Stoff zur Unterhaltung. Auch die Erinnerung an die ehemaligen merkwürdigen Auftritte in dieſer Gegend, wurde bei der und jener Stelle neu. Kennſt du noch den Baum dort drüben, ſagte Gemal, mit der Hand hinweiſend, unter deſſen Schatten wir uns entkräftet von der langen Flucht mit beruhigtern Herzen niederwarfen, und die letzte aufgeſparte Koſt verzehrten, in der Hoffnung, um bald in eine bewohnte Gegend zu kommen.

Agathe Lina. O mein Geliebter! Nie vergeſſe ichs, welchen Eindruck jener ſüße Ton deiner tröſtenden Stimme auf mich machte: nun kommen wir wieder unter Menſchen!

Ant. Gumal. Und noch wußten wir es nicht, daß wir hier mehr als einen Vater finden würden.

Agat. Lina. Und dieſer Fluß — ach da wir das erſte mal unſre Füße in ſein kühlendes Waſſer ſetzten, wie wohlthätig war er uns ſchon damals — Wie heilig ſoll er uns von jetzt an ſeyn! War er uns nicht der Uebergang in ein beſſres Leben?

Ant. Gumal. Und hier in dieſem ſchattigten Buſche erſchienſt du uns das erſte mal, ehrwürdiger Grais! dich, den wir jetzt als Vater lieben, flohen wir damals aus Furcht; da zitterten wir, als uns die wohlthätigen Hände ergriffen, die wir jetzt dankbar küſſen.

Agat. Lina Mögten wir dir es nur recht bezeugen können, wie dankbar unſer Herz jetzt ſchlägt.

Der Grais ſie beide umarmend. Eure Liebe, meine Kinder, hat mich reichlich belohnt. Dank ſey dem guten Vater im Himmel, daß er uns damals ſchon einander in die Arme führte.

Von hier kamen ſie an die Stätte, wo Gumal ſeinen geliebten Vater und Freund wieder gefunden hatte, und dieſe Erinnerung gab wieder neue Gelegenheit zu Ergießungen des Herzens in Freude und Dank. Es wurde beſchloſſen, an allen dieſen merkwürdigen Orten gewiſſe Denkmäler zu errichten, ſie öfterer zu beſuchen, und jährlich einmal einen ſo feierlichen Tag, wie den heutigen, hier zu halten.

Unter ſolchen angenehmen Unterhaltungen wurde dieſer ganze Tag zugebracht. Der Abend verbreitete noch mehr Schatten und Kühlung über das anmuthige, ſtille Thal. Antonio und Philipp wetteiferten auf ihren Flöten mit dem Geſange der Waldvögel, und regten ſanfte Gefühle in den Herzen ihrer aufmerkſamen Freunde auf, die ſich in einem halben Kreiſe unter die nächſten Bäume gelagert hatten; zuweilen begleiteten ſie den Geſang, den die frohe Geſellſchaft anſtimmte. Der Greis genoß an der Seite ſeines Bernhardts einen der froheſten Abende ſeines Lebens; ſeine Heiterkeit trug vorzüglich viel dazu bei, dieſen Geiſt der frommen Freude unter den Seinigen zu erhalten. Bernhardt verſicherte ihn, daß er noch nie ſo einen frohen Tag verlebt habe, und dankte dem Greiſe, daß er auch ihm denſelben aufgeſpart, und ihn zum Theilnehmer an dieſem Freudenfeſte gemacht habe.

Wenn doch unſer guter Pedro noch hier unter uns wäre! rief Ant. Gumal aus.

Ja, wenn der dieſen Tag der Freude mit uns erlebt hätte, der gute, liebe Pedro! tönte es aus dem Herzen der Agathe Lina zurück.

Er feiert auch dieſen Tag mit uns, aber in einer beſſern Welt; ſagte der Greis, und ſah mit heitern Augen zum Himmel.

Die Empfindungen der Freude fließen in dem menſchlichen Herzen ſo leicht mit Wehmuth zuſammen: ſo wie ſie ſich in beiden Fällen gemeiniglich in Thränen auflöſen. Eben dann, wenn das Herz von der Freude bewegt iſt, wird es auch am leichteſten zu wehmüthigen Empfindungen hingeriſſen, und verliert ſich in der Erinnerung an vorhergegangene traurige Erfahrungen, oder in der lebhaften Vorſtellung der künftigen Ereigniſſe des Lebens. Es bedurfte daher nur jenes Andenkens an den geliebten Todten, und ſogleich wurden die gefühlvollen Herzen Aller durch dieſe Erinnerung zu den ſanften Empfindungen der Wehmuth geſtimmt, die jedoch bei einer ſolchen heitern Gemüthsverfaſſung nicht ſchmerzhaft, ſondern vielmehr eine Art von Erholung und Ruhe iſt: wie ein ruhiger Abend, nach einem ſehr heitern Tage.

Wie? Wenn wir noch, ehe die Sonne ſich verbirgt, zu dem Myrthenwäldchen, zum Grabe unſers Pedro wandelten, und da noch einige Stunden dieſes ſchönen Abends ſeinem Andenken widmeten?

Dieſe Aufforderung des Graiſes wurde ſogleich von allen angenommen. Der jüngere Theil der Geſellſchaft gieng Hand in Hand voraus, die beiden Graiſe folgten langſam nach.

Es ſcheint, ſprach Bernhardt zum Geronio, du willſt durch dieſen Beſuch beim Grabe des Pedro jene merkwürdige Stelle des Apoſtels Paulus erklären: Was thun denn die, die ſich taufen laſſen, über den Todten?

Grais. Wo könnten wir auch lebhafter an unſre Beſtimmung zu einem beſſern Leben erinnert werden, als bei den Gräbern der Entſchlaſenen? und unſre Taufe weiſt uns doch vorzüglich auf unſern höhern Beruf; ſie iſt uns Sterblichen die Weihe zur Unſterblichkeit, zu einem ewigen Leben; der Anfang unſrer Seligkeit, deren Vollendung uns in der zukünftigen Welt verheiſen iſt. Unſer Wandel iſt im Himmel, von dannen wir auch warten unſers Heilandes Jeſu Chriſti des Herrn, wel-

cher

cher unſern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde ſeinem verklärten Leibe nach ſeiner allwirkenden Kraft. Würden wir, ohne dieſe belehrende Hoffnung jetzt ſo ruhig zum Grabe unſers Freundes wandeln können? Würden wir, die wir vielleicht noch wenige Schritte zu unſerm Grabe haben, den Abend unſers Lebens ſo heiter finden, wenn wir nicht jenſeits deſſelben ein noch höheres Glück erwarteten?

Bernhardt. Lieber Serenio! Wie lebhaft habe ich an dem heutigen Morgen, bei der Taufe dieſer Chriſten, das Glück empfunden, mit Chriſto unſerm Herrn in einem neuen Leben zu wandeln; ſchon hier als ein erleuchteter und gebeſſerter Menſch zu leben, die Freuden dieſer beſſern Erkenntniß, der feſten Ueberzeugung der Liebe Gottes gegen uns, bei einem tugendhaften Wandel zu empfinden: wie unvollkommen wäre aber gleichwohl dieſes Glück, wenn es durch den Tod dieſes Leibes auf einmal vernichtet würde? Ach bei unſrer beſſern Erkenntniß, bei unſern redlichſten Beſtreben nach Weisheit und Tugend — Freund! ich kann den Gedanken nicht ausdenken — wir wären die bedauernswürdigſten Geſchöpfe.

Grais. Gelobt ſey Gott und der Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, der uns nach ſeiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferſtehung Jeſu Chriſti von den Todten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das uns aufbehalten wird im Himmel.

Unter ſolchen vorbereitenden Geſprächen näherten ſie ſich dem Wäldchen, das die Gräber der Entſchlafenen beſchattete. Hier bei dem Grabe des Pedro fanden ſie die Geſellſchaft verſammelt, die ſich jetzt näher zuſammenzog, um die beiden Graiſe aufzunehmen.

Erinnert ihr euch noch, meine Lieben, fragte Geronio, jenes Abendes, wo wir den Leichnam unſers guten Pedro hier in die Erde legten?

Ant. Gumal. Noch erinnere ich mich jedes Umſtandes bei der Beerdigung unſers Freundes; hier ſtandeſt du, Vater, hier wo das Haupt des Entſchlummerten im Grabe lag; da ſahſt du noch einmal hinab, als nähmſt du Abſchied von deinem Freunde, ſaheſt dann mit Ruhe zum Himmel auf, und ſagteſt: dort ſehen wir uns wieder!

Agathe Lina. Schon damals, Vater, lehrteſt du uns, daß Sterben nicht Vernichtung, ſondern Uebergang in ein beßres Leben ſey, daß wir unſerm edlern Theile, unſrer Seele nach fortdauerten und nach dem Tode dieſes Körpers in einen noch glücklichern und vollkommnern Zuſtand, als der gegenwärtige auf dieſer Erde war, verſetzt würden: nicht wahr, das iſt auch eine der Wahrheiten, die uns Jeſus noch deutlicher bekannt gemacht hat?

Grais. Ja wohl, meine Lieben, hat er ſie uns verkündigt, und uns durch ſeine Verſicherung über allen Zweifel erhoben. Was von jeher die Hoffnung aller frommen und guten Menſchen war, was ſie bei dem Lichte der Vernunft, als wahrſcheinlich erkannten, das hat uns Jeſus auf das gewiſſeſte beſtätiget. Was war denn die Abſicht, warum er auf dieſe Erde kam, warum er unter den Menſchen eine Zeitlang wandelte?

Ag. Lina. Sie glücklich zu machen.

Grais. Und dieß Glücklichmachen, beſtand es etwa darin, daß er denen, die ſich zu ihm hielten, und ſeine Lehren annahmen, recht frohe Tage in der Welt verhieß, ein langes Leben zuſicherte, und irdiſche Vortheile verſprach?

Ag. Lina. Nein; ich erinnere mich, daß er vielmehr ſeinen Freunden erklärte: ſie würden um ſeinetwillen viele Verdrießlichkeit erfahren müſſen.

Grais. Wie ſo?

Ag. Lina. Je nun, ſie würden vielen Verdruß darüber von andern Menſchen haben, daß ſie ſich für ſeine Lehre erklärten; man würde ſie um deswillen verfolgen, und wohl gar um das Leben bringen.

Grais. Und das hieß ſie glücklich machen?

Ag. Lina. Das wohl nicht; aber ſie würden durch ſeinen Unterricht deſto weiſer und tugendhafter werden.

Grais. Und dann, wenn ſie das nun mit aller Mühe und Anſtrengung, ja ſelbſt mit Aufopferung aller irdiſchen Vortheile geworden wären, dann würden ſie ſterben — aufhören zu ſeyn?

Ag. Lina. Das wäre ſchrecklich.

Grais. Kann denn der Menſch glücklich ſeyn, wenn er aufhört zu leben?

Ag. Lina. Unmöglich. Wenn der Menſch glücklich ſeyn ſoll: ſo muß er leben.

Grais. Alſo nicht ſterben?

Ag. Lina *mit feſtem Tone:* Nein!

Grais. Recht, meine Liebe! Wenn glücklich zu ſeyn, des Menſchen Beſtimmung iſt: ſo darf er nicht ſterben. Das verſicherte auch Jeſus denen, die an ihn glauben, ihr wahres Glück bei ihm und in Befolgung ſeiner Lehre ſuchen würden: *ſie würden nimmermehr ſterben; nie den Tod ſchmecken;* nie aufhören zu leben, und glücklich zu ſeyn. Wäre dieß möglich, wenn das, was wir Sterben nennen, Vernichtung unſers ganzen Weſens wäre? wenn mit dem letzten Athemzuge unſer Leben für immer aufhörte, wenn auch der edlere Theil unſers Weſens, die Seele, die mit dieſem Körper verbunden war, zugleich mit demſelben zu Grunde gienge? Er, der alſo den Seinigen wahres, bleibendes Glück verhieß, mußte ihnen das Leben ſichern, mußte ihnen die gewiſſe Verſicherung geben, daß ſie nicht aufhören würden zu leben, wenn ſie auch gleich dem Leibe nach ſtürben. Das that er auch wirklich. *Jeſus hat dem Tode die Macht genommen, und* das Leben und ein unvergängliches Weſen ans Licht gebracht, durch ſeine göttliche Belehrung; ſo ſagt einer ſeiner Apoſtel, und ich hoffe, ihr werdet dieſen Ausſpruch verſtehen, meine Lieben, wenn ihr recht darüber nachdenkt. Hat Jeſus den Tod ſelbſt aufgehoben? Hat er die Menſchen von der Nothwendigkeit befreit, zu ſterben? ſo daß die Verbindung unſrer Seele mit dieſem Körper nie aufhören, daß dieſer Leib nie wieder in ſeine erſten Beſtandtheile, in Erde, aufgelöſt werden ſollte?

Ag. Lina. Das nicht, wir müſſen ja doch einmal alle ſterben; und es heißt ja nicht: Jeſus habe den Tod aufgehoben, ſondern nur die Macht genommen.

Grais. Und das heißt?

Ag. Lina. Er hat ihn unſchädlich gemacht.

Grais. Wie konnte das Jeſus thun?

Ag. Lina. Eben dadurch, daß er uns belehrte, daß der Tod uns nicht unſer Leben auf immer raube, daß wir auch nach dem Tode fortdauerten.

Grais. Alſo dadurch, daß er die Wahrheit von dem zukünftigen Leben, von einem unvergänglichen Weſen durch ſeine Belehrung ins helleſte Licht ſetzte. Wenn ich, als Chriſt, überzeugt bin, daß ich im Tode nicht aufhöre zu ſeyn, daß ich meinem beſſern Theil, meiner Seele nach fortlebe, und in einen noch beſſern Zuſtand, als der gegenwärtige war, übergehe, hat dann der Tod für mich noch Macht? Habe ich Urſache, ihn als einen gefährlichen Feind zu fürchten? Kann er mir dann noch ſchaden?

Ag. Lina. O nein; ich bin dann ganz ohne Furcht, wenn ich überzeugt bin, daß ich nicht aufhöre zu leben.

Grais. Schon dieß iſt ein großer Gewinn, daß wir als Chriſten von der Furcht des Todes befreit ſind: aber noch mehr, wir können ihn ſogar für wohlthätig halten, weil wir durch ihn in einen beſſern Zuſtand verſetzt werden. So angenehm auch ſchon unſer gegenwärtiger Aufenthalt auf dieſer Erde durch die Güte unſers Gottes iſt, ſo wohl es uns auch auf derſelben gefällt, zumal wenn dieſer Körper noch jung und bei vollen Kräften iſt: ſo iſt doch unſer Zuſtand hier nicht ſo ganz vollkommen; ich will nicht einmal deſſen gedenken, daß dieſer Körper manchen Beſchwerden und Leiden unterworfen iſt, daß mit den Jahren die Kräfte deſſelbigen ab-

abnehmen, daß wir, wie ihr jetzt an uns Grauſen bemerkt, nicht mehr ſo fortkommen können, daß das Vergnügen der Sinne uns nach und nach verläßt; ſelbſt unſre Seele befindet ſich in dieſem Körper zu eingeſchrenkt; wir fühlen es zu ſehr, daß ſo lange wir in dieſem Leibe ſind, wir uns nicht ſo recht ungeſtört den ſeligſten Beſchäftigungen des Geiſtes überlaſſen können; unſre Erkenntniß von Gott, unſre Liebe zu ihm iſt noch nicht ſo ganz vollkommen, wir mögten ihn noch beſſer kennen lernen, noch inniger lieben, uns noch herzlicher ſeiner freuen, wo möglich noch näher bei ihm ſeyn; wir mögten den Jeſum, den wir hier nur durch den Glauben erkannt haben, ſelbſt ſehen, und mit ihm in noch genauerer Vereinigung leben: wir ſehnen uns alſo nach einem beſſern Zuſtande, und dieſe Sehnſucht hat Gott ſelbſt, hat Jeſus in uns noch mehr erregt, da er uns eine beſſere Erkenntniß gegeben, und gezeigt hat, daß wir noch eines weit höhern Glücks fähig ſind: ſollte er nun wohl dieſe unſre Sehnſucht, dieß Verlangen nach einem beſſern Zuſtande unbefriedigt laſſen?

Ant. Gumal. Nein das wird er gewiß nicht; er wird es erfüllen; denn er hat es uns verheißen.

Grais. Ja er hat uns die Verheißung eines beſſern Lebens gegeben. Wenn ſeine Jünger ihren Zuſtand auf der Erde unvollkommen, ja leidenvoll und traurig fanden: ſo tröſtete er ſie mit der Hoffnung eines beſſern Lebens in der zukünftigen Welt; wenn ſie um ihrer Ueberzeugung und um des Guten willen auf der Erde verfolgt wurden; ſo ſagte er zu ihnen: ſie ſollten dennoch getroſt und freudig ſeyn: denn es würde ihnen im Himmel wohl belohnet werden; wenn ſie um ſeinetwillen alles verlaſſen, alles entbehren, ſelbſt ihr Leben verlieren ſollten: ſo verſicherte er ihnen, ſie würden um deſtomehr ihr Leben finden, und reichlichen Erſatz für alles in jener beſſern Welt erlangen. Von allem, was ſie Gutes in der Welt thun würden, verſprach er ihnen den beſten Lohn in der Zukunft, in jenem Leben; kurz, die vorzüglichſten Verheiſſungen Jeſu waren nicht ſowohl auf dieſes, als vielmehr auf das zukünftige Leben gerichtet.

Dieſe Hoffnung des zukünftigen Lebens war es auch, die ſeine Jünger und Bekenner immer bei ſo getroſten und freudigen Muth, bei allen ihren Leiden und Trübſalen erhielt, ſie in Ausübung der Tugend ſtärkte, und ſelbſt in Gefahren des Lebens heiter und ſtandhaft machte. Wir rühmen uns, ſagten ſie, der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben wird; wir hoffen ein ewiges Leben, ein vollkommeners Glück in einer beſſern Welt. Wenn nun dieſe Hoffnung, die auch wir empfangen haben, erfüllt werden ſoll, ſo muß ja wohl zuvor eine Veränderung mit uns vorgehen; wir können alſo nicht immer in dieſem Leibe bleiben, ſondern müſſen denſelben einmal ablegen, um in jenen beſſern Zuſtand verſetzt zu werden.

Bernh. Chilum. Nicht anders. Wenn die Raupe zum Schmetterling werden und ſich in die Luft erheben ſoll, ſo muß ſie ihren Raupenſtand verlaſſen, und in einen beſſern übergehen.

Grais. Und ſo wäre unſer Tod —?

Bernh. Chilum. Ein Uebergang ins beſſre Leben, eine ſehr glückliche Veränderung unſers Zuſtandes.

Grais. Und alſo nichts weniger als furchtbar, ſondern vielmehr für uns wohlthätig?

Ant. Sumal. Gewiß.

Grais. Aber iſt denn auch wohl jene Hoffnung ſo ganz gegründet; daß wir nicht ſterben, nicht im Tode zu Grunde gehen, ſondern durch ihn in einen beſſern Zuſtand verſetzt werden?

Ag. Lina. Wie ſollte ſie es nicht ſeyn? Wer hätte uns beſſer darüber belehren können, als Jeſus, der von Gott gekommen war, um uns die Wahrheit zu lehren.

Grais. Hat denn aber auch Jeſus dieſe Wahrheit von dem Leben nach dem Tode beſtätiget: ſo daß wir uns ganz gewiß darauf verlaſſen können?

Ag. Lina. Ich verſtehe nicht, Vater, was du damit ſagen willſt. Ich dächte, wenn Jeſus ausdrücklich geſagt hat, wir ſollten nach dem Tode fortleben, nicht ſterben, ſondern fortdauern: ſo muß dieß auch geſchehen, eben weil Er es verſichert hat, der die Wahrheit ſelbſt iſt, und deswegen in die Welt kam, damit er ſie uns verkündigte. Was bedarf es da mehr Beſtätigung?

Grais. Du haſt recht, meine Lina. Schon die Verſicherung aus dem Munde Jeſu, iſt Beſtätigung dieſer Wahrheit, und ſoll für uns, die wir an ihn glauben, die wir mit Ueberzeugung ihn als den von Gott geſandten Lehrer der Wahrheit halten, hinreichend zu unſerer Beruhigung ſeyn. Aber Er iſt uns noch mehr, als ein bloßer Lehrer der Wahrheit; er konnte uns nicht nur dieſe erfreuende Hoffnung geben: ſondern er kann ſie auch ſelbſt erfüllen. Er iſt ſelbſt der Herr des Lebens; von ihm, von ſeinem Willen, und von ſeiner Kraft hängt unſer Leben, und auch die Fortdauer deſſelben nach dem Tode ab. Ich, ſpricht er, *ich ſelbſt bin die Auferſtehung und das Leben*; und daß er dieß ſey, daß es in ſeiner Macht ſtehet, das Leben auch den Todten wieder zu geben, das hat er bewieſen.

Phil. Widdam. Ja, er erweckte ja ſchon da er auf Erden lebte, einige Todte wieder zum Leben.

Grais. Schon damals bewieß er, daß er der Herr des Lebens ſey, daß er die Macht habe, auch dem Tode ſeinen Raub wieder zu nehmen. Aber, wenn hat ſich Jeſus beſonders in dieſer Hoheit als den Herrn über Leben und Tod gezeigt?

Phil. Widdam. Als er ſelbſt wieder nach ſeinem Tode lebendig aus dem Grabe hervorgieng, und nachher zum Himmel auffuhr, wo er noch jetzt bei Gott lebt, und ein Herr iſt über alles.

Grais. Alſo auch Herr iſt über Leben und Tod der Menſchen?

Phil. Widdam. Ja.

Grais. Und alles erfüllen kann, was er verheiſſen hat?

Phil. Widdam. Ja: denn er ſagte ſelbſt: Mir iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

Grais. O meine Lieben, in dieſer Ueberzeugung liegt der vorzüglichſte Grund unſerer feſtigſten Hoffnung von Unſterblichkeit, von unſrer Fortdauer, vom ewigen Leben. Wie gerne unterhielt ich mich noch mit euch einige Zeit lang über dieſe höchſt erfreuende Wahrheit, hier bei dieſem Grabhügel unſers Pedro. Aber ſchon iſt die Nacht angebrochen, und mein müder Körper bedarf der Ruhe. Laßt uns mit dem kommenden Morgen hier wieder verſammeln, und dieſe Unterhaltung fortſetzen. Wenn ich einſt dieſen Körper und alle die Schwachheiten mit ihm abgelegt habe, wenn auch ihr einſt mit mir in jener beſſern Welt vollendet habt, wenn wir uns nicht mehr, wie hier über den Gräbern in dunkler Nacht verſammeln, ſondern als vollendete, ſelige Geiſter im Lichte wandeln: dann werden wir uns ungeſtört und ununterbrochen des beſſern Lebens freuen, zu welchem uns Jeſus erhoben hat; dann wollen wir uns erſt mit Freude und Dank des heutigen Tages erinnern, wo auch ihr, meine Lieben, durch eure Taufe das unausſprechlich wichtige Glück erhieltet, Kinder Gottes, und einſt Erben der Seligkeit zu werden O daß ihr es ſo recht empfinden möget, was Johannes, der Zeuge der Wahrheit ſagt: Meine Lieben, wir ſind jetzt Gottes Kinder, und iſt noch nicht erſchienen was wir ſeyn werden; wir wiſſen aber, wenn es erſcheinen wird, daß wir ihm gleich ſeyn werden: denn wir werden ihn ſehen wie er iſt.

Nun erinnerte der Greis noch einmal die neu getauften Chriſten an jene feierliche Handlung ihrer heutigen Taufe, an ihre erlangten Vorzüge, und an ihre wichtige Verpflichtung zu einem heiligen und tugendhaften Leben, durch welches ſie ſich immer mehr zu ihrer fortdauernden und noch zukünftigen Seligkeit geſchickt machen ſollten;

ſprach noch ein feierliches Dankgebet; und nachdem ſie ſich noch einmal unter einander recht brüderlich umarmt, und über dem Grabe des Pedro zur beſtändigen Liebe und Freundſchaft verpflichtet hatten, giengen ſie Hand in Hand nach ihren Wohnungen, und unterhielten ſich noch auf dem Wege, bis ſie von einander ſchieden, von dem Glücke des heutigen Tages.

Mit anbrechenden Morgen, als ſie vom Schlafe erwachten, und ſich wieder zum Leben geſtärkt fühlten, verließen ſie mit freudigem Dankgefühl ihre Hütten, und ſammelten ſich vor der Wohnung des Grafes, wo Lina mit ihrer Freundin ſie erwartete, freundlich bewillkommte, und zu den beiden Alten einführte, die ſchon bei einander im vertraulichen Geſpräch ſaßen.

Es war eine feuchte Nacht geweſen; der grüne Erdboden war vom Thau überſilbert; der Morgenwind wehte kühl; die Verſammlung blieb daher noch einige Zeit in der Hütte, bis die Sonne mit ihren erwärmenden Stralen die Gefilde wieder belebte.

Das Myrthenwäldchen glänzte im Purpurlichte der Morgenſonne, als ſie in daſſelbe eintraten; die Blumen auf Pedro Grabe vom nächtlichen Thau erfriſcht, blühten und dufteten ſo lieblich; der Gedanke des Lebens wurde ſchon durch den Anblick der aufgehenden Sonne in den Herzen aller aufgeweckt; noch mehr aber durch einen Wechſelgeſang verſtärkt, den Bernhardt anſtimmte, Antonio und Philipp mit ihren Flöten begleiteten, und deſſen Schlußſätze von der Geſellſchaft

ſchaft wiederholt wurden. Der Inhalt deſſelben war: die durch die Auferſtehung Jeſu aus dem Grabe beſtätigte Wahrheit von dem Leben nach dem Tode. Der Grais Geronio beſchloß ihn mit einem Gebete, worinnen er Gott und dem Erlöſer für das Glück dankte, daß ſie als Chriſten, von der Furcht des Todes befreit, mit ſolcher Zuverſicht ein ewiges Leben hoffen, und in dieſer Zuverſicht ſo froh auf dieſer Erde leben, ſo ruhig dem Tode entgegen ſehen, und ſich der zukünftigen Herrlichkeit freuen könnten, die er ihnen in einer beſſern Welt bereitet habe.

Wie ängſtlich, ſprach er dann zu den Seinigen, wie unerträglich würde uns der Gedanke an den Tod, an das Grab ſeyn, wie würde er uns alle Freuden des Lebens verbittern, wenn wir nicht dieſe gewiſſe Zuverſicht von dem Leben nach dem Tode hätten. Ich weiß, ich bin dem Ziele nahe, werde bald aus dieſem Kreiſe treten, und meine irdiſche Hütte ablegen: aber ich weiß auch daß mein Erlöſer lebet, der auch mich aus dem Tode zum Leben ruft; weiß, daß ich nicht ſterben, ſondern nur einſchlafen, und einſt zum ewigen Leben erwachen werde. Ich freue mich daher dieſes meines Abſchiedes, da es mein ſehnlichſter Wunſch iſt, bei Chriſto meinem Herrn zu ſeyn. Das einzige, was mir meinen Abſchied erſchweren möchte, wäre dieß, daß ich mich von euch, ihr Lieben, trennen muß: aber laßt uns auch darüber nicht traurig werden: wir gehen nur auf kurze Zeit von einander, und ſammeln uns dann in einer beſſern Welt wieder. Kurz und vorübergehend iſt hier der Schmerz der Trennung von einander, aber ewig wird die Freude unſrer Wiedervereinigung in jenem Leben ſeyn, wo uns kein Tod wieder trennt, wo wir in dem ſeligſten Umgange mit Jeſu und ſo vielen vollendeten Frommen erſt recht vollkommen das Glück des Lebens empfinden werden.

Erinnert euch deſſen, was Jeſus bei ſeinem Abſchied von den Seinigen zu ihrer Beruhigung ſagte: ich lebe, und ihr ſollt auch leben. Wenn ich erhöhet bin von der Erde, will ich euch zu mir führen. Denn wo ich bin, da ſoll mein Jünger auch ſeyn. Und wie er noch in ſeinem letzten Gebete zu ſeinem himmliſchen Vater betete: Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir ſeyn, die du mir gegeben haſt, daß ſie meine Herrlichkeit ſehen, die du mir gegeben haſt. Sollte dieſer Wille Jeſu, dieſe ſeine Verheißung unerfüllt bleiben?

Chilum. Ach er wird ſie gewiß auch an uns erfüllen.

Grais. Würden wir dieß ſo mit Zuverſicht hoffen können, wenn Jeſus ſelbſt im Grabe geblieben, und nach ſeinem Tode nicht wieder lebendig geworden wäre?

Chilum. Nein; dann wäre unſre Hoffnung ſehr ungewiß.

Grais. Er beſtätigte alſo dieſe Wahrheit durch ſich ſelbſt, durch ſeinen Tod und Auferſtehung. Erinnerſt du dich, Gumal, wie ſich Jeſus ausdrückte, wenn er mit ſeinen Jüngern von ſeinem bevorſtehenden Tode redete?

Gumal. Er ſagte: *ich gehe zum Vater.*

Grais. Und was ſagte er noch ehe er ſterbend ſein Haupt am Kreutze neigte?

Gumal. *Vater ich befehle meinen Geiſt in deine Hände.*

Grais. Was iſt uns Chriſten alſo der Tod, Lina?

Lina. Ein Hingang zum Vater.

Grais. Stirbt unſer Geiſt, unſre Seele zugleich mit dem Körper?

Lina. Nein; wir geben ſie in die Hände Gottes zurück.

Grais. Was heißt dies?

Lina. Wir geben ſie an Gott, der ſie auch nach dem Tode des Körpers zu erhalten weiß.

Grais. Sie lebt alſo fort?

Lina. Gewiß!

Grais. Und dieſer Körper, den ſie vormals bewohnte —?

Lina. Stirbt und wird ins Grab gelegt wo er nach einiger Zeit zur Erde wird.

Grais. Und geht nun für immer verloren?

Lina. Nein; in Gottes Schöpfung geht nichts verloren; das lehren mich die Blumen auf unſres Pedro Grabe, und ich erinnere mich wohl, daß du mir hier ſo anſchaulich gelehrt haſt, daß auch aus der Verweſung Leben kömmt.

Grais. Alſo wird auch mit dem todten Körper noch eine Veränderung im Grabe vorgehen?

Lina. Ja, ſo wie mit dem Saamen, der auch in die Erde, geſtreut wird, und doch wieder aufgeht, und noch in ſchönerer Geſtalt hervortreibt; wie dieſe Blume, deren Keim erſt lange verborgen in der Erde lag.

Grais.

Craik. Dieß macht es uns wahrſcheinlich, daß auch mit unſern Körper eine Verwandlung im Tode vorgehen kann: aber, daß dieß auch wirklich geſchehe, daß auch unſer Leib wieder aus der Erde auferſtehen werde, das hat uns Jeſus erſt durch ſeine Verſicherung, und dann durch ſeine eigne Auferſtehung aus dem Grabe beſtätigt. Er erſchien nicht nur den Seinigen nach ſeinem Tode in einem verklärten ſchönern Leibe wieder, und zeigte ſich ihnen als den Herrn des Lebens: ſondern verſicherte ſie auch dadurch ihrer künftigen Auferſtehung aus dem Grabe. Schon zuvor hatte er mit ihnen mehrmals von dem Zeitpunkt geredet, wo er, der Sohn Gottes, durch ſeine Allmacht die Gräber öffnen, und die Todten wieder zum Leben erwecken werde: nun, da er ſelbſt lebte, und auferſtanden war, konnten ſie ſich deſto gewiſſer auf ſein Wort verlaſſen, und gründeten darauf die Hoffnung ihrer Auferſtehung: denn, ſagten ſie, *ſo wir glauben, daß Jeſus geſtorben und auferſtanden iſt: alſo wird Gott auch, die da entſchlafen ſind,* die in der Erde ſchlummern, *durch Jeſum,* durch die Kraft dieſes ihres auferſtandenen Herrn, *mit ihm führen,* und wieder lebendig machen. Dieſer Jeſus wird auch dieſen unſern nichtigen, verſtorbenen Leib verklären, ſeinem verklärten Leibe ähnlich machen: dieſer ſterbliche, verweßliche Körper wird durch ſeine Allmacht, in einen unſterblichen, unverweßlichen verwandelt, und nach der Beſchaffenheit des zukünftigen reinern, himmliſchen Lebens verklärt und verherrlichet werden.

So unterhielt ſich die Geſellſchaft noch eine Zeit lang von dieſen erfreuenden Wahrheiten und Aufſchlüſſen, welche Jeſus den Seinigen über ihr künftiges Schickſal nach dem Tode gegeben hat: ſie freuten ſich dieſer lebendigen Hoffnung eines beſſern Lebens, ſtreuten Blumen auf das Grab, und beſchloſſen unter einander, das Leben auf dieſer Erde, ſo lange es Gott gefiel, unter nützlichen Geſchäften zu führen, dabei ihrer Beſtimmung zur höhern Seligkeit eingedenk zu bleiben, bei einem tugendhaften Wandel nach dem ewigen Leben zu trachten, und dann getroſt auf dieſem Glauben an Unſterblichkeit der Seele und Auferſtehung des Leibes, ihren Lauf freudig zu beſchließen.

Nun ſoll uns, ſetzte der Grais mit erheitertem Angeſichte hinzu, nichts in der Welt beunruhigen,

ruhigen, da wir im Leben und im Tode, durch Jeſum unſern Herrn, der Liebe Gottes in dieſem und indem zukünftigen Leben ſo gewiß ſind. Nichts, auch nicht der Tod kann uns von ſeiner Liebe ſcheiden. Leben wir, ſo leben wir dem Herrn, ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn; darum wir leben oder wir ſterben, ſo ſind wir des Herrn. Kinder! das iſt wahre Seligkeit, ſich der Liebe Gottes hier und einſt im Himmel freuen zu können!

* * *

Der Grais leitete die Geſellſchaft ſeiner Freunde von dieſem Begräbnißorte, zu dem nicht weit entfernten Felſen, der dieſe Gegend gegen Abend begrenzte, und einige hundert Schritte von ſeiner Wohnung entfernt lag; hier war die Grotte, wohin er ſich gewöhnlich mit ſeinen vertrauteſten Freunden an jedem Sonntagsmorgen zum Gebet und heiligen Andachtsübungen begab; der Eingang zu derſelben war von Bäumen verſchiedener Art wildbewachſen, die ſie in ein ſchauriges Dunkel hüllten; an der mittäglichen Seite dehnte ſich eine Felſenwand vor, um ſie vor den Stralen der Sonne zu decken; durch eine Oeffnung, die durch ein abgeriſſenes Felſenſtück in der Höhe der Wand verurſacht war, fiel gerade ſo viel Licht in die Grotte, als zu ihrer Erhellung nöthig war; nur Schade, daß ſie nicht geräumig genug war, mehr als höchſtens vier Perſonen aufzunehmen, und doch wünſchte der Grais, aus einer leicht zu erklärenden Vorliebe für dieſen Ort, daß dieß der Verſammlungsort dieſer chriſtlichen Gottesverehrer an feierlichen Tagen ſeyn mögte. Er theilte dieſen Wunſch ſeinen Freunden mit.

Hier, ſprach er, meine Lieben, habe ich ſo manche ſelige Stunde meines Lebens verlebt, hier in ſtiller ungeſtörter Andacht die Freuden der Unterhaltung mit dem Allgütigen empfunden, und mich mit den wenigen Gefährten meines Lebens bei meiner irdiſchen Wallfarth, im Vertrauen auf ſeine Güte, und in der Hoffnung der zukünftigen Seligkeit geſtärkt: hier wünſchte ich dieſe Freuden der gemeinſchaftlichen Gottesverehrung auch nun mit Euch, meine Geliebten, die wir nun als Chriſten einen Gott und Vater unſer aller, und einen Erlöſer Jeſum verehren und durch ſeinen Geiſt zur Gemeinſchaft unter einander berufen ſind, noch eine Zeit lang zu genießen Zwar wiſſen wir, nach der Belehrung Jeſu, daß der Allgegenwärtige nicht etwa an einem Orte, oder in einem eingeſchloſſenen Raum anzutreffen iſt; daß daher ſeine Verehrer überall heilige Hände zu ihm aufheben, und an jedem Orte zu ihm beten können; Jeſus ſelbſt hat uns geſagt, *wo zwei oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen,* ohne uns deswegen einen beſondern Ort anzuweiſen; noch weniger bedarf er unſrer Verehrung als eines Dienſtes, den wie ihm leiſten könnten: aber wir bedürfen deſſen; unſer Glück, unſre Zufriedenheit und wahre Seligkeit wird dadurch immer mehr befördert, je mehr wir den Gedanken an Gott und Jeſum bei uns unterhalten, und durch die gemeinſchaftliche Andacht beleben: je mehr wir uns untereinander belehren, ermahnen und zum Guten ermuntern. Um deswillen verſammelten ſich die Chriſten von den früheſten Zeiten her zu dieſem gemeinſchaftlichen Zweck, und freuten ſich, wenn ſie irgendwo einen ſchicklichen Ort und eine Gelegenheit fanden, wo ſie ihren Glauben an Gott und Jeſum ihren Herrn unter einander bezeugen, und ſich in demſelben noch mehr durch gemeinſchaftliche Belehrung gründen, befeſtigen und ſich zur herzlichen Liebe verpflichten konnten. Das wollen auch wir thun. Ich werde mich künftig nicht mehr ſo oft, wie es bisher geſchehen, mit euch über die Wahrheiten der Religion unterhalten können. Ich habe ſie euch nach meiner Ueberzeugung vorgetragen, und ſo den Grund zu eurer beſſern Erkenntniß in euch gelegt; es bedarf nur, daß ihr von Zeit zu Zeit wieder daran erinnert, immer genauer mit ihnen bekannt gemacht und ermuntert werdet, dieſen erkannten

Wahrheiten und den Grundſätzen der Religion Jeſu, zu der ihr euch bekennt, gemäß zu leben. Wo kann dieß beſſer geſchehen, als in dieſen unſern gemeinſchaftlichen Verſammlungen? Wie könnten wir auch den Tag der Ruhe, der Erholung von unſern Arbeiten, den uns der gütige Gott ſchenkt, würdiger anwenden, als zu dieſen ſo ſeligen Beſchäftigungen unſers Geiſtes, durch die wir uns immermehr zu jenem beſſern Leben vorbereiten?

Als ich noch allein mit Pedro und einem und dem andern Freunde in dieſem einſamen Aufenthalt lebte, war dieſe Grotte geräumig genug, uns bei unſern feierlichen Gottesverehrungen aufzunehmen: aber es hat der gütigen Vorſehung unſers Gottes gefallen, auch hier in dieſer abgeſonderten Gegend eine Gemeinde zu ſammeln, die nun Chriſti Namen führt, und zu ſeinen Verehrern eingeweiht iſt, und wer weiß, ob ſich nicht künftig noch mehrere zu uns ſammeln werden? Laßt uns alſo die Stätte unſerer gottesdienſtlichen Zuſammenkünfte erweitern, und zu dieſem heiligen Zweck unſerer gemeinſchaftlichen Gottesverehrung beſtimmen und einrichten.

Dieſer Vorſchlag des Greiſes wurde mit allgemeinem Beifall und Freude aufgenommen. Der bauverſtändige Philipp, dem der Greis ſchon zuvor einmal ſeine Meinung mitgetheilt hatte, war ſchon mit dem Plan dazu fertig, und legte ihn jetzt der Geſellſchaft vor; die mittägliche Seite der Grotte war ſchon von einer natürlichen Mauer eingefaßt; es bedurfte nur, daß auf der entgegengeſetzten eine ähnliche aufgeführt, und der Platz vor der Grotte aufgeräumt wurde. Das war nun freilich ſo leicht nicht; aber die Luſt zu dieſer Arbeit ſcheute kein Hinderniß, und noch an demſelben Morgen wurden die Anſtalten, getroffen, die nöthigen Werkzeuge beizuſchaffen, die Bäume und Sträuche wegzuhauen und den erforderlichen Raum, ſo weit ihn Philipp abgeſteckt hatte, zu gewinnen.

Dieſe neue Beſchäftigung ſetzte die ganze Geſellſchaft in Thätigkeit. Selbſt die beiden Greiſe, ſo gering auch ihre Kräfte waren, giengen den rüſtigern Arbeitern mit gutem Rath und Handreichung zur Seite. Schon am erſten Abend lag der größte Theil des niedern Gebüſches auf der Erde; und wurde durch Hülfe der Maulthiere auf kleinen Wägen auf die Seite geſchaft, in verſchiedene Haufen an einen freien Platz gelegt, um da, wenn es an der Sonne dürre geworden ſey, angezündet und verbrannt zu werden. Da nur einige wenige hohe Bäume in dieſem Raume ſtanden: ſo war auch das Wegſchaffen derſelben nur die Arbeit einiger Tage: aber deſto mehr Schwierigkeit fanden ſie beim Aufräumen des Bodens ſelbſt; hier mußten dichte Schichten von verwittertem Holz und Steinen weggeſchaft, dort tiefe Waſſerriſſe und Schlufter ausgefüllt werden; die meiſte Arbeit machte ein herabgeriſſenes Felſenſtück, das an der Seite der Grotte lag; aber Philipp wußte es durch Pulver ſo zu ſprengen, daß es in einzelnen Stücken leicht konnte fortgebracht werden; überhaupt war ihren vereinigten Kräften bei geſchicktem Gebrauche der Werkzeuge, und bei der Liebe zur Arbeit keine Schwierigkeit ſo groß, die ſie nicht glücklich überwunden hätten.

Wie ſüß, wie angenehm war ihnen aber auch dann die Ruhe nach ſo einem arbeitsvollen Tage in der Wohnung des Graiſes, wo ſie von der guten Lina bewirthet wurden. Wie belohnt fühlte ſich Gumal, wenn ſie ihm den Schweiß von der Stirn trocknete, und ihn an ihrer Bruſt

aus-

ausruhen ließ. Auch Palmur achtete die Schwülen in ſeinen Händen nicht, wenn ſeine Agathe ſie mit bedaurendem Blick drückte, und ſeinen Fleiß mit einem Kuß belohnte. Nur Widdam ſahe mit einem verhaltenen Seufzer auf die Liebenden, und wünſchte im Geheim, daß er auch unter den Augen ſeiner Mella arbeiten, und dann an ihrer Seite ruhen könnte.

Gegen das Ende der Woche war der Platz vor der Grotte ſchon völlig aufgeräumt, und beinahe ganz geebnet; er war geräumig genug, um eine noch größre Geſellſchaft, als die gegenwärtige war, aufzunehmen. Der Greis befahl den Arbeitern inne zuhalten, und die Vollendung des angefangenen Werks auf die künftigen Tage zu verſparen. Es ſey ſchon Raum genug gewonnen, daß ſie ſich mit dem nächſten Sonntag hier verſammeln könnten; er empfinde ein ſo ſehnliches Verlangen darnach, und mögte ſo gern noch in ihrer Mitte die feierliche Handlung begehen, die Jeſus ſeinen Bekennern zum Andenken an ihn eingeſetzt habe. Meine Lieben, ſetzte er hinzu, ich weiß nicht, wie lange ich noch unter euch ſeyn werde, gönnt mir das Glück, mich gemeinſchaftſich mit euch der Güte Gottes, und der Liebe unſers Heilandes Jeſu noch hier zu freuen, bis wir uns einſt zu ihm in jenem Leben verſammelt werden,

Lina. O guter Vater; Wenn du nicht unter uns wärſt, welches Glück, welche Freuden würden wir dann entbehren! Ach ich mag den Gedanken nicht denken, daß du uns verlaſſen könnteſt.

Liebevoll ſchlang ſie ihre Arme um ihn, und ſahe ihm mit einem Blick ins Auge, der auch ſchweigend ſagte: bleibe du noch eine Zeitlang bei uns.

Graik. Ich bin von eurer Liebe überzeugt; und ich geſtehe es euch; es wird mir ſchwer werden, mich von euch zu trennen: aber, wenn denn einſt der Wille meines guten Gottes mich von euch abfordert: ſo wünſchte ich doch, daß ich noch in der Erinnerung bei euch fortleben mögte, daß ihr auch noch nach meinem Tode an mich dächtet, und mein Andenken unter euch erhieltet.

Chilum. Wie könnteſt du wohl daran zweifeln, beſter Gerenio? Könnten wir wohl je dich vergeſſen, der du dich ſo verdient um uns gemacht haſt, dem wir unſer ganzes Glück zu verdanken haben?

Gumal. O ehe könnte ich mich ſelbſt vergeſſen, als dich, meinen Wohlthäter! Alles würde mich an dich erinnern, die Hütte, der Baum, die Laube, unter der wir mit einander ſaßen, der Ort, wo du mich zum erſtenmal fandeſt — überall würde mir dein Andenken wieder lebhaft werden.

Grais. Und wie, wenn ich euch beſonders noch vor meinem Tode darum bät, wenn ich bei der letzten Mahlzeit, die ich noch mit euch, ihr Lieben, auf dieſer Erde hielt, recht euch dringend bät, ihr mögtet, ſo oft ihr wieder zuſammen kämt, und gemeinſchaftlich ſpeißtet, eures Freundes, der euch ſo herzlich bis in den Tod liebte, dabei gedenken?

Lina mit Thränen in den Augen. O du Geliebter, wie würden wir uns dann nach dir ſehnen, und dich immer wieder in unſre Verſammlung wünſchen!

Grais. Nun, das erwarte ich von eurer Liebe. Was meinet ihr nun: verdient der Jeſus, der uns ſo herzlich geliebt, und ſich unendlich mehr Verdienſte um uns Menſchen erworben hat, als es je der beſte Freund thun kann, der uns nicht nur durch ſeine ſo vortrefliche Lehre erleuchtet und gebeſſert, ja ſelbſt ſein Leben für uns, zu unſerm Beſten, zu unſrer Erlöſung dahingegeben hat — verdient dieſer unſer beſter Freund und größter Wohlthäter, nicht auch vorzüglich unſer dankbarſtes Andenken? Wären wir ſeiner Liebe, wären wir der großen Wohlthaten, die er uns erwieſen hat, werth, wenn wir ihn vergeſſen könnten? Sollten wir es nicht bei jeder ſchicklichen Gelegenheit bezeugen, daß wir an ihn denken, ihn verehren und lieben?

Gumal. O gewiß, Vater! Sein Andenken ſoll uns immer heilig ſeyn; und gern wollen wir es bezeugen, daß wir Verehrer Jeſu ſind.

Grais. Nun; er ſelbſt hat uns ein Gedächtniß ſeiner Liebe noch auf dieſer Erde geſtiftet, und uns dadurch die Gelegenheit gegeben, uns ſeiner recht lebhaft, recht feierlich zu erinnern.

Lina. Ach jetzt erinnere ich mich; nicht wahr, da als er die letzte Abendmahlzeit mit ſeinen Jüngern kurz vor ſeinem Tode hielt?

Grais. Erinnerſt du dich auch noch, was Jeſus damals that?

Lina. Ja: er nahm Brod, hielt ein Dankgebet, brach es in kleine Stücken, und theilte es unter ſeine Jünger aus, daß ſie es eſſen ſollten; und ſo nahm er auch nachher den Becher mit Wein, betete auch darüber, und gab ihn ſeinen Jüngern, daraus zu trinken.

Graik. Und weißt du noch Gumal, was für merkwürdige Worte er dabei ſagte?

Gumal. Ja er ſagte bei dem Brode: das iſt mein Leib, der für euch gegeben wird; und bei dem Weine: das iſt mein Blut, das für euch vergoſſen wird zur Vergebung der Sünden.

Graik. Was wollte denn wohl Jeſus, damit ſagen und andeuten?

Gumal. Doch wohl ſeinen Tod, daß er nun ſterben und ſein Blut vergießen würde.

Graik. Und warum wollte er denn dieß thun? Für wen wollte er denn ſterben?

Gumal. Für die Menſchen, darum ſagte er: für euch. Ich ſterbe für euch, zu eurem Beſten.

Graik. Was hatte denn der Tod Jeſu für einen Nutzen für die Menſchen?

Gumal. Ach den allerwichtigſten; daß wir dadurch der Gnade und Liebe Gottes, der Vergebung unſrer Sünden, und der Seligkeit verſichert werden ſollten.

Grais. Da nun Jeſus ſeinen Jüngern Brod und Wein mit den Worten reichte, das iſt mein Leib; mein Blut; ſo gab er ihnen doch wohl dadurch die Verſicherung, daß auch ſie Theil an ſeinem Leibe und Blut nehmen ſollten?

Gumal. Doch wohl; denn ſonſt hätte er nicht geſagt: das iſt mein Leib, mein Blut;

Grais. Wenn ich nun Theil an Jeſu Leib und Blut nehme, ſo habe ich ja wohl auch Theil an der Wohlthat, die Jeſus uns dadurch erwarb, daß er ſeinen Leib dahin gegeben, und ſein Blut vergoſſen hat?

Gumal. Ja gewiß.

Grais. Ich werde alſo dadurch deſto mehr verſichert, daß ich ihm zugehöre, daß ich ſein Erlöſter bin, daß ich mich der Gnade Gottes, der Vergebung meiner Sünden, und der zukünftigen Seligkeit gewiß getröſten kann. Denn er, der Wahrhaftige, hat es mir zugeſagt, er hat mir dieſes gleichſam zum Unterpfande in ſeinem Abendmahl gegeben, daß ich mich nun mit völliger Zuverſicht darauf verlaſſen kann. — Daraus werdet ihr, meine Lieben, die Wichtigkeit der Handlung erkennen, die Jeſus noch vor ſeinem Tode eingeſetzt, und die er den Seinigen zu halten befohlen hat, indem er hinzuſetzte: Solches thut, ſo oft ihr es thut, zu meinem Gedächtniß. So ſoll uns alſo dieſe Handlung ein bleibendes Andenken an Jeſum, an ſeine Liebe, an ſeinen Tod für uns ſeyn; ſollte ſie uns nicht ſchon um deswillen immer feierlich ſeyn?

Lina. O der gütige Jeſus! der auch ſelbſt das Andenken an Ihn, das ohnehin unſre Pflicht iſt, noch mit ſolcher Wohlthat verbindet!

Chilum. Ja wohl; aus Dankbarkeit, aus Liebe zu ihm, würden wir uns auch gern einem beſchwerlichen Geſchäfte unterzogen haben: und Er, der gütige Herr, macht uns durch dieſe Handlung das Andenken an ihn ſo leicht, ſo zu einem rechten Freudengenuß.

Gumal. Und verbindet ſo groſe Wohlthaten mit derſelben.

Lina. Das heißt, ſich ein Andenken bei den Seinigen ſtiften, wie es nur Gott kann, der auch mit dem Andenken an ihn, und mit ſeiner Verehrung wahre Wohlthat verbindet!

Grais. Vortreflich, Lina! So meinte es auch Jeſus; darum machte er uns ſein Andenken zur Pflicht, nicht um ſeinet- ſondern um unſertwillen, um uns in unſerm Glauben, in unſern ſeligſten Hoffnungen, aber auch in unſern edelſten Entſchließungen zu ſtärken, zu befeſtigen. Denn könnten wir uns wohl dieſes guten, liebevollen, ſich für unſre Wohlfarth aufopfernden Jeſus erinnern, ohne nicht zur herzlichſten, innigſten Liebe gegen ihn erweckt zu werden?

Lina. Wie wäre dieß möglich? der müßte dieſen guten Jeſus gar nicht kennen, nicht wiſſen, wie viel er ihm zu verdanken hat, der ihn nicht aufs innigſte lieben wollte.

Grais. Und dieſe Liebe zu ihm, wozu wird ſie uns antreiben?

Lina. Auch gern und willig zu thun, was er uns befohlen hat.

Grais. Wozu wird uns alſo dieß Andenken an ihm bei der Feier ſeines Abendmahls verpflichten?

Lina. Zur Liebe und zum Gehorſam gegen ihn.

Grais. Könnten wir uns ſeiner erinnern, an ſeiner Liebe Theil nehmen, und doch dabei ungebeſſerte, wohl gar böſe Menſchen bleiben?

Lina. Ach nein; dann wären wir Seiner nicht werth; dann hätten wir keinen Theil an ihm. Wir müſſen nun auch geſinnet ſeyn, wie Jeſus, und ſo fromm, ſo rechtſchaffen und tugendhaft leben, wie er gelebt, und uns ein Beiſpiel gelaſſen hat.

Grais. Und da wir dieſe Handlung des heiligen Abendmahls ſo gemeinſchaftlich zu ſeinem Gedächtniß halten, und ſo von einem Brod eſſen, aus einem Kelche trinken: dürfen wir uns da wohl unter einander haſſen, oder beleidigen?

Widdam. Nein; es darf nun kein Haß, keine Feindſchaft unter uns ſeyn, die wir einen gemeinſchaftlichen Erlöſer verehren; wir wollen uns unter einander lieben.

Grais. Und uns auch dazu unter einander feierlich bei dieſem Gedächtnißmahle Jeſu verpflichten?

Widdam. Ja das wollen wir thun!

Grais. Iſt nun wohl eine Handlung, die für uns feierlicher, wohlthätiger und nützlicher ſeyn könnte, als dieſe, die uns Jeſus zu ſeinem Gedächtniß eingeſetzt hat, wenn wir ſie ſo nach ſeinem Sinn, nach ſeinem Willen halten? —

Nun werdet ihr es euch erklären, meine Lieben, warum ich mir ſo ſehnlich wünſche, dieſes Abendmahl des Herrn mit euch zu halten: da ich nicht weiß, wie lange mir noch dieſes Glück auf der Erde zu Theil wird. So ſey denn der morgende Tag dazu beſtimmt, wo wir uns ohnehin zur Verehrung Gottes und Jeſu verſammeln werden: da laſſet uns auch gemeinſchaftlich dieſes Gedächtniß ſeines Todes bei dieſer heiligen Handlung begehen, uns durch dieſelbe im Glauben an ihn ſtärken, und nochmals feierlich zu ſeinem Dienſt, zu einem tugendhaften Leben verpflichten.

Kaum war der feſtliche Morgen angebrochen, als ſich die Geſellſchaft an der Stätte verſammelte, die ſie zu ihrem künftigen gottesdienſtlichen Verſammlungsorte beſtimmt, und ſchon einigermaßen dazu eingerichtet hatte. Die beiden Graiſe, Geronio und Bernhardt, hatten ſich zum voraus dahin begeben, den in der Grotte befindlichen Altartiſch zubereitet, und empfiengen jetzt am Eingange derſelben, die jüngſtgetauften Chriſten, die in ihren Feierkleidern, die ſie bei ihrer Taufe erhielten, von ihren Brüdern und Mitchriſten auch jetzt in ihre Geſellſchaft eingeführt wurden. Dieß war ein rührender Anblick für den Grais, der jetzt als chriſtlicher Lehrer dieſe Gemeinde um ſich unter freiem Himmel verſammelt ſah. Lange hielt er betend und ſegnend ſeine Arme in ſprachloſer Empfindung des ſeligſten Entzückens empor; dann waren es nur wenige abgebrochene, durch Thränen halb erſtickte Worte, die er hervorbrachte, die aber einen deſto tiefern Eindruck auf die eben ſo gefühlvollen Herzen ſeiner Freunde machten. Es währte einige Augenblicke, bis ſich dieſe erſten allzulebhaften Regungen der Freude mäßigten, und in ſanftere Empfindungen des Herzens übergiengen.

Nun wurden einige Loblieder geſungen, die mit Gebeten abwechſelten, deren Inhalt freudiger Dank gegen Gott und ihren Erlöſer, und Ermunterung zur wahren Heiligung des Herzens war. Dann hielt der Grais eine herrliche Rede an die verſammelten Chriſten, worinnen er ſie nochmals an die Abſicht ihrer Zuſammenkunft erinnerte, ihnen das Glück ſchätzen lehrte, daß ſie nun Gott nach der beſſern Erkenntniß, die ſie von ihm als Chriſten empfangen hätten, mit kindlichem Geiſt verehren, ſich ſeiner Vaterliebe mit völliger Ueberzeugung freuen, und mit freudiger Zuverſicht einem noch höhern Glück entgegen ſehen könnten: wobei er ihnen zeigte, wie ſehr ſie dafür ihrem Erlöſer Jeſu, dem ſie dieß Glück zu verdanken hätten, verbunden wären, und ſie auf das dringenſte ermahnte, ſich ganz ſeinem Dienſte zu widmen, und fromm und tugendhaft nach ſeinem Willen zu leben.

Mit heiliger Ehrfurcht trat er nach Endigung dieſer Rede zum Altar, auf welchem Brod und Wein aufgetragen war; ſprach das Gebet Jeſu: Unſer Vater im Himmel ꝛc., las dann die Stelle aus den Nachrichten der Apoſtel Jeſu, von der Einſetzung dieſer Handlung zum feierlichen Gedächtniß ſeines Todes, vor; und nun genoß ein jedes von ihnen einen Theil des geſegneten Brodes, und trank von dem geſegneten Weine, wobei ihre Seelen ganz von Liebe gegen Jeſum durchdrungen wurden, der ſeinen Leib für ſie gegeben, ſein Blut zur Vergebung ihrer Sünden vergoſſen habe.

Dankend hob nun der Greis am Altare ſeine gefalteten Hände auf, indeß die übrigen in ſtiller Andacht auf ihren Knieen lagen; dankend prieß er den Erlöſer der Menſchen für die Wohlthat ſeines Todes, deren er auch ſie jetzt durch dieſe Handlung theilhaftig gemacht habe, und bat ihn, daß er ſie immer in dieſer ſo ſeligen Gemeinſchaft mit ihm erhalten, ſie durch ſeinen Geiſt regieren, und bis in ihren Tod treu im Glauben, und in der Liebe zu ihm, treu in Befolgung ſeiner Gebote erhalten möge.

Ein freudiger Lobgeſang beſchloß dieſe feierliche Handlung.

Der gute Greis ſah nun die liebſten ſeiner Wünſche erfüllt. Nun genieße ich erſt recht die Freuden eines glücklichen Vaters unter euch, meine Kinder: rief er aus: als ſich der Kreiß der Glücklichen dicht um ihn geſchloſſen hatte, und eins ums andere ſich ihm mit den Ausdruck dankbarer Freude in die Arme warf. Das hätte ich nicht geglaubt, daß der Allgütige mir ſolche Freude auf mein Alter aufgeſpart hätte. Schon jetzt fühle ich mich ſo glücklich unter euch; wie wird mir ſeyn, wenn ich mich mit euch in jener Welt, wo Jeſus iſt, wo er einſt die Seinigen zu noch ſeligern Freuden einführen wird, verſammeln werde. Wie ruhig kann ich nun dem letzten meiner Tage auf dieſer Erde entgegen ſehen. Ach, es iſt ein groſſer, ſchöner Gedanke, ſich ſchon hier Freunde für die künftige Welt verſchaft zu haben, die hier mit uns auf gleichem Wege zur Seligkeit wandeln, und nach einer kurzen Trennung, ſich wieder auf ewig vereinigen werden!

Länger konnte Phil. Widdam den Wunſch nicht zurückhalten, den er ſo lange in ſeinem Herzen genährt, der ihm bei jedem frohen Tage, den er in der Geſellſchaft dieſer glücklichen Menſchen zubrachte, immer dringender ward: daß doch auch ſeine geliebte Mella dieſes Glück, dieſe Freuden mit ihm theilen mögte. Er wendete ſich daher mit der Bitte an den Grais, daß er ihm nun erlauben mögte, auch dieſe ihm zuzuführen, damit auch ſie noch durch ſeinen Unterricht und von ſeinen Händen zu gleichem Glück geführt würde, zu welchem er ihn, als Chriſt, gebracht habe.

Wie könnte ich, erwiederte der Grais, dir darin entgegen ſeyn? Aber haſt du auch die Schwierigkeiten überdacht, die mit der Ausführung deines Vorſatzes verbunden ſind? die Beſchwerlichkeiten einer ſo weiten Reiſe; die Gefahren, die dir auf unbekanntem Wege durch Wälder und Wüſteneien — oder wenn du auch dieſe glücklich überſtanden hätteſt — noch in deinem Vaterlande ſelbſt aufſtoßen können?

Ph. Widdam. Wohl habe ich ſie überdacht, aber ich fürchte ſie nicht. Ich habe es ihr verſprochen, ſie bis in den Tod nicht zu verlaſſen; ich muß Wort halten; denn ich lebe ja noch; und wenn ich meine Pflicht erfülle: ſo weiß ich ja nun, als Chriſt, daß ich dadurch den

Willen Gottes thue; folglich kann ich mich auch getroſt auf ſeinen Beiſtand verlaſſen, und fürchte daher kein Unglück.

Der Grais freute ſich über den feſten Muth des guten Jünglings; gab ſeine Einwilligung zu ſeiner Reiſe, und wünſchte ihm von Herzen zu derſelben Glück.

Von jetzt an war es nicht nur die Angelegenheit Widdams, ſondern Aller, die nöthigſten Vorbereitungen zu dieſer Reiſe zu machen. Längſt ſchon hatte Ph. Fenlo ſich ihm zum Reiſegefährten erboten; Widdam erinnerte ihn an ſein Verſprechen, und empfieng von ihm die Verſicherung, daß er ihn in keinem Fall verlaſſen werde. Nun wurden die Reiſebündel beſorgt, mit den nöthigſten Lebensmitteln, und mit einigen Geſchenken an Mella und Nauli angefüllt; auch verſahen ſie ſich, zu mehrerer Sicherheit auf ihrer Reiſe, mit Gewehr, unter andern mit einer Flinte, die ihnen der Grais aber nur im höchſten Nothfall zu brauchen verſtattete; ſo wie er ihnen überhaupt Vorſichtigkeit und Behutſamkeit bei Ausführung ihres Vorſatzes ſowohl, als bei ihrer Rückreiſe empfahl, daß ſie dieſelbe vor ihren

Landsleuten ſo geheim als möglich halten mögten.

Am Abend vor der Abreiſe verſammelte ſich die Geſellſchaft in der Hütte des Greiſes zum Abſchiedsmahl. Widdam mit Fenlo erſchienen dabei ſchon in völliger Reiſetracht; ganz nach Art der Wilden gekleidet, nur daß ſie ihre Köpfe mit großen geflochtenen Strohhüten bedeckt, und ihre Füße mit einer Art von Schuhen, zu mehrerer Bequemlichkeit auf der Reiſe, verſehen hatten. An Widdams Bruſt hieng die Schnur, die Mella geknüpft, und an die er zugleich ſeinen Compas befeſtigt hatte. Ueber Fenlo's Schulter hieng der Bogen mit dem Köcher; bei den Pfeilen in demſelben ſtack zugleich ſein Lieblingsinſtrument, die Flöte, die er von Antonio zu blaſen gelernt hatte.

Bei dem Anblick dieſer Reiſenden wurde in dem Gemüthe Gumals und Lina das Andenken an ihre ehemalige Wanderung wieder neu. Sie dachten an jene Gefahren zurück, denen ſie unvorbereitet ſo wehrlos ausgeſetzt geweſen, und die ſie gleichwohl unter der Leitung des Allgütigen ſo glücklich überſtanden hatten. Die Unterhaltung darüber während der Mahlzeit, wurde beſonders von dem Graiſe dazu angewendet, um auch ſie im Vertrauen auf Gott zu ſtärken, und mit Hoffnung und Muth zu ihrer Reiſe zu beleben. Obgleich der Gedanke der nahen Trennung von dieſen Lieben zuweilen von einem und dem andern in der Verſammlung geäuſſert wurde: ſo ſuchte ihn doch der Grais zu mildern, und die Gemüther Aller mehr in einer frohen als wehmüthigen Stimmung zu erhalten, indem er ihnen den glücklichen Ausgang der Reiſe, und die Freude des Wiederſehens ſchon im voraus ahnden ließ.

Lina bat die Reiſenden aufs dringendſte, daß ſie ja, wenn ſie in ihr Vaterland kommen würden, ſich nach ihrer Nauli erkundigen, und wo möglich, ſie bewegen ſollten, mit ihnen zurückzureiſen.

Denſelben Auftrag hatte Chilum ſchon dem Widdam gegeben, der es ihm aufs heiligſte verſprochen hatte, alles zu thun, um ſeinen Wunſch zu erfüllen.

Ehe ſich der Grais zur Ruhe begab; nahm er noch herzlichen Abſchied von ihnen, empfahl ſie dem Schutz des Allmächtigen, drückte den Abſchiedskuß auf ihre Lippen, und entließ ſie mit dem Wunſche, ſie bald geſund und glücklich wiederzuſehen. Ein gleiches that Bernhardt, Lina und Agathe; der übrige Theil der Geſellſchaft begab ſich mit den Reiſenden in die Winterwohnung, um nach einigen Stunden der Ruhe mit ihnen aufzubrechen, und ſie bis an die Grenze ihrer Gegend zu begleiten.

Noch war die Gegend in nächtliche Dämmerung gehüllt, als die beiden Reiſenden nach kurzem Schlummer ihr Lager verließen, und ſich bald darauf von ihren erwachten Freunden umringt ſahen. Als ſie ins Freie traten, den geſtirnten Himmel über ſich ſahen, und rund um ſich her die feierliche Stille der Natur bemerkten, überließen ſie ſich einige Augenblicke den Empfindungen der Andacht, die durch ein rührendes Morgengebet, welches Antonio im Namen Aller that, unterhalten wurden; unter Anſtimmung eines Morgenliedes traten ſie darauf ihre Reiſe an; wanderten das Thal hinab dem Fluße zu, der die Gegend, die ſie bewohnten, von den gegenüberliegenden Gebürgen trennte.

Durch einen kleinen Umweg giengen ſie nach der Stätte, wo ſie vor nicht gar langer Zeit bei der ſo feierlichen Taufhandlung ſo vergnügt geweſen waren: noch ſtanden hier die Pfähle von der Hütte, in der ſie damals einen der feſtlichſten Tage ihres Lebens zugebracht hatten; ſchon ſchlängelten ſich einige wilde Weinreben an derſelben empor, und die friſchgepflanzten Akazien hatten ſchon Wurzel gefaßt, und friſche Zweige getrieben.

Hier erinnerte Antonio als vormaliger Taufzeuge ſeinen Widdam, und Philipp ſeinen Fenlo an das Gelübde der Treue, welches ſie bei ihrer Einweihung zum Chriſtenthume abgelegt hatten, und beſchwor ſie, nun auch in der Entfernung demſelben treu zu bleiben, ſich nicht etwa von der Liebe zu ihrem Vaterlande, oder einer ihnen noch ſo geliebten Perſon bewegen zu laſſen, ihren Glauben an Gott und Jeſum aufzugeben; daß im Fall Nanli und Mella ſich nicht entſchließen ſollten, mit ihnen zu ziehen, ſie lieber allein wieder in ihre Arme zurückkehren ſollten. Das verſprachen Beide mit der Verſicherung, daß, ſo ſtark auch ihr Verlangen ſey, ihr Vaterland und die Ihrigen wieder zu ſehen, doch nichts, als der Tod, die Verbindung trennen ſollte, in welcher ſie hier als Chriſten unter einander gelebt, und ihr größtes Glück gefunden hätten.

Mit welcher Freude, ſagte Gumal, werden wir euch dann wieder empfangen. Hier wollen wir dann den Tag eurer Wiederkunft feiern, und in dieſer Laube ſo froh, wie an jenem Tage unſrer Taufe ſeyn!

Chilum ſchloß den Widkam in ſeine Arme, und drückte ihn an ſeine Bruſt. Du haſt mich, ſprach er zu ihm, in jener gefahrvollen Zeit nicht verlaſſen, haſt mich im Getümmel der Schlacht, und auf der beſchwerlichſten Reiſe zu Gumal begleitet, laß dir auch bei der Liebe zu deiner Mella, die Pflicht der Freundſchaft heilig ſeyn! Jetzt ſind wir Brüder! Sollte ein Bruder nicht noch mehr Anſpruch auf dein Herz haben, als es vormals der Fürſt hatte? Du haſt mir zum Beſitz meines Sohnes verholfen, vollende nun auch mein Glück, und führe mir, meine Gattin, die Nanli, zu.

Nanli, deine Gattin —? rief Fenlo bewundernd aus.

Chilum. Ja das iſt ſie! Sie wurde es in der Nacht nach jenem blutigen Siege. Aus ihrem Munde empfieng ich zuerſt wieder die Hoffnung, daß Gumal lebe, daß ich ihn, den Entflohenen, wohl wieder finden könnte: ſie war die holdeſte Tröſterin, die mir das Leben erhielt, das mir damals zur Laſt war: ſie wand mir den Dolch aus der Hand, den ich aus Verzweiflung über die fehlgeſchlagene Erwartung, den geliebten Gumal zu finden, ſchon gegen mich gezückt hatte; in ihren Armen fand ich Beruhigung, und an ihrer Bruſt ſchwor ich ihr die ehelige Treue, wenn ich ſo glücklich ſeyn würde, meinen Sohn wieder zu finden. Ich habe ſie vor meiner Abreiſe durch ſichere Leute nach meiner ehemaligen Wohnung in Yonti bringen laſſen, wo ihr ſie, wie ich hoffe, wieder finden werdet.

Mit heftiger Bewegung warf ſich Fenlo in die Arme Chilums: o ſo erlaube mir, daß ich dich als Bruder umarme: denn wiſſe: Nanli iſt meine Schweſter, die einzige, die ich von meinen Verwandten bei meiner Zurückkehr ins Vaterland zu ſehen wünſche.

Du, der Nanli Bruder? — rief Clumal mit gleicher Gemüthsbewegung aus, und ſchloß ſich an die ſich Umarmenden an — der Nanli, die ſchon während meiner Gefangenſchaft als Mutter an mir und meiner Lina gehandelt hat! Beſter Fenlo! Führe uns ja dieſe unſre Wohlthäterin zu: ſage ihr, wir würden alles thun, um ihr ihre Liebe zu vergelten.

Laß uns eilen, ſprach Fenlo zu Widdam, eine Reiſe zu vollenden, an deren Ziele uns ſo überſchwengliche Freuden erwarten.

Chilum. Nun ſo geleite euch Gott, der Allgütige, der doch wahrhaftig mehr thun kann, als wir bitten und verſtehen. Er wird euch glücklich in unſre Arme zurückbringen.

So traten ſie freudig in den Fluß, deſſen Waſſer ihnen kaum bis zu den Knieen reichte, giengen an dem gegenſeitigen Ufer etwas aufwärts, nach der Gegend des großen Dattelbaums, verſahen ſich da mit einigen Früchten zum Frühſtück, und ſtiegen von da den Berg hinauf, deſſen waldigte Spitze ſchon von den Stralen der aufgehenden Sonne erleuchtet war. Als ſie die Höhe erreicht hatten, überſahen ſie die ſchöne Gegend ihres bisherigen Aufenthalts, prägten ſich die Merkmale derſelben ins Gedächtniß ein, zogen den Kompas zu Rathe, und richteten ihren Lauf mittäglich nach einem Walde hin, der in der blauen Ferne die weitere Ausſicht mit dichten Schatten umſchloß.

Nachdem ſie einige Stunden vergnügt, und Arm in Arm mit einander dahingewandelt waren, ließ ſich die Geſellſchaft auf einen kleinen Raſenhügel nieder; hier genoſſen ſie das Frühſtück

ſtück unter dem freudigen Gedanken an Gott, umarmten dann einander mit herzlicher brüderlicher Liebe, drückten den Abſchiedskuß auf den Mund der reiſenden Freunde, und ſchieden mit der Hoffnung eines frohen Wiederſehens von einander.

Um ſich auch mit dieſer Gegend bekannt zu machen, giengen die Zurückkehrenden auf dem Rücken des Berges fort, der ihrem Wohnorte gegen über lag; er war nur an wenig Orten mit Bäumen und Geſträuchen bewachſen, hatte hier und da ſehr große Vertiefungen, wo Antonio und Philipp nicht undeutliche Merkmale eines ehemaligen Vulkans bemerkten. Die ganze Gegend hatte überhaupt ein wildes unfruchtbares Anſehen. Auſſer einigen Vögeln, deren Neſter ganz offen auf der Erde, oder zwiſchen moſigten Steinritzen lagen, bemerkte man keine Spuren von lebendigen Geſchöpfen. So hatte die Natur eine gute Vormauer um ihre Wohnungen gezogen, und ſie vor den Einfällen der wilden Thiere geſichert, die aus Mangel an hinreichender Nahrung nur ſelten dieſe Gegend beſuchten.

Schon hatten ſie eine ziemliche Strecke Wegs zurück gelegt, als die zunehmende Sonnenhitze ſie nöthigte, die Höhe zu verlaſſen, und in das Thal herabzuſteigen. Hier giengen ſie am Ufer des Fluſſes hinab, fanden aber auch auf dieſem Pfade wenig Vergnügen, weil ſie oft über abgeriſſene Felsſtücken und Bäume ſteigen mußten.

Endlich erreichten ſie einen Ort, wo ſich der Fluß erweiterte, in mehrere Arme theilte, und zwiſchen Sandhügeln hinfloß. Dieß, ſagte Riggult, ſey die Stelle, bei welcher ſie vormals mit ihrem ehemaligen Fürſten Hadſi nach jener Flucht angekommen wären; hier hätten ſie, nahe an völliger Entkräftung, aus dem Fluſſe wieder Erquickung geſchöpft, ihrem Herrn die Wunden gewaſchen, und ihn dann den Berg hinauf bis zu der Höhle getragen, wo er hernach ſeinen Geiſt aufgegeben habe.

Sie ſtiegen den Berg hinauf, und kamen zu der Grotte, wo die beiden Neger ihren verwundeten Fürſten niedergelegt, und wo ihn bald darauf Chilum und ſeine Gefährten entdeckt hatten. Gumal ſchauderte bei dem Anblick dieſes grauenvollen Ortes, als er ſich bei demſelben jenes ſchrecklichen Auftritts bei dem Tode Hadſi's erinnerte: Wie ängſtlich, ſagte er, war das Dahinſterben dieſes Unglücklichen! Noch zittre ich, wenn ich mir ſein Geſicht denke, das in allen ſeinen Zügen von der Wuth ſeiner rachſüchtigen Leidenſchaft, und der Verzweiflung ſo entſtellt war. Mit welchem zornigen Blick er die gute Lina, ſeine Tochter, anſahe; und die angebotne

Hülfe von ſich ſtieß! Wie ſchrecklich iſt doch der Tod eines böſen Menſchen!

Eben richtete Phil. Riggult ſeine Augen nach der Stätte, wo ſie ihn nach ſeinem Tode begraben hatten. Die Geſellſchaft trat näher zu dem unbewachſenen Steinhügel, der ſeinen Leichnam bedeckte; mit trocknen Auge verweilten ſie einige Augenblicke auf demſelben; nur im Geſichte Chilums war der Ausdruck des Mitleids und der Wehmuth; die unangenehme Zurückerinnerung an die ehemaligen Verhältniſſe mit dieſem unverſöhnlichen Beleidiger machte, daß er ſich mit einem Seufzer zuerſt von ſeinem Grabe entfernte.

Aber Gumal blieb nachdenkend beim Grabe ſtehen; ſein Blick war feſt auf daſſelbe geheftet; jetzt ergriff er die Hand des Antonio, und bat ihn, noch einige Augenblicke hier zu verweilen und ihn über einiges zu belehren, worauf ihn ſo eben die Betrachtung dieſes Grabes hinleite.

Wir ſind doch, ſagte Gumal, als Chriſten überzeugt, daß wir noch nach dem Tode, der Seele nach, fortleben, und daß auch einmal unſer Leib wieder auferſtehen ſoll: wenn ich mir dieſe Wahrheit bei dem Grabe des guten Pedro denke, ſo freue ich mich derſelben — aber hier bei dieſem Grabe — ſage mir doch — wie iſt es doch mit dem Tode ſolcher Menſchen, die ſo wie Habſt ſterben? Leben denn dieſe auch nach dem Tode fort? werden ſie auch einmal wieder aus dem Grabe erwachen?

Antonio. Allerdings; die Wahrheit von der Fortdauer der Seele nach dem Tode dieſes Leibes, ſo wie die von der Auferſtehung des Körpers aus der Erde, iſt allgemein, das heißt, ſie erſtreckt ſich über alle Menſchen, über Böſe und Gute, über Gerechte und Ungerechte.

Gumal mit Verwunderung: auch Habſt lebt noch nach ſeinem Tode fort?

Antonio. War er nicht auch ein Menſch? Hatte er nicht auch eine Seele? Lebte nicht auch in ſeinem Körper ein Geiſt, ein Weſen, das ſeiner Natur nach unzerſtörbar und unſterblich iſt?

Gumal. Ja, aber er war doch ſo böſe, ſo zornig, ſo rachgierig. —

Antonio. Traurig genug vor ihn, daß er es war, und noch trauriger, daß er es auch wahrſcheinlich noch ferner bleiben wird.

Gumal. Wie meinſt du das?

Antonio. Unſre Seele behält ihr Weſen und ihre ganze Beſchaffenheit auch nach dem Tode fort; ſie geht, wie ſie war, in jenen nachherigen Zuſtand über, behält dieſelben Fähigkeiten, Kräfte und Geſinnungen, die ſie ſchon hier hatte, als ſie noch mit dem Leibe in Verbindung ſtand, und wird nach Beſchaffenheit deſſen, glücklicher oder unglücklicher.

Gumal. So käme alſo alles darauf an, wie unſre Seele hier in dieſem Leben beſchaffen war?

Antonio. Nicht anders: fortdauern wird die Seele für ſich; ſie iſt ihrem Weſen nach unſterblich; aber der glückliche oder unglückliche Zuſtand, in welchem ſie auch nach dem Tode des Leibes fortdauern wird, hängt davon ab, ob ſie hier ſchon in dieſem Leben einen guten oder ſchlechten Gebrauch von ihren Kräften und Vermögen gemacht, ob ſie gut oder böſe, tugendhaft oder laſterhaft geweſen iſt.

Gumal. Eine gute Seele behält alſo ihre guten Eigenſchaften auch nach dem Tode des Leibes fort?

Antonio. Ja Gumal, ſie behält nicht nur dieſelbe, ſondern ſie nimmt nun noch weit mehr an dieſenn guten Eigenſchaften zu, wird immer vollkommner, und alſo auch immer glücklicher oder ſeliger. Wenn du dich ſchon hier beſtreb teſt, deinen Verſtand auszubilden, Gott recht kennen zu lernen, ihn in allen ſeinen Werken zu ſehen, zu bewundern, zu verehren, dich ſo recht von ſeiner Liebe zu überzeugen: ſo legſt du eben dadurch den Grund zu deiner künftigen Seligkeit: ſo nimmſt du dieſen edlen Trieb deiner Seele auch in jenes Leben nach dem Tode mit, und dort erſt wirſt du ihn ſo recht befriedigen. Dort wird erſt dein Verſtand viel heller werden; dort wirſt du das, was du hier nur noch dunkel ſaheſt, weit deutlicher einſehen; wirſt noch weit größere Wunder der Macht, der Weisheit und Güte deines Gottes erkennen, als du hier auf dieſer Erde ſaheſt, wirſt noch weit mehr von ſeiner Liebe überzeugt werden, und Gott und Jeſum deinen Herrn, den du hier nur gleichſam von Ferne ſaheſt, und doch ſchon ſo innig liebteſt, noch näher, noch anſchauender erkennen, und ſo recht mit ihm vereiniget werden. Sprich, kannſt du dir wohl ein höheres Glück denken, als dieſes?

Gumal. Ach beſter Antonio: Wie glücklich wird dann meine Seele ſeyn! Das iſt mehr, als ich jetzt denken kann!

Antonio. Und wenn du ſchon hier Freude am Guten fandeſt; wenn du deine Seele gewöhnteſt, immer gut zu denken und zu handeln: wenn der erkannte Wille deines Gottes und deines Erlöſers, wenn die Tugend das Ziel deines Beſtrebens ſchon hier auf Erden war: ſo wird ſie dieß auch in Ewigkeit bleiben; ſo nimmſt du dieſen edlen, guten Trieb der Seele auch mit in jene Welt, findeſt da neue Gelegenheit ihn zu üben, wirſt immer vollkommener im Guten, da du nicht mehr von dieſen eingeſchränkten, irdiſchen Körper gehindert wirſt, und genieſeſt die Freuden der Tugend, die du ſchon hier empfandeſt, in noch weit höherm Grade.

Gumal. O Gott! zu welcher Seligkeit haſt du mich beſtimmt!

Antonio. Würdeſt du nun wohl zu dieſem Glück gelangen: wenn du hier dieſe deine Seele, die ihr verliehnen Fähigkeiten und Kräfte ungebraucht laſſen, dich nicht um Erkenntniß der Wahrheit bemühen, nicht deinen Verſtand ausbilden, nicht deine Seele zum Guten, zur Tugend gewöhnen wollteſt?

Gumal. Nein, gewiß nicht.

Antonio. Würde dir dann die Fortdauer deiner unſterblichen Seele zum Glück gereichen?

Gumal. Ach nein; ich würde nur um deſto elender ſeyn, und mir ſelbſt zur Plage fortdauern.

Antonio. Lerne alſo auch bei dem Grabe dieſes Unglücklichen, der als ein ungebildeter und und ungebeſſerter Menſch dieſe Welt verließ, das Glück ſchätzen, zu welchem du ſchon jetzt durch die Güte Gottes gekommen biſt, daß er durch den Unterricht in der chriſtlichen Religion, deine Seele zur Erkenntniß der Wahrheit, und auf den Weg der Tugend geleitet, und dadurch zu jener künftigen Seligkeit vorbereitet hat, und wandle nun auch auf dieſem Wege, dieſem deinem höhern Ziel entgegen.

Gumal mit einem wehmüthigen Blick auf Hadſis Grab: o daß du auch das Glück gehabt hätteſt, mit uns auf gleichem Wege zur Seligkeit zu wandeln! — nach einigem Nachdenken: — alſo lebt auch die Seele Hadſis noch, und iſt unglücklich.

Antonio. Die Seele eines Laſterhaften kann nie anders als unglücklich ſeyn; die ſchrecklichen Folgen des Laſters erſtrecken ſich noch in jenes Leben nach dem Tode; aber, lieber Gemal, hüte du dich, daß du jemals über einen Menſchen das Urtheil in ſeinem Tode fällſt, denn dazu gehört eine größere Erkenntniß des Menſchen, als wir uns gewöhnlich von andern verſchaffen können. Du haſt dieſen Jabſi freilich nur von der ſchlechteſten Seite gekannt; aber kannteſt du ihn ſo ganz? Weißt du, wie er das geworden iſt was er war, der rachſüchtige und zornige Menſch? Ob es nicht Fehler ſeiner Erziehung, Mangel an beßrer Erkenntniß, an Unterricht, am Umgang mit guten Menſchen war, der ihn dahin brachte, ſo böſe zu werden? Ob er nicht bei ſeinen vielen Fehlern auch manche gute Eigenſchaften hatte, nicht auch bei vielem Böſen manches Gute in der Welt gethan hat?

Phil Rigault. Dieß Zeugniß muß ich ihm allerdings bei ſeinem Grabe geben. Wahr iſts er war ein zorniger und rachſüchtiger Mann, und kannte, wenn er beleidigt war, keine Grenzen ſeiner Wuth; aber wenn ihn auch dieſe Leidenſchaft nicht eben beherrſchte, war er auch wieder der großmüthigſte, und menſchenfreundlichſte Mann. Ich ſelbſt habe ihm die Erhaltung meines Lebens zu verdanken. Er hat mich einſt aus einer blutigen Schlacht, mit eigner Gefahr ſeines Lebens gerettet, mich Verwundeten in ſein Hauß getragen, und wie ein Vater verpflegt; drum konnte ich mich auch nicht von ſeiner Seite trennen, und hätte gern mein Leben wieder für ihn gelaſſen.

Antonio. Siehe, Gumal, ſo wenig kennen wir den Menſchen nach ſeiner ganzen Beſchaffenheit, und ſo wenig ſind wir im Stande, ein gerechtes Urtheil über andre zu fällen: aber es iſt Einer, der recht richtet, das iſt Gott; dem müſſen wir dieß Urtheil überlaſſen: daher hat uns auch Jeſus geſagt: Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet; verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet. Und einer ſeiner Apoſtel ſagt: wer biſt du, daß du einen fremden Knecht richteſt? ein jeder ſteht oder fällt ſeinem Herrn.

Gumal. Ach lieber Antonio, du glaubſt nicht, wie ſehr ich auch dieſem Habſt ein beßres Schickſal nach dem Tode wünſche; er war ja der Vater meiner Lina.

Antonio. Das wollen wir dem gerechten und gütigen Gott überlaſſen. Er fodert gewiß von keinem Menſchen mehr als er leiſten konnte, und wird es auch in der zukünftigen Welt beweiſen, daß er ein gerechter und gütiger Gott iſt. Aber daran laß uns oft erinnern, daß wir ihm einſt verantwortlich ſeyn müſſen, für alles, was wir auf Erden gethan, welchen Gebrauch wir von den uns verliehenen Gaben, Kräften und Gelegenheiten gemacht haben, welche wir hier empfiengen, um weiſe und gute Menſchen zu werden. Und da hat uns Jeſus geſagt: *wem viel gegeben iſt, von dem wird auch viel gefordert werden.* Wer hier ſchon die Mittel und die Gelegenheit erhalten hatte, zu einer richtigen Erkenntniß zu gelangen, und ein geſitteter, guter Menſch zu werden, aber es nicht wurde, keinen oder wohl gar einen ſchlechten Gebrauch von dieſen Mitteln machte, der wird einmal eine weit ſchwerere Verantwortung, und nichts zu ſeiner Entſchuldigung haben; ſein Schickſal wird dann weit härter und trauriger ſeyn, als das Schickſal desjenigen, der hier weniger Gelegenheit zur Veredlung ſeines Geiſtes und Herzens hatte.

Gumal. Ich danke dir, Antonie, daß du mich auch mit dieſer Wahrheit bekannt gemacht haſt; ich will ſie nie vergeſſen. Auch ſie ſoll mir zum Antrieb dienen, nach immer mehr Vollkommenheit zu ſtreben, damit ich mich einmal nicht vor Gott, meinem Richter, ſchämen darf.

So ſchieden ſie nun von dieſer lehrreichen Stätte, gelangten nach einigen Umwegen wieder zu ihren Wohnungen, wo ſie ſich von ihrer Wanderung erholten, und noch an demſelben Abende in der Hütte des Graiſes gemeinſchaftlich von der Geſchichte dieſes Tags, und den gemachten Bemerkungen unterhielten.

Wenige Tage nach der Abreiſe Widdams und Fenlo's, kündigten die Stürme jene eintretende Naturveränderung an, die ſich gewöhnlich mit Anfang des Sommers ereignete, und erinnerte die Bewohner dieſer Gegend auf einen ſichern Winteraufenthalt zu denken, den ihnen die dazu ſo gut eingerichtete Bergwohnung gewährte. Schon lange vorher, war dieſe irdiſche Ruhe, wie ſie der Greis nannte, durch die geſchäftigen Hände der Coloniſten aufgeräumt, und erweitert worden, daß ſie jetzt die ganze Geſellſchaft aufnehmen konnte; und wie bekannt, fehlte es auch hier nicht an Gegenſtänden einer nützlichen Unterhaltung, und an Werkzeugen des Fleißes, durch deren Gebrauch ſie ſich die Zeit während der Regenmonate ſehr angenehm vertreiben konnten: ſo daß ſie auch das Beziehen der Winterwohnung für ein eigentliches Feſt der Freude hielten. Der Familienkreis zog ſich dann noch enger und traulicher zuſammen, ihre gemeinſchaftliche Unterhaltung wurde weniger unterbrochen; die bisherigen Feldgeſchäfte wechſelten nun mit leichten Handarbeiten ab; man machte neue Verſuche in künſtlichen Arbeiten, wurde auf neue Erfindungen und zu immer mehr Ausbildung der Kunſt, die man trieb, geleitet. Wenn dann die Stürme von auſſem noch ſo ſehr heulten, und der Regen ſich in Strömen ergoß: herrſchte doch Ruhe im Innern, und ein heitrer zufriedner Sinn, der alle belebte, verſcheuchte allen Unmuth aus dieſem Kreiſe froher Menſchen, die durch Eintracht und Liebe in ſo genauer Verbindung mit einander lebten.

Wenn nach den Geſchäften des Tags der Abend anbrach, und die ſchöne gläſerne Lampe, die in der Mitte des Zimmers über dem Tiſche hieng, angezündet, und der vom Antonio und Philipp neuverfertigte Lehnſtuhl des Greiſes näher beigerückt wurde: dann drängten ſich alle um den Tiſch, dann war jedes Auge auf den weiſen Lehrer gerichtet, und jedes Herz offen, um ſeinen ſo belehrenden Unterricht aufzunehmen. Welche ſelige Unterhaltung gewährte es ihnen dann, wenn er ihnen aus den heiligen Schriften der Bibel entweder ſelbſt vorlas, oder dieß Geſchäft dem Gemal oder der Lina übertrug, und dieſe vorgeleſenen Stellen durch nöthige Erklärung und weitre Entwickelung der darinne enthaltenen Wahrheiten recht faßlich machte. Bei dieſem

ſem belehrenden Geſchäfte wurde der Greis von ſeinen übrigen Freunden unterſtützt, die ihre geſammelten Kenntniſſe und Erfahrungen ihren jüngern Freunden mittheilten. So unterhielt ſich Bernhardt ſehr oft mit ihnen über die Geſchichte der Menſchen, und der verſchiedenen Veränderungen, die ſich unter ihnen zugetragen hatten; wobei er ſie beſonders auf den Gang der göttlichen Vorſehung, und auf den wichtigen Einfluß aufmerkſam machte, den die Denkungsart und das Verhalten der Menſchen auf ihre glücklichen und unglücklichen Schickſale gehabt habe. Antonio führte ſie zur genauern Kenntniß der Natur, zur Kenntniß ihres eignen Körpers, und des Verhältniſſes, in welchem ſie zur übrigen ſichtbaren Welt ſtünden, lehrte ihnen die verſchiedenen Kräfte der Natur und ihre Wirkungen, die mannichfaltigen Geſchöpfe, nach ihrer beſondern Einrichtung, Beſchaffenheit und Zweck, ſo viel möglich genauer kennen, und die Größe der Allmacht, Weisheit und Güte des Schöpfers deſto mehr in dieſen ſeinen Werken bewundern. Auch Philipp theilte ihnen ſeine lehrreichen Bemerkungen und Erfahrungen mit, die er vormals auf ſeinen vielen Reiſen eingeſammelt hatte; machte ſie mit der Lage der Länder, der Verſchiedenheit ihrer Einwohner, ihrer Sitten und Gewohnheiten, ihres Kunſtfleißes und ihrer Arbeiten bekannt: ſo daß man mit Recht dieſen Aufenthalt in der Winterwohnung als Schule der Weisheit anſehen konnte, und die Tage nur zu ſchnell dahin ſchwanden, die ſie in derſelben zubrachten.

Wie ganz anders ſagte Chilum zu ſeinen Landsleuten, wie viel beſſer iſt es hier, als in unſerm ehemaligen Vaterlande, wo wir dieſe Zeit in träger Unthätigkeit verſchlummerten, die wir hier auf eine ſo nützliche Art anwenden.

Um auch den Körper in beſtändiger Thätigkeit zu erhalten, und dadurch die Kräfte deſſelben zu ſtärken, wurde nicht nur den Tag über in den verſchiedenen Werkſtätten, auf der Drehbank, der Töpferſcheibe, und bei dem Schmiedeofen gearbeitet: ſondern wenn es die Witterung einigermaßen zuließ, auch im Freien, außer der Wohnung, manche Stunde mit Holzfällen, Pfähleſchneiden, Jagen und andern nützlichen Uebungen zugebracht; und bald gewöhnten ſich ihre

Körper auch an die unfreundliche Witterung, daß nur ein ſehr ſtarker Regen ſie in die Wohnung zurücktreiben konnte.

Schon einigemal hatte Gumal mit ſeinem Vater vergeblich den Berg erſtiegen, der über ihrer Wohnung hoch hervorragte, und von welchem ſie in eine ziemliche Entfernung ſehen konnten, ob ſie vielleicht ihre wiederkehrenden Freunde bemerken mögten. Mit jedem Tage ſtieg ihre Sehnſucht nach ihnen, und wenn ſie ja mit einiger Ungeduld das Ende der Regenzeit wünſchten: ſo geſchahe es, damit dieſe Lieben ihre Zurückkunft deſto mehr beſchleunigen mögten.

Aber ſelbſt gegen Ausgang des Winters ſchien dieſe ihre Hoffnung in ihrer Erfüllung noch länger aufgehalten zu werden. Ein heftiger Sturmwind begleitete ein ſo ſtarkes Gewitter, dergleichen ſie noch nicht erlebt hatten, welches die ganze Natur aufzuregen ſchien, und ſich mit dem ſtärkſten Platzregen endigte. In der That befanden ſie ſich dabei in keiner geringen Gefahr, und ſie mußten allen ihren Muth zuſammen nehmen, um ſich gegen ängſtliche Furcht zu waffnen. Der Sturm drohte ihre Wohnung einzuſtürzen, und als die Wuth deſſelben nachließ, ſtürzten de Waſſerſtröme vom nahen Berge ſo ſtark auf dieſelbe, daß ſie ſich genöthigt ſahen, um ihr Leben zu ſichern, ſich in die innere Höhle des Berges zu ziehen, deren ſie ſich bisher zur Vorrathskammer bedient hatten. Eins der Nebengebäude, das mit Heu und Stroh für die Maulthiere angefüllt war, wurde wirklich von der einbrechenden Fluth fortgeriſſen, und der Stall ſelbſt, in welchem ſich die Thiere befanden, ließ alle Augenblicke den Einſturz befürchten. Was ſelbſt den Grais bei aller ſeiner Standhaftigkeit bedenklich machte, war dieß, daß die Luft von ſtinkenden ſchweflichten Dünſten erfüllt war, die den Ausbruch eines nahen Erdbrandes befürchten ließen. Es währte lange, ehe die Gefahr vorübergieng; erſt gegen Abend ließ das heftige Gewitter nach, und wurde in einen ſanften Regen aufgelößt. Wie freute ſich die Geſellſchaft, als ſie nun wieder freier athmen, und ſich in der Wohnung verſammeln konnte; wie herzlich dankte ſie Gott für ihre Erhaltung, für ſeinen gnädigen Schutz, unter dieſen drohenden Gefahren.

Als ſie den Morgen darauf erwachten, dünkte ihnen, als wären ſie auf einmal unter einen ganz andern Himmelsſtrich verſetzt worden; der ganze Horizont war heiter, die finſtern Wolken, die ihn bisher bedeckt hatten, waren verſchwunden, und die eben aufgehende Sonne verbreitete ihr erfreuendes Licht über denſelben, obgleich die Luft noch immer einen ſchweflichten Geruch behielt. Nur die Erde zeigte noch die Merkmale des geſtrigen Gewitters. Die Ströme waren zwar größtentheils verlaufen, hatten aber überall die Spuren ihrer verwüſtenden Kräfte hinterlaſſen; da lagen Bäume, die mit ihren Wurzeln aus der Erde geriſſen waren; Steine und Erdſchichten in großen Maſſen hier und da hingeworfen; der nahe Fluß war aus ſeinem Bette getreten, und hatte die ganze niedre Gegend unter Waſſer geſetzt, aus welchem hier und da die Gipfel der angepflanzten Obſtbäume hervorragten.

Dieſer Anblick ließ die Bewohner der Colonie wenig Gutes für ihre neuen Anpflanzungen erwarten; ſchon hielten ſie die Mühe, die ſie auf die Erbauung ihrer Wohnungen, und den Anbau ihrer Gärten verwendet hatten, für verloren; und kaum war der Boden etwas trocken geworden, als ſie ſich aufmachten, um den Schaden zu beſehen. Allein zu ihrem freudigen Erſtaunen wurden ſie gewahr, daß derſelbe bei weitem ſo beträchtlich nicht war, als ſie ſich denſelben gedacht hatten; noch ſtanden ihre Wohnungen, nur an einigen Stellen etwas beſchädigt; auch ihre Pflanzungen hatten wenig gelitten, ſo daß ſie mit völlig beruhigtem Herzen wieder mit dieſer frohen Nachricht zu den Graiſen zurückkehrten.

Es vergiengen nur wenige Tage, und die ganze Gegend umher gewann wieder ihr liebliches Anſehen. Es ſchien, als ob nach jenem letzten Kampfe, ſich die Kräfte der Natur verſtärkt hätten, um deſto wohlthätigere Wirkungen hervor zu bringen, und jede Spur der vorigen Verwüſtung auszutilgen; die Bäume hatten ihr welkes Laub abgeſtreift, um deſto friſcher zu grünen, und all die unzähligen Keime von Pflanzen trieben unter dem Einfluß der erwärmenden Sonne, aus der befeuchteten Erde deſto ſchneller hervor. Mit dieſen erfreuenden Ausſichten in die ſich verſchönernde Gegend, wurde zugleich in den Gemüthern ihrer Bewohner die Hoffnung erregt, ihre Freuden auch nun bald durch die Ankunft der erwarteten Freunde vermehrt zu ſehen. Einmal beſonders, dem die Trennung von ſeinem geliebten Widdam jetzt erſt recht den Werth eines ſolchen Freundes fühlen ließ, wartete mit Ungeduld auf ſeine Zurückkunft, und machte ſich eines Morgens, begleitet von Riggnit, frühe auf den Weg nach dem Fluſſe, wo er ihre Ankunft erwartete.

Als ſie hier ankamen, bemerkten ſie mit Entſetzen, welche Zerſtörung das letzte Gewitter bewirkt habe; der Fluß ſelbſt war zu einer anſehnlichen Höhe geſtiegen, und fluthete noch mit unaufhaltbarer Gewalt, mit der er Steine und Bäume fortwälzte. Umſonſt ſahen ſie ſich nach jener Hütte um, die ſie an dem Ufer deſſelben aufgerichtet, und zu einem Verſammlungsorte an feſtlichen Tagen beſtimmt hatten; ſie war vom Strome fortgeriſſen, und keine Spur mehr von ihr übrig. Auch die gegenüberliegende Gebirgsſeite trug die Merkmale des fürchterlichſten Orkans: viele Bäume waren ihrer Wipfel beraubt, oder lagen ganz umgeſtürzt, und wurden noch kaum von dem Arm einer Wurzel gehalten, der ſich mit Mühe an der abgeſpülten nackten Felſenwand erhielt. In einiger Entfernung ſahen ben ſie noch einen leichten Dampf aufſteigen, der ihnen die geäuſſerte Vermuthung des Graiſes beſtätigte, es mögte vielleicht in der Nähe ein Vulkan ausgebrochen ſeyn.

Mit dieſer Nachricht kehrten ſie zur Geſellſchaft zurück, die eben beſchäftigt war, verſchiedene Geräthſchaften, die vom eingedrungenen Regen gelitten hatten, an die Luft zu bringen, und an der Sonne zu trocknen.

Denke nur Vater: ſagte Gumal zum Graiſe, als ſie ſich wieder in der Wohnung befanden: unſre neulich erbaute Hütte iſt nicht mehr, und alle die ſchönen Anlagen, die wir bei derſelben gemacht hatten, ſind mit einemmal vernichtet.

Grais. Laß dich's nicht wundern Gumal. Konnte der Baum, der wohl hundert und mehr Jahre feſt eingewurzelt auf Felſen ſtand, der Gewalt des Sturms nicht widerſtehen, wie konnte es die Hütte, die unſre ſchwachen Hände erſt vor Kurzen, und noch dazu auf ſandigem Boden errichtet hatten? Ich ſahe es wohl voraus, daß ſie nicht lange auf jener Stätte ſich erhalten würde; ſie war aber doch nicht vergeblich errichtet, ſie war nur zum einſtweiligen Gebrauch beſtimmt; nicht aber daß wir immer in derſelben verweilen wollten. Lerne du bei dieſer Gelegenheit, mein Lieber, daß überhaupt alles auf dieſer Erde der Vergänglichkeit unterworfen, daß hier nichts von bleibender Dauer iſt. Ich habe dich ſchon mehrmals darauf aufmerkſam gemacht, beſonders bei dem Grabe des Pedro. Siehe, dieſe irdiſche Hütte, der Leib, den wir an uns tragen, iſt eben ſo hinfällig, ſo zerſtörbar, wie dieſe Wohnung, in der wir uns jetzt befinden; es kömmt auch eine Zeit, wo keine Spur mehr von ihr übrig ſeyn wird. Wenn nun unſer ganzes Weſen bloß in dieſem Körper beſtänd — könnten wir dann wohl ſo ruhig an die einſtige Auflöſung deſſelben denken?

Gumal. Nein; denn dann würde unſer ganzes Daſeyn aufhören. Aber es lebt in uns ein Geiſt, der iſt unſterblich; der dauert auch noch nach dem Tode fort.

Grais. Und dieſer unſer Körper?

Gumal. Verweßt zwar in der Erde, wird aber auch nicht immer in der Verweſung bleiben, ſondern durch Gottes Allmacht wieder erweckt werden, und noch ſchöner hervorgehen.

Grais. Ich ſagte dir vorhin, daß alles was irdiſch iſt, der Veränderung und Vergänglichkeit unterworfen iſt: das bemerken wir ſchon jetzt an den einzelnen Geſchöpfen, die ſich auf dieſer Erde befinden; aber wiſſe, daß auch mit dieſer ganzen Erde ſelbſt noch eine wichtige Veränderung vorgehen wird, daß ſie nicht immer das bleibt, was ſie jetzt iſt, ſondern auch einmal ein Ende nehmen, und in veränderter Geſtalt, nach dem Willen des Allmächtigen, aus ihrer Zerſtörung hervorgehen wird.

Gumal. Wie? dieſe Erde bleibt nicht immer?

Grais. Nein; ſie war nicht immer, war nicht von Ewigkeit her, und wird auch nicht in Ewigkeit ſeyn, ſie hat einen Anfang gehabt, und wird einmal wieder ein Ende nehmen.

Gumal. Woher weißt du denn das, Vater?

Grais. Aus den Verkündigungen Jeſu und ſeiner Apoſtel. Jeſus redete mehrmals mit ſeinen Jüngern von einem Zeitpunkte, wo die gegenwärtige Beſchaffenheit dieſer Erde aufhören, wo ſie vergehen, und ein Ende nehmen werde; er nennte dieß den jüngſten, oder letzten Tag, der beſonders für alle die bisherigen Bewohner derſelben äuſſerſt wichtig ſeyn würde, weil auch an demſelben ihr endliches Schickſal werde entſchieden werden; und ſeine Apoſtel, beſonders Petrus, redet ſehr beſtimmt von einem Zeitpunkte, der ganz plötzlich und unvermuthet eintreten werde, wo dieſe ganz auſſerordentliche groſſe und furchtbare Veränderung vorgehen, die ganze Luft, die die Erde umgiebt, ſo wie ſie ſelbſt entzündet die Beſtandtheile der Erde von der Hitze aufgelöſt, und mit allen Werken, die darinnen ſind, von Feuer verzehrt werden würden?

Gumal mit einem ängſtlichen Blick. Alſo im Feuer wird dieſe Erde untergehen?

Grais. So ſagt uns die heil. Schrift.

Gumal. Und wenn ſagt ſie uns, daß dieß geſchehen werde?

Grais. Von der Zeit und Stunde giebt ſie uns keine beſtimmte Nachricht; Jeſus ſagt, dieß habe ſich der Vater vorbehalten, ohne es jemanden zu entdecken.

Gumal. Warum denn dieß?

Grais. Dieſe Frage kömmt mir befremdend von dir vor; du biſt ja doch überzeugt, daß Gott, als das weiſeſte Weſen, auch bei allem, was er thut, oder nicht thut, die beſten Abſichten hat. So hatte er ſie gewiß auch dabei: daß er uns nicht den beſtimmten Zeitpunkt von dem Untergang der Erde voraus wiſſen ließ; theils, damit wir uns nicht vor der Zeit ohne Noth ängſtigen, theils aber auch, damit wir nicht ſo ſicher auf dieſer Erde leben, ſondern uns immer in Bereitſchaft auf jenen großen Tag halten ſollten: darum ſagt eben der Apoſtel, der uns jene Nachricht von dem bevorſtehenden Ende der Erde giebt: weil ihr in dieſer Erwartung lebt, ſo wendet deſto mehr Fleiß an, daß ihr, ſo lange ihr auf der Erde lebt, euch unbefleckt von Sünden erhaltet, und unſträflich, rechtſchaffen und tugendhaft vor eurem Herrn erfunden werdet: dann könnt ihr ohne ängſtliche Furcht jenen großen Tag erwarten, und werdet mit Freuden beſtehen vor des Menſchenſohn.

Gumal. Vor des Menſchenſohn — iſt das nicht Jeſus unſer Herr?

Graik. Ja, er iſts, der einſt wieder vom Himmel kommen, und eben durch ſeine Kraft dieſe auſſerordentliche Veränderung bewirken wird.

Gumal. Wenn das iſt, Vater, ſo wird er ſich auch gewiß ſeiner Menſchen dann annehmen, und ſie zu erhalten wiſſen; denn er iſt ja ihr Herr.

Grais. Ja, aber ſetze auch dazu, ihr Richter; denn er iſt verordnet von Gott zum Richter der Lebendigen und der Todten. Eben an jenem großen Tage wird zugleich das Schickſal aller Menſchen, die jemals auf der Erde gelebt haben, für ihr ganzes ewig fortdauerndes Leben entſchieden werden.

Gumal. Die Menſchen aber, die nun längſt ſchon geſtorben ſind, und in den Gräbern liegen? —

Grais. Die werden bei dem Anbruche jenes großen Tages, an welchem die Erde durchs Feuer verwandelt werden wird, aus ihren Gräbern erwachen.

Gumal. Alſo die guten und böſen Menſchen?

Grais. Alle: denn, ſagte Jeſus ſelbſt: ſiehe es kömmt der Zeitpunkt, die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern ſind, werden des Sohnes Gottes Stimme hören, und werden hervorgehen; die da Gutes gethan haben, zur Auferſtehung des Lebens, die aber Uebels gethan haben, zur Auferſtehung des Gerichts.

Gumal. Diejenigen aber, welche an jenem großen Tage noch am Leben ſind —?

Grais. Die werden wahrſcheinlich für Schrecken in einen todenähnlichen Zuſtand dahinſinken, und in demſelben, dem Körper nach, zu ihrer künftigen ewigen Beſtimmung verwandelt werden.

Gumal. Nun Vater — was wird denn nun mit den Menſchen vorgehen?

Grais. Sie werden ſich vor Jeſu, dem höchſten Richter der Menſchen verſammeln, und von ihm das Urtheil hören, ob ſie der höhern Seligkeit in der zukünftigen Welt würdig, oder unwürdig, eines beſſern Lebens fähig oder unfähig ſind. Wir müſſen, ſagt der Apoſtel Paulus, alle offenbar werden vor dem Richterſtuhle Jeſu Chriſti, auf daß ein jeglicher empfange, nachdem er gehandelt hat, während ſeines Lebens auf der Erde, Gutes oder Böſes.

Gumal. Die Menſchen werden alſo in der zukünftigen Welt nicht ſo wie hier auf der Erde, böſe und gute, unter einander leben?

Grais. Nein; der Weltrichter wird ſie von einander abſondern, und jedem ſeinen künftigen Aufenthalt anweiſen, wo ſie entweder glücklich oder unglücklich leben werden, je nachdem ihr Verhalten auf dieſer Erde war.

Gumal. Diejenigen Menſchen alſo, die böſe und laſterhaft hier geweſen ſind? —

Grais. Die werden auf das gerechte Urtheil ihres Erlöſers in die ewige Pein gehen, in einen elenden, ihrem unwürdigen Verhalten angemeſſenen Zuſtand verſetzt werden; die Frommen und Tugendhaften aber in ein ewig glückliches Leben.

Der Grais endigte hier ſeine Unterredung, um ſeinen Zöglingen Zeit zu laſſen, über dieſe Wahrheiten weiter nachzudenken. Wenn wir uns, ſagte er, dieſen Abend wieder verſammeln werden, werde ich euch zeigen, in welcher Verbindung auch dieſe Wahrheiten mit den übrigen Lehren der chriſtlichen Religion ſtehen, welchen Einfluß ſie auf unſre Beſſerung haben, und uns zu dem großen Zweck leiten, durch Weisheit und Tugend vollkommen glücklich zu werden.

Schön war der Tag, den ſie unter verſchiedenen nützlichen Geſchäften zugebracht hatten; angenehm die Empfindung, daß ſie nun wieder in Gottes freier Luft athmen, und auf ſeiner ſchönen Erde ſich ausbreiten konnten, was ſie ſeit einiger Zeit in der eingeſchloſſenen Wohnung hatten entbehren müſſen: aber noch ſchöner ſchien ihnen der Abend zu werden, der bei dem ſanftern Schimmer der untergehenden Sonne, erquickende Ruhe über die Gegend verbreitete. Es war der erſte Abend, den ſie wieder unter freiem Himmel zubringen konnten. Um ihn recht zu genieſſen, beſtiegen ſie den Berg, wo ſie ſich auf bemoosten Steinen um den Grais herum ſetzten, und ſich an dem Anblick der ſchönen Gegend ergötzten.

Lina. Es iſt aber doch Schade, daß dieſe ſchöne Erde einmal untergehen ſoll.

Gumal. Ja, das iſt mir den ganzen Tag über nicht aus dem Sinn gekommen, und ich geſtehe dir, Vater, ich kann nicht begreifen, warum der weiſe und gütige Schöpfer dieſe Erde, die er doch ſo ſchön erſchaffen hat, wieder zerſtören und vernichten ſollte.

Grais. Wenn ihr freilich an Zerſtören und Vernichten dabei denkt, ſo muß es euch unbegreiflich vorkommen, und ihr werdet es mit der Art, wie Gott gewöhnlich handelt, nicht vereinigen können. Denn daß Gott keine Freude am Zerſtören ſeiner Werke findet: davon ſeyd ihr ja wohl überzeugt; das kann euch auch das letzte furchtbarſte Gewitter lehren, deſſen wohlthätige Wirkungen zur Erneuerung und Verſchönerung dieſer Gegend ihr in Zukunft immer mehr erkennen werdet. Wird denn aber darum eine Sache gänzlich vernichtet, wenn ſie aufhört, das zu ſeyn, was ſie bisher war? Sie kann vielleicht nur ihre äuſſerliche Form und Geſtalt verlieren, aber in deſto ſchönerer Geſtalt wieder erſcheinen. Nennt man das Vernichtung?

Gumal. Nein; das iſt eine Verwandlung, die mit der Sache vorgeht.

Grais. Ehe aber dieſe Verwandlung vorgehen kann, muß ſie da nicht zuvor zerſtört, oder in ihre Theile aufgelößt werden?

Gumal. Nicht anders.

Grais. Wenn wir ſtatt einer ſchlechten Wohnung eine beßre an ihrer Stelle erbauen wollen, müſſen wir nicht die alte zuvor zerſtören und niederreißen?

Lina. Ja.

Grais. Wenn du mit dem kommenden Frühjahre wieder neue Blumen in deinem Gärtchen aus den Zwiebeln und Saamen zeugen willſt, die du eingetragen haſt; was muß da mit dieſen Zwiebeln und Saamen geſchehen?

Lina. Ich muß ihn in die Erde bringen.

Grais. Bleibt er da, was er vorher war?

Lina. Nein, er wird aufgelößt durch die Verweſung, und verwandelt ſich dann in Pflanzen und Blumen.

Grais. Wenn dieſer unſer Körper ſtirbt, was geht da mit ihm vor? Bleibt er, was er bisher war?

Gumal. Nein: er wird zerſtört, und in ſeine Theile aufgelößt.

Grais. Und wird er immer in dieſem Zuſtande bleiben?

Gumal. Nein; er wird einſt ſchöner wieder auferſtehen.

Grais. Was iſt dann mit ihm vorgegangen?

Gumal. Eine Verwandlung.

Grais. Wie, wenn nun dieß auch der Fall mit dieſer Erde wäre? Wenn es dem weiſen Schöpfer gefiel, eine neue zu bilden, was müßte dann mit dieſer gegenwärtigen vorgehen?

Gumal. Eine Verwandlung.

Grais. Könnte dieſe aber ſo gleich geſchehen, oder müßte zuvor etwas mit dieſer Erde geſchehen?

Gumal. Ja ſie müßte zuvor zerſtört werden, oder aufhören das zu ſeyn, was ſie jetzt iſt.

Grais. Die Art nun dieſer Zerſtörung, oder das Mittel, deſſen ſich die Allmacht Gottes dazu bedienen wird, können wir nicht beſtimmen; das weiß nur Er, der Allweiſeſte am beſten; und er hat uns ſo viel nicht undeutlich merken laſſen, daß es einſt durch Feuer geſchehen werde, weil dieß Element dasjenige iſt, das die Dinge am ſchnellſten auflöſt

Gumal. Du meinſt alſo, Gott werde dann auf dieſe Zerſtörung der Erde wieder eine neue hervor bringen?

Grais. Das können wir mit Recht von dem weiſen, mächtigſten Gott erwarten, der nichts in der Welt ohne Urſache thut, bei allen ſeinen Werken die weiſeſten Abſichten hat, und aus anſcheinenden Uebeln und zerſtörenden Urſachen neue edlere Wirkungen hervortreten läßt; und auch die heil. Schrift läßt uns dieß erwarten, wenn ſie ſagt: Gott werde *ein Neues ſchaffen*; die Erde werde durchs Feuer *verwandelt* werden.

Gumal. Demungeachtet, Vater, wenn ich mir auch denke, daß die Erde noch ſchöner aus ihrem Brande durch den Willen des Allmächtigen hervorgehen könnte: ſo bleibt es doch immer für ihre bisherigen Bewohner ein erſchrecklicher Tag, wo dieſe große Veränderung mit ihr vorgehen wird.

Grais. Das gebe ich dir zu, daß es allerdings ein furchtbarer und erſchrecklicher Tag für alle die Lebenden ſeyn werde, wenn dieß Ende der gegenwärtigen Welt eintreten wird.

Gumal. Beſonders auch um deswillen, weil zugleich mit dieſem Zeitpunkt das Schickſal aller Menſchen auf immer wird entſchieden werden; denn du ſagteſt uns ja, daß alsdann das große endliche Gericht über ſie würde gehalten werden.

Grais. Ja, aber ſage mir, wer hat wohl Urſache ſich zu fürchten, der, der ſich bewußt iſt

Gutes gethan zu haben? oder der es fühlt, das er Unrecht gehandelt hat?

Gumal. Der, der Unrecht gehandelt hat.

Grais. Und wer hat bei irgend einer Veränderung, die mit ihm vorgehen ſoll, Urſache, ängſtlich zu erſchrecken, der, welcher ſich Glück, oder der ſich Unglück zu verſprechen hat?

Gumal. Derjenige, der ein Unglück befürchten muß.

Grals. Wer aber erwarten, mit Zuverſicht erwarten kann, daß er nun in einen weit glücklichern Zuſtand werde verſetzt werden: was wird der auch bei dem furchtbarſten Auſtritt empfinden?

Lina. Hoffnung und Freude!

Grals. Welcher Menſch hat nun wohl die Hoffnung, die gewiſſe Hoffnung, daß es ihm auch bei jener großen Veränderung wohl gehen werde?

Lina. Der Tugendhafte und Fromme.

Gumal. Hat der alſo Urſache, jenen groſſen Tag ängſtlich zu fürchten?

Lina. Ach nein; er wird ihn getroſt erwarten können!

Gumal. Was macht ihn ſo getroſt?

Lina. Die Ueberzeugung, rechtſchaffen in der Welt gelebt zu haben.

Grais. Was giebt ihm dieſe Ueberzeugung?

Lina. Sein gutes Gewiſſen.

Grais. Wen alſo ſein eignes Herz, ſein Gewiſſen nicht verdammt, was wird der beim Anbruch jenes großen Tags empfinden?

Lina. Freudigkeit.

Grais. Wird der wohl vor ſeinem künftigen Richter erſchrecken?

Lina. Ach nein; zumal wenn dieſer Richter der Jeſus iſt, den er ſchon hier ſo ſehr liebte, und nach deſſen Willen er hier tugendhaft gelebt hat.

Grais. Wird er befürchten, daß ihn dieſer ſein Richter verdammen, von ſich ſtoßen — unglücklich machen werde?

Lina. Ach nein; das wird der ſo gerechte und gute Richter gewiß nicht thun.

Grais. Wird alſo der Fromme wohl wie ein Sünder ins Gericht kommen, und vor ſeinem Richter erſchrecken dürfen?

Lina. Das glaube ich nicht.

Grais. Nein; das haben wir auch nicht zu fürchten: denn dieſer Jeſus hat es uns ſelbſt verſichert: Wer an mich glaubet, wer hier nach den Grundſätzen meiner Religion lebt, der kömmt nicht ins Gericht, ſondern er iſt vom Tode zum Leben hindurch gedrungen, das iſt, er iſt von dem Augenblicke ſeines Todes an ſchon ſelig.

Gumal. Du ſagteſt ja aber doch, daß alle Menſchen vor dem großen Richter erſcheinen müßten, alſo doch wohl auch die Guten?

Grais. Iſt denn das Erſcheinen vor ſeinem Richter für einen guten Menſchen erſchrecklich, wenn er weiß, dieſer ſein Richter kennet ihn, und wird ein gerechtes Urtheil über ihn fällen? Wie, wenn ſein Richter ihm eben bei dieſer Gelegenheit ein öffentliches Zeugniß ſeines Wohlverhaltens, ſeiner Zufriedenheit mit ihm auch vor andern geben, und ihn ſeiner Treue und Rechtſchaffenheit wegen feierlich belohnen wollte: wozu würde ihm denn das Erſcheinen vor ſeinem Richter gereichen?

Gumal. Zu ſeiner größten Ehre; zu ſeinem höchſten Glück.

Grais. Denke dir einen Rechtſchaffenen, der hier in der Welt ganz im Verborgnen, vielleicht in Armuth und Niedrigkeit gelebt hätte, und von ſeinen Nebenmenſchen ganz wäre überſehen, ja wohl gar ſeiner Rechtſchaffenheit wegen, gekränkt und verfolgt worden: ſeine Tugend, ſeine Unſchuld wäre nicht ans Licht gekommen; man hätte ihm in der Welt kein Recht wiederfahren laſſen — wird der nicht wünſchen, daß einmal ein Tag ſeyn möge, wo ſeine Unſchuld und Redlichkeit auch vor den Menſchen erkannt würde, daß einmal ein gerechter Richter über ihn urtheilen möge? wird ſich der nicht freuen, daß einmal ein ſolcher Tag, ein ſolcher Richter kommen, und ſeine Gerechtigkeit ans Licht bringen wird? Was kann ihn ehrenvoller ſeyn, als das Zeugniß, das öffentliche Urtheil ſeines Herrn und Richters, welcher geben wird einem jeglichen nach ſeinen Werken; nemlich Preiß und Ehre, und unvergängliches Weſen, denen die mit Geduld in guten Werken trachteten nach dem ewigen Leben; Trübſal aber und Angſt über alle Seelen der Menſchen, die böſes gethan haben — O meine Lieben, wenn ihr alſo auch jenem großen Tage ohne Aengſtlichkeit entgegen ſehen, wenn ihr auch einſt vor Jeſu euern Richter mit Freudigkeit beſtehen wollt: ſo ſehet ja zu, und wendet allen euren Fleiß darauf, daß ihr, während ihr hier lebt, vor ihm unſträflich erfunden werdet, daß ihr ein gutes Zeugniß eures Gewiſſens bewahret, bis an jenen Tag. Dann werdet ihr euch der Erſcheinung eures Herrn und Richters freuen, und euer Glück wird dann ganz vollendet werden, wenn er zu euch ſagen wird: kommt her, ihr Geſegneten meines Vaters, und nehmet Beſitz von dem Reich, das euch von Anbeginn der Welt bereitet iſt.

Bei Endigung dieſer Rede blickte der Greis mit Heiterkeit und Freude zum Himmel auf. Seine Augen verweilten lange auf dieſem prächtigen Schauſpiel des geſtirnten Himmels, und ſeine Seele verlohr ſich gleichſam in dem großen Gedanken, an den Unendlichen, den allmächtigen Weltenſchöpfer, der in dem unermeßlichen Raume der Schöpfung, Miriaden Welten hervortreten, und in unüberſehlicher Ferne in unermeßlichen Kreiſen ſich bewegen ließ.

Du unbegreifliches, höchſtes Weſen! rief er im heiligen Entzücken aus: was iſt der Menſch, daß du ihn ſo ſehr achteſt, auch ein Zeuge deiner Herrlichkeit zu ſeyn, daß du ſelbſt hier, wo Nacht und Dunkelheit ihn umhüllt — ihn des Anblicks deines Himmels würdigeſt, ihn gleichſam einen Blick in jenes höhere Heiligthum thun läſſeſt, wo neue Wunder deiner ſchöpferiſchen Macht glänzen. — Was iſt doch der Punct, dieſe Erde, gegen jene unzähligen und weit größern Welten — und doch kenneſt du ſie alle; auch dieſe Erde mit ihren Bewohnern, auch wir auf dieſem unſern niedrigen Standorte ſind vor dir offenbar, werden von dir bemerkt, ſind von dir zu noch höherer Seligkeit beſtimmt! O laß uns doch ja dieſer unſrer Beſtimmung recht würdig auf dieſer Erde wandeln, damit wir ſie einſt mit der freudigen Zuverſicht, die du uns durch unſern Herrn Jeſum verſchaft haſt, verlaſſen können, daß wir ſie mit einem noch ſeligern Aufenthalt vertauſchen, und dort neue, ſeligere, ewige Freuden empfinden werden!

Noch waren die Augen Aller in die Höhe gerichtet, und eine frohe Ahndung erhob ihre Seelen zu den ſeligſten Hoffnungen, als ſich der Greis zum Bernhardt wendete und ſagte:

Freund! Wie iſts möglich, daß Menſchen, das Chriſten bei ſolcher unbegrenzter Ausſicht, je an der Hoffnung eines künftigen Lebens zweifeln, oder verlegen ſeyn könnten, wo ihre Seelen nach dem Tode des Leibes einen Aufenthalt finden würden? Wie konnten ſie einen Blick in das unermeßliche Reich Gottes thun, ohne ſich des Ausſpruchs des Erlöſers zu erinnern: *In meines Vaters Hauſe ſind viel Wohnungen!*

Bernhardt. Wie getroſt und ruhig können wir einſt dieſe Erde verlaſſen, da wir als Chriſten mit Ueberzeugung wiſſen, *unſer Vaterland*, unſer bleibender Aufenthalt *iſt im Himmel!*

Chilum. So kommen wir alſo auch einmal dahin, wo Jeſus hingegangen iſt, als er dieſe Erde verließ?

Bernhardt. Ja, wenn auch wir ihm hier auf dem Wege, der zum Himmel führt, nachfolgen.

Gumal. Und dieſer Weg iſt? —

Bernhardt. Seine Religion, die Anweiſung die er uns zur Seligkeit gegeben hat; befolgen wir dieſe, halten wir uns an ſeine Verſicherungen, leben wir nach den Grundſätzen, nach dem Beiſpiel, welches er uns gegeben hat.

ſo erfüllt er auch gewiß an uns ſeine Verheißung: wo ich bin, da ſoll mein Jünger auch ſeyn: ſo werden auch wir bei dem Herrn ſeyn allezeit.

Lina. Da finden wir alſo wohl einander wieder?

Bernhardt. Ja auch zu dieſer ſeligen Hoffnung berechtigt uns unſer Glaube: daß diejenigen, die hier von gleicher Geſinnung waren, und mit einander auf einem Wege zur Seligkeit wandelten, ſich auch dort wieder bei Jeſu ihrem Herrn zu gleichem Glück verſammeln, und in dieſer ſeligen Vereinigung ohne weitere Trennung, in Ewigkeit leben werden.

Lange noch unterhielten ſie ſich mit dieſer ſo erfreuenden Wahrheit, und empfanden ſchon im Geiſte die Freuden, die ſie einſt in der zukünftigen Welt, im reichſten Maaſe genieſen würden. Noch einmal erinnerte ſie der Grais, als er ſich von ſeinem Sitze erhob, um zur Wohnung zurückzukehren, an dieſe große Hoffnung zur Seligkeit, und verband damit die dringendſte Ermahnung, daß ſie nun ſo ihr ganzes Leben hindurch dieſes große Ziel immer vor Augen haben, und ſich mit allem Fleiß beſtreben mögten, es zu erreichen. Je mehr ihr euch, ſprach er, ſchon hier befleißiget, in der Erkenntniß und Heiligung zuzunehmen, um deſto mehr nähert ihr euch dieſem Ziel, und ſo wird euch einſt, wenn ihr euern Lauf auf Erden vollendet, und Glauben und gutes Gewiſſen behalten habt, der Eingang in jenes Reich der Herrlichkeit Gottes eröffnet werden, wo euer Glück erſt ganz vollkommen ſeyn wird.

Als Chilum am folgenden Morgen erwachte, weckte er mit einem Kuſſe ſeinen neben ihm ſchlummernden Gumal, und ſchloß ihn beim Erwachen freudig in ſeine Arme. Wie wird uns ſeyn, ſprach er, wenn wir einmal zu einem beſſern Leben erwachen, wenn wir einander dort wieder umarmen werden!

O mein Vater, rief Gumal! Schon einmal haben wir die Freude des Wiederſehens empfunden, als wir einander im Thale wiederfanden! Wie freudig ſchlug ſchon damals mein Herz! Wie herzlich dankte ich dem Allgütigen, der uns ſo glücklich wieder zuſammen führte! Immer würde ich mich nach dir geſehnt, und mein Glück nicht ſo recht in dieſem ſchönen Aufenthalt empfunden haben, wenn ich, getrennt von dir, hätte leben müſſen. Nun freue ich mich nochmehr, da ich weiß, daß Nichts, daß ſelbſt der Tod mich nicht auf immer von dir trennen wird, daß wir uns doch einmal in einer noch beſſern Welt wieder vereinigen werden.

Mit ſolchen frohen Empfindungen verlieſen ſie jetzt ihr Lager. Die liebliche Morgenröthe, die ihnen bei dem Eintritt ins Freie entgegenglänzte, heiterte ihr Geſicht noch mehr auf; der Geſang der Vögel, die den jungen Morgen begrüßten, erregte die Empfindungen der Freude und des Danks zu Gott in ihren Seelen. Hand in Hand wandelten ſie durch die bethauten Fluren dahin. Ohne es ſich einander zu ſagen, hatten ſie eine gleiche Abſicht bei ihrem frühen Spaziergange. Sie giengen zum Thale hin, um ihren erwarteten Freunden zu begegnen.

Vater, ſagte Chilum, als ſie den Berg hinab ſtiegen, und ſich dem Fluſſe näherten, wenn doch heut unſre Hoffnung erfüllt würde! Welch ein froher Tag würde dieß ſeyn, wenn wir in der Geſellſchaft unſerer Lieben wieder zurückkehrten.

Jedes entfernte Geräuſch ſpannte ihre Erwartung auf; das nahe Murmeln des Fluſſes, der jetzt wieder ruhiger an dem ſteinigten Ufer hinabfloß, kam ihren Ohren wie der Laut von Menſchenſtimmen vor; aus jedem vom Winde bewegten Buſch glaubten ſie, ihre Freunde hervortreten zu ſehen -- aber je näher ſie dem Fluſſe kamen, und von da den gegenüberliegenden Bergrücken ſehen konnten, ſahen ſie ſich in ihrer Erwartung getäuſcht.

Widdam hatte vor ſeiner Abreiſe einigemal ſeinen Freund Gumal auf eine Anhöhe aufmerkſam gemacht, wo ein groſſer ausgebreiteter Baum ſich über das niedrige Gebüſch erhob, und ihm geſagt, daß er ihn daſelbſt bei ſeiner Zurückkehr erwarten ſollte. Gumal bat ſeinen Vater, mit ihm dahin zu gehen. Jedoch ſtatt der erwarteten Freunde, trafen ſie eine Menge kleiner Affen an, die von den Datteln ſich nährten, welche hier in groſſer Menge unter dem Baume geſtreut lagen. Bei ihrer Ankunft nahmen dieſe Gäſte mit lauten Schreien die Flucht in den nahe liegenden Wald, wohin ſie Gumal aus Scherz eine Strecke Wegs verfolgte. Ob nun gleich auch hier die Erwartung der beiden frühen Wanderer fehlſchlug: ſo wurden ſie doch durch den groſſen Anblick der mannichfaltigen Gegenſtände, die dieſe Gegend ihren Augen darſtellte, dafür entſchädigt. Lange blieben ſie bei einem Felſenſtück ſtehen, über welches der Fluß in vielfachen Abſätzen ſchäumend herabſtürzte, und bewunderten den Glanz, den die eben aufgehende Sonne über dieſes prächtige Schauſpiel verbreitete.

Als ſie ſich jetzt anſchickten, wieder von ihrem frühen Spaziergange zurück zu kehren, und noch einmal die Gegend mit ihren Augen durchſpäheten, hörten ſie in einiger Entfernung im Walde einen Knall, den der Wiederhall zitternd bis zu der Felſenwand forttrug.

Das war ein Schuß, rief Chilum etwas beſtürzt aus.

Sie kommen, ſie kommen, rief Eumal! das iſt das Zeichen der Wiederkehr, das mir Widdam zu geben verſprach; und nun ergrif er die Hand ſeines Vaters, und zog ihn mit ſich nach der Gegend des Waldes hin, wo der Schuß gefallen war.

Noch ehe ſie den Wald betraten, rief Chilum mit voller Stimme den Namen Widdam hinein. Tief aus demſelben tönte eine noch unverſtändliche Stimme zu wiederholten Malen zurück; von beiden Theilen wurde der Zuruf wiederholt; endlich hörte Eumal ſehr deutlich ſeinen Namen rufen; er erkannte die Stimme ſeines Freundes Widdam und zitterte für Freuden; ehe er es ſich verſahe, drängte ſich etwas durchs Gebüſch, und in wenig Augenblicken ſtürzte der Geliebte in ſeine Arme.

Mit ſprachloſer Freude drückte ihn Gumal an ſein Herz. Chilum umarmte Beide: So biſt du uns wieder geſchenkt, Geliebter, rief er aus! Gelobt ſey Gott, der deine Reiſe beglückte! Du kömmſt doch nicht ohne Nauli zurück?

Freunde, ſprach Widdam, die Freude preßt mir den Athem in die Bruſt zurück! Ruft ihnen; ſie kommen — ich rieth ihnen — der Sicherheit wegen — in einiger Entfernung zu warten. — O Chilum — du erhältſt mehr — als du erwarteteſt!

Wo ſind ſie, Geliebter, daß ich ihnen entgegen eile. Nauli! Fenlo! Kommt, Freunde!

Wir kommen! ſchallte es dumpfig zurück. Und ſchon hörte man das Rauſchen der Füße durch das dichte Laub. Widdam hielt Chilum zurück, der ſich eben von ihm losreiſſen, und den Kommenden entgegen eilen wollte. Hier, auſſer dem Walde, ſprach er, iſt mehr Raum zum frohen Empfange.

Die weinende Stimme eines Kindes kündigte zuerſt die Ankunft der Gäſte an; eine Stimme, die in dieſer Gegend ſo unbekannt war, und die Erwartung Chilums und Gumals noch höher ſpannte.

Nach einigen Augenblicken trat Fenlo zuerſt aus dem Walde hervor; nach ihm kam Nauli, die auf ihren Armen einen kleinen Knaben trug, der ſich ſchüchtern an ihre Bruſt gelegt hatte; Mella, Widdams Geliebte, blieb hinter dem nächſten Baume, und ſahe mit verſtohlnen Blick neben demſelben vor.

Fenle ergrif ſeine Schweſter bei der Hand, und führte ſie mit freudigem Blicke dem erſtaunten Chilum entgegen. Hier, mein Beſter! rief er ihm entgegen, führe ich dir deine Gattin zu und mit ihr das holde Kind, den Zeugen eurer Liebe, welches das Band eurer Verbindung noch enger knüpfen wird. Sey mir willkommen, mein Freund, mein Bruder!

Mit ausgebreiteten Armen empfieng ihn Chilum; aber ſeine Augen waren auf Nauli und auf das holde Knäbchen an ihrer Bruſt gerichtet, das jetzt mit offnem Blick um ſich ſahe, und ſeine kleinen Aermchen nach Chilum ausſtreckte; als ſeine Mutter ſich ihm näherte und eine Bewegung machte, als wollte ſie ſich dem Fürſten zu den Füßen werfen. In dem Augenblick fieng er ſie mit ſeinen Armen auf: Sey du mir tauſendmal willkommen; meine Theureſte, meine

Beſte! Du, die du zur Zeit meiner Leiden, mich Verlaßnen aufrichteteſt: komm und theile nun mit mir die Freuden eines glücklichen Lebens.

Schmeichelnd ſchlang Nauli den einen Arm um den Nacken des Gatten, und drückte den feurigſten Kuß auf ſeinen Mund. Du liebſt mich noch? Haſt deine Nauli nicht vergeſſen? Haſt doch auch dieſen Knaben lieb, der dein Bild trägt? Da, Chiluli, küſſe deinen Vater!

Mit unbeſchreiblichen Entzücken nahm Chilum den Kleinen aus dem Arme der Mutter, drückte ihn mit Vaterzärtlichkeit an ſeine Bruſt, küßte ihm Stirn und Wangen, und hob ihn mit einem ſo dankbaren frohen Blick auf ſeinen Armen zum Himmel, der mehr, als alle Worte, ſagte, wie glücklich er ſich in dieſem ſeligen Augenblick fühle.

Du meine Wohlthäterin, meine Mutter! rief jetzt Gumal der Nauli zu, und warf ſich ihr in die Arme. — Gumal! verſetzte Nauli, als ſie ihn mit beiden Armen umſchlang! Hab' ich dich Flüchtling wieder? Nun ſollſt du mir nicht wieder entwiſchen! Wo haſt du meine Lina? die

ſoben

fodre ich nun von deinen Händen zurück, du loſer Verführer!

Gumal. Die empfängſt du unter keiner andern Bedingung, als daß du mich zugleich mit aufnimmſt, und als Mutter liebeſt. O welche Freude wird das für Lina ſeyn!

Während deſſen war Widdam ſeiner Mella entgegengegangen, die dieſen Auftritt der Liebe und Freude von Fern mit angeſehen hatte, und nun an der Hand des Geliebten getroſt in den Kreiß dieſer ſo frohen Menſchen eintrat, die ſie mit Herzlichkeit und Liebe empfiengen. Aber noch immer ſah ſie ſich mit einem ſchüchternen Blick um.

Chilum. Sind wir dir ſo fremd werden, liebe Mella? Kenneſt du Gumal nicht mehr?

Mella. Ja ich kenne ihn noch, ob er gleich ſeit der Zeit an Größe merklich zugenommen hat. Auch freue ich mich, dich meinen Fürſten wieder hier zu treffen.

Chilum. Hier bin ich nicht mehr dein Fürſt, liebe Mella; ich bin dein Freund, der Bruder deines Geliebten; du trittſt von jetzt an unter Menſchen, die eine Familie ausmachen und einander recht herzlich lieben.

Nella. Aber, wo ſind denn die weiſſen Männer, von denen du mir ſo viel erzählt haſt, Widdam? und von denen du mir die ſchönen Geſchenke gebracht haſt? Werden denn die mich auch ſo liebreich aufnehmen?

Widdam. Komm, und laß dich davon noch beſſer überzeugen.

Während dieſes Auftritts hatten ſich die zurückgebliebenen Freunde aus der Hütte, auf das dringende Bitten der Lina, auch auf den Weg gemacht, um zu erfahren, wo Chilum und Swmal ſo lange verweilten, und ob ſie vielleicht die erwarteten Gäſte angetroffen hätten. Agathe hatte, um den beiden Alten den Weg zu erleichtern, ihre beiden Maulthiere geſattelt, und gieng mit Wilhelm, den Zügel in der Hand, neben den reitenden Graiſen; Lina gieng mit Antonio und Philipp ihnen nach; Rigault beſchloß den Zug noch mit einem ſchwer beladenen Maulthiere; denn die Geſellſchaft hatte ſich vorgenommen, auf jeden Fall den noch übrigen Tag in dieſer Gegend zuzubringen.

Schon hatten ſie ſich am Fuße des Berges gelagert, und nahe an der Quelle ihr Zelt aufgeſchlagen, als Lina, die eben allein am Fluſſe hinwandelte, und ihre Augen oft nach den gegenüberliegenden Bergen richtete, die Ankommenden gewahr wurde.

Mit einem lauten Freudengeſchrei kündigte ſie dieß den Uebrigen an, und alle verſammelten ſich am Ufer. Der Anblick ihrer bekannten Landsleute, war für Lina und Rigault zu erfreulich, als daß ſie länger auf der Stelle hätten verweilen können; auf die erhaltne Erlaubniß des Graiſes, ſetzten Beide durch den Fluß, und eilten mit geflügelten Laufe ihnen entgegen.

In wenig Minuten hatten ſie dieſelben erreicht, und ganz auſſer ſich für Freude, ſtürzte Lina in den Arm ihrer Manli: o meine Mutter, meine gütige, beſte Manli! rief ſie aus, auch du biſt mir wieder geſchenkt! So ſind denn alle meine Wünſche erfüllt! O Gott! wie groß iſt die Freude des heutigen Tags! Wie danke ich dir, für das Geſchenk dieſer Lieben!

Manli konnte ſich kaum auf ihren Füßen erhalten; ſie legte ihren kleinen Säugling auf die Erde, um mit beiden Armen ihre Lina an ihre Bruſt zu drücken; ſo habe ich dich wieder, rief ſie aus: Lina! liebes, holdes Mädchen! Wie viel habe ich für dich gelitten! Deine Flucht hätte mir bald das Leben gekoſtet! und gerne hätte ich es für dich hingegeben, wenn ich nur wußte, daß du gerettet warſt.

Jetzt warfen ſich beide auf die Erde, neben den kleinen weinenden Knaben, der ſeine Händchen ängſtlich nach der Mutter ausſtreckte, die ihn küſſend aufhob, und in den Schoos der Lina mit den Worten legte: da, Lina, bringe ich dir auch einen kleinen Geſpielen mit: [illegible] klein warſt du auch, als ich dich aus den Händen deiner Mutter empfieng! Mögte er dir auch ſo lieb ſo theuer ſeyn, wie du es mir geweſen biſt.

Mit liebevollen Augen ſahe Lina auf den holden Knaben. Der Anblick eines Kindes auf ihrem Schooſſe, war ihr ſo neu, ſo herzlich; mit Rührung ſchloß ſie es in ihre Arme, küßte ihm die Thränen von den vollen Wangen, und drückte es ſanft an ihre Bruſt.

Nun führte auch Widdam ſein Mädchen zu ihr hin: hier gute Lina, bringe ich dir meine Geliebte, meine Mella, die du als deine Freundin aufnehmen, und lieben wirſt.

Sey mir herzlich willkommen, rief Lina ihr zu, meine Freundin! Lange ſchon haben wir uns auf deine Ankunft gefreut! Wie ſehnlich hat dich dein Widdam erwartet! Nun wird er nicht mehr bei unſern Freuden heimlich ſeufzen, und ſich ins Vaterland zurück wünſchen. Nicht wahr, Widdam, nun wirſt du gern unter uns verweilen?

Widdam. Nun erſt mit meiner Mella werde ich mich ganz glücklich in euerm Umgange fühlen. O meine Geliebte! Wie wirſt du mirs künftig danken, daß ich dich in die Geſellſchaft der beſten und würdigſten Menſchen eingeführt habe.

Mella. Mein Widdam hat mir ſchon ſo viel Gutes von dir erzählt, daß ich dich ſchon liebte, ehe ich dich ſahe; jetzt ſagt mirs aber mein eignes Herz, da ich dich ſehe, daß du meine Freundin biſt: und ich will mich gewiß deiner Liebe werth zu machen ſuchen.

Lina. Komm nun, und ſiehe erſt unſern Vater, und die übrigen Mitbewohner dieſer ſchönen Gegend, der erſte Anblick dieſer guten Menſchen wird dir zwar auffallen; ſie ſind zwar von andrer Farbe, als wir: aber an Güte des Herzens uns gleich, und übertreffen uns weit am Verſtande und Geſchicklichkeit; du wirſt dich bald an ihren Anblick gewöhnen, und dich mit jedem

Tage durch ihren belehrenden und beſſernden Umgang glücklich fühlen.

So führte nun Chilum ſeine Nanli mit dem Kinde, Widdam ſeine Geliebte, begleitet von ihren Freunden, dem Graiſe und ſeinen Geſellſchaftern entgegen, die an dem jenſeitigen Ufer des Fluſſes ſie mit Sehnſucht erwarteten, und nun mit offenen Armen empfiengen. Schon hatte der Grais an der Seite ſeines Bernhardts und Antonio, ſeine Freude bei der Annäherung der neuen Ankömmlinge durch lauten Dank gegen Gott ausgedrückt, und ihn in ſeinem herzlichſten Gebete angerufen: daß er auch ferner ſich als der gütigſte Vater ſeiner Menſchenfamille unter ihnen verherrlichen mögte: und noch hiengen Freudenthränen an beider Augenwimpern, als Chilum und Widdam ihm die Ihrigen entgegenführten, und ihn baten, daß er auch dieſe mit väterlicher Liebe aufnehmen, und ſegnen mögte.

Die Schüchternheit, mit welcher die Fremden jetzt in dieſe Geſellſchaft eintraten, wurde ehr bald durch die freundliche Aufnahme, und durch die Liebe und Vertraulichkeit, die allgemein in dieſem Kreiſe der Menſchen herrſchte, verdrängt, und mit jedem Augenblick nahm auch das Zutrauen und die Zuneigung zu dieſen guten Menſchen, die ihnen ſo mit Liebe zuvor kamen, zu. Man that ja Alles, um den Empfang dieſer lieben Gäſte recht angenehm zu machen: es wurden die erquickendſten Früchte in ſo ſchönen Gefäßen aufgetragen, die ſchönſten Blumen zu ihren Füßen geſtreut, und alle wetteiferten um ihnen ſo recht augenſcheinliche Beweiſe ihrer Liebe zu geben: daß es ihnen nur an Worten fehlte, die dankbaren Empfindungen ihres frohen Herzens auszudrücken.

ſie recht anſehnlich zu bewirthen; und als die Nacht einbrach, räumte ihnen Lina ihre Wohnung zum nächtlichen Aufenthalte ein, nachdem ſie das weichſte Lager für ſie bereitet, und ſie und den kleinen Chiluli mit tauſend Küſſen dahin begleitet hatte. Sie ſelbſt unterhielt ſich noch mit der übrigen Geſellſchaft über das Glück, das ſie heut genoſſen hatten: ſie alle dankten dem gütigen Freudengeber im Himmel für dieſe angenehmen Freudentage, und freuten ſich ſchon im voraus des kommenden Tages, wo ſie wieder zu neuen Freudengenuß erwachen würden.

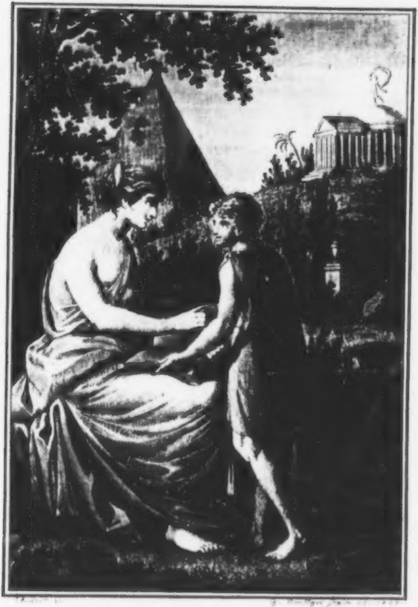
Kaum röthete ſich der Himmel, als ſchon Chilum mit ſeinen übrigen männlichen Begleitern die Winterwohnung, in der ſie die Nacht zugebracht hatten, verließ, und ſich auf den Weg zu ihren Wohnungen begab, um auch hier alles zum Empfang ihrer Freundinnen zuzubereiten. Da ſie ſchon in den vorhergegangenen Tagen die beſten Anſtalten dazu gemacht hatten: ſo bedurfte es jetzt nur einer kleinen Mühe, um alles in die gehörige Ordnung zu ſetzen. Bald nachher ſahen ſie auch ſchon die Graiſe mit ihren weiblichen Begleitern den Berg heraufkommen, an deſſen Fuße ſie einander zu herzlichen Umarmungen entgegeneilten. Chilum nahm ſeinen kleinen Liebling, den Lina mit Blumen und Bandſchleifen geſchmükt hatte, küſſend auf den Arm, und führte ihn mit der Nanli in ſeine Wohnung, ſo wie Widdam ſeine geliebte Mella in die Seinige ein, und ſo begann wieder einer der feſtlich frohen Tage, der die Geſellſchaft, durch Freundſchaft und Liebe beglückt, in dieſem anmuthigen Thale verlebte.

So nahm mit jedem kommenden Tage das Glück dieſer Familie zu. Die Liebe knüpfte das Band der Eintracht und des Friedens um alle die Glieder derſelben, und da eines dem andern durch Wohlthaten und Gefälligkeiten beſonder verpflichtet war, ſo wurden ſie durch den Trieb der Dankbarkeit und des Wohlwollens noch meh zu gleichen Geſinnungen gegen einander vereinigt Die zunehmende Erkenntniß und Ueberzeugun von den Wahrheiten der chriſtlichen Religion, z der ſie durch die fortgeſetzten Belehrungen de chriſtlichen Greiſes gelangten, befeſtigte ſie imme mehr in den edelſten Geſinnungen, und erhi in ihrer Seele das lebhafte thätige Beſtrebe ſich ihrer erlangten Vorzüge immer würdiger z machen, und ſo gemeinſchaftlich nach dem groß

Zwe

Zweck ihres Lebens, nach wahrer Seligkeit zu ſtreben. Noch eine geraume Zeit genoß der ehrwürdige Grais die Freuden des Umgangs mit den Lieben, welche die gütige Vorſehung Gottes hier mit ihm vereinigt hatte; ſie alle liebten ihn als Vater, als ihren Wohlthäter, als ihren Führer zur Seligkeit, und alle beſtrebten ſich, ihm die Beſchwerden ſeines Alters ſo viel möglich zu erleichtern, und durch ihre dankbare Liebe und würdiges Verhalten den letzten Abend ſeines Lebens auf der Erde recht angenehm zu machen. Aus ſeiner Hand empfieng Chilum ſeine Nanli, Gumal ſeine Lina, Widdam die Mella, Wilhelm Agathen zu ihren Gattinnen. Seine Wohnung blieb der Verſammlungsort der glücklichſten Menſchenfamilie, wo ſie ſich nach arbeitsvollen Tagen zum gemeinſchaftlichen Genuß der edelſten Lebensfreuden im traulichſten Kreiſe verſammelten, und ſich durch religiöſe Betrachtungen zum fortgeſetzten Fleiß in guten Werken ſtärkten. — Noch als ſie das letztemal ſich um den ſterbenden Grais verſammelten, hob er ſeine betenden Hände auf, dankte Gott und dem Erlöſer der Menſchen, Jeſu, für alle die Wohlthaten und Freuden der Religion und der Tugend, die er ihm während ſeines irdiſchen Lebens auf Erden habe genießen laſſen, die er auch noch jetzt im Tode bei der gewiſſen Hoffnung eines ewigen Lebens empfänd, und bat Gott, daß er auch die Seinigen im Glauben an die erkannte Wahrheit, und auf dem Wege der Tugend zur Seligkeit erhalten und ſie einſt wieder mit ihm in einer beſſern Welt vereinigen möge. Seht! rief er darauf mit ſterbenden Munde ſeinen weinenden Freunden zu: ich vollende als Chriſt meinen Lauf mit Freuden! Lebt und ſterbt auch ihr einſt als Chriſten! Bleibt Gott und der Tugend bis in den Tod getreu! ſo werdet ihr ſchon hier ein vergnügtes, glückliches Leben führen, und dann durch den Tod zum ſeligſten Leben in einer beſſern Welt eingehen.

v. Schroeter



Moraliſche
Bilderbibel

mit Kupfern
nach Schubertſchen Zeichnungen
und
mit Erklärungen
von

Kaſpar Friedrich Loſſius,

Diakonus an der Prediger-Kirche zu Erfurt, und Mitglied
der daſigen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Band.
Erſte Abtheilung.

Neue unveränderte Auflage.

Gotha,
bei Juſtus Perthes 180[illegible]

Seiner

königlichen Hoheit

Friedrich Wilhelm

Kronprinz von Preuſſen

Den
die ernſte Weisheit
Seines
königlichen Vaters
und die
ſanfte Güte
der Königin Mutter
zum
künftigen muſterhaften Regenten
glücklicher Staaten
bildet

in Unterthänigkeit
gewidmet
vom Verfaſſer.

Pränumeranten-Verzeichniß.

Se. Durchlaucht Prinz Ernſt zu Heſſen-Philippsthal.

Prinzeſſin Adelheid Durchl. von Sachſen-Meiningen.

Se. Durchlaucht, Herr Anton Iſidor Fürſt Lobkowitz in Prag.

Se. Erlaucht der regierende Herr Graf zu Stollberg-Wernigerode.

Ihro Erlaucht die Frau Reichsgräfin und Vormünderin Frau Luiſe, Gräfin zu Erbach ꝛc. geb. Gräfin von Degenfeld-Schomberg.

*

A.

Herr Abegg, Elterm. in Bremen.
— Kantor Ackermann in Allendorf.
— Hofrath Adler, Ritterguthsbeſitzer von Knau bei Neuſtadt.
— Ahl, Buchhändler, in Coburg.
— M. J. C. Altmann in Waldau.
— Altmüller, Kaufmann, in Schmalkalden.
— Kaplan Amthor in Markt-Breit.
— Anton, Buchhändler, in Görlitz.

Herr Kammer-Kanzelliſt Apell in Heiligenſtadt.
— Amtsaſſeſſor Arnoldi in Lauterbach.
— H. Asmuſſen in Huſum.
— Univerſitäts-Syndikus Asverus in Jena.
— Lieutenant Auenmüller in Freiberg.
— Oberheimbürge Auerbach in Schallenburg.

B.

— Wilhelm Bader in Erfurt.
— Bädecker u. Comp., Buchhändler, in Duisburg. 2 Ex.
— Balg, Gymnaſiaſt, in Freiberg.
— Barkhauſen, Kaufmann, in Bremen.
— Amtmann Barnſtorf in Lipprechtroda.
— Barth, Buchhändler, in Breslau.
— Barth, Buchhändler, in Leipzig. 3 Ex.
— F. A. Barth, Kaufmann, in Erfurt.
— J. C. Barth in Huſum.
— Barthelmes, Gewehrfabrikant, in Zella Blaſii.
— M. Bartzſch, Past. ſubst. in Marienburg. 6 Ex.
Frau v. Baſſewitz, in Güſtrow.
Herr Guſtav Bauer in Zella.
— Landesdirektionsrath Bauer in Aſchaffenburg.
— Licentiat Bauer in Schmalkalden.
— Bauerſachs, Porzellainmaler, in Tettau.
— Senator Baumgarten in Luckau.
— Beck, Freiſaß, in Mühlberg.
— Stadtpfarrer M. Beck in Kaufbeuren.
Demoiſell Charlotte Becker in Gotha.
Herr Pfarrer Becker in Alten-Vorſchla.
— Regierungs- und Lehnſecretär Becker in Caſſel.
— Becks Wittwe in Nördlingen.
— A. Behrens in Flensburg.

Herr Paſtor Beier in Sömmerda.
— Pfarrer Benkard in Frankfurt a. M.
— Kand. Bergner in Altenburg.
— Beringer, Ober-Inſpektor des Eiſenwerks in Michelſtadt.
— Schöſſer Bernhard in Rötha.
— Bernhardi, Fabrikant, in Erfurt.
Demoiſell Bernhardi in Freiberg.
Herr D. Bernhold in Feuchtwang.
Madam Bernigau, geborne Unverzagt, in Mühlhauſen.
Herr J. D. Bertels in Flensburg. 2 Ex.
— Bertram, Uhrmacher, in Freiberg.
— Bethmann in Göttingen.
— Stadt-Kollaborator Beumelburg in Gotha.
— Paſtor Beuſt in Plate.
— Konſiſtorialrath u. Super. Beyer in Parchim.
— Juſtizrath Beyrodt in Wanfried.
— Kammerrath v. Bibra in Meiningen.
Demoiſell Bielefeld in Bremen.
Herr Bierſtädt, Mitarbeiter in Schnepfenthal.
Demoiſell Flora Binder in Rudolſtadt.
— Roſa Binder in Großenhain.
Herr Pfarrer Bippart in Wanfried.
— Paſtor Birkenſtädt in Granzin.
— Carl Rudolph Biſchoff, Kaufmann, in Erfurt.
— Ludwig Wilhelm Biſchoff, Kaufmann, in Erfurt.
— Blaß, Kaufmann, in Allendorf.
— Blendermann, Lehrer am Pädagogium in Bremen 2 Ex.
— Hofrath Blödau in Sondershauſen.
— J. L. Blumenſaat in Huſum.
— H. D. Blunk in Huſum.

Herr C. F. Bock in Huſum.
— Karl Bockelmann in Braunſchweig.
— Domherr v. Bodenhauſen in Merſeburg.
— Stifts-Pfarrer Böhme in Altenburg. 2 Ex.
— Kammerrath Böhringer in Pforzheim.
— Paſtor Bölkow in Cladow.
— Geleitsinſpector Börner in Chemnitz.
— Marktvorſteher Börner in Nürnberg.
— Böttger, Lederfabrikant, in Naumburg.
— F. A. Böttger, Kaufmann, in Suhl.
— Profeſſor Böttner in Caſſel.
— J. W. Böving jun. in Bremen.
— Hofmarſchall v. Bohlen in Caſſel.
— Paſtor Bohne in Nordhauſen.
— Joh. Gottfr. Bornmüller in Suhl.
— Joh. Heinr. Bornmüller in Suhl.
— Joh. Mich. Bornmüller in Suhl.
— Hauptmann v. Boſſe in Luckau.
Frau Kammerherrin v. Boyneburg, geb. Freyin v. Beuſt, in Stadtfeld.
Herr Bräunert, Kaufmann, in Brieg.
— Braun, Kaufmann, in Freiberg.
— Lieutenant v. Brauſe, in Freiberg.
— Hofprediger Breitenſtein, in Homburg vor der Höhe.
— Profeſſor Breningshauſen in Würzburg.
— Kammerſchreiber Bretſchneider in Naumburg.
— G. Bretſchneider, Kaufmann, in Naumburg.
— D. Broocmann in Stockholm.
— Brückner, Schullehrer in Reichenbach.
— D. Bruhm in Chemnitz.
— Bucholz, Apotheker, in Erfurt.
— Budde, Hofmeiſter, in Philippseich.

Herr Kriegszahlamtsdirektor **Buderus** in Caſſel.
— Paſtor **Büchner** in Krannichborn.
— Oberbergamtsverwalter **Bülau** in Freiberg.
— **Bültz**, Apotheker, in Schwarzenberg.
— **Bünewerg** in Freiberg.
— **Büttner**, Schullehrer in Feuchtwang.
— **Buhle**, Subrektor am reform. Gymnaſium in Halle.
— Regierungsrath **Burchardi** in Dillenburg.
— D. C. **Burmeſter** in Travemünde.
— D. **Burſian** in Freiberg.
— **Burſian**, Pachter, in Niſchwitz.
— **Buſchbeck**, Kaufmann, in Cöthen.
— Amtsverwalter **Buſſenius** in Allſtädt.

C.

— Stadtſchultheiß **Calckhof** in Schmalkalden.
— Kantor **Cellarius** in Schotten.
— Hauptmann v. **Cochenhauſen** in Caſſel.
— Paſtor M. **Colditz** in Wildenhain.
Das **Literariſche Comtoir** in Altenburg.
Das **Comtoir für Literatur** in Leipzig. 2 Ex.
Herr Kandidat **Conrad** in Merſeburg.
— **Cotta**, Buchhändler, in Tübingen.
— **Cranz**, Hofapotheker, in Michelſtadt.
— **Cruſius**, Buchhändler, in Leipzig. 24 Ex.
— v. **Cuninghame** in Wernigerode. 2 Ex.

D.

— Präſident v. **Dacheröden** in Erfurt.
— **Darnmann**, Buchhändler, in Züllichau. 4 Ex.
— **Debertshäuſer**, d. ſ. W. B., in Meiningen.

Herr Subrektor Decker in Huſum.
— Konferenzminiſter Freyherr v. Deel in Aſchaffenburg.
— Generalſuperintendent Demme in Altenburg.
— Diehm, Kaufmann und Rothsſchöff in Lauterbach.
— Dieterich, Buchhändler, in Göttingen. 2 Ex.
— Dietrich, Hofgärtner, in Eiſenach.
— M. Dietrich, Lehrer am Gymnaſ. in Freiberg.
— Regierungsſekretär Dietrich in Merſeburg.
— M. C. de Dobbeler, Kaufmann, in Hamburg.
— Paſtor Döhner in Marienthal.
— Oberförſter Donath in Falkenberg.
Demoiſell Tekla Dorl in Gotha.
Madam Dralle, geb. Eiſenträger, in Bremen.
Herr Probſt und Superintendent Drasko in Kemberg.
— Finanzrath Drucker in Hachenburg.
Demoiſell Auguſte Dürfeldt in Gotha.
Herr geh. Rath und Oberhofmeiſter von Dürkheim in Meiningen.
— Vormundſch. Beamte Duft in Erfurt,

E.

— Hofrath Ebart in Sondershauſen.
— Amtſchultheiß Ebel in Freienſtein.
— D. Ebelt in Dresden.
— Kandidat Egen in Brieg.
— W. Eggers, Kaufmann, in Göttingen.
— Prorekt. Eichhof in Weilburg.
Frau Hauptmännin v. Einſiedel, geb. v. Petzinger auf Hayn.
— Paſtorin Eiſenſchmidt in Jägersdorf.
Demoiſell Karoline Engelſchall in Freiberg.
Herr Enſinger, Gaſtwirth, in Michelſtadt.

Herr Epping, Kaufmann, in Lippſtadt.
— Eppler, Mittelmühler bei Sachſendorf.
— Erbſtein, Buchhändler, in Meißen. 3 Ex.
— Chriſtoph Erck, Kaufmann, in Ruhle.
— Prediger Erdmann in Bobenneukirchen.
— Rath Erdmann zu Schloß-Allſtädt.
— Ernſt, Buchhändler, in Quedlinburg. 2 Ex.
Frau geh. Staatsminiſterin Waitz v. Eſchen in Caſſel.
Herr Rathsverwalter Esmarch in Huſum.
— Eßlinger, Buchhändler, in Frankfurt. 3 Ex.
— Prof. und Prediger D. Ewald in Bremen.

F.

— Paſtor Facius in Niederzwänitz.
— Amtmann Faßheber in Sondershauſen.
— Amtmann Fauſt in Steinbach-Hallenberg.
— Bauinſpektor Feer in Meiningen.
— Steuerverwalter Fehringer in Liebenſtein.
— Kammerjunker v. Feilitſch auf Heinersgrün.
— Felſing, Hof-Kupferſtecher, in Darmſtadt.
— Diakonus Fenzel in Breslau.
— A. W. d Feral, Kaufmann, in Leipzig.
— Fiebig, Lehrer am Gymnaſium in Brieg.
— Paſtor Filbogen in Strega.
— C. G. Filß in Uhlſtädt.
— Paſtor Findeiſen in Klinken.
— Fiſcher, Hofmeiſter, in Droſchka.
— J. G. Fiſcher in Mußkau.
— Fiſcher, Penſionär, in Neuendorf.
— Rath Fiſcher in Feuchtwang.
— Kammerjunker und Forſtmeiſter v. Fiſchern in Meiningen.

Herr Paſtor Fleck in Kühren.
— Fleckeiſen, Buchhändler, in Helmſtädt.
— Karl Fleiſcher in Leipzig.
— Prediger M. Fleiſcher zu Braunsdorf.
— Stadtkanter Fleiſchhauer in Sondershauſen.
— Franke, Kaufmann, in Eiſenach.
— Oberſteuer-Kaſſirer Franke in Dresden.
— Franz jun., Kunſthändler in Nürnberg.
Die Frei- und Armenſchule am Dom zu Naumburg.
Herr Gerichtsdirektor Freisleben in Rötha.
Demoiſell Freudenberg in Erfurt.
Herr Hofkammerrath Freudenberg in Neuwied.
— K. G. Freyer in Annaberg. 3 Ex.
— Fritſche, Beſitzer der Mühle zu Crumpa.
— Paſtor Fritz in Rothkirch.
— Eduard Fritze in Braunſchweig.
— Froböſe, Apotheker, in Wanfried.
— Fröling, Apotheker, in Baſſum.
— Pfarrer Frommhold in Burgſtadt.
Demoiſell Sophie Fuchs in Güſtrow.

G.

Herr Kämmerer Gehrung in Allendorf.
— Konrektor Geigenbach in Lindau. 6 Ex.
— Oberkonſiſtorialrath Gelbke in Gotha.
— Amtsverwalter Gerber in Delitzſch.
— O. A. Rath Gerhard in Breslau.
— Paſtor Gerhard in Breslau.
— Paſtor Gerlach in Genf.
— Rath Geutebrück in Gotha.
— Paſtor Gilbert in Limbach. 2 Ex.
— Inſpektor Gieſeke in Ebeleben.

Herr Prediger Gladebeck in Hedersleben.
— Kantor Gleim in Eſchwege.
— J. C. Glöckner in Mußkau.
— Göbhardt, Buchhändler, in Bamberg.
— Göldner, Kaufmann, in Freiberg.
— Profeſſor D. Görwitz in Eiſenach.
— J. C. Götting in Nordhauſen.
— Pfarrer Götz in Caſſel.
— Hofrath Gottſchalk in Sondershauſen.
— Kandidat Gräf in Erfurt.
— Gräf, Portraitmaler, in Eiſenach.
— J. A. Gräfer jun. in Bremen.
— Konſiſtorialrath Graupner in Sondershauſen.
— Aſſeſſor Gregoire in Braunſchweig.
— Kommerzienrath Greiner in Breitenbach.
— Kollaborator Grieshammer in Altenburg.
— C. F. Grimma, Kaufmann, in Dresden.
— Grimmer, Peruckenmacher, in Freiberg.
— Pfarrer M. Grobe in Gehaus. 3 Ex.
— Schullehrer Größel in Wurzen.
— Stadtkirchner Groſch in Gotha.
Reichsfreifrau Johanne v. Groß zu Trokau, geborne
v. Wolfskeel zu Kottenbauer.
Herr Advokat u. Rechtskonſulent Große in Prag. 3 Ex.
— v. Groszheim, Direktor einer Erziehungsanſtalt in
Lübeck. 15 Ex.
Frau Apothekerin Grübel in Cahla.
Herr Senator Grüber in Suhl.
— Senator Grünewald in Göttingen.
— Aug. Grünhagen in Nordhauſen.
— Grünewald, Weinhändler, in Allendorf.
— Günther, Fabrikant, in Zittau.
— Siegmund Günther, Kaufmann, in Markt⸗Breit.

Madam Gürth in Erfurt.
Herr Metropolitan Gundelach in Zierenberg.
— Amtmann Gutbier in Schulpforta.
— Stiftskanzler v. Gutſchmidt in Merſeburg.
Das Gymnaſium zu Mühlhauſen.

H.

Herr Habich in Caſſel.
— Pfarrer Habicht jun. in Steinbach-Hallenberg.
— Rath Habermann in Frankfurt.
— Haffner, Hofmeiſter. in München.
Frau Kommerzienräthin Hagenbruch in Mühlhauſen.
Herr Rath Hager in Köſtritz.
— Kandidat Hahn in Eiſenach.
— H. J. Harring in Huſum.
— Hartmann, Hofbuchdrucker, in Meiningen.
— E. Haſerich, Kaufmann, in Altenburg.
— Paſtor Haſſe in Travemünde.
— Haude und Speener, Buchhändler, in Berlin.
— Haueiſens Wittwe in Ansbach. 8 Ex.
Demoiſell Iſabella Haupt in Homburg v. d. H.
Herr Hausmann, Knopffabrikant, in Coburg.
— Paſtor Hecker in Hayn.
— Hedrich, Kaufmann, in Freiberg.
— Heibertshauſen, in Caſſel.
— Hell, Seminariſt, in Meiningen.
— M. Heiligenſchmidt, in Münchenbernſtorf.
— Pfarrer Heim, in Effelder.
— Heller, Kaufmann, in Schmalkalden.
Frau Generalin v. Hellmolt, in Gotha.
Die Hellwingſche Buchhandlung in Hannover.
Herr Paſtor Primar. Helmer, in Münden. 5 Ex.
— Helmert, Gymnaſiaſt, in Freiberg.

Herr Rath **Helmkampf**, in Kaula.
— Joh. **Hemken** und Sohn, Weinhändler in Bockhorn. 6 Ex.
— D. **Hemmer**, in Schmalkalden.
— Geh. Rath v. **Hendrich**, in Meiningen.
— **Hene**, Kaufmann, in Freiberg.
— Bergrath **Henkel**, in Schmalkalden.
— **Henning**, Kaufmann, in Gera.
— Probſt **Henning**, in Coswitz.
— **Henſchel**, in Caſſel.
— Inſpektor **Henſchel**, in Eiſenach.
— E. F. **Hercht**, Kaufmann, in Weimar.
— Doktor **Herdegen**, in Nürnberg.
Frau Profeſſor **Herel**, in Nürnberg.
Herr Amtsſekretär **Herget**, in Lauterbach.
— Karl v. **Hermann**, in Ulm.
— Pfarrer **Hermann**, in Gonzenheim.
— Bauſchreiber **Herrmann**, in Freiberg.
— **Herrmann** ſen., Poſamentier, in Erfurt.
— **Herrmann**, Kaufmann, in Erfurt.
— Hof- und Regierungsrath **Herquet**, in Fulda.
— Superintendent **Hertel**, in Schleitz.
— **Hertwig**, Kaufmann, in Chemnitz.
— Poſtdirektor **Herzberg**, in Halberſtadt.
— Regierungsrath **Heß**, in Gießen.
Die **Heyerſche** Buchhandlung in Darmſtadt. 3 Ex.
— **Heyerſche** Buchhandlung in Gießen. 3 Ex.
Herr **Heyſe**, Buchhändler, in Bremen. 2 Ex.
— Kammer-Kommiſſär **Hickmann**, auf Dobeneck.
— Paſtor **Hildemann**, in Burkartshain.
— Art. Chirurgus **Hille**, in Freiberg.
— Lieutenant v. **Hiller**, in Freiberg.
— **Hilſcher**, Buchhändler, in Dresden.

Her

Herr Kriegsrath Himly, in Berlin.
— Organiſt und Schullehrer Hinke, in Rothkirch.
— Hinrichs, Buchhändler, in Leipzig. 2 Ex.
— Amtsſchreiber v. Hinüber, in Ehrenburg.
— Schloßkatechet Hitteke, in Wernigerode.
— Amtsadvokat Hoch, in Waltershauſen. 6 Ex.
— Inſpektor und Oberprediger D. Hoche, in Gröningen.
— Schullehrer Hoë, in Drognitz.
— Doktor Hörſtel, in Braunſchweig.
— Legationsrath v. Hoff, in Gotha. 2 Ex.
— Hoffmann, Buchhändler, in Hamburg. 60 Ex.
— G. G. Hoffmann, in Breslau.
— Geh. Rath v. Hoffmann, in Wetzlar.
Madam Hoffmeiſter, in Braunſchweig.
Herr Paſtor Hofmann, in Großmilkau.
— Stadtgerichts-Kanzelliſt Hofmann, in Frankfurt.
— Bergverwalter Holland, in Glücksbrunn.
Frau Domherrin v. Hollenſer, auf Deutzen.
Herr Hollmann, Kaufmann, in Breslau.
— W. Holſt, in Flensburg.
— P. Homann, in Huſum.
— Johannes Hommel, in Nürnberg.
— Hauptmann Hopf, in Gotha.
— Prof. u. Diakonus Hopfenſack, in Erfurt. 5 Ex.
— Juſtizamtsaſſeſſor Hopſtock, in Wernigeroda.
— Konſiſtorialrath Horſtig, in Bückeburg. 10 Ex.
— Superintendent M. Hoyer, in Allſtedt.
— C. G. Hübner, in Werdau.
— Hübner, Kattunfabrikant, in Chemnitz.
— Hübner, Zitz- und Kattunfabrikant, in Chemnitz.
— Huſchke, Kaufmann, in Völkertshauſen.
— Hofrath Huth, in Michelſtadt.

Die

J.

Die Jacobäerſche Buchhandlung, in Chemnitz.
Herr J. G. G. Jacobi, in Suhl.
— Jacobi, Kaufmann, in Coswig.
— Konſiſtorialrath Jacobs, in Gotha.
— C. Jacobſen, in Flensburg.
Die Jägerſche Buchhandlung, in Frankfurt.
Herr Karl Jenkel, in Homburg v. d. H.
— D. Ihling, in Meiningen.
— C. F. Illgen, d. ſ. W. B., in Chemnitz.
— Inſpruckner, Kaufmann, in Ulm.
— John, Gaſtwirth zum König von Preußen in Mühlhauſen.
Madam John, in Breslau.
Frau C. M. Iſchachin, in Göſin.
Herr Hof-Kommiſſär Moſes Iſrael, in Meiningen.
— Landesdirektionsrath Itzſtein, in Aſchaffenburg.
— D. u. Prof. Juch, in Altdorf. 2 Ex.
— Jülicher, Buchhändler, in Lingen.
— Jungheim, in Feuchtwang.

K.

Herr Kandidat Käſtner, in Chemnitz.
— Stadtgerichts-Aktuar Kallhardt, in Ulm.
— Kaltoſen, Gymnaſiaſt, in Freiberg.
— Karbach, Erzieher, in Frankfurt. 2 Ex.
— Schullehrer Kaſt, in Langula.
Madam Kaſtendiek, in Gebſee.
Herr Baccal. Kauferſtein, in Chemnitz.
— Keerl, Weinhändler, in Markt-Breit.
— J. G. Keller jun., in Suhl.

Herr J. G. Keller ſen., in Suhl.
— Paul Keller, in Suhl.
— Kriegsrath Kellerhaus, in Lippſtadt.
— Heinrich Keßler, in Otterwiſch.
— Hauptmann Keßner, in Waltershauſen.
— E. A. F. Kentel, in Muſkau.
— Landſchulen-Inſpektor Keyßner, in Meiningen.
— Kinderlen, in Ulm.
— J. H. Kirchhoff, in Huſum.
— Sam. Kirſch, in Gera.
Die v. Kleefeldſche Buchhandlung, in Leipzig. 8 Ex.
Madam Kleinwächter, in Breslau.
Herr Diakonus Kley, in Stollberg im Erzgeb.
— Kley, Kaufmannsdiener, in Gotha.
— Schullehrer Knaut, in Quenſtedt. 6 Ex.
— Kneif, Apotheker, in Kemla.
— Kammerrath Kneuper, in Arolſen.
— Hofdeſſinateur Kobold, in Caſſel.
— Kollaborator Koch, in Erfurt.
— Landesdirektionsrath König, in Aſchaffenburg.
— Superintendent König, in Mühlhauſen.
— Stallmeiſter v. Könneritz, in Merſeburg.
— Köppe, Poſamentirer, in Merſeburg.
— Pfarrer Kolb, in Holzſchwang.
— F. Korn, Buchhändler, in Breslau. 7 Ex.
— W. G. Korn, Buchhändler, in Breslau. 11 Ex.
— Schullehrer Koſſer, in Niemaſch-Kleba.
— Prediger Koſmaly, in Brieg.
— Kand. M. Krauſe, in Taltitz.
— Krauſe, Apotheker, in Freiberg.
— Paſtor Kraußold, in Thenning.
Demoiſell Friederike Auguſte Kretſchmer, in Muſkau.
Herr Kommiſſionsrath Krieger, in Peukendorf.

Herr **Kelel**, Kaufmann, in Breslau.
— Amtsſchreiber **Krismüller**, in Mühlberg.
— Bürgermeiſter **Kröſchel**, in Allendorf.
— Kämmerei-Verwalter **Krehn**, in Zittau.
— **Krüll**, Buchhändler, in Landshut. 2 Ex.
— Gerichtsſchreiber **Kühn**, in Naumburg.
— C. F. **Kühn**, Kaufmann, in Schmalkalden.
— J. G. **Kühnel**, in Zittau.
— Lieutenant **Kühnel**, in Freiberg.
— Benjamin **Kümmerling**, in Erfurt.
— **Kürſchner**, Kaufmann, in Schmalkalden.
— Amtsrath **Kulenkamp**, in Lippſtadt.
Frau Vice-Kanzl. v. **Kunsberg**, in Meiningen.
Herr **Kuſchmann**, Perückenmacher, in Altenburg.

L.

Herr Profeſſor **Lampadius**, in Freiberg.
— Stud. **Lamparter**, in Ulm.
— Pfarrer **Lang**, in Caſſel.
— **Langbein** u. **Klüger**, Buchhändler, in Arnſtadt.
— **Lange**, Kaufmann, in Erfurt.
— **Lange**, Buchhändler, in Berlin. 3 Ex.
— D. **Lange**, in Suhl. 2 Ex.
— Advokat **Laukner**, in Freiberg.
— **Ledermann**, Buchbinder, in Erfurt. 6 Ex.
— **Lehmann**, Gaſtwirth, in Bebra.
— Rektor **Lehmann**, in Radeberg.
— **Leich**, Buchhändler, in Brandenburg.
— J. C. **Leich**, in Langenſalza.
— Poſtſekretär **Lenk**, in Gotha. 2 Ex.
— geh. Kriegsrath und Kriegsreferendär **Lenner**, in Caſſel.

Herr Lentner, Buchhändler, in München. 2 Ex.
Frau Leube, in Ulm.
Herr Schullehrer Leuthold, in Nieder-Jahne.
Fräulein Auguſte v. Leutſch, in Wetzlar.
Herr Präceptor Lichtfers, in Neuwied.
— Amts-Inſpektor Lichtwer, in Stollberg im Erzgeb.
— Limburger jun., Kaufmann, in Leipzig.
— Lindauer, Buchhändler, in München. 4 Ex.
— Lindner, Kaufmann, in Zittau.
Demoiſell Amalie Lippmann, in Neudöbern.
Herr Lippmann, Gymnaſiaſt, in Freiberg.
— Lieutenant Lippold, in Freiberg.
— Amtsaktuar Lochmann, in Dannberg.
— Hofrath Loder, in Ohrdruff.
— Diakonus Löber, in Schmalkalden.
— Löfflund, Buchhändler, in Stuttgart. 7 Ex.
— Stadtrichter Löſcher, in Luckau.
— J. C. Loh, in Huſum.
— Hofmeiſter Lorenz, in München.
— Kreisamts-Archivar Lorenz, in Schwarzenberg.
— Paſtor Lorenz, in Uhlſtädt.
— Karl Loſſius, in Erfurt.
Demoiſell Sophia Loſſius, in Erfurt.
Herr Pfarrer Lucan, in Steinbach-Hallenberg.
— Obereinnehmer Luchs, in Brieg.
— Förſter Luck, in Oberſchönau.
Madam Lutteroth geb. Debus, in Mühlhauſen.

M.

Herr A. W. Madelung, Kaufmann, in Gotha. 2 Ex.
Die Mädchenſchule zum Predigern, in Erfurt.
Die Mädchenſchule in Naumburg. 2 Ex.

Das Freiadl. Magdalenenſtift, in Altenburg.
Herr Amtmann Magdeburg, in Hachenburg.
— Lehnſekretär Manitius, in Merſeburg.
Frau de Neufville Manskopf, in Frankfurt
Herr Präpoſitus Mantzel, in Crivitz.
— Paſtor M. Marcus, in Luckau. 5 Ex.
— Pfarrer M. Marter, in Schöndorf.
— Profeſſor Martin, in Göttingen.
— Martini, Buchhändler, in Leipzig.
— Paſtor Martini, in Sömmerda.
— J. D. Matthias, Kaufmann, in Hanau.
— Diakonus Maudrich, in Herbsleben.
— Kammeramtmann Mauritii, in Feuchtwang.
— May, Kaufmann, in Chemnitz.
— Kommiſſarius May, in Augsburg. 20 Ex.
— Rath Mayr, in München.
— Bernh. Mayr, Zitz- und Kattun-Fabrikant, in Kaufbeuren.
— J. G. Mayr, Kaufmann, in Prag.
Die Mayriſche Buchhandlung in Salzburg.
Herr G. C. Mecke, in Bremen.
— Paſtor M. Meiner, in Lichtenberg.
— Meisner, Forſtbediente, in Jägersdorf.
— Oberförſter Meißner, in Weidenhayn.
— Major v. Mellentin, auf Saſſendorf.
— Sekretär Mendius, in Gotha.
Demoiſell Wilhelmine Merbeth, in Freiberg.
Herr Merbeth, Succentor und Lehrer am Gymnaſium in Freiberg.
— Bürgermeiſter Merkel, in Schmalkalden.
— Paſtor Metelmann, in Preſtin.
— H. Metſchan, Schloß-Burggraf in Philippsthal.
Demoiſell Metzler, in Neuwied.

Herr D. Mey, in Erfurt.
— Meyer, Buchhändler, in Breslau. 2 Ex.
— Kandidat Meyer, in Zwäniz.
— Proviſor Meyer, in Schwarzenberg.
Die Meyerſche Buchhandlung, in Lemgo. 3 Ex.
Herr Meyſel, Kunſthändler, in Leipzig.
Frau Eleonora Michael geb. Art, in Eibenſtock.
Herr H. C. Michel, Kaufmann, in Schmalkalden.
Der kleine Fritz Möller, in Karlshafen.
Herr P. B. Möller, in Flensburg.
— Paſtor Möller, in Schallenburg.
— Paſtor Möller, in Schloß-Vippach.
— Möſel, Seifenſieder, in Chemnitz.
— Mog, Laborant, in Breslau.
— Mohr, Buchhändler, in Frankfurt a. M. 2 Ex.
— Monath und Kußler, Buchhändler, in Nürnberg. 2 Ex.
— Montag und Weiß, Buchhändler, in Regensburg. 2 Ex.
— Seminariſt Mordhorſt, in Meiningen.
— Pfarrer Moſengeil, in Frauenbreitungen.
— Geleit- und Landacciseinnehmer Mothes, in Werdau.
Frau Rittmeiſt. v. Müffling, in Gera.
Herr Kantor Müller, in Orlamünde.
— Müller jun., Kaufmann, in Groß-Bodungen.
— Kriminalrath Müller, in Brieg.
— Landesdirektionsrath und Geh. Kabinetsſekretär Müller, in Aſchaffenburg.
Demoiſell Luiſe Müller, in Homburg v. d. H.
— Pfarrer Müller, in Ruhla.
— Richter Müller, in Droyßig.
— Müller, Saalmüller, in Jägersdorf.
— Förſter Muth, in Wildenhain.

Herr

N.

Herr Nagel, Kaufmann, in Erfurt.
— Abbé Commandateur Natter, in Prag.
— Naumann, Rittergutspachter in Gepülzig.
— Prediger M. Nebe, in Crumpa.
— Rath v. Neu, in Nürnberg.
— Pfarrer Neumann, in Loſſow.
— Schullehrer Neumeiſter, in Göſitz.
Frau Kammerherrin v. Neundorf, auf Heilsdorf.
Herr Hauptmann v. Noſtitz, in Wurzen. 3 Ex.
— Nuhann, Apotheker, in Feuchtwang.

O.

Herr Adjunktus Oberländer, in Ummerſtädt.
— Stadtgerichts-Aſſeſſor v. Oelhafen, in Nürnberg.
— Stadtgerichts-Copiſt Oeſer, in Naumburg.
— Kommiſſarius Oppermann, in Göttingen.
— Kandidat Ortlebb, Oberlehrer an der Freiſchule in Gotha.
— J. D. d'Orville, in Frankfurt a. M.
— Oſterhauſen, Kaufmann, in Gera.

P.

Herr Hauptmann v. Pabſt, in Luckau.
— D. Pabſt, in Coburg.
— Vormundſchaftsbeamter Pabſt, in Mühlberg.
— Kammerſekretär Pagenſtecher, in Michelſtadt.
— Palm, Buchhändler, in Erlangen. 8 Ex.
— Prem. Lieutenant von Pannwitz, in Frankfurt a. d. Oder.

Herr Kollaborator Paſchke, in Breslau.
Frau D. Paſſavant, in Frankfurt.
Herr Juſtizrath Paſſow, in Crivitz.
— C. D. Paulſen, in Flensburg.
Demoiſell Agneſe Perthes, in Hamburg.
Herr J. Peterſen, in Huſum.
— Paſtor Petri, in Nebdern.
— Amts-Inſpektor Petzſch, in Chemnitz.
— Hofadvokat und Stadtſyndikus Pfefferkorn, in Eiſenach.
— Kriegsrath und Stadt-Direktor v. Piautaz in Nordhauſen.
— Auditeur Pietſch, in Freiberg.
— Regierungsrath Pilger, in Homburg a. d. H.
— Aſſeſſor Pinder, in Naumburg.
— Piſtor, auf der Behrmühle bey Schmalkalden.
— Hauptmann von Poncet, in Naumburg.
— Bauinſpektor Popp, in Feuchtwang.
Frau Luiſe Gräfin Przichowsky, in Prag.
Graf Sylvius Wilhelm Carl Heinrich von Pückler, in Muſkau.
Gräfin Luiſe Henriette Clementine Olympia von Pückler, in Muſkau.
Herr Puſch, Beſitzer der Mühle zu Braunsdorf.

R.

Herr Raab, Gaſtwirth in Nürnberg.
— Adminiſtrator Ramp, in Erfurt.
— Rappe, Kaufmann, in Erfurt.
— Rathsverwalter Rehder, in Huſum.
— Regierungs-Präſident v. Reibnitz, in Erfurt.
Frau Amtshauptmann v. Reibold, auf Tallitz.

Herr Schullehrer Reiche, in Harn.
— Advokat Reichelt, in Freiberg.
— Diakonus Reimann, in Breslau.
— H. Reimers, in Flensburg.
— Rath Rein, in Köſtritz.
— Kammerrath Reinhard, in Erfurt.
— Oberlehrer Reinhard, in Mühlhauſen, für die daſige Töchterſchule.
Frau Stadtphyſikus Reinhardt, in Mühlhauſen.
Herr Kandidat Reinhold, in Mühlhauſen. 2 Ex.
Die Rengerſche Buchhandlung, in Halle.
Herr Reubold, Hammerbeſitzer, in Michelſtadt.
— J. G. Reuß, in Göſitz.
— F. D. Reymenden, Kaufmann, in Bremen.
— Kandidat Riedel, in Caſſel.
— Kommerzienrath Riemann, in Nordhauſen.
— Stadtſekretär Riemann, in Nordhauſen.
Die Rinkſche Buchhandlung, in Altenburg.
Herr Roch, Kaufmann, in Freiberg.
— Rochlitzer, Gymnaſiaſt, in Freiberg. 2 Ex.
— W. Röbling, Kaufmann, in Mühlhauſen.
Frau Geh. Räthin v. Röder, auf Pöhl.
Herr C. F. Röder, Tagelöhner, in Naumburg.
— Rathsherr Röhlig, in Eiſenach.
— Rösler, Gymnaſiaſt, in Freiberg.
— Röwer, Buchhändler, in Göttingen.
Demoiſell Roller, in Bremen.
Herr Gottlieb Roſenthal, in Nordhauſen.
— v. Rothkirch, auf Rothkirch.
— Geh. Hofrath Rouſſeau, in Gotha. 5 Ex.
— Paſtor Rube, in Trebra bei Greuſſen.
— Rudel, Pachter, in Heiligenkreutz.
— Ruth, Privatlehrer, in Frankfurt a. M.

S.

Herr Küſter Sämiſch, in Luckau.
— Pfarrer Sallmann, in Süß.
— Sander, Buchhändler, in Berlin. 2 Ex.
— Pfarrer Sanner, in Fambach.
— S. Sanner, Kaufmann, in Schmalkalden.
— Amts-Kommiſſär Sartorius, in Gerſtungen.
— Bauinſpektor Sartorius, in Wilhelmsthal.
— Inſpektor und Ober-Pfarrer Sartorius, in Lauterbach.
— Stadtſchultheiß Sartorius, in Lauterbach.
Demoiſell Charlotte Sauerwein, in Neuſtrelitz. 9 Ex.
Herr Licentiat Schaaf, in Schmalkalden.
— Paſtor Schachſchneider, in Weſſin.
— Kammerrath Schäffer, in Michelſtadt.
— W. Schaub, Kaufmann, in Allendorf.
Frau Inſpektorin Schaubach, in Meiningen.
Herr Schaumburg, Apotheker, in Rothenburg. 10 Ex.
— Kircheninſpector Scheibe, in Mühlberg.
— Bergſchreiber Scheidhauer, in Freiberg.
— M. Schelhorn, Lehrer in Kaufbeuren.
— Paſtor Schellenberg, in Neuwied.
— Kammeraſſeſſor Schenk, in Meiningen. 6 Ex.
— Amtmann Scheppe, in Rothkirch.
— Kandidat Scheerer, in Erfurt.
— J. H. Scheurlen, in Huſum.
— Lieutenant Schilling, in Freiberg.
Madam Schirmer, in Erfurt.
Herr Pfarrer D. Schlegel, in Burgwerben.
— G. G. Schlegelmilch, in Suhl.
— Schleußner, Kaufmann, in Markt-Breit. 2 Ex.
— Paſtor Schlevogt, in Eiſenach.

Demoiſell Sara Schlichtegroll, in Gotha.
Herr Prediger Schliepſtein, in Lippſtadt.
Frau Kammerräthin v. Schlotheim, in Gotha.
Herr Schmidt, Hofmaler, in Altenburg.
Madam Schmidt, in Freiberg.
Herr Schmidt, Kaufmann und Vorſteher, in Breslau.
— Stadtpfarrer Schmidt, in Michelſtadt.
— Superintendent Schmidt, in Weißenfels.
— Verſicheramtsverweſer Schmidt, in Gotha.
— Schneider, Büchſenſchäfter, in Langenſalza.
— Schneider, Elementarlehrer, in Straubing.
— Hofprediger Schneider, in Michelſtadt. 2 Ex.
— Hoſpitalvorſteher Schneider, in Naumburg.
— G. B. Schneider, Kaufmann, in Seidenberg. 2 Ex.
— Senator Schneider, in Freiberg.
Die Schnuphaſiſche Buchhandlung, in Altenburg. 6 Ex.
Herr J. G. v. Schollenſtern, in Tzſchecheln.
— Kollaborator Schottin, in Köſtritz.
— J. G. Schrader, Kaufmann, in Wanfried.
— Schramm, Bleicher, in Zittau.
— Pfarrer und Adjunctus Schreckenberger, in Meuſelwitz. 6 Ex.
— Salinen-Inſpektor Schreiber, in Schmalkalden.
— Schröder, Handelsherr, in Kaufbeuren.
Frau Poſtverwalter Schröppel, in Feuchtwang.
Herr D. Schubarth, in Freiberg.
— Paſtor M. Schuberth, in Uechteritz.
— Rentſekretär Schuderoff, in Altenburg.
Die Schule zu St. Andreä, in Erfurt.
Die Schule zu Rothkirch.
Die Schule in Schallenburg.
Herr Paſtor Schulz, in Meſtlin.
— Schulze, Künſtler, in Gotha.

Fr.

Herr Paſtor Schulze, in Hachenburg.
— C. G. Schumann, in Lichtenſtein.
— Schwab, Weinhändler, in Markt-Steft.
— Major Schwabe, in Schmalkalden.
— Schwan und Götz, Buchhändler, in Mannheim.
— Schwarz, Directeur der Diligence in Straßburg.
— Karl Keck v. Schwarzbach, in Mildenau.
— Schwarze, Kaufmann, in Lippſtadt.
Fräulein Betty von Schwarzenfels, in Altenberge.
Frau Regier. Aſſeſſ. Schwendler, in Meiningen.
Herr Oberamtshauptmann v. Seebach, in Altenburg.
— Kanzley-Direktor Seeger, in Michelſtadt.
— Geleitsſchreiber Seidel, in Chemnitz.
Die Seidelſche Buchhandlung in Nürnberg.
Herr Legationsrath Seidler, in Nordhauſen.
— Senator Seiffart, in Nordhauſen.
— A. Seligmann, Banquier, in München.
— Gerichts-Direktor Semler, zu Bebra.
— Senf, in Freiberg.
— Diakonus Seyffert, in Großenhain.
— Siegert, Stadtmuſikus, in Freiberg.
— Siegert, Zeichenmeiſter, in Freiberg.
— Profeſſor Siegling, in Erfurt.
— Siemer, Lehrer, in Elingen. 5 Ex.
— E. Silber, Kaufmann, in Bremen.
— Silberſchlag, Kaufmann, in Erfurt.
— Simon, Buchhändler, in Frankfurt. 3 Ex.
— Diakonus Simon an der Domkirche in Merſeburg.
— Kandidat Sintenis, in Zittau.
— Sitzmann, Orgelbauer, in Caſſel.
— Poſtſekretär Sonntag, in Merſeburg.
— Spaarmann, Porzellainmaler, in Meißen. 3 Ex.
— Specht, in Chemnitz.

Herr C. H. Spittel, in Mühlberg.
— Präſident Graf v. Spreti, in München.
— Stache, Kaufmann, in Brieg.
— Major v. Staff, auf Jetſch.
— Kandidat Stapf, in Oſtheim vor der Rhön.
— Eduard Stark, in Jena.
— Stark, Kaufmann, in Breslau.
Demoiſell Stein, in Bremen.
Herr Kapit. v. Stemann, in Huſum.
— H. H. Stemann, in Huſum.
— D. Stenger, in Erfurt.
— Kammerherr v. Stenglin, in Erfurt.
Frau Polizey-Bürgermeiſterin Stephan, in Mühlhauſen.
Herr Sterzing, Seminariſt, in Meiningen.
— Rektor M. Stettner, in Feuchtwang.
Die Stiftsſchule, in Ebeleben.
Herr Acciſeinſpektor u. Senator Stockmann, in Freiberg.
— Poſtmeiſter Stockmann, in Freiberg.
— Münzmeiſter Stockmar, in Eiſenach.
— Rath und Amtmann Stöcker, in Korbach.
— Bergcommiſſär Straube, in Caſſel.
— Genie-Hauptmann Streiter, in Aſchaffenburg.
— D. F. Struck, in Lübeck.
— Sturm, Gymnaſiaſt, in Freiberg.
— Hauptmann v. Stutternheim, in Naumburg.
— Karl Sucker, in Breslau.
— J. M. Sunderhoff ſen., in Nordhauſen.
— H. Sybrandt, in Flensburg.

T.

Herr Taſchner, Fabrikant, in Erfurt.
— Hauptmann v. Tettenborn, in Görlitz.

Herr Diakonus Thenn, in Kaufbeuren.
— Theochar, griechiſcher Kaufmann, in Leipzig.
— Landesälteſter v. Thermo, auf Ziekan.
— Friedrich v. Thielau, in Braunſchweig.
Frau Kammerräthin Thiele, in Freiberg.
Herr Thiele, Perückenmacher, in Haynichen. 7 Ex.
— Thiemer, Kaufmann, in Freiberg.
— Thiemer, Seifenſieder, in Zittau.
— Paſtor Thienemann, in Altendorf. 2 Ex.
— D. Thilenius, in Lauterbach.
— Finanzrath Thorbecke, in Caſſel.
— Geh. Rath v. Thümmel, in Altenburg.
— D. Thulemeier, in Lippſtadt.
— J. C. S. Trefftz, Kaufmann, in Stuttgart. 7 Ex.
— Treutler, Buchhändler, in Hirſchberg.
— Amtsſekretär Tröbert, in Nordheim.
— Profeſſor Tremmsdorff, in Erfurt.
— Bürgermeiſter Tuckermann, in Göttingen.
— Reg. u. Konſiſtorialrath v. Türk, in Meiningen.

U.

Herr Schullehrer Uhlig, in Langenhennersdorf.
— Ulbrich, Gymnaſiaſt, in Freiberg.
— Bürgermeiſter Ulrich, in Schmalkalden.
— Vormundſchaftsbeamter Ulrich, in Mühlberg.
Zwey Ungenannte, in Mühlhauſen. 2 Ex.
Herr Kammerprokurator Uſchner, in Lübben. 4 Ex.
— C. F. Utendörffer, Kaufmann, in Schmalkalden.

V.

Herr Varrentrapp u. Wenner, Buchhändler, in Frankfurt a. M. 4 Ex.
— Floßmeiſter Uehſe, in Freiberg.

Herr Schullehrer Viehweg, in Wildenhain.
— Konſiſtorialrath u. Hofpredig. Vierling, in Meiningen.
— Völker, Kaufmann, in Neuwied.
— Vogel jun., Apotheker, in Schmalkalden.
Demoiſell J. F. Luiſe Vogel, in Muſkau.
Frau Gerichtsdirektorin Vogel, in Weißenfels.
Herr Paſtor Vogel, in Lobſtädt.
— Pfarrer Vogel, in Eiche.
Frau Doktorin Voigt, in Naumburg.
Herr J. H. Voßborn, in Nordhauſen.
— Vollert d. J., Kaufmann, in Allſtedt.

W.

Herr Kammerſekretair Wachler, in Gotha.
— Profeſſor Wachler, in Marburg.
— Amtsvoigt Wagner, in Volkenroda.
— Wagner, Eigenthumsmühler zu Hainewalde.
— Hofrath und Leibmedikus Walz, in Caſſel.
— Kandidat Walther, in Gotha.
— Stadtkatechet Wartmann, in Wernigeroda.
— Weber, Kaufmann, in Gera.
— J. D. Weber, in Lübeck.
Frau Wechsler, in Ulm.
Herr Kammerherr v. Wedel, in Visdorf bey Halle.
— Paſtor Weinart, in Naunhof.
— Weingärtner, Vorſteher einer Erziehungsanſtalt in Erfurt.
— Hauptmann und General-Adjutant v. Weinrich, in Aſchaffenburg.
— D. Weinrich, in Markt-Breit.
Fräulein Victorie v. Weiſe, in Sondershauſen.
Herr Hofrath v. Weißenborn, in Erfurt.
— Weniger, Kaufmann, in Breslau.

Herr Geh. Rath v. Weſtenberg, in Dresden.
— Paſtor Weſtendorf, in Wittenberg. 7 Ex.
— Stiftsſyndikus Wetzel, in Naumburg.
— J. H. Weyland, in Bremen.
— Paſtor Wiechel, in Cramon.
— Poſtſekretär Wiedemann, in Löbau.
— Salzrentmeiſter Wiedemann, in Schmalkalden.
— Stadtrichter Wilhelm, in Würzburg.
— Hier. Wilkens Herm. Sohn, in Bremen.
— Mart. Wilkens, in Bremen.
— Sekretär Wilz, in Neuwied.
— Sekretär Wipprecht, in Caſſel.
— Wöhler, Kaufmann, in Chemnitz.
— J. C. Wöhnmann, in Lübeck.
— Diakonus M. Wokenius, in Allſtedt. 2 Ex.
— A. F. Woldſen, in Huſum.
— S. Woldſen, in Huſum.
— Bergcommiſſär Wolf, in Schmalkalden.
— Doktor Wolf, in Nürnberg.
— Subconrektor Wolf, in Wernigereda.
— Probſt D. Wolfrath, in Glückſtadt. 5 Ex.
— Wolter, Kaufmann, in Göttingen.
— Pfarrer M. Wärker, in Gratſlau.
— Wunder, Goldarbeiter, in Erfurt.

Z.

Herr Amtsinſpektor Zahn, in Dippoldiswalde.
— Paſtor Zahn, in Oehlitz.
— Prorektor Zandt, in Pforzheim.
— Advokat Zeutzſch, in Allſtedt.
— Zimmermann, Scabinus, in Allendorf.
— Bürgermeiſter Zurhelle, in Lippſtadt.
— Amtmann Zurnedden, in Crivitz.

Pränumeranten-Verzeichniß.

Fortſetzung.

Ihro Durchlaucht die Fürſtin Wilhelmine Luiſe von Wied-Neuwied.

Ihro Durchlaucht die Frau Prinzeſſin Karl zu Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. Landgräfin zu Heſſen-Homburg.

*

A.

Herr D. Aepli in St. Gallen. 2 Ex.
— Aehlers in Bremen.
— Ameis in Erlangen.
— Andr. Anderſen in Flensburg.
— Arlt, Zeichenlehrer in Breslau.
— Arnemann in Erfurt.
— Ernſt Arnoldi, Kaufmann in Gotha.
— Aſchenbach, Kaufmann in Ringleben.
— Axt, Prinzen-Inſtructeur in Rudolſtadt.

B.

Madam Bach in Bucholz.
Herr Bachmayer, Glashändler in Memmingen.
— Juſtizrath Bader in Erfurt.
— Bahrdt, Schultheiß und Schiffer in Kalmbach.

Herr Ober-Conſiſtorialrath **Bail** in Glogau.
— **Bauer**, Privatlehrer in Bucholz.
— Studioſus **Bauer** in Leipzig.
— Lieutenant v. **Baumbach** in Rotenburg a. d. F.
— la **Baume**, Acciseinnehmer in Mansfeld.
— Conſiſtorialrath D. **Bayer** in Ansbach.
— Pfarrer **Bayr** in Pfronten.
— de **Beauclair**, Direktor einer Erziehungs-Anſtalt
in Darmſtadt.
— Hofrath **Becker** in Gotha.
— Präpoſitus **Becker** in Jördensdorf.
— Chirurgus **Becker** in Zittau.
Beckerſche Buchhandlung in Gotha. 2 Ex.
Herr **Beckh**, Kaufmann in Luckau.
— A. **Behrens** in Flensburg.
— Profeſſor **Benzler** in Bückeburg.
— Rath **Benzler** in Wernigerode.
— Oberkaſſenvorſteher **Berger** in Neuſtadt an der Orl.
— Kammer- und Steuerrath **Bergmann** in Rudolſtadt
Frau **Berlocher**, geb. **Wegeli**, in St. Gallen.
Herr Paſtor **Beßler** in Walſchleben.
— **Bennen**, Hauslehrer zu Erdbernburg.
— Dekan **Bevel** in Altſtetten.
— Capt. **Bladt** in Flensburg.
— Oberamtmann **Blum** in Mark-Gröningen.
— **Böhme**, Schullehrer in Zeutſch.
Frau geh. Räthin v. **Böhnen** in Kirchheim.
Herr Präceptor **Bock** in Tübingen.
— Garniſonkantor **Boerner** in Altenburg. 30 Ex.
— Paſtor **Boettger** in Rothenburg an der Saale.
— Kammerprokurator **Bohrnauer** in Bautzen.
— **Bonſen**, Penſion. in Levetzow.
— Kammerrath **Borkhauſen** in Darmſtadt.

Herr Obriſt v. Borberg in Koburg.
— Pfarrer Brand in Sachſen.
— Profeſſor M. Breitſchwerd in Ludwigsburg.
— Juſtiz-Amtmann Breuning in Schleuſingen.
— Reg. Rath Brinkmann in Bückeburg.
— Paſtor Brinkmann in Teterow. 2 Ex.
— Brüninghaus, Kaufmann in Naumburg.
— Inſpector Brumhard in Bremskirchen.
Jgfr. Sophie Brumhard in Wildungen.
Herr G. Bube in Rudisleben.
— v. Buchwald auf Cladow.
— Buchwald, Baumeiſter in Flensburg.
— Amtsinſpector Bürger in Torgau.
— General-Acciseinnehmer Buſchmann in Eisleben

C.

— Profeſſor Caeſar in Leipzig
— G. G. Clausjünger, Kaufmann in Memmingen
— Pfarrer Coing in Braach.
— Pfarrer Credner in Remſtedt.

D.

— Profeſſor Dahl in Roſtock.
— Danz, Schullehler in Klein-Eutersdorf.
— Kammerſekretär Deckart in Breslau.
— Degen ſen., Kupferarbeiter in Weißenfels.
— Kapplan Derenthal zu Hövelhoff.
— Dickhuth, Kaufmann in Rotenburg a. d. F.
Frau Oberappellat. Räthin v. Diepenbroik zu Hadamar
Herr Amtmann Diezel in Frokenbrechtshauſen.
— Döppleb, Pfarrhauptmann in Erfurt.
— Kantor Döring in Eisleben.
— Paſtor Donat in Wendiſchoßig.

Herr Dorndecker, Gaſthalter in Eisleben.
— Drewes, Prediger in Detmold.

E.

— Stadtpfarrer Ebel in Lauterbach.
— Steuer-Reviſor Eckhardt in Weißenfels.
— Superint. M. am Ende in Neuſtadt a. d. O.
— Paſtor Erdmann zu Gr. Teßin im Mekl. Schwer.
— Obriſt v. Erichſen in Breslau.
Frau Räthin Ernſt in Detmold.
Herr J. M. Ernſt in Sömmerda.
— Kantor und Muſikdirektor Eßiger in Lübben. 5 Ex.
— Paſtor Eyeller in Güſtrow.

F.

— C. F. Fabian in Zittau.
— Steuereinnehmer und Stadtſchreiber Facilides in Waldheim.
— Hofkammerrath v. Fackenhofen in Rotenburg a. d. F.
— Appellat. Rath Fall in St. Gallen.
— Fenſch, Bergamts-Kopiſt in Eisleben.
— Feuerlein, Kaufmann in Stuttgart.
— D. Fleitz in Luckau.
— Filß, Poſthalter und Gaſtgeber in Uhlſtädt.
— Stadtrichter Filter in Nordhauſen.
— C. G. v. Fiſcher in Lauban.
— Poſtverwalter und Apotheker Fiſcher in Cahle.
— Stadt- und Amtsſchreiber Fiſcher in Neuffen.
— Amtskaſtner Fiſcher in Waſungen.
— Fleiſchmann in Tübingen. 3 Ex.
Demoiſell Fochtmann in Burgwerben.
Herr Reg. Quartiermeiſter Foelkel in Brieg.
Demoiſell Erneſtine Franke in Neuſtadt an der Orl.
Herr K. G. Freyer in Annaberg. 6 Ex.

Herr Amts-Schultheiß Frick in Rotenburg a. d. F.
— Chirurgus Fricke in Mansfeld.
— Rektor Fritzſche in Lützen. 2 Ex.
— Paſtor Froebel in Griesheim.
— Paſtor Frommhold in Linden.
— Hauptmann v. Fürer in Nürnberg.
— P. Canonic. Fulk in Bauzen.

G.

— Gaiſer, Schullehrer in Walddorf.
— Gaitzſch, Obermühler in Waldheim.
— Kommiſſionsrath Gebhardi in Ringleben.
— Konrektor Geigenbach in Lindau. 18 Ex.
— Reg. Rath Geißler in Gotha.
— Paſtor Gerhard in Breslau.
— Paſtor Gerlach in Zentſch.
— Kammerherr und geh. Reg. Rath v. Geuderode in Darmſtadt.
— C. F. Gierth, Fleiſchhauer in Brieg.
— Pfarrer M. Glanz in Heumaden.
— Goering, Schullehrer in Gotha.
— Kammerrath Gößel in Rotenburg a. d. F.
— Goßlar, Schullehrer in Breslau.
— J. J. Gradmann, Kaufmann in Memmingen.
Demoiſell Charlotte Graeff in Leipzig.
Herr P. Graeſer in Kirchheim.
Die Greißſche Buchhandlung in Memmingen. 2 Ex.
Die Greißſche Buchhandlung in Ottobeuren. 3 Ex.
Herr G. W. Greumon in Bremen.
— Paſtor Groſſe in Eisleben.
— v. Groszheim, Direktor einer Erz. Anſtalt in Lübeck. 16 Exempl.
— Archidiakonus Gubalke in Brieg. 6 Ex.

Herr Doktor Günz in Waldheim.
— Gundelach, Pachter in Stift-Kaufungen.
— Gundelach, Oekonom in Volkmarshauſen.
— Hofrath Guts Muths in Schnepfenthal.

H.

— Haaſe, Bäckermeiſter in Lauban.
— Hofprediger Hacker in Dresden. 5 Ex.
— Hänſel in Waldheim.
Frau Kammerräthin Hagmann auf Hergisdorf u. Alsdorf.
Herr Obriſt Hahn in Darmſtadt.
— Kandid. Hankel zu Ringleben bey Frankenhauſen. 2 Ex.
— Pfarrer Hartwich in Schwarzenhaſſel.
— Paſtor Haupt in Neu Kloſter im Mekl. Schwerin.
— Pfarrer Hauß in Meckesheim. 6 Ex.
— Amtsſekretär Helmbach in Eisleben.
— Landphyſikus D. Heiſen in Rotenburg a. d. F.
— Heitemeyer, Lehrer in Paderborn.
— Hemken und Sohn, Weinhändler in Bockhorn. 6 Ex.
— Leg. Rath Hennicke in Gotha.
Frau Henningſen, Wittwe in Flensburg.
Herr Herold, Kammerguthspachter in Holzhauſen.
— Superint. Herrmann in Heiligenſtadt.
— Geh. Rath u. Hofgerichtsdirektor Freyh. v. Hertling
in Darmſtadt.
— Obriſt-Lieutenant Heubel in Schwarzburg.
Frau Stadtſyndikus Heuſchkel in Neuſtadt a. d. O.
Herr Kontroleur Hialtelin in Flensburg. 2 Ex.
— Archivarius Hildewig in Kaſſel.
— Rath und Amtmann Hörcher in Paulinzella.
— B. G. Hoffmann, Fleiſchhauer in Brieg.
— Paſtor M. Hoffmann in Sandersdorf.
— Regierungsſekretär Hohenſchild in Darmſtadt.

Herr Joh. Martin Holl in Ulm.
— Bothmeiſter Holſten in Güſtrow.
— Hoppſtock, Kaufmann in Mansfeld.
— J. F. Horn in Flensburg.
— Kreisſteuereinnehmer Horn in Luckau.
— Metropolitan Hozzel in Melſungen. 6 Ex.
— Friedrich Hüber in St. Gallen.
— Schulcollege Hübner in Schleuſingen.
— Hundeiker, Erzieher in Vechelde bey Braunſchweig 12 Exempl.

J.

— Jäger, Buchdrucker in Flensburg. 8 Ex
— C. H Jäger, Kaufmann in Lauban.
— Rektor Jähne in Hirſchfeld.
— Poſtſekretär Jäniſch in Gotha.
Frau Juſtizräthin Ibell in Wisbaden.
Herr Jenſch, Gaſtgeber in Mansfeld.
— Peter Jenſen jun., Kaufmann in Flensburg.
— Rektor Järbens in Lauban.
— Asmus Johannſen in Flensburg.
— Juſtizrath v. Jordan auf Schönwald.
— Jünger in Hanau.
— Capt. Jürgen Jürgenſen in Flensburg.
Die Junfermannſche Buchhandlung in Paderborn. 3 Ex.
Herr Faktor Junker in Rudolſtadt.

K.

— Rittmeiſter Graf v. Kalckreudt in Schmiegel.
— Rektor Kaufmann in Tübingen.
— P. Kaumann in Droſkau.
— Oberpfarrer Kellner in Rotenburg a. d. F.
— Archidiakonus M. Kenzelmann in Meiſſen. 6 Ex

Herr Landesälteſter v. Keſſel auf Neudorf.
— Reiſeſtallmeiſter v. Ketelhodt in Rudolſtadt.
— Kloſe, Goldarbeiter in Rotenburg a. d. F.
— Knoth, Choraliſt in Merſeburg.
Madam Koch in Detmold.
Frau Bürgermeiſterin Köhler in Teterow.
Herr Poſtmeiſter Köhler in Waldheim.
Frau Gräfin v. Königsdorf auf Peterwitz.
Herr Kammerherr v. Könneritz auf Lemſel.
— Pfarrer Koppe in Meklar an der Fulda.
— Paſtor Korſche in Rengersdorf. 2 Ex.
— Kraft, Zeichenmeiſter in Flensburg.
— J. C. Kramer in Flensburg.
— Kantor und Schullehrer Kratze in Allſtedt.
— Paſtor Krautwadel in Tſchöpplowitz.
— Kandidat Krey in Roſtock.
— Rektor Krüger in Oſtrove.
— Küchenmeiſter, Eigenthumsmühler in Waldheim.
— Syndikus Kühl in Stralſund.
— Kuhlmann, Bäckermeiſter in Bückeburg.
— J. J. Kully in St. Gallen.
— Pfarrer Kutter in Ravensburg.

L.

— Lachmann in Brieg.
— Lähne, Uhrmacher in Eisleben.
— Caſſen-Aſſiſtent Landeck in Brieg.
— Langbein, Schullehrer in Asbach bey Schmalkalden.
— D. Langguth in Wittenberg. 2 Ex.
— Laufkötter, Pfarrherr in Brenken.
— Pfarrer Lann in Oberellenbach.
— Polizeyrath Lehr in Darmſtadt.
— Poſtſekretär Lenk in Gotha.

Herr Diakonus **Lettow** in Berlin. 5 Ex.
— **Leuthold**, Schullehrer in Nieder-Jahne.
— **Leverenz**, Penſion. in Schwetzien.
— K. **Linke** in Leipzig.
— **Linſe**, Lehrer der Prediger Mädchenſchule in Erfurt.
Frau Majorin **Lorenz** in Detmold.
Herr Joſias **Lork**, Kaufmann in Flensburg.
— **Loſſius** in Gotha.
Frau Prediger **Lucee** in Bremen.
Herr Kammerverwalter **Ludwig** in Altenburg.
— **Ludwig** in Leipzig. 2 Ex.
— Bürgerhauptmann **Ludwig** in Nordhauſen.
— Kreis-Steuer-Einnehmer **Lüke** in Oſtrove.
— Paſtor **Lytyens** in Zapell.

M.

Herr A. W. **Madelung**, Kaufmann in Gotha.
— Organiſt u. Lehrer **Mädert** in Neuſtadt a. d. Orl.
— **Manaſtetter**, Hofmeiſter in Ottobeuren. 3 Ex.
— Paſtor **Markus** in Luckau. 6 Ex.
— **Marxen**, Kaufmann in Flensburg.
— **Mathät**, Kaufmann in Eisleben.
— Rektor **Mathiſius** in Mannsfeld.
— Kandidat **Mating** in Neuſtadt a. d. Orl.
— Superint. **Manchart** in Neuſſen. 2 Ex.
— J. S. **Mayr**, Kaufmann in Memmingen.
— General-Acciseinnehmer **Meding** in Waldheim.
— Viktor **Mehmel** in Altſtetten.
— Pfarrer M. **Meinhoff** in Mörz.
— **Mempel**, Schullehrer in Walſchleben.
— Stadtſchreiber **Meuſel** in Luckau.
— **Meyer**, Lehrer an der Stadtſchule in Kiel. 2 Ex.
— Moritz **Meyer** in Rotenburg a. d. F.

Herr Oberhofrath **Michaelis** in Marburg.
— Rektor **Möbius** in Waldheim. 7 Ex.
— Chr. **Möller** in Kirchheim.
— Superint. u. Kirchenrath **Müller** in Gießen.
— **Müller**, Apotheker in Mannsfeld.
— **Müller**, holländ. Hauptmann von Thöllitor.
— Schloßchirurgus **Müller** in Waldheim.

N.

Herr Mathias **Näf** in Altſtetten.
— Pfarrer **Nagler** in Katzenhochſtatt.
— Paſtor **zur Nedden** in Picher.
— **Nehmzow**, Penſion. in Luckow.
— Superint. **Neuburg** in Cappel.
— **Niedt** in Neuſtadt a. d. O.
— Kandidat **Nizoldi** in Markwerben.
— Poſtmeiſter **Nordh** in Rudolſtadt.

O.

Herr Kandidat **Oberländer** in Rudolſtadt.
— Major v. **Ochs**, in Churheſſ. Dienſten.
— **Oelrichs** in Bremen.
— Doktor **Oertel** in Ansbach.
— Superint. **Oppelt** in Pegau. 12 Ex.

P.

Herr Hofrath v. **Peine** in Paderborn.
— **Peters**, Prediger in Bertikow.
— Förſter **Pfannkuchen** in Stift Kaufungen.
Madam **Philippi** in Breslau.
Herr Inſpector **Pietſch** in Brieg.
— Prediger **Piper** in Reinshagen. 5 Ex.
— v. **Plüskow** aus Trechow, in Gotha.

Herr Ernſt Pogge in Reinshagen.
— Friedrich Pogge in Reinshagen.
— Joh. Pogge in Reinshagen.
— Pohl, Kaufmann in Breslau.
— Polſter, Buchdrucker in Schmalkalden.
Das Poſtamt in Artern. 2 Ex.
Herr Schulcollege Preuß in Schleuſingen.
— Hofapotheker Prick in Koburg.
— Regierungskanzliſt Püſchel in Brieg.

R.

Herr Paſtor Radynski in Oſtrove.
— Ramann, Weinhändler in Erfurt.
— Paſtor Ramann in Zimmern.
— Ratenbacher, Schullehrer in Kelbsrieth.
— Diakonus Rau in Urach.
— Paſtor Rauſch in Zſchaiz.
— Reich, Hofmeiſter in Meiningen.
— Kantor Reichardt in Walſchleben.
— J. A. Reinhardt in Gotha.
— Pfarrer Reinhard in Ruttersdorf.
— Reiniſch, Buchbinder in Brieg.
— Reyer, Eiſenhändler in Rotenburg a. d. T.
— Karl Rheineck, Kaufmann in Memmingen.
— Juſtizamtmann Richter in Glauchau.
— C. G. Richter, Kaufmann in Lauban.
— N. G. Richter, Kaufmann in Lauban.
— Richter, Kaufmann in Luckau.
— v. Riedeſel in Stuttgart.
— Ries, Hautboiſt in Brieg.
— Kommerzienrath Ringeling in Rotenburg a. d. T
Die Ritterſche Buchdruckerey in Gmünd. 2 Ex.
Herr Forſtſekretär Röllig in Schleuſingen.

Herr Kantor Roitſch in Schönefeld.
— Pfarrer Rommel in Stift Kaufungen.
— Rouwolf, Stutereyverwalter in Döhlen.
— Hofjuwellierer Rüger in Gotha.
— Rüger, Maler in Gotha.
— Ruelberg aus Großalmeroda in Gotha.
— Stadtkaſſirer Rupprecht in Memmingen.

S.

Herr Profeſſor Salat in München. 2 Ex.
— Phillipp Sander in Bückeburg.
Frau Majorin v. Saurma in Breslau.
Herr Sauſe, Kaufmann in Bautzen.
— Schade, Lehrer in Gersdorf.
— Schärf, Prediger in Brieg.
— Schaumburg, Garniſon-Apotheker in Rotenburg an der Fulda.
— Scheibe, Mädchenſchullehrer in Eisleben.
— Scheibner, Kaufmann in Erfurt.
— Katech. M. Scheinert in Zittau.
— Hofrath Scherf in Detmold.
— Scherz, Kaufmann in Strasburg.
— Förſter Scheuch in Rotenburg an der Fulda.
— Schiede, Tuchfabrikant in Caſſel.
— C. F. Schiffter, Maurermeiſter in Brieg.
Madam Schiller in Breslau.
Herr Pfarrer M. Schiller in Mutſchau.
— G. Schiller in Volkersdorf.
— Kantor Schilling in Ummerſtadt.
— D. Schindler in Lauban.
Madam Schirmer geb. Gonzenbach, in St. Gallen.
Herr Diakonus Schladebach in Teuchern.
— v. Schlegel, Rittergutsbeſitzer zu Mittelhauſen.

Herr Pfarrer D. Schlegel in Burgwerben. 2 E
— G. F. Schlütter in Zittau.
— Diakonus Schmeiſſer in Orlamünde.
— Doktor Schmid in Darmſtadt.
— Prorektor Schmidt in Berlin. 6 Ex.
— Scholtz, Buchbinder in Landshut.
— Probſt Schröder in Wernigerode.
— Schrödter, Tiſchlermeiſter in Ringleben.
— Konrektor Schüler in Schleuſingen.
— Paſtor Schütz in Bückeburg.
— Schütz, Hauslehrer in Caſſel.
Die Schulanſtalt in Mark Gröningen.
Herr Senator Schultetus in Teterow.
— Profeſſor Schulze in Gotha.
— C. H. Schulze in Bautzen. 2 Ex.
— Stallmeiſter Schulze in Rotenburg a. d. F.
— Schulze, Kaufmann in Waldheim.
— G. Schwarz in Memmingen.
— Kriegsrath Scriba in Darmſtadt.
— Profeſſor Segelbach in Petersburg. 2 Ex.
— Hofrath Sell in Darmſtadt.
Das Seminarium in Roſtock.
Herr Siemer, Lehrer in Elingen. 6 Ex.
— Paſtor Simonis in Lüſſow.
— Kandidat Sonntag in Fürſtenberg.
— Prem. Lieutenant Souvirant in Neuſtadt a. d. O.
— Heinrich Spangenberg in Suhl.
— Starke, Rittergutsbeſitzer in Greiſſenhain.
— J. D. Stecher in Bibrach.
Freifrau Octavia v. Stein in Nordheim.
Herr Steinbrück, Kaufmann in Erfurt.
— Stempel, Kaufmann in Breslau.
— Paſtor Stephany in Schwanewitz.

Frau Räthin Sterzenbach in Detmold.
Herr D. Stieber, Lehrer am Gymnaſium in Ansbach.
— Hauptmann v. Stieglitz in Markwerben.
— Stockmeier, Prediger in Brake.
— v. Stoll zu Wespach.
— Küſter Strauchenbruch in Eisleben.
— Kammerkanzleidirektor Streit in Breslau. 2 Ex.
— Capt. Hermann Strobel in Flensburg.
— D. u. Profeſſor Süskind in Tübingen.

T.

Fräulein v. Taubadel zu Schmardt.
Herr Landſteuerſekretär Taube in Bautzen.
— Amtsverwalter Teicher in Wernigerode.
— Amtsſteuereinnehmer v. Teubern in Cahle.
— C. H. Thomas in Hirſchberg. 20 Ex.
— Michael Tobler in Trogen.
— Triebel, Tabacksfabrikant in Erfurt.

U.

Herr Stiftsſyndikus Ulrich in Lauban.
Ein Ungenannter in Bremen.
Zwey Ungenannte in St. Gallen.

V.

Herr J. E. Valter in Zittau.
— Pfarrer Veillodter in Walkersbrunn in Nürnberg.
— Vogel, Pachter in Ehrenberg.
— Kandidat Voigt in Stralſund.
— Voigt, Lehrer in Weimar. 8 Ex.
— Konrektor Vollgraf in Schmalkalden.
— Hofrath Vollhard in Darmſtadt.

Herr Kollaborator Vollmar in Tübingen.
— Spezialſuperint. Volz in Karlsruhe.

W.

Frau geh. Reg. Räthin Wachler in Gotha.
Herr Amtmann Wachsmuth in Wurzen.
— Accisinſpector Wachsmuth in Delitzſch.
— Kirchen= und Schulrath Wagner in Darmſtadt
— Wagner in Neuſtadt an der Orl.
— Paſtor Wahl in Giſpersleben.
— Pfarrer Walz in Apfelſtädt.
— Kandidat Walther in Eisleben.
— Oberforſtmeiſter v. Wangenheim in Georgenthal.
— Reiſeſtallmeiſter v. Wangenheim in Gotha.
— Cäſar v. Wangenheim in Potsdam.
— Warmholz, Mechanikus in Edersleben.
— Wege, Apotheker in Lauban.
— Stadtkämmerer Weidemann in Rotenburg a. d. F.
— Kandidat Weigand in Schwanowitz.
— Hofrath u. Leibarzt D. Weiß in Rotenburg a. d. F.
— Lieutenant v. Weißen in Eisleben.
— Rentſchreiber Weißenborn im Stift Kaufungen.
— Poſtkommiſſär Wendler in Uhlſtädt.
— Kapplan Wengenmayr in Pfronten.
— Kommiſſionsrath Wenige in Gotha.
— Präceptor Werner in Tübingen.
— Hofadvokat Weſthof in Lahle.
Madam Wichmann in Gotha.
Herr Oberförſter Wicht in Sibigrode.
— Inſpector M. Wigand in Waldheim.
Demoiſell Wildberg in Fürſtenberg.
Herr Diakonus M. Wimmer in Waldheim.
— Kapplan Winter zu Neuhaus.

Herr Paſtor M. Wislicenus in Battauna. 3 Ex.
— Wiß, Kaufmann in Klein-Schmalkalden.
— Forſtrath Wittwer in Rotenburg a. d. F.
— Kantor Wolf in Ringleben.
— Probſt D. Wollfrath in Glückſtadt. 5 Ex.
— Camerarius Wüßenfeld in Bückeburg.
— Kriminalrath Wunderer in Ansbach.
— Amtsverwalter Wurzler in Eisleben.
— Amtsverwalter Wurzler in Wattereda.

Z.

Herr Prorecktor Zandt in Pforzheim.
— Zeitſchel, Pachter in Kriebſtein.
Die Zeitungs-Expedition in Gotha.
Frau Zellweger geb. Geßner in Trogan.
— Zellweger geb. Zuberbühler in Trogan.
Herr Zenker, Schullehrer in Kirchheim.
— Pfarrer Zenker in Sundremda.
— Berg-Faktor Zobel in Eisleben.
— Zolling, Buchhändler in Langenſalza.
— Zübli im Portnerhof in St. Gallen.

Pränumeranten-Verzeichniß.

Beſchluß.

Seine Durchlaucht der Prinz Friedrich von Anhalt-Schaumburg.

*

A.

Herr Albrecht, Pouſſirer in der Porzellainfabrik in Gotha.
— Kantor Albrecht in Schwarza.
— Adjudant Alt in Gotha.
— Domherr und Stiftsrath von Alvensleben in Merſeburg.
— Gottfr. von Amman in Augsburg.
— Ammerbacher, Katechet in Augsburg.
— Amthor, Gaſtwirth in Schwarza.
— Kaſtenverſteher Arnold in Gotha.

B.

— Barensfeld, Weinhändler in Hanau.
— Amtsvogt Baumann in Melſungen.
— Beinhauer, Hoſpitalsproviſor in Melſungen.
— Prediger Benzenberg in Schöllen bey Elberfeldt.

Herr Kammerſekretär **Bertuch** in Gotha.
— **Beſchorner**, Schullehrer in Großenhain.
Die pädagogiſche Bibliothek in Augsburg.
Herr Kandidat **Birkenſtädt** in Nutteln.
— Peter **Biſchoff**, Kaufmann in Augsburg.
Frau Finanzräthin **Blachiere** in Hanau.
Herr Hof- und Reg. Rath **Blum** in Fulda.
— J. J. **Bodemer**, Kaufmann in Leipzig.
— Hauptmann **Bödiker** in Hanau.
Herr **Böhme**, Seifenſieder in Neuſalz.
— **Bollbrügge**, Erbherr auf Kl. Niendorf bey Crivitz.
— D. **Born**, Juſtizcommiſſ. in Erfurt.
— A. L. **Bourquin**, Kaufmann in Neuſalz.
— **Brandau**, Garniſon-Apotheker in Melſungen.
— Forſtrath **Brenner** in Bullau. 2 Ex.
— A. **Brückner**, Porzellainmaler in Gotha.
Demoiſell **Bruère** in Homburg vor der Höhe.
Herr **Buffleb**, Porzellaindreher in Gotha.
— Kammerſekretär **Burgold** in Gotha.
— Diakonus **Burkhard** in Augsburg.
— **Buſchmann**, Schullehrer in Niederneuſchönberg.

C.

— F. B. **Caſpari**, Tuchfabrikant in Großenhain.
— Pfarrer **Claudius** in Wilſchdorf bey Stolpen.
— **Clauß**, Ritterguthspachter in Großenhain.

D.

— Vicepräſident von **Damnitz** in Eiſenach.
— **Dannheimer**, Buchhändler in Kempten.
— **Dietzſch**, Diakonus an der Stiftskirche in Oehringen.
— **Dill**, Buchhalter in Pforzheim.
— Paſter **Döhrlich** in Koltz.

Herr

E.

Herr Konſiſtorial-Aſſeſſor **Eck** in Lübben.
— **Edelt**, Porzellainmaler in Pösneck.
— Amtsverwalter **Eggeling** in Schwarza.
Frau Kammerherrin von **Egloffſtein** in Weimar.
Herr **Enders**, Obervogt in Stauffen.

F.

— Paſtor **Fechner**, Senior des Liſſaer Kirchen-Kreiſes in Südpreußen.
— **Ferkel**, Gaſtwirth in Eilenburg.
— Konſulent **Feuerbach** in Eßlingen.
— Hofkommiſſär **Fiedler** in Jena. 3 Ex.
— Konrektor **Fiſcher** in Oehringen.
— **Flemming**, Kaufmann in Großenhain.
— Amtsaktuar **Förſter** in Chemnitz.
— **Förſter**, Förſter zur Paulsmühle bey Großenhain.
— **Franke**, Gaſtwirth in Neuſalz.
— **Freyer** jun., Frauenſchneider in Aſchersleben.
— Stifts-Vikarius **Fritſch** in Gotha.
— J. C. L. **Fröbel** in Oſterode am Harz.
— Kandidat **Fuckel** in Caſſel.

G.

— St. K. G. in Ulm. 10 Ex.
Demoiſell Charlotte **Gärtner** in Breslau.
Herr **Geibel**, Pachter in Wachenbuchen.
— Elias **Geiger**, Kaufmann in Ulm.
— **Geißler**, Bäcker in Großenhain.
— **Gerinner** jun., Kaufmann in Augsburg.
— C. H. **Gerlinghaus** in Dortmund.
— Advokat **Geudtner** sen. in Großenhain.
— **Görling**, Univerſitätsbuchdrucker in Erfurt.
— **Götting**, Bildermaler in Nordhauſen.

Herr Kantor Götze in Langenberg bey Gera.
— Superint. M. Goldammer in Groſsenhain.
— Gollhard, Schullehrer in Frankfurt a. M.
— F. Goſewitz, Verwalter in Vendeleben.
— Lieutenant Gruner in Koburg.
— von Guden, Geleitsmann in Groſsenhain.
— Referendar Gußmann in Augsburg.

H.

— Haas, Organiſt und Kirchenpfleger in Michelſtadt.
— Händler, Pachter auf Groſsen und Milkau.
— Paſtor Härtel in Lindenhain.
— Harborth, Prediger in Nierſtedt.
— Rektor Hartung in Schwarzenbach an der Saale.
— Hegemeiſter, Zinngießer in Großenhain.
— Heinemann, Oekonom in Wal[illegible]rsleben bey Erfurt.
— Kandidat Heinicke in Kriebſtein.
— Held, Gutsbeſitzer in Zittau.
— Geh. Kanzliſt Hellbach in Gotha.
— G. J. Heller, Hauslehrer in Stuttgart.
— A. Hennig, Kürſchner in Großenhain.
— Oberkammerrath von Heppe in Caſſel.
— Doktor Hercher in Blankenhain.
— Herold, Informator in Mattſch.
— von Herz, Kunſthändler in Augsburg.
— Hesler, Kaufmann in Zſchopau.
— J. L. Heydecker in Kempten.
— Hiepe, Freyſaſſe in Leimbach.
— Hiller, Schullehrer in Parſchwitz.
— M. Hofmann, Lehrer am Gymn. in Ansbach.
— Hoy, Buchhändler in Hanau.
— Huneck, Oekonomie-Verwalter und Schultheiß in Schwarza bey Meiningen.

Herr

J.

Herr G. H. E. Jänig in Glaucha.
— C. G. Iſrael auf Lomnitz bey Görlitz.
— Jordan, Kriegs-Präſtation-Kaſſen-Buchhalter in Stuttgart.

K.

— Kalkmeyer, Kaufmann in Erfurt.
— Key, Kaufmann in Erfurt.
— Oberamtmann Kieſewalter in Parſchwitz.
— Pfarrer-Subſtitut Kirbis in Markwerben.
— Kleinſchmidt, Beſitzer der Raſenmühle in Schwarza.
— Friedrich Klett in Suhl.
— Knoll, Hoſpital-Schullehrer in Breslau.
— Superint. Koſter in Oſterode.
— Rath und Stadtſyndikus Kramer in Arnſtadt.
— Diakonus Krauß in Augsburg.
— Amtskontrolleur Kretſchmer in Parſchwitz.
— Kriegsmann in Flensburg.
— Krunert, Maler in Döbeln.
— Kühne, Beſitzer des Ritterguts Mühlbach bey Groſſenhain.
— Kunath, Hofmeiſter in Walda.
— Kunze in Berthelsdorf.

L.

— Organiſt Lange in Kunitz.
Frau Sekret. Laſerre in Meiningen.
Herr Laubling, Lehrer und Erzieher in Erfurt.
— Lentin, Fabrikant in Erfurt.
— Liſte, Oekonomieverwalter auf Erdbenburg.
— Pfarrer Lohrer in Annaberg.

Herr Kammerjunker und Oberforſtmeiſter von Löben in Tornow.
— Reg. Advokat Löſchigk in Schwerin.
Mad. Lohmeier, Fabrikantin in Erfurt.
Herr H. Lotter in Stuttgart. 10 Ex.

M.

Frau Reg. Räthin Mallinkrodt in Dortmund.
Herr Stadtſyndikus D. Mauwerth in Oſterode.
— Mettenheimer, Kaufmann in Erfurt.
— Meyer, Kaufmann in Lucerne. 4 Ex.
— Luider Menrotte, Kaufmann in Neuſalz.
— Amtsaktuar Mirus in Großenhain.
— Oberamtmann Müller in Brieg.
— Müller, Tuchfabrikant in Großenhain.
— J. B. Müller, Tuchfabrikant in Großenhain.
— Müller, Choraliſt in Merſeburg.
— Mändler, Schullehrer in Kempten.
— Kandidat Muſtat in Nürnberg.

N.

— Naundorf, Kaufmann in Freyberg.
— Neißer, Maler und Lackirer in Neuſalz.
— Prediger Neumann in Elberfeld.

O.

— Georg Oehme in Nordhauſen.
— Oberförſter Oemler in Wimmelrode.
— Opitz, Schullehrer zu Frohndorf.
— Doktor Oſterhauſen in Nürnberg. 2 Ex.
— Otto, Kaufmann in Großenhain.

P.

Herr Petſch, Buchbinder in Neudietendorf. 2 Ex.
— Pfeiffer, Müller in Büſſenrode.
— Pfeilſchmidt, Uhrmacher in Großenhain.
— Peſelius, Schullehrer in Herlingen.
— Chriſtian Friedrich Preiß in Neuſalz.
— Gerichtsdirector Puſch zu Cadlis und Kobern bey Frohburg.

Q.

— Vice-Bürgermeiſter Quell in Leisnig.

R.

— Inſpector Rabus in Ansbach.
— Cantor Rappold in Ansbach. 2 Ex.
— M. v. Rau, Handelsmann in Ulm.
— Cantor Rauſche in Gaberndorf bey Weimar.
— Recht, Linnenfabrikant in Oſterode.
— Reinhardt, Kaufmann in Hohleborn bey Schmalkalden.
— Dr. Reinicke in Großenhain.
— Candidat Richter in Gotha.
— Kammerherr Freiherr von Romberg in Münſter.
— Roſcher, Inſpector der Glasfabrik in Friedrichsthal bey Großenhain.
— Doctor Rudolph am Gymn. in Zittau.

S.

— Salzmann, Kaufmann in Erfurt.
— Stadtphyſikus Dr. Saſſe in Lübben.
— Rector und Adjunct Sauer in Kempten.
— Profeſſor Sauermann in Zeitz.

Herr Kammerjunker und Oberforſtmeiſter von Löben in Zeroam.
— Reg. Advokat Löſchigk in Schwarza.
Mad. Lohmeier, Fabrikantin in Erfurt.
Herr H. Lotter in Stuttgart. 10 Ex.

M.

Frau Reg. Räthin Mallinkrodt in Dortmund.
Herr Stadtſyndikus D. Maywerth in Oſterode.
— Mettenheimer, Kaufmann in Erfurt.
— Meyer, Kaufmann in Livorno. 4 Ex.
— Luder Meyeratte, Kaufmann in Neuſalz.
— Amtsaktuar Mirus in Großenhain.
— Oberamtmann Müller in Berga.
— Müller, Tuchfabrikant in Großenhain.
— J. B. Müller, Tuchfabrikant in Großenhain.
— Müller, Choraliſt in Merſeburg.
— Mündler, Schullehrer in Kempten.
— Kandidat Muſtar in Nürnberg.

N.

— Naundorf, Kaufmann in Freyberg.
— Neiſſer, Maler und Lackirer in Neuſalz.
— Prediger Neuner in Elberfeld.

O.

— Georg Oehme in Neuhauſen.
— Oberförſter Oemler in Wimmelrode.
— Opitz, Schullehrer in Zeubsdorf.
— Doktor Oſterhauſen in Nürnberg. [illegible] Ex.
— Otto, Kaufmann in Großenhain.

P.

Herr **Petsch**, Buchbinder in Neudietendorf. 2 Ex.
— **Pfeiffer**, Pfarrer in Bösleben.
— **Pfeilschmidt**, Uhrmacher in Großenhain.
— **Peseling**, Schullehrer in Leisnig.
— Christian Friedrich **Prex** in Neustadt.
— Gerichtsdirector **Pusch** zu Cablitz und Zehren bey Freiberg.

Q.

— Vice-Bürgermeister **Quell** in Leisnig.

R.

— Inspector **Rabus** in Ansbach.
— Senator **Rappold** in Ansbach. 2 Ex.
— C. F. **Rau**, Handelsmann in Ulm.
— Cantor **Rausche** in Ollendorf bey Weimar.
— **Recht**, Linnenfabrikant in Osterode.
— **Reinhardt**, Kaufmann in Hohleborn bey Schmalkalden.
— Dr. **Reinicke** in Großenhain.
— Kandidat **Richter** in Gotha.
— Kammerherr Freyherr von **Romberg** in Münster.
— **Reicher**, Inspector der Glasfabrik in Friedrichsthal bey Großenhain.
— Director **Rudolph** am Gymn. in Zittau.

S.

— **Salzmann**, Kaufmann in Erfurt.
— Stadtphysikus Dr. **Sasse** in Lübben.
— Rector und Adjunct **Sager** in Kempten.
— Professor **Sannermann** in Brieg.

Herr Schack, Rathsherr in Gotha.
— Schack, Porzellainmaler in Gotha.
— Kantor und Kammermuſikus Schade in Gotha.
Madam Schäzler in Augsburg.
Herr Paſtor Schaufuß in Reichartwerben.
— Amtskaſtner Schenk auf dem Altenſtein.
— Geh. Rath und Regierungs-Director von Schenk in Schweinsberg in Fulda.
— Schleißner, Schullehrer in Augsburg.
— Candid. Schmidt in Weimar.
— Schmidt, Uhrmacher in Neuſalz.
— Schmidt, Porzellainmaler in Pößneck.
— Schneider, Buchhandlungslehrling in Augsburg.
Frau Baronin von Schnurbein in Augsburg.
Herr Rektor Schönborn in Meſeritz. 2 Ex.
— Scholl, Kaufmann in Melſungen.
— Regierungsrath Schott in Erfurt.
— Schramm, Gaſtwirth in Großenhain.
— Gerichtsdirektor Schramm in Waldheim.
— M. Schramm, Schuhmacher in Gotha.
— Oberrathsverwandter Schreiber in Melſungen.
Demoiſell Emilie Florentine Schulz in Berlin.
Herr Sekretär Schumann in Großenhain.
— Schundenius, Kaufmann in Langenſalza.
— J. H. Schwager jun. in Suhl.
— J. G. Schwarze, Tuchfabrikant in Großenhain.
— Schwerdt, Waiſenlehrer in Bremen.
— Domprobſt von Seebach in Naumburg.
— Reg. Rath Seeger in Michelſtadt.
— Oberamts-Regier. Kanzliſt Simon in Brieg.
— Conrector Sinhold in Erfurt.
Die Sonntags-Schule in Gotha. 2 Ex.
Herr Sorber, Chirurgus in Großenhain.

Madam Anna Maria Stephan in Neuſohl.
Herr Kandidat Sternagel in Breslau.
— Verwaltungsrath Stöhlin in Kempten.
— Prem. Lieutenant von Storch in Wismar.
— Amtsverwalter Straßburger in Kühndorf.

T.

— Teichgräber in Waldheim.
— Thalmann, Porzellainmaler in Pößneck.
— Kantor Thieme in Großenhain.
— Thilo, akadem. Portraitmaler in Dresden.
— Paſtor Thon in Gemna.
Die Töchterſchule in Augsburg.
Herr Troſtel, Privatlehrer in Ulm.
— Tübbecke, Maler und Zeichenmeiſter in Brieg.

U.

— Straßenbau-Inſpector Ulbricht in Oſchatz.
Fünf Ungenannte in Neuſohl.
Herr Urban, Mahlmüller in Erfurt.
— Hofſchreiber Uſchner in Lübben.

V.

— Nikolaus Völker, Weißbäcker in Gotha.
— Paſtor Voigt in Zabeltitz.

W.

— Wagner, Schöſſer in Freyburg.
— Paſtor Wagner in Großrückerswalde.
— Wagner, Buchbinder in Pößneck. 11 Ex.
— F. Wagner, Zimmermeiſter in Pforzheim.
— Walteger, Artillerie Schullehrer in Breslau.

Herr D. Weiler in Augsburg.
— Weinberger, Glaſer in Großenhain.
— Weinedel, Amtskopiſt in Großenhain.
Madam Wende in Bremen.
Frau Mühlenconductorin Wenzel in Caſſel.
Herr Konrektor Willich in Hanau. 2 Ex.
Frau Konzertmeiſter Willings in Nordhauſen.
Herr Wilsdorf, Landſchöppe in Stauda.
— Advokat Wittich in Großenhain.

Z.

— Kammerherr und Oberforſtmeiſter von Ziegeſar in Hummelshain.
— J. G. Zſcherpel in Kempten.

Vorrede.

Da ich mich in der Ankündigung dieſes Werks ſchon genug über den Plan und den Zweck deſſelben erklärt habe: ſo halte ich es für überflüſſig, demſelben noch eine weitläuftige Vorrede vorzuſetzen.

Die ſo thätige Theilnahme des verehrten Publikums an dieſem Unternehmen, die ich mit dem lebhafteſten Dankgefühl erkenne, überzeugt mich, daß es den Zweck, den ich mir bei demſelben geſetzt, richtig gefaßt habe, und fordert mich auf, nach meinen möglichſten Kräften die Erwartung deſſelben zu erfüllen.

Möchte die freudige Zuverſicht, mit der ich jezt dieſe Arbeit anfange, mich bis dahin begleiten, wo ich ſagen kann: ich habe ein nützliches Werk vollendet! Möchte es mir, unter dem Beiſtande Gottes, gelingen, auch durch dieſe Schrift dazu beizutragen, das Reich der

Tugend zu erweitern, und ſo das groſse Intereſſe der Menſchheit zu befördern. Die gewöhnlichen Schwierigkeiten ſollen mich auf dieſem Wege zum Ziel nicht abſchrecken; ſelbſt liebloſer, bitterer Tadel, ſo kränkend er mir auch ſeyn wird, ſoll mich nicht zaghaft oder kleinmüthig machen: nur bleibe mir ein und der andere weiſe leitende Freund; nur begleite mich immer das Bewuſstſeyn, daß ich den Pfad der Wahrheit nie wiſſentlich verlaſſen, daß ich mich redlich beſtrebt habe, ſo viel Gutes zu wirken, als mir nach meinen geringen Kräften nur immer möglich war.

Nur Wenige meiner Leſer bedürfen wohl einer nähern Anweiſung wegen des Gebrauchs dieſer Bilderbibel; doch auch um dieſer Wenigen willen ſey es mir erlaubt, noch eine kurze Einleitung in Dialogform vorzuſetzen.

Geſchrieben
vor der Jubilatemeſſe 1806.

Loſſius.

Ueber die Beſtimmung und den Gebrauch dieſes Buchs.

Eine Unterredung eines Vaters mit ſeinen Kindern,

als

allgemeine Einleitung.

Der Vater tritt, mit dem Buche in der Hand, in die Geſellſchaft ſeiner Kinder ein. Dieſe merken es ihm ſchon an ſeinem freundlichen Geſichte an, daß er ihnen ein angenehmes Geſchenk machen will und kommen freudig ihm entgegen.

Hannchen. O guter Vater! Was haben Sie denn da für ein ſchönes Buch? Nicht wahr, das haben Sie für uns gekauft?

Karl. Gewiß, gewiß machen Sie uns wieder eine Freude.

Chriſtianchen. O, Sie ſind ein gar gütiger Vater!

Gottfried. Das iſt gewiß ein Bilderbuch.

Der Vater ſchlägt es ſchweigend auf und läßt den Kindern im Durchblättern die Kupfer gewahr werden.

Die Kinder. Ach ja, ein Bilderbuch, ein Bilderbuch!

Karl. Gewiß eine Naturgeſchichte!

Hannchen. Oder ein Zeichenbuch.

Gottfried. Oder eine Reiſebeſchreibung.

Chriſt. Oder eine Bilderbibel.

Vater. Nun, wer unter euch mag es wohl errathen haben?

Er läßt ihnen das Titelkupfer genauer anſehen. Jedes der ältern Kinder glaubt etwas darinn zu finden, das ſeine Meinung beſtätige.

Vater zu Chriſtelchen. Findeſt du nichts in dem Bilde, das für deine Meinung ſpricht?

Chriſtelchen. Nein, lieber Vater.

Gottfried. O eine Bilderbibel iſts gar nicht.

Vater. Und doch iſt es eine ſolche.

Gottfried. Nun, ſo muß es eine Bilderbibel von ganz eigner Art ſeyn; denn die gewöhnlichen, die ich geſehen habe, ſind doch ganz anders.

Vater. Das kann, dem Aeußerlichen nach, ſeyn. Was denkeſt du dir denn eigentlich unter einer Bilderbibel?

Gottfried. Je nun, ein Buch, wo die Geſchichten, die in der Bibel enthalten ſind, in Kupfern oder Bildern vorgeſtellt werden.

Vater. Du haſt Recht; ſo ſind die gewöhnlichen Bilderbibeln beſchaffen; ſie enthalten eine bildliche Vorſtellung von den lehrreichen Geſchichten, oder den Veränderungen, die ſich ſeit der Schöpfung dieſer Erde, oder von dem erſten Menſchen Adam bis auf die Zeiten Chriſti unter den Menſchen, beſonders unter dem jüdiſchen Volke zugetragen haben, und die uns in der Sammlung jener heiligen Schriften, die wir die Bibel nennen, ſind aufbehalten worden. — Aber, was meint ihr wohl, Kinder, was wohl die Abſicht war, in welcher jene frühern Geſchichten, oder die Erzählungen von den vormaligen Veränderungen unter den Menſchen aufgezeichnet wurden; und warum ſuchte man ſie durch Schriften, oder auch durch Bilder zu erhalten und dem Gedächtniß der Menſchen einzuprägen?

Karl. Doch wohl, damit wir durch die vorgeſtellten Begebenheiten, und die Art, wie ſich die Menſchen dabei benommen haben, ſollen belehrt werden, wie wir uns in ähnlichen Fällen auf eine würdige Art zu verhalten haben.

Vater. Wie nennt man das, wenn ein Menſch ſich in einem gewiſſen Fall auf die oder jene Art beträgt und ſich durch ſein Verhalten beſonders auszeichnet?

Gottfried. Ein Beiſpiel.

Vater. Sind denn dieſe Beiſpiele von einerley Art? Handeln die Menſchen unter den gegebenen Umſtänden alle gleich gut?

Hannchen. Nein; einige handeln auch ſchlecht.

Vater. Welche Handlungen verdienen gute Handlungen genennet zu werden?

Hannchen. Diejenigen, die mit den Geſetzen der Vernunft und des Gewiſſens übereinſtimmen.

Vater. Wer hat denn aber dieſe Geſetze eigentlich gegeben und in unſre Natur gelegt?

Hannchen. Gott.

Vater. Wie kannſt du alſo auch dieſe gute Handlungen nennen?

Hannchen. Handlungen, die mit den Geſetzen, oder dem Willen Gottes übereinſtimmen.

Vater. Ja; oder mit dem jezt üblichen Ausdruck: moraliſch gute Handlungen; und welches ſind böſe Handlungen?

Hannchen. Die nicht mit dem Geſetz der Vernunft und des Gewiſſens, oder dem Willen Gottes übereinſtimmen.

Vater. Was für eine Handlungsart kömmt denn eigentlich dem Menſchen zu?

Hannchen. Der Menſch muß gut handeln.

Vater. Warum ſoll der Menſch immer gut handeln?

Hannchen. Weil es ſeine Natur und ſeine Beſtimmung von ihm fordert.

Vater. Hat denn Gott den Menſchen von Natur ſo eingerichtet, daß er ein moraliſch gutes Weſen ſeyn ſoll?

Hannchen. Ja, denn er hat ihm eine vernünftige Seele und Erkenntniß und Gefühl für das, was Recht und Gut iſt, gegeben.

Vater. Wenn der Menſch das wird, was er ſeiner Natur nach, und alſo nach dem Willen ſeines Schöpfers werden ſoll, was erreicht er dadurch?

Hannchen. Seine Beſtimmung.

Vater. Und wie handelt er dann, wenn er dieſer ſeiner Beſtimmung gemäß lebt?

Hannchen. Auf eine *würdige* Art; nach ſeiner Pflicht.

Vater. Wie aber im entgegengeſetzten Fall, wenn er ſchlecht handelt?

Hannchen. Auf eine unwürdige Art; wider ſeine Pflicht.

Vater. Was für Beiſpiele entſpringen nun aus den moraliſch guten oder böſen Handlungen der Menſchen?

Chriſtelchen. Gute und böſe Beiſpiele.

Vater. Haben denn Beiſpiele dieſer Art für uns einen wichtigen Nutzen?

Chriſtelchen. Ja, den haben ſie gewiß.

Vater. Wenn du jemanden ſiehſt, der ſich recht anſtändig und gut beträgt, oder von ihm erfährſt, daß er ſich auf eine recht würdige Art verhalten hat: was wirſt du denn bei dieſer Bemerkung empfinden?

Chriſtelchen. Vergnügen; ich werde ihm meinen Beifall ſchenken und mich ſeiner guten Handlung freuen.

Vater. Und wenn du dich in einem ähnlichen Fall befindeſt, wie derjenige, den du ſo gut handeln ſaheſt, wozu würdeſt du dich entſchließen?

Chriſtelch. Auch ſo gut, ſo würdig zu handeln, wie jener.

Vater. Sollten denn aber auch wohl böſe Beiſpiele einen Nutzen für uns haben?

Chriſtelch. Ich glaube gewiß.

Vater. In wie ferne denn?

Chriſtelch. Wir lernen daraus einſehen, wie unanſtändig und unwürdig ſich ein ſolcher Menſch beträgt, der nicht recht handelt, und werden dann deſto ſorgfältiger die Fehler, die wir an Andern erkannt haben, vermeiden.

Vater. In der Bibel ſind uns gute und böſe Beiſpiele von Menſchen, die ehemals in der Welt gelebt haben, aufbehalten worden, zu welcher Abſicht alſo wohl?

Karl. Zu unſrer Belehrung und Beſſerung.

Vater. Die guten Beiſpiele?

Karl. Zur Nachahmung.

Vater. Die böſen?

Karl. Zur Warnung.

Vater. Giebt es denn aber außer den Beiſpielen, die uns in der Bibel aufbehalten ſind, nicht auch andre, die uns zur Belehrung und Beſſerung gereichen können?

Karl. O gewiß. Jeder Menſch kann uns zum Beiſpiel dienen; zur Nachahmung, wenn er gut — zur Warnung, wenn er ſchlecht handelt.

Vater. Alſo kann uns auch wohl die weltliche Geſchichte, ſo gut wie die bibliſche, gute nachahmungswürdige Beiſpiele aufſtellen?

Karl. Ja wohl; denn die Bibel ſagt ja ſelbſt: daß Gott die Perſon nicht anſieht: ſondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm.

Vater. Nun ſeht, Kinder, eine ſolche Sammlung vorzüglich guter Handlungen werdet ihr hier in dieſem Buche finden, das den Titel einer moraliſchen Bilderbibel führt, weil es, ſo wie die Bibel, die moraliſchen oder ſittlichen Handlungen der Menſchen, und zwar in Bildern, euch unter Augen ſtellt. Ihr werdet darinne neben den Beiſpielen aus der Bibel auch noch viele andere Vorſtellungen von den ſittlichen Handlungen der Menſchen aus allen Zeiten und Nationen finden, die euch vielleicht zum Theil ſchon bekannt ſind, aber euch insgeſammt zur Belehrung gereichen und dazu beitragen werden, daß auch ihr moraliſch gute Menſchen werdet.

Die Kinder. Ach Vaterchen! das iſt herrlich! das iſt ein Buch, wie wir uns immer wünſchten.

Chriſtelchen. Und das ſchenken Sie mir!

Vater. Ja, wenn du es mit eben dem Vergnügen deinen Geſchwiſtern zum Gebrauch überläſſeſt, mit welchem du es beſitzeſt.

Chriſtelchen. Nun ja, wir wollen es gemeinſchaftlich brauchen, und Sie, lieber Vater! er-

erzählen uns daraus und erklären uns die ſchönen Bilder.

Vater. Das will ich gern thun, ſo oft ich dazu Zeit haben werde, doch unter gewiſſen Bedingungen, die ihr zuvor eingehen werdet.

Karl. Sagen Sie uns dieſelben.

Vater. Nie werde ich mich mit euch über dieſe Bilderbibel unterhalten, wenn ihr nicht auch denſelben Tag euch recht gut und ordentlich betragen habt; wer nicht das Zeugniß ſeines Wohlverhaltens am Abend mit in unſre Verſammlung bringt, darf nicht an dieſem Vergnügen der Unterhaltung Theil nehmen.

Chriſtelch. Nun, Vaterchen, wir wollen uns gewiß gut verhalten.

Vater. Sodann müßt ihr jedesmal recht aufmerkſam ſeyn. Ein ſchnelles, unachtſames Durchblättern dieſer Bilderbibel würde euch nichts helfen; dazu könnte euch jedes andre Bilderbuch auch gut genug ſeyn; und dann hätte der Künſtler, der dieſe Kupfer mit ſo vielem Fleiß entwarf und bearbeitete, ſeine Mühe vergeblich angewendet. Ihr müßt bei jedem Kupfer eine geraume Zeit verweilen, bis ihr alles, was darinn ausgedrückt iſt, bemerkt habt. Noch ehe ich euch den Sinn derſelben erkläre, oder die Geſchichte erzähle, die dadurch vorgeſtellt wird, werdet ihr mir jedesmal eure Bemerkungen über den und jenen einzelnen Gegenſtand, den ihr in dem Bilde gewahr werdet, mittheilen. Schon dies wird uns zu manchen angenehmen Unterhaltungen Gelegenheit geben. Es liegt oft viel mehr in einem Kupfer, als man bei der erſten Ueberſicht bemerkt, und es iſt ſehr gut für euch, wenn ihr dabei euer Beobachtungsvermögen und euren Sinn für das, was ſchön iſt, ſchärft. Wenn dann dies geſchehen iſt: ſo laßt uns darüber nachdenken, was der Künſtler für eine Vorſtellung uns durch dies Kupfer habe geben wollen *), oder was

er

---

*) So bietet ſchon das allegoriſche Titelkupfer, das dieſem erſten Theil vorgeſetzt iſt, dem Vater oder Lehrer, viel Stoff zur Unterhaltung der Kinder dar. Er wird ſie auf die Hauptperſon des Bildes aufmerkſam machen, in der ſie ſogleich beim erſten Anblick, die Lehrerin eines jungen Zöglings erkennen werden; da die nächſten Umgebungen auf Denkmä-

leer für eine Handlung dadurch ausgedrückt habe. Iſt euch die Geſchichte ſchon bekannt: ſo wird derjenige, der ſie zuerſt erräth, das Geſchäft des Erzählens über ſich nehmen, und ſie den übrigen erklären; iſt ſie euch aber unbekannt: ſo werde ich ſie euch vorleſen oder erklären, wobei ich mir verſpreche, daß ihr ſie mit Aufmerkſamkeit faſſen werdet, ſo, daß ihr im Stande ſeyd, ſie bei der Wiederhohlung

euch

---

ler aus dem Alterthum hinweiſen, wie man ſie ehedem merkwürdigen und verdienſtvollen Menſchen errichtete: ſo werden ſie bald auf die Entdeckung geleitet werden, daß der Künſtler unter dem Bilde jener Perſon, die Geſchichte habe vorſtellen wollen, die aus dem aufgeſchlagenen Buche, darein ſie die merkwürdigſten Handlungen der Menſchen eingezeichnet hat, ihren Zögling unterrichtet, und durch die Beiſpiele edler und guter Menſchen lehrt, wie auch er nur auf dem Wege der Tugend zum Tempel des wahren Glücks eingehen kann, der im fernen Hintergrunde auf einer zwar etwas ſteilen aber lieblichen Höhe im Sonnenglanze hervorſtrahlt.

euch unter einander, oder auch euren Geſpielen wieder zu erzählen.

Karl. Nun ja, Vaterchen, das wollen wir gern thun.

Vater. Aber nun iſt noch das Wichtigſte übrig, und das beſteht darinn, daß ihr euch nun auch durch dieſe vorgeſtellten Beiſpiele weiſer und beſſer zu werden beſtrebt. Dies, meine Lieben, ſoll und muß der Hauptzweck bei unſrer Unterhaltung ſeyn. Wir wollen gute, tugendhafte, geſittete Menſchen werden. Dieſer Vorſatz ſchwebe uns beſtändig vor Augen, werde durch die Beiſpiele Anderer immer mehr in unſern Herzen befeſtigt. Immer laßt uns dabei die Ermahnung eines ſehr weiſen Tugendlehrers beherzigen: Was wahrhaftig iſt, was ehrbar, was gerecht, was keuſch, was lieblich, was wohllautet, iſt etwa eine Tugend, iſt etwa ein Lob, dem denket nach. Dies Buch diene euch zu einem moraliſchen Spiegel, um euch ſelbſt in demſelben beſſer kennen zu lernen. Die Tugend ſtrahle euch da in ihrer ſchönen liebenswürdigen Geſtalt ins Auge, und ihr werdet ſie immermehr liebgewinnen. Das Laſter zeige ſich euch in ſeiner Häßlichkeit; ihr werdet es verabſcheuen und deſto ernſtlicher fliehen. Ihr werdet gute tugendhafte Menſchen werden und bei einem heitern glücklichen Leben die Stunden ſegnen, die ihr auf das fleißige und aufmerkſame Leſen dieſer Schrift verwendet habt.

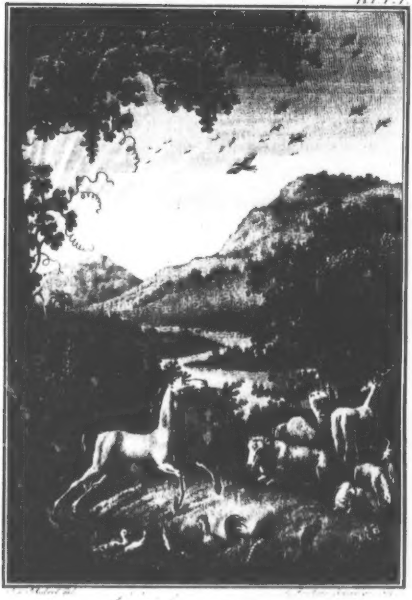
Moraliſche
Bilderbibel.

Erſte Abtheilung

mit vier Kupfern;

enthält den Zeitraum von der Erſchaffung
des Menſchen bis auf Noah.

B. I. T. I.



Schöpfungsmorgen

Einleitung.

Erſtes Kupfer.

Wie ſie hier vor euren Blicken ausgebreitet liegt, die ſchöne liebliche Erde! — Kinder! ſehet dieſen kleinen bildlichen Umriß von einem kleinen Puncte derſelben, und erneuret bei dieſem Gemälde die Erinnerung an ſo manche liebliche Gegend, die ſich auf Spaziergängen, etwa von einer anmuthigen Höhe herab, an einem heitern Frühlingsmorgen. euren Augen darſtellte, wo ihr im reinen Gefühl der Freude bewundernd ausriefet: Wie ſchön iſt ſie, dieſe Erde, wie angenehm iſts, auf derſelben zu wandeln!

Wohin wir unſre Augen richten, da erblicken wir Gegenſtände, die unſre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen und unſere Bewunderung verdienen. Wie da der prächtige Himmel ſich über ihr wölbt und von den Strahlen der Sonne erleuchtet wird! In welch einem noch ſanftern Lichte die Erde in ihrem farbigen Gewande glänzt; das friſche Grün der Saaten und Wieſen, das Dunkelgrün der Wälder, das ſich wie ein Schatten an den fernen blauen Gebirgen hinzieht — hier dieſer Fluß, der in kleinen ſilberhellen Wellen ſich in der Vertiefung zwiſchen blumigten Ufern dahinwindet, dort den See, in welchem ſich das Bild der Sonne ſpiegelt! Welche große, welche liebliche Gegenſtände!

Ja, Kinder, ſchon der Anblick der Erde an ſich gewährt dem Auge deſſen, der ſie betrachtet, ein wahres Vergnügen. Aber ihr würdet wenig Gewinn davon haben, wenn ihr außer dieſem Eindruck, den die oberflächliche Anſicht auf euer Auge macht, weiter nichts dabei empfändet, nichts weiter ſähet und dabei dächtet. Wahrhaftig, der Künſtler, der euch dieſes Kupfer mit ſo vielem Fleiße ausgearbeitet hat, würde mit euch nicht zufrieden ſeyn, wenn ihr es nun nach dem erſten Anblick ſchnell überſchlagen und nichts weiter dabei denken und ſagen würdet, als: das iſt ſchön! Nein, um das Schöne ſo recht zu ſehen und zu erkennen, müßt ihr länger bei demſelben verweilen, müßt jeden einzelnen Theil, woraus das Ganze beſteht, näher betrachten, die Verhältniſſe der mannichfaltigen Gegenſtände gegen einander recht einſehen, und bemerken, daß auch das kleinſte Gräschen, auch die Blume, die im Schatten des Baumes verſteckt blüht, und der Schmetterling, der aus ihrem Kelche trinkt, zur Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen beiträgt.

Dieſer große Körper, den wir Erde nennen, beſteht aus gar vielen und mannichfaltigen Theilen, oder Dingen, deren jedes für ſich beſteht, ſeine eigne Form und Einrichtung hat, die aber alle mit einander in Verbindung ſtehen, und aus denen das Ganze gebildet wird. Da iſt nichts überflüßig; jeder, auch der kleinſte Theil trägt zur Vollkommenheit des Ganzen bei; jedes einzelne Weſen hat ſein Eigenthümliches, und ſchließt doch gleichwohl ſo genau in die Reihe der übrigen an, daß, wenn es fehlte, eine Lücke entſtehen und das Ganze an Zuſammenhang und Haltung verlieren würde.

Dieſe einzelnen Theile nicht nur nach ihrem äußerlichen Umriß und nach ihrer Form, ſondern auch nach ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit und in dem richtigen Verhältniß, in welchem ſie mit andern Dingen ſtehen, das heißt, nach ihrem Zweck, nach ihrer Beſtimmung genauer kennen zu lernen, iſt eine der würdigſten und anſtändigſten Beſchäftigungen des menſchlichen Geiſtes, und darf von keinem vernachläſſiget werden, der den großen Vorzug behaupten will, ein vernünftiger Bewohner dieſer ſchönen Erde zu ſeyn.

Dieſe Wiſſenſchaft, die ſich zunächſt mit genauer und ſorgfältiger Betrachtung der mannichfaltigen Gegenſtände der ſichtbaren Welt beſchäftiget, heißt die Naturlehre, die gleichſam als die Mutter aller andern Wiſſenſchaften anzuſehen iſt. In dieſe Schule wurdet ihr gleich bei eurem Eintritte in die Welt eingeführt. So wie ihr eure Augen öffnetet, machten ſchon die Gegenſtände um euch her einen gewiſſen Eindruck auf euch; aber ihr konn=

konntet ſie noch nicht richtig unterſcheiden; es war euch alles noch ſo fremd, und nur erſt nach und nach wurdet ihr mit den euch zunächſt umgebenden Gegenſtänden bekannter. Kaum fingt ihr an, einigen Gebrauch von euren Verſtandeskräften zu machen, ſo bemühtet ihr euch ſchon, dieſe äußerlichen Dinge, die ihr mit euren Sinnen erreichen konntet, noch beſſer kennen zu lernen; ja noch ehe ihr dieſe eure Wißbegierde durch Worte ausdrücken konntet, kamen diejenigen erwachſenen Perſonen, die euch zunächſt waren, eurem Verlangen zuvor, lehrten euch dieſe Dinge näher kennen, nennten ſie mit ihren Namen, und kaum daß ihr ſelbſt Gebrauch von euren Sprachwerkzeugen machen konntet: ſo wußtet ihr auch ſchon die euch bekannteſten Dinge durch ihre beſondern Namen von andern zu unterſcheiden. Dieſe eure Kenntniſſe haben ſich nach und nach, von Tag zu Tage immer mehr erweitert; ja ihr ſeyd auch wohl ſpäterhin durch den beſondern Unterricht, den ihr von euren Lehrern in der Naturwiſſenſchaft erhalten habt, an eine deutliche und genauere Ueberſicht des Ganzen und ſeiner Theile gewöhnt worden, und befindet euch wohl jezt im Stande, euren jüngern Geſchwiſtern, ſelbſt nach dieſem vorliegenden Kupfer, einen kurzen naturhiſtoriſchen Unterricht zu ertheilen und ſie über die wichtigſten Reiche der Natur und die Schätze derſelben, ſo wie über die beſondern Arten und Eintheilungen der Geſchöpfe insbeſondere zu belehren *).

So nützlich, meine Lieben, ſchon dieſe erſte Beſchäftigung eures Verſtandes für euch iſt, und ſo wichtige Vortheile ihr aus der Kenntniß der Natur und der in ihr liegenden Schätze ziehen werdet: ſo würde es doch eurem Verſtande wenig Ehre machen, wenn ihr bei Betrachtung aller dieſer großen, ſchönen und nützlichen Dinge nicht zur Erkenntniß des Gottes hingeleitet würdet, der der Schöpfer von allen dieſen vorhandenen Weſen iſt.

---

*) Hier übernimmt das Aelteſte der Kinder das Geſchäft des Lehrers und zeigt den jüngern, daß es drey Naturreiche giebt; welches die vorzüglichſten Klaſſen der Geſchöpfe in jedem derſelben ſind; nach was für beſondern Merkmalen man ſie von einander unterſcheidet u. ſ. w.

Dies iſt eigentlich der größte und reinſte Gewinn, den ihr aus der nähern Betrachtung der Natur ziehen könnet; ohne dieſe Erkenntniß würdet ihr euch noch immer auf der niedrigſten Stufe der menſchlichen Erkenntniß befinden. Und wenn ihr noch ſo gelehrt von allen den Gegenſtänden in der Natur ſprechen, euch auf der großen Stufenleiter der Natur vom kleinſten bis zum größten Geſchöpf erheben könntet, aber nicht zu Dem, der der Urſprung alles deſſen iſt, was vorhanden iſt: wie eingeſchränkt, wie mangelhaft, wie dürftig würde dann noch immer eure Erkenntniß ſeyn.

Und wie nahe liegt euch dieſe Erkenntniß Gottes; wie deutlich lehrt es euch dieſe Erde, die ihr bewohnt, mit allen den Gütern, die ſie euch darbietet und genießen läſſet: es iſt ein Gott, ein höchſt mächtiges, weiſes und gütiges Weſen, das Alles dieſes hervorgebracht und ſo ſchön, ſo vortrefflich eingerichtet hat.

So ſchwach iſt doch gewiß euer Verſtand nicht, daß ihr nicht dieſe Wahrheit erkennen ſolltet, wenn ihr ſie auch nicht auf dem Wege der eignen Unterſuchung und des Nachdenkens ſelbſt entdeckt, ſondern durch den Unterricht Anderer darauf wäret geleitet worden. Was würdet ihr von einem Menſchen denken, der euch bei dem Anblick eines ſchönen und vortrefflich eingerichteten Hauſes, oder eines wohlangelegten Gartens bereden wollte, dies Haus ſey ſo von ſich ſelbſt entſtanden, die einzelnen Theile deſſelben hätten ſich ſo von ſelbſt zuſammengefügt und geordnet — dieſe ſchönen Gartenanlagen wären blos das Spiel eines Ohngefährs? Oder wenn euch jemand bei Betrachtung des ſchönen Kupfers ſagen wollte, es ſey dies nicht das Werk eines Künſtlers, ſondern des Zufalls; würdet ihr nicht denken, daß man durch eine ſolche Behauptung nur euren Verſtand auf die Probe ſetzen wollte, ob ihr wohl fähig wäret, ſo einfältig und unvernünftig zu denken?

Ihr ſetzt mit Recht bei jeder Hütte einen Urheber voraus, bei jedem aus mehrern Theilen ordentlich zuſammengeſetzten Werke, einen Werkmeiſter; ihr ſchließet ganz vernünftig aus der Größe eines Gebäudes, aus der ſo künſtlichen und zweckmäßigen Verbindung der mannichfaltigen Theile, aus welchen es beſteht, ihrer Uebereinſtimmung und Schönheit, auf die vorzüglichen Kräfte und Einſichten des Erbauers deſſelben — und ihr könntet eure Blicke auf dieſes große unermeßliche Weltgebäude richten, könntet in einer geſtirnten Nacht die Millionen Sonnen und Welten, die da im unermeßlichen Raume in unveränderlicher Ordnung und nach den weiſeſten Geſetzen in freier Luft treiben — ihr könntet dieſe Sonne bei ihrem Auf- und Untergange — dieſe Erde, deren Bewohner auch ihr ſeyd, im Frühlingsgewande oder im Winterkleide mit ihren Bergen und Thälern, Hügeln und Ebenen, Flüſſen und Meeren betrachten, fändet überall die vortrefflichſte Einrichtung, die zweckmäßigſten Anſtalten — und eurer Vernunft ſollte dabei die Wahrheit nicht höchſt einleuchtend ſeyn: Es iſt ein Gott, der Alles dies erſchaffen hat!

Von dieſer Wahrheit werdet ihr, meine Lieben, immer mehr überzeugt werden, je beſſer ihr euch ſelbſt, und die Dinge, die um euch her ſind, werdet kennen lernen, jemehr ihr von den ſo vortrefflichen und wohlthätigen Einrichtungen in der

Natur auch in ihren einzelnen Theilen unterrichtet werdet [*]).

---

[*]) Da es auſer dem Plan der gegenwärtigen Schrift liegt, den beſtätigenden Beweis von dem Daſeyn Gottes aus der phyſikaliſchen Welt weitläuftiger auszuführen, wie dies ſchon im 1ſten Theil Gumal und Lina von mir geſchehen iſt: ſo kann ich hier darauf und auf andere ſchon vorhandene Schriften dieſer Art hinweiſen.

Schö-

Schöpfung der Erde.

Daß die Welt, daß insbeſondre dieſe Erde ein höheres Weſen zum Urheber hat, daß ſie das Werk eines Schöpfers iſt, ohne den ſie nicht vorhanden ſeyn würde, dies kann alſo jeder vernünftige Menſch, wenn er Gebrauch von ſeinen Sinnen und Verſtande macht, gar wohl einſehen, und von jeher hat es auch Menſchen gegeben, die dieſe Wahrheit erkannt und ſie auch andern mitgetheilt haben. Dieſe Mittheilung oder Ueberlieferung einer Wahrheit aus den älteſten Zeiten muß uns immer äußerſt ſchätzbar ſeyn, und wir finden nicht leicht ein Volk, das nicht dieſe Nachricht von einem Welturheber, mündlich oder ſchriftlich, unter ſich aufbewahret hätte.

Vorzüglich wichtig für uns, meine Lieben, ſind insbeſondere diejenigen Nachrichten, die wir von Erſchaffung der Welt, und beſonders dieſer Erde, in derjenigen Sammlung von Schriften finden, die wir die Bibel, oder die heilige Schrift nennen, ein Buch, das ſchon um deswillen unſre größte Aufmerkſamkeit verdient, weil es die älteſten und glaubwürdigſten Nachrichten von dem enthält, was ſich in den früheſten Zeiten, ſeit der Entſtehung der Erde und des menſchlichen Geſchlechts, zugetragen hat, worauf ich euch, bei weiterem Unterricht und im Verfolg der Geſchichte der Menſchen, oft zurückweiſen werde. Moſes, einer der erſten und älteſten Schriftſteller, deſſen Bücher die erſten in dieſer Sammlung ſind, hat die Nachrichten, die er aus den früheſten Zeiten vorfand, geſammlet, und ihm verdanken wir die ſo ſchätzenswürdige Urkunde von der Schöpfung der Welt und von der Ausbildung dieſer Erde.

Anfangs, ſagt er, ſchuf Gott das ganze Weltall! Zu dieſem unermeßlichen Umfang ſeiner Schöpfung gehörte auch dieſe Erde, die gewiß auch unter den großen Himmelskörpern, die in dieſem unendlichen Raum ſchweben, keiner der unbedeutendſten iſt, ja auf der ſich ſeine ſchöpferiſche Allmacht vorzüglich verherrlicht, die er beſonders zu einem Schauplatz ſeiner Güte gemacht hat.

Bei ihrer erſten Entſtehung war ſie nicht gleich völlig ausgebildet; die Beſtandtheile oder Elemente der zu erſchaffenden Weſen waren zwar durch ſeinen Willen vorhanden, aber noch nicht geordnet und völlig ausgebildet; die Erde glich mehr einem ungeſtaltetem Körper, von Waſſer umſchloſſen, in einen undurchſichtigen Dunſtkreis gehüllt. Plötzlich wurde ſie durch Gottes allmächtiges Wirken, wie durch einen ſtarken Wind in Bewegung geſetzt, und die Geſetze der Natur, nach welchen ſich das Ganze ordnen ſollte, erhielten durch ihn ihre Wirkſamkeit.

Gott ſprach: es werde Licht — und es ward Licht!

Durch die auf ſeinen Wink entſtandene Bewegung zertheilte ſich der Dunſtkreis, zerfloß in Wolken, verbreitete ſich durch die Luft, und der erſte Schöpfungsmorgen brach ſo für dieſe Erde an.

Jezt rann vermöge des Drucks der Luft und ſeiner eignen Schwerkraft das Waſſer, womit die Erde überdeckt war, in Bäche, Flüſſe und Ströme zuſammen, und ſammlete ſich in dem großen Behälter des Meeres, und ſo hob ſich allmählig die Erde mit ihren Bergen und Hügeln und ausgebreiteten Ebenen empor, ſtark wehende Winde zogen die überflüßige Feuchtigkeit an und vertheilten ſie in der Atmoſphäre.

Und nun trieben auf einmal auf den Willen des allmächtig gütigen Schöpfers unzählige Keime aus dem Schooſe der Erde empor, Gras und Pflanzen und Gewächſe mannichfaltiger Art bekleideten mit ihrem ſanften Grün die mütterliche Erde, und junge Sträuche und Bäume ſproßten zu künftigen Wäldern, zum Schmuck der Berge und Thäler in mannichfaltiger Schönheit auf. So begann der erſte liebliche Frühling der Erde.

Mit unbeſchreiblicher Majeſtät gieng jezt die Sonne am Himmel über der jugendlichen Erde auf, und ihre erſten wohlthätigen Strahlen verbreiteten Wärme und Fruchtbarkeit über dieſelbe, daß alles freudiger treiben und ſich zu ſeiner Vollkommenheit erheben konnte; allmählig neigte ſie ſich dem Untergange, und der ſchönſte heiterſte Tag wechſelte mit der ſanften erquickenden Nacht, wo der freundliche

Gefährte der Erde, der nähere Mond, mit ſanftern Lichte über ihr am geſtirnten Himmel leuchtete.

Nun war ſie, dieſe Erde, zu einem lieblichen Aufenthalt eingerichtet; aber noch fehlte es ihr an lebendigen Weſen, die ſich ihres Daſeyns auf ihr freuen und von denen über die ganze weite Erde verbreiteten Seegnungen Gebrauch machen konnten. Auch dafür ſorgte nun die ſchöpferiſche Güte Gottes. Die Bewohner des Waſſers, die Fiſche, waren die erſten lebenden Geſchöpfe, die auf den belebenden Wink des Allmächtigen, die Gewäſſer, Flüſſe, Seen und Meere im freudigen Gefühl ihres Daſeyns bewegten, und in unzähligen Arten im buntfarbigen Spiel die Fluthen durchkreuzten. Bald nach ihnen entſtanden die gefiederten Bewohner der Luft, die Vögel, die durch Hülfe ihrer Schwingen ſich von der Erde erheben und den Tag ihrer Schöpfung mit ihren Geſängen feierten. Aber noch reger und lebenvoller wurde die Schöpfung in der letzten Periode, als auf den Wink des Allbelebenden Gottes unzählbare Gattungen von lebendigen Thieren ſich von der mütterlichen Erde lostrennten und in ſo mannichfaltigen Geſtalten aus ihr hervortraten, die alle von ihr Unterhalt empfangen und ſich über ihre ſchönen Geſilde verbreiten ſollten.

So ſtand ſie nun da die ſchöne, Seegen- und lebenvolle Erde; bereitet zum lieblichen Aufenthalt lebender Weſen, die ſich über ihre weite Oberfläche ausbreiteten, nach der Verſchiedenheit ihrer natürlichen Einrichtung in dieſer oder jener Weltgegend ihren Unterhalt und Aufenthalt fanden und ſich mit voller Empfindung ihres Daſeyns freuten.

Mit Wohlgefallen bemerkte der Allmächtige Urheber von dieſem allen dies in allen ſeinen Theilen vollkommene Werk ſeiner Macht und Weisheit, und ſchon bei dieſer erſten Anlage und in dieſe urſpringliche Einrichtung der Dinge hatte er mit bewunderungswürdiger Weisheit den Grund zu ihrer künftigen Fortdauer und Erhaltung gelegt und dafür geſorgt, daß alle die verſchiedenen Arten von Pflanzen ſowohl als von Thieren ſich durch Saamen und Zeugung fortpflanzen und ſich ſo über der Erdfläche vervielfältigen konnten. Dies Meiſterwerk ſeiner ſchöpferiſchen Kraft, nach welchem die Natur nie veraltert, ſondern immer in neuer jugendlicher Kraft und in verjüngter Schönheit hervorgeht!

Aber es fehlte dieſer ſchönen Erde, bei aller Mannichfaltigkeit ſchöner Gegenſtände, noch an einem Geſchöpf, das fähig wäre, dieſe Schönheiten der Natur zu bemerken, zu empfinden und von der Wohlthat des Lebens den möglichſt beſten Gebrauch zu machen.

Alle die jezt vorhandenen lebendigen Weſen hatten keine weitere Empfindung ihres Daſeyns, als diejenige, die ſie durch ihre Sinne empfiengen, und wurden daher auch nur durch dieſe in Thätigkeit geſezt. Sie ſuchten das auf, was ihren Sinnen eine angenehme Empfindung verurſachte, und entfernten ſich von dem, was ihnen widrig war; ſie handelten blos nach den Trieben ihrer ſinnlichen Natur, ohne ſich deſſen weiter, als es in ihrer gegenwärtigen Empfindung lag, bewußt zu ſeyn. Der Hunger trieb ſie an, ihre Speiſe zu ſuchen, und durch Hülfe der Geruchs- und Geſchmacksnerven fanden ſie die Mittel ihrer Erhaltung, die der weiſe Schöpfer für ſie bereitet hatte; jeder dieſer Thiere befand ſich wohl im Umgange mit ſeines Gleichen, hielt ſich näher zu denſelben und entfernte ſich mehr oder weniger von denen, die nicht ſeines Geſchlechts, ja ihm wohl gar zuwider waren. Das Gefühl von Kraft, das mit dem größeren und feſtern Körperbau einiger dieſer Thiere verbunden war, machte die Bewegungen derſelben noch lebhafter und kühner; indeß andere im Gefühl ihrer Schwäche vor jenen flohen und einen Aufenthalt ſuchten, wo ſie geſicherter leben konnten. Während ſich der Adler mit breiten Schwingen kühn zur Sonne erhob und ſich auf der Felſenſpitze niederließ, um da ſeinen Aufenthalt zu nehmen, wählte die ſchüchterne Taube die niedern Felsritzen, oder der kleine ſcheue Singvogel das Dickicht des Waldes zum ſichern Zufluchtsorte und niſtete im Schatten deſſelben. Mit flatternder Mähne, lautwiehernd im Kraftgefühl, ſprengte das muthige Pferd mit ſchallendem Huftritt durch die weiten Ebenen; indeß der ſchüchterne Hirſch mit leichtern Füßen das Freie verließ und ſich im dichtbelaubten Walde verbarg.

Doch ſie ſollte nicht blos zum Aufenthalt von Thieren dienen, dieſe ſchöne Erde; ſie ſollte der Wohnort einer noch edlern Gattung von Geſchöpfen werden, die gleichſam das Bild des Schöpfers an ſich tragen, und alle die Vorzüge in ſich vereinigen ſollten, die ſie würdig machten, die Herrſchaft über dieſe Erde zu führen und von allen den vorhandenen Dingen Gebrauch zu machen. Und ſo trat er nach dem Willen ſeines Schöpfers hervor,

der Menſch,

das edelſte unter allen ſichtbaren Geſchöpfen Gottes, das in der Reihe der übrigen die erſte Stelle einnehmen und behaupten, und ſich hier, auf der Erde, durch Uebung der ihm von ſeinem Schöpfer verliehenen Anlagen und Kräfte zu einer noch höhern Vollkommenheit, deren er ſeinem Weſen nach fähig iſt, vorbereiten ſollte.

Schon die äußerliche Bildung, Geſtalt und Einrichtung ſeines Körpers zeichnete ihn merklich vor allen andern lebenden Geſchöpfen dieſer Erde aus. Seine aufgerichtete Stellung, ſein von der Erde erhobenes Geſicht, die Feinheit der Haut, die das künſtliche Gewebe ſeiner Nerven und Muskeln, ſo wie aller Theile des ſo wohlgeordneten ganzen Körperbaues überzog, zeigten den Rang an, den er vor den übrigen, ihm dem Körper nach verwandten Geſchöpfen einnehmen ſollte.

Was ihn aber vorzüglich dieſer höhern Würde fähig machte, war dieſes, daß ihm ſein Schöpfer außer dieſem organiſchen Körper eine vernünftige Seele gab, und ihn dadurch zu einem Weſen von höherer Art erhob. Sein Körper mit allen den ſinnlichen Werkzeugen ſollte nur gleichſam der äußere Umriß, oder das Mittel und Werkzeug ſeyn, durch welches er, als ein geiſtiges Weſen, auf dieſer Erde wirken und handeln ſollte. In dieſem ſeinem Geiſte ſollte er das Bild der Gottheit an ſich tragen, und ſeine ſittlichen Handlungen ſollten Zeuge dieſes ſeines erhabnen Urſprungs werden.

Durch dieſe Seele und die ihr verliehenen mannichfaltigen Fähigkeiten und Kräfte, wurde der Menſch in den Stand geſetzt, nicht nur ſein Daſeyn zu empfinden und ſich deſſen bewußt zu ſeyn, ſondern ſich auch durch Hülfe ſeiner Sinne Vorſtellungen von den Dingen außer ihm zu machen. Er konnte ihre Geſtalt und Eigenſchaften erkennen, ſie mit einander vergleichen und von einander unterſcheiden; konnte die dadurch erlangte Kenntniß der Dinge bei ſich aufbewahren, ſich wieder derſelben erinnern und ſie ſich auch dann, wenn die Gegenſtände vor ſeinen Augen verſchwunden waren, noch mit Lebhaftigkeit und Deutlichkeit vorſtellen. Dadurch und durch die unzähligen Erſcheinungen der Dinge um ihn her, wurde die in ſeiner Seele liegende Kraft zu denken geweckt und erhielt immer neue Nahrung; ſein Verſtand wurde durch dieſe geſammlete Erkenntniß immer ausgebildeter, und dadurch entwickelte ſich nach und nach eine neue Kraft der Seele, noch tiefer in die Beſchaffenheit, Eigenſchaften und Verhältniſſe der Dinge zu einander einzudringen, Ueberlegungen anzuſtellen und über die angeſtellten Beobachtungen Urtheile zu fällen. Dieſe wichtige Beſchäftigung ſeiner Vernunft bewies ſich bald vorzüglich wirkſam und wohlthätig darinne, daß er dadurch bei ſeinen Handlungen geleitet und ſein Wille, bei der Freiheit zu handeln, beſtimmt wurde, das zu thun, was ſeine Vernunft als gut erkannt hatte.

Dieſen Vorzug des Menſchen, als eines Vernunftfähigen Weſens, können wir, geliebte Kinder, nicht hoch genug ſchätzen; nie dem weiſen und gütigen Schöpfer unſers Weſens genug danken, daß er uns denſelben verliehen hat. Wie unendlich weit ſind wir dadurch über die blos thieriſchen Geſchöpfe erhaben, die weiter nichts als dieſen irdiſchen Körper mit den ſinnlichen Werkzeugen mit uns gemein haben, deren Bewegungen nur nach gewiſſen beſtimmten Geſetzen ihrer natürlichen Einrichtung geſchehen, zu denen ſie durch gewiſſe Triebe geleitet werden, ohne ſich deſſen ſelbſt bewußt zu ſeyn.

Erkennet und ſchätzt euer Glück, Menſchen zu ſeyn, und macht euch des dadurch verliehenen Vorzugs ja recht würdig. Ihr würdet ihn, ihr würdet die ſo herrlichen Anlagen eurer Seele umſonſt empfangen haben, wenn ihr nicht auch eine gute Anwendung machen, euren Verſtand mit mannichfaltigen Kenntniſſen bereichern, euch richtige, deutliche und beſtimmte Begriffe von den Dingen um euch her machen, eure Vernunft durch Nachdenken üben, und euch gewöhnen wolltet, bei eurem

Thun und Laſſen immer nach dem, was ihr als das Beſte erkannt habt, euch zu richten.

Dieſe vernünftige Seele iſt der angeſtammte Adel des Menſchen. Durch ſie ſteht er am erhabenſten auf der Stufenleiter der ſichtbaren Geſchöpfe, und ſchließt zunächſt an diejenigen an, die in der Geiſterwelt eine noch höhere Stelle einnehmen; ja durch ſie kann er ſelbſt ſeinem Schöpfer ähnlich werden. Er erhebt ſich durch ſie zum Herrn der Natur, macht ſich alle Kräfte derſelben unterthan und bedient ſich derſelben zu ſeinem Willen; dadurch wird auch er zum Bildner neuer Gegenſtände, die ſein Verſtand erfindet und durch geſchickte Bearbeitung, Verbindung und Zuſammenſetzung der vorhandenen Stoffe hervorbringt. Durch Einwirkung dieſes ſeines Geiſtes und durch den Fleiß ſeiner Hände erhält die Erde, die er bewohnt, eine neue verſchönerte Geſtalt; er zieht auch ihre verborgenſten Schätze ans Licht, und nichts bleibt ſeinem ſcharfſinnigen und nachdenkenden Blicke verborgen.

Gleichwohl, meine Lieben, wenn der Menſch auch wirklich von dieſen ihm verliehenen Geiſteskräften Gebrauch macht und ſich dadurch zum Herrn der Natur erhebt: ſo hat er doch noch nicht den ganzen Zweck erfüllt, wozu ihn ſein Schöpfer ins Leben rief und ihn mit ſo vielen herrlichen Anlagen des Geiſtes verſahe. Wie leicht könnte er dieſe in ihm liegenden Kräfte zum Böſen, zum Zerſtören anwenden, und bei der unumſchränkten Freiheit ſeines Willens in ein Weſen ausarten, das mächtig wäre, Schaden zu ſtiften. Sein gütiger Schöpfer aber wollte, daß er ein Weſen guter Art ſeyn, und durch Guteswirken ſich des erhaltnen Vorzugs würdig machen ſollte; daher gab er ſeiner Seele die Erkenntniß von dem, was Schön und Gut iſt, und verband dieſelbe mit einer ſo ſtarken Empfindung von Recht und Unrecht, daß er in jedem beſtimmten Fall ſogleich wiſſen konnte, was er zu thun oder zu unterlaſſen, zu ſuchen oder zu fliehen habe.

Dies innre ſittliche Gefühl ſteht in der genaueſten Uebereinſtimmung mit allen den Geſetzen und Einrichtungen, die der Schöpfer in der Natur gemacht hat, mit allem, was ſchön, was ordnungsmäßig, was gut iſt. Der Menſch, der ſeine Handlungen dieſem gemäß einrichtet, handelt folglich der Natur und alſo der göttlichen Einrichtung derſelben getreu und übereinſtimmend mit dem Zweck und Willen des Schöpfers. Der Menſch, der dieſem innern Gefühl zuwider handelt, ſtört die Ordnung der Dinge, handelt dem Willen des weiſen Schöpfers entgegen, und die Folgen ſeiner Handlungen müſſen nachtheilig und ſchädlich ſeyn; er ſelbſt verfehlt dann den Zweck ſeiner Beſtimmung und wird durch den Mißbrauch ſeiner Kräfte und ſeines Willens ein ſchädliches und ſeinem eignen Beſten entgegenhandelndes Weſen.

Bewahrt daher ja, meine Lieben, dies natürlich ſittliche Gefühl von dem, was gut, was ſchön, was recht iſt, als ein Heiligthum in eurer Bruſt, das euch euer weiſer und gütiger Schöpfer anvertrauet hat, und welches der eigentliche Grund eurer Bildung zu Menſchen, zu guten Weſen iſt. Dies müſſe euch bei allen euren Handlungen leiten, und euren Willen beſtimmen, in dem, was ihr thun oder unterlaſſen ſollt. Es iſt die Stimme Gottes an euch; die Stimme des beſten Führers auf eurem Lebenswege, die euch zu eurem wahren Beſten leitet, wenn ihr der Anweiſung derſelben folgt; aber auch die furchtbare Stimme eines Richters, wenn ihr ihren Forderungen zuwider handelt.

Mit dieſen großen und vortrefflichen Anlagen trat alſo der erſte Menſch in die Welt ein, und mit ihm wurde dieſe irdiſche Schöpfung vollendet. Der edlere Theil ſeines Weſens, die Seele, wurde von ihrem Schöpfer mit einem Körper bekleidet, deſſen Beſtandtheile irdiſch, das iſt, von Erde genommen waren; von daher er auch den Namen Adam, der Erdenſohn, empfing. Da er bei ſeiner erſten Entſtehung ſchon vollkommen ausgebildet war: ſo waren auch ſchon die nächſten Veranlaſſungen hinreichend, die Fähigkeiten und Kräfte ſeines Körpers ſowohl, als die ſeiner Seele, in Thätigkeit und Uebung zu ſetzen. Wie lebhaft, wie ſtark mußten die Eindrücke ſeyn, die ſo viele, mannichfaltige Gegenſtände um ihn her auf ſeine Sinne machten, und welche große Gedanken mußten dadurch in ſeiner Seele erzeugt werden!

Wie glücklich fühlte er ſich durch jede angenehme Empfindung ſeines Daſeyns. Alles um ihn her ſo lieblich, ſo ſchön, ſo lebenvoll! Er ſelbſt mit jedem Augenblick ſich ſeiner mehr bewußt und bemerkend, daß Alles dies für ihn da ſey, daß er um dies Alles willen vorhanden ſey!

Wie hätte er nicht auch ſchon in den erſten Augenblicken ſeines Lebens, bei dieſem erſten Genuß der Lebensfreuden, den ihm ſo nahen Schöpfer ahnden ſollen, der den Odem ſeiner Bruſt belebte?

Die Bedürfniſſe ſeines irdiſchen Körpers leiteten ihn bald zur nähern Bekanntſchaft mit den Dingen, die er zu ſeines Lebens Unterhalt nöthig hatte; und wie nahe hatte der gütige Schöpfer ihm dieſelben gelegt! Da ſprang die Quelle, deren erquickendes Waſſer ſeinen Durſt löſchen und ſeine Kräfte erfriſchen ſollte; dort bot ihm der Baum ſeine ſaftigen Früchte zur Stillung ſeines Hungers, und den Schatten ſeiner ausgebreiteten Zweige zum Schirme gegen die Sonne dar, und hingelagert auf weiches Gras genoß er den Wohlgeruch duftender Blumen.

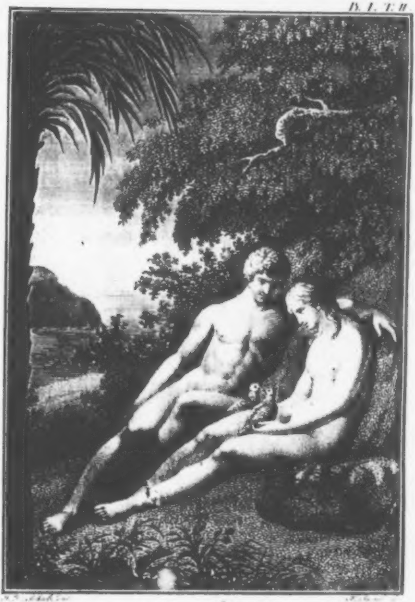
Geſättigt von dieſem Genuß empfand er neue Freuden an der Betrachtung ſo vielartiger Geſchöpfe, in denen ſich auch Leben, ſo wie in ſeinen Gliedern regte, ja in deren äußerlichen Geſtalt er gewiſſe Aehnlichkeiten mit ſeinem Körper bemerkte; die aus derſelben Quelle mit ihm tranken, und auch ihre Nahrung von den Pflanzen und Früchten der Erde nahmen. Wie angenehm mußte es ihm ſeyn, daß von mehreren dieſer Geſchöpfe, die er nur in der Entfernung erblickte, auch einige derſelben ſich ihm vertraulicher näherten und ſich an ſeinen Umgang gewöhnten, daß, indem die Stärkeren und Größeren dieſer Thiere ſich ſcheu vor ſeinem Anblick zurückzogen, ſich die Schwächern näher zu ihm geſellten, als ſuchten ſie ſeinen Schutz, oder wünſchten gleichſam von ihm bemerkt zu werden. Zu ſeinen Füßen lagerten ſich die geſelligen Schaafe, neben ihm weideten die leichtfüßigen Ziegen; und im treuen Hunde fand er ſeinen erſten Begleiter und Gefährten.

Aber bei alle dem empfand er doch noch einen Mangel an Etwas, das er zu ſeinem Glück bedurfte, und was ihm alle dieſe vorhandne Dinge nicht gewähren konnten. Umgeben von ſo vielen ſchönen und lieblichen Gegenſtänden, ſchien ihm doch keins von allen den lebenden Weſen ſo der Eindrücke Empfänglich zu ſeyn, die das Schöne und Angenehme auf ihn machte, und dem er dieſe Empfindung hätte mittheilen können. Hie und da wandelten die Thiere paarweiſe vor ſeinen Augen, und befanden ſich ſo wohl in dieſem Umgange mit ihres gleichen; nur er fühlte ſich auf der weiten Erde ſo allein, fand kein Geſchöpf ſeiner Art, empfand eine ſo unruhige Sehnſucht darnach und ſuchte ſie vergebens zu befriedigen.

Doch auch für dieſes Bedürfniß ſorgte ſein gütiger Schöpfer. Einſt als er mit dem ſehnlichen Wunſche darnach unter dem Schatten eines Baumes eingeſchlummert war, fand er im Traume das Weſen, das er wachend umſonſt geſucht hatte. Es kam ihm vor, als ob der Schöpfer ſich ihm nähere und aus einem Theile ſeines Körpers, aus einer ſeiner Rippen ihm ein ſolches Geſchöpf bilde, das ihm ſo ganz ähnlich ſey. —

Und beim Erwachen ſtand es wirklich vor ihm, das nach ihm gebildete, mit ihm ſo verwandte Geſchöpf, ſein andres Ich, ihm ſo ganz ähnlich, ganz ſeiner Art. Ja, ſagte die innre Empfindung in ſeiner Bruſt, das iſt mein Geſchlecht — die Meinige! Und mit noch nie empfundener Freude ſchloß er ſie in ſeine Arme!

B. I. T. II.



[illegible]

Glücklicher Zuſtand der erſten Menſchen im Paradieſe.

Zweytes Kupfer.

Nun erſt, an der Seite einer Gattin, fühlte Adam ſich ganz glücklich. Die ganze Schöpfung lachte ihm nun lieblicher entgegen. Er empfand ſich nicht mehr allein, hatte nun eine Gefährtin, mit der er die Freuden des Lebens theilen konnte, und die den Genuß derſelben durch dieſe Theilnahme ungemein erhöhte.

In der Bruſt dieſer beyden, einander ſo gleichen Weſen, bildeten ſich nun jene edlen Triebe, die den Menſchen erſt eigentlich zum Menſchen machen, die Triebe des Wohlwollens, der Liebe, der Zuneigung zu denen, die gleiches Weſens mit ihm ſind; dieſe Bande, die den Menſchen mit dem Menſchen verbinden, und die der Grund ihres geſellſchaftlichen Umgangs ſind, wodurch ſie ſich das Glück des Lebens gleichſam vervielfältigen und es im reichſten Maaſe genießen können.

Ehret, Kinder, dieſe heiligen Bande der Menſchheit, denn Gott ſelbſt hat ſie geheiligt und durch Liebe die Menſchen unter einander vereinigt, daß ſie Eins ſeyn, eine Geſellſchaft unter einander ausmachen, und wie von einem Geiſte, dem Geiſte der Liebe, beſeelt werden ſollen. Wer nicht Liebe, Wohlwollen, Zuneigung gegen diejenigen empfindet, die ſeines Geſchlechts ſind, der verläugnet, entehrt die Menſchheit, verdient nicht den ſchönen Vorzug, ein Menſch zu ſeyn, und wer dieſe urſprünglich edlen Triebe des Herzens wohl gar bei ſich unterdrückt, dieſe geſellſchaftlichen Bande vorſetzlich zerreißt und unter dem Geſchlechte, zu dem er gehört, Feindſchaft und Trennung ſtiftet: der iſt ein Verräther an der Menſchheit, ein Feind der Menſchen — der iſt nicht von Gott; denn Gott iſt die Liebe.

Mit dieſer holden Gefährtin, die Gott ihm zugeführt hatte, lebte Adam die glücklichſten Tage; ſie, die beſtimmt war, die Mutter aller nachherigen

Menſchen zu werden, und daher den Namen Eva erhielt, fühlte ſich auch nur im Umgange ihres Mannes glücklich, und Beyde beſtrebten ſich gegenſeitig einander das Leben recht angenehm zu machen.

Dazu trug denn auch die Gegend, die ſie bewohnten, ungemein viel bei. Ihr gütiger Schöpfer hatte ihnen ihren Aufenthalt unter dem mildeſten Himmel in einer ſehr fruchtbaren und reizenden Erdgegend Aſiens angewieſen, wo die Natur noch in jugendlicher Kraft ihre mannichfaltigen Güter ihnen auch ungeſucht in reicher Fülle darbot und allen ihren Bedürfniſſen wohlthätig entgegen kam. Eine ſanftwehende Luft mäßigte die Wärme der Sonne, die hier am unbewölkten heitern Himmel über ihnen auf- und untergieng; anmuthige Wälder, die ſich an mäßigen Anhöhen hinaufzogen und ihre Schatten in die grünen, von Bächen durchſchlängelten Thäler warfen, an deren flachen Ufern die lieblichſten Blumen und Sträuche hervorſproßten, boten ihnen den ruhigſten Aufenthalt dar; wo ſie unter dem melodiſchen Geſang der Vögel in das Murmeln der nahen Quelle, in ſanften Gefühlen des reinſten Vergnügens hingegoſſen, ſich auf den grünen Teppich der Natur lagerten.

So weit ihr Auge reichte, oder ihre Füße ſie trugen, bemerkten ſie überall anmuthige Gegenſtände, nichts, das ihnen Furcht oder Entſetzen erregte; unſchädliche Thiere waren hie und da in Gruppen vertheilt und zeigten, daß ſie zu ihrem Vergnügen bereitet wären; die wilden gefährlichen Thiere waren durch einige große Flüſſe, die in weiter Entfernung die ausgebreitete Gegend umſchlangen, von dieſem ſichern Wohnort des erſten glücklichen Menſchenpaares ausgeſchloſſen.

In dieſem Garten Gottes, oder dem Paradieſe, wie die Bibel dieſen erſten Aufenthalt der Menſchen nennt, wo immer neue Freuden der Natur ihnen gleichſam entgegenſtrömten, immer neue Entdeckungen von ſchönen und nützlichen Gegenſtänden von ihnen gemacht wurden, die ihrem Geiſte und Herzen die angenehmſte Unterhaltung gewährten; wie hätten ſie die dadurch erzeugten Empfindungen und Gedanken in ſich verſchließen können, ohne ſie einander mitzutheilen? Wie dringend wurde dadurch in ihnen der Trieb, ſich gegen einander darüber zu erklären; dies entlockte ihnen die erſten körperlichen Zeichen und Ausdrücke der Empfindungen; dann die Töne aus ihrem Munde, dann die einzelnen Worte, womit ſie ihre Gedanken und Empfindungen bezeichneten. Welch ein neuer Quell der Freude entſprang für ſie aus der Entdeckung dieſer ihnen vom Schöpfer verliehenen Fähigkeit ihrer Zunge, ſo mannichfaltig artikulirte Töne hervorzubringen; bald wendeten ſie dieſelbe dazu an, ihre Gedanken dadurch auszudrücken, die ihnen immer wieder vorkommende Gegenſtände mit gewiſſen Namen zu bezeichnen, und ſo bildete ſich nach und nach, und mit jedem Tage bei fortgeſetzter Uebung mehr dies dem Menſchen zum geſellſchaftlichen Umgange ſo unentbehrliche Talent — der menſchlichen Sprache.

Selbſt dieſe Uebung und die dadurch zunehmende Fertigkeit des Sprechens war nicht nur für die erſten Menſchen eine ſehr angenehme Beſchäftigung, ſondern es leitete ſie dies auch zu mehrerer Ausbildung ihres Geiſtes und zur Bereicherung ihrer Kenntniſſe; ſie wurden dadurch angetrieben, die weſentliche Beſchaffenheit und Eigenſchaften der Dinge, die ſie durch ihre Sinne bemerkten, beſſer zu beobachten, das, worinn ſie einander ähnlich oder unähnlich waren, oder ſich von einander unterſchieden, deutlicher und beſtimmter zu bemerken, und erleichterte ungemein das Geſchäft der Seele, die Vorſtellung von den mit gewiſſen Worten bezeichneten Gegenſtänden aufzubewahren und ſich derſelben wieder zu erinnern. Auch die höhere Kraft der Seele, die Vernunft, gewann durch die Sprache noch mehr Kraft, indem ſie nun ihre Urtheile, die Reſultate ihrer angeſtellten Beobachtungen, beſtimmt ausdrücken konnten.

Was ihnen unſtreitig dann, als ſie einige Fertigkeit im Ausdruck erhalten hatten, die angenehmſte Unterhaltung und Beſchäftigung gewährte, war der Gedanke an Gott, die Betrachtung ſeiner Güte, wozu ihnen die ſchöne Natur ſo reichen Stoff darbot, und die jezt durch die Mittheilung ihrer Bemerkungen an einander, noch intereſſanter für Beyde wurde. Die ſchon in ihrer Seele vorhandene Vorſtellung von einem höhern Weſen, dem ſie ſelbſt und alle die vorhandnen Dinge ihr Daſeyn zu verdandanken hatten, das zarte Gefühl ihrer Abhängigkeit von dieſem mächtigen, überall wirkſamen, wohlthätigen, obgleich ihren Augen unſichtbaren Weſen, das noch ſo neu und lebendig in ihrer Bruſt lag, wurde durch täglich neue Erſcheinungen und Eindrücke immer mehr genährt und unterhalten. Ueberall war Er, der wohlthätige Schöpfer, ihnen nahe; im Wehen des Windes, im Rauſchen des Bachs, im Sonnenſcheine, der ſich über die ſeegenvolle Flur verbreitete, in der ſanfterleuchteten Nacht, wo das unzählige Heer der Sterne an der hohen Wölbung des Himmels ihre Blicke aufwärts zog, überall bemerkten ſie die Gegenwart des Allgütigen, ſahen und fühlten ſich durch ihn beglückt, und erkannten bald aus der Vergleichung, die ſie mit ſich und den übrigen vorhandnen Geſchöpfen anſtellten, daß ſie vorzüglich von Ihm geachtet würden, daß er ihnen die größten Vorzüge verliehen und das Recht ertheilt habe, dieſe Erde mit ihren mannichfaltigen Gütern zu benutzen, ſelbſt über alle übrigen lebenden Geſchöpfe zu herrſchen und ſich derſelben zu ihrem Vortheil zu bedienen.

Sie ſelbſt, durch Liebe mit einander ſo innig vereinigt, fühlten ſich beyde ſo glücklich, und ihr Entzücken lößte ſich in freudigen Dank zu Dem auf, der ſie in dieſe glückliche Verbindung geſetzt, ihnen ſo viele Freuden bereitet hatte. So führten ſie ihr Leben in unſchuldiger Freude und gleichſam in beſtändigem Umgange mit Gott, dem Geber aller dieſer Freuden, hin.

Verſündigung der erſten Menſchen.

Aber — dieſer glückliche Zuſtand der erſten Menſchen, dies paradieſiſche Leben, dauerte nicht immer, ward durch ein ſehr trauriges Geſchick, und leider! durch ihre eigne Schuld geſtört! Sie, deren Leben ſchon jezt ſo angenehm war, und die ſich zu immer höhern Glück würden erhoben haben, ſanken auf einmal von der ſchon erreichten Höhe herab, und verloren das, ohne welches der Beſitz der ganzen Erde und ſelbſt das Leben keine Wohlthat iſt — die Ruhe des Herzens, die innre Zufriedenheit mit ihrem Verhalten und die darauf ſich gründende Ueberzeugung des höhern Beifalls ihres gütigen Schöpfers.

Ihr erſtaunt, lieben Kinder! Ihr fragt traurig nach der Urſache dieſer unglücklichen Veränderung? Aber es liegt ein geheimnißvoller Schleier über dieſer Geſchichte, den ich nicht wegzunehmen vermag. Die älteſte Urkunde, die uns Moſes davon in ſeinen Schriften aufbehalten hat, enthält eine bildliche Vorſtellung jenes frühern Verfalls der Menſchheit, die uns nur ſo viel erkennen läßt: daß die erſten Menſchen den großen Vorzug ihrer Vernunft nicht gehörig angewendet, nicht ihre Warnung und Vorſchrift als das Geſetz des heiligen Gottes befolgt, ſondern ſich durch die Sinnlichkeit, durch die Triebe des thieriſchen Körpers haben hinreißen laſſen, eine Handlung zu begehen, die ihrer ganz unwürdig und dem Willen ihres Schöpfers, ſo wie ihrer Beſtimmung, zuwider war.

Nach der Erzählung beim Moſes geſchahe dies ohngefähr auf folgende Art:

In der Mitte des Paradieſes, wo die erſten Menſchen lebten, ſtand ein Baum von ganz eigner Art, deſſen Früchte ſich ſo ganz von den übrigen Fruchtarten unterſchieden, daß es ſchwer war zu erkennen, ob ſie gut oder böſe wären.

War es eine geheime Ahndung, oder eine ausdrückliche Stimme Gottes, die ihnen ſagte:

von allen übrigen Bäumen dürfet ihr Früchte genießen — nur die Frucht dieſes Baums rühret nicht an; denn ſobald ihr von ihr eſſet, werdet ihr ſterben!

Lange gehorchten die erſten Menſchen der warnenden Stimme; und ſo lange die Frucht dieſes Baumes von ihnen unverſehrt blieb, blieb ihre Geſundheit blühend und ihr Gewiſſen unverletzt.

Aber der Baum hatte ein ſo liebliches Anſehen und ſeine Frucht war ſo einladend zum Genuß. Einſt ſtand Eva in der Nähe dieſes Baumes und ihr lüſternes Auge war auf die verbotene Frucht gerichtet.

Von allen Früchten im Garten dürſen wir eſſen, dachte ſie bei ſich, nur von dieſer einzigen nicht. Sollte es Gott wohl ſo ernſtlich damit gemeynt haben, daß er uns den Genuß dieſer Frucht verſagt hat?

Da ſchlüpfte eine Schlange, keck und muthig zu dieſem Baume hin. Dies Thier, das ſich durch ſeine Gewandheit und Lebhaftigkeit ſo ſehr vor den übrigen auszeichnet — das wagt es, ſich dieſem Baume zu nähern — ißt von der Frucht deſſelben — und ſtirbt nicht!

Es käme auf einen Verſuch an! Siehe! wie wohl ſich die Schlange beim Genuß dieſer Frucht befindet! Erfahrung macht klüger; umſonſt kann die Frucht nicht ſo lieblich ausſehen; wer weis, was durch jenes geheime Verbot uns noch für höheres Glück vorbehalten wurde —

Und ſchon reckt ſie die Hand nach der Frucht und führt ſie zum Munde; jezt hat ſie ihre Begierde befriedigt und mit ſiegender Miene, als habe ſie eine neue glückliche Entdeckung gemacht, reicht ſie dem Manne die ohne Gefahr verſuchte Frucht dar, und überredet auch ihn davon zu eſſen.

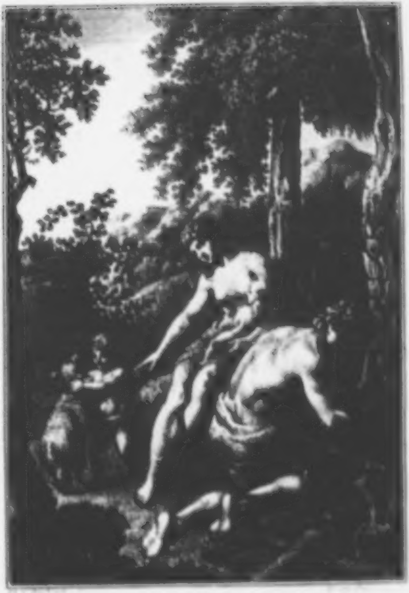
Und in dem Augenblicke gehen ihnen die Augen über ihr Verbrechen auf. Schrecklich ſchwebt der Gedanke mit der größten Lebhaftigkeit vor ihrer Seele: dies war dem Gebot, dem Willen unſers Schöpfers und Herrn zuwider gehandelt! und eine noch nie gefühlte Schaam und Unruhe ſezt Beyde in die äuſſerſte Verwirrung.

Sie ſehen die Schuld, von der ſie ihre eigne innigſte Empfindung überführt, eines in des andern Auge; ſie wagen es nicht einander anzuſehen, und ſenken den verworrnen Blick zur Erde. Ihr klopfendes Herz iſt auf einmal für alle Freuden des Lebens verſchloſſen; ſcheu und furchtſam ziehen ſie ſich von der unglücklichen Stätte in das Dickicht eines Waldes zurück, und möchten ſich im Dunkel deſſelben vor Schaam, wo es möglich wäre, vor ſich ſelbſt verbergen.

Der Abend brach jezt an. Ruhe verbreitete ſich in der lebenvollen Natur; nur in ihren Herzen wogten die Vorwürfe eines unruhigen Gewiſſens. Ihre Angſt wurde durch das nahe und immer näherkommende Geräuſch eines Sturmes vom Garten herüber vermehrt, das ihnen die Ankunft Gottes, als ihres Richters, anzukündigen ſchien. Jezt hörten ſie zum erſtenmale den Donner eines aufſteigenden Gewitters; der Himmel mit dunkeln Wolken bedeckt, machte die Finſterniß des Waldes noch dichter, noch fürchterlicher; helleuchtende Blitze zuckten durch die Dunkelheit der Nacht, von immer ſtärkern Donnerſchlägen begleitet; die ganze Natur lag in ſchweigender Erwartung, als fürchtete ſie ihre Vernichtung, und nur ſie fühlten es im Innerſten, daß ſie die Schuld eines Verbrechens auf ſich geladen hatten. Schon rollte der Donner über ihren Häuptern: das iſt die Stimme Gottes, des Rächers des Böſen! dachten ſie; wozu uns verbergen? vor Ihm, der uns auch hier finden wird. — Vergebens ſuchten ſie den Richter ihres Herzens durch Entſchuldigung ihres Fehlers zu beſänftigen; er ſprach zu laut in ihnen, kündigte ihnen ihre Verwerfung an, und trieb ſie in unbeſchreiblicher Angſt in der furchtbarſten Gewitternacht aus ihrem bisherigen glücklichen Aufenthalte. Lange irrten ſie umher, unwiſſend wohin ſie ſich wenden ſollten, bis nach und nach der Donner verhallte, die Angſt nachließ und ſie ſich nun mit Erſtaunen in einer Gegend ſahen, die mit wilden Geſträuch bewachſen und von rauhen Gebirgen eingeſchloſſen, ihnen keinen erfreuenden Anblick gewährte.

Hier, in ſtiller Einſamkeit, dachten ſie nun über ihr Vergehen nach, fühlten tief den Verluſt ihres vorigen Glücks und empfanden alle die nachherigen Unannehmlichkeiten ihres Lebens als traurige Folgen ihrer erſten Uebertretung des göttlichen Gebots.

So ohngefähr, meine Lieben, können wir uns nach jener bildlichen Erzählung beim Moſes den Sündenfall unſrer erſten Eltern denken. Sey es auch, daß noch ein höherer, uns jezt noch verborgner Sinn in dieſer geheimnißvollen Nachricht liegt: ſo iſt doch das, was zunächſt auf unſre Belehrung abzweckt, deutlich genug darinne geſagt: daß der Menſch, als ein vernünftiges Weſen, nur ſo lange glücklich iſt, als er ſich nach den Geſetzen der Vernunft, die der Wille ſeines Schöpfers an ihn ſind, richtet, und ſich nicht von ſeinen ſinnlichen Begierden und blos körperlichen Trieben beherrſchen läßt. So lange er ſeiner ſittlichen Natur treu bleibt, immer nach Vernunft handelt und ſeine Begierden und Neigungen durch ſie beherrſcht, ſo wandelt er in der erhabenen Würde eines Menſchen unter den übrigen Geſchöpfen, ſo iſt ihm die Erde ein Paradies, ein angenehmer Wohnort, und in ſeinem Herzen wohnt Heiterkeit und Ruhe; er lebt mit ſich ſelbſt zufrieden und iſt ſich des Wohlgefallens ſeines Schöpfers, unter deſſen Aufſicht er lebt, freudig bewußt: ſobald er aber den beſſern Eingebungen ſeiner Vernunft, oder dem von ihm erkannten Willen des höchſten Geſetzgebers zuwider handelt, und mehr der Sinnlichkeit und ihren Reitzungen folgt: ſo ſinkt er von ſeiner Menſchenwürde herab, fühlt ſich entehrt und unglücklich; er hat ſich des ihm verliehenen Vorzugs verluſtig gemacht, unfähig, das wahre Glück des Lebens zu genießen, und es iſt um ſeine innre Ruhe und Zufriedenheit geſchehen.



Da' cab.° [illegible]

Veränderter Zuſtand der erſten Menſchen nach ihrer Verſündigung.

Drittes Kupfer.

Die Eindrücke, welche die Schrecken eines verletzten Gewiſſens auf die Fehlenden gemacht hatten, blieben lange in ihrer Seele äußerſt lebhaft und empfindlich und wurden noch nachher bei jeder furchtbaren Veranlaſſung wieder aufgeregt. Das vormalige Bewußtſeyn ihrer Reinheit und Unſchuld, das ſich in ihrem freien und heitern Geſicht ausdrückte, hatte ſie verlaſſen; an deſſen Stelle trat Schaam und innre Unzufriedenheit, die ſich in jedem verſtohlnen Blicke zeigte, den ſie einander zuwarfen, und der für jedes mit einem Vorwurf begleitet zu ſeyn ſchien. Zitternd ſahen ſie nach der Gegend zurück, die ſie ſo eben verlaſſen hatten; und ein flammender Blitzſtrahl von daher ſchien ihnen zu erklären, daß ihnen der Zurückgang zu derſelben auf immer verwehret ſey.

Stärker hatten ſie zuvor noch nie ihre Abhängigkeit von einem höhern Weſen, in deſſen Macht es ſtand, ſie in einem Augenblick zu vernichten, erkannt, als bei dieſem furchtbaren Auftritt; und wahrſcheinlich ließ die innre Furcht und das Bewußtſeyn ihrer Schuld ihnen in jenen angſtvollen Augenblicken nichts anders als ihre gänzliche Vernichtung erwarten.

Aber, jezt wurde ſie ſchwächer, die furchtbare Stimme des Donners; die Blitze leuchteten nur noch in dunkler Ferne, und auf die ſchreckliche Gewitternacht brach wieder der Morgen an. Die Strahlen der aufgehenden Sonne erheiterten den Himmel wieder, und die Natur erwachte gleichſam mit neuem Leben.

Da empfanden auch ſie wieder das Leben; die Hoffnung ihrer Fortdauer und Erhaltung kehrte wieder in ihre klopfende Bruſt zurück — und der Anblick des wiederkommenden Tages im Sonnenglanze brachte den Gedanken in ihre Seele: daß ihr Schöpfer nicht Luſt an dem Verderben ſeiner Geſchöpfe habe, ſondern ſich auch bei den Fehlern derſelben ſchonend und erbarmend beweiſe.

Bald machten ſie ſich mit der Gegend bekannt, in der ſie ſich jetzt, nach ihrer Flucht aus ihrem vorigen glücklichen Wohnorte, befanden. Zwar war dieſe nicht mehr ſo lachend, ſo geſegnet, ſo reich an Früchten und angenehmen Gegenſtänden als die vorige: aber doch auch nicht ganz leer an Gütern, die ſie zu ihrer Erhaltung nöthig hatten; rauhe, unfruchtbare Stellen wechſelten mit mildern und fruchtbaren ab; auch hier ſproßten, wenn auch nicht ſo gedrängt, hier und da ihnen vorhin bekannte Blumen und Pflanzen hervor, und einzelne Fruchtbäume boten ihnen ihre Früchte dar.

Auch einige bekannte Thiere geſellten ſich wieder zu ihnen, und der erfreuende Geſang der Vögel begleitete ſie auf ihren einſamen Wanderungen.

Und

Auch in dieſem veränderten Zuſtande empfanden ſie vorzüglich das Glück ihres geſelligen Umgangs, und erkannten es als vorzügliche Wohlthat ihres Schöpfers, daß er ſie, eines dem andern zum Gefährten auf dieſer Erde, zum Beiſtand und zur Hülfe gegeben habe. Entſchloſſen, ſo wie ſie vorhin die Annehmlichkeiten und Freuden ihres erſten glücklichen Zuſtandes auf der Erde gemeinſchaftlich genoſſen hatten, auch nun die etwanigen Beſchwerden und Unannehmlichkeiten zu theilen und ſich dieſelbigen durch gegenſeitigen Beiſtand zu erleichtern, ſuchten ſie ſich ihren nunmehrigen Zuſtand ſo erträglich und angenehm, als möglich, zu machen, wobei der gütige Schöpfer der Menſchen ihnen mit ſeiner Hülfe zuvorkam und ſie durch ihren Verſtand auf immer neue Entdeckungen leitete, ja ihnen gleichſam die Mittel in die Hände gab, durch die ſie ihre Bedürfniſſe befriedigen und ſich der vorhandenen Dinge zu ihrem Nutzen bedienen konnten.

Jeder Tag ward nun für ſie reich an immer neuen Erfindungen; mit jedem derſelben lernten ſie immer mehr die Kräfte kennen, die der Allmächtige, in ſie ſelbſt, in ihre Natur, zu ihrer Erhaltung und Glückſeligkeit gelegt hatte, und Gebrauch von den ſo vielen und mannichfaltigen Gütern zu machen, die ſeine Güte um ſie her, in allen Theilen ſeiner Schöpfung verbreitet hatte; eben in dieſer Anwendung ihrer Kräfte fanden ſie ihre angenehmſte Beſchäftigung, und der Nutzen, den ſie daraus zogen, gewährte ihnen in ihrem jetzigen, zwar minder glücklichen Zuſtande, ein ſehr lebhaftes Vergnügen.

Nächſt dem Triebe für ihres Körpers Unterhalt, der durch den Hunger und Durſt geweckt und durch die nächſte Quelle und die nächſten Baumfrüchte anfangs befriedigt wurde, der ſie aber auch bald nachher zu andern Speiſen aus dem thieriſchen Reiche der Schöpfung leitete, fühlten ſie jetzt vorzüglich das Bedürfniß, ihren Körper vor dem Einfluß der Witterung zu ſchützen und ſich einen ſichern und bequemen Aufenthalt zu bereiten, zumal da ſie jetzt die Abwechslung der Hitze und Kälte, der Winde und Regenſchauer merklicher als vordem empfanden. Die wolligte Bekleidung der Thiere führte ſie bald auf die Erfindung, ihren nackten Körper mit den Fellen derſelben zu bedecken. Im Schatten der Bäume fanden ſie vor der Sonnenhitze Schutz; ſie ſchlangen daher, wo ſichs thun ließ, die beugſamen Aeſte derſelben in einander, bauten ſich ſo hier und da belaubte Hütten und bereiteten ſich von Mooße und Gras ſanfte Ruheſtätten für den Tag; in der Nacht, oder wenn Regengüſſe und Sturmwinde ihnen ein ſichereres Obdach nöthig machten, wählten ſie eine Höhle oder Felſengrotte zu ihrem Zufluchtsorte, in welchem ſie ſich verbargen.

Je mehr ſie den Nutzen erkannten, den die oder jene Pflanzenart zu ihres Lebens Unterhalt hatte, und je bekannter ſie mit der Art wurden, wie ſich dieſe Gewächſe fortpflanzen ließen, um deſto angelegner ließen ſie es ſich ſeyn, dieſelben zu warten, zu vermehren. Dieß Geſchäft forderte ſie noch mehr zur Anſtrengung ihrer Kräfte auf und brachte ſie auf die Erfindung ſo mancher Werkzeuge, um ſich daſſelbe zu erleichtern. Da mußte der Boden von ſo manchen, ihnen unnützen Pflanzen und Sträuchen gereinigt und zur Aufnahme des edleren Saamen zubereitet werden; da machte die aufgehende Saat eine Verzäunung nöthig, um nicht von den frei umher weidenden Thieren beſchädigt zu werden; da mußte das wuchernde Unkraut wieder von ihren Händen ausgereutet, dort ein zartes Reis mit einer Stütze verſehen werden, und ſo bot immer eine Arbeit der andern die Hand.

Unter ſolchen Beſchäftigungen ſchwanden die Tage ihres Lebens unvermerkt dahin. Welche Wohlthat war dies für ſie; nur in müßigen, geſchäftleeren Augenblicken dachten ſie an ihren vorigen glücklichern Aufenthalt und Zuſtand mit Wehmuth zurück; aber bei den Geſchäften des Lebens verſchwand der traurige Gedanke, und der glückliche Erfolg ihrer Arbeiten heiterte ſie auf. Sie erkannten es immer mehr, daß es der Wille ihres weiſen Schöpfers und ihre Beſtimmung auf dieſer Erde ſey, zu arbeiten, und welche angenehme Früchte er mit dem Fleiße des Menſchen verbunden habe. Auf der ganzen weiten Erde waren doch diejenigen ihre Lieblingsplätze, zu denen ſie immer mit Vergnügen zurückkehrten, die ſie ſelbſt angelegt, die ihre Hände bearbeitet hatten; lieblicher war ihnen jede Blume, die ſie ſelbſt gepflanzt, ſaftiger und wohlſchmeckender jede Frucht, die ſie der Erde mit Mühe abgewonnen hatten; und erſt durch dieſe Anwendung ihrer Kräfte, durch die ſie die vorhandenen Dinge und ſelbſt die Kräfte der Natur ſich unterwürfig machten, erkannten ſie ſich als die *Herren der Erde*, denen alles unterthan ſey, alles zum Nutzen und Vergnügen diene.

Zwar wurden auch nicht ſelten dieſe Freuden, die ſie in ihrem gegenwärtigen Zuſtande genoſſen, unterbrochen; oft wechſelten dieſelben mit ſo manchen unangenehmen Ereigniſſen und Empfindungen ab, wobei ſie den Verluſt ihres vorigen Glücks tief in ihrer Seele empfanden und ihn als Folge ihrer erſten Verſündigung an ihrem Schöpfer erkannten. So manchmal, wenn *Adam* von der Arbeit ermüdet, in die Arme ſeiner Gattin ſank, die ihm die Schweißtropfen von der Stirne trocknete, klagte er über die Mühe, die es ihm gekoſtet habe, den Boden zu bearbeiten; und ſo mancher mißlungne Verſuch, manche vereitelte Hoffnung bei vergeblicher Mühe preßte ihm Seufzer aus.

Dies würde nicht ſeyn, dachte er bei ſich, wenn du noch in jenem Paradieſe lebteſt; und die Thräne im Auge, womit er nach jener glücklichen Gegend hinblickte, war für ſeine Gattin ein empfindlicher Vorwurf. Sie, die bei ihrem ſchwächern Körperbau ſich zu anhaltenden Arbeiten noch weniger geſchickt fühlte, erkannte es gar wohl, wie ſehr ihre Erhaltung und Glück nur von dieſem ihrem männlichen Beſchützer und Verſorger abhieng, zitterte oft mit ängſtlicher Sorgſalt für ſein Leben und ſuchte durch zärtliche, zuvorkommende Liebe und durch ein ſanftes und nach ſeinen Wünſchen geſchmeidiges Verhalten ihm des Lebens Mühe zu verſüßen.

Einsmals, als Adam müde von ſeinen Feldarbeiten zurückkehrte, und ſich der Hütte näherte, wo er ſein gutes Weib verlaſſen hatte, wurde er durch den noch nie gehörten Ton einer weinenden Stimme in Verwunderung geſetzt, und wie groß war ſein Erſtaunen und ſeine Freude — als er in dem Schooſe der Geliebten ein kleines holdes Weſen ſeiner Art erblickte, welches ihm die zwar etwas entkräftete aber innigſt erfreuete Mutter mit dem Ausruf entgegen hielt: Siehe! ein neues Geſchenk vom Herrn!

Mit ſprachloſem Entzücken warf ſich Adam an der Seite ſeines Weibes nieder, nahm dieſen ſeinen erſten Sohn in ſeine Arme und drückte ihn mit dem heißeſten Vatergefühl an ſeine Bruſt; ſah dann mit einem Blick der Liebe auf ſeine Gattin und ſprach: Du Mutter der Lebendigen!

Eva, dies blieb von der Zeit an der Name der Mutter, nahm ſich mit mütterlicher Sorgfalt dieſes ihres Erſtgebornen, den ſie Kain genannt hatte, an: an ihrer Bruſt fand er ſeine erſte Nahrung, in ihren Armen Ruhe und Bequemlichkeit; um ſeinetwillen ertrug ſie gern auch die größten Beſchwerden; zärtlich beſorgt für ſeine Erhaltung und Sicherheit verließ ſie ſelten die Hütte, wachte bei ſeinem Lager, wo er ſchlummerte und behielt ihn beſtändig unter ihrer Aufſicht.

Mit verdoppeltem Eifer beſorgte indeß Adam die Geſchäfte auf dem Felde, denn bei dem hülfloſen Zuſtande ſeines Kindes und den Sorgen und Bemühungen der ſchwächern Mutter für die Erhaltung deſſelben, erkannte er die Pflicht, der Verſorger von beyden zu ſeyn, und ſie, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, zu unterſtützen; und wie reichlich hielt er ſich für alle übernommene Mühe belohnt, wenn ihn an ſtillen Abenden die gute Gattin, mit dem Kinde auf dem Arme aufſuchte, freundlich zur Hütte leitete und da die ſüßeſten Lebensfreuden mit ihm theilte.

Allmählich wuchs nun ihr beiderſeitiger Liebling unter ihren Augen auf. Mit welchem Vergnügen bemerkten ſie es, wie der Knabe anfieng, Gebrauch von ſeinen Gliedern und Sinnen zu machen, wie auch er die erſten Verſuche wagte, ſich von der Erde zu erheben und ſo wie ſeine Eltern mit aufgerichteten Körper zu gehen. Von ihren Händen geleitet, begleitete er ſie nun außer der Hütte und genoß in der freien ſchönen Natur die Wohlthat des Lebens.

So klein anfangs die erſte Menſchenfamilie war, ſo ſehr nahm ſie im Fortgange der Zeit zu. **Eva** gebar ihrem Gatten einen zweyten Sohn, dem ſie den Namen **Abel** gab; dieſer theilte nun mit dem ältern Bruder die väterliche und mütterliche Liebe und wurde von ihnen mit gleicher Sorgfalt erzogen. Dieſen beyden folgten nachher mehrere Geſchwiſter, beiderley Geſchlechts, ſo Knaben als Mädchen nach, die blühende Hoffnung des ſich mit der Zeit immer mehr vermehrenden menſchlichen Geſchlechts.

So glücklich ſich auch **Adam** in dem Beruf fühlte, der Stammvater der Menſchen, nach ſeinem Bilde in ſeiner Art zu ſeyn, und **Eva** ihre erhabene Würde, Mutter der Lebendigen zu heißen, mit frommen Dankgefühl gegen Gott erkannte: ja, ſo mannichfaltige Freuden ſie beyde im Kreiße der ſie umgebenden Kinder genoſſen: ſo nahmen gleichwohl, mit der Vermehrung ihrer Familie, auch ihre Sorgen und Arbeiten zu. Doch es waltete eine höhere Vorſehung über ihnen, die dieſe zarten Pflanzen der Menſchheit wartete und ihre zunehmende Ausbildung beförderte.

Dieſen Beiſland einer höhern unſichtbaren Macht, dieſen Schutz, den ſie ihnen verlieh, den Segen, den ſie fortwirkend in der Natur um ſie her verbreitete, und mit dem ſie ihre Arbeiten belohnte, erkannten die erſten Eltern mit frommer Seele, und der Gedanke an dieſen ſo wohlthätigen, gnädigen und liebevollen Vater der Menſchen, wurde immer bei ihnen geweckt und durch jede angenehme und freudige Empfindung ihres Herzens unterhalten. Frühe lehrten ſie ihre Kinder dieſen Gott, den Urheber ihres Lebens und ihrer Glückſeligkeit kennen, verehren und lieben, und ſuchten ſie an ein ſolches Betragen zu gewöhnen, das dem Willen dieſes guten Gottes gemäß ſey, und bei welchem ſie ſich ſeine Achtung und Liebe verſichern könnten.

Aus der ſo lebhaften Ueberzeugung, daß ſie alles Gute, jeden Freudengenuß, jede Wohlthat des Lebens, von dieſem ihrem Schöpfer empfingen, entſprang in ihrer Seele der Trieb der Dankbarkeit und der Verehrung, den ſie ſo gern auf irgend eine augenſcheinliche Art ausdrücken und zu erkennen geben mochten. Dieſer kindliche Sinn leitete ſie auf den Gedanken: Etwas von dem, was ſie als Früchte ihrer eignen Arbeit anſahen, dieſem guten Weſen darzubringen und dadurch ihre Verehrung und dankbare Liebe zu bezeigen; auch wohl in der Abſicht, um wegen des Fehlers, den ſie begangen, und der Schuld, an die ſie oft ihr Gewiſſen bei ſo manchen furchtbaren Naturereigniſſen mahnte, Vergebung und Gnade zu erlangen. Und der Allgütige ließ ſich auch dieſe kindliche Geſinnungen der Menſchen gefallen und ſahe mit Wohlgefallen auf die Gaben, die ſie ihm mit innig ergebenen Herzen darbrachten. Ein Blitzſtrahl zündete das erſte Opfer *) an und verzehrte daſſelbe. Frohes Erſtaunen ergriff die Darbringenden beim Anblick der heiligen Flamme, die zum Himmel aufloderte. Sie ſchloſſen nicht nur daraus auf das Wohlgefallen Gottes, mit dem er ihre Gabe angenommen habe, ſondern lernten auch dadurch ein neues Geſchenk dieſes ihres erhabenen Wohlthäters kennen, das Feuer, deſſen verzehrende

---

*) ſo wurde nachher dieſe, der Gottheit dargebrachte Gabe genannt.

rende, aber auch in ſo vieler Rückſicht wohlthätige Kräfte ſie nachher immer mehr kennen lernten und deſſen ſie ſich zu den wichtigſten Vortheilen bedienten.

Nach Verlauf mehrerer Jahre ſahen Adam und Eva ſich ſchon von einer Schaar Kinder umringt, welche die erſte, obgleich immer mehr erweiterte Hütte kaum faſſen konnte. Die beyden Erſtgebornen, Kain und Abel, waren ſchon zu dem Alter herangewachſen, wo ſie für ihre eigene Erhaltung ſorgen, ſich in der Nähe ihrer Eltern anbauen und durch Hülfe ihrer jüngern Geſchwiſter ſich weiter auf der Erde ausbreiten konnten. Dadurch erweiterte ſich der erſte Familienkreiß der Menſchen, und ſo lange noch Liebe und Eintracht ſie unter ihrem gemeinſchaftlichen Stammvater vereinigte, wurden die Freuden des geſellſchaftlichen Umgangs von Tage zu Tage vermehrt.

Aber nur zu bald ſchlich ſich der unſelige Geiſt der Zwietracht in die menſchliche Geſellſchaft ein, trennte die Bande der Liebe, die ſie ſo ſanft vereinigte, und zerſtörte ſchon in der erſten Blüthe die Freuden des geſelligen Lebens.

Kain, ein Jüngling voll Kraft und von einem ſehr lebhaften Temperamente, hatte ſich von ſeiner früheſten Jugend auf, als er an der Seite ſeines arbeitenden Vaters Gebrauch von ſeinen Kräften und Gliedern machen lernte, mit dem Feldbau beſchäftiget. Hier in der freien offnen Natur, wo er immer neue Beſchäftigung hatte, und bald bei dem und jenem Widerſtande, den er bei ſeinen Arbeiten fand, und mit Anſtrengung ſeiner Kräfte überwinden mußte, hatte er auch frühe ſchon eine gewiſſe rauhe Gemüthsart angenommen, die ſeinen unternehmenden Geiſt zwar immer zu ſchwereren Geſchäften fortzog, aber ſein Herz weniger empfänglich für das Sittlichgute und Angenehme machte.

Abel hingegen, ſein Bruder, war von ſanfterer Gemüthsart, gefällig, nachgebend, anſchließend an jedes Weſen, das einiger Zuneigung zu ihm empfänglich war; ungern entfernte er ſich von dem Schatten der väterlichen Hütte und dem Umgange der zärtlichen Mutter; ſeine Lieblingsbeſchäftigung war, die zahmen Thiere um die Hütte her, die ihnen ſo manchen Vortheil, Nahrung und Bekleidung verſchaffen, zu weiden und unter ſeiner Aufſicht und Pflege zu halten: eine Beſchäftigung, die ihm noch immer viel Zeit und Gelegenheit übrig ließ, die Annehmlichkeiten der ſchönen Natur zu betrachten, ſeinen Sinn für alles was ſchön und gut ſey, zu verſtärken, ſeinen Geiſt zu dem Urheber alle des Guten zu erheben, und ſo die Empfindungen ſeines guten Herzens immer mehr zu veredeln.

Vielleicht, daß er durch dieſe guten Eigenſchaften des Herzens der Liebling der ſanftern Mutter wurde, die ſich in ſeinem Umgange ſo wohl befand und ihm manchen Vorzug in der Liebe zu ihren Kindern zugeſtand, wodurch der Neid des ältern Bruders gegen ihn erregt wurde. Wohl mochte es dieſem manchmal verdrießen, daß er bei ungleich ſchwereren Arbeiten nicht ſo glücklich, ſo vergnügt, wie Abel lebte, der, indeß ihm der Schweiß von der Stirn rann, ſich im Schatten grüner Bäume am klaren Bache mit ſeiner Heerde, ausruhend, hingelagert hatte; dem es ſo leicht wurde, die Milch der Thiere zu gewinnen, während er den harten Boden der Erde bearbeiten und des Tages Laſt und Hitze ertragen mußte.

War ſchon der Gedanke, daß Abel der Vorgezogene, der Liebling der Mutter ſey, ihm empfindlich: ſo wurde er noch mehr zum Unwillen gereizt, als er zu bemerken glaubte, Abel werde auch von dem höchſten Weſen, von der Gottheit, mehr begünſtiget, die ihm ſeine Unternehmungen weit beſſer gelingen lies.

In dieſer Vermuthung wurde er einſt noch mehr beſtärkt, als ſie beyde, jenem edlen Triebe der Verehrung und Dankbarkeit gegen Gott, ihrem Wohlthäter, zu folge, eine Gabe von dem, was ſie als ihr Eigenthum betrachteten, darbrachten; Kain, von den ſelbſtgezogenen Früchten der Erde; Abel, ein junges Lamm von ſeiner Heerde. — Wie da die heilige Flamme die Gabe des jungen Hirten verzehrte und die Dampfwolke ſich ſo gerade zum Himmel erhob; da hingegen ſeine Gabe, wie verſchmäht, von einem reißenden Sturmwinde hinweggewirbelt wurde.

So ungeſtüm hatte noch nie die Leidenſchaft des Neides in ſeiner Bruſt getobt, wie bei dieſer Gelegenheit; in ſeinem verzogenen Geſichte, in ſeinem vom Zorn blitzenden Auge und den krampfhaft zuſammengezogenen Händen drückte ſie ſich nur allzumerklich aus. Zitternd wich ihm der erſchrokkene Abel aus, der wohl merkte, daß er der Gegenſtand ſeines Unwillens war.

Jetzt legte ſich die Wuth der Leidenſchaft, und gab einer vernünftigen Ueberlegung Raum. Wie erſchrak jetzt Kain vor ſich ſelbſt, als er bei kühlern Blut bedachte, wie weit ihn ſeine Leidenſchaft von ſeiner Pflicht entfernt hatte. Laut rief die Stimme des Richters durch ſein Gewiſſen ihm zu: Wie konnteſt du dich ſo ſehr vergeſſen! Wie in ſolche Wuth gerathen, die dich ganz außer Faſſung ſetzte! Wie bei einer ſolchen Gemüthsverfaſſung dir das Wohlgefallen Gottes verſprechen, der nur das Gute mit belohnenden Beifall bemerkt. Wie nahe warſt du daran, durch deine Rachbegierde zu einem Verbrechen hingeriſſen zu werden. Aber du willſt ſie beherrſchen, du willſt dieſe ſchreckliche Leidenſchaft nicht in deinem Herzen aufkommen laſſen!

Mit dieſem guten Vorſatz im Herzen, in welchem ſich der Aufruhr wilder Leidenſchaft wieder gelegt hatte, und mit freundlichem Geſichte näherte ſich Kain jetzt wieder ſeinem Bruder und ſprach mit ihm. Aber ach! es fehlte ſeinem Vorſatze an Feſtigkeit; dem beſſern Willen an Kraft. Bei der nächſten Gelegenheit, als er mit ſeinem Bruder auf dem Felde allein war, wurde ſein Unwille auf's neue gegen ihn erregt; die Leidenſchaft des Zorns überwältigte ihn, betäubte ſeine Vernunft, daß er im Augenblicke der Wuth die Hand, die vielleicht eben mit einem Werkzeuge des Fleißes bewaffnet war, über ſeinen wehrloſen Bruder erhob und ihn mit einem unglücklichen Streich todt zu ſeinen Füſſen hinſtreckte.

Kaum war die erſchreckliche That geſchehen, als Kain, der Mörder, die Größe ſeines Verbrechens mit den ſchrecklichſten Qualen ſeines Gewiſſens erkannte. Da lag der Bruder ihm zum Füſſen. Ein Strom von Blut quoll aus der Wunde, die er ihm geſchlagen hatte; das offne Auge ſtarr auf ihn gerichtet; im blaſſen Geſicht das ſchreckliche Zucken der Muſkeln, die Merkmale der ſchmerzlichſten Empfindung. — Wie hätte er dieſen furchtbaren Anblick ertragen können! Unausſprechliche Angſt trieb den Verbrecher von dieſer Stätte. Aber wohin ſollte er fliehen? Wie hätte er die abſcheuliche That verheimlichen können?

Wo iſt dein Bruder? Wo Abel? So die Stimme des Richters.

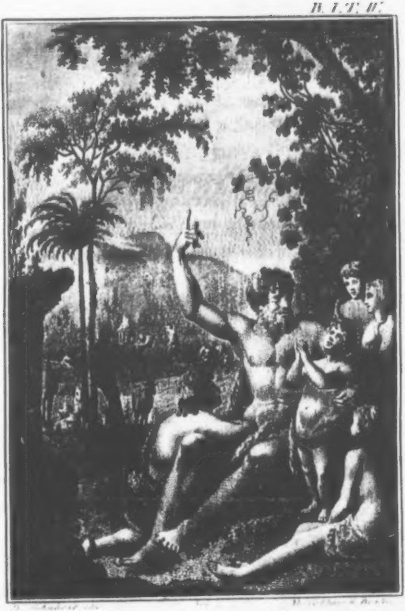
Was weiß ichs! War ich ihm zum Hüther geſetzt? So die erſte verworrene Ausflucht des Verbrechers am Rande der Verzweifelung!

Was haſt du gethan! Die Stimme deines Bruders Bluts ſchreyet zu mir von der Erde, zum erſtenmale mit Menſchenblut getränkt!

Da ergriff den Verbrecher unbeſchreibliche Angſt; Händeringend verwünſchte er die mörderiſche That. Meine Sünde, rief er aus, iſt zu groß, als daß ſie mir könnte vergeben werden! Ich verdiene ein gleiches Schickſal. Jeder der Meinigen muß mich, den Brudermörder, verabſcheuen — mich als ein Ungeheuer zu vertilgen ſuchen. Ich muß mich ihren Anblick entziehn! Fliehen will ich in die entfernteſte Einöde, wo mich kein menſchliches Auge findet.

In dieſer ſchrecklichen Gemüthszerrüttung findet ihn eine der Töchter Adams, die unter den übrigen Geſchwiſtern ſeine Vertrauteſte war. Ihr entdeckt er die ſchwarze That und ſeinen gefaßten Entſchluß, zu fliehen. Entſchloſſen, mit ihm das Aeußerſte zu dulden, begleitet ſie den Unglücklichen auf ſeiner Flucht, und theilet mit ihm das Elend einer freiwilligen Verbannung.

Auf ſolch eine traurige Art wurde das Glück der erſten Menſchenfamilie zerſtört. Lange fühlten die gebeugten Eltern den Verluſt ihres geliebteſten Abels und trauerten um ihn. — Noch ſpäthin, als Eva noch einen Sohn gebar, den ſie Seth nannte, äußerte ſie den Wunſch, daß ihr dieſer den Verluſt ihres geliebten Abels erſetzen möchte, den Kain erſchlagen habe.



[illegible] [illegible] [illegible]

Die erweiterte Menschenfamilie.

Die erſte erweiterte Menſchenfamilie.

Viertes Kupfer.

Der unglückliche Brudermord veranlaßte alſo die erſte Trennung der kaum entſtandenen Menſchenfamilie, und ward die Veranlaſſung ihrer weitern Ausbreitung auf der Erde. Der größere Theil derſelben hielt eine geraume Zeit ſich enger um die ehrwürdigen Stammeltern, und genoß noch lange unter ihrer Aufſicht und in ihrem nähern Umgange die Vortheile einer guten Erziehung, durch den belehrenden Unterricht und durch gutes Beiſpiel.

Vorzüglich zeichnete ſich Seth und ſeine Familie durch frühe Gottesfurcht und ein geſittetes tugendhaftes Betragen aus; unter ſeinen Nachkommen erhielt ſich die urſprüngliche Erkenntniß des Gottes, der der Schöpfer und Herr der ganzen Natur ſey, und den der Menſch durch ein würdiges, ſeiner Vernunft anſtändiges, und ſo dem Willen Gottes gemäßes Verhalten verehren müſſe, eine

Erkenntniß, die durch die Belehrung der Erſterſchaffenen Stammeltern, durch weiteres Nachdenken und immer neue Erfahrungen immer mehr erweitert und von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt wurde.

Der feſte, noch durch keine Krankheit oder andere widrige Zufälle zerrüttete Körper der erſten Erdbewohner, ſicherte ihnen ihre Geſundheit und ihr Leben. Ihr Aufenthalt im Freien, unter einem günſtigen Himmelsſtrich, wo ſie die reinſte Luft einathmeten; ihre einfache, der Natur gemäße Lebensart, die keine übertriebene Anſtrengung und Aufopferung ihrer Kräfte heiſchte; die nahrhaften und geſunden Speiſen, die ſie größtentheils aus dem Pflanzenreiche nahmen; die wenigen Bedürfniſſe, die ſie ohne ängſtliche Sorgen befriedigen konnten; die ſeltenern Veranlaſſungen zu heftigen, der Geſundheit nachtheiligen Leidenſchaften, waren die mitwirkenden Urſachen ihrer längern Lebensdauer, die ſich gewöhnlich Jahrhunderte hinaus erſtreckte. Der Zeitraum, der jetzt das ganze Leben eines Menſchen in ſich faßt, machte damals kaum die erſte Lebensperiode des jugendlichen Alters aus; ein Menſch von hundert und mehr Jahren ſtand damals noch in ſeiner Lebensblüthe; fühlte ſich nach Jahrhunderten, umringt von einer zahlreichen Nachkommenſchaft, noch in friſcher Lebenskraft, und konnte noch ſpät als Greis ſeinen jüngſten Enkeln die geſammelten Kenntniſſe und Erfahrungen ſeines Lebens mittheilen.

Und wie wohlthätig war dieſe lange Lebensdauer für das erſte Menſchengeſchlecht; wie wichtig nicht nur für die Vermehrung, als auch beſonders für die Ausbildung deſſelben; wie viele nützliche Kenntniſſe, Entdeckungen, Fertigkeiten und Künſte würden ſich gar bald wieder verlohren haben, wenn ſie nicht durch dieſe vieljährige Mittheilung, von einem Geſchlecht zum andern, mit wichtigen Zuſätzen bereichert, wären fortgepflanzt worden.

Die erſte und vorzüglichſte Beſchäftigung der erſten Erdbewohner war der Ackerbau und die Viehzucht. So wie ſich ihr Geſchlecht mit jedem Jahre vermehrte und der Familienkreiß ſich erweiterte, ſo vermehrten ſich auch ihre Bedürfniſſe, ſie mußten

ten der Erde immer mehr Nahrungsmittel abzugewinnen und diejenigen Getreide und Obſtarten zu vervielfältigen ſuchen, die ihnen den beſten Unterhalt verſchafften, und deſto ſorgfältiger derjenigen Thiere warten, von denen ſie vorzüglichen Nutzen hatten.

Doch bei der Fruchtbarkeit des Bodens und ihrer einfachen Lebensweiſe, blieb ihnen immer noch Zeit genug übrig, die ſie auf ihr Vergnügen und auf eine bequemere Einrichtung ihres Zuſtandes verwenden konnten. Ihre Hütten wurden immer mehr erweitert, bequemer eingerichtet, durch immer neue Erfindungen und Entdeckungen bereichert und verſchönert. Die Kenntniß der Natur, des unerſchöpflichen Reichthums derſelben, wurde von Tage zu Tage vermehrt; die eine Erfindung bot gleichſam der andern die Hand; ſchon durch die offen liegenden Materialien an Holz, Lehm, Thon, Steinen und dergleichen, gab ihnen die Erde reiche Beſchäftigung, ehe ſie noch ihre verborgenen Schätze, ihre Erze und Metalle eröfnete.

Dieſer Erfindungsgeiſt zeichnete ſich ſpäterhin beſonders in der Familie des unglücklichen Kains aus, die, getrennt von der Urfamilie, in einer entferntern, von der Natur weniger begünſtigten Weltgegend lebte. Der kühne, raſtloſe und verwegene Geiſt ihres Stammvaters, ſchien auf ihr zu ruhen, und ſie zu immer neuen und gewagtern Unternehmungen anzutreiben; das ſtille eingezogene Leben in der Hütte im geſchloſſenen Familienkreiße hatte für ſie weniger Reiz, als die wilde umherſchwelſende Lebensart, bei der ſie immer neue Gelegenheit fanden, ihre körperlichen Kräfte zu üben und ihre Ueberlegenheit über alle andere Geſchöpfe zu zeigen.

Dieſe körperliche Kraft und dieſer Muth wurde durch jeden Widerſtand gereizt und geſtärkt; durch ihn mußten nicht nur die von Natur zahmen Thiere ſich ihrem Willen unterwerfen, ſondern auch die ſtärkern und freiern wurden von ihnen gebändigt, ja ſelbſt wilde, gefährliche Thiere flohen vor ihrem Anblick und, wurden von ihnen aus ihren Schlupfwinkeln verjagt. Immer war ihr Arm mit Werkzeugen bewaffnet, wodurch ſie

Es läßt ſich leicht denken, wie ſchwach dieſe erſten Verſuche, wie unvollkommen jene Erfindungen und Werkzeuge der Kunſt des Menſchen in ihrer erſten Entſtehung waren, ja wie viele Jahrhunderte und Geſchlechter von Menſchen über ihrer Ausbildung verſchwunden ſind: um deſtomehr aber laſſet uns, meine Lieben, den Vorzug erkennen, den wir in einem Zeitalter genießen, wo alle dieſe Künſte und Wiſſenſchaften, durch welche unſer Wohlſtand ſo ungemein gehoben wird, einen ſo hohen Grad der Ausbildung und Vollkommenheit erhalten haben; aber auch dabey nie vergeſſen, daß wir auch um deßwillen unſern Vorgängern Achtung und ein dankbares Andenken ſchuldig ſind, die wir doch als die erſten Erfinder dieſer gemeinnützigen Künſte anzuerkennen haben und ohne deren Vorarbeiten wir uns noch immer auf einer ſehr niedrigen Stufe der Kultur befinden würden.

Schluß der erſten Abtheilung.

Moraliſche

Bilderbibel.

Zweyte Abtheilung

mit vier Kupfern;

enthält den Zeitraum von Noah bis auf Moſes.

ſich theils die Erde ſelbſt, theils die thieriſchen Bewohner des Feldes und des Waldes unterwürfig machten; frühe ſchon mit der Schnellkraft des Bogens bekannt, wurde auch der ſchnellfüßige Hirſch auf der Flucht, der Vogel in der Luft von ihren Pfeilen eingeholt.

Schon der feſte Bau ihres Körpers, die Muſkelkraft ihres Arms, die durch die tägliche Uebung in der freien ofnen Natur von Jugend auf an Stärke gewann, verbunden mit der Gewandheit und Klugheit, die nur ihnen als vernünftigen Geſchöpfen in vorzüglichem Grade eigen war, rüſtete ſie mit Muth aus, um ſich auch wohl an die gefährlichſte Arbeit zu wagen und ſich den beſchwerlichſten Geſchäften zu unterziehen. Nicht ſelten leitete ſie auch wohl ein Zufall auf Entdeckungen ihnen bisher noch verborgener Naturkräfte, die ihnen bei weitern Nachdenken und angeſtellten Verſuchen neue Mittel zu ihrer Vertheidigung oder zur Erleichterung ihrer Arbeiten ausfindig machen lehrten. So entdeckte Thubalkain das Mittel, durch Hülfe des Feuers auch die härteſten Metalle geſchmeidig zu machen; durch dieſe Entdeckung ward er auf die Bearbeitung des Eiſen geleitet und ſo der erſte Meiſter in Erz und Eiſenwerk.

Selbſt die Erfindung derjenigen Künſte, die das Leben angenehm machen, indem ſie das Vergnügen der Sinne erheben, fällt in dieſe früheſte Periode der Menſchheit. Der Geſang der Vögel weckte auch ſchon frühe den Geſang der menſchlichen Kehle, und aus dem anfangs unwillkührlichen Zuſammenſchlagen und verſchiedenen Schwingungen harter Subſtanzen entlockte der Menſch verſchiedene Töne, womit er den Geſang ſeiner Stimme begleitete, oder bei ſeinen fröhlichen Tänzen den Takt hielt. Das an der Sonne ausgeſpannte Thierfell brachte ihn auf den Einfall, es zur Trommel zu gebrauchen, und mit den anfangs zu ganz anderm Gebrauch ausgedehnten Sehnen und Därmen der geſchlachteten Thiere, beſpannte er erſt ſeinen Bogen und ſpäterhin ſeine Leier und Harfe. Mit ſeinem Hauche belebte der Hirt neben ſeiner Heerde, am Fluſſe hingelagert, das abgeſchnittene Schilfrohr, lockte zu ſeiner Freude verſchiedene Töne daraus hervor, und ſo entſtand allmählich die Pfeife und Schallmeye.

Das Geſchlecht der Menſchen hatte ſich nun in einem Zeitraum von mehr als ſechzehn hundert Jahren über der Erde, beſonders in dem milderen Welttheile und den fruchtbaren Gefilden Aſiens ausgebreitet. Aus einzelnen Familien waren jezt große Völkerſchaften entſtanden, die ſich von einander entfernten, oder auch wohl wieder mit einander vermiſchten, je nachdem Bedürfniſſe, oder Vortheile ſie dazu antrieben.

Die mehreſten führten noch ein freies herumziehendes Leben, (Nomaden) trieben mit ihren Viehheerden in den weiten Gegenden umher, wo ſie Weide fanden, wohnten unter Zelten, oder beweglichen Hütten, die ſie leicht wieder abbrechen und anderswo aufſchlagen konnten; oder ſie hatten ihren Aufenthalt in Wäldern, in den Höhlen und Vertiefungen der Berge (Troglodyten) und lebten vorzüglich von der Jagd. Andre, die der herumziehenden Lebensart überdrüßig und etwa ſo glücklich waren, eine vorzüglich fruchtbare Landſchaft zu finden, wählten dieſe zu ihrem bleibenden Aufenthalt, wendeten deſtomehr Fleiß auf die Bearbeitung des Bodens, erwarben ſich dadurch ein gewiſſes Recht des Beſitzſtandes, und ſahen das Land, das ſie durch ihrer Hände Fleiß urbar gemacht hatten, als ihr Eigenthum an; ſie wandelten ihre bisherigen beweglichen Wohnungen in ſtehende Hütten um, reiheten dieſelben an einander an, um ſich im erforderlichen Fall zum Beiſtande und zu gemeinſchaftlicher Betreibung der Geſchäfte näher zu ſeyn, umgaben auch wohl ihre Wohnungen mit einer Verzäunung oder Mauer, um ſich vor fremden Angriffen zu ſichern, und ſo entſtanden nach und nach die erſten Städte der Vorwelt, mit denen zugleich die bürgerliche Verfaſſung ihre erſte Einrichtung erhielt.

Noch kühner waren die Verſuche derer, welche an den Ufern der Flüſſe oder der Seen wohnten; nicht zufrieden, blos an dem Geſtade, oder an den ſeichteren Stellen derſelben den Fiſchen nachzuſtellen, wagten ſie ſich auch wohl tiefer in den Strohm, machten ſich mit dieſem Element bekannter, erwarben ſich die Geſchicklichkeit, ihren Körper durch Schwimmen auf der Oberfläche des Waſſers zu erhalten und bei nicht allzubreiten Flüſſen das gegenſeitige Ufer zu erreichen, das ſie durch neue Annehmlichkeiten an ſich lockte. Bald giengen ſie in ihren Verſuchen noch weiter, um ſich auch zu Herren dieſes Elements zu machen. Die Erſcheinung, daß ein vom Ufer losgeriſſener Baum ohne unterzuſinken auf den Fluthen dahin ſchwamm, brachte ſie auf den Gedanken, ſich eines ſolchen zum Ueberſetzen über den Fluß zu bedienen; ſo entſtand das erſte Fahrzeug, das auf der Oberfläche des Waſſers leicht dahin gleitete; bald reizte der erſte kühne Schiffer im ausgehöhlten Baumſtamme, mit der Ruderſtange in der Hand, die andern zu ähnlichen Verſuchen und machte ſo den Anfang der Schiffarth, durch welche nachher die durch Flüſſe und Seen, und zuletzt ſogar die durch ungeheure

Meere getrennte Erdgegenden und ihre Bewohner mit einander in Verbindung geſetzt wurden.

Da auf ſolche Art ein Jahrhundert das andre mit nützlichen Erfindungen bereicherte, die Kräfte der Menſchen zu immer neuer Thätigkeit weckte, und ſie in den Beſitz der ſo reichen Schätze der Natur brachte: ſo trat allmählig Ueppigkeit und eine weichliche Lebensart an die Stelle der vormaligen einfachen, der Natur gemäßen Lebensweiſe, und die Einfalt der Sitten, die Unſchuld und Reinheit des Herzens wurde durch die Macht der ſinnlichen Begierden und Leidenſchaften, die jetzt einen größern Spielraum fanden, verdrängt. Nicht mehr mit den Geſchenken der Natur zufrieden, die ſie ihnen zur Befriedigung ihrer erſten Bedürfniſſe, beſonders was ihren Unterhalt betraf, ſo willig aus dem Pflanzenreiche darbot, ſuchten ſie ihren Hunger mehr durch Fleiſchſpeiſen zu ſtillen; deſto häufiger floß nun das Blut der Thiere von ihren Händen; die ſanftern menſchlichen Gefühle arteten in eine gewiſſe Wildheit und Mordluſt aus, daß auch des Menſchen Leben ihnen nicht mehr ſo heilig war, um es bei gereizten Leidenſchaften aufs

Spiel zu ſetzen. Die körperliche Stärke wurde für den größten Vorzug gehalten; der mächtige Thierbezwinger machte ſich auch die Schwächern ſeines Geſchlechts unterwürfig, und hielt ſich jede Frevelthat bei der Stärke ſeines Arms für erlaubt. Man überließ ſich ohne Einſchränkung den Trieben der ſinnlichen Natur in allen Arten der Wolluſt und ſinnlichen Genüſſe; die Vernunft verlohr ihre Rechte; das ſchöne, ſittliche Gefühl verloſch mit der Erkenntniß Gottes, mit dem Gedanken an ein höheres, heiliges Weſen.

Nur in einer einzigen Familie der Menſchen, unter den Nachkommen des ehrwürdigen Stammvaters Seth erhielt ſich lange Zeit die Erkenntniß des wahren Gottes, der Glaube an den Weltſchöpfer und mit demſelben das Gefühl für Tugend und Sittlichkeit. Sie, die das Glück genoſſen hatten, länger in dem Umgange der erſten Eltern zu leben, bewahrten deſto ſorgfältiger die Belehrungen, die ſie von dieſen empfangen hatten und zeichneten ſich vor den übrigen durch Gottesfurcht, reinere Sitten und durch eine einfachere, der Natur gemäßere Lebensart aus. Bei ihrem eingezogeneren geſellſchaftlichen Leben wurden die ſchönen und edlen Empfindungen des Herzens, der Liebe, des Wohlwollens, der Zuneigung gegen einander mehr genährt und unterhalten; die ehrwürdigen Häupter der Familien leiteten durch ihre Weisheit und Erfahrung das Wohl der Geſellſchaft; ihre Hütte war der Sammelplatz der gemeinſchaftlichen Verehrung Gottes und der ſittlichen Belehrung; bei ihnen ſuchte man in bedenklichen Fällen Rath und bei entſtandenen Streitigkeiten hieng der richterliche Ausſpruch von ihrem Munde ab, dem ſich die ſtreitenden Partheien willig unterwarfen. Ihre Beſitzungen waren zwar eingeſchränkter, ihr Leben geräuſchloſer, als derer, die aus dieſen Grenzen der Ordnung und Familienverbindung herausgetreten waren; aber ihr ſtilleres häusliches Glück war deſto gegründeter und ihr gutes ſittliches Betragen flößte ſelbſt jenen rohen und herumſchweifenden Menſchenhorden Ehrfurcht ein.

Allein ſo angelegen es ſich auch die Häupter dieſer beſſern Familie ſeyn ließen, ihre Kinder und Nachkommen von dem Umgange mit jenen ausgearteten Menſchen zurückzuhalten und ſelbſt durch die Religion, durch dies Band der gemeinſchaftlichen Gottesverehrung ſie in engerer Verbindung unter einander zu erhalten: ſo ſchlichen ſich doch in der Folge Menſchen von verderbner Gemüthsart und verwilderten Herzen in dieſe beſſere Geſellſchaft ein und verbreiteten auch in ihr den Saamen des Laſters, den Hang zur Ueppigkeit und ſinnlichen Ausſchweifungen, wodurch von Zeit zu Zeit auch aus ihrer Mitte die Reinheit der Sitten, das Gefühl des Guten und Anſtändigen, die Ehrfurcht vor Gott und den heiligen Geſetzen der Tugend allmählig verdrängt wurde.

So ſtand das menſchliche Geſchlecht in der Gefahr, ganz verderbt zu werden; und ſo diente es in der erſten und blühendſten Periode ſeines Daſeyns und ſeiner Ausbreitung zum Beweiß, daß die edelſte Blüthe der Menſchheit, die Weisheit und ihre ſchönſte Frucht, die Tugend, nie in einem zu üppigen Boden gedeihen könne. Die einzelnen wenigen Guten verlohren ſich zu ſehr unter der Menge der Böſen; ihre Ermahnungen und Warnungen wurden nicht gehört; die Stimme der Vernunſt drang bey dem Aufruhr der menſch-

lichen

lichen Leidenſchaften und Begierden nicht durch; die Menſchen, ſagt die Bibel, wollten ſich vom Geiſte Gottes nicht mehr beſſern laſſen; das Anſehen der wenigen Rechtſchaffnen war ein zu ſchwacher Damm gegen das immer mehr ſich ausbreitende Verderben der Sitten.

Noah.

Sollte die Menſchheit von gänzlicher Ausartung gerettet werden: ſo mußte die gegenwärtige faſt durchaus verdorbene Generation vertilgt werden und einem beſſern Geſchlechte Raum ſchaffen. Dies ahndete ſelbſt damals einer der weiſeſten und beſten Menſchen, Noah. Er äußerte mehrmals ſeine Beſorgniſſe gegen ſeine Zeitgenoſſen und ſuchte ſie, aber vergebens, von ihren Verirrungen und Ausſchweifungen zurück zu bringen. Er war der einzige, der noch als ein Abkömmling vom frommen Seth die Erkenntniß und Verehrung Gottes in ſeiner Familie erhalten hatte, der ſelbſt in einem ſo verdorbenen und verführeriſchen Zeitalter auf Reinigkeit der Sitten hielt und ſich durch Frömmigkeit und Tugend auszeichnete. Darum würdigte ihn auch Gott eines helleren Blicks in die Zukunft, gab ihm die deutlichſten Merkmale ſeines Wohlgefallens, belehrte ihn über die bevorſtehende Revolution der Erde und des menſchlichen Geſchlechts, und über die Mittel, wie er und ſeine Familie ſich in derſelben erhalten könne.

Auf die erhaltenen Winke der göttlichen Vorſehung erbauete Noah ein Schiff oder Fahrzeug von ganz ungewöhnlicher Größe, das Raum genug habe, nicht nur ihn und ſeine Familie, ſondern auch die unentbehrlichſten und nützlichſten Thiere und die nöthigen Unterhaltungsmittel für dieſelben aufzunehmen.

Kaum hatte er dieſes zu Stande gebracht, als die in dem Luftkreiße der Erde entſtehende Veränderung die Beſorgniß einer bevorſtehenden Ueberſchwemmung nur zu merklich beſtätigte. Der ganze Horizont war in Nebel gehüllt und von den Gebirgen und Seen ſtiegen die Dünſte in Wolken wie ein furchtbarer Dampf empor.

Schon befand ſich Noah mit ſeiner Gattin, ſeinen drey Söhnen, Sem, Ham und Japhet und deren Weibern in dem wohlverwahrten Schiffe in Sicherheit, als ſich die in der Athmoſphäre ſchwer herabhängenden Wolken in heftigen und anhaltenden Regen ergoſſen, die Flüſſe aus ihren Ufern traten und das Land weit umher unter Waſſer ſezten. Vierzig Tage und Nächte dauerten dieſe ungewöhnlichen Regengüſſe anhaltend fort und mit jedem dieſer Tage ſchwand für die Bewohner der Erde die Hoffnung ihrer Erhaltung dahin; die Fluth ſtieg immer höher; ſelbſt die bisherigen Zufluchtsorte der lebenden Geſchöpfe, die noch den Fluthen entronnen waren, die Anhöhen und Berge wurden von dem immer höher ſteigenden Gewäſſer bedroht; auch das ſüdliche Meer durchbrach ſeine Ufer und vollendete die Ueberſchwemmung.

Fürchterlich wogten die Fluthen und riſſen alles mit ſich dahin. So weit das Auge ſehen konnte, war alles eine offenbare See, voller Schreckensſcenen, voller Leichen von Menſchen und Thieren, voller Trümmer zerſtörter Menſchenwerke; ſelbſt die höchſten Berge ſtanden tief unter Waſſer.

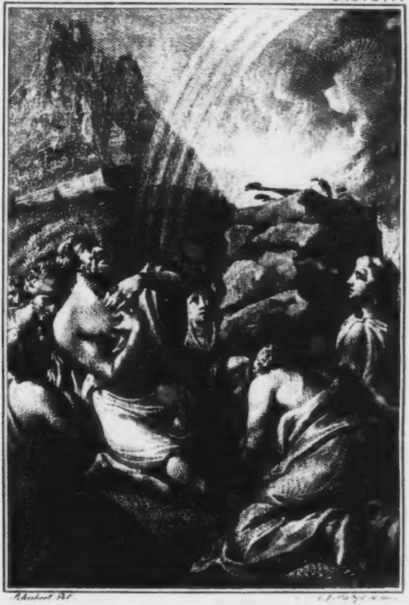
Nur Noah's Schiff wurde unter dem Schutze der Vorſehung unverſehrt auf den Wogen getragen und während alles, was um und neben ihnen leben hatte, von den Fluthen verſchlungen wurde, befand ſich dieſe noch übrige Familie vor dem Untergang geborgen. Beinahe anderthalb Monathe hindurch hatte der Regen gedauert; jezt ließ derſelbe nach; aber noch hundert und funfzig Tage ſtand das Waſſer ohne merkliche Abnahme über der Erdfläche.

Jezt aber erhob ſich der Wind; die Wolken zertheilten ſich; das Waſſer fiel; das Meer trat allmählich zurück und bald erhoben ſich wieder die Bergſpitzen aus der immer tiefer ſinkenden Fluth.

Noah's Schiff ließ ſich auf dem Gebirge Ararat in Armenien nieder. Wie freudig ſchlug das Herz ſeiner Bewohner bei dieſem Gefühl ihrer Sicherheit! Aber ihre Sehnſucht, aus dieſem eingeſchloſſenen engen Raum heraus ins Freie zu treten, blieb noch mehrere Monathe unbefriedigt; denn noch ſtand das Waſſer in der Tiefe, und ſelbſt einige Vögel, die Noah hatte ausfliegen laſſen, kehrten ſchüchtern wieder zu ihrem bisherigen Aufenthalt zurück. Erſt ſpäterhin kam eine Taube gegen Abend mit einem Oelblatt im Schnabel zum

Schiffe

B.I. T.V.



Schubert Del.

Noah dankt Gott für seine Errettung.

Schiffe zurück, und erfreute durch dieſes Merkmal der wieder hervorragenden und grünenden Erde die gerettete Menſchenfamilie, die jezt ein volles Jahr unter tauſend Gefahren und Angſt und Sorge in dem ſo zerbrechlichen Fahrzeuge zugebracht hatte.

Mit welchen Gefühlen der Freude und des Danks zu Gott, ihrem Erretter und Erhalter, Noah jezt mit den Seinigen wieder aus dem Schiffe trat und die trockne, neubelebte Erde begrüßte: wie ſie, die Erretteten, unter dem frohen Gewimmel der Thiere, die ſich jezt aus ihren engen Behältern wieder ins Freie drängten und mit lautem Geſchrei die grünenden Fluren begrüßten, ſich ihres erhaltenen Lebens freuten — dies können ſich nur diejenigen lebhaft denken, die ähnlichen Gefahren glücklich entkommen ſind. Mit zum Himmel gerichtetem Blick *) warf ſich der ehrwürdige Vater dieſer Familie auf die Erde nieder, Thränen einer wehmüthigen Freude floſſen über ſeine Wangen; aber Worte fehlten ihm, die Empfindungen auszudrücken, die ſeine Bruſt bewegten,

ſich

---

*) Hieher gehört das 5te Kupfer.

ſich ſo unter den ehemaligen Bewohnern der Erde als den Einzigerhaltenen zu bemerken, mitten unter den Verwüſtungen und in dieſer öden, menſchenleeren Gegend ſich und ſeine Familie als den einzigen kleinen Ueberreſt des vorhin ſo ausgebreiteten Menſchengeſchlechts zu denken — dies gab ſeiner Freude einen gewiſſen feierlichen Ernſt, der dieſer furchtbaren Naturveränderung angemeſſen war und ſich bei allen denen äußerte, die mit ihm den Eintritt in dieſe einſamen Gefilde feierten.

Bald wurde ein Altar von Steinen und friſchem Raſen zuſammen getragen, das nächſte Thier zum Opfer geſchlachtet und der Holzſtoß angezündet; und während die heilige Flamme aufloderte, erſchien am weſtlichen Himmel der buntfarbige Regenbogen, zum Zeichen der göttlichen Gnade, ſenkte ſich ſanft vom Himmel zur Erde als ein liebliches Band der neuen Verbindung und als Denkmahl der Verſöhnung nieder, und erfüllte die Seele der anbetenden Gottesverehrer mit Hoffnung und freudigen Ahndungen.

Wenn auch jene große Ueberſchwemmung nicht ſo ganz allgemein war, nicht die ganze Erde unter Waſſer geſetzt, ſondern vielleicht einige der entfernteren Welttheile und ihre einzelnen Bewohner verſchont hatte: ſo hatte ſie doch vorzüglich den damals bewohnteſten und ſchönſten Welttheil betroffen, und Noah und ſeine Familie konnten nicht anders denken, als daß ſie von allen vorigen Bewohnern dieſer Erde die einzigen wären, welche die Vorſehung zur neuen Bevölkerung der Erde übrig gelaſſen habe. Bald verbreiteten ſie ſich in der weiten Gegend, die nun durch die vorhergegangene Ueberſchwemmung befruchtet, mit neuer Anmuth, wie am erſten Tage der Schöpfung aus dem Waſſer hervortrat.

Jezt erkannten ſie ſich wieder in der Würde, die Gott den Menſchen urſprünglich ertheilt und ihnen nun von neuem beſtätigt hatte, Herrn der Erde zu ſeyn, und ſich ihrer mannichfaltigen Güter zu ihrem Nutzen zu bedienen; aber gewarnt durch das ſchreckliche Beiſpiel ihrer Vorgänger wurde es ihnen deſto heiligere Pflicht, ſich dieſes Vorzugs auf eine würdige Art zu bedienen; nicht die Geſchenke

ſchenke der Natur durch Ueppigkeit zu verſchwenden, ſondern zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe anzuwenden; nicht grauſam, ſondern menſchlich auch an den Thieren zu handeln; jene vormalige Rohheit abzulegen und beſonders des Menſchen leben heilig zu achten, und nie ihre Hände mit Menſchenblut zu beflecken.

Die gerettete Menſchenfamilie ließ es ſich nun angelegen ſeyn, wieder das Feld zu bauen. Dies Geſchäft hatte bei den ſchon vorhandenen Kenntniſſen und Werkzeugen des Fleißes und bei der Fruchtbarkeit des Bodens einen deſto ſchnellern Fortgang. Der Reis in den feuchten Thälern und der Weinſtock an fruchtbaren Hügeln belohnte reichlich die Mühe der Anpflanzer. Der Anbau des letztern war beſonders das Lieblingsgeſchäfte des Noah; er brachte es in der Kultur dieſer edlen Rebe noch weiter, als ſeine Vorgänger, und kam auf die glückliche Erfindung, den Saft der Trauben auszupreſſen und ihn zu einem lieblichen Getränke auch auf ſpätere Zeiten aufzubewahren.

Dieſe Entdeckung, ſo wohlthätig ſie an ſich war, machte ihm einſt einen ſehr unangenehmen Tag.

Noch unbekannt mit den Kräften dieſes geiſtigen Getränkes hatte er ſich einsmals durch daſſelbe berauſcht; taumelnd war er bei ſeiner Hütte niedergeſunken und hier befand er ſich in einer Lage, die einem ſo ehrwürdigen Familienvater ſehr unanſtändig war. In dieſer fand ihn zuerſt einer ſeiner Söhne, Ham; uneingedenk der Achtung, die er dieſem ſeinen Vater ſchuldig war, trieb ihn der Muthwille an, ſeine beiden Brüder, Sem und Japhet, und ſeinen eignen Sohn, Kanaan, beizuführen und ſich über die Schwäche ſeines Vaters luſtig zu machen. Aber weit entfernt, daß ſeine Brüder an dieſem Anblick hätten Vergnügen finden ſollen, wendeten ſie vielmehr ihre Augen davon ab, nahmen ein Kleid und bedeckten mit abgewendetem Blick die Blöſe des ihnen ehrwürdigen Greiſes.

Noah bemerkte bei ſeinem Erwachen, was mit ihm vorgegangen war, erkundigte ſich genauer und als er erfuhr, wie ungleichartig ſich ſeine Kinder dabei betragen, und welch eine ſchlechte Denkungsart der jüngſte ſeiner Söhne, Ham, dabei verrathen hatte, brach er in gerechten Unwillen darüber aus, erklärte ihn für unwürdig, ein glücklicher Familienvater zu werden, da er jezt ſelbſt ſeinem Kinde das Beiſpiel einer niederträchtigen Denkungsart gegeben habe; um deſto glücklicher aber prieß er ſeine beyden würdigern Söhne, Sem und Japhet, daß ihnen Gott einen beſſern Sinn gegeben habe. „Euch und euren Kindern, ſagte er im weiſſagenden Geiſte, wird es wohl gehen; ihr werdet euch im Lande ausbreiten; aber Kanaans Nachkommen werden euch dienen müſſen.“

Noch einige Jahrhunderte nach jener großen Ueberſchwemmung blieb Aſien, als das Mutterland des Menſchengeſchlechts, auch der Erdtheil, in deſſen ausgebreiteten, ſchönen und von der Natur ſo begünſtigten Gegenden die Nachkommen des Noah ſich niederließen; und ſo zahlreich dieſe auch mit jedem Jahre wurden und ſich in verſchiedene Stämme vertheilten: ſo zogen ſie ſich doch immer mehr nach Morgen zu, der aufgehenden Sonne entgegen.

Die großen Ebenen zwiſchen dem Euphrat und Tigris (Meſopotamien) wimmelten von Menſchen, indeß es andern nicht weniger fruchtbaren Ländern an Bewohnern fehlte. Dort fieng man ſchon an, Städte anzulegen, und einer der Nachkommen des Ham, Nimrod, der Muth und Entſchloſſenheit bei ausgezeichneter Leibesſtärke beſaß, ſich anfangs als Jäger durch Bekämpfung wilder ſchädlicher Thiere ein vorzügliches Verdienſt um die Bewohner der dortigen Gegend erwarb, hatte ſich dadurch auch in Anſehen unter ſeinen Zeitgenoſſen geſetzt, daß ſein Wille als Geſetz angeſehen und befolgt wurde. Er führte eine Art Oberherrſchaft in dieſer Gegend; ihm war daher daran gelegen, daß ſich dieſe ihm untergebne Menſchen nicht zu ſehr zerſtreuen möchten. Er bemühte ſich daher, nicht nur ihre Wohnungen näher zuſammen zu drängen und eine große Stadt anzulegen; ſondern entwarf auch den Plan zur Errichtung eines ſehr hohen Thurms, deſſen Spitze hoch in die Wolken ragen, und auch den entfernteſten Bewohnern dieſes flachen Landes zum Merkzeichen ihres Sammelplatzes, vielleicht auch zum Zufluchtsorte bei entſtehender Ueberſchwemmung dienen ſollte.

Schon legte man auch wirklich Hand an das Werk. Es wurden die nöthigen Materialien zum Bau herbeigeſchaft und mit vereinten Kräften der Anfang zu dieſem Gebäude gemacht. Aber da es wider die Abſicht des weiſen Weltregierers der menſchlichen Angelegenheit war, daß die Menſchen nur in einer Gegend der Erde zuſammen leben, da ſie nach ſeinem Willen vielmehr die ganze Erde erfüllen ſollten: ſo kam dieſer Bau nicht zu Stande. Es entſtanden unter den Theilnehmern dieſes Werks ſelbſt verſchiedene Streitigkeiten, wodurch ſchon der Fortgang deſſelben aufgehalten wurde; und als noch überdies durch ein entſtandenes Erdbeben das kaum angefangene Gebäude wieder von Grund aus zerrüttet wurde: ſo ſah man dieſes als einen Wink der Vorſehung und der höhern Macht Gottes an, es völlig einzuſtellen. Von dieſem Zeitpunkte berechnet man die erſte Auswanderung und Zerſtreung der Menſchen über die Erde und die dadurch bewirkte Verſchiedenheit der menſchlichen Sprachen, daher auch die Stadt, von der aus beſonders dieſe Zerſtreuung geſchahe, den Namen **Babel** (Verwirrung) erhielt.

Von jezt an geht die allgemeine Geſchichte des Menſchengeſchlechts in die beſondere Völker- und Staatengeſchichte über; denn nun bildeten ſich verſchiedene Reiche und Staaten, von größern oder kleinerm Umfange, deren Geſchichte, Veränderungen und Schickſale, ihr, meine jungen Leſer, in der ſogenannten Welt- oder Staatengeſchichte aufgezeichnet findet. Hier, im Verfolg dieſer Erzählungen, laßt uns *den Menſchen ſelbſt* nicht aus den Augen verlieren, ſondern ſorgfältig die Fortſchritte bemerken, die er in ſeiner ſittlichen Bildung gemacht, welchen Einfluß die äußerlichen Umſtände, unter denen er lebte, die Regierungsform, die öffentlichen Geſetze, Gewohnheiten und Sitten, der Drang der Zeitumſtände und dergleichen, auf ſein ſittliches Verhalten gehabt hat. In dieſer Abſicht werden wir hier einige der merkwürdigſten Perſonen, die ſich in der Geſchichte aller Zeiten und Nationen durch ihr moraliſches Verhalten ausgezeichnet haben, ausheben und euch zur Nachahmung unter Augen ſtellen.

Einige Scenen aus dem patriarchaliſchen Zeitalter.

Seit jener angeführten Ausbreitung der Menſchen auf der Erde und ihrer Vereinigung in große Völkerſchaften, die dieſes oder jenes Land bewohnten und darinne den Grund zu den Reichen und Staaten legten, die in der Folge ſo anſehnlich wurden, blieben gleichwohl einige Menſchengeſchlechter eine lange Zeit der urſprünglichen und naturgemäßen Verfaſſung getreu, daß ſie in Familienverbindung mit einander lebten, nur ſo viel Land bebauten, als ſie zu ihrem Bedürfniß nöthig hatten, und ſich vorzüglich von der Viehzucht nährten, wozu ihnen die weiten, offnen Gefilde die beſte Gelegenheit darboten. Der Stammvater einer ſolchen Familie war zugleich der Fürſt derſelben; ſeine Wohnung gleichſam der Mittelpunkt ihres geſellſchaftlichen Vereins; nach ſeinem Betragen und Vorſchriften richteten ſich die übrigen Familienglieder; der Gott, den er verehrte, war auch ihr Gott; er war der erſte Prieſter deſſelben; und durch dieſe gemeinſchaftliche Gottesverehrung wurde das Band noch enger geknüpft, das ſie zur gemeinſchaftlichen Liebe unter einander vereinigte.

Dieſe Familienverbindung erhielt ſich vorzüglich am längſten unter den Nachkommen des Sem, die ſich in der Gegend Chaldäa ausgebreitet hatten. Bei ihrer einfachen Lebensart blieben auch ihre Sitten reiner und unverdorbener, ſie waren der Ausdruck eines guten unſchuldigen Herzens und entſprangen vorzüglich aus dem treubewahrten Glauben an ein höchſtes, heiliges Weſen, an Gott, den man durch Reinigkeit der Geſinnungen und des Wandels verehren müſſe. Dieſe Erkenntniß des einzigen wahren Gottes hatte ſich auf dieſen Zweig der Familie Noah fortgepflanzt und ſich noch da unter den Nachkommen Sem am längſten erhalten, als ſchon die übrigen Geſchlechter der Menſchen, durch ihre Sinnlichkeit verleitet, wieder zu ihren ehemaligen Irrthümern und Laſtern zurückgekehrt waren.

So ſchwer war es von jeher den Menſchen, ſich vor Irrthum und Betrug der Sinne zu bewahren! Kaum hatten ſie ſich wieder zu Herrn der Erde erhoben, den Boden angebaut, die wilden Thiere bezähmt oder verſcheucht, feſte und ſichere Wohnungen aufgeführt und ſich die Mittel verſchaft, um nicht nur ihre Bedürfniſſe zu befriedigen, ſondern zugleich ein bequemes und vergnügtes Leben zu führen: als ſie über dieſen körperlichen Beſchäftigungen ihre Seele vernachläßigten, ihre Vernunft nur auf ſinnliche Gegenſtände richteten, ihre Geiſteskräfte auf irdiſche Angelegenheiten verwendeten, und über dieſen zerſtreuenden Beſchäftigungen die Ausbildung ihres Geiſtes verſäumten. Nur ſelten richteten ſie ihre Aufmerkſamkeit auf die höhern Gegenſtände der Vernunft, auf Gott und auf ihre geiſtige Natur. Sie blieben nur bei dem ſtehen, was zunächſt in ihre Sinne fiel, übten blos die Kräfte ihres Körpers, und überließen ſich ganz den Neigungen und Trieben deſſelben. Ihr Wille richtete ſich nicht nach den weiſen Geſetzen, die der Schöpfer in ihre ſittliche Natur gelegt hatte; ihre Begierden riſſen ſie zu den unſittlichſten Handlungen hin; ihre Leidenſchaften gewannen immer mehr Herrſchaft über die Vernunft; die Rechte der Menſchheit unterlagen dem Rechte des Mächtigern; der Stärkere unterdrückte den Schwächern und erkannte bei ſeinen Unternehmungen keine weitere Einſchränkung, als die der Unmöglichkeit.

Wurden die Menſchen auch zuweilen durch furchtbare Naturbegebenheiten auf eine höhere Macht aufmerkſam gemacht, oder in ruhigern Augenblicken auf die wohlthätigen Einwirkungen derſelben hingewieſen: ſo blieben ſie nur bei den nächſten ſinnlichen Erſcheinungen ſtehen, ohne ihren Geiſt zu der erſten Urſache, zu dem Gott zu erheben, der Alles in Allem wirke.

Oft zwar fühlten ſie wohl auch ihre Abhängigkeit von dieſer höhern Macht; aber Gott ſelbſt erkannten ſie nicht. Sie ſahen die Sonne, bemerkten ihren wohlthätigen Einfluß auf die Erde, daß ſie es ſey, die Fruchtbarkeit und Seegen verbreite

breite und Alles erheitere und erfreue — und beteten ſie als das höchſte Weſen an. Im Feuer, in den zwar zerſtörenden aber auch wohlthätigen Wirkungen deſſelben meynten ſie das Bild oder auch wohl einen Ausfluß der Gottheit zu ſehen, und machten es zum Gegenſtande ihrer Verehrung. Wenn eine ihnen unerklärbare Sonnenfinſterniß eintrat; wenn ein heftiger Sturm die heilige Flamme auf ihrem Altar verwehte, oder ein furchtbares Gewitter alles zu vernichten drohte: ſo fielen ſie auf den Gedanken von noch ſtärkeren feindſeligen Weſen, die im Streite mit dem guten Weſen lägen, und die man nicht anders als durch Gaben und Opfer beſänftigen könne. Ihre Einbildungskraft gewann dabei immer größern Spielraum, und bald ſchufen ſie ſich durch dieſelbe furchtbare, bald wieder wohlthätige Weſen und Geſtalten, je nachdem die Empfindungen der Furcht oder der Freude ſie bei ihnen erzeugten.

Dieſe Geburten der Phantaſie wurden durch die Hände des Künſtlers noch mehr ausgebildet, und ſo entſtanden die Bilder der Gottheiten, die man auf Anhöhen bei den Altären oder in dunkeln

keln Hainen oder andern heiligen Orten aufrichtete, anfangs bewunderte, und zuletzt zum Gegenſtande der Verehrung machte. Schlaue Köpfe fanden hierbei Gelegenheit, ſich dieſer abergläubiſchen Vorſtellungen der Menſchen zu ihrem Vortheil und eigennützigen Abſichten zu bedienen und die abergläubiſche Menge deſto beſſer nach ihrem Willen zu leiten; und ſo erweiterte ſich von Zeit zu Zeit das Gebiet der Abgötterei und des Aberglaubens zur Schande der menſchlichen Vernunft ſo ſehr, daß es das Anſehen gewann, als ob die Erkenntniß des einzigen wahren Gottes ſich ganz unter den Menſchen verlieren würde.

Schon ſtand wirklich auch die einzige Familie des Sem, in der ſich bisher noch dieſe beſſere Erkenntniß erhalten hatte, in Gefahr, von dem herrſchenden Geiſte der Abgötterei angeſteckt zu werden; hier und da war er auch wirklich ſchon eingedrungen und würde den Glauben an den einzigen wahren Gott völlig verdrängt haben, hätte Gottes weiſe Vorſehung nicht ſelbſt für die Erhaltung deſſelben geſorgt. Abraham, einer der Nachkommen Sems, war dieſer ausgezeichnete, merkwürdige Mann, der dazu auserſehen wurde, eine der erſten und wichtigſten Wahrheiten, an deren Erkenntniß dem menſchlichen Verſtande ungemein viel gelegen iſt und die auf Menſchenwohl den größten Einfluß hat, von dem Daſeyn eines einzigen Gottes und der rechten Art ihn zu verehren, nicht nur in ſeiner Familie zu erhalten, ſondern ſie auch auf die Nachwelt überzutragen und ſpäterhin zur allgemeinen Erkenntniß der Menſchen zu bringen.

Dieſer Stammvater großer Nationen, beſonders der Ebräer, oder nachherigen Juden, und der Araber, auch mehrerer Völkerſchaften in Aſien, von denen noch jezt ſo viele ſeinen Namen mit Ehrfurcht nennen, verdient ſchon in dieſer Rückſicht, beſonders aber wegen ſeiner edlen Denkungsart und ſeines würdigen Betragens für alle Zeiten als Muſter aufgeſtellt zu werden.

Abraham.

Sein Vaterland war Chaldäa, das offne ſchöne Land am Euphrat, wo er in der väterlichen Hütte zu Ur mit noch zwei Brüdern von ſeinem Vater Tharah erzogen wurde. Frühe ſchon begleitete er dieſen ſeinen Vater auf ſeinen Wanderungen nach Kanaan zu, und ließ ſich mit ihm zu Haran nieder. Hier ſtarb ſein Vater und Abraham trat nun als Erſtgeborner in die väterlichen Rechte bei ſeiner Familie ein. Seine vorzüglichſte Sorgfalt war jezt dahin gerichtet, die Verehrung des einzigen wahren Gottes, deſſen aufrichtiger Verehrer er war, bei derſelben zu erhalten; da er daher merkte, daß dies in dem Lande, wo ſchon die Abgötterei Siz gefaßt und ſich ſchon ſelbſt unter die mit ihm verwandten Familien eingeſchlichen hatte, nicht wohl geſchehen könnte: ſo folgte er dem Winke der göttlichen Vorſehung, die ihm befahl, ſein bisheriges Vaterland und ſeine Freundſchaft zu verlaſſen und unter ihrer Leitung einen andern Ort zum Aufenthalt zu wählen.

Begleitet von ſeinem Weibe Sarai und ſeines verſtorbenen Bruders Sohne, Loth und deſſen Familie, nebſt einigen eingebohrnen Knechten des Hauſes, brach er von Haran auf und zog in die gebirgigte Gegend in Kanaan, die jedoch mit anmuthigen und fruchtbaren Thälern durchſchnitten war. Zwar hatte dies Land ſchon ſeine eignen Bewohner; aber da es noch nicht genug angebaut und bevölkert war: ſo fand Abraham für ſich und ſeine anſehnlichen Heerden Vieh, noch Raum genug, ohne den Beſitzungen der Eingebohrnen zu nahe zu kommen. Eine geheime Ahndung ſagte es ihm, dies werde das Land ſeyn, das Gott ſeinen Nachkommen zum Eigenthum geben werde; und als ihm Gott, bei einem feierlichen Opfer, das er ihm darbrachte, dieſe Hoffnung beſtätigte: ſo weyhte Abraham durch Errichtung eines Altars dies Land gleichſam zum Sitz der Religion, oder der Verehrung des wahren Gottes ein und machte ſichs zur heiligſten Pflicht, ſeine Ueberzeugung von dem Daſeyn des höchſten Weſens, des Schöpfers und Erhalters der Welt, durch Belehrung in ſeiner Familie und ſo weit er wirken konnte, zu verbreiten. Dies war ſein angelegentlichſtes und ſeligſtes Geſchäft, durch welches er ſelbſt zu immer beſſerer Erkenntniß und feſterer Ueberzeugung gebracht und immer wie in einem nähern Umgange mit Ihm, dem Unſichtbaren, ihm aber überall gegenwärtigen Gott erhalten wurde, der auch, zum Beweiß ſeiner Achtung und Liebe, ſeine Seele mit ſo erhabenen Gedanken und ſo erfreuenden Hoffnungen erfüllte, mit ſolcher Beſtimmtheit und Deutlichkeit, die ihm gar keinen Zweifel übrig ließen: daß ihm Gott dieſelbe eingegeben und beſtätiget habe.

Unter dieſe Erwartungen, die er mit dem feſteſten Vertrauen zu Gott gefaßt hatte, gehörte vorzüglich dieſe, daß ihn Gott mit einem Sohne von ſeinem Weibe Sarai erfreuen würde. So ſehr ſich auch dieſe Hoffnung verzog: ſo nährte er ſie doch immer in ſeinen Herzen; auch wurde ſie ihm in ſo mancher ſtillen Stunde der Unterhaltung

tung mit Gott in der einſamen Hütte, oder unter dem Sternenhimmel, von Zeit zu Zeit zugeſichert: daß er mit feſter Zuverſicht glaubte, was Gott ihm verheiſſen habe, das könne er auch thun. Je mehr bei ſeinem herannahenden Alter dieſe Hoffnung an äußerlicher Wahrſcheinlichkeit verlohr, deſtomehr Stärke erhielt ſie bei ihm durch ſein inneres Vertrauen und erweiterte ſich noch mehr durch die Ausſicht in die ſpäteſten Zeiten, wo durch dieſen ihm verheißnen Sohn alle Geſchlechter der Menſchen würden geſegnet werden.

Sarai — ſo ſehr auch die Hoffnung des geliebten Gatten ihrem Herzen ſchmeichelte, hatte zwar mit ihm gleichen Wunſch einen Sohn zu küſſen, aber nicht gleiches Vertrauen, und ſchien bei ihren Jahren ſchon ganz die Hoffnung, Mutter zu werden, aufzugeben. Um gleichwohl ihr Haus nicht Kinderlos zu ſehen, was man in jenen Zeiten für Schande hielt, führte ſie, nach damaliger Sitte, eines ihrer Mädchen, das in ihrem Dienſte war, Hagar, zu ihrem Manne, um an ihrer Statt von ihr Kinder zu erzeugen. Dieſe gebar dem Abraham auch wirklich nachher einen Sohn, der den Namen Iſmael empfing — aber ſeine Hoffnung wurde dadurch noch nicht ganz erfüllt. Seine eigne Gattin ſollte ihn zum glücklichſten Vater machen: das hatte Gott ihm zugeſichert, und er hatte ihm nicht umſonſt geglaubt; denn nach einigen Jahren, ſchon als Greis, empfieng er wirklich den verheißnen Sohn aus den Armen ſeiner geliebten Gattin Sarai. Er nannte ihn Iſaak.

Mit der zärtlichſten Sorgfalt ſorgten die erfreuten Eltern für die Erhaltung und Erziehung des geliebten, hoffnungsvollen Kindes; ſein Vater lehrte ihn ſchon frühe, als er einiges Nachdenkens fähig war, Gott, als das einzige höchſtverehrungswürdige Weſen kennen, der der Herr und Schöpfer der ganzen Natur ſey, und prägte ihm Ehrfurcht und kindliche Zuneigung zu ihm, dem Allgütigen, ins jugendliche Herz. Er zeigte ihm aus ſeiner und ſeiner frühern Väter Geſchichte, wie alle Veränderungen in der Natur und im menſchlichen Leben von der Weisheit und alleswirkenden Macht dieſes Gottes geleitet würden, wie man ſich daher bei allen Schickſalen des Lebens an ihn halten, auf ſeine Güte vertrauen und ſeiner weiſen leitung folgen müſſe; daß man ſich aber auch immer durch ein frommes, tugendhaftes Verhalten der Achtung dieſes guten Gottes müſſe werth zu machen ſuchen.

So an ſeiner Seele und an ſeinem Herzen gebildet wuchs Iſaak zum ſchönen Jüngling heran. Er war die Freude des Vaters und der Mutter; gieng ihnen bey ihren Arbeiten und Beſchäftigungen zur Hand, und ward ſo die Stütze ihres Alters. Von allen Gütern, in deren Beſitz ſich Abraham befand, ſah er dieſen Sohn als das größte Geſchenk Gottes an, womit er ſein Leben beglückt hatte. Auf dieſem Einzigen beruhte das Glück ſeines Lebens, die weitausſehendſte Hoffnung. — Aber wie? wenn der Gott, der dir ihn gab, ihn wieder zurückfordern ſollte: wenn du ihn, den Einzigen, den du ſo innig liebſt, wieder in ſeine Hände zurückgeben ſollteſt? —

Dies war nicht blos ein Gedanke in der Seele des frommen Altvaters; es war der erklärte Wille der Gottheit: Nimm Iſaak, deinen einzigen

gen Sohn, den du lieb haſt und bringe ihn mir zum Opfer auf Morija.

Nur eine kurze Zeit dauerte der Kampf des Vaterherzens, der zärtlichſten Gefühle mit der höhern Pflicht des Gehorſams gegen Gott. Noch an demſelben Abende, an welchem Abraham dieſen Befehl empfieng, reifte der Vorſatz im blutenden Herzen: du thuſt, was Gott will!

Mit einbrechender Nacht wandelt der Greis zur Hütte; verſchließt das Geheimniß in der klopfenden Bruſt, verhüllt es mit einem heitern Geſichte, daß es die zärtliche Mutter nicht erfahre! daß Iſaak, der Geliebte, noch eine, die letzte Nacht, ruhig an ſeiner Seite ſchlummre!

Kaum iſt der Morgen angebrochen: ſo trifſt der Vater ſchon die Zubereitung zum Opfer, dem wichtigſten, das er jemals von ſeiner Habe, von dem was Gott ihm gab, darbrachte. Das Thier, das die nöthigen Opfergeräthe und Lebensmittel auf der Reiſe tragen ſoll, wird angeſchirrt, das Holz zum Opfer geſpalten, einige Knechte werden beordert.

dert, ihm zu folgen; vor allem aber ſoll ſein Sohn Iſaak ihn begleiten.

Gewohnt, ſich in Allem nach dem Willen ſeines guten Vaters zu richten, und vergnügt, daß er ihn jezt zu einer ſo feierlichen Handlung der Gottesverehrung begleiten ſoll, wandelt der holde Jüngling an der Seite des ehrwürdigen Greiſes. Die aufgehende Sonne beleuchtet ihren Pfad, gießt Licht und Wonne über die umliegenden Gefilde. Die ganze Natur iſt neu belebt; der Wald ertönt vom Geſang der Vögel, und er, der Allgütige, der überall Leben verbreitet, ſollte Wohlgefallen an dem Tode dieſes Knaben finden? — Nein; er hat Luſt am Leben; er wird dich nicht Kinderlos machen; ſtirbt Iſaak — Er, der allmächtig iſt, kann ihn auch wohl aus dem Tode erwecken.

Mit dieſen Gedanken heiterte Abraham ſeine Seele auf; unterhielt ſich mit dem geliebten Sohne, während der Reiſe, mit den freudigen Erwartungen, die ihnen ihr Glaube an einen gütigen und allmächtigen Gott gewährte, deſſen Führungen ſich der Menſch, auch auf dunkeln und verſchlungnem Wege, getroſt überlaſſen könnte: und ſo näherten ſie ſich mit dem dritten Morgen dem Berge, wo beyde die ſchwerſte Probe dieſer Ueberzeugung ablegen ſollten.

Abraham hab ſeine Augen auf und ſahe die Stätte von fern!

Wie ein Altar Gottes ragte Morija im Morgenglanz über die umliegenden Gebirge hervor. Am Fuße des Berges befahl Abraham ſeinen Knechten zurückzubleiben; nur Iſaak ſoll ihn begleiten. Er ordnet die Opfergeräthe; legt das Holz zum Brandopfer auf die Schulter des geliebten Sohnes; er ſelbſt nimt die Glutpfanne und das Opfermeſſer und beyde ſteigen langſam den heiligen Berg hinauf.

Feierlicher Ernſt ruht auf der Stirn des Greiſes; ſein naſſes, aber oft zum Himmel gerichtetes Auge zeugt von dem innern Kampfe ſeiner Seele, aber auch von ſeiner Ergebenheit an Gott, von der Feſtigkeit des Entſchluſſes, ihm auch das Liebſte darzubringen.

Schweigend wandelt der gute Sohn an ſeiner Seite, wagt es lange nicht, die Stille zu unterbrechen und den frommen Vater in ſeinen heiligen Betrachtungen zu ſtören; mit ſanfter Stimme, die aber das Vaterherz ſchneidend durchdringt, ruft er ihm, doch nach einer langen Pauſe, zu:

Mein Vater!

Was iſts, mein Sohn? fragt der Vater mit abgewendetem Blick.

Holz und Feuer iſt zwar da; aber wo iſt das Lamm zum Opfer?

„Das wird ſich Gott ſchon ſelbſt auserſehen, du Lieber!“

— — Jezt iſt die Höhe des Berges erſtiegen. Mit eilfertigen Händen trägt Abraham Steine und Raſen zuſammen zum Altar, legt die Reiſer und das Holz darauf; drückt noch einmal mit unausſprechlicher Liebe und Wehmuth den geliebten Sohn an die klopfende Bruſt, benezt mit

Thränen das theure Opfer und erklärt ihm: Gott fordre ihn zum Opfer aus ſeinen Händen! —

In ſtummen Erſtaunen giebt ſich ohne Widerrede der Sohn in den Willen des Vaters. In dem Augenblicke der Betäubung bindet ihm der Vater die Hände, beugt ihn über den Holzſtoß, ergreift den Opferſtahl, und in dem Augenblick, da er den tödlichen Stoß vollziehen will, hört er wiederholt ſeinen Namen rufen.

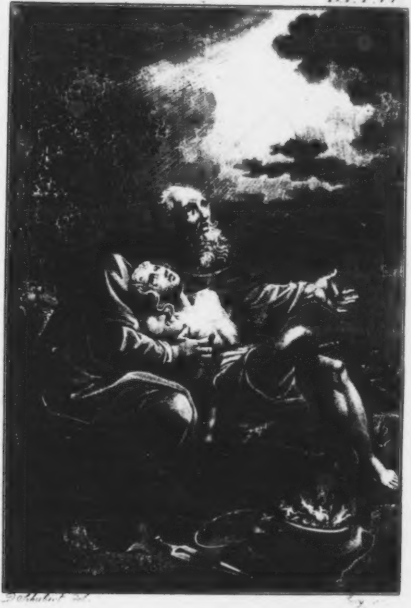
Abraham mit bebenden Lippen: Hier bin ich!

„Lege die Hand nicht an den Knaben! Schone ſeines Lebens! Du haſt das Opfer vollbracht; haſt dich Gott gehorſam bewieſen und ſelbſt deinen einigen Sohn ihm aus Liebe dargebracht. Empfange ihn nun von ſeiner Hand wieder!“

So der Zuruf eines göttlichen Geſandten aus der Geiſterwelt.

Da fällt dem Opfernden der noch vom Blut des Sohnes unbefleckte Stahl aus der Hand!

Bl. T. II



[illegible] del. [illegible]

Abraham im Begriff seinen
Sohn Isaak zu opfern.

Mit namenloſer Wonne wirft er ſich über den wiedergeſchenkten Sohn, deſſen Wangen ſtatt der vorigen Todtenbläſſe jezt wieder mit der Röthe des lebens übergoſſen ſind; er lößt ihm mit zitternder Hand die Banden, ſchließt ihn in ſeine Arme und blickt mit Dank, der über allen Ausdruck iſt, zu Dem auf, der ihn gab! *)

Der Drang ſeines Herzens wird immer ſtärker, Gott, dem Erretter und Beglücker in dieſen ſeeligen Augenblicken ein Dankopfer darzubringen. Jezt hört er hinter ſich ein Geräuſch in einem nahen Dornſtrauche; ein Widder hat ſich da mit den Hörnern verhangen; ſogleich lößt ihn Abraham los, tödtet ihn, legt ihn an die Stätte ſeines Sohnes auf den Altar, zündet den Holzſtoß an und mit der Opferflamme ſteigt ſein Dank zu Gott auf und der Gedanke: der Herr ſieht! Er iſt der allſehende Zeuge unſrer Handlungen; wir leben unter ſeiner gnädigen Aufſicht: erfüllte ſeine Seele und gab dieſer merkwürdigen Stätte auf lange Zeit den Namen: der Berg der Vorſehung des Herrn.

---

*) Hierher gehört das 6te Kupfer.

Mit leichtem freudigen Herzen ſtieg nun der erfreute Vater mit dem Sohne den Berg herab, kam zu den ſie erwartenden Begleitern und kehrte nun unter Empfindungen und lebhaften Aeußerungen der Freude und des Danks zu Gott und deſto geſtärkter in dem Vertrauen zu ihm, nach Verlauf einiger Tage zu ſeiner Wohnung zurück, wo Sarai, bisher ängſtlich um Vater und Sohn beſorgt, ſich ihnen freudig in die Arme warf.

In den Gefilden von Berſeba lebte nun der glückliche Greis mit ſeiner Gattin und dem geliebten Sohne ſein ſtilles friedliches Leben dahin. Er ſahe das Glück ſeiner Familie gegründet; ſeine Heerden vermehrten ſich und breiteten ſich immer weiter in der umliegenden Gegend aus; er war einer der geachtetſten und wohlhabendſten Einwohner des Landes, um deſſen Freundſchaft ſich nicht nur die Eingebornen des Landes, ſondern ſelbſt die angrenzenden Fürſten bewarben; auch ſtand er in Handelsverkehr mit den Egyptern, Chaldäern und Phöniziern, welche leztre als die Bewohner der Küſte von Paläſtina ſchon damals anſehnliche Schiffarth und Handel mit den Auswärtigen trieben.

Um dieſe Zeit erhielt Abraham auch ſehr erfreuliche Nachrichten von ſeinem entfernten, in Chaldäa zurückgebliebenen Bruder Nahor und ſeiner Familie; dies erzeugte in ſeinem Herzen den Wunſch, daß ſein Iſaak, der jezt das Mannesalter erreicht hatte, ſich eine von den Töchtern dieſer Familie zur Gattin und künftigen Lebensgefährtin wählen möchte; auch war dies der Lieblingsgedanke ſeiner Frau; aber dieſe gute Mutter war ſo glücklich nicht, ihn erfüllt zu ſehen; auf einer ihrer Wanderungen in Kanaan überfiel ſie eine tödliche Krankheit, an der ſie zu Hebron, der damaligen Hauptſtadt des Landes, ſtarb. Tief empfand Abraham in ſeinem Alter den Verluſt einer ſo treuen Gattin; er weinte an der Seite ſeines würdigen Sohnes über der Leiche der Geliebten und ſorgte für ihre anſtändige Beerdigung.

Nach dem Tode der geliebten Mutter machte Abraham ernſtliche Anſtalten zur Verheirathung ſeines Sohnes. Er ſchickte einen ſeiner treueſten und älteſten Diener, Eliezer, mit Vollmacht und anſehnlichen Geſchenken nach Meſopotamien, um dort aus dem Hauſe ſeines Bruders eine Braut für Iſaak zu werben. Eliezer kam auch zur glücklichen Stunde daſelbſt an; traf ſchon vor der Stadt, wo dieſe Familie wohnte, bei einem Brunnen.

nen, bei dem er ſich mit ſeinen Kameelen, um auszuruhen, niedergelaſſen hatte, auf eine Enkelin des Nahor, die eben dahin kam um Waſſer zu ſchöpfen und ihm, als einen Fremdling, auf ſeine Bitte, den Waſſerkrug zum Trinken reichte, ſich mit ihm freundlich unterhielt und ihn, zum glücklichen Zeichen, ſelbſt in das Haus ihres Vaters Bethuel einführte.

Hier gab er ſich zu erkennen und wurde mit Herzlichkeit und Freude von der Familie aufgenommen. Sogleich richtete er den Auftrag ſeines Herrn mit ſolcher Geſchicklichkeit aus, wußte ſo viel Gutes vom Abraham und ſeinem Sohne, von dem Wohlſtande ſeines Hauſes, von welchen auch ſchon der ausgebreitete Ruf und die mitgebrachten anſehnlichen Geſchenke zeugten, zu ſprechen, daß es ihm bald gelang, die ganze verwandte Familie, und insbeſondre die Tochter des Hauſes, Rebecka, für den Wunſch ſeines Herrn zu beſtimmen und Aller Einwilligung zu der Heirath mit Iſaak zu erhalten. Man ſah es — denn auch noch unter dieſer unverdorbnen Familie herrſchte Gottesfurcht — für einen Wink der Vorſehung an; vertraute dies ſo ſchöne und ſittſame Mädchen den Händen dieſes Führers an, der ſich durch ſeinen redlichen und offnen Charakter hinlänglich legitimirt hatte, und begleitete ſie mit den herzlichſten Seegenswünſchen auf die Reiſe.

Die bräutliche Caravane kam nach einigen Tagen glücklich in Kanaan an. Eben gieng die Sonne unter und Iſaak war mit banger Sehnſucht in die Gegend gegangen, von da er die Erfüllung ſeines heißeſten Wunſches erwartete. Betend hatte er ſich bei einem Brunnen niedergelaſſen und jezt, da er die Augen aufhob, ſahe er von fern den Zug Kameele. Freudig ſchlug ihm das Herz; er nähert ſich dem Zuge; die Augen beider Verlobten begegnen einander ſchon ferne; das ſittſame Mädchen verhüllt bei der Annäherung ihr Geſicht mit dem Schleier, ſteigt von ihrem Kameel und wird von der Hand des braven Eliezer in die Arme des Bräutigams geführt, der ſie zur Freude ſeines ehrwürdigen Vaters in die Hütte leitet, die ehedem ſeine fromme Mutter bewohnte; hier ſchließt er mit ihr den Bund der Liebe und Treue, der Beide ihr ganzes Leben hindurch beglückte.

Auch Abraham ſchritt nach der Verheirathung ſeines Sohnes zu einer zweyten Ehe mit Ketura, einer ſeiner Hausgenoſſinnen, und wurde durch dieſe Vater von ſechs Kindern. Doch blieb das väterliche Vermögen dem Iſaak, als dem Haupterben; die übrigen Kinder wurden noch bei ſeinen Lebzeiten von ihm ausgeſtattet und ihnen ihre Wohnplätze in den noch offnen Gegenden Aſiens nach Morgen zu angewieſen.

Abraham brachte ſein Leben zu einem ſehr hohen und glücklichen Alter von 175 Jahren; ſah ſeine Hoffnung erfüllt; fühlte ſich bei ſeiner Frömmigkeit und ſeinem Vertrauen auf Gott in allen Verhältniſſen ſeines Lebens ſo glücklich; feierte noch einen ſtillen ruhigen Abend ſeines Lebens und ſchlummerte, wie ein von einer langen ſchönen Reiſe Ermüdeter, ſanft ein. Iſaak mit ſeinem ältern Bruder Iſmael, der ſich auf die erhaltene Nachricht von dem Tode des guten Vaters eingefunden hatte, beſorgte die Beerdigung ſeines ehrwürdigen Leichnams und ſetzte ihn weinend in der Grabeshöhle zu Mamre der Leiche ſeiner Gattin Sarai bei.

Abraham war gewiß einer der ausgezeichnet edelſten Menſchen, die auf dieſer Erde gelebt haben. In jener Periode, wo das Menſchengeſchlecht zu einer höhern Stufe der äußerlichen Kultur überging, hielt er glücklich die Mitte zwiſchen natürlicher Einfalt und der verſchönernden Kunſt; rein in ſeinen Sitten, treu der Natur, gefällig und dienſtfertig im Umgange mit andern Menſchen, immer in Einverſtändniß mit dem Willen des allweiſeſten und gütigſten Gottes, den er ſo aufrichtig verehrte, erwarb er ſich nicht nur während ſeines Lebens die Achtung und das Zutrauen ſeiner Zeitgenoſſen; ſondern blieb noch durch alle nachfolgende Zeiten das Muſter ächter Frömmigkeit und Tugend. Nicht nur die Nationen, die zunächſt von ihm ihren Urſprung herleiteten, nannten ſeinen Namen mit Ehrfurcht und waren ſtolz darauf, den würdigſten der Menſchen zum Stammvater zu haben: ſondern ſo weit ſich in ſpätern Zeiten die Verehrung des einzigen wahren Gottes verbreitet hat, ſteht er, als „der Vater der Gläubigen" der Erſte in der Reihe von denen, die Wahrheit und Tugend geliebt und thätig befördert haben.

Dies, die Erkenntniß des einzigen wahren Gottes und mit derſelben wahre Tugendliebe unter ſeinen Zeitverwandten zu verbreiten und dieſe Erkenntniß und rechte Verehrung Gottes als ein heiliges, anvertrautes Gut noch auf ſeine entfernteſten Nachkommen zu bringen, war einer der vorzüglichſten Zwecke ſeines thätigen Lebens. Ueberall, wo er Gelegenheit dazu fand, ſtreute er den Saamen dieſer beſſern Erkenntniß aus; hier und da errichtete er Denkmähler und Altäre, um noch den Späterlebenden das Andenken an Gott und die ihm ſchuldige Ehrfurcht ins Gedächtniß zu rufen. Dieſe Gottesfurcht war gleichſam die Seele aller ſeiner Handlungen; der Grundſatz, den ihn Gott eingeprägt hatte: ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und ſey fromm, leitete ihn durch ſein ganzes Leben, ſtärkte ſeinen Muth in bedenklichen Fällen und erhielt ihn immer auf dem Pfade der Tugend.

So ſehr man ſich ſchon zu ſeiner Zeit durch körperliche Tapferkeit und an der Spitze mehrerer durch offnen Krieg furchtbar zu machen und andre Menſchen aus ihren Beſitzungen zu verdrängen

ſuchte:

ſuchte: ſo zog doch Abraham ein ſtilles und friedliches Leben jener geräuſchvollern und wilden Lebensart, und den Ruhm eines friedliebenden und gerechten Mannes dem eines Helden und Eroberers vor. Anſtatt das Land, das er betrat, zu verheeren und die Bewohner deſſelben in ängſtliche Beſorgniſſe zu ſetzen, verbreitete er vielmehr Seegen und Glück in demſelben; ſtatt jener glänzenden Heldenthaten, die vom Fluche der Völker begleitet werden, verſchönerte er die Gegend, in der er ſich niederließ, durch den Fleiß ſeiner Hände, pflanzte Bäume und liebliche Fruchthaine, grub Brunnen und Ciſternen, zum Behuf der Heerden und freute ſich, wenn er den müden Wandrer unter dem Schattendach ſeiner Hütte bewirthen konnte. Die Gaſtfreundſchaft, eine beſonders für die damalige Zeit ſehr wohlthätige Tugend, übte er mit vorzüglichem Vergnügen aus. Seine Hütte ſtand jedem vorbeireiſenden Wandrer offen; das war ihm ein feſtlicher Tag, an welchem nichts geſpart wurde, an dem er einen Fremdling bewirthete; wobei er das Glück genoß, oft ſehr anſehnliche Gäſte, Weſen höherer Art, im Pilgergewande in ſeiner friedlichen Wohnung zu beherbergen.

Aus Liebe zum Frieden entſagte er oft ſeinen Rechten, Vorzügen und Vergnügen; zufrieden, wenn er dadurch die Ruhe und das Glück derer, mit denen er in Verbindung lebte, erhalten konnte. So hätte leicht gleich Anfangs, als er ſich in Kanaan niederließ, zwiſchen ihm und ſeines Bruders Sohne, Loth, eine Feindſeeligkeit entſtehen können. Beider Heerden hatten ſich im Lande ausgebreitet und es entſtanden öftere Streitigkeiten zwiſchen den beiderſeitigen Hirten über die Weideplätze, die dann zur Kundſchaft und Entſcheidung an ihre Herrn gebracht wurden und leicht Veranlaſſung zu Mißverſtändniſſen zwiſchen beiden geben konnten. Abraham ſahe die Nothwendigkeit ein, daß ſie ſich von einander trennen müßten, und ob er gleich als der Aeltere und Mächtigere ſeinem jüngern Vetter hätte Vorſchriften machen können: ſo bot er gleichwohl die Hand zum Frieden und überlies dem Jüngern die Wahl der Gegend, die er beziehen wollte: „Lieber, ſprach er zu ihm: laß keinen Streit zwiſchen mir und dir und zwiſchen deinen und meinen Hirten entſtehen; wir ſind ja Brüder, Blutsverwandte. Es ſteht dir ja das ganze Land offen; laß uns in Frieden von einander ſcheiden; ich überlaſſe dir die Wahl; willſt du zur Linken, ſo ziehe ich zur Rechten; wählſt du zur Rechten, ſo ziehe ich zur Linken.“ Beſchämt durch dieſe Großmuth ſeines Oheims wählte ſich Loth die waſſerreiche und ſehr fruchtbare Gegend am Jordan und zog nach dem friedlichen Abſchied von ſeinen ehrwürdigen Verwandten mit ſeiner Heerde tief hinab ins Land, hin in die damals reizenden Gefilde von Sodom.

Dieſer Liebe zum Frieden brachte Abraham nach der Zeit noch manches ihm theure Opfer. Nächſt ſeiner Gattin Sarai genoß Hagar in ſeinem Hauſe vor allen übrigen Hausgenoſſen einen Vorzug, weil ſie die Mutter Iſmaels ſeines Sohnes war. Stolz auf dies Glück, Mutter zu ſeyn, ließ ſie dieſen ihren Vorzug auch wohl zuweilen ihrer gebietenden Frau zu merklich fühlen, und erregte dadurch den Unwillen dieſes ſonſt gutmüthigen Weibes. Dies gab ſchon früh Veranlaſſung zu manchem häuslichen Verdruß; Sarai beſchwerte ſich darüber bei ihrem Gatten, der, als das Haupt der Familie, die Rechte ſeiner Ehegattin gegen ihre Magd in Schutz nahm; dies verdroß der leztern ſo, daß ſie heimlich aufbrach, um nach ihrer Heimath, nach Egypten, zu ziehen. Doch unterweges wurde ſie von einem unbekannten Reiſenden, der ihr begegnete und den ſie nachher für einen Engel Gottes erkannte, gewarnt, die Flucht fortzuſetzen und ermahnt, wieder in das Haus ihrer Frau zurückzukehren und ſich ihre Befehle gefallen zu laſſen. Sie that es, und wurde auch wieder mit Liebe aufgenommen.

Nachdem aber Sarai ſelbſt Mutter des Iſaaks geworden war, während der Sohn von der Magd, Iſmael das dreizehnte Jahr erreicht hatte: ſo entſtanden wieder neue Verdrüßlichkeiten, Spöttereien und Kränkungen von beiden Theilen, die dem guten Abraham manche trübe Stunde machten. Sarai beſtand zulezt auf Entlaſſung der Hagar und Iſmaels. So leid es dem Abraham that, dieſe ihm werthe Mutter mit dem noch unerzognen Knaben aus ſeiner Wohnung zu entfernen: ſo willigte er doch, aus Liebe zum Frieden ein; verſahe ſie beide mit den nöthigſten Bedürfniſſen auf die Reiſe und entließ ſie in der Zuverſicht zu Gott, daß er ſich auch dieſes Kindes annehmen und es in der Fremde, vielleicht beſſer als im väterlichen Hauſe, wo es wirklich etwas vernachläſſigt und verwildert war, zu einem braven und glücklichen Menſchen erziehen werde. Seine Hoffnung blieb nicht unerfüllt.

Dieſes Streben nach Frieden, dieſe Bereitwilligkeit, ſelbſt mit Aufopferung eigner Rechte, Ruhe und Zufriedenheit unter ſeinen Angehörigen zu erhalten, war bei Abraham nicht etwa Schwäche; entſprang nicht aus Mangel der Macht, des Anſehens: ſondern war die Wirkung ſeines wahrhaft edlen Geiſtes und gebildeten Herzens. Es wäre ihm leicht geweſen, ſich durch ſein äußerliches Anſehen und durch die Anzahl und Stärke ſeiner ihm zugehörigen Knechte überall furchtbar zu machen und ſeinen Willen mit Nachdruck durchzuſetzen: aber lieber ließ er ſich bei entſtandnen Irrungen mit den Einwohnern oder Grenznachbarn in friedliche Unterhandlungen ein und ſchloß mit ihnen freundſchaftliche Bündniſſe auch noch zum Beſten ſeiner Nachkommen. Ein einzigesmal zeigte er, was er zu thun im Stande ſey, wenn er Gebrauch von ſeiner Stärke und dem Muth der Seinigen

nigen in offner Fehde machen wollte; und auch dies geſchahe nicht in ſeiner eignen Angelegenheit: er zog vielmehr das kriegeriſche Schwerd zur Errettung ſeines Brudersſohns Loth.

Dieſer hatte das Unglück gehabt, in einem Kriege, den die Fürſten ſeines Landes mit einigen ihrer Nachbarn führten und in welchem ſie waren überwunden worden, auch mit in die Hände des ſiegenden Feindes zu gerathen, der ihn mit Weib und Kindern und aller ſeiner Habe fortſchleppte. Kaum erhielt Abraham durch einen Flüchtling von dieſem Schickſal ſeines Verwandten Nachricht: als er ſogleich ſeine Leute aufforderte, ſie bewaffnete und an der Spitze von 318 eingebornen Knechten dem über ſeine Beute und Sieg übermüthigen Feinde nachſezte, ihn glücklich einholte und des Nachts, wo er ſich dieſes Ueberfalls nicht verſahe, in die Flucht ſchlug. Alle Gefangene und die anſehnliche Beute fiel nun dem ſiegenden Abraham in die Hände, vorzüglich aber, und was ihm das wichtigſte war, Loth mit allen ſeinen Angehörigen. Nach dem damaligen Kriegsrechte hätte er die gemachte Beute für ſich behalten können, aber er dachte zu groſsmüthig und legte bei dieſer Gelegenheit ein Beiſpiel ſeltner Uneigennützigkeit ab; den zehnten Theil von der Beute gab er an einen der dortigen Fürſten, Melchiſedeck, der mit der landesherrlichen Würde auch zugleich die eines Prieſters ſeines Volks verband, auch ein Verehrer des einzigen höchſten Weſens war, wie Abraham, dieſem bei ſeinem Rückzuge aus dem Treffen mit Seegenswünſchen entgegen kam und ihn und die Seinigen mit Wein und Brod erquickte. Den übrigen Theil der Beute gab er an den beraubten Fürſten von Sodom zurück, mit der Erklärung: es ſey fern von ihm, ſich durch den Schaden Andrer bereichern zu wollen.

Ein ſolches edles, groſsmüthiges und dienſtfertiges Betragen muſste ihm die Achtung und Liebe aller der Landeseinwohner erwerben, unter denen er zwar als Fremdling lebte, aber mit dem Anſehen eines ſehr ausgezeichneten Emirs, oder Hirtenfürſten. Man ſchäzte ſich glücklich ihn zum Nachbar und Freunde zu haben und erwieſs ihm bei jeder Gelegenheit die Hochachtung, die ein Mann von ſo edlem Charakter verdiente.

Einen ſehr ſchmeichelhaften Beweis davon empfieng Abraham bei der für ihn ſo traurigen Gelegenheit, bei dem Tode ſeiner Gattin, zu Hebron. Die Einwohner dieſer Stadt beweinten nicht nur mit ihm ſeinen Verluſt: ſondern kaum äußerte Abraham den Wunſch, daß er eine eigne Grabſtätte für ſeine entſchlafne Gattin Sarai haben möchte, als ſie ihm einmüthig erklärten: ſie ſchätzten es ſich für eine Ehre, einem ſo angeſehenen edlen Manne, wie er ſey, darinn gefällig zu ſeyn; er möge ſeine Leiche in eine ihrer anſehnlichſten Grabeshölen legen, in welche er wolle; es werde es ihm niemand verweigern. Abraham, gerührt durch dies gutmüthige Anerbieten, nahm es mit Dank an; doch wünſchte er, da er als Fremdling weiter kein Eigenthum in ihrem Lande habe, wenigſtens die Grabesſtätte für ſich und die Seinigen eigenthümlich durch Kauf zu beſitzen, und zwar die zwiefache Höhle unweit des Haines Mamre. Dieſe gehörte einem gewiſſen Ephron mit dem daranſtoßenden Acker. Sogleich trat dieſer brave Einwohner Hebrons hervor und erklärte vor der ganzen Verſammlung und den Vorgeſetzten der Stadt: Höre mich, Abraham, mein Herr!

die Höhle iſt mir nicht verkäuflich; aber ich trete ſie dir mit dem dazugehörigen Acker als ein freiwilliges Geſchenk ab und nehme dieſe Männer hier zum Zeugen. — Abraham erkannte mit ehrerbietiger Verbeugung dieſe Gefälligkeit, beſtand aber darauf, daß er eine gewiſſe Geldſumme dafür von ihm annehmen möchte; es entſtand darüber ein ſehr edler Wettſtreit, der damit endigte, daß der Eigenthümer nur eine geringe Summe als Kaufgeld annahm, und ihm das ganze Grundſtück mit den Bäumen und allem was darauf war abtrat. — Dies war die in der Familie Abrahams ſo ehrwürdige Grabſtätte, bei der noch die ſpätſten Enkel mit Rührung verweilten und das Andenken eines Mannes ſegneten, deſſen Gottesfurcht und Rechtſchaffenheit ihnen ein lehrreiches Muſter der Nachahmung war.

Iſaak.

Nach Abrahams Tode trat ſein Sohn **Iſaak** in die Rechte ſeines Vaters als Haupt und Führer der Familie und Erbe ſeines anſehnlichen Vermögens. Auch er ließ es ſich angelegen ſeyn, die Erkenntniß und Verehrung des einzigen wahren Gottes, und mit derſelben Reinheit und Einfalt der Sitten in ſeiner Familie zu erhalten. Seine Gattin Rebecka theilte mit ihm die Freuden ſeines geräuſchloſen ſtillen Lebens und erleichterte ihm durch ihre Liebe und Unterſtützung die wenigen Beſchwerden deſſelben. Sie hatte ihm auf einmal zwey Kinder geboren, den **Eſau** und **Jakob**, die, ob ſie gleich Zwillingsbrüder waren, doch ſpäterhin ſo verſchieden an Denkungsart und Sitten

ten wurden, als ſie es in Abſicht ihrer äußerlichen Bildung waren.

Eſau wuchs ſchon frühe zu einem ſtarken muthigen Jüngling heran, dem bald die väterliche Hütte zu enge wurde, daß er ſie mit einem freiern Leben in der offnen Gegend vertäuſchte. Ihm war das Hirtenleben zu einförmig; er wählte daher die Jagd zu ſeiner Beſchäftigung und verſorgte den mütterlichen Heerd mit Wildpret und wilden Geflügel, trieb ſich in Bergen und Wäldern herum, wurde rauh am Körper und an Sitten und gefiel daher der Mutter weniger als Jakob, der das häusliche und ſtille Hirtenleben liebte, ſich wenig von ihrer Seite entfernte und durch ſeine angenehmere Bildung und gefälligeres Betragen dem mütterlichen Herzen mehr empfahl. Das Herz des Vaters hingegen neigte ſich doch immer mehr auf die Seite des Erſtgebornen; das Männliche und Kühne in ſeinem Charakter ließ ihn erwarten, daß ſein Stamm durch ihn noch mehr Feſtigkeit und Anſehen erhalten und das väterliche Erbe einmal in ſeinen Händen ſicher ſeyn würde.

Doch eben dieſe Feſtigkeit des Charakters, die in den Augen der Mutter mehr Wildheit ſchien, ließ ſie deſtomehr für ihren Liebling Jakob fürchten, wenn dieſer einmal ſo ganz von ſeinem Bruder abhängig werden ſollte. Sie ſuchte daher dieſen Vorzug der Erſtgeburt ihm zu übertragen und ſann auf eine Liſt, um ihren Plan auszuführen. Eſau, der ohnehin mehr eine unabhängige Lebensart führte, ſchien ſich wenig aus dem Vorzug der Erſtgeburt zu machen, und hatte dieſen auch wirklich einmal, halb im Scherz und im Ernſt ſeinem jüngern Bruder um ein Linſengericht abgetreten, als er einſt hungrig von der Jagd in ſein Zelt kam und ihn eben über der Mahlzeit traf.

Aber es kam doch vorzüglich dabei auf die Einwilligung des Vaters an; ſein Seegen, die feierliche Erklärung, die er dann bei Annährung ſeines Endes ſeiner Kinder wegen that, war die eigentliche Beſtätigung ſeines lezten Willens und dieſe mußte heilig gehalten werden. Und dieſen Seegen dem Jakob zuzuwenden, war von der Zeit an, als Iſaak ſchon vor Alter ſchwach wurde, die einzige Sorge der Mutter, und wirklich gelang es ihrer

Liſt, den halbblinden Vater zu täuſchen, ihm ſtatt Eſau den Jakob unterzuſchieben und ihm ſo den väterlichen Seegen und die Erbbeſtätigung zuzuwenden. Jakob ſpielte dabei die Rolle ſeines Bruders ſo ganz nach dem Wunſche der Mutter, hatte ſich in deſſen Kleider geſteckt und ſeine Hände durch Felle rauch gemacht: ſo daß ſein Vater den Betrug nicht eher inne wurde, bis der wirkliche Eſau nach vollendeter feierlicher Einſeegnung in das väterliche Zelt eintrat. Mehr als das entzogne Erbe verdroß dieſem die Art, wie er war hintergangen worden; er faßte von Stund an einen tödtlichen Haß gegen ſeinen Bruder und verließ die Hütte mit der fürchterlichen Drohung und dem Vorſatz: dem Vaterherzen gewiß eine ſehr blutende Wunde durch den Tod ſeines Bruders Jakob zu ſchlagen.

Beſorgt um das Leben ihres geliebten Sohnes war nun Rebecka darauf bedacht, ihn vor den Nachſtellungen ſeines Bruders in Sicherheit zu bringen. Noch lebte in ihrem Vaterlande Haran ihr Bruder Laban; zu dieſem ſollte er reiſen und ſich dort ſo lange verborgen halten, bis ſich der

Zorn ſeines Bruders würde gelegt haben; zugleich äußerte ſie dabei den mütterlichen Wunſch gegen ihren Mann, daß Jakob ſich nicht auch etwa, zu ihrem größten Verdruß, mit einer von den Töchtern des Landes, wie Eſau ſchon gethan habe, verheirathen: ſondern ſich ein Weib aus ihrer Verwandtſchaft wählen möchte und beſtimmte dadurch ihren Gatten, daß er in die Entfernung Jakobs einwilligte und dieſen, begleitet mit ſeinem Seegen und Gebet aus ſeiner Wohnung entließ.

So wurden auf einmal durch die unvorſichtige Vorliebe der Mutter und dieſen geſpielten Betrug die häuslichen Freuden dieſer vorhin ſo glücklichen Familie geſtört und die alten Tage des ehrwürdigen Iſaak getrübt und traurig gemacht. Eben jezt, da er am meiſten der Unterſtüzung bedurfte, bemerkte er ſich gleichſam kinderlos; denn auch Eſau verließ ihn voll Verdruß, und ließ ſich, um ſeine Eltern noch mehr zu kränken, in noch genauere Verbindung mit auswärtigen Perſonen und ſelbſt mit der Familie Iſmaels, des Stiefbruders von ſeinem Vater ein und trennte ſich ſo ganz von ſeinen Eltern.

Einſam verlebte Iſaak mit ſeiner Gattin ſeine noch übrigen Lebenstage; fand ſeine einzigen Freuden in der Unterhaltung mit Gott, vertraute ihm, daß er auch dieſe Zerrüttung in ſeiner Familie noch zum beſten leiten werde; erlebte auch wirklich noch die glückliche Zurückkehr ſeines Sohnes Jakob und ſtarb in einem hohen Alter.

Jakob.

Auch dieſer empfand bald genug die Folgen einer unredlichen Handlung, zu der er ſich durch Ueberredung hatte mißbrauchen laſſen. Getrennt von Vater und Mutter, an deren Umgang er ſo gewöhnt war, entfernt von der Gegend, wo er, als junger Hirt, ſo froh gelebt hatte, wanderte er jezt durch einſame, ihm ganz unbekannte Gefilde, wo er immer in Gefahr war, auf wilde Thiere oder auf eben ſo wilde Menſchen zu ſtoßen; dazu kam noch die ungewiſſe Ausſicht, ob er auch am Ziel ſeiner Wanderung eine gute Aufnahme bei ſeinen Verwandten finden würde. In dieſer traurigen

Lage heiterte er ſich durch den Gedanken an Gott auf; der Glaube an ſeine beſondere Vorſehung, den er durch die Geſchichte ſeiner Väter, beſonders eines Abraham ſo beſtätigt fand, in welchem ihn ſein Vater noch beim Abſchied ſtärkte, flößte auch ihm Muth ein, getroſt den Pfad zu gehen, auf welchem ihn dieſer gute Gott gewiß zu ſeinem Glücke leiten würde.

Die Sonne gieng unter; die Dämmerung verbreitete ſich über die weite Gegend; umſonſt ſahe er ſich nach einem Obdach um, wo er ſich bergen könnte; ermüdet von der Reiſe warf er ſich auf die Erde nieder, legte einen Stein unter ſeinen Kopf, blickte noch einmal in den unermeßlichen Raum des Himmels, der mit unzählichen Sternen überſäet war, und ſchlummerte mit dem großen Gedanken an Gott ein, der über den Sternen wohne.

Auch im Schlafe beſchäftigte dieſer Gedanke ſeine Seele. Ihm kam im Traumgeſichte vor, als ſähe er eine Stufenleiter von der Erde hinauf bis zum Himmel, auf welcher himmliſche Geſtalten auf und nieder ſtiegen und aus der Höhe rief ihm eine Stimme zu: „Ich bin der Gott deiner Väter, Abrahams und Iſaaks Gott! bin auch Dein Gott, bin mit dir und will dich behüten wo du hinzieheſt und dich wieder glücklich zurückbringen. Dies Land, auf dem du jezt liegeſt, will ich dir und deinen Nachkommen eigenthümlich geben, will dich zum Vater eines großen Volks machen und durch dich und deinen Saamen ſollen alle Menſchengeſchlechter geſeegnet werden.“

Wie geſtärkt fühlte ſich Jakob beim Erwachen durch dies Geſicht! „So iſt denn Gott auch hier gegenwärtig, hier wo ich mich ſo einſam und verlaſſen wähnte!“ Von heiliger Ehrfurcht durchdrungen rief er aus: „Wie heilig iſt dieſe Stätte! Auch hier in Gottes freier Natur iſt ſein Tempel; hier der Vorhof des Himmels!“ Mit dieſen Worten richtete er den Stein, auf dem er geſchlafen hatte, in die Höhe, goß einen Theil der Salbe, die er als Reiſender mit ſich führte, auf denſelben, gab der Stätte den Namen Bethel (Gotteshaus) und that das feierliche Gelübde: daß, wenn Gott ihn auf ſeiner Reiſe beſchützen,

mit

mit den nöthigen Bedürfniſſen verſehen und wieder glücklich zurück zu ſeinem Vater bringen werde: er Ihn auch immer als ſeinen Gott verehren, dieſe Stätte zu einem Gotteshauſe widmen und den zehnten Theil ſeines Vermögens dazu verwenden wolle.

Heiter, wie die ihn umgebende Natur, ſetzte Jakob nun ſeine Reiſe fort, immer nach Oſten zu. Lange entbehrte er des erfreuenden Anblicks von Menſchen; er ſpähte in der weiten Gegend umher und bemerkte zu ſeiner Freude in einiger Entfernung einen Brunnen, um den ſich verſchiedene Heerden Schaafe gelagert hatten. Welch ein erfreuender Anblick für ihn, als Hirten! Vertraulich näherte er ſich jezt den Führern der Heerde, begrüßte ſie als Brüder, erkundigte ſich bei ihnen nach dem Namen des Landes und wurde auf die angenehmſte Art durch die Nachricht überraſcht, daß dies Haran, das Ziel ſeiner Wanderſchaft ſey. Sogleich entſchlüpft ihm die Frage: Kennt ihr auch Laban, den Sohn Nahor? Und geht es ihm wohl?

„Wie ſollten wir den nicht kennen! das iſt ein gar wohlhabender Mann! — Siehe, dort kömmt ſeine Tochter Rahel ſelbſt mit der Heerde!“

Das war mehr Glück als er erwartete! Sie ſelbſt, ſeine nächſte Verwandte, kömmt ihm beim Eintritt ins Land entgegen! Wie gern hätte er ſich ohne fremde Zeugen den Empfindungen der Freude bei dieſem glücklichen Zuſammentreffen überlaſſen. Es iſt ja noch hoch am Tage, zu früh zum Eintreiben der Heerde, rief er den zerſtreuten Hirten zu. Tränket doch die Schaafe und leitet ſie hin auf die Weide.

„Wir tränken die Schaafe, entgegnen die Hirten, nicht eher, bis wir alle zuſammen ſind und mit vereinten Kräften den Stein von der Ziſterne hinwegwälzen.“

Indeß nähert ſich die junge Hirtin langſam mit den Schaafen. Freudig ſchlägt das Herz Jakobs bei dem Anblick ſeiner Freundin — und von dieſem Augenblick an, ſeiner Geliebten. Zwar ſucht er ſeine Empfindung zu verbergen, geht hin und wälzt mit der gewohnten Geſchicklichkeit den Stein vom Eingang des Brunnen, leitet die Quelle in die Tränkrinnen, um die Schaafe der ſchönen Hirtin zu tränken. — Aber länger kann er ſich nicht verbergen — er ſchließt ſie in ſeine Arme und weint Freudenthränen über ihre Wangen bei der Erklärung: er ſey der Sohn der Rebecka, der Schweſter ihres Vaters. — Schüchtern doch freudig reißt ſich das Mädchen aus ſeinen Armen, um die unerwartete Erſcheinung des Freundes dem Vater zu verkündigen. Dieſer eilt ihm ſogleich entgegen, empfängt ihn mit dem Kuſſe der Freundſchaft und nachdem ſie ſich einander entdeckt haben, führt er ihn als ſeinen nächſten Blutsverwandten in ſeine Wohnung und Familie ein.

Um ſich dieſer Aufnahme und gaſtfreundſchaftlichen Bewirthung würdig zu beweiſen, übernahm Jakob die Aufſicht über die Heerde ſeines Verwandten und zeigte dieſem durch geſchickte Behandlung der Heerde, daß er der Sohn eines Hirtenfürſten und in dieſem Geſchäft wohl erfahren ſey. Laban bemerkte bald, daß er durch die Aufnahme des jungen Mannes in ſein Haus viel gewonnen habe und ſuchte ihn immer mehr an daſſelbe zu feſſeln.

Der Eindruck, den der erſte Anblick der Rahel auf ſein Herz gemacht hatte, wurde jezt durch den täglichen Umgang mit ihr noch verſtärkter; würde ſie doch die deinige! dachte er bei ſich. Aber erſt nach einem Monath findet er Gelegenheit, dieſen Wunſch ſeines Herzens dem Vater zu entdecken, als dieſer ihn fragt: womit er ihm ſeine Dienſte lohnen ſolle? Gieb mir, ſprach er zu ihm, deine Tochter Rahel zum Weibe: ſo will ich ſieben Jahre um ſie in deinem Hauſe dienen. Laban war dies wohl zufrieden und Jakob trat nun ſeinen eigentlichen Dienſt um Rahel an. Die Liebe ſchien den Jahren Flügel zu geben, ſo ſchnell ſchwanden ſie ihm dahin; zu ſchnell für Laban, der während dieſer Zeit wohl einſahe, welche wichtige Vortheile er ſich durch den Beſiz eines ſo treuen, verſtändigen und fleißigen Dieners verſchaft habe und den er ſo gern länger in ſeinen Dienſten zu behalten ſuchte.

Rahel hatte eine ältere Schweſter, Lea, die ihr zwar nicht an äußerlicher Schönheit beikam, aber von Seiten des guten ſanften Herzens wohl noch den Vorzug ſtreitig machte. Dieſe muß dem gewinnſüchtigen Vater zur Mittelsperſon dienen, um den Jakob noch auf eben ſo lange Zeit mit ſeinem Hauſe zu verbinden. Denn nach Verlauf der erſten ſieben Jahre, als ſich Jakob am Ziel ſeiner Wünſche glaubt und ſchon der hochzeitliche Tag angeſetzt iſt, läßt der verſchlagene Laban ſeine älteſte Tochter Lea unter dem jungfräulichen Schleier anſtatt der Rahel ihm zuführen und ſucht dieſen Betrug des andern Tags mit dem Vorwande zu entſchuldigen: es ſey wider die Landesſitte, die jüngere Tochter vor der älteſten zu verheirathen. Kurz; Jakob, der vordem einen ähnlichen Betrug mit ſeinem Bruder geſpielt hatte, mußte es ſich gefallen laſſen, noch andere ſieben Jahre auch um Rahel zu dienen, um auch ſie zur Gattin zu erhalten.

Selbſt nach Verlauf dieſer Zeit wußte Laban ſeinen Schwiegerſohn zu überreden, noch eine Zeitlang in ſeinen Dienſten zu bleiben, weil ſich ſeine

Heerden unter der Aufſicht deſſelben ſo ungemein vermehrten und ſein Wohlſtand mit jedem Jahre merklich zunahm. Doch nahm auch Jakob ſeinen Vortheil dabei wohl in Acht, und da er es mit einem ſo gewinnſüchtigen und eigennützigen Manne zu thun hatte, erlaubte er ſich manches Mittel, das ihm die Klugheit an die Hand gab, um nicht leer dabei auszugehen. Auch er wurde bald durch ſeinen Fleiß der Beſitzer anſehnlicher Heerden, wußte die Vortheile des Handels mit den benachbarten Phöniziern zu benutzen und erwarb ſich ein ſehr anſehnliches Vermögen.

Mit neidiſchem Auge bemerkte Laban und ſeine andern Kinder das ſteigende Glück Jakobs. Er änderte mehrmals die Bedingungen, die er mit ihm des Lohnes wegen eingegangen war, ſchrieb jeden Verluſt, den er etwa erlitt, auf Rechnung dieſes ſeines Verwalters und forderte Erſatz von ihm. Ueberdrüßig der öftern Neckereien und verdrießlichen Auftritte dachte Jakob nun ernſtlich an ſeine Rückkehr ins Vaterland; und da er wohl vorausſahe, daß ſein Schwiegervater ihm dieſe ſehr erſchweren würde, beredete er ſeine Gattinnen zu einer heimlichen Flucht, machte in Geheim die Anſtalten zur Reiſe, ließ ſeine Heerden einige Tagreiſen voraus tiefer ins Land treiben, benutzte die Gelegenheit, als eben Laban mit der Schaafſchur beſchäftigt war, brach mit ſeiner Familie heimlich auf und hatte ſchon glücklich die Höhe von Gilead erreicht, ehe Laban Nachricht von ſeiner Entfernung erhielt.

Sogleich bot dieſer ſeine Leute auf, den Flüchtigen nachzuſetzen, und ob dieſe gleich einen Vorſprung von mehrern Tagreiſen hatten: ſo holte er ſie doch bei dem langſamern Zuge der Heerden ein; und es würde wahrſcheinlich zu blutigen Auftritten zwiſchen beiden Theilen gekommen ſeyn, wenn Laban nicht des Nachts zuvor in einem Traume wäre gewarnt worden, ſich nicht an Jakob zu vergreifen oder ihn feindſeelig zu behandeln. Es blieb daher nur bei gegenſeitigen Vorwürfen, die ſie einander bei ihrem Zuſammentreffen machten; der Anblick der Kinder und Enkel machte dabei auf das Herz Labans einen ſolchen Eindruck, daß er die Hand zur Verſöhnung von ſeinem Schwiegerſohne annahm, einen Freundſchaftsbund mit ihm unter freien Himmel errichtete, daß ſie einander nie beleidigen wollten, und nach genoßnem Abſchieds- und Bundesmahl ſie in Frieden entließ.

Noch waren indeß nicht alle ängſtliche Beſorgniſſe aus dem Herzen Jakobs verſchwunden. Jezt näherte er ſich der Gegend Seir, wo ſein beleidigter Bruder Eſau, der ihm den Tod geſchworen hatte, ſich aufhielt. Die zwänzig Jahre, die er in der Entfernung von ihm verlebt hatte, hatten das Andenken an jenes vormalige Unrecht nicht ausgetilgt. Eſau war in der dortigen Gegend ein ſehr gefürchteter Mann, der von der Jagd und vielleicht auch vom Raube lebte. Es war gefährlich in ſeine Hände zu fallen. Jakob ließ ihm durch einige ſeiner Leute ſeine Zurückkunft melden und ihn in ſo demüthigen Ausdrücken um Schonung und Gnade bitten, die nur zu ſehr von ſeiner Schwäche und dem Bewußtſeyn ſeiner Schuld zeugten.

Eſau war ſchon mit vierhundert ſeiner Leute aufgebrochen, als die Abgeſandten ſeines Bruders zu ihm kamen; er entließ ſie ohne beſtimmte Antwort; ſie brachten die erſchreckende Nachricht dem Jakob und dieſem entfiel der Muth. Indeß that er was ihm die Klugheit rieth; er theilte den ganzen großen Zug von Rindern, Kameelen, Schaafen und Ziegen, die ſein Eigenthum waren, mit den dazugehörigen Hirten und Knechten, in zwey Heere, daß, im Fall Eſau auf das eine ſtoßen, und es ſchlagen würde, das andere ſeine Sicherheit durch die Flucht ſuchen könnte. Er ſelbſt gieng dem Zuge vor.

Jezt kam er an den Jordan, wo er ſeine Heerde an einer ſeichten Stelle des Fluſſes überſetzen ließ. Die Sonne war im Untergehen; von einer Anhöhe am Ufer überſahe er jezt die Gegend, die von ſeinen zahlreichen Heerden wie überſäet war: da hob er ſeine Augen mit gerührtem Herzen zum Himmel auf. Seine Empfindungen wurden zum Gebet: „Gott! rief er aus: Gott meines Vaters Abrahams, Gott meines Vaters Iſaak! Herr meines Lebens und meiner Schickſale: du gabſt mir die Verſicherung in mein Herz, du wolleſt mich auf der Rückkehr in mein Vaterland leiten und beglücken. Ich bin zu gering der Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan haſt. Denn ich hatte nicht mehr als dieſen Stab, da ich über dieſen Jordan gieng, und nun bin ich zwei Heere geworden. Jezt aber bin ich in der Gefahr, von meinem Bruder angegriffen zu werden. Errette du mein und der Meinigen Leben! Laß mich, laß dieſe unſchuldigen Mütter und Kinder nicht in ſeine Hand fallen!“

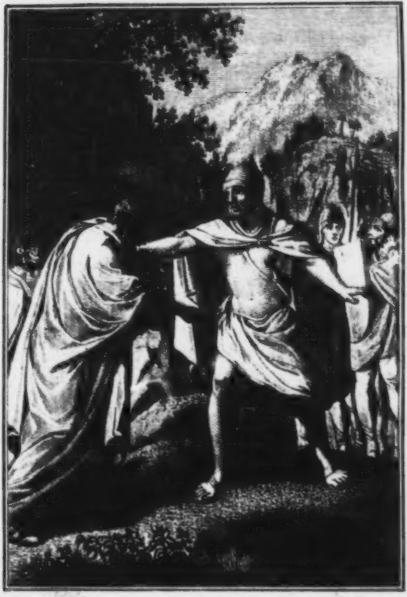
Geſtärkt durch dieſes Gebet in ſeinem Vertrauen auf Gott gieng er nun getroſt ſeinem Verhängniß entgegen. Noch machte er einen Verſuch, ſeinen aufgebrachten Bruder zu beſänſtigen, ſonderte einen anſehnlichen Theil ſeiner Heerde zu einem Geſchenk für ſeinen Bruder ab, ließ dieſe mit Anbruch des Morgens in einzelnen Truppen die Straße hintreiben und befahl den Hirten, ſie mit allen Ausdrücken der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit dem Eſau zu überliefern. Er ſelbſt folgte mit Weibern und Kindern in weiter Entfernung nach.

Die aufgehende Sonne warf jezt ihre erſten Strahlen in dieſe wilde gebirgigte Gegend. Jakob blickte mit ſpähendem Auge umher — und nicht lange: ſo zeigte ſich ſchon der gefürchtete Bruder mit ſeiner gewaffneten Schaar in der Nähe. Er ſprach den Seinigen Muth ein, ſtellte ſie in drei beſondre Abtheilungen, ſo daß ſeine geliebte Rahel mit ihrem Sohne Joſeph in die lezte Reihe zu ſtehen kam; er ſelbſt aber gieng voran und als er ſich dem Bruder näherte, neigte er ſich wohl ſiebenmal tief zur Erde nieder, um ihm ſeine Ehrerbietung zu bezeugen.

Schon hatte Eſau aus dem vorausgeſchickten Geſchenk die Geſinnung ſeines Bruders erkannt; jezt, da er ihn ſelbſt ſahe, erwachte das Brudergefühl in ſeinem Herzen; er riß ſich von der Schaar ſeiner bewaffneten Begleiter los, ſtürzte dem Bruder entgegen, warf ſich ihm in die offnen Arme, fiel ihm um den Hals und drückte den Bruderkuß auf ſeine Lippen *). So hielten die verſöhnten Brüder einige Minuten lang einander feſt umſchlungen, benezten einander mit Freudenthränen, ehe ſie ihre Empfindungen durch Worte ausdrücken konnten.

---

*) Hierher gehört das 7te Kupfer.



Cimon und Perikles.

Jezt bemerkte Eſau die Weiber und Kinder, die nun bei dieſem rührenden Schauſpiel der Bruderliebe und Verzeihung Muth faßten, ſich ihm zu nähern. Jakob ſtellte ſie ihm der Reihe nach vor; ſie näherten ſich mit ehrfurchtsvoller Verbeugung und wurden von dem ſo edelmüthigen Verwandten mit Freundſchaft aufgenommen.

Mit einemmale war der alte Groll und das Mißtrauen aus dem Herzen der Brüder verſchwunden. Großmüthig ſchlug Eſau anfangs die Geſchenke aus, die ihm ſein Bruder machte und ließ ſich nur mit Mühe bewegen, ſie als einen Beweiß der dankbaren Erkenntlichkeit von der Hand des Bruders anzunehmen. Um ſeine Erkenntlichkeit zu erwiedern, erbot er ſich, mit ſeinem Heere die Karavane ſeines Bruders bis nach Kanaan zu begleiten und zu decken; da er jedoch merkte, daß Jakob noch einiges Mißtrauen in ſeine Leute ſezte und dieſen Antrag mit Beſcheidenheit ablehnte: ſo zog er ſich mit den Seinigen wieder ins Gebirge zurück und ließ den Bruder ungehindert ſeine Straße hinziehen.

Geſichert vor der gefürchteten Gefahr zog nun Jakob ſeine Heerden an der Grenze des Landes bei Suchoth zuſammen, ſchlug Zelte für ſeine Familie und Schranken für ſeine Heerden auf, um hier von ſeiner Reiſe auszuruhen. Von da zog er tiefer hinab ins Land, nahe bei Salem, kaufte ſich daſelbſt an und errichtete einen Altar, wo er den Gott ſeiner Väter, ſeinen mächtigen Beſchützer, feierlich verehrte.

Bald, nachdem er ſich in dieſem Lande niedergelaſſen hatte, verbreitete ſich der Ruf von ihm, als einem ſehr angeſehenen Hirtenfürſten in der umliegenden Gegend, deren Bewohner ſich um ſeine Freundſchaft bewarben. Schon war er Vater von zwölf Kindern, eilf Söhnen und einer Tochter, die zum Theil ſchon erwachſen waren, und noch auf der Reiſe zu ſeinem alten Vater gebar ihm ſeine geliebte Rahel einen Sohn, dem er den Namen Benjamin gab; allein die Geburt dieſes Kindes koſtete der guten Mutter das Leben; denn kaum hatte ſie ihn mit Schmerzen gebohren, als ſie entkräftet in die Arme ihres Gatten ſank und verſchied. Dies war für Jakob ein ſehr empfindlicher Verluſt; mit ſchwerem Herzen erfüllte er die lezte Pflicht ihrer Beerdigung und errichtete ihr ein Grabmahl nahe am Wege, in der Gegend, wo nachher ein in der Iſraelitiſchen Geſchichte berühmter Ort, Bethlehem, lag.

Einige Zeit nachher kam Jakob zu ſeinem Vater Iſaak, der ohnweit Mamre zu Hebron, von Alter entkräftet, in ſtiller Eingezogenheit lebte. Es war ein froher Auftritt für dieſen ehrwürdigen hundert und achtzigjährigen Greis, dieſen ſeinen Sohn wieder zu umarmen und in ſeinen Kindern die Hoffnung ſeines Alters erfüllt zu ſehen. Aber er genoß nicht lange mehr des Umgangs mit den Seinigen; ſeine Kräfte ſanken immer mehr; ein ſanfter Tod machte ſeinem friedlichen ſtillen Leben auf der Erde ein Ende.

Zu ſeiner Beerdigung fand ſich auch Eſau mit ſeiner Familie ein; zwar hätte dieſer, vermöge des Rechts der Erſtgeburt, Beſitz von dem väterlichen Erbe nehmen können: aber da ſeine, ſo wie ſeines Bruders Familie ſehr ausgebreitet war, und er wohl ſahe, daß ſie beyde nicht friedlich und gemächlich in einer Gegend wohnen könnten, zog er ſich wieder in ſeinen vorigen Aufenthalt zurück und überließ großmüthig dem Bruder die Gegend zum Aufenthalt, wo bisher ihr Vater Iſaak verweilt hatte.

Joſeph.

Unter den zwölf Söhnen Jakobs war ſeines Charakters ſowohl als ſeiner Schickſale wegen keiner ſo merkwürdig, als Joſeph. Als der Sohn der geliebteren Gattin Rahel, den ſie ihm im Alter geboren hatte, war er der Liebling des Vaters, an dem vorzüglich ſein Herz hieng, dem er vor allen ſeinen Brüdern einen buntgewebten Rock machen ließ, indeß ſich die übrigen, nach damaliger Art, in Thierfelle oder ſchlechte wollene Zeuge kleideten. Dieſe Vorliebe, die der Vater auf unkluge Art zu ſehr merken ließ, brachte den guten Joseph frühe um die Liebe seiner Geschwiſter, die darum mit Neid und Aerger auf ihn ſahen, ſtörte die Freuden der Familie und wurde der Grund der empfindlichſten Leiden, beyde für den Vater und den Sohn.

Da dieſer wegen ſeiner Jugend ſich mehr in der väterlichen Hütte aufhielt, indeß die ältern Brüder die Heerden hüteten und oft Tage- und Wochenlang entfernt waren: ſo brauchte ihn ſein Vater dazu, Kundſchaft von dieſen einzuziehen. Bei dieſer Gelegenheit wurde er auch manchmal der Verräther ſeiner Brüder, wenn ſie unbeſonnene Streiche machten. Dies brachte ſie immer mehr gegen ihn auf. Dazu kam, daß er verſchiedenemale Träume hatte und wiedererzählte, die auf eine gewiſſe Herrſchaft über ſeine ganze Familie hindeuteten; dies machte ihn noch verhaßter. Jedoch die zärtliche Liebe ſeiner Eltern hielt ihn für die Abneigung der Brüder ſchadlos; nur Schade, daß er ſeine gute Mutter zu frühe verlohr, als ſie ſeinen jüngſten Bruder, den Benjamin geboren hatte.

Als er zum Jüngling herangewachſen war, ſchickte ihn einſt ſein Vater in die Gegend von Sichem, um nachzuſehen, was ſeine Brüder und die Heerden daſelbſt machten. Er konnte aber dort keine Spur von ihnen entdecken, verirrte ſich in der Wüſte und entfernte ſich immer weiter von der väterlichen Heimath. Doch begegnete ihm ein einſamer Wandrer, durch den er die Nachricht empfieng, daß die Hirten dieſe Gegend verlaſſen und ſich nach Dothan zu gewendet hätten.

Hier traf er ſie an; aber kaum erblickten ihn ſeine Brüder von weiten, ſo rief einer dem andern zu: Seht! da kömmt der Träumer her! laßt uns die Gelegenheit benutzen und ihn aus dem Wege räumen! Dieſer Mordanſchlag fand Beifall; er war in dieſer Einöde, ihrer Meinung nach, ſo leicht auszuführen und mit dem Vorwand, daß ihn etwa ein wildes Thier zerriſſen habe, bei dem Vater zu bemänteln. Alle ſtimmten ein und ſchon war man im Begriff ihn auszuführen; als noch zu rechter Zeit in der Bruſt des einen, Ruben war ſein Name, das Brudergefühl erwachte. „Was brauchts ihn zu tödten? rief er den übrigen zu;

wir

wir können ihn ja loswerden, ohne unſre Hände mit Bruderblut zu beflecken; da iſt ja die Grube, der tiefe Waſſerbehälter in der Nähe; dahinein laßt uns ihn werfen." Sein Vorſchlag fand Beifall.

Jezt nähert ſich Joſeph; mit unbefangnen Herzen tritt er mit dem Brudergruß in ihre Mitte — aber kein freundliches Auge entgegnet dem ſeinigen; mit Räuberhänden fallen ihn ſeine Brüder an, reißen ihm das Oberkleid von der Schulter, ziehen ihm den beneideten Rock vom Leibe, eilen mit dem zitternden und um ſein Leben ängſtlich flehenden Bruder hin zur Grube und ſtürzen ihn im wilden Lärme hinunter. Zum Glück war dieſe eben waſſerleer, als der Unglückliche auf den ſeichten Boden hinabſank. Triumphirend wie über eine Heldenthat kehrten die unmenſchlichen Brüder von dem Bubenſtück zurück, machten Anſtalt zu einem gemeinſchaftlichen Mahle und ſezten ſich nieder, zu eſſen.

Nur Ruben vermochte es nicht länger dabei auszuhalten; zu lebhaft ſchwebte das blaſſe, von

Todesangſt entſtellte Geſicht des unſchuldigen Bruders vor ſeiner Seele; er entfernte ſich unter einem Vorwandte von den übrigen und ſuchte eine Gelegenheit, wie er ihn heimlich aus der Grube befreien und wieder zum beſorgten Vater zurückbringen möchte.

Während die übrigen Brüder bei ihrem Mittagsmahl jedes edlere Gefühl zu unterdrücken ſuchen, zieht eine Karavane Iſmaelitiſche Kaufleute mit ihren beladenen Kameelen die Straße von Gilead daher, um verſchiedene Spezereien, die Produkte ihres Landes, in dem entfernten Egypten umzuſetzen. Seht, rief einer der Brüder, Namens Juda, wie günſtig uns das Glück iſt! Nun können wir den Joſeph ſogar mit Vortheil loswerden, ohne Schuld an ſeinem Tode zu haben. Er iſt ja doch unſer Bruder! — Sogleich wird Joſeph aus der Ciſterne gezogen und den Iſmaeliten als Sclav zum Kauf angeboten. Der Handel iſt bald geſchloſſen; um zwanzig Silberlinge wird ihnen der Bruder gegeben; händeringend und mit einem Blick voll Wehmuth ſcheidet der geliebte Sohn Jakobs von ſeinen unwürdigen Brüdern und folgt als Sclav der Karavane.

Indeß war Ruben durch einen Umweg zur Grube gekommen, um ſeinen Bruder zu befreien. Wie ſehr erſchrak er, als er die Ciſterne leer fand. Mit aufgeriſſenem Kleide ſtürzte er in die Verſammlung der Brüder mit der Nachricht: der Jüngling ſey nicht mehr da! Was er nun anfangen ſolle? laß ihn dahin ſeyn, ſprachen dieſe mit kalten Herzen; ſchlachteten einen jungen Ziegenbock, tauchten den Rock Josephs in das Blut und ſchickten ihn vom friſchen Blute gefärbt dem Vater zu: als hätten ſie ihn ſo unterweges gefunden, ob es vielleicht ſeines Sohnes Rock ſey?

Ach Gott! er iſts, rief Jakob voll Entſetzen beim Anblick des blutigen Gewandes aus: es iſt meines Sohnes Rock! Ihn hat ein wildes Thier zerriſſen! Mein Joſeph iſt einem Raubthiere zur Beute worden! —

Tief empfand der Greis den Verluſt des Geliebten! Laut weinte er, zur Erde niedergeworfen und mit zerrißnem Kleide, über den Theuren! hörte nicht auf den tröſtenden Zuruf der Seinigen: Für mich, rief er aus, iſt nun keine Freude in der Welt mehr! Trauren werde ich, bis ich hinunterfahre in die Gruft, zu meinem Sohne!

Während dieſes traurigen Auftritts im väterlichen Hauſe wurde Joſeph von den Kaufleuten nach Memphis in Egypten gebracht und da auf offnem Markte als Sclav zum Kauf ausgeſtellt. Hier fiel er einem angeſehenen Egyptier, dem Potiphar, der einen der anſehnlichſten Poſten am Königlichen Hofe bekleidete, ins Auge, der ihn ſogleich kaufte und in ſein Haus führen ließ. Der edle Anſtand des ſchönen Jünglings und ſein einnehmendes Betragen, ließ ihn vermuthen, daß er nicht zum Sclaven geboren ſey: und als er von ihm erfuhr, daß er der Sohn eines freien Mannes, eines angeſehenen Emirs in Kanaan ſey und überdies ſo viel natürliche Talente und Fähigkeiten an ihm bemerkte, ſo behandelte er ihn mit ungewöhnlicher Achtung, ließ ihn in der Egyptiſchen Sprache unterrichten und trug ihm ſtatt der niedrigen Sclavendienſte anſtändigere Geſchäfte in ſeinem Hauſe auf.

Durch ſeinen Fleiß, Pünktlichkeit und Ordnung in ſeinen Geſchäften erwarb ſich Joſeph bald das Zutrauen ſeines Herrn in noch höherm Grade, und wußte ſich in demſelben durch aufrichtige Anhängigkeit an die Perſon ſeines Gebieters, durch Redlichkeit und Treue in ſeinem Dienſte immer feſter zu ſetzen: ſo daß ihn zuletzt ſein Herr zum Verwalter ſeiner Güter machte, und ihm, da er ſelbſt der Hofdienſte wegen oft lange Zeit von ſeinem Hauſe entfernt lebte, die Aufſicht über daſſelbe anvertraute.

Joſeph überzeugte ſeinen ſo gnädigen Herrn ſehr bald, daß er dieſes Vertrauens würdig ſey. Unter ſeiner Aufſicht und Verwaltung hob ſich der Wohlſtand ſeines Hauſes und ſeine Einkünfte vermehrten ſich von Jahr zu Jahren: ſo daß er, der Herr des Hauſes, ſich weiter um nichts bekümmerte und ſich ruhig den Vergnügungen des Lebens in der Reſidenz überließ. Auch Joſeph empfand immer weniger das Drückende ſeines abhängigen Zuſtandes, und hätte er nicht einen ſo guten, geliebten Vater in Kanaan zurückgelaſſen, er würde jene ländliche Gefilde und das ehemalige Hirtenleben bei ſeiner jetzigen vornehmeren Lebensart ganz vergeſſen haben.

Zwölf Jahre mochten ihm nun im Hauſe des Potiphar verfloſſen ſeyn, als ein unglücklicher Umſtand ihn auf einmal aus ſeinem bisherigen Wohlſtande in tieferes Elend zurück verſezte.

Als ein ſchöner Jüngling, in der Blüthe ſeiner Jugend, die er durch Feinheit der Sitten und edlen Anſtand noch zu erhöhen wußte, hatte er ſchon lange die Augen ſeiner Gebieterin, der Frau des Potiphar auf ſich gezogen; Ehrfurcht und Beſcheidenheit hatten ihn bisher in der gehörigen Entfernung von ihr gehalten; jezt aber, da ihr Gemahl ihm ſein volles Vertrauen ſchenkte, hielt auch ſie ſich berechtigt, ſich ihm mehr zu nähern und ſeinen Umgang zu ſuchen. So vorſichtig auch Joſeph demſelben auswich, ſo konnte er es doch bei den öftern Gelegenheiten, ſie zu ſehen, nicht vermeiden, ihre wollüſtigen Begierden zu reitzen; ſie gab es ihm nur zu deutlich zu erkennen, wie ſehr ſie ſeine Umarmungen wünſche; vergeblich hatte ſich Joſeph gegen ſie erklärt: er werde nie dieſe Untreue an ſeinem guten Herrn begehen, der ihn mit ſolchem uneingeſchränkten Zutrauen über ſein ganzes Hausweſen geſezt habe, und ihm das einzige Eigenthum, das er ſich vorbehalten habe, ſeine Gattin entwenden; und wie, ſezte er hinzu: wie ſollt' ich ein ſolch großes Uebel thun, und wider Gott ſündigen! Allein dieſer Widerſtand reizte die Begierde des wollüſtigen Weibes nur noch mehr.

Sie wußte es eines Tages, als ihr Mann am Hofe abweſend war, zu veranſtalten, daß alle übrigen Bedienten des Hauſes entfernt und nur dem Joſeph ein Geſchäft in ihrer Nähe aufgetragen wurde; mit ſchaamloſen Ungeſtüm trug ſie ihm jezt ihre Liebe an; Joſeph aber wand ſich aus ihren unzüchtigen Armen los und ließ bei der Flucht aus ihrem Zimmer ſein Oberkleid in ihren Händen zurück.

Jezt gieng die verſchmähte und ſo tiefgekränkte Liebe des Weibes in Wuth über; eine ſolche Demüthigung von einem Sclaven ihres Hauſes konnte ſie nicht ertragen. Mit einem von Zorn glühenden Geſicht rief ſie jezt ſelbſt die entfernten Bedienten zurück: „ihr ſollt meine Zeugen ſeyn, der Schmach, die mir der hebräiſche Sclave angethan hat! So ſind die Ausländer! Der Bube war ſo dreiſt, in mein Schlafzimmer einzudringen! Mein Geſchrey hat ihn erſchreckt; da hat er ſein Oberkleid im Stich gelaſſen.“

Kaum kann ſie die Ankunft ihres Gemahls erwarten. Bei ſeiner Zurückkunft empfängt ſie ihn mit dem erkünſtelten Ausdruck der beleidigten Ehre und der höchſten Verzweifelung. Siehe: wie ſchändlich der hebräiſche Knecht dein Zutrauen gemißbraucht, welchen verwegnen Verſuch er in deiner Abweſenheit auf meine Ehre gemacht hat!

Er ſoll ihn nie wieder wagen, verſezte der aufgebrachte Gebieter, und befahl augenblicklich, den Joſeph in das Gefängniß zu bringen, in welchem gewöhnlich Staatsverbrecher aufbewahrt wurden.

Zu großmüthig, als ſeine Vertheidigung durch die Schande eines Weibes zu ſuchen und ſtolz auf die Unſchuld und Reinigkeit ſeines Herzens, unterwarf ſich Joſeph willig dieſem Verhängniß, und vertraute auch im Kerker auf den Gott, der der allmächtige Zeuge ſeiner Rechtſchaffenheit ſey und ſeine Unſchuld zu rechter Zeit ans Licht bringen werde.

In kurzer Zeit gelang es ihm auch hier, ſich durch ſein Wohlverhalten die Gunſt des Aufſehers über dies Königliche Gefängniß zu verſchaffen, daß er ihm die Feſſeln abnahm, einen freiern Umgang innerhalb der Feſtungsmauren verſtattete, ja ihm ſogar zulezt die Aufſicht über die übrigen Gefangnen übertrug. Ein Geſchäft, bei welchem der fromme junge Mann manche Gelegenheit fand, das Schickſal dieſer Unglücklichen durch Troſt und Belehrung zu erleichtern.

So traf es ſich einſt, daß ein paar vornehme Königliche Bedienten, deren einer Obermundſchenk bei dem Egyptiſchen Könige Pharao geweſen war, der Andere die Bäckerei zur Königlichen Tafel zu beſorgen hatte, in dies Staatsgefängniß eingebracht wurden; vermuthlich aus Verdacht einer Vergiftung oder ſonſtigen Untreue gegen ihren Herrn. Auch dieſe wurden unter die beſondre Aufſicht Joſephs gegeben, der ſie genau beobachtete. Eines Morgens fand er ſie beyde in tiefen Gedanken und ſehr niedergeſchlagen. Als ſich Joſeph nach der Urſache erkundigte, erfuhr er von ihnen, daß Träume ſie die Nacht hindurch geängſtet hatten. Er ließ ſich dieſelben von ihnen erzälen und errieth mit ziemlicher Beſtimmtheit, daß der eine von ihnen, der Oberbäcker, nicht frei von dem angeſchuldigten Verbrechen ſey und der Todesſtrafe nicht entgehen würde; der Mundſchenk aber werde freigeſprochen und wieder in ſein voriges Amt bei dem Könige eingeſezt werden. Bei dieſer Gelegenheit bat er den leztern, er möchte dann, wenn es ihm wohlgehe, ſich auch ſeiner erinnern und ſich für ſeine Befreiung aus dieſem Ort beim Pharao verwenden, da er ohne alles Verbrechen und ohne ſeine Schuld in dies Gefängniß gerathen ſey.

Nach wenig Tagen traf glücklich die Prophezeihung Joſephs ein. Beide Staatsgefangne wurden abgeholt; der erſtre wurde zum Galgen geführt, der Mundſchenk aber wieder in ſeinen vorigen ehrenvollen Poſten eingeſezt. Aber es vergiengen einige Jahre, ohne daß ſich dieſer wieder des Joſephs erinnerte; bis einsmals der König Pharao ſelbſt einen ſehr bedenklichen Traum gehabt hatte, über deſſen Auslegung ſich ſeine Hoftraumdeuter vergeblich die Köpfe zerbrachen. Die Egyptiſche Nation war auch in dieſem Punkt, was Träume betraf, ſehr abergläubig, und es gab eine eigne Klaſſe von Menſchen unter ihnen, die ſich das Anſehen einer tiefern Weisheit in Auslegung derſelben zu geben wußten. Jezt, da das Traumgeſicht des Königs den ganzen Hof in Unruhe ſezte, dachte der Mundſchenk an die Geſchichte in ſeiner Gefangenſchaft und den ausländiſchen Traumdeuter daſelbſt, wofür er den Joſeph hielt und als einen ſolchen dem Könige bekannt machte.

Sogleich wurde zum Gefängniß hingeſchickt, um den Joſeph an Hof zu holen. Man ſchor ihm das Haupt nach egyptiſcher Sitte, verwechſelte ſeinen Sclavenkittel mit prächtigen Hofkleidern und ſtellte ſo den ſchönen jungen Fremdling dem Könige vor.

Ich höre von dir, redete ihn Pharao an, du verſteheſt die Kunſt, Träume zu deuten: ſo wirſt du mir ja auch den meinigen zu erklären wiſſen.

Mit ehrfurchtsvoller Beſcheidenheit erwiederte Joſeph. Weit entfernt mich für einen Meiſter dieſer trüglichen Kunſt auszugeben, hoffe ich gleichwohl, daß des Königs Traum von guter Bedeutung ſey.

Pharao erzälte ihm darauf denſelben, wie es ihm vorgekommen ſey, als gehe er an dem Ufer des Nils, dieſes ſo fruchtbaren Fluſſes ſeines Landes ſpazieren und ſähe da auf einmal ſieben ſchöne fette Kühe aus dem Strome ſteigen und auf der üppigen grünen Weide mähen; bald darauf bemerke er eben ſo viel häßliche und magere Kühe, dergleichen ihm noch nie zu Geſichte gekommen, die ſich über die fetten hermachen, ſie aufzehren und ſo mager und häßlich bleiben wie zuvor. Ein ähnliches Geſicht, ſagte Pharao, habe er auch gleich nachher von ſieben ſtarken und dünnen Kornähren gehabt.

Joſeph erklärte: Gott habe durch dieſen Traum den erhabnen König des fruchtbaren Egyptens aufmerkſam auf die jezt ſo ergiebigen Erndten machen wollen, um ſie für die kommenden Jahre der Theurung zu benutzen. Die Weisheit des Königs laſſe erwarten, daß er einem verſtändigen und geſchickten Mann das Geſchäft übertragen werde, Fruchtmagazine im ganzen Lande anzulegen, um ſeine Unterthanen in den künftigen Tagen des Mangels vor dem Hunger zu ſichern.

Der König, der ſich dadurch geſchmeichelt fühlte, daß ſein Traum ein hoher Wink der Gottheit ſey und die Weisheit des jungen Mannes bewunderte, erklärte in Gegenwart ſeiner verſammleten Hofleute: ein Mann von ſo einſichtsvollem Geiſte ſey ihm noch nicht vorgekommen; wendete ſich darauf zum Joſeph mit der Erklärung: du mußt ein vorzüglicher Günſtling der Gottheit ſeyn, da er dir ſolche Weisheit gegeben hat. Wem könnt ich beſſer dies Geſchäft anvertrauen als dir! Ich erkläre dich hiermit für meinen erſten Miniſter und übertrage dir die Einrichtung und Verwaltung der Magazine im ganzen Lande. Deine Befehle ſoll man als die meinigen anſehen (bei dieſen Worten zog er den Siegelring vom Finger und gab' ihn in die Hand Joſephs) und mein Volk ſoll dir, als dem Nächſten nach mir, in allen deinen Anordnungen gehorchen.

Sogleich wurde dem neuen Miniſter das weißſeidene Staatsgewand um die Schultern geworfen; der König hieng ihm eigenhändig die goldne Gnadenkette um den Hals, ließ ihn den zweiten Staatswagen beſteigen, ſo durch die Straſſen der Reſidenz fahren und durch einen voranreitenden Herold ausrufen: dies iſt des Landes Vater!

Bei einer beſondern Audienz beſtätigte Pharao ſeinem neuen Miniſter noch mehr ſeine Gnade, erklärte ihn für ſeinen geheimen Rath, ohne deſſen Willen niemand eine Hand oder Fuß in Egypten regen ſollte. Das Volk war damals ſchon einer ſclaviſchen Unterwürfigkeit gewohnt, um den neuen Miniſter aber auch bei den Großen des Reichs und beſonders der mächtigen Prieſterſchaft in Anſehen zu ſetzen, vermählte der König ſeinen neuen Günſtling mit der Tochter des Oberprieſters zu On, der Aſnath, einer Tochter des Potiphera.

Jezt mit dem vollen Anſehen und der Gewalt eines wirklichen Reichsverweſers bereißte nun Joſeph die Provinzen des Königreichs und traf überall Anſtalten zur Ausführung ſeines großen Geſchäfts. In jeder bedeutenden Stadt wurden auf ſeinen Befehl Getreidemagazine angelegt und während den wohlfeilen Jahren ungeheure Vorräthe aufgeſchüttet. Mit unermüdeter Betriebſamkeit beſorgte Joſeph dies Geſchäft, und wurde ſchon jezt dafür durch die zunehmende Gnade ſeines Monarchen belohnt. Auch in ſeinem eignen Hauſe herrſchte Wohlſtand und Glück; ſeine Gattin Aſnath erfreute ihn durch die Geburt zweyer Söhne, denen er die Namen Manaſſe und Ephraim gab, wobei er ſich dankbar der Güte ſeines Gottes erinnerte, der ihn durch ſeine beſondre Leitung aus ſeiner ehmaligen Dürftigkeit zu einer ſolchen Höhe des Anſehens und Glücks erhoben habe.

Nach ſieben fruchtbaren Jahren traten nun die Jahre der Theurung und des Mangels ein, der mit jedem Jahre drückender wurde. Jetzt erſt wurde die Weisheit des Miniſters allgemein anerkannt, durch deſſen Vorſicht die allgemeine Landesnoth ſo gemildert wurde, der jetzt allmählig ſeine Fruchtböden öffnete und die Bewohner des Landes mit Lebensmitteln und Getreide zur Ausſaat verſahe. Schon in den früheſten Zeiten war Egypten die Kornkammer der umliegenden Länder; auch jetzt, bei der ſo weit ſich verbreitenden Theurung, nahm man dahin ſeine Zuflucht; die Schätze des Morgenlandes ſtrömten jetzt bei dem blühenden Getreidehandel in die königlichen Kaſſen.

Auch in Kanaan, wo Joſephs alter Vater mit ſeinen Brüdern lebte, war der Kornmangel aufs höchſte geſtiegen und drohte mit Hungersnoth. Jetzt erfuhr Jakob: noch ſey in dem benachbarten Egypten Getreide für Geld feil. Seine Söhne mußten daher eine Reiſe dahin machen; nur den einzigen Benjamin, den Jüngſten, behielt er aus Beſorgniß wegen ſeines noch unmündigen Alters zurück. Die übrigen alle ſchloſſen ſich an eine dahinreiſende Karavane an, und wurden bei ihrem Einzug in Egypten zum Fürſten des Landes, Joſeph, hingewieſen.

Dieſer erkannte gleich beim erſten Anblick ſeine Brüder, die ſich bei ſeiner Erſcheinung nach morgenländiſcher Sitte ehrfurchtsvoll vor ihm zur Erde niederwarfen. Der Gedanke, in welche Angſt ihn dieſe Brüder ehemals bei ſeiner ſo mörderiſchen Behandlung verſezt hatten, erwachte jezt lebhaft in ſeiner Seele, und ſchwächte die ſanfteren Empfindungen der Liebe; und da gewöhnlich eine ſchnelle Glücksveränderung auf den Charakter eines Menſchen wirkt und Ton und Sprache etwas höher ſtimmt, ſo nahm auch jezt Joſeph vor ſeinen Brüdern das volle Anſehen eines Gebieters an, behandelte ſie als Fremde und fragte ſie, woher und in welcher Abſicht ſie ins Land gekommen wären?

Sie erklärten: Sie kämen aus Kanaan, in der Abſicht, Getreide zu kaufen.

Und vielleicht, fiel ihnen Joſeph ins Wort, bei dieſer Gelegenheit das Land hier auszukundſchaften? Wo man bei einem Streifzuge am bequemſten einbrechen kann?

Tief empfanden die Brüder das Kränkende dieſes Verdachts. Nein Herr, erwiederten ſie; Wir ſind ehrliche Leute; alle eines braven Mannes Söhne; deine Knechte waren nie Kundſchafter.

Joſeph. Ihr — alle Söhne eines Vaters — ? das beſtärkt meinen Verdacht noch mehr.

Die Brüder. Doch iſt es ſo; Gnädigſter! Es ſind unſer zwölf Brüder; der jüngſte von uns iſt beim Vater in Kanaan zurückgeblieben. —

Joſeph. Nun — und der zwölfte?

Die Brüder verlegen: — iſt nicht mehr vorhanden.

Joſeph. Ihr verwickelt euch ſelbſt durch eure Reden. Ich halte euch ſo lange für Kundſchafter, bis ihr den jüngſten Bruder zur Stelle bringt. Beim Leben des Pharao! ich laſſe euch nicht eher los. Einer von Euch ziehe hin und hole den Bruder; ihr übrigen bleibt indeß gefangen zurück.

Jezt gab er ſeinen Leuten Befehl, ſie in Verwahrung zu bringen und wendete ſein Geſicht von ihnen ab.

Erſt nach einigen Tagen ließ er ſie wieder vor ſich. Mit ſichtbaren Spuren der äußerſten Verlegenheit traten ſie unter ſeine Augen. Bei dem Gott, den ſie verehrten, bezeugten ſie ihre Unſchuld.

Joſeph. Auch ich ehre dieſen Gott; und wenn euch euer Leben lieb iſt, ſo rettet euch von dem Verdacht. Schaffet den Bruder bei, ſo will ich euch für redliche Leute halten. Neune von euch können zurückreiſen und die Lebensmittel nach Hauſe bringen. Einer aus eurem Mittel bleibe mir als Bürge gefangen zurück.

Mit dieſen Worten zog er ſich einige Schritte zurück und überließ ſie ihren Betrachtungen. Das haben wir an unſerm Bruder verſchuldet! Jezt trift uns gleiche Angſt. Ach! wie er zitternd ſeine Hände um Mitleid und Erbarmen nach uns ausſtreckte! und wir hörten auf ſeine flehende Stimme nicht! Sagte ichs euch nicht, ſprach Ruben: bat ich nicht um das Leben des Jünglings? Aber euer Herz blieb fühllos; euer Ohr taub. Nun fordert der Rächer des Bruders Blut von uns.

So ſprachen die Brüder unter einander in ihrer Landesſprache, wähnend, Joſeph, der bisher durch einen Dollmetſcher mit ihnen redete, verſtehe ſie nicht. Aber jedes ihrer Worte drang ihm zum Herzen; das Mitleid erwachte in demſelben, er wendete ſein Geſicht ab, um ſich die Thränen aus den Augen zu trocknen. Dann kehrte er wieder zu ihnen zurück, wählte ſelbſt den Simeon zum Geiſel und entließ die übrigen, nachdem er zuvor ſeinem Haushofmeiſter in Geheim den Befehl ertheilt hatte, ihre Säcke mit Getreide zu füllen, ſie mit hinreichenden Lebensmitteln auf die Reiſe zu verſehen, und das für die Frucht gezalte Geld in eines jeden Sack mit einzubinden.

Mit ſchweren Herzen reißten die Brüder zurück; trieben die beladenen Eſel langſam vor ſich hin, und erreichten nicht ohne ängſtliche Furcht die erſte Herberge. Hier wollten ſie ruhen und ſich von ihrer Beſtürzung erholen — aber als einer von ihnen ſeinen Sack öffnete, um Futter für die Thiere zu beſorgen — fand er zu neuem Entſetzen ſein Geld oben eingebunden, theilte dieſe Entdeckung ſeinen Brüdern mit; alle wurden darüber äußerſt betroffen, und wußten ſich dies Ereigniß nicht zu erklären.

Jezt kamen ſie zu ihrem Vater und gaben ihm umſtändliche Nachricht von allen dieſen Auftritten und von der Forderung des gebietenden

Herrn in Egypten, ihm ihren jüngſten Bruder zuzuführen. So? ſprach der Greis: Ihr wol't mich um meine Kinder bringen? Joſeph iſt nicht mehr; auch Simeon iſt dahin; und nun wollt ihr mir auch den Benjamin entreißen? Es geht alles über mich.

Vater! rief Ruben, gerührt von des alten Vaters Klagen, aus! Ich flehe dir mit allem was ich habe für den Benjamin! Auch ich bin Vater; aber meiner Kinder Leben will ich daran ſetzen: ich bringe dir deinen Sohn wieder zurück!

Jakob. Wie kannſt du mir für das Leben meines Benjamin Bürge ſeyn? Kann ihm nicht unterweges ein Unfall begegnen? Hab ich nicht ſchon Joſeph auf dieſe Art verloren? Würde mir auch dieſer entriſſen — mit Herzleid würdet ihr mein graues Haupt in die Grube bringen

Mit dem Vorſatze, dieſen Liebling nicht von ſich zu entfernen, ſchloß er ihn noch feſter in ſeine Arme.

Aber nur zu bald nöthigte ihn die fortdauernde Theurung und die immer höher ſteigende Noth, ſeine Söhne noch einmal nach Egypten zu ſenden. Dieſe erklärten, ſie könnten ſchlechterdings nicht ohne Benjamin daſelbſt erſcheinen; denn der Landesfürſt habe es ihnen zu nachdrücklich eingelegt, daß ſie, ſo lieb ihnen ihr Leben ſey, ſich nicht ohne ihren Bruder vor ihm ſollten ſehen laſſen.

Jakob. Warum begiengt ihr die Unvorſichtigkeit, dem Manne zu ſagen, daß ihr noch einen Bruder hättet?

Die Söhne. Er that ſo gar umſtändliche Fragen an uns, nach dir und unſrer ganzen Familie; wir mußten ihm ja antworten. Wie konnten wir vermuthen, daß er ſagen würde: bringt euren Bruder mit herab?

Juda. Vater! Vertrau ihn mir an, den Bruder Benjamin. Von meinen Händen ſollſt du ihn wieder fordern. Ich hafte mit meinem Leben für ihn! Siehe uns an, ſiehe hier unſre

Kinder, deine Enkel. Bemerkſt du nicht an allen die ſichtbaren Spuren des Mangels und der Noth? Soll uns der Hunger alle mit dir aufreiben? Schon hätten wir die Reiſe hin und her machen und unſern Mangel ſtillen können, wenn du nicht aus Aengſtlichkeit ſo gezögert hätteſt.

Jakob. So ſey es denn; ich muß mich auch unter dies harte Verhängniß beugen. Aber thut ja alles, um den ſtrengen Mann zu beſänftigen. Nehmt von unſern beſten Landesfrüchten Geſchenke für ihn mit, Balſam und Honig, und Gewürze, Myrrhen, Datteln und Mandeln; auch doppelte Beutel mit Gelde, um den Irrthum wegen der vorigen Zahlung wieder gut zu machen. Und Er, der allmächtige Gott mache euch das Herz des Mannes geneigt, daß ihr Gnade vor ihm findet, daß er euch mit eurem zurückgelaſſenen Bruder und Benjamin zu mir zurückläßt, zu mir, der ich indeß wie einer, der aller ſeiner Kinder beraubt iſt, jammere.

Weinend drückte der Greis noch einmal ſeinen Liebling ans Herz und entließ ihn dann mit den übrigen Brüdern, die nicht ohne ängſtliche Beſorgniſſe die väterliche Hütte verließen.

Ihre Ankunft mit Benjamin in Egypten wurde ſogleich dem Joſeph gemeldet. Dieſer that ſeinem Hausverwalter den Auftrag, ſie ſogleich in ſeine Wohnung zu führen und ein feſtliches Mahl zu Mittage zuzubereiten.

Als ſie in den Pallaſt des Fürſten durch den Haushofmeiſter geführt wurden, glaubten ſie, es geſchähe dies in keiner andern Abſicht, als ſie wegen des Geldes in Unterſuchung zu ziehen und ſie ſo insgeſamt zu leibeignen Sclaven zu machen. Noch auf der Schwelle des Hauſes wendeten ſie ſich ängſtlich an den Haushofmeiſter und ſuchten ſich mit dem Ausdruck der offenſten Redlichkeit des vorgefallenen Irrthums wegen zu rechtfertigen. Dieſer aber, der ſchon mit der Abſicht ſeines Herrn vertraut war, ſprach ihnen mit freundlicher Miene Muth ein. „Seyd ihr nur ohne Sorge, Fremdlinge! Ich habe keine Geldforderung an euch. Ihr hattet es mir ja gezalt. Euer und eures Vaters Gott muß es euch zum Erſatz in eure Säcke wieder gegeben haben; ich weiß davon nichts.“ —

Jezt öffnete er eine Seitenthür. Da trat ihr wohlgehaltener Bruder Simeon in ihre Mitte, mit Freude verkündigendem Geſicht. — Sie wurden in den innern Hof des Pallaſtes eingeführt; man reichte ihnen Waſſer, ihre Füße zu waſchen, ſattelte ihre Eſel ab und gab ihnen Futter. Sie öffneten die Säcke mit den Geſchenken, um ſich durch dieſe als Söhne eines rechtlichen und wohlhabenden Mannes zu zeigen, und erwarteten ſo in einer der Hallen die Ankunft des Fürſten.

Jezt trat derſelbe ein. Da warfen ſie ſich ehrfurchtsvoll vor ihm zur Erde nieder. Er aber richtete ſie freundlich auf, hieß ſie willkommen und ſeine erſte Frage an ſie war: „Was macht euer Vater, der gute Greis? lebt er noch und geht es ihm wohl?“ Dann ſahe er ſich nach dem Sohne ſeiner Mutter, ſeinem leiblichen Bruder um, den er als Knaben verlaſſen hatte, und als er ihn erblickte: „iſt das euer jüngſter Bruder, von dem ihr mir ſagtet? — Gott ſey dir gnädig, mein Sohn!“ Länger konnte er das Brudergefühl nicht in ſeinem Herzen unterdrücken; er mußte ihm Luſt machen; ſchnell entfernte er ſich aus ihren Augen ins nächſte Zimmer, überließ ſich da ſeinen Empfindungen und weinte Freudenthränen.

Nachdem er ſein Geſicht gewaſchen und die Zeichen ſeiner innigſten Rührung verwiſcht hatte, trat er wieder mit ernſten Augen unter ſie, und befahl den Bedienten des Hauſes, die Speiſen aufzutragen.

Unter einem köſtlichen Paldachin wurde ihm, nach Egyptiſcher Sitte, ein eigener Tiſch geſezt; ſo auch den anweſenden Egyptiſchen Gäſten. Ihm gegenüber wurde die beſondre Tafel für die Ebräiſchen Fremden zugerichtet. An dieſer ließ er ihnen zu ihrer Verwunderung die Plätze der Reihe nach genau nach ihrem Alter anweiſen. Die Speiſen wurden ihnen von ſeinem Tiſche reichlich zugetragen, doch ſo, daß Benjamin jedesmal eine fünffache Portion empfieng. Während der Mahlzeit herrſchte Heiterkeit und frohe Laune. Freude verbreitete ſich vom Geſichte Joſephs über alle die Gäſte, die durch den oft herumgehenden Freudenbecher zu einem ſehr hohen Grade ſtieg und dieſen Tag zu einem der froheſten ihres Lebens machte.

Am folgenden Morgen ließ Joſeph alle Zubereitungen zu ihrer Abreiſe machen. Der empfangenen geheimen Anweiſung zu Folge mußte der Verwalter ſie reichlich mit Lebensmitteln auf die Reiſe und mit Getraidevorrath verſorgen, auch das Geld wieder in eines jeden Sack binden, in des Jüngſten ſeinen aber noch neben dem Gelde auch den ſilbernen Becher von ſeiner Tafel obenauf legen. Noch einmal wollte er die Geſinnung ſeiner Brüder prüfen, ob ſie noch einer ähnlichen Verrätherei, wie ehmals, an ihrem Bruder fähig wären.

Kaum waren ſie entlaſſen und in einiger Entfernung von der Stadt, als er ſeinem Haushofmeiſter befahl, den Männern eiligſt nachzuſetzen, und ihnen unter dem Vorwurf des verlezten Gaſtrechtes den entwendeten Becher abzufordern.

Ohne ſich eines Argen zu verſehen und noch im freudigen Taumel über die genoſſene ſo unerwartet freundliche Bewirthung, werden die Brüder auf einmal den ihnen nachſetzenden Reuter gewahr. Sie halten ſtille; der zornige Blick desſelben läßt ihnen nichts Gutes erwarten.

„Iſt das auch redlich von Euch gehandelt? redet der Mann im rauhen Tone ſie an. Vergeltet ihr ſo Gutes mit Böſen? Wie? ihr konntet meinem Herrn den Becher entwenden, aus dem er gewöhnlich trinkt und opfert! Schämt euch, Verbrecher!“

Für ſchuldloſe Herzen war dieſer Vorwurf zu empfindlich und empörend. „Wir ſind redliche Leute; ſolch eine Beſchuldigung trift uns zu hart. Wir haben das gefundene Geld aus Kanaan wieder ehrlich zurück gebracht, und ſollten nun aus deines Herrn Hauſe Silber oder Gold entwendet haben? Kannſt du uns wohl einer ſolchen Niederträchtigkeit fähig halten? Hier ſind wir; ſtelle die ſtrengſte Unterſuchung an; wir ſind in deiner Gewalt; bei wem du den Becher findeſt, der ſey des Todes; ja und wir alle erklären uns dann für deine Leibeigne.“

Der Haushofmeiſter. „Wohl; ich halte euch bei eurem Wort. Doch ich will ſchonender handeln. Nur der ſey mein Sclav, bei dem ich ihn finde.“

Sogleich wurden die Säcke abgeladen und unterſucht. Nach langem Suchen findet man endlich den Becher in Benjamins Sacke! —

Mit ſprachloſen Entſetzen bemerken die Brüder die ſchreckliche Entdeckung. Ohne ein Wort zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen, beladen ſie ſchweigend und mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes ihre Eſel, und folgen dem Haushofmeiſter nach der Stadt zurück.

Hier noch in derſelben Wohnung, wo ſie erſt geſtern ſo froh waren, erwartet ſie Joſeph mit ernſtem Geſicht. Sie können ſeinen Anblick — ſie können die bittern Anſchuldigungen aus ſeinem Munde nicht ertragen. Mit gebeugtem Haupte werfen ſie ſich ihm zu Füßen und einer von ihnen, Juda, führt das Wort:

„Was können wir zu unſerer Vertheidigung vorbringen? Der Schein iſt zu ſehr wider uns. Eine höhere Hand, die Hand des Allmächtigen ſtraft uns jezt für ein ehmaliges Verbrechen. Nimm uns, wie wir hier ſind, mit dem, bei welchem der Becher gefunden ward, zu deſſen Sclaven.“

Joſeph. Ich will nicht ungerecht an euch handeln; nur der, bei welchem ſich der Becher fand, bleibe als Sclav zurück: ihr übrigen zieht in Frieden zu eurem Vater.

Juda. Nur noch einmal höre mich, mein Gebieter! Sey auch Du, der Liebling des Monarchen, ihm an Gnade gleich. Du verlangteſt Nachricht von unſrer Herkunft. Wir haben dir alles unverholen erzält, von unſerm alten Vater und ſeinem noch einzigen zurückgelaſſenen Liebling. Dieſen verlangteſt du zu ſehen, und unter keiner andern Bedingung erlaubteſt du uns den Zutritt zu dir. Wir brachten deinen Befehl an unſern Vater. Ach du hätteſt den Kampf des väterlichen Herzens ſehen ſollen, als wir bei unſerer zweyten Abreiſe ihm dieſen ſeinen Liebling abforderten! Schon habe ich einen Sohn von dieſer Mutter, ſagte der weinende Greis, verlohren, meine Augen haben ihn nicht wieder geſehen, denn ach! man ſagte mir, er ſey von einem wilden Thiere zerriſſen: wollt ihr mir nun auch dieſen entziehen, ſollte auch dieſem ein Unfall begegnen: ſo werdet ihr meine grauen Haare mit Jammer hinab in die Grube bringen. — Käme ich nun zu deinem Knechte, meinem Vater, ohne dieſen Knaben, an dem ſein ganzes Herz hängt, zurück — — (hier tröpfelten Thränen über die Wangen des Redenden) ſähe er ihn nicht wieder: ſo ſchließt er auf immer ſeine Augen: ſo bringen wir die grauen Haare deines Knechtes, unſers Vaters, mit Herzleid in die Grube! Habe Mitleid mit dem unglücklichen Greiſe. Ich habe mich bei ihm für den Knaben verbürgt; nimm

mich

mich ſtatt ſeiner zu deinem Sclaven, und laß ihn mit ſeinen Brüdern hinaufziehen. Ohne ihn kann ich dem bejammernswürdigen Vater nicht unter die Augen treten; ich könnte den Anblick des Sterbenden nicht aushalten, den Jammer nicht ſehen, der ſeine Bruſt zerreißen würde!

Häufige Thränen hinderten ihn, weiter zu reden: aber auch Joſeph konnte ſich nicht länger halten. Sein Herz war von Wehmuth erfüllt, deren Ausbruch bis jezt nur die Gegenwart fremder Zeugen zurückhielt; er winkte dieſen, ſich zu entfernen, und nun allein mit ſeinen Brüdern ließ er ſeinen Empfindungen und Thränen freien Lauf und weinte ſo laut, daß ſelbſt die außenſtehenden Egypter es hörten. Kaum konnte er die Worte vorbringen: ich bin Joſeph. — Lebt er wirklich noch, mein guter, theurer Vater?

Vor Erſtaunen konnten ihm ſeine Brüder nicht antworten. Es war dies über alle ihre Erwartung.

Kommt näher, meine Brüder! Ach zu lange habe ich eures nähern Umgangs entbehren müſſen. Ihr ſeht in mir Joſeph, euren Bruder, den ihr nach Egypten verkauft habt. Seyd jezt unbekümmert darüber; ich ſage euch dies nicht, um euch zu kränken. Um eurer Erhaltung willen hat mich Gott hierher vorausgeſchickt; nicht ihr, Gott hat es gethan; Er hat mir die Gnade des Pharao verſchafft und mich zum Herrn über Egypten erhoben. Eilet, um dieſe Nachricht meinem guten Vater zu bringen. Sagt ihm, daß er ohne Verzug zu mir herabkommen und Zeuge meines Glücks werden möge. Hier, in meiner Nähe, in dem fruchtbaren Wieſengrunde Goſen, ſoll er wohnen, Er mit ſeinen Kindern und Kindeskindern, und allen ſeinen Heerden. Ich werde für ſeinen Unterhalt die noch übrigen Jahre der Theurung ſorgen. Er ſoll keinen Mangel mehr leiden!

Noch ſtanden die Brüder ſtaunend, als traueten ſie ihren Sinnen nicht.

O meine Brüder! fuhr Joſeph fort, und du mein Bruder Benjamin! Kennt ihr euren Bruder nicht mehr, vernehmt ihr nicht den Ton ſeiner Stimme? O daß unſer Vater bei dieſer Freudenſcene ſchon zugegen wäre! Eilet, um ihn alles zu ſagen, und kommet mit ihm ohne Verzug hieher.

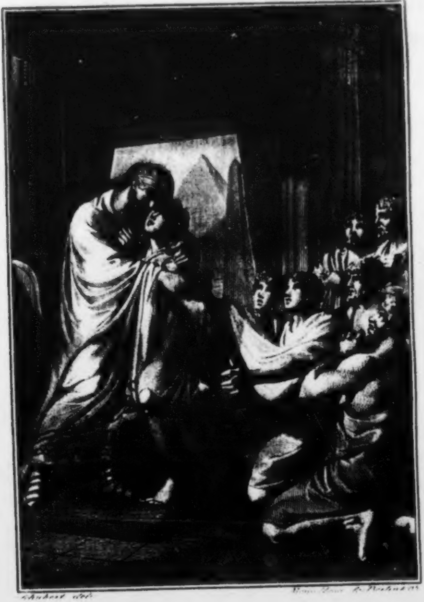
Mit dieſen Worten warf er ſich ſeinem Bruder Benjamin in die Arme, drückte ihn an die Bruſt und weinte Freudenthränen an ſeinem Halſe *); ſo umarmte er auch ſeine übrigen Brüder der Reihe hindurch. Dieſe erkannten jezt ihren Bruder, und ihr Erſtaunen löſte ſich nun in laute Freude auf.

Bald verbreitete ſich der Ruf, daß Joſephs Brüder angekommen und von ihm ſehr gütig wären aufgenommen worden, durch ganz Memphis und an dem Hofe des Pharao. Auch dieſer bezeigte darüber ſeine Theilnahme, billigte nicht nur die vom Joſeph getroffenen Verfügungen zur Abholung ſeines Vaters und beſtätigte ſeiner Familie den Beſitz des Landes Goſen: ſondern verſah ſie auch

---

*) Hierher gehört das 8te Kupfer.

BL.T.VII.



Schubert del. [illegible]

Joseph und seine Brüder.

auch mit den nöthigen Wagen, Reiſegeräth und Fourage.

So entließ Joſeph ſeine Brüder mit anſehnlichen Geſchenken an Feierkleidern und Gelde, beſonders ſeinen geliebten Benjamin; ließ eine Menge Maulthiere mit Egyptiſchen Güthern, mit Getreide und Lebensmitteln auf die Hinundherreiſe beladen, gab der Karavane eine anſtändige Bedekkung von wehrhaften Leuten, den Brüdern aber die Warnung mit auf den Weg: daß ja keiner den Andern unterweges durch Vorwürfe kränken ſollte.

Jezt erreichten ſie die Höhe von Kanaan und näherten ſich der väterlichen Hütte: da wollte jeder der Brüder der erſte ſeyn, der den alten Vater mit der entzückenden Nachricht erfreute: Joſeph, dein Sohn, lebt noch und iſt ein Herr über ganz Egypten!

Dieſe Nachricht kam dem Greiſe zu unerwartet, als daß er ihr hätte Glauben beimeſſen können. Aber die wiederholten Beſtätigungen aus

Aller Munde, und der Anblick der ſpäter nachkommenden Karavane, mit den Wagen und ihren Begleitern, die ihm Joſeph zur Abholung zuſchickte, benahm ihm allen Zweifel, heiterte die Seele des Greiſes ſo auf, daß er im Gefühl der lebhafteſten Freude ausrief: Nun ſind alle meine Wünſche erfüllt, da mein Sohn Joſeph noch lebet: ich will hin, um ihn noch vor meinem Ende zu ſehen!

Von der Stunde an wurden die Anſtalten zur Abreiſe gemacht, die zerſtreuten Heerden eingetrieben, die Zelte abgebrochen und die beweglichen Güter auf Laſtthiere geladen. — Der Zug gieng von dem friedlichen Hain zu Mamre über Beerſeba. Hier, wo er und ſeine Väter mehrmals geopfert hatten, brachte er Gott am Abend dieſes Tages ſein leztes Dankopfer in Kanaan, und ſtärkte ſich in dem Vertrauen zu ſeiner Gnade. Noch war ſeine Seele voll von dem Gedanken an ſeine ſo väterliche Fürſorge, als er entſchlummerte, und jezt in einem nächtlichen Geſicht noch mehr in dem Vertrauen zu Gott geſtärkt wurde.

Mit dem anbrechenden Morgen ſezte ſich der Zug wieder in Bewegung. Die Gegend wimmelte von Heerden und Menſchen; ſo anſehnlich war dieſe auswandernde Familie, unter welchen Jakob nur allein ſechs und ſechzig Kinder und Enkel zälte. An der Grenze Egyptens erwartete ſie eine Anzahl Abgeſandte des Joſeph, die ſie in die Landſchaft Goſen, als ihren künftigen Aufenthalt, begleiten und zugleich dem Joſeph Nachricht von der Ankunft ſeines Vaters bringen muſte. Sogleich ſezte ſich dieſer in den Wagen, und eilte den Kommenden entgegen.

Jezt erblickte er den ehrwürdigen geliebten Vater, nach langer Trennung von ihm, zum erſtenmale wieder. Mit ausgebreiteten Armen ſprang er auf ihn zu, zog ihn wieder an ſeine Bruſt; Freudenthränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und beyde lagen einander lange ſprachlos in den Armen. Endlich unterbrach der gerührte Greis das wonnevolle Stillſchweigen durch den Ausruf: Nun will ich gern ſterben, nachdem ich dein Angeſicht geſehen habe, daß du noch lebeſt!

Nach dieſer rührenden Scene des Wiederſehens und der Bewillkommung auf Egyptiſchen Boden, hielt es Joſeph für Pflicht, ſogleich ſeinen König von der Ankunft ſeiner Familie zu benachrichtigen und ſie ſeinem Schutze zu empfehlen. Er nahm in dieſer Abſicht fünf ſeiner jüngſten Brüder mit ſich und begab ſich mit ihnen an Hof, nachdem er ſie zuvor unterrichtet hatte, wie ſie ſich daſelbſt benehmen ſollten. Sie wurden von dem Könige ſehr gnädig aufgenommen, und Pharao gab ſeinem Miniſter volle Gewalt, ſeinen Vater und die Brüder aufs Beſte zu verſorgen, ihnen die Landſchaft Goſen zum Aufenthalt anzuweiſen, und die Schicklichſten unter ſeinen Brüdern zu Oberaufſehern über die königlichen Heerden zu ſetzen.

Bald nachher führte Joſeph auch ſeinen Vater in die Reſidenz. Obgleich die Egypter, als ein gebildeteres Volk, mit einer gewiſſen Verachtung auf das nomadiſche Hirtenvolk herabſahen: ſo ſchämte ſich Joſeph gleichwohl nicht, dieſen Hirtenfürſten auch unter ihnen als ſeinen Vater aufzuführen; ja als er die Erlaubniß erhielt, ihn auch dem Pharao vorzuſtellen, hielt er ſichs für Ehre, von dieſem ehrwürdigen Greiſe zu erklären: dies ſey ſein Vater. Selbſt auf den König machte der Anblick dieſes noch ſo kraftvollen Alten, der mit ſo natürlicher Einfalt und Würde vor ihn trat und ihm Seegen von Gott wünſchte, Eindruck. „Du biſt wohl ſehr alt?“ fragte der König. Hundert und dreyßig Jahr, verſezte der Greis, ſind mir während meiner Wallfarth auf Erden dahin geſchwunden. Kurz und kummervoll war mein Leben; ſchwerlich werde ich das Lebensziel meiner Väter erreichen. Gott vermehre nur die glücklichen Lebensjahre des Königes!

Mit neuen Beſtätigungen ſeiner Gnade entließ ihn der Monarch, und nun bezog Jakob mit den Seinigen die fruchtbare Gegend, und breitete ſich in derſelben unter dem Schutze des Landesherrn und ſeines Miniſters aus. Mit jedem Jahre vermehrte ſich ſeine Familie und der Wohlſtand ſeiner Heerden. Noch ſiebzehn Jahre genoß er dies Glück, Zeuge von dem blühenden Glück ſeines Hauſes und beſonders von dem ſteigenden Anſehen ſeines Sohnes Joſeph zu ſeyn, der ſich durch die weiſe Verwaltung ſeiner Geſchäfte in jenen

Jahren der Theurung den Ruhm eines wahren Landesvaters bei der egyptiſchen Nation erworben hatte.

Doch jezt fühlte der glückliche Greis zu merklich die Abnahme ſeiner Kräfte und ahndete ſein nahes Ende. Noch hatte er einen Wunſch auf ſeinem Herzen, den er gern ſeinem Joſeph entdecken wollte. Er ließ ihn daher zu ſich kommen, und beſchwor ihn feierlich, daß er nach ſeinem Tode ihn nicht in Egypten begraben, ſondern ſeinen Leichnam nach Kanaan in jenes Erbbegräbniß ſeiner Väter ſchaffen möchte. Joſeph gab ihm darüber die heiligſte Verſicherung, verließ nun ſeinen Vater beruhigt und mit der Hoffnung, ihn vielleicht noch einige Zeit zu beſitzen.

Aber nicht lange darauf erhielt er die Nachricht: ſein guter Vater werde nicht lange mehr leben. Sogleich machte er ſich mit ſeinen beyden Söhnen, Ephraim und Manaſſe, auf; auch dieſe ſollten noch ihren ehrwürdigen Großvater ſterben ſehen und noch zuvor ſeinen Seegen empfangen. Auf die Nachricht: Joſeph ſey mit ſeiner Familie angekommen, ſammelte der ſterbende Greis ſeine letzten Kräfte, und empfieng ihn aufgerichtet im Bette ſitzend. Noch einmal genoß er das Vergnügen, ſich mit ihm zu unterhalten, erinnerte ihn an die gütigen Führungen ſeines Gottes und an die ſo beſtimmten Verſicherungen deſſelben, daß ſeine Nachkommen einſt wieder das Land Kanaan eigenthümlich beſitzen ſollten; auf dieſen Fall ſetzte er die beyden Söhne Joſephs, Ephraim und Manaſſe, *in gleiche Rechte mit ſeinen eignen* Söhnen ein, und dachte noch mit Rührung an ſeine geliebte Gattin Rahel, der Mutter Joſephs, die er auf dem Rückzuge aus Meſopotamien verlohren habe.

Während dieſer Unterhaltung bemerkte der blödſichtige Greis noch einige Perſonen neben Joſeph. Wer ſind denn dieſe? fragte er. Es ſind meine Söhne, ſprach Joſeph, die mir Gott gegeben hat. O ſo führe ſie mir doch näher, daß ich ſie ſeegne! Mit Ehrfurcht traten die beyden Knaben näher; der Greis ſchloß ſie küſſend in ſeine Arme, hob ſeine matten Augen zum Himmel: Auch dieſe Freude hat mir Gott gewährt! Schon hatte ich die Hoffnung aufgegeben, dich, Joſeph, wieder zu ſehen: und nun habe ich nicht nur dich, ſondern auch deine Kinder erblickt. Innigſt gerührt warf ſich Joſeph mit beyden Kindern vor dem Sterbebette des Vaters zur Erde nieder, und überließ ſich einige Augenblicke den Empfindungen der zärtlichſten Liebe. Dann führte er ſie noch einmal dem Vater zu, hieß ſie vor dem Ehrwürdigen niederknien, und bat ihn, ſie zu ſeegnen. Jakob that es, legte die zitternden Hände auf ihre Häupter, und verſicherte ſie des Beiſtandes und Schutzes Gottes, der ihn von ſeiner Kindheit auf geleitet habe, und gewiß auch nach ſeinem Tode mit ihnen ſeyn würde.

Hierauf rief er ſeine übrigen Söhne zu ſich — eine zalreiche Gruppe um das Sterbebette des Vaters; voll hoher Begeiſterung unterhielt er ſich mit jedem unter ihnen von ihren bevorſtehenden Schickſalen mit einem Blick in die fernſte Zukunft und immer in feſter Hinſicht auf den einzigen Gott, den ſie als den Gott ihrer Väter verehren ſollten; verpflichtete ſie noch einmal

mal ſämtlich, ſeinen entſeelten Körper in jener ehrwürdigen Grabeshöhle, wo die Gebeine ſeiner Väter ruhten, beizuſetzen. Und nun ſank er erſchöpft auf ſein Sterbelager — nur wenige Augenblicke eines krampfhaften Zuſammenziehens ſeines Körpers — dann ergoß ſich Ruhe über den erblaßten Leichnam, und ſo endigte der Greis ſein Leben in einem Alter von hundert und ſiebenvierzig Jahren.

Da fiel Joſeph auf ſeines Vaters Angeſicht und weinte über ihn und küßte ihn.

Mit aller der Achtung, die ein ſo würdiger Vater auch in ſeinem Tode verdiente, und mit dem größten Aufwande, der ſeinem Stande angemeſſen war, unterzog ſich Joſeph nun dem Geſchäfte, den beweinten Leichnam ſeines Vaters auf die anſehnlichſte Art nach egyptiſcher Sitte zu beerdigen. Vierzig Tage vergiengen, während der Leichnam mit den köſtlichſten Salben einbalſamirt und in Tücher gewickelt wurde; dann wurden noch ſiebzig Tage zur allgemeinen Trauer beſtimmt; nach Verlauf derſelben bat ſich

Joſeph durch Abgeordnete von Pharao die Erlaubniß aus, die Leiche ſeines Vaters, ſeinem lezten Willen gemäß, außer Landes, in Kanaan begraben zu dürfen. Pharao verſtattete ihm nicht nur dieſes: ſondern auf ſeine Anordnung ſchloſſen mehrere von ſeinen Hofbedienten und die angeſehenſten Staatsmänner mit an den Leichenzug an, der vom Joſeph und allen ſeinem Hofgeſinde und von der ganzen übrigen Familie geleitet, ſich langſam und feierlich unter einer anſehnlichen Bedeckung von königlichen Soldaten und mit mehrern Leichenwagen nach Kanaan erhob. An mehreren Ruhepunkten wurden nach damaliger Sitte laute Klageſänge angeſtimmt. Endlich kam man zu jener merkwürdigen Begräbnißhöhle, wo die Leiche unter gewöhnlichen Ceremonien und den Thränen der Verwandten beigeſezt wurde.

Auf dem Rückzuge fühlte Joſeph tief den Verluſt ſeines Vaters; noch mehr aber, und mit weniger Ruhe empfanden ihn ſeine übrigen Brüder; ſie ſahen ſich gleichſam nun ohne Schuß in einem fremden Lande, ganz der Willkühr und

Macht ihres Bruders Joſeph hingegeben; wie? wenn dieſer nun nach des Vaters Tode die alte Beleidigung an ihnen rächen wollte? Bei dieſer ängſtlichen Beſorgniß fehlte es ihnen ſogar an Muth, ſie dem Bruder ſelbſt zu entdecken. Sie ließen ihm daher durch einen Abgeordneten ſagen: Ihr Vater habe noch vor ſeinem Tode befohlen, ihn zu bitten, daß er doch ja ſeinen Brüdern vergeben, und jene Unthat nicht rächen möchte: er möchte doch ja auch dieſen lezten Willen des ſterbenden Vaters erfüllen, und ihnen, die ſie doch mit ihm denſelben Gott ihres Vaters verehrten, ihre Schuld verzeihen. —

Gerührt über dieſe aufrichtige reuevolle Aeußerung ſeiner Brüder, konnte ſich Joſeph der Thränen nicht enthalten, und als ſie darauf ſogar mit allen Zeichen der tiefſten Unterwerfung perſönlich vor ihm erſchienen, richtete er ſie mit den Worten auf: Seyd doch ja ohne alle Furcht. Ich bin ja auch unter Gott. Ihr hattet zwar ehmals Böſes gegen mich im Sinne, aber Gott leitete es zum Guten, ja, wie ihr jezt ſelbſt ſeht, zum Seegen und zur Erhaltung mehrerer Menſchen.

Was hättet ihr alſo zu befürchten? Gewiß werde ich, ſo lange ich lebe, euer und eurer Kinder Verſorger ſeyn.

So beruhigt entließ Joſeph ſeine Brüder, freute ſich noch lange ſeiner edlen That, ſahe das Glück ſeiner eigenen Familie gegründet, ward allgemein als der Wohlthäter der Nation von ſeinen Zeitgenoſſen geehrt, und ſtarb in einem Alter von hundert und zehn Jahren, nachdem er ſich auch zuvor von ſeiner Familie hatte verſprechen laſſen, daß ſie, bei ihrer einſtigen Zurückkehr ins Vaterland, auch ſeine Gebeine dahin mitnehmen und in der Gruft ſeiner Väter beerdigen möchten.

Moraliſche

Bilderbibel.

Dritte Abtheilung

mit fünf Kupfern;

enthält den Zeitraum von Moſes bis auf Daniel,

oder

von Errichtung des jüdiſchen Staats bis zum

babyloniſchen Exil.

Moſes.

Nach Joſephs Tode, ſo lange noch ſeine Verdienſte um den Egyptiſchen Staat im Andenken waren, genoß die Familie Jakobs in der Landſchaft Goſen Sicherheit und Ruhe. Während dieſer glücklichen Periode vermehrte ſie ſich von Jahr zu Jahre und wuchs zu einem bedeutenden Volke an, das vorzüglich von der Viehzucht lebte, und den Ertrag ſeiner Heerden an die Egypter und andere benachbarten Völker durch vortheilhaften Tauſch umſetzte, übrigens zufrieden mit ſeiner unbeneideten Lage keine weiteren Anſprüche auf ein glänzenderes Glück machte.

In Egypten ſelbſt wurde das Streben nach mehrerer Ausbildung und Erweiterung aller Arten von Wiſſenſchaften immer reger. Dieſe glücklichen Bewohner des fruchtbarſten Landes wußten die Güter deſſelben ſo vortheilhaft zu benutzen, daß ſie ſich bald zur reichſten unter allen damaligen Nationen erhoben. Der Ackerbau, der durch das jährliche Uebertreten des Nils ſo ſehr begünſtigt wurde, war die vorzüglichſte Quelle des innern Reichthums, und ſetzte ſie mit den entferntern Bewohnern der aſiatiſchen Küſten, beſonders den Phöniziern, die damals die ſtärkſte Schiffarth trieben, in kaufmänniſchen Verkehr. Durch die dadurch einſtrömenden Schätze wurde aber auch bald eine üppigere Lebensart eingeführt. Beſonders zeichneten ſich ihre Pharaone, wie ſie ihre Könige nannten, durch Herrſchergröße und Pracht vor allen übrigen aus; nicht zufrieden, daß ſie bei ihren Lebzeiten in prächtigen Palläſten wohnten, wollten ſie ſich auch nach ihrem Tode noch auszeichnen, und ließen daher ungeheure Maſſen von rohen, bearbeiteten oder gebrannten Steinen in Pyramidenform aufführen, oder künſtliche Felſen von erſtaunlichem Umfang mit einer unzähligen Menge verborgner Gänge und Zimmern errichten, um ihre entſeelten und künſtlich einbalſamirten Körper darinn aufzubewahren, die noch jetzt, nach Jahrtauſenden, die Bewunderung Aller auf ſich ziehen, die dies merkwürdige Land bereiſen.

So zeichneten ſich auch alle ihre übrigen Werke der bildenden Kunſt nicht ſowohl durch Regelmäßigkeit und Feinheit, als vielmehr durch außerordentliche oft geſtaltloſe Größe aus; ihre Götzenbilder, die ſie verehrten, waren unförmliche und oft aus verſchiedenen Geſtalten zuſammengeſetzte Weſen, und ſelbſt ihre Prieſter gaben ſich alle Mühe, das gemeine Volk über die Bedeutung dieſer ſonderbaren Figuren und hier und da angebrachten geheimen Zeichen (Hieroglyphen) in Unwiſſenheit zu laſſen, und ſich bei ihm in dem Anſehen zu erhalten, als beſäßen ſie allein den Schlüſſel zu dieſen heiligen Geheimniſſen, zu welchen niemand, als der zu ihrem Stande gehöre, dürfe eingeweyhet werden.

So ruhig auch die **Nachkommen Jakobs** in ihrer Nähe ihr ſtilles Hirtenleben hinführten: ſo zogen ſie doch bald bei ihrer ſo ſchnellen Vermehrung, die bei ihrer freiern und unverdorbnern Lebensart wenig Hinderniſſe fand, die Aufmerkſamkeit der Landesbewohner auf ſich. Sie, die ohnehin die Viehzucht für ein entehrendes Gewerbe hielten, ob ſie gleich den Stier, der ihnen bey ihrem Ackerbau ſo vorzügliche Dienſte leiſtete, göttlich verehrten, ſahen mit Verachtung auf den Hirtenſtand herab; dazu kam, daß ſie einmal in frühern Zeiten durch den Heereszug ſolcher nomadiſchen Hirten beinahe überwältigt und um den Beſitz ihres Landes gekommen waren: dies machte ſie bei ihrer argwöhniſchen Denkungsart noch mißtrauiſcher.

Eine lange Reihe von Jahren hatte das Andenken an die ehemaligen Verdienſte Joſephs aus dieſer Hirtenfamilie aus ihrem Gedächtniß verwiſcht, und beide der König und das Volk dachten darauf, dieſer Kolonie von Menſchen aus einem fremden Lande, die ihnen an Denkungsart und Lebensweiſe ſo unähnlich waren, und ihnen bey irgend einer Gelegenheit leicht gefährlich werden könnten, auf irgend eine Art los zu werden. Anfangs verſuchte man es damit, daß man ſie mit den härteſten Frohndienſten belegte und in den Steinbrüchen und Ziegelhütten zu Aufführung jener großen

Gebäude mit ungewohnten Arbeiten beſchäftigte: ſodann, daß man ihren Weibern bei der Geburt ihrer Kinder den nöthigen Beiſtand entzog, und ſogar den Wehmüttern heimlich den Befehl gab, die iſraelitiſchen Knaben in der Geburt zu erſticken; als aber gleichwohl die Stimme der Natur ſtärker blieb als der Wille des unmenſchlichen Tyrannen: ſo gab dieſer den grauſamen ofnen Befehl, alle neugebohrnen Knaben der Iſraeliten ohne Barmherzigkeit ins Waſſer zu werfen.

- -

Wer hätte nicht denken ſollen, daß dieſe Grauſamkeit das Herz eines jeden iſraelitiſchen Vaters empören und das Gefühl der natürlichen Rechte hätte wecken ſollen. Aber dies Gefühl der Freiheit war durch den gewohnten Druck der Knechtſchaft ſeit mehrern Jahren bei ihnen allmählig ſo abgeſtumpft, daß unter mehrern hunderttauſenden, zu welchen jetzt die Nation herangewachſen war, nicht einer Muth und Entſchloſſenheit genug hatte, ſich und ſeine Nation dieſer tyranniſchen Herrſchaft zu entziehen. Dieſe Nachkommen eines freien Mannes waren jetzt ſo tief unter die Würde der Menſchheit, zu einem ſolchen Sclavenſinn herabgeſunken, daß ſie ſich, blos ſeufzend, in ihr trauriges Schickſal hingaben, und, um nur ihr elendes Leben zu friſten und im fremden Lande geduldet zu werden, das Leben ihrer Kinder der Strenge des königlichen Befehls aufopferten.

Jedoch die Vorſehung hatte dieſe Nachkommen Abrahams zu wichtigern und wohlthätigern Zwecken in der menſchlichen Geſellſchaft beſtimmt, und unter ihrer Leitung mußte ſelbſt das, was ihren Untergang beſchleunigen ſollte, das Mittel ihrer Befreiung und Wohlfarth werden.

Unter jenen unglücklichen iſraelitiſchen Müttern, die unter der Strenge jenes unmenſchlichen Geſetzes ſeufzten, befand ſich auch eine aus dem Stamme Levi, Namens Jochebed, Amrams Weib; ſie war die Mutter eines Knaben von ausgezeichneter Schönheit geworden; ihr mütterliches Herz konnte ſich unmöglich von dieſem Liebling trennen; mit ängſtlicher Behutſamkeit hatte ſie ihn beinahe drei Monathe lang verborgen gehalten; aber die Gefahr, entdeckt zu werden und mit dieſem Kinde auch wohl das Leben des Va‑

ters in Gefahr zu ſetzen, ſtieg mit jedem Tage; mit blutendem Herzen machte ſie endlich Anſtalt, den geliebten Säugling auszuſetzen, und alles was ſie noch zu ſeiner Erhaltung thun konnte, war, daß ſie ein Käſtchen von Schilf flocht, es vor dem Eindringen des Waſſers mit Harz verwahrte, dem holden Knaben noch einmal die Mutterbruſt reichte, ihn unter Küſſen und Thränen in dieſen engen Behälter legte, hin zum Ufer des Fluſſes trug und an einer flachen, mit Schilf bewachſenen Stelle nahe bei den königlichen Gärten ins Waſſer ſetzte.

Ihr Mutterherz vermochte es nicht, länger bei dieſer traurigen Stätte zu verweilen, und den Anblick des weinenden, und ſeine kleinen Arme vergebens nach ihr ausſtreckenden Knaben zu ertragen; doch trug ſie bey ihrem Weggehen ihrer ſie begleitenden Tochter, Mirjam, auf, hier in einiger Entfernung zu verweilen, und zu ſehen, wie es dem hülfloſen Geſchöpfe gehen würde.

Kaum hatte die troſtloſe Mutter ſich von der Jammerſcene abgewendet, als die Tochter des

Pha-

Pharao, begleitet von ihren Jungfrauen, aus dem Palmenhain des Gartens hervortrat, um hier an dieſer beſchatteten Stelle des Fluſſes zu baden. Da fällt ihr das Käſtchen im Schilf ins Auge, und ſie befielt einer ihrer Bedienten, es zu holen. Man legt es zu ihren Füßen nieder, öfnet den Deckel deſſelben — und ſiehe da — ein holdes Knäbchen blickt ihr mit bethränten Augen ins Geſicht und fordert mit lautem Weinen ihre Hülfe. Dieſer Anblick erregt ihr Mitleid. Ach! gewiß iſt dies eins der hebräiſchen Kinder, das ſeinen Tod in den Fluthen finden ſollte! und mit zärtlicher Schonung nimmt ſie es in ihre Arme.

Da tritt wie von ohngefähr ein hebräiſches Mädchen (die Schweſter des Knaben) aus dem Gebüſch hervor. Schüchtern nähert es ſich den Edlern ihres Geſchlechts; aber ein Wink der Prinzeßin befielt ihm, in ihren Kreis einzutreten.

Soll ich vielleicht eine der hebräiſchen Weiber herbeyrufen, äußert das theilnehmende aber ſchüchterne Mädchen, die als Amme dies Kind von deinen Händen empfange?

Ja, thue dies, befielt die Königstochter; aber eilig!

Dieſer Auftrag beflügelt die Füße des eilenden Mädchen. Freudig ſtürzt es in die Wohnung der Mutter, die ihm mit ausgeweinten ängſtlichen Augen entgegenblickt. Du empfängſt dein Kind wieder, iſt ihre fröliche Bothſchaft: aber laß es dir nicht merken, daß du ſeine Mutter biſt!

Was mußte ihr Mutterherz bey dieſer erfreulichen Nachricht fühlen, was dann empfinden — als ſie bald darauf den verlohren geachteten Sohn aus den Händen der Prinzeßin mit dem Auftrag empfieng: ſich dieſes Kindes anzunehmen, es zu ſäugen, es ihr dann wieder zu bringen und reiche Belohnung dafür zu erwarten.

Mit unausſprechlicher Freude trug jetzt die glückliche Mutter den wiedergeſchenkten Säugling auf ihren Armen nach ihrer Wohnung, und verwendete nun mit ruhigerm Herzen alle mütterliche Sorgfalt auf ſeine Erhaltung und Pflege. Wie gern hätte ſie auf jede andere Belohnung Verzicht gethan, hätte ſie ſich nur immer ſeines Beſitzes verſichern können; aber ihr Wort band ſie, ihn in die Hände ſeiner Retterin wieder zurück zu geben; und kaum konnte er ihren Händen entlaufen, als ſie ihn an den königlichen Hof führte und ſeiner königlichen Wohlthäterin aushändigte.

Wie ſchön hatte ſich der Knabe ausgebildet! Wie lieblich war ſein Anſehen! Wie zog ſein ofnes lächelndes Auge das Herz ſeiner Retterin auf ſich! Hat er mir nicht, ſagte ſie, ſein Leben zu verdanken? Ich nehme ihn als Sohn an: Er heiße Moses! (der aus dem Waſſer Gerettete).

So leitete es die göttliche Vorſehung, daß derjenige, der einſt der Befreier ſeiner Nation von dem ſclaviſchen Joch der Egypter werden ſollte, ſelbſt ſeine erſte Erziehung an dem königlichen Hofe und ſchon frühe den Zutritt zu dem Beherrſcher ſeines Volks fand. Moses wurde jetzt in der Sprache, Wiſſenſchaften und Sitten der Egypter unterrichtet, und fand bei ſeinem Ein:

Eintritt ins jugendliche Alter Gelegenheit, nicht nur als künftiger Staatsmann mit den Regierungsgeſchäften bekannt, ſondern auch in die religiöſen Geheimniſſe der Prieſter und Aerzte der Nation eingeführt zu werden.

Mit inniger Freude ſahen ſeine Eltern, obgleich in der Entfernung vom königlichen Hofe, ihre Hoffnung in dieſem Sohne aufblühen; ſeine Mutter hatte ihm ſchon gleichſam an ihrer mütterlichen Bruſt Liebe zu ſeiner Nation eingeflößt, und benutzte auch nachher jede Gelegenheit, es ihm noch näher ans Herz zu legen, daß er, als ein geborner Hebräer, von dem Gott ſeiner Väter dazu berufen ſey, ſich für das Beſte dieſes ſo gedrückten Volks zu verwenden.

Frühe ſchlug daher in der Bruſt des Jünglings der Trieb, ein Wohlthäter an ſeiner Nation zu werden. Er ſahe die ſo unwürdige Behandlung derſelben, und fühlte ſich dadurch beleidiget. Sein edles Herz empörte ſich, ſo oft er Zeuge von der Ungerechtigkeit und unmenſchlichen Härte war, die von den übermüthigen Egyptern an dieſem

ſem armen Volke ausgeübt wurde. Nicht ſelten beſuchte er die Hütten dieſer Elenden, hörte ihre gerechten Klagen und dachte darauf, wie er ihnen abhelfen möchte. Einſt war er Augenzeuge eines ſo empörenden Auftritts, wo ein egyptiſcher Frohnvogt einen ſeiner Landsleute über der Arbeit auf unmenſchliche Art mit Schlägen behandelte; da ſein Zureden bey dieſem harten Treiber nichts fruchtete, erhob Moſes ſeinen mit einem Stabe bewaffneten Arm und that einen ſo unglücklichen Schlag auf den Egypter, daß dieſer zur Erde niedertaumelte und ſeinen Geiſt aufgab. Zum Glück für Moſes war kein egyptiſcher Zeuge in der Nähe; er ſcharrte daher den todten Körper in den Sand und entfernte ſich. —

Einige Zeit darauf wollte er Schiedsrichter zwiſchen zweyen Hebräern werden, die mit einander in Zank gerathen waren; da warf ihm der eine laut genug den Mord des Egypters vor; dies hörten mehrere; die That wurde ruchtbar und kam ſogar vor die Ohren des Königs. Dieſer hatte die Anhänglichkeit des Moſes an die hebräiſche Nation längſt bemerkt; aus Beſorgniß, daß er ſich vielleicht an die Spitze derſelben ſtellen möchte, beſchloß er, ihn aus dem Wege zu ſchaffen. Aber Moſes kam ſeinem mörderiſchen Anſchlage zuvor; er verließ nicht nur den königlichen Hof, ſondern, da er ſich in Egypten nicht mehr ſicher glaubte, entfernte er ſich aus dem Lande, zog nach Arabien und ließ ſich in Midian bey einem Brunnen nieder.

Hier wurde er mit den Töchtern des Cazikers und Oberprieſters in dieſer Gegend, Reguel, bekannt und von ihnen in die väterliche Wohnung eingeführt. Er fand bey dieſer Hirtenfamilie eine ſehr freundſchaftliche Aufnahme, und wußte ſich derſelben durch ſein ofnes, dienſtfertiges Betragen ſo zu empfehlen, daß ihn der ehrwürdige Familienvater nicht nur mit völligem Vertrauen als Gaſtfreund aufnahm, ſondern ihm ſogar bald nachher eine ſeiner Töchter, Zipora, zum Weibe gab, wodurch er zugleich in die Verwandtſchaft mit noch einem andern angeſehenen Fürſten der dortigen Gegend, Jethro, kam, der auch eine von den Töchtern Reguels zur Frau hatte und dieſen ſeinen neuen Schwager als Hirt in ſeine Dienſte nahm.

In dieſer ländlichen Eingezogenheit und bei der ſtillen Lebensart eines Hirten, im Schooſe einer guten Familie, verlebte **Moſes** die glücklichſten, ruhigſten Tage ſeines Lebens, und vergaß bei dieſen edlern Freuden der Natur die glänzendſten Feſte des egyptiſchen Hofes. Nur das Schickſal ſeines armen Volks lag ihm ſchwer am Herzen; die Nachrichten, die er von Zeit zu Zeit durch Durchreiſende von dem Zuſtande dieſer unterdrückten Nation erhielt, waren immer trauriger; der vorige König war geſtorben, und ſein Nachfolger hatte das knechtiſche Joch der Hebräer, anſtatt es zu erleichtern, nur noch drückender gemacht; niemand nahm ſich der Unterdrückten an, deren Klagen und Seufzen zum Himmel ſtiegen.

Dies regte den Gedanken, der Erretter ſeines Volks zu werden, wieder in der Seele des **Moſes** auf, einen Gedanken, der ihn nun in ſeinen einſamen Stunden bey der Heerde beſchäftigte, und ſich in den ſtillen ſchauerlichen Thälern Midians zu hoher Begeiſterung erhob. Allein, je mehr er den Plan zu dieſer Befreiung ſeiner Nation überdachte, deſtomehr fühlte er die Hinderniſſe und

Schwierigkeiten, die er dabei zu bekämpfen habe. Er kannte die mißtrauiſche und dabei eigenſinnige Denkungsart der Egypter und ihres Königes nur zu gut, als daß er, als ein einzelner, unanſehnlicher Mann, mit ſeinem Geſuch am Hofe, das Volk aus dem Lande ziehen zu laſſen, durchkommen würde; ob er gleich die Landesſprache inne hatte: ſo fehlte ihm doch die Gabe der Ueberredung und eines guten Vortrags; und geſetzt es gelänge ihm auch darinn: ſo war noch die Frage, ob das ſo muthloſe, entkräftete und am Geiſte ſo ſehr vernachläßigte Volk ſich ſeiner Führung anvertrauen und die Hände zu ſeiner Befreiung bieten würde? Durch dieſe Schwierigkeiten abgeſchreckt, würde er den ſchönen Gedanken, der Erretter ſeines Volks zu werden, aufgegeben haben, wenn ihn nicht Gott ſelbſt in demſelben auf auſſerordentliche Art beſtärkt und die Mittel zur Ausführung deſſelben in die Hände gegeben hätte.

Einſt als er ſeine Heerde tief in die menſchenleere Gegend am Fuße des wildbewachſenen Berges Horeb hingetrieben hatte, und ſich in dieſer ſchauerlichen Einöde in Erinnerung an ſein Volk und an die Geſchichte ſeiner Väter verlohr, wurde er durch die plötzliche Erſcheinung einer lichten Flamme, die das Dunkel eines entfernten Gebüſches erhellte, ohne den Buſch ſelbſt zu verbrennen, aus ſeiner Betrachtung geweckt und zu der ſo ausgezeichneten Stelle hingezogen. Durchdrungen von heiligem Schauder nähert er ſich mit entblößten Füßen derſelben *), da er von dort her ſich durch eine Stimme vernehmlich bey ſeinem Namen rufen hört. Er ahndet die Gegenwart des heiligſten Gottes, des Gottes ſeiner Väter, den er verehrt, und empfängt jetzt von ihm ſelbſt den Auftrag: ſich aufzumachen, hin nach Egypten zu ziehen, das Volk Iſrael von dem König zu fordern, es aus der Knechtſchaft der Egypter zu befreien und es in das verheißne Land ihrer Väter, nach Kanaan zu führen.

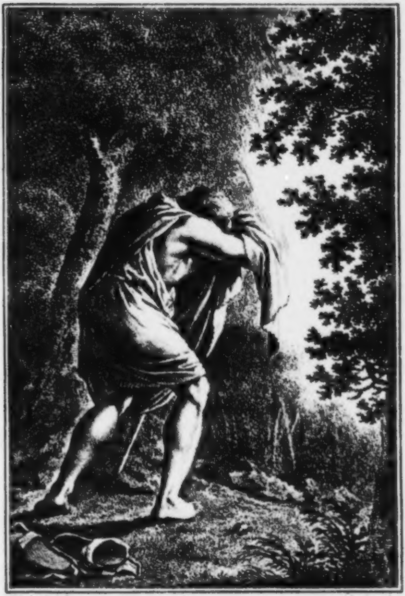
Mit einer Offenheit, wie ſie der Ausdruck eines kindlichen Geiſtes bei einer Unterhaltung mit dem höchſten, liebenswürdigſten Weſen iſt, trägt **Moſes** dem Allgegenwärtigen ſeine Bedenklichkeiten

ten

---

*) Hieher gehört das 9te Kupfer.

B. IV. IX



[illegible] [illegible]

Moses in Midian

ten vor, geſteht ihm, daß er ſich zu ſchwach, zu ungeſchickt zu einem ſo großen Unternehmen fühle, und bittet Gott, daß er doch dies ſein Werk durch einen andern und geſchicktern Mann ausführen möge: aber, da er jezt die Verſicherung des beſondern Beiſtandes dieſes Gottes empfängt, der ſich für den Schutzgott ſeines Volks erklärt und ihm den glücklichen Ausgang dieſer wichtigen Angelegenheit zuſichert: ſo verſchwindet aller Zweifel, jede bange Furcht aus ſeiner Seele, und mit entſchloßnem Muth rüſtet er ſich nun zur Ausführung des erhaltenen hohen Auftrags.

Bei ſeiner Zurückkunft zu der Wohnung ſeines Schwagers giebt er auch dieſem Nachricht von dem erhabnen Geſicht am Horeb und von ſeinem gefaßten Entſchluß; auch Jethro beſtärkt ihn in demſelben, und ſelbſt ſeine Gattin iſt entſchloſſen, ihn mit ihren beiden Kindern auf dieſe große und gefahrvolle Reiſe zu begleiten.

Noch hatte dieſe bisher immer eine gewiſſe Anhänglichkeit an die Götzenbilder ihres Hauſes bewieſen, und die Belehrungen, die ſie vom Moſes wegen der Erkenntniß des einzigen wahren Gottes empfangen hatte, hatten jene abgöttiſchen Vorurtheile noch nicht ſo ganz aus ihrem Herzen verdrängt, daß ſie ſich und ihre Kinder ſo ganz zur Verehrung des einzigen Gottes beſtimmt hätte: jetzt aber bei ihrer Abreiſe aus ihrem Vaterlande, als ſie die erſte Herberge erreicht hatten, wo ihren Mann eine tödtliche Krankheit überfiel, da weyhte ſie ſelbſt ihren erſten Sohn der ächten Gottesverehrung, und hatte die Freude, ihren Gatten bald wieder aus der Gefahr befreit zu ſehen.

Als jetzt Moses an die Grenze des Landes kam, begegnete ihm ſein Bruder Aaron! Wie freudig ſchloß er dieſen in ſeine Arme, beſonders da er ihn auch mit gleichem Eiſer für die Befreiung des Volks beſeelt und feſt entſchloſſen fand, alle Gefahren des wichtigen Unternehmens mit ihm zu theilen.

Bei ihrer Ankunft in Goſen wurde ſogleich eine Zuſammenkunft der Aelteſten im Volke, der Familienhäupter, veranſtaltet, vor der ſich Moſes zu erkennen gab, und den Auftrag erklärte, den er von Gott zu ihrer Befreiung erhalten hatte. Er wurde von ihnen im erſten Strahl der Hoffnung, der ihnen wieder zu ihrer Befreiung aufgieng, als ein Geſandter Gottes mit völligem Zutrauen aufgenommen; und als die Nachricht davon unter das Volk kam, erregte ſie allgemeine Freude.

Ungeſäumt begab ſich Moſes begleitet von ſeinem Bruder an den Hof des Pharao. In der Würde eines Geſandten Gottes trat er vor den König, und begehrte im Namen des Gottes Iſrael für das Volk den freien Wegzug, um ein allgemeines religiöſes Feſt in der Wüſte außer Landes halten zu können. Dieſer Geſuch brachte das ſtolze Herz des Pharao ſo auf, daß er den beiden Abgeordneten ſich ſogleich zu entfernen, und das Volk der Iſraeliten, das aus Ueppigkeit auch noch Feſte feiern wollte, mit noch härterer Arbeit zu belegen befahl.

Dieſer mißlungene erſte Verſuch machte auf das Volk einen ſehr widrigen Eindruck, daß es noch niedergeſchlagener als zuvor wurde; Moſes aber, geſtärkt durch Gott, ließ ſich nicht abſchrekken, ſeinen Geſuch zu wiederholtenmalen an den König zu bringen, und je eigenſinniger ihnen dieſer die Einwilligung verweigerte, deſto feſter beſtand Moſes auf ſeiner Forderung, die er durch unverkennbare Beweiſe, daß er den Auftrag dazu von Gott erhalten habe, verſtärkte.

Während dieſer längern fruchtloſen Unterhandlung mit dem Könige trafen Moſes und Aaron übrigens alle Veranſtaltungen zur Abreiſe. Moſes ſchickte ſein Weib und Kinder unter ſicherer Bedeckung nach Midian zu ſeinem Schwiegervater zurück, und befahl dem Volke, ſich auf den erſten Wink der Vorſehung zum Ausbruch bereit zu halten. Dieſer würde ſich aber noch lange verzögert haben, wenn nicht durch göttliches Verhängniß verſchiedene Landplagen über Egypten gekommen wären, die anfangs die Landeseinwohner trafen, aber zuletzt den König ſelbſt in die größte Verlegenheit ſetzten, indeß die Bewohner des Landes Goſen davon befreit blieben. Endlich nach langer Weigerung wurde der Starrſinn des Königes gebeugt, ſeine eigenen bedrängten Unterthanen vereinigten ihre Bitten mit dem Geſuch der Iſraeliten beim Pharao; ſein eigner Sohn und Thronerbe wurde ihm in einer Nacht durch den Tod entriſſen; beinahe in jeder egyptiſchen Familie war bei einer entſtandenen Peſt, Jammer und Wehklagen über den Verluſt ihrer Kinder: ſo daß ſich der König, aus Furcht vor noch ſchrecklichern Auftritten, genöthigt ſahe, ſeine Einwilligung zur Abreiſe der Iſraeliten zu geben, die jetzt von den Egyptern ſelbſt mit Aengſtlichkeit befördert und beſchleuniget wurde.

Moſes, der dieſen Zeitpunkt wohl vorausſahe, hatte noch Abends zuvor alle Familienväter zur letzten Mahlzeit in Egypten aufgefordert, die ſie, als völlig zur Reiſe gerüſtet, halten ſollten, und gab ihnen noch einige andere Verhaltungsbefehle. Mit einer Zuverſicht, die ihm bei feſtem Vertrauen auf Gott den glücklichſten Ausgang der Sache verbürgte, ſtiftete er ſchon jetzt für künftige Zeiten eine ganz beſondere religiöſe Volksfeier (das Paſſah= oder Auszugsfeſt) zum Andenken dieſes merkwürdigen Tages und ihrer Befreiung aus Egypten, und erwartete ſo den Anbruch des Morgens. Aber noch in der Nacht kam der Befehl zum Aufbruch, und der Ungeſtüm der Egypter ließ ihnen nun ſelbſt keine längere Friſt, drängte ſie ſo zur Abreiſe, daß die Hausmütter den Teig, von dem ſie Brod auf die Reiſe backen wollten, ungeſäuert in Tücher ſchlagen und mit fortnehmen mußten. Ein Umſtand, der durch den Gebrauch ungeſäuerter Brode bei ihren nachherigen Paſſahfeſten immer im Andenken erhalten wurde.

So zog nunmehr die Familie Jakobs, die bei ihrer Einwanderung in Egypten in 70 Perſonen beſtand, jetzt nach Verlauf von 215 Jahren ſechsmalhunderttauſend Mann ſtark, ohne Greiſe, Weiber und Kinder gerechnet, aus dem Lande der Knechtſchaft; auch folgten mehrere Eingeborne des Landes, der ſklaviſchen Regierung überdrüßig, dem Pannier der Iſraeliten nach, ſo daß der ganze Zug wohl in drittehalb Millionen Menſchen beſtand.

Moſes trat an der Spitze dieſes großen Volks die Auswanderung mit getroſtem Muth voll Vertrauen auf Gott und unter ſeiner Leitung an;

da er die Herrſcher-Geſinnung des Königes von Egypten zu gut kannte und beſorgte, daß dieſer den Verluſt einer ſo großen Anzahl ſeiner Unterthanen nicht mit Gleichmuth ertragen werde, ſo leitete er den Zug nicht den nächſten Weg durch die Landenge nach Kanaan, ſondern nach den engen Päſſen bei Hirath nach dem Meere zu, um theils die Egypter, wenn ſie ihnen nachſetzen ſollten, aufzuhalten, theils das noch wankelmüthige iſraelitiſche Volk, im Fall eines Angriffs, zum Stehen zu bringen und die Gelegenheit zum Rückzuge abzuſchneiden.

Kaum hatten ſie auch dieſen Poſten erreicht und längſt dem Meere hin ſich gelagert, als wirklich die Nachricht im Lager erſcholl, Pharao ſey mit ſeiner ganzen Heeresmacht im Anzuge. — Da entfiel dem ganzen Volke der Muth, nur ſeinem Anführer nicht. Jene ſahen Tod und Verderben vor und hinter ſich, und brachen in lauten Unwillen gegen Moſes aus, daß er ſie in dieſe ſchreckliche Lage verſetzt habe: dieſer aber ſprach ihnen Muth ein, und verſicherte ſie bei dem Gott ihrer Väter einer baldigen Errettung.

Jetzt brach die Nacht an; es war eine furchtbare Gewitternacht, mächtig brauſte der Sturm von Nord-Oſt auf dem Meere und trieb die Fluthen tief hinab; eben trat die Ebbe ein und trocknete den Meeres-Grund. Dieſen Wink der Verſehung nahm Moſes wahr! Hoch erhob er ſeinen Stab über dem Meer und gab das Zeichen zum Aufbruch. Alles folgte ihm mit möglichſter Eile nach, und noch ehe der Morgen anbrach, hatten ſie ſchon das gegenſeitige Ufer erreicht.

Jetzt kamen die Egypter mit ihren Wagen und Reitern ihnen nach, ſie ſahen das Wageſtück der Jſraeliten und wollten es ihnen nachthun: aber das furchtbare Gewitter, das leuchten der Blitze, der rollende Donner ſetzte ſie in ſolche Verwirrung, daß ſie ſchon anfiengen auf den Rückzug zu denken: da trat auf einmal die wogende Fluth zurück und erfüllte den Meeresbuſen, ſo daß das ganze Heer der Egypter ſeinen Untergang in den Wellen des Meeres fand.

Da ſtanden am jenſeitigen Ufer die Jſraeliten und ſahen dies furchtbare Schauſpiel, womit ihre Errettung begleitet war. Das hat Gott gethan! Seine Macht hat unſere Feinde geſchlagen: durch ſeine Güte ſind wir erhalten! Dies war die allgemeine Empfindung des Volks, welche Moſes durch ein feierliches Lied ausdrückte, das noch lange nach dieſer merkwürdigen Begebenheit die Seele dieſes Volks mit Vertrauen auf Gott und ſeine weiſe Führung belebte.

So war nunmehr der erſte Schritt zur Befreiung des Volks geſchehen, die erſte Schwierigkeit glücklich bekämpft — aber eine unüberſehliche Reihe von Gefahren, Hinderniſſen und Beſchwerlichkeiten ſtand Moſes noch bevor, ehe er ſeinen großen Plan, der Beglücker ſeiner Nation zu werden, ausführen konnte. Schon der Weg bis zu dem Lande hin, das ſie in Beſitz zu nehmen gedachten, war mit den furchtbarſten Schwierigkeiten belegt, führte theils durch wüſte Gegenden, die ſo arm an Lebensmitteln waren, wo ſie ganze Tage reiſen mußten, ehe ſie einmal eine Quelle fanden; theils ſetzten ſich ihnen wilde kriegeriſche Völker entgegen, die ihnen den Durchzug erſchwerten, mit denen ſie kämpfen mußten. Das war für ein Volk, deſſen Freiheitsgefühl durch den langen gewohnten Druck ſo abgeſtumpft und das, gleich einem trägen Laſtthiere, zufrieden war, wenn es nur täglich ſeine gute Nahrung hatte, unerträglich. Schon bei den erſten Schwierigkeiten, die es daher zu bekämpfen hatte, äußerte es ſeine Sehnſucht wieder nach der gewohnten Weide im Lande Goſen, war einigemal im Begriff, wieder den Rückzug anzutreten und ſtatt den beſchwerlichen Kampf für Freiheit lieber die ſchimpfliche Kette der Knechtſchaft bei vollen Fleiſchtöpfen zu erwählen. **Moſes** mußte alle Vorſicht und Ueberredungskünſte anwenden, um das Volk zuſammen zu halten und den Geiſt der Empörung zu unterdrücken, und nur durch den Beiſtand der höhern Macht Gottes gelang es ihm, dieſe erſten Hinderniſſe zu überwinden.

Einige Monathe nach ihrem Aufbruch aus Egypten kam er jetzt mit dem Volke der Gegend um Horeb näher, wo ſein Schwager Jethro wohnte, und wo er mehrere der ruhigſten Jahre ſeines Lebens als Hirt verlebt hatte. Hier beſchloß er einige Tage zu raſten. Auf den Ruf von ſeiner Ankunft machte ſich Jethro, begleitet von Moſes Gattin und ſeinen Kindern auf den Weg, ihn zu empfangen. Das war nach ſo vielen Tagen der Mühe, Angſt und Sorgen einmal wieder ein froher Tag für Moſes; mit Ehrfurcht und kindlicher Freude empfieng er ſeinen guten Schwager, umarmte mit Rührung ſein Weib und Kinder, und führte ſie zu ſeinem Zelte. Mit ſtaunender Freude hörten ſie jetzt die Erzählung der ſo wunderbaren Errettung aus Egypten, erkannten dabei die Einwirkung der höhern Macht Gottes, und ſelbſt Jethro erklärte ſich bei dem bald darauf angeſtellten öffentlichen Brandopfer der Iſraeliten feierlich für einen Verehrer des Gottes Iſraels. Der übrige Theil des Tags wurde bei einem frohen Mahle zugebracht, bei welchem nebſt Aaron, Moſes Bruder, auch die Aelteſten des Volks erſchienen.

So groß auch das Anſehen Moſes, als des Heerführers eines ſo großen Volks, in den Augen des Jethro war, ſo überzeugte ihn der darauf folgende Tag ſchon, mit welchen Sorgen, Beſchwerden und Arbeiten daſſelbe verbunden ſey: wie da der gute Moſes vom frühen Morgen bis in die Nacht vom Volk umringt, und von einer Menge ſtreitender Partheien angegangen wurde, die ihm ihre Streitigkeiten zur Entſcheidung vortrugen! Er ſahe wohl, daß Moſes gar bald unter der Laſt dieſer Geſchäfte erliegen würde und gab ihm daher den weiſen Rath, ſich dieſelben durch Anſtellung gewiſſer angeſehener und rechtſchaffener Männer aus dem Volk zu Unterrichtern, zu erleichtern, und ſich nur die Entſcheidung in wichtigen Fällen und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten vorzubehalten. Moſes befolgte ſogleich dieſen guten Rath des Jethro, und dieſer, der die Ruhe des ſtillen Hirtenlebens dem glänzenden Anſehen eines Volksanführers vorzog, zog ſich beim Abſchied von ſeinen geliebten Verwandten wieder in ſeine ruhigen Thäler zurück.

Aber eine noch weit wichtigere Sorge, als die, das Volk in den Beſitz des verheißnen Landes Kanaan zu bringen, lag jetzt dem Heerführer deſſelben am Herzen. Er ſahe wohl ein, daß, ſo lange dies Volk ſo roh, ſo verwildert an Verſtand und Herzen, wie es jetzt war, bleiben würde, es ſich nie zu irgend einem Grade des Wohlſtandes erheben, ſondern bald wieder in eine noch gefährlichere Sclaverei ſeiner ſinnlichen Begierden und Leidenſchaften verſinken werde. Bisher war es ohne alle Geſetze und Sitten; es hatte keinen feſten eigenthümlichen Charakter, folgte blos den Eindrücken der Sinne und dem Hange der Triebe und Begierden, der es oft zu den gröbſten Ausſchweifungen hinzog. Die Vorſtellung eines höhern Weſens, der Glaube an einen Gott, war bei ihnen eine dunkle Idee, die ſich nur ſchwach aus jenen frühern Zeiten der Väter durch Ueberlieferung, und auch da nur bei Wenigen erhalten hatte; war nicht lebhaft, nicht überzeugend genug, um ſich gegen die damals herrſchende Abgötterei zu erhalten; rund umher von Völkern umgeben, die ſich bei einem ſinnlichen Götzendienſt, der die Sittenloſigkeit ſo ſehr begünſtigte, den gefährlichſten Laſtern überließen, waren ſie immer der Gefahr ausgeſetzt, von ihnen verderbt zu werden, und der große Hauſe bezeigte nur zu deutlich, wie geneigt er dazu ſey. —

Sollte alſo aus dieſer Menſchenhorde ein wirkliches Volk werden: ſo mußte es eine gewiſſe Bildung erhalten, und aus dem Stande der Rohheit in einen geſetzlichen, ſeiner Beſtimmung angemeſſenen Zuſtand verſetzt werden. Da die Vernunft und das innere ſittliche Gefühl bei dieſen verwilderten Menſchen ſeine Kraft ſchien verlohren zu haben: ſo mußte ihnen beſtimmt geſagt werden, wie ſie ſich zu verhalten hätten. Drohungen und Verheißungen, Belohnungen und Strafen mußten den Mangel der edleren Bewegungsgründe erſetzen und ihren Willen zum Guten lenken. Auch die weiſeſten Geſetze würden dies gleichwohl nicht bewirkt haben, wenn ſie ihnen nicht unter göttlicher Autorität wären gegeben worden, wenn nicht die Furcht vor einer höhern Macht ſie in den Schranken des Gehorſams erhalten hätte. Nicht Moses, ſondern Gott ſelbſt mußte ihr Geſetzgeber ſeyn; Moses war nur die Mittelsperſon, durch welche ihnen Gott ſeinen Willen bekannt machte.

Dies geſchah bei einer ſehr feierlichen Gelegenheit am Sinai, während eines furchtbaren majeſtätiſchen Gewitters. Da empfieng das am

Fuße des Berges verſammelte Volk, deſſen Blicke mit Ehrfurcht und Zittern auf dieſe furchtbare Erſcheinung hingerichtet waren, jene Geſetze, die gewiß jedem unſrer Leſer unter dem Namen der zehen Gebote bekannt ſind, und verpflichtete ſich feierlich, alles zu halten, was ihnen Gott durch ſeinen Diener Moſes befehlen würde. Dadurch wurde das Anſehen Moſes, als eines göttlichen Geſandten, beſtätiget, und alle ſeine Verordnungen galten von der Zeit an für Ausſprüche der Gottheit ſelbſt,. für göttliche Geſetze.

In der That führen auch wirklich dieſe Geſetze, die noch bis auf den heutigen Tag in den Schriften Moſis aufbehalten ſind, die Merkmale einer höhern göttlichen Eingebung mit ſich. Ohne dieſe Einwirkung einer höhern Kraft läßt es ſich nicht erklären, wie ein Mann in jenem Zeitalter, und wäre er auch in allen Geheimniſſen der egyptiſchen Weisheit und Staatskunſt eingeweyht geweſen, mit einer ſo Alles umfaſſenden Klugheit das Ganze der Geſetzgebung überdenken, bis in ſeine kleinſten Theile auseinander ſetzen, und ſo den damaligen Umſtänden, der Faſſungskraft und

Bedürfniſſen des Volks anpaſſen konnte. — Glaube und Verehrung eines einigen wahren Gottes und Reinigkeit der Sitten war die Grundlage aller Geſetze; dahin zweckten faſt alle Verordnungen und diejenigen Gebräuche, welche Moſes bei der öffentlichen Gottesverehrung feſtſetzte. Einen andern Gott außer Jehovah verehren, wurde für das erſte und größte Verbrechen erklärt und mit dem Tode beſtraft. Dieſe Strenge war um ſo nöthiger, je ſtärker der Hang zur Abgötterei und die Verſuchung zu derſelben damals war; um dieſem vorzubeugen und gleichwohl der Sinnlichkeit des noch ungebildeten Volks bei der öffentlichen Gottesverehrung auch noch einige Unterhaltung zu verſchaffen, ordnete Moſes eine Menge Ceremonien bei derſelben an, die mit der größten Pünktlichkeit beobachtet werden mußten, die aber alle den Zweck hatten, ihm auch auf dem Wege der Sinne den Gedanken an das erhabenſte und heiligſte Weſen zuzuführen, es immer in Ehrfurcht vor demſelben zu erhalten und an ſeine Abhängigkeit von ihm zu erinnern, zugleich aber auch es immer in den Grenzen eines geſitteten und würdigen Wandels zu erhalten. — Ihr ſollt heilig ſeyn, denn der Herr euer Gott iſt heilig: war das Grundgeſetz ihrer Gottesverehrung; nur durch einen tugendhaften unbefleckten Wandel ſollten ſie ſich, als Verehrer des einzigen wahren Gottes, vor den abgöttiſchen Nationen auszeichnen; dies ſollte ihr Stolz, ihr größter Vorzug ſeyn, nicht ſowohl ein mächtiges, als vielmehr ein heiliges, geſittetes Volk zu ſeyn.

Als den Willen dieſes heiligſten Gottes machte er ihnen beſonders auch die Pflichten der Menſchenliebe bekannt; dadurch verſchaffte er jenen Naturgeſetzen eine noch verbindlichere Kraft, indem er das, was ihnen ihr ſittliches Gefühl nur ſchwach lehrte, zum beſtimmten Geſetz machte: du ſollſt niemanden beleidigen, niemanden Unrecht thun, nicht ſtehlen, morden oder dich an dem Eigenthum deines Nächſten vergreifen! Schon Moſes legte den ſo vortrefflichen Grundſatz der allgemeinen Sittenlehre bei ſeiner Geſetzgebung zum Grunde: du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt: ſollſt ſeine Wohlfarth ſo wie die deinige nach möglichſten Kräften zu befördern ſuchen! und ſeine beſondern Verordnungen zweckten dahin, um auch bei dieſem verwilderten Volke die Gefühle der Menſchlichkeit wieder zu wecken und zu ſtärken. Ehrfurchtsvolle Liebe gegen die Eltern, gegen dieſe ihre erſten Wohlthäter, war auch eins der erſten Gebote, das er ihnen einſchärfte: ſo wie er ihnen überhaupt Achtung gegen diejenigen befahl, die ſchon ihr Alter ehrwürdig mache. Vor einem grauen Haupte, war eine ſeiner Verordnungen, ſollſt du aufſtehen, und die Alten ehren! In jedem Menſchen ſollten ſie die Würde der Menſchheit anerkennen; keinen ſeiner äußerlichen Gebrechen oder Mängel wegen gering ſchätzen; nicht dem Tauben Schimpfworte nachrufen, oder dem Blinden einen Anſtoß in den Weg ſetzen. Der Unglücklichen oder Verlaßnen ſollten ſie ſich mit vorzüglicher Menſchenliebe annehmen; ja keiner Wittwe, keinem Waiſen Gewalt oder Unrecht anthun; den Fremdlingen ſollten ſie mit Achtung begegnen, und ſie nie unterdrücken, eingedenk, daß auch ſie ehemals in Egypten Fremdlinge geweſen wären; gegen Arme ſollten ſie ſich immer gutthätig und hülfreich beweiſen, und ſie beſonders bei gerichtlichen Verhandlungen vor Beeinträchtigung und Unterdrückung ſichern; ja eben hier, wo es auf rechtliche Entſcheidung ankomme, ſollten ſie nie das Recht beugen, nicht die Perſon anſehen oder etwa Geſchenke nehmen, weil dadurch auch wohl Weiſe geblendet und zu Ungerechtigkeiten verleitet werden könnten. Selbſt diejenigen, die das Unglück hätten, als Leibeigne unter ihnen zu leben, ſollten ſie mit Schonung und Menſchlichkeit behandeln; auch im Kriege keine Greuelthaten ausüben; das feindliche Land nicht verheeren; nützliche Anpflanzungen nicht verderben, und ſogar Thiere nicht quälen oder mißhandeln.

Durch ſolche weiſe Geſetze wurde Moſes noch mehr der Wohlthäter ſeiner Nation, als durch ihre Befreiung aus Egypten. Ihm verdankte dies Volk vorzüglich ſeine nachherige ſittliche Bildung. Nur das gegenwärtige Geſchlecht war derſelben noch nicht fähig; die Strenge der Geſetze und die peinlichſten Strafen vermochten kaum die gröbſten Ausbrüche ihrer zügelloſen Leidenſchaften zu unterdrücken; dieſe würden noch weit ausgelaſſener geworden ſeyn, wenn die damals verwilderten Menſchen ſogleich zu dem Beſitz des glücklichen Landes gekommen wären; daher geſchah es, daß dies Volk noch vierzig Jahre ſein nomadiſches Leben in der Wüſte Arabiens auf verſchiedenen Hin- und Herzügen zubringen mußte, ehe es die Grenzen jenes erſehnten Landes erreichte.

Aeußerſt klein war die Anzahl derer, die als ſtreitbare Männer Egypten verlaſſen hatten, und jetzt, nach vierzigjähriger Wanderung, ſich zur Beſitznahme deſſelben anſchickten. Selbſt dem Moſes, der ſchon als Greis an die Spitze dieſes Volks getreten war, und mit ihm nicht nur alle Beſchwerden einer ſo langen Reiſe getheilt, ſondern als Anführer und Regent die drückendſte Laſt der Regierung bis in ſein hohes Alter getragen hatte, wurde die Freude nicht zu Theil, in jenes verheißne Land einzugehen. Er ahndete ſein bevorſtehendes Ende; ſtellte noch zuvor eine allgemeine Verſammlung des Volks an, vor der er, zwar als Greis von hundert und zwanzig Jahren, doch noch mit voller Kraft auftrat, ſein ſo rühmlich geführtes Amt niederlegte, und den Joſua zu ſeinem Nachfolger erklärte.

Bei dieſer feierlichen Gelegenheit erinnerte er das Volk, das jetzt im Begriff ſtand, das geprieſene glückliche Land einzunehmen, nochmals an alle die Beweiſe der Güte, Schonung und Barmherzigkeit Gottes, mit der er es bis hieher geleitet habe, beſchwor es, nun auch der Verehrung dieſes einzigen wahren Gottes auf immer treu zu bleiben, ſich vor aller Abgötterei zu hüten, und mit dem willigſten Gehorſam die von Gott gegebenen und beſtätigten Geſetze auf das genaueſte zu befolgen; denn nur bei einem würdigen, dieſen Geſetzen gemäßen Verhalten, könnte es ſich der fortdauernden Gnade ſeines Gottes, des bleibenden Beſitzes des Landes und aller Seegnungen verſichern: ſo wie im Gegentheil Unglück und Verderben es treffen würde, ſo bald es Gott verlaſſe und ſeinem Willen entgegen handele. —

Seegnend, wie ein abſchiednehmender Vater, trat jetzt der edle Greis aus der Verſammlung; noch einmal ſammelte er ſeine Geiſteskräfte, um die Empfindung ſeines Herzens, ſeine Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen Gott, ſeine aufrichtige Liebe zu ſeiner Nation und die Wünſche für ihr Wohl, in einigen Liedern auszudrücken, und es dieſer zu einem bleibenden Andenken zu hinterlaſſen. Er beſtieg hierauf die höchſte Spitze des moabitiſchen Gebirges Nebo, von da aus ſich die weiteſte Ausſicht in das verheiſene Land, das nun ſein Volk bewohnen ſollte, ſeinen Blicken öffnete: mit freudigem Entzücken weidete er ſich an dieſer lieblichen Anſicht; ſchloß dann ſeine Augen und ſchlummerte ſanft nach einem ſo thatenreichen nützlichen Leben in ein beſſeres Leben über. — Lange harrten die Iſraeliten vergebens auf ſeine Rückkehr; er kam nicht wieder; auch fand man die Stätte nicht, wo ſein Körper ruhte; es herrſchte eine allgemeine tiefe Trauer im Volke, Thränen floſſen aus aller Augen, und eine laute Wehklage erfüllte das moabitiſche Thal. Erſt nach dreyßig Tagen, die man in dieſer allgemeinen Trauer zugebracht hatte, ermannte ſich das Volk wieder, und trat unter Anführung des Joſua, den ihnen Moſes ſelbſt als den Würdigſten vorgeſetzt hatte, den Weg zur endlichen Beſitznahme Kanaans an.

Dies Land (Kanaan) wurde bis dahin von einer Menge kleiner Völkerſchaften bewohnt, die ſich hier und da angeſiedelt hatten, und größtentheils von der Jagd und vom Raube, wenige nur von der Viehzucht und vom Ackerbau lebten; ſie waren faſt ohne alle Bildung, roh in ihrer Erkenntniß und in ihren Sitten, abgöttiſch und laſterhaft. Ein Theil von ihnen wohnte noch in den Gebirgshöhlen, ein anderer hatte ſich im flachen Lande feſtgeſetzt, Städte angelegt, und dieſe, ſo gut es ſich thun ließ, befeſtiget. Es koſtete daher den Iſraeliten manchen blutigen Kampf, dieſe wilden und ſchon krieggewohnten Nationen zu verdrängen; und ob es ihnen gleich unter der ſiegreichen Anführung des Joſua gelang, ſich im Lande feſtzuſetzen: ſo giengen gleichwohl mehrere

Jahrhunderte hin, ehe ſie ſich des ruhigen Beſitzes deſſelben freuen konnten. Oft genug machten die zurückgedrängten Nationen ihnen den Beſitz deſſelben ſtreitig, und drängten ſie wieder aus demſelben zurück. Mehrmals ſtanden ſie in Gefahr, die Frucht aller vorhergegangenen Siege zu verlieren und wieder in die elendeſte Sclaverei zu verſinken, wenn nicht von Zeit zu Zeit Männer von vorzüglicher Tapferkeit und Muth unter ihnen aufgetreten wären, und ihre Nation zur Behauptung ihrer Freiheit ermuntert hätten. Allein während dieſer anhaltenden Fehden konnten die beſſern Früchte der edleren Kultur der Menſchen nicht gedeihen. Daher ſtellt uns die Geſchichte der damaligen Zeit nur wenige Menſchen von ausgezeichneten Tugenden auf, bei deren Anblick wir gern verweilen möchten. Erſt ſpäterhin werden dieſe Anſichten für die Menſchheit erfreuender, und dahin laſſen Sie uns unſere Blicke richten.

David.

David.

Dieſer in der Geſchichte der Iſraeliten oder Juden, wie ſie ſpäterhin genannt wurden, merkwürdige Mann, lebte in den Zeiten, wo dieſes Volk ſich ſchon mehr an eine geſetzliche Verfaſſung gewöhnt, und ſich unter einem eignen König vereinigt hatte, nachdem es zuvor eine lange Zeit unter der Regierung ſeiner Prieſter und weltlichen Oberrichter (Schoffets) ſich oft in ſehr mißlichen Lagen befunden hatte.

Er war der jüngſte Sohn des Iſai, eines wohlhabenden Einwohners von Bethlehem; zeichnete ſich aber unter ſeinen ſechs übrigen Brüdern nicht nur durch ſeine äußerliche Bildung, als Knabe von lebhaftem Anſehen, ſchönen geiſtvollen Augen und guter Geſtalt, als vielmehr durch vorzügliche Geiſtestalente, glückliche Anlagen, vorzüglich durch frühe Frömmigkeit aus, die er in ſeinen Jünglingsjahren immer mehr ausbildete.

Schon bei den Heerden ſeines Vaters, die er als junger Hirt weidete, war es ihm die angenehm genehmſte Beſchäftigung, ſich in der freien Natur und unter offnem Himmel mit dem Gedanken an den ſo wohlthätigen Schöpfer dieſer ſchönen Erde zu unterhalten, und ſeine Güte an allen den ſichtbaren Spuren der von ihm erſchaffnen Weſen zu bemerken und zu bewundern. Wie hob ſich ſein Herz bei dem Gedanken, daß dieſer unſichtbare Wohlthäter auch ſein Gott ſey, der auch ihn bemerke; daß auch Er unter dem Schutz und der Leitung des Allmächtigen ſtehe, der dieſen Himmel über ihm ausbreite, dem Donner gebiete und die Blitze leite; der ſich ſo wohlthätig ſeiner Geſchöpfe annehme. Dieſe Empfindungen weckten ſein dichteriſches Talent, waren der Inhalt ſeiner Lieder, die er in einſamen ſchattigten Thälern, hingelagert bei ſeinen Schaafen, in ſeine Harfe, ſein Lieblingsinſtrument, ſang, womit er ſich in ländlicher Stille beſchäftigte.

Gern ließ er ſich in der väterlichen Hütte mit den Erzählungen aus der Vorwelt von ſeinem frommen Vater unterhalten, der ihn dieſen Gott, als den Gott ſeiner Väter, kennen lehrte, dem ſie den Beſitz dieſes guten Landes, die Freiheit, die ſie genoſſen, und jedes Glück des Lebens zu verdanken hätten. Dies flößte der jungen Seele ſchon frühe Liebe zu dem Lande, Liebe zu der Nation ein, die mit ihm einen gemeinſchaftlichen Gott verehrte. Begeiſtert von den Thaten ſeiner Vorgänger, die ſo muthig unter dem Beiſtande Gottes die Feſſeln der Knechtſchaft zerbrochen, und bisher ihre Freiheit gegen die Angriffe ihrer Feinde vertheidigt hatten, hielt er auch ſich dazu berufen, ſeine Kräfte zum Dienſte des Vaterlandes anzuwenden; frühe übte er ſich daher in den Waffen, im Laufen und Ringen, führte neben ſeinem Hirtenſtabe die Schleuder, ſtählte ſeinen Körper gegen jeden Eindruck der Witterung und ſeinen Muth gegen jede Furcht im Kampfe mit wilden Thieren, denen er oft herzhaft den Raub ſeiner Heerden abjagte, und bildete ſich ſo zum künftigen Krieger.

Einſt beſuchte der Oberprieſter ſeines Volks, Samuel, ein ehrwürdiger und auch allgemein verehrter Greis, die Hütte ſeines Vaters. Dieſer mußte ihm alle ſeine Söhne vorſtellen; aber auf keinem ruhte ſein Blick länger, als auf dem jungen bräunlichen David, auf deſſen Geſichte die Roſen der unverdorbenen Jugend ſo friſch blühten, aus deſſen Augen der Geiſt ſprach, der ihn beſeelte. Mit tief eindringendem Blick erkannte er in dem jungen Hirten den werdenden Helden und Fürſten des Volks, erklärte ihn für den künftigen Regenten deſſelben, goß die heilige Salbe über ſein Haupt aus, und regte ſo in der Seele des Vaters und ſeines Sohnes große Hoffnungen auf.

Allein, wie konnte er, der entfernt vom Hofe, im ländlichen Aufenthalte ein ſo verborgenes, anſpruchloſes Leben führte, ein ſo glänzendes Glück erwarten? — Bald genug bahnte ihm die Vorſehung dazu den Weg.

Der damalige König der Nation, Saul, hatte ſich zwar durch verſchiedene Siege über einige benachbarte Feinde als einen muthigen Vertheidiger des Volks gezeigt, aber es war ihm dabei nicht gelungen, ſich die Achtung der Prieſterſchaft und die allgemeine Liebe des Volks zu verſichern; dabei war er zu wenig Herr über ſich ſelbſt; hatte öftere Anfälle von Melancholie, die ihn oft zu den Regierungsgeſchäften unfähig machten. Zu ſeiner Aufheiterung ſchlug man das Saitenſpiel vor; dies ſchon in den früheſten Zeiten als wirkſam erkannte Mittel zum Frohſinn, das immer den ſtärkſten Eindruck auf das Herz macht. Dem König gefiel dieſer Vorſchlag, und einer ſeiner jungen Höflinge erklärte: er kenne einen ſolchen, wie ihn der König wünſche, der nicht nur die Harfe mit vieler Fertigkeit ſpiele, ſondern dabei ein junger ſchöner Mann, voll Geiſt und Muth, voll Verſtand und ſehr heiterer Laune ſey; dies ſey **David**, der Bethlehemit.

So hebt das Talent einen jungen Mann empor. **David** erſchien am Hofe, und gewann gleich bei ſeiner erſten Erſcheinung die Gunſt ſeines Königs. Durch ſein bezauberndes Saitenſpiel und ſeine Geſänge voll Begeiſterung und Anmuth, gelang es ihm, die Schwermuth des Fürſten in traurigen Stunden zu verdrängen, wenn auch nicht ganz zu heilen.

Aber bald rief ein von neuem ausgebrochener Krieg mit den benachbarten Philiſtern, einer ſehr kriegeriſchen Nation, den König wieder ins Feld; alle ſtreitfähige Männer ſammelten ſich zu ſeinen Fahnen. Die Feierlichkeiten des Hofs wurden während des Feldzugs eingeſtellt, und David zog ſich wieder in ſeinen ruhigern ländlichen Aufenthalt zurück. Noch fühlte er ſich zu ſchwach, die kriegeriſchen Waffen zu tragen, und beneidete heimlich das Loos ſeiner ältern Brüder, die jetzt als Vertheidiger des Vaterlandes mit bei dem Heere waren, das ſich in dem nahen Eichgrunde gelagert hatte, und ſich zu einer entſcheidenden Schlacht in Bereitſchaft ſetzte.

Sehr willkommen war es daher dem jungen Hirten, als ihn einſt ſein alter Vater von der Heerde abrief und den Auftrag that, ins Lager zu gehen und ſeinen Brüdern und ihrem Hauptmanne Proviant zuzutragen. Eben fand er bei ſeiner Ankunft das Heer ſchon in Schlachtordnung; aber unentſchloſſen zum Kampf und muthlos; er drängte ſich, nachdem er ſeine Bürde bei den Zelten abgelegt hatte, in die Reihe zu ſeinen Brüdern, und erfuhr gar bald von ihnen die Urſache ihrer Muthloſigkeit. Aus dem feindlichen Heere war ſchon ſeit vierzig Tagen ein Philiſter von ganz außerordentlicher Größe und Stärke, vom Fuße auf bis zum Kopf fürchterlich gerüſtet, hervorgetreten, und hatte einen aus ihrem Heere zum Zweykampf aufgefordert, mit der Bedingung, daß, welcher von beiden Theilen ſiegen oder fallen würde, auch zugleich ſeine Nation mit in ſein Schickſal ziehen ſollte.

Der Anblick dieſes furchtbaren Rieſen hatte alle in ſolche Furcht geſetzt, daß keiner der Iſraeliten es wagte, hervor zu treten, ohngeachtet der König Saul, außer einer anſehnlichen Summe und Befreiung von allen Abgaben, ſelbſt ſeine eigene Tochter zum Preiß des Siegers ausgeſetzt hatte. Dies machte den Großſprecher nur noch dreiſter, daß er ſelbſt im Angeſichte der Armee die kränkendſten Spöttereien ausſtieß.

„Das ſoll er nicht noch einmal thun!“ rief David aus, als er jetzt ſelbſt Augenzeuge dieſer Schmach ſeines Volks war. Mit edlem Unwillen

len und glühender Bruſt warf er ſich ſogleich zum Rächer dieſer Schmach auf, und erklärte ſich zum Zweykampf. Umſonſt ſuchten ihn ſeine Brüder durch beißenden Spott, umſonſt die Umſtehenden und nachher Saul ſelbſt, vor den er geſtellt wurde, durch furchterregende Vorſtellungen abzubringen. „Ich wage es mit Gott! erklärte er feſt und muthig: ich habe bei der Heerde im freien Felde mit Löwen und Bären gekämpft, und Gott, der mich im Kampfe mit wilden Thieren geſtärkt hat, wird mich auch erretten von dieſem Prahler!“

Jetzt bekleidete ihn Saul mit ſeinem eigenen Waffenrock, ſetzte ihm den Helm auf und hieng ihm den Gürtel mit dem Schwerde um. Einer ſolchen Rüſtung ungewohnt, konnte ſich David nicht recht bewegen; er legte ſie daher wieder ab, warf ſeine Hirtentaſche um, nahm ſeine Schleuder in die Hand und verſah ſich mit einigen glatten Kieſeln aus dem nächſten Bache. So leicht bewaffnet, aber mit feſtem Muth trat er den gewaffneten Rieſen an, der ihm mit der größten Verachtung begegnete und die fürchterlichſte Dro-

hung

Hunig gegen ihn ausſtieß. „Sey du immer ſtolz, entgegnete David, auf dein Schwerd und Schild! Du wirſt doch durch meine Hand fallen, denn der Gott, in deſſen Namen ich komme, hilft auch ohne Schwerd und Spieß!“ Bei dieſen Worten legte der junge Held den Stein in die Schleuder, und warf ihn ſo geſchickt und ſo kräftig an die Stirn des Rieſen, daß dieſer im Augenblick betäubt zur Erde niederſtürzte. Eiligſt ſprang der Sieger zu ihm hin, zog ihm das Schwerd von der Seite, verſetzte ihm damit einen tüchtigen Streich in den Nacken und hieb ihm vollends den Kopf ab.

Mit dem Falle dieſes Mächtigen ſank auf einmal allen ſeinen Landsleuten der Muth; hoch tönte das Siegsgeſchrei der Iſraeliten; das ganze Heer brach auf, fand die Feinde auf der Flucht, ſetzte ihnen nach und jagte ſie bis an die Thore ihrer befeſtigten Stadt; dann kehrte es ſiegreich zurück, erbeutete das feindliche Lager, und zog im Triumphe mit David, der den Kopf des Erſchlagenen trug, in Jeruſalem ein.

Von allen Seiten drängte ſich das Volk im freudigen Jubel bei. Aller Blicke waren nur auf den jungen Helden gerichtet. Die Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe, um ihnen den Erretter ihrer Nation zu zeigen. Saul wurde ganz von ihnen überſehen. Davids Name erſcholl weit lauter beim Freudengeſchrei. Saul, rief man, hat tauſend geſchlagen, David aber zehntauſend.

Dies machte den mißtrauiſchen König verdrüßlich. Die Merkmale des Unwillens waren zu deutlich in ſeinem Geſichte, als ihm nach dem Einzuge der junge Held vorgeſtellt wurde. Er dachte mit keinem Worte an die verſprochene Belohnung; doch nahm er den David an ſeinen Hof. Was der Vater nicht that, das that ſein edler Sohn Jonathan. Dieſer empfieng den jungen würdigen Mann mit dem offenſten Herzen, ſchenkte ihm ſein ganzes Zutrauen und ſeine Liebe, und ſchloß gleich von dieſem Tage an mit ihm den Bund der Freundſchaft von der uneigennützigſten, edelſten Art. Um ſich ſeinem neuen Stande gemäß zu kleiden, theilte er ſeinen Schmuck mit ihm, gab ihm ſeinen eigenen Leibrock und Mantel, den Gürtel mit dem Degen; und dies mit ſo herzlicher Güte, die dieſem Geſchenke einen deſto gröſſern Werth gab. Dies Benehmen des königlichen Prinzen gegen ihn erwarb ihm bald auch die Achtung der übrigen Höflinge, die ſich auch David durch ſein beſcheidenes und kluges Verhalten zu ſichern verſtand.

Auch der König rief ihn zuweilen zu ſich, um ſich in trüben Stunden wieder durch ſein Saitenſpiel zu erheitern: aber vergeſſen konnte er's doch nicht, daß ihm dieſer junge Mann die Lorbeern des Siegs geraubt hatte, und David merkte gar bald, wie gefährlich ihm die Nähe eines ſo übellaunigen Königs ſey; denn, als er auch einſt vor ihm ſpielte, ergriff Saul im Anfall ſeiner übeln Laune einen Spieß, warf denſelben nach dem Sänger, und würde ihn an die Wand geſpießt haben, wenn nicht dieſer aufmerkſam dem Wurfe ausgewichen wäre. Jetzt zog ſich David vom Hofe zurück; um jedoch ſeine Uebereilung dem Schein nach wieder gut zu machen, übertrug ihm Saul das Kommando über tauſend Mann an der Grenze, gerade auf einem der gefährlichſten Poſten. Hier aber, an der Spitze erfahrner Krieger, bildete ſich David immer mehr zu einem geſchickten und tapfern Anführer, und erwarb ſich bald die öffentliche Achtung.

Mehrere Siege, die er in einzelnen Gefechten mit den Feinden des Vaterlandes davon trug, mahnten den König an ſein frühes Verſprechen, ihm ſeine älteſte Tochter zum Weibe zu geben; er hielt es aber gleichwohl nicht; ſondern gab ſie einem benachbarten Fürſten. David, der ohnehin keine ſo großen Anſprüche machte, ertrug dieſe Kränkung mit Ruhe; ſetzte ſich dadurch noch feſter in der Liebe ſeines Jonathans, und erwarb ſich zugleich die Zuneigung der zweyten Schweſter deſſelben, Michal. Wohl; ſagte der Vater, als er von der Neigung ſeiner Tochter zu David hörte: er ſoll ſie haben; nur mache er ſich ihres Beſitzes durch eine Heldenthat werth. Bei der nächſten Gelegenheit, die ſich dazu fand, kehrte David als Sieger an den königlichen Hof zurück, und empfieng den Preis des Siegs aus der Hand ſeiner Geliebten, die nun ſeine Gattin ward.

Nun in die königliche Familie aufgenommen, mußte er öfters am Hofe erſcheinen, und ſich der Gefahr ausſetzen, die ihm von Seiten ſeines gegen ihn eingenommenen Königs drohte. Wirklich gieng dieſer jetzt damit um, ihn auf die Seite zu ſchaffen; ſchon zog er ſeine Vertrauten und ſelbſt ſeinen Sohn Jonathan, in dieſen mörderiſchen Anſchlag auf das Leben Davids. Jonathan gab ſogleich ſeinem Freunde davon Nachricht, und rieth ihm, ſich einige Tage vom Hofe entfernt zu halten, bis er bei einer ſchicklichen Gelegenheit ſeinen erzürnten Vater beſänftigen und auf beſſere Gedanken bringen könnte. Dieſe Gelegenheit fand er auch bei einem Spaziergange mit dem Vater auf dem Felde. Hier unter freiem Himmel, wo die Sonne des Allgütigen über ihnen leuchtete, bemühte ſich der bescheidene Sohn, in dem Herzen des Vaters die Empfindungen des Wohlwollens und der Liebe auch gegen David aufzuregen; er erinnerte ihn an die Verdienſte dieſes jungen edlen Mannes,

der

der doch wirklich ſein Leben für die Ehre der Nation und für das Wohl des Königs gewagt habe, und bat ihn ſo dringend, ihm doch ſeine Gnade zu ſchenken, den Vorſatz, ihn zu tödten, aufzugeben, und ſeine Hände nicht mit unſchuldigem Blute zu beflecken. Es gelang ihm auch wirklich, die Leidenſchaft der Rache für dieſesmal im Herzen des Vaters zu beſänftigen: ſo daß es ihm dieſer mit einem Eide verſicherte: er wolle ihn nicht tödten.

So genoß David durch dieſen Freundſchaftsdienſt Jonathans wieder eine Zeitlang die Gunſt ſeines königlichen Schwiegervaters. Aber ein neuer Sieg, den er kurz nachher als Feldherr wieder über die Nationalfeinde, die Philiſter, davon trug, regte die Eiferſucht des Königs von neuem auf, und ſetzte ſeine Rachſucht in volle Flammen. Er ſah, wie allgemein geachtet und geliebt dieſer David beim Volke war, und wie man ſich dagegen von ihm, dem Könige, immer mehr entfernte; ſeine finſtere Phantaſie malte ihm dieſes noch weit ſchrecklicher aus; er konnte den Anblick Davids nicht mehr ertragen, und das erſtemal, als er ihn wieder in ſeinem Hauſe gewahrte, warf er einen Spieß nach ihm, der nahe am Kopfe Davids hin in die Wand fuhr. Nun verheimlichte er nicht länger ſeine zornigen Geſinnungen, erklärte ſich offen für einen Feind Davids, der ſich jetzt durch die Flucht in ſeine Wohnung gerettet hatte, und ſchickte ſogleich Boten nach, die ihn lebendig oder todt bringen ſollten.

Es war ſchon tief in der Nacht, als die königlichen Trabanten das Haus und alle Zugänge zu demſelben beſetzten. Michal, die die Gefahr ihres Gatten entdeckte, traf ſogleich Anſtalt, ihn aus einem entfernten Winkel des Hauſes, aus dem Fenſter an einem Seile hinab zu laſſen, daß er in dem Dunkel der Nacht noch glücklich entrann.

Am Morgen meldete der Anführer der Wache der Michal den Auftrag vom Könige, den David an Hof zu holen. Michal gab ihren Mann für krank an, und wußte die Geſandten des Königs zu überreden, daß ſie mit dieſer Nachricht zurückkehrten, damit indeß David einige Zeit zur Flucht gewänne. Die Wache kehrte mit dem gemeſſenen Befehle zurück: ihn mit dem Bette zu holen. Da öfnete Michal das Schlafzimmer, aber ſtatt ſeiner lag ein hölzernes angekleidetes Bild im Bette. So haben ſich ſelbſt meine eigenen Kinder gegen mich verſchworen! rief Saul bei dieſer Nachricht erzürnt aus. Michal aber entſchuldigte ſich bei dem Vater damit: David habe ihr den Tod gedroht, wo ſie ihm nicht zur Flucht behülflich ſeyn würde.

David befand ſich indeß in Sicherheit. Er fand zu Rama, wo der ehrwürdige Samuel, das ehemalige Haupt der Iſraeliten, in ſtiller Abgezogenheit lebte, in deſſen Hauſe eine gute Aufnahme. Kaum erfuhr Saul dieſen ſeinen Aufenthalt, der für ihn ſehr gefährlich werden und dem David die Gunſt der Prieſter und des Volks zuſichern konnte, als er eine Geſandtſchaft dahin ſchickte, und dem David Vorſchläge zum friedlichen Vergleich thun ließ. Dieſe Geſandten befanden ſich im Hauſe des Samuels, wo ſich eine anſehnliche Verſammlung von den beſten Körſen der Nation, beſonders von Jünglingen, befand, die von Samuel unterrichtet und gebildet wurden, ſo wohl, daß ſie bei ihrer Zurückkehr am Hofe mit der größten Begeiſterung davon ſprachen. Da ſie indeß vom David ſelbſt noch keine beſtimmte Erklärung brachten, weil dieſer mit Recht Mißtrauen in die Geſinnung des Königs ſetzte: ſo wurde noch eine zweite und dritte Geſandtſchaft abgeſchickt. Zuletzt begab ſich der König ſelbſt dahin. Der Anblick des ehrwürdigen Greiſes Samuel, der öftere Umgang mit ihm, die religiöſen Unterhaltungen mit demſelben in der Stille des Landlebens, ſchienen auf das Gemüth des Königs einen ſtarken Eindruck zu machen; die Verſöhnung mit David kam zu Stande, und Saul kehrte zur Verwunderung des ganzen Hofes, mit ganz andern Geſinnungen und mit dem Anſehen eines Inſpirirten und ganz religiöſen Mannes zurück.

Ob nun gleich David wieder Zutritt zum Hofe hatte: ſo kannte er doch die Gemüthsart des Königs zu gut, als daß er ſich mit Sicherheit dahin wagen konnte. Doch jetzt hatte er die Einladung zum nächſten Hoffeſte erhalten; ſeine Erſcheinung daſelbſt war mit Lebensgefahr verknüpft, ſein Zurückbleiben galt für Widerſetzlichkeit. Was ſollte er thun? Er befand ſich in der mißlichſten Lage. Heimlich ſtahl er ſich von Najoth, wo er ſich eben aufhielt, weg, und warf ſich in die Arme ſeines Freundes Jonathan. Hier an freundſchaftlicher Bruſt erleichterte er ſein Herz. Ich Unglücklicher! rief er unter Thränen aus! Sprich, womit habe ich die Ungnade deines Vaters verdient? Was habe ich verbrochen, daß er mir nach dem Leben ſtehe?

Sey ruhig, Freund meines Herzens! erwiederte Jonathan. Dein Leben iſt jetzt außer Gefahr. Mein Vater hat ſeine Geſinnungen gegen dich geändert; hätte er noch einen geheimen Anſchlag auf dein Leben: ich wüßte gewiß darum; ich beſitze ſein ganzes Vertrauen; vor mir hat er kein Geheimniß.

David. Er weiß nur zu gut um das freundſchaftliche Verhältniß, in welchem du mit mir ſteheſt. Aus Schonung gegen dich verbirgt er ſeine Geſinnungen. Beim lebendigen Gott! Es iſt nur ein Schritt zwiſchen mir und dem Tode!

Jonathan. Ich theile Leben und Tod mit dir. Sprich, was kann ich für deine Sicherheit thun?

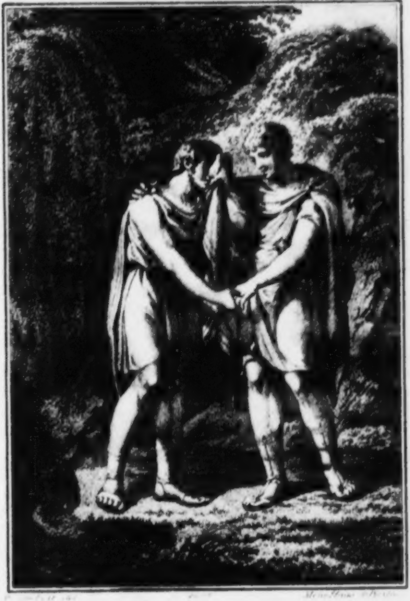
David. Dringe tiefer in die Geſinnungen deines Vaters gegen mich ein. Du weißt, ich ſoll in einigen Tagen am Hofe erſcheinen. Ich will mich dieſe drey Tage über in dieſer einſamen Gegend verborgen halten. Sage du, wenn dein Vater nach mir fragt: ich ſey zu einem jährlichen Familienopfer in meine Vaterſtadt Bethlehem gereißt; faſſe ihn dabei ſcharf ins Auge; bleibt er ruhig: ſo habe ich Hoffnung zum Leben; wird ſein Blick zornig: ſo iſt mein Untergang beſchloſſen. Freund! Bei dem Gott, unter deſſen Augen wir den Bund der Freundſchaft ſo feierlich geſchloſſen haben, beſchwöre ich dich: verlaß mich nicht in dieſem hülfloſen Zuſtande! Habe ich den Tod verdient: wohlan! ſo laß mich ihn von deiner Hand empfangen. Von Freundes Hand ſoll mir der Tod willkommen ſeyn: nur laß mich nicht in die Hände deines Vaters fallen!

Jonathan mit zum Himmel gerichtetem Blick: Da ſey Gott vor! Wie könnte ich an dir zum Verräther werden? Ich kenne die Rechte der Freundſchaft, und werde ſie mit Gefahr meines eigenen Lebens vertheidigen.

David. Aber, wirſt du nicht in mein trauriges Schickſal verwickelt werden? Wer ſagt mir an, was ich von deinem Vater hoffen oder befürchten kann?

Jonathan. Bei dem Gott, der wahrhaftig iſt: Du ſollſt die zuverläßigſte Nachricht von den Geſinnungen meines Vaters, ſo bald ich ſie erforſcht habe, durch mich ſelbſt erhalten; kein Dritter ſoll davon wiſſen! Thu ich's nicht: ſo ſpreche ich dich von aller Verbindlichkeit gegen mich los: ſo ſollſt du mich als deinen ärgſten Feind behandeln. Erfülle ich aber mein Verſprechen — dann, **David**, wenn du unter göttlichem Beiſtande deine Feinde bekämpft haſt — dann

B.I T.X.



[illegible] del. [illegible] Meno Haas sc. Berlin

David und Jonathan

dann zeige es auch meiner Familie, daß du mein Freund warſt!

Mit Rührung reichte ihm David die Hand, zog den edlen Freund, den er wie ſeine eigene Seele liebte, an ſeine Bruſt, und beide gelobten einander ewige Treue *).

Hierauf wurde weiter verabredet: David ſollte ſich bis zum dritten Tage in einer beſtimmten Felſengrotte verbergen. Indeß wolle er, Jonathan, die Geſinnungen ſeines Vaters erforſchen, und ſich aufs beſte für ihn verwenden. Es möge ihm nun gelingen oder nicht: ſo wolle er dann mit Pfeil und Bogen, begleitet von einem Knappen, hier bei der Felſenhöle erſcheinen, und, als übe er ſich im Bogenſchießen, drei Pfeile abſchießen; rief er dann dem Knappen zu: ſiehe! die Pfeile liegen hinter dir: ſo ſollte dies ein Wink für ihn ſeyn, daß er getroſt zurück kehren könne; rief er aber: ſiehe, dort vorwärts liegen die Pfeile: ſo ſollte ihm dies die Loſung

zur

---

*) Hierher gehört das 10te Kupfer.

zur Flucht ſeyn, dann möge er ſich in Gottes Namen entfernen.

Nach dieſer Verabredung und nochmaligen herzlichen Umarmung, ſchieden beide Freunde von einander.

Die entſcheidenden Tage des Feſtes traten jetzt ein. Am erſten Tage ſchien der König die Abweſenheit Davids nicht zu bemerken. Den folgenden Tag, über Tafel, richtete Saul ſeinen Blick auf den ihm gegenüberſitzenden Sohn. Aus ſeinen Augen blitzte Zorn. Warum, fragte er heftig, warum iſt der Sohn Iſai weder heute noch geſtern bei Tafel erſchienen?

Jonathan. Verzeih, Vater! Ich ſoll ihn bei dir entſchuldigen. Er wurde eiligſt durch ſeinen Bruder zu einem Familienopfer nach Bethlehem gefordert, und —

Unwürdiger, unterbrach ihn Saul; meinſt du, ich wiſſe nicht um dein Einverſtändniß mit David? Du biſt nicht werth, daß deine Mutter dich gebar; nicht werth, mein Sohn zu heiſſen! Unbeſonnener! ſieheſt du nicht ein, daß, ſo lange David lebt, es um dich und um die königliche Krone gethan iſt? Schaffe ihn augenblicklich zur Stelle, daß er ſterbe!

Jonathan. Ach! warum ſterben? Was hat er denn verbrochen —

Statt der Antwort ergriff der erzürnte König den nächſten Spieß, im Begriff, ſeinen eigenen Sohn zu durchbohren. Jonathan entfernte ſich eilig von der Tafel, hielt ſich den ganzen Tag verborgen, und war um das traurige Schickſal ſeines Freundes äußerſt bekümmert.

Mit Anbruch des Morgens nahm er Bogen und Pfeile, gieng mit ſeinem Knappen zur bewußten Stätte, gab das verabredete Zeichen zur Flucht — aber vermochte es nicht über ſein Herz, ſich von der Stätte zu entfernen, ohne noch einmal den Geliebten ſeines Herzens zu ſprechen. Er ſchickte ſeinen Begleiter mit dem Bogen zur Stadt zurück; er ſelbſt verweilte in der Gegend. —

Da ſchlüpfte David aus der Felshöhle. Angſt und Kummer hatten ſein Geſicht entſtellt. Bei Erblickung ſeines Freundes warf er ſich vor ihm zur Erde nieder. Jonathan richtete ihn auf, ſchloß ihn in ſeine Arme; beide drückten Mund an Mund, helle Thränen floſſen über ihre Wangen, lautes Weinen und Seufzen erſtickte die Worte. — Lebe wohl! rief endlich Jonathan aus! Gott ſey mit dir! Unverbruchlich bleibe der Bund der Freundſchaft, den wir vor Gott beſchworen haben, zwiſchen uns und unſern Nachkommen.

Jetzt wandt er ſich aus den Armen ſeines Freundes, und gieng mit traurigem Herzen zur Stadt zurück. David ſahe ſich nun von allen Menſchen verlaſſen, und ſuchte ſein Heil in der Flucht.

Von dieſer Zeit an erklärte der König Saul den David öffentlich für ſeinen Feind und für einen Feind der Krone, und bot alles auf, um ihn als einen Rebellen in die Hände zu bekommen. Als ein Geächteter mußte daher David alle Vorſicht anwenden, um den Nachſtellungen dieſes aufgebrachten und mächtigen Feindes zu entgehen. Außer ſeinem Leben lag ihm beſonders die Sorge für ſeine alten Eltern am Herzen, daß dieſe nicht etwa das Opfer der gereizten Wuth ſeines Feindes werden möchten. Er wendete ſich in dieſer Abſicht nach Mizba, empfahl ſie dem Schutz eines daſigen moabitiſchen Fürſten, und zog ſich nun, von dieſer Sorge erleichtert, tiefer ins Gebirge.

Hier ſammleten ſich nach und nach mehrere Getreue um ihn, und viele von denen, die über die ſtrenge Regierung **Sauls** mißvergnügt waren, daß er ſich bald an der Spitze von ſechshundert Leuten befand, die bereit waren, alles für ihn zu wagen. Allein, bei der weit überlegnern Macht **Sauls** war es der Klugheit gemäß, ihm auszuweichen, und ſeinen Aufenthalt ſo viel möglich vor ihm geheim zu halten. Dazu diente ihm die gebirgige Gegend des Landes, wo er ſich eine lange Zeit herum trieb, und durch einige Streifereien in die feindlichen Länder, ſeine Leute theils in den Waffen übte, theils ihnen Unterhalt zu verſchaffen ſuchte; wobei ihm auch zuweilen die Gaſtfreundſchaft der ihm ergebenen Landesbewohner zu Statten kam.

In dieſer traurigen Lage kam er nicht ſelten ins Gedränge, wurde mehrmals verrathen, und ſtand auf dem Punkt, in die Hände des ihm auch in ſeine entfernteſten Schlupfwinkel nachſetzenden Feindes zu gerathen, wenn Gottes Vorſehung nicht über ſein Leben gewacht hätte. Zwar bot ſich auch ihm einigemal die Gelegenheit dar, wo er ſich leicht von dieſem gefürchteten Feinde hätte befreien können. Das einemal führte ein Zufall den Saul, als er eben dem David nachſetzte, allein in dieſelbe Höhle, worinn ſich David mit einigen ſeiner Gewaffneten verſteckt hielt. Hier bedurfte es nur eines Dolchſtoßes, und ſein Feind war nicht mehr. Wirklich riethen ihm auch die Seinigen zu dieſer That. David ſchlich heimlich hinzu, ſchnitt einen Zipfel vom Kleide Sauls ab, und ließ ihn übrigens unbeſchädigt aus der gefahrvollen Höhle zurückziehen. Großmüthig erklärte er gegen die Seinigen, die ihm darüber Vorwürfe machten: Fern ſey es von mir, daß ich die Hand an Saul legen ſollte. Er iſt mein Gebieter und dazu der Geſalbte des Herrn, des Gottes, den ich verehre.

Ihm war es genug, ſeinem Verfolger einen Beweiß ſeiner Achtung und Schonung dadurch gegeben zu haben, und von ihm das eigne Geſtändniß zu erhalten: wahrhaftig! du handelſt edler, als ich! Mir, der ich dir Böſes erwieß, erzeigſt du Gutes. Solche edle That iſt der Krone werth! Du verdieneſt ſie zu tragen! —

Bei einer andern Gelegenheit, als ihm Saul nach einiger Zeit wieder mit dreitauſend Mann in der Wüſte Siph entgegen zog, und nicht weit von ſeinem Aufenthalte das Lager aufgeſchlagen hatte, gieng David, von einem ſeiner Getreuen begleitet, in der Mitternachtsſtunde aus, um die Stellung und Stärke der feindlichen Armee zu unterſuchen. Es gelang ihm, unter dem Schatten der Nacht in das ſchlecht bewachte Lager bis zum königlichen Zelte hinzuſchleichen. Sorglos hatte ſich Saul nebſt ſeinen Gefährten der Ruhe überlaſſen; an ſeiner Seite ſtack der Spieß in der

Erde, und neben dem Bette ſtand ſein Trinkgeſchirr. Schon ergriff Abiſai, Davids Begleiter, den Spieß, um damit den ſchlafenden Feind zu durchbohren. David fiel ihm in den Arm, nahm Spieß und Waſſerbecher mit ſich, ſchlich ſo unbemerkt wieder aus dem Zelte und Lager, und erklärte gegen ſeinen Begleiter: daß, wenn ihn Gott nicht durch den Tod, oder im offnen Treffen, von der Hand Sauls erretten würde, er um alles in der Welt willen ſich nicht mit einem Königsmord beflecken werde.

Den Morgen darauf zeigte er von einer ſichern Anhöhe herab dem General der Leibwache Sauls, Abner, die gemachte Beute, mit dem Vorwurf: wie ſchlecht er ſeines Herrn Leben gehütet habe; und erbot ſich, Spieß und Becher an einen Abgeſandten zurück zu geben; durch dieſen empfieng er neue Freundſchafts-Verſicherungen vom Könige. David aber, der ſeinen Wankelmuth zu gut kannte, hielt es für rathſamer, den Ausgang ſeiner Sache nicht in ſo unſichere Hände zu ſtellen, ſondern der gerechten Regierung Gottes zu überlaſſen; und da er ſich doch vor ſeinen

Nachſtellungen im Lande nicht ſicher hielt, verließ er daſſelbe, und trat mit ſeinem kleinen Heere in die Dienſte eines benachbarten Fürſten der Philiſter.

Noch müſſen wir hier einen merkwürdigen Auftritt aus der Geſchichte ſeines Lebens nachholen, der in jene Zeit ſeines Aufenthalts in der Wüſte, während den Nachſtellungen Sauls, fällt. Hier zwang ihn freylich die Noth, um ſich und ſeinen Leuten den nöthigen Unterhalt zu verſchaffen, nach damaliger Sitte zuweilen einen Streifzug in benachbarte feindliche Länder zu machen, da dieſe Nationen immer in offner Fehde gegen einander ſtanden, zuweilen auch die Gutmüthigkeit der Landeseinwohner in Anſpruch zu nehmen. Unter andern Gebirgsbewohnern zeichnete ſich beſonders ein Mann, Nabal, durch ſeine weitläuftigen Beſitzungen und ausgebreiteten Heerden in der Gegend bey Carmel aus, wo eben David mit ſeinen Leuten ſich aufhielt. Weil dieſer Mann zu ſeinen Landsleuten gehörte, hatte ihn David immer mit Achtung behandelt, und ſogar ſeine Heerden gegen herumſtreifende Horden in Sicherheit genommen. Jetzt feierte Nabal ein ländliches Hirtenfeſt, die Schaafſchur. Bei einer ſolchen Gelegenheit durfte, nach den damaligen Sitten der Gaſtfreundſchaft, auch der Fremdling nicht von der Theilnahme an dem ländlichen Mahl ausgeſchloſſen werden. Auch David machte Gebrauch von dieſem Rechte, und ließ den Nabal durch einige Abgeſandten den Abend zuvor erſuchen, auch ihm und ſeinen Leuten etwas von ſeinem Vorrath zukommen zu laſſen. Nabal, ein harter, geiziger Mann, wieß ſie aber mit heftigen Vorwürfen und beleidigenden Ausdrücken von ſeiner Thür hinweg, indem er erklärte: er wiſſe viel, wer David ſey, und habe mehr zu thun, als ſich um Landſtreicher zu bekümmern. — Dieſe kränkende Antwort war dem David auch bei ſeiner nachſichtigen Denkungsart zu empfindlich. Er gürtete ſogleich ſein rächendes Schwerd um, und begab ſich mit vierhundert ſeiner Leute noch in der Nacht auf den Weg, mit dem Vorſatz, mit dem anbrechenden Morgen ſeine gekränkte Ehre durch den Untergang Nabals und ſeines ganzen Hauſes zu rächen. Zu rechter Zeit erfuhr Abigail, Nabals Weib, durch einen Hirtenknaben die unbeſonnene und unwürdige Behandlung der Geſandten Davids. Als eine kluge Frau ſahe ſie wohl die traurigen Folgen vorher, die dieſe Unbeſonnenheit ihres durch ſeine Leidenſchaft geblendeten Mannes haben würde, und dachte ſogleich auf Mittel, dieſen Fehler gut zu machen und die drohende Gefahr von ihrem Hauſe abzuwenden. In möglichſter Eile belud ſie eine Anzahl Eſel mit allerhand Früchten und Lebensmitteln, warf ſich ſelbſt auf ein Maulthier, und ritt in der Morgendämmerung dem Zuge vor. Kaum war ſie ins Thal gekommen, das ſich dunkel um einen hohen Felſen zog: als ſie in einiger Entfernung David im kriegeriſchen Anzuge erblickte. Sogleich ſtieg ſie vom Thier, warf ſich demüthig zur Erde nieder, umfaßte die Knie des ſich ihr nähernden jungen Helden, und erhob ihre ſanfte weibliche Stimme: „O mein Gebieter! Zu deinen Füßen will ich die Schuld der Vergehung tragen; nur erlaube deiner Sclavin einige Worte. Groß iſt die Beleidigung; aber kann ein Mann von deinem Edelmuth von einem Thoren beleidigt werden, wie Nabal iſt? Ich war nicht zugegen, als deine Jünglinge in unſere Wohnung kamen;

deine Magd würde ſie ganz anders aufgenommen haben. Doch du biſt ein Verehrer des wahren Gottes, der dich leitet; du wirſt deine Hand nicht mit Blut beflecken. Nimm dieſe geringen Gaben von der Hand deiner Magd an, zu einiger Erholung für deine würdigen Begleiter. Beweiſe jetzt an deiner Magd die Gnade, durch die du dich bald in noch ausgebreiteterm Umfange, als König in Iſrael auszeichnen wirſt. Schon jetzt huldige ich dir als einem ſolchen, mache du dich der Würde, zu der dich dein Gott erheben wird, durch Handlungen der Menſchlichkeit und Gnade werth. Noch ſpät wird es dich freuen, wenn du deine Feinde zu deinen Füßen ſiehſt, daß du dir den Weg zum Throne nicht durch unrühmliches und unnöthiges Blutvergießen gebahnt haſt. Gewiß wirſt du dir dadurch manche kummervolle Stunde erſparen, und ſpät noch an dieſe Rede deiner Magd gedenken.“ — Dieſe Worte, aus dem Munde einer ſo klugen als ſchönen Frau, machten Eindruck auf das Gemüth des jungen Helden. Hoch geprieſen ſey Gott, rief er aus: der dich in einer glücklichen Stunde mir entgegen geſchickt hat. Warlich, ohne deine Dazwiſchenkunft wäre keiner von Nabals Familie an dieſem lichten Morgen mehr am Leben geblieben. Jetzt kehre zurück und ſage deinem Manne, daß er dir und deiner Klugheit ſein Leben zu verdanken habe. — Dieſer ahndete die Gefahr nicht, die über ſeinem Haupte ſchwebte, ſondern war indeß beim ſchwelgenden Mahle mit ſeinen Hausgenoſſen guter Dinge. Wenn geizige Menſchen einmal genöthiget ſind, einen außerordentlichen Aufwand zu machen: ſo ſuchen ſie ſich gemeiniglich dafür durch eignen Genuß ſchadlos zu halten. Auch Nabal hatte die Grenzen der gewohnten Mäßigung dabei überſchritten. Sein Weib traf ihn bei ihrer Zurückkunft völlig berauſcht an; um ihn nicht in ſeinem Vergnügen zu ſtören, verſparte ſie die Erzählung des Auftrittes mit David bis zum folgenden Morgen. Ein tödtliches Schrecken fuhr ihm durch alle Glieder; ſeine Phantaſie malte ihm das Unglück, das ihn hätte treffen können, mit den lebhafteſten Farben, und ſetzte ſein Blut, das noch von der geſtrigen Ausſchweifung in Unruhe war, in noch heftigere Wallung; er ſank aufs Lager nieder, von dem er auch nicht wieder aufſtieg; den zehnten Tag darauf ſtarb er an einem Schlagfluß. — Der Eindruck, den der Anblick des ſchönen bittenden Weibes auf das Herz Davids gemacht hatte, war noch nicht geſchwächt, als er die Nachricht von dem Tode ihres Mannes empfieng. Sogleich ſchickte er einige von ſeinen Leuten an Abigail, die in ſeinem Namen um ihre Hand werben mußten. Er erhielt ſie. Sie begleitete ihn als Lebensgefährtin ſelbſt auf dem ihr gefahrvollen Wege, und erſetzte die Stelle der Michal, welche Saul, nach Davids Entfernung, an einen andern Fürſten von Gallim vermählt hatte.

Nach einer geraumen Zeit, welche David, entfernt von ſeinem Vaterlande und eignem Heerde, unter Menſchen, die ihm ganz fremd waren, und faſt immer unter den Waffen, hatte zubringen müſſen, trat ihn auf einmal, als er eben ſiegreich aus einer Schlacht mit den Amalekitern zurück gekehrt war, ein Bote an, der ihm die Nachricht brachte: Saul habe in einem Treffen mit den Philiſtern eine gänzliche Niederlage erlitten, und er ſelbſt mit ſeinem Sohne Jonathan ſey auf dem Schlachtfelde geblieben. David wurde durch dieſe Nachricht heftig erſchüttert; er fragte den Boten genauer aus, und dieſer berichtete: er ſey ein Amalekiter; wäre am Tage der Schlacht von ohngefähr in das Gebirge Gilboa gekommen, als ſchon der Streit entſchieden und das iſraelitiſche Heer in voller Flucht geweſen ſey: da habe er den König Saul, ermattet an ſeinen Spieß gelehnt, getroffen, der ihn ſogleich zu ſich gerufen und gebeten habe: er möge ihn augenblicklich tödten, damit er ſchnell aus dieſem Gedränge käm. Das habe er gethan, und bringe hier die Krone und das Armgeſchmeide, welche er ihm abgenommen habe, ihm, als dem beſtimmten Erben ſeines Thrones. — Kaum konnte David dieſe Erzählung aushören; voll Wehmuth zerriß er ſeine Kleider; ach! er hätte ſo gern ſein Leben für die Erhaltung ſeines Königs und ſeines Jonathans dahin gegeben! Und dieſer Fremdling rühmte ſich, ſo mit kaltem Blute den Geſalbten des Herrn niedergeſtoßen zu haben. Er ließ den Königsmörder auf der Stelle tödten. Bald nachher erfuhr er die eigentliche Beſchaffenheit der Sache. Saul hatte wirklich die Schlacht verlohren; ſein Sohn Jonathan war als Held an ſeiner Seite gefallen,

len, er ſelbſt hatte nach einem ſehr blutigen Gefechte die Flucht ergreifen müſſen; von Wunden entkräftet hatte man ihn auf die Seite gebracht; hier fordert er ſeinen Waffenträger auf, ihn vollends mit dem Schwerde zu tödten, damit er nicht unter den Händen ſeiner Feinde fallen möchte; dieſer zittert vor der That und weigert ſich; da ſtürzt er in ſein eignes Schwerd; der treue Schildknapp ſieht ſeinen Herrn fallen, durchbohrt ſich die Bruſt und ſinkt neben dem Leichnam ſeines Königs nieder. Tags darauf, nachdem die Feinde ihren Sieg verfolgt und vom Nachſetzen der flüchtigen Iſraeliten zur Wahlſtadt zurück gekehrt ſind, finden ſie ihn beraubt unter den Erſchlagenen, nehmen ihm ſeine Waffen, und tragen ſie mit dem abgeſchlagenen Kopfe zur Schau in ihren Städten umher. — Bei dieſer traurigen Nachricht erwachten die Gefühle des Mitleids und der Liebe in dem Herzen Davids! Die Schmach ſeines Volks, der Fall ſeines Königs, der, ob er ihn gleich verfolgte, doch ſein Herr — ſein Vater war; vorzüglich der Verluſt ſeines Jonathans preßte ihm bittere Klagen aus. Dieſe Empfindungen ſeines Herzens drückte er in einem Liede aus, das noch in jenen heiligen Schriften der Juden als ein Meiſterſtück der elegiſchen Dichtkunſt aufbehalten iſt.

Nach dem Tode Sauls wurde David zu Hebron von einem Theile der Nation zum Könige erwählt und öffentlich ausgerufen; allein ein weit größerer Theil und die Armee, erklärte den Isboſeth, Sauls Sohn, für den rechtmäßigen Erben der Krone. Dies gab zwar die Veranlaſſung zu manchen blutigen Auftritten zwiſchen beiden Partheien: doch hinderte die Mäßigung und Schonung Davids, daß die Flamme eines bürgerlichen Kriegs nicht öffentlich ausbrach. Er begnügte ſich mit dem kleinen Gebiet ſeiner Herrſchaft, und gewann eben durch dieſe Mäßigung noch mehr die Gunſt des Volks.

Die Zahl der Anhänger der Familie Sauls verminderte ſich mit jedem Jahre in dem Maaße, in welchem die Davidiſche Parthie zunahm. Isboſeth verlor zuletzt durch Verrätherei des oberſten Befehlshabers ſeiner Armee, und durch die Treuloſigkeit einiger ſeiner Hofbedienten, nach einigen

Jahren die Krone und ſelbſt auf meuchelmörderiſche Art das Leben. Die ganze Nation erklärte ſich nun für David, und huldigte ihm als Könige.

David verherrlichte den Antritt ſeiner Alleinherrſchaft theils durch die verdiente Beſtrafung der Mörder Iſboſeths, und durch die Amneſtie, die er den Anhängern der Familie Sauls zuſicherte, theils durch einen glorreichen Sieg über die Jebuſiter, die noch bis jetzt mitten im Lande, zu Jeruſalem auf Zion, eine Burgfeſte inne hatten, und wählte dieſe Stadt zur Reſidenz und ſpäterhin jene Burg zum Verſammlungsorte der Nation bei ihrer öffentlichen Gottesverehrung. Von hier aus breitete er ſeine Siege über die Nationalfeinde immer weiter aus. An der Spitze einer ſieggewohnten Armee und mit einem unerſchütterlichen Heldenmuthe, der beſonders durch ſein feſtes Vertrauen auf Gott bei allen ſeinen Unternehmungen belebt wurde, machte er ſich die bisher furchtbarſten Völker unterwürfig, erweiterte die Grenzen ſeines Landes vom phöniziſchen Meere bis zum Euphrat, und kehrte mit der Beute reicher Natiomen nach Jeruſalem zurück. Hier traf er die weiſeſten Anſtalten in der Regierung des Landes, ſetzte die nöthigen Aemter ein, leitete die Verwaltungen einer gerechten Juſtizpflege, und erwarb ſich dadurch immer mehr die Achtung und Liebe ſeines Volks.

Die ſteigende Größe des königlichen Helden und die allgemeine Achtung, hatte die noch übrigen Anhänger der Saulſchen Familie ganz zurück geſcheucht; die Verwandten dieſes Hauſes wagten es nicht, öffentlich hervor zu treten, aus Furcht, David möchte etwa die ihm von Saul zugefügten Beleidigungen an ihnen rächen. Aber der Edelmüthige wünſchte ſich jetzt Gelegenheit, wo er als König dieſer ihm verwandten Familie, und beſonders ſeinem geliebten Freunde Jonathan noch in ſeinen Nachkommen ſeine Zuneigung und Gnade erzeigen könnte. Er ließ daher öffentlich bekannt machen, daß, wer noch von jener Familie übrig ſey, an ſeinem Hofe erſcheinen möchte. Da erſchien ein alter ehemaliger Hofbedienter Sauls, Ziba, und meldete, daß noch ein Sohn von Jonathan vorhanden wäre; dieſer ſey damals,

als ſein Vater in jenem unglücklichen Treffen geblieben, ein Knabe von fünf Jahren geweſen; bei dem allgemeinen Schrecken, das ſich durch die gänzliche Niederlage des iſraelitiſchen Heeres unter dem Volk verbreitet habe, habe ihn ſeine Amme auf den Arm genommen und ſey mit ihm geflohen; auf der Flucht aber ſey ſie ſo unglücklich geweſen, ihn aus den Armen ſtürzen zu laſſen, wo er beide Füße gebrochen habe, noch bis dieſe Stunde lahm ſey, und ſich in der entlegenen Wohnung eines entfernten Verwandten, Machir zu Lodobar, verborgen halte. — Sogleich ſchickte David einige Leute dahin, die ihn holen mußten. Der arme, von ſeiner Kindheit auf durch traurige Schickſale und körperliche Gebrechen ſchüchtern gewordene Mephiboſeth, erſchien am Hofe nicht ohne ängſtliche Furcht. Bei Erblikkung Davids warf er ſich demüthig vor ihm zur Erde nieder, und mit Liebe richtete ihn David auf. „Sohn meines Freundes Jonathan! rief er ihm tröſtend zu: Sey ohne Furcht! Möchte ich dir die Freundſchaft deines guten Vaters vergelten können! Von Stund an ſetze ich dich in das volle Erbe deines Vaters und Sauls ein;

alle ihre ehemaligen Beſitzungen ſind die deinigen; du aber bleibſt am Hofe und ſpeiſeſt täglich an meinem Tiſche!" — Von der Zeit an lebte der Sohn Jonathans wieder in Verbindung mit der königlichen Familie zu Jeruſalem, und bezog die Einkünfte von den anſehnlichen Landgüthern, über welche David den Ziba zum Verwalter geſetzt hatte.

Wenn wahrer Lebensgenuß, Heiterkeit und Freude des Herzens immer mit äußerlichem Wohlſtand verbunden wäre; wenn Macht, Anſehen und Reichthum, wenn Krone und Purpur den Menſchen vollkommen glücklich machen könnte: wer hätte mehr Anſpruch auf dieſe Lebensfreuden machen können, als David jetzt auf dem königlichen Throne? Er ſahe ſich zur höchſten Würde erhoben; ſeine Nation hieng ihm mit Liebe und Ergebenheit an; ſeine Tapferkeit hatte ihn auch fernen Völkern furchtbar gemacht; die angrenzenden Nationen zahlten ihm anſehnlichen Tribut; ruhig vor ſeinen Feinden hätte er nun in Sicherheit die Frucht ſeiner Siege genießen können: aber eben dieſe äußere Ruhe und die uneingeſchränkte Macht, die er als König beſaß, war ſeinem Charakter gefährlich, brachte ihn um die innere Ruhe ſeines Herzens, um ein Gut, das ihm alle ſeine Schätze nicht wieder erſetzen konnten; eine einzige gefährliche Stunde, wo er ſich dem Triebe der Wolluſt überließ, ſtörte auf einmal alle ſeine Lebensfreuden. Bathſeba, das Weib eines ſeiner beſten Unterthanen, deſſen Wohnung an ſeinen Pallaſt angrenzte, wurde von ihm einſt im Bade belauſcht; dies regte unzüchtige Triebe in ihm auf, verleitete ihn nicht nur zum Ehebruch, ſondern, um ſich ihres Beſitzes völlig zu verſichern, auch zu einem Morde an ihrem Manne, Urias. Dies zwiefache Verbrechen brachte ihn nicht nur um die Achtung, in welcher er bisher bei allen denen geſtanden hatte, die die Tugend hochſchätzten und das Laſter auch im königlichen Purpur verabſcheuten, ſondern zugleich um das hohe und edle Gefühl ſeines eigenen Werthes, um die Ruhe ſeines Herzens, um den innern Frieden. Wie ſahe er ſich ſo tief unter ſeine Würde herabgeſunken! Ach! er konnte ſich jetzt nicht mit dem freudigen kindlichen Gefühl zu dem Gott erheben, der ſonſt immer ſeines Herzens

zens Freude war. Er zitterte bei dem Gedanken an Gott, als ſeinem Richter, rang ängſtlich die Hände; Thränen der bitterſten Reue floſſen über ſeine Wangen, und nur die Tröſtungen der Religion, daß Gott auch ſchonend und gnädig gegen Fehlende ſey, die ihre Vergehungen erkennen und redliche Vorſätze zur Beſſerung faſſen, hielten ihn vom Rande der Verzweiflung zurück. Selbſt ſpäterhin, als nach der ſchmerzlichſten Reue und bei gebeſſerter Geſinnung wieder Ruhe in ſeine Seele zurück kehrte, wurde dieſe doch oft durch den Vorwurf unterbrochen, daß er ſich je ſo vergeſſen und an Gott verſündiget habe!

Solche reine und ungetrübte Lebensfreuden, wie er ſie vormals bei ſeiner Gottesfurcht in der erſten Lebensblüthe genoſſen hatte, wurden ihm jetzt nur ſelten zu Theil; ſo froh, wie damals, da er als junger Hirt im ſtillen Thale Lieder zum Lobe Gottes in ſeine Harfe ſang, fühlte er ſich ſelten auf dem königlichen Throne. Nur wenige waren der ſorgenfreien Stunden, wo er ſich aus den Zerſtreuungen des Hofes und der Regierungsgeſchäfte ſammlen, ſich ſelbſt leben und ſeiner liebſten Unterhaltung mit Gott überlaſſen konnte. — Auch in ſeiner Familie ereigneten ſich Auftritte, die ihm gar ſehr das Leben verbitterten, und ihm für ſein Alter traurige Tage bereiteten. Unter ſeinen Kindern, die er aus verſchiedener Ehe gezeugt hatte, riß ſchon frühe Eiferſucht ein, die die Bande des geſchwiſterlichen Vereins auflößte, die Familienfreuden ſtörte, ja ſogar ſchreckliche blutige Scenen aufführte.

Auf einem ſeiner Söhne, dem Abſalom, ſchien eine lange Zeit die Vorliebe des alten Vaters, Davids, zu ruhen; ihn zeichnete er vor den übrigen, ſelbſt ſeinen ältern Geſchwiſtern, aus, ihm ſchien er nach ſeinem Tode die Krone zugedacht zu haben. Allein dieſer junge Mann, deſſen Vorzug mehr in ſeiner äußerlichen ſchönen Figur, als in der Güte des Herzens beſtand, mißbrauchte die Güte und Schwachheit ſeines Vaters, legte ſich einen königlichen Hofſtaat und eigene Leibwache bei, ſuchte durch Intriquen Mißtrauen und Unzufriedenheit gegen ſeinen Vater unter dem Volke zu erregen und ſich die Gunſt deſſelben zu verſchaffen, und brachte es auch wirklich dahin, daß es ihn noch bei lebzeiten ſeines Vaters zum Könige ausrief. Es geſchahe dies zu Hebron, in der Nähe von Jeruſalem, wohin Abſalom, unter dem Vorwande eines Feſtes, ſeine Anhänger beſchieden hatte.

David, der von dieſer ſchändlichen Abſicht ſeines Sohnes, ihn vom Throne zu ſtoßen, nichts geahndet hatte, wurde deſto heftiger durch die unerwartete Nachricht erſchüttert: Abſalom ſey vom Volke zum Könige ausgerufen, und nähere ſich ſchon mit ſeinen zahlreichen Anhängern der Stadt. Ganz Jeruſalem gerieth bei dieſer Nachricht in Aufruhr. David, ganz außer Faſſung geſetzt, entſchloß ſich zur eiligſten Flucht, zog ſeine leibwache und ſeine treueſten Hofbedienten an ſich, und gieng, von ihnen begleitet, zu Fuße aus der Stadt.

Da es auch unter der beſten Regierung eine große Anzahl Unzufriedene giebt, ſo fehlte es auch jetzt nicht an ſolchen, die bei dieſer Staatsveränderung zu gewinnen hofften und ſich auf die Seite der Empörer ſchlugen; allein ein ungleich größerer

Theil der Einwohner nahm an dem Schickſal ſeines guten Königes Antheil, ſammlete ſich auſſer den Thoren der Stadt um ihn, und bezeugte durch lautes Wehklagen, womit es die Luft erfüllte, ſeine aufrichtige Ergebenheit an ihn, und begleitete ihn auf ſeiner Flucht in die gebirgigte Gegend.

Dort am Fuße des Oelbergs fand David auch ſchon die verſammelte Prieſterſchaft mit dem Nationalheiligthume, der Bundeslade. So angenehm ihm auch dieſer Beweiß der Achtung und Treue gegen ſeine Perſon war: ſo wollte er doch nicht, daß die Prieſter mit in ſein trauriges Schickſal verwickelt und der öffentliche Religionscultus dadurch geſtört werden ſollte. Er bat daher den Oberprieſter Zadock, wieder mit dem Heiligthume in die Stadt zurück zu kehren, mit der Erklärung: Mein Schickſal ſteht in der Hand Gottes; will er, ſo wird er mich wieder zu jener heiligen Stätte zurückführen; gefällt es ihm nicht: ſiehe, hier bin ich; Er mache es mit mir, wie es ihm wohlgefällt. —

Als er die Höhe des Oelbergs erreicht hatte, blickte er noch einmal mit Wehmuth auf die verlaſſene Stadt zurück; Thränen ſtürzten ihm aus den Augen; traurend verhüllte er ſein Geſicht: ſtille Wehmuth verbreitete ſich unter ſeinem ganzen Gefolge. Auf dieſer Anhöhe begegnete ihm einer ſeiner getreuen Räthe, Huſai, mit allen Zeichen der tiefſten Betrübniß. Auch dieſen, den David als einen erfahrnen Staatsmann kannte, und von deſſen Ergebenheit an ihn er überzeugt war, ſchickte er wieder in die Stadt zurück, um da in Geheim den Anſchlägen ſeiner Feinde entgegen zu wirken.

So aufrichtend dieſe Beweiſe von der Treue der Seinigen dem gebeugten Könige waren: ſo mußte er gleichwohl auch auf dieſer ſeiner Flucht die traurige Erfahrung machen, wie veränderlich die Gemüther der Menſchen bei veränderten Glücksumſtänden ſind, und welchen bittern Kränkungen der Unglückliche ausgeſetzt iſt. Nahe bei dem Bergſtädtchen Bahurim ſah ein Bewohner deſſelben, Simei, der ein Verwandter mit der Familie Sauls war, von einer ſichern Felshöhe mit

höhni

höhniſcher Schadenfreude auf ihn herab, und ſtieß nicht nur die ſchmählichſten Schimpfreden gegen ihn aus, ſondern warf ſogar Steine und Koth auf ihn und ſeine Begleiter. Entrüſtet über dies inſolente Betragen, ſchlug einer der den König begleitenden Helden, Abiſai, an ſein Schwerd, und bat um die Erlaubniß, dieſem Läſterer auf immer den Mund zum Läſtern zu verſchließen und ihm den Kopf vor die Füße zu legen. Aber mit edler Großmuth verwieß ihn David zur Ruhe. „Laß ihn fluchen, ſprach er mit Faſſung, es gehört dies mit zu der Demüthigung, die Gott über mich verhängt hat. Wie darf es mich befremden, daß dieſer Fremde mich läſtert, da jetzt mein eigner Sohn, den ich an dieſem Herzen erzogen habe, mir nach dem Leben ſteht! Vielleicht daß Gott ſein heutiges Fluchen künftig in Seegen für mich verwandelt.“ So zog er ruhig ſeinen Weg fort, indeß jener Niederträchtige ihn noch eine ganze Strecke mit Schmähworten und Steinen verfolgte.

Während ſo David auf ſeiner Flucht begriffen war, hatte indeß Abſalom ſeinen Einzug in

Jeruſalem, das ihm ohne Schwierigkeit ſeine Thore öffnete, gehalten, und von der Reſidenz ſeines Vaters und deſſen ganzem Vermögen Beſitz genommen. Hätte er den Rath eines ſehr erfahrnen und klugen Staatsmannes, Ahitophels, befolgt, der noch in derſelben Nacht mit einem auserleſenen Chor dem flüchtigen Könige nachſetzen und ihn, noch ehe er ſich aus der Verwirrung, in die ihn das jählinge Schrecken geſtützt habe, geſammlet haben würde, überfallen wollte: ſo würde es um das Leben Davids geſchehen geweſen ſeyn. Aber die gütigere Vorſehung, die über dem Leben Davids wachte, vereitelte dieſen weltklugen Anſchlag. Unvorſichtig genug zog Abſalom auch den Huſai, den heimlichen Freund ſeines Vaters, der ihm jetzt dem Scheine nach ſeine Dienſte angeboten hatte, dabei zu Rathe: dieſer ſtellte ihm dies Wagſtück von der gefährlichſten Seite vor, wie mißlich es ſey, einen Mann wie David, der Liſt mit Tapferkeit zu verbinden wiſſe, jetzt aus ſeinem Schlupfwinkel hervor zu ziehen, wo er gewiß wie ein gereizter Löwe, dem ſeine Jungen geraubt worden, hervorſpringen und das Aeuſſerſte wagen werde. Er ſolle ihn nur bezähmen

laſſen,

laſſen, und ihn, der ohnehin von ſeinen Anhängern verlaſſen ſey, mit der ganzen Stärke ſeiner Armee angreiſen und vernichten. Abſalom gab dieſem Rathe des Huſai Beifall. Dies verdroß dem alten klugen Ahitophel ſo ſehr, daß er von Stund an den Hof verließ, ſich auf ſein Landgut zurückzog, da aus Verdruß, ſich ſo zurück geſetzt zu ſehen, in Schwermuth verfiel und ſein Leben durch den Strang endigte.

Durch dieſe Verzögerung gewann indeß David Zeit, ſich unter den Mauern von Mahanaim, jenſeit des Jordans, feſtzuſetzen; dahin ſammleten ſich nun ſeine treuen Anhänger, die ſich bereit erklärten, ihn mit Muth und Blut zu vertheidigen; mehrere der dortigen Landbewohner, unter andern auch Barſillai, ein wohlhabender Gutsbeſitzer, verſahen ſeine Armee reichlich mit den nöthigſten Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen. — Nach einigen Tagen ſetzte auch Abſalom mit ſeinem Heer über den Jordan, und ſchlug ſein Lager in Gilead auf.

Als es zum Treffen kommen ſollte, theilte **David** ſeine zwar kleine, aber an Helden, die gern das Leben für ihren König wagten, anſehnliche Armee in drei Kolonnen: er ſelbſt wollte anfangs mit ins Treffen, aber alle ſeine Getreuen baten ihn, ſich jetzt nicht ſelbſt der Gefahr auszuſetzen, ſondern ſeines Lebens zu ſchonen. **David** übertrug daher das Hauptkommando ſeinem General **Joab**: doch legte er ihm und den übrigen Anführern an der Spitze der Armee nachdrücklich ein: daß ſie ja im Gewühl der Schlacht ſeines Sohnes, des **Abſalom**, ſchonen und ihn beim Leben erhalten ſollten.

Mit Heldenmuth und im Vertrauen auf ihre gerechte Sache, griff jetzt das kleinere Heer Davids von verſchiedenen Seiten die feindliche Armee an, die ſich am Abhange eines waldigten Gebirgs in Schlachtordnung geſtellt hatte. Schon beim erſten Angriff war ſie durchbrochen; Verwirrung und Schrecken verbreitete ſich über das ganze Heer, und nach kurzem blutigen Widerſtande war es über den Haufen geworfen. Jetzt war die Flucht allgemein; der Wald nahm die Flüchtigen auf; aber auch hier drang das verfolgende Schwerd der Rache ihnen nach. Auch Abſalom war unter den Fliehenden, und ſuchte im Dickicht des Waldes Sicherheit. Aber eben als er mit ſeinem Maulthier unter einer Eiche hinſprengte, blieb er mit dem flatternden Haar an einem Aſte hängen. Hier fand ihn Joab, Davids Feldherr. Erhitzt von der Schlacht, und zürnend auf den Urheber dieſes blutigen Kampfs, jagte er dem Aufrührer, der väterlichen Warnung nicht achtend, drei Spieße durch die Bruſt, und überließ ihn ſeinen Waffenträgern, die ihn vollends tödteten, ſeinen Körper in eine nahe Grube im Walde warfen und mit Steinen bedeckten. Um des Bürgerbluts zu ſchonen, ließ Joab ſogleich das Zeichen zum Rückzuge durch die Poſaune geben, und zog ſeine Leute vom Nachſetzen zurück.

Auf die erſte Nachricht, welche David von dem erfochtenen Siege erhielt, ſahe er mit freudigem Dank zu Gott, ſeinem Erretter, auf; allein ſeine erſte Frage war: wie ſteht es um Abſalom? Als er hörte, daß dieſer auf der Flucht geblieben ſey, wurde mit einemmal ſeine Freude in Trauer verwandelt, ſein Vaterherz mit tiefer Wehmuth erfüllt. Traurig wendete er ſich um, Thränen floſſen über ſeine Wangen; er konnte den Schmerz über den Verluſt eines zwar unwürdigen aber doch von ihm geliebten Sohnes nicht verbergen, und brach im Fortgehen öfters in die Worte aus: Ach Abſalom! Mein Sohn! Mein Sohn! Wollte Gott, ich wär an deiner Statt geſtorben!

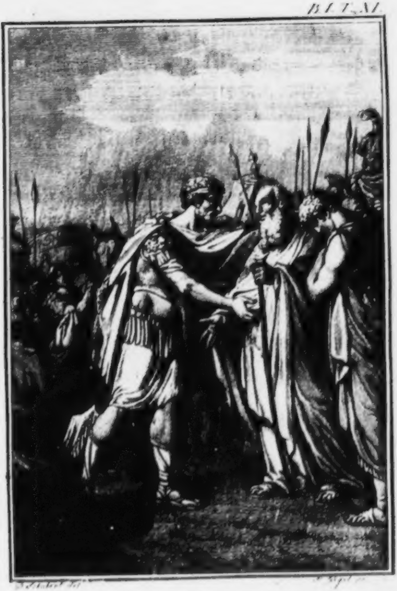
So tief liegt das Gefühl der Liebe zu Kindern in der väterlichen Bruſt, daß auch die empfindlichſte Beleidigung es nie ganz verdrängen kann!

Der Schmerz des gebeugten Vaters machte dieſen Tag des Siegs und der Freude zu einem Trauertage. Das ſiegende Heer zog zurück; aber die Jubelgeſänge verſtummten, eine allgemeine Betrübniß verbreitete ſich durch daſſelbe; es ſah ſeinen König nicht, und gieng ſo mißmuthig, ſo beſchämt vor den Thoren der Stadt aus einander, als wär es ein Hauſe Flüchtlinge, ohne einen ſiegreichen Einzug zu halten. Nur Joab trat vor den König und ſtellte ihm mit männlicher Sprache vor: wie beſchämt, wie niedergeſchlagen er durch ſeine unzeitige Betrübniß ſein Volk mache, das ſich doch für ihn aufgeopfert habe. Faſt habe es das Anſehen, als hätte er lieber geſehen, wenn ſie alle in der Schlacht geblieben und nur Abſalom mit dem Leben davon gekommen wäre. Auf ſolche Art könne er ſich nicht die Liebe und die Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen verſichern. Wollte er neuen und vielleicht noch gefährlichern Unruhen vorbeugen: ſo ſollte er hervortreten und ſich dem Volke wieder mit einem Geſicht voll Gnade und Zufriedenheit zeigen. David that dies, und gewann dadurch, und durch die gegebene öffentliche Erklärung der Vergeſſenheit des Geſchehenen, wieder die Liebe und das Zutrauen ſeiner Unterthanen, die ſich jetzt wieder haufenweiſe um ihn ſammleten. Auch die Parthei der Aufrührer unterwarf ſich und ſchickte eine eigene Geſandtſchaft an ihn, um ihn wieder in ſeine Reſidenz nach Jeruſalem zurück zu holen.

Als ſich der Zug in Bewegung ſetzte und an den Jordan kam, war niemand beſchäftigter, als Simei (der vorige Läſterer), um mit den tauſend Mann, die er bei ſich hatte, dem königlichen Heere den Uebergang über den Jordan zu erleichtern; als er ſich dem König näherte, warf er ſich ihm reuevoll zu Füßen, und bat ihn in den flehendſten Ausdrücken um Gnade wegen ſeines begangenen Majeſtätsverbrechen. Einer der Generale, der dem Könige zunächſt ſtand, erklärte daſſelbe für unverzeihlich, und forderte den König auf, dieſen Läſterer zum Schrecken anderer auf der Stelle hinrichten zu laſſen. „Nein; erklärte der König mit Ernſt und Würde, ich will den Tag meiner neuen Thronbeſteigung nicht mit einem Morde bezeichnen. Ich bin König, bin Vater meines Volks! Ich verzeihe ihm. Er ſoll leben!“

An die Begleiter des ſiegreichen Königs, ſeines Herrn, hatte ſich unter mehrern auch der alte ehrliche Barſillai angeſchloſſen, der vorhin den König und ſeine Getreuen auf der Flucht zu Mahanaim ſo reichlich mit Lebensmitteln verſorgt hatte. Es war ein rührender Auftritt, als David dieſen ehrwürdigen Greis erblickte und ihm die dankbare Hand reichte, wobei er ihm den Antrag that, daß er ihn nach Jeruſalem begleiten und da an ſeinem Hofe den Abend ſeines Lebens zubringen möchte. „Mein guter Herr! erwiederte der Greis: was ſoll ich alter abgelebter Mann am Hofe? Ich bin heut achtzig Jahr alt; meine Sinne ſind nun für die feinern Genüſſe abgeſtumpft; meine Augen ſind für die Pracht des Hofes zu dunkel; köſtliche Speiſen haben für meinen Gaum keinen Reiz; meine Ohren ſind für die Töne der Sänger und Sängerinnen verſchloſſen. Ich würde bei meinem Alter meinem guten Könige nur zur Laſt ſeyn; ſeine Wohlthat wäre an mir nicht angewendet. Erlaube du mir, wieder in meine ſtille ländliche Wohnung zurück zu kehren, da meine noch übrigen wenigen Tage ruhig zu verleben und dann bei dem Grabe meines Vaters und meiner Mutter zu ſterben. Nimm lieber an meiner Statt da dieſen Chimeham, meinen Sohn, unter deine Knechte auf, und erweiſe ihm die Gnade, die du mir zudachteſt.“ — Bewundernd betrachtete David den ehrwürdigen Mann, der ſo zufrieden ſein ſtilles Leben dem Geräuſch des Hofes vorzog; nahm ſeinen Sohn von ſeinen Händen, umarmte den Greis, und ließ ihn unter herzlichen

B. I. T. XI.



D. Schubert del. [illegible] sc.

Davids Edelmuth

chen Seegnungen in ſeine Wohnung zurückziehen *).

So hielt nun David wieder ſeinen feierlichen Einzug in Jeruſalem, und nahm von ſeinem königlichen Throne Beſitz. Zwar glimmte noch hier und da der Funke des Aufruhrs in der Aſche, und brach zuweilen in Flammen aus, doch wurde er durch die Vorſicht Davids und die Tapferkeit ſeiner Helden unterdrückt.

Noch verwaltete er eine geraume Zeit die Geſchäfte der Regierung; als ihm aber in ſeinem Alter dieſe Laſt zu drückend wurde, und er eine merkliche Abnahme ſeiner Geiſteskräfte ſpürte: trat er noch bei ſeinem Leben die Regierung an ſeinen Sohn Salomo ab; wendete die noch wenigen übrigen Lebenstage dazu an, um dieſen ſeinen Sohn durch ſeine Weisheit und Erfahrung zum würdigen Nachfolger zu bilden, machte noch verſchiedene Anſtalten zur künftigen Erbauung eines großen

---

*) Hierher gehört das 11te Kupfer.

großen Nationaltempels, unterhielt ſeinen Geiſt mit religiöſen Betrachtungen, und ſtarb im hohen Alter nach einer Regierung von vierzig Jahren.

Lange ließ er noch in den Herzen ſeiner Unterthanen die Sehnſucht nach einem ſo frommen und guten König zurück, und noch die ſpäteſten Geſchichtſchreiber der Nation ſtellten ihn als das Muſter des würdigſten Regenten auf. Durch ſeine vortrefflichen religiöſen Geſänge, die Pſalmen, durch die er die Erkenntniß und Verehrung des wahren Gottes verbreitete, hat er ſich nicht nur um ſeine Zeitgenoſſen, ſondern auch um die Nachwelt, als ein von Gott begeiſterter Sänger, bleibende Verdienſte erworben.

Salomo.

Dieſer Fürſt zeichnete ſich ſchon in ſeiner Jugend als einen Liebhaber ächter Weisheit aus, und machte ſich auch nachher auf dem Throne des Ruhms, des Weiſeſten unter den Königen, würdig.

Sein Vater hatte ihn als Jüngling dem Unterricht und der Leitung eines ſehr würdigen und von ihm ſelbſt hochgeſchätzten Religionslehrers, Nathan, anvertraut, in deſſen Schule er ſchon frühe zur Gottesfurcht und wahren Lebensweisheit erzogen wurde. In dem ſtillern Aufenthalt und in dem Umgang mit dieſem Weiſen, ſammlete ſich ſein Geiſt von den Zerſtreuungen, denen er am väterlichen Hofe ausgeſetzt war; hier lernte er die

Gegenſtände, die ſo oft ihres äußern Glanzes wegen die Sinne blenden, die Eigenliebe ſchmeicheln, aus dem richtigern Geſichtspunkte nach ihrem eigentlichen Gehalte erkennen, und über ihren Werth richtiger urtheilen; hier ſchon erhielt ſein Geiſt die Richtung nach dem höhern Ziel ſeiner Beſtimmung, nach Weisheit und Tugend, ſich durch anhaltendes Streben nach Kenntniſſen und ſittlicher Vollkommenheit zur höchſten Würde des Menſchen zu erheben, und ſo der Krone würdig zu machen, die er einſt, als der Erſte im Staate, tragen ſollte.

Er beſtieg den Thron zwar jung, aber mit einem gebildeten Verſtande; er überdachte den großen Umfang ſeiner Pflichten, denen er ſich mit dem Antritt der Regierung unterzog; ſahe wohl ein, wie viele wichtige Kenntniſſe und welche ungemeine Stärke des Geiſtes dazu erfordert werde, um dieſe erſte Stelle im Staate mit Würde und mit Seegen zu bekleiden, und erkannte, wie ſehr er dabei eines höhern Beiſtandes bedürfe. Dieſe Empfindungen ſeines Herzens drückte er beſonders bei dem feierlichen Opfer aus, welches er vor dem verſammleten Volke auf der Höhe von Gibeon, dem Gott, den er als den Beherrſcher der Welt und den beſondern Schutzgott ſeines Volks verehrte, darbrachte. Nicht blos, als der Dampf der Hekatombe unter dem Geſange der Prieſter zum Himmel aufſtieg, erkannte er dieſe ſeine Abhängigkeit von einer höhern Macht; ſondern als er am Abende dieſes feierlichen Tags ſeine Seele in ſtillen Betrachtungen ſammlete, ſtärkte er ſich durchs Gebet im Vertrauen auf Gott, und ſeine erſte und heißeſte Bitte war: daß ihm Gott Weisheit ſchenken, nicht nur ſeinen Verſtand mit Erkenntniß des Rechts erfüllen, ſondern ihm auch die Feſtigkeit des Willens ertheilen möge, immer nach den erkannten Grundſätzen deſſen, was Recht und Gut ſey, zu handeln, und daß er ihn ſo, bei ſeiner jugendlichen Unerfahrenheit, in ſeinen Regierungsgeſchäften leiten möge. Ein ſolches Gebet; nicht um glänzende Güter der Erde, nicht um irdiſche Hoheit und Macht, ſondern um das, was den Menſchen wahrhaft glücklich macht, wie hätte es von dem Geber alles Guten nicht erhört werden ſollen? Selbſt im Schlummer nach ſolchen würdigen Betrachtungen, fühlte ſich Sa-

lomo in der zuverſichtlichen Erwartung geſtärkt, daß Gott ihm dies und mehr noch, als er gebeten habe, ertheilen werde, und trat ſo im freudigen Vertrauen die Regierung an.

Zwar anfangs ſchien er mehr durch ſtrenge Gerechtigkeit, als durch ſchonende Milde, ſich als den Beherrſcher der Nation auszuzeichnen. Mancher Strafwürdige, der ſich bei der Altersſchwäche und Nachſicht ſeines Vaters ſicher befunden hatte, fand an ihm einen deſto ſtrengern Rächer; und der noch hier und da glimmende Funke der Empörung nöthigte ihn zu ſolchen Maaßregeln, um mit Nachdruck und Strenge die Rechte des königlichen Thrones zu behaupten.

Es iſt eine traurige Lage, in welcher ſich nicht ſelten die Beherrſcher der Erde befinden, daß ſie um der Gerechtigkeit willen, und zur Behauptung ihrer Gerechtſame, auch wohl die Gefühle ihres eigenen Herzens unterdrücken und dieſem Gewalt anthun müſſen. Auch **Salomo** befand ſich in derſelben. Einer ſeiner Brüder, **Adonia**, wollte die Anſprüche, die auch er auf die königliche Krone zu haben glaubte, nicht aufgeben, und ſuchte ſie, da es ihm an Macht dazu fehlte, durch Liſt geltend zu machen. Er brachte es durch die Künſte der Verſtellung dahin, daß ſelbſt die Mutter des Königs, Bathſeba, ſich für ihn eines Geſuchs wegen bei ihrem Sohne verwendete, deſſen geheime Abſichten ſie nicht errieth. Bei dieſer Gelegenheit gab zwar Salomo ein edles Beiſpiel von kindlicher Ehrfurcht gegen ſeine Mutter. Bei ihrem Eintritt ins Audienzzimmer, wo, nach morgenländiſcher Sitte, der König auf einem erhabenem Throne ſaß, dem man ſich nur mit tiefſter Ehrfurcht in einem gewiſſen Abſtande nähern durfte, verließ Salomo augenblicklich den Thron, gieng ſeiner Mutter entgegen, bezeugte ihr mit einer tiefen Verbeugung ſeine Ehrfurcht, ließ ſie zu ſeiner rechten Hand niederſetzen und ihr Verlangen vortragen. Es that ihm aber wehe, daß er ihren Geſuch, den ſie im Namen des Adonia that, abſchlagen mußte; indem dieſer unbeſcheiden genug war, ein Frauenzimmer aus dem vorigen königlichen Serail zu fordern, womit immer ein gewiſſer Anſpruch auf die Krone verbunden war. Dieſe Unbeſonnenheit mußte bald darauf Adonia und mehrere ſeiner Anhänger mit dem Leben büßen.

So feſt es ſich auch Salomo zur Pflicht gemacht hatte, bei Entſcheidung wichtiger Fälle nach den Grundſätzen des ſtrengſten Rechts zu handeln, ſo unterdrückte er gleichwohl auch die edleren und ſanften Gefühle des Herzens nicht; ſondern handelte auch oft großmüthig und edel. Dieſe Kenntniß des menſchlichen, feinfühlenden Herzens kam ihm auch ſelbſt bei Entſcheidung wichtiger Rechtsfälle ſehr oft zu Statten, und gab ſogar die erſte Veranlaſſung, ſich bei ſeiner Nation nicht nur, ſondern auch im Auslande in den allgemeinen Ruf eines ſehr ſcharfſinnigen und klugen Richters zu ſetzen. Zwey fremde Weibsperſonen nämlich brachten zuerſt ihre Streitſache zur Entſcheidung vor ſeinen Richterſtuhl. Beide waren Mütter von neugebornen Söhnen, hatten in einem Hauſe gewohnt und ein Lager mit einander getheilt; in der Nacht wird der eine Säugling erdrückt. Beide machen Anſpruch auf das noch lebende Kind; jede erklärt es für das ihrige; keine will der andern das Mutterrecht zugeſtehen. — Der

König, dem dieſe Streitſache zur Entſcheidung vorgelegt wurde, befielt einem der Gerichtsdiener, das Schwerd beizubringen; ſein Urtheil geht dahin: es ſoll das lebende Kind in zwey Theile getheilt werden, und jede der Mütter ſoll die Hälfte empfangen. Mit empörtem Muttergefühl und dem Ausdruck der lebhafteſten Empfindung ſetzt ſich das eine Weib der Ausführung des Urtheils entgegen: „Ach, mein Gebieter! lieber gieb ihr das Kind lebendig! nur tödte es nicht.“ — Es bleibe bei dem gerechten Urtheil des Königes, ſagt kaltblütig das andere Weib; es ſey weder mein noch dein! Zu laut ſprach die Stimme der rechten Mutter, als daß ſie Salomo nicht hätte hören, und ihr den Liebling ihres Herzens wieder an ihre Bruſt zurückgeben ſollen.

Der erſte Eindruck, den dieſer Beweiß von der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe ihres Königs auf die Gemüther der Unterthanen machte, wurde nachher durch mehrere und noch größere Beweiſe derſelben verſtärkt. Mit ehrfurchtsvoller Bewunderung ſahe das ganze Volk auf ihn, als den Fürſten, den Gott mit vorzüglicher Weisheit zum

Regenten ſeines Landes über Alle erhoben habe, und bald verbreitete ſich der Ruf ſeiner Weisheit auch in die entfernteſten Länder.

Für jene Zeiten, wo Wiſſenſchaften und gelehrte Kenntniſſe immer ſehr ſelten waren, mußte auch in der That ein Weiſer auf dem Throne, wie Salomo war, allgemeine Aufmerkſamkeit erregen. Weit entfernt, ſich, nach der Gewohnheit der morgenländiſchen Fürſten und Könige, den niedrigen Trieben der ſinnlichen Wolluſt zu überlaſſen, unter dem Glanze der äußern Hoheit und Macht in thieriſchen Genüſſen zu ſchwelgen und die Würde des Menſchen abzulegen, ſuchte vielmehr Salomo ſeine liebſte Unterhaltung in geſchäftfreien Stunden in dem Studium der Weisheit und in dem Umgange mit den Freunden der Wiſſenſchaften und der ſchönen Künſte. Sein Hof war nicht der Ueppigkeit gewidmet; nicht als König bei glänzenden Hoffeſten, nicht als den Beſitzer unermeßlicher Reichthümer und aller der Mittel, ſich jede ſinnliche Lebensfreude zu verſchaffen, fühlte ſich Salomo glücklich; ſondern darinn, daß er bei wahrer Gottesfurcht und redlicher

Pflichterfüllung ſich in dem Beſitz eines ruhigen, an allem, was Gut und Schön iſt, theilnehmenden Herzens befand. Dieſe Schätze des Geiſtes und des Herzens zu vermehren, und durch die Anwendung der erworbenen Kenntniſſe und Erfahrungen ſeine und ſeines Volks wahre innere Glückſeligkeit zu gründen, war ihm angelegener, als die Erweiterung der Grenzen ſeines Reichs, galt ihm mehr, als der Ruhm eines Eroberers. Die Naturlehre in allen ihren Theilen, vorzüglich aber die Kenntniß des Menſchen in moraliſcher Hinſicht, war ſein Lieblingsſtudium, worinn er es auch weiter, als alle ſeine gelehrten Vorgänger und Zeitgenoſſen, brachte, und ſich einen reichen Schatz von den vortrefflichſten Kenntniſſen ſammlete. Davon zeugt noch jetzt die Sammlung moraliſcher Denkſprüche, die beſonders unter dem Namen der Sprüche Salomonis auch auf uns gekommen ſind,* und jedem Liebhaber ächter Lebensweisheit reichen Stoff zur belehrenden Unterhaltung gewähren.

Auch als Dichter übertraf er die berühmteſten Sänger ſeiner Zeit: ſeine Lieder waren Meiſterſtücke dieſer ſchönen Kunſt, durch die er auf Bildung des Geſchmacks und der feinern Empfindungen bei ſeinen Zeitgenoſſen gar ſehr wirkte. Der Ruf ſeiner Weisheit und ſeines außerordentlichen Genies verbreitete ſich bald auch außer den Grenzen ſeines Staats, und erwarb ihm die Zuneigung und Hochachtung Aller, die ſolche ſeltene Vorzüge zu ſchätzen wußten.

Was ihm beſonders bei dieſem rühmlichen Streben nach Geiſtesvollkommenheit vorzüglich zu ſtatten kam, war die faſt ununterbrochene Ruhe, die er während ſeiner langen Regierung genoß. Dieſe Frucht der vorhergegangenen Siege ſeines Vaters, der faſt alle benachbarte Fürſten dem iſraelitiſchen Zepter unterworfen hatte, wußte ſein weiſer Sohn zu benutzen und zu erhalten. Frühe ſchon verband er ſich durch eine Heirath mit der Tochter des Königes in Egypten, um ſich die Freundſchaft eines der damals mächtigſten Fürſten zu ſichern, durch deſſen Hülfe er auch das Gebiet ſeiner Herrſchaft ſehr vergrößerte.

Eine noch vortheilhaftere freundſchaftliche Verbindung ſchloß er ſpäterhin mit Hiram, dem König zu Tyro in Phönizien, dem damals reichſten Handelsſtaate. Durch dieſe eröffnete er für ſein Reich eine neue ſehr ergiebige Quelle des Reichthums, indem er ſeine Nation in Handlungsverkehr mit dieſen reichen Küſtenbewohnern ſetzte. Ja er legte ſogar einen Seehafen am mittelländiſchen Meere, wohin ſich ſeine Beſitzungen erſtreckten, an, und wagte, mit Hülfe ſeines verbundenen Freundes Hiram, die wichtigſten Unternehmungen zur See. Seine Handelsſchiffe umſegelten die Küſten von Afrika, wo ſie die Producte des Landes abſetzten, und mit großen Schätzen, an Geld, Silber und andern Seltenheiten, zurückkehrten. Durch dieſen ausgebreiteten Handel floſſen nicht nur die anſehnlichſten Summen in den königlichen Schatz: ſondern es verbreitete ſich dieſer Vortheil über das ganze Land, belebte die Induſtrie und die Cultur des Bodens, und erhob ungemein den äußerlichen Wohlſtand der Nation: ſo daß dieſe noch lange nachher die Salomoniſche Periode als das goldene Zeitalter des Staats anſah, wo jeder glückliche Unterthan im blühendſten Wohlſtande unter ſeinem Weinſtock und Feigenbaum wohnte.

Unter diejenigen Künſte, die zur damaligen Zeit vorzüglich geſchäzt wurden, gehörte die höhere Baukunſt. In dieſer ſuchten beſonders diejenigen Nationen, die ſich durch Wohlſtand vor andern auszeichneten, ihren Ruhm; durch ſie wurden die ehemaligen kunſtloſen Wohnungen in prächtige Palläſte verwandelt; durch ſie ſuchten ſich die Begüterten und Groſſen der Erde bleibende Denkmäler ihrer Gröſſe und ihres Reichthums zu ſetzen. Auch Salomo, bei ſeinem groſſen Genie und bei ſeiner Liebe für alles Erhabne und Schöne, ſchäzte und liebte dieſe verſchönernde Kunſt, und machte von ihr den würdigſten Gebrauch.

Schon ſein Vater David gieng mit dem groſſen Gedanken um, die Stätte, die der öffentlichen gemeinſchaftlichen Gottesverehrung gewidmet war, zu einem groſſen Tempel umzuſchaffen, und hatte zu dieſer Abſicht groſſe Summen von den erbeuteten Schäzen niedergelegt; allein es fehlte ihm zur Ausführung deſſen an Ruhe; er mußte dies Geſchäft, ſo ſehr es ihm auch am Herzen lag, ſeinem glücklichern Nachfolger und Sohne überlaſſen, dem er es noch bei Uebertragung der Regierung und kurz vor ſeinem Ende aufs dringendſte befahl. Bisher hatte man die Gottheit noch nicht in Tempeln verehrt. Freie anmuthige Anhöhen, wo ſich der Geiſt der Verehrer freier in dem unermeßlichen Raume erhob; oder ſtille ſchattigte Haine, wo er ſich mehr zu ernſten Betrachtungen ſammlete, waren die gewöhnlichen Orte, wo man der Gottheit Opfer und Gebete heiligte. So wie man aber anfieng, auf die Werke der Kunſt einen höhern Werth zu legen: ſo wendete man ſie auch zur Verſchönerung dieſer der Gottheit geweiheten Stätten an, um ſie durch äußerliche Pracht zu Gegenſtänden der allgemeinen Bewunderung zu erheben. Dieſe Achtung glaubte man dem öffentlichen Kultus ſchuldig zu ſeyn; die Könige ſchämten ſich, in Prachthäuſern zu wohnen, indeß die Gottheit unter freiem Himmel, oder unter der Wölbung ſchattigter Bäume verehrt würde. Die vorzüglichſten Reſidenzſtädte der damaligen mächtigſten Könige zeichneten ſich

ſchon

ſchen durch dieſen Vorzug aus. Babylon, Memphis, Hieropolis, Tyrus, hatten ihre Tempel. Wie hätte ihnen Jeruſalem nachſtehen ſollen? Wie eine Nation, die den wahren Gott verehrte, jetzt einen feſten Sitz im Lande erhalten hatte und ſich zu ſolchem Wohlſtande erhoben ſah, nicht auch die vorige wandelnde Hütte des Stifts, dies heilige Zelt, zu welcher ſich bisher das Volk auf den Höhen zu Gibea zur Verehrung des Jehovah verſammlete, in die Hauptſtadt des Landes und den Sitz der Könige verlegen und in einen bleibenden Tempel verwandeln ſollen?

Salomo that dies zur allgemeinen Freude ſeines Volks; durch die ſchon in dieſer Abſicht von ſeinem Vater niedergelegten und von ihm ſehr vermehrten Schätze, und durch Hülfe ſeines Freundes Hiram, der ihm nicht nur die Materialien, ſondern auch die geſchickteſten Bauleute und Künſtler aller Art dazu ſchickte, gelang es ihm, einen Tempel aufzuführen, der an Würde, Umfang und Pracht alle damaligen Gebäude übertraf.

Binnen acht Jahren, wo mit allem möglichen Aufwand von Menſchenkräften und Koſten daran gebaut war, ſtand er vollendet da. Die Einweihung deſſelben geſchah vor dem ganzen verſammelten Volk vom Salomo ſelbſt mit außerordentlicher Feierlichkeit und mit einer dieſer Handlung angemeſſenen Pracht. Der König, an der Spitze des Volks, als der erſte unter den Verehrern des Jehovah, gab hier der Nation das erhabenſte Beiſpiel der öffentlichen Gottesverehrung. Die Weyhrauchwolke, vermiſcht mit dem Dampfe der Opfer, erfüllte den großen majeſtätiſchen Tempel, und hüllte den Hochaltar und die heilige Lade, in der das Geſetz Moſis, dies Fundamentalgeſetz der Nation, verſchloſſen war, in ein heiliges Dunkel ein. Jetzt trat der König ſeegnend vor die Verſammlung des Volks, und erinnerte es an die Hoheit und den Zweck dieſes Feſtes; trat dann vor den Altar im Angeſicht der Verſammlung mit zum Himmel erhobenen Händen, und ſprach ein ſehr feierlich rührendes Gebet, worinn er unter andern bat: Gott möge gnädig auf dieſen ſchwachen und unvollkommenen Beweiß ihrer innigſten Verehrung und auf dieſen ihm geheiligten Tempel ſehen. Zwar wären ſie überzeugt, daß er, als der Herr und Schöpfer der ganzen Natur, nicht in einem eingeſchränkten Raume, nicht in einem Hauſe, von Menſchenhand erbaut, wohne: doch werde er auch an dieſer Stätte das Gebet ſeiner aufrichtigen Verehrer nicht verſchmähen, wenn ſie ſich in ihren dringendſten Angelegenheiten hier zu ihm wenden, und Hülfe, Troſt und Belehrung ſuchen würden. Auch von hier aus, als ſeinem heiligen Tempel, werde ſich die Herrlichkeit des Herrn, die Ehre des einzigen wahren Gottes, das Licht der Erleuchtung, nicht nur unter den Nachkommen Abrahams, ſondern auch unter die entfernteſten Nationen verbreiten. Bis in die fernſten Zeiten werde dieſer Tempel der Verſammlungsort ſeiner Verehrer, der Zufluchtsort der Bekümmerten, der Siß der Religion, der Gerechtigkeit und Tugend, ja der Vereinigungspunkt eines von ihm geſchäßten und ihm geheiligten Volks ſeyn.

Nach dieſem Gebet wendete ſich der König nochmals an das Volk, ſeegnete es mit lauter Stimme; erinnerte es an die vielen und großen

Beweiſe der Güte und Treue ſeines Gottes, und beſchwor es feierlich: daß es, um ſich des fernern Schutzes des Allgütigen würdig zu machen, ihn durch rechtſchaffene Geſinnungen verehren und ſeine Gebote und Geſetze unverbrüchlich halten möge.

Dieſe Ermahnung des Königs, verbunden mit feierlichen Opfern, machte einen tiefen Eindruck in allen Herzen. Acht Tage hindurch dauerte dieſes Volksfeſt, nach deſſen Endigung ſich die verſammlete Menge mit innigſtem Dank gegen Gott und mit lauten Seegenswünſchen für ihren allgemein geliebten König, in ihre friedlichen Wohnungen zerſtreute.

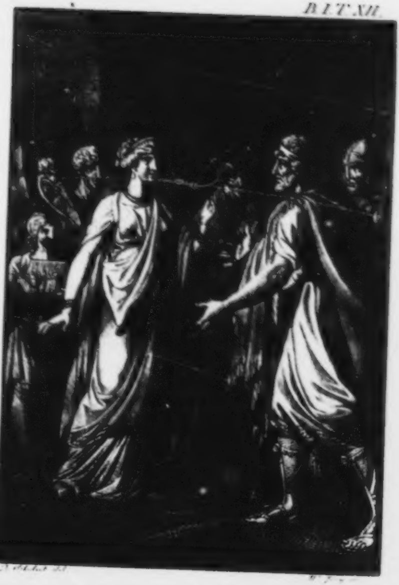
Jeruſalem wurde von dieſer Zeit an nicht nur der Vereinigungsort der ganzen jüdiſchen Nation in politiſcher und religiöſer Beziehung, ſondern zog auch die Aufmerkſamkeit der Fremden an, welche beſonders durch den ausgebreiteten Ruf des weiſeſten Königes angelockt wurden, dahin zu reiſen. Freunde der Religion und der Wiſſenſchaften aus fernen Ländern ſuchten hier ihre Wißbegierde zu befriedigen; durch ſie wurde mancher Saame einer richtigern Erkenntniß des wahren Gottes auch in die länder der Heiden gebracht. Unter dieſen Fremden befand ſich auch eine Königin aus dem fernſten Orient, wohin der Ruf von der Weisheit und Größe Salomo's gedrungen war. Sie, ſelbſt eine Freundin der Wiſſenſchaften, kam mit einem großen anſehnlichen Gefolge und mit reichen Geſchenken an Gold, Edelſteinen und Spezerey am Salomoniſchen Hofe an, und was ſie hier ſah und hörte, überſtieg noch weit ihre Erwartung *). lange Zeit verweilte ſie am Hofe ihres Gaſtfreundes, unterhielt ſich oft mit ihm über die großen Gegenſtände der Religion und der Regierungskunſt, legte ihm auch oft, nach dem Geſchmack des damaligen Zeitalters, ſpitzfindige und räthſelhafte Fragen vor, und fand immer neue Gelegenheit, den Scharfſinn und die ungemeinen Kenntniſſe dieſes Weiſen zu bewundern. Noch bei ihrem Abſchied prieß ſie diejenigen glücklich, die ſich in der Nähe und unter der Regierung eines ſo weiſen Königes, der von der Gott-

heit

---

*) Siehe das 12te Kupfer.

B.I.T.XII.



Salomo, als Weiser.

heit ſo begünſtigt ſey, befänden, und kehrte mit hoher Achtung gegen den gekrönten Weiſen in ihre Staaten zurück.

So ausgebreitet auch der Ruhm der Weisheit dieſes Monarchen, und ſo feſt gegründet ſein Glück durch eine weiſe Staatsverwaltung eine lange Reihe von Jahren hindurch war: ſo fieng gleichwohl in den letztern Jahren ſeiner Regierung jener Lorbeer an zu welken, und das wahre Glück ſeines Hauſes unter der Laſt des äußerlichen Gepränges zu ſinken. Bei ſeinem früheren Streben nach Weisheit war es ihm doch nicht ſo ganz gelungen, Herr über ſeine Leidenſchaften zu werden. So ausgebreitete gelehrte Kenntniſſe er ſich in den Wiſſenſchaften erworben hatte: ſo fehlte es ihm doch zuletzt an der erſten und wichtigſten Wiſſenſchaft, der Beherrſchung ſeiner ſelbſt und einer ſtandhaften Beharrlichkeit im Guten. Er, der zuvor den Werth der Dinge, die Beziehung auf das Glück der Menſchen haben, mit ſo richtigem Urtheil würdigte, ließ ſich doch zuletzt vom äußerlichen Schein blenden. Seine Liebe zur Weisheit artete in die Sucht zu glänzen aus; er gefiel ſich ſelbſt zu ſehr in dem erworbenen Ruhm eines Weiſen; der Weyhrauch, den man ihm um deswillen nur zu häufig ſtreute, machte ihn ſchwindelnd. Bald verließ er den ſchönen, aber ihm zu gemein ſcheinenden Pfad der ächten Lebensweisheit, ließ ſich in die Irrgänge der Spekulation ein, und ſtrebte, auf Koſten ſeines Herzens und ſeiner wahren Zufriedenheit, zu ſehr nach dem Ruhm eines freidenkenden Mannes.

Noch nachtheiligeren Einfluß auf den Charakter dieſes Weiſen hatte die Pracht des Hofs, der Zuſammenfluß aller der Güter und Gegenſtände, die die Sinne reitzen, und der durch den Reichthum eingeführte Luxus. Auch hierinn wollte Salomo keinem der Fürſten ſeiner Zeit nachſtehen, und bald herrſchte die aſiatiſche Ueppigkeit auch an dem Hofe des Weiſeſten der Könige; glänzende Feſte und geräuſchvolle Vergnügungen verdrängten allmälig die Liebe zu ernſtern Beſchäftigungen; der Harem wurde der Lieblingsaufenthalt des Monarchen; auch hierinn, in der Zahl der Weiber, die er nach morgenländiſcher Sitte an ſeinem Hofe hielt, und nach der man in der damaligen Zeit das Anſehen und die Herrſchaft des Fürſten ſchätzte, ſuchte er ſeinen Stolz, und fand zugleich die Befriedigung ſeiner Lüſte; aber verlohr auch unter ihnen den Ruhm eines weiſen und gottesfürchtigen Fürſten. Sie, die größtentheils Ausländerinnen, und dem ſinnlichen Götzendienſt ergeben waren, gewannen nicht nur von ihrem Gebieter die Erlaubniß, dem Grundgeſetz des Staats zuwider, ihren Götzen öffentliche Altäre und Tempel zu bauen, ſondern bethörten zuletzt den alten ſchwachen Monarchen ſo, daß er ſich ſelbſt im Angeſichte des Volks vor den Altären dieſer Götzen niederwarf und an ihren Opferfeſten Antheil nahm.

Dies für den beſſern Theil der Iſraeliten höchſt anſtößige Verhalten, und die für das ganze Volk ſo drückende Laſt von Abgaben, welche die Verſchwendung des Hofes, der Glanz deſſelben, die Unterhaltung des Serails, einer großen Anzahl königlicher Bedienten und Virtuoſen aller Art, nebſt einer ungewöhnlich großen und prächtigen Leibgarde, und ſo viele andere Bedürfniſſe, die der Luxus eingeführt hatte, erforderten: waren die Urſache, daß das Volk, das ſich zuvor unter

ſeinem

ſeinem weiſen Könige ſo glücklich geprieſen hatte, jetzt der langen Regierung ſeines alten und weibiſch gewordenen Monarchen überdrüßig wurde und ſich nach einer Veränderung derſelben ſehnte.

Beinahe wäre noch bei ſeinem Leben die Revolution ausgebrochen; denn ſchon war einer ſeiner tapferſten Generäle, Jerobeam, im Begriff, ſich an die Spitze der Mißvergnügten zu ſtellen, als Salomo noch in Zeiten den Anſchlag entdeckte und ihn nöthigte, aus dem Lande zu flüchten. Nicht lange nachher ſtarb Salomo. Es war zu bedauren, daß er nicht ſein ganzes Leben hindurch den Ruhm behauptete, den er ſich im Anfange ſeiner Regierung erworben hatte; daß er ſpäterhin ſo manche Schwächen zeigte, und nach einer vierzigjährigen größtentheils friedlichen Regierung nicht als der allgemein geliebte Vater des Landes bei ſeinem Tode beklagt wurde.

Einige Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte des jüdiſchen Staates, bis zur Auflöſung deſſelben durch die Babylonier.

Mit Salomo's Tode war die glücklichſte Periode des iſraelitiſchen Reichs vorüber. Sein Sohn und Nachfolger auf dem Throne, **Rehabeam**, hatte zwar die Herrſchergröße und Prachtliebe ſeines Vaters, aber nicht ſeine Regierungsklugheit geerbt. Das Volk, das bei dem Antritt ſeiner Regierung ihn um Milderung der Abgaben bat, unter deren Laſt es ſeufzte, wurde durch die höchſt unbeſonnene Aeußerung ſeines neuen Königs: daß er, anſtatt die Laſt zu erleichtern, ſie nur noch drückender machen und ſich ihnen als ſtrenger Gebieter zeigen werde: ſo zum Unwillen gereizt, daß zehn Stämme deſſelben ihm ſogleich den Gehorſam aufkündigten, den vorhingenannten Jerobeam aus Egypten, ſeinem bisherigen Zufluchtsorte, zurückrieſen und zu ihrem König erwählten.

Von dieſer Zeit an ward der Grund nicht nur zur Theilung des Reichs, ſondern zugleich zu faſt ununterbrochenen Unruhen und Streitigkeiten gelegt, welche die Nation zerrütteten, und ſich zuletzt mit dem gänzlichen Untergange dieſes Staats endigten. Die Eiferſucht der Könige der Nation, davon der eine zu Jeruſalem, der andere zu Samarien ſeine Reſidenz hatte, und jener ſich den König von Juda, dieſer den König von Iſrael nannte, unterhielt nicht nur die Trennung des Volks, ſondern gab nicht ſelten Veranlaſſung zu bürgerlichen Kriegen, die mit der gröſten Erbitterung geführt wurden. Die benachbarten Fürſten und Könige wußten dieſe Uneinigkeit der jüdiſchen Nation zu ihrem Vortheil zu benutzen; auf ihren Heereszügen verwüſteten ſie mehrmals die vormals blühenden Länder am Jordan, und zogen mit rei-

cher

BIBL. UNIVERS. LIPS.

cher Beute zurück. Nicht ſelten ſahen ſich die zu ſchwachen Fürſten von Juda genöthigt, um ihrer Sicherheit willen, die geheiligten Schätze des Tempels anzugreifen, um einen ſchimpflichen Frieden damit zu erkaufen. An die wenigen Jahre eines ruhigern Zuſtandes ſchloß ſich immer eine Reihe von kriegeriſchen und traurigen Jahren an, in denen die Kräfte dieſer Nation nach und nach ſo aufgerieben wurden, daß es den damaligen Beherrſchern des Orients leicht wurde, ſie unter ihre Bothmäßigkeit zu bringen. So gerieth der eine Theil der Nation, die zehn iſraelitiſchen Stämme, unter ſeinem letzten Könige Hoſea, unter die Herrſchaft der Aſſyrer; und etwa anderthalbhundert Jahre nachher wurde auch die Hauptſtadt des Reichs Juda, Jeruſalem, von den Babyloniern erobert, die Nation zerſtreut, und der größere Theil derſelben als Sclaven in die Gefangenſchaft nach Babylon, an die fernen Ufer des Euphrats, verſetzt; welches Schickſal zugleich den letzten König von Juda, Zedekia, betraf, dem man noch überdies, nach damaliger barbariſcher Kriegesſitte, zuvor ſeiner Kinder durch das Schwerd, und nach dieſem ſchrecklichen Schauſpiel, ſkiel, ſeiner beiden Augen beraubte, und ihn mit Ketten belaſtet nach Babylon führte.

Die Geſchichte des jüdiſchen Volks unter ihren Königen bis zu dieſem babyloniſchen Exil, ob ſie gleich einen Zeitraum von 300 Jahren in ſich faßt, iſt für die Geſchichte der Menſchheit, in moraliſcher Hinſicht, äußerſt dürftig. Die Jahrbücher der Könige von Juda und Iſrael, beſonders der letztern, enthalten gröſtentheils nur Belege zu der Wahrheit: daß Menſchen, die ſich vom Pfade der Tugend entfernen, auch zugleich von ihrem wahren Glücke abweichen; und daß Laſterhaftigkeit jeder Art die gewöhnliche Folge der Irreligioſität und des Mangels einer richtigen und überzeugten Erkenntniß Gottes und ſeines heiligen Willens iſt.

Dieſer Verfall der Religion und Sittlichkeit hatte vorzüglich ſeinen Grund in dem Hange zur Ueppigkeit und ſchwelgeriſchen Lebensart, die ſich von dem Hofe der Fürſten auch auf die niedrigen Stände verbreitete. Auch die Prieſter der Nation, die den öffentlichen Religionscultus zu beſorgen

gen hatten, trugen Vieles dazu bei; ſie, die ſich blos mit den äußerlichen Gebräuchen beſchäftigten, ohne ſelbſt den Geiſt der Religion zu kennen, waren zufrieden, wenn ſie nur bei ihren Privilegien und Vorrechten gelaſſen wurden, bequemten ſich nach der Denkungsart und der Sitte des Hofes, und bekümmerten ſich weiter nicht um die nachtheiligen Folgen, die daraus entſpringen mußten.

Nur einige Weiſe und Beſſergeſinnte unter dieſem Volk beklagten laut dieſen Mangel an ächter Religioſität als die Urſache des Verfalls alles wahren Glücks und ſelbſt der bürgerlichen Wohlfarth; und ſuchten demſelben durch die nachdrücklichſten Warnungen und beſſere Belehrungen vorzubeugen. Dies war das Geſchäft jener ausgezeichneten Volkslehrer, die, von dem Geiſte der reinen Gotteserkenntniß belebt, jenen Verirrungen des menſchlichen Verſtandes und Willens kräftig entgegenarbeiteten, und bei dieſem ſo würdigen Geſchäfte auch vorzüglich von Gott unterſtützt wurden. Sie führen den Namen Propheten, auch der Seher, weil ſie mit tiefem Blick auch in die fernſte Zukunft ſahen, und in hoher Begeiſterung

rung die künftigen Staatsveränderungen und Schickſale der Menſchen vorher beſtimmten. Ihre zum Theil noch vorhandenen Schriften zeugen von dem Geiſte, der ſie belebte, von ihrem Eifer, mit dem ſie ſich für die Erhaltung der reinern Gotteserkenntniß und einer würdigen Gottesverehrung verwendeten, die Fehler des Volks, ſo wie der Regenten und ihrer Prieſter, öffentlich rügten, und auf eine durchgängige Verbeſſerung der Sitten drangen. Durch dieſe Freimüthigkeit zogen ſie ſich freilich nicht ſelten den Haß der Mächtigen zu, aber im Vertrauen auf ihre gute Sache und auf den Gott, in deſſen Namen ſie redeten und handelten, achteten ſie ſelbſt die gefährlichſten Verfolgungen nicht, und blieben der Wahrheit bis in ihren Tod getreu. Schon bei ihrem Leben gelang es ihnen, die Erkenntniß des einzigen wahren Gottes und das edelſte Beſtreben nach Tugend und Rechtſchaffenheit unter ihren Zeitgenöſſen zu erhalten, und dem durch Abgötterey und geſetzloſes Verhalten einreißenden Verderben Einhalt zu thun: aber noch ſtärker war der Einfluß ihrer belehrenden und beſſernden ſchriftlichen Vorträge auf die ſittliche Verbeſſerung der Menſchen noch nach ihrem

Tode. Da erſt wurde die Wahrheit ihrer Ausſprüche, als die Stimme Gottes, anerkannt; man ſammlete ihre Schriften als heilige Denkmäler, legte ſie bei den öffentlichen Religionsbelehrungen zu Grunde, und alle, die das Bedürfniß eines höhern Beiſtandes zur Erleuchtung des Verſtandes und Veredlung des Herzens fühlten, ſchöpften aus ihnen die Hoffnung, daß Gott gewiß den glücklichen Zeitpunkt herbeiführen werde, wo das Licht der beſſern Erkenntniß in noch hellerm Glanze aufgehen, und ſich wohlthätig über das ganze Menſchengeſchlecht verbreiten werde.

Auch unter den Königen von Juda zeichneten ſich einige durch einen vorzüglichen Eifer für die Herſtellung und Aufrechterhaltung der Religion, oder der wahren Gottesverehrung und der damit verbundenen Geſetze aus; und verdienen daher als Wohlthäter ihrer Nation, und als Beförderer menſchlicher Glückſeligkeit bemerkt zu werden. Einer dieſer Edlen war

Joſaphat;

er war der vierte in der Reihe der Könige von Juda, nach jener Theilung des Reichs unter Jerobeam. Durch ſeine weiſe Regierung erwarb er ſich die größten Verdienſte um den Staat, und erhob ihn zu einer ſolchen Höhe des Wohlſtandes, in welchem er ſich ſeit Salomo's Zeiten nicht wieder befunden hatte. Schon ſein Vater, Aſſa, hatte in den erſten Jahren ſeiner Regierung ihm in der Cultur des Landes und der Verbeſſerung der Sitten ſeiner Bewohner vorgearbeitet, aber ſein Eifer darinn war nicht anhaltend geblieben; in der letzten Periode ſeiner Regierung geriethen die guten Sitten und der Wohlſtand der Nation wieder in Verfall; der Grund davon lag gewöhnlich in der Abgötterei, der allzuſinnlichen Art der Verehrung höherer Weſen, die ſich die Einbildung der Menſchen geſchaffen hatte, zu welcher auch dieſes Volk immer einen ſehr ſtarken Hang äuſſerte, der durch das Beiſpiel der ſie umgebenden abgöttiſchen Nationen gar ſehr verſtärkt wurde. Da dieſe ſo ganz den Grundſätzen der Vernunft und der Sittlichkeit, und ſelbſt dem erſten ſanctionirten Staatsgeſetz der Juden, von Verehrung des einzigen wahren Gottes, entgegen war: ſo konnte nichts anders als Verwirrung und Zerrüttung in allen Theilen der bürgerlichen Verfaſſung daraus entſpringen. Es war daher eine der erſten Regierungsſorgen Joſaphats, dieſes Uebel von Grund aus zu heilen, den abgöttiſchen Dienſt ganz aus ſeinem Staate zu verdrängen, die Verehrung des Jehovah allgemein zu machen, und dem Volke würdigere Begriffe von Gott und der wahren Gottesverehrung beizubringen. In dieſer Abſicht zerſtörte er nicht nur die den Götzen geweihten Altäre und Haine, ſtellte die üppigen und ſchwelgeriſchen Feſte, womit dieſer Götzendienſt begleitet war, im Lande ab, ſondern traf auch die weiſeſten Anſtalten zur Aufklärung des Volks und der Sittenverbeſſerung durch zweckmäßigen Unterricht; in der Ueberzeugung, daß das Wohl des Staats vorzüglich auf den Grundſätzen einer ächten Religioſität, und die bürgerliche Ordnung auf Feſthaltung der heiligen Geſetze der Sittlichkeit beruhe, beſonders, wenn der Fürſt des Landes ſelbſt ſeinen Unterthanen mit gutem Beiſpiel vorgehe. Dieſem Grundſatz gemäß verfuhr er auch bei allen den Einrichtungen, die er als Regent zum Beſten des Landes machte. Zu ſeinen Miniſtern und Räthen wählte er nur Leute von erkannter Rechtſchaffenheit und Gottesfurcht. Selbſt die Anführer ſeiner Armeen ſuchte er mit dem Geiſte einer wahren Frömmigkeit zu beleben, und ihren Heldenmuth und Patriotiſmus, in Vertheidigung des Vaterlandes, dadurch zu entflammen, daß er ſelbſt an ihrer Spitze ſich bei wichtigen Unternehmungen im Gebete zu Gott wendete, und ſich und ſeine Leute im freudigen Vertrauen zu dieſem allmächtigen Beſchützer und Vertheidiger der guten Sache ſtärkte; und der Muth, mit welchem oft ſein kleines Heer gegen die weit überlegne Macht feindlicher Heere kämpfte und ſie beſiegte, war die Wirkung dieſes freudigen Vertrauens. Der erwachte Geiſt der Nation machte ſie bald ihren Feinden furchtbar, und kriegeriſche Völker, die ſich vorher ihre Schwäche zu Nutze gemacht hatten, wurden jetzt in Reſpekt erhalten, brachten freiwillig Geſchenke, ſuchten die Freundſchaft dieſer Nation, oder unterwarfen ſich durch Abtragung eines jährlichen Tributs dem jüdiſchen Zepter. — Auch die Zeit der Ruhe und des

Friedens wendete Joſaphat dazu an, um durch eine beſſere Einrichtung der Staatsverwaltung, und der dazu angeordneten Aemter, das landeswohl zu heben. In allen Städten ſeines Reichs ſtellte er Richter an, die über die Erhaltung der guten Ordnung wachen mußten. Die Anweiſung, die er dieſen Amtleuten bei Einführung in ihre Aemter gab, war in der That eines ſolchen Königes würdig. „Sehet zu, ſprach er zu ihnen, was ihr thut. Erkennet die Wichtigkeit eures Amtes; bedenkt, daß ihr nicht blos Diener des Staats, und, wegen Verwaltung eures Amts, Menſchen verantwortlich ſeyd. Ihr ſteht unter Gott; auf ſeinen Befehl und unter ſeiner Aufſicht haltet ihr Gericht. Er iſt in euren Verſammlungen gegenwärtig! Dieſer Gedanke der Gegenwart des heiligſten und gerechteſten Gottes leite euch bei euren richterlichen Ausſprüchen. Wiſſet, daß unſer Gott ein gerechter Gott iſt, ein Feind des Unrechts, vor dem kein Anſehen der Perſon, noch Annehmen des Geſchenks Statt findet.“ — Nach einer fünf und zwanzigjährigen glücklichen Regierung verließ Joſaphat das Reich in einem blühenden Zuſtande.

Uſia und Jehiſkia

ſind Namen von Königen in Juda, die in den Jahrbüchern dieſer Nation mit Achtung genannt werden, weil ſie die väterliche Religion aufrecht zu erhalten ſuchten, und den öffentlichen Kultus von den eingeſchlichenen Verunſtaltungen des Götzendienſtes reinigten. Auch verdankte ihnen das Land ſeine beſſere Kultur, und Jeruſalem, als die Reſidenz und Hauptſtadt des Landes, ſeinen ausgezeichneten Glanz. Vorzüglich begünſtigte Uſia den Ackerbau; ſchuf große Landſtriche, die bisher öde lagen, in fruchtbare Felder um, legte hier und da Meierhöfe an, veredelte den Weinbau, und öffnete dadurch dem Staate ſo manche Quellen des innern Reichthums. Um aber auch den Bewohnern des Landes den Ertrag ihres Fleiſſes und ihren Wohlſtand zu ſichern, ſetzte er die Nationalarmee in einen reſpektabeln Zuſtand, und beveſtigte vorzüglich die Hauptſtadt Jeruſalem nach damaliger Art mit hohen Mauern und Thürmen. Unter einigen ſeiner Nachfolger gerieth zwar dieſes gute Unternehmen, den Wohlſtand des Landes zu heben, wieder in Stocken, bis es durch Jehiſſia wieder mit neuem Eifer und mit dem glücklichſten Erfolg betrieben wurde.

Allein, ſo wichtig auch der Einfluß war, den die edle Denkungsart und das nachahmungswürdige Verhalten einiger guten Könige auf die Geſinnung und Handlungsweiſe des Volks hatte: und ſo angelegen es ſich die würdigſten Lehrer der Nation, ein Jeſaias, Elias, Jeremias und mehrere ſeyn ließen, dem Hange des Volks zur Abgötterei und dem Verderben der Sitten Einhalt zu thun: ſo ſchwächten die öffentlichen Beiſpiele ſchlechterer Fürſten, die die Reihe der guten Könige in Juda nur zu oft unterbrachen, und in dem verſchwiſterten iſraelitiſchem Reiche faſt durchgängig den Thron beſaßen, zu ſehr jene beſſern Eindrücke, Belehrungen und Warnungen; das Volk war und blieb Charakterlos, wurde nur von den äußerlichen Umſtänden und durch die Gewalt der Sinnlichkeit bei ſeinen Handlungen beſtimmt, durch Weichlichkeit geſchwächt, entnervt und ſo zuletzt nach manchen unglücklichen Kriegen von ſeinen Feinden unterjocht.

Erſt während ſeiner Verbannung aus dem Vaterland und der ſo drückenden Gefangenſchaft in Babylon, erkannte dies Volk die traurigen Folgen ſeiner Unbeſonnenheit, daß es den Gott ſeiner Väter verlaſſen, und ſich durch ſeine Fehler, beſonders durch Abgötterei, ſeiner Achtung und ſeines Schutzes unwürdig gemacht hatte; die väterliche Religion, die es in Zeiten ſeines Wohlſtandes ſo oft mit dem ſinnlichen Götzendienſt vertauſcht hatte, der Glaube an das einzige, höchſte Weſen, den Herrn des Himmels und der Erde, wurde jetzt in der Mitte eines Volks, das durchgängig der Abgötterei ergeben war, ihm erſt recht wichtig und heilig; das gleiche traurige Schickſal, das ihre ganze Nation traf, wurde jetzt das Bindungsmittel ihrer Vereinigung in dem fremden Lande, ihre gemeinſchaftliche Gefangenſchaft vereinigte ſie erſt wieder zu einem eignen ſelbſtſtändigen Volk mit einer ſo feſten Anhängigkeit an die Religion und Geſetze ihrer Väter, die auch die größte Strenge ihrer übermüthigen Sieger nicht aufzulöſen vermochte.

In dieſem religiöſen und bürgerlichen Sinn wurden ſie durch ihre Lehrer, die das Loos der Gefangenſchaft mit ihnen theilten, immermehr erhalten; dieſe ermahnten ſie bei jeder Gelegenheit, daß ſie ja auf dieſem Wege ihrer Beſſerung fortgehen, ſich keines Rückfalls ſchuldig machen, und ſich dann gewiß auf den Beiſtand Gottes verlaſſen ſollten, der ſie wieder in das Land ihrer Väter zurückführen werde. Durch dieſe Hoffnung, die durch religiöſe Geſänge unter ihnen angefacht wurde, fühlten ſie das harte Schickſal ihrer Knechtſchaft erleichtert, die Vaterlandsliebe wurde durch ſie verſtärkt, ihr Muth zur Ertragung der ſchwerſten Laſten geſtählt.

Was ihnen ihre Gefangenſchaft mit erleichterte, war, daß ſie ſchon mehrere ihrer Landsleute in der dortigen Gegend antrafen, die ſchon zuvor, ehe dies Schickſal die ganze Nation traf, in den vorhergehenden Kriegen, beſonders unter ihrem Könige Jehojakim, nach Babylon waren weggeführt worden, unter denen einige aus der königlichen Familie ſelbſt am königlichen Hofe ihres Ueberwinders in Anſehen ſtanden, ſogar in öffentliche Aemter eingeſetzt waren, und durch ihren Einfluß in die Landesregierung vieles beitragen konnten, um ihren bedrängten Brüdern ihr Elend erträglicher zu machen, ja ihnen ſogar ſpäterhin den Weg zur Rückkehr in ihr Vaterland zu bahnen. Unter dieſen zeichnete ſich beſonders

Daniel.

aus; dieſer, der zur königlichen Familie Jehojakims in Juda gehörte, mußte ſchon in ſeiner früheſten Kindheit dies traurige Schickſal erfahren, nach Babylon geführt zu werden. Schon als Knabe erwarb er ſich durch eine angenehme Bildung, noch mehr aber durch ſein edles Betragen, Achtung und Liebe ſelbſt unter den Bewohnern dieſes ihm fremden Landes. Als daher der König von Babylon, Nebucadnezar, derſelbe, der nachher Jeruſalem gänzlich zerſtörte, ſeinem oberſten Kammerherrn, Aſpenas, den Befehl ertheilte, daß er einige ſchöne und wohlgebildete Jünglinge aus der königlichen oder ſonſt angeſehenſten jüdiſchen Familien auswählen und für den Hof erziehen ſollte: wobei er beſonders auch auf ausgezeichnete Fähigkeiten und Talente zu ſitzen habe, damit ſie in der Sprache und den Wiſſenſchaften der Chaldäer unterrichtet, und künftig zum Dienſte des Königes gebraucht werden könnten: ſo wurde Daniel, nebſt noch drey andern edlen Jünglingen, dazu erwählt. Der edle Anſtand und die einnehmende Geſichtsbildung des jungen Daniels machte gleich anfangs, als er dem Oberhofmeiſter des Königes vorgeſtellt wurde, einen ſehr guten Eindruck, und erwarb ihm ſeine vorzügliche Zuneigung, in welcher er ſich noch mehr durch die Klugheit in ſeinen Reden befeſtigte, aus denen Aſpanas gleich bei der erſten Unterredung erkannte, daß in dieſem ſchönen und wohlgebildeten Körper eine noch ſchönere Seele wohne. Als er nämlich dieſen Jünglingen eröffnete, welche gnädige Geſinnung der König, ihr Herr, gegen ſie habe, der ſie, neben andern Edelknaben des Reichs, an ſeinen Hof aufnehmen, ſie von ſeiner Tafel bekoſtigen, und drey Jahre lang in der Landesſprache und in den nützlichſten Wiſſenſchaften wolle unterrichten laſſen, um ſie dann in ſeine Dienſte aufzunehmen: erklärte Daniel in ſeinem und ſeiner Freunde Namen mit den ehrerbietigſten Ausdrücken, wie ſehr ſie die Gnade und dieſe ausgezeichnete Gunſt ihres Gebieters zu ſchätzen wüßten, ſetzte aber mit edler Freimüthigkeit hinzu, daß ſie ſich von der Gerechtigkeitsliebe deſſelben verſprächen, er werde ſie nach ihren gewohnten Grundſätzen behandeln, und ſie, beſonders was ihre Koſt beträf, bei der bisherigen frugalen Lebensart laſſen, an die ſie durch ihre väterlichen Geſetze gebunden wären.

Es mußte allerdings dem königlichen Oberhofmeiſter auffallend ſeyn, daß dieſe Jünglinge gerade vor der üppigen Lebensart, die für andere ihres Alters den meiſten Reiz hatte, eine Abneigung bewieſen, die ihm, als einem Hofbedienten, ſo fremd war. Er erklärte ihnen daher, es ſtehe nicht in ſeiner Gewalt, ihnen dieſe Ausnahme zu verſtatten. Es ſey der Wille des Königes, daß ſie wie die übrigen Edelknaben recht gut gehalten werden ſollten: würde er bei ihrer künftigen Vorſtellung bemerken, daß ſie unter den übrigen Zöglingen auch nur eine bläſſere Geſichtsfarbe haben würden: ſo würde er es zu verantworten haben und wohl gar mit dem Leben dafür büßen müſſen.

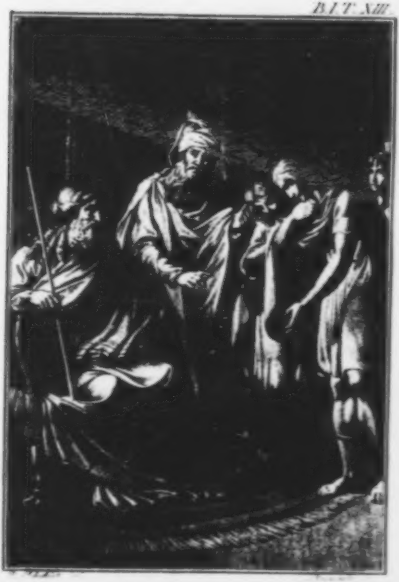
Mit dieſer Erklärung übergab er ſie der Aufſicht und Verpflegung des damaligen Pagenhofmeiſters **Melzar**. An dieſem fanden **Daniel** und ſeine jungen Freunde einen Mann, der vielleicht aus ökonomiſchen Grundſätzen geneigter war, ihnen ihre Bitte zu willfahren. Verſuch es nur, bat ihn **Daniel**, auf eine kurze Zeit, uns bei unſerer gewohnten Lebensweiſe, was unſere Beköſtigung betrift, zu laſſen; gieb die köſtlichen Speiſen von des Königs Tafel wem du willſt; uns reiche du nur die gewöhnlichen Gemüſe zur Sättigung, und ſtatt des Weines, Waſſer zum Trinken; dann ſtelle eine Vergleichung mit uns und den übrigen Koſtgängern an: und wenn dir dann unſer Anſehen weniger gefällt, dann verfahre mit uns nach deiner Weiſe.

Der Verſuch wurde auf zehn Tage angeſtellt, und ſchon während dieſes kurzen Zeitraums war der Vorzug einer frugalen Lebensart vor der üppigen, und ihr Einfluß auf die Geſundheit und das liebliche Anſehen der enthaltſamen Jünglinge, ſo merklich, daß **Melzar** ohne Bedenken die Probezeit verlängerte, ja ſie auf alle die drey Jahre ausdehnte, die dieſe Jünglinge in ſeinem Hauſe und unter ſeiner Aufſicht verlebten.

Dieſe weiſe Mäßigung hatte noch einen wichtigern Einfluß auf ihre veredelte Bildung; denn außerdem, daß ihr Körper dadurch an Stärke und Schönheit gewann, und ſie vor denen Krankheiten ſicherte, denen jene weichlicher gepflegte Jünglinge nicht ſelten unterworfen waren, ſo erhielt ſie ihren Geiſt immer bei der Munterkeit und Anſpannung, die ſie zur Erlernung der Wiſſenſchaften ſo nöthig hatten: ſo daß ſich ihre Geiſtestalente deſto beſſer entwickelten, und ſie ſich auch durch ihre Gelehrſamkeit und Kenntniſſe vor den übrigen auszeichneten.

Nach Vollendung dieſer Bildungsjahre ſtellte der Oberhofmeiſter dieſe Jünglinge insgeſamt dem König vor. Sein Auge verweilte mit beſonderm Wohlgefallen auf den hebräiſchen Jünglingen, auf deren Geſichtern die Röthe der Geſundheit und der unverdorbenen Jugend blühte. Mit ihnen ließ er ſich beſonders in Unterredung ein, und freute ſich, daß ſie die an ſie gethanen Fragen aus den ver-

B.I.T. XIII.



Daniel am Hofe zu Babylon

ſchiedenen Fächern der Wiſſenſchaft ſo befriedigend beantworteten, wie er es kaum von den Gelehrteſten ſeiner Nation erwartet hatte; er erklärte ſie ſogleich für würdig, in ſeine Dienſte zu treten, wieß ihnen gewiſſe Aemter an, und bediente ſich ihrer in den wichtigſten Angelegenheiten *).

So ſehr auch die Bewohner dieſes geſeegneten Landes am Euphrat zu der damaligen Zeit in dem Rufe einer vorzüglichen Gelehrſamkeit ſtanden, und der Name eines Chaldäers für den eines beſondern, Gelehrten und weiſen Mannes galt, ſo beſtand doch dieſe Gelehrſamkeit gröſtentheils nur in einigen aſtrologiſchen Kenntniſſen; zu denen ihnen der offne freie Himmel, unter dem ſie wohnten, ſehr günſtig war, die jedoch auf die eigentliche Aufklärung des Volks wenig Einfluß hatte, vielmehr von denen, die in dieſer Wiſſenſchaft eingeweiht waren, dazu angewendet wurde, um die gemeinen Leute in einer abergläubiſchen Furcht vor dem Einfluß der Geſtirne auf ihre Schickſale zu erhalten und ſich bei ihnen in Anſehen zu ſetzen.

Sol-

---

*) Hierher gehört das 13te Kupfer

Solcher Zeichendeuter, Traumausleger und Nativitätſteller gab es unter ihnen die Menge, und ihre Zunft machte eine ſehr angeſehene Volksklaſſe aus, zu der beſonders auch ihre Prieſter gehörten. Dieſen Aberglauben hatten auch die Babylonier mit allen den Völkern gemein, denen es an einer richtigen Erkenntniß Gottes und den geläuterten Begriffen einer weiſen Weltregierung fehlte. Auch ihr Monarch war davon nicht frei; nicht ſelten hieng von einem Traume und deſſen Deutung das Schickſal ganzer Länder und Familien ab; und ſo hätte auch damals ein Traum des Königes ſelbſt jener angeſehenen Zunft der ſogenannten Weiſen und Traumdeuter äußerſt gefährlich werden können. Denn in einer unruhigen Nacht hatte Nebucadnezar ein Traumgeſicht, das ihm, zu ſeinem größten Verdruß, beim Erwachen gänzlich verſchwunden war. Gewohnt, ein großes Gewicht auf ſolche nächtliche Viſionen zu legen, und als Deſpot auch wohl unmögliche Dinge zu fordern, verlangte er von ſeinen Weiſen, daß ſie ihm den vergeſſenen Traum wieder erzälen ſollten, unter Androhung ſeiner größten Ungnade.

Dies ſetzte alle Gelehrte des Reichs in die äußerſte Verlegenheit; ſchon ſahen ſie das Unglück über ihren Häuptern ſchweben, und auch Daniel mit ſeinen Landsleuten war mit in daſſelbe verwickelt. In dem Vertrauen, daß der Gott den er verehre, ihn auch wohl aus dieſer Verlegenheit helfen und durch ihn des Königs Zorn beſänftigen könne, rief er ihn in ſeinem brünſtigſten Gebet um Aufſchluß über dieſe Angelegenheit an; er erhielt auch wirklich denſelben in der darauf folgenden Nacht im Traume; ließ ſich dann zum König führen, theilte ihm dieſe erhaltene Offenbarung ſeines Traumes mit, und ſetzte ſich dadurch bei dem Monarchen in ſolche Gunſt, daß er ihn zum Stadthalter der Provinz und Aufſeher über alle gelehrte Anſtalten des Reichs ſetzte.

Dieſe Erhebung eines Ausländers, und noch dazu eines Juden, zu einem ſolchen Poſten, mußte natürlich die Eiferſucht der Nation und beſonders ihrer Prieſter erregen: allein Daniel wußte durch ſeine Klugheit und Beſcheidenheit ſich ungeachtet ihrer Kabalen, immer feſter in der Gunſt des Königs zu ſetzen und zu erhalten. Ja er würde ein noch größeres Anſehen am Hofe erhalten haben, wenn er und ſeine Freunde ſich hätten dazu bewegen laſſen, ihre väterliche Religion aufzugeben und die Verehrung des einzigen wahren Gottes mit dem herrſchenden Götzendienſt zu vertauſchen: aber eher waren ſie bereit, alles, auch ſelbſt ihr Leben aufzuopfern, als ihrem Gott untreu zu werden, und wider ihre Ueberzeugung zu handeln. Und in der That erhielten ſie auch ſolche augenſcheinliche Beweiſe von dem beſondern Schutze Gottes ſelbſt unter den größten Lebensgefahren, daß ſie dadurch immer mehr in ihrem Glauben befeſtigt und in den Stand geſetzt wurden, nicht nur ihre Landsleute, die in der Gefangenſchaft lebten, in dieſer Ueberzeugung und Anhänglichkeit an die väterlichen Sitten zu ſtärken; ſondern auch ihre Gewiſſensfreiheit und Sicherheit durch öffentliche landesherrliche Verordnungen zu ſichern, und ſo durch ihre Einwirkung und Beiſpiel den vernünftigen Glauben an das einzige, höchſte Weſen auch in dieſen Ländern zu verbreiten.

Auch unter den wichtigen Revolutionen, welche die aſſyriſche Monarchie zu ſeiner Zeit erfuhr, wo ſie durch die mediſche und nachher perſiſche Herrſchaft verdrängt wurde, wußte ſich Daniel durch ſeine Weisheit und Rechtſchaffenheit in ſeinem angeſehenen Poſten zu behaupten. Die nachherigen Eroberer und Beherrſcher Babylons, insbeſondere Darius, oder Cyaxares, ſchätzten ſeine Verdienſte, und erhoben ihn zu noch größerm Anſehen, aus dem ihn auch die boshafteſte Kabale ſeiner Feinde nicht zu ſetzen vermochte. Mit freudiger und dankbarer Empfindung ſeines Herzens erkannte er es, daß er unter dem Schutz des Allmächtigen ſtehe, der ihn oft wunderbar auch aus den größten Gefahren des Lebens, ſelbſt aus dem Rachen der Löwen und den noch furchtbarern Nachſtellungen ſeiner erzürnten Feinde errettete. Seine Seele war auch immer in heiliger Betrachtung auf Gott hingerichtet, und wurde auch von ihm ſo mancher helleren Blicke in die Zukunft und beſonderen Offenbarungen gewürdigt, die er voll heiliger Begeiſterung in ſeinen Schriften niederlegte, und durch die er ſein bedrängtes Volk mit freudiger Hoffnung, beſonders ihrer nahen Zurückkehr in das land ihrer Väter, belebte. Zwar erreichte er ein ſehr hohes Alter, welches vorzüglich mit die Frucht ſeiner frühen Enthaltſamkeit und Mäßigkeit war, und erlebte noch die ſo wichtige Reichsveränderung unter dem perſiſchen Könige Cyrus, der wirklich den Juden die volle Erlaubniß gab, wieder in ihr Land zurück zu kehren, und die Rechte eines freien Volks nach ſiebzigjähriger Sclaverei ertheilte; aber die Geſchichte ſagt nicht, daß Daniel dieſen gewünſchten Zeitpunkt der Zurückkehr ins Vaterland ſelbſt erlebt habe; er ſtarb unter frohen Ausſichten auf glückliche Zeiten für ſeine Nation in einem ruhigen Alter.

Ende des erſten Theils.

I. Chronologiſches Regiſter
zum
erſten Theile der moraliſchen Bilderbibel.

Erſter Zeitraum.
Von Adam bis auf Noah.

Jahr der Welt 1 — 1657.

Vor Chriſti Geburt 3984 — 2291.

J. d. W.	J. v. C. G.	
1.	3984.	Schöpfung der Erde.
		Adam und Eva.
		Die erſte Menſchenfamilie und deren allmähliche Ausbreitung.
		Kain und Abel.
		Seth.
		Bevölkerung der Erde.
		Erſte Erfindung nützlicher Werkzeuge und Künſte.
		Thubalkain.
930.	3054.	Adams Tod.
		Allgemeines Sittenverderben und Ausartung des Menſchengeſchlechtes.
1657.	2291.	Allgemeine Ueberſchwemmung der Erde, oder die Sündfluth.

Zweyter Zeitraum.

Von Noah bis Moſes.

Jahr der Welt 1657 — 2373.
Vor Chriſti Geb. 2291 — 1610.

J. d. W.	J. v. C. G.	
1657.	2291.	**Noah** und ſeine Familie wird in der allgemeinen Ueberſchwemmung erhalten,
		bewohnt und bebaut wieder die Erde,
		cultivirt den Weinbau.
		Sem, Ham und **Japhet**, ſeine Söhne, werden die Stammväter großer Völkerſchaften.
1757.	2191.	**Nimrod** wird Stifter der bürgerlichen Geſellſchaft, und legt den Grund zum babyloniſchen Reiche.
		Thurmbau zu Babel.
		Patriarchaliſches Zeitalter.
2017.	[illegible]	**Abraham**, der Stammvater der Iſraeliten und mehrerer großen Völkerſchaften,
		iſt bereit ſeinen Sohn zu opfern.
		Iſaak.
		Sara, Abrahams Weib ſtirbt.
		Iſaaks Heirath.
		Abraham ſtirbt.
		Eſau und **Jakob**, die Zwillingsſöhne Iſaaks, veruneinigen ſich.
		Jakobs Wanderung nach Meſopotamien,
		ſein Aufenthalt und ſeine Heirath im Hauſe Labans,
		ſeine Zurückkehr ins Vaterland und Verſöhnung mit ſeinem Bruder.
		Iſaak ſtirbt.

J. d. W.	J. v. C. G.	
2226.	1722.	Joſeph wird von ſeinen Brüdern als Sclav verkauft,
		kömmt nach Egypten, und wird daſelbſt als erſter Staatsminiſter der Erhalter ſeiner Familie.
		Jakob ſtirbt in Egypten.
		Seine Nachkommen, die Iſraeliten, gerathen daſelbſt in die drückendſte Sclaverei.

Dritter Zeitraum.

Von Moſes bis auf Daniel,

oder von Errichtung des jüdiſchen Staats bis zum babyloniſchen Exil.

Jahr der Welt 2373 — 3395.

Jahr vor Chriſti Geb. 1610 — 588.

J. d. W.	J. v. C. G.	
2373.	1610.	Moſes, der künftige Befreier ſeines Volks, wird aus dem Waſſer gezogen,
		kömmt an den königlichen Hof in Egypten,
		flüchtet nach Midian,
		kehrt von da zurück, befreit die Iſraeliten und führt ſie aus Egypten.
		Geſetzgebung der Juden.
2453.	1532.	Gründung des jüdiſchen Staats.
		Moſes ſtirbt.
		Beſitznahme von Canaan unter Joſua.
		Der iſraelitiſche Staat unter ſeinen Schoffets oder Oberrichtern.

J. d. W.	J. v. C. G.	
2916.	1067.	**Saul**, der erſte König der Iſraeliten.
2929.	1054.	**David**, ſein Nachfolger in der Regierung, wird von ſeinem Sohne Abſalom vom Throne geſtoßen, kehrt ſiegreich wieder in ſein Königreich zurück legt die Regierung nieder und ſtirbt.
2969.	1014.	**Salomo** der Weiſe, folgt ſeinem Vater David in der Regierung,
2980.	1003.	erbauet und weyhet den Tempel zu Jeruſalem.
3009.	974.	Nach ſeinem Tode unter ſeinem Sohne Rehabeam trennt ſich der jüdiſche Staat in zwey Königreiche.
3070.	914.	**Joſaphat**, ein gottesfürchtiger König von Juda, verbeſſert die innere Religions- und Staatsverfaſſung.
		Uſia und
3256.	716.	**Hiskias** ſchaffen den Götzendienſt im Lande ab und verbeſſern die Sitten des Volks.
3263.	721.	Die Aſſyrer zerſtören das iſraelitiſche Reich.
3395.	588.	Unter **Zedekia** wird auch das jüdiſche Königreich durch die Babylonier aufgehoben, Jeruſalem zerſtört und der letzte König gefangen nach Babylon geführt.
		Daniel am Hofe zu Babylon.

II. Sach- und Namen-Regiſter
zum erſten Bande.

A.

Aaron, Moſes Bruder, wird ſein Gehülfe bei Befreiung des Volks aus der Sclaverei 230.

Abel, der zweyte Sohn Adams und Eva 60. ſein Character und ſeine Lebensweiſe 64. wird von ſeinem Bruder erſchlagen 68.

Abgötterei, deren Entſtehung und ſchnelle Ausbreitung 106. hatte immer den nachtheiligſten Einfluß auf die Denkungsart und Sitten der Menſchen 310. ihr war die moſaiſche Religion gerade entgegengeſetzt 314.

Abigail wendet durch ihre Klugheit den Untergang von ihrem Hauſe ab. 282. wird Davids Gattin 286.

Abraham, der Stammvater der Juden, der Sohn des Tharah 110. zieht auf göttlichen Befehl aus ſeinem Vaterlande 111. läßt ſich in Canaan nieder (daſelbſt.) empfängt die Verheißung eines Sohnes 113. ihm wird Iſaak geboren 114. iſt im Begriff, dieſen ſeinen Sohn Gott zum Opfer darzubringen 115.

ſein freundſchaftliches Benehmen gegen die Einwohner des Landes 123. ſeine Gattin Sarai ſtirbt 124. er beſtattet ſie anſehnlich zu Grabe 127. verſchönert durch ſeinen Fleiß die Gegend, die er bewohnt 130. ſeine Gaſtfreundſchaft (daſ.) Liebe zum Frieden 131. 133. ſeine Uneigennützigkeit und Großmuth 136. er ſtirbt und wird in der Höhle bei Mamre beerdigt 137.

Abſalom, der Sohn Davids, verdrängt ſeinen Vater von der Regierung 296. hält ſeinen Einzug in Jeruſalem 300. zieht in Krieg gegen ſeinen Vater 302. wird überwunden und auf der Flucht getödtet 303.

Ackerbau, Kultur des Bodens, eine der erſten Beſchäftigungen der Menſchen 54. 75. muß, als die Grundlage des innern Reichthums eines Staats, von den Fürſten des Landes vorzüglich befördert werden; Beiſp. Uſia 314.

Adam, der erſterſchaffene Menſch 28. erſter glücklicher Zuſtand 29. empfängt eine Gattin 31. ſein Aufenthalt im Paradieſe 33. durch Verſündigung oder Uebertretung des göttlichen Gebots 41 zieht er ſich die traurigſten Folgen zu 45. ſein Aufenthalt auſſer dem Paradieſe 49. ſeine erſten Beſchäftigungen 52. ſeine erſten Vaterfreuden 57. werden durch Kain und deſſen Brudermord geſtört 70.

Ahitophel, ein kluger Staatsmann, ſtirbt aus Verdruß, weil man ſeinen Rath nicht befolgt 302.

Alter, hohes, der Menſchen in den erſten Generationen 1. 72. Grund davon (ebendaſ.)

Arbeitſamkeit iſt die wohlthätige Pflicht jedes Menſchen 55. Beiſpiele einer arbeitſamen Lebensart: die erſten Menſchen 52.

B.

Babylon, Babel, die erſte bekannte Stadt der alten Welt, wird von Nimrod angelegt 100. der babyloniſche Thurmbau (ebendaſ.)

Barſillai, ein reicher Guthsbeſitzer, verſorgt die Armee Davids mit Lebensmitteln 302. ſchlägt die Einladung Davids an ſeinen Hof aus 307.

Beerdigung, die letzte traurige Pflicht der Verwandten, die Leichname ihrer verſtorbenen Verwandten und Freunde auf eine anſtändige Art der Erde anzuvertrauen, wurde auf eine rühmliche Art erfüllt von Abraham an ſeiner Gattin Sarai 124. von Iſaak an Abraham 127. von Jakob und Eſau an Iſaak 161. von Joſeph an Jakob 209.

D.

Daniel kömmt in ſeiner Jugend als Gefangener an den babyloniſchen Hof 348. zeichnet ſich als Jüngling durch ein edles Betragen aus; bleibt auch an dieſem wollüſtigen Hofe den Grundſätzen der Gottesfurcht und einer weiſen Mäßigkeit treu 349. gewinnt dadurch an geiſtigen und körperlichen Vorzügen 351. wird dem Könige vorgeſtellt und von dieſem in ſeine Dienſte aufgenommen 352. kömmt zu großem Anſehen und erlangt als Staatsminiſter und Lehrer einen wichtigen Einfluß auf die Wohlfarth ſeiner Nation 355.

Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten: gegen Gott; Beiſpiel: Noah dankt Gott für ſeine Errettung 93. Abraham für die Erhaltung ſeines Sohnes 121. David nach ſeinem Siege 304. Dankbarkeit gegen Wohlthäter; Beiſp. Davids 307.

David, der Sohn Iſai, zeichnet ſich ſchon in ſeiner Jugend durch vorzügliche Geiſtestalente aus 253. wird vom Oberprieſter Samuel bemerkt und ausgezeichnet 255. kömmt als ein geſchickter Harfenſpieler an Hof des Königs Saul 256. ſein Kampf mit dem Philiſter 259. ſein Sieg über denſelben erregt die Eiferſucht des Königs 262. deſſen Schwiegerſohn er nach der Zeit wird 265. aber von ihm heimlich und öffentlich verfolgt wird 267 f. David ſieht ſich genöthigt, zu flüchten 277. hat einigemal Gelegenheit, ſich ſeinen Verfolger Saul vom Halſe zu ſchaffen, thut es aber nicht 278. macht die Bekanntſchaft mit Abigail, einem klugen Weibe, welches er nachher heirathet 281. wird nach dem Tode Sauls König in Iſrael 289. erweitert die Grenzen des Reichs 291. handelt großmüthig an der Familie Sauls 291. begeht ein zwiefaches Verbrechen und bringt ſich dadurch um ſeine Gemüthsruhe 294. wird von ſeinem Sohne Abſalom vom Throne gefloſſen 296. ergreiſt die Flucht 297. wird auf derſelben von Simei geläſtert 299. ordnet das Treffen gegen ſeinen Sohn 303. erhält den Sieg über denſelben (ebendaſ.) beklagt ſeinen erſchlagenen Sohn Abſalom 304. kehrt zu ſeiner Reſidenz zurück 306. begnadigt unterweges den Simei 307. beweiſt ſich dankbar gegen ſeinen Wohlthäter Barſillai (ebend.) legt in ſeinem Alter die Regierung in die Hände ſeines Sohnes Salomo 309. und ſtirbt 310.

E.

Eliezer erwirbt ſich durch ſeine Redlichkeit das Vertrauen ſeines Herrn, des Abraham 124.

Eltern müſſen ihre Kinder zur frühen Frömmigkeit und Tugend erziehen; Beiſp. Seths 85. Abrahams 114. Iſai 254. — machen durch unvorſichtige Vorliebe gegen eins und das andere ihrer Kinder ſich und die Ihrigen unglücklich; Beiſp. Rebecka 141. Jakob 163. David 296. — ihre Liebe zu ihren Kindern kann auch durch wirkliche Beleidigungen derſelben nicht ganz verdrängt werden 305.

Erde, die, ihr Daſeyn ſetzt einen Urheber voraus 8. ihre vortreffliche Einrichtung in allen ihren Theilen beweiſt, daß ihr Schöpfer ein ſo weiſes als mächtiges Weſen iſt 9—13. Schöpfungsgeſchichte derſelben nach Moſes 13 f.

Ergebung an Gott in mißlichen Lagen des Lebens bewieß Abraham bei Aufopferung ſeines Sohnes 117. David 298.

Erziehung, der wichtige Einfluß derſelben auf den Charakter eines Menſchen; Beiſp. Salomo's 311.

Eſau, der erſtgeborne Sohn Iſaaks 139. wählt die Jagd zu ſeiner Beſchäftigung 141. wird durch ſeinen Bruder Jakob um das Recht der Erſtgeburt gebracht 141. ſchwört dieſem tödliche Rache 142. verzeiht ihm großmüthig 158. und überläßt ihm das väterliche Erbe 161.

Eva, die erſterſchaffene Mutter der Menſchen 1. 31. 57.

F.

Freundſchaft, die übereinſtimmende Geſinnung und Zuneigung zweyer Perſonen gegen einander in den Beiſpielen Jonathans und Davids 262. 263.

Frömmigkeit, die Fertigkeit der Seele, alles in Beziehung auf Gott zu denken und zu thun, und ſich dabei immer nach ſeinem Willen zu richten 61. muß ſchon frühe geübt werden (ebend. Beiſpiele früher Frömmigkeit: Adam und ſeine Familie 61. Seth 71. und ſeine Familie 85. Noah 89. Abraham 129. David 253. Salomo 312. — durch ſie wird jede Tugend, beſonders auch wahrer Heldenmuth und Patriotismus geweckt; Beiſp. Joſaphat 342.

G.

Gaſtfreundſchaft, die Sitte, Fremde in ſeine Wohnung aufzunehmen, zu bewirthen und zu ſchützen; Beiſpiel Abrahams 130.

Gebet, die ſtille Erhebung der Seele zu Gott, bei der man ſich den Gedanken an den Allgütigen und Allmächtigen ſo recht vergegenwärtigt, ihn zum Zeugen ſeiner Empfindungen und Vorſätze nimmt und um ſeinen Beiſtand anruft, iſt die edelſte Beſchäftigung aller wahren Gottesverehrer: eines Abrahams 129. ſtärkte den Jakob in den mißlichſten Lagen ſeines Lebens 156. David 295. — Salomo beim Antritt ſeiner Regierung 313

Geiz, die unſeelige Leidenſchaft des Eigennutzes, verleitet den Menſchen zu den größten Thorheiten und Fehlern; Beiſp. Labans 152. Nabals 281.

Gerechtigkeit, Gerechtigkeitsliebe, durch welche jeder Bürger des Staats in dem ungeſtörten Beſitz ſeines Eigenthums geſichert wird, iſt insbeſondere die Pflicht obrigkeitlicher Perſonen 247. bewieß Salomo 316. empfahl Joſaphat ſeinen Amtleuten 343.

Geſchenke, ohne ſie näherte man ſich in den früheſten Zeiten nie den Großen 180. durch ſie ſuchte Jakob ſeinen aufgebrachten Bruder zu gewinnen 157. wirbt Jonathan um Davids Freundſchaft 262. — dürfen Richter nicht von ihren Klienten annehmen 247. 313.

Geſetze ſind der Grund jeder bürgerlichen Wohlfarth 231. weiſe Geſetzgeber ſind die größten Wohlthäter der Menſchheit; Beiſp. Moſes 232. 247.

Gewiſſen, ein böſes Gewiſſen iſt die ſchreckliche Folge ungerechter Handlungen: Beiſpiele: die erſten Menſchen 44. Kains 63. der Brüder Joſephs 185. Davids 194.

Gott, Beweiß ſeines Daſeyns aus der Natur und Einrichtung der vorhandenen Weſen 8 f. aus der ſittlichen Natur des Menſchen 26 f. Gott iſt der Schöpfer der Welt 13 f. die Erkenntniß und Verehrung des einzigen wahren Gottes erhält ſich in der Familie Seths 85. Sems 104 und Abrahams 110. ſie zu verbreiten iſt die Pflicht eines jeden Gottesverehrers, vorzüglich der Familienväter: Beiſp. Abrahams 118. 129. Iſaaks 139. und der Kreisvorgeſetzten; Beiſp. Salomo 325. Joſaphat 341.

Greiſe, Menſchen, die ein hohes Alter erreicht haben, verdienen allgemeine Achtung 246.

Großmuth in Duldung unverdienter Kränkungen und Beleidigungen, ja in wirklicher Verzeihung derſelben, bewieß Eſau an ſeinem Bruder 158. David an Saul 273. 279. und an deſſen Familie 291. an Simei 300. 307.

H.

Ham, ein Sohn Noah, beträgt ſich unehrerbietig gegen ſeinen Vater 97.

Handlung, als eine vorzügliche Quelle des Reichthums eines Staats, muß von dem Landesfürſten begünſtigt und befördert werden; Beiſp. Salomo 321.

J.

Jakob, der zweyte Sohn Iſaaks 140 bringt ſeinen Bruder hinterliſtiger Weiſe um den Vorzug der Erſtgeburt 141. muß deswegen das väterliche Haus verlaſſen und nach Meſopotamien reiſen 145. ſein nächtliches Geſicht auf dieſer Reiſe 146. kömmt nach Haran und erwirbt ſich durch ſeine Dienſtfertigkeit die Liebe ſeiner dortigen Verwandten 148. heirathet dort die Lea und Rahel 152. verläßt das Haus ſeines Schwiegervaters Laban 154. ſöhnt ſich mit ihm aus 155. ſo wie mit ſeinem erzürnten Bruder Eſau 158. verliert ſeinen Lieblingsſohn Joſeph 168. findet ihn in Egypten wieder 203. ſegnet ſeine Kinder und ſtirbt 209.

Japhet, ein Sohn Noah, ehrt ſeinen Vater und erwirbt ſich dadurch ſeinen Segen 97.

Jehiſkia, ein gottesfürchtiger und weiſer König in Juda 344.

Jerobeam wird König in Iſrael 334.

Jethro, Moſes Schwager 225. beſtärkt den Moſes in dem edlen Entſchluſſe, der Retter ſeines Volks zu werden 229. geht ihm als Volksführer mit gutem Rathe zur Hand 238.

Jonathan, Sauls Sohn, empfängt den David als Freund 265. giebt ihm die aufrichtigſten Beweiſe ſeiner Freundſchaft 267. 270. trennt ſich von ſeinem geliebten Freunde 276. fällt im Treffen 287. wird von David beklagt 288.

Joſaphat, ein König in Juda, bringt durch ſeine vortreffliche Einrichtung und Bemühungen das Reich in einen blühenden Zuſtand 310. verbeſſert die öffentliche Juſtizpflege 313.

Joſeph wird von ſeinem Vater Jakob vorzüglich geliebt und vor ſeinen übrigen Geſchwiſtern ausgezeichnet 163. macht ſich bey ſeinen Brüdern verhaßt 164. wird von ihnen als Sclav nach Egypten verkauft 167. ſeine Schickſale im Hauſe Potiphars 169. und im Kerker 174. kömmt an den Hof des Pharao 177. wird zum erſten Staatsminiſter erhoben 179. legt Getreidemagazine an 180. wird der Verſorger ſeiner Familie 182. die Auftritte mit ſeinen Brüdern, denen er ſich zuletzt entdeckt 185 f. ſein würdiges Verhalten gegen ſeinen Vater im Alter 203 f. ſein Tod 212.

Joſua, der Nachfolger Moſes, als Volksführer und Regent 248.

Iſaak, der Sohn Abrahams 113. ſoll von der Hand ſeines Vaters geopfert werden 115. heirathet Rebecka, Bethuels Tochter 125. wird Vater von zwey Kindern, Eſau und Jakob 139. ſtirbt 161.

Iſmael, der Sohn Abrahams von der Hagar 113. muß mit ſeiner Mutter aus Abrahams Wohnung ziehen 133. iſt bei der Beerdigung ſeines Vaters zugegen 127.

Iſraeliten, die Nachkommen Abrahams, laſſen ſich in der Landſchaft Goſen in Egypten nieder 205. werden von dem König des Landes ſclaviſch behandelt und unterdrückt 216 vom Moſes errettet und aus Egypten geführt 231 erhalten eine geſetzliche Einrichtung 242. nehmen Kanaan in Beſitz 251. vereinigen ſich unter einem König 253. erheben ſich unter ihren Königen, David 293. und Salomo 311. zu einer bedeutenden Nation; trennen ſich unter Rehabeam 333. und bilden zwey Staaten, das Königreich Juda und Iſrael 331. reiben ſich durch innere Kriege auf (ebendaſ.) und gerathen in die Botmäßigkeit ihrer auswärtigen Feinde, der Aſſyrer und Babylonier 335. 316.

K.

Kain, der Erſtgeborne 57. ſein Charakter und ſeine Lebensweiſe 61. wird der Mörder ſeines Bruders 68. ergreift angſtvoll die Flucht 69.

Kinder ſind ihren Eltern Ehrfurcht, Gehorſam, Liebe und Dankbarkeit ſchuldig; Beiſpiele ehrerbietiger Liebe der Kinder zu den Eltern: Sem und Japhet 97. Joſeph 203. 208. verbunden mit dem Beſtreben, ihr Leben zu erhalten und ihr Gluck zu befördern: David 277. Salomo's Ehrerbietung gegen ſeine Mutter 315.

Klugheit, vorſichtige, nach der man in bedenklichen Fällen die ſchicklichſten Mittel anwendet, ſeine Lage zu verbeſſern und drohenden Gefahren auszuweichen, bewieß Jakob während ſeines Dienſtes bei Laban 153. bei ſeiner Rückreiſe nach Kanaan 156. David auf der Flucht vor Saul 277. Abigail bei dem Unglück, das ihrem Hauſe drohte 282.

Künſte und Wiſſenſchaften, deren Erfindung und fortſchreitende Verfeinerung 71. höchſter Flor derſelben unter den Iſraeliten zur Zeit des Königes Salomo 322.

L.

Laban, der Mutterbruder Jakobs, ein Mann von eigennützigem Charakter, bringt ſich um die Liebe und das Zutrauen ſeiner eigenen Kinder 152. 153.

Leutſeligkeit, durch ſie, durch ein gefälliges, wohlwollendes, dienſtfertiges Betragen erwirbt man ſich die Zuneigung und Freundſchaft ſeiner Nebenmenſchen; Beiſp. Abrahams 123. 136. 137. Jakobs 149. Joſephs 170.

Liebe, eine wohlwollende Zuneigung zu denen, die gleiches Weſens mit uns ſind, iſt das Band der menſchlichen Geſellſchaft 33. ſtammt von Gott 34. ohne ſie iſt der Menſch ein Ungeheuer (ebendaſ.) S. Menſchenliebe.

Loth begleitet den Bruder ſeines Vaters, Abraham, auf ſeiner Wanderung nach Kanaan 112. wählt ſich die Gegend bei Sodom zu ſeinem Aufenthalte 131. geräth in feindliche Gefangenſchaft, aus der ihn Abraham befreit 135.

Luxus, übertriebener Aufwand auf ſinnliche Ergötzungen, gewöhnlich die Frucht des äuſſerlichen Wohlſtandes und Reichthums, zieht den Verfall der Sittlichkeit und der bürgerlichen Wohlfarth nach ſich; Beiſp. der Iſraeliten 336.

M.

Mäßigung, durch Mäßigung ſeiner Begierden und Leidenſchaften erreicht man ſicherer ſeinen Zweck; Beiſp. Davids 289. Mäſſigkeit im Genuß der Speiſen und Getränke erhält die Geſundheit und verlängert das Leben; Beiſp. Daniels 351. 358.

Melchiſedeck 156. ein Zeitgenoſſe Abrahams und Verehrer des wahren Gottes.

Menſch, der, iſt das edelſte in der Reihe der ſichtbaren Geſchöpfe Gottes 20. dieſen Vorzug empfieng er durch ſeine vernünftige Seele 22. und das in ihm liegende ſittliche Gefühl 26. Würde des Menſchen 25. er verliert dieſelde, ſobald er der Vorſchrift der Vernunft oder dem Willen Gottes zuwider handelt, und blos den ſinnlichen Trieben folgt 47.

Menſchenliebe iſt das heiligſte Geſetz, welches Gott in die Natur des Menſchen gelegt und beſtätigt hat 235.

Michal, Davids erſte Gattin, rettet das Leben ihres Mannes 267.

Mirjam, Moſes Schweſter, trägt Sorge fur die Erhaltung ihres Bruders 219.

Moſes, ſeine Geburt 218. wird der Gefahr, im Waſſer umzukommen, ausgeſetzt 219. wird von der Tochter des Pharao gerettet 220. wird am königlichen Hofe erzogen 222. nimmt an dem Schickſal ſeiner Nation den wärmſten Antheil 223. verläßt Egypten und flüchtet nach Midian in Arabien 225. heirathet die Tochter eines dortigen Hirtenfürſten (ebend.) wird von Gott zum Retter ſeiner Nation berufen 227. führt dieſelbe aus Egypten 231. giebt ihr eine eigene Verfaſſung und Geſetze 240. legt an der Grenze des verheißnen Landes die Regierung des Volks nieder 248. und ſtirbt 250.

Muſik, deren Erfindung 77. ihr Einfluß auf das menſchliche Gemüth 257.

N.

Nabal, als Beiſpiel eines eigennützigen, geitzigen und durch dieſe Leidenſchaft unglücklichen Menſchen 281.

Naturlehre iſt gleichſam die Mutter aller andern Wiſſenſchaften 6.

Nimrod, ein Nachkomme Hams, wird der Stifter der bürgerlichen Geſellſchaft und der höchſten Gewalt in derſelben 99. legt den Grund zur Erbauung der Stadt Babel und unternimmt den Bau eines ſehr hohen Thurms 100.

Noah, ein Nachkomme Seths, zeichnet ſich durch Frömmigkeit und Tugend aus 89. wird mit ſeiner Familie in der allgemeinen Ueberſchwemmung oder Sündfluth erhalten 90. betritt wieder mit Dank gegen Gott die Erde 93. bearbeitet ſie 95. cultivirt den Weinbau 96. ungleichartiges Verhalten ſeiner Kinder gegen ihn 97.

O.

Obrigkeitliche Perſonen, Richter, ſind verpflichtet, ihr Amt mit Gottesfurcht und Gewiſſenhaftigkeit zu verwalten 313.

Opfer, deren Urſprung 62. Kains und Abels Opfer 66. Noah's nach ſeiner Errettung 93.

P.

Paradies, der angenehme Wohnort der erſten Menſchen 35.

Patriarchaliſches Zeitalter, einige Scenen aus demſelben 103. Patriarchaliſche Familienverfaſſung 104.

Propheten, die Lehrer religiöſer Sittlichkeit unter den Juden 337.

R.

Rahel, Jakobs Gattin, ſtirbt über der Geburt ihres Kindes 160.

Rebecka, die Gattin Iſaaks 125. wird durch unvorſichtige Vorliebe gegen den einen ihrer Söhne die Urſache eines tödlichen Bruderzwiſts und Familientrennung 141.

Rehabeam, der Sohn und Nachfolger Salomo's auf dem jüdiſchen Throne, bringt durch unüberlegte deſpotiſche Verfahrungsart das Volk gegen ſich auf 333. verliert weit über die Hälfte ſeines Königreichs 331.

Ruben ſchont das Leben ſeines Bruders 165.

S.

Salomo wird König in Iſrael 311. bittet, beim Antritt der Regierung, Gott um Weisheit 312. ſeine Gerechtigkeitsliebe, verbunden mit Menſchenkenntniß 316. ſein Streben nach Weisheit 318. Staatsklugheit 320. 321. Liebe zu den ſchönen Künſten 322. erbaut einen groſſen Nationaltempel 323. und weihet denſelben ein 325. empfängt den Beſuch einer morgenländiſchen Fürſtin 328. wird mit dem Alter ſchwach am Verſtande, weibiſch und abergläubig 329. und ſtirbt 332.

Sarai, die Gattin Abrahams, begleitet dieſen aus ſeinem Vaterlande 111. gebiert Iſaak 114. ſtirbt zu Hebron 124.

Saul, der erſte König der Juden, zieht den David an ſeinen Hof 256. ſucht ihn im Anfall ſeiner böſen Laune zu tödten 263. 267. Saul unter den Propheten 268. wird durch die Großmuth Davids beſchämt 279. ſtirbt nach einem unglücklichen Treffen durch ſeine eigene Hand 287.

Schickſale, widrige Ereigniſſe, ſind oft ſehr wohlthätig für die Menſchen, als Beförderungsmittel ihres Glücks 182. gereichen ihnen zur Beſſerung 218. 346.

Schonung aus Menſchlichkeit im Kriege, wurde von Moſes geſetzlich befohlen 247. bewieß Joab, der Feldherr Davids 301.

Sem, ein Sohn des Noah, ehrt ſeinen Vater und erwirbt ſich dadurch ſeinen Beifall und Seegen 97. in ſeiner Familie erhält ſich die urſprüngliche Erkenntniß und Verehrung des einigen Gottes, und Familienverbindung 104.

Seth, ein Sohn Adams 71. in ſeiner Familie erhält ſich die Erkenntniß des einzigen wahren Gottes 85.

Sittenverbeſſerung muß von den obern Ständen auf die niedern herab bewirkt werden 341.

Sprache der Menſchen, ihre Ausbildung 36. ſogenannte Sprachverwirrung bei Gelegenheit des babyloniſchen Thurmbaues 101.

Sünde, die Abweichung vom Geſetz, iſt der Menſchen Verderben; Beiſp. der erſten Eltern 41. Kains 69. der erſten Menſchengeneration 87. hat ihren Grund in der herrſchenden Sinnlichkeit 105.

Sündenfall, oder die erſte Verſündigung der Menſchen 41. Veranlaſſung zu derſelben 42. traurige Folgen derſelben 44.

Sündfluth, die Ueberſchwemmung, durch welche die erſte Menſchengeneration beinahe ganz vertilgt wird 90.

T.

Tempel, öffentliche Prachtgebäude, zur Gottesverehrung beſtimmt, wurden erſt in ſpätern Zeiten errichtet 323. Erbauung des Tempels zu Jeruſalem unter Salomo 324.

Thubalkain, der Erfinder der Kunſt, die Metalle zu bearbeiten 75.

Tod, der Tod der Tugendhaften iſt ein ſanfter Uebergang in ein beſſeres Leben; Beiſp. Abrahams 127. Jakobs 209. Moſes 250.

Träume wurden in früheren Zeiten, wo der Verſtand der Menſchen weniger gebildet war, für ſehr bedeutend gehalten 175. die Kunſt, ſie zu deuten oder auszulegen, für eine der wichtigſten angeſehen 176. 354. durch ſie macht Joſeph ſein Glück am Hofe des Pharao 178. Daniel am Hofe Nebucadnezars zu Babylon 355.

Treue und Redlichkeit, durch ſie erwirbt man ſich die Achtung und das Zutrauen ſeiner Nebenmenſchen und Vorgeſetzten; Beiſp. Eliezer 124. Joſephs im Hauſe Potiphars 170. und im Kerker 174. — Treue und Anhängigkeit an ihre rechtmäßigen Vorgeſetzten bewieſen die Iſraeliten unter David 298. insbeſondere Zadock 298. Huſai 299. Barſillai 302.

U.

Uneigennützigkeit; man muß ſeinem Nächſten Dienſte erweiſen, ohne eignen Vortheil dabei zu ſuchen; Beiſp. Abraham 136.

Uneinigkeit zieht den Untergang der bürgerlichen und Familien-Wohlfarth nach ſich 65. 143. war die Urſache der Zerſtörung des jüdiſchen Reichs 354.

Uſia, ein vorzüglich achtungswerther König in Juda, befördert das Wohl ſeiner Staaten 344.

V.

Verſöhnlichkeit, dieſe edelmüthige Tugend, nach welcher Menſchen, die zuvor einander feind waren, die Feindſchaft aufheben, die Beleidigungen nicht weiter ahnden, ſondern einander verzeihen, übt Laban an ſeinem Schwiegerſohne Jakob 154. Eſau an ſeinem Bruder 158.

Vorſehung, Gottes, leitet auch die widrigen Schickſale der Menſchen zu ihrem Beſten; Beiſp an Joſeph 182. an den Iſraeliten 218. an Moſes 222.

W.

Wohlthätigkeit gegen Arme iſt heilige Pflicht 216.

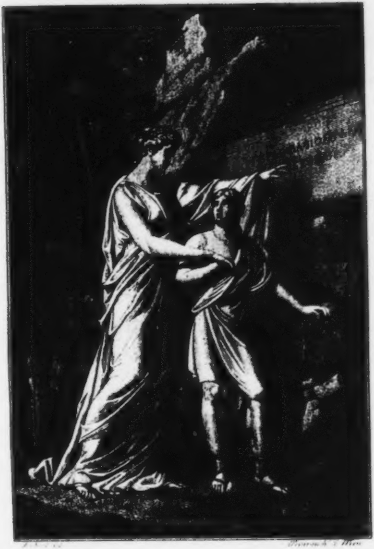
Wohlthaten, empfangene, werden oft von Menſchen leichtſinnig vergeſſen; Beiſp. die Egypter, die ihnen von Joſeph erwieſene Wohlthat 216.

Z.

Zedekia, der letzte König in Juda, geräth in die babyloniſche Gefangenſchaft 335.

Zufriedenheit, innre Ruhe des Herzens, iſt nicht immer mit äußerlichem Glück verbunden 293. ſondern iſt mehr die Wirkung einer gottesfürchtigen Denkungsart, verbunden mit redlicher Pflichterfüllung und einem genügſamen Gemüth; durch pflichtwidrige Handlungen bringt ſich der Menſch um dies höchſte Glück 294. — Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande macht den Menſchen glücklich, wenn auch gleich die äußerlichen Umſtände deſſelben eben nicht die glänzendſten ſind; Beiſpiele ſolcher zufriedenen und glücklichen Menſchen ſind Jethro 210. Barſillai 308.

B. II. T. XII.



[illegible] [illegible] Wien

Das Grabmal des Leonidas

Moraliſche

Bilderbibel

mit Kupfern
nach Schubert'ſchen Zeichnungen

705,3624

und
mit Erklärungen

von

Kaſpar Friedrich Loſſius,
Diakonus an der Prediger-Kirche zu Erfurt, und Mitglied
der daſigen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweyter Band.

Mit funfzehn Kupfern.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 1807.

Neues
Pränumeranten - Verzeichniß.

Die Durchl. Prinzeſſin Dorothee Luiſe Pauline Charlotte Friedericke Auguſte zu Sachſen-Gotha.

Ihre Erlaucht, die verwittwete Frau Gräfin Caroline zu Erbach-Schönberg, geb. Gräfin von Iſenburg-Büdingen.

Frau Geh. Räthin, Gräfin zu Lynar auf Schloß-Drehnau bei Luckau.

A.

Herr J. C. Aab, Bijoutier in Pforzheim.
— Georg Jacob Aab, Schiffer in Pforzheim.
— Pfarrer Ables in Pforzheim.
— J. H. Albers in Lüneburg.
Frau W. Amburger, Kaufmannsfrau in . . .
Herr Pfarrer Amelungs in Reichenſachſen.
— Amſink, Gymnaſiaſt in Gotha.
— Anacker, Gymnaſiaſt in Freyberg.
— Kontrolleur Arnold in Oberneuſulza.
Demoiſell Chriſt. Arnoldi in Gotha.
Herr Stadtſyndikus D. Aſter in Neuſtadt a. d. Orl.
— F. C. Aurbach in Langenſalza.
— Pfarrer d'Autel in Heilbronn.

B.

Herr Ober-Kunſtmeiſter Baldauf in Freiberg.
— J. Bauder, Kiefermeiſter in Stuttgart.
— Bauer, Apotheker in Erfurt.
— Pfarrer Baumann in Unterfüllbach bei Coburg.
— Proviſor Bauſch an der Induſtrieſchule in Stuttgart.
— Gerichtsdirektor Bech in Kölleda.
— Pfarrer Bech in Schloßbeichlingen.
— G. C. Bechh, Schiffwirth in Pforzheim.
— Benkiſer in Pforzheim.
— Prediger Benzenberg in Schöller bei Elberfeld.
— Pfarrer Berger in Breitenbach.
— Bauverwalter Bergmann in Oberneuſulza.
— Landchirurgus Bergmann in Pforzheim.
— Inſpektor Bernſtein in Carlshafen.
— Oberſtallmeiſter von Beuſt auf Langenorla.
— Hof- und Kammerrath Beyer in Arnſtadt.
— Chr. Fr. Beyer in Lüneburg.
— Bippard zur Ameineh.
— Akz-Inſpektor Böhringer in Pforzheim.
— D. Boiſen in Heide.
— Bollholz, Jäger in Groß-Milkau.
— E. F. Bouginé in Pforzheim.
— J. J. Braunſtein, Forſtverwalter in Pforzheim.
— Brück, Schullehrer in Dierſchied.
— Garniſon-Kantor Buſſlepp in Gotha.
— Paſtor Bürger in Hartroda bei Altenburg.
Frau Burghardtin in Erfurt.
Herr Buſcher, Hof-Kiefer in Weimar.

C.

Herr Amtmann Caſpari in Carlshafen.
— Pfarrer Cellarius in Maulbach.
— Clauß, Gutsbeſitzer in Bantewitz.

D.

Herr D. Decker, Erzieher in Barmen bei Elberfeld.
3 Exempl.
— Dennig jun., Bijouterie-Fabrikant in Pforzheim.
— Döpping, Pachter in Wechmar bei Gotha.
— Dörflinger, Emailleur in Pforzheim.
— Dräuert, Pachter in Gebersdorf.
— Doktor Drechſel in Nürnberg.
— Dreher, Amtsbürgermeiſter in Pforzheim.

E.

Herr Eichmann, Kaufmann in Weimar.
— Rechnungsrath Eiſenlohr in Pforzheim.
— Profeſſor Erſch in Halle.

F.

Herr Finkenſtein in Pforzheim.
Frau Amtskellermeiſterin Finner in Pforzheim.
Herr D. Fiſcher, Arzt in Erfurt.
Frau Forſch in Petersburg.
Herr Franke, Glaſermeiſter in Freyberg.
— Fritz in Neuſtadt.
— Acciseinnehmer Fritzſche in Freyberg.
— Paſtor Füllgraf in Waldheim.

G.

Herr C. E. Gehres, Inhaber einer Knopffabrik in Pforzheim.
— C. Geiger, Gaſtwirth zum ſchwarzen Adler in Pforzheim.
— Geisler, Schullehrer in Hilbersdorf.
— Geisler, Schullehrer in Mulda.
— Kandidat Gerloff in Lüneburg.
— Geudtner, Mahler in Freyberg.
— von Geuſau in Farnſtede bei Querfurth.
— Geyer, kathol. Pfarrer zu Koburg.
— Pfarrer Göring in Brüheim bei Gotha.
— Göring, Gaſthalter in Lübeck.
— Rentſekretär Göring in Weimar.
— General-Kaſſier Gorbel in Wittgenſtein.
— Kammer-Aſſeſſor Groos in Wittgenſtein.
— Groſe, Pachter im Weimariſchen.
— Grunert, Glaſermeiſter in Döbeln.

H.

Herr Paſtor Hammelmann in Petersburg.
— Direktor Hanſi in Weißenfels.
— Diakonus Hebenſtreit in Neuſtadt a. d. Orl.
— C. F. Heeger, der ſchön. Wiſſenſch. Dilettant in Dohna bei Dresden.
Frau Miniſterin von Heinitz in Berlin.
Herr J. G. Heintz, Rathsverwandter und Ankerwirth in Pforzheim.
— Kandidat Held in Meuſelwitz.
— Pfarrer Henneberg in Stedten. 3 Ex.
— Doktor Hennig, Stadtphyſikus in Freyberg.
— Paſtor Hilbenz in Bautzen.

Herr Proviſor **Hiller** an der Eitelſchen Schule in Stuttgart.
— Kollegienregiſtrator **Hobenius** in Petersburg.
— **Hoffinger**, Hof-Kiefer in Pforzheim.
— Amts-Steuereinnehmer **Holzmüller** in Frankenberg.
— Rentant **Hübner** in Mühlhauſen.

J.

Herr C. M. **Idler**, Mädchenſchullehrer in Pforzheim.
— **Ilgen**, Strumpfwirker in Chemnitz.

K.

Herr **Kaden**, Gymnaſiaſt in Freiberg.
Demoiſell **Kannengießer** in Bremen.
Herr J. M. **Katz**, Buchdrucker in Pforzheim.
Frau Hofmarſchall und Oberſtallmeiſterin **von Ketelhodt** in Rudolſtadt.
Herr **Keyſer**, Kaufmann in Eisleben.
— **Kohlmann**, Einnehmer in Lüneburg.
— Kandidat **Krabbes** in Merſeburg.
— **Krenkel**, Bijouterie-Fabrikant in Pforzheim.
— Pfarrer **Kreitz** in Kühnhauſen bei Erfurt.
— Hausſekretär **Kröll** in Wittgenſtein.
— **Kunze**, Müller in Berthaldsdorf.
— Kantor **Kurzwelly** in Chemnitz.

L.

Herr Probſt **Lampe** in Petersburg.
— **Lehnert**, Pachter in Wilchwitz im Altenburgiſchen.
— I. **Lenz**, Metzgermeiſter in Pforzheim.

Herr Etatsrath Lerch in Petersburg.
— Hüttenverwalter Löwe auf der Faſanerieſchläge bei Wittgenſtein.
— Ludewig, Kaufmann in Eisleben.
— A. Lump, Einnehmer in Pforzheim.
— G. J. Lutz, Metzger in Pforzheim.
— L. Lutz, Konditor in Pforzheim.
— W. Lutz sen., Seiler in Pforzheim.

M.

Herr von Mansberg in Meinbrexen.
Frau Accis-Inſpektor Marbach in Moderwitz.
Herr Marpiſchke, Schullehrer in Großweike bei Beuthen.
— C. F. Mayer, Flözvereinsvorſteher in Pforzheim.
— J. C. Mayer, Handelsmann in Pforzheim.
— P. H. Mayer, Förſter in Büchenbronn im Oberamt Pforzheim.
Frau von Melleſch in Weimar.
Herr Miens, Land-Kommiſſair in Eckſtädt.
— Paſtor Möller in Lüneburg.
— Senator Mohring in Nordhauſen.
— Küchenmeiſter Mühlenbruch zu Dobbertin.
— J. Mürrle, Flözer in Pforzheim.

N.

Herr Nachtigall, Erzieher in Dresden.
— Naundorf, Kaufmann in Freyberg.
— Prediger Nourney in Elberfeld.

O.

Demoiſell Oſenius in Bremen.
Herr Otto, Schuhmachermeiſter in Freyberg.

P.

R.

Herr von Rabenau auf Gersdorf bei Sorau.
— Reichelt, Tiſchler in Freiberg.
— Amtmann Rode in Blankenau.
— Pfarrer Roland in Ilfa.
— Doktor J. C. Roller in Pforzheim.
— K. Roſer, Rothgerbermeiſter in Stuttgart.
Frau Geh. Räthin von Rotberg in Kaſſel.
Fräulein von Rothſchütz in Oehringen.
Herr Runge, Apotheker in Heide.

S.

Demoiſell Sartorius in Wiesbaden.
Frau Präceptorin Schaaf in Naſſau.
Herr Kondukter Schadt in Rotenburg an der Fulda.
— Reg. Advokat Scharfenberg in Michelſtadt.
— von Scheiblin, Kaufmann in Nürnberg.
— Rektor Schellenberg in Wiesbaden.
— Rath und Bibliothekar Schenk in Meiningen.
— Paſtor Schiller in Burgwerben.
— Baumeiſter Schmidt in Altenburg.
— Hof-Kantor Schmidt in Dresden.
— Hofverwalter Schmidt in Wittgenſtein.
— Schneider, Tuchfabrikant in Dobenau.
Frau Kammerpräſidentin von Schuckmann in Ansbach.
Herr Schönemann, Kaufmann in Mansfeld.
— Schulz, Bijouterie-Fabrikant in Pforzheim.
Madam Schum, geb. Cramer, in Augsburg.
Herr Segelbach in Erfurt.
— Profeſſor Segelbach in Petersburg.
— Seger, Kaufmann in Oehringen.

Herr Kandidat Seidel zu Dobbertin.
— A. W. Sievert in Pforzheim.
— Inſpektor Sparr in Gotha.
— Kandidat Steiger in Rudolſtadt.
— von Stockhauſen in Wölmerſen.
Frau Bürgermeiſterin Stockmann in Zwenberg.
Herr Stöhr, Bäckermeiſter in Erfurt.

T.

Herr Oberpfarrer Thierfeld in Oederan bei Freiberg.
— Hofapotheker Tietzmann in Weimar. 2 Ex.
— Tomſchütz, Salzſchreiber in Unterneuſulza.
— Profeſſor Trappe in Wilburg.
— Trautmann, Bibliotheksbeſitzer in Lauban.

V.

Herr Pfarrer Vollmar in Wolkenburg bei Penig. 6 Ex.
— G. Vulpius, Apotheker in Pforzheim.

W.

Herr Paſtor Weiner in Krummhennersdorf.
— Pfarrer Weinmann in Aubſtadt bei Königshofen.
— Edmund Freiherr von Wenz auf Buch bei Münchberg.
— C. F. Witzenmann, Handelsmann in Pforzheim.
— Domherr von Wolffersdorf in Merſeburg.
— Wunderlich, Vorwerksbeſitzer in Großenhain.

Z.

Herr Zeller, Kaufmann in Augsburg.

Vor-

Vorrede

zum

zweyten Bande der moral. Bilderbibel.

Daß ſelbſt mitten unter den Unruhen des Kriegs, die unſer gutes Deutſchland jetzt in allen ſeinen Provinzen zerrütten, dieſe Schrift ihren glücklichen, ungehinderten Fortgang hat, daß nicht nur die erſten edlen Beförderer derſelben, bei allen erlittenen Drangſalen, nicht ermüden, ſie durch fortgeſetzte Theilnahme zu unterſtützen, ſondern daß ſich, wie das vorgeſetzte Verzeichniß beweiſt, ihre Anzahl noch von Zeit zu Zeit vermehrt, das wird nicht nur für diejenigen, die ſich zunächſt mit der Bearbeitung dieſes Werks beſchäftigen, ſondern gewiß für Alle, die Freunde des Guten ſind, eine ſehr erfreuende Erfahrung ſeyn, die ſie in der Ueberzeugung ſtärkt: daß man im Vertrauen auf Gott und auf die gute Sache immer, ſelbſt unter den ungünſtigſten Umſtänden, auch auf die Unterſtützung gutdenkender

Menſchen rechnen darf. Dieß legt uns aber auch die Pflicht auf, deſto unermüdeter und ſorgfältiger dahin zu ſtreben, um das Vertrauen eines ſo angeſehenen Publikums zu verdienen und ſeinen gerechten Erwartungen ſo viel als möglich zu entſprechen.

Bis jetzt ſind uns nur wenige kritiſche Beurtheilungen dieſer Schrift zu Geſicht gekommen; aber auch ſchon der Beifall dieſer wenigen Kunſtrichter und Kritiker gereicht uns zur Ermunterung, und wir werden die gegebenen Winke und Belehrungen nicht unbenutzt laſſen. So wie wir die in der Jenaiſchen Literatur-Zeitung Num. 100. des Jahres 1807. ſo vortheilhafte Empfehlung unſrer Schrift auch dadurch werden zu verdienen ſuchen, daß wir im folgenden dritten Bande die noch übrige, beſonders in den Apokryphen des alten Teſtaments befindliche moraliſche Ausbeute der jüdiſchen Geſchichte nachtragen und die Freunde der eigentlich bibliſchen Geſchichte immer auf dem Standpunkte werden zu erhalten ſuchen, von da aus ſie, als in einer ihnen bekannten Welt, die großen und edlen Geiſter der Vorzeit vor ihren Blicken im ſchönſten Verein der Tugend, die unter allen Nationen der Erde ihre Verehrer hat, vorüberziehen ſehen. Durch dieſes Aneinanderreihen oder vielmehr Zuſammenſtellen der edelſten Menſchen, die zwar zu einer Zeit, aber nicht in demſelben Lande wohnten, hoffen wir, das Einſeitige der Anſicht beſſer zu umgehen und ſo das leuchtende Siebengeſtirn der Tugend, das den Scheitel der Menſchheit umſtrahlt, in deſto lieblicherm Lichte darzuſtellen.

Ueberzeugt, daß wir auch darin ganz

im bibliſchen Sinn handeln, indem wir die Geſchichte der Vorzeit, die Beiſpiele ausgezeichneter guter Menſchen unter allen Nationen zur Nachahmung und Belehrung aufſtellen, und Gottes Ehre durch die Tugend auch unter den Heiden verherrlicht finden *): werden wir im Verfolg dieſer Schrift immer den vortrefflichen Grundſatz des großen Lehrers der chriſtlichen Religion im Auge behalten: „Was wahrhaftig iſt, was ehrbar, was gerecht, was keuſch, was lieblich, was

---

*) Röm. 15, 4—11. Apoſtelgeſch. 10, 34. 35.

was wohllautet, iſt etwa eine Tugend, iſt etwa ein Lob, dem denket nach.“ *)

Freunden der Kunſt mag es immer freigelaſſen werden, die dieſer moraliſchen Bilderbibel zu Grunde liegenden Kupfer zum Gebrauch für die Geſchichte, als ſchöne Erinnerungstafeln an einige der merkwürdigſten Ereigniſſe in derſelben aufzuſtellen; wir geſtehen es, daß wir auch auf dieſen Nebenzweck bei Auswahl der Sujets Rückſicht genommen haben, um dieſem Werke einen noch ausgebrei-

tetern

---

*) Philipp. 4, 8.

tetern Nutzen zu verſchaffen: nur bei Beurtheilung der Schrift ſelbſt entlaſſe man uns der Pflicht des genauern Geſchichtserzählers und vergeſſe nicht, daß nicht die wiſſenſchaftliche Belehrung, ſondern Bildung eines tugendhaften Charakters durch Aufſtellung nachahmungswürdiger Beiſpiele aus der Geſchichte bei jungen Leſern der Hauptzweck dieſer Schrift war.

Der Verfaſſer.

Moraliſche
Bilderbibel.

Zweyten Bandes
erſte Abtheilung

mit fünf Kupfern;

aus dem Zeitraume vom Trojaniſchen Kriege
bis auf die Zeiten des Piſiſtratus
in Athen.

Einleitung.

Bisher, meine guten Leſer! haben wir die früheſte Geſchichte der Menſchen, den Uebergang aus dem Stande der rohen Natur zur mehrern Ausbildung, aus dem kleinern Familienkreiſe in die größere und ausgebreitetere bürgerliche Geſellſchaft, nach den zuverläßigſten Nachrichten, die uns in den älteſten Urkunden, in der Sammlung der heiligen Schriften der Juden aufbehalten ſind, verfolgt, und uns alſo nur an die Geſchichte des jüdiſchen Volks gehalten. Von jezt an öffnet uns die Geſchichte einen noch weit ausgebreiteteren Geſichtskreis, in welchem ſich unſere Aufmerkſamkeit leicht zerſtreuen würde, wenn wir ſie nicht in demjenigen Geſichtspunkte faßten, in welchem wir ſie jezt als die Geſchichte der Menſchheit betrachten wollen.

Noch einmal laſſen Sie uns bei dieſem Ruhepunkte daran erinnern, daß wir uns hier nicht mit einer umſtändlichen Erzählung aller der Veränderungen und Schickſale, die ſich unter den Menſchen zugetragen haben, befaſſen wollen; dies bleibe der eigentlichen Geſchichte der Welt, oder der einzelnen Staaten und Reiche, überlaſſen. Wir wollen blos bei Aufſuchung und Betrachtungen derjenigen Handlungen verweilen, die allgemeines Intereſſe für die Menſchheit haben; wir wollen unter der unüberſehlichen Reihe von Menſchen, die hier auf dieſem Schauplaz als handelnde Perſonen aufgetreten ſind, nur die vorzüglichſten von denen bemerken, die ſich durch vorzügliche edle Handlungen oder Tugenden ausgezeichnet haben, deren Leben wohlthätig für die

Menſchheit war, und die es verdienen, als allgemeine Muſter der Nachahmung aufgeſtellt zu werden, unter welcher Nation ſie auch immer gelebt haben.

Da es jedoch zur Bildung ausgezeichneter Charaktere und zur Würdigung derſelben ſehr viel darauf ankommt, zu welcher Zeit, unter welchem Volk und unter was für Umſtänden einige dieſer Perſonen ſich ſolche ausgezeichnete Verdienſte erworben haben: ſo laſſen Sie uns die Zeitfolge der Geſchichte und die wichtigſten Epochen derſelben nicht aus den Augen verlieren, um ſo dieſe Gallerie merkwürdiger guter Menſchen gehörig zu ordnen. Dann bedarf es nur eines kleinen Winkes, und Sie werden ſich die Geſchichte dieſer Edlen im Zuſammenhange mit der Geſchichte ihrer jedesmaligen Zeitgenoſſen richtig und genau vorſtellen.

Wäre es uns darum zu thun, uns mit Betrachtung groſer, Erſtaunen erregender Begebenheiten, oder der Thaten ſolcher Menſchen zu unterhalten, die ſich durch körperliche Stärke, Muth

und

und Tapferkeit ausgezeichnet und ſich in der Geſchichte unter dem Namen der Helden, oder der Eroberer merkwürdig gemacht haben: ſo würden wir von jezt an ein ſehr weitläuftiges Feld vor uns finden, und ſelbſt außer den Grenzen der Geſchichte in das noch grenzenloſere Gebiet der Einbildung ausſchweifen können. Faſt jede Nation, die ihren Urſprung in dieſe frühern Zeiten hinaufſezt, ſtellt hier eine Menge von Helden auf, deren Thaten mit den Farben der glühendſten Einbildungskraft ausgemalt werden, daß es ſchwer wird, die Wahrheit von der Fabel, die Wirklichkeit von der Dichtung zu unterſcheiden. Der hebräiſche Simſon, der griechiſche Perſeus, Herkules, Theſeus u. m. waren Menſchen von kühnem Muth und ungeheuerer Stärke, aber über ihren Thaten erröthet die Menſchheit und würde ſich ihrer noch mehr ſchämen, wenn ſich dieſe Menſchen nicht um ihre Zeitgenoſſen durch Vertilgung ſchädlicher Thiere oder Befreiung von gefährlichen Feinden einiges Verdienſt erworben hätten. Zwar gelang es ihren ſpäterlebenden Landsleuten durch Hülfe der Dichtkunſt, dieſen rohen und ungebildeten Menſchen einen Anſtrich von

Seelenadel zu geben, ja wohl gar ſie zu vergöttern: aber laſſen Sie uns dieſe Gewänder, welche die ſchöne bildende Kunſt um ſie warf, zwar bewundern, jedoch dieſe Menſchen ſelbſt nie als Muſter der Nachahmung aufſtellen. Keiner von jenen geprieſenen Helden der Vorzeit, kein Eroberer, und hätte er ſich auch durch noch ſo glänzende Siege merkwürdig gemacht, trete in dieſe Reihe edler Menſchen, wenn er ſich nicht auch außer den Thaten ſeines Armes durch Tugenden der Menſchlichkeit ausgezeichnet hat.

Da finden wir nun freilich in der frühern Geſchichte wenig Unterhaltung; nicht als ob es damals an edlen, guten Menſchen gefehlt habe: nein; nur daß die Geſchichte nicht dieſe in ihre Jahrbücher eingetragen, ſondern ihren Griffel mehr zur Aufzeichnung großer in die Augen fallender und allgemeines Aufſehen erregender Thaten gebraucht hat. Das Leben der edelſten Menſchen, die ohne Geräuſch im Stillen Gutes wirkten, iſt unbekannt geblieben, indeß diejenigen, die ſich durch Kriege und Eroberungen merkwürdig gemacht haben, ihre Namen auch auf die Nachwelt zu bringen wußten. Laſſen Sie uns, liebe Leſer! dieſe Beſcheidenheit, welche die wirkliche Tugend auch in der Geſchichte zu behalten weiß, ehren; ſie drängt ſich nicht vor; ſie will geſucht ſeyn; laſſen Sie uns die einzelnen ſchönen Handlungen aufſuchen, die uns noch hier und da in der frühern Geſchichte aufbehalten ſind.

Einige merkwürdige Menſchen der Vorzeit, zu den Zeiten des Trojaniſchen Kriegs.

Schon früher, ehe ſich unter Moſes, dem Anführer der Iſraeliten, der nachherige kleine jüdiſche Staat in Kanaan bildete, gab es, auſſer Egypten, mehrere Völkerſchaften, die durch näheres Zuſammentreten, oder bürgerlichen Verein, anſehnliche Staaten ausmachten. Babylonien war eins der erſten und älteſten Reiche; nach ihm folgte das Aſſyriſche. Auch zeichneten ſich die Bewohner der Küſten des mittelländiſchen Meeres, die Phönizier, ſchon frühe durch Schiffart, Handlung, Betriebſamkeit und Erfinbung nützlicher Künſte aus. Tiefer in Aſien hatten ſich auch ſchon frühe Kolonieen hingezogen, die ſich in den dortigen ſchönen und glücklichen Fluren ausbreiteten und nach und nach anſehnliche Staaten bildeten. Perſien, Medien und das am äußerſten Ende Aſiens gegen Morgen liegende Reich Sina (China) waren ſehr anſehnlich. Auch an den Küſten von Europa und in den Aſien nahe liegenden Ländern hatten ſich verſchiedene Völkerſtämme niedergelaſſen, die durch neue Kolonieen vermehrt wurden, und einzelne nicht unbeträchtliche Staaten bildeten.

Unter allen dieſen hat ſich beſonders ſpäterhin die Nation der Griechen ausgezeichnet, die ſich von Aſien aus auf dem feſten Lande von Europa, welches von ihr den Namen Griechenland erhielt, und von da über die unzähligen Inſeln, zwiſchen Klein-Aſien und dem feſten Lande befinden, und von den Alten der Archipelagus genannt wurden, ausbreitete. Dieſe Nation war eine der erſten, die es auch in Abſicht ihrer ſitlichen Bildung zu einer höhern Vollkommenheit brachte, ja der auch wir einen großen Theil unſerer Aufklärung verdanken.

ken. Durch ſie, durch ihre Geſchichtſchreiber haben wir, nächſt der bibliſchen Geſchichte, noch die zuverläßigſten Nachrichten aus der alten Welt erhalten; ihre ſpätere Geſchichte ſtellt uns nicht blos trockene Erzählungen von kriegeriſchen Auftritten auf, ſondern von großen und edeln Thaten auch einzelner Menſchen, und verdient in dieſer Rückſicht als eine Geſchichte der Menſchheit angeſehen zu werden.

Auch die frühere Geſchichte dieſes Volks verliert ſich in dunkle Sagen und räthſelhafte Mythen, die den Dichtern Griechenlands und Roms ſo reichen Stoff zu ihren Dichtungen gegeben haben. Götter und Helden ſind die gewöhnlichen Gegenſtände derſelben. Nicht eher verdiente ſie den Namen der Geſchichte, bis ſie ſtatt jener eingebildeten Weſen die Menſchen ſelbſt auf dieſer großen Schaubühne handelnd einführte, und, wiewohl anfangs noch immer mit merklicher Uebertreibung, wirkliche Thatſachen vortrug. Selbſt die Geſchichte des Trojaniſchen Kriegs kennen wir größtentheils nur aus dem ſchönen Gemälde, welches uns der erſte und größte Dichter Griechenlands aufgeſtellt hat, aus welchem wir hier nur einige wenige Züge ausheben wollen.

Priamus und Achill.

Zwiſchen den Griechen und den Bewohnern von Klein-Phrygien, deſſen Haupt- und Reſidenzſtadt ihrer Könige den Namen Troja führte, war eine ſehr blutige Fehde entſtanden, zu welcher ein königlicher Prinz aus dem Hauſe des trojaniſchen Königs Priamus, Namens Paris, die Veranlaſſung gegeben hatte. Dieſer hatte bei einer Reiſe nach Griechenland die Gemalin des ſpartaniſchen Königes Menelaus, Helena, entführt, und alle Vorſtellungen und Vorwürfe wegen des ſo ſchändlich verlezten Rechtes der Gaſtfreundſchaft, begleitet von den nachdrücklichſten Drohungen der Griechen, vermochten nichts auf ihn, dieſen Raub wieder zurückzugeben. Dies empörte die ganze Nation der Griechen, die damals aus verſchiedenen kleinen Staaten beſtand, und alle die angeſehenſten Häupter derſelben vereinigten ſich mit dem Menelaus, um dieſe gemeinſchaftliche Schmach zu rächen. Zwölfhundert Schiffe mit den auserleſendſten Griechen und erſten Helden der Nation, unter Anführung Agamemnons, des Bruders des Menelaus, erſchienen vor Troja mit dem Vorſatz, nicht eher dieſe Küſte wieder zu verlaſſen, bis Troja in einen Aſchenhaufen verwandelt ſey. Allein die Trojaner ſezten ihnen gleiche Tapferkeit entgegen, und vertheidigten ihre Stadt und ihren König zehn Jahre lang mit unglaublichem Muth.

Bei den häufigen Gefechten, die während deſſen vor den Mauren von Troja gehalten wurden, zeichnete ſich beſonders von Trojaniſcher Seite, Hektor, auch ein Sohn des Königs Priamus, und von Seiten der Griechen, Achilles, ein Fürſt aus Theſſalien, aus. Beide hatten einander lange den Vorzug der Tapferkeit ſtreitig gemacht, und das Schickſal der beyderſeitigen Völker ſchien von dem Fall des Einen von Beyden abzuhängen. Endlich fiel Hektor unter dem Schwerde des Achilles, und dieſer, mit einer Wuth, die von ſeinem rohen Charakter zeugte, fiel noch über den Erſchlagenen her, band ſeinen Leichnam an ſeinen Streitwagen und ſchleifte ihn ſo einigemale um die Mauren von Troja herum.

So zerriſſen und vom Staube und Blute an Geſicht und Kleidung ganz unkenntlich, ſchleppte er ihn ins Lager, und warf ihn da unbedeckt und verächtlich hin.

Mit Entſetzen hatten die Trojaner den Fall ihres edelſten Fürſten, und die ſo unwürdige Behandlung des Erſchlagenen von ihren Mauren aus geſehen. Lautes Wehklagen erfüllte die Luft, alles zitterte vor der Wuth des ſtolzen Siegers. Am tiefſten traf dieſe Schmach den alten Vater des Hektors, den ehrwürdigen König Priamus. Schmerzlich empfand er den Verluſt ſeines würdigſten Sohnes, aber noch ſchmerzlicher war es ihm, ihn noch im Tode ſo ſchimpflich behandelt zu ſehen, ja, was beſonders in der damaligen Zeit am ſchauderhafteſten war, ihn unbeerdigt zu wiſſen. „Ich muß ihn wieder haben! rief der weinende Greis, umringt von ſeiner jammernden Familie: noch einmal muß ich ihn in dieſe Arme ſchließen und ihm dann die letzte traurige Pflicht der Beerdigung erzeigen!“ Mit dieſem Vorſatz, feſt entſchloſſen, das Aeußerſte, ſelbſt ſein Leben daran zu wagen, riß er ſich aus den Armen der Seinigen, die ihn vergeblich zurückzuhalten ſuchten, los, beſtieg ſeinen Wagen, nahm Geſchenke von koſtbarem Werth mit, und kam ohne alles weitere Gefolg, blos im Vertrauen auf die heiligen Rechte des väterlichen Herzens, im Lager der Griechen an.

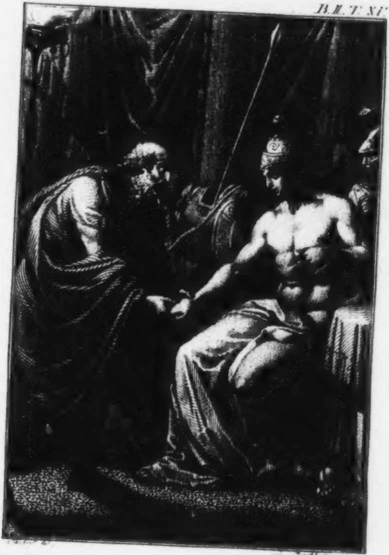
Es war ſchon tief in der Nacht; alles ſchlummerte im Lager, nur das Zelt des Achilles war noch erleuchtet; nur dieſer ſuchte noch beim nächtlichen Mahle Erhohlung von dem blutigen Kampfe, und war jezt eben im Begriff, ſich aus dem Bade zu Bett zu verfügen. Da trat der zitternde Greis in der Stunde der Mitternacht ein; Thränen floſſen über ſeine Wangen; ſtumm für unnennbaren Schmerz beugte er ſich vor dem Mörder ſeines Sohnes und verſuchte ihm die Hände zu küſſen, die ihm den Geliebten geraubt hatten. Erſtaunt über dieſe unerwartete Erſcheinung ſprang Achilles von ſeinem Sitze auf, erkannte den Unglücklichen, und vernahm von ihm die Urſache ſeines ſo gewagten Beſuchs. „Bei der Liebe deines Vaters, ſprach Priamus, auch eines Greiſes von meinen Jahren, auch dem Grabe ſo nahe wie ich, der jezt ſo ſehnlich auf deine Rückkehr und auf deine Umarmungen wartet: bitte ich dich, habe Mitleid mit mir, mit meinem grauen Haupt, das von unendlichen Schmerzen gebeugt iſt; gieb mir den Leichnam meines Sohnes, der von deiner Hand im Kampfe fürs Vaterland fiel; nimmt dieſe Geſchenke und überlaß mir dafür dies traurige Geſchenk, daß ich ſeinen beweinten Ueberreſt beerdige.“

Dieſe Bitte des Greiſes erſchütterte das Herz des ſonſt unerbittlichen Achilles; er ehrte die Gefühle eines Vaters, der aus Liebe zu ſeinem Sohn vergaß, daß er König von Troja, ein Feind der Griechen ſey, und mit Gefahr ſeines Lebens ſich mitten ins feindliche Lager gewagt hatte *). Sogleich befahl er ſeinen Leuten, den blutigen Leichnam Hektors ſauber zu waſchen, zu ſalben und anſtändig zu bekleiden; ja er ſelbſt trug ihn mit im Leichentuche hin zum Wagen des königlichen Greiſes, der nun mit ihm zur Stadt fuhr, um ihn da zu begraben und bei ſeinem Grabmahl ſeinen Schmerz zu verweinen.

---

*) Hierher gehört das 15te Kupfer.

B. II. T. XI.



Priamus im Zelte seines Feindes Achilles

Aeneas,

ein trojaniſcher Fürſt.

Mit dem Tode des Hektors ſchien der Muth der Trojaner, ſo wie das Glück derſelben, geſunken zu ſeyn; deſto übermüthiger wurden die verbündeten Griechen, und obgleich kurz nach Hektors Falle der Sieger deſſelben, der erſte und gefürchtetſte ihrer Anführer, Achilles, meuchelmörderiſch durch den Bruder des Hektors, Paris, erſtochen wurde: ſo entzündete dies nur noch mehr ihre Rache, die nur durch den gänzlichen Untergang Troja's befriedigt werden konnte. Doch würde ſich dieſe Stadt noch lange gehalten haben, wenn es nicht den Griechen durch Verrätherey und durch eine beſondre Kriegsliſt gelungen wäre, Meiſter von dieſer unglücklichen Stadt zu werden. —

Laſſen Sie uns, gute Leſer, unſern Blick von dem äußerſt traurigen Schauſpiel dieſer eroberten Stadt und der alles menſchliche Gefühl empörenden Greuelthaten, welche die grauſamen

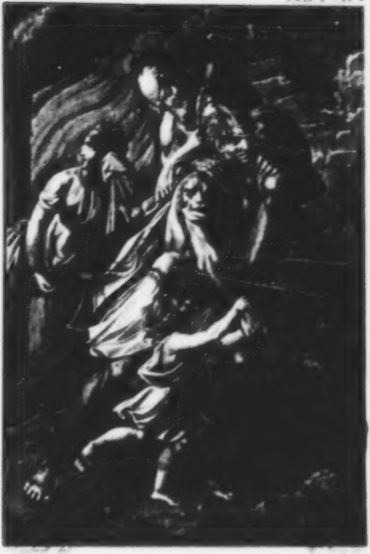
Sieger hier in zügelloſer Wuth ausübten, wegwenden, und ihn bei den hochauflodernden, verheerenden Flammen, dem Geklirr blutiger Waffen und dem Winſeln und Röcheln der Erſchlagnen, auf eine Scene der Menſchlichkeit hinrichten.

Unter den Fürſten Troja's befand ſich auch einer, Namens Aeneas, ein vorzüglicher Verehrer und Freund der Götter, aber auch dabei ein tapfrer und vorſichtiger Held; ſchon bei mehrern Kämpfen hatte er Proben ſeiner Tapferkeit abgelegt; auch bei der Eroberung der Stadt und mitten in der allgemeinen ſchrecklichen Verwirrung machte er noch an der Spitze einiger beſtürzten Trojaner den Verſuch, wo möglich ſeine Vaterſtadt dem Verderben zu entreißen; nicht eher dachte er an ſeine Rettung, bis er alle Hoffnung der Erhaltung aufgeben und der überlegnen Macht der Feinde weichen mußte.

Jezt, als ſich das Unglück allgemein verbreitete, eilte er zu ſeiner Wohnung; ſchon loderte die Flamme zum Giebel empor; im Innerſten des Hauſes fand er ſeinen alten Vater An-

chi-

B.II.T.VI.



„Aeneas trägt seinen Vater
aus den Flammen von Troja.

chiſes, an ſeiner Seite ſeine Gattin Creuſa und zu ihren Füßen den kleinen Aſkanius, ſeinen Sohn, alle mit Todesangſt ringend, den tödlichen Streich der eindringenden Sieger befürchtend.

Wir ſind verloren! rief ihnen Aeneas zu: laßt uns unſer Leben durch die Flucht zu retten ſuchen! Augenblicklich ergriff er den ehrwürdigen Greis, ſeinen Vater, der von allen Schätzen ſeines Hauſes weiter nichts, als einen kleinen Hausgötzen in ſeinen zitternden Händen trug, hob ihn auf ſeinen Rücken, faßte den ängſtlichen Knaben, ſeinen Sohn, an die Hand, und rief der Gattin zu, ihm zu folgen *).

So durch Flammen und rauchende Schutthaufen über die Leichname erſchlagner Mitbürger und gefallener Griechen, trug er die theure Bürde ohne ſich umzuſehen, außer der Stadt zu einer entfernten Freiſtätte, einem verödeten Tempel, nahe am Meer, wohin er zuvor ſchon einen Theil ſeines Vermögens gebracht, und die er ſeinen

---

*) Hierher gehört das [illegible] Kupfer.

Vertrauten als den lezten Zufluchtsort bezeichnet hatte.

Hier legte er den zitternden Greis nieder, ſahe ſich nach ſeiner Gattin um — aber ſie war verſchwunden, war wahrſcheinlich von Angſt überwältigt niedergeſunken und in die Hände der Feinde gerathen; umſonſt kehrte Aeneas mit Lebensgefahr zurück, ſie aufzuſuchen; alle ſeine Nachforſchungen waren vergebens. Traurig begab er ſich wieder zu den Ruinen, die den Ueberreſt ſeines Glücks verbargen; hier ſammleten ſich nach und nach mehrere ſeiner Verwandten und Landsleute mit dem, was ſie aus den Flammen gerettet hatten; er begab ſich bald darauf mit ihnen zu Schiffe, trieb einige Jahre auf der See umher, ohne irgendwo einen feſten Siz zu finden; endlich landete er in Italien, wo er das Reich der Latiner ſtiftete, das in ſpätern Zeiten ſich in das Römiſche verlor, deſſen Stifter, Romulus, ein Abkömmling dieſer Familie war.

Ulyſſes
und ſeine Gattin Penelope.

Nachdem das Trojaniſche Reich mit dem Untergange der Hauptſtadt und der Hinrichtung der letzten königlichen Familie zerſtört war, und die Uebriggebliebenen, die dem Schwerde und der Gefangenſchaft der Griechen entgangen waren, ſich zerſtreut hatten: kehrten die Sieger auf ihren Schiffen, beladen mit der Beute und den Schätzen dieſes Reichs, wieder in ihr Vaterland, und die Häupter und Anführer zu ihren ſo lange verlaßnen Staaten zurück; aber nur wenige waren ſo glücklich, ihre vaterländiſche Gegend wieder zu begrüſſen; ſehr viele derſelben wurden, bei der damals noch mangelhaften Schiffarthskunde, durch die Stürme auf der offnen See herumgetrieben, an Eilande verſchlagen und fanden zum Theil ihr Grab in den Wellen; ſelbſt diejenigen, die das Glück hatten, den Gefahren der See zu entgehen und wieder in ihre Heimath zurückzukommen, fanden während ihrer langen Abweſenheit den Zuſtand ihrer Länder zerrüttet, und, was für viele das traurigſte war, ſelbſt den innern Wohlſtand ihrer Familien zerſtört, und die Bande der ehelichen Treue und der Liebe ihrer Anverwandten aufgelöſt. So traurig ſind gewöhnlich die Folgen des allverheerenden Kriegs! —

Ein ausgezeichnetes Beiſpiel ehelicher Treue hat uns indeß die Geſchichte aus der damaligen Zeit an der Gattin eines der damaligen griechiſchen Helden, des **Ulyſſes**, (Odyſſeus) aufbehalten, und die Dichtkunſt durch ihren erſten Liebling, **Homer** *), verherrlicht.

Pene-

---

*) Dieſer unter allen gebildeten Nationen bekannte griechiſche Dichter, der mit Recht als der Vater der Dichtkunſt angeſehen wird, lebte ohngefähr anderthalbhundert Jahr nach jener merkwürdigen Begebenheit der Zerſtörung Trojens. Er beſchrieb einige merkwürdige Auftritte aus dieſem Kriege in vier und zwanzig Geſängen, die den Namen der Iliade erhalten haben, und in eben ſo viel Geſängen die Reiſen und Abentheuer des Ulyſſes, die daher die Odyſſee genannt werden. Beyde ſind unerreichbare Meiſterwerke der Dichtkunſt, und, abgeſehen von ihrem poetiſchen Werth, auch um deswillen ſehr ſchätzbar, weil

ſie

Penelope hieß dies edle Weib, die ihren Gatten ſo ungern aus ihren Armen zu der blutigen Fehde nach Troja entlaſſen hatte, und auf der kleinen Inſel Ithaka die zehen Jahre hindurch, während jene Belagerung währete, ſo ſehnlich auf ſeine Zurückkunft harrte. Indeß ſich dort ihr Mann unter den Helden ſeiner Nation auszeichnete, und ſich durch ſeine Tapferkeit, mehr aber noch durch ſeine Verſchlagenheit und Liſt, den Feinden ſo furchtbar machte, verwendete ſie ihre Zeit und Kräfte auf die Erziehung ihres kleinen

ſie ſehr treue Gemälde und Darſtellungen der Sitten und Gewohnheiten der Menſchen des damaligen Zeitalters, und ſehr richtige, aus einer tiefen Menſchenkenntniß hergeleitete Maximen und Regeln einer wahren Lebensweisheit enthalten; daher auch die nachherigen Philoſophen ſich häufig auf ſeine Ausſprüche beriefen und die Dichter ihn zum Muſter wählten. — Sein Genie und ſeine dichteriſchen Verdienſte wurden von ſeinen Landsleuten erſt nach ſeinem Tode erkannt; bei ſeinem Leben drückte ihn Mangel und Verachtung: aber als ſeine Gedichte bekannter wurden, ſtieg die Achtung gegen ihn bis zur Vergötterung; ſieben Städte ſtritten ſich um die Ehre, die Vaterſtadt des großen Dichters zu ſeyn, und mehrere ehrten durch Denkmäler und Statuen, die ſie an öffentlichen Orten, ſogar in Tempeln aufſtellten, ſein Andenken.

Sohnes, Telemach, auf die Verwaltung des Hausweſens und auf die ſo mannichfaltigen weiblichen Arbeiten; denn in den damaligen Zeiten giengen auch die Gemahlinnen und Töchter der Fürſten nicht müßig, und es war gar nichts ungewöhnliches, ſie mit der Spindel oder der Nadel in der Hand, oder hinter dem Weberſtuhl, oder bei dem Waſchtrog und Zubereitung der Wäſche zu treffen.

Endlich kam die Nachricht von der Einnahme Trojens auch zu ihrem ſtillen Aufenthalte; ſchon freute ſie ſich, den Geliebten wieder in ihre Arme zu ſchließen und von ihm ſelbſt die Geſchichte ſeiner Thaten zu hören, von denen der allgemeine Ruf zeugte: aber umſonſt gieng ſie mit jedem Tage zum Geſtade — kein Schiff erſchien, das ihren Gatten zurückbrachte; und keines von denen, das bei ihrer Inſel anlegte, brachte ihr eine befriedigende Nachricht von ihm. Dieſer trieb indeß auf offnem Meere herum, wurde an die entfernteſten Küſten verſchlagen und kämpfte mit allen den Gefahren, denen zur damaligen Zeit ein Schifffahrer ausgeſetzt war, und die eine glühende

Einbildungskraft zu den sonderbarſten Abentheuern erhob.

Zehen lange Jahre brachte Ulyſſes auf dieſer unglücklichen Fahrt zu, und wurde endlich als Schiffbrüchiger von den Wellen auf die Inſel Korcyra, welche die Phäaken bewohnten, ausgeworfen, wo er von dem Befehlshaber und König dieſes kleinen Staates ſehr gaſtfreundlich aufgenommen wurde und nach ſo langer Zeit die erſte Nachricht von ſeinem Volke und ſeiner Familie empfieng.

In dieſer ſo langen Zeit, welche Penelope in peinigender Ungewißheit wegen des Lebens ihres Gatten zugebracht hatte, war doch ihre Hoffnung, ihn einſt wieder zu ſehen, nicht verſchwunden, und in dieſer Erwartung ſchlug ſie ſtandhaft die vielen Anträge aus, welche ihr von einheimiſchen und ausländiſchen Fürſten zu einer neuen Heirath gemacht wurden. Dieſe, durch das Außenbleiben des Ulyſſes, den ſie längſt für todt hielten, dreuſter gemacht, belagerten täglich ihren Hof, machten ihn zu einem Sammelplatz ihres Wohllebens und ihrer Ueppigkeit, und zehrten hier auf Koſten des abweſenden Herrn.

Penelope befand ſich dabei in der traurigſten Lage. Sie ſahe den Verfall ihres Hausweſens, litte ſo viel von dem Uebermuth derer, die um ihre Hand oder noch mehr um die Herrſchaft der Inſel warben, befand ſich außer Stande, ſich ihren Anmaßungen mit Gewalt entgegen zu ſetzen, und ſuchte ſie blos durch ein feines Gewebe von Liſt von einer Zeit zur andern hinzuhalten, bis ſie beſtimmte Nachricht von dem Schickſal ihres Gatten erhalten würde.

Endlich gelang es dem Ulyß, durch Hülfe der Phäaken, wieder auf ſeiner vaterländiſchen Inſel, an einer entlegenen Küſte derſelben zu landen. Um ſich vorher von der Lage der Sachen zu überzeugen, verbarg er ſich in ein Bettlergewand, ſtieg über die waldigen Gebirge der Inſel, und kam ſo unbemerkt in die Wohnung eines ſeiner alten Diener, des Eumaius, eines Mannes, der zwar jezt die Aufſicht über die herrſchaftlichen Schweineheerden führte: aber in ſeiner Kindheit an einem königlichen Hofe erzogen, durch die Treuloſigkeit ſeiner Wärterin von phöniziſchen Seeräubern entführt, als Sclav verhandelt und ſpäterhin in die Dienſte des Ulyſſes gekommen war: der aber wegen ſeines edlen Sinnes und biedern Charakters ganz das Vertrauen ſeines Herrn verdiente, den er jezt, ohne ihn zu kennen, ſo gaſtfreundlich in ſeiner Hütte aufnahm und nach ſeinem beſten Vermögen bewirthete.

Von dieſem Redlichen, der ſeinem alten Herrn noch mit der innigſten Treue ergeben war, erfuhr er bald die traurigen Nachrichten von dem zerrütteten Zuſtand ſeines Hauſes, und von dem Uebermuth der ſchwelgenden Freyer; was ihn aber bei ſeinem verbiſſenen Schmerz beruhigte, war die Nachricht von der Treue ſeiner Gattin und dem Leben ſeines Sohnes, Telemach, der jezt als Jüngling ſich ſchon von dem Heldengeiſte ſeines Vaters belebt fühle. Nicht lange: ſo trat auch dieſer unvermuthet in die Wohnung des Eumaius ein. Kaum konnte der Vater, in der Bettlergeſtalt, ſich enthalten, ihn an ſeine väterliche Bruſt zu drücken; doch unterdrückte er vorjezt dieſe heftigen Gefühle —, denen er ſich bald darauf, bei einer ſchicklichen Gelegenheit, als ſie allein waren, ganz überließ und ſich ihm als Vater entdeckte.

Mit welchem Erſtaunen betrachtete da der Sohn den ihm bisher noch unbekannten Vater, von deſſen Heldenthaten er nur gehört, von denen ihn ſeine Mutter immer unterhalten hatte: wie ſtark fühlte auch er ſich als Jüngling an der Seite eines ſolchen Vaters zu großen Unternehmungen. Ihm theilte nun der, über die Unverſchämtheit der Gäſte, die an ſeinem Hofe bisher ſo übel gewirthſchaftet hatten, aufgebrachte Vater ſeinen Plan mit, wie nachdrücklich er ſich an ihnen rächen wollte; zog noch einige Vertraute nebſt ſeinem treuen Eumaius mit in dies Einverſtändniß; ließ ſich von ihnen, unter der Geſtalt eines Bettlers, in die Burg einführen, wo ihm beim Eintritt in dieſelbe, und als er über den großen Hof gieng, niemand erkannte als — ein alter Hund, den Ulyſſes erzogen hatte, und der jezt alt, verachtet und vernachläßigt auf elender Streue da lag, ſich mit Mühe aufraffte, an ſeinen alten Herrn wedelnd anſchmiegte, noch einmal den ſüßen Duft ſeines Wohlthäters einſog und dann ermattet — todt zu ſeinen Füßen ſank. Der Held trocknete ſich heimlich eine Thräne aus dem Auge, und trat in ſeine Burg ein.

Hier fand er nun alle Säle und Hallen mit jenen Wüſtlingen angefüllt, die ſich ungeſcheut den ausſchweifendſten Vergnügungen überließen; er ſelbſt ließ ſich einige Tage von ihnen die kränkendſte Verachtung und Beleidigung in ſeiner eigenen Wohnung gefallen, bis er den ſchicklichen Zeitpunkt erſahe, ſeinen Zorn ausbrechen zu laſſen. Nachdem er die nöthigſten Vorkehrungen gemacht, die Waffen auf unvermerkte Art in ein wohlverwahrtes Zimmer bringen laſſen, und jezt die ſchwelgenden Gäſte tief in die Nacht hinein von Weine trunken ſich ſorglos dem Vergnügen der Sinne überließen: trat Ulyſſes mit furchtbarem Blick und bewaffnetem Arm an der Seite ſeines Sohnes und einiger Getreuen vor ihnen auf, und kündigte ſich ihnen mit aufgeſpannter Bogenſenne als furchtbarer Rächer des verlezten Hausrechts an.

Schon der Anblick des unüberwindlichen Helden ſezte alle in die größte Furcht, und noch ehe ſie ſich vom Schrecken erholen konnten, ſanken ſchon mehrere von ihnen von den Pfeilen des Erzürnten getroffen zu Boden. In der äußerſten Beſtürzung wollte man zu den Waffen greifen; aber dieſe waren verſchwunden; wehrlos und zitternd fielen die mehrſten unter den Händen des zürnenden Rächers; einige ſuchten ihr Heil in der Flucht, geriethen aber auf die im Hinterhalt auf ſie laurenden Getreuen des Ulyſſes, und empfingen den Tod von ihren Händen; der ganze Saal war jezt mit den Leichnamen der Erſchlagenen erfüllt, nur wenige erhielten auf Vorbitte des Telemachs ihr Leben.

Während dieſes ſchrecklichen Blutbades befand ſich Penelope in einem der entfernteſten Zimmer der Burg, und vernahm nichts von dem, was im Innern derſelben vorgieng. Jezt trat Euriklea, die alte Schaffnerin des Schloſſes, die treulich mit zur Ausführung des geheimen Anſchlags ihres von ihr erkannten Herrn gewirkt hatte, in ihr Zimmer, und bereitete ſie auf die

Erſcheinung ihres langerſehnten Gatten und au die wichtige Veränderung, die ſich ſo eben in ſeinem Hauſe zugetragen hatte, vor. Es koſtete ihr Mühe, ihr ſeine Wiederkehr glaublich zu machen; um ſich ſelbſt zu überzeugen, ſtieg ſie mit ihr in den untern Theil des Hauſes herab; aber auch hier konnte ſie in der Bettlergeſtalt und vom Blute der Erſchlagenen beſprizt den Gatten nicht erkennen, ſo ſehr ihr dieſer auch unverkennbare Merkmale vormaliger Vertraulichkeit angab; erſt nachdem er ſein Bettlergewand abgelegt und aus einem reinigenden Bade wieder mit verjüngter Schönheit und Heldenkraft erſchien — da erkannte ſie den Geliebten, da drückte ſie ihn an die treue Bruſt und fühlte ſich nunmehr an der Seite des Geliebten und durch ſeine Liebe reichlich belohnt für ihre ausharrende Treue.

Dieſe einzelnen Bruchſtücke aus der Geſchichte der früheren Zeiten mögen genug ſeyn, uns aufmerkſam auf dieſe Heldennation zu machen, die ſich nach der Zeit durch die ausgezeichnetſten Thaten merkwürdig gemacht und nicht wenige Beiſpiele von ſeltener Seelengröße und heroiſchen Tugenden aufgeſtellt hat. Allein, es gieng noch eine lange Reihe von Jahren hin, ehe ſich die ſanftern Keime der Menſchlichkeit entwickelten und jene harte Rinde ſprengten, die ein rohes, wildes Weſen um ſie gezogen hatte. Bis dahin, wo ſich der Geiſt der Menſchen zu einer edleren Denkungsart erhob, die Rechte der Menſchheit durch weiſere Geſetzgebungen geſichert, durch eine vernünftigere Erziehung zur allgemeinern Erkenntniß gebracht und in ihrer Ausübung befördert wurden, hatten die Handlungen der Menſchen nur wenig moraliſchen Werth, waren mehr die Erzeugniſſe des Augenblicks und der ſie beherrſchenden Leidenſchaft; nur ſelten die Frucht freier Entſchließung und guter, edler Grundſätze. Nur zu oft ſtößt man bei der Geſchichte jener berühmten Helden der Vorzeit auf ſolche Scenen, bei denen das menſchliche Gefühl empört wird und wo das wenige Gute durch das weit überwiegendere Böſe in den menſchlichen Charaktern nur zu ſehr im Schatten ſteht. Dazu kommt, daß man bei dem Mangel an zuverläßigen Nachrichten, nicht von der Hand der Geſchichte geleitet, mehr in der Dichterwelt als in der wirklichen weilt, und nicht ſelten ſtatt der handelnden Perſonen, die Geſchöpfe einer fremden Einbildung wahrnimmt, wo es immer ſchwer iſt, die Geſchichte von der Fabel, die Wirklichkeit von der Täuſchung zu ſondern.

Die für unſern Zweck dienlichſte und ergiebigſte Periode der moraliſchen Menſchengeſchichte fängt eigentlich mit der Geſchichte der Griechen in der Zeit an, da dieſe ſo merkwürdige Nation ſchon einen höhern Grad der Kultur erhalten hatte, und durch gewiſſe äußerliche Umſtände, beſonders durch das Andrängen benachbarter mächtiger Nationen, auf den großen Schauplatz der Welt als handelnd hervorgezogen wurde, auf dem ſie zur Ehre der Menſchheit eine ſo anſehnliche Rolle ſpielte.

Dieſe Geſchichte der Griechen, in dem ſchönen Zeitalter ihrer Männlichkeit, erfordert ein eignes Studium. Sie iſt der Inbegriff von allem, was nur Erhabnes und Großes in der Welt geſchehen iſt. Der Geſchichtforſcher, der Philoſoph, der Freund der Wiſſenſchaften und Künſte findet hier die reichſte Ausbeute. Mit Vergnügen verweilt derjenige, dem die Geſchichte der Menſchheit wichtig iſt, bei der Betrachtung eines Volks, das ſich zu dem gebildetſten erhob, dem ſo viele andere Nationen, beſonders die Bewohner von Europa, ihre Aufklärung und Veredlung verdanken, ja das noch jezt durch die hinterlaßnen Meiſterwerke ſeiner Gelehrten und Künſtler in allen Theilen der Wiſſenſchaften und des feinern Geſchmacks, Lehrer und Muſter für alle diejenigen iſt, die auf höhere Bildung Anſpruch machen.

Hier iſt der Ort nicht, wo wir die Geſchichte dieſer merkwürdigen Nation ganz umfaſſen können. Hier zeichnen wir nur einige der achtungswerthen Menſchen aus, deren uns dieſe Nation ſo viele zur Bewunderung und Nachahmung aufſtellt. Unſere jungen Leſer aber werden ſich durch den Unterricht ihrer Lehrer und durch Hülfe der geographiſchen, ſtatiſtiſchen und andrer hiſtoriſchen Hülfsmittel in den Stand ſetzen laſſen, den Standpunkt recht zu faſſen, von da aus ſie dieſe handelnden Perſonen zu betrachten und ihre edlen Handlungen gehörig zu würdigen haben.

Es ſind gar mannichfaltige Urſachen, die dazu wirkten, dies Volk, das ſo wie jedes andre eine lange Zeit in dem rohen und wilden Zuſtande der Natur lebte, zu dem hohen Grade von Bildung empor zu heben, den es in ſpätern Zeiten erreichte. Schon die glückliche Lage des Landes unter dem mildeſten Himmelsſtrich, welches gleichſam die Verbindung von zwey Welttheilen ausmachte, ſie zu Grenznachbarn der ſchon damals gebildeten Staaten machte und in Verkehr mit ſo verſchiedenen Nationen ſezte, trug ſehr Vieles dazu bei. Bei allem Stolz, den die ſpätern Griechen auf ihre ausgezeichneten Vorzüge ſezten, und nach welchen ſie ſich für die einzige aufgeklärte Nation, alle übrigen Bewohner der Erde aber für Barbaren, für ungebildete, ungeſittete Menſchen erklärten, ſchämten ſie es ſichs gleichwohl nicht, zu

geſte-

geſtehen: daß ſie ihre erſte Bildung, ihre verfeinerten Sitten und die Anfangsgründe in den verſchiedenen Wiſſenſchaften und Künſten, Ausländern zu verdanken hatten, die ſich unter ihnen niedergelaſſen, und den erſten Saamen der mannichfaltigen Kenntniſſe unter ihnen ausgeſtreut hätten; zufrieden mit dem Ruhm, daß dieſer Saame keinen unfruchtbaren Boden gefunden habe, daß jede menſchliche Wiſſenſchaft unter ihnen erſt zu ihrer Vollkommenheit gediehen ſey, ehrten ſie auch das fremde Verdienſt, und erhielten die Namen jener erſten Wohlthäter ihrer Nation im dankbaren Andenken, ja richteten einigen von ihnen wohl gar Altäre und Tempel auf.

So verdankten ſie es dem Deucalion, von dem aſiatiſchen Gebirge Caucaſus, daß er den erſten Grund zur bürgerlichen geſetzlichen Vereinigung der Griechen gelegt, ihnen ſo manche Künſte, unter andern auch den Gebrauch des Feuers und die Bearbeitung der Metalle gelehrt; dem Cecrops, einem Egyptier, dem Stifter Athens, daß er ſie mit der Verehrung eines höhern Weſens bekannt gemacht und die äußerliche Gottesverehrung unter ihnen eingeführt, ſie außerdem in der Schiffahrt und dem Handel unterrichtet und die Anpflanzung der Olive gelehrt; dem Cadmus, einem Phönizier, der den Grund zu der Stadt und dem Königreiche Theben legte, daß er ihnen die Buchſtabenſchrift mitgetheilt, die erſten Weinreben gepflanzt und ſie durch ſo manche nützliche Künſte, die er aus ſeinem Vaterlande mitgebracht, bereichert habe.

Durch dieſe und andere merkwürdige Menſchen erhoben ſich die Griechen allmählich aus dem Stande der Wildheit, nahmen mit den erhaltenen Kenntniſſen auch zugleich beſſere Sitten an, und gewöhnten ſich an Ordnung, Fleiß und anſtändiges Verhalten. Auf dieſes, auf die Sittlichkeit der Nation, hatte vorzüglich ein ſehr weiſer und guter Menſch, Orpheus, aus Thracien, ſehr vielen Einfluß. Er war der erſte Dichter und Sänger der Nation, der ſich mit dem glücklichſten Erfolg bemühte, durch ſeine mit Muſik begleitete Lieder in den Herzen ſeiner wilden Mitbürger die Gefühle der Menſchlichkeit zu erwecken und zu veredeln; er lehrte ihnen die Annehmlichkeiten des Lebens in geſellſchaftlicher Verbindung und bei einem liebevollen Betragen kennen, brachte ihnen edlere Begriffe von Gott, von ihrer eigentlichen Beſtimmung, von der Unſterblichkeit der Seele bei, und zeigte ihnen, wie ſie durch ein geſittetes und tugendhaftes Verhalten wahrhaft glücklich werden könnten. So bewieß die Dichtkunſt mit ihrer Schweſter, der Tonkunſt, ſchon frühe ihren wohlthätigen Einfluß auf die Veredlung der Sitten; durch ſie wurden die beſten Köpfe der Nation geweckt; ihr verdankt Griechenland vorzüglich ſeine höhere Bildung, und zugleich die erſte Stelle, die es nachher durch ſeine Dichter, Homer, Heſiodus, Pindar, Anakreon, Sophokles u. m. unter den gebildetſten Nationen erhalten und eine ſehr lange Zeit hindurch behauptet hat.

So wohlthätig in ſo vieler Rückſicht für Griechenland die öftern Beſuche der Auswärtigen waren, die aus Egypten, Phönizien und den aſiatiſchen Ländern an ihren Küſten landeten, hier und da ihre Kolonieen ausſezten, ſich mit ihnen vereinigten, und ſie mit ihren Kenntniſſen und

Erfindungen bereicherten: ſo war es gleichwohl dabei unvermeidlich, daß nicht auch durch dieſe Ankömmlinge manche fremdartige Ideen und unrichtige Vorſtellungen mit in Umlauf gebracht wurden. Dies war insbeſondere der Fall in Abſicht der Religion. Alle dieſe verſchiedenen Ankömmlinge brachten auch ihre abergläubiſchen Vorſtellungen von den Gottheiten mit, die ſie verehrten, und verpflanzten ſie hier in fremden Boden, wo ſie, bei dieſem Volke, das ſo empfänglich für alles war, was den Reiz der Neuheit hatte, willig aufgenommen wurden. Bei keiner Nation war daher die Vielgötterey ſo einheimiſch, als bei den Griechen; hier wurde die Gottheit unter allen ſinnlichen Geſtalten verehrt; hier wurden die Götzen aller Länder nationaliſirt, und erhielten ihre Tempel und Altäre, hre Prieſter und Verehrer.

Dieſer Aberglaube wurzelte bald ſo tief ein, daß er ſelbſt bei der nachher immer höher ſteigenden Geiſtesbildung doch nie ganz verdrängt werden konnte; war ſo eng mit dem politiſchen Syſtem der Nation verwebt, daß man ihn nicht davon trennen konnte, ſo daß auch die hellſten Köpfe ſich ihm anſchmiegen und die Führer der Nation bei jeder wichtigen Unternehmung zuvor dieſe vermeintlichen Götter zu Rathe ziehen und ihr Gutachten aus dem Munde der Prieſter vernehmen mußten *).

Zwar

---

*) Dieſe Götterausſprüche, ſo wie die Orte, wo man dieſelben einholte, wurden bei den Griechen Orakel genannt. Dieſe Orte ſtanden in einem ſehr ausgebreiteten Ruf, in welchem ſie die daſelbſt angeſtellten und in die Geheimniſſe der Wahrſagekunſt eingeweihten Prieſter lange Zeit zu erhalten wußten: ſo daß nicht etwa das gemeine Volk ſondern ſelbſt der aufgeklärtere Theil der Nation von ihnen getäuſcht wurde. Man wendete ſich ſowohl in öffentlichen, als Privatangelegenheiten an das Orakel, um den Ausgang wichtiger Unternehmungen von ihm zu erfahren Die Antworten, die den Fragenden ertheilt wurden, waren mehrentheils in kurzen, ſinnreichen Verſen geſezt, deren Zweydeutigkeit der Politik immer frey ließ, ihnen einen Sinn unterzulegen, welchen ſie wollte, und den hinterdrein die Prieſter, je nachdem die Sache ausfiel, zur Rechtfertigung des Orakels zu deuten wußten. Das älteſte dieſer Orakel in Griechenland war bei Dodona in Epirus, unter dem Schatten bejahrter Eichen, in einer ſehr romantiſchen Gegend; dies war vermuthlich egyptiſchen Urſprungs; drey Prieſterinnen beſorgten in einem

[illegible]

Zwar ſuchten ſpäterhin die Weiſen und Dichter der Nation dieſe Götterlehre in ein gefälligeres Gewand zu kleiden, ihr einen edlern Sinn

daſelbſt erbauten Tempel, der mit verſchiedenen ehernen Becken behangen war, und deren Klang vom Winde bewegt, für ſehr bedeutend gehalten wurde, das Wahrſagegeſchäft. Dies Orakel war mehr ſeines Alterthums wegen bei den Griechen ehrwürdig: bald aber entſtanden noch mehrere, unter denen jedoch keines an Berühmtheit und Anſehen dem Orakel des Apoll zu Delphi beikam. Dies lag in der Mitte Griechenlands, zwiſchen den Landſchaften Phocis und Lokris am Abhange des berühmten Gebirgs Parnaß, wo das kleine Städtchen Delphi ſich bald durch den daſelbſt erbauten Tempel und der von allen Gegenden dahinſtrömenden Menge der Neugierigen und Fragenden zum erſten Range der griechiſchen Städte erhob, ja, als das allgemeine Heiligthum der Nation angeſehen wurde. Hier war der Sitz einer äußerſt zahlreichen Prieſterſchaft, die dem Dienſte des Apoll geweiht war, der hier mit der größten Pracht verehrt wurde. Eine alte Prieſterin beſorgte hier das Geſchäft des Wahrſagens; ihr Name war jedesmal Pythia; ſie ſaß gewöhnlich auf einem erhabenen mit Lorbeerkränzen umwundenen Stuhl, der die Geſtalt eines Dreyfußes hatte, über der Oeffnung einer Höhle, aus der gewiſſe unterirdiſche Dämpfe verſtiegen, die ſie in Verzuckungen und Begeiſterung zu verſetzen ſchienen, und von da ſie den Fragenden die Antworten ertheilte. — Da niemand hier unterzulegen und ſie dem menſchlichen Verſtande annehmlicher zu machen; ſie wurde der Gegenſtand, welchen vorzüglich die großen Genieen der Künſtler, der Phidias und Praxiteles bearbeiteten, und zu Idealen der Kunſt erhoben: aber das Volk ſelbſt hieng mit abergläubiſcher Verehrung an der äußerlichen Schale, und ſelbſt das ſo gebildete Athen verdammte ſpäterhin ſeinen Sokrates, der es zu einer reinern und edlern

---

mit leerer Hand erſcheinen durfte, und unter der Menge der Fragenden ſich oft Perſonen vom erſten Range, die Abgeſandten von Königen und ganzen Staaten befanden, die dieſem heiligen Orte die anſehnlichſten Geſchenke machten: ſo läßt ſich leicht auf die ungeheure Vermehrung des Tempelſchatzes, und auf die Menge der daſelbſt befindlichen Gold- und Silbergefäße der Schluß machen. — Späterhin zur Zeit, da Künſte und Wiſſenſchaften in Griechenland blühten, wurde dieſer Ort gleichſam das Muſäum dieſer Nation, in welchen man die Meiſterwerke der Kunſt, beſonders in Malerei und Bildhauerarbeit, aufſtellte, wodurch er, ſo wie durch ſeine prächtigen Tempel und Gebäude, die Neugierde der Kunſtliebhaber noch mehr an ſich zog. — Auch trug es nicht wenig zum Anſehen und zur Heiligkeit dieſes Orts bei, daß hier jene anſehnliche Reichsverſammlung, das ſo ehrwürdige Amphiktyonengericht, deſſen wir bald erwähnen werden, gehalten wurde.

lern Gottesverehrung zurückführen wollte, zum Giftbecher, weil er der Volksmeinung von Vielheit der Götter widerſprach.

Da Griechenland aus unzähligen kleinen Staaten beſtand, deren Gebiet oft nur wenige Meilen ausmachte, die jedoch von einander unabhängig waren, und von ihren eigenen Königen oder Oberherrn beherrſcht wurden: ſo gab dies zu oft Gelegenheit zu innern Streitigkeiten, und dies würde den Verfall der ganzen Nation und ihre Unterjochung unter eine fremde Gewalt ſchon frühe herbeigeführt haben, wenn nicht die Weisheit eines ihrer Fürſten durch Errichtung eines höchſten Nationalgerichtshofes dieſem vorgebaut hätte. Es war dies Amphiktyon, ein Sohn des in der griechiſchen Geſchichte merkwürdigen Königs von Theſſalien, Deukalion, der anfangs dieſes Land cultivirte, aber bei einer nachherigen großen Ueberſchwemmung die Thäler Theſſaliens verließ und ſich nach Athen begab. Sein Sohn Amphiktyon wurde nach ihm Beherrſcher von Thermopylä, und legte hier, durch Anordnung eines höchſten Rathes, der zu ſeinem

Andenken das Gericht der Amphiktyonen genannt wurde, den Grund zur Vereinigung der Griechen und ihrer nachherigen Größe. Von dieſem Gericht ſollten die innern Streitigkeiten und öffentlichen Angelegenheiten der Staaten entſchieden und vorzüglich die Religion und der Schatz zu Delphi, der Hauptſitz derſelben, geſichert werden. Anfangs ſtanden nur zwölf Städte in dieſem Bunde, denen hernach immer mehrere beitraten. Jede dieſer Städte ſchickte jährlich zwey Abgeordnete zu dieſer Verſammlung der Staaten, unter deren Glieder die vollkommenſte Gleichheit herrſchte und kein Vorrang ſtatt fand, die ſich zuvor mit einem feierlichen Eide verpflichten mußten: nie eine der im Bunde ſtehenden Städte mit Krieg zu überziehen oder zu zerſtören, noch ihr den Fluß, der ihr Waſſer zuführe, abzuſchneiden, ſondern im Fall eines feindlichen Angriffs, ſie mit geſammter Macht zu vertheidigen und das feindliche Land zu verwüſten: ferner, daß wenn ja ein Frevler es wagen wollte, ſich an dem Tempel zu Delphi und ſeinem Schatz zu vergreifen, oder auch nur einen böſen Rath gegen ihn zu geben: ſie dann ihre

Hände und Füße und Zunge und alle ihre Kräfte anſtrengen wollten, den Frevel zu rächen. — Schade war es für Griechenland, daß ſich dieſes Gericht nicht immer in ſeinem Anſehen erhielt, ſondern ſpäterhin durch die Politik einzelner herrſchenden Staaten gemißbraucht wurde.

Unter dieſen vielen einzelnen Freiſtaaten Griechenland zeichneten ſich von den früheſten Zeiten her Athen in Attika und Lacedämon oder Sparta auf der Halbinſel Morea aus. Beyde Städte machten einander lange den Rang ſtreitig; beyde hatten ihre ausgezeichneten Vorzüge; denn wenn auch die Bewohner von Sparta ſich durch ihre Tapferkeit und kriegeriſchen Talente bei manchen gefährlichen Auftritten hervorthaten: ſo ſtanden auch die Athener ihnen wenig an Muth und Tapferkeit nach, übertrafen ſie aber weit in den Künſten des Friedens und der feinern Bildung. Auch dieſe beyden Staaten hatten, ſo wie faſt alle übrigen Städte und Diſtrikte, anfangs ihre eignen Könige, deren Anſehen und Macht jedoch ſehr eingeſchränkt war; erſt ſpäterhin, als dieſelben der Freiheit des Volks nachtheilig zu werden

den ſchienen, wurden dieſe kleinen Monarchieen in Demokratieen und Republiken verwandelt, wo jeder rechtliche Bürger Einfluß in die Leitung der öffentlichen Geſchäfte des Staats erhielt.

Schon ſehr frühe gieng dieſe Staatsveränderung in Athen vor, und die Veranlaſſung dazu gab auf eine ſehr edle Art der Tod ihres lezten Königs

Kodrus.

Unter ſeiner Regierung fiel ein Schwarm herumſtreifender Griechen, die ſich als Nachkommen des Herkules Herakliden nannten, ſchon mehrere Staaten Griechenlands mit gewaffneter Hand erobert und ſich Meiſter von Peloponnes gemacht hatten, auch in das Athenienſiſche Gebiet ein, und drohte der Hauptſtadt des Landes mit einem furchtbaren Angriff. Der König zog ihnen an der Spitze ſeiner Bürger entgegen; es kam zu einigen blutigen aber unentſcheidenden Gefechten; jezt verbreitete ſich die Sage, diejenige Parthei würde ſiegen, deren König fallen würde. Man hielt dies für einen Götterausſpruch (Orakel), und ſowohl die Athenienſer, als ihre Feinde glaubten daran; die erſtern waren in Sorge, den Sieg über ihre Feinde ſo theuer, mit dem Verluſt ihres guten Königes erkaufen zu müſſen; und in der feindlichen Armee wurden die ſtrengſten Befehle ertheilt und alle Vorſicht angewendet, ja das Leben des Königs von Athen zu ſchonen!

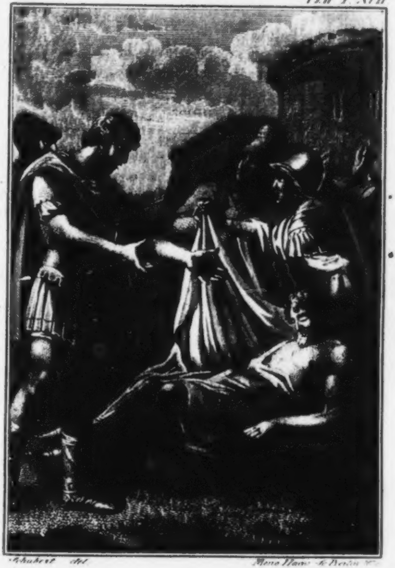
Kodrus, dem die Erhaltung ſeiner Mitbürger theurer als ſein Leben war, hörte kaum, daß die Entſcheidung dieſes Kriegs von ſeinem Leben abhieng, als er ſogleich den großmüthigen Entſchluß faßte, ſich für ſein Vaterland freiwillig aufzuopfern. Er theilte ihn ſeinen Mitbürgern mit, und weder ihre Bitten noch Thränen konnten ihn zurückhalten, ihn auszuführen. Da er im offnen Gefechte die feindliche Schonung befürchtete, ſo legte er ſein königliches Diadem und alle äußern Zeichen ſeiner Würde ab, verkleidete ſich in einen Holzhauer, verließ ſeine geliebte Vaterſtadt und begab ſich in dieſer Geſtalt ins feindliche Lager. Hier wurde er ſchon von den Vorpoſten angehalten; er überwarf ſich mit den wachehaltenden Soldaten, reizte ihren Zorn und wurde von ihnen auf der Stelle niedergehauen. — Kurz darauf kamen einige Abgeſandte der Athenienſer ins Lager und erbaten ſich den Leichnam ihres erſchlagenen Königes *). Dies ſetzte die Feinde in die äußerſte Beſtürzung; die Sache wurde unterſucht, der Leichnam des Königes fand ſich, man ließ ihn, nach damaliger militäriſcher Sitte, auf Schildern und Spießen forttragen, und mit einemmale verbreitete ſich eine ſolche Muthloſigkeit im feindlichen Heere, daß es alle Hoffnung eines glücklichen Unternehmens aufgab und ſich von den Mauern Athens zurückzog. —

Dieſe edle Aufopferung ihres Königes für ihr Wohl machte einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der Athenienſer; ſie glaubten, keiner ſey würdig nach Kodrus den Namen eines Königs zu führen; ſie führten an deſſen Stelle das Amt der Archonten, als des erſten im Staat, ein, welches eine lange Zeit in der Familie des Kodrus, aus Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen ſeine Verdienſte, erblich blieb.

---

*) Hierher gehört das 17te Kupfer.

B. II T. XIII



Schubert del.

Meno Haas sc. Berlin

Codrus stirbt für sein Vaterland

So ein großes Verdienſt ſich Kodrus durch freiwillige Aufopferung für ſein Vaterland erworben hatte: ſo war dasjenige, welches ſich nachher ein anderer edler Bürger durch ſein wohlthätiges Leben und durch Anwendung ſeiner edelſten Seelenkräfte um Athen, ja um ganz Griechenland erwarb, nicht weniger glorreich. Und dieſer Edle war

Solon,

ein Nachkömmling des Kodrus, aus einer der vornehmſten Familien Athens. In ſeiner Jugend machte er eben keine große Hoffnung, wie nützlich er einſt ſeinem Vaterlande werden würde; ſein jugendliches Feuer verleitete ihn zu manchen Ausſchweifungen und Thorheiten, aus denen er ſich jedoch noch zur rechten Zeit fand. Er widmete ſich der Weisheit, benutzte jede Gelegenheit, ſeinen Verſtand auszubilden, und fand in dieſer Liebe zu den Wiſſenſchaften reiche Unterhaltung für ſeinen emporſtrebenden Geiſt.

Um dieſe edle Begierde nach Kenntniſſen durch gelehrte Reiſen und Bekanntſchaften mit den Weiſeſten ſeiner Zeit zu befriedigen, reichte jezt ſein väterliches Vermögen nicht zu, zumal da daſſelbe theils durch die Freigebigkeit des Vaters, theils durch die jugendliche Unbeſonnenheit des Sohnes bei ſeinem frühen Hange nach ſinnlichen Vergnügen ſehr geſchmolzen war. Er widmete ſich daher dem Handel, und ſeine Klugheit, womit er denſelben trieb, ſetzte ihn bald wieder in den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens. Doch auch bei dieſer lebensart zeigte ſich ſeine große Seele und der Einfluß, den die Wiſſenſchaften auf die Veredlung des Geſchäftmannes haben können. Auch als Kaufmann hielt er es unter ſeiner Würde, durch niedrige Gewinnſucht ſich unerlaubte Vortheile zu verſchaffen. „Ich wünſche zwar, erklärte er, mir auf dem Wege der Handlung Vermögen zu erwerben, um unabhängig und gemächlich leben zu können: aber nicht durch Betrügerei an meinen Mitbürgern; denn ich wünſche auch ruhig zu ſchlafen.“ Durch ſeine Handlung hatte er die Gelegenheit, ſich auswärtige Bekanntſchaften mit den weiſeſten und gelehrteſten

Menſchen ſeiner Zeit zu verſchaffen, ſo daß es ſchien, als bediene er ſich der erſtern nur als Mittel, um ſeinen Zweck, ſich die ausgebreitetſten Kenntniſſe zu verſchaffen, deſto leichter zu erreichen.

Es gelang ihm auch in der That, ſich bald bei ſeinen Mitbürgern in den Ruf eines vorzüglichen, weiſen, klugen und zugleich edlen Mannes zu ſehen, ja ſelbſt durch die allgemeine Stimme der Nation unter die Zahl ihrer berühmteſten Weiſen aufgenommen zu werden.

Es lebten nämlich zur damaligen Zeit mehrere, die in dem Rufe vorzüglicher Weisheit und Gelehrſamkeit ſtanden, und wegen ihres Einfluſſes auf die ſittliche Bildung der Nation ſehr geſchätzt wurden. Die mehreſten unter ihnen hatten außer dieſem allgemeinen Verdienſte auch noch beſondere für diejenigen Staaten, in denen ſie die höchſte obrigkeitliche Würde bekleideten. — Ihre Namen ſind Thales, Bias, Chilon, Pittakus, Periander, Kleobulus; hier nur einige Notizen von ihnen.

Thales von Milet, einer Stadt in Jonien. Er ſelbſt ſtammte zwar von einem phönizischen Geſchlechte, aber ſeine Vorfahren hätten ſich in Jonien niedergelaſſen, und er rechnete es unter die größten Vorzüge, die er denen Göttern zu verdanken habe, daß er nicht nur ein Menſch, ſondern auch ein gebohrner Grieche ſey.

In dieſer ſeiner Vaterſtadt Milet bekleidete er anfangs verſchiedne anſehnliche Aemter, aber ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften beſtimmte ihn, jene niederzulegen, und da er ſeine Wißbegierde in ſeinem Vaterlande nicht befriedigen konnte, ſo brachte er eine geraume Zeit im Auslande, beſonders in Egypten zu. Hier ſtudierte er vorzüglich die Naturlehre und Aſtronomie, die auch ſein Lieblingsgeſchäft blieb und in der er ſelbſt bei weiterm Nachdenken ſehr wichtige Entdeckungen machte; mit dieſer verband er das Studium der Weltweisheit, theilte dann bei ſeiner Zurückkehr ins Vaterland dieſe Schätze der Erkenntniß auch andern mit und wurde der Stifter der nachher ſo berühmten Schule, die von ſeinem Vaterlande die Joniſche genannt wurde.

Man machte dieſem Weiſen einſt den Vorwurf, daß ſeine Wiſſenſchaft in fruchtloſen Spekulationen beſtehe und daß er dadurch nichts gewönne. Er erklärte darauf, daß für einen Weiſen die Ausbildung des Verſtandes und die Bereicherung ſeiner Kenntniſſe das wichtigſte Gut ſey, gegen welches er alle andere Reichthümer für nichts achte. Wie leicht es ihm aber auch ſeyn würde, ſich durch ſeine Wiſſenſchaft Vortheile zu verſchaffen, und daß dieſe nichts weniger als unfruchtbar ſey, davon überzeugte er bald ſeine Mitbürger. Als ein fleißiger Beobachter der Natur ſchloß er aus gewiſſen Verhältniſſen der Atmosphäre im Frühjahr, auf eine vorzügliche Fruchtbarkeit des Olivenbaums; er kaufte alſo dieſe Frucht aller Orten auf und verſchaffte ſich einen anſehnlichen Vorrath; bald aber ſtieg dieſelbe zu ungeheuren Preiſen, und es ſtand bei ihm, ſich durch dies einträgliche Landesprodukt einen großen Vortheil zu machen; aber zufrieden, ſeine Wiſſenſchaft gerechtfertigt zu haben, theilte er großmüthig den Gewinn mit ſeinen Landsleuten.

Bei ſeinen ausgezeichneten Kenntnißen bewieß Thales die edelſte Beſcheidenheit; er ſprach wenig, beſchäftigte ſich mehr mit Nachdenken, vorzüglich mit Erkenntniß ſeiner ſelbſt: daher dies ſein Wahlſpruch war: lerne dich ſelbſt kennen! Als Naturforſcher wurde er zur Erkenntniß eines höchſten verſtändigen Weſens geleitet, das der Urheber aller vorhandenen Weſen ſey, folglich auch alles wiſſe, ja dem auch ſelbſt die geheimſten Gedanken der Menſchen bekannt wären. Auch war er von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele überzeugt und bezeigte daher wenig Furcht vor dem Tode.

Er brachte ſein Leben zu einem ſehr hohen Alter, war noch als neunzigjähriger Greis Zuſchauer der gewöhnlichen Kampfſpiele *) und ſank daſelbſt vom Schlag gerühret nieder.

Bias

---

*) Dieſe National-Schauſpiele der Griechen, deren im Verlauf dieſer Geſchichte öfterer gedacht werden wird, waren dieſer Nation ſo ganz eigen, und hatten einen überauswichtigen Einfluß auf die Bildung ihres Charakters. Durch ſie wurde dieſe in ſo viele Republiken und Staaten ge-

theilte

Bias war zu Priene, einer kleinen Stadt in Carien in Klein-Aſien gebohren, und mach-

ſich

theilte Natur zuſammen gehalten, an ein gemeinſchaftliches Vaterland und Intereſſe gebunden und mit einer ſolchen Liebe an daſſelbe geknüpft, daß ſie für die Erhaltung und den Ruhm deſſelben alles wagten. Es waren öffentliche Feſte, die theils zur gemeinſchaftlichen Verehrung der Gottheit, theils zum Andenken an die ehemaligen Wohlthäter und Helden Griechenlands, an dazu beſtimmten Orten gefeiert wurden, zu denen ſich die Griechen von allen auch den entfernteſten Orten verſammelten, ſich freundſchaftlich beſprachen und bei den Altären ihrer Götter zur Freundſchaft und Liebe verpflichteten; hier wurde der Geiſt der Griechen mit edlem Stolze auf ſein Vaterland erfüllt und von dem Triebe belebt, ſich um daſſelbe durch edle und würdige Thaten verdient zu machen. Nur Griechen von Geburt war die nähere Theilnahme an dieſen feſtlichen Spielen verſtattet, Fremde, Ausländer, und wenn ſie ſogar Könige waren, durften nur als entfernte Zuſchauer dabei erſcheinen; ſo koſtete es ſelbſt den Königen von Macedonien Mühe, zu beweiſen, daß auch ſie griechiſchen Urſprungs wären, um zu dieſen Feſtlichkeiten zugelaſſen zu werden. Zugleich war es die größte Demüthigung für den gebohrnen Griechen, wenn er wegen eines öffentlichen Verbrechens am Vaterland durch das Amphictyonen-Gericht von der Theilnahme an denſelben ausgeſchloſſen wurde. Ueberdieß wurden, neben den gemeinſchaftlichen Opfermahlzeiten, bei dieſen Feſten gewiſſe Geſänge zu Ehren der

Götter

ſich um dieſe ſeine Vaterſtadt, deren Rechte er gegen die Anmaßungen benachbarter Könige als

Staats

Götter und Helden anerkannte, wobei Dichter und Tonkünſtler mit einander um den Preiß wetteiferten; bald aber miſchte ſich auch der kriegeriſche Geiſt der Nation in dieſe Spiele, und die Erfinder und Geſetzgeber der Nation, vorzüglich der [illegible] Lykurg und Iphitus, einer der Fürſten in Elis, wußten ſie zu dem Zweck zu benutzen, um ſie zu einer Schule künftiger Helden zu machen und ſie in Kampfübungen auszubilden. Das Wettrennen, oder Fahren mit Wagen nach einem beſtimmten Ziel, oder Ringen und Fauſtkämpfen, wurde nun die Seele des Spiels; diejenigen, die den Kampfplatz betreten wollten, (Athleten), mußten ſich lange zuvor durch Enthaltſamkeit und ſtrenge Lebensart dazu vorbereiten, und wurden nicht eher von den Kampfrichtern in die Schranken gelaſſen, bis ſie erwieſen hatten, daß ſie nicht nur freigeborene Griechen und von unbeſcholtenem Wandel wären, ſondern ſich auch zehn Monate lang zum Kampfe vorbereitet hätten. Der Preis einer ſo langen Anſtrengung und des erhaltenen Sieges auf dem Kampfplatze oder im Wettlauf, war zwar nur ein Kranz von Olivenzweigen, der von den Kampfrichtern, von den angeſehenſten Männern der Nation und den Prieſtern um die Schläfe der Sieger gewunden wurde; aber es geſchahe dies im Angeſichte und unter dem lauten Zujauchzen der ganzen Nation. Die erſten Dichter verherrlichten ihren Sieg durch feierliche Geſänge, die ihnen zu Ehren geſungen wurden; ihre Namen erhielten

durch

Staatskluger Bürger vertheidigte, ſehr verdient. Er beſaß ein vorzügliches Rednertalent, machte aber von demſelben nur dann Gebrauch, wenn es auf Vertheidigung der Unſchuld und des Rechts ſeiner Mitbürger ankam: ohne eine andere Beloh-

durch ganz Griechenland; ihre glücklichen Landsleute führten ſie im Triumph, prächtig geſchmückt, mit Palmenzweigen in der Hand, auf hocherhabenen und mit Blumen gezierten Wagen unter Muſik erſt zum heiligen Haine und von da zu ihrer Vaterſtadt, wo ihnen ihre Mitbürger mit Lobgeſängen entgegen zogen. Sie nicht durchs gewöhnliche Thor, ſondern, als ausgezeichnete Menſchen, durch eine eigne Oeffnung, die ſie durch die Stadtmauer machten, einführten; wo ſie außer der öffentlichen Achtung, die ſie genoſſen, auch oft auf ihre ganze Lebenszeit auf öffentliche Koſten erhalten und ihre Bildſäulen in Marmor an öffentlichen Orten aufgeſtellt wurden. — Nur an vier Orten Griechenlands wurden dergleichen öffentliche Spiele gehalten, und auch da nicht alljährlich, ſondern nach Verlauf von drey bis vier Jahren. Dieſe waren die Pythiſchen, zu Delphi, die Iſthmiſchen, bei Korinth, die Nemeiſchen in Arkadien und vorzüglich die Olympiſchen zu Olympia in der Landſchaft Elis; dieſe letztern wurden alle vier Jahre gefeiert; nach ihnen rechneten die Griechen ihre Jahre, und ihre Geſchichte erhielt dadurch eine beſtimmte Zeitrechnung, nach Olympiaden, oder einem Zeitraum von vier Jahren.

nung dafür anzunehmen, als die ihm das Bewußtſeyn einer guten That verſchaffte. Nie unterzog er ſich dieſem Geſchäft, wenn er nicht zuvor von der Gerechtigkeit der Sache, die er vertheidigen ſollte, überzeugt war. „Die würde ſelbſt Bias übernommen haben,“ ſagte man ſprüchwortsweiſe, wenn man eine gegründete Rechtsſache bezeichnen wollte.

Er war im höchſten Grade uneigennützig, legte einen geringen Werth auf Reichthümer, wenn er nicht einen wohlthätigen Gebrauch davon machen konnte. So kaufte er einſt von einigen Seeräubern verſchiedene junge Mädchen, die ſie an den Küſten des Peloponnes bei Meſſena aufgefangen hatten; verpflegte ſie eine Zeitlang in ſeinem Hauſe wie ſeine eignen Kinder, und kaum erfuhr er ihren Geburtsort, als er ſie mit reichen Geſchenken verſehen ihren bekümmerten Eltern wieder zurückſchickte.

Dieſe ſeine Großmuth, Uneigennützigkeit und Gerechtigkeitsliebe erwarb ihm allgemeine Hochachtung; man wendete ſich in Privat- und öffentlichen Angelegenheiten an ihn, und war gewiß, daß er die Sache aufs beſte entſcheiden würde, indem er ſich nie durch Leidenſchaften blenden ließ. Einſt ſah er ſich als Richter in die traurige Nothwendigkeit verſezt, ſelbſt einer von ihm geachteten und geliebten Perſon das Verdammungsurtheil zu fällen: die Thränen in ſeinen Augen verriethen zu ſehr den innern Kampf ſeines Herzens; „es hängt ja von dir ab, ſprach einer der Anweſenden, ihn loszuſprechen:“ „das iſts eben, erwiederte der Gerechte, daß mich die Natur zum Mitleid gegen den Unglücklichen verbindet: aber das Geſetz befiehlt, dieſen Regungen der Natur nicht Gehör zu geben.“ —

Mit dieſen Tugenden verband er eine ungeheuchelte Gottesfurcht, ſprach immer mit Ehrfurcht von dem höchſten Weſen, und erklärte dies für den höchſten Vorzug eines Tugendhaften, ein Verehrer des höchſten Weſens zu ſeyn. Als ihn daher einſt ein Menſch von ſchlechtem Charakter in frivolem Tone um die rechte Art der Gottesverehrung befragte, ſchwieg Bias ſtille; und als dieſer in ihn drang, die Urſache ſeines Stillſchweigens zu ſagen, gab er ihm zur Antwort: „weil du mich über Dinge befragſt, die dich nicht intereſſiren.“ — Einſt befand er ſich unter rohen und frechen Piloten auf einem Schiffe; es entſtand ein fürchterlicher Sturm und jezt ſchrieen jene verworfnen Menſchen in der Todesangſt die Götter laut um Hülfe an: „o ſchweigt doch, rief der Weiſe, wenn euch an der Erhaltung des Schiffs gelegen iſt, damit die Götter nicht hören, daß ihr auf dieſem Schiffe ſeyd!“ —

Im Umgange mit ſeinen Nebenmenſchen bewieß er ſich beſcheiden, zuvorkommend, dienſtfertig und freundlich, und empfahl die Gefälligkeit gegen Andere als das Mittel, ſich ſein Leben unter Menſchen angenehm zu machen und vielen Verdrießlichkeiten zu entgehen. Er ſchäzte die Freundſchaft über alles, doch rieth er, mit Freunden vorſichtig umzugehen, eingedenk, daß ſie auch wohl unſre Feinde werden könnten; mit Feinden aber nachſichtig, weil wir ſie wieder zu Freunden erhalten könnten.

Bei den Veränderungen ſeines äußerlichen Zuſtandes blieb er immer in ruhiger Faſſung,

über=

überzeugt, daß ihm der innere Reichthum ſeiner Seele nicht entzogen werden könnte. Als einſt ſeiner Vaterſtadt ein feindlicher Ueberfall drohte und jeder Einwohner beſchäftigt war, ſeine Koſtbarkeiten in Sicherheit zu bringen, blieb Bias allein ruhig; man fragte ihn, warum er nicht auch auf Rettung ſeiner Habſeligkeiten bedacht ſey? Das bin ich, erwiederte der Weiſe: ich trage ja all das Meinige mit mir. —

So ſchön das Leben dieſes Weiſen war, ſo ſchön war auch ſein Tod. Noch als Greis vertheidigte er die Angelegenheit eines ſeiner Freunde als Redner an der Gerichtsſtätte mit lebhaftem Eifer. Nach Endigung ſeiner Rede lehnte er ſeinen Kopf, um auszuruhen, an die Bruſt ſeines Enkels, eines blühenden Jünglings, der ihn dahin begleitet hatte. Die Richter entſchieden für ihn; ſanft wollte ihm der Jüngling das Haupt von ſeiner Bruſt heben, aber er fand den Greis todt in dieſer ſchönen Lage.

Chilon, ein Spartaner, der ſich durch ſeine ſtrenge Tugend und unerſchütterliche Gerechtigkeitsliebe ſelbſt Königen ehrwürdig und furchtbar machte; weswegen ihn auch ſeine Landsleute zum Ephoren erwählten, welche Würde die königliche Gewalt in Lacedämon in Schranken erhielt. Als ſein Bruder über dieſe ſeine Erhebung eiferſüchtig wurde, ſagte er zu ihm: beneide mich darüber nicht, daß man mich für ſtärker hielt als dich, um mit Aufopferung meiner eigenen Ruhe mich der Laſt ſo vieler Sorgen und Verdrießlichkeiten zu unterziehen.

Dieſer Weiſe zeichnete ſich vorzüglich durch einen geſetzten und feſten Charakter aus; lebte ſtill und eingezogen in ſeiner Wohnung, ohne Anmaſſung und Stolz, immer wirkſam für das gemeine Beſte, welches er auch dadurch zu befördern ſtrebte, daß er durch ſein Beiſpiel ſeine Mitbürger lehrte, ihr Hausweſen wohl einzurichten. Die Sprüche der Weisheit, ſo wie überhaupt ſeine Reden, zeichneten ſich durch nachdruckvolle Kürze aus. Als er als Greis die Annäherung des Todes merkte, erklärte er gegen ſeine Freunde: es freue ihn, nichts bei ſeinem Leben geredet oder gethan zu haben, das er jezt bereuen dürfe. Man ſagt, er ſey in den Armen ſeines Sohnes für Freude geſtorben, als dieſer aus den olympiſchen Spielen als Sieger zurückkehrte.

Pittakus, aus der Inſel Lesbos, wo Mitylene, eine der ſchönſten Städte des Archipelagus, ſein Geburtsort war. In ſeiner Jugend erwarb er ſich als Soldat und dann als Feldherr große Verdienſte um das Vaterland, befreite es von der furchtbaren Macht der Athenienſer, indem er den kühnen Anführer ihrer Armee, Phryno, in einem Zweykampf erlegte, und bewieß ſich als Vertheidiger ſeines Vaterlandes ſo tapfer als vorſichtig und ſchonend, denn ſein Grundſatz war: ein ſchlechter Friede ſey immer noch beſſer, als ein glänzender Sieg, durch Blut erkauft.

Um ſeine Verdienſte zu belohnen, übergaben ihm die Mitylener die Oberherrſchaft ihrer Stadt: er übernahm dieſelbe zehn Jahre, ſetzte durch weiſe Geſetze und vortreffliche Regierung das Vaterland in blühendſten Wohlſtand, legte dann freiwillig die höchſte Gewalt nieder und zog ſich, um deſto ungeſtörter ſich ſelbſt und den Wiſſenſchaften zu leben, in einen ruhigen Aufenthalt dieſer ſchönen Inſel.

Auch hier ſuchten ihm die Mitylener ihre Dankbarkeit für ſeine großen Dienſte zu erweiſen: ſie boten ihm einen großen Landesdiſtrikt mit allen darin liegenden Waldungen, Weinbergen und Meyerhöfen zum Geſchenk an; er nahm aber nur einen kleinen Theil davon an, mit der Erklärung: dieſer ſey hinreichend, zum Beweiß ihrer erkenntlichen Geſinnung gegen ihn, aber auch ſeiner Genügſamkeit; zu Viel, würde leicht den Neid anderer erregen; auch könne er einen Theil beſſer benutzen als das Ganze.

Mit gleicher Großmuth ſchlug er auch das Anerbieten des lydiſchen Königes Kröſus aus, an ſeinen Hof zu kommen, und als ihm dieſer nachher eine ſehr anſehnliche Geldſumme zuſchickte, weil er gehört habe, daß er ſehr eingeſchränkt lebe, ſchickte er es ihm mit der Erklärung zurück: er ſey ſchon reicher, als er ſichs wünſche; denn er habe ſogar noch einen Kinderloſen Bruder zu beerben. —

Noch war er zehn Jahre nach Niederlegung ſeiner königlichen Würde, Zeuge von der durch ihn begründeten glücklichen Verfaſſung ſeines vaterländiſchen Staats, und ſtarb in einem Alter von ſiebzig Jahren.

Periander, König zu Korinth. — Man weiß nicht, woher es gekommen, daß dieſer Mann durch die einſtimmigen Nachrichten der Geſchichtſchreiber unter die Weiſen Griechenlands aufgenommen worden, da er doch einer der unwürdigſten Fürſten war, die je einen Thron beſeſſen haben. Vermuthlich hatte er dieſe Ehre dadurch erſchlichen, daß er als ein Mann von Kopf einige Denkſprüche nach damaliger Art in Verſen ſchrieb, denen jedoch ſein Herz und ſein Verhalten widerſprach, und daß er ſich für einen Beförderer der Wiſſenſchaften durch Begünſtigung der Gelehrten und Künſtler erklärte.

Kleobulus, der Beherrſcher der Inſel Rhodus, der dieſen kleinen Staat mit Weisheit und in Frieden regierte, und ſo ein wahrer Vater ſeines Landes war. Als ein Weiſer und

Freund der Gelehrſamkeit wußte er auch fremdes Verdienſt zu ſchätzen; daher er auch dem Solon ſeine Freundſchaft antrug und ihm bei den ſpätern Unruhen ſeines Lebens, in die er durch die Tyranney des Piſiſtratus verwickelt wurde, eine Freiſtädte zu Lindus in ſeinem Staate mit aller Herzlichkeit eines wahren Freundes anbot. — Vorzüglichen Fleiß verwendete er auf die Erziehung ſeiner Kinder, fand ſeine ſchönſte Erholung in dem Familienkreiſe, und hatte die Freude, an ſeiner Tochter, Kleobeline, ein Frauenzimmer gebildet zu haben, deren ſcharfſinniger Verſtand, verbunden mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit, von allen Weiſen der damaligen Zeit bewundert wurde. Er ſtarb geehrt und geliebt von allen ſeinen Mitbürgern, die über ſeiner Aſche ein prächtiges Denkmal errichteten.

Unter dieſen allgemein geprieſenen Weiſen nahm Solon die ſiebente Stelle ein, und ſeine Denkungsart und Betragen, ſo wie ſeine Verdienſte um den Staat bewieſen es, wie ſehr er dieſen Vorzug verdiente. Auch hat die Geſchichte ein Beiſpiel von Beſcheidenheit aufgezeichnet, durch welches ſich ſchon dieſe berühmten Männer als Weiſe auszeichneten.

Ohnweit Milet hatten einige um Lohn gedungene Fiſcher mit ihrem Netze nebſt vielen Fiſchen auch ein großes goldenes Gefäß aus der Meerestiefe gezogen, über deſſen Beſiz jezt ein Streit zwiſchen den Fiſchern und dem, der ſie gedungen hatte, entſtand, deſſen Entſcheidung man dem Senat der Stadt übertrug; dieſer hielt für rathſam, die Sache an das berühmte Orakel zu Delphi zu bringen, und dem Gott, der daſelbſt mit dem Namen des Apollo verehret wurde, die Entſcheidung zu überlaſſen. Der von daher eingehende Spruch war: der ſoll es haben, der der Weiſeſte iſt. Die Mileſier erklärten ihren Landsmann Thales für dieſen Würdigen, und überreichten ihm das Gefäß; dieſer ſendete es an Bias, dieſer an den Pittakus und ſo der Reihe durch an alle jene angeführte Weiſen; als es zulezt Solon empfieng, ſo erklärte er, daß niemand der Ehre der Weisheit und des Beſitzes dieſes Kleinods würdiger ſey als Apollo, und ſchickte es in den Tempel zu Delphi.

Doch Solon begnügte ſich nicht damit, ſeine geſammleten Kenntniſſe für ſich zu behalten: er ſuchte ſie auch zum gemeinen Wohl anzuwenden und ſeinem Vaterlande dadurch nützlich zu werden. Eine der erſten Gelegenheiten, bei welcher Athen erkannte, welchen wichtigen Mann es an ihm habe, gab die Eroberung der Inſel Salamis. So wenig auch Solon eroberungsſüchtig war, ſo ſahe er doch ein, daß ohne den Beſitz dieſer Inſel, die ehemals an Athen gehört hatte, ihnen aber jezt durch die Megarenſer abgenommen war, die gleichwohl ihrem Gebiet ſo nahe lag, einen ihrer Häfen beherrſchte und ihnen die Freiheit des Meeres ſtreitig machte, Athen ſich nie zu dem Rang eines bedeutenden Staates erheben könnte. Gleichwohl war in einigen unglücklichen Kriegen der Muth der Athenienſer ſo ſehr geſunken, daß es jedem Bürger bei Lebensſtrafe unterſagt war, die Eroberung von Salamis in Erinnerung zu bringen. Demohngeachtet ſezte Solon ſeinen entworfenen Plan durch. Er ſtellte ſich wahnſinnig, und las unter dieſem Vorwande bei einer Volksverſammlung ein von ihm mit außerordentlichem Fleiß aufgeſetztes Gedicht ab, worin er ihr die Wiedereroberung Salamis zur wichtigſten Angelegenheit machte und das Volk in ſolches Feuer ſetzte, daß es ſich ſogleich entſchloß, einen neuen Verſuch zu machen, wobei es den Solon zum Anführer der Armee ernannte; der auch wirklich theils durch ſeine Verſchlagenheit, theils durch die Herzhaftigkeit ſeiner Truppen unter ſeiner Anführung, dieſe wichtige Inſel wieder unter die Herrſchaft Athens brachte, und dadurch mit den Grund zur immer höher ſteigenden Größe dieſes Staats legte.

Doch noch weit größere und bleibendere Verdienſte erwarb ſich Solon um den Atheniensiſchen Staat durch ſeine ſo weiſe und vortreffliche Geſetzgebung. Längſt fühlten die Bürger von Athen dies ſo dringende Bedürfniß, ohne welches ihr politiſcher Zuſtand von keiner langen Dauer ſeyn konnte. Da man noch keine geſchriebenen Geſetze kannte: ſo hieng das Verhalten der Bürger mehr von eingeführten Gewohnheiten oder von der Willkühr ſeiner Beherrſcher ab, woraus nichts als Unordnungen entſtanden.

Zwar

Zwar hatte ſchon vor Solon einer ihrer Archonten, Draco, Geſetze gegeben; allein ſie waren zu wenig auf die menſchliche Natur berechnet und ſo äuſerſt ſtreng, daß ihre Befolgung beinahe unmöglich war, zum wenigſten den ſonſt friedlichen Charakter der Nation würden verdorben und Athen zu einer Wüſte gemacht haben: ſo waren zum Beyſpiel alle Verbrechen, von welcher Art ſie auch ſeyn mochten, in den Augen des Geſetzgebers gleich ſtrafbar, und auf jedem derſelben ſtand die Todesſtrafe, ſo daß man auch ſagte: Draco habe ſeine Geſetze mit Blut geſchrieben. Eben dieſe übertriebene Strenge machte, daß ſie ihren Zweck verfehlten und wenig befolgt wurden.

Dem Solon, dieſem menſchlichen Weiſen war es vorbehalten, den Bürgern des Staats beſſere und zweckmäßigere Geſetze zu geben. Er hatte ſich längſt durch ſeine ausgebreitete Menſchenkenntniß und Bekanntſchaft mit den Geſetzen auswärtiger Nationen die nöthigen Kenntniſſe dazu erworben, und jezt wurde er durch die allgemeine Wahl des Volks zum Archonten, auch zugleich zu ihrem Geſetzgeber authoriſirt. Die erſte Wohlthat, die er als Geſetzgeber dem Staate erzeigte, war, daß er das Gleichgewicht der Bürger von der reichern und ärmern Klaſſe wieder herzuſtellen ſuchte, dem eingeriſſenen Wucher der Reichen Einhalt that und den ärmern Theil des Volks von der ungeheuren Schuldenlaſt befreite, in der es ſogar mit ſeinem Leib und Leben und Weib und Kindern ſeinen harten Gläubigern verhaftet war. Er ſelbſt gab dabei das erſte Beiſpiel von Entſagung dieſes harten Rechtes, indem er ſeinen Schuldnern die Summe von mehrern Tauſenden erließ. So ſehr auch dies Geſetz von der Schuldentilgung anfangs das Murren der Reichen erregte, ſo ſah man doch bald ein, daß es, wenn der Staat gerettet und erhalten werden ſollte, unumgänglich nöthig ſey; und Solon genoß dabei die Freude des Menſchenfreundes, als ein Vater der Armen geprieſen zu werden und das Zutrauen ſeiner Mitbürger ſich im höchſten Grade zu verſchaffen.

Nun gab er dem Staate ſeine bürgerliche Verfaſſung, ſetzte die öffentlichen Aemter und Gerichtshöfe ein und gab den Bürgern weiſe und menſchliche Geſetze; wobei er es nicht blos dabei bewenden ließ, öffentlichen Verbrechen und Laſtern vorzubeugen; er ſuchte vielmehr durch dieſelben auch ihre Sitten zu beſſern und ihre moraliſchen Gefühle zu veredeln, und ſo nicht nur gute Bürger ſondern auch gute Menſchen aus ſeinen Landsleuten zu bilden. So ſetzte er zum Beiſpiel die Eltern in den völligen Beſitz ihrer Rechte über ihre Kinder ein, und beſtätigte durch ſeine Geſetze die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der ehelichen Verbindung. Kinder waren ſchuldig, ihren Eltern nicht nur Achtung und Gehorſam zu beweiſen, ſondern ſie auch im Alter zu verpflegen: wer dies unterließ, wurde durch öffentliche Schande gebrandmarkt; nur in dem Fall war der rechtmäßige Sohn der Pflicht der Verſorgung ſeines Vaters entlaſſen, wenn er darthun konnte, daß ihm dieſer in ſeiner Jugend kein Handwerk oder ſonſtige nützliche Kunſt hatte lernen laſſen. — Auf den Vater- und Muttermord war keine Strafe geſetzt, weil Solon ein ſolches Verbrechen für ganz unnatürlich ja unmöglich hielt. — Auf dem Ehebruch ſtand Todesſtrafe.

Wer mit der Unſchuld und Ehre der Mädchen einen ſchändlichen Handel trieb, hatte das Leben verwirkt. — Wer ſich über ſeinen Stand oder Vermögen kleidete, oder in ſeinem Anzuge die Ehrbarkeit verletzte, wurde beſtraft. — Um eigennützigen Heirathen vorzubeugen, durften auch die wohlhabendſten Eltern ihren Töchtern nicht mehr als drey Kleider und weniges Hausgeräthe als Ausſteuer mitgeben. — Ein Müßiggänger durfte nicht im Staate geduldet werden. — Die Kinder des Kriegers, den rühmliche Wunden unfähig machten, ſeine Familie zu verſorgen, ſollten auf Koſten des Staats ernährt werden. — Jeder Bürger war verpflichtet, ſich deſſen, dem er Beleidigung zufügen ſah, thätig anzunehmen. Wer bei einem Aufruhr gleichgültig bliebe, ohne ſich für die eine oder die andere Parthei zu erklären, wurde mit Ehrloſigkeit belegt. — Gegen ſeine Wohlthäter ſich undankbar beweiſen, machte des Bürgerrechts verluſtig. — Von Verſtorbenen durfte man nicht anders als rühmlich ſprechen und ihre Aſche auch nicht durch gegründete Vorwürfe beunruhigen.

So menſchlich waren die mehreſten Geſetze dieſes Weiſen. Um ſie in Ausübung zu bringen und in Anſehen zu erhalten, ſetzte er nicht nur obrigkeitliche Aemter ein, ſondern ließ auch die Archonten und das Volk ſchwören, daß dieſe Geſetze auf hundert Jahre ihre Gültigkeit erhalten ſollten. Obgleich das Volk geneigt war, ihm die höchſte Gewalt im Staate zu übertragen, ſo lehnte er ſie beſcheiden von ſich ab: die königliche Würde, ſagte er, iſt zwar ein herrlicher Wohnplatz, hat aber keinen ſichern Ausgang.

Doch behielt er immer ſehr wichtigen Einfluß in die Verhandlungen des Staats, und wurde in bedenklichen Fällen zu Rathe gezogen. Durch ſeine Einwirkung geſchahe es, daß das vereinigte Griechenland die Schmach rächte, welche die räuberiſchen Cirrhenſer der öffentlichen Religion, durch Beraubung des Tempels zu Delphi, angethan hatten, welcher Zug gegen dieſe Tempelräuber, der ſich mit der Zerſtörung ihrer Stadt und Zerſtreuung dieſer räuberiſchen Horde endigte, in der griechiſchen Geſchichte unter dem

Namen des erſten heiligen Krieges angeführt wird.

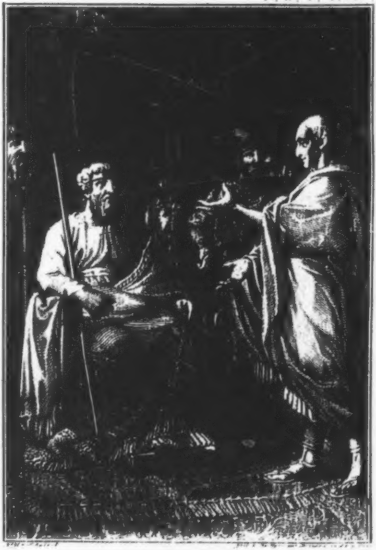
Solon, deſſen Weisheit und Kenntniſſe von ganz Griechenland bewundert und auch im Auslande erkannt wurden, hörte nicht auf, das Studium der Wiſſenſchaften zu ſeinem Hauptgeſchäfte zu machen, denn ſein Wahlſpruch war: unter beſtändigem Lernen werde ich grau. In dieſer Abſicht machte er verſchiedene gelehrte Reiſen, um ſich mit den Sitten, Geſetzen und Wiſſenſchaften der Fremden bekannter zu machen und von ihnen zu lernen. Wo er hinkam, wurde er mit der verdienten Achtung aufgenommen. Fürſten und Weiſe ſchätzten das Glück ſeiner Bekanntſchaft.

Auf einer dieſer Reiſen kam er auch an den Hof des Königes von Lydien, Kröſus. Dieſer galt zu ſeiner Zeit für einen der mächtigſten und reichſten Könige; er beherrſchte einen großen Theil von Klein-Aſien, und ſelbſt mehrere vormals freie griechiſche Städte ſtanden unter ſeiner Botmäßigkeit. Sein Hof war einer der glänzendſten. Da dieſer König ſeinen Stolz darin ſuchte, nicht nur für einen mächtigen und reichen, ſondern auch gelehrten Monarchen zu gelten: ſo zog er mehrere damalige Gelehrte und Weiſe an ſeinen Hof, von denen die meiſten ſeiner Eitelkeit ſchmeichelten und ſeiner Größe huldigten.

Jezt erſchien Solon in der Reſidenzſtadt Sardes und wurde in den Pallaſt des Königes eingeführt. Kröſus, von der Ankunft dieſes groſſen Mannes, des Geſetzgebers von Athen, benachrichtiget, traf alle Anſtalten, um ihm gleich beim Empfange eine große Meinung von ſich und ſeiner Hoheit beizubringen. Alle Vorzimmer ſeines Pallaſtes waren mit den koſtbarſten Tapeten behangen, mit den ſeltenſten Koſtbarkeiten angefüllt, wimmelten von einer Menge reichgekleideter Satrapen und Hofbedienten, deren jeder das Anſehen eines Königs hatte.

Der König ſelbſt, in aſiatiſcher prächtiger Kleidung mit dem purpurnen mit Gold und Edelſteinen reichbeſetzten Oberkleide und königlichem

B. II. T. XVIII



Solon der Weise am Hofe des Königs Crösus.

chem Diadem, empfieng den Solon an den Stufen ſeines blendenden Thrones: allein, ſtatt in den Augen des Weiſen von Athen Erſtaunen zu leſen, bemerkte er, daß dieſer über alle dieſe Blendwerke äußerlicher Herrlichkeit ganz gleichgültig hinwegſah, und es befremdete ihn nicht wenig, daß dieſer freie Mann ſich in ſeiner Gegenwart und unter ſeinen Höflingen nicht anders benahm, als befänd er ſich auch hier in einer Verſammlung Athenienſiſcher Bürger *).

Nach dieſer erſten Audienz befahl der König einigen ſeiner Hofleute, daß ſie den Solon in ſeinem Pallaſte herumführen und ihm alle darin aufgehäuften Schätze und Reichthümer zeigen ſollten. Solon betrachtete ſie mit den Augen eines Weiſen, verweilte öfterer bei Gegenſtänden der Kunſt, die in den Augen ſeiner Führer weniger Werth, als die ſchweren goldenen Gefäße hatten, und kehrte, müde vom Sehen, wieder in den Audienzſaal zurück.

Kröſus,

---

*) Hierher gehört das 18te Kupfer.

Krösus, der jezt die Bewunderung des Weiſen und ſein Urtheil von noch nie geſehener Herrlichkeit umſonſt erwartete, ſuchte ihm daſſelbe durch folgende Unterredung abzulocken.

Krösus. Du biſt, guter Solon, weit herum gereißt; haſt du wohl Jemanden gefunden, der glücklicher war, als ich?

Solon. Dazu bedurfte es keiner weiten Reiſen; ich hatte einen ſolchen in der Nähe; in meiner Vaterſtadt Athen.

Krösus. Und der war?

Solon. Tellus. Sein Name iſt dir vielleicht ganz fremd. Aber er wollte auch nicht bekannt ſeyn; er lebte ohne allen äußern Glanz unter ſeinen Mitbürgern; aber einen glücklichern Menſchen als ihn kannte ich nicht. Im Kreis einer ſehr zahlreichen Familie, gut erzogener Kinder und braver Verwandten, geliebt und geſchäzt von Allen, die ihn kannten, führte er ſein ſtilles, friedliches Leben hin, brachte es zu einem hohen Alter und endigte es durch einen rühmlichen Tod, den er bei Vertheidigung des Vaterlandes auf dem Schlachtfelde fand.

Kröſus. Trafſt du denn nicht auch außer deiner Vaterſtadt einen Glücklichen an, den du dieſem Tellus an die Seite ſetzen könnteſt?

Solon. Ja, zu Argos; da lernte ich eine Mutter kennen, die ich mit ihren Söhnen wohl für die glücklichſten Menſchen erklären möchte. Sie war eine Prieſterin der Juno; einſt rief ſie ein Feſt dieſer Göttin zum Tempel; da waren die Stiere, die den heiligen Wagen ziehen ſollten, nicht gleich zur Hand, und der Dienſt litt keinen Aufſchub; im Augenblick ſpannten ſich ihre beyden Söhne, Kleobis und Biton, an denſelben und zogen die geliebte und ihnen ſo ehrwürdige Mutter zum Tempel. Gerührt von dieſem Beweiß kindlicher Liebe hob die betende Mutter ihre Hände über dem Altar auf und bat die Gottheit um Seegen für ihre Kinder. Sie wurde erhört; als ſie nach vollendetem Opfer zurückkehrte, fand ſie ihre beyden

Söhne ſanft eingeſchlummert; ſie erwachten wohl nicht wieder für dieſe, aber für eine beſſere Welt.

Kröſus. Sonderbar! Du zählſt alſo auch die Todten zu den Glücklichen. Aber unter den lebenden dächte ich doch wohl auch Anſpruch auf vorzügliche Glückſeligkeit machen zu können.

Solon. Ich will dir dieſen ſchmeichelhaften Wahn nicht nehmen; aber meiner Meinung nach iſts mit dem Glück ſo eine eigne Sache; und man ſollte wohl dieſſeit des Grabes niemanden glücklich preiſen, er habe denn glücklich vollendet!

Der König bezeigte nicht luſt, eine Unterredung, die für ihn zu ernſthaft wurde, weiter fortzuſetzen. Er entließ den ſonderbaren Weiſen, ohne ihm weitere Beweiſe ſeiner Gnade zu geben, die dieſer aber auch nicht verlangte. Im Heraustreten aus dem Audienzſaal traf er einen ihm intereſſanteren Mann an, den Aeſopus, den Fabeldichter: „Freund, ſagte dieſer mit lächelnder Miene: wenn man ſich Königen nähert, muß man ihnen was Angenehmes ſagen.“ Du irreſt, verſezte der Weiſe; man muß Königen die Wahrheit ſagen — oder ihnen nicht nahe kommen.

Nur zu bald wurde der lydiſche König aus ſeinen Träumen von Glückſeligkeit geweckt und an die Wahrheit des Soloniſchen Ausſpruchs erinnert. Er hatte zwey Söhne, von denen der eine von Natur ganz ſtumm und daher der künftigen Regierung unfähig war. Aber auf ſeinem zweyten Sohne, Atys, einem talentvollen Jünglinge, ruhte deſtomehr die Liebe des Vaters und die Hoffnung des Volks. Kröſus liebte dieſen mit übertriebener Zärtlichkeit, und war mit allzugroßer Aengſtlichkeit für die Erhaltung ſeines Lebens beſorgt. Er hatte ihn der Aufſicht und Erziehung des Adraſts, des Sohnes eines Königes aus Phrygien, der ſich an ſeinen Hof begeben hatte, anvertraut. Dieſer begleitete einſt ſeinen königlichen Zögling auf die Jagd, um ein ungeheueres wildes Schwein zu fangen, das in der dortigen Gegend große Verwüſtungen anrichtete. Der Eber ſtürzte auf den Prinzen ein; Adraſt warf mit ſeinem Wurfſpieß nach dem Ungeheuer, war aber ſo unglücklich, ſtatt ſeiner, den Atys zu treffen und durch eine tödtliche Wunde auf den Boden zu ſtrecken.

Todtenblaß hob er den Leichnam ſeines geliebten Zöglings auf, brachte ihn ſelbſt dem unglücklichen Vater zu, und indem er ihn noch mit ſeinen Armen umſchlungen hielt, bat er dieſen, ihm nur gleich auch das Leben zu nehmen, das ihm nun ohnehin zur Laſt ſey. Mit blutendem Herzen klagte dieſer laut die Götter an und ſprach den Adraſt von der Schuld frei. Allein dieſer konnte den Schmerz nicht ertragen; in derſelben Nacht, da man den Atys begrub, nahm auch er ſich über dem Grabe des Geliebten ſein Leben.

Gebeugt ſchon durch dieſen Verluſt ſeines Sohnes mußte der unglückliche Vater bald nachher an ſich ſelbſt die Unbeſtändigkeit des äußerlichen Glücks erfahren und noch nachdrücklicher an Solons Ausſpruch erinnert werden. Cyrus, der ſo berühmte Eroberer Aſiens, der dem Mediſchen

Reiche ein Ende gemacht hatte und auf ſeinen Trümmern die Perſiſche Monarchie errichtete, verbreitete ſeine Eroberungen bis an die Grenzen Lydiens. Die Erhaltung ſeines Reiches und ſeines Lebens forderte den Kröſus auf, ihm eine furchtbare Armee entgegen zu ſtellen, um ihn vom weitern Eindringen abzuhalten. Aber ſchon in dem erſten Treffen, welches er bei Thymbria dem Cyrus lieferte, wurde er von dieſem geſchlagen und bald darauf in ſeiner Hauptſtadt Sardes belagert.

Nach einer fruchtloſen Gegenwehr gieng endlich auch dieſe Stadt an den ſiegreichen perſiſchen König über. Bei ihrer Eroberung drang die feindliche Armee mit zügelloſer Wuth ein und richtete ein fürchterliches Blutbad an. Ein Trupp Soldaten war in den königlichen Pallaſt eingedrungen, wo Kröſus ſich mit ſeinem ſtummen Sohne befand; ſchon hatte einer den Säbel über ſeinem Haupte aufgehoben, um ihn niederzuhauen; da ſtrengte der ſtumme Prinz, der ſeinen Vater in der Gefahr ſah, alle Kräfte der Natur an, um den tödtlichen Streich abzuwenden; mit aufgelöſter Zunge rief er aus: Menſch! tödte den Kröſus nicht! dies rettete dem König das Leben. Man nahm ihn gefangen, und brachte ihn ſo in Ketten vor den Sieger Cyrus.

Nach damaliger barbariſcher Kriegsſitte glaubte Cyrus ſich nicht des eroberten lydiſchen Throns ſicher bemächtigen zu können, ohne den vorigen Beſitzer zu tödten. Unmenſchlich genug ſprach er auf der Stelle das Todesurtheil über den unglücklichen gefangenen König. Schon wurden die Anſtalten zu ſeiner Hinrichtung gemacht, der Holzſtoß aufgeführt, den Kröſus mit mehrern Schlachtopfern beſteigen mußte, und eben da man ihn anzünden wollte, ſtieg das Andenken an jene Unterredung mit Solon ſo lebhaft in der Seele des unglücklichen Königes auf, daß er im Ausdruck der lebhafteſten Empfindung ausrief: o Solon! Solon!

Durch dieſen Ausruf aufmerkſam gemacht, befahl der übermüthige Sieger ſeinen Leuten, mit Vollſtreckung des Urtheils inne zu halten und verlangte vom Kröſus zu wiſſen, was er mit jenem

Ausruf ſagen wollte? Während nun Kröſus ſeinen Ueberwinder mit Erzählung jenes merkwürdigen Auftritts mit Solon unterhielt, regten ſich allmählig die Gefühle der Menſchlichkeit in der Bruſt des Barbaren; er fühlte die Wahrheit von der Unbeſtändigkeit des Glücks, ſahe ſie in dem Beiſpiele des Kröſus ſo nahe vor Augen, daß er bewegt das Todesurtheil zurücknahm, dem Kröſus nicht nur das Leben ſchenkte, ſondern ihn auch nachher zu ſeinem Vertrauten machte, ſich ſeines Raths bei ſeinen weitausſehenden Eroberungsplanen bediente und ihn auf königliche Art verſorgte.

Doch wir kehren wieder zum Solon zurück, um ihn noch in den lezten Auftritten ſeines Lebens zu betrachten.

Dieſer Weiſe war indeß von ſeinen gelehrten Wanderungen wieder nach Athen zurückgekommen; allein zu ſeiner großen Betrübniß traf er jezt dieſe ſeine geliebte Vaterſtadt, für deren Wohlfahrt er ſeine beſten Kräfte aufgeopfert hatte, in einem ſehr zerrütteten Zuſtande an. Die Freiheit und

Sicherheit, die er ſeinen Mitbürgern verſchaft hatte und die er durch ſeine Geſetze zu befeſtigen ſuchte, ſchienen ihnen jezt durch ausgebrochene innere Unruhen entriſſen zu werden. Es waren verſchiedene Parthieen, deren Häupter ſich um die Oberherrſchaft Athens ſtritten und ſich das Volk unterwürfig zu machen ſuchten.

Eins dieſer Häupter war ſelbſt einer ſeiner Verwandten von mütterlicher Seite, Piſiſtratus. Dieſer Mann, der alle Talente eines Alleinherrſchers beſaß, ſich mit außerordentlicher Geſchmeidigkeit in alle Umſtände zu finden, das Volk durch ſeine Freigebigkeit und durch die Künſte der Ueberredung zu gewinnen und ſich ſelbſt der Anordnungen und des Anſehens ſeines Verwandten Solons zu ſeinem Vortheil zu bedienen wußte, hatte bald ſeine übrigen Nebenbuhler in der Regierung verdrängt und ſich zum Oberherrn von Athen emporgeſchwungen. Anfangs fand er zwar an Solon einen ſeiner ſtärkſten Gegner, der ſich ihm in Ausführung ſeiner herrſchſüchtigen Plane männlich entgegenſezte: als aber dieſer aus der allgemeinen Stimmung des Volks bemerkte, daß ſeine Bemühung fruchtlos ſey, und er den Geiſt der Freiheit bei ſeinen Bürgern nicht würde wekken und vertheidigen können, nahm er als Greis ſeine Waffen, warf ſie im Angeſicht des Volks mitten auf den Markt, mit den Worten: ich habe Athens Freiheit und Geſetze vertheidigt, ſo lange ich konnte, jezt bleibt mir weiter nichts übrig, als zu ſterben; zog ſich nun von allen öffentlichen Angelegenheiten zurück und brachte die noch übrigen Jahre ſeines rühmlichen Lebens unter ſeinen Mitbürgern in philoſophiſcher Eingezogenheit und Ruhe zu.

Er ſtarb in einem Alter von achtzig Jahren. Seine Mitbürger, um die er ſich ſo verdient gemacht hatte, ehrten ihn auch noch nach ſeinem Tode durch Denkmäler und Statuen, die aber bei allem Aufwand und Anſtrengung der beſten Künſtler nicht an das Denkmal reichten, das er ſich ſelbſt durch ſein ſo thätiges Leben und beſonders durch ſeine weiſe Geſetzgebung bis auf die ſpäteſten Zeiten geſezt hatte.

Piſiſtratus.

Noch war es ein Glück für die Athenienſer, daß ſie ihre Freiheit in die Hände eines Mannes gelegt hatten, der die Gewalt, die er über ſie erlangt hatte, nicht mißbrauchte, ſondern ſie vielmehr zu ihrem Vortheil anzuwenden ſuchte. Piſiſtratus war, ſeine Herrſcherſucht abgerechnet, ein Mann von edler Denkungsart und wirklich großmüthigem Charakter, der bei ſeinen Anmaßungen doch immer das Wohl des Staats im Auge behielt. Er hielt mit Strenge über den Geſetzen Solons, von deren Weisheit er überzeugt war, und bemühte ſich, ſeine guten Anſtalten in Ausübung zu erhalten: ſo war er einer der erſten, der, dem Geſetz Solons gemäß, ein Invaliden-Haus zur Verſorgung der im Dienſt des Vaterlands verwundeten oder grau gewordenen Krieger errichtete, wo ſie der Staat ernähren mußte; durch ſeine Freigebigkeit und durch Belebung des Handels ſuchte er das Wohl der Bürger, beſonders von der ärmern Klaſſe, zu heben; nur gegen diejenigen, die ſich ſeiner Alleinherrſchaft entgegenſetzten, zeigte er ſich mit aller Strenge eines Deſpoten.

Gleichwohl wollte es ihm lange nicht gelingen, ſich in dieſem Poſten zu behaupten. Seine mächtigen Feinde drängten ihn verſchiedenemale von dem angemaßten Throne, und nöthigten ihn ſogar, die Stadt zu verlaſſen. Doch wußte er es durch die feinen Künſte der Politik dahin zu bringen, ſich wieder des Thrones zu bemächtigen, und erſt im ſpätern Alter ſah er ſeine Herrſchaft auf einem dauerhaftern Grunde befeſtigt.

Auch hier gab er Beweiſe ſeines edlen, menſchenfreundlichen Herzens. Er hatte, was nur ſelten das Glück eines Deſpoten iſt, einen Freund an Thraſippus, mit welchem er mit der größten Offenheit umgieng, und der ihm auch ſelbſt ſeine Fehler ohne Zurückhaltung vorhalten durfte. Doch von dieſem Rechte der Vertraulichkeit machte Thraſippus einſt einen ſehr unvorſichtigen Gebrauch, indem er bei einem öffentlichen Gaſtmahl ſich in Gegenwart des Piſiſtratus und mehrerer angeſehenen

nen Perſonen die anzüglichſten Spöttereien über die Herrſchſucht des Piſiſtratus erlaubte, welche dieſer ruhig mit anhörte. Dieſe Mäßigung ſeines erhabnen Freundes und der Wein ſeiner Tafel erhizten den verwegnen Tadler nur noch mehr, ſo daß er ſeinen Fürſten nicht nur durch die gröbſten Anzüglichkeiten, ſondern ſelbſt beim Fortgehen durch eine Unflätherei beleidigte. Piſiſtratus, der gar wohl die Urſache bemerkte, aus der dieſe Uebereilung ſeines Freundes entſprang, erröthete nur vor ſeinem Freunde, wendete ſeinen Blick ab, ohne ihm einen weitern Vorwurf zu machen. Deſto höher nahmen ſeine Söhne dieſe Beleidigung auf und drangen in den Vater, die Majeſtät des Thrones zu rächen. Mit edelmüthigem Blick antwortete der Fürſt: weder der Thron noch die Freundſchaft kann durch Vergehungen der Trunkenheit beleidigt werden.

Am folgenden Tage, wo der nüchtern gewordene Thraſipp ſeine Unbeſonnenheit erkannte, wagte er es nicht, ſeinem edlen Freunde unter die Augen zu treten; im tiefſten Gefühl der Schaam ließ er ſogar einige Aeußerungen merken, als möchte er dieſe Schande nicht überleben. Als dies Piſiſtratus erfuhr, eilte er ſogleich zu ihm, ſchloß ihn freundlich in ſeine Arme, und beſchwor ihn unter Thränen, nicht wieder an das Vorgefallene zu denken.

Hätte Piſiſtratus, ſagt ein gewiſſer Schriftſteller, (Val. Max.) der dieſe Anekdote von ihm aufbehalten hat, weiter nichts merkwürdiges gethan, ſo verdiente er ſchon um dieſer Handlung willen das ehrenvollſte Andenken der Nachwelt.

Auch bei einem andern Auftritt in ſeiner Familie zeigte er ſich als einen nachſichtigen, ſchonenden Vater und billigen Richter. Seine Tochter, ein Frauenzimmer von außerordentlicher Schönheit, die ihren Vater zu großen Hoffnungen einer ſehr vortheilhaften Verbindung berechtigte, hatte ſich ohne Verwiſſen ihrer Eltern in ein heimliches Verſtändniß mit einem jungen Athenienſer von gemeiner Herkunft, Thraſymedes, eingelaſſen; dieſer hatte ſich im Taumel ſeiner Leidenſchaften ſo ſehr vergeſſen, daß er ſie einſt, als er an einem öffentlichen Orte mit ihr zuſammen kam, küßte. Dies die Geſetze der Ehrbarkeit beleidigende Verfahren machte, daß die Mutter des Mädchens, als ſie es erfuhr, von Zorn entglühte und in ihren Gemahl drang, dieſen Frevler dafür mit dem Tode zu beſtrafen. „Wie? ſagte dieſer, wenn wir diejenigen, die uns lieben, umbringen wollen, was ſollen wir denn denen thun, die uns haſſen?“ Man ſagt, er habe auch wirklich nachher in die Heirath ſeiner Tochter mit ihrem Geliebten eingewilliget.

Auch um die Wiſſenſchaften machte ſich Piſiſtratus während ſeiner Alleinherrſchaft ſehr verdient; er zog die vorzüglichſten Gelehrten und Künſtler nach Athen, bewieß ſich als ihren großmüthigſten Beförderer, ſammelte die Werke der Dichter der Vorzeit, beſonders des Homers und Heſiodus, legte zuerſt zum Behuf der Wiſſenſchaften eine öffentliche Bibliothek an, und arbeitete ſo dem ſchönen Zeitalter der Wiſſenſchaften in Athen vor. So nahm er die Achtung der Edelſten ſeiner Zeitgenoſſen und die Liebe ſeiner Bürger, die ſich jezt an ſein ſanfteres Joch gewöhnt hatten, mit ins Grab, und löſchte noch bei ſeinem

nem Leben durch Handlungen der Wohlthätigkeit und Menſchenliebe die Eindrücke aus, die ſeine frühern Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen gemacht hatten.

Lykurg.

Ehe noch Athen ſich durch Wiſſenſchaften und Künſte, durch ſeinen ausgebreiteten Handel und Schiffarth zu einem der gebildetſten und reichſten Staaten Griechenlands erhob, hatte ſich ſchon ein anderer Staat, der Spartaniſche, oder wie er auch genennt wird, der Lacedämoniſche *), durch den kriegeriſchen Geiſt ſeiner Bürger und ihre ausgezeichnete Tapferkeit ſehr berühmt gemacht und in vorzügliche Achtung bey Allen geſezt.

Dieſen

---

*) Beyde Namen werden gewöhnlich ſchon bei den Alten mit einander als gleichbedeutend verwechſelt. Eigentlich waren die Spartaner die Einwohner der Hauptſtadt, die Lacedämonier die Bewohner der Provinz.

Dieſen ſo ausgezeichneten Ruhm und ſo ganz eigenthümlichen Charakter, den dieſer für ſich kleine Staat der griechiſchen Nation ſo viele Jahrhunderte hindurch behauptete, und durch welchen es ſich in der Geſchichte ſo merkwürdig gemacht hat, verdankte er vorzüglich dem Unterricht und der Geſetzgebung eines ſeiner Bürger, des Lykurgs, eines Mannes von großem Geiſte, von tiefen Einſichten und Feſtigkeit des Charakters, der ohngefähr drittehalbhundert Jahre vor Solon lebte, und das für Sparta war, was nachher Solon für Athen wurde, der eigentliche Stifter ihrer bürgerlichen Verfaſſung.

Vor ſeiner Zeit war Sparta, ſo wie mehrere damalige Städte, der Schauplatz innerlicher Unruhen, die durch das unbeſtimmte Verhältniß der höhern und niedern Stände und durch den Mangel feſter Geſetze erzeugt und unterhalten wurden, und bald würde dies kleine Volk unrühmlich und namenlos aus der Reihe der übrigen, ihrem Umfang nach weit ausgedehntern Völkerſchaften verdrängt worden ſeyn, wenn es nicht durch den Geiſt dieſes ſeines Geſetzgebers eine ſo ganz eigenthümliche Bildung, eine ſolche Conſiſtenz und Stärke erhalten hätte, durch die es ſelbſt die Bewunderung der Welt auf ſich gezogen hat. So viel kann ein einziger Mann von Geiſt und edlem Charakter wirken!

Lykurg ſtammte aus einer der älteſten Familien ſeiner Vaterſtadt ab, der Herakliden oder Abkömmlinge von Herkules, die von frühen Zeiten her zu den herrſchenden gehörte und den königlichen Zepter führte. Die königliche Würde war ſeit langer Zeit in zwey Familien erblich, und Sparta ſtand unter der Regierung zweyer Könige, deren Eiferſucht nicht ſelten Veranlaſſungen zu innerlichen Streitigkeiten gab, die den Staat zerrütteten. Lykurgs älterer Bruder, Polydektes, war einer dieſer Könige; da dieſer ohne Thronerben ſtarb, kam die Regierung der Folge nach an ihn. Als er aber dieſelbe antreten wollte, erhielt er die Nachricht, daß die Wittwe ſeines verſtorbenen Bruders ſchwanger ſey. Zwar war dieſe unnatürliche Mutter niederträchtig genug, ihm unter der Hand anzutragen, daß, wenn Lykurg ſich zu einer Heirath mit ihr verſtehen würde, ſie das Kind unter ihrem Herzen tödten wollte. Lykurg dachte viel zu edel, als ſich zu ſolchem Bubenſtück mißbrauchen zu laſſen, und ſich dadurch eine Krone zu ſichern, die an ſich ſo wenig Werth in ſeinen Augen hatte. Unter dem Vorwande, als ſey er bereit, ihren Vorſchlag anzunehmen, bat er ſie, um ihrer eignen Geſundheit willen, ihres Kindes zu ſchonen, gab ihr eine Ehrenwache und befahl, das Kind gleich nach ſeiner Geburt zu ihm zu bringen.

Eben befand er ſich mit mehrern Magiſtratsperſonen Lacedämons an der Tafel, als man ihm den neugebohrnen Prinzen darbrachte. Sogleich trug er dieſen mit eignen Händen zum Throne, ſezte ihn auf denſelben und rief der Verſammlung zu: Sehet hier euren gebohrnen Regenten! Er ſelbſt legte augenblicklich ſein Regentenamt nieder, und behielt ſich blos die Vormundſchaft des Regenten vor, dem er den Namen Charilaos (der Liebling des Volks) gab.

Das Volk erſtaunte über ſeine Reſignation: aber die verwittwete Königin, die ihren Plan

ver:

vereitelt ſah, gerieth darüber in Zorn und beſchloß, ſich ſchrecklich am Lykurg zu rächen. Sie ſtreute ſchändliche Verläumdungen gegen ihn unter dem Volke aus, und ſuchte daſſelbe gegen ihn aufzubringen. Lykurg, der ſich leicht durch Entdeckung jenes ſchändlichen Geheimniſſes hätte vertheidigen können, ſcheute aus Edelmuth eine ſolche niedrige Rache an einem Weibe, und entſchloß ſich lieber zu einer freiwilligen Verbannung aus ſeiner Vaterſtadt.

Er gieng auf Reiſen, um ſeinem Geiſte noch mehr Nahrung bei ſeinem Emporſtreben nach Weisheit und Veredlung zu verſchaffen, und durch geſammelte Kenntniſſe und Erfahrungen vielleicht einmal ſeinem undankbaren Vaterlande wohlthätig und nützlich zu werden.

Minos in Kreta hatte ſich damals durch ſeine weiſe Geſetzgebung und Staatsverwaltung vorzüglich berühmt gemacht. Dahin begab ſich Lykurg zuerſt, ſtudierte die Geſetze und Verfaſſung dieſes ſo gut eingerichteten Staats, und machte beſonders eine ſehr wichtige Bekanntſchaft mit einem Thales *), der ein Philoſoph und zugleich Dichter und Tonkünſtler war. Lykurg, der den Einfluß der Dichtkunſt in Verbindung mit Muſik, auf die Veredlung des menſchlichen Herzens und Bildung der Sitten gar wohl kannte und das Bedürfniß derſelben für ſeine noch rohen Landsleute fühlte, wußte dieſen Liebling der Weisheit zu überreden, ſeinen Aufenthalt in Lacedämon zu nehmen, und ſeine Landsleute durch ſeine lieblichen und belehrenden Geſänge zur Annahme milderer Sitten empfänglich zu machen.

Auf ſeinen ferneren Reiſen, beſonders durch Klein-Aſien, und die daſelbſt befindlichen einzelnen Staaten, deren faſt jeder ſein Eigenthümliches hatte, machte Lykurg noch manche wichtige Entdeckung und ſammlete ſich einen ſehr reichen Schatz von Kenntniſſen. Vorzüglich legt ihm das Alterthum das ſo wichtige Verdienſt bei,

---

*) Man verwechſle dieſen Thales nicht mit dem ſchon angeführten Thales von Milet, einem der ſieben Weiſen Griechenlands, der weit ſpäter lebte.

bel, daß er auf dieſer Reiſe die hier und da zerſtreuten Geſänge des Homers, des großen Vaters der Dichtkunſt, die einzeln von gewiſſen Sängern bei feierlichen Volksfeſten geſungen wurden, geſammlet, mit eigner Hand abgeſchrieben, in ein Ganzes geordnet und ſie hernach im Pelopenes verbreitet habe, von da ſie, unter dem Namen der Iliade und Odyſſee, ſich bis auf unſere Zeiten erhalten haben.

Mit einem außerordentlichen Schatze von Kenntniſſen kehrte endlich Lykurg nach zehnjähriger Wanderung in ſeine Vaterſtadt zurück, deren Bewohner ihm als ihren Schutzgott mit freudiger Hoffnung entgegen ſahen und ihn im Triumph einführten. Während ſeiner Entfernung und bei der Minderjährigkeit des jungen Königes Charilaos, waren ſo viele Unordnungen im Staate eingeriſſen, bei denen das Volk die Abweſenheit des weiſeſten und beſten ihrer Mitbürger nur zu ſehr fühlte. Jezt ſchenkte es ihm ſein volles Vertrauen und bat ihn, ſich des bedrängten Staates hülfreich anzunehmen. Ohne die beiden damaligen unthätigen Könige zu verdrängen,

erhob

erhob man ihn dadurch über ſie, daß man ihm das geheiligte Anſehen und die Gewalt eines Geſetzgebers anvertraute.

Lykurg fühlte ſich durch dieſes Zutrauen ſeiner Nation aufgefordert, daſſelbe ganz zu verdienen. Er ſahe die Größe des Geſchäfts mit allen damit verbundenen Schwierigkeiten ein, das man ihm übertragen hatte: aber ſein großer Geiſt ließ ſich durch die leztern nicht abſchrecken, ſeinen längſt entworfenen und durchdachten Plan auszuführen. Er erkannte, daß wenn es ihm dabei gelingen, wenn er das Wohl dieſes an ſich kleinen Staats auf einen feſten und dauerhaften Grund ſetzen ſollte, er das ganze morſche Gebäude der Staatskunſt nicht blos ausbeſſern, ſondern ganz neu aufführen, ſeiner Nation einen ihm ganz eigenthümlichen Charakter geben und ſo der Schöpfer eines ganz eignen Volks werden müßte. Seine Erfahrungen, die er auf ſeinen Reiſen, beſonders durch Aſien, gemacht, hatten ihn belehrt, daß diejenigen Staaten, deren Bürger ſich zu ſehr des Gebrauchs der Waffen und der kriegeriſchen Beſchäftigungen entwöhnt und ſich an eine weichliche Lebensart gewöhnt hatten, nur gar zu bald durch den einreißenden Luxus verderbt und nach und nach ein Raub der Stärkern geworden waren, ja daß eben ihre Reichthümer der Köder geweſen wären, um jene raubſüchtigen Eroberer herbeizulocken. Da ohnehin Sparta, wegen ſeiner natürlichen Lage, entfernter von dem Meere, von Bergen umringt und von den Vortheilen der Handlung ausgeſchloſſen, auch noch überdies von ſo kleinem Bezirk war: ſo mußte es, wenn es ſich zu irgend einem bedeutenden Range unter den übrigen Staaten Griechenlands erheben wollte, ſeine Selbſtſtändigkeit durch ſich ſelbſt, durch ſeine eigne innere Stärke zu erhalten ſuchen.

Dies war der Punkt, auf welchen Lykurg vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit bei dieſer neuen Grundlage der Staatsverfaſſung und Geſetzgebung ſeiner Vaterſtadt richtete. Er beſchloß ein Volk zu bilden, das ganz unabhängig von äußern Verhältniſſen und unnöthigen Bedürfniſſen, ſtark am Körper und Geiſt durch ſich ſelbſt, durch ſeine eigne Kraft beſtehen ſollte; und daß es ihm auch wirklich darin gelang, davon zeugt die Geſchichte dieſes nachher ſo merkwürdigen Volks, das wirklich einzig in ſeiner Art war.

Ohne uns in das Detail dieſer bewunderungswürdigen Staatsverfaſſung und Geſetzgebung des Lykurgs einzulaſſen, bemerken wir hier nur dasjenige, was auf die ſittliche Bildung des Volks zunächſt Einfluß hatte. Doch müſſen wir die Bemerkung dabei vorausſetzen, daß Lykurg bei allen ſeinen Geſetzen und Einrichtung, die er dem Staate gab, nicht ſowohl reine menſchliche Moral oder ſittliche Veredelung zum Zweck hatte, als vielmehr dieſen politiſchen, einen kriegeriſchen Staat zu bilden, in welchem Tapferkeit und Heldenmuth die erſte aller Tugenden war. Darauf war alles berechnet; und dies war der Grund ſo mancher geſetzlichen Anordnungen, die ſich ſchlechterdings nicht mit den Grundſätzen ächter Sittlichkeit vereinigen laſſen; dahin gehörte unter andern das in der That unmenſchliche und grauſame Geſetz, daß jedes neugebohrne Kind von gewiſſen obrigkeitlichen Perſonen beſichtigt, und wenn es ſchwach, ungeſtalt und gebrechlich befunden wurde, ſogleich nach ſeiner Geburt weggeſchafft und in eine tiefe Grube nahe bei einem Berge geworfen wurde, um dem Staate nur lauter geſunde und ſtarke Bürger zu erhalten; ferner, daß der Diebſtahl, die Entwendung des fremden Eigenthums, nicht für ein Verbrechen angeſehen, ſondern vielmehr begünſtigt wurde, wenn es auf eine heimliche und liſtige Art geſchahe, und nur dann Schande und Leibeszüchtigung nach ſich zog, wenn man ſich darüber ertappen ließ; noch mehr, daß die ſpartaniſche Jugend zuweilen unter Anführung ihrer Aufſeher heimliche Jagd auf die leibeignen Landbauern (Heloten) machen und ſie aus verſtecktem Hinterhalt mit kurzen Gewehr überfallen durften: wiewohl dieſe kanibaliſche Gewohnheit erſt ſpäterhin und nicht durch Lykurg, ſoll ſeyn eingeführt worden.

Außer dieſen weſentlichen Mängeln und ſelbſt das menſchliche Gefühl empörenden Mißgriffen, war übrigens Lykurgs Geſetzgebung ganz mit ihrem Zweck übereinſtimmend. Schon mit der früheſten Erziehung der Kinder machte er den Anfang zur Bildung einer männlichen, tapfern und ſtarken Nation. Er hob beinahe ganz die zärtlichen Bande auf, die das Kind mit ſeinen Eltern verbinden, und nahm dieſen ſelbſt ihre natürlichen Rechte. Von dem Augenblick der Geburt an gehörte das Kind nicht mehr den Eltern, ſondern dem Staate; dieſer ward ihm Alles, Vater, Erzieher und Ernährer; dieſem ward es nun auch von ſeinem erſten Daſeyn an bis zu ſeinem lezten Lebenshauche mit Allem, mit Leib und Leben und jeder Kraft des Geiſtes und des Körpers verpflichtet.

Die Erziehung der jungen Spartaner geſchah nach gleichen Geſetzen; der Sohn des erſten Staatsbeamten wurde nach denſelben Grundſätzen, wie der Sohn des gemeinſten Bürgers und zugleich mit ihm erzogen. Nur in der erſten Kindheit wurde der Knabe noch der Pflege und Aufſicht ſeiner Eltern überlaſſen, aber auch da ſchon wachten die Geſetze des Staats über ſeinem Leben und ſeiner Erziehung, daß er auf keinerley Weiſe verzärtelt oder wohl gar verkrüppelt würde. Kein Kind durfte in Windeln gewickelt und mit Feſſeln belegt werden; ſein Körper und ſeine Glieder mußten ſich frei bewegen können und ſich ſchon frühe gegen Wind und Wetter abhärten. Sobald es der Mutterbruſt entwachſen war, wurde es gewöhnt jede Speiſe zu genießen, im Freien zu leben, ſich ohne Furcht im Dunkeln aufzuhalten, und ſobald es Gebrauch von ſeinen Händen und Füßen machen konnte, ſich mit ſeinen Geſpielen von gleichem Alter herumzutummeln und mit ihnen zu ringen.

Mit dem ſiebenten Jahre fieng die öffentliche Erziehung an, die durchaus militäriſch war. Hier ſtanden ſie, Compagnieenweiſe, unter ihren Aufſehern, die ſie nie aus den Augen ließen, ihnen den nöthigen Unterricht ertheilten, alle ihre Handlungen beobachteten, ſie frühe zum pünktlichſten Gehorſam ſo wie zur Ertragung körperlicher Leiden gewöhnten und heldenmüthige Geſinnungen ſchon in ihre jungen Seelen einflößten.

Mit

Mit dem Eintritt ins Jünglingsalter wurde dieſe Zucht immer ſtrenger und ernſter. Der Jüngling erhielt zur Bedeckung ſeines Leibes weiter nichts als einen Mantel; Kopf und Füße waren ohne Bekleidung; ſeine Koſt beſtand in den einfachſten Speiſen, vorzüglich in einer ſchwarzen breiartigen Suppe, dem Hauptgerichte der Spartaner; ſein Lager in einem Bündel Binſen, die er ſich ſelbſt, ohne Werkzeug, blos mit ſeinen Händen an den Ufern des Eurotas brechen mußte; nur im Winter war es ihm verſtattet, ſich dies harte Lager mit der Wolle der Diſteln zu beſtreuen und wärmer zu machen. Bei Tiſche wurden ihnen nur ſehr mäßige Portionen gereicht; ſie ſpeißten unter Aufſicht ihrer Vorgeſetzten in einer offnen Halle im Angeſicht der Bürger, die auch dabei ihr Verhalten ſtreng beobachteten.

Ihre vorzüglichſte Uebung, um ihren Körper ſtark, geſchmeidig und ſchlank zu machen, beſtand im Wettlaufen, Ringen und Kämpfen, die ſelten ohne Blutvergießen abliefen. Dieſe Kampfſpiele wurden beſonders auf einer nahe an der

Stadt gelegenen, von Platanen beſchatteten Inſel gehalten, zu welcher zwey Brücken führten, wo es gewöhnlich der Beweiß überlegner Stärke war, wenn der eine junge Kämpfer den andern in den Fluß werfen konnte.

Einen vorzüglichen Beweiß ihrer Herzhaftigkeit und ihres feſten Muthes mußten die jungen Spartaner beſonders bei einem gewiſſen Volksfeſte, welches der Diana zu Ehren gefeiert wurde, ablegen, wo ſie an den Stufen des Altars von den Prieſtern derſelben vor offner Verſammlung des Volks mit Ruthen bis aufs Blut gehauen wurden, und wo es äußerſt ſchimpflich war, nur irgend ein Zeichen des Schmerzes von ſich zu geben. Der Trieb der Ehrbegierde hielt auch in der That der körperlichen Empfindung dabei ſo das Gleichgewicht, daß auch die empfindlichſten Streiche dieſen jungen Helden nur ſelten einen Laut auspreßten, daß ſie oft ſelbſt einander wetteifernd aufforderten, wer die mehrſten Hiebe ertragen könnte; oft von ihren Müttern dabei bedroht wurden, ja ſich nicht weichlich zu zeigen: ja ein gewiſſer Geſchichtſchreiber verſichert als Augenzeuge, daß ſogar einige, ohne auch nur einen Seufzer auszuſtoßen, todt am Altare niedergeſtürzt ſind *).

Bei dieſer ſtrengen Behandlung wurden ſie zugleich an einen guten Anſtand in Gebehrden und Haltung des Körpers, und an ein ſittliches Verhalten gewöhnt. Muſik und Tanz wechſelten mit ihren Kampfſpielen ab; doch waren beyde

ſehr

---

*) Einen Beweiß von ſtandhafter Ertragung körperlicher Schmerzen legte unter andern ein junger Spartaner (nach einigen war es ein Macedonier) von edler Familie ab, der den großen König von Macedonien, Alexander, auf ſeinen Feldzügen in Aſien begleitete. Bei einem feierlichen Opfer ſtand eben der Jüngling mit der Rauchpfanne vor dem Könige, als ihm eine glühende Kohle auf die Hand ſprang; ſo tief auch dieſelbe einbrannte, daß ſelbſt die Umſtehenden den Brand rochen, unterdrückte der Jüngling gleichwohl den Schmerz, hielt ſeinen Arm unbeweglich, um nicht die Rauchpfanne zu erſchüttern und den Alexander im Opfern zu ſtören. Der König bemerkte es, und, um die Stadhaftigkeit des jungen Menſchen zu prüfen, ſtreute er den Weihrauch langſamer und opferte länger als gewöhnlich, ohne daß der Jüngling das Geſicht verzog oder einen Schrey des Schmerzes ausſtieß.

ſehr einfach. Die Leyer und die Flöte waren die Lieblingsinſtrumente der Nation, und auch nur die einzigen, deren ſie ſich bedienen durften. Mit dieſen begleiteten ſie ihre einfachen Geſänge bei ihren Feſten, und zugleich ihre Kriegeslieder. Selbſt wenn es zu Felde gieng, bediente man ſich keiner andern Muſik; Liebeslieder oder ſolche, die nur weichliche Wolluſt athmeten, durften gar nicht geſungen werden: ſo wie überhaupt alle diejenigen Künſte aus dieſem kriegeriſchen Staate verbannt waren, die etwa den Luxus oder eine weichlichere Lebensart einführen und den Geiſt der Nation ſo wie die Reinigkeit ihrer Sitten verderben konnten; aus eben dieſem Grunde wurde auch nicht leicht Fremden ein langer Aufenthalt in Sparta verſtattet.

Auf die Bildung der Volksſprache wurde vorzüglicher Fleiß verwendet; ſchon von Jugend auf wurden die Spartaner angehalten, ſich deutlich und beſtimmt, aber ja nicht wortreich auszudrücken; je kürzer und ſinnreicher die Antwort war, die ſie auf die an ſie geſchehene Frage gaben,

ben, deſtomehr fand ſie Beifall *). Jedem ihnen begegnenden Bürger, der ſie anredete, mußten ſie auf ſolche Art zur Antwort ſtehen und ihn kurz und beſtimmt befriedigen.

Gegen

---

*) Daher nennt man noch jezt eine kurze, kräftige und ſinnreiche Rede, lakoniſch, als ſolche, die Lacedämons Bewohnern eigen war. Zum Beiſpiel für unſere jungen Leſer und um ihren Scharfſinn zu prüfen, mögen hier nur einige ſtehen.

Wir haben euch, prahlte ein Athenienſer einſt gegen einen Spartaner, oft vom Cephiſus verjagt. „Aber wir, verſezte der Spartaner, euch nie vom Eurotas.“

(Cephiſus war ein Fluß in Attika ohnweit Athen; Eurotas, der Fluß, an welchem Sparta lag.)

Was verſtehſt du? fragte Einer bei öffentlicher Ausſtellung der Sclaven zum Kauf, eine gefangene Spartanerinn: „Nichts, antwortete dieſe, als frei zu ſeyn.“

Die Sitte der Spartaner, ſich im Gefecht einer Art von kurzen Degen zu bedienen, erklärte einer von ihnen, der damit aufgezogen wurde, damit: „wir lieben, dem Feinde nahe zu ſeyn.“

Als

Gegen jeden Alten mußten ſie Hochachtung beweiſen, ſich nie in ſeiner Gegenwart niederſezzen,

Als einſt ein junger Spartaner von edler Geburt auf dem Schlachtfelde geblieben war, ſprach die Heldin, die ihn gebohren hatte, bei Erblickung ſeines Leichnams mit edlem Stolze: er war auch mein Sohn!

Ein ausländiſcher König, der viel von der ſchwarzen Suppe, dem Lieblingsgerichte der Spartaner gehört hatte, nahm dieſerwegen einen lacedämoniſchen Koch in ſeine Dienſte, der ſie ihm für ſeine Tafel bereiten mußte. Der König fand ſie unſchmackhaft und äußerte dem Koch ſeine Befremdung: „Ja, erwiederte dieſer, dieſe Suppe, o König, müſſen nur die eſſen, die ſich im Eurotas gebadet haben.“

Charilaus, der Neffe des Lykurgs, wurde gefragt, warum dieſer nur ſo wenige Geſetze gegeben habe? Er antwortete: „Leute, die nicht viel Worte brauchen, brauchen auch wenig Geſetze.“

Phädaretus, ein edler Spartaner, war bei der Wahl der Dreyhundert, die das Hauptchor im Kriege und gleichſam die Garde des Königes ausmachten, übergangen worden; gleichwohl gieng er mit heiterm Geſichte nach Hauſe, und ſagte: es freue ihn, daß der Staat dreyhundert Männer habe, die beſſer wären, als er.

zen, am wenigſten durften ſie ſich in die Geſpräche der Alten einmiſchen, ſondern ihnen mit Ehrerbietung ſchweigend zuhören *).

Durch eine ſolche Erziehung und durch die in dieſem Geiſte eingerichtete Geſetze Lykurgs wurde ein Volk gebildet, das ſich durch ſeine Tapferkeit ſo wie durch ſeinen Edelmuth vor ſo vielen auszeichnete. Bei ſeiner frugalen Lebensart, bei der es alle unnöthigen Bedürfniſſe entbehren lernte, wurde es zwar weniger von dem unſe-

---

*) Ein ſo ſchönes als rührendes Beiſpiel von der Achtung gegen Alte gaben einſt die Lacedämonier bei Gelegenheit der Olympiſchen Spiele vor den Augen der verſammelten Griechen. Ein Greis trat in die Verſammlung der Zuſchauer und ſuchte hier einen Platz; ſchon hatte er mehrere Reihen von Bänken durchwandert, fand aber alle dicht beſezt und wurde hier und da mit kränkenden Spöttereien zurückgewieſen. Jezt kam er zu den Sitzen der Lacedämonier. Mit einemmale ſtiegen alle Jünglinge und mehrere Männer ehrerbietig auf und boten ihm ihre Stellen an. Dies Schauſpiel machte Eindruck. Es erhob ſich ein allgemeines Händeklatſchen, und der gerührte Greis konnte ſich nicht enthalten, auszurufen: „Wahrhaftig die Griechen kennen das Anſtändige ſehr wohl, aber die Lacedämonier üben es aus.“

BIBL. UNIVERS. LIPS.

unſeligen Eroberungsgeiſte angeſteckt, aber deſto männlicher erhielt es ſich mehrere Jahrhunderte hindurch in Behauptung ſeiner Freiheit und ſeines väterlichen Bodens, und erwarb ſich beſonders in den nachherigen Kriegen durch Vertheidigung der Freiheit und Unabhängigkeit Griechenlands, den Ruhm einer ſo tapfern als biedern Nation.

Es läßt ſich leicht erachten, welche Anſtrengung und Mühe es dem Schöpfer dieſes ausgezeichneten Nationalcharakters, Lykurg, koſtete, die Denkungsart und Sitten eines ganzen Volks ſo umzuſchaffen, ihm eine ſolche Richtung zu geben, die ſeinem großen Plane gemäß war, und ſeine Geſetze, die ſo ganz dem Privatintereſſe zuwider, nur auf das allgemeine Wohl abzweckten, in Ausübung zu bringen und zu erhalten.

Er ſelbſt wäre bald anfangs das Opfer ſeines Eifers für das Wohl des Vaterlandes geworden.

Seinem entworfenen Plane gemäß, um die Spartaner ſo ganz an ihr Vaterland zu binden und jeder, ihre Eintracht auflöſenden Gewinnſucht und Deſpotie, ſo wie dem, dem Staate ſo gefährlichen Luxus vorzubeugen, mußte eine völlige Gleichheit unter ihnen eingeführt und die ſämtlichen Ländereien der Republik zu gleichen und künftig unveräußerlichen Theilen, nach der Anzahl der Familienhäupter, vertheilt werden, wobei er zugleich den Gebrauch des Goldes und Silbers in ſeinem Staate unterſagte, und durch Einführung einer ſchweren eiſernen Münze *) ihnen den Handelsverkehr mit auswärtigen Nationen erſchwerte, wodurch er nicht nur der Ueppigkeit und Schwelgerei den Eingang verſchloß, ſondern zugleich den Wucher, die Begierde nach Reichthum, die Ungerechtigkeit durch Geldbeſtechung, aus ſeinem Staate auf immer zu entfernen ſuchte.

Dies

---

*) Dieſe Münze war ſo ſchwer, daß ein zweyſpänniger Wagen erforderlich war, um eine Summe von etwa 30 Thalern fortzubringen.

Dies empörte einen großen, und gerade den wohlhabendſten Theil der Nation, der ſich dadurch zu ſehr beeinträchtigt fühlte, gegen den ſo ſtrengen Geſetzgeber; es kam zum wirklichen Aufruhr; man warf ſchon mit Steinen nach dem Geſetzgeber, ſo daß dieſer, um ſich zu retten, ſeine Zuflucht in einen nahen Tempel nehmen mußte.

Eben hatte er den Vorhof deſſelben betreten, als einer der Aufrührer, ein junger Menſch, Namens Alkander, ihn noch erreichte und ihm mit ſeinem Stocke ein Auge ausſchlug. Mit Faſſung und unverſtellter Heiterkeit wendete ſich der große, erhabene Mann um, und zeigte, ohne dabei ein Wort zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen, ſein blutendes Geſicht mit dem ausgeſchlagenen Auge dem ſich nachdrängenden Volk.

Dieſer Anblick des leidenden, edlen Mannes machte den gehörigen Eindruck. Die Wuth des gereizten Volks gieng mit einemmale in Mitleid über; es fühlte die Schmach, die ſeinem würdigſten Mitbürger angethan war; ihr erzürnter

Blick wurde nun auf den Frevler gerichtet, der ihn gleich einem Sclaven behandelt habe; dieſer ſuchte ſich durch die Flucht zu entziehen: aber bald wurde er von den Händen der Bürger ergriffen und dem Lykurg dargebracht, um das erlittene Unrecht an ihm zu rächen *).

Schon zitterte der Jüngling, den nicht ſowohl ſein Herz als vielmehr die allgemeine Gährung und der Aufruhr der Leidenſchaft zu dieſer verwegnen That getrieben hatte, für ſein Leben, unter den ſchon aufgehobenen rächenden Händen ſeiner Mitbürger: als Lykurg ſich alle Mühe gab, ihre Gemüther zu beſänftigen und ſich das Recht von ihnen zu erbitten, ihn ſelbſt zu beſtrafen. Ohne ihm einen weitern Vorwurf zu machen, nahm er ihn in ſein Haus und bat ihn, daß, da er nun ihm angehöre, er ihm auch willig ſeine Dienſte leiſten möchte.

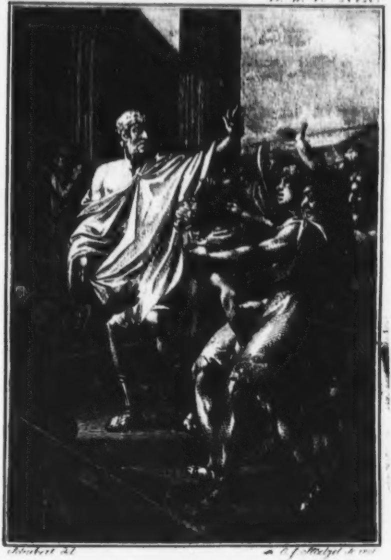
Der Jüngling konnte die Großmuth ſeines Gebieters nicht genug bewundern, warf ſich ihm

reu-

---

*) Hierher gehört das 19te Kupfer.

B. II. T. XIX.



Schubert del. C. J. Metzel sc.

Lycurg, der spartanische Gesetzgeber.

reuevoll zu Füßen, und ſchwor ihm in dem Augenblicke unveränderliche Liebe und Treue. So gebeſſert in ſeiner Geſinnung gab ihn einige Zeit darauf Lykurg ſeinen Mitbürgern wieder, und erwarb ſich durch dieſe edelmüthige Verzeihung nicht nur die Freundſchaft des Alkander, ſondern zugleich die Achtung und Liebe des Volks, das ſich nun deſto bereitwilliger ſeinen Anordnungen unterwarf.

Lykurg hatte auch bald nachher das Vergnügen, den guten Erfolg ſeiner eingeführten gleichen Länderverthеilung zu bemerken. Er ſahe durch ſie die Eintracht ſeiner Landsleute gegründet. Einſt, als er durch die eben abgemäheten weiten Getreidefluren gieng und ſich an den gleichen Gartenhauſen und dem ſo friedlichen Benehmen der Eigenthümer gegen einander weidete, ſagte er mit herzlicher Freude zu ſeinen Begleitern: Iſts nicht, als ob Lakonien jezt von lauter Brüdern bewohnt wäre, die ihr väterliches Erbe unter ſich gleich vertheilen?

Um ſeinen Geſetzen und Anordnungen eine feſte Dauer zu verſchaffen, hielt es Lykurg für nöthig, ihnen durch die Religion das Siegel der Heiligkeit aufzudrücken und ſie durch den Ausſpruch der Götter beſtätigen zu laſſen. Er unternahm in dieſer Abſicht eine Reiſe nach dem Orakel zu Delphi, ließ ſich aber zuvor in öffentlicher Volksverſammlung von ſeinen Mitbürgern ſchwören, daß ſie ſeine Geſetze bis zu ſeiner Rückkehr unverbrüchlich halten wollten. Mit dieſer eidlichen Verſicherung reißte der Wohlthäter ſeines Volks nach Delphi von Sparta ab, entſchloſſen, nie wieder dahin zurückzukehren, um ſeine Landsleute für immer an ihren Eid zu binden und dadurch ihre Wohlfarth zu gründen.

Nachdem er das Orakel befragt und den Ausſpruch erhalten hatte: ſeine Geſetze wären vortrefflich und Glück und Ruhm würde den Lacedämonern zu Theil werden, ſo lange ſie dieſelben befolgten: ſchickte er dieſen beſtätigenden Ausſpruch ſchriftlich nach Lacedämon, brachte den Göttern noch ein Opfer, umarmte noch einmal ſeinen Sohn Antiorus, der ihn dahin begleitet hatte, nahm von ihm auf immer Abſchied und ſtarb in dieſer freiwilligen Verbannung aus ſeinem Vaterlande, im fünf und achtzigſten Jahre ſeines Lebens.

Lange ſchätzte Lacedämon dieſen Stifter ſeines Ruhms und Glücks, verehrte ihn als den Schutzgott der Stadt in einem ihm gewidmeten Tempel, zu welchem noch ſpät die Griechen mit dankbarer Empfindung wallfartheten.

Schluß der erſten Abtheilung.

Moraliſche
Bilderbibel.

Zweyten Bandes
zweyte Abtheilung

mit fünf Kupfern;

aus dem Zeitraume von dem Einfall der Perſer in Griechenland, oder vom Miltiades
bis auf Cimon.

Moraliſche
Bilderbibel.

Zweyten Bandes
zweyte Abtheilung

mit fünf Kupfern;

aus dem Zeitraume von dem Einfall der Perſer in Griechenland, oder vom Miltiades bis auf Cimon.

Einige Scenen aus der Perſiſchen Geſchichte.

Während ſich die Nation der Griechen zu einem ſo hohen Grade ihrer Ausbildung erhob, und mehrere einzelne Staaten derſelben auf dem feſten Lande und auf den Inſeln, theils durch die Tapferkeit ihrer Bürger, theils durch Schiffarth und Handel ſo blühend wurden, unter denen ſich jedoch Athen und Sparta vorzüglich auszeichneten, welche einander lange Zeit den Vorzug ſtreitig machten; und während hier der Geiſt der republikaniſchen Freiheit immer mehr Stärke gewann: wurde Aſien mit ſeinen ausgebreiteten und vormals blühenden Ländern ein Raub der damals alles verſchlingenden Perſiſchen Monarchie, deren

Könige mit der Idee beſchäftigt waren, ſich zu Herren der ganzen damals bekannten Welt zu machen und alle Nationen ihrem Zepter zu unterwerfen.

Der Eroberungsgeiſt ihres erſten Stifters, Cyrus, ſchien auf ſeine Nachfolger fortgepflanzt zu ſeyn; ſein Sohn und nächſter Nachfolger auf dem Throne, Cambyſes, hatte ſeine blutigen Siege und Eroberungen von einem Welttheile zum andern ausgebreitet und ſeine Heereszüge überall mit Verheerungen bezeichnet. Dieſer orientaliſche Deſpot, ein wahrer Auswurf des menſchlichen Geſchlechts, verdiente eigentlich nicht, daß ſein Name in der Geſchichte ausgezeichneter edler Menſchen genennt würde, da er ihn ſelbſt mit Greuelthaten jeder Art befleckt hat. Nur um einige Züge der Menſchlichkeit aus ſeiner Zeit auszuheben, ſtehe der blutdürſtige Menſchenfeind im Hintergrunde des Gemäldes, bei der Eroberung von Memphis, der Hauptſtadt Egyptens.

Hier hatte er an der Spitze ſeiner Soldaten das ſchrecklichſte Blutbad angerichtet; über die

Leichen der Erſchlagenen war er bis zum königlichen Pallaſt eingedrungen, wo ſich der unglückliche König Egyptens, Pſammenit, mit ſeiner Familie dem furchtbaren Sieger zu Füßen warf. Dieſer, in deſſen Bruſt längſt ſchon alles menſchliche Gefühl erloſchen war, weidete ſeine Augen lange an der Todesangſt der königlichen Familie, die es für Wohlthat würde gehalten haben, wenn er ſie in dieſem Augenblicke den übrigen Schlachtopfern ſeiner Wuth beigeſellt hätte. Aber der Tyrann wollte ſich noch längere Zeit an dem Schauſpiel ſeines gedemüthigten Feindes ergötzen, und den Beſiegten, der, wie es ihm vorkam, noch mit zu vielem Stolz ſich unter ſein hartes Schickſal beugte, noch tiefer demüthigen und ihm ſeine Uebermacht empfinden laſſen. Er ließ ihn daher mit mehrern der Angeſehenſten des Reichs in ein Gefängniß einſperren, von da er alles bemerken konnte, was außer demſelben vorgieng; zugleich trug er dem Gefangenwärter auf, den Pſammenit genau im Auge zu halten und ihn ſcharf zu beobachten, wie er ſich bei den folgenden Auftritten benehmen würde.

Pſammenit hatte eine Tochter, deren blühende Schönheit und Anmuth ſie des erſten Thrones würdig machte. Kambyſes ließ ihr Sclavenkleider anziehen und verdammte ſie, nebſt andern edlen Jungfrauen aus den erſten Familien, zum niedrigſten Mägdedienſt, um Waſſer in ſeinen Pallaſt zu tragen. In dieſem erniedrigenden Aufzuge mußte ſie mehrmals vor dem Gefängniß des Vaters vorbeiziehen. Alle Mitgefangene wurden bei dieſem Anblick äußerſt gerührt und brachen in Thränen aus; nur Pſammenit ſchlug das trockne Auge nieder, ohne eine Thräne zu vergießen. —

Bald nachher wurde der Sohn des Pſammenit halb nackend als Sclav an der Spitze von zweytauſend der edelſten Jünglinge Egyptens vorbeigeführt; er trug, wie die übrigen, einen Strick um den Hals und einen Knebel im Munde; man machte es dem Vater bemerkbar, daß alle dieſe jezt zum Tode geführt würden. Unter allgemeinem Wehklagen und Händeringen blieb nur Pſammenit in unbeweglicher Stellung mit geſenktem Haupte. —

Aber jezt bei dieſem Auftritt des tauſendfältigen Jammers, erblickt der unglückliche König durchs Gitter ſeines Gefängniſſes einen ſeiner vorigen Bekannten, einen alten ehrwürdigen Greis, ſonſt einen der angeſehenſten und reichſten Einwohner von Memphis, der mehrmals an ſeiner Tafel geſpeißt hatte — dieſer geht jezt, aller ſeiner Habe beraubt, mit grauem Haupte unter den ſtolzen Siegern umher, bettelt um Allmoſen, um noch ſein elendes Leben zu friſten. Da bricht dem Könige, ſeinem Freunde, das Herz; da ſtürzen ihm Thränen aus den Augen; da bricht er in die Aeußerungen des heftigſten Schmerzes aus.

Kambyſes, der ſich genau nach dem Verhalten des Pſammenit erkundigte, konnte nicht begreifen, wie er, der ſo ruhig bei der Schmach ſeiner Tochter und der Hinführung ſeines Sohnes zum Tode geblieben, ſich ſo theilnehmend bei dem Anblick eines leidenden alten Mannes, der nicht zu ſeiner Verwandtſchaft gehörte, bezeigen konnte; er ließ ihn vor ſich kommen und ſich dies von ihm erklären. O Sohn des Cyrus! ſprach der Unglückliche, kennſt du das menſchliche Herz ſo wenig? Für den höchſten Schmerz hat es keine Thränen; da war es zu ſehr gepreßt, als ich das Unglück meiner Kinder ſah. Als Vater konnte ich nicht weinen — aber als Menſch — bei dem Elende dieſes Greiſes, da entquollen den Augen dieſe Thränen.

Dieſe Antwort, die alle umſtehenden Perſer, und beſonders den ehemaligen König von Sardes, den alten Kröſus, der auch mit im Gefolge des Kambyſes war, bis zu Thränen rührte, ſchien doch auch Eindruck auf das Herz des Barbaren zu machen; er befahl augenblicklich, den Sohn des Pſammenit vom Schaffot zurückzubringen: aber der Bote, der die Begnadigung überbringen ſollte, kam zu ſpät; der Kopf des Prinzen war ſchon unter dem Beile des Henkers gefallen.

Pſammenit erhielt nun zwar eine leidendlichere Gefangenſchaft; aber der Verluſt ſeiner Kinder und ſeiner Krone war ihm unerträglich; er ſuchte leztere wieder zu erlangen, ließ ſich in eine Verſchwörung wider das Leben ſeines Siegers ein, die aber entdeckt wurde und ſeine Hinrichtung durch Gift beſchleunigte.

Nach einer langen Reihe unmenſchlicher Handlungen und Greuelthaten, die dieſer allgemein gehaßte Tyrann ſelbſt an ſeinen nächſten Verwandten begangen hatte, wurde er ſelbſt von den empfindlichſten Gewiſſensſchmerzen gefoltert, die ihn, gleich Furien, überall verfolgten und ihm in ſeinen weiten Staaten, die er jezt durchreißte, keinen ruhigen und ſichern Aufenthalt finden ließen: überall ſahe er ſich gehaßt; überall glaubte er Dolche gegen ſich gezückt zu ſehen, die verdiente Rache an ihm zu vollziehen. Einſt als er ſich zu Ekbatana in Syrien befand, erhielt er die Nachricht von einem Aufſtande in der Hauptſtadt des Reichs, Suſa, und eben wollte er ſich zu Pferde ſetzen, um mit ſeinem Heere den Aufrührern entgegen zu ziehen, als er den Degen im Aufſteigen ſo ungeſchickt aus der Scheide zog, daß er ſich damit gefährlich an dem einen Schenkel verwundete, an welcher Wunde er auch nach einigen Tagen ſtarb.

Die Revolution in Suſa, die durch die Prieſter der Nation, die Magier, wie ſie genannt wurden, war eingeleitet worden, die einen gewiſſen Smerdis, als angeblichen Bruder des Kambyſes, auf den Thron erhoben hatten, wurde auch wirklich ausgeführt, und Perſien genoß eine Zeitlang unter der Regierung dieſer Magier einer anſcheinenden Ruhe; allein ihre Herrſchaft dauerte nur ſieben Monate; der Betrug mit dem untergeſchobenen Smerdis wurde entdeckt; ſieben perſiſche Fürſten, unter denen der merkwürdigſte Darius, Sohn des Hyſtaspis, nachheriger Regent des Reichs war, verſchworen ſich, ihr Vaterland von der Herrſchaft der Magier zu befreien; es gelang ihnen, ihren Vorſatz mit dem Dolche in der Hand auszuführen, und nicht nur der Tod des Smerdis, als auch die Ermordung aller Magier in der Reſidenz, war das Ende dieſes tragiſchen Schauſpiels.

Darius Hyſtaspis, der nach dieſer Revolution die Zügel der Regierung allein in die Hände nahm, nachdem er bekanntlich durch das erſte Wiehern ſeines Pferdes beim Sonnenaufgange und durch die dabei bewieſene Kunſt ſeines Stallmeiſters, zum König erklärt worden war, ſchien bei dem Antritt ſeiner Regierung mehr Mäßigung und Schonung des Menſchenlebens, als ſeine Vorgänger, zu beweiſen; aber nur zu bald wurde auch er von Eroberungsſucht angeſteckt, wo im Gewühl der Schlachten die menſchlichen Gefühle in ſeiner Bruſt erſtickten.

Schon in den erſten Tagen ſeiner Thronbeſteigung wurde er veranlaßt, ſein königliches Anſehen mit Strenge zu behaupten. Noch ehe man zur Königswahl ſchritt, hatten ſich die verbündeten Fürſten unter andern das Recht verbehalten, unangemeldet in den Pallaſt und in das Zimmer des Königs gehen zu dürfen; nur dann nicht, wenn er ſich bei ſeinen Gemahlinnen, oder im Serail befänd. Einer dieſer Fürſten, Intaphernes, wollte einſt Gebrauch von dieſem Vorrechte machen, wurde aber von der Wache zurückrückgehalten, weil der König ſich eben bei einer ſeiner Gemahlinnen befand. Dies brachte den Intaphernes ſo auf, daß er ſogleich den Degen zog, und dem wachhabenden Officier Naſe und Ohren abhieb. Darius vermuthete aus dieſer Verwegenheit des Satrapen, er möge vielleicht Abſichten auf ſein Leben ſelbſt gehabt haben, erkundigte ſich, ob die übrigen im Einverſtändniß mit ihm wären, und als er erfuhr, daß Intaphernes allein ſtrafbar ſey, ließ er ſogleich ihn und ſeine ganze Familie gefänglich einziehen und ſezte Richter zur Entſcheidung über ſein Schickſal nieder. Das Urtheil derſelben fiel dahin aus, daß Intaphernes mit ſeiner ganzen männlichen Verwandtſchaft ſollte hingerichtet werden.

Vergebens verſuchte die Gemahlin deſſelben dies Unglück von ihrer Familie abzuwenden, ſie warf ſich dem Könige zu Füßen und bat ihn mit Thränen um Schonung. Das Urtheil war unwiderruflich, doch durch die Thränen und Bitten der ſchönen Frau bewegt, verſprach ihr der König, einen von ihrer Familie, den ſie ſelbſt auswählen möchte, frei zu geben. Dieſe Wahl wurde ihrem Herzen äußerſt ſchwer. Außer ihrem Gemahl und ihrem Sohne befand ſich auch ihr einziger Bruder unter der Zahl der zum Tode verdammten; an ihm hatte ihr Herz von der früheſten Kindheit an gehangen, in ihm ehrte ſie das Andenken ihrer guten Eltern, die ſie gemeinſchaftlich erzogen hatten. Dieſe Empfindung beſiegte jezt die andern Gefühle ihres Herzens; ſie entſchied — zur Bewunderung des Darius, für den Bruder! Wie? ſagte Darius, iſt dir der Gatte und dein Sohn weniger lieb? Nein; erwiederte das Weib; allein Gattin und Mutter kann ich wohl wieder werden — aber einen Bruder würde ich nie wieder erhalten, denn meine Eltern ſind nicht mehr. — Darius bewunderte ihre Erklärung, und gab ihr außer dem Bruder auch noch ihren Sohn frei. Intäphernes aber nebſt den übrigen Verwandten verlohren ihr Leben.

Als Monarch eines ſehr ausgebreiteten Staates, der aus einer großen Menge von Völkern beſtand, die ſo verſchieden an Denkungsart, Sitten und Sprache waren und oft äußerſt entfernt von einander lagen, ſuchte Darius die Regierungsform auf einen feſtern Fuß zu ſetzen, um nicht immer mit dem Schwerde in der Hand die bald hier bald da ausbrechenden Unruhen ſtillen zu dürfen. Er theilte das Reich in zwanzig Gouvernements, oder Satrapien, gab jedem derſelben ſeinen eignen Gouverneur, der über Ordnung und Geſetze wachen, die beſtimmten Abgaben einfordern und an die königliche Schatzkammer abliefern mußte. Auch bemühte er ſich, die Juſtizpflege beſſer einzurichten, und dadurch denen Ungerechtigkeiten vorzubeugen, die bisher ſo häufig daher entſtanden waren, weil es bisher den kleinern Deſpoten überlaſſen war, in Rechtsfällen nach Willkühr zu richten.

Schon unter Kambyſes war dieſe Klage über Bedrückung und Ungerechtigkeit der Juſtizbeamten ſo laut geworden, daß dieſer nach ſeiner gewohnten barbariſchen Strenge, einen dieſer ungerechten Richter lebendig ſchinden und die Haut deſſelben zum Schrecken ſeiner Nachfolger über den Richterſtuhl ſpannen ließ. Darius wählte ein eingreifenderes Mittel, indem er verordnete, daß jeder Richter, der einer Ungerechtigkeit oder Beſtechung durch die Stimme des Volks angeklagt und überführt würde, nicht nur den Schaden, den er angerichtet, erſetzen, ſondern zugleich ſeines Amtes entſetzt und für ehrlos ſollte erklärt werden. Zugleich beſtimmte er ein richtigeres Verhältniß zwiſchen Verbrechen und Strafen, und erneuerte und beſtätigte ſo manche ehemalige Geſetze, die auf die Wohlfarth des Volks abzweckten. Durch Begünſtigung der Ehen und durch die bürgerliche Ehre, die er den Vätern mehrerer Kinder ertheilte, die eben ſo angeſehen werden ſollten, als die ſich um den Staat verdient gemacht hätten, ſuchte er die Bevölkerung in ſeinem Staate zu befördern. — Er ſicherte den Vätern ihr Anſehen und Rechte über ihre Kinder, befahl ihnen aber auch eine ſorgfältige Erziehung derſelben, und, daß ſie ihre Söhne nicht nur zu tapfern, ſondern beſonders auch zu Wahrheitsliebenden Menſchen erziehen und ſie gewöhnen ſollten, immer die Wahrheit zu ſagen. — Undankbarkeit wurde als ein Civilverbrechen angeſehen und beſtraft. — Verdienſte, die ſich einer um den Staat erworben hatte, mußten in Anſchlag gebracht werden, wenn er ſich etwa nachher eines Verbrechens ſchuldig machte, und die Strafe darnach gemildert werden.

Darius ſelbſt gab einſt bei einer beſondern Gelegenheit ein Beiſpiel, wie edel es ſey, ſich dankbar gegen Wohlthäter zu beweiſen. In ſeiner Jugend hatte er als Soldat den Kambyſes auf ſeinen Feldzügen begleitet; als er ſich in Egypten zu Memphis befand, wo Menſchen von allen Nationen theils der Handlung, theils der Neugierde wegen zuſammen gedrängt waren, fiel ihm, als er eben über den Markt gieng, ein junger Grieche auf, der durch ſeinen rothen Uebermantel ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Der junge perſiſche Officier ſuchte ſeine Bekanntſchaft und erfuhr von ihm, er ſey von Samos gebürtig, Namens Syloſon, ein Bruder des Polykrates, der ſich die Herrſchaft dieſer Inſel allein angemaßt und ihn aus dem Lande vertrieben habe; während dieſer Erzählung ruhte das Auge des jungen Perſers immer auf dem rothen Mantel; er äußerte auch wirklich den Wunſch, ihn zu beſitzen und bat den Griechen, ihn um irgend einen Preiß abzulaſſen. Syloſon erklärte: er ſey ihm um kein Geld feil; wenn er ihm aber damit einen Gefallen erzeigen könne, wolle er ihn ihm umſonſt ablaſſen, nur ſollte er ihn auch zum Andenken an ihn tragen.

Damals ahndete Syloſon nicht, daß der junge Perſer, den er beſchenkte, einſt der Nachfolger des Kambyſes auf dem perſiſchen Throne werden würde: auch Darius ließ ſich den Gedanken nicht einfallen. Jezt da es wirklich geſchehen war und der Ruf von ſeiner Thronerhebung ſich allgemein verbreitete, kam er auch zu den Ohren des Syloſon, der noch immer als ein Vertriebener in der Irre umherzog, da nach dem Tode ſeines Bruders ſich wieder ein Anderer der Herrſchaft über Samos bemächtigt hatte.

Jezt reißte er nach der perſiſchen Reſidenz Suſa; beim Eintritt in den königlichen Pallaſt meldete er ſich bei der Wache im Vorhof als einen Fremden aus Griechenland, der ſich um den

König verdient gemacht habe und ihn zu ſprechen wünſche. Ein Grieche? — ſagte Darius verwundernd, als man ihn anmeldete — macht Anſpruch auf meine Dankbarkeit? Ich möchte wohl wiſſen, aus welchem Grunde. Man laſſe ihn vorkommen. Da näherte ſich Syloſon ehrerbietig dem Könige, erinnerte ihn an die frühere Bekanntſchaft in Memphis und an die Geſchichte mit dem rothen Mantel.

Biſt du der Edle, rief Darius aus, der mich damals noch als Privatmann, da ich keine Ausſichten auf einen höhern Rang hatte, ſo großmüthig beſchenkte. O ich weiß, wie lieb mir damals dein Geſchenk war und erkenne noch jezt den Werth deſſelben. Jezt fordre ſo viel Gold du willſt; es ſoll dich nicht gereuen, dich gegen den Sohn des Hyſtaspes wohlthätig bewieſen zu haben.

Mein König, erwiederte Sylöſon; ich bin jezt ſo wenig wie ehedem geldſüchtig; nur mein Vaterland liegt mir am Herzen, das jezt unter der Herrſchaft eines ehemaligen Sclaven aus meinem Hauſe ſeufzt; in deiner Macht ſteht es, es zu befreien, und du würdeſt mich unendlich verbinden, wenn du mir ohne Blutvergießen und Gewaltthätigkeit zum Beſitz meiner gegründeten Anſprüche auf die Regierung deſſelben verhülfeſt.

Sogleich übertrug Darius dieſes Geſchäft einem von den ſieben Reichsfürſten, Otanes, der den Syloſon mit einer Flotte dahin begleitete und ihm, wiewohl nicht ſo ganz nach dem Wunſche des friedlichgeſinnten Syloſon, ohne blutigen Kampf, zur Herrſchaft über die Inſel verhalf.

Einige Zeit nachher machte ein anderer Grieche ſich den Darius verbindlich. Es war dies ein Arzt, Namens **Demokedes**, der unter mehrern als Sclav an den perſiſchen Hof war gebracht worden und daſelbſt bald nachher eine ſehr bedeutende Rolle ſpielte. Darius hatte ſich einſt auf der Jagd, als er vom Pferde ſprang, den Fuß verrenkt und war dadurch unter die Hände egyptiſcher Aerzte gerathen, die man damals für die berühmteſten in dieſer Kunſt hielt, aber diesmal einen ſo ſchlechten Beweiß davon gaben, daß ſich der Fuß des Königes mehr verſchlimmerte als verbeſſerte. Dies zog den Demokedes aus ſeiner bisherigen Dunkelheit; er wurde dem Könige empfohlen und übernahm die Kur mit ſo glücklichem Erfolg, daß der Fuß in kurzer Zeit geheilt wurde. Aus Dankbarkeit für den geleiſteten Dienſt ſchenkte ihm Darius nicht nur die Freiheit, ſondern überhäufte ihn auch mit königlichen Geſchenken, gab ihm einen Pallaſt in Suſa ein und zog ihn oft zur Tafel.

Dies verdroß die egyptiſchen Aerzte, ſie ließen ihre Empfindlichkeit über dieſe Erhebung des griechiſchen Arztes zu merklich werden, und reizten dadurch noch mehr den Zorn des Königes gegen ſich, der ſie, auf gut deſpotiſche Art, ſamt und ſonders zum Kreuzestode verdammte. Bei dieſer Gelegenheit legte der edle Grieche einen Beweiß ſeines Edelmuthes ab; ſo ſehr ſie auch ſeine Nebenbuhler waren und ihn beleidigt hatten, verwendete er ſich doch ſo nachdrücklich für ihre Begnadigung beim Könige, und ließ nicht eher mit Bitten nach, bis er ihnen dieſelbe auswirkte.

Nicht lange darauf bekam eine der Gemahlinnen des Darius ein Geſchwür an der Bruſt, wobei ſie die Hülfe des griechiſchen Arztes nöthig hatte; dieſer benuzte die Gelegenheit, um ſich dadurch wieder einen Weg in ſein geliebtes Vaterland zu bahnen; er verſprach, ſie wieder herzuſtellen, wenn ſie ſich bei dem König für ihn verwenden und zu ſeiner Rückkehr behülflich ſeyn würde. Der König, der ſchon lange damit umgieng, auch den noch übrigen Theil Griechenlands unter ſeine Herrſchaft zu bringen, und eben einige geheime Abgeordnete dahin abſchickte, um das Land auszukundſchaften, gab ihnen den Demokedes zum Begleiter, doch unter genaue Aufſicht. Aber kaum hatte dieſer den vaterländiſchen Boden, der doch immer der reizendſte und anziehendſte iſt, betreten, als er Gelegenheit fand, ſich nach Kroton, ſeiner Vaterſtadt, zu begeben, wo er mit Achtung aufgenommen wurde; hier verheirathete er ſich und war verwegen genug, ſich von da aus in einem

Briefe an den König von Perſien von aller weitern Anhängigkeit an ſeine Perſon loszuſagen. Darius wurde darüber äußerſt aufgebracht, zumal da auch ſeine Abgeordneten als Spione waren entdeckt und ſchimpflich zurückgeſchickt worden: daß er ſich vornahm, nicht nur an Kroton, ſondern an ganz Griechenland die empfindlichſte Rache zu nehmen.

Dies war eine mit der erſten Urſachen der nachherigen Kriege der Perſer mit den Griechen, die in der Geſchichte der beiderſeitigen Staaten ſo äußerſt merkwürdig worden ſind, deren genauere Beſchreibung jedoch nur für die allgemeine Staatengeſchichte gehört. Hier werden wir derſelben nur in ſofern erwähnen, als ſie die Veranlaſſungen gaben, Menſchen auf den öffentlichen Schauplatz der Welt zu ſtellen, die ſich durch ihre Tapferkeit und Heldenmuth in Vertheidigung des Vaterlandes, oder durch andere edle Handlungen der Humanität einen unſterblichen Ruhm erworben und ſich in der Geſchichte der Menſchheit unvergeßlich gemacht haben.

Groſse und edle Thaten aus den Zeiten der Kriege der Perſer mit den Griechen, von Miltiades bis Cimon.

Das perſiſche Reich erſtreckte ſich jezt von einem Welttheile zum andern; es ſchloß beinahe alle damaligen bekannten Länder in ſich, deren Bewohner ſich unter den Zepter der furchtbaren Eroberer beugen mußten. Die entfernteſten Provinzen Aſiens bis an den Indus, ſo wie die wilden Horden in dem morgenländiſchen Europa, zahlten ihnen Tribut und trugen zum Theil die Feſſeln einer ſclaviſchen Unterwürfigkeit.

Nur noch in dem untern Griechenland, im Peloponnes, athmeten freie Menſchen; nur ein kleiner Theil der Griechen kannte noch die Rechte der Menſchheit und hatte Muth, ſie zu vertheidigen, und dieſe Wenigen hatte die Vorſehung dazu auserſehen, jenen furchtbaren Fluthen der Deſpotie einen Damm zu ſetzen; ja noch mehr, dieſe Nation, die anfangs in den Augen jenes mächtigen und durch ſeine Siege ſo übermüthigen Volks für ſo unbedeutend angeſehen wurde, wurde zuletzt die ſiegende, die mehr als einem Welttheile Geſetze und eine beſſere Bildung gab.

So traf es auch hier ein, was einer der älteren Religionslehrer ſo ſchön ſagt: Gott ſezt auch dem ſchäumenden Ocean Grenzen und ſpricht, bis hieher ſollſt du kommen und nicht weiter! Hier ſollen ſich legen deine ſtolzen Wellen!

Fürchterlich drohten die Woogen der alles niederreißenden Monarchie auch Griechenland zu überſchwemmen. Schon der obere Theil deſſelben, ſelbſt Macedonien, das ſpäterhin die Wiege des künftigen Eroberers des perſiſchen Reichs, eines Alexanders, ward, war, ſo wie Theſſalien, jezt eine perſiſche Provinz; die ſchönen griechiſchen Kolonieen in Klein-Aſien, ſo wie verſchiedene Inſeln des Archipelagus, waren den Perſern zinsbar, und mehrere Städte des feſten Landes hatten dem großen Monarchen, wie er damals gewöhnlich genennt wurde, Waſſer und Erde, zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit, zugeſchickt. Selbſt Athen, das Vaterland eines Solon, der Stolz Griechenlands, ſahe ſich einmal zu dieſer entehrenden Demüthigung nothgedrungen: aber bald erwachte wieder der Geiſt ſeiner freien Bürger, und ſeine Miltiadeſſe und Themiſtokleſſe löſchten bald darauf wieder dieſen Flecken ihres Charakters aus. Nur das männliche Sparta behauptete den Ruhm, ſich nie vor dieſem Deſpoten Aſiens gebeugt zu haben *).

---

*) So rühmlich dieſer Muth der Spartaner in Behauptung ihrer Freiheit gegen die Anmaßungen einer fremden Macht war: ſo unrühmlich und ſchändlich war die Art, wie ſie ſich dabei gegen die Geſandten des Darius betrugen, durch

So weit würde es nicht mit der Unterdrückung Griechenlands gekommen ſeyn, wenn

unter

die er ihnen Waſſer und Erde abfordern ließ: ſie warfen nämlich den einen in einen Brunnen, den andern in eine Grube, und ſchickten die übrigen mit der bittern Ironie zurück: ſo hätten ſie ihm beides gegeben. Dieſe abſcheuliche Verletzung des Völkerrechts erregte den Unwillen aller Rechtgeſinnten, und ſpäterhin erkannten es ſelbſt die Lacedämonier bei kälterm Blute, welche Ungerechtigkeit ſie dadurch begangen hatten: ſie fürchteten den Zorn der rächenden Gottheit, und glaubten dieſe nicht anders, als durch ein blutiges und freiwilliges Opfer wieder zu verſöhnen. Es wurden daher durch ein öffentliches Edikt diejenigen aufgefordert, die ſich dem Tode fürs Vaterland freiwillig weihen würden. Sogleich traten zwey von den edelſten Spartanern, Sperthies und Bulis, aus der Verſammlung hervor, und erboten ſich, daß man ſie, zur Genugthuung für die verlezten Rechte, wärs auch zum quaalvollſten Tode, an den Perſerkönig ausliefern möchte. Gleich darauf traten ſie auch wirklich ihre Reiſe nach Suſa an, um ſich da zum Sühnopfer darzuſtellen. Unterweges kamen ſie zu einem der perſiſchen Befehlshaber der Küſte von Klein-Aſien, der ſie ſehr gaſtfreundlich aufnahm und ſie von ihrem Vorſaz abzubringen ſuchte. Seyd ihr nicht Thoren, ſagte er zu ihnen: daß ihr euch ſo mit Gefahr eures Lebens gegen unſre Herrſchaft ſträubt. Es ſteht ja nur bei euch, euch der Gnade des großen Königs zu verſichern, wenn ihr euch bei euren

Landsunter ihren Bewohnern eine engere Verbindung ſtatt gefunden, und nicht unter den einzelnen

Staa-

Landsleuten dahin verwendet, ſeine Herrſchaft anzuerkennen. Ich flehe euch dafür, er wird jeden von euch dafür mit einer Stadthalterſchaft beſchenken, wobei ihr ſo glücklich und ſo geehrt leben könnt, wie ihr es an mir ſeht. „Unſre Begriffe von dem, was uns ehren und glücklich machen kann, erwiederten die Spartaner, ſind von den deinigen ſehr verſchieden. Ohne Freiheit giebt es für uns weder Ehre noch Glück. Du biſt zu ſehr an den Zuſtand der Unterwürfigkeit gewöhnt: wüßteſt du aber, was freie Menſchen fühlen — du würdeſt uns rathen, unſre Freiheit mit unſerm lezten Blutstropfen zu vertheidigen.“ — Als ſie in der Reſidenz, Suſa, ankamen und verlangten, dem Könige vorgeſtellt zu werden, befahl man ihnen beim Eintritt in das Audienzzimmer, daß ſie ſich niederwerfen und nach perſiſcher Sitte den Monarchen knieend verehren ſollten: das thaten ſie nicht; und als die Wache Gewalt brauchen wollte, erklärten ſie ſtandhaft: bei ihnen ſey es nicht Sitte, vor irgend einem Menſchen niederzufallen, auch wären ſie in dieſer Abſicht nicht hieher gekommen. Mit edler Freimüthigkeit traten ſie den König an und ſprachen: König! die Lacedämonier ſchicken uns an dich, um für die Verlezzung des heiligen Völkerrechts, das ſie an deinen Geſandten begangen haben, zu büßen. Wir ſind bereit, dafür zu ſterben. — Dieſe Entſchloſſenheit ſezte den König (es war dies Xerxes, der Nachfolger des Darius)

in

Staaten deſſelben eine beſtändige Eiferſucht geherrſcht hätte. So aber machte es dieſe innere Uneinigkeit den Fremden leicht, ſie nach und nach unter ihre Botḥmäßigkeit zu bringen. Aber die gemeinſchaftliche Noth machte ihnen erſt ihre Privatſtreitigkeiten vergeſſen, vereinigte ſie zu gemeinſchaftlicher Hülfe und lehrte ſie die Stärke ihrer vereinten Macht kennen.“

Der erſte kriegeriſche Einfall der Perſer in Griechenland wurde, außer dem ſchon angeführten Vorfall mit dem griechiſchen Arzte, durch einen Aufſtand veranlaßt, der in Jonien, in Klein-Aſien, ausgebrochen und dort ſelbſt durch einen perſiſchen Satrapen, Ariſtagoras, erregt worden war; dieſer bemühte ſich, auch die Griechen im Peloponnes mit in ſein Bündniß zu ziehen, und fand auch wirklich die Athenienſer geneigt,

---

in Erſtaunen. Nein; erklärte er, ſo unedel wie Lacedämon wird Perſiens Monarch nicht handeln und an wehrloſen Geſandten das heilige Völkerrecht verletzen. Ich ſchenke euch das Leben; aber eure Landsleute werden die Schuld ihres Verbrechens tragen.

neigt, ihm beizutreten; ſie ſchickten ihm eine Flotte von zwanzig Schiffen zu, durch deren Hülfe Ariſtagoras ſich in Ausführung ſeines Plans ſehr erleichtert fand. Sardes, die reiche Hauptſtadt des Landes; die ehemalige Reſidenz des Kröſus, wurde von den Griechen erobert und verbrannt, und mehrere Provinzen von der perſiſchen Herrſchaft getrennt.

Als der König der Perſer, Darius, die Nachricht von der Einäſcherung von Sardes durch die Mitwirkung der Athenienſer, erhielt, war er außer ſich für Zorn, ſchoß einen Pfeil zum Himmel und ließ ſich täglich, ſo oft er ſich zu Tiſche ſetzen wollte, durch einen Pagen zurufen: Herr! vergiß der Athenienſer nicht!

Darius machte von dieſer Zeit an Zurüſtungen zu einem furchtbaren Kriege. Er ſchickte anfangs den **Mardonius** und einige Zeit nachher den **Datis** und **Artaphernes** als Oberbefehlshaber mit einer Armee von fünfmalhunderttauſend Mann und einer Flotte von sechshundert Segeln ab, um die Griechen zu züchtigen.

tigen. Dies war die furchtbare Gelegenheit, wo der Geiſt der griechiſchen Nation geweckt und Männer erzeugt wurden, die unſere ganze Aufmerkſamkeit verdienen. — Laſſen wir alſo der Geſchichte die nähere Beſchreibung jener kriegeriſchen Auftritte: wir wollen hier nur bemerken, wie Menſchen dabei handelten.

Miltiades

war einer der Edelſten von Athen, der ſeine Vaterſtadt zu Anſehen erhob und ſeine Nation auch über die furchtbarſten Feinde ſiegen lehrte. Aus einem der edelſten Geſchlechter entſproſſen, zog er ſchon frühe die Achtung und die Erwartung ſeiner Vaterſtadt auf ſich, die er auch bald erfüllte. Frühe ſchon widmete er ſich dem Dienſte des Staats, und ſo wie jeder gebohrne Grieche auch ein gebohrner Soldat und zur Vertheidigung des Vaterlandes verbunden war, übte er ſich von Jugend auf nicht nur in den Waffen, ſondern zugleich in den Wiſſenſchaften, die ihm als künftigen Feldherrn nöthig waren.

Als er das männliche Alter erreicht hatte, ſchickte Athen eben eine ſehr anſehnliche Kolonie nach dem Cherſones, um ſich daſelbſt anzuſiedeln; der Anführer derſelben ſollte durch das delphiſche Orakel ernennt werden, und dieſes ſtimmte für den Miltiades, der nun das Kommando übernahm und ſich mit der auserleſenen Mannſchaft zu Schiffe begab.

In den Steppen von Thracien, das noch von einer ganz unkultivirten, rohen und kriegeriſchen Nation bewohnt wurde, ſollte die Niederlaſſung geſchehen; die Kolonie landete glücklich, zerſtreute unter Anführung ihres tapfern und klugen Feldherrn die wilden Horden der Thracier und nahm von einem anſehnlichen Landſtrich Beſitz, wo ſie ſich verſchanzten, feſte Plätze anlegten und das gewonnene Land anbauten.

Bei Vertheilung des Landes bewieß Miltiades die genaueſte Gleichheit: ſeine Klugheit leitete ihn bei allen den Geſchäften der neuen Einrichtung des Staats, und ſeine Uneigennützigkeit erwarb ihm gar bald die allgemeine Liebe und Achtung ſeiner Untergebenen. In kurzer Zeit gewann dieſe Kolonie unter ſeiner Leitung einen immer ausgebreitetern Umfang; oft kreuzte Miltiades mit ſeinen tapfern Koloniſten in den dortigen Gewäſſern, unterwarf ſich mehrere Cykladiſche Inſeln, unter mehrern auch die Inſel Lemnus, und machte ſeine Nation und vorzüglich den Namen Athens in jener Gegend berühmt.

Gern hätte er ſich in dieſer Gegend auf immer aufgehalten und dem jungen Pflanzſtaate, der ihn als Schöpfer erkannte, ſeine Kräfte gewidmet, da er hier ſo allgemein verehrt wurde und ganz in der Würde eines Königes lebte, ob er gleich den Namen nicht führete: allein die Vorſehung hatte ihn hier nur zum künftigen Retter ſeiner Nation vorbereitet, und bald rief ihn das Vaterland zu noch wichtigern Dienſten und noch größern Thaten zurück.

Eben hatte **Darius** jene furchtbare Armee unter dem Kommando der beyden Generale Datis und Artaphernes nach Griechenland geſchickt, um es ſeiner Bothmäßigkeit zu unterwerfen, und ſchon hatte ſich die perſiſche Flotte Meiſter von der Athen ſo nahe liegenden und ihr zugehörenden Inſel Euböa gemacht und die Hauptſtadt derſelben, Eretria, in einen Aſchenhaufen verwandelt: als **Miltiades** ſeiner Vaterſtadt, die ſich in äußerſter Verlegenheit befand und alle Kräfte zu ihrer Vertheidigung zuſammenzog, zur Hülfe eilte.

Eben rückte die feindliche Armee in Attika ein und ſchlug ihr Lager in der Ebene von Marathon, ohngefähr neun Meilen von Athen auf. Die Athenienſer ſchickten einen Eilboten nach Lacedämon und baten um ſchleunigen Beiſtand; ſie wählten indeß zehn Feldherren, denen ſie das Kommando der Truppen übertrugen; einer von dieſen war Miltiades, der ſogleich, als der erſte Kriegsrath gehalten wurde, bei der Berathſchlagung, ob man ſich hinter den Mauern vertheidigen oder ins offne Feld ziehen ſollte? darauf antrug: man müſſe unverzüglich das Lager beziehen und dem Feinde die freie Stirn zeigen: das werde den Bürgern Muth einflößen, wenn ſie ſähen, daß man Zutrauen zu ihrer Tapferkeit faſſe: und die Feinde in Reſpekt erhalten, wenn ſie bemerkten, daß man es mit ihnen aufzunehmen wage.

Eben kam auch ein Trupp von tauſend Mann an, die ihnen die kleine Stadt Platäa zu Hülfe ſchickte: ſo daß nun ihre ganze Armee volle zehntauſend Mann enthielt, die aber von Muth und Begierde brannte, dem Feinde entgegen zu ziehen, obgleich derſelbe zehnfach ſtärker an Anzahl war.

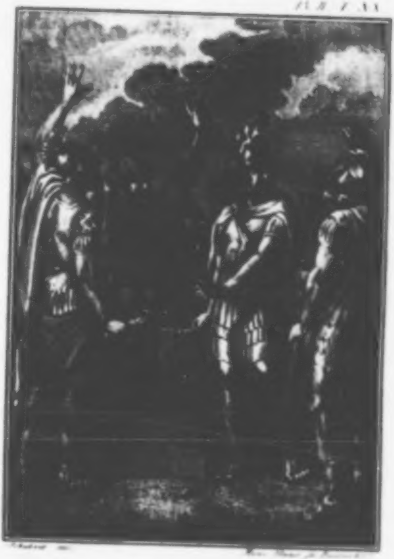
Jezt verließ das kleine Heer die Stadt und bezog das Lager im Angeſicht der Feinde, die mit verächtlichem Blick den kleinen Haufen maßen. Noch vor dem Treffen gelang es der Scharfſicht des Ariſtides, eines der zehn Generale, denen das Kommando der griechiſchen Armee mit gleicher Gewalt gegeben war, die übrigen dahin zu beſtimmen, das Oberkommando, welches bisher jeden Tag wechſelte, bei dieſem entſcheidenden Treffen, wo alles auf Eintracht und vereinte Kraft ankomme, dem Miltiades, als dem Erfahrenſten unter ihnen, allein zu übertragen. Dieſer zog jezt das Schwerd zur Vertheidigung der Freiheit und nahm nun alle Maaßregeln der vollkommenſten Klugheit, um die Ueberlegenheit, welche die Menge der Soldaten dem Feinde gab, unnüz zu machen *). Er lehnte ſein kleines Heer an den Bergrücken, wo es nicht leicht umgangen werden konnte, und wo durch die einzelnen in dem Vorgrunde und auf beiden Seiten ſtehenden Bäume die feindliche Reiterei gehindert wurde, es zu umflügeln.

Datis bemerkte wohl, daß er eben keinen ſchicklichen Poſten für ſeine Armee eingenommen hatte, doch im Vertrauen auf die überlegene Anzahl ſeiner Truppen, beſchloß er den Angriff früher zu machen, ehe etwa noch die Hülfstruppen der Lacedämonier zur athenienſiſchen Armee ſtoßen möchten. Es kam nun zum Treffen, in welchem die Athenienſer mit Löwenmuth fochten, ſchon beim erſten Angriff den einen Flügel der feindlichen Armee niederwarfen, die daher entſtandene Unordnung benuzten, tiefer eindrangen und zulezt das ganze feindliche Heer zum Weichen brachten. Datis ſelbſt blieb im Treffen; die Beſtürzung und das Schrecken wurde unter den Perſern ſo groß und ſo allgemein,

---

*) Hierher gehört das erſte Kupfer.

[illegible]



[illegible] [illegible]

Miltiades bei Marathon

gemein, daß ſie die Flucht nicht nach dem Lager, ſondern geradezu nach dem Hafen nahmen, um ſich auf den Schiffen vor dem ſie verfolgenden Sieger zu retten.

Mitten aus dem Getümmel der Schlacht, als ſchon der Sieg entſchieden war, riß ſich einer der Soldaten des Miltiades vom Heere los, um der erſte zu ſeyn, der die glückliche Nachricht des Siegs nach Athen brächte. Erſchöpft vom Kampf und eilenden Lauf ſank er vor den Archonten und der um ihn verſammelten Menge mit dem Ausruf: Miltiades ſiegt! todt zur Erde nieder. —

Indeß verfolgte Miltiades mit ſeinen Helden ſeinen Sieg, jagte die Flüchtigen zum Meeresſtrande, nahm ihnen auch da verſchiedene Schiffe weg, bezog dann als Sieger den Kampfplatz und nahm das feindliche Lager mit der zurückgelaſſenen außerordentlich anſehnlichen Beute in Beſitz.

Dieſe Schlacht war entſcheidend für die Freiheit Griechenlands und erregte allgemeine

Freude. Zu ſpät kamen nun lacedämoniſche Hülfstruppen an; ſie konnten nun an der Ehre des Siegs nicht Antheil nehmen, und mußten den Athenienſern, ihren Nebenbuhlern des Ruhms, diesmal die Lorbeern allein überlaſſen. Freudig empfieng das befreite Athen ſeine Erretter in ſeinen Mauren, und alles jauchzte dem großen Miltiades entgegen.

Jn ſpätern Zeiten, wo man verſchwenderiſcher mit Ehrenbezeugungen gegen verdiente Perſonen war und ihnen ihre Verdienſte um den Staat mit großem Aufwand zu vergelten ſuchte, würde Miltiades Anſpruch nicht nur auf die höchſten Würden und anſehnliche Belehnungen für dieſen entſcheidenden Sieg haben machen können. Aber noch waren die Sitten der Athenienſer rein, noch galt das wahre Verdienſt mehr als Gold, und Miltiades fand ſich durch die Freude, ſeinen Landsleuten über ihre ſo furchtbaren Feinde ſiegen gelehrt und die Schmach ſeines Vaterlandes gerächt zu haben, belohnt, und war zufrieden, daß ſeine Mitbürger, ſtatt aller weitern Belohnung, die Schlacht bei Marathon durch einen ihrer trefflichſten Künſtler, Polygnot, malen, ihm auf dem Gemälde die erſte und vorſtechendſte Stelle unter den kommandirenden Generalen geben, und dieſe Tafel in einer öffentlichen Gallerie aufſtellen ließen.

Es geſchahe in den damaligen Zeiten nur allzu oft, daß Männer von ausgezeichneter Tapferkeit und Klugheit ihren erhaltenen Ruhm und Einfluß auf das Volk dazu anwendeten, ſich auch nun zu Beherrſchern ihrer Nation zu machen. Die Zeiten des Piſiſtratus und ſeiner Nachfolger, die auch ſo die Regierung an ſich gebracht und ihre Macht gemißbraucht hatten, waren in Athen noch in friſchem Andenken; die freien Bürger dieſes Staats hielten daher ihre Freiheit gefährdet, ſo lange ſie einen ſo großen Mann, als Miltiades war, der ſchon ehemals im Cherſones das Anſehen eines Königes gehabt hatte, in ihren Mauren hätten: ſie ſuchten ihn daher bald zu entfernen, und übertrugen ihm das Geſchäft, verſchiedene Inſeln des Archipelags, die ſich beim Einbruch der feindlichen Armee auf die perſiſche Seite geſchlagen hatten, für dieſen Abfall zu

züchti-

züchtigen, zu brandſchatzen und wieder unter die athenienſiſche Bothmäßigkeit zu bringen. Miltiades reißte in dieſer Abſicht mit einer Flotte von ſiebzig Schiffen ab, brachte in kurzer Zeit die mehrſten dieſer Inſeln zum Gehorſam und trieb nicht unbeträchtliche Strafgelder ein.

Nur eine dieſer Inſeln, Parus, ſtolz auf ihre Macht und Reichthümer, widerſezte ſich der Oberherrſchaft der Athenienſer, und ließ es zur wirklichen Belagerung ihrer Hauptſtadt kommen. Schon ſtand Miltiades auf dem Punkt, ſich derſelben durch Uebergabe zu bemächtigen, als ein Wald auf dem feſten Lande, der Inſel gegenüber, von ohngefähr in Brand gerieth. Die auflodernde Flamme wurde von beiden Theilen für ein Zeichen der Ankunft einer perſiſchen Flotte, die noch in den dortigen Gewäſſern kreuzte, gehalten. Die Belagerten empfiengen dadurch neuen Muth und traten von der Uebergabe ihrer Stadt ab; Miltiades aber getraute ſich nicht mit ſeinem erſchrockenen Heere die Ankunft des Feindes abzuwarten, ſteckte ſeine Kriegsmaſchienen eiligſt in Brand und zog ſich mit ſeiner ganzen Flotte wieder nach Athen zurück.

Durch ſeine Ankunft erregte er von neuem die Beſorgniß ſeiner Mitbürger und den Neid ſeiner Feinde. Man erregte den Verdacht gegen ihn, er habe darum die Belagerung von Parus aufgehoben, weil er mit perſiſchem Golde beſtochen worden. Wirklich wurde er öffentlich der Verrätherei angeklagt, und obgleich eine gefährliche Wunde in der Hüfte, die er bei dieſer Belagerung erhalten hatte, und die zu ſeiner Rechtfertigung hätte dienen können, ihn hinderte, ſelbſt vor ſeinen Richtern zu erſcheinen, und ſein Bruder Tiſagoras ſeine Vertheidigung vor dem Volke führte: ſo drang doch die Kabale ſeiner Feinde durch, und beinahe hätte das Volk ſeinen Wohlthäter zu der durch die Geſetze beſtimmten Todesſtrafe verdammt, wenn nicht noch einige Edle dieſe Schande von der Nation durch ihr Zureden und Anſehen abgewendet, und die Todesſtrafe in eine Geldbuße verwandelt hätten. Miltiades ſollte die auf dieſen Krieg verwendete Geldſumme, funfzig Talente, bezahlen. Dieſe Summe, die nach unſerm Gelde ohngefähr 64060 Thaler betrug, überſtieg weit ſein Vermögen; er wurde daher bis zur Zahlung zum öffentlichen Gefängniß verdammt.

Der Sieger bei Marathon, der Retter des Vaterlandes und der griechiſchen Freiheit; wurde jezt von ſeinen eigenen Landsleuten mit Ketten belegt. Nur das Bewußtſeyn ſeiner Tugend machte ſie ihm erträglich; entehren konnten ſie ihn nicht; ſein Ruhm war zu feſt gegründet. Aber die Wunde, die er im Dienſte des Vaterlandes empfangen hatte, wurde im Kerker immer gefährlicher; er überlebte nicht lange dieſe unverdiente Schmach; nach einigen Tagen fand man den Helden tod in ſeinem Gefängniſſe.

Nach ſeinem Tode wäre ihm ſogar, nach den Geſetzen, ein ehrliches Begräbniß verſagt geweſen, wenn nicht ſein edler Sohn an ſeine Stelle getreten wäre, die Banden des Vaters freiwillig angenommen und ſich für ſeine Schuld verbürgt hätte; es war dies Cimon, der ſich nachher als Feldherr durch ſeine Tapferkeit um das Vaterland, ſo undankbar es ſich auch gegen ſeinen Vater bewieſen hatte, verdient gemacht, und als Menſch, durch die ſchönſten Züge der Humanität, ſo ſchön ausgezeichnet hat.

Der große Kampf der Griechen um Freiheit und Eigenthum, welches ihnen durch die perſiſche Könige ſtreitig gemacht wurde, erzeugte eine große Anzahl Helden, die ſich bei dieſer Gelegenheit den Ruhm vorzüglicher Geiſtesgröße und Tapferkeit erwarben, und erhob die Griechen zu einer der geachtetſten und mächtigſten und durch öftere Siege und reiche Beute, zu einer der glänzendſten und reichſten Nation. Ihre Städte gewannen immer mehr an Umfang und an innerer ſchönen Einrichtung. Da die erbeuteten Schätze anfangs mehr in die öffentlichen Kaſſen floſſen: ſo wurden ſie auch größtentheils dazu angewendet, um die öffentlichen Gebäude, Tempel, Verſammlungsplätze und öffentlichen Spaziergänge zu verſchönern. Künſtler aller Art, vorzüglich Bildhauer und Maler, machten hier eine ſehr angeſehene Zunft aus, und ihre Kunſt gedieh auf dem ſchönen griechiſchen Boden, in dieſem Lande des feinern Geſchmacks, ſehr bald zur höchſten Vollkommenheit. Auch die Kultur des Landes machte immer größere Fortſchritte, vorzüglich aber wurde von den Bewohnern der Küſten und der Inſeln ein ſehr lebhafter Handel getrieben; die griechiſche Flagge, ſo wie die phöniziſche, wehte in allen bekannten Meeren, und ihre Häfen wimmelten von reichbeladenen Kauffartheiſchiffen, die ihnen die Schätze aus den entfernteſten Welttheilen zuführten. Die öftern Einfälle der ausländiſchen Nationen, (Barbaren, wie ſie die Griechen nannten) beſonders der Perſer, lehrten ihnen den Gebrauch der Schiffe zum Kriege kennen; bald ſezten auch ſie ſich in den Beſitz einer ſehr reſpektablen Marine und lernten eben ſo gut zur See, als zu Lande fechten.

Die Niederlage der Perſer bei Marathon, die den Muth der Griechen ſo geweckt hatte, war zwar für den Stolz des aſiatiſchen Deſpoten ſehr niederſchlagend, reizte aber denſelben nur noch mehr zu einer deſto ſtärkern Rache. So geſchwächt auch die perſiſche Armee durch dieſen Verluſt war: ſo fehlte es ihr nicht an Macht, den Krieg fortzuſetzen, und kaum hatte Darius Hyſtaſpis die erſchütternde Nachricht von der ſchändlichen Niederlage ſeines Heeres in Griechenland erhalten, als er die furchtbarſten Zurüſtungen zu einem neuen Kriege machte; allein er ſtarb während deſſen und überließ die Ausführung deſſelben ſeinem Nachfolger, Xerxes, der auch gleich beim Antritt ſeiner Regierung in ſeinem Staatsrathe die ſtolze Erklärung that: er ſey entſchloſſen, den Feldzug gegen die Griechen in eigner Perſon zu eröffnen, ihre Verwegenheit bei Sardes und Marathon zu beſtrafen, ſich dieſe Nation, ſo wie ganz Europa, unterwürfig zu machen, und die Alleinherrſchaft Perſiens ſo weit auszubreiten, als die Sonne die Erde beſcheine.

Die Griechen ſahen wohl ein, daß durch jene Niederlage ihrer Feinde der Krieg mit den Perſern noch nicht geendigt ſey, ſondern daß ihnen noch blutigere Kämpfe bevorſtänden: aber ſie waren darauf gefaßt. Sie hatten bei Marathon ſiegen und einſehen gelernt, was eine kleine Schaar muthiger und freier Bürger gegen eine noch ſo große Anzahl beſoldeter Sclaven vermöge, und zitterten daher nicht, als ſich ganz Aſien zum Feldzuge gegen ſie rüſtete.

Auch hatte ihnen die Vorſehung Männer von Entſchloſſenheit, Weisheit und Tapferkeit an die Spitze geſtellt, die von Begierde brannten, Alles für die Erhaltung des Staats zu wagen. Unter dieſen zeichneten ſich unter den Athenienſern Ariſtides und Themiſtokles, unter den Lacedämoniern, Leonidas aus. Beyde Staaten vereinigten ſich zur tapferſten Gegenwehr, und zogen auch mehrere griechiſche Freiſtaaten in ihren gemeinſchaftlichen Bund zur Vertheidigung des Vaterlandes.

Laſſen Sie uns mit dieſen Männern, auf welche Griechenland mit Recht ſtolz ſeyn konnte, denen es ſeine Erhaltung zu verdanken hatte, näher bekannt machen, und uns in Betrachtung ihrer erhabenen Tugenden erheben.

Ariſtides,

mit dem ſchönen Beinamen der Gerechte, den er ſchon unter ſeinen Mitbürgern führte und ſich nicht etwa durch niedrige Schmeichelei, ſondern durch wirkliche Thaten der Gerechtigkeit erworben hatte, war der Sohn eines zwar eben nicht begüterten aber angeſehenen atheniensiſchen Bürgers, Lyſimachus. Frühe widmete er ſeine Dienſte dem Staate, und bahnte ſich durch ſeine Tapferkeit, die er als gebohrner Soldat im Felde und durch ſeine Gerechtigkeitsliebe, die er bei öffentlichen Staatsverhandlungen bewieß, den Weg zu den anſehnlichſten Ehrenſtellen. Schon Miltiades ſchätzte das Genie dieſes edlen Athenienſers und freute ſich, an ſeiner Seite zu fechten, da auch er ſich unter den zehen Generalen befand, denen man in dem Kriege mit den Perſern das Kommando

mando übertragen hatte. Gewiß trug Ariſtides zu dem nachherigen Siege bei Marathon ſehr viel außer ſeiner perſönlichen Tapferkeit dadurch bei, daß er durch ſeine Vorſtellungen und durch ſein eignes Beiſpiel die übrigen bewog, von ihren gleichen Rechten abzuſtehen und ſich den Befehlen des Miltiades, als Obergeneral, zu unterwerfen; denn hier, ſagte er, müſſen wir unſere eigene Ehre der Ehre der Nation, ſo wie unſer Leben dem Wohl des Staats nachſetzen, dieſes kann aber nur durch unſere Eintracht erhalten werden. — Als nach der erfolgten Niederlage der Feinde die Griechen ihren Sieg verfolgten, wurde Ariſtides mit ſeinem Chor zur Bewachung der Gefangenen und der Beute zurückgelaſſen; hier, wo im perſiſchen Lager eine ſo große Menge von Koſtbarkeiten und Gold und Silber zerſtreut war und die Gelegenheit, ſich einen Gewinn zu machen, ihm ſo nahe lag, bewieß er nicht nur für ſeine Perſon die größte Uneigennützigkeit, ſondern geſtattete auch keinem ſeiner Untergebenen, ſich an dieſer, dem geſammten Heere zugefallenen Beute zu vergreifen.

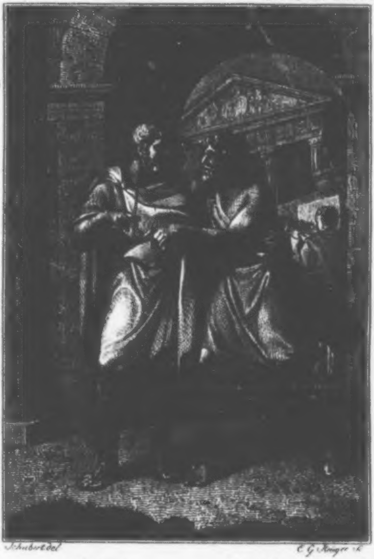
Nach dem Tode des Miltiades bekleidete er das Amt eines Archonten oder oberſten Befehlshabers in Athen mit allgemeinem Lobe; nur einer war darin ſein Nebenbuhler, Themiſtokles, der gleiche Würden im Staate bekleidete, aber bei ſeiner ehrgeitzigen Gemüthsart nicht leiden konnte, daß ein anderer die Gunſt des Volks mit ihm theile. Da nun überdies Ariſtides bei ſeinem Geradſinn und ſeiner unbeſtechlichen Gerechtigkeitsliebe oft ſeinen herrſchſüchtigen und ehrgeitzigen Planen im Wege ſtand, ſo ſuchte er ihn zu verdrängen, und es gelang ihm auch wirklich, ihn in den Verdacht zu ſetzen, als ſuche ſich Ariſtides, da er alle Rechtshändel allein ſchlichten wolle, zum Oberherrn Athens zu machen.

Ariſtides, der ſich ſeiner Rechtſchaffenheit bewußt war, glaubte keiner weitern Widerlegung dieſes Vorwurfs zu bedürfen und verhielt ſich dabei ganz ruhig. Aber plötzlich bemerkte er den Zuſammenlauf des Volks auf dem Markte; denn wirklich hatte es Themiſtokles dahin geleitet, daß ein Volksgericht über ihn gehalten und er als ein verdächtiger Staatsbürger durch den Oſtracismus oder das Scherbengericht *) auf zehn Jahre aus Athen verbannt werden ſollte. Ariſtides, gehüllt in ſeine Unſchuld und Tugend, begab ſich auf den Marktplaß und miſchte ſich in das Getümmel des leidenſchaftlichen Volks, das ihn zum Theil nicht kannte, zum Theil in dieſem

---

*) Dieſer Oſtracismus war eine Erfindung der Politik in dem athenienſiſchen Freiſtaate, um Bürger, die durch ihr Anſehen und Macht der bürgerlichen Freiheit gefährlich zu werden drohten, auf eine feine Art zu entfernen und unſchädlich zu machen. Es war nämlich mitten auf dem Markte ein gewiſſer Plaß mit einer Einfaſſung und ſo vielen Thüren als Zünfte waren. Dahin verſammleten ſich die Stimmfähigen Bürger, wenn über einen aus ihrem Mittel geurtheilt werden ſollte, jeder trug eine irdene Muſchelartige Scherbe hinein, auf welche der Name deſſen, der verbannt werden ſollte, geſchrieben war. Wenn ſechshundert ſolcher Stimmen zuſammen waren, ſo wurde das Urtheil vollzogen, welches in zehnjähriger Verbannung aus dem Vaterlande beſtand: doch ſo, daß dem Geächteten weder die bürgerliche Ehre genommen, noch auch ſeine Güter vom Staate eingezogen wurden; auch der Ort, den man ihm indeß zum Aufenthalt anwieß, war nicht als geſchloſſen, oder als ein Gefängniß anzuſehen: der Verbannte konnte ſich vielmehr auch anderswohin begeben und die Einkünfte ſeines Vermögens fernerhin beziehen.

B. II. T. XXI



Schubert del.   E. G. Krüger sc.

Aristides der Gerechte.

dieſem Aufruhr der Leidenſchaft nicht kennen wollte. Der Edle gieng mit ruhiger Miene und vorwurfsfreiem Herzen unter ſeinen Landsleuten umher und traf da auf einen, der ihm, als einem Unbekannten, ſeine Scherbe darreichte, mit der Bitte: er möchte doch den Namen Ariſtides darauf ſchreiben. „Der Mann muß dich ſehr beleidigt haben, ſagte Ariſtides zum Bürger, daß du dich zu ſeiner Verbannung verſtehſt.“ Weiter gar nicht, verſezte dieſer; ich kenne ihn nicht einmal; aber das verdrießt mich, daß er vor allen andern der Gerechte heißen will. „Wenns ſo iſt,“ ſagte Ariſtides, nahm ihm die Scherbe aus der Hand und ſchrieb ſeinen Namen darauf *). — Auch als man ihm nachher dieſen Volksbeſchluß ſeiner Verbannung bekannt machte, ſezte es ihn nicht außer Faſſung; als er die Stadt verließ, und ſeinen Blick noch einmal mit Rührung auf ſie beim Scheiden richtete, bat er mit zum Himmel gehobenen Händen die Götter: ſie möchten das Glück dieſer ſeiner Vater-

ſtadt

---

*) Siehe das erſte Kupfer

ſtadt erhalten und es ihr nie bereuen laſſen, ihn verbannt zu haben.

Fünf Jahre nach ſeiner Entfernung aus dem Vaterlande, als Xerxes mit ſeiner ungeheuren Macht aufbrach und Griechenland den Untergang drohte, ſahen die Athenienſer wohl ein, welchen Mann ſie aus ihren Staaten verbannt hatten und dachten daher an ſeine Zurückberufung, beſonders da ſie fürchteten, der Perſiſche König, der außer ſeiner Heeresmacht auch noch von ſeinem Golde zum Verderben Griechenlands Gebrauch machte und durch Beſtechungen die Anhänger der griechiſchen Parthey zu gewinnen ſuchte, möchte auch dieſen großen Mann auf ſeine Seite ziehen. Zwar war dieſe Furcht unnöthig; denn einer ſolchen Niederträchtigkeit war die große Seele des Ariſtides nicht fähig. Machte es ihm gleich ſeine Verbannung und ſein jetziger Aufenthalt zu Aegina jetzt unmöglich, auf dem Schlachtfelde ſelbſt zu erſcheinen und für das Vaterland zu kämpfen: ſo nahm er doch den innigſten Antheil an dieſem Kriege und brannte vor Begierde, etwas zum Beſten des Vaterlandes beizutragen.

Als er daher erfuhr, daß die verſammelte griechiſche Flotte bei Salamis ſich aus Uneinigkeit zerſchlagen und ein Theil derſelben ſich aus Furchtſamkeit einiger ihrer Anführer einem entſcheidenden Treffen entziehen wollte, gleichwohl die feindliche Flotte ſich von allen Seiten zuſammenzog: konnte er ſich nicht länger in Aegina halten; er begab ſich zu Schiffe und ſegelte in der Nacht, mit der größten Gefahr durch die feindlichen Linien nach Salamis, zur vereinigten Flotte der Griechen; er ließ ſich ſogleich beim Themiſtokles anmelden und um eine Unterredung bitten. Themiſtokles trat eben aus der Verſammlung der Admiräle, mit denen er einen harten Kampf gehabt hatte, um ſie zu einer Seeſchlacht mit den Feinden zuſammen zu halten. „Laß es uns, redete ihn Ariſtides an, laß es uns in dieſen Augenblicken, von denen das Wohl Griechenlands abhängt, vergeſſen, daß wir Feinde waren und einander den Vorzug ſtreitig machten. Jetzt komme ich, dir mit meinem Rathe zu dienen. Laß es ja nicht dazu kommen, daß die Flotte der Griechen ſich trenne: ſchon ziehen ſich die perſiſchen Schiffe von allen Seiten zuſammen,

men, euch einzuſchließen: nur ein entſcheidendes Treffen mit vereinigten Kräften kann Griechenland retten. Trennt ihr euch, ſo ſeyd ihr verlohren!“ —

Das war ſo ganz nach dem Wunſche des Themiſtokles geſprochen, der ſelbſt die feindliche Flotte beigelockt hatte, um die Griechen zu einem Treffen zu nöthigen. Er bat ihn daher, daß er dies ſelbſt in offner Verſammlung vortragen ſollte, damit es nicht ſcheinen möchte, als ſey es ſeine Erfindung. Ariſtides gieng darauf in die Verſammlung, ſtärkte durch ſeine männliche Beredſamkeit und durch die Wärme, mit der er für die gemeinſchaftliche Sache ſprach, die Gemüther der Anführer, und zog ſich, in Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, zu ſeinen Aegineten zurück, und entflammte auch deren Patriotismus ſo, daß ſie in dem bald darauf erfolgten entſcheidenden Treffen, in welchem die Griechen unter Anführung des Themiſtokles den herrlichſten Sieg über die perſiſche Flotte erfochten, ſich als die tapferſten auszeichneten.

Bald nachher riefen die Athenienſer den Ariſtides wieder in ſeine Vaterſtadt zurück; denn noch waren nicht alle Gefahren des Kriegs durch jene Seeſchlacht überwunden. Noch drohte die Landmacht des Perſiſchen Königs neue Verheerungen, und Athen bedurfte mehr als jemals eines Mannes, wie Ariſtides war, der durch ſeine Weisheit und ſeinen feſten Charakter, dem emporſtrebenden Genie des Themiſtokles, den ſein erfochtner Sieg bei Salamis zu weitausſehenden Unternehmungen hinzog, das Gegengewicht halten könne. Ariſtides ergriff nun auf Bitten der Nation wieder das Ruder des Staats und leitete es mit der gewohnten Klugheit, ſogar zur Zufriedenheit des Themiſtokles, ob er ihm gleich nicht immer zur Ausführung ſeiner herrſchſüchtigen Plane die Hände bot.

Themiſtokles gieng nämlich damit um, den Athenienſern die Oberherrſchaft über Griechenland zu verſchaffen. Da ein unbeſchränkter Ehrgeiz blos die Triebfeder ſeiner Handlungen war: ſo ließ er ſich auch in der Wahl der Mittel durch dieſe leiten, ohne auf die Rechtmäßigkeit derſelben zu ſehen, wenn ſie ihn nur zum Zweck führten. So glaubte er jezt ein Mittel in Händen zu haben, Athen wenigſtens die Oberherrſchaft zur See zuzuwenden, und war unverſchämt genug, bei einer Volksverſammlung, wiewohl unter der Bedingung der heiligſten Verſchwiegenheit, in Vorſchlag zu bringen: man ſollte die Schiffe der verbündeten Griechen, die eben in einem theſſaliſchen Seehafen vor Anker lagen und da überwinterten, in Brand ſtecken. Man wieß ihn mit dieſem Antrag an Ariſtides, und wenn dieſer Gerechte ihn billigen würde: ſo würde ihn auch die Republik genehmigen. Wohl, ſagte Ariſtides, als er ſich vom Themiſtokles ſeinen Plan hatte mittheilen laſſen und wieder in die Verſammlung zurückkehrte: wohl könnten die Athenienſer auf keine kürzere und leichtere — aber auch auf keine ungerechtere Art, die ſie in den Augen der ganzen Welt herabſetzen würde, zur Oberherrſchaft gelangen, als nach dieſem Entwurf. — Dies war genug geſagt, um ihn einſtimmig zu verwerfen.

Themiſtokles konnte bei ſeinen groſſen Verdienſten um den Staat doch nicht dem Verdacht entgehen, daß er Privatabſichten dabei habe und eine geheime Correſpondenz mit dem Feinde der Republick unterhalte. Auch er, der Sieger bei Salamis, fiel nach einiger Zeit in die Straſe des Oſtracismus und wurde aus Athen, deſſen Mauren und Palläſte er wieder aufgebaut hatte, verbannt. Ariſtides verleugnete auch bei dieſem Fall ſeines Nebenbuhlers und ehemaligen Verfolgers ſeine gerechte und edle Denkungsart nicht; entfernt, ihn zu beſchleunigen, wendete er vielmehr alles an, um ihn zu verhindern und dem Staate einen ſo verdienten Mann zu erhalten, und blieb auch nach ſeiner dennoch erfolgten Verbannung einer ſeiner eifrigſten Vertheidiger.

Seinen Heldenruhm gründete Ariſtides in der nachherigen merkwürdigen Schlacht mit den Perſern bei Platäa. Nach jenem für die Perſer ſo unglücklichen Seetreffen bei Salamis hatte ſich zwar der königliche Anführer der ungeheuren Macht, mit der er Griechenland zu überſchwemmen drohte, Xerxes, mit den Ueberbleibſeln ſei-

ner

ner Flotte wieder durch die Meerenge am Helleſpont mit Schimpf und Schande zurückgezogen: aber noch hatte er eine Armee Landtruppen von dreymalhunderttauſend Mann unter dem Kommando des Mardonius in Griechenland zurückgelaſſen, um das Land, das er ſich nicht unterwerfen konnte, doch wenigſtens mit Feuer und Schwerd zu verwüſten. Dieſer Befehlshaber einer ſo großen Armee glaubte gleichwohl nicht, im offnen Kampf der vereinten Macht der wenigen Griechen, die aber alle Helden waren, gewachſen zu ſeyn; er gab ſich daher Mühe, die Griechen unter ſich uneins zu machen, um ſie deſto leichter zu überwältigen. Seinen erſten Verſuch machte er mit den Atheniensern. Er wußte, wie ſehr dieſe nach der Oberherrſchaft in Griechenland trachteten, und verſprach ihnen daher, ſie mit Geld und Macht dabei zu unterſtützen, wenn ſie von dem Bündniß der übrigen und beſonders der Lacedämonier abträten.

Eben kam dieſe Geſandtſchaft, an deren Spitze ſich ſelbſt ein Macedoniſcher König befand, der aber jezt ein Vaſall des Perſiſchen Köni=

Königes war, in Athen an, als auch die Geſandten der Lacedämonier daſelbſt zugegen waren. Dieſe, beſorgt, die Athenienſer möchten ſich durch die blendenden Anträge und das perſiſche Gold bewegen laſſen, ihre Sache der allgemeinen Sache Griechenlands vorzuziehen, erklärten dagegen, daß, wenn Athen dem Bunde treu bleiben würde, ſie auch alle Gefahren des Kriegs mit ihnen theilen und während des Kriegs ihre Weiber und Kinder und Greiſe unterhalten, und ihnen mitten in Lacedämon ein neues Athen ſchaffen wollten. Mit edlem Anſtande nahm darauf Ariſtides an der Spitze der Archonten das Wort: „Daß Ausländer den Siegern bei Salamis zutrauen, ſie würden ſich durch Geld beſtechen laſſen, das verzeihe ich ihnen: aber wie können Spartaner, die Zeugen unſerer Anſtrengung bei jenem Kampfe für Freiheit waren, unſere Treue in Zweifel ziehen? Ihr Geſandten von Mardonius, ſagt eurem Herrn wieder, daß, ſo lange die Sonne über den Gefilden Griechenlands leuchtet, Athen den Ruin ſeiner Mauern, die Plünderung und Einäſcherung ſeiner Tempel und Gebäude an den Perſern rächen wird. Und du

König von Macedonien, wenn dir an unſerer Freundſchaft gelegen iſt: ſo betritt nie wieder mit ſo ſchimpflichen Anträgen unſern Boden.“

Er ließ darauf durch die Prieſter einen feierlichen Fluch gegen jeden athenienſiſchen Bürger ausſprechen, der es wagen würde, auf ein Bündniß mit den Perſern anzutragen; welches ſolche Wirkung that, daß, als nachher ein Bürger von Athen bei einer neuen Geſandtſchaft des Mardonius die Meinung äußerte, man möchte ſeine Vorſchläge annehmen, das Volk ihn auf der Stelle ſteinigte, und ſelbſt die Weiber in fanatiſcher Wuth über ſeine Familie herfielen und Frau und Kinder ermordeten.

Nicht lange darauf fiel die merkwürdige Schlacht bei Platäa vor, wo die griechiſche Armee unter Anführung des Lacedämoniers, Pauſanias, und des Ariſtides, den völligen Sieg über die Perſer davon trug, wobei ihr General, Mardonius, tödtlich verwundet wurde und mit den geringen Ueberbleibſeln ſeiner Armee die Flucht ergriff. Eine unermeßliche Beute fiel in die

Hände der Sieger. — An demſelben Tage wurde auch die Perſiſche Flotte bei Mykale durch die Griechen geſchlagen, die Schiffe größtentheils verbrannt und die Mannſchaft niedergehauen: ſo daß von vielleicht drey Millionen Menſchen, die Xerxes aus Aſien geführt hatte, kaum funfzigtauſend wieder in ihr Vaterland zurückkehrten *).

Athen

---

*) Der Name dieſes Perſiſchen Monarchen, Xerxes, würde längſt ſchon, wie mehrere unbedeutende und der Erwähnung unwürdige, aus der Geſchichte verloſchen ſeyn, wenn nicht ſeine ſchimpfliche Niederlage im Kampfe mit den Griechen ihn merkwürdig gemacht und die Wahrheit beſtätigt hätte: einem Könige hilft nicht ſeine große Macht, Roſſe helfen auch nicht, und ihre große Stärke errettet nicht. — Gleich bei ſeiner Thronbeſteigung, nach ſeines Vaters Darius Tode, glaubte er im Beſitz einer Macht zu ſeyn, der ſich alle Welt unterwerfen müſſe. Seine Schmeichler verfehlten es auch nicht, ihn in dem Wahne zu erhalten, daß es nur von ſeinem Willen abhänge, ſich alle Nationen der Erde unterwürfig zu machen. Er war daher ſtolz genug, ſelbſt vor einer Reichsverſammlung, die er vor Eröffnung des Feldzugs nach Griechenland, nach Suſa berufen hatte, den verſammleten Reichsfürſten zu erklären: ſie möchten nicht denken, daß er ſie habe zuſammen kommen laſſen, um ihren Rath zu vernehmen.

Athen war von dieſer Zeit an als der erſte Staat von Griechenland faſt allgemein angeſehen;

bei-

---

er ſey darinn ſich ſelbſt genug und erwarte vielmehr, daß ſie ſeine Befehle befolgen wurden. — Um deſto befremdender mußte es ihm ſeyn, daß eine ſo unbedeutende Nation, als die Griechiſche in ſeinen Augen war, ſich ſeinen Befehlen widerſetzen und nicht auch ſeiner Oberherrſchaft huldigen wollte. Dieſer ſein grenzenloſer Stolz riß ihn zu wirklichen Thorheiten hin, daß er z. B. auf ſeinem Zuge nach Griechenland, einen Baum, unter deſſen Schatten er einſt ruhte, mit goldenen Kleinodien behieng und ihm einen eigenen Wächter ſetzte; daß er dem Berge Athos an der helleſpontiſchen Meerenge durch einen Brief befehlen ließ, ſeinen Unternehmungen kein Hinderniß zu ſetzen; daß er das Meer, das ſeine Schiffbrücke über den Helleſpont zertrümmerte, das einemal mit Ruthen peitſchen ließ, das anderemal wieder mit einem goldenen Becher und andern Koſtbarkeiten beſchenkte u. dergl.: ja es verdunkelte dieſer Stolz ſelbſt die wenigen hellern Stellen ſeines menſchlichen Betragens; wohin zum Beiſpiel ſein großmüthiges Benehmen gegen die Geſandten von Sparta gehört, deſſen wir oben erwähnt haben; desgleichen die Thränen, die ihm aus den Augen fielen, als er an den Ufern des Helleſponts von einer Anhöhe ſein ungeheures Heer überſahe und dabei den Gedanken äußerte: daß in hundert Jahren von allen dieſen kein Einziger mehr da ſeyn werde. -- Wie demüthigend hätte es ihm ſeyn können, als er ſchon in demſelben Jahre mit einem

ſehr

beinahe alle übrigen Städte ſchloſſen ſich an denſelben an, und unterwarfen ſich ſeiner Leitung in den gemeinſchaftlichen Angelegenheiten der Nation. — Da man einſahe, wie nöthig es ſey, die Land- und Seemacht der Griechen auf einen reſpektablen Fuß zu ſetzen, um künftigen Einfällen der Feinde vorzubeugen, und man deswegen einen öffentlichen Schatz niederlegen wollte: ſo wurde dem Ariſtides das Geſchäft übertragen, zu beſtimmen, wie viel jede einzelne Stadt dazu liefern ſollte. So allgemein war die Achtung, in

welcher

ſehr kleinen Ueberreſt ſeiner Armee, als Flüchtling, wieder an die Ufer des Hellesponts zurückkehrte, und ſich da auf einem leichten Schiffe, das mehr einem Fiſcherkorbe glich, mit Lebensgefahr überſetzen ließ. — Doch kaum befand er ſich wieder in ſeiner Reſidenz unter dem Schwarm ſeiner Höflinge, als er zwar den Gedanken aufgab, der Eroberer Griechenlands zu werden, aber ſich deſtomehr den Wollüſten überließ und mit Weiberhändeln beſchäftigte; ja eine Prämie darauf ſetzte, wer eine neue Art von Vergnügen erfinden würde. — Nachdem er den Perſiſchen Thron durch ſo manche Laſter entehrt hatte, fand er zuletzt ſeinen Tod durch die Hände eines Menſchen, dem er, als dem General ſeiner Leibwache, ſein Leben anvertraut hatte; der ihn auf ſeinem Bette ermordete.

welcher dieſer Edle wegen ſeiner Gerechtigkeitsliebe ſtand; und jede Stadt trug mit ſolcher Bereitwilligkeit den ihr beſtimmten Antheil bei, daß dieſe Schatzung das glückliche Loos Griechenlands genennt wurde. Dieſer Nationalſchatz wurde zu Delphi, gleichſam unter dem Schutz der Gottheit niedergelegt. – Ariſtides, der jezt die Mittel, ſich und ſeine Familie zu bereichern, in Händen hatte, verwaltete ſeine Aemter mit ſolcher Treue und anſpruchloſen Uneigennützigkeit, daß nach ſeinem bald darauf erfolgten Tode ſein Vermögen nicht hinreichte, die Koſten des öffentlichen Begräbniſſes zu beſtreiten. Da vertrat der Staat, um den er ſich ſo verdient gemacht hatte, Vaterſtelle an ſeiner Familie, beſorgte aus dem öffentlichen Aerarium nicht nur die Koſten des ehrenvollſten Leichenbegängniſſes, ſondern ſetzte der Familie des Ariſtides einen gewiſſen Jahrgehalt und ſeinen Töchtern ein anſehnliches Heirathsgut aus, und tilgte dadurch das Unrecht aus, welches derſelbe durch die ehemalige Verbannung dieſes ſeines edelſten und gerechten Mitbürgers begangen hatte.

Leonidas.

In jener Periode, als Griechenland ſo fürchterlich von dem Kriegsheere des Xerxes bedroht wurde, war dieſer Edle gleichſam der Fels, an welchem ſich die Wellen der daherbrechenden Fluth zuerſt brachen; er der Erſte, der den Kampf für Freiheit beſtand und ſeinen Landsleuten lehrte, als freie Menſchen zu ſiegen oder zu ſterben.

Schon bedeckten die Armeen des Perſiſchen Monarchen die ſchönen weiten Gegenden Theſſaliens und des obern Griechenlandes, und waren im Begriff, in Attika einzudringen, wo ſie bei Thermopylä zwiſchen Gebirgen durchmarſchieren mußten. Die Griechen, die die Wichtigkeit dieſes engen Paſſes wohl kannten, ſuchten dieſen mit einer auserleſenen Mannſchaft zu beſetzen. Achttauſend Griechen, unter denen ſich dreyhundert

Spartaner befanden, wurden beordert, dieſen wichtigen Poſten zu behaupten. Ihr Anführer war Leonidas, König von Sparta.

Kaum hatte dies kleine Heer von dieſem Poſten Beſitz genommen, als die feindliche Armee, die aus mehrern Hunderttauſenden beſtand, daher zog und ſich in den Ebenen und zwiſchen den Bergen jenſeit des Hohlwegs lagerte. Es befremdete den Perſiſchen König Xerxes nicht wenig, daß eine Handvoll Griechen es wagen konnte, ihm hier den Durchgang ſtreitig zu machen; er äußerte dieſe Befremdung gegen den **Demarat**, der vormals König in Sparta geweſen war, aber durch Kabalen gezwungen, ſein Vaterland hatte verlaſſen müſſen, als ein Vertriebener ſich an den Perſiſchen Hof begeben hatte, und jezt den König auf ſeinem Feldzuge begleitete. Dieſer war freimüthig genug, ihm zu ſagen: dreyhundert freie Spartaner gälten eben ſo viel, als ſo viel hunderttauſend perſiſche Soldaten; er möge daher die Macht der Griechen nicht nach der Anzahl der Köpfe beſtimmen. Auf die Frage, warum er ſich denn aus Sparta habe verbannen laſſen?

gab er zur Antwort: weil in meinem Vaterlande das Geſetz mehr Macht hat, als der König. —

Eben erhielt Xerxes durch einen ſeiner Spione die Nachricht: das kleine griechiſche Heer ſey ſo muthig, flechte ſich Kränze und ſänge Lieder, als ob es blos zu einem Kampfſpiele aufziehe. Xerxes, voll Verwunderung darüber, ſchickte darauf einen Herold ab und ließ den Leonidas zur Uebergabe ſeiner Waffen auffordern. „Komm und hole ſie dir ſelbſt!“ ließ ihn der Spartaner mit edlem Stolze ſagen. Einem andern Abgeſandten, der ihm ſehr anſehnliche Belohnung verſprach, wenn er ſich auf die Seite des Xerxes ſchlagen würde, gab er zur Antwort: „Einem Spartaner iſt Ehre und Freiheit unveräußerlich.“ Auf die Vorſtellung: ſein ſchwaches Heer würde ſich nicht gegen eine Armee halten können, die ſo zahlreich ſey, daß ihre Pfeile die Sonne verdunkelten, erwiederte einer ſeiner Tapfern: „deſto beſſer; ſo fechten wir im Schatten.“

Gleich beim erſten Angriff erfuhr Xerxes, mit was für Helden er es aufzunehmen hatte.

Zehntauſend Mann, die er abgeſchickt hatte, um den Paß zu ſtürmen, blieben auf dem Platze. Die Griechen zählten nur drey Todte. Dreyfach verſtärkte Cohorten erfuhren das nämliche Schickſal, und Xerxes, der in einiger Entfernung auf einem erhabenen Throne dieſem Schauſpiel zuſahe, zitterte für Wuth, ſprang mehrmals im Zorne auf, als er den Kern ſeiner Armee, die Tapferſten ſeiner Soldaten in dieſem wüthenden Gefechte fallen ſah; und ſchon gab er die Hoffnung auf, von dieſer Seite in Griechenland einzudringen: als ſich ein niederträchtiger Grieche aus Theſſalien erbot, einem Theil ſeiner Armee durch einen verborgnen Felsweg den Uebergang über das Gebirge zu verſchaffen und ſo den Feinden in den Rücken zu bringen. Vierzigtauſend Mann wurden dazu beordert; ſie brachen unter Anführung des Verräthers in der Nacht auf, und erreichten mit Anbruch des Tags die Höhe des Gebirgs, an deſſen Fuße Leonidas mit ſeinem kleinen tapfern Chor ſtand.

Auf das gegebene Signal, daß ſie die Höhe erſtiegen hätten, ließ Xerxes ſeine übrigen Truppen gegen den Paß verrücken, und ſo ſahen ſich die tapfern Griechen umringt. Doch mitten unter dem wilden Geſchrey und Waffengeklirr entfiel ihrem edlen Anführer der Muth nicht. Er ließ ſein kleines Häuflein zuſammenziehen, zeigte ihm die nahe Gefahr, und foderte es auf, Gefahr und Tod mit ihm zu theilen. Da jezt an keine weitere Rettung zu denken war: ſo entließ er den größten Theil ſeiner Truppen, und behielt blos ſeine tapfern Spartaner, nebſt einigen Hunderten freiwilligen Böotiern an ſich, die alle entſchloſſen waren, hier für die Ehre und Freiheit der griechiſchen Nation zu ſterben. Traurig nahmen die übrigen Waffenbrüder Abſchied von ihnen, und gern hätten auch ſie ihr Leben daran gewagt, hätte nicht das Vaterland ihrer fernern Dienſte nöthig gehabt.

Der feindliche Angriff konnte aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht eher als am kommenden Morgen geſchehen; den lezten Abend brachten die Spartaner noch bei einer Mahlzeit, der lezten für dieſes Leben, zu, wo ſie einander traulich die Hände reichten und ſich dem Tode fürs Vaterland weiheten. Noch in der Nacht brachen ſie unter dem geſtirnten Himmel auf, durch den Hohlweg, und griffen die Perſer mit Löwenmuth ſelbſt in ihrem Lager an. Ihr Schwerd that Wunder der Tapferkeit: aber ihre Anzahl war zu ſchwach, um der ausbrechenden ganzen feindlichen Armee Widerſtand zu halten. Sie zogen ſich daher wieder in der beſten Ordnung ins Thal hinter ihre Verſchanzung zurück, wo nun die Perſer mitten in der Enge von beyden Seiten eindrangen.

Jezt gieng die Tapferkeit der Spartaner in Verzweiflung über; zwar richteten ſie eine ſchreckliche Niederlage unter den Feinden an, ſelbſt mehrere Perſiſche Prinzen, darunter zwey Brüder des Xerxes waren, verlohren dabei ihr Leben, und hoch thürmten ſich die Leichname der Erſchlagenen um die kleine Heldencohorte; aber zulezt mußte ſie der feindlichen Uebermacht, die immer mit friſchen Truppen eindrang, unterliegen. — Spät ſank der edle Leonidas, erſchöpft von Kraft, an blutenden Wunden nieder; die noch übrigen Helden drängten ſich um ſeinen Leichnam, kämpften noch, ſo lange ſie den Arm erheben konnten, über demſelben, bedeckten ihn zulezt mit ihren todten Körpern, und blieben ſämtlich auf der Wahlſtadt.

Man ſagt, ein einziger von den Gefährten des Leonidas ſey dem Gewühl der Schlacht entronnen und mit dem Leben davon gekommen. Aber als er in Sparta ankam, empfand er, während man hie: die Todtenfeier der Helden hielt, die verdiente Verachtung ſeiner Landsleute; ſein eignes Weib legte Trauerkleider an und ſeine Mutter gieng nicht aus ihrem Hauſe, für Schaam, einen Sohn gebohren zu haben, der nicht auch fürs Vaterland zu ſterben wiſſe. — Erſt in einem der nachherigen Treffen löſchte er dieſen Vorwurf durch ſeine bewieſene Tapferkeit aus.

Lange blieb Thermopylä der Ort, auf welchen Griechenland, und beſonders Lacedämon, mit Stolz hinſah. Jeder Grieche wallfahrtete zu der Stätte, wo ſeine Landsleute den Ruhm der Tapferkeit erfochten hatten und weihte dem Leonidas ſein dankbares Andenken. Man errichtete ihm und ſeinen tapfern Spartanern, an der Stätte, wo ſie den ſchönen Tod fürs Vaterland geſtorben waren, ein Denkmahl mit der ſo einfachen als erhabenen Inſchrift:

> Sag's, Wanderer, in unſerem Vaterlande:
> Hier ſtarben wir der Pflicht getreu.

---

* Siehe das 19te Kupfer als das Titelkupfer des 2ten Bandes dieſer Allg. Bild. Bibel.

Themiſtokles.

Dieſer große Athenienſer, der, wie wir ſchon bemerkt haben, ein Zeitgenoſſe des Ariſtides war, mit ihm zugleich an der Spitze der Regierung ſtand und zur Zeit des zweyten perſiſchen Krieges die erſte Rolle ſpielte, hat ſich zwar in der Geſchichte als Held und Retter des Vaterlandes und als einer der erſten Generale einen unſterblichen Ruhm erworben, ja, darinn ſelbſt dem Ariſtides den Vorzug ſtreitig gemacht; aber als Menſch, von Seiten des Charakters, ſteht er ihm weit nach, weil die Triebfeder ſeiner Handlungen mehr Ehrbegierde war, die jede Kraft ſeiner Seele in Thätigkeit ſetzte und zu großen Thaten antrieb.

Neokles, ſein Vater, ein zwar bemittelter aber gemeiner Bürger von Athen, faßte anfangs wenig Hoffnung von ihm, weil er in ſeiner Jugend ſehr ausſchweifend und verſchwenderiſch lebte, und drohte ihn zu enterben. Dies brachte den jungen Themiſtokles zur Beſinnung und erregte in ihm die Begierde, das durch ſich ſelbſt zu erſetzen, was ihm an fremder Unterſtützung abgieng. Mit einem lebhaften Eifer widmete er ſich nun den Wiſſenſchaften, vorzüglich denen, die ihm den Weg zu Staatsämtern bahnen und ihn zum künftigen Volksführer bilden könnten. Er beſuchte in dieſer Abſicht die Schulen der Sophiſten und Redner *), übte ſich ſchon frühe in der damali-

gen

---

*) *Sophiſten und Redner* machten in den griechiſchen Staaten eine ſehr bedeutende Klaſſe von Menſchen aus, deren Einfluß in die öffentlichen Geſchäfte, beſonders der Staatsverwaltung, ſehr wichtig war. Die erſtern ſtanden anfangs beſonders in dem Rufe der Gelehrſamkeit, oder in dem Beſitz derjenigen Wiſſenſchaft, welche die Geſchicklichkeit, Staaten zu regieren und die praktiſche Staatsklugheit in ſich begriff. Auf dieſe Wiſſenſchaft, in Kenntniß der Geſetze und deren Anwendung, ſchränkten ſich vorzüglich die Bemühungen dieſer Weiſen aus der Schule Solons ein; aber in der Folge verbreiteten ſie dieſelbe über mehrere Zweige des menſchlichen Wiſſens, und maßten ſich an, über alles zu raiſonniren, wodurch ihre Weisheit, bei ſehr oberflächlichen Kenntniſſen, in bloße Spitzfindigkeit übergieng und in leeren Worten beſtand: ſo daß zulezt der Name eines Sophiſten für nicht

viel

gen Kunſt, Proceſſe zu führen, ſezte Anklage- oder Vertheidigungsſchriften für oder wider ſeine Mitſchüler auf und machte ſich die Gabe der Ueberredungskunſt ſo eigen, daß ſeine Lehrer ſchon frühe den wichtigen Einfluß ahndeten, den er einmal auf die Staatsverwaltung haben würde. Mit weniger Eifer übte er ſich in den Künſten, die mehr auf Bildung des feinen Geſchmacks und der Sinne zweckten, und erklärte gegen diejenigen, die ihm darüber Vorwürfe machten: es läge ihm nichts daran, die Leier ſpielen und die Harfe ſtimmen zu können: wenn er nur die Kunſt verſtehe, einſt

---

viel beſſer als der eines gelehrten Wortkrämers galt. — Noch größer und einflußreicher war das Anſehen derer, die als Redner, mit jener Kenntniß der Staatswiſſenſchaft auch zugleich die Geſchicklichkeit eines deutlichen, überzeugenden oder überredenden Vortrags verbanden, und dies Talent, durch die Rede auf die menſchlichen Gemüther zu wirken, ausgebildet hatten. In demokratiſchen Staaten, dergleichen die griechiſchen waren, wo alles von dem Willen des Volks abhieng, mußte die Redekunſt eine der wichtigſten Wiſſenſchaften für den ſeyn, der an der Staatsverwaltung Theil nehmen wollte, da ſie vorzüglich den Weg zur öffentlichen Achtung und den wichtigſten Staatsämtern bahnte.

einſt einen kleinen Staat ſo zu organiſiren, daß er groß und berühmt werde.

Sein ſo gebildetes Talent und ſeine ſich vordrängende Ehrbegierde brachte den feurigen Jüngling bald zur Verwaltung der Staatsgeſchäfte und zog ihn in den Strudel öffentlicher Geſchäfte. Vergebens machte ihn einſt ſein Vater, als er mit ihm am Geſtade des Meeres ſtand, auf die Trümmern von Galeeren aufmerkſam und ſagte: ſieh hier das Bild verdienter Staatsmänner! dies iſt gemeiniglich ihr Schickſal, wenn ſie dem Staate ihre frühern Kräfte gewidmet haben! Themiſtokles ließ ſich dadurch nicht irre machen, auf dem einmal betretenen Wege fortzugehen, und ſuchte nur Gelegenheit, ſich dem Staate durch wichtige Dienſte geltend zu machen.

Dieſe fand er auch ſchon als zwanzigjähriger Jüngling auf dem Schlachtfelde von Marathon, wo er unter Miltiades focht und den ſo glänzenden Sieg über die Perſer erkämpfen half. Aber ſchon da ſchmerzte es ſeiner ehrgeizigen Bruſt, daß der Siegeslorbeer vorzüglich die Schläfe des großen Miltiades ſchmückte, und daß ihm dieſer vielleicht, durch die Niederlage der Perſer, die Gelegenheit geraubt habe, ſich einen gleichen Ruhm zu erkämpfen. Von dieſer Zeit an entzog er ſich allen gewohnten Luſtbarkeiten, kam nicht mehr zu den Zuſammenkünften ſeiner ſchwelgenden Jugendfreunde, zog ſich gleichſam in ſich ſelbſt zurück, beſchäftigte ſich mit großen Planen, brachte ganze Nächte ſchlaflos zu, zeigte ſich nur ſelten im Publikum und auch dann mit niedergeſchlagenem, tiefſinnigem Blicke, und erklärte gegen diejenigen, die ihm ihre Befremdung über dieſe ſeine veränderte Lebensart zu erkennen gaben: Miltiades Trophäen ließen ihn nicht ſchlafen.

Sein Scharfſinn und ſeine Klugheit ließ ihm jedoch vorausſehen, daß die Perſer, durch jene Niederlage bei Marathon gereizt, noch mehr ihre Kräfte aufbieten würden, ihre erlittene Schmach an Griechenland zu rächen; ſeine ganze Sorgfalt war daher dahin gerichtet, die Griechen und beſonders die Athenienſer in einen guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen: und dazu hielt er vorzüglich die Errichtung einer anſehnlichen Flotte nöthig.

thig. Durch den Einfluß, den er durch ſeine Ueberredungskunſt auf das Volk hatte, und durch raſtloſe Betriebſamkeit, brachte er es auch dahin, daß hundert Schiffe ausgerüſtet wurden, über welche man ihm das Kommando übertrug. Die Aegineter behaupteten damals wegen ihrer anſehnlichen Flotte die Herrſchaft im Meere und trieben Seeräuberey. Gegen dieſe führte Themiſtekles zuerſt ſeine Flotte an, trieb ſie in Kurzem nach verſchiedenen glücklichen Gefechten aus den dortigen Gewäſſern, und lehrte dadurch ſeinen Landsleuten ihre Stärke auch zur See kennen. Von nun an wendete er alles an, um die Athenienſiſche Seemacht zu vergrößern, und erklärte ganz gegen die Meinung des Miltiades und anderer, daß nur darinn ihre Hauptſtärke beſtehe, durch die ſie ſich bei künftigen Einfällen der Barbaren auch gegen die größte Macht derſelben halten könnten.

Der Erfolg hat es bewieſen, wie richtig dieſe Bemerkung war; denn in dem bald nachher erfolgten zweyten perſiſchen Kriege unter Xerxes, der außer den Landtruppen auch noch mit einer

Flotte von mehrern hundert Segeln in den Pelopones eindrang, hieng die einzige Rettung der Griechen von ihren Schiffen und von der ſo entſcheidenden Seeſchlacht bei Salamis ab, wo ihre zwar kleine, aber in den dortigen Gewäſſern einheimiſche und mit heldenmüthigen Vertheidigern des Vaterlandes ausgerüſtete Flotte den vollkommenſten Sieg über die ungeheure perſiſche Flotte davon trug.

Die Ehre dieſes erfochtenen Siegs zur See, der nicht weniger glänzend als der zu Marathon war, fiel größtentheils auf Themiſtokles, und er verdiente auch dieſelbe, denn wirklich war er die Seele, die bei dieſer Aktien alles belebte. Ohne ſeine Klugheit, die jeden Vortheil zu benuzen, zur rechten Zeit nachzugeben und ſich in alle Lagen zu finden verſtand, und ohne ſeinen Heldenmuth, durch den er nicht nur feſt den entworfenen Plan durchſezte, ſondern auch die Theilnehmer des großen Kampfs in Feuer erhielt, würde die verbündete griechiſche Flotte nichts gegen die weit überlegnere Macht der Feinde vermocht haben. Mehrmals ſtand ſie auf dem Punkte, aus-

ein

einander zu gehen, theils aus Eiferſucht ihrer Anführer, theils aus Mißtrauen in ihre geringe Anzahl. Welche Arbeit, welche Anſtrengung koſtete es da dem Themiſtokles, ſie zuſammen zu halten und ſie zum Gefecht zu bringen. Hier war es, wo er auf edle Art ſeine eigne Ehre dem Wohl des Staats nachſezte, wo er, obgleich die Schiffe der Athenienſer bei der verbündeten griechiſchen Flotte an Anzahl die meiſten waren, dem Admiral der Spartaniſchen Schiffe, Eurybiades, das Oberkommando überließ, um nicht durch eigenſinnige Behauptung ſeiner Anſprüche die Verbündeten zu trennen; eben ſo großmüthig ertrug er die wirklich beleidigende Art, womit dieſer Spartaniſche Oberadmiral ſich einmal mit aufgehobenem Stocke ſeinem weiſen Plane entgegenſezte und ihn zum Schweigen bringen wollte. Und welche unſägliche Mühe koſtete es ihm, welche fein durchdachte und ſchlau angelegte Mittel mußte er anwenden, ſeine Landsleute, die Athenienſer, zu bereden, ihre Vaterſtadt, die ſie bei dem Eindringen der feindlichen Landmacht doch nicht behaupten konnten, zu verlaſſen, und einem Götterausſpruch zu folge, ſich hinter hölzernen Mauren, oder wie es Themiſtokles geſchickt auslegte, auf den Schiffen zu vertheidigen.

In der That war es ein rührender Auftritt, der das Herz jedes patriotiſch geſinnten Griechen tief erſchüttern mußte, zu ſehen, wie da die Hauptſtadt Griechenlands, Athen, von ihren bisherigen glücklichen Bewohnern geräumt und ſo der unvermeidlichen Verheerung überlaſſen wurde. Schon drangen die feindlichen Heere, die nun nicht mehr, wie bey Thermopylä, einen Leonidas und einen ſo tapfern Widerſtand fanden, in Attika ein, und der emporſteigende Dampf eingeäſcherter Dörfer und Städte kündigte von weitem die Ankunft der erbitterten Feinde an. Athen war nun nicht mehr zu retten. Alle waffenfähige Bürger begaben ſich auf die Kriegsſchiffe, nachdem ſie zuvor ihre Weiber und Kinder bis zum Geſtade begleitet hatten, wo ſie in kleinen Fahrzeugen mit ihren mitgenommenen Habſeligkeiten theils nach der gegenüberliegenden Inſel Salamis, theils nach Trözen in Argolis übergeſchifft wurden. Weinend gieng der lange Zug der Mütter, mit den jammernden Kindern an der Hand, dem Ufer zu, oft noch blickten ſie auf die geliebte Vaterſtadt zurück, nach den ihnen ſo theuren Tempeln und Wohnungen, wo noch ſo manche ihrer Anverwandten, die als Greiſe nicht mit auswandern konnten, mit den ſämtlichen Prieſtern zurückblieben. Nach den letzten Umarmungen ſtießen die Auswandernden vom Ufer, wo ſelbſt die zahmen Hausthiere, die ſie bis dahin begleitet hatten, durch ihr Heulen und Winſeln die allgemeine Wehklage vermehrten *). —

Bei ihrer Ankunft in Trözen fanden ſie daſelbſt, nach der damals ſo liebenswürdigen Sitte der Gaſtfreundſchaft, eine ſehr gute Aufnahme.

---

*) Die Geſchichte hat es nicht für unwürdig gehalten, bei dieſer Gelegenheit der Treue eines Hundes zu gedenken, der ſeinen Herrn, Xanthippus, den Vater des nach der Zeit ſo berühmten Perikles, durchaus nicht habe verlaſſen wollen, ſondern ihm ins Meer nachgeſprungen, immer neben der Galeere hergeſchwommen und, nachdem er die Inſel erreicht, todt zu den Füßen ſeines Herrn aus Entkräftung niedergefallen ſey — und die Griechen hielten es nicht unter ihrer Würde, das Andenken dieſes Thieres zu ehren, und ſetzten ihm an der Stelle am Ufer ein kleines Denkmal (Kynos Sema genannt).

Sie wurden hier auf gemeine Koſten unterhalten, auf jede Perſon wurden zwey Obolen *) aus dem Aerarium gegeben; die Ortsobrigkeit erlaubte den Kindern ihrer Gäſte, ſich Früchte von allen Bäumen zu pflücken, und hielt ihnen ſogar eigne Lehrer, die ſie, während der Abweſenheit ihrer Väter, unterrichten mußten. Gewiß ſehr ſchöne Züge der Humanität aus dem damaligen Zeitalter!

Indeß rückte Xerxes mit ſeinem Heere in das athenienſiſche Gebiet ein; bewundernd bemerkte er rings umher die ſtille Einöde; ohne Widerſtand nähert er ſich dem offnen Thore der verlaſſenen Stadt und hält da ſtolz, als ob er Sieger ſey, ſeinen Einzug; aber ſein Stolz fand nur zu wenig Nahrung in der ſo menſchenleeren Stadt, nur noch von einzelnen Greiſen bewohnt, die aber ſelbſt ihr ehrwürdiges graues Haupt nicht vor dem Schwerde des Barbaren ſchützte. Nur die Citadelle der Stadt, die von einer kleinen Schaar tapferer Bürger vertheidigt wurde, leiſtete ihm noch einige

---

*) Ohngefähr 1 gr. 8 pf.

Tage Widerſtand und reizte die Wuth des Siegers, daß er nach Eroberung derſelben die kleine Beſatzung, und was ſonſt noch in der Stadt am Leben war, niederhauen, die Tempel und Gebäude der Stadt in Brand ſtecken und die Mauern derſelben ſchleifen ließ. Einige der Kunſtwerke Athens, Gemälde und Statüen, ließ der aſiatiſche Despot ſogleich als Trophäen ſeines vermeinten Siegs nach Perſien überbringen, um ſich daſelbſt als den Eroberer Athens anzukündigen.

Aber bald darauf erfuhr dieſer eroberungsſüchtige Monarch, wie theuer ihm dieſe Einäſcherung Athens zu ſtehen kam, denn jezt fiengen die Seeoperationen in der Meerenge bei Salamis an, die eigentlich den Kampf entſcheiden mußten. An den Ufern von Attika, Salamis über, von einer Anhöhe, wo Xerxes ſich einen goldenen Thron hatte aufrichten laſſen, von da aus er die im Meere liegenden Flotten und den Ort der Schlacht überſehen konnte, umringt von einer Menge Schreibern, die alle Vorfälle dieſer Schlacht, von der er ſich den gewiſſen Sieg verſprach, genau aufſchreiben ſollten, hatte er die kränkende Demüthigung, zu ſehen, wie beim entſtandenen Gefechte immer eins ſeiner Schiffe nach dem andern von den Schiffen der Griechen in Grund gebort, geentert, übermannt, verſenkt oder verbrannt und ſo die ganze Flotte unter ſeinen Augen zum Theil erobert zum Theil zerſtreut wurde: ſo daß er ſich eiligſt nach dem Hafen begeben, auf dem erſten beſten Schiffe Sicherheit für ſeine Perſon ſuchen und ſich durch die Flucht retten mußte.

Dieſe Seeſchlacht bei Salamis vollendete den Ruhm des Themiſtokles, als des erſten Helden und Erretters der Nation; denn beinahe allgemein wurde ihm der ſo glorreiche Ausgang derſelben zugeſchrieben. Selbſt die eiferſüchtigen Spartaner mußten ihm dieſen Ruhm zugeſtehen. Ganz Griechenland wetteiferte, dem Sieger bei Salamis ſeine Hochachtung zu beweiſen; überall begleitete ihn der Jubel der Nation bei ſeinem nachherigen Zuge durch die griechiſchen Provinzen. Auch Sparta bewillkommte den Helden von Athen mit den ſchmeichelhafteſten Ehrenbezeugungen, wand einen Kranz von Olivenzweigen um ſeine Schläfe, ſchenkte ihm einen der beſten Wagen und ließ ihn durch dreyhundert ſeiner edelſten Jünglinge bei ſeiner Abreiſe bis an die Grenze begleiten.

Noch ausgezeichneter war die Ehre, die ihm Griechenland bei den bald nachher gefeierten Olympiſchen Spielen erwieß. Kaum erſchien er in den Schranken, als die Augen Aller nur auf ihn gerichtet waren, alle, die Kämpfer überſehend, nur unverwandt den großen Mann anſtaunten und laut ihre Freude und ihren Dank für ſeine geleiſteten Dienſte bezeigten. Innigſt gerührt über dieſen Beweiß der öffentlichen Achtung, wendete ſich Themiſtokles zu ſeinen Freunden und erklärte: dies ſey der ſchönſte Tag ſeines Lebens, und dieſer Augenblick ſey wohl einer zwanzigjährigen Anſtrengung und Arbeit werth.

Jezt wendete Themiſtokles ſeine Sorge und Arbeiten dahin, das eingeäſcherte Athen, ſeine Vaterſtadt, wieder aufzubauen und wo möglich noch anſehnlicher als zuvor zu machen. Darauf verwendete er die Summen von der gemachten Beute und die Gelder, die er nachher von den Städten und Inſeln erpreßte, die es mit den Feinden Griechenlands gehalten hatten, und bald gelang es ihm, unterſtützt vom Ariſtides und andern thätigen Beförderern, die Stadt, der Widerſetzlichkeit der Spartaner ungeachtet, die keine feſte Stadt im Peloponnes dulden wollten, nicht nur wieder mit Mauren zu umgeben, ſondern verſchaffte ihr auch einen großen Hafen, (Piräus) den er durch eine lange und ſtarke Mauer mit der Stadt verband, wodurch er Athen zu einer der erſten Seeſtädte machte. Ihm ſchien kein Mittel ungerecht, um ſeiner Vaterſtadt die Herrſchaft zur See zu ſichern, und wir haben oben im Leben des Ariſtides bemerkt, welchen Entwurf er dazu gemacht hatte, der aber durch die Gerechtigkeitsliebe des Ariſtides vereitelt wurde.

So groß übrigens ſeine Verdienſte um das Vaterland waren, und ſo ſehr ihm Athen ſeinen neuen Flor zu verdanken hatte: ſo konnte er doch dem Schickſal nicht entgehen, welches gemeiniglich in Republiken die ausgezeichnetſten Perſonen trift, daß ſie um deſtomehr dem Neid und der Kabale ausgeſetzt ſind; auch Themiſtokles gerieth in den Verdacht, als habe er ſich durch perſiſches Geld zum Verräther des Vaterlandes erkaufen laſſen: da man ihm deſſen nicht überführen konnte, ſo gelang es gleichwohl der Kabale ſeiner Feinde, ihn durch den Oſtracismus aus der Stadt zu verbannen. Eine geraume Zeit hielt er ſich noch in Griechenland auf, wo er ſich noch am geſichertſten hielt, weil der Perſiſche König eine ſehr große Summe auf ſeinen Kopf geſetzt hatte. Als man aber unter den Briefen des Pauſanias, der wegen des Einverſtändniſſes mit den Perſern von den Spartanern hingerichtet worden war, auch eine verdächtige Correſpondenz mit Themiſtokles entdeckte, wurde er, in ſeiner Abweſenheit, als ein der Verrätherey Ueberwieſener verdammt und ſein Vermögen eingezogen. Doch gelang es noch zuvor ſeinen Freunden, einen großen Theil deſſelben zu retten und es ihm nebſt ſeiner hinterlaſſenen Familie heimlich zuzuführen.

Damals hatte ſich Themiſtokles ſeiner Sicherheit wegen an den Hof des Königes der Moloſſen, Admet, begeben. Zwar konnte er ſich anfangs hier eben keine günſtige Aufnahme verſprechen, weil er ehmals, als er noch im vollen Anſehen in Athen ſtand, dieſem Könige in einer gewiſſen Angelegenheit ſehr zuwider geweſen war und daher wohl ſeine Rache zu fürchten hatte. Doch Themiſtokles ſetzte ſich jetzt über alle Bedenklichkeiten hinweg; er kam in den Pallaſt des Königes, nahm deſſen noch kleinen Sohn auf den Arm und ſetzte ſich ſo mit demſelben zwiſchen den Penaten (Hausgöttern) nieder; dies war dort zu lande die heilige Freiſtätte bedrängter Perſonen und die demüthigſte Art, um Hülfe zu flehen. Admet, der jezt von dem Anblick des größten Helden ſeiner Zeit in dieſer bittenden Stellung innigſt gerührt war, reichte ihm ſogleich die Hand, verſprach ihm, nie an die vorige Beleidigung zu denken und ſicherte ihm den Schutz in ſeinem Hauſe als Gaſtfreund zu. Und als wirklich kurz darauf Geſandte von Athen an ſeinen Hof kamen und die Auslieferung des Flüchtlings forderten, erklärte ſich Admet mit edler Freimüthigkeit: er werde das Recht der Gaſtfreundſchaft nicht verletzen: dies ſey er den

Göttern ſchuldig, die dieſen Mann ihm zugeführet, der den Athenienſern, die ihn aus ihren Mauren verbannt hätten, weiter nicht mehr zugehöre.

Da ſich Themiſtokles nach der Zeit auch hier nicht ſo ganz ſicher vor den Nachſtellungen ſeiner aufgebrachten Landsleute hielt, entſchloß er ſich zu dem äußerſt verwegenen Schritt, ſich ſelbſt dem Könige der Perſer auszuliefern und bei der Großmuth ſeines gefährlichſten Feindes Schutz gegen die ungerechten Nachſtellungen ſeiner undankbaren Landsleute zu ſuchen. Aber noch ehe er die Staaten dieſes Monarchen erreichte, hatte er noch manche Gefahren zu überſtehen, weil ihm überall, ſowohl von Einheimiſchen als Fremden nachgeſtellt wurde; beinahe wäre er mit dem Schiffe, das ihn als einen Unbekannten nach Epheſus in Klein-Aſien überſetzen ſollte, bei der Inſel Naxos, die eben von Athenienſern belagert wurde, in die Hände ſeiner Feinde gerathen, weil ein heftiges Gewitter den Schiffer dahin trieb; aber jezt gab er ſich dem Schiffspatron zu erkennen und nöthigte ihn, theils durch Bitten

ten theils durch Drohungen, einen Tag und Nacht fern von der Inſel im Meere vor Anker zu legen und niemanden aus dem Schiffe zu laſſen, bis er bei günſtigem Winde glücklich zu Kumä, einer Stadt in Klein-Aſien, landete, und von da in einem kleinen bedeckten Wagen nach Epheſus fuhr.

Von Epheſus ſchrieb er ſogleich einen Brief an den damaligen König von Perſien, Artaxerxes, den Sohn und Nachfolger des Xerxes, worinne er denſelben im Vertrauen auf ſeine Großmuth und Gnade, unter ſeinen jetzigen bedrängten Umſtänden, da er von ganz Griechenland als ein Freund der Perſer verfolgt werde, um ſeinen Beiſtand anſprach und dem großen Könige ſeine Dienſte anbot. Artaxerxes, der ſich ganz vorzüglich dadurch geſchmeichelt fühlte, den größten Mann der Griechen in ſeinen Staaten zu haben, nahm ihn mit Freundſchaft und ausgezeichneter Achtung auf, ließ ihm kurz nach ſeiner Ankunft die zweyhundert Talente, die auf ſeinen Kopf geſetzt waren, auszahlen, überhäufte ihn mit Gnadenbezeugungen und fühlte ſich im

Beſitz dieſes großen Mannes ſo außerordentlich freudig, daß er ſogar des Nachts im Schlafe, wo das Bild deſſelben noch vor ſeiner Einbildungskraft ſchwebte, einigemale ausrief: ich beſitze den Themiſtokles!

Nachdem er ihn an allen Luſtbarkeiten ſeines königlichen Hofes hatte Theil nehmen laſſen, erlaubte er ihm, ſeinem Wunſche gemäß, ſeinen Aufenthalt in Klein-Aſien zu nehmen, wo ihm Artaxerxes drey Städte ſchenkte, die, wie er ſich bei dieſer Schenkung ausdrückte, ſeine Tafel mit Brod, Wein und Zugemüße verſehen möchten. In einer derſelben, Magneſia, lebte nun der Held mit ſeiner Familie in Anſehen und Wohlſtande, als einer der vornehmſten Perſer; ſeine Tafel war mit den ausgeſuchteſten Gerichten verſehen: gleichwohl ſchmerzte es ihm immer, daß er die griechiſche Freiheit um dieſe goldenen Ketten hatte vertauſchen müſſen: Warlich! ſagte er einſt zu ſeinen Kindern bei voller Tafel, wenn wir nicht ſchon verlohren wären, ſo würden wir nun durch dieſe aſiatiſche Lebensart verlieren!

Obgleich ſeine unerſättliche Ehrbegierde, durch die er ſich ſeinen Landsleuten verdächtig gemacht hatte, der eigentliche Grund ſeiner Verbannung war: ſo konnte dieſe doch nicht die Liebe zu ſeinem Vaterlande überwiegen; auch ſeine ruhmſüchtigſten Unternehmungen zweckten doch noch immer dahin, ſein liebes Griechenland, und vorzüglich Athen, recht anſehnlich und glücklich zu machen. Auch jezt, obgleich ſein Vaterland ſo undankbar an ihm gehandelt und ihn genöthigt hatte, ſeine Zuflucht zum Hauptfeinde der Griechen zu nehmen und dieſem ſeine Dienſte anzutragen, vermochte er es doch nicht über ſein Herz, ſich feindſelig gegen daſſelbe zu beweiſen. Als er daher nach einigen Jahren, die er in Ruhe verlebt hatte, durch eine Staffette vom Perſiſchen Hofe an ſein Verſprechen, Griechenland ihm unterjochen zu helfen, erinnert und ihm eine Oberbefehlshaberſtelle bei der Perſiſchen Armee gegen die Griechen übertragen wurde, nahm er ſie zwar mit heiterer Miene an, aber ſein Entſchluß war ſchon längſt gefaßt. Eines Abends lud er ſeine Freunde noch zu einer feierlichen Opfermahlzeit ein, dankte den

Göttern für jeden frohen Lebensgenuß, unterhielt ſich vergnügt mit den Seinigen, nahm von ihnen Abſchied, trank dann ein Gift, das er zu dieſer Abſicht bereit gehalten hatte, und ſtarb in ſeinem fünf und ſechzigſten Lebensjahre. — So empfindlich dem Könige die Nachricht von ſeinem Tode war: ſo konnte er ihm doch auch nach demſelben ſeine Achtung nicht verſagen, und geſtattete es, daß man ihm ein prächtiges Denkmal zu Magneſia errichtete.

Athen würde den Verluſt dieſes ſeines großen Mitbürgers noch mehr gefühlt haben, beſonders da es auch wenige Jahre nach der Verbannung des Themiſtokles ſeinen edlen Ariſtides durch den Tod verlohr, wenn ihm nicht die Vorſehung wieder einen Mann an die Spitze der Regierung geſtellt hätte, der beyde zu erſetzen ſchien. Es war dies

Cimon,

der edle Sohn des Miltiades, der von ſeinem großen Vater, außer dem Ruhm ſeines Namens, nichts als ſeine Banden erbte, indem er bei ſeinem Tode an ſeiner Statt freiwillig ins Gefängniß gieng, um ihm dadurch ein anſtändiges Begräbniß zu verſchaffen.

Wer weiß, wie lange er in dieſem düſtern Kerker hätte ſchmachten müſſen, wenn nicht ein ſehr reicher Bürger, Kallias, ins Mittel getreten wäre und ſich zur Erlegung der Geldſumme erboten hätte. Allein es koſtete auch dies dem jungen Cimon kein geringes Opfer. Er hatte eine Halbſchweſter, Elpinice, die er liebte und mit der er ſich zu vermählen gedachte, da nach athenienſiſchen Geſetzen die Ehe der Halbgeſchwiſter erlaubt war. Aber auch der reiche Kallias hatte Abſichten auf dies reitzende Mädchen, und trug ihm daher die Befreiung mit ſeinem Gelde an, wenn er ſeine Anſprüche auf die Geliebte aufgeben würde. Cimon war zu ſtolz, als ſolch eine Bedingung einzugehen, die ihm dazu ſo viele Aufopferung koſtete, und ſchlug es ihm ab. Elpinice aber — ſey es, daß die Reichthümer des Kallias oder ſonſt eine Leidenſchaft ſtärkern Eindruck auf ihr Herz machte, erklärte: ſie könne ohnmöglich zugeben, daß der edle Sohn des großen Miltiades im Kerker ſchmachten ſollte — gab dem Kallias ihre Hand und ſetzte ſo ihren Halbbruder in Freiheit.

Obgleich ſchon im ſchönen Jünglinge ſich die Anlagen zum künftigen großen Manne allmählich entwickelten, ſo blieben dieſe doch lange, bei manchen jugendlichen Verirrungen, den Augen ſeiner Landsleute verborgen. Nur dem ſchärfern Auge des Ariſtides entgiengen ſie nicht; er zog das junge Genie hervor und unter ſeiner Leitung wurde der Tugend und dem Staate der Mann erzogen und erhalten, der durch ſeine Talente und Tugenden dem Vaterlande nachher die wichtigſten Dienſte leiſtete, und ohne dieſe weiſe Leitung vielleicht für beyde wäre verlohren geweſen.

Schon in der Schule ſeines Vaters war er zum künftigen Helden gebildet worden; ſchon als Jüngling fühlte er ſich in den Schlachten der Griechen mit den Perſern, bei Marathon und Salamis, von dem Geiſte der Vaterlandsliebe beſeelt, der ihn durch ſein ganzes Leben hindurch zu großen Thaten antrieb. Bei jener Aufforderung des Themiſtokles an die Bewohner Athens, daß ſie beim Andrängen der perſiſchen Landmacht die Stadt verlaſſen und ihr Heil auf den Schiffen ſuchen ſollten, und bei der Unentſchloſſenheit und Beſtürzung ſeiner Mitbürger über dieſen unerwarteten Antrag, war er der erſte, der vor den

Augen der Bürgerſchaft einen Pferdezügel in die Hand nahm, ihn über den Markt nach dem Tempel der Minerva trug und daſelbſt aufhieng, einen Schild ergriff und ſich damit nach dem Hafen begab, wodurch er zu verſtehen gab, wie ſehr der Rath des Themiſtokles den Umſtänden angemeſſen ſey, jezt nicht zu Pferde — ſondern vom Schiffe zu fechten; und ſein Beiſpiel fand Nacheiferung.

Auf dieſer ſo rühmlich betretenen Heldenbahn ſchritt Cimon mit raſchem Schritt zu immer höhern Anſehen empor. Man übertrug ihm ſehr bald wichtige Geſchäfte, gab ihm das Kommando über einen Theil der Truppen, bei denen er in Kurzem eine ſo gute Diſciplin einführte, daß ſie ſich vor allen durch gute Taktik, Muth und Eifer auszeichneten und mit denen er ſo manchen glänzenden Sieg über die Feinde erfocht.

Bald nachher wurde er zum Admiral der athenienſiſchen Flotte ernannt, wobei er den Auftrag erhielt, die perſiſchen Beſitzungen an den Küſten im obern Griechenland und Thracien aufzuheben und den Feind, nach jener Niederlage, vollends aus allen griechiſchen Provinzen und den Ländern griechiſcher Bundesgenoſſen zu verdrängen. Cimon richtete dieſen Auftrag mit ſolchem Glück und ſolcher Geſchicklichkeit aus, die weit die Erwartung der Republik übertraf, die Beſitzungen Athens in jenen Ländern ungemein vermehrte und ihr immer mehr die Herrſchaft zur See ſicherte.

Als er im Cherſones, bei Byzanz und Seſtus, außer einer anſehnlichen Beute auch eine große Anzahl Perſer zu Gefangnen gemacht hatte: wäre bald zwiſchen ſeinen Athenienſern und den Bundsgenoſſen, die ihm in dieſem Kriege beigeſtanden hatten, wegen der Theilung der Beute ein Streit entſtanden, den jedoch die Klugheit Cimons zum Vortheil der erſtern entſchied. Er ließ nämlich die Gefangenen nackend ausziehen und auf die eine Seite treten, und die ihnen abgenommenen Koſtbarkeiten auf die andere legen; nun überließ er den Bundsgenoſſen die Wahl zwiſchen beyden; dieſe, ohne ſich lange zu bedenken, griffen nach den Schätzen und ließen den Athenienſern die nackten Gefangenen; die letztern glaubten wirklich

dadurch

dadurch verkürzt zu ſeyn, aber nach wenigen Tagen ſahen ſie wohl ein, daß ſich ihr Anführer nicht verrechnet habe; denn da erſchienen eine Menge von Freunden und Verwandten dieſer Gefangenen an den Küſten, welche dieſelben mit ſchweren Summen Geld auslößten: ſo daß nicht nur die Soldaten völlig befriedigt, ſondern noch ein anſehnlicher Theil dieſes Löſegeldes nach Athen geſchafft wurde.

Nach mehrern Siegen, welche Cimon theils zu Waſſer theils zu Lande erfochten hatte, kehrte er mit Ruhm gekrönt, und mit großen Schätzen nach Athen zurück. Hier machte er nun von ſeinem erworbenen Reichthum den würdigſten Gebrauch. Ihm verdankte dieſe Hauptſtadt Griechenlands vorzüglich ſeine prächtigſten Gebäude und öffentlichen Plätze, die gleichſam die Niederlage von jenen Werken der bildenden Künſte wurden, durch die ſich Athen von dieſer Zeit an unter allen Städten Griechenlands auszeichnete. Die Sümpfe und Sandplätze, die noch die Stadt umgaben, wurden durch ihn in die anmuthigſten und geſchmackvollſten Landplätze verwandelt; der ſchöne

Marktplatz mit Platanen bepflanzt und bedeckten Säulengängen geziert, und ein bisher vernachläſſigter und verwilderter Platz bei der Stadt, der einem gewiſſen Bürger, Akademos, gehörte, in einen der angenehmſten Luſtgärten mit Springbrunnen und niedlichen Ruheplätzen umgeſchaffen, in deſſen ſchattigten Spaziergängen nachher die berühmten Weiſen und Volkslehrer ſich verſammelten, ſich mit ihren Schülern über die wichtigſten Gegenſtände der Weltweisheit unterhielten, und der nachher durch den Namen der Akademie ſo berühmt geworden iſt.

Auch die eigne Wohnung des Cimons und ſeine Beſitzungen waren dem allgemeinen Wohl und dem Vergnügen ſeiner Mitbürger, beſonders denen, die zu ſeiner Gemeinde *) gehörten, gewidmet. Sein Haus ſtand für jeden ehrlichen

---

*) Die Stadt und das Gebiet Athens war in verſchiedene Gauen und Gemeinden eingetheilt, in welche die Burger eingeſchrieben waren; nach dieſen rangirten ſie ſich bei gemeinſchaftlichen Zuſammenkünften und darnach formirten ſich auch die Kolonnen im Kriege. Cimon gehörte zu der Gemeinde der Laciaden.

Bürger offen; täglich wurde in demſelben eine zwar frugale aber doch für Viele hinreichende Tafel bereitet, wo jeder und beſonders der Arme oder der Geſchäftsmann, auch uneingeladen erſcheinen durfte. Von ſeinen Landgütern ließ er die Zäune wegnehmen, ſezte keine beſondern Aufſeher über die Gärten, damit jedermann freien Zutritt hatte, und Fremde ſowohl als Bürger konnten ſich da ungehindert Garten- und Baumfrüchte zu ihrem Bedarf holen. So oft er ausgieng, begleiteten ihn Bedienten mit vollen Geldbörſen, um gleich auf der Stelle den Bedürfniſſen armer Bürger abzuhelfen. Oft, wenn er einem braven aber ſchlechtgekleideten Bürger begegnete, den er einer Auszeichnung werth achtete, warf er ihm ſein Oberkleid zu; und nicht ſelten mußten ſeine Bedienten ihre Mäntel zu ſolchem Gebrauch hergeben; wenn der Stand des Dürftigen Achtung forderte, wußte Cimon einen ſolchen heimlich und mit ſolcher Schonung zu unterſtützen, daß ſein Ehrgefühl dabei nicht im mindeſten beleidigt wurde. Es war ihm Freude, dieſer und jener bedrängten Familie aufzuhelfen und ſie in Wohlſtand zu verſetzen. Gern ſtand er den Hülfsbedürftigen mit

Rath und Hülfe bei; trocknete manchem Weinenden ſeine Thränen; ſogar gegen ſeine verſtorbenen armen Mitbürger bewieß er ſich wohlthätig, indem er für ihre anſtändige Beerdigung ſorgte.

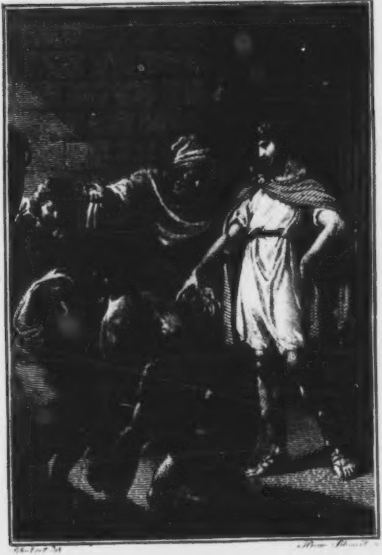
Gleich dem Ariſtides war er in Verwaltung öffentlicher Geſchäfte durchaus gerecht und uneigennützig; er war daher auch aller Beſtechung feind, half jedem, ohne Anſehen der Perſon, zu ſeinem Rechte und verſagte dem Bedrängten nie ſeine Dienſte. Dies bewieß er unter andern bei folgender Gelegenheit. Ein ſehr reicher Perſer, Rhäſaces, der ſich mit ſeinen anſehnlichen Schätzen in Athen niedergelaſſen hatte, war durch die Chikane habſüchtiger Gerichtsperſonen ſo ins Gedränge gekommen, daß er ſich genöthigt ſahe, ſeine Zuflucht zum Cimon zu nehmen und ſich ſeinen Beiſtand zu erbitten. Als Perſer glaubte er ſich dieſem großen Manne von Athen nicht anders als mit Geſchenken nahen zu dürfen. Er ließ daher durch ſeine Sclaven zwey Vaſen im Vorſaale des Cimons niederſetzen, die mit Gold- und Silbermünzen angefüllt waren, und ſich beim Herrn des Hauſes anmelden. Cimon bemerkte lächelnd die Anſtalten des Fremden, durch die er ſich einen Weg zu ſeiner Freundſchaft bahnen wollte. „Ich weiß nicht, ſagte er zu ihm, wen du an mir ſuchſt; willſt du mich zu einem Lohndiener — oder zu einem Freunde haben?“ Zum Freunde! war die Antwort des Perſers. „Nun gut; ſo ſchaffe ſogleich dein Geld wieder fort, bis ich einmal, als dein Freund, mich in der Nothwendigkeit befinde, Gebrauch davon zu machen“ *).

Dieſes humane, gefällige und edle Betragen des Cimon mußte ihm ja wohl die Liebe und Zuneigung ſeiner Mitbürger verſchaffen, und wirklich war er eine lange Zeit der Liebling des Volks. Es würde ihm leicht geweſen ſeyn, ſich dieſer allgemeinen Zuneigung zur Vergrößerung ſeiner Macht zu bedienen: wenn er nicht die Geſetze geehrt, und den Ruhm eines um ſein Vaterland verdienten Bürgers höher, als den eines Tyrannen gehalten hätte. Mehr ſtand er denen im Wege, die damals nach der Oberherrſchaft ſtrebten und unter

---

*) Siehe das erſte Kupfer.

B. II. T. XXII.



Cimons Uneigennützigkeit.

unter denen ſich beſonders **Perikles** befand; dieſer hatte ſchon, während Cimon den auswärtigen Krieg der Athenienſer führte, das Volk durch Geldbeſtechungen und Geſchenke auf ſeine Seite gebracht und alles darauf angelegt, die Regierung an ſich zu bringen. Nur Cimons Anſehen und Rechtſchaffenheit war ihm und ſeiner Parthei dabei hinderlich; man ſann daher auf einen Vorwand, um ihn beim Volke verdächtig zu machen; und dieſer fand ſich auch bald.

Cimon hatte ſich mehrmals als einen Freund der Spartaner bewieſen. Ihre ſtrenge Lebensart, ihre militairiſche Diſciplin, ihre Enthaltſamkeit und Entfernung von üppigen und wollüſtigen Ausſchweifungen, hatte ganz ſeinen Beifall, daher er gewöhnlich, wenn er ſeine Landsleute, wegen ihres Hangs zur Weichlichkeit, oder ſonſt eines Fehlers wegen tadeln oder ihnen einen verdienten Verweiß geben wollte, zu ſagen pflegte: „So handeln wenigſtens die Lacedämonier nicht!“ Dies war für athenienſiſche Ohren eine harte Rede. Denn ſo weit gieng damals die Eiferſucht dieſer beyden Städte, daß man es in Athen für ein

Verbrechen hielt, ſich für einen Freund der Lacedämonier zu erklären.

Bei einer bald nachher erfolgten Veranlaſſung zeigte ſich dieſe Anhänglichkeit Cimons an die Spartaner, die auch ihm ſo manche Dienſte geleiſtet und als ihren Freund in verſchiedenen Angelegenheiten beigeſtanden hatten, noch deutlicher und erregte den Haß ſeiner Landsleute gegen ihn. Ein plötzlich entſtandenes Erdbeben hatte beinahe die ganze Stadt Lacedämon zu Grunde gerichtet, alle Häuſer bis auf fünfe, waren eingeſtürzt, und ein großer Theil der Einwohner lag unter den Trümmern derſelben und unter den abgeriſſenen Gipfeln des Taygetiſchen Gebirgs, das ſich an der Nordſeite der Stadt hinzog, begraben.

Um das Unglück der Spartaner voll zu machen, benutzten die Heloten und die Meſſenier, die Sclaven der Lacedämonier, dieſen Augenblick der allgemeinen Verwirrung und des Schreckens, um ſich in Freiheit zu ſetzen, drangen mit Aexten und andern Werkzeugen bewaffnet, von den Aek-

kern

fern herein und fielen über die zerſtreuten Herren her. Sogleich ließ der damalige König von Sparta, Archidamos, mit der Trompete das Zeichen der Schlacht geben, als wenn die Feinde im Angriff wären, und augenblicklich ſammleten ſich alle noch wehrhaften Männer um ihn; durch dieſe Beſonnenheit rettete er den Staat; die Heloten zogen ſich zurück, legten aber drum die Waffen nicht aus den Händen, ſondern warfen ſich in einige Landſtädte und rüſteten ſich zu einem deſto ernſtlichern Widerſtande.

Unter dieſen bedrängten Umſtänden ſchickten die Lacedämonier einige Geſandte nach Athen, um da Beiſtand zu ſuchen: darüber entſtanden nun ſehr lebhafte Debatten in der Volksverſammlung; die mehreſten erklärten ſich für die Meinung des einen Sprechers, **Ephialtes**, man ſollte das ſtolze Sparta ohne Hülfe ſeinem verdienten Schickſal überlaſſen: aber jezt trat der edle Cimon auf und zeigte, wie Athen nicht nur höchſt unedel, ſondern ganz wider ſeinen eignen Vortheil handeln würde, wenn es dieſe wichtige Stadt Griechenlands ſeiner Herrſchſucht aufopfern wollte; denn dann, ſo drückte er ſich unter andern aus, würde Griechenland lahm, und Athen ſeines Nebengeſpanns (oder Handpferdes) beraubt werden. Sogleich neigte ſich das Volk auf ſeine Seite und ſchickte ihn mit einem anſehnlichen Hülfschor den Spartanern zu.

So edel ſich auch Cimon bei dieſer Gelegenheit gegen die bedrängte Stadt bewieß, ſo gab er doch ſeinen Feinden dadurch Gelegenheit, ihn bei ſeinen Landsleuten als einen Spartanerfreund verhaßt zu machen, und wirklich brachten ſie es dahin, daß auch er durch den Oſtracismus auf zehn Jahre aus Athen verbannt wurde.

Cimon ertrug dies Schickſal, nach dem Beiſpiel ſeiner großen Vorgänger, mit Großmuth, und blieb nichts weniger ſeiner Vaterſtadt mit Liebe und Treue ergeben. So ſtark war die Liebe zum Vaterlande in jenen edlen Seelen, daß auch ſelbſt der empfindlichſte Undank und die kränkendſte Behandlung ſie nicht unterdrücken konnte. Als kurz nach ſeiner Verbannung ein Krieg zwiſchen den Lacedämoniern und Athenienſern ausbrach, und leztere eben bei Tanagra ſich in

Schlachtordnung ſtellten — erſchien ein Mann mit Schild und Helm und völliger Rüſtung — und ſiehe, es war Cimon der Verbannte, der mit in Reihe und Glied bei den Stamm trat, zu dem er gehörte, um die Gefahr des Streits mit ſeinen Landsleuten zu theilen. Allein anſtatt von ſeiner Großmuth gerührt zu werden, erklärten die übrigen: ſie möchten mit keinem Spartanerfreunde gegen Spartaner fechten. — Cimon mußte alſo wieder aus dem Gliede treten und ſich entfernen, doch ermahnte er zuvor ſeine Freunde, daß ſie in dieſem Treffen zeigen möchten, wie ſie das Wohl des Vaterlandes jedem andern Intereſſe vorzuziehen wüßten: und eben dieſe Cohorte war es, die ſich nachher im Treffen am tapferſten bewieß, aber auch nach dem muthvollſten Kampfe ſämtlich auf der Wahlſtadt blieb.

Die Niederlage der Athenienſer bei Tanagra, und die Gefahr, die jezt ihrer Stadt drohte, ließ es ihnen wohl fühlen, welchen Verluſt ſie ſich ſelbſt durch die Verbannung des Beſten unter ihnen zugezogen hatten. Man wünſchte ihn laut wieder zurück, und ſelbſt Perikles, der ſchon jezt das größte Anſehen im Staate beſaß und zur Verbannung des Cimon behülflich geweſen war, war der erſte, der auf ſeine Zurückberufung drang und ſie auch auswirkte. So kehrte denn der große Mann nach fünfjähriger Verbannung wieder zurück und unterzog ſich ſogleich dem wichtigen Geſchäft der Ausſöhnung der Spartaner und Athenienſer, die er bald glücklich zu Stande brachte.

Damit aber die Athenienſer, bei ihrem unruhigen Geiſte, nicht neue Händel anfangen und ihre Kräfte in unnützen und verderblichen Bürgerkriegen verſchwenden möchten, rüſtete er ſogleich eine anſehnliche Flotte aus und zog mit derſelben gegen die gemeinſchaftlichen Feinde der Griechen, die Perſer, verdrängte dieſe immer mehr aus ihren bisherigen Beſitzungen, und gieng ſchon mit dem Plane um, den Krieg tief in die feindlichen Länder hinein zu ſpielen und den König der Perſer ſelbſt in dem Herzen ſeiner Staaten anzugreifen.

Damals ſtarb ſein großer Landsmann, der geflüchtete Themiſtokles, um nicht genöthigt zu werden, gegen ſein Vaterland zu kämpfen.

Cimon hatte ſich indeß der Inſel Cypern bemächtigt und gieng damit um, Aegypten ganz der Herrſchaft der Perſer zu entreißen. Artaxerxes, der perſiſche König, hatte keinen unter ſeinen Generalen, den er dem Cimon entgegenſtellen konnte; der Verluſt ſchon ſo vieler Provinzen ließ ihn einen noch größern befürchten; er bot daher den Griechen Friedensbedingungen an.

Während dieſer Unterhandlungen, die auch Cimon mit allem Eifer betrieb, befand ſich dieſer Held in der Belagerung von Citium, wo er eine tödtliche Wunde empfangen hatte. Ruhig ſah er ſeinem Tode entgegen, zu einer Zeit, wo er ſeinem Vaterlande den Frieden bereitete, und damit ſein Tod keine Störung verurſachen möchte, befahl er kurz vor ſeinem Ende, ihn bis zum Abſchluß des Friedens geheim zu halten und ſeinen Körper in aller Stille nach Athen zurückzubringen.

So ſtarb der Edelſte unter den Griechen noch mit der Beruhigung, ſein Vaterland auch durch ſeine Dienſte gerettet zu ſehen.

Kurz nach ſeinem Tode kam der Friede zu Stande, der ſo vortheilhaft für die Griechen als nachtheilig und ſchimpflich für die Perſer war, indem dieſe ſich verbindlich machen mußten, alle griechiſchen Städte in Klein-Aſien für frey zu erklären, ihre Armeen von den griechiſchen Boden und Meeren in einer Entfernung von drey Tagereiſen zu halten, und ſich mit keinem ihrer Schiffe an den Küſten Griechenlands, oder in den Meeren, über welche Griechenland die Herrſchaft habe, blicken zu laſſen.

Wie glücklich würde die griechiſche Nation geweſen ſeyn, zu welcher Größe ſich erhoben haben, wenn ſie die Früchte dieſes Friedens, den ſie mit ſo großer Anſtrengung errungen hatte, in Ruhe genoſſen und nicht die Waffen, die ſie bisher ſo glorreich gegen auswärtige Feinde geführt, nun gegen ſich ſelbſt gekehrt und ſich durch bürgerliche Kriege zu Grunde gerichtet hätte.

Der Ruhm ihrer Thaten hatte ſich durch alle damals bekannte Länder verbreitet. Es war nicht blos der Ruhm ihrer Tapferkeit, ſondern der noch edlere Ruhm einer vorzüglichen Geiſtesbildung, der ſie in allgemeine Achtung ſetzte. Der Grieche galt für den gebildetſten Mann, war als ſolcher überall geachtet, und wußte dieſe Achtung auch zu verdienen. Sprache, Ton, äußerlicher Anſtand, Gefälligkeit im Umgange, gab ihm ein ſo angenehmes Aeußere; Wiſſenſchaften aller Art, ſo wie die bildenden

Künſte, erreichten, in griechiſchen Boden verpflanzt, immer höhere Vollkommenheit. In allen griechiſchen Städten von einiger Bedeutung fanden ſich Künſtler und Weiſe von ausgezeichneten Talenten, auf deren Beſitz man ſtolz war. Ja mehrmals entſtand unter ihnen ein edler Wettſtreit über die Ehre, den oder jenen berühmten Künſtler unter ihre Eingebornen zu zählen. Doch zeichnete ſich unter allen griechiſchen Städten vorzüglich Athen, als die Schule der Wiſſenſchaften und Künſte aus. Die Sammlung ihrer Kunſtwerke, die Menge der öffentlichen Prachtgebäude, die mit dem feinſten Geſchmack im edelſten Styl daſelbſt aufgerichtet waren, zog die Bewunderung aller, die nur einiges Gefühl fürs Große und Schöne hatten, auf ſich. Beſonders wurde es in dem jezt eintretenden Zeitalter des Perikles der eigentliche Sitz der Künſte. — Unvergeßlich ſind in der Geſchichte der Kunſt die Namen derer, die es in den verſchiedenen Zweigen derſelben zur höchſten Vollkommenheit brachten, auf die Griechenland mit Recht ſtolz ſeyn konnte, und deren Meiſterwerke lange die Bewunderung der Welt auch noch in den ſpäteſten Zeiten auf ſich zogen, ja deren wenige Ueberbleibſel noch in unſern Tagen als Ideale der Kunſt angeſehen werden.

Da wir jedoch hier keine Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte ſchreiben: ſo müſſen wir die Namen dieſer merkwürdigen Menſchen mit Stillſchweigen übergehen, ſo ſehr ſie ſich um die Bildung des Geſchmacks und Geiſtesveredlung ihrer Nation und der Nachwelt verdient gemacht haben. Die bloſe Namensanzeige, ſo wie das Verzeichniß ihrer Meiſterwerke, würde ohnehin den Freund der Künſte nicht befriedigen, der ſo gern tiefer in das Heiligthum der Kunſt eindringen und die Mühe nicht ſcheuen wird, die ihm beim eigenen Studium und näherer Anſicht dieſer berühmten Meiſter ſo reichlich wird vergolten werden.

Näher mit unſerm Zweck ſteht die Bekanntſchaft mit denjenigen merkwürdigen Perſonen, die nicht ſowohl auf die wiſſenſchaftliche als vielmehr ſittliche Bildung ihrer Zeitgenoſſen durch Lehren und Beiſpiel wirkten, durch welche eben das Genie der Dichter und Künſtler auch zur Beförderung moraliſcher Zwecke bei ihren Arbeiten geleitet, und in deren Schulen ſelbſt die größten Staatsmänner gebildet wurden. Dieſen Weiſen der Nation, deren einige wir ſchon oben angeführt haben, verdankt nicht nur Griechenland ſeine höhere Bildung, ſondern ſie verbreiteten das Licht einer beſſern Erkenntniß auch über die entfernteſten Nationen, verhinderten den Verfall der Vernunft und guten Sitten, und unterhielten gleichſam die heilige Flamme, die der weiſe Schöpfer in die Seele des Menſchen gelegt hat. Sie waren, nach dem Ausſpruch eines der größten Weiſen, das eigentliche Salz der Erde, ohne welches das Menſchengeſchlecht ſich nicht gegen die anſteckende Peſt der Laſter erhalten, nie ſich mit Kraft zu einiger Vollkommenheit erhoben haben würde. Jene Helden der Vorzeit ſind von dem Schauplatz abgetreten, und der Einfluß ihrer Wirkſamkeit erſtreckte ſich kaum über einige der nachfolgenden Generationen; die Trophäen ihrer Siege, die prächtigſten Denkmähler ihrer Macht liegen jezt im Staube: aber jene Weiſen der

Vorzeit lebten und wirkten auch noch in ihren Schülern auf die folgenden Jahrhunderte fort, und mehrere derſelben ſind noch jezt durch ihre hinterlaſſenen Schriften auch für uns die Lehrer der Weisheit und Tugend.

Einer dieſer frühern Weiſen, deſſen goldene Sprüche noch jezt ſo reichhaltig ſind, und aus deſſen Schule ſo viele weiſe und gute Menſchen hervorgiengen, war der Grieche

Pythagoras.

Er war aus Samos gebürtig, jener merkwürdigen Inſel, die weſtlich von Jonien oder dem feſten Lande Aſiens liegt, und in der Geſchichte der Griechen keinen unbedeutenden Namen führt. Ihre Hauptſtadt war eine der erſten und angeſehenſten in Griechenland; ſie hatte einen trefflichen Hafen, der für ihre ausgebreitete Handlung ſehr vortheilhaft war, und beſaß einen Tempel, der an Pracht und Größe beinahe alle übertraf, zu dem Reiſende von allen auch von einer ſchönen Seele belebt, die ſich ſchon frühe durch einen lebhaften Trieb nach allem was Wiſſenswürdig, Schön und Gut war, äuſſerte; ein Trieb, den ſein würdiger Vater ſorgfältig unterhielt und durch ſein Vermögen bei einer vortrefflichen Erziehung beförderte. Es wurden ihm die beſten Lehrer in den Wiſſenſchaften gegeben; aber die heimiſche Erziehung gnügte dem jungen Pythagoras bei ſeiner unbegränzten Wißbegierde noch nicht; er hörte ſo vieles von den berühmten Weiſen, nicht nur ſeiner Nation, ſondern auch des Auslandes, und beſchloß, ſelbſt an die Orte zu reiſen, wo dieſe Edlen gelebt, gewirkt und die Schätze der Weisheit gleichſam niedergelegt hatten.

Schon mit den nöthigſten Vorkenntniſſen verſehen, begab er ſich in ſeinem achtzehnten Jahre auf Reiſen; und nun war ihm kein Ort zu entfernt, wo er für ſeinen Geiſt Nahrung zu finden hoffte, den er nicht beſuchte; keine Beſchwerde zu groß, die er nicht aus Liebe zur Wiſſenſchaft überwand. Die mehreſte Zeit brachte er erſt auf einer der Cykladiſchen Inſeln, Skyros, zu, wo ihn ein damaliger

liger ſehr berühmter Weltweiſe, Pherecydes, durch ſeine tiefe Gelehrſamkeit und Kenntniſſe der Natur ſo ſehr an ſich zog, daß er mehrere Jahre in ſeinem ſo lehrreichen Umgange verweilte. Zwar ſtand derſelbe bei ſeinen Landsleuten mehr im Rufe eines Wundermanns und Zauberers, und in dem Verdacht eines Unglaubigen; dieſe üble Meinung mochte ihn wohl in dieſe Eingezogenheit auf der Inſel verbannt haben. Aber Pythagoras fand an ihm den Mann, der ihn zuerſt in die Geheimniſſe der Natur einweihte, ihn mit den verborgenen Kräften derſelben bekannt machte, noch mehr zu einem vernünftigen Nachdenken über den Urſprung der Dinge und den großen Schöpfer derſelben leitete, und ſo zu der Erkenntniß brachte, die freilich mit der Denkungsart des Pöbels, der der ſo unvernünftigen Vielgötterey anhieng, im Widerſpruch ſtand; auch theilte ihm dieſer Weiſe ſeine Ueberzeugung von der Unſterblichkeit der Seele mit, und brachte ihn auf die Idee, die ſpäterhin der Lieblingsgedanke des Pythagoras wurde: von der möglichen Fortdauer der Seele unter veränderter äußerlicher Geſtalt oder Körper.

Orten wallfahrteten, theils aus Aberglauben, um eines daſelbſt aufgeſtellten wunderthätigen Götzenbildes wegen, theils aus Kunſttrieb, um die daſelbſt befindlichen Kunſtwerke der Malerey und Bildhauerkunſt zu ſtudiren.

Der Samiſche Staat wurde durch eigene Könige regiert, unter denen insbeſondere Polykrates wegen ſeiner ausgebreiteten Macht zur See, mehr aber wegen der ſonderbaren Geſchichte ſeines Ringes *) merkwürdig geworden iſt.

Unter

---

*) Dieſe Geſchichte, die neuerlichſt unſer verſtorbene große Dichter Schiller durch eins ſeiner Gedichte verherrlicht hat, iſt kürzlich dieſe: Polykrates war während ſeiner Regierung ſo vom Glück begünſtigt worden, daß ihm faſt keine ſeiner Unternehmungen fehlſchlug. Er ſtand mit dem zu ſeiner Zeit mächtigſten König von Egypten, Amaſis, im Bündniß: dieſer ſchrieb ihm einſt, als er die Nachricht von ſeinen glücklichen Eroberungen erhalten hatte: Er fürchte, daß dieſes ſo ſchmeichelhafte Glück nicht von Dauer ſeyn möchte; denn noch ſey ihm Keiner vorgekommen, dem das Glück nicht zuweilen den Rücken gekehrt habe. Er rathe ihm daher als Freund, daß er lieber durch freiwillige Aufopferung einer ihm ſehr wer-

then

Unter ſeiner Regierung wurde **Pythagoras** geboren, deſſen Vater, **Mneſarchus**, ein reicher Kaufmann und Künſtler im Steinſchneiden war. Schon frühe zeigten ſich in dem Knaben vorzügliche Talente. Er beſaß nicht nur einen ausgezeichnet ſchönen Körper, ſondern dieſer wurde

---

chen Sache, dieſen betrüglichen Fortgang des Glücks unterbrechen und ſich dadurch einen wichtigern Verluſt erſparen möchte. **Polykrates** beſaß einen Siegelring, auf welchen er unter allen ſeinen Schätzen einen vorzüglichen Werth ſetzte; mit dieſem beſtieg er eine Galeere, warf ihn ins Meer und glaubte ſich nun mit dem Glück abgefunden zu haben. — Einige Tage darauf brachte ein Fiſcher einen vorzüglich großen Fiſch, den er gefangen hatte, zum Geſchenk an den Hof des Königs. Als man ihn zur Tafel zubereiten will, findet ſich bey Oeffnung deſſelben der Ring des **Polykrates** in ſeinem Bauche. Der Fürſt erſchrickt und meldet dieſen ſonderbaren Vorfall dem **Amaſis**: dieſer kündigte ihm darauf ſeine Freundſchaft auf, weil, wie er erklärte, er nicht mit in ſein ihm bevorſtehendes unglückliches Schickſal verflochten ſeyn wollte. — Zwar erhielt ſich **Polykrates** noch lange bei Anſehen und Glück; wurde aber doch ſpäterhin durch ſeine unerſättliche Geldbegierde in ſein Verderben hingezogen und von einem perſiſchen Satrapen, der ihn in die Falle lockte, hingerichtet.

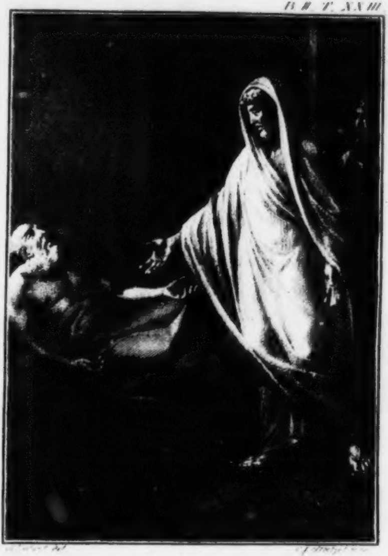
auch von einer ſchönen Seele belebt, die ſich ſchon frühe durch einen lebhaften Trieb nach allem was Wiſſenswürdig, Schön und Gut war, äuſſerte; ein Trieb, den ſein würdiger Vater ſorgfältig unterhielt und durch ſein Vermögen bei einer vortrefflichen Erziehung beförderte. Es wurden ihm die beſten Lehrer in den Wiſſenſchaften gegeben; aber die heimiſche Erziehung gnügte dem jungen Pythagoras bei ſeiner unbegränzten Wißbegierde noch nicht; er hörte ſo vieles von den berühmten Weiſen, nicht nur ſeiner Nation, ſondern auch des Auslandes, und beſchloß, ſelbſt an die Orte zu reiſen, wo dieſe Edlen gelebt, gewirkt und die Schätze der Weisheit gleichſam niedergelegt hatten.

Schon mit den nöthigſten Vorkenntniſſen verſehen, begab er ſich in ſeinem achtzehnten Jahre auf Reiſen; und nun war ihm kein Ort zu entfernt, wo er für ſeinen Geiſt Nahrung zu finden hoffte, den er nicht beſuchte; keine Beſchwerde zu groß, die er nicht aus Liebe zur Wiſſenſchaft überwand. Die mehreſte Zeit brachte er erſt auf einer der Cykladiſchen Inſeln, Skyros, zu, wo ihn ein damaliger ſehr berühmter Weltweiſe, Pherecydes, durch ſeine tiefe Gelehrſamkeit und Kenntniſſe der Natur ſo ſehr an ſich zog, daß er mehrere Jahre in ſeinem ſo lehrreichen Umgange verweilte. Zwar ſtand derſelbe bei ſeinen Landsleuten mehr im Rufe eines Wundermanns und Zauberers, und in dem Verdacht eines Unglaubigen; dieſe üble Meinung mochte ihn wohl in dieſe Eingezogenheit auf der Inſel verbannt haben. Aber Pythagoras fand an ihm den Mann, der ihn zuerſt in die Geheimniſſe der Natur einweihte, ihn mit den verborgenen Kräften derſelben bekannt machte, noch mehr zu einem vernünftigen Nachdenken über den Urſprung der Dinge und den großen Schöpfer derſelben leitete, und ſo zu der Erkenntniß brachte, die freilich mit der Denkungsart des Pöbels, der der ſo unvernünftigen Vielgötterey anhieng, im Widerſpruch ſtand; auch theilte ihm dieſer Weiſe ſeine Ueberzeugung von der Unſterblichkeit der Seele mit, und brachte ihn auf die Idee, die ſpäterhin der Lieblingsgedanke des Pythagoras wurde: von der möglichen Fortdauer der Seele unter veränderter äußerlicher Geſtalt oder Körper.

An dieſem ſeinen Lehrer hieng Pythagoras mit ſolcher Liebe, daß das Andenken an ihn auch auf ſeinen weitern Reiſen und während ſeines nachherigen längern Aufenthalts in Egypten nicht verdrängt wurde. Denn als er vielleicht nach zwanzigjähriger Trennung von ihm, die traurige Nachricht erfuhr, ſein Lehrer und Freund Pherecydes liege zu Delos an einer ſehr gefährlichen Krankheit nieder und ſey von allem menſchlichen Beiſtande verlaſſen, machte ſich Pythagoras ſogleich auf den Weg und eilte zu ſeiner Unterſtützung; umſonſt erklärte man ihm bei ſeiner Ankunft, wie ekelhaft und gefährlich die Krankheit dieſes Mannes ſey, der gleichſam bei lebendigem Leibe verweſe, und legte dies für eine Strafe der Götter aus, die der ihnen unbegreifliche Mann geleugnet habe. Pythagoras, der ſeinen Werth beſſer zu ſchätzen wußte, ließ ſich dadurch nicht abhalten; er drang in das Zimmer ſeines Freundes, verweilte mit Rührung bei ſeinem Krankenlager, verſchafte ihm die nöthige Unterſtützung und erleichterte ſo durch liebevolle Pflege und durch ſeine erheiternde Unterhaltung den Uebergang dieſes Weiſen in die

höhern

B. II. T. XXIII



Pythagoras und Pherecides.

höhern Regionen des Lichts und der Wahrheit *).

Die mehreſte Zeit ſeines Aufenthalts in der Fremde brachte Pythagoras in Egypten zu. Hier in dieſer älteſten Schule der Weisheit, wo die Schätze der früheſten Erkenntniß von den Prieſtern unter geheimnißvollem Siegel gehalten und nur wenigen geöfnet wurden, gelang es dem Pythagoras, vielleicht auf Empfehlung des Fürſten von Samos, der mit dem Könige von Egypten in ſehr guten Verhältniſſen ſtand, nach vorhergegangenen ſchweren Prüfungen, in dieſe verborgene Weisheit einzudringen und in ihre Geheimniſſe eingeweiht zu werden. Hier ſammlete er ſich einen großen Theil der Kenntniſſe, die ſein großer Geiſt hernach in ſein eignes Syſtem verwebte und ſo wohlthätig benutzte.

Bereichert mit dieſen Schätzen der Weisheit kehrte Pythagoras wieder nach Griechenland zurück, durchreiſte die verſchiedenen Staa-

---

*) Siehe das 23ſte Kupfer.

ten deſſelben, die auf einen höhern Grad der Kultur Anſpruch machen konnten, machte ſich zu Kreta mit der Geſetzgebung des Minos, in Sparta mit der des Lykurgs bekannt, fand ſeiner erlangten Kenntniſſe wegen überall Achtung und wurde mit dem Namen eines Weiſen (Sophos) beehrt. Er ſelbſt aber war zu beſcheiden, dieſen vielſagenden Titel anzunehmen, und erklärte: er kenne den Umfang des menſchlichen Wiſſens nur zu gut, als daß er ſich dieſen Namen eines Weiſen beilegen könne; er ſey nur ein Freund der Weisheit (Philoſophos, ein Name, der von ihm auf alle nachherige Wahrheitsforſcher forterbte).

Bei ſeiner Zurückkehr nach Samos fand er die Tyranney des Polykrates nicht mit ſeinen Grundſätzen verträglich, er verließ daher ſeine Vaterſtadt, wendete ſich nach Italien und wählte die Stadt Krotona zu ſeinem Aufenthalte.

Der untere Theil Italiens war damals von einer großen Anzahl griechiſcher Koloniſten bewohnt, die ſich in dieſen fruchtbaren Gegenden niedergelaſſen, eine Menge Städte angelegt hatten, deren einige ſehr anſehnlich waren, und an Umfang und Wohlhabenheit mit den angeſehenſten Städten des Mutterlandes wetteiferten; er führte daher den Namen Großgriechenland, war in verſchiedene von einander unabhängige Staaten vertheilt, deren Einwohner theils den Ackerbau, noch mehrere aber die Handlung trieben, die in dieſer Gegend ſehr lebendig war und ihre Theilnehmer in den Beſitz groſſer Reichthümer verſezt hatte. Durch dieſe, und durch den günſtigen Umſtand, daß dieſe Staaten weniger in jene unaufhörliche Kriege des Mutterlandes verwickelt waren, war aber auch ein ſolcher Luxus eingeſchlichen, der die Sitten ganz verderbt und eine ſchwelgeriſche Lebensart unter den Einwohnern eingeführt hatte. So war unter andern eine dieſer Städte, Sybaris, wegen der Ueppigkeit und Schwelgerey ihrer Bewohner in ſo ausgezeichnetem Rufe, daß man noch lange nachher durch den Namen eines Sybariten jeden Menſchen von weichlicher und ausſchweifender Lebensart bezeichnete.

Auch in Krotona, wo jezt Pythagoras ſich niederließ, war das Verderben der Sitten aufs äußerſte geſtiegen, um deſto auffallender war die Veränderung, welche Pythagoras unter ſeinen Bewohnern in Abſicht ihrer Sitten durch ſeinen Aufenthalt unter ihnen bewirkte, und dient zum Beiſpiel, welchen Einfluß ein Einziger Mann von edlem Geiſt und Herzen auf einen ganzen Staat haben kann. Außer dem, daß dieſer große gebildete Mann mit Menſchenkenntniß und Weisheit ausgerüſtet unter ihnen auftrat, machte auch ſchon ſein Aeußeres, ſeine edle Geſtalt, ſein großer ſchön gehaltener Körper, und das lange weiße Gewand, in welches er ihn nach Art egyptiſcher Prieſter ſehr reinlich kleidete, Eindruck auf das Volk, vorzüglich aber verſchaffte ſein vortreffliches Beiſpiel ſeinen weiſen Lehren deſto mehr Empfehlung.

Seine erſte Bemühung gieng dahin, ſeine Mitbürger von der ſo erſchlaffenden Weichlichkeit und luxuriöſen Lebensart abzuziehen, ſie wieder der beſſern Belehrungen der gebildeten Vernunft empfänglich zu machen, und ſie nach und nach zu einem ſittlichen Verhalten zu gewöhnen. Er ſtellte ihnen das Laſter der Schwelgerey mit ſeinen verderblichen Folgen ſo lebhaft unter Augen, zeigte es ihnen in ſo deutlichen Beiſpielen, wie dies Laſter nicht nur einzelne Menſchen, ſondern ganze Familien und Staaten zu Grunde richte, wie dagegen Mäßigkeit und eine eingeſchränktere Lebensart der Grund alles bürgerlichen Glücks ſey, empfahl ihnen die Tugend ſo nachdrücklich, daß ſie ſich wirklich ihrer vorigen Ausſchweifungen ſchämten und wieder auf den Weg der Tugend zurückkehrten.

Schon war ein großer Schritt zur allgemeinen Sittenverbeſſerung dadurch geſchehen, daß er durch ſein Anſehen und Vorſtellung, die Frauen der Republik gewann, von ihrem bisherigen freiern und üppigen Leben wieder zur Erfüllung ihrer Pflichten als Gattinnen und Mütter zurückzukehren. Wirklich legten dieſe an einem Tage alle ihre bisherigen Koſtbarkeiten und mit Gold durchwürkten Kleider ab, lieferten ſie in den Tempel der Juno, und gelobten feierlich, ſich in das ſittſamere Gewand zu kleiden, und ihren wahren Schmuck in der Keuſchheit und in der Tugend zu ſuchen.

Jez:

Jetzt kehrte Häuslichkeit und Ordnungsliebe in die Familien zurück, wodurch zugleich der Grund zu einer beſſern Kinderzucht gelegt wurde. Mit Vergnügen unterſtützten die Häupter der Republik die Bemühung dieſes weiſen Lehrers; alle öffentliche Plätze ſtanden ihm offen, um daſelbſt ſeine beredten Vorträge zu halten, an denen ſie ſelbſt Theil nahmen, und dadurch das Anſehen des Lehrers unter dem Volke begründeten. Bald verbreitete ſich der Ruf von ihm in den benachbarten griechiſchen Staaten, man bewunderte die ſo glücklich bewirkte Sittenverbeſſerung in Krotona und folgte dem Beiſpiel dieſer Stadt nach.

Jedoch der Plan des Pythagoras, Weisheit und Tugend zu verbreiten, ſchränkte ſich nicht auf einen einzelnen Staat ein, ſondern war darauf angelegt, die ganze Nation zu einem höhern Grad der ſittlichen Kultur zu erheben, und wo möglich alle ſeine Zeitgenoſſen in dies wichtige Intereſſe der Tugend zu ziehen und ſo den Grund zu einem dauerhaften Glück der Menſchen zu legen. Er errichtete daher nicht nur eine eigne Schule, wo er ſeine Schüler näher an ſich zog und mit den lehren der Weisheit bekannt machte, ſondern legte in derſelben den Grund zu einem Bunde, in welchen alle diejenigen aufgenommen wurden, die an dieſem großen Geſchäfte der Veredlung der Menſchen Theil nehmen ſollten, und der ſich nicht nur über Italien und Sicilien, ſondern auch über Griechenland und bis in Aſien ausbreitete.

Dieſem Bunde gab Pythagoras ein gewiſſes geheimnißvolles Anſehen; wer dazu aufgenommen werden ſollte, mußte ſich gewiſſen Prüfungen unterwerfen; beſonders mußten ſeine Schüler in den erſten Jahren ihrer Aufnahme die äußerſte Verſchwiegenheit beweiſen, und nur ſtill den Lehren des Meiſters zuhören, der ihre Geſinnung und Leidenſchaft dabei genau bemerkte; dabei mußten ſie ſich in allen ihren Handlungen ſtreng nach den beſtimmten Vorſchriften richten, und ſich an den pünktlichſten Gehorſam, ſo wie an eine immer gleiche Lebensweiſe gewöhnen. Ganz an ihren Meiſter mit Sinn und Herz gebunden, galt ein: Er hats geſagt! ihnen für den entſcheidenden Grund ihres Denkens und Handelns. Die Tugend, welche Pythagoras in die Harmonie dieſer ſo ſchöne Bund von keiner langen Dauer. Ein ſchlechter Menſch, Kylon aus Kroton, der bei ſeinem Reichthum ſtolz und herrſchſüchtig war, hatte die Eitelkeit zu erlangen, mit in den pythagoräiſchen Bund aufgenommen zu werden. Seine Zurückweiſung empörte ſeinen Stolz; er brachte eine Verſchwörung gegen die Pythagoräer zu Stande, die wirklich in Krotona ausbrach, vielen der angeſehenſten Pythagoräer und Häupter des Bundes das Leben koſtete, die andern aus der Stadt trieb und ſo dieſen Bund auflöſte. Pythagoras ſelbſt mußte flüchtig werden, und ließ ſich nach verſchiednen Herumzügen in Metapont nieder, wo er in einem hohen Alter ſtarb.

Allein der Saame des Guten war einmal ausgeſtreut, und trug, wenn auch nicht die gewünſchten, doch immer noch reiche Früchte. Selbſt die Zerſtreuung der Ordensglieder diente dazu, um dieſe Lehren der Weisheit und Tugend auch in andere Gegenden überzutragen. Viele von ihnen wurden zu wichtigen Staatsämtern erhoben, und trugen ſehr vieles zum Wohl der Staaten bei. Auch zerſtreut ſetzten ſie noch ihre Verbindung mit einander fort, blieben bei den alten Geſetzen, bewieſen einander freundſchaftliche Dienſte, und erkannten ſich an gewiſſen geheimen Ordenszeichen. So war einſt ein armer Pythagoräer auf Reiſen krank geworden; ein menſchenfreundlicher Wirth hatte ihn in ſeinem Hauſe ſorgfältig verpflegt und gewartet; der dankbare, aber geldarme Fremde wünſchte ihm ſeine Dienſte zu vergüten; noch vor ſeinem Tode ließ er ſich ein Täfelchen reichen, ſchrieb einige Charaktere, oder Schriftzüge, die nur Pythagoräern leſerlich waren, darauf, und bat, dies Täfelchen an einem Orte, wo es Durchreiſende bemerken könnten, aufzuhängen. Bald nachher kamen Pythagoräer, die das Symbol erkannten, und dem menſchenfreundlichen Wirthe ſeine geleiſteten Dienſte reichlich vergalten.

Auch Damon und Pythias, die ſich unter Dionyß, dem Könige in Sicilien, als Muſter der Freundſchaft auszeichneten, waren aus dieſer Schule, aus welcher noch ſpäterhin mehrere berühmte Weltweiſe hervorgiengen. — Sokrates erkannte und ſchätzte die Verdienſte dieſes ſeines großen Vorgängers auf dem Wege der Weisheit;

mehrere Geſetzgeber benutzten ſeine vortrefflichen Grundſätze; ſelbſt Rom machte davon Gebrauch und ehrte noch ſpät das Andenken des Mannes, der ſich ſo ſehr um die ſittliche Bildung der Bewohner Italiens verdient gemacht hatte, dadurch, daß es ſeine Statue unter den erſten Wohlthätern der Nation aufſtellte.

Einige merkwürdige Handlungen aus dieſem Zeitraume.

Zaleukus.

Unter denen merkwürdigen Perſonen, die ſich in den griechiſchen Staaten als Geſetzgeber um ihre Nation verdient gemacht haben, nennt die Geſchichte auch den Zaleukus, einen Schüler des Pythagoras. Ihm verdankte die Stadt Locris ihre geſetzliche Einrichtung, deren Bewohner ſich zuvor in einem rohen ungebildeten Zuſtande be-

ſanfanden. Ueberzeugt, daß das Glück eines Staats vorzüglich auf der guten Einrichtung der Familien beruhe, die beſonders durch die Unverletzlichkeit der Ehen erhalten werden könnte: hatte er unter andern das Geſetz gegeben, daß jeder überwieſene Ehebrecher mit dem Verluſt ſeiner beyden Augen beſtraft werden ſollte. — Sein eigner Sohn, ein junger feuriger Jüngling, glaubte durch ſeinen Stand, als der Sohn des erſten Mannes im Staate, weniger als andere an die Geſetze gebunden zu ſeyn, und war einer der erſten, der als ein Uebertreter jenes Geſetzes angeklagt wurde. Das Verbrechen war erwieſen. Sein Urtheil hieng jetzt von der Entſcheidung des Vaters ab. Wollte dieſer der Empfindung des väterlichen Herzens nachgeben — ſo war es um das Anſehen der Geſetze geſchehen. Er ſprach für das Geſetz und verdammte den Sohn zu der beſtimmten Strafe. — Die ganze Stadt wurde darüber zum Mitleid bewegt; man fühlte, welche Ueberwindung es dem Vater gekoſtet habe, die Liebe zum Sohn, der Liebe zur Gerechtigkeit nachzuſetzen: man bat, man beſchwor ihn, das Urtheil zu widerrufen. Lange blieb der Greis unerbitterbittlich; endlich entſchloß er ſich zu einiger Nachſicht; der Vollſtrecker der Strafe wurde vorgefordert, ſie zu vollziehen. Er ſelbſt ſetzte ſich zuerſt nieder und ließ ſich das eine Auge ausnehmen; dann mußte der Sohn das andere hergeben, und ſo erhielt er durch den getheilten Verluſt ſich und dem Sohne das Geſicht, ohne das Anſehen des Geſetzes zu ſchwächen.

Konon und deſſen edle Tochter Pero.

In jenen unruhigen Zeiten, wo die griechiſchen Staaten um ihre Freiheit kämpften, und öftere Unruhen ſelbſt in ihrem Innern entſtanden, war auch ein gewiſſer Bürger **Konon** *) in eine dieſer bürgerlichen Streitigkeiten verwickelt, und von der herrſchenden Parthie als ein Staatsverbrecher gefänglich eingezogen worden. Sein Alter und ſein ſchon graues Haar konnte ſeinen Richtern kein Mitleid einflößen. Man hatte ihm den Hungertod im Gefängniſſe zuerkannt und dem Gefangenwärter bei ſchwerer Ahndung aufgelegt, ihm

weiter

---

*) Nach einigen **Kimon**.

weiter keine Nahrungsmittel zukommen zu laſſen. Pero, die verheirathete Tochter dieſes Greiſes, der das traurige Schickſal ihres alten Vaters ſo ſehr am Herzen lag, wirkte die Erlaubniß aus, ihn im Gefängniß beſuchen zu dürfen, um ihm noch in den letzten Tagen ſeines Lebens beizuſtehen. Doch wurde ſie jedesmal ſtrenge unterſucht, daß ſie nicht Etwas von Speiſe dem zum Tode Verurtheilten zubringen möchte. Dieſe wiederholten Beſuche der Tochter dauerten ſo lange, und das Leben des alten Mannes zog ſich von einem Tage und von einer Woche zur andern, troß der größten Aufmerkſamkeit des Stockmeiſters, hin, ja dieſer fand ſogar den Greis zu ſeiner Verwunderung bei ſo guten Kräften, daß er, um hinter die Sache zu kommen, beſchloß, ſich bei einem Beſuche der Tochter, mit in das finſtere Gefängniß einzuſchleichen. Hier wurde er nun Zeuge eines ſeltenen Beiſpiels von Kindesliebe. An der Bruſt der Tochter lag da der geliebte Vater und ſog, wie ein Kind, aus derſelben die Nahrung, die ſein Leben friſtete. Dieß Schauſpiel rührte den Gefangenwärter; er machte die Anzeige davon an den Rath, und die Verſammlung mußte dieſem edlen Triebe der Tochter, dem das Leben zu erhalten, dem ſie das Ihrige zu danken habe, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Der Gefangene wurde frei geſprochen, die edle Tochter empfing das öffentliche Zeugniß ihres Wohlverhaltens, und beyde wurden von der Bürgerſchaft mit anſehnlichen Geſchenken überhäuft.

Das

Das Erdbeben zu Catana.

Das fruchtbare Sicilien ward ſchon frühe von griechiſchen Koloniſten bewohnt, die ſich in den ſchönen Gegenden dieſer Inſel niedergelaſſen und Städte angelegt hatten, die ſich bald nachher zu dem Range der angeſehenſten und reichſten erhoben. Eine dieſer Städte war Catana, am Fuße des Bergs Aetna, an der Seeſeite, die ſich durch einen blühenden Handel auszeichnete. Allein bei einem fürchterlichen Ausbruch dieſes feuerſpeienden Berges und einem damit verbundenen Erdbeben, war dieſe Stadt ihrem gänzlichen Untergange nahe; nicht nur die umliegenden Felder und Gärten wurden von den Lavaſtrömen überdeckt, ſondern die Stadt ſelbſt gerieth durch die ausſprühenden brennenden Kohlen und Aſche des Aetna von allen Seiten in Brand. Das Schrecken und die Verwirrung der Einwohner war allgemein; jeder eilte, um nur das Koſtbarſte von ſeiner Habe den Flammen zu entreiſſen und ſich damit nach dem Hafen zu flüchten. Unter dieſem Gedränge von Menſchen befanden ſich auch zwey Brüder, Philonomos und Kallias, die, indeß die mehreſten nach ihren Schätzen griffen, ſich eiligſt nach der Wohnung ihrer alten Eltern begaben, der eine den Vater, der andere die Mutter auf die Schultern nahmen, ſo das Leben dieſer theuren Perſonen, mit Verluſt ihres übrigen Vermögens, retteten, und ſich durch das Bewußtſeyn der Erfüllung ihrer Kindespflicht für jenen Verluſt reichlich entſchädigt hielten.

Schluß der zweyten Atheilung.

Moraliſche
Bilderbibel.

Zweyten Bandes
dritte Abtheilung

mit fünf Kupfern;

aus dem Zeitraume des Peloponneſiſchen und
Sicilianiſchen Krieges, oder vom Perikles
bis Timoleon.

Griechenland zur Zeit des Peloponneſiſchen Kriegs.

Was die Geſchichte einzelner Menſchen ſo oft beſtätigt, daß ſie nur ſelten ein anhaltendes gutes Glück ertragen können, gemeiniglich unter günſtigen Umſtänden ausarten und ſich durch Stolz und Uebermuth ſelbſt den Untergang bereiten: dies trift auch bei ganzen Staaten ein, und Griechenland, zur Zeit ſeiner ſchönſten Blüthe, dient hier zum Beiſpiel.

Dieſe Nation der Griechen, die bei jenem Kampfe mit den Perſern um Freiheit und Unabhängigkeit ihre Stärke kennen gelernt, und ſich durch Tapferkeit und Heldenmuth ſelbſt dieſen mächtigſten Feinden furchtbar gemacht hatte, wurde jetzt durch ihre öftern Siege übermüthig und wendete die Kräfte, die ſie erlangt hatte, zu ihrem eignen Verderben an.

Athen, das ſich in jenen Kriegen beſonders ausgezeichnet, die beſten Anführer auf den Kampfplatz geſtellt und Griechenland den Frieden mit dieſen auswärtigen Feinden verſchafft hatte, begnügte ſich nicht mit dem Ruhme, ſo viel zur Rettung Griechenlands beigetragen zu haben: ſondern gieng nun ſelbſt damit um, ſich die Oberherrſchaft über daſſelbe zu verſchaffen und allen übrigen griechiſchen Staaten Geſetze vorzuſchreiben. — Mehrere derſelben ſtanden ſchon wirklich unter ſeinen Befehlen, oder hatten ſich unter den Schutz der Athenienſer begeben. Nur das benachbarte Korinth, das durch ſeine vortheilhafte Lage am Iſthmus, oder den engen Landſtrich zwiſchen Peloponnes und dem feſten Lande, durch ſeine Schiffarth reich geworden war, und in Künſten des Geſchmacks mit Athen wetteiferte, noch mehr aber das auf ſeine innre Stärke und auf den alten Ruhm der Tapferkeit ſtolze Sparta, war den herrſchſüchtigen Abſichten Athens entgegen, ſprach laut gegen die Anmaßungen deſſelben und zeigte ſich bereit, denen Staaten mit Nachdruck beizuſtehen, die unter den Bedrückungen der ſtolzen Stadt leiden würden.

Bald ſetzte die Eiferſucht dieſer beiden Staaten ganz Griechenland in Flammen, und Menſchen, die zuvor das Schwerd zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung des Vaterlandes geführt hatten, kehrten es nun wider ſich ſelbſt. Das ſtolze Athen ſollte gedemüthigt werden! So wollte es ſeine Nebenbuhlerin Sparta, und es fehlte nicht an mißvergnügten und eiferſüchtigen Staaten, die ſogleich auf ſeine Seite traten. Faſt das ganze Griechenland theilte ſich zwiſchen dieſe beyden Mächte; außer dem ganzen Peloponnes trat der größte Theil der Völker des feſten Landes auf die Seite Lacedämons. Athen hatte dagegen die mehreſten Inſeln des Archipelagus und einige Länder von Thracien, am Helleſpont, Jonien u. a. in ſeinem Bunde. Und ſo begann der ſchreckliche Kampf, der zuletzt die Kräfte Beyder erſchöpfte und ganz Griechenland in ſein Verderben hinzog.

Wir übergehen hier die genauere Geſchichte dieſes traurigen Bürgerkriegs, der eine lange Reihe von Jahren hindurch Griechenland zum Schauplatz unſäglichen Elendes machte. Wer mag gern bei den Auftritten dieſes ſchrecklichen Kriegs verweilen, der, ſo wie jeder Bürgerkrieg, mit der heftigſten Erbitterung geführt wurde und zum Beleg der traurigſten Wahrheit dient, daß Krieg das verheerendſte Uebel der Menſchheit iſt. Wie vieles Menſchenblut wurde da vergoſſen! Wie viele der vormals blühendſten Städte in Aſchenhaufen verwandelt! Wie viele vormals ruhige Bewohner des Landes aus ihren Beſitzungen verdrängt, oder in Sclaverey geführt, oder mit ſo unerſchwinglichen Laſten belegt, die ſie bis zur Verzweiflung brachten! Und was war mit dieſem Aufwand von Menſchenleben und Glück gewonnen? dies: daß Griechenland, an

Kraft erſchöpft, zuletzt die Beute eines benachbarten Fürſten wurde, den es zuvor kaum gewürdigt hatte, zu ſeinen Bundesgenoſſen zu zählen.

Der einzige, aber immer mit zu vielem Aufwand erkaufte Vortheil, der etwa für die Menſchheit aus ſolchen Auftritten entſpringt, iſt, daß durch dies Entgegenſtreben menſchlicher Leidenſchaften oft in einzelnen Menſchen Kräfte geweckt und Thaten erzeugt werden, durch die ſie ſich über den gemeinen Haufen erheben und zeigen, was der Menſch ſeyn und was er leiſten könnte, wenn er von ſeinen Talenten und Kräften immer einen rechten Gebrauch machte.

Unter dieſe ausgezeichneten Männer dieſer Periode gehört

Perikles;

einer der größten Staatsmänner in Athen, der nach Themiſtokles und Cimon das Ruder dieſes Staats eine lange Zeit allein führte und dem dieſe ſeine Vaterſtadt, beſonders vor dem Ausbruch jenes unſeligen Krieges, ihren ſchönſten Flor und das Anſehen verdankte, welches ſie in Abſicht der daſelbſt blühenden Künſte und Wiſſenſchaften und des damit verbundenen guten Geſchmacks und feineren Sitten, zur erſten Stadt der Welt erhob.

Da er aus einer der angeſehenſten und reichſten Familien abſtammte *): ſo war ihm ſchon dadurch

---

*) Sein Vater, Xantippus, war der Befehlshaber der Athenienſiſchen Flotte, die in dem Perſiſchen Kriege mit Xerxes

dadurch der Weg zu den anſehnlichſten Ehrenſtellen gebahnt, er ſelbſt aber wollte ſie vielmehr durch eigne Verdienſte erwerben, und wendete daher ſchon in ſeiner erſten Jugend den möglichſten Fleiß auf die Erlernung derjenigen Wiſſenſchaften, die ſein Stand und ſein künftiger Beruf von ihm forderten. Sein erſter und vorzüglichſter Lehrer in der Weisheit war der damals berühmte Philoſoph Anaxagoras, ein Mann von aufgeklärtem Verſtande und hellen Einſichten, der denn auch ſchon frühe dieſen ſeinen edlen Zögling in den Lehren der Weisheit unterrichtete, ihn durch eine genauere Bekanntſchaft mit der Natur und den mannichfaltigen Kräften derſelben von den Vorurtheilen und Aberglauben des gemeinen Haufen befreyte, über Alles vernünftig und deutlich denken und beſonders ſeine Neigungen und Leidenſchaften beherrſchen lehrte.

Xerxes den entſcheidenden Sieg bei Mykale, an der Küſte von Jonien, erfochte und dadurch vorzüglich den Triumph der Griechen vollendete. Seine Mutter, Agariſte, war die Verwandte eines um Athen auch ſehr verdienten Mannes, Kliſthenes

Unter dieſem Lehrer bildete Perikles vorzüglich auch das Talent, das ihm gleichſam von der Natur gegeben war, der Redekunſt, noch mehr aus, lernte ſeinem Körper eine anſtändige Haltung und ſeiner Stimme die gehörige Modulation geben, wodurch er ſich in den Beſitz einer Kunſt ſetzte, durch die er die höchſte Gewalt über die menſchlichen Gemüther erhielt, und in einem Staate, wo alles von dem Willen des Volks abhieng, Alles vermochte.

Anfangs ſchien es nicht, als ob er ſich zu den öffentlichen Geſchäften des Staats verſtehen würde. Er wußte, mit welchem Undank Athen ſeine großen Vorgänger belohnt hatte, und als ein Mann von angeſehener Familie und großen Reichthümern fürchtete er, wenn er ſich in die öffentlichen Angelegenheiten miſchen würde, das gleiche Schickſal, durch den Oſtracismus verbannt zu werden. So ſehr er ſich daher zurückzog, um mehr den Wiſſenſchaften zu leben, ſo zeigte er doch in Fällen, wo er als Staatsbürger und Soldat auftreten mußte, zu ſehr ſein großes Genie, daß er unmöglich verborgen bleiben konnte, ſondern beſonders nach dem Tode des Cimon auf den großen Schauplatz treten mußte.

Von nun an widmete er ſich aber auch ganz der Staatskunſt, ſuchte ſich die Achtung und Liebe des Volks zu verſichern und dieſem durch ſeinen Charakter und durch ſein Betragen Ehrfurcht einzuflößen. Er zog ſich von allen Geſellſchaften und Gaſtmahlen zurück, vermied diejenigen Orte, wo vielleicht ſein Anſehen und ſeine Würde ins Gedränge gekommen wäre, zeigte ſich dem Volke nur in Geſchäften auf dem Markte und auf dem Rathhauſe; und auch hier machte er von ſeinem ganz vorzüglichen Rednertalent nur ſelten, nur in ſehr wichtigen Angelegenheiten Gebrauch. Aber auch dann, wenn er als Redner auftrat, war ſein Vortrag ſo hinreißend, ſeine Ueberredungsgabe ſo mächtig, ſein Ton ſo eindringend, daß er nie ſeinen Zweck verfehlte. Man gab ihm daher den Namen Olympios, weil er, ſo oft er an das Volk redete, wie Zevs, Donner und Blitze auf ſeiner Zunge trage und dadurch Alles in Bewegung ſetze. Nie betrat er aber auch die Rednerbühne, ohne zuvor die Götter anzurufen, daß ihm ja kein Wort entſchlüpfen möchte, welches der vorliegenden Sache nicht angemeſſen wäre, und ohne ſichs ſelbſt zuzurufen: Bedenke, daß du, als freier Mann, zu freien Männern redeſt!

So ſchwang ſich nun **Perikles**, nachdem er ſich in der Gunſt des Volks feſtgeſetzt hatte, in kurzer Zeit zu der höchſten Würde im Staate empor, und bewies durch ſeine Klugheit und Rechtſchaffenheit, daß er auch in der That derſelben würdig ſey. Durch ihn behauptete **Athen** ſich noch lange in dem Anſehen der Hauptſtadt Griechenlands; die Marine der Republik beherrſchte das Meer und hielt die Feinde von den Grenzen und Küſten Griechenlands entfernt. Er ſelbſt, **Perikles**, war das Haupt der Republik, im Grunde aber Souverain; alles hieng von ſeinem Befehl ab; er gebot über die Flotte, über die Armee und über die öffentlichen Gelder; ſchloß Bündniſſe mit auswärtigen Mächten, und die ausländiſchen Könige und Fürſten bewarben ſich um ſeine Freundſchaft.

Bei dieſer errungnen Größe bewieß **Perikles** gleichwohl die rühmlichſte Mäßigung und Be-

Beherrſchung ſeiner Leidenſchaften. Das Glück machte ihn nicht übermüthig, die Ehre nicht ſtolz. Obgleich die Schätze der Nation in ſeinen Händen waren: ſo benutzte er ſie nicht zu ſeinem Privatvortheil; zufrieden mit ſeinem ohnehin anſehnlichen väterlichen Vermögen, vermehrte er daſſelbe mit keiner Drachme, ſondern machte oft, zum Beſten der Stadt, manche Aufopferung. — Die Beleidigungen, die ihm zuweilen von Menſchen, die auf ſein ſteigendes Glück neidiſch waren, zugefügt wurden, wußte er bei der erlangten Herrſchaft über ſich ſelbſt, mit Großmuth zu ertragen, ohne darüber aufgebracht zu werden. Die öffentlichen Satyren und gehäſſigen Anſpielungen, welche die damaligen Dichter und Komödienſchreiber auf ihn machten, entkräftete er durch die ruhigſte Miene, oder durch einige lächelnde Züge, die man ſonſt ſelten in dem immer ernſten Geſicht des großen Mannes bemerkte.

Einſt wurde er auf öffentlichem Markte von einem unverſchämten und ſchlechten Menſchen angegangen, der ihm die empfindlichſten Schmähungen und Läſterworte ins Geſicht ſagte; **Perikles** that, als hörte er ſie nicht, und ließ ſich in ſeinen Geſchäften nicht ſtören. Gegen Abend gieng er ruhig nach Hauſe, aber auch noch auf dem Wege verfolgte ihn der Nichtswürdige mit Grobheiten bis zu ſeiner Thür. Beim Eintritt ins Haus, da es ſchon dunkel war, rief er einen ſeiner Bedienten und befahl ihm, eine Laterne zu nehmen und dieſen Bürger nach Hauſe zu leuchten.

So ſehr hatte er jede ſeiner Leidenſchaften in ſeiner Gewalt, daß er ſich nie außer Faſſung ſetzen ließ; auch die Triebe der Wolluſt, durch die ſonſt auch wohl Helden weichlich gemacht werden, vermochten nicht, ihn von ſeiner Würde herabzuſetzen. — Als er einſt bei einem Unternehmen zur See mit dem Sophokles, der mit ihm das Kommando theilte, auf dem Verdeck eines Schiffs ſtand, fiel dieſem letztern ein ſehr ſchöner Knabe in die Augen, deſſen Reize ſeine wollüſtigen Blicke an ſich zogen; als er jezt auch den Perikles auf denſelben aufmerkſam machen wollte: wendete ſich dieſer mit ernſtem Geſicht zu ihm und ſagte: Ein Feldherr, lieber Sophokles! muß nicht nur die Hände, ſondern auch die Augen rein halten.

Nur die ſchönen Künſte waren es, die ihn mit vorzüglicher Liebe feſſelten, und denen er, beſonders der höhern und ſchönen Baukunſt, bis zur Ausſchweifung anhieng. Doch auch dieſe Neigung leitete er nicht ſowohl zu ſeinem Privatvergnügen, ſondern mehr zur Verſchönerung ſeiner Vaterſtadt, der Tempel und öffentlichen Gebäude derſelben, und ihr verdankte daher auch Athen ſeine größte Zierde. Durch ſeine Vermittelung wurde dieſe Stadt bald der Sammelplatz der berühmteſten Künſtler aller Art; die größten Meiſter der Architektur, Bildhauerkunſt und Malerei hatte ſie in ihrem Solde, und dieſe alle waren die Lieblinge des Perikles, nach deſſen Planen und unter deſſen Aufſicht und Leitung ſie arbeiteten. Der vorzüglichſte unter dieſen war Phidias, der ſich durch ſeine Bildhauerarbeiten in Marmor, Erz, Elfenbein und a. einen unſterblichen Ruhm, als der erſte und nie übertroffne Künſtler dieſer Art erworben hat. Sein Jupiter Olympias und ſeine Pallas Athene waren Wunderwerke der Kunſt, voll Ausdruck und Kraft, die jeden, der dieſe Meiſterſtücke der Kunſt ſah, in Bewunderung und Erſtaunen ſetzten. Dieſer groſe Künſtler war ganz der Freund des Perikles, der ihm auch die Aufſicht über alle übrige Kunſtarbeiten, womit die Stadt verſchönert werden ſollte, übertrug.

Das Hauptgebäude, zu welchem Perikles mit Hülfe der beſten Baumeiſter (Iktinus und Kallikrates) den großen Plan entworfen hatte, zu deſſen Ausführung mehr als eines Menſchenalter erforderlich zu ſeyn ſchien, und das er gleichwohl noch bei ſeinem Leben, und zwar binnen fünf Jahren vollendete, war, die Burg, die über der Stadt auf einem Felſen emporragte, und auf der ein alter Tempel der Pallas, der Schutzgöttin Athens, mit einer hölzernen Verſchanzung befindlich war, in ein ganzes großes Tempelgebäude umzuſchaffen, zu welchem man durch ein großes Säulenthor (Propyläen genannt) mit fünf hohen Durchgängen, auf vielen breiten Stufen, die ſo wie jene ganz von Marmor waren, geführt wurde; der obere breite Platz war mit prächtigen Hallen und Seitengebäuden eingeſchloſſen, und ringsum mit einer unzähligen Menge Statüen, Altären und Bildſäulen von Göttern und Helden beſetzt, unter denen auf der höchſten Spitze der Burg eine koloſſaliſche Statüe der Athene *) von Bronze hoch emporragte, deren Lanze und Helmbuſch man ſchon auf mehrere Meilen von der Stadt ſehen konnte. In dem innern Raume des breiten Platzes zeichnete ſich unter mehrern Tempeln und Gebäuden vorzüglich der Tempel der Minerva aus, der den Namen Parthenon führte; er war von weißen Marmor im ſchönſten doriſchen Styl gebaut, äußerlich mit den prächtigſten Säulenreihen und Hallen durch koſtbare Bildhauerarbeit, und inwendig mit dem Meiſterwerke des Phidias, einer Statüe der Minerva, ganz von Elfenbein und Golde ausgeſchmückt **). — Außer dieſen waren auch noch verſchiedene andere große Gebäude unter der Leitung des **Perikles** aufgeführt, unter andern ein Schauſpielhaus und ein Odeum, oder muſikaliſches Theater, wo Wettſpiele in der Muſik gegeben und auch dieſe Kunſt zu einer höhern Vollkommenheit durch dieſe Anſtalt des **Perikles** gebracht wurde.

---

*) Der Minerva, als Schutzgöttin der Stadt.

**) Um ſich von dieſem Prachtgebäude, welches an Größe, Erhabenheit und Schönheit ſeines Gleichen nicht hatte, eine Vorſtellung zu machen, verweiſe ich meine Leſer auf die Beſchreibung in Anacharſis Reiſen nach Griechenland, (v. Barthelemy) Theil 2. Kap. 12. S. 150, deutſche Ueberſetz., und von den noch daſelbſt befindlichen Ueberbleibſeln dieſes Meiſterſtücks der griechiſchen Baukunſt, welche die Bewunderung jedes kunſtverſtändigen Reiſenden auf ſich ziehen; Chandlers Reiſe in Griechenland S. 56 ff.

Dieſer Bau erforderte freylich einen Aufwand, der weit die jährlichen Einkünfte des Staats überſtieg *), und **Perikles** hatte daher, um ihn zu beſtreiten, ſeine Zuflucht zu der öffentlichen Caſſe genommen, die von ganz Griechenland durch jährliche beſtimmte Beiträge zum allgemeinen Bedürfniß bei Vertheidigung des Vaterlands gegen die Perſer niedergelegt wurde **). Dies zog dem Perikles bei ſeinen Gegnern ſowohl in der Stadt als in den verbündeten Staaten große Verantwortung zu; man beklagte ſich in allen Volksverſammlungen über dieſe Verſchwendung des öffentlichen Schatzes und ſuchte den Prozeß gegen ihn einzuleiten. Aber Perikles zerſtreute dies furchtbare Gewitter, das ſich jetzt über ſeinem Haupte zuſammenzog, durch die Stärke ſeiner Beredſamkeit; er bewieß in einer öffentlichen Rede vor dem verſammleten Volk: daß die Athener den Bundesgenoſſen weiter keine Rechnung von jenen Geldern ſchuldig wären: ſie hätten ſie zwar zu Kriegsbedürfniſſen niedergelegt, aber dafür auch der Athenienſern die Sorge der Vertheidigung des Vaterlands überlaſſen, ohne weitere Mannſchaft zu ſtellen und an den Gefahren des Kriegs Theil zu nehmen. Sie, die Athener, hätten das geleiſtet, wofür ihnen jenes Geld wäre geliefert werden; das Vaterland ſey außer Gefahr, und Athen könne jenen Ueberſchuß nicht beſſer, als zur

---

*) Er ſoll 3020 Talente, über drittehalb Millionen Thaler gekoſtet haben; eine für die damalige Zeit außerordentliche Summe.

**) Anfänglich wurde dieſer gemeinſame Schatz in dem Tempel des Apollo auf der Inſel Delos niedergelegt, aber nachher hatten ihn die Athener, als diejenigen, die doch vorzüglich jene allgemeine Angelegenheit leiteten, in ihre Stadt

---

Stadt gezogen, unter dem Vorwand, daß er hier ſicherer ſey und nicht ſo leicht in feindliche Hände gerathen könne.

Verſchönerung der Stadt, zur Ehre Griechenlands und zur Unterſtützung ſo vieler ſonſt brodloſer Bürger und Arbeiter verwenden.

So ſicherte zwar dieſe Vertheidigung und noch mehr ſeine erwieſene Uneigennützigkeit und Rechtſchaffenheit, ihn vor den öffentlichen Angriffen des Neids; aber das heimliche Murren des Volks über den zu großen Aufwand konnte ſie doch nicht unterdrücken: man ſah, man bewunderte zwar die großen und herrlichen Anlagen des Perikles und freute ſich derſelben: aber klagte doch dabei über die Verſchwendung der Staatseinkünfte: „Alſo meint ihr wirklich, rief daher Perikles dem Volk bei einer Verſammlung mit ernſter Miene und entſchloßnem Tone zu: daß der Aufwand, den ich zur Verſchönerung eurer Stadt und eurer Tempel gemacht habe, zu groß ſey?“ Allerdings! Er iſt zu groß! erwiederte das Volk. „Nun gut, ſagte er, ſo ſoll der Aufwand nicht auf euch fallen; ich will ihn auf mich nehmen: aber dafür werde ich auch auf alle dieſe Werke meinen Namen ſetzen laſſen.“ Nein, nein! das wollen wir nicht! rief ihm das an ſeinem Ehrgefühl gereizte Volk einmüthig aus! Es bleibe das gemeinſchaftliche Werk der Nation. Spare du nur weiter keine Koſten!

Da man es bei dem Anſehen des Perikles nicht wagte, ihn ſelbſt perſönlich anzugreifen: ſo ſuchte man ſich an denen Perſonen zu rächen, die vorzüglich die Liebe und das Vertrauen des großen Mannes beſaßen und ihn ſelbſt dadurch empfindlich zu kränken. Der Künſtler Phidias war der erſte, den der Undank und die Schmähſucht ſeiner Feinde traf. Man machte ihm den Vorwurf, daß er bei Verfertigung jener großen Statüe der Minerva im Parthenon eine große Menge Gold unterſchlagen und zu ſeinem Vortheil verwendet habe; ſelbſt einer ſeiner Lehrlinge war niederträchtig genug, ſeinen Meiſter dieſes Diebſtahls zu beſchuldigen. Aber Phidias hatte ſich auf dieſen Fall vorgeſehen und das Gold an jener elfenbeinernen Statüe ſo künſtlich angelegt, daß es, ohne Schaden, abgenommen werden konnte. Er that dies in Gegenwart ſeiner Ankläger, und das Gewicht des Goldes traf richtig ein.

So ſehr auch ſeine Gegner dadurch beſchämt und vor der Hand zum Schweigen gebracht wurden: ſo machte man es ihm doch bald nachher zum Vorwurf, ja zum Verbrechen, daß er auf dem Schilde der Minerva, wo die verſchiedenen Heldenthaten des Theſeus in erhabner Arbeit abgebildet waren, auch ſein eignes und des Perikles Bild mit angebracht hatte. Er konnte dieſe Eitelkeit nicht leugnen und ohne Schaden des Ganzen nicht aus der Aegide wieder austilgen; und dies zog ihm nach den Prieſtergeſetzen Gefängnißſtrafe zu, von der ihn zwar Perikles mit Mühe befreite, ihm aber ſeiner Sicherheit wegen rieth, das athenienſiſche Gebiet zu verlaſſen.

Auch ſeinen guten alten Lehrer, Anaxagoras, traf der Haß ſeiner Feinde. Dieſer hatte ſich, während Perikles mit Ausführung ſeiner großen Entwürfe beſchäftigt war, von aller bürgerlichen Verbindung losgeſagt, ſein Haus verlaſſen und ſeine Ländereyen ungebaut und öde liegen laſſen. Den Tag über brachte er unter dem Schatten eines Baumes, die Nacht in einem abgelegegelegenen Winkel der Stadt zu. Seine Landsleute, die ſich jetzt dem Luxus ergaben, achteten nicht auf den eigenſinnigen, mürriſchen Weiſen, und auch ſein großer Zögling ſchien ihn vergeſſen zu haben. Aus Verdruß darüber, und vermuthlich weil ihn jetzt im Alter der Mangel und die Armuth an ſeine vernachläßigte Wirthſchaft erinnerte, zog er ſich mit verhülltem Haupte in ſeinen Winkel zurück, mit dem Vorſatz, ſich durch Hunger zu tödten.

Jetzt erfuhr Perikles die traurige Lage ſeines alten Freundes; voller Beſtürzung begab er ſich in ſeinen abgelegenen Aufenthalt, und beſchwor ihn mit Thränen, ſich für ſeine Freunde, die ihn ſchätzten, und für den Staat, dem er noch immer durch ſeinen weiſen Rath dienen könnte, zu erhalten. Da zog der Greis ſeine Hülle ab, zeigte dem Perikles ſein vor Alter und Gram abgezehrtes Geſicht mit dem leiſen aber treffenden Vorwurf: Perikles! wer einer Lampe bedarf, der ſchüttet auch Oel hinein. —

Doch

Doch eben dieſe Achtung und Freundſchaft des Perikles war es, die man ihm mißgönnte und um derenwillen man ſeinen Untergang beſchloß; man brachte ein Dekret in Anregung, daß alle diejenigen, welche die Götter leugneten, und die Erſcheinungen und Veränderung der Geſtirne und Himmelszeichen aus der Natur und nicht nach dem Prieſterſyſtem erklärten, als Verbrecher geſtraft werden ſollten. Perikles merkte wohl, auf wen es damit abgeſehen ſey; er rieth daher dem Greis zur freiwilligen Verbannung und begleitete ihn ſelbſt nicht ohne innige Rührung außer die Mauern der Stadt.

Noch war eine Perſon in Athen, die dem Herzen des Perikles vorzüglich theuer war, dies war ſeine Freundin und nachherige Gattin, Aſpaſia. Dies Frauenzimmer, das durch ſeine außerordentliche Schönheit, noch mehr aber durch ſeinen großen Geiſt, ausgebreitete Kenntniſſe, Geſchicklichkeit und ſeinen Geſchmack, die Bewunderung von ganz Athen, wohin es ſich von Milet aus begeben hatte, auf ſich zog, genoß vorzüglich die Achtung und Freundſchaft dieſes großen

Staatsmannes, der in ihrem Hauſe, dem Sitz der Künſte und des feinſten Vergnügens, welches von mehreren der angeſehenſten Männer, ſelbſt ſpäterhin von einem Sokrates beſucht wurde, Erholung von ſeinen Arbeiten und Geſchäften fand. — Allein die freie, den öffentlichen Sitten entgegengeſetzte Lebensart dieſer jungen Dame, ihre öftern kühnen Aeußerungen über die abergläubiſchen und oft lächerlichen Vorſtellungen und Gebräuche bei dem damaligen Religionscultus, die jedem gebildeten Verſtande auffallend ſeyn mußten, zogen ihr bald den Vorwurf zu, daß ſie die Götter leugne und die Sitten des Volks verderbe. Man ſtellte eine öffentliche Klage gegen ſie an und drang auf ihre Verbannung. Nur mit Mühe rettete ſie Perikles, indem er bei ihrer Vertheidigung vor Gericht zu den Ueberredungskünſten ſeiner ihm eigenthümlichen Beredſamkeit auch noch Thränen und Bitten an ihre Richter hinzuſetzte. — Bald nachher führte er ſie als Gattin in ſein Haus und lebte mit ihr in einer ſehr vergnügten und glücklichen Ehe.

So groß Perikles als Staatsmann war, und das Ruder des Staats mit Klugheit ſo viele Jahre hindurch leitete: ſo groß war er auch als Feldherr, wenn er zur Ehre oder zur Vertheidigung der Republik das Schwerd zog. Aber auch da zeigte er ſich mehr vorſichtig und klug, als kühn und eroberungsſüchtig; er ließ ſich nie in ein Treffen ein, deſſen Ausgang ungewiß oder mit zu großer Gefahr verbunden war; ſein Grundſatz dabei war: man müſſe ſo viel möglich das Leben der Bürger ſchonen und den Ruhm der Tapferkeit nicht auf ein Wagſtück ſetzen. Deſto glücklicher war er daher in Ausführung derjenigen Feldzüge oder Seeſchlachten, in denen er das Obercommando führte, und kehrte jedesmal, mit Schätzen bereichert, mit der erhaltenen Armee nach Athen zurück.

In jenem unſeligen Kriege, der unter ſeiner Regierungsverwaltung ausgebrochen war, und den Pelopones ja ganz Griechenland zum Schauplatz der traurigſten Verheerung machte, behauptete er durch ſeine Tapferkeit und noch mehr durch ſeine Staatsklugheit die Ehre der athenienſiſchen Wafſen und rettete Athen von dem bedrohten Untergange. Aber keine menſchliche Macht konnte den traurigen Folgen vorbeugen, die dieſen verheerenden innerlichen Krieg begleiteten; ſo viele vormals blühende Städte und Flecken wurden dadurch verheert, ſo viele glückliche Provinzen verwüſtet und die innern Kräfte der Nation weit mehr, als durch alle vorhergehenden Kriege mit den Perſern, aufgerieben.

Zu dieſen Uebeln, die das Verbrechen des Kriegs an der Menſchheit beſtraften, geſellte ſich ein noch traurigeres und verheerenderes, das gemeiniglich im Gefolge jener verwüſtenden Furie iſt, die Peſt, die von Egypten herüber ſich durch Perſien und von da nach Griechenland verbreitete und hier, beſonders zu Athen, die fürchterlichſte Verwüſtung anrichtete. Die Beſchreibung, die ein damals lebender Schriftſteller, Thucydides, von dieſer Plage mit fürchterlicher Wahrheit giebt, und die nachher ein lateiniſcher Dichter, Lucretz, mit noch lebhaftern ſchrecklichen Farben ſchildert, muß die Empfindung jedes menſchlichen Leſers erregen. Athen war dabei vorzüglich der Schauplatz des

Jammers und des Schreckens in hundertfältigen Auftritten. Faſt keine Wohnung blieb von dieſer Plage verſchont; in allen Familien gab es Schlachtopfer dieſes Todes, überall herrſchte Trauer und dumpfe Betrübniß; und weder die feierlichſten Opfer und Gebete, noch die Hülfe der geſchickteſten Aerzte *), konnte dieſer verheerenden Plage, die vorzüglich innerhalb der Mauern von Athen wüthete und dieſe Stadt ganz zu verheeren drohte,

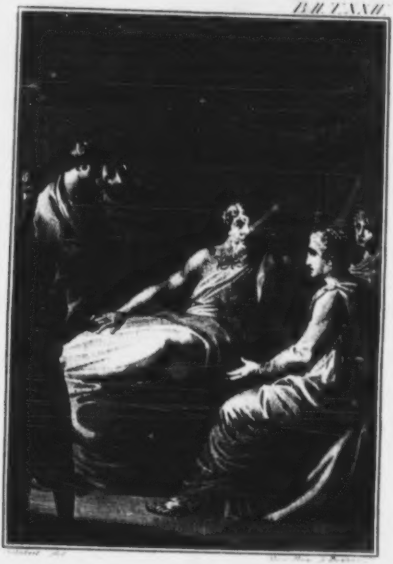
---

*) Nach einigen Nachrichten ſoll ſich auch der um dieſe Zeit berühmteſte Arzt aus Kos, Hippokrates, um Griechenland, und beſonders um Athen, große Verdienſte erworben haben. — Die Athenienſer hatten ihn dringend gebeten, zu ihnen zu kommen und ſich ihrer bedrängten Stadt anzunehmen. Zu gleicher Zeit wurde er auch von dem Perſiſchen König unter den reichſten Anerbietungen in ſeine Staaten eingeladen. Hippokrates aber ſchlug dieſen vortheilhaften Ruf aus, um, als Grieche, ſeine Dienſte ganz ſeinen Landsleuten zu widmen. — Dafür empfiengen ihn auch die Athenienſer, wie eine hülfreiche Gottheit, mit ausgezeichneter Achtung, führten ihn in einer ſolennen Proceſſion in ihre Stadt ein, verehrten ihm nachher, zur Belohnung ſeiner Verdienſte, eine goldene Krone, nebſt dem Bürgerrechte, und beſchloſſen, ihn ſeine übrige Lebenszeit hindurch auf öffentliche Koſten zu ernähren.

drohte, Einhalt thun. — Auch das Haus des Perikles wurde von dieſer Plage heimgeſucht, und zwar zu der Zeit, wo er als der Erſte im Staat, auch noch die Laſt der Regierung unter den kritiſchſten Umſtänden tragen mußte; da ſah er, wie die Peſt alles um ihn her, was ihm lieb war, wegraffte; ſeine älteſten Bekannten, ſeine liebſten Freunde und treueſten Diener wurden ihm entriſſen, ſeine eigne Schweſter, die er mit Zärtlichkeit liebte, ſein älteſter Sohn, den er bei ſeinen jugendlichen Unarten doch immer als Vater liebte, ſtarb vor ſeinen Augen — aber ſeine große Seele erhielt ſich unter dieſen Streichen des Unglücks; er ließ ſeinen innern Gram nicht merken und unterzog ſich mit gewohnter Thätigkeit den Geſchäften des Staats; aber als jetzt die Reihe auch ſeinen noch übrigen Sohn — die letzte Stütze ſeines Alters, den Jüngling von blühender Jugend traf — da auch dieſer in die Arme des Todes hinſank — da verließ den gebeugten Vater ſeine Geiſtesſtärke; er wankte zur Bahre, um ihm nach damaliger Sitte den Blumenkranz um die Schläfe zu legen — aber von Schmerz überwältigt ſank er nieder und ohne Bewußtſeyn wurde er von da wieder in ſeine Wohnung zurückgebracht.

Jetzt empfand auch er Anfälle von der tödtlichen Seuche, und waren ſie auch nicht die gefährlichſten: ſo hatte der bisherige Gram und Kummer ſchon zu ſehr ſeine vormals blühende Geſundheit untergraben, als daß er ihnen lange widerſtehen konnte. Umſonſt verwendeten ſeine geliebte Gattin Aſpaſia und die übrigen Freunde des großen Mannes den ſorgfältigſten Fleiß mit allen Mitteln der Heilkunſt für ſeine Erhaltung — er war, nach der Erklärung der Aerzte, ohne Hoffnung verloren. — Da lag der Mann, der ſo lange Jahre hindurch die Stütze der Republik geweſen war und einen ſo wichtigen Einfluß auf das Wohl der Nation gehabt hatte — hingeſtreckt auf dem Todtbette, gab kein Zeichen des Lebens mehr von ſich und wurde allgemein von den Umſtehenden bedauert. Da erinnerten ſie ſich unter einander über dem Anblick des Erblaßten ſeiner ſo vielen großen kriegeriſchen Thaten, der erfochtenen glorreichen Siege, der herrlichen Denkmäler, die er aufgeführt, und der Trophäen

B.II. T.XXII.



Perikles auf dem Sterbebette.

pfählen des Siegs, die ihm das Vaterland errichtet hatte — als plötzlich Perikles, von dem keiner mehr gehört zu werden glaubte, ſeine Augen noch einmal aufſchlug, ſeine letzten Kräfte ſammelte, ſich von ſeinem Lager aufrichtete und mit ſterbendem Blick und mit den Worten zu den Umſtehenden wendete: Redet doch nicht von Dingen, die das Glück mir ſo wie jedem andern an meiner Stelle zugeworfen hat; bemerkt doch lieber, was mir am rühmlichſten iſt und was ich mir als Verdienſt anrechnen kann: daß kein atheniensiſcher Bürger um meinetwillen ein Trauerkleid hat anlegen dürfen *).

So ſtarb dieſer große Mann auf den Lorbeeren ſeiner Thaten mit dem edelſten Bewußtſeyn, keinen ſeiner Mitbürger durch ſeine Schuld unglücklich gemacht, keine Familie durch Verbannung der Ihrigen verwaiſt zu haben.

---

*) Siehe das 24ſte Kupfer.

Nach dem Tode des Perikles, welcher in das dritte Jahr nach Ausbruch des peloponneſiſchen Krieges fiel, dauerten dieſe kriegeriſchen Unruhen mit immermehr zunehmender Erbitterung von beyden Seiten fort. Unedel genug hatten die Spartaner den Athenienſern den gebetenen Waffenſtillſtand verſagt, und fuhren fort, ſie und ihre Bundesgenoſſen unaufhörlich zu beunruhigen. Selbſt während die Peſt im Innern der Stadt wüthete, wurden die ſchönen Umgebungen derſelben, die nahen Städte, - die ſchönen Villen und Dörfer auf dem attiſchen Boden von feindlichen Armeen verheert und verwüſtet; indeß die athenienſiſche Flotte die peloponneſiſchen Küſten beunruhigte und den Krieg nach Sicilien zu ſpielen ſuchte. — Selbſt die Natur ſchien dies ſchreckliche Schauſpiel, welches die Menſchen gaben, noch furchtbarer zu machen; außer den Verheerungen peſtartiger Seuchen, die hier und da von neuem ausbrachen, wütheten furchtbare Orkane an den Küſten Griechenlands, und öftere Erdbeben ſetzten die Bewohner des feſten Landes und der Inſeln in Schrecken und Beſtürzung. Demohngeachtet griff der Partheygeiſt immer weiter um ſich; mit jedem Jahre wurde die Erbitterung der Griechen gegen einander noch ſtärker und zog ſo mancher vormals glücklichen Stadt ihren Untergang zu.

So bedauernswürdig wär unter andern das Schickſal der Stadt Platäa, einer der erſten Städte Griechenlands, die alle Schrecken des Kriegs-empfinden mußte. Dieſer kleine Freiſtaat in Böotien, deſſen Bewohner ſich in den frühern Kriegen mit den Perſern durch ihre Tapferkeit die größten Verdienſte um Griechenland und ſelbſt um Lacedämon erworben hatten, wurde jetzt, als ein alter Bundesgenoſſe Athens, von dem ſpartaniſchen Feldherrn, Archidamus, belagert und mit ſeinem gänzlichen Untergange bedroht. Nur dann wollte man der Stadt ſchonen, wenn ſie Athen ſeinem Schickſale überlaſſen und während des Kriegs neutral bleiben würde.

Allein die Platäenſer, deren Weiber und Kinder ſich, während des feindlichen Anzugs, nach Athen und in die nächſt gelegenen zinsbaren Inſeln der Athenienſer geflüchtet hatten, erklärten: daß ſie ſich lieber unter den Trümmern ihrer Stadt begraben, als an ihren Bundesgenoſſen verrätheriſch handeln wollten. Sie hielten auch wirklich die Belagerung, die mit der überdachteſten Klugheit und mit ganz neuen Erfindungen einer mörderiſchen Mechanik von den Feinden unternommen wurde, zwey Jahr lang aus, thaten Wunder der Tapferkeit bei öftern Ausfällen, ja bewieſen eine Standhaftigkeit und Unerſchrockenheit, die ganz den Siegern der Perſer würdig war. — Beſonders zeichneten ſich hundert und zwölf ihrer Streiter durch ihren kühnen Muth bei der Belagerung aus, indem ſie, da ſchon alle Hoffnung des Entſatzes oder der Rettung verſchwunden war, glücklich ſelbſt über die doppelten Mauren, die die Belagerer außer der Stadt aufgeführt und mit Thürmen und doppelten Bruſtwehren befeſtigt hatten, ſetzten und mit dem Degen in der Fauſt ihre Freiheit errangen. — Zuletzt konnte ſich die kleine zurückgebliebliebene Mannſchaft nicht länger gegen die überlegene Macht ihrer Feinde halten und mußte ſich und ihre Stadt endlich auf Gnade den Siegern übergeben, die aber ſchändlich genug alle wehrhaften Bürger niederhieben und die Stadt ſelbſt in einen Steinhaufen verwandelten.

Daſſelbe Schickſal hätte beinahe, in eben dieſem Kriege und zu gleicher Zeit, die Stadt Mitylene, auf der Inſel Lesbos, betroffen, die von dem Bunde der Athenienſer abgegangen war und ſich auf die Seite der Lacedämonier geſchlagen hatte. Aufgebracht über dieſe Treuloſigkeit, ſammlete Athen ſeine noch übrigen Kräfte, rüſtete eine Flotte aus, belagerte mit einem Theile derſelben die Hauptſtadt der Inſel, und brachte ſie bald dahin, daß ſie ſich auf Discretion ergeben mußte. Kleon, der damals nach dem Tode des Perikles an der Spitze der athenienſiſchen Republik ſtand, ein Mann von blutdürſtiger Gemüthsart, benutzte bei der Nachricht von der Uebergabe dieſer Stadt die Unzufriedenheit der Bürger von Athen mit der Treuloſigkeit ihrer ehemaligen Bundesgenoſſen und der cretirte: daß alle waffenfähige Bürger von Mitylene zum Tode, und ihre Weiber und Kinder zur Sclaverei verdammt werden ſollten.

Schon war die Galeere, die dies Bluturtheil zur Ausführung überbringen ſollte, ausgelaufen — und in der eroberten Stadt befand ſich alles in der bängſten Erwartung. Aber am nächſten Morgen erwachte in dem Herzen mehrerer athenienſiſcher Bürger wieder das Gefühl der Menſchlichkeit; man dachte ſich das Unglück, in welches die Heftigkeit der Leidenſchaft des Unwillens am vorigen Tage, die armen Bewohner von Mitylene ſtürzen würde, jetzt mit Abſcheu und Widerwillen. Die Abgeſandten dieſer Stadt benutzten dieſe veränderte Gemüthsſtimmung der Athenienſer; es wurde ſogleich eine neue Volksverſammlung veranſtaltet, und ſo heftig auch **Kleon** vor derſelben auf Vollziehung des vorhin gefaßten Beſchluſſes beſtand: ſo gelang es gleichwohl dem menſchlichern Redner **Diodotus**, das Volk für die Sache der Menſchheit, für die Erhaltung der Mitylener zu gewinnen; man drang auf Widerrufung des abſcheulichen Decrets, und mit einem Eifer, mit dem ſie ihre vorige unüberlegte Hitze wieder gut zu machen ſuchten, wählten ſie eine der ſchnellſten Galeeren im Hafen aus, rüſteten ſie mit der nöthigen Mannſchaft aus und verſprachen dem Schiffsvolke reiche Belohnung, wenn ſie mit der größten Schnelligkeit rudern und die mit dem Todesurtheil vorangeſchickte Galeere noch einholen würden.

Wirklich zeigten ſich auch dieſe Ruderer als Helden der Menſchlichkeit bei dieſem erhaltenen Auftrage. Tag und Nacht behielten ſie die Ruder in den Händen, legten ſie ſelbſt, wenn ſie aßen, nicht aus denſelben und arbeiteten aus allen Kräften, um jener Galeere zuvorzukommen; aber dieſe hatte ſchon vier und zwanzig Stunden voraus und lief daher doch einige Stunden eher in den Hafen von Mitylene mit der unglücklichen Depeſche ein.

Schon hatte man die unglückliche Bürgerſchaft auf dem Markte verſammlet und die bewaffneten Athenienſer hatten den Kreiß um ſie geſchloſſen: jetzt wurde ihr das Todesurtheil vorgeleſen — die ſchauderliche Stille, die durch das allgemeine Schrecken und die Todesangſt einige Augenblicke in der Verſammlung herrſchte, wurde jetzt durch das laute Angſtgeſchrei und Händeringen der Weiber und Kinder unterbrochen; ſchon wurde das Zeichen zur Vollziehung des ſchrecklichen Todesurtheils gegeben, und mehrere Bürger beugten ihre Häupter, um den tödtlichen Streich zu empfangen — als ſich auf der Höhe von Mitylene das athenienſiſche Schiff ſehen ließ, das die weiße Flagge, das Zeichen der Gnade, aufgeſteckt hatte und eiligſt dem Hafen zuſteuerte.

Sogleich wurde auf Befehl des athenienſiſchen Generals, *Paches* [*]), des ſo menſchenfreundlichen und ſchonenden Siegers von Mitylene, der ihnen zuvor ſelbſt jene Geſandtſchaft nach Athen zugeſtanden hatte, mit Vollſtreckung des Kriegsgerichts innegehalten: Alles war in ſtaunender Erwartung, und bald woogte von fern her das hochaufjauchzende Volk, das die Schiffer und die Abgeſandten Athens zum Richtplatze begleitete. Jetzt wurde das Begnadigungsdecret abgeleſen, und nun lößte ſich die vorige Angſt und der Jammer in allgemeines Freudengeſchrei auf. Die Väter umarmten ihre Söhne, die Mütter und Weiber ſchloſſen die wiedergeſchenkten Männer und Kinder in ihre Arme und ſtürzten ſo voll heißen Danks zu den Füßen der Sieger nieder, die ſelbſt bei dieſem Schauſpiel die freudigſte Rührung empfanden und dieſen Tag der Errettung mit ihren neuen Bundesgenoſſen mit Fröhlichkeit begiengen.

---

[*]) Dieſer General und nachherige Gouverneur von der durch ihn eroberten Inſel Lesbos, der das traurige Schickſal ihrer Bewohner ſo ſehr erleichterte, und ſich als ein Mann von Entſchloſſenheit und Edelmuth zeigte, wurde gleichwohl nach ſeiner Zurückkunft nach Athen, von den Feinden ſeiner Verdienſte wegen ſchlechter Verwaltung der ihm aufgetragenen Geſchäfte angeklagt, und da er ſich ſo gut als ſchon verurtheilt ſah, brachte er ſich mit eigner Hand in dem Gerichtshofe um das Leben.

Möchte uns doch die Geſchichte mehrere ſolche Handlungen der Menſchlichkeit aufbehalten haben, um uns einigermaßen mit jenen blutigen Auftritten des Kriegs auszuſöhnen, der die damals gebildetſte Nation oft in Barbaren umwandelte, Griechen gegen Griechen, Bürger gegen Bürger in Wuth ſetzte und ihnen oft genug auch die heiligſten Geſetze der Menſchheit vergeſſen machte. Aber leider dauerte dieſer unſelige Krieg noch viele Jahre hindurch und führte Scenen auf, von denen wir lieber unſern Blick wegwenden, als länger bei denſelben verweilen wollen.

Um jedoch den Faden dieſer traurigen Geſchichte nicht ganz fallen zu laſſen, wollen wir hier nur ſo viel bemerken, daß, nachdem dieſer Peloponneſiſche Krieg ſieben und zwanzig Jahr hindurch unter abwechſelndem Glück von beyden Seiten war geführt worden: er ſich zuletzt im acht und zwanzigſten zum Nachtheil der Athenienſer mit Einnahme ihrer Hauptſtadt durch die Lacedämonier, unter Anführung des Lyſander endigte. Dieſer ſtolze Sieger nahm dieſe Stadt nach langem Widerſtande durch Uebergabe ein, wo ſie, um nicht von Grund aus zerſtört zu werden, die drückendſte und ſchimpflichſte Capitulation eingehen mußte: ihre Veſtungswerke wurden geſchleift, die große Mauer, die ſie mit dem Hafen verband, niedergeriſſen; ſie mußte ihre

Schiffe bis auf wenige abliefern, alle ihre auswärtigen Beſitzungen räumen und ſich nur auf ihr altes Gebiet einſchränken, ja ſogar ſich verbindlich machen, den Lacedämoniern bei allen ihren Kriegen, wohin ſie ſie führen würden, zu folgen. Ihre bisherige Regierungsform wurde abgeſchaft, und ihr dagegen dreyßig Tyrannen, oder Befehlshaber, mit unumſchränkter Macht gegeben, zugleich eine zahlreiche lacedämoniſche Beſatzung in die Citadelle der Stadt gelegt, um ſie ſo unter dem Joch der Spartaner zu erhalten.

Dieſe dreyßig Tyrannen Athens machten bald von der ihnen übertragenen Macht den ausgedehnteſten Gebrauch: ſie unterdrückten alles, was noch ächten Patriotismus athmete, mit der gefühlloſeſten Grauſamkeit. Jeder reiche und angeſehene Bürger wurde das Opfer des Deſpotismus. Niemand war für ihren Dolchen ſicher; ſelbſt einer noch der beſten, **Theramenes**, der mit zu den Dreyßigen gehörte, und es einigemal wagte, zum Beſten der Republik zu reden, wäre von den übrigen beynahe an dem Altare der Götter, wohin er ſich geflüchtet hatte, niedergeſtoßen worden, und mußte zuletzt den Giſtbecher trinken. Diejenigen angeſehenen Bürger, welche noch mit dem Leben davon kamen, wurden mit Verbannung geſtraft, ihre Güter eingezogen, ja ſelbſt nach ihrer Verbannung wurden ſie durch ein Edict von Sparta verfolgt, durch welches den Städten Griechenlands verboten wurde, dieſe verbannten Athenienſer aufzunehmen. Nur Theben und Megara war zu großmüthig, dieſem übermüthigen Befehl zu gehorchen, vielmehr unterſtützten dieſe die Vertriebenen nach möglichſten Kräften und übten die geheiligten Rechte der Gaſtfreundſchaft, trotz jenes ſchreckenden Verbots, an dieſen Unglücklichen aus; ja Theben erklärte öffentlich durch ein Geſetz denjenigen für einen ehrloſen Bürger, der ſich, wo er einen Athenienſer in Gefahr ſähe, nicht ſeiner gegen den Unterdrücker thätig annehmen würde. So irrte ein großer Theil Athenienſiſcher Bürger ohne Vaterland umher, und die zurückgebliebenen ſeufzten zwar laut unter dem Druck der Tyrannen, wagten es aber nicht, ſich dies drückende Joch vom Halſe zu ſchaffen.

Nur Einer war es, der Muth hatte, ihnen die Spitze zu bieten und der Befreier ſeiner Vaterſtadt zu werden, und dieſer Edle hieß

Thraſybulus;

er, der in glücklichern Zeiten gemeinſchaftlich mit **Alcibiades** für Athen geſochten hatte, zog jetzt den Degen für ſeine Errettung. Auch er befand ſich unter den Verbannten und hatte ſich mit ſiebzig Getreuen nach Phyle, einem kleinen aber feſten Ort in Attika geworfen. Die geringe Anzahl ſeiner Anhänger machte, daß die Tyrannen in Athen ſeinetwegen ganz ſorglos blieben und ihn verachteten: deſto thätiger war **Thraſybulus**, um die hier und da zerſtreuten Patrioten um ſich zu ſammlen und ſie mit gleichem Muth zu beſeelen. So klein auch dies Heer war, ſo beſtand es doch aus Männern, die bereit waren, alles zur Befreiung des Vaterlands zu wagen, und ehe es ſich die Tyramen verſahen, ſtand **Thraſybulus** mit demſelben ſchon vor den Mauren der Stadt. Die Dreyßig bewaffneten ihre Söldner und lieferten ihnen ein Treffen; aber wie konnten ſie mit ihrem Sclavenheer dieſen Helden der Freiheit widerſtehen? Sie verloren die erſte und die zweyte Schlacht und einer der wüthendſten Tyrannen, **Kritias**, blieb auf dem Platze.

Thraſybulus ließ, um Bürgerblut zu ſchonen, den Flüchtigen nicht nachſetzen, verbot durchaus ſeinen Soldaten, Beute zu machen; nur die Waffen durften ſie den Erſchlagenen und Ueberwundenen nehmen, nur die nöthigſten Lebensmittel auf dem attiſchen Gebiete ſich reichen laſſen. Er ſelbſt bemächtigte ſich des Hafens im Piräus, in welchem er ſich mit ſeinem Heere verſchanzte.

Eingeſchloſſen in Athen zitterten die Tyrannen jetzt ſelbſt unter ihren Sclaven für ihr Leben — aber jetzt kamen Hülfstruppen von Lacedämon unter Anführung ihres Königes **Pauſanias**. **Thraſybul** erwartete ſie mit ſeinem tapfern Chor, entſchloſſen, den Sieg der Freiheit auch gegen dieſe Feinde auf eben dem Platze zu erkämpfen, wo ihre tapfern Väter vormals für dieſelbe gefochten hatten. Doch auch Pauſanias hatte Gefühl für die gerechte Sache *), ſchlug den Weg einer friedlichen Unterhandlung mit

---

*) Dieſes Gefühl für die Rechte der Menſchheit wurde noch durch einen beſondern Auftritt in der Seele dieſes Spartaniſchen Helden aufgeregt. Einer der größten Athenienſiſchen Feldherrn, Nicias, der kurz vorher in einer unglücklichen Schlacht geblieben war, war mit dieſem Spartaniſchen Könige durch die Bande der Gaſtfreundſchaft verbunden geweſen. Dieſen Umſtand benutzte ein Freund dieſes Hauſes, Diognotus, ein edler Athenienſiſcher Bürger: er führte zwey Söhne aus dieſer Familie des Nicias hinaus ins Lager, ſetzte dieſe hulfloſen Kleinen dem Pauſanias auf die Knie, und beſchwor ihn, bei dem geheiligten Andenken an ſeinen ehemaligen Gaſtfreund, ſich dieſer Unſchuldigen zu erbarmen und ſich der Familie eines ſo verehrungswürdigen Mannes und ſo vieler Unſchuldigen gegen die Tyrannei ihrer Unterdrücker anzunehmen, die ihren Ehrgeitz darein ſetzten, alles zu vernichten, was ſich durch Geburt, Reichthum oder Tugend auszeichne. — Pauſanias, der ohnehin nicht geneigt war, den Weg ſeines Vorgängers, Lyſander, einzuſchlagen, wurde durch dieſen rührenden Auftritt nochmehr geneigt gemacht, ſich der Parthey des Thraſybulus und der Sache der Athenienſer anzunehmen.

mit Thraſybul ein, gab Athen ſeine Freiheit wieder, willigte in die Abſetzung und Verbannung der dreyßig Tyrannen, doch ſo, daß weder ihr Leben noch ihr Vermögen dabei gefährdet ſeyn, ſondern ihnen ein freier Abzug nach Eleuſis geſtattet werden ſollte, und geſtand den Athenienſern das Recht zu, ſich wieder ihre eigne Staatsverfaſſung zu geben.

So zog nun Thraſybul als Retter ſeiner Vaterſtadt mit ſeinen Kampfgenoſſen in feierlichen Triumph in ihre Mauren ein; der Zug gieng zu dem Tempel der Minerva, wo er der Gottheit Dank und Opfer für ihren Schutz darbrachte; noch mehr verherrlichte er ſeinen Triumph durch ein öffentliches Manifeſt: daß kein Bürger wegen dem, was vorher vorgefallen ſey, in Klage oder in Strafe gezogen werden, ſondern alles gänzlich vergeſſen ſeyn ſollte, und hielt durch dieſes Geſetz, das er mit ſeinem ganzen Anſehen unterſtützte, die Rachſucht der vormals beleidigten und vertriebenen Bürger, die ſich nun von allen Orten wieder einfanden, in Schranken. Uebrigens, zufrieden,

den, ſeiner Vaterſtadt wieder die Freiheit verſchaft zu haben, lebte er ſelbſt als Privatmann unter ſeinen Mitbürgern, und nahm für ſeine geleiſteten Dienſte keine weitere Belohnung, als einen doppelten Oelzweig an, den ihm die Liebe des Volks um ſeine Schläfe wand.

Wollten unſre Leſer es bei dieſem bloßen Ueberblick der Geſchichte jenes Peloponneſiſchen Kriegs bewenden laſſen — wie vieles würde Ihnen dann entgehen, das ihrer Aufmerkſamkeit weit werther iſt, als alle jene kriegeriſchen Bewegungen und Auftritte, ſo wichtig und entſcheidend dieſe auch immer für das Wohl damaliger einzelner Staaten waren. Eben dieſe an ſich ſchreckliche Periode bleibt gleichwohl für die Geſchichte Griechenlands nicht nur, ſondern ſelbſt für die Geſchichte der Menſchheit die intereſſanteſte; während derſelben ſchwang ſich nicht nur die griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft auf den höchſten Gipfel, ſondern auch die menſchliche Tugend erſchien in ihrer erhabenſten Würde. In dieſe Periode fällt das Leben von Menſchen, die, als die edelſten ihres Geſchlechts, ſich durch Weisheit und Tugend ausgezeichnet und durch ihr vortreffliches Beiſpiel, ſo wie durch ihre ausgeſtreuten Belehrungen,

rungen, theils mündlich, theils ſchriftlich auf alle nachherigen Zeiten gewirkt haben.

Wäre es uns hier darum zu thun, unſre Leſer mit Darſtellungen ſeltner Charactere und romanhaften Erzählungen aus dem Leben merkwürdiger Menſchen zu unterhalten: ſo würde uns die Geſchichte des Alcibiades, die in dieſen Zeitraum fällt, reichen Stoff dazu geben; da dieſer Mann, der ſo ganz einzig in ſeiner Art war, nicht nur damals der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung und der Unterhaltung ſeiner Zeitgenoſſen war, ſondern noch lange nachher bis auf jetzige Zeit den geſchickteſten Seelenmalern zum Original gedient hat, um nach ihm das Gemälde menſchlicher Leidenſchaften in ſeinen verſchiedenen Schattirungen zu entwerfen, und das Contraſtirende der geſunden Vernunft und der höhern Seelenkräfte mit den Ausbrüchen der Sinnlichkeit und der niedern, thieriſchen Lüſte darzuſtellen. Wir indeß, die wir lieber bei Betrachtung edler Charactere und ächter tugendhafter Handlungen verweilen, wollen hier nur einige wenige Züge aus dem Bilde dieſes merkwürdigen Mannes ausheben, um deſto länger bei einem weit ehrwürdigern Gegenſtande, bei Betrachtung eines **Sokrates** zu verweilen, dem **Alcibiades** ſelbſt das Gute in ſeinem Character und das Glück verdankte, nicht ganz in die Klaſſe unwürdiger Menſchen verſetzt zu werden.

Alcibiades

war ein Verwandter und jüngerer Zeitgenoſſe des großen **Perikles** zu Athen, in deſſen Hauſe er nach dem frühen Tode ſeines Vaters, **Klinias**, erzogen wurde. Die Natur hatte alles an ihm gethan, was ihn zu einem der ſchönſten und edelſten Menſchen machen konnte, und das Glück begünſtigte auf allē Art dieſe trefflichen Naturanlagen. Er beſaß einen ſehr wohlgebauten, regelmäßigen und vorzüglich ſchönen Körper; behauptete auch dieſe Vorzüge ausnehmender Schönheit in jeder Lebensperiode, von ſeiner Kindheit bis ins männliche Alter bei faſt ununterbrochner Geſundheit; er war der ſchönſte Knabe, der ſchönſte Jüngling, der ſchönſte Mann ſeiner Zeit; dabei beſaß er die trefflichſten Anlagen des Geiſtes, einen

nen guten Verſtand, lebhaften Witz und feurige Einbildungskraft: auch fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, dieſe vortrefflichen Anlagen auszubilden; denn die Vorſehung hatte ihn nicht nur unter ſehr glücklichen Umſtänden, ſondern ſelbſt zu einer Zeit auftreten laſſen, wo Athen in Wiſſenſchaften jeder Art blühte, und wo — was Alles ſagt — ein Sokrates lebte, der ſich ſchon frühe zu dieſem ſchönen Jüngling hingezogen fühlte und allen Fleiß auf ſeine Ausbildung verwendete. Außer dieſem hatte er noch die geſchickteſten Lehrer in jeder Wiſſenſchaft und alle Hülfsmittel zur Erlernung derſelben ſtanden ihm zu Gebote.

Schon als Knabe zeichnete er ſich durch ſeine Talente und Geſchicklichkeiten vor allen ſeines Alters aus; ſchon da äußerte ſich aber auch ſeine unbegrenzte Ehrbegierde, die ihn durch ſein ganzes Leben beherrſchte, und ſein Streben, in allem der Erſte zu ſeyn. Bei den gymnaſtiſchen Uebungen verließ er den Ringplatz nicht anders als Sieger, hätte er ſich auch durch einen Biß von dem ihm überlegnen Kämpfer befreien ſollen: Pfui, ſagte einſt einer der kleinen Kämpfer zu ihm: du beiſeſt, wie die Weiber! Nicht doch, verſetzte er, ſondern wie die Löwen. — Auch beim Spiel bewieß er die größte Attention und ließ ſich durch Nichts irre machen. Als ihm daher einſt ein Fuhrmann mit beladenen Wagen beim Kegelwerfen in der Straße in den Wurf kam und nicht ſo lange anhalten wollte, bis er den Wurf vollendet habe — legte er ſich der Länge nach vor dem Wagen nieder und nöthigte dadurch den Fuhrmann, zurückzuſchieben und das Spiel ungeſtört zu laſſen.

Dieſe Dreiſtigkeit des Knaben gieng bei dem Jüngling in wirklichen Muthwillen und Inſolenz über. Da man ihm von allen Seiten nicht nur ſeiner perſönlichen Vorzüge, ſondern auch ſeines Standes wegen ſchmeichelte: ſo hielt ſich der vornehme Jüngling alles für erlaubt; er inſultirte oft die angeſehenſten Männer und fand ein Vergnügen daran, ſeinen Mitbürgern durch tolle Streiche, oft auf Koſten der Ehre und des Vermögens Andrer, auch wohl ſeines eignen, eine Unterhaltung zu verſchaffen und ſo das Geſpräch der Stadt zu werden. Man verzieh ihm gern, bei ſeinen übrigen guten Eigenſchaften, dieſe jugendlichen Thorheiten, die zugleich das Publikum beluſtigten, und die Schmeichler, die ihn umgaben, reizten dabei immer mehr ſeinen Ehrgeiz und ſetzten ihm große Dinge in den Kopf, was für ein großer Mann einſt aus ihm werden würde.

Nur **Sokrates**, der ſich um dieſe Zeit für dieſen ausgezeichneten Jüngling intereßirte und dieſe ſchöne Seele für die Tugend zu erhalten wünſchte, legte jetzt dem Flüchtling die ſanften Feſſeln der Moral an und lähmte ihm auf eine Zeitlang die Flügel der Eitelkeit und der üppigen Leidenſchaften. Er wußte ihn durch die ihm eigne Gabe der Ueberredung und der leitenden Vernunft ſo ganz einzunehmen: daß jetzt dieſer bisher zügelloſe Jüngling ſich ganz nach ſeinem Willen leiten ließ, mit der größten Innigkeit an ſeinem Lehrer hieng und ſich nur in ſeinem Umgange wohl befand. Er, der ſich ſonſt in allen luſtigen Zirkeln herumtrieb, ſaß jetzt allein an der Seite ſeines verehrten Lehrers, hörte aus ſeinem Munde die treffendſten Lehren der Weisheit und fand ſo vielen Geſchmack an denſelben, daß er in dem Umgange dieſes Weiſen alle ſeine vorigen gewohnten Ausſchweifungen zu vergeſſen ſchien.

Schon dieſe Liebe zur Weisheit, von der jetzt die junge Seele des Alcibiades glühte, ſchien ihn unauflöslich mit dieſem ſeinen Lehrer zu verbinden, und noch mehr fühlte er ſich aus Dankbarkeit zu ihm hingezogen, als er dieſem auch nachher die Erhaltung ſeines Lebens verdankte. Denn als er die erſten Kriegsdienſte that, hatte er das Glück, an der Seite des Sokrates, der als Republikaner auch jetzt die Waffen im Dienſte des Vaterlands trug, zu fechten. In einer Schlacht bei Potidäa, wo beyde mit ungemeiner Tapferkeit fochten, empfieng Alcibiades eine Wunde, an der er entkräftet zur Erde ſank: Schon drängten ſich die Feinde näher, um ihn vollends niederzuſtoßen und ſeiner Waffen zu berauben, als Sokrates, der die Gefahr ſeines jungen Freundes bemerkte, ſich durch die dichten Haufen ſchlug, vor den Gefallenen hinſtellte und ihn mit ſeinem Schwerde aus allen Kräften vertheidigte. Der Sieg neigte ſich bald auf die Seite der Athenienſer; der Feind wich und Alcibiades war gerettet.

Als ſich nach der Schlacht die Generäle verſammelten, um denen, die ſich im Kampfe am beſten gehalten hatten, den Preis der Tapferkeit zuzuerkennen, entgieng es ihnen nicht, welche Anſprüche Sokrates und Alcibiades darauf zu machen hatten. Aber Sokrates erklärte großmüthig, daß nicht er ſowohl, als Alcibiades, des Preiſes würdig ſey, um dadurch dieſen jungen Held zu noch größern Thaten anzuſpornen, der jetzt im Angeſichte der Armee den Siegerkranz empfieng.

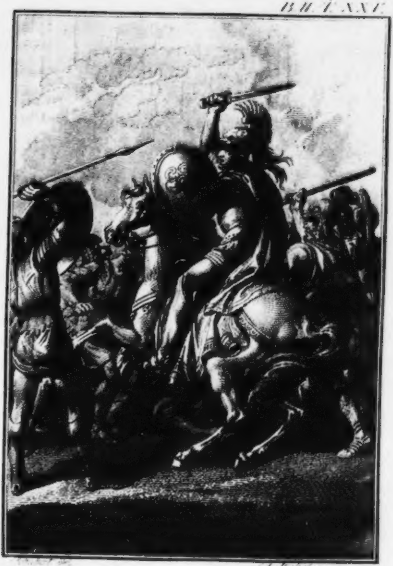
Einige Jahre nachher in dem unglücklichen Feldzuge der Athenienſer gegen die Böotier und dem Treffen bei Delium, wo beyde wieder zugegen waren, hatte Alcibiades Gelegenheit, ſeinem ehemaligen Erretter einen gleichen Dienſt zu erweiſen. Als ſich die Athenienſer nach einer großen Niederlage zurückziehen mußten, befand ſich Alcibiades zu Pferde auf der Flucht, auf welcher Sokrates ſich auch mit einigen wenigen zu retten ſuchte. Kaum erblickte er dieſen, als er ſogleich ſein Pferd anhielt, dieſem immer zur Seite ritt und ihn beſchützte, indeß die Feinde auf dem Fuße nachfolgten und mehrere der flüchtigen Athenienſer erlegten *).

Wie glücklich würde **Alcibiades** geweſen ſeyn, wenn er ſich auf der Seite des **Sokrates** und mit ihm auf dem Wege der Tugend erhalten hätte: aber er hatte zu wenig Feſtigkeit des Charakters, zu wenig Herrſchaft über ſeine Leidenſchaften, und dieſe zogen ihn bald wieder zu neuen Thorheiten und Ausſchweifungen in ſinnlichen Vergnügungen hin, zu denen er in dem üppigen Athen und bei ſeinem Alter und Vermögen nur zu viel Gelegenheit fand. **Sokrates** gieng ihm dann, ſo oft er ihm entſchlüpfte, gleich einem entlaufenen Sclaven nach, um ihn wieder für die Tugend zu gewinnen; und nicht ſelten gelang es ihm, ihn wieder von dem entehrenden Wege zurückzuziehen. Dann trat dieſer, der ſonſt niemanden ſcheute, beſchämt unter ſeine Augen, fühlte tief die väterlichen Vorwürfe des Weiſen, warf ſich ihm weinend zu Füßen und verſprach ihm Beſſerung. Aber er vergaß auch eben ſo leicht

---

*) Siehe das 25ſte Kupfer.

B. II. T. XXI.



Alcibiades beschützt das Leben seines
Lehrers Sokrates.

leicht wieder ſein Verſprechen und warf ſich vielleicht nach wenigen Tagen wieder in die Arme einer Buhlerin oder eines niederträchtigen Verführers und dachte im ſinnlichen Taumel nicht mehr an die guten Entſchlüſſe, die er gefaßt hatte.

Seine Leidenſchaften gewannen noch freieres Spiel, als er ſich den öffentlichen Geſchäften widmete und die größre Laufbahn, die ihn zu Ehre und Glück leiten ſollte, betrat. Hier kannte ſein Ehrgeitz keine Grenzen; er gieng mit Nichts geringer um, als jeden Nebenbuhler zu verdrängen und ſich ſelbſt zum erſten und einzigen Mann in Athen zu machen, von welchem alles abhieng. Schon der dreyfache Sieg, den er als Jüngling in den olympiſchen Spielen davon getragen hatte, machte ihn ſtolz, verleitete ihn zu einem ungeheuren Aufwande und trieb ihn an, an der Spitze der Armeey ſeiner Ehrbegierde noch blutigere Opfer zu bringen. Er erwarb ſich auch bald den Ruhm eines ſehr geſchickten und tapfern Feldherrn und ſpielte in dem ſicilianiſch-peloponneſiſchen Kriege als ſolcher eine ſehr anſehnliche Rolle.

Allein ſeine ausſchweifende Lebensart, bei der er ſich über alle bürgerliche Verhältniſſe hinausſetzte und nicht ſelten auch wohl dem öffentlichen Religionscultus Hohn ſprach, zog ihm den Haß und die Verfolgung der Prieſterſchaft und des Volks zu, daher er auch zuletzt aus dem Staate verbannt wurde. Gleichwohl wußte er ſich mit ſeinem Genie überall und ſelbſt bei den Feinden, in deren Hände er ſich oft mit außerordentlichem Vertrauen auf ſeine Talente warf, Achtung und Gunſt zu verſchaffen: indem er die Gabe beſaß, ſich in jede Lage zu ſchicken, jede Farbe anzunehmen, jeden Ton zu halten. Er, der in Athen der berüchtigſte Wollüſtling war und das glänzendſte Haus machte, führte in Lacedämon die ſtrengſte Lebensart eines Spartaners, aß die ſchwarze Suppe, ſchlief auf Binſen, badete in kaltem Waſſer, als wäre er nie an eine weichliche Lebensart gewöhnt geweſen; in Jonien war er wieder weichlich und den feinen Ergötzlichkeiten der Sinne ergeben; unter Thraciern liebte er den Trunk und ſaß beſtändig zu Pferde; und an dem Hofe des Perſiſchen Satrapen, zu dem er zuletzt ſeine Zuflucht nahm, übertraf er ſelbſt die Perſer an Prachtliebe und Schwelgerei.

Bei dieſer Veränderlichkeit der Lebensweiſe und Unbeſtändigkeit ſeines Charakters konnte er, auch bei wirklich einzelnen guten Zügen, nie Anſpruch auf den Ruhm eines wahren Tugendhaften machen; denn ſelbſt ſeine guten Handlungen waren mehr die Wirkung ſeiner Launen, ſeiner Leidenſchaften und der Umſtände.

Er hatte den Schmerz, das traurige Schickſal Athens zu erleben, das zu Ende des Peloponneſiſchen Kriegs unter die Bothmäßigkeit der Spartaner ſank; **Alcibiades** befand ſich damals in Phrygien unter dem Schutz des Perſiſchen Satrapen **Pharnabazus**; aber die Feinde und neuen Beherrſcher Athens hielten ihre Herrſchaft nicht geſichert, ſo lange **Alcibiades** lebte: ſie brachten es daher durch ihren mächtigen Einfluß dahin, daß ſich **Pharnabazus** dazu verſtand, ihn aus dem Wege zu räumen, und wirklich wurde er bald darauf durch ausgeſchickte Meuchelmörder bei ſeiner in Brand geſteckten Wohnung in einem kleinen Flecken Phrygiens ermordet.

Sokrates.

Dieſer wahrhaft weiſe und tugendhafte Mann, deſſen Andenken mit der Tugend ewig dauern wird, lebte in jenen traurigen Zeiten des Peloponneſiſchen Kriegs unter den größten Unruhen, die ſein Vaterland zerrütteten, erhob ſich durch die innre Größe ſeiner Seele, durch ſeine ächte Lebensweisheit und liebenswürdigen Charakter ſo ſehr über ſeine Zeitgenoſſen und hielt durch den Einfluß ſeiner Lehren und ſein vortreffliches Beiſpiel ſeine Nation nicht nur vom ſittlichen Verderben zurück, ſondern wurde der Lehrer der Weisheit und Tugend noch für alle künftige Jahrhunderte.

Sein Leben dient zum Beweiß, daß der wirklich weiſe und tugendhafte es in jeder Zeit und unter allen äußerlichen Umſtänden bei unermüdetem Beſtreben zu immer höherer Vollkommenheit bringen kann, ja daß ſelbſt die äußerlich widrigen Ereigniſſe ſeiner Zeit ſeine Tugend noch mehr heben, ſeinem Geiſte noch mehr Stärke geben; und daß es im Plan einer moraliſchen Weltregierung von Erziehung des Menſchengeſchlechts liegt, daſſelbe von Zeit zu Zeit durch das Geſchenk vorzüglich weiſer und edler Menſchen zu einer immer höhern Stufe der ſittlichen Vollkommenheit zu erheben.

Sokrates war aus dem gemeinen Bürgerſtande zu Athen; ſein Vater, Sophroniskus, war ein gemeiner Bildhauer, und ſeine Mutter, Phänarete, ſtand den Müttern Athens bei ihren Geburten bei; ſo ſehr ſich auch ihr Sohn in der Folge als obrigkeitliche Perſon und noch mehr durch den eigenthümlichen Ruf ſeiner Weisheit zu den angeſehenſten Männern ſeiner Vaterſtadt erhob: ſchämte er ſich doch nie ſeiner geringen Abkunft, ſondern war ſtolz darauf, rechtſchaffne Eltern gehabt zu haben, und bemühte ſich, wie er ſelbſt ſagte, das Geſchäft ſeiner Eltern, wiewohl in anderer Hinſicht zu betreiben; nämlich ſeinen

Zeitgenoſſen mehr Bildung zu geben und ihnen in den Geburten ihres Geiſtes behülflich zu ſeyn.

Sein Vater führte ihn ſchon frühe zu den Geſchäften ſeiner Kunſt an, und daß ſich Sokrates auch darin über das Gemeine und blos Handwerksmäßige dieſer Kunſt erhob, davon zeugten einige von ihm verfertigte Statüen, die man in jenen Zeiten des guten Geſchmacks für würdig erkannte, unter den Meiſterwerken des Phidias und Praxiteles öffentlich aufzuſtellen. — Auſſer dieſer Kunſt, die er als ſein künftiges Gewerbe betreiben ſollte, hatte er nur ein ſehr kleines Vermögen von ſeinem Vater geerbt, und auch um dieſes wurde er durch einen ſeiner Verwandten gebracht, dem er es vorgeſchoſſen hatte: ſo daß er genöthigt wurde, mit deſto mehr Anſtrengung in ſeiner Werkſtätte zu arbeiten. Aber ſein Genie war zu groß für dieſen eingeſchränkten Ort und die Vorſehung hatte ihm einen größern Wirkungskreiß beſtimmt, zu welchen er ſchon jetzt hervorgezogen wurde.

Ein reicher Athenienſer, der zugleich ein Mann von Bildung und Geſchmack und ein vorzüglicher Freund der Philoſophie war, **Kriton**, beſuchte einſt die Werkſtätte des jungen **Sokrates** und beſahe ſeine Arbeiten. Hier bewunderte er mehr den feinen Geſchmack, die richtigen Urtheile des Künſtlers in Sachen der Kunſt und die Deutlichkeit in Beſtimmung der Begriffe, daß er ſogleich beſchloß, das ſeltene Talent hervorzuziehen und ihm die Gelegenheit zu verſchaffen, daſſelbe vollends auszubilden. Er nahm ihn in ſein Haus, vertraute ihm den Unterricht ſeiner Kinder an, hielt ihn als ſeinen Freund und beförderte durch alle die Mittel, die ihm ſein Anſehen und ſeine Reichthümer verliehen, das emporſtrebende Genie des jungen Weiſen.

Dieſer benutzte ganz die Gelegenheit, die er im Hauſe **Kritons** fand, um ſich in allen Zweigen der Wiſſenſchaften die beſten Kenntniſſe zu ſammlen. Er blieb auch hier, wo Ueberfluß herrſchte, bei ſeiner gewohnten Frugalität und machte von der Freigebigkeit ſeines großen Gönners nur dann Gebrauch, wenn die Erlernung der Wiſſenſchaft, oder die Pflicht der Menſchenliebe einigen Aufwand forderte. So zog er durch Hülfe ſeines reichen Freundes manchen geſchickten Künſtler aus ſeiner Dunkelheit hervor und bewog den Kriton, unter andern einen gewiſſen Phädon, der damals als Sclav von den Launen eines ſehr eigenſinnigen Herrn abhieng, loszukaufen, an welchem er in der Folge einen ſeiner würdigſten Schüler und Athen einen Weiſen mehr in ſeinen Mauren erhielt.

Sokrates verſäumte nicht, den Umgang mit den damaligen Gelehrten und Künſtlern zu benuzzen, die ſich gewöhnlich in dem Hauſe des Kriton einfanden; dadurch bildete er immer mehr ſeinen Geſchmack aus und verſchaffte ſich die Geſchicklichkeit, die ihm nachher bei ſeinem Unterrichte ſo ſehr zu Statten kam, die Lehren der Weisheit auf die einnehmendſte Art vorzutragen. Sein Zeitalter, das ſo reich an Meiſtern der ſchönen Künſte war, kam ihm darinne gar ſehr zu ſtatten. Das Schauſpiel, das man ſchon damals für die Schule des Geſchmacks hielt, wurde auch in dieſer Abſicht von ihm benuzt; der

Schauſpieldichter Euripides, der ſelbſt einem Sophokles damals den Vorzug ſtreitig gemacht hatte, war ſein Freund; durch dieſen ſuchte er auch die Bühne zu einer Schule der Weisheit und Tugend zu erheben und es verdroß ihn nicht wenig, als dieſer Dichter einmal in einem ſeiner Trauerſpiele den Gedanken äußerte: „in Gefahren ſey es zuweilen gut, der Tugend zu entſagen.“ Dies empörte das ſittliche Gefühl des Sokrates ſo, daß er, mit Aeußerung ſeines gerechten Unwillens, ſogleich aufſtieg und das Schauſpiel verließ.

In der Naturkunde und ſpeculativen Philoſophie benutzte er den Unterricht des zu ſeiner Zeit ſo berühmten Anaxagoras, des Freundes des Perikles, und andrer berühmten Weltweiſen. Allein er fand in dieſen Wiſſenſchaften, die damals noch in ihrer Wiege waren, zu wenig Befriedigung für ſeinen Geiſt und noch weniger Unterhaltung für ſein Herz. Noch mehr aber beſtimmte ihn die damalige Zunft von Gelehrten, die ſich unter dem Namen der Sophiſten in dem Beſitz aller Weisheit hielten und über alle wiſſenſchaftliche Dinge mit vieler Weitſchweifigkeit ſprachen, dieſes unfruchtbare Feld der Speculation ganz zu verlaſſen, und ſich vielmehr dem Studium des Menſchen und deſſen, was zunächſt auf ſeine ſittliche Bildung Beziehung hat, zu widmen. Und in der That gelang es ihm auch hierinne, daß er die wahre Lebensweisheit, die bisher aus den Schulen der Gelehrten durch müßige Speculationen und ſpitzfindige Fragen verdrängt war, wieder in das gemeine Leben zurückführte und die Menſchen lehrte, das zu werden, was ſie nach ihrer eigentlichen Beſtimmung ſeyn ſollten.

Zwar kränkte es jene eingebildeten Gelehrten nicht wenig, ihre eitle Kunſt ſo herabgewürdigt und durch den treffenden Witz des Sokrates ſo ins Lächerliche geſetzt zu ſehen; auch war der Einfluß ihrer Macht groß genug, um ſich aufs Empfindlichſte wegen dieſer Schmach zu rächen: aber auch Sokrates hatte ſeine mächtigen Freunde in der Republik, und galt ſchon nicht nur bei ſeinen Landsleuten für einen Mann von Verſtande und edlen Herzen: ſondern ſelbſt das Orakel von Delph erklärte auf die Frage eines Griechen, wer der Weiſeſte unter den Menſchen ſey? den Sokrates für denſelben.

So ſchmeichelhaft dieſe Erklärung für ihn war, und ſo ſehr er durch dieſen Götterausſpruch von ganz Griechenland geehrt wurde: ſo entfernt war Sokrates, ſich dieſen Vorzug anzumaßen, vielmehr erklärte er mit liebenswürdiger Beſcheidenheit: es komme derſelbe weder ihm noch irgend einem Menſchen zu. Nur Gott allein ſey wahrhaft weiſe, und derjenige Menſch komme der Weisheit am nächſten, der ſo, wie er, die Lücken ſeiner Erkenntniß und die Mängel ſeines Wiſſens am lebhafteſten erkenne und einſehe, daß er Nichts wiſſe. Ein eingebildeter Weiſe ſey immer ein Thor.

Sokrates wendete jetzt ſeinen vorzüglichſten Fleiß auf die Kenntniß des Menſchen; beobachtete mit ſcharfen Blick das Spiel der menſchlichen Leidenſchaften und die Verſchiedenheit der Charactere, drang immer tiefer in die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens ein, und beobachtete, wie demſelben am beſten beizukommen ſey, um die

Lehren der Weisheit zu Grundſätzen des Willens und des Handelns zu machen. Seine natürliche Beredtſamkeit und die muſterhafte Art, Gedanken aus der Seele zu locken, durch Auseinanderſetzung derſelben durch Fragen und Antworten zu entwickeln und zur höchſten Deutlichkeit zu bringen, erleichterte ihm ungemein dies Geſchäft des Unterrichts. Nie gab er ſich dabei das Anſehen eines Lehrers, oder ſuchte ſeine Lehrſätze andern aufzudringen, ſondern als Freund der Weisheit gab er ſich ihnen nur als Gefährten auf gleichem Wege an und leitete ſie ſo unvermerkt zum Ziel. So entfernt auch der Anfang ſeiner freundſchaftlichen Unterhaltungen von dem eigentlichen Zweck ſchien, und ſo gleichgültig die Dinge ſchienen, an welchen er den Faden der Unterredung anknüpfte, ſo feſt hielt er jenen faſt durchgängig moraliſchen Zweck immer im Auge, ſo ſicher wußte er ihn am Ende zu erreichen und ſeine Zöglinge in der angenehmen Täuſchung zu erhalten, als wären ſie ſo ſelbſt auf die Entdeckung der Wahrheit gekommen.

Durch dieſen freundſchaftlichen Ton der Unterhaltung und durch dieſes Mittel der innern Ueberzeugung zog er die Gemüther ſeiner Freunde ſo in das Intereſſe der Wahrheit und Tugend, daß auch ſelbſt ein Alcibiades bei allem ſeinem Leichtſinn, und Kritias, als nachheriger Deſpot, es nie ganz aufgeben konnten. Er machte die Wiſſenſchaft, nicht wie jene Sophiſten, zu einem Gewerbe, ließ ſich nicht für den Unterricht bezahlen, band ſich nicht an einen beſtimmten Ort oder Stunde, ſondern bei jeder ſchicklichen Gelegenheit und an jedem Orte, auf öffentlichen Spaziergängen, in den Werkſtätten der Künſtler und Handwerker, und bei den Volksverſammlungen auf dem Markte ließ er ſich mit denen, die eines beſſern Unterrichts fähig waren, in lehrreiche Unterhaltung ein. Sah er einen Jüngling von edler Geſichtsbildung: ſo näherte er ſich ihm mit dem Vertrauen: daß in einem ſchönen Körper auch wohl eine ſchöne Seele wohnen müſſe: und ſelten betrog ihn die Hoffnung, ihn auch für die Tugend zu gewinnen. So begegnete er einſt einem edlen Jünglinge *), der mit zerſtreuter Miene daher-

---

*) Es war dies der nachher als Held und Geſchichtſchreiber der Griechen ſo berühmt gewordene Xenophon, der unter

eilte, in einer engen Gaſſe. **Sokrates** hielt ihn mit vorgehaltenem Stabe auf: „Weißt du wohl, fragte er ihn, wo du Getreide oder Lebensmittel kaufen kannſt, die du zu deiner Nahrung brauchſt?“ Ich werde ja das wiſſen, erwiederte der Jüngling. „Nun, ſo weißt du auch wohl, wo du Unterricht erhalten kannſt, um tugendhaft zu werden?“ — Erröthend geſtand der Jüngling: nein; das wiſſe er nicht. „Nun wohl, ſprach der Weiſe, wenn du dazu Luſt haſt, ſo folge mir, ich will dichs lehren.“ **Xenophon** hielt dieſen Augenblick, wo er dieſe Bekanntſchaft des Weiſen gemacht hatte, für den glücklichſten ſeines Lebens.

Da bei dem verderbten und luxuriöſen Zeitalter, in welchem **Sokrates** lebte, wenig Hoffnung war, die entarteten Sitten ſeiner erwachſenen Zeitgenoſſen zu beſſern: ſo gab er ſich deſtomehr Mühe, den Keim der Sittlichkeit und Tugend in den noch unverdorbenen jugendlichen Herzen zu pflegen und ſo auf das kommende Geſchlecht zu wirken.

---

unter mehrern ſehr ſchätzbaren Schriften auch die **Denkwürdigkeiten** des **Sokrates** geſchrieben hat.

Und wie viele edle gute Menſchen ſind nicht aus ſeiner Schule hervorgegangen! Welche Verdienſte hat er ſich um die Nation durch die Erziehung der Jugend erworben? Mit welcher Liebe zur Tugend wurden diejenigen erfüllt, die den vertrauten Umgang dieſes Weiſen genoſſen, deſſen vortreffliches Beiſpiel noch wirkſamer als ſeine Lehre war. Mit welcher Herzlichkeit hiengen ſie an ihm, den ſo liebenswürdigen Lehrer. Wie gerne opferten ſie andere Vortheile um ſeines belehrenden Umgangs wegen auf. Lieber verließ Cebes ſein Vaterland Theben, wo er in Anſehen lebte, und wählte Athen, das ihn als einen Ausländer verachtete, zu ſeinem Aufenthalte, um nur dem Sokrates nahe zu ſeyn. — Euklides, ein Bürger von Megara, einer Stadt, der Athen damals einen ewigen Haß geſchworen, und jedem Megarenſer, der ſich auf ihrem Gebiete betreten ließ, den Tod gedrohet hatte, konnte dem Drange ſeines Herzens, den Sokrates zu ſprechen, nicht widerſtehen, daß er ſich in weiblicher Kleidung, das Geſicht mit einem Schleier bedeckt, mit Anbruch der Nacht in das Haus des Sokrates begab und ſo mit Lebensgefahr mit ihm unterhielt. — Aeſchines, ein talentvoller Jüngling, der ſich nachher als Redner und Philoſoph auszeichnete, wünſchte ſo ſehr, an dem Unterrichte des Sokrates Theil zu nehmen; ſeine Armuth aber machte ihn ſchüchtern, in den Kreis ſo vieler angeſehenen und reichen Jünglinge, die den großen Lehrer umgaben, einzutreten. Sokrates bemerkte dies: „Wie? ſagte er zu ihm, ſeheſt du ſo wenig Werth in dich ſelbſt? und hälteſt du das Geſchenk für ſo geringe, das du mir mit dir ſelbſt machſt? — Wie gern hätte Plato, der Größte unter den Schülern des Sokrates, alle bürgerliche Vortheile aufgeopfert, hätte er damit das Leben ſeines verehrten Lehrers retten können.

Durch dieſen täglichen Umgang mit Menſchen, bei dieſem Scharfblick, der auch in ihr Innerſtes drang, durch ein ruhiges, vorurtheilsfreies Beobachten des Ganges der Veränderungen in der Natur und im Menſchenleben, und durch ſtilles Nachdenken über ſich ſelbſt, hatte ſich Sokrates eine ſolche Fertigkeit im vernünftigen Urtheilen erworben, daß er ſich ſelten darinne irrte, was die oder jene menſchliche Angelegenheit für

BIBL. UNIVERS. LIPS.

einen Ausgang nehmen würde. Gewohnt, ſich immer nach dieſen Eingebungen ſeiner Vernunft zu richten, that er dies auch oft in zweifelhaften Fällen, wo er nicht allemal beſtimmt die Gründe dieſes Urtheils anzugeben wußte, und erklärte dies ſelbſt für Eingebungen eines ihm eignen guten Geiſtes (Dämons), der ihn bei ſeinen Handlungen immer richtig leite.

Da es ihm nicht um ausgebreitete Gelehrſamkeit zu thun war, ſein Wiſſen ſich mehr auf das beſchränkte, was den Menſchen zunächſt angeht, was ihn tugendhaft und glücklich machen kann: ſo unterließ Sokrates gegen die Sitte der damaligen Gelehrten, die mehr nach gelehrten Kenntniſſen ſtrebten, das Reiſen in fremde Länder. Sein Vaterland, und beſonders Athen, war ſchon für ſeine Wiſſenſchaft groß genug; er fand im gemeinen Leben und im täglichen Umgange mit Menſchen aller Art hinreichende Beſchäftigung für ſeinen großen Geiſt, und Gelegenheit genug, Gutes zu wirken.

Bei ſeinem anſpruchloſen, der Weisheit und Tugend gewidmeten Leben entzog ſich **Sokrates** gleichwohl den Pflichten nicht, die das Vaterland von ihm als einem guten Bürger fordern konnte; er bewies, daß der Weiſe und Tugendhafte nirgends am unrechten Orte ſtehe, und dem Staate immer die wichtigſten Dienſte leiſte. Zu Anfange des Peloponneſiſchen Krieges in ſeinem ſieben und dreyßigſten Jahre ergriff er als Bürger die Waffen und diente unter dem **Kallias** als gemeiner Soldat bei der Belagerung von **Potidäa**; hier war es, wo er nicht nur Proben der Tapferkeit, ſondern auch des Edelmuths ablegte, indem er dem jungen **Alcibiades**, wie wir oben erwähnt haben, nicht nur das Leben rettete, ſondern noch den Preis der Tapferkeit zugeſtand. — In einem andern Treffen bei **Delium**, wo er ſelbſt in Gefahr war, auf dem Rückzuge ſein Leben zu verlieren, wagte er es ſelbſt nochmals zur Rettung ſeines Freundes und Schülers **Xenophon**; dieſer war mit dem Pferde geſtürzt und ſtand in Gefahr, dem Feinde in die Hände zu gerathen: aber **Sokrates** befreite ihn und trug ihn, weil er durch den Fall verletzt war und nicht gehen konnte, eine ziemliche Strecke Wegs auf ſeinen Schultern, bis er ihn außer Gefahr ſahe.

Ohne ſich übrigens zu bürgerlichen Aemtern im Staate vorzudrängen, auf die er wohl ſeiner Einſichten und Geiſtesvorzüge wegen Anſpruch machen konnte: folgte er auch darinne dem freien Ruf ſeiner Mitbürger, die ſichs zur Schande hätten halten müſſen, einen ſolchen Mann bei Beſetzung öffentlicher Stellen übergangen zu haben. Er verwaltete der Reihe hindurch verſchiedene obrigkeitliche Aemter und ſtieg bis zur Würde eines Archonten. Aber auch ſeine Staatsklugheit blieb auf Grundſätze des Rechts gegründet, und nie verſtand er ſich zu den unedlen Künſten, das Anſehen des Staats auf Koſten der Gerechtigkeit zu erweitern, oder die obrigkeitliche Macht zu Privatabſichten zu mißbrauchen. Mit aller der Stärke, die eine uneigennützige Tugend ihrem Verehrer einflößt, widerſetzte er ſich den Beſchlüſſen des Senats, wenn dieſe gegen die Rechte der Menſchlichkeit waren.

So war er bei jenem berufenen Proceß, welchen Athen zehn ſeiner Generale machte, die zwar in dem Seetreffen bei Arginuſſä den Sieg über die Lacedämonier erfochten, aber den erhaltnen Auftrag, die Todten zu beerdigen und mit der Flotte zurückzukehren, durch einen fürchterlichen Sturm gehindert, nicht befolgt hatten, und die ſie aus fanatiſcher Wuth zum Tode verdammten, der Einzige, der ſich lange mit unerſchrocknem Muth und mit aller Stärke ſeiner Beredſamkeit der Vollziehung dieſes ſchändlichen Blutgerichts entgegenſetzte, und dadurch die Wuth des aufgebrachten Volks gegen ſich ſelbſt reizte. Vergebens beſchworen ihn ſeine Freunde auf ihren Knieen, der Gewalt nachzugeben und ſich nicht ſelbſt der größten Lebensgefahr auszuſetzen. Sokrates blieb feſt bei ſeinen Grundſätzen und erklärte, daß, ſo lange er ein Mitglied des Raths ſey, er nie dies ungerechte und geſetzwidrige Urtheil unterſchreiben werde: und ſollte es ihm auch das Leben koſten; er achte dieſe Raſenden nicht, wohl aber fürchte er andre Richter: dieſe wären Gott, ſein Gewiſſen und die Nachwelt. — Wie wehe mußte es ſeinem Herzen thun, als die Raſerei des Volks, ſeiner ſtandhaften

haften Weigerung ungeachtet, durchdrang und jenes Todesurtheil an ſechs Generalen, die in den Gefängniſſen Athens in ihrer Gewalt waren, wirklich vollzog. Einer dieſer Verurtheilten, Diomedon, bat noch, als er das Schaffot beſtieg, ſeine Mitbürger, ſie möchten wenigſtens das Gelübde erfüllen, welches ſie vor der Schlacht bei Arginuſſä den Göttern gethan hätten: ihnen für den verliehenen Sieg ein öffentliches Opfer der Dankbarkeit zu bringen.

Unter allen den Stürmen, die zur Zeit des Peloponneſiſchen Kriegs das Vaterland beunruhigten und Tauſende ins Verderben ſchleuderten, blieb Sokrates, der Weiſe, immer bei ſtandhaften und feſten Muth und arbeitete unabläßig an ſeiner und ſeiner Nebenmenſchen ſittlichen Vervollkommung. Da er nie nach Reichthum ſtrebte, ſondern ſich täglich in der Kunſt zu entbehren und in der Tugend der Enthaltſamkeit übte, und eine auf wenige Bedürfniſſe eingeſchränkte Lebensart der glänzendern und üppigen Lebensweiſe vorzog: ſo konnten ihn die äußerlichen Unfälle des Lebens weniger niederſchlagen. Auch

ſichert:

ſicherte ihm ſeine gewohnte Mäßigkeit und die Herrſchaft, die er über ſeine Leidenſchaften erlangt hatte, ein geſundes Alter; dieſer hatte er es auch wohl zu verdanken, daß er bei jener fürchterlichen Peſt, die Athen in ein großes Leichenhaus verwandelte, von dieſer würgenden Seuche unangeſteckt blieb.

Aber es ſcheint, als hätte die Vorſehung ihn darum aufgeſpart, um die Größe ſeines Geiſtes durch noch härtere Prüfungen und Leiden zu erheben, und der Welt das Beiſpiel aufzuſtellen, daß der Tugendhafte auch bei den ſchrecklichſten Auftritten getroſt und glücklich bleibt. Er hatte den Schmerz, zu erleben, daß ſeine Vaterſtadt in die Gewalt der Lacedämonier gerieth und das Leben und Glück der vormals freien Bürger Athens in die Hände der dreyßig Tyrannen gelegt wurde, die in den wenigen Monathen ihrer gewaltſamen Regierung mehr Bürger ums Leben brachten, als das Schwerd der Feinde während des Peloponneſiſchen Kriegs aufgerieben hatte. Ja was ihm dabei am kränkendſten war und ſeine tugendhafte Seele am meiſten ſchmerzte, war, daß ſelbſt einer ſeiner ehemaligen Schüler, **Kritias**, ſich mit unter dieſen dreyßig Unterdrückern befand und jetzt mit freier Gewalt wüthete. Zwar hatte ihn **Sokrates** lange zuvor, ſeines unverbeſſerlichen Herzens wegen, ſeiner Achtung unwerth gehalten und ihn aus dem Kreiſe ſeiner Freunde verwieſen: aber um deſtomehr ließ ſichs **Kritias** nun angelegen ſeyn, den weiſen **Sokrates**, deſſen Anſehen ihm doch noch immer im Wege ſtand und deſſen Urtheile er fürchten mußte, bei dem Volke verhaßt zu machen. Zwar gelang ihm dies bei dem Pöbel, und es fehlte nicht an niedrigen Schmeichlern unter den damaligen Sophiſten und Dichtern, die dieſe Gelegenheit benutzten, ihn als einen Sonderling, als einen Verführer der Jugend und als einen Feind der Götter öffentlich in Schriften und Reden darzuſtellen. Schon früher hatte ein theatraliſcher Dichter, **Ariſtophanes**, eine eigne Komödie auf ihn verfertigt und unter dem Namen „die Wolken“ aufführen laſſen; dies elende Machwerk, das ſich auch noch auf unſere Zeiten mehr zur Schande ſeines Verfaſſers als zur Verkleinerung des **Sokrates** bei der Nachwelt erhalten hat, that zwar damals die gehoffte Wirkung nicht, die ſelbſt durch die Gegenwart des Sokrates vereitelt wurde; denn ſo ſelten auch dieſer Weiſe das Schauſpiel beſuchte: ſo war er doch diesmal, weil er hörte, daß er der Gegenſtand des Stücks ſeyn ſollte, erſchienen, um, wie er ſich gegen einen der Nächſtſtehenden ausdrückte, dem Publikum die Freude zu gönnen, ſich über ihn luſtig zu machen; ja als bei den groben Beſchuldigungen während des Stücks viele fremde Zuſchauer begierig waren, zu wiſſen, wer doch wohl dieſer Bürger ſey, den man ſo dem öffentlichen Gelächter Preis gebe? ſtieg Sokrates auf, und zeigte ſich den neugierigen Blicken der Fremden in aufgerichteter Stellung, bis das Stück zu Ende war. — Gleichwohl kam dieſe elende ſatyriſche Poſſe nicht ſo gleich in Vergeſſenheit; die Feinde des Sokrates wußten ſie immer im Andenken zu erhalten, und noch ſpät gab ſie den Stoff zur Anklage des Weiſen.

Doch weder dieſe Sticheleien der beiſſendſten Satyre, noch die Schreckensgewalt der Tyrannen vermochte es über ihn, ſeinen Muth in

Behauptung der Wahrheit und des Rechtes zu beugen. Laut klagte er über die Unterdrückung Athens unter ſeinen Tyrannen, und bezeugte ſeine Verwunderung, wie man diejenigen für Staatsmänner halten könne, die die Bürger verminderten und verderbten, da man doch allgemein denjenigen für einen ſchlechten Kühhirten erkläre, der ſeine Heerde täglich vermindere und ſchlechter mache. Oft warnten ihn ſeine Freunde, nicht die Macht der Tyrannen gegen ſich zu reizen: aber Sokrates hielt, ſeiner Armuth wegen, ſein Leben außer Gefahr und erklärte: ein armer Philoſoph gäbe keinen tauglichen Stoff zu einem Trauerſpiele. — Selbſt ein Dekret, welches die damaligen Tyrannen gaben, und das eigentlich gegen ihn gerichtet war: daß niemand ſich in Geſpräch mit andern, beſonders mit der Jugend, über öffentliche Angelegenheiten einlaſſen ſollte, ſchreckte ihn nicht ab, ſich noch in ſeinem Alter dieſem ſeinem Geſchäft, die Jugend zu unterrichten und ſeine Mitbürger weiſe zu machen, zu widmen, wozu er ſich, wie er ſtandhaft erklärte, ſelbſt von dem höchſten Weſen berufen hielt.

So groß auch die Verdienſte waren, die er ſich dadurch um ſeine Zeitgenoſſen und die Nachwelt erwarb: ſo entgieng er gleichwohl dabei dem gewöhnlichen Schickſal derer nicht, die für Wahrheit und Tugend in einem verdorbenen Zeitalter kämpfen, daß er verfolgt und zuletzt das Opfer der gereizten Wuth der Wahrheitsfeinde wurde. Außer den Sophiſten, deren gelehrten Eigendünkel er ſo oft ins Lächerliche geſtellt und in ſeiner Blöße gezeigt hatte, war auch die Prieſterſchaft Athens auf der Seite ſeiner Feinde, weil er bei ſeinem aufgeklärten Verſtande der abergläubiſchen Verehrung ihrer Götzen und ihrem ſinnlichen Dienſte wenig Beifall ſchenkte. So ſchonend er ſich auch gegen dieſe öffentliche Volksmeynung bewieß, und ſelbſt die hergebrachten gottesdienſtlichen Gebräuche beobachtete: ſo trug er doch oft den Grundſatz vor, daß man die Götter mehr durch Tugend als durch Opfer verehren müſſe: daß Erfüllung ſeiner Pflichten der beſte Gottesdienſt ſey; ja er äußerte auch wohl in vertrauter Unterhaltung ſeine Ueberzeugung von dem einzigen höchſten Weſen. — Selbſt ſeine unbeſtechliche Rechtſchaffenheit und ſein unbeſcholtener Wandel, der in jenen Zeiten der Verdorbenheit der öffentlichen Sitten ſo ſehr hervorſtach, reizte den Neid der Schlechtgeſinnten und wurde das Ziel, nach welchem die Witzlinge und feilen Dichter ihre giftigen Pfeile richteten. — An die Spitze dieſer Uebelgeſinnten ſtellte ſich zuletzt ein ſehr gefährlicher Gegner des Sokrates, Anyt, ein Mitglied des Staatsrathes, und brachte in Verbindung mit dem Dichter Melit und dem Sophiſten Lykon eine förmliche Anklage wider Sokrates vor den Archonten an. Der Hauptinhalt dieſer Klage war einmal, daß Sokrates die Götter, welche die Republik verehre, nicht annehme, ſondern neue Gottheiten einführe; zweytens, daß er die Jugend verführe und alſo dieſer Verbrechen wegen den Tod verdiene.

Alle Freunde der Wahrheit und Tugend geriethen bei dieſem Auftritte in Beſtürzung; ſie ſahen das drohende Gewitter, das ſich über dem Haupte des Weiſeſten und Edelſten aus ihrer Mitte zuſammenzog und zitterten für ſein Leben; nur Sokrates blieb ruhig. Seine Schüler und Freunde fanden ſich bei ihm ein, um ihm ihre

Dienſte anzubieten. Einer derſelben, Lyſias, ſetzte ſogleich eine Vertheidigungsrede auf, die Sokrates vor den Richtern und dem Volke halten ſollte, worinn er alle Künſte der Beredtſamkeit anwendete, um den Ungrund jener Klage ins Licht zu ſtellen und das Mitleid der Zuhörer zu erwecken. Sokrates las ſie, gab ſie aber lächelnd ihrem Verfaſſer zurück mit den Worten: für Lyſias iſt dieſe affectvolle Rede fürtrefflich, *aber nicht für Sokrates. Du könnteſt* mir die weichſten Socken aus dem reichſten Stoff verfertigt geben, ich würde es für unmännlich halten, mich ihrer zu bedienen. — Auch Plato, hingeriſſen vom Eifer für ſeinen guten Lehrer, betrat für ihn die Rednerbühne, weil er aber damals noch nicht das dreyßigſte Jahr erreicht hatte, ſo legte ihm der Magiſtrat Schweigen auf.

Sokrates erſchien nunmehr ſelbſt vor dem Gericht in der ruhigen Faſſung, in der ihn das Bewußtſeyn ſeiner Tugend und ſeiner Unſchuld auch im Angeſichte ſeiner Feinde erhielt; mit ungekünſtelter, aber männlicher Beredtſamkeit, mit aller Stärke der Wahrheit, die dem ehrwürdigen

Mann ſo eigenthümlich war, der mehr als ſiebzig Jahre hindurch ſich für das Wohl ſeiner Vaterſtadt verwendet hatte und jetzt das Erſtemal als ein Verklagter vor Gericht ſtand, zeigte er zuerſt, daß der eigentliche Grund ſeiner Anklage nur Neid und Bosheit ſey; der Name eines Weiſen, den ihm das Orakel beigelegt, er ſich aber nie angemaßt habe, habe diejenigen gegen ihn gereizt, die ſich in ihrer Einbildung in dem Beſitz der Weisheit hielten und ſich beredeten, alles zu wiſſen, ſo gering und eingeſchränkt auch ihr Wiſſen ſey; dann beleuchtete er die Beſchuldigung, die man ihm machte: als ſey er ein Verführer der Jugend geweſen, und ſetzte das Ungegründete dieſer Klage in ſo ein helles Licht, daß ſelbſt ſein Ankläger **Melit**, an den er ſich deshalb wendete, in die größte Verwirrung und Beſchämung geſetzt wurde; er müßte ihm ja, ſagte er unter andern, nicht nur die größte Unverſchämtheit, ſondern ſogar Unvernunft zutrauen, wenn er bei ſeinen öffentlichen Belehrungen der Jugend die Abſicht gehabt hätte, ſie zu verderben oder ſchlechte Bürger aus denen zu machen, die mit ihm in einem Staate lebten und ſich ſo ſelbſt der Gefahr auszuſetzen, von ihnen ſchlecht behandelt zu werden; da doch jeder nicht ganz Unſinnige lieber unter guten Bürgern, die ihm nie Schaden zufügten, als unter böſen zu leben wünſche. Sein Zweck ſey vielmehr geweſen, die Jugend nicht nur mit den Geſetzen des Staats bekannt zu machen und ſie zu guten Bürgern, ſondern auch zu guten tugendhaften Menſchen zu erziehen. Dies ſey ſein heiligſter Beruf geweſen, für dieſen habe er nicht nur ſeine Kräfte, ſondern auch ſein Leben aufgeopfert, weil, nach ſeinem Grundſatz, jeder auf dem Poſten aushalten müſſe, auf den ihn ſein Oberherr geſetzt habe, ohne irgend eine Gefahr, ſelbſt den Tod nicht zu ſcheuen. So habe er aus Gehorſam gegen den Staat in den Schlachten bei Amphipolis und Delium ſeine Pflicht als Soldat gethan: wie hätte er nicht eben ſo ſtandhaft in dem Beruf bleiben ſollen, den ihm Gott übertragen habe, der Lehrer der Weisheit und Tugend unter ſeinen Brüdern zu werden. Er werde auch, ſo lange er lebe, ſich ganz dieſem Geſchäft widmen, und — erklärte er mit freudigem Muthe — wenn man mich auf die Bedingung, nicht mehr zu lehren, losſprechen wollte: würde ich doch Gott mehr gehorchen und ohne Furcht vor Menſchen, jeden, der mir auf meinem Wege begegnet, ermahnen, nicht ſein Beſtreben auf Erlangung vergänglicher Schätze und nichtiger Ehre zu richten: ſondern nach Weisheit und Tugend zu trachten; ich werde ihm jene Dinge von ihrer geringfügigen und verächtlichen Seite zeigen und ihn durch mein eignes Beiſpiel und meine Armuth lehren, wie man ihrer entbehren kann und ihn nur für die Tugend zu gewinnen ſuchen: dies werde ich jeden lehren, er ſey jung oder alt, Fremdling oder Einheimiſcher; beſonders aber meine Mitbürger, die mir die nächſten ſind. Dies iſt und ſoll mein täglicher Gottesdienſt ſeyn: ſo werde ich immer handeln, und ſollte ich auch darüber ſterben. Bei ſolchen Grundſätzen habe ich nicht Urſach, mich zu fürchten; weder Melit noch Anyt kann mir ſchaden; ſie können mir höchſtens Verbannung oder den Tod bewirken: aber zum Unrechtthun kann mich niemand zwingen; und dies halte ich für das größte Uebel. — Mit gleichem Nachdruck lehnte er den Vorwurf, als ob er die Götter läugne, von ſich ab, und bewies das Unvernünftige dieſer Anklage: da man doch behaupte, daß er neue Götter im Staate einführen wolle und das Daſeyn und den Einfluß der Dämonen, oder Geiſter glaube. — Uebrigens ſuche er nicht durch die gewöhnlichen Mittel, deren ſich ſonſt die Angeklagten bedienten, durch Thränen und Bitten und durch Vorführung ſeiner Kinder und Freunde das Mitleid ſeiner Richter zu erregen; er halte dies für ungerecht und erniedrigend, und wünſche nur, daß die Verſammlung ein ſolches Urtheil über ihn fällen möchte, das auch ihrer Würde und der Gerechtigkeit angemeſſen ſey. Und, ſetzte er hinzu, wenn einſt meine Kinder nach mir nicht auch ſo denken und handeln, wie ich; wenn ſie vielleicht ſich in eiteln Stolz erheben, oder äußerliche Glücksgüter der Tugend vorziehen ſollten: ſo ſtraft ſie und zeigt ihnen das Thörigte ihres Verhaltens, wie ich es jedem unter euch verwieſen habe.

Dieſe Rede, die mehr eine Zurechtweiſung ſeiner Richter, als eine gewöhnliche Vertheidigungsrede eines Beklagten war, regte zwar in der Bruſt der Edeldenkenden in der Verſammlung die Gefühle des Rechts und der Theilnahme an dem

Schickſale des beklagten Unſchuldigen auf, erbitterte aber auch um deſtomehr ſeine Feinde. Man ſchritt zur Stimmenſammlung. Von fünfhundert Richtern, die das Gericht ausmachten, waren zwar anfangs die mehreſten auf Seiten des Sokrates, und beinahe wäre Melit als falſcher Ankläger zu der durch die Geſetze beſtimmten Geldſtrafe verdammt worden; aber nun trat Anyt mit ſeinem Anhange vor, und gab dadurch der Schale, die das Schickſal des Gerechten wog, auf der Seite ſeiner Unterdrücker das Uebergewicht, und ſo wurde Sokrates durch die Mehrheit von etwa ſechszig Stimmen zum Tode verdammt.

Als man den Greis wieder vor die Verſammlung führte und ihm dies Urtheil bekannt machte, hörte er es mit der gewohnten Ruhe und Heiterkeit an, indeß auf den Geſichtern ſeiner Freunde die Merkmale der tiefſten Wehmuth und des Zorns ſo merklich waren. „Mich befremdet, ſprach er, dies Urtheil nicht; ich habe es nicht anders erwartet; nur das wundert mich, daß ſo wenig Stimmen zu meiner Losſprechung fehlen;

Melit muß doch in der That eine ſchlechte Sache gehabt haben, die er ohne ſeine Helfershelfer nicht leicht durchgeſetzt hätte.“

Man übergab den Verurtheilten den Gerichtsdienern, legte ihm die Banden an und führte ihn zum öffentlichen Gefängniß.

Auf dieſem Wege begleiteten ihn mehrere ſeiner Freunde. Es herrſchte ſelbſt unter dem Pöbel, der von dieſem rührenden Auftritt Zeuge war, eine ungewöhnliche Stille, die nur durch das Schluchzen und Wehklagen der Freunde des Sokrates unterbrochen wurde. „Wie könnt ihr doch weinen, ihr lieben, ſagte der edle Weiſe, daß mir das Gericht den Tod zuerkannt hat, wozu mich die Natur gleich bei meiner Geburt verurtheilt hat. Ich würde ja als ein alter Mann in wenig Jahren dieſe Schuld der Natur haben zahlen müſſen. Wünſcht mir doch lieber Glück zur Beſchleunigung meiner Reiſe.“ — Da warf ſich ihm einer ſeiner Schüler, Apollodor, weinend in die Arme: Ach! rief er aus, mein theurer Lehrer! das kränkt mich, daß Du ſo unſchuldig ſterben ſollſt! — Sanftlächelnd hob der ehrwürdige Greis die Hand, die jetzt die Feſſel trug, auf, legte ſie ihm aufs Haupt und ſagte: „Guter Appollodor, würdeſt du denn lieber ſehen, daß ich ſchuldig ſtürbe?“ — Wenn du doch, lieber Sokrates, ſagte ein Anderer ſeiner Freunde, Hermogenes, — wenn du doch noch jetzt das Volk von deiner Unſchuld überzeugteſt! — „Wozu dies, verſetzte der Weiſe, habe ich das nicht längſt ſchon durch mein ganzes Leben gethan? War es nicht mein tägliches Geſchäft, zu unterſuchen, was Recht und Unrecht ſey, und jenes zu thun, ſo wie dies zu unterlaſſen? Wenn mein Leben nicht für meine Unſchuld ſpricht: ſo habe ich weiter nichts zu meiner Vertheidigung zu ſagen.“

Erſt im Gefängniß wurde die Empfindlichkeit ſeiner Freunde noch reger und die Wehmuth ſeiner Verwandten noch lauter. Ein Freund, ein Geliebter nach dem andern fand ſich in dieſem dumpfigen Aufenthalt ein und warf ſich weinend zu den Füßen des geliebten Greiſes, der jetzt alle Stärke ſeines Geiſtes nöthig hatte, um dieſe Trauernden zu beruhigen. Auch ſein Weib Xantippe *) erſchien jetzt, mit dem jüngſten Sohne

---

*) Dieſe Gattin des Sokrates iſt in der Geſchichte des weiblichen Geſchlechts ſo übel berüchtiget, daß man lange mit ihrem Namen jedes böſe, herrſchſüchtige und läſtige Eheweib bezeichnet hat; und doch war ſie nichts mehr oder weniger als ein Weib von gewöhnlichem Schlage, und würde, wenn ſie nicht die Gattin eines Sokrates geweſen wäre, wohl gar für eine kluge und für ihr Hausweſen ſehr beſorgte Frau gegolten haben. Nur an der Seite eines ſolchen Mannes war der Abſtand der Geiſteskräfte zu merklich, zu groß; nur in der Geſellſchaft ſeiner gebildeten Freunde ſtand ſie zu ſehr im Schatten. Ein ſo weiſer Mann, wie Sokrates, würde ja wohl, bei der freien Wahl einer Gattin, nicht einen ſolchen Mißgriff gethan haben, hätte er nicht ſolche Eigenſchaften an ihr bemerkt, die ſie ihm werth machten, und um derentwillen er ihre Schwächen und Temperamentsfehler überſahe. Zwar für den unbeſcheidnen Frager, warum er ſich eine ſo unverträgliche Frau genommen habe? mochte die Antwort des Sokrates gut genug ſeyn: daß er es gethan habe, um ſeine Geduld zu üben und ſich deſto beſſer in die Launen der Menſchen (und ſo auch dieſes Fragers) ſchicken zu lernen; er ſelbſt wußte ihren Werth zu ſchätzen und die Fehler gar wohl zu entſchuldigen, zu denen ſie oft durch die Heftigkeit ihrer Leidenſchaften hingeriſſen wurde. Wie ſchön zeigte er dies in einer Unterredung mit ſeinem Sohne, der ſich gegen ihn über die unfreundliche

Sohne auf ihren Armen, und ihr todtenbleiches Geſicht und das Wimmern des Kleinen erſchütterte

liche Gemüthsart und harte Begegnung der Mutter beklagte, wo er ihm zeigte, wie viele Geduld dieſe Mutter mit ihm in ſeiner Kindheit getragen, wie zärtlich ſie für ſeine Erhaltung geſorgt, und ſeine oft ſtörriſche und unfreundliche Gemüthsart erduldet habe; wie es nun an ihm ſey, ſich auch in die Launen ſeiner Mutter zu richten, mit ihr Geduld zu haben, und ſich ihre ſtrenge Behandlung gefallen zu laſſen, da er doch gewiß wiſſe, daß ſie es gut mit ihm meyne, und ſelbſt dann, wenn ſie ihn ſeiner Meynung nach zu ſtreng halte, es doch nur aus der beſten Abſicht, um ſeines Wohls willen thue. — Dies mürriſche, unfreundliche Weſen war es am meiſten, was die Freunde des Sokrates ihr zum Vorwurf machten, und was ihnen ſelbſt ſehr oft in dem Hauſe ihres Freundes auffiel. — Aber man denke ſich dieſe Gattin des Sokrates, die freilich keine Aſpaſia und mit der feinern Welt nicht ſo bekannt war — man denke ſie ſich als Hausfrau, der die Sorge für das Haus ganz allein überlaſſen war, deren Mann auf die ökonomiſchen Umſtände ſo wenig Rückſicht nahm, ſich bei ſeiner Armuth weigerte, den geringſten Lohn für ſeinen Unterricht zu nehmen, gleichwohl in Verbindung mit der großen Welt lebte, immer einen Tiſchgaſt nach dem andern aus den angeſehenſten Ständen mit ſich nach Hauſe brachte und die ſorgſame und zugleich auf die Ehre des Hauſes haltende Hausfrau oft in nicht geringe Verlegenheit ſetzte — war terte auf einige Augenblicke das Herz des guten Gatten und zärtlichen Vaters; aber bald kehrte die Ruhe wieder zurück, und er gab ſich alle Mühe, auch dieſe über ſeinen Verluſt zu tröſten.

Nach den Geſetzen Athens konnte ein Verurtheilter, wenn er kein Staatsverbrecher war, ſelbſt die Art der Todesſtrafe beſtimmen und vielleicht auch noch einige Milderung derſelben bei den Richtern bewirken. Seine Freunde ſchmeichelten ſich daher, durch ihre Vermittelung die Todesſtrafe in lebenslängliches Gefängniß, oder Verbannung, vielleicht gar in eine Geldbuße zu verwandeln, wenn **Sokrates** darein willigen wür-

---

es denn Wunder, wenn ſie ſich zuweilen vergaß und dem Hausherrn und ſeinen Gäſten nicht die freundlichſte Miene machte? — Ja ſollte der Mann, der ſo viele Gewalt über die menſchlichen Gemüther hatte, nicht auch ſeine Kunſt an ſeiner Ehegenoſſin ausgeübt, durch längern Umgang ihre Denkungsart und Sitten gemildert und ſie zu einer guten und zärtlichen Gattin gebildet haben? Wenigſtens bewies ſie es bei dem letzten Auftritt ſeines Lebens, daß ſie gewiß das Glück zu ſchätzen wußte, die Gattin eines ſo achtungswerthen vortrefflichen Mannes zu ſeyn.

würde; und beinahe hätte dieſer aus Gefälligkeit gegen ſeine Freunde nachgegeben; aber er fühlte ſich zu groß, um ſich auf eine ſolche Art für einen Schuldigen zu erklären; als nun der Gerichtsdiener in ihn drang, und ihn fragte, welche Strafe er wähle? antwortete er: er halte ſich darum, daß er ſich durch ſein ganzes Leben bemüht habe, ſeine Mitbürger tugendhaft zu machen, für würdig, im Prytaneum *) aufgenommen zu werden.

Dieſe freimüthige und in der Meynung ſeiner Gegner kühne Erklärung ſetzte das Tribunal noch mehr in Erbitterung; faſt einſtimmig wurde Sokrates daher von demſelben zum Giftbecher verurtheilt. „Meine Richter," ſagte Sokrates, als er dies Urtheil erfuhr: „werden es bereuen,

---

*) Das Prytaneum war ein öffentliches großes Gebäude in Athen, zu dem ſchon Solon durch ſeine Staatsverfaſſung den Grund gelegt hatte, in welchem diejenigen Bürger, die ſich ums Vaterland verdient gemacht, in Schlachten verſtümmelt worden, oder in den öffentlichen Spielen den Kranz errungen hatten, auf Koſten des Staats unterhalten wurden.

reuen, daß ſie durch meine Hinrichtung ſich den Vorwurf zuziehen werden, einen Weiſen getödtet zu haben; denn, ſo wenig ich mir dieſen Namen beilege, ſo wird man ihn mir nach meinem Tode geben. So hart auch mein Schickſal ſcheint, iſt es doch beneidenswürdiger gegen das Schickſal meiner Ankläger; mich trift nur der Tod, der mir ohnehin ſo nahe war; ſie aber die Schande und der Vorwurf eines böſen Gewiſſens."

Man würde das Todesurtheil früher an dem Unſchuldigen vollzogen haben, hätte es nicht eine eben einfallende Feierlichkeit aufgehalten. Die Athenienſer ſchickten nämlich alljährlich ein beſonderes heiliges Schiff, das ehemals dem Theſeus zugehört hatte, nach der Inſel Delos zur Feier eines daſelbſt von dieſem ehemaligen Atheniensiſchen Helden geſtifteten Opferfeſtes; von dem Augenblicke ſeiner Abfarth an, bis zu ſeiner Wiederkehe, durfte kein Todesurtheil in der Stadt vollzogen werden. Dies verzögerte die Hinrichtung des Sokrates um dreyßig Tage; während deren er alle Schrecken des Todes würde empfunden haben, wenn ſeine große Seele nicht über alle Furcht vor dem Tode wäre erhoben geweſen, wenn er dieſe letzten Tage nicht als den Abend eines ſchönen Tages angeſehen hätte; und ſo feierte er ihn auch in dem Kreiſe ſeiner Freunde und Schüler, die ſich jeden Tag bei ihm einfanden, und ſich mit ihm über die wichtigſten Gegenſtände der Moral, vorzüglich über die Unſterblichkeit der Seele und ihrer Fortdauer nach dem Tode des Leibes, von der Sokrates ſo feſt überzeugt war, unterhielten. Einer ſeiner vorzüglichſten Schüler, der ſo ſanftfühlende und edle Platon, der nur ſelten von der Seite ſeines geliebten Lehrers wich und an dieſen Unterhaltungen den lebhafteſten Antheil nahm, hat uns den merkwürdigen Inhalt derſelben, ſo wie die eigne Art des ſokratiſchen Vortrags, in ſeinen Geſprächen aufbehalten.

Je näher der Tag der Trennung herbeirückte, deſto tiefer empfanden die Freunde die Größe ihres Verluſts. Noch den Tag vor ſeinem Tode kam einer derſelben, Kriton, in den Kerker und verkündigte dem Weiſen mit freudiger

Miene: daß es nur bei ihm ſtehe, ſich in Freiheit zu ſetzen. Er habe mit Gelde die Wache gewonnen, daß ſie die nächſte Nacht die Thür offen laſſen würde, ſo daß er ohne Gefahr entwiſchen könne; auch habe er ſchon für einen ſichern Aufenthalt für ihn in Theſſalien geſorgt und alle Anſtalt zu ſeiner Flucht getroffen. „Wie? verſetzte Sokrates mit ernſtem Geſicht, mich, der ich noch einige Schritte zum Tode habe, willſt du zu einer ſchändlichen und ungerechten Flucht bereden? Mein Leben gehört dem Vaterlande zu, ich bin den Geſetzen Gehorſam ſchuldig; das Vaterland will, daß ich nicht länger leben ſoll, und meine Pflicht iſt, zu gehorchen.“ Umſonſt ſtellte ihm Kriton vor, daß er die Erhaltung ſeines Lebens der Welt und den Seinigen ſchuldig ſey, umſonſt vereinigten die übrigen Freunde ihre Bitten mit den ſeinigen: Sokrates blieb bei dem Grundſatz, es ſey ungerecht, durch niederträchtige Beſtechung die Geſetze des Staats ungültig zu machen; ſo wie bei dem Vorſatz, zu ſterben.

Der Morgen des letzten Tages, den Sokrates noch zu leben hatte, brach jetzt an. Er öffnete das Fenſter des Kerkers, wo die aufgehende Sonne zum letztenmale für ihn ihre Strahlen hereinwarf, und genoß ſchweigend noch einmal den Anblick der ſchönen Natur. Mit dem früheſten Morgen befand ſich auch ſchon ſeine Gattin mit den Kindern bei ihm; wahrſcheinlich hatte ſie ſich auf die Nachricht, daß dies der Todestag ihres Gatten ſey, noch vor Anbruch des Tages dahin begeben, wenigſtens fanden ſeine Freunde, die ſich in aller Frühe zum letztenmale um den geliebten Lehrer ſammleten, ſie ſchon bei ihrem Eintritt zu ſeinen Füßen, ihr jüngſtes Kind auf ihrem Schooſe, in ſtummen Schmerz liegend. Ach Sokrates — rief ſie beim Anblick derſelben aus — dich ſehen heut deine Freunde und du ſie zum letztenmale! Sokrates, mit der Ruhe eines Weiſen, ſuchte die Unterhaltung über das, was ſeiner Seele die erfreuendſten Ausſichten eröffnete, über Unſterblichkeit und Fortdauer nach dem Tode fortzuſetzen — als er durch den Eintritt des Gerichtsdieners unterbrochen wurde, der dem Ge-

fangſangnen, der Gewohnheit gemäß, am Tage ſeines Todes die Feſſeln abnehmen ſollte.

Bei dieſem Auftritt gerieth ſeine Gattin in einen Anfall der Verzweiflung und äußerte die heftigſten Ausbrüche der Leidenſchaft. **Sokrates** bat ſein Weib, ſich zu faſſen und ihm durch ihre Betrübniß ſeinen Tod, oder wie er ihn nannte, ſeinen Uebergang in ein beſſres Leben, nicht zu erſchweren, umarmte ſie noch einmal, nahm ſeinen jüngſten Sohn auf ſeine Arme, drückte ihn noch einmal an die liebende Bruſt und gab dann ſeinen Freunden ein Zeichen, dieſe allzuempfindlichen Zeugen ſeines Todes aus ſeinem Gefängniß zu entfernen.

Der jetzt losgebundene **Sokrates** richtete ſich von ſeinem Lager auf und rieb ſich ſanft das Bein, das von der Feſſel gedrückt war; er machte dabei die Bemerkung, wie nahe Schmerz und Vergnügen an einander gränzen, und knüpfte damit den Faden der Unterhaltung mit den Seinigen von neuem an. In dieſer belehrenden und erheiternden Unterredung über die Seele und deren Fortdauer *), brachte er den ganzen noch übrigen Tag mit ihnen zu.

Gegen Abend verlangte Sokrates ſich noch einmal zu baden, weil er es, wie er erklärte, für ſchicklicher hielt, erſt nach dem Bade das Gift zu nehmen, um den Weibern die Mühe zu erſparen, ſeinen Leichnam zu waſchen.

„Haſt du uns ſonſt noch Etwas aufzutragen, was uns oder deine Familie betrift, um dir einen Gefallen zu beweiſen?“ fragte ihn ſein Freund Kriton. Weiter nichts, erwiederte der Weiſe, als was ich euch immer gebeten habe, und was ihr aus Achtung gegen euch ſelbſt thun werdet, immer nach guten Grundſätzen zu handeln.

---

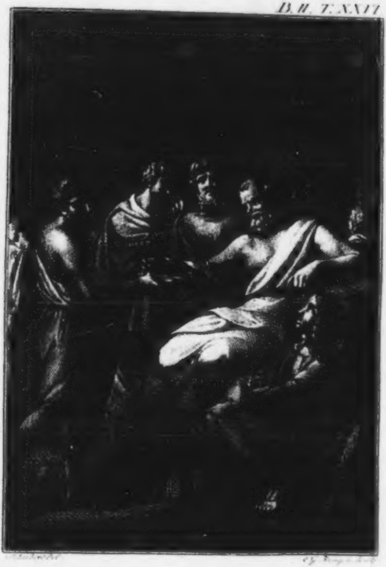
*) Einen Auszug aus dieſem vortrefflichen Geſpräche zu geben, würde hier zu wenig ſeyn. Meine Leſer werden ſich mit demſelben, wo nicht aus dem Plato ſelbſt, der es aufgezeichnet hat, doch aus Moſes Mendelsſohns Phädon, oder über die Unſterblichkeit der Seele, (Berlin 1776.) bekannt machen.

Kriton. Das wollen wir thun, guter Sokrates — wie ſollen wir dich aber nach deinem Tode beerdigen?

Sokrates. Wie ihr wollt; wenn ihr anders mich noch habt und ich euch nicht entwiſche.

Lächelnd wendete er darauf ſeinen Blick zu den übrigen Freunden und ſagte: daß ich doch den Kriton nicht bereden kann, daß der Leichnam, dieſe Hülle, die ich nun bald abſtreifen werde, nicht der Sokrates iſt, der ſich noch jetzt mit ihm unterhält! Der gute Kriton hat ſich bei meinen Richtern für meine Perſon verbürgt, daß ich ihnen nicht entlaufen werde: Freunde! verbürgt ihr euch doch jetzt beim Kriton für das Gegentheil, daß ich mich gleich nach meinem Tode davon mache und es ihm überlaſſe, was er mit meinem Körper machen will: nur ſage er nicht, daß er den Sokrates beerdigt habe.

B. II. T. XXII



Sokrates trinkt den Giftbecher.

Nach dem Bade im Nebenzimmer erſchien **Sokrates** wieder in der Verſammlung ſeiner Freunde. Eben war die Sonne im Untergehen, als jetzt der Giftbecher gebracht wurde, den der Tugendhafte trinken ſollte. Alle Anweſenden wurden in die tiefſte Betrübniß verſetzt, einige brachen in lautes Weinen aus, andre verhüllten ihr Geſicht oder rangen die Hände mit zum Himmel gerichteten Blick. Selbſt der Gerichtsdiener betrachtete den Weiſen einige Augenblicke mit Rührung, endlich brach er aus: „guter **Sokrates**, du weißt wohl, was für eine Bothſchaft ich dir zu bringen habe, aber ich weiß, du wirſt nicht ungehalten auf mich ſeyn, der ich keine Schuld an deinem Tode habe. Mit welch einem ganz andern Geſichte blicken mich gewöhnlich diejenigen an, denen ich ſonſt, auf Befehl der Obrigkeit, den Gift reichen muß; du aber bleibſt ſo gelaſſen, ſo ruhig. Lebe wohl und leide was nicht zu ändern iſt.“ Mit Thränen im Auge wendete er ſich von ihm ab *) und **Sokrates** gab ihm noch vor ſeinen Freunden das Zeugniß, daß er

---

*) Siehe das 26ſte Kupfer.

ſich an ihm, während ſeiner Gefangenſchaft, als einen rechtſchaffenen guten Mann bewieſen habe.

Nun iſts Zeit, daß ich gehe! ſagte **Sokrates**, und griff nach dem Giftbecher, der ihm der Becher der Unſterblichkeit war.

Tiefes Schweigen herrſchte jetzt im Gefängniß; der naſſe Blick aller Anweſenden war auf den großen Mann gerichtet, der jetzt einige Augenblicke ſtill nachdachte, ſeine Seele im Gebet ſammlete, noch einen Blick voll Rührung auf ſeine Freunde warf, und dann mit einem Zuge den Giftbecher leerte.

Das Gift wirkte nur langſam. „Wie habe ichs anzufangen," fragte **Sokrates** den Gerichtsdiener, „daß es ſeine Wirkung thut?" Du thuſt wohl, ſagte dieſer, wenn du im Zimmer auf- und nieder geheſt, bis dich Mattigkeit befällt, dann legſt du dich zur Ruhe. — Im Auf- und Abgehen unterhielt ſich **Sokrates** noch mit ſeinen Freunden mit der gewohnten Munterkeit, ſpielte noch, auf die Schulter ſeines **Phädons**

dons gelehnt, mit dem langen Haar deſſelben: „das wirſt du wohl noch heut zur Trauer um mich abſchneiden; an deiner Stelle ließ ichs nicht eher wieder wachſen, bis ich mich ſo recht in dem ſo ſchönen Glauben an Unſterblichkeit befeſtigt hätte.“

Jetzt wollten ihn ſeine Füße nicht mehr tragen; er legte ſich aufs Bette wieder; ſeine Freunde ſtanden ſchweigend, in tiefſten Schmerz verſunken um daſſelbe her. Jetzt ſchien er einzuſchlummern; noch einmal ſchlug der Sterbende ſeine Augen auf: „Kriton!“ ſprach er mit leiſer Stimme: „Wir ſind dem Aeſkulap noch einen Hahn ſchuldig; vergiß nicht, ihn zum Opfer für meine Geneſung darzubringen.“ Dann ſchloß er ſeine Augen wieder, und nach einer convulſiviſchen Bewegung verſchied er.

Tief war der Eindruck, welchen der Tod des Sokrates auf die Gemüther ſeiner Freunde und ſeiner Mitbürger machte. Jene verließen größtentheils den vaterländiſchen Boden, der den würdigſten Mann getragen und an dem ſich das Vaterland ſo ſehr verſündigt hatte; und dieſe, die Bewohner Athens, erkannten nur zu bald das Unrecht, das ſie an dieſem großen Manne begangen hatten, und das ihnen von allen Orten her vorgeworfen wurde, und ſchämten ſich deſſelben. Ihr Haß fiel nun ſchwer auf die häßlichen Verläumder und Ankläger des Sokrates; ſie wurden mit öffentlichem Schimpf belegt; man hob allen bürgerlichen Verkehr mit ihnen auf, würdigte ſie auf ihre Fragen keiner Antwort, und nöthigte ſie durch dieſe öffentliche Verachtung, die Stadt zu verlaſſen und ihren Aufenthalt in der Fremde zu ſuchen; doch auch ins Ausland folgte ihnen die verdiente Schande nach. Späterhin ſuchte Athen das Unrecht, welches es an dem Weiſeſten ihrer Stadt begangen hatte, dadurch gut zu machen, daß es ſeine Statüe von Erz auf öffentlichem Markte aufſtellte, ja ſogar eine heilige Halle nach ſeinem Namen nannte: aber erſt der Nachwelt war es aufbehalten, den Werth dieſes Edlen und ſeine Verdienſte um die Menſchheit gehörig zu würdigen.

Schon haben wir bemerkt, daß aus der Schule dieſes großen Mannes ſehr viele gebildete, weiſe und edle Menſchen hervorgegangen ſind, durch welche der Saame des Unterrichts zur ſittlichen Beſſerung der Menſchen noch mehr ausgebreitet wurde. Unter dieſen hat ſich vorzüglich

Plato,

der Freund und Schüler des Sokrates, ausgezeichnet. Ein Mann, deſſen Namen ſchon ſeine Zeitgenoſſen mit Ehrfurcht nannten, der als Weiſer und Schriftſteller die Bewunderung aller gebildeten Menſchen in allen nachfolgenden Jahrhunderten mit Recht verdiente, deſſen Schriften noch jetzt zum Muſter eines belehrenden und ſchönen Vortrags dienen, in denen er uns die Lehrſätze ſeines großen Meiſters aufbehalten und durch ſein geiſtreiches Talent noch mehr entwikkelt, verſchönert und bereichert hat.

Doch, um die Geſchichte dieſes merkwürdigen Mannes gehörig zu faſſen und ihn ſo in ſeinem großen Wirkungskreiſe handeln zu ſehen, müſſen wir unſern Blick zuvor auf den Schauplatz richten, auf welchem er auftrat, und auf die Umſtände der Zeit, in welcher er lebte. Dieſe Ausſchweifung, die uns indeß nicht von unſerm Zweck abführen, ſondern zu ſo manchen lehrreichen Bemerkungen leiten wird, iſt hier um deſto nöthiger, weil wirklich das Leben **Plato's** mit der Geſchichte ſeiner Zeit, beſonders der damaligen Beherrſcher Siciliens, zu genau verwebt iſt und gleichſam ein Gemälde darſtellt.

Der Peloponneſiſche Krieg, der Griechenlands Staaten verheerte, verbreitete ſeine unglücklichen Folgen auch über alle die Länder, die mit Griechenland in Verbindung ſtanden, ſelbſt in die entfernteſten Kolonien und in die Inſeln des Archipelagus. Unter allen dieſen Inſeln, die überhaupt in der Geſchichte eine wichtige Rolle geſpielt haben, zeichnet ſich vorzüglich **Sicilien** aus. Anfangs hatten mehrere Phöniziſche und andere Koloniſten ſich auf dieſem fruchtbaren und reizenden Boden niedergelaſſen und Pflanzſtädte angelegt; ſpäterhin ſchickte auch Griechenland ſeine Kolonien dahin, und vorzüglich hatte ein gewiſſer Archias von Korinth den Grund zur Erbauung Syrakus gelegt, das ſich bald nachher zum Range der erſten Städte Siciliens erhob und mit nichts Geringerm umgieng, als die Oberherrſchaft von Sicilien an ſich zu reißen. Dieſe Ausbreitungs- und Eroberungsſucht machte dieſe von der Natur ſo begünſtigte Inſel oft und faſt unaufhörlich zu einem Schauplatz von innern und äußern Unruhen, und verflocht ſie nur zu häufig in Kriege mit dem Mutterlande und andern kriegführenden Mächten.

Es war zur Zeit des Perſiſchen Kriegs, wo Xerxes mit ſeiner ungeheuren Macht den Peloponnes überſchwemmte, als ſich Syrakus nicht nur jene Oberherrſchaft über den größten Theil der Inſel errungen hatte, ſondern ſich durch ſeine Macht den Feinden des Vaterlandes furchtbar machte. Zu dieſer Höhe des Anſehens war es durch den Geiſt und die Tapferkeit ſeines damaligen Beherrſchers, Gelon, emporgeſtiegen, der einer der Staatsklügſten Fürſten ſeiner Zeit war. Er war es, der damals den Griechen eine Flotte von zweyhundert Schiffen und eine Armee von dreyßigtauſend Mann gegen die Perſer anbot, doch mit der Bedingung, daß ſie ihm das Oberkommando der Truppen im Peloponnes übertragen ſollten, wodurch ſich aber der Stolz der Athenienſer und Lacedämonier ſo beleidigt fand, daß ſie dies Anerbieten unter ſolcher Bedingung ausſchlugen und ihre Rettung lieber auf eigne Gefahr ſuchen wollten.

Gelon hatte bald nachher dieſe Truppen zur Vertheidigung ſeines eignen Reichs nöthig: Denn auf Anreizung des Xerxes erſchien wenig Jahre darauf eine Karthaginenſiſche große Flotte in einem Seehafen Siciliens, zu Panormus (Palermo), ſetzte eine ungeheure Anzahl Truppen, die aus mehr als achtmalhunderttauſend Mann beſtand, ans Land und drohte Syrakus den Untergang. Aber Gelon, theils durch Liſt, theils durch Tapferkeit, gewann alle Vortheile über die feindliche Armee, warf ſie in einer Schlacht über den Haufen, ſteckte ihre Schiffe in Brand, machte alle die dem Schwerd entgangen waren, zu Gefangenen, und zwang die ſtolze afrikaniſche Republik Karthago, die Friedensbedingungen, die er ihnen vorſchrieb, einzugehen, die dem Sieger ſo ſehr zur Ehre, als den Ueberwundenen zur Demüthigung und Beſſerung gereichten. Er verlangte nämlich von ihnen, außer einer anſehnlichen Schadloshaltung im Gelde, daß ſie fernerhin keine Menſchenopfer, nach ihrer barbariſchen Sitte, mehr auf ihren Altären darbringen ſollten!

Nach dieſem glänzenden Siege über die Feinde, den er nur als Oberbefehlshaber der Armee und Prätor von Syrakus erfochten hatte, wäre es ihm ein leichtes geweſen, ſich der Oberherrſchaft Siciliens ſelbſt zu bemächtigen: aber im hohen Bewußtſeyn ſeiner Verdienſte um den Staat, dankte er freiwillig ſeine Truppen ab, berief eine Verſammlung der Stände in der Hauptſtadt des Landes, vor der er unbewaffnet und ohne Begleitung erſchien, Rechenſchaft von der Verwaltung der ihm anvertrauten höchſten

Gewalt ablegte, und dieſe wieder in ihre Hände zurückgab. Dieſe Großmuth ſetzte die Verſammlung und das Volk ſo in Enthuſiasmus, daß es in ihn drang, ſie ferner zu verwalten und den Titel eines Königs von Syrakus anzunehmen, welche Würde es zugleich ſeinen beyden Söhnen beſtätigte.

Gelon bediente ſich der ihm übertragenen Macht und ſeiner Königswürde zum Beſten ſeiner Unterthanen und ſeines Reichs. Er ſuchte die Kräfte des Staats durch Benutzung der Erzeugniſſe des Landes zu heben, beförderte die Induſtrie und beſonders den Ackerbau, legte ſelbſt zur Ermunterung die königliche Hand an den Pflug, ſorgte zugleich für die wiſſenſchaftliche Bildung des Volks und für die Veredlung der Sitten und des Geſchmacks durch die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, und ſtarb nur zu frühe mit dem Ruhm, ein wahrer Vater des Vaterlandes geweſen zu ſeyn.

Nach ſeinem Tode gerieth dieſer kaum aufblühende Staat wieder in neue Unruhen. Die

Söhne des Gelon machten ſich durch Gewaltthätigkeiten und Intriquen des geerbten Thrones unwürdig; das Volk ſank wieder in Sclaverei und fiel aus den Händen des einen Uſurpateurs in die andern, bis es nach einer Reihe blutiger Revolutionen unter die Botmäßigkeit des Dionyſius gerieth, der ſich vom gemeinen Soldaten bis zur Würde eines Feldherrn und zuletzt eines Tyrannen, oder unumſchränkten Herrn des Landes erhoben hatte. Er wird in der Geſchichte unter dem Namen des ältern Dionyß zum Unterſchied ſeines Nachfolgers gleiches Namens genannt. Da er ſich die Herrſchaft mit dem Schwerdte in der Hand erfochten hatte: ſo konnte er ſie auch nur mit immer gewaffneter Hand behaupten, und nicht eher hielt er ſich auf ſeinem Throne ſicher, bis er die meiſten ſeiner Verwandten und der Bürger, die ihm verdächtig ſchienen, auf die Seite geſchaft hatte. Durch dieſe gewaltſamen Mittel gelang es ihm zwar, ſich furchtbar zu machen: aber um deſto verhaßter wurde er auch bei allen Edeldenkenden, die er durch ſeinen unerſättlichen Ehrgeitz und die ſchrecklichen Aeußerungen ſeines fühlloſen Herzens von ſich entfernte. So gereichte es dem ſtolzen Beherrſcher von Syrakus zu nicht geringem Verdruß, daß, als er vom Ariſtides von Lokris, einem Freunde des Plato, eine ſeiner Töchter zur Gemahlin begehrte, ihm dieſer die abſchlägliche Antwort mit der Erklärung gab: „er wolle lieber ſeine Tochter tod, als mit einem Tyrannen vermählt ſehen.“ Nicht lange nachher bekam Dionyſius bei ſeinen Eroberungen die Kinder dieſes edlen Mannes in ſeine Gewalt und war ſo unmenſchlich, daß er dieſe nicht nur hinrichten, ſondern auch noch den gebeugten Vater fragen ließ: ob er wegen der Verheirathung ſeiner Tochter noch eben ſo dächte? Ariſtides bewieß dabei, daß ein Weiſer, der nach Ueberlegung und guten Grundſätzen handle, ſeine Meinung nicht ändere; „das Geſchehene, erwiederte er, ſchmerzt mich zwar ſehr, aber ich bereue nicht, was ich geſagt habe.“

So groß auch das Anſehen und die Macht war, zu welcher Dionyß durch ſeine ausgezeichneten Talente und durch das Glück ſeiner Waffen gelangte: ſo war ſein Zuſtand nichts weniger als beneidenswerth, da es ihm zu ſehr an äußerer

Ruhe und an innerer Zufriedenheit fehlte. Selbſt mitten in ſeinem Pallaſte und unter ſeinen aufgehäuften Schätzen fühlte er ſich nichts weniger als glücklich. Er brachte ſein Leben in beſtändiger Furcht hin; gieng nie ohne eine ſtarke Leibwache unter das Volk; trug unter ſeinem Kleide einen ehernen Panzer, den er nie ablegte; ließ ſich, aus Furcht vor einem Scheermeſſer, den Bart durch eine ſeiner Frauen mit einem glühenden Eiſen abſengen; ſchlief keine Nacht ruhig, ſo ſehr auch ſein Pallaſt befeſtiget, alle Zugbrücken über dem breiten Schloßgraben aufgezogen und alle Zugänge zu den innern Gemächern mit doppelter Wache beſetzt waren. Selbſt ſein Bette, wo er den Schlaf ſuchte, war mit einem Graben umgeben und ſtand nur vermittelſt einer Fallthür mit den Zimmern in Verbindung. Niemand, ſelbſt weder ſein Bruder noch Sohn, durften eher in ſein Zimmer eintreten, bis ſie zuvor ihre Kleider abgelegt und andere angelegt hatten, auch von der Wache genau unterſucht worden waren, daß ſie kein Gewehr bei ſich trügen. Sein Leben diente zum Beweiß, wie elend der Tyrann

iſt,

iſt, deſſen Herrſchaft nicht auf die Liebe der Unterthanen, ſondern auf Gewalt gegründet iſt.

Dionyß fühlte nur zu ſehr das Aengſtliche ſeiner Lage, und machte einſt ſelbſt einen ſeiner Höflinge, den Damokles, darauf aufmerkſam. Dieſem Hofmann, den nur der äuſſere Glanz des Thrones blendete, und der daher den Beſitzer deſſelben wegen ſeiner Schätze und der ſinnlichen Vergnügungen, die ihm zu Gebote ſtanden, für den glücklichſten Sterblichen prieß, ja ſich nur einmal an ſeine Stelle wünſchte, gewährte der Tyrann, der eben bei guter Laune war, wirklich auf einen Tag ſeinen Wunſch, um ihn von der Thorheit deſſelben zu überzeugen. Man ſetzte ihn prächtig gekleidet auf den weichſten Polſter mit reichen perſiſchen Decken behangen; vor ihm wurde die köſtlichſte Tafel zugerichtet; das Zimmer mit den lieblichſten Gerüchen angefüllt; eine Menge der ſchönſten Sclaven erwarteten ſeine Befehle und waren bemüht, jedem ſeiner Wünſche zuvorzukommen. Aber mitten im Rauſche ſeiner bezauberten Sinne blickte er von ohngefähr in die

Höhe, und wurde da eines bloſen Degens gewahr, der an einem dünnen Pferdehaare mit der Spitze gerade über ſeinem Haupte hieng. Auf einmal veränderte ſich ſein Geſicht; ein kalter Schweiß ergoß ſich über daſſelbe; alle die Pracht und äußerlichen Blendwerke verſchwanden vor ſeinen Augen; er ſah nun nichts mehr als den ſchrecklichen Degen; er bat unter Furcht und Zittern den **Dionyß**, daß er den ſo gefährlichen Platz verlaſſen dürfe und erklärte, daß er auf eine ſolche Art nicht glücklich zu ſeyn wünſche.

Unter der tyranniſchen Regierung dieſes Syrakuſiſchen Fürſten lebten ein paar Freunde, **Damon** und **Pythias**, die ein ſo ſeltnes Beiſpiel von Freundſchaft gaben, welches ſelbſt einen **Dionyß** in Erſtaunen ſetzte. Dieſe beyden Jünglinge waren Pythagoräer, und die Liebe zur Weisheit und Tugend hatte auch ihre ſchönen Seelen ſo ſchön vereinigt, daß keiner ohne den andern zu leben wünſchte. Der eine von ihnen hatte das Unglück, in die Ungnade des Tyrannen zu fallen, der ihn hinzurichten befahl. Kaum gelang es ihm durch ſeine Bitten beim **Dionyß**, nur noch einige Tage Friſt zu erhalten, um zuvor nach Hauſe zu reiſen und einige dringende Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen, während deſſen ſich ſein Freund bis zu ſeiner Rückkehr zum Bürgen erbot und ſich an ſeine Stelle ins Gefängniß bringen ließ. Dionyß ließ es, der Seltenheit einer ſolchen Bürgſchaft wegen, geſchehen, und war ſelbſt begierig, welchen Ausgang dieſe zweifelhafte Sache nehmen werde. Jetzt trat der Tag ein, der ſie entſcheiden und wo der verreißte Freund erſcheinen ſollte; — aber dieſer erſchien nicht. Schon machte man dem Damon im Kerker den Vorwurf, daß er eine ſo thörigte Bürgſchaft eingegangen und ſich ſo auf die Freundſchaft des Pythias verlaſſen habe; aber dieſer ſetzte nicht das geringſte Mißtrauen in die Treue ſeines Freundes, er erklärte vielmehr, er werde dieſen Glauben nicht aufgeben und wenn er auch für ſeinen Freund auf dem Schaffot ſterben müſſe. Die Stunde kam, welche Dionyß zur Vollziehung des Todesurtheils feſtgeſetzt hatte, und ſchon wurden die Anſtalten getroffen, den Bürgen an der Stelle des Entwichenen zum Richtplatz plaß zu führen; in dem Augenblicke ſtürzt **Pythias** athemlos in die verſammelte Menge, drängt ſich durch die geſchloßnen Reihen, wirft ſich ſeinem Freunde in die Arme, dankt ihm mit Thränen der Liebe für die geleiſtete Bürgſchaft und übergiebt ſich den Händen der Gerichtsdiener. Der Tyrann erfährt es, und ſein Herz wird von Bewunderung der edlen That ergriffen: er befiehlt ſogleich, die beyden edlen Jünglinge an Hof zu bringen, bezeugt ihnen ſeinen Beifall an dieſer ſchönen That, ſchenkt beyden das Leben und bittet ſie, ihn in ihre Freundſchaft aufzunehmen und die dritte Stelle einnehmen zu laſſen, die er durch aufrichtiges Wohlwollen werde zu behaupten ſuchen.

So mißtrauiſch übrigens der Tyrann gegen ſeine Verwandten war, von denen er die mehreſten von ſich entfernt hielt, ſo hatte er doch einen an ſeinem Hofe, den er vorzüglich ſchäßte; dies war **Dion**, mit deſſen Vater **Hipparinus** er in frühern Zeiten, ehe er die Regierung an ſich riß, als Feldherr in kollegialiſcher Verbindung geſtanden, und deſſen Tochter er geheurathet hatte.

Durch

Durch dieſe Verwandſchaft, noch mehr aber durch ſeine Klugheit, Geſchicklichkeit und Gewandheit in Geſchäften, hatte ſich Dion in der Gunſt ſeines gekrönten Schwagers ſo feſtgeſetzt, daß ihn dieſer in allen ſeinen Angelegenheiten zu Rathe zog und ſich ſeiner in den wichtigſten Geſchäften bediente. Ihn brauchte er zu den anſehnlichſten Geſandſchaften; da er einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit war, und ſeine körperliche Schönheit noch mehr durch ſeinen gebildeten Verſtand und durch edlen Anſtand und Sitten zu erhöhen wußte, auch ein ſehr anſehnliches Vermögen beſaß: ſo machte er dem ſicilianiſchen Hofe auch im Auslande Ehre, und man vergaß über den Geſandten die Gewaltthätigkeiten ſeines Fürſten. So wenig auch Dion mit der tyranniſchen Regierung ſeines Schwagers zufrieden war: ſo war ihm doch wegen der Familienverhältniſſe, in welchen er mit ihm ſtand, an ſeiner Erhaltung gelegen, ja er benutzte ſein Anſehen am Hofe und den Einfluß, den er auf das Herz des Tyrannen hatte, um daſſelbe oft zu ſanftern Empfindungen zu ſtimmen, und, da er ſelbſt ein Freund der Wiſſenſchaften war, ihm auch Liebe zu denſelben beizubringen und zu unterhalten.

Um dieſe Zeit war es, als Plato, der Sohn des Ariſto, auf ſeinen damaligen Reiſen auch nach Sicilien kam. Dieſer groſe Schüler des Sokrates hatte nach dem Tode ſeines geliebten Lehrers mit mehreren ſeiner Anhänger das undankbare Athen verlaſſen und ſich nach Megara zum Euklides, der hier eine berühmte Schule hielt, gewendet. Hier arbeitete er mehrere ſeiner Schriften aus, in denen er den Charakter ſeines edlen Lehrers, ſo wie die vortrefflichen Grundſätze deſſelben in ein ſo ſchönes Licht ſtellte und die leztern noch mehr in Umlauf brachte. Um ſeine Kenntniſſe als Philoſoph noch mehr zu erweitern, gieng er von hier auf Reiſen, zunächſt nach Italien, wo die Pythagoräiſche Schule wegen ihrer vorzüglichen Weisheit in groſem Rufe ſtand, von da nach Cyrene, einer griechiſchen Kolonie in Afrika, wo ein berühmter Mathematiker, Theodor, lebte, deſſen Unterricht er benuzte; auch brachte er einige Jahre in Egypten zu, um ſich von den dortigen Prieſtern, die in dem Rufe vorzüglicher Kenntniſſe in der Natur- und Seelenlehre ſtanden, in ihre Geheimniſſe einweihen zu laſſen. Ueberall erwarb er ſich durch ſeine Gelehrſamkeit

Achtung, ſo wie durch ſeinen edlen Charakter allgemeine Zuneigung.

Von Egypten ſchiffte Plato nach Sicilien über. Kaum erfuhr Dion ſeine Ankunft in Tarent, als er den Dionyß dringend bat, dieſen Mann, den er ſo gern perſönlich wollte kennen lernen, an ſeinen Hof einzuladen. Dionyß der ſich dadurch geſchmeichelt fühlte, einen ſo berühmten Philoſophen in ſeinen Staaten zu haben, willigte gern ein, und Plato wurde mit allen Zeichen der öffentlichen Achtung in Syrakus und am Hofe des Monarchen eingeführt. Es ließ ſich jedoch leicht erachten, daß Dionyß, der nur in der Herrſchergröße und in ſinnlichen Genüſſen ſein Glück ſuchte, nicht Geſchmack an einem Philoſophen finden würde, der gerade auf dieſe Dinge für ſich keinen Werth legte, und zu wenig Hofmann war, um ſeine Meinung zu verbergen; aber deſto mehr fand Dion an ihm den Mann, den er ſuchte, an deſſen Umgang er ſich auch bald ſo ſehr gewöhnte, daß zwiſchen ihm und Plato bald die engſte Freundſchaft entſtand. Die Geradheit des Philoſophen, bei der er ſich nicht nach der

Sitte des Hofs bequemen, nicht Gewaltthätigkeit für Tapferkeit, nicht Herrſchergröße für wirkliche Hoheit und Glück erklären konnte, machte ihn bald in den Augen des Tyrannen verächtlich, und bei einer gewiſſen Veranlaſſung, wo er ſeine Meinung zu ſtark äußerte, verhaßt, daß Dion, ſo ſchwer es ihm wurde, darauf denken mußte, den Weiſen von dem ihm ſo gefährlichen Hofe, von dem er auch ſelbſt wieder wegzukommen wünſchte, zu entfernen.

Er ſchickte ihn daher mit einer Galeere, die einen ſpartaniſchen Geſandten Pollis nach Griechenland führen ſollte, dahin zurück. Pollis war niederträchtig genug, ſich von dem Dionyſius bereden zu laſſen, daß er den Plato unterwegs umbringen, oder wenigſtens zum Sclaven verkaufen ſollte. Pollis that das letztere, ſetzte den Weiſen auf der Inſel Aegina aus, welche damals mit Athen Krieg hatte, wo ihn ein gewiſſer Aniceris um den Preis von etwa 4 bis 500 Rthlr. als Sclave kaufte. Kaum erfuhren dies die Freunde des Plato und unter andern auch Dion, als als ſie ſich beim Aniceris für ſeine Freiheit verwen:

wendeten und ihm das Löſegeld anboten. Aber dieſer edle Mann gab dem **Plato** unentgeldlich die Freiheit, beſorgte ſeine Ueberfahrt nach Athen und gab ihm noch eine anſehnliche Summe Geldes mit.

In Athen fieng **Plato** nun den öffentlichen Unterricht in der Weisheit an; er wählte dazu den ſchönen öffentlichen Garten bei Athen, den ſchon **Cimon** und **Perikles** mit den herrlichſten Statuen und Gängen hatten anlegen laſſen, und der von ſeinem ehemaligen Beſitzer **Akademos**, den Namen der **Akademie** führte. Hier in dieſen ſchattigten Luſtgängen, wo die Marmorbüſten der Helden und Edlen der Vorzeit prangten, und der der Lieblingsaufenthalt der gebildetſten Athenienſer war, unterhielt ſich **Plato** mit denen, die ſeinen Unterricht ſuchten, über die Gegenſtände der Philoſophie und machte die Lehrſätze ſeines großen Meiſters, die dieſer dem Volke mitgetheilt hatte, mehr zu einem Gegenſtande gelehrter Beſchäftigung.

Als **Dionyß** erfuhr, daß **Plato** in Athen in ſo großer Achtung ſtand, ſchrieb er an den

Philoſophen und bat ihn, das Geſchehene zu vergeſſen. Plato antwortete ihm ganz kurz: da er ſich jetzt ſo ganz mit Philoſophie beſchäftige, ſo habe er keine Zeit, an ihn zu denken. — Als ihm einige ſeiner Neider die Entfernung von Hofe mit Bitterkeit vorwarfen, ſagte er ganz ruhig: Dionyß hat nicht den Plato, ſondern Plato hat den Dionyß verlaſſen.

Nach einigen Jahren ſtarb Dionyß; ein Schlaftrunk, den ihm ſeine Aerzte beigebracht hatten, kürzte ſein Leben ab. Die Regierung kam an ſeinen Sohn, Dionyß dem jüngern, einem Prinzen, deſſen Erziehung bisher ganz vernachläſſigt war*), der ſich nur darum auf den Thron erhoben glaubte, um ſeinen Hang zum Wohlleben und Ausſchweifung zu befriedigen. Den Antritt ſeiner Regierung feierte er mit einem Bachanal *), das drey ganze Monate währte, und ſich mit der Verbannung und Hinrichtung manches braven Bürgers endigte. Sein Hof beſtand aus niedrigen Schmeichlern und Sclaven der Wolluſt, die den jungen Tyrann immer im Taumel der ſinnlichen Lüſte erhielten. Dion, dem das Wohl des Staates ſo ſehr am Herzen lag, gab ſich alle Mühe, in der Seele des jungen Monarchen, dem es nicht an guten Anlagen des Verſtandes fehlte, den Trieb nach Weisheit zu erwecken und ſeinen Neigungen eine beſſere Richtung zu geben; da ihm als dem älteſten Verwandten des königlichen Hauſes, der Zutritt zum Monarchen offen ſtand, auch ſeine Aemter, die er im Staate bekleidete, und ſein großes Vermögen ihm Anſehen verſchaffte: ſo bediente er ſich deſſen, um den jüngern Dionyß mit den Pflichten eines guten Regenten bekannter zu machen und in ſeiner Seele den Wunſch zu erwecken, ſich des Thrones würdig zu machen. Er brachte

---

*) Sein Vater glaubte nämlich, er möchte ihn, wenn er mehr Bildung erhielt, vielleicht vom Throne ſtoßen, und überließ ihn daher in den Händen der Weiber und ſclaviſchen Höflinge, wo ſeine vorzüglichſte Beſchäftigung war, Figuren aus Holz zu ſchnitzen und ſich mit andern kleinlichen Verrichtungen die Zeit zu verkürzen.

---

*) So nennt man gewöhnlich ein ſchwelgendes Gaſtmahl, dergleichen zur Ehre des Weingottes, Bachus, an feierlichen Tagen gegeben wurden.

brachte ihm nach und nach Liebe zu den Wiſſenſchaften bei, ſprach ſo oft und mit ſo vieler Wärme von ſeinem Freunde **Plato**, daß der junge Monarch Luſt bekam, ihn wieder an ſeinen Hof zu ziehen.

Dion benutzte dieſe gute Stimmung ſeines Fürſten und ſchrieb ſogleich an den **Plato**, daß er ihn doch ja durch Beitritt in ſeinen Bemühungen unterſtützen, durch ſeinen weiſen Unterricht den jungen Deſpoten zu einem würdigen Regenten bilden, und dadurch Siciliens Wohlfarth gründen möchte. **Dionyß** ſelbſt begleitete das Schreiben ſeines Miniſters mit einem ſehr ſchmeichelhaften Einladungsſchreiben an den Philoſophen. Dieſer hielt es für Pflicht, dem erhaltenen Rufe zu folgen, um die Lehren, die er in Athen vortrug, in Sicilien in Ausübung zu bringen, wozu er noch durch mehrere Briefe, die er aus Italien von Pythagoräern in dieſer Abſicht erhielt, aufgefordert wurde. Er übergab daher die Akademie, oder die von ihm geſtiftete Bildungsanſtalt in Athen indeß einem ſeiner Freunde und reißte nach Sicilien ab. Bei ſeiner Ankunft wurde er mit allen Zeichen der Hochachtung und königlichen Gnade empfangen. Ein königlicher, prächtig geſchmückter Wagen ſtand am Geſtade bereit, ihn, als er aus dem Schiff ſtieg, aufzunehmen. Dionyß ſelbſt kam ihm entgegen, führte ihn in ſein Schloß ein und ſtellte, als ob ein guter Genius in Sicilien erſchienen ſey, öffentliche Opfer und Feierlichkeiten ſeinetwegen an.

Schon faßten das Volk und die Edelgeſinnten am Hofe, Hoffnung zu einer glücklichen Regierung, und wirklich regte ſich in der Seele des jungen Fürſten ein ſo außerordentlicher Trieb zu den Wiſſenſchaften und der Weisheit, daß ſein Hof jetzt das Anſehen einer gelehrten Schule gewann; die Mäßigkeit, welche jetzt an der Tafel des Fürſten herrſchte, die ſtrenge Ordnung, die den Geſchäftsgang leitete, die weiſe Verwendung der Staatseinkünfte, ließ jetzt den Bürgern von Syrakus eine glückliche Staatsveränderung hoffen; aber um deſto empfindlicher war dies den Hofleuten, die ſich bisher bei der üppigen und ſchwelgeriſchen Lebensart ſo wohl befunden und ſo viel Einfluß auf den Monarchen gehabt hatten;

ſie gaben ſich daher alle Mühe, die Abſicht des Dions und ſeines philoſophiſchen Freundes zu vereiteln. Dies glaubten ſie am beſten dadurch zu bewirken, wenn ſie einen gewiſſen Philiſtus, einen Mann von Genie, der auch in dem Rufe eines Gelehrten ſtand, dabei ein eifriger Vertheidiger der deſpotiſchen Regierungsart und weniger ſtreng in ſeinen Grundſätzen und Sitten war, jetzt aber entfernt vom Hofe lebte, wieder dahin zurückbringen und durch ihn der Parthie des ſtrengern Philoſophen und ſeines Freundes Dion entgegen arbeiten könnten, in deren Plane es lag, die bisherige Tyrannei mehr zu beſchränken, den Dionyß zu einem ordentlichen, an Geſetze gebundenen Fürſten zu machen, und dadurch das Wohl des Staats zu befeſtigen.

Wirklich gelang es den Feinden des Plato, den Dionyß zu bewegen, daß er den Philiſt aus ſeinem Exil zurückrief und ihm ſein voriges Anſehen bei Hofe wieder ertheilte. Dieſer bediente ſich gar bald deſſelben zur Vereitelung der neuen philoſophiſchen Plane, verſtand die Kunſt, durch ſeine Beredſamkeit in dem Herzen des Tyrannen erſt Argwohn gegen ſeine Freunde, beſonders den Dion, beizubringen, als gehe dieſer mit nichts geringerm um, als ihm die Herrſchaft der Inſel zu entreiſſen, und ſtehe deshalb in heimlichen Briefwechſel mit den Feinden des Reichs, den Karthaginenſern. Dieſen Argwohn zündete er nachher zur wirklichen Feindſchaft an, in welcher Dionyß die Verbannung des Dions aus ſeinen Staaten beſchloß, ihn unter dem Vorwand der Ausſöhnung ans Meeres-Geſtade zog, und ihn da auf einem kleinen Fahrzeuge nach Italien überſetzen ließ, von da ſich Dion nach Griechenland wendete. Um jedoch nicht die anſehnliche Familie und Anhänger deſſelben zu einem Aufſtande zu reitzen, erklärte Dionyß den erſtern, er habe dieſe Verbannung mehr zur Sicherheit des Dions eingeleitet, und verſtattete dieſen, auf zwey Schiffen ihm von ſeinen anſehnlichen Reichthümern, die er im Lande beſaß, ſo viel ſie wollten, nachzuſchicken; auch bezeigte er ſich gegen ſeine Freunde, beſonders gegen Plato, ſehr geneigt; wieß dieſem, unter dem Vorwande einer deſto freundſchaftlichern Bewirthung, eine Wohnung in ſeinem Schloſſe an, welche jedoch für den Philoſophen mehr ein ehrenvolles Gefängniß war, damit dieſer nicht auch dem Dion nachſchiffen möchte.

Allein Plato, ſo ſehr ihm auch der Tyrann ſeine Achtung und Freundſchaft verſicherte, mochte ohne ſeinen Freund Dion nicht am Hofe leben und lag daher dem Dionyß beſtändig an, dieſen zurück zu hohlen. Der Fürſt hielt ihn mit leeren Verſprechungen hin; unterdeſſen brach ein Krieg aus; da entließ Dionyß auch den Plato von ſeinem Hofe, mit dem Verſprechen, ihn und Dion nach geendigtem Kriege wieder in ſeine Staaten zurück zu hohlen, bot ihm anſehnliche Geſchenke an, und bat ihn beim Abſchied, daß er ihm ſeine fernere Freundſchaft ſchenken und nichts Nachtheiliges von ihm unter ſeinen Landsleuten, den Griechen, ſagen möge.

Eben wurden die Olympiſchen Spiele gefeiert als Plato mit dem Schiffe bei Elis landete. Plato miſchte ſich, ohne ſich zu erkennen zu geben, in die große Verſammlung der Griechen als Zuſchauer. Auf ſeiner Reiſe von da nach

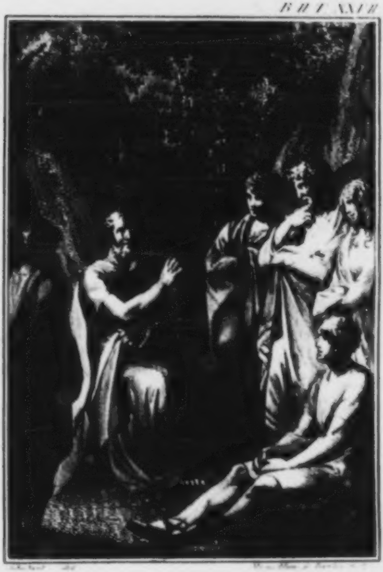
Athen machte er die Bekanntſchaft einiger angeſehenen Fremden, die er durch ſeine angenehme Geſellſchaft ganz an ſich feſſelte, ohne ſich merken zu laſſen, daß er der Mann ſey, von dem ſchon damals ganz Griechenland mit der größten Achtung ſprach. Bei ihrer Ankunft zu Athen wünſchten dieſe nichts mehr, als daß ſie ſo glücklich ſeyn möchten, den groſen Plato zu ſehen. Plato erklärte lächelnd: er ſey dies ſelbſt, und ſetzte durch ſeine Beſcheidenheit, mit der er bisher ſeine Größe verhüllt hatte, dieſe Fremden in ein angenehmes Erſtaunen.

* * *

Hier, in Athen, erwartete ihn mit Sehnſucht ſein Freund Dion, der ſeit ſeiner Verbannung verſchiedene Reiſen durch Griechenland gemacht und ſich zuletzt in Athen niedergelaſſen hatte. Zuvor hatte er ſich nach Megära gewendet; hier wünſchte er den Theodor zu ſprechen, der die erſte obrigkeitliche Würde in dieſer [illegible] bekleidete: aber dieſer ließ ihn ſehr lange vor der Thür warten, ehe er ihn vor ſich ließ. Sein Begleiter wurde darüber unwillig. „Laß uns das,“ ſprach Dion ganz ruhig, nicht befremden; wer

weiß,

B. III. XXII



Plato unter seinen Schülern

weiß, wie manchen braven Mann auch wir ehemals auf uns warten ließen, als wir noch Hof machten.

Mit der innigſten Freude wurde jetzt Plato in Athen von Dion und ſeinen Freunden, ja von der ganzen Bürgerſchaft empfangen. Er beſuchte nun wieder ſeine Akademie, die ſich unter dem Speuſippus, ſeiner Schweſter Sohne, in dem beſten Rufe erhalten hatte. Hier ſammlete ſich nun wieder aus der Nähe und Ferne eine Anzahl der auserleſenſten Jünglinge, auch aus den höchſten Ständen um den Weiſen, um ſeinen Unterricht zu benutzen *). Selbſt Frauenzimmer nahmen an demſelben Theil; eine gewiſſe Arkadierin, Axiothea, verließ aus Liebe zur Weisheit ihr Vaterland und miſchte ſich in Mannskleidern unter den Haufen der Schüler des Weiſen, die, von ihm gebildet, ſeiner Akademie Ehre brachten. Unter dieſen waren Ariſtoteles und Demoſthenes einige der berühmteſten. Auch wußte Plato ſeinen Freund Dion ſo ganz an dieſelbe

---

*) Siehe das 27. Kupfer.

zu feſſeln, daß auch dieſer nicht nur durch ſein Anſehen und großen Reichthümer den äußerlichen Glanz der Akademie beförderte, ſondern als wirklicher Theilnehmer an dieſer großen Bildungsanſtalt ihre Wirkſamkeit ſehr vermehrte und ſich ſelbſt durch dieſe rühmliche Liebe zu den Wiſſenſchaften, ſo wie durch ſeine Beſcheidenheit und Tugend allgemeine Achtung und Liebe in Griechenland erwarb.

Dionyß empfand indeß nur zu bald den Verluſt des Weiſeſten an ſeinem Hofe; alle die Gelehrte, die er aus Ruhmſucht herbeygezogen hatte, erſetzten die Stelle des Plato nicht, mit welchem er auch noch immer einen Briefwechſel unterhielt. Um ihn wieder an ſeinen Hof zu ziehen, ſetzte er alle Triebfedern in Bewegung, ſchrieb nicht nur ſelbſt an ihn und erklärte, daß ſeine Zurückkehr beſonders auch für ſeinen Freund Dion ſehr vortheilhaft ſeyn würde; auch Dions Verwandten mußten ihre Bitten mit dem Könige vereinigen, beſonders wußte er den damals ſo viel geltenden Freund des Platons, Archytas aus Tarent, einen Pythagoräer, der in ſeinem Vater-

land

lande als Staatsmann und Feldherr in ausgezeichneter Achtung ſtand, zu bereden, daß er für ſeine Verſprechungen Bürge werden und den Platon zur Reiſe nach Sicilien beſtimmen ſollte.

Dieſen vereinigten Bitten ſeiner Freunde konnte der Weiſe nicht widerſtehen, und in der Hoffnung, auch vorzüglich ſeinem Freunde Dion nützlich zu werden und ſeine Ausſöhnung mit Dionyß zu bewirken, entſchloß er ſich, ſchon als ſiebzigjähriger Greiß, zum drittenmale zur Reiſe nach Sicilien, wo er, wie das vorigemal, mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen und vom Dionyß mit allen Zeichen der Freundſchaft aufgenommen wurde. Ihm verſtattete er, wie ſonſt keinem, einen freien Zutritt in ſeinem Hauſe, ſuchte ihn durch die anſehnlichſten Geſchenke zu gewinnen und von der Parthei des Dions zu entfernen; aber Plato ſchlug ſie großmüthig aus, und verwendete ſich deſto eifriger für die Angelegenheiten ſeines Freundes. Allein alle ſeine Bemühungen blieben fruchtlos, und eben ſo wenig gelang es ihm, die Denkungsart des Deſpoten zu ändern, ihm mildere Grundſätze der Regierung beibeyzubringen, und ihn insbeſondere zu bereden, die Miethſoldaten, durch die er alle Zugänge zu ſeinem Schloß beſetzt hatte, zu entlaſſen, und ſich durch eine ſanfte Regierung die Liebe und Zuneigung ſeiner Unterthanen, als der beſten Leibwache, zu ſichern. Dazu hatte der Deſpot ſo wenig Gehör, daß er vielmehr den Philoſophen, der bisher einen an ſeinen Pallaſt ſtoßenden Garten bewohnte, ſelbſt in die Caſernen verſetzte, die jene Söldner bewohnten, wo er in beſtändiger Gefahr lebte, von ihnen ermordet zu werden.

Kaum aber erfuhr Archytas die Geſchichte ſeines Freundes, und ſein Verlangen, wieder in ſeine Vaterſtadt zurück zu kehren, als er ſogleich eine Galeere von dreyßig Rudern nach Syrakus ſchickte, den Plato, vermöge der für ihn geleiſteten Bürgſchaft vom Dionyß zurückforderte, und ihn wieder nach Griechenland überbringen ließ.

Als er in Elis landete, wo eben wieder die Olympiſchen Spiele gehalten wurden, wurde er von ſeinen Landsleuten mit der ausgezeichnetſten Achtung empfangen; alle Anweſenden zogen ihre

Augen von dem Schauſpiel, richteten ſie hin auf den großen Mann, der jetzt der Stolz der Nation war und bezeugten ihre Freude über ſeine Gegenwart. — Auch Dion befand ſich hier und umarmte wieder ſeinen Freund. Aber deſto lebhafter wurde nun auch ſein Unwille, als er nicht nur die ſchlechte Behandlung des Philoſophen am Hofe des Dionyß erfuhr, ſondern bald darauf die Nachricht erhielt, daß der ſicilianiſche Deſpot nach der Abreiſe Platons nicht nur alle ſeine Güter eingezogen, ſondern ſogar ſeine Gemahlin, Arete, die des Dionyſius Schweſter war, einem Andern zur Gemahlin gegeben habe. Er beſchloß daher, ſich nun ſelbſt Recht zu verſchaffen und den Tyrannen mit gewaffneter Hand anzugehen. Er warb ſchon im Stillen Theilnehmer an dieſer Expedition, ſuchte auch den Platon in ſein Intereſſe zu ziehen, der jedoch theils ſeines hohen Alters wegen, theils um nicht die Rechte der in Sicilien genoſſenen Gaſtfreundſchaft zu verletzen, ein ruhiger Zuſchauer blieb. Deſto thätiger aber wirkte Speuſippus, Platons Verwandter, zum Beſten des Dion und zur

Befreiung Siciliens von dem Joch des Tyrannen.

Platon widmete nun die noch übrigen Tage ſeines Lebens ganz der Philoſophie und dem Unterricht in derſelben, den er nicht nur in ſeiner Akademie ertheilte, ſondern noch mehr durch Ausarbeitung ſeiner Schriften verbreitete; vorzüglich beſchäftigte ihn ſein vortreſſliches Werk über die Republik, oder die gute Einrichtung eines Staats, zu welchem er von Zeit zu Zeit und noch kurz vor ſeinem Tode Verbeſſerungen machte. Er ſtand dabei in einem ſehr ausgebreiteten Briefwechſel mit den angeſehenſten Männern ſeiner Zeit, wurde mehrmals von Königen und Staaten aufgefordert, ihnen Geſetze und Einrichtungen zu entwerfen. Bei allen dieſen Anſtrengungen ſeines Geiſtes und Körpers erreichte er gleichwohl, bei ſeiner Mäßigkeit und Beherrſchung der Leidenſchaften, ein Alter von ein und achtzig Jahren. Kurz vor ſeinem Ende überſah er nochmals den ſchönen Gang ſeines thätigen Lebens, erkannte es mit Dank gegen die Vorſehung, daß ſie ihn nicht nur als Menſchen

ſchen und unter Griechen habe geboren werden laſſen, ſondern daß noch überdies ſein Leben in die ſchönen Zeiten des Sokrates gefallen ſey; wohnte noch einem Hochzeitmahle eines ſeiner Verwandten bei, wo er nur wenig, nur einige Oliven, nach ſeiner Gewohnheit genoß, und dann ſanft von der Hand des Todes berührt in die Arme ſeiner Freunde ſank.

Dion hatte indeß nur mit wenigen Schiffen und einer geringen Mannſchaft in Sicilien gelandet; er hatte den glücklichen Zeitpunkt getroffen, als eben der Beherrſcher Siciliens, Dionyß, mit einer ſtarken Flotte nach Italien abgeſchifft war und dem Timokrates, dem er des Dions Gemahlin zur Frau gegeben, einſtweilen die Regierung von Syrakus übertragen hatte. Das Volk, das der Tyranney längſt überdrüſſig war, empfieng dieſen ſeinen Befreier mit offnen Armen, und Dion zog unter dem Zujauchzen des Volks in den Thoren von Syrakus ein. — Wir übergehen hier die verſchiedenen Auftritte, welche dieſe Revolution nach ſich zog und bemerken hier nur, was auf das Leben Dions ſelbſt Beziehung hat. Bei allem Glück ſeiner Waffen und bei ſeinem ernſten Willen, ſeinen Landsleuten die Freiheit wieder zu verſchaffen und ihnen eine gemäßigte Regierung zu geben, gelang es ihm gleichwohl bei dieſem unruhigen Volke, das für ächte bürgerliche Freiheit

heit keinen Sinn hatte und die Freiheit mehr in einen zügelloſen Zuſtand ſetzte, nicht, ſeine wohlthätigen Zwecke zu erreichen. Er hatte mit Ränken und Kabalen beſtändig zu kämpfen, sahe ſich oft von denen am meiſten hintergangen, zu denen er das beſte Zutrauen gefaßt und die er aus dem Staube gehoben hatte, und war von allen Seiten mit Gefahren umringt. Zwar gelang es ihm nach langen Kämpfen, ſeinen Gegner Dionyß aus allen ſeinen bisherigen Beſitzungen in Sicilien zu verdrängen; aber es geſchahe dies auch mit Aufopferung ſeiner eigenen Ruhe und des Glücks, das er zuvor in dem Umgange mit den Muſen und in wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen gefunden hatte; auch in ſeiner Familie konnte er die Erholung nicht finden, der er ſo ſehr bedurfte.

So lange noch Dionyß im Beſitz der königlichen Burg in Syrakus blieb, waren die nächſten Verwandten Dions als Staatsgefangene mit darinne eingeſchloſſen; erſt ſpäterhin, als ihm auch dieſe übergeben wurde, gelangte er zwar wieder zu den Beſitz ſeiner Familie — aber unter ſehr veränderten Umſtänden. Welch ein niederſchlagender Anblick war es für ihn, als jetzt bei ſeinem Einzuge in die Burg ihm ſeine Schweſter Ariſtomache entgegen kam, die den Sohn des Dion an ihrer Hand leitete, in deſſen Geſichte und ganzem Weſen die Merkmale einer vernachläſſigten Erziehung ausgedrückt waren; hinter ihm folgte ſeine Gattin, jetzt das Weib eines andern, mit zur Erde geſenkten Blick, weinend und ſchüchtern, den ſo ſehr gekränkten Mann anzublikken. Auch dem Helden traten bei dieſem Anblick Thränen in die Augen. Jetzt warf er ſich in die Arme ſeiner Schweſter und küßte dann ſeinen Sohn: aber reden konnte er nicht. Seine Schweſter unterbrach zuerſt das Stillſchweigen. "Ach, wir haben ſeit deiner Verbannung traurige Tage verlebt! aber bei deiner ſiegreichen Zurückkunſt kehrt Freude und Ruhe wieder zurück: nur dieſe Einzige, (auf Areten zeigend) dieſe Niedergeſchlagene aufzurichten, die in deiner Abweſenheit gezwungen wurde, ſich mit einem Andern zu verbinden und deren ſtille Thränen ich oft bemerkt habe — hängt nur von deiner Güte ab. Entreiß ſie aus dieſer peinigenden Verlegenheit. Entſcheide als Herr und Gebieter über uns. Soll ſie dich als ihren Oheim, oder als ihren Gemahl begrüſſen?„ Jetzt konnte Dion nicht länger die Thränen zurückhalten; er näherte ſich der Unglücklichen und ſchloß ſie als Gattin in ſeine Arme, übergab ihr ſeinen Sohn und befahl, ſie als ſeine Gemahlin in ſein Haus zu führen, welches er in der Stadt bewohnte.

Aber auch hier, im Schooſe ſeiner Familie, ward ihm die gewünſchte Ruhe nicht zu Theil. Sein Sohn war unter den Händen des Dionyſ, an deſſen Hofe er erzogen worden, an Seele und Körper äuſſerſt verdorben. Man hatte ihn, ſelbſt noch ehe er ins Jünglingsalter trat, alle Arten von Ausſchweifungen nicht nur verſtattet, ſondern ſogar die Gelegenheit und Mittel dazu beigeführt, um ihn dadurch zu Grunde zu richten. Zwar gab ſich der Vater jetzt alle Mühe, um den Unglücklichen wieder vom Verderben zu retten, übergab ihn der Aufſicht ſtrenger Lehrer, die ihn von der gewohnten Lebensart zurückbringen ſollten: aber eben dieſer Zwang und dieſe ungewohnte Einſchränkung ſchien dem entnervten Jüngling unerträglich, und um ſich davon zu befreien, ſtürzte er ſich einſt, in einem unbewachten Augenblicke, aus dem oberſten Stockwerk des Hauſes herab und brach den Hals. Dion war eben damals in einer Berathſchlagung mit ſeinen Freunden beſchäftigt; auf einmal entſtand ein Geräuſch und Geſchrei im Hauſe; er fragte nach der Urſache, vernahm den Unglücksfall ſeines Sohnes — doch blieb er bey Faſſung; ließ den Leichnam, wie gewöhnlich, den Weibern zur Beſorgung, ihn zur Erde zu beſtatten, übergeben, und ſetzte die unterbrochene Unterredung ruhig fort.

So ſehr auch Dion, nachdem er ſich der Oberherrſchaft Siciliens verſichert hatte, damit umgieng, die republikaniſchen Grundſätze ſeines Freundes Plato nun in Ausübung zu bringen, dem Staate eine geſetzliche Verfaſſung und gemäßigte Regierung zu geben, auch die Bewohner von Syrakus von ihren bisherigen ausſchweifenden Sitten an eine frugalere und mäßigere Lebensweiſe zu gewöhnen, wobei er ihnen durch ſeine einfache und ſehr eingeſchränkte Lebensart als rühmliches Beiſpiel vorgieng: ſo fehlte es doch nicht an unruhigen Köpfen, deren herrſchſüchtigen und eigennützigen Abſichten gerade dieſe Einſchränkung zuwider war, die daher ſeinen Planen immer entgegen arbeiteten und mit nichts geringern umgiengen, als den Stifter einer ſo eingeſchränkten Freiheit aus dem Wege zu ſchaffen. An die Spitze dieſer Unzufriedenen ſtellte ſich ſogar ein Menſch, **Kallippus**, der bisher das unumſchränkte Vertrauen des **Dions** beſaß, weil er ihn von Athen aus nach Sicilien begleitet, immer an ſeiner Seite gefochten und ſich in allen Gefechten durch Muth und kühne Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Ob er, wie einige ſagen, durch Geld von **Dions** Feinden gedungen war, oder aus eignem Antrieb ſo handelte, um die Herrſchaft der Inſel an ſich zu reißen; kurz dieſer Böſewicht entwarf den Anſchlag auf das leben ſeines Gaſtfreundes, theilte ihn ſeinen Vertrauten mit und legte alles darauf an, ihn ſo geſchwind als möglich auszuführen. Vergebens warnten einige Freunde den **Dion**, er möge ſich vor dieſem gefährlichen Menſchen vorſehen: aber **Dion** erklärte: er wolle lieber ſterben, als aus Furcht eines gewaltſamen Todes ſeine Freunde mit ſeinen Feinden verwechſeln. —

Dies Zutrauen Dions mißbrauchte der Niederträchtige nur noch mehr zu ſeinen ſchändlichen Abſichten; ja, als der weibliche Theil des Hauſes Verdacht gegen ihn ſchöpfte, hintergieng er auch dieſen durch den ſchändlichſten Meineid, den er am Altare der Götter ablegte: daß Dion von ihm nichts zu fürchten habe. Kaum aber erſchien der verabredete Tag, ein Feſt der Minerva, wo ſich Dion mit wenigen Freunden auf ſeinem Zimmer befand, als Kallippus mit ſeinen Verſchwornen die Zugänge des Hauſes beſetzte, ein paar verwegene Inſulaner aus Zazynth unter dem Vorwande, den Dion zu ſprechen, ohne weitere Waffen, aber mit dem Auftrag, ihn zu erdroſſeln ins Zimmer ſchickte, die ſogleich den unbefangenen, auf einem Ruhebette liegenden Dion mit mörderiſchen Fäuſten überfielen und die Anweſenden durch ihre Erſcheinung ſo in Furcht ſetzten, daß dieſe, denen für ihr eignes Leben bange war, ſich nicht getrauten, Etwas zu ſeiner Rettung zu wagen. Der übermannte Held ſuchte ſich zu vertheidigen und rang eine Zeitlang mit ihnen; die unbewaffneten Mörder riefen laut nach einem Dolch, dieſer wurde ihnen durch einen Syrakuſaner, Lyko, durchs Fenſter zugereicht, womit ſie den Dion vollends gleich einem Opferthiers abſchlachteten.

Die Nachricht von ſeinem Tode ſetzte ganz Syrakus in Beſtürzung. Dions Freunde drängten ſich mit den Waffen in der Hand bei; aber die Verſchwornen hatten ſich ſchon in Sicherheit zurückgezogen, und einige Schuldloſe wurden das Opfer der erſten Wuth. Indeß gelang es dem Kallippus ſich des Throns zu bemächtigen; jetzt erwachte das Volk aus ſeiner Betäubung. Selbſt diejenige, die dem Dion zuvor abgeneigt waren, nannten ihn jetzt laut den Retter des Vaterlandes, den Befreier von der Tyranney und hätten ihn gern mit ihrem Blute vom Tode erkauft. Seine Leiche wurde mit allem Gepränge auf ofnem Markte zur Erde beſtattet und die Stätte mit einem Denkmal gezieret.

Kallippus konnte ſich indeß nicht lange ſeiner durch den ſchändlichſten Meuchelmord errungenen Herrſchaft freuen. Er wurde allgemein vom Volke verabſcheut; Syrakus empörte ſich gegen ihn; vergebens ſuchte er ſeine Zuflucht in verſchiedenen Städten Siciliens; jedermann ſcheute ſich mit dieſem Feinde der Götter und der Menſchen die gleiche Luft zu athmen; mit Mühe erhielt er ſich eine Zeitlang in Rhegium; gerieth aber da in ſo dürftige Umſtände, daß er ſeine Söldner entlaſſen und ſich ſehr kümmerlich behelfen mußte, bis bald darauf auch einige Meuchelmörder ihn mit demſelben Dolch niederſtießen, womit Dion war ermordet worden.

Noch lange nach **Dions** Tode dauerten die Unruhen in Sicilien fort; die mehreſten Städte dieſer ſchönen Inſel waren theils durch Kriege verwüſtet, theils befanden ſie ſich unter der Gewalt von Ausländern, die ſich die Herrſchaft über ſie anmaßten. In der Hauptſtadt Syrakus verdrängte ein Uſurpateur den Andern; die Einwohner derſelben waren dieſes Wechſels der Tyrannen ſo überdrüßig, daß mehrere derſelben ſich entfernten; andere ſich wieder geneigt bezeigten, ſich dem gewohnten Joch ihres ehemaligen Beherrſchers, der ſich noch im Auslande aufhielt, zu unterwerfen. Und ſo gelang es dem **Dionyſius** nach zehnjähriger Entfernung, die er zu Lokri in Italien zugebracht hatte, ſich wieder in den Beſitz ſeines Reichs zu ſetzen.

Allein anſtatt ſeine wieder erhaltene Herrſchaft zur Beglückung ſeiner bedrängten Unterthanen anzuwenden, bediente er ſich dieſer noch mehr zur Unterdrückung derſelben, und zeigte, wie unverbeſſerlich der Charakter eines Despoten iſt, der einmal die Gefühle der Menſchlichkeit aus ſeiner Bruſt verbannt hat.

Ein großer Theil der Syrakuſaner verließ daher theils freiwillig, theils gezwungen die unglückliche Vaterſtadt, und ſuchte bei einem benachbarten Fürſten von Leontini Hiketas Hülfe, der mit ſeinem Heer gegen Syrakus zog. Zu gleicher Zeit rüſteten die Karthaginenſer eine große Flotte aus, um ſich der Herrſchaft der Inſel, auf der ſie ſchon verſchiedene Beſitzungen hatten, völlig zu bemächtigen. In dieſer Verlegenheit ſchickten die Syrakuſaner Geſandtſchaften nach Griechenland, und beſonders in ihre Mutterſtadt Korinth, und erſuchten dieſe um Hülfe.

Korinth, das damals glücklicher Weiſe nicht mit in die allgemeinen Unruhen in Griechenland verwickelt war, beſchloß ſogleich, dieſer ihrer ehemaligen Kolonie den möglichſten Beiſtand zu leiſten und übertrug das Geſchäft der Truppenwerbung und Anführung derſelben zur Befreiung Siciliens einem ſeiner Mitbürger, der ſich dieſes verdienſtvollen Auftrags auch in jeder Rückſicht würdig zeigte.

Timoleon

war der Name dieſes Edlen, der in der Geſchichte groſer und edler Menſchen gewiß einer ausgezeichneten Erwähnung würdig iſt.

Er ſtammte aus einer angeſehenen Familie in Korinth, und war ſchon als Jüngling ſo für republikaniſche Freiheit eingenommen, daß er ſich zur Vertheidigung derſelben ſchon frühe dem Dienſte des Vaterlands widmete. So ſanft ſonſt ſeine Gemüthsart war: ſo war er gleichwohl ein unverſöhnlicher Feind von denen, die ihre Macht zu Beeinträchtigung der menſchlichen und bürgerlichen Rechte mißbrauchten.

Sein älterer Bruder hingegen, Timophanes, war von ganz entgegengeſetzter Denkungsart; unruhig, ſtolz und herrſchſüchtig; ließ ſich in Verbindung mit Menſchen ein, die ſich auch gern vom Schwindelgeiſt der Neuerungsſucht beherrſchen ließen, durch die er ſich empor zu heben ſtrebte. Sein Muth und ſein unternehmendes Geiſt, den er in ſeinen erſten Feldzügen zeigte, machte daß man ihm, als einen ſo vielverſprechenden Manne, die wichtigſten Befehlshaberſtellen übertrug, wozu ihm auch anfangs Timoleon ſelbſt behülflich war. In einem Gefecht, wo beyde Brüder mit im Treffen waren, rettete Timoleon das leben ſeines Bruders, der als Anführer der Reuterei zu tief in die Feinde eingedrungen, da verwundet und vom Pferde geſtürzt war. Kaum bemerkte dies Timoleon, der als Geharniſchter zu Fuße focht, als auch er in den Haufen der Feinde eindrang, den auf der Erde liegenden Timophanes mit ſeinem Schilde bedekte, die Streiche der feindlichen Schwerdter mit ſeinem Körper und Waffen auffieng, und ſo nach tapferm Widerſtande den Bruder errettete.

Bei den nachher erfolgten Unruhen, in welche Korinth mit ſeinen Bundsgenoſſen verwickelt wurde, hatte man dem Timophanes das Kommando der Miethstruppen zur Vertheidigung der Stadt anvertraut. Dieſer erhaltenen Macht bediente

diente er ſich aber mehr, um ſeine Herrſchſucht zu befriedigen, und die Oberherrſchaft an ſich zu reiſſen. Vergebens machte ihm Timoleon deswegen mehrmals die dringendſten Vorſtellungen und beſchwor ihn unter Thränen, nicht ſolche Ungerechtigkeit an ſeinen Mitbürgern zu begehen und ſie um ihre Freiheit zu bringen; als er aber durch vernünftige Vorſtellungen nichts über ihn vermochte, glaubte er es ſeinem Vaterlande ſchuldig zu ſeyn, ſelbſt das Aeußerſte zu wagen. Er beſprach ſich mit noch zweyen ſeiner Verwandten, gieng, einverſtanden mit ihnen, einige Tage nachher wieder zu ſeinem Bruder, bat ihn nochmals flehentlich, ſeine herrſchſüchtigen Abſichten aufzugeben: als aber dieſer anfangs mit kränkenden Spott und bittern lächeln, und zuletzt mit heftigem Zorn ihre Anträge verwarf, und ſie mit harten Drohungen von ſich wieß, wendete ſich Timoleon mit thränenden Augen einige Schritte von ihm ab, verhüllte ſein Geſicht, indeß die beiden Andern ihn mit ihren Degen niederſtießen.

Der Ruf von dieſer That verbreitete ſich ſchnell durch Korinth; die vornehmſten ſeiner Bürger freuten ſich derſelben und bezeugten dem Timoleon ihren Beifall, daß er der Liebe zum Vaterland ſeinen eignen Vortheil und ſelbſt die Liebe zum Bruder nachgeſetzt habe. Deſto bitterer aber war der Tadel derer, die Anhänger des Timophanes waren, und deſto tiefer drang der Vorwurf, den man ihm als einen Brudermörder machte, in das ſanftfühlende Herz des Timoleon ein, da beſonders ſich auch ſeine Mutter auf dieſer Parthie befand und in die heftigſten Verwünſchungen und Flüche gegen ihn ausbrach, ja ihm ſogar den Eintritt in ihr Haus verſagte und ihn nicht wieder vor Augen ſehen wollte. — Darüber verfiel er in ſolche Schwermuth, daß er ſein Leben haßte und ſich zu Tode zu hungern beſchloß. Kaum vermochten die Vorſtellungen und Bitten ſeiner Freunde ſo viel über ihn, dieſen Vorſatz aufzugeben: aber nun entſagte er aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, verließ die Stadt, zog ſich in die entlegenſten Landgüter zurück, und vergrub den Gram, der ihm am Herzen nagte, in der Einſamkeit.

Zwanzig Jahre hatte Timoleon in dieſer freiwilligen Verbannung gelebt, und da die Kräfte, die er dem Dienſte des Vaterlands würde gewidmet haben, in Unthätigkeit verzehrt: als jene Geſandtſchaft der Syrakuſer in Korinth erſchien, und er nun durch die einſtimmige Wahl des Volks aus ſeiner unrühmlichen Verborgenheit hervorgezogen und beauftragt wurde, ſich an die Spitze der Truppen zu ſtellen, durch welche Sicilien von der Herrſchaft der Tyrannen befreit werden ſollte. „Jetzt,“ ſagte einer der älteſten Vorgeſetzten der Stadt zu ihm, als er ihm dies wichtige Geſchäft im Namen der Bürgerſchaft übertrug: „jetzt empfängſt du die beſte Gelegenheit, dem Vaterlande durch deine Tapferkeit und würdiges Verhalten zu zeigen, daß du nicht einen Bruder, ſondern einen Tyrannen ums Leben gebracht haſt.“

Timoleon weigerte ſich länger nicht, die Anführung der Truppen zu übernehmen. Zuvor aber, ehe er mit der Flotte in See ſtach, begab er ſich nach Delphi, um ſich da bei den geheiligten Altären zum Dienſte des Vaterlands zu weihen und die Vorſehung um eine glückliche Leitung ſeiner Geſchäfte anzurufen. Nach ſeiner Rückkehr ließ er bei günſtigem Winde und unter guten Vorbedeutungen die Anker lichten, und ſetzte mit ſeiner kleinen Flotte, die aus zehn Schiffen beſtand, erſt nach Italien und dann nach Sicilien über.

Noch ehe er daſelbſt ankam, hätte ſich Hiketas, nachdem er den Dionyß in einem Treffen geſchlagen, ſchon des größten Theils von Syrakus bemächtiget, und hielt jenen in der Burg enge belagert. Gern hätte er nun den Timoleon von den Küſten Siciliens entfernt gehalten; aber ungeachtet der großen Flotte der Karthaginenſer, die in der See kreuzte, landete Timoleon glücklich, bemächtigte ſich einiger Städte, lieferte mit ſeiner geringen aber tapfern Mannſchaft dem Hiketas ein Treffen, worin er ihn überwand, und ſtand jetzt mit unglaublicher Geſchwindigkeit vor den Mauern von Syrakus. Dionyß, der ſich nun nicht länger zu halten getraute, ſchickte ſogleich Geſandte an ihn und ergab ſich und die Burg dem tapfern Timoleon.

Jetzt erſchien der gedemüthigte Deſpot als Privatmann im Lager des Timoleon, und nahm von ihm die Bedingungen an, die dieſer ihm ſetzte. Er, der ſich kurz zuvor im Beſitz einer ſo ſchönen und glücklichen Inſel befand und ſich als unumſchränkter Befehlshaber eines groſen Staats betrachtete, wurde jetzt auf einem einzigen Schiffe, mit einem ſehr geringen Theil ſeiner Schätze nach Korinth übergeſetzt. Seine dortige Ankunft erregte allgemeines Erſtaunen. Noch ehe man hier vermuthete, daß Timoleon würde in Sicilien gelandet haben, ſahen ſie ſchon den vormaligen Beherrſcher dieſer Inſel als Kriegsgefangenen in ihren Mauren, und jedermann in Griechenland war begierig, den Mann zu ſehen, der ein ſo lebendes Beiſpiel von dem ſchnellen Wechſel des Glücks in ſeiner Perſon darſtellte. Dionyß ſelbſt nahm jetzt die Miene der Gleichgültigkeit an; da ihm ſein Schickſal nicht mehr verſtattete, einen glänzenden Hof zu halten: ſo erwählte er, als Einwohner von Korinth, um unter dieſen freien Bürgern jeden Verdacht von Herrſchſucht von ſich zu entfernen, die niedrigſte Lebensart, lebte nicht nur als der gemeinſte Mann, ſondern ſetzte ſich ſogar durch ſein Betragen zur niedrigſten Volksklaſſe herab; um ſeinen Hang zu Ausſchweifungen zu befriedigen, trieb er ſich in den gemeinſten und ſchmutzigſten Orten herum, brachte ganze Tage in den ſchlechteſten Weinſchenken oder Salbenbuden, unter den verworfenſten Dirnen und lockerſten Geſellen zu, ſang mit dieſen Gaſſenlieder oder zankte ſich mit ihnen über die Melodien der Theatergeſänge, ſchlich in zerriſſenen, ſchmutzigen Kleidern um die Garküchen herum, und verſchlang, was er nicht bezahlen konnte, mit gierigen Augen; gab, da er im Alter ſogar in die äußerſte Dürftigkeit gerieth, den Kindern der gemeinſten Leute auf offner Straße Unterricht, und nahm zuletzt Verachtung und Schande mit in ſein Grab *).

Timo-

---

*) Die Alten haben verſchiedene Anekdoten und verſchiedene Reden von ihm aus dieſer letzten Periode ſeines unrühmlichen Lebens aufgezeichnet, in denen er nicht nur ſeinen Witz zeigte, ſondern auch zuweilen merken ließ, daß er auch durch Platon's Schule gelaufen ſey. So wünſchte er ſich z. B. als er auf ſeiner Reiſe nach Korinth in Leukas, einer Stadt, die auch wie Syrakus eine Korinthi-

Timoleon hatte indeß die Burg von Syrakus durch ſeine Leute beſetzen laſſen, aber noch war ſie vom **Hiketas**, der die Stadt und den Hafen inne hatte, hart belagert. Er ſelbſt befand ſich mit ſeinem Heere in Adranum, einer kleinen Stadt ohnweit Syrakus, die ihm gleich

bei

rinthiſche Kolonie war, einlief, da bleiben zu dürfen: denn, ſagt er, es geht mir wie jungen Leuten, die böſe Streiche verübt haben; die ſind wohl unter Brüdern luſtig und guter Dinge: aber ſie ſchämen ſich dem Vater und der Mutter unter die Augen zu treten. — “In Korinth machte ihm einſt ein Fremder den Vorwurf: er müſſe wohl wenig von **Platon** profitirt haben. “Warum nicht? ſagte er, da ich den Wechſel des Glücks auf dieſe Weiſe ertrage.„ — Einem andern, der ihn befragte: warum er vormals den **Plato** nicht an ſeinem Hofe behalten habe? gab er zur Antwort: weil ein Tyrann, von Schmeichlern umringt, gewöhnlich das Unglück hat, daß er Wahrheit und Freimüthigkeit nicht vertragen kann. — **Philipp**, der König von Macedonien, hatte ihn einſt zu ſeiner Tafel geladen; während der Mahlzeit kam das Geſpräch auf die Lieder und Schauſpiele, die der ältere **Dionyß** hinterlaſſen hatte: ich möchte wiſſen, ſagte **Philipp** ſpöttiſch: woher er die Zeit zur Verfertigung derſelben genommen habe? “Daher, verſetzte **Dionyß**, wenn du und ich, und alle unſers Gleichen beim Becher ſitzen.„ — Wie kommts, ſagte ein anderer

derer

bei ſeiner Ankunſt in Sicilien freiwillig die Thore geöffnet hatte. **Timoleon**, um dies Vertrauen der Einwohner zu ehren, lebte in ſorgloſer Sicherheit unter ihnen, ohne eine Wache zu ſeiner Bedeckung bei ſich zu haben. Dies erfuhr **Hiketas**; er ſchickte daher zwey Meuchelmörder in Geheim nach Adranum, um den **Timoleon** auf die Seite zu ſchaffen. Bei ihrer Ankunſt erfuhren ſie, daß **Timoleon** eben ohne militairiſche Begleitung in den Tempel gegangen ſey, um da an einem Opferfeſte Theil zu nehmen. Dieſe Gelegenheit ſuchten ſie zur Ausführung ihres Bubenſtücks zu benutzen, ſchlichen ſich mit Dolchen unter den Mänteln in den Tempel, miſchten ſich unter das Volk und drängten ſich unvermerkt immer näher zum Altar, wo **Timoleon** betete. Eben waren ſie im

Begriff,

derer zu ihm, daß dein Vater als ein gemeiner Mann ſich in den Beſitz der Oberherrſchaft ſetzen und erhalten konnte, und du, als der Sohn eines Alleinherrſchers, konnteſt es nicht? "Mein Vater, verſetzte **Dionys**, kam zur Alleinherrſchaft, da man der bürgerlichen Verfaſſung überdrüßig war: ich aber, da die Alleinherrſchaft verhaßt war.„

Begriff, die ſchändliche That zu vollziehen, als Jemand aus dem Volke dem einen der Meuchelmörder einen Hieb mit dem Degen über den Kopf verſetzte, daß er augenblicklich zur Erde niederſank; mit dem Degen in der Fauſt lief ſogleich der Thäter davon und flüchtete auf einen hohen Felſen, indeß der Gefährte des Verwundeten zitternd den Altar umfaßte und den Timoleon um Gnade bat, mit dem Verſprechen, ihm alles zu entdecken. Von ihm erfuhr jetzt Timoleon den ſchändlichen Anſchlag auf ſein Leben. Indeß hatte man auch dem Fremden nachgeſetzt und ihn von dem Felſen herabgeholt. Man führte ihn vor die Verſammlung; hier bat er, daß man ihn vom Verbrechen frei ſprechen ſollte, er habe nichts weiter als das Recht der Blutrache ausgeübt. Der Menſch, den er getödtet, habe vor einiger Zeit ſeinen Vater in Leontini ermordet, und er habe dieſe Gelegenheit, die er längſt geſucht, ergriffen, um an ihm den Mord ſeines Vaters zu rächen. — Ueber dieſe ſo wunderbare Aufklärung dieſes Vorfalls wurden die Korinther, die

ſich

ſich jetzt um ihren geliebten Feldherrn gedrängt hatten, in freudiges Erſtaunen geſetzt, ſie und alle Anweſenden ſahen ihn als einen von der Gottheit vorzüglich begünſtigten Mann an, den ſie zum Retter Siciliens beſtimmt und darum ſein Leben auf ſo wunderbare Art erhalten hätte, und entließen den Fremdling, den ſie als das Werkzeug dieſer Erhaltung betrachteten, mit einem anſehnlichen Geſchenk.

Bald nachher, nachdem Timoleon, dem das Glück gleichſam immer zur Seite gieng, durch ſeine Tapferkeit die feindliche Armee des Hiketas und der Karthaginenſer geſchlagen hatte, zog er als Sieger in die von ihm eroberte Stadt Syrakus ein: wo ſein erſtes Geſchäft war, ſich als den Befreier Siciliens von dem Joch der Tyrannei zu zeigen. Ohngeachtet ihm niemand den Beſitz des ſehr feſten Schloſſes, das ehedem die Dionyſe inne gehabt hatten, und welches die Stadt beherrſchte, ſtreitig machen konnte: ließ er nach einigen Tagen durch öffentlichen Ausruf bekannt machen: alle Syrakuſer ſollten ſich mit dienlichen Werkzeugen einfinden und dieſe Tyrannenburg von Grund aus zerſtören. Dieſer Ausruf war ihnen die Loſung ihrer Freiheit. Alle erſchienen an dem beſtimmten Tage, mit der aufgehenden Sonne, die ihnen wieder ihren Pfad mit neuem Glück zu beleuchten ſchien, mit den Werkzeugen in der Hand und von dem Geiſte der Freiheit belebt, an dieſem ſonſt furchtbaren Platze; in wenig Stunden war nicht nur die Burg, ſondern auch alle die Palläſte der Tyrannen bis auf den Grund niedergeriſſen; ja man drang ſogar in die alten Grabmähler der Deſpoten, zerſtreute ihre Aſche, warf ihre Denkmäler und Statüen von ihren Fußgeſtellen herab; nur die des Gelon, dieſes Wohlthäters der Nation, blieb unverſehrt. Timoleon ließ darauf den Schloßplatz ebenen und öffentliche Gebäude aufführen, die zu den Verſammlungen der Magiſtrats-Kollegien und des Volks beſtimmt waren, und gab dem Staate die republikaniſche Verfaſſung wieder.

Um jedoch Syrakus ſeinen alten Glanz wieder zu verſchaffen, mußte Timoleon zuerſt auf die Bevölkerung derſelben und Wiederaufbauung ihrer Gebäude denken, denn während der anhaltenden Unruhen und Kriege war die Stadt größtentheils verödet. Die mehreſten der Bürger waren theils umgekommen, theils der Tyrannen wegen entwichen. Die Straßen der Stadt und ſelbſt der Marktplaß waren mit Gras bewachſen, die Soldaten weideten da ihre Pferde und in den Vorſtädten hielt man oft Jagden. Timoleon ließ es nicht fehlen, durch öffentliche Ausſchreiben die ehemaligen geflüchteten Einwohner wieder einzuladen, und geſtattete ihnen den Verkauf der Gebäude nebſt andern Freiheiten. Auch ſchrieb er in dieſer Abſicht nach Korinth und bat ſeine Landsleute, daß ſie neue Einwohner aus Griechenland nach Syrakus ſchicken und ſo aufs neue Stifter und Erbauer der Stadt werden möchten. Bei dieſer Gelegenheit gaben die Korinther einen Beweiß ihrer edelmüthigen und uneigennützigen Denkungsart; zufrieden mit dem Ruhm, die Wiederherſteller der Freiheit in

Syrakus geworden zu ſeyn, und weit entfernt, ſich ein Recht auf dieſe Stadt anzumaßen, oder ihre eigne Herrſchaft zu vergrößern, ſchickten ſie überall, in Griechenland, und ſelbſt nach Aſien und auf die Inſeln Boten und Briefe, um ſowohl die zerſtreuten Sicilianer zur Zurückkehr in ihr Vaterland, als auch neue Koloniſten unter den annehmlichſten Bedingungen dahin einzuladen, die ſich nun auch von allen Gegenden einfanden, vom Timoleon freundſchaftlich aufgenommen und theils in der Stadt, theils auf dem Lande zum Anbau deſſelben angewieſen wurden.

Nach der Zeit hatte Timoleon noch einige harte Kämpfe, ehe er Sicilien die Sicherheit verſchaffen konnte, die er ihm zu geben wünſchte. Zweymal bot das kriegeriſche Karthago alle ſeine Kräfte auf, um in Verbindung mit Hiketas, dem Fürſten von Leontini, die Inſel zu erobern und dem Timoleon den Kranz des Siegs zu entreißen: aber dieſer Held blieb unüberwindlich, zwang nicht nur die Karthaginenſer zu einem für Sicilien ſehr vortheilhaften Frieden, und bemächtigte

tigte ſich der Herrſchaft des Hiketas, ſo wie der Perſon deſſelben: ſondern brachte mehrere Städte und Diſtricte unter die Herrſchaft der Syrakuſaner, unterdrückte alle tyranniſche Regierung der Inſel, und verbreitete den wohlthätigen Einfluß ſeiner Macht über alle übrige Staaten Siciliens, ſo daß dieſe Inſel, die ſeit langer Zeit der Schauplatz innerer Unruhen und der traurigſten Auftritte war, und ſelbſt ſeine Eingebornen verſcheuchte, jetzt in einen ſo friedlichen und angenehmen Wohnplatz umgeſchaffen wurde, eine Menge Fremde an ſich zog, die ſich unter Timoleons Begünſtigung in ihren geſegneten Fluhren anſiedelten.

Acht Jahre hatte ſo Timoleon mit der Befreiung und Beruhigung Siciliens zugebracht. So groß und ſo ausgebreitet auch der Ruhm ſeiner Tapferkeit dadurch war: ſo beſcheiden blieb er bei demſelben, und ſchrieb alle ſeine Siege mehr dem Glück und dem Beiſtand der höhern Macht, die das Schickſal der Staaten leite, als ſeiner eignen Klugheit und Macht zu. So ſchrieb er unter andern nach Korinth: Er danke es den Göttern, daß ſie bei der beſchloſſenen Rettung Siciliens eben ſeinen Namen angeſchrieben hätten.

Gern hätten ſich die Sicilianer freiwillig ſeiner Herrſchaft unterworfen: aber der Edle ſetzte jetzt ſeinen Verdienſten um dieſen Staat dadurch die Krone auf, daß er, nachdem er der Hauptſtadt des Landes ihre geſetzliche und bürgerliche Verfaſſung gegeben hatte, freiwillig der Regierung entſagte und ganz als Privatmann unter dieſen ſeinen Mitbürgern lebte. Die Syrakuſaner hatten ihm ein Haus für ſeine geleiſteten Dienſte gegeben und eins der ſchönſten und reizendſten Landgüther. Auf dieſem lebte er die mehreſte Zeit in Ruhe, ließ ſeine Frau und Kinder von Korinth dahin kommen, und zog das ſtille unbeneidete häusliche Glück dem glänzenden aber gefahrvollen Leben auf dem Throne vor. Hier genoß er im Stillen die Früchte ſeiner edeln Thaten, und freute ſich, ſo viele tauſend Menſchen um ſich her zu ſehen, die ihm ihr Glück und ihre Ruhe verdankten.

Mit ſtrenger Genauigkeit unterwarf er ſich ſelbſt den Geſetzen des Staats, und ſuchte auch durch ſein eignes Beiſpiel ſie immer in Anſehen und Gültigkeit zu erhalten. Einſt wurde er von einem gewiſſen unruhigen und zankſüchtigen Menſchen, Laphyſtius, in einen Rechtshandel verwickelt, wobei dieſer unbeſcheiden genug wär, dem großen Manne Bürgſchaft abzufordern. Darüber wurde die Bürgerſchaft aufgebracht, und drohte ſelbſt Hand an dieſen unbeſonnenen Menſchen zu legen. Aber Timoleon bat ſie, es nicht zu thun: denn, ſagte er, darum habe er ſichs eben ſo ſauer werden laſſen, und ſich ſo vielen Gefahren unterzogen, damit dieſer Laphyſtius und jeder ſich frei der Geſetze bedienen könne. — Ein andermal hielt einer, dem Laphyſtius ähnlicher Sprecher, in öffentlicher Volksverſammlung eine Rede, in welche er einige Anzüglichkeiten gegen Timoleon einwebte und die großen Thaten dieſes Mannes zu verkleinern ſuchte. Als es Timoleon erfuhr, erklärte er: er wiſſe es den Göttern Dank, daß ſie ſeinen Wunſch erfüllt hätten: denn das habe er immer von ihnen gebeten, daß ſie den Syrakuſanern die Freiheit ſchenken möchten, ihre Meinung frei und ungeſtraft zu ſagen.

Seine großen Verdienſte wurden darum nichts weniger von ſeinen Mitbürgern ſchon bei ſeinem Leben allgemein anerkannt; ja die Syrakuſaner verordneten zum Andenken ſeiner Dienſte durch ein feierliches Decret, daß ſo oft man mit Ausländern Krieg führen würde, jedesmal ein Korinther zum Anführer gewählt werden ſollte.

Obgleich Timoleon keinen unmittelbaren Antheil an der Landesregierung nahm: ſo wurde doch nichts, was wichtige Angelegenheiten betraf, beſchloſſen, ohne ihn zuvor zu Rathe zu ziehen. Auch Auswärtige wendeten ſich an ihn, und ſeine Meinung galt für ein Orakel. Er wurde allgemein als Vater des Vaterlandes geſchätzt und geliebt. Sein Geburtstag wurde als ein allgemeines Volksfeſt gefeiert; jeder durchreiſende Fremde wurde mit Stolz von den Syrakuſanern zu ſeiner Wohnung hingeführt, um ihm den Erretter und Wohlthäter des Landes zu zeigen.

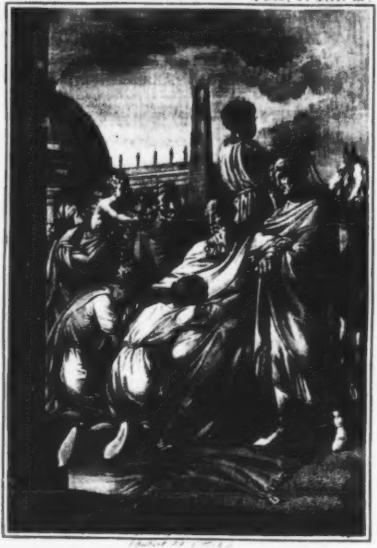
Schon in ſeinen früheren Jahren hatte Timoleon an Schwäche der Augen gelitten, jetzt bei herannahenden Jahren verlohr er ſein Geſicht gänzlich. Dies Leiden ertrug er ohne Murren mit edler Geiſtesgröße: aber auch ſeine Blindheit minderte die Achtung nicht, in der er bei ſeinen Mitbürgern ſtand. Auch als Greis in ſeiner Blindheit blieb er ihr guter Vater, ihr treuer Freund, ihr weiſer Rathgeber; ja es gewährte einen rührenden Anblick, wenn er auch jetzt noch auf ihre Bitten bei ihren Verſammlungen erſchien. In dieſem Fall fuhr er jedesmal auf einem zweyſpännigen Wagen über den Markt nach dem Portikus, wo die Volksverſammlung war; bei ſeiner Ankunft wurde er jedesmal mit einſtimmigen Zuruf und Freudengeſchrey begrüßt; Jünglinge und Greiſe, die Mütter mit ihren Kindern drängten ſich zu ſeinem Wagen, beſtreuten ihn mit Blumen und Kränzen und nannten ihn mit dem zärtlichen Vaternahmen*); man trug ihm dann die Sache vor, die eben in Unterſuchung war, bat ihn um

ſeine

---

*) Siehe das 16. Kupfer.

B.II. T. XXVIII.



[illegible]

Timoleon als Landesvater in
Syrakus.

ſeine Meinung, die auch gewöhnlich vom Volke beſtätigt wurde, und dann fuhr der ehrwürdige Greis wieder unter dem Zujauchzen der ihn begleitenden Bürger zu ſeiner Wohnung zurück.

So brachte Timoleon unter ſeinen dankbaren Mitbürgern ſein ruhiges Alter hin, und ſtarb endlich an einer kleinen Unpäßlichkeit. Sein Tod wurde allgemein beklagt; ganz Sicilien nahm an demſelben den lebhafteſten Antheil. Man verſchob ſeine Beerdigung einige Tage, damit nicht nur die nöthigen Anſtalten dazu gemacht werden, ſondern auch die Fremden, die ſo gern daran Theil nehmen möchten, ſich dazu einfinden konnten. Alles wurde angewendet, um ſie recht anſehnlich zu machen. Die edelſten Jünglinge von Syrakus trugen die ſchön gezierte Bahre, die von unzählichen Menſchen, die ſich wie zu einem Feſte mit Kränzen und reinen Kleidern geſchmückt hatten, begleitet wurde. Der Leichenzug gieng über den geebneten Platz, wo ehemals die Tyrannenburg geſtanden hatte, nach dem Markte, wo die Bahre auf dem Holzſtoß niedergeſetzt wurde; ein Herold ſagte dabei mit lauter Stimme einige Worte zum Lobe des Entſeelten, die das verſammelte Volk mit lauten Schluchzen und Thränen begleitete. Seine Aſche wurde auf dem Marktplatze begraben. Hier errichteten ihm die Syrakuſaner ein Grabmahl und führten nächſt demſelben ein großes Gebäude auf, welches ſie unter dem Namen Timoleonteon zu einem Gymnaſium für die Jugend widmeten.

Schluß des zweyten Bandes.

I. Chro-

I. Chronologiſches Regiſter
zum
zweyten Theile der moraliſchen Bilderbibel.

Dritter Zeitraum.
Von Moſes bis auf Cyrus.

Jahr der Welt 2373—3425.

Jahr vor Chriſti Geburt 1610—548.

J. d. W.	J. v. C. G.	
2373.	1610.	Moſes, der Anführer und Geſetzgeber der Iſraeliten.
		Egypten macht zu dieſer Zeit ſchon einen ſehr anſehnlichen Staat aus und wird von Königen (Pharaonen) regiert.
		Früher noch war das Babyloniſche und dann das Aſſyriſche Reich geſtiftet.
		Geſetzgebung der Juden.
		Iſraelitiſcher Heereszug nach Kanaan.
		Nach Moſis Tode tritt Joſua an deſſen Stelle.
		In dieſen Zeitraum fällt die fabelhafte mythologiſche Geſchichte der Griechen.
2453.		Gründung des jüdiſchen Staats.
		Mehrere Staaten Griechenlands erhalten in dieſer Periode ihre geſetzliche Einrichtung.

J. d. W.	J. v. C. G.	
		Erſter Verſuch der Griechen einer geſellſchaftlichen Schiffarth. Argonauten.
		Das Zeitalter der Helden.
		Der Iſraelitiſche Staat unter ſeinen Richtern.
		Simſon, Jephta u. a.
		Herkules, Theſeus u. a.
2790.	1193.	Ohngefähr in dieſe Zeit fällt der Trojaniſche Krieg.
		Priamus, König von Troja.
		Hektor, deſſen Sohn, fällt im Kampfe mit Achilles.
		Troja wird von den Griechen nach zehnjähriger Belagerung zerſtört.
		Aeneas rettet ſich mit dem Vater, Weibe und Sohn aus der zerſtörten Vaterſtadt und ſchifft nach Italien über.
		Ulyſſes von Ithaka kehrt nach langem Umherirren wieder zu ſeiner Gattin Penelope zurück.
2913.	1070.	Samuel, Oberprieſter und Richter der Iſraeliten.
		Athen unter ſeinen Königen.
		Kodrus, der letzte König von Athen, ſtirbt freiwillig den Tod fürs Vaterland.
2916.	1067.	Saul, der erſte König der Iſraeliten.
2929.	1054.	David, deſſen Nachfolger.
		Amphyktionen-Gericht in Griechenland.
2969.	1014.	Salomo, König in Iſrael.
3000.		Zeitalter des Homer.
		Trennung des Iſraelitiſchen Reichs unter Rehabeam.

Jeſa-

J. d. W.	J. v. C. G.	
3070.	914.	**Joſaphat**, König in Juda.
		Stiftung der Republik Karthago.
3100.		**Lykurg**, Geſetzgeber in Sparta.
		Die Olympiſchen Spiele.
3231.	752.	**Romulus**, der Stifter des Römiſchen Staats.
		Erbauung Roms.
		Hiskias, König in Juda.
		Zedekia, der letzte König von Juda.
		Gefangenſchaft der Juden in Babel.
		Daniel am Hofe zu Babylon.
3390.	593.	**Solon**, Geſetzgeber von Athen.
		Die ſieben Weiſen Griechenlands.
		Kröſus, König von Lydien, empfängt den Beſuch des weiſen Solon.

Vierter Zeitraum.

Von Cyrus bis auf Alexander den Großen.

Jahr der Welt 3425—3648.
Jahr vor Chriſti Geburt 548—336.

J. d. W.	J. v. C. G.	
3425.	548.	**Cyrus**, der Stifter der Perſiſchen Monarchie, überwindet den Kröſus und verdammt ihn zum Scheiterhaufen.
	559.	**Piſiſtratus** bemächtigt ſich der Herrſchaft über Athen.
3446.		Cyrus giebt den in der Babyloniſchen Gefangenſchaft befindlichen Juden die Erlaubniß, wieder in ihr Land zurück zu kehren.
3455.	529.	**Kambyſes**, der Nachfolger des Cyrus auf dem Perſiſchen Throne.

Pſam-

J. d. W.	J. v. C. G.	
		Pſammenit, König in Egypten, wird vom Kambyſes überwunden.
		Griechiſche Kolonien in Italien erheben ſich zu anſehnlichen Staaten.
		Pythagoras aus Samos, der Weltweiſe, macht ſich um dieſelben und um Griechenland ſehr verdient.
		Polykrates, König von Samos.
3463.	521.	Darius Hyſtaspis kömmt zur Regierung des Perſiſchen Reichs,
		erweitert die Grenzen deſſelben und ſucht ſeine Eroberungen auch über das freie Griechenland zu verbreiten.
		Demokedes, ein griechiſcher Arzt.
		Erſter kriegeriſcher Einfall der Perſer in Griechenland unter Anführung des Mardonius, Datis und Artaphernes, Generalen des Darius.
3494.	490.	Miltiades, der Retter Griechenlands, erhält das Oberkommando der Griechiſchen Armee.
		Schlacht bey Marathon und gänzliche Niederlage der Perſer.
		Miltiades ſtirbt im Gefängniſſe.
		Die Perſer rüſten ſich zu einem neuen Feldzuge gegen die Griechen.
		Xerxes, der Nachfolger des Darius auf dem Perſiſchen Throne, überzieht Griechenland mit einem furchtbaren Heere.
	480.	Leonidas, König der Spartaner, thut ihm bei Thermopylä tapfern Widerſtand.
		Ariſtides der Gerechte, als Wohlthäter ſeines Vaterlandes; durch ihn und

The-

J. d. W.	J. v. C. G.	
		Themiſtokles wird Griechenland von der feindlichen Macht der Perſer befreit, welche in verſchiedenen Treffen, theils zu Lande, theils zur See, faſt gänzlich aufgerieben werden.
		Xerxes verläßt mit ſchimpflicher Flucht den griechiſchen Boden.
3504.	486.	**Gelon** in Sicilien bemächtigt ſich der Herrſchaft von Syrakus und macht ſich derſelben würdig.
		Herodot, der Vater d. Geſch., blüht um dieſe Zeit.
3534.	450.	Cimon, Sohn des Miltiades, macht ſich um ſein Vaterland ſehr verdient.
		Erdbeben, durch welches Sparta beinahe ganz zu Grunde gerichtet wird.
		Eiferſucht der griechiſchen Staaten, einer den andern an Anſehen und Macht zu übertreffen.
		Perikles erhält die Oberherrſchaft über Athen und dadurch gewiſſermaßen über ganz Griechenland.
	430.	Unter ihm nimmt der Peloponneſiſche Krieg ſeinen Anfang.
		Anaxagoras, ein griechiſcher Weltweiſe.
		Phidias, ein berühmter griechiſcher Künſtler.
		Perikles verſchönert Athen durch Erbauung mehrerer Prachtgebäude und erhebt es durch Beförderung der Wiſſenſchaften und Künſte zur gebildetſten Stadt.
	427.	Schöner Tod des Perikles.
		Sokrates, der edelſte Weiſe und Tugendlehrer in Athen.
		Alcibiades, Athenienſiſcher Feldherr.
3578.	406.	Dionyſius, der Aeltere, Beherrſcher von Sicilien.

J. d. W.	J. v. C. G.	
		Die ſchönſte Periode f. d. Wiſſenſch. in Griechenl.
		Der Peloponneſiſche Krieg dauert fort,
		endet ſich mit der Eroberung Athens.
	404.	Athen kömmt unter die Herrſchaft der Lacedämonier u. unter die Gewalt der dreyßig Tyrannen.
		Thraſybulus befreit Athen von den dreyßig Tyrannen und giebt ihm ſeine Unabhängigkeit und republikaniſche Verfaſſung wieder.
	400.	Sokrates trinkt den Giftbecher und ſtirbt.
		Plato, ſein großer Schüler, verbreitet die Grundſätze ſeines vortrefflichen Lehrers,
		wird der Stifter der Akademie.
		Plato auf Reiſen; kömmt nach Syrakus.
	368.	Dionyß, der Jüngere, in Sicilien.
		Dion, ein weiſer und gutgeſinnter Patriot; ein Freund des Plato.
3638.		Plato ſtirbt.
		Ageſilaus, König von Sparta.
3606.	378.	Der Thebaniſche Krieg.
		Pelopidas und
		Epaminondas erheben den Staat in Theben zu dem erſten in Griechenland.
3647.	337.	**Timoleon**, der edle Retter von Syrakus.
		Philipp, König von Macedonien, der Vater Alexander des Großen, erweitert die Grenzen ſeines Reichs,
		macht ſich den Griechen furchtbar,
		ſchlägt ſie bei Cheronda.
		Phocion, Anführer der Athenienſer.
		Demoſthenes, d. berühmteſte Redner zu Athen.

II. Sach- und Namen-Regiſter zum zweyten Bande.

A.

Abgötterei, wird durch Fremde in Griechenland eingeführt 39. erhält bei ihnen ein gefälligeres Aeußere 41.

Achilles, einer der griechiſchen Helden vor Troja, erſchlägt den Hektor und behandelt ihn noch im Tode auf eine ſchimpfliche Art 13. giebt den Leichnam des Erſchlagnen wieder an den Vater Priamus zurück 16. wird vom Paris erſchlagen 17.

Admet, König der Moloſſer, ein ſehr großmüthiger Gaſtfreund des Themiſtokles 209.

Adraſt, ein phrygiſcher Prinz, am Hofe des Kröſus, nimmt ſich aus Verdruß das Leben 82.

Aeneas, Fürſt von Troja 17. rettet ſeine Familie und ſeinen alten Vater aus den Flammen 19. wird der Stifter eines neuen Reichs in Italien 20.

Aeſchines, Schüler des Sokrates 333.

Aeſopus, ein griechiſcher Fabeldichter am Hofe des Kröſus 80.

Agamemnon, Anführer der Griechen vor Troja 15.

Akademos, ein Athenienſiſcher Bürger, Beſitzer eines nahe bei der Stadt liegenden verwilderten Platzes, den Cimon in einen Luſtgarten umwandelt 281. und der nachher unter dem Namen der

Akademie, als ein öffentlicher Garten, vorzüglich aber durch den Aufenthalt des Plato daſelbſt, der ſeine Schule dahin verlegt, ſehr berühmt wird 386. 395.

Alcibiades, Athenienſiſcher Feldherr, Sohn des Klinias 311. zeichnet ſich in ſeiner Jugend durch ſeine ſchöne Bildung und treffliche Anlagen aus 313. verräth aber auch ſchon frühe eine unbegrenzte Ehrbegierde, die ihn zu vielen Vergehungen verleitet 314. genießt den Unterricht des Sokrates 316. ſchließt ſich an dieſen ſeinen Lehrer an; dient zu gleicher Zeit mit ihm zu Felde und verdankt ihm ſeine Erhaltung und ſeinen Ruhm 316. 317. beſchützt ſeinen Lehrer 318. handelt nicht nach feſten Grundſätzen und bleibt daher Charakterlos 318. zeigt ſich als einen ſehr tapfern und klugen Feldherrn 319. wird aus Athen verbannt, weiß ſich aber auch ſeinen Aufenthalt in der Fremde angenehm zu machen 320. wird durch Meuchelmörder hingerichtet 321.

Alkander, ein Spartaniſcher Jüngling, vergeht ſich am Lykurg 115.

Alter, Beiſpiele von ſolchen, die beſonders durch Mäßigkeit ein hohes und glückliches Alter erreicht haben. Thales 51. Solon 87. Lykurg 119. Pythagoras 252. Plato 397. Siehe Greiſe.

Amphiktyon, Fürſt von Theſſalien 43. Stifter des

Amphiktyonen-Gerichts, deſſen Einrichtung, Beſchaffenheit und Einfluß auf das gemeine Wohl Griechenlands 44.

Anaxagoras, ein Philoſoph in Athen, Lehrer des Perikles 271. und des Sokrates 327. beſondre Lebensart deſſelben im Alter, wobei er ſich von allen Geſchäften losſagt und darüber in Mangel geräth 285. wird von ſeinen Landsleuten der Gottloſigkeit beſchuldigt und aus der Stadt verwieſen 286.

Aniceris, ein Grieche, beweißt ſich edelmüthig gegen Platon 383.

Arbeitſamkeit, Beiſp. auch in den vornehmſten Ständen 24. Penelope, die Gattin Ulyſſes, ebendaſ.

Archidamos, König von Sparta, rettet durch ſeine Beſonnenheit die Stadt von ihrem Untergange 227.

Archon=

Archonten, waren die oberſten Befehlshaber in dem Athenienſiſchen Freiſtaate 48.

Ariſtides der Athenienſer, ein Sohn des Lyſimachus 167. wirkt dem Miltiades das Oberkommando der Armee aus und trägt dadurch, ſo wie durch ſeine perſönliche Tapferkeit, ſehr viel zum Siege bei Marathon bei 155. 168. ſeine Uneigennützigkeit 168. verwaltet das Archontenamt in Athen 169. beweißt ſich dabei ſehr gerecht; zieht ſich aber gleichwohl Verdacht zu, ebendaſ., wird durch den Oſtraciſmus aus der Stadt verbannt 170. ſein edles Verhalten dabei 171. begiebt ſich nach Aegina 172. nimmt an der Seeſchlacht bei Salamis thätigen Antheil 175. wird wieder nach Athen berufen 17[illegible] weiſt mit Würde die Anträge des Mardonius ab, die Athenienſer vom Bündniß der Griechen zu trennen 178. macht ſich um Athen und Griechenland ſehr verdient ohne Eigennutz 183. ſtirbt arm in ſeiner Vaterſtadt und wird auf öffentliche Koſten begraben 184.

Ariſtides, ein Lokrier, Freund des Plato, ſchlägt dem Tyrannen Dionyſius ſeine Tochter ab und bereut es nicht, gethan zu haben 376.

Archias von Korinth legt den Grund zur Erbauung der Stadt Syrakus in Sicilien 371.

Archytas aus Tarent, ein Pythagoräer und Freund des Plato 397.

Armuth; der Mangel an den Gütern, die das Leben angenehm und bequem machen können, trift oft die beſten Menſchen, iſt aber oft das Mittel, ihrem Geiſte deſto mehr Stärke und ihrer Tugend mehr Feſtigkeit zu geben; Beiſp. Homer 23. Sokrates 324.

Artaphernes, Befehlshaber einer Perſiſchen Armee in Griechenland 149.

Artaxerxes, König von Perſien, nimmt ſeinen Feind Themiſtokles in ſeine Staaten auf und beſchenkt ihn anſehnlich 211. 212.

Aſpaſia, ein Frauenzimmer aus Milet, von ausgezeichneter Schönheit und vorzüglichen Geiſtesgaben, nimmt ihren Aufenthalt in Athen 286. genießt die Achtung und die Freundſchaft der angeſehenſten Perſonen, beſonders des Perikles, Sokrates u. a. 287. wird einer zu freien, verführeriſchen Lebensart und des Unglaubens beſchuldigt, ebendaſ., vom Perikles aber vertheidigt und zu ſeiner Gattin gewählt, ebendaſ., iſt bei dem Sterbebette ihres Gatten zugegen 292.

Athen, die Hauptſtadt Griechenlands 45. wird anfangs von Kö-
nigen regiert 46. empfängt eine Republikaniſche Verfaſſung 48.
erhält von Drako 70. und dann von Solon Geſetze 70. kömmt
unter die Oberherrſchaft des Piſiſtratus 86. nimmt an dem
Kriege in Jonien gegen die Perſer Theil 148. und zieht ſich
durch die Eroberung von Sardes den Zorn des Perſiſchen Mo-
narchen zu 149. Erſter Einfall der Perſiſchen Armee in ihr
Gebiet 151. wird der erſte Staat von Griechenland 182.
Xerxes Heer droht ihr den Untergang: Auszug ihrer Bürger
201. wird vom Xerxes verheert 203. vom Themiſtokles wie-
der erbaut und erweitert 206. vom Cimon verſchönert 220.
Eintheilung der Stadt und ihres Gebiets in gewiſſe Gauen
221. Note. unglückliche Schlacht für Athen bei Tanagra 229.
ihr Anſehen, als die Schule der Wiſſenſchaften und Künſte,
231. verdankt vorzüglich dem Cimon und dem Perikles ihre
Verſchönerung 270. höchſter Flor deſſelben unter Perikles 274.
wird übermüthig, ſtrebt nach der Oberherrſchaft Griechenlands
und geht darüber zu Grunde 266. wird im Innern von der
Peſt verheert 290. und von außen durch die Waffen der
Spartaner 293. wird durch den Spartaniſchen König Lyſan-
der erobert und beinahe gänzlich zu Grunde gerichtet 302.
von dreyßig Tyrannen regiert 303. und von der Bedrückung
derſelben durch den Thraſybulus befreit 305. erhält ſeine re-
publikaniſche Verfaſſung wieder 308.

Athleten, Kämpfer bei den Griechen 56.

Atys, der Sohn des Krösus, wird auf der Jagd von ſeinem eignen Erzieher erſchoſſen 8..

Axiothea, eine Arkadierin, Schülerin des Plato, 395

B.

Beleidigungen von andern muß man großmüthig ertragen; ſiehe Großmuth.

Beſcheidenheit, bei der man ſich nicht in den Augen der Menſchen einen höhern Werth beilegt, als man wirklich hat, bewieſen Thales 51. die ſieben Weiſen Griechenlands 66. Perikles 293. Thraſybulus 309. Sokrates 329. Plato 391. Timoleon 428.

Beſen.

Beſonnenheit, Gegenwart des Geiſtes, rettet aus Gefahren 227.

Bias, ein Weiſer Griechenlands 55. ſeine Gerechtigkeitsliebe und Uneigennützigkeit 58. Gottesfurcht 59. Genügſamkeit 61. ſein ſchöner Tod ebend.

Bruder, Beiſpiel vorzüglicher Bruderliebe 133. Brudermord aus Patriotiſmus 415.

Bulis, ein edler Spartaner, deſſen großmüthige Aufopferung für ſein Vaterland 146.

Bund, der Pythagoräiſche 249.

C.

Cambyſes, Monarch von Perſien, ein grauſamer und Eroberungsſüchtiger Deſpot 124. beträgt ſich übermüthig gegen ſeinen überwundnen Feind 125. ſeine Strenge gegen einen ungerechten Richter 131. wird von Gewiſſensunruhe herumgetrieben 129. ſtirbt an einer Wunde 129.

Cadmus, der Stifter Thebens, lehrt den Griechen die Buchſtabenſchrift 57.

Catana, eine Stadt in Sicilien, wird vom Erdbeben zu Grunde gerichtet 261.

Cebes, ein weiſer Grieche, Schüler des Sokrates 333

Cecrops, der Stifter Athens, ſeine Verdienſte 57

Charilaos, der Neffe Lykurgs, wird von dieſem für den rechtmäßigen König von Sparta erklärt 96. ſeiner wird gedacht 99. 111. Note.

Chilon, ein Weiſer aus Sparta, erwirbt ſich durch ſein Beiſpiel wahre Verdienſte um den Staat 61.

Cimon, der Athenienſer, Sohn des Miltiades, geht ins Gefängniß, um ſeinem Vater ein ehrliches Begräbniß zu verſchaffen 162. 215. wird aus demſelben von Kallias wider ſeinen Willen befreit 216. zeichnet ſich ſchon frühe durch Tapferkeit in Gefechten fürs Vaterland aus 217. verbeſſert die kriegeriſche Diſciplin 218. und das Seeweſen 219. erweitert die Grenzen der Republik 219. ſeine Klugheit 219. kehrt mit großer Beute nach Athen zurück, und macht von dieſen Schätzen den würdigſten Gebrauch 220. ſeine Gaſtfreundſchaft, Freigebigkeit und Wohlthätigkeit 222. ſeine Gerechtigkeitsliebe und Uneigennützigkeit 223. widerſetzt ſich den herrſchſüchtigen Abſichten des

Perikles 225. wird um deswillen, und weil er ſich der Spartaner annimmt, verfolgt und aus Athen verwieſen 228. aber bald wieder zurückberufen 229. ſpielt den Krieg in die Perſiſchen Provinzen, zwingt den König der Perſer Artaxerxes zu einem für Griechenland ſehr vortheilhaften Frieden, und ſtirbt während der Friedensunterhandlung an einer im Kampfe fürs Vaterland erhaltnen Wunde 231.

Cyrus, der Stifter und König des Perſiſchen Reichs, überwindet den Kröſus 82. und begnadigt denſelben 85.

D.

Damokles, ein Höfling des Dionyſius des ältern, wird von dieſem überführt, wie unſicher das Leben auf dem Throne ſey, der auf Gewalt gegründet iſt 578.

Damon und Pythias, als Muſter wahrer Freundſchaft 579

Dankbarkeit wegen empfangner Wohlthaten bewieſen die Mitylener gegen Pittakus 64. Darius Hyſtaſpis gegen Syloſon 136. Thraſybulus gegen die Gottheit, der er ſeinen Sieg zuſchrieb, 308.

Darius Hyſtaſpis, wird Regent von Perſien 130. ſtraft den verwegnen Intafernes 132. macht gute Einrichtungen in ſeinen Staaten 134. verbeſſert die Juſtizpflege 135. bezeigt ſich dankbar gegen Syloſon 136. gegen den Arzt Demokedes 139. ſchikt eine Armee nach Griechenland, welche bei Marathon geſchlagen wird 153. rüſtet ſich zu einem neuen Feldzuge dahin und ſtirbt darüber 163.

Datis, Oberbefehlshaber der Perſiſchen Armee in Griechenland 143 fällt im Treffen bei Marathon 156.

Delphi, merkwürdiges Orakel daſelbſt 119. der Schatz Griechenlands wird daſelbſt niedergelegt 184.

Demarat, ehemaliger König von Sparta, urtheilt ſehr freimüthig von ſeinen Landsleuten gegen Xerxes 186.

Demokedes, ein griechiſcher Arzt, erwirbt ſich durch ſeine Kunſt die Gnade des Perſiſchen Monarchen Darius 139. handelt edelmüthig an ſeinen neidiſchen Kollegen 140. wirkt ſich die Erlaubniß aus, wieder in ſein Vaterland zurückzukehren 141. ſagt ſich vom Perſiſchen Könige los 142

Deukalion, macht ſich um Griechenland ſehr verdient 56.

Dichl-

Dichtkunſt in Begleitung mit der Tonkunſt, ihr Einfluß auf Bildung des Characters 58. ſ. Muſik.

Diebſtahl, die heimliche Entwendung fremden Eigenthums, in wiefern er bei den Lacedämoniern erlaubt war 105.

Dienſtfertigkeit, die Bereitwilligkeit, Andern mit ſeinen Gaben und Vermögen zu dienen, empfahl und bewies Bias 60. bahnt den Weg zum Glücke, Beiſp. Syloſons 136. des Arztes Demokedes 139.

Diodotus, ein menſchenfreundlicher Volksredner in Athen 298.

Diognotus, ein edler Athenienſer, verwendet ſich für ſeine Vaterſtadt beim feindlichen General Pauſanias 307.

Diomedon, ein unglüklicher Athenienſ. General, deſſen Tod 339.

Dion, ein Syrakuſaniſcher Fürſt, Schwager des Dionyſius des Aeltern, wird von dieſem ſehr geſchäzt 382. durch ſeine Vermittelung kömmt Plato an den Hof des Dionyſius und wird ſein Freund 384. bemüht ſich, den jüngern Dionyſius zu einer beſſern Lebens- und Regierungsweiſe zu leiten 388. bedient ſich dazu ſeines großen Freundes Plato 390. ſein Plan wird vereitelt 391. er ſelbſt wird vom Dionyß verbannt 392. begiebt ſich nach Athen, wo er den Plato empfängt 394. rüſtet ſich, um den Tyrannen Dionyß zu bekriegen 399. landet glüklich in Sicilien und bemächtigt ſich der Hauptſtadt Syrakus 402. erfährt viel häusliches Leiden 403. ſein Betragen dabei 405. 6. wird von ſeinem Freunde Kallippus hintergangen 407. und meuchelmörderiſch hingerichtet 408.

Dionyſius I. oder der Aeltere bemächtigt ſich der Oberherrſchaft über Syrakus 375. iſt bei aller ſeiner Herrſchergröße doch ſehr unglüklich 376. empfängt den Philoſophen Plato an ſeinem Hofe 384. entläßt ihn jedoch bald wieder 385. ſtirbt an einem Schlaftrunke 387.

Dionyß der jüngere, Sohn des vorigen, tritt die Regierung mit einem Bachanal an und ergiebt ſich der Schwelgerei 388. Dion ſucht ihn durch die Philoſophie zu beſſern und verſchafft ihm den Umgang mit Plato 389. den er mit der größten Achtung aufnimmt 390. aber auch wieder entläßt 393. und nach einiger Zeit wieder zurückruft 396. wird vom Dion um die Herrſchaft von Sicilien gebracht 402. flüchtet nach Italien und kömmt nach dem Tode Dion wieder zur Regierung 411.

ſeine Unterthanen, die er tyranniſch beherrſchte, rufen die Korinther gegen ihn zur Hülfe auf 412. er ergiebt ſich an den Korinthiſchen General Timoleon 418. wird nach Korinth gebracht und lebt daſelbſt als Privatmann 419. ſtirbt daſelbſt in Verachtung 420. einige Anekdoten von ihm 420. Note.

Drako, ein ſtrenger Geſetzgeber von Athen 70.

E.

Edelmuth bewieſen Piſiſtratus 89. der Arzt Demokedes gegen ſeine Mitärzte 140. Ariſtides gegen ſeine Mitbürger bei ſeiner Verbannung aus Athen 171. die Thebaner und Megarenſer gegen die Athenienſer 304. Sokrates gegen ſeine Feinde 342. Siehe **Großmuth**.

Ehe, die Verbindung eines Mannes und Weibes zur gegenſeitigen Liebe, Unterſtützung und Fortpflanzung ihres Geſchlechts, muß heilig gehalten werden. Geſetz Solons deswegen 72. Beiſp. Ulyſſes und Penelope 22.

Ehrgeiz, leidenſchaftliches Beſtreben, andre nicht ſowohl an inneren Vollkommenheiten, als an äuſſerlichen Vorzügen zu übertreffen, kann zwar zu großen Thaten anſpornen, bleibt aber immer unrühmlich; Beiſp. Themiſtokles 197. 213. Alcibiades 313. 319.

Eiferſucht, das Beſtreben, einer den andern zu übertreffen — wenn es auf eitle Gegenſtände gerichtet iſt, ſtiftet unſäglichen Schaden; die Eiferſucht der Griechiſchen Staaten, einander an Macht, Ehre und Rang zu übertreffen, war der Grund ihrer Zerrüttung und ihres Untergangs 146 f.

Elpinice, die Halbſchweſter des Cimon, trägt, wiewohl nicht auf die edelſte Art, zur Befreiung deſſelben aus dem Gefängniſſe bei 216.

Eltern. Beiſpiele elterlicher Liebe zu ihren Kindern. Priamus ſetzt ſich aus Liebe zu ſeinem erſchlagenen Sohne Hektor der größten Gefahr aus, um wenigſtens ſeinen Leichnam aus den Händen ſeines Feindes zu erhalten 14. Liebe des Perikles zu ſeinen Kindern 291.

— Beſtätigung ihrer natürlichen Rechte über ihre Kinder durch die Geſetze Solons 72.

Eltern müſſen, auch wenn ſie von niedrer Herkunft ſind, von ihren angeſehenern Kindern hochgeſchätzt werden; Beiſp. Sokrates 323.

Ephialtes, ein ungerechter Rathgeber 227.

Errettung, wunderbare, des Timoleon aus Lebensgefahr 422.

Erziehung, eine ſehr gute, empfieng Telemach von ſeiner Mutter Penelope 23. gab Kleobulus ſeinen Kindern, beſonders ſeiner Tochter 66. ſpartaniſche 102. Mneſarchus ſeinem Sohne Pythagoras 240. erhielt Alcibiades 313.

— ſchlechte, und Schaden, der daraus entſpringt; Dionyß der jüngere 387. Dions Sohn 405.

Euklides von Megara, Gelehrter und Schüler vom Sokrates 333. nimmt den Philoſophen Plato bei ſich auf 383.

Eumaius, in den Dienſten des Ulyſſes, ein Beiſpiel von Treue und Anhängigkeit an ſeinen Herrn 26.

Euripides, ein griechiſcher Schauſpieldichter 327.

Eurybiades, ein ſpartaniſcher Oberadmiral 200.

F.

Frauen, Frauenzimmer, geben ein rühmliches Beiſpiel von Entſagung verderblicher Gewohnheiten 247.

— ausgezeichnete in der Geſchichte: Aſpaſia 286. Xantippe 351. die Spartanerinnen.

Freigebigkeit, die Geneigtheit, andern von ſeinem Vermögen mitzutheilen; Beiſp. Cimon 222.

Freimüthigkeit im Reden. S. Reden.

Freundſchaft, Grundſatz des Bias, wie man mit Freunden umgehen müſſe 60. die Rechte der Freundſchaft dürfen nicht gemißbraucht werden 89. Beiſp. von Freundſchaft: Piſiſtratus und Thraſippus 89. Damon u. Pythias 379.

Friede, weiſe und gute Menſchen ſind immer zum Frieden geneigt; Beiſp. Pittakus 63. Cimon 231.

G.

Gaſtfreundſchaft. Beiſpiele: Eumaius 27. die Trözener gegen die Athenienſer 202. Admet, der König der Moloſſer, am Themiſtokles 209. Theben und Megara gegen die vertriebenen Athenienſer 304. Pauſanias gegen die Familie des Nicias 307.

Gebet, die edelſte Beſchäftigung eines wahren Gottesverehrers; Beiſp. Perikles 273.

Geduld im Leiden bewieß Perikles 291.

Gelon, der Oberherr von Syrakus, erhebt dieſe Stadt zur Hauptſtadt der Inſel Sicilien 372. beſiegt die Karthaginenſer und ſchreibt ihnen menſchliche Friedensbedingungen vor 373. nimmt den Titel eines Königs von Syrakus an und erhöht den Wohlſtand ſeiner Staaten 374. wird noch lange nach ſeinem Tode geſchätzt 425.

Gelübde, Treue in Erfüllung derſelben, bewies Diomeden 339.

Genügſamkeit, Zufriedenheit mit einem mäßigen Glück; Beiſp. Pittakus 64. Thraſybul 309. Timoleon 429.

Gerechtigkeitsliebe; Beiſp. Bias 57. 58. Ariſtides 169. 176. Cimon 223. Zaleukus 255. Sokrates 338.

Geſchenke dürfen Richter nicht von ihren Klienten annehmen; Beiſp. Cimon 223.

Geſellſchaften, wo der Charakter verderbt werden, oder der gute Ruf leiden kann, muß ein geſitteter Menſch vermeiden; Beiſp. Perikles 275.

Geſetzgeber, als Wohlthäter der Staaten und der Menſchheit; Beiſp. Solon 69. Lykurg 1[illegible].

Gewiſſen, das Urtheil der Vernunft über unſre Handlungen, ſtraft den Verbrecher mit quälender Unruhe; Beiſp. Kambyſes 129.

Gottesfurcht, die aus der Ueberzeugung von dem Daſeyn eines höhern Weſens entſpringende Ehrfurcht gegen daſſelbe und die Bereitwilligkeit, ſich ſeinem erkannten Willen gemäß zu bezeigen; Beiſp. Aeneas 18. Bias 59. Perikles 275. Timoleon 417.

Gottesverehrung, wird vom Orpheus unter den Griechen verbreitet 58.

Greiſe; Priamus, als Greis, zwingt ſelbſt ſeinen Feinden Ehrfurcht ab 16. mußten nach ſpartan. Geſetzen geehrt werden 113. Beiſpiel davon 112. Note.

— bejammerungswürdiger Anblick eines alten, nothleidenden Greiſes 127.

Griechen, machen das gebildetſte Volk der alten Welt aus 10. vereinigen ſich zum Kriege gegen Troja 12. wie ſie zu immer mehr Ausbildung gelangt ſind 35. werden erſt nach der Schlacht bei Marathon eine angeſehene Nation 165. und behaupten ſich

ſich lange in dieſem Anſehen 233. bis ſie in bürgerlichen Kriegen ſich unter einander ſelbſt aufreiben 263.

Großmuth bei Entſagung eigner Rechte und Vorzüge und bei Ertragung des Unrechts und wirklicher Beleidigungen bewieſen Solon 71. Piſiſtratus 89. 91. Lykurg bei Abtretung der königlichen Würde an ſeines Bruders Sohn 95. 96. desgl. gegen Alkander 116. Ariſtides, bei Uebertragung der Oberfeldherrnſtelle an Miltiades 163. desgl. bei der Unterhandlung mit ſeinem Gegner Themiſtokles 173. und bei der Verbannung deſſelben 177. Admet gegen Themiſtokles 209. Cimon 228. Perikles 275. 276. die Athenienſer gegen die Einwohner von Mytilene 299. Sokrates gegen Alcibiades, dem er den Preiß der Tapferkeit zuerkennt 317. Aniceris gegen Plato 386. Timoleon gegen ſeine Ankläger und Verläumder 430.

— großmüthige Aufopferung für den Staat. S. Verdienſt.

H.

Handlung, kaufmänniſcher Verkehr mit andern, muß nicht als Zweck, ſondern als Mittel zu einem glücklichen Leben angeſehen und gebraucht werden; Beiſp. Solons 50.

Hektor, ein Sohn des Königes Priamus, als heldenmüthiger Vertheidiger des Vaterlands, fällt unter dem Schwerde des Achilles und wird von dieſem um die Mauren von Troja geſchleift 13. ſein Leichnam wird von ſeinem Vater wieder nach der Stadt gebracht 16.

Heloten, leibeigne Unterthanen der Spartaner, werden hart behandelt 103.

Herakliden, Nachkommen des Herkules, von ihnen ſtammen mehrere Oberherrn der griechiſchen Staaten ab, unter andern die Könige von Sparta 95.

Hiketas, Tyrann von Leontini 412 f.

Hippokrates, der Vater der wiſſenſchaftlichen Arzneikunde; ſeine Verdienſte um ſeine Nation 290. Note.

Homer, der größte Dichter Griechenlands, einige Nachrichten von ihm 22. Note. ſeine Geſänge: die Iliade und Odyſſee, werden vom Lykurg geſammlet und in ein Ganzes gebracht 99.

Hund, Treue dieſes Thieres gegen ſeinen Herrn; Beiſp. des Hundes des Ulyſſes 28. des Xanthippus 207.

J.

Intaphernes, ein perſiſcher Fürſt, begeht eine Unbeſonnenheit, die ihm das Leben koſtet 131. ſeine Gemahlin verwendet ſich umſonſt für ihn 130.

Jugend, Jünglingsalter, in demſelben muß der Grund zur Bildung des Menſchen gelegt werden. Beiſpiele von ſolchen, die ſich in der früheſten Jugend durch ihren Fleiß zu groſſen und guten Menſchen gebildet haben. Solon 49. Miltiades 151. Pythagoras 239. Perikles 271. Sokrates 324. Alcibiades 315.

— jugendliche Unbeſonnenheiten dürfen nicht in bleibende Fehler ausarten, ſondern müſſen durch ein vernünftigeres, weiſeres und geſitteteres Betragen verbeſſert werden. Beiſp. Solon 49. Themiſtokles 193.

— jugendliche Beſchäftigungen der Spartaner 106.

— ein Jüngling beweißt vorzügliche Standhaftigkeit in Ertragung körperlicher Schmerzen 108. Note.

K.

Kallias, ein reicher Athenienſiſcher Bürger, befreit den Cimon aus dem Gefängniſſe 216.

Kallippus, ein niederträchtiger Verräther und Mörder des Dion 407 bemächtigt ſich der Herrſchaft von Syrakus, wird vertrieben und empfängt ſeinen verdienten Lohn 410.

Kampfſpiele, ſ. Spiele.

Kinder ſind ihren Eltern die größte Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig; Geſetz Solons deswegen 72. müſſen ihre Eltern aus Dankbarkeit im Alter ernähren, ebendaſ., in welchem Fall ſie dieſer Pflicht entlaſſen waren, ebend. — gehören nach Lykurgs Geſetzen dem Staate zu und werden ſehr ſtreng erzogen 104. ſchwächliche und gebrechliche werden in Lacedämon ausgeſetzt 103

— Beiſpiele ausgezeichneter Liebe der Kinder zu ihren Eltern: Aeneas trägt ſeinen alten Vater aus den Flammen 19. Kleobis und Biton ziehen den Wagen, um ihre Mutter zum Tempel zu bringen 79. Pero ernähret ihren Vater im Gefängniß 258. Philonomos und Kallias retten ihre alten Eltern im Erdbeben 262.

Kleidung, die, muß anſtändig und ehrbar ſeyn. Solons Geſetz deswegen 73.

Kleobis und Biton, als Muſter edler Söhne 79.
Kleobulus, von Rhodus, ein weiſer Grieche 65. ſeine gute Kinderzucht 66.
Kleon, ein rachſüchtiger Demagog in Athen 297.
Klugheit, die, äußerliche, auch wohl ungünſtige Umſtände mit Vortheil zu benutzen und ſich aus Verlegenheit zu ziehen, bewies Cimon 219.
Kodrus, König von Athen, ſtirbt freiwillig für ſein Vaterland, 46. f.
Korinth, eine der vorzüglichſten Städte Griechenlands am Iſthmus 266. Nebenbuhlerin Athens; befreit Sicilien von der tyranniſchen Herrſchaft 412. und beweißt ſich gegen dieſe Inſel ſehr edelmüthig 426.
Körperliche, gymnaſtiſche Uebung, um den Körper ſtark und gewandt zu machen, wurde bei Erziehung der Kinder von den Griechen vorzüglich beobachtet 250.
Konon, wird von ſeiner Tochter im Gefängniß erhalten 258.
Krieg, der Trojaniſche 12. der Griechiſch-Perſiſche 144 f. der Peloponneſiſche 267. endigt ſich mit der Eroberung Athens 302.
— traurige Folgen deſſelben für ganze Völker und einzelne Familien 22. 255. 258. 289. 294.
— im Kriege muß ſo viel möglich das Leben der Bürger geſchont und unnöthiges Blutvergießen vermieden werden. Grundſatz des Perikles 288.
Kritias, Tyrann von Athen 341.
Kriton, ein reicher Athenienſer, verſchafft dem Sokrates Gelegenheit, ſein Genie auszubilden 325. ſucht den Sokrates aus dem Gefängniß zu befreien 359.
Kröſus, König von Lydien, empfängt den Weiſen, Solon, an ſeinem Hofe 75. ſeine Unterredung mit demſelben 78. verliert auf ſehr unglückliche Art ſeinen Sohn 82. wird vom Cyrus überwunden und verliert ſeine Herrſchaft 83. ſein Betragen auf dem Scheiterhaufen 84. erhält ſein Leben 85. begleitet den Cambyſes auf ſeinem Feldzuge nach Egypten 128.
Krotona, eine Stadt in Unteritalien, oder Großgriechenland, durch den Luxus verdorben, wird vom Pythagoras zu einer beſſern Lebensart gebracht 246.

Künſte und Wiſſenſchaften, vorzügliche Beförderer derſelben waren Cimon 220. Perikles 277.

Kylon, ein ſchlechter Bürger von Krotona, löſt den Pythagoräiſchen Bund auf 252.

L.

Lacedämon, einer der angeſehenſten griechiſchen Staaten 93. wird auch Sparta genannt und woher? ebendaſ. Note; verdankt ſeinen Ruhm und Anſehen vorzüglich ſeinem Geſetzgeber Lykurg 94. wird von zweyen Königen zu gleicher Zeit regiert, die die Herrſchaft theilen 95. erhält vom Lykurg eine kriegeriſche Verfaſſung und ſtrenge Geſetzgebung 101. behauptet ſeine Unabhängigkeit gegen die Perſer 145. ungerechtes Verhalten gegen die Perſiſchen Geſandten 145. Note; erklärt diejenigen für Ehrloſe, die im Kriege die Flucht ergriffen haben 191. wird durch die Verwendung des Athenienſ. Feldherrn Cimon von ſeinem Untergange gerettet 226 f. iſt Athens Nebenbuhlerin und beſchließt dieſes zu demüthigen 267. daher der peloponneſiſche Krieg, der ſich mit der Eroberung Athens endigt 302. Lacedämon giebt den Athenienſern eine andere Verfaſſung 303.

Lehrer, dankbare Liebe der Schüler gegen dieſelben bewies Pythagoras gegen Pherecydes 242. Perikles gegen Anaxagoras 285. Plato u. a. gegen Sokrates 246.

Leonidas, König von Sparta 185. Anführer eines kleinen Chors, beſetzt mit demſelben im Kriege mit den Perſern die engen Päſſe Thermopylä 186. ſein und ſeines Heeres unerſchrockner Muth in der Gefahr 187. wird durch Verrätherey eingeſchloſſen 188. bereitet ſich mit den Seinigen zum Tode fürs Vaterland 189. und fällt, bedeckt von den Leichnamen ſeiner Tapfern 191. denkwürdiges Grabmal deſſelben 192.

Lieder, wollüſtige und unzüchtige, durften von Spartanern nicht geſungen werden 109.

Luxus, iſt dem Staate ſchädlich 101. 247. verſchiedene Staaten in Unteritalien, die demſelben ergeben waren, werden vom Pythagoras davon befreit 246.

Lykurg, der große Geſetzgeber von Sparta 93. ſtammt von den Herakliten 95. gehört zur Königl. Familie 95. ſoll König werden, tritt aber großmüthig die Regierung ſeines Bruders Sohne ab 95. erträgt die Beleidigungen der Wittwe ſeines Bruders und verläßt freywillig die Stadt 97. geht auf Reiſen und bewirbt ſich auf derſelben um die Staatskunſt 97. 98. ſammlet die Geſänge des Homers 99. kehrt in ſeine Vaterſtadt zurück und wird vom Volke zum Geſetzgeber aufgefordert 100. giebt dem Staate eine kriegeriſche Verfaſſung 101. und Geſetze 102. erregt dadurch einen Auflauf gegen ſeine Perſon 115. dem er kaum mit Verluſt eines Auges entgeht; ſein edles Verhalten dabei 116. bemerkt noch im Alter die ſchönen Früchte ſeiner Geſetzgebung 117. und um ihnen eine längere Dauer zu verſchaffen, entſchließt er ſich zur freiwilligen Verbannung 118. und ſtirbt 119.

Lyſander, der ſpartaniſche König, erobert Athen und ändert die republikaniſche Verfaſſung dieſer Stadt 302.

M.

Magier, Prieſter der Perſer, bemächtigen ſich eine Zeitlang der Oberherrſchaft Perſiens 130.

Magneſia, eine Stadt in Kleingriechenland, wird dem Themiſtokles vom König in Perſien geſchenkt und zu ſeinem Aufenthalt angewieſen 212.

Marathon, entſcheidende Schlacht der Griechen und Perſer an dieſem Orte 156.

Mardonius, Oberbefehlshaber der Perſiſchen Armee 149. ſucht Athen vom griechiſchen Bunde zu trennen 178. wird bey Platea geſchlagen und verwundet 180.

Mäßigkeit ſichert das Leben 340.

Mäßigung im Glück und Selbſtbeherrſchung. Beiſp. Perikles 275.

Menſchlichkeit — bewieſen die Athenienſer an den Mitylenern 300. Thraſybul gegen die Ueberwundnen 306.

Miltiades, der Athenienſer 151. wird Anführer einer Kolonie im Cherſones, die er ſehr geſchickt leitet 152. geht zur Vertheidigung des Vaterlandes nach Athen zurück 153. wird Feldherr 154. erhält das Oberkommando der Armee 155. ſchlägt die Perſer bei Marathon 156. feierlicher Einzug in Athen 158.

ſeine Belohnung für den erfochtenen Sieg 159. geht mit der Flotte in See, um die abtrünnigen Inſeln zu brandſchatzen 159 wird bei der Belagerung von Parus gefährlich verwundet und hebt die Belagerung auf 160. wird in Athen der Verrätherei angeklagt und ins Gefängniß geworfen 161. in welchem er ſtirbt 162.
Minos, König in Kreta, ein weiſer Geſetzgeber und Regent 97.
Mitylene, die Hauptſtadt der Inſel Lesbos, ihr Schickſal im peloponneſiſchen Kriege 297.
Mneſarchus, der Vater des Pythagoras 239.
Müßiggänger dürfen nicht im Staate geduldet werden 75.
Muſik, ihr Einfluß auf die Bildung der menſchlichen Gemüther 57. war anfangs immer mit der Dichtkunſt begleitet, ebendaſ. u. 98. wird vom Perikles in Athen vorzüglich befördert 280.
Mutter, die, des Charilaus unterdrückt aus Herrſchſucht das mütterliche Gefühl 95.
Mykale, merkwürdige Seeſchlacht bey derſelben 181.

N.

Nicias, ein Athenienſiſcher Feldh[illegible] 307.
Noth: die Zeiten der Noth ſind für die menſchliche Tugend günſtig 310.

O.

Odeum, das vom Perikles errichtete muſikal. Theater in Athen 280.
Olympiſche Spiele, ſ. Spiele.
Orakel bei den Griechen, was ſie geweſen ſind, und wie groß ihr Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats war 40. Note. 118. 151.
Orpheus, aus Thracien, der erſte Dichter und Sänger Griechenlands, macht ſich um die Bildung dieſer Nation verdient 57.
Oſtraciſmus, oder Scherbengericht in Athen, was es geweſen 170. Note.

P.

Paches, ein menſchenfreundlicher athenienſ. General, der Sieger von Mitylene 301.

Paris,

Paris, der Sohn des Priamus, Königes von Troja, giebt die Veranlaſſung zu dem Kriege, durch welchen Troja zu Grunde gerichtet wird 19.

Parthenon, der vom Perikles errichtete Prachttempel der Minerva zu Athen 279.

Pauſanias, König von Sparta, zieht wegen Athen gegen Thraſybulus, geht aber friedliche Bedingungen ein 307. was ihn dazu bewogen habe, ebendaſ. Note.

Penelope, Gemahlin des Ulyſſes, als Beiſpiel ehelicher Treue, 23 u. f.

Periander, König zu Korinth, wird unter die ſieben Weiſen Griechenlands gezählt; wie er wahrſcheinlich zu dieſer unverdienten Ehre gekommen 65.

Perikles, von Athen, Sohn des Xantippus 270. widmet ſich frühe den Wiſſenſchaften unter ſeinem Lehrer Anaxagoras 271. widmet ſich dem Staate 273. empfängt ſeiner hinreißenden Beredtſamkeit wegen den Beinamen Olympius 273. bringt den Athenienſiſchen Staat zum höchſten Anſehn 274. ſeine Mäßigung im Glück 275. ſeine Großmuth und Selbſtbeherrſchung 275. 276. iſt ein Freund und Beförderer der ſchönen Künſte 277. war daher ein Freund des Phidias 277. führt die herrlichſten Gebäude in Athen auf und verſchönert dieſe Stadt 278. zieht ſich dadurch Verdruß und ſchwere Verantwortung zu 280. wie er ſich daraus geholfen 282. er wird durch die Verfolgung ſeiner Freunde ſehr gekränkt, beſonders des Phidias, 283. ferner ſeines Lehrers Anaxagoras 284. und beſonders ſeiner Freundin und nachherigen Gattin Aſpaſia 286. Perikles als Feldherr 288. als Privatmann 291. leidet ſehr an der Peſt, die ſeine Familie aufreibt 291. wird ſelbſt von der Seuche ergriffen 292. ſein ſchöner Tod 293.

Pero, die Tochter des Konon, nähret ihren Vater im Gefängniſſe 258.

Peſt, ehemals mehr als jetzt die Folge des Kriegs 294. wüthet ſchrecklich in Athen 289.

Phädaretus, ein edler und beſcheidener Spartaner 111. Note.

Phädon, ein Freund des Sokrates, verdankt dieſem ſeine Bildung und ſein Glück 326.

Phänarete, Mutter des Sokrates 323.

Pherekydes, ein griechiſcher Weiſe zu Skyros 241. ſteht bei ſeinen Landsleuten im übeln Rufe, ebendaſ. wird in ſeiner Krankheit vom Pythagoras, ſeinem Schüler, beſucht und verpflegt 243.

Phidias, ein vorzüglicher griechiſcher Künſtler und Bildhauer zu den Zeiten des Perikles 32. 277. ſein Meiſterwerk die Statue der Minerva im Parthenon 279. wird dabei des Diebſtahls beſchuldigt, aber nicht überwieſen 283. wohl aber einer gewiſſen Eitelkeit und deswegen aus Athen verwieſen 283.

Philonomos und Kallias, als Beiſpiele kindlicher Liebe 262.

Philoſoph, ein Freund der Weisheit, wer zuerſt dieſe Benennung angenommen 243. ſiehe Weiſe.

Piſiſtratus, macht ſich zum Oberherrn von Athen 86. erwirbt ſich Verdienſte um den Staat 88. und um die Wiſſenſchaften 92. ſein Edelmuth 89. ſeine Großmuth 91.

Pittakus, aus Mitylene, ein Weiſer und Staatsmann 63.

Platea, merkwürdige Schlacht der Griechen und Perſer bei derſelben 177. 180. wird von den Spartanern belagert 295. und erobert. Edelmüthiges und tapferes Verhalten ihrer Bewohner während der Belagerung 296.

Plato, der Schüler und Freund Sokrates 369. begiebt ſich nach dem Tode deſſelben nach [illegible]gara und von da auf Reiſen 383. kömmt zum erſtenmale nach Sicilien, wo er von Dion an den Hof des Dionyſius gebracht wird 384. macht daſelbſt wenig Glück und wird wieder nach Griechenland übergeſetzt, unterwegs aber von Pollis als Sclave verkauft 385. vom Anicerīs aber freigegeben 386. kömmt nach Athen und ſtiftet daſelbſt die Akademie 386. läßt ſich von Dion erbitten, nochmals an den Hof nach Syrakus zu kommen und dem jüngern Dionyſ beſſere Regierungsgrundſätze beizubringen 390. erreicht jedoch ſeinen Zweck nicht und reiſt wieder nach Griechenland zurück 393. ſeine Beſcheidenheit 394. er lehrt wieder in der Akademie 395. reiſt zum drittenmale mit eben ſo unglücklichen Erfolg nach Sicilien 397. und von da wieder zurück, wo er bei ſeiner Zurückkunft in Elis ausgezeichnete Achtung genieſt 398. widmet ſich ganz dem Unterrichte in der Philoſophie und ſtirbt in einem hohen Alter 400.

Pollis, ein ſpartaniſcher Geſandter, handelt ſehr unedel an Plato, den er als Sclaven verkauft 385.

Polykrates, König von Samos 158. Geſchichte ſeines Rings, ebd. Note. ſeiner wird gedacht 243.

Potidäa 516. 536.

Praxiteles, ein griechiſcher Bildhauer 42.

Priamus, letzter König von Troja 12. bittet ſeinen Feind und Mörder ſeines Sohnes Hektor um den Leichnam des Erſchlagenen 14.

Propyläen, was ſie waren 278.

Prytaneum in Athen, was es war 357 Note.

Psammenit, König von Perſien, wird vom Cambyſes überwunden, ſein Verhalten bei ſeiner und ſeiner Familie tiefſten Schmach 175. beweint das Schickſal eines ſeiner alten Bekannten 177. ſtirbt an Gift 179.

Pythagoras, einer der älteren berühmteſten Weltweiſen in Groß-Griechenland 237. zeichnet ſich ſchon als Knabe durch ſeltne Geiſtestalente aus 239. bildet dieſe als Jüngling immer mehr aus 240. geht auf Reiſen; kömmt zu dem Philoſophen Pherecydes, von dem er ſich unterrichten läßt 241. ſein Aufenthalt in Egypten 243. lehnt den Titel eines Weiſen von ſich ab und nennt ſich lieber einen Freund der Weisheit, Philoſoph 244. begiebt ſich nach Italien, verdrängt den daſelbſt herrſchenden Luxus und gewöhnt die Bewohner von Krotona an eine frugalere Lebensart 246. errichtet eine eigne Schule der Weisheit 248. und einen eignen Bund zur Beförderung der Humanität und Gerechtigkeit 249. Beſchaffenheit deſſelben 250. wird vom Kylon aufgelöſt 252. Pythagoras ſtirbt als ein Vertriebener in Metapont 252.

Pythagoreer, die zu dem Bunde des Pythagoras gehörten, oder in ſeine Philoſophie eingeweiht waren 252. 253.

R.

Rede, durch unbeſonnene Reden kann man ſich und andern äußerſt ſchaden; Beiſp. Theopompus 80. — lakoniſche, kurze aber nachdruckvolle Reden der Spartaner 110 Note. 187.

— Freimüthigkeit im Reden, ohne Beleidigung, mit der gehörigen Vorſicht, iſt einem freien Menſchen anſtändig: Beiſp. Solon gegen Kröſus 154. Demarat gegen Xerxes 186.

Redekunſt, eine der vorzüglichſten Künſte und Wiſſenſchaften in Griechenland, unentbehrlich für jeden, der einen angeſehenen Poſten im Staate behaupten wollte 195 Note. 272.

Redner, ihr Anſehen und ihr Einfluß auf das Volk bei den Griechen 193 Note. ſehr ausgezeichnete Volksredner waren: Themiſtokles 195. Perikles 270. 275.

Reiſen in fremde Länder trägt viel zur Vermehrung unſrer Kenntniſſe und Bildung unſers Charakters bei: Beiſp. wiſſenſchaftl. Reiſen, Solon 50. Thales 52. Lykurg 97. 98. Plato 383.

Rhöſaces, ein reicher Perſer, ſetzt die Uneigennützigkeit des Cimons auf die Probe 223.

Richter, ein ungerechter, wird vom Cambyſes ſtreng beſtraft 134. Strafe der ungerechten, von Darius beſtimmt 135.

Ruf, die öffentliche Meinung von der Denkungsart und Charakter gewiſſer Perſonen, iſt nicht immer auf Wahrheit gegründet: ſo ſtand Pherecydes mit Unrecht im Rufe eines Gottesläugners 241.

S.

Salamis 69. merkwürdige Seeſchlacht der Griechen und Perſer bei derſelben 175. 199.

Samos, eine Inſel im Archipelag, das Vaterland des berühmten Weltweiſen Pythagoras 137.

Schätze, die überflüſſigen und entbehrlichen Güter, haben in den Augen des Weiſen keinen großen Werth 77.

Schauſpiel, bei den Griechen eine Schule des guten Geſchmacks, wird vom Sokrates in dieſer Abſicht benutzt 326.

Schmerdis, ein untergeſchobener König von Perſien 130.

Sicilien, die größte Inſel im Archipelagus, wird von phöniziſchen und griechiſchen Kolonien angebaut 370. ihr Zuſtand zur Zeit des peloponneſ. Kriegs 371.

Sokrates als Lehrer. Sohn des Sophroniskus 322. lernt die Kunſt ſeines Vaters als Bildhauer und übt ſich zugleich in den Wiſſenſchaften 324. wird vom Kriton aus der Werkſtadt gezogen und gebildet 325. 326. ſucht ſeine Talente immer mehr auszubilden 327. erklärt ſich gegen die eitle Kunſt der Sophiſten 327. wird von dem Orakel zu Delph für den weiſeſten Griechen erklärt 328. welches der beſcheidene Weiſe von ſich ablehnt

ablehnt 329. ſeine vortrefliche Art zu lehren 329. 331. weiß ſeinen Freund und Schüler Alcibiades an ſich zu ziehen 316. beſchüzt ihn in Gefahren und wird wieder von dieſem errettet 318. wie er bei der Wahl ſeiner Zöglinge verfährt 331. trägt ſehr viel zur Bildung ſeiner Nation bei 333. ſein Dämon 325. er thut als Bürger des Staats Soldatendienſte 335. rettet das Leben des Xenophon 336. als obrigkeitliche Perſon 337. widerſezt er ſich den ungerechten Beſchlüſſen des Volks 338. und den Gewaltthätigkeiten der Tyrannen Athens 339. wird von ſeinen Feinden verfolgt 341. ſein edles Betragen bei Aufführung eines zu ſeinem Schimpf verfertigten Schauſpiels 341. wird als Götterläugner und Verführer der Jugend öffentlich angeklagt und vor Gericht gefordert 345. ſein edles Verhalten dabei 346. ſeine Vertheidigung 347. wird zum Tode verurtheilt 351. ſein ruhiges Verhalten dabei 352. und im Gefängniſſe 353. ſeine Unterhaltung mit ſeinen Freunden im Gefängniſſe 359. trinkt den Giftbecher und ſtirbt 366.

Sokratiſche Lehrart 330.

Solon, der weiſe Geſezgeber von Athen 49. widmet ſich ſchon frühe der Weisheit und bildet ſich zum großen Manne; wählt den Kaufmannsſtand 50. geht auf Reiſen, um ſeine Kenntniſſe zu vermehren 51. 75. erwirbt ſich den Ruf eines vorzüglichen Weiſen 51. macht ſich um ſein Vaterland verdient 68. bringt die Inſel Salamis wieder unter Athenienſiſche Herrſchaft 69. wird Geſezgeber von Athen, ebendaſ. und dadurch der Stifter ihrer guten bürgerlichen Verfaſſung 71. ſchlägt die angebotene höchſte Gewalt im Staate aus 73. ſein Beſuch bei dem Lydiſchen Könige Kröſus 75. wie er ſich daſelbſt benimmt 77. ſeine Unterredung mit dem Könige über die Glückſeligkeit des Menſchen 78 f. ſpricht den Aeſopus 80. erlebt noch den Verfall der bürgerlichen Verfaſſung ſeiner Vaterſtadt 86. und ſtirbt 87.

Sophiſten, bei den Griechen, wer ſie waren 191 Note. finden am Sokrates einen heftigen Gegner 327.

Sophokles, ein griechiſcher Schauſpieldichter 327.

Sophokles, ein Athenienſiſcher Admiral 276.

Sophroniskus, ein Athenienſiſcher Bildhauer; Vater des Sokrates 323.

Sparta ſ. Lacedämon.

Sperthies, ein edler Lacedämonier, opfert ſich fürs Vaterland auf 116.

Spiele, Kampfſpiele der Griechen, ihre Einrichtung und wichtiger Einfluß auf den Charakter der Nation 51. Note. bei den Lacedämoniern 106.

— olympiſche 57. Vorzügliche Ehre wird bei denſelben bewieſen dem Themiſtokles 205. dem Plato 304.

Sprache, die Landesſprache muß vorzüglich ausgebildet werden 109. wie ſie bei den Spartanern war 109.

Staat, der, (welcher eigentlich alle Glieder einer beſondern geſellſchaftlichen Verbindung in ſich begreift, zunächſt aber von den Vorgeſetzten des Volks dargeſtellt wird) iſt verbunden, die Verdienſte ſeiner Mitglieder um das gemeine Wohl anzuerkennen und zu belohnen; Beiſp. Athens gegen Solon 87. Sparta gegen Lykurg 110. ganz Griechenland gegen Themiſtokles 205. Syrakus gegen ſeinen Retter Timoleon 429. 433. — Undankbar ja ſogar ungerecht gegen verdienſtvolle Mitbürger bewieß ſich Athen gegen Miltiades 167. gegen Ariſtides 169. gegen Phidias 183. gegen zehn ſeiner Generale 338. gegen Sokrates 351. S. Verdienſte. — iſt verbunden, die Kinder derer, die ſich ums Vaterland verdient gemacht haben, zu verſorgen 73. 88. Beiſp. Athens gegen die Familie des Ariſtides 183.

Standhaftigkeit in Ertragung körperlicher Leiden und Schmerzen bewieſen die jungen Spartaner 107. beſonderes Beiſpiel davon 108. Note.

Sybaris, eine Stadt in Unteritalien oder Großgriechenland, bekannt durch den daſelbſt herrſchenden Luxus; daher der Name Sybarit 215.

Syloſon, ein Samier, macht ſich durch ſeine Dienſtfertigkeit dem König von Perſien, Darius, verbindlich 136. erhält dadurch die Herrſchaft von Samos 139.

Syrakus, die Hauptſtadt Siciliens, von dem Korinther Archias angelegt 371. erhält die Oberherrſchaft über die Inſel unter Gelon 372. geräth unter die Oberherrſchaft des Dionyſius des Aeltern 375. wird von Timoleon befreit 424.

T.

Tanagra, unglückliche Schlacht der Athenienſer daſelbſt gegen die Lacedämonier 220.

Tapferkeit der Griechen bei Marathon 156. bei Thermopylä 178. der Platäenſer 206.

Tarent, eine berühmte Stadt und Freiſtaat in Großgriechenland oder Unteritalien, wo Architas, Plato's Freund, lebte 371. 397.

Telemach, Sohn des Ulyſſes und der Penelope, wird von ſeiner Mutter mit Sorgfalt erzogen 74. findet ſeinen Vater 77.

Tellus, einer der glückſelichſten Menſchen, nach Solons Urtheil 78.

Thales von Milet, einer der ſieben Weiſen Griechenlands, Stifter der Joniſchen Schule 52. beweiſt den Nutzen ſeines Studiums 53.

Thales in Kreta, ein Philoſoph und Dichter, befördert die wohlthätigen Abſichten Lykurgs 98.

Themiſtokles, Sohn des Neokles von Athen 193. verſpricht wenig in ſeiner Jugend 194. widmet ſich aber bald mit deſto größerm Eifer den Wiſſenſchaften: beſonders der Beredſamkeit 195. unterzieht ſich den Staatsgeſchäften 196. ein Nebenbuhler des Ariſtides, trägt viel zu deſſen Verbannung aus Athen bei 169. zeichnet ſich auf dem Schlachtfelde als künftiger Held aus, ebd. ſein verſtechender Ehrgeiz 197. verſchaft Athen eine anſehnliche Marine, und durch dieſelbe ſpäterhin nicht nur die Herrſchaft zur See, ſondern auch nachher die beſte Vertheidigung gegen die Perſer 198. iſt Sieger bei Salamis 199. 205. ſeine bei dieſem Seetreffen bewieſene Klugheit und Standhaftigkeit 199. wird als der Retter der Nation anerkannt 205. genießt die öffentliche Achtung 206. baut ſeine Vaterſtadt wieder auf, giebt ihr Mauren und verbindet ſie mit dem Hafen 207. ſein Anſchlag, den Athenienſern die Herrſchaft zur See zu verſchaffen, wird als ungerecht vom Ariſtides vereitelt 166. 207. wird der Verrätherei des Vaterlandes beſchuldigt und aus Athen verbannt 208. begiebt ſich zum Admet, der ihn gaſtfreundſchaftlich aufnimmt 209. von da zum König von Perſien 210. wo er mit großer Freude aufgenommen und reichlich beſchenkt wird 211. gleichwohl vergißt er nicht, daß er ein Grieche iſt, und liebt ſein Vaterland 212. 213. ſtirbt zu Magneſia an Gift 214.

Theodor, ein berühmter Philoſoph und Mathematiker in Cyrene, empfängt den großen Plato zum Schüler 383.

Theramenes, einer der dreyßig Tyrannen Athens, wird das Opfer ſeiner Gerechtigkeitsliebe 303.

Thermopylä, merkwürdiges Gefecht der Griechen und Perſer daſelbſt 185.

Theaſippus, hätte durch ſeine Unbeſonnenheit im Reden bald das Leben verwirkt 89.

Thraſybulus, der Befreier ſeines Vaterlandes, Athens 305. zieht als Befreier in ſeine Vaterſtadt ein 308. ſeine Beſcheidenheit ebendaſ.

Timoleon von Korinth, ein ächter Republikaner 411. rettet das Leben ſeines Bruders Timophanes 414. ſucht dieſen vergeblich von ſeinen herrſchſüchtigen Planen abzubringen und läſt ihn daher auf die Seite ſchaffen 415. ſeine Betrübniß darüber und freiwillige Verbannung 416. wird vom Staat aufgefordert, Sicilien vom Tyrannenjoch zu befreien 417. geht mit der Flotte unter Segel. ebendaſ. landet glücklich in Sicilien, ſchlägt den Hiketas, belagert Syrakus und erhält die Burg des Dionyſius 418. wird in Adranum auf wunderbare Art erhalten 421. erobert Syrakus und läſt die Tyrannenburg ſchleifen 424. führt in Syrakus die republikaniſche Verfaſſung ein, bevölkert und verſchönert die Stadt von neuem und ſichert die Ruhe und das Glück der Inſel 427. bleibt bei allem ſeinen Ruhm und Verdienſten ſehr beſcheiden 428. lehnt die Regierung von Syrakus von ſich ab und unterwirft ſich freiwillig als Privatmann den Geſetzen des Staats 429. wird jedoch allgemein geſchätzt 431. und noch als Greis, ungeachtet ſeiner Blindheit, zu allen Volksbeſchlüſſen gezogen 432. ſein Tod wird allgemein beklagt: ganz Sicilien nimmt an ſeinem Leichenbegängniß Antheil und errichtet bei ſeiner Grabſtätte ein Gymnaſium 433.

Timophanes, Bruder des Timoleon, ſtrebt nach der Oberherrſchaft von Korinth und verliert darüber ſein Leben 412. 415.

Tod fürs Vaterland. ſ. Vaterland.

Todte, für ihre Beerdigung zu ſorgen, wurde von den Alten für eine der vorzüglichſten Pflichten gehalten: Cimon 223. die Athenienſer machen die Unterlaſſung dieſer Pflicht zu einem Hauptverbrechen 338.

Treue und Redlichkeit in Dienſten anderer; Beiſp. Eumäus 26. Treue gegen ihre verbündeten Freunde, die Athenienſer, bewieſen die Einwohner von Platäa 196.

Trözen, eine Stadt in Argolis, nimmt die vertriebenen Athenienſer gaſtfreundſchaftlich auf 202.

Troja, die Hauptſtadt von Klein-Phrygien und Reſidenz des Königes Priamus, wird von den Griechen belagert 12. und erobert 17.

Trunkenheit, nachtheilige Folgen derſelben 90.

Tyrannen wurden von den Griechen diejenigen genannt, die ſich in einem zuvor freien Staate der Oberherrſchaft bemächtigt hatten und dieſe blos auf die Gewalt der Waffen gründeten: gewöhnlich waren ſie auch grauſam und mehr gefürchtet, als geliebt; dies machte aber auch ihren Zuſtand ſehr unglücklich und ihr Leben äuſerſt unſicher: Beiſpiele davon: Dionyſius der Aeltere 377. und jüngere 411.

U.

Uebermuth, wenn man ſtolz auf ſein günſtiges Glück iſt, leitet zum Verfall 163.

Ulyſſes, Fürſt von Ithaka, einer von den griechiſchen Helden bei der Belagerung Troja's 23. treibt ſich auf ſeiner Rückreiſe lange auf der See herum 24. kömmt in ſeine Heimath 26. rächt ſich an ſeinen ungebetenen und übermüthigen Gäſten 29. und wirft ſich wieder in die Arme ſeiner Gattin 31.

Undankbarkeit gegen ſeine Wohlthäter iſt ſtrafwürdig 73. auch nach Perſiſchen Geſetzen 133.

Uneigennützigkeit, bei der man nicht auf ſeinen Privatvortheil, ſondern auf das beſte Anderer bei ſeinen Handlungen, bei Anwendungen ſeiner Kräfte und ſeines Vermögens ſieht, bewieſen Bias 58. Solon 71. Miltiades 152. Ariſtides 168. 184. Cimon 223. Perikles 275. Sokrates 331.

Uneinigkeit, der Glieder eines Staats, oder der Staaten unter einander, die zu einer Nation gehören, iſt der Grund ihres Untergangs; Beiſp. der Griechen 146. 266.

V

Vaterland — der vaterländ. Boden bleibt immer der reizendſte und anziehendſte 141.

— fürs Vaterland opferte Kodrus ſein Leben auf 46. auch Sperthies und Bulis 146. Beiſp. von denen, die ſich um ihr Vaterland verdient gemacht haben; ſiehe Verdienſte.

— Beiſpiele von denen, die den Tod fürs Vaterland erduldet, oder ſich für das Wohl deſſelben aufgeopfert haben. Kodrus 46. Sperthies und Bulis 146. Leonidas 190. Cimon 232.

Vaterlandsliebe bewieſt Themiſtokles auch in ſeiner Verbannung, 223. ingleichen Cimon 228. Hippokrates 290.

Verdienſte. Beiſpiele von ſolchen, die ſich um den Staat und ihre Nebenmenſchen vorzüglich verdient gemacht haben: Deukalion durch Cultivirung des Landes 36. Cekrops durch Einführung der öffentlichen Götterverehrung und nützlichen Künſte, 36. Cadmus, durch Mittheilung der Buchſtabenſchrift 37. Orpheus durch Verfeinerung der Sitten und des guten Geſchmacks 37. Amphiktyon durch Errichtung eines höchſten Gerichts zur Beilegung der innern Streitigkeiten 43. Kodrus, durch ſeinen freiwilligen Tod fürs Vaterland 46. Bias, als Sachwalter 57 Pittakus als Feldherr und Staatsmann 63. Kleobulus 63. Solon durch ſeine Geſetzgebung und Staatsregierung, 68. Piſiſtratus, als Regent von Athen 88. Lykurg als Geſetzgeber von Sparta 93. Sperthies und Bulis um Lacedämon durch ihre großmüthige Aufopferung 146. Miltiades als Retter des Vaterlandes 153. Cimon 190. Thraſybulus, als Befreier ſeiner Vaterſtadt Athen von den Tyrannen 303. Kriton um Sokrates 329. Timoleon um Syrakus 423.

Verdienſte edler Menſchen werden oft von ihren Zeitgenoſſen und bei ihrem Leben verkannt und mit Undank belohnt. Beiſpiele: Athen wirft ſeinen Befreier Miltiades in Banden 162. verdammt Sokrates zum Giftbecher 351.

— werden oft erſt nach dem Tode erkannt und geſchätzt. Beiſp. Homer 23. Solon 87. Sokrates 368. ſ. Staat.

Verletzung der unter den Menſchen beſtehenden Geſetze und Rechte iſt mit den traurigſten Folgen begleitet. Beiſp. Paris, der Trojaniſche Prinz, zieht durch Verletzung des Rechtes der Gaſt-

Gaſtfreundſchaft und der Rechte der Ehe ſeinem Vaterlande den Untergang und ſich ſelbſt den Tod zu 12.

Verſtorbene, von ihnen ſoll man mit Achtung reden 73.

W.

Wahrheitsliebe, muß Kindern ſchon von Jugend auf eingeprägt werden 133.

Weiſe, die ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands 51. weiſe Menſchen, deren wohlthätiger Einfluß auf ihr Zeitalter und die Nachkommen 236. Weisheit iſt mehr als Heldenruhm, ebendaſ., durch Weisheit haben ſich vorzüglich ausgezeichnet, Thales 52. Solon 49. Pythagoras 237. Sokrates 322. Plato 360.

Weisheit, vorzügliche Liebe zu derſelben bewies Cebes 333. Euklides, ebend. Aeſchines 334.

Wohlthätigkeit gegen Dürftige bewies Cimon 220.

Wollüſtige Lebensart verträgt ſich durchaus nicht mit der wahren Würde des Menſchen 276.

X.

Xantippe, die Gattin des Sokrates 331. war kein ſo böſes Weib, als man ſie gewöhnlich ſchildert, ebendaſ. in der Note. ihr Verhalten bei dem Tode ihres Gatten 361.

Xantippus, der Vater des Perikles, 207. 270. Note.

Xenophon, ein griechiſcher Philoſoph, Geſchichtſchreiber und Held, 331. ein Schüler des Sokrates, wird von dieſem gerettet, 336.

Xerxes, König von Perſien 147. rüſtet ſich furchtbar zum Kriege gegen die Griechen, der aber ſehr unglücklich für ihn abläuft, 165 f. Einige Nachrichten aus ſeinem Leben, 181. Note. ſchon bei Thermopylä wird ſeine Armee übel empfangen 186. zieht mit ſeinem Heere in Attika ein und nimmt Athen in Beſitz 203. ſeine Flotte wird bei Salamis geſchlagen, 204. nimmt die Flucht 205.

Z.

Zaleukus, Geſetzgeber zu Lokris, giebt einen vorzüglichen Beweis von Gerechtigkeitsliebe 255.

Zauberei, beſteht nach der Meynung unwiſſender Menſchen, in der Macht, durch Hülfe der Geiſter, übernatürliche Wirkungen hervorzubringen; eine Meynung, die mehr auf der Unbekanntſchaft mit der Natur und ihren geheimen, nicht jedermann bekannten Kräften und Geſetzen beruht; im Verdacht derſelben gerieth der Naturkundige Pherecides 241.

Moraliſche
Bilderbibel

mit Kupfern
nach Schubert'ſchen Zeichnungen
und
mit Erklärungen

von

Kaſpar Friedrich Loſſius,

Diakonus an der Prediger-Kirche zu Erfurt, und Mitglied
der daſigen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Band.

Mit funfzehn Kupfern.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 1809.

Neues
Pränumeranten-Verzeichniß.

Ihro Durchlaucht die regierende Fürſtin Wilhelmine Friederike Caroline zu Schwarzburg-Sondershauſen.

*

Frau Obriſt-Lieutenant von Agner in Tennſtädt.
Herr Pfarrer Andler in Heilbronn.
— de Saint-André in Königsbach.
— Sekretär Augener in Caſſel.

Herr Backhaus, Kaufmann in Göttingen.
— Backhaus, Gutsbeſitzer in Sundhauſen bei Gotha.
Madam Bernhardi in Erfurt.
Herr Diakonus Biskamp in Treyſa.
— Friedrich Bodamer, Land-Comp. Schiffer zu den Höfen.
Frau Räthin Bohle in Caſſel.
Herr Friedrich Bohnenberger, Bijouterie-Fabriks-Entrepreneur in Pforzheim.
Demoiſ. Charlotte Borberg in Erfurt.
Frau Gräfin Brechainville in Prag.
Herr Rentmeiſter Brenken zur Rothenburg im Paderborniſchen.
— Brohm, Katechet im Seminar. zu Gotha.
— Bruchhold, Königl. Zolleinnehmer und Poſterpediteur in Pulsnitz. 10 Exempl.
Herr von Buch auf Zapkendorf im Mecklenb.
— Stadtpräſident Büſching in Berlin.
— Burckhard, Waiſenhauslehrer in Iſerlohe.

Herr J. Chaponnière, Emailleur in Pforzheim.
Demoiſ. Cornelius in Caſſel.

Herr Joh. Bapt. Dibell in Stadtamhof bei Regensb.

Herr Vollmacht Engelbrecht in Wörden.

Herr Frerk, Kaufmann in Wörden.

Herr Julius von Gemming in Steinegg.
— Wilh. F. Gmelin von Müllheim, Einnehmerei-Aktuar in Stein bei Pforzheim.
— Gnüge, Buchhalter in Erfurt.
— Gollhardt, Schullehrer in Frankfurt a. Mayn.
— Gottbehüt, Seminariſt aus Oberweid in Eiſenach.
— Hofbeſitzer M. Grawert in Friedrichsgabe.
— Kollaborator Große in Weimar.

Herr von Ha[illegible] in Caſſel.
Frau Kanzleidirektor von Haas in Regensburg.
Herr Karl Haas, Kaufmann in Dillenburg.
— C. E. Händler, Handelsmann in Frankfurt a. M.
Frau Oberforſtmeiſter von Hanſtein in Caſſel.
Herr Hartert, Friedensrichter in Steinbach-Hallenberg bei Schmalkalden.
— Friedrich Haſerick in Altenburg.
— Conſiſtorialrath Heinemann in Caſſel.
— Rathsarchivar Hempel in Altenburg.
— Pfarrer Herrmann in Heilbronn.
— Heym, Rittergutsbeſitzer auf Keulroda.

Herr Junk in Caſſel.

Frau Juſtina Köhler, Gaſtgeberin zum weißen Roß in Altenburg.

Herr Kölle, Einnehmer in Stein bei Pforzheim.
— Krauſe, Schullehrer in Uttig bei Bunzlau. 2 Ex.
— J. Jak. Kraut, Land. Comp. Schiffer zu den Höfen.
Demoiſ. Doroth. Kühlewein in Erfurt.
Herr Kühn, Schullehrer in Schweikershain bei Waldheim.
— Rentei-Aktuar Lochmann in Alsfeld in Heſſen.
— Kloſter-Hauptmann von Lowtzow in Dobbertin.

Herr Stadtpfarrer Maier in Neuenburg.
— General-Prokurator Meinwerth in Heiligenſtadt.
— Chriſtian Merz, Kaufmann in Heilbronn.
— Pfarrer Metzger in Wilferdingen bei Pforzheim.
— Kirchſpielvogt Möller in Hemmingſtedt.
— Steuereinnehmer Mößler in Tennſtädt. 2 Ex.
— Stadtgerichts-Aſſeſſor Müller in Heilbronn.
— Müller, Hofbuchbinder in Karlsruhe.

Herr Auguſt Nahl in Caſſel.
— Kandidat Niezoldi in Löbis bei Naumburg.
— Paſtor Nißen in Wörden.

Frau von Orth in Heilbronn.

Herr Kantor Peitzſch in Rothenburg an der Saale.
— Kandidat Pfiſter in Caſſel.
— Landrichter von Pock in Stadtamhof.

Herr Ramann, Weinhändler in Mainſtockheim.
— Geh. Finanzrath Ransleben in Berlin.
— Moriz Rauch, Kaufmann in Heilbronn.
— Mathäus Rentſchler, Flözer in Kalmbach.
Fräul. Auguſte von Reſch in Erfurt.
Herr Rivière in Caſſel.
— Roßmäsler, Kupferſtecher in Leipzig.
— Roſt, Schullehrer in Olbersleben.

Jungfer Karoline Roth in Pforzheim.

Herr Domherr Graf von Sauer in Regensburg.
— Kantor Schenk in Eckartsberga.
— Geh. Rath Freiherr von Schmitz Grollenburg in Regensburg.
— Kaufhaus-Commiſſarius Schulz in Lüneburg.
— Siering jun., Buchbinder in Erfurt. 2 Ex.
— C. A. Sonnenwald, Beſitzer des Magazins für Literatur in Stuttgart.
— Hauptmann v. Stieglitz in Löbitz bei Naumburg.
— Pfarrer Szuhany in Stein bei Pforzheim.

Herr Diak Thienemann in Nebra bei Querfurt. 7 Ex.
— Thomas in Gotha.
— Oberamtmann Treblin in Philippsthal.
— Tſchirch und Kloß auf Schwerta.

Herr Wagner, Schullehrer an der Mädchenſchule in Karlsruhe. 8 Ex.
— Stifts-Kanzler von Wazdorf in Wurzen.
Frau Liſette Wenz, in Pforzheim.
Herr Werner, Thorſchreiber in Caſſel.
— General von Wewern in Heiligenſtadt.
— H. A. Weyler, Negoziant in Oehringen.
— Regiſtrator Wiederhold in Caſſel.
Demoiſ. Witzſchel in Chemnitz.
Frau Majorin von Wurmb in Sondershauſen.

Herr Zeuner, Hofbuchbinder in Karlsruhe.

Vorrede

zum

dritten Bande der moral. Bilderbibel.

Der dritte Band der moraliſchen Bilderbibel ſchließt mit der frühern Geſchichte der Edlen Griechenlands und enthält zugleich den Anfang der Geſchichte merkwürdiger Romer unter den Königen.

Ich würde es für überflüſſig gehalten haben, ihn mit einer beſondern Vorrede zu verſehen, wenn es nicht das Anſehen hätte, als ob verſchiedne Leſer und Theilnehmer dieſer Schrift es noch immer nicht gehörig zu bemerken ſcheinen, worauf es eigentlich mit derſelben abgeſehen ſey und noch nicht ſo ganz in den Plan derſelben eingedrungen ſind.

Ich glaubte mich darüber in der früheren Ankündigung, beſonders in der vorausgeſchickten Schrift: Ueber das Vergnügen, welches Eltern aus der eignen Erziehung ihrer Kinder ſchöpfen können, ſo wie in der Vorrede zum erſten Bande hinreichend erklärt zu haben; aber, es ſcheint, daß dieſe

Anzeigen das gewöhnliche Schickſal erfahren haben, und nur mit einem flüchtigen Blick überſehen worden ſind; daß mehrere nur den Namen einer Bilderbibel aufgefaßt und damit die gewöhnliche und eingeſchränktere Idee einer Sammlung von Bildern und Erzählungen aus dem alten und neuen Teſtamente verbunden haben. Ihnen war daher der Uebergang zu der Geſchichte der Menſchen auch von andern Nationen auffallend, ohngeachtet ſich dieſelben unter allen Himmelsſtrichen gleich ſind und nicht nur in ihrer äußerlichen Bildung, ſondern noch mehr in ihrer innern ſittlichen Natur das unverkennbare Merkmal an ſich tragen, daß ſie von einem Geſchlecht ſind und einen gemeinſchaftlichen Urheber und Geſetzgeber haben, wenn ſie ihn auch nicht auf eine und dieſelbe Art anerkennen und verehren.

Es geſchieht doch aber gewiß ganz nach dem Sinne der reinen Chriſtusreligion, und iſt folglich biblisch, das Gute überall, wo wir es finden, anzuerkennen, und das was lobenswürdig auch an Andern iſt, zur Nachahmung aufzuſtellen. Die Grundgeſetze der Sittlichkeit ſind in jedes Menſchen Herzen dieſelben; nur die Antriebe, darnach zu handeln, ſind verſchieden, ſind bei einigen ſtärker oder ſchwächer, nach dem Maaße ihrer Erkenntniß und Kräfte. Freute ſich nicht der Edelſte und Erhabenſte unter den Menſchen, Jeſus, ſelbſt darüber, wenn er nicht nur unter Juden, ſondern auch unter Samarimaritern und Heyden, Menſchen von reinem Sinn und guten Herzen fand, und ſtellte ſie öffentlich zu Muſtern auf?

Eine allgemeine moraliſche Bilderbibel ſoll daher ihrem Zweck nach nicht ſo enge beſchränkt ſeyn; ſie ſoll vielmehr eine Sammlung der ſchönſten und edelſten ſittlichen Handlungen der Menſchen aus allen Nationen und Zeiten ſeyn; eine Gallerie edler Menſchen, die durch ihr Leben und Wirken die Grundſätze der Sittlichkeit bewährt und ſich dadurch der öffentlichen Ausſtellung würdig gemacht haben. Dieſem Plane getreu habe ich die ausgezeichneten Perſonen der Vorzeit, deren Leben in moraliſcher Hinſicht merkwürdig iſt, zuſammen geſtellt und mich dabei der Geſchichte blos als Leitfaden bedient. Man wird mir Weitſchweifigkeit dabei nicht zum Vorwurf machen; ſchon nähere ich mich dem Ziel, das ich mir bei dieſer Schrift vorgeſteckt habe. Die Geſchichte der Römer wird mir höchſtens noch zum vierten Bande Stoff geben, wo ſich alsdann mit dem fünften Bande, welcher das Leben Jeſu und ſeiner erſten Bekenner, oder die Geſchichten des Neuen Teſtaments enthalten wird, das Ganze ſchließt.

Ich hoffe, daß es keinem der Theilnehmer von dieſer Schrift gereuen wird, bis dahin ausgehalten zu haben. Schon die Sammlung der, nach dem Urtheil aller Kenner, ſchönen und größtentheils wohlgerathenen

Kupfer wird jeden für den gemachten Aufwand entſchädigen. Ich lege keinen Werth auf meine eigne Arbeit; will ſie nur als Zugabe angeſehen wiſſen; wiewohl ich mir bewußt bin, daß ich mit dem mir möglichſten Fleiß und mit Liebe dabei zu Werke gegangen bin: aber freuen wird es mich, wenn ich durch dieſen meinen Verſuch die Bahn eröffnet habe, künftig die Geſchichte mehr als es bisher geſchehen iſt, zu moraliſchem Zweck zu benutzen. Auch wird die Brauchbarkeit dieſer Schrift erſt bei ihrer Vollendung erkannt werden, wo ich durch einen allgemeinen moraliſchen Anzeiger (wohin auch ſchon jetzt die jedem Bande beigefügten Regiſter hinweiſen) es dem Lehrer der Moral erleichtern werde, die Belege zu den beſondern Grundſätzen des vernünftigen und ſittlichen Handelns aus der Geſchichte aufzufinden; ſo wie ich zugleich die in den chronologiſchen Regiſtern eingeſchlichenen Fehler verbeſſern und einen unſrer geübteſten Chronologen erſuchen werde, die Reviſion derſelben zu übernehmen und ein möglichſt richtiges Zeitregiſter über die verhandelte Geſchichte zu verfertigen.

Der Verfaſſer.

Moraliſche
Bilderbibel.

Dritten Bandes
erſte Abtheilung

mit fünf Kupfern;

von der Oberherrſchaft der Lacedämonier und
dann der Thebaner in Griechenland, bis auf
deſſen Unterwürfigkeit unter das Macedo-
niſche Reich; oder, vom Ageſilaus
bis auf Phocion.

Einleitung.

Erwarten Sie nicht, theuerſte Leſer, daß, wenn ich jetzt mit Ihnen jenen Schauplatz der innern Unruhen und blutigen Kämpfe für Freiheit und Menſchenrechte, Sicilien, verlaſſe, und wieder zu jenen Staaten Griechenlands zurückkehre, die wir nach dem Tode ſeines größten Weiſen, Sokrates, gleichſam an der Hand ſeines großen Schülers, Platon, verlaſſen haben: wir würden hier nun bei ruhigern Auftritten verweilen und bei dieſer ſo gebildeten Nation eine recht reiche Erndte großer und edler Thaten finden, wie ſie uns die Vorarbeiten jener großen Männer erwarten ließen, die wir bisher unter ihnen bewundert haben. — Nein; das Menſchengeſchlecht ſcheint nun einmal nicht dazu geeignet zu ſeyn, auf dieſer Erde je zu einem ſolchen friedfertigen Zuſtande zu gelangen, wo es ſich in Geſammtheit, oder in geſellſchaftlicher Vereinigung eines ungeſtörten Glücks freuen, und die gemeinſchaftlichen Güter des Lebens, die der allgütige Schöpfer mit ſo milder Hand über dieſe ganze Erde verbreitet hat, in Friede und Eintracht genießen könnte. Die Geſchichte wechſelt immer mit Auftritten, bei denen die Leidenſchaften der Menſchen nur ihr unſeliges Spiel treiben und nur ſelten die edlere Natur derſelben, die Vernunft und Sittlichkeit die Oberhand behält. Und in der That, wenn nicht die kleine Zahl der Edlen, die die Geſchichte aufſtellt, die als handelnde Perſonen darin auftreten, ſich durch einen edlen Charakter auszeichneten und dieſen ſelbſt in den gefährlichſten Situationen behaupteten — wenn nicht der Gedanke an die weit größere und nicht zu berechnende Anzahl dererjenigen, deren Namen zwar in der Geſchichte unbekannt geblieben ſind, weil ſie nicht auch auf jenem größern Schauplatze auftraten, aber darum nicht weniger auch im Verborgnen an ihrer Vollkommenheit arbeiteten und in ihrem kleinern Wirkungskreiße ſo Vieles zur Veredlung und Beglückung ihrer Nebenmenſchen wirkten: wenn dieſer uns nicht im Verfolg der Geſchichte der Menſchen vorſchwebte und die Wahrheit vom Fortſchreiten des menſchlichen Geiſtes (wär's auch nur in einzelnen Menſchen) zu immer höherer Vollkommenheit verbürgte: ſo gäbe es kein traurigeres Geſchäft für den ſittlich guten Menſchen, als ſich mit der Geſchichte der Menſchen, als des unaufhörlichen Kampfs ihrer Leidenſchaften, zu befaſſen, wo man bei dem periodiſchen Steigen und Fallen der Staaten zuletzt die Menſchheit ſelbſt aus den Augen verlieren würde.

Aber, theuerſten Leſer, jenen Geſichtspunkt laſſen Sie uns feſt halten, um ja nie den großen Glauben, die beruhigende Ueberzeugung von einer höhern moraliſchen Weltregierung und den ſchönen Glauben an die Menſchheit, an ihren moraliſchen Werth zu verlieren. Dies ſey uns der größte Gewinn, den wir aus der Geſchichte ſchöpfen, der um deſto wichtiger für uns iſt, weil er bei richtiger Anwendung mit unſerer eigenen Veredelung und Vervollkommnung unausbleiblich verbunden iſt.

Der ſo anhaltende Krieg, den die vormals blühenden Staaten Griechenlands nicht etwa um ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen eine fremde Macht zu vertheidigen, ſondern aus Eiferſucht unter ſich ſelbſt führten, um einander den Vorzug ſtreitig zu machen, war zwar nach acht und zwanzig traurigen Jahren beigelegt, aber mehr aus Nothwendigkeit, als aus wirklicher Neigung zum Frieden. Jetzt giengen nun der Nation die Augen auf; ſie fühlte ſich von dieſen innern gemeinſchaftlichen Unruhen und Anſtrengungen ſo erſchöpft, daß es dem Feinde des Vaterlands, dem Perſiſchen Monarchen jetzt ein leichtes geweſen wäre, Griechenland zu überwältigen, wenn nicht auch theils innere Unruhen, theils Kriege mit andern Nationen, ihn zu ſehr beſchäftigt und ſeine Aufmerkſamkeit von der griechiſchen Nation abgezogen hätte, von der er erwartete, daß ſie ſich unter ſich ſelbſt aufreiben würde.

Wirklich war auch das ſonſt ſo mächtige Athen, das ſeine Macht ſo weit ausgedehnt und ſeine Siege ſelbſt unter fernen Nationen verbreitet hatte, jetzt durch die Uebermacht Lacedämons ſo gedemüthigt, daß es kaum im Stande war, ſeine eignen Mauren und die ihm noch übrigen wenigen Beſitzungen zu behaupten. Viele der ſchönſten Diſtricte in Griechenland lagen jetzt verödet, ſo viele ihrer Städte lagen in der Aſche, ihre Einwohner waren verarmt und die Küſten, wo ſonſt der Handel blühte und Reichthum aus fernen Ländern einſtrömte, waren jetzt den Einfällen und Räubereien der Barbaren und Seeräuber blos gegeben. Die ſchöne Athenienſiſche Marine, die ſonſt das Schrecken der Seeräuber war und die Gewäſſer und Meere ſicherte, war jetzt kaum noch ein Schatten von dem, was ſie geweſen war. Das Volk in Athen, das zwar noch immer ſein voriges Anſehen und ſeinen Einfluß auf die Angekegenheiten Griechenlands nicht vergeſſen konnte, an die es durch die Bildſäulen und Trophäen ſeiner großen Mitbürger erinnert wurde, ließ ſich jetzt von ſeinen Obern am Gängelbande der Eitelkeit führen und von ſeinen Rednern bereden, als ſey es noch immer die große Nation, ob es ihr gleich an Kraft gebrach, dieſen Vorzug geltend zu machen. Zwar fehlte es ihm auch noch jetzt nicht an einigen Männern, die der Zeiten der Miltiadeſſe und Themiſtokleſſe würdig waren, den geſunkenen Geiſt ihrer Mitbürger erweckten und Heldenmuth in ihrer Bruſt entflammten. Konon, Iphikrates, Xenophon, Chabrias, Timotheus, Phocion waren in der That Männer, die ſich als die erſten unter den Feldherrn Griechenlands auszeichneten, durch ihre Tapferkeit und Klugheit den Ruhm des Athenienſiſchen Namens wieder eine Zeitlang herſtellten und ihrer Vaterſtadt von neuem Anſehen und Wichtigkeit verſchafften. Aber das Vaterland, das ihre Dienſte verkannte, ſchien ſolcher Helden nicht mehr werth zu ſeyn; einige von ihnen ſahen ſich ſogar genöthigt, ihre Dienſte dem Monarchen Perſiens in ſeinen auswärtigen Kriegen zu widmen.

men. Mit ihnen erloſch zugleich der vormalige Heldenruhm der Athenienſer; ihre nachherige Geſchichte ſtellt keinen wieder auf, der an die Reihe jener Männer von wirklich großem Charakter anſchließen könnte.

Mit der Macht Athens ſchien zugleich das Anſehen aller übrigen Staaten Griechenlands geſunken zu ſeyn; nur Lacedämon war der einzige Staat, zu deſſen ſcheinbarem Vortheil ſich jener Peloponneſiſche Krieg geendigt hatte. Dieſer behauptete jetzt eine Zeitlang die Oberherrſchaft Griechenlands, unter die ſich nach und nach die übrigen Staaten beugen mußten. Zu dieſer ausgezeichneten Macht und ſolchem ausgebreiteten Anſehen gelangte es beſonders unter ſeinem Anführer und Könige

Ageſilaus,

einem Manne, der alle Eigenſchaften eines groſſen Feldherrn, eines liebenswürdigen Fürſten und braven Mannes in ſeiner Perſon vereinigte. — Zwar ſtammte er aus einer der königlichen Familien ſten in Sparta ab; da aber ältere Verwandten von ihm nähere Anſprüche auf dieſe höchſte Würde im Staate hatten, und er allem Anſchein nach im Privatſtande leben ſollte: ſo genoß er mit den übrigen ſpartaniſchen Jünglingen die gleiche ſtrenge Diſciplin und Erziehung; lernte auf ſolche Art, ehe er andern gebieten konnte, ſelbſt gehorchen, gewöhnte ſich an ein herablaſſendes menſchenfreundliches Betragen und an eine ſehr gemäßigte und frugale Lebensweiſe, der er denn auch nachher, als er zur königlichen Würde gelangte, treu blieb und durch die er ſich die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen und die Liebe ſeiner Untergebnen verſchaffte.

Die Natur hatte ihm ein äußeres großes und vielverſprechendes Anſehen verſagt; er war klein von Perſon und mit dem einen Fuße lahm; aber ſein Geſicht blühte von Geſundheit, das Feuer ſeiner lebhaften Augen verrieth eine große Seele, und durch ſeinen Witz, durch ſeine leichte und frohe Laune wußte er ſchon in ſeiner Jugend jene körperlichen Fehler zu verdecken. Er ſelbſt ſcherzte und lachte in Geſellſchaft darüber, und ſein immer heiterer und froher Sinn machte ihn allen denen liebenswürdig, die ſeines Umgangs ſchon in ſeiner Jugend und noch ſpät im Alter, wo dieſer Frohſinn ihn auch nicht verließ, genoſſen.

Durch dieſe Gefälligkeit und Geſchmeidigkeit im Umgange gewann er auch da, als er zur königlichen Würde in Lacedämon erhoben war, die allgemeine Liebe des Volks und ſelbſt die Achtung und Zuneigung derer, die nächſt der königlichen, die höchſte obrigkeitliche Gewalt im Staate hatten, der Mitglieder des Raths der Alten und der Ephoren, die gleichſam der königlichen Regierung zur Seite geſetzt und von jeher derſelben entgegen waren. Auch dieſe wußte er ſich durch ſein höfliches und beſcheidenes Betragen zu Freunden zu machen, ſo, daß ſie ihm weit mehr bewilligten, als er je mit alle dem Anſehen und der Macht, die ihm ſeine königliche Würde gab, würde erhalten haben. So oft er in ihre Verſammlung eintrat, geſchah es mit Ehrerbietung, oder wenn ſie, die Ephoren, ſich ihm näherten, ſtand er jedesmal von ſeinem königlichen Stuhle vor ihnen auf, um die Würde ihres Amtes zu ehren. Jedem neuerwählten Mitgliede des Senats bezeigte er durch Ueberreichung eines Ehrengeſchenks, welches in einem Mantel und in einem Rinde beſtand, ſeine Achtung. Gegen ſeine Freunde bewieß er ſich ſtets wohlthätig und ſuchte ihnen auf alle Art zur Erreichung ihrer Abſichten und in Beförderung ihrer Plane behülflich zu ſeyn; ſogar dann, wenn auch ihre Abſichten nicht die gerechteſten waren; er konnte niemanden gern einen Freundſchaftsdienſt abſchlagen. Noch großmüthiger aber handelte er an ſeinen Feinden; bezeigte nicht nur bei ihren Unglücksfällen ſein Mitleid, ſondern war auch, wenn ſie ſich an ihn wendeten, bereitwillig, ihnen zu helfen.

Gleich bei dem Antritt ſeiner Regierung gieng die Nachricht ein, daß der König der Perſer ſich zum Kriege gegen Griechenland und insbeſondere gegen die Lacedämonier rüſte, um dieſen die Herrſchaft zur See, die ſie damals behaupteten, zu entreißen. Ageſilaus übernahm auf Bitten ſowohl des Volks als auch der verbünde bündeten Griechen das Kommando der Armee, und ſpielte ſogleich den Krieg, um ihn von Griechenland zu entfernen, nach Aſien, in die Provinzen des Perſiſchen Reichs, wo er mit einer ſolchen Geſchwindigkeit ankam, daß, noch ehe die Perſiſchen Gouverneurs ſeine Ankunft vermutheten, ſie ſchon genöthigt wurden, die Flucht vor ihm zu ergreifen. Tiſſaphernes, einer der erſten und mächtigſten perſiſchen Gouverneure, wurde von ihm ſo in die Enge getrieben, daß dieſer ſich einen Waffenſtillſtand erbitten und ſich gegen den Ageſilaus verpflichten mußte, ſich bei dem Perſiſchen Könige dahin zu verwenden, daß alle griechiſchen Städte in Aſien in Freiheit und Unabhängigkeit geſetzt werden ſollten. Dieſer Vertrag wurde von beyden Theilen feierlich beſchworen, und Ageſilaus ſtellte auch von Stund an mit heiligſter Treue alle Feindſeligkeiten ein; Tiſſaphernes aber, der nur durch dieſen Verzug erſt eine hinlängliche Macht zuſammen zu ziehen ſuchte, brach ihn bald nachher zuerſt wieder. Als Ageſilaus dies meineidige Verhalten des Perſers erfuhr, erklärte er: er habe ſchon viel dadurch gewonnen, daß Tiſſaphernes durch ſeinen Meineid ſich nicht nur die Menſchen, ſondern auch die Götter zu Feinden gemacht habe. Nun hoffe er deſto gewiſſer auf den Beiſtand der Götter, auf die Treue ſeiner Armee, die er durch dieſe gehaltene Treue geſtärkt habe, und auf die Anhänglichkeit aller rechtlichen Menſchen, die doch immer Treue und Glauben zu ſchätzen wüßten.

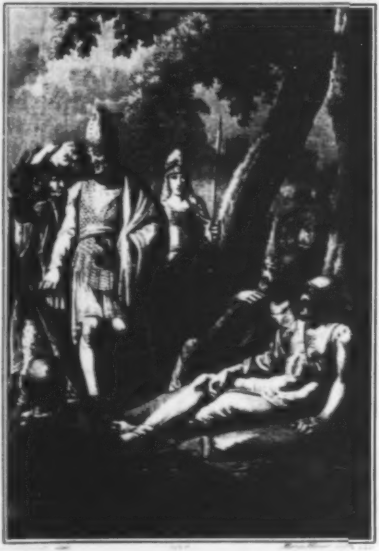
Ueberhaupt war **Ageſilaus** ein großer Verehrer der Religion; er beobachtete genau die Gebräuche, die die damalige öffentliche Gottesverehrung von jedem ihrer Verehrer forderte und ſuchte dieſen religiöſen Sinn auch bei ſeinen Untergebnen zu erhalten, ohne ſich jedoch von übertriebenen und abergläubiſchen Meinungen feſſeln zu laſſen. Selbſt bei ſeinen Feldzügen, wenn er ſich in einer Stadt oder in der Nähe eines geheiligten Orts befand, nahm er ſein Quartier am liebſten nahe an den Tempeln, um gleichſam die Gottheit zum Zeugen und Aufſeher ſeiner Handlungen zu nehmen und ſich in ihrer Gegenwart immer in den Grenzen der Pflicht zu erhalten; ſelbſt in feindlichen Ländern, und als Eroberer der Städte der Barbaren, ſchonte er jedesmal die Altäre und Oerter, die der Gottesverehrung gewidmet waren.

Bald darauf züchtigte er den Tiſſaphernes für ſeinen Meineid, indem er ihn durch verſtellte Märſche hintergieng, ihm die ſchönſten Provinzen und Städte wegnahm und ſeine Armee mit außerordentlicher Beute bereicherte; auch lieferte er ihm einige Treffen, in denen der Perſiſche Satrap jedesmal den Kürzern zog, deswegen in die Ungnade ſeines Monarchen fiel und ſeinen Kopf verlohr. Pharnabazus bekam ſeine Stelle. Aber auch dieſer vermochte nicht, der ſieggewohnten Armee des Ageſilaus Einhalt zu thun, die immer tiefer in Aſien eindrang. Er wünſchte daher eine friedliche Unterredung mit dem Spartaniſchen Könige, die ihm auch durch einen ihrer beyderſeitigen Gaſtfreunde in der Provinz, wo eben die Armeen ſtanden, ausgemittelt wurde.

Ageſilaus erſchien zuerſt mit den Seinigen an dem beſtimmten Orte unter freiem Him-

mel,

B. III. T. XXIV



Agesilaus and Pharnabazus.

mel, ſuchte eine ſchattigte Stelle, legte ſich auf gut Spartaniſch mit ſeinem Reitermantel unter den Schatten der Bäume in das daſelbſt ſtehende hohe Gras und erwartete hier den **Pharnabazus**. Dieſer kam bald darauf mit aller Aſiatiſchen Pracht an; ſeine Sclaven trugen die weichſten Polſter und koſtbare Teppiche vor ihm her und breiteten ſie auf die Erde. Als aber der Perſiſche General den Helden Griechenlands auf der Erde im Gras gelagert fand, ſchämte er ſich, einen beſſern Sitz als dieſer anzunehmen, ſchickte die Sclaven mit den Teppichen zurück und ließ ſich in ſeinem prächtigen mit Gold geſtickten Talar neben ihm nieder *). Durch dieſe Unterredung gewann er ſo viel vom **Ageſilaus**, daß dieſer ihm verſprach, ſeine Armee aus der Provinz zu ziehen, die zu dem Gouvernement des Satrapen gehörte.

Als ſich **Pharnabazus** nach dieſer Unterredung entfernte, trat ſein Sohn, der mit im

---

*) Siehe das 29ſte Kupfer

Gefolge des Vaters war, mit liebenswürdiger Freimüthigkeit zum Ageſilaus und ſprach mit holder lächelnder Miene: „König! ich ſchließe mit dir den heiligen Bund der Gaſtfreundſchaft!“ und überreichte ihm ſogleich, als Unterpfand, einen ſchönen Wurfſpieß, den er eben in der Hand trug. Ageſilaus wurde dadurch ſehr angenehm überraſcht. Er wünſchte ſich gleich etwas zur Hand zu haben, das er dem jungen liebenswürdigen Perſer zum Gegengeſchenk machen könnte; da hielt nicht weit von ihm einer ſeiner Begleiter und Adjutanten mit einem ſchöngeſchmückten Pferde; ſogleich ließ er das ſchöne Reitzeug abnehmen, ſchenkte es dem Jünglinge und verſicherte ihn ſeiner Freundſchaft; auch hatte er ſpäterhin Gelegenheit, ihm in Peloponnes thätige Beweiſe davon zu geben.

Ohngeachtet ſich Ageſilaus jetzt als Sieger in jenen Provinzen des Perſiſchen Reichs befand, wo Reichthum und Ueberfluß herrſchte und ihm die reichſte Beute zu Theil wurde: ſo lebte er gleichwohl auch hier wie auf Spartaniſchem Boden und blieb ſeiner mäßigen und ſtrengen Lebensart getreu, ohne die weibiſche Sitte und Weichlichkeit der Aſiaten anzunehmen. Seine Kleidung unterſchied ſich nicht von der des Geringſten ſeiner Soldaten; mit ihr trozte er jeder Witterung, ſchlief auf hartem Boden und ſeine liebſte Koſt, gegen die er alle Leckereien der Aſiatiſchen Tafeln verſchmähte, blieb die ſchwarze Spartaniſche Suppe. Es war in der That ein ſehr angenehmes Schauſpiel, in den Augen derer, die den Werth des Mannes zu ſchätzen wußten, zu ſehen, wie oft die Perſiſchen Satrapen, die ſonſt in ihrem Uebermuth keine Grenzen kannten, mit ihren koſtbaren, mit Gold und Purpur gewirkten, langſchleppenden Talaren, jezt dieſem kleinen, hinkenden Manne ihre Aufwartung machten, der ſie mit ſeinem ſchlechten Mantel von groben Tuch empfieng, ihnen Geſetze vorſchrieb, und überhaupt durch ſein groſes Genie über das Schickſal der damaligen Welt entſchied.

Ganz Kleinaſien, das vormals unter dem Druck der Perſiſchen Monarchen ſeufzte, war jezt befreit und die daſelbſt befindlichen griechiſchen Kolonien genoſſen durch die Vermittelung

des

des **Ageſilaus** wieder Freiheit und Ruhe: als dieſer Held den Plan entwarf, den damaligen Perſiſchen König **Artaxerxes** in der Hauptſtadt ſeines Landes ſelbſt anzugreifen und Griechenland nicht nur wegen der öftern Einfälle dieſer feindlichen Macht zu rächen, ſondern es auch für immer davon zu befreien. Schon zitterte **Artaxerxes** auf ſeinem königlichen Throne und es würde wahrſcheinlich dem Helden Griechenlands gelungen ſeyn, die Ehre der Ueberwindung dieſes ſtolzen Monarchen auf ſeine Nation zu bringen und ſo dem nachherigen Ueberwinder des Perſiſchen Reichs, dem **Alexander**, die Palme zu entreißen: wenn er nicht wider alles Erwarten im Laufe ſeiner Siege wäre aufgehalten worden.

Die Perſiſchen Gouverneure, die ihre Provinzen nicht mit den Waffen gegen den Helden Griechenlands zu vertheidigen getrauten, brachten es durch ihr Geld und durch Beſtechungen dahin, daß ſie den Adel der Griechiſchen Republiken von dem Lacedämoniſchen Bunde abzogen, und ſo mehrere Städte Griechenlands in ein neues Bündniß gegen Lacedämon verflechten.

Theben, Korinth und Argos waren vorzüglich die Häupter dieſes neuen Bundes gegen die Spartaner; auch mehrere andere Städte nahmen an demſelben Theil und ſo ergriff die Wuth der innern Empörung wieder ganz Griechenland.

Eben als Ageſilaus mit Ausführung ſeines großen Plans beſchäftigt war, kam der Geſandte von Lacedämon und überbrachte ihm von den Ephoren den Befehl, unverzüglich mit der Armee nach Hauſe zurückzukehren; denn das Vaterland befinde ſich in Gefahr.

Da ſchwanden mit einemmale alle die großen Hoffnungen und glänzendſten Erwartungen vor ſeinem Blick: aber auch nicht einen Augenblick bedachte ſich der Sieger von Kleinaſien, auch die ſchmeichelhafteſten Hoffnungen, die ihm ſo viele Ehre und Glück verſprachen, aufzugeben und ſeiner Pflicht zu folgen. Kaum hatte er die Skytale *) geöffnet und ihren Inhalt gele-

---

*) So hieß der geheime Brief, den die Lacedämonier an ihre Generäle ſchickten. Man bediente ſich dazu zwey runder

ſen, als er den Ueberbringer auf der Stelle mit der Antwort abfertigte: „Meine braven Soldaten haben ſich einen Theil Aſiens unterworfen und waren eben im Begriff, weiter in ihren Eroberungen fortzugehen; aber Sparta befiehlt, und ich gehe zurück. Man hat mir das Oberkommando der Armee nicht um meinetwillen, ſondern zum Wohl des Vaterlandes anvertraut; ich unterwerfe mich dem Geſetz und werde die Erwartung der Handhaber deſſelben zu erfüllen wiſſen; ich eile dem Vaterlande zu Hülfe und wünſchte wo möglich noch eher zu kommen, als dieſer Brief.

So

Stäbe von Holz von gleicher Dicke und Länge: davon wurde das eine dem kommandirenden General mitgegeben, das andere behielten die Ephoren zurück. Wollten ſie ihm nun geheime Depeſchen geben, ſo wickelten ſie einen ſchmalen Streif Pergament um den Stab, ſchrieben darauf und ſchickten dann den beſchriebenen Streif an den General, der ihn um ſeinen Stab wand, wo denn die Ränder genau an einander paßten, ſo daß nur er, aber ſonſt niemand, den Inhalt des Schreibens mit Leichtigkeit erfahren konnte.

So zog dieſer Held ſeine Pflicht dem glänzendſten Glück vor und hielt es für weit rühmlicher, den Geſetzen des Staats zu gehorchen, als der Sieger von ganz Aſien zu ſeyn. Ohne den geringſten Ausbruch von Unwillen kommandirte er die Armee zum Rückzuge und ſagte blos im Scherz zu ſeinen Freunden: „ſo ſchlägt mich Artaxerxes mit dreyßigtauſend Bogenſchützen aus Aſien:" womit er auf die perſiſche Geldmünze anſpielte, die das Gepräge eines Bogenſchützen führte und womit die Perſiſchen Satrapen die Redner und Dämagogen der griechiſchen Freiſtaaten beſtochen und zum Aufruhr gereizt hatten.

Mit der größten Eile ſetzte er ſeine Armee über den Helleſpont, ſo daß er auf dieſem Marſch, den vormals Xerxes in einem Jahre machte, kaum dreyßig Tage zubrachte; bahnte ſich mit dem Schwerde in der Hand den Weg durch die Länder von Thracien und Macedonien und lieferte beim Eingange in den Peloponnes bei Coronea den gegen ihn vereinigten Griechen eine Schlacht, die eine der mörderiſchten war, die je Griechen gegen einander geführt hatten; wobei er jedoch das Schlachtfeld behauptete und zum Denkmal ſeines Sieges daſelbſt eine Trophäe errichtete. Zwar hätte ihm dieſer Sieg bald ſein Leben gekoſtet; denn ſchon war er bedeckt mit Wunden, die er im Handgemenge empfangen hatte, zur Erde geſunken, als er von ſeiner Leibwache noch lebend den Feinden entriſſen und von ihr im Triumph in ſein Zelt getragen wurde. So ſchmerzhaft auch ihm ſeine Wunden waren, und ſo gerecht ſein Zorn: daß Griechen ihn von ſeinen ſo ſiegreichen Unternehmungen gegen den gemeinſchaftlichen Feind, den Perſiſchen König, durch ihre Eiferſucht zurückgezogen hatten: ſo bewieß er ſich doch ſehr ſchonend gegen die Ueberwundenen, beſonders gegen diejenigen, die ſich auf ihrer Flucht in den Tempel der Minerva geworfen oder ſonſtige geheiligte Freiſtätten geſucht hatten; auch als er nachher unter den Mauren Korinths den Feinden wieder ein neues Treffen lieferte, worin er die ganze feindliche Macht über den Haufen warf, und es in ſeiner Gewalt ſtand, ſich der Stadt Korinth zu bemächtigen, hielt er dies unter ſeiner Feldherrn-Würde und erklärte gegen diejenigen, die ihn dazu aufforderten: ſeine Abſicht ſey nicht, die edelſten Städte Griechenlands zu zerſtören und dadurch den Feinden des Vaterlands den Weg zur Eroberung deſſelben zu bahnen; ſondern um die Fehlenden zum Gehorſam zu zwingen; übrigens daure ihm das Schickſal Griechenlands, daß es ſich ſo durch ſeine Feinde habe hintergehen und in einen Krieg verwickeln laſſen, in dem ſo viele Tapfere geblieben wären, deren Anzahl hinreichend geweſen wäre, die Schmach Griechenlands auf immer an den Perſern zu rächen.

Bei ſeiner Zurückkunft in ſeine Vaterſtadt nach dieſem Siege wurde Ageſilaus als der Retter und Schutzgott daſelbſt empfangen; man erwieß ihm von Seiten der Bürgerſchaft alle die Achtung, die ein ſo ausgezeichnet verdienſtvoller Mann werth war; er genoß hier wieder die vorige Liebe und Anhänglichkeit des Volks, und dies um deſtomehr, da er unter ihnen wieder als ein ächter Spartaner erſchien und nicht, wie andre Feldherrn, während dem Aufenthalt in der Fremde, fremde Sitten angenommen hatte, ſondern ſo ganz den vaterländiſchen treu geblieben war; auch von der gemachten Beute das Wenigſte zu ſeinem Vortheil, ſondern faſt alles zum Beſten des Staats verwendete. Er blieb ſo ganz bei ſeiner gewohnten frugalen Lebensart, that nichts zur Verſchönerung ſeines Hauſes oder Vergrößerung ſeines Hofſtaates, ließ alles auf dem alten Fuße, ſelbſt die Thüre ſeines Hauſes, die das Anſehen hatte, als rührte ſie noch von dem erſten Stifter deſſelben vor vielen hundert Jahren her. Seine Gemahlin und erwachſene Tochter erhielten keinen Bedienten mehr als ſie zuvor hatten; auch in ihrer Equipage wurde nichts abgeändert. Selbſt bei feierlichen Aufzügen fuhr ſeine Tochter in einem gewöhnlichen Korbwagen, der nach der Geſtalt eines Bockhirſches geflochten war, wie andre Bürgerstöchter. Deſto zufriedener aber lebte er in dieſer prachtloſen Wohnung und ruhte hier eine Zeitlang im Schooſe ſeiner Familie von ſeinen mit vielen Wunden und Blut errungenen Siegen aus. Er war ein guter Gatte und beſonders ſehr zärtlicher Vater und Kinderfreund. So traf ihn einſt einer ſeiner Freunde eben unter ſeinen Kindern an, als dieſe noch klein waren, wie er ſich mit ihnen auf einem Steckenpferde im Kreiße herumtummelte. „Freund, ſagte er lächelnd zu ihm: ſage niemanden ein Wort davon, wie du mich hier gefunden haſt, bis du erſt ſelbſt Vater von Kindern ſeyn wirſt.“

So ſehr er hier ohne alle Anmaßung und Stolz unter ſeinen Landsleuten lebte: ſo war er gleichwohl gegen wahren Ruhm, den er ſich durch ſeine Verdienſte erworben, nicht gleichgültig. Er ſelbſt ſprach zwar von ſeinen großen Thaten mit philoſophiſcher Gleichgültigkeit, ohne zu prahlen: aber er mochte es auch nicht leiden, wenn man in einem großen Tone von Andern ſprach. Wenn man daher von der Macht des großen Königs (wie man den perſiſchen Monarchen gewöhnlich, ſelbſt zu Sparta nannte) in ſeiner Gegenwart redete, ſagte er: ich wüßte nicht, warum dieſer König größer ſeyn ſollte als ich, er müßte mich denn durch Verſtand und Tugend übertreffen. — Auch traf es daher ein gewiſſer Arzt, **Menekrates**, unrecht bei ihm, der eitel genug war, den Zunahmen Jupiter *), den ihm ſeine glücklich kurirten Patienten aus Schmeichelei beigelegt hatten, anzunehmen, und einſt einen Brief an den Helden von Sparta ſchrieb mit der Ueberſchrift: Menekrates Jupiter wünſcht dem König Ageſilaus Glück. **Ageſilaus** ſchrieb ihm darauf zur Antwort weiter nichts, als: der König Ageſilaus wünſcht dem Menekrates Verſtand.

Ageſilaus konnte es den Thebanern beſonders nicht vergeſſen, daß ſie ihn im Laufe ſeiner Siege aufgehalten und durch ihr Bündniß mit den Griechen zur Rückkehr bewogen hatten, eben da er mit ſeiner ſiegreichen Armee auf dem Wege war, in das Herz der Perſiſchen Staaten einzudringen. Er ließ ihnen daher bei jeder Gelegenheit ſeine Empfindlichkeit merken. Als nach Verlauf einiger Zeit der Spartaniſche Feldherr **Phöbidas**, bei einem Feldzuge nach Thracien, die ſchändliche Ungerechtigrechtigkeit begieng, die Burg von Theben, Kadmea, mitten im Frieden in Beſitz zu nehmen *), wodurch ganz Griechenland empört und ſelbſt der Spartaniſche Rath bewogen wurde, eine ſtrenge Unterſuchung darüber anzuſtellen und den Phöbidas zur Beſtrafung zu ziehen: war Ageſilaus der einzige, der ſich ſeiner öffentlich gegen die Thebaner und ſeine Ankläger annahm und dadurch den Verdacht beſtärkte, daß er eigentlich den Plan zu jenem Unternehmen angelegt, welchen Phöbidas ausgeführt habe. — Hier verleitete ihn ſeine Leidenſchaft, ganz gegen ſeine Grundſätze zu behaupten: Phöbidas habe dabei zum Vortheil Lacedämons gehandelt, und in dieſem Fall habe er nicht erſt nöthig gehabt, beſondre Befehle dazu einzuholen. — So ſehr vergaß ſich hier dieſer große Mann, der doch ſonſt die wahre Größe nur nach dem Maaßſtabe der Gerechtigkeit beſtimmte und mehrmals behauptete: unter allen Tugenden ſey die Gerechtigkeit die erſte und der Tapferkeit weit vorzu-

---

*) Den Nahmen einer Gottheit.

---

*) Siehe unten im Leben des Pelopidas und Epaminondas.

vorzuziehen, die ohne jene gar keinen Werth habe; ja man würde dieſe, die Tapferkeit, ganz entbehren können, wenn alle Menſchen gerecht wären.

Doch eben durch dieſes Verſehen, und durch dieſe eiferſüchtige Leidenſchaft, durch welche er den Zorn der Thebaner reizte, weckte er, wider ſeinen Willen, den Geiſt jener Helden von Theben, und zog dadurch ſeinem Vaterlande beinahe den gänzlichen Untergang zu. Die Thebaner, unter der Anführung des Epaminondas, zogen nun gegen die Spartaner zu Felde, und erfochten beſonders bei Leuktra einen der herrlichſten und glänzendſten Siege über die bisher für unüberwindlich gehaltene Armee der Spartaner *). Ageſilaus wurde damals durch Altersſchwäche und Krankheit gehindert, bei dieſer Schlacht zugegen zu ſeyn: um deſtomehr war er Zeuge von der Beſtürzung und dem Unmuth, den die Nachricht von dieſer ſchimpflichen Niederlage in Sparta erregte.

---

*) Siehe nachher im Leben des Epaminondas.

regte. Nach den Geſetzen Lykurgs hatte jeder flüchtige Spartaner alle bürgerliche Achtung verlohren, durfte ſich nicht anders als mit halbgeſchornem Barte und zerrißnem Kleide ſehen laſſen; war jeder Beleidigung und verächtlichen Behandlung der Bürger ausgeſetzt, von allen öffentlichen Aemtern, ſelbſt von ehelichen Verbindungen mit rechtlichen Bürgerstöchtern ausgeſchloſſen und für infam erklärt. — Dieſe Strafe würde jetzt einen ſehr großen Theil der Bürger, davon die mehrſten aus den angeſehenſten Familien waren, getroffen, vielleicht eine Empörung bewirkt, oder doch dem Staate eine Menge Bürger entzogen haben, deren er doch jetzt zu ſeiner Vertheidigung ſo ſehr nöthig hatte. In dieſer Verlegenheit wurde Ageſilaus aufgefordert, für die Gegenwart das Amt eines Geſetzgebers zu übernehmen und zu beſtimmen, wie es hierin gehalten werden ſollte. Da erklärte der kluge Mann in öffentlicher Verſammlung: für heute mögen einmal die Geſetze ſchlafen; aber morgen ſollen ſie wieder ihre volle Gültigkeit haben. Durch dieſen Kunſtgriff erhielt er, ohne das Anſehen der Geſetze zu ſchwächen, dem Vaterlande eine Menge Bürger, die, wenn er ſie ehrlos gemacht hätte, für den Staat verlohren geweſen wären.

Indeß zog das fürchterliche Gewitter immer näher; Epaminondas zog mit ſeiner Armee in Lakonien ein und machte Anſtalt, das ſtolze Sparta mit Einemmale zu demüthigen. Die Erſcheinung eines feindlichen Heeres in ihrem Gebiet war ſeit der Gründung ihres Staats die erſte und daher äußerſt unerwartet; noch nie hatte ſich ein Feind an die Ufer des Eurotas gewagt; noch nie hatten die Frauen von Sparta den Rauch eines feindlichen Lagers geſehen: deſto unſinniger waren ſie jetzt bei Erblickung der Wachtfeuer auf den nahen Bergen, lieſen wüthend in der Stadt umher und verbreiteten überall Furcht und Schrecken. Da die Stadt ohne Mauren war und ihre einzige Vertheidigung von der Tapferkeit ihrer Bewohner abhieng, dieſe aber noch von der kurz zuvor erlittnen Niederlage muthlos waren, gab man ſchon die Hoffnung auf, daß ſie ſich gegen den Angriff ſo mächtiger Feinde halten würde;

nur Ageſilaus ließ den Muth nicht ſinken: und in der That war er auch der Einzige, dem Sparta ſeine Erhaltung zu verdanken hatte. Er vertheilte die Beſatzung mit der größten Vorſicht auf den feſteſten Plätzen um die Stadt, vermied mit Vorſicht jedes Treffen, richtete durch die Gegenwart ſeines Geiſtes den geſunkenen Muth der Bürgerſchaft auf, und unterdrückte durch ſeine Klugheit die hier und da aufklimmenden Funken der Zwietracht und Meuterei. So hatten unter andern zweyhundert übelgeſinnte Bürger ſich zuſammen gerottet und eine gewiſſe Anhöhe bei der Stadt, der mit Gewalt nicht wohl beizukommen war, beſetzt; kaum bemerkte dies Ageſilaus und die Folgen, die aus dieſer Abtrünnigkeit entſpringen würden: als er ſich ſogleich in Begleitung eines einzigen Bedienten blos im Mantel dahin begab und ihnen mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit, die er immer als Feldherr zeigte, zurief: „ſie hätten wahrſcheinlich ſeinen Befehl unrecht verſtanden; nicht hieher — ſondern dorthin — auf jene Anhöhe, (auf die er hinwieß,) habe er ſie kommandirt" — und augenblicklich giengen ſie von einander zu dem ihnen angewieſenen Poſten.

Epaminondas hob einige Zeit nachher die Belagerung der Stadt auf und begnügte ſich, die Spartaner ſo gedemüthigt und ihre umliegenden Beſitzungen verheert zu haben. Auch ließ er zuvor die von den Spartanern verheerte Stadt Meſſene wieder aufbauen, ſetzte die vertriebenen Einwohner wieder in den Beſitz derſelben und ihre ehemaligen Ländereien, und gab ihnen, um ſich in Zukunft gegen ihre unverſöhnlichen Feinde, die Spartaner, halten zu können, eine thebaniſche Beſatzung. **Ageſilaus** konnte ſelbſt dieſem großen Manne ſeine Bewunderung nicht verſagen, und rief, als er ihn einſt vor der Spitze ſeines Phalanx, des Kerns der Armee, einherziehen ſah, in einer Art von Erſtaunen aus: „Hah! Welch ein bewunderungswürdiger und unternehmender Mann!“

Jetzt, nachdem das Vaterland wieder gerettet war, hätte **Ageſilaus** wohl nach ſo vielen Strapatzen und Beſchwerden des Lebens und bei ſeinem zunehmenden Alter auf den Genuß der Ruhe, die er dem Vaterlande geſchenkt hatte, denken können: er hatte auch wirklich in einem Feldzuge gegen die Arkadier ſeinem Sohne Archidamus an ſeiner Statt die Anführung der Truppen übertragen und da die Freude erlebt, den aus der Schlacht als Sieger zurückkehrenden Sohn unter dem lauten Zujauchzen des Volks zu umarmen. Aber ſein thätiger Geiſt und ſeine Ruhmſucht, die die ſtärkſte unter ſeinen Leidenſchaften war, ließ ihn auf ſeinen wohlverdienten Lorbeern auch im Alter nicht ruhen; es verdroß ihn, ſeinen Ruhm durch die großen Thaten eines Epaminondas verdunkelt zu ſehen, und der Gedanke eines unrühmlichen Todes war ihm unerträglich. Dies, und zugleich der alte Haß, den er gegen den Perſiſchen Deſpoten hegte, bewog ihn, den Antrag des damaligen Königes von Egypten, Taches, der ſich ihm zum Generaliſſimus ſeiner Armee erbat, anzunehmen, und deſſen Thron an der Spitze ſeiner Armee von der Abhängigkeit des Königs von Perſien zu befreien.

So trat alſo dieſer Mann, der für den größten und angeſehenſten in Griechenland galt und ſeinen Ruhm durch alle damals bekannte länder verbreitet hatte, noch in ſeinen achtziger Jahren mit einem Körper von Narben überſäet und vom Alter entkräftet, in die Dienſte eines Ausländers, in fremden Sold, um einem Vaſallen des großen Königs beizuſtehen, der vormals vor ihm gezittert hatte. — Bei ſeiner Ankunft in Egypten begaben ſich auf Befehl des Königs die vornehmſten Staatsdiener am Bord ſeines Schiffes, um ihm die Aufwartung zu machen. Als er ans Ufer ausgeſtiegen war, drängten ſich auch die übrigen Egyptier in großer Menge hinzu, begierig, den Mann zu ſehen, der die Welt mit dem Ruhm ſeiner Thaten erfüllt hatte: ſie glaubten nichts Geringeres, als in ſeiner Perſon einen zweyten Herkules [illegible] ſehen, oder Zeuge eines ſehr glänzenden Aufzugs zu werden, wie ſie an ihren Königen zu ſehen gewohnt waren: aber wie ſahen ſie ſich in ihrer Erwartung getäuſcht, als ſie ſtatt deſſen einen kleinen, hinkenden, abgelebten und in grobes Tuch gehüllten Greis erblickten, der ſich am

Ufer ins Gras hingelagert hatte: da konnten ſich viele nicht enthalten über ihn zu ſpötteln und die Fabel vom ſchwangern Berge, der eine Maus gebiert, in Erinnerung zu bringen. Noch mehr wunderten ſie ſich, als ſie bemerkten, daß er von den ihm dargebotenen Gaſtgeſchenken und Erfriſchungen gerade das Geringſte und Einfachſte annahm, und alle die köſtlichſten Leckereien, Backwerk und Salben unter ſeine Sclaven vertheilen ließ.

Daß eine Nation, die an ſclaviſche Unterwürfigkeit gewöhnt war, in ihm den König eines freien Volks und den großen Mann verkannte, ärgerte den Helden von Sparta weiter nicht; aber daß auch der König Taches ihm nicht die gebührende Achtung erwieß, nicht dem gethanen Verſprechen gemäß, das Oberkommando der Armee anvertraute, ſondern es vielmehr für ſich behielt und ihm nur das Kommando der fremden Truppen übergab; das kränkte ſeine große Seele: und dies bewog ihn, bei einer bald darauf erfolgten Empörung, die der Neffe des Königs, Nectanebis, gegen ihn erregte, daß er ſich auf die Seite des letztern ſchlug, dieſem auch wirklich die Krone verſchaffte und ihn gegen die Angriffe ſeiner Feinde durch ſeine Tapferkeit in dem Beſitz derſelben ſicherte.

Ageſilaus, der ſich dadurch die Dankbarkeit und Liebe des Nectanebis im hohen Grade erworben hatte, kehrte jetzt wieder, da ihn das Vaterland zurückrief, aus Aegypten mit reichen Geſchenken und einer ſehr großen Summe Geldes, zurück. Unterweges aber wurde er von einem Sturm nach Lybien verſchlagen und landete an einem wüſten Orte, Namens Menelaushafen. Hier überfiel ihn eine Krankheit, der er in dem vier und achtzigſten Jahre ſeines Lebens und im zwey und vierzigſten ſeiner Regierung unterlag. Seine Freunde goſſen in Ermangelung des Honigs, Wachs über ſeinen Leichnam und brachten ihn ſo nach Lacedämon in die Gruft ſeiner Väter.

Pelopidas und Epaminondas.

Theben, die Vaterſtadt dieſer beyden merkwürdigen Männer, die Hauptſtadt von Böotien, hatte bisher unter den Staaten Griechenlands eben keine ſo gar anſehnliche Rolle geſpielt. Innere Unruhen hinderten dieſe Republik lange Zeit am kräftigen Emporkommen; machten ſie von ihren Nachbarn abhängig, unter denen ſie Beſchützer ſuchen mußte, und als ſie bei der allgemeinen Zerrüttung Griechenlands ſich auf die Seite der Spartaner ſchlug, hätte ſie beinahe durch den Uebermuth, den dieſer jetzt alleinherrſchende Staat ſelbſt gegen ſeine Verbündeten in Griechenland ausübte, ihre Freiheit verlohren, wäre ſie nicht durch dieſe beyden ihrer trefflichſten Mitbürger aus ihrer bisherigen Schlafſucht erweckt und aus ihrer Dunkelheit hervor gezogen worden. Durch dieſe erhob ſie ſich zu einer ſo bewunderungswürdigen Größe, daß ſie eine Zeitlang die erſte Macht von Griechenland wurde, die ſelbſt dem ſtolzen Sparta Geſetze vorſchrieb und die Streitigkeiten der Könige ſchlichtete: aber dies ihr Anſehen erhielt ſie nur durch das Leben dieſer beyden Feldherrn; bald nach ihrem Tode verſchwand daſſelbe wieder.

Pelopidas und Epaminondas, dieſe beyden Retter des Vaterlands, lebten von ihrer erſten Jugend an in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen, ſtrebten mit einander nach einem gleichen Ziel und erreichten daſſelbe, ohne daß je dieſer ſchöne Verein getrennt wurde, weil beyde nur von reiner Liebe fürs Vaterland beſeelt, nur von dem Eifer für das Wohl deſſelben belebt, aber von keiner niedern Leidenſchaft des Ehrgeitzes und Eigennutzes beherrſcht wurden. Beyde waren aus ſehr angeſehenen Familien; nur Pelopidas hatte den Vorzug, daß er zugleich durch ſeine Geburt in den Beſitz ſehr großer Reichthümer gekommen war, indeß Epaminondas außer dem guten Ruhm ſeines Hauſes kein väterliches Erbe beſaß. Aber dieſen Mangel wußte er dadurch zu erſetzen, daß er ſich mit deſto mehr Fleiß ſchon frühe auf die Wiſſenſchaften legte und ſich ſolche Kenntniſſe, Geſchicklichkeit und Tugenden erwarb, bei denen er jene glänzenden Güter leicht entbehren konnte. Außer dem, daß er ſeinem Körper durch gymnaſtiſche Uebungen Gewandtheit und Stärke verſchaffte und ſich die damals ſo empfehlenden Vorzüge in der Ton- und Tanzkunſt eigen machte, verwendete er ſeinen vorzüglichſten Fleiß auf Ausbildung ſeines Verſtandes, wobei er vorzüglich den Unterricht eines damals berühmten Pythagoräiſchen Weltweiſen, Lyſis, benutzte. An dieſen ſeinem Lehrer, ſo ſtreng auch dieſer in ſeinen Grundſätzen und in ſeinem Betragen war, hieng er mit ſolcher Liebe, daß er lieber auf andere jugendliche Vergnügungen Verzicht that, um nur ſeinen belehrenden Umgang zu genießen; daher er auch bald alle ſeine Mitſchüler in den Wiſſenſchaften weit hinter ſich ließ und ſich ſchon damals als den künftigen großen und unübertrefflichen Mann zeigte.

Doch auch Pelopidas ließ ſich durch ſeine Reichthümer auf dieſem Wege der wahren Ehre nicht aufhalten, vielmehr machte er von denſelben einen ſehr weiſen und guten Gebrauch. Er unterſtützte durch dieſelben junge Leute, denen es an Mitteln fehlte ſich empor zu helfen, und weckte dadurch manches Genie und manche edle Kraft; ja er trieb dieſe ſeine Freigebigkeit bis zur Verſchwendung. Als einer ſeiner Freunde ihm einsmals darüber Vorſtellungen machte und den Beſitz der Güter für eine nothwendige Sache erklärte, wieß er auf einen in der Nähe befindlichen blinden und gebrechlichen Mann und ſagte: „für dieſen da mögen ſie wohl nothwendig und unentbehrlich ſeyn.“ Gern hätte er auch den Epaminondas mit einem Theil ſeines Vermögens unterſtützt, wenn dieſer nicht mit edlem Stolze, doch immer mit Beſcheidenheit, ſeine großmüthigen Anerbietungen abgelehnt hätte.

Dieſe beyden edlen Jünglinge, die ſich ſo dem Dienſte des Vaterlandes ſchon frühe widmeten, wurden auch bald durch gemeinſchaftliche Gefahr noch mehr mit einander vereint. In dem Treffen bei Mantinea, wo ſie unter den Hülfstruppen der Lacedämonier gegen die Athenienſer fochten, ſtanden beyde unter dem ſchwerbewaffneten Fußvolke auf dem Flügel der ſpartaniſchen Armee, der anfangs zum Weichen gebracht wurde; ſchon ergriffen die mehreſten die Flucht, aber dieſe beyden jungen Kämpfer ſchloſſen ſich dicht an einander an und vertheidigten ſich gegen den eindringenden Feind. Da ſank Pelopidas, von ſieben Wunden entkräftet, über einen Haufen Erſchlagner nieder; Epaminondas, der ihn für todt hielt, wollte ſich nicht von dem geliebten Freunde trennen, vertheidigte ſeinen Körper gegen eine Menge Feinde mit unglaublichem Muth, feſt entſchloſſen, eher zu ſterben, als den Leichnam des Pelopidas in den Händen der Feinde zu laſſen. Schon war auch er in der Bruſt und am Arme verwundet worden und ſchien ein gleiches Schickſal mit ſeinem Freunde zu haben, als noch zu rechter Zeit der König der Spartaner von dem andern Flügel zu Hülfe kam, die Feinde auseinander trieb, und ſo das Leben dieſer beyden wider alle Erwartung rettete.

Als nachher bei der Uebermacht, welche die Lacedämonier in Griechenland erhalten hatten, mehrere Staaten durch den Druck derſelben zum Unwillen gereizt wurden, hatte beſonders auch Theben Urſach, ſich über die Ungerechtigkeit derſelben zu beſchweren. Phöbidas, ein ſpartaniſcher General, der an der Spitze einiger Truppen durch Böotien zog, um ſie ſeinem Bruder bei der Belagerung von Olynth zuzuführen, hatte jetzt ſein Lager unter den Mauren von Theben, dieſer Bundesſtadt der Lacedämonier, aufgeſchlagen, als dieſe eben in zwey Factionen getheilt war, welche einander die Herrſchaft ſtreitig machten. Leontidas, das Haupt der einen Parthei, welche die Freiheit der Bürger mehr einſchränken wollte, für deren Rechte ſich auf der andern Seite Jſmenias verwendete, benutzte die Gelegenheit, ſeiner Parthei durch Hülfe der Spartaner die Oberherrſchaft zu verſchaffen, und Phöbidas ließ ſich auch zu ſeinen Abſichten bereit finden. Eines Tages, als die Thebaner ganz ſorglos und im Vertrauen auf die Treue ihrer Bundesgenoſſen die Waffen abgelegt hatten, um deſto anſtändiger ein Feſt der Ceres zu feiern, öffnete Leontidas dem Spartaniſchen General die Thore, der nun mit gewaffneter Hand eindrang.

drang, ſich des Schloſſes von Theben (Kadmea) bemächtigte, das Haupt der Volksparthei, Iſmenias, nebſt mehrern ſeiner Anhänger in Feſſeln legte, und die übrigen, die nicht freiwillig die Flucht ergriffen hätten, aus der Stadt verbannte.

Dieſe ſo ganz widerrechtliche Beſitznahme Thebens und die bald nachher erfolgte Hinrichtung des Iſmenias, erregte den Unwillen aller übrigen Staaten Griechenlands, die ohnehin über die überhandnehmende Tyrannei Lacedämons eiferſüchtig waren; dieſes bewog Sparta, wenigſtens den Schein anzunehmen, als ob es dieſe That mißbillige; man nahm dem Phöbidas das Kommando der Armee, verdammte ihn zu einer Geldſtrafe, behielt aber nichts deſto weniger Kadmea in Beſitz und behandelte Theben als eine eroberte Stadt.

Bei der jetzt unterdrückten Volksparthei befanden ſich auch Pelopidas und Epaminondas; erſterer hatte als ein Geächteter die Flucht ergriffen und ſich mit mehrern ſeiner Anhänger nach Athen gewendet. Epaminondas aber, als ein Mann ohne Rang und Vermögen, der ſich mehr den Wiſſenſchaften widmete und dem man daher keine großen Unternehmungen zutraute, blieb in Theben zurück.

Auch in Athen wurden die verbannten Thebaner von ihren Feinden verfolgt; man ſchickte Meuchelmörder dahin ab, um ſie zu ermorden, und Sparta verlangte in einem ſehr übermüthigen Schreiben von Athen, die Verbannten aus der Stadt zu jagen. Aber die Athenienſer handelten großmüthig, und gewährten den Unglücklichen Sicherheit und Schutz, ohne auf die Drohungen der Spartaner zu achten.

Jetzt faßte nun Pelopidas den Entſchluß, ſein Vaterland von dieſer ſchimpflichen Tyrannei zu befreien, ſtellte öfters Zuſammenkünfte mit den Verbannten in Athen an, theilte dieſen ſeinen Plan mit und beſeelte durch ſeine Beredſamkeit ſie mit gleichem Eifer, Alles für das Vaterland und die Freiheit zu wagen. Auch ſuchte er heimlich den Epaminondas mit in dieſe Verſchwörung zu ziehen, der aber nach ſeinen Grundſätzen das Vergießen des Bürgerbluts verabſcheute und weniger gewaltſame Mittel zur Rettung des Vaterlandes in Vorſchlag brachte; es übrigens unter der Hand nicht fehlen ließ, den Geiſt ſeiner jungen Landsleute zu wecken, und ſie bei ihren gymnaſtiſchen Uebungen, wo ſie oft mit den Spartanern kämpften, mit ihren Kräften und ihrer überlegnen Stärke bekannt zu machen.

Indeß gelang es den Verſchwornen, mehrere angeſehene Bürger von Theben für ihr Unternehmen geneigt zu machen. Charon, einer der wichtigſten unter ihnen, ein Mann von Muth und Entſchloſſenheit, erbot ſich, ſie heimlich in ſein Haus aufzunehmen; ein Anderer, Namens Philidas, der viel Verſchlagenheit und Gewandtheit beſaß, wußte ſich bei dem damaligen Oberbefehlshaber in Theben, Archias, ſo in Gunſt zu ſetzen, daß er ihn zu ſeinem geheimen Schreiber machte und ſein ganzes Zutrauen henkte.

Jetzt verſammleten ſich die ſämmtlichen Verbannten von Athen mit ihren Waffen in einer kleinen Stadt nahe an der Böotiſchen Grenze, um da ihre Maaßregeln zu Ausführung ihres Entſchluſſes zu nehmen. Man wurde einig, daß zuerſt Zwölfe der Jüngſten und Muthigſten unter ihnen ſich in die Stadt hinein wagen ſollten: und Pelopidas war der erſte, der ſich zu dieſem Wagſtück verſtand und an der Spitze der übrigen den gefahrvollen Weg betrat. Sie hatten ſich als Jäger gekleidet, mit Hunden und Jagdgeräthen verſehen und ſo kamen ſie mit untergehender Sonne vor Theben an; hier trennten ſie ſich, und giengen in einzelnen Truppen unerkannt durch die Thore der Stadt; außer der Abenddämmerung wurde ihr Einzug auch noch durch einen entſtandenen heftigen Sturm mit Schneegeſtöber begünſtigt, der die meiſten Einwohner in ihre Häuſer geſcheucht hatte, und ſo kamen ſie unbemerkt noch vor Nachts in dem Hauſe Charons an, wo ſchon ſechs und dreyßig Verbundene aus der Stadt ſie in Empfang nahmen.

An dieſem Abende hatte Philidas, der an dieſer Verſchwörung den thätigſten Antheil nahm, ein Gaſtmahl veranſtaltet, bei dem ſich Archias und mehrere von ſeiner Parthie befanden und wo er es an nichts fehlen ließ, um die Geſellſchaft in dem freudigſten Taumel der Sinne ſo lange zu erhalten, bis das Ungewitter über ſie losbrechen würde; gleichwohl bei aller Vorſicht, die er dabei anwendete, um ſie in Unwiſſenheit der drohenden Gefahr zu erhalten, wurde dem Archias die Nachricht gebracht: es hielten ſich einige Verbannte in der Stadt und namentlich im Hauſe Charons verſteckt auf. Philidas ſuchte dieſe Anzeige für ganz unzuverläſſig zu erklären und das Geſpräch davon abzuleiten; Archias aber ſchickte dennoch einen Bedienten an den Charon, mit dem Befehl, ſogleich zu ihm zu kommen.

Eben war Pelopidas und ſeine Verbundenen im Begriff, die Waffen anzulegen, als auf einmal an die Thür geklopft wurde. Einer aus dem Hauſe lief dahin, hörte von dem Bedienten den Befehl ſeines Herrn und trat äußerſt beſtürzt mit dieſer Nachricht in die Verſammlung ein. Alle glaubten ſich nun verrathen und auf ſo unrühmliche Art verlohren. Charon, der ſonſt ſo muthige und beherzte Mann, war bei dieſem unerwarteten Auftritt am meiſten betreten, nicht ſowohl wegen der Gefahr, in der er ſich mit den Uebrigen befand, als vielmehr aus Beſorgniß, man möchte ihn in den Verdacht der Verrätherey an ſo vielen braven Bürgern ziehen. Ehe er daher den Weg zum Archias antrat, gieng er auf das Zimmer ſeiner Gemahlin, hohlte ſeinen einzigen funfzehnjährigen ſchöngebildeten Sohn und ſtellte ihn der Verſammlung vor: „Hier, ſprach er, Freunde! iſt mein einziger und mir ſehr theurer Sohn. Ihn übergebe ich euch hier und beſchwöre euch bei Gott — wenn ich je euer Vertrauen hintergehe und verrätheriſch an euch handele: ſo ſtoßt ihn augenblicklich nieder und ſtraft ihn für das Verbrechen des Vaters. Aber ich werde ihn auch in dem Fall wieder von euren Händen fordern, wenn ihr euch nicht als Männer haltet, für Vaterland und Freiheit muthig kämpft und euch an unſern gemeinſchaftlichen Feinden rächt!“

Gerührt von der Seelengröße und dem Edelmuth dieſes Mannes, vereinigte Pelopidas mit den übrigen Verſchwornen ſeine Bitte an Charon: er möchte ſie ja nicht eines ſo unwürdigen Verdachts fähig halten; ſie ſetzten nicht den mindeſten Zweifel in ſeine Treue und bedürften eines ſolchen Bürgen nicht; er ſolle vielmehr ſeinen Sohn ſo geſchwind als möglich aus dem Hauſe entfernen und in Sicherheit bringen, um ihn nicht gleicher Gefahr mit ihnen auszuſetzen, ſondern, im Fall ſie unglücklich ſeyn ſollten, an ihm einen künftigen edlen Rächer ihnen und dem Vaterland aufzubewahren.

„Nein; erwiederte der edle Charon: er ſoll hier bleiben und kein anderes Schickſal haben als wir; er ſtehe oder falle mit uns; nur falle er nicht in die Gewalt der Feinde! Wie kann er beſſer leben, als mit uns, wie rühmlicher ſterben, als in Geſellſchaft ſeines Vaters und ſolcher edlen Freunde? Und du mein Sohn, (mit dieſen Worten legte er die Hand auf den Kopf des Knaben, der indeß an der Seite des Pelopidas ganz unbefangen mit dem Seitengemehr deſſelben ſpielte) bewieſe als Jüngling den Muth eines Mannes, da dich das Schickſal frühe dazu auffordert. Kämpfe mit ſo vielen trefflichen Bürgern für die Sache der Tugend und Freiheit. Faſſet Muth mit mir; Gott iſt auf der Seite der Gerechten!“ *)

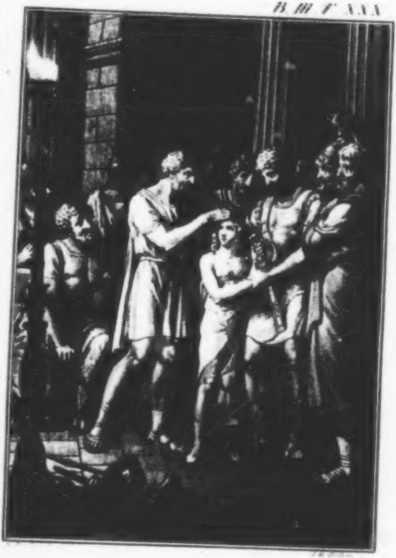
Als er mit dieſen Worten ſeinen Sohn zum Dienſte des Vaterlandes eingeweiht hatte, gab er ihn in die Hände des Pelopidas. Die ganze Verſammlung der Helden ſtand gerührt, mit Thränen in den Augen. Nur Charon, ohne eine Thräne zu vergießen, verweilte noch einige Augenblicke in dem ſchweigenden Kreiße, reichte dann einem nach dem andern die Hand, ſprach ihm Muth ein, drückte noch einmal ſeinen Sohn an das Herz und verließ das Zimmer. — Noch that er ein kurzes Gebet zu Gott und gieng ſo geſtärkt aus ſeinem Hauſe zum Regenten der Stadt.

Gleich

---

*) Siehe das 7te Kapitel.

B. III. C. XXX.



Charinus giebt seinen Sohn in
die Hände des Philosophen

Gleich beim Eintritte ins Haus kam ihm Archias voller Unruhe entgegen und ſetzte ihn durch die Frage: ob er nichts davon wiſſe, daß einige Verbannte ſich in der Stadt befänden? in nicht geringe Verlegenheit; doch faßte er bald wieder Muth, als er bemerkte, daß die Anzeige von keinem, der um die Verſchwörung wußte, herrühre, und wußte mit ſo feſten und ruhigen Ton den Archias wegen ſeiner Beſorgniſſe zu beruhigen, unter dem Verſprechen: eine genaue Unterſuchung deswegen anzuſtellen: daß dieſer ſich durch den dazukommenden Philidas leicht bereden ließ, wieder in den Saal zurück zu kehren und bei vollen Gläſern jede Sorge zu vergeſſen.

So glücklich jetzt Charon dieſe Klippe umſchifft hatte: ſo wäre ihr gemeinſchaftliches Unternehmen bald wieder an einer andern geſcheitert; denn eben jetzt, als Archias mit der Geſellſchaft ſich dem ausſchweifendſten Vergnügen der Tafel überließ, trat ein Bothe von Athen ein, der ihm einen Brief von dem dortigen Oberprieſter gleiches Namens, ſeinem Bekannten und Gaſtfreunde überreichte, mit der Bitte, ihn ſogleich zu erbrechen, weil er von ſehr wichtigem Inhalt ſey. Wirklich war in dieſem Briefe, wie ſich nachher fand, eine genaue Nachricht von der Entweichung der Verbannten aus Athen und ihren getroffnen Maaßregeln enthalten: zum Glück aber war Archias ſchon zu ſehr vom Wein berauſcht, daß er den Brief unerbrochen unter das Polſter des Ruhebettes legte und ſcherzend zum Bothen ſagte: wichtige Dinge auf Morgen!

Nach wenigen Minuten traten die Verſchwornen, bekränzt mit jungem Fichtenlaube und in Frauenzimmerkleidern, unter denen ſie ihre Panzer und Waffen verſteckt hatten, in die Thüre des Saals. Man glaubte ſie wären gekommen, um die Freuden des Gaſtmahls zu vermehren und empfieng ſie mit Freudengeſchrey und Händeklatſchen; noch ließ man ihnen ſo viel Zeit, daß jeder ſeinen Mann ſcharf ins Auge faſſen konnte; plötzlich aber zogen ſie ihre Degen und ſtürzten auf Archias und ſeine Mitgefährten ein, die denn in der Trunkenheit ohne viele Mühe niedergeſtoßen wurden.

Einen härtern Kampf hatte indeß **Pelopidas** und ſeine Gefährten in dem Hauſe des **Leontidas** zu beſtehen; dieſer ſchlaue und tapfre Mann war nicht bei jenem Gaſtmahl zugegen, ſondern befand ſich eben in ſeinem Schlafzimmer, als die Verſchwornen in daſſelbe eindrangen; hier ſetzte er ihnen einen tapfern Widerſtand entgegen, erlegte auch ſogleich in der Thüre den einen ſeiner Gegner, fiel aber doch zuletzt unter den Streichen des **Pelopidas**.

Kaum erfuhren die Bewohner von Theben die Abſicht dieſer Befreier des Vaterlandes, als ſie ſich noch in derſelben Nacht Schaarenweiſe zu den Fahnen der Freiheit verſammleten. Als mit dem Anbruch des Morgens ein Herold mit lauter und deutlicher Stimme den Tod der Tyrannen verkündigte und die Freunde der Freiheit und des gemeinen Weſens aufforderte, die Waffen zu ergreifen: da trat auch **Epaminondas** hervor, ſtellte ſich an die Spitze derer, die dem willkommenen Aufgebot gehorchten, öfnete die Thore der Gefängniſſe, wo ſo viele unſchuldige Mitbürger ſeufzten und ſetzte fünfhundert derſelben in Freiheit. Jetzt kamen nun auch die übrigen Verbannten aus Attika an, und wurden von der ſiegenden Partbie mit Freudengeſchrey empfangen. Es wurde eine Volksverſammlung gehalten, in welcher Pelopidas begleitet vom Epaminondas und einer Schaar von Prieſtern, die die Bildniſſe der Schutzgottheiten Thebens trugen, im Kreiße der Retter des Vaterlands erſchien. Das Volk empfieng ihn mit lautem Jubel und ernannte ihn auf der Stelle zum Oberbefehlshaber, wobei ſie ihm noch zwey andere der Verſchwornen, den Melon und Charon, zur Seite ſetzten. Nun ſammlete er ein Heer von Tapfern um ſich, belagerte damit das Schloß, zwang in Kurzem die Spartaner zur Uebergabe deſſelben und befreite ſo das Vaterland von ſeinen Unterdrückern.

Von dieſer Zeit an blieben Pelopidas und Epaminondas, die ſchon durch frühe Freundſchaft mit einander verbunden waren, unzertrennliche Gefährten bei allen großen und wichtigen Unternehmungen, denen ſie ſich für das Wohl des Vaterlandes unterzogen. Sie theilten die erſten Würden im Staat, ſtanden mit einander an der Spitze der Armeen, und der Wetteifer, einer den andern durch rühmliche Thaten zu übertreffen, der ſonſt die gemeinen Freundſchaften tödtet, gab der Freundſchaft dieſer beyden großen Männer nur noch mehr Leben.

Beyde hatten ſich ſchon in verſchiedenen Schlachten, die ſie den Feinden des Vaterlandes, den Spartanern, lieferten, als Helden gezeigt und den Stolz derſelben, als ob ſie unüberwindlich wären, ſehr gedemüthigt: aber der glänzendſte Ruhm ihrer Tapferkeit erwartete ſie bei Leuktra, einem kleinen Flecken an der Grenze von Böotien. — Hier hatten die Spartaner den Kern ihrer Armee unter Anführung ihres Königes Kleombrotus ins Feld geſtellt, um den vorigen Schimpf wieder auszutilgen und Theben mit einemmale zu Grunde zu richten. Ganz Theben zitterte; die Weiber liefen ängſtlich in den Straßen umher und die Prieſter ſprachen von ungünſtigen Vorbedeutungen. Epaminondas aber, der diesmal zum Anführer des zwar kleinen aber tapfern Heeres erwählt war, von dem jetzt die Erhaltung des Vaterlandes abhieng, ſprach den Seinigen Muth ein und beſtärkte ſie in dem Grundſatz: daß Leute, die für die gute Sache, fürs Vaterland, kämpften, keine üble Vorbedeutung zu fürchten hätten. Auch Pelopidas, der diesmal die heilige Schaar *) führte, trennte

---

*) Die heilige Schaar der Thebaner beſtand in einer auserleſenen jungen Mannſchaft an Zahl dreyhundert, die im Treffen mit einander zu Fuße in Reihe und Glied ſtanden; ſie wurden auf Koſten der Republik erhalten und machten in Friedenszeiten die Beſatzung des Schloſſes aus. Es herrſchte unter ihnen Ein Geiſt der Ehrbegierde, für unüberwindlich gehalten zu werden, der durch den Enthuſiasmus der Freundſchaft noch mehr belebt wurde, weil Paar bei Paar ſtets mit einander in unzertrennlicher Liebe und Freundſchaft lebte, die auch in den größten Gefahren nicht aufgelößt werden konnte: ſo daß der Freund gern das Leben für die Erhaltung und die Ehre ſeines Geliebten daran ſetzte. Dieſes Ehrgefühl, nicht durch eine ſchändliche Flucht oder durch einen ſchimpflichen Tod ſeinem Geliebten Schande zu machen, gab ihrer Seele eine höhere Stärke. — So fiel einſt einer dieſer jungen Helden im Kampfe zur Erde nieder; ſein Feind war eben im Begriff, ihn von hinten zu durchſtoßen: da bat er ihn flehentlich mit umgewendtem Geſicht: er möchte ihm doch den Degen durch die Bruſt ſtoßen, damit ſich ſein Liebling nicht ſchämen dürfe, wenn er ihn im Rükken

trennte ſich jetzt mit feſtem Muth aus den Armen ſeiner Gattin, die ihn noch beim Abſchied mit Thränen beſchwor, ja für die Erhaltung ſeines Lebens zu ſorgen. „Dieſen Rath, erwiederte Pelopidas, muß man nur den jungen Leuten, die Dienſte thun, geben; dem Manne aber, der Anführer iſt, dieſen: für die Erhaltung Andrer zu ſorgen.“

In den Ebenen von Leuktra begegneten nun die feindlichen Heere einander. Es kam zur

fürch-

---

ken verwundet ſähe. — Zwar manche, die dieſe edle Art von Liebe und Zuneigung nicht von der unedlen und unwürdigen zu unterſcheiden wußten, ſpöttelten über dieſe Verbrüderung. Als aber Philippus, der König der Macedonier, ſpäterhin nach dem Treffen bei Chäronea, wo dieſe heilige und bis dahin unüberwundene Schaar ſo ritterlich gekämpft hatte, als Sieger das Schlachtfeld betrachtete und an den Ort kam, wo die dreyhundert Thebaner alle Mann bey Mann hingeſtreckt, alle von vorne mit Lanzen durchbohrt, auf der Erde lagen, und einige der Umſtehenden ſpöttiſche Bemerkungen über die Paare der Liebenden machten, ſprach er voll edlen Unwillen und mit einer Thräne im Auge: „Verderben über die, welche ſo brave Männer in einem üblen Verdacht der Unſittlichkeit haben können!“

fürchterlichſten Schlacht. Von beyden Seiten wurde mit der größten Anſtrengung gefochten. Aber der Muth der Thebaner und die Geſchicklichkeit ihres Anführers **Epaminondas**, der von ſeinem Freunde **Pelopidas** trefflich unterſtützt wurde, ſiegte über die blinde Tapferkeit der Spartaner. **Kleombrotus**, ihr König, fiel, und mit ihm neigte ſich der Sieg auf die Seite der Thebaner. Viertauſend Spartaner blieben auf dem Kampfplatze und kaum die Hälfte der Ausgezogenen ſah, mit Schande bedeckt, ihre Vaterſtadt wieder.

Ganz Griechenland richtete jetzt ſeine Augen mit Bewunderung und Freude auf Theben hin, durch welches das übermüthige Sparta ſo gedemüthigt und um die Oberherrſchaft Griechenlands gebracht war. Mehrere Städte und Provinzen traten zum Thebaniſchen Bunde und ſchickten ihre Hülfstruppen, ſo daß ſich in Kurzem **Epaminondas**, als Griechenlands Sachwalter, an der Spitze einer Armee von ſiebzigtauſend Mann befand, mit der er jetzt gemeinſchaftlich mit ſeinem Freunde **Pelopidas** ſeinen Sieg verfolgte, in

Lake-

Lakonien einrückte, bis an den Eurotas, der Lacedämons Schutzwehr war, vordrang und dieſe Stadt in jene große Beſtürzung ſetzte, in der wir ſie in dem Leben ihres damaligen Königes Ageſilaus fanden. Es würde dem Sieger bei Leuktra leicht geweſen ſeyn, die Trophäen ſeines Siegs ſelbſt mitten in Sparta aufzupflanzen, wenn er nicht befürchtet hätte, durch die Eroberung dieſer Stadt die Eiferſucht aller übrigen Staaten Griechenlands zu reitzen und durch Zerſtörung dieſer alten Republik das gemeinſchaftliche Vaterland zu beſchimpfen.

Zufrieden mit dem Ruhme, den Stolz der Spartaner gedemüthigt und ſie, wie er ſich ſcherzend bei einer Geſandtſchaft der Spartaner, die mit vieler Umſtändlichkeit um gute Bedingungen bat, ausdrückte, dahin gebracht zu haben, ihre einſylbigen Worte ein Wenig zu verlängern: führte Epaminondas die ſiegreichen Armeen aus Lakonien wieder nach Theben zurück.

Aber hier erwartete ihn und den Pelopidas ein Schickſal, das ihnen die Frucht ihrer

Anſtrengung und Siege zu entreißen drohte. Sie hatten ihre Befehlshaberſtellen bei der Armee vier Monate über das Jahr hinaus behalten, binnen welchen ſie den Staatsgrundſätzen nach wechſeln ſollten. Zwar hatten ſie dies zum Beſten des Vaterlandes gethan, um nicht den Lauf ihrer Eroberungen zu unterbrechen: aber das Geſetz verdammte ſie nichts deſto weniger zum Tode und ſchon war das Gericht niedergeſetzt, das über die ſiegenden Generäle urtheilen ſollte. Pelopidas wurde zuerſt vorgefordert; er, der in Schlachten und ſelbſt bei den größten Gefahren einen ſo beherzten Muth zeigte, zitterte jetzt vor den Geſetzen und dem Urtheil, das ihn treffen würde. Er entdeckte dem Epaminondas ſeine Beſorgniß. Dieſer ermunterte ihn, getroſt zu ſeyn und alle Schuld auf ihn zu werfen; er werde ſich ſchon zu vertheidigen wiſſen. Der Tag des Gerichts erſchien; Pelopidas mit mehrern Generalen der Armee ſtellte ſich vor das Tribunal, wo das Todesurtheil über ſie gefällt werden ſollte. Zu ihrer Vertheidigung erklärten ſie: daß ſie auf den Befehl des Epaminondas ihre Stellen länger, als es der Wille der Republik geweſen ſey, behalten hätten. Sie wurden von den Richtern freigeſprochen. Nun wurde Epaminondas vorgefordert. Unerſchrocken und mit der ruhigſten Miene trat er vor der Verſammlung des Volks auf. Seine Ankläger traten wider ihn auf und beſchuldigten ihn, daß er das Kommando der Armee länger, als es die Geſetze und der Wille der Republik erfordert hätten, behalten und ſelbſt die übrigen Befehlshaber zu gleichem Ungehorſam verleitet habe. Epaminondas leugnete keine dieſer Beſchuldigungen, ſagte nichts zu ſeiner Vertheidigung, ſondern erklärte: „daß er allerdings nach dem Geſetz ſtrafbar ſey; auch ſey er bereit, ſich der Todesſtrafe zu unterwerfen, nur verlange er, daß man das Todesurtheil ſo abfaſſen möge: Epaminondas iſt von ſeinen Landsleuten, den Thebanern, um deswillen zum Tode verdammt worden, weil er ſie genöthiget hat, bei Leuktra über die Lacedämonier zu ſiegen, mit denen ſie ſich, vor ihm, nie in einer Schlacht zu meſſen wagten: weil er nicht nur Theben von ſeinem gänzlichen Untergange gerettet, ſondern auch ganz

Griechenland in Freiheit geſetzt: weil er es ſo weit gebracht, daß die Thebaner Sparta belagert, welches froh war, daß es noch auf gute Bedingungen los kam: weil er ſich durch ſeinen Ungehorſam um das Vaterland höchſt verdient gemacht hat!" — Dieſe hochherzige Rede ſetzte die Verſammlung in Erſtaunen; man fühlte die Stärke der Wahrheit und ſchämte ſich, einen ſo verdienten Mann als einen Verbrecher behandelt zu haben; von allen Seiten ertönte der Beifall des Volks, man beſtand einſtimmig auf ſeine Losſprechung und begleitete den Vaterlandsretter mit lautem Jubel nach ſeiner Wohnung.

Noch leiſtete **Epaminondas** ſeinem Vaterlande in verſchiedenen Kriegen, die es mit nahen und entfernten Feinden führen mußte, ſehr wichtige Dienſte und erhob dadurch Theben zu einer Stadt vom erſten Range, an die ſich jetzt die übrigen in ihren Angelegenheiten wenden mußten. Bei dieſen großen Verdienſten blieb er indeß weit entfernt von aller Anmaßung und eiteln Stolz, lebte unter ſeinen Landsleuten als Privatmann, und trat nicht eher, als bis der

Staat ihn dazu aufforderte, in öffentlichen Geſchäften auf. Was ihm nach ſeinen glänzendſten Siegen die größte Freude machte, war, nach ſeiner eignen Erklärung, daß ſeine guten Eltern noch Augenzeuge davon geworden wären, daß er auch dieſen dadurch Freudenthränen entlockt habe. — Den Grundſätzen der Mäßigung, die er von Jugend auf befolgt hatte, getreu, dachte er auch nie in ſpätern Jahren an die Verbeſſerung ſeiner Glücksumſtände, ſo reiche Gelegenheit er dazu hatte; weil er den unbeneideten Mittelſtand weit den glänzendſten Reichthümern vorzog. Nie nahm er daher die Anerbietungen ſeiner reichern Freunde für ſeine Perſon an: aber dann machte er von der, unter Freunden beſtehenden Gemeinſchaft der Güter Gebrauch, wenn es darauf ankam, das Löſegeld für einen gefangenen Mitbürger aufzubringen, oder ein braves aber unbemitteltes Mädchen anſehnlich auszuſtatten, oder einen armen aber thätigen Bürger in ſeinem Gewerbe zu unterſtützen: dann ſchämte er ſich nicht, in eigner Perſon bei ſeinen Freunden anzuſprechen; beſtimmte nach eines jeden Vermögen die Summe des Beitrags, und wieß alsdann den

den Empfänger an ſie ſelbſt, um ihnen ſeine Dankbarkeit bezeigen zu können. — Bei dieſer ſeiner eignen Enthaltſamkeit war er daher von unbeſtechlicher Treue. So kam einſt ein gewiſſer Geſandter vom Perſiſchen Hofe mit großen Schätzen in Theben an, der einen Auftrag hatte, den Epaminondas durch Geld auf ſeine Seite zu bringen. Der Geſandte ſuchte ſich durch einen jungen Freund, den Epaminondas ſehr liebte, und den jener durch eine ſehr anſehnliche Geldſumme für ſich gewann, den Eingang zum Herzen ſeines Herrn zu bahnen; durch dieſen wurde er auch zu dem großen Mann eingeführt. Als der Geſandte die Geſchenke ſeines Herrn abgeben wollte, erklärte Epaminondas: „Wozu dies Geld? Iſt das Verlangen des Königs von der Art, daß es ſich mit der Wohlfarth Thebens verträgt: ſo ſtehe ich ihm unentgeltlich zu Dienſte; iſts das Gegentheil: ſo hat er nicht Gold, nicht Silber genug, mich zu beſtechen; denn mein Vaterland iſt mir lieber als aller Welt Schätze! Dir verzeihe ichs, daß du mich nach deinem Maaße miſſeſt: da du mich noch nicht kannteſt — aber verlaß eiligſt Theben, damit

mit es dir nicht etwa bei andern beſſer gelingt.“ Auch ſeinem jungen Freunde befahl er unter der Bedrohung, ihn dem Magiſtrat auszuliefern, ſogleich das angenommene Geld zurück zu geben. Auf die Bitte des Geſandten, daß er ihm wenigſtens einen freien und ſichern Abzug mit ſeinen Schätzen verſchaffen möchte, erklärte er: „das werde ich um deſtomehr um meiner ſelbſt willen thun, damit es nicht heiße: ich hätte das mit Gewalt an mich gebracht, was ich als Geſchenk nicht hätte annehmen wollen.“ Er ließ ihn darauf durch ein ſichres Geleit mit ſeinem Gelde nach Athen bringen.

Um ſeine Dienſte ſo ganz unabhängig dem Staate zu widmen, blieb er ſein ganzes Leben hindurch unverheyrathet. Einem ſeiner Gegner, der ihm einſt den Vorwurf ſeines eheloſen Lebens und Vorſchläge zur Heyrath machte, aber ſelbſt kein gutes Beiſpiel in der Ehe gab, antwortete er: „von dir würde ich am wenigſten einen Rath in dieſer Sache annehmen.“ Einem andern ſeiner Freunde, deſſen Sohn aber nicht im beſten Rufe ſtand, der es ihm zum Vorwurf machte, daß er keine Kinder als Erben ſeines Ruhms, hinterlaſſe, gab er zur Antwort: „er hoffe ſeinen Namen beſſer, als er, fortgepflanzt zu haben, denn er hinterlaſſe eine Tochter, die ihn gewiß überleben, ja unſterblich ſeyn würde, die Schlacht bei Leuktra.“

Mit der Redlichkeit ſeines Charakters war auch zugleich unbeſtechliche Wahrheitsliebe vereinigt. Nie, in ſeinem ganzen Leben, erlaubte er ſich, auch nur im Scherz, eine Unwahrheit zu ſagen. Auf ſein Verſprechen konnte man ſich als auf den heiligſten Eidſchwur verlaſſen; anvertraute Geheimniſſe lagen tief in ſeiner Bruſt verſchloſſen; weder Gewalt, noch Liſt konnten ſie ihm entlocken. Streng gegen ſich ſelbſt, war er deſto nachſichtiger bei den Fehlern Andrer, ertrug nicht nur ihre Schwächen, ſondern ſelbſt Beleidigungen mit bewunderungswürdiger Geduld, beſonders wenn ihm dieſe Beleidigungen von ſeinen Mitbürgern oder dem Staate zugefügt wurden: da war es ſein Grundſatz: mit dem Vaterlande dürfe man nie zürnen; und dieſen bewieß er auch durch die That. Denn als einſt die Thebaner bei einem gewiſſen Feldzuge ihm aus Neid das Kommando verſagt und einem Andern übertragen hatten, durch deſſen Ungeſchicklichkeit die Armee von dem Feinde in einem engen Paſſe ſo eingeſchloſſen wurde, daß man alle Hoffnung ihrer Erhaltung aufgab und man nun wohl die Geſchicklichkeit des Epaminondas vermißte und ihn erſuchte, das Heer aus dieſer verzweifelten Lage zu retten: da trat er, uneingedenk der vorigen Kränkung, aus der Kolonne, wo er jetzt als Gemeiner diente, ſogleich hervor, durchbrach die feindlichen Linien und führte die Armee unverſehrt zurück.

Obgleich ſein Freund und Waffengefährte, **Pelopidas**, ihn an Größe der Seele und den Tugenden eines ſo edlen Charakters nachſtand: ſo zeichnete er ſich gleichwohl nichts weniger durch den Ruhm groſer und wichtiger Thaten aus, durch welche die Vaterſtadt zu dem höchſten Gipfel der Ehre erhoben wurde. Ihm wurde unter andern zur damaligen Zeit der wichtige Geſandtſchaftspoſten an den Hof **Artaxerxes**, des Königs von Perſien, anvertraut, wohin ſich mehrere Geſandte der Griechiſchen Städte, eines Bündniſſes wegen gegen Theben verſammlet hatten. Hier wußte er nicht nur durch ſeine Klugheit und Anſehen die Angelegenheiten ſeines Staats ſo glücklich zu leiten, daß den Thebanern noch mehr, als ſie ſuchten, zugeſtanden wurde: ſondern er ſelbſt erwarb ſich auch für ſeine Perſon eine ſehr ausgezeichnete Achtung. Schon ſein Einzug in Suſa war eine Art von Triumph; denn der Ruf ſeiner großen Thaten war ihm vorangegangen. Alle drängten ſich hin, den großen Mann zu ſehen, der das ſtolze Sparta, das noch zuvor ſich erdreiſtet hatte, mit dem großen König in dem Innern ſeiner Staaten um den Beſitz von Suſa und Ekbatana Krieg zu führen, ſo gedemüthigt und ihm die Herrſchaft zu Waſſer und zu Lande entriſſen habe. Auch am Hofe wurde er mit ausgezeichneter Achtung empfangen und ſelbſt Artaxerxes freute ſich, den Mann perſönlich bei ſich zu ſehen, den er ſeines Ruhms wegen ſchon lange bewunderte. Er unterhielt ſich oft und lange mit ihm, und ſchien an ſeiner Unterredung ein vorzügliches Wohlgefallen zu finden, weil er nicht ſo wortſchweifig wie die Athenienſer und nicht ſo gekünſtelt und einſylbig wie die Lacedämonier ſprach. Bei der Entlaſſung der griechiſchen Geſandten ließ er ihnen zwar allen ſehr reiche Geſchenke zuſtellen, vorzüglich freigebig aber bewieß er ſich gegen **Pelopidas**, der jedoch, zufrieden, die Geſchäfte ſeines Vaterlandes ſo glücklich beendigt zu haben, von allen den angebotenen koſtbaren Geſchenken weiter nichts als einige Kleinigkeiten annahm, die von der beſondern Huld des Königs zeugten.

Um dieſe Zeit hatte ſich auch die griechiſche Provinz Theſſalien aus ihrer bisherigen Dunkelheit zu einer bedeutenden Macht erhoben; hatte aber das Unglück, unter einem tyranniſchen Oberherrn, Namens **Alexander**, zu ſtehen, der in einer der Hauptſtädte des Landes, Pherä, die größten Grauſamkeiten ausübte und die Bewohner des Landes hart drückte. Die Unterdrückten, des ſchweren Jochs überdrüßig, wendeten ſich an Theben und baten es um Hülfe gegen den Tyrannen. **Pelopidas** übernahm dies Geſchäft, die beſſere Ordnung in dieſer Provinz wieder herzuſtellen,

zuſtellen, kam mit ſeiner ſieggewohnten Armee nach Theſſalien und zwang in Kurzem den Alexander, daß er ihn um Frieden bitten und die Bedingungen eingehen mußte, die er ihm als Sieger, um Theſſalien Sicherheit und Ruhe zu verſchaffen, vorſchrieb.

Da er ſo glücklich die Theſſaliſchen Unruhen beigelegt hatte: ſo wurde er von hier nach Macedonien berufen, wo unter den Prinzen dieſes Hauſes ein heftiger Krieg ausgebrochen war, um auch dieſen beizulegen und dem unterdrückten Theil beizuſtehen. Auch hier gelang es ihm, bald nach ſeiner Ankunft die Streitigkeiten zu ſchlichten, und, um die Ruhe dieſes Staats zu ſichern, ließ er ſich eine Anzahl Jünglinge aus den vornehmſten Häuſern zu Geiſeln geben, unter denen ſich auch der Bruder des Königs, der junge Philippus *) befand, die er, als Zeugen

---

*) Dies war derſelbe Philippus, der nachher als König von Macedonien mit den Griechen Krieg führte, ſie um ihre Freiheit brachte und in ſeinem Sohne und Nachfolger, Alexander den Großen, den größten Monarchen der alten Welt hinterließ.

gen ſeines Ruhms und ſeiner Gerechtigkeit, mit nach Theben nahm.

Alexander von Pherä, der Theſſaliſche Deſpot, war indeß durch jene erlittene Demüthigung um nichts gebeſſert worden. Kaum hatte Pelopidas ſeine Truppen wieder aus dem Lande gezogen, als er ſeine Ausſchweifungen und Grauſamkeiten wieder von neuem anfieng, und mit der gewohnten Unmenſchlichkeit gegen ſeine Untergebenen verfuhr. Die mehreſten Städte Theſſaliens ſchickten daher von neuem ihre Geſandten nach Theben, mit den Beſchwerden über das ungerechte Verfahren des Tyrannen von Pherä. Pelopidas, im Vertrauen auf den Ruhm und die Achtung, die er ſich durch ſeine vorigen Siege in Theſſalien erworben hatte, reißte jetzt blos unter dem friedlichen Titel eines Geſandten, mit noch einem andern angeſehenen Thebaner, Iſmenias, dahin ab. Alexander begegnete ihm an der Spitze einer Armee. Getroſt auf die heiligen Rechte eines Geſandten, gieng ihm gleichwohl Pelopidas mit ſeinem Begleiter ohne Leibwache entgegen. Aber der Tyrann, der kein Völkerrecht achtete, nahm ſie ſogleich gefangen und führte ſie gebunden nach Pherä, wo er ſie ins Gefängniß werfen ließ.

Auch hier im Kerker verließ den Helden von Theben ſein Muth und ſeine Entſchloſſenheit nicht. Zwar konnte er von dem Tyrannen nichts anders als ſeinen Tod befürchten, aber weit entfernt, durch eine demüthige Unterwerfung ſeinem Stolze zu ſchmeicheln, legte er es vielmehr darauf an, ihn durch ſeine Unerſchrockenheit und Freimüthigkeit noch mehr zu demüthigen. „Warum, erklärte er ſich unter andern gegen die Trabanten des Alexanders, die ihn auszuforſchen ſchienen: warum handelt Alexander ſo unbeſonnen, daß er, der ſo viele ſeiner armen unſchuldigen Bürger peinigt und mordet, mich verſchont, der ich mich, wenn ich entkäme, am erſten rächen würde?“ — Und warum, verſetzte der Tyrann, als er dieſe Aeußerung des Gefangnen erfuhr: warum eilt Pelopidas ſo ſehr, zu ſterben? „Darum, ließ ihm der Gefangne ſagen: damit du als ein Feind der Götter und der Menſchen dich deſto verhaßter machen

chen und dadurch deinen Untergang beſchleunigen mögeſt.“

Zuvor verſtattete Alexander, um ſeinen Gefangnen noch mehr zu demüthigen, jedermann den Zutritt zu ſeinem Kerker; da aber dieſer ſo freimüthig ſeine Gedanken äußerte, ward es jedem unterſagt, mit ihm zu ſprechen. Sich ſelbſt überlaſſen erwartete Pelopidas nun im einſamen Kerker mit jedem Augenblicke ruhig ſeinen Tod.

Jetzt öffnete ſich die Thür des Gefängniſſes, und ein Weib von blühender Schönheit trat ein. Es war die Gemahlin des Alexanders, Thebe. Sie hatte ſo viel von der Herzhaftigkeit des groſſen Gefangnen gehört, daß ſie der Begierde, den außerordentlichen Mann zu ſehen und zu ſprechen, nicht widerſtehen konnte. Der erſte Anblick des Gefangnen, der da mit geſchornem Haupte und ſchlechten Kleidern ſaß, ließ ihr zwar nicht den großen — wohl aber den unglücklichen Mann bemerken. Ihr Auge weilte eine Zeitlang mit Rührung auf dem Gefangnen; ihr Herz fühlte das Traurige ſeiner Lage, und Thränen des Mitleids traten in ihre Augen. Ach Unglücklicher, rief ſie aus, wie bedaurenswürdig biſt du, wie beklagenswürdig deine Gattin! — „Sie iſt es weniger als du, verſetzte Pelopidas; mein Weib iſt frei: aber du biſt, auch ohne Bande, Sklavin eines Tyrannen!“ Tief war der Eindruck, den dieſe ſchneidenden Worte auf ihr Herz machten; ſie, die ohnehin die Grauſamkeiten Alexanders verabſcheute, verließ den Kerker mit noch tiefern Haß gegen den ihrer unwürdigen Gemahl.

Kaum hatte man in Theben die Gefangennehmung und ungerechte Behandlung ihrer Geſandten erfahren, als man ſich ſogleich rüſtete, dieſe Schmach zu rächen. Die Thebaniſche Armee rückte in Theſſalien ein; aber bei der Ungeſchicklichkeit ihrer Anführer wäre ſie beinahe durch die Ueberlegenheit Alexanders gänzlich aufgerieben worden, wenn nicht Epaminondas, der als bloßer Freiwilliger bei der Armee diente *), und

---

*) Daß man dem Epaminondas nicht das Kommando der Thebaniſchen Armee in dieſem Feldzuge, wo es auf die Be-

und auf das Verlangen der Soldaten vortrat, dem Reſte der Truppen durch ſeine Geſchicklichkeit noch einen glorreichen Rückzug im Angeſichte der feindlichen ſiegenden Armee bewirkt hätte.

Bei dem nächſterfolgten Feldzuge übertrug man dem Epaminondas wieder das Oberkommando der Armee, und ſogleich nahm die Sache eine andere Wendung. Die Theſſaliſchen Städte, durch die er zog, öffneten dem Sieger bei Leuktra freiwillig die Thore, und empfiengen ihn als ihren Befreier. Leicht würde es ihm geworden ſeyn, den Tyrann von Pherä ganz zu unterdrücken, wenn ihm nicht die Erhaltung ſeines Freun-

---

Befreiung ſeines Freundes ankam, übertragen hatte, gereichte mehr den Thebanern als ihm zur Schande, und ſetzte ſeine Verdienſte in deſto helleres Licht. Er hatte nämlich kurz zuvor in einem Gefechte bei Korinth, wo er die Spartaner ſchlug, als Menſch mehr Schonung bewieſen, als er als Feldherr nach den Grundſätzen einer grauſamen Politik hatte beweiſen ſollen; ſich mit dem bloßen Siege begnügt, ohne das feindliche Heer ganz aufzureiben. Um ihn dafür zu demüthigen, nahm man ihm die Oberbefehlshaberſtelle der Armee und ſchickte ihn ohne Kommando zu dieſem Feldzuge aus.

Freundes Pelopidas am Herzen gelegen hätte. Aus Beſorgniß, daß dieſer vielleicht das Opfer der gereizten Wuth des Tyrannen werden möchte, zog er den Krieg in die Länge und brachte es durch ſeine Klugheit dahin, daß Alexander um Frieden bitten mußte. Epaminondas bewilligte ihm einen Waffenſtillſtand von dreyßig Tagen, unter der Bedingung, daß ihm Pelopidas und Iſmenias ausgeliefert werden mußte: und ſo kehrte der edelmüthige Sieger an der Hand ſeines geretteten Freundes wieder nach Theben zurück.

Allein der unruhige und rachſüchtige Geiſt des Tyrannen von Pherä ließ ihnen nicht lange dieſe Ruhe in ihrem Vaterlande genießen; ſondern reizte die Thebaner bald wieder zu einem neuen Feldzuge, bei welchem diesmal Pelopidas, als ein perſönlicher Feind Alexanders, das Kommando erhielt. Zum Unglück trat eben an dem Tage, wo er mit der Armee aufbrechen wollte, eine Sonnenfinſterniß ein, die von den abergläubiſchen Thebanern für eine böſe Vorbedeutung gehalten wurde. Pelopidas, der ſeine

Landsleute bei dieſer furchtſamen Stimmung nicht mit Widerwillen zum Kriege zwingen wollte, brach nur mit dreyhundert theils freywilligen, theils fremden Reitern auf; verſtärkte ſein Heer in Theſſalien und gieng voll Begierde, ſich wegen der vorigen Schmach zu rächen, auf **Alexandern** los, der ihm mit einer mehr als zweymal überlegnen Armee entgegen kam. Auf die Nachricht, die ihm Jemand von der weit größern Anzahl der Feinde gab, verſetzte er: „deſto beſſer; ſo werden wir deſto mehrere ſchlagen!“

Bei Kynoskephalá *) kam es zum Treffen. Auf beiden Seiten wurde tapfer gefochten; **Alexander** hatte den Vortheil einer guten Lage vor ſich, aber die Tapferkeit des **Pelopidas** und ſeiner Truppen drängte ihn bald aus derſelben und brachte ſeine Armee zum weichen. **Pelopidas** bemerkte von einer Anhöhe die Verwirrung im feindlichen Heere und eben fiel ihm **Alexander**

---

*) Deutſch: Hundsköpfe, eine Gegend in Theſſalien, die durch mehrere daſelbſt gelieferte Schlachten merkwürdig geworden iſt.

xander in die Augen, der beſchäftigt war, die Ordnung unter ſeinen Truppen wieder herzuſtellen; da vergaß ſich der große Mann in der Leidenſchaft des Zorns, riß ſich von den Seinigen loß, ſprengte auf ſeinen Feind und foderte ihn zum Zweykampf auf; dieſer aber, ſtatt die Ausforderung anzunehmen, zog ſich deſto tiefer unter ſeine Leibwache zurück; Pelopidas drang ihm auch in dieſe Verſchanzung nach, erlegte die Vorderſten im Gliede, wurde aber bald umringt und durch die Spieße der Trabanten mit vielen Wunden niedergeſtoßen. Jetzt ſprengte ſeine Theſſaliſche Reiterei, die ihren General fallen ſah, mitten unter die Feinde, trieb ſie in die Flucht, warf in fürchterlicher Wuth alles vor ſich nieder und bedeckte die ganze Ebene mit den Leichnamen der Erſchlagenen. — Als die Sieger wieder auf die Wahlſtadt zurückkehrten, ſammelte ſich das Heldenheer um den Leichnam ihres geliebten Anführers; kein Soldat dachte daran, die Panzer abzulegen, die Pferde abzuſatteln, oder ſeine Wunden zu verbinden; alle drängten ſich zu dem Leichnam, häuften die erbeuteten Waffen um ihn her, und errichteten ihm unter lauten Wehklagen die Trophäe. Im ganzen Lager herrſchte Stille und Niedergeſchlagenheit, als hätten ſie nicht den herrlichſten Sieg erfochten, ſondern die ſchrecklichſte Niederlage erlitten. Beyde, die Thebaner und Theſſalier wetteiferten mit einander, wer dem großen Manne auch noch im Tode die größte Verehrung ſchuldig ſey: beyde prieſen ihn als den Retter und Stifter ihrer Freiheit, als ihren gemeinſchaftlichen Vater. Auch aus den Städten, wohin ſich die Nachricht von ſeinem Tode verbreitet hatte, kamen obrigkeitliche Perſonen mit den Prieſtern und Jünglingen, mit Kränzen und Todtenopfern zum Empfang der Leiche. Man bat die Thebaner, die bei der Armee waren, aufs dringendſte: ſie möchten doch die Ehre der Beerdigung ihnen, den Theſſaliern, als Wohlthat zugeſtehen; **Pelopidas** ſey ja als das Opfer für ihre Wohlfarth gefallen. Sein Verluſt ſey für ſie weit größer, als für die Thebaner; dieſe hätten nur in ſeiner Perſon einen ihrer beſten Feldherrn, ſie aber zugleich mit ihm ihre Freiheit und Glück verlohren; denn ſchwerlich werde ihnen Theben wieder einen andern **Pelopidas** zum Feldherrn ſchicken, da ſie ihm dieſen nicht wieder zurückgegeben hätten. — Die Thebaner willigten zuletzt in dieſe Bitte und nie ward wohl je ein Leichenbegängniß mit größerer Feierlichkeit begangen, als dies, das gewiß durch die Herzlichkeit und zärtliche Theilnahme, womit es gehalten wurde, die größte Pracht und allen Aufwand, den man wohl ſonſt bei ſolcher Todenfeier machte, weit übertraf.

Alexander, der zwar diesmal der Rache des Pelopidas entkommen war, wurde bald nachher bei einem neuen Angriff der Thebaner vollends ganz in die Enge getrieben und gezwungen, alle bisher eingenommenen und behaupteten Städte freizugeben und ſich für einen Vaſall von Theben zu erklären. Nicht lange nachher wurde er auf Veranſtaltung ſeines eignen Weibes, die den Tyrannen ſchon längſt verabſcheute, durch Meuchelmörder in dem Innern ſeines Pallaſtes zu Pherä ermordet, ſein Leichnam auf die Straße geworfen und von den Pheräern mit Füßen getreten.

Die Republik Theben, die an dem Pelopidas eine ihrer wichtigſten Stützen verlohren hatte, beſaß nun noch den Epaminondas, der jetzt die allgemeine Achtung allein genoß, die er ſo gern länger mit dem Freunde ſeines Herzens getheilt hätte. Aber auch er überlebte ſeinen Freund kaum um ein Jahr; auch er wurde, wie dieſer, durch die Heftigkeit ſeines heldenmüthigen Charakters in die Gefahr hingeriſſen und ſtarb in den Armen des Siegs.

Ein Krieg, der in Arkadien zwiſchen den beyden Städten Tegea und Mantinäa ausgebrochen war, zog zugleich die Lacedämonier und Thebaner von beyden Seiten wieder ins Schlachtfeld, wobei die erſtern, nebſt den Athenienſern, den Mantinäern, und letztere den Tegeern beiſtanden, eigentlich aber noch einmal um den Preis der Oberherrſchaft Griechenlands kämpften. Epaminondas führte die Thebaniſche und verbündete Armee mit ſeiner gewohnten Klugheit dem Feinde entgegen, lieferte ihm ein Treffen unter den Mauern von Mantinäa, hatte ſchon durch die Tapferkeit ſeiner Truppen die feindliche Armee in Unordnung gebracht, den lacedämoniſchen Phalanx durchbrochen und ſtand im Begriff, den

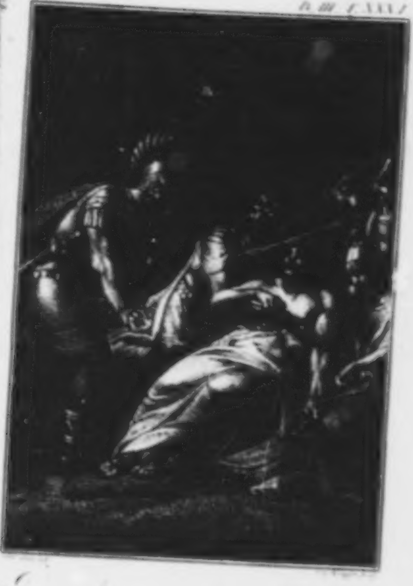
Sieg zu entſcheiden, als er ſich mit unüberlegter Hitze an der Spitze einer Kolonne zu tief in den dichteſten Haufen der Feinde warf, von ihnen umringt und von einem Wurfſpieß mit ſolcher Heftigkeit getroffen wurde, daß er augenblicklich zur Erde ſtürzte; der Schaft des Spießes brach ab, aber das Eiſen ſtak tief in der Bruſt.

Umringt von Helden, die den Feind hinderten, ſich ihres gefallenen Generals zu bemächtigen, wurde der Verwundete noch während des Schlachtgetümmels in ſein Zelt gebracht. Man unterſuchte die Wunde und fand ſie tödtlich. Epaminondas fühlte dies wohl und wußte, daß, ſobald das Eiſen aus der Bruſt gezogen würde, er ſogleich ſeinen Geiſt aufgeben werde; er behielt es daher noch ſo lange an ſich, bis er die Nachricht empfieng: die Thebaner hätten das Schlachtfeld behauptet! „Nun habe ich genug gelebt, rief er aus, indem er ſich die Spitze des Wurfſpießes aus der Bruſt zog; denn ich ſterbe unüberwunden!“ *)

---

*) Siehe das 31ſte Kupfer.

T. III. P. CXXXI



Epaminonda [illegible]

[illegible]

Dieſe Schlacht bei Mantinäa war zwar entſcheidend für Thebens Größe; mit ihr hatte ſie den höchſten Gipfel erreicht: aber der Verluſt ihres großen Anführers wog den erhaltenen Vortheil nicht auf; mit ihm und dem Pelopidas ſchien gleichſam das Leben dieſer Republik zu verſchwinden; ſie hatte keinen unter ihren Helden mehr, der ihre Stelle erſetzen konnte, und ſank bald nach ihnen wieder in ihre vorige Dunkelheit zurück, bis ſie mit mehrern Staaten Griechenlands unter die Herrſchaft des Philippus von Macedonien fiel, der ſich zum künftigen Helden ehemals als Geißel in ihren Mauren unter dem großen Epaminondas gebildet hatte.

Griechenlands Verfall und Entſtehen der Macedoniſchen Monarchie.

In den Feldern von Mantinäa, die vom Blute der Griechen getränkt wurden, welche ſich durch die unſelige Leidenſchaft einer nichtigen Ehrbegierde unter einander aufrieben, welkte der wahre Ruhm der griechiſchen Freiheit und Unabhängigkeit, den ſie ſo männlich und tapfer gegen auswärtige Staaten behauptet hatten, dahin. Griechenland, das Land der Helden, hatte nun ſeine beſten Kräfte durch innere Streitigkeiten erſchöpft, hatte ſelbſt die Bande aufgelößt, die ſeine einzelnen freien und glücklichen Staaten zu einem großen Ganzen vereinigen und ſeine Bürger zu einer unüberwindlichen Nation erheben konnten. Die Eiferſucht der Staaten, welche von ihnen für die erſten und angeſehenſten gelten ſollten, erhielt die Fackel der Zwietracht immer in Flamme, zerſtörte den ſchönen Bund, den ihre Stifter an den Altären der gemeinſchaftlichen Götter geſchloſſen hatten, nahm der Verſammlung der Amphiktyonen ihr ſo ehrwürdiges Anſehen, und trennte die Griechen durch provinzielle Namen und durch das beſondere Intereſſe ihrer Geburtsorte ſo ſehr, daß ſie ſich kaum noch bei ihren gemeinſchaftlichen Kampfſpielen an Sprache und Gewohnheiten, als Eingebohrne Griechenlands, als Eine Nation erkannten. Ihre Denkungsart, Sitten und Lebensweiſe hatte eine ganz andere Geſtalt angenommen. Die öftern Kriege, die ſie mit Aſiens Beherrſchern führten, hatten ſie mit der wollüſtigen und üppigen Lebensart der Morgenländer bekannt gemacht; Dinge, die ſonſt in ihren Augen gar keinen Werth hatten, wurden ihnen jetzt unentbehrliche Bedürfniſſe, und was zuvor in den Augen ihrer Väter lächerlich und verächtlich war, galt jetzt bei den entarteten Griechen für feinen Geſchmack. An den Tafeln der Großen und Reichen in Athen herrſchte dieſelbe Pracht und Schwelgerei, wie an dem Hofe zu Suſa; aſiatiſche Köche ſpotteten der armſeligen Enthaltſamkeit und der Geſetze der Mäßigung aus den Zeiten Solons und Lykurgs, ſelbſt die ſchwarze Suppe blieb nicht mehr das Lieblingsgericht der Spartaner; das edle Gewand der Griechinnen erhielt einen aſiatiſchen Zuſchnitt; ihre ſonſt ſchmuckloſen Zimmer waren mit reichen indiſchen Tapeten behangen und dufteten von fremden Salben und Weyhrauch. Griechen, die ſonſt nur den Werth des Eiſens kannten, denen ein guter Pflugſchaar im Frieden, und ein gutes Schwerd im Kriege das beſte Geräthe war, ſchätzten jetzt den Werth des Goldes höher und veräußerten das Erbe ihrer Väter um den Flitterſtaat des Auslandes. Was ſonſt die Feinde des Vaterlandes nicht mit den Waffen in der Hand vermochten, das erreichten ſie jetzt durch ihr Geld; mit dieſem hielten ſie die freien Griechen in ihrem Solde, beſtachen ihre Redner und Volksführer, zogen die beſten Jünglinge aus dem Dienſte des Staats in fremde Dienſte und machten auf dieſe Art das ſich frei dünkende Griechenland immer von ſich abhängig. Das Volk fühlte die Feſſeln nicht, die es ſich ſo freiwillig hatte anlegen laſſen, ſchmeichelte ſich mit dem Ruhm ſeiner Vorfahren, und hielt ſich bei ſeinen Lieblingsunterhaltungen im Theater und in den Kampfſpielen für die einzige große und gebildete Nation.

Unter ſolchen Umſtänden bedurfte es eben keiner ſo gar anſehnlichen feindlichen Macht, um das ſo baufällig gewordene Gebäude der griechiſchen Staatsverfaſſung umzuſtoßen, ſondern nur eines unternehmenden und ſchlauen Anführers eines noch unentnervten obgleich kleinen Volks, der dieſen Zuſtand der innern Zerrüttung Griechenlands zu ſeinem Vortheil zu benutzen verſtand. — Und jetzt trat wirklich ein ſolcher aus einem entfernten Winkel in Griechenlands Nähe auf, und dieſer war

Philipp, der König der Macedonier.

Die Bewohner Macedoniens, einer ſehr weitläufigen aber größtentheils öden Landſchaft, die ſüdlich an Griechenland und zunächſt an Theſſalien grenzte, waren zwar auch griechiſchen Urſprungs, aber weil ſie zu ſehr mit fremden Nationen vermiſcht und in der Kultur ſo weit hinter den übrigen Staaten Griechenlands zurück geblieben waren, wurden ſie kaum von den Griechen gewürdigt, zu ihrer Nation gerechnet zu werden; man benannte ſie lange Zeit mit dem Gemeinnahmen der Barbaren, und es koſtete ihren nachherigen Königen Mühe, zu beweiſen, daß auch ſie griechiſcher Abkunft wären, um zu den Wettkämpfen und Spielen in Olympia zugelaſſen zu werden.

Anfangs, als ſich die in einzelnen Horden zerſtreuten Bewohner dieſer Landſchaft unter einem gemeinſchaftlichen Könige aus dem Stamme der Herakliden vereinigt hatten, waren ſie zu ſehr mit Erhaltung ihrer eignen Exiſtenz gegen die Einfälle der benachbarten Illyrier und Thracier beſchäftigt, als daß ſie an der allgemeinen Angelegenheit Griechenlands Antheil nehmen konnten. Späterhin, als das Schickſal Griechenlands auf der Waagſchaale mit Perſien lag, nahmen ſie die Parthei der Mächtigern und neigten ſich, je nachdem die Schaale ſank oder ſtieg, bald zu dieſer bald jener Parthie. Zu den Zeiten des Ariſtides war der damalige König von Macedonien, Alexander I. als Vaſall des großen

Königs von Perſien, von dieſem abhängig und erſchien mit unter den Geſandten des Königs, die Athen vom griechiſchen Bunde trennen wollten. Als nachher das Schickſal für die Freiheit der Griechen entſchied, ſchloß er ſich mehr an dieſelben an und war ihnen zu dem Siege, den ſie bei Platäa erfochten, behülflich, indem er den damaligen Anführer der Griechen, **Pauſanias**, mit geheimen Nachrichten von der Stellung der Feinde verſah.

Unter ſeinen Nachfolgern trugen ſich verſchiedene Streitigkeiten zu, die mehr den Thron, als das Volk ſelbſt angiengen. Die königlichen Prinzen machten einander mehrmals den Beſitz der Krone ſtreitig, und eine dieſer Streitigkeiten gab die Veranlaſſung, daß **Pelopidas**, wie oben erwähnt wurde, mit einer thebaniſchen Armee in Macedonien einrückte, um die innern Unruhen daſelbſt zu ſtillen, bei welcher Gelegenheit er dreyßig macedoniſche Jünglinge und unter ihnen den jungen Prinzen **Philipp**, den Sohn des **Amyntas**, als Geiſel mit nach Theben zurückbrachte.

In Theben, der damaligen erſten Stadt in Griechenland, genoß der junge macedoniſche Prinz eine Erziehung, die ſeinem Stande und Alter angemeſſen war. Er genoß den Unterricht der vorzüglichſten Lehrer in den Wiſſenſchaften, die ihm als künftigen Staatsmann nöthig waren. Er bereiſte von Theben aus mit einem angemeſſenen Gefolge die vornehmſten griechiſchen Freiſtaaten, deren bürgerliche und kriegeriſche Verfaſſung er mit einem ſeinen Jahren weit überlegenen Scharfſinn beobachtete. Sein lebhaftes Genie faßte Alles ſehr ſchnell; beſonders zog ihn die ſchon frühe in ſeiner Seele erregte Ehrbegierde zu den Kriegswiſſenſchaften hin, die er am beſten in Theben, in dieſer Schule der Helden, unter den Augen der größten Männer ſeiner Zeit, eines Pelopidas und Epaminondas, erlernen konnte, die er auch wahrſcheinlich auf manchen ihrer Feldzüge begleitete, von deren großen Thaten er ein ſo naher Zeuge wurde und die ſeine Bruſt mit dem Eifer erfüllten, ihnen auf dieſer Heldenbahn nachzufolgen.

Er that dies: aber nicht mit der Würde, die dieſe Edlen auch unter den Waffen, auch auf dem Schlachtfelde zu behaupten wußten; und ob er daher dieſe ſeine Muſter ſpäterhin durch die Zahl der erfochtenen Siege und eroberten Städte noch übertraf: erreichte er ſie gleichwohl nicht an Edelſinn, Großmuth und wirklicher Tugend, und behauptet daher zwar in der Reihe der Eroberer eine der erſten, aber in der Reihe edler Menſchen eine der niedrigſten Stellen.

Er war es, der den Grund zu der Größe legte, zu welcher ſich Macedonien ſchon unter ihm und noch mehr unter ſeinem Sohne, Alexander den Großen, erhob, und Beherrſcherin von mehr als einem Welttheil wurde. Frühe ſchon gelang es ihm, bei der Minderjährigkeit des damaligen Königes Amyntas, ſich anfangs die Regentſchaft und bald darauf die volle königliche Gewalt zu verſchaffen, ſeine Nation furchtbar zu machen und ihr die Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit zu ſichern, die ihr bisher bald durch die benachbarten Illyrier und Thracier, bald durch die Perſer und Griechen war ſtreitig gemacht worden.

Kaum hatte er in einigen glücklichen Schlachten jene rohen Völker überwunden und die nördlichen Grenzen ſeines Reichs gedeckt; als er mit nichts Geringern umgieng, als ſich zuvor der Oberherrſchaft Griechenlands zu verſichern, um dann an der Spitze dieſer berühmten Nation mit dem großen Beherrſcher Aſiens um die Alleinherrſchaft zu kämpfen. Es entgieng ſeinem Scharfblick nicht, daß jetzt die gelegenſte Zeit zur Ausführung dieſes großen Unternehmens ſey; er hatte ſchon in Theben die Fehler und Schwächen der griechiſchen Staatsverfaſſung eingeſehen und bemerkt, was ein kleiner Staat vermochte, um ſich aus der allgemeinen Verwirrung empor zu arbeiten und ſich zum erſten zu erheben, wie der Partheigeiſt und die Eiferſucht der Griechen gegen einander ihm gewonnenes Spiel machen und ſeinen Plan befördern würde. Dieſe Eiferſucht zu unterhalten, die Griechen unter ſich ſelbſt in immer neue Fehden zu verwickeln, um dann als Schiedsrichter beyde Partheien zu unterterdrücken; in allen angeſehenen Städten ſich unter den Rednern und Volksführern durch ſein Geld Anhänger zu verſchaffen und durch dieſe das Volk zu ſeinen Abſichten zu leiten: dies waren die erſten Verſuche, die er auf die griechiſche Freiheit machte, und ihm noch über ſein Erwarten gelangen. Durch dieſe Künſte der feinſten Politik wußte Philipp die Augen Griechenlands über ſeinen eignen Vortheil einzuſchläfern und die Kräfte deſſelben abzuſpannen. Er ſelbſt ſetzte ſich immer feſter in dem Beſitz ſeiner Herrſchaft über die und jene Provinz, rückte ſeinem Zwecke immer näher; indeß man ſich in Athen und den übrigen Städten nur dem Vergnügen der Sinne überließ, in Ueppigkeit lebte und ſich von den beſoldeten Rednern Philipps überreden ließ: man habe von ihm nichts zu befürchten; er ſey ein Freund der Griechen, und Macedonien ſey durch ihn die beſte Vormauer gegen die künftigen Einfälle der Barbaren.

Ungern ſchien der Genius der Freiheit ein Land zu verlaſſen, deſſen Einwohner ihm die ſchönſten Altäre errichtet hatten. Noch lebten freie Männer in Athen, würdig ihrer edlen Vorfahren, die ſich die goldnen Ketten nicht anlegen ließen, mit denen Philipp ſie zu feſſeln ſuchte, die mit ungeblendetem Auge ſeinen Herrſcherplan durchſchauten und auch ihren Mitbürgern die Augen über der drohenden Gefahr zu öffnen ſuchten. Aber es gelang ihnen nicht, ihnen die Binde zu entreißen, die Vorurtheile und Leidenſchaften ſo feſt um ſie gezogen hatten, und die Kunſt des größten Redners ſeiner Zeit, eines Demoſthenes, ſo wie die männliche Tugend und Tapferkeit eines Phocion, unterlag der argliſtigen Politik des immer mächtiger werdenden macedoniſchen Königs.

Dieſer, der nun einmal die Meinung der Griechen für ſich geſtimmt, ſie von ihrem wahren Vortheil abgeleitet, und ſich durch eine geübte und wohldiſciplinirte Armee in Anſehen geſetzt hatte, glaubte nun nicht länger jener geheimen Künſte zu bedürfen, ſondern offner zu Werke gehen zu müſſen, und kündigte den Athenienſern, die ihm noch am meiſten im Wege ſtanden, durch ein öffentliches Manifeſt, worin er dieſen einzelnen Staat ſelbſt vor dem übrigen Griechenland verſchiedner Beleidigungen wegen anklagte, den Krieg an.

Nun, aber zu ſpät, giengen den Athenienſern die Augen auf. Es war jetzt die höchſte Zeit, auf ihre Vertheidigung zu denken. Noch ſtrengte Demoſthenes alle Kräfte ſeiner Beredſamkeit an, um die Nation zur kräftigſten Gegenwehr zu ermuntern. Auch gelang es ihm, mehrere griechiſche Staaten und vorzüglich Theben in ihr Bündniß zu ziehen. Man brachte in Kurzem eine anſehnliche Armee zuſammen, der es zwar nicht an Tapferkeit und Muth, wohl aber an geſchickten und erfahrnen Anführern fehlte, die man dem ſo klugen als tapfern König der Macedonier entgegenſtellen konnte.

Bei Chäronea, einer Stadt in Böotien, trafen die beiden Armeen zuſammen, und ſchon mit Tages Anbruch fieng das Treffen an. Philipp, der den rechten Flügel der Armee anführte, konnte kaum den tapfern Angriff der muthigen Athenienſer aushalten und ſchon geriethen ſeine Truppen in Unordnung. Glücklicher aber war ſein Sohn, Alexander, dem er, ſeiner Jugend ungeachtet, das Kommando des linken Flügels anvertraut hatte, und der ſich jetzt ſchon als den künftigen Helden auszeichnete; dieſer brach mit Ungeſtüm in die heilige Schaar der Thebaner ein, warf dieſe nieder und riß mit ihrer Niederlage die ganze Armee hin. Nun entriß auch Philipp den Athenienſern den Vortheil, den ſie nicht zu benutzen wußten, wieder, ſtellte die Schlachtordnung wieder her, und warf die feindliche Armee nach einem tapfern Widerſtande gänzlich zu Boden.

Dieſe Niederlage der Griechen bei Chäronea war nicht nur für Athen, ſondern für ganz Griechenland das Grab ihrer Unabhängigkeit und Freiheit: ſo wie ſie dagegen dem Sieger die Herrſchaft über Griechenland verſchaffte, die er zwar, um ſich dieſe geachtete Nation nicht abgeneigt zu machen, mehr unter dem Namen eines Beſchützers derſelben führte. Er gab daher auch bald nach dieſem Siege den Städten ihre Gefangnen zurück und begnügte ſich vor der Hand, daß er von dem Amphiktyonengericht zum Oberbefehlshaber der Griechen bei dem zunächſt vorzunehmenden Feldzuge gegen die Perſer ernannt wurde.

Doch mitten unter dieſen neuen Eroberungsplanen, die jetzt ſeine unbegrenzte Ehrbegierde beſchäftigten, überraſchte ihn der Tod, der mit einemmale denſelben Grenzen ſetzte. Sein gutes Glück und die Schmeicheleien, die man ihm als den größten Helden von allen Seiten machte, hatten ſeinen Stolz ſo ſehr erregt, daß er dieſem Ruhme jedes andre Glück nachſetzte, ſich alles für erlaubt hielt und ſelbſt ſeine Gattin, Olympias, die Mutter Alexanders, und ſeine nächſten Verwandten mit einer beleidigenden Gleichgültigkeit behandelte. Auch ein junger Officier ſeiner Leibwache, Pauſanias, der am Hofe des Königes auf eine entehrende Art war behandelt worden, ohne Genugthuung dafür zu erhalten, gehörte unter dieſe Unzufriednen und wartete nur auf Gelegenheit, wo er ſich rächen könnte. Er fand dieſe an einem feſtlichen Hoftage, wo Philipp die Hochzeit ſeiner Tochter, Kleopatra, mit einem König von Epirus, Alexanders mütterlichem Oheim, mit aller nur erſinnlichen Pracht feierte, um ſich bei dieſer Gelegenheit als den größten Monarchen ſeiner Zeit zu zeigen. Außer den Großen ſeines Reichs waren auch die Geſandten von allen Städten Griechenlands, die ihm goldne Kronen zum Geſchenk überbrachten, bei dieſem Feſte zugegen, und verherrlichten den prachtvollen Aufzug zum Tempel, den Philipp ſelbſt, in einen prächtigen Talar gekleidet, in Begleitung der Prieſter, die die goldnen Statüen der Götter und unter dieſen auch die Büſte des Königes vortrugen, eröffnete. In dieſem Augenblicke, wo Philipp, vom Weihrauchdampf umnebelt, vergaß, daß er ein Menſch ſey *), drängte ſich Pauſanias durch die Menge der Zuſchauer, und ſtieß dem Könige einen Dolch in die Bruſt, daß er auf der Stelle ſeinen Geiſt aufgab. Der Meuchelmörder ergriff zwar augenblicklich die Flucht auf einem dazu bereitgehaltenen Wagen, wurde aber von

---

*) Sonſt ließ er ſich gewöhnlich, ſo oft er in den Audienzſaal trat, zuvor durch einen eignen Pagen zurufen: Philipp! gedenke daran, daß du ein Menſch biſt!

von der nacheilenden königlichen Leibwache einge holt und in Stücken gehauen.

Auf ſo eine unrühmliche Art ſtarb **Philipp** im vier und zwanzigſten Jahr ſeiner Regierung, die er mit ſo vielem Ruhm geführt hatte. Die Nachricht von ſeinem Tode ſetzte ganz Griechenland in Freude, denn man ſchmeichelte ſich mit dem Wiederaufleben der Freiheit, ohne zu ahnden, daß ſein Sohn und Nachfolger in der Regierung auch noch den letzten Schatten derſelben vertilgen würde.

Philipp beſaß in der That ſolche Eigenſchaften des Geiſtes, die ihn der Herrſchaft über Andre hätten würdig machen können: wenn nicht ſeine Ehrbegierde und grenzenloſe Eroberungsſucht ſie verdunkelt hätte. Dieſer ſetzte er jede Tugend, jeden Vorzug der Menſchlichkeit nach; jedes Mittel, ſo ungerecht und verächtlich es auch in ſeinen eignen Augen ſeyn mußte, wurde von ihm zur Ausführung ſeiner herrſchſüchtigen Plane angewendet; er ſchämte ſich daher auch nicht, den ſchändlichen Grundſatz zu äußern: Kinder müſſe man mit Spielwerk und Männer mit Eidſchwüren betrügen. — Seine Eitelkeit begnügte ſich nicht blos mit den in Schlachten errungenen Siegen; er ließ ſich auch mit den Rednern und Sophiſten ſeiner Zeit ein, und ſtritt mit ihnen, ſo wie auch bei den olympiſchen Spielen im Wettrennen, um den Vorzug. Selbſt auf die äußere Bildung legte er einen großen Werth; es war ihm daran gelegen, auch für den ſchönſten Mann zu gelten, und es war ihm ſehr empfindlich, daß man ihn, wegen des Verluſtes des einen Auges, den er auf einem Feldzuge in Thracien erlitten hatte *), in einem ſpöttiſchen Sinngedicht einen Cyklopen nannte.

So

---

*) Man erzählt davon eine ſeltſame Anekdote. Ein Soldat von Amphipolis, Aſter, bot dem Philippus auf jenem Feldzuge, als er eben Methone in Thracien belagerte, ſeine Dienſte als Bogenſchütze an, wobei er ſich rühmte, er habe es im Pfeilſchießen zu einer ſolchen Geſchicklichkeit gebracht, daß er einen Vogel im Fluge treffen könne. „Wohlan, verſetzte Philipp ſcherzend: ſo werde ich dich dann gut brauchen können, wenn ich einmal gegen die Staaren zu Felde ziehe.“ Dieſer Scherz verdroß den Aſter; er trat nun in die Dienſte der Belagerten.

So wenig er ſich auch ſelbſt an die Grundſätze des Rechts und der Sittlichkeit band, ſondern mehr ſeinen Leidenſchaften folgte: ſo ehrte er ſie doch bei andern und gab auch wohl zuweilen Beweiſe, daß er nicht ganz unempfindlich gegen ihre Anforderungen ſey. — Unter der Menge von Rednern, Schauſpielern und Dichtern, die ſich in den olympiſchen Spielen um die Achtung **Philipps** bewarben, der ſie in eigner Perſon mit aller ſeiner Pracht verherrlichte und ſich ſehr freigebig, beſonders gegen die griechiſchen Künſtler, bewieß, befand ſich auch ein berühmter Schauſpieler Athens, **Satyrus**, der ſich bei Austheilung der Geſchenke beſcheiden zurückzog, und gegen die Hofleute **Philipps**, die ihm auch Geld anboten, erklärte: er bedürfe dies nicht; dagegen aber habe er ein Bedürfniß des Herzens, das ihm der

gerten, und ſchoß von den Mauren ihrer Stadt einen Pfeil auf den **Philipp**, auf deſſen Schaft er die Worte geſchrieben hatte: Für Philipps rechtes Auge. Er traf auch wirklich ſein Ziel. Aber bald nach Eroberung der Stadt mußte er ſeine Geſchicklichkeit mit dem Leben büßen.

König wohl befriedigen könne. Philipp verſprach, es zu thun; er ſolle es ihm nur vortragen. Da erklärte er: einer ſeiner beſten Freunde, der aber nicht mehr am Leben ſey, habe nach ſeinem Tode zwey noch kleine Mädchen hinterlaſſen, die ſich jetzt unter den Gefangenen von Olynth und in der Gewalt des Königes befänden; an dieſen wünſche er Vaterſtelle zu vertreten und dadurch die Schuld der Freundſchaft abzutragen, wenn ſie der König in ſeine Hände geben würde. Philipp handelte hier auch wirklich großmüthig und ließ ihm die Kinder ausliefern, obgleich ihr Vater wegen eines Verbrechens an der königlichen Familie gefallen war. — So großmüthig verzieh er auch einſt einem macedoniſchen Weibe, die durch ſeinen Ausſpruch, den er kurz nach einem Gaſtmahl gethan, einen Prozeß verlohren hatte, und verwegen genug war, ſich von dem betrunkenen Philipp auf den nüchternen zu berufen; er ließ ſich den Rechtshandel noch einmal vortragen und verhalf ihr zu ihrem Rechte. — Bei einer andern Gelegenheit hatte eine alte Frau mehrmals vergeblich verſucht, mit ihrer Bitte vor den König gelaſſen zu werden; man hatte ihr immer den Zutritt verſagt. Einſt ſchrie ſie den König im Vorbeigehen ſelbſt an, und bat ihn, ihre Sache anzuhören. Da er mit Unwillen erklärte: er habe dazu keine Zeit; verſetzte ſie: nun, wenn du nicht Zeit haſt, mir Recht zu ſchaffen: ſo ſey auch nicht König! — Dieſe dreiſte Erklärung machte Eindruck; der König beſchied ſie ſogleich an Hof und ſetzte von nun an eine beſtimmte Zeit feſt, wo er Jedem in ſeinen Angelegenheiten Gehör geben wollte. — So behauptet auch ſelbſt in entarteten Naturen die Menſchlichkeit ihre Rechte.

So ſehr ſich auch die Freiheit und das Wohl Griechenlands, mit dem Verfall ſeiner Sitten, zum Untergange neigte: ſo gab es doch noch Einige, die denſelben durch ihre Klugheit und Tapferkeit noch eine Zeitlang aufhielten und das Vaterland zu retten ſuchten. Unter dieſe gehörte vorzüglich in jenen Zeiten, wo die Staatsklugheit **Philipps** mit der griechiſchen Tapferkeit in einem ſo ungleichen Kampfe war, einer der athenienſiſchen Redner, der mit republikaniſchem Eifer erfüllt, von ſeinen Talenten einen ſo rühmlichen Gebrauch zum Beſten ſeines Vaterlands machte, daß er wohl der Bürgerkrone werth war, mit der ihm ſeine Landsleute beſchenkten. Sein Name war

Demoſthenes,

ein gebohrner Athenienſer, der ſich vorzüglich durch ſeine Beredtſamkeit, auch in der Geſchichte der Wiſſenſchaften, einen unſterblichen Namen verſchaft hat und deſſen Reden noch jetzt die Bewunderung der Kenner verdienen.

Schon in ſeiner erſten Kindheit verlohr er ſeinen Vater, der eine anſehnliche Gewehrfabrik beſaß und ihn als den einzigen Erben eines nicht unbeträchtlichen Vermögens hinterließ. Er hatte aber dabei das Unglück, unter Vormünder zu kommen, die theils zu eigennützig, theils zu karg waren, um ihm eine wiſſenſchaftliche Bildung zu geben, zu der er doch ſo viele Anlagen und Begierde zeigte. Auch ſeine noch lebende Mutter, die mehr für ſeine Erhaltung beſorgt war, hielt ihn, da er einen ſchwächlichen Körper hatte, von aller Anſtrengung zurück: ſo daß er ſelbſt von den Geſpielen ſeines Alters als ein Weichling und verzärtelter Knabe beſpöttelt wurde.

Aber mit dem Eintritt in die jugendlichen Jahre erwachte in ihm immer mehr das Gefühl für Ehre und der Trieb, ſich auch durch die Wiſſenſchaften zu einem nützlichen und achtbaren Bürger des Staats zu erheben. Die Rednerbühne, die in jenen Freiſtaaten Griechenlands ſchon ſo manchen aus der Dunkelheit des gemeinen Lebens erhoben hatte, zog vorzüglich ſeine Neigung an ſich; dieſe wurde auch bei einer beſondern Veranlaſſung ganz entſchieden, da er als Jüngling das Glück hatte, gegenwärtig zu ſeyn, als einer der damals berühmteſten Redner, Kalliſtratus, bei einer großen Volksverſammlung durch ſeine Rede die allgemeine Bewunderung auf ſich zog, von den angeſehenſten Mitbürgern mit Lobſprüchen überhäuft und gleichſam im Triumph nach Hauſe begleitet wurde. Dies war dem ſechzehnjährigen Demoſthenes ein gewaltiger Sporn, ſich auch einmal auf dieſe Art auszuzeichnen; von nun an verſäumte er keine Gelegenheit, ſich zum künftigen Redner zu bilden, beſuchte mit dem größten Fleiße die Schulen der Weltweiſen und Redner, und ſtudirte auch bei der nächtlichen Lampe die Reden des Iſäus und Iſokrates, der damals berühmteſten Volksredner.

Zwar ſchien ihm die Natur das Talent eines deutlichen und angenehmen Vortrags verſagt zu haben; ſeine Bruſt war ſchwach, ſeine

Zunge ſtammelte und ſein Kopf ſaß etwas zu tief in den Schultern; allein ſein unermüdeter Eifer und ſein Genie wußte dieſe Schwierigkeiten zu überwinden. Um ſeiner Bruſt mehr Stärke und dem Athem Ausdauer zu verſchaffen, beſtieg er oft Anhöhen und deklamirte beſtändig dabei, oder trat bei rauſchende Waſſerfälle, oder an das Ufer des Meeres, und recitirte Stellen aus Rednern in die toſenden Wellen; um ſich das Stammlen abzugewöhnen, nahm er kleine Kieſelſteine in den Mund, um der Zunge mehr Geſchmeidigkeit zu verſchaffen; und um ſich in der Geberdenſprache zu üben und ſeinen Körper gut zu halten, mußte ihn ein großer Spiegel in ſeinem Zimmer, vor den er gewöhnlich trat, immer daran erinnern, den Kopf in der Höhe zu halten, und ein von der Decke herabhangender Spieß, deſſen Spitze ihm die Schulter berührte, dieſe immer in der gehörigen Richtung erhalten. Oft brachte er mehrere Monate in einem unterirdiſchen Zimmer unter Redeübungen zu, ließ ſich, um nicht zum Ausgehen verleitet zu werden, den Bart nur zur Hälfte abſcheeren und lebte ſo ganz für ſeine Wiſſenſchaft.

Allein die erſten Verſuche, die er machte, um öffentlich als Redner aufzutreten, mißlangen ihm. Das Volk verſagte ſeinen jugendlichen Vorträgen, mit ſo vielem Fleiße er ſie auch ausgearbeitet hatte, ſeinen Beifall. Einigemal mußte er die Rednerbühne mit Spott verlaſſen. So kränkend ihm dies war: ſo hielt es ihn doch in ſeinem Eifer nicht auf; vielmehr beſtrebte er ſich um deſtomehr, die gemachten Fehler zu bemerken und zu verbeſſern.

Als er einſt, nach ſolch einem mißlungnen Verſuche, verdrüßlich in ſeinen Mantel gehüllt, nach Hauſe gieng, begleitete ihn einer ſeiner Freunde, der Schauſpieler **Satyrus**, (deſſen wir ſchon oben im Leben des macedoniſchen **Philippus** erwähnt haben). Mitten unter dem Gelächter des Volks hatte dieſer mit ſeinem Scharfblick gar wohl das Talent des jungen Redners, das Feuer ſeiner Rede, die Kraft ſeines Ausdrucks — aber auch die Mängel bemerkt, die dem Redner den verdienten Beifall vorenthalten hatten. Schweigend gieng der beſchämte Jüngling an ſeiner Seite, und nicht eher als im traulichen

lichen Zimmer öffnete er ihm die Bruſt, die mit Unwillen und Verdruß über den Undank und die Verachtung ſeiner Mitbürger erfüllt war. Satyrus verſtattete anfangs den Ausbrüchen ſeines Unmuths freien Lauf, ließ ſeinem Rednertalent Gerechtigkeit wiederfahren und kühlte ſo mit Sanftmuth die jugendliche Hitze ſeines Freundes; dann bat er ihn, einige Stellen aus einem bekannten Trauerſpiele des Euripides oder Sophokles herzuſagen. Demoſthenes that es mit der ihm möglichſten Lebhaftigkeit; aber nun recitirte der Schauſpieler dieſelben Stellen, that dies mit einem Ausdruck im Ton und Gebehrden, der ſo ganz dem Sinn derſelben angemeſſen war, und gab ihnen dadurch eine ſolche Annehmlichkeit, daß Demoſthenes ganz andre Stellen zu hören glaubte. Nun bemerkte er, woran es ihm fehle, wie auch die beſte Rede, wenn ſie nicht mit dem ſchicklichſten Anſtand und Gebehrden gehalten werde, ohne Geiſt und Leben ſey; und legte ſich nun mit deſto mehr Fleiß auf Erlernung dieſer Kunſt.

So durch raſtloſe Bemühung und den angeſtrengteſten Eifer, der jede Schwierigkeit überwand, brachte es Demoſthenes dahin, daß er nicht nur einer der erſten Redner Athens, ſondern zugleich der vorzüglichſten Staatsmänner wurde, indem er ſeine Rednertalente nicht etwa nur zur Führung der Privathändel, ſondern vielmehr zur Leitung der öffentlichen Staatsangelegenheiten anwendete. Die Gelegenheit dazu gab ihm der damalige König in Macedonien, Philippus, in deſſen Plan es lag, die Herrſchaft von ganz Griechenland an ſich zu ziehen. Dieſem entgegen zu arbeiten und ihn zu vereiteln, den geblendeten Griechen die Augen über die ihnen bevorſtehende Gefahr zu öffnen, ihren Geiſt zur Erhaltung ihrer Freiheit und ihren Arm zur Vertheidigung derſelben zu ſtärken, war der Hauptzweck ſeiner Bemühungen und ſeiner Reden, die mit allem Feuer der Beredtſamkeit von ihm gehalten und durch ganz Griechenland verbreitet wurden.

Die Freimüthigkeit, welche Demoſthenes in ſeinen öffentlichen Reden gegen dieſen gemeinſchaftlichen Feind des Vaterlands äußerte, war allerdings eines freien Bürgers von Athen würdig: aber ſie wurde nicht immer durch Klugheit geleitet; er ließ ſich vielmehr oft durch Leidenſchaft verleiten, das wahre Intereſſe ſeines Vaterlands aus den Augen zu verlieren, und das, was vielleicht durch friedliche Unterhandlungen ſicherer wäre erreicht worden, auf den ungewiſſen Ausgang eines gefahrvollen Kriegs zu ſetzen. Philipp kannte gar wohl dieſen ſeinen furchtbaren beredten Feind, von welchem er erklärte, er fürchte ihn mehr als alle Flotten und Armeen der Athemienſer; er gab ſich daher alle Mühe, ihn mit ſeinem Golde und den vortheilhafteſten Verſprechungen auf ſeine Seite zu bringen; aber vergebens; um deſto beſſer gelang es ihm mit andern berühmten Rednern in Athen, durch welche er die Beſorgniſſe, welche Demoſthenes bei dem Volke erregt hatte, zu zerſtreuen und die patriotiſchen Anſchläge deſſelben zu entkräften wußte.

Als endlich Demoſthenes durch ſeine Reden und Briefe, die er an alle griechiſchen

Städte ſchickte, bei einigen ſogar in eigner Perſon es dahin gebracht hatte, daß ſich Griechenland zum Kampfe gegen die Macedonier rüſtete, und es bei Chäronea zur entſcheidenden Schlacht kam, mußte er zwar ſelbſt mit die Waffen zur Vertheidigung des Vaterlands ergreifen, bewieß aber die Tapferkeit nicht, die er als Redner ſo oft geprieſen und andern einzuflößen geſucht hatte. Er war vielmehr einer der erſten, der die Flucht ergriff, ſogar aus feiger Furcht ſeinen Schild wegwarf und, wie man erzählt, bei einem Dornſtrauch, der ihn am Kleide aufhielt, todtenblaß niederſtürzte, als befände er ſich ſchon in den Händen der Feinde.

So unrühmlich Demoſthenes das Schlachtfeld verlaſſen hatte: ſo trat er doch bald nachher als Redner wieder mit deſto größerm Anſehen in Athen auf. Er belebte von neuem den niedergeſchlagnen Muth ſeiner Landsleute, hielt bei der Beerdigung der bei Chäronea gebliebenen Krieger die Trauerrede, die ein Meiſterſtück der Beredtſamkeit war, durch die er wieder den Heldengeiſt der Nation erweckte, und ermunterte die

Athenien

Athenienſer, nun mit deſtomehr Anſtrengung die Feſtungswerke ihrer Stadt in einen deſto beſſern Stand zu ſetzen, wozu er ſelbſt einen großen Theil ſeines Vermögens widmete. Man trug ihm ſelbſt dies Geſchäft auf, welches er ſo zur Zufriedenheit des Staats ausführte, daß ihm dieſer durch einen Volksſchluß eine goldene Krone zum Zeichen der Erkenntlichkeit zuerkannte.

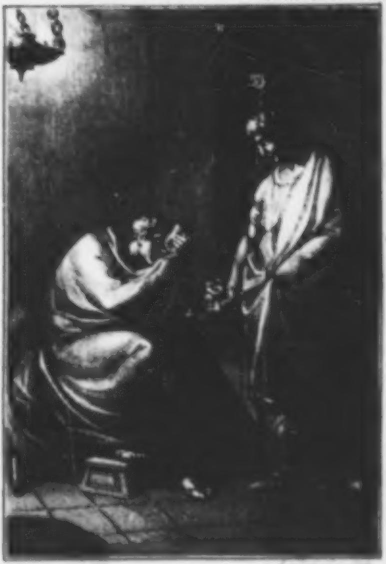
Dieſe ausgezeichnete Ehre wurde ihm indeß durch einen ſeiner Nebenbuhler, einen nicht weniger berühmten Redner, Aeſchines, ſtreitig gemacht, welcher denjenigen Bürger in einer öffentlichen Rede anklagte, der jenes Decret mit der Krone zuerſt in Anſchlag gebracht hatte. Es kam darüber zu einem weitläuftigen Proceß, wo beyde Redner alle ihre Kräfte und Künſte der Beredtſamkeit anwendeten, um einander den Sieg ſtreitig zu machen. Demoſthenes gewann ihn, und ſein Gegner, Aeſchines, ſahe ſich nun genöthiget, die Stadt zu verlaſſen, in der er bisher nicht nur auf der Rednerbühne als auch in öffentlichen Geſchäften des Staats ſich ein ausgezeichnetes Anſehen erworben hatte;

ſelbſt Philipp ſchätzte ihn und zog ihn bei einer Geſandtſchaft, die er zugleich mit Demoſthenes an ſeinem Hofe begleitete, dieſem weit vor.

Den Abend zuvor, ehe Aeſchines Athen verließ, empfieng er noch den ganz unerwarteten Beſuch ſeines Gegners Demoſthenes. Der Anblick eines Mannes, dem er in der Hitze des Streits ſo manche bittre Vorwürfe gemacht hatte, ſetzte ihn anfangs in Verlegenheit; er glaubte in ihm den übermüthigen Sieger zu erblicken, der ihm noch in den letzten herben Stunden der Trennung von der Vaterſtadt, ſeine Ueberlegenheit wollte fühlen laſſen. Als ſich ihm dieſer aber mit allem Ausdruck des Mitleids und der Theilnahme an ſeinem Schickſal näherte, ihm traulich die Hand reichte und bat, das Vergangne zu vergeſſen, ja ihm zu einiger Entſchädigung für den Verluſt, den er erlitten habe, eine beträchtliche Summe Geldes anbot: wurde Aeſchines durch dieſe Großmuth ſeines Gegners ſo gerührt, daß er ſein Geſicht in den Mantel hüllte, um die Thränen zu verbergen,

die

Pl. III. T. XXXII.



Demosthenes und Äschines.

die ihm in die Augen traten *). Demoſthenes gab ſich alle Mühe, ihn zu beruhigen. „Wie kann ich, erklärte Aeſchines: wie kann ich ohne die innigſte Betrübniß eine Stadt verlaſſen, wo meine zurückgelaſſenen Feinde edelmüthiger an mir handeln, als ich es mir in der Fremde auch wohl von meinen beſten Freunden verſprechen kann?“ — So ſchieden beyde, die zuvor die heftigſten Gegner geweſen waren, mit Rührung von einander und bezeigten einer dem andern die Achtung, die ſie ſich gegenſeitig ſchuldig waren. — Auch in Rhodus, wohin ſich Aeſchines nach ſeiner Verbannung begab, ehrte er die Verdienſte ſeines großen Nebenbuhlers. Er legte hier eine Schule der Beredſamkeit an, laß in derſelben außer ſeinen Reden, auch die des Demoſthenes vor, und als er bemerkte, daß ſeine Zuhörer dieſe letztern mit vorzüglichem Beifall aufnahmen und von der Stärke der Beredſamkeit zu lebhaften Aeußerungen hingeriſſen wurden, brach er plötzlich in der Rede ab, und ſagte: „was würdet ihr erſt empfunden, wenn ihr dieſen Mann ſelbſt hättet reden gehört!“

---

*) Siehe das [illegible] Kupfer.

Demoſthenes ſah, alles ſeines Entgegenſtrebens ohngeachtet, die griechiſche Unabhängigkeit immer mehr unter den Siegen Philipps von Macedonien und noch mehr ſeines großen Nachfolgers, Alexanders, dahin ſchwinden. Zwar hatte er das Glück, beyde Eroberer zu überleben; aber er ſahe dadurch ſein Vaterland nicht gerettet, ſondern nur in noch größre Unruhen verwickelt. Da er ſich einmal als Staatsmann und Redner mit in die öffentlichen Angelegenheiten verſtrickt hatte: ſo brachte er auch ſein Leben unter ſo vielen Verdrüßlichkeiten und Unruhen zu, die ihn oft ſehr unzufrieden mit ſeiner Lage machten und in eine traurige Gemüthsſtimmung verſetzten, ſo daß er ſpäterhin einige ſeiner jungen Freunde warnte: ſie möchten ſich ja nicht zur Staatsverwaltung drängen; denn wenn er zum Voraus die damit verbundnen Uebel, den Neid, die Verläumdung und Ränke gekannt hätte: er würde lieber den Weg zum Tode, als den zur Rednerbühne und Staatsverwaltung gewählt haben.

Gleichwohl würde er bei der Verwaltung der öffentlichen Staatsgeſchäfte mit weit weniger Unannehmlichkeiten zu kämpfen gehabt haben, wenn er mehr Herr über ſeine Leidenſchaften geweſen wäre, und dieſen nicht zu vielen Einfluß in ſeine Handlungen zugelaſſen hätte; ſo aber zog er ſich durch dieſe die empfindlichſten Kränkungen, ja zuletzt ſogar den Tod zu. Außer der Ehrſucht, die ihn ſehr oft zu unüberlegten Schritten verleitete, war er auch nicht frei von unerſättlicher Geldbegierde; er betrachtete den Reichthum als das Mittel, ſeine ehrſüchtigen Abſichten deſto beſſer auszuführen und erlaubte ſich daher manche niedrige Kunſtgriffe. So ſoll er ſchon als Sachwalter einzelner Partheien, ſich durch Geldbeſtechungen zum Werkzeuge mancher Ungerechtigkeit haben mißbrauchen, ja ſogar ſo weit bringen laſſen, um in einer und derſelben Streitſache den Kläger und Vertheidiger zu machen. Zwar als ein erklärter Feind des Philippus, ließ er ſich nie mit Macedoniſchem Gelde gewinnen: aber deſto beſſer ließ er ſich als Agent des Perſiſchen Hofes bezahlen, von da er unermeßliche Summen zog. — Durch dieſen niedrigen Eigennutz zog er ſich einſt ſelbſt die Verbannung aus Athen zu. Die Gelegenheit dazu war folgende. Als Alexander der Große ſeinen Feldzug nach Indien machte, hatte er einen ſeiner Freunde, Harpalus, dem er ſein volles Vertrauen ſchenkte, zum Aufſeher der in Babylon befindlichen Schätze gemacht; dieſer war aber ſo niederträchtig, ſich die Abweſenheit ſeines Herrn, von dem er glaubte, er werde nie wieder aus Indien zurückkehren, zu Nutze zu machen, und Erpreſſungen und Räubereien in dem eroberten Reiche auszuüben; zuletzt entfloh er bei der Annäherung des Königs, nachdem er mehr als ſechs Millionen Thaler auf die Seite geſchafft hatte. Der Betrüger wendete ſich jetzt nach Griechenland und ſuchte mit ſeinen Schätzen in Athen Schutz. Als das Schiff mit den großen Reichthümern im Piräus ausgeladen wurde, fielen dieſe Schätze den Athenienſern ſo ſehr in die Augen, daß ſie geneigt ſchienen, einen ſo reichen Mann in ihre Mauren aufzunehmen. Demoſthenes aber warnte ſeine Landsleute: ſie möchten vorſichtig zu Werke gehen, und nicht etwa durch Aufnahme dieſes

Fremden den Zorn des Alexanders gegen ſich reißen. Als aber nach einigen Tagen die mitgebrachten Schätze des Harpalus obrigkeitlich unterſucht wurden, fiel dem Demoſthenes vorzüglich ein goldner Becher vom Könige in die Augen, der ſich wegen ſeiner ſchönen erhabenen Arbeit auszeichnete. Harpalus bemerkte dies und bat ihn, den Becher in die Hand zu nehmen, um die Schwere deſſelben zu ſchätzen. Demoſthenes wog ihn in der Hand und fragte: wie viel er wohl an Gewicht hielt? „Er wird dir zwanzig Talent (ohngefähr tauſend Louisd'or) halten,“ verſetzte Harpalus, der nun ſeinen Mann kannte, lächelnd, und ſchickte den Becher noch denſelben Abend mit ſo vielem Golde gefüllt in ſein Haus. Damit hatte er auf einmal den Demoſthenes für ſich gewonnen; denn als am folgenden Tage in der Verſammlung über die Aufnahme des Harpalus geſprochen werden ſollte: erſchien zwar Demoſthenes auch, hatte aber ſeinen Hals mit dicken wollenen Binden umwickelt, und gab zu verſtehen: er könne, wegen eines böſen Halſes, nicht reden. Haha, rief ein witziger Kopf aus: der Redner iſt gewiß nicht von der Kehlſucht, ſondern von der Geldſucht befallen worden! Dies erregte allgemeines Gelächter und mehrere ähnliche Spöttereien, die auf den goldnen Becher hindeuteten. Der Schluß der Rathsverſammlung fiel endlich dahin aus: der Fremde ſollte nicht aufgenommen, und alle die ihm dazu Hoffnung gemacht oder wohl gar Geſchenke angenommen hätten, ſollten beſtraft werden. Bei der darauf angeſtellten Unterſuchung wurde auch Demoſthenes vor Gericht gefordert, und da er ſich nicht rechtfertigen konnte, zu einer Geldſtrafe von funfzig Talenten verdammt, bis zu deren Zahlung er in gefängliche Haft genommen wurde. Er entwiſchte aber aus derſelben, flüchtete aus der Stadt und nahm ſeinen Aufenthalt in Aegina und Trözen *).

Während

---

*) Mein Gewährsmann bei dieſer Geſchichte, welche auf den Charakter des Demoſthenes einen ſo häßlichen Schatten wirft, iſt Plutarch, der dieſelbe ſehr ausführlich erzählt. Es wäre zu wünſchen, daß man ſie für eine Erdichtung der Feinde dieſes großen Mannes erklären und ihn deshalb mit guten Gründen vertheidigen könnte. Der Verſuch, den John Gaſt in ſeiner Geſchichte von Griechenland

Während dieſer ſeiner Verbannung aus Athen, ſtarb Alexander. Demoſthenes gab ſich nun alle Mühe, wieder in ſeine Vaterſtadt zurückberufen zu werden, und es gelang ihm auch wirklich durch ſeine dortigen Freunde, ein Dekret deswegen auszuwirken. Man ſchickte eine Galeere nach Aegina, um ihn zurückzuholen. Als er im Piräus einlief, zog ihm die ganze Bürgerſchaft, mit den Magiſtratsperſonen und Prieſtern an der Spitze entgegen und führte ihn mit lauter Freude in Proceſſion wieder in die Stadt ein.

Als aber bald nachher unter dem Nachfolger Alexanders neue Unruhen für Griechenland ausbrachen, und ſchon das Heer Antipaters im Anzuge gegen Athen war, hielt ſich Demoſthenes in der Stadt nicht mehr ſicher und entfloh in aller Eil nach Kalaurien, einer kleinen Inſel an der Küſte des Peloponnes, der Stadt

Trözen

Genland (Seite 167 der deutſchen Ueberſetzung, Leipzig 1798.) deswegen gemacht hat, verdient allerdings Aufmerkſamkeit.

Trözen gegenüber, wo er ſich in dem dortigen Tempel des Neptuns verbarg; aber auch dies Heiligthum ſicherte ihn nicht vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde; er wurde von den Trabanten des Antipater hier eingeholt; kaum hatte er ſo viel Zeit, ein Gift, das er auf ſolchen Fall bei ſich trug, hinunter zu ſchlucken, als ihn die Soldaten ergriffen, in deren Armen er, als man ihn eben an dem Altar vorbeiführte, niederſank und mit einem Seufzer den Geiſt aufgab.

Phocion.

Gleich der untergehenden Sonne, die noch ihre letzten lieblichen Strahlen über die Gegend verbreitet: ſo leuchtet auch die Tugend dieſes Mannes in jenen Zeiten, wo die Freiheit Athens ſich zu ihrem Untergange neigte. Er war ein Zeitgenoſſe des **Demoſthenes** und leitete mit ihm die Angelegenheiten des Staats, aber nicht nach gleichen Grundſätzen, daher ſie oft in Widerſpruch mit einander geriethen, der jedoch nie in perſönliche Feindſchaft übergieng.

Phocion war in der Schule der Armuth erzogen worden; daher hatte er ſchon frühe gelernt, Dinge zu entbehren, die in den Augen der Weichlinge einen zu groſen Werth haben. In **Platon's** Akademie, beſonders unter ſeinem großen Nachfolger **Xenokrates**, hatte er ſeinen Geiſt zur Weisheit und Tugend gebildet und ſich da jene ſokratiſche Denkungsart eigen gemacht, der er durch ſein ganzes Leben treu blieb. Unter Chabrias, einem der damaligen beſten Feldherrn der Athenienſer, lernte er die Anfangsgründe der Kriegskunſt, begleitete ſchon als Jüngling dieſen General auf ſeinen Feldzügen, erwarb ſich unter ihm viele Erfahrung im Kriegsweſen und leiſtete ihm ſehr wichtige Dienſte. Da er mit einem feſten Muthe zugleich Klugheit verband: ſo brauchte ihn dieſer zu ſehr wichtigen Geſchäften; vertraute ihm bei der wichtigen Seeſchlacht bei Naxos das Kommando der einen Abtheilung der Schiffe, und der darauf erfolgte Sieg, der den Athenienſern wieder die Herrſchaft zur See ſicherte, beſtätigte dieſes Zutrauen. Chabrias gab ihm nun den Auftrag, die Geldbeiträge von den Inſeln im Archipelag einzutreiben; er gab ihm zu dieſer Abſicht zwanzig Schiffe; Phocion aber erklärte: „Wenn du mich gegen die Feinde des Staats ſchickteſt, ſo wären mir zwanzig Schiffe nicht hinreichend; da ich aber zu Bundesgenoſſen gehe, bedarf ich nur ein einziges.“ In der That führte er auch dies Geſchäft mit ſolcher Klugheit, Mäßigung und Rechtſchaffenheit aus, daß er mit einer Menge reichbeladener

Schiffe wieder im Piräus einlief, auf denen die Bundsgenoſſen freiwillig ihre Gelder überſchickten.

So lange Chabrias lebte, bewieß ihm Phocion immer die größte Achtung und Ergebenheit: und noch nach ſeinem Tode bewieß er es gegen ſeine Familie, wie ſehr er dieſem Mann verbunden ſey; beſonders vertrat er an dem Sohn deſſelben, der ein junger ausſchweifender Menſch war, Vaterſtelle, und ſuchte ihn auf alle mögliche Art zu einem vernünftigen, beſſern Menſchen zu machen, ſo vielen Verdruß und Mühe er auch deshalb übernehmen mußte: daß er auch einmal ausrief: „o Chabrias, ich glaube deine Freundſchaft reichlich vergolten zu haben, da ich mit deinem Sohne ſo viel Geduld trage.“

Ob nun gleich für Phocion der Weg zu den anſehnlichſten Ehrenſtellen gebahnt war, ſo war er doch zu beſcheiden und zu vorſichtig, als ſich dem Staate aufzudringen, vielmehr vermied er die Staatsverſammlungen, wenn etwa darin über die Wahl der Feldherrn geſtimmt wurde.

zu der ſich ſo viele andre drängten. Deſtomehr aber wurde er geſchätzt und vorgezogen. Fünf und vierzigmal bekleidete er die Feldherrnwürde, ohne ſie nur einmal geſucht zu haben; jedesmal ließ er ſich dazu auffordern; aber dann entzog er auch nie dem Vaterlande ſeine Dienſte.

Auf dieſen öftern Feldzügen, aus denen er nie ohne Ruhm zurückkehrte, machte er ſich nicht nur des Vertrauens des Staats würdig, ſondern erwarb ſich auch bei den Bundsgenoſſen und ſelbſt unter den Feinden des Vaterlandes Hochachtung und Zutrauen. Seine Untergebnen liebten und ſchätzten ihn, ohngeachtet der ſtrengen Mannszucht, die er hielt; die Armee, die das Glück hatte, unter ſeinem Kommando zu ſtehen, freute ſich dieſes würdigen Chefs; denn er theilte mit ihr alle Gefahren und Beſchwerden des Dienſtes; gleich dem gemeinen Mann ſetzte er ſich allen Unannehmlichkeiten der Witterung aus; gieng gewöhnlich mit bloßen Füſſen und ohne Mantel; es mußte denn unerträglich kalt ſeyn: ſo daß ſeine Soldaten, wenn ſie ihn bekleidet ſahen, einander zurieſen: „heut muß es brav kalt ſeyn! unſer General hat ſich angezogen!“

Gewöhnlich geſchahe es, daß, wenn die Athenienſer eine Flotte in die Meere des Archipelagus ſchickten, um die Bundesgenoſſen an ihre Pflicht zu erinnern und die ſchuldigen Geldbeiträge einzufordern, dieſe ein allgemeines Schrecken verbreitete; man befeſtigte die Mauren und Seehäfen wie vor Feinden, ſchickte die Heerden und Weiber und Sklaven tiefer ins Land hinein, und ſuchte, was man nicht gern verlieren wollte, in Sicherheit zu bringen. War aber Phocion an der Spitze der Flotte, hatte er den Auftrag, die Zahlungen einzutreiben: ſo kamen ihm die Einwohner der Städte beim Ausſchiffen mit Kränzen geſchmückt entgegen, öffneten ihm mit Freuden die Thore und führten ihn mit vollem Vertrauen in ihre Mauren ein.

Dieſe allgemeine Zuneigung erwarb er ſich blos durch ſeine anerkannte Rechtſchaffenheit und Menſchenliebe; denn ſein Aeußeres hatte wenig Empfehlendes. Tiefer Ernſt ruhte auf ſeiner Stirne; man ſah ihn weder lachen noch weinen; er hatte in ſeinen Mienen etwas Zurückſtoßendes und Finſteres, daß, wer ihn nicht genau kannte, ſich nicht wagte, ihm zu nähern; der Ton ſeiner Stimme war rauh, ſo wie ſein Ausdruck derb und gebieteriſch. Er war ein Feind von langen Declamationen; wenn er als Staatsredner auftrat, waren ſeine Vorträge kurz aber kraftvoll: ſo daß ſelbſt Demoſthenes, deſſen weitläufige Beredtſamkeit und künſtliche Reden oft von Phocions kräftigen und gehaltvollen Sentenzen niedergeſchlagen wurden, leiſe zu ſeinen Freunden ſagte, wenn er dieſen nach ihm die Rednerbühne beſteigen ſah: da kömmt das Beil meiner Reden.

Er kannte zwar auch die Künſte, durch welche gewöhnlich die Staatsredner den Beifall der großen Menge zu erſchleichen wußten: aber bei ſeiner Wahrheitsliebe und Rechtſchaffenheit machte er nie von ihnen Gebrauch; ſprach jedesmal nach ſeiner innigſten Ueberzeugung,

gung, verhüllte die Wahrheit nicht, ſondern trug ſie freimüthig vor, unbekümmert, ob ſie ihm Lob oder Tadel zuzog, wenn ſie nur erkannt wurde. Als daher einer ſeiner Vorſchläge, die er dem Volke that, wider Erwarten angenommen wurde und ſeine Rede allgemeinen Beifall fand, ward er ſtutzig und fragte ſeine umſtehenden Freunde: ich habe doch nicht, ohne es zu wiſſen, vielleicht etwas thörigtes geſagt?

Schon in ſeinen frühern Feldzügen hatte er gezeigt, daß er der Mann ſey, der zu fechten und zu ſiegen wiſſe; und in der That war er auch der Einzige, welchen Athen unter den damaligen bedrängten Umſtänden, den ſich immer weiter verbreitenden Eroberungen Philipps von Macedonien entgegen ſetzen konnte. Er war es, der ihn aus Eretria drängte und nöthigte, ſeinen Eroberungsplan von Peloponnes eine Zeitlang aufzugeben, ja ihn bald darauf im Cherſones zu einem ſchimpflichen Rückzuge zwang und um den Ruhm des Unüberwindlichen, den man ihm aus Schmeichelei bisher beigelegt hatte, brachte. Demohngeachtet ſah er wohl bei ſeiner Staatsklugheit ein, daß ſich Griechenland nicht lange gegen das ſo furchtbare Genie des kühnen Eroberers halten würde, und rieth daher ſeinem Vaterlande unaufhörlich zum Frieden, überzeugt, daß ein ehrenvoller Friede beſſer als ein ungewiſſer Sieg ſey.

Dies brachte das Volk, deſſen Muth wieder durch einige glückliche Verſuche belebt worden war, wider ihn auf, vorzüglich den Demoſthenes, der durch ſeine Reden das Volk immer in dieſer feindlichen Stimmung zu erhalten ſuchte: ſo daß er einsmals in der Hitze zu ihm ſagte: „Phocion! die Athener werden dich noch umbringen!“ Ja, verſetzte dieſer, wenn ſie eben in Raſerei ſind; dich aber, wenn ſie einmal zu Verſtande kommen.

Es kam zum Kriege — und jene unglückliche Schlacht bei Chäronea rechtfertigte nur zu ſehr die vorſichtigern Maaßregeln Phocions; er ſelbſt befand ſich nicht mit bei der Schlacht, die den Ruhm und das Glück der griechiſchen Waffen vernichtete; man hatte ihm vermuthlich aus Mißtrauen wegen ſeiner friedlichen Geſinnungen das Kommando verſagt. — Doch ſuchte er den geſunkenen Muth der Athenienſer nach ihrer Niederlage aufzurichten, indem er ſie auf die gewöhnlichen Veränderungen des äußerlichen Glücks verwieß und ſie lehrte, ſich ohne Verzagtheit und Murren nach den Umſtänden der Zeit und den noch immer billigen Bedingungen des Siegers zu richten.

Daß Phocion nicht ſo leidenſchaftlich wie Demoſthenes in dieſer Sache Griechenlands ſprach und handelte, war nicht Mangel an Muth, denn dieſen hatte er in ſo mancher Schlacht gezeigt, nicht Eigennutz, denn Philipps Gold hatte auch in ſeinen Augen keinen Reiz, und die Schmeicheleien, die dieſer ihm oft durch ſeine Geſandten machen ließ, machten ihn nicht ſtolz; ſondern es war die Frucht einer tiefern Staatsklugheit und Weltkenntniß. Griechenland war nicht mehr, was es zu den Zeiten der Themiſtokleſſe war. Es war ſeinen Bewohnern nicht mehr um Leben und Freiheit zu thun: ſondern um die Erhaltung ihrer Schätze und Reichthümer, um den ruhigen Genuß des Lebens im Schooße des Ueberfluſſes, und Philipp ſchmeichelte ihnen ja, daß er nur darum die Waffen ergriffen habe, um Griechenlands Wohl zu gründen; er ließ ihnen ja ihre Spielwerke, lobte ihren Kunſtfleiß und belohnte ihre Künſtler und Gelehrten ſo reichlich. Bei dieſer Stimmung ſeiner Zeitgenoſſen konnte Phocion ſeinem Vaterlande nicht beſſer rathen, als ſich den Macedonier unter möglichſt guten Bedingungen lieber zum Freund zu erhalten, als zum Feinde zu machen.

Nach dieſem Grundſatze handelte er auch unter der nachherigen Regierung Alexanders des Großen. Er ſahe wohl ein, daß dieſer den Eroberungsplan ſeines Vaters mit noch mehr Eifer und Nachdruck ausführen würde und beklagte daher oft und laut die Kurzſichtigkeit ſeiner Landsleute, die gar keine Gefahr ahndeten.

Als die Nachricht von Philipps Tode nach Griechenland kam, überließ ſich das Volk einer zügelloſen Freude, ſtellte ein öffentliches Dankfeſt an und beſchloß im Taumel ſeiner Freude, dem berüchtigten Königsmörder, als einem, der ſich ums Vaterland verdient gemacht habe, ein Denkmahl zu ſetzen. Auch Demoſthenes, ohngeachtet er erſt ſieben Tage zuvor ſeine Tochter durch den Tod verlohren hatte, erſchien in der Volksverſammlung in einem prächtigen weiſſen Gewande, mit einem Kranze auf dem Haupte. Nur Phocion erklärte ſeinen Mitbürgern: wie unedel eine ſo kindiſche Freude über den Fall eines Feindes ſey: ſie möchten doch bedenken, daß die Armee, die ſie bei Chäronea geſchlagen habe, dadurch nur um einen Mann ſchwächer geworden ſey.

Durch ſeine Vermittelung geſchahe es, daß Alexander, der ſich bald nachher bei der Eroberung und Einäſcherung Thebens Griechenland ſo furchtbar gezeigt hatte, noch billige Bedingungen des Friedens mit den Griechen eingieng. Er übernahm dabei das Geſchäft eines Geſandten, wozu es dem Demoſthenes an Muth fehlte, und erwarb ſich bei dieſer Gelegenheit die Achtung des Macedoniſchen Helden in ſo hohem Grade, daß dieſer nicht nur die mehreſten ſeiner Vorſchläge zum Beſten ſeiner Vaterſtadt eingieng, ſondern ihn auch für ſeinen Gaſtfreund erklärte und mit beſondrer Auszeichnung behandelte.

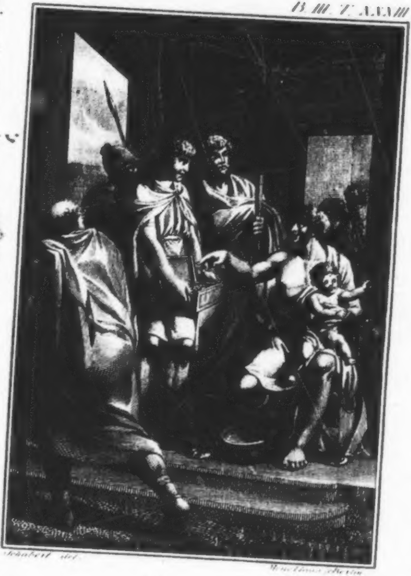
Als er nach Athen zurückkam, ließ ihm Alexander ein Geſchenk von hundert Talenten *) überreichen. Die Ueberbringer trafen ihn in ſeiner Wohnung, die ſich durch nichts von der Wohnung eines Privatmanns unterſchied, in einem Zimmer, das ſich zwar durch Reinlichkeit und Ordnung, aber durch kein Merkmal des Luxus auszeichnete **). Phocions Gattin war eben beſchäftigt, den Teig zum Brodbacken zu kneten, er ſelbſt aber hatte ſich Waſſer aus dem Brunnen geſchöpft, um ſeine

---

*) Ohngefähr 108125 rthlr.

**) Siehe das 35ſte Kupfer.

B. III. T. XXXIII



Schubert del.

[illegible]

Phocion

ſeine Füße zu waſchen, und hielt indeß, bis die Mutter ihr Geſchäft würde vollendet haben, ſeinen kleinen Sohn auf den Armen. Als die Geſandten ihm das Geſchenk des Königs überreichten, äußerte **Phocion** ſeine Befremdung: warum ihr Herr unter ſo vielen Athenienſern ihm eine ſo große Geldſumme ſchenke? „Weil er dich, verſetzten jene, für einen braven und rechtſchaffenen Mann hält.“ Nun, erwiederte **Phocion**: ſo erlaube er mir, nicht nur ein ſolcher zu ſcheinen, ſondern auch wirklich zu ſeyn, und weigerte ſich ſtandhaft, das Geſchenk anzunehmen. Als ſie noch mehr in ihn drangen und unter andern äußerten: es würde ihrem Könige ſehr unangenehm ſeyn, zu vernehmen, daß er, als ſein Freund, in ſo armſeligen und kümmerlichen Umſtänden lebe: wieß **Phocion** ſie auf einen eben vorübergehenden Greis, von muntern Anſehen, der ſich in ſeinen ſchmutzigen, abgetragenen Mantel gehüllt hatte, und ſagte: meynt ihr wohl, Freunde, daß es mir ſchlimmer geht als dieſen? Und doch lebt dieſer Mann von noch weit weniger, als ich beſitze, heiter und zufrieden. Wozu ſollte mir eine ſolche Menge Gold nützen, wenn ich keinen Gebrauch davon mache? brauche ichs aber: ſo ſetze ich mich und euren König bei der Stadt in einen übeln Ruf. Kurz; die Geſandten mußten das Geld wieder zurücknehmen und verließen die Wohnung des Athenienſers, überzeugt, daß ein Mann, der ein ſolches Geſchenk entbehren könne, reicher ſeyn müſſe, als derjenige, der es ihm machen wollte.

Alexander ließ ihm bald nachher in einem eigenhändigen Schreiben merken: daß es ihm unangenehm ſey, wenn ſeine Freunde nichts von ihm annähmen. Phocion ſchrieb ihm wieder: er würde es für ein Merkmal ſeiner vorzüglichen Huld und Achtung anſehen, wenn der König einige ſeiner Landsleute, die er nahmhaft machte, die gewiſſer Vergehungen wegen in gefänglichen Verhaft waren, auf freien Fuß ſtellen würde. Alexander willigte ſogleich in ſeine Bitte und gab zugleich ſeinen Geſandten, durch die er jene Befreiten begleiten ließ, den Auftrag, dem Phocion die Wahl von vier

Städten in Aſien zu überlaſſen; mit dem Bedeuten: er würde es ſehr übel nehmen, wenn Phocion nicht eine von ihnen wählte.

Man weiß nicht, ob Phocion von dieſem königlichen Anerbieten Gebrauch gemacht, oder ob der bald darauf erfolgte Tod Alexanders die Sache vereitelt habe. Phocion blieb wenigſtens in ſeiner ſtillen Wohnung zu Athen und bei ſeiner einfachen Lebensart. Seine Gattin, ihm gleich an Denkungsart und Sitten, zeichnete ſich durch häusliche Tugenden aus und fühlte ſich nur in dem Beſitz eines ſo edlen Mannes glücklich. Als einſt eine reiche Jonierin, ihre Gaſtfreundin, viel von ihrem Geſchmeide und Gold und Juwelen prahlte, ſagte die Athenienſerin mit edlem Stolze: „Mein Schmuck iſt Phocion, der nun ſeit zwanzig Jahren dem Vaterlande als Feldherr dient.“

Phocions letzte Lebensperiode fiel in jene traurige Zeit, in der nach Alexanders des Großen Tode alle die Länder, die unter ſeiner Alleinherrſchaft ſtanden, in die größte Unruhe geriethen und in die Streitigkeiten ſeiner Nachfolger verflochten wurden. Auch Athen ſuchte ſich wieder von dem Macedoniſchen Joch zu befreien; aber durch innere Partheiſucht getrennt, verwickelte es ſich nur noch mehr in ſein trauriges Schickſal. **Phocion** folgte auch da ſeinen Grundſätzen und ſuchte durch friedliche Unterhandlungen die Gefahr von ſeiner Vaterſtadt zu entfernen; er that dies, ohngeachtet er damals ſchon ein Greis von achtzig Jahren war, mit einem Eifer, der freilich das Volk, das nun einmal neuerungsſüchtig war, gegen ihn reizte und ſeine Freunde für ſein Leben beſorgt machte. Als ſie ihm einſt dieſe Beſorgniß äuſſerten, erklärte der Edle: Mein Leben ſteht in der Hand meines Vaterlandes; rathe ich ihm zum Beſten: ſo thut es Unrecht, wenn es mich hinrichtet; rathe ich ihm aber zum Schaden, ſo thut es recht daran.

Daß nicht Eigennuß oder Feigheit ihn zu dieſen friedlichen Geſinnungen beſtimmte, das hatte er ſchon in ſo vielen Fällen bewieſen. Selbſt noch als achtzigjähriger Greis fürchtete er die Gefahren der Schlacht nicht, ſondern ſchlug noch als Feldherr ein ſtreifendes Chor von Feinden, welches Attika verwüſtete. Dennoch konnte er in jenen revolutionären Zeiten der Kabale der Uebelgeſinnten nicht entgehen.

In einer ſehr tumultuariſchen Volksverſammlung wurde er des Hochverraths angeklagt, ſeiner Feldherrnwürde entſetzt, und dem Polyſperchon, einem der Generale Alexanders, der zugleich die Vormundſchaft des königlichen Prinzen verwaltete und eben mit der Armee vor Athen lag, die Unterſuchung und Beſtätigung des über ihn gefällten Urtheils, von den Athenienſern übertragen. Phocion ſtellte ſich mit noch einigen andern Angeklagten im Vertrauen auf ſeine Rechtſchaffenheit vor dieſes Gericht, welches Polyſperchon unter freiem Himmel halten ließ; ſeine Ankläger drangen mit Heftigkeit auf ſeine Verurtheilung; Polyſperchon, um ſich den Athenienſern gefällig zu beweiſen, ließ darauf den Phocion in Banden legen, durch einen ſeiner Officiere, Klitus, wieder nach der

Stadt bringen, und der Parthei, die ihn verurtheilt hatte, in Verwahrung geben.

Hier den hochverdienten achtzigjährigen Greis, in Banden, neben noch einigen rechtſchaffenen Mitbeſchuldigten, auf einem offnen Wagen, durch die Straßen Athens nach dem Marktplatz führen zu ſehen, gab einen Anblick, der nur dem unſinnigen Pöbel Vergnügen machte: aber alle die Redlichgeſinnten in Trauren verſetzte. Die Archonten beriefen die Volksverſammlung; nur Wenige der rechtlichen Bürger fanden ſich bei dieſem Schauſpiel ein, deſto größer war die Parthei der Gegner, indem diesmal ganz gegen die Sitte, auch den Fremden und Sclaven und unehrlichen Leuten der Zutritt zur Verſammlung verſtattet wurde.

Vergeblich proteſtirten die Freunde Phocions dagegen und verlangten, daß die Fremden und Sclaven aus der Verſammlung entfernt werden ſollten; der Pöbel erregte dagegen einen Lärm, erklärte jene laut für Feinde des Volks und drohte ſie zu ſteinigen. Klitus ließ darauf die Gefangnen vorführen, las das Schreiben des Polyſperchons im Namen des Königes von Makedonien vor, worin er erklärte: er habe zwar die Männer der Verrätherei ſchuldig befunden: überlaſſe aber den Athenienſern, als einem freien und unabhängigen Volke, die Vollziehung des Urtheils. Das Volk jauchzte darüber hoch auf; aber die Redlichen unter ihnen verhüllten beim Anblick des ehrwürdigen Gefangnen ihr Geſicht und weinten mit zur Erde geſenktem Haupte. Phocion verſuchte einigemal, etwas zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen, wurde aber jedesmal von dem Tumult des Volks unterbrochen. „Wenn ihr denn nun einmal mich des Todes würdig haltet, rief er endlich laut aus: warum wollt ihr denn dieſe Männer tödten, die nichts verbrochen haben?“ Weil ſie deine Freunde ſind! ſchrie man ihm entgegen. Phocion zog ſich ſchweigend zurück und beweinte das Schickſal ſeiner unſchuldigen Freunde.

Jetzt wurden die Stimmen geſammlet, und die Mehrheit derſelben entſchied für die Hinrichtung der Verklagten. Einige waren ſogar ſo grauſam, zu verlangen, Phocion ſollte noch vor ſeiner Hinrichtung gefoltert werden, und wirklich wurden ſchon die Werkzeuge der Marter beigebracht: aber auf Vermittelung des Klitus unterblieb es.

Nach aufgehobner Verſammlung wurden die Verurtheilten zum Gefängniß geführt. Alle Redlichen begleiteten den Phocion dahin, drängten ſich zum Wagen, küßten ihm die Hände und benetzten ſie mit Thränen. Einer ſeiner Freunde, der ihm auf dieſem Zuge begegnete, rief ihm weinend zu: „O Phocion! dein Schickſal iſt traurig!“ — Aber mir nicht unerwartet: antwortete der Greis; es geht mir, wie es mehrern braven Athenienſern vor mir gegangen iſt. — Mit aufgerichtetem Haupte und mit der ſiegenden Miene, mit der er ſonſt als Feldherr an der Spitze der Armee vom Schlachtfelde zurückkehrte, gieng er auch jetzt ſeinem Verhängniß mit Gleichmuth und Größe der Seele entgegen. Seine Feinde, die dieſen Triumph ſeiner Tugend mit Unwillen bemerkten, verfolgten ihn da noch mit ihren Läſterungen, ja einer war ſo unverſchämt, ihn anzuſpucken.

ſpucken. Phocion wendete ſich gelaſſen zu der ihn begleitenden Magiſtratsperſon und ſagte: So kann man in Athen auch nicht gegen Ungezogenheiten geſichert ſeyn!

Als er im Gefängniß war, überließen ſich die Mehreſten der Mitverurtheilten ihrer Betrübniß. Nur Phocion behielt ſeine Heiterkeit und ſuchte die Mitgefährten ſeines Leidens aufzurichten. Als einer derſelben den Schierling zum Gifttrank reiben ſah, beklagte er laut ſein Schickſal, daß er auf eine ſo unwürdige Weiſe ſterben ſollte. Wie? ſagte Phocion: hältſt du es für unrühmlich, mit Phocion zu ſterben?

Einer ſeiner Freunde, der ihn in den Kerker begleitet hatte, fragte ihn bei ſeinem Abſchiede, ob er noch etwas an ſeinen Sohn, Phokus, zu beſtellen habe? Ja, ſagte der Greis: ich befehle ihm, daß er gegen die Athenienſer keinen Haß hege!

Jetzt brachte der Gerichtsdiener den Giftbecher. Da warf ſich einer ſeiner zärtlichſten

Freunde, der auch mit ihm zu gleichem Tode verurtheilt war, dem **Phocion** um den Hals, und bat ihn bei ſeiner Freundſchaft, er möchte ihm erlauben, zuerſt aus dem Giftbecher zu trinken. Deine Bitte, ſagte der Greis, iſt für mich hart und zerreißt mir das Herz: aber, da ich dir im Leben keine Bitte abgeſchlagen habe, ſo gewähre ich dir auch dieſe.

Der tödtliche Becher war nun in der Reihe herumgegangen, jeder hatte ſchon ſeinen Theil getrunken; als er an **Phocion** kam, war nicht mehr Gift genug übrig, und der Gerichtsdiener erklärte: er könne unter zwölf Drachmen *) kein neues Gift reiben. **Phocion**, dem nun jeder längere Verzug unangenehm war, bat einen der anweſenden Freunde, er möchte doch dem Menſchen das Geld dazu gleich geben, und ſagte dabei: „So kann man alſo in Athen nicht einmal umſonſt ſterben.“

Der Todestag **Phocions** fiel gerade auf ein Feſt, wo in Athen die Ritter einen öffentlichen Auszug hielten. Als man in die Gegend des Gefängniſſes kam, nahmen mehrere von ihnen die Kränze von ihren Häuptern, blickten mit Wehmuth nach dem Gitter des Gefängniſſes und weihten dem Edelſten, der jetzt daſelbſt ſtarb, ihre Thränen.

---

*) Etwa drittehalb Thaler.

Die Raſerei des Volks war indeß ſelbſt durch den Tod des Phocion nicht geſtillt; ſeine Feinde wirkten ſogar ein Dekret aus, daß ſein Leichnam aus dem Gebiet der Republik geſchaft werden und kein Athenienſer ſich unterſtehen ſollte, zu deſſen Beerdigung Feuer anzuzünden *). Keiner ſeiner Freunde wagte es daher, ſeinen Leichnam anzurühren, der weit über Eleuſin hinausgeſchaft und da verächtlich hingeworfen wurde. Nur ein Sclav unterzog ſich dem Geſchäfte; ſammelte einige Reiſer, auf die er den Leichnam legte; gieng hinüber in das Megariſche Gebiet, um da Feuer dazu zu holen, kam in das Haus einer edlen Megarenſerin,

---

*) Die Körper der Verſtorbenen wurden nämlich erſt verbrannt, dann die Aſche geſammlet und begraben.

rin, die den Phocion blos nach dem Ruf kannte, und dem Fremden ſogleich mit ihren Mägden bei dieſem Geſchäft zur Hand gieng; ſie bezeichnete die Stelle, wo ſie die Aſche des Verbrannten hatte eingraben helfen, mit einem Stein, begoß ihn mit Trankopfern und verließ mit Rührung die Stätte. Des Nachts kehrte ſie wieder dahin zurück, hob den Aſchenkrug aus der Erde, trug ihn zu ihrer Wohnung und begrab ihn bei ihrem Opferheerde mit den ſchönen Worten: „dir, heiliger Heerd, vertraue ich die Ueberreſte eines rechtſchaffenen Mannes; du wirſt ſie aber, wenn einmal die Athenienſer zur Vernunft kommen und ihr Verbrechen bereuen werden, ſeinem väterlichen Begräbniß wieder zurückgeben!“

Schluß der erſten Abtheilung.

Moraliſche
Bilderbibel.

Dritten Bandes
zweyte Abtheilung

mit fünf Kupfern;

von Alexander dem Großen bis zur Auflöſung des Macedoniſchen Reichs.

Alexander der Große,

König von Macedonien.

Noch einmal laſſen Sie uns, theuerſte Leſer, ehe wir den ſchönen griechiſchen Boden verlaſſen und dieſen großen Eroberer auf ſeinen Feldzügen nach Aſien begleiten, auf das geliebte Land zurückſehen, das gleichſam das Mutterland der Wiſſenſchaften und Künſte war und ſo viele edle Keime der menſchlichen Tugenden nährete, entwickelte und in ſeiner ſchönſten Vollkommenheit darſtellte. Zwar ſcheint der Ruhm ſeiner Helden, die Griechenland groß und angeſehen machten, jetzt durch die geräuſchvolleren Thaten eines Weltüberwinders verdunkelt zu werden: aber ohne jene großen Vorgänger würde es ſelbſt dieſem nicht gelungen ſeyn, ſich der Herrſchaft Aſiens zu bemächtigen. Jene hatten doch eigentlich die Bahn gebrochen; ſie hatten es durch ihren Muth und durch ihre Tapferkeit bewieſen, was eine Nation vermag, die ſich vom Geiſte der Freiheit belebt fühlt; ſie hatten ſchon zuvor den Stolz der perſiſchen Monarchen gedemüthigt, ihrer Alleinherrſchaft Schranken geſetzt und den Namen der Griechen auch in den entfernteſten Staaten furchtbar gemacht. Die griechiſche Taktik und Kriegskunſt galt allgemein für die beſte; ſelbſt Ausländer nahmen ſie an; griechiſche Anführer ſtanden an der Spitze fremder Truppen und im Solde des großen Königes, der ſich auch den größten Aufwand nicht verdrießen ließ, um ſich immer Anhänger bei dieſer ſo geachteten Nation zu erhalten.

Auch Philipp von Macedonien und Alexander, ſein Sohn und Nachfolger, waren ſtolz darauf, zu dieſer Heldennation gerechnet zu werden. Sie ſelbſt verdankten derſelben ihre erſte militäriſche Bildung. Sie waren als Macedocedonier mit ihr durch Sprache, Religion und Sitten verwandt und gaben ſelbſt bei ihren Eroberungsplanen nur dieſes zum Zweck an, Griechenland an ſeinen alten Feinden zu rächen und ihm die Unabhängigkeit von Aſiens Deſpoten zu ſichern. Selbſt da ſie ſich durch das Glück der Waffen zu Beherrſchern Griechenlands hätten machen können, begnügten ſie ſich blos mit dem Ruhm, von der Staatenverſammlung (dem Amphyktionen-Gericht) zu Oberbefehlshabern der griechiſchen Armee in dem Feldzuge gegen die Perſer ernannt zu werden, um, obgleich mit unumſchränkter Gewalt, die Sache Griechenlands zu führen.

So wurde ſelbſt durch die nachherigen Siege der Macedonier eigentlich der Ruhm der Griechen auch in die entlegendſten Gegenden der Erde verbreitet, und griechiſche Sprache und Kultur in die noch ungebildeten Länder verpflanzt. Ein überaus wichtiger Vortheil für die Menſchheit, den die Weisheit des höchſten Weltregierers auch durch die furchtbarſte Revolution herbeiführte, um der höhern Aufklärung und Verbeſſerung des menſchlichen Geſchlechts den Weg zu bahnen. Was Griechenlands Weiſe, was ihre Geſetzgeber, Redner und Dichter für die Verbeſſerung und Veredelung der Denkungsart und Sitten unter ihrer Nation gewirkt hatten, das verbreitete ſich nunmehr wohlthätig unter diejenigen Nationen, für deren geiſtige Bedürfniſſe bisher ſo wenig war geſorgt worden, und machte auch dieſe für eine beſſere Kultur empfänglich. So blieb Griechenland, ſelbſt da, als es nicht mehr durch Siege glänzte, doch noch immer die Schule der Weisheit, der Wiſſenſchaften, Künſte und des feinen Geſchmacks; ſelbſt ſeine Ueberwinder bildeten ſich nach den Griechen und nahmen von ihnen Sitten und Geſetze an.

Daß Alexander von Macedonien ſich anfangs ſo rühmlich durch ſeine Denkungsart und Betragen auszeichnete, daß er ſo viel Geſchmack an den Wiſſenſchaften und ſelbſt Liebe zu den Lehrſätzen der wahren Lebensweisheit empfand, hatte er vorzüglich der griechiſchen Erziehung zu danken. Sein Vater, Philipp, der eben an einem ſehr glücklichen Tage, wo ſeine Armeen in

Illyrien und Griechenland, und ſeine Rennwagen in den olympiſchen Spielen den Sieg davon getragen hatten, auch dieſe glückliche Nachricht von der Geburt eines Prinzen von ſeiner Gattin, Olympias, empfieng, hielt es für ſeine erſte Pflicht, dieſen Nachfolger ſeines Reichs und Erben ſeines erlangten Ruhms auch würdig zu einer ſo erhabnen Beſtimmung zu erziehen. Seine erſte Sorge war dahin gerichtet, als er ins Knabenalter trat, ihn der Aufſicht und Leitung guter Lehrer anzuvertrauen. Merkwürdig iſt der Brief, den er an den damals berühmteſten Weltweiſen, Ariſtoteles *) in Athen in dieſer Abſicht ſchrieb,

---

*) Dieſer berühmte Weiſe und Gelehrte war eigentlich zu Stagira, einer griechiſchen Pflanzſtadt in Macedonien, gebohren. Sein Vater, Nikomachus, ein Grieche, war daſelbſt ein angeſehener praktiſcher Arzt, und beſtimmte ſeinen Sohn anfangs zu dieſer einträglichen Wiſſenſchaft, der ihm aber in ſeiner Jugend bei einer ausſchweifenden Lebensart wenig Hoffnung machte, nach dem frühen Tode ſeines Vaters herumſchweifte und hier und da Kriegsdienſte that. Dann befand er ſich zu Delphi, wo einer der daſigen Prieſter den talentvollen Jüngling bemerkte und ihn durch ſeinen Rath und Anſehen dahin ſtimmte, ſich wieder den Wiſſenſchaften und zwar in Athen

ſchrieb, worin er ihm die Geburt ſeines Sohnes meldete und hinzuſetzte: er danke den Göttern weniger

---

Athen zu widmen. Ariſtoteles reißte dahin und fand in der Akademie des Plato eine gute Aufnahme, ſo wie dieſer an ihm einen ſehr lehrbegierigen Schüler: um ſeines Unterhalts willen, ſchränkte er ſich nicht nur in allen ſeinen Bedürfniſſen ein, und aß nur wenig: ſondern trieb nebenbei die Arzneykunſt, um ſich durch Verfertigung gewiſſer Heilmittel einigen Verdienſt zu verſchaffen. Seine vorzüglichſte Zeit verwendete er ſo Tag als Nacht auf die Erlernung der Wiſſenſchaften, worin er es auch bei ſeinem guten Kopfe in Kurzem ſo weit brachte, daß er die übrigen Schüler des Plato übertraf und bald nachher eine eigne Schule, oder Lehranſtalt, in Athen errichtete, wozu ihm vom Staate ein eignes Gebäude, Lyceum genannt, eingeräumt wurde, wo er ſeinen Unterricht mehrentheils im Auf- und Abgehen ertheilte, daher ſeine Schule die peripatetiſche (wandelnde) genennt wurde. — Er lebte nachher eine Zeitlang in Macedonien am Hofe Philipps als Erzieher des königlichen Prinzen, in alle dem Anſehen, das ihm ſeine Gelehrſamkeit verſchaffte, und genoß die Liebe und Zuneigung ſeines großen Zöglings. Auch Philipp bewieß ſich gegen den Erzieher ſeines Sohnes ſehr dankbar. Mehrmals ermunterte er den jungen Alexander, ſich dieſes großen Lehrers würdig zu machen und von ihm Weisheit zu lernen, damit er nie nöthig habe, über begangne Fehler zu erröthen. — Unter denen von Philipp im Kriege mit Griechenland zerſtörweniger dafür, daß ſie ihm einen Sohn geſchenkt, als vielmehr, daß ſie ihn in den Zeiten eines

L 5 Ari-

---

zerſtörten Städten befand ſich auch Stagira, die Vaterſtadt des Ariſtoteles; dieſe ließ er aus Dankbarkeit gegen dieſen großen Mann wieder aufbauen und übertrug es ihm, ihre politiſche Verfaſſung einzurichten. — Als Alexander zur Regierung kam und nachher den Feldzug gegen die Perſer eröffnete, auf welchem ihn Kalliſthenes, ein Verwandter des Ariſtoteles, begleitete, gieng dieſer wieder nach Athen in ſein Lyceum zurück; doch genoß er noch lange die Achtung des jungen Königes, der ſelbſt von ihm erklärte: er ſey dem Ariſtoteles nicht weniger Dank ſchuldig, als ſeinem Vater, Philippus: von dieſem habe er nur das Leben erhalten, von jenem aber die Weisheit zu leben. Auch auf ſeinen Feldzügen ſchrieb er oft an ihn, bat ſich zuweilen ſeinen Rath aus und ließ es ſich gefallen, wenn der Weiſe auch in ſeinen Antworten mit ihm als Lehrer ſprach und ihn ermahnte: daß er bei allen ſeinen Unternehmungen nur immer das Wohl ſeiner Unterthanen zu ſeinem Zweck machen möchte; denn darum habe ihm die Vorſehung ſo viel Macht gegeben, nicht um den Menſchen zu ſchaden, ſondern nützlich zu werden; auch möchte er ſich beſonders — denn er kannte die Leidenſchaft ſeines Zöglings, — vor dem Zorn hüten und ſich erinnern, daß, da er ſo weit über alle andre erhaben ſey, es ihm zur Schande gereichen würde, gegen Niedrige zu zürnen. — Aufgefordert von ſeinem erhabnen Gönner un-

terzog

Ariſtoteles haben geboren werden laſſen, durch deſſen Unterricht und Belehrung er gewiß zur Weis-

terzog ſich Ariſtoteles der Ausarbeitung einer Naturgeſchichte der Thiere, wozu ihm Alexander aus den entfernteſten Gegenden die Materialien lieferte, allen Forſt- und Jagdbedienten ſeines Reichs befahl, ihn mit allem, was er verlange, zu verſehen, und achthundert Talente (faſt anderthalb Millionen Thaler) auf dieſes Unternehmen verwendete. — Als ſpäterhin Alexander durch ſein gutes Glück ſtolz und ſchwelgeriſch wurde und die Grundſätze ſeines Lehrers verließ, wurde auch dieſer gegen ihn gleichgültiger und, als er ſogar die ungerechte Ermordung ſeines Freundes Kalliſthenes erfuhr, ſagte er ſich ganz von ihm los. — Bei ſeinem großen Anſehen fehlte es auch dem Ariſtoteles unter ſeinen Landsleuten nicht an Neidern, und bei aller ſeiner Gelehrſamkeit verrieth auch er manche ſchwache Seite, wo ſie ihm beikommen konnten. Er hatte die Schweſter eines ſeiner Freunde, des Hermias von Atarne, Pythias, nach deſſen Tode geheurathet, die er ſo zärtlich liebte, daß er ihr bei ihrem Ableben nach Art der eleuſiniſchen Ceres, als einer Gottheit Opfer brachte; dies reizte den Zorn der Prieſter, und um dieſem zu entgehen, verließ er Athen, begab ſich nach Chalcis, wo er im drey und ſechzigſten Jahr ſeines Alters, zwey Jahre nach dem Tode Alexanders des Großen, an der Kolik ſtarb. Die Stagiriten erbaten ſich von da den Leichnam ihres großen Mitbürgers zur Beerdigung, errichteten ihm Altäre und feierten ſein Andenken durch ein jährliches Feſt.

Weisheit und Tugend erzogen und ſo des Thrones von Macedonien würdig werden würde; denn er wünſche ſich lieber keine Kinder zu haben, als ſolche, die durch ein ſchlechtes Betragen das Anſehen ihrer berühmten Verſahren verdunkelten und ihnen zur Schande lebten. —

Ehe indeß **Ariſtoteles** die wiſſenſchaftliche Bildung **Alexanders** anfieng, (welches erſt in ſeinem dreyzehnten Jahre geſchah) wurde er der Leitung eines Verwandten des königlichen Hauſes, **Leonidas**, anvertraut, der beſonders für ſeine körperliche Bildung Sorge trug und den jungen Prinzen nach den Grundſätzen der Gymnaſtik ſtreng erzog; ein zweyter Lehrer, der ihm die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften beibrachte, war **Lyſimachus**, ein Akarnanier, der als Hofmann, von ſich ſelbſt eingenommen, auch ſeinem königlichen Zöglinge ſchon frühe einen gewiſſen Stolz einflößte, ſeine Eitelkeit nährte und ihn zu groſſen Unternehmungen anſpornte. **Alexander** ſchätzte jedoch dieſen weniger, als den erſtern, und noch ſpäterhin verdankte er es dem **Leonidas**, daß er ihn an eine frugale Lebensart, und ſeinen Körper an Ertragung auch der größten Beſchwerden frühe gewöhnt habe *).

Schon

---

*) Als Alexander im erſten Jahre ſeines Feldzugs in Aſien auch nach Karien kam und hier die von ihren Verwandten unterdrückte Königin, Ada, wieder auf den Thron erhoben hatte: beſorgte dieſe aus Dankbarkeit die Tafel des Königes täglich mit den ausgeſuchteſten Speiſen und ſchickte ihm ihre geſchickteſten Köche und Bäcker zu. Alexander aber ſchickte ſie wieder zurück und ließ der Königin ſagen: er bedürfe ihrer nicht; denn ſein Hofmeiſter, Leonidas, habe ihm andre Köche, nämlich die frühe Leibesbewegung für das Frühſtück, und für das Spätmahl ein mäßiges Frühſtück gegeben; auch nie gelitten, daß ihm ſeine Mutter einige Näſchereien zugebracht habe. — Das Auge dieſes ſeines ſtrengen Hofmeiſters hatte ihn immer genau beobachtet und unter andern bemerkt, daß er als Prinz bei den Opfern mit zu vollen Händen den Göttern Weyhrauch ſtreute. Er hatte ihm dies einigemale für einen unnöthigen und verſchwenderiſchen Aufwand erklärt, den nur die Bewohner des Landes machen könnten, wo der Weyhrauch wüchſe. Deſſen erinnerte ſich Alexander nachher, als er ſich als Sieger in dem Weyhrauchlande Arabien befand und ſchickte eine große Menge von dieſer koſtbaren Waare an Leonidas, wobei er ihm ſchrieb: er ſollte nun den Göttern nicht mehr ſo kärglich opfern, denn er ſähe wohl, wie reichlich dieſe zu vergelten wüßten.

Schon im Knaben zeigte ſich das kriegeriſche Genie. Schwerd, Schild und Spieß waren ſeine liebſten Spielwerke; Kämpfe und Wettlaufen ſeine tägliche Beſchäftigung; ſein Körper gewann dadurch an Geſchmeidigkeit und Stärke; er wuchs zum ſchönen Jüngling heran; er war zwar von mittelmäßiger Größe, aber von feſten Gliederbau; ein ſchönes blondes Haar zierte ſeine Stirn und Wangen, welche die Farbe der Geſundheit röthete; in ſeinen Augen blitzte ein Feuer, das ſeinen lebhaften Geiſt verrieth und beim Anblick Ehrfurcht einflößte. Auf äußerlichen Schmuck achtete er wenig; der, meinte er, ſey nur eine Sache für Weiber; Männer müßten ſich durch Tapferkeit auszeichnen. Seine natürliche Lebhaftigkeit zeigte ſich in allen ſeinen Handlungen, ſelbſt in ſeinem ſchnellen Gange, und riß ihn oft zu raſchen und leidenſchaftlichen Handlungen fort. Ruhmſucht, mit Stolz verbunden, war die herrſchendſte ſeiner Leidenſchaften; ſchon als Knabe erklärte er: er würde gern in den olympiſchen Spielen um die Siegespalme kämpfen, wenn er es daſelbſt mit Königen aufzunehmen hätte. Die öftern Nachrichten von den Siegen ſeines Vaters erregten immer mehr ſeine Eiferſucht; einſt rief er ſogar unwillig dabei aus: „mein Vater wird mir noch alles wegnehmen, und mir keine große That zu thun übrig laſſen.“ — Als einſt die Geſandten des Königes von Perſien am Hofe ſeines Vaters waren, unterhielt ſich der ſiebenjährige Prinz mit ihnen auf eine Art, die ſie in Bewunderung ſetzte; ſeine Fragen verriethen nichts kindiſches; ihr vorzüglichſter Gegenſtand war: wie groß die Macht und die Einkünfte ihres Königes wären? welches die Hülfsquellen des Staats? wie ſtark die Armee? von welcher Beſchaffenheit ihre Waffen und ihre Pferde? wie weit Suſa von Macedonien läge? u. dergl., ſo daß dieſe voll Bewunderung erklärten: ihr König ſey zwar der Reichſte, dieſer aber werde ihn an Größe übertreffen.

Mit ſolchen Talenten und Neigungen fand **Ariſtoteles** den Prinzen, den er in den Grundſätzen der Weisheit unterrichten ſollte; er gab ſich alle Mühe, ihm Liebe zu den Wiſſenſchaften beizubringen, die ſeine Sitten mildern und die Hitze ſeines Temperaments mäßigen könnte, und es gelang ihm auch anfangs bei dieſem ſo lehrbegierigen und für alles Große und Edle empfänglichen Prinzen, deſſen Ehrſucht ſelbſt darin Nahrung fand, ſich auch in der Weisheit, die doch der gröſte Vorzug des Menſchen ſey, nicht von andern übertreffen zu laſſen. Auch flöſte ihm ſein Lehrer Geſinnungen der Menſchlichkeit, des Wohlwollens und der Theilnahme an Andrer Wohl ein, durch welche er die Leidenſchaften des Zorns und der Rachſucht in ſeinem Herzen zu unterdrücken ſuchte.

Bei dem allen blieb die Begierde, ſich durch große Thaten auszuzeichnen, immer die herrſchende in der Seele des jungen Prinzen. Als daher der Philoſoph mit ihm den Homer*) las,

fühlte

---

*) Dieſer große Lieblingsdichter der griechiſchen Nation wurde von nun an auch der Seinige; täglich las er ſeine Geſänge, machte ſich dieſelben ſo bekannt, daß er ſie faſt wörtlich herſagen konnte. Homer begleitete ihn auf ſeinen Feldzügen, gewährte ihm oft noch ſpät in der Nacht in ſeinem Zelte die angenehmſte Unterhaltung und lag des Nachts, neben ſeinem Schwerdte, unter ſeinem Kopfkiſſen. — Nach der Schlacht bei Arbela fand man un-

ter

fühlte er ſich nun ganz von den Heldenthaten der Griechen begeiſtert, beſchäftigte ſich nun immer mit dieſem kriegeriſchen Gemälde, wählte ſich vorzüglich den Achill zum Muſter, und prieß dieſen vorzüglich darum glücklich, daß er am Homer einen Verkündiger ſeines Ruhms gefunden habe *).

Seine militäriſche Laufbahn betrat er unter den Augen ſeines berühmten Vaters ſelbſt, der ihn

---

ter der Beute im Zelte des Darius ein Käſtchen von vorzüglichem Werth, worin der perſiſche Monarch ſeine köſtlichſten Salben aufbewahrt hatte; man brachte es dem Alexander; ſeine Begleiter waren begierig zu erfahren, zu welchem Gebrauch er es beſtimmen würde. Es ſey meinem Homer gewidmet, ſagte Alexander, deſſen vorzüglichſte Schriften auch wohl das vorzüglichſte Behältniß verdienen.

*) Einſt kam ein Eilbote zum Alexander im Felde; ſchon ſein heiteres Geſicht verkündigte, daß er eine ſehr gute Nachricht bringe. König! rief er ihm mit aufgehobenen Händen entgegen, ich bringe ſehr erfreuliche Bothſchaft: Was, unterbrach ihn Alexander, was könnteſt du mir erfreulichers melden, als daß etwa Homer wieder auflebe!

ihn ſchon als Jüngling zu ſehr gefahrvollen Unternehmungen anführte, bei denen er ſchon frühe Beweiſe ſeines Muths und Herzhaftigkeit ablegte. Er zitterte vor keiner Gefahr und wußte ſie durch entſchloßnen Muth und Klugheit zu überwinden. Dieſe Herzhaftigkeit bewieß er auch einſt, als dem Philipp ein theſſaliſches Pferd *), das ſich ganz vorzüglich auszeichnete, um einen ſehr hohen Preiß angeboten wurde. Die beſten Stallmeiſter des Königs machten vergebliche Verſuche, das unbändige Pferd zu bezähmen; es ließ keinen von ihnen aufſitzen, ſondern ſtieg wüthend in die Höhe, ſobald ſich nur ihr Schatten näherte; ſchon wollte es Philipp als unbrauchbar zurück geben: als ihn Alexander bat, einen Verſuch damit machen zu laſſen, weil jene

Leute

---

*) Dieſes Pferd führte den Namen Bucephalus, wegen ſeines Büffelartigen Kopfs. Es war nachher das gewöhnliche Reitpferd des Alexanders, das ihn in ſo manche Schlachten trug, und niemanden anders als ihn aufſitzen ließ. Es blieb in dem Treffen wider den König von Indien, Porus. Alexander nannte eine von ihm erbaute Stadt nach ſeinem Namen.

leute es nicht gehörig zu behandeln verſtänden. Er ergriff darauf das Pferd bei dem Zügel, führte es der Sonne entgegen, daß es ſeinen Schatten, der es ſcheu machte, nicht ſehen konnte, ſtreichelte es ſanft, warf unbemerkt ſeinen Mantel ab und hob ſich mit einem Schwung in den Sattel; jetzt ſetzte das Pferd brauſend in die weite Ebene, deſto tiefer ſetzte Alexander ihm die Sporen in die Seite, hielt es ſcharf im Zügel und trieb es ſelbſt mit heftigen Geſchrey noch mehr zum Galopp an; ſelbſt da es ermüdet war, ſetzte Alexander nichts weniger in daſſelbe ein, bis es erſchöpft und zitternd ſeinem Reiter willig gehorchte. Als er wieder vor ſeinem Vater abſtieg, umarmte ihn dieſer mit Freudenthränen im Auge, küßte ihm die Stirn und ſagte: Sohn! ſuche dir ein größeres Reich, denn Macedonien iſt für dein Genie zu klein.

Philipp faßte nun immer mehr Zutrauen zu ſeinem Sohne, daß er ihn bei ſeinen großen Entwürfen unterſtützen werde, und Alexander übertraf noch ſeine Erwartung. Als er in den Krieg gegen die Byzantier zog, machte er ſeinen

Sohn, der damals etwa ſechzehn Jahr alt war, zum Reichsverweſer mit uneingeſchränkter Vollmacht. Alexander ſicherte während der Zeit die Grenzen des Reichs gegen die unruhigen und feindſeligen Nachbarn und beſorgte die Regierungsgeſchäfte im Innern zur allgemeinen Zufriedenheit. Auch nachher begleitete er ſeinen Vater in verſchiedenen Feldzügen. Bei einem derſelben kam dieſer in Gefahr, ſein Leben zu verlieren. Schon war das Pferd unter ihm gefallen, er ſelbſt am Schenkel verwundet, als Alexander noch zu rechter Zeit herbeieilte, ſeinen Vater, der auf der Erde lag, mit ſeinem Schilde bedeckte, mit ſeinem Schwerde vertheidigte und auf dieſe Art ſein Leben rettete. Philipp hinkte von dieſer Zeit an, und das war ihm ärgerlich. Wie könnteſt du unwillig darüber werden, ſagte der Prinz, da dich jeder Schritt an deinen Sieg und an deine Tapferkeit erinnert.

So glänzend auch dieſe Siege Philipps und ſo ſcheinbar das äußerliche Glück war, das ihn ſo ſehr begünſtigte: ſo wurde doch dieſes bald darauf durch innerliche Familienunruhen unterbrochen. Olympias, die Gemahlin Philipps, ſtolz darauf, die Mutter Alexanders zu ſeyn, ließ ſich zu ſehr ihren Uebermuth und Herrſchſucht merken, brachte ſich dadurch um die Gunſt ihres Mannes, der ſich von neuem mit der Kleopatra, einer Nichte des Attalus, einem griechiſchen Frauenzimmer von vorzüglicher Schönheit, vermählte. Attalus, ſtolz auf dieſe Erhebung ſeiner Familie auf den macedoniſchen Thron, vergaß ſich bei dem hochzeitlichen Mahle ſo ſehr, daß er die Macedonier aufforderte, die Götter zu bitten: daß ſie dem Throne durch dieſe neue Gemahlin Philipps einen rechtmäßigen Erben ſchenken möchten. Alexander gerieth über dieſe Aeußerung in Wuth: Wie, rief er, hältſt du den Sohn der Olympias für einen Baſtard? und warf ihm den Becher, den er eben in der Hand hielt, an den Kopf. Es entſtand ein Tumult; Philipp ſprang von einem andern Tiſche auf, gieng mit gezogenen Degen auf ſeinen Sohn los und würde ihn durchbohrt haben, wenn er nicht, ſeines hinkenden Fußes wegen, geſtrauchelt wäre; dadurch und durch die Vermittelung ſung einiger Anweſenden, die ihn zu beſänftigen ſuchten, erhielt Alexander Zeit, ſich zu entfernen; brachte ſeine Mutter zu ihrem Bruder, dem Gouverneur von Epirus; er ſelbſt flüchtete nach Illyrien.

Nach der Ermordung ſeines Vaters, die nicht lange nachher erfolgte, beſtieg Alexander in ſeinem zwanzigſten Jahre den Thron, jedoch unter vielen Gefahren. Sowohl die Bewohner des Nordens, die kaum von ſeinem Vater überwunden waren, als auch die Griechen, ſuchten ſich von der macedoniſchen Herrſchaft zu befreien; Alexander brachte die erſtern wieder zum Gehorſam und zog mit ſeiner Armee in Griechenland ein. Theben erfuhr zuerſt die Strenge ſeiner Rache; es hatte auf ein falſches Gerücht, daß Alexander in einem Treffen geblieben ſey, die macedoniſche Beſatzung, welche in ſeinem Schloſſe lag, nieder gehauen: dafür mußte es jetzt mit ſeiner gänzlichen Zerſtörung büßen und Alexander entehrte dadurch ſeinen Sieg, daß er dieſe Hauptſtadt Griechenlands ganz dem Unglück der Plünderung ſeiner Soldaten Preiß gab, die mit der größten Unmenſchlichkeit dabei verfuhren *).

Der traurige Fall Thebens ſetzte alle übrigen Städte Griechenlands in Schrecken, die mehreſten ſchickten Geſandte an den Sieger, und baten

---

*) Unter andern hatte ein thraciſcher Hauptmann, der bei der Armee Alexanders in Dienſten war, eine edle Thebanerin, Timoklea, äußerſt gemißhandelt und ihr dann ihre Koſtbarkeiten abgefordert; dieſe führte ihn zu einem Brunnen, in welchen ſie, ihrem Vorgeben nach, auf die erſte Nachricht von Eroberung der Stadt, ihre Edelſteine und Gold geworfen habe; als der habſüchtige Thräcier die Tiefe deſſelben unterſuchte, ſtürzte die beherzte Frau ihn hinab und verſchüttete ihn mit Steinen. Einige von der Schaar des Hauptmanns ſprangen ſogleich hinzu, ergriffen das Weib und führten es gefangen zum Alexander. Auf die Frage des Königes, wer ſie ſey? erklärte die Gefangne mit Freimüthigkeit: „Ich bin des Theogenes Schweſter, der in der Schlacht bei Chäronea ſein Leben verlohr, um das Vaterland vom Joch deines Vaters zu befreien; ich fürchte den Tod ſo wenig wie jener, und mag ohnehin meine und meines Vaterlandes Schande nicht überleben.“ Die Freimüthigkeit dieſer Griechin machte Eindruck auf den König; er ſprach ſie vom Verbrechen frei und verſchafte ihr und ihren Kindern vollkommne Sicherheit und Freiheit.

baten um Frieden. Alexander berief nachher die Staaten von ganz Griechenland nach Korinth, wo er ſich, wie vormals ſein Vater, zum Oberbefehlshaber bei dem Feldzuge gegen die Perſer beſtätigen ließ.

Hier, wo alles ſeiner Herrſchaft huldigte und ſich jedermann zum Anblick des ſo ſiegreichen Königes drängte, lebte eben der Philoſoph Diogenes *) in ſeinem breternen Behälter, unbe-

---

*) Diogenes war zu Sinope, einer Stadt in Pontus, geboren, lebte zu den Zeiten des Plato und zeigte ſchon frühe Neigung zu den Wiſſenſchaften. Da er in dürftigen Umſtänden lebte, ſuchte er dieſe auf eine Art zu verbeſſern, die ſich nicht mit der Philoſophie und den Geſetzen vereinigen läßt; er ward ein falſcher Münzer, gerieth darüber in Unterſuchung und wurde aus ſeiner Vaterſtadt vertrieben. Von nun an beſchloß er, ſich ganz den Wiſſenſchaften zu widmen und die Kunſt zu lernen, ganz unabhängig von andern zu leben. Er ſchrieb daher ſeinen Mitbürgern nach ſeiner Verbannung: „Ihr habt mich aus eurer Stadt verwieſen; und ich verweiſe euch in eure Häuſer. Bleibt ihr immer in Sinope; ich gehe nach Athen, wo ich mich täglich im Umgange mit den trefflichſten Menſchen befinden werde, indeß ihr in der ſchlechteſten Geſellſchaft lebt.“ In Athen ſuchte er ſich

kümmert, was außer demſelben vorgehe. Alexander war begierig, dieſen ſeltenen Mann

kennen

---

den Antiſthenes zum Lehrer, deſſen Philoſophie vorzüglich zum Zweck hatte, den Menſchen wieder in den Stand der Natur zu ſetzen, ſeine Bedürfniſſe nur auf die unentbehrlichſten einzuſchränken und alle andre Güter, die zur Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit des Lebens gehören, als kindiſche Spielwerke zu verachten. Anfangs wollte ihn Antiſthenes nicht zum Schüler annehmen und drohte ihm bei ſeiner Zudringlichkeit mit dem Stocke. „Du kannſt nur immer zuſchlagen, ſagte Diogenes; du wirſt doch keinen ſo harten Stock finden, mich von dir zu verdrängen.“ Es wurde ihm auch deſto leichter, jene Grundſätze ſeines Lehrers auszuüben, da er nichts dabei aufzuopfern hatte; ja er gieng ſogar in dieſer ſtrengen Lebensart noch um einige Grade weiter; er behielt weiter nichts als einen dichten Mantel, der ihm am Tage zur Bekleidung und des Nachts zum Bett diente, einen Querſack, einen Stab, den er jedoch auch nur auf Reiſen trug, ein Trinkgeſchirr, welches er aber auch zuletzt als unentbehrlich wegwarf, als er ein Kind bemerkte, das mit der hohlen Hand Waſſer aus dem Fluſſe zum Trinken ſchöpfte. Zu ſeiner Wohnung hatte er ſich ein Faß beſonders zubereitet, um es nach ſeinem Gefallen bald da bald dorthin zu rollen; auch hielt er ſich oft in den Hallen und Vorhöfen der Tempel auf, die er anſah, als hätten ſie die Athenienſer um ſeinetwillen gebaut. Da er außer allen bürgerlichen Geſchäften und doch im täglichen

Umkennen zu lernen und gieng mit einigen ſeiner Begleiter zu ihm. Diogenes hatte ſich eben

M 5 bei

Umgange mit ſeinen Mitbürgern lebte: ſo hatte er Gelegenheit, die Schwächen, Thorheiten und Fehler derſelben zu bemerken, und dieſe waren denn der gewöhnliche Gegenſtand ſeines Witzes und der beißendſten Satyre, wobei er, da er ſelbſt nichts zu verlieren hatte, weder auf Stand, noch Macht, noch Anſehen Rückſicht nahm. In ſeinen Augen waren alle diejenigen verächtlich, die nicht dieſelbe Denkungsart und Lebensweiſe, die er hatte, annahmen. — So gieng er einſt am hellen Mittage mit einer Laterne über den Markt mit der Miene eines Suchenden; auf die Frage, was er denn ſuche? antwortete er: ich ſuche Menſchen! — Unter ſeinem ſchmutzigen Mantel verbarg er ein ſtolzes Herz, und es war ihm nichts weniger als gleichgültig, wenn man ihn nicht den größten Weiſen ſeiner Zeit an die Seite ſetzen wollte, die er in ſeiner Einbildung alle übertraf. Selbſt ſein erhabner Zeitgenoſſe, Plato, der die Philoſophie der Sitten auch mit dem äußerlichen Anſtand und einer guten Lebensart zu verbinden wußte, entgieng daher den Geißeln ſeiner Satyre nicht; mehrmals machte er ihm und ſeinen Schülern den Vorwurf einer weichlichen und üppigen Lebensart, den dieſer wahre Weiſe mit edleren Stolze nicht achtete. Als er einſt in Athen war, trat er in das Zimmer des Plato ein, als dieſer eben mit einigen Freunden zu Tiſche ſaß; er ſtampfte mit ſeinen bloſen Füßen die gewirkte Fußdecke, indem er ſagte: „ich trete den

Hochbei ſeiner Tonne der Sonne entgegen geſetzt, und überließ ſich ſeinen Betrachtungen, als ſich ihm der

Zug

Hochmuth des Plato mit Füßen;“ ja! verſetzte der gelaßne Weiſe: aber nur mit einer andern Art von Hochmuth. — Als er über die Straßen Athens bei heftigem Regenwetter gieng und ganz durchnäßt war, ſahen ihm die Einwohner mit Mitleid nach und bedauerten ihn als einen Unglücklichen. „Ihr irrt euch, ſagte Plato; er würde nur dann unglücklich ſeyn, wenn ihr ihn nicht bemerken wolltet.“ — Dieſe Sucht, bemerkt zu werden, erzeugte in der That bei ihm die ſonderbaren Einfälle, mit denen er ſein Publikum beluſtigte, die, weil ſie aus dem Munde dieſes Mannes kamen, mit Begierde aufgefaßt, von Mund zu Mund erzählt wurden, ſelbſt an den Tafeln der Großen zum Tiſchgeſpräch dienten, ja ſogar von den Gelehrten für wichtig gehalten wurden, in Schriften aufbehalten zu werden; obgleich die mehreſten derſelben nichts weniger als witzig ſind und mehr den Spaßmacher als den Philoſophen verrathen. Eben aus dieſer Sucht, den Sonderbaren zu ſpielen, erlaubte er ſich bei ſeiner beinahe thieriſchen Lebensart, Handlungen, die gegen alle Geſetze des Wohlſtandes und der Erbarkeit waren, die doch gewiß kein wahrer Weiſe aus den Augen ſetzen wird. — Seine letzten Lebensjahre ſoll er im Sclavenſtande, in den er bei einer ſeiner Reiſen gerathen, bei einem gewiſſen Xeniades zugebracht haben, den er zwar für ſeinen Gebieter erkannte, doch ohne ſich ſo wenig abhängig von ihm zu erklären, als es die Aerzte

von

Zug des Königs näherte. Da richtete er ſich auf und betrachtete den jungen Helden, der ihn ſehr freundſchaftlich begrüßte. Du lebſt, ſagte dieſer, hier ſo zufrieden, aber beſchränkt; ſollteſt du nicht einen Wunſch haben, den ich dir befriedigen könnte? „Ja, erwiederte der Philoſoph, ſey doch ſo gut, und tritt mir aus der Sonne.“ — So auffallend und unhöflich dieſe Antwort den Höflingen des Königes vorkam, die ihren Unwillen darüber bezeigten: ſo richtig beurtheilte Alexander den Vorzug eines Weiſen, der ſo wenig Bedürfniſſe habe, daß er ſich im Strahle der Sonne beſſer befänd, als im Schatten des mächtigſten Königes, und ſagte zu den

Um:

---

von den Großen wären, die ſie in die Kur bekämen; als ihn daher ſeine Freunde loskaufen wollten, erklärte er: ſie irrten ſich, wenn ſie ihn für einen Sclaven hielten; denn, ſetzte er hinzu: die Löwen ſind nicht die Sclaven derer, die ſie ernähren, ſondern dieſe ſind die Diener der Löwen. — Er ſoll in dieſem Hauſe ein ſehr hohes Alter erreicht haben; ſeine Freunde fanden ihn eines Morgens, in ſeinen Mantel gehüllt, tod auf der Erde liegen. Er wurde auf öffentliche Koſten begraben; man errichtete bei ſeinem Grabe ein Denkmal, auf welchem ein Hund von pariſchen Marmor ruhte. Auch ſeine Landsleute in Sinope errichteten ihm Denkſäulen.

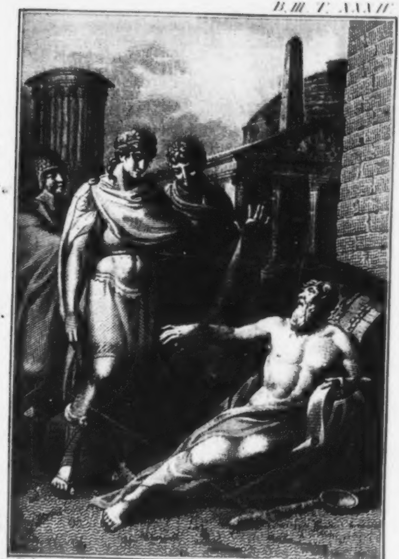
Umſtehenden: „Wäre ich nicht Alexander — ſo wünſchte ich Diogenes zu ſeyn“ *).

Alexander rüſtete ſich nun zum Feldzuge gegen die Perſer. Mit einer zwar kleinen Armee, die aber aus verſuchten und tapfern Männern beſtand, (es waren nicht mehr als dreyßigtauſend Mann Infanterie und viertauſend fünfhundert Reiter) wagte er es, den größten Monarchen Aſiens anzugreifen und ſein ungeheures Reich zu erobern. Nachdem er zuvor den **Antipater** zum Reichsverweſer in Macedonien geſetzt und bei einer feierlichen Opfermahlzeit ſeine Armee mit Muth und Vertrauen geſtärkt hatte, ſetzte er mit derſelben über den Helleſpont nach Aſien über, und lieferte in Phrygien, am Fluſſe Granikus, den Perſern, die ihm da in großer Anzahl den Uebergang erſchwerten, das erſte Treffen, in welchem er die feindliche Armee zerſtreute und ſich ſo den Eingang in Kleinaſien eröffnete, von da er ſeine Eroberungen von Provinz zu Provinz fortſetzte. — Als er in der Hauptſtadt Phrygiens, **Gordium**, als Sieger

ein

---

*) Siehe das 34ſte Kupfer.



Hubert del. [illegible]

Alexander und Diogenes

einzog, führten ihn die Prieſter in den Tempel des Jupiters; hier zeigten ſie ihm einen Wagen, das Denkmal eines ihrer erſten Könige, an deſſen Deichſel die Zugriemen in einen ſo feſten Knoten verſchlungen waren, daß man weder den Anfang noch das Ende davon finden konnte, wobei ſie eines Götterausſpruchs erwähnten: daß derjenige, der dieſen Knoten löſen würde, einſt die Herrſchaft von ganz Aſien erhalten werde. Kaum betrachtete Alexander einige Augenblicke den unauflöslichen Knoten, zog dann ſein Schwerd und ſagte: es kömmt alſo nicht darauf an, wie er gelößt wird; hieb mit einemmal die Stränge auseinander und beſtätigte dadurch die Erwartung der Seinigen, daß er ſein großes Unternehmen ausführen werde.

In der That gelang es ihm auch in ſehr kurzer Zeit, ſich ganz Kleinaſien unterwürfig zu machen; die Schnelligkeit, mit der er von einer Provinz zur andern mit ſeinem ſieggewohnten Heere zog, und die Mäßigung, die er gegen die Ueberwundenen bewieß, beförderten ſeine Siege. Mehrere feſte Plätze wurden ohne Blutvergieſſen eingenommen; die anſehnlichſten Städte öffneten ihm freiwillig die Thore und empfiengen ihn als ihren Befreier. Da er wußte, daß jede neue Herrſchaft, wäre ſie auch weniger deſpotiſch, als die erſtre, doch den Unwillen der Unterthanen errege, beſonders wenn ſie mit neuen Laſten beſchwert würden: ſo ließ er den mehreſten ihre bisherige Verfaſſung und forderte nicht mehr Tribut von ihnen, als ſie bisher an den perſiſchen Monarchen gezahlt hatten. Einige ſeiner Räthe äußerten dabei die Meinung: dieſe Länder könnten weit mehr ertragen; Alexander aber erklärte: er halte den für einen ſehr unklugen Gewürzgärtner, der anſtatt die Pflanzen mit ſanfter Hand abzupflücken, ſie mit der Wurzel zugleich auszöge. — Großmüthig verzieh er denjenigen Städten, die ſich zuvor aus Furcht oder Zwang auf die Seite der Perſer geſchlagen hatten, und ſchenkte oder beſtätigte mehreren von ihnen ihre Freiheiten und Privilegien, vorzüglich denen, die griechiſche Kolonien waren. So gab er unter andern der Stadt Epheſus in Cilicien ihre republikaniſche Verfaſſung und Freiheit wieder und bewilligte ihr zur Wiederaufbauung ihres Dianentempels *), außer dem Recht der Freyſtätte in einem ſehr ausgebreiteten Bezirk, auch alle die Abgaben, die ſie bisher an den Darius entrichtet hatten; ja er erbot ſich ſpäterhin zu noch weit anſehnlichern Beiträgen, wenn ſie ſeinen Namen in das Frontiſpiz des Tempels ſetzen würden. Auch beſuchte er während ſeines Aufenthalts in dieſer Stadt ſehr oft die Werkſtätte des damals berühmteſten **Malers Apelles** **),

ließ

---

*) Der erſte Tempel, der ein Meiſterſtück griechiſcher Baukunſt war und unter die Wunderwerke der alten Welt gerechnet wurde, war an eben dem Tage, an welchem Alexander geboren worden, ein Raub der Flammen geworden. Ein gewiſſer Heroſtrat hatte das Bubenſtück begangen, ihn in Brand zu ſtecken, blos, wie er im Verhör geſtand, um ſich dadurch einen Namen zu machen.

) **Apelles, dieſer große Meiſter ſeiner Kunſt, war auf der Inſel Cos geboren, lebte in jenen Zeiten, wo die Künſte in Griechenland die höchſte Stufe erreicht hatten und wurde ſelbſt durch ſeine Meiſterwerke eine Zierde derſelben. Frühe ſchon übte er ſich in dieſer ſchönen Kunſt, ſtudirte die Werke ſeiner Vorgänger, und ließ bis in ſein Alter keinen Tag hingehen, ohne ſich an ſeiner Staffeley zu üben; wodurch er ſich eine ungemeine Fer-

tigkeit

ließ ſich auch ſelbſt von ihm malen, ſchätzte ſeine Kunſt und belohnte ihn königlich.

Unter

tigkeit in ſeiner Kunſt erwarb. Er übte ſich in allen Gattungen Gemälden; vorzügliche Stärke aber beſaß er im Portraitmalen und im Ausdruck der menſchlichen Schönheit und Leidenſchaften. Da er ſeine Kunſt nach Regeln ſtudirt hatte, ſo konnte er auch am beſten über ſie urtheilen, und machte ſich darin nicht nur durch ſeine Gemälde, ſondern auch durch Schriften berühmt. Er hatte das Glück, daß ſeine Talente auch von ſeinen Zeitgenoſſen anerkannt und von Königen und Fürſten geſchätzt und belohnt wurden. **Alexander** ehrte vorzüglich ſein Genie; ließ ſich unter verſchiedenen Geſtalten und Anſichten von ihm malen und war mit der Arbeit dieſes Künſtlers ſo zufrieden, daß er durch eine eigne Verordnung jedem andern Künſtler verbot, ihn zu malen. Das Hauptgemälde von ihm war dasjenige, wo er den Helden in der Attitude des donnernden Jupiters mit dem Blitz in der Hand ſo treffend darſtellte, daß es ſchien, als ob der Arm hervorrage und der Blitz wirklich außer der Leinwand ſey. — Seine Gemälde wurden äußerſt theuer bezahlt, waren aber auch von vorzüglichen Werthe. Bei ſeinen Vorzügen ehrte er gleichwohl mit Beſcheidenheit auch die Talente ſeiner Nebenbuhler, geſtand einigen von ihnen in gewiſſen Arten der Malerei noch den Vorzug zu und half beſonders dem Protogenes zu dem verdienten Ruhm. Nach **Alexanders** Tode fanden ſich gleichwohl nieder-

Unter die ehemals berühmteſten Städte in Kleinaſien, die griechiſchen Urſprungs waren, gehörte auch Milet, an der Seeküſte gelegen: es war der Pflanzort von mehr als ſiebzig Kolonien, und hatte in den dortigen Meeren anſehnliche Flotten. Es koſtete Alexander Mühe, ſich

dieſer

niederträchtige Menſchen, die den Künſtler bei ſeinen Nachfolgern, beſonders dem Ptolemäus in Egypten, verdächtig zu machen ſuchten; und beinahe hätte dieſer Fürſt jenen Verläumdungen Gehör gegeben und dem Apelles das Leben genommen, wäre er nicht noch zu rechter Zeit von dem Ungrunde der Beſchuldigung überführt worden. Ptolemäus überließ es nun dem Apelles, ſich an ſeinen ungerechten Nebenbuhlern zu rächen. Er nahm eine Rache, die eines Weiſen würdig war und ſeinen Ruhm noch vergrößerte; er malte eine ſymboliſche Darſtellung von der Häßlichkeit einer falſchen Anklage, welches Stück unter dem bekannten Namen „der Verläumdung Apelles“ ſehr lange Zeit im Alterthum als ein Meiſterſtück der Malerei bewundert wurde. Er ſtarb in Griechenland, wo ſein Tod von allen Freunden der Kunſt gefeiert wurde; die Einwohner von Pergamus, einer griechiſchen Stadt in Kleinaſien, beſtimmten ein eigenes Haus zu Ausſtellung einiger ſeiner Gemälde, das lange von den Kennern dieſer Kunſt mit Achtung gegen den Meiſter in derſelben beſucht wurde.

dieſer Stadt zu bemächtigen, denn die griechiſche Garniſon, die im Solde des perſiſchen Königs war, vertheidigte ſie mit rühmlicher Treue; als er gleichwohl Meiſter von derſelben wurde, gab er dieſer tapfern Schaar nicht nur Pardon, ſondern nahm ſie ſogleich in ſeine Dienſte, und gab den Mileſiern, in Betracht ihres alten Ruhms, ihre vorige Freiheit. Als er auf ihren Markt- und öffentlichen Plätzen eine Menge Statuen fand, die das Vaterland den Kampfſiegern errichtet hatte, ſagte Alexander zu den Mileſiern: „wo hatten denn dieſe ihre Fäuſte, als ihr euch das Joch der Perſer auflegen ließet?“ – In Carien ſetzte er die Königin Ada, die von ihren eignen Anverwandten von der Regierung verdrängt war, wieder auf ihren Thron und erwarb ſich durch dieſen Beweiß von Edelmuth das Zutrauen der perſiſchen Gouverneure in den dortigen Provinzen, die größtentheils mit dieſem königlichen Hauſe verwandt waren.

Durch ſolche Beweiße von Mäßigung und Großmuth bahnte ſich der macedoniſche Held den Weg zu immer neuen Eroberungen. Auch ſeine

Armee hieng ihm mit Liebe und willigen Gehorſam an, da er alle Beſchwerden und Gefahren mit ihr theilte, ſich oft im Felde dem Dienſte eines gemeinen Soldaten unterzog und alle Sorgfalt auf ihre Erhaltung und Pflege wendete; vorzüglich lag ihm die Pflege der Verwundeten am Herzen, die er oft in eigner Perſon beſuchte und ihren Muth aufrichtete. Mit religiöſer Sorgfalt ſah er auf die Beerdigung der Todten, ſie mochten Freunde oder Feinde ſeyn; er ſey dies, erklärte er, der Menſchheit ſchuldig; gegen ſeine Gegner müſſe man die Waffen führen, aber im Tode höre alle Feindſchaft auf. — Sein vorzügliches Augenmerk war darauf gerichtet, daß ſeine Tapfern ſich nicht etwa an die weichliche Lebensart der Aſiaten gewöhnen oder durch Ausſchweifungen in der Wolluſt ausarten möchten; als er daher die Anzeige erhielt, daß ſich eine große Anzahl Weichlinge in der Armee befände, ließ er bei einer angeſtellten Muſterung dieſe ausheben und auf eine kleine Inſel verſetzen. Dagegen gab er denen, die nach dieſem langen Feldzuge ein Verlangen nach ihren Weibern und Familien bezeugten, die Erlaubniß, ihr Winterquartier in ihrer Heimath zu nehmen, und trug denen ſie begleitenden Generalen auf, deſto eifriger für die Ergänzung der Truppen im Vaterlande zu ſorgen, um mit dem Frühling deſto verſtärkter zurückzukehren. Eine Maxime, die für die Armee von dem beſten Erfolg war.

So ſehr ihm bei ſeiner Klugheit und Tapferkeit immer das Glück zur Seite gieng: ſo fehlte es doch nicht an gefahrvollen Ereigniſſen, die ihm theils im Gewühl der Schlachten, theils durch ſeine Unvorſichtigkeit zuſtießen. So hätte er beinahe in dem Treffen am Granikus ſein Leben eingebüßt, indem er, um einen der Feldherrn und Verwandten des perſiſchen Monarchen aufzuſuchen, ſich tief in die feindlichen Schaaren eindrängte und auch wirklich ſeinen Gegner mit der Lanze zu Boden ſtreckte, aber auch ſogleich von dem Bruder des Erſchlagnen, der ſeinen Tod zu rächen ſuchte, einen Hieb über den Kopf empfieng, der den Helm ſpaltete und bis aufs Haar eindrang. Eben wollte ſein Gegner den Hieb auf den entblößten Scheitel des Königs wiederholen, als in dem Augenblicke einer der

Gene=

Generale des Alexanders, Klitus, ihm zu Hülfe kam, jenem den Arm mit ſeinem Säbel abhieb und ſo das Leben des Königs rettete.

Nicht weniger groß war die Gefahr, in welche der König ſein Leben nach der Zeit aus Unvorſichtigkeit ſetzte. Kaum war er unter Lebensgefahren durch den engen Paß Ciliciens bis zu der Stadt Tarſus gedrungen, und hatte dieſe reiche Stadt noch von dem Brande gerettet, in welchen ſie der weichende Feind ſetzen wollte: als er beim Einzug in dieſe Stadt bei dem Anblick des ſpiegelhellen Fluſſes Cydnus, der mitten durch die Stadt ſtrömte, Luſt bekam, ſich zu baden. Es war an einem ſchwülen Mittage, wo die Hitze, die ohnehin in dieſer Gegend ſehr groß iſt, faſt unerträglich war. Alexander legte ſogleich ſeine Rüſtung ab und warf ſich im Angeſichte der Armee, um ihr zu zeigen, wie leicht er ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen wiſſe, in den Fluß. Dieſe ſchnelle Veränderung und der Uebergang aus der Hitze in dies kalte Element, hatte auf ſeinen Körper, der ohnedies durch anhaltende Anſtrengung in einem kränklichen

Zuſtande ſich befand, einen ſehr nachtheiligen und faſt tödtlichen Einfluß; die natürliche Wärme verließ ihn, Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht; er ſank ohnmächtig in die Arme ſeiner Leute und ward ohne Bewußtſeyn in ſein Zelt gebracht.

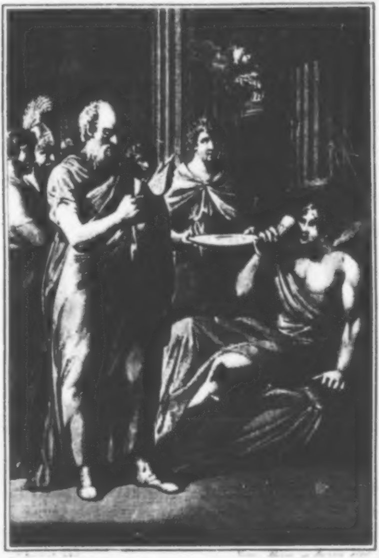
Dieſer Zufall ſetzte die ganze Armee in außerordentliche Beſtürzung. Im ganzen Lager herrſchte eine gänzliche Niedergeſchlagenheit. Schon hielten ſie ſich, ohne ihren Anführer, mitten im Feindes Lande für verlohren. Alle beklagten, daß dieſer ſo gute König und Waffengefährte ihnen auf eine ſo unrühmliche Art in der Blüthe ſeines Lebens und ſeines Ruhms entriſſen würde. — Indeß ſchlug Alexander wieder die Augen auf, der Athem hob ſich wieder in ſeiner Bruſt, er erkannte die Umſtehenden, kam wieder zur Beſinnung, aber nur, wie es ſchien, um die Größe der Gefahr, in die er ſich und ſeine Armee verſetzt hatte, deſto ſchrecklicher einzuſehen. Das Fieber wüthete fürchterlich in ſeinen Adern und feſſelte ihn ans Lager; und ſchon war die ſchreckende Nachricht eingelaufen: Darius ſey im vollem Anzuge und mit der Armee nur fünf Tagereiſen von Cilicien entfernt.

Alexander, deſſen Lebensgeiſt jetzt wieder durch die Ruhmbegierde gleichſam geweckt wurde: ließ ſeine Generale, Räthe und Aerzte ins Zelt kommen, machte ſie noch mehr auf die Gefahr, die ihm bevorſtehe, wenn er der Krankheit länger unterliegen ſollte, aufmerkſam, und erklärte: hier ſey ſchnelle Hülfe nöthig. Seine Zeit erlaube ihm nicht, ſich einer langſamen, wenn auch ſicherern Kur zu unterziehen. Er wolle lieber ſchleunig ſterben, als langſam geneſen. Wüßten alſo ſeine Aerzte ein Heilmittel, ſo müſſe es von ſchneller Wirkung ſeyn, um ihn nicht ſowohl wieder zum Leben, als vielmehr zum Kampfe ſchleunigſt herzuſtellen.

Umſonſt baten ihn ſeine Freunde, er möge ſein Leben nicht auf ein ſolches Wagſtück ſetzen, oder wohl gar unſichern Händen anvertrauen, zumal da bekannt ſey, daß der Perſer König einen ſo hohen Preiß auf daſſelbe geſetzt habe und leicht jemanden finden könnte, der ſich durch ſein

Gold blenden laſſe. Der König beſtand auf ſeinem Verlangen; aber keiner wagte es, ſich dabei in Gefahr oder Verdacht zu ſetzen. Nur einer ſeiner älteſten und treueſten Hausfreunde, **Philippus** von Acarnanien, der ſchon in der früheſten Jugend ſein Geſundheitsrath und auch jetzt ſein Begleiter war, unterzog ſich, im Vertrauen auf ſeine Kunſt, dem großen Unternehmen, den König in möglichſt kurzer Zeit herzuſtellen, wenn er ſich ganz ſeinen Anordnungen überlaſſen würde. Als dieſer noch mit Zubereitung der Arzenei beſchäftigt war, empfieng der König einen Brief vom **Parmenio**, dem vertrauteſten und treueſten ſeiner Generals, worin ihn dieſer warnte, er möge ja dem **Philippus** nicht trauen, weil der Perſer Monarch dieſem das Verſprechen einer Belohnung von tauſend Talenten und einer ſehr vortheilhaften Heyrath gegeben habe, im Fall er den König umbringen würde. **Alexander** las den Brief, ſiegelt ihn ſtillſchweigend mit ſeinem Pettſchaft zu und legte ihn unter ſein Kopfkiſſen.

B. III. T. XXXV.



Alexander vertraut sein Leben
seinem Arzte Philippus.

Eben trat der Arzt mit dem Arzeneibecher in das Zimmer und reichte ihn dem Könige *). Alexander richtete ſich auf, nahm den Brief des Parmenio in die linke Hand, reichte ihn dem Arzte zum leſen und faßte mit der Rechten den Becher, den er ſogleich mit einem Zuge austrank, dabei aber den Philippus ſcharf ins Auge faßte. Dieſer las indeß den Brief — aber ſeine Geſichtszüge verriethen nicht die geringſte Beſtürzung, wohl aber gerechten Unwillen, daß man ihn einer ſolchen Niederträchtigkeit fähig halten konnte.

„Mein König! ſagte er mit feſtem Tone: mein Leben hat immer von dem deinigen abgehangen; aber nie mehr, als in dieſen kritiſchen Augenblicken. Dein Tod würde jetzt den meinigen unausbleiblich zur Folge haben: aber deine Erhaltung wird auch der ſtärkſte Beweiß meiner Treue und Anhänglichkeit an deine geheiligte Perſon ſeyn. Faſſe du nur Vertrauen und entſchlage dich aller der beunruhigenden Beſorgniſſe, in die

dich

---

*) Siehe das 36ſte Kupfer.

dich die zwar gutgemeinte aber unnöthige Bedenklichkeit deines Correſpondenten geſetzt hat.“

Kaum hatte Alexander den Trank zu ſich genommen: als er die Wirkung deſſelben in ſeinem Körper empfand. In wenig Minuten drang die Kraft der Arzenei durch ſeine Eingeweide; er verfiel in den heftigſten Paroxismus, in einen Zuſtand, der alle Umſtehenden in die äußerſte Beſorgniß ſetzte, nur den Arzt nicht; dieſer wendete alle Mittel an, durch Frottiren und Einreiben balſamiſcher Kräfte die Lebenskraft des Kranken zu wecken; ſo oft ein Augenblick der Beſinnung eintrat, ſprach er dem Könige Muth ein und ſuchte ihn durch angenehme Erinnerungen an ſeine geliebte Mutter, oder durch die Vorſtellung ſeines nahen Siegs aufzuheitern. — Bald äuſſerte ſich die wohlthätige Wirkung der Arzenei; die Hitze, die bisher das Blut in Wallung ſetzte, löſte ſich in einen wohlthätigen Schweiß auf; die natürliche Wärme kehrte wieder zurück und in wenigen Tagen war das Leben des Königs wieder gerettet: ſo daß dieſer wieder das Bett verlaſſen und ſich ſeiner Armee, die mit

Unge=

Ungeduld auf ſeinen Anblick harrte, zeigen konnte. Als er an der leitenden Hand ſeines Arztes hervortrat, erfüllte ein lautes Freudengeſchrei die Luft: Alle betrachteten ihn, wie durch ein Wunder gerettet; doch mehr noch ſahen ſie auf den Mann, dem ſie ſeine Erhaltung zu verdanken hatten, drängten ſich zu ihm, küßten ihm dankbar die Hände und verehrten ihn als den Schutzgeiſt ihres geliebten Königs.

Der Perſer König, Darius, (nach ſeinem Geſchlechtsnamen Codomannus) hatte indeß, auf die erhaltene Nachricht von der gefährlichen Krankheit ſeines Gegners, ſeine Armee in forcirten Märſchen über den Euphrat geſetzt, um den Alexander noch in Cilicien zu überfallen und aufzureiben. So bald dieſer aber von ſeiner Krankheit hergeſtellt war, brach er mit ſeiner Armee nach Solos auf, brachte in dieſer Stadt den Göttern für ſeine Erhaltung ein feierliches Dankopfer, und ließ ſeine Soldaten, ohne die Annäherung ſeines Feindes zu fürchten, durch feſtliche Spiele erheitern. Jetzt ſtieß auch Parmenio zu ihm, der indeß die engen Päſſe bei

Iſſus, wo die feindliche Armee eindringen wollte, eingenommen und beſetzt hatte.

Hier kam es auch nach einigen Tagen zur Schlacht, in welcher zwar beide Theile unter der eignen Anführung ihrer Könige mit gleicher Tapferkeit fochten, aber doch zuletzt die perſiſchen Truppen, die ſich in dieſer gebirgigten Gegend nicht gehörig ausbreiten konnten, dem kleinern aber tapfern Heer der Macedonier weichen mußten. Darius ſelbſt wäre beinahe in dieſem Treffen geblieben; die Pferde, die ſeinen Wagen zogen, von Wurfſpießen durchbohrt, bäumten ſich und warfen ihn ab, ſo daß er ſich genöthigt ſah, in den Wagen eines Satrapen zu ſpringen und den Kampfplatz zu verlaſſen. Seine Flucht zog die der ganzen Armee nach ſich und der Sieg war für Alexander entſchieden.

Mit ihm fiel das feindliche Lager und eine ungeheure Beute in die Hände des Siegers. Noch an dem Tage der Schlacht wurde die Plünderung des feindlichen Lagers den Soldaten überlaſſen, die hier mit zügelloſer Begierde über die gehäuſten Schätze herfielen. Nur die königlichen Zelte, in welchen ſich die Familie des Königs befand, wurden reſpectirt und unangetaſtet gelaſſen. Nie hatte man vielleicht je ein ſolches trauriges Schauſpiel von ſchnellen Glückswechſel geſehen, als hier im Lager des Darius. Gewohnt, nicht nur alle Koſtbarkeiten und Geräthſchaften des Luxus mit zu Felde zu nehmen, hatten auch die aſiatiſchen Befehlshaber ihre Gemahlinnen und Kinder nebſt ihrem Hofſtaate mit im Lager. Es war ein herzempörender Anblick, dieſe ſtolzen Perſerinnen, die noch zuvor in aller Hoheit und Pracht, in die koſtbarſten Stoffe gekleidet, mit Gold, Edelſteinen und Perlen überladen, von reichgekleideten Sclaven bedient, ſich den Göttern der Erde gleichdünkten, jetzt durch die Hände frecher Soldaten aus den Zelten geriſſen, zur Erde geworfen, ihrer Kleider und Koſtbarkeiten beraubt und halb nackt zu den Füßen ihrer unverſchämten Sieger liegen zu ſehen, mit ängſtlichen Geſchrei nur um ihr Leben bittend. — Nicht weniger ſchrecklich war die Scene des Jammers und der Verzweiſlung in den überaus prächtigen Gezelten der königlichen Familie, in welchen ſich außer der Mutter des Darius, Siſygambis, ſeiner Gemahlin Statira, nebſt dem Kronprinzen und zweyen Prinzeſſinnen, noch eine Menge Verwandte des königlichen Hauſes befanden, die, ohngeachtet ſie jetzt durch den Schutz der königlichen Leibgarde gegen alle Gewaltthätigkeit geſichert waren, immer in der peinlichen Erwartung ſtanden, es ſey dies nur ein kurzer Aufſchub einer noch tiefern Demüthigung und öffentlichen Hinrichtung, zu der ſie der übermüthige Sieger aufſpare. In Erwartung dieſes furchtbaren Augenblicks drängten ſich alle in einen Winkel des Zelts zuſammen, verhüllten ihr Geſicht und unterdrückten jeden Laut des Schmerzes in der gepreßten Bruſt.

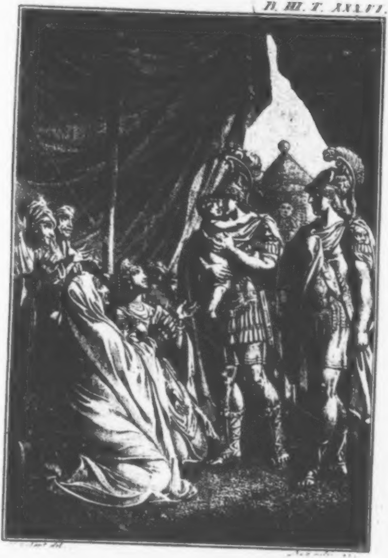
Eben bemerkte einer der Verſchnittenen, der im Vorzelte ſtand, daß ein macedoniſcher Soldat den königlichen Mantel, den Darius im Gedränge der Schlacht abgeworfen hatte, auf ſeinen Armen vor dem Zelte vorbei trug, und war unvorſichtig genug, dies der königlichen Familie als ein ſicheres Merkmal, daß der König im Treffen geblieben ſey, anzuzeigen.

Dieſe einzige Nachricht fehlte noch, um das Unglück dieſer Familie ganz zu vollenden. Mit einemmale brachen ſie alle in das kläglichſte Geſchrei aus; mit lautem Geheul beklagten ſie den Verluſt des geliebten Monarchen. **Alexander** befand ſich eben mit ſeinen Generalen in einem nahen Zelte bei Tiſche, und wurde durch das entſtandene außerordentliche Geſchrei in Schrecken geſetzt. Selbſt die Leibwache trat ſchon aus Beſorgniß einer entſtandenen gefährlichen Bewegung unter Gewehr. Als **Alexander** auf eingezogne Erkundigung den Irrthum der Frauenzimmer erfuhr, wurde er durch das Schickſal des **Darius** und dieſen Beweiß der Anhängigkeit und Liebe der Seinigen an ſeine Perſon bis zu Thränen gerührt, und befahl ſogleich einem ſeiner Räthe, dem **Leonnatus**, hinzugehen und die Frauenzimmer mit der Nachricht zu beruhigen, daß **Darius** noch lebe. Als dieſer mit einer kleinen militäriſchen Bedekkung ins Vorzelt eintrat, und ſich als Geſandter vom Könige den Frauenzimmern anmelden ließ — glaubten dieſe: es ſey nun um ſie geſchehen, und jetzt werde man ſie zum Tode abführen. Sie zogen ſich daher noch tiefer in ihren Winkel zurück und erwarteten in ängſtlicher Todesſtille ihr Schickſal. Leonnatus, der lange vergeblich wartete, durch die Bedienten eingeführt zu werden, die ſich nicht wieder zurück trauten, ließ die Wache im Vorzelt zurück, und trat allein ins Zelt ein. Da warfen ſich die Mutter und Gemahlin des Darius ihm zu Füßen und baten nur um die einzige Wohlthat, daß man ihnen, ehe man ſie hinrichte, erlauben möchte, den Leichnam des Darius nach ihrer Sitte zu beerdigen. Es koſtete dem Leonnatus Mühe, ihnen die Verſicherung beizubringen, daß Darius noch lebe und er von ſeinem Könige den Auftrag habe, ihnen allen Schutz und dieſelbe Achtung zuzuſichern, die ihnen als Königinnen zukomme.

Am folgenden Morgen begab ſich Alexander ſelbſt, begleitet von ſeinem vertrauteſten Freunde, Hephäſtion, den er vorzüglich ſchätzte, in das Zelt der Königinnen. Der General war ein ſchön gewachſener Mann, in gleichem Alter mit Alexander, mit welchem er aufgewachſen war und ſehr freundſchaftlich umgieng. Bei ihrem Eintritt ins Zelt warf ſich die Mutter des

Darius

B. III. T. XXXVI.



[illegible] del.

[illegible]

Alexander im Zelte der gefangnen königlichen Familie.

Darius vor dem Hephäſtion aufs Knie, in der Meinung, er ſey der König. Einer ihrer Hofleute gab ihr ihren Irrthum zu verſtehen; ſie ſuchte ſich deswegen beim Alexander zu entſchuldigen, der ſie aber mit den Worten aufrichtete: „Sie haben ſich nicht geirrt, Mutter; denn auch dieſer iſt Alexander!“ Er bemühte ſich darauf, ſie und die übrige Familie ihres Schickſals wegen zu beruhigen, verſprach ihnen, daß ſie ganz nach ihrem bisherigen Stande gehalten werden ſollten und gab die ſtrengſten Befehle, daß ſich ihnen niemand ohne die ſchuldige Ehrerbietung nähern ſollte. Er nahm darauf den jungen Prinzen des Darius auf die Arme; und dieſer ſchlang unerſchrocken ſeinen kleinen Arm um ſeinen Hals und küßte ihn. Gerührt ſprach der König zum Hephäſtion: „wenn doch ſein Vater auch ſo geſinnt wäre“ *).

Dieſe Züge des Edelmuths verherrlichten den Alexander mehr, als ſeine glänzendſten Siege,

und

---

*) Siehe das 36ſte Kupfer.

und machten ihn, ſelbſt nach dem Zeugniß der Syſigambis, der Herrſchaft von Aſien würdig. Noch bewieß er bei dieſen und mehrern Veranlaſſungen, daß er Herr über ſeine Leidenſchaften ſey. So ſehr auch die Gemahlin des Königs und ihre Töchter an Schönheit Alle übertrafen: ſo ehrte gleichwohl der junge Held die Rechte der weiblichen Schamhaftigkeit, und machte ſichs zur Vermeidung jedes entehrenden Verdachts zum Geſetz, die Königin, außer diesmal im Zelte, nie wieder zu beſuchen. So lebten dieſe Fürſtinnen, mitten im macedoniſchen Lager, wie in einem heiligen Tempel, geſichert gegen jede Beleidigung. Der Mutter des Königs begegnete Alexander mit aller Ehrerbietung und mit der Zärtlichkeit eines Sohnes, verſtattete ihr, die Angehörigen der königlichen Familie, die in der Schlacht geblieben waren, ſo prächtig und anſtändig, wie ſie wollte, begraben zu laſſen, kam jeder ihrer Bitten zuvor und verzieh auf ihre Fürſprache, mehrern perſiſchen Herrn, die ſeine Ungnade verdient hatten.

Wäre ſich Alexander ſo treu geblieben, hätte er auch in der Folge dieſe Herrſchaft über ſich behauptet: ſo würden nicht nur ſeine Zeitgenoſſen ihn ſelbſt bei ſeinen Eroberungen als einen Wohlthäter der Menſchheit verehrt, ſondern auch die Nachwelt als Muſter eines weiſen und tugendhaften Regenten aufgeſtellt haben. — Aber leider dient auch dieſer Welteroberer zum Beweiß, wie es leichter iſt, Nationen zu überwinden und Städte zu erobern, als ſich ſelbſt zu beherrſchen, und bei den Schmeicheleien des Glücks und den Reitzen der Wolluſt einen feſten und edlen Charakter zu behalten. — Von nun, je höher das Glück ihn erhob, je unumſchränkter ſeine Macht wurde, finden wir den Alexander nicht mehr, der er vorhin war. Seine Beſcheidenheit artete in die übertriebenſte Eitelkeit und unerſättlichen Stolz aus; ſeine Großmuth in die unerträglichſte Härte und Grauſamkeit, die durch jeden Widerſtand gereizt, auch ſelbſt ſeine beſten Freunde nicht ſchonte; und der enthaltſame Jüngling, der zuvor die Tafel einer geringen Königin zu leckerhaft fand, ſchwelgte bald nachher, gleich den üppigſten Aſiaten, in den Genüſſen der Tafel und der Wollüſte. Nur zuweilen bei einzelnen Handlungen zeigte er noch die Spuren ſeiner ehemaligen guten Grundſätze und eines menſchlichen Herzens, zum Beweiß, daß auch der verdorbenſte Menſch nie ganz die Menſchheit verleugnen und alles ſittliche Gefühl unterdrücken kann; dies ſey für unſre jungen Leſer auch auf der mit Blut befleckten Bahn dieſes Helden, auf der ſie ihn noch einige Zeit begleiten werden, noch die beſte Ausbeute.

Nachdem Alexander den Göttern durch Opfer und feierliche Spiele für den erhaltenen Sieg gedankt hatte, nahm er mit gewaffneter Hand Beſitz von den Städten und Provinzen, die bisher dem perſiſchen Zepter unterworfen waren, und von den Schätzen, welche jene Monarchen daſelbſt aufgehäuft hatten; Syrien und Phönizien unterwarf ſich ſeiner Herrſchaft; unter mehrern fiel auch die alte reiche Seeſtadt Sidon in die Hände des Siegers. Alexander überließ es dem Hephäſtion, dem er die Aufſicht über dieſe Provinzen übertragen hatte, dieſer Stadt einen König zu geben, den er für den würdigſten hielt. **Hephäſtion** war geneigt, dieſe Würde an eines der Häuſer zu bringen, mit denen er ſeit langen Zeiten in gaſtfreundlicher Verbindung geſtanden hatte; ſeine Wahl fiel auf einige edle Jünglinge aus dieſer Familie; aber wie erſtaunte er, als dieſe mit der Erklärung: nach ihren Geſetzen müſſe der Regent aus königlichem Geblüt entſproſſen ſeyn, die Krone ausſchlugen, und ſich weigerten, den Thron zu beſteigen, zu dem ſich andre oft durch Feuer und Schwerd den Weg bahnen. Er überließ ihnen nun ſelbſt die Wahl eines Königes aus königlichem Stamme; ſie ſchlugen dazu einen gewiſſen **Abdolonymus** als den würdigſten vor, der zwar aus altem königlichen Geſchlecht, aber gegenwärtig durch unverſchuldete Armuth ſo tief herab gekommen ſey, daß er ums Taglohn in einem Garten bei der Stadt arbeite. — Wirklich ſtand dieſer, ohngeachtet ſeiner Armuth, bei ſeinen Mitbürgern in dem allgemeinen Ruf eines braven Mannes, lebte mit ſeinem niedern Stande ufrieden, ohne bei ſeinen täglichen Geſchäften etzt auf das Geräuſch der Waffen, das den gan- n Orient erſchütterte, zu achten. Ihm ganz

uner-

unerwartet traten daher jetzt auf einmal Hephäſtion, der General Alexanders, begleitet von jenen edlen Jünglingen, die die Krone und den königlichen Mantel trugen, in den Garten ein, wo Abdolonymus mit Ausgäten des Unkrauts beſchäftigt war. Die Geſandten grüßten ihn als ihren König; einer derſelben näherte ſich ihm mit den Inſignien, und bat ihn, dieſe mit ſeinem ſchmutzigen Rocke zu vertauſchen, wieder die Stelle einzunehmen, der er ſeiner Geburt aber noch mehr ſeiner Rechtſchaffenheit wegen würdig ſey, aber auch dabei, als ihr künftiger Gebieter, nie zu vergeſſen, aus welchem Stande, und durch wen er zu dieſem erhabnen Poſten ſey erhöht worden. Anfangs glaubte Abdolonymus, man ſpotte ſeiner, und verbat ſich einen ſolchen Scherz, der ihm bei ſeiner tugendhaften Armuth kränkend ſey. Als man ihm aber gleichwohl das königliche Diadem aufſetzte und alle Anſtalten zur Huldigung machte, folgte er ſeiner Beſtimmung und nahm von dem königlichen Throne Beſitz.

Dieſe Erhöhung eines ſo armen Mannes zur höchſten Staatswürde erregte freilich den

Neid ſo mancher Reichen und Angeſehenen in der Stadt, und gab Veranlaſſung zu manchen Beſchwerden, die bis zu den Ohren des Alexanders drangen. Dieſer ließ den Abdolonymus vor ſich kommen. Mit einer Würde, die auch die vorige Niedrigkeit nicht hatte auslöſchen können, trat dieſer vor ſeinen Monarchen, der ihn lange mit Bewunderung betrachtete und dann ſagte: ich ſehe, du machſt dem Geblüt, aus dem du entſprungen biſt, Ehre: aber ſage mir, wie haſt du deine vorige Armuth ſo ertragen können? „Gebe der Himmel, verſetzte dieſer, daß ich mit eben der Gleichmuth die höhere Würde, die du mir auflegſt, ertrage. Ich lebte mit meinem Stande zufrieden; dieſe Hände waren hinreichend, mir meinen täglichen Unterhalt zu verſchaffen; bei wenigen Bedürfniſſen war ich nie arm.“ Alexander bewunderte die Tugend des braven Sidoniers, beſtätigte ihn nicht nur in ſeiner Würde, ſondern gab ihm auch einen anſehnlichen Theil von der gemachten perſiſchen Beute und erweiterte das Gebiet ſeiner Herrſchaft.

Aus Phönizien führte Alexander ſeine ſiegende Armee nach Egypten; bei Eroberung dieſes alten Reichs der ehemaligen Pharaone, das aber jetzt zu einer perſiſchen Satrapie herab geſunken war, fand Alexander wenig Schwierigkeiten, weil die Egyptier längſt ſchon der perſiſchen Deſpotie überdrüßig waren; ſie öffneten ihm freiwillig die Thore ihrer Hauptſtädte, empfiengen ihn als ihren Befreier und den Rächer der Unterdrückung und Räubereien, die ſie bisher von den Perſern erdulden müſſen. Der Sieger bewieß auch gegen ſie alle Schonung, und war klug genug, ſich durch die Theilnahme an ihrem unvernünftigen Apisdienſte die Ergebenheit der Egyptier noch mehr zu verſichern.

Nicht zufrieden, ſich in dem Beſitz ſo vieler Länder und Königreiche zu wiſſen, und unter die größten Helden gezählt zu werden, ſtrebte der kühne Geiſt des Eroberers ſelbſt nach Abentheuern und nach einem Ruhm, der ihn noch über den Menſchen erreichbaren Gipfel deſſelben erheben ſollte. Tief in den Sandwüſten Lybiens, zwölf Tagereiſen von Memphis, lag der berufene Tem-

pel des Jupiter Ammon, der vorzüglich durch das daſelbſt befindliche Orakel ſo berühmt war. Die Gefahren, denen die dahin reiſenden Karavanen gewöhnlich ausgeſezt waren, entweder aus Mangel an Waſſer zu verſchmachten, oder bei entſtandenen Sturm von ungeheuren Sandwirbeln überſchüttet zu werden; ſelbſt das warnende Beiſpiel eines ſeiner Vorgänger, Cambyſes, der bei einem gleichen Unternehmen funfzigtauſend Mann eingebüßt hatte, ohne das Ziel ſeiner Reiſe zu erreichen, ſchreckte den macedoniſchen König nicht ab, ſondern ſpornte ihn nur noch mehr zur Ausführung ſeines Vorſatzes an. Er trat die Reiſe an der Spitze ſeiner Armee an, und ſein gutes Glück, das ihm immer zur Seite gieng, half ihm auch wirklich alle dieſe Schwierigkeiten überwinden; denn eben in dem Augenblicke, wo die Armee in der ſchrecklichſten Sandwüſte unter der brennendſten Sonnenhitze dem Verſchmachten nahe war, fieng ein kühlender Südwind an zu wehen, überzog den Himmel mit Wolken, die ſich in einen ſo reichlichen Regen
rgoſſen, durch welchen nicht nur die Armee er-
uickt, ſondern auch der heiße und lockere Sand-

weg kühl und feſt und Alexander zum Ziele ſeines Wunſches gebracht wurde.

Die Prieſter dieſes Tempels empfiengen ihn mit der Achtung, die nur ein ſo furchtbarer Eroberer fordern konnte, und waren ſchlau genug, ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln, ihn als einen Götterſohn zu begrüſſen; auch das befragte Orakel führte ganz dieſe Sprache, und Alexander dachte ſchwach genug, dieſe Ehre und den Titel eines Sohnes des Jupiter anzunehmen. Daß er ſich in der That für ein Weſen höherer Art ſollte gehalten haben, läßt ſich nicht wohl glauben; denn unter Freunden, und wenn er in gewiſſen Verlegenheiten die Grenzen ſeiner Macht erkannte, ſcherzte er ſelbſt darüber: gleichwohl bediente er ſich dieſes Götterausſpruchs und jenes Titels, um ſich unter den abergläubiſchen Aſiaten deſtomehr Anſehen und willige Unterwerfung zu verſchaffen, und nahm dieſe Art der Verehrung, die kriechende Schmeichler ihm leiſteten, mit merklichen Wohlgefallen an, ja, gewöhnte ſich zuletzt ſo daran, daß er in Augenblicken von Geiſtesſchwäche ſich über die Menſchheit erhaben glaubte.

Während der Zeit, daß Alexander in den Wüſteneien Lybiens und an den Ufern des Nils umherzog, und an der Küſte von Peluſium den Grund zur Erbauung einer neuen Stadt nach ſeinem Namen (Alexandria) legte: ſammlete Darius in dem Innern ſeines Reichs neue Kräfte, um mit friſchen Armeen ſich ſeinem Feinde entgegen zu ſtellen; und es gelang ihm in kurzer Zeit, ſich an der Spitze eines noch weit größern und furchtbarern Heeres zu ſehen, das vor Begierde brannte, die vorige Schmach zu rächen. Auch Alexander ſäumte nicht, ſeinem Gegner entgegen zu gehen, der ſich in den Ebenen von Babylonien, am Euphrat und Tigris ausbreitete. Auf dem Wege dahin kam einer von den Verſchnittenen, die zum Dienſte der gefangenen Familie des Darius waren, die immer dem Heere nachfolgte, und brachte dem Alexander die Nachricht, daß eben die junge Gemahlin des Darius verſchieden ſey. Der anhaltende Kummer und die ununterbrochenen Beſchwerden der ungewohnten Reiſe hatten ihren Tod beſchleunigt. Alexander wurde durch dieſe Nachricht äußerſt erſchüttert; Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, wie bei dem Tode eines ſeiner nächſten Verwandten, und ſo mit den Merkmalen der äußerſten Betrübniß trat er in das Zelt ein, wo eben die Mutter des Darius im tiefſten Schmerz verſunken neben dem Leichnam der Entſchlafenen, mit ihren jammernden Enkeln, die ihr Geſicht in ihrem Schooſe verbargen, auf der Erde lag. Alexander ſtand mit innigſter Rührung bei dieſer Jammerſcene, wie mitten in ſeiner Familie; er ſelbſt war untröſtlich und konnte weiter nichts zur Beruhigung der Leidenden thun, als daß er ihnen zur Beerdigung der königlichen Leiche nach perſiſcher Sitte mit aller nur möglichen Pracht behülflich war.

Unterdeß war ein anderer Verſchnittener, Tyriotes, heimlich aus dem königlichen Zelte entſchlüpft, um dem Darius die traurige Nachricht von dem Tode ſeiner Gemahlin zu überbringen. Bei ſeiner Ankunft bemerkte Darius ſchon aus ſeinem zerſtörten Geſicht und zerriſſenem Gewand, daß er für ihn ein trauriger Bote ſey: „rede nur, ſagte er zu ihm: ich bin auf alles gefaßt; denn ich habe gelernt, unglücklich zu ſeyn; du kannſt mir doch nichts ſchrecklichers verkündigen, als die Schmach meiner Familie.“ Nein, König! erwiederte Tyriotes, deine Familie wird vom Sieger noch eben mit der Achtung behandelt, als ehedem zu Suſa — aber, deine Gemahlin — iſt nicht mehr am Leben! Da hüllte Darius ſein Geſicht in den Mantel und ſeufzte; in dem Augenblicke verbreitete ſich die traurige Nachricht im Lager und erregte ein allgemeines Jammergeſchrey. Noch ſtand Darius in dem Wahne, Alexander habe ſeine Gemahlin umbringen laſſen; und kaum hatte ihm Tyriotes dieſen durch die heiligſten Betheuerungen benommen und ihm verſichert, daß Alexander mit nicht weniger Betrübniß Antheil an dem Tode der Königin genommen habe, als er: als im Gemüthe des Darius ein anderer und noch ſchrecklicherer Verdacht entſtand: Alexander möchte vielleicht die Treue ſeiner Gattin wankend gemacht haben. Er nahm daher den Tyriotes allein in das Innere des Zeltes, beſchwor ihn bald unter Thränen, bald unter den fürchterlichſten Drohungen: daß er ihm die

Wahrheit ſagen ſollte. Als aber dieſer ſtandhaft auf der Verſicherung beharrte: die Königin habe auch nicht die geringſte Schmach erlitten; ſey nur einmal bei ihrer Gefangennehmung vom Sieger geſehen, und von der Zeit an immer mit der größten Hochachtung und zarteſten Schonung behandelt worden, da lößte ſich der Schmerz des Königes in ſanfte Wehmuth auf; da richtete er ſeine weinenden Augen zum Himmel und rief mit aufgehobenen Händen aus: Ihr Götter! habe ich euch je um die Erhaltung meines Thrones angerufen: ſo iſt es jetzt, um im Stande zu ſeyn, dem Alexander die Wohlthat zu vergelten, die er den mir theuerſten Perſonen in meinem Unglücke erwieſen hat: ſollte aber das traurigſte Verhängniß über mich entſchieden ſeyn: o ſo laſſet keinen andern, als dieſen ſo großmüthigen und menſchenfreundlichen Sieger auf Aſiens Throne ſitzen.

Vergebens that hierauf Darius ſeinem Gegner die annehmlichſten Friedensanträge: verſprach ihm den Beſitz aller der eroberten Provinzen zwiſchen dem Helleſpont und Euphrat zur

Mitgift ſeiner Tochter und anſehnliche Summen zum Löſegeld für die Uebrigen aus ſeiner Familie. Selbſt Parmenio, der Vertraute Alexanders, erklärte gegen den König: er würde an ſeiner Stelle dieſes Anerbieten annehmen: Alexander ſagte weiter nichts als: „ich auch, wenn ich Parmenio wäre;“ und ſchickte die Abgeſandten des Darius mit der Kriegserklärung ab: er verlange vom Darius nichts, als was ihm durch das Recht der Waffen zukomme.

In den Ebenen Aſſyriens jenſeit des Tigris bei der Stadt Arbela *) näherten ſich die beiden Heere einander. Die Stärke der Perſiſchen Armee war der Macedoniſchen weit überlegen; ſie hatte ſich in einem unüberſehlichen Raume ausgebreitet, und weit her ertönte die Luft von dem Getöſe und Lärmen aus dem feindlichen Lager. Man gab dem Alexander den Rath, den Feind bei der Nachtzeit anzugreifen: aber er gab

zur

---

*) Die Schlacht fiel eigentlich bei einem unbedeutenden Flecken Gaugamela vor, wurde aber gewöhnlich von jener anſehnlichern Stadt Arbela angegeben.

zur Antwort: „Ich will den Sieg nicht ſtehlen;“ gab die nöthigen Befehle zur Stellung der Armee und legte ſich ganz unbefangen in ſeinem Zelte zur Ruhe.

Der entſcheidende Tag brach an, und noch lag Alexander in tiefem Schlafe, aus dem ihn ſeine Generale, die ſich bei ſeinem Zelte einfanden, nicht zu wecken getrauten. Endlich gieng Parmenio ins Zelt und bezeugte dem eben erwachenden Könige ſeine Bewunderung, wie er in dieſer kritiſchen Lage ſo ruhig habe ſchlafen können, als ob er ſchon des Sieges gewiß ſey. „Wie ſollte ich es nicht, verſetzte Alexander, da ich endlich den Darius dahin gebracht habe, daß er dem Treffen nicht mehr ausweichen kann.“

Als er hierauf die Waffen angelegt, ſich an die Spitze der Armee geſtellt, und dieſe durch eine kurze Anrede zur Tapferkeit ermuntert hatte, führte er dieſelbe ins Treffen. Auch hier zeigte er ſeinen gewöhnlichen Muth und Geiſtesgegenwart, war überall, wo die Gefahr am dringendſten war, zugegen und drang vorzüglich mit dem

Phalanx ſeiner Armee in den Mittelpunkt der feindlichen Armee, wo ſich Darius auf einem hohen Wagen durch ſeinen Wuchs und königliches Diadem vorzüglich auszeichnete. So gedrängt auch der Haufe der Edlen, die für das Leben ihres Königs fochten, um ihn her war: ſo wurde dieſer doch zuletzt durch die eindringenden Macedonier nieder geworfen, daß ſelbſt der Wagen des Darius von dem Haufen der Erſchlagenen ſo gehemmt wurde, daß er nicht wenden konnte und die Pferde ſich hoch bäumten. In der äußerſten Beſtürzung warf ſich Darius auf ein Pferd und ergriff die Flucht; würde aber ſchwerlich diesmal entkommen ſeyn, wenn nicht eben ein Adjutant vom Parmenio den König auf den Flügel gerufen hätte, wo die Feinde noch im Treffen ſtanden und nicht zum Weichen gebracht werden konnten. Erſt gegen Abend war der völlige Sieg der Macedonier entſchieden; und nur die einbrechende Nacht begünſtigte die Flucht der Perſer.

Mit dieſer Schlacht ſchien nun die perſiſche Herrſchaft völlig vernichtet zu ſeyn. Alexander ließ ſich daher zum Könige von Perſien ausrufen; ſtellte den Göttern zu Ehren prachtvolle Feſte an; belohnte ſeine Tapfern; ſchickte anſehnliche Geſchenke an verſchiedene Städte in Griechenland mit der Nachricht, daß nun die tyranniſche Regierung der Perſer, ihrer vormaligen Unterdrücker, zu Ende ſey und beſtätigte ihnen ihre Freiheiten.

Der Sieg bei Arbela ſetzte Alexandern in Beſitz faſt aller perſiſchen Provinzen. Babylon, die alte Hauptſtadt Aſſyriens, öffnete ihm ihre Thore; auch Suſa, die Hauptſtadt des Reichs und Reſidenz der Könige, legte mit der Uebergabe die unermeßlichen Schätze der Nachfolger des Cyrus zu den Füßen des Siegers.

Der flüchtige König Darius hatte indeß ſeinen Weg nach Medien genommen. Als er mit ſeinen wenigen nächſten Begleitern über den Fluß Lykus geſetzt hatte, riethen ihm dieſe, er möchte die Brücke hinter ſich abbrechen laſſen, um ſeine Flucht vor dem nachſetzenden Feind zu decken. Darius aber, ein Mann von edlen Herzen, dachte an das Schickſal ſo vieler Tauſende, die noch auf der Flucht begriffen waren und dem Feinde in die Hände fallen würden, wenn er die Brücke abſchlagen ließ: „nein, ſagte der edle Monarch, lieber will ich dieſen Paß dem nachſetzenden Feinde mit eigner Gefahr meines Lebens offen laſſen, als ihn für meine flüchtige Unterthanen verſchließen.“

Indeß genoß **Alexander** mit ſeiner Armee in der prächtigen Reſidenz der ehemaligen Könige von Perſien Suſa die Früchte ſeines Siegs, und nahm die Huldigungen und Glückwünſche an, die ihm aus der Nähe und Ferne zukamen. Als er ſich unter dem goldnen Thronhimmel auf den königlichen Stuhl ſetzte, der ſo erhaben war, daß er das Fußgeſtell nicht mit den Füßen erreichen konnte, ſchob einer ſeiner Kammerpagen einen zunächſtſtehenden zierlichen Tiſch unter; ein dabei ſtehender Hofbediente des **Darius** ſtieß darüber einen Seufzer aus: der König, der dies bemerkte, befragte ihn wegen der Urſache ſeiner Betrübniß, und als er vernahm: daß dieſes ehedem der Speiſetiſch des **Darius** geweſen ſey: ließ er ihn ſogleich wieder wegſetzen, um nicht dieſen den

Hausgöttern geweihten Tiſch zu profaniren. — Jetzt wieß er auch der Familie des Darius, um ſie wegen ihrer bisherigen Gefangenſchaft zu tröſten, ihren künftigen Aufenthalt im Schloſſe an und beſchenkte ſie mit reichen Stoffen und Kleidern, die ihm eben aus ſeinen alten Staaten waren zugeſchickt worden; zugleich erbot er ſich, ihnen die Künſtler, die ſie verfertigt hatten, zukommen zu laſſen, wenn ſie ſich etwa zum Zeitvertreib mit dergleichen Arbeiten beſchäftigen wollten. Darüber rollten der alten Königin Thränen über die Wangen, denn nach ihrer Landesſitte war es für Prinzeſſinnen ſchimpflich, ſich mit Handarbeiten abzugeben. Alexander entſchuldigte ſich deswegen, und zeigte ihr ein Kleid, das ſeine Mutter Olympias mit eignen Händen geſtickt und gearbeitet habe, um ſie zu überzeugen, daß in Macedonien Beſchäftigungen dieſer Art für ſehr anſtändig gehalten würden.

Alexander, der ſich nicht eher ſicher im Beſitz des perſiſchen Reichs hielt, bis er den Darius auf ſeiner Flucht eingeholt und noch aus der letzten Reſidenzſtadt Perſepolis verdrängt habe, rückte hierauf mit der Armee in die Provinz Perſis ein, überwand auch hier glücklich die Gefahren, die er in den engen Päſſen dieſer Landſchaft zu beſiegen hatte und befand ſich in kurzer Zeit vor den Mauren dieſer alten Hauptſtadt, die ſich jetzt, da ſich alle königlichen Truppen aus ihr entfernt hatten, in einem ganz wehrloſen Zuſtande befand. Alexander gab ſie der Plünderung ſeiner Soldaten Preiß, die von dieſer Erlaubniß den unmenſchlichſten Gebrauch machten, und nachdem ſie alles ausgeplündert hatten, die Stadt in Brand ſteckten. Nur die Citadelle und der Pallaſt der Königin blieb verſchont, wo Alexander unter dem Jammergeſchrei der Einwohner, und dem Röcheln der Sterbenden, ſich bei einem ſchwelgenden Gaſtmahle unter ſeinen Freunden im Wein berauſchte und in die Arme der Buhlerinnen warf. Unter dieſen befand ſich auch Thais, eine geborne Athenienſerin, die den König vorzüglich durch ihre Scherze beluſtigte und unter andern erklärte: wie glücklich ſie ſich an dem heutigen Tage, nach einer ſo langen Entfernung von Athen, ſchätze, daß ſie jetzt der ſtolzen Königsburg der Perſer Hohn ſprechen dürfe; aber noch größer würde ihre Freude ſeyn, wenn ihr vergönnt würde, den Pallaſt jenes Xerxes, der ehemals ihre Vaterſtadt in die Aſche gelegt habe, jetzt unter den Augen des Königs in Brand zu ſtecken: zu welchem Ruhm ihr das gereichen würde, daß Weiber im Gefolge des großen Alexanders mehr als jene größten griechiſchen Helden gethan hätten, um die Schmach Griechenlands an den Perſern zu rächen.

Der Einfall dieſes Weibes wurde ſogleich von der Tiſchgeſellſchaft mit allgemeinem Beifall aufgenommen; der einzige Parmenie ſetzte ſich dagegen; Alexander aber, vom Wein und Liebe erhitzt, war der Erſte, der vom Tiſche aufſprang, eine Fackel ergriff und mit dem Kranze auf dem Haupte ſo dies Zeichen zum ſchrecklichſten Schauſpiel gab. Thais warf zuerſt die Fackel in den Pallaſt; ihr folgten die übrigen; das cederne Tafelwerk fieng bald Feuer und in wenig Augenblicken ſtand das ganze Gebäude in Flammen. — Zu ſpät bereute jetzt Alexander ſeine Uebereilung und ertheilte den Befehl, das Feuer zu löſchen, wodurch nur noch wenige Ueberbleibſel dieſes ehemaligen Prachtgebäudes erhalten wurden.

Da:

Darius hatte indeß auf ſeiner Flucht die Landſchaft Medien erreicht und befand ſich zu Ekbatana. Hier ſammlete er den Reſt ſeiner Armee, um noch den letzten Verſuch zu ſeiner Vertheidigung zu wagen. Von ſo vielen Millionen, die vorher unter ſeinem Befehle ſtanden, waren ihm jetzt nur noch etwa vier und dreißig Tauſend Mann übrig, unter denen ſich ein Chor von vier Tauſend Griechen befand, welches ihm bis hierher mit unverbrüchlicher Treue, bereit, ihn bis in den Tod zu vertheidigen, nachgefolgt war. Der größte Theil der Armee beſtand aus Bactrianern, die von dem Gouverneur dieſer Provinz, die eine der großten und reichſten des perſiſchen Reichs war, Namens **Beſſus**, einem nahen Verwandten des Königs angeführt wurde. Dieſer war aber ſo treulos, ſich mit dem **Nabarzanes**, einem der Erſten des Hofs, in ein heimliches Einverſtändniß einzulaſſen, ſich der Perſon des **Darius** zu bemächtigen, ihn gefangen dem **Alexander** zu überliefern und ſich dann der Herrſchaft Perſiens zu verſichern, wozu ihnen das reiche Baktriana noch Mittel genug verſchaffen würde.

So geheim auch die Verſchwornen ihre ſchändliche Sache trieben: ſo gaben ſie doch manche Aeußerungen zum Verdacht; man flüſterte es ſich nicht nur bei der Armee ins Ohr: ſondern es kam ſelbſt vor die Ohren des Königes, der aber zu gut von den Menſchen dachte, als daß er ihnen einen ſolchen Hochverrath zutrauen ſollte; und die Verräther wußten dabei ihre Rolle ſo gut zu ſpielen, daß der Monarch die Schlinge nicht merkte, die ſie ihm legten. Vergebens bat der Anführer der Griechen, Darius möchte doch ſein Zelt in ihrem Quartier nehmen, und die Bewachung ſeiner Perſon ihnen anvertrauen, die ſie bereit wären, ihn bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen; Darius erklärte: ſo ſehr er auch die Treue der Griechen zu ſchätzen wiſſe, ſo möchte er doch nicht die Eingebornen ſeines Reichs durch ein ſolches Mißtrauen beſchimpfen, und ſollte er ſich auch der äußerſten Gefahr ausſetzen. Sollten ſeine Soldaten ſeinen Tod verlangen: nun, ſo habe er ihnen ſchon zu lange gelebt.

Während Darius mit ſeiner Armee von Ekbatana aufbrach, um ſich in Bactriana feſtzuſetzen, rückte ſchon die Armee Alexanders mit Eilmärſchen in Medien vor. Dies trieb die Verſchwornen deſtomehr zur Ausführung ihres Bubenſtücks an. Schon hatte Beſſus die Vorkehrung getroffen, daß das Zelt des Darius von lauter Bactrianern bewacht wurde; als es Nacht wurde, drang er mit dem Nabarzanes ins königliche Zelt ein und befahl der Wache, den König gefangen zu nehmen. Sie ſelbſt bemächtigten ſich hierauf der Kriegscaſſe und Chatoulle des Königes, befahlen der Reiterei aufzuſitzen und verbreiteten dadurch ein ſolches Schrekken im Lager, daß die übrige Armee aufgelößt wurde und ſich ſo gut als möglich durch die Flucht zu retten ſuchte.

Alexander rückte indeß immer näher. Als er in Ekbatana, das von den Feinden verlaſſen war, ankam, empfieng er nicht nur die Nachricht von der Flucht des Darius, ſondern zugleich von ſeiner Gefangennehmung. In der größten Eile brach er ſogleich mit der Reiterei auf, um den Flüchtigen nachzuſetzen und ſich der Perſon des gefangenen Königs, von dem er erfahren hatte, daß er noch lebe, zu bemächtigen. Weder die Entfernung, noch die Gefahren, denen er in dieſer unwegſamen Gegend ausgeſetzt war, hielten ihn auf. Erſchöpft von Kräften befand ſich eines Tages die Armee in einer waſſerleeren Wüſte, nahe am Verſchmachten; der König ſelbſt lechzte in der ſchwülſten Mittagshitze nach Erfriſchung, als eben einige Vorüberreiſenden auf ihren Maulthieren etwas Waſſer in Schläuchen vorbeiführten; ſie füllten in der Geſchwindigkeit einen Helm voll Waſſer und überbrachten ihn dem Könige. Eben faßte dieſer den Helm, um zu trinken, als er bemerkte, wie die um ihn befindlichen Reiter mit ſchmachtendem Blick an ſeinem Munde hiengen; ſogleich gab er den Helm, ohne zu trinken zurück, dankte den Leuten für ihren guten Willen und ſagte: meine Leute würden nur noch durſtiger und muthloſer werden, wenn ich allein trinken wollte. Dieſe Enthaltſamkeit ihres Königes machte auf ſeine Begleiter einen ſolchen Eindruck, daß ſie ſich muthig auf die Pferde ſchwangen und erklärten: ſie empfänden

den weder Ermüdung noch Durſt, er ſolle ſie nur getroſt weiter führen; unter einem ſolchen Könige fürchteten ſie auch den Tod nicht.

Schon näherten ſie ſich immer mehr den in der größten Unordnung retirirenden feindlichen Truppen. Es würde dem Beſſus leicht geweſen ſeyn, mit ſeiner noch friſchen und weit überlegnern Armee die ſo entkräftete und kleine Schaar der Macedonier aufzureiben, wenn er ſich ihnen hier entgegen geſtellt hätte: aber Böſewichter haben gewöhnlich keine ruhige Beſinnung und werden von ihrem eigenen Gewiſſen immer in Furcht getrieben. Schon befand ſich Alexander im Beſitz des feindlichen Lagers, da er aber den Darius nicht mehr darin fand, ließ er ſich nicht durch die daſelbſt befindliche Beute im Nachſetzen aufhalten; einige ſeiner Leute ſtreiſten in einzelnen Truppen in der Gegend umher, um dem unglücklichen Monarchen irgendwo auf die Spur zu kommen.

Dieſer war ſeit ſeiner Gefangennehmung vom Beſſus in goldene Ketten gelegt, auf einen

nen ſchlechten Wagen geworfen und mit Thierfellen bedeckt worden, um ihn ſo dem Alexander zu überliefern. Allein die unerwartet ſchnelle Ankunft dieſes gefürchteten Rächers ihrer Treuloſigkeit ſetzte ſelbſt dieſe Verſchwornen ſo in Furcht, daß ſie jetzt nur auf Rettung ihres eignen Lebens durch ſchnelle Flucht bedacht waren. Eben ſprengten ſie vor dem Wagen des Darius vorüber und riefen ihm zu, er ſollte ſich auf ein Pferd werfen und entfliehen. „Vielleicht um euch Königsmörder zu begleiten? erwiederte der unglückliche Monarch; nein; ſchon ſehe ich meinen Rächer! Er komme; ich habe genug gelebt.“ Wüthend vor Zorn ergriffen die beiden Satrapen ihre Spieße, durchborten damit den König, und ließen ihn ſo mit dem Tode ringend in ſeinem Wagen zurück, nachdem ſie auch den Führer deſſelben todt zur Erde geſtreckt hatten. So von allem menſchlichen Beiſtande verlaſſen, befand ſich der unglückliche Monarch in dem traurigſten Zuſtande. Sein einziger noch übriger Gefährte war ein Lieblingshund, den er erzogen hatte, der ſeinen guten Herrn allein noch begleitete. Noch zogen die ebenfalls verwundeten Zugpferde den

Wagen eine Strecke fort, bis ſie von den Wunden und der Hitze entkräftet in einem vom Wege abgelegenen Thale niederſtürzten.

Eben kam einer von den herumſtreifenden Macedoniern, Polyſtratus, in dieſe Gegend, um an der daſelbſt befindlichen Quelle ſeinen Durſt zu löſchen. Der Anblick des ſchmutzigen Wagens und der in ihrem Blute ſich wälzenden Thiere erregte ſeine Neugierde, näher hinzu zu gehen. Als er die Felle zurückſchlug, in welchen Darius eingehüllt lag, entdeckte er den zwar tödtlich verwundeten, aber noch lebenden Unglücklichen, und erfuhr von ihm, daß er Darius ſey. „Dank den Göttern, rief der Sterbende aus, daß doch mein letzter Seufzer nicht ungehört verhallt — daß mir noch der Troſt geſchenkt wird, ein menſchliches Weſen zu ſehen. Wer du auch biſt, Fremdling! ſage doch ja dem Alexander, daß ich ihm noch ſterbend für die Wohlthaten danke, die er meiner Mutter, Gattin und Kindern erwieſen hat. Er hat als Freund an mir gehandelt — aber meine eignen Verwandten und Freunde raubten mir ſogar das leben. Ihm überlaſſe ich es, an meinen Mördern nicht ſowohl meine, als vielmehr die Sache aller Könige zu rächen. Der Himmel beſchütze ihn auf ſeiner Laufbahn und gebe ihm als Sieger das Zepter der Welt.“ — Noch bat er ſich einmal zu trinken aus. Der Macedonier reichte ihm den Helm mit Waſſer. Als er getrunken hatte, gab er dem **Polyſtratus** den Helm mit den Worten zurück: „Edler Fremdling! zum erſtenmale in meinem Leben fühle ich mich ſo arm, daß ich dir die mir erwieſene letzte Wohlthat nicht vergelten kann. Aber **Alexander** wird es thun: und ihm werden es die Götter vergelten. Gieb ihm in meinem Namen die Hand, wie ich dir die meinige gebe; es ſey das Pfand, das ich ihm als König von meiner Ergebenheit gebe“ *).

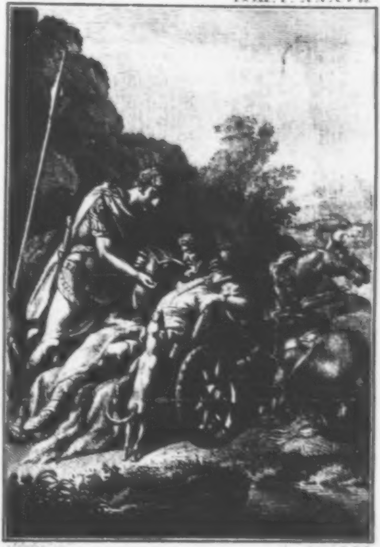
Sterbend ergriff der Monarch die Hand des **Polyſtratus** und gab ſeinen Geiſt auf **).

---

*) Siehe das 37ſte Kupfer.

) **Darius ſtarb im funfzigſten Jahre ſeines Alters und im ſechſten ſeiner Regierung.

B.III. T. XXXVII



Der sterbende Darius.

Bald nachher kam **Alexander** ſelbſt an die Stätte, wo der vormals größte Monarch Aſiens jetzt entſeelt unter freiem Himmel auf ſchlechten Thierfellen lag, die mit ſeinem Blute beſleckt waren. Dieſer Anblick des blutigen Leichnams dieſes Königs, der eines beſſern Schickſals würdig war, rührte ihn bis zu Thränen. Er betrachtete ihn einige Augenblicke mit Rührung, zog dann ſeinen Mantel ab und deckte damit ſchweigend den Entſeelten zu. Er ließ darauf den Leichnam einbalſamiren, ſchickte ihn dann der Mutter des **Darius** nach Suſa, um ihn auf königliche Art in den Grabmählern ſeiner Vorgänger beizuſetzen.

Der Königsmörder **Beſſus**, der ſich unterdeß unter dem Namen **Artaxerxes** die königliche Krone aufgeſetzt hatte, genoß nicht lange die Frucht ſeines Verbrechens. **Alexander** ſetzte ihm immer tiefer in ſeinen Provinzen nach; aber **Beſſus** ſollte nicht einmal die Ehre haben, mit den Waffen in der Hand zu ſterben. Seine eignen Leute ſollten ihm ſeine Treuloſigkeit am **Darius** vergelten. Dieſe, durch ſein herrſchſüchtiges Betragen aufgebracht, überfielen ihn einſt bei einem Gaſtmahl, legten ihn in Banden, riſſen ihm das königliche Diadem und den Mantel ab, ſetzten ihn halb nackt und mit einer Kette am Halſe auf ein Pferd und führten ihn ſo ins macedoniſche Lager. Alexander behandelte ihn mit der verdienten Verachtung, ſchickte ihn dann mit abgeſchnittenen Naſen und Ohren an den Bruder des Darius, Oxathres, den er von jetzt an unter ſeine Freunde aufgenommen hatte, der ihn auf die ſchrecklichſte und martervollſte Art hinrichten ließ.

Gern verließen wir jetzt dieſen Eroberer Aſiens, der auf den Trümmern der perſiſchen Monarchie jetzt ſeine eigne Herrſchaft errichtete, überließen ihn den Träumen ſeines eingebildeten Glücks, und wendeten uns von dieſem traurigen Schauplatze verheerender Kriege, bei denen die Menſchheit unter die Füße getreten wurde, wieder zu Menſchen zurück, die ihr zur Ehre lebten: wenn es uns die Geſchichte nicht zur Pflicht machte, auch dieſe ihre dunkle Seite zu betrachten und dabei zu bemerken, wie ſehr der Menſch ausartet, ſobald er aus den Grenzen der Humanität tritt, und wie er ſich immer mehr ſeinem Verderben nähert, je weiter er ſich von den Grundſätzen der Sittlichkeit entfernt.

Nur dies mögen mir meine Leſer erlaſſen, und das werden ſie gern thun, daß ich ſie nicht mit einer umſtändlichen Erzählung der weitern Heereszüge dieſes Welteroberers, dem ſelbſt dieſe

Erde für ſeine Herrſchſucht zu beſchränkt war, unterhalten darf. Nicht genug, daß ſchon ſo viele vormahls blühende Länder und Reiche in ſeinem Rücken lagen, deren unglückliche Bewohner jetzt alle die traurigen Folgen des Kriegs empfanden und von raubſüchtigen Befehlshabern vollends ausgeſogen wurden; ſo mußten auch ſelbſt diejenigen Länder, die durch die weiteſte Entfernung bisher ſeit undenklichen Jahren keinen feindlichen Ueberfall erlitten hatten, jetzt das Ungemach des Kriegs erfahren. Eroberungsſucht und die Eitelkeit, ſelbſt die bewunderten Helden der Vorzeit, die man als Halbgötter betrachtete, in ihren abentheuerlichen Feldzügen zu übertreffen, trieb den Alexander an, bis tief in Indien einzudringen; wobei er ſich und ſeine Armee nicht ſelten der Gefahr ausſetzte, von Hunger oder von gefährlichen Seuchen aufgerieben zu werden. So unerſättlich iſt die Leidenſchaft der Herrſchſucht! Sie würde ihn noch weiter fortgeriſſen haben, wenn nicht die Unzufriedenheit und das laute Murren der Armee ihn endlich zum Rückzuge genöthigt hätte.

Schon von der Zeit an, als er den perſiſchen Thron beſtiegen hatte, wurde die Veränderung ſeiner Denkungsart und Sitten immer merklicher. Die Art, wie die ſclaviſchen Aſiaten ihre Könige verehrten, war ſeiner Eitelkeit ſo ſchmeichelhaft, daß er es anfangs gern ſahe, und zuletzt befahl, daß jeder, der bei ihm Audienz erhielt, vor ihm niederfallen mußte; ja er ließ es ſogar geſchehen, daß man ihm, gleich einem Gotte, Weyhrauch und Opfer darbrachte. Bald vertauſchte er auch die alte macedoniſch-griechiſche Tracht mit der prunkvollen mediſchen. Ein koſtbarer Turban bedeckte ſein Haupt, und das weibiſche lange Kleid hieng von ſeinen Schultern bis zur Erde herab. Eine ungeheure Menge perſiſcher Köche beſorgten täglich ſeine Tafel mit den ausgeſuchteſten Speiſen, ſo daß jede Mahlzeit einen Aufwand von wenigſtens zwei tauſend Thaler nöthig machte. Ganze Tage wurden in üppigen Feſten hingebracht, die hitzigſten Weine wurden bis tief in die Nacht hinein getrunken, wo nicht ſelten der folgende Mittag den König noch berauſcht im Bette fand, wo er wieder zu neuen Bachanalen erwachte, bis etwa ein neuer Feldzug ihn wieder zu ſeiner vormaligen Lebensart zurückführte. Statt ſeiner ehemaligen Garde ließ er ſich jetzt von perſiſchen jungen Edelleuten, die er in der griechiſchen Sprache hatte unterrichten laſſen, bedienen. Perſiſche Höflinge verdrängten jetzt die alten verdienſtvolleſten Generale aus der Gunſt ihres Königes; ein Verſchnittener des Darius beſaß ſein vorzüglichſtes Vertrauen; und die Tochter eines perſiſchen Vaſallen, Roxane, welche ſich unter den Gefangenen zu Sogdiana befand und durch ihre ausnehmende Schönheit den König ganz eingenommen hatte, war jetzt die erſte ſeiner Gemahlinnen. Bald folgten auch die vornehmſten Macedonier an ſeinem Hofe, ſeinem Beiſpiele und verheiratheten ſich mit den reichſten und angeſehenſten Fürſtentöchtern der Perſer, beſonders, da ſie wußten, daß ſie ſich durch ſolche Verbindung mit den Ausländerinnen dem Könige gefällig machten.

Durch dieſe Annäherung an die Sitten der Beſiegten gewann zwar Alexander die Zuneigung dieſer Nationen; mehrere ſeiner Begleiter fanden auch dieſe weichliche und üppige Lebensart behaglicher, als die ehemalige macedoniſche, und machten einen mehr als königlichen Aufwand. Unter ſeinen alten Freunden war beſonders Hephäſtion, der ſich auch hierin ganz in die Launen ſeines Monarchen fand und ſich dadurch die Gunſt ſeines königlichen Freundes noch mehr ſicherte. Aber noch gab es ſehr viele in der macedoniſchen Armee, die der alten Sitte treu blieben; dieſe bemerkten mit Verdruß dieſe Veränderung ihres Königs und ließen oft ihre Unzufriedenheit darüber laut werden. Auch die älteſten und verdienteſten ſeiner Generale und Freunde konnten ihren Unwillen darüber nicht verbergen; jedoch nur zu ihrem eignen Unglück reizten ſie dadurch nur noch mehr den Zorn ihres Gebieters, ohne ihn ſelbſt zu beſſern.

Eines der erſten und vorzüglichſten Schlachtopfer dieſer gereizten Leidenſchaft war Philotas, der Sohn des Parmenio, der, ſo wie ſein Vater, der angeſehenſte und verdienſtvolleſte General bei der macedoniſchen Armee war. Schon zwey ſeiner Brüder waren auf dieſem Feldzuge im Kampfe geblieben. Alexander fühlte ſich auch dieſen tapfern Männern verpflichtet, beehrte ſie mit ſeinem Zutrauen und mit dem Kommando ſeiner beſten Truppen. Philotas, ſo tapfer wie ſein Vater, aber weniger vorſichtig, rühmte ſich zu oft ſeiner Verdienſte und äußerte in einer vertrauten Unterredung mit einer Buhlerin, daß Alexander, ob er ſich gleich ein Götter-Sohn zu ſeyn dünke, ſeine Erhebung doch eigentlich nur ſeinem Vater und ihm zu danken habe; dieſe war ſo niederträchtig, jene übermüthigen Aeußerungen des Philotas an den Monarchen zu bringen. Alexander, der bei ſeiner Größe, wie dies gewöhnlich iſt, eiferſüchtig auf jede andere Ueberlegenheit war, verbarg zwar für jetzt ſeinen Unwillen; wartete aber nur auf einen ſchicklichen Vorwand, ſich dieſes ihm gefährlich werdenden Menſchen zu entledigen. Dieſer fand ſich auch bald. Man entdeckte eine Verſchwörung gegen das Leben des Königs, die ein gewiſſer unbedeutender Menſch, Dymnus, angelegt hatte; man hatte dem Philotas davon Nachricht gegeben, der aber die Verſchwornen für zu unwichtig hielt, um dem Könige ſogleich die Anzeige davon zu machen; dies war genug, ihn ſelbſt in den Verdacht eines Mitſchuldigen zu ſetzen. Der König, der die Sache durch einen Andern erfuhr, forderte ihn zur Verantwortung vor. Philotas that dies mit Würde und Anſtand; berief ſich auf die ſeinem Könige immer bewieſene Treue und Anhänglichkeit, umfaßte beim Schluß der Rede die Kniee des Monarchen, und bat ihn, in Rückſicht ſeiner alten Dienſte es ihm zu verzeihen, daß er mit jener Anzeige, zu der es ihm an nöthigen Belegen gefehlt, nicht ſo geeilt habe. Alexander nahm die Miene der Gnade an, reichte ihm zum Zeichen der Verſöhnung die Hand und lud ihn ſogar zum Abendeſſen ein, wo er ſich mit ihm in freundſchaftlichem Tone unterhielt, um ihn ſo recht ſicher zu machen. Aber noch in derſelben Nacht ließ er ihn in ſeinem Bette in Verhaft nehmen und ſogleich Kriegsrecht über ihn halten. Es fehlte in dieſem Gerichte nicht an Menſchen, die aus Neid und Eiferſucht, oder um ſich Alexandern gefällig zu erweiſen, ihn des Hochverraths verdächtig erklärten, und um ihn zum Geſtändniß zu bringen, zur Folter verdammten. Philotas, der ſich anfangs mit Muth vertheidigte, und ſich vergebens auf ſeine Unſchuld und ſelbſt auf die Verzeihung ſeines Königs und ſeine gnädigen Zuſicherungen am vorigen Abende berief, wurde zuletzt durch die Qualen der Folter überwältigt, und erklärte in einer Art von Raſerei nicht nur ſich, ſondern auch ſeinen alten Vater für Mitſchuldige an dem Verbrechen. Man ſprach das Urtheil über den Unglücklichen; er wurde, nach macedoniſcher Gewohnheit, todt geſteinigt.

Die Hinrichtung des Philotas ſetzte alle Verwandte und Freunde deſſelben in die äußerſte Furcht, daß die Ungnade des Königs vielleicht auch ſie treffen möchte; mehrere ergriffen daher die Flucht in die entfernteſten Wüſteneien. Einen derſelben, Polydamas, der ein alter Freund und Waffengefährte des Parmenio war, ließ Alexander ſogleich, nebſt ſeinen beyden Brüdern, zu ſich holen. Schon zitterte auch dieſer für ſein Leben, als er vom König in einer geheimen Unterredung den Auftrag erhielt: daß er eiligſt nach Medien reiſen und daſelbſt den Parmenio, der ſein ganzes Vertrauen beſaß, ums Leben bringen ſollte; daran wolle er ſeine Treue gegen ihn erkennen, indeß aber ſeine beyden Brüder zu Geiſeln zurückbehalten. **Polydamas** war niederträchtig genug, aus Liebe zum Leben ſich dieſem Meuchelmord ſeines Freundes zu unterziehn, und **Alexander**, der wohl wußte, wie viel **Parmenio** bei der Armee galt, die ihn als Vater liebte, ſah ſich genöthigt, ſich ſelbſt zu einer ſo niederträchtigen Liſt zu verſtehen, gab dem Mörder einen von ihm geſchriebenen und mit ſeinem Pettſchaft beſiegelten Brief an den alten General, und einen andern, vorgeblich von ſeinem Sohn **Philotas**, mit, bei deſſen Durchleſung er ihn niederſtoßen ſollte.

Eben befand ſich **Parmenio** in dem Luſtwäldchen eines anmuthigen Landhauſes, als man ihm die Ankunft ſeines alten Waffengefährten **Polydamas** anmeldete. Der ſiebenzigjährige Greis eilte ihm freudig entgegen und empfieng ſeinen Freund mit offnen Armen; ſeine erſte Frage war: Was macht der König? Das wirſt du, ſagte der Verräther, aus ſeinem Briefe erſehen. **Parmenio** laß den Brief ſeines Königs, und fand darin mit Vergnügen den gewohnten vertraulichen

Ton, in welchem ihm Alexander zu ſchreiben pflegte, und in welchem er ihm von ſeinen weitausſehenden Abſichten Nachricht gab. „Nun, ſagte er zum Ueberbringer: der König ſchickt ſich wieder zu einem neuen Feldzuge an. Der Mann iſt doch immer in Thätigkeit! Ich dächte es wäre Zeit, daß er auch einmal ſeinen erlangten Ruhm in Ruhe zu genießen ſuchte.“ Jezt erbrach er auch den vorgeblichen Brief ſeines Sohnes; in dem Augenblick ſtürzten die Begleiter des Polydamas mit Dolchen auf ihn ein, legten ihn mit vielen Stichen zu Boden, hieben ihm dann den Kopf ab, den er ſo oft für das Leben ſeines Königes gewagt hatte, und brachten ihn dem Alexander, der das laute Murren der Armee über die Hinrichtung dieſer wackern Generale dadurch ſtillte, daß er die Unruhigſten von der Armee entfernte und mit den übrigen wieder zu einem neuen Feldzuge aufbrach.

Kaum hatte er für diesmal die über ſein unwürdiges Betragen veranlaßte Unzufriedenheit der Macedonier beigelegt: als er ſich bald darauf durch ſeinen Jachzorn wieder zu einer neuen That verleiten ließ, die, wenn ſie auch nicht, wie jene Hinrichtung des Parmenio und Philotas mit ſolchem Vorbedacht ausgeübt wurde, ihn doch in einem ſehr gehäſſigen Lichte darſtellte.

Unter den Generalen des Alexanders befand ſich auch Klitus, der ſchon unter ſeinem Vater Philippus gedient und ſeit zwanzig Jahren alle Feldzüge der Macedonier mitgemacht hatte. Er war es, der in der Schlacht am Granikus das Leben des Königes gerettet *), oft als einer der Tapferſten an ſeiner Seite gefochten und ſich ſo viele Verdienſte um ihn erworben hatte. Auch ſeine Schweſter Hellenice war Alexanders Amme geweſen und wurde von dieſem ſo zärtlich, wie ſeine Mutter geliebt. Alexander ſchäzte den Klitus unter ſeinen Officieren auch vorzüglich, ſo wenig dieſer ſich zu den niedrigen Schmeichlern herabließ, die jezt ſeinen Hof erfüllten. Der alten macedoniſchen Sitte getreu, änderte er auch mitten in dem wollüſtigen Aſien ſeine Lebensart nicht, hielt als Sol-

dat

---

*) Siehe oben Seite 185.

hat ſtreng auf Ordnung und gute Mannszucht, und konnte ſeinen geraden und offenen Charakter auch dann nicht verleugnen, wo es darauf ankam, ſich durch irgend eine Erniedrigung noch feſter in der Gunſt ſeines Monarchen zu ſetzen. Eines Abends befand er ſich bei einem Gaſtmahl, welches der König ſeinen Generalen gab; hier, von Schmeichlern umringt und von Weine berauſcht, vergaß ſich Alexander ſo ſehr, daß er ſelbſt den Ton zur Unterhaltung von ſeinen großen Heldenthaten angab und es mit Wohlgefallen hörte, daß man ihn weit über die Helden der Vorzeit erhob. Der ernſtere Klitus, der etwas entfernt an der Tafel ſaß, hörte lange ſchweigend zu, und ſagte nur, um ſeinen Unwillen an dieſer Unterredung auszudrücken, zu denen, die unter ihm ſaßen, ohne daß es der König deutlich hören konnte, eine Stelle aus dem Euripides, ohngefähr des Innhalts: es ſey ungerecht von den Griechen, auf die Trophäen des Siegs blos die Namen der Könige zu ſetzen, und dadurch die Tapfern des Ruhms zu berauben, den doch eigentlich dieſe mit ihrem Blute erkauft hätten. Alexander wollte wiſſen, was

Klitus geſagt hatte; da ihm aber niemand antwortete, brach dieſer, den nun auch der Wein erhitzt hatte, ſelbſt das Stillſchweigen und fieng mit immer lauterer Stimme an, die Thaten Philipps in Macedonien und Griechenland herauszuſtreichen, und ſie weit über das, was nach der Zeit geſchehen wäre, zu erheben. Alexander unterdrückte ſeinen Unwillen; um deſto dreiſter wurde Klitus, um bei dieſer Gelegenheit den Stolz des Königs recht empfindlich zu kränken, die Thaten deſſelben zu verkleinern, wobei er diejenigen braven Macedonier bedauerte, die ſo unglücklich geweſen wären, ſtatt den verdienten Lorbeeren Schmach und Verachtung einzuerndten.

Mit Unwillen erwiederte der König: Klitus möge ſich wohl ſelbſt vertheidigen wollen, wenn er die Feigheit für ein Unglück erkläre.

Da fühlte ſich der alte, rauhe Officier an ſeiner Ehre angegriffen und vergaß ſich nun ganz. Mit Augen die von Zorn glühten, ſtand er auf und rief: und dieſen Feigen haſt du, Götterſohn, gleichwohl die Erhaltung deines Lebens zu danken. Was wäreſt du ohne das Blut und die Wunden der Macedonier? Und doch ſchämſt du dich ihrer? ſchämſt dich deines Vaters Philippus, und willſt für einen Sohn Jupiters gehalten ſeyn? —

Nichtswürdiger, verſetzte Alexander, ich kenne ſchon deine freien Reden, durch die du meine Soldaten gegen mich aufzuhetzen ſuchſt!

Wenn Alexander, fuhr Klitus eben ſo hitzig fort: nicht die Wahrheit hören will: ſo darf er nicht mehr Macedonier, Leute, die freimüthig zu ſprechen gewohnt ſind, zu ſeiner Tafel laden, ſondern Barbaren, Schmeichler und Sklaven, die gewohnt ſind, das perſiſche Diadem und den Purpurmantel anzubeten. Schlimm genug, daß jetzt Macedonier mit mediſchen Ruthen gehauen werden und genöthigt ſind, ſich den Zutritt zu ihrem Könige durch perſiſche Sclaven zu verſchaffen.

Länger konnte Alexander ſeinen Zorn nicht unterdrücken; in der äußerſten Erbitterung warf er einen von den aufgeſetzten Aepfeln dem Klitus

tus an den Kopf und ſuchte ſeinen Degen. Man hatte dieſen aus Vorſicht auf die Seite gebracht und ſuchte den König zu beſänftigen; dieſer ſprang auf, rief die Leibwache und befahl dem Trompeter Lärm zu blaſen. Dies wäre das Signal zum heftigſten Tumult geweſen und hätte das ganze Lager in Allarm geſetzt. Der Trompeter zögerte, dies zu thun, und empfieng dafür vom Alexander einen Fauſtſchlag ins Geſicht. Indes ſchafften die Freunde des Klitus, dieſen ſeines Sträubens ungeachtet, zum Saal hinaus. Aber im Augenblick drängte ſich dieſer Unbeſonnene durch eine andere Thür wieder hinein. Bei ſeinem Anblick riß Alexander wüthend einem Trabanten den Spieß aus der Hand und durchbohrte damit den Klitus, der ſogleich mit heftigem Gebrüll zu Boden ſank und ſich in ſeinem Blute wälzte.

Bei dieſem Anblick legte ſich auf einmal der Zorn Alexanders und gieng in das lebhafteſte Mitleid über. Mit eigner Hand hatte er ſeinen Freund — ſeinen Erretter, dem er die Erhaltung ſeines Lebens zu verdanken hatte, ermordet —

dieſes Gefühl ergriff ihn mächtig. Er warf ſich auf den zuckenden Leichnam, zog ihm die Lanze aus der Bruſt und wollte ſich ſelbſt durchbohren. Die Wache ſprang zu, fiel ihm in die Arme und trug ihn ganz ſinnlos in ſein Zelt.

Hier geberdete er ſich gleich einem Verzweifelnden, warf ſich heulend auf die Erde, zerritzte ſein Geſicht mit den Nägeln und bat die Umſtehenden, ſie möchten ihn doch nicht ſeine Schande überleben laſſen. Dieſe gaben ſich alle Mühe, den König zu beruhigen. Er brachte die ganze Nacht unter Seufzen und Thränen zu; ließ ſich drey Tage lang vor niemanden ſehen, nahm keine Speiſe an und ſchien ſich vorgeſetzt zu haben, zu ſterben. Da drangen ſeine Vertraute mit Gewalt ein, brachten vergebens alle nur mögliche Beruhigungsgründe vor, bis es endlich dem Philoſoph Anaxarchus gelang, ihm von der ſchwächſten Seite ſeines Herzens beizukommen, indem er ihm, zwar nicht mit dem Ernſt eines Weiſen, ſondern mehr mit der Kunſt eines Redners, zeigte, wie unanſtändig ihm, als einem Monarchen und Helden, ja als einem Götterſohne, ein ſolches Betragen ſey, und ihn ermunterte, ſich wieder als einen ſolchen an der Spitze ſeiner Armee zu zeigen.

Dieſer Anaxarchus war einer der griechiſchen Gelehrten, von denen mehrere den Alexander auf ſeinen Feldzügen begleiteten. Er galt viel bei dem Alexander, weil er die Kunſt verſtand, ſich ihm durch Nachgiebigkeit und Schmeichelei gefällig zu machen; folglich hatte er auch die Höflinge auf ſeiner Seite. Es wurde ihm daher leicht, einen andern Philoſophen, Kalliſthenes *), aus der Gunſt des Königes zu ſetzen, in der dieſer ſeit langer Zeit geſtanden hatte, ſo lange noch Alexander auf die Stimme der Weisheit hörte: allein ſeitdem der Monarch in den Wahnſinn von Vergötterung verfiel; Kalliſthenes aber ſeinen Grundſätzen getreu und ſtreng in ſeiner Lebensart, der Eitelkeit des Monarchen nicht huldigen wollte, oft die Einladung zur königlichen Tafel aus Eigenſinn

---

*) Es iſt ſeiner oben in der Nachricht vom Ariſtoteles, deſſen Verwandter er war, gedacht worden. Siehe Seite 157. in der Note.

ſinn ausſchlug, oder wenn er erſchien, eine zu ernſte Miene annahm: ſetzte er ſich immer mehr aus der Gunſt deſſelben. Doch ſtand er ſeiner Freimüthigkeit wegen um deſtomehr in Achtung bei den Macedoniern und Griechen. Alexander gab es ihm verſchiedenemale zu verſtehen, daß er mit ſeinem Betragen unzufrieden ſey, und wendete eine Stelle aus einem Dichter auf ihn an: „ich haſſe den Weiſen, der ſich ſelbſt nicht weiſe iſt und zu leben verſteht.“ Bei einem Gaſtmahle, wo dem Alexander zu Ehren von ſeinem Gaſtfreunde eine Art Libation gehalten wurde, wo jeder der Reihe nach aus der Opferſchaale trank, ſich vor dem Alexander tief zur Erde beugte und dann von ihm einen Kuß empfieng; trank zwar auch Kalliſthenes aus der Schaale, jedoch ohne ſich vor dem Könige zu beugen, der ihm daher auch den Kuß abſchlug. „Nun, ſagte der Philoſoph: ſo muß ich um einen Kuß ärmer weggehen.“ Dadurch gab er ſeinen Neidern und Feinden, die er am Hofe hatte, Gelegenheit, ihn immer mehr bei dem Könige verhaßt, ja ſogar verdächtig zu machen. Bei einer neu entdeckten Verſchwörung, die einer der königlichen Pagen, Hermolaus, gegen das Leben des Königs unternommen hatte, wurde daher auch Kalliſthenes mit in Verdacht gezogen, weil er ein Freund dieſes Unglücklichen war, und wiewohl dieſer ſelbſt unter den Martern der Folter den Kalliſthenes für unſchuldig erklärte, wurde er gleichwohl den Peinigern zur Folter übergeben, wo er unter den Schmerzen derſelben ſeinen Geiſt aufgab *).

Um den König der Schande zu entreißen, in die er immer tiefer bei ſeiner jetzigen ſchwelgeriſchen und deſpotiſchen Lebensart würde verſunken ſeyn, ſuchten einige ſeiner alten Generale wieder ſeinen Heldengeiſt anzufachen und ihn zu neuen Eroberungen anzuſpornen. Der ſüdliche Theil von Aſien, Indien, das bisher den Griechen nur aus den fabelhaften Feldzügen eines Herkules und Bachus bekannt war, bot dazu ein ſehr weitläuftiges Feld dar, und es

---

*) Nach andern wurde Kalliſthenes erſt ſpäterhin nach einer langen harten Gefangenſchaft auf die qualvolleſte Art hingerichtet.

koſtete wenig Ueberredung, um die Einbildungskraft eines Alexanders zu erhitzen, auch darinne alle ſeine Vorgänger zu übertreffen. Er riß ſich mit einemmale aus den Armen ſeiner Buhlerinnen, verließ die ſchwelgeriſche Lebensart, die er bisher angenommen hatte, und war an der Spitze ſeiner Armee wieder Alexander.

Dieſer neue Feldzug brachte die ſchönen Länder vom Indus bis zum Hyphaſis um das Glück des Friedens und der Ruhe, das ſie zeither ſo ungeſtört genoſſen hatten. Die weitläuftigſten Reiche und Staaten, deren Einwohner größtentheils vom Ackerbau und der Viehzucht lebten, und unter dem Einfluß einer ſanften Regierung ein ſtilles, harmloſes Leben führten, aber weniger in den Waffen geübt waren, mußten ſich jetzt der Gewalt des Mächtigern unterwerfen; die mehreſten thaten dies, ohne ſonderlichen Widerſtand, und überließen ſich der Gnade des Siegers; nur an einem der indiſchen Könige, Porus, deſſen Länder durch den Hydaſpes, einem reißenden Fluß, gegen feindliche Ueberfälle geſichert waren, und der auch außerdem die Grenzen ſeines Reichs durch eine anſehnliche Kriegsmacht, beſonders durch eine große Anzahl Elephanten, welche die Stärke der Armee ausmachte, decken konnte, und ſelbſt von Heldenmuth beſeelt war, fand Alexander einen würdigen und nicht zu verachtenden Gegner; dennoch gelang es ihm, theils durch Verſchlagenheit, theils durch die Tapferkeit ſeiner geübteren Truppen ihn in einer Schlacht, bei der er ſich ſelbſt den größten Gefahren ausſetzte, gänzlich über den Haufen zu werfen. So allgemein auch die Niederlage ſeiner Armee; ſo ſchmerzlich ihm der Verluſt ſeiner beyden Söhne bei derſelben war: ſo behauptete gleichwohl Porus die ganze Gegenwart und Unerſchrockenheit ſeines Geiſtes; obgleich verwundet und faſt von allen den Seinigen verlaſſen, wollte er gleichwohl das Schlachtfeld nicht räumen. Alexander bemerkte ſeine Tapferkeit, aber auch die Gefahr, in die er ſich dadurch ſetzte, und ſuchte ihn zu retten; kaum gelang es ihm, ihn durch einige Abgeſandte von ſeiner Nation zu bewegen, ſich ihm, als Sieger, zu übergeben. Als Porus vor den Alexander trat, erſchien er in der vollen Würde eines Helden, der auch über ſein widriges Schickſal erhaben iſt. Seine edle Miene und der Geiſt, der aus ſeinen Augen ſprach, erhob noch mehr die anſehnliche Größe ſeines Körpers und ſetzte den Alexander in Bewunderung. „Wie wünſcheſt du, fragte er ſeinen Gefangenen, von mir behandelt zu werden?“ „Als ein König,“ war die Antwort des Porus; und als ihm Alexander eine nähere Erklärung darüber abforderte, blieb er dabei: es ſey in jenen Worten ſchon alles enthalten. Durch dieſen Beweis von Seelengröße erwarb er ſich auch wirklich die Achtung des Siegers in ſo hohem Grade, daß dieſer ihm nicht nur ſein Reich ließ, ſondern auch die Grenzen deſſelben noch erweiterte. Von dieſer Zeit an blieb auch Porus einer der getreuſten Bundesgenoſſen ſeines großmüthigen Beſiegers.

Gern hätte Alexander ſeine Siege noch bis zum Ganges, der damals für die äußerſte Grenze der bewohnten Welt gehalten wurde, verbreitet, wenn nicht das laute Murren der Armee und das ungeſtüme Verlangen der Veteranen, endlich einmal nach ſo vielen ausgehaltenen Mühſeligkeiten

mit

wieder ins Vaterland zurückzukehren, ihn zum Rückzuge genöthigt hätte. Doch nahm er auch dieſen durch ſolche Länder, deren Bewohner erſt noch ſeiner Herrſchaft unterworfen werden mußten, wobei er ſich oft ſelbſt den größten Lebensgefahren ausſetzte.

Nach einem langen und oft äußerſt beſchwerlichen Heereszuge, auf welchem ein großer Theil ſeiner Armee in unwirthbaren und ſandigten Steppen durch die Beſchwerden der Reiſe aufgerieben wurde, erreichte er endlich wieder mit dem Reſte derſelben die fruchtbarern Provinzen ſeines jüngſt eroberten perſiſchen Reichs. Bei der Erholung, die er jetzt ſeiner Armee verſchaffte, genoß er jedoch ſelbſt wenig von den Früchten ſeiner blutigen Siege, vielmehr wurde ihm dieſer Genuß gar ſehr durch die kränkende Erfahrung verbittert, wie ſo Viele von denen, die er mit ſo viel Zutrauen zu Statthalterſchaften dieſer Provinzen erhoben hatte, ihre Macht ſo ſchändlich gemißbrauchte, und in der Erwartung, daß er wohl nie wieder aus Indien zurückkehren, ſondern da ſein Grab finden würde, ſie zur Befriedigung ihrer

Raubſucht angewendet hatten *). Dies reizte den gerechten Unwillen des Monarchen; er ſtellte die ſtrengſte Unterſuchung über die von allen Orten her einlaufenden Klagen der Unterdrückten über das erlittene Unrecht und die Gewaltthätigkeiten ihrer Befehlshaber an, und alle, die deſſen überwieſen wurden, wurden ohne Rückſicht der Perſon nach aller Strenge der Geſetze mit dem Tode beſtraft.

Kurz nach ſeiner Zurückkehr nach Suſa, der ehemaligen Perſiſchen Reſidenzſtadt, verheirathete ſich Alexander mit der Tochter des letzten perſiſchen Monarchen Darius, Statira; die Schweſter derſelben, Paryſatis, gab er ſeinem Freunde Hephäſtion; und noch achtzig Frauenzimmer aus den angeſehenſten perſiſchen Famillien, denen er eine ſtandesmäßige Ausſtattung gab, wurden mit ſeinen Generalen und vornehmſten Mace-

---

*) Unter dieſe gehörte auch jener Harpalus, dem er die Bewahrung der zu Babelon gefundenen Schätze übertragen hatte, deſſen oben im Leben des Demoſthenes S. 120. gedacht worden.

Macedoniern vermählt. Dieſe Feſte wurden mehrere Wochen hindurch mit aller erſinnlichen Pracht gefeiert. Auch der gemeine Soldat nahm an ihnen Antheil. Alexander machte bei dieſer Gelegenheit einen ſehr edelmüthigen Gebrauch von den erbeuteten Schätzen Aſiens, indem er die Schulden ſeines Heers und jedes einzelnen Soldaten großmüthig bezahlte, und zwar mit ſolcher Schonung des Ehrgefühls ſeiner Leute, daß die Schuldner nicht ſich ſelbſt, ſondern nur ihre Gläubiger die ſchuldige Summe anzugeben brauchten; außerdem theilte er noch unter die verdienteſten Krieger anſehnliche Geſchenke aus, die in goldnen Kronen, oder andern Belohnungen von großem Werthe beſtanden; auch gab er denen, die ſich mit Aſiatinnen verheiratheten, noch anſehnliche Summen: wobei er den Zweck hatte, dieſe beyden Nationen, Griechen und Perſer, die nun unter einem gemeinſchaftlichen Zepter ſtanden, zu einem Volke zu vereinigen.

Aus gleicher Abſicht nahm er auch eine ſehr große Anzahl junger Perſer in ſeine Dienſte, und gab dagegen einer gleichen Anzahl Macedonier, die nun ſo lange die Beſchwerden des Feldzugs getragen hatten, Erlaubniß, nach Hauſe zu kehren. Allein dies erregte den Umwillen der Griechen, die ohnehin eiferſüchtig darauf waren, daß Alexander ſeine Gunſt ſo merklich an die Aſiaten verſchwende und ſich immer mehr nach ihren weibiſchen Sitten bilde. Ihr Unwille brach in lautes Murren aus und verbreitete ſich durch die ganze Armee; ſchon war alles in Aufruhr; man drohte, ihn zu verlaſſen und erdreuſtete ſich, ihm die ſchneidenſten Vorwürfe ins Geſicht zu ſagen. „Iſt das der Dank, rief Alexander mit feſter Stimme und ernſter Miene, für die Wohlthaten, die ich euch bewieſen?“ und ergriff mit dieſen Worten mit eigner Hand dreizehn der kühnſten Aufrührer, die er auf der Stelle hinzurichten befahl. Mit zürnenden abgewendetem Blicke verließ er dann plötzlich die erſtaunte Verſammlung, zog ſich in ſein Zelt zurück und verlangte, daß von Stund an nur Perſer ſeine Perſon bewachen, nur dieſe jetzt Zutritt zu ihm haben ſollten.

Dies feſte und ſo unerwartete Benehmen Alexanders hatte den gewünſchten Erfolg.

Eine ſolche Demüthigung konnten die Macedonier, die ihren großen Anführer, bei ſeinen einzelnen Fehlern, doch ſeiner perſönlichen Tapferkeit und natürlichen Gutherzigkeit wegen ſo innig hochſchätzten und liebten, nicht ertragen. Der Vorwurf, ſich durch ihr unbeſonnenes Betragen um die Gunſt, um die Achtung dieſes angebeteten Helden gebracht zu haben — die Schmach, daß er ſich drey Tage lang ihren Blicken entzog, daß ſie, ſeine ehemaligen Gefährten und Waffenbrüder, ſich ihm nicht nähern durften, quälte ſie dieſe Zeit über auf das empfindlichſte und ſetzte das ganze Heer in Trauer. Jetzt lagerten ſie ſich um das Zelt herum, ließen laut ihre Klage ertönen, warfen die Waffen von ſich, als unwürdig, ſie länger zu tragen, und erklärten, ſie würden den Platz nicht eher verlaſſen, bis ihr guter, gnädiger Herr ſie wieder ſeines Anblicks würdigen und ihnen wieder ſeine Gunſt ſchenken würde. Erweicht durch ihre Bitten trat endlich Alexander aus dem Zelte hervor. — Der Anblick der traurenden Krieger, die ihn kaum anzuſehen wagten, von deren grauen Augenwimpern helle Tropfen herabträufelten — drang ihm ins Herz, trieb auch ihm Thränen in die Augen: mit ausgebreiteten Armen umſchlang er einige der nächſtſtehenden wackern Kriegsgefährten, drückte ſie an ſeine Bruſt und erklärte, daß er ganz mit ihnen ausgeſöhnt ſey. Jetzt gieng die vorige Trauer in allgemeine Freude über; beſonders da Alexander, um ihnen den Wahn zu nehmen, als hätte er ihnen ſeine Achtung entzogen und nur die Perſer in ſeine Familie aufgenommen, erklärte: ihr ſeyd alle meine Verwandten, und von heut an ſey dies der Name, mit dem ich euch auszeichnen will.

Nun wurde ein glänzendes Verſöhnungsmahl gegeben, an welchem zwar Griechen und Perſer gemeinſchaftlich, doch erſtere mit beſondrer Auszeichnung Theil nahmen. Nach Endigung deſſelben erhielten diejenigen Krieger, die den Beſchwerden der ferneren Feldzüge nicht gewachſen wären, auf die ehrenvolleſte Art ihre Entlaſſung und die Erlaubniß, in ihre Heimath zurückzukehren. Jeder der Entlaſſenen erhielt außer ſeinem rückſtändigen Sold noch ein anſehnliches Geſchenk nebſt freier Zehrung bis nach Hauſe. Ja, um ihnen ſeine Dankbarkeit für die geleiſteten treuen Dienſte recht merklich zu bezeugen, verſahe ſie Alexander mit Befehlen an ſeinen Reichsverweſer Antipater in Macedonien, daß dieſe wakkern Krieger bei allen öffentlichen Feierlichkeiten ausgezeichnet werden, bei Wett- und Schauſpielen mit Kränzen geſchmückt auf den erſten Plätzen ſitzen, daß ſie von allen Abgaben befreit, und ihre Kinder noch nach ihrem Tode den Sold ihrer Väter fort erhalten ſollten. Was die Zurückreiſe dieſer verdienten Veteranen der macedoniſchen Armee noch ehrenvoller machte, war, daß Alexander einem ſeiner würdigſten Generale, den er ganz vorzüglich ſchätzte, dem Kraterus, das Geſchäft übertrug, die Beurlaubten nach Hauſe zu führen, und dann den Antipater, der ſich mit der Mutter des Alexander, Olympias, nicht vertragen konnte *), in der Reichsverweſung abzulöſen, der

---

*) Antipater führte in ſeinen Briefen an den Alexander öfters gegründete Beſchwerden über das unruhige und herrſchſüchtige Betragen ſeiner Mutter, die ihm ſo viele Hinderniſſe in Beförderung der Wohlfarth des Reichs ſetze. Alexander ſahe wohl ein, daß er Recht hatte: aber, ſagte er einſt, der gute Antipater bedenkt nicht, daß ein

der dann mit friſchen Truppen ſeine Stelle bei der Armee in Aſien einnehmen ſollte.

Noch beſaß Alexander außer dem Kraterus unter ſeinen Generalen einen, der ſeine Liebe und Zutrauen im höchſten Grade beſaß, und dieſer war Hephäſtion, deſſen ſchon mehrmals gedacht worden iſt. Das Band der Freundſchaft, welches beyde von ihrer Kindheit auf verband, war während dieſes Feldzugs, wo ſie durch die Theilnahme an gleichen Gefahren noch mehr erprobt wurde, immer feſter gezogen geworden. So groß auch die Vertraulichkeit zwiſchen Beyden war: ſo wußte ſich Hephäſtion doch immer in den Grenzen der Ehrfurcht und Beſcheidenheit zu erhalten; er liebte den Alexander als ſeinen Freund, aber verehrte ihn als ſeinen König *) und verſtand die Kunſt, ſich nach ſeinen

lau-

---

eine einzige Thräne der Mutter alle Beſchuldigungen auslöſchen kann.

*) Alexander ſelbſt bezeugte dieſes, als er einſt bei Würdigung ſeiner beyden ſchätzbarſten Generale erklärte: Kraterus liebt den König, aber Hephäſtion liebt Alexandern.

launen zu richten und ſeine Schwächen zu ertragen. Er, der zuvor ſo tapfer an der Seite ſeines Königs gefochten hatte, überließ ſich jetzt mit ihm den Ausſchweifungen der Wolluſt, durch welche ſein ſonſt ſo feſter Körper, der allen Beſchwerden des Feldzugs getrotzt hatte, ſo geſchwächt wurde, daß er öftere Fieber-Anfälle bekam, die den König für ſein Leben beſorgt machten, der ihn der Sorgfalt eines ſeiner beſten Aerzte, dem Glaukus, anvertraute. Die ſtrengere Diät, die dieſer dem Kranken verſchrieb, war dem jungen lebhaften Krieger unerträglich; er benutzte die Gelegenheit, da der Arzt eben im Schauſpiel war, und verzehrte ein Huhn bei einem großen Becher Wein, wodurch ſich ſeine Krankheit ſo verſchlimmerte, daß er kurze Zeit darauf ſtarb.

Der Tod dieſes ſeines Freundes ſetzte den Beherrſcher einer halben Welt in eine ſolche Betrübniß, die an Raſerei grenzte. Unſinnig warf er ſich über den Leichnam des Entſeelten, und konnte nur mit Mühe von demſelben weggeriſſen werden. Er klagte die Götter und die Menſchen über dieſen Verluſt an, und da er ſich an den erſtern nicht rächen konnte: ſo ließ er ſeinen Zorn an den letztern aus. Diejenigen, die die Wartung ſeines Lieblings in den letzten Tagen beſorgt hatten, wurden als Schuldige an ſeinem Tode hingerichtet; den unſchuldigen Arzt ließ er ans Kreuz ſchlagen und ein bisher unabhängiges Volk, das in den dortigen Gebirgen wohnte, wurde ſeiner Wuth aufgeopfert, um dem Hephäſtion ein Todtenopfer zu bringen. Außerdem befahl er, daß in allen aſiatiſchen Provinzen das heilige Feuer in den Tempeln ausgelöſcht *), der Tempel Aeſkulaps zu Ekbatana, wo er ſich eben befand, niedergeriſſen, die Zinnen der Mauren einiger umliegenden Städte abgebrochen werden und alles klingende Spiel im ganzen Lager verſtummen ſollte. Hierauf wurde das Leichenbegängniß angeordnet, das an Pracht alles übertreffen ſollte, was ſonſt der Orient bei der Todtenfeier ſeiner Könige geſehen hatte. Mehr als zwölf Millionen Thaler wurden dazu angewieſen. Der einbalſamirte Leichnam wurde mit allem Pomp

nach

---

*) Dies geſchahe ſonſt nur bei dem Tode eines Königes.

nach Babylon gebracht und ihm daſelbſt ein Monument errichtet, das mit aller orientaliſchen Pracht ausgeſchmückt war; ja, das Orakel des Hammon erklärte ihn, auf den Antrag des Monarchen, für einen Halbgott, und geſtand ihm die Ehre der gottesdienſtlichen Gebräuche und Spiele zu, die bei ſeinem Grabmahle angeſtellt wurden.

Alexander war nun ſelbſt nach Babylon gekommen, wo ihn die Geſandten faſt aller Nationen Aſiens und Europens erwarteten, um dem großen Sieger zu huldigen. So ſchmeichelhaft dieſes Schauſpiel für ſeine Eitelkeit war, ſo wurde doch der Genuß dieſes Glücks ihm auf mannichfaltige Art getrübt, und nie empfand es dieſer vermeintliche Götterſohn mehr als hier, daß er ein Menſch ſey. Noch umwölkte der Tod ſeines Freundes ſeine Stirn; noch ſchwebten die Bilder ſeiner von ſeiner Hand ermordeten Freunde und ſo vieler unſchuldigen Schlachtopfer ſeiner Leidenſchaften vor ſeiner Seele und ſetzten ſein Gemüth in finſtre Schwermuth, die noch dazu durch abergläubiſche Vorſtellungen vermehrt wurde. Bei ſeinem Einzuge und in den erſten Tagen ſeines

Aufenthalts in Babylon hatten ſich verſchiedene Zufälle ereignet, die von den chaldäiſchen Wahrſagern und nach der herrſchenden Meinung für Unglück weiſſagend erklärt und gehalten wurden. Bei der damaligen Stimmung ſeines Gemüths machten dieſe Ereigniſſe ſelbſt den ſonſt kühnen und über alle Furcht erhobenen Geiſt Alexanders ſo klein, ſo ängſtlich, daß er ſich vergeblich Mühe gab, ſeine ängſtliche Furcht zu verhehlen. Umſonſt gaben ſich die Philoſophen ſeines Hofs alle Mühe, dieſe Aengſtlichkeit zu verſcheuchen, umſonſt ſuchte ſie Alexander durch eine ſorgfältige Beobachtung der Opfer- und Reinigungsgebräuche zu verdrängen; ſie hatte in ſeiner Seele ſo feſten Sitz genommen, daß auch, ſeine gewohnte Zerſtreuung, ein gegen die Araber unternommener Feldzug, ihm nicht die gewünſchte Ruhe und Heiterkeit verſchaffen konnte. Seine Freunde und Höflinge, denen an der Erhaltung des Monarchen, von dem ihr ganzes Glück abhieng, alles gelegen ſeyn mußte, ſtellten, um ihn zu erheitern, alle nur erſinnlichen Luſtbarkeiten und üppigſten Feſte an, und es gelang ihnen auch wirklich, den König, deſſen Leidenſchaft ſo leicht von einem Extrem zum andern hingeriſſen wurde, für dieſe wollüſtige Lebensart zu gewinnen, und ihm im Rauſche der Sinnlichkeit ſeine Beſorgniſſe vergeſſen zu machen; allein dadurch beſchleunigten ſie auch nur mehr ſeinen Tod. Eben war er von einem prächtigen Gaſtmahl, welches er ſeinem Oberadmiral, Nearchus, gegeben hatte, aufgeſtanden, um ſeiner Gewohnheit nach ins Bad zu gehen, als ihn ein reicher Theſſalier, Namens Medius, der nach dem Tode des Hephäſtion deſſen Stelle beim Könige als täglicher Geſellſchafter eingenommen hatte, noch zu einem Abendeſſen einlud; der König nahm die Einladung an, brachte dieſelbe Nacht und den folgenden Tag in unmäßigen Genuß des Weines zu, wodurch er ſich ſo ſehr erhitzte, daß er unter dem Anfall eines heftigen Fiebers zu Bette getragen wurde, von dem er nicht wieder aufſtand *).

---

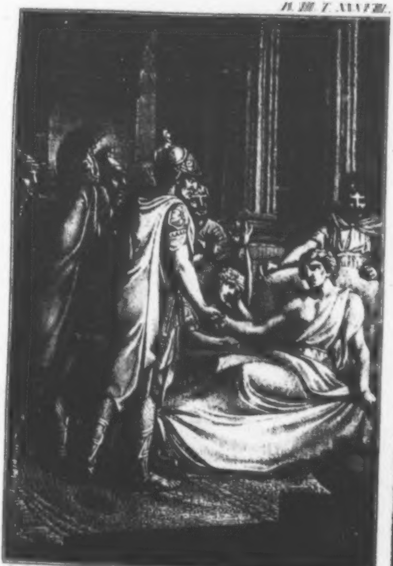
*) Man hat, um das Ende dieſes Helden noch tragiſcher zu machen, vorgegeben, es ſey ihm, auf Anſtiften des Antipaters, bei dieſem Gaſtmahl Gift beigebracht worden, und

Da lag nun der Held, der eine halbe Welt vor ſich zittern gemacht und ſich noch kurz vorher einem der Unſterblichen gleich geachtet hatte, entkräftet auf ſeinem Lager, und nicht die Kunſt der Aerzte, noch weniger ein Machtgebot aus ſeinem Munde konnte ihn erretten. Die Krankheit ſtieg mit jedem Tage höher und verſtattete ihm nur ſelten einige Zwiſchenräume der Beſinnung. Auf die Nachricht, daß ſich der König in der äußerſten Gefahr befänd, ſtürzten die Veteranen der macedoniſchen Armee in den Pallaſt ein und verlangten mit Ungeduld in das Krankenzimmer eingelaſſen zu werden, um wenigſtens noch einmal ihren geliebten Heerführer zu ſehen, und ihm das [illegible] letzte

---

[illegible] und ſelbſt ſein ehemaliger Lehrer, Ariſtoteles, habe mit dazu gewirkt. Allein dieſe Sage, die erſt lange nach ſeinem Tode entſtand, hat zu wenig Grund der Wahrſcheinlichkeit und wurde ſelbſt dadurch widerlegt, daß der Leichnam Alexanders, der doch ſo viele Tage vor ſeiner Beerdigung in jener heißen Gegend aufbehalten wurde, auch nicht die geringſte Spur einer Vergiftung oder einer ſo gewaltſamen Zerſtörung zeigte. Was bedurfte es auch, unter den angeführten Umſtänden, mehr, um die Urſache ſeines Todes in der nächſten Veranlaſſung dazu, in der Unmäßigkeit, zu finden.

B. III. T. XXVIII.



Alexander auf dem Sterbebette.

letzte Lebewohl zu ſagen. Sie wurden vorgelaſſen. Der König richtete ſich von ſeinem Bette auf, um, geſtützt auf ſeinen Arm, noch einmal den Anblick ſeiner treuen Waffengefährten zu genieſſen; nur ſprechen konnte er für Schwäche nicht: doch empfand ers tiefgerührt, wie ſie ſich weinend ſeinem Sterbebette näherten, reichte ihnen der Reihe hindurch ſeine ſterbende Hand und ſuchte durch eine lächelnde Miene ihnen ſeine Zufriedenheit wegen ihrer ſo zärtlichen Theilnahme an ſeinem Zuſtande zu bezeugen *).

Als er ſich von dieſem angreifenden Auftritt wieder etwas erhohlt hatte, näherten ſich ihm ſeine Generale, und fragten ihn, wen er, im dem Fall, daß ſie das Unglück hätten, ihn zu verlieren, zu ſeinem Nachfolger beſtimme? „Den Würdigſten,“ antwortete Alexander mit ſchwacher Stimme, äußerte aber auch zugleich die Beſorgniß, daß ſein Tod blutige Scenen aufführen werde.

---

*) Siehe das 33ſte Kupfer.

Die letzten Tage ſeiner Krankheit (ſie dauerte in allem eilf Tage) brachte der König in dem Zuſtande der Bewußtloſigkeit zu; ſprechen konnte er nicht mehr; als er die Annäherung ſeines Todes merkte, zog er ſeinen königlichen Siegelring vom Finger, legte ihn in die Hand des zunächſt bei ſeinem Sterbebette ſtehenden General Perdikkas, und gab bald darauf ſeinen Geiſt auf.

Er ſtarb in ſeinem drey und dreyßigſten Lebensjahre und im dreyzehnten ſeiner Regierung. Er erlebte das Glück nicht, die Früchte ſeiner Siege und Eroberungen in Ruhe zu genießen, welches er auch bei einem noch längern Leben nie würde erreicht haben, weil ſeine raſtloſe Eroberungsſucht keine Grenzen kannte; noch weniger gelang es ihm, dem durch das Glück ſeiner Waffen ſo ſchnell zu einer ſolchen Höhe erhobenen macedoniſchen Reiche eine feſte Dauer zu verſchaffen, indem daſſelbe eben ſo ſchnell wieder aufgelößt und zertrümmert wurde, als es entſtanden war; ja ſelbſt von ſeiner Familie war nach einem Zeitraum von wenig Jahren nicht ein Abkömmling mehr vorhanden *), der ſich dieſes ſeines Ahnherrn, den man mit dem Beinamen des Großen bezeichnete, rühmen konnte.

---

*) Alexander hinterließ nach ſeinem Tode verſchiedene Kinder, die jedoch in kurzer Zeit insgeſammt nebſt ihren Müttern der ſchändlichſten Kabale aufgeopfert und ſchmählich hingerichtet wurden, damit ja keines derſelben gegründete Anſprüche auf das väterliche Reich machen möchte, in welches ſich jetzt Fremde getheilt hatten. Jedoch dieſe blutigen Familienſcenen, die ſelbſt die Mutter des Alexanders, Olympias, mit aufführen half, gehören nicht in dieſe Geſchichte.

Einige Bruchſtücke aus der Geſchichte nach der Theilung des macedoniſchen Reichs.

Was Alexander bei ſeinem Tode nur zu gewiß vermuthet hatte, daß man ſein Leichenbegängniß unter blutigen Auftritten feiern würde, das traf nur zu bald ein; denn gleich nach ſeinem Ableben glaubte jeder von ſeinen Generalen der Würdigſte zu ſeyn, der nach der Erklärung des ſterbenden Monarchen, an ſeine Stelle treten könnte, und jeder war bereit, ſeinen Anſpruch darauf mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Noch glaubte man jedoch, es dem Andenken an Alexander und der Achtung gegen die königliche Familie ſchuldig zu ſeyn, dieſe nicht ſogleich von der Regierung zu verdrängen. Es wurde daher in einem gehaltenen Staatsrathe beſchloſſen, daß man einſtweilen den Aridäus, einen natürlichen Sohn Philipps und Halbbruder des Alexander, auf den Thron erheben wollte, bis die Gemahlin Alexanders, Roxane, die eben ſchwanger war, von einem Prinzen entbunden würde, der dann die Regierung mit ihm theilen ſollte. Da aber Aridäus blödſinnig und daher zu den Regierungsgeſchäften unfähig war, ſo wurde ihm Perdikkas, derſelbe, dem der ſterbende Alexander ſeinen Siegelring übergeben hatte, zum Vormund geſetzt und ihm die Regentſchaft der neuen Monarchie anvertraut. Es war leicht einzuſehen, daß man dieſen Schatten von Könige nur darum machte, um gelegene Zeit zu gewinnen, ihn ganz verſchwinden zu laſſen. Indeß vergaßen ſich die Generale, bei dieſer getroffenen Uebereinkunft, ſelbſt nicht; ſie ließen ſich von dem Reichsverweſer in ihren verſchiedenen Gouvernements, die ſie theils ſchon vom Alexander erhalten hatten, theils jetzt als Belohnung ihrer Verdienſte erlangten, beſtätigen, wo ihnen zur unumſchränkten Regierung weiter nichts als der königliche Titel fehlte.

Bald genug warfen ſie die Maſke ab, hinter der ſie ihre ehrgeitzigen und herrſchſüchtigen Abſichten verbargen, und ſuchten durch die Gewalt der Waffen wo nicht die Alleinherrſchaft, doch ihre Unabhängigkeit in den Provinzen zu behaupten. Eine lange Reihe der unglücklichſten Kriege machten jetzt die Staaten des macedoniſchen und des kaum eroberten perſiſchen Reichs zu Schauplätzen der traurigſten Verwüſtung. Mehrere der tapferſten Anführer, die vorher den großen Eroberer auf ſeinen Feldzügen begleitet hatten, fanden dabei ihren Untergang, verlohren das Leben oft ſogar durch die Hände derer, mit denen ſie vorher die gleichen Gefahren des Kriegs getheilt und in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen geſtanden hatten. Macedonier und Griechen, die unter den Waffen grau geworden waren, mußten dem Ehrgeitz ihrer neuen Beherrſcher fröhnen, und fielen unter dem Schwerdte ihrer ehemaligen Waffenbrüder, oft ſelbſt ihrer eignen Söhne, beim heimiſchen Heerde, oder als Söldner in den Ländern, die ſie vormals unter Alexander als Sieger durchzogen hatten und jetzt für ihre neuen Herrn noch einmal erſtern ſollten. Selbſt die Familie des großen Alexander fiel in kurzer Zeit durch die Dolche der Meuchelmörder, und aus ſeinem zertrümmerten Reiche huben ſich jetzt mehrere ſouveraine Häuſer empor, unter denen ſich vorzüglich neben dem macedoniſchen, das Reich der Seleuciden, oder der Syrer, und das Reich der Ptolomäer in Egypten auszeichnete; der Stifter des letztgedachten Hauſes war

Ptolemäus,

der Erſte dieſes Namens *), der Egypten wieder zu einem ſelbſtſtändigen Reiche erhob, und beinahe der Einzige unter den Nachfolgern Alexanders, der es würdig war, einen von den Thronen zu beſitzen, welche dieſer durch ſeinen Tod erledigt hatte. Auch war er nächſt Eumenes, dem Fürſten von Kappadocien und Paphlagonien,

---

*) Er führt in der Geſchichte den Namen Ptolemäus Lagi (von ſeinem Vater Lagus), auch Ptolemäus Soter oder Retter, weil man ihm die Wiederherſtellung oder Rettung dieſes Reichs verdankte.

fohlen, der Einzige, der noch die meiſte Achtung gegen Alexandern nach ſeinem Tode und gegen die königliche Familie bewieß. Er hatte dieſen Monarchen auf ſeinen Feldzügen nach Aſien begleitet, ihm in den blutigſten Kämpfen beigeſtanden und ſich um die Erhaltung ſeines Lebens verdient gemacht; Alexander beehrte ihn daher auch während ſeines Lebens mit ausgezeichnetem Zutrauen und vertraute ihm das Kommando über einen beträchtlichen Theil ſeiner Armee. Nach ſeinem Tode fiel ihm das Gouvernement von Egypten zu, welches er ſpäterhin durch ſehr anſehnliche Eroberungen von Cypern, an den Seeküſten von Phönizien oder Syrien, in Paläſtina und Arabien erweiterte. Ob er gleich dieſe Staaten als unumſchränkter Herr regierte: ſo nahm er doch den Titel eines Königes erſt dann an, nachdem auch der letzte Sprößling aus der Familie Alexanders verſchwunden war.

Seine erſte Sorge beim Antritt ſeines Gouvernements war dahin gerichtet, den Leichnam ſeines geliebten Königs und Herrn mit aller der Pracht zur Erde zu beſtatten, die der vormaligen

Größe und Würde deſſelben angemeſſen wäre. Mehrere Tage hatte man dieſen Leichnam auf ſeinem Paradebette liegen laſſen, weil die Streitigkeiten der Generale unter einander über die Reichsangelegenheiten ihnen keine Zeit dazu ließen, an dieſe letzte Pflicht gegen ihren Herrn zu denken. Ptolemäus unterzog ſich am thätigſten dieſem Geſchäfte und drang mit einem Eifer, der ſeinem Herzen Ehre machte, darauf, den erhabenen Leichnam des Monarchen in der von ihm erbauten Stadt Alexandrien in Egypten beerdigen zu dürfen. Sogleich wurden auch die Anſtalten zu dieſer Todesfeier gemacht, der balſamirte Körper wurde in einem goldenen Sarge, auf einem erhabenen thronartigen, ſehr prächtig mit Gold und Edelſteinen verzierten Wagen, unter Begleitung eines großen Theils der Armee und einer ungeheuren Menge neugieriger Zuſchauer von Babylon nach Egypten gebracht, wo ihn Ptolemäus an der Spitze ſeiner Armee an den Grenzen ſeiner Provinz in Empfang nahm und darauf unter den gewöhnlichen Ceremonien und Opferfeſten in einem beſonders dazu eingerichteten prächtigen Grabgebäude in Alexandrien beiſetzte.

Ptolemäus beſaß in der That diejenigen Eigenſchaften, die ihn des Thrones der ehemaligen Pharaone würdig machten. Ihm verdankte es Egypten, das eine lange Zeit unter dem Druck fremder Deſpoten geſtanden hatte, daß es ſich nicht nur wieder zu einem ſelbſtſtändigen und anſehnlichen, ſondern auch zu einem gebildeten Staate erhob; denn Ptolomäus richtete gleich beim Anfange ſeiner Regierung ſeine Sorgfalt dahin, dies von der Natur ſchon ſo ſehr begünſtigte Land durch Kunſtfleiß und durch Wiſſenſchaften noch mehr zu cultiviren, und benutzte zu dieſer Abſicht alle Vortheile, die ihm ſchon die natürliche Lage deſſelben gewährte, um es zum erſten Reiche der Welt zu machen. Er wählte Alexandrien, das nördlich vom Meere und ſüdlich von dem großen See Mareotis begrenzt war, zu ſeiner Reſidenz, und ſuchte den Plan auszuführen, den ſchon Alexander bei Anlegung dieſer Stadt, auf welche er unermeßliche Summen verwendete, gehabt hatte, daß ſie der Vereinigungsort des Handels von Europa und Aſien werden ſollte. Die geſchickteſten Baumeiſter aus Griechenland wurden aufgefordert, um dieſe Stadt durch Aufführung prächtiger Palläſte zu verſchönern, und bald übertraf Alexandrien an Schönheit und Pracht ſeiner Gebäude, Tempel und öffentlichen Denkmähler faſt alle berühmteſten Städte der damaligen Welt. Um ſeinen großen Plan auszuführen, die Handlung der Egypter recht blühend zu machen, legte Ptolemäus längſt den Küſten ſeines Landes mehrere treffliche Häfen an und ſetzte durch Hülfe phönizischer Schiffsbauleute ſeine Marine in einen ſehr anſehnlichen Stand. Da das Meer nicht weit von Alexandrien mehrere Klippen und Untiefen hatte, die hier die Schiffarth auf dem mittelländiſchen Meere unſicher machten: ſo ließ er eine dieſer Klippen, die am höchſten emporragte, durch einen breiten Damm mit dem feſten Lande verbinden, errichtete auf dem höchſten Gipfel derſelben einen ungeheuren Thurm von weißen Quaderſteinen, der ſich in abgeſetzten, ſich allmählich verkleinernden Stockwerken hoch in die Wolken erhob, auf deſſen oberſten Gallerie des Nachts über ein großes Feuer unterhalten wurde, welches den nach Alexandrien fahrenden Schiffern zum Leiter diente. Dieſer berühmte Leuchtthurm auf Pharos, ſo hieß dieſer Felſen, auf welchem er ſtand, wurde für eins der Wunderwerke der alten Welt gehalten und ſeines wohlthätigen Zwecks wegen von den Schiffern der dortigen Gegend ſehr hochgeſchätzt *).

So eiferſüchtig die übrigen Mächte, beſonders der jetzige Beherrſcher Macedoniens, Antigonus, auf die ſteigende Größe dieſer neuen Monarchie waren und ihr Emporkommen zu hindern ſuchten: ſo wußte dennoch Ptolemäus durch ſeine Tapferkeit und Klugheit ſich in dem Beſitz ſeiner Länder zu behaupten. Nie ließ er [illegible] ſich [illegible]

---

*) Ein Künſtler aus Knidus, Namens Soſtratus, hatte dieſes große Werk aufgeführt, und ſuchte mit demſelben auch ſeinem Namen ein bleibendes Denkmahl zu ſtiften. Er hatte im Auftrag, auf dem Gipfel des Thurms auf ein marmornes Fronton die Worte einzugraben: Ptolemäus weyht dies Gebäude den Schutzgottheiten der Schiffarth; anſtatt Ptolemäus hieb er den Namen Soſtratus heimlich ein, überzog ihn mit Kalch und ſchrieb auf die übertünchte Stelle den Namen Ptolemäus, den aber die Zeit in kurzem auswiſchte; ſo daß ſpäterhin der Name des Künſtlers zum Vorſchein kam und die Nachwelt ihn für den Stifter dieſes Denkmahls halten ſollte.

ſich zwar in unnöthige Kriege ein: aber wenn er dazu aufgefordert wurde: dann zeigte er, daß auch er unter Alexandern fechten und ſiegen gelernt hatte. Er liebte den Frieden, ſuchte ihn daher lieber durch vortheilhafte Verbindungen oder minder wichtige Aufopferungen ſeinen Staaten zu erhalten, und benutzte die Vortheile deſſelben, um ſein Volk glücklich zu machen. Er liebte die Pracht, doch ohne Verſchwendung, war freigebig, ohne Uebermuth; herablaſſend und gefällig im Umgange, ohne ſeiner Würde dabei etwas zu vergeben; vorzüglich zeichnete er ſich als einen Freund der Wiſſenſchaften und Künſte aus, und beförderte mit allem nur möglichen Aufwand die wiſſenſchaftliche Bildung der Nation, an deren Spitze er ſtand. In dieſer Abſicht ſuchte er Alexandrien zu einem zweyten Athen zu machen, zu einem Sitz der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte; er berief die berühmteſten Gelehrten und Künſtler unter den vortheilhafteſten Verſprechungen dahin, errichtete zu dieſem Behuf in demjenigen anſehnlichſten Theile der Stadt, welcher Bruchion oder das Quartier der Palläſte hieß, eine große Menge öffentlicher Gebäude, und legte anſehnliche Fonds zur Unterhaltung derſelben nieder. Ein vorzügliches Verdienſt um die Wiſſenſchaften und der dadurch bewirkten Aufklärung des menſchlichen Verſtandes erwarb er ſich durch die Anlage einer öffentlichen Bibliothek, die als die erſte dieſer Art die Bewunderung und Nachahmung aller folgenden Jahrhunderte mit Recht verdiente. In dem dazu beſtimmten prächtigen und geräumigen Gebäude ſollten die Schätze der Weisheit aller Nationen und Zeiten niedergelegt werden, und **Ptolemäus** ſparte keine Koſten, um alle Schriften, die nur in einigem Rufe ſtanden, zuſammen zu bringen *). Er war Kenner der Wiſſenſchaften, war in mehrern Sprachen geübt und ſelbſt Schriftſteller **).

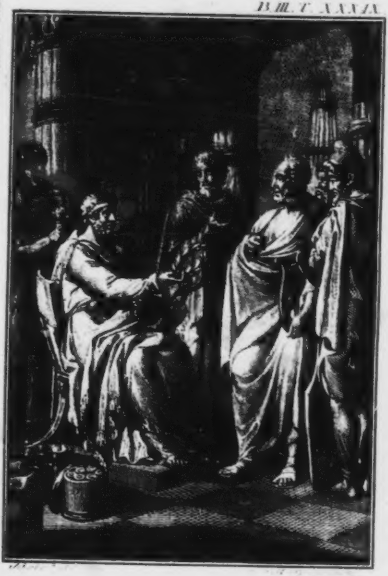
Um dieſer gelehrten Anſtalt noch mehr Vollkommenheit zu verſchaffen, erſuchte er den damals größten Redner und Gelehrten von Athen, **Demetrius**

---

*) Siehe das 39ſte Kupfer.

) Er hat ein Leben **Alexanders des Großen geſchrieben, das von den Alten ſehr geſchätzt worden, aber nicht auf unſre Zeiten gekommen iſt.

B. III. T. XXXIX



Ptolemaeus als vorzüglicher
Beförderer der Wiſsenschaften

metrius Phalereus, an ſeinen Hof zu kommen, um ihm bei Errichtung dieſer nützlichen Anſtalten hülfreiche Hand zu leiſten. Demetrius, der außer ſeiner Gelehrſamkeit ſich auch als Regent und Fürſt durch ſeine Heldenthaten um ſeine Vaterſtadt verdient gemacht hatte, zog dieſen ſchmeichelhaften Ruf allen andern vor und unterzog ſich aus Liebe zu den Wiſſenſchaften ganz dem Geſchäft, dieſe Bibliothek mit den beſten Werken der Griechen und Ausländer, die den Stempel des Talents trugen, zu bereichern *).

---

*) Dieſe berühmte Bibliothek zu Alexandrien, zu welcher Ptolemeus I. den Grund gelegt hatte, wurde unter ſeinem Nachfolger Ptolemäus Philadelphus noch anſehnlicher und vermehrter. Beſonders verdankt man dieſem Könige die berühmte Bibelüberſetzung durch zwey und ſiebzig Dollmetſcher, die daher den Namen der Septuaginta führt. Dieſes Werk erforderte einen erſtaunlichen Aufwand, den nur dieſer König, der einer der freygebigſten ſeiner Zeit war, machen konnte. Der damalige jüdiſche Hoheprieſter, Eleazar, den er durch die anſehnlichſten Geſchenke gewonnen hatte, beſorgte nicht nur eine Abſchrift des hebräiſchen Textes mit goldnen Buchſtaben, ſondern wählte auch die in beyden Sprachen geübte-

Ueberzeugt, daß mit dem Flore der Wiſſenſchaften auch die Wohlfarth eines Staates immer blü-

---

übteſten Gelehrten zu Ueberſetzern, die während dieſes Geſchäfts in Alexandrien auf Koſten des Königs verpflegt und nach Beendigung des Werks reichlich von ihm beſchenkt wurden. Es iſt wahrſcheinlich, daß Ptolemäus dieſen großen Aufwand auf dieſe Ueberſetzung nicht ſowohl aus Achtung gegen dieſe heiligen Bücher der Juden gemacht habe, als vielmehr, um dadurch dieſe Nation, von der ein ſehr großer Theil in Alexandrien und den übrigen Provinzen ſeines Reichs wohnte, noch mehr in ſein Intereſſe zu ziehen. — Mit nicht mindern Koſten ließ Philadelphus die beſten Schriften der Griechen, beſonders die ſämmtlichen Werke des Ariſtoteles zuſammen bringen, und verſchönerte überdies die großen Säle der Bibliothek durch die prächtigſten Meiſterſtücke der griechiſchen Bildhauerkunſt und Malerey, auf die er unermeßliche Summen verwendete. Da mit jedem Tage dieſe Säle mit immer neuen Schätzen der Gelehrſamkeit bereichert wurden: ſo reichten dieſe zuletzt nicht hin, die Schriften zu faſſen, die aus allen Theilen der policirten Welt ihm zugeſchickt wurden. Er ließ daher noch einen neuen Saal an den Tempel des Serapis anbauen, und dieſe zweyte Bibliothek führte daher den Namen Serapeion. — Zwar fanden die Nachfolger dieſer beiden Könige von Egypten wenig Geſchmack an den Wiſſenſchaften und deſto mehr Reitz an den gröbern Vergnügungen der Sinne: aber ihre Eitelkeit, um für die Beſchützer der Wiſſenblühender werde, und Männer, die ſich um die Aufklärung der Nation verdient machten, eben ſo

Wiſſenſchaften gehalten zu werden, trieb ſie gleichwohl an, dieſe Bibliotheken als die glänzendſten Steine in ihrer Krone, zu erhalten; ja einer der Unwürdigſten, der ſie trug, Phyſkon, bediente ſich ſogar niedriger Mittel, um dieſe ausländiſchen Schätze der Gelehrſamkeit ihren rechtmäßigen Beſitzern zu entwenden und ſich in den Beſitz derſelben zu ſetzen. — So erhielt ſich dieſe Bibliothek in dem ausgebreitetſten Rufe bis zu den Zeiten des berühmten Cäſars in Rom; gleichwohl gab dieſer Held und Gelehrte die erſte Veranlaſſung zur Vernichtung eines Theils derſelben; denn als er in Alexandrien belagert wurde und er ſelbſt einen Theil ſeiner Flotte in Brand ſtecken ließ, ergriffen die Flammen, welche durch einen heftigen Wind auf die Stadt getrieben wurden, den anſehnlichſten Theil derſelben, das Bruchion, und legten nebſt andern Gebäuden auch die Bibliothek mit viermalhunderttauſend Büchern in die Aſche. Ein Verluſt für die Wiſſenſchaften, über den Cäſar ſelbſt, der ihren Werth zu ſchätzen wußte, Thränen vergoß. — Aber noch blieb die Bibliothek im Serapeion unverſehrt und erhielt unter der Königin Kleopatra, durch die Verwendung des Antonius, einen beträchtlichen Zuwachs aus der Bibliothek von Pergamus; dieſe erhielt ſich noch bis in die Zeiten der chriſtlichen Kaiſer. Endlich aber, in der Mitte des ſiebenten Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung, als ſich die arabiſchen Kaliſen der Stadt Alegut eines ſtandesmäßigen Unterhalts werth wären, als diejenigen, die für die Ruhe und Sicherheit des Staats ſorgten: legte Ptolemäus auch den Grund zu einer Anſtalt, in welcher die würdigſten Gelehrten, die er aus allen Orten beizog, ſich ganz den Wiſſenſchaften widmen und ihrem großen und nützlichen Geſchäft obliegen konnten. Er errichtete ein anderes anſehnliches Gebäude, das mit der Bibliothek im Bruchion durch eine prächtige Kolonnade zuſammen hieng und zunächſt an den königlichen Pallaſt ſtieß, dies enthielt mehrere Zimmer und Säle zu Zuſammenkünften der Gelehrten, um ſich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu unterhalten. Dies Gebäude führte den Namen Muſeum. Die Mitglieder dieſer gelehrten Geſellſchaft ſtanden unter der Aufſicht eines eignen Vorſtehers, der jedesmal vom Könige ernannt und in ſeiner Würde beſtätigt wurde. Sie genoſſen anſehnliche Privilegien und einen lebenslänglichen anſtändigen Unterhalt. Meh-

---

xandrien bemächtigten, wurde auch dieſer Ueberreſt des berühmteſten Schatzes der menſchlichen Kenntniſſe ein Raub des Fanatismus und der Flammen.

Mehrere dieſer Mitglieder und Aufſeher ſtanden in dem ausgebreitetſten Ruf der Gelehrſamkeit, wodurch Alexandrien nicht wenig an Ruhm auch im Auslande gewann, eine Menge Fremde an ſich zog, und für die Ernährerin und Beſchützerin der Künſte und Wiſſenſchaften mehrere Jahrhunderte hindurch gehalten wurde.

Ptolemäus genoß noch im hohen Alter die Früchte ſeiner frühen Anſtrengungen, ſeiner wohlthätigen Arbeiten und Einrichtungen für die Wohlfarth ſeines Reichs. Er wurde von ſeinen Unterthanen allgemein geliebt, ſein Name war allgemein erkannt und verehrt; faſt alle damaligen Könige und Fürſten bewarben ſich um ſeine Freundſchaft und ſchloſſen mit ihm Bündniſſe. Als er bei zunehmender Altersſchwäche ſeinem Volke nicht mehr ſo nützlich zu ſeyn glaubte, beſchloß er die Regierung nieder zu legen und ſie noch bei ſeinen Lebzeiten in die Hände eines ſeiner Söhne zu geben, zu dem er das meiſte Vertrauen hatte, daß er ſie am beſten verwalten würde. Er hatte von ſeiner erſten Gemahlin, Euridice, einen Sohn, der aber von ſehr ungeſtügeſtümer und grauſamer Gemüthsart war; daher man ihm auch in der Folge den Beinamen Keraunus, oder Donner, gab *); ſein zweyter Sohn aber, von der Berenice, Philadelphus, gab ſchon in ſeinen Jünglingsjahren durch ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften die Hoffnung, daß er einſt ein guter Regent werden würde; um daher dieſen Wunſch der Nation darin zu erfüllen und um den verderblichen Zwiſtigkeiten der beyden Brüder wegen der Nachfolge vorzubeugen, erklärte er noch bei ſeinen Lebzeiten den letztern für ſeinen Nachfolger und erhob ihn ſogleich

---

*) Dieſer Ptolemäus Keraunus bewieß es bald darauf, wie unwürdig er des Throns ſeines Vaters geweſen wäre. Nachdem er ſich von der Thronfolge ausgeſchloſſen ſahe, floh er an den Hof des Seleukus Nikator, der ihn auf ſehr freundſchaftliche Art aufnahm und ihn nebſt ſeinem zahlreichen Gefolge mit groſſen Koſten bewirthete. Keraunus war niederträchtig genug, dieſen ſeinen Wohlthäter bald nachher auf die treuloſeſte Art zu ermorden und ſich des Thrones von Macedonien zu bemächtigen, den er mit Blutſchande und andern Gräuelthaten befleckte, bis er zuletzt bei einem Einfall der Gallier in ſein Reich mit der Krone zugleich ſein Leben auf die ſchmählichſte aber verdiente Art verlohr.

gleich auf den Thron; lebte dann noch einige Jahre in der ſeinem Alter ſo angemeſſenen Ruhe des Privatlebens, ſtarb endlich in einem Alter von vier und achtzig Jahren, als der Aelteſte unter den ehemaligen Generalen Alexanders des Großen, und hinterließ den Ruhm, ein Reich, das jener nur erobert hatte, durch ſeine väterliche Regierung wieder in Wohlſtand geſetzt zu haben.

Unter allen den Nationen, die durch die Waffen des großen macedoniſchen Helden überwunden waren, fühlten es die Bewohner des ſonſt freien Griechenlands am empfindlichſten, wie tief ſie unter ihrer vorigen Höhe ſtanden; aber es fehlte ihnen jetzt an Kraft, ſich wieder zu derſelben und zu ihrer ehemaligen Unabhängigkeit empor zu heben. Schon bei Lebzeiten des Alexanders hatten ſie einigemal den Verſuch gemacht, ſich der macedoniſchen Oberherrſchaft zu entziehen; allein die Wachſamkeit und Tapferkeit des Antipaters, dem Alexander während ſeinem Feldzuge in Aſien die Sorge für ſein Erbreich anvertraut hatte, vereitelte ihre Unternehmungen, und nach dem Tode ſeines Monarchen wußte er ſich als König von Macedonien durch ſeine überlegne Macht auch die Herrſchaft über Griechenland zu ſichern.

Mehr noch als die Gewalt der Waffen hatte die unter den Griechen eingeriſſene weichliche Lebensart dazu beigetragen, ſie um den Ruhm der Tapferkeit zu bringen, den ihre Vorfahren errungen hatten. Sie hatten ſich zu ſehr der Ueppigkeit überlaſſen, ſchwelgten im Genuß der ſinnlichen Lüſte und entnervten ſich durch den ausſchweifenden Hang nach Ergötzlichkeiten aller Art. Selbſt das ſonſt ſo nüchterne und enthaltſame Sparta war jetzt durch den eingeriſſenen Luxus in ſeiner Grundverfaſſung verderben. Die weiſen Geſetze des Lykurgs waren außer Gültigkeit geſetzt; Reichthümer waren an die Stelle der ſicherern und rühmlichen Armuth, Ueppigkeit und Schwelgerei an die Stelle der Enthaltſamkeit und Frugalität getreten. Die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten, durch welche alle Bürger des Staats zu einer Familie und zu einer gleichen Lebensart vereinigt wurden, waren eingeſtellt; die Ländereien waren im Beſitz einiger wenigen Familien, die von den Einkünften derſelben ſchwelgten, indeß ein weit größerer Theil der Einwohner in niedriger Dürftigkeit ſchmachtete. Die ſpartaniſchen Frauen, ſonſt Muſter der ſtrengſten Enthaltſamkeit und der prunkloſen Häuslichkeit, liebten jetzt Putz und Tändeleien, und ihre Kinder, die ſie ſonſt frühe zu Helden bildeten, wurden unter ihren Händen zu Weichlingen verzärtelt.

Nur zu lebhaft erkannten die Edelgeſinnten den Verfall des vaterländiſchen Staats; ſie ſahen die Urſache davon wohl ein, aber lange wagte es keiner, ſich dem einreißenden Strom des Verderbens entgegen zu ſetzen, bis einer der Nachkommen des berühmten Ageſilaus, der ehemals die Ehre der griechiſchen Nation ſo männlich vertheidigt hatte, jetzt zur königlichen Würde in Sparta gelangte und dieſer Edle war

Agis *).

Er war noch nicht volle zwanzig Jahre alt, als er die Regierung übernahm, war in dem Schooße einer Familie erzogen, in welcher Ueberfluß und Ueppig-

---

*) Er war der dritte, der als König von Sparta dieſen Namen führte; einer ſeiner Ahnherren, Agis II., ſuchte die griechiſche Freiheit gegen die macedoniſche Herrſchaft zu behaupten; fiel aber als Held in dem Treffen bei Megalopolis gegen Antipater, während Alexander der Große ſeinen Sieg über die Perſer in Aſien verfolgte.

Ueppigkeit herrſchte, da ſie ſich durch die größten Reichthümer unter den ſpartaniſchen Familien auszeichnete: dennoch erklärte er ſich bei dem Antritt der Regierung für einen Feind des Luxus und jeder wollüſtigen Lebensart; entfernte von ſeinem Körper allen äußerlichen Schmuck, womit ſonſt die Großen der Erde ihr Anſehen zu erheben ſuchen, vermied ſorgfältig jede Art von Pracht, gieng auf ächt lacedämoniſche Art in einen ſchlechten Mantel gehüllt, zeichnete ſich aber um deſtomehr durch eine erhabne Denkungsart und vorzügliche Geiſtesgaben aus. Laut und bei jeder Gelegenheit äußerte er den Wunſch, daß ſeine Landsleute wieder zu der alten Lebensart zurückkehren möchten, und erklärte: er wolle lieber auf die Königswürde Verzicht thun, wenn er nicht durch ſie die alten Geſetze und ehemalige Einrichtung des Staats wieder herſtellen könnte.

Er ließ es nicht blos bei dieſem Wunſche bewenden, ſondern legte auch ſogleich Hand an dies ſo verdienſtliche Unternehmen. Er theilte ſeinen Plan ſeinen Freunden und einigen der geachtetſten Staatsperſonen mit; vorzüglich ſuchte er die Weiber mit in ſein Intereſſe zu ziehen, denen vorzüglich die Verwaltung des Hausweſens überlaſſen und in deren Händen ſich daher auch größtentheils die Schätze Lacedämons befanden. Es gelang ihm auch wirklich, einige der Vorzüglichſten unter ihnen, beſonders unter ſeinen reichen Verwandten, vorzüglich ſeine Mutter, zu gewinnen, das erſte Beiſpiel von großmüthiger Aufopferung ihres Vermögens zur Rettung des Staats zu geben und wieder die ehemalige Gleichheit der Güter einzuführen; deſtomehr Beifall mußte dieſer ſein großer Plan bei der ärmern Volksklaſſe finden, die nichts dabei zu verlieren, ſondern Alles zu gewinnen hatte und unter der drückendſten Schuldenlaſt, der Bothmäßigkeit der Reichen unterlag. Aber auch deſtomehr Widerſtand fand Agis dagegen von Seiten derer, die des bisherigen Reichthums und einer ſchwelgeriſchen Lebensart zu ſehr gewohnt waren und zu wenig Patriotismus hatten, denſelben freiwillig zu entſagen. Dieſe widerſetzten ſich mit aller Macht den Vorſchlägen des Agis, die ſchon zur Sprache gebracht waren: daß alles gemünzte Geld in die öffentliche Staatskaſſe niedergelegt,

gelegt, alle Schulden der Staatsbürger aufgehoben, das ganze Land aufs neue vertheilt, die alten gemeinſchaftlichen Mahlzeiten ſo wie überhaupt jene lykurgiſchen Einrichtungen wieder eingeführt werden ſollten. Um dieſe Vorſchläge, die ſie auf einmal aus ihren gewohnten Vortheilen ſetzen würden, zu hintertreiben, wendeten ſich die Mißvergnügten an den Leonidas, der zu gleicher Zeit die Königswürde begleitete *), gewannen dieſen, der um vieles älter war als Agis, für ihre Parthie, daß er ſich mit allem ſeinen Anſehen den Unternehmungen des jungen Mitregenten widerſetzte.

Agis, voll Wärme für die gute Sache und voll Vertrauen auf dieſelbe, arbeitete dieſes Widerſtandes ungeachtet mit allem jugendlichen Feuer und der Kraft ſeines Willens an dieſer glücklichen Reform, von der er ſich das Glück des Staats ſo gewiß verſprach. Er trat in öffentlicher Verſammlung auf und erklärte nach einer

---

*) Unſre Leſer werden ſich erinnern, daß in Lacedämon die Königswürde jedesmal zwiſchen zweyen Perſonen getheilt war.

ner kurzen Anrede: „er wolle der Verfaſſung, die er einführe, ſelbſt das erſte Opfer darbringen“ und legte ſein ſämmtliches Vermögen an baarem Gelde, das ſich auf ſechshundert Talente *) belief, in den Nationalſchatz nieder, that auf alle ſeine übrigen Beſitzungen an liegenden Gründen, die ſehr beträchtlich waren, Verzicht und verſicherte: daß ſeine Mutter und Verwandten ein Gleiches zu thun entſchloſſen wären.

Ueber dieſe Großmuth des jungen edlen Mannes gerieth das Volk in Erſtaunen und erklärte ſich ganz für Agis. Mehrere Edeldenkende folgten ſeinem erhabnen Beiſpiel und brachten ihre Habe dem Staate freiwillig zum Opfer dar. Um deſtomehr ſtrengte Leonidas, an der Spitze der Gegenparthei, alle Kräfte an, um die gute Sache wieder rückgängig zu machen. Allein es wurde eine Klage wider ihn eingeleitet, worin er verſchiedener Verletzungen der bürgerlichen Verfaſſung **), die ihn der Regierung unwürdig mach-

---

*) Ohngefähr 768750 rthlr.

) Er hatte, ehe er die königliche Krone erhielt, den Staatsgeſetzen zuwider, im Auslande am Hofe des Seleukus ten, überwieſen und der Königswürde für unfähig erklärt wurde. **Leonidas wagte es nicht, vor Gericht zu erſcheinen, ſondern flohe in einen Tempel der Minerva; man ſetzte ihn daher förmlich ab und gab die Königswürde ſeinem Schwiegerſohne **Kleombrotus**.

So vielverſprechend der Anfang dieſer Unternehmung des **Agis** war, dem Staate wieder ſeine ehemalige Verfaſſung und Würde zu geben: ſo wurde daſſelbe gleichwohl nach der Zeit durch einen der Ephoren (**Ageſilaus**), vereitelt; der zwar anfangs gemeine Sache mit **Agis** machte, aber nicht ſowohl das Beſte des Staats, als ſeinen eignen Vortheil dabei ſuchte, und daher mit der Vertheilung der Ländereien von einer Zeit zur andern zögerte. Beſonders benutzte er die Gelegenheit, als **Agis** einen Feldzug unternehmen mußte, um in ſeiner Abweſenheit ſein Anſehen und ſeinen Einfluß auf den Staat zu vergrößern,

---

lus gelebt, und ſich mit einer Ausländerin verheirathet.

größern, übte die größten Ungerechtigkeiten und Bedrückungen aus, wodurch er das Volk ſo aufbrachte, daß es ſich zur Parthie der Reichern ſchlug und beſchloß, den Leonidas wieder aus ſeinem Exil zurück zu rufen. Agis fand bei ſeiner Zurückkunft das Volk ſchon ſo ſehr in Gährung, daß es ihm unmöglich wurde, den Aufruhr zu ſtillen.

Jetzt kehrte Leonidas nach Sparta zurück. Glühend von Rachbegier kündigte er ſich gleich bei ſeiner Zurückkunft als einen unverſöhnlichen Feind derer an, die ihn um ſeine vorige Herrſchaft gebracht hatten. Sein Schwiegerſohn, Kleombrotus, war der erſte, auf den ſein blutdürſtiger Zorn gerichtet war, weil er ihn für das Werkzeug ſeiner Verbannung aus dem Vaterlande hielt.

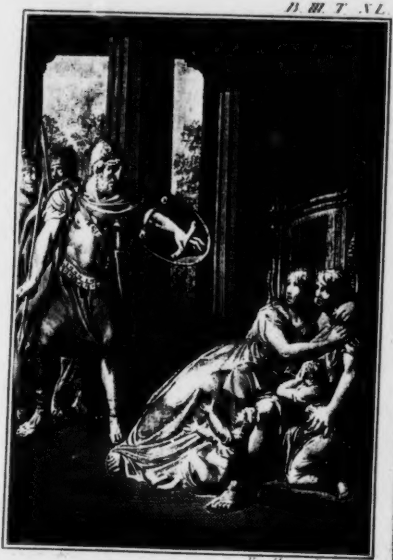
Kleombrotus war allerdings bei der Verdrängung ſeines Schwiegervaters von der Regierung nicht unthätig geblieben; deſto edler aber hatte ſich damals ſeine Gattin, Chelonis, die Tochter des Leonidas, betragen. Der Glanz des Thrones, den ſie mit ihrem Gemähl beſteigen ſollte, hatte zu wenig Reitz für ſie, als daß ſie ihn der kindlichen Liebe zu ihrem verdrängten Vater hätte vorziehen ſollen; ſie nahm vielmehr an dem Schickſal deſſelben den innigſten Antheil, begleitete ihn in den Tempel, wohin er ſeine Zuflucht genommen hatte, wich nicht von ſeiner Seite und verſchaffte ihm die nöthige Verpflegung; als er durch das über ihn angeſtellte Gericht der königlichen Würde entſetzt und des Landes verwieſen wurde, ſah ſie ſich zwar genöthigt, ihn zu verlaſſen und wieder zu ihrem Gemahl zurück zu kehren; aber ſie trug auch den geheimen Gram über das traurige Schickſal ihres Vaters in ihrer Bruſt zurück, und weder die Vorzüge ihres Standes, noch die Schmeicheleien des Glücks vermochten es über ſie, ihren Kummer aus ihrem Herzen zu verdrängen, noch die Trauerkleider abzulegen, die ſie von dieſer Zeit an beſtändig trug. — Jetzt aber, als ihr Vater wieder zur Regierung kam, jetzt, als ſie ihren Gatten in gleicher ja noch größerer Lebensgefahr bemerkte und die hitzige Gemüthsart ihres gereizten und aufgebrachten Vaters zu gut kannte, da nahm ſie eben ſo innigen und zärtlichen Antheil an dem Schickſal ihres Gemals, als ſie zuvor an dem Schickſal ihres Vaters genommen hatte, und war feſt entſchloſſen, mit ihm das Aeußerſte zu dulden. **Kleombrotus** hatte ſich, um der Rachbegierde ſeines Schwiegervaters zu entfliehen, in den Tempel des Neptuns *) geflüchtet; dahin hatte ihn auch ſeine treue Gattin mit ihren Kindern begleitet; aber auch dahin folgte ihnen die Rache des erzürnten Vaters nach, und ſelbſt die Heiligkeit des Orts konnte ihn nicht zurückhalten, hier das Opfer ſeiner Wuth aufzuſuchen. Als er mit ſeinen gewaffneten Begleitern in den Tempel eintrat, fand er ſeine Tochter an den Stufen des Altars mit ihren Kindern an der Seite ihres Gatten ſitzen, den ſie mit beyden Armen umſchlungen hielt; ihr losgebundenes Haar floß über ihre Schultern und über das Trauergewand, das ihren ſchönen Körper verhüllte. Mit edlem Anſtand wendete ſie ſich jetzt zu ihrem Vater, ſtrich ſich das herabhangende Haar von der Stirn, ſah ihn mit thränenvollen Augen an, blickte dann auf ihr Trauerkleid und ſagte: „glaube nicht, mein Vater, als hätte ich dieſe traurige Geſtalt jetzt erſt angenommen, als hätte das Mitleid gegen meinen Gemahl meine Augen zuerſt mit Thränen befeuchtet: mit deinem Unglück, o Vater, begann mein Jammer; ſeit deiner Verbannung war Jammer und Herzeleid mein Loos; ſeit jener Zeit habe ich dieſe Trauerkleider nicht abgelegt — und werde ſie auch nun nicht, da du wieder zu dem königlichen Thron von Sparta gelangt biſt, mit dem königlichen Gewand vertauſchen, wenn dieſer mein Gatte, der Mann meiner Jugend, den ich aus deiner Hand empfieng, von deinen Händen ſterben ſollte. — Wenn dich ſein Anblick, wenn die Thränen ſeiner Gattin und ſeiner Kinder dich nicht rühren können: — o ſo wird ſein Schickſal trauriger und die Strafe ſeiner vorigen Unbeſonnenheit härter ſeyn, als du es ſelbſt wünſcheſt. Denn wiſſe: ich werde ihn nicht überleben; ich werde vor ſeinen Augen ſterben. Wie könnte ichs auch aushalten zu leben, wie mich vor andern Frauen ſehen laſſen, ich, deren flehendſte Bitten weder beim Gatten noch beim Vater etwas vermochten; ich, ein eben ſo unglückliches und beſchimpftes Weib, als eine ſo elende Tochter! — Wahr iſts, Kleombrotus wird nichts zu ſeiner Vertheidigung und zur Entſchuldigung ſeines Vergehens vorbringen können; ich ſelbſt habe alle Gründe ſeiner Vertheidigung dadurch entkräftet, daß ich mich deiner Sache zum Nachtheil der ſeinigen annahm: aber wahrlich, du ſelbſt ſprichſt ihn jetzt durch deine unerbittliche Grauſamkeit die nachdrücklichſte Schutzrede, indem du zeigſt, welch eine unwiderſtehliche Leidenſchaft die Herrſchſucht, welch eine mächtige Verſuchung eine Krone ſey, der zu Liebe du wohl gar fähig biſt, Schwiegerſöhne zu ermorden und Kinder zu verſtoßen.“

---

*) Gewöhnlich waren die Tempel in der damaligen Zeit die Freyſtätten und Zufluchtsorte bedrängter Perſonen.

Jetzt wendete ſie ihren Blick vom Vater ab, legte ihr glühendes Geſicht an die Wange ihres Gatten und warf einen verſtörten, von Traurigkeit erſtorbenen Blick auf die Umſtehenden. Alle wurden zu Thränen gerührt, alle ſahen dem Vater ins Geſicht, um in demſelben das Urtheil über ſeine Familie zu leſen, die ſich hier in der wehmüthigſten Lage zu ſeinen Füßen befand. Er

B. III. T. XL.



Chelonis nimmt an dem Schicksal
ihres Gatten innigen Antheil.

ſelbſt fühlte ſich überwunden: ſprach einige Worte mit ſeinen Freunden, befahl darauf dem Kleombrotus aufzuſtehen, aber auch ſogleich aus dem Lande zu weichen. Dann wendete er ſich zu ſeiner Tochter: „Aus Liebe zu dir, ſprach er, ſey ihm das Leben geſchenkt: du aber wirſt mir dieſe Wohlthat dadurch vergelten, daß du bei deinem Vater zurückbleibſt.“ Chelonis erklärte, daß ſie bei aller Liebe zu ihrem Vater nicht die Pflicht der Treue, die ſie ihrem Gatten ſchuldig ſey, verletzen könne; und als dieſer ſich von dem Boden erhob, legte ſie das eine der Kinder ihm in ſeine Hände; das andere nahm ſie ſelbſt auf den Arm, trat noch einmal zum Altar hin, richtete mit Andacht ihren Blick zum Himmel, that ein ſtilles Gebet und verließ nun den Tempel an der Seite ihres Gatten, der in dem Beſitz einer ſolchen Frau ſeine Verbannung für ein größeres Glück halten mußte, als ſelbſt die königliche Würde. *)

---

*) Siehe das 40ſte Kupfer.

Jetzt traf nun die Reihe der Verfolgung den König Agis, der auch indeß ſeine Zuflucht in einem Tempel der Minerva auf der höchſten Anhöhe von Sparta, der zugleich eine Art von Feſtung war, genommen hatte. Anfangs ſuchte ihn zwar Leonidas zu bereden, daß er ſeinen Zufluchtsort verlaſſen und mit ihm die Regierung gemeinſchaftlich führen ſollte, unter dem Vorgeben, er und das Volk habe ihm verziehen, weil er als ein junger ehrbegieriger Mann ſich von andern zu jenen Neuerungen hätte mißleiten laſſen: allein Agis ſetzte mit Recht Mißtrauen in dieſe Erklärung ſeines Feindes, und hielt ſich mit Wenigen, die er für ſeine vertrauteſten Freunde hielt, im Tempel zurück, von welchem er ſich nur um wenige Schritte, wenn er zuweilen ins Bad gieng, entfernte. Leonidas ſuchte ihn daher mit Liſt in ſeine Gewalt zu bekommen: und ſelbſt die Freunde des Agis waren ſo niederträchtig, ſich zu Werkzeugen der Verrätherei brauchen zu laſſen; ſie lockten den jungen König einſt, als er aus dem Bade gieng, unter vertraulichen, ſcherzhaften Geſprächen auf einem vom Tempel entfernten Spaziergange bis hin zu einer engen Gaſſe, zogen

gen da die Maske der Freundſchaft ab, warfen ihm einen Mantel über den Kopf und brachten ihn ſo ohne weiteres Geräuſch aus dieſer einſamen Gegend in das nahe Gefängniß, welches ſogleich durch die Miethſoldaten des **Leonidas** von allen Seiten beſetzt wurde.

Noch in derſelben Nacht mußten ſich die Ephoren, auf Befehl des **Leonidas**, dahin begeben, um, dem Scheine nach, ein ordentliches Verhör über ihn anzuſtellen und ein förmliches Gericht zu halten. **Agis** erſchien in der Würde der Unſchuld und voll Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit vor ſeinen Richtern, von denen er wohl wußte, daß ſie ſeinen Untergang beſchloſſen hatten; er beantwortete die Frage, die man an ihm that: ob er etwas zu ſeiner Rechtfertigung vorzubringen habe? mit einem bittern Lächeln, und als einer der Ephoren unter dem Scheine der Mäßigung in ihn drang, zu ſagen: ob er nicht von Andern zu jener gefährlichen Neuerung wäre gezwungen worden? erklärte er mit edler Freimüthigkeit: er ſey von Niemanden gezwungen worden; ſondern habe aus eigner Regentenpflicht

nach

nach dem Muſter des Lykurgs die alte Verfaſſung wieder herſtellen und dadurch ſein Vaterland retten wollen. Auf die Frage: ob er ſein Unternehmen bereue? verſetzte der Edle: er werde nie einen Entſchluß bereuen, den er in der beſten Abſicht gefaßt habe, und wenn er auch das Härteſte darüber leiden ſollte. Dies edle und großmüthige Betragen des Beklagten reizte den Unwillen ſeiner unedlen Richter: ſie fällten auf der Stelle das Todesurtheil über ihn, und befahlen den Gerichtsdienern, es ſogleich an ihm zu vollziehen.

Als man ihn in das Zimmer des Gefängniſſes brachte, worin man gewöhnlich die Verurtheilten zu erdroſſeln pflegte, wagte es keiner der Gerichtsdiener und ſelbſt der ausländiſchen Soldaten, Hand an die geheiligte Perſon eines Königs zu legen, ſie wendeten vielmehr ihr Geſicht von ihm ab, und konnten weder durch Drohung noch Verſprechen zu dieſer entehrenden Handlung gebracht werden. Indeß war die Nachricht von der Verhaftung des Königs unter das Volk gekommen; es entſtand ein Auflauf beim Gefängniß: der

Schein mehrerer Fackeln fiel durch die Gitter deſſelben und man hörte von außen das laute Geſchrei: man ſollte dem Könige von Sparta ein öffentliches Verhör und Gericht vor dem Volke verſtatten. Um deſto mehr ſuchte man im Innern ſeine Hinrichtung zu beſchleunigen, und ſelbſt einer ſeiner vorigen treuloſen Freunde verſtand ſich zu dieſem ſchändlichen Geſchäfte. Beim Hingehen zum Tode bemerkte Agis einen der Diener, der bittere Thränen über ihn weinte und ängſtlich die Hände rang: Freund! rief ihm der Edle zu: weine nicht; ich ſterbe ja unſchuldig und vorwurfsfrei, und bin doch wohl in ſo fern beſſer daran, als meine Henker; mit dieſen Worten reichte er den Hals freiwillig dem Strange hin.

Unter dem Volkshaufen, der während dieſer Hinrichtung ſeines Königs die Thore des Gefängniſſes belagerte, befand ſich auch Ageſiſtrata, die Mutter, und Archidamia, die Grosmutter des Unglücklichen, Frauen, die nicht nur ihres Ranges und Alters, ſondern vorzüglich ihres leutſeligen und edlen Verhaltens wegen in allgemeiner

ner Achtung ſtanden. Dieſe verlangten eingelaſſen zu werden. Einer jener ſchändlichen Verräther öffnete die Thür des Gefängniſſes, und führte beide ehrwürdige Frauen unter der Verſicherung: Agis ſey in Sicherheit, innerhalb deſſelben ein; bei ihrem Eintritt übergab er zuerſt die Grosmutter den Händen der Henker, um ſie in das bewußte Gemach zu führen, indeß er ſich mit der Miene der alten Vertraulichkeit mit der Mutter des Agis unterhielt. — Nach einer Weile führte der Unmenſch auch dieſe in das ſchreckliche Zimmer ein. — Als ſie beim Eintreten ihren Sohn todt auf der Erde liegen und ihre Mutter am Stricke hängen ſah, überließ ſie ſich einige Augenblicke der Empfindung des tödtlichſten Schmerzes, ermannte ſich dann wieder, nahm mit Hülfe der Diener den entſeelten Körper ihrer Mutter vom Strange herab, verhüllte ihn ſorgfältig mit ihrem Gewande, legte ihn neben den Leichnam ihres Sohnes auf die Erde nieder, warf ſich dann über dieſen, küßte ſein Geſicht und benetzte es mit ihren Thränen: „o Sohn! rief ſie aus: mein Sohn! in dies Verderben hat dich deine zu große Schonung und deine Menſchenliebe geſtürzt!" *). Man riß ſie von der Leiche des Geliebten weg, und indem man ihr den Strick um den Hals legte: rief ſie: „möchte dieß nur Sparta zum Glück gereichen!"

---

*) Das Leben des Leonidas und ſeiner treuloſen Freunde ſtand ja vormals eben ſo gut in ſeiner Macht, wie nachher das ſeinige in den Händen dieſes Tyrannen

Mit dem Tode des Agis ſchien die kaum wieder auflebende Hoffnung, Sparta wieder zu ſeinem vormaligen Anſehen zu erheben, ganz zu verſchwinden. Leonidas, zufrieden, ſich wieder in der Königswürde zu ſehen, ohne ſich weiter derſelben würdig zu machen, überließ die Leitung der Staatsgeſchäfte den Ephoren und dem Senat, und folgte blos ſeinem Hange zur Schwelgerei; allein in ſeinem Sohne und Nachfolger erhielt Sparta einen Helden wieder, der das, was Agis angefangen hatte, mit noch mehr Nachdruck fortſetzte, und nicht nur dieſen Staat des Lykurgs, ſondern ganz Griechenland wieder zu ſeinem ehemaligen Anſehen würde erhoben haben, wenn nicht niedrige Partheiſucht und Eigennutz auf beyden Seiten auch die beſten Plane vereitelt hätten.

Kleomenes

war der Name dieſes in der griechiſchen Geſchichte ausgezeichneten Mannes, der mit den vorzügzüglichſten Talenten des Geiſtes und der körperlichen Tapferkeit auch den Vorzug eines edlen, für alles Große und Gute empfänglichen Herzens verband. Er war noch ſehr jung, als ſein Vater, Leonidas, jene Revolution in Sparta ausführte; und ob er gleich bei ſeiner Jugend noch nicht in den eigentlichen Zuſammenhang jener Begebenheiten eindringen konnte: ſo hatte doch das Schickſal des unglücklichen Agis einen tiefen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht, und ſolche theilnehmende Empfindungen in ſeinem Herzen aufgeregt, die er nur mit Mühe vor ſeinem Vater verbergen mußte. Dieſe wurden dadurch noch mehr unterhalten, daß er durch den Willen ſeines Vaters genöthigt wurde, ſich mit einem Frauenzimmer aus dem Hauſe des Agis zu vermählen, die zuvor an den Bruder deſſelben, Archidamus, einem jetzt verbannten Flüchtling, verheirathet geweſen war. Agiatis, ſo hieß dieſe Edle, ſahe ſich zwar durch die Gewalt gedrungen, ihre Hand und mit derſelben ihr ſehr großes Vermögen an einen aus derjenigen Familie zu geben, die den Untergang ihres Hauſes bewirkt hatte; jedoch das einnehmende Betragen

tragen und die edle Geſinnung dieſes jungen Prinzen gewann bald auch ihr Herz, und bei ihrem ſanften und guten Character, der außer den Reitzen ihres ſchönen Körpers, ſie zur Schönſten und Gebildetſten unter den Griechinnen erhob, wußte ſie ſich die Hochachtung und Liebe ihres nunmehrigen Gatten in einem ſo hohen Grade zu verſchaffen, daß ihre Ehe für eine der glücklichſten in Sparta gehalten wurde.

Bei dieſem gegenſeitigen liebevollen Vertrauen konnte es nicht fehlen, daß die Geſchichte des edlen, aber unglücklichen Agis oft der Gegenſtand ihrer vertraulichen Unterhaltung war. Mehrmals, wenn Kleomenes das Auge ſeiner Gemahlin bei der Erinnerung der erlittenen Drangſale ihres Hauſes in Thränen ſchwimmen ſah und nach der Urſache davon forſchte, hörte er aus ihrem ſchönen Munde die Erzählung von den hochherzigen Geſinnungen und großen Planen Agis, und da fühlte auch er ſeine Bruſt mit dem Eifer entflammt, ihm an Tugenden ähnlich zu werden, und ſich durch Aufopferung eigener Vortheile und durch edle gemeinnützige

Thaten einſt des Thrones von Sparta würdig zu machen.

Als er nach dem Tode ſeines Vaters die Regierung antrat, ſuchte er die Entſchlüſſe, die indeß in ſeiner Seele gereift waren, alles zu thun, um dem vaterländiſchen Staate wieder aufzuhelfen, mit raſchen Schritten auszuführen. Das erſte, was er für nöthig dazu erachtete, war, die alte Kriegsdiſciplin wieder herzuſtellen und den Bürgern wieder Liebe zu den Waffen und kriegeriſche Ruhmbegierde einzuflößen, theils, um ſie aus der Schlaffheit, in welche ſie durch die bisherige weichliche und üppige Lebensart verſunken waren, zu erheben, theils, um der Königswürde, die durch das Uebergewicht der Ephoren ſo viel verlohren hatte, mehr Anſehen und Nachdruck zu verſchaffen. Es gelang ihm auch in kurzer Zeit, ſich an der Spitze eines zwar kleinen, aber entſchloſſenen Heeres zu ſehen, das von ſeinem Eifer entflammt vor Begierde brannte, wiedek den Ruhm ſeiner tapfern Vorfahren zu erkämpfen.

In der damaligen Zeit hatte der berühmte Achäiſche Bund unter den Griechen, unter der Leitung eines der weiſeſten Staatsmänner ſeiner Zeit, Aratus, einen ſehr wichtigen Einfluß in die Angelegenheiten Griechenlands erhalten. Mehrere der angeſehenſten Staaten Griechenlands, als Sycion, Megara, Korinth u. a. waren demſelben beigetreten; nur das auf ſeinen alten Ruhm ſtolze Sparta weigerte ſich, gemeine Sache mit den übrigen verbündeten Staaten, zur Aufrechterhaltung der griechiſchen Unabhängigkeit zu machen, aus dem ſo eigennützigen Grunde, um nicht von den Häuptern jenes Bundes Befehle annehmen zu dürfen. Auch fehlte es nicht an andern Staaten, die eiferſüchtig auf das zunehmende Anſehen deſſelben wurden und ſo aus Mangel an Gemeingeiſt einer Einrichtung entgegen arbeiteten, die doch nur allein vermögend war, Griechenland vor der Unterjochung der macedoniſchen und jeder andern Macht zu ſichern. So ſahen es unter andern die Aetolier, die ſich auch, wie die Achäer in einen beſondern Bund vereinigt hatten, gern, daß Sparta ſeine Unabhängigkeit von jenem Bunde behauptete, und verſpraſprachen daher dem **Kleomenes**, der ſich jetzt an die Spitze der Gegenparthei ſtellen wollte, allen nur möglichen Beiſtand.

Gleich auf ſeinen erſten Feldzügen zeigte ſich **Kleomenes** als einen ſo vorſichtigen als tapfern General und kehrte mit Ruhm und Ehre gekrönt nach Sparta zurück. Sogleich machte er aber auch von der Gewalt, die er durch die Waffen erlangt hatte, Gebrauch, um dieſem Staate ſeine urſprüngliche Verfaſſung wieder zu geben: den Anfang machte er damit, daß er die Ephoren, die zeither der königlichen Gewalt entgegengeſetzt waren und ſich ihrer erlangten Macht ſehr übermüthig bedienten, aus dem Wege räumte und dieſe Staatsgewalt gänzlich aufhob. Freilich bediente er ſich dabei eines Mittels, das eines ſo erhabnen Fürſten ganz unwürdig war *): doch wußte er durch eine Rede an das verſammlete Volk die dabei gebrauchte Gewalt als nothwendig zu rechtfertigen, um den kranken Staatskör-

---

*) Er ließ die bei einem Gaſtmahl verſammleten Ephoren durch Meuchelmörder hinrichten.

per durch Abſonderung ſeiner ſchädlichen Glieder zu heilen, daß dieſe Revolution ohne weiteres Blutvergießen vor ſich gieng, und das Volk ſich die veränderte Staatsverfaſſung gefallen ließ. **Kleomenes** erklärte hierauf, um den Verdacht der Alleinherrſchaft von ſich zu entfernen, ſeinen Bruder **Euklidas** zum Mitregenten und richtete ſogleich ſein Augenmerk dahin, die alte lykurgiſche Staatsverfaſſung wieder herzuſtellen. Er ſelbſt hatte ſchon durch ſeine bisherige ſtrenge und enthaltſame Lebensweiſe das beſſere Beiſpiel dazu gegeben: in ſeiner Perſon und in ſeiner Familie bewieß er die ganze Strenge der alten lykurgiſchen Lebensweiſe; ſeine Kleidung, ſeine Tafel, ſein Hausgeräthe, ſein ganzer Aufzug war im allereinfachſten Geſchmacke. Jetzt war er der Erſte, der ſein ganzes Vermögen in den öffentlichen Schatz niederlegte; ſeine Freunde und Verwandte, auch mehrere angeſehene Bürger folgten ſogleich ſeinem Beiſpiel; die Ländereien wurden hierauf zu gleichen Looſen vertheilt, die gemeinſchaftlichen frugalen Mahlzeiten wieder eingeführt, die Erziehung der Jugend, ſo wie die Lebensweiſe der Bürger, auf die alten lakoniſchen

ſchen Grundſätze zurück gebracht. Sparta gewann dadurch in kurzer Zeit wieder eine ganz neue Geſtalt. Bald herrſchte wieder die ehemalige Gleichheit unter den Staatsbürgern, der zu merkliche Abſtand zwiſchen Reichen und Armen war jetzt aufgehoben; diese ſchlichen nicht mehr in niedriger Dürftigkeit einher und jene ſchwelgten nicht mehr in ihrem Uebermuth. Die Lüſte der Weichlichkeit und Ueppigkeit verſchwanden, an ihre Stelle trat wieder Enthaltſamkeit und Mäßigkeit; gymnaſtiſche Spiele und anſtändige Leibesübungen gaben der jungen Bürgerſchaft wieder neue Kräfte, und Heiterkeit und Frohſinn verbreitete ſich über alle Stände.

Kleomenes ſelbſt ſetzte ſeinen Vorzug, als König, darein, ſeinen Bürgern zum Lehrer und Beiſpiel in einer frugalen Lebensart zu dienen. Er unterſchied ſich wenig von dem gemeinſten Bürger, gieng mit jedem auf eine leutſelige und gefällige Art um, verſtattete jedem den Zutritt zu ihm, ohne ſich erſt durch eine Schaar von Leibwächtern und Hofſchranzen durchdrängen zu müſſen. Seine Tafel war äußerſt einfach, be-

Plätze wieder. In dieſem Schiffbruch ſeines öffentlichen Glücks geſellte ſich auch der Verluſt ſeines häuslichen Glücks; ſeine treue Gattin, die er mit der innigſten Zärtlichkeit liebte, die tugendhafte Agiatis, deren ſeltner Verſtand und Herzensgüte ihm auch unter den ſchwerſten Bedrängniſſen in ſeiner Lage erheitert hatte, wurde ihm jetzt durch den Tod entriſſen. Dieſe traurige Nachricht empfieng Kleomenes eines Abends, als er ſich eben auf ſeinem Rückzuge bei Tegea befand; er eilte mit Anbruch des Tags nach Lacedämon, um ſeiner geliebten Gattin noch die letzte Pflicht der Beerdigung zu beweiſen; ſo empfindlich ihm auch dies für ſein Herz war, ſo zeigte er doch auch mitten im Schmerz ſeinen hohen Geiſt, verrichtete die Trauergebräuche mit dem gehörigen Anſtande und richtete nach Endigung derſelben ſeine Aufmerkſamkeit ſogleich wieder auf die Angelegenheiten des Staats.

In ſeiner ſo bedrängten Lage, als ſchon Antigonus an der Grenze des lakoniſchen Gebiets ſtand, mußte er ſeine Zuflucht zu dem damaligen

maligen König von Egypten, **Ptolomäus Evergetes**, nehmen, und ihn um Hülfe ansprechen. Dieſer ſonſt großmüthige König geſtand ihm auch dieſelbe doch jetzt unter der ungroßmüthigen Bedingung zu: wenn er, das einzige das er hatte, ſeine Mutter und ſein Kind zu Unterpfändern ſeiner Treue ihm nach Egypten ſenden würde. — **Kleomenes**, dem dieſe Bedingung äußerſt ſchmerzhaft war, hatte lange den Muth nicht, ſeiner Mutter, **Krateſiklea**, etwas davon zu ſagen; dieſe merkte jedoch nur zu wohl, daß er etwas auf dem Herzen trage und bat ihn, es ihr zu entdecken; da ſchöpfte er Muth und vertraute ihr das ihn ſo ſchwer drückende Geheimniß. „Wenn es weiter nichts war, verſetzte die Ehrwürdige lächelnd: ſo hätteſt du eher dein Herz erleichtern können. Den Augenblick beſorge ein Fahrzeug und ſchicke uns fort, wenn du glaubſt, daß dieſer Körper, der ohnedies hier vom Alter in unthätiger Ruhe verzehrt wird, dem Vaterlande noch nützlich ſeyn kann." Sogleich wurden die Anſtalten zur Abreiſe getroffen. **Kleomenes** begleitete die geliebte Mutter und ſein theures Kind mit der ſtand nur aus wenig Gerichten; nur wenn er Geſandte oder Gaſtfreunde bewirthete, ließ er ſie etwas glänzender zurichten, doch nicht mit leckerhaften Speiſen und künſtlichen Backwerk; ſondern es wurden nur reichlichere Gerichte und ein ſchmackhafterer Wein aufgetragen. Dies glaubte er den Geſetzen der Gaſtfreundſchaft ſchuldig zu ſeyn; „nur in dieſem Punkte, ſagte er einſt zu einem ſeiner Freunde, der ſeinen Gaſt mit der ſchwarzen Suppe und Gerſtenbrod bewirthet hatte, darf man, zumal gegen Fremde, nicht zu ſtreng auf der lakoniſchen Sitte beſtehen.“

Durch dieſe Lebensweiſe erwarb er ſich nicht nur die Liebe ſeines Volks, ſondern auch die allgemeine Achtung der Griechen, die auf ihn, als ein Muſter von König, mit Bewunderung hinſahen. Nicht weniger zeichnete er ſich auch als Feldherr in den nachherigen Feldzügen aus, die er gegen die Achäer unternahm, und brachte dieſe nach einigen entſcheidenden Siegen dahin, daß ſie ihn um Frieden bitten mußten. Beinahe wäre es ihm jetzt gelungen, daß ſeiner Nation wieder der Vorrang unter den Staaten des Peloponnes wäre eingeräumt und er als das Haupt des Achäiſchen Bundes anerkannt worden: wenn nicht die Schlauheit und Eiferſucht des Aratur dies vereitelt und dadurch Griechenland zugleich mit Sparta in neues Elend geſtürzt hätte. Denn noch während der Friedensunterhandlungen wußte jener ſchlaue Staatsmann die Achäer zu bereden, ſich unter den Schutz des damaligen Königs von Macedonien, Antigonus, zu begeben, und ſo dieſem Erbfeinde Griechenlands die Gelegenheit zu verſchaffen, das auszuführen, was ſelbſt Alexander nicht hatte bewerkſtelligen können, auch den Peloponnes unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen.

Dadurch nahm die Sache mit einemmale eine andere und beſonders für Sparta, ja für ganz Griechenland ſehr traurige Wendung. Antigonus rückte mit einem furchtbaren Heere im Peloponnes ein; und ſo tapfern Widerſtand ihm auch Kleomenes that: ſo mußte er doch zuletzt der Uebermacht des Feindes weichen und verlohr in kurzer Zeit alle die vorhin eroberten

Plätze wieder. Zu dieſem Schiffbruch ſeines öffentlichen Glücks geſellte ſich auch der Verluſt ſeines häuslichen Glücks; ſeine treue Gattin, die er mit der innigſten Zärtlichkeit liebte, die tugendhafte **Agiatis**, deren ſeltner Verſtand und Herzensgüte ihm auch unter den ſchwerſten Bedrängniſſen in ſeiner Lage erheitert hatte, wurde ihm jetzt durch den Tod entriſſen. Dieſe traurige Nachricht empfieng **Kleomenes** eines Abends, als er ſich eben auf ſeinem Rückzuge bei Tegea befand; er eilte mit Anbruch des Tags nach Lacedämon, um ſeiner geliebten Gattin noch die letzte Pflicht der Beerdigung zu beweiſen; ſo empfindlich ihm auch dies für ſein Herz war, ſo zeigte er doch auch mitten im Schmerz ſeinen hohen Geiſt, verrichtete die Trauergebräuche mit dem gehörigen Anſtande und richtete nach Endigung derſelben ſeine Aufmerkſamkeit ſogleich wieder auf die Angelegenheiten des Staats.

In ſeiner ſo bedrängten Lage, als ſchon **Antigonus** an der Grenze des lakoniſchen Gebiets ſtand, mußte er ſeine Zuflucht zu dem damaligen

maligen König von Egypten, **Ptolomäus Evergetes**, nehmen, und ihn um Hülfe anſprechen. Dieſer ſonſt großmüthige König geſtand ihm auch dieſelbe doch jetzt unter der ungroßmüthigen Bedingung zu: wenn er, das einzige das er hatte, ſeine Mutter und ſein Kind zu Unterpfändern ſeiner Treue ihm nach Egypten ſenden würde. — **Kleomenes**, dem dieſe Bedingung äußerſt ſchmerzhaft war, hatte lange den Muth nicht, ſeiner Mutter, **Krateſiklea**, etwas davon zu ſagen; dieſe merkte jedoch nur zu wohl, daß er etwas auf dem Herzen trage und bat ihn, es ihr zu entdecken; da ſchöpfte er Muth und vertraute ihr das ihn ſo ſchwer drückende Geheimniß. „Wenn es weiter nichts war, verſetzte die Ehrwürdige lächelnd: ſo hätteſt du eher dein Herz erleichtern können. Den Augenblick beſorge ein Fahrzeug und ſchicke uns fort, wenn du glaubſt, daß dieſer Körper, der ohnedies hier vom Alter in unthätiger Ruhe verzehrt wird, dem Vaterlande noch nützlich ſeyn kann.“ Sogleich wurden die Anſtalten zur Abreiſe getroffen. **Kleomenes** begleitete die geliebte Mutter und ſein theures Kind mit der

Armee nach Taenaros an die Küſte, wo das Fahrzeug, das ſie überſchiffen ſollte, in Bereitſchaft ſtand. Als jetzt der Augenblick des Abſchieds von den Geliebten eintrat, verließ den Helden ſeine gewohnte Standhaftigkeit; nun ſollte er ſich auch von denen trennen, die ihm nach dem Verluſt ſeiner geliebten Gattin noch die Theuerſten in der Welt waren — das konnte ſein Herz nicht ertragen. **Krateſiklea** bemerkte die Niedergeſchlagenheit ihres Sohnes, zog ihn in einen nahen Tempel Neptuns bei Seite und nahm unter der zärtlichſten Umarmung von ihm Abſchied. **Kleomenes** warf ſich weinend bald in die Arme der Mutter, bald ſeines Kindes, und ließ ſeinen Thränen freien Lauf. „Nun, König von Sparta, rief ihm die gefaßte Mutter zu: nun ermanne dich wieder! laß uns die Thränen trocknen und dafür ſorgen, daß wenn wir wieder außer den Tempel treten, uns niemand weinen oder auf eine Weiſe uns betragen ſehe, die der erlauchten Stadt, der wir angehören, unwürdig ſey; nur dies ſteht in unſrer Gewalt; die Leitung unſers Schickſals aber hängt von einer höhern Fürſehung ab.“ Mit dieſen Worten nahm ſie ihren Enkel an die Hand, verließ den Tempel und gieng begleitet von ihrem Sohne an den Bord des Schiffs, wo ſie dann dem Steuermann befahl, in möglichſter Eile in See zu ſtechen.

Auch noch von Egypten aus gab ſie ihrem Sohne in einem Briefe die Erklärung, daß wenn er zum Vortheile von Sparta mit Antigonus Frieden ſchließen könne, er nicht erſt, um eines alten Weibes und eines Kindes willen, auf die Einwilligung des Ptolomäus warten, oder aus Furcht auf ſie Rückſicht nehmen ſollte. — So erhaben und edel war die Geſinnung dieſer ächten ſpartaniſchen Frau.

Lange noch beſchäftigte **Kleomenes** mit ſeinem tapfern Heere die Armeen des macedoniſchen Königs und der Achäer an der Grenze ſeines Landes, durchbrach mehrmals die feindlichen Linien, zerſtörte ſo manche Städte im feindlichen Gebiete und zeigte, mit welch einem furchtbaren und geübten Feldherrn ſie zu thun hatten. Allein da Antigonus mit Vorſicht und allen dazu erforderlichen Hülfsmitteln verſehen den Krieg in die Länge ſpielte, ſo mußte **Kleomenes**, der nur mit Mühe den Bürgern Unterhalt und den Miethstruppen den Sold reichen konnte, zuletzt mürbe werden. Noch ſtand das Glück von Sparta auf einem einzigen Treffen, welches **Kleomenes** den Feinden bei Sellaſia liefern wollte und wozu er alle ſeine Kräfte aufbot. Hätte er ſich nur noch zwey Tage hinhalten und der Schlacht ausweichen können: ſo wäre Sparta ohne Schwerdtſtreich gerettet geweſen: denn eben waren Boten aus Macedonien unterwegs, welche den **Antigonus** mit der Armee zurückrufen ſollten, um ſein eignes Reich gegen die Illyrier zu vertheidigen, die während ſeiner Abweſenheit in großen Haufen daſelbſt eingedrungen waren. Aber das Schickſal, das oft durch gering ſcheinende Umſtände über das Wohl ganzer Staaten entſcheidet, wollte, daß dieſe Boten erſt zwey Tage nach der Schlacht eintrafen, in welcher **Antigonus** den völligen Sieg über die Spartaniſche Tapferkeit davon getragen und den **Kleomenes** völlig in die Flucht geſchlagen hatte.

Dieſer flohe nach Sparta. Sein zerſtreuter ängſtlicher Blick bezeigte ſeinen Bürgern den unglücklichen Ausgang der Schlacht; er ſelbſt gab ihnen den Rath, ſich und ihre Stadt dem Antigonus zu übergeben; ich meines Theils, ſetzte er hinzu, mag leben oder ſterben: ſo werde ich alles thun, was das Wohl des Vaterlandes von mir fordert. Er begab ſich in ſeine Wohnung; ohne irgend eine Erfriſchung, die man ihm anbot, anzunehmen, und ohne die Rüſtung abzulegen, lehnte er ſich einige Minuten lang, das Geſicht auf den Arm gelegt, an einen Pfeiler, ermannte ſich dann wieder, ſammlete ſeine ihm übrigen Freunde, begab ſich mit ihnen nach Gythium, um von da nach Egypten zu ſegeln.

Unterwegs, als er bei einer Inſel Aegialia anlangte, näherte ſich ihm einer ſeiner Begleiter, brach in Unwillen über ihr gemeinſchaftliches Schickſal aus, und äußerte, daß es beſſer und rühmlicher für ſie ſeyn würde, ihrem Leben, bei ſo traurigen Ausſichten, durch einen freiwilligen Tod ein Ende zu machen, als es von der Gnade irgend eines Fürſten zu erbetteln.

„Fel-

„Feiger! erwiederte **Kleomenes** mit ernſtem Geſicht, hältſt du das für rühmlich oder einen Beweiß von Tapferkeit, was eigentlich die elendeſte Flucht und die Sache eines jeden, auch des Verzagteſten iſt? Größere Helden, als wir, haben der Uebermacht ihrer Feinde oder des widrigen Glücks das Feld räumen müſſen; aber wer aus Furcht vor eigenem Elend oder Schmach den Kampf aufgiebt, der iſt eine Memme. Ein ſelbſt gewählter Tod muß ſelbſt Handlung ſeyn, nicht aber eine Flucht vor Handlungen, und nichts iſt ſchändlicher, als blos für ſich zu leben und zu ſterben. Und ſolche Schande würden wir uns zuziehen, wenn wir, deinem Rath zu folge, durch einen Selbſtmord unſrer dermaligen unglücklichen Lage entſchlüpfen wollten, ohne dadurch ſonſt etwas Gutes oder Nützliches für Andere zu bewirken. Warum ſollten wir jetzt die Hoffnung aufgeben, daß unſer Leben noch dem Vaterlande nützlich werden könne? erſt dann wird es noch immer Zeit ſeyn zu ſterben, wenn uns dieſe Hoffnung ganz verlaſſen wird.“

Es iſt zu bedauren, daß ein Mann von ſo guten Grundſätzen und edler Denkungsart in Egypten, wohin er jetzt ſeine Zuflucht nahm, die Gelegenheit nicht fand, ſeine und ſeines Vaterlands unglückliche Lage zu verbeſſern. Zwar wurde er von dem daſigen Könige Ptolomäus Evergetes ſehr gaſtfreundſchaftlich aufgenommen und mit der Hoffnung geſchmeichelt, daß er ihm wieder zum Beſitz ſeines Reichs verhelfen wolle; auch ſetzte ihm dieſer einen anſehnlichen jährlichen Gehalt aus, der zwar hinreichend geweſen wäre, ihn und ſeine Familie anſtändig zu erhalten: aber es lebten ſo viele vertriebene Griechen, die mit in ſein Schickſal verflochten waren, in Egypten, die er ſehr großmüthig unterſtützte, und zu ſeinem Unglücke ſtarb Evergetes zu früh, ehe er ſein dem Kleomenes gegebenes Verſprechen erfüllen konnte. — Unter der üppigen und liederlichen Regierung ſeines Nachfolgers durfte Kleomenes gar nicht an Verbeſſerung ſeines Zuſtandes denken. Als Spartaner konnte er ſich nicht zu niedriger Schmeichelei verſtehen, noch ſeinen Unwillen über das unwürdige Betragen des Königs zurückhalten,

ten, wodurch er ſich den Haß deſſelben zuzog und zuletzt mit ſeinen Freunden in gefängliche Haft gebracht wurde. Ergrimmt über dieſe unverdiente Begegnung, wagte er es, ſich mit Gewalt in Freiheit zu ſetzen und zugleich Alexandrien von dem Joch einer ſo ſclaviſchen Herrſchaft zu befreien: allein ſein zu raſches Unternehmen mislang und zog ihm, ſeinen Freunden und ſeiner Familie einen ſchmählichen Untergang zu.

Schluß der 2ten Abthl. des 3ten Bandes.

Moraliſche
Bilderbibel.

Dritten Bandes
dritte Abtheilung

mit fünf Kupfern;

von der Stiftung des römiſchen Reichs und unter ſeinen Königen bis auf die Einführung der republikaniſchen Verfaſſung; oder vom Romulus bis auf Lucius Brutus.

Von jetzt an, theuerſte Leſer, richten wir unſre Aufmerkſamkeit auf ein Volk, das Jahrtauſende hindurch auf dieſem Schauplatz der Geſchichte eine ſehr große Rolle geſpielt und Menſchen aufgeſtellt hat, die der Bewunderung aller Zeiten würdig ſind. Ein Volk, das von einem ſehr geringen Anfange ſich zu einer ſolchen Höhe emporgeſchwungen hat, daß es nicht nur alle gleichzeitige Nationen und Staaten ſo in Schatten ſetzt, daß ſich die Geſchichte derſelben gleichſam in der Seinigen verliert, ſondern das ſich auch wirklich als das einzige unabhängige Volk die Herrſchaft faſt über alle damals bekannte Länder verſchafte, und mit dieſer Alleinherrſchaft auch zugleich den Ruhm der wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Bildung ſelbſt jenen bewunderten Griechen ſtreitig machte und mehrere Jahrhunderte hindurch behauptete; ja, das ſelbſt noch nach ſeiner Auflöſung auf die geſetzliche und bürgerliche Verfaſſung aller noch jetzt beſtehenden europäiſchen Staaten und den Charakter der Nationen einen ſehr wichtigen Einfluß gehabt hat.

In mehr als einer Beziehung verdient daher die Geſchichte der Römer, dieſes ſo ausgezeichneten Volks, unſre Aufmerkſamkeit, vorzüglich auch in moraliſcher Hinſicht. Es ſtellet uns Menſchen auf, die mit Recht die Bewunderung aller Zeiten verdienen; die zum Beweiß dienen, wie weit es der Menſch an Vollkommenheit bringen kann, wenn er die ihm verliehenen Anlagen und Kräfte gehörig ausbildet und anwendet, zu welchen groſſen und edeln Thaten er fähig iſt, wenn er einen würdigen Gebrauch von ſeinen Talenten macht; aber auch wie tief er unter ſeine Würde ſinken kann, wenn niedrige ſelbſtſüchtige Leidenſchaften die Grundlage ſeiner Handlungen ſind.

Italien *), das von jetzt an der Schauplatz ſo großer Thaten und gleichſam der Mittelpunkt wurde,

---

*) Dieſen Namen ſoll dieß Land von einem ſeiner erſten Könige, Italus, erhalten haben.

wurde, in welchem ſich die ausgebreitetſte Macht vereinigte, ſchien ſchon durch ſeine natürliche Lage zum Sitze des mächtigſten Reichs beſtimmt zu ſeyn, indem es als eine große Halbinſel ſich von dem feſten Lande tief hinab ins mittelländiſche Meer ſtreckt und dadurch mit drey Haupttheilen der Welt in Verbindung ſteht. Der günſtige Himmelsſtrich, in dem es liegt, die Fruchtbarkeit ſeines Bodens, machte es ſchon frühe zu einem angenehmen und geſegneten Aufenthalte für Menſchen, und zog ſehr bald eine Menge Bewohner an ſich, die von Griechenland aus ſchon vor undenklichen Zeiten daſelbſt ſich niedergelaſſen und die ſo ſchönen Gefilde angebaut hatten. Zufrieden, hier einen ſo ſichern und ſchönen Aufenthalt gefunden zu haben, lebten ſie hier mit den Eingebohrnen des Landes in friedlicher Eintracht, kannten keine weitern Bedürfniſſe, als die ihnen die Natur auflegte und die ſie auf die leichteſte Art befriedigen konnten; unterſchieden ſich weder durch Stand noch Reichthum von einander; fanden daher ſelten Gelegenheit zur Zwietracht und lebten ohne Zwang und Geſetze ruhig und zufrieden. Es war dies das patriarchaliſche Zeitalter

Italiens, in welchem die Könige der einzelnen Völkerſtämme das volle Anſehen der Väter hatten und noch den Hirtenſtab, ſtatt dem Zepter in ihren Händen trugen. Die ſchönen Thäler der Apeninnen und an den Ufern des Po und der Tiber waren von fröhlichen Hirten bewohnt, die in glücklicher Einfalt bei reinen unverdorbenen Sitten des Lebens ſo froh waren. — So fand noch einige Zeit vor dem trojaniſchen Kriege der Fürſt Evander aus Griechenland, der zuerſt die Kunſt zu ſchreiben nach Italien überbrachte, die glücklichen Bewohner von Latium, derjenigen Landſchaft an der Tyber, die ſpäterhin das erſte römiſche Gebiet ausmachte, in ſo fröhlicher Unſchuld und bei unverdorbenen Sitten; und ſpät noch erhielt ſich ſelbſt unter den Römern, als dieſe glückliche Periode längſt vorüber war, das Andenken an jene goldne Zeit *).

Später

---

*) So nannte man jene Zeit, in welcher einer der früheſten Könige Latiums, Saturn, über dies glückliche Völkchen regiert haben ſoll, zu deſſen Andenken ſpäterhin die Römer alljährlich das Feſt der Saturnalien in allgemeiner Fröhlichkeit feierten, während deſſen aller Unterſchied der

Stände

Späterhin, als jene kriegeriſchen Abentheuer, die der trojaniſche Krieg auch an die Küſten dieſes glücklichen Landes geſchleudert hatte, und mehrere griechiſche Ausgewanderte, durch die in ihrem Vaterlande ausgebrochenen Revolutionen, an dieſen friedlichen Geſtaden mit gewaffneter Hand landeten, wurden die bisherigen Bewohner Italiens genöthigt, den Hirtenſtab mit den Waffen zu vertauſchen und auf ihre Sicherheit zu denken. — Einer dieſer neuen Ankömmlinge, dem nachher das römiſche Volk ſeinen Urſprung in Italien verdankte, war der trojaniſche Fürſt Aeneas, der nach Einäſcherung ſeiner Vaterſtadt nach langem Umherirren hier ein zweytes Vaterland ſuchte und fand *). Dieſer ſtieg an der Spitze von ſechshundert Mann bei Laurentum ans Land. Zwar ſuchte der damalige König Latinus die Landung und Anſiedelung dieſer neuen Kolonie in ſeinem Gebiet zu hindern; doch ge-

---

Stände aufgehoben und von Hohen und Niedrigen, Herrn und Dienern, das Spiel der Gleichheit auf wenige Tage gegeben wurde.

*) Siehe den 2ten Bd. dieſer M. B. B. Abth. 1. S. 20.

lang es dem Aeneas, theils durch die Ueberlegenheit ſeiner geübten Mannſchaft, theils durch ſeine Klugheit es dahin zu bringen, daß dieſer Fürſt des Landes ein Bündniß mit ihm ſchloß, ihm ſogar ſeine Tochter Lavinia zur Gemahlin gab und ihm zu Erbauung einer Stadt, die er nach dem Namen ſeiner Gattin Lavinium nannte, behülflich war. Durch dieſe Vermählung ſeiner Tochter mit einem Ausländer zog ſich der König Latinus den Haß einer ſeiner Verwandten, des Turnus, dem er ſie zuvor verſprochen hatte, zu; dieſer, auch Fürſt eines kleinen Staats, der Rutuler, griff zu den Waffen und lieferte ihm ein Treffen, in welchem die Oberhäupter beyder Partheien, Latinus und Turnus, das Leben einbüßten; dadurch wurde es nun dem Aeneas leicht, ſich die Oberherrſchaft über beyde Völkerſchaften zu ſichern, die er unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Latiner zu einem Reiche vereinigte.

Aeneas hinterließ das Reich ſeinem Sohne Aſkanius. Aus Achtung gegen ſeine Stiefmutter überließ er dieſer die von ſeinem Vater angebaute

baute Stadt Lavinium, und legte nicht weit davon den Grund zu einer andern Stadt, die den Namen Albalonga erhielt, wohin er den Sitz der königlichen Regierung verlegte.

Wir übergehen hier die Geſchichte dieſes Königreichs von Alba, die von ſeiner Stiftung bis auf Romulus einen Zeitraum von ohngefähr vierhundert und fünf und zwanzig Jahren einnimmt, und nur dadurch in der Geſchichte merkwürdig geworden iſt, weil man von dieſen Nachkommen des Aeneas auf dem königlichen Throne von Alba den Urſprung des Stifters der römiſchen Monarchie herleitet.

Romulus.

Dieſer in der Geſchichte ſo ausgezeichnete Name ſteht zwar hier an der Spitze in der Reihe der edeln und guten Menſchen, die ſich unter dem römiſchen Volke vorzüglich ausgezeichnet haben, allein nicht, als ob der Mann, der ihn führte, auch durch ſein ſittliches Verhalten einer ſolchen Auszeichnung werth ſey: ſondern weil ihn das Alterthum als den Stifter eines Staats angiebt, der ſich vor allen übrigen durch Größe und Erhabenheit ausgezeichnet und Menſchen von großen Charakter erzeugt und gebildet hat.

Romulus, obgleich ein Abkömmling der Könige von Alba, war nicht auf dem königlichen Throne, nicht unter vielverſprechenden Umſtänden geboren. Unter den Nachfolgern des Aeneas war nach dem Tode des Königs Prokas die Erbfolge auf die beyden Söhne deſſelben, Numitor und Amulius, gekommen. Nach dem Rechte der Erſtgeburt und ſelbſt nach dem Willen des Vaters hätte Numitor, als der ältere der beyden Brüder, die Regierung überkommen ſollen; allein der jüngere, Amulius, drängte den ältern vom Throne und wieß ihm ſeinen Aufenthalt außer der Reſidenz an.

Numitor hatte eine Tochter, Rhea oder Silvia, auch Ilia, die gern ihren Vater in ſeinen ländlichen Aufenthalt begleitet hätte, wenn nicht Amulius aus Beſorgniß, ſie möchte einſt als Mutter ihm durch ihre Kinder die Regierung ſtreitig machen, ſie von ihrem Vater getrennt und zu einer Prieſterin der Veſta *) ernannt hätte,

---

*) So wurde bei den Römern die Göttin des Feuers genannt, desjenigen Elements, das wegen ſeiner belebenden und zerſtörenden Kraft ſchon von den frühesten Zeiten her und faſt über den ganzen Erdboden ſeine Verehrer hatte, ſeitdem man ſich von der Erkenntniß und Verehrung des einzigen höchſten Weſens entfernte und die Ehre der Anbetung, die dem Urheber der Natur allein gebürte, auf ſeine Geſchöpfe übertrug. Dieſer Feuerdienſt, der zuerſt in den Morgenländern ſeinen Anfang genommen hatte, wurde bald auch in die Abendländer übertragen, und als einer der älteſten auch vorzüglich heilig gehalten. Lange ſchon vor den Zeiten des Numa, den man gewöhnlich als den Stifter des religiöſen Kultus und beſonders auch des Ordens der Veſtalinnen unter den Römern anſieht, war derſelbe beſonders bei den Albanern in Gebrauch: er führte denſelben auch in Rom ein und gab ihm ein noch ehrwürdigeres Anſehen. Er beſtimmte eine Prieſterin der Veſta, (nach der Zeit wurde ihre Anzahl noch mit zweyen vermehrt) die das heilige Feuer auf dem dazu geweihten Altar unterhalten und das Gelübde der Keuſchheit dabei thun muſten. Vergiengen ſie ſich in einem oder dem andern Stück; ließen ſie durch Nachläſſigkeit das Feuer auf dem heiligen Heerde verlöſchen, oder befleckten ſie ihre Jungfrauſchaft: ſo wurden ſie zur ſchrecklichſten Strafe, im leztern Falle ſogar verurtheilt, lebendig begraben zu werden. Außerdem genoſſen ſie aber auch groſe Vorrechte und anſehnliche Einkünfte; ſie konn-

hätte, damit ſie immer in einem eheloſen Zuſtand bliebe. Dieſer Vorſicht ungeachtet erfuhr er nach einiger Zeit, Rhea habe das Gelübde ewiger Jungfrauſchaft gebrochen und befinde ſich ſchwanger. Er ließ ſie auf dieſe Nachricht ſogleich in Verhaft nehmen und würde auf der Stelle die nach den Geſetzen beſtimmte Todesſtrafe an ihr vollzogen haben, wenn nicht ſeine eigne Tochter, Antho, die mit Rhea in gleichem Alter war und ſie zärtlich liebte, ſich für ſie verwendet und durch ihre Bitten und Liebkoſungen es bei ihrem Vater dahin gebracht hätte, ihres Lebens zu ſchonen. Doch ließ er ſie einſperren und genau bewachen.

Bald darauf kam Rhea mit zwey Knaben nieder; ſo ſchön auch beyde gebildet waren: ſo

machte

---

ten an öffentlichen Orten in Geſellſchaft erſcheinen und nahmen bei Schauſpielen die erſten Plätze ein. Auf dreyßig Jahre verband ſie ihr Gelübde zum Dienſte der Veſta; nach Verlauf derſelben ſtand es ihnen frei, aus dieſem Orden zu treten, und zu heirathen, was jedoch nur ſelten geſchah und jedesmal für eine böſe Vorbedeutung für den Staat gehalten wurde.

machte ihr Anblick gleichwohl auf das Herz ihres königlichen Oheims keinen Eindruck, vielmehr vermehrte derſelbe ſeine Beſorgniß, und er befahl ſogleich einigen ſeiner vertrauteſten Bedienten, die beyden Knaben auf die Seite zu ſchaffen. Dieſe vollzogen auch ſogleich den Befehl des Königs, legten die beyden Kinder in eine Mulde und trugen ſie nach der Tiber, um ſie dem reißenden Strome zu übergeben.

Glücklicherweiſe war eben dieſer Fluß ausgetreten und bedeckte die Felder mit ſtillſtehendem Waſſer. Dadurch gehindert, dem Strome ſelbſt näher zu kommen, begnügten ſich die königlichen Diener, die Zwillingsbrüder in ihrem Behälter auf das Waſſer zu ſetzen und ſie ihrem Schickſal zu überlaſſen. Da ſchwammen ſie eine Zeitlang bis zu einer abhängigen Stelle, wo nicht weit davon ein wilder Feigenbaum ſtand *), wo zuletzt, nachdem ſich das Waſſer verlaufen hatte,

die

---

*) Dieſer merkwürdige Baum wurde von den Römern Ruminalis, ſo wie jene abhängige Stelle Germanus, mit Anſpielung auf dieſe wichtige Begebenheit, genannt und von ihnen heilig gehalten.

die Mulde mit den Kindern auf dem Trocknen ſitzen blieb.

Nicht weit von dieſer Stelle weidete eben ein Hirt ſeine Heerde. Das Geſchrei der Kinder drang ihm zu Ohren *); er nähert ſich der Stelle, findet die beyden ſchönen Knaben, deren ängſtliche Lage ſein Mitleid erregt; trägt ſie in ſeine Wohnung und übergiebt ſie der Verpflegung ſeiner Frau **), die, da ſie eben damals ihren

eige-

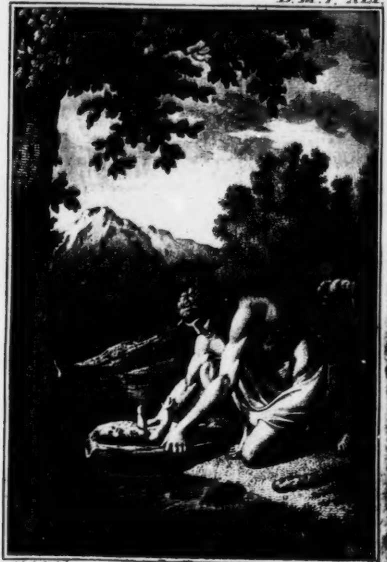
---

*) Vielleicht wurde dies Geſchrei noch früher von den wilden Thieren der dortigen Gegend bemerkt, und hatte ſchon einen Wolf und einen Raubvogel beigelockt, die jetzt durch die Ankunft des Hirten verſcheucht wurden: daher die Sage entſtand: eine Wölfin habe zuerſt dieſe Kinder geſäugt und ein Raubvogel ihnen Speiſe zugetragen.

**) Die Geſchichte hat auch die Namen dieſer Perſonen, die ſich um die Stiftung Roms ſo verdient gemacht haben, aufbehalten. Der Hirt hieß Fauſtulus, und war nach einigen Nachrichten, ſelbſt als Aufſeher bei den Viehheerden des Königs angeſtellt. Seine Frau ſoll Akka Laurentia (oder Larentia) geheißen, unter den Hirten der Gegend aber eben in keinem guten Ruf geſtanden und daher bei ihnen den Namen Lupa geführt haben, welches Wort zugleich eine liederliche Weibsperſon und eine

Wöl-

D. III. T. XLI.



Romulus und Remus verdanken ihre Erhaltung einem Hirten.

eigenen Säugling durch den Tod verloren hatte, ſich deſto williger dem Geſchäft der Erziehung dieſer holden Findlinge unterzog *).

In der Hütte dieſes Hirten wurden nun die Kinder durch die Liebe ihrer Pflegeeltern mit möglichſter Sorgfalt erzogen. Man gab ihnen die Namen **Romulus** und **Remus**. Frühe ſchon wurden ihre Pflegeeltern auf die Vermuthung gebracht, daß dieſe Kinder von nicht gemeiner Abkunft wären und wegen ihrer ſo wunderbaren Erhaltung von der Vorſehung vielleicht zu wichtigen Dingen beſtimmt ſeyn möchten. Es koſtete ihnen auch wenig Mühe, jenes Geheimniß zu entdecken, denn auch in den Hütten der Hirten wurde die Geſchichte des Hofs, und was ſich

beſon-

Wölfin anzeigt, woher vielleicht auch jenes Mährchen von der ſäugenden Wölfin entſtanden ſeyn mag: ihr Andenken, als Erzieherin des wichtigen Zwillingspaars, zu ehren, feierten die Römer noch in ſpäten Zeiten ein Feſt, welches nach ihrem Namen Larentia hieß, und brachten ihr alljährig ein Todtenopfer.

*) Siehe das 41ſte Kupfer.

beſonders mit der Rhea und ihren Kindern zugetragen habe, zum Geſpräch. Um deſto ſorgfältiger aber verbargen ſie ſelbſt ihr Geheimniß, die fürſtlichen Kinder in ihrer Verwahrung zu haben; wiewohl es wahrſcheinlich iſt, daß auch Numitor, ihr Großvater, frühe davon wußte, in welchen guten Händen ſich die Kinder ſeiner Tochter befanden und ihren Pflegeeltern in geheim Unterſtützung verſchafte, um ſie ihrem Stande und ihrer künftigen Beſtimmung gemäß zu erziehen: ſo daß ſich dieſe dadurch im Stande befanden, den Kindern in einem nahegelegenen Städtchen Unterricht in der Buchſtabenſchrift, im Leſen und andern nützlichen Wiſſenſchaften geben zu laſſen und frühe ſchon ihren Verſtand auszubilden.

Beyde Brüder zeichneten ſich auch ſehr bald, außer der edlen Bildung ihres Körpers, durch vorzügliche Talente des Geiſtes aus und behaupteten daher unter ihren jugendlichen Geſpielen immer den Vorzug. Zwar galten ſie beyde für Hirtenſöhne und trieben auch anfänglich dies Geſchäft; aber bald war dieſes für ihren Geiſt und hochſtrebenden Charakter zu eingeſchränkt; die

Jagd war ihren Neigungen angemeſſner, als jene ſtille und unthätige Lebensart bei der Heerde; ſie gab ihnen mehr Gelegenheit, ihren Muth und ihre Körperkräfte zu üben: verſchaffte ihnen den Ruhm und das Verdienſt, die Gegend umher von wilden Thieren zu reinigen und den Hirten den Beſitz ihrer Heerden zu ſichern. Auch die Räuberhorden, die zur damaligen Zeit nicht ſelten die Thäler Latiums beunruhigten, fanden an ihnen einen tapfern Widerſtand, indem dieſe beyden Brüder an der Spitze der muthigſten Jünglinge ſie auch wohl bis in die entfernteſten Schlupfwinkel verfolgten. Wer bei entſtandnen Streitigkeiten über Jagd und Weide die beyden Brüder auf ſeiner Seite hatte, konnte ſicher auf eine glückliche Entſcheidung ſeiner Sache rechnen; durch ſie erhielt auch die ſchwächere Parthie ein merkliches Uebergewicht, und ſelbſt die königlichen Hirten und Aufſeher der Heerden, die ſich zuvor manche Gewaltthätigkeiten erlaubten, wurden jetzt durch dieſe Zwillingsbrüder, die ſich durch ihre Tapferkeit ſo furchtbar gemacht hatten und ſo wenig auf ihre Drohungen achteten, in Reſpekt erhalten. Jeder Unterdrückte konnte auf ihren

Schutz, jeder Hülfsbedürftige auf ihren Beiſtand rechnen; durch dieſe Gefälligkeit gegen die Geringern, oder die ihres Gleichen waren, erwarben ſie ſich um deſtomehr die Achtung und das Zutrauen der Bewohner der ganzen Gegend, jemehr ſie durch ihren Stolz und Verachtung der angeſehnern Parthie dieſe gegen ſich aufbrachten.

Daher kam es oft unter ihnen zu ſehr blutigen Händeln. Bei einem derſelben, als ſelbſt unter den Hirten des Numitors und Amulius ein Streit entſtanden war, wobei dieſe letztern den Kürzern gezogen und eine Menge Vieh verloren hatten, nahmen ſich die beyden Brüder der Sache der unterdrückten Parthie an, und jagten den erſtern wieder ihren Raub ab. Doch beim Rückzuge, als ſich die beyden Brüder von einander entfernt hatten, fiel Remus, der nur wenige Begleiter bei ſich hatte, in die feindlichen Hände und wurde nach einem tapfern aber fruchtloſen Widerſtande von ihnen gefangen genommen. Die Hirten führten ihn vor den Numitor und brachten da ihre Klagen gegen ihn an. Der ſchöne Wuchs des Jünglings, die Herzhaftigkeit, die aus ſeinen Augen leuchtete, der edle Stolz und die Unerſchrockenheit, mit der er vor ihn trat, ſetzten den Numitor in Bewunderung; der junge kühne Mann war ihm zu intereſſant, als ihn ohne weitere Unterſuchung auf der Stelle zu beſtrafen; er nahm ihn mit ſich nach Hauſe, ſuchte hier durch einen ſanften Ton der Stimme und freundliches Begegnen ſein Zutrauen zu gewinnen und fragte ihn, woher er wäre, und von wem er eigentlich abſtamme?

Remus, der zwar zuweilen von ſeinem Pflegevater Fauſtulus einige bedeutende Winke von ſeiner vornehmern Abkunft, aber ſelbſt noch keinen völligen Aufſchluß darüber erhalten hatte, ſagte mit aller Offenherzigkeit, ſo viel er von der Sache wußte, daß er mit ſeinem Zwillingsbruder gleich nach ihrer Geburt, die ihnen aber bis jetzt ein Geheimniß ſey, wären ausgeſetzt und von einem Hirten aufgenommen worden, der noch immer den hölzernen Behälter, in welchem ſie gefunden worden, in ſeinem Hauſe als ein Heiligthum bewahre, ihnen mehrmals gezeigt und ſie bei demſelben beſchworen habe, ſich durch edle

Handlungen ihres Standes und ihrer Beſtimmung würdig zu machen. — Dies war genug für den Numitor, um in dem jungen Hirten den Sohn ſeiner unglücklichen Tochter zu entdecken; er zog ihn mit Inbrunſt an ſeine Bruſt und wartete nur auf Gelegenheit, wie er ſeiner noch immer ſtreng bewachten Tochter beikommen und dieſe entdeckte Spur beſſer verfolgen könnte.

Während ſich dieſes mit dem Remus zugetragen hatte, war Romulus eben mit einem Opfer beſchäftigt geweſen. Kaum erfuhr er die Nachricht von der Gefangennehmung ſeines Bruders: als er mit dem ihm eignen Heldenmuth auf nichts mehr als auf die Befreiung deſſelben dachte und entſchloſſen war, das Aeußerſte für ihn zu wagen. In dieſem Vorſatze wurde er noch mehr durch ſeinen Pflegevater Fauſtulus beſtärkt, der es jetzt für die ſchicklichſte Gelegenheit hielt, ihm das ganze Geheimniß ſeiner Geburt zu entdecken, das er bisher vor ihm verborgen gehalten hatte. Er ſelbſt, der Hirt, nahm die merkwürdige Mulde, machte ſich damit auf den Weg zum Numitor, um durch ſie das Räthſel mit den beyden Kindern aufzulöſen, war aber ſo unglücklich, unterweges von den königlichen Wachen aufgehoben und als ein verdächtiger Menſch vor den König Amulius ſelbſt geführt zu werden, der ſogleich die ſtrengſte Unterſuchung anſtellte und unter Drohungen und Foltern dem Hirten ſein Geheimniß abzuzwingen ſuchte.

Indeß hatte Romulus die herzhafteſten und tapferſten Jünglinge der Gegend, die ihm alle ſehr ergeben waren, um ſich verſammlet, um ſeinen Bruder mit gewaffneter Hand zu befreien; zu ihnen geſellten ſich bald mehrere, die mit der ſtrengen Regierung des Amulius unzufrieden waren, und mit ihnen gieng er in einzelnen Kohorten, die ſtatt der Fahnen Bündel von Reiſern und Heu auf einer Stange trugen *), auf die Stadt los. Amulius, der ſich eines ſolchen Angriffs nicht verſehen hatte, und auf die Treue ſeiner Unterthanen wenig rechnen konnte,

---

*) Dieſe hießen Manipuli, und noch lange nachher führten die einzelnen römiſchen Kohorten, die zu einer Fahne gehörten, davon ihren Namen.

gerieth in ſolche Beſtürzung, daß er ſich nicht zu rathen wußte. Schon drangen die Gewaffneten in die Stadt ein, wo mehrere aufrühriſche Bürger, beſonders aber die Anhänger des Numitors, an deren Spitze ſich Remus befand, ſich an ſie anſchloſſen. Amulius fiel ohne ſonderlichen Widerſtand in die feindlichen Hände und verlohr im Tumulte ſein Leben.

Bald darauf wurde die Ruhe in der Stadt wieder hergeſtellt, und Romulus und Remus erhoben mit Zuſtimmung des Volks ihren Großvater Numitor wieder auf den Thron von Alba, von welchem ihn ſein Bruder verdrängt hatte. Sie ſelbſt aber bedungen ſich dabei ihre Unabhängigkeit aus und daß ihnen verſtattet würde, in der Gegend, wo ſie erzogen worden wären, eine Stadt zu bauen und einen eignen Staat zu errichten. Numitor und die Bürger von Alba boten dazu deſto williger die Hände, um auf ſolche Art des zuſammen gelaufenen Geſindels in ihrer Stadt los zu werden.

So wurde alſo nun an dem Ufer der Tiber, nahe an ihrem Ausfluſſe ins Meer, der Grund zu der Stadt gelegt, die einſt die Beherrſcherin aller bekannten Welttheile werden und alle bisherigen Wohnſitze weltlicher Macht und Hoheit übertreffen ſollte. Aber ſchon über ihre Grundlegung entſtand zwiſchen den beyden Brüdern ein heftiger Streit; jeder hatte ſich einen eignen Berg dazu auserſehen, an deſſen Abhange die Stadt erbaut werden ſollte. Jeder beſtand auf ſeiner Meinung; keiner wollte dem andern nachgeben; man wurde einig, es auf die Entſcheidung eines Auſpicium *) ankommen zu laſſen.

---

*) So nannte man die Art, die Götter um Rath zu fragen und aus gewiſſen Zeichen, zum Beiſpiel aus dem Fluge der Vögel nach einer gewiſſen Richtung am Himmel zur Rechten oder Linken, aus ihrem Geſchrei oder der Art zu freſſen: ferner aus der innern Beſchaffenheit der Opferthiere, die Meinung oder den Willen der Götter zu erfahren. Dieſe abergläubiſche Sitte hatte ſchon das graueſte Alterthum ehrwürdig gemacht und fand daher auch bei den Römern Beifall. Es wurde keine Sache von Wichtigkeit unternommen, bei der man nicht die Götter auf dieſe Art um Rath fragte und den glücklichen oder unglücklichen Ausgang derſelben zu erfahren ſuchte.

Beyde nahmen daher ihre eignen Plätze ein; Romulus den palatiniſchen Hügel, Remus den aventiniſchen, und ſahen mit unverwandtem Blick nach der Gegend des Himmels, die der Wahrſager bezeichnet hatte *). Remus bemerkte zuerſt ſechs Geier über ſeinem Horizont aufſteigen, und ſchon jauchzte ſeine Parthie über dies günſtige Zeichen hoch auf — als ſich bald nachher ein gleiches Freudengeſchrei von dem andern Hügel

---

Diejenigen Perſonen, die zu dieſem Geſchäfte beſtimmt waren, und denen die geheime Wiſſenſchaft, die Zeichen zu deuten und daraus den Willen der Götter zu erklären, anvertraut war, wurden Auruſpices und Augures genannt; bei dem Einfluß, den ſie dadurch auf die Meinung des Volks und auf die Leitung der öffentlichen Geſchäfte hatten, ſtanden ſie in großem Anſehen, und nur die angeſehenſten Perſonen des Staats wurden mit dieſer Würde bekleidet. Selbſt in ſpätern Zeiten eines Cicero, wo die Verſtändigern über dieſen Aberglauben lachten, bewarben ſich gleichwohl die erſten Staatsmänner um dieſe Würde; unſre einſichtsvollen Leſer werden ſich dies wohl zu erklären wiſſen.

*) Dieſe Gegend des Himmels, die unter gewiſſen feierlichen Gebeten vom Auruſpex mit einem krummen Stabe (dem Lituus) bezeichnet wurde, führte bei den Römern den Namen Templum.

Hügel erhob, indem **Romulus** behauptete, zwölf dieſer Vögel geſehen zu haben, die in gerader Richtung nach ihm zugeflogen wären. Beyde Partheien wurden dadurch von neuem erhitzt; es kam zum Handgemenge; ſchon floß von beyden Seiten Blut; als der Streit noch durch Vermittelung einiger Vernünftigen beigelegt wurde; doch koſtete er vielen und unter andern auch dem Erzieher der beyden Brüder, dem **Fauſtulus**, das Leben.

Romulus, der jetzt die Oberhand behalten hatte, bezeichnete nun den Platz und den Umfang, den die neuanzulegende Stadt haben ſollte, indem er, nach damaliger Sitte, mit einem Pfluge, der mit einem weißen Stier und einer weißen Kuh beſpannt war, eine breite Furche um den palatiniſchen Hügel zog. Sogleich wurde auch der Anfang gemacht, einen Graben und Wall um die Stadt zu ziehen. **Remus**, der noch immer ſeine Zurückſetzung bei dieſem Geſchäft der Grundlegung der Stadt nicht verſchmerzen konnte, ſahe mit Hohnlächeln den Arbeitern zu, und um ihnen die Nichtigkeit ihres Unternehmens zu zeigen, ſetzte er mit einem Sprung über den Graben; dies reitzte den Zorn ſeines Bruders ſo ſehr, daß er ihn auf der Stelle niederſtoßen ließ und dabei ſagte: „ſo gehe es jedem, der's wagen wird, dir nachzuahmen!“

Allmählich erhob ſich nun der Erdwall, der die Stadt einſchließen ſollte, die jetzt von ihrem Stifter den Namen Rom erhielt. Schade! daß dieſe nach der Zeit ſo berühmte Stadt bei ihrer Grundlegung mit Bruderblut befleckt wurde!

So eingeſchränkt jetzt noch der Raum, den ſie um den palatiniſchen Berg einnahm, war: ſo war er doch anfangs noch für die geringe Anzahl der Anbauer zu groß; es fehlte der werdenden Stadt noch an zureichenden Bewohnern. Das Erſte, was daher Romulus that, war, daß er in der Mitte der Stadt eine Freyſtätte (Aſylum) heiligte und jedem, der ſich in dieſe Stadt wenden würde, aus was für Urſachen er auch immer ſeine Freiheit verloren hätte, hier völlige Unverletzbarkeit und Freiheit zuſicherte. Auf dieſe Weiſe ſtrömte bald eine Menge Sclaven die ihren Herrn, Schuldner die ihren Gläubigern, Verbrecher die ihrer Obrigkeit entliefen, der neuen Stadt zu, durch die der Anbau derſelben befördert und die Anzahl ihrer Bewohner anſehnlich vermehrt wurde, ſo, daß ſich ihr Stifter ſehr bald an der Spitze eines bedeutenden Volks ſahe. — Deſtomehr Klugheit und Einſicht erforderte es aber auch von ſeiner Seite, um dieſen zuſammengelaufenen, ſitten: und geſetzloſen Haufen zu einem Volke zu vereinigen und in eine geſetzliche, bürgerliche Ordnung zu bringen. Dies war das eigentliche Verdienſt, welches ſich Romulus um ſeine Nation erwarb, durch welches er ſich als einen der klügſten und glücklichſten Stifter des Staats auszeichnete und den Beweiß gab, wie viel eine gute Geſetzgebung und weiſe Einrichtung vermag, um auch rohe ungebildete, ja zum Theil ſchon verdorbene Menſchen zu guten Staatsbürgern zu bilden und ſie zu groſſen und edlen Thaten zu beleben. So ſehr ihm auch ſein eignes Genie bei dieſem ſo wichtigen Geſchäft zu Statten kam, ohne welches er zu dieſem wichtigen Poſten nicht tauglich geweſen wäre: ſo bediente er ſich doch dabei vorzüglich auch des Rathes, mit dem ihn ſein weiſer und in Regierungsgeſchäften erfahrner Großvater **Numitor** in dieſer wichtigen Angelegenheit zur Hand gieng. Bisher hatte er ſich nur immer als den Anführer einer neuen Kolonie betrachtet und benommen, war mehr Anführer und Rathgeber derſelben geweſen: aber nun hatte er das volle Anſehen eines Geſetzgebers und Oberherrn nöthig, um ſeinen großen Plan auszuführen. Um aber ſich nicht als einen ſolchen aufzudringen und ſich neuen Verdrießlichkeiten auszuſetzen, ließ er es dabei auf die freie Entſcheidung des Volks ankommen, welche Regierungsform es annehmen, ob es ſich einen König wählen oder eine republikaniſche Verfaſſung einführen wolle; er für ſeine Perſon ſey bereit, nach dem Willen des Volks zu herrſchen, oder zu gehorchen, zufrieden mit dem Ruhm, einen Staat von Helden geſtiftet und eine Stadt mit ſeinem Namen bezeichnet zu haben, deren künftige Größe er ſchon zum Voraus mit Zuverſicht ahne. — Auf der Stelle erklärte ſich das Volk: es verlange keinen andern Gebieter als ihn und werde ſich ganz ſeinen fernern Anordnungen unterwerfen, und ſo wurde **Romulus** als

König von Rom durch die Stimme des Volks öffentlich ausgerufen. — Doch ehe er dieſe Würde annahm, zog er zuvor die Auſpicien zu Rathe und ließ ſich durch die Prieſter aus den dabei angeſtellten geheiligten Gebräuchen verſichern, daß ſeine Erhebung zur Königswürde auch der Wille der Götter ſey: wie er denn überhaupt den religiöſen Kultus zu einem Grundgeſetz des Staates machte und jedes Unternehmen, das für den Staat von Wichtigkeit war, erſt durch denſelben heiligte.

Dieſe höchſte Staatswürde war zwar damals noch nicht durch äußerlichen Glanz und Vorzüge ausgezeichnet. Krone und Purpur kam erſt ſpäterhin dazu, um ſie auch in gemeinen Augen anſehnlich zu machen. Der Pallaſt des erſten Königes von Rom war nichts mehr als eine von Binſen zuſammengeflochtene und mit Stroh belegte Hütte, die nur wenig über die gemeinen Hütten emporragte *). Gleichwohl ſuchte Romulus

---

*) Sie wurde zur Erinnerung an die Einfalt der erſten Zeiten mehrere Jahrhunderte hindurch ſehr ſorgfältig in ihrer

mulus ſich auch als König in ſeinem neuen Staate durch äußerliche Ehrenzeichen geltend zu machen; er wählte ſich zwölf der herzhafteſten Männer aus der Bürgerſchaft, als Trabanten zu ſeiner Leibwache, die ihn begleiteten und bei feierlichen Gelegenheiten ein Bündel von Stäben, in welchen ein Beil ſtak, zu Bezeichnung der höchſten Gewalt vortrugen *). — Um jedoch nicht das Anſehen eines willkührlichen Deſpoten zu haben und auch für die Zukunft die Macht und Gewalt eines Königs zum Beſten des Staates einzuſchränken, errichtete Romulus einen immerwährenden Rath von hundert Bürgern, die ſich durch ihre Geburt und ihr Alter, durch Einſichten und durch Vermögen vorzüglich auszeichneten

---

der urſprünglichen Geſtalt in Beſſerung erhalten, und erſt unter dem Auguſtus durch eine Feuersbrunſt zerſtört.

*) Dieſe Stäbe hießen Faſces und die ſie trugen Lictoren. Sie waren die beſtändigen Begleiter derjenigen, die die höchſte obrigkeitliche Gewalt im Staate hatten, unter deren Vortritt ſie jedesmal vor dem Volke erſchienen und durch die ſie die Staatsverbrecher auf der Stelle ergreifen, binden, mit den Stäben hauen und dann mit dem Beile ihnen den Kopf abſchlagen ließen.

ten und unter dem ehrwürdigen Namen der Väter *) die Staatsangelegenheiten gemeinſchaftlich mit dem Könige verwalteten **).

Unter mehrern weiſen Einrichtungen, welche Romulus zum Beſten des Staats machte, die jedoch alle hier anzuführen außer dem Zweck dieſer Schrift liegt, gehört beſonders auch die Eintheilung, die er zwiſchen dem angeſehenern und geringern Theil der Staatsbürger machte. Um jene ehrwürdigen Hausväter, die ſich bei Gründung des Staats durch ihre Geburt und Verdienſte ausgezeichnet hatten, nicht mit dem zuſammengelaufenen, namenloſen Geſindel in eine Klaſſe zu ſetzen, ſetzte er den bleibenden Unterſchied zwiſchen beyden feſt, daß jene unter dem Namen

---

*) Patres, von denen hernach diejenigen, die aus dieſen erſten Familien abſtammten, Patricier genannt wurden.

**) Die Verſammlung dieſer Alten (Senes), denen die oberherrſchaftliche Gewalt im Staate anvertraut war, hieß der Senat (Senatus). Die Anzahl der Mitglieder, aus welchen der Senat beſtand, wurde in ſpätern Zeiten bald ſehr vermehrt, bald wieder vermindert

Namen Patricier einen gewiſſen Vorzug von Ehre und Anſehen vor den übrigen behaupten ſollten, die unter dem gemeinen Namen der Plebejen begriffen wurden.

Jene erſtern machten alſo einen gewiſſen Adel im Volke aus, aus deren Mittel die obrigkeitlichen Perſonen und andere angeſehene Staatsdiener gewählt wurden. Um jedoch dieſe Grenzlinie des Standes nicht zu ſcharf zu ziehen und dadurch eine zu große Abſonderung zu machen, die bald zum Nachtheil des Staats in Zwietracht ausbrechen könnte: bediente ſich die Weisheit des Geſetzgebers eines andern Mittels, um beyde wieder mit einander in noch engere Verbindung zu ſetzen und ſich einander unentbehrlich zu machen. Jeder Plebejer erhielt nämlich das Recht, ſich einen Patricier, welchen er wollte, zum Beſchützer zu wählen, der dann verbunden war, ihm in allen Rechtsangelegenheiten beizuſtehen, ihn gegen ungerechte Angriffe vor Gericht zu vertheidigen, und ſowohl ſeine bürgerliche als häusliche Ruhe und Wohlfarth mit allem ſeinen Anſehen und Macht zu ſichern. Dagegen war aber

auch

verpflichtet, ſeinem Patron oder Beſchützer nach ſeinem Vermögen mit Gut und Blut zugethan zu ſeyn, und alle rechtmäßigen Mittel anzuwenden, um das Anſehen und das Wohl deſſelben und ſeiner Familie beſtmöglichſt zu erhalten und zu befördern. Durch dieſe weiſe Einrichtung wurde jenem Unterſchied des Standes jeder gehäſſige und nachtheilige Einfluß benommen und die geſammten Glieder des Staats zu einem harmoniſchen Körper vereiniget.

Da beſonders zur damaligen Zeit das Beſtehen und die Erhaltung eines Staats vorzüglich auf dem kriegeriſchen Muthe und der Tapferkeit ſeiner Bürger beruhte: ſo ſuchte auch Romulus die Dauer des römiſchen Reichs auf eine gute Kriegszucht zu ſetzen; jeder Bürger mußte Soldat ſeyn und die Waffen zu ſeinem gewöhnlichſten Werkzeuge machen; die friedlichen Künſte, oder die mehr eine ſitzende Lebensart erforderten, wurden den Fremdlingen oder Sclaven überlaſſen; nur der Ackerbau blieb davon ausgenommen, als eine für freie Bürger würdige Beſchäftigung, die außer ihrem anderweitigen Vortheil, auch den Körper in Thätigkeit und die Kräfte deſſelben in Uebung erhalte und ſo zugleich zu Kriegsdienſten und Ertragung der damit verbundenen Beſchwerden geſchickt mache *).

Als Geſetzgeber zeichnete ſich Romulus, ſo wie ehemals Drako in Sparta, durch Strenge aus. Seine Geſetze trugen den Stempel der Barbarei, der Roheit ſeiner Zeit, die eine ſolche Strenge nöthig machte. Todesſtrafen waren auf Verbrechen geſetzt, die bei mehrerer Sittlichkeit gar nicht würden Statt gefunden haben. Den Vätern der Familien wurde durch die Geſetze eine faſt unumſchränkte Gewalt über die Ihrigen gegeben. Die Frau hatte zwar gleichen Antheil an allen Gütern und Würden des Mannes, doch war ſie nicht viel mehr als die erſte Sclavin des Hauſes; ſie konnte ſich unter keinerlei Vorwande vom Manne ſcheiden, wohl aber konnte dieſer, wenn er ſie des Ehebruchs, der Giftmiſcherey oder eines hinterliſtigen Diebſtahls, ja auch nur

des

---

*) Daher geſchah es, daß ſpäterhin Feldherrn und Diktatoren oft vom Pfluge weggeholt wurden.

des Weintrinkens vor ihren Verwandten überführen konnte, ſie verſtoßen, ja mit dem Tode beſtrafen. Ueber die Kinder hatte der Vater volle Gewalt; er konnte frei über ſie, als ſein Eigenthum ſchalten, ihnen die Freiheit, auch wohl das Leben nehmen. Dreymal konnte der Vater ſeinen Sohn als Sclaven verkaufen, wenn er auch längſt mannbar, auch wohl in öffentlichem Amte im Dienſte des Staats war; da er im Gegentheil über den wirklichen Leibeignen, wenn er ihn einmal verkauft hatte, alle weitere Gewalt verlohr *).

So hatte **Romulus** dem von ihm geſtifteten Staate ſeine geſetzliche Einrichtung gegeben, und den Grund zu ſeiner Fortdauer gelegt. Durch ſeine Tapferkeit hatte er ſich auch ſchon

---

*) Dieſe Geſetze wurden mit der Zeit, nachdem ſich die Sitten und die Denkungsart des Volks verbeſſert hatte, gemildert, nie aber ganz aufgehoben. So wurden z. B. unter dem Nachfolger **Romulus**, **Numa**, die Söhne dann von der väterlichen Gewalt frei gegeben, wenn ſie ſich mit Einwilligung des Vaters verheirathet und ſelbſt Kinder gezeugt hatten.

ſeinen angrenzenden Nachbarn, die auf die Entſtehung dieſes neuen Staats eiferſüchtig waren, furchtbar gemacht und einige kleinere Staaten mit dem Seinigen vereiniget *). Auch mehrte ſich von Tage zu Tage die Zahl der Einwohner Roms, die durch dieſe Veränderung ihres bisherigen Wohnorts ihre Umſtände zu verbeſſern ſuchten. Um deſto fühlbarer aber wurde nun in Rom bei dieſem täglichen Zuwachs an Mannſchaft der Mangel des weiblichen Geſchlechts, ohne welches die Erhaltung des Staats nur von kurzer Dauer würde geweſen ſeyn. **Romulus** ſchickte daher Abgeordnete an die benachbarten Völkerſchaften, um mit ihnen darüber zu unterhandeln und um ihre Töchter zu werben. Da er aber von allen abſchlägliche Antwort erhielt: nahm er ſeine Zuflucht zur Liſt. Er ordnete ein gewiſſes Götterfeſt an, welches mit aller Feierlichkeit unter Tänzen, Spielen und Wettrennen zu Wagen und zu Pferde mehrere Tage hindurch zu Rom gehalten werden ſollte. Die Neugierde lockte eine Menge Fremde aus den umliegenden Gegenden in die neuangelegte Stadt, die ſich gleich bei ihrer Entſtehung ſo merkwürdig gemacht hatte. Unter dieſen fremden Theilnehmern an dem öffentlichen Volksfeſte befanden ſich auch ſehr viele Weiber mit ihren Töchtern, vorzüglich Sabinerinnen, die von den Einwohnern mit vieler Artigkeit empfangen, einige Tage hindurch als Zuſchauer der öffentlichen Spiele ſehr angenehm unterhalten und bewirthet wurden, bis eben bei einem Pferderennen, welches aller Augen auf ſich zog, die römiſchen Jünglinge, auf ein vom Romulus gegebenes Zeichen, mit Dolchen bewaffnet in die verſammelte Menge einſtürzten, ſich der Mädchen bemächtigten und ſie alles Sträubens ungeachtet mit Gewalt in ihre Wohnungen ſchleppten. Beſtürzt über dieſen unverſehenen Angriff verließen die anweſenden Fremden eilig und unaufgehalten die Stadt, die ihnen gern die Thore zur Flucht öffnete, und nur die geraubten Mädchen in ihren Mauren behielt.

---

*) Er befolgte beſonders dabei die Maxime, daß er die junge Mannſchaft aus den eroberten Städten nach Rom verſetzte, ihr da Bürgerrechte ertheilte und Pflanzungen anwies; dafür aber in die eroberten Städte römiſche Koloniſten einführte, unter die er das eroberte Land vertheilte und dadurch den Umfang des römiſchen Volks erweiterte.

Dieſe öffentliche Verletzung des Gaſtrechtes, welche Romulus durch die Nothwendigkeit zu entſchuldigen ſuchte, brachte alle die angrenzenden Völkerſchaften, die beſonders bei dieſem Raube gelitten hatten, gegen die Römer auf; man ſchwor ihnen die ſchrecklichſte Rache, und rüſtete ſich, ihnen den Raub wieder abzujagen: aber ſtatt ſich darüber gemeinſchaftlich zu berathſchlagen und gemeine Sache gegen die Römer zu machen, wagten es zuerſt nur einzelne Völkerſchaften für ſich, dieſe Schmach mit dem Schwerde in der Fauſt zu rächen; allein ſie wurden bald überwunden und verdankten es noch der Großmuth ihrer Sieger, daß ſie mit Verluſt ihrer bisherigen Beſitzungen unter die Zahl der römiſchen Bürger aufgenommen wurden.

Die Sabiner *) hingegen, die bei jenem Raube am meiſten gelitten hatten, giengen zwar lang-

---

*) Die Sabiner machten damals ein ſehr anſehnliches Volk in Italien aus; ſie bewohnten den ganzen Landſtrich zwiſchen der Tiber und den Apeninnen; ihre Verfaſſung war mehr republikaniſch: die einzelnen für ſich beſtehenden Cantons ſtanden jedoch mit einander in Verbindung zu gemein-

langſamer, aber deſto vorſichtiger dabei zu Werke; ſie ſchickten anfangs Geſandte an die Römer ab und ließen unter friedlichen Bedingungen den Raub zurückfordern; als die Römer aber dieſe Bedingungen ausſchlugen, rüſteten ſie ſich mit Macht zum Kriege, ſtellten eine Armee von ſechs und zwanzigtauſend Mann unter Anführung eines ſehr geſchickten Feldherrn, des **Titus Tatius**, ins Feld und rückten in das Gebiet der Römer ein, die durch dieſe ihnen überlegne Macht in nicht geringe Verlegenheit geſetzt wurden.

Es gelang auch bald den Sabinern, ſich eines befeſtigten Hügels, der der Stadt zur Citadelle diente *), zu bemächtigen, und ſchon dünkten ſie ſich Herrn der Stadt zu ſeyn: als

---

gemeinſchaftlicher Vertheidigung; ihre Beſchäftigung war Ackerbau und Viehzucht, bei der ſie ſich zugleich in den Waffen übten und als Abkömmlinge der Griechen den alten Ruhm der Tapferkeit zu behaupten ſuchten.

*) Es war dies das nachher ſo berühmte Kapitolium. **Tatius** erhielt es durch Verrätherey der **Tarpeia**, der Tochter des damaligen Befehlshabers dieſes Platzes.

Romulus alle ſeine Kräfte anſtrengte, um den Feind von dieſem Poſten zu vertreiben. **Hoſtus Hoſtilius**, einer der tapferſten Römer, führte unter **Romulus** ſeine Landsleute zu dieſem wichtigen Geſchäft an, war aber ſo unglücklich, im erſten Treffen zu fallen; ſein Tod zog die Flucht der Soldaten nach; alles gerieth in Verwirrung; **Romulus** ſelbſt wurde durch den Strom der Flüchtlinge fortgeriſſen, und ſchon ſtand er auf dem Punkte, alles zu verlieren, was er zuvor mit ſo vieler Anſtrengung errungen hatte. Doch die Gegenwart ſeines Geiſtes verließ ihn auch jetzt im Gedränge der Flucht nicht; er faßte wieder mit den Seinigen einen Poſten, hob ſein noch von einem Steinwurfe blutendes Geſicht und ſeine beyden Arme zum Himmel auf und mit einem Blick voll Begeiſterung und Muth, der die ihn Umgebenden in Erſtaunen ſetzte, erbat er ſich den Schutz der Gottheit, unter deren Aufſicht er bisher dieſen Staat gegründet habe, und that das feierliche Gelübde, ihr an dieſer Stätte einen Tempel zur Verehrung zu erbauen. — Dieſes Gebet ihres Anführers machte einen ſolchen Eindruck auf das flüchtige Heer, daß es mit einem einemmal Stand faßte, und, als hätte es ſelbſt eine Stimme vom Himmel gehört, das Treffen mit friſchem Muth erneuerte und die ihm nachſetzenden Feinde nun ſelbſt in die Flucht warf.

Noch fielen ſo manche blutige Gefechte zwiſchen beyden Theilen vor und die Erbitterung ſtieg immer höher; ſchon war ſo vieles Blut vergoſſen worden und noch war es ungewiß, auf welche Seite ſich der Sieg neigen würde. Eben ſollte der Kampf wieder von neuem beginnen und ſchon ſtanden beyde Heere im Begriff, einander mit neuer Wuth anzugreifen, als auf einmal das Heer der geraubten Sabinerinnen mit lautem Geſchrey und fliegenden Haaren ſich auf den Kampfplatz zwiſchen die ſtreitenden Partheien drängte, und ſie auf das flehendſte und unter häufigen Thränen und lautem Heulen bat, den Streit einzuſtellen; mehrere hielten ihre jungen Kinder auf den Armen; bald riefen ſie ihre Väter unter den Sabinern, bald ihre Gatten unter den Römern mit den zärtlichſten Namen an, daß ſie doch ihrer ſchonen, und ſie nicht zu Waiſen, nicht zu Wittwen machen und ſo die engſten Bande des

Blutes,

Bluts, der Verwandtſchaft und der ehelichen Verbindung trennen ſollten! Sie möchten doch Mitleid mit ihnen haben, die ſie in jedem Fall, der Sieg möge fallen auf welche Seite er wolle, den empfindlichſten Verluſt erleiden und noch ſchrecklicher als das erſtemal von denen getrennt werden würden, die ihnen nun das Liebſte in der Welt wären *).

Dieſer rührende Auftritt flößte auf einmal den Kriegern Empfindungen der Menſchlichkeit ein und weckte die Gefühle der kindlichen und ehelichen Liebe in ihrer Bruſt. Es wurde ſogleich ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, und während die Heerführer zur Unterredung zuſammen traten, warfen ſich die Weiber in die Arme ihrer Männer, führten ſie an ihrer Hand ihren Vätern und

---

*) Unter dieſen Friedensſtiftern nennt die Tradition beſonders eine ſehr edle und heldenmüthige Frau, mit Namen Herſilia, die ſich unter den geraubten Sabinerinnen durch ihre vorzügliche Schönheit und Größe auszeichnete, jetzt aber die Gattin eines angeſehenen Römers war, und bei dieſer Geſandtſchaft an die ſtreitenden Parthien, das Wort führte.

und Brüdern zu und ſuchten unter Liebkoſungen und Thränen ſie mit dieſen auszuſöhnen; ein anderer Theil von ihnen brachte Lebensmittel und Erfriſchungen bei; wieder andere beſchäftigten ſich mit den Verwundeten und geleiteten ſie mit ſanften Händen zu ihren Wohnungen, zeigten ihnen, wie gut ſie es hier bei ihren Männern hätten, welche Achtung und Liebe ſie von ihnen genöſſen, daß ſie nicht als Sclavinnen, ſondern als wirkliche Hausfrauen behandelt würden, und ſuchten ſie auf das beſte zu verpflegen und zu bewirthen.

Durch dieſes edelmüthige Verhalten der Sabinerinnen kam ſo die Ausſöhnung zu Stande; die Oberhäupter beyder Parthieen wurden einig, daß ſich beyde, Römer und Sabiner, zu einem Volke vereinigen, gemeinſchaftlich die Stadt bewohnen, gleiche bürgerliche Rechte genießen und den gemeinſchaftlichen Namen, Quiriten *) führen, und Romulus und Tatius gemeinſchaftlich

---

*) Von der Vaterſtadt des Tatius, und Hauptſtadt der Sabiner, Cures.

lich regieren ſollten; übrigens ſollten die Weiber, ungezwungen, wenn ſie Luſt dazu hätten, bei ihren Männern bleiben, jedoch von dieſen als wirkliche Hausfrauen gehalten werden und von aller Arbeit und Dienſten, die ihnen als Freigebornen unanſtändig wären, nur Wollenarbeiten ausgenommen, frei ſeyn. Mit Vergnügen giengen die Römer dieſe Bedingungen ein; ja ſie verſtanden ſich ſogar zu einer noch ausgezeichneteren Achtung gegen ihre Weiber; ſie ſetzten unter andern feſt: daß man ihnen auf der Straße mit Achtung begegnen und ausweichen, ſich in ihrer Gegenwart keiner ungeziemenden Reden bedienen oder entblößt zeigen ſollte, bei Strafe, vor das peinliche Gericht gezogen zu werden; auch ſollten die Söhne der Sabinerinnen ſich vor andern durch eine anſehnlichere Kleidung, wie die Söhne der Patricier, auszeichnen, die in einem Halsſchmuck und in einem weißen mit einem Purpurſtreiſe verbrämten Mantel beſtand *).

Durch

---

*) Dieſer Halsſchmuck war in Form einer Waſſerblaſe, von Gold oder Silberblech, die an einem Halsbande über die Bruſt

Durch Beilegung dieſes Streits, der leicht zum Verderben Roms ausſchlagen konnte, gewann es ungemein an Wohlſtande; die Volkszahl wurde um mehr als die Hälfte, ſo wie auch der Senat mit hundert neuen Mitgliedern aus den Sabinern vermehrt und ſo durch dieſen Beitritt einer ſchon gebildeten Nation der Grund zur nachherigen Größe Roms noch mehr befeſtiget.

Fünf Jahre lang theilte **Romulus** und **Tatius** mit bewunderungswürdiger Eintracht die Regierung. Nach der Zeit verlohr **Tatius** bei einem Aufſtande in Lavinium, den er ſelbſt durch eine treuloſe Handlung veranlaßt hatte, das Leben, und hinterließ nach ſeinem Tode wieder die Alleinherrſchaft Roms ihrem Stifter **Romulus**, der ſich von der Zeit an den umliegenden Staaten immer furchtbarer machte, und theils durch Bündniſſe mit Auswärtigen, theils durch glänzende

Bruſt herabhieng und von ihrer Form den Namen **Bulla** führte. Der lange Mantel mit Purpurſtreifen, den gewöhnlich die Magiſtratsperſonen trugen, hieß die **Toga praetexta**.

zende Siege den Umfang ſeiner Herrſchaft immer mehr erweiterte.

Dies Glück, das ihm bei ſeinen weitausſehenden Unternehmungen immer zur Seite gieng, machte, daß auch er in die gewöhnliche Schwachheit derer verfiel, die aus der Niedrigkeit zu Anſehen und Macht erhoben werden; er nahm einen beleidigenden Stolz an, vertauſchte ſein voriges herablaſſendes und freundliches Betragen mit gebieteriſcher Strenge und übermüthigem Benehmen; ſo wie ſeine vorige gemäßigte und einfache Lebensweiſe, mit dem Prunk der Monarchie; beſonders nachdem ihm nach dem Tode des Numitors auch die königliche Würde von Alba zugefallen war. Jetzt erſchien er vor dem Volke nie anders als in der purpurnen Toga unter dem Vortritt ſeiner Leibwache, und ſelbſt im Senat mit allen Zeichen der Hoheit, nicht, um die Beſchlüſſe deſſelben zu vernehmen oder ihn in Angelegenheiten des Reichs zu Rathe zu ziehen, ſondern um ihm ſeine Befehle zur Vollziehung zu ertheilen. Dies machte ihm die Gemüther ſeiner Unterthanen abgeneigt und die Patricier faßten geheime Anſchläge, ihn auf eine feine Art auf die Seite zu ſchaffen.

Bei einem gewiſſen Volksfeſte, dem **Romulus** als Oberprieſter beiwohnte, welches durch ein fürchterliches Gewitter geſtört wurde, wobei ſich das Volk zerſtreute, nahmen die Senatoren die Gelegenheit wahr, ihn auf einmal verſchwinden zu laſſen; unter dem Vorgeben: er ſey, als ein beſonderer Günſtling der Götter, zu denſelben während des Gewitters aufgenommen worden. Dies ſuchte man dem Volke unter manchen Erzählungen glaublich zu machen; erklärte ihn für einen Halbgott, ſtiftete zu ſeinem Andenken ein jährliches Feſt und verehrte ihn unter dem Namen **Quirinus**.

Obgleich das vom Romulus geſtiftete Reich noch klein war, kaum ſechs Meilen im Umfang hatte: ſo hinterließ es ſein Stifter nach einer ſieben und dreyßigjährigen Regierung doch in einem blühenden Zuſtande, in der zuverſichtlichen Erwartung, daß es zum wenigſten unter den Staaten Italiens die erſte Stelle einnehmen werde. Die nächſt angrenzenden Staaten hatte er ſich zum Theil unterwürfig gemacht, theils durch Bündniſſe in ſein Intereſſe verflochten. Die Zahl der ſtreitbaren Bürger war von dreytauſend und dreyhundert bei ſeinem Tode bis zu ſieben und vierzigtauſend angewachſen, und dieſe ſtanden weit umher in dem Rufe der Tapferkeit, ſo, daß man es nicht leicht wagte, ſich mit ihnen zu meſſen. Bei ſeinen kriegeriſchen Talenten würde er an der Spitze dieſer verſuchten und kühnen Kämpfer, die ſo wenig zu verlieren und ſo viel zu gewinnen hatten, ſeine Eroberungen immer weiter ausgebreitet, aber eben dadurch dem Staate weniger genützt haben. Was dieſer durch Erweiterung von Außen gewonnen hätte, das hätte er an innerer Feſtigkeit und Dauer verlohren. Der Name der Römer, der noch jetzt mit hoher Würde in den Jahrbüchern der Menſchheit prangt, würde, als der Name einer Räuberhorde, die nur auf Verwüſtung und Zerſtören ausgieng, der Aufzeichnung nicht werth geweſen ſeyn. Die Künſte des Friedens würden durch das beſtändige Geräuſch der Waffen aus dieſem Staate verdrängt geblieben ſeyn, und die ſo ſchönen Keime der Humanität, der Tugend, der Gerechtigkeit und des wahren Edelmuthes hätten ſich bei dieſem Volke nicht ſo leicht entwickeln können, die es ſpäterhin würdig machten, das erſte Volk der Erde zu werden und die Huldigung aller bekannten Welttheile zu empfangen. Das kriegeriſche Genie ſeines erſten Stifters konnte zwar die rohe Volksmaſſe in Gährung ſetzen und zu großen Unternehmungen aufregen: aber ihr einen bleibenden Charakter zu geben, und ſie an Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe zu gewöhnen, dazu bedurfte es einer ruhigern und geſetzmäßigern Regierung, und dieſe erhielt es erſt unter ſeinem Nachfolger.

Da **Romulus** keinen leiblichen Thronerben hinterlaſſen hatte: ſo blieb das Volk lange unſchlüſſig, wen es an ſeine Stelle erheben ſollte. Beinahe zwey Jahre hindurch verwaltete der Senat, ohne ein Oberhaupt zu haben, die Regierungsgeſchäfte; die höchſte Gewalt wechſelte der Reihe hindurch unter ſeinen Mitgliedern. Aber nur zu bald wurde man das Mangelhafte einer ſolchen wechſelnden Regierung gewahr; das Volk fieng ſchon an darüber zu murren und ſelbſt unter den Patriciern riß Eiferſucht und Unwille ein; man wurde daher darüber einig, einen König zu wählen und übertrug die Wahl deſſelben dem Volke; dieſes aber lehnte großmüthig dieſe Ehre ab und überließ dies Wahlgeſchäfte dem Senat mit vollem Zutrauen, daß er darin väterlich für ihr Beſtes ſorgen werde. Da der Senat theils aus Römern, theils aus Sabinern beſtand, und jede Parthie ſich der Ehre würdig hielt, daß der König aus ihrer Mitte gewählt würde: ſo entſtanden darüber neue Unruhen, die zuletzt durch den Rath eines verſtändigen Mannes von Anſehen dahin beigelegt wurden, daß die eine Parthie den König wählen, der König ſelbſt aber aus der Gegenparthie gewählt werden ſollte. Das Wahlrecht wurde den Römern zugeſtanden und derjenige, den ſie unter den Sabinern für den würdigſten hielten, der Nachfolger Romulus zu werden, war

Numa Pompilius.

Dieſer edle Sabiner lebte damals nicht in Rom, wohin ſich ein großer Theil ſeiner Landsleute unter ihrem Könige Tatius gewendet hatte, ohngeachtet er eine Tochter deſſelben zur Ehe und durch dieſe Verbindung mit dem königlichen Hauſe Anſprüche auf jenes glänzendere Leben in der neuen Hauptſtadt des Reichs hatte; vielmehr zog er dieſem das ſtille Privatleben in ſeiner Vaterſtadt Cures vor, wo er mit ſeiner Gattin in einer dreyzehnjährigen Ehe die ſtillen und ſchönen Freuden des häuslichen Lebens in ungeſtörter Eingezogenheit genoß, und ſeine übrige Zeit den Wiſſenſchaften widmete.

Als Abkömmlinge der Griechen genoſſen damals auch die Sabiner *), wie mehrere italieniſche Staaten, ſchon den Vorzug einer wiſſenſchaftlichen Bildung und nahmen an der in ihrem Mutterlande fortſchreitenden Geiſteskultur immer noch Antheil, wie denn nicht lange nachher ihr weiſer Landsmann Pythagoras den Saamen der Weisheit auch in dieſem ſchönen Boden Italiens noch mehr ausſtreute.

In dieſer glücklichen Verborgenheit, in welcher **Numa** bisher den Muſen gelebt und ſeinen Verſtand und ſein Herz veredelt hatte, konnte er, bei einer ſo vortheilhaften Auszeichnung, ſich der Bemerkung ſeiner Zeitgenoſſen nicht entziehen; man ſchätzte ihn allgemein als einen Mann von vorzüglicher Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit und es brachte in der That den Römern Ehre, daß ſie bei Beſetzung ihres Thrones ſogleich auf dieſen Würdigen ihr Augenmerk richteten.

Als die Geſandten Roms in Cures ankamen, um dem **Numa** den Beſchluß des Senats bekannt zu machen, wurden ſie zwar von ihm mit aller Achtung aufgenommen, aber es befremdete ſie nicht wenig, daß der Weiſe den Antrag, König zu werden, nicht mit der freudigen Bereitwilligkeit annahm, wie ſie erwarteten, ſondern ſich aus guten Gründen dieſe Ehre verbat. Er wußte zu gut, wie unſicher und mißlich jede Veränderung im menſchlichen Leben beſonders von der Art ſey, zu der er ſich jetzt verſtehen ſollte. Er hatte bisher ſo zufrieden, ſo ruhig und glücklich in ſeinem Zuſtande gelebt, was ſollte ihn nöthigen, an eine Veränderung deſſelben zu denken? warum ſollte er ſeine gewohnte Lebensart verlaſſen, warum ſeine Ruhe und Sicherheit mit einem unſichern und unruhigen Leben auf dem Throne vertauſchen? Er kannte zu gut die unſichere Lage, in welcher ſich ſeine Vorgänger befunden hatten. Er dachte ſich die Ermordung ſeines Schwiegervaters — das plötzliche Verſchwinden des **Romulus** — den man doch für einen außerordentlichen Menſchen, für einen Götterſohn erklärte — was konnte er ſich für Sicherheit verſprechen, der ſich, wie er gegen die Geſandten äußerte, für weiter nichts, als einen ſterblichen und gewöhnlichen Menſchen erkläre und erkenne, dem es ſogar an denjenigen Eigenſchaften fehle, die ein ſo kriegeriſcher Staat, wie der römiſche ſey, von einem Nachfolger des Romulus verlange. Rom müſſe, wenn es ſeine Eroberungen behaupten und noch mehr ausbreiten wolle, einen jungen feurigen und kriegliebenden König haben. Er, dem die Neigung zum Frieden, zu einem ruhigen ſtillen Leben gleichſam angeboren ſey, der aus dieſer Neigung ſich ſeit vierzig Jahren mit den Künſten des Friedens, fern vom Geräuſch der Welt, nur mit Verehrung der Götter, mit den Wiſſenſchaften und mit dem Landbau beſchäftigt habe, werde nun in ſeinem Alter ſeine Gemüthsart und Lebensweiſe nicht ändern und folglich als König von Rom eine ſehr ſchlechte und verächtliche Figur machen.

---

*) Sie ſtammten von Lacedämon ab.

Durch freimüthige Aeußerung dieſer ſeiner Geſinnung gegen die römiſchen Geſandten in Gegenwart ſeines Vaters und eines ſeiner nächſten Verwandten, ſuchte Numa die königliche Würde von ſich abzulehnen, und ſo ſehr auch die Geſandten mit ihren Bitten in ihn drangen, die angebotene Würde anzunehmen und ſo den Unruhen vorzubeugen, die daraus im Staate entſtehen würden, blieb er gleichwohl ſtandhaft bei ſeiner Weigerung.

Erſt nach der Abreiſe der Geſandten lagen ſein Vater und ſeine Verwandten ihm noch beſonders an; er möchte doch die Regierung eines Volks, die er nicht geſucht habe, die ihm freiwillig dargeboten würde, als ein göttliches Geſchenk annehmen; denn wenn ihm auch an der damit verbundenen Ehre und den Reichthümern, die er bei ſeiner Tugend und Genügſamkeit wohl entbehren könne, nichts gelegen ſey, ſo erhalte er doch dadurch Gelegenheit, von ſeinen ſeltnen Talenten, beſonders von ſeiner Gerechtigkeitsliebe, einen größern Gebrauch zu machen. Wahrſcheinlich habe ihn die Verſehung dazu auserſehen, der Beglücker eines Volks zu werden, das des Kriegs und der Waffen, unter denen es verwildere, müde ſey und ſich nach einer friedliebenden Regierung ſehne. Er habe es alſo als einen Dienſt anzuſehen, den er Gott und den Men-

ſchen

ſchen zu leiſten verbunden ſey, und dem er ſich ſelbſt mit Hintanſetzung ſeiner eignen Ruhe und Bequemlichkeit unterziehen müſſe.

Dieſe Vorſtellungen, die ihm ſein Vater machte, mit denen zugleich ſeine Mitbürger ihre Bitten verbanden, die ihre Verbindung mit den Römern unter dem Zepter dieſes weiſen Regenten von ihrer Nation für deſto gegründeter hielten, machten auf das Gemüth des Numa Eindruck; er glaubte darin die Stimme Gottes zu hören und entſchloß ſich, die Regierung zu übernehmen. Nachdem er zuvor den Göttern ein Opfer gebracht und ſie um ihren Beiſtand angerufen hatte, begab er ſich auf die Reiſe nach Rom.

Bei ſeiner Ankunft wurde er vom Volk mit allgemeiner Freude empfangen. Man betrachtete ihn als einen außerordentlichen Mann, den man erſt habe überreden müſſen, die Krone anzunehmen, die Andre ſo begierig ſuchten, und eilte ihm mit Segenswünſchen entgegen; in allen Tempeln wurde geopfert, um den Göttern für das verliehene Geſchenk eines ſo weiſen und guten

Königs zu danken, und ſo unter den glücklichſten Auſpicien trat Numa ſeine Regierung an.

Da er ſelbſt ein Mann von Religion war, und den Einfluß, den die Verehrung des höchſten Weſens auf die Bildung eines guten Charakters habe, an ſich ſelbſt erkannt hatte: ſo glaubte er auch die Denkungsart ſeines Volks, die, ſo wie die Sitten deſſelben, durch die bisher gewohnte kriegeriſche Lebensart verwildert waren, nicht beſſer mildern und an die Pflichten der Menſchlichkeit und des Rechts gewöhnen zu können, als durch die Religion. Zwar war dieſe damals noch ſehr unrein und mit Aberglauben, mit falſchen Vorſtellungen, die man ſich von der Gottheit machte, vermiſcht: doch lag bei ihr, wie bei jeder Religion, die für jedes menſchliche Gemüth ſo einleuchtende Wahrheit zum Grunde, daß man aus Ehrfurcht und Gehorſam gegen das höhere Weſen, das Gute thun, das Böſe unterlaſſen müſſe; ein Grundſatz, der, eben weil er der vernünftigen Natur des Menſchen ſo angemeſſen iſt, mehr als jede andre Geſetze und Zwangsmittel auch ſeinen Willen zu dem, was

Gut und Recht iſt, und was er als den Willen des höchſten Geſetzgebers erkannt hat, geneigt macht.

Numa, der in ſeiner vorhergehenden philoſophiſchen Ruhe ſehr oft dieſes zum Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen gemacht hatte, den ſchon die ihn umgebende ſchöne Natur auf ihren großen Urheber, den ſein noch unverdorbenes inneres Gefühl, ſein Sinn für das was Schön und Gut iſt, auf die Erkenntniß ſeines Willens geleitet hatte, der in die Uebereinſtimmung ſeiner Denkungsweiſe und Handlungsart mit dieſem erkannten Willen der Gottheit, ſeine wahre Gottesverehrung ſetzte: wurde dadurch zwar der Erkenntniß der Wahrheit näher gebracht, als der große Hauſe ſeiner Zeitgenoſſen; doch konnte er ſich noch nicht von allen den Vorurtheilen frei machen, die er durch frühe Erziehung, durch den Umgang mit abergläubiſchen Menſchen und durch die einmal beſtehenden Gewohnheiten und Gebräuche eingeſogen hatte. Der Glaube an Vielgötterei war einmal allgemein und konnte ſelbſt nicht aus der Vorſtellungsart auch des

Vernünftigſten ganz verdrängt werden; und das gemeine Volk war zu ſehr davon eingenommen, und noch lange nicht vorbereitet genug, ſich zur Erkenntniß des einzigen wahren und höchſten Weſens zu erheben; es dachte ſich daſſelbe unter verſchiedenen Geſtalten und Namen, baute jedem dieſer vermeintlichen Götter eigne Altäre und Tempel, zog ſie bei wichtigen Angelegenheiten zu Rathe, und glaubte aus gewiſſen Zeichen an ſichtbaren Gegenſtänden, zum Beiſpiel aus dem Fluge der Vögel, oder aus der Richtung, den die Blitzſtrahlen nahmen, oder aus den Eingeweiden der Thiere, den Willen der Götter, der ihnen durch beſonders dazu beſtellte Prieſter, als vertraute Diener dieſer Gottheiten, erklärt wurde, zu erfahren. Das Alterthum gab allen dieſen Vorſtellungen und Gebräuchen ein deſto ehrwürdigeres und heiligeres Anſehen: je höher hinauf man den Urſprung dieſer oder jener Art der Gottesverehrung ſetzen konnte, deſto ehrwürdiger erſchien ſie in den Augen des Volks, und derjenige hätte zu viel gewagt, der den geheimnißvollen Schleier vor ihnen hätte wegziehen wollen. Am wenigſten lag es in dem Plan des Romulus, des Stifters des römiſchen Volks, auf Verbeſſerung der Religionsbegriffe zu denken; er ſelbſt hatte nie an Läuterung derſelben gedacht; er nahm die Religion, wie er ſie fand, bediente ſich ihrer mehr aus Staatskunſt; ſein Gott war der Gott des Kriegs und der Waffen, ſo wie ſeine Abſicht war, ſein Volk mehr kriegeriſch als aufgeklärt zu machen.

Hätte auch Numa bei dem Antritt ſeiner Regierung das Volk weniger roh und durch anhaltende Kriege verwildert gefunden: ſo würde es ihm doch nicht ſogleich gelungen ſeyn, es zu einer höhern Stufe der Geiſteskultur zu erheben. Er begnügte ſich daher, nur den Grund dazu zu legen, und dazu bediente er ſich eben der Religion; durch ſie ſuchte er die Neigung des Volks auf einen würdigern Gegenſtand zu leiten, es an ruhigere Beſchäftigungen und an eine geſittetere Lebensweiſe zu gewöhnen. War er gleich nicht im Stande, theils wegen der eignen Beſchränktheit ſeiner Einſichten, theils wegen des herrſchenden Aberglaubens, die Vielgötterei zu verdrängen: ſo ſuchte er doch den Glauben an einen höchſten, beſten Gott *), als das höchſtverehrungswürdige Weſen, dem alle die übrigen untergeordnet wären, feſtzuſtellen; übrigens ließ er nicht nur die ſchon vorhandenen Altäre und Tempel der Götter, nebſt ihren Prieſtern in ihren Würden, ſondern vermehrte auch noch die Anzahl derſelben; doch ſuchte er dabei das Volk zu belehren, daß man die Götter nicht ſowohl durch Opfer und Gaben, als vielmehr mit dem Verſtande und mit einem reinen Herzen verehren müſſe; er geſtattete daher nicht, ihnen blutige Opfer von Thieren, noch weniger von Menſchen zu bringen; Mehl, Wein und Früchte waren vielmehr die Gaben, die man nach ſeiner Verordnung den Altären der Götter darbringen ſollte. Auch verbot er ausdrücklich, die Gottheit in der Geſtalt eines Menſchen oder eines Thieres zu verehren, weil man ſich Gott nur im Verſtande denken könne und es unanſtändig ſey, ſich eine bildliche Vorſtellung von ihm zu machen, und ſo

das

---

*) Deus optimus maximus: eine Benennung, die ſehr oft in römiſchen Schriftſtellern zur Bezeichnung des höchſten Weſens vorkömmt.

das Erhabne mit dem Niedrigen, das Beſte mit dem Schlechten in Vergleichung zu ſetzen. — Bei allen Feſten und religiöſen Aufzügen der Prieſter mußte nach ſeiner Anordnung eine feierliche Stille in der Stadt herrſchen, der Bürger ſich jeder geräuſchmachenden Handthierung enthalten, um ſeine Aufmerkſamkeit ungetheilt auf den wichtigen Gegenſtand der öffentlichen Gottesverehrung richten zu können. Dieſe Feierlichkeiten wurden daher jedesmal durch Herolde der Stadt zuvor bekannt gemacht, die dabei Stille und Enthaltung aller Arbeit geboten. Die Anordnung dieſer Feſte, ſo wie die Beobachtung der dabei vorgeſchriebenen Gebräuche beſorgten die Pontifices oder Prieſter, deren Oberhaupt Pontifex Maximus genannt wurde.

So verſchieden übrigens die Gebräuche waren, die er wegen äußerlicher Verehrung der Götter anordnete: ſo hatten ſie doch den Zweck, das Volk an ſeine Abhängigkeit an das höhere Weſen zu erinnern, zu einem guten und würdigen Verhalten anzuhalten und es zu friedlichen und gerechten Geſinnungen geneigt zu machen.

So ordnete er unter andern, um der Wuth des Kriegs Einhalt zu thun und den ungerechten Ausbrüchen derſelben vorzubeugen, ein eignes ehrwürdiges Kollegium von Prieſtern an, die als Handhaber der Gerechtigkeit unter dem Namen der Fetialen oder Friedensſtifter, oder als Wächter über die öffentliche Treue, die Streitigkeiten der zwiſtigen Mächte beilegen und vor Ausbruch des Kriegs alle möglichen Mittel zur Ausſöhnung anwenden mußten *). Durch dieſe Ein-

---

*) Das Anſehen dieſer Fetialen oder Friedensrichter, ſo wie ihr Einfluß auf den Staat, war überaus wichtig. Sie wachten über die Aufrechthaltung des Völkerrechts und der Gerechtigkeit. So lange ſie nicht über die Rechtmäßigkeit eines Kriegs entſchieden hatten, durften weder der König noch die Bürger die Waffen ergreifen. Hielt ſich der Staat für beleidigt: ſo forderte er zuvor durch ſeine Fetialen, die es an die Beleidiger ſchickte, Genugthuung; dieſe ſuchten die ſtreitige Sache gütlich beyzulegen. In ſolchen Fällen gieng der Fetialis im prieſterlichen Talar und der wollnen Mütze auf dem Haupte hin zu dem Volke, oder zu der Stadt, gegen die man Klage hatte, nahm unterweges jeden der ihm begegnete zum Zeugen unter den heiligſten Schwüren, daß er als Herold des römiſchen Volks in keiner andern Abſicht komme, als um Recht und Billigkeit zu fordern, that ſodann dieſe feierliche

Einrichtung erhielt ſelbſt der Krieg ein gerechteres Anſehen, und die benachbarten Völker, die bisher Rom als ein Feldlager betrachtet hatten, betrachteten es jetzt als einen Staat, in welchem die Gottesverehrung mit der Gerechtigkeit ihren Sitz habe, mit dem man ſich ungefährdet in Bündniß einlaſſen könne; und Numa genoß während ſeiner drey und vierzigjährigen langen Regierung das Glück, nicht einmal die Waffen gegen feindliche Nationen ergreifen zu dürfen. Dafür aber begnügte er ſich auch mit dem Umfang, den der römiſche Staat unter der vorigen

Re-

---

liche Erklärung auf dem offnen Markte vor der Verſammlung des Volks, trug ſeine Sache vor und ſchloß ſeinen Vortrag mit einem Aufruf an die Götter, worin er über ſich und das Vaterland die fürchterlichſten Flüche ausſprach, im Fall ſie ungerechterweiſe Krieg anfiengen. Fand ſein Vortrag Gehör, wurde ihm die geforderte Genugthuung zugeſtanden, ſo verſprach er ihm ſeine Vermittelung: weigerte ſich die Stadt, die verlangte Genugthuung zu geben: ſo rief er die Götter zu Zeugen dieſer fruchtloſen Verhandlung an, verließ ohne ſich weiter etwas feindſeliges merken zu laſſen, die Stadt und erklärte bei ſeiner Zurückkehr in Rom: der Krieg müſſe angekündigt werden.

Regierung erlangt hatte, ohne an weitere Ausdehnung deſſelben durch blutige Eroberungen zu denken, ja er ließ ſogar, um künftigen Streitigkeiten mit den Grenznachbarn vorzubeugen, die Grenzen des römiſchen Gebiets durch Markſteine, denen er ein heiliges Anſehen gab, bezeichnen, wobei er mit ſolcher Mäßigung und Gerechtigkeit zu Werke gieng, daß ganz Italien ſich glücklich prieß, einen ſolchen König, der ein Freund der Götter und der Menſchen ſey, in ſeiner Mitte zu haben.

So unter ſeinem friedlichen Zepter erhielt Rom erſt ſeine innre Conſiſtenz. Der vorher rohe und kriegeriſche Geiſt wurde durch göttliche und menſchliche Geſetze gemildert, und durch ſie die Eiferſucht, die bisher ſelbſt unter den Staatsbürgern herrſchte und bald genug in allgemeine Zerrüttung würde ausgebrochen ſeyn, aufgehoben. Römer und Sabiner, ob ſie ſich gleich zu einem Staate vereinigt hatten, bildeten doch immer jedes für ſich eine eigne Klaſſe und machten gegen einander Parthei; der Sabiner war auf den Römer, ſo wie dieſer auf jenen eiferſüchtig; darüber entſtanden unter den Patriciern im Rathe, wie unter den Plebejern öftere Zwiſtigkeiten. **Numa** half dieſen durch eine weiſe Einrichtung ab, durch welche er das zwiefache Intereſſe beider Partheien in eine Menge kleinerer Verbindungen zertheilte und dadurch unvermerkt zu Einem Zwecke vereinigte; er theilte nämlich die ſämmtliche Bürgerſchaft nach ihren vorzüglichſten Handwerken und Beſchäftigungen in beſondere eigne Klaſſen oder Zünfte ein, deren jeder er ſeine eignen Zuſammenkünfte, Gebräuche und Rechte verſtattete und einen eignen Geiſt der Gemeinheit einflößte; durch dieſe einzelnen nähern Verbindungen verſchwand der Unterſchied der Römer und Sabiner, und beyde wurden nun erſt recht zu einem Volke zuſammen geſchmolzen.

Außer denen, die ſchon zu Rom anſäſſig waren, gab es noch eine ſehr große Menge Menſchen, welche die Hoffnung der Beute, beſonders in den letzten Jahren der kriegeriſchen Regierung des **Romulus**, dahin gezogen hatte, die aber nun, bei dieſer friedlichen Regierung, ohne Beſchäftigung und ohne Eigenthum und folglich dem

Staate zur Laſt und ſogar gefährlich worden wären; um auch dieſe zu nützlichen Staatsbürgern zu machen und an ihr neues Vaterland zu binden, vertheilte er die entlegnern Ländereien des römiſchen Gebiets unter ſie, und that alles, um den Anbau des Landes zu befördern, um dadurch dem Staate die ſicherſte Hülfsquelle zu eröffnen. Er theilte dieſe in gewiſſe Gauen (Pagus) ein, ſetzte über jeden derſelben einen zuverläſſigen Mann zum Aufſeher, der zu beſtimmten Zeiten dem Senat Bericht über den guten Fortgang des Landbaues erſtatten und die Vorſchläge zur Verbeſſerung deſſelben in Ausführung bringen mußte. Numa ſelbſt, der vor ſeiner Thronerhebung das ſtillere aber geſchäftige Landleben ſo geſchätzt hatte, widmete auch jetzt als König dieſem ehrwürdigen Stande des Landmanns ſeine beſondere Sorgfalt, und erklärte als Oberprieſter es zugleich für den Willen der Götter, den Boden, den ſie bewohnten, anzubauen, ja er hielt es nicht unter ſeiner Würde, dann und wann ſelbſt bei ihren Arbeiten zugegen zu ſeyn, die Hand an den Pflug zu legen, in die niedrigen Hütten des Landmanns einzuſprechen, ſich mit ihnen über wirthſchaftliche

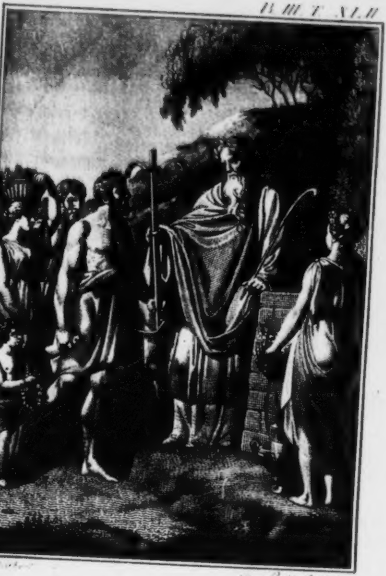
Gegenſtände zu unterhalten und ihnen ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen mitzutheilen *). Oft zog er auch Leute aus dieſem Stande, die er als brave und fleißige Arbeiter erkannt hatte, zu Anſehen und Ehren hervor; dagegen er andere, die träge und nachläſſig waren, durch Verweiſe und Strafen zu beſſern ſuchte. — Auch der von ihm eingeführte Kalender trug ſehr viel zur Beförderung der Oekonomie und zum beſſern Gange der Geſchäfte bei.

So erwarb ſich Numa immer mehr den Ruhm eines wahren Landesvaters; ſein Anſehen war nicht ſowohl auf Gewalt, als vielmehr auf das Zutrauen und die Liebe ſeiner Unterthanen gegründet; denn gleich zu Anfange ſeiner Regierung hatte er erklärt: daß er lieber nicht König ſeyn wollte, wenn er es nicht mit dem vollen Vertrauen ſeiner Untergebenen ſeyn könne; auch hatte er ſogleich die Leibwache, die den Thron umgab und ohne deren Begleitung ſich ſein Vorgänger nie dem Volke gezeigt hatte, abgeſchafft, ließ ſich auch nicht durch die Liktoren die Zeichen der

---

*) Siehe das 42ſte Kupfer.

B. III. T. XLII



Schubert

J. Bolt sc. 1808

Numa als Beförderer
der Religion und Industrie

der Macht vertragen, um alles Mißtrauen von ſich zu entfernen, vielmehr bemühte er ſich, durch dieſes Zutrauen, das er in die Treue und Ergebenheit ſeiner Unterthanen ſetzte, die Zuneigung des Volks immer mehr zu gewinnen.

Das eine was auf den Charakter dieſes weiſen Fürſten einen Schatten wirſt, iſt, daß er ſich zur Ausführung ſeines wohlthätigen Plans, ſein Volk durch gute Geſetze und Einrichtungen zu beglücken, eines Mittels bediente, das von der geſunden Vernunft nicht gerechtfertigt werden kann und weder ihm noch ſeinem Zeitalter zur Ehre gereicht, ob es gleich der damaligen Denkungsart angemeſſen war; es war dies eine Art von frommen Betrug. Er gab nämlich, als er ſein großes Werk begann, vor: er ſtände in geheimer Verbindung mit einer Göttin, oder Nymphe, **Egeria**, die ihn ihres vertrauten Umgangs würdige und durch die er den Willen der Götter erfahre. Die Leichtgläubigkeit ſeiner damaligen Zeitgenoſſen, die ſich ſolche überirdiſche Weſen in Bergklüften und Hainen als gegenwärtig dachten, fand es nicht unwahrſcheinlich, daß

ein

ein ſo ausgezeichneter Mann, der ſeine Zeit, die ihm von Regierungsgeſchäften übrig blieb, dem ſtillen Nachdenken in der Einſamkeit widmete, auch wohl ein beſonderer Freund und Liebling der Götter ſey, die ihn mit weiſen Rathſchlägen bei Führung ſeiner Geſchäfte unterſtützten. Dadurch gelang es ihm, ſeinen Einrichtungen das Anſehen von göttlichen Anordnungen zu geben und das Volk zur Beobachtung ſeiner Vorſchriften geneigter zu machen.

Auch das häusliche oder Familienglück, als die Grundlage des allgemeinen bürgerlichen Wohls, entgieng der Sorgfalt dieſes weiſen und ſtaatsklugen Regenten nicht; auch dieſes ſuchte er vorzüglich durch weiſe Verordnungen und durch Einführung guter Sitten zu befördern. Zwar beſtätigte er auch das ehrwürdige Anſehen und das volle Recht des Familienvaters über ſeine Kinder, das ſchon Romulus ihm zugeſtanden hatte; doch ſorgte er dafür, daß es nicht in Tyrannei ausartete; der Vater blieb Herr über ſeine Kinder, ſo lange ſie unverheirathet waren; alsdann aber, wenn ſie ſich mit ſeiner Einwilligung vereheligt ehelígt hatten, durfte er ſie nicht mehr als ſein Eigenthum anſehen. Den Weibern und Gattinnen ſuchte er Ehrfurcht gegen ihre Männer und ſtrenge Sittſamkeit zur Pflicht zu machen, ſie an ſtillen häuslichen Fleiß, an Mäßigkeit und Ordnungsliebe zu gewöhnen, verſtattete ihnen aber keine Einmiſchung in öffentliche Verhandlungen.

Auf ſolche Art befeſtigte er immer mehr die Wohlfahrt des Staats im Innern: ſo wie er durch ſeine Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe ihn auch von Außen gegen feindliche Anmaßung ſicherte. Während ſeiner langen glücklichen Regierung entſpann ſich kein Zwiſt, keine Feindſchaft, keine Empörung weder im Staate noch mit den Angrenzenden. Es herrſchte allgemeiner Friede; gottesdienſtliche Feſte und Spiele vereinigten Einheimiſche und Fremde zu freundſchaftlichen Verbindungen; ungeſtört baute der Landmann ſein Feld und genoß die Früchte ſeines Fleißes in Frieden. So groß iſt der Einfluß eines gottesfürchtigen, weiſen und tugendhaften Regenten auf die Wohlfahrt ſeines Volks.

Schon fand ſich Numa als Stifter des Nationalglücks bei ſeinem Leben durch das Bewußtſeyn Gutes geſtiftet zu haben, und durch die allgemeine Liebe des Volks belohnt; dies machte ihm auch ſeinen Tod ſanft, der ihn im hohen Alter durch allmähliche Entkräftung beſchlich, und verſchaffte ihm einen bleibenden Nachruhm bei ſeinen dankbaren Nachkommen. Sein Tod verurſachte nicht nur in Rom allgemeine Trauer; auch die Auswärtigen, die mit dieſer Stadt in Bündniſſen ſtanden, nahmen Theil an ſeiner Beerdigung, ſchickten ihre Geſandten mit Kränzen und Geſchenken dahin ab, um den Leichenzug zu verherrlichen, der mit aller Feierlichkeit gehalten wurde. Die ſämmtlichen Prieſter giengen der Leiche vor, die auf einem Paradebette von Patriciern auf ihren Schultern getragen wurde; ihr folgte das übrige Volk, das durch alle Merkmale der aufrichtigſten Betrübniß zu erkennen gab: es beweine nicht ſowohl den Verluſt eines guten Regenten, als eines allgemeinen Freundes und Vaters.

Der friedliche Geiſt, der unter der Regierung des Numa den römiſchen Staatskörper belebt hatte, verſchwand mit dem Tode ſeines Oberhauptes. Durch ihn hatte zwar Rom an innrer Stärke und Wohlſtand gewonnen, aber nicht an Ausdehnung und Umfang ſeines Gebiets. Es würde ein zwar kleiner und glücklicher Staat geblieben ſeyn, aber nie bei dieſem Geiſte die Herrſchaft der Welt an ſich geriſſen, nicht ſeinen Namen ſo glänzend in der Geſchichte gemacht haben. Um es zu dieſem glänzenden Glück zu erheben, bedurfte es wieder eines Königs mit dem kriegeriſchen Geiſte ſeines erſten Stifters Romulus, und dieſen fand es in der Perſon des

Tullus Hoſtilius.

Statt der Palme des Friedens, unter welcher bisher die Römer ſo ruhig gelebt hatten, wehte nun wieder unter der Anführung dieſes eroberungsſüchtigen Fürſten und ſeiner Nachfolger die Fahne des Kriegs. Die ſtillen Beſchäftigungen und die Künſte des Friedens wurden durch das Geräuſch der Waffen verdrängt, und ſtatt der Früchte des Fleißes in Anbau ihres Landes erndtete das Volk auf blutigen Schlachtfeldern glänzende Siege.

Für diejenigen, die an kriegeriſchen Unternehmungen Vergnügen finden, kann die Geſchichte dieſes Königs unterhaltend ſeyn; ſie finden an ihn einen Helden, der körperliche Tapferkeit mit Klugheit verband, der als ein geſchickter Feldherr jeden gegebenen Vortheil zu benutzen und ſich durch ſeine Geiſtesgegenwart aus Verlegenheiten zu ziehen wußte; unter deſſen Regierung ſich einer der angeſehenſten Staaten Latiums, der Albaniſche, der durch mehrere Jahrhunderte ſo blühend geweſen war, unter den römiſchen Zepter beugen mußte, indem er bei einer entſtandenen Empörung dieſe alte Reſidenz der Nachkommen des Aeneas, dieſe Mutterſtadt Roms, der Erde gleich machen ließ, ihre Bewohner nach Rom verſetzte, und an dem Stifter dieſer Unruhen, dem treuloſen Befehlshaber von Alba, Metius Suffetius, eine ſchreckliche Rache nahm.

Wir, die wir ſo ungern bei ſolchen blutigen Auftritten verweilen, bei denen die Menſchheit ſchaudert, eilen lieber, mit Umgehung derſelben, um wieder auf Handlungen zu treffen, die der Auszeichnung werth ſind, durch die ſich die menſchliche Tugend in ihren Verehrern verherrlicht oder an ihren Verächtern beſtraft. In der letztern Beziehung kann auch Tullus Hoſtilius als Beleg zu der Wahrheit gelten, daß derjenige, der auf den Untergang anderer ſeinen Ruhm gründet, ſich ſelbſt um ein Glück bringt, das durch keinen Siegerkranz aufgewogen wird, um die innre Ruhe des Herzens.

So laut auch der allgemeine Ruf für den Tullus Hoſtilius als einem der tapferſten und gefürchtetſten Könige ſprach: ſo empfand er doch das freudige Bewußtſeyn nicht, das ſeinem Vorgänger noch in ſeinem Alter blieb, ſeine Pflicht erfüllt zu haben. Je mehr er ſich demſelben näherte, um deſto unruhiger ſchlug ſein Herz, und ſetzte ihn in Furcht und Bangigkeit. In jeder widrigen Naturbegebenheit glaubte er den Zorn der Götter zu vernehmen, die ihn ſeiner Verbrechen wegen beſtrafen wollten. Er der zuvor wenig auf ihren Willen achtete, nahm jetzt zu abergläubiſchen Mitteln Zuflucht, ſchloß ſich in das Innre ſeiner Wohnung ein und bemühte ſich, den Zorn der Götter durch nichtige Opfer zu verſöhnen; bis zuletzt ein ſchneller Tod — ungewiß ob durch einen Blitz oder durch einen Dolch — ſeinem unruhvollen Leben ein Ende machte.

Noch bemerken wir hier eines Vorgangs aus der Geſchichte ſeiner Regierung, der zwar wenig moraliſchen Werth hat, aber durch die meiſterhafte Darſtellung der vorzüglichſten Geſchichtſchreiber *) ſo intereſſant geworden iſt, daß wir ohne Erwähnung deſſelben den Vorwurf befürchten müßten, ein merkwürdiges Gemälde der Denkungsart und Sitten der damaligen Zeit über

---

*) Beſonders des Livius, der mit maleriſcher Beredſamkeit die Geſchichte ſeiner Nation beſchrieben hat.

übergangen zu haben, nämlich: **den Streit der Horatier und Kuriatier.**

Die immer mehr zunehmende Größe Roms hatte ſchon ſeit einiger Zeit den benachbarten Mutterſtaat Alba aufmerkſam gemacht und die Eiferſucht zwiſchen den Königen beyder Staaten erregt, die ſchon frühe in öffentliche Fehde würde ausgebrochen ſeyn, wenn nicht die häufigen Familienverbindungen zwiſchen beyden Völkern die Bande der Eintracht noch zuſammen gehalten hätten. Doch gab ein Raub, den die Hirten dieſer beyden Grenznachbarn an Vieh begangen hatten, zuletzt die Veranlaſſung zum gänzlichen Bruch. Der Krieg wurde von beyden Theilen geſucht und förmlich erklärt. Beyde Armeen rückten ins Feld und drohten einander Untergang und Verderben. Ehe es jedoch zur Hauptſchlacht kam, that der Anführer der Albaner dem Könige **Tullus** den Vorſchlag, man möchte doch, anſtatt das Blut ſo vieler Unſchuldigen dabei aufzuopfern und Alles aufs Spiel zu ſetzen, den Streit lieber durch einen Zweykampf entſcheiden laſſen. **Tullus** nahm dies an und erbot ſich auf der Stelle ſelbſt gegen den Metius zum entſcheidenden Kampfe fürs Vaterland, den jedoch dieſer ausſchlug, weil es nicht eine Privatſache, ſondern die Angelegenheit zweyer Städte beträfe, die daher auch durch Kämpfer aus ihrer Mitte entſchieden werden müſſe. Man kam überein, daß von jeder Parthie drey Kämpfer dazu auserſehen würden, und durch ein beſonderes Zuſammentreffen der Umſtände geſchahe es, daß es auf jeder Seite drey Brüder waren, die noch dazu von beyden Theilen mit einander in Verwandtſchaft ſtanden, jetzt aber über die Sache des Vaterlandes ihrer eignen Familienverbindung entſagten; ſie hießen Kuriatier und Horatier, die jetzt von ihren Königen und der Nation aufgefordert wurden, mit ihrem Blute über das Schickſal ihres Vaterlandes zu entſcheiden und dieſem durch ihren Sieg die Oberherrſchaft oder durch ihren Fall die Unterwürfigkeit zu bereiten. Als Tullus dieſen Antrag von ſeiner Seite den Horatiern that und dazu ihre freiwillige Entſchließung forderte, erklärte der Aelteſte von ihnen: ſie würden nicht einen Augenblick Bedenken tragen, dieſen ehrenvollen Auftrag anzunehmen den Kampf fürs Vaterland zu beſtehen, wenn dies von ihrer freien Entſchließung abhieng: aber ſie hätten noch einen Vater am Leben, deſſen Einwilligung ſie zuvor ſuchen müßten. Der König gab dieſer ihrer Erklärung ſeinen völligen Beifall und ſchickte ſie in dieſer Abſicht an ihren Vater ab; dieſer erklärte, ſie hätten dadurch, daß ſie ihn zuvor um Rath gefragt, ihre Kindespflicht erfüllt, und nun wolle er es auch ganz ihrer Entſchließung und ihrer eignen Entſcheidung überlaſſen, was ſie in dieſer Sache für das Rathſamſte halten würden. „Nun Vater, war ihre Erklärung, wir ſind bereit den Kampf anzunehmen; unſre Gegner ſind zwar unſre Verwandten, aber das Schickſal hat dieſe Verbindung aufgelößt; das Vaterland fordert unſre Dienſte; ſchon haben ſich die Kuriatier dem Dienſte des Ihrigen gewidmet: wir wollen ihnen an Tapferkeit nicht nachſtehen.“ So ſeyd ihr meine Söhne, rief der gerührte Vater aus, hob beyde Hände zum Himmel und dankte den Göttern, daß ſie ihm ſolche würdige Kinder gegeben hätten, umarmte dann einen nach dem andern auf das zärtlichſte und drückte den Vaterkuß, mit dem er ſie dem Tode fürs Vaterland weyhte, auf ihre Lippen.

Nachdem ſie mit der väterlichen Einwilligung wieder ins Lager zurückgekehrt und dem Könige ihre Erklärung gethan hatten, ließ dieſer ſogleich die Armee unter die Waffen treten und einen feierlichen Kreiß um die Jünglinge ziehen. Es wurde ein Altar errichtet, zu welchem der König die drey Brüder unter Begleitung des Volks, das ihre Häupter begränzte und ihnen Blumen zu den Füßen ſtreute, hinleitete, um ſie durch Gebet und Opfer dem Schutze der Götter des Vaterlands zu empfehlen. Auch auf Seiten der Albaner wurden die drey Kuriatier auf ähnliche Art zum feierlichen Kampfe eingeweyht und dann von beyden Theilen der Raum zum Kampfplatze abgeſteckt, zuvor aber über einem gemeinſchaftlichen Opferaltare der Bund beſchworen: daß welche Parthei durch Entſcheidung dieſes Kampfes verlieren würde, ohne weitere Ausflucht der andern unterwürfig ſeyn ſollte.

Jetzt traten beyde Armeen in beſtimmter Entfernung als Zuſchauer von einander ab und die Kämpfer, die den Muth zweyer Heere in ſich vereinigten, in den geſchloßnen Kreiß ein. Als ſie die Schwerder gegen einander zogen und den entſcheidenden Kampf begannen, herrſchte auf Seiten der Zuſchauer eine feierliche furchtbare Stille, als ob über der geſpannten Erwartung Alles Athem und Stimme verlohren hätte: aber als die Kämpfer näher zuſammen trafen, als Schlag auf Schlag folgte, als ſchon von beyden Theilen Blut floß und zwey von den Römern zu den Füßen ihrer Sieger niederſtürzten: da lößte ſich dies Schweigen in laute Aeußerungen ſowohl der Freude auf Seiten der Albaner als der ängſtlichſten Furcht auf Seiten der Römer auf: jene erfüllten die Luft mit Freudengeſchrei — dieſe riefen dem noch übrigen einzigen Verfechter ihrer Freiheit Muth zu, und ſuchten ſeinen Heldenmuth noch mehr zu entflammen.

So ungleich auch jetzt der Kampf eines Einzigen gegen Dreye war: ſo hatte doch der Römer den Vortheil für ſich, daß er noch ganz ohne Wunden war, indeß die drey Kuriatier jeder mehr oder weniger Wunden empfangen hatten; und bald gelang es ihm, den Einen ſeiner Gegner mit dem Dolche niederzuſtoßen. Mit deſto größerer Erbitterung griffen ihn die beyden übrigen an; um aber ihre vereinte Macht zu trennen, verließ er mit verſtellter Flucht den Kampfplatz eine weite Strecke, in der Erwartung, daß ihm die ſchwerverwundeten Albaner einzeln, je nachdem es ihre Kräfte verſtatteten, nacheilen würden. Er betrog ſich auch nicht in dieſer Erwartung; und kaum bemerkte er dies, als er ſogleich umkehrte, den ihm nächſten Gegner mit Ungeſtüm angriff und nach kurzem Widerſtande zu Boden ſtreckte. Nun war nur noch ein einziger übrig, und es koſtete ihm wenig Mühe, auch dieſen, der ohnehin von den ſchon erhaltenen Wunden ganz entkräftet war, durch den letzten Todesſtoß ſeinen beyden Brüdern nachzuſchicken. So mißlich der Anfang dieſes Kampfs für die Römer war, ſo wurden ſie deſtomehr durch den unerwartet glücklichen Ausgang deſſelben in deſto lebhaftere Freude verſetzt. Unter dem lauten Zujauchzen der Zuſchauer zog Horatius den Erſchlagnen ihre Waffenröcke aus und zog mit dieſer Beute in Begleitung des Volks als Sieger in die Stadt ein.

Aber bald wurde der Taumel ſeiner Freude geſtört; denn eben als er ſich dem Thore der Stadt näherte, bemerkte er unter dem Haufen der Menge, die ſich ihm entgegen drängte, auch ſeine Schweſter, mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes und der Verzweiflung im Geſicht. Ihr Herz hatte an dieſem Kampfe den innigſten Antheil genommen, denn unter den Kuriatiern, mit denen ihre Brüder auf Leben und Tod kämpften, war einer ihr Bräutigam, dem ſie kurz zuvor einen von ihren Händen verfertigten Waffenrock zum Geſchenk gemacht hatte. Jetzt als ſie dieſen, mit dem Blute ihres Geliebten getränkt, als Beute über die Schultern des Siegers hangen ſah — erkannte ſie nicht mehr im Sieger den Bruder — ſondern den Feind, der ihr das Liebſte geraubt hatte, brach in die heftigſten Verwünſchungen gegen ihn aus, ſchalt ihn einen Unmenſchen, der einem reißenden Thiere gleich ſey, den ſie als den Mörder ihres Geliebten verabſcheue. Aufgebracht über dies ihr Betragen vergaß auch der Bruder in der Trunkenheit des Siegs, daß die verzweifelnde Geliebte ſeine Schweſter ſey, zog den Degen, der noch vom Blute ihres Geliebten befleckt war, und ſtieß ihn der Schweſter mit den Worten in die Bruſt: „So geh denn hin zu ihm, den du als deinen Liebhaber deinen Brüdern und dem Vaterlande vorziehſt und dich nicht ſchämſt öffentlich zu beklagen. Und ſo ergehe es jeder, die Roms Feinde zu beweinen wagt!“

Dieſer Schweſtermord dämpfte mit einemmale die freudige Theilnahme der Bürger an dem erkämpften Siege, und das Verdienſt, das ſich Horatius durch ihn um Rom erworben hatte, ſprach ihn nicht von dem Verbrechen, nicht von der Strafe frei, die er nach den Geſetzen als Mörder verdient hatte, und die darin beſtand, daß ein Verbrecher dieſer Art, der ſich durch den Mord eines ſeiner nächſten Verwandten befleckt hatte, mit verhülltem Geſicht an einen Pfahl gebunden und mit Stecken zu Tode gepeitſcht wurde.

Schon hatten auch die Richter das Urtheil über ihn ausgeſprochen, das ſelbſt der König, ſo ſehr er ſich auch für den Jüngling verwendete, nicht abändern konnte; ſchon näherten ſich ihm die Liktoren, um es zu vollziehen: als Horatius an das Volk appellirte und von dieſem die Entſcheidung ſeines Schickſals verlangte. Unter der Menge befand ſich auch der alte Vater, der ſchon aller ſeiner Kinder beraubt, nun auch dieſen Einzigen, der ſein Stolz war, verlieren ſollte. Sein thränendes Auge, ſein herzdurchdringender wehmüthiger Blick war noch beredter als ſein Mund, durch den er in kurzen abgebrochnen Worten das Volk zum Mitleid zu bewegen und es zu überreden ſuchte, wie ungerecht es handeln würde, wenn es den Sieger von Alba, den Befreier des Vaterlands einem ſo ſchimpflichen Tode übergeben, bei den Trophäen und Denkmälern ſeines Siegs einen Schandpfahl errichten und mit dem Blute ihres Retters beflecken würde. — Die Vorſtellung des ehrwürdigen Greiſes machte Eindruck, das Volk ſtimmte für ſeine Begnadigung, drang in die Richter, ihn frei zu ſprechen und vermittelte es beim Könige, daß der Verbrecher

auf

auf freien Fuß geſtellt würde; doch mußte er ſich zuvor mit verhülltem Geſicht unter das ſchimpfliche Joch beugen und ſich darauf den Reinigungsgebräuchen der Prieſter unterwerfen.

Der römiſche Staat, der nun auch durch den Fall ſeiner Mutterſtadt noch anſehnlicher geworden war, nahm unter den Nachfolgern des Tullus *) immer mehr an Macht und Gröſſe zu; erregte aber eben dadurch die Eiferſucht der übrigen. Italien war zu jener Zeit in eine Menge kleiner Staaten und Völkerſchaften vertheilt, die in keiner engern Verbindung unter einander ſtanden. Anſtatt jetzt gegen den gemein-

ſchaft-

---

*) Die Namen der erſten Könige Roms, welche ſeit der Stiftung dieſes Reichs in einem Zeitraume von zweyhundert und vier und vierzig Jahren regierten, ſind:
Romulus.
Numa Pompilius.
Tullus Hoſtilius.
Ancus Marcius.
Tarquinius Priscus (der Aeltere).
Servius Tullius.
Tarquinius Superbus.

ſchaftlichen Feind enger zuſammen zu treten und ſich mit vereinten Kräften zu vertheidigen, glaubte jede derſelben dem Feinde ſelbſt gewachſen zu ſeyn und für ſich handeln zu können. Die Eiferſucht, die längſt ſchon unter ihnen ſelbſt obwaltete, hinderte ſie, ihr gemeinſchaftliches Intereſſe wahrzunehmen, und erleichterte den Römern ihre Siege, die einen Staat nach dem andern in einzelnen Kriegen überwältigten.

Bereichert durch die Beute der überwundnen Völker, ſo wie durch die Aufnahme der Ueberwundnen unter die Zahl ihrer Bürger, erhob ſich Rom in Kurzem zu einer der volkreichſten und anſehnlichſten Städte Italiens, ſchloß einen Hügel nach dem andern in ſeine Mauren ein und reihete Straße an Straße. Die ſchlechten leimenen Hütten wurden nach und nach in anſehnliche Wohnungen und zuletzt in Palläſte verwandelt; die Tempel und öffentlichen Gebäude zeichneten ſich durch etruriſche *) Künſtlerarbeiten aus,

---

*) Etrurien, eine der größten Provinzen Italiens, die ſchon unter den Königen der Oberherrſchaft Roms unter-

aus, und ſtatt der vorigen Armuth herrſchte Wohlſtand und Ueberfluß in den Wohnungen der durch den Krieg reichgewordenen Bürger. Ihre Könige nahmen jetzt die äußerlichen Merkmale der höhern Würde an, trugen Purpur und Krone, ſaßen auf elfenbeinernem Stuhl, führten einen eignen Hofſtaat, und vergrößerten immer mehr ihre Macht. Schon unter Tarquin dem ältern wurde der Grund zum Kapitol gelegt, von da aus Rom allen Königreichen und Ländern Geſetze vorſchrieb; auch machte ſich dieſer König um dieſe Hauptſtadt dadurch ſehr verdient, daß er die Waſſerleitungen und die unterirdiſchen hochgewölbten Abzüge oder Kanäle anlegte, wodurch die Unreinigkeiten aus den Straßen und den Wohnungen der Bürger außerhalb der Stadt in die Tiber geſchafft wurden; ein Werk von großem Unternehmen und ungeheurem Aufwand, dem aber auch Rom ſeine vorzüglichſte Zierde und ſeine Erhaltung noch in den ſpäteſten Zeiten verdankte.

Vor-

---

terworfen wurde, zeichnete ſich ſchon frühe durch die bildenden Künſte und einen feinern Geſchmack in denſelben aus.

Vorzügliche Verdienſte erwarb ſich Servius Tullius, als König der Römer, um den Staat, der ihn zuvor als einen gebornen Sclaven *) aufgenommen, und ſpäterhin die Freiheit

---

*) Bei der Eroberung der kleinen Stadt Corniculum durch die Römer wurde unter andern Gefangnen auch die Gemahlin des Königs, der bei der Vertheidigung der Stadt ſein Leben einbüßte, als Sclavin nach Rom geführt; die traurige Lage, in der ſie ſich jetzt als Gefangne befand, wurde dadurch noch drückender, daß ſie ſich eben damals ſchwanger befand; doch wurde ihr dieſelbe bald nachher dadurch erleichtert, daß Tanaquil, die Gemahlin des Königes Tarquin zu Rom, gerührt von ihrem Unglück, ſie an ihren Hof nahm, als Freundin behandelte und ihr verſtattete, in ihrem Pallaſte ihre Niederkunft zu halten. Der Sohn, den ſie gebar, wurde von der edlen Tanaquil für einen Freigebornen erklärt, empfieng den Namen Servius Tullius und wurde in der königlichen Familie erzogen. Er wurde bald der Liebling des Hauſes; man faßte ſchon von ihm als Knaben große Hoffnungen, und als Jüngling wußte er ſich bei zunehmenden Jahren durch ſein anſtändiges, liebenswürdiges Betragen in der Gunſt ſeiner Wohlthäterin und Gebieterin immer feſter zu ſetzen, ſo daß ihn dieſelbe für den würdigſten erklärte, dem ſie mit der Hand ihrer Tochter zugleich das Recht an die Krone gab, die ſie ihm auch nach dem Tode des Königs ihres Gemahls durch ihre Klugheit zu verſchaffen wußte. Servius vergaß aber auch als König

ja ſogar die Krone gegeben hatte, dadurch, daß er demſelben eine beſſere innere Einrichtung gab und ganz im Geiſte des Numa Ordnung und Gerechtigkeitsliebe einführte. Bisher lag der größte Theil der Staatslaſt, der Abgaben und Kriegsdienſte immer auf den Schultern der ärmern Volksklaſſe; um dieſe gleich zu machen, führte Servius eine beſſere Eintheilung der Bürger in gewiſſe Klaſſen nach Maaßgabe ihres Vermögens ein; wodurch die reichen und anſäſſigen Bürger zwar gewiſſe Vorzüge, beſonders bei

der

---

die Pflicht der Dankbarkeit nicht, die er dem Hauſe des Tarquins und beſonders ſeiner königlichen Wohlthäterin der Tanaquil ſchuldig war; er liebte ſie als Mutter, erwieß ihr die gebührende Hochachtung und noch nach ihrem Tode blieb ihm ihr Andenken heilig. Ihr zum Gedächtniß und zum unauslöſchlichen Beweiß ſeiner Dankbarkeit hieng er in dem Tempel, den er der Göttin des Glücks erbaute, den Spinnrocken ſeiner Wohlthäterin Tanaquil, zugleich zu einem ehrwürdigen Denkmal ihres Fleißes, als ein Heiligthum auf. Auch an ihren hinterlaſſenen beyden Söhnen vergalt er die von ihren Eltern empfangne Wohlthat; er ließ ſie immer in ſeinem Hauſe wohnen und als ſeine eignen beyden Töchter erwachſen waren, gab er ſie ihnen zur Ehe.

der Stimmenſammlung bei Volksbeſchlüſſen das Uebergewicht erhielten, dagegen aber auch mehr an Steuern als die Armen beitragen und bei ihrer Auszeichnung deſtomehr im Kriege zum Dienſte des Vaterlandes verpflichtet wurden. Auch vermehrte er die Anzahl der Bürger in der Folge dadurch, daß er den Sclaven, die ſich der Freilaſſung würdig gemacht hatten, bürgerliche Rechte zuerkannte und ihnen die Wahl geſtattete, ob ſie zu ihren ehemaligen Mitbürgern zurückkehren oder in Rom das Bürgerrecht annehmen wollten; wodurch er den Zuſtand dieſer Menſchen gar ſehr erleichterte und erſt das Geſchenk ihrer Freilaſſung zu einer wahren Wohlthat machte. Bei dem edlen Bewußtſeyn, dadurch die Rechte der Menſchheit mehr geſichert zu haben, achtete er den Vorwurf nicht, den unzufriedne Tadler dieſer Einrichtung wegen mit Anſpielung auf ſeine eigne niedrige Geburt machten. — Um ganz Wohlthäter der Nation zu werden, die ihn zum König erhoben hatte, war auch nur das gemeine Beſte ſein Zweck, dem er gern ſeinen eignen Vortheil nachſetzte. Er that nichts zur Erweiterung ſeiner königlichen Macht, übertrug vielmehr einen Theil derſelben dem Senat, und ſuchte ſelbſt den Anmaßungen ſeiner Nachfolger in der Regierung durch weiſe Einſchränkungen vorzubauen. Daher erklärte er mit edlem Stolze mehrmals feierlich: er ſey bereit die Krone wieder in die Hände des Volks, das ihm dieſelbe anvertraut habe, zurück zu geben, wenn es dieſelbe einem Würdigern als ihn aufſetzen könne; und wolle auch als Privatmann beweiſen, daß er den Geſetzen, die er zum Wohl des Staates als König gegeben habe, auch als Unterthan zu gehorchen wiſſe.

Durch ſolche edle Geſinnungen ſetzte ſich dieſer treffliche Fürſt zwar in der Liebe ſeines Volks immer feſter, von dem er als ein wahrer Vater geſchätzt wurde: nur in ſeiner eignen Familie genoß er die Achtung und Liebe nicht, die er ſo ſehr verdiente: nur ſeinen eignen Kindern, beſonders ſeiner herrſchſüchtigen Tochter, Tullia, dauerte ſeine Regierung zu lange, die ein wahrer Seegen für den Staat war. Dies ſchändliche Weib, das ſich nach einem zwiefachen Mord an ihrem Gatten und an ihrer Schweſter mit ihrem Schwa:

Schwager, Lucius Tarquinius, dem Enkel des vormaligen Königes Tarquinius des Aeltern, vermählt hatte, um durch dieſen kühnen und unternehmenden Mann ihre ſchändlichen Abſichten durchzuſetzen, lag dieſem unaufhörlich an, ſich der Krone, auf die er vermöge ſeiner Geburt ein Recht habe, noch bei Lebzeiten ihres Vaters zu bemächtigen, und brachte es auch in der That dahin, daß dieſer Prinz, dem es nicht an Muth und Verſchlagenheit fehlte, ſich im Senat und unter den Patriciern einen ſtarken Anhang verſchaffte, bei einer Rathsverſammlung, wobei ſein Schwiegervater, der König, nicht zugegen war, in einer Rede ſeine Anſprüche auf den Thron vortrug und ihn auch ſogleich eigenmächtig in Beſitz nahm.

Noch während die Verſammlung über dieſen gewagten Schritt ſich in Erſtaunen befand, trat der ehrwürdige königliche Greis Servius in dieſelbe ein, warf einen Blick des Unwillens auf ſeinen unwürdigen Schwiegerſohn und ſetzte ihn zur Rede, daß er ſich unterſtanden habe, noch bei ſeinem Leben ſeine Stelle einzunehmen. Statt der Antwort, faßte dieſer den Greis beim Leibe, trug ihn mitten durch den Saal, ſtürzte ihn von der Treppe auf den Marktplatz hinab und kehrte ſogleich wieder zur Verſammlung zurück, um ſie durch ſeine Gegenwart in Furcht zu erhalten. Mit Mühe erhob ſich der von ſeinem Fall zerſchlagne Greis von der Erde, ſah ſich faſt von Allen verlaſſen, und verſuchte es an der Hand nur weniger Getreuen ſeine Wohnung zu erreichen, wurde aber unterweges von den Trabanten des Tarquins eingeholt und vollends niedergeſtoßen. Beſtürzung und Schrecken verbreitete ſich jetzt durch die ganze Stadt und niemand wagte es, für die Sache des guten Königs vorzutreten, Da lag ſein blutiger Leichnam auf offner Straße und eben rollte der Wagen ſeiner Tochter Tullia, die ihren Gemahl als König zuerſt begrüßt hatte, die Straße herab, wo der Vater in ſeinem Blute lag; der Sclav, der den Wagen führte, hielt die Pferde an und wollte aus Menſchlichkeit ausbeugen: aber das unmenſchliche Weib, das alle Gefühle der Natur längſt bei ſich unterdrückt hatte, befahl ihm, über den Leichnam hinzufahren und kehrte ſo mit dem Blute des Vaters beſpritzt und mit ewiger Schande befleckt in ihren

Pallaſt zurück. Nicht einmal ein öffentliches, ehrenvolles Begräbniß wurde dem unglücklichen Könige zu Theil, kaum verſtattete es der Tyrann, der ſein Mörder war, der Wittwe des Entleibten, ihn des Nachts in aller Stille zu beerdigen.

Lucius Tarquinius, der ſo durch dieſe Greuelthat den Thron beſtiegen hatte, ſuchte ſich gleich beim Antritt ſeiner Regierung durch Hinrichtung der Anhänger des vorigen Königes auf demſelben feſtzuſetzen und mit aller Strenge und Gewalt ſein Anſehen zu behaupten. Die angeſehenſten und reichſten Bürger wurden das Opfer ſeiner Tyrannei; niemand wagte es, ſich ihm ohne Zittern zu nahen, und ſelbſt diejenigen, die die Sclaven ſeiner Macht waren, wurden von ihm mit deſpotiſchen Stolz behandelt, weswegen man ihm auch den Namen **Superbus** (des Stolzen) beilegte, den er in der Geſchichte mit vollem Recht führt.

Durch ſeine Tapferkeit ſo wie durch ſeine Verſchlagenheit im Kriege erwarb er ſich bald das Anſehen eines furchtbaren Königes; das römiſche Gebiet wurde durch ihn anſehnlich erweitert; wiewohl dieſes auf eine Art geſchahe, die dem römiſchen Edelmuth keine Ehre machte und deren ſich ihre Geſchichtſchreiber ſelbſt ſchämen. Ihm, der durch die ſteigende Größe Roms ſein eignes Anſehen zu erheben ſuchte, waren auch die heiligſten Rechte, ſelbſt die der Gaſtfreundſchaft, nicht ſo wichtig, ſie mit Stolz unter die Füße zu treten, wenn er nur ſeine Abſichten erreichte, und ſeine eignen Söhne mußten ſich oft zur Ausführung derſelben mißbrauchen laſſen.

Nachdem er ſich durch weniger glorreiche oder einträgliche Siege über benachbarte und entfernte Völkerſchaften bereichert hatte, wendete er die erbeuteten Schätze dazu an, um ſeine Reſidenzſtadt zu verſchönern und die von ſeinen Vorgängern angefangnen aber noch unvollendeten Werke zu vollenden. So verſah er das große Amphitheater, wo ſich das Volk bei öffentlichen Spielen verſammelte, mit bedeckten Säulengängen, unter welchen die Verſammlung Schutz auch bei übler Witterung fand; auch führte er den großen Reinigungskanal bis zur Tiber. Sein vorzüglichſtes Werk aber war die Aufführung des großen Tempels des Jupiters auf dem Kapitol, zu welchem großen Werke ſchon ſein Großvater Tarquinius der Aeltere, den Grund gelegt hatte, ein Werk von ungeheurem Aufwande, das Alles in ſich vereinigen ſollte, was die Architektur der damaligen Zeit Großes und Erhabnes darzuſtellen vermochte. Doch gelang es ihm nicht, daſſelbe auszuführen; die bald darauf ausbrechende Revolution, die ihm das Zepter Roms aus den Händen wand, hinderte ihn, die letzte Hand an die Vollendung dieſes Werks zu legen *), durch welches er vorzüglich ſeinem Stolze ſchmeicheln und ſich bei der Nachwelt ein unvergeßliches Denkmahl ſtiften, vielleicht auch während der Beſchäftigung mit demſelben ſich ſelbſt von den Vorwürfen ſeines aufgebrachten Gewiſſens über ſo viele begangne Verbrechen befreien wollte, die ihn nicht ſelten in geſchäftfreien Stunden beunruhigten, oft auch mit abergläubiſcher

---

*) Dieſes kam erſt nachher, im dritten Jahre der Republik Roms zu Stande.

Furcht ängſtigten: ſo ſetzte ihn unter andern eine Schlange, die, was in jener warmen Gegend eben nichts ſeltenes war, unvermuthet aus einer morſchen Säule ſeines Pallaſtes hervorſprang, ſo in Schrekken, daß er ſogleich beſchloß, eine Geſandtſchaft nach dem berühmten Orakel zu Delphi zu ſchicken, und ſich daſelbſt zu befragen, was dieſe Erſcheinung wohl für eine Vorbedeutung enthalte und ob vielleicht ſeine Perſon dabei gefährdet ſey? Zu ſolcher Schwäche des Verſtandes ſinken nicht ſelten diejenigen herab, die ſich ihres Kopfes zum Nachtheil ihres Herzens bedienen, oder bei ihren Unternehmungen nicht auf die Forderungen des Gewiſſens achten!

Tarquin bediente ſich zu dieſer Geſandtſchaft ſeiner eignen beyden Söhne, und dieſe, um ſich auf ihrer Reiſe die Zeit zu vertreiben, nahmen zum Begleiter auf derſelben einen jungen Mann aus ihrem Hauſe mit, der am Hofe für einen einfältigen Menſchen galt, aber eben darum ſeiner Unſchädlichkeit wegen und als ein Verwandter der königlichen Familie *), daſelbſt gedul-

---

*) Seine Mutter war des ältern Tarquins Tochter.

duldet wurde. Es war dies der nachmals ſo merkwürdige und berühmte Lucius Junius, dem Rom ſeine Befreiung von der Alleingewalt der Könige verdankte. Bei jener Revolution, in der ſich Tarquin der Stolze zum Könige emporgeſchwungen hatte, war er der Einzige von ſeiner Familie, der der Hinrichtung entgangen war; ſein Vater und Bruder war unter dem Beile des Gewalthabers gefallen, nur ihn hatte ſeine angenommene, verſtellte Einfalt erhalten, und dieſe Rolle eines Einfältigen, die er ſo meiſterlich zu ſpielen wußte, bei der er ſich mit lächelnder Gleichgültigkeit Alles gefallen, alle ſeine Güter nehmen ließ, verſchaffte ihm die Sicherheit am Hofe des Tyrannen, die er ſich von dem Schutze der Geſetze nicht verſprechen konnte, machte, daß man ihn, unter dem Beinamen Brutus (des Dummen) mit ſorgloſer Gleichgültigkeit behandelte, ja ihm ſogar die Befehlshaberſtelle über die königliche Leibwache übergab. Hinter dieſer Maske eines Blödſinnigen verbarg Junius ſeinen großen Geiſt und erwartete ruhig den Augenblick, wo er ſich als den Retter des Volks zeigen könnte.

Auch auf der Reiſe und während des Aufenthalts zu Delphi, wußte er ſeinen witzigen Einfällen und Handlungen, womit er ſeine Verwandten zu unterhalten ſuchte, einen ſolchen Anſtrich von Einfalt zu geben, daß ſie den hohen Geiſt, der ſich in ihnen ausſprach, nicht erkannten. Da man ſich den Tempeln der Götter nicht ohne Gaben nähern durfte, und die Söhne Tarquins ihre reichen Weihgeſchenke darbrachten, lachten ſie über die Einfalt des Brutus, da er ſeinen Reiſeſtab in die Hände des Prieſters zum Opfer legte, wußten aber nicht, daß dieſer Stab, als Sinnbild ſeiner verſtellten Einfalt, ausgehölt und inwendig mit einer Goldſtange verſehen war. — Als ſie den Auftrag ihres Vaters ausgerichtet hatten, trieb ſie die Neugierde, das Orakel zu befragen, wer von ihnen Beyden zur Regierung beſtimmt ſey? Das Orakel antwortete: derjenige, der bei ſeiner Zurückkehr die Mutter zuerſt küſſen würde. Ungewiß, welchem von ihnen dies Glück zu Theil werden würde, wurden ſie unterwegs einig, es durchs Loos zu entſcheiden, wer ſich von ihnen zuerſt in die Arme der Mutter werfen ſollte; kaum aber ſtiegen ſie am Ufer

Italiens aus, als Junius Brutus, wie durch ein Verſehen, niederfiel, die Erde, als die gemeinſchaftliche Mutter aller Menſchen, mit ſeinen Lippen berührte und ſo ſtillſchweigend das Räthſel des Orakels löſte.

Nur zu oft war Junius Augenzeuge von dem Uebermuth, mit welchem Tarquin und ſeine Söhne die vormals freien Bürger Roms behandelten und den Staatsgeſetzen Hohn ſprachen. In ſeinem Herzen glühte Eifer für das gemeine Beſte, aber die Klugheit gebot ihm, denſelben nicht eher ausbrechen zu laſſen, bis ſich eine ſchickliche Gelegenheit dazu finden würde. Einer von den Söhnen des Tarquins führte bald nachher durch ſein inſolentes Betragen dieſe Gelegenheit zum Verderben ſeiner Familie bei. Tarquin war damals mit der Belagerung einer zwar kleinen aber feſten Stadt der Rutuler, Ardea, die nur wenige Meilen unterhalb Rom lag, beſchäftigt. Durch die Tapferkeit ihrer Vertheidiger zog ſich dieſelbe in die Länge; im Lager der Römer trat daher oft Langeweile ein, die ſich die Officiere, und beſonders die Söhne des Tarquin durch öftere Zuſammenkünfte mit ihren Verwandten und Freunden beim Weinbecher zu vertreiben ſuchten. Einſt da ſie eben im Zelte des Sextus Tarquinius zuſammen waren, wo ſich unter andern auch Collatinus, ein Verwandter der königlichen Familie befand: fiel das Geſpräch beim Weine auf das Lob ihrer Weiber, wobei ein jeder die Vorzüge der ſeinigen aus Eitelkeit mit vielen Lobeserhebungen ins Licht zu ſetzen ſuchte; „Was ſtreiten wir mit Worten? ſtieß Collatinus ein, als der Streit anfieng hitzig zu werden; ihr könnt euch mit eignen Augen in wenigen Stunden überzeugen, daß die meinige den Vorzug verdient. laßt uns, als Männer von jugendlicher Kraft, zu Pferde ſetzen und ſelbſt ſehen, wie ſich unſre Frauen bei dieſem unerwarteten Beſuch benehmen werden.“ Der Vorſchlag wurde ſogleich angenommen und in wenig Minuten war die Geſellſchaft zu Pferde auf dem Wege nach Rom. Schon brach die Abenddämmerung ein und gleich bei ihrem Eintritt in die Stadt fanden die Tarquinier die Häuſer, wo ihre Frauen wohnten, erleuchtet und beim Eintritt in die Zimmer große Geſellſchaft,

ſchaft, in der ſich ihre Gemahlinnen wohl befanden. —

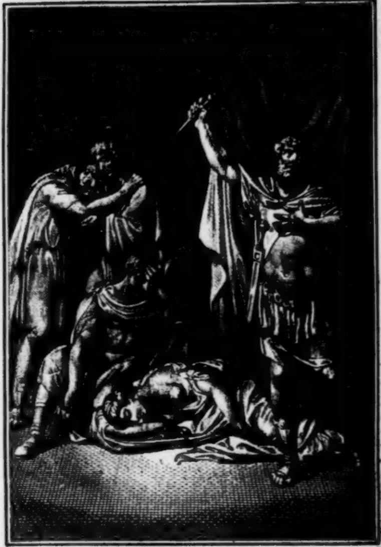
Von da eilte man nach dem naheliegenden Collatia, wo **Lukretia**, ſo hieß die Gemahlin des **Collatinus**, ihren kleinen Hof hatte. Es war ſchon Nacht, und noch ſaß die edle Frau mit ihren Mägden in ihrem Arbeitszimmer, mit Wolleſpinnen beſchäftigt; ſo überraſchend ihr die Erſcheinung ihres Mannes war: ſo warf ſie ſich ihm mit edlem Anſtande und liebenswürdiger Zärtlichkeit in die Arme, und empfieng ſeine Begleiter mit ſchüchterner Beſcheidenheit. Der Anblick ihrer kunſtloſen Reitze machte auf Alle einen tiefen Eindruck, und Alle geſtanden dem **Collatin** den Vorzug des Beſitzes des vortrefflichſten Weibes zu. Am tiefſten war der Eindruck, den dies ſittſame und ſchöne Weib auf das Gemüth des **Sextus Tarquinius** gemacht und da die Flamme einer unreinen Liebe entzündet hatte, die er auch da noch in ſeiner Bruſt nährte, nachdem er mit ſeinen Begleitern wieder ins Lager zurückgekehrt war.

Nach Verlauf einiger Tage machte ſich Sextus, ohne Vorwiſſen des Collatins, nur von einem ſeiner Leute begleitet, auf den Weg nach Collatia. Beim Eintritt in das Haus der Lukretia würde er mit der Achtung, die ihm als königlichen Prinzen gebürte, und von der Bewohnerin mit argloſer Beſcheidenheit als ein ſo naher Verwandter empfangen und mit einer frugalen Abendmahlzeit bewirthet. Nach Tiſche begleitete ihn ein Sclav in das ihm beſtimmte Schlafzimmer; aber ſeine tobende Leidenſchaft ließ ihn nicht ruhen. In der Mitternacht, als alles im Hauſe ſtill und im tiefen Schlafe zu liegen ſchien, ſchlich ſich der Frevler in das Schlafzimmer der Lukretia, näherte ſich mit bloßen Degen dem Bette, auf welchem die Schlummernde lag, und rief ihr, als ſie die Augen aufſchlug, zu: „Still Lukretia! ich bin Sextus Tarquinius! Siehe den Degen in meiner Hand! Ein einziger Laut von Dir iſt der letzte Augenblick deines Lebens!“ — Vom Schlafe betäubt und vor Schrecken zitternd ſah ſich Lukretia vergebens nach Hülfe um, ſah ihren Tod vor Augen, und bemerkte kaum, daß ſich der Niederträchtige ihr zu Füßen warf, und bald mit allen Schmeicheleien der Liebe, bald wieder mit den fürchterlichſten Drohungen ihre Schamhaftigkeit zu beſtürmen ſuchte. Der edle Zorn, der ihre Wangen glühte, der verächtliche Blick, mit dem ſie alle ſeine Zudringlichkeiten und Drohungen zurückſtieß, erhitzte die Leidenſchaft des Laſterhaften nur noch mehr; da er merkte, daß ihre Tugend durch keine Furcht des Todes überwältigt werden konnte, der blitzende Stahl in ſeiner Hand ſie vergebens ſchreckte: ſo ſuchte er ſie durch die Furcht vor Schande zu beſtürmen, indem er ihr mit furchtbarer Stimme drohte: er werde ſie nicht nur ermorden, ſondern zugleich einen ermordeten Sclaven zu ihr ins Bett legen und ſie ſo in den Ruf bringen, als ſey ſie über dem ſchändlichſten Ehebruch getödtet worden. Schrecklicher als ſein Dolch war dieſe Drohung — furchtbarer als der Tod der Gedanke einer ſolchen Schmach für das ſo feine Ehrgefühl der **Lukretia**; dieſer Angriff gelang dem Niederträchtigen, dies verſchaffte ihm den ſchändlichen Sieg über die Tugend dieſer reinen Seele.

Kaum hatte ſich der Frevler entfernt, als Lukretia im tiefſten ſchmerzlichen Gefühl ihrer erlittenen Schmach ſogleich einen Boten zu ihrem Vater nach Rom, und einen andern ins Lager vor Ardea zu ihrem Gemahl ſandte, und ſie aufs dringendſte bitten ließ, ſo eilig als möglich jeder mit einem ihrer vertrauteſten Freunde zu ihr zu kommen: es wäre eine Sache von ſchrecklicher Wichtigkeit vorgefallen. Auf die erhaltene Nachricht eilten ſogleich beyde dahin, begleitet von Publius Valerius, einem Manne, der in Rom in großen Anſehen ſtand, und dem oben erwähnten Junius Brutus. Bei ihrem Eintritte fanden ſie die Lukretia mit allen Zeichen der tiefſten Betrübniß, mit zerriſſenen Haar und rothgeweinten Augen auf ihrem Bette ſitzend, weinend warf ſie ſich jetzt in die Arme ihres Gatten und entdeckte ihm die Schandthat des Tarquinius, beſchwor aber auch zugleich ihn und ihren Vater, ihre Schmach zu rächen, die ſie nicht überleben werde. Umſonſt bemühten ſich Beyde, ihr Vater und ihr Gemahl, ſie zu beruhigen, ſprachen ſie von aller Schuld frei, indem ſie erklärten: daß auf ihrer Seite kein Verbrechen

ſtatt

B. III. T. XLIII.



[illegible] del. [illegible] Stölzel sc. 1809.

Brutus schwört den Tod der Lukretia zu rächen.

ſtatt fând, und, da ſie nicht in jene That eingewilliget, ihre Seele rein ſey. „Ich verlange für mich," erwiederte Lukretia, keine Vertheidigung: aber Strafe über den, der ſie verdient! Kein unverſchämtes Weib ſoll ſich auf das Beiſpiel der Lukretia berufen dürfen!" Mit dieſen Worten zog ſie ein unter ihrem Kleide verſtecktes Meſſer hervor, ſtieß es ſich in die Bruſt, und ſank vorwärts todt auf die Erde nieder.

In ſprachloſer Betäubung ſtanden der Gatte und der Vater bei dieſem unerwarteten Auftritt, und überließen ſich nach den erſten Augenblicken des Erſtaunens ganz dem Gefühl des tiefſten Schmerzes. Nur Brutus war es, der von jetzt an die Larve des Blödſinns auf einmal abwarf und ſich mit Beſonnenheit in der ganzen Größe ſeiner Seele zeigte *). Er zog den Dolch aus der Bruſt der Lukretia, hielt ihn vom Blute triefend in die Höhe und ſprach mit feierlichem Ernſt: „Bei dieſem vormals reinen Blute, ehe es durch königliche Schandthat befleckt war, ſchwöre ich,

---

*) Siehe das 135ſte Kupfer.

ich, und nehme euch, ihr Götter, zu Zeugen! daß ich es am **Tarquin**, dem Stolzen, an ſeinem ſchändlichen Weibe, an ſeinem ganzen verruchten Geſchlecht mit Feuer und Schwerdt und aller Gewalt rächen, und nie zugeben will, daß weder ſie, noch irgend ein Andrer jemals Rom als König wieder beherrſchen ſoll!“ Hierauf gab er den Dolch in die Hand des **Collatins**, dann des **Lukretius** und **Valerius** — und ſie, ganz erſtaunt über dieſe plötzliche Veränderung des **Brutus**, und durch ſeinen Enthuſiasmus zur Rache hingeriſſen, ſchworen den gleichen Eid und folgten entſchloſſen dem **Brutus** als Anführer, der ſie zur Beſtürmung des Königthums aufforderte.

Brutus ließ ſogleich den Leichnam der **Lukretia** auf den öffnen Markt tragen und da niederlegen. Bald geſchah ein Zulauf des Volks; und als ſie aus dem Munde des **Brutus** die Greuelthat vernahmen, brachen alle Anweſende in laute Klagen über das Unrecht der königlichen Familie und in Thränen beim Anblick des jammernden Gatten und Vaters aus. „Was helfen jetzt Thränen und unnütze Klagen, rief ihnen

Brutus zu: zeigt euch als Männer, als Römer! ergreift die Waffen, um die Verbrecher zu beſtrafen!“ Sogleich eilte Alles freiwillig zu den Waffen. Brutus ließ die Thore beſetzen, damit keine Nachricht ins Lager käme, und führte die bewaffnete junge Mannſchaft gerade nach Rom. Ihre Erſcheinung ſetzte Anfangs die römiſche Bürgerſchaft in Beſtürzung; als ſie aber an der Spitze der Bewaffneten die angeſehenſten Staatsbürger bemerkten, und von dieſen die Urſache ihrer Erſcheinung erfuhren, wurden auch ſie zu gleicher Theilnahme, wie die Collatier, an dieſer ſchauderhaften Begebenheit und zum äußerſten Unwillen hingeriſſen. Eine Rede, welche Brutus vor dem verſammelten Volk mit dem Feuer der Beredtſamkeit hielt, welches durch die gegenwärtigen Umſtände und durch den lang verhaltenen Eifer für das Wohl ſeiner Vaterſtadt jetzt in ſeiner Bruſt entzündet war, machte, daß die Herzen aller ſeiner Mitbürger von gleichem Eifer entbrannten, nicht um blos die Schmach der Lukretia, ſondern auch ihre eigne an der Familie zu rächen, die ſich ihres Anſehens und ihrer Macht zur Unterdrückung der Mitbürger und Schändung der Tugend bedient habe. Brutus benutzte dieſe leidenſchaftliche Stimmung der Bürgerſchaft, ließ ſogleich die Stimmen ſammlen, und Tarquin wurde feierlich des Thrones unwürdig erklärt, und nebſt ſeiner Gemahlin und Söhnen zur Landesverweiſung verurtheilt.

Sogleich traf Brutus alle Anſtalten, um dieſen Beſchluß des Volks ins Werk zu ſetzen. Er ſammelte die wehrhaften und muthigſten jungen Bürger um ſich, übergab dem Lukretius die Aufſicht über die Stadt und brach ins Lager von Ardea auf. Doch während dieſes Auflaufs hatte ſich Tullia, die Gemahlin des Tarquins, die jetzt alles zu fürchten hatte, aus der Stadt gemacht; ihr folgten die Verwünſchungen des Volks als einer Vatermörderin überall auf dem Fuße nach. Auch ins Lager war die Nachricht von dem Aufſtande in Rom gekommen, und ſchon war der erſchrockene König aufgebrochen, ihn zu dämpfen. Brutus wich ihm unterweges aus, und kam faſt zu gleicher Zeit im Lager von Ardea, als Tarquin vor Rom, an. Allein dieſer fand die Thore verſchloſſen; ihm ward als einem Vertriebenen der Eingang in die Stadt verſagt, indeß Brutus, als Befreier der Stadt, mit offenen Armen im Lager aufgenommen und die Söhne des Tarquins ſogleich aus demſelben vertrieben wurden. Zwey von ihnen begleiteten ihren Vater nach Cäre, einer kleinen Stadt in Etrurien; Sextus aber, der Verbrecher, begab ſich nach der römiſchen Stadt Gabii, wo er zeither Hof gehalten hatte, wurde aber bald nachher von den Bürgern der Stadt, die ſeiner bisherigen Raubſucht und Tyrannei überdrüßig waren, ermordet.

So verlor alſo Tarquin nach einer fünf und zwanzigjährigen Regierung die Krone. Seine tyranniſche Regierung gab die Veranlaſſung zu der Staatsveränderung, durch welche das römiſche Volk ſeine Freiheit, und der Staat ſeine republikaniſche Verfaſſung erhielt, nachdem er beinahe dritthalbhundert Jahre durch Könige war regiert worden, unter denen ſich die mehreſten als wahre Väter des Staats bewieſen und ſo große Verdienſte um denſelben erworben hatten: jetzt aber war durch den Mißbrauch, den dieſer Einzige von der königlichen Gewalt gemacht hätte, das Andenken an das Wohlthätige einer monarchiſchen Regierung ſo verdrängt, und der Königsnahme ſo verhaßt, daß derjenige für einen öffentlichen Feind des Staats erklärt und mit Todesſtrafe belegt werden ſollte, der irgend einen Verſuch machen würde, das Königthum wieder einzuführen. An die Stelle deſſelben wurde nun das Konſulat eingeführt, die höchſte Gewalt wurde zwey Perſonen aus dem Senat anvertraut, die dieſelbe gemeinſchaftlich, aber auch nicht länger als ein Jahr verwalten, dann wieder mit andern wechſeln, und unter dem beſcheidnen Titel der Konſuln ſich immer daran erinnern ſollten, daß ſie nicht ſowohl die Machthaber, ſondern die Rathgeber der Republik wären.

Die Wahl der erſtern Konſuln fiel auf diejenigen, die die Häupter dieſer Revolution waren, den Junius Brutus und den Lucius Tarquinius Collatinus, den Mann der Lukretia. Beyde legten bei dem Antritt ihrer Regierung bei einem feierlichen Opferfeſte in die Hände des Oberprieſters den Eid für ſich und ihre Nachfolger

folger ab: daß ſie nie dulden wollten, daß je wieder ein König auf dem Throne des **Romulus** regieren ſollte.

So wurde ſelbſt durch die feierlichſte Religionshandlung und mit der allgemeinen Zuſtimmung des Volks die Königswürde aus Rom verdrängt; ja der Haß gegen dieſen Namen grub ſich ſo tief in die Gemüther der Römer ein, daß ihnen ſelbſt der Name, den der letzte ihrer Könige geführt hatte, unleidig war; zum Unglück führte aber der zweyte Konſul dieſen verhaßten Geſchlechtsnamen **Tarquinius**, und das Volk hielt ſeine Freiheit nicht geſichert, ſo lange noch ein **Tarquinier** in Rom ſey. Das Murren darüber wurde immer lauter und brach zuletzt in öffentlicher Verſammlung aus. Jetzt traten die beyden Konſuln vor. **Brutus** gebot mit feierlichem Ernſte Stille und las nochmals den Eid ab, den das römiſche Volk wegen Verbannung der **Tarquinier** und der Monarchie abgelegt hatte; trug dann in einer Rede die Bedenklichkeit des Volks vor, daß ungeachtet deſſen noch immer Perſonen, die den verhaßten Namen der Tarquinier führten, nicht nur in der Stadt lebten, sondern sogar mit der höchſten obrigkeitlichen Würde begleitet wären: ſo ungegründet auch dieſer Verdacht in Abſicht ſeines würdigen Amtsgehülfen ſey, der einer der erſten Königsfeinde wäre, und ſo ungern er ſich gegen ihn erkläre: ſo fordere ihn doch die Liebe zum Vaterlande, die ihm über alles gehe, auf, an dieſer Beſorgniß ſeiner Mitbürger Theil zu nehmen und für ihre Ruhe zu ſorgen. Hierauf wendete er ſich an den Lucius Tarquinius: „Von dir aber, edler Mann, und von deinem Willen hängt es vorzüglich ab, dem römiſchen Staat, den du von den Königen befreit haſt, auch die völlige Sicherheit zu verſchaffen und deinem Verdienſte dadurch die Krone aufzuſetzen. Lege freiwillig dein Amt nieder; verlaß die Stadt, die dein Geſchlechtsname in bange Beſorgniß verſetzt, verlaß ſie als Freund; ich bürge dir für ihre dankbarſte Erkenntlichkeit.“

Dieſe ſo unerwartete Anforderung ſetzte den Collatin (Lucius Tarquinius) in Erſtaunen;

nen; groß war das Opfer, welches er dem Vaterlande, das er liebte, bringen ſollte; er blieb einige Augenblicke unentſchloſſen: als aber mehrere der edelſten Römer ihn umringten und ihre Bitten vereinigten, als ſogar unter dieſen ſein eigner Schwiegervater, Sp. Lukretius, ein durch ſein Alter ſchon ehrwürdiger und durch ſein Amt angeſehener Mann, ihn dringend bat, dem Verlangen der Republik nachzugeben: da faßte er auf der Stelle den großmüthigen Entſchluß; legte ſein Konſulat nieder, verließ nach wenigen Tagen die Stadt und begab ſich begleitet von den Segenswünſchen ſeiner Mitbürger mit den Seinigen nach Lavinium. An ſeine Stelle wurde Publius Valerius zum Konſul erwählt.

Es ließ ſich erwarten, daß der vertriebene König Tarquin Alles aufbieten würde, um ſich wieder des entriſſenen Throns mit Gewalt zu bemächtigen. Doch anfangs ließ er ſich durch Geſandte in friedliche Unterhandlungen mit Rom ein, erbot ſich perſönlich zu rechtfertigen, und da ihm dies abgeſchlagen wurde: ſo ließ er den Staat bitten, daß man ihm wenigſtens ſein Vermögen möchte verabfolgen laſſen. Während dieſer Unterhandlungen aber ſuchten ſeine Geſandten in Geheim ſich Anhänger in der Bürgerſchaft zu werben und für die Sache des Königs einzunehmen. Es fehlte auch nicht an jungen Leuten, beſonders unter dem Adel, die ſich bei der vorigen königlichen Regierung wohl befunden und in der Geſellſchaft der Prinzen aus dem Hauſe des Tarquins ſich ungeſtört den Ausſchweifungen der Sinne überlaſſen hatten, und denen jetzt die Einſchränkung, der Zwang unerträglich ſchien, den ihnen die neue republikaniſche Verfaſſung, wo jeder Bürger denſelben Geſetzen unterworfen war; anthat. Bei dieſen fanden die Geſandten des Tarquins bald Gehör und durch ihre ſchmeichelhaften Verſprechungen brachten ſie es dahin, daß ſich dieſe verbindlich machten, den Tarquin und die königliche Familie heimlich bei Nacht wieder in Rom einzulaſſen und ihre Wiedereinſetzung auf den Thron thätigſt zu befördern.

Dieſe Gefahr, die der kaum entſtandenen Republik und den Häuptern derſelben den Untertergang drohte, war um deſto größer, da die Verſchwornen Leute aus den beſten Häuſern, ja ſogar aus der Familie des Konſul Brutus ſelbſt waren. Die Brüder ſeiner Gemahlin ſtanden an der Spitze der Verſchwornen und hatten zugleich die beyden Söhne des Brutus, die kaum ins Jünglingsalter eingetreten waren, mit in ihr ſchändliches Komplot hineingezogen. Am letzten Abende vor der Abreiſe der Geſandten des Tarquins wurde die Sache bei einem Gaſtmahl noch einmal verhandelt; man hatte nach aufgehobner Tafel die Sclaven und alle die Perſonen entfernt, die nicht um das Geheimniß wiſſen ſollten. Dennoch hatte einer der Bedienten, der ſchon frühe aus den geheimen Zuſammenkünften Verdacht geſchöpft hatte, ſich im Saale verſteckt und Alles bemerkt, was in der Verſammlung verabredet wurde, wie die Theilnehmer der Verſchwörung ſich nicht blos mündlich gegen die Geſandten zur Wiedereinſetzung der Tarquinier verbindlich gemacht, ſondern ſogar die Unvorſichtigkeit begangen hatten, eine ſchriftliche Verſicherung mit ihrer Namen Unterſchrift an den König aufzuſetzen. So-

gleich

gleich überbrachte er dieſe wichtige Nachricht an die Konſuln, und dieſe, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, begaben ſich noch in derſelben Nacht, ohne weiteres Geräuſch in das Haus der Verſchwornen, bemächtigten ſich ihrer Perſonen, vorzüglich aber jener wichtigen Papiere, durch welche ihr Verbrechen überwieſen wurde, und unterdrückten mit einemmale dieſen gefährlichen Anſchlag.

Mit anbrechendem Morgen wurde das Gericht über ſie angeſtellt. Schon war den Geſandten in einer der vorigen Rathsverſammlungen zugeſtanden worden, das bewegliche Vermögen der Tarquinier aus Rom fortzuſchaffen und ſchon ſtanden die bepackten Wagen zur Abreiſe in Bereitſchaft, jetzt aber wurde das Edikt aufgehoben und das ſämmtliche königliche Vermögen dem Volke zur Plünderung preiß gegeben; das Land, welches Tarquin zwiſchen der Tiber und der Stadt als Eigenthum gehabt, wurde dem Mars geweyht. Es war dies der unter dem Namen des Marsfeldes nachher ſo berühmte öffentliche Platz in Rom. Zwar hätten auch die Geſandten, als Unterhändler der Verſchwörung verdient, als Staatsverbrecher behandelt zu werden, aber aus Achtung gegen das Völkerrecht und um das Anſehen der Geſandten unverletzlich zu halten, beſchloß der Senat, ſie frei und ungehindert aus der Stadt zu entlaſſen.

Jetzt wurden nun auch die Verſchwornen in ihren Banden zu ihrer Verurtheilung vorgeführt. Es war für alle Zuſchauer ein rührender Anblick, die edelſten von Roms Jünglingen in Feſſeln mit geſenktem Haupte erſcheinen zu ſehen; vorzüglich zogen die beyden Söhne des Konſuls die Aufmerkſamkeit Aller an ſich und erregten allgemeines Mitleid. Zwar erkannte man die Größe ihres Verbrechens, daß ſie das kaum gerettete Vaterland, die ſo ſauer erfochtne Freiheit, das Leben ihrer Mitbürger, ja ſelbſt ihres eignen Vaters, des Vaterlandsretters, ſo ſchändlich an einen Tyrannen verrathen wollen: aber in Betrachtung ihrer noch unerfahrnen Jugend, bedauerte man dieſe ihre Verblendung, durch die ſie ſich ſelbſt um die Früchte dieſer glücklichen Staatsveränderung, ſo wie um die Würde und Vorzüge, die jetzt auf ihr Haus durch die konſulariſche Würde gekommen wären, gebracht hatten. Das Mitleid wurde noch lebhafter, als jetzt der Vater dieſer Unglücklichen als Konſul unter Vortretung der Liktoren das Tribunal beſtieg. Die Augen aller Anweſenden waren jetzt auf dieſen Einzigen gerichtet, der als höchſter Richter das Urtheil über ſeine eignen Söhne ſprechen ſollte und doch als Vater ſo ſehr verdient hätte, von dieſem traurigen Schauſpiel entfernt zu bleiben. Bei allem feierlichen Ernſt im Geſichte konnte er doch die Regungen des väterlichen Herzens nicht unterdrücken, ſie ſprachen ſich merklich im trüben Auge, welches er auf die Unglücklichen heftete, und in dem halberſtickten Tone der Stimme aus, mit der er ſie namentlich aufforderte zu reden, wenn ſie etwas zu ihrer Vertheidigung zu ſagen wüßten. Dreymal wiederholte er dieſe Aufforderung an ſie; da aber die Unglücklichen ſtatt Worten nur durch Thränen antworteten: wendete er ſich mit ernſtem Blick an die Liktoren und befahl ihnen, ihr furchtbares Amt zu vollziehen. Vergebens machte das Volk, erſchüttert durch dieſen

ſen Auftritt, Bewegung, ſich für die Unglücklichen zu verwenden und die Todesſtrafe in Landesverweiſung zu verwandeln; das Todesurtheil war einmal geſprochen, das Vaterland und die Geſetze forderten ein ſolches Opfer, das abſchreckend für alle Zeiten wäre: die Gerechtigkeit ſiegte über die väterlichen Gefühle — noch ein Wink an die Diener des Geſetzes und ſchnell ergriffen dieſe die Söhne des Konſuls, riſſen ihnen die Kleider vom Leibe, banden ſie, mit den Händen auf dem Rücken, an die Pfähle, löſten die Bündel auf, und ſchlugen mit den Stecken ihre Rücken. Niemand vermochte den traurigen Anblick auszuhalten; mit abgewendetem Geſichte brachen die Zuſchauer in laute Seufzer aus; nur die Augen des Vaters waren ſtarr auf die Unglücklichen geheftet und mit namenloſem Gefühl hielt er den Schmerz ſo lange zurück, bis die Liktoren das Urtheil ganz vollzogen und beyden Söhnen die Köpfe mit den Beilen vor die Füße gelegt hatten: dann erhob er ſich vom blutbeſpritzten Richterſtuhle, verließ eiligſt den Markt, um ſich zu Hauſe ſeinen Empfindungen zu überlaſſen, indeß das Blutgericht auch an den übrigen Mitſchuldigen vollzogen wurde.

So groß das Opfer war, welches Brutus ſelbſt durch die Hinrichtung ſeiner Söhne der Befreiung des Vaterlandes von der Tyrannei darbrachte: ſo ſollte er auch noch die von ihm geſtiftete römiſche Republik mit ſeinem Tode begründen. Tarquin, der ſeinen erſten Verſuch, ſich durch Verrätherei wieder in ſeine vorigen Rechte zu ſetzen, mißlungen ſah, wollte ſein Glück nun durch die Waffen verſuchen; er brachte durch Ueberredung einige Etruriſche Städte auf ſeine Seite, die ihn mit einer Armee unterſtützten, an deren Spitze er gegen Rom zog, um ſich ſo mit gewaffneter Hand den Weg zum Throne zu bahnen. Auf den Ruf ſeiner Annäherung zogen ihm die beyden Konſuln mit ihren Truppen entgegen. Brutus zog mit der Reiterei dem Heere vor, um den Feind aufzuſuchen. Eben traf es, daß er mit ſeinem Chor auf die feindliche Reiterei ſtieß, die vom Aruns, einem Sohne des Tarquinius, angeführt wurde. Kaum entdeckte dieſer aus dem Vorritt der Liktoren die Annäherung

rung eines Konſuls, und als er näher kam — daß es Brutus ſelbſt ſey; als er von Rachſucht glühend ſeinem Pferde die Sporen gab und mit eingelegtem Speer auf ſeinen Gegner einſtürzte. Brutus nahm dieſe Aufforderung zum Kampfe, nach damaliger ritterlicher Sitte ſogleich an, ſprengte ebenfalls auf ſeinen Feind los und beyde rannten in voller Wuth einander, ohne auf eigne Vertheidigung zu denken, die Spieße mitten durch die Schilde in den Leib und ſtürzten ſo zu gleicher Zeit mit den Spießen an einander hängend, ſterbend von ihren Pferden zur Erde nieder.

Gleich darauf begann das Haupttreffen, welches von beyden Seiten mit gleicher Erbitterung und Tapferkeit geliefert wurde, daß als die Nacht einbrach, der Sieg noch unentſchieden war; erſt in der Nacht entfiel den Feinden der Muth, ſie brachen plötzlich auf und hinterließen den Römern das Schlachtfeld, die ſich der Beute bemächtigten und als Sieger in Rom einzogen. Valerius, der damals als Feldherr den erſten feſtlichen Einzug mit der ſiegenden Armee in die Stadt auf einem vierſpännigen Wagen hielt und ſo die Reihe der nachherigen Triumphe eröffnete, ſorgte ſogleich nach ſeiner Ankunft dafür, die Leiche ſeines Kollegen, des Stifters der Republik, der im Kampfe mit den Feinden des Vaterlands geblieben, auf die anſtändigſte und prachtvollſte Art zu beſtatten; er ſelbſt hielt auf offnem Markte, wo die Leiche aufgeſtellt war, bei derſelben dem großen Manne die erſte Lobrede, die ſo vielen Beifall bei den Römern fand, daß von dieſer Zeit den um den Staat verdienten Männern von den angeſehenſten Rednern ähnliche Leichenreden gehalten wurden. Am ehrenvollſten aber war bei dieſem Leichenbegängniſſe die allgemeine Trauer der ganzen Bürgerſchaft, die in ihm den Verluſt ihres Retters und Beglückers beklagte; vorzüglich bezeigten die römiſchen Frauen ihm als dem Rächer der verletzten weiblichen Schaamhaftigkeit noch im Tode dadurch ihre Erkenntlichkeit, daß ſie ein ganzes Jahr hindurch die Trauerkleider für ihn trugen und ihn als ihren gemeinſchaftlichen Vater beklagten.

Ende der 3ten Abtheilung
des 3ten Bandes.

I. Chronologiſches Regiſter
zum
dritten Theile der moraliſchen Bilderbibel.

Dritter Zeitraum.
Von Moſes bis auf Cyrus.

In dieſen Zeitraum fällt:

J. d. W.	J. v. C. G.	
3231.	752.	Die Stiftung des römiſchen Staats durch Romulus.
		Romulus und Remus.
		Erbauung Roms.
3268.		Hiskias, König in Juda.
		Romulus wird ermordet.
		Numa, König von Rom, führet eine ſehr friedliche Regierung, und giebt dem römiſchen Staat eine gute Einrichtung.

beſſer

J. d. W.	J. v. C. G.	
		befördert die Religion und den Anbau des Landes.
3295.		Zerſtörung des jüdiſchen Reichs durch die Babylonier.
		Babyloniſche Gefangenſchaft.
		Daniel am Hofe zu Babylon.
		Solon, Geſetzgeber von Athen.
3313.	671.	Tullus Hoſtilius, der dritte König von Rom, führt eine gute Kriegszucht ein.
		Streit der Horatier und Kuriatier.
		Ancus Martius, vierter König von Rom, erweitert das römiſche Gebiet.
3370.		Tarquinius Priſkus, ſein Nachfolger, verſchönert Rom.
		Grundlegung des Kapitoliums.
		Servius Tullius, ſechster König von Rom, führt eine ſehr gemäßigte Regierung, wird auf eine ſchändliche Art vom Tarquinius Superbus ermordet.

Vierter Zeitraum.

Von Cyrus bis auf Alexander den Großen.

Jahr der Welt 3425 — 3648.

Jahr vor Chriſti Geburt 548 — 336.

J. d. W.	J. v. C. G.	
3425.	548.	**Cyrus** ſtiftet die perſiſche Monarchie.
3446.		**Piſiſtratus** in Athen.
		Rückkehr der Juden aus Babylon.
3451.		**Tarquin** der Stolze, letzter König von Rom.
		Lucius Junius Brutus.
		Lukretia, ihr Tod giebt die Veranlaſſung, daß das Königthum in Rom aufhört.
3463.	527.	**Darius Hyſtaspis.**
3475.		Errichtung der römiſchen Republik.
		Die erſten Konſuln.
		Brutus ſtirbt.
		Porſena, Mutius Scävola.
3494.	490.	**Miltiades**, der Retter Griechenlands.
		Schlacht bei Marathon, in welcher die Griechen ihre Freiheit gerettet.
		Oeſtere Kriege der Griechen mit den Perſern um Behauptung ihrer Unabhängigkeit unter
		Themiſtokles,
		Ariſtides,
3534.	450.	**Cimon.**
		Perikles erhält die Oberherrſchaft in Athen.

Der

J. d. W.	J. v. C. G.	
		Der Peloponneſiſche Krieg.
3580.	404.	Sparta erhält die Oberherrſchaft in Griechenland, nachdem es ſeine Nebenbuhlerin, Athen, gedemüthiget.
		Thraſybulus, der Befreier Athens von der Tyrannei.
3584.		Spartaniſch-Perſiſcher Krieg unter
		Ageſilaus, König von Sparta.
3600.	384.	Theben macht ſich von Sparta unabhängig und erhebt ſich zum erſten Staate in Griechenland durch Hülfe des
		Pelopidas und Epaminondas.
		Thebaniſcher Krieg.
3613.		Schlacht bei Leuktra, durch welche die Thebaner ihre Unabhängigkeit von Sparta behaupten.
		Epaminondas rückt in das Gebiet der Lacedämonier.
		Ageſilaus in Dienſten des Königs von Egypten.
		Pelopidas befreit Theſſalien und züchtigt den Tyrann von Pherä,
		ſtirbt im Treffen.
3621.	363.	Schlacht bei Mantinäa, in welcher Epaminondas als Sieger ſtirbt.
		Griechenland ſinkt in Verfall.
3625.		Philippus, König von Macedonien, macht ſich die Schwäche und Uneinigkeit der Griechen zu Nutze, um ſeine Herrſchaft zu begründen.
		Demoſthenes, ein großer Redner, und

Pho

J. d. W.	J. v. C. G.	
.		Phocion, Feldherr in Athen, ſetzt ſich ſeinen herrſchſüchtigen Planen entgegen.
		Timoleon in Syrakus.
3646.	338.	Entſcheidendes Treffen der Macedonier und Griechen bei Chäronea, in welchem Philippus ſiegt.
		Die griechiſche Freiheit nimmt ein Ende.
		Philipp von Macedonien wird unter die Amphiktyonen aufgenommen und erhält das Ober-Kommando der Griechen gegen die Perſer,
3648.	336.	wird ermordet.

Fünfter Zeitraum.

Von Alexander dem Großen bis auf Chriſtus.

Jahr der Welt 3648 — 3983.

Jahr vor Chriſti Geburt 336 —

J. d. W.	J. v. C. G.	
3648.	336.	Alexander der Große tritt nach ſeines Vaters, Philipp, Tode die Regierung Macedoniens an.
		Darius Codomannus, König von Perſien.

Ariſto-

J. d. W.	J. v. C. G.	
		Ariſtoteles, der Philoſoph, Lehrer Alexanders.
3649.		Alexander beſiegt die Griechen und zerſtört Theben.
		Diogenes, der Weltweiſe, empfängt zu Corinth Beſuch vom Alexander.
3650.		Alexander eröffnet den Feldzug gegen die Perſer, geht über den Granikus und liefert der feindlichen Armee ein Treffen, ſiegt und unterwirft ſich Kleinaſien.
		Apelles, der berühmte griechiſche Maler.
		Alexander badet ſich im Cydnus, wird krank, und von Philippus, ſeinem Arzte, gerettet,
3651.		liefert dem Darius ein Treffen bey Iſſus, und überwindet,
		erbeutet das Lager, und nimmt die königliche Familie gefangen,
		erobert Syrien, Phönizien, Paläſtina.
		Abdolonymus wird König von Sidon.
		Alexander erobert Egypten;
		ſein abentheuerlicher Zug nach Lybien zum Orakel des Jup. Ammon.
3653.		Er legt in Egypten den Grund zur Stadt Alexandria,
		geht zurück dem Darius entgegen an den Euphrat,
		beſiegt ihn bey Gaugamela,
		nimmt den Titel eines Königs von Macedonien und Perſien an,

Py

J. d. W.	J. v. C. G.	
		ſetzt dem flüchtigen Darius nach Medien nach.
		Darius ſchmählicher Tod auf der Flucht.
		Alexander wird Herr von allen, auch den entfernteſten perſiſchen Provinzen;
		ſein Uebermuth und Jähzorn bringt ſeine beſten Freunde wider ihn auf, deren mehrere ihr Leben verlieren.
		Tod des Parmenio und ſeines Sohnes Philotas, des Klitus und mehrerer.
3657.		Alexanders Feldzug nach Indien
		beſiegt den Porus,
		kehrt zurück nach Babylon,
3660.	323.	und ſtirbt daſelbſt an den Folgen der Unmäßigkeit.
3662.		Demoſthenes Tod.
		Alexanders Feldherren ſtreiten um die Monarchie, welche dadurch in einzelne Theile zerfällt.
		Phocions Tod.
		Die Römer führen indeß noch mit den benachbarten Staaten in Italien Krieg.
		Die Griechen bemühen ſich, ihre Freiheit wieder zu erlangen und ſich von Macedonien unabhängig zu machen.
3679.		Ptolemäus I., König in Egypten, erhebt durch die Beförderung der Wiſſenſchaften, des Ackerbaus und der Handlung ſein Reich zu einem der blühendſten.
		Demetrius Phalereus.
3704.	280.	Stiftung des achäiſch-griechiſchen Bundes.

Krieg

J. d. W.	J. v. C. G.	
		Krieg der Römer mit **Pyrrhus**, dem König von Epirus.
		Bald nachher bricht der erſte puniſche Krieg aus.
3741.	239.	**Agis** der III., König von Sparta, ſucht dieſem Staate wieder ſeine vorige Verfaſſung zu geben, iſt aber bei ſeinen Bemühungen unglücklich.
		Auch **Kleomenes**, der dieß angefangne Werk fortſetzen will, geht darüber zu Grunde.
3760.		Sparta wird vom **Antigenus** erobert.

II. Sach-

II. Sach- und Namen-Regiſter zum dritten Bande.

A.

Abdolonymus, ein edler Sidonier, wird zum König erhoben 201.

Aberglauben vom Fluge der Vögel u. dergl. als Vorbedeutung glücklicher oder unglücklicher Ereigniſſe 317.

Ackerbau, eine der würdigſten und freien Menſchen anſtändige Beſchäftigung 357. Numa, als vorzüglicher Beförderer deſſelben 391.

Ada, Königin von Karien, wird vom Alexander wieder auf den Thron erhoben 160. Note 180.

Aeneas landet in Italien 331. ſtiftet ein eignes Reich 332.

Aeſchines, ein berühmter Redner zu Athen, geräth mit Demoſthenes in Streit und muß darüber Athen verlaſſen 115.

Ageſilaus, König von Sparta 10. ſeine Erziehung und die frühe Entwickelung ſeines lebhaften Charakters 11. ſeine Beſcheidenheit 12. übernimmt das Kommando der griechiſchen Armee im Kriege gegen die Perſer und führt dies mit großem Glück 14. hält dem Feinde ſein gegebnes Verſprechen 15. iſt ein Verehrer der Religion (ebendaſ.) ſchließt ein vortheilhaftes Bündniß mit dem feindlichen General 16. genießt ſeines unanſehnlichen Körpers ungeachtet die größte Achtung 17. 19. bleibt ſeiner mäßigen Lebensweiſe treu 18. 26. wird im Laufe ſeiner

Siege vom Vaterlande zurückgerufen 20 f. kehrt unverzüglich dahin zurück 23. liefert der feindlichen griechiſchen Armee bei Coronea und Korinth Treffen, wo er ſich als Sieger ſehr ſchonend gegen die Feinde beweiſt 24. ſein feierlicher Einzug und Aufenthalt in Sparta 25. handelt unedel an Theben 29. und reizt dadurch den Zorn der Thebaner, die unter Anführung des Epaminondas ſich ſchwer an Sparta rächen 30. Ageſilaus rettet das Vaterland vom gänzlichen Verderben 31. empfängt ſeinen Sohn als Sieger 35. geht in die Dienſte des Königs in Egypten, Taches, wird mit ausgezeichneter Achtung empfangen aber nachher gleichgültig behandelt 36. er rächt ſich deshalb, reiſt zurück und ſtirbt auf der Reiſe 38.

Ageſiſtrata, die Mutter des Königs Agis, ſtirbt neben der Leiche ihres Sohnes und ihrer Mutter, als eine ächte Spartanerin 304.

Agiatis. Gemahlin des Kleomenes, Königs von Sparta, ein Muſter weiblicher Tugend 307. 316.

Agis, ein König von Sparta, ſucht den geſunkenen Wohlſtand dieſes Staats zu heben und ſeine entarteten Mitbürger wieder an Enthaltſamkeit und ſtrenge Lebensordnung zu gewöhnen 288. wird daran gehindert 293. durch Verrätherei gefangen genommen und von Leonidas hingerichtet 300. beweiſt ſich bei ſeiner Hinrichtung ſehr großmüthig 303.

Alexander I. König von Macedonien 90.

Alexander der Große, Sohn des Philippus 151. ſeine Erziehung 151. Achtung und Dankbarkeit gegen ſeine Lehrer 157. Note 150. ſeine frühe Neigung zur Kriegswiſſenſchaft 161. bildet ſich zum künftigen Helden unter ſeinem Vater 164. kämpft an ſeiner Seite bei Chäronea 98. und rettet ſein Leben 167. kömmt nach dem Tode ſeines Vaters zur Regierung 169. züchtigt die Griechen (ebdaſ.) beſucht den Diogenes bei ſeiner Anweſenheit in Korinth 171. bekriegt die Perſer 176. löſt den Gordiſchen Knoten 177. unterwirft ſich Kleinaſien 177. beſucht die Werkſtätte des Apelles in Epheſus 179. beweiſt ſich großmüthig gegen die Mileſier 182. geräth in Lebensgefahr, aus der ihn Klitus errettet 185. geräth durch Unvorſichtigkeit in eine gefährliche Krankheit 185. vertraut ſein Leben ſeinem Arzte Philippus 188. ſchlägt den Darius am Iſſus 192. bekömmt die

Köni-

königliche Familie gefangen 194. ſein edelmüthiges Betragen gegen dieſelbe 196. er ändert ſeinen Charakter 199. erobert Egypten 204. thut einen abentheuerlichen Zug nach Lybien zum Tempel des Jup. Ammon 205. ſchlägt den Darius nochmals bey Arbela 212. läßt ſich zum Könige von Perſien ausrufen 214. zerſtört Perſepolis 218. verfolgt den flüchtigen Darius 219. erreicht ihn bei Ekbatana 222. und bedauert ſeinen Tod 227. Sein unerſättlicher Ehrgeiz 231. Er läßt den Philotas 233 und deſſen Vater Parmenio hinrichten 237. Auch ſein Freund Klitus wird das Opfer ſeines Jähzorns 239. ſo wie der Philoſoph Kalliſthenes, ſeines beleidigten Stolzes 247. Sein Feldzug nach Indien 247. wo er unter mehrern Königen auch den Porus beſiegt 249. wird durch das Murren ſeiner Armee zum Rückzuge genöthigt 251. verheirathet ſich mit einer perſiſchen Prinzeſſin 252. ſtillt einen Aufruhr ſeiner Armee 254. verliert ſeinen Freund Hephäſtion 259. und wird durch ſeinen Verluſt in die äußerſte Betrübniß verſetzt 260. er kömmt nach Babylon, verfällt in Trübſinn, den er durch ſchwelgeriſche Gaſtmahle zu zerſtreuen ſucht 262. zieht ſich dadurch eine tödtliche Krankheit zu, an der er ſtirbt 264. ſeine prachtvolle Beerdigung 273.

Alexander, Tyrann zu Pherä, wird vom Pelopidas gezüchtigt 71. handelt treulos an Pelopidas und nimmt ihn gefangen 74. wird vom Epaminondas genöthigt, ihn frei zu geben 78. fängt neue Unruhen an 78. wird in dem Treffen vom Pelopidas zum Zweykampf aufgefordert und ſein Heer in die Flucht geſchlagen 80. zuletzt von ſeinen eignen Leuten ermordet 82.

Alexandria in Egypten wird von Alexander dem Großen angelegt 207. wird die nachherige Reſidenzſtadt der Könige 274. und der Sitz der Wiſſenſchaften und Künſte 277. Ptolemäus legt daſelbſt den Grund zur anſehnlichſten Bibliothek 278.

Anaxarchus, ein griechiſcher Philoſoph, begleitet den Alexander auf ſeinen Feldzügen 241. hat einen ſchlechten Charakter (ebendaſ.)

Antho, die Tochter des Amulius, verwendet ſich für das Leben ihrer Freundin 336.

Antipater, General des Alexanders und Reichsverweſer von Macedonien 176.

Apelles, ein berühmter griechiſcher Maler. Einige Nachricht von ihm 179. Note; die Art, wie er ſich an ſeinen Verläumdern rächte 181. Note.

Aratus, Haupt des Achäiſchen Bundes der Griechen. 310. 315.

Arbeitſamkeit iſt auch Perſonen aus den höhern Ständen anſtändig 216.

Archias, ein Thebaner, maßt ſich die Herrſchaft über Theben an 47. verliert deswegen ſein Leben 54.

Ariſtoteles, ein berühmter Weltweiſer Griechenlands, der Lehrer Alexanders des Großen 155. Note. wird von dieſem ſehr geſchäzt 157. einige Nachrichten von ihm daſelbſt u. 158 162.

Armuth hindert nicht am Emporkommen. Beiſp. Epaminondas 40. Phocion 125. unverſchuldete, ſchändet nicht. Beiſp. 201.

Aſkanius, Sohn des Aeneas, der Stifter von Albalonga 333.

Auſpicien, was ſie bei den Römern waren 317. Note.

B.

Beerdigung der Todten, eine auch bei den Alten heilig gehaltene Pflicht 183. 270. 417.

Beiſpiele groſer edler Menſchen reizen zur Nachahmung 308.

Beleidigungen muß man großmüthig ertragen. Beiſp. Epaminondas 68.

Beſcheidenheit, durch ſie erwirbt man ſich die Liebe und das Zutrauen ſeiner Nebenmenſchen. Beiſp. Ageſilaus 12. Epaminondas 64. Phocion 128. Apelles 180.

Beſſus, ein treuloſer General des Darius, verſchwört ſich gegen das Leben ſeines Königs 219. legt ihn in Feſſeln 221. ermordet ihn 224. empfängt ſeinen verdienten Lohn 228.

Betrug, frommer, iſt dem Charakter eines edlen Menſchen zuwider 393.

Bibliothek zu Alexandrien 279. Note.

Bucephalus, das Lieblingspferd Alexanders d. Großen 165.

C.

Chabrias, ein berühmter athenienſiſcher General 126.

Charon, ein edler Thebaner, nimmt an dem Unternehmen, das Vaterland zu befreien, thätigen Antheil 47. 48. giebt ſeinen

Sohn

Sohn, zum Bürgen ſeiner Treue, in die Hände der Verſchwornen 50.

Chelonis, eine edle Spartanerin, die Frau des Kleombrotus, nimmt an dem Schickſale ihres Vaters und ihres Gatten innigen Antheil 294. und begleitet den letztern ins Elend 299.

D.

Dankbarkeit gegen empfangene Wohlthaten bewieß Phocion 127. Philippus gegen den Lehrer ſeines Sohnes 156. 157. Alexander gegen ſeinen Lehrer Ariſtoteles 157. Leonidas 159. 160. Servius Tullius gegen ſeine Wohlthäterin Tanaquil 413. Note.

Darius Codomanus, König von Perſien, im Kriege mit Alexander dem Großen 191. wird von dieſem am Iſſus geſchlagen 192. ſein Betragen bei der Nachricht vom Tode ſeiner Gattin 208. ſeine nochmalige Niederlage bei Arbela 211. ſein Edelmuth auf der Flucht 215. und in der Gefahr der Verrätherei 220. wird von ſeinem treuloſen General Beſſus auf ſeiner Flucht in Feſſeln gelegt 221. und tödtlich verwundet 224. ſein rührender Tod 225.

Demetrius Phalereus, ein vorzüglicher Beförderer der Wiſſenſchaften 279.

Demoſthenes, der berühmteſte Redner Athens 96. 106. ſeine Jugendjahre 107. ſtudirt mit außerordentlichem Fleiß die Redekunſt 108. widerſetzt ſich den herrſchſüchtigen Abſichten Philipps von Macedonien 112. iſt ein ſchlechter Soldat aber deſto beſſerer Redner 114. ſein Prozeß mit dem Redner Aeſchines 115. ſeine Ehrſucht und Geldbegierde verleitet ihn zu manchen Fehltritten 119. wird aus Athen verbannt 122. und wieder ehrenvoll zurück geholt 123. entzieht ſich den Nachſtellungen ſeiner Feinde durch Gift 124.

Diogenes von Sinope, ein griechiſcher Weltweiſer. Nachricht von ihm 171. Note.

E.

Edelmuth. Satyrus handelt ſehr edelmüthig an einer unglücklichen Familie 103. Alexander an der Familie des Darius 196.

belohnt ſehr edelmüthig ſeine Soldaten 253. 256. Verluſt gegen die Flüchtlinge ſeiner Armee 215. edelmüthig opfert Agis ſein Vermögen zum Beſten des Staats auf 292. Kleomenes gegen ſeine vertriebenen Landsleute 323. Antho für ihre Freundin Rhea 336.

Egeria, vorgeblicher Umgang des Numa mit derſelben 395.

Ehrbegierde iſt für viele Menſchen ein mächtiger Antrieb zu großen Thaten. Philipp von Macedonien 92. Demoſthenes 108. Alexander 161. 163.

Eid, muß heilig gehalten werden. Beiſp. Ageſilaus 14.

Eiferſucht. S. Uneinigkeit.

Eigennutz verleitet zu ſchlechten Handlungen und Fehlern 119. 293. 310.

Eltern. Epaminondas preiſt ſich darum glücklich, ſeinen Eltern Freude gemacht zu haben 65. — die Rechte derſelben über ihre Kinder werden durch öffentliche Geſetze beſtätigt 358. — ihre Liebe zu ihren Kindern 409.

Enthaltſamkeit, in Beherrſchung ſeiner ſelbſt und Unterdrückung der Begierden. Beiſp. Alexander 202. Agis 288. Kleomenes 310.

Epaminondas, ein edler Thebaner 39. groß, ſelbſt in den Augen ſeines Feindes 34. widmet ſich dem Dienſte des Staats 40. wie er ſich dazu bildet 41. vertheidigt ſeinen Freund Pelopidas 43. nimmt an dem Unternehmen des Pelopidas, ſein Vaterland zu retten, erſt entfernten, dann aber deſto thätigern Antheil 46. 55. ſchlägt die Spartaner bei Leuktra 57. 60. dringt in Lakonien ein und ſetzt Sparta in die äußerſte Verlegenheit 61. kehrt ſiegreich zurück und unterwirft ſich dem Kriegsgericht, weil er, den Geſetzen zuwider, das Kommando zu lange geführt 62. vertheidigt ſich deshalb und wird frei geſprochen 63. ſeine Beſcheidenheit, Elternliebe und Mäßigung 65. ſeine unbeſtechliche Treue 66. und Wahrheitsliebe 68. befreit ſeinen Freund Pelopidas aus der Gefangenſchaft 77. fällt in einem Treffen bei Mantinea und ſtirbt als Sieger 84.

Epheſus, der dortige berühmte Tempel wird vom Alexander wieder hergeſtellt 179.

Ereigniſſe, widrige, im Menſchenleben, werden von der Vorſehung zum Beſten geleitet. Beiſp. 153.

Erziehung, deren Einfluß auf Bildung des Charakters 11. 41. 131. Die Fehler der frühern Erziehung können verbeſſert werden. Beiſp. Agis 280.

F.

Faſces, die Zeichen der höchſten obrigkeitlichen Würde bey den Römern 351. Note.

Fauſtulus, ein Hirt, rettet das Leben des Romulus und Remus 338. und ſorgt für ihre Erziehung 339. macht den Numitor mit dieſen ſeinen Enkeln bekannt 341. kömmt in dem Streite der beyden Brüder um ſein Leben 349.

Fehler, jugendliche, können verbeſſert werden. Beiſp. Ariſtoteles 155. Note. Diogenes 171. Agis 280.

Fetialen. Friedensrichter bei den Römern: Einrichtung und Zweck dieſes ehrwürdigen Kollegiums 387.

Fleiß, außerordentlichen Fleiß wendete Demoſthenes auf das Studium der Redekunſt 108. durch anhaltenden Fleiß werden die größten Schwierigkeiten überwunden 109. Ariſtoteles 156. Note. Apelles 179.

Frauen, ihre Würde und Rechte bei den Römern 358. 368. — die ſich in der Geſchichte auf eine würdige oder unwürdige Art ausgezeichnet haben: Olympias, Mutter Alex. d. Großen 99. Thais, Buhlerin des Alexanders 217. Chelonis, eine edle Spartanerin, Gemahlin des Kleombrotus 294. Agiatis, Gemahlin des Kleomenes 307. Krateſiklea, Mutter des Vorigen 317. Anthe, Freundin der Rhea 336. Herſilia, eine edle Sabinerin 366. Tanaquil, Gemahlin des Tarquin 413. Note. Tullia, Tochter des Servius, als Vater- und Schweſtermörderin 416. 417. Lukretia, Gemahlin des Collatinus 427.

Freundſchaft zwiſchen Pelopidas und Epaminondas 30. 35. 56. wie man einen würdigen Gebrauch von den Rechten der Freundſchaft zu machen habe 65.

Frugale Lebensart, bei der man ſich immer in den Grenzen der Mäßigkeit erhält, auch wenn man die Mittel in Händen hat, einen größern Aufwand zu machen. Beiſp. Ageſilaus 26.

G.

Gaſtfreundſchaft. Beiſp. Ageſilaus mit dem Sohn des Pharnabazus 18. wird von den Römern durch den Raub der Sabinerinnen verletzt 361.

Gebet, das, giebt Kräfte und Muth bei wichtigen Unternehmungen 52. 364.

Geiſtesgegenwart rettet aus Gefahren 33. 63. 254. 364.

Gelehrſamkeit, vorzügliche Beförderer derſelben waren Ptolomäus 1. 278. Demetrius Phalereus 279.

Gelehrte, verdienen als die vorzüglichen Staatsdiener geachtet zu werden 280.

Gemeinſinn muß unter den Bürgern eines Staats erhalten werden 300.

Gerechtigkeit iſt mehr als Tapferkeit 29. ſtrenge Gerechtigkeitspflege Alexanders des Großen 252. des Junius Brutus 445.

Geſchenke, als Beſtechung, darf kein edler Menſch annehmen. Beiſp. Epaminondas 66. Pelopidas 71. Demoſthenes 113. Phocion 133. 136.

Geſetzgebung, wie wohlthätig eine weiſe Geſetzgebung für den Staat iſt 551. 558. 559.

Gewiſſen, ein böſes, raubt dem Menſchen Beſonnenheit und Muth 223. und alle Freuden des Lebens 261. verſetzt ihn in abergläubiſche Furcht 400. 421.

Glück, wie unbeſtändig es iſt. Beiſp. 195. 224 f. 264. anhaltendes verleitet zum Uebermuth und verdirbt den Charakter eines Menſchen. Beiſp. Alexander 199.

Gott, das einzige höchſte, verehrungswürdigſte Weſen, auch von Heyden erkannt 385.

Gottesverehrung, die rechte Art derſelben 385. S. Religion.

Griechenlands Verfall und die Urſachen deſſelben 86. 87. nach der Schlacht bei Cheronäa 98. Zuſtand zu den Zeiten Alexanders des Großen 151. und nach deſſen Tode 286.

Großmüthig gegen ſeine Feinde bewieß ſich Ageſilaus 18. 24. Athen gegen die vertriebenen Thebaner 46. Epaminondas 68. Demoſthenes gegen ſeinen Gegner Aeſchines 116. Phocion bei ſeiner Hinrichtung und Schmach 141. Alexander in Kleinaſien 178. beſonders gegen die Mileſier 182. gegen ſeine aufrühreri-

ſchen

ſchen Soldaten 256. Luc. Tarquin. Collatin bei Niederlegung der Konſularwürde 439.

H.

Harpalus, Schatzmeiſter von Babylon, handelt untreu an ſeinem Herrn 120.

Haus, Familie; häusliches Glück muß in einem Staate befördert werden 394.

Häuslichkeit, eine vorzügliche Tugend eines Weibes 427.

Hephäſtion, General und Vertrauter Alexanders des G. 196. 200. 233. ſetzt ſich in der Gunſt ſeines königlichen Freundes immer feſter 258. ſtirbt an den Folgen der Unmäßigkeit 259. und wird von ſeinem Könige hoch bedauert 260.

Herſilia, eine edle Sabinerin 366. Note.

Hochmuth verleitet den Menſchen zu den größten Thorheiten 231. und Verbrechen 234.

Homer, der Lieblingsdichter der griechiſch. Nation, beſonders des Alexanders 163.

Horatier, Streit derſelben mit den Kuriatiern 401. — Horatius, der Sieger im Zweykampf, wird von ſeiner Leidenſchaft beſiegt und bringt ſeine Schweſter um 408. ſeine Verurtheilung 409.

Hoſtilius, Tullus, König der Römer 397. erweitert durch ſeine Siege das römiſche Gebiet 398. fällt in Schwermuth und ſtirbt 400.

J.

Junius Brutus. S. Lucius.

Italien, als der Schauplatz groſer, intereſſanter Begebenheiten 328. deſſen vortheilhafte Lage 329. und glücklicher Zuſtand ſeiner erſten Bewohner 330.

K.

Kalliſthenes, ein griech. Weltweiſe, Begleiter Alex. des Gr. auf ſeinen Feldzügen, fällt in Ungnade und wird hingerichtet 245.

Kapitel zu Rom 263. Grundlegung 412. Aufführung des groſen Tempels daſelbſt unter Tarquin 421.

Kinderfreund, ein vorzüglicher war Ageſilaus 26. Kinder, die ihren Eltern Freude gemacht, Archidamus, der Sohn des Ageſilaus 35. und ſie vorzüglich geliebt haben, Alexander 190. 257. Note. wohlerzogne, ſind der Eltern gröſtes Glück 153.

Kleombrotus I. König von Sparta 57 fällt bei Leuktra 60.

Kleombrotus II. wird durch die Wahl des Volks König von Sparta 293. von ſeinem Schwiegervater wieder vom Throne verdrängt und verfolgt 294. flüchtet in den Tempel des Neptun 296. wird ins Elend verwieſen, wohin ihn ſeine treue Gattin begleitet 299.

Kleomenes, Sohn des Leonidas, König von Sparta, weckt den heldenmüthigen Geiſt ſeiner Nation 309. hebt die Gewalt der Ephoren auf 311. führt eine ſehr frugale Lebensart 313. vertheidigt die Freiheit ſeines Vaterlands gegen Antigonus als Held, aber nicht mit Glück 315. ſieht ſich genöthigt, ſeine Zuflucht nach Egypten unter harten Bedingungen zu nehmen 317. und ſich von ſeiner Mutter und Kinde zu trennen 318. unterliegt im Treffen der Uebermacht des Antigonus 320. und flüchtet nach Egypten 321. wo er auf eine ſchmähliche Art mit den Seinigen umkömmt 324.

Klitus, ein General Alexanders des Gr., rettet dem Könige das Leben 185. reizt ihn durch unüberlegte Reden zum Zorn 239. wird von ihm erſtochen 243. und nach ſeinem Tode bedauert 243.

Könige, werden aus Rom verdrängt 436.

Konſulat, das, wird in Rom eingeführt 436.

Korinth; Aufenthalt Alexanders in dieſer Stadt 171.

Körperliche Gebrechen können durch geiſtige Vorzüge reichlich erſetzt. Beiſp. Ageſilaus 11. auch wohl durch Fleiß verbeſſert werden, Demoſthenes 109.

Krateſiklea, die Mutter des Kleomenes, eine ſehr heldenmüthige Frau 317.

Krieg, traurige Folgen deſſelben 8. 248. muß ſo viel möglich vermieden werden 277.

L.

Lacedämon wird unter Ageſilaus ſehr anſehnlich 20. handelt ungerecht an Theben 43. 45. ſcheint wieder zu ſeinem vorigen Anſehen ſich erheben zu wollen 313. ſinkt aber bald wieder 315.

Lehrer. Beiſpiele von ſolchen, die ihre Lehrer vorzüglich geſchätzt haben. Epaminondas 41. Phocion 127. Alexander 157.

Leidenſchaften, ungemäßigte, reißen den Menſchen ins Verderben 241. 260. 407.

Leonidas, König von Sparta, ſetzt ſich den weiſen und edlen Anordnungen ſeines Mitregenten Agis entgegen 291. wird der Regierung unfähig erklärt und des Landes verwieſen 292. wird wieder an ſeine vorige Stelle zurück berufen und rächt ſich grauſam an ſeinen Beleidigern 293.

Leonidas, ein Erzieher Alexanders des Großen 159.

Leontidas, ein treuloſer Verräther an Theben 43. verliert ſein Leben 55.

Leuktra, ein durch das Treffen zwiſchen den Thebanern und Spartanern merkwürdig gewordner Flecken an der Grenze Böotiens 57.

Liebe — der Kinder zu ihren Eltern. Beiſp. Alexander der Große 100. 237. — und Anhängigkeit an ſeinen Fürſten bewieß Ptolemäus 272. Liebe und Anhängigkeit an ihren Vater und an ihren Gatten bewieß Chelonis 295. 296.

Liktoren, bei den Römern 351. Note.

Lucius Junius, woher er den Beinamen Brutus erhielt 423. verbirgt ſeinen hohen Geiſt unter der Maſke des Blödſinns (ebd.) begleitet die Söhne des Tarquin nach Delphi, wo er ſehr geſchickt die Rolle des Einfältigen ſpielt 424. iſt Zeuge bei dem Tode der Lukretia und ſchwört den tyranniſchen Königen Roms den Untergang 430. zieht mit gewaffneter Hand nach Rom und ins römiſche Lager und entſetzt den Tarquin 433. wird der erſte Konſul in Rom 436. unterdrückt die Verſchwörung, in die ſich, zu Gunſten des Königs, ſeine eignen Söhne eingelaſſen haben 440. hält ein ſtrenges Gericht über ſie und läßt ſie vor ſeinen Augen enthaupten 443 f. zieht ins Treffen gegen Tarquin und ſtirbt im Zweykampf 446 f. ſein ehrenvolles Begräbniß 448.

Lucius Tarquinius 417. wird auf eine ſchändliche Art König von Rom 419. erhält den Beinamen Superbus, der Stolze 419. errichtet den Tempel des Jupiters auf dem Kapitol 421. ſchickt ſeine Söhne ab, um das Orakel zu Delphi zu befragen 422. wird des Thrones entſetzt 434. und des Landes verwieſen 436. bemüht ſich umſonſt, ſich wieder des Throns zu bemächtigen 439. 446.

Lucius Tarquinius Collatinus, Gemahl der Lukretia 426. iſt ſtolz auf die Ehre, das beſte Weib zu beſitzen 426. wird Zeuge ihrer Entehrung und ihres Todes 430. verſchwört ſich gegen die Könige 432. wird Konſul in Rom 436. wird genöthigt, das Konſulat wieder nieder zu legen und ſich aus Rom zu entfernen 437 f.

Lukretia, die Gemahlin des Collatinus, eine der edelſten römiſchen Frauen 427. wird vom Sextus Tarquinius zum Ehebruch gezwungen 428. entdeckt ihre erlittene Schmach 430. und erſticht ſich 431. ihr Tod giebt die Veranlaſſung zur Befreiung Roms von den Tyrannen 432 f.

Luxus, iſt der Grund des Verderbens eines Staats 87. 287. Menſchen, denen das Wohl der Menſchheit am Herzen liegt, müſſen ihm kräftig entgegen arbeiten. Beiſp. Agis 289. Kleomenes 305.

Lyſimachus, ein Erzieher Alexanders des Großen 159.

M.

Macedonien wird unter Philipp zu einem ſelbſtſtändigen und bedeutenden Königreiche 89. unter Alexander dem Großen zur Monarchie erhoben 214. die aber nach ſeinem Tode wieder aufgelößt wird 266.

Menekrates, ein von ſich zu ſehr eingenommener griech. Arzt 19.

Menſchlichkeit muß auch im Kriege bewieſen werden 77. Note.

Muſeum, was dies ſeiner erſten Beſtimmung und Einrichtung nach war 282.

N.

Nachſicht bei Andrer Fehler bewieß Epaminondas 68.

Numa Pompilius wird an die Stelle des Romulus zum Könige in Rom gewählt 375. ſchlägt anfangs dieſe Würde aus 377. nimmt ſie jedoch auf den Rath ſeines Vaters an 379. zeigt ſich als einen vorzüglichen Beförderer der Religion 381. und der Induſtrie 391. führt eine ſehr glückliche und friedliche Regierung 392. ſein vorgegebner Umgang mit der Egeria 393. befördert das häusliche und öffentliche Glück ſeiner Unterthanen 395 ſtirbt mit dem Ruhm eines wahren Landesvaters 396.

Numitor, der Großvater des Romulus und Remus, wird von dieſen ſeinen Enkeln wieder auf den Thron von Alba erhoben, von welchem ihn ſein Bruder Amulius zuvor verdrängt hatte 346.

O.

Olympias, die Gemahlin Philipps von Macedonien, Mutter Alexanders des Großen, wird von ihrem Gemahl gleichgültig behandelt und beleidigt 99. 168. von ihrem Sohne Alexander ſehr hoch geſchätzt. 257. Note.

P.

Parmenio, General Alex. d. Gr. 218. wird auf Befehl Alexanders meuchelmörderiſch ums Leben gebracht 237.

Patricier unterſchieden ſich von den Plebejen in Rom 356. ihre Verhältniſſe zu einander (ebendaſ.)

Pauſanias, ein Macedonier, Meuchelmörder des Königs Philippus 99.

Pelopidas, ein edler Thebaner 39. macht ſchon frühe eine gute Anwendung von ſeinem Vermögen 41. wird aus Theben vertrieben 45. beſchließt, ſein Vaterland von dem Druck der Tyrannen zu befreien 46. nimmt dazu die nöthigen Maaßregeln 48. und führt glücklich ſein Unternehmen aus 55. geht in den Kampf fürs Vaterland 58. wird vor das Kriegsgericht gefordert 62. geht als Geſandter an den perſiſchen Hof.

wo er ſich Achtung und dem Vaterlande Vortheile verſchaft 70. züchtigt den Tyrann von Pherä, Alexander 71. und ſtiftet Ruhe in Macedonien 72. wird nochmals durch den unruhigen Alexander aufgefordert, als Geſandter nach Theſſalien zu gehen und dieſen zur Ordnung zu verweiſen 73. fällt in die Hände dieſes ſeines Feindes, der ihn gefangen ſetzen läßt 74. ſein Betragen in der Gefangenſchaft 74. 75. wird durch Epaminondas daraus befreit 77. zieht von neuem gegen den Tyrann von Pherä ins Treffen 78. wird durch ſeine Hitze in Gefahr des Lebens hingeriſſen und niedergeſtoßen 80. allgemeine Betrübniß über ſeinen Tod (ebendaſ.)

Peripatetiſche, vom Ariſtoteles geſtiftete Schule 156. Note.

Perſepolis, die Hauptſtadt Perſiens, wird von Alexander d. Gr. zerſtört 217.

Pharnabazus, ein perſiſcher General 16. ſeine Verhandlung mit Ageſilaus 17.

Pharos, der daſelbſt befindliche Leuchtthurm, ein Wunderwerk der alten Welt 275.

Philides, ein angeſehener Thebaner, trägt viel zur Befreiung ſeines Vaterlandes bei 47. 49.

Philippus, nachheriger König von Macedonien, wird als Prinz vom Pelopidas als Geiſel nach Theben geführt 72. 91. wo er ſich zum künftigen Helden und Staatsmann bildet 92. tritt die Regierung an und legt den Grund zur nachherigen Größe des Reichs 93. ſucht ſich der Oberherrſchaft über Griechenland zu verſichern, wohin er es auch durch ſeine Politik und ſpätern Feldzüge bringt 93. ſchlägt die Griechen bei Cheronäa 98. verliert bei einem feſtlichen Aufzuge meuchelmörderiſch ſein Leben 100. ſein Charakter 104. ſeine Achtung gegen den Lehrer ſeines Sohnes, Ariſtoteles 155 u. 156. Note. traurige Auftritte in ſeiner Familie 168.

Philippus von Acarnanien, Arzt Alexanders des G., erwirbt ſich großes Verdienſt um die Erhaltung ſeines Königes 188.

Philotas, Sohn des Parmenio, General Alexanders, geräth durch ſeine Unvorſichtigkeit in Ungnade 234. und kömmt um ſein Leben 236.

Phöbidas, ein ſpartaniſcher General, handelt unedel an Theben 39. 41.

Phocion,

Phocion, ein edler Athenienſer, widmet ſich unter Plato der Philoſophie 125. lernt unter Chabrias die Kriegskunſt 126. gegen deſſen Familie er ſich ſehr edel dankbar beweißt 127. ſeine Beſcheidenheit 128. Rechtſchaffenheit und Menſchenliebe 129. ſeine Wahrheitsliebe 131. Staatsklugheit 132. 133. Unbeſtechlichkeit 133. verſchafft ſich die Achtung Alexanders des Großen, deſſen Geſchenke er aber großmüthig ausſchlägt, um ſich nicht von ihm abhängig zu machen 136. ſeine frugale Lebensart 137. ſeine Liebe zum Frieden zieht ihm den Unwillen ſeiner neuerungsſüchtigen Landsleute zu 140. er wird deswegen des Hochverraths beſchuldigt 141. vor Gericht gefordert 142. zum Tode verurtheilt 143. erduldet großmüthig dieſe unverdiente Schmach und ſtirbt wie ſein großer Vorgänger Sokrates 145. ſein Begräbniß 148.

Porus, ein indiſcher König, wird vom Alexander bekriegt, beweißt ſich ſehr tapfer 238. behauptet auch als Ueberwundner ſeine Würde — und wird vom Sieger geſchätzt und noch mehr erhoben 239.

Ptolemäus, König von Egypten, als vorzüglicher Beförderer der Wiſſenſchaften und der Induſtrie 271. 278. als vormaliger General und Freund Alexanders des Großen beweißt er dieſem auch noch in ſeinem Tode Achtung 272. befördert die Gelehrſamkeit in ſeinem Staate durch Anlegung einer Bibliothek und vorzügliche Begünſtigung der Gelehrten 278 u. f. erreicht ein glückliches Alter 283. übergiebt noch bei ſeinem Leben die Regierung ſeinem zweyten Sohne, und ſtirbt mit dem Ruhm, ſein Reich in Wohlſtand verſetzt zu haben 285.

Publius Valerius, ein edler Römer, iſt Zeuge der Schmach und des Todes der Lukretia 430. verſchwört ſich gegen die Könige 432. wird Konſul 439. hält nach dem Siege über die Feinde den erſten feierlichen Einzug, Triumph, in Rom 447. und beſorgt das Leichenbegängniß des L. Brutus 448.

Q.

Quirinus, unter dieſem Namen verehrten die Römer den Stifter ihres Staats 371.

Quiriten, der gemeinſchaftliche Name der Römer und Sabiner nach ihrer Vereinigung zu einem Volke 567.

R.

Rath, der römiſche, deſſen urſprüngliche Einrichtung 354. — der väterliche muß von Kindern befolgt werden 379. ohne denſelben ſollten ſich Kinder in keine wichtige Unternehmung einlaſſen 403.

Rache, die Art wie ſich Apelles an ſeinen Verläumdern rächte 181. Note. ſchändliche Rache des Leonidas 296. 300.

Reden, kurze ſinnreiche 23. 27. 28. 42. 59. 67. 68. 76. 79. 104. 105. 121. 167. 171. 172. 173. 175. 176. 178. 182, 211, 212. 246. 250. Freimüthigkeit im Reden, deren gute aber auch oft nachtheilige Folgen 170. 234. 241. 246.

Reichthum, wenn er wohl angewendet wird, iſt ein Mittel zur menſchlichen Wohlfarth. Beiſp. Pelopidas 41.

Religion, vorzüglicher Einfluß derſelben auf den Charakter eines Volks 381. vorzügliche Verehrer derſelben waren Ageſilaus 15. Numa 381. — religiöſe Handlungen, als Opfer, Gebete u. dergl. verrichteten bei wichtigen Unternehmungen Alexander der Große 176. 183. 191. 200. Romulus 355. Numa 380. das römiſche Volk (ebendaſ.) Junius Brutus 436. — religiöſe Feſte müſſen mit Ruhe und Stille gefeiert werden 386.

Remus, der Zwillingsbruder des Romulus 337. wird bei einem Streithandel gefangen genommen 342. und zu ſeinem Großvater Numitor gebracht 345. verliert bei der Grundlegung Roms ſein Leben 349.

Rhea, die Mutter des Romulus und Remus 334. 336.

Rom, die Entſtehung dieſes merkwürdigen Staates 327. erſte Grundlegung dieſer Stadt durch Romulus und Remus 347. ſeine erſten Bewohner 350. erſter Umfang ſeines Gebietes 372. Vergröſſerung deſſelben unter Tullus Hoſtilius 410. 411. Erweiterung und Verſchönerung unter Lucius Tarquinius 420. ſchafft das Königthum ab und erhält eine republikaniſche Verfaſſung 436.

Römer,

Römer, ihre Geſchichte iſt in ieder Beziehung merkwürdig 328. Anzahl der ſtreitbaren Römer unter Romulus 372. ſie erhalten einen religiöſen ſittlichen Charakter unter Numa 373. 381.

Romulus, der Stifter des römiſchen Reichs 333. wird mit ſeinem Zwillingsbruder Remus gleich nach ſeiner Geburt ausgeſetzt 337. verdankt ſeine Erhaltung einem Hirten 338. ſeine frühe Erziehung 340. und Lebensart 341. will ſeinen gefangnen Bruder befreien 344. wird für den Enkel des Numitor erkannt und ſetzt dieſen ſeinen Grosvater wieder auf den Thron 346. legt den Grund zur Erbauung Roms 347. entzweit ſich darüber mit ſeinem Bruder (ebend.) und ſchafft dieſen auf die Seite 350. giebt dem von ihm errichteten Staate eine geſetzliche Verfaſſung 351. wird vom Volke zum Könige ernannt 352. und behauptet ſich in dieſer Würde 353. führt den Senat 354. eine gute militäriſche Zucht 357. und Geſetze in ſeinem Staate ein 358. verſchafft durch Gewalt und Liſt ſeinen Bürgern Weiber 360. wird ſtolz und herrſchſüchtig 370. und verſchwindet während eines Gewitters 371.

Ruhmſucht. S. Ehrbegierde.

S.

Sabiner 382. Note. ſabiniſcher Mädchenraub in Rom 361. Streit darüber zwiſchen den Sabinern und Römern 363. wird durch die Vermittelung der geraubten Sabinerinnen beigelegt 365. vereinigen ſich mit den Römern 367. 389.

Satyrus, ein berühmter athenienſ. Schauſpieler, handelt edelmüthig an einer unglücklichen Familie 103. giebt dem Demoſthenes Anweiſung in der Deklamation 110.

Schaar, die heilige, was ſie bei den Thebanern war 58. Note.

Schmuck, äuſſerlicher übertriebner iſt Männern unanſtändig 161.

Schwelgerei, unglückliche Folgen derſelben 91.

Selbſtmord iſt unrühmliche Feigheit 328.

Septuaginta, die unter Ptolemäus I. verfertigte griechiſche Ueberſetzung der Bibel [illegible]. Note.

Servius Tullius, König zu Rom, erwirbt ſich groſſe Verdienſte um den Staat [illegible] wird von ſeiner eignen Tochter und ſeinem

Schwiegerſohne vom Thron geſtoßen 417. und meuchelmörderiſch hingerichtet 418.

Sextus Tarquinius zwingt die Lukretia zum Ehebruch 127. und giebt dadurch die Veranlaſſung zu ſeinem und ſeiner Familie Untergang 132 f. begiebt ſich nach Gabii 135.

Skytale, was dies bei den Lacedämoniern war 21.

Soſtratus, der Erbauer des Leuchthurms auf Pharos, ſucht durch List ſeinen berühmten Namen zu erhalten 276. Note.

Staat, der, muß die Verdienſte ſeiner Bürger ſchätzen. Beiſp. 153. Note.

Staatsämter ſind mit vieler Beſchwerde und Verdruß begleitet 118.

Stagira, die Vaterſtadt des Ariſtoteles, verdankt dieſem ihre Erhaltung 157. Note. beweiſt ſich noch nach ſeinem Tode gegen ihn dankbar 158.

Statira, die Gemahlin des Perſerkönigs Darius, geräth in Gefangenſchaft 194. ihr Tod 207.

Stolz verbirgt ſich oft hinter der Maske der Demuth und Armuth. Beiſp. Diogenes 175.

T.

Tapferkeit der Horatier und Kuriatier 405.

Tatius Titus, Fürſt der Sabiner 365. wird Mitregent des Romulus 367. 369.

Tempel, den Tempeln der Götter durfte man ſich nicht ohne Gaben nähern 124.

Thais, eine Buhlerin, reizt den Alexander zur Einäſcherung der perſiſchen Reſidenz 217.

Thebe, Gemahlin Alexanders von Pherä, beſucht den Pelopidas im Gefängniß 75.

Theben, die Hauptſtadt in Böotien: ihre Burg wird von den Lacedämoniern widerrechtlich in Beſitz genommen 29. wird unter Pelopidas und Epaminondas aus ſeiner vorigen Unbedeutenheit hervorgezogen 59. und zu einer Stadt vom erſten Range erhoben 64. ſinkt aber mit dem Tode dieſer Helden in ihre vorige Unbedeutenheit 85. wird von Alexander dem Großen zerſtört 169.

Timoklea, eine edle Thebanerin, rächt die Verletzung ihrer Ehre und rettet durch ihre Freimüthigkeit ihr Leben 170.
Todte, verdienſtvolle große Männer verdienen auch noch im Tode Achtung 272. 306. 443.
Traurigkeit, allzugroße, verräth Geiſtesſchwäche 260. große und edle Menſchen unterliegen derſelben nicht 316. 318.
Treue, ehelige, bewieß Chelonis 206.
Trunkenheit, deren gefährliche Folgen 217. 240.

U.

Unbeſcheidenheit iſt beleidigend und reizt beſonders den Zorn der Mächtigen. Beiſp. Klitus 259. Kalliſthenes 216.
Uneinigkeit, Mangel an Gemeingeiſte, iſt die Urſache des Verfalls der Staaten 86. 310. 410
Ungerechtigkeit beſtraft ſich ſelbſt. Beiſp. die Ungerechtigkeit welche die Spartaner an Theben begehen, zieht ihnen ſelbſt den größten Schaden zu 41.
Unmäßigkeit, deren ſchädliche Folgen 259. S. Trunkenheit.
Unvorſichtigkeit ſtürzt in Lebensgefahren 185.

V.

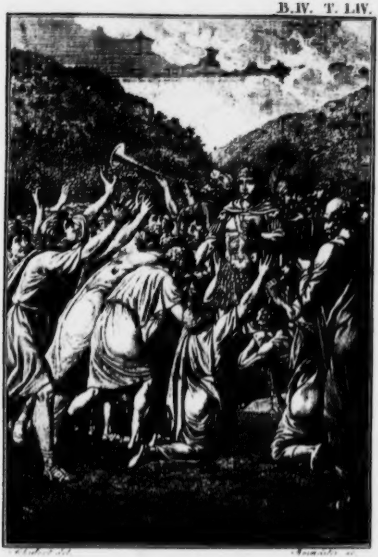
Vaterland, dem Dienſte deſſelben muß man jeden andern Vortheil nachſetzen. Beiſp. Ageſilaus 21. mit dem Vaterlande darf man nie zürnen. Beiſp. Epaminondas 68.
Verbrecher empfangen oft ſchon hier ihre verdiente Strafe 278.
Verdienſte gelehrter Menſchen um ihre Vaterſtadt 157. Note.
— in Kriegsdienſten werden belohnt 256.
Verläumdungen darf man nicht trauen 188.
Verſchlagenheit mit Tapferkeit vereinigt. Beiſp. 406. 419.
Veſta, von den Römern als eine Gottheit verehrt 336.
Veſtalinnen, der Orden derſelben 337. Note.

W.

Wahrheitsliebe. Beiſp. Epaminondas 68.

Z.

Zorn, deſſen nachtheilige Folgen 231. 260.
Zufriedenheit auch mit ihrem niedrigen Stande bewieſen Abdolonymus 201. Numa Pompilius 375. 377.
Zutrauen bewieß Alexander zu ſeinen Arzt 189.



[illegible] del. [illegible] sc.

Flaminius bestätigt den Griechen ihre Freyheit.

Moraliſche

Bilderbibel

mit Kupfern
nach Schubert'ſchen Zeichnungen

365,3634

und
mit Erklärungen
von

Kaſpar Friedrich Loſſius,

Diakonus an der Prediger-Kirche zu Erfurt, und Mitglied der
daſigen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Vierter Band.

Mit funfzehn Kupfern.

Paed. 10830 .h.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 1811.

Moraliſche
Bilder-bibel.

Vierten Bandes
erſte Abtheilung

mit fünf Kupfern;

von Errichtung der römiſchen Republik unter
den erſten Konſuln, bis zur Befreiung
Roms von den Galliern.

Publius Valerius Publikola.

Schon frühe, als Rom noch von einem Könige beherrſcht wurde, ſtand dieſer edle Römer bei dem Volke in nicht geringem Anſehen, welches er nicht ſowohl durch ſeine Reichthümer, als vielmehr durch die gute Anwendung derſelben zur Unterſtützung der Dürftigen, vorzüglich aber durch ſeine Rechtſchaffenheit und Freimüthigkeit, erlangt hatte. Bei ihm fand ſo mancher Hülfloſe Schutz gegen die Unterdrückung der Mächtigern, und ob er gleich aus der höhern Klaſſe der Patricier war, ließ er ſich doch mehr zu den gemeinen Bürgern herab und verſchaffte ſich durch dieſes leutſelige und liebreiche Betragen die Liebe ſeiner Mitbürger.

Als die durch Lucius Brutus bewirkte Revolution ausbrach, war er einer der erſten, der an derſelben Theil nahm, ſo vieles zur Vertreibung der königlichen Familie aus Rom beitrug und die Freiheit der Römer begründen half. Zwar gelang es ihm anfangs nicht, wie er erwartet hatte, das Ruder der Republik als Konſul mit dem Brutus in die Hände zu bekommen und dieſe Zurückſetzung machte ihn etwas mißtrauiſch, als möchte man ihn in dem Verdacht haben, er meyne es ſo redlich nicht mit der Republik; daher entzog er ſich anfangs den Zuſammenkünften des Raths und jedem öffentlichen Geſchäft: bewieß ſich aber gleichwohl bei jeder Gelegenheit als einen erklärten Feind der Tyrannei, war einer der erſten, der den Eid ablegte, nie etwas zu Gunſten der Tarquinier, ſondern alles für die Erhaltung der Republik zu thun, und beſtätigte dieſen Eid auch durch die That, indem er die geheimen Verſuche des Tarquins, ſich wieder mit den Römern auszuſöhnen und ſich des Thrones zu bemächtigen, mit feſtem Muth und tiefer Klugheit vereitelte.

Nachdem daher Collatinus das Konſulat niedergelegt hatte, wurde Valerius auf die ehrenvolleſte Art durch die Wahl des Volks an ſeine Stelle zum Konſul ernannt, welche Würde er anfangs mit dem Brutus theilte, nachher aber als dieſer im Zweykampf mit Aruns gefallen war, ſie eine Zeitlang allein bekleidete. Dies erregte den Neid ſeiner Feinde, die er, wie jeder große Mann unter dem Volke hatte; ſie ſuchten ihn in den Verdacht zu ſetzen, als ſtrebe er nach der Alleinherrſchaft; denn warum, ſagten ſie, nimmt er nicht auch wie ſein edler Vorgänger einen Gehülfen der Regierung an? Warum läßt er ſich die Faſces, die Zeichen der höchſten Gewalt allein vortragen? Warum bewohnt er ein Haus auf der Höhe des Palatiniſchen Berges, welches das königliche, das er niedergeriſſen hat, an Größe und Feſtigkeit noch weit übertrift?

Kaum erfuhr Valerius durch ſeine Freunde, welchen Verdacht er, ohne ſein Verſchulden, durch jene zufällige Umſtände erregt habe, als er in der Nacht eine Menge Arbeiter kommen und durch ſie ſein Haus auf Velia (ſo hieß der vordere Theil des Palatiniſchen Berges nach dem Markte zu, auf deſſen Spitze es ſtand) bis auf den Grund niederreißen, die Materialien aber an den Fuß des Berges ſchaffen ließ; indeß er in die Wohnung eines ſeiner Verwandten zog; das Volk erſtaunte am Morgen über dieſe Veränderung; noch mehr aber wurde es von der Großmuth ſeines Gebieters beſchämt, als dieſer vor der Volksverſammlung auftrat, die konſulariſchen Faſces vor der Verſammlung neigen ließ, zum Zeichen, daß er die Obergewalt des Volks anerkenne, dann die Rednerbühne beſtieg und ſich wegen des ſo ungegründeten als ungerechten Verdachts in einer kurzen aber bündigen Rede rechtfertigte.

8. Durch dieſe Herablaſſung gewann er weit mehr an Anſehen und Liebe bei dem Volke, als ihm der Neid ſeiner Feinde zu entziehen ſuchte, und indem er von ſeiner Gewalt nachzulaſſen ſchien, vergrößerte er nur noch mehr dieſelbe, da er durch dieſe Mäßigung das Volk deſto williger machte, ſich nach ſeinen Befehlen und An-

ordnungen zu richten. Um ſich dieſes Zutrauen zu ſichern, ließ er aus den Stabbündeln, den Zeichen der Konſularwürde, die Beile herausnehmen und ſie jedesmal vor der Verſammlung neigen; welches dann auch bei ſeinen Nachfolgern zur Gewohnheit wurde. Noch benutzte er die Zeit der Alleinherrſchaft, um jetzt ohne Widerſpruch zu Gunſten des Volks und der Republik verſchiedene gute Einrichtungen zu treffen und weiſe Geſetze einzuführen. So ergänzte er wieder die Zahl der Senatoren, die unter der vorigen Regierung ſehr vermindert war, half dem Nahrungsſtand und Gewerben der Bürger auf, indem er ſie von dem zu drückenden Zoll befreite, ſicherte die Rechte der Bürger gegen Unterdrükkung, verſtattete den Beklagten die Apellation von den Konſuln an das Volk, verbot bei Lebensſtrafe, ein öffentliches Amt ohne Einwilligung des Volks zu übernehmen und gab jedem das Recht, denjenigen, der ſich zum Tyrannen aufwerfen würde, ohne vorhergegangene Unterſuchung, auf der Stelle zu tödten, wobei er den Thäter von aller Schuld freiſprach, wenn er Beweiſe von dem Verbrechen darbringen konnte. Da-

durch,

durch, daß er bei jeder Gelegenheit die Bürgerſchaft begünſtigte, erwarb er ſich die allgemeine Zuneigung und erhielt den Namen **Publikola** (Volksfreund).

Bald nachher ließ er auch Comitien (Volksverſammlung) halten und ſich den zweyten Konſul beiſetzen.

Der Bau des Tempels des Jupiter auf dem Kapitol, der ſchon unter den Königen angefangen war, den beſonders **Tarquinius Superbus** bis nahe zu ſeiner Vollendung gebracht hatte, war jetzt unter dem Konſulat des **Valerius** und ſeines Kollegen, des **Markus Horatius**, beendigt. Beide Konſuln bewarben ſich um die Ehre der Einweihung des Tempels. Man ließ es durchs Loos entſcheiden. Die Ehre fiel dem **Horatius** zu. **Publikola** lag mit der Armee zu Felde, als dieſe Feierlichkeit vorgieng. Seine Verwandten, denen es leid that, daß dieſe Ehre nicht ihrem Hauſe zu Theil wurde, ſuchten es zu hindern und noch da, als der Konſul die Ceremonien angefangen, ſchon die Hand an die

Thürpfoſten gelegt hatte und die feierliche Einweihungsformel ſprechen wollte, unterbrach ihn einer der Abgeſchickten mit dem erſchütternden Zuruf: „Konſul, dein Sohn iſt im Lager geſtorben! du haſt Familientrauer; unterlaß dieſe Feierlichkeit!“ **Horatius** ließ ſich nicht abſchrecken; ohne auf den Geſandten zu achten, ſprach er blos: „man begrabe ſeinen Leichnam; ich nehme die Trauer nicht an;“ ſetzte dann das angefangne Geſchäft fort und brachte die Einweihung vollends zu Ende.

Nicht lange nachher brach ein neuer Krieg aus, der die Republik in nicht geringe Gefahr ſetzte, aber auch Gelegenheit gab, zu zeigen, was Männer, durch den Geiſt der Freiheit mit Heldenmuth belebt, zu thun im Stande ſind. Der vertriebene **Tarquin** ließ ſich durch den vorigen fehlgeſchlagenen Verſuch nicht abſchrecken, ſeine Krone mit gewaffneter Hand wieder zu erlangen. Er wendete ſich in dieſer Abſicht an **Porſena**, den König von Kluſium, einen der damals mächtigſten und gefürchtetſten Fürſten in Etrurien, den er durch die Vorſtellung: wie nachtheilig das Beiſpiel der Römer für alle Könige Italiens ſeyn würde, wenn es ihnen gelingen ſollte, ungeſtraft ihre Fürſten zu verdrängen, für ſeine Sache eingenommen hatte, ſo daß derſelbe ſogleich mit einer furchtbaren Armee gegen Rom anrückte, um den vertriebenen König daſelbſt wieder einzuſetzen, ehe noch die Römer recht auf ihre Vertheidigung denken konnten.

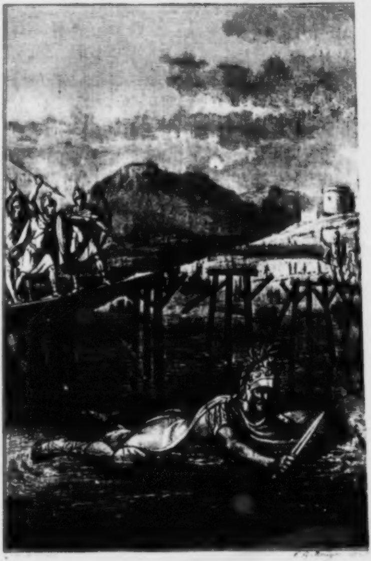
Seine Ankunft verbreitete allgemeines Schrekken; wer auf dem Lande war, warf ſich in die Stadt; Tag und Nacht arbeitete man an Befeſtigung der ſchwachen Plätze und verſahe ſie mit ſtarker Bedeckung. Alle blieben jedoch von gleichem Geiſte beſeelt, die Belagerung ſtandhaft auszuhalten und lieber den ſchmählichſten Hungertod zu ſterben oder ſich unter den Ruinen der Stadt begraben zu laſſen, als die Thore dem Könige zu öffnen. Schon that Porſena den erſten Angriff auf die Stadt, machte ſich Meiſter von dem nahegelegenen befeſtigten Hügel Janikulus, der blos durch eine hölzerne Brücke mit der Stadt verbunden war, vertrieb die daſige Beſatzung und war ſchon im Begriff, den

Flüchtigen nachzuſetzen und mit ihnen in die Stadt einzudringen.

Aber hier auf dieſer Brücke hatte ein Held den Poſten gefaßt, der allein die Stadt vom Untergange rettete. Es war Horatius Kokles. Umſonſt bemühte er ſich, die flüchtige Kohorte zur Vertheidigung der Brücke zum ſtehen zu bringen, umſonſt ſtellte er ihnen die Gefahr vor, daß wenn ſie dem Feinde dieſen Uebergang offen ließen, ſo würden ſie ihn ſogleich in ihren Mauern und auf dem Kapitol ſehen. Als alle Vorſtellung nichts fruchtete und er ſich immer mehr verlaſſen ſah, rief er den Flüchtigen zu: ſie möchten nur eiligſt die Brücke hinter ihm abbrechen, er wolle ſich ſo lange den Feinden allein entgegen ſtellen; und ſo gieng er mit geſtreckter Lanze dem eindringenden Heere entgegen; noch zwey edle Römer, Lartius und Herminius, hatten Ehrgefühl genug, an ſeiner Seite die gleiche Gefahr mit ihm zu theilen und mit ihren Spießen den Feind abzuhalten, indeß die Brücke auf der Stadtſeite abgebrochen wurde; als der letzte Balke fallen ſollte und man ihnen jetzt zurief

rief ſich zurück zu ziehen, bat **Kokles** ſelbſt ſeine beyden Gefährten, ſich über den noch übrigen ſchmalen Theil der Brücke zu retten: warf dann einen verächtlichen und zornigen Blick auf die eindringenden Feinde, und forderte ſie ſelbſt zum Kampfe mit ihm auf: „kommt, ſchrie er ihnen zu! ihr feigen Sclaven ſtolzer Deſpoten! die ihr für die Freiheit, die ihr uns rauben wollt, keinen Sinn habt!" Betäubt von dieſem Wunder der Tapferkeit wagte eine Zeitlang keiner den Angriff, bis zuletzt die Schaam ſie drang, mit dichten Haufen und lautem Geſchrei auf ihn einzudringen; ſchon hatte der Tapfere einen Haufen Leichname erſchlagner Feinde vor ſich aufgethürmt und eine Menge Wurfſpieße mit ſeinem Schilde aufgefangen, und noch behauptete er ſtandhaft ſeinen Poſten: aber erſchöpft von Kräften würde er doch zuletzt der immer andringenden Menge unterlegen haben; ſchon fühlte er ſich von Blut und Arbeit entkräftet, als eben die Brücke hinter ihm krachend unter dem lauten Geſchrei der Arbeiter vollends einſtürzte. In dem Augenblick ſtürzte ſich der Edle mit ſeiner ganzen Rüſtung in den Strom und erreichte, trotz der ihn verfolgen-

B. II. T. XI. 1



Heldenmuth des Horatius Cocles

folgenden feindlichen Wurfſpieße, durch Schwimmen glücklich das gegenſeitige Ufer der Tiber, wo er mit dem Freudengeſchrei der Römer empfangen und als Vaterlandsretter begrüßt wurde *)."

Rom blieb auch nicht undankbar gegen dieſen ſeinen Retter. Es wurde ihm auf Antrag des Publikola durch den Volksbeſchluß eine eherne Bildſäule im Tempel des Vulkans errichtet und ihm ſo viel Land geſchenkt, als er in einem Tage durch den Pflug mit einer Furche umziehen konnte; ja bei einer bald darauf entſtandnen Theurung brachte jeder Bürger einen Theil des zu ſeinem Unterhalt nöthigen Getreides, das er ſich ſelbſt abbrach, um ſeinem Erhalter damit ein Geſchenk zu machen.

Porſena, der nun die Hoffnung aufgab, die Stadt mit Sturm zu erobern, ſperrte ſie nunmehr von allen Seiten ein, ſchnitt ihr alle Zufuhre ab, um ſie durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen. Die Noth ſtieg auch mit jedem

Tage

---

*) Siehe das 41ſte Kupfer.

Tage, als ſich ein junger Römer von vornehmer Geburt, **Mucius**, entſchloß, den kühnſten Streich zur Befreiung der Stadt von dieſem gefährlichen Feinde zu wagen. Ohne ſein Vorhaben jemanden zu entdecken, bat er ſich vom Senat nur die Erlaubniß aus, die Stadt verlaſſen zu dürfen, um nicht als ein Ueberläufer von den Wachen angehalten zu werden. In etruriſcher Kleidung, mit einem unter ſeinem Mantel verborgnen Dolche gieng er hinaus und kam, ohne erkannt zu werden, in das feindliche Lager.

Eben wurde hier den Soldaten, die ſich um das königliche Zelt drängten, die Löhnung ausgetheilt. **Mucius** miſchte ſich in den dichteſten Haufen und ſchlüpfte ſo ins Zelt des Königs, an deſſen Seite ſein Geheimſchreiber, faſt eben ſo wie er gekleidet, ſaß und an den ſich vorzüglich die Soldaten wendeten. Um ſich nicht etwa durch die Frage, welches von beyden der König ſey, zu verrathen, ließ er es aufs gute Glück ankommen und ſtieß ſtatt dem Könige dem Secretair den Dolch in die Bruſt. Zwar ſuchte er noch die dadurch entſtandene allgemeine Beſtürzung zu benutzen und ſich mit dem blutigen Dolche wieder den Rückzug durch den gedrängten Haufen zu bahnen; aber bald wurde er von der königlichen Leibwache umringt und vor den König geſtellt.

Auf die Frage wer er ſey, antwortete er mit einer Miene und mit einem Tone, der mehr Schrecken einflößte, als verrieth: „Ich bin ein Römer; Mucius iſt mein Name! als Feind wollte ich einen Feind tödten, und bin nun eben ſo bereit zu ſterben, als ich vorher entſchloſſen war, dich zu tödten. Männlich handeln und männlich leiden, iſt Römer Sitte. Ich bin der Einzige nicht, der ſo denkt und handelt. Lang iſt die Reihe meiner Nachfolger, die nach derſelben Ehre ſtreben. Du haſt es mit der ganzen römiſchen Jugend — nicht in offner Schlacht — ſondern in deinem Zelte allein und mit jedem einzeln aufzunehmen; zu jeder Stunde haſt du für deinen Kopf zu kämpfen.“

Erzürnt und beſtürzt über die Gefahr befahl Porſena, Feuer anzuzünden und ihm durch langſame Folter mit der Flamme das Geſtändniß von dieſem ganzen Komplott abzuzwingen: „das haſt du nicht nöthig, erklärte **Mucius** lächelnd: ſiehe ein freier Mann, dem es um Ehre zu thun iſt, achtet des Körpers nicht!“ Mit dieſen Worten ſtreckte er ſeine rechte Hand ſtarr in die Flamme, die eben auf dem Opferheerde brannte, ließ ſie brennen ohne irgend einen Ausdruck ſchmerzlicher Empfindung. Erſtaunen ergriff alle Anweſende; der König, gerührt von dieſer Seelengröße, ſprang von ſeinem Sitz auf und riß den Jüngling ſelbſt vom Feuer weg: „entferne dich — ſprach er: du haſt ja feindlicher an dir, als an mir gehandelt. Wie würde ich deine Tapferkeit belohnen, wenn du auf meiner Seite ſtändeſt! Ich entlaſſe dich ungeſtraft! Geh, und keiner wage es, ſich an dir zu vergreifen!“ „Nun ſo erfahre, erwiederte **Mucius**, als Mann von Ehre, was du durch keine Folter von mir würdeſt ausgepreßt haben, daß mich unter dreyhundert der auserleſenſten römiſchen Jünglinge, die ſich gegen dein Leben verſchworen haben, zuerſt das Loos traf, dich zu tödten, und ſiehe dich vor, daß nicht etwa die folgenden ihr Ziel beſſer als ich treffen!"

So kehrte **Mucius**, der von dieſer Zeit an den Zunamen **Scävola** *) erhielt, weil er nun den Gebrauch ſeiner rechten Hand verlohren hatte, zu ſeinen Mitbürgern zurück und würde den Ruhm eines Helden verdient haben, hätte er ihn nicht auf dem Wege des Meuchelmords geſucht.

Bald nach ſeiner Zurückkunft trafen auch die Geſandten vom **Porſena** in Rom ein, um freiwillig Friedensvorſchläge zu thun. So ſehr hatte der entſchloßne Muth der Römer auf das Gemüth des **Porſena** gewirkt, daß er lieber die Parthei des **Tarquins** verlaſſen, als ſich eine ſo achtbare Nation zum Feinde machen wollte. Da die Bedingungen zum Frieden ſehr gemäßigt waren und **Porſena** nur einige ſeinen Vorfahren abgenommene Ländereien und die während des Kriegs gemachten Gefangnen zurückforderte, wurden

---

*) Der Linkhändige.

den ſie von den Römern gern eingegangen. Sie gaben dem König von Etrurien ſechs Patricier, nebſt eben ſo viel jungen Römerinnen zu Geiſeln, unter welchen ſich auch die Tochter des Publikola befand; und ſogleich hob Porſena die Belagerung auf, räumte den Janiculus und ließ ſchon einen Theil ſeiner Truppen auseinander gehen.

Da das Lager des Porſena längs dem Ufer der Tiber war, fiel es den jungen Römerinnen, die ſich jetzt als Geiſeln im Lager befanden, ein, ſich zu baden; ſie ſuchten dazu einen etwas abgeſonderten Ort, wo der Strom in einer tiefen Krümmung nicht ſo reißend war und wo ſie weniger bemerkt wurden. Als jetzt eine unter ihnen, Namens Klölia, bemerkte, daß ſich die Wache, aus Achtung für die weibliche Schaamhaftigkeit etwas entfernt hatte und ſie nicht zu bemerken ſchien, that ſie den übrigen den Vorſchlag, über den Fluß zu ſchwimmen und ſo der Gefangenſchaft zu entfliehen.*) Sogleich wurde der Entſchluß ausgeführt und noch ehe ſie die herbeieilende Wache mit ihren Spießen erreichen

konn=

konnte, befanden ſie ſich am jenſeitigen Ufer, und eilten in die Arme ihrer Anverwandten, die ſie mit Freuden empfiengen. Nur Publikola hielt dies für eine Verletzung der Traktaten, und ſo ſehr er auch die Kühnheit der Klölia bewunderte, ließ er ſie gleichwohl auf der Stelle mit den übrigen, ſo wie ſeine eigne Tochter Valeria, in Verhaft nehmen und ſchickte ſie unter einer ſtarken Bedeckung an den König von Etrurien zurück.

Porſena gerührt von dieſem Edelmuth der Römer und voll Bewünderung über die herzhafte That der Klölia, zeigte, daß er auch die weibliche Tugend zu ehren wiſſe; er erklärte ſie nicht nur für frei nnd beſchenkte ſie mit einem reich geſchmückten Pferde zur Belohnung ihrer ritterlichen That: ſondern erlaubte ihr auch die Hälfte der Geiſeln mit ſich zurück nach Rom zu führen, wobei er ihr die freie Wahl ließ. Klölia wählte die jüngſten aus ihnen, als die bei der Schwäche ihres Alters die Gefahren der Gefangenſchaft am wenigſten ertragen könnten, und kehrte mit dieſen zur Stadt zurück. Die römiſche Bürgerſchaft beſchloß ſowohl die Heldenthat dieſer jungen Bürgerin, als auch die Großmuth des Porſena zu ehren; beyden wurden Denkmähler an öffentlichen Plätzen der Stadt errichtet.

Nicht lange nachher ſtarb Publikola; ihm verdankte Rom, nächſt dem Brutus, das Glück, ſich zu einem Freiſtaat erhoben zu ſehen. Er hatte als ein tapferer Feldherr und noch weiſerer Staatsmann das Ruder des Staats unter gefährlichen Stürmen geführt, war viermal mit der konſulariſchen Würde bekleidet, hatte das Gebiet der Republik beträchtlich erweitert, hinterließ jedoch nach ſeinem Tode, außer dem Ruhm ſeiner Thaten, ſo wenig eignes Vermögen, daß es nicht hinreichte, die Koſten ſeiner Beerdigung zu beſtreiten, die jedoch deſto bereitwilliger durch die Beiträge der ganzen Bürgerſchaft beſtritten wurden, die noch lange nachher ſein Andenken ehrte.

Zwar überlebte Tarquinius, der vertriebene König von Rom, dieſen ſeinen tapfern Gegner, aber ſeine eigne Schande nicht. Nach jenem

nem mißlungnen Verſuche, ſich durch Hülfe des Königs von Etrurien wieder auf den Thron zu ſetzen, wagte er es zu wiederholten malen durch die Sabiner und zuletzt durch die Bewohner Latiums, ſeine Anſprüche geltend zu machen. Allein in dieſem letztern Kriege, der durch eine in den Annalen Roms ſehr denkwürdige Schlacht am See Regillus in der Ebne von Tuſkulum zum Vortheil der Römer entſchieden wurde, verlohr er nicht nur ſeine Söhne, ſondern zugleich alle weitere Hoffnung, je wieder zum Throne zu gelangen. Er begab ſich nach Kumä, wo er die noch übrigen Tage ſeines Alters in Verachtung verlebte, bis ihn, als einen neunzigjährigen Greis der Gram vollends aufrieb. Die Nachricht von ſeinem Tode erregte in Rom allgemeine Freude, denn erſt von dieſer Zeit an hielt es ſeine Freiheit geſichert und die Republik gegründet.

So große Anſtrengung und Aufopferungen es den Römern koſtete, ihren Freiſtaat zu gründen, und ſo glücklich ſie auch in den Kriegen mit den benachbarten Völkern geweſen waren, ſo wäre jedoch die Frucht ihrer Arbeiten und Siege ihnen bald durch innerliche Unruhen vereitelt worden. Der Saame dazu, der nie ganz erſtickte, und nachher ſo oft zu den ſchrecklichſten und blutigſten bürgerlichen Kriegen aufgieng, durch welche die Republik zerrüttet wurde, lag in der zu großen Ungleichheit der Stände, in dem zu merklichen Abſtande der Patricier oder dem Adel von dem gemeinen Volke oder den Plebejern, wie ſie genannt wurden. Die Erſtern befanden ſich im Beſitz aller öffentlichen Ehrenſtellen, Aemter, Reichthümer und des größten Theils der Ländereien, die zum Gebiet der Republik gehörten: den letztern blieb außer der ſcheinbaren Ehre, zu den Beſchlüſſen des Senats und der Patricier ihre Einwilligung zu geben, nichts als Verachtung und Armuth zum Looſe; ihre Freiheit von der

der Tyrannei, für die ſie auf ſo vielen Schlachtfeldern gekämpft und Blut und leben aufgeopfert hatten, war nur eine veränderte Knechtſchaft; aus Unterthanen der Könige fühlten ſie ſich zu Sclaven ihrer eignen Mitbürger herabgewürdigt; bei ihrer Armuth, durch die ſie in die drückendſten Schulden gerathen waren, hiengen ſie ganz von der Willkühr ihrer reichen Gläubiger ab, die nach aller Strenge der Geſetze mit ihnen verfuhren, ſie aufs Blut quälten und ihnen ihre Ueberlegenheit bei jeder Gelegenheit fühlen ließen.

Dieſer Druck, dieſe Abhängigkeit von der reichen Volksklaſſe erregte bald allgemeine Unzufriedenheit, welche in laute Klagen und zuletzt in wirkliche Empörung ausbrach. Das Volk weigerte ſich, ſich länger zu Werkzeugen der Mächtigen in den Kriegen für das Vaterland mißbrauchen zu laſſen, da es von allen den Vortheilen, die es ſo ſauer erkämpfen mußte, ausgeſchloſſen bliebe und ſich unter den Feinden beſſer als unter ſeinen eignen Mitbürgern befände.

Dieſe Gährung der Gemüther wurde durch den Anblick eines ehrwürdigen Greiſes aus dem Volke noch mehr erregt, der eben damals, als eine neue Truppenwerbung im Werke war, auf dem Markte mit allen Merkmalen ſeines bedauenswürdigen Zuſtandes erſchien; ſein Körper, mit Lumpen bedeckt, ſah einem Geripp ähnlich, ſein herabhängender Bart und zerſtörtes Haar gab ihm ein wildes Anſehen, doch ſchimmerte aus demſelben eine edle Geſichtsbildung hervor und ſeine Bruſt zeigte noch die Narben der ehrenvollen Wunden, die er im Dienſte des Vaterlandes davon getragen hatte; mehrere erinnerten ſich bei genauerer Betrachtung, daß er lange als Officier gedient und ſich verſchiedene militäriſche Ehrenzeichen erworben habe; man drängte ſich mit Mitleid um ihn, und hörte mit Theilnahme aus ſeinem Munde die traurige Erzählung: wie, da er im Felde gegen die Sabiner geſtanden, der Feind ſein kleines Landgut in Brand geſteckt, die Felder verheert, Vieh und alles fortgetrieben und rein ausgeplündert habe; wie er, um die nöthigen Abgaben zu beſtreiten, ſey genöthigt werden, Schulden zu machen, und, da die Intereſſen ſich gehäuft, ſein väterliches Erbe zu verkaufen; wie dann die Armuth, gleich einem freſſenden Krebs ſeine eigne Perſon ergriffen, ihn ganz der grauſamen Willkühr ſeines unbarmherzigen Gläubigers hingegeben habe, der ihn nicht wie einen Sclaven, ſondern wie einen Verbrecher mit Gefängniß und Martern belegt habe; wobei er die friſchen Spuren der Geiſelhiebe noch auf ſeinem dürren Rücken zeigte.

Dies fehlte noch, um das Feuer des Aufruhrs in volle Flammen zu ſetzen. Die ganze Stadt gerieth darüber in Unruhe; die Mißvergnügten ſammleten ſich auf allen öffentlichen Plätzen, drangen ſelbſt in die Senatsverſammlung ein und verlangten die Abſtellung ihrer Beſchwerden, mit einem Ungeſtüm, der die Patricier zittern machte; kaum vermochten die Konſuln mit allem ihren Anſehen und Gewalt den erſten Auflauf zu ſtillen. Es wurden Berathſchlagungen im Senat gehalten, wie dieſer gefährliche Handel beizulegen ſey. **Appius Klaudius**, damals erſter Konſul, ein Mann von ſtrengen und unbiegſamen Charakter, war der Meinung, man müſſe Gewalt brauchen und einige der Rädelsführer beim Kopfe nehmen; aber Servilius, ſein Amtsgehülfe, der von ſanfterer Gemüthsart war, hielt es für rathſamer und ſicherer, die Gemüther des Volks lieber durch Nachſicht und gelinde Mittel zu beſänftigen, als durch Gewalt noch mehr zu erbittern.

Der Vorſchlag des letztern wurde vom Rathe deſto mehr gebilligt, weil ſchon wirklich die Feinde, die Volsker, mit einer furchtbaren Armee im Anzug waren, die Stadt zu belagern. Man trug dem Servilius auf, das Volk zu beſänftigen und zur Vertheidigung des Vaterlands bereitwillig zu machen, welches ihm auch gelang, indem er in der Rede, die er deshalb auf offnem Markte hielt, zugleich das Edict bekannt machte: daß kein römiſcher Bürger von dem andern Schulden wegen in Ketten gelegt oder gefangen geſetzt werden, auch keiner ſich der Güter eines Soldaten, ſo lange er in Dienſten ſey, unter keinerlei Vorwand bemächtigen ſollte; wozu er die Verſicherung ſetzte, daß gleich nach beendigtem Kriege ihre Sache in Unterſuchung gezogen

zogen und ihre übrigen Beſchwerden abgeſtellt werden ſollten.

Die Bürger verſtanden ſich ſogleich wieder zu den Kriegsdienſten, ſchlugen die Feinde des Vaterlandes in die Flucht; warteten aber immer vergebens auf die Abſtellung ihrer Beſchwerden, die ihnen durch die Unbiegſamkeit des Appius, der ſtreng die Rechte des Adels vertheidigte, verſagt wurde.

Ueberdrüßig, ſich länger durch leere Verſprechungen hinhalten zu laſſen, brach endlich das Volk, als es eben noch unter den Waffen ſtand, unter der Anführung eines gewiſſen Cajus Sicinnius auf, verließ die Stadt, zog über den Anio und beſetzte den einige tauſend Schritte von Rom gelegnen Berg, der nachher der heilige genannt wurde, wo ſie ein Lager abſteckten und ſich in aller Eile verſchanzten, ſich aber übrigens ganz ruhig verhielten. Dies ſetzte die ganze Stadt und beſonders die Patricier in Beſtürzung; ſchon der Austritt dieſer ſo wichtigen Volksmaſſe aus der Stadt, geſetzt auch, daß ſie nichts feindſeliges unternehme, machte den Mangel ſo vieler fleißigen Hände zu fühlbar; alles Gewerbe war geſtört; alle gemeinſchaftliche Unterſtützung aufgehoben; die Reichen fühlten jetzt die Unentbehrlichkeit der Armen nur zu merklich, und der Adel erkannte es, wie unentbehrlich der Bürgerſtand ſelbſt zur Erhaltung ſeines Anſehens und überhaupt die allgemeine Eintracht zur Erhaltung des Staats ſey. Noch bänger wurden die Beſorgniſſe, wenn man ſich den Fall dachte, daß die Feinde des Vaterlands dieſe Verwirrung benutzen und das wehrloſe, von ſeinen ſtreitbarſten Bürgern verlaßne Rom angreifen ſollten.

Es wurden häufige Rathsverſammlungen gehalten und beſchloſſen, die gemeinſchaftliche Ruhe wieder herzuſtellen, wenn ſie auch ein noch ſo großes Opfer verlangen ſollte. Man ſchickte eine Geſandtſchaft nach dem heiligen Berge, die aus den angeſehenſten Perſonen des Staats beſtand; unter ihnen war Menenius Agrippa *), ein

Mann,

---

*) Dieſer Menenius Agrippa iſt eine der achtungswürdigſten Perſonen in der römiſchen Geſchichte; er bekleidete

die

Mann, der, da er ſelbſt zuvor ein Plebejer geweſen war, deſtomehr Zutrauen bei dem Volke hatte und mit der ihm eignen Humanität zugleich die Gabe eines einnehmenden Vortrags verband; als dieſer jetzt in die Verſammlung des Volks eintrat, eröffnete er ſeine Rede mit folgender Erzählung:

„Zu jener Zeit, wo die verſchiedenen Theile und Glieder des menſchlichen Körpers noch nicht

in

die angeſehenſten Aemter im Staate; zeichnete ſich im Felde, als Anführer der Armeen durch ſeine Tapferkeit, und im Senat durch ſeine Weisheit und Gerechtigkeitsliebe aus, machte lange den Schiedsrichter zwiſchen den Patriciern und Plebejern und erwarb ſich von beyden Seiten Achtung und Zutrauen; man bediente ſich ſeines Raths in allen mißlichen Fällen; ſeiner Vermittelung verdankte Rom die wiederhergeſtellte Eintracht ſeiner Bürger. Dieſen Einfluß, den er auf die Leitung der Gemüther ſeiner Mitbürger hatte, mißbrauchte er gleichwohl nie zu ſeinem eignen Vortheil, um ſich etwa noch größere Macht oder Reichthümer zu verſchaffen. Er ſtarb bald nachher, als er die Ruhe im Staate wieder hergeſtellt ſah; aber ſo arm, daß die Koſten ſeiner Beerdigung, ſo wie zur Unterhaltung ſeiner Familie, durch die Beiträge der ſämmtlichen Bürgerſchaft beſtritten werden mußten.

in ſo gutem Vernehmen wie jetzt ſtanden, beſchwerten ſie ſich darüber, daß ſie nur alle um des Magens willen da wären, nur dieſem mit aller ihrer Mühe Unterhalt zuführen müßten, welche dieſer ſo ganz ruhig, unthätig und mit dem größten Wohlbehagen verzehre. Sie wurden daher unter ſich einig, ihm ihre fernern Dienſte zu verſagen; die Hände reichten dem Munde keine Nahrungsmittel mehr; der Mund hielt ſich verſchloſſen; die Zähne zermalmten keine Speiſen; ſo glaubten ſie, den Magen durch Hunger zu zwingen: aber bald wurden ſie gewahr, daß ſich Ermattung und Kraftloſigkeit durch alle Glieder, ja über den ganzen Körper verbreitete und nun lernten ſie einſehen, daß der Magen ſo müßig nicht ſey, als ſie zuvor gedacht hatten: daß er ſo gut wie ſie das Seinige zur Erhaltung des Ganzen beitrage, indem er den Nahrungsſaft durch alle Glieder des Körpers verbreite, von dem ihrer Aller Erhaltung und Leben abhing.“

Das Volk erkannte den Sinn dieſer Fabel, und die Vergleichung, die der Redner bei ihrer

Anwendung auf die ſo widerſinnige Abſonderung der Staatsglieder vom Körper, der Zwietracht des Volks gegen den Senat machte, war ſo treffend, daß es von dem Augenblick an zu friedlichen Geſinnungen gebracht wurde und ſich zur Rückkehr in die Stadt erbot; doch unter der Bedingung, daß ihnen verſtattet würde, alljährlich aus ihrem Mittel einige obrigkeitliche Perſonen zu wählen, welche mit unverletzlichem Anſehen und Macht die Rechte des Volks gegen jede ungerechte Anmaßung vertheidigen und ſich den Beſchlüſſen des Senats, ſobald ſie zum Nachtheil der Bürgerſchaft gereichten, widerſetzen ſollten. Ungern bewilligte der Senat dieſe Forderung, deren gefährliche Folgen der ſcharfſinnige Appius wohl vorherſahe; allein der gegenwärtige Augenblick machte dieſe Nachgiebigkeit nothwendig; und ſo entſtand das Amt der Volkstribunen, oder Zunftmeiſter, durch welches zwar jetzt die allgemeine Verſöhnung bewirkt, aber ſpäterhin die Spannung des Raths und der Bürgerſchaft zum größten Nachtheil der Republik unterhalten wurde.

Denn nur ſelten erhalten ſich die Menſchen in den Grenzen der ihnen übergebnen Gewalt; nur zu oft ſuchen ſie dieſelbe zu erweitern und durch Leidenſchaften gereizt ſie zum Schaden derer anzuwenden, aus deren Händen ſie dieſelbe empfiengen. Kaum hatte das römiſche Volk durch Perſonen aus ihrer Mitte Einfluß auf die Verhandlungen des Senats erhalten, als es denſelben dazu anwendete, um ſich den Beſchlüſſen deſſelben oft eigenſinnig entgegen zu ſetzen, auch wenn ſie ſeinen Rechten und Freiheiten eben nicht entgegen wären, nur um ſeine Ueberlegenheit zu beweiſen; die Tribunen wurden von Zeit zu Zeit immer anmaßender und herrſchſüchtiger, und ließen es durch ihre Widerſetzlichkeit den Patriciern nur zu ſehr fühlen, wie ſehr ſie ihnen, da ſie die größere Menge auf ihrer Seite hatten, überlegen waren. Der Senat empfand dieſe Einſchränkung nur zu ſehr; aber die Umſtände der Zeit geboten ihm Nachgiebigkeit und Mäßigung; wobei Mißtrauen und Unzufriedenheit auf beiden Seiten unterhalten wurde. Der römiſche Bürger, der ſonſt in Friedenszeiten, wenn er die Waffen aus der Hand legte, ſo willig die Werkzeuge

zeuge des Fleißes ergriff und das Feld baute, überließ ſich jetzt mehr dem Müßiggang, trieb ſich auf dem Forum (Marktplatz), dem öffentlichen Verſammlungsorte herum und beſchäftigte ſich mit den Staatsangelegenheiten. Dadurch wurde der Feldbau vernachläſſigt; es entſtand Theurung und bald darauf wirklicher Mangel an Lebensbedürfniſſen. Der Senat wendete alle Mittel an, um dieſer Noth abzuhelfen und ließ Getraide aus entfernten Gegenden beiſchaffen, um das Murren und die Unzufriedenheit des Volks zu ſtillen, die in immer lautere Klagen ausbrach.

Unter mehrern, die durch das ungebührliche Betragen des Volks und die immer mehr zunehmende Eiferſucht ſeiner Tribunen zum Unwillen gereizt wurden, befand ſich auch ein Mann, der auf öffentliche Achtung den gegründetſten Anſpruch machen konnte:

Kajus Marcius Koriolanus *),

der aus einer der älteſten Familien Roms entſprungen und alſo unter den Patriciern vom erſten Range war. Er ſtammte von Numa's Enkel, dem Ankus Marcius, Roms vierten Könige ab. Unter ſeinen Vorfahren zählte er mehrere, die ſich vorzügliche Verdienſte um Rom erworben hatten; einem derſelben verdankte es eine ſeiner beſten Waſſerleitungen, durch welche die Stadt reichlich mit geſundem Waſſer verſehen wurde, und mehrere hatten ſich durch die Waffen im Dienſte des Staats ausgezeichnet.

Schon in der jungen Seele des Marcius entbrannte daher der Trieb, ſich des Ruhms ſeiner Vorfahren würdig zu beweiſen. Wenn ihm ſein Vater die Thaten ſeiner ruhmwürdigen Vorgänger erzählte, verrieth der Feuerblick im Auge des Knaben, daß er ſich zu ähnlichen berufen

fühle

---

*) Kajus war ſein eigener oder Vorname, Marcius der Geſchlechts- oder Familienname; den Namen Koriolan erhielt er ſpäterhin von einer ritterlichen That.

fühle und frühe ſchon hielt er ſich, dieſer Auszeichnung ſeiner Familie wegen, über den gemeinen Haufen erhoben. Auch nach dem frühen Tode ſeines Vaters wurde dieſer edle Stolz und dies Streben nach Auszeichnung in ſeiner Seele durch die Erziehung genährt, die ihm ſeine treffliche Mutter **Veturia** gab, an der er mit der innigſten Liebe und Zärtlichkeit hieng, die aber auch alles thut, um dieſen Einzigen, auf dem die Hoffnung einer ſo ausgezeichneten Familie beruhte, ſeiner Beſtimmung gemäß zu bilden, und dem Dienſte des Vaterlands zu widmen. Da körperliche Stärke verbunden mit Muth und Geiſtesgröße in der damaligen Zeit alles galt, ſo, daß Tapferkeit und Tugend gleich bedeutend waren: ſo ſuchte ſie bei der Erziehung dieſes ihres Sohnes alles zu entfernen, was ſeinen Körper verzärteln, ſeinen aufſtrebenden Geiſt dämpfen konnte; ſie ſah es mit Vergnügen und beförderte es, daß der Knabe ſchon früh am Ringen und Kämpfen ſein Vergnügen fand, daß er täglich den gymnaſtiſchen Uebungen beiwohnte, ſeinem Körper immer mehr Gewandheit und Stärke durch Uebungen dieſer Art verſchaffte und ſeinen

Ruhm darein ſetzte, ſich von keinem ſeiner Gefährten übertreffen zu laſſen. Schon damals war der mütterliche Beifall ihm der ſchönſte Preis ſeiner Anſtrengungen, und ſein Stolz, nicht für den ſchönſten, ſondern für den tapferſten ſeiner Jugendgeſpielen gehalten zu werden; dadurch legte er aber auch den Grund zu jener Rauheit und Unbiegſamkeit, die ſeinem Charakter eigen blieb und ſich ſelbſt in ſeinem äußerlichen finſtern, unfreundlichen Weſen ausdrückte.

Da ſeine Jugendjahre in diejenige Zeit gefallen waren, wo der Kampf für die Freiheit den Heldengeiſt ſeiner Nation weckte, durch den ſie ſich von dem drückenden Joch der Könige losmachte: ſo brannte auch er vor Begierde, ſich an die Reihe dieſer Helden anzuſchließen und dieſe ehrenvolle Laufbahn zu betreten. Die erſte Gelegenheit dazu fand er in einer Schlacht, die kurz nach dem Tode des Tarquinius den Feinden des Vaterlandes geliefert wurde, in welcher Marcius unter den Augen des damaligen Oberfeldherrn Aulus Poſtumus mit größter Unerſchrockenheit focht, einen an ſeiner Seite fallenden

den Römer mit Schild und Schwerd gegen den feindlichen Angriff vertheidigte, und ihm durch Erlegung ſeines Gegners das Leben rettete. Dies verſchaffte ihm die Ehre, daß er am Tage der Schlacht, nach erhaltenem Siege, von ſeinem Feldherrn mit dem Eichenkranze belohnt wurde, welchen das Geſetz demjenigen zuerkannte, der einem Bürger im Kriege das Leben rettete. Dieſe Ehrenbezeigung war dem ruhmſüchtigen Jünglinge der Antrieb zu immer größern Thaten, und feſt war ſein Vorſatz, dieſen Kranz der Ehre nie verwelken zu laſſen. So reihete er, in den folgenden Feldzügen, immer eine Heldenthat an die andere, ſtrebte darin immer neu zu ſeyn, erwarb ſich die Achtung der Feldherrn, unter denen er diente, und dieſe beſtrebten ſich, dem jungen tapfern Manne auf die ausgezeichnetſte Art ihre Zufriedenheit zu bezeigen: ſo daß er aus keinem der vielen Gefechte und Feldzüge, welche die Römer damals zu führen hatten, ohne eine militäriſche ehrenvolle Belohnung zurückkehrte.

So ſehr dies auch ſeiner eignen Ehrbegierde ſchmeichelte: ſo verſchaffte es jedoch ſeinem Herzen ein noch größeres und edleres Vergnügen, daß er ſeiner ſo würdigen Mutter dadurch Freude machte, daß er ſie, die er ſo innig hochſchätzte und liebte, zur Zeugin ſeines erworbenen Ruhms machen und die Palme des Siegs und die Kränze, die er errungen hatte, in ihren Schoos legen konnte. Wenn er die Freudenthräne in ihren Augen zittern ſah, ſich von ihren Armen mit mütterlicher Zärtlichkeit umſchlungen fühlte, dann ſchätzte er ſich ſo ganz glücklich und ſein Stolz war, ſich ihrer Liebe würdig gemacht zu haben. Dieſen ſchönen Gefühlen ſeines Herzens hatte in der That Marcius ſeinen größten Ruhm, ſo wie nachher Rom ſelbſt ſeine Errettung zu verdanken; dieſen Gefühlen der kindlichen Liebe treu richtete er ſich auch nachher, als er ins männliche Alter eingetreten war, noch immer nach dem Willen ſeiner Mutter; folgte ihr auch bei der Wahl ſeiner Gattin und fand auch nie Urſache zu bereuen, daß er ſich darin ihren Bitten und Verlangen gemäß bezeigt habe. Selbſt noch als Gatte und Vater von Kindern konnte er ſich nicht von dem genauern Umgange mit ſeiner guten Mutter und von der mütterlichen Wohnung trennen; er wohnte mit ihr in einem Hauſe und theilte mit ihr die Freuden eines ſo ſchönen Familienlebens.

Bald aber rief ihn ein neuer Krieg, in den das Vaterland verwickelt war, aus dem Schoos ſeiner Familie und führte ihn ins Schlachtfeld, um ſich da neue Verdienſte zu erwerben, und diesmal gelang es ihm auch wirklich, ſeinem militäriſchen Ruhm gleichſam die Krone aufzuſetzen. Die Volsker, die älteſten und damals mächtigſten Feinde Roms, hatten von neuem die Waffen ergriffen, um das Aufkommen dieſes benachbarten, immer mächtiger werdenden römiſchen Staats zu hindern. Die Römer drängten auch diesmal den feindlichen Angriff zurück, drangen in das Land der Volsker ein und belagerten Korioli, die Hauptſtadt des Landes. Während der Belagerung thaten die Feinde einen Ausfall und drängten anfangs die Römer bis zu ihren Verſchanzungen zurück; hier aber empfieng ſie Marcius mit einer zwar geringen aber tapfern Mannſchaft, hieb die, welche ihm zunächſt aufſtießen, nieder, ſetzte dann tiefer in den feindlichen Haufen und rief den übrigen Römern mit der ihm eignen ſtarken Stimme und feſten Blicke zu, ihm nachzufolgen. Mit dieſen trieb er den erſchrocknen Feind in die Flucht, verfolgte ihn bis an die Thore der Stadt, und ſo groß auch der Hagel von Wurfſpießen war, der von den Mauren auf die kleine Schaar der Römer herabfiel, drang er gleichwohl beherzt, obgleich nur mit Wenigen, mit den Flüchtigen zugleich in die Stadt ein, hieb die Wache am Thor nieder, ſteckte mit der Fackel in der Hand die zunächſt ſtehenden Gebäude in Brand, that Wunder der Tapferkeit und hielt die auf ihn eindringende Menge durch die Stärke ſeines Arms und kräftige Gegenwehr ſo lange auf, bis der eine Konſul, Larcius, mit der Armee nachrückte, in das offne Thor der Stadt eindrang, dem jungen Helden auf ſeinem mit Blut eröffneten Wege nachfolgte und ſich der Stadt bemächtigte.

Noch glaubte Marcius durch die Eroberung der Stadt den Sieg nicht völlig erlangt zu haben: denn noch war der übrige Theil der Armee unter Anführung des andern Konſuls, Kominius, außer der Stadt mit den Feinden beſchäftigt und eben im Begriff, ſich mit ihnen in ein Treffen einzulaſſen. Er bemühte ſich daher ſo viel er konnte, die Römer von der Plünderung der Stadt zurück zu halten, die zerſtreuten Kohorten zu ſammlen und ſie zur Hülfe ihrer im Felde ſtehenden Brüder zu verſammlen. Mit Mühe gelang es ihm, einige Freiwillige an ſich zu ziehen, und ohngeachtet er ſelbſt von Wunden und Anſtrengung erſchöpft war, gieng er an ihrer Spitze dem Feinde entgegen, trieb unterwegs ſeine Begleiter an, ihm ſtandhaft zu folgen und betete oft zum Himmel, daß ihm möchte vergönnt werden, noch zu rechter Zeit anzukommen, um noch mit ſeinen Mitbürgern die Gefahren des Kampfs theilen zu können.

Bei ſeiner Ankunft fand er die Armee ſchon dem Feinde gegenüber in Schlachtordnung. Seine Erſcheinung mit ſo wenig Begleitern, mit Schweiß und Blute bedeckt, erregte anfangs Beſtürzung bei der Armee; als ſie ihn aber ſo freudig dem Konſul entgegen eilen ſah, dem er die Hand reichte und die frohe Nachricht von Eroberung der Stadt brachte: als dieſer ihn an ſich zog und mit der lebhafteſten Freude umarmte: da hob ſich der Muth der Armee, da wurde ſogleich das Treffen mit lautem Freudengeſchrei eröffnet. Aber auch herzhaft war der Widerſtand der Feinde, und **Marcius**, der freiwillig auf demjenigen Theile der Schlacht den Angriff that, wo der Kern der feindlichen Truppen ſtand und ſchon die Ordnung derſelben durchbrochen hatte, wäre bald im Schlachtgewühl umringt und niedergeſtoßen werden; aber erhielt noch zu rechter Zeit Unterſtützung und bald neigte ſich der wankende Sieg völlig auf die Seite der Römer. Jetzt wurden die flüchtigen Volsker von allen Punkten verfolgt. Mehrere Generale baten den von Wunden und Arbeit entkräfteten **Marcius**, er möchte ſich doch zu ſeiner Erholung ins Lager zurück ziehen; aber er gab zur Antwort: Sieger dürften nicht ermüden, und drang ſo lange in die flüchtigen Feinde ein, bis ſie völlig das Feld geräumt hatten.

Als ſich am folgenden Morgen nach dieſem glänzenden Siege die Armee der Gewohnheit nach um den Feldherrn und zu den Fahnen verſammlete: beſtieg Kominius die Rednerbühne; dankte zuerſt den Göttern für den ſo herrlichen Sieg, den ſie durch ihren Beiſtand erfochten hatten; wendete ſich dann zunächſt an den Marcius und ertheilte ihm das öffentliche Zeugniß der Tapferkeit, die er bewieſen und wodurch er nicht nur zu dem erhaltenen Siege, ſondern auch zur Eroberung der Stadt ſo Viel gethan habe; welches auch der andere Konſul, Larcius, beſtätigte. Er ſchenkte ihm darauf ein reich geſchmücktes Streitpferd und hieß ihm von der gemachten reichen Beute, noch ehe ſie unter die übrigen vertheilt würde, den zehnten Theil an Koſtbarkeiten, Gefangenen und Pferden zum Voraus zu nehmen. Marcius nahm mit innigſt gerührtem Herzen und lebhaften Danke dies ihm ſo ehrenvolle Zeugniß aus dem Munde des Konſuls und das ihm zuerkannte Streitroß als einen Ehrenpreiß an, erklärte aber mit edler Beſcheidenheit, daß er von der Beute nichts auswählen, ſondern ſich mit dem auf ihn fallenden Theil, ſo wie jeder andre Soldat begnügen werde. Er habe nicht um Lohn, ſondern aus Pflicht und um der Ehre willen gefochten; doch ſetzte er hinzu, habe er eine Bitte, deren Gewährung er als eine beſondre Gnade erkennen werde. Er habe unter den Volskern einen Gaſtfreund, einen Mann von Biederſinn und Rechtſchaffenheit, der jetzt durch das allgemeine Unglück ſeiner Nation aus einem reichen und glücklichen Manne zum Sclaven geworden ſey; dieſem wünſchte er bei den vielen Uebeln, die ihn jetzt träfen, wenigſtens die Befreiung vom Sclavenſtande zu verſchaffen: dieſe Bewilligung ſeiner Bitte werde ihm die größte Freude und anſehnlichſte Belohnung ſeyn.

Dieſe Großmuth des Marcius erregte allgemeine Bewunderung und erwarb ihm den Beifall und die Achtung Aller in einem noch höhern Grade. Seine Bitte um Befreiung ſeines Freundes wurde ihm nicht nur ſogleich bewilligt: ſondern es wurde auch auf Antrag des Konſuls einſtimmig beſchloſſen, ihm, zum Andenken und zur Belohnung ſeiner geleiſteten Dienſte, künftig den

Namen **Koriolanus** beizulegen; den er von dieſer Zeit an beſtändig führte.

So mit Ruhm und Ehre gekrönt kehrte der Eroberer von Korioli mit der ſiegenden Armee wieder zur Stadt und zu ſeiner Familie zurück; aber nicht lange genoß er hier die Früchte ſeines erworbnen Ruhms, und die verdiente allgemeine Achtung ſeiner Landsleute. Jene Uneinigkeit zwiſchen den Patriciern und Plebejern, die durch den vorigen Krieg nur auf kurze Zeit gedämpft war, brach bald wieder von neuem aus und die Erbitterung wurde auf beyden Theilen durch die bald nachher entſtandne Theurung und Hungersnoth noch mehr vermehrt. Die Gemeinen und Armen legten die Schuld davon den Vornehmern und Reichern bei, die dieſe Noth ſelbſt herbeigeführt und gleichſam in den Staat gerufen hätten, um die Armen nur noch tiefer ins Elend zu ſtürzen und ſie ganz von ſich abhängig zu machen. Gleichwohl fehlte es weder unter den Patriciern noch im Senat an wahren Volksfreunden, die ſich alle Mühe gaben, auf recht väterliche Art für die allgemeinen Bedürfniſſe zu ſorgen

gen und das gute Verhältniß zwiſchen beyden Theilen herzuſtellen; auf der andern Seite befand ſich aber unter ihnen eine noch größere Anzahl von denen, denen der Uebermuth und Starrſinn des Volks und ſeiner Tribunen, die ihr Anſehen über das ihrige zu erheben ſuchten, unerträglich war, und ſtolz auf ihre angeſtammten Vorzüge ſich den Anmaßungen dieſer Stellvertreter des Volks muthig entgegen ſetzten.

Unter dieſe gehörte auch Koriolan; er der von Jugend auf nach den Grundſätzen erzogen war, daß nur die Edlen im Volk der Regierung fähig und zur Bekleidung der erſten Ehrenſtellen im Staat berufen wären: erklärte ſich ſchon frühe gegen die Grundſätze derer, die dem Volke die höchſte Gewalt beilegen und eine gänzliche Gleichheit unter den Bürgern des Staats einführen wollten. Da es ganz wider ſeinen Charakter war, ſeine Meinungen zu verbergen oder durch niedrige Künſte der Schmeichelei ſich die Gunſt der großen Menge zu verſchaffen: ſo ſtieß er durch ſeine freimüthigen Aeußerungen oft gegen dieſe an und ſetzte ſich bei ihr in den Verdacht, als ſey er ein Feind des Volks. Da er überdies in ſeinem Aeußern wenig empfehlendes, vielmehr einen ernſten zurückſchreckenden Blick hatte, feſt bei ſeinen angenommenen Grundſätzen blieb und ſeine Meinung mit einem männlichen und gebieteriſchen Tone behauptete: ſo fehlte es ihm nicht nur an Freunden unter dem Volke, ſondern ſelbſt viele unter den Patriciern fürchteten ſeine allzugroße Freimüthigkeit.

Als daher bei Erledigung des Konſulats eine neue Wahl angeſtellt werden ſollte, war zwar keiner unter den Mitbewerbern um dieſe höchſte Staatswürde, der ihm den Anſpruch auf dieſelbe, ſowohl ſeiner Geburt als Tapferkeit wegen ſtreitig machen konnte; ja das Volk glaubte es wirklich ſeinen ſo vielen Verdienſten ſchuldig zu ſeyn, ihn zu dieſer Ehrenſtelle zu erheben: aber eben, weil ſich Koriolan nicht nach der damaligen Sitte richten wollte, nach welcher diejenigen, die dies Amt ſuchten, zuvor auf dem Markte erſchienen und die Bürger beſonders um ihre Stimme baten; vielmehr an dem zur Wahl beſtimmten Tage in Begleitung des Senats mit vollem Gepränge erſchien und dieſe Ehre gleichſam zu fordern ſchien; wurde er, der ohnehin wenig Liebe bei dem Volke hatte, bei der Wahl übergangen.*

Marcius empfand die Kränkung, die ihm dieſe Zurückſetzung verurſachte, tief in ſeinem Herzen. Mit verbißnem Zorn verließ er den Marktplatz, begleitet von einer großen Anzahl junger Patricier, die ihm, als den Verfechter ihrer Vorzüge und Freiheiten und als ihrem Anführer auf Feldzügen vorzüglich zugethan waren, und jetzt an ſeinem Schickſal ſo lebhaften Antheil nahmen; ſelbſt der Senat bezeugte ihm ſeine Unzufriedenheit mit der Wahl und hielt ſich durch ſeine Zurückſetzung beſchimpft. Dieſe allgemeine Theilnahme, die eigentlich den Marcius hätte beſänftigen und Geſinnungen der Großmuth einflößen ſollen, ſetzte ſeinen Zorn nur noch mehr in Flammen, und bald bewieß er, daß es ihm an Stärke der Seele fehlte, erlittene Beleidigungen mit Großmuth zu ertragen.

Jetzt war durch die Vermittelung des Senats eine große Menge Getraide in Rom angekommen, das theils im untern Italien aufgekauft, theils vom Gelo, dem damaligen Fürſten von Syrakus, einem Freunde der Römer, als Geſchenk überſchickt worden war. Dies eröffnete denen von der Hungersnoth ſo bedrängten Römern angenehmere Ausſichten; man berathſchlagte im Senat darüber, um welchen Preiß man dies Getraide dem Volke überlaſſen ſollte, und einige wären der Meinung, daß man das vom Gelo geſchenkte auch unentgeldlich unter die Bürger austheilen möchte. Gegen dieſen Vorſchlag ſetzten ſich mehrere, vorzüglich aber Marcius; er erklärte dies für eine niederträchtige Feigheit, wodurch man den Pöbel nur noch frecher und übermüthiger machen würde, der eben dadurch, daß man ihm zeither ſo viel zugeſtanden, immer zügelloſer geworden ſey und ſich ſogar dem Gehorſame gegen die Konſuln und jede rechtmäßige Obrigkeit entzogen habe. Längſt ſchon hätte man dieſen Saamen der Empörung, der jetzt zum Verderben der Republik aufwachſe, in ſeinem Keime erſticken ſollen; noch weniger dürfe man ihn jetzt durch unzeitige Nachſicht begünſtigen. Jetzt ſey die Gelegenheit, dem Volke fühlen zu laſſen, wie wenig es zu ſeiner eignen Erhaltung thun könne, und es ſo durch Hunger zu zwingen, ſich der angemaßten Vorzüge zu begeben, und die dem Anſehen der Konſuln ſo nachtheilige Gewalt der Volkstribunen aufzuheben.

Dieſe leidenſchaftliche Rede des Marcius erſchütterte nicht nur diejenigen im Senat, die gemäßigtere Geſinnungen hatten, ſondern ſetzte die ganze Bürgerſchaft in Bewegung; aufgefordert durch ihre Tribunen, die den Inhalt jener Rede und die Abſicht, die Marcius dabei habe, ſie um ihre ſo theuer errungene Freiheit zu bringen, in offner Verſammlung vortrugen, drangen ſie mit Ungeſtümm vor das Rathhaus, und forderten, daß Marcius herausträten und ſich wegen der beleidigenden Aeußerungen näher erklären ſollte; als er nicht erſchien, ſchickten die Tribunen einige obrigkeitliche Perſonen aus ihrer Mitte ab, um ihn mit Gewalt zu holen; und als auch dieſe ins Gedränge kamen, indem ſie von den Patriciern, die zur Vertheidigung des Marcius einen Kreiß geſchloſſen hatten, mit Hohn und zulezt gar mit Schlägen empfangen wurden, giengen ſie ſelbſt auf ihn los, mußten aber auch für diesmal, da beſonders die Nacht einbrach, unverrichteter Sache abziehen.

Dadurch ſtieg jedoch die Verbitterung auf beyden Theilen nur noch höher. Das Volk drohte am folgenden Morgen mit Aufruhr; umſonſt gaben ſich die Konſuln alle Mühe, es zu beſänftigen, indem ſie ihm den Kauf der Früchte um einen ſehr billigen Preiß zugeſtanden; es war damit nicht zufrieden, ſondern forderte den Marcius vor ſein Gericht, um ihn als einen Störer der öffentlichen Ruhe, der tyranniſche Abſichten habe, zur verdienten Strafe zu ziehen. Kaum konnte es der Senat mit allem ſeinen Anſehen dahin bringen, daß ein Mann, der doch ſo unleugbar große Verdienſte um den Staat habe, ſich ſo oft den Gefahren des Lebens um denſelben ausgeſezt habe, nicht ohne vorhergegangene Unterſuchung verdammt, ſondern ihm zum wenigſten ein öffentliches Verhör und Vertheidigung zugeſtanden wurde. Die Tribunen ſetzten einen Tag an, an welchem er vor dem Volke erſcheinen, ſich rechtfertigen und dann ſein Urtheil erwarten ſollte.

Bis dahin gaben ſich die Patricier alle Mühe, das Volk zu beſänftigen, um wo möglich, den Mann, in deſſen Perſon ſie zugleich alle gekränkt wurden, aus der ihm drohenden Gefahr zu retten. Seine Freunde zitterten mit der gegründetſten Beſorgniß für ſein Leben, und baten ihn, als der Gerichtstag erſchien, daß er doch ja alles anwenden möchte, um ſich bei dem Volke in Gunſt zu ſetzen, oder doch das Mitleid deſſelben zu erregen. Aber dazu konnte ſich die ſtolze Seele des Korielans nicht verſtehen; ihm war es unmöglich, das ſchmuzige Gewand anzulegen, oder die Miene der Trauer und der Reue anzunehmen, mit der ſonſt die Beklagten vor Gericht zu erſcheinen pflegten. Er trat mit der gewohnten Freimüthigkeit, mit dem vollen Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld in Abſicht des ihm vorgeworfenen Verbrechens herrſchſüchtiger Verſuche und mit edlem Stolz auf ſeine

Verdienſte an dem beſtimmten Tage vor der Verſammlung des Volks auf, vertheidigte ſich männlich wegen der gegen ihn angebrachten Klagen, aber vergebens. Die Volkstribunen, die nun einmal den Untergang dieſes Mannes beſchloſſen hatten, brachten immer mehr Beſchuldigungen vor, beriefen ſich beſtändig auf ſeine eignen Aeußerungen, die er laut genug im Senat vorgetragen und durch die er ſich als einen Feind des Volks erklärt habe, beſtanden darauf, daß er zum wenigſten auf ewig des Landes verwieſen werden müſſe, und daß die Bürgerſchaft durch die Stimmenſammlung über ihn entſcheiden ſollte. — Es waren nur drey Stimmen mehr, durch welche ſeine Verdammung beſtimmt wurde.

Alle Edle Roms wurden durch dieſen Ausgang der Sache äußerſt niedergeſchlagen; zu ſpät bereute es der Senat, daß man dem Volke ſo viel nachgegeben und eine ſolche Gewalt zugeſtanden habe, bei der es nun nach Willkühr über das Schickſal der edelſten Staatsbürger ſchalten könne; deſto übermüthiger aber gieng das

Volk, als ob es den glänzendſten Sieg erfochten habe, auseinander.

Unter Thränen und lautem Wehklagen ſeiner Freunde, die nun nichts zu ſeiner Rettung weiter thun konnten, wurde Koriolan nach ſeinem Hauſe begleitet; nur ihn allein ſchien dieſer harte Schlag nicht zu beugen; ſeine Miene, ſeine Geberden, ſein Gang blieb ruhig und erhaben über ſein Schickſal, nicht ein Seufzer entſchlüpfte ſeiner Bruſt, nicht ein Wort ſeinem Munde, das den innern Unwillen und verhaltenen Zorn über dieſe unwürdige Begegnung ſeiner Mitbürger verrathen hätte. Mit dieſer, dem Anſcheine nach ruhigen Faſſung trat er in ſein Haus ein, und auch der Anblick ſeiner hier verſammelten Familie, die ihn mit thränenvollen Augen und mit lautem Klaggeſchrei empfieng, konnte ihn nicht daraus verſetzen. Mit männlichen Muthe überwand er den Schmerz bei dieſer letzten Umarmung der Seinigen, ſagte ſeiner geliebten Mutter und Gattin Lebewohl, empfahl ihnen die Sorge für ſeine beyden noch unerzognen Kinder, riß ſich aus ihren Armen los les, und verließ eiligſt, ohne Etwas zu den Bedürfniſſen der Reiſe mitzunehmen, ſeine Wohnung, vor der ſich jetzt beinahe alle Edle Roms verſammlet hatten, um ihm das Geleite aus der Stadt zu geben. Als er das Stadtthor erreichte, trennte er ſich auch von dieſen, ohne jemanden zu ſagen, wohin er ſich wenden wollte, erlaubte nur wenigen ſeiner Klienten, ihn noch eine kleine Strecke Wegs zu begleiten, und verließ ſo das römiſche Gebiet.

So bekannt und ſo furchtbar er ſich als Krieger bei allen den benachbarten Völkerſchaften gemacht hatte, ſo war doch keine, die mehr Urſache hatte, auf ihn zu zürnen, als die Nation der Volsker; ſchon ſein Beinahme: Koriolan, mußte dieſe an die Wunde erinnern, die er ihr durch die Einnahme einer ihrer Hauptſtädte geſchlagen hatte, und mehr als einmal hatte ſie die Stärke ſeines Arms und ſeine überlegne Tapferkeit empfunden: allein eben dieſe Nation war es auch, die unter den benachbarten Staaten, zwar durch die bisherige Kriege etwas erſchöpft war, aber noch immer innere Kräfte genug hatte, es mit den Römern aufzunehmen und ihnen die Oberherrſchaft in Italien ſtreitig zu machen. **Koriolan** glaubte daher auch durch ſie am gewiſſeſten die Rache, die er ſeinem undankbaren Vaterlande in ſeinem Herzen geſchworen hatte, auszuüben, wenn es ihm nur gelingen würde, ſich ihres Zutrauens zu verſichern. Er wagte es daher auf gutes Glück, ſich dieſer Nation anzuvertrauen, und richtete ſeinen Weg nach Antium.

Hier wohnte **Attius Tullus**, ein Mann, der ſowohl ſeiner perſönlichen Tapferkeit, als auch ſeiner Geburt und Reichthümer wegen in königlichem Anſehen unter ſeinem Volke ſtand, der dem **Koriolan** gar wohl in dieſer Eigenſchaft bekannt war, den er aber auch mehr als jeden andern als ſeinen perſönlichen Feind, den er mehrmals in Schlachten gereizt hatte, zu fürchten hatte. Dieſen zu gewinnen und ihm ſeine Dienſte anzubieten, lag jetzt in ſeinem Plan. Es gelang ihm, unter veränderter Kleidung und in der Abenddämmerung ſich unbemerkt in die Wohnung des **Tullus** einzuſchleichen, als dieſer ſet eben bei Tiſche ſaß. Schweigend mit verhülltem Geſicht ließ er ſich hier beim Heerde *) nieder, wo ihn die Bedienten des Hauſes fanden und ihrem Herrn meldeten. Tullus erſchien ſogleich, und obſchon der äußerliche Anſtand des Fremden auch ſtillſchweigend eine gewiſſe Würde verrieth, ſo wurde er noch mehr überraſcht, als Marcius mit enthülltem Geſicht ſich ihm entdeckte, in wenig Worten das Schickſal ſeiner Verbannung aus Rom und die Abſicht ſeines Hierſeyns erzählte, wobei er ihn bat, ihn als Freund aufzunehmen, wenn er ſich ſeiner als eines Werkzeugs der Rache gegen die Römer bedienen wollte — außerdem aber möchte er ihn als Feind behandeln und auf der Stelle das Leben nehmen, das ihm, als einem Verbannten, ganz gleichgültig ſey.

---

*) Der Heerd war bei den Römern, als ein den Hausgöttern gewidmeter Ort, heilig gehalten und für eine Freiſtätte angeſehen, zu der jeder Bedrängte ſeine Zuflucht nahm. Bei ihm ſuchte der Hülfsbedürftige Schutz und konnte ſich vor jeder Beleidigung auch ſeines ärgſten Feindes hier geſichert halten.

Tullus konnte die Freude, die er bei Erſcheinung eines Mannes empfand, deſſen Größe und Tapferkeit er ſchon da geſchätzt hatte, als er ihn für ſeinen Feind hielt, nicht länger zurück halten; er reichte ihm freundſchaftlich die Hand, verſprach ihm alle mögliche Unterſtützung von Seiten ſeiner und ſeiner Landsleute, der Volsker, führte ihn vom Heerde zu ſeiner Tafel in den Kreiß ſeiner Verwandten, und ſchloß mit ihm den Bund der Freundſchaft.

Von jetzt an war es der Gegenſtand ihrer geheimen Unterredungen, wie ſie ihre rachſüchtigen Anſchläge gegen Rom ausführen möchten, wobei ſie den gegenwärtigen Zeitpunkt, wo die Gemüther der Römer gegen einander ſelbſt erbittert wären, für den ſchicklichſten hielten. Es wurde ihnen nicht ſchwer, auch die Häupter der Volsker mit in ihre Abſicht zu ziehen und zum Kriege geneigt zu machen, deren Eiferſucht durch den letztern unglücklichen Krieg nur noch ſtärker angefacht war, und die nur auf Gelegenheit warteten, die erlittene Schmach zu rächen und ihre verlohrnen Ländereien wieder zu er-

erobern. Auch wußte Marcius ſich bald ein ſolches Zutrauen bei den Volskern zu verſchaffen, daß ſie ſich den beſten Erfolg von dieſer Unternehmung verſprachen, wenn er dieſelbe leiten und nun als Feind der Römer und als ihr Streitgefährte ſie mit der ihnen bekannten Klugheit und kühnen Muth zum Siege führen würde. Er wurde daher nebſt Tullus zum oberſten Feldherrn in dem Kriege erwählt, den ſie durch ihre Geſandten den Römern ankündigen ließen, im Fall ſie nicht gutwillig die ihnen im vorigen Kriege eroberten Städte und Ländereien zurückgeben würden. Dieſe Geſandtſchaft erregte in Rom allgemeine Beſtürzung; man ſahe wohl ein, wie unglücklich ein Krieg unter den gegenwärtigen Umſtänden für Rom ſeyn würde, wie viel man von den Volskern, einer ſo tapfern Nation, zu fürchten habe, beſonders wenn ſie von ſo einem erfahrnen und erzürnten Feldherrn angeführt würde: aber durch jene kühne Forderung wurde zugleich der Unwille der Römer ſo gereizt, daß ſie ihre innern Streitigkeiten vergaßen und den Geſandten zur Antwort gaben: „ſie würden das, was ſie durch die Gewalt der Waffen erworben hätten, auch zu behaupten wiſſen; die Volsker würden zwar die Waffen zuerſt ergreifen, aber die Römer ſie zuletzt niederlegen.“

Marcius, der von Begierde brannte, den Römern ſeinen Zorn empfinden zu laſſen, brachte bald ein Heer von Freiwilligen zuſammen und wurde mit dem Tullus einig, daß dieſer indeß zur Vertheidigung des Landes zurückbleiben, die nöthigen Zubereitungen zum Kriege machen und für die Bedürfniſſe der im Felde dienenden Armee Sorge tragen ſollte: indeß er mit ſeiner Schaar ins Feld rückte. Sein plötzlicher Einfall ins römiſche Gebiet verbreitete allgemeines Schrekken; die Landeseinwohner ergriffen die Flucht und überließen dem Feinde die anſehnlichſte Beute. Ermuntert durch dieſen glücklichen Anfang, ſtieſſen mit jedem Tage neue Truppen zur Armee des Marcius, daß ſich dieſer in kurzer Zeit im Stande befand, die blos feindlichen Streifereien in förmlichen Angriff zu verwandeln. Er bemächtigte ſich bald einiger römiſchen Pflanzſtädte, drang in das Gebiet ihrer Bundesgenoſſen,

ſen, der Lateiner, ein, nahm dieſen die feſteſten Plätze weg und rückte mit ſeiner ſiegenden Armee immer näher auf Rom los; überall, wo er Widerſtand fand, übte er die äußerſte Strenge aus und gab Alles der Plünderung Preis; nur die, die ſich freiwillig unterwarfen, behandelte er mit Schonung und verſchaffte ihnen die möglichſte Sicherheit. Dieſe Schonung bewies er beſonders auch, wo er hinkam, gegen die Landgüter der Patricier, die er jedesmal von der allgemeinen Plünderung ausnahm, um dadurch die Eiferſucht des Volks in Rom noch mehr anzufachen.

Jemehr er ſich Rom näherte, deſtomehr nahm das Schrecken und die Verwirrung in der Stadt zu. Die Patricier machten dem Volke die bitterſten Vorwürfe, daß es durch die ungerechte Verbannung eines ſo großen Mannes dies Unglück über den Staat gebracht habe; und dieſes hatte wieder die Patricier in Verdacht, daß ſie aus Rachſucht zur Unterdrückung des Volks den Marcius beigelockt hätten, und dieſen Krieg, bei dem ſie nichts verlören, unterhielten; allen aber gebrach es an Muth, ſich dem erzürnten Rächer entgegen zu ſtellen; der indeß ſchon bis vor Lavinium, der ihnen ſo nahe gelegenen Stadt, die ſie als ihr Stammhaus anſahen, und in der ſie die Heiligthümer ihrer väterlichen Götter bewahrten, vorgedrungen war und dieſe eingeſchloſſen hielt. Dieſe Nachricht benahm ihnen vollends allen Muth, und auf einmal änderte ſich die Geſinnung des Volks. Es entſchloß ſich nämlich, die Verdammung des Marcius aufzuheben und ihn durch eine Geſandtſchaft nach Rom einzuladen. Allein der Senat, um ſich nicht von neuen den Beſchlüſſen des Volks unterwürfig zu machen, verwarf jetzt dieſen Anſchlag und erklärte ihn für einen Feind des Staats.

Marcius, der davon bald Nachricht empfieng, wurde dadurch noch mehr aufgebracht, ließ einen Theil ſeiner Truppen vor Lavinium, gieng mit der Hauptarmee in der erſten Hitze auf Rom los und ſchlug nicht weit davon ſein Lager auf. Jetzt ſtieg die Angſt und Beſtürzung der Einwohner aufs höchſte; unfähig, einen

Entſchluß zu ihrer Vertheidigung zu faſſen, brachte das Volk und ſeine Häupter die Zeit nur mit vergeblichen Vorſchlägen und unnützen Vorwürfen zu, indeß das Geheul der Weiber und Kinder in den Gaſſen der Stadt immer ängſtlicher wurde und die Greiſe mit den Prieſtern in den Tempeln die Götter um Hülfe anflehten.

Der Senat, der kein weiteres Mittel zur Rettung kannte, ließ ſich endlich bewegen, dem Verlangen des Volks nachzugeben und eine Geſandtſchaft an den Marcius zu ſchicken, die ihn um Beilegung des Kriegs und um die friedliche Rückkehr ins Vaterland bitten ſollte. Dieſe Geſandtſchaft beſtand aus den angeſehenſten Männern des Staats, die alle Freunde und Verwandte des Marcius waren, alle die höchſten Staatswürden als Conſuln begleitet hatten. Als ſie im feindlichen Lager ankamen, wurden ſie von den Volskern zum Zelte des Feldherrn geführt, der ſie hier auf einem erhabenen Stuhl ſitzend, von den vornehmſten Volskern umgeben, mit allen Zeichen ſeiner erhabenen Würde — aber mit noch weit unerträglichern Aeußerungen ſeines Stolzes empfieng. Nachdem hier die Geſandten Roms, und beſonders ſein Freund Minucius [*]), in einer ſehr demüthigen Rede alle Künſte der Beredtſamkeit angewendet hatten, um ſeinen Zorn zu beſänftigen, ihn wieder mit dem Vaterlande auszuſöhnen, und zu bewegen, den Krieg aufzuheben, gab er ihnen zur Antwort: das letztere ſtehe nicht in ſeiner Macht; die Volsker hätten ihm die oberſte Feldherrnſtelle anvertraut, er müſſe ihr Zutrauen zu verdienen ſuchen und ſey ihnen für jeden ſeiner Schritte verantwortlich; doch gäbe er ihnen ſein Wort: daß, wenn die Römer den Volskern alle die Städte und Ländereien, die ſie durch den Krieg an ſich geriſſen hätten, wieder zurückgeben und ihnen ſo wie den Lateinern das Bürgerrecht und gleiche Vortheile zugeſtehen würden: ſo ſollte der Friede ſogleich geſchloſſen werden: unter keiner andern Bedingung dürften ſie auf Befreiung vom Kriege rechnen. Mit dieſer Erklärung, wobei er ihnen dreyßig Tage Bedenkzeit zugeſtand, während deſſen er das römiſche Gebiet verlaſſen wolle, ſchickte er die Geſandten zurück.

---

[*]) Dieſer hatte ſich als Konſul bei jener Anklage des Marcius, ſeiner immer am wärmſten und thätigſten angenommen und ſich den ungeſtümmen Forderungen des Volks, das anfangs auf ſeine Hinrichtung beſtand, am kräftigſten entgegen geſetzt.

Die Römer, die einmal den Grundſatz angenommen und bisher immer befolgt hatten, ſich von den Feinden kein Geſetz vorſchreiben zu laſſen, hofften auch diesmal den Marcius, der ſich indeß mit den Lateinern, den Bundesgenoſſen der Römer herumſchlug, zum Nachgeben zu bewegen, und ſchickten deshalb beim Ablauf der dreyßig Tage eine neue Geſandtſchaft, mit dem Auftrag, daß er zuvor die Waffen niederlegen und ſich dann mit ihnen in Friedensunterhandlung einlaſſen möchte. Marcius ließ ihnen ſagen: ſie ſollten ſich eines beſſern bedenken: und wenn ſie nicht binnen drey Tagen in ſeine Forderungen einwilligen würden, ſollten ſie ſich nicht unterſtehen, wieder das Lager zu betreten: ſondern ſich gewärtigen, das Aeußerſte zu erfahren. — Noch gaben die Römer die Hoffnung nicht auf, den erzürnten Marcius zu beſſern Geſinnungen zu ſtimmen; — ſie warfen bei dieſem

fürch-

fürchterlichen Sturme, der den Staat traf, gleichſam den heiligen Anker aus und beſchloſſen, alle Prieſter der Stadt, die ehrwürdigen Diener der öffentlichen Religion, in ihrer feierlichen Amtskleidung, unter Vortragung der Heiligthümer, ins Lager zu ſchicken, um durch ihr Anſehen die Bitte des römiſchen Senats und Volks zu unterſtützen. Dieſe Geſandtſchaft wurde zwar vom Marcius mit Achtung aufgenommen, aber mit derſelben Erklärung und noch härtern Drohungen von ihm zurückgeſchickt.

Nach dieſen dreymal fehlgeſchlagenen Verſuchen, den Feind auf beſſere Geſinnung zu bringen, blieb den Römern nichts mehr übrig, als ſich innerhalb den Mauren ihrer Stadt zu vertheidigen und den Ausgang der Belagerung abzuwarten, zu der ſchon Marcius die fürchterlichſten Anſtalten mit aller Heereskraft machte.

Während man in der Stadt beſchäftigt war, die Wälle und Thore zu beſetzen und alle Vertheidigungsmittel anzuwenden, wobei das Klirren der Waffen und das ängſtliche Treiben und Drängen der

Bürger in den Straſſen alle Einwohner in Furcht und Bangigkeit ſetzte, flehten die Römiſchen Matronen in allen Tempeln zu den Göttern um Hülfe und Erbarmen; beſonders war der Tempel des Jupiters im Kapitol täglich von einer Menge der angeſehenſten und ehrwürdigſten Frauen angefüllt.

Unter dieſen befand ſich auch Valeria, die Schweſter jenes Publikola, der ſich vormals als Feldherr und Staatsmann ſo verdient um Rom gemacht hatte, und deſſen Andenken noch immer unter der Bürgerſchaft heilig gehalten wurde; auch dieſe ſeine Schweſter genoß daher unter den Mitbürgern die ausgezeichnetſte allgemeine Achtung, die ſie auch nicht ſowohl um ihres Alters und Standes wegen, als vielmehr ihrer erfahrnen Klugheit und ihres in jeder Rückſicht muſtervollen Verhaltens willen verdiente.

Hier an dieſer geheiligten Stätte, wo ſo oft die Retter des Vaterlandes, und beſonders ihr Bruder, ſo manchmal gebetet und ſich mit Kraft gerüſtet hatte: wurde auch jetzt ihre Seele von dem großen Gedanken erfüllt, es nicht blos beim Anrufen der Gottheit bewenden zu laſſen, ſondern im Vertrauen auf ihren Beiſtand etwas zum Beſten des Staats und zur Abwendung der Noth beizutragen; vielleicht, dachte ſie, kann der ſo hartherzige Bedrücker des Vaterlandes leichter durch die Thränen und Bitten der Weiber und Kinder, als durch die Bitten der Männer bewogen werden, ſeine feindſeligen Geſinnungen aufzugeben. Sie theilte dieſen Gedanken und den gefaßten Entſchluß den übrigen Weibern, in einer Art von Begeiſterung mit, durch welche die ganze weibliche Schaar bewogen wurde, ſich ſogleich mit ihr in das Haus der Veturia, der Mutter des Marcius zu begeben, um dieſe und die Gattinn des Feldherrn zur Theilnahme an dieſem Entſchluß zu bewegen.

Sie fanden bei ihrem Eintritte in das Haus die ehrwürdige Alte bei ihrer Schwiegertochter; ihre Enkel, die Söhne des Marcius, auf ihrem Schooſe; ihr Geſicht voll Wehmuth, ihre Augen voll Thränen; denn auch ſie hatte das allgemeine Unglück tief gebeugt. Betreten über die unerwartete Erſcheinung ſo vieler angeſehner

Frauen in ihrem Hauſe, die ſie weinend begrüßten, erkundigte ſie ſich nach der Urſache derſelben; und als ſie dieſelbe aus dem Munde der Valeria vernahm, und dieſe ſie aufs dringendſte bat, ſich mit ihnen zu gleicher Abſicht zu vereinigen, und ſie ins feindliche Lager zu ihrem Sohne zu begleiten, um auch dieſen letzten Verſuch zur Rettung des Staats zu machen, weigerte ſie ſich zwar Anfangs, ihrer Bitte zu willfahren: denn, ſagte ſie, was werde ich, was dieſe ſeine Gattin und Kinder über einen Mann vermögen, den ſelbſt das Vaterland, welches er doch ſonſt über alles liebte, den die wiederholten Bitten der ehrwürdigſten und angeſehenſten Mitbürger, die er ſo hochſchätzte, nicht bewegen konnten; der uns, ſeit ſeiner Verbannung aus dem Vaterlande, ganz fremd worden iſt; der ſchon damals, bei ſeiner Trennung aus unſern Armen, als er uns das letzte Lebewohl ſagte, erklärte: ſein undankbares Vaterland ſage ihn von allen fernern Verbindlichkeiten, ja ſelbſt von ſeinen heiligſten Pflichten los; es zerreiße die zärtlichſten Bande, die es zeither an daſſelbe geknüpft und nie — nie ſollten wir ihn wiederſehen! — Allein auf das anhaltende Flehen der Weiber, die ſich ihr mit ihren Kindern zu Füßen warfen, erklärte ſie ſich bereit, ſich ganz in ihren Willen hinzugeben, und wenn es ihr auch das Leben koſten, wenn ſie auch die Schmach, eine Fehlbitte zu thun, nicht überſtehen ſollte.

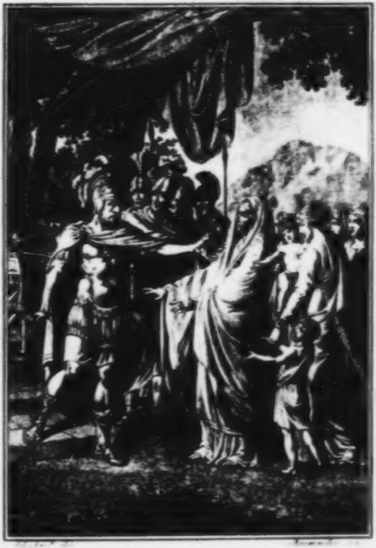
Nunmehr trugen die Weiber ihren gefaßten Entſchluß dem Senate vor. Hier legte man zwar ihrer Vaterlandsliebe und ihrem Edelſinn das verdiente Lob bei, trug aber gleichwohl Bedenken, in dieſen Entſchluß einzuwilligen, aus Beſorgniß, der Feind könnte leicht eine ſolche Gelegenheit benutzen, eine ſo anſehnliche Anzahl ihrer edelſten Frauen und Kinder als Geiſeln zurückbehalten, um deſto nachtheiligere Bedingungen für den Staat zu erzwingen; zuletzt aber überwand das Zutrauen, welches man zu den Charakter des Marcius faßte, der ſich doch nie einer ungerechten oder ſchändlichen That ſchuldig gemacht habe, jene Bedenklichkeit, und noch an demſelben Abend wurde das Dekret der Genehmigung dieſer außerordentlichen Geſandtſchaft ausgefertigt und die nöthigen Anſtalten zur Abreiſe getroffen.

Sobald der Tag anbrach, verſammelten ſich die edlen Frauen mit ihren Kindern mit Fackeln in den Händen vor dem Hauſe der Veturia, weihten ſich durch Gebete zum Dienſte des Vaterlands, und zogen unter der Anführung der ehrwürdigen Greiſesmutter und Gemahlin des Marcius, nebſt ſeinen Kindern, begleitet von den Segenswünſchen und Thränen ihrer Mitbürger, aus der Stadt. Vor dem Thore, wo ſchon die Wägen und Maulthiere zu ihrer Abreiſe in Bereitſchaft ſtanden, empfing ſie der verſammlete Senat nebſt einem großen Theil der Bürgerſchaft, und gab ihnen in langen Reihen bis an die Grenze, wo ſie das feindliche Lager im Geſicht hatten, das Geleite, ſprach ihnen Muth ein und entließ ſie denn mit der Hoffnung einer freudigen Zurückkehr. Als ſich der Zug noch in einiger Entfernung befand, doch ſo, daß er vom Lager aus bemerkt werden konnte, ſchickte Marcius einige Reuter zur Unterſuchung dieſer Erſcheinung ab; dieſe berichteten: es ſey ein wehrloſer Hauſe von Weibern und Kindern, der ſich dem Lager nähere. Marcius erſtaunte über dieſes Wagſtück, nahm jedoch mit dem feſten

Vorſatz, ſich auch durch weibliche Thränen und Bitten nicht erweichen zu laſſen, von ſeinem erhabenen Richterſtuhl, umgeben von ſeiner Generalität, Beſitz; doch ließ er, aus Achtung gegen die weibliche Geſandtſchaft, die Faſces, die Zeichen der höchſten Würde, niederlegen. Kaum aber erblickte er an der Spitze dieſer Geſandtſchaft ſeine ehrwürdige ihm ſo theure Mutter, und an ihrer Seite ſeine Gattinn und beyde Kinder: als er den Empfindungen ſeines Herzens nachgab und, äußerſt gerührt von dieſem Anblick, der ſelbſt allen ihn umgebenden Kriegern rührend war, unterlag. Sogleich ſprang er von ſeinem Sitze, um ſich in die Arme ſeiner Mutter zu werfen — „Halt ein — rief ihm dieſe mit ausgeſtreckter Hand, und mit einem ernſten majeſtätiſchen Blick entgegen! Ehe ich dich umarme, muß ich zuvor wiſſen, ob ich zu einem Sohne, oder zu einem Feinde gekommen bin! Ob ich als deine Mutter oder als deine Gefangne in deinem Lager bin! — Mußte ich darum ſo lange leben, um in dir erſt einen Verbannten — und nun einen Feind des Vaterlandes zu erblicken, des Vaterlandes, das dich geboren, ernährt und groß gezogen hat — das

konnteſt

B. II. L. XLI



[illegible] [illegible]

M. Coriolan giebt den Bitten
seiner Mutter und Gemahlin nach

kennteſt du verheeren — kennteſt ſeine Grenzen mit feindlichen Sinne betreten — und doch erloſch dein Zorn nicht? da lag Rom vor deinen Augen — und dein Herz ſagte dir nicht: in jenen Mauren ſind meine Hausgötter, meine Mutter, mein Weib, meine Kinder! O wäre ich nie Mutter — Mutter eines Sohnes geworden — Rom wäre jezt nicht belagert — ich wäre frei im freien Vaterlande geſtorben! Doch ich werde mein Elend und meine Schande bald überlebt haben, aber dieſe hier — (auf ſein Weib und Kinder zeigend) — o bedenke, wenn du auf deinem Sinne beharreſt, daß ein früher Tod oder eine lange Knechtſchaft ihr Loos iſt! — —"

Mehr konnte ſie vor Thränen nicht reden. Jetzt warfen ſich ſein Weib und ſeine Kinder ihm zu Füßen, jetzt die ganze Schaar der Weiber und Kinder, deren weinende Augen theils zum Himmel, theils auf ihn gerichtet waren *): Dieſem Anblick konnte er nicht länger widerſtehen; mit Thränen im Auge warf er ſich der Mutter in die Arme, hob dann die Gattinn und Kin-

---

*) Siehe das erſte Kupfer.

der von der Erde auf, drückte ſie an ſeine Bruſt und rief mit einem Tone, der alle Umſtehende in Rührung ſetzte, aus: o meine Mutter! Rom haſt du gerettet — aber ich bin verlohren!

Von Stund an gab er Befehl das Lager abzubrechen, ſchickte die Frauen nach der letzten Umarmung nach Hauſe; und zog darauf ſeine Truppen aus dem Gebiet der Römer zurück.

In Rom erregte dies eine allgemeine Freude. Den erſten Dank für dieſe ſo wunderbare Errettung glaubte man den Göttern ſchuldig zu ſeyn. Sogleich wurden alle Tempel der Stadt geöfnet, zu denen die Bürger wie bei einem Siege mit Kränzen geſchmückt haufenweiſe ſtrömten und die Opfer darbrachten. Zunächſt aber empfingen die Weiber, als die Werkzeuge dieſer Errettung, die verdiente Ehre; der Senat und die Bürgerſchaft ſtatteten ihnen öffentlichen Dank ab und verſprachen ihnen, jede Bitte zu gewähren, um ihnen ihre Dienſte um den Staat zu vergelten. Sie baten jedoch um weiter nichts, als daß ihnen vergönnet würde, aus ihren Mitteln dem weiblichen Glück einen Tempel erbauen zu dürfen, für deſſen Erhaltung und gottesdienſtliche Einrichtung der Staat Sorge tragen möchte. Der Senat nahm dieſes ganze Geſchäft über ſich und überließ nur den Frauenzimmern, den Tempel und noch einige andere merkwürdige Plätze durch Bildſäulen aus ihrem Vermögen zu verſchönern.

Das Bewußtſeyn, ſeine Vaterſtadt erhalten zu haben, war die einzige aber auch ſchönſte Frucht, welche Koriolan von dieſem Siege über ſich ſelbſt genoß; denn außerdem zog er ſich deswegen unter den Volskern Verachtung und Haß zu, wodurch ſeine Lebenstage, die er unter ihnen in verborgner Stille zubrachte, ſehr verbittert wurden, bis er zuletzt dem Haſſe ſeiner Feinde unterlag. Erſt bei ſeinem Tode wurden ſeine Verdienſte ſowohl zu Rom als zu Antium gehörig gewürdigt; an beyden Orten wurden ihm zu Ehren ſelenne Leichenfeſte gehalten, und ſein Verluſt allgemein beklagt.

Lucius Quinctius Cincinnatus.

Der unſelige Streit der Plebejer oder der gemeinen römiſchen Volksklaſſe mit der höhern, den Patriciern, der zur Verbannung Koriolans die Veranlaſſung gegeben und die Republik in die größte Gefahr geſetzt hatte, wurde bald nachher wieder von neuen aufgeregt und ſetzte den Staat in neue Unruhen. Die Volkstribunen giengen in ihren Forderungen immer weiter; ſie ergriffen, geſtützt auf die Ueberlegenheit des großen Haufens, jede Gelegenheit, das Anſehen der Patricier und ſelbſt die Konſulariſche Würde mehr herabzuſetzen. Man beſtand auf einer neuen Vertheilung der Ländereien, die man im Kriege den Feinden abgenommen hatte, und in deren Beſitz ſich vorzüglich der Adel befand, forderte mit Ungeſtüm vom Senat die Vollſtreckung neuer Ackergeſetze, ſo wie überhaupt eine beſſere Rechtsform, bei welcher die Bürger nicht mehr der Willkühr der Richter, ſelbſt nicht der Konſuln unterworfen, ſondern blos vom Geſetz abhängig wären. Obgleich die Forderung des

Volks an ſich nicht ungerecht war: ſo war die Art, mit der ſie dieſe Forderungen durchzuſetzen ſuchten, für die höhern Stände äußerſt beleidigend. Die Gemüther wurden durch dies tägliche Reiben immer mehr erhitzt; wobei von beyden Theilen oft die größten Ungerechtigkeiten begangen, und Rom ſelbſt der Schauplatz innerer Unruhen und mancher blutigen Auftritte wurde.

Aus dieſen Stürmen, die den Staat zerrütteten und oft das Leben ſeiner beſten Bürger in Gefahr ſetzten, hatte ſich einer der Würdigſten unter den Patriciern, Cincinnatus, zurückgezogen, um auf ſeinem kleinen Landgute den Verdruß zu vergeſſen, den auch ihm jene innere Streitigkeiten verurſacht hatten. Er hatte als Krieger dem Staate ſo manche Dienſte geleiſtet, hatte ihm beſonders einen Sohn erzogen, Namens Cäſo, der ſich außer ſeiner perſönlichen Tapferkeit und Schönheit auch durch wiſſenſchaftliche Bildung auszeichnete, vorzüglich galt er für den damals beſten Redner ſeiner Zeit, und wußte durch dies Talent ſich unter ſeinen Zeitgenoſſen geltend zu machen. Er wurde für eine wahre Zierde des Adels gehalten und würde dieſen Ruhm auch behauptet haben, wenn er ſich nicht dadurch zur Leidenſchaft des Stolzes hätte verleiten laſſen. Zu kühn auf die Vorzüge ſeines Standes, ſeiner Tapferkeit und ſeiner Talente, nahm er ſich der Sache der Patricier mit einem Eifer an, der die Gegner nur noch mehr erbitterte. Ohngeachtet er noch mit keiner obrigkeitlichen Würde bekleitet war: ſo wurde er, ſeines Einfluſſes und ſeiner Beredtſamkeit wegen von den Volkstribunen ſo gefürchtet, als wären die höchſten Würden der Republik in ſeiner Perſon vereinigt. Dies machte den jungen Mann immer verwegner, ſo daß er ſich auf öffentlichen Markte Gewaltthätigkeiten erlaubte, und einſt, als ſich die Tribunen einige Freiheiten gegen den Adel herausnahmen, dieſe perſönlich angriff und ſie mit Schimpf von ihren Richterſitzen vertrieb.

Aufgebracht über dieſe Beſchimpfung wurde er Tags darauf von einem der gemißhandelten Tribunen, Virginius, zur Verantwortung vor die Verſammlung des Volks geladen, wo er ihn des Verbrechens gegen die Republik anklagte, deſſen Freiheit er durch ſeinen Uebermuth in Gefahr ſetze. Man konnte aus der Stimmung des Volks wohl vorherwiſſen, wie das Urtheil ausfallen würde; man gab ſich daher von Seiten des Cäſo und ſeiner Freunde alle Mühe, um das Volk zu einem mildern Urtheil zu ſtimmen. Cäſo ſelbſt, der ſtolze junge Mann, bequemte ſich jetzt zu den erniedrigenden Künſten, durch die man gewöhnlich die Gunſt des Volks zu erſchleichen ſuchte; er erſchien mit Trauerkleidern, begleitet von dem vornehmſten römiſchen Adel, der mit ſeinem Hauſe verwandt war, auf dem Markte. Vergebens verwendeten ſich die angeſehenſten Staatsmänner, die ſelbſt die konſulariſche Würde begleitet hatten, für ihn bei ſeinen Richtern und bemühten ſich, dieſen Fehler ſeiner jugendlichen Hitze zu entſchuldigen; umſonſt flehte ſein ehrwürdiger Vater Cincinnatus mit noch beredteren Thränen für ihn: der aufgebrachte Tribun wußte das Volk in jener leidenſchaftlichen Stimmung gegen den Beklagten zu erhalten, führte einen Zeugen gegen ihn auf, der ihm die Ermordung ſeines Bruders Schuld gab, und als er durch dieſe Beſchuldigung das Volk noch mehr in Wuth geſetzt ſah: gab er den Gerichtsdienern den Befehl, ſich des Beklagten auf der Stelle zu bemächtigen und ihn ins Gefängniß zu werfen. Als aber der Adel zu ſeiner Vertheidigung aufſtieg und es das Anſehen gewann, daß es auf offenen Markte zu blutigen Händeln kommen möchte, wurde die Sache durch die Vermittelung des Senats und der übrigen Tribunen dahin beigelegt, daß Cäſo auf ſichere Bürgſchaft freigegeben, aber unter einer ſchweren Geldſtrafe gehalten ſeyn ſollte, ſich zu einem andern zu ſeiner Verurtheilung beſtimmten Tage zu ſtellen.

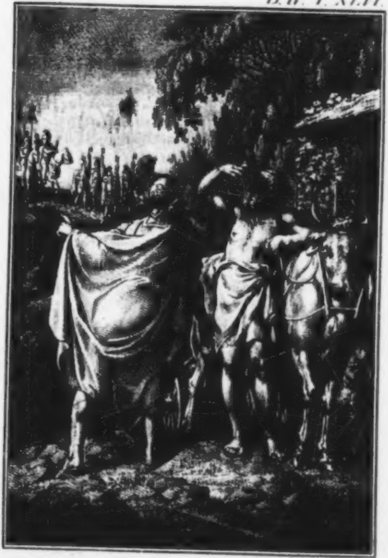
Cäſo, der den Ausgang dieſes Volksgerichts wohl vorausſehen konnte, begab ſich noch in derſelben Nacht heimlich aus Rom, und floh nach Etrurien. Deſto hartnäckiger beſtanden die Tribunen auf Erlegung der Geldbuße. Mehrere vom Adel, die die Bürgſchaft für ihn geleiſtet hatten, machten ſchon Anſtalt, dieſe zuſammenzubringen: aber ſein ehrwürdiger Vater verbat dies; ſchlug alle ſeine Güter, die er in Rom beſaß, los, erlegte die ſchuldige Summe, und zog mit ſeiner Gattinn aufs Land, jenſeit der Tiber, wo ihm von ſeinem Vermögen noch ein kleiner Meierhof übrig geblieben war.

Hier in ländlicher Ruhe beſchäftigte ſich **Cincinnatus** mit den Arbeiten des Feldes; bauete mit eigner Hand die ihm zugehörigen wenigen Morgen Landes, und lebte von dem Ertrag derſelben ruhig und geborgen, während die innern Unruhen in Rom fortdauerten und der Staat Gefahr lief, durch dieſe innerlichen Kämpfe ganz aufgelöſt zu werden. Dieſe Zerrüttung war ſo groß, daß ſelbſt ein Sabiner, **Herdonius**, der ſich in der Stadt befand, dieſelbe benutzte, ſich einen Anhang verſchaffte, mit demſelben das Kapitol einnahm und damit umgieng, ſich zum Herrn der Stadt zu machen. Nur mit Mühe gelang es den Römern, unter Anführung ihres Konſuls, **Valerius**, ſich des Schloſſes wieder zu bemächtigen und die Verſchwornen niederzuhauen, aber er ſelbſt, der tapfere Anführer, büßte in dieſem Kampfe an der Schwelle des Jupitertempels ſein Leben ein.

Jetzt fieng man in Rom ſelbſt an, das Bedürfniß einer beſſern Staatsverfaſſung zu fühlen, und wie nöthig es ſey, das Ruder des Staats einem würdigen Mann anzuvertrauen, der es unter ſolchen Stürmen, wo das Schiff der Republik dem Unterſinken nahe war, am ſicherſten leitete. Man wußte lange nicht, wem man daſſelbe nach dem Tode des Valerius übertragen ſollte. Da erinnerte man ſich des Edlen, der ſich vormals in ihrer Mitte befand, und ſo oft durch ſeine Klugheit und durch ſeinen Arm dem Staate beigeſtanden hatte, aber jetzt, beleidigt von ſeinen Mitbürgern, in einer Art freiwilliger Verbannung außer den Mauern Roms in ſtiller Eingezogenheit lebte. Im Vertrauen, daß auch ein beleidigter römiſcher Bürger doch nie mit dem Vaterlande zürnen könne, brachte man in der nächſten allgemeinen Verſammlung den Cincinnatus auf die Wahl, und ſeine Ernennung zum Konſul war nur eine Stimme.

Sogleich ſchickte der Senat einige ſeiner Mitglieder mit den Staatsinſignien ab, um den Cincinnatus zur Uebernahme ſeines Amtes ein-

B. III. T. XLII.



Cincinnatus wird vom Pfluge
zum Consulat berufen.

einzuladen. Dieſe fanden den großen Mann eben auf ſeinem Felde, wo er halb nackt, mit einer groben Binde um den Leib und dem Strohhut auf dem Kopfe hinter dem Pfluge mit zwey Stieren beſpannt, einherſchritt. Als er ſo am Pfluge die Menge der Ankommenden bemerkte, die auf ſeine kleine ländliche Hütte zugiengen, hielt er einen Augenblick ſtill, und war begierig zu wiſſen, was dieſer unerwartete Beſuch bedeute? da näherte ſich ihm einer der Abgeordneten und bat ihn, ſich etwas anſtändiger zu kleiden, um ſo den Willen des Römiſchen Volks zu vernehmen. *) Er gieng zur Hütte, warf ſeine Prätexta (das Oberkleid) um und trat ſo vor die Geſandtſchaft. Dieſe begrüßte ihn ſogleich als Konſul, hing ihm den Purpurmantel um die Schultern, ließ die Liktoren vor ihm auftreten und bat ihn, daß er ihr in dieſer Würde, die ihm der Senat und das Volk freiwillig zuerkannt habe, zur Stadt folgen möchte. Erſt ſchwieg er einige Augenblicke ſtill, wog die jetzigen Vorzüge ſeines ruhigen Landlebens gegen die beſchwerlichere Staatswürde

---

*) Siehe das 46ſte Kupfer.

ob — gehorchte dann der höhern Pflicht, ſchied mit Thränen im Auge von ſeinem kleinen Landguth, indem er dabei ſagte: „ſo wird nun dies Jahr mein Acker unbeſtellt bleiben;“ nahm Abſchied von ſeiner Frau, befahl ihr die Sorge für das Hausweſen und trat ſo die Reiſe zur Stadt an.

Aber auch gleich mit Antritt ſeines Amts zeigte er, daß er der Stelle gewachſen ſey, die er, aufgefordert vom Staate ſelbſt, unter den mißlichſten Umſtänden, in Beſitz genommen hatte. Die erſten Verſuche der Volkstribune, jene ſtreitigen Geſetze in Anregung zu bringen und ſich der konſulariſchen Gewalt zu widerſetzen, ſchlug er mit einer ſolchen Stärke und Feſtigkeit nieder, daß keiner während ſeines Konſulats es wagen durfte, gegen ſeine Befehle zu handeln. Doch mißbrauchte er dieſe Strenge, mit der er die höchſte Staatswürde wieder zu ihrem vorigen Anſehen erhob, nicht etwa zur Unterdrückung der entgegengeſetzten Parthie, vielmehr benutzte er ſie, und die Zeit, die nun nicht mehr durch fruchtloſe Streitigkeiten der Plebejer mit ihren

Obern verſchwendet wurde, dazu, um die Ordnung in den gerichtlichen Verhandlungen wieder herzuſtellen und die Privatſtreitigkeiten der Bürger beizulegen. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend fand man ihn auf dem Tribunal, wo er dem reichſten Patricier ſo gut wie dem ärmſten Plebejer Gehör gab, ſich die Streitſachen vortragen ließ und ſie nach Gerechtigkeit und Billigkeit ſchlichtete, ohne ſich eher eines Machtworts zu bedienen, als bis er vergeblich alle Gründe der Vernunft und Künſte der Beredſamkeit erſchöpft hatte, um die ſtreitenden Partheien von ihrem Recht oder Unrecht zu überzeugen. Dadurch erwarb er ſich allgemeines Zutrauen; man erkannte im Konſul wieder, wie in den goldenen Zeiten der Republik, den weiſen Rathgeber und väterlichen Richter; und auch die vormals hitzigſten Verfechter der Volksfreiheit ſahen ein, daß doch die Weisheit bei den Alten und Klugheit bei den Erfahrnen zu finden ſey, und daß das Wohl des Staats in der Harmonie und Eintracht des Hauptes und der Glieder beſtehe.

Als das Jahr dieſes glücklichen Konſulats zu Ende gieng, war es der allgemeine Wunſch des Senats, daß dieſer ehrwürdige Mann, der die Liebe des Volks in ſolchem Grade beſaß und die ſtolzen Anmaßungen der Volkstribunen ſo in Schranken hielt, noch länger das Staatsruder führen möchte; hatten doch auch jene Tribunen ihre Amtsführung weit über die beſtimmten Jahre ausgedehnt, warum ſollte man dieſe Amtsverlängerung nicht auch dieſen allgemein geſchätzten Manne zugeſtehen? Kaum aber erfuhr Cincinnatus, daß man bei der nächſtzuhaltenden allgemeinen Volksverſammlung darauf antragen würde: als er vor derſelben auftrat und erklärte: daß auch die zeither eingeſchlichnen Amtsverlängerungen unter die Mißbräuche gehörten, die den Geſetzen der Republik zuwider wären, und die er, als Konſul, aufheben müſſe; er werde ſich durch nichts beſtimmen laſſen, das Konſulat länger als ein Jahr zu verwalten, und erwarte, daß jede obrigkeitliche Perſon darinn ſeinem Beiſpiel folgen werde. Als der Wahltag erſchien, legte er feierlich ſein Amt nieder. Es wurden zwey neue Konſuls gewählt. Cincinnatus zog ſich wieder auf ſein Landguth zurück, das er während ſeines Konſulats um keine Furche Land vergrößert hatte, und führte, wieder mit eben dem Gleichmuth den Pflug, wie vorhin das Ruder des Staats.

Aber kaum hatte er funfzehn Monate in dieſer ländlichen Ruhe zugebracht, als das Vaterland von neuem ſeine Dienſte forderte. Ein Krieg mit den Aequern, der für die Römer ſehr unglücklich ausfiehl, hatten ſie um einige ihrer eignen und verbündeten Städte gebracht, und die Armee ſelbſt unter der Anführung des Konſuls **Minucius**, befand ſich in einem engen Paſſe, von dem Feinde ſo eingeſchloſſen, daß ſie ſich nicht lange mehr halten konnte. In Rom herrſchte über dieſe Nachricht allgemeine Beſtürzung, es fehlte zwar nicht an dienſtfähigen Bürgern, aber an einem geſchickten Anführer, der den Staat aus dieſer Gefahr rettete. Man beſchloß einen Dictator zu ernennen; und wen hätte man dieſer höchſten Gewalt würdiger halten ſollen, als den **Cincinnatus**, deſſen Muth und Rechtſchaffenheit ſchon ſo erprobt war. Sogleich wurde die Geſandtſchaft mit dieſem Auftrag an ihn abgeordnet:

daß er in der Würde des höchſten Befehlshabers wieder zurückkehren und den Staat retten möchte. Die Geſandten fanden ihn, wie das vorigemal, auf dem Felde, mit dem Spaten in der Hand, um einen Graben zu ziehen. So ungern er auch diesmal ſein Geſchäft niederlegte: ſo folgte er doch dem höhern Rufe der Pflicht, eilte ſo geſchwind als möglich dem Staate, der ſoviel Vertrauen zu ihm gefaßt hatte, zu Hülfe und kam noch in derſelben Nacht in Rom an.

Mit anbrechenden Morgen befahl er, daß alle gerichtliche und bürgerliche Geſchäfte eingeſtellt würden, um die Aufmerkſamkeit der Bürger ungetheilt auf die wichtigſte Angelegenheit, die Rettung des Staats, zu leiten; zugleich gab er den Befehl, daß alle Waffenfähige Bürger ſich vor Untergang der Sonne mit den Waffen, und mit Lebensmitteln auf fünf Tage verſehen auf dem Marsfelde einfinden ſollten. Alle gehorchten freiwillig, und als ſich die Legionen verſammelt hatten, ſtellte ſich Cincinnatus an ihre Spitze, ſprach ihnen Muth ein, und führte ſie mit der größten Eilfertigkeit noch in derſelben Nacht dem Feinde entgegen.

Schon um Mitternacht erreichten ſie das feindliche Lager. Cincinnatus, der nun mit ſeiner Armee dem Feinde in den Rücken kam, gab ſogleich mit fürchterlichen Feldgeſchrei das Zeichen zum Angriff. Als dies die eingeſchloſſene römiſche Armee hörte, erwachte auch dieſe zu neuem Muth, griff zu den Waffen und that einen beherzten Ausfall; die Aequer, zwiſchen zweyen Armeen eingeſchloſſen, kämpften zwar die Nacht hindurch mit Muth, als aber der anbrechende Tag das Schlachtfeld erleuchtete und ſie ſich von allen Seiten umringt ſahen, verließ ſie derſelbe ſo ganz, daß ſie die Waffen wegwarfen und die Römer um Gnade baten. Cincinnatus verſtatte ihnen freien Abzug, unter der Bedingung, daß ſie alle erorberte Plätze und einen Theil ihrer eigenen Beſitzungen abträten; zugleich mußten ſie ihre Anführer und einige Andere, die den Krieg angeſtiftet hatten, als Gefangene ausliefern, und die Armee ſelbſt, zum Zeichen, daß ſie überwunden ſey, unterm Joche durchgehen *). Das feindliche Lager und eine Stadt der Aequer wurde hierauf der Plünderung Preis gegeben: doch durften diejenigen Römer, die ſich unter ihrem Anführer **Minucius** von dem Feinde hatten einſchließen laſſen, an der Beute nicht Theil nehmen; **Minucius** ſelbſt wurde vom Dictator genöthigt, ſein Konſulat niederzulegen, bis er ſich wieder durch edlere Thaten würdig beweiſen würde, das Haupt der Republik zu ſeyn.

So führte nun **Cincinnatus**, nach Verlauf von ſechszehn Tagen, in denen er einen der glänzendſten Siege erfochten, eine römiſche Armee aus der augenſcheinlichſten Gefahr gerettet und das Gebiet der Republik erweitert hatte, die ſiegende Armee, mit Beute und Ruhm bereichert,

---

*) Es wurden bei dieſer ſchimpflichen Behandlung zwey Spieße in die Erde geſteckt und ein dritter queer über befeſtigt, unter dem die Ueberwundenen, nach abgelegten Waffen, hingehen mußten.

reichert, nach Rom zurück. Der Senat erkannte ihm, zur Belohnung ſeiner Verdienſte, die Ehre eines feierlichen Einzugs, oder Triumphs, zu. Es wurden alle Anſtalten von Seiten des Senats und der Bürgerſchaft zu ſeinem Empfange gemacht, und Cincinnatus, der vorige Hüttenbewohner, fuhr jetzt auf dem prächtigen Triumphwagen, welchem die gefangenen feindlichen Generale vorgingen und die ſiegbekränzte Armee nachfolgte, unter dem Zujauchzen des Volks und den Triumphliedern der Soldaten, durch die Straßen der Stadt nach dem Kapitol, um da den Göttern für den geſchenkten Sieg zu danken. Aber dieſer äußerliche Pomp erhöhte nur die innere Würde des edlen, großen Mannes, der ſeinen Werth nur auf Tugend gründete und ſich in jeder Lage ſeines Lebens gleich blieb. Man bot ihm einen Theil der Beute an, überließ es ſeiner Wahl, ſich von den eroberten Ländern die beſten auszuwählen, und ſo viel Leibeigene, als er zum Anbau derſelben brauche, zu nehmen; auch ſeine Freunde und Verwandten in der Stadt boten ihm Geſchenke an, um ihn wieder aus ſeinem ärmlichen Umſtänden in einen glänzendern Zuſtand zu verſetzen; aber der Edle ſchlug alle dieſe Anerbietungen großmüthig aus, begnügte ſich blos mit dieſer Gunſtbezeugung ſeiner Mitbürger, und bat nur, daß man ihm verſtatten möge, bei ſeiner gewohnten ruhigen Lebensart zu bleiben. Was ihn mehr als dieſer glänzende Triumph freute und ſeinem Herzen ſo wohl that, war dies: daß bei der von neuen angeſtellten Unterſuchung des Proceſſes, den man ehemals gegen ſeinen Sohn Cäſo geführt hatte, der damalige Zeuge, der ihn eines Mords beſchuldigte, gerichtlich der Unwahrheit ſeiner Anklage überführt, des Landes verwieſen, und dagegen der Sohn des Dictators wieder zurückberufen wurde. Cincinnatus genoß nun die Freude, ſeinen Sohn wieder zu ſehen, und an dem Tage, als dieſer wieder in Rom eintraf, gab der Vater freiwillig die Dictatur in die Hände des Senats zurück *), legte mit derſelben

---

*) Dieſe höchſte Staatswürde war ihm auf ſechs Monate übertragen worden; er bekleidete ſie aber nicht volle drey Wochen.

ſelben das Staatskleid ab, begab ſich wieder auf ſein Landgüthchen, und verlebte da in der niedrigen Hütte, während um die Paläſte Roms immer neue Stürme wütheten, ruhige Tage. Noch am Ende ſeines Lebens wurde er in ſeinem hohen Alter, ſchon als achtzigjähriger Greis, noch einmal zum Dictator gewählt, um die Abſichten eines gewiſſen Mälius, der ſich zum Könige von Rom aufwerfen wollte, zu vereiteln, wobei er noch ſeine letzten Kräfte dem Dienſte des Staats widmete.

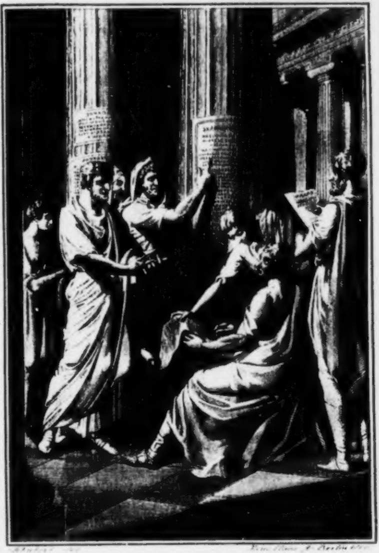
Griechenland theilt Rom ſeine Geſetze mit.

Wäre das Wohl der Republik immer Männern von ſolcher Rechtſchaffenheit anvertraut geweſen, die ſo wie Cincinnatus nicht ihren eigenen Wortheil, ſondern blos das Beſte ihrer Mitbürger ſuchten: ſo hätte ſich Rom unter dem Schutze ſolcher Väter glücklich preiſen können: aber nur zu oft ließen ſich die Häupter des Volks mehr durch ihre Leidenſchaften, als durch die Vernunft- und Gerechtigkeitsliebe leiten; Eigennutz trat an die Stelle der Gemeinnützigkeit und erzeigte Eiferſucht und Mißtrauen unter den Gliedern des Staats. Außer den herkömmlichen Rechten und den wenigen Geſetzen aus den Zeiten der erſten Stiftung des Reichs, hatte Rom keine beſtimmten Geſetze; in ſtreitigen Fällen entſchied blos die Meinung des Richters, und ſo hieng oft das Wohl, ja das Leben der Bürger von der bloßen Willkühr derer ab, die eben die höchſte Gewalt im Staate hatten. Man fühlte zu ſehr das Bedürfniß einer weiſen Geſetzgebung, einer beſtimmten Anweiſung, nach welcher ſich alle Glieder des Staats ohne Ausnahme zu richten hätten, und durch welche zugleich der willkührlichen Gewalt der Machthaber Grenzen geſetzt würden. Um deſtomehr beſtanden die Volksvertreter darauf und brachten es bei den jedesmaligen Zuſammenkünften in Vorſchlag, daß doch ja der Senat dieſem Bedürfniß abhelfen und Hand an die ſo nöthige Verbeſſerung der Rechtsverfaſſung legen möchte: ſo, daß derſelbe zuletzt in dieſe gerechte Forderung einwilligte und ernſtliche Maasregeln ergriff, um dieſem wichtigen Staasbedürfniß abzuhelfen.

Rom hatte zwar zu jener Zeit Männer genug, die ſich durch Tapferkeit, Heldengröße und Kriegskenntniſſe auszeichneten, und konnten darinne auch mit den berühmteſten Nationen wetteifern: aber an wiſſenſchaftlicher Bildung, an Gelehrſamkeit und in ſolchen Kenntniſſen und

Künſten, die durch höhere Uebung des Verſtandes erlangt werden, ſtand es weit jenen gebildeten Staaten Griechenlands nach, die ſich damals in dem ausgebreitetſten Ruf der Gelehrſamkeit und einer vorzüglich weiſen Staatsverfaſſung befanden. Der Name ihrer Geſetzgeber, der Lykurge und Solone, war überall und auch in Italien bekannt; mehrere Staaten in Unteritalien, dem ſogenannten Großgriechenland, hatten ſich nach denen von Athen und Lacedämon gebildet, und verdankten ihre Verfaſſung und muſterhafte Einrichtung jenen berühmten Weiſen und Geſetzgebern des Mutterlandes. Es war daher wahre Würdigung des Verdienſtes und gereicht den Römern zu nicht geringer Ehre, daß ſie in der damaligen Angelegenheit des Staats ihr Augenmerk ſogleich auf dieſe gebildete Nation richteten, und den Entſchluß faßten, von daher die Geſetze zu holen, die zur Grundlage ihrer Staatsverfaſſung dienen ſollten.

Der Auftrag dieſes wichtigen Geſchäfts wurde drey Männern von bekannter Rechtſchaffenheit und Geſchicklichkeit, als Häuptern der Geſandtſchaft,



Die Griechen theilen den Roemern ihre Gesetze mit.

ſchaft, ertheilt; ihre Namen waren Spurius Poſtumius, Servius Sulpicius und Aulus Manlius; ſie hatten alle drey das Konſulat verwaltet und ſich dieſes Zutrauens des Staats würdig gemacht. Zu ihrer Reiſe wurden auf öffentliche Koſten drey prächtige Galeeren ausgerüſtet und nichts geſpart, was das Anſehen dieſer Geſandtſchaft erheben und den fremden Völkern einen hohen Begriff von der Hoheit der römiſchen Republik beibringen konnte. Sie wurden auch von den Griechen mit der gebührenden Achtung aufgenommen und von ihren erfahrendſten Staatsmännern und Gelehrten in die Kenntniſſe ihrer Geſetze eingeweyht. *)

Nach Verlauf eines Jahres kehrte die Geſandtſchaft aus Großgriechenland und dem Peloponnes zurück, bereichert mit den Geſetzen der damals berühmteſten Staaten. Um aus dieſen ein der römiſchen Verfaſſung angemeſſenes Geſetzbuch zu entwerfen, war jetzt die wichtigſte Angelegenheit des Staats; man beſeitigte um dieſes

---

*) Siehe das 47ſte Kupfer, als das Titelkupfer zu dieſem Bande.

dieſes anerkannten wichtigen Werks willen alle bisherige Streitigkeiten zwiſchen den Patriciern und dem Volke, und wurde darüber einig, daß ſtatt aller der bisher beſtehenden Autoritäten, zehen Männer aus dem Senat gewählt würden, die mit voller und uneingeſchränkter Gewalt bekleidet, nicht nur die Geſchäfte der Republik verwalten, ſondern vorzüglich an Entwerfung des allgemeinen Geſetzbuches arbeiten und es dann dem Senate und dem Volk zur Beſtätigung vorlegen ſollten.

Anfangs zeigten ſich dieſe Zehnmänner, an deren Spitze ſich beſonders Appius Klaudius, ein Mann von großem Anſehn, befand, des Zutrauens, das der Staat in ſie geſetzt hatte, ganz würdig. Sie bedienten ſich der unumſchränkten Gewalt, die ihnen gegeben war, und die mit jedem Tage unter ihnen wechſelte, zur allgemeinen Zufriedenheit der Bürger, und arbeiteten mit vereinten Eifer, jene geſammleten Geſetze in Ordnung zu bringen und ſie dem römiſchen Staate anzupaſſen. Als dieſer Kodex entworfen war, wurde er auf zehn Tafeln gegraben und zur Beurtheilung eines Jeden auf öffentlichen Plätzen aufgeſtellt; jeder rechtliche Bürger wurde aufgefordert, ſeine Meinung darüber frei zu ſagen, ſich mit einander zu beſprechen, und was ſie etwa geändert oder hinzugethan haben wollten, zur Erkenntniß des geſetzgebenden Kollegiums zu bringen: damit das Römiſche Volk Geſetze habe, die es nicht ſowohl einſtimmig angenommen, ſondern ſich ſolchergeſtalt ſelbſt gegeben habe. Da man nichts dagegen zu erinnern fand, wurden die Geſetztafeln dem Senat zur Beſtätigung übergeben. Dieſer verordnete eine allgemeine Zuſammenkunft des Volks, und nachdem die Geſetze durch die Stimmenſammlung beſtätigt worden, wurden ſie mit aller Feierlichkeit von den Dienern der Religion ſanctionirt, auf zehn eherne Tafeln eingegraben und zu Jedermanns Erkenntniß auf offnem Markte aufgeſtellt.

Dieſe höchſte Geſetzgebende Gewalt, oder die Dauer der Regierung der zehn Männer (das Decemvirat) war eigentlich nur auf ein Jahr feſtgeſetzt; aber die damit verbundene Würde war zu ſchmeichelhaft, als daß diejeni-

gen,

gen, die jetzt mit derſelben bekleidet waren, nicht hätten wünſchen ſollen, ſie noch auf längere Zeit zu beſitzen. Wirklich wußte es Appius unter dem Vorwand, es fehle noch einiges an dem Geſetzbuch, was noch nachgetragen werden müſſe, dahin zu bringen, daß man dieſes Regiment noch um ein Jahr verlängerte. Auch dies gieng vorüber, die beyden noch fehlenden Geſetztafeln waren entworfen, aber Appius und ſeine Gehülfen machten noch nicht Miene, der Regierung zu entſagen, vielmehr ließen ſie es immer deutlicher merken, daß es ihre Abſicht ſey, ſich immer feſter in dem Beſitz der höchſten Staatsgewalt zu ſetzen.

Appius, der zuvor die Maske eines Volksfreundes angenommen hatte, gieng nun offner zu Werke, und zeigte ſich als den Oberherrn des Staats mit aller der Gewalt, die er dazu in Händen hatte. Das Volk ſeufzte unter dem harten Druck; die angeſehenſten Bürger wurden aus Rom verbannt, oder entfernten ſich ſelbſt und lebten auf ihren entlegenſten Landgüthern; der Senat war aufgelößt und außer

Wirkſamkeit geſetzt, und ſo hieng alles von der Willkühr der zehn Tyrannen ab, die jetzt Rom beherrſchten.

Vergebens traten einige Edle gegen dieſe Unterdrücker der bürgerlichen Freiheit auf; vergebens ſprachen Valerius Potitus und Horatius Barbatus mit Freimüthigkeit in öffentlicher Verſammlung gegen dieſe Tyrannei; Appius wußte durch ſeinen Anhang ihre patriotiſchen Bemühungen zu vereiteln. Endlich aber bereitete er ſich ſelbſt durch ſeine ausſchweifende Begierden ſeinen Untergang. Die Tochter eines römiſchen Bürgers, Virginia, ein Mädchen von ausnehmender Schönheit und unbeſcholtenem Rufe, hatte durch ihren Anblick die Leidenſchaft des wollüſtigen Tyrannen erregt, der ſich der niederträchtigſten Mittel bediente, um ſich in den Beſitz des geliebten Gegenſtandes zu ſetzen. Ihr Vater, Virginius, der ſich nebſt dem Bräutigam ſeiner Tochter, dem ehemaligen Tribun Icilius, alle Mühe gab, ſie den Händen des Wollüſtlings zu entreißen, ſahe ſich zuletzt genöthigt, um die Keuſchheit ſeiner Tochter zu retten, gegen alles väterliche Gefühl, ihr ein Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen, und ſie ſo auf offnem Markte, im Angeſichte des Appius und des verſammelten Volks, dem Tode zu weyhen. Dies gab die Veranlaſſung zum völligen Ausbruch der Revolution, die ſich damit endigte, daß die Decemvirn ihres Amtes entſetzt, die beyden jährlichen Konſuln nebſt den Volkstribunen wieder ernennt, und ſo die vorige Verfaſſung wieder hergeſtellt wurde. Appius verlohr nebſt ſeinem Amtsgehülfen Oppius bei dieſer Revolution das Leben; die acht übrigen Decemvirn wurden mit lebenslänglicher Landesverweiſung beſtraft.

Die Fabier.

Da Rom durch öftere innere Unruhen, durch die fortdauernde Eiferſucht der beyden Volkspartheien immer mit ſich ſelbſt im Streite lag: ſo wurde es dadurch in ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen aufgehalten, und es vergieng eine lange Reihe von Jahren, ehe es ſeinen Plan, ſich die Oberherrſchaft über Italien zu verſchaffen, ausführen konnte. So bekannt auch der Ruhm der Tapferkeit ſeiner Bürger im Felde war, und ſo ſehr es auch ſein Gebiet durch die Waffen vergrößerte: ſo hatte es doch noch in ſeiner weiteſten Ausdehnung kaum zwanzig Meilen im Umfange; ja es befanden ſich in ſeiner Nähe noch Staaten genug, die ihm den Vorzug an Macht und Größe ſtreitig machen konnten. Einer derſelben war Veji an der Grenze Etruriens, jenſeit der Tiber, in der Nähe von Rom, der ſchon in frühern Zeiten eiferſüchtig auf Roms zunehmende Größe, ſich ſeinen Anmaßungen entgegengeſetzt hatte, und nur auf eine ſchickliche Gelegenheit wartete, dieſen werdenden Staat wieder verſchwinden zu machen.

Dieſe Gelegenheit glaubte jetzt Veji in der Uneinigkeit zu finden, in welcher der römiſche Staat mit ſich ſelbſt kämpfte. Es gelang den Vejentern, mehrere benachbarte Völker und ſelbſt einige Bundesſtädte der Römer in ihr Bündniß zu ziehen und den Krieg zu eröffnen, der mehrere Jahre hindurch mit abwechſelnden Glück geführt, und in welchem die beyderſeitigen Ländereien verheert und eine Menge Blut vergeblich vergoſſen wurde.

In dieſem Kriege mit den Vejentern verlohr beſonders Rom eine ſeiner edelſten Familien, die Familie der Fabier, die ſowohl durch den Ruhm ihrer tapfern Vorfahren, als auch durch die Anzahl ihrer Glieder und durch Anſehen und Vermögen ſehr ausgezeichnet war. Gleich zu Anfange dieſes Kriegs führte ein Fabius, als Konſul, die römiſchen Legionen an, und war nach einer tapfern Gegenwehr der Feinde zwar ſo glücklich, ſie in die Flucht zu ſchlagen;

aber er verlohr in dieſem Treffen ſeinen Bruder, der an ſeiner Seite kämpfte; auch der zweyte Konſul, Manlius, büßte dabei ſein Leben ein. Dieſer Verluſt ſchmerzte ihn ſo ſehr, daß er die Ehre des Triumphs, die ihm der Senat zuerkannte, ausſchlug, und den Gefühlen ſeines edlen Herzens zu Folge ſich mit der feierlichen Beerdigung der geliebten und ſo hochgeſchätzten Todten beſchäftigte.

Dieſer erſten Niederlage ohngeachtet fuhren die Vejenter fort, das römiſche Gebiet zu beunruhigen. Zwar vermieden ſie dabei die öffentliche Schlacht, und zogen ſich bei Erſcheinung der römiſchen Legionen wieder in ihre Verſchanzungen oder feſten Städte zurück, rückten aber immer von neuen ins Feld und verbreiteten Verheerung und Schrecken bis an die Mauern Roms.

Dies brachte beſonders die Familie der Fabier, die den Verluſt eines ihrer Glieder nicht verſchmerzen konnte, ſo auf, daß ſie dem Senat den Antrag that, freiwillig und auf ihre Koſten ſich vereint in den Kampf mit den Feinden des Vaterlandes einzulaſſen, und nicht eher die Waffen aus den Händen zu legen, bis ſie dieſelben überwunden und der römiſchen Republik zinsbar gemacht hätten. Ihr Eifer für das Vaterland wurde mit allgemeinen Beifall erkannt, und ſo zog dieſe Heldenſchaar, die aus dreihundert und ſechs Kriegern beſtand, die alle zur Familie gehörten, unter Anführung eines Konſuls ihres Namens, aus der Stadt, alle von gleichen Heldenmuth beſeelt, alle entſchloſſen, zu ſiegen oder zu ſterben.

An den Ufern eines kleinen Fluſſes, Cremera, legten ſie eine Verſchanzung an, von da aus ſie in das Land der Vejenter öftere Einfälle und den Feinden merklichen Schaden thaten. Auch ſchlugen ſie die Aufforderung zu einem offenen Treffen, trotz der Ueberlegenheit ihrer Feinde, nicht ab, behaupteten, ſo klein auch ihre Anzahl war, das Schlachtfeld, und richteten durch dieſen Beweis ihrer Tapferkeit den Muth ihrer Landsleute auf. Aber ſie ſelbſt wurden durch das Glück ihrer Waffen und durch das Vertrauen zu ihrer Tapferkeit zu der Verwegenheit verleitet, ſich eines Tages etwas zu weit von ihrer Schanze zu entfernen, um eine Heerde Vieh, die nur wenig bewacht ſchien, zu erbeuten. Sie merkten die Falle nicht, die ihnen dadurch der Feind gelegt hatte, und eben als ſie mit Eintreiben des Viehes beſchäftigt und zerſtreut waren, brachen die Vejenter aus ihrem Hinterhalt auf ſie los und zogen ſich in weiten Kreißen um ſie her, um ſie von allen Seiten einzuſchließen. Jetzt zogen auch ſie ſich enger zuſammen, aber um deſto ſichtbarer wurde die kleine Anzahl ihres Haufens. Zwar thaten ſie den möglichſten Widerſtand und ſuchten ſich mit dem Degen in der Hand einen Weg durch die feindliche Armee zu bahnen: da aber die Feinde immer mehr Verſtärkung erhielten und ſie der Uebermacht nachgeben mußten, blieb ihnen nichts weiter übrig, als ihr Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen; gedrängt bei einem Haufen der Leichname, die ſie erlegt hatten, wehrten ſie ſich ſo lange, bis auch der letzte von ihnen unter dem feindlichen Schwerdte zu den Uebrigen niederſank und ſeine Heldenſeele aushauchte.

Die Nachricht von der Niederlage dieſer Edlen verbreitete in Rom allgemeine Betrübniß. So viele Gattinnen waren mit einmal ihrer Männer, ſo viele Kinder ihrer Väter und der Staat ſeiner würdigſten Glieder beraubt; und der Feind, kühn auf ſeinen Sieg, drang bis vor Rom, bemächtigte ſich des Janikulus, gieng über die Tiber und bedrohte Rom mit der Belagerung. Aber jetzt eilten die römiſchen Armeen, die, während die Fabier allein die Vejenter beſchäftigten, ſich mit den Volskern und Aequiern herum geſchlagen hatten, zum Entſatz der Stadt zurück und Rom wurde wieder, beſonders durch die Tapferkeit eines ſeiner Konſuln, des Spurius Servilius gerettet.

In dieſer Zeit, wo die Römer zu gleicher Zeit im Krieg mit den Vejentern und andern italiäniſchen Staaten verwickelt waren und faſt unaufhörlich zu Felde lagen, wurde das kriegeriſche Genie eines Mannes gebildet, dem Rom nachher ſeine Erhaltung, ja ſeine zunehmende Gröſſe zu verdanken hatte. Der Name dieſes Edlen war:

Markus Furius Kamillus;

der Erſte ſeines Hauſes, der die Familie der Furier zu Ehre und Anſehen im Staate erhob. Schon als Jüngling hatte er ſich als Soldat im Felde bei verſchiedenen Gelegenheiten rühmlich hervorgethan, beſonders hatte er in dem Kriege mit den Volskern unter dem damaligen Dictator Poſthumius Tubertus mit einem Heldenmuthe gefochten, der weit über ſeine Jahre war; denn auch im hitzigſten Treffen, wo beinahe alle Anführer verwundet waren, kämpfte er immer im vorderſten Gliede, und ob er gleich ſelbſt eine Wunde in den Schenkel empfieng, zog er gleichwohl kaltblütig den Wurfſpieß aus der Wunde, warf ſich, an der Spitze ſeines Chors, in den feindlichen Haufen und ließ nicht eher nach, bis er ihn zum Weichen brachte.

Seine kriegeriſchen Talente wurden bald von ſeinen Landsleuten erkannt; man übertrug ihm mehrmals das Kommando einzelner Truppen und als er ſich durch ſeine dabei bewieſene Tapferkeit und Geſchicklichkeit das Zutraun des Staats immer würdiger gemacht, gelangte er bald zu der damaligen höchſten militäriſchen Würde eines Kriegstribuns, und zeigte in verſchiedenen glücklichen Feldzügen, daß der Staat in der Erhebung ſeiner Perſon zu einem ſo wichtigen Poſten keinen Fehlgriff gethan habe. Auch wurde ihm unter andern Würden, die er im Staate bekleidete, das wichtige Amt eines Cenſors *) anvertraut. Dies machte ihm unter andern zur Pflicht, auch für das Beſte der im Krieg dienenden

Rö-

---

*) Die Cenſur war eins der anſehnlichſten Aemter in der römiſchen Republik. Anfänglich beſtand es bloß darin, daß der Cenſor die Zählung und Schätzung der römiſchen Bürger nach ihrer Anzahl und nach ihrem Vermögen, die alle fünf Jahre angeſtellt wurde, beſorgte und die Regiſter darüber führte. Bei dieſer Gelegenheit, wenn dieſe Zählung geſchahe, ſtellten die Cenſoren zugleich eine Unterſuchung über das ſittliche Verhalten der Bürger an, und dadurch erhielten ſie zuletzt das ſo wichtige Recht, zu beſtimmen, welcher Bürger ſich ſeines Standes würdig oder unwürdig bewieſen habe, mit der ausübenden Gewalt, denjenigen, der ſich durch ſchlechte Sitten verächtlich gemacht hatte, er mochte aus dem Senat oder der Bürgerſchaft, Patricier oder Plebejer ſeyn, ſeines Standes zu entſetzen und in eine niedrigere Klaſſe herabzuſetzen.

Römer zu ſorgen; er machte daher eine Verordnung, durch welche die eheloſen Römer genöthigt wurden, die Wittwen zu heirathen, die ihre Männer im Kriege fürs Vaterland verlohren hatten; ſprach aber auch die Waiſen nicht von der Pflicht frei, mit zum öffentlichen Schatz und zur Erhaltung der Armee beizuſteuern. Denn damals hatte man angefangen, den Soldat, der zuvor auf ſeine eigne Koſten lebte, aus dem öffentlichen Schatze zu beſolden, wozu nun freilich ein größerer Aufwand nöthig gemacht wurde.

Der Krieg mit den Vejentern war indeß nach verſchiedenen Feldſchlachten noch nicht geendigt. Die Feinde waren zwar zum Weichen gebracht worden: aber getroſt auf die Größe und Feſtigkeit ihrer Stadt vertheidigten ſie ſich hinter ihren Mauren und thaten durch öftere Ausfälle den Römern, die ſie belagerten, beträchtlichen Schaden. So zog ſich der Krieg von einem Jahre zum andern hin, ohne daß ihnen die Römer einen Vortheil abgewinnen konnten. Endlich wurde der Senat und das Volk dieſer langwieriwierigen, fruchtloſen Belagerung, die ihnen doch ſo vielen Aufwand koſtete und von den Befehlshabern der Armee ſo ſchläfrig betrieben wurde, überdrüßig: es wurde beſchloſſen, alle Staats- und Kriegs-Aemter aufzuheben und die höchſte Gewalt in der Perſon eines Dictators zu vereinigen. Kamillus wurde dazu erwählt. Mit ſeiner Wahl bekam auf einmal alles eine andere Geſtalt, und es ſchien ein ganz andrer Geiſt den Staat und die Armee zu beleben. Bei ſeiner Erſcheinung als Dictator vor Veji wurden Alle zur Thätigkeit und zum Muthe geweckt; durch ſein Anſehen wurde die Kriegszucht im Lager, die ſo ſehr in Verfall gerathen war, wieder hergeſtellt, aber auch durch ſeinen Muth und einnehmendes Weſen der Geiſt der Soldaten ſo in Thätigkeit geſetzt, daß ſie vor Begierde brannten, unter einem ſolchen Anführer auch das Aeußerſte zu wagen. Zwar kannte er, als oberſter Feldherr, die Größe dieſes Unternehmens, die Stadt, die bis ins zehnte Jahr vergeblich belagert war, einzunehmen, aber als ein Mann, der, ſo weit es die damalige Religionskenntniß verſtattete, von dem Einfluß eines höhern Weſens in die Angelegenheiten der Menſchen überzeugt war, ſtärkte er ſich auch durch dieſe Ueberzeugung und that das feierliche Gelübde, daß wenn der Krieg unter ſeiner Anführung glücklich werde beendigt werden: er auch mit möglichſter Sorgfalt ſich dahin verwenden wollte, daß verſchiedene, bisher in Rom unterlaſſene, religiöſe Gebräuche und Feierlichkeiten wieder hergeſtellt, der Gottheit unter verſchiedenen Namen Tempel errichtet und insbeſondere ein anſehnliches Geſchenk in dem Tempel zu Delph, als der zehnte Theil von der gemachten Beute, gegeben werden ſollte.

Nach gethanem Gelübde ſchritt er mit Ernſt zur Belagerung von Veji. Er ſahe wohl ein, wie gefährlich es ſey, und wie vieles Blut ſeiner Bürger es koſten würde, die Stadt in Sturm einzunehmen; um dies zu ſchonen, ließ er eine Mine (unterirdiſchen Gang) graben, die tief in die Stadt führte, zog durch verſtellte Angriffe die Aufmerkſamkeit der Feinde von der gefährlichen Stelle ab, ließ dann die Mine, die er mit den herzhafteſten Leuten angefüllt hatte, öffnen, indeß er einen Hauptangriff auf die Mauer der Stadt

that.

that. Die plötzliche Erſcheinung der Feinde in der Stadt, das Beſtürmen der Mauren ſetzte die Belagerten in die äußerſte Beſtürzung; jetzt bemächtigten ſich die Römer der Thore, öffneten ſie der eindringenden Armee, und in wenig Minuten war die Stadt mit römiſchen Soldaten angefüllt, die in allen Straßen ein entſetzliches Blutbad anrichteten, die Häuſer in Brand ſteckten und die ganze Stadt in ein Schlachtfeld verwandelten. Kamillus hatte ſich indeß Meiſter vom Schloß gemacht und ſah von da über den rauchenden Brandſtätten in das ſchreckliche Gewühl und in das Blutbad, welches ſeine erhitzten Krieger anrichteten, herab; ſein menſchliches Gefühl wurde dadurch empört: aber in dieſem Augenblicke ſtand es nicht in ſeiner Gewalt, der zügelloſen Wuth der Sieger Einhalt zu thun. Thränen des Mitleids traten ihm in die Augen und verbitterten ihm die Freude über ſeinen errungenen Sieg. Dies bemerkten einige der Umſtehenden, und ſuchten ihm das Glück dieſes Tages ſo recht unter Augen zu ſtellen; „ja dies erkenne ich," ſagte der Sieger, hob dabei ſeine Augen und Hände zum Himmel und betete: „Götter! ſollet ihr auf dies ſo große Glück ein Unglück verhängt haben, ſo läßt es lieber mich allein treffen und wendet es ſo ſchonend als möglich vom römiſchen Volk ab.“ — Er ließ hierauf denen Vejentern, die die Waffen niederlegen würden, durch einen Herold Gnade zuſichern, und that dadurch dem Blutvergießen Einhalt. Die Stadt ſelbſt aber wurde den Plünderungen der Soldaten Preis gegeben.

Eine ſo volkreiche und begüterte Stadt verſchaffte den römiſchen Soldaten eine ſo reiche Beute, dergleichen ſie bisher noch aus keiner eroberten Stadt davon getragen hatten; ganz Rom wurde auf die erhaltene Nachricht, von der Eroberung dieſer Stadt, die ſo lange die Nebenbuhlerin ihres Ruhms geweſen war, in außerordentliche Freude verſetzt; die Tempel der Götter waren vier Tage lang geöffnet und der Zulauf der römiſchen Frauen zu denſelben, um den Göttern für dieſen herrlichen Sieg Dank zu ſagen, war außerordentlich. Bald nachher zog der Dictator triumphirend in Rom ein; die angeſehenſten Perſonen der Stadt verherrlichten ſeinen Einzug.

Er ſelbſt ſaß auf dem erhobenen Triumphwagen, der mit vier weißen Pferden beſpannt war. Das hatte noch keiner vor ihm gethan — nur den Sonnenwagen des Jupiters, der höchſten Gottheit, dachte man ſich mit einem ſolchen Geſpann; und man erklärte es für übertriebne Eitelkeit, durch die er ſich über die Menſchheit zu dem Range der Götter erheben wolle.

Zwar legte Kamillus bald nachher, nachdem er die nöthigen Anſtalten zu Erbauung des Tempels, die er gelobt, gemacht hatte, ſeine höchſte Würde nieder; doch konnte er jenen Verdacht der Eitelkeit nicht ganz vertilgen, und das Volk war nicht ſo ganz mit ihm zufrieden. Da, als er nach einiger Zeit das Gelübde in Anregung brachte, daß man von dem zehnten Theil der Beute ein Geſchenk an den Tempel zu Delphi machen ſolle, wollte niemand darzu beitragen; die Beute war nun einmal vertheilt und nur wenige waren ſo gewiſſenhaft, anzugeben, wie viel auf ihren Antheil gekommen ſey; gleichwohl beſtand Kamillus, als ein Mann von Religion, und auch der römiſche Rath darauf: das Gelübde müſſe gehalten und ein der Würde des Staats angemeſſenes Geſchenk an Gold nach Delphi geſchickt werden; aber ſelbſt der öffentliche Schatz reichte dazu nicht hin; man hatte damals nur noch wenig Gold in Rom. Da beſchloſſen die römiſchen Frauen unter ſich, ihr Gold und alles Geſchmeide von Werth in den gemeinen Schatz zu legen und zu dem beſtimmten Weyhgeſchenk zu verwenden. Der Senat erkannte die Großmuth der Frauenzimmer, die auch das, was doch in ihren Augen einen großen Werth hatte, ſo willig auf den Altar des Vaterlands legten, belobte ſie deswegen und geſtand ihnen zur Erkenntlichkeit verſchiedene Vorzüge zu, die darinne beſtanden, daß ſie an feſtlichen Tagen in Wagen fahren durften, und daß auch ihnen nach ihrem Tode, ſo wie bisher nur bei Mannspersonen der Fall war, öffentliche Lobreden ſollten gehalten werden.

Als ſpäterhin dieſes dem Apollo zu Delphi geweyhte Geſchenk, welches in einem großen goldenen Gefäß beſtand, durch drey Abgeſandte aus dem Rath in einem anſehnlichen Schiffe dahin gebracht werden ſollte, hatte das Schiff unterweges auf der Höhe des ſicilianiſchen Meeres das Unglück, bei einer Windſtille in die Hände der Seeräuber zu gerathen, die es als eine gute Beute auf eine ihrer Inſeln, Lipara, führten. Schon wurden die Mannſchaft und die Güter auf öffentlichen Markte feil geboten, als ſich das damalige Oberhaupt dieſer Raubinſel, Timeſitheus, genauer nach der Herkunft der Männer und der Abſicht ihrer Reiſe erkundigte. Als er erfuhr, daß ſie römiſche Geſandten wären, um dem Gott zu Delphi ein Weyhgeſchenk zu bringen, erklärte er ſie augenblicklich für frei, ließ ſie in einem öffentlichen Gaſthauſe wohl verpflegen, und erlaubte ihnen, daß ſie mit ihrem Schiff und all ihrer Habe wieder frei in See ſtechen ſollten; ja er ſelbſt, aus Ehrfurcht gegen die Religion, beſtieg eines ſeiner Schiffe, begleitete die Geſandten, und war ihnen behülflich, das Geſchenk zu weyhen; auch auf ihrer Rückreiſe ſorgte er für ihre Sicherheit und brachte ſie glücklich nach Rom. Der römiſche Senat erkannte die Großmuth des Seeräubers, machte ihm ein anſehnliches Geſchenk und ſchloß mit ihm Gaſtfreundſchaft.

Nach der Eroberung von Veji brachen wieder neue Unruhen in Rom aus. Einige Volkstribunen brachten nämlich in Vorſchlag, daß ſich der Rath und die Bürgerſchaft theilen; der eine Theil in Rom zurückbleiben, der andere aber, den das Loos treffen würde, nach Veji ziehen und ſo aus beyden Städten eine große und deſto anſehnlichere Republik machen ſollten. Der Theil des Volks, der nichts dabei zu verlieren, wohl aber deſto mehr zu gewinnen hatte, und dem das ſchöne Veji mit ſeinen Palläſten ſo anziehend war, nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden an und forderte in allen Zuſammenkünften, daß darüber geſtimmt werden ſollte. Deſto nachdrücklicher ſetzten ſich die Beſſergeſinnten, die wohl einſahen, daß dadurch die Eintracht der Bürger nur noch mehr geſtört und die ohnehin eingeriſſene Zwietracht unterhalten werden würde, dieſem unſinnigen Vorſchlage entgegen, und erklärten, daß ſie eher ſterben, als ſich von Rom, ihren väterlichen Göttern, Tempeln und Wohnungen trennen und dieſe ihre Vaterſtadt, die ſelbſt durch Götterſprüche zur Hauptſtadt beſtimmt ſey, um dieſen Vorzug bringen würden. Auch **Kamillus** war Einer von denen, der ſich mit allem ſeinem Anſehen dieſer Theilung des Staats widerſetzte, und das Volk bald durch die, bald jene Beſchäftigung von ſeinem Vorſatz zu entfernen ſuchte; wodurch er ſich freilich immer weniger in Gunſt bei demſelben ſetzte.

Eben brach ein neuer Krieg mit den **Faliskern** aus, in welchem **Kamillus** nebſt fünf andern zum Kriegstribun ernannt wurde. **Falerii**, die Hauptſtadt der Falisker, war ſehr gut beveſtigt, und **Kamillus** ſahe wohl ein, daß die Eroberung derſelben viel Zeit und Mühe koſten würde; doch erkannte er dies auch für das beſte Mittel, die unruhigen Bürger in Thätigkeit zu erhalten und ihre Abſichten auf Veji zu vereiteln. Er ſchloß daher die Stadt von allen Seiten ein, ſchnitt ihr die Zufuhr ab, und ſuchte ſie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Aber die Falisker trotzten auf ihre Veſtungswerke und waren ſo gut mit Vorräthen jeder Art verſehen,

ſehen, daß ſie ſich getrauten auch eine noch ſo langwierige Belagerung auszuhalten.

Damals befand ſich in der Stadt ein Mann von vielen Kenntniſſen, aber ſchlechtem Herzen, dem es gelungen war, ſich das Zutrauen ſeiner Mitbürger zu verſchaffen, daß ſie ihm ihre Kinder zum Unterricht anvertrauten. Die Söhne aus den edelſten Familien, die die Hoffnung des Vaterlands waren, beſuchten ſeine Schule, die dieſer Mann nach Art der Griechen eingerichtet hatte und in der er beſonders durch gymnaſtiſche Uebungen im Freien auch ihren Körper mehr auszubilden ſuchte. Dieſe Uebungen hatte er in Friedenszeiten gemeiniglich vor den Thoren der Stadt angeſtellt und auch jetzt, während der Belagerung unterließ er es nicht, ſie zuweilen vor die Mauren, anfänglich ganz nahe und da, wo keine Gefahr zu beſorgen war, nach und nach aber immer weiter zu führen. Eines Tages, als er ſie alle beiſammen hatte, lockte er die unbefangenen und ſorgloſen Kinder bis nahe zu den Vorpoſten der Römer, ließ ſich von ihnen zum Kamillus führen und erklärte dieſem: hier über:

gäbe er ihm die Stadt, indem er die Söhne der vornehmſten Einwohner derſelben als Geißeln in ſeine Hände liefere.

Eine ſolche ſchändliche Treuloſigkeit war dem Kamillus noch nicht vorgekommen. Er warf einen Blick des gerechteſten Unwillens und Zorns auf den Verräther und ſprach: „Niederträchtiger! Glaubſt Du, Du habeſt es hier mit einem Feldherrn oder mit Leuten zu thun, die Dir ähnlich wären? Wir führen zwar Krieg mit den Faliskern: aber nicht mit der Menſchheit; mit Männern, aber nicht mit Kindern, deren wir ſogar bei Eroberung der Stadt ſchonen würden. Auch im Kriege, ſo wie im Frieden, ehren wir die Rechte der Menſchheit und wiſſen die Waffen eben ſo tapfer als gerecht zu führen. Als Römer werden wir unſere Feinde durch Tapferkeit, Anſtrengung und vorzüglich durch Tugend überwinden.“

Er ließ darauf den Verräther entkleiden, ihm die Hände auf den Rücken binden, und unter die jungen Falisker Ruthen austheilen, mit denen ſie den Unwürdigen zurück in die Stadt peitſchen mußten. Ueber dies Schauſpiel gerieth die ganze Bürgerſchaft, die eben über den bemerkten Verluſt ihrer Kinder in äußerſter Angſt war, jetzt in deſto freudigeres Erſtaunen, und als ſie die edle That des **Kamillus** vernahm, wurde ſie durch ſeine Großmuth ſo gerührt, daß alle darauf beſtanden: mit einer ſo großmüthigen Nation müſſe man Frieden ſchließen.

Sogleich wurde eine Geſandtſchaft ins Lager geſchickt, die dem **Kamillus** die Schlüſſel der Stadt auf die Bedingung des Friedens und der Aufnahme unter ihre Bundesgenoſſen überbrachte. **Kamillus** berichtete dies unverzüglich an den Senat und erhielt dazu die Einwilligung; die Falisker zahlten eine mäßige Geldſumme zur Entſchädigung der Kriegskoſten, und wurden zu Bundesgenoſſen der Römer aufgenommen. Die Armee zog wieder nach Rom, wo diesmal **Kamillus** einen glänzendern Einzug als vormals im Triumphwagen mit weißen Pferden hielt, da ihn jetzt der Dank der Falisker und die Achtung ſeiner Bürger begleitete, und der Ruhm der Gerechtigkeit mehr als der Lorbeerkranz ſeine Schläfe zierte.

Demohngeachtet waren unter dem römiſchen Pöbel Viele, die den Werth dieſes Edlen, ſo wie den ſeiner ſchönen Handlung nicht zu ſchätzen wußten. Viele unter den Soldaten waren darüber unzufrieden, daß Falerii nicht ein gleiches Schickſal wie Veji gehabt habe, und ihnen eine ſo reiche Beute entgangen wäre. Man brachte bald nachher wieder den Vorſchlag mit der Auswanderung nach Veji in Anregung. Kamillus ſetzte ſich ihm an der Spitze der Vaterlandsfreunde mit gleichem Muthe, wie das vorigemal, entgegen, und brachte es auch wirklich dahin, daß das Volk zuletzt den Gedanken aufgeben mußte. Aber es ſahe doch immer den Kamillus als ſeinen Feind an, der ihm bei ſeinen Vortheilen in den Weg trete, und ſchon legte man es darauf an, ihn auf irgend eine Art aus der Stadt zu entfernen.

Jetzt trat einer dieſer Unzufriedenen, ein Zunftmeiſter, Lucius Apulejus, gegen ihn auf, und beſchuldigte den Kamillus öffentlich, daß er einen Theil der Beute von Veji unterſchlagen und zu ſeinem Nutzen verwendet habe.

So wenig Grund auch dieſe Klage hatte, und durch nichts, als ein paar eherne Thüren, die man in ſeinem Hauſe wollte geſehen haben, bewieſen werden konnte: ſo fand doch dieſe Anklage bei dem unzufriednen Volke Beifall, und man ſetzte ihm einen Tag an, wo er ſich vor Gericht vertheidigen ſollte. Dieſe Forderung traf den Edlen gerade zu einer Zeit, wo er durch ein häusliches Leiden tief gebeugt war; er hatte eben ſeinen zweyten Sohn an einer Krankheit verloren, und dieſer Verluſt war ihm ſo ſchmerzlich, daß er nicht auf ſeine Vertheidigung denken konnte. Doch ließ er ſeine Freunde, die Theilnehmer ſeines bisherigen Glücks, eine große Anzahl, in ſein Haus kommen, um von ihnen die Stimmung des Volks zu erfahren, und durch welche Mittel ſie ihn etwa von dieſer ſo ungerechten als ſchimpflichen Beſchuldigung befreien könnten: als dieſe aber äußerten: ſie wären zwar bereit, die Geldſtrafe, die ihm würde zuerkannt werden, für ihn zu erlegen, aber zu ſeiner Freiſprechung würden ſie nichts beitragen können: fühlte er ſich von gerechten Unwillen ergriffen und erklärte: er könne es nicht länger in einer Stadt aushalten, die ihm ſo mit Undank belohne, und entſchloß ſich zu einer freiwilligen Verbannung aus Rom.

Nach einer zärtlichen Umarmung ſeiner Gattinn und ſeines noch einzigen Sohnes verließ er in der Stille ſeine Wohnung und gieng nach dem Thore der Stadt. Hier blieb er noch einen Augenblick ſtehen, richtete ſeine Augen nach dem Kapitol und rief mit aufgehobnen Händen, überwältigt von Schmerz dieſer unverdienten Kränkung, aus: „ihr Götter! leide ich unſchuldig: ſo macht, daß dieſe undankbaren Mitbürger bald meinen Verluſt beklagen mögen *)“. Er begab ſich hierauf nach Ardea, wo er eine Zeitlang in glücklicher Verborgenheit lebte, bis ihn die Vorſehung von da wieder berief, auf den größern Schauplatz zurückzukehren und als der Retter ſeines undankbaren Vaterlandes aufzutreten.

---

*) Man vergleiche hier das Verhalten des Ariſtides bei einer ähnlichen Veranlaſſung; im 2ten Bande der Mor. Bild. Bib. Seite 171.

Nicht lange nach ſeinem Abſchiede von Rom kamen Geſandte von Kluſium *), einer Bundesſtadt der Römer, und brachten die unerwartete Nachricht vor den Senat: die Gallier, eine ſehr kriegeriſche Nation, jenſeit den Alpen **), wären in das Tyrrheniſche eingebrochen, verbreiteten daſelbſt Schrecken und Verwüſtung, und bedrohten die Stadt mit einem Angriff; wobey ſie baten, die Römer möchten ihnen ja ſchleunig zu Hülfe kommen. Der römiſche Senat, in der Meynung, der ausgebreitete Ruf der römiſchen Tapferkeit werde auch dieſe Ausländer (Barbaren nennte man ſie damals) in Reſpect erhalten, ſchickte eine Geſandtſchaft mit Briefen in das feindliche Lager, worinn ſie verlangten, die Gallier möchten das Land ihrer Bundesgenoſſen ſogleich verlaſſen, wenn ſie die Römer zu Freunden behalten wollten.

Brennus, ſo hieß der Anführer, der eben die Belagerung von Kluſium angefangen hatte, ließ die römiſchen Geſandten, die aus dem angeſehenen Hauſe der Fabier waren, vor ſich kommen: und als dieſe die Frage an ihn thaten, aus welchem Rechte ſie ſich des tyrrheniſchen Landes und einer Stadt bemächtigten, die ihm doch nichts zu leide gethan habe? antwortete Brennus auf gut ſoldatiſch: aus dem Rechte des Stärkern — aus demſelben Rechte, nach welchen ihr Römer euch, wie wir gehört haben, mehrere Länder und Städte Italiens unterwürfig gemacht habt, die euch auch nicht beleidigt haben. Wir tragen das Recht an der Schärfe des Schwerdts; denn der Tapferkeit und Stärke gehört Alles. Wollt ihr es dahin bringen, daß die Tyrrhener uns, als ausgewanderten Fremdlingen, die kein Eigenthum beſitzen, von ihrem weitläuftigen Gebiete einen Theil gutwillig abtreten: ſo wollen wir eure Vermittelung annehmen; wo nicht: ſo ſollt ihr Römer wiſſen, daß die Gallier keiner Nation an Tapferkeit nachſtehen.

---

*) Jetzt Chiuſi, in dem heutigen Toſcana.

**) Aus dem jetzigen Frankreich.

Dieſe ſtolze Antwort empörte das Ehrgefühl der jungen Fabier, der römiſchen Geſandten, und anſtatt mit derſelben nach Rom zurückzukehren, begiengen ſie die Unvorſichtigkeit, ſich in die belagerte Stadt zu werfen, ſich da an die Spitze der Kluſiner zu ſtellen und mit ihnen einen Ausfall gegen die Belagerer zu thun, um bei dieſer Gelegenheit einen Beweis ihrer Tapferkeit zu geben. Einer von ihnen war auch bei dieſem Ausfall ſo glücklich, einen Gallier, der ſich durch ſeine Größe und Tapferkeit auszeichnete, im Kampfe zu erlegen und ihm ſeine Waffen abzunehmen: doch eben als er damit beſchäftigt war, erkannte ihn Brennus, als einen von denen, die kurz zuvor unter den von allen Nationen anerkannten heiligen Rechten der Geſandtſchaft zu ihm gekommen und jetzt als Feind gegen ihn aufgetreten ſey: und dies empörte ihn ſo, daß er von Stund an die Belagerung von Kluſium aufhob und mit ſeiner ganzen Armee auf Rom ſelbſt losgieng, um dieſes treuloſe Verhalten der Geſandten zu rächen. Um jedoch nicht das Anſehen zu haben, als ſuche er nur Gelegenheit zu Feindſeligkeiten, verlangte er zuvor nur vom Senat, daß ihm die Schuldigen ausgeliefert werden ſollten.

In der deshalb angeſtellten Rathsverſammlung hielten auch wirklich mehrere dieſe Forderung des feindlichen Anführers für gerecht, und ſelbſt die Fecialen (die Friedensrichter) erklärten die That des Fabius für eine Beleidigung der Götter, und drangen darauf, daß der Verbrecher, aber nicht das Volk, die Schuld daran tragen müſſe. Als aber die Sache dem Volk zur Entſcheidung vorgetragen wurde, ward dies ſo ſehr vom Schwindelgeiſt ergriffen, daß es, anſtatt die Fabier zur verdienten Strafe auszuliefern, ſie nicht nur freiſprach, ſondern ſogar zu Kriegstribunen ernannte, und ihnen ſo die höchſte militäriſche Gewalt übertrug.

Brennus, durch dieſe Ungerechtigkeit noch mehr aufgebracht, rückte nun glühend von Zorn in Eilmärſchen auf Rom los. Die Erſcheinung dieſer bisher noch unbekannten Feinde von ſo fürchterlichen rohen Anſehen verbreitete allgemeines Schrecken; die Landbewohner ließen ihren Pflug und Habe im Stiche und flüchteten ſich erſchrocken in die Städte. Doch ohne die geringſte Gewaltthätigkeit auszuüben, giengen die Gallier geradesweges auf Rom los, und ließen in den Ländern, wo ſie durchzogen, bekannt machen: ſie kämen nicht als Feinde, ſondern nur als Rächer der beleidigten Menſchenrechte an den Römern.

Die Kriegstribunen, ſtolz auf die ihnen übertragne Macht und auf die Stärke ihrer ſtreitbaren Bürger, zogen indeß mit den Armeen aus Rom, ohne die ſonſt gewöhnlichen religiöſen Gebräuche zu beobachten, die Götter um Rath zu fragen oder ſich ihren Schutz zu erflehen, und lagerten ſich ohngefähr zwey deutſche Meilen von der Stadt am Fluß Allia, wo derſelbe in die Tiber fällt. Hier erſchien auch Brennus mit ſeinem furchtbaren Heer, das die ganze Ebene überſchwemmte und mit ſeinem wilden Kriegsgeſange die Gegend weit umher erfüllte. Die Römer, die keine Zeit hatten, ihre Diſpoſition gehörig zu nehmen und überdies ſchlecht angeführt wurden, befanden ſich ſchon außer Stande, den erſten Angriff der Feinde auszuhalten; und kaum war das Zeichen zum Angriff gegeben, als auch ſchon die römiſchen Legionen die Flucht ergriffen, ehe ſie noch dem Feinde ins Auge geſehen hatten. Die Verwirrung, ſo wie die Flucht, war allgemein. Die mehreſten retteten ſich nach dem näheren Veji, wenigere nach Rom: aber auch dieſe, ſo außer ſich vor Schrecken, daß ſie vergaßen, die Thore hinter ſich zu ſperren, ſo daß, wenn die Gallier den Flüchtigen auf dem Fuße nachgefolgt wären, und auf der Stelle ihren Sieg verfolgt hätten, ſie ſich Roms ohne allen Widerſtand hätten bemächtigen können.

Aber dieſe konnten ſich kaum ſelbſt in das Glück eines ſo unerwarteten vollkommnen Siegs finden, der ihnen faſt keinen Tropfen Bluts gekoſtet hatte. Beinahe hielten ihre Anführer das plötzliche Verſchwinden der Römer für eine Kriegsliſt; lange durchliefen ſie mit ihren Augen das weite Schlachtfeld: als ſich aber nirgends ein Feind blicken ließ, überließ ſich die ſiegende Armee der Freude, und errichtete auf der Stelle von den geſammleten Waffen der flüchtigen Römer die Trophäen des Siegs.

Dadurch gewannen die Römer einige Zeit, ſich von der Beſtürzung, in welche jezt die ganze Stadt gerathen war, zu erholen und die nöthigen Maasregeln zu ihrer Sicherheit zu nehmen. Anfangs war das Schrecken ſo allgemein und ſo groß, daß jeder nur auf ſeine perſönliche Sicherheit dachte, ohne an die Erhaltung Roms ſelbſt zu denken: jezt, als man wieder einige Zeit zur Beſinnung erhalten hatte, ſahen die kältern und klügern Köpfe im Senat wohl ein, daß man zwar die Stadt ſelbſt der feindlichen Eroberung Preisgeben, deſtomehr aber das Kapitol, dieſen feſten Plaz, der zugleich der Siz ihrer Gottheit ſey, in guten Vertheidigungsſtand ſezen müſſe, um von da aus, wo möglich, den Römiſchen Namen vom gänzlichen Untergange zu retten.

Während man dazu die Vorkehrungen traf, erblickte man ſchon von den Mauern Roms die Fahnen der anrückenden Gallier, und hörte die Luft von ihrem kriegeriſchen Geſchrei ertönen. Nun ſtieg das Schrecken der Römer aufs höchſte. Man traf mit der größten Eilfertigkeit theils alle Anſtalten zur Flucht, theils zur Vertheidigung

des

des Kapitols. Die jungen tapferſten Bürger wurden dazu beordert, ſich mit Waffen und Lebensmitteln dahin zu begeben und mit einigen auserwählten Gliedern des Senats daſelbſt einzuſchließen. Auch wurde ein Theil der Heiligthümer aus den Tempeln dahin in Verwahrung gebracht. Den übrigen Prieſtern, insbeſondere dem Pontifex Maximus und den Veſtalinnen, wurde aufgegeben, ſich mit den ihnen anvertrauten heiligen Schätzen wo möglich durch die Flucht an einen ſichern Ort zu retten. Dieſe ſchlugen dazu den Weg nach dem nahe gelegenen Berg Janikulus ein, wohin zu gleicher Zeit eine Menge der Einwohner der Stadt mit ihrer Habe flüchtete, um ſich von da aus tiefer ins Land zu zerſtreuen. Dieſer Zug der Veſtalinnen, die jetzt weinend, mit den Heiligthümern auf den Armen, die Stadt verließen, ſtieß unterweges auf eine dieſer auswandernden Familien. Ein gemeiner Bürger, Namens Lucius Albinus oder Alvanius, führte da eben ſeine Frau und Kinder nebſt ſeinen Habſeligkeiten auf einem Ackerwagen aufs Land. Kaum aber ſahe er dieſe ehrwürdigen Perſonen zu Fuß neben ſeinem Wagen vorüberziehen, als er ſogleich denſelben anhielt, mit ſeiner Familie abſtieg, ſeine Habſeligkeiten abwarf, den Pontifex und die Veſtalinnen mit den Bildern der heimiſchen Götter nöthigte, einzuſteigen und ſie nach Cäre, einer etruriſchen Stadt, nicht weit vom Meere, in Sicherheit brachte. Mit Recht trugen die Römer dies ſchöne Beiſpiel von Religioſität, nebſt dem Namen des Albinus, nachher in ihre Jahrbücher ein, und beehrten die Einwohner von Cäre, die nicht nur jene heiligen Jungfrauen, ſondern auch mehrere von ihren Mitbürgern ſehr freundſchaftlich aufgenommen hatten, mit dem römiſchen Bürgerrechte.

Je näher der Feind gegen Rom rückte, deſto höher ſtieg die Verzweiflung und die Angſt ſeiner bisherigen Bewohner. Ueber alle Beſchreibung rührend war insbeſondere die Scene des Abſchieds der jungen Bürger, die das Kapitol beſetzen ſollten, von ihren alten Eltern, Gattinnen, Kindern und Verwandten, die ſie nun ſo wehrlos der Willkühr ſo barbariſcher Sieger überlaſſen ſollten! Unter lautem Geſchrei riſſen ſich die Weiber mit den Kindern aus den Armen

ihrer

ihrer Männer, liefen in den Straßen ängſtlich umher, ohne zu wiſſen, wohin; nur wenige fanden Mittel, ſich im Gedränge ins Kapitol mit einzuſchleichen; die übrigen ergriffen mit den andern Bürgern die Flucht. Am traurigſten war das Schickſal der Greiſe, die ihr hohes Alter ſowohl zur Gegenwehr, als zur Flucht unfähig machte. Unter ihnen befanden ſich die ehrwürdigſten Perſonen aus allen Ständen, Prieſter, die im Dienſte der Religion grau worden waren, alte Senatoren, die durch ihre erhaltenen Triumphe und geführte Konſulate ehrwürdig waren, bejahrte Helden, deren Geſicht und Bruſt die Merkmale ehemaliger Tapferkeit in rühmlichen Narben trugen — die aber auch jetzt ihren Charakter nicht verleugneten, ſondern bereitwillig waren zu ſterben und ſich untereinander, ſo wie die noch übrigen Theilnehmer an ihrem Schickſale in der Stadt zu Schlachtopfern des Todes weyheten. Sie legten ihre ſchönſten Feierkleider an, verrichteten noch unter der Anweiſung eines Oberprieſters Fabius Gebete und Opfer; nahmen dann im vollen Schmuck von ihren elfenbeinernen Stühlen auf dem Markte oder in dem Eingang ihrer Häuſer Beſiß und erwarteten ſo ihr bevorſtehendes Schickſal.

Jeßt erſchien **Brennus** mit ſeinem Heere vor der Stadt. Da er nirgends den geringſten Widerſtand, vielmehr die Thore der Stadt offen und die Mauren ohne Vertheidiger fand: beſorgte er anfangs einen Hinterhalt oder Kriegsliſt; aber bald überzeugte er ſich von der wahren Beſchaffenheit der Sache und zog mit ſeinen Truppen ungehindert in Rom ein. Nachdem er die Zugänge zum Kapitol mit hinreichenden Wachen beſeßt hatte, überließ er ſeinen Soldaten die Stadt zur Plündrung. Als dieſe ſich durch die menſchenleeren Straßen zerſtreuten und jeßt auf den Markt kamen, machte der Anblick jener ehrwürdigen Greiſe im feierlichen Gewande auf elfenbeinernen Stühlen ſißend, mit ernſtem majeſtätiſchen Geſicht, die Rechte auf ihre Stäbe geſtüßt, einen ſonderbaren Eindruck auf das Gemüth dieſer Ausländer; ſie trauten Anfangs ihren Augen nicht, und hielten ſie, da keiner von ihnen aufſtand, nicht die geringſte Bewegung machte, keine Miene im Geſicht veränderte, ſondern ihnen

mit

mit furchtbarem Ernſt ins Auge ſahn, für überirdiſche Weſen und wagten es nicht, ſich ihnen zu nähern. Endlich trat einer von ihnen, der mehr Dreiſtigkeit hatte, näher und ſtrich der einem dieſer vermeinten Göttergeſtalten den lang herabhangenden Bart; dafür empfieng er von dem Römer einen derben Schlag mit dem Stocke über den Kopf, der ihn ſo in Wuth ſetzte, daß er den Degen zog und ſogleich den Senator erſtach. Dies war die erſte Loſung zum Morden; bald fielen die Gallier nun auch über die Uebrigen her und hieben nicht nur ſie, ſondern was ſie ſonſt noch von Einwohnern in der Stadt fanden, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts nieder, plünderten dann die Tempel und Wohnungen rein aus und ſteckten die Stadt an mehreren Orten in Brand.

Ein äußerſt trauriges Schauſpiel für die römiſche Beſatzung auf dem Kapitol, die von ihrer befeſtigten Höhe herab die Plünderung und Zerſtörung ihrer Stadt, ihrer Tempel und Wohnungen vor Augen ſahe, ohne ſie abwenden zu können. Wie da das Jammergeſchrey ihrer Weiber und Kinder und Mitbürger, die man ermordete, zu ihnen auftönte, der Rauch der Brandſtätten in dicken Wolken aufſtieg, und das Gepraſſel der einſtürzenden Häuſer mit dem wilden Geſchrei der Barbaren die Luft erfüllte. Da beklagten ſie ihr trauriges Loos, die einzigen zu ſeyn, die vom Schickſal dazu beſtimmt wären, den Untergang ihrer Vaterſtadt mit Augen zu ſehen, ohne ſie retten zu können, die einzigen, die dieſe Schande überleben und in ihrem kleinern Ueberreſte die ganze Laſt des ſinkenden Staates tragen ſollten. Aber um deſto feſter wurde auch ihr Entſchluß, den Platz, den ſie gefaßt hatten, bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und, wenn es die Götter nicht anders beſchloſſen hätten, den rühmlichen Tod fürs Vaterland zu ſterben.

Da die Gallier, die mit keinem Belagerungsgeſchütz verſehen waren, die Veſtung nicht mit Sturm erobern konnten: ſo ſchloſſen ſie dieſelbe ein und ſuchten die Beſatzung durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Aber bei dem Mangel an Magazinen gebrach es ihnen ſelbſt, noch früher als den Belagerten, an Lebensmitteln; dies nöthigte ſie mit einem Theil ihrer Truppen ſich in die umliegende Gegend zu zerſtreuen und da in einzelnen Haufen auf Raub auszugehen.

Eins dieſer ſtreifenden Chors zog ſich jetzt auch in die Gegend von Ardea, wo der edle Kamillus nach ſeiner Verbannung ſich aufhielt. Mit blutendem Herzen hatte er das traurige Schickſal ſeiner Vaterſtadt vernommen; es jammerte ihm im Innerſten, daß er, als Privatmann, nichts zur Rettung derſelben thun konnte. Jetzt, da die Erſcheinung der Gallier vor den Mauern von Ardea auch die Bewohner dieſer Stadt in Schrecken ſetzte, trat er an die Spitze der jungen Bürger und ſtellte ihnen vor, wie ſich ihnen jetzt die Gelegenheit darböte, Ruhm und Ehre einzuerndten, wie leicht es ihnen ſeyn würde, dieſe wilden Herden, die ſo ohne alle Klugheit und Erfahrung das Land durchſtreiften, über den Haufen zu werfen und ihnen den Raub abzunehmen, und flößte ihnen ſo durch ſeine Reden Muth und Entſchloſſenheit ein. Man wählte ihn ſogleich zum Anführer mit dem vollen Zutrauen, welches der Ruhm ſeiner ſchon bekannten Tapferkeit verdiente.

Noch an demſelben Tage traf Kamillus, um die gute Stimmung der Ardeater zu benutzen, alle Anſtalten, die junge Mannſchaft in Waffen zu bringen. Mit Einbruch der Nacht führte er ſie aus der Stadt in eine nicht weit davon entlegene Ebene, wo ſie die Gallier in ihrem Lager, ohne alle Verſchanzung, unbewacht und ſo ganz ſorglos, als wären ſie gar nicht in Feindes Lande, auf den Raſen hingeſtreckt in tiefer Ruhe fanden. Dieſe ihre Sorgloſigkeit kam ihnen theuer zu ſtehen; denn plötzlich fielen die Ardeater über ſie her und richteten eine ſolche Niederlage unter ihnen an, daß nur wenige ihren Schwerdtern entrannen.

Die Belagerung des Kapitols zu Rom gieng indeß ihren langſamen Gang fort; die Gallier begnügten ſich nur, alle Zugänge zu demſelben zu beſetzen und keinen der Belagerten entwiſchen zu laſſen. Auf einmal aber ſetzte ſie die Erſcheinung eines jungen Römers, der mit langſamen Schritt und mit einer gewiſſen feierlichen Würde vom Kapitol herabſtieg, in Bewunderung. Er trug einige Heiligthümer in ſeinen Händen, ließ ſich durch alles Anrufen der Wachen nicht aus ſeiner

Faſ

Faſſung ſetzen, ſondern gieng mit feſten Schritt mitten durch die Schaaren der Feinde nach dem gegenüberliegenden Quirinaliſchen Hügel, verrichtete da ſein Gebet und die gewöhnlichen religiöſen Gebräuche, und kehrte dann eben ſo ruhig, wie zuvor, mit vollem Vertrauen auf den Schutz der Gottheit, der er ſelbſt unter der Gefahr des Todes jetzt ſein Gelübde abgetragen hatte, wieder auf demſelben Wege nach dem Kapitol zu den Seinigen zurück. Sein Name war C. Fabius Dorſo; ſeine Familie hatte die Gewohnheit, alljährlich eine ſolche religiöſe Handlung auf dem Quirinaliſchen Hügel zu begehen, und Fabius hielt ſich auch jetzt, unter den gefährlichſten Umſtänden, verpflichtet, dieſe Schuld ſeiner Familie an dem beſtimmten Tage abzutragen. Die Ehrfurcht, die das Gefühl der Religion allen Menſchen, ſelbſt den Wilden einflößt, bahnte ihm den Weg mitten durch die feindlichen Schaaren, und dies flößte ſeinen Mitbürgern das Vertrauen ein, die Gottheit, die über das leben dieſes Einzelnen gewacht habe, werde auch ſie zu erhalten wiſſen.

Indeß hatte ſich die Nachricht von der Niederlage der Gallier bei Ardea, unter Anführung des Kamillus, in der Gegend umher verbreitet und den Muth der hier und da zerſtreuten Römer geweckt. Vorzüglich ermunternd war dies für den übrig gebliebenen Theil der römiſchen Armee, der ſich nach jener unglücklichen Schlacht bei Allia nach Veji geflüchtet hatte, und zu denen ſich jetzt mehrere im Lande zerſtreuten Römer, auch einige Hülfstruppen der Latier geſammlet hatten. Dieſe faßten wieder Muth, das Vaterland von ſeiner bisherigen Schmach und aus den Händen der Feinde zu befreien; nur fehlte es ihnen bisher an einen geſchickten Anführer. Ihre Wahl fiel daher ſogleich auf den Kamillus, der ſie ſchon vormals zu ſo manchen Siegen angeführt hatte und von dem ſie jetzt hörten, daß er, uneingedenk des erlittenen Undanks, als Rächer des Vaterlands aufgetreten ſey. Es wurde einſtimmig beſchloſſen, ihn von Ardea zurückzurufen und ihm das Oberkomando der Armee zu übertragen. Kamillus aber weigerte ſich, es anzunehmen, bevor der Senat zu Rom ſeine Zurückberufung und ſeine Wahl beſtätigte. Allein, wie war es möglich, dieſe Nachricht an die Häupter des Staas zu bringen, da der Zugang zum Kapitol ſo von allen Seiten durch die feindlichen Wachen verſchloſſen war? Da erbot ſich ein junger Römer, Pontius Kominius, zu dieſem Wagſtück; auf einer Rinde von Kork ſchwamm er die Tiber hinab, bis mitten in Rom; ſtieg am Fuße des Kapitols, wo er am ſteilſten, und eben, weil man ihn da für unzugänglich hielt, am wenigſten bewacht war, aus, klimmte den Felſen hinan und brachte ſo glücklich den Wunſch der Armee in die Verſammlung des römiſchen Senats. Dieſer willigte mit Freuden nicht nur in die Zurückberufung des Kamillus, ſondern übertrug ihm zugleich die höchſte Würde der Dictatur. Mit dieſem Decret verſehen kam Pontius auf demſelben Wege wieder glücklich nach Veji zurück, wo auch bald darauf Kamillus ſeinen erhabnen Poſten, als künftiger Retter des Vaterlandes, antrat.

Während er zu Veji die nöthigen Anſtalten dazu traf, wäre es beinahe um Rom und um das Kapitol geſchehen geweſen. Die Gallier hatten

ten von ohngefähr die Seite bemerkt, wo Poſtitius in der Nacht auf das Kapitel geſtiegen war; ſie ſahen noch hier und da die Spuren der Fußtritte, der abgerollten Erde und des hangenden Geſträuchs, wo er ſich mit den Händen angeklammert hatte. In der darauf folgenden Nacht machten ſogleich die Kühnſten unter ihnen, auf die Aufforderung ihres Königs, den Verſuch, mit ihren Waffen hinauf zu klettern; es gelang ihnen auch wirklich; die Nacht war nicht ganz dunkel und der Berg von dieſer Seite leichter zu erſteigen, als ſie gedacht hatten. Schon hatte ein Theil von ihnen in möglicher Stille die Höhe erreicht, ohne daß ihre Ankunft von einer Wache oder auch nur von einem Hunde bemerkt und verrathen worden wäre; ſchon machten ſie Anſtalt, ſich der Außenwerke der Veſtung zu bemächtigen, als durch ein entſtandenes Geräuſch *) einer von der Beſatzung,

Mar-

---

*) Die Tradition ſagt, daß es durch das Geſchrei der Gänſe entſtanden ſey, die in dem Tempel der Juno, als ihre geweihten Thiere, gefüttert und erhalten wurden. Es war dies allgemeine Sage, und noch in ſpätern Zeiten wurde zum Andenke, an dieſe Begebenheit bei einem Volksfeſte eine Gans in der Proceſſion mit umgetragen.

Markus Mannlius, ein Mann, der ſowohl durch ſeine körperliche Tapferkeit, als auch durch ſeinen Muth und Herzhaftigkeit ſich ausgezeichnet, auch ſchon drey Jahre vorher Konſul geweſen war, zuerſt aufgeweckt wurde. Kaum bemerkte dieſer die Gefahr, als er durch ſein Geſchrei nicht nur die Beſatzung ins Gewehr rief, ſondern ſogleich die Waffen ergriff und einen Gallier, der ſchon die Mauer erſtiegen hatte, mit dem Schilde vor das Geſicht ſchlug, daß er rücklings den Felſen hinabſtürzte und durch ſeinen Fall mehrere der ihm nachfolgenden Gallier in die Tiefe hinabzog. Mit dem Degen in der Hand hielt er noch lange die zudringenden Feinde zurück, bis ſich mehrere zu ihm geſellten, die mit ihren Schwerdtern die übrigen Gallier den Felſen hinabdrängten und mit einem Regen von Wurfſpießen und Steinen ſie bis in die Tiefe verfolgten.

So war für diesmal das Kapitol durch die Tapferkeit und Wachſamkeit eines Einzigen gerettet. Sein Verdienſt wurde auch am folgenden Morgen bei einer gehaltenen Verſammlung allgemein anerkannt, und zur dankbaren Würdigung deſſelben beſchloſſen, daß jeder von der Beſatzung ihm von ſeinem Antheil täglich, ſo lange die Belagerung dauern würde, eine gewiſſe Portion Mehl und Wein zu ſeiner Erhaltung darbringen ſollte. Ein Opfer, das zwar an ſich gering, aber unter den damaligen Umſtänden bei dem geringen Vorrath von Lebensmitteln nicht unbedeutend, und ein Beweis von öffentlicher Achtung war, daß, wenn ja noch größerer Mangel einträt, doch der Held, der den Fall des Vaterlandes aufgehalten habe, ihn am wenigſten empfinden möchte.

Die Hülfe, die man ſich vom Kamillus verſprochen hatte, verzog ſich indeß von einem Tage zum andern, und mit jedem ſtieg die Noth der Beſatzung im Kapitol höher. Die Hungersnoth nahm immer mehr zu, hatte ſchon mehrere der Belagerten aufgerieben und drohte auch die übrigen zu verzehren. Auch auf Seiten der Belagerer war dieſe Noth nicht minder fürchterlich; auch ſie litten großen Mangel an Lebensmitteln, dem ſie nicht mehr, aus Furcht vor dem Kamillus, der ſich ſchon in der Nähe zeigte, durch Streifereien in das Land abhelfen konnten. Dazu

kam

kam noch ein Uebel, das ſie noch mehr in Schrekken ſetzte, eine peſtartige Krankheit, erzeugt durch die in ihrer Nähe modernden Leichname der Erſchlagenen und durch die Rauchwolken von der Aſche der Brandſtätten, die bei der jetzigen heiſſen Jahrszeit die Luft verdickten, welche ſie in dieſem ihnen ungewohnten Klima und bei der veränderten Lebensart zu Hunderten hinraffte. Dies machte Beyde der langen Belagerung müde, obgleich keiner von beyden Theilen dem andern ſeine Noth merken ließ. In dieſer traurigen Lage ſahen ſich die Römer zuletzt genöthigt, einen Waffenſtillſtand von den Feinden zu ſuchen und ſich mit ihnen in Unterhandlungen einzulaſſen. Die Gallier ließen ſich auch bald dazu geneigt finden und nicht undeutlich merken, daß jetzt noch die ſchicklichſte Zeit ſey, ſich um einen billigen Preiß wegen der fernern Belagerung mit ihnen abzufinden. Jetzt wurde im Kapitol Rath gehalten und der Kriegstribun Q. Sulpicius beauftragt, ſich deshalb in Unterhandlung mit dem König der Gallier, Brennus, einzulaſſen. Man kam dahin überein, daß die Römer tauſend Pfund Gold erlegen und die Gallier dann Stadt und Land räumen ſollten.

So ſchwer es den Römern war, unter den jetzigen Umſtänden dieſe Summe aufzubringen, wozu alles noch in den Tempel vorhandne Gold und das Privateigenthum der Belagerten kaum hinreichte; ſo fühlten ſie doch noch empfindlicher die Schmach, ihre Befreiung mit Gold und nicht mit dem Degen in der Fauſt erkaufen zu müſſen: noch tiefer beugte ſie dieſe Schmach, als bei dem Abwiegen des Goldes die übermüthigen Gallier auch noch falſches Gewicht brauchten, und Brennus noch obendrein ſein Schwerdt mit dem Wehrgehänge auf die Wagſchaale legte, mit der empörenden Erklärung: Ueberwundene müſſen ſich alles gefallen laſſen. Weh' ihnen!

Noch war die Wagſchaale nicht geſunken, noch nicht die Summe des ſchimpflichen Löſegelds vollzählich — als durch einen entſtandenen Lärm herbei eilender Menſchen, die unterhandelnden Parthieen aufmerkſam gemacht wurden. Es war ein Theil der Wache, die ſich aus den Thoren mit der Nachricht herbeidrängte: Kamillus ſey im Anzuge! Noch ehe die Gallier ſich von ihrer Beſtürzung erholen konnten, ſtand ſchon Kamil-

lus

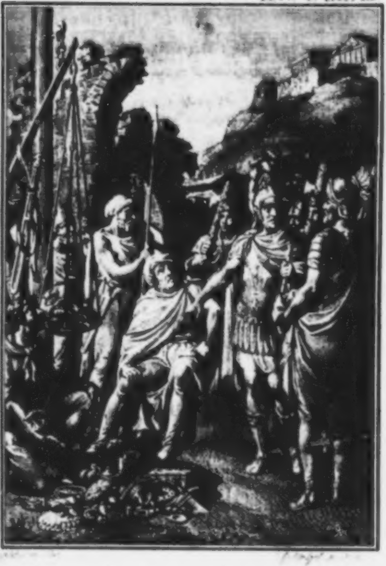
lus mit ſeinen Tapfern auf dem Marktplatz, wo der ſchimpfliche Handel geſchloſſen werden ſollte: „Weg mit dem Golde,“ rief er dem Sulpicius zu: „trage es aufs Kapitol! Römer erkaufen ihre Freiheit nicht mit Golde — ſondern mit Eiſen.“ Vergebens berief ſich Brennus auf den ſchon geſchloſſenen Kontract. Kamillus erklärte ihn für ungültig, weil er ohne ſein Wiſſen und ohne ſeine Einwilligung geſchloſſen ſey; er ſey Diktator; ihm allein komme das Recht zu, über Krieg und Frieden zu beſchließen; und er gebiete ihm, augenblicklich die Stadt zu räumen *).

Jetzt griff Brennus mit den Seinigen zu den Waffen und von beyden Seiten erſcholl das Kampfgeſchrey! Einem wüthenden Löwen gleich, den man ſo eben ſeine Beute rauben will, ſtürzte Brennus mit ſeinem Heer auf die Schaar des Kamillus ein, die in geſchloſſenen Gliedern auf dem vaterländiſchen Boden, über den Brandſtätten ihrer vormaligen Wohnungen ſtand, feſt ent [illegible] ſchloſſen, [illegible]

---

*) Hierher das elfte Kupfer.

B. IV. T. XLIII.



Camillus rettet das Vaterland

ſchloſſen, mit ihrem tapfern Anführer, Alles zu thun, um noch die Ueberbleibſel Roms zu retten und ſich des feindlichen Raubes wegen nachdrücklich zu rächen. Der eingeſchloſſene Raum verſtattete kein ordentliches Treffen; es wurde in einzelnen Haufen in den Straßen der Stadt gefochten: aber bald drängten die Römer, die unter dieſem Anführer wieder ihren Muth und Tapferkeit erhalten hatten, den Feind, der mehr aus Verzweiflung als mit Klugheit focht, von allen Punkten zurück und nöthigten ihn, ſich aus den Mauern der Stadt zu ziehn. Erſt da, in einiger Entfernung von denſelben, zog **Brennus** ſeine Armee zu einer förmlichen Schlacht zuſammen; aber auch in dieſem Treffen blieb **Kamillus** Sieger und richtete eine ſolche Niederlage der Feinde an, daß, wie man ſagt, auch nicht Einer übrig blieb, der die Nachricht von dieſer ihrer Niederlage nach Gallien bringen konnte.

Nach dieſem entſcheidenden Siege zog **Kamillus**, der den römiſchen Staat von ſeinem Untergange gerettet hatte, im herrlichſten Triumph in Rom, in ſeine Vaterſtadt, ein, die ihn vor wenig Jahren ſo undankbar aus ihren Mauren verwieſen hatte. Was dieſem Triumph an äußerlichem Glanze fehlte, weil er diesmal nicht durch die Straßen einer volkreichen und blühenden Stadt, ſondern an den Trümmern der Tempel und Wohnungen vorbei führte, das wurde durch die innige Rührung und Herzlichkeit erſetzt, die das römiſche Volk bei dieſem Einzuge ſeines Erhalters bezeugte. Alle Stände der Republik nahmen an demſelben Antheil, und begleiteten den Zug nach dem Kapitol, die Bürger umarmten einander und weinten Thränen der innigſten Rührung bei ſeinem Triumphwagen und die ihn begleitenden Soldaten ſangen im Taumel der Freude Siegslieder, worinnen ſie ihn den zweyten Romulus, den Vater des Vaterlandes, den zweyten Gründer Roms mit lautem Jubel nannten.

Das erſte Geſchäft des Kamillus, als er das Kapitol beſtieg, war, daß er, als ein Mann von Religion, die ihn mit Muth zur Ertragung der erlittenen Drangſale, aber auch mit Kraft zur Ausführung rühmlicher Thaten ausgerüſtet hatte; der Gottheit in dem Tempel des Jupiters

Opfer darbrachte und ihr für den erhaltenen Sieg dankte. Auch war ſeine erſte Sorgfalt dahin gerichtet, vor allen die Tempel der Götter, die die Gallier verwüſtet hatten, wieder in den vorigen Stand zu ſetzen und der öffentlichen Verehrung derſelben den vorigen Glanz wieder zu geben. Nun erſt, da die der Gottheit gewenhten Altäre wieder in Stand geſetzt, und das Volk wieder durch die Religion gleichſam an den vaterländiſchen Boden noch enger gebunden war, ließ er Anſtalt treffen, auch die Wohnungen der Bürger aus dem Schutte wieder aufzurichten.

Aber eben durch dieſe Schwierigkeit, Rom wieder aus ſeiner Aſche zu erheben, wurde der kaum beſeitigte Vorſchlag, ſtatt deſſen lieber Veji, dieſe ſo gut gebaute und ſchon fertige Stadt zum künftigen Aufenthalt zu wählen, von neuem in Anregung gebracht. Aeußerſt kränkend war es der edlen Seele des Kamillus, den Kampf, den er ſchon einigemal für den vaterländiſchen Boden gekämpft, der ihn ſo viele große Opfer gekoſtet hatte, von neuen gegen ſeine Mitbürger zu beginnen; kränkend, daß man ihm dadurch die Frucht ſeiner letztern Anſtrengung und Arbeiten für dieſe, kaum der feindlichen Gewalt entriſſenen, ihm ſo theuren Vaterſtadt entreißen wollte. Er trat daher mit aller Stärke der Beredſamkeit, die ihm die Liebe zum Vaterlande, der Eifer für die Ehre der vaterländiſchen Götter und des römiſchen Namens einflößte, vor der Verſammlung des Volks auf und zeigte ſeinen Mitbürgern in einer eindringenden Rede: wie undankbar und unbeſonnen ſie handeln würden, wenn ſie auf ihren Vorſatz beharren wollten, Rom, in deſſen Beſitz ſie kaum wieder durch den Beiſtand der Götter wären verſetzt worden, mit Veji zu vertauſchen. Wie ſie dadurch nicht nur die äußerſte Geringſchätzung gegen die Religion ihrer Väter, die ſie an keinen Ort in der Welt mehr als an dieſen binde, beweiſen; ſondern ſelbſt Verräther an ihrer Vaterſtadt werden würden, an die doch die Götter ſo beſtimmt die künftige Herrſchaft der Welt gebunden hätten: ja, wie ſie ſich ſelbſt um die größten Vortheile bringen würden, wenn ſie eine Stadt verlaſſen wollten, deren ſo glückliche, geſunde und vortheilhafte Lage um anmuthige Hügel, nahe an einem Strome, am

Meere, durch den ihnen die Produkte aller Art und die Früchte des Jnn- und Auslandes zugeführt würden, in der Mitte Jtaliens — ſie ſo recht als die Beherrſcherin aller übrigen auszeichne. „Habt ihr,“ ſagte er unter andern, „nur noch einen Funken Vaterlandsliebe, ſo werdet ihr gewiß den Boden, den ihr jetzt beſitzt, mit keinem Andern vertauſchen. Jch möchte Euch nicht gern an das mir erwieſene Unrecht erinnern, aber überwältigt von der Erinnerung meiner eigenen Leiden muß ich Euch geſtehen, daß während meiner Abweſenheit und Entfernung, mein Geiſt doch immer auf dieſem vaterländiſchen Boden verweilte, meine Augen unaufhörlich die Hügel, und die Fluren, und die Tiber und die mir gewohnten Gegenden ſuchte, und meine Bruſt wieder die reine Luft unter dem Himmel einzuathmen wünſchte, unter dem ich geboren und erzogen wurde.“

Der Vortrag dieſes Mannes, der mit ſolcher Wärme und Eifer für die gute Sache redete, hatte ſchon bei Vielen guten Eindruck gemacht: und als man noch einmal darüber berathſchlagte, traf es zufällig, daß eben eine Kohorte von der Wache zurückkehrte, deren Anführer ihr auf dem Markte: Halt zu machen! befahl. Dieſer Zuruf des **Centurio** an den Fähndrich: hier die Fahne aufzuſtecken und zu verweilen, wurde von dem verſammleten Rathe und Volk für einen Götterwink gehalten und ſogleich der Beſchluß gefaßt nicht weiter an die Auswanderung zu denken, ſondern hier zu bleiben. Sogleich wurde mit vereinigten Kräften der Anfang zur Wiedererbauung der Stadt gemacht; wobei ſich **Kamillus** ſehr thätig bewieß und durch ſein Anſehen im Senat den Wiederaufbauenden die dazu nöthigen Materialien und beſondere Freiheiten verſchaffte.

Durch dieſe Verdienſte, welche ſich **Kamillus** um den Staat auf zwiefache Art erworben hatte, daß er ihn nicht nur durch ſeine Tapferkeit vom Untergange gerettet, ſondern auch durch ſeine Klugheit die Erhaltung Roms bewirkt hatte, erwarb er ſich die allgemeine Achtung ſeiner Mitbürger, und brachte ſelbſt den Neid, der immer an dem Ruhm ausgezeichneter großer Männer nagt, und die Schmähſucht, die ihn zu verkleinern ſucht, zum Schweigen *). Da er immer den Grundſätzen der Rechtſchaffenheit treu blieb, er

mochte

---

*) Unter dieſen Menſchen, die eiferſüchtig auf den Ruhm des Kamillus waren, weil ſie ſich dadurch verdunkelt hielten und ihre herrſchſüchtigen Abſichten mißlingen ſahen, befand ſich auch Markus Mannlius, deſſen oben rühmlichſt Erwähnung geſchehen, indem er den Ruhm, Rom gerettet zu haben, mit dem Kamillus theilte; und es iſt zu bedauren, daß dieſer Mann, der ſich durch die Erhaltung des Kapitols nicht nur, ſondern auch durch mehrere heldenmüthige Thaten in ſo vielen Schlachten ſehr verdient um ſein Vaterland gemacht hatte, dieſen Ruhm und ſeine Verdienſte nicht ſo, wie Kamillus, durch Beſcheidenheit und Mäßigung zu behaupten wußte: ſondern ſpäterhin ſich dadurch mit Schande bei ſeinen Zeitgenoſſen und bei der Nachwelt brandmarkte, daß er ſein erhaltnes Anſehen mehr zur Unterdrückung der Republik anwendete, um ſich die Alleinherrſchaft zu erringen. In dieſer Abſicht wendete er alle die niedrigen Mittel an, um die Gunſt des Volks zu gewinnen, nahm ſich der Schuldner an, die von ihren Gläubigern hart gedrängt wurden, bezahlte für ſie, ſetzte andere mit Gewalt in Freiheit, verhinderte, daß ſie nicht nach den Geſetzen verhaftet werden konnten, und nahm bei jeder Gelegenheit die Parthie des Volks gegen die Patricier. Durch ſeine Ränke gerieth die Republik in immer größere Gefahr, und es war nahe daran, daß der bürgerliche Krieg ausgebrochen wäre, wenn man ſich nicht endlich der Perſon des Mannlius bemächtigt und ihn vor Gericht

ge

mochte die höchſte Würde im Staate begleiten, oder als Privatmann unter ſeinen Mitbürgern leben: ſo erwarb er ſich das Zutrauen Aller, und erhielt ſich, auch als Patricier, und ſo ſehr er mit allem ſeinem Anſehen die Vorzüge deſſelben vertheidigte, in Achtung und Liebe bei dem gemeinen Volk. Man erkannte, wie unentbehrlich ein Mann von ſolchen Kenntniſſen, Staatsklugheit und Tapferkeit für den Staat ſey, übertrug ihm mehrmals die höchſten Staatswürden mit uneingeſchränk-

---

gezogen hätte: ob er nun gleich hier überführet wurde, daß er nach der Krone getrachtet habe, und man ſchon zur Stimmenſammlung wegen Vollziehung des Todesurtheils ſchritt: ſo hätte ihn beinahe die Gunſt des Volks wieder in Freiheit geſetzt; denn als ſich Mannlius auf dem Markte vor Gericht vertheidigte, und bei Erwägung der Verdienſte, die er um den Staat habe, ſeine Augen nach dem Kapitol hinrichtete, das er durch ſeine Entſchloſſenheit und Muth vertheidigt hatte: wagte es keiner, das Verdammungsurtheil über ihn zu ſprechen. Erſt nachdem das Gericht an einem entfernten Orte außer der Stadt über ihn gehalten wurde, wurde durch die Mehrheit der Stimmen das Urtheil dahin gefällt, und gleich darauf vollzogen, daß er vom tarpejiſchen Felſen, eben von dem Kapitol herabgeſtürzt wurde, auf welchem er zuvor den Ruhm eines Helden errungen hatte.

ſchränkter Gewalt, überzeugt, daß er dieſelbe nie zum Schaden der Republik mißbrauchen würde. So oft ein neuer Krieg ausbrach, rief man ihn an die Spitze der Armee, und nie weigerte ſich Kamillus, wenn er dazu aufgefordert wurde, ſeine Ruhe und perſönliche Sicherheit dem Wohl des Staats aufzuopfern. Unter ſeiner Anführung waren die römiſchen Legionen des Siegs gewiß; der Soldat focht mit Muth und Liebe; denn dieſer ſein Feldherr theilte mit ihm alle Beſchwerden des Feldzugs, alle Gefahren der Schlacht, und führte ihn gewöhnlich mit Beute beladen aus derſelben zurück. Mehrere Völkerſchaften, unter andern die Volsker, mit denen die Republik ſeit einem Jahrhundert immer im Streit gelebt hatte, wurden durch ihn der Römiſchen Oberherrſchaft unterworfen, und erleichtert durch ihn fühlten ſie das Joch weniger drückend, das ihnen dadurch aufgelegt wurde.

Noch als hoher Greis führte er die Armeen der Republik an, und verbeſſerte oft durch ſeine Erfahrenheit und Taktik die Fehler ſeiner jüngern Kollegen, die oft durch ihre Hitze und Unvorſichtigkeit

tigkeit die Armee in Gefahr ſetzten, aufgerieben zu werden. Dies war unter andern der Fall in dem Kriege mit den Präneſtinern, den Kamillus aus weiſer Vorſicht anfangs mehr vertheidigungsweiſe führte. Dies war ſeinem jüngern Kollegen, Lucius Furius, der ihm als Kriegstribun an die Seite geſetzt war, unerträglich; in der Hoffnung, auf dem Schlachtfelde mehr Ehre zu ärndten, ſuchte er die Legionen heimlich gegen ihren alten General, der, ſeinem Vorgeben nach, durch ſeine kalte Ueberlegſamkeit nur ihrer Tapferkeit Feſſeln anlege, aufzubringen und ſie zu einem Haupttreffen geneigt zu machen. Kamillus ſah ſich genöthigt, dem Wunſche der Armee, oder vielmehr dem Willen des Furius, wiewohl ungern, nachzugeben; doch behielt er ſich vor, ihn diesmal nicht in das Treffen zu begleiten, das er, nach ſeiner Einſicht, für unzeitig halte, ſondern bei dem Reſervechor zu bleiben; doch verſprach er ſeinem Gehülfen, ihm allen möglichen Beiſtand zu leiſten. Der Ausgang des Treffens fiel, wie es der erfahrne Feldherr wohl vorausgeſehn hatte, unglücklich für die Römer aus; Furius hatte ſich durch ſeine Hitze, durch eine verſtellte Flucht der Feinde,

[illegible]

zu weit fortreißen laſſen, bis er in den feindlichen Hinterhalt fiel. Seine Truppen bemerkten nicht ſobald die Gefahr, in der ſie ſich befanden, als ſie ihren Anführer zwangen, mit ihnen den Rückzug, der mehr einer Flucht ähnlich war, nach dem Lager zu nehmen, wo Kamillus mit der Reſervearmee hielt, ſie, die Weichenden, mit ernſtem Geſicht empfieng und mit gebietendem Tone ihnen befahl: Halt zu machen, und ſie ſogleich mit ſeinen Leuten gegen den Feind, der eben im Nachſetzen war, zu begleiten. Das Treffen wurde wieder hergeſtellt, und die Römer, unter Anführung des wackern Greiſes, erfochten einen vollkommnen Sieg über die Feinde.

An dieſem Kriege hatten zu ihrem Unglück die Bewohner von Tuskulum, einer Stadt, die mit den Römern im Bunde ſtand, Theil genommen und ſich auf die Seite der Feinde der Römer geſchlagen. Kamillus erhielt daher von dem Senat den Auftrag, die Treuloſigkeit dieſer Stadt zu beſtrafen, und überließ es ihm, da er ſich bei ſeiner Schwächlichkeit einen Gehülfen bei dieſem Feldzuge erbat, ſich ſelbſt einen von den fünf Kriegstribunen dazu zu erwählen. Jeder von ihnen wünſchte ſich, den alten mit Ruhm bekränzten Feldherrn begleiten zu können; jeder wünſchte, daß die Wahl ihn treffen möchte: aber die wenigſte Hoffnung dazu hatte Lucius Furius, ſo ſehr er auch für Begierde brannte, den vorigen Fehler wieder gut zu machen, durch den er ſeinem Kollegen Urſache zur Unzufriedenheit mit ihm gegeben hatte; und eben er war es, den Kamillus gegen die Erwartung Aller auswählte. Dadurch ſtellte er nicht nur den guten Ruf dieſes ſeines Gehülfen bei der Armee wieder her, ſondern flocht ſich ſelbſt durch dieſen ſchönen Zug von Mäßigung einen neuen Zweig in den Kranz ſeiner Verdienſte.

Als er ſich mit der Armee dem Gebiete von Tuskulum näherte, fand er zu ſeiner Bewunderung nicht die geringſte Anſtalt zum Widerſtande; die ganze Flur war wie im tiefſten Frieden mit Hirten und Ackerleuten angefüllt, die ruhig ihre Geſchäfte betrieben. Beim Einrücken in die Stadt ſelbſt fand Kamillus nicht nur die Thore offen, ſondern auch die Straßen und Marktplätze von

Menſchen belebt, die in Friedeskleidern ihren Geſchäften nachgiengen; die Handwerker waren in ihren Werkſtätten mit der Arbeit beſchäftigt, die Kramläden waren geöffnet, die Waaren zum Kauf in den Buden ausgelegt, die Kinder giengen wie gewöhnlich zur Schule, und die obrigkeitlichen Perſonen der Stadt waren in den Straßen beſchäftigt, Quartiere für die Römer anzuſagen, als befürchteten ſie ganz und gar nichts feindſeliges, als wären ſie ſich nichts Böſes bewußt. Dies kluge ruhige Verhalten der Einwohner rettete **Tuskulum** vom Untergange. Dem edlen **Kamillus** freute das Zutrauen, welches die Stadt zu der Großmuth des Römiſchen Staats gefaßt hatte, er gab dem Senat der Stadt, der ihn um Verzeihung bat, den Rath, ſogleich deshalb Geſandte nach **Rom** zu ſchicken, deren Geſuch er ſelbſt mit ſolchem Nachdruck unterſtützte, daß der römiſche Senat ihnen nicht nur völlige Verzeihung, ſondern, gerührt durch die bezeugte Reue, ſogar das Bürgerrecht ertheilte, und durch dieſen Beweis von Großmuth dieſe Bundesſtadt noch genauer mit Rom verband.

Noch im hohen Alter, nahe dem achtzigſten Jahre, führte **Kamillus**, als Dictator, die römiſchen Armeen noch einmal zum Kampfe gegen dieſelben Feinde der Republik, die Gallier, an, die er vormals unter den Mauren Roms beſiegt hatte und die jetzt einen neuen Einfall in Italien wagten. Der Ueberwinder des **Brennus** lieferte ihnen am Fluſſe Anien ein Treffen, wo er einen neuen glorreichen Sieg über ſie erfocht und als triumphirender Greis in Rom einzog.

Aber hier ſollte er ſeinen vielen Verdienſten um den Staat noch die Krone aufſetzen und ihm, dem er durch ſeine vielen Siege den Frieden von Außen verſchafft hatte, auch den Frieden im Innern verſichern. Noch immer wütheten daſelbſt die beyden Parthieen der Patricier und des Volks gegen einander, deren Erbitterung nur durch äußere Kriege unterbrochen, aber nicht aufgehoben wurde. Die Volksparthie beſtand auf Vergrößerung ihres Anſehens und ihres Einfluſſes in die öffentlichen Angelegenheiten, und ſuchte das ſeit einiger Zeit durch einen ihrer Tribunen in Vorſchlag gebrachte Geſetz: daß wieder das Konſulat eingeführt, aber einer der Konſuln jedesmal aus den Plebejern gewählt werden ſollte, in Ausübung zu bringen. Lange hatte ſich der Senat dieſer Forderung wiederſetzt und als nach Endigung des letzten Kriegs die Sache wieder noch mit mehr Hitze von Seiten des Volks in Anregung gebracht wurde: ſo ſetzte der Senat ſein vorzüglichſtes Vertrauen auf Kamillus, daß er in dieſem Streite die Rechte der Patricier am beſten vertheidigen würde und verlängerte ihm um deswillen die Zeit der Dictatur oder der unumſchränkten Verwaltung der Staatsgeſchäfte.

Schwer war dies Geſchäft für den bejahrten Greis und gefahrvoll für die Ruhe ſeiner letzten Lebensjahre; doch unterzog er ſich auch dieſem und erſchien täglich mit der Würde, die ihm mehr ſein Alter und Verdienſte als ſein Amt ertheilte, auf dem Markte vor dem Volke; aber ſelbſt dieſe Würde ſchützte ihn nicht ſo ganz gegen die Gewaltthätigkeiten des aufgebrachten Pöbels; denn einſt, als er eben auf ſeinem Richterſtuhle ſaß, hatte einer der Volkstribunen die Verwegenheit,

heit, einen ihrer Diener an ihn abzuſchicken, um ihm vom Markte, wo ſie eben ihre Volksverſammlungen hielten, wegzuführen, und, im Fall der Widerſetzlichkeit, in Verhaft zu nehmen. Dieſe Beleidigung der höchſten Staatsgewalt in der Perſon dieſes verehrungswürdigen Mannes, ſetzte Alles in Bewegung; ſogleich ſchloß ſich der Kreiß des Adels um ihn, entſchloſſen, ihn gegen jede Gewaltthätigkeit zu vertheidigen; der Pöbel wurde immer wüthender und ſchrie dem Diener zu: er ſollte nur den Mann von ſeinem Stuhl herunter reißen. Dies ſchien die Loosung zum ſchrecklichſten Aufruhr zu werden. Aber der gekränkte edle Mann ließ ſich dadurch nicht außer Faſſung ſetzen, anſtatt der Gewalt Gewalt entgegenzuſetzen und dadurch das Feuer zum völligen Aufruhr zu entzünden, erhob er ſich von ſeinem Richterſtuhl, verließ freiwillig den Markt und gieng, begleitet von den ſämtlichen anweſenden Senatoren und Patriciern, auf das Rathhaus, wendete ſich bei dem Eintritt in daſſelbe noch einmal gegen das Kapitolium, hob ſeine alten, zitternden Hände in die Höhe und bat die Götter: ſie möchten doch dieſe Umſtände zu einem glücklichen Ausgange

gange leiten und nicht verſtatten, daß ſie zum Verderben der Republik gereichten.

Nach getroffener Berathſchlagung im Senat, wobei die gelindere Meinung, daß man unter den Umſtänden dem Volke nachgeben müßte, die Oberhand behielt, wurde beſchloſſen, die Wahl der Konſuln nach den Willen des Volks zuzulaſſen. Als der Dictator aus der Senatsverſammlung mit der Bekanntmachung dieſes Beſchluſſes vor der verſammleten Volksmenge vortrat, wurde derſelbe mit allgemeiner Freude und Händeklatſchen empfangen. Von allen Seiten tönte dem Kamillus das Freudengeſchrei des Volks, das nun durch ſeine Vermittelung völlig mit dem höhern Stande ausgeſöhnt war, entgegen, und unter lautem Jubel und Frohlocken wurde er von der Menge nach ſeinem Hauſe begleitet. Kamillus hatte, um dieſer wichtigen Begebenheit ein bleibendes Denkmal zu ſtiften, der Eintracht einen Tempel gelobt, und genoß auch noch das Vergnügen, ihn noch vor ſeinem Tode aufführen zu ſehen. In der unter ſeinem Vorſitze kurz nachher gehaltenen Wahl wurde Markus Aemilius von Seiten der Patricier und Lucius Sextus als der Erſte von Seiten der Plebejer zu Konſuln gewählt.

Dies war in der Reihe der edlen Thaten dieſes Mannes die letzte; er verfiel nicht lange nachher in eine Krankheit, die damals in Rom epidemiſch war und ſchon eine große Menge der angeſehnſten Bürger hinweggerafft hatte; auch ihn traf daſſelbe Schickſal; er ſtarb allgemein beklagt und ſeines hohen Alters ungeachtet noch zu frühe für die Republik, die ihn mit Recht als ihren Vater, als den Wiederherſteller und Begründer ihres Wohls anerkannte.

* * *

Moraliſche
Bilderbibel.

Vierten Bandes
zweyte Abtheilung

mit vier Kupfern;

von der Zeit der Oberherrſchaft der Römer
in Italien bis zum zweyten Puniſchen
Kriege.

Zeither hatte der Römiſche Staat mehr für ſeine Selbſterhaltung gekämpft, ſich nur die benachbarten Staaten in dem mittlern Theile von Italien theils durch Bündniſſe, theils durch Kriege unterwürfig gemacht: jetzt aber breitete er die Grenzen ſeines Gebietes und ſeine Herrſchaft immer weiter aus; und wirklich gelang es ihm in dieſem und dem folgenden Zeitraume, ſeine Herrſchaft nicht nur über ganz Italien, ſondern ſelbſt über die entfernteſten Staaten und Reiche in allen damals bekannten Welttheilen auszudehnen.

In einem ſo kriegeriſchen Staate, der ſich nur durch die Waffen zu einer ſolchen Größe emporgeſchwungen hatte, konnte der Charakter der

Staatsbürger auch nur die Bildung annehmen, die der herrſchenden Denkungsart und der gewohnten Lebensweiſe angemeſſen war. Tapferkeit war faſt die einzige Tugend des Römers; der einzige auszeichnende Vorzug, nach welchem er ſtrebte; von ſeiner Jugend auf nur auf die Beiſpiele derer hingewieſen, die vorzüglichen Muth, Unerſchrockenheit und Standhaftigkeit in Gefahren bewieſen, und durch Tapferkeit im Kampfe ſich den Feinden des Vaterlandes furchtbar gemacht hatten, hatte der römiſche Bürger keinen höhern Zweck bei ſeinem Beſtreben, als dieſen, ſich auch durch Thaten der Tapferkeit unter ſeinen Mitbürgern auszuzeichnen, und bei den faſt ununterbrochenen Kriegen, die ſie führten, fehlte es ihnen dazu nicht an Gelegenheit. Gewöhnt an den Anblick der Schlachtfelder, an alle die ſchrecklichen Auftritte des Kriegs, an das Jammergeſchrei der Verwundeten und Erſchlagenen, an das ſchreckliche Schauſpiel des tauſendfachen Elends eroberter, in Brand geſteckter Städte, wurden die Gefühle der Menſchlichkeit, der Güte, des Wohlwollens faſt ganz bei ihnen erſtickt; ihr Charakter nahm eine gewiſſe Härte und Wildheit

heit an, die nicht ſelten in wirkliche Grauſamkeit übergieng, ja die oft ſelbſt die zärtlichſten Bande der Natur zerriß, und Väter unempfindlich gegen das traurigſte Schickſal ihrer Kinder machte.

Dieſer, bei den Römern ſo hochgeſchätzten Tugend der Tapferkeit lag jedoch nicht immer blos niedriger Eigennutz, oder eigne Ruhmſucht zum Grunde, als vielmehr eine grenzenloſe Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit an den Staat, deſſen Bürger zu ſeyn ſie für ihr größtes Glück hielten, und dem ſie eine immer größere Ausdehnung zu verſchaffen ſuchten, um ihn zum Erſten in der Welt zu machen. Dieſem Staate gehörten ſie ganz an, mit Gut und Blut, mit allem, was ſie, als von ihm empfangen, auch für Eigenthum des Staats erklärten. Dieſem waren ſie bereit, alles, was ihnen noch ſo theuer war, ihr Leben ſelbſt, darzubringen; es bedurfte zu den größten Anſtrengungen und Aufopferungen keines weitern Antriebes, als dieſes: es forderts das gemeine Wohl!

Unter allen Künſten, welche die Römer in dieſem Zeitraume, als ſie ſich die Herrſchaft über Italien verſchafften, kannten und übten, war die einzige die Kriegskunſt, welche ſie aber auch zu einer ſolchen Vollkommenheit brachten, dergleichen man noch bei keiner Nation gefunden hatte. Alle übrigen Künſte und Wiſſenſchaften, die den menſchlichen Charakter veredeln und dem Leben Anmuth verſchaffen, lagen noch bei ihnen in der Wiege. Was nicht zunächſt Beziehung auf die Kriegskunſt hatte, wurde für ein unwürdiges Geſchäft eines freien römiſchen Bürgers erklärt und nur von Sclaven betrieben. Nur der Ackerbau war davon ausgenommen: aber wie wenig konnte derſelbe bei dem faſt unaufhörlichen Kriege, der ſo oft den Landbauer vom Pfluge zu den Waffen rief, mit der gehörigen Sorgfalt und Emſigkeit betrieben werden. Selbſt die Erziehung der Kinder in den erſten Jahren war mehr den Weibern, und ihre etwanige wiſſenſchaftliche Bildung den Sclaven überlaſſen. Die bildenden Künſte wurden den Römern erſt ſpäterhin, nachdem ſie ſich zu Herren der griechiſchen Kolonien in Unteritalien oder Großgriechenland gemacht hatten, bekannt; außer einigen etruriſchen Kunſtwerken und Bildhauerarbeiten hatte Rom nichts aufzuweiſen, was die Aufmerkſamkeit eines Menſchen von Geſchmack hätte auf ſich ziehen können; während Athen und mehrere Städte Griechenlands mit Meiſterwerken der Kunſt geziert waren, kannte man in dieſer Hauptſtadt Italiens kaum die erſten Regeln der Baukunſt. Die Wohnungen ihrer Konſuln, ihrer Kamilluſſe und Fabriciuſſe unterſchieden ſich nur wenig von den Lehm-Hütten der übrigen Mitbürger, und außer dem unentbehrlichſten Hausgeräthe, waren Schild und Waffen die vorzüglichſten Geräthſchaften und Zierden des Hauſes.

Aber in der Kunſt, dieſe zu führen, übertrafen ſie auch bald alle übrigen Nationen. Nur mit den Waffen in der Hand fühlte der Römer ſich groß. Nur in Erfindung neuer Werkzeuge der Zerſtörung, oder in noch geſchickterer Anwendung der ſchon erfundenen zeigte ſich ſein Genie, und auf Schlachtfeldern und Märſchen ſeine Gewandheit und Stärke. Furchtbar war ſchon der Name der Römer; ihre Tapferkeit war unwiderſchlich; ihre Taktik meiſterhaft, vorzüglich aber die bei den Armeen eingeführte Mannszucht. Es herrſchte unter ihnen die ſtrengſte Subordination. Von den Befehlen des Obergenerals hieng alles ab; ohne ſeine Einwilligung durfte nicht das Geringſte unternommen werden; wer ohne ſeinen Befehl ſich mit dem Feinde ins Gefecht einließ, hatte, auch beim glücklichſten Erfolg, auf der Stelle das Leben verwirkt, und ohne weiteres Kriegsgericht über ihn zu halten, entſchied ſchon der einzige Ausruf des Obergenerals, wenn er beſonders mit der höchſten Obrigkeitlichen Würde bekleidet war, an den Liktor: Geh, und vollziehe dein Amt!

Durch ſolche militairiſche Strenge zeichnete ſich unter andern Lucius Manlius *) aus; ein Mann von rauhen Charakter und heftiger Gemüthsart, die er beſonders da, als er zur höchſten Staatswürde, der Dictatur gelangt war,

---

*) Er war ein Nachkomme des Manlius, der im Kriege mit den Galliern das Kapitol gerettet hatte, aber nachher vom tarpejiſchen Felſen geſtürzt wurde.

gegen die römiſchen Bürger bei gewaltſamer Anwerbung zu Kriegsdienſten ſo ſtark blicken ließ, daß er daher den Namen Imperioſus, der Gebieteriſche, erhielt. Selten trat er ohne Begleitung der Lictoren unter dem Volke auf; und jede Widerſetzlichkeit ahndete er durch ſchwere körperliche Züchtigungen.

Selbſt ſein eigner Sohn mußte dieſe Härte ſeines Vaters erfahren. Bei ſeinem ſonſt vortrefflichen Herzen hatte dieſer Jüngling den Fehler, daß er nicht geſchmeidig, nicht lebhaft genug in ſeinem Betragen und nicht fertig im Sprechen war; das war dem rauhen Vater ſo ärgerlich, daß er ihn von ſich entfernte, ihn auf ſein Landguth verwies und da zu den Arbeiten des Feldes beſtimmte. Der edle Jüngling, der doch nach ſeinem Stande Anſpruch auf Auszeichnung und auf die angeſehenſten Staatsämter machen konnte, erduldete ruhig die Härte ſeines Vaters, lebte ſtill und außer allen Umgang mit ſeinen jugendlichen Zeitgenoſſen in ländlicher Verborgenheit, während Rom unter den noch ſtrengern Befehlen ſeines Gebieters zitterte. Bald aber wurde

Manlius, der Vater, durch die Unzufriedenheit des Volks und ſeiner Tribunen genöthigt, die Dictatur niederzulegen: und nicht damit zufrieden, forderte es bald nachher durch einen ſeiner Tribunen, Pomponius, den vormaligen Dictator zur Verantwortung. Der Hauptvorwurf, den man ihm machte, war die übertriebene Strenge, die er nicht nur gegen die Bürger, ſondern beſonders gegen ſeinen eignen Sohn bewieſen, den er nicht als Vater, ſondern als Tyrann behandelt habe. Kaum erfuhr dieſer edle Sohn, daß ſein Vater um ſeinetwillen in Gefahr ſey, verdammt zu werden: als er, ohne ſein Vorhaben irgend jemanden zuvor zu entdecken, mit dem früheſten Morgen, bewaffnet mit einem Dolche, aus ſeinem verborgenen Aufenthalte, wo er bisher wie ein Staatsgefangner gelebt hatte, aufbrach, nach der Stadt eilte und vom Thore aus ſich ſogleich nach der Wohnung des Pomponius begab. Er ließ ſich dem Tribun durch den Thürwächter, als den Sohn des Lucius Manlius, der ihn einer wichtigen Angelegenheit wegen zu ſprechen habe, anmelden. Der Tribun lag noch zu Bette, ſäumte aber nicht, ihn ſogleich einzulaſſen, weil er gewiß erwartete, er werde eine neue Beſchuldigung gegen ſeinen Vater anbringen, und dadurch der gerichtlichen Klage noch mehr Nachdruck verſchaffen. Kaum aber ſahe ſich dieſer allein im Zimmer, als er mit gezogenem Dolche zum Bette des Ruhenden hinſprang und ihn auf der Stelle zu ermorden drohte, wenn er ihm nicht mit dem feierlichſten Eide ſogleich verſprach, von der Anklage ſeines Vaters abzuſtehen. Der wehrloſe, halbnackte Tribun, erſchrocken über dieſe Erſcheinung eines ſo handfeſten, jungen Mannes, deſſen Geſichte die Spuren einer unbefangenen Wildheit zeigte, ſchwor ihm den verlangten Eid; und ob er gleich dazu gezwungen war und den Verwegenen wegen dieſes Angriffs auf ſeine geheiligte Perſon gerichtlich hätte belangen können: ſo war ihm doch ſein gegebenes Wort zu heilig; er ließ wirklich nicht nur die Anklage fallen: ſondern wirkte auch dem kühnen Jüngling, den nur die Liebe zum Vater zu ſo einem verwegnen Schritt verleitet hatte, Verzeihung bei dem Volke aus; und dieſes fand ſogar dieſen Beweis von Kindesliebe unter dieſen Verhältniſſen ſo edel, daß es den jungen Manlius noch in demſelben Jahre zum Kriegstribun, oder Anführer einer Legion ernannte.

Titus (dies war der Vorname des jungen Manlius) fand auch bald Gelegenheit, ſeinen Mitbürgern Beweiſe zu geben, daß ſie ſich nicht in ihrem Zutrauen zu ſeiner Bravheit getäuſcht hätten. Die Gallier machten nämlich in dieſer Zeit einen neuen Verſuch, in das römiſche Gebiet einzudringen. An den Ufern des Anio begegneten ihnen die römiſchen Legionen, die aus den auserleſenſten Jünglingen beſtanden. Es begann ein harter und langer Kampf um die Brücke. Da trat ein Gallier von ungewöhnlicher Größe mitten auf dieſelbe und forderte mit fürchterlicher Stimme den Tapferſten der Römer, wenn einer unter ihnen wäre, zum Zweykampf auf. Keiner wagte es, ſich der Gefahr auszuſetzen; da trat der junge Manlius aus dem Gliede, gieng hin zum Oberfeldherrn und bat ihn um die Erlaubniß, den Kampf annehmen zu dürfen, bei dem er gewiß zeigen werde, daß er aus der Familie des Manlius ſey, der einſt das ganze Heer der Gallier vom Kapitol herabgeſtürzt habe. Auf die erhaltene Erlaubniß trat er blos mit einem Schilde und kurzen Degen bewaffnet, mit edlem Zorn im Herzen, im Angeſicht beyder Armeen, den rieſenmäßigen, mit den glänzendſten Waffen und bunten Gewande geſchmückten Feind an, der ihn mit fürchterlicher Stimme und frechen Spott empfieng, und ihn auf den erſten Hieb, den er ihm mit ſeiner gewaltigen Fauſt verſetzte, zu ſpalten drohte: aber der Hieb glitt am Schilde des jungen Mannes ab; Manlius benutzte dieſen Augenblick und die gegebene Blöſe ſeines Gegners, gieng ihm ſo nahe zu Leibe, daß dieſer ihn gleichſam mit ſeinem Schilde bedeckte, ſtieß ihm den Degen in den Unterleib, und warf ſo den ungeheuren Koloß zu Boden. Ohne den Körper des Gefallenen weiter zu inſultiren, begnügte er ſich nur, ihm die goldne Kette abzunehmen, und mit dieſer blutbeſpritzten Beute um den Hals kehrte er als Sieger zu ſeinen Waffenbrüdern zurück, die ihn mit lautem Freudengeſchrei empfiengen und zum Feldherrn begleiteten, der ſeiner Tapferkeit das verdiente Lob ertheilte, ſie mit einer goldnen Krone ehrte, und ihm von der erbeuteten Halskette (torques) den Namen Torquatus als Ehrenzeichen beilegte. Auf die Gallier hatte der Tod ihres Rieſen einen ſolchen Eindruck gemacht, daß ſie aus Furcht dieſer ſchlimmen Vorbedeutung in der folgenden Nacht über Hals und Kopf das Lager verließen und ſich tiefer nach Campanien zurückzogen.

Der Heldenmuth des jungen Manlius, den er nachher bei mehrern Gelegenheiten zeigte, bahnte ihm den Weg zu immer höhern Ehrenſtellen; mehrmals führte er das Oberkommando über die Armeen, und zuletzt befand er ſich ſogar als Konſul an der Spitze des Staats. Dieſe ſeine Aemter verwaltete er mit Vorſicht und Gerechtigkeit, aber auch mit ſolcher Strenge, die ſeiner Familie ſo wie ſeinem Charakter eigen war: ſo daß man noch lange nachher alle Verordnungen einer willkührlichen Macht, Manlianiſche Befehle nannte. Dieſe Strenge bewies er beſonders bei der Kriegszucht, worein man vorzüglich die Stärke der römiſchen Armee ſezte. Sein eigner Sohn, Titus Manlius, machte davon die traurige Erfahrung. Dieſer muthvolle Jüngling, ſeinem Vater an Tapferkeit ähnlich, war als Anführer eines Chors Reuter bei einem Kriege mit den Latinern ausgeſchickt worden, um die Feinde zu beobachten; doch mit dem ſtrengen Befehl, ſich nicht in den Kampf mit ihnen ohne Vorwiſſen des Konſuls einzulaſſen. Er näherte ſich eben den feindlichen Linien und ſtieß auf einen Trupp feindlicher Reuter, unter Anführung des Geminius, der in dem Rufe vorzüglicher Tapferkeit ſtand; als dieſer den Sohn des Konſuls ſich ihm nähern ſah, ſprengte er auf ihn los und forderte ihn zum Zweykampf auf. Der junge Manlius, von Ehrbegierde trunken, vergaß den Befehl ſeines Vaters und nahm die Aufforderung an; mit eingelegter Lanze rannten die beyden Kämpfer auf einander los, und beim zweyten Gange war Manlius ſo glücklich, ſeinen Gegner aus dem Sattel zu heben und ihn dann mit ſeinem Spieße zu durchbohren. Mit der Waffenrüſtung ſeines Feindes und unter dem Zujauchzen ſeiner Schwadron kehrte er zurück und erſchien vor dem Zelt ſeines Vaters. Mit zürnendem Blick wendete dieſer ſeine Augen von ihm ab, berief augenblicklich die Anführer der Legionen zum Kriegsgericht zuſammen, ſtellte ſeinem Sohn das Unrecht unter Augen, welches er durch Uebertretung des Geſetzes begangen, und wodurch er ihn, ſeinen Vater, in die Nothwendigkeit verſetzt habe, zur Aufrechthaltung der Kriegszucht, über ihn, mit Unterdrückung des väterlichen Gefühls, ein deſto ſtrengeres Urtheil zu fällen, welches er ſelbſt, wenn anders männliches Blut in ſeinen Adern fließe, für gerecht erklären müſſe. Er ließ ihm einen Siegerkranz um die Schläfe winden, befahl aber auch gleich darauf dem Liktor, ihn auszukleiden und an den Pfahl zu binden. Die ganze Verſammlung ſtand bei dieſem Anblick wie vom Donner gerührt, und keiner der Umſtehenden brauete ſich ein Wort zu reden; wie aber der Kopf des edlen Jünglings unter dem Beile des Liktors fiel: da brachen die Soldaten in lautes Geſchrei des Unwillens aus, verwünſchten den grauſamen Vater, nahmen den Leichnam des Unglücklichen, bedeckten ihn mit der erbeuteten Rüſtung und trugen ihn mit allen militairiſchen Ehrenbezeugungen, mit einer Art von Vergötterung, außer dem Lager

[illegible]

zum Rogus *). Als nach geendigtem Kriege **Manlius** ſeinen feierlichen Einzug in Rom hielt, wurde er blos von den Aelteſten der Stadt empfangen: aber keiner von den Jünglingen nahm Antheil an dieſem Triumphzuge.

Ein anderes Beiſpiel von außerordentlicher Strenge und Feſthalten an der eingeführten Kriegszucht, daß keiner der untergeordneten Anführer der Truppen, ohne Bewilligung des Oberbefehlshabers der Armee, ſich in ein Treffen mit dem Feinde einlaſſen durfte, gab bald nachher **Papirius Curſor**, einer der größten Generale ſeiner Zeit; ein Mann, der bei einem ſehr anſehnlichen Körper ſich auch durch vorzügliche Geiſtesgröße auszeichnete, Tapferkeit mit Klugheit verband, unerſchrocken in Gefahren, heldenmüthig im Kampf, ſtandhaft und ausdaurend in den größten Strapazen und dabei der ſchnellſte Wettläufer war, (wovon er den Namen **Curſor**,

---

*) Ich mag mich nicht gern des Worts **Scheiterhaufen** bedienen, das in unſrer Sprache einen unedlen Sinn hat, nachdem die Sitte, die Leichname zu verbrennen, unter uns verſchwunden iſt.

Läufer, erhalten hatte). Groß war ſein Anſehen bei der Armee; ſeine Befehle waren unwiderruflich; der Soldat befolgte ſie mit Furcht; doch liebte er auch zugleich ſeinen Gebieter, weil er mit ihm alle Arbeiten und Gefahren des Kriegs theilte. Einſt hatte einer der ihm untergeordneten Generale ſein Chor nicht ſchleunig genug auf ſeinen Befehl in das Treffen geführt. Der Feldherr ließ ihn nach dem Tage der Schlacht vor ſein Zelt fordern, vor welchem er mit ernſter Miene langſam auf und abgieng; bei Annäherung des Prätors befahl er dem Liktor, das Beil loszumachen. Todtenblaß ſtand der Präter vor ihm. „Wohlan, Liktor, rief der Konſul aus — haue die Baumwurzeln da hinweg, die uns im Gehen hindern!“ Der erſchrockne Präter, der ſchon das Beil über ſeinem Haupt erhoben glaubte, ſchöpfte wieder Athem und kam ſo mit einem nachdrücklichen Verweiſe weg.

Aber mit deſto mehr Ernſt und Nachdruck ahndete er das wichtigere Vergehen, welches einſt der Obergeneral der Reuterei, **Fabius Rullianus**, begieng. In dem langwierigen und gefahrvollen Kriege der Römer mit den Samnitern hatte man dem Papirius die Führung dieſes Krieges mit voller Gewalt, als Dictator, übertragen, und ſchon war er, begleitet von dieſem Fabius, den er ſelbſt zu dieſem anſehnlichen Poſten ernennet hatte, ins Feld gerückt; bald aber, nach einigen kleinen Gefechten, wurde er, wegen einigen religiöſen Feierlichkeiten, von der Armee nach Rom abgerufen. Vor ſeiner Abreiſe gab er dem Obergenerale der Reuterei, Fabius, den ausdrücklichen Befehl, ſich während ſeiner Abweſenheit ruhig im Lager zu halten und nichts gegen die Feinde zu unternehmen. Fabius aber, ein Mann von Ehrgeiz, der nur vor Begierde brannte, ſich hervorzuthun, erſahe kaum nach der Abreiſe des Dictators eine ſchickliche Gelegenheit, die jetzt unbeſorgten Feinde anzugreifen, als er, uneingedenk des Befehls, ſich mit den Feinden in ein Treffen einließ, das, vom Glück begünſtigt, ganz zum Vortheil der Römer ausfiel. Zwanzigtauſend Samniter blieben auf dem Schlachtfelde; die übrigen wurden in die Flucht geſchlagen. Fabius, vom Ruhm trunken, ſäumte nicht, die Anzeige von dieſem glänzenden Siege an den

Senat zu Rom zu machen; dieſe Nachricht erfüllte den Rath und die Bürgerſchaft mit Freude, nur den Papirius nicht, der eben bei Eröffnung des Briefs im Rathe war. Mit der Erklärung: daß der General der Reuterei nicht ſo wohl die feindliche Armee, als vielmehr das heilige Anſehen und die Würde der Dictatur mit der bisher beſtandnen Kriegszucht über den Haufen geworfen habe, und daß er dieſe Verachtung ſeines Befehls ſchwer rächen werde, ließ er die Verſammlung auseinander gehen, verließ ſelbſt mit zürnendem Blick das Rathhaus, und begab ſich in Eilmärſchen zur Armee.

Doch noch vor ſeiner Ankunft kam die Nachricht von der nahen Erſcheinung des aufgebrachten Dictators ins Lager. Fabius ließ ſogleich die Legionen zuſammen berufen, erinnerte ſie an den herrlichen Sieg, den ſie unter ſeiner Anführung erfochten, der ihm aber den Unwillen des über ſeinen Ruhm eiferſüchtigen und neidiſchen Dictators zugezogen habe, und bat ſie, daß ſie ihn in Schutz nehmen, und in ſeiner Perſon zugleich ihre eigne Ehre und Sicherheit vertheidigen möchten. Von allen Seiten ertönte das Geſchrei der Soldaten: er ſolle nur guten Muths ſeyn: kein Haar ſollte ihm gekrümmt werden, ſo lange ſie, die Legionen, beſtänden.

Ueber dieſem Tumult der Armee trat der Dictator ins Lager ein, ließ mit der Trompete das Zeichen zur Verſammlung geben und beſtieg das Tribunal. Es herrſchte, wie nach dem gewaltigſten Sturm, eine allgemeine Stille. Der Dictator ließ den Fabius verfordern; dieſer erſchien an den Stufen des Richterſtuhls. Er wurde gefragt: wie er ſich als bloſer General der Reuterei hätte unterſtehen können, ſich den Befehlen des Dictators zu widerſetzen, dem doch ſelbſt die Konſuln, die in ihren Perſonen die königliche Würde vereinigten, Gehorſam leiſteten? Wie er wider den Willen der Götter und gegen ſeinen ausdrücklichen Befehl ſich in ein Treffen habe einlaſſen können, deſſen glücklichen Ausgang er doch nicht hätte vorher ſehen können? Fabius konnte nichts darauf antworten, um ſein Verfahren zu rechtfertigen. Da befahl der Dictator den Liktoren, vorzutreten, ihn auszukleiden und Stecken und Beile loszumachen. Fabius rief die Soldaten zu Hülfe, wand ſich aus den Händen der Liktoren mit zerriſſenen Kleidern und warf ſich in den dickſten Haufen der Soldaten, die ſich zu ſeiner Vertheidigung ſchon in Bereitſchaft ſetzten. Der Lärm wurde bald allgemein, Bitten und Drohungen ertönten von allen Seiten; die Kriegstribunen und nächſtſtehenden Offiziere flehten den Feldherrn um Begnadigung des Fabius an; die entferntern Soldaten, dicht um den Fabius gedrängt, brachen in laute Verwünſchungen aus und drohten mit Aufruhr. Papirius blieb unbeweglich. Die wiederholten Bitten, die Vorſtellungen der drohenden Gefahr eines allgemeinen Tumults erbitterten den Dictator nur noch mehr, anſtatt ihn zu beſänftigen. Zum Glück für den Fabius brach unter dem tumultuariſchen Geräuſch der Soldaten die Nacht ein, und nöthigte den Papirius, das Urtheil auf den folgenden Tag zu verſchieben, wo Fabius wieder vor ſeinem Richterſtuhl erſcheinen ſollte. Da dieſer aber von dem erzürnten Richter keine Begnadigung erwarten konnte, entwiſchte er in der Nacht heimlich aus dem Lager und flohe nach Rom, um ſich unter den Schutz des römiſchen Volks zu begeben.

Sein Vater, Markus Fabius, ein Mann von großen Anſehen, der dreymal das Konſulat und auch einmal die Dictatur bekleidet hatte, traf ſogleich Veranſtaltung, daß mit dem frühen Morgen der Senat zuſammen berufen wurde, vor welchem Fabius ſeine Klage über das Unrecht und willkührliche ſtrenge Verfahren des Papirius anbrachte. Kaum hatte er ſeine Beſchwerden vorgebracht, als ein im Vorhof entſtandenes Geräuſch der Liktoren, die das Volk auf die Seite trieben, die Gegenwart des Dictators ankündigte. Dieſer war dem Flüchtigen in derſelben Nacht mit dem Kern der Reuterei nachgefolgt, und trat jetzt zu aller Erſtaunen in die Rathsverſammlung ein. Mit zürnendem Blick befahl er auf der Stelle den Fabius in Verhaft zu nehmen, und, den vereinigten Bitten des Raths ungeachtet, zum Tode zu führen. Da trat der alte Fabius, ehrwürdig durch ſein Alter und Aemter, vor: klagte laut über die Unbarmherzigkeit des Dictators, der gegen alle Geſetze der Menſchlichkeit, blos aus unedlen Zorn, dem römiſchen Staat einen um das Wohl deſſelben ſo verdienten General und Mitbürger, und ihm, als Greis, die einzige Stütze ſeines Alters, auf eine ſo gewaltſame Art rauben wolle; rief die Götter und die Menſchen um Mitleid an, umſchlang weinend den Sohn mit ſeinen Armen und appellirte an das Volk.

Der Anblick des Greiſes, mit den Thränen im Auge, an der Seite des edlen jungen Helden, dem Rom einen ſeiner glänzendſten Siege verdankte, machte auf die Volksverſammlung, an die jetzt die Sache gebracht wurde, einen ſolchen Eindruck, daß dieſe ſogleich auf die Seite des Beklagten trat. Aber die Gunſt des Volks und der Tribunen, des ganzen Senats und der Armee konnte doch das geheiligte Anſehen des einzigen Dictators und die Macht des Geſetzes zur Aufrechthaltung der römiſchen Kriegszucht nicht überwiegen. Kalt wie das Geſetz und unerſchütterlich bei dem Vertrauen auf das Anſehen ſeines Amtes erklärte er: er werde es durchaus nicht geſchehen laſſen, daß durch ihn die bisher unverletzte Heiligkeit der Dictatur, das Anſehen der Geſetze und der Kriegszucht verletzt und für die Zukunft auf immer aufgehoben würden. Nicht ihn, ſondern das römiſche Volk und ſeine Tribunen ſollten die Nachkommen anklagen, wenn durch ihre Schuld, durch ihre unzeitige Nachſicht, zügelloſe Frechheit einreißen und den Staat zu Grunde richten würde: dann möchten ſie mit ihrem Leben dafür haften.

Man konnte dem gerechten Urtheil des Dictators nichts entgegen ſetzen; das Volk und die Tribunen nahmen daher blos zu Bitten ihre Zuflucht: er möchte doch dem Fabius ſeiner Jugend wegen den menſchlichen Fehler verzeihen, möchte um ihretwillen ihn von der verdienten Todtesſtrafe befreien; er habe ja Strafe genug gelitten. Vater und Sohn warfen ſich dabei dem Dictator zu Füßen und flehten um Gnade. Papirius gebot mit ernſtem Geſicht Stille! „Wohlan, rief er aus! die Kriegszucht hat geſiegt! feſt ſteht das Anſehen der obrigkeitlichen Macht, die jetzt in Gefahr war, auf immer aufgehoben zu werden. Die Republik erkennt den

Tod des Fabius für gerecht: ſie fordert ſein Leben nur als ein Geſchenk; es ſey ihr bewilligt! Lebe, Fabius, und freue dich, nicht jenes unrühmlichen Sieges, ſondern der Gunſt deiner Mitbürger, und mache dich ihrer, ſo wie auch meiner künftigen Achtung dadurch würdig, daß du ihnen zeigſt, du habeſt heut gelernt, den Befehlen des Staats zu gehorchen."

Beiſpiele ſolcher Art mußten Eindruck auf die Gemüther der Soldaten machen, um ſie zum pünktlichſten Gehorſam gegen die Befehle ihrer Vorgeſetzten anzuhalten; dadurch drang das Genie des Feldherrn in alle Glieder der Armee und vereinigte ſie zu einem Körper, deſſen Bewegung durchaus regelmäßig und überdacht war, und daher ſelten ſeines Zwecks verfehlte. Man denke ſich dazu die perſönliche Tapferkeit, die vom kommandirenden General bis zum gemeinſten Soldaten durch das Gefühl der Ehre, für unüberwindlich gehalten zu werden, belebt und durch die Liebe für den Staat zu den größten Anſtrengungen und Aufopferungen angetrieben wurde: und es läßt ſich leicht erklären, daß dies ſo kriegeriſche römiſche Volk ſich den Sieg auch über ſolche Völker errang, die ihm an Volksmenge und Stärke weit überlegen waren. Ohne dies würde es den ſo langwierigen Krieg mit den Samnitern, einem der tapferſten und mächtigſten Volk in Italien und ihren Verbundenen, ſo viele Jahre hindurch nicht ausgehalten und mit Glück beendigt haben *).

Dieſer Muth verließ ſie auch dann nicht, wenn auch zuweilen das Glück ihnen weniger günſtig und ihre Lage äußerſt mißlich war: dann erweckte oft die Entſchloſſenheit eines ihrer Anführer, der ſich freiwillig in die größten Gefahren ſtürzte und ſich dem Tode fürs Vaterland weyhete, den ſchon geſunknen Muth der Kämpfer und rettete die Armee und den Staat vom gänzlichen Untergange. So erwarb ſich ſchon in einem frühern Kriege mit den Latinern

Decius

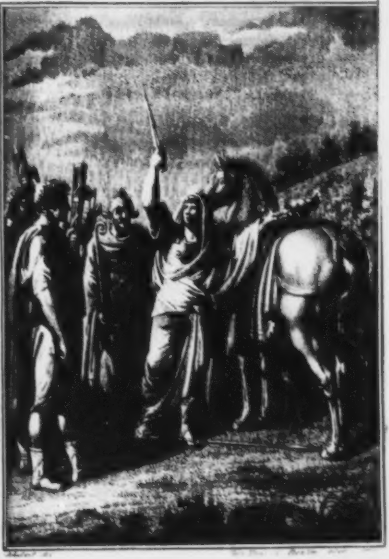
---

*) Es wurde dieſer Krieg ſiebzig Jahre hindurch mit abwechſelndem Glück geführt, und endigte ſich mit gänzlicher Ueberwindung der Samniter unter dem Konſulat des Papirius, des Sohns des vorhin erwähnten Dictators.

Decius Mus

durch ſeine heldenmüthige Aufopferung den Ruhm eines Retters des Vaterlandes, und bahnte der Armee den Weg zum Siege, den er ihr nicht durch ſein Leben verſchaffen konnte, durch ſeinen freiwilligen Tod. Er und T. Manlius Torquatus hatten damals als Konſuln das Kommando über die Armee. Manlius führte den rechten, Decius den linken Flügel an. Beyde hatten zuvor, ehe ſie in den Krieg zogen, der religiöſen Sitte gemäß, den Göttern Opfer gebracht. Der Opferprieſter wollte aus den Eingeweyden der Thiere bemerkt haben, daß das Glück wohl dem Manlius, aber nicht dem Decius günſtig ſeyn werde, und es verbreitete ſich die Sage, daß der letztere nur durch ſeinen Tod das Vaterland retten werde. Als Decius dies erfuhr, ſagte er ganz kaltblütig: „nun wohl! wenn nur mein Kollege die Götter auf ſeiner Seite hat!“ Es kam zum Treffen; auf beyden Seiten wurde anfangs mit gleicher Tapferkeit und gleichem Glück gefochten; zuletzt aber fieng der linke Flügel, den Decius kommandirte, an,

zu



Decius weiht sich dem Tode fürs
Vaterland

zu weichen. Kaum bemerkte dies der Anführer, als er den Oberprieſter aufrief, ihn mit den damals gewöhnlichen Gebräuchen zum Tode für die Armee einzuweyhen *). Er ſchickte darauf die Liktoren an den Manlius und ließ dieſem ſeinen Entſchluß bekannt machen; er ſelbſt ſchwang ſich mit dem Gabiniſchen Gewand bekleidet und nur leicht bewaffnet von der Lanze aufs Pferd **), und ſprengte mit verhängten Zügel mitten unter die feindliche Schaaren. Erſtaunen ergriff bei ſeinem Anblick die Feinde; mit dem Degen in der Fauſt bahnte er ſich den Weg bis tief in die Schlachtordnung und fiel dann unter einem Haufen von Wurfſpießen. Von Muth und Rache entflammt, drangen jezt die Römer in die Feinde ein, brachten die feindlichen Kohorten in Unordnung und ſchlugen ſie völlig in die Flucht. Man fand den Leichnam des Decius voller Wunden, unter einem Haufen Todter begraben, auf dem Schlachtfelde. Manlius ſezte ihm den Siegerkranz auf, und die ganze Armee nahm an ſeinem feierlichen Leichenbegängniß Antheil. — Die Geſchichte gedenkt noch zweyer Deciuſſe, aus eben dieſer Familie, die ſich auf gleiche Art und bei ähnlichen Veranlaſſungen dem Tode fürs Vaterland weyhten.

---

*) Bei dieſer Feierlichkeit, welche unter freien Himmel, im Angeſichte der Armee, geſchahe, mußte der zum Tode Geweyhte die gewöhnliche Kleidung ablegen, worauf ihm der Oberprieſter einen langen Mantel, wie ihn ehemals die Gabiner in Kampanien trugen, um die Schultern warf, den Kopf mit einem Schleyer verhüllte und ihm einen langen Wurfſpieß unter die Füße legte, worauf er ein fürchterliches Gebet nachſprechen mußte, in welchem er die Götter des Himmels und der Hölle anrief, daß ſie Schrecken und Verderben unter den Feinden verbreiten, und alles Unglück von dem römiſchen Volke und der Armee abwenden möchten, für die er ſich jetzt zum Todtenopfer weyhe.

**) Siehe das 49ſte Kupfer.

Nichts konnte dem hochaufſtrebenden Geiſte der Römer, die auf ihre in ſo vielen glücklichen Treffen bewieſene Tapferkeit ſo ſtolz waren, empfindlicher ſeyn, als die äußerſte Demüthigung, die ſie einsmals in dem Samnitiſchen Kriege von ihren Feinden erfahren mußten. Dieſe hatten unter der Anführung eines ſehr tapfern und klugen

Generals, Pontius Herennius, die Geſchicklichkeit gehabt, die römiſche Armee in einen engen Paß zu locken, der zwiſchen einer doppelten Kette von waldigten Bergen ſich bis zu einer ſumpfigten Ebene hinzog und in einem äußerſt engen Thale endigte *). Die Römer bemerkten nicht eher die Gefahr, in die ſie gerathen waren, als ſie ſich ſchon von allen Seiten von den Feinden eingeſchloſſen und jeden Ausweg zur Rettung verſperrt ſahen. Es blieb ihnen keine Wahl übrig, als entweder den ſchmählichſten Hungertod zu ſterben, oder ſich auf die ſchimpflichſte Art zu ergeben; denn jeder Verſuch, den ihnen die äuſſerſte Verzweifelung zu ihrer Rettung wagen hieß, war fruchtlos. Herennius, voll Freude, daß ihm dieſe Kriegsliſt ſo gelungen war, fertigte ſogleich einen Boten an ſeinen alten Vater ab, durch den er ihm die Nachricht von dieſem herrlichen Siege über die feindliche Armee gab, ihn aber auch zugleich um Rath fragte: was er mit den eingeſchloßnen Römern thun ſollte? „laßt ſie

---

*) Er führte den Namen: der Kaudiniſche Paß, von der nahe gelegenen Stadt Kaudium.

alle frei und ungehindert abziehen," war der Rath des Weiſen, mit welchem er den Boten an die Armee zurückſchickte. Dies kam dem Sohne ganz widerſinnig vor; er ſchickte einen andern Boten an ihn ab, ließ ihn noch näher von der glücklichen Lage der Sache unterrichten, und erhielt nun durch dieſen die Antwort zurück: „Hauet ſie alle, keinen ausgenommen, nieder." Dieſe beyden einander widerſprechenden Urtheile ſetzten den P. Herennius in Verlegenheit; er bat den Vater, ſelbſt ins Lager zu kommen und da ſeine Meynung zu eröffnen. Der abgelebte ehrwürdige Greis erſchien auf einem kleinen Wagen, trat in die Verſammlung der Kriegsobriſten ein und erklärte: er bliebe bei ſeinem gegebenen Rath, und überlaſſe es ihnen, welchen von beyden ſie befolgen wollten; im erſtern Fall, welchen er ſeiner Einſicht nach für den beſten hielt, würden ſie ſich die Römer, dieſe ſo tapfere Nation, äußerſt verbinden und auf immer zu Freunden machen; im letztern aber ihre Kräfte ſo ſchwächen, daß es ihnen auf lange Zeit nicht einfallen würde, mit ihnen Krieg zu führen. Gegen dieſe Erklärung brachte man nun in Vorſchlag, man könne ja wohl auf dem Mittelwege zu dieſem Zweck gelangen, daß man den Römern zwar das Leben ſchenkte, doch unter ſolchen Bedingungen und Geſetzen, die die Sieger nach dem Kriegsrecht den Ueberwundenen vorſchreiben könnten. „Auf dieſem Wege, erwiederte der Alte, werdet ihr die Römer weder entwaffnen, noch gewinnen: ſie werden dies Brandmahl der Schande, das ihr ihnen eingedrückt habt, nie vergeſſen, und nicht eher ruhen, bis ſie es wieder ausgelöſcht haben.“ Noch blieb man unentſchloſſen, was man thun wollte: indeß wurde der Greis wieder nach Hauſe geſchickt; und jetzt erſchienen Geſandte aus dem Römiſchen Lager, mit der Bitte, ihnen entweder einen anſtändigen Frieden zu gewähren, oder ſich mit ihnen zu ſchlagen. „Wie können, verſetzte Herennius trotzig, Beſiegte und Gefangene noch vom Schlagen ſprechen? Ihr legt die Waffen nieder und entſchließt euch, unter das Joch zu gehen: übrigens werde ich den römiſchen Konſuln den Frieden zugeſtehen, wenn die Römer das Samnitiſche Gebiet auf immer räumen und uns als ihre Bundesgenoſſen nach unſrer Weiſe leben und in Ruhe laſſen werden.“

Als die Geſandten mit dieſer Nachricht ins Lager zurückkehrten, erregte ſie ein allgemeines Wehklagen, das nicht ſtärker geweſen wäre, wenn ihnen allen auf der Stelle das Todesurtheil wäre angekündigt worden. Die beyden unglücklichen Konſuln, die jetzt an dem traurigen Schickſal der Armee, in welches ſie durch ihre Unvorſichtigkeit gerathen war, Theil nahmen, ſtanden ſchweigend mit niedergeſchlagnem Blick in der Verſammlung. Nach langem Stillſchweigen trat endlich ein junger edler Römer und Kriegsoberſter, Lentulus, auf und gab den Rath: unter den diesmaligen Umſtänden auch lieber die ſchlechteſte Kapitulation mit dem Feinde einzugehen, als den Kern der römiſchen Armee, die einzige Stärke, das einzige Rettungsmittel des Staats, auf dem ſeine Erhaltung beruhe, aufreiben zu laſſen. Zwar ſey er, ſo wie gewiß alle ſeine Waffengefährten, bereit, gern den Tod fürs Vaterland zu ſterben, wenn ſie es dadurch vom Untergange retten könnten: aber ein fruchtloſer Tod ſey hier Verrätherei am Vaterlande, deſſen Liebe von ihnen, als würdigen Bürgern, fordere, ihm nicht nur ihr leben, ſondern, was ihnen noch theurer ſey, ihre Ehre aufzuopfern.

Jetzt begaben ſich die beyden **Konſuln**, nebſt den Tribunen, ins feindliche Lager, um die Friedensbedingungen des Siegers einzugehen und zu unterſchreiben. Zu mehrerer Sicherheit des Tractats mußten ſie ſich zugleich verbindlich machen, ſechshundert römiſche Ritter als Geißeln auszuliefern. Nach geſchloſſenem Vertrag kehrten die Konſuln ins Lager zurück und kündigten den Soldaten ihre Schmach an. Da brach von neuem der Schmerz über ihre ſo tief gekränkte Ehre in lautes Jammern und Wehklagen, in Unwillen und Vorwürfe gegen ihre Anführer aus, die ſie durch ihre Unklugheit, gleich einer Jagdbeute, blindlings in dieſe Fallgrube geführt hätten; es fehlte wenig, daß nicht ihr Unwille in Thätigkeit ausbrach. Traurig ſahen ſie einer den andern an, blickten auf ihre Waffen, die ſie nun abliefern, auf ihre Hände, die das Schwerdt nicht führen ſollten; dachten ſich die Schmach, die ſie von ihren hohnlächelnden Siegern, unter deren Joch ſie ſich beugen ſollten, erfahren;

die

die Schande, die ſie ſchon auf dem Wege durch die Städte ihrer Bundesgenoſſen, und noch mehr bei ihrer Zurückkehr ins Vaterland empfinden würden, das ſie und ihre Vorfahren ſo oft als Sieger empfangen habe, und nun als Beſiegte, ohne Wunden, ohne Waffen, ohne eine Schlacht gethan zu haben, nackt und blos wieder aufnehmen ſollte! — Unter dieſen peinigenden Vorſtellungen trat die fatale Stunde ihrer Beſchimpfung ein. Jetzt wurden ſie aufgefordert, ihre Waffen abzulegen und blos in ihren Unterkleidern aus ihren Verſchanzungen zu treten; dann wurden die Geißeln ausgeliefert und von den Samnitern in Banden gelegt. Jetzt mußten die Konſuln ihre Liktoren verabſchieden und alle Ehrenzeichen ihrer Würden ablegen. Ueber dieſen Auftritt vergaßen die Soldaten ihren vorigen Unwillen und wendeten gerührt ihre Augen von dieſem entehrenden Schauſpiel ab. Zuerſt mußten die beyden Konſuln halbnackend unter dem Joch hingehen, dann die Officiere, wie eben die Reihe ſie traf, zuletzt die ſämtlichen Legionen. Mit verbißner Wuth giengen ſie ſo durch die Reihen der bewaffneten Feinde, die ihrer Schmach ſpotteten, ihnen mehrmals die bloſen Degen vors Geſicht hielten, auch wohl einige von ihnen, die ihnen mit Troz ins Auge ſahen, niederſtieſſen. Jezt waren ſie aus dem engen Paſſe getreten und hoben wieder ihr unter das Joch gebeugtes Haupt zum freien Himmel auf: aber der Tag war ihnen verhaßt und die Sonne ſchien ihnen wie über einem Leichenbegängniß zu leuchten. Sie nahmen ihren Weg nach Kapua, ungewiß, ob dieſe Bundesſtadt ſie als Freunde oder Feinde aufnehmen werde. Die Sonne gieng eben unter, als ſie ſich der Stadt näherten; von Schaam zurückgehalten, beſchloſſen ſie hier unter freien Himmel armſelig und von allem entblößt zu übernachten. Kaum aber erfuhren die Einwohner von Kapua das traurige Geſchick ihrer Bundesgenoſſen, als ſie ſogleich den Konſuln Ehrenkleider und Liktoren, und ſo den übrigen Soldaten Waffen, Kleider, Pferde und alles Nöthige zuſchicken und ſie in die Stadt einladen ließen. An dem Thore kam ihnen der Senat und die Bürgerſchaft entgegen, und empfiengen ſie mit allen Merkmalen der aufrichtigſten Gaſtfreundſchaft; aber ſo zuvorkommend liebreich auch die

Kapuaner ſie empfiengen, ſo vermochten ſie es doch nicht, ſie aufzurichten oder ihren Kummer zu zerſtreuen.

Die Nachricht von ihrer ſchimpflichen Kapitulation war ſchon zuvor nach Rom gekommen und hatte da allgemeines Trauren erregt. Alle Kramladen wurden geſchloſſen; die Edlen legten ihren ritterlichen Ornat ab; die Rechtspflege war unterbrochen, und es war allgemeine Stimmung: die Soldaten mit ihren Anführern wären nicht werth, in die Stadt eingelaſſen zu werden. — Aber als dieſe gegen Abend vor den Mauern erſchienen, ſo ganz mit allen Merkmalen der tiefſten Schaam — da verwandelte ſich ihr Unwille in Mitleid, da öffneten ſie ihnen traurend die Thore und begleiteten ſie mit thränenvollem Blick zu ihren Wohnungen, in die ſie verſchämt ſchlüpften und ſich einige Tage darinn verbargen, ohne ſich vor jemanden ſehen zu laſſen. Die beyden Konſuln legten freiwillig ihre Aemter nieder, und ließen es geſchehen, daß andere an ihre Stelle geſetzt wurden. Bei der nächſten

Rathsverſammlung wurden ſie zum Verhör gezogen. Da trat Spurius Poſtumus, der eine jener unglücklichen Konſuln, vor, und erklärte: daß zwar die Nothwendigkeit ſie gezwungen habe, jenen ſchimpflichen Vertrag einzugehen: da dies jedoch ohne Zuſtimmung des römiſchen Volks geſchehen ſey: ſo ſey auch dies nicht an denſelben gebunden; nur ſie, die ihn geſchloſſen und unterzeichnet hätten, wären an ihr Wort gebunden. Sie ſollten daher ihn und die an dieſer Schmach einer ſo unrühmlichen Bürgſchaft Theil genommen hätten, durch die Fecialen entkleidet und in Ketten dem übermüthigen Feinde zurückſchicken und ſich dadurch von der weitern Verbindlichkeit gegen Götter und Menſchen frei machen, um den Krieg mit deſto mehr Nachdruck fortſetzen zu können: wobei er die Götter anrief, daß ſie doch, verſöhnt durch ihre vorige Schmach und jetzige Hingabe in die feindlichen Hände, ſich nun wieder auf die Seite der Römer wenden, und die neuen Konſuln und ihre Legionen mit dem vorigen Ruhm und dem Glück krönen möchten, welches ſie verloren hätten.

Man erſtaunte über die Seelengröße des Mannes, der ſich ſo für das Wohl des Vaterlandes aufopferte, und war zweifelhaft, ob es derſelbe ſey, der vorhin die ſchimpflichen Friedensbedingungen eingegangen ſey; ja man ſtand eine Zeitlang an, ob der Staat ein ſo wichtiges Opfer annehmen dürfe. Aber Poſtumus beſtand darauf, und ſein Edelmuth bewog auch die übrigen Theilnehmer der gemeinſchaftlichen Schmach, daſſelbe Schickſal mit ihm zu theilen; er ſelbſt rief dem Liktor, als dieſer ihn entkleidete und die Hände auf den Rücken band, aber, aus Achtung gegen ſeine Würde, die Feſſeln etwas locker anlegte, zu: ziehe du nur die Bande, wie ſichs für einen, der ausgeliefert werden ſoll, gebiert, ſtraff an!

So wurde er durch den Friedensrichter mit den übrigen ins feindliche Lager gebracht und dem Herennius überliefert. Allein dieſer ließ ſich durch den Schein dieſer Formalitäten nicht blenden; erklärte die ganze Handlung für Treuloſigkeit, die das römiſche Volk an ihm begehe, die er aber ſchon mit dem Schwerd in der Hand rächen werde; ließ denen Gebundenen die Feſſeln abnehmen und ſie frei und ledig nach Rom zurück ziehen.

Der Krieg wurde darauf mit noch mehr Erbitterung von beyden Theilen fortgeſetzt. Die Römer ruhten nicht eher, bis ſie die Schande in dem Kaudiniſchen Paß wieder austilgten, welches ſie ſchon bei dieſem erſten Feldzuge thaten. Noch lange Jahre kämpften beyde Völker um Freiheit und Unabhängigkeit; erſt nach ſiebzig Jahren gelang es den Römern, ſich dies tapfere Volk unterwürfig und ſich durch ihre Unterjochung zu Herren von dem mittlern Italien zu machen.

Noch war der untere Theil Italiens bisher entfernt von dem Schauplatz des Krieges geblieben. Die dortigen kleinen Staaten, größtentheils griechiſche Kolonien, befanden ſich in einem blühenden Zuſtande, in welchen ſie ihre Betriebſamkeit und ihre Schiffahrt geſetzt hatte; mit den Reichthümern, die ſie ſich dadurch erworben, war aber auch zugleich Ueppigkeit und Schwelgerei bei ihnen eingeriſſen, die jene angeerbte männliche Kraft, durch die ſich die Griechen urſprünglich auszeichneten, bei ihnen geſchwächt und ihre Sitten ganz verdorben hatte; nur in Verfeinerung jeder Art ſinnlicher Genüſſe und der bildenden Künſte wetteiferten ſie mit dem Mutterlande und verbanden die aſiatiſche Ueppigkeit mit dem Kunſtgenie der Griechen. Der Einfluß, den der Aufenthalt des weiſen Pythagoras in dieſem Theile Italiens auf die Verbeſſerung der Sitten gehabt hatte *), war allmählich verſchwunden; nur in den Seelen weniger Edlen erhielt ſich noch jener Saame der Weisheit, den er ausgeſtreuet hatte: aber bei

der

---

*) Siehe den II. Band der Moral. Bilderb. S. 211 ff.

der größern Menge war er längſt wieder durch überhandnehmenden Hang zur Wolluſt erſtickt worden.

Eine der Städte, die in dem untern Italien, oder Großgriechenland, ſich vorzüglich von dieſer unrühmlichen Seite, der Hauptſitz des Luxus zu ſeyn auszeichnete, war Tarent, das durch ſeine glückliche Lage an einem der anſehnlichſten Meerbuſen, durch den daſelbſt blühenden Handel ſeit langer Zeit der Mittelpunkt des Verkehrs mit den entfernten Nationen war, in welchen ſich die Quellen des Reichthums aus den entlegnen Ländern ergoſſen. Nur auf den Erwerb der Schätze bedacht, deren ſie ſich zur Befriedigung ſchwelgeriſcher Lüſte bedienten, blieben die Tarentiner untheilnehmend an jenen kriegeriſchen Bewegungen, welche die Römer, die in ihren Augen für Barbaren, rohe, ungebildete Menſchen galten, bis nahe an ihre Grenzen brachten. Ungeſtört überließen ſie ſich den ſinnlichen Vergnügungen, feierten ſo viel Feſte, als Tage im Jahre waren, und befanden ſich am beſten bei Trinkgelagen und im Schauſpielhauſe, wo die Aufführung eines guten Stücks ſie mehr intereſſirte, als die Angelegenheit Italiens.

Eben befanden ſie ſich einſt ihrer Gewohnheit nach im Theater, als ein kleines römiſches Geſchwader von zehn Schiffen, vom Sturm getrieben, vor ihrem Hafen erſchien, deſſen Anführer, **Valerius**, ſich daſelbſt, als in einem freundlichen Hafen, vor Anker legen und die Schiffe ausbeſſern wollte. Kaum erſcholl dies Gerücht, als die Verſammlung, im Rauſche ihrer Vergnügung geſtört, dies für einen widerrechtlichen und feindſeligen Verſuch der Römer, dieſer, ihrer Meynung nach ungebildeten Nation, erklärte, und angefacht von einem ihrer Sprecher, der ſich auf einen alten Tractat berief, nach welchem die Römer ſich verbindlich gemacht hätten, nicht das laciniſche Vorgebürge zu umfahren, ſogleich zum Waffen griff, noch halb im Taumel die Schiffe beſtieg und in voller Wuth auf das römiſche Geſchwader losſegelte. Dieſes hatte ſich eines ſolchen Angriffs nicht verſehen und begab ſich daher auf die Flucht. Die Tarentiner ſetzten ihm nach, bohrten vier der römiſchen Schiffe, auch dasjenige, auf welchem ſich der Anführer befand, in den Grund, und brachten das eine gefangen in den Hafen ein, deſſen wehrhafte Mannſchaft ſie ſogleich niederhieben und die übrigen als Sclaven verkauften.

Empört über dieſes feindliche und grauſame Verhalten der Tarentiner hätte Rom gern ſogleich Rache an ihnen genommen; aber da es noch in den Krieg mit den Samnitern verwickelt war, ſchickte der Rath eine Geſandtſchaft nach Tarent, und ließ eine der Beleidigung angemeſſene Genugthuung fordern. Auch dieſe Geſandten Roms wurden auf eine verächtliche und ſchimpfliche Art von den Tarentinern und dem daſigen Pöbel, der ſelten nüchtern war, behandelt; ihr fremder Anzug, ihr gerades Benehmen, ihr gebrochnes Griechiſch, das ſie redeten, erregte ein lautes Gelächter, und unterbrach alle Augenblicke die Redner, die man, ohne ſie ausreden zu laſſen, wieder fortgehen hieß; ja noch im Fortgehen aus dem Theater, wo man die Geſandten empfangen und jetzt mit Schimpf fortgewieſen hatte, begieng einer der Tarentiner, der unter ſeinen Landsleuten für einen Luſtigmacher galt, die Ungezogenheit, die Toga des römiſchen Geſandten Poſthumius mit ſeinem Urin zu beflecken, worüber der ganze Haufe hochauflachte. Mit ernſtem Geſicht wendete ſich Poſthumius bei dieſem ſchändlichen Auftritte um: „lacht nur jetzt, rief er, ihr Verwegenen; ihr werdet bald genug deſtomehr weinen! Dieſe Flecken meines Kleides werdet ihr mit eurem Blut auswaſchen müſſen!“

Dies war die Veranlaſſung zu dem blutigen Kriege zwiſchen dieſen beyden Staaten, der ſich mit dem Untergange Tarents und der Unterjochung des ganzen noch übrigen Italiens, das zugleich mit in denſelben verflochten wurde, endigte. Die Hauptperſonen bei dieſem großen Schauſpiel, auf die wir beſonders jetzt unſere Aufmerkſamkeit richten wollen, ſind

Pyrrhus und Fabricius;

jener, der als einer der damals mächtigſten Könige von den Tarentinern zu ihrer Vertheidigung aus ſeinem Reiche Epirus herüber gerufen wurde, und jetzt als der würdigſte Gegner der Römer, an dem ſie ihre Tapferkeit verſuchen konnten, in Italien auftrat; und dieſer, der die Ehre und das Wohl ſeiner Republik auch in der gefahrvolleſten Zeit durch ſeinen Edelmuth und Tapferkeit behauptete, und ſich ſelbſt in den Augen ſeines Gegners ſo achtungswürdig zeigte.

Pyrrhus, damaliger König von Epirus, einem Landſtrich, der längſt dem Joniſchen Meere an Illyrien, Macedonien und Theſſalien grenzte, gab zuerſt dieſem Königreiche, das zuvor nur eine Provinz von Macedonien geweſen war, einige Bedeutung: ſo wie ſich zu ſeiner Zeit nach dem Tode Alexanders des Großen mehrere ſouveraine Staaten und Königreiche durch ausgezeichnete Helden aus der macedoniſchen Schule gebildet hatten. Er ſelbſt war zwar ein geborner Prinz aus dem königlichen Hauſe von Epirus, hatte aber ſchon in ſeiner frühesten Kindheit das Unglück, daß er mit in das Schickſal ſeines Vaters, Aeacides, verflochten wurde, der bei einem Aufſtande des Volks ſeines Thrones entſetzt und vertrieben wurde. Mehrere Verwandte und Freunde des unglücklichen Königes, deren man habhaft werden konnte, kamen bei dieſer Revolution ums Leben, und beinahe hätte auch den Pyrrhus, als ein kleines Kind, dies Schickſal getroffen, wenn nicht einige, der königlichen Familie treuergebene Bürger, ihn noch zu rechter Zeit heimlich auf die Seite geſchafft und den Händen einiger treuen Sclaven und Weiber anvertraut hätten, die mit dem jungen Prinzen die Flucht ergreifen mußten.

Noch hatten dieſe nicht die Grenzen des Landes erreicht, als ſchon die Trabanten des neuen Thronbeſitzers ihnen auf dem Fuße folgten. Dieſe Gefahr, in der der junge Prinz von neuem ſchwebte, machte die wenigen, aber treuen Begleiter deſſelben äußerſt beſorgt; ſie wurden einig, daß dreye von ihnen, die ſtärkſten und muthigſten Jünglinge, das Kind ſo eilig als möglich nach der nächſten macedoniſchen Stadt bringen ſollten, indeß die übrigen Alles verſuchen wollten, die Verfolger aufzuhalten. Es gelang ihnen auch in der That, theils durch ihre Bitten, theils durch muthige Gegenwehr, und kaum hatten ſich die Trabanten entfernt, als ſie ſich wieder zu den vorausgeſchickten Jünglingen und um ihren geliebten Prinzen verſammleten.

Die Sonne war ſchon untergegangen, als ſie ſich der Stadt **Megara** näherten; aber hier fanden ſie wieder ein neues Hinderniß zu bekämpfen. Der Strom, der an der Stadt hinfloß, war durch ein ſtarkes Gewitter mit Regen heftig angeſchwollen und hatte alle Wege und Zugänge zu der Stadt überſchwemmt. Zwar bemerkten ſie an dem gegenſeitigen Ufer einige Leute, denen ſie flehentlich zuriefen und den jungen Prinzen hoch auf ihren Armen hinhielten — aber vor dem Toſen des Stroms konnten die Drübenſtehenden nichts vernehmen und ſchienen ſich auch nicht ſehr um das Schickſal dieſer Fremden zu bekümmern. Da gerieth einer der Begleiter auf den Einfall, ein Stück Rinde von einem Baum zu ſchälen und darauf mit dem Stachel einer Schnalle in wenig Worten ihre Gefahr und die Wichtigkeit dieſes jungen Flüchtlings und ſeiner Erhaltung zu beſchreiben, wickelte dieſe um einen Stein und warf ſie den Ueberſtehenden zu. Dies bewog ſie, ſogleich eine Fähre, ſo gut es ſich in der Eile thun ließ, zu verfertigen, damit über den Strom zu ſetzen, und erſt den Prinzen, alsdann auch ſeine Begleiter gegen eine gute Belohnung über den Fluß zu bringen.

Noch hielten die treuen Begleiter des Pyrrhus ihn auch hier nicht ſo ganz vor den feindlichen Nachſtellungen geſichert; die Macedonier hatten unter ſeinem Vater mit den Epiroten öftere Kriege geführt; der König dieſes Landes könnte daher leicht aus Eiferſucht gegen das Haus der Aeaciden die Anſchläge des Neoptólem (ſo hieß der jetzige Machthaber des epirotiſchen Reichs, der den Vater des Pyrrhus verdrängt hatte) begünſtigen; unter vielen Beſchwerden und nicht geringer Gefahr reiſten ſie daher mit ihrem rechtmäßigen Thronerben durch Macedonien, wendeten ſich von da nach Illyrien zu dem dortigen Könige Glaukias, deſſen Gemahlin aus dem Hauſe des Aeacides, und alſo mit dem Pyrrhus nahe verwandt war, und ſprachen ihn um eine Freiſtätte für ihren geliebten Prinzen an.

Anfangs ſchien dieſer Fürſt unſchlüſſig, ob er mehr den Eingebungen der Politik, oder den Gefühlen der Natur folgen ſollte; er ſahe wohl voraus, welche mächtige Feinde er ſich dadurch zuzöge, wenn er dieſen Prinzen in ſeinen Schutz nähme; ſein langes Schweigen ſetzte die Gefährten des Unglücklichen in Sorgen; ſie hatten ſich mit dem Kinde ihm demüthig bittend zu Füßen geworfen, und in dem Augenblick kroch der kleine Pyrrhus von freien Stücken hinzu, ergriff mit ſeinen Händchen einen Zipfel von dem Gewande des Königs, und richtete ſich ſo an ſeinen Knien in die Höhe, als wollte er ihn ſelbſt um Mitleid anflehen. Der Fürſt wurde dadurch gerührt; er nahm den Prinzen in ſeine Arme, übergab ihn ſogleich den Händen ſeiner Gemahlin Beroa, um Mutterſtelle an ihm zu vertreten. Hier wurde er nun mit den eignen Kindern des Königes erzogen, und ſetzte ſich durch ſeine einnehmende Bildung und gutes Betragen immer feſter in der Liebe ſeiner nunmehrigen Pflegeltern, ſo, daß weder die Drohungen ſeiner mächtigen Feinde, noch das Anerbieten einer noch ſo großen Summe, das man ihm machte, den König bewegen konnte, ihn aus ſeinen Händen zu geben.

Pyrrhus hatte noch nicht das zwölfte Jahr erreicht, als die Epiroten, der Herrſchaft des Neoptolemus überdrüßig, ſich wieder nach der vorigen Regierung der Aeaciden ſehnten; ſie forderten daher ihren Prinzen zurück; Glaukias führte ihn an der Spitze ſeiner Armee wieder in ſeine väterlichen Staaten ein und gab ihm ſeine Krone wieder.

Dieſe in ſeiner frühen Kindheit erlittene Unfälle hatten auf die Denkungsart und den Charakter des jungen Königes einen wichtigen Einfluß; ſie hatten ihm Zutrauen zu ſich eingeflößt, das durch den Glauben an eine höhere Macht, die über ſein Leben wache, beſtärkt wurde. Schon als Jüngling, als er noch die Regierung mit den ihm beigeſetzten Vormündern theilte, zeigte er ſich durch ſein geſetztes Weſen, durch genaue Aufmerkſamkeit auf alle Theile der Regierung, durch ſeinen Verſtand und Muth der Krone würdig. Sein Geſicht hatte etwas Majeſtätiſches, das mehr Schrecken als Ehrfurcht einflößte, und die Strenge, mit der er auf Befolgung ſeiner Befehle beſtand, ließ den unruhigen Köpfen in ſeinen Staaten wenig Hoffnung, ihren Einfluß auf die Regierung zu behaupten.

Jetzt glaubte er ſich ſeine Herrſchaft geſichert zu haben, als er in ſeinem ſiebzehnten Jahre die Unvorſichtigkeit begieng, ſich aus ſeinen Staaten zu entfernen und eine Reiſe nach Illyrien zu unternehmen. Die Veranlaſſung dazu brachte zwar ſeinem Herzen Ehre. Einer der Söhne des **Glaukias**, ſeines Wohlthäters, mit dem er erzogen worden, der der Geſpiele ſeiner Kindheit geweſen war, feierte eben ſeine Vermählung. **Pyrrhus** glaubte es dem Rechte der Gaſtfreundſchaft ſchuldig zu ſeyn, an dieſem Feſte perſönlich Theil zu nehmen. Kaum aber hatte er ſeine Staaten verlaſſen, als die Anhänger des **Neoptolemus** ſich ſeiner Abweſenheit zu Nutze machten, eine neue Empörung ſtifteten, ſeine Freunde vertrieben und ihn von neuem ſeiner Krone und aller ſeiner Schätze beraubten.

Pyrrhus befand ſich damals außer Stande, ſich wieder in den Beſitz ſeines Reichs zu ſetzen, nahm ſeine Zuflucht zu dem damals berühmten Demetrius Poliorcetes *), der ſeine

---

*) Dieſen Beinamen, Poliorcetes, der Städtebezwinger, erhielt er, weil er in Belagerung der Städte vorzügliches Genie und Glück hatte. Demetrius ſelbſt hat ſich zwar in der Geſchichte als Held und König einen großen Namen erworben, aber nicht als Menſch ſeinen Werth behauptet, noch ſich einer Stelle in der Reihe der Edlen würdig gemacht. Er war ein ausſchweifender Wollüſtling, der auch bei ſeinen wichtigſten Unternehmungen keinen andern Zweck hatte, als um ſeinen Ehrgeiz und ſeine Wolluſt zu befriedigen. Er war der Sohn des berühmten Antigonus, einer der tapferſten und ſcharfſinnigſten Feldherrn Alexanders des Großen, der ſich nach deſſen Tode zum ſouverainen Herrn von Kleinaſien gemacht, und durch ſeine nachherigen Siege ſich die mehreſten Provinzen Aſiens unterworfen hatte, der erſte, der unter den Generalen Alexanders den königlichen Titel annahm; ſich auch eine lange Reihe von Jahren in dieſer Würde bei immer ſteigender Macht erhielt, bis er in ſeinem 80ſten Jahre in der Schlacht bei Ipſus in Phrygien, gegen die vereinte Macht ſeiner Nebenbuhler, die Krone und das Leben verlohr. Demetrius, der ſeinen Vater auf ſeinen Feldzügen begleitete, und außerdem auf ſeinen Auftrag große Eroberungen machte, auch nachher den königlichen Titel mit ihm theilte, verlohr zugleich in jener Schlacht, wo

ſeine Schweſter Deidamia zur Gemahlin hatte, bildete bei dieſem Könige, der in dem Rufe eines der tapferſten Feldherrn ſtand, ſein kriegeriſches Genie noch mehr aus, und begleitete ihn auch in jene berühmte Schlacht bei Ipſus, die zwar unglücklich für den Demetrius ausfiel,

---

wo er jedoch außerordentlichen Heldenmuth gezeigt hatte, faſt alle ſeine Provinzen, und ſah ſich genöthigt, eine Zeitlang an verſchiedenen Seeküſten herumzuirren, bis er ſich wieder in glücklichere Umſtände verſetzt ſah. So war er durch ſein ganzes Leben ein Spiel des Glücks, das ihn bald über alles Erwarten aus der ungünſtigſten Lage zu dem höchſten Gipfel der irdiſchen Größe erhob, wo er dann bei ſeinem Uebermuth keine Grenzen kannte und ſich den größten Ausſchweifungen überließ, bald aber auch ihn wieder deſto tiefer herabſetzte und ſeine Nichtigkeit empfinden ließ, ohne daß er durch dieſe Erfahrungen weiſer und beſſer wurde: ſein letztes Schickſal war, daß er vom Seleukus, ſeinem eigenen Schwiegerſohn, deſſen Staaten er zuvor feindlich verwüſtet hatte, ſo in die Enge getrieben wurde, daß er ſich ihm zuletzt auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Dieſer gab ihm eine Stadt in Syrien zu ſeinem Aufenthalte, wo er in einer Art von Gefangenſchaft lebte, ſich aber übrigens ganz ſeiner gewohnten üppigen Lebensart überlaſſen konnte: hier zog er ſich durch ſeine Unmäßigkeit eine tödtliche Krankheit zu, an der er im 54ſten Jahre ſeines Alters ſtarb.

aber dem **Pyrrhus** Gelegenheit gab, Proben ſeiner Tapferkeit und ſeines Heldenmuths abzulegen. Nach dieſem Treffen verſtand er ſich dazu, für ſeinen Schwager als Geißel nach Egypten zu gehen. Hier am Hofe des **Ptolomäus** ſetzte er ſich durch ſein liebenswürdiges Betragen bei dem Könige ſo in Gunſt, daß ihm dieſer ſeine Tochter **Antigone** zur Gemahlin gab und bald nachher wieder durch ſeine Armee in den Beſitz ſeines Königreichs einſetzte.

Hier hätte nun **Pyrrhus** ein ſehr ruhiges Leben führen und ſeine Unterthanen beglücken können, wenn nicht die Eroberungsſucht ſich ſeiner Seele bemeiſtert, und das Verlangen, ein zweyter **Alexander** zu werden, ihn zu immer neuen kriegeriſchen Unternehmungen fortgeriſſen hätte. Er hatte in der That eine ſehr gute und menſchenfreundliche Gemüthsart, war leutſelig im Umgange, großmüthig in Ertragung der Fehler Anderer, nur unleidig gegen diejenigen, die mit ihm an Heldenmuth und Tapferkeit wetteiferten.

Als einſt einer ſeiner Freunde, Aeropus, der ihm wichtige Dienſte geleiſtet hatte, geſtorben war, war er äußerſt betrübt und machte ſich die bitterſten Vorwürfe darüber, daß er durch zu langes Zögern und Aufſchieben ihm den verdienten Dank nicht erwieſen habe.

Einſt rieth man ihm, einen Menſchen, der ihn geläſtert hatte, aus dem Lande zu jagen. Nein, ſagte er, es iſt beſſer, daß er hier bleibt und da unter Leuten läſtert, wo er weniger Glauben findet, als daß er herumzieht und uns überall Böſes nachſagt.

Bei den damaligen öftern Thronveränderungen und der Eiferſucht der aſiatiſchen Regenten, fand ſein unternehmender Geiſt ein weites Feld, wo er den Ruhm eines der gröſten Helden ſeiner Zeit einerndten konnte. Macedonien erkannte ihn als Sieger und rief ihn zu ſeinem König aus, wiewohl er dieſe Krone nicht lange behauptete. Auch nach Italien hatte ſich der Ruf ſeiner Thaten verbreitet. Als daher die Römer, wie oben gemeldet worden, den Tarentinern den

Krieg ankündigten, und dieſe um einen geſchickten Feldherrn verlegen waren, fiel ihre Wahl auf den Pyrrhus, als den Würdigſten, den ſie der römiſchen Tapferkeit entgegen ſtellen könnten, und es wurde ſogleich eine Geſandtſchaft nach Epirus mit anſehnlichen Geſchenken an ihn abgeſchickt.

Dieſe Geſandtſchaft war dem ruhmſüchtigen Pyrrhus außerordentlich angenehm; es ſchmeichelte ihn, daß man auch in Großgriechenland ſeine kriegeriſchen Verdienſte anerkenne, und die Hoffnung, dort eine neue glänzende Laufbahn ſeines Ruhms zu betreten, machte, daß er auf der Stelle den Antrag der Tarentiner annahm. Voll Entzücken theilte er ſeinen Plan einem ſeiner vertrauteſten Freunde, den er gewöhnlich bei ſeinen wichtigſten Unternehmungen zu Rathe zog, dem Cineas mit. Dieſer Mann war ein Theſſalier von Geburt, ein Mann von vorzüglichem Verſtande und vielen Kenntniſſen, ein Schüler und Freund des Demoſthenes, in deſſen Rednerſchule er ſich zu einem der vorzüglichſten Redner gebildet hatte. Pyrrhus, in deſſen Dienſten er ſeit geraumer Zeit war, bediente ſich ſeiner zu Geſandtſchaften an die Städte, wo er durch ſeine Ueberredungsgabe ihm ungemeine Vortheile verſchaffte, ſo daß er von ihm ſagte: Cineas habe ihm mehr Städte durch ſeine Beredtſamkeit, als er ſelbſt durch die Waffen, erobert.

Bei der merkwürdigen Unterredung, die Pyrrhus mit dieſem ſeinem Vertrauten über ſeinen bevorſtehenden Feldzug nach Italien hielt, fragte ihn dieſer, was ſich der König wohl für ein Ziel dabei geſetzt habe? ob ſeine Abſicht blos auf die Ueberwindung der Römer, oder noch weiter gehe?

Pyrrhus erklärte: würde er Herr von Rom ſeyn, dann könne es ihm nicht fehlen, alle die übrigen Staaten Italiens, und ſo dieſes ſchöne und fruchtbarſte unter den Ländern von Europa ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen.

Gut, verſetzte Cineas; aber wenn wir nun Italien erobert haben, was werden wir dann thun?

Pyrrhus: dann reicht uns das nahgelegene Sicilien die Hände, dieſe ſchöne und volkreiche Inſel, die der Schlüſſel zu Europa und Afrika iſt, und bei der kläglichen Anarchie, die jetzt darinn herrſcht, uns keinen langen Widerſtand thun wird.

Cineas. Die Eroberung Siciliens alſo ſoll das Ziel unſers Feldzug ſeyn!

Pyrrhus. Keinesweges; nur das Vorſpiel von noch weit wichtigern Auftritten; von Sicilien iſts ja nur ein Sprung nach Afrika, und das reiche Karthago fällt dann in unſre Hände.

Cineas. In der That ein ſehr heroiſches Unternehmen; als Herren von Italien und Afrika liegt dann auch das Schickſal von Griechenland und Macedonien in unſern Händen. Aber, mein König! wenn uns nun alle dieſe länder unterwürfig ſind, was thun wir dann?

Pyrrhus: Dann, Freund, dann wollen wir ganz in der angenehmſten Ruhe das Leben genießen, jeder Tag ſoll dem Vergnügen gewidmet ſeyn, den Vergnügungen der Tafel und der angenehmſten Unterhaltung.

Cineas. Ey, ſo wären wir ja ſchon jetzt am Ziel, und brauchen es nicht erſt auf einem langen und gefahrvollen Umwege zu ſuchen. Was hindert uns denn, jetzt das Glück des Lebens zu genießen, da wir ſchon die Mittel dazu in Händen haben, ohne es erſt mit ſo großen Anſtrengungen und Aufopferungen erkaufen zu dürfen?

Pyrrhus konnte dagegen nichts einwenden; nichts deſto weniger aber blieb er bei ſeinem gefaßten Vorſatz und rüſtete ſich mit ſeiner ganzen Macht zu dieſem Feldzuge.

Allein ſchon da, als er ſich mit der Armee eingeſchifft und die Höhe des Meeres erreicht hatte, wurde durch einen heftigen Sturm aus Norden ſeine Flotte zerſtreut und ſo übel zugerichtet.

richtet, daß nur wenig Schiffe die Küſte von Italien erreichten; ſelbſt das königliche Schiff, das wegen ſeiner Größe und Stärke der Gewalt der Wellen am längſten widerſtand, ſtand in Gefahr, an der Küſte zertrümmert oder wieder in See getrieben zu werden. Ohne ſich lange zu bedenken, warf ſich Pyrrhus ins Meer, um ans Ufer zu ſchwimmen; ſeine Begleiter folgten ſeinem Beiſpiel, und beeiferten ſich, ihm beizuſtehen; es war tief in der Nacht; die toſenden Wellen, die heftige Brandung hinderte das Aufklimmen, ſo daß ſie erſt mit anbrechenden Tage, nach der äußerſten Anſtrengung, das Land erreichten. Pyrrhus befand ſich zwar am Körper äußerſt entkräftet, aber noch immer bei Muth und Geiſtesgegenwart, um dieſem Unfall Trotz zu bieten. Er ſammlete die Ueberbleibſel ſeiner Armee, die nicht ganz aus zwey tauſend Mann Fußvolk, nur wenigen Reutern und zwey Elephanten beſtand, und brach mit derſelben nach Tarent auf, wo nach einigen Tagen die noch übrigen verſchlagenen Schiffe glücklich ankamen.

Pyrrhus hatte ſeine Armee noch nicht ganz zuſammen, als ſchon der Konſul Lävinus mit den römiſchen Legionen in Lukanien vorrückte und das Land verwüſtete. Der König von Epirus zog ihm ſogleich entgegen; doch ehe er ſich ins Treffen einließ, bot er den Römern einen friedlichen Vergleich mit den Tarentinern und ſich zum Vermittler an; aber mit römiſchen Stolze ließ ihm Lävinus zurückſagen: die Römer verlangten den Pyrrhus nicht zum Schiedsrichter in ihren Angelegenheiten und fürchteten keinen Feind.

In der Gegend von Heraklea, an dem kleinen Fluſſe Siris, kamen die feindlichen Armeen zuerſt aneinander. Pyrrhus bemerkte aus allen Anordnungen und Stellungen der römiſchen Armee, daß er es nicht, wie man ihm geſagt hatte, mit Barbaren, ſondern mit Leuten zu thun habe, die die Kriegskunſt verſtänden; um deſtomehr ſuchte er aber auch ſeinen Heldenmuth zu bewähren. Es wurde von beyden Theilen mit außerordentlicher Tapferkeit gefochten; ſiebenmal drängten die Armeen einander wechſelsweiſe zurück, und lange blieb das Treffen unentſchieden. Pyrrhus war überall, wo die Gefahr war, zugegen, und munterte durch ſeine perſönliche Tapferkeit die Seinigen auf; ihm ſelbſt wurde im Handgemenge von einem verwegnen Italiener, der mit gefällter Lanze auf ihn losſprengte, das Pferd unter dem Leibe durchbohrt, daß er zur Erde herabſtürzte; nur mit Mühe rettete er das Leben, und ſah ſich genöthigt, ſeine Rüſtung mit der ſeines Freundes Megakles zu verwechſeln, der wirklich durch dieſe Umkleidung ſein Leben einbüßte. Nach langer Anſtrengung verſchafften ihm endlich ſeine Elephanten den Sieg, deren ungeheure Größe und Rüſtung die Römer, die dergleichen bis jetzt noch nicht geſehen hatten, in Furcht ſetzten und ihre Reuterei in Unordnung brachten. Jetzt drang Pyrrhus mit ſeiner Theſſaliſchen Reuterei in die geöffneten feindlichen Glieder ein, und nöthigte die Römer, nach langem blutigen Widerſtand, ihm das Schlachtfeld zu räumen.

So groß dieſe Niederlage der Römer war, ſo war der Verluſt an Leuten auf Seiten des

Pyrrhus nicht weniger beträchtlich; jeder, auch der gemeinſte römiſche Soldat, hatte als Held gekämpft; als daher am folgenden Tage Pyrrhus das Schlachtfeld in Augenſchein nahm, ſahe, wie dieſe Tapfern, alle gegen den Feind gekehrt, an rühmlichen Wunden geſtorben waren, rief er bewundernd aus: „mit ſolchen Soldaten ſollte es mir leicht ſeyn, die ganze Welt zu erobern.“ Zugleich befahl er, daß die Leichname der Erſchlagenen auf die ehrenvollſte Art beerdiget würden. Bei ſeinem Einzuge in Tarent, als man ihm bei der Muſterung ſeiner übriggebliebenen Truppen zu dem erhaltnen Siege Glück wünſchte, ſagte er: „ja, noch einen ſolchen Sieg — und ich komme ohne Soldaten wieder nach Epirus!“ — Uebrigens bewies er ſich gegen die gefangenen Römer äußerſt leutſeelig, bot ihnen unter ſehr ſchmeichelhaften und anſehnlichen Verſprechungen Dienſte bei ſeiner Armee an, und als ſie dieſe ausſchlugen, behandelte er ſie nichts deſto weniger gnädig und ſanft, ohne ihnen durch Bande oder andere Zeichen der Sclaverei ihren Zuſtand zu erſchweren.

Während jetzt Pyrrhus seinen Sieg verfolgte und näher gegen Rom selbſt rückte, zog indeß der Konſul Lävinus, der nach jener unglücklichen Niederlage seiner Armee ſich durch die Flucht gerettet hatte, die zerſtreuten Ueberbleibſel ſeiner Truppen an ſich, und ſetzte ſich damit dem Feinde in den Rücken. So ſehr auch die römiſche Republik durch jene Niederlage gebeugt war, verlor ſie dennoch das Zutrauen zu ihrer Kraft nicht, und anſtatt den Konſul zurück zu rufen, verlängerte man ihm das Kommando und ſchickte ihm zwey neue Legionen zur Verſtärkung zu.

Nicht lange darauf gieng eine Geſandtſchaft von Rom an den Pyrrhus ab, um wegen der Auswechſelung oder Loskaufung der Gefangenen mit ihm zu unterhandeln. Dieſe Geſandtſchaft beſtand aus den angeſehenſten Staatsmännern, unter denen ſich beſonders einer der edelſten Römer, Cajus Fabricius Luſcinus, befand.

Dieſer Mann war von ſeiner Jugend auf arm, aber ſeine Armuth hinderte ihn nicht, ſich unter ſeinen Mitbürgern auszuzeichnen, ſondern bahnte ihm in jenem Zeitalter, wo die Sitten der Römer noch nicht verdorben waren, den Weg zu den anſehnlichſten Aemtern und Ehrenſtellen; denn was ihm an Vermögen fehlte, das erſetzte er durch ſeinen Fleiß, durch die Talente ſeines Geiſtes, und vorzüglich durch ſeine Rechtſchaffenheit, durch die er ſich die allgemeine Achtung ſeiner Mitbürger erworben hatte. Ohngeachtet er mehrmals die erſten Staatswürden bekleidet, als Feldherr über mehrere Völkerſchaften geſiegt, und den öffentlichen Schatz durch die Beute eroberter Städte und Länder ſehr bereichert hatte: ſo dachte er gleichwohl an nichts weniger, als an Verbeſſerung ſeiner äußerlichen Umſtände, lebte in ſeiner Dürftigkeit zufrieden, und übte ſich immer mehr in der Kunſt, zu entbehren. Seine Wohnung, ſo wie ſein Hausrath, war äußerſt einfach. Von Koſtbarkeiten beſaß er nichts, als ein einziges ſilbernes Salzfaß und ein kleines Trinkgeſchirr, deſſen Fuß noch dazu von Horn war. Als ſeine Töchter ſich verheiratheten, war er nicht im Stande, ihnen eine Ausſtattung zu geben: aber der Senat hielt ſich aus Achtung gegen den würdigen Vater verpflichtet, dieſe Mitgäbe deſto anſehnlicher aus dem öffentlichen Schatz zu machen. Einſt kamen die Geſandten der Samniter mit reichen Geſchenken an Geld und Koſtbarkeiten zu ihm. Fabricius ſah lächelnd auf ihre Geſchenke, ſtrich mit der flachen Hand über die Ohren, über die Augen, Naſe, Mund und herab zum Magen, und ſagte: „ſolange ich über dieſe Herr bin, brauche ich euer Geld nicht; gebt es lieber denen, die es bedürfen, und nicht die Kunſt verſtehen, es zu entbehren.“

Männer dieſer Art, deren Rom zu jener Zeit noch mehrere aufweiſen konnte, konnten den Staat, ſelbſt wenn er im Sinken war, noch aufrecht erhalten; ſie waren die Strebepfeiler ſeiner Macht und Größe, und erhoben ihm, ſelbſt bei den Ausländern, zu immer mehr Anſehen. So ſahe ſich daher auch Pyrrhus jetzt durch die an ihn gerichtete Geſandtſchaft geehrt; er kannte nun die Römer als eine ſehr tapfere und achtungswerthe Nation, war ſehr geneigt, ſich mit ihnen in freundſchaftliche Unterhandlungen einzulaſſen und ihnen den Frieden, um den die Geſandtſandtſchaft ihn, ſeinem Vermuthen nach, bitten würde, unter den billigſten Bedingungen zuzugeſtehen. Er empfieng daher die Geſandten mit aller der Achtung, die dieſe Männer von konſulariſchen Stande verdienten, ſchickte ihnen ſchon an der Grenze eine ſichere Bedeckung zu, ritt ihnen mit einem Chor auserleſener und ſchön geſchmückter Reuter vor das Thor der Stadt entgegen und führte ſie auf die ehrenvolleſte Art in ſeinen Pallaſt ein. Fabricius wußte ſich auch dabei auf eine ſo gute Art zu benehmen, verband mit einem edlen Stolz und freiem, offenem Weſen gleichwohl ſo viel Beſcheidenheit, daß er den König gleich auf den erſten Anblick für ſich einnahm. Mit edlem Anſtande trug er dieſem in einer kurzen Rede das Verlangen der Republik wegen Befreiung der Gefangnen vor, wobei er dem gegenwärtigen Sieger die Veränderlichkeit des Kriegsglücks und die Ungewißheit der Zukunft zu beherzigen bat.

Pyrrhus hatte die gute Gewohnheit, bei wichtigen Angelegenheiten nichts zu entſcheiden, ohne zuvor ſeine Staatsräthe darüber zu Rathe

gezo=

gezogen zu haben. Er verſammlete auch jetzt dieſelben und trug ihnen den Antrag des Fabricius vor. Einige von ihnen waren zwar der Meynung: er müſſe ihren Geſuch wegen der Gefangnen abſchlagen und nicht eher das Schwerd in die Scheide ſtecken, bis er die Römer völlig überwunden habe. Jetzt aber trat Cineas auf und erklärte: er halte es der Würde des Königs anſtändiger und dem Wohl ſeines Reichs angemeſſener, jetzt mit den Römern Friede zu machen, da es noch bei ihm ſtehe, ihnen Bedingungen des Friedens vorzuſchreiben, als durch Fortſetzung des Kriegs eine Nation zu reitzen, die nie mehr Stolz und Muth, als eben in ihren Unglücksfällen bewies, und gewiß äußerſt ſchwer zu beſiegen ſey; ſein Rath ſey, nicht nur die Gefangnen frei zu geben, ſondern noch eine Geſandtſchaft mit reichen Geſchenken nach Rom zu ſchikken, um durch ſie eine gütliche Ausſöhnung zu bewirken.

Seine Meynung erhielt den Beifall der übrigen. Der König ließ darauf die römiſchen Geſandten wieder eintreten und erklärte ihnen:

da ihr Antrag nicht dahin gerichtet ſey, wegen des Friedens mit ihm zu unterhandeln, ſo wäre ihre Zumuthung, ihnen ihre Gefangnen zurückzugeben, ſehr unbeſcheiden; denn, wie könnten ſie, ſo lange ſie ſich feindlich bezeigten, von ihm verlangen, daß er ihre Macht noch mit ſo vielen tapfern Männern gegen ſich verſtärken ſollte. Wollten ſie aber mit ihm Bund und Freundſchaft ſchließen: ſo ſollten ſie für dieſen Preis, ohne weiteres Löſegeld, alle ihre Gefangene los erhalten.

Nach dieſer Audienz unterhielt ſich Pyrrhus noch insbeſondere mit dem Fabricius; bezeugte ihm, daß er jetzt ganz andere Begriffe von den Römern habe, und eine ſo brave und tapfere Nation zur Freundin zu haben wünſche; vorzüglich wünſche er ſich ſeine Freundſchaft, als eines Mannes, den er in jeder Beziehung als den vortrefflichſten erkannt habe; wobei er ihn bat, als einen kleinen Beweis ſeiner Achtung einige gaſtfreundſchaftliche Geſchenke anzunehmen, vielleicht das einzige, was er als König ihun könne, um einen ſo verdienſtvollen und würdigen Mann in eine beſſere, und ſeinen Verdienſten würdigere Lage zu verſetzen.

Als er bemerkte, daß dies letztere Anerbieten den Stolz des edlen Römers zu beleidigen ſchien, ſo ſetzte er hinzu: Glaube nicht, daß ich bei dieſen Geſchenken etwa eine Abſicht hätte, die deiner Würde als eines römiſchen Geſandten, oder deinem edlen Charakter entgegen wäre; ich würde mich ja ſelbſt in deinen Augen erniedrigen, wenn ich deine oder des römiſchen Volks Freundſchaft zu erkaufen ſuchte: nein; ſo ſehr ich auch dieſe ſuche, und dich zum Wohl deiner eignen Republik bitte, dich dahin zu verwenden, den Senat zu friedlichen Geſinnungen zu ſtimmen: ſo ſuche ich doch bei dieſem Anerbieten weiter nichts, als dem Drange meines eigenen Herzens zu folgen, und das Vergnügen zu genießen, das einzige, was Könige bei ihren Schätzen genießen können, dich in Wohlſtand verſetzt zu wiſſen.

Du irreſt, theurer Pyrrhus, erwiederte der Römer, wenn du mich meiner Dürftigkeit wegen für geringer oder ärmer hältſt, als ich in der That bin. Es iſt wahr, ich beſitze außer dem kleinen Hauſe, das ich bewohne, und das wenige Land, das ich bearbeite, weiter nichts Eignes, habe weiter kein Vermögen, als das ich mir durch meiner Hände Arbeit erwerbe; aber wenn du meynſt, ich wäre darum geringer, als jeder andere römiſche Bürger: ſo biſt du von unſerer Verfaſſung ſchlecht unterrichtet. In Rom hat blos perſönliches Verdienſt Werth; auch dem Aermſten iſt nicht der Weg zu den anſehnlichſten Staatsämtern verſchloſſen, und dann, wenn ihn der Staat ehrt, ſo giebt dieſer ihm auch die Mittel, ſich auch äußerlich bei Anſehen zu erhalten. Ich wenigſtens habe nie Urſache gehabt, meine Dürftigkeit zu beſeufzen; mir hat der Staat die anſehnlichſten Ehrenämter anvertraut; ich habe das Konſulat, und mehrmals die Oberfeldherrnſtelle bei den Armeen bekleidet; man bedient ſich meiner Dienſte bei den wichtigſten Angelegenheiten des Staats, fragt mich um Rath und ehrt mich durch öffentliches Zutrauen. Der Reichſte im Staate hat darinn nichts vor mir zum Voraus. Wo Verdienſte gelten und der

Staat reich iſt, da iſt kein braver Bürger arm. Oder meynſt du, daß ich königliche Wohlthaten bedürfe, um meine äußerlichen Umſtände zu verbeſſern? Hätte ich reich werden wollen, ſo hätte ich längſt dazu volle Gelegenheit gehabt; ja noch vor Kurzem, da ich als Ueberwinder an der Spitze der Armee mehrere italieniſche Provinzen durchzog, und die reichſten Städte mir die Thore öffneten — wie leicht wäre es mir geworden, mich von der gemachten anſehnlichen Beute zu bereichern; aber ich war zufrieden, daß meine Soldaten reich wurden, daß ich die Unkoſten des Kriegs beſtreiten und noch vierhundert Talente in den öffentlichen Schatz legen konnte. Glaube mir, ich lebe bei meiner Armuth zufriedner, als irgend einer. Ich habe keine weitern Bedürfniſſe, als die mir die Natur auflegt, und dieſe befriedigt ſie auch; mein kleines Landguth verſchafft mir bei Fleiß und Arbeit ſo viel, als ich bedarf; der Hunger würzt meine Koſt, der Durſt meinen Trank; mein Schlaf iſt nach der Arbeit ſüß und ruhig; mein Kleid und meine Wohnung ſchützt mich für die rauhe Witterung; was brauche ich mehr? bin ich bei Zufriedenheit in meiner

Armuth nicht glücklicher als der Reichſte, reicher als du, König? denn wenn dir dein Epirus, und was du ſonſt für Länder beſitzeſt, genug geweſen wäre: was hatteſt du Urſach, nach Italien überzuſetzen? — Ueberhaupt, Pyrrhus, ſehe ich nicht ein, warum du dir meinetwegen ſo viel Mühe giebſt; denn, hältſt du mich für ſchlecht: warum ſuchſt du mich in dein Intereſſe zu ziehen: hältſt du mich für brav: warum ſuchſt du mich zu beſtechen? laß mir doch den Ruf meiner Rechtſchaffenheit, und ſetze mich nicht in die Verlegenheit, dem römiſchen Senat, der ſtrenge Aufſicht über unſere Sitten hält, darüber Rechenſchaft zu geben, warum ich Geſchenke von dir angenommen habe.

Der König wurde durch dieſe Aeußerungen des edlen Mannes immer mehr für ihn eingenommen, und fand immer neue Gelegenheit, ſeinen feſten vortrefflichen Charakter zu bewundern; alles, was ſonſt durch äußerlichen Glanz die Augen gemeiner Menſchen an ſich zieht, machte auf dieſen keinen Eindruck; er blieb ſich bei allem gleich und behauptete bei allen Gelegenheiten ſeine

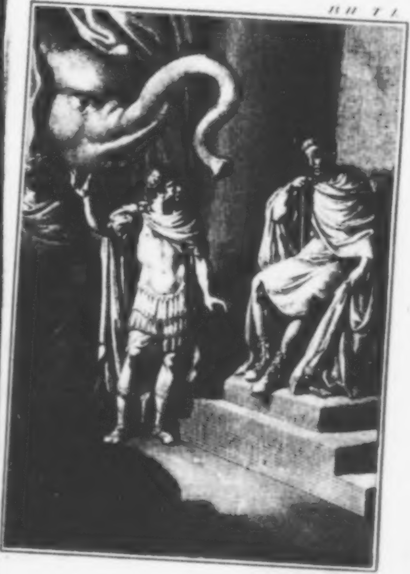
Würde. Um einen Verſuch zu machen, ob die Unerſchrockenheit dieſes großen Mannes auch ſeiner Uneigennützigkeit gleich käme, ließ Pyrrhus Tags darauf den Fabricius wieder zu ſich einladen, traf aber zuvor die Verfügung, daß einer ſeiner größten Elephanten hinter die Tapeten des Audienzzimmers verborgen werden und auf ein gegebenes Zeichen erſcheinen ſollte. Fabricius befand ſich eben in Unterredung mit dem Könige, als hinter ſeinem Rücken der Verhang fiel und das ungeheure Thier ſeinen Rüſſel mit fürchterlichen Gebrülle über den Kopf des Römers ausſtreckte, der zuvor noch nie einen Elephanten geſehen hatte. Ganz gelaſſen und langſam, ohne das geringſte Zeichen von Furcht, drehte ſich Fabricius um und ſprach mit lächelndem Blick zum Pyrrhus: „Dein großes Thier macht heute ſo wenig Eindruck auf mich, als geſtern dein Gold *).“

Auch am Abende dieſes Tags, als Fabricius zu einem prächtigen Gaſtmahl eingeladen war,

---

*) Siehe das große Kupfer.

[illegible]



Fabricius. Pyrrhus.

war, gab er an dieſer königlichen Tafel einen Beweis ſeiner frugalen Lebensart und Mäßigung; er genoß nur wenig von den aufgetragnen köſtlichen Gerichten, unterhielt ſich aber deſtomehr mit den gelehrten Griechen, die bei der Geſellſchaft waren, beſonders mit dem Cineas; als das Geſpräch auf die griechiſchen Weltweiſen kam, und Cineas ſeinen Beifall der Philoſophie des Epikurs ſchenkte, der das höchſte Glück in ein unthätiges, von allen öffentlichen Geſchäften entferntes, nur dem Vergnügen und der Ruhe gewidmetes Leben ſetze: brach Fabricius laut in dieſe Worte aus: Wollte doch der Himmel, daß das die Philoſophie aller Feinde des römiſchen Volks wäre!

Vergebens wendete Pyrrhus noch ſo manche Ueberredungskünſte an, dieſen trefflichen Mann, den er ſo hochſchätzte, für ſich zu gewinnen; noch beim Abſchied, als er ihn mit dem Wunſche entließ, er möchte ja alles thun, um ihm die Freundſchaft einer ſo achtungswerthen Nation, die ſolche Männer in ihrer Mitte habe, zu verſchaffen, that er dem Fabricius noch beſonders den Antrag, er möchte doch nach geſchloſſenem Frieden ihn nach Epirus begleiten, als der vertrauteſte Freund an ſeinem Hofe verweilen und die höchſten Ehrenſtellen in ſeinem Königreiche annehmen; aber der Edle ſchlug auch dieſen mit Beſcheidenheit aus und erklärte freimüthig: er finde dies ſelbſt für die Perſon des Königs nicht rathſam; ſein Freiheitsſinn paſſe nicht für ſeinen Hof; und ſeine Unterthanen könnten ihn am Ende, wegen ſeiner anſpruchloſen Geradheit, lieber gewinnen, als den König.

Um indeß dem römiſchen Staat ſeine Achtung zu beweiſen und ihn geneigter zum Frieden zu machen, ſchickte Pyrrhus mit dieſen Geſandten zweyhundert Gefangene ohne Löſegeld zurück, und ertheilte den übrigen die Erlaubniß, nach Rom zu gehen und bei den bevorſtehenden Saturnalien die Ihrigen zu beſuchen, blos auf das vom Fabricius gegebene Wort: daß ſie gewiß, wenn nicht indeß der Friede zu Stande kommen ſollte, wieder zurückkehren würden. — Die Friedensunterhandlung zerſchlug ſich, und die beurlaubten gefangenen Römer ſtellten ſich auf den beſtimmten Tag wieder im Lager des Pyrrhus ein.

Noch vor ihrer Zurückkunft ſuchte Pyrrhus auch dieſen günſtigen Augenblick zu benutzen, um die Römer zur friedlichen Beilegung der Tarentiniſchen Streitigkeiten zu bewegen. Er ſchickte in dieſer Abſicht ſeinen Vertrauten, Cineas, ſelbſt mit einer Geſandtſchaft nach Rom, um jenes Anerbieten, das er ihnen ſchon durch ihre Geſandten hatte machen laſſen, zu einem rühmlichen Frieden noch mehr zu unterſtützen. Noch ehe dieſer vor dem Senat erſchien, ſuchte er Bekanntſchaft mit den angeſehenſten Häuſern zu machen, und ſich durch reiche Geſchenke, die er ihnen im Namen ſeines Königes zuſchickte, Eingang zu verſchaffen: aber überall wurden ſeine Geſchenke zurückgewieſen, mit der Erklärung, von Feinden nehme man keine Geſchenke an. Beſſer gelang es ihm, als er vor dem verſammleten Rath mit einer künſtlich ausgearbeiteten Rede auftrat, worinne er die Vortheile, welche die Römer aus der freundſchaftlichen Verbindung mit Pyrrhus ziehen würden, ſo einnehmend auseinander ſetzte, daß ſich dieſer geneigt bewies, dieſe ſo ſchmeichelhaften Anerbietungen anzunehmen; kaum aber erfuhr dies Appius Claudius, ein Mann, der ſchon lange der Republik Dienſte geleiſtet hatte, aber jetzt, blind von Alter, ſich in den Privatſtand zurückgezogen und den Staatsgeſchäften entſagt hatte: als er ſich durch ſeine Sclaven in einer Sänfte in die Rathsverſammlung tragen ließ, und da mit einer Kraft, die ihm ſein Eifer für das gemeine Beſte einflößte, und mit all dem Anſehen, das ihm ſein Alter und ſeine Verdienſte gaben, den Römern zeigte, wie ſehr ſie ihre Schwäche verrathen und den Ruhm der Republik vernichten würden, wenn ſie ſich von einem fremden ehrſüchtigen Fürſten Bedingungen des Friedens wollten vorſchreiben laſſen. Sogleich trat die Verſammlung der Meynung dieſes Staatsklugen Mannes bei; Cineas wurde mit der Antwort an den Pyrrhus zurückgeſchickt: die Römer würden ſich nicht eher mit ihm in freundſchaftliche Verbindung einlaſſen, bis er mit ſeiner Armee Italien geräumt habe.

Als Cineas ſeinem Könige von dem Erfolge ſeiner Geſandtſchaft Bericht abſtattete, konnte er nicht umhin, ihm zugleich ſeine Achtung, die er nun für den Charakter dieſer Nation habe, zu bezeugen, wobei er ſagte: Rom ſey ihm wie ein Tempel, und der Senat wie eine Verſammlung von Königen vorgekommen.

Der Krieg wurde nun von beyden Theilen mit gleicher Anſtrengung und Tapferkeit fortgeſetzt. In einem der Haupttreffen bei Aſkulum blieb zwar Pyrrhus Sieger; aber ſeine Armee war dabei ſo zuſammen geſchmolzen, daß er auch diesmal ſein früheres Urtheil beſtätigte: noch einen Sieg dieſer Art, und ich bin verloren.

Das Jahr darauf führte Fabricius als Konſul die römiſche Armee zum Kriege gegen den Pyrrhus an. Da kam ein Unbekannter ins Lager und brachte ihm einen Brief von dem Leibarzte des Königs, worinne er ſich erbot, den Pyrrhus mit Gift aus dem Wege zu räumen, wenn ihm die Römer dafür, daß er ſie von einem ſo furchtbaren Feinde befreien würde, eine an-

anſehnliche Belohnung zuſichern würden. Die große Seele des Fabricius aber war einer ſolchen Niederträchtigkeit unfähig; mit Beiſtimmung ſeines Kollegen, des Konſul Quintus Aemilius, ſchickte er ſogleich den Brief an den Pyrrhus, mit der Warnung: daß er ſich in der Wahl ſeiner Freunde, denen er ſein Leben anvertraue, beſſer vorſehen und von ſeinen Feinden nicht ſo ſchlecht denken möchte; ſie, die Römer, wären nicht gewohnt, ihre Feinde durch ſolche niederträchtige Mittel, ſondern durch die Waffen zu überwinden. „Ja, ja, rief Pyrrhus bei Durchleſung des Briefes aus: das iſt der Fabricius, den man ſo wenig von dem Wege der Rechtſchaffenheit, als die Sonne von ihrer Laufbahn verrücken kann!“ Er zog darauf den Leibarzt zur verdienten Strafe, und um den Römern ſeine Dankbarkeit zu bezeigen, ſchickte er ihnen alle ihre Gefangene ohne Löſegeld zurück; doch auch dieſe, die ſich an Großmuth nicht wollten übertreffen laſſen, ſetzten eine gleiche Anzahl gefangene Italiener und Griechen in Freiheit.

Da Pyrrhus voraussahe, daß er keine glücklichen Fortſchritte in Eroberung Italiens machen würde, und wenig Luſt hatte, es mit der ſo tapfern Nation der Römer lange aufzunehmen: ſo nahm er um deſto lieber die Gelegenheit, die ſich ihm eben darbot, an, den Schauplatz des Kriegs zu verlegen. Die Sicilianer riefen ihn nämlich zur Hülfe gegen die Karthaginenſer auf. Er verließ daher Italien, nachdem er eine anſehnliche Beſatzung in Tarent zurückgelaſſen hatte ſtach mit ſeiner Flotte und dem Kern der Armee in See, in der Hoffnung, ſich bald zum Herrn dieſer Inſel zu machen, und dann den Krieg in Italien mit noch mehr Nachdruck fortzuſetzen und zu beendigen. Anfangs zwar begünſtigte ihn das Glück; mehrere Städte unterwarfen ſich ihm, und die Karthaginenſer wurden von ihm aus ihren mehreſten veſten Plätzen verdrängt. Aber die Härte, die er ſelbſt gegen die Sicilianer zeigte, die ihn doch zu Hülfe gerufen hatten, brachte dieſe gegen ihn auf; und ſchon war der Aufſtand nahe, und ſelbſt ſein Leben dabei in Gefahr: als er den dringenden Bitten der Tarentiner zur Folge, ſich wieder mit der Armee zu Schiffe begab, um dieſen zu Hülfe zu eilen, die während ſeiner zweyjährigen Abweſenheit von den Römern ſehr in die Enge waren getrieben worden.

Bald nach ſeiner Ankunft ſah er ſich genöthigt, mit den Feinden zu ſchlagen. An der Spitze der römiſchen Legionen befand ſich damals ein Mann von vorzüglicher Geiſtesſtärke und gleicher Rechtſchaffenheit, wie **Fabricius**, der Konſul

Manius Kurius Dentatus;

eben ſo arm, wie jener Edle, hatte er ſich nur durch perſönliche Verdienſte unter ſeinen Landsleuten ausgezeichnet, und ſich der angeſehenſten Ehrenſtellen in der Republik würdig gemacht. Oft ſchon hatte er die Römer unter ſeiner Anführung ſiegen gelehrt, war mit Ruhm und Ehre bekränzt aus Schlachten zurückgekehrt, ohne ſich deswegen über ſeinen Stand zu erheben, oder ſich durch die gemachte Beute zu bereichern; jedesmal, wenn ſeine Dienſtzeit um war, kehrte er wieder zu ſeinem kleinen Landguthe zurück *), und vertauſchte gern die kriegeriſche Rüſtung mit dem Ackergeräthe. — Hier fanden ihn einſt die Samniter, die eine anſehnliche Geſandtſchaft an ihn abgeſchickt hatten, um ihn zu ihrem Vortheil zu gewinnen. Schon befremdete es dieſe, bei ihrem Eintritt überall die Spuren der Armſeligkeit zu bemerken, noch mehr aber, als ſie den Dictator am Heerde antrafen, wo er, auf einer hölzernen Bank ſitzend, eben damit beſchäftigt war, ſich in einem irdenen Topfe Rüben zur Mahlzeit zu kochen. Da boten ſie ihm goldene Gefäße und eine große Summe Geldes an: aber der edle Römer ſchlug die ange-

---

*) **Markus Kato** der Aeltere, einer der achtungswertheſten Römer, der in ſpätern Zeiten der Republik lebte, als ſchon die Sitten der Römer durch den immer mehr unter ihnen einreißenden Luxus ſich verſchlimmerten, hatte in der Nähe dieſes Kuriuſiſchen Landhauſes auch eins ſeiner Landgüther, auf dem er am liebſten verweilte, und ſich da im Geiſt oft in jene Zeiten zurückdachte, wo der größte Mann unter den Römern gelebt, das Land mit eignen Händen gegraben, und unter dem Dache dieſer niedrigen Hütte, nach ſo vielen gehaltnen Triumphen, geruht hatte.

angebotenen Geſchenke mit einem Blick der Verachtung aus: „wer mit einer ſolchen Mahlzeit zufrieden iſt, ſprach er, braucht kein Gold; ich bin mit meiner Armuth zufrieden; mir iſts rühmlicher, ſolche, die Gold haben, zu überwinden, als es ſelbſt zu beſitzen: tragt immer das gefährliche Geſchenk zurück; es hat in meinen Augen keinen Werth und kann mich eben ſo wenig blenden, als der Glanz eurer Waffen im Felde.“

Dieſem Manne war es vorbehalten, den ſo gefährlichen Krieg im untern Italien durch eine Hauptſchlacht zu beendigen. Als ein geſchickter General wußte er den Pyrrhus in eine ſolche Lage zu ſetzen, und da anzugreifen, wo er von der Hauptſtärke ſeiner Armee, der Reuterei und den Elephanten, keinen rechten Gebrauch machen konnte, und auch dieſe fürchterlichen Thiere machte er durch die Erfindung einer Art hohler Pfeile, die mit brennbaren Materien angefüllt waren und angezündet abgeſchoſſen wurden, zum Streit unnütz, ja ſelbſt gefährlich für die feindliche Schlachtordnung, die dadurch in Unordnung gebracht wurde. Bei Benevent fiel dieſe merkwürdige Schlacht vor, wo **Pyrrhus**, mit Verluſt eines großen Theils ſeiner Armee, den Siegern das Schlachtfeld und ſein Lager überlaſſen und mit dem Reſt der Armee nach **Tarent** zurückziehen mußte; da ſahe er ſich mit einemmale genöthigt, alle die glänzenden Plane von der Eroberung Italiens und der Herrſchaft der Welt aufzugeben, und nach ſechs Jahren, die er damit zugebracht, unverrichteter Sachen wieder nach **Epirus** zurückzuſegeln.

Nicht lange nach ſeinem Abzuge mußte ſich **Tarent** an die Römer ergeben; gleiches Schickſal hatten die übrigen Italieniſchen Staaten, die dem Bündniß mit demſelben beigetreten waren, und noch den letzten Kampf für ihre Unabhängigkeit geſochten hatten. Die Römer befanden ſich alſo wenig Jahre nachher im Beſitz von ganz Italien.

Rom hatte ſchon manchen glänzenden Einzug ſeiner ſiegreichen Feldherrn geſehen, aber noch nie einen ſolchen, wie jetzt den Triumph des **Kurius**. Bisher hatte man vor den Triumphwagen der ſiegenden Feldherrn nichts als zerbrochene Waffen und Kriegsgeräthe der armen benachbarten Völker vortragen und Thierheerden als gemachte Beute vortreiben ſehen: jetzt aber zogen nicht nur die gefangnen fremden Nationen, Epiroter, Macedonier, Theſſalier und mehrere, ſondern auch die reiche Beute von Koſtbarkeiten, an Statüen und Gemälden, an goldnen und ſilbernen Gefäßen, an Purpurgewändern und andern Denkmälern der griechiſchen und aſiatiſchen Pracht, die Augen der neugierigen Menge an ſich, am meiſten aber die bisher in Rom noch nie geſehenen Thiere, die Elephanten, die mit ihren Thürmen auf dem Rücken, mit langſamen Schritten und geſenkten Häuptern, als fühlten ſie ihre Schmach, dem Triumphwagen vorgiengen; ein Schauſpiel, das um deſto anziehender war, da der Held deſſelben, **Kurius**, erhaben durch ſeine eigne Größe, bei dieſem Einzuge der rühmlichen Armuth die ſchönſte Lobrede hielt, und die Eitelkeit jener unbeſtändigen Glücksgüter ſeinen Mitbürgern ſo recht unter Augen ſtellte. Er ſelbſt blieb auch bei dieſer reichen Beute ſeiner edlen Denkungsart, ſo wie ſeiner frugalen Lebensart treu; er verwendete von jener Beute nichts zu ſeinem Vortheile, ſondern von dem Gelde ließ er eine neue Waſſerleitung in Rom anlegen; und bei Vertheilung der Ländereí, als ihm der Rath einen größern Antheil als den übrigen anwies, ſchlug er ihn aus, nahm nur ſo viel, als es jedem andern auf ſeinen Theil trug, wobei er äußerte: das ſey ein ſchlechter Bürger, der ſich nicht auch mit dem, was Andern genug ſey, begnüge.

Pyrrhus hatte nach jener unglücklichen Niederlage in Italien zwar den beſten Theil ſeiner Armee, aber nicht ſeinen Muth und Geiſtesgröße verloren. Kaum war er wieder in Epirus, als er neue Gelegenheit fand, den Ruhm ſeiner Tapferkeit zu behaupten und ſich in dem Beſitz der Ehre, für einen der erſten Helden ſeiner Zeit gehalten zu werden, noch mehr zu beveſtigen. Ein Einfall, den er jetzt wieder in Macedonien wagte, glückte ihm ſo, daß er ſich beinahe zum Herrn des ganzen Landes machte und den damaligen König **Antigonus** (mit dem Beinamen **Gonatas**) bis an die Grenzen ſeines Reichs

dräng-

drängte. Aber ſeine Ruhmbegierde und die Eroberungsſucht, die ihn beherrſchte, trieb ihn immer weiter, verſtattete ihm nicht, Gebrauch von ſeinen Siegen zu machen und ſich lange im Beſitz deſſen zu erhalten, was er erlangt hatte. Gleich einem Spieler, der oft glückliche Würfe thut, aber keinen Gebrauch davon zu machen weis, ließ er ſich auch immer weiter von ſeiner Leidenſchaft fortreißen, ſo daß er zuletzt Alles auf dies ungewiſſe Spiel ſetzte und darüber verlohr. Eben ging er damit um, ſich durch die Eroberung von Sparta zum Herrn vom Peloponnes zu machen, als er bei der Beſtürmung der Stadt Argos, eben da er im Eindringen war, mitten im Gedränge einen Wurf mit einem Steine vor den Kopf empfing, daß er ohnmächtig neben einem Grabmahle vom Pferde ſtürzte *); man brachte ihn in eine naheſtehende Halle und legte [illegible] ihn

---

*) Er war eben im Begriff, einem gemeinen Argeer, der ihm eine leichte Wunde beigebracht hatte, den Kopf zu ſpalten, als die Mutter deſſelben, da ſie vom Dache herab ihren Sohn in dieſer Gefahr ſah, eine Ziegel ergriff und ſie dem Pyrrhus mit ſolcher Gewalt auf den Kopf warf, daß ihm der Nacken brach.

ihn da auf den kalten marmornen Boden nieder, da kam er wieder zur Beſinnung: aber in demſelben Augenblick bemerkte ihn einer von den Feinden und hob das Schwerd über ſeinem Kopfe auf; ein Blick des ſterbenden und noch im Tode furchtbaren Helden auf ſeinen Mörder machte, daß dieſem die Hände zitterten und der Hieb am Munde und Kinne abglitt; ſo daß erſt nach einigen wiederholten Streichen der Kopf langſam vom Körper getrennt wurde.

Auf eine ſo unwürdige Art verlohr dieſer Held ſein Leben, den zwar die Nachwelt wegen ſeiner Tapferkeit bewundert, dem ſelbſt die Römer das Zeugniß gaben, daß ſie an ihm einen Lehrer in der Kriegskunſt gefunden hätten, deſſen Geſchichte jedoch zum Beiſpiel dient, wie unruhvoll und unglücklich das Leben eines Menſchen iſt, der ſeinen habſüchtigen Begierden keine Grenze zu ſetzen weiß. Selbſt ſein Feind, Antigonus von Macedonien, als ihm der zerſtümmelte Leichnam des Helden vor die Füße gelegt wurde, hüllte ſein Geſicht in den Mantel und weinte über die Unbeſtändigkeit des Glücks, deſſen auch die Mächtigſten der Erde, und zwar am meiſten ausgeſetzt ſind. Er ließ den königlichen Leichnam mit allen Ehrenzeichen beerdigen, und bewies ſich gegen die Familie und Freunde des Pyrrhus ſehr gütig.

Der römiſche Staat hatte nunmehr ganz Italien ſeiner Herrſchaft unterwürfig gemacht; ſelbſt die noch für ſich beſtehenden Bundesſtaaten konnten ihm die Oberherrſchaft nicht mehr ſtreitig machen und ſchloſſen ſich immer enger an das Intereſſe deſſelben an; der Ruhm der Tapferkeit ſeiner Bürger verbreitete ſich jetzt auch in das ferne Ausland; Macedonier und Griechen, die ſich dieſen Ruhm ſeit langer Zeit faſt ausſchließend zugeeignet hatten, und mit einem gewiſſen Stolz auf alle übrigen Nationen hinſahen, erkannten an den Römern die Nebenbuhler ihres Ruhms, ohne es jedoch zu ahnden, daß auch ſie in Kurzem ihrer Obergewalt huldigen würden. Dieſen Ruhm ſeiner vorzüglichen Größe ſuchte jedoch der römiſche Staat nicht nur durch ſiegreiche Waffen, als viel vielmehr durch die noch edleren Tugenden der Gerechtigkeitsliebe und uneigennützigen Großmuth zu behaupten: er konnte Männer aufweiſen, die den Ariſtiden und Cimonen der Griechen mit vollem Rechte an die Seite geſetzt werden könnten; und, ſtand er auch an wiſſenſchaftlicher und verfeinerter Bildung jetzt noch weit hinter jener gebildeten Nation: ſo waren doch die Sitten ſeiner Bürger deſto reiner und unverdorbner, und der Senat hielt es für eine ſeiner wichtigſten Obliegenheiten, für die Erhaltung derſelben zu wachen. Das Amt der Sittenrichter (Cenſoren) war daher eins der angeſehenſten im Staat, und wurde nur ſolchen Männern anvertraut, die ſich ſelbſt durch vorzügliche Rechtſchaffenheit auszeichneten, deren Pflicht es war, ſowohl durch Beſtrafung unſittlicher Handlungen, als durch Belohnung des Verdienſtes, die Tugend auch öffentlich in Anſehen zu erhalten, und dem Verderben der Sitten, beſonders durch den ſo gefährlichen Luxus, vorzubeugen. So ſtrich der oben erwähnte Fabricius, als Cenſor, den Kornelius Rufinus, der zweymal das Konſulat und einmal die Dictatur verwaltet hatte, als einen Verſchwenſchwender aus der Liſte der Rathsperſonen aus, weil er ſich ſilberner Gefäße bei ſeiner Tafel bediente, die ohngefähr 15 bis 16 Mark am Gewicht hatten.

Um ſich auch bei auswärtigen Nationen in dem Rufe der Rechtſchaffenheit zu erhalten, wählte der Staat zu feierlichen Geſandtſchaften immer ſolche Perſonen, die ihren Edelſinn bewährt hatten; und einer ihrer erſten Aufträge war: dem römiſchen Staat durch ihr würdiges Verhalten Ehre zu machen. So kehrten eben jetzt nach geendigtem Tarentiniſchen Kriege die Geſandten der Republik aus Egypten zurück, die den Auftrag gehabt hatten, dem Könige Ptolomäus Philadelphus für die Theilnahme zu danken, die er an ihrem Siege über den Pyrrhus ihnen bezeugt hatte. Die Geſandten konnten nicht genug vor dem römiſchen Senat rühmen, mit welcher Freundſchaft und Achtung der König ſie aufgenommen, und beſonders, wie er ihnen gleich bei ihrer Ankunft die koſtbarſten Geſchenke zugeſchickt, und den Tag vor ihrer Abreiſe bei einem ſehr feierlichen Gaſtmahl, nach königlicher

Sitte, jeden von ihnen mit einer goldnen Krone beehrt habe. Erſtere aber hätten ſie gleich verbeten, weil ſie es unter der Würde der römiſchen Republik gehalten hätten, Geſchenke anzunehmen; letztere aber hätten ſie noch in derſelben Nacht, als ſie von der Tafel des Königs aufgeſtanden wären, den Bildſäulen des Königs aufgeſetzt; allein kurz vor ihrer Abreiſe habe ihnen der König noch größere Geſchenke als die vorigen zuſtellen laſſen, mit der Bitte, ſie zum Beweis ſeiner Gaſtfreundſchaft anzunehmen; dieſe hätten ſie nicht wohl, ohne einen ſo guten König zu beleidigen, ausſchlagen können, hätten ſie aber auch gleich bei ihrem Eintritt in Rom in den öffentlichen Schatz niedergelegt. Der Senat bezeugte den Geſandten ſeinen Beifall und dankte ihnen, daß ſie durch ihre Enthaltſamkeit und Uneigennützigkeit die römiſchen Sitten auch bei den entfernteſten Völkern ehrwürdig gemacht hätten, befahl aber auch ſogleich den Quäſtoren (Schatzmeiſtern der Republik), die Geſchenke den Geſandten wieder zurückzugeben; ja, die damaligen Cenſoren erkannten den Q. Fabius, der das Haupt dieſer Geſellſchaft geweſen war, für würdig, der Erſte im Senat (Princeps Senatus) zu werden.

So wie damals der römiſche Staat durch öffentlichen Beifall die edlen Handlungen ſeines Bürger belohnte und dem Verdienſte ſeine Kronen gab: ſo beſtrafte er dagegen auch mit ernſter Strenge diejenigen, die ihren Pflichten und der Ehre des römiſchen Namens zuwider handelten. Auch davon hat uns die Geſchichte der damaligen Zeit ein merkwürdiges Beiſpiel aufbehalten. An dem äußerſten Ufer von Italien, Sicilien gegen über, lag die Stadt Rhegium, eine der anſehnlichſten und reichſten Pflanzſtädte der Griechen in dieſer Gegend; dieſe hatte ſich zu Anfange des Tarentiniſchen Kriegs, aus Furcht, mit in denſelben verwickelt, und entweder vom Pyrrhus, der eben nach Italien überſchiffen wollte, oder von den Karthaginenſern, deren Flotte in dieſem Meere kreuzte, überfallen zu werden, in den Schutz der Römer begeben, und ſich von ihnen eine Beſatzung zu ihrer Sicherheit ausgebeten. Man hatte ihr viertauſend Mann aus der Provinz Campanien unter Anführung eines

Kriegsoberſten, Decius Jubellius, zugeſchickt: kaum aber hatten dieſe die ſchöne reiche Stadt bezogen und ſich mit der üppigen Lebensart der begüterten Einwohner bekannt gemacht, als ſie den Zweck ihrer Sendung aus den Augen ſetzten und ſich auf Unkoſten der Bürgerſchaft wohl darinne ſeyn ließen. Nicht damit zufrieden, ſich den Schwelgereien und allen Arten von Ergötzlichkeiten zu überlaſſen, gingen ſie ſogar damit um, ſich ſelbſt zu Herren der Stadt zu machen, wozu ſie ihren Anführer, einen Menſchen von niederträchtiger geitziger Gemüthsart, ſehr geneigt fanden; ſie hielten dies jetzt für die gelegenſte Zeit, da eben die Römer in dem Kriege mit Pyrrhus alle Hände voll zu thun hatten und das Kriegsgewitter ſich von der Grenze Rhegiums weggezogen hatte. Man entwarf den Plan, unter dem Vorwande, als ſtänden die Rhegier in heimlichem Einverſtändniſſe mit dem Pyrrhus, ſie unvermuthet zu überfallen, niederzuhauen und ſich ihres Vermögens zu bemächtigen. Dieſer abſcheuliche Vorſatz wurde bald darauf an einem Abende ausgeführt, wo Jubellius die Vornehmſten der Stadt zur Tafel geladen hatte und ſie über der Mahlzeit, mit Verletzung der heiligſten Pflicht der Gaſtfreundſchaft, durch ſeine Trabanten ermorden ließ; dies war zugleich das Signal zum allgemeinen Blutbad; die Römer drangen mit den Schwerdern in die Wohnungen der Bürger ein, deren Gaſtfreunde und Beſchützer ſie ſeyn ſollten, hieben den größten Theil derſelben nieder, verjagten die übrigen, nahmen von ihren Häuſern und Vermögen Beſitz, zwangen die Weiber und Töchter, die Mörder ihrer Männer und Väter zu heirathen, und machten ſich ſo zu unumſchränkten Herren dieſer unglücklichen Stadt.

Aber nur auf kurze Zeit genoſſen ſie die Frucht dieſes Bubenſtücks, die ihnen gar bald verbittert wurde. Auch der roheſte Menſch fühlt die peinigenden Vorwürfe eines verletzten Gewiſſens, die immer durch die Furcht der verdienten Strafe aufgeregt werden: und es iſt ein Gott, ein Rächer des Böſen, der oft darum dem Frevler eine Zeitlang nachſieht, um deſto nachdrücklicher ſeine Frevelthat zu ahnden. Außer der Furcht, die ſie ſowohl von Seiten der Römer, als des Pyrrhus, ängſtigte, riß gar bald Uneinigkeit unter dieſen Räubern ſchon bei Vertheilung ihrer Beute ein; es entſtand ein Aufruhr nach dem andern, in deren einem D. Jubellius von ſeinen eigenen Leuten aus der Stadt vertrieben wurde. Er flüchtete nach Meſſina in Sicilien, wo er ſich bald durch ſeine mitgebrachten Schätze unter den dortigen Einwohnern Anſehen verſchaffte.

Allein jetzt verfiel er in eine ſehr ſchmerzhafte Krankheit der Augen, in der er die Hülfe eines Arztes ſuchen mußte. Man brachte ihm einen ſolchen, der damals in der Stadt in großem Rufe ſtand, von dem man aber nicht wußte, oder, weil er ſich ſchon ſeit langer Zeit in Meſſina aufgehalten, es vergeſſen hatte, daß er aus Rhegium gebürtig war; dieſer, der an dem traurigen Schickſal ſeiner unglücklichen Landsleute im Stillen Antheil genommen hatte, freute ſich jetzt, ſein Vaterland an dem Unglücksſtifter rächen zu können; er ſagte zu dem Kranken: er habe zwar ein Mittel, wovon er ihm gewiſſe und ſchleunige Hülfe verſprechen könne; doch ſey es etwas angreifend und werde ihm anfangs einigen Schmerz verurſachen, den er jedoch mit Geduld aushalten müſſe. Der Kranke ließ es ſich gefallen; nun legte ihm der Arzt das Heilmittel auf, in welchem ſich ein Extrakt von Spaniſchen Fliegen befand, wobei er ihm befahl, ja nicht eher das Band abzunehmen, bis er wieder zurückkomme. Kaum hatte ſich der Arzt entfernt, gleich darauf zu Schiffe geſetzt und Meſſina verlaſſen, als der Kranke unſägliche Schmerzen und ein Brennen in den Augen, das ganz unerträglich war, empfand; nachdem er unter den heftigſten Qualen eine Zeitlang vergebens auf die Zurückkunft des Arztes gewartet hatte, riß er den unglücklichen Verband ab und machte nun die ſchreckliche Erfahrung, daß er ſeines Geſichts ganz beraubt war. Mehrere Jahre brachte er noch in dieſer traurigen Lage zu, bis er ſich zuletzt aus Ueberdruß ſelbſt das Leben nahm.

Als die Nachricht von jenem ſchändlichen Vorgange in Rhegium, der den römiſchen Namen ſo entehrt hatte, nach Rom kam, erregte ſie zwar allgemeinen Unwillen: aber der Krieg mit

Pyrrhus, der eben in voller Flamme war, hinderte die Römer vor der Hand, ihn mit Nachdruck zu erkennen zu geben. Kaum aber war jener Krieg geendigt, als der Senat einen der damaligen Konſuln, L. Genucius, das Geſchäft des Strafamtes an dieſen Rebellen zu Rhegium übertrug, um ſie auf das nachdrücklichſte für ihre Treuloſigkeit zu züchtigen. Es koſtete dieſem Konſul anfangs viel Mühe, ſich der Stadt zu bemächtigen, weil die darinne befindlichen Römer, denen es doch ihr Leben galt, ſie aus Verzweifelung mit Löwenmuth vertheidigten. Endlich aber wurden ſie jedoch gezwungen, ſich zu ergeben. Genucius ließ ſogleich die Ueberläufer und Räuber, die ſich damals in die Stadt geworfen hatten, hinrichten; den Ueberreſt aber von jener treuloſen römiſchen Legion legte er in Banden und führte ſie mit nach Rom, damit der Senat ſelbſt über ihr Schickſal verfügen möchte. Dieſer ließ ſie ſogleich in die öffentlichen Gefängniſſe werfen und fällte das ſtrenge Urtheil, daß ſie insgeſammt mit Ruthen gehauen und dann geköpft werden ſollten. Vergebens ſuchte ſich einer der Volkstribunen dieſem Ausſpruch des Senats zu widerſetzen, als ſey dies nicht die rechte Verfahrungsart gegen römiſche Bürger. Der Senat blieb ſtandhaft auf ſeinem Urtheil, daß Soldaten, die ſich nicht als Römer betragen hätten, auch nicht als ſolche, ſondern als Verbrecher behandelt werden müßten: und es wurde bald darauf vollzogen. Es waren noch etwa dreihundert von jenen Verbrechern im Verhafte, die übrigen hatten ſchon vor und während der Belagerung ihren Tod gefunden. Um das Schaudervolle ihrer Hinrichtung zu mildern, wurden ſie nicht auf einmal, ſondern des Tags nur funfzig von ihnen öffentlich zum Tode geführt, zugleich aber ihren Verwandten verboten, ſie zu beerdigen oder ihrentwegen die Trauer anzulegen.

Die Stadt Rhegium ſelbſt wurde ihren vorigen Einwohnern, ſo viel ſich derſelben aus ihrer Zerſtreuung noch aufbringen ließen, zurückgegeben, und ihr alle vorigen Freiheiten und Geſetze beſtätigt und zugeſichert. Dieſer Beweis von Gerechtigkeit gründete noch mehr die Achtung, in die ſich die Römer durch ihre Tapferkeit bei den benachbarten Staaten geſetzt hatten, und machten ſie deſto geneigter, die Freundſchaft einer ſo achtungswerthen Nation zu ſuchen, ja ſelbſt die überwundenen Nationen fühlten das Joch der Unterwürfigkeit weniger drückend, weil es ihnen von einem Volke aufgelegt war, das doch die Rechte der Menſchheit auch in den Ueberwundenen ehrte.

Erſter Puniſcher Krieg.

Rom hatte jezt im Kriege mit dem Pyrrhus ſeine Kräfte kennen gelernt; bisher hatte es nur mit benachbarten Völkerſchaften, die mehr zu ihrer Vertheidigung mit gleichen Waffen und gleicher Geſchicklichkeit kämpften, aber nie auf den großen Kampfplaz der Nation aufgetreten waren, zu thun gehabt; jezt aber hatte es mit Ausländern gefochten, mit Griechen und Macedoniern, die im Rufe einer vorzüglichen Tapferkeit und Kriegskunſt ſtanden, und von einem Fürſten angeführt wurden, der noch aus der Schule Alexanders des Großen war, und ſich durch ſeine Heldenthaten den Ruhm eines zweyten Achilles bei ſeinen Zeitgenoſſen erworben hatte; dieſen hatte es nicht nur gezwungen, ſeine gehoffte Beute in Italien fahren zu laſſen, ſondern mit Schimpf und Schande ſich wieder in ſeine Provinzen zurückzuziehn. Wie hätte es nicht ſtolz auf ſeine Kraft werden; wie nicht ahnden ſollen, daß es nicht blos die Hauptſtadt von Italien, ſondern eines noch weit ausgebreitetern Reiches werden würde! Daß es einſt ſeine Herrſchaft über alle Theile der damals bekannten Welt und die mächtigſten Reiche verbreiten würde, konnte wohl ſeinen damaligen Bewohnern und ſelbſt ſeinen unternehmendſten Köpfen nicht einfallen; es würde ſich vielleicht mit dem Umfange ſeiner Herrſchaft begnügt haben, hätte nicht die damals allgemeine Vergrößerungsſucht und Rivalität der benachbarten Reiche und Staaten es auch mit in ihre Streitigkeiten hingezogen und die unſelige Leidenſchaft geweckt und unterhalten, ſeine Eroberungen und ſeine Herrſchaft auch über die Grenzen Italiens von einem Welttheile zum andern auszudehnen.

Einer der damals mächtigſten und anſehnlichſten Staaten war der Karthaginenſiſche an den Küſten von Afrika, deſſen Hauptſtadt Karthago *),

ſo

---

*) Eine phönizische Pflanzſtadt, deren Erbauung einer phönizischen Prinzeſſin aus Tyrus, Eliſſa oder Dido, zugeſchrieben wird.

ſo recht in der Mitte der beyden Welttheile Europa und Afrika *), auf einer Halbinſel gelegen, dazu geeignet war, der Mittelpunkt der damaligen Handlung zu werden, und es auch, beſonders nachdem der Mutterſtaat Tyrus von Alexander dem Großen zerſtört war, in der That wurde. Nicht zufrieden, blos durch ſeine Handlung die Schätze der entlegenſten Länder an ſich zu ziehen; hatte ſich zugleich dieſer Staat auch der feſteſten Plätze in allen dieſen Weltgegenden bemächtiget und ſeine Beſitzungen nicht nur auf dem feſten Lande, ſondern auch über die naheliegende Inſeln und nahen Küſten von Europa, beſonders in Spanien ausgebreitet. Seine Flotten bedeckten die Meere, und ſeine Handelsverbindungen erſtreckten ſich in alle damals bekannte Länder.

Dieſem ſo mächtigen Staate konnte die ſteigende Größe der römiſchen Republik in Italien, in dieſer Nähe, nicht gleichgültig bleiben; anfangs zwar, als dieſe letztre ſich mehr im Innern zu befeſtigen ſuchte, und nur mit den benachbarten Völ-

---

*) in dem heutigen Tunis.

Völkern zu thun hatte, wobei ſich jener afrikaniſche Staat nicht in ſeinen Beſitzungen gefährdet hielt, war Karthago gewiſſe Handlungstractate mit Rom eingegangen, und ſchien ſich für dieſen werdenden Staat zu intereſſiren; ſelbſt noch in dem letztern Kriege mit Pyrrhus bot Karthago den Römern eine Flotte von hundert und zwanzig Schiffen an, um dieſen König von Epirus an der Eroberung Italiens zu verhindern, welches Anerbieten dieſe jedoch, im Vertrauen auf ihre eignen Kräfte, ausſchlugen. Jetzt aber, da ſich die Römer faſt ganz Italiens und aller Küſten deſſelben bemächtigt hatten, erwachte natürlich die Eiferſucht dieſer beyden Mächte, die nun einander mit Mißtrauen beobachteten, und nur auf Gelegenheit warteten, ihre Kräfte gegen einander zu meſſen.

Dieſe Gelegenheit gab die, beyden Staaten ſo nahe liegende, ſchöne und reiche Inſel Sicilien, auf welcher die Karthaginenſer ſchon ſehr anſehnliche Beſitzungen hatten, die ſie aber gern noch mehr erweitert, und weswegen ſie ſchon vieljährige Kriege mit den Königen von Syrakus geführt hatten, die den größten und beſten Theil der Inſel beherrſchten. Der erſte Vorwand des Kriegs war für die Römer eben nicht rühmlich. Die Mamertiner, eine Gattung herumſchweifender Abentheurer aus Kampanien, hatten ſich auf dieſer Inſel niedergelaſſen und ſich der Stadt Meſſina auf die widerrechtlichſte Art bemeiſtert. Jetzt, da ſie durch den König von Syrakus und die Karthaginenſer in die Enge getrieben wurden, ſuchten ſie bei den Römern Hülfe, und dieſe verleugneten diesmal ihren bisherigen edlen Charakter, zogen den Nutzen, den ſie aus dieſem Kriege ziehen würden, dem Ruhm der Gerechtigkeit vor, und ſchickten einen ihrer Konſuln, Appius Klaudius, mit einigen Legionen den Räubern von Meſſina zu Hülfe.

Dies war der Anfang des Kriegs, der nun zwiſchen den Römern und Karthaginenſern, die jetzt als Bundesgenoſſen des Königs von Syrakus die Vertheidigung Siciliens übernahmen, durch eine Reihe von Jahren mit abwechſelnden Glück geführt wurde, der Rom ſeinem Untergange nahe brachte, und ſich gleichwohl zum Vortheil deſſelben mit der gänzlichen Zerſtörung Karthago's endigte. Ein Krieg, der unter dem Namen des Puniſchen *) in der Römiſchen Geſchichte äuſerſt merkwürdig iſt, deſſen umſtändliche Geſchichte aber nicht hierher gehört; uns diene er hier blos zum Schauplatz, um Männer von groſen Talenten und ausgezeichneten Tugenden handeln zu ſehen.

Gleich der erſte Verſuch der Römer auch auſer den Grenzen von Italien auf den Kampfplatz zu treten, fiel glücklich für ſie aus. Appius hatte kaum auf elenden Fahrzeugen ſeine Truppen nach Sicilien übergeſetzt, als er unter den Mauern von Meſſina die ſyrakuſiſche und nicht lange darauf auch die karthaginenſiſche Armee ſchlug. Der damalige König von Syrakus, Hiero, ſahe ſich durch die Umſtände genöthigt, die Parthei der Karthaginenſer zu verlaſſen und mit den Römern Freundſchaft zu machen, blieb auch von dieſer Zeit an einer ihrer treueſten Bundesgenoſſen, der ihnen die wichtigſten Dienſte

in

---

*) denn die Karthaginenſer wurden auch Poeni oder Puni genennt

in dieſem Kriege gegen Karthago leiſtete. Da die Hauptſtärke dieſer Republik in ihrer Marine beſtand, die Römer aber, außer wenigen Fahrzeugen, noch keine Flotte beſaßen: ſo boten ſie alle Kräfte auf, eine Anzahl Schiffe zuſammen zu bringen, um auch den Verſuch der erſten Seeſchlacht mit einer Nation zu machen, deren Element die See war; was ihren Schiffen an Anzahl und Größe fehlte, erſetzten ſie durch die Erfindung verſchiedener Maſchinen und einer Art von Zugbrücken, die an dem Vordertheil ihrer Schiffe angebracht waren, wodurch ſie die feindlichen Schiffe leichter entern, feſthalten und in dieſelben überſteigen konnten. Der Konſul **Kajus Duilius** kommandirte mit dem **Scipio Aſina** dieſe erſte römiſche Flotte, mit der er einen entſcheidenden Sieg über die weit größere Karthaginenſiſche davon trug, und als Sieger zur See den erſten feierlichen Triumph in Rom hielt.

Durch dieſen erſten glücklichen Verſuch muthig gemacht, wagten ſie darauf mehrere, und es gelang ihnen, ſich nicht nur mehrerer feindlichen Schiffe zu bemächtigen, ſondern auch die beyden

Jn-

Inſeln Korſika und Sardinien in Beſitz zu nehmen; auch in Sicilien würden ſie noch größere Eroberungen gemacht haben, wenn nicht hier einer der beſten Karthaginenſiſchen Generale, Amilkar, durch ſein Genie und Tapferkeit ihren Fortſchritten Einhalt gethan hätte. Einſt hielt dieſer die römiſche Armee ſo in einem engen Paſſe eingeſchloſſen, daß es ihr unmöglich war, ſich aus demſelben zurückzuziehen; es blieb ihr keine weitere Wahl übrig, als ſich, wie ehemals in den Kaudiniſchen Päſſen, auf die ſchimpflichſte Art zu ergeben, oder unter dem Schwerde der Feinde zu fallen. Der ganzen Armee, ſo wie ihrem Anführer, war der Muth entfallen, als noch einer der Tribunen, der Anführer einer kleinen Truppenabtheilung, Kalpurnius Flamma, durch ſeine Entſchloſſenheit und freiwillige Aufopferung, die Armee vom Untergange rettete. Mit dem Degen in der Hand forderte er diejenigen von ſeinen Leuten, die freiwillig ihr Leben fürs Vaterland mit ihm wagen wollten, auf, ihm zu folgen. Es fanden ſich dreihundert, die von gleichen Heldengeiſt beſeelt, jede Gefahr mit ihm theilen wollten; mit dieſen beſiegt er eine von den Anhöhen, die noch über die von den Feinden beſetzten Berge hervorragte, ſtellte hier ſeine Tapfern in Schlachtordnung und rief ihnen zu: „Hier, Freunde, laßt uns ſterben! unſer Tod wird die römiſchen Legionen befreien!“ Mit einem Heldenmuth, wie ihn jene edlen Kämpfer bei Thermopylä gezeigt hatten, hielt auch hier die kleine Schaar den erſten feindlichen Angriff aus, erlegte eine Menge von Feinden, und auch da, als ſie ſich von dem feindlichen Heer ganz umringt ſah, verließ ſie ihr Heldenmuth nicht; keiner verließ ſeinen Platz; jeder ſuchte nur ſein Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen, und alle ſanken nach der tapferſten Gegenwehr über die Haufen der Leichname ihrer Feinde nieder. Indeß gewann der Konſul Zeit, die Armee aus dem engen Paſſe heraus und ins Freie zu ziehen, wo er ſie in Schlachtordnung ſtellte; aber die Feinde hatten durch den tapfern Widerſtand jener Helden den Muth verloren, ein ſo ungleiches Treffen zu wagen, und zogen ſich zurück. Die Römer beſtiegen hierauf jene Anhöhe, wo ihre Retter gefallen waren, und fanden zum Glück den Anführer derſelben, Kalpurnius, unter den Haufen der Erſchlagenen zwar mit Wunden bedeckt, aber noch am Leben. Man trug ihn ins Lager, unterſuchte ſeine Wunden, fand aber keine derſelben tödtlich. Er wurde in kurzer Zeit wieder geheilt, ſo daß er dem Vaterlande noch fernere Dienſte thun konnte; hier genoß er zwar noch lange den Ruhm ſeiner Tapferkeit bei ſeinen Mitbürgern, erhielt aber außerdem von ihnen zur Belohnung ſeiner ritterlichen That ſonſt nichts als einen Kranz von Laube um ſeine Schläfe.

Einige Jahre nachher beſchloſſen die Römer den Krieg nach Afrika ſelbſt zu ſpielen. Es wurde zu dieſer Abſicht eine anſehnliche Flotte ausgerüſtet. Das Kommando derſelben wurde dem

Markus Attilius Regulus

übertragen, mit dem Auftrag, damit eine Landung an der feindlichen Küſte zu machen. Die Karthaginenſer, die indeß ihre Flotten in noch anſehnlichern Stand geſetzt hatten, ſuchten dies, mit aller Macht zu hindern und beſchäftigten die Römer lange Zeit zur See. In der Nähe von Sicilien lieferten beyde Theile einander ein

Treffen, in welchem Regulus einen vollkommnen Sieg davon trug. Nachdem der Sieger ſeine Schiffe in Meſſina ausgebeſſert und proviantirt hatte, ſegelte er mit denſelben nach dem hermäiſchen Vorgebürge in Afrika, fand bei ſeiner Ankunft ſo wenig Widerſtand, daß er ſich bald des daſigen feſten Platzes Klypea bemächtigte, ſich von da in die Ebene ausbreitete, die ganze Gegend mit Feuer und Schwerd verheerte und eine Menge Gefangene machte. Kaum aber hatte er dieſe glänzende Laufbahn betreten und war ſchon im Begriff, auf Karthago loszugehen: als der römiſche Senat es zur Sicherheit Italiens nöthig hielt, einen Theil der Armee zurück zu rufen. Regulus, ob er gleich durch den Abgang der Hälfte ſeiner Soldaten ſehr geſchwächt war, behauptete gleichwohl durch ſein Genie den Ruhm der Armee, eroberte mit derſelben eine Menge der kleinen Völkerſchaften, die die afrikaniſchen Küſten bewohnten, und ſchlug oft ſehr zahlreiche Heere in die Flucht.

Während deſſen gieng ſein Konſulat zu Ende. Schon hoffte der große Mann das Kommando der Armee mit Ruhm in die Hände ſeines Nachfolgers geben und in ſeinem Vaterlande ſich von den Strapazen des Kriegs erholen zu können: als das Senatsdecret von Rom kam, durch welches ihm, unter dem Namen eines Prokonſuls, die fernere Führung des Kriegs in Afrika, den er mit ſo vielem Glück eröffnet habe, anbefohlen wurde. Zugleich erhielt er aber auch Briefe von ſeiner Familie, die ihn zurückforderte, um ſeine häuslichen Angelegenheiten, die während ſeiner Abreiſe ſehr in Zerrüttung gerathen wären, wieder in Ordnung zu bringen; denn der Verwalter ſeiner Länderei ſey mit allem Ackergeräthe durchgegangen. **Regulus** ſchrieb ſogleich an den Rath zurück, und bat um ſeine Zurückberufung, indem er ihm den vorigen Umſtand meldete und dabei äußerte, er wiſſe nicht, wenn ſein Feld ungebaut bliebe, wovon er ſeine Familie erhalten ſollte. Der Rath machte ſogleich die Verfügung, daß die Länderei auf Koſten des öffentlichen Schatzes beſtellt, der Schaden am Ackergeräthe erſetzt, und die Familie des Prokonſuls, während ſeiner Abweſenheit, mit allen zu ihrem Lebensunterhalt nöthigen Bedürfniſſen verſehen werden ſollte. — So rein, ſo edel waren die Sitten der damaligen Zeit!

Beruhigt über dieſe ſeine Familienangelegenheit widmete ſich Regulus nun ganz dem Dienſte des Staates und drang mit der Armee, nachdem er ſich der Küſten bemächtigt hatte, immer tiefer in das Innere des Landes ein.

Karthago wurde bei Annäherung der römiſchen Armee, die weder durch die ihr entgegengeſchickten feindlichen Armeen, noch durch ungeheure Schlangen, die jener heiße Landſtrich erzeugt, in ſeinen Siegen aufgehalten wurde, in Schrecken geſetzt, beſonders da Regulus auch die wichtige Veſtung Tunis, die nur einige Meilen von der Hauptſtadt entfernt lag, eingenommen hatte. Von hier aus bot er den Karthaginenſern zwar den Frieden, um den ſie baten, aber unter ſolchen Bedingungen an, die er nicht härter hätte vorſchreiben können, wenn er ſich ſchon wirklich im Beſitz von Karthago befunden hätte. Zu dieſem Uebermuth hatten ihn ſeine bisherigen Siege verleitet, bei dem auch dieſer große Mann ſich ſo ſehr vergaß, daß er auf die Unbeſtändigkeit des Glücks gar keine Rückſicht nahm. Aber nur zu bald wurde er für dieſe Vermeſſenheit beſtraft.

Eben waren während der Friedensunterhandlung Schiffe mit Hülfstruppen aus Griechenland in dem Karthaginenſiſchen Hafen eingelaufen, deren Anführer Xanthippus, ein Lacedämonier, war, ein Mann, der mit der ſeinen Landsleuten eigenen Tapferkeit auch die Wiſſenſchaft eines erfahrnen Feldherrn beſaß, und ſich das Zutrauen der Karthaginenſer in ſolchem Grade zu verſchaffen wußte, daß ſie ihm das Oberkommando ihrer Armee übertrugen. Von jetzt an, und gleich bei den erſten Kriegsoperationen wurde Regulus inne, daß ein ganz anderer Geiſt die Karthaginenſiſche Armee beſeelte, und ihre Anordnung von einem ſehr geſchickten Anführer geleitet wurde. Es kam bald darauf zu einer entſcheidenden Schlacht, in welcher Xanthippus den Ruhm ſeiner Tapferkeit und ſeines groſſen Geiſtes bewährte. Die Römer wurden gänzlich geſchlagen; der größte Theil derſelben fiel unter dem Schwerde oder unter den Füßen der Elephanten; nur

zwey-

zweytauſend retteten ſich durch die Flucht nach Klypea; Regulus hatte das Unglück, mit fünfhundert ſeiner Leute lebendig in die Hände des Siegers zu fallen.

Karthago, das ſich kaum am Rande des Verderbens befunden hatte und nun auf einmal gerettet ſah, überließ ſich nun ganz der Freude, die eine ſo ſchnelle Glücksveränderung bewirkte. Alle Tempel wurden geöffnet, von allen Altären ſtieg der Dampf der Opfer auf; in allen Straßen ertönte das Jubelgeſchrei der Einwohner; Alte und Junge aus allen Ständen zogen der ſiegreichen Armee entgegen, und Aller Augen waren bald auf den Helden gerichtet, der an der Spitze derſelben jetzt ſeinen feierlichen Einzug hielt; bald auf den Regulus, der noch kurz zuvor das Schrecken von ganz Afrika geweſen war, und jetzt als Gefangner das Anſehen ſeines Siegers noch mehr erhöhte. Doch regte dies glänzende Schauſpiel zugleich den Neid in den Herzen der Großen auf, daß man einem Ausländer die Rettung Karthago's verdanken ſollte, und aus Beſorgniß, es möchte ihn dies vielleicht zu noch größerer Anmaſſung verleiten, ſuchte man ſeiner mit guter Art bald möglichſt loszuwerden. Man dankte dem Xanthippus für die dem Staate geleiſteten Dienſte, beſchenkte ihn mit einer prächtig ausgeſchmückten Galeere und ſchickte ihn mit derſelben wieder nach Sparta zurück.

Traurig war indeß das Schickſal des Regulus, deſſen ſchmähliche Gefangenſchaft ihm noch durch unmenſchliche Behandlung der gegen ihn äußerſt aufgebrachten Feinde ſehr erſchwert wurde. Mit edlem Muthe ertrug er alle Mißhandlungen; nur der Gram nagte an ſeinem Herzen, ſich außer Stande zu fühlen, ſeinem Vaterlande nützlich zu werden.

So ſehr auch den Römern der Verluſt ihres beſten Generals und ſeiner Armee ſchmerzte, ſetzten ſie gleichwohl den Krieg mit noch mehr Erbitterung fort, und hinderten die Karthaginenſer, ſich jenes Siegs lange zu freuen. Auch ſie hatten unter ihren Gefangenen nicht wenige angeſehene Männer, die zur Auswechſelung der Ihrigen geeignet waren; die Blüthe des Karthaginenſiſchen Adels war in ihren Händen, an deren Auslöſung ihren Familien Alles gelegen war. Schon wurde auch wirklich in Karthago eine Geſandtſchaft nach Rom veranſtaltet, um wegen Auswechslung der Gefangenen zu unterhandlen; um dieſer Unterhandlung noch mehr Gewicht zu geben, beredete man den Regulus, die Geſandten nach Rom zu begleiten und da durch ſeine perſönliche Gegenwart dies Geſchäft, nicht nur der Auswechslung der Gefangenen, ſondern, wo möglich, auch der Beilegung des Kriegs, noch beſſer zu betreiben: gab ihm jedoch zu verſtehen, daß ſein Leben von dem glücklichen Ausgange dieſer Geſandtſchaft abhänge. Dabei mußte er ſich durch einen Eid verbindlich machen, wieder in ſein Gefängniß zurückzukehren, wenn ſich dieſe Unterhandlung zerſchlagen ſollte. Regulus nahm dieſen Auftrag an, gab den Karthaginenſern ſein Wort, und begab ſich in der Hoffnung, noch einmal ſeiner Vaterſtadt einen weſentlichen Dienſt leiſten zu können, mit den Geſandten zu Schiffe.

Als ſich die Geſandten Rom näherten, wurden ſie vom Senat, in Rückſicht des Regulus, in die Stadt eingeladen; aber Regulus verbat dieſes, indem er erklärte: er wäre noch zu wohl, daß den Geſandten feindlicher Mächte, nach alter väterlicher Sitte, außer den Mauren Roms, Audienz ertheilt würde. Der Senat verfügte ſich alſo außer der Stadt und ließ ſich das Verlangen der Geſandten vortragen. Regulus führte das Wort: er habe mit dieſen Geſandten den Auftrag von ſeinen jetzigen Obern, in deren Gewalt er ſich nach Kriegsrecht als Gefangner befinde, mit der römiſchen Republik wegen Beilegung des Kriegs, oder wenigſtens wegen Auswechslung der Gefangenen zu unterhandeln, und frage alſo den Senat, ob er geneigt ſey, ſich in eine Unterhandlung dieſer Art einzulaſſen? Man ließ die Geſandten abtreten, um die Sache in Ueberlegung zu nehmen; bat jedoch den Regulus, zurückzubleiben: der es aber gegen ſeine Pflicht hielt, anders als in Gegenwart der übrigen Geſandten zu reden, und trat daher mit dieſen zugleich ab.

Als ſie wieder eingelaſſen wurden und die Unterhandlung ſich anfieng, ſchwieg der große

Mann lange Zeit dazu ſtille; als er endlich um ſeine Meynung befragt wurde, erklärte er öffentlich, als freier Mann, der zwar, wie er ſagte, dem Leibe nach den Feinden zugehöre, aber durch keine äußerliche Gewalt gezwungen werden könnte gegen ſeine Ueberzeugung zu handeln, und der Seele nach ganz Römer ſey: er halte es durchaus gegen den Vortheil der römiſchen Republik, unter gegenwärtigen Umſtänden Frieden mit Karthago zu ſchließen oder die Gefangnen auszuwechſeln, da ſie auf dem Punkt ſtände, dies erſt nach völliger Beſiegung ihrer Feinde mit dem größten Vortheil zu thun. Die Gründe, die er von dieſer ſeiner Meynung beifügte, waren ſo einleuchtend, daß der Senat ſie anerkennen und ſeiner Meynung beitreten mußte; nur war die ſchwere Frage: ob man den Vortheil der Republik um ein ſo theures Opfer, als das Leben dieſes Edlen war, erkaufen ſollte? ob dieſer Vortheil nicht auch mit ſeiner Erhaltung zu gewinnen ſey?

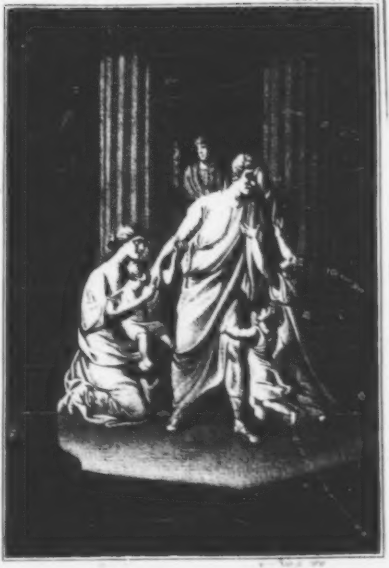
Schon zuvor hatte der Edle erklärt: daß man auf ſeine Perſon nicht die mindeſte Rückſicht nehmen, ſondern blos auf das Wohl der

Republik ſehen ſollte; und noch blieb er feſt bei der Erklärung: er werde beſtimmt wieder nach Karthago zurückkehren, da er ohnehin nicht die Schande ertragen könne, als ein ehemaliger Gefangner unter den Augen ſeiner Mitbürger zu verweilen. Zwar wiſſe er wohl, daß dort die ſchmählichſten Bande, Martern und ein qualvoller Tod ſeiner warteten: aber an Leiden ſey er ſchon gewöhnt, und die lange Erfahrung habe ſie ihm erträglich gemacht. Er fühle ſich ſtark genug, auch noch empfindlichere Martern zu ertragen, die doch zuletzt der Tod auflöſe; und da er dieſen nicht fürchte: ſo habe er nichts zu fürchten. Er habe ſein Wort gegeben, und dies zu halten, ſey ihm heilige Pflicht; ſeine Sache ſey, nach Karthago zurückzukehren — was ihm dort begegnete, ſey Gottes Sache.

Doch eben dieſe edelmüthigen Aeußerungen, die er mit dem ruhigſten Tone that, regten nur noch mehr das Verlangen der Römer auf, einen ſolchen Mann zurückzubehalten; mehrere aus dem Rath erklärten: es könne dies auch wohl ohne Verletzung des Völkerrechts geſchehen, da ihn doch die Feinde ſelbſt ausgeliefert hätten. Sogar der Oberprieſter erklärte: er könne, ohne ſich eines Meineids ſchuldig zu machen, zurückbleiben und durch gewiſſe religiöſe Ceremonien ſeines Eides entbunden werden. Da überlief den Edlen die Röthe des Unwillens im Geſichte, und mit einem Ton, der ſelbſt den Senat erſchütterte, verſicherte er: daß er eher alles thun, alles leiden, als ſein gegebenes Wort brechen, die Heiligkeit des Eidſchwurs verletzen, und ſich und ſein Vaterland der Rache der Götter ausſetzen werde. Die Gottheit ſey kein leeres Phantom, die man ungeſtraft mit Vorſatz beleidigen könne, oder die ſich durch menſchliche Formeln und mit dem Blute der Opferthiere verſöhnen laſſe.

Eben als man im Senat die Zurückſendung der Geſandten mit abſchläglicher Antwort beſchloß: drang die Gemahlin des **Regulus**, **Marcia**, mit ihren Kindern ein, und erfüllte Alles mit ihrem Weinen und Geſchrey. Mit flehender Stimme und mit dem ſtärkſten Ausdruck der innigſten Rührung bat ſie die Senatoren um die Erhaltung ihres Gatten, des Vaters ihrer ver-

laſſe-



Regulus hält sein gegebnes Wort.

laſſenen Kinder. Dieſe erklärten ihr: es hänge dies blos von dem Willen ihres Mannes ab; ſie würden ihn, wenn er bleiben wollte, nicht zurückſchicken, könnten ihn aber auch, wenn er gehen wollte, nicht aufhalten.

Regulus war ſchon mit den übrigen Geſandten außer der Verſammlung im Vorhofe; hier warf ſich die geliebte Gattin in ſeine Arme, hier umfaßten die weinenden Kinder ſeine Kniee und baten ihn mit Thränen, ſie nicht zu verlaſſen. Bei dieſem Auftritt, der ſelbſt die unbefangenſten Zuſchauer rührte, ſtand Regulus, den abgewendeten düſtern Blick zur Erde geheftet, lange unbeweglich; jetzt, da ihn die Geliebten noch feſter umarmen wollten, riß er ſich mit Gewalt aus ihren Umarmungen los, miſchte ſich in das Gefolge der vorausgegangnen Geſandten und trat mit ihnen die Rückreiſe nach Karthago an *).

Hier

---

*) Siehe das 51ſte Kupfer.

Hier fand der Edle auch bald nach ſeiner Ankunft ſeinen Tod unter den empfindlichſten Martern *). Dadurch ſtieg aber auch die Erbitterung zwiſchen beyden Theilen immer höher. Es wurden mehrere blutige Schlachten auf dem Meere und auf dem Lande geliefert, Menſchenblut wurde in ganzen Strömen vergoſſen; mehrere Tauſende fanden in den Wellen ihr Grab. Lange blieb es unentſchieden, auf welche Seite ſich der Sieg neigen werde; endlich gelang es den Römern, die durch verſchiedene Niederlagen erſchöpften Karthaginenſer zum Frieden zu zwingen, den dieſe, außer der Abtretung ihrer Beſitzungen in Sicilien und allen zwiſchen Afrika und Italien gelegenen Inſeln, noch mit einer großen Geldſumme erkaufen mußten.

---

*) Die Nachrichten von der Hinrichtung des Regulus ſind verſchieden; nach einigen ſchnitten ihm die Karthaginenſer die Augenlieder ab und ſetzten ihn den brennendſten Sonnenſtrahlen aus; nach andern ſteckten ſie ihn in ein mit ſpitzigen Nägeln nach innen beſchlagenes Faß und ließen ihn darinn vom Felſen herabrollen und ſo unter langſamen Qualen ſterben.

Zweyter Puniſcher Krieg.

Der geſchloſſene Friede war mehr einem Waffenſtillſtande ähnlich, bei welchem Rom und Karthago nur neue Kräfte ſammleten, um mit deſtomehr Nachdruck den Krieg von neuem anzufangen, der ſchon im vierten Jahre darnach wirklich ausbrach, und jetzt von Männern von Genie geleitet wurde, die Klugheit mit Tapferkeit verbanden, und daher bei dieſen kriegeriſchen Auftritten ſehr glänzende Rollen ſpielten.

Einer dieſer Männer auf Seiten der Karthaginenſer, der das Schrecken Roms wurde und lange Zeit den Ruhm ſeiner Tapfern verdunkelte, war

Hannibal,

einer der größten Feldherrn der damaligen Zeit, der ſich als ehemaliger Sieger über die Römer ſelbſt in den Jahrbüchern dieſes Volks einen unvergeßlichen Namen gemacht hat.

Er war der Sohn Hamilkars, mit dem Beinamen Barkas, eines der größten Generale, der beſonders in den letzten Jahren des puniſchen Kriegs den Karthagineuſern ſehr wichtige Dienſte geleiſtet, ſich ſelbſt den Römern furchtbar gemacht und ſein Vaterland vom gänzlichen Untergange gerettet hatte. Dieſem ſeinem Vaterlande hing er mit ſolcher Liebe an, daß er alles, was nur in ſeinen Kräften ſtand, anwendete, um das Wohl deſſelben zu befördern; ſein eignes Leben war ihm um dieſen Preis nicht zu theuer; ſchon mehrmals hatte er es für daſſelbe in Gefahr geſetzt, und noch war er bereit, es im Dienſt deſſelben aufzuopfern. Dies machte ihn zu einem unverſöhnlichen Feinde der Römer, und dieſen Haß ſuchte er auch ſeinen Kindern einzuflößen; ſeine vier Söhne weyhte er ſelbſt zum Dienſt des Vaterlandes ein, und lehrte ſie unter ſeiner Anführung für daſſelbe kämpfen. Hannibal war der jüngſte unter ihnen. Als Hamilkar den Auftrag von der Republik erhielt, als kommandirender

General mit der Armee nach Spanien überzuſetzen, dort dem Staate neue Hülfsquellen zu eröffnen und ſeine dortigen Beſitzungen zu erweitern, und ſich eben durch ein feierliches Opfer zu dieſem Feldzuge vorbereitete: fragte er dieſen ſeinen jüngſten Sohn, der damals kaum das neunte Jahr erreicht hatte: ob er Luſt habe, ihn auf dieſen Feldzug zu begleiten? Der feurige Knabe nahm dieſe Aufforderung des Vaters im vollen Ernſte ſogleich an und bat ihn aufs dringendſte, daß er es doch ja thun, und ihn mitnehmen möchte: „wohl, ſagte der Vater, wenn du mir verſprichſt, das zu halten, wozu ich dich verbindlich mache." Mit dieſen Worten ergriff er ihn bei der Hand, führte ihn zum Opferaltare, entfernte alle Uebrigen und ließ ihn da, die Hand aufs Opferthier gelegt, ſchwören: daß er, ſo lange er lebe, ein Feind der Römer ſeyn wolle. Der Knabe ſchwor, und nie hat er ſeinen Eid gebrochen.

Neun Jahre hindurch war Hannibal der Begleiter ſeines Vaters auf ſeinen Feldzügen in Spanien, wo, wie wir ſchon bemerkt haben, die Karthaginenſer anſehnliche Beſitzungen hatten, die er jetzt durch Beſiegung mehrerer Völkerſtämme, die ſich im Beſitz dieſes goldreichen Landes befanden, ungemein erweiterte. Schon gieng **Hamilkar**, nachdem er den größten Theil dieſer Provinz unterjocht hatte, damit um, den Krieg nach Italien zu ſpielen, als er in einem Treffen, welches er den Vettonern lieferte, den Tod auf dem Schlachtfelde fand. Tief empfand **Hannibal** den Verluſt ſeines Vaters, und kehrte, zwar ohne ihn, jedoch ganz von ſeinem Geiſte belebt, nach Karthago zurück.

Vier Jahre nachher forderte ſein Schwager **Asdrubal**, der nach dem Tode ſeines Schwiegervaters das Gouvernement in Spanien empfangen hatte, den jungen Helden wieder zur Armee zurück, und gab ihm das Kommando über die Reuterei. Als der junge Held, kaum zwey und zwanzig Jahre alt, bei der Armee erſchien, zog er die Augen Aller auf ſich, und gewann Aller Herzen. Das Feuer in ſeinen Augen, die Lebhaftigkeit und Stärke, die ſich in allen ſeinen Bewegungen ausdrückte, ließ ihnen wieder in ſeiner Perſon das Bild ihres alten braven Feldherrn **Hamilkars** erkennen, und von ihm erwarten, daß er ſie wieder zu neuen Siegen anführen

führen werde. Sie fanden ſich auch nicht in dieſer Erwartung getäuſcht. **Hannibal** war ganz Soldat und vereinigte ſchon früh alle die kriegeriſchen Talente in ſich, die ihn als den künftigen größten Feldherrn ankündigten. Mit einem Muthe, der weit über ſeine Jahre war, verband er ſo viel Klugheit und Einſicht, wie man ſie nur dem erfahrendſten Feldherrn zutrauen konnte. Unerſchrocken in Gefahren blieb er immer bei kaltem Blute, bei Beſonnenheit, und wußte jede Gelegenheit zum Vortheil zu benutzen; immer der Erſte an der Spitze der Seinigen auf dem Schlachtfelde und der Letzte beim Rückzuge, war er das Muſter der Tapferkeit für ſeine Soldaten, und ihr Abgott, da er mit ihnen alle Arbeiten und Gefahren gleich theilte. So ſtrenge er auf den Dienſt hielt und jedes Verſehen ſcharf beſtrafte, ſo ſuchte er aber auch die Laſten und Beſchwerden der Armee ſo erträglich, als es nur möglich war, zu machen, und durch ſein humanes und theilnehmendes Verhalten zu erleichtern: ſo daß ſein Wille auch der Wille der ganzen Armee war. Was ihn dabei vorzüglich in ſeinen Jahren auszeichnete, war die ſtrengſte Enthaltſamkeit und Mäßigung der ſinnlichen Begierden, wodurch er ſich bei der Herrſchaft über ſich ſelbſt und ſeinen Körper immer bei Kräften erhielt.

Durch dieſe Tugenden beſtätigte er ſchon frühe das Zutrauen, welches der Karthaginenſiſche Staat zu ihm gefaßt hatte, und leiſtete ihm während den drey Jahren, die er unter Asdrubal in Spanien diente, weſentliche Dienſte. Nach dem Tode dieſes ſeines Schwagers, der von einem ſeiner Sclaven ermordet wurde, rief ihn ſogleich die Armee zu ihrem oberſten Befehlshaber aus; der Senat zu Karthago beſtätigte nicht nur dieſe Wahl, ſondern übertrug ihm zugleich die Würde eines Gouverneurs in Spanien mit der vollen Gewalt des erſten Staatsdieners. Es ſtand jetzt bei dem Hannibal, ſich zum unumſchränkten Herrn von Spanien und ganz unabhängig von dem Vaterſtaat zu machen: aber er mißbrauchte dieſe ihm gegebene Gewalt nicht, ſondern wendete ſie nur ganz dazu an, um ſeine Nation wegen der erlittenen Schmach an den Römern zu rächen, und ſeinem entworfenen Plane nach dieſe unverſöhnlichen Feinde der Karthaginenſer in ihrem eignen Lande niederzuſchlagen.

Den Anfang dazu machte er mit der Belagerung von Sagunt, der damals größten und ſtärkſten

Stadt in Spanien, die im Bündniß mit den Römern ſtand und ihnen dort zur Vormauer gegen die Eroberung der Karthaginenſer diente. Die Saganter benachrichtigten ſogleich die Römer von ihrer gefährlichen Lage und erſuchten ſie um Hülfe: aber während dieſe die Zeit mit fruchtloſen Geſandtſchaften zubrachten, hatte Hannibal nach einer achtmonatlichen Belagerung die Stadt mit Sturm erobert, und damit die Eroberung von ganz Spanien vollendet. Die Römer ſchickten gleich' darauf eine glänzende Geſandtſchaft, an deren Spitze ſich Fabius befand, nach Karthago, um ſich über dieſen Friedensbruch zu beſchweren, und zu befragen, ob die Zerſtörung Sagunts mit ihrer Bewilligung geſchehen ſey? Der dortige Senat ſuchte der Antwort mit Spitzfindigkeiten auszuweichen; mit Unwillen faltete Fabius ſeine Toga in einen Schoos zuſammen, hielt ſie der Verſammlung vor und ſagte: hier bringe ich Krieg, oder Frieden; wählet! der Senat erwiederte: er möge nur ſelbſt eins von beyden beſtimmen; „wohlan, verſetzte Fabius, ſo geb' ich euch Krieg!" und ſchlug die Toga auseinander, als ſchütte er mit derſelben alles Ungemach des Kriegs vor ihnen aus.

Hier-

Hiermit war der Krieg erklärt, der Rom in die größte Gefahr ſetzte und den Feind ſo nahe zu ſeinen Mauren hinzog; denn gleich mit Anfange des Frühjahrs ſetzte ſich Hannibal mit ſeiner Armee in Bereitſchaft, in Italien ſelbſt einzubrechen. Dieſer Feldzug, der in der römiſchen Geſchichte höchſt denkwürdig und in militäriſcher Hinſicht äußerſt intereſſant iſt, hat von jeher den Geſchichtſchreibern einen ſehr reichen Stoff zur Unterhaltung gegeben; wir aber übergehen hier die umſtändliche Beſchreibung derſelben, da ſie außer unſerm Geſichtspunkt liegt, und wir nicht ſowohl den Held in dem Menſchen, als vielmehr den Menſchen im Helden betrachten wollen. Wir heben daher nur diejenigen Handlungen aus, die auf das allgemeine Intereſſe der Menſchheit, nicht aber der einzelnen Staaten Beziehung haben.

Was der Menſch durch feſten Willen zu thun vermag, wie er bei weiſer Vorſicht und Anſtrengung ſeiner Kräfte auch die größten Schwierigkeiten überwinden kann, dies zeigt uns Hannibal bei ſeinem Feldzuge nach Italien, der ungeachtet aller Hinderniſſe, die ihm im Wege ſtanden, ſeinen Plan ausführte, den weder die reißendſten Ströme, noch die an ihren Ufern verſammleten ſtreitbaren Nationen, die ihm den Uebergang erſchwerten, noch die für unüberſteiglichgehaltenen mit Schnee und Eis bedeckten Alpen bei der rauheſten Jahrszeit in ſeinem Zuge aufhalten konnten. Sein Muth und ſeine Beharrlichkeit überwand alle dieſe Hinderniſſe, mit denen er funfzehn Monate hindurch zu kämpfen hatte: aber auch ſeine Armee war auf dieſem äußerſt beſchwerlichen Marſche bis auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen, und auch dieſe Ueberbliebenen waren von Froſt und Hunger und Krankheiten halb verzehrt, als er ſie an den Ufern des Po bei ſeinem Eintritt in Italien muſterte. Doch der Einfluß des mildern Klima und die an Nahrungsmitteln ſo reiche Gegend verſchaffte der Armee bald die nöthige Erholung, und in wenig Tagen ſetzte ſie ſich in Beſitz der erſten Grenzſtadt Italiens am Fuße der Alpen, Taurinum (Turin).

Gern hätte hier Hannibal ſeiner Armee eine längere Erholung von den ausgeſtandenen Beſchwerden vergönnet: aber ſchon näherten ſich die römiſchen Legionen zur Vertheidigung des Landes, unter der Anführung eines ihrer tapferſten ſien Feldherrn, des Konſul P. Kornelius Scipio *), der ihm an dem kleinen Fluſſe Ticinus ein Treffen anbot. Beyde Anführer ſtellten ihre Truppen in Schlachtordnung; beyde feuerten ihre Armeen nach damaliger Sitte durch Reden zur Tapferkeit an, wobei beſonders Hannibal ſeinen Soldaten auf eine ſehr ſinnliche Art unter Augen ſtellte: es ſey ihnen keine weitere Wahl übrig, als zu ſiegen oder zu ſterben; kein Ausweg zur Flucht ſey ihnen offen, aber deſto größer wären auch die Vortheile, die ſie aus dieſer gewonnenen Schlacht, als die Sieger Italiens, ziehen würden. Jetzt, da er ihre Gemüther ſo zum Kampf erhitzt ſahe, führte er die Truppen dem Feinde entgegen, die mit Löwenwuth in die feindlichen Reihen eindrangen und ſie nach kurzer, aber tapferer Gegenwehr niederwarfen. Scipio that zwar Alles, um die Schlacht wieder in Ordnung zu bringen, erhielt aber ſelbſt eine gefährliche Wunde und ſah ſich genöthigt, die Flucht nach ſeinem Lager zu ergreifen. Auch von da wurde er bald durch den

Han-

---

*) Dies war der Vater des nachher durch ſeine Siege über die Karthaginenſer ſo berühmt gewordenen Scipio.

Hannibal, der ſeinen Sieg verfolgte, verdrängt, und konnte ſich nicht eher, als in der Nähe von Placentia, einem von der Natur befeſtigten Poſten, ſetzen.

Hier ſtieß der andere Konſul, Titus Sempronius, der während dieſer Zeit ſehr glücklich gegen die Karthaginenſer in Sicilien und den Inſeln gefochten hatte, jetzt aber vom Senat zur Vertheidigung Italiens abgerufen war, mit ſeinen Legionen zu denen des Scipio. Stolz auf ſeine vorigen Siege, konnte dieſer kaum die Zeit erwarten, wo er die Truppen gegen den Feind führen konnte; umſonſt rieth ihm ſein Kollege, der noch an ſeiner Wunde krank lag, ſeine Hitze zu mäßigen und die Schlacht aufzuſchieben; er hielt dies für Schwäche, rückte mit der Armee vor an den kleinen Fluß Trebia, ohnweit Placentia, lieferte, um den Ruhm des Siegs allein einzuerndten, den Feinden ein Treffen, wurde aber gleichfalls mehr durch die Liſt des Hannibals, als durch die feindliche Tapferkeit überwunden und gänzlich in die Flucht geschlagen.

Dieſer Sieg öffnete dem Hannibal vollends den Weg nach Rom; er nahm den Weg mit der Armee nach Etrurien, gieng über die Apeninnen, wo er beinahe noch größere Hinderniſſe, als auf den Alpen, überwinden mußte, kam von da in eine unwegſame moraſtige Gegend, kämpfte da wieder mit unglaublichen Beſchwerden, ließ hier den größten Theil ſeiner Laſtthiere und ſeine noch übrigen Elephanten bis auf einen einzigen im Sumpfe ſtecken, wurde ſelbſt von einer heftigen Augenkrankheit befallen, die ihn um den Gebrauch des einen Auges brachte, und ſchlug endlich nach überſtandenen Strapatzen ſein Lager ohnweit **Kortona** auf.

Hier begegnete ihm eine neue römiſche Armee unter Anführung des Konſul **Flaminius**, der eben ſo unvorſichtig, wie ſein Vorgänger, zu Werke gieng, ſich vom **Hannibal** in einen engen Paß locken ließ, der auf der einen Seite von Gebirgen eingeſchloſſen, auf der andern vom See Traſimenus beſchränkt war, und hier den Karthaginenſern ein Treffen lieferte, in welchem zwar die Römer mit der größten Verzweifelung fochten, aber doch zuletzt der feindlichen Uebermacht unterlagen. Ihr Anführer ſelbſt verlohr in dieſem Treffen durch einen Wurfſpieß das leben; ein großer Theil der römiſchen Soldaten fiel unter dem feindlichen Schwerde, ein anderer ſtürzte in den See und ertrank, und ſelbſt die übrigen, die ſich durch die Flucht gerettet hatten, fielen bald nachher als Gefangene in die Hände des Feindes.

Dieſe dreyfache Niederlage ſetzte Rom in die äußerſte Beſtürzung. Als beſonders die Nachricht von der letzten unglücklichen Schlacht am See Traſimenus nach Rom kam, wollte man es anfangs gar nicht glauben; als aber gegen Abend der Prätor der Stadt vor der Volksverſammlung auftrat, und mit geſenktem Blick in die Worte ausbrach: Römer! wir haben eine große Schlacht verlohren und ſind beſiegt worden: da zerſtreute ſich das Volk und erfüllte alle Straßen mit lauten Wehklagen; vorzüglich brachen die Weiber, die ihre Gatten und Söhne und nächſten Verwandten zu der Armee des Flaminius gegeben hatten, in lautes Jammern aus, alle ſtürzten mit dem früheſten Morgen hinaus vor das Thor, um von den einzelnen ankommenden Flüchtlingen aus der Schlacht, das Schickſal der Ihrigen zu erfahren. Hier ſank eine dieſer Frauen, die ihren Sohn ſchon für verlohren geachtet hatte, bei Erblickung deſſelben todt zur Erde nieder; eine andre, die auf die erhaltene Nachricht, ihr Sohn ſey geblieben, untröſtlich nach Hauſe gekehrt war, um ſich da dem Schmerz zu überlaſſen, wurde durch den unvermutheten Eintritt des Beweinten ſo heftig von der Freude erſchüttert, daß auch ſie in wenig Augenblicken ihren Geiſt aufgab.

Unterdeſſen waren die Häupter der Republik in ihren Verſammlungen mit Berathſchlagungen beſchäftigt, wie dieſe tödtliche Wunde des Staats zu heilen ſey: wie neue Truppen aufzubringen wären und wem man beſonders als Feldherrn die Vertheidigung des Vaterlandes übertragen ſollte? Man hielt es, wie gewöhnlich in großen Gefahren des Staats, für das beſte Mittel, einen Dictator zu erwählen und die Wahl fiel auf den Fabius Maximus, der durch ſein vorſichtiges, weiſes und tapferes Verhalten Rom vom Untergange errettete.

Ende der zweyten Abtheilung.

Moraliſche
Bilderbibel.

Vierten Bandes
dritte Abtheilung

mit ſechs Kupfern;

vom zweyten Puniſchen Kriege bis zu dem
Bürgerkriege in Rom.

Fabius Maximus.

Dieſer große Mann ſtammte aus einer der adelſten Familien; viele ſeiner Anherren hatten dem Staate wichtige Dienſte geleiſtet; auch ſein Beſtreben war daher von Jugend auf dahin gerichtet, ſich des angeſtammten Ruhms würdig zu machen. Zwar ſchien er in ſeiner Kindheit wenig zu verſprechen; ein gewiſſes ſchüchternes und ſanftes Weſen, bei welchem er ſich mehr andern gefällig zu machen ſuchte, ſeine Langſamkeit im Lernen, wobei er ſich oft gleichſam in ſich ſelbſt zurückzog und die Stille liebte, machte, daß er von ſeinen Jugendgeſpielen zwar für einen guten, aber einfältigen Knaben gehalten und nur das Schäfchen (Ovikula) genannt wurde. Aber gerade dies waren die Grundlagen ſeines nachherigen ausgezeichneten Charakters, ſeiner ſo vorſichtigen Bedachtſamkeit, mit der er bey allen wichtigen Unternehmungen zu

Werke gieng, der ruhigen Ueberlegung, mit der er ſeine Plane entwarf und der Feſtigkeit in Ausführung derſelben, wobei er ſich durch nichts irre machen ließ; Eigenſchaften eines gereiſten Verſtandes, durch die er ſich bei allen ſeinen nachherigen Aemtern, die er im Staate bekleidete, ſo rühmlich auszeichnete.

Schon hatte Fabius ſeinen Mitbürgern ſowohl im Senat als im Felde gezeigt, welche Erwartungen ſie von ihm faſſen konnten; ſchon einigemal war er Konſul geweſen und hatte die Armeen zum Siege gegen die Feinde des Vaterlandes angeführt; aber jetzt ſchien er vorzüglich von der Vorſehung aufbehalten zu ſeyn, um Rom von dem bedrohten Untergange zu retten, und die Fehler wieder gut zu machen, die ſeine Vorgänger durch Unvorſichtigkeit und übereiltes hitziges Verhalten begangen hatten. An ihm fand Hannibal den furchtbarſten Gegner, an deſſen Scharfſinn und beharrlichen Muthe ſeine Verſchlagenheit ſcheiterte, der mit der größten Verſicht den Gefahren der Schlacht auswich, und nicht eher ein Treffen wagte, bis er ſich eines glücklichen Ausgangs deſſelben verſichert halten konnte.

Bei dem Antritt ſeiner Dictatur war es ſeine erſte Sorgfalt, ſich durch die Beobachtung der damaligen religiöſen Gebräuche des göttlichen Schutzes zu verſichern und zugleich dadurch bei ſeinen Soldaten wieder das Vertrauen auf dieſen höhern Beiſtand zu beleben. Die vorigen Feldherrn hatten dies unterlaſſen, ja einige von ihnen hatten ſich ſogar einer Verachtung dieſer ehrwürdigen Gebräuche ſchuldig gemacht, und dieſem ſchrieb man vorzüglich die nachherigen Unglücksfälle zu. Jetzt, nachdem man die Gottheit wieder durch dargebrachte Opfer und Gaben beſänftigt hielt, erwachte auch wieder das Vertrauen der Armee, ſo wie die Hoffnung einer beſſern Zukunft, und freudig rückte ſie mit ihrem Anführer ins Feld.

Dieſer hatte einmal mit tiefer Einſicht und Ueberlegung den Plan entworfen, die furchtbare Macht des Hannibal langſam zu entkräften, und ohne ſich in ein entſcheidendes Treffen mit ihm einzulaſſen, den Feind allmählig aufzureiben. Er hielt ſich daher mit ſeinen Legionen zwar immer in der Nähe des Feindes auf, beobachtete genau ſeine Bewegungen, beunruhigte ihn auf ſeinen Märſchen, hinderte ihn an wichtigen Unternehmungen, hielt ſich aber immer auf Anhöhen und Bergen auf, wo ihm der Feind nicht beikommen konnte.

Hannibal, deſſen ganze Macht in einem feindlichen Lande nur in den Waffen beſtand, und deſſen Erhaltung nur von dem glücklichen Gebrauch derſelben abhieng, bemerkte wohl den klugen Plan ſeines Gegners, und wendete alle ſeine Liſt an, um ihn davon abzubringen; aber vergebens; Fabius blieb feſt und unveränderlich bei demſelben, und ließ ſich weder durch die verſtellten Märſche, oder Angriffe des Feindes, noch auch durch den Tadel und die Unzufriedenheit ſeiner eignen Leute darinn irre machen.

Eben in dieſer Beharrlichkeit in Ausführung ſeines Plans, den er unter den damaligen Umſtänden für den beſten zur Rettung Roms hielt und es auch in der That war, zeigt ſich die große Seele dieſes Helden; es war nicht Mangel an perſönlicher Tapferkeit und Muth, der ihm vielmehr ſo wie jedem Römer gleichſam angeboren war, ſondern Klugheit, die ihn bei dieſen Schritten leitete; bei der er ſich wenig um die ſchiefen

Urtheile bekümmerte, die andre, die ſeinen Plan nicht durchſchauen konnten, über ihn fällten.

Zwar waren die Früchte dieſes klugen Verhaltens jetzt noch nicht ſichtbar, und konnte ſich nicht eher als erſt zu Ende des Feldzugs zeigen: aber, da er den gewiſſen Nutzen der Republik dem äußerlichen Glanze und dem eiteln Ruhm eines ungewiſſen Siegs verzog, ertrug er großmüthig auch die kränkenſten Vorwürfe, die ihm deswegen von denen gemacht wurden, die nur durch kühne Thaten Ruhm zu erwerben ſuchten. Zu dieſen Unzufriednen gehörte ſein eigner General der Reuterei *) **Minucius**, deſſen Ruhmbegierde bei dieſem Feldzuge durch die Langſamkeit des Oberbefehlshabers in ſo engen Feſſeln gehalten wurde, von denen er ſich ſo gern frei gemacht hätte. Dieſer ließ es bei aller Gelegenheit den Soldaten merken, wie unrühmlich es für ſie ſey, der Verheerung Italiens durch die

---

*) der dem Dictator der nächſte am militäriſchen Range war, von dieſem jedesmal ſelbſt ernannt wurde, aber auch ganz unter ſeinen Befehlen ſtand, und nur in Abweſenheit des Dictators das Kommando der Armee führte.

Feinde des Vaterlandes als müßige Zuſchauer von Ferne zuzuſehen; wie Fabius, um ihnen dies Schauſpiel zu geben, ſie ſo recht auf die Höhen ſtelle und ſolche Maasregeln ergreife, wobei er freilich ſicher ſey, vom Feinde geſchlagen zu werden, denn Hannibal werde ihn nicht unter den Wolken aufſuchen; ja vielleicht wolle er gar die Armee in den Himmel erheben, weil er auf der Erde alles für verloren hielt. Durch ſolche Spöttereien brachte er den Fabius bei der Armee in den Verdacht eines furchtſamen Mannes. Die Freunde des Dictators riethen zwar dem Fabius, ſich von dieſen Vorwürfen durch eine Schlacht zu befreien; aber der Edle verſetzte: dann verdiente ich mit Recht den Namen eines Furchtſamen, wenn ich aus Furcht vor Läſterungen und Spöttereien von meinen Grundſätzen abging; und würde noch weniger verdienen, das Oberkommando der Armee zu führen, wenn ich mich ſelbſt von der Meynung eines andern leiten ließ.

Niemanden war jedoch das Zaudern des römiſchen Anführers läſtiger, als dem Hannibal, der dadurch in ſeinen Eroberungen aufgehalten wurde, und ſeine Armee, um des nothdürftigen Unterhalts willen, blos zu Streifereien in den offnen Ebenen brauchte; um dieſes klugen Gegners los zu werden, ſuchte er ihn bei der Armee und ſelbſt in Rom in den Verdacht eines geheimen Verſtändniſſes mit ihm dadurch zu ſetzen, daß, ſo oft er bei ſeinen Plünderungen auf Ländereien des Dictators ſtieß, er mit der äuſerſten Strenge gebot, ihrer zu ſchonen; ja, ſogar zu mehrerer Sicherheit Wache dabei ſtellte. In der That fingen auch ſchon die Volkstribunen an, ſeine Zurückberufung von der Armee in Anſchlag zu bringen. Aber Fabius fand bald Gelegenheit, ſich von dieſem Verdacht der Untreue zu befreien. Er hatte mit dem Hannibal einen Vergleich wegen der Gefangenen geſchloſſen, Mann gegen Mann auszuwechſeln, und für die überzähligen eine gewiſſe Summe für jeden Kopf zu bezahlen. Nach geſchehener Auswechslung blieben noch einige Hundert gefangene Römer übrig. Der Senat weigerte ſich, für dieſe das Löſegeld zu überſchicken, weil er es für unwürdig hielt, Leute, die durch ihre Feigheit die Beute des Feindes geworden wären, auszulöſen. Fabius fühlte es, daß dieſer Vorwurf eigentlich ihn traf; ſchickte aber ſogleich ſeinen Sohn mit dem Auftrage nach Rom, ſeine ſämtlichen Landgüther zu verkaufen, und löſete mit der daraus erhaltenen Summe die Gefangenen aus.

Kurz zuvor hielt Fabius ſeinen Gegner in einem engen Thale in Kampanien eingeſchloſſen. Die ganze feindliche Armee hielt ſich ſchon für verloren, und Hannibal ſelbſt ſahe ein, daß er ſich nicht ohne die äußerſte Gefahr herausziehen könnte. Er half ſich aber durch Liſt. Er ließ von den erbeuteten Ochſen gegen zweytauſend zuſammenbringen und ihnen Reisbündel an die Hörner binden. Bei Anbruch der Nacht wurden dieſe angezündet und die Ochſen gegen die Anhöhen, und beſonders nach den engen Päſſen, welche die Römer beſetzt hielten, hingetrieben. Beim Anblick der vielen Feuer zogen ſich die Römer zu ihren Verſchanzungen auf die Höhen zurück: aber auch hier ſetzten die durch den Brand wüthigen Ochſen alles in Schrecken, und Fabius ſelbſt, der wohl die Liſt des Feindes ahndete, wagte es bei dem Dunkel der Nacht nicht, ſeine Verſchanzungen zu verlaſſen. Hannibal benutzte indeß die feindliche Verwirrung und zog ſeine Truppen mit der Beute glücklich aus dieſer Falle heraus.

Bald nachher wurde **Fabius** zu einer religiöſen Feierlichkeit von den Prieſtern nach Rom gerufen. Ehe er abreiſte, übergab er dem **Minucius** die Armee, befahl ihm aber als Dictator und bat ihn zugleich als Freund, ſich auf keine Weiſe mit dem Feinde in ein Gefecht einzulaſſen. Kaum aber war dieſer Herr der Armee, als er ſogleich die Gelegenheit aufſuchte, mit **Hannibal** zu ſchlagen; er fand dieſe bald, denn der ſchlaue **Hannibal** wünſchte es ſelbſt; es kam zu einem blutigen Gefecht, in welchem er wirklich den Feind mit ziemlichen Verluſt hinter ſeine Verſchanzungen zurücktrieb. Als die Nachricht von dieſem Siege mit vieler Vergrößerung nach Rom kam, erklärte **Fabius**: nun erſt ſey er wegen des Glücks des **Minucius** beſorgt; aber deſto ausgelaſſener war die Freude des Volks und ſeiner Tribunen, die dem **Fabius** in offner Verſammlung ſeine Feigheit vorwarfen und dagegen den **Minucius** wegen ſeiner bewieſenen Tapferkeit zum Himmel erhoben. Ja, als ſie merkten, daß **Fabius** als Dictator ſein Anſehen behaupten und ſeinen untergebnen General darüber zur Verantwortung ziehen würde, brachten ſie es durch ihre Kabalen dahin, daß nicht nur **Minucius** von aller Verantwortlichkeit frei geſprochen, ſondern ſogar durch einen bis dahin unerhörten Volksbeſchluß die höchſte Gewalt zwiſchen ihm und dem Dictator getheilt wurde.

Auch dieſe Beleidigung ſeiner Würde ertrug der edle **Fabius** mit ruhiger Faſſung; denn als ein weiſer und rechtſchaffner Mann hielt er ſich über jede unverdiente Kränkung erhaben; er kehrte gelaſſen zur Armee zurück, und kam mit dem **Minucius**, der von Stolz aufgeblaſen war, darinn überein, daß die Armee getheilt werden und jeder ſeine eignen Legionen kommandiren ſollte; wobei er dieſem die Erinnerung gab: er möchte nur immer bedenken, daß er nicht gegen den **Fabius**, ſondern gegen den **Hannibal** zu kämpfen habe und das Wohl des Vaterlandes nicht über ſeinen eignen Nutzen aus den Augen ſetzen.

Hannibal, der zeitig genug von dieſer Trennung der römiſchen Armee Nachricht empfing, freute ſich innig darüber und ſäumte nicht, davon Gebrauch zu machen. Er reizte ſehr bald den Minucius, der ſein Lager in der Ebene aufgeſchlagen hatte, zu einem Treffen, und dieſer nahm es auch ſogleich an. Anfangs war der Vortheil auf beyden Seiten gleich; aber jetzt fiel die Reuterei, die Hannibal in einen Hinterhalt gelegt hatte, den Römern in den Rücken, hieb da ſo fürchterlich ein, und ſetzte die römiſche Armee in die größte Verwirrung; ſchon ergriffen mehrere die Flucht, und Minucius ſah ſeine völlige Niederlage vor Augen.

Aber noch wachte Fabius über den Ruhm ſeiner Nation auf ſeinen Anhöhen. Ohne Zweifel hatte er den Erfolg dieſer Schlacht vorausgeſehen und hielt daher ſeine Truppen ſtreitfertig. Kaum bemerkte er beim Recognoſciren die Verwirrung und Unordnung im Heere des Minucius, als er zu ſeinen Begleitern ſagte: „Gott! ſo hat ſich, wie ich befürchtete, bald genug Minucius durch ſeine Verwegenheit ins Unglück geſtürzt!“ ſogleich aber ließ er ſeine Armee aufbrechen und rief ihr mit lauter Stimme zu: „Soldaten! auf, und eilet dem Minucius zu Hülfe! er iſt ein trefflicher Mann! nur ſeine Hitze hat ihn zu einem Fehler verleitet! laßt uns ihn gut machen und ihn ein andermal darüber zur Rede ſetzen.“

Gleich einem reißenden Strom ſtürzte er mit ſeinem Heere von den Anhöhen herab, warf die Feinde vor ſich nieder und nahm die geſchlagenen Legionen unter ſeine Fahnen auf. **Hannibal** hielt es nicht für rathſam, mit dieſen friſchen Truppen unter Anführung eines ſolchen Generals das Treffen zu erneuern, ließ zum Rückzuge blaſen und führte ſeine Armee ins Lager zurück, wobei er ſcherzhaft zu einem ſeiner Freunde ſagte: „habe ich es nicht vorausgeſagt, die fürchterliche Wolke, die bisher immer an den Bergen hieng, werde einmal Sturm und Ungewitter aus ihrem Schooße über uns ausſchütten.“

Fabius kehrte mit den Seinigen vom Schlachtfelde zu ſeinen Verſchanzungen zurück, ohne ſich ein einziges ſtolzes oder gehäſſiges Wort über ſeinen Kollegen entfallen zu laſſen. Auch dieſer kehrte beſchämt in ſein Lager zurück; hier ließ er die Soldaten zuſammen kommen, erklärte in ihrer Gegenwart: einen Fehler bei wichtigen

Dingen begehen, ſey menſchlich; aber Pflicht ſey es für jeden braven und verſtändigen Mann, den begangnen Fehler für die Zukunft zu ſeiner Beſſerung zu benutzen; dies ſey beſonders auch die ſeinige; er habe nun ſeit wenigen Stunden gelernt, daß es thörigt ſey, mit Männern um den Vorzug zu ſtreiten, von denen übertroffen zu werden, man ſich zur Ehre halten müſſe; der Dictator verdiene allein die Ehre, ihr künftiger Anführer zu ſeyn, und er werde ihnen in Leiſtung des ſchuldigen Gehorſams das erſte Beiſpiel geben.

Sogleich ließ er die Adler aufnehmen und zog mit dem ganzen Heere nach dem Lager des Fabius. Dieſer empfieng ihn vor ſeinem Zelte, ohne zu wiſſen, was die Abſicht ſeiner Ankunft ſey. Minucius ließ die Fahnen vor ihm aufpflanzen und näherte ſich ihm im Kreiſe der Soldaten mit den Worten: „Vater! ich weis keine ehrenvollere Benennung als dieſe — denn du biſt mir mehr als mein Vater; du haſt mein Leben, das ich dieſem verdanke, gerettet, und mich mit ſo vielen Bürgern dem Untergange entriſſen! du haſt heut einen doppelten Sieg gewonnen!

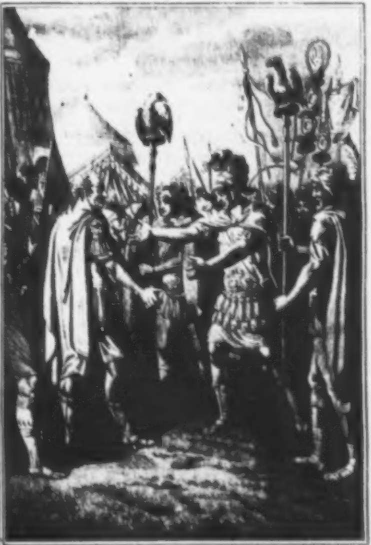
den einen durch deine Tapferkeit über die Feinde, den andern durch Edelmuth über deinen Kollegen, der nun durch dich weiſer geworden iſt und ſich nun ganz deiner Führung überläßt.“ — Fabius, ohne ein Wort zu ſagen, öffnete ſeine Arme und empfing damit den Minucius, der ihn mit Herzlichkeit küßte. Alle Umſtehenden wurden dadurch gerührt; Freudenthränen ſtürzten Allen aus den Augen; alle Soldaten folgten dem Beiſpiele ihrer Anführer, warfen ſich einander in die Arme, küßten ſich wechſelſeitig, und im ganzen Lager herrſchte allgemeine Fröhlichkeit *).

Nicht lange darauf legte Fabius, deſſen Verdienſte um die Republik jetzt erkannt wurden, und der von dieſer Zeit an den Beinamen der behutſame Zauderer (Cunctator) erhielt, freiwillig ſeine Dictatur nieder. Es wurden nach einiger Zeit wieder neue Konſuln gewählt; die Wahl ſiel auf Cajus Terentius Varro und Lucius Aemilius Paulus.

Varro

---

*) Siehe das große Kupfer.



Fabius Maximus edelmüthiges
Betragen gegen Minucius

Varro war ein Mann von niedriger Herkunft *) und eben ſo niedriger Seele, hatte ſich aber durch Schmeicheleien und Dreiſtigkeit die Gunſt des Volks zu verſchaffen gewußt, daß dieß ihm jetzt in dieſer kritiſchen Lage das Wohl des Staats anvertraute. Mit einem unerträglichen Stolze ſah er jetzt als Konſul auf den edlen **Fabius** herab; erklärte laut, daß dieſer durch ſein Zögern der Republik ſo viel Schaden zugezogen habe, den er aber mit einem einzigen Schlage wieder erſetzen werde. **Aemilius Paullus**, ein Mann von wirklichen Verdienſten und viel Erfahrung im Kriege, beſaß zu wenig Selbſtſtändigkeit und Muth, um ſich den Anmaßungen ſeines Kollegen, der der Liebling des Volks war, entgegen zu ſetzen; **Fabius**, der dieſe ſeine ſchwache Seite kannte, ſuchte ihn zu ſtärken, daß er den bisher befolgten Plan, mehr vertheidigungsweiſe gegen **Hannibal** zu kämpfen, wodurch er in Kurzem aufgerieben werden müßte, treu befolgen möchte. **Aemilius** verſprach alles zu thun, was ihn bei dieſem Feldzuge in den

---

*) Er war eines Fleiſchers Sohn.

Augen eines ſo würdigen Feldherrn rechtfertigen könnte.

Die beyden Konſuln führten jetzt die Armee, die den Kern des Adels und der Bürger Roms enthielt, dem Feinde entgegen. Sie fanden den Feind bei Kannä in Apulien, am Fluſſe Aufidus (jetzt Oſanto) gelagert. Hannibal, der, von allem unterrichtet war, und wohl wußte, daß er es mit keinem Fabius mehr zu thun hatte, bot ihnen ſogleich ein Treffen an, und ſo ſehr ſich auch Paullus Aemilius dagegen ſetzte: ſo nahm es gleichwohl der verwegene Varro im Vertrauen auf ſeine brave Armee an.

Fürchterlich war der erſte Angriff; denn von beyden Seiten wurde mit der äußerſten Anſtrengung gefochten; Hannibal aber, der mit Tapferkeit zugleich Verſchlagenheit verband, hatte bald die römiſche Armee mit ſeiner Reuterei ſo umflügelt, daß ihm der Sieg nicht mehr ſtreitig gemacht werden konnte. Die Verwirrung und Flucht ward in der römiſchen Armee bald allgemein; Aemilius, ohngeachtet er gleich zu Anfange des Treffens durch einen Schleuderwurf gefährlich verwundet war, that gleichwohl alles, was die Pflicht eines braven Feldherrn von ihm forderte, ritt in die vorderſten Reihen ſeiner Legionen, achtete des feindlichen Geſchoſſes nicht, ſuchte den Muth der Seinigen zu beleben und das Treffen wieder herzuſtellen: aber vergebens; die Flucht verbreitete ſich immer mehr in der römiſchen Armee; er ſelbſt konnte ſich kaum vor der Menge Wunden, die er empfangen hatte, auf dem Pferde erhalten; die römiſchen Ritter, die ihn begleiteten und ihn ganz mit Blute bedeckt ſahen, nahmen ihn vom Pferde und beeiferten ſich, ihm Hülfe zu leiſten. Das Gedränge der Flüchtigen und der fürchterlich einhauenden Feinde ward immer ſtärker; jedes war nur auf ſeine Rettung bedacht und ſuchte ſein Heil in der Flucht.

Da ſaß der edle Konſul auf einem Feldſteine, entkräftet von ſeinen Wunden, aber noch tiefer vom Kummer gebeugt, und erwartete den Tod von den Händen der Feinde. Eben ſprengte ein junger römiſcher Patricier, der Kriegsoberſte Kornelius Lentulus, herbei, erkannte den Konſul, der jetzt den ſterbenden Blick auf ihn richtete, ſprang ſogleich vom Pferde und bat ihn, ſich deſſen zu bedienen, und vermittelſt deſſelben ſein Leben ſeinen Mitbürgern zu erhalten, die jezt mehr als jemals eines guten Oberhauptes benöthigt wären. „Nein; erwiederte der ſterbende Aemilius dem Jünglinge, indem er ihm die Hand reichte, ich habe vollendet; eile du, dein Leben zu retten: Rom iſt noch nicht verloren, da ihm noch Helden übrig bleiben, wie du. Sage du dort dem Fabius, ich hätte ſeine Rathſchläge im Leben befolgt und noch im Tode bewährt gefunden; aber erſt Varro und dann Hannibal haben mich beſiegt.“ Jezt nöthigte er den weinenden Jüngling wieder ſein Pferd zu beſteigen, und kaum entkam dieſer dem Getümmel der Schlacht: als ſich ein Haufen der Numidier ihm näherte, die den Konſul, ohne ihn zu kennen, mit Wurfſpießen tödteten *).

Han

---

*) Dieſer Lucius Aemilius Paullus, berühmt durch ſeine eigne Tugenden, lebte auch noch rühmlich in ſeinen Kindern fort; ſeine Tochter Aemilia wurde die Gemahlin des großen Scipio Afrikanus, und ſein Sohn, Paul. Aemilius, war einer der erſten Staatsmänner und edelſten Menſchen, deſſen Leben weiter unten beſchrieben wird.

Hannibal hatte nun den entſcheidendſten Sieg erfochten; ſiebzig tauſend Römer waren auf dem Schlachtfelde geblieben; unter ihnen die Edelſten Roms. Die Anzahl der niedergehauenen Ritter war ſo groß, daß **Hannibal** drey Scheſſel voll goldner Ringe, die ihre Unterſcheidungszeichen waren, und die man ihnen abgezogen hatte, mit der Nachricht dieſes Sieges nach **Karthago** ſchickte; ja das Niedermetzeln der Römer würde noch größer geweſen ſeyn, wenn nicht **Hannibal** beim Anblick der mit Leichen hochbedeckten Erde mehrmals ausgerufen hätte: „haltet ein, Soldaten, ſchont der Ueberwundnen!“ Schaudernd über alle Beſchreibung war der Anblick dieſes Schlachtfeldes, nach dem Tage des Treffens, ſelbſt für die Karthaginenſer. Unter den Erſchlagnen fand man auch den Leichnam des **Aemilius**, der auf Befehl des **Hannibal** mit allen militäriſchen Ehren zur Erde beſtattet wurde. **Varro** überlebte die Schande dieſes unglücklichen Treffens, und rettete ſich nur mit wenigen Reutern nach Venuſium.

Nach dieſem Siege bei **Kannä** ward **Hannibal** Herr von dem größten Theile Italiens; ſelbſt das zitternde Rom würde in ſeine Hände gefallen ſeyn; hätte er den Rath eines ſeiner Generale, Maharbals, befolgt, und die ſiegende Armee ſogleich vor die Thore derſelben geführt; wobei er ihm verſprach, in fünf Tagen auf dem Kapitol zu Abend zu ſpeiſen; als jedoch Hannibal, man weis nicht aus welchen Gründen, andere Maasregeln nahm, wendete ſich dieſer mit Unwillen an die übrigen Officiere und ſagte: Hannibal verſteht wohl, zu ſiegen, aber nicht den Sieg zu benutzen.

Der Sieger der Römer zog nun ſeine Armee in den untern Theil Italiens, in das ſchöne und fruchtbare Kampanien, wo das ſchöne Kapua, die zweyte Stadt nach Rom an Macht und Größe, ihm ohne Widerſtand die Thore öffnete. Während er hier ſeinen Soldaten Erholung von ihren ausgeſtandnen Beſchwerden vergönnte und die Beute des beſiegten Landes an ſich zog, fiengen auch die Römer an, ſich von dem Schrecken, in welches ſie die Niederlage bei Kannä verſetzt hatte, zu erholen, und bald kehrte ihr voriger Muth wieder bei ihnen zurück. Noch war Fabius in ihrer Mitte, der Mann, deſſen tiefe Einſicht, Klugheit und Erfahrenheit, nun erſt, nach dieſem Treffen, deſſen unglücklichen Ausgang er wohl vorausgeſehen hatte, allgemein anerkannt wurde, zu dem man jetzt mit vollem Vertrauen, als zu einem Orakel, ſeine Zuflucht nahm, als dem Einzigen, auf dem die noch übrige Hoffnung des Staats beruhe. Fabius erfüllte auch dies Vertrauen ſeiner Mitbürger; eben bei dieſem Unglücksfalle, der die ganze Stadt in den ängſtlichſten Zuſtand verſetzte und mit Jammern erfüllte, zeigte er ſeine große Seele und ſeinen unerſchütterlichen Muth; gieng mit unverſtellter Heiterkeit und ruhigen Schritte durch die Straßen der Stadt, erinnerte jeden, auch den geringſten im Volk, daß er ein Römer ſey, richtete den geſunkenen Muth ſeiner Mitbürger auf, that dem Klaggeſchrey der Weiber, das alle öffentliche Plätze erfüllte, Einhalt, und wies ſie mit Strenge in ihre Wohnungen zurück; ließ die Stadtthore ſtark beſetzen, damit ſich die Bürger nicht zerſtreuen, und, wie mehrere Willens waren, die unglückliche Stadt verlaſſen möchten, und nöthigte den Senat, ſich ſogleich zu Berathſchlagungen zur Rettung des Vaterlandes zu verſammlen. Sogar als jetzt der geſchlagene Varro mit Schande bedeckt ſich mit den geringen Ueberbleibſeln ſeiner Armee der Stadt

näher-

näherte, gieng Fabius an der Spitze des Senats und des ganzen Volks ihm bis ans Thor entgegen, bewillkommte ihn und dankte ihm feierlich, daß er bei einem ſolchen Unglücksfall nicht an der Rettung der Republik verzweifelt, ſondern ſich als ein braver Bürger den Geſetzen gemäß wieder zum Dienſte des Vaterlandes eingefunden habe. Durch dieſe Großmuth ſeines edelmüthigen Gegners beſiegt, fühlte Varro zu ſehr, wie tief er unter ihm ſtehe; ließ ſeitdem beſtändig ſein Haupthaar und Bart wachſen, lag nie auf einem Polſter zu Tiſche und ſchlug ſtandhaft alle ihm angebotenen Ehrenſtellen aus.

Rom zeigte ſich, wie wir ſchon bemerkt haben, nie größer, als bei ſeinen Unglücksfällen: auch jetzt, nachdem es ſich einigermaßen wieder geſammlet hatte, richtete es bald wieder ſein gebeugtes Haupt mit deſtomehr Kraft auf und fühlte ſich vom alten Heldengeiſte belebt. Hannibal hatte einen ſeiner Generale, Karthalon, mit erniedrigenden Friedensanträgen und zugleich wegen Auslöſung der Gefangnen nach Rom geſchickt; kaum aber näherte ſich dieſer der Stadt, als der Senat einen der Liktoren hinausſchickte und ihm befehlen ließ, noch vor Nacht das Gebiet der Republik zu verlaſſen. Nur die zu dem Auslöſungsgeſchäfte mitgeſandten zehn kriegsgefangnen Römer wurden eingelaſſen; dieſe hatten ſich aber zuvor beim Hannibal mit einem Eide verbindlich machen müſſen, daß ſie, im Fall der loskaufungstraktat nicht zu Stande käme, in ſein lager zurückkehren ſollten. lange war man im Senat unſchlüſſig, ob man den Gefangnen das löſegeld bewilligen ſollte; zuletzt aber ſiegte die Meynung eines Konſularen, des Manlius Torquatus, der ſtreng über die Beibehaltung der alten würdigen Sitte hielt, nach welcher Römer, die Schwerd und Schild zu ihrer Vertheidigung erhalten hätten, entweder ſiegen oder ſterben müßten, und es wurde faſt einmüthig beſchloſſen, die Gefangnen nicht loszukaufen. Mit dieſer abſchläglichen Antwort wurden die Geſandten und die zehn Kriegsgefangenen ſofort zurückgeſchickt; einer aber dieſer letztern hatte ſchon zuvor, ehe er das karthaginenſiſche lager verließ, die liſt gebraucht, unter dem Vorwande, als habe er etwas vergeſſen, dahin zurückzukehren — glaubte nun nicht weiter an ſein gegebenes Wort, da er es auf ſolche Art zuvor erfüllt habe, gebunden zu ſeyn, und blieb in der

Stadt zurück. Kaum aber erfuhr der Senat dieſe Treuloſigkeit, als er den Unredlichen, der ſo mit dem Eide ſpielen wollte, in Ketten legen und ihn durch eine Wache in Hannibals Lager zurück bringen ließ.

Die Niederlage bei Kannä hatte Rom um ſeine ſtreitbarſten Bürger gebracht; um dieſen Verluſt einigermaßen zu erſetzen, nahm es achttauſend der ſtärkſten Sclaven, die der Senat zuvor von ihren Herrn abkaufte, unter die Soldaten ſeiner Armee auf, in der Erwartung, daß ſie ſich dieſer Ehre durch ihre Tapferkeit würdig beweiſen würden. Nicht lange nachher fanden dieſe auch Gelegenheit, dies in ſie geſetzte Vertrauen der Republik zu rechtfertigen. Sempronius Grachus führte ſie unter die Mauern von Benevent dem Feinde entgegen, und nachdem er ihnen zuvor das Verſprechen gethan, daß wenn ſie den Feind ſchlagen würden, ihre Freilaſſung der Lohn ihrer Tapferkeit ſeyn ſollte: lieferte er dem Hanno, einem der Generale des Hannibal, ein Treffen, ſchlug ſeine Armee in die Flucht, erbeutete das feindliche Lager, und ertheilte darauf unter allgemeinem Jubel den Scla-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Sklaven, die ſich dabei ſo tapfer gehalten hatten, das römiſche Bürgerrecht.

Auch der öffentliche Schatz war erſchöpft; um die nöthigen Kriegskoſten zu beſtreiten, ſahe ſich der Senat genöthigt, eine doppelte Auflage auf die Bürger zu machen; dieſe wurde nicht nur ohne Murren entrichtet: ſondern jedermann beeiferte ſich, um dem Staat die wichtigſten Opfer darzubringen. Die Pächter der öffentlichen Einkünfte ſchoſſen ihm anſehnliche Summen ohne Intereſſen vor; die Vormünder legten das Geld ihrer Mündel in die Staatskaſſe, mit vollem Vertrauen, daß es in glücklichern Zeiten der Republik würde mit Nutzen erſetzt werden; die Kapitaliſten thaten daſſelbe; das Frauenzimmer brachte ſeine Koſtbarkeiten, die Bürger ihre ſilbernen und kupfernen Gefäße zum Altar des Vaterlandes; die meiſten Offiziere und öffentliche Beamten dienten, ohne Gehalt anzunehmen; die Ritterſchaft und der hohe Adel verwendete ſich ganz dahin, ſowohl die Land- als Seemacht wieder in guten Stand zu ſetzen. Bei ſolchen Aufopferungen konnte es nicht fehlen, daß der Staat bald wieder neue Kräfte ſammlete, um wieder mit Nachdruck gegen den Feind zu handeln.

Selbſt bei den Unfällen in Italien war der römiſche Staat darum nicht ſo ganz von Kraft erſchöpft; er hatte beträchtliche Armeen in Sicilien und Spanien, und anſehnliche Flotten in See, durch die er den Karthaginenſern großen Schaden that und manche wichtige Eroberungen machte. Während der Zeit, daß Rom ſich zum neuen Feldzuge rüſtete, brachte Hannibal mit ſeiner Armee den Winter über in Kampanien zu. Dies reiche üppige Land, deſſen Hauptſtadt Kapua jetzt zum Hauptquartier diente, gewährte den Kriegern nicht nur die nöthige Erholung, ſondern zugleich alle Arten von ſinnlichen Genüſſen und Wollüſten, denen ſie ſich mit größern Hang ergaben, je ſeltner und ungewohnter ſie ihnen waren; und hier war es, wo dieſe Armee, die vorher die Alpen und die Römer überwunden, mit den Kräften der Natur und der Menſchen gekämpft und jeder Gefahr getrotzt hatte, ſo durch Wollüſte entnervt würde, daß ſchon beim nächſten Feldzuge Hannibal ſeine Armee nicht mehr erkannte, und bei verſchiedenen Gefechten, die für ihn nachtheilig ausfielen, die unglücklichen Folgen einſahe, mit denen die Wolluſt gewöhnlich begleitet iſt.

Zwar hielt ſich Hannibal nach der Schlacht bei Kannä noch vierzehn Jahre in den eroberten Provinzen Italiens als Sieger auf; aber theils der Neid, den ſeine glänzenden Siege ſelbſt bei ſeinen Feinden in Karthago erregt hatte, die es durch ihre Kabalen verhinderten, daß man ihm von daher die nöthige Unterſtützung ſchickte; theils die klugen Maasregeln, die der römiſche Staat beſonders unter der Leitung des Fabius befolgte, und die Tapferkeit des Marcellus *), eines

ihrer

---

*) Dieſer Markus Klaudius Marcellus war einer der angeſehenſten und größten Männer Roms, dem dieſer Staat ſein Glück vorzüglich mit verdankte; er bekleidete fünfmal das Konſulat, erfocht als Feldherr mehrere Siege über die Feinde der Republik, beſonders in Gallien; vorzüglichen Ruhm erwarb er ſich durch die Eroberung von Syrakus in Sicilien, wo er lange mit dem Genie und Maſchinen des damaligen größten Mathematikers und Mechanikers Archimedes zu kämpfen hatte, bis er ſich Meiſter von dieſer großen und reichen Hauptſtadt und dadurch von Sicilien machte. Die Beute, die er von da nach Rom brachte, war unermäßlich, und vorzüglich an Statüen und Werken der griechiſchen Kunſt unſchätzbar, womit er nun die Hauptſtadt Italiens verſchönerte. — Hier in Italien, wo er jetzt als Feldherr gegen Hannibal auftrat, brachte er dieſen durch

mehrere

ihrer ersten Generäle, der ſich beſonders in Sicilien einen ſo großen Ruhm durch ſeine Siege und durch die Eroberung der Hauptſtadt Syrakus erworben hatte, verhinderte den Hannibal, größere Fortſchritte in ſeinen Eroberungen zu machen. Dieſe beyden Männer waren es vorzüglich, denen Rom ſeine Erhaltung in jenen kritiſchen Zeiten verdankte, und mit Recht konnte es den Fabius das Schild und den Marcellus das Schwerd der Republik nennen, indem jener durch ſeine weiſe Vertheidigungsart, und dieſer durch ſeinen Heldenarm den Feinden gleich furchtbar war.

Zwar gelang es dem Hannibal noch einigemal, die Römer in nicht geringe Verlegenheit zu ſetzen und ſelbſt Rom mit einer Belagerung zu bedrohen, aber noch war der Zeitpunkt nicht, wo dieſe ſtolze Hauptſtadt fallen ſollte. Jetzt trat in der Person des Scipio ein Held auf, der, indem er den Schauplatz des Krieges nach Afrika unter

die

---

mehrere über ihn erfochtene Siege in einzelnen Gefechten um den Ruhm des Unüberwindlichen, fand aber zuletzt in einem Scharmützel, in welchen er aus Unvorſichtigkeit beim Recognosciren gerathen war, ſeinen Tod.

die Mauern von Karthago verlegte, dadurch den Hannibal zwang, Italien zu verlaſſen und hin zur Rettung der Hauptſtadt zu eilen, nicht nur ſein Vaterland von dem gefährlichſten Feinde befreite, ſondern auch durch einen über ihn erhaltenen Sieg, Karthago zu einem äußerſt demüthigenden Frieden nöthigte. — Fabius, der ſich zwar anfangs mit allem ſeinem Anſehen dieſem gewagten Unternehmen des Scipio widerſetzte, erlebte den glücklichen Ausgang davon nicht: ſondern ſtarb das Jahr darauf, nachdem Hannibal Italien verlaſſen hatte und in den Feldern von Zama in Afrika ſeinen Siegerkranz dahin welken ſah.

Publius

Publius Kornelius Scipio

war derjenige Held, der Rom und Italien von der Schmach befreite, von einem afrikaniſchen Feldherrn überwunden zu werden, ja deſſen Tapferkeit der lange ſchwankenden Waagſchale des Kriegs den Ausſchlag zum Vortheil der Römer gab. Seine Familie gehörte zwar ſeit langer Zeit unter die geachtetſten in Rom, aber jetzt erſt erhob ſie ſich zu einer der erſten, und erhielt beſonders durch ihn, den Ueberwinder von Karthago, ihren Glanz. Sein Vater war der Konſul Publius Kornelius Scipio, der die römiſchen Armeen in Spanien kommandirte, als Hannibal daſelbſt das große Schauſpiel des Kriegs eröffnete und mit ſeinem Heere über die Alpen gieng. In dieſen Feldzug begleitete ihn auch dieſer ſein Sohn, als Jüngling zwiſchen funfzehn bis ſiebzehn Jahren; hier lernte er zuerſt den Feind kennen, den er ſpäterhin beſiegen ſollte. Bei der Schlacht am Ticinus focht er an der Seite ſeines Vaters und rettete dieſem das Leben. Denn als der Konſul im Getümmel der Schlacht eine gefährliche Wunde erhalten hatte *), und ſchon in Gefahr war, den Feinden in die Hände zu fallen: da entriß dieſer edle Sohn ihn der Schmach, indem er den guten Vater mit ſeinem Schilde und Waffen ſo lange vertheidigte, bis er durch die Hülfe ſeiner Leute aus dem Treffen gebracht wurde.

Während Hannibal ſeine Siege in Italien verbreitete, erhielt Scipio's Vater den Auftrag von der Republik, mit ſeinem Bruder Kneus Scipio nach Spanien zu gehen, um dort den weitern Eroberungen der Karthaginenſer Einhalt zu thun. Hier aber hatten beyde Brüder das traurige Schickſal, kurz nach einander auf dem Schlachtfelde den Tod zu finden. Als die Nachricht von der Niederlage der Römer in Spanien nach Rom kam, erregte beſonders der Verluſt der beyden trefflichen Anführer allgemeines Bedauren; beſonders hatte ſich Kneus Scipio unter ſeinen Mitbürgern nicht nur allgemeine Achtung wegen ſeiner Tapferkeit, ſondern auch Liebe wegen ſeines edlen, gerechten und liebenswürdigen Betragens erwor-

---

*) Siehe oben Seite 304.

erworben. Ob er gleich die anſehnlichſten Staatsämter bekleidete, zeichnete er ſich doch nie durch äußerliches Anſehen vor ſeinen Mitbürgern aus, lebte in ſeiner ungeſchmückten Wohnung mit geringen Vermögen zufrieden, und fühlte ſich bei rühmlicher Armuth glücklich. Zu Anfange ſeines Feldzugs in Spanien bat er den Senat um die Erlaubniß, zurückzukehren und ſeine häuslichen Angelegenheiten, wegen Verheirathung und Ausſtattung ſeiner einzigen Tochter, zu beſorgen: der Senat, der jetzt ſeiner Dienſte bedurfte, ließ ihm melden, daß er dieſe Sorge des Vaters für ſeine Tochter übernehmen wolle, und wies dieſer aus dem öffentlichen Schatze einen Brautſchatz von etwa zweyhundert Thalern an *).

Scipio empfand tief den frühen Verluſt eines ſo guten Vaters, aber noch tiefer kränkte ihn die Schmach ſeines Vaterlandes, die daſſelbe durch die öftern Niederlagen ſeiner Tapfern in den Ge-

---

*) Eine Summe, die, wie ein römiſcher Philoſoph, Seneka, bemerkt, in ſpätern Zeiten der Republik nicht hinreichend geweſen wäre, der Tochter eines bloßen Freigelaſſenen einen Spiegel auf ihren Nachttiſch zu kaufen.

fechten mit Hannibal erlitt. Auch er war bei jener ſchrecklichen Schlacht bei Kannä zugegen, wo die römiſche Armee, und mit derſelben der Kern des Adels gefallen war; Er ſelbſt war nebſt noch drey andern Kriegstribunen mit einem Chor von etwa 4000 Mann der Niederlage entronnen, und hatte ſich nach Kanuſium gerettet. Hier wurden ſie von den Einwohnern auch willig aufgenommen: aber vorzüglich machte ſich eine reiche Frau aus Apulien, Namens Buſa, die daſelbſt wohnhaft war, um dieſen kleinen Ueberreſt der römiſchen Armee ſehr verdient, indem ſie denſelben mit den nöthigſten Lebensmitteln, Kleidung und Gelde zu andern Bedürfniſſen verſahe: wofür ihr der Senat nach geendigtem Kriege öffentlich Dank abſtatten ließ. Obgleich Scipio der jüngſte unter den Kriegstribunen war, wurde ihm gleichwohl wegen ſeines lebhaften Muthes, mit allgemeiner Zuſtimmung, die Oberſtelle bei dieſem Ueberreſte der Armee gegeben und Fabius Maximus (ein Sohn des berühmten Dictators) ihm an die Seite geſetzt. Scipio bewies ſich auch bald dieſer Auszeichnung würdig; denn als er eben mit mehrern Officieren zur Berathſchlagung über die öffentliche Angelegenheit verſammlet war, trat der Sohn eines Konſularen auf und erklärte: es würde doch die Berathſchlagung nichts helfen; das Vaterland ſey verloren; ſelbſt unter ihnen wäre eine Menge junger Patricier, die eben unter Anführung des Metellus damit umgiengen, ſich zu Schiffe zu ſetzen, Italien zu verlaſſen und bei irgend einem Könige im Auslande ihr Unterkommen zu ſuchen. Dieſe Nachricht war allen Anweſenden ein Donnerſchlag; einige Augenblicke ſtanden ſie, die Blicke zur Erde geheftet, voll Erſtaunen, und einige erklärten, man müſſe ſogleich ein Kriegsgericht anſtellen und über die Sache berathſchlagen: „Was? rief Scipio mit funkelndem Auge: jetzt iſt nicht die Zeit zum Berathſchlagen, ſondern zu handeln; wer das Vaterland liebt, folge mir unverzüglich!“ Augenblicklich brach er an der Spitze der Edlen auf, und gieng in das Quartier des Metellus. Mit gezognem Degen trat er hier in die Verſammlung der jungen Officiere, die ſich eben berathſchlagen wollten, mit den Worten ein: „Ich ſchwöre bei dem höchſten Gott! daß weder ich jemals das Vaterland verlaſſen, noch zugeben werde, daß ein anderer römiſcher Bürger ein Ueberläufer werde;

Du, **Metellus**, und ihr übrige hier Verſammlete! ſchwört augenblicklich dieſen Eid nach: oder, es gilt euer Leben!“ Erſchrocken, nicht anders, als ob **Hannibals** Schwerd über ihren Häuptern ſchwebe, hoben alle die Hand auf, ſchworen und ergaben ſich ganz an **Scipio**, der ſo in ihnen dem Vaterlande eine Schaar Helden erhielt, die er bald nachher zur Vertheidigung Roms dahin zurückführte.

Nach ſeiner Zurückkehr nach Rom bewarb er ſich mit mehrern um eine Stelle im Senat; die Bauherrnſtelle (Aedilitas) war der erſte Schritt in denſelben. Dieſer wurde ihm aber durch die Tribunen erſchwert, weil er noch nicht das dazu erforderliche Alter habe. „Wenn mich nun aber, verſetzte er, alle meine Mitbürger zum Bauherrn machen: ſo habe ich Jahre genug.“ Dieſe Erklärung gefiel dem Volk; es kam zur Wahl, und es war eine Stimme Aller, die ihn zum Senator erwählte; ob er gleich noch nicht volle vier und zwanzig Jahre alt war. Was ihm aber an Jahren abgieng, erſetzte er durch ſeinen Verſtand und frühreifen Patriotiſmus, der ihn beſeelte; auch trug ſeine ſchöne Bildung, der ſchlanke Wuchs ſeines

Körpers und ſein vielverſprechendes Anſehen dazu bei, ihn dem Volke angenehm zu machen.

Bald darauf übertrug man ihm als Prokonſul das Kommando der Armee in Spanien, wo es nach dem Tode der beyden alten Scipione um die Angelegenheit der Römer ſehr mißlich ſtand. Hier zwiſchen den Gräbern ſeines Vaters und ſeines Onkels zu fechten, war für den jungen vier und zwanzigjährigen Helden eben keine gute Vorbedeutung; aber mit feſten Muth und mit dem Vertrauen, hier den Verluſt dieſer geliebten Todten zu ahnden, trat er zu Tarracon in Spanien ans Land, ließ da die Geſandten der noch mit den Römern im Bunde ſtehenden ſpaniſchen Völker zuſammenkommen, befeſtigte ſie in ihrer Treue, und flößte ihnen durch ſeine Gegenwart, durch die Würde und Ungezwungenheit in ſeinem Anſtande Hochachtung und Vertrauen ein. Dann gieng er begleitet von den Truppen ſeiner Bundesgenoſſen und denen, die er aus Italien mitgebracht hatte, zur Armee, und ſtellte ſich an die Spitze dieſer Veteranen, die noch von ſo vielen Niederlagen in dieſem Lande übriggeblieben waren und noch zum Theil unter ſeinem Vater gedient hatten. Dieſe empfiengen ihn mit Freuden; ſie ſahen in ſeinen Geſichtszügen wieder das Bild ihrer alten geliebten Anführer, und fühlten ſich durch die Erſcheinung dieſes jugendlichen Helden wieder zu der freudigſten Erwartung belebt, in der ſie noch mehr durch die an ſie gehaltene Rede des Scipio geſtärkt wurden, der ihnen mit der freudigſten Zuverſicht als Ueberwindern von Spanien die baldige siegreiche Zurückkehr in das gerettete Vaterland verſprach.

Scipio benutzte den Muth und die glückliche Stimmung, in die er die Armee durch ſeine Ankunft geſetzt hatte, gieng mit ihr über den Ebro und ſtand, ehe es die Feinde vermuthen konnten, ſchon vor den Mauern von Neu-Karthago, entſchloſſen, dieſe Stadt, die an ſich die reichſte in Spanien war, und in der ſich jetzt die Kriegskaſſen, Magazine und Kriegsbedürfniſſe der Karthaginenſer nebſt den Geißeln aus ganz Spanien befanden, beydes zu Waſſer und zu Lande zu belagern: überzeugt, daß wenn er dieſe Stadt erobern würde, er dadurch die Schlüſſel von ganz Spanien in Händen habe und ſeine Siege mit deſto glücklichern Erfolg verbreiten würde. Mit einer Schnelligkeit,

die

die die Belagerten beynahe nicht zur Beſinnung kommen ließ, machte er ſogleich den Angriff auf die Mauern von der Landſeite, indem zu gleicher Zeit ſeine Flotte, unter Anführung des C. Lälius, vom Hafen aus den Belagerten zuſetzte. Er ſelbſt ſtürzte ſich in der vorderſten Reihe ſeiner Tapfern in die Gefahren des Streits, und war einer der erſten, der in die eroberte Stadt eindrang. So verzweifelnd auch die Gegenwehr der Feinde unter Anführung des Mago war: ſo wurden ſie doch durch die unwiderſtehliche Tapferkeit der von allen Seiten eindringenden Römer niedergeworfen und auf allen Punkten geſchlagen. Scipio ließ zwar bald darauf, nachdem er auch Beſitzer der Burg worden war, dem Niedermetzeln der Feinde durch das gegebene Zeichen Einhalt thun, konnte aber die Plünderung der Stadt durch die Soldaten nicht wehren. Die zuſammengebrachte Beute war unermeßlich.

Zehntauſend freie Leute waren bei dieſer Eroberung zu Gefangenen gemacht worden; die übrigen hatte das Schwerd der Sieger aufgerieben. Als dieſe Tags darauf vor Scipio ins Lager geführt wurden, wo ſie nun mit Angſt ihr Schickſal erwarteten, ließ der Prokonſul ſie in drey Klaſſen theilen; die erſte beſtand aus den vornehmen Bürgern von Neukarthago mit ihren Weibern und Kindern; dieſe ſetzte er ſogleich, ohne Löſegeld, auf freien Fuß, und ließ ſie wieder zu ihren Wohnungen zurückkehren; ſie, welche nichts weniger als ein ſolches Schickſal erwarteten, warfen ſich dem großmüthigen Sieger zu Füßen und benetzten ſie mit Thränen; die zweyte Klaſſe beſtand aus den Handwerkern und Arbeitsleuten, dieſe erklärte er zwar vor der Hand als Leibeigene des römiſchen Staats, doch unter dem Verſprechen der baldigen Freiheit, wenn ſie ſich ruhig verhalten und brav für die Bedürfniſſe der Armee arbeiten würden; der übrige Haufe von Einwohnern der Provinz und der Sclaven wurde auf die Schiffe zum Rudern geſchickt. — Außer dieſen Gefangnen waren noch eine ziemliche Anzahl Geißeln von verſchiedenen Völkern Spaniens, die man hier in Verwahrung hielt, in die Hände des Siegers gefallen. Scipio empfieng ſie mit freundlichen Geſicht, ſprach ihnen Muth ein und verſicherte ſie, den Römern liege mehr daran, ausländiſche Nationen zu Freunden zu haben, als ſie als Sclaven zu beherrſchen; ſie ſuchten daher dieſelben lieber durch Wohlthaten, als durch Furcht zu gewinnen. Er erklärte ihnen darauf, daß ſie völlig frei wären, ja beſchenkte ſelbſt die jungen Spanierinnen, die aus den edelſten Familien waren, mit goldnen Ringen und Armbändern, die Knaben mit ſchön verzierten kleinen Degen, und ließ an ihre Eltern ſchreiben, ſie könnten ſie abholen laſſen, ſobald es ihnen beliebe; bis dahin übergab er ſie einem ſeiner Oberſten, mit dem Befehl, für ihre Sicherheit und Verpflegung aufs beſte zu ſorgen. Da warf ſich aus dem Haufen der Frauenzimmer eine ehrwürdige alte Frau, die Gemahlin eines ſpaniſchen Fürſten, **Mandonius**, weinend zu den Füßen des **Scipio**, umringt von den edelſten Töchtern aus dem mit ihr verwandten königlichen Hauſe der **Ilergeten**, die ſie als Mutter verehrten, und bat, daß er doch beſonders auf dieſe zarten weiblichen Geſchöpfe Rückſicht nehmen, und ſie unter beſondre Aufſicht geben möchte. **Scipio** richtete ſie freundlich auf, ſagte ihr, daß ſie deswegen ganz unbeſorgt ſeyn könne: die Römer hätten die größte Achtung gegen das weibliche Geſchlecht; ihre Ehre wäre bei ihnen nicht gefährdet; doch aus Achtung gegen ſie, als eine ſo ehrwürdige

Frau, die ſo für die weibliche Würde Sorge trage, wolle er Alles thun, um jede ihrer Sorgen zu entfernen. Er befahl darauf einem Manne von ausgezeichneter Rechenſchaft, ſie unter ſeine beſondere Aufſicht zu nehmen und die heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft genießen zu laſſen.

Schon gieng das Lob des edlen Siegers von Mund zu Munde, und in Aller Augen wurde er nicht als Ueberwinder, ſondern als Wohlthäter erkannt. Doch jetzt ereignete ſich ein Auftritt, bei dem er nicht als ein gewöhnlicher Menſch, ſondern als ein wohlthätiges Weſen höherer Art angeſehen wurde. Die Soldaten führten ihm eben eine junge Fremde von ausnehmender Schönheit, als eine Gefangene zu, deren Reize Aller Blicke an ſich zog; ihr ſchöner Wuchs, ihr edler Anſtand, ihr niedergeſchlagenes Auge, und ſelbſt der ſtille Gram in ihrem Geſicht, zeichnete ſie als ein Frauenzimmer vom erſten Stande aus; ſelbſt Scipio war bei ihrer Erſcheinung betreten; er befragte ſie über ihre Herkunft, und wer ihre Eltern wären? und erfuhr unter andern, ſie ſey die Braut eines jungen Celtiberiſchen Fürſten, Namens Allucius. Scipio, um Herr über ſeine Leidenſchaft zu bleiben,

ben, entfernte ſich nach dieſer erſten Unterredung, und traf ſogleich Anſtalt, daß die Eltern der ſchönen Spanierin und ihr Verlobter zu ihm geholt wurden. Bei ihrer Ankunft führte er ſie in das Zimmer, in welchem ſich die liebenswürdige Gefangne befand. Als die beyden Liebenden einander erblickten, verrieth es jede ihrer Bewegungen und Geſichtszüge, in welche ängſtliche Beſorgniß für einander ſie die Liebe in der gegenwärtigen Lage verſetze. Allucius befand ſich in der peinigendſten Angſt. Da redete ihn Scipio an: Junger Mann, ich bin auch, wie du ſiehſt, jung, aber ich ehre die Gefühle eines liebenden Herzens. Dieſes Frauenzimmer haben meine Soldaten als Gefangene zu mir gebracht; ich habe aber gehört, daß ſie deine Braut iſt, die du auf das zärtlichſte liebſt, und ihre Reitze verdienen es auch; ich geſtehe ſelbſt, wenn mich nicht höhere Pflichten jetzt an mein Vaterland bänden — wer weis, ob ich bei meinem Alter ſie mir nicht lieber zur Braut gewünſcht — ob ich ſo vielen Reitzen widerſtanden hätte: aber ſie iſt und ſey die Deinige, und du darfſt dir ihres Aufenthalts unter uns wegen keine Sorge machen; ſie war hier ſo ſicher, wie im väterlichen Hauſe, und ich gebe ſie dir als ein heilig-bewahrtes Geſchenk in deine Hand. Ich fordere dafür dieſe einzige Erkenntlichkeit von dir, daß du ein Freund der Römer ſeyſt. Willſt du dieſem Geſchenk noch einen beſondern Werth beilegen und mich deswegen für einen braven Mann erkennen, wofür ſchon mein Vater und Vaterbruder vor mir unter euch iſt anerkannt werden: ſo wiſſe, daß meine Vaterſtadt reich von Bürgern dieſer Art iſt, und daß es kein Volk in der Welt giebt, das du dir mehr zum Freunde wünſchen kannſt, deſſen Feindſchaft aber auch dir und den Deinigen zum größten Nachtheil gereichen würde. — Der junge Fürſt würde durch dieſe ſo unerwartete Großmuth des Siegers ſo gerührt, daß er für edler Schaam und Freude lange kein Wort vorbringen konnte. Mit der dankbarſten Rührung faßte er die Hand des Scipio, betheuerte bei Gott, er ſey nicht im Stande, dieſe Wohlthat, ſo wie er wünſche, zu vergelten, und warf ſich dann in die Arme ſeiner Geliebten. — Während deſſen hatten die Eltern der jungen Gefangnen eine anſehnliche Summe Geld zu ihrer Loskaufung zu den Füßen des Siegers niedergelegt. Dieſer erklärte aber, daß er ſeine Wohlthaten nicht verkaufe, ſondern ihre Tochter ohne Löſegeld freigebe; deſto dringender baten ihn dieſe, daß er das Geld als ein Geſchenk annehmen möchte, als kleines Merkmal ihrer Dankbarkeit, die ſich erſt mit ihrem Leben endigen würde. Nun wohl, ſagte der Edle, ich nehme es an; und du, indem er ſich zum **Allucius** wandte — du nimmſt nun wieder dies Geld als ein Hochzeitgeſchenk von mir zurück *). — Es läßt ſich denken, mit welcher Freude **Allucius** an der Seite ſeiner Braut, ſo reich beſchenkt, zu ſeinem Volke zurückkehrte, und da der Herold der Tugenden dieſes außerordentlichen jungen Mannes wurde, der gleich den wohlthätigen Göttern, alles mehr durch Güte und Großmuth, als durch die Waffen überwinde. Bald darauf kam er mit vierzehnhundert auserleſenen Reutern in das Lager des **Scipio** und gab ſie in ſeine Dienſte.

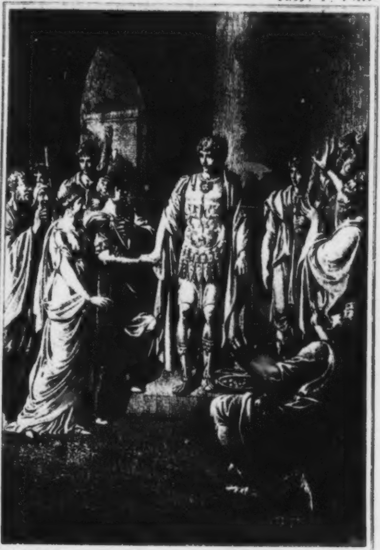
Durch dieſen Edelmuth bahnte ſich **Scipio** noch mehr, als durch die Tapferkeit ſeiner Armee, den Weg zu immer neuen Siegen; auf den davon verbreiteten Ruf nahm der größte Theil der

Völ-

---

*) Siehe das 55ſte Kupfer.

B.W. T. I. III



[illegible] del. [illegible] sc.

Lygia's Edelmuth!

Völker Spaniens, die biſher auf der Seite der Karthaginenſer geweſen waren, die Parthie der Römer, und warfen ſich in die Hände dieſes großmüthigen Siegers. Die Karthaginenſiſche Armee in Spanien verlohr durch dieſen Uebergang ihrer Verbündeten immermehr an ihrer Stärke, und wurde bald nachher in einem entſcheidenden Treffen vom Scipio gänzlich geſchlagen. Außer dem feindlichen Lager war auch jetzt wieder eine große Anzahl Gefangene in ſeine Gewalt gekommen, die theils aus Spaniern, theils aus Afrikanern beſtand. Die erſtern wurden nach gehaltenen Kriegsrath ſogleich, ohne Löſegeld, auf freien Fuß geſtellt; letztere aber ſollten als Sclaven verkauft werden. Der Freudetaumel der Spanier über ihre Loslaſſung war ſo groß, daß ſie ſich nicht zu halten wußten; ſie verſammleten ſich vor dem Zelte des Feldherrn mit ihren Landsleuten, die ſchon zuvor dieſe Gnade des Siegers genoſſen hatten, und riefen ihn einſtimmig zu ihrem Könige aus. Scipio ließ ihnen durch den Herold Schweigen gebieten, und erklärte mit einer Großmuth, die dieſe Nation in Erſtaunen ſetzte: der Königsname habe in den Ohren eines Römers keinen Werth!

ſen

ſey ihm ſogar widerlich; ſie ſollten ihn lieber, wie ſeine Soldaten, Feldherr nennen; er verbitte ein für allemal den Namen eines Königs. — Unter den kriegsgefangnen Afrikanern, die jetzt als Sclaven verkauft werden ſollten, befand ſich auch ein Knabe, deſſen edle Bildung und guter Anſtand ihn vor den übrigen auszeichnete; man ſtellte ihn vor den Scipio, der ihn freundlich anredete, ſich nach ſeiner Herkunft erkundigte und wie er ſchon ſo früh zur Armee gekommen ſey? der Knabe erzählte ganz treuherzig: er ſey aus dem alten königlichen Hauſe in Numidien; ſein Name ſey Maſſiva; frühe habe er ſeinen Vater verloren und ſey darauf bei ſeinem mütterlichen Großvater erzogen worden; vor Kurzem ſey er mit ſeinem Onkel Maſſiniſſa, der den Karthaginenſern ein Chor Hülfstruppen zugeführt habe, mit nach Spanien kommen: doch nie hätte ihm dieſer erlauben wollen, irgend einem Treffen beizuwohnen: aber an dem Tage der Schlacht mit den Römern hätte er ſich nicht länger halten können, habe ohne Vorwiſſen ſeines Onkels heimlich ein Pferd und Waffen genommen und ſich mit ins Treffen begeben: da ſey er aber beim Handgemenge vom Pferde geſtürzt, habe da auf der Erde gelegen und da hätten ihn die Römer gefangen genommen. Scipio, der in dem Knaben den kriegeriſchen Muth bewunderte, fragte ihn: ob er wohl Luſt habe, zu Maſſiniſſa zurückzukehren? jetzt traten dem Knaben Thränen in die Augen, indem er erklärte: das wünſche er freilich. Da gab ihm der römiſche Feldherr einen goldnen Ring, ein mit Gold durchwürktes ſpaniſches Kriegskleid, ein reichgeſchmücktes Pferd, und ließ ihn durch eine Bedeckung von Reuterei ins karthaginenſiſche Lager zurückbringen. — Ohne Zweifel trug dieſer Edelmuth des Scipio dazu bei, daß Maſſiniſſa ein Freund der Römer wurde, und in dem nachherigen Kriege in Afrika ihnen ſo wichtige Dienſte leiſtete.

Während jetzt die Römer mit abwechſelndem Kriegsglück gegen Hannibal in Italien fochten, ſchlug Scipio in mehrern Treffen die Karthaginenſer in Spanien, nahm ihnen ihre dortigen Beſitzungen weg, und brachte binnen ſechs Jahren dieſes ganze Reich unter die Herrſchaft der Römer, indem er den Anführer der Karthaginenſiſchen Armee, Hasdrubal, nach mehrern Treffen zwang, Spanien zu verlaſſen und mit einem kleinen

Ueberreſte der Armee nach Afrika überzuſegeln. Jedermann wünſchte dem Ueberwinder Spaniens zu dieſem ſo glorreich geendigten Feldzuge Glück und hielt ſeinen Ruhm für vollendet, nur er glaubte noch zu wenig gethan, dem Vaterlande noch nicht Dienſte genug geleiſtet zu haben, ſo lange noch Hannibal in Italien ſtände und Rom unter ſeinen Mauern bedrohte. Schon jetzt, in Spanien, entwarf er daher den Plan, den Krieg nach Afrika zu ſpielen, und dort das ſtolze Karthago, ſo wie vorhin deren Pflanzſtadt in Spanien gleiches Namens, in den Staub zu legen. Um dort einen feſten Fuß zu faſſen und ſich zuvor die Freundſchaft einiger afrikaniſchen Könige und Völker zu verſchaffen, ſchickte er ſeinen General Lälius, den Vertrauten ſeiner geheimſten Gedanken und den tapfern Theilnehmer an allen ſeinen Unternehmungen, mit Geſchenken nach Afrika zu einem der dortigen Könige Syphax im Lande der Maſäſyler, das Spanien und zwar von Neukarthago aus gerade über lag; zwar war dieſer zeither ein Bundesgenoſſe der Karthaginenſer: aber da jetzt die Angelegenheit dieſes Staats ſo mißlich ſtand, ſo fand ihn Lälius geneigt, ſich auf Seiten der Römer zu ſchlagen; doch wollte er nicht anders, als mit dem römiſchen Feldherrn ſelbſt darüber unterhandeln. Auf dieſe Nachricht, die der Geſandte dem Scipio von dieſer Geſinnung des Königs überbrachte, ſäumte dieſer nicht, ſogleich von dieſer guten Gelegenheit Gebrauch zu machen, und, ſo gefährlich es auch immer war, in Begleitung dieſes ſeines Freundes nur mit zwey Kriegsſchiffen nach Afrika überzuſetzen. Eben traf es, daß kurz zuvor Hasdrubal mit dem Ueberreſte ſeiner Armee auf ſieben kleinern Schiffen in den dortigen Hafen eingelaufen war, und faſt zu gleicher Zeit ſtiegen beyde feindliche Generale mit einander ans Land, um ſich von da aus zum Könige zu begeben. Dem Könige Syphax war es außerordentlich ſchmeichelhaft, zwey der damaligen größten Feldherren zu gleicher Zeit und in gleicher Abſicht an ſeinem Hofe zu haben, um ſich um ſeine Freundſchaft zu bewerben. Er empfing beyde mit der größten Achtung, ließ ſich mit ihnen beſonders in Unterredungen ein, und da Scipio erklärte, er habe zwar mit Hasdrubal Krieg geführt, ſey aber darum kein Feind ſeiner Perſon, lud er beyde zur Tafel ein und freute ſich ungemein, die beyden großen Männer auf einem Polſter bei Tafel liegen zu ſehen. Das einnehmende Weſen des jungen Helden, die Feinheit, die er jeder ſeiner Reden und Handlungen zu geben wußte, die Ungezwungenheit und Freimüthigkeit, mit der er ſprach, machte nicht nur einen ganz ungewohnten Eindruck auf das Gemüth des Königs, dem ein ſolches Betragen ganz fremd war, ſondern nöthigte ſelbſt dem aufgebrachtetſten Feinde Achtung für die Sitten des Römers ab, den er nicht weniger bewundrungswürdig hier im freundſchaftlichen Umgange fand, als zuvor im Felde bei Schlachtordnungen, und von dem er jetzt ſchon zum Voraus vermuthete, daß ſeine perſönliche Gegenwart in Afrika für Karthago noch gefährlicher, als die des Hannibal in Italien für Rom ſeyn werde. Scipio, nachdem er ſich der Freundſchaft des Syphax verſichert hatte, reiſte ſogleich wieder nach Spanien zurück, und lief, troß Wind und Wetter, den vierten Tag wieder in dem Hafen von Neukarthago ein.

Noch koſtete es ihm hier manche Anſtrengung und blutige Kämpfe um die Fürſten der ſpaniſchen Völker im Gehorſam der römiſchen Republik zu erhalten, hier und da aufrühriſche Bewegungen, ſelbſt unter ſeiner Armee, zu dämpfen und den Ruhm ſeiner erfochtenen Siege dauerhaft zu machen. Nun aber, da er die Ruhe in ganz Spanien befeſtigt hatte und kein einziger Karthaginenſer mehr daſelbſt übrig war, kehrte er mit einer Flotte von zehn Schiffen, begleitet von ſeinem treuen Waffengefährten Lälius, nach Italien zurück. Der römiſche Senat gab ihm außerhalb der Stadt in dem Tempel der Bellona Audienz. Hier ſtattete er ihm Bericht von ſeinen glücklichen Verrichtungen in Spanien ab, und gern hätte ihm dieſer die ſo wohlverdiente Ehre eines Triumphs zugeſtanden, wenn nicht, den Geſetzen zufolge, dieſe höchſte Ehre nur den höchſten Magiſtratsperſonen zugekommen wäre. Scipio aber hatte nur als Prokonſul geſiegt; doch gern begnügte ſich dieſer edle Römer damit, daß ſeine Verdienſte um die Republik von dem Senat anerkannt wurden, und er von ſeiner Bürgerſchaft, auch ohne feierlichen Einzug in Rom, mit ſichtbarer Freude empfangen wurde. Hier legte er eine ungeheure Summe an gemünzten und ungemünzten Silber in den öffentlichen Schatz nieder, und genoß wenige Tage darauf die Ehre, durch einſtimmige Wahl des Volks zum Konſul ernannt zu werden.

Von nun an dachte er mit allem Eifer an die Ausführung ſeines großen Plans, den Schauplatz des Kriegs unter die Mauern von Karthago ſelbſt zu verlegen, und dadurch Rom von ſeinem gefürchteten Feinde Hannibal zu befreien; dabei aber wurden ihm ſolche Hinderniſſe in Rom ſelbſt in den Weg gelegt, die jeden andern, der weniger Muth und Feſtigkeit gehabt, zurückgeſchreckt hätten. Selbſt der große Fabius, der zu jener Zeit das Orakel Roms war, ſetzte ſich ſeinem kühnen Unternehmen mit aller Macht ſeines Anſehens und Stärke der Beredſamkeit entgegen: allein der junge Held blieb feſt auf ſeinem Entſchluſſe, und da ihm von dem Senat der Auftrag geſchah, einſtweilen nach Sicilien zu gehen, um dort die Meere zu beſchützen, und dann von da aus, wenn er es dem Ruhm und Wohl der Republik zuträglich fände, eine Landung in Afrika zu machen, warb er unter der Hand ein Chor von 7000 Freiwilligen in Rom an, die vor Begierde brannten, unter den Fahnen dieſes Helden zu dienen, und gieng mit einer Flotte von dreyßig Seegeln, die ihm von den Bundesgenoſſen ausgerüſtet wurde, in See.

Noch verſtrich ein Jahr, ehe er ſo viel Mannſchaft und Schiffe zuſammenbrachte, als er zu einer Landung auf Afrika nöthig hatte. Während deſſen übte er täglich ſeine Leute in den Waffen und ſchickte ſeinen General Lälius mit einigen Schiffen an die Küſte von Afrika, theils um dort Eroberungen zu machen, theils die Geſinnungen ſeiner dortigen Freunde des Syphax und Maſſiniſſa in Numidien auszuforſchen. Dieſer kehrte bald nachher mit reicher Beute zurück; zugleich aber mit der Nachricht, daß bei entſtandener Revolution in Numidien, Maſſiniſſa aus dem Reiche verdrängt ſey, und jetzt um deſto eher auf die Ankunft des Scipio hoffe, um mit ſeiner zwar kleinen, aber tapfern Armee u ihm zu ſtoßen, und gegen den neuen Alliirten er Karthaginenſer, den Syphax, der ihn vom hrone geſtoßen, mit gemeinſchaftlichen Kräften kämpfen.

Mit dem kommenden Frühjahre gieng Scipio it einer Flotte von funfzig Schiffen und an vierhundert Transportböten von Sicilien ab. Noch ehe er die Anker lichten ließ, trat er auf das Verdeck des Admiralſchiffs und that vor den Augen des am Ufer verſammleten Volks ein feierliches Gebet, in welchem er die Götter anrief, daß ſie ſeine Ueberfahrt begünſtigen und ſein Unternehmen zum Glück des römiſchen Volks möchten ausſchlagen laſſen: und nachdem er das Opfer nach gewöhnlicher Sitte und allen dabei gebräuchlichen Ceremonien verrichtet hatte, ſtieß er mit der Flotte in See. Der Wind war ſtark, aber den Abfahrenden günſtig, ſo daß ſie in wenig Augenblicken die Inſel aus dem Geſicht verloren. Jetzt aber entſtand ein heftiger Nebel, der das Meer bedeckte, ſo daß oft die Schiffe aneinander ſtießen; noch ſchwärzer und furchtbarer war die Nacht; doch mit Aufgang der Sonne verlohr ſich der Nebel, der Wind blies noch ſtärker in die Seegel, und ſchon bemerkte der Steuermann Land und verſicherte, daß ſie nur noch wenige Meilen von Afrika entfernt wären. Scipio dankte den Göttern und bat ſie nochmals um Glück zur Landung in ſeinem und des römiſchen Volks Namen, hielt noch einen Tag und Nacht bei ungünſtiger Witterung in See, bis den Morgen darauf die Küſten von Afrika offen vor ſeinem Blick lagen. Scipio fragte nach dem Namen des nächſten Vorgebirgs; man ſagte ihm, es heiße das ſchöne. „Das iſt eine gute Vorbedeutung, verſetzte er, laßt uns da landen!“

Kaum hatte er hier ſeine Tapfern ans land geſetzt, als auch bald ſein Bundsgenoſſe Maſſiniſſa mit zweytauſend auserleſenen Reutern zu ihm ſtieß; mit dieſen vereinigt, gieng er mit vollem Muthe der Seinigen ſogleich auf den karthaginenſiſchen General Hanno los, der ihm zuerſt mit einer Armee entgegen kam, ſchlug dieſen gleich im erſten Treffen und drang nun ſiegreich in Afrika vor. Schon hatte die Ankunft des Ueberwinders von Spanien Karthago in Furcht und Schrekken geſetzt, als ſchon die erſte Niederlage ihrer Armee dieſe noch vermehrte. Es ſammlete ſeine noch übrigen Kräfte, und ſchickte eine furchtbare Armee unter Anführung des Hasdrubal, in Vereinigung mit der Armee ihres Bundesgenoſſen Syphax, dem Scipio entgegen, der ſchon den Anfang der Belagerung von Utika an der Karthaginenſiſchen Grenze gemacht hatte. Zwar wurde dieſer dadurch genöthigt, die Belagerung aufzuheben, aber einige Zeit nachher gelang es dem Scipio theils durch Liſt, theils durch die außerordentliche Kühnheit ſeiner Soldaten, die beyden feindlichen Lager in Brand zu ſtecken; bei der dadurch entſtandenen Verwirrung thaten die Römer einen fürchterlichen Angriff auf die Feinde und richteten eine ſolche Niederlage an, daß kaum die beyden Anführer der Armee nur mit einem kleinen Reſte derſelben ſich durch die Flucht retten konnten.

Da dieſe Niederlage mehr die Folge eines unerwarteten Ueberfalls und nicht dem Mangel an Tapferkeit zuzuſchreiben war: ſo verloren auch beyde, Hasdrubal und Syphax, den Muth nicht, noch einmal das Glück der Waffen gegen die Römer zu verſuchen, und rückten vereinigt mit einer Armee von dreyßigtauſend Mann gegen Scipio ins Feld. Sie trafen ihn in der Nähe von Utika, lieferten ihm ein Treffen; aber auch dies fiel unglücklich für ſie aus, und mit dieſer Armee ſchien Karthago ſeine letzten Kräfte verloren zu haben: daß es ſchon damit umgieng, den Scipio um Frieden bitten zu laſſen. Dieſer verfolgte indeß ſeinen Sieg, nahm von den naheliegenden Städten, die den Karthaginenſern gehörten, die ihm theils freiwillig, theils gezwungen ihre Thore öffneten, Beſitz, und bedrohte Karthago ſelbſt mit der Belagerung.

Mittlerweile hatte er den Lälius nebſt dem Maſſiniſſa mit dem Kern der Reuterei zur Verfolgung der flüchtigen Feinde abgeſchickt. Haſdrubal hatte ſich glücklich nach Karthago gerettet und Syphax ſeine königlichen Staaten erreicht. Kaum aber hatte der letztere hier wieder Fuß gefaßt: als ihn der Ruf von der Ankunft der Römer von neuem in Schrecken ſetzte. Zwar ſammlete er in der Eil ſo viel Truppen, als er zuſammenbringen konnte, und gieng an der Spitze derſelben den Feinden entgegen: aber wie konnte dies Heer, das zwar an Anzahl, aber nicht an Stärke dem römiſchen gleich kam, es mit dieſen kriegsgewohnten Streitern aufnehmen? Schon beim erſten Angriff ergriff es auch ſchon die Flucht; umſonſt ſtürzte ſich Syphax mit Heldenmuth in die feindlichen Geſchwader, und ſuchte dadurch den Seinigen Muth einzuflößen und ſie zum Stehen zu bringen; jetzt wurde ſein Pferd verwundet;

mit ihm ſtürzte der König zur Erde und gerieth nun lebendig als Gefangner in die feindlichen Hände.

Das Schauſpiel dieſes unglücklichen Gefangenen war für keinen erfreuender als für Maſſiniſſa, weil er ſich nun als Sieger des Syphax erkannte, der ihn zuvor aus ſeinen väterlichen Staaten verdrängt hatte. Die Schlacht ſelbſt war nicht weit von Cirtha, der Hauptſtadt des Landes, vorgefallen. Maſſiniſſa bat ſich vom Lälius die Erlaubniß aus, ſogleich mit der Reuterei und dem gefangnen Könige auf Cirtha loszugehen, die Stadt im erſten Schrecken zur Uebergabe zu nöthigen, worauf er ihm mit der Armee in weniger forcirten Märſchen nachfolgen könne. Lälius war damit zufrieden, und bald darauf kam Maſſiniſſa vor den Thoren der Stadt an. Anfangs forderte er ſie vergebens zur Uebergabe auf; man ſchien entſchloſſen, es auf das Aeußerſte ankommen zu laſſen: als er aber den gefangnen König in ſeinen Ketten vorführen ließ, entfiel allen der Muth; die mehreſten verließen ſogleich die Mauern und ergriffen die Flucht; die übrigen, um ſich die Gunſt des Siegers zu verſchaffen, öffneten ihm die Thore. Maſſiniſſa legte, um der Flucht zu wehren, eine ſtarke Beſatzung in dieſelben, er ſelbſt aber ritt ſogleich unter gehöriger Bedeckung aufs Schloß. Gleich im Eingange deſſelben begegnete ihm Sophonisbe, die Gemahlin des Syphax, und warf ſich zu ſeinen Füßen nieder. Sie war die Tochter des Hasdrubal, die dieſer Karthaginenſiſche General dem Syphax zur Gemahlin gegeben hatte, um ihn von dem Bündniß mit den Römern abzubringen und deſto feſter an das Intereſſe des Karthaginenſiſchen Staates zu feſſeln. Sie war ein Frauenzimmer von außerordentlicher Schönheit, um deren Hand ſchon mehrere Numidiſche Fürſten ſich bemüht hatten: ſie hatte ſie aber dem Syphax nicht ſowohl aus Neigung, als vielmehr nach dem Willen ihres Vaters gereicht, und ſich dadurch zum Opfer ihres Vaterlandes, dem ſie mit unausſprechlicher Liebe anhieng, hingegeben; dieſe Liebe zum väterlichen Staate und zugleich den Haß gegen die Feinde deſſelben, die Römer, hatte ſie auch ihrem Gemahl eingeflößt und ihn damit in den Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit geſchickt. Jetzt ſah ſie auf einmal ihre Hoffnungen zertrümmert, fühlte ſich tief im Herzen verwundet, ſich nicht nur vom Thron geſtoßen und als eine Gefangene zu ſehen, ſondern was ihr am unerträglichſten war, als eine Gefangene der Römer; ſie fühlte ſo ganz die Schmach, die ſie als eine ſolche erfahren würde, dachte ſich ſchon gefeſſelt, neben dem Wagen des ſtolzen Triumphators, und durch ihre Schmach ſeinen Einzug in Rom verherrlichen zu müſſen: und dies Gefühl ihrer Schmach warf ſie jetzt zu den Füßen des Maſſiniſſa nieder. Mit aller Kunſt weiblicher Beredſamkeit, die durch ihre Schönheit und die Züge der Angſt in ihrem reizenden Geſichte noch mehr erhöht wurde, bat, beſchwor ſie den Sieger, deſſen Hand ſie zitternd ergriff, bei allem, was ihm heilig war, ſie dieſer Schande zu entreißen; gern wolle ſie ſich in jedes Schickſal einer Gefangnen hingeben, dankbar den Tod als ein Geſchenk von ſeinen Händen in dieſem Augenblick empfangen: nur möge er nicht zugeben, daß ſie, die doch gleiches Vaterland, Afrika, mit ihm habe, dieſelben Götter verehre, ſie, die Tochter des Hasdrubal, dem muthwilligen Stolz eines Römers Preis gegeben werde! — Beſiegt von ihren Bitten und von ihren Reitzen wurde Maſſiniſſa nicht nur zum Mitleid, ſondern zur Liebe zu ihr hingeriſſen; er reichte ihr ſeine rechte Hand mit der eidlichen Verſicherung, ihre Bitte zu erfüllen, und begleitete ſie in den königlichen Pallaſt. Hier erſt überdachte er die Schwierigkeit, ſein Verſprechen zu erfüllen, ſo lange ſie eine römiſche Gefangene ſey: um daher dieſer zuvorzukommen, ehe noch Lälius oder Scipio etwas über ſie als eine Gefangene verfügen möchten, beſchloß er, ſie noch an demſelben Tage zu heyrathen; in der Erwartung, daß man ſie dann als ſeine Gemahlin und nicht als Gefangne behandeln werde.

Kaum war die Vermählung vollzogen, als Lälius in Cirtha ankam; und kaum vernahm er das Geſchehene, als er ſeinen Unwillen darüber lebhaft zu Tage legte; ja es fehlte nicht viel, er hätte Sophonisben aus dem hochzeitlichen Bett reißen und nebſt dem Syphax und den übrigen Gefangnen zum Scipio bringen laſſen; doch gab er zuletzt den dringenden Bitten des Maſſiniſſa nach, die Sache der Entſcheidung des Scipio zu überlaſſen. Syphax wurde indeß unter ſicherer Bedeckung ins Lager des Scipio gebracht.

Die Erſcheinung eines Mannes in Ketten, der damals für den größten König in Afrika galt, um deſſen Freundſchaft Römer und Karthaginenſer ſich bemüht hatten, erregte im Lager allgemeines Aufſehen. Scipio ſelbſt wurde von dieſem Wechſel des Glücks gerührt, den, der ihn wenig Jahre zuvor als Gaſtfreund an ſeinem Hofe empfangen hatte, jetzt als Gefangnen mit niedergeſchlagenem Blick und in Feſſeln in ſeinem Zelte zu erblicken. Auf die Frage, die er an ihn that, was ihn denn bewogen habe, die ihm gegebene Treue zu verletzen und das Bündniß mit den Römern zu brechen? geſtand zwar Syphax ſein Verbrechen und erklärte es ſelbſt für Raſerei; doch ſchob er alle Schuld davon auf ſein Weib, Sophonisbe, die, als die Tochter des Hasdrubals und als unverſöhnliche Feindin des Römiſchen Namens, ihm Tag und Nacht angelegen habe, die Waffen gegen ſeinen Freund und Bundesgenoſſen zu ergreifen; dieſe ſey es, die durch die hochzeitliche Fackel ſein königliches Haus in Flammen geſetzt habe; doch, ſetzte er hinzu, gereiche ihm dies bei ſeinem jetzigen Unglück zum Troſt, daß dieſelbe Furie jetzt in den Armen ſeines größten Feindes zu ſeinem Verderben liege. — Dieſe letztern, dem Scheine nach nur ſo hingeworfenen Worte, verfehlten den Eindruck auf das Gemüth des Scipio nicht. Er, der ſich ehemals in Spanien bei einer ähnlichen Veranlaſſung ſo vorſichtig, als edel betragen hatte, konnte es dem Maſſiniſſa nicht verzeihen, daß er noch am Tage der Schlacht, noch in Waffen, ohne die Ankunft des Lälius abzuwarten, ſo unüberlegt eine Verbindung mit einem Weibe in der kaum betretenen Wohnung ihres Gemahls eingegangen ſey, mit einem Weibe, das ihn vielleicht eben ſo, wie den Syphax, zur Untreue gegen die Römer verleiten könnte: und wußte lange nicht, was er in dieſer mißlichen Sache thun ſollte. Eben da er darüber nachdachte, trat Lälius und Maſſiniſſa ins Zelt ein; er empfing Beyde mit einem freundlichen Geſichte und legte ihnen vor der Verſammlung ſeiner Officiere das verdiente Lob wegen der glücklichen Expedition bei; nahm darauf den Maſſiniſſa beſonders, ſtellte ihm da mit dem ſtärkſten Nachdruck unter Augen, wie ſehr er ſich durch jene übereilte Handlung ſelbſt an der Achtung geſchadet habe, in die er ſich kaum durch ſeine bewieſene Tapferkeit, in den Augen der Römer geſetzt habe, daß er ſich ſo wenig Herr über ſeine Leidenſchaft bewieſen, was ihm doch mehr Ehre, als der Sieg über den Syphax würde gebracht haben: wie er dadurch zugleich ein Verbrechen an dem römiſchen Staate begangen, dem nach dem Kriegsrecht allein die volle Gewalt über den überwundenen König, ſeine Gemahlin und alles was er beſitze, zukomme, und ermahnte ihn, ſich als Sieger über ſich ſelbſt zu zeigen, und nicht durch dieſen einzigen Fehler ſeinen Ruhm und ſeine Verdienſte um den römiſchen Staat zu beflecken.

Lange wußte der Fürſt nicht, was er ſagen ſollte: die Schaam trieb eine hohe Röthe in ſein Geſicht, aber auch die Liebe, Thränen in ſeine Augen; nach einem heftigen innern Kampf gab er ſich und die Entſcheidung ſeines Schickſals ganz in den Willen des Scipio; nur bat er ihn, ſo viel möglich, ſeine Ehre dabei zu ſchonen, da er einmal der Sophonisbe ſein Wort gegeben habe, ſie in keines Andern Gewalt kommen zu laſſen.

Traurig gieng er darauf in ſein Zelt und überließ ſich da ganz, ohne weitere Zeugen, der

Empfindung des tiefſten Schmerzes; er brachte einige Zeit unter lautem Jammern, das man ſelbſt von außen vernahm, zu; endlich, nach einem lauten Seufzer, rief er einen ſeiner vertrauteſten Bedienten, gab ihm einen Giftbecher, den er auf den verzweifelndſten Fall immer bereit hielt, mit dem Auftrage, ihn der Sophonisbe zu bringen und ihr zu ſagen: dies ſey das einzige, was noch Maſſiniſſa thun könne, um ſein gegebnes Wort zu erfüllen, ſie nicht lebendig in die Hände der Römer kommen zu laſſen. — Als der Bediente bei Sophonisben ankam und ihr den Giftbecher überbrachte, nahm ſie ihn mit den Worten: Gut, ich nehme dies hochzeitliche Geſchenk von ihm mit Dank an, da er mir kein beſſeres reichen kann; doch würde ich glücklicher ſterben, wenn ich nicht dieſe neue Verbindung mit ihm eingegangen wäre. Sie trank den Giftbecher, ohne das geringſte Zeichen von Erſchrockenheit, aus, und ſank bald darauf tod nieder.

Die Nachricht von ihrem Tode zerriß vollends das Herz des Maſſiniſſa; ſelbſt Scipio wurde darüber äußerſt betreten und gab dem Fürſten einen ſanften Verweis, daß er ſo voreilig dabey gehandelt habe; um jedoch ſeinen Schmerz zu zerſtreuen, ließ er Tags darauf die Armee zuſammenkommen, erklärte vor derſelben den **Maſſiniſſa** im Namen der Römiſchen Republik für den König von einem Theile von Numidien, legte ihm außerordentliches Lob wegen ſeiner Verdienſte bei, und beſchenkte ihn noch überdies mit einer goldnen Krone, einem elfenbeinernen Stuhl und Scepter, und einen mit Stickereien gezierten purpurnen Talar, Ehrenzeichen, die der Staat nur triumphirenden Perſonen beilegte, und mit denen er zuvor noch keine Ausländer beehrt hatte *).

Durch die Niederlage des **Hasdrubal** und **Syphax**, auf welchen letztern vorzüglich die Karthaginenſer ihr Vertrauen geſetzt hatten, war vollends

---

*) **Maſſiniſſa** blieb von dieſer Zeit an der treuſte Bundesgenoſſe der Römer, ſtand ihnen in ihren Kriegen mit den Karthaginenſern bei, half dem **Scipio** bei **Zama** den Sieg über **Hannibal** erfechten, und erhielt zur Belohnung ſeiner Dienſte nach dem Tode des **Syphax** deſſen ſämtliche Staaten in Numidien. Auch gab er ſpäterhin den Römern Veranlaſſung zum letzten puniſchen Kriege und ſo zur gänzlichen Zerſtörung von Karthago, die er jedoch nicht überlebte. Er hatte noch bei vollen Kräften ein Alter von neunzig Jahren erreicht.

lends ihre Hoffnung ganz geſunken, und ſie ſahen ſich genöthigt, unter ſo unglücklichen Umſtänden den Scipio um Frieden zu bitten. Scipio ſchrieb ihnen die härteſten Bedingungen vor, die nicht viel beſſer als die gänzliche Zerſtörung von Karthago enthielten, indem er ſie ganz wehrlos machte und ihre ganze Kraft erſchöpfte. Gleichwohl giengen ſie dieſelben ein, und baten ihn ſo lange um Waffenſtillſtand, bis Rom in ihr Geſuch des Friedens einwilligen würde.

Die einzige Stütze des ſo tiefgeſunkenen Karthago war noch Hannibal, der ſich zwar noch immer, aber mit weniger Glück als ehemals, in Italien erhielt, weil es ihm da an der nöthigen Unterſtützung fehlte. Jetzt rief ihn die bedrängte Vaterſtadt zu ihrer Vertheidigung zurück. Knirſchend vor Wuth und mit tiefer Schaam, die ihm beinahe Thränen auspreßte, empfieng Hannibal die Geſandten von Karthago: Ja, rief er ſeufzend aus, nun ruft man mich öffentlich zurück, nachdem man mich lange zuvor ohne Geld und Unterſtützung gelaſſen und heimlich zum Rückzuge aus Italien genöthigt hat. Nicht die Römer, die ich ſo oft geſchlagen und überwunden habe, ſondern Karthago ſelbſt, oder vielmehr die Parthie meiner Neider hat mich beſiegt; und Hanno *) mag ſich nun freuen, daß er mein Haus nicht anders als unter den Trümmern von Karthago begraben konnte. — Ungern trennte er ſich von Italien, den ihm verhaßten Lande, dem ſechszehnjährigen Schauplaß ſeiner ſiegreichen Thaten; doch er war Bürger von Karthago und mußte gehorchen. Er ließ ſeine Armee einſchiffen, beſtieg traurig das Schiff und ſtach in See, ſahe aber oft noch unter Verwünſchungen nach der Küſte Italiens zurück.

Deſto größer war die Freude in Rom, die ſein Abzug verurſachte; öffentliche Feſte wurden angeſtellt, die unter religiöſen Feierlichkeiten fünf Tage hindurch dauerten und das Volk in freudiges Entzücken verſetzten. Jetzt kamen auch die Geſandten von Karthago, die demüthig um Frieden baten; ihr Geſuch wurde ihnen nach gehaltnem Rath abgeſchlagen und die Entſcheidung darüber ganz dem Scipio überlaſſen.

Schon

---

*) Dies war der heftigſte ſeiner Gegner

Schon vorher hatten die Karthaginenſer, die jetzt gleichſam in ihr Verderben eilten, ſelbſt auf eine höchſt leichtſinnige und ſchändliche Art den Waffenſtillſtand mit den Römern gebrochen und die Feindſeligkeiten zur See angefangen, als Hannibal mit ſeinen Truppen in Afrika landete. Er ſchlug ſein Lager zu Zama, fünf Tagereiſen von Karthago, auf, und ſchickte von da aus einige Kundſchafter aus, um die Stellung der feindlichen Armee zu beobachten; dieſe wurden von den Soldaten des Scipio aufgehoben und in das Zelt des Konſuls gebracht. Scipio, anſtatt ſie zu beſtrafen, ließ ſie durch ſeine Officiere überall im Lager herumführen und alles betrachten, und ſchickte ſie dann unter Begleitung ins Lager zum Hannibal, um ihm zu berichten, wie ſie es gefunden hätten. Hannibal ſahe nun wohl, mit was für einem Feinde er es zu thun habe. In der Hoffnung, vielleicht jetzt an der Spitze einer noch friſchen Armee, die ſo wichtige Siege in Italien erfochten habe, ſeinem Staate einen vortheilhaftern Frieden auszuwirken, ließ er zuvor, ehe er ſich ins Treffen einließ, den Scipio um eine beſondere Zuſammenkunft und Unterredung erſuchen. Der Konſul nahm dieſes Geſuch an, und es wurde ein kleiner Hügel in einer Ebene zwiſchen beyden Lagern zu dieſer Zuſammenkunft gewählt.

Hier war es, wo die beyden größten Generale ihrer Zeit zuſammentrafen, nur von einigen Officieren begleitet, (die auch bei der nachher erfolgten Unterredung zurücktreten mußten) indeß die Armeen von beyden Theilen in der Entfernung in den Waffen ſtanden. Als ſie ſich einander näherten, blieben ſie einige Augenblicke ſtehen und betrachteten einander mit gegenſeitiger Bewunderung. **Hannibal** brach darauf zuerſt das Stillſchweigen, bezeugte in ſeiner Rede anfangs das Bedauren, daß es je Rom und Karthago in den Sinn gekommen wäre, ihre Eroberungen über die natürlichen Grenzen ihres Reichs auszudehnen und ſich mit dem Verluſt ihrer edelſten Bürger aufzureiben: erinnerte dann den **Scipio** aus ſeiner eignen Erfahrung an die Unbeſtändigkeit des Glücks und den ungewiſſen Ausgang einer Schlacht, die leicht den Ruhm aller vorigen Siege vernichten könnte, und bat ihn endlich, ſeinen bisher erlangten Ruhm als Sieger dadurch zu befeſtigen und zu krönen, daß er ſeiner Vaterſtadt **Karthago** unter nicht ſo äußerſt demüthigenden Bedingungen den Frieden zugeſtehen und ſeine Nation in die Freundſchaft der Römer aufnehmen möchte, für deren Treue er ſich verbürge. Allein **Scipio** erklärte, daß er ſolche Friedensvorſchläge ihm zu der Zeit hätte thun ſollen, als er noch in Italien geſtanden habe; nun ſey es damit zu ſpät. **Rom** beſtehe feſt auf ſeinen Forderungen und behalte ſich noch überdies vor, auch wegen des gebrochnen Waffenſtillſtandes und Verletzung des Völkerrechts Genugthuung zu fordern.

Nachdem ſich auf ſolche Art dieſe Unterredung fruchtlos zerſchlagen hatte, giengen die beyden Anführer zu ihren Armeen zurück; beyde forderten ihre Leute zu der Schlacht auf, der einzigen, die es entſcheiden werde: ob Rom oder Karthago den Völkern der Welt Geſetze vorſchreiben ſollte: und ſchon am folgenden Morgen ſtanden die Armeen der damaligen beyden mächtigſten Republiken in den Feldern von **Zama** einander gegen über in Schlachtordnung.

Der entſcheidende Kampf begann; **Scipio** ſelbſt bewunderte die überdachte Klugheit, mit welcher **Hannibal** das Treffen formirte; eine fürchterliche Linie von Elephanten zog ſich an der Fronte der Armee hin, die in drei Abtheilungen geſtellt war, von der der Kern der tapferſten Streiter von Thraſimenus und Kannä das Hintertreffen ausmachte. Hannibal ſchien ſich an dieſem Tage ſelbſt zu übertreffen, und bot alle Kräfte ſeines Genies und ſeine ganze Tapferkeit auf, um den Sieg auf die Seite der Karthaginenſer zu bringen. Aber die Vorſehung, die über das Schickſal der Staaten entſcheidet, hatte auch ſchon über Karthago's Schickſal entſchieden und Roms Waage ſank. Scipio erfocht einen vollkommnen Sieg über die Armee des Hannibal, der nach langen muthigen Widerſtande erſt nachdem ſeine Truppen in gänzliche Unordnung gerathen waren, die er mit ſeiner perſönlichen Tapferkeit nicht heben konnte, und nachdem die Flucht allgemein war, zuletzt das Schlachtfeld verließ und ſich mit einer ſchwachen Bedeckung nach Adrumet zurückzog; von da er ſich nach einigen Tagen nach Karthago begab und ſelbſt die traurige Nachricht ſeiner erlittenen Niederlage überbrachte.

Die Verläumdung ſelbſt mußte bei der Erſcheinung dieſes großen Mannes verſtummen, der ſechs und dreyßig Jahre, die er von ſeinem Vaterlande entfernt verlebt *), dem Staate ſo wichtige Dienſte geleiſtet, und bis auf den unglücklichen Tag den Untergang deſſelben aufgehalten hatte, wo es ihm, wie er jetzt ſelbſt vor dem verſammelten Rathe ſeiner Vaterſtadt erklärte, unmöglich geworden ſey, ihn länger aufrecht zu erhalten, und wo es allein von der Menſchlichkeit des Siegers abhänge, ob er länger beſtehen werde; den man alſo auch unverzüglich durch eine Geſandtſchaft unter jeder Bedingung, die er vorſchreiben würde, um Frieden bitten müſſe.

Scipio, der indeß das Karthaginenſiſche Lager mit großer Beute eingenommen hatte, begab ſich ſogleich zu Schiffe, um mit der Flotte Karthago zur See zu beſtürmen, während der andere Theil der Armee es von der Landſeite angriff; als er ſich dem Hafen näherte, kam ihm eine mit Wimpeln und Oelzweigen geſchmückte Galeere entgegen, welche die vornehmſten Karthaginenſer am Bord hielte, die, als ſie ſich dem Hintertheil des Admi-

ral-

---

*) Er war neun Jahr alt, als er mit ſeinem Vater Afrika verließ.

ralſchiffs näherten, den Scipio mit allen Zeichen der tiefſten Wehmuth und Unterwerfung um Frieden baten. Scipio beſchied die Geſandten nach Tunis, umſeegelte Karthago und legte dort vor Anker; nahm da die Geſandtſchaft an und entwarf hier die Friedenspräliminarien, die freilich äußerſt nachtheilig für Karthago waren; es mußte alle auswärtige Beſitzungen aufgeben, alle ſeine Kriegsſchiffe und Elephanten abliefern, ohne Genehmigung der Römer keinen Krieg weder in noch außer Afrika führen, und außer dem Sold und Beköſtigung der römiſchen Armee, während dieſe in Afrika ſtände, zehn tauſend Talente (ohngefähr 20 Millionen Thaler) binnen funfzig Jahren erlegen.

So ſchimpflich dieſer Tractat war, mußten ſich gleichwohl die Karthaginenſer, ſelbſt auf Anrathen des Hannibal, der jetzt an der Spitze des Senats ſtand *), dazu verſtehen; ſie ſchickten ſogleich Geſandten nach Rom, um dort die Ratification deſſelben zu bewirken. Eben als der Friede unterzeichnet werden ſollte, erinnerte ſich der Senat, daß

---

*) Von den letzten Schickſalen des Hannibal ſiehe unten im Leben des Flamininus.

daß die Karthaginenſer ſchon mehrmalen die geſchloßnen Tractate gebrochen hätten, und fragten daher die Geſandten: bei welchen Göttern ſie denn den Frieden beſchwören wollten? „bei denſelben Göttern, antworteten die Karthaginenſer, die unſern Meineid ſo grauſam gerächt haben!“

So endete der zweyte puniſche Krieg, nachdem er ſiebzehn Jahre gedauert hatte, beinahe mit dem gänzlichen Untergange Karthago's, das nur noch den Schatten ſeines vorigen Anſehens behielt. Nachdem ſein Ueberwinder alles in Afrika in Ordnung gebracht hatte, ſeegelte er, um die Früchte ſeines Siegs unter ſeinen Mitbürgern zu erndten, nach Italien zurück; landete mit ſeiner ſiegreichen Flotte zu Rhegium, von da er zwiſchen den Reihen des Volks, das ſich von allen Gegenden herzudrängte, um frohlockend ſeinen Retter zu ſehen, nach Rom zog, wo er einen der glänzendſten Triumphe hielt, unermeßliche Schätze in die öffentliche Kaſſe niederlegte und den Namen Afrikanus erhielt, um ihn auf immer als Sieger von Afrika auszuzeichnen.

Mit ſo großen Ehrenbezeigungen der Senat und die Bürgerſchaft die Verdienſte des Scipio anfangs anerkannte und belohnte: ſo fehlte es ihm ſpäterhin nicht an Neidern, die ihm ſeinen wohlverdienten Ruhm mißgönnten und ihm bei jeder Gelegenheit zuwider waren; mehrmals widerfuhr ihm die Kränkung, bei Beſetzung öffentlicher Aemter gerade diejenigen übergangen zu ſehen, die er dazu empfahl, beſonders ſeinen ſo treuen Gefährten und Theilnehmer an ſeinen Siegen, den Lälius. Doch ſeine große Seele fühlte ſich über dieſe Kränkung und den nicht ungewöhnlichen Undank ſeiner Mitbürger erhoben. Zwar begleitete er noch verſchiedenemal die höchſten Obrigkeitlichen Würden, aber nicht mit dem Einfluß auf den Willen des Volks, den er ſich doch als ihr Wohlthäter und Retter verſprechen konnte: und gleichwohl, wenn er nur dem Staate Nutzen ſchaffen konnte, entzog er ſich ſelbſt ſolchen Geſchäften nicht, die auch wohl unter ſeiner äußerlichen Würde waren. So verſtand er ſich unter andern zu einer Geſandtſchaft an den König Antiochus in Syrien, ob er gleich dabei nur eine Nebenrolle zu ſpielen hatte. Der Zweck dieſer Geſandtſchaft war, die Geſinnung des Königs gegen die Römer auszuforſchen, der damals den Hannibal an ſeinen Hof aufgenommen hatte. Bei dieſer Gelegenheit lernten dieſe beyden Helden einander noch näher kennen, vergaßen bei dieſer Zuſammenkunft zu Ephesus, daß ſie Feinde gegen einander geweſen waren, und hielten ſichs nun für Ehre, weder Karthaginenſer noch Römer, ſondern Weltbürger zu ſeyn. Bei einer ihrer Unterredungen fragte Scipio den Hannibal, wen er für den größten Feldherrn hielt? Hannibal gab den erſten Rang dem Alexander, dann dem Pyrrhus, und als er ſagen ſollte, wen er dieſem an die Seite ſetze, ſagte er: mich ſelbſt. Du? verſetzte Scipio lächelnd — den ich überwand? Wohl, ſagte Hannibal; denn hätte ich dich bei Zama beſiegt: ſo wäre ich über alle Helden der Vorzeit erhoben. Scipio fühlte, wie ſchmeichelhaft ihm dieſe Erklärung war, und reiſte mit noch größrer Achtung gegen Hannibal von Epheſus ab.

Noch brachte Scipio einige Zeit in Rom zu, ohne ſonderlichen Antheil an den öffentlichen Geſchäften zu nehmen; erſt da erwachte ſein Patriotiſmus wieder, als der Krieg mit dem Antiochus in Griechenland ausbrach und eben ſein

Bruder Lucius Scipio zum Konſul erhoben worden war. Dieſer ſein Bruder hatte ihn ſchon frühe auf ſeinen erſten Feldzügen in Spanien begleitet und ſich unter ihm zum künftigen Helden ſeiner Nation gebildet, der den Ruhm ſeines Namens, und vorzüglich die Ehre und die Macht Roms in Aſien, ſo wie ſein Bruder in Afrika, verherrlichen ſollte. Als er das Konſulat antrat, war man lange im Senat unſchlüſſig, ob man ihm oder ſeinem Kollegen die Führung des Kriegs in Aſien mit dem damals ſo mächtigen Könige von Syrien, Antiochus, der ſeine Eroberungen auch über Griechenland ausgebreitet, und jetzt auf Anreizung des Hannibal den Römern den Krieg angekündigt hatte, übertragen ſollte? da entſchied Scipio Afrikanus durch die Erklärung, daß, wenn man ſeinen Bruder zu dieſem Geſchäft wählen würde, er als Legat (Generaladjutant) unter ihm dienen und dieſen Feldzug mitmachen wolle.

In der That leiſtete er auch dieſem ſeinem Bruder bei dieſem Feldzuge außerordentliche Dienſte. Mit raſchen Schritten eilten beyde auf dem Wege der Ehre dem Siege entgegen. Schon waren die Römer Meiſter vom Peloponnes und hatten den Antiochus in ſeine Staaten nach Aſien zurückgedrängt, als ſie ihm auch dahin über den Hellespont nachſetzten und ſo den erſten Fuß in Aſien faßten. — In einer der Schlachten, die ſie dem Antiochus lieferten, war der Sohn des Scipio Afrikanus in die feindlichen Hände gefallen und als Gefangener dem Könige überliefert worden, der ihn mit aller der Achtung behandelte, die der Sohn eines ſo großen Römers verdiente. Jetzt, da ſich Antiochus ſo ſehr in die Enge getrieben fand, daß er ſich der römiſchen Macht nicht länger zu widerſtehen getraute, ließ er durch einen ſeiner Geſandten den Römern Friedensvorſchläge thun, und gab dieſem zugleich den geheimen Auftrag, mit dem Scipio allein zu ſprechen, und ihm, im Fall er ihn dazu geneigt finden würde, den Antrag zu thun, daß er ihm nicht nur ſeinen Sohn freigeben, ſondern noch außer einer großen Summe Geldes, ihn in den Beſitz der höchſten Würden in ſeinen Staaten ſetzen wolle. Auf dieſen Antrag des Geſandten verſetzte der Edle: daß du weder die Römer noch mich kennſt, verzeihe ich dir eher, als daß du nicht einmal weißt, in welcher Lage dein Herr iſt; denn, da er einmal die Vormauer ſeines Reichs in unſre Hände gegeben hat, und uns den Eingang durch den Helleſpont nach Aſien nicht hat verwehren können, nun gar keine weitere Wahl übrig bleibt, als ſich der Willkühr des Siegers ganz zu übergeben. Von allen ſeinen königlichen Geſchenken, die er mir anbieten läßt, iſt mir freilich mein Sohn das Größte; der übrigen, ſo Gott will, werde ich nie bedürfen und verlange ſie nicht; aber das erſtere würde ich, als ein Privatgeſchenk, nicht aber als Repräſentant des Staats von ihm mit dem größten Dank annehmen und zu erwiedern ſuchen; öffentlich aber kann ich jetzt nichts für ihn thun, als daß ich ihm den guten Rath gebe: er möge die Waffen niederlegen und auf jede Bedingung den Frieden annehmen.

Antiochus ſah zwar für diesmal ſeine Hoffnung, den Scipio zu gewinnen, geſcheidert; doch gab er ſie nicht ganz auf und rüſtete ſich zu einem neuen Treffen. Schon rückten ihm die Römer entgegen, als den Scipio eine Krankheit befiel, die ihn nöthigte, ſich ins Lager zurückbringen zu laſſen; als dies Antiochus erfuhr, ſchickte er ihm ſeinen Sohn mit einigen Geſandten in ſein

Zelt zurück. Der Anblick des Geliebten war heilender Balſam für das Herz des Vaters; er fühlte ſich auf einmal geſtärkt, drückte den Sohn an ſeine Bruſt, umarmte ihn herzlich, rühmte den Edelmuth des Königs und — machte Anſtalt zur Schlacht.

Bei Magneſia kam es zum Haupttreffen, in welchem Antiochus gänzlich geſchlagen wurde und die Flucht nach Lydien ergreifen mußte. Er, der zuvor mit Stolz das Wohl ſo vieler Länder ſeinem Ehrgeiz und Eroberungsſucht aufgeopfert hatte, ſich kurz zuvor den Beinamen des Großen beilegen ließ, mußte ſich jetzt unter das Geſetz der Nothwendigkeit beugen, die Römer um Frieden zu bitten; er wurde ihm, aber unter den demüthigendſten Bedingungen, die ihm Kornel. Scipio dictirte, zugeſtanden; er mußte den größten Theil ſeiner Beſitzungen, nebſt der Flotte und den Elephanten abtreten, und noch überdies eine ungeheure Summe Geld erlegen. Er ſelbſt überlebte dieſe Schande nicht lange, verfiel in die heftigſte Raſerei und ſtarb.

So glorreich auch dieſer Syriſche Feldzug für die Römer war, und ſo große Verdienſte um den

Staat

Staat ſich Scipio mit ſeinem Bruder, dem Konſul, der von dieſem Siege den Namen Aſiatikus empfing, erworben hatte: ſo war er doch kaum wieder nach Rom zurückgekehrt, als von neuem der Neid ſeiner Feinde, der ſchon längſt an ſeinen Trophäen nagte, gegen ihn erwachte. Man beſchuldigte ihn und ſeinen Bruder, ſie hätten ſich durch große Summen Geldes vom Antiochus beſtechen laſſen, um ihm einen Frieden zu geben, bei dem er doch ſeine Krone nicht verloren habe; ja zwey der Volkstribunen, die den Namen Petillius führten, waren niederträchtig genug, ſich zu Anklägern der Edlen von dem Volk brauchen zu laſſen, und brachten es auch dahin, daß zuerſt dem Scipio Afrikanus ein Tag der Unterſuchung geſetzt wurde.

Ganz Rom ſtand in unruhiger Erwartung dieſes Tags. Alle Rechtſchaffne geriethen darüber in Unwillen, daß man den Sieger von Afrika und Aſien auf eine ſo unwürdige Art behandle; aber deſto eifriger waren die Tribunen, um das Volk gegen den Helden aufzuhetzen, den man nur vorzugsweiſe den erſten Bürger nannte. Als der Gerichtstag erſchien, trat Scipio in Begleitung einer ſo großen Menge Volks aus allen Ständen, als er nie vorher, ſelbſt nicht als Konſul um ſich gehabt hatte, auf den Marktplatz. Man befahl ihm, ſich zu vertheidigen, und er that dies in vollem Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit und ſeiner Verdienſte mit einer ſolchen Würde, und ſo edlem, doch nicht beleidigendem Stolz, indem er die von ihm ausgeführten großen Thaten erzählte, daß alle Zuhörer ganz für ihn eingenommen waren und ſelbſt der Neid zum Schweigen gebracht wurde. Aber die Tribunen ſtiegen nun wider ihn mit Heftigkeit auf, und da ſie wohl ſahen, daß ſie die Beſchuldigung wegen empfangnen Geldes nicht wahrmachen konnten, ſo ſuchten ſie ihn dadurch dem Volke gehäſſig zu machen, daß er ſich in Afrika und in Aſien ein Anſehen zu verſchaffen gewußt habe, das den Ruhm des römiſchen Volks ſelbſt verdunkelt habe; daß er immer nach eigner Willkühr gehandelt und ſich ſo benommen habe, als ſey nur er das Haupt und die Stütze des römiſchen Staats; als ſey Rom, die Beherrſcherin der Welt, nur unter ſeinem Schatten ſicher; als müſſe der Senat und das Volk bei ihren Beſchlüſſen ſich nur nach ſeinem Willen richten.

Mit dieſen Beſchuldigungen und Reden wurde der Tag zugebracht; es wurde daher bey eintretender Nacht das Urtheil auf den folgenden Tag verſchoben.

Als dieſer anbrach, nahmen die Tribunen wieder von ihren Richterſtühlen Beſitz und ließen den Beklagten vorladen. Er erſchien auch dießmal von einer großen Anzahl ſeiner Freunde begleitet, gieng durch die verſammelte Menge mit ehrfurchteinflößenden Anſtande hindurch und betrat die Rednerbühne. Hier gab er das Zeichen, daß er reden wollte. Alle ſchwiegen, begierig ihn zu hören. Er wendete ſich an die Verſammlung und ſprach: „An dieſem heutigen Tage, meine Mitbürger, habe ich in den Feldern von Afrika mit Hannibal und den Karthaginenſern gefochten und geſiegt. Ein ſolcher Tag darf nicht durch gehäſſige Zänkerei entweyht werden! Eben bin ich im Begriff, aufs Kapitolium zu gehen, um dem Jupiter und den übrigen Schutzgöttern deſſelben zu danken, daß ſie mir vormals an dieſem Tage und mehrmals Mittel und Muth gegeben haben, das Vaterland zu erhalten. Ihr alle meine Mitbürger, denen das Vaterland theuer iſt, folgt mir dahin und bittet die Götter, daß ſie euch von Zeit zu Zeit Feldherrn geben, die ſo wie ich von meiner Kindheit an bis ins Alter, eure Achtung und Zutrauen durch ihre Dienſte zu verdienen ſuchen.“

Mit dieſen Worten verließ Scipio die Bühne und ſtieg zum Kapitol auf; in dem Augenblick brach auch die ganze Verſammlung auf und folgte dem Helden unter lautem Zujauchzen nach, ſo daß der ganze Markt leer war, und nur die Tribunen und ihre Sclaven beſchämt zurückblieben. Scipio gieng ſo begleitet vom Volk nicht nur in den Tempel des Jupiters im Kapitol, als auch zu den übrigen Tempeln und Altären in der Stadt, und genoß an dieſem feierlichen Tage eine noch glänzendere Ehre als an jenem, wo er als Sieger über den Syphax und die Karthaginenſer im Triumphe in Rom einzog.

Dies war aber auch der letzte ſchöne Tag im Leben des Scipio. Die Tribunen, noch mehr über die erlittene verächtliche Behandlung aufgebracht, beſtanden deſto mehr darauf, daß er von dem in Aſien erbeuteten Gelde Rechnung ablegen ſollte. Noch einmal erſchien Scipio im Senat im vollen Vertrauen auf ſeine Rechtſchaffenheit, daß er von alle den erbeuteten Schätzen nichts zu ſeinem Vortheile verwendet: ſondern alle die Bedürfniſſe des Kriegs befriedigt, und noch überdies ſo große Summen in den öffentlichen Schatz gelegt habe, zog dabei eine Rolle aus ſeiner Toga und ſagte: hier ſind alle Rechnungen über die Beute aufgezeichnet. Mit Ungeſtüm verlangten die Tribunen, daß er ſie vorleſen ſollte. Scipio fühlte ſich durch dies Mißtrauen tief gekränkt, ſein Ehrgefühl wurde ſo empört, daß er auf der Stelle die Papiere mit eignen Händen zerriß und ſich aus der Verſammlung entfernte, feſt entſchloſſen, ſich nicht länger dem Trotz und Unwillen ſeiner Feinde Preis zu geben. Er verließ ſeine undankbare Vaterſtadt und begab ſich freiwillig auf ſein Landguth Literuum in Kampanien.

Aber auch dieſe freiwillige Verbannung befriedigte die Wuth der Tribunen nicht; auch die Ruhe, die er nach ſo vielen Anſtrengungen in der Entfernung genießen wollte, mißgönnten ſie ihm, und ließen ihn nochmals vors Gericht fordern. Scipio erſchien nicht; ſein Bruder ſuchte ihn dadurch zu entſchuldigen, daß er krank ſey: „da ſehet ihr ja, riefen die Tribunen, ſeinen Stolz!

Ihr ſelbſt, ihr Richter, habt euch die Hände von ihm binden und gleichſam als Gefangene von ihm an ſeinen Triumphwagen ins Kapitol ſchleppen laſſen; nun habt ihr nicht einmal Muth, ihn als Privatmann aus ſeinem Landguthe zu holen, den ihr ehedem, als er noch Flotten und Armeen kommandirte, vor euer Gericht zogt.“ Kurz, ſie beſtanden auf Ausfertigung eines Dekrets zu ſeiner Verurtheilung. Dies ungeſtüme Betragen der Tribunen empörte ſelbſt einen aus ihrer Mitte, den Titus Sempronius Gracchus, der auch damals Volkstribun und zuvor ein erklärter Feind des Scipio war; ſtandhaft widerſetzte ſich dieſer der Ausfertigung des Dekrets und erklärte: er werde es nimmermehr zugeben, daß ein ſo verdienter Mann, dem Rom ſeine Errettung und Größe zu verdanken habe, ſo beſchimpft und in ihm der römiſche Staat auf die Nachwelt mit Schande gebrandmarkt werden ſollte, als verführe er ſo undankbar gegen ſeine Wohlthäter. Nun giengen dem Volke die Augen auf; der Senat dankte dem edlen Gracchus, daß er ſeinen Privathaß dem Wohl der Republik nachgeſetzt habe; die Petilliſche Parthie zog ſich beſchämt zurück und dachte nicht wieder an die Verurtheilung des Scipio.

Dieſer verlebte indeß ſeine letzten Lebenstage mit dem treuen Gefährten ſeiner Thaten, Lälius, und einem Dichter, Janius, in ſeinem ſtillen Aufenthalte zu Liternum, in der Nähe von Neapel, ohne an den Angelegenheiten Roms weitern Antheil zu nehmen. Er hinterließ zwey Töchter, die eine von dieſen war an den Publ. Scipio Maſika, den rechtſchaffenſten Mann der Republik *), verheirathet; die andere an den Titus Sempronius Gracchus, der zwar frühe ein erklärter Feind des Hauſes der Scipione war, aber als ein Mann von Rechtſchaffenheit die perſönlichen Verdienſte dieſer Edlen zu ſchätzen wußte. Auch als Privatmann erwarb er ſich durch ſeine Humanität die Achtung Aller, die Gelegenheit hatten, den Ueberwinder des Hannibal auf ſeinem Landguthe, das keine weitere Auszeichnung als die ſeines Beſitzers hatte, zu beſuchen **), und wo in

---

*) wofür er ſelbſt durch ein öffentliches Senatsdekret bei einer gewiſſen Feierlichkeit erklärt wurde.

**) Die Gegend um Liternum wurde oft durch Räuber beunruhigt; einſt näherte ſich ein ganzes Heer von Anführern ſolcher in ſpätern Zeiten ſo mancher Edle den Manen dieſes großen Mannes ein dankbares Andenken weyhte; wo auch ſeine Aſche ruhte, indem er ſelbſt noch vor ſeinem Tode verordnet hatte, ſeinen Ueberreſt hier und nicht in der undankbaren Vaterſtadt beizuſetzen.

Noch nach ſeinem Tode ruhte der Neid ſeiner Feinde nicht, ſich noch an ſeiner Familie zu rächen, und auch ſein edler Bruder, Lucius, wurde das Opfer deſſelben. Traurig war es dabei, daß ſelbſt

einer

ſolcher Räuberhorden dem Landhauſe des Scipio. Er, der einen feindlichen Anfall vermuthete, berief ſogleich ſeine Hausgenoſſen zu muthiger Gegenwehr zuſammen. Kaum aber bemerkten dies die Räuber, als ſie ſogleich ihr Gefolge entfernten, ihre Waffen ablegten, und indem ſie ſich der Thüre näherten, mit lauter Stimme riefen: ſie kämen in keiner feindlichen Abſicht; ſie wünſchten nur gewürdigt zu werden, den großen Mann zu ſehen, deſſen Tapferkeit ſie ſogern huldigen möchten. Sogleich befahl Scipio ſeinen Leuten, die Thüren zu öffnen und die Räuber einzulaſſen; als dieſe ſich der Schwelle näherten, legten ſie zuerſt daſelbſt, wie bei dem Eintritt in einen Tempel, ihre Weyhgeſchenke nieder, giengen dann ehrfurchtsvoll auf den Helden los, ergriffen begierig ſeine Hände, bedeckten ſie mit ihren Küſſen und zogen ſich dann, nachdem ſie ſich an ſeinem Anblick geſättigt hatten, wieder ehrerbietig zurück.

einer der geachtetſten Römer, M. Portius Kato, gegen ihn auftrat, und jene Petilliſche Anklage wegen unterſchlagenem Gelde wieder in Anregung brachte. Man machte deshalb an dem Sieger in Aſien, als Beklagten, eine ſo große Forderung, die bei weitem ſein ganzes Vermögen überſtieg, und eben darum von der Nichtigkeit dieſer Anklage zeigte; vergebens berief ſich L. Scipio auf ſeine Rechtſchaffenheit, und daß er alles Geld in den öffentlichen Schatz gegeben habe; es fehlte nicht viel, er wäre ins öffentliche Gefängniß geworfen worden; das Dekret zu ſeiner Verhaftnehmung war ſchon in der That ausgefertigt, und P. Naſika hatte ihn vergebens vertheidigt, wenn nicht auch diesmal Gracchus ins Mittel getreten, ihn und Rom von dieſer Schande befreit hätte. Gleichwohl kam es zum Verkauf ſeiner Güther, und wirklich betrug die daraus gelößte Summe bei weitem nicht die ihm aufgelegte Geldbuße. Zwar waren ſeine Freunde und Verwandten ſo gefällig, ihm durch reiche Beiträge den Verluſt zu erſetzen, und bewieſen ſich dabei ſo freigebig, daß wenn Scipio gewollt hätte, er dadurch noch reicher geworden wäre, als er es vor ſeiner Verurtheilung war. Aber der Edle nahm es nicht an, und kaum ließ er es geſchehen, daß ſeine Freunde ihm nur ſeine nöthigſten Hausgeräthe wieder zurückkauften, damit er mit Anſtand leben konnte. So gereichte dieſe ſeine freiwillige Armuth nicht ihm, ſondern ſeinen Feinden und Anklägern zur Schande.

Der Macedoniſche Krieg.

Der Krieg der Römer mit Hannibal und den Karthagínenſern hatte mehrere entfernte Könige mit ihren Staaten zur Theilnahme an demſelben bewogen, die nun nach dem Falle Karthago's zugleich in dies traurige Schickſal verwickelt, nach und nach eine Beute der Sieger wurden. Unter dieſe Reiche gehörte auch das Macedoniſche, das nach dem Tode des großen Alexanders lange der Schauplaß blutiger Kriege und der furchtbarſten Revolutionen geweſen war. Der König Philipp der II^te^ beſaß damals den Thron, den er nach dem Tode Antigonus des Zweyten, als vierzehnjähriger Prinz, aber unter glücklichen Ausſichten beſiegen hatte, indem dieſer große Vorgänger ihm nicht nur das Macedoniſche Reich im blühenden Zuſtande hinterließ, ſondern es zugleich mit der Oberherrſchaft über den Peloponnes erweitert hatte. Anfangs, als der junge Regent noch der weiſen Leitung ſeiner ältern, erfahrnern Räthe, beſonders des Aratus folgte, war ſeine Regierung wohlthätig und glücklich für Macedonien, nachher aber, wie er ſich von Schmeichlern verleiten ließ, ſich jene weiſen Rathgeber von der Seite zu ſchaffen, und mehr ſeinen eignen Launen und den Rathgebungen dieſer ehrſüchtigen und niederträchtigen Kreaturen folgte, wurde er durch dieſe nicht nur zu den ſchändlichſten Laſtern, ſondern oft auch zu ſolchen Staatsfehlern verleitet, durch die er ſein Reich dem gänzlichen Untergange nahe brachte. Zu dieſen unüberlegten Schritten, zu denen ihn Stolz und Eroberungsſucht verleitete, gehörte auch dieſer, daß er ſich mit Hannibal, als dieſer noch als Sieger in Italien ſtand, in ein Bündniß gegen die Römer einließ, um die Hauptſtadt Italiens zu ſtürzen, und ſich dadurch den Weg zu den größten Eroberungen zu bahnen. Er brachte auch bald eine anſehnliche Flotte auf, um von Illyrien aus in Italien einzufallen: aber die Römer, die davon zu rechter Zeit Nachricht erhalten hatten, kamen ihm zuvor, vereitelten mit Hülfe der Aetolier und anderer griechiſchen Staaten, die ſie ſich zu Freunden gemacht hatten, ſeine Plane, und nöthigten ihn bald nachher zum Frieden. Allein dieſer war von nicht langer Dauer; Philippus, den das Glück bei ſeinen ſonſtigen Feldzügen begleitete, ſuchte ſeine Eroberungen und ſeine Herrſchaft immer weiter auszudehnen und die griechiſchen Staaten ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen; er hatte die Rhodier zur See geſchlagen, ſich des feſten Platzes Abydos, einer Stadt in Kleinaſien an der Meerenge vom Helleſpont, (jetzt die Dardanellen) bemächtiget, ohne die angebotene Vermittelung der Römer anzunehmen, deren Geſandten er mit Spott zurückwies, und war jetzt im Begriff, die Hauptſtadt vom Peloponnes, Athen, zu belagern und ſie eines an ſeinen Unterthanen begangnen Frevels wegen zu züchtigen.

Athen nahm bei dieſer Verlegenheit ſeine Zuflucht zu den Römern, und rief, vereinigt mit den Rhodiern und dem Könige von Pergamus, den Feinden Philipps, ſie zu Hülfe. Rom ergriff ſogleich dieſe Gelegenheit, Macedonien den Krieg anzukündigen, und ſchickte eine Armee unter dem Konſul Sulpicius zum Beiſtand der Griechen ab, durch die nicht nur das belagerte Athen entſetzt, ſondern Philippus mit einem feindlichen Einfall in ſeinen eignen Erbſtaaten bedroht wurde. Jedoch weder dem Sulpicius, noch ſeinem Nachfolger Villius gelang es, den Ruhm der römiſchen Waffen in dieſem Feldzuge in Macedonien zu behaupten. Derjenige, dem es vorbehalten war, den Macedoniſchen Krieg mit Ruhm zu führen, war

Titus Quinctius Flamininus,

einer der Feldherrn, dem das ſeltene Glück zu Theil wurde, als Wohlthäter und Befreier von denen Staaten anerkannt zu werden, gegen und für die er die Waffen geführt hatte; ein Vorzug, der ihn weit über die größten Eroberer erhebt und wirklich ſein Loos beneidenswerth macht.

Flamininus ſtammte aus der angeſehenen patriciſchen Familie der Quinctier; ſeine Jünglingszeit fiel in diejenige Periode, wo die römiſche

Republik unter den gefahrvolleſten Kriegen ihre Heldenkraft entwickelte, und Männer aus ihrem Schooſe hervorbrachte, die allgemeine Bewunderung erregten. Von früher Jugend auf wurde auch Flamininus zum künftigen Helden in der Schule des Kriegs gebildet; frühe ſchon verſuchte er ſeine Kräfte im Dienſte des Vaterlandes gegen den furchtbaren Hannibal, war in mehrern Schlachten zugegen, diente als Kriegsoberſter unter dem berühmten Marcellus, der dieſem ſtolzen Sieger den Ruhm des Unüberwindlichen geraubt hatte, und wurde nach deſſen Tode Befehlshaber des wieder eroberten Tarentiniſchen Gebietes in Italien. Hier zeichnete er ſich außer ſeinen kriegeriſchen Talenten vorzüglich durch Gerechtigkeitsliebe und weiſe Leitung der öffentlichen Geſchäfte ſo vorzüglich aus, daß er ſich nicht nur die Achtung und Liebe ſeiner Untergebenen, ſondern auch das Zutrauen der Republik erwarb. Außer dem Gebrauch der Waffen hatte er ſich ſchon frühe in den Wiſſenſchaften geübt, die ſeinen Verſtand und ſein Herz bildeten. Er lernte die griechiſche Sprache und wurde durch ſie mit der Weisheit der Griechen und den ſchönen Künſten be-

bekannt, die ſo vielen Einfluß auf die Bildung ſeines edlen Charakters hatten. Wie hätte er bey dieſen Vorzügen nicht Anſpruch auf die höchſten Staatswürden machen ſollen, zu denen jedem Römer von ausgezeichneter Tugend der Weg offen ſtand, zumal da er der Liebling des Volks war, deſſen Wohlwollen er ſich durch ſeine Leutſeligkeit und durch ſein ſchönes Aeußere verſchafft hatte. In der That gelang es ihm, daß er mit Uebergehung der Zwiſchenämter, welche junge Männer zuvor gewöhnlich im Senat verwalten mußten, ehe ſie Anſpruch auf die höchſte Würde machen konnten, durch die Wahl des Volks zum Konſul der Republik ernannt wurde, ob er gleich noch nicht volle dreyßig Jahre alt war.

Seine Erhebung zu dieſer Würde fiel eben in die Zeit, als der Krieg mit dem Könige von Macedonien, Philippus, zur Befreiung Athens und Griechenlands ausgebrochen war. Es machte ihm daher Freude, als das Loos zu fernerer Führung dieſes Kriegs ihm zufiel, daß er nun als Feldherr den ſchönen griechiſchen Boden betreten, und dort auf denjenigen Feldern den Ruhm der Tapferkeit einerndten ſollte, auf welchen ihn jene edlen Griechen vor ihm erkämpft hatten: aber auch ſeinem edlen Herzen that der Gedanke wohl, daß er einer Nation, die er ſo hochſchätzte, der er ſeine Bildung verdankte, Befreiung von dem unwürdigen Druck der macedoniſchen Deſpotie verſchaffen möchte. In der That war es auch ein Glück für Griechenland, ſo wie für Rom ſelbſt, daß ein Mann von ſo edler Geſinnung jetzt das Schwerd zur Vertheidigung führte, der nicht blos durch die Gewalt der Waffen, ſondern mehr noch durch Güte und Gerechtigkeit die Streitigkeiten der Völker beizulegen ſuchte, und ſo den Namen der Römer auch bei den Griechen achtungswerth machte, in deren Augen ſie bisher für rohe Barbaren galten.

Kaum war ihm daher die Führung dieſes Kriegs zugefallen: als er ſogleich alle Anſtalten traf, um ſeine dortigen Vorgänger, die nicht mit der gehörigen Thätigkeit dabei zu Werke giengen, abzulöſen. Es ſtand bei ihm, nach dem Beiſpiele mehrerer, das erſte Jahr ſeines Konſulats zu Rom mit Staatsgeſchäften und im Genuß der damit verbundenen Ehrenbezeigungen zuzubringen, und dann erſt im folgenden als Feldherr in den Krieg zu ziehen: aber Flamininus that auf dieſe glänzenden Vorzüge, die er zu Hauſe erwarten konnte, Verzicht, und ſäumte nicht, ſich des Zutrauens würdig zu machen, das der Staat in ihn geſetzt hatte. Er erbat ſich vom Senat ſeinen Bruder Lucius zum Begleiter auf dieſem Feldzuge, als Befehlshaber der Flotte, nahm eine zwar kleine, aber ausgeſuchte Mannſchaft an Bord, und ſetzte mit derſelben glücklich nach Epirus über, wo er von der daſelbſt ſchon befindlichen römiſchen Armee mit Freuden empfangen wurde.

Schon bei ſeinem erſten Feldzuge in Theſſalien zeigte er ſich als einen ſehr vorſichtigen und tapfern Feldherrn, verdrängte den Feind aus mehrern vortheilhaften Poſten, und behielt in öftern Gefechten, die zwiſchen beyden Theilen vorfielen, die Oberhand. Was ihm aber den größten Vortheil verſchaffte, war, daß es ihm gelang, ſich die Griechen zu Freunden zu machen, und die mehreſten dieſer Staaten, die es bisher mit dem Philippus gehalten, auf ſeine Seite zu bringen. Dieſe, die ohnehin der Abhängigkeit von Macedonien überdrüßig und dem jetzigen Machthaber, der einer der Unwürdigſten war, die je den Thron

Alexanders des Großen beſeſſen hatten, ſeiner Tyranney wegen abgeneigt waren, bezeigten ſich um deſto bereitwilliger, ſich in die Arme des römiſchen Feldherrn zu werfen, der mit ſo vieler Mäßigung und Schonung den Krieg ſelbſt in feindlichen Ländern führte, und es bei jeder Gelegenheit bezeugte, daß er nicht als Eroberer, ſondern als Befreier Griechenlands gekommen ſey; der, indeß Philippus bei ſeinem Rückzuge die ſchönen Gegenden Theſſaliens verheerte, Städte und Dörfer in Brand ſteckte, die Einwohner in die Gebirge trieb und ſeinen Soldaten jede Ungerechtigkeit erlaubte — ſeinen Leuten die möglichſte Schonung befahl und auf die ſtrengſte Mannszucht bei ihnen hielt. Wie hätten ſie nicht Liebe und Zuneigung zu dem Manne faſſen ſollen, den ſie anfangs, nach den Beſchreibungen der Macedonier, für einen bloſen Anführer einer Horde roher Barbaren hielten, die alles mit Gewalt der Waffen vor ſich niederwürfen, und nun als den ſo tapfern als menſchenfreundlichen Anführer einer wohldiſciplinirten Armee kennen lernten, deſſen leutſelige und freundliche Miene ſchon den Mann von guten Herzen anzeigte, der ſich durch Sprache und Anſtand ſo ganz als ein Grieche zeigte, auf wahre Ehre und gute Mannszucht bei ſeiner Armee hielt, und ſogar dem **Philippus** den Frieden und die Freundſchaft der Römer unter der Bedingung anbieten ließ, wenn er den Griechen ihre Unabhängigkeit zugeſtehen und ſeine Beſazzungen aus ihren Städten herausziehen würde, wozu ſich aber **Philippus** nicht verſtehen wollte – wie hätten ſie ihn nicht als ihren Befreier anerkennen ſollen? In der That blieben auch von dieſer Zeit an nur wenige griechiſche Staaten dem Macedoniſchen Bündniſſe treu, und ſelbſt dieſe feindlichgeſinnten wurden vom **Flamininus** mit der größten Schonung behandelt.

Der römiſche Konſul hatte dem **Philippus** in ſeiner bedrängten Lage einen Waffenſtillſtand für den Winter bewilliget, den dieſer leztere dazu benuzte, um durch ſeine Geſandten in **Rom** wegen dem Frieden zu unterhandlen. Während deſſen gieng das Konſulat des **Flamininus** zu Ende, aber er wußte es durch ſeine Vertrauten in Rom dahin zu bringen, daß dem **Philippus** ſein Anſuchen abgeſchlagen, ihm aber das fernere

Kommando in dieſem Kriege bis zur Schließung des Friedens zugeſichert wurde.

Der Feldzug wurde von neuen eröffnet; beyde Partheien, an Anzahl und Muth einander gleich, rüſteten ſich zu einer entſcheidenden Schlacht. Bei einer Bergkette in Theſſalien, die wegen ihrer zackigten Höhen den Namen Kynoskephalä (Hundsköpfe) führte, begegneten beyde Armeen einander. Hier begann das Treffen, das über das Schickſal von Macedonien entſcheiden ſollte. Außer der unebenen und rauhen Gegend war auch die Witterung für die Streitenden ſehr ungünſtig. Ein dicker Nebel legte ſich von den Bergen nieder und machte den Tag ſo finſter, daß man kaum auf einige Schritte die nächſten Gegenſtände bemerken konnte; daher blieb das Gefecht lange Zeit zweifelhaft und war anfangs für die Römer ſehr ungünſtig, die in mehrern Punkten von den Feinden geworfen wurden. Als aber allmählig die Luft heiter wurde und es zur wirklichen Schlacht kam, zeigte ſich bald die überlegne Tapferkeit der Römer und die Geſchicklichkeit ihres Feldherrn, der auch dem fürchterlichſten Angriffe der feindlichen Armee, beſonders des Macedoniſchen Phalanx, ſo zu begegnen wußte, daß er die Oberhand behielt, und nach einem kurzen, aber hartnäckigen Kampfe, den Feind zum Weichen brachte. Mit Mühe entkam Philippus unter der Bedeckung eines Chors von Traciern noch mit dem Leben aus der Schlacht, und erreichte als Flüchtling das ſo anmuthige Thal Tempe, um in dieſem ſo geprießnen Aufenthalt fröhlicher Weſen ſeinen erlittnen Verluſt zu beklagen.

Zu dieſem glorreichen Siege der Römer hatten vorzüglich auch die Aetolier, die auf Seiten der Römer wie für ihre eigne Sache kämpften, ſehr viel beigetragen, und waren ſtolz genug, ſich den glücklichen Ausgang der Schlacht vorzüglich zuzueignen. Die Griechen, die ihren Nationalſtolz dadurch geſchmeichelt fühlten, verbreiteten auch bald dies Gerücht unter ihren Landsleuten, und Dichter und Sänger ergriffen die Gelegenheit, die griechiſche Tapferkeit über die römiſche zu erheben. Dadurch fand ſich Flamininus beleidigt; denn das war die ſchwache Seite dieſes groſſen Mannes, daß er äußerſt ehrgeitzig war und den Ruhm ſeiner glorreichen Thaten nicht gern mit andern theilte; wer ihn daher von dieſer

Seite angriff, hatte an ihm einen gefährlichen Feind. Schon fing er daher an, die **Aetolier** mit einer gewiſſen Kälte zu behandeln und ſie von fernern Berathſchlagungen auszuſchließen. Aber bald fühlte ſich ſein Ehrgeitz um deſto mehr geſchmeichelt, als **Philippus** in eigner Perſon in ſeinem Lager erſchien, ihn um Frieden bat und ſich ganz ſeiner und des römiſchen Volks Gnade überließ.

Flamininus, der wohl einſahe, wie nöthig der Republik, die noch mit dem Karthaginenſiſchen Kriege zu thun hatte, der baldige Abſchluß des macedoniſchen Kriegs ſey, geſtand dem **Philippus** den Frieden und den fernern Beſitz ſeines Erbreichs Macedonien zu, doch mit der Bedingung, daß er allen Anſprüchen auf Griechenland entſagen, eine Geldbuße von tauſend Talenten erlegen, alle ſeine Schiffe bis auf zehen ausliefern und ſeinen Sohn, **Demetrius**, als Geiſel nach Rom ſchicken ſollte.

Während die zur Beſtätigung der Friedensunterhandlung abgeordnete Geſandten in **Rom** waren, gab ſich **Flamininus** durch ſie alle Mühe, den griechiſchen Staaten ihre vorige Freiheit auszuwirken. Der römiſche Senat ſchickte bald darauf zehn Abgeordnete *) mit voller Gewalt an den **Titus Flamininus** zurück, um den Frieden mit **Philippus** zu ſchließen und die Angelegenheit Griechenlands in Ordnung zu bringen. Unter den geheimen Aufträgen, die ſie hatten, befand ſich auch dieſer, die Griechen in Freiheit zu ſetzen, nur mit Ausnahme einiger Städte, in die man zu mehrerer Sicherheit Beſatzung legen ſollte. So ſehr dies nach dem Wunſche des **Flamininus** war: ſo unzufrieden war er mit der Einſchränkung, und er beſtand darauf, auch dieſe Städte **) müßten freigegeben werden, wenn die Wohlthat allgemein werden, und der Römiſche Staat ſich Hochachtung und Liebe bei dieſer ſo achtungswerthen Nation verſchaffen wollte; er ſelbſt habe ihr ſein Wort gegeben, daß er gekommen ſey, Griechenland zu befreien,

---

*) unter denen ſich P. **Sulpicius** und P. **Villius** befanden, die vorher den Krieg gegen Macedonien geführt hatten, und nun an der Ehre des Friedensſchluſſes Theil nehmen ſollten.

) Dieſe waren beſonders **Korinth, **Chalkis** und **Demetrias**.

freien, nicht aber um die angemaßte Herrſchaft des Philippus über daſſelbe an ſich zu bringen. Nach vieler Bemühung gelang es ihm auch, das Dekret dahin abzuändern, daß auch dieſe Städte freigegeben werden, doch die Citadellen bei denſelben nur ſo lange beſetzt bleiben ſollten, bis alle Furcht vor einem feindlichen Angriff verſchwunden ſey *).

Noch ſchwankten die Griechen in Ungewißheit, welchen Einfluß der Friede mit Macedonien auf ſie haben würde: ob ſie die verſprochene Freiheit erhalten, oder die bisherige Abhängigkeit von Macedonien mit der von Rom verwechſeln würden; ob dieſes das volle Recht des Siegs auch über Griechenland ausdehnen, und es für eine eroberte Provinz erklären, oder ihm ſeine vorige Verfaſſung wiedergeben werde? Eben trat jetzt die Zeit der Iſthmiſchen Spiele ein. So zahlreich als diesmal war noch nie die Verſammlung

der

---

*) Man fürchtete nämlich damals, daß der König von Syrien, Antiochus, den Krieg mit den Römern anfangen würde, und ſuchte ihm daher den Uebergang nach Europa durch Griechenland zu verſchließen.

der Griechen dabei geweſen, theils weil der vor kurzen geſchloſſene Friede ihnen nach langen unruhigen Jahren wieder dieſe Art des Vergnügens verſtattete, theils weil ſie begierig waren, über ihr künftiges Schickſal einige befriedigende Nachricht zu erhalten. Eben trat Flamininus an der Spitze der römiſchen Geſandten und den auserleſenſten Helden ſeines Heers in die Verſammlung ein, und nahm von der ihm angewieſenen Bühne Beſitz. Gleich darauf ließ er einen Herold in der Mitte der Rennbahn auftreten, der, nachdem er der Verſammlung durch Trompetenſchall Stillſchweigen geboten hatte, folgendes Dekret mit lauter Stimme bekannt machte:

„Der Römiſche Senat und Titus Quinctius als Feldherr erklären nach dem Siege über den König Philippus und die Macedonier, die griechiſchen Staaten und Städte (die dabei mit Namen genennt wurden), für frey und unabhängig, und verſtatten ihnen von nun an, daß ſie ſich hinfort nach ihren eignen Geſetzen und Gewohnheiten regieren mögen.“

Von Freude trunken über dieſe überraſchende Bekanntmachung erregte die Verſammlung ein ſolches Geräuſch, das ſich von den vorderſten Reihen der Zuſchauer bis zu den äußerſten fortbewegte, ſo daß man die letzten Worte des Herolds nicht einmal deutlich vernehmen konnte; ja viele trauten ſelbſt ihren Ohren nicht, und einer fragte den andern, ob er wohl recht gehört habe? Man bat den Herold, noch einmal den Ausruf zu wiederholen, und mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit und Stille wurde nun die erfreuliche Nachricht von Allen aufgefaßt. Kaum aber endigte der Redner, als ſich von der ganzen Verſammlung ein ſo allgemeines Freudengeſchrei erhob, das bis zum Meere hin erſcholl und die Luft ſo erſchütterte, daß, wie man ſagt, einige Vögel, die eben über der Rennbahn hinflogen, von der Erſchütterung und den Schrecken todt herabfielen. Alle Griechen ſprangen von ihren Sitzen auf, keiner bekümmerte ſich weiter um die Wettkämpfer; alle drängten ſich hin zu den Römern, um ſie als die Retter Griechenlands zu begrüßen und ihnen für ihre Befreiung zu danken. Im dichteſten Gedränge befand ſich dabei der Held dieſes großen, einzigen Schauſpiels, Flamininus, zu dem die Verſammlung haufenweiſe hinſtrömte; die nächſten um-

umarmten ſeine Knie; andere küßten ihm die Hände; die entferntern warfen ihm Blumen und Kränze zu; ja er ſtand in Gefahr, im Taumel der Freude zu unterliegen, hätte ihn nicht ſeine jugendliche Stärke und die Freude eines ſo ſchmeichelhaften Siegs bei Kräften erhalten *). Doch eilte er, um aus dem Gedränge zu kommen, zu ſeinem Zelte, wohin ihn die Schaaren der feiernden Griechen begleiteten, ihm noch bis ſpät in die Nacht als ihren Beglücker zujauchzten, ſich dann im Lager verbreiteten, die Römiſchen Soldaten als ihre Retter und Helden umarmten und die Nacht unter Gaſtmahlen und freudigen Geſprächen über das glückliche Schickſal Griechenlands und über die Großmuth der Römer zubrachten.

Flamininus, der bei ſeinem edlen Herzen dieſe Freudenbezeugung einer durch ihn beglückten Nation für die ſchönſte Belohnung ſeines erfochtenen Siegs hielt und ſich deſſen hoch freute **),

ſtaunſäumte nun nicht, dieſe Wohlthat ihrer Befreiung auch den griechiſchen Städten außerhalb Griechenlands, in Aſien, Thracien und andern Gegenden durch abgeordnete Geſandten bekannt zu machen und ſie in den Beſitz derſelben zu ſetzen. Er ſelbſt reiſte von Korinth aus in mehrere Städte Griechenlands, befreite ſie von den bisherigen Beſatzungen und Bedrückungen, gab ihnen ihre alte Verfaſſung und ihre vorigen Rechte wieder. Ueberall wurde er als Schutzgeiſt der Nation aufgenommen; der Tag ſeiner Ankunft war für jeden Ort, den er mit ſeiner Gegenwart beglückte, ein feſtlicher Tag, und bei ſeinem Abſchiede begleitete ihn der Dank der erfreuten Bürger; denn überall ließ er ſich angelegen ſeyn, Gerechtigkeit und Ordnung, ſo wie Eintracht und Freundſchaft unter den Bürgern wieder herzuſtellen, indem er die bisher eingeriſſene Partheyſucht unterdrückte, die Verbannten zurückführte, und ſo die Griechen wieder mit ſich ſelbſt verſöhnte. In Argos wurde er zum Kampfrichter bei den Nemeiſchen Spielen erwählt; welche Feierlichkeit er mit einer Pracht ausführte, dergleichen bisher noch nie geſehen war. So genoß dieſer Edle die Freuden des Wohlthuns und erwarb ſich immer mehr das Zutrauen der griechiſchen Nation, die ihn für ihren Beglücker erkannte.

---

*) Siehe das ſechſte Kupfer.

**) Was auch die nachherige Politik der Römer that, dies Geſchenk der Freyheit wieder zurückzunehmen: ſo hatte ich es doch gegen den Charakter des Flamininus, daß er es, bei Ertheilung deſſelben, nicht ſo aufrichtig ſollte gemeint haben.

Nur Schade! daß nicht auch Sparta an dieſer Wohlthat des Friedens und der Freiheit Antheil nehmen konnte! dies ſeufzte damals unter dem Druck eines der grauſamſten Tyrannen, Namens Nabis, der ſich durch Gewalt der Waffen der Herrſchaft bemächtiget und durch ſtets neue Gewaltthätigkeit ſich in dem Beſitz derſelben erhalten hatte. Ganz Griechenland verabſcheute ihn, und forderte ſelbſt den Flamininus auf, ſein ſchönes Werk der Befreiung Griechenlands dadurch zu krönen, daß er auch dieſen lykurgiſchen Freiſtaat von ſeinem Tyrannen erretten möchte, wozu es ihm alle Unterſtützung anbot. Flamininus zog ſeine Land- und Seetruppen zuſammen, um zu Waſſer und zu Lande den Tyrannen anzugreifen; er ſelbſt gieng gerade auf Sparta los, und die Belagerung nahm ſchon ihren Anfang: als Nabis, der ſich in der äußerſten Verlegenheit befand und ſich ſchon in den Händen des Siegers ſahe, durch ſeine Geſandten den Helden dahin vermochte, die Belagerung aufzuheben und ihm, obgleich unter ſehr ſchimpflichen Bedingungen, den Frieden zuzugeſtehen. War es die Eitelkeit, die durch die Schmeicheleien eines kriechenden Feindes gereizt wurde, oder, wie er es erklärte, Mitleid, um nicht die unglückliche Stadt durch Beſtrafung des Tyrannen in ſein Schickſal zu verwickeln, und dem unvermeidlichen Blutbade ſeiner Bürger zuvorzukommen: kurz, Flamininus wich diesmal von den Grundſätzen der Gerechtigkeit ab, und ließ in den Herzen Griechenlands einen blutdürſtigen Tyrannen, zufrieden, daß er ihn außer Stand geſetzt habe, dem römiſchen Staate gefährlich zu werden. So ſind auch die größten Menſchen nicht von Fehlern und Schwachheiten frei!

Nachdem Flamininus die Ruhe in Griechenland wieder hergeſtellt hatte, wünſchte er auch nun in ſeiner Vaterſtadt und unter ſeinen Mitbürgern die Früchte ſeines erworbenen Ruhms zu genießen, und machte Anſtalt zur Abreiſe aus dem ihm ſo theuren Griechenland. Noch brachte er den Winter daſelbſt damit zu, um den Griechen immer mehr Beweiſe von ſeiner Zuneigung zu geben; er gab anſehnliche Weyhgeſchenke an die Tempel ihrer Götter, ſtellte glänzende Feſte an und ſuchte die Angelegenheiten einzelner Staaten in die beſte Ordnung zu bringen. Mit anbrechendem Frühling zog er alle ſeine Truppen, auch die, die bisher in den Veſtungen als Beſatzung gelegen hatten, nach Korinth zuſammen, hielt da noch eine allgemeine Verſammlung, bei der die Geſandten aller griechiſchen Städte erſchienen, und erklärte vor derſelben: daß, da er jetzt im Begriff ſey, wieder nach Italien zurückzugehen, er nichts mehr wünſche, als daß ſie, mit völligem Vertrauen, die ihnen durch die Römer wiedergeſchenkte Freiheit als Wohlthat anerkennen und ſich derſelben würdig machen möchten; er ſcheide von ihnen, mit dem freudigen Bewußtſeyn, ſich ganz für ihre Wohlfarth verwendet zu haben: bei ihnen ſtehe es nun, ſich dieſelbe zu erhalten. Sie möchten ſich doch daher ja im Gebrauch dieſer ihrer Freiheit mäßigen, ſie nie in Unbändigkeit ausarten laſſen, vielmehr durch Eintracht und Liebe immer mehr befeſtigen, alle Partheiſucht und Privathaß aus ihrer Mitte entfernen und nie den Römern Gelegenheit geben, es zu bereuen, ein ſo theures Geſchenk an Unwürdige gegeben zu haben.

Wie die Abſchiedsrede eines Vaters an ſeine Kinder: ſo machte auch dieſe Ermahnung des Flamininus einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der Anweſenden. Thränen traten ihnen dabei in die Augen; ſelbſt der Redner wurde durch dieſe allgemeine Rührung in ſeiner Rede unterbrochen. Alle drückten ihren Dank mehr durch Geberden als Worte aus, wünſchten nur auf irgend eine Art dem edlen Feldherrn, ihrem Wohlthäter, einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit geben zu können. Kaum äußerte der Edle: daß ihm nichts angenehmer ſeyn würde, als wenn ihm diejenigen Römiſchen Bürger, die bisher in der Sclaverei unter ihnen gelebt hätten, frei gegeben würden *): als ſie mit Einer Stimme ihm erklärten: wie ſehr ſie ſich durch dieſe Aufforderung zur Erfüllung dieſer an ſich ſchon ſchuldigen edlen Pflicht gedrungen fühlten. In der That war die

---

*) Es wäre dem Flamininus ein Leichtes geweſen, dieſe römiſche Gefangene ihren Beſitzern mit Gewalt wegzunehmen: aber um die Rechte des Eigenthums zu ſichern, wollte er das lieber als ein Geſchenk annehmen, was er mit Strenge hätte fordern können.

Anzahl dieſer Römer, die während dem Kriege mit Hannibal in Gefangenſchaft gerathen und als Sclaven unter die Griechen verkauſt worden waren, nicht gering; in Achaia allein befanden ſich ihrer zwölfhundert; und es war kein geringes Opfer der Dankbarkeit, daß die Städte alle dieſe Sclaven, die durch ganz Griechenland zerſtreut waren, ihren rechtmäßigen Beſitzern Mann für Mann abkauften, und dem Heere des Flamininus, unter denen ſie viele ihrer Verwandten und Freunde fanden, zuführten.

Nach einigen Monaten ſetzte Flamininus von demſelben Orte aus, wo er vor fünf Jahren zuerſt gelandet hatte, ſeine ſiegreiche Armee wieder nach Italien über. Es wurde ihm vom Senat ein dreytägiger Triumph zugeſtanden. Sein Einzug war einer der glänzendſten. Er brachte die Schätze Macedoniens, die in den koſtbarſten Geräthen und Kunſtwerken, in einer ungeheuren Menge geprägten und ungeprägten Goldes und Silbers, in einer großen Anzahl goldner Kronen, als Geſchenke von den griechiſchen Städten, beſtanden, nach Rom; was aber beſonders ſeinen Triumph verherrlichte, waren die zwölftauſend wieder erkaufte Römer, die mit geſchornen Häuptern, gleich freigelaßnen Sclaven, ſeinem Siegeswagen folgten.

Auch nach ſeiner Rückkehr nach Rom behielt Flamininus noch immer einen wichtigen Einfluß in die Angelegenheit der Griechen. Dieſe Nation, die ihm bei ſeinem langen Aufenthalt in Griechenland ſo lieb worden war, hatte nun an ihm einen theilnehmenden Sachwalter in Rom, der ſich mit Nachdruck bemühte, ihre Mißhelligkeiten auszugleichen und ihnen die Römer zu Freunden zu erhalten. Selbſt als in dem kurz nachher ausgebrochenen Kriege mit dem Könige Antiochus mehrere griechiſche Städte, waren aufrühriſch gemacht worden, und der damalige Konſul Manius Acilius den Auftrag erhielt, als Feldherr nach Griechenland zu gehen, begleitete ihn Flamininus als Legat dahin, und richtete durch das Zutrauen, das die Nation zu ihm hatte, mehr aus, als der Konſul mit dem Schwerde in der Hand, um die Griechen in ihrer Treue zu befeſtigen. Nur die Aetolier hatten ſich auf die Seite des Antiochus geſchlagen, welche zu züchtigen der Konſul mit der Armee abgegangen war. Flamininus blieb im Peloponnes zurück. Als er aber hörte, daß der Konſul ſchon verſchiedene Städte eingeäſchert habe, und eben Naupaktus, eine den Aetoliern gehörige griechiſche Stadt belagere: reiſte er eiligſt dem Konſul nach und verwendete ſich thätigſt für die Erhaltung der Stadt. Als ihn jetzt die Belagerten von der Mauer erblickten, riefen ſie ihm mit lauter Stimme zu und ſtreckten flehend ihre Hände nach ihm um Hülfe aus. Flamininus mußte ſein Geſicht von der Stadt zurückwenden, um die Thränen zu verbergen, die ihm dieſe rührende Scene auspreßte: deſto nachdrücklicher aber ſuchte er den Zorn des Konſuls zu beſänftigen und ihn dahin zu bringen, daß er die Belagerung der Stadt aufhob. Eben ſo gelang es ihm auch bei der Belagerung einer andern Stadt, Chalkis, die ihr drohende Gefahr durch ſeine Vermittelung von ihr abzuwenden. Um deſto mehr gewann er dadurch an Verehrung und Liebe bei den Griechen. Mehrere Städte errichteten ihm Bildſäulen und widmeten ihm aus Dankbarkeit die ſchönſten öffentlichen Gebäude; ja, die Chalkier giengen ſogar ſo weit, daß ſie ihn als den Schutzgeiſt ihrer Stadt verehrten und ihm zu Ehren jährliche Feſte feierten.

Nach Endigung dieſes Kriegs mit Antiochus wurde Flamininus, um ſeine Verdienſte um den römiſchen Staat zu krönen, zum Cenſor ernannt. Auch dieſes Amt verwaltete er mit ſtrenger Gerechtigkeitsliebe, und zwar zu einer Zeit, wo Rom in gewiſſe Partheien getheilt war, deren eine es mit dem Scipio Afrikanus, die andere mit dem Markus Kato hielt. Flamininus erklärte ſich für den erſtern, und gab dem Scipio dadurch, daß er ihm, als dem würdigſten, die erſte Stelle im Rath gab, einen entſcheidenden Vorzug. Dies zog ihm die Feindſchaft des Kato zu, der das folgende Jahr darauf, da er Cenſor wurde, Gelegenheit fand, ſich an ihm zu rächen. Flamininus hatte einen Bruder, Lucius, der ihn auf ſeinen Feldzügen nach Griechenland begleitet hatte, und den er mit Zärtlichkeit liebte, ob er gleich an Charakter dieſem ſeinem edlern Bruder ganz unähnlich war; dieſer hatte ſich den niedrigſten Wollüſten ergeben und gieng auf eine Art, die allen Wohlſtand beleidigte, mit den verworfenſten Menſchen um; einem derſelben zu Gefallen hatte er ſich ſogar eines Mords ſchuldig gemacht. Kato, der dies erfuhr, ſtieß nach ſeiner gewöhnlichen Strenge den Lucius ſogleich aus dem Senat; und alles Bitten und Flehen des Flamininus, der ſich dieſer Beſchimpfung wegen, die auch auf ihn zurückfiel, an das Volk, und durch daſſelbe an den Cenſor wendete, vermochten ihn nicht, ſein Urtheil zu widerrufen; vielmehr wußte ſich Kato deshalb bei dem Volke zu rechtfertigen, daß es ſein Urtheil für recht erkannte und ihn, der Richter, auf eine ehrenvolle Art von dem Forum nach Hauſe begleitete.

Kränkend war dieſe Zurückſetzung ſeines Bruders für den Flamininus, und noch tiefer empfand er ſie, als nach einiger Zeit das Volk zu einem Schauſpiele im Theater verſammlet war; wo, wie gewöhnlich, der Senat die vordern Ehrenplätze einnahm, und jetzt ſein Bruder ganz hinten in einem entfernten Winkel ſtand. Doch auch das Volk fühlte in die Seele des Helden dieſe Schmach, und rief und ſchrie ſo lange, bis Lucius mit Bewilligung der Konſularen ſeinen Platz unter ihnen wieder einnahm.

Flamininus erlebte das Glück, die römiſche Republik von ihren mächtigſten Feinden und Nebenbuhlern befreit zu ſehen, und, was ſeine Ehrbegierde nicht wenig ſchmeichelte, freute ſich, auch das Seinige als Ueberwinder des ſo mächtigen Königs von Macedonien dazu beigetragen zu haben. Karthago war jetzt tief gedemüthigt, und der König von Syrien, Antiochus, in einen Stand der Abhängigkeit verſetzt. Hannibal, ſonſt das Schrecken Roms, der ſich in ſeiner eignen Vaterſtadt nicht mehr ſicher ſahe, ſchweifte jetzt als Flüchtling in der Irre herum, ohne irgendwo einen ſichern Aufenthalt zu finden. Auch von dem Hofe des Antiochus hatte er ſich nach jenem unglücklichen Treffen bei Magneſia in Phrygien *), um den Nachſtellungen der Römer zu entgehen, entfernen müſſen; jetzt hatte er ſeine Zuflucht zu dem Könige von Bithynien, Pruſias, genommen und ihn um Schutz gebeten: zwar wußten die Römer ſeinen jetzigen Aufenthalt wohl, allein ſie ſchienen ihn als einen alten, ſchwachen, vom Schickſal verfolgten Mann nicht weiter zu achten, noch

---

*) Siehe oben Seite 391.

weniger zu fürchten. Aber zu ſeinem Unglück kam jetzt eine römiſche Geſandtſchaft an den Hof des **Pruſias**, um die Geſinnungen deſſelben gegen den römiſchen Staat zu erforſchen. **Flaminius**, der dieſe Geſandtſchaft führte, bemerkte kaum, daß **Hannibal** an dieſem Hofe ſich befände, als er dem **Pruſias** dies zum Vorwurf machte, und unter der Bedrohung des Verluſtes der Freundſchaft ſeiner Republik von ihm verlangte, daß er dieſen verhaßten Feind des römiſchen Namens ihm ausliefern ſollte. **Pruſias** war zu ſchwach, um ſeinen Gaſtfreund mit Nachdruck zu vertheidigen: **Hannibal** aber, der dies wohl vorher ahndete, hatte ſich zu ſeiner Sicherheit in ſeine Wohnung zurückgezogen, die er auf einen ſolchen Fall wohl befeſtigen und mit verſchiedenen geheimen Ausgängen hatte verſehen laſſen. Aber plötzlich ſah er ſein Haus ganz von Soldaten umringt, und fand, als er entweichen wollte, auch jene verborgene Gänge beſetzt, ſo, daß er ſich wieder ins Innere zurückziehen mußte. Schon hörte er das Klirren der Waffen, bemerkte, daß ſich die Wache ihm nähere: da forderte er von einem ſeiner Vertrauten den Gifttrank, den er auf ſolchen Fall bereit hielt und ſagte: „es iſt Zeit, daß ich die Römer durch meinen Tod von der langen Furcht befreie, in die ſie mein Leben geſetzt hat. Schande genug für ſie, daß ſie das Ende eines Greiſes, der doch dem Grabe ſo nahe iſt, nicht abwarten können und Meuchelmörder nach ihm ausſchicken! So unedel handelte Fabricius ſelbſt an ſeinem gefürchtetſten Feinde nicht!“ Unter Verwünſchungen des Pruſias, der ſo die Rechte der Gaſtfreundſchaft an ihm verletzt und ihn verrathen habe, nahm er den Todestrank, der ſeinem thatenvollen Leben ein Ende machte.

Schade, daß ein Mann, wie Flamininus war, den Ruhm ſeiner ſchönen und großen Thaten durch die Hinrichtung eines ſo berühmten, jetzt aber ſchwachen und wehrloſen Helden befleckte, eine Handlung, die ſelbſt von den Edelgeſinnten in Rom gemißbilligt wurde. Er ſelbſt trat von dieſer Zeit an nicht mehr in öffentlichen Geſchäften der Republik auf, verlebte ſeine noch übrigen Tage in Ruhe und ſtarb in einem hohen Alter.

Lucius, Aemilius, Paullus.

Auch dieſer Edle war nicht nur für jenes Zeitalter, in welchem er lebte, und für Rom, das damals ſo viel Helden erzeugte, eine wahre Zierde, ſondern auch die Nachwelt hat ſeine Verdienſte gewürdigt und nennt ſeinen Namen, als eines der würdigſten Menſchen, mit Ehrfurcht.

Er ſtammte aus einer der älteſten und edelſten Familien Roms, aus der ſchon mehrere ſehr achtungswerthe Perſonen hervorgegangen waren, die durch ihre Verdienſte um den Staat das Haus der Aemilier zu einem der angeſehenſten in Rom gemacht hatten; vorzüglich aber wurde daſſelbe theils durch die perſönlichen Verdienſte dieſes Paullus, theils durch die nähere Verbindung mit der Familie der Fabier und Scipione zu noch größerem Anſehen erhoben. Er war der Sohn jenes Lucius Paullus Aemilius gleiches Namens, der in jener unglücklichen Schlacht bei Kannä das Leben verlor, und einer unrühmlichen Flucht den Tod auf dem Schlachtfelde vorzog *).

Von

---

*) Siehe oben Seite 37.

Von dieſem erbte er den Ruhm der Tapferkeit, ſo wie er ihm ſeine frühe Bildung verdankte, nicht nur in wiſſenſchaftlicher und militairiſcher Hinſicht, als vielmehr in Beziehung ſeines guten moraliſchen Charakters, der ſich auf Religioſität und ſtrenge Sittlichkeit gründete. Es war der Aemiliſchen Familie eigen, ſich genau nach den Grundſätzen zu richten, die die Religion und die Geſetze im Staate feſtſtelleten, und ſchon in früher Jugend gewöhnte ſich Paullus Aemilius an die genaue Befolgung derſelben, und zeichnete ſich unter den Jünglingen ſeiner Zeit durch weiſen Ernſt und durch ein tugendhaftes, ſich immer gleiches würdiges Verhalten aus, wodurch er ſich den Weg zu den anſehnlichen Staatsämtern bahnte, ohne durch die ſchon damals gewöhnlichen Künſte der Ueberredung und Schmeichelei die Gunſt des Volks zu erſchleichen. Selbſt bei Bewerbung um die erſte Würde eines Aedilen im Senat gieng er offen und gerade zu Werke, und empfand dabei das Vergnügen im Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit, daß er zwölf andern Mitbewerbern aus den angeſehenſten konſulariſchen Familien vorgezogen wurde. Auch das Amt eines Augurs, das ihm in der Folge übertragen wurde, entſprach ganz ſeiner Neigung, indem er dadurch als Prieſter Gelegenheit erhielt, die Religion, der er ſelbſt zugethan war, auch durch ihre äußerlichen Gebräuche ſeinen Mitbürgern ehrwürdig zu machen, und die Ueberzeugung, daß die Leitung ihrer Angelegenheiten von dem höhern Weſen abhieng, in ihren Gemüthern zu erhalten; daher verwaltete er auch dieſes Amt mit aller Sorgfalt und pünktlichſten Treue, ſetzte, wenn er in Geſchäften deſſelben war, alles andere bei Seite; hielt auch ſelbſt in Kleinigkeiten ſich genau an die vorgeſchriebene Ordnung, und nahm ſich in Acht, auch nicht das Geringſte zu verſehen; wobei er öfters gegen ſeine Kollegen, die gleichgültiger darüber dachten, erklärte: er wiſſe zwar wohl, daß die Gottheit viel zu erhaben über den eigentlichen Dienſt der Menſchen, und nachſichtig und gütig bei ihren Fehlern ſey; doch dürfe ſich der Verehrer derſelben wiſſentlich keinen, auch nicht den kleinſten Fehler erlauben, weil dieſer oft die nachtheiligſten Folgen haben könnte. Ein kleiner Fehler der Nachläſſigkeit in Verrichtung gottesdienſtlicher Gebräuche könne oft für den Staat ſehr nachtheilig werden und den

Verfall deſſelben nach ſich ziehen, und wer es im Kleinen nicht genau nehme, vernichte allmählig auch die Sorgfalt für das Größere.

Dieſelbe Treue und Pünktlichkeit in Beobachtung ſeiner Pflichten bewies er auch bei Verwaltung ſeiner militairiſchen Aemter, die ihm späterhin der Staat übertrug. Auch als kommandirender Feldherr hielt er ſtreng über die eingeführte Ordnung beim Kriegsweſen; forderte von ſeinen Untergebenen die genaueſte Erfüllung ihrer Pflicht, ahndete ſtreng jede Uebertretung oder Vernachläſſigung derſelben, überzeugt, daß in einer guten Diſciplin die Stärke der Armee beſtehe, daß man die Soldaten, um ſie zu Siegern über ihre Feinde zu machen, zuvor dazu bilden müſſe, dies ſey die Haupt- jenes nur Nebenſache, die alsdann von ſelbſt folge.

Durch dieſe wiederhergeſtellte gute Kriegszucht gab er der römiſchen Armee, bei der ſich ſchon nach jenen aſiatiſchen Feldzügen Weichlichkeit und Unordnung eingeſchlichen hatte, ihre vorige Kraft wieder, daß er ſie zum Siege gegen ihre Feinde anführen konnte. In ſeinen beiden erſten Feldzügen, deren einen er als Prätor in Spanien gegen die Luſitanier, den andern als Konſul gegen die Ligurier, eine ſehr ſtreitbare Nation an den obern Grenzen Italiens, am Fuße der Alpen *), unternommen hatte, rechtfertigte er dieſe ſeine Grundſätze, beſiegte dieſe unruhigen Völkerſchaften, unterwarf ſie der römiſchen Herrſchaft und führte die ſiegreichen Legionen wieder nach Rom zurück.

Nachdem er in dieſem Kriege auch ſeinen Heldenruhm gegründet hatte, ruhte er hier eine Zeitlang im Schooſe ſeiner Familie aus, und verwendete die Zeit, die ihm von öffentlichen Geſchäften übrig blieb, zur Erziehung ſeiner Kinder. Auch in dieſem ſeinem Privatleben zeichnete er ſich ſehr vortheilhaft aus. Seine Abſicht war nicht, ſeine Familie zu bereichern, wozu er auf jenen Feldzügen und bei ſeinen gemachten Eroberungen ſo gute Gelegenheit hatte; nein, auch aus der reichen liguriſchen Provinz kam er als Sieger nach Rom zurück, ohne um eine einzige Drachme reicher geworden zu ſeyn: aber, um in ſeinen Kindern dem Staate nützliche Bürger zu erziehen — dahin richtete er jetzt ſeine ganze Aufmerkſamkeit und den thätig-

---

*) am tyrrheniſchen Meere, wo das heutige Genua liegt.

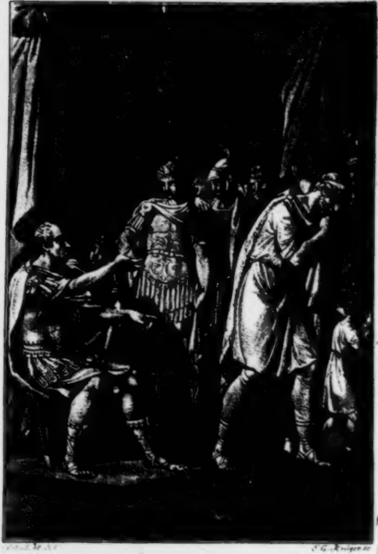
thätigſten Fleiß, dazu war ihm kein Aufwand zu groß, den er von ſeinem Vermögen machte. Selbſt ein Mann von wiſſenſchaftlicher Bildung und Geſchmack, bemühte er ſich auch ſeinen Kindern, beſonders ſeinen Söhnen, Liebe zu den Wiſſenſchaften und Geſchmack an den verſchönernden Künſten beizubringen, und ſo ihren Verſtand und ihr Herz zu bilden. Er gab ihnen die beſten Lehrer, die er aus Griechenland, dem Lande der Wiſſenſchaften und der ſchönen Künſte erhalten konnte; ſein Haus und ſeine Tafel war für jeden Mann von aufgeklärten Verſtande und nützlichen Kenntniſſen, durch deſſen Bekanntſchaft und Umgang ſeine Kinder Nutzen ziehen konnten, bereitet. Er ſelbſt war ſogar in ihren Lehrſtunden und bei ihren gymnaſtiſchen Uebungen zugegen, nahm als ein wahrer Kinderfreund Theil an ihrer Erziehung, ohne ſie blos Fremdlingen zu überlaſſen, und freute ſich über die Fortſchritte, welche ſie durch gute Kenntniſſe bereichert, auf dem Wege der Weisheit und Tugend unter ſeinen Augen und unter ſeiner Leitung machten.

Dies häusliche Glück genoß er gleichwohl nicht ſo ganz ungeſtört. In ſeiner erſten Ehe mit der

Papiria lebte er nicht zufrieden; zwar ertrug er lange die Unannehmlichkeiten der Verbindung mit einer Gattin, deren Gemüthsart und Betragen ſeinem Charakter zuwider war; ſelbſt als er ſich ſpäterhin von ihr ſcheiden ließ, that er es mit möglichſter Schonung ihrer Ehre; auch bewies er ihr noch nachher die ſchuldige Achtung; denn ſie war ihm die Mutter von zwey Söhnen, die ſeinem väterlichen Herzen ſo theuer waren. Noch zahlreicher wurde ſeine Familie in der Ehe mit ſeiner zweyten Gattin, die ihm mehrere Söhne und Töchter gebar. Die vortreffliche Erziehung, die er dieſen ſeinen Kindern gab, trug viel dazu bei, daß dieſe in die angeſehenſten Familien eingeführt wurden. Seine beyden Söhne erſter Ehe wurden in die erſten und berühmteſten Häuſer adoptirt. Den ältern *) nahm der Sohn des berühmten **Fabius Maximus**, und den jüngern der Sohn des **Scipio Afrikanus**, der mit ihm Geſchwiſterkind

---

*) Dieſer bekam nun den Namen **Quintus Fabius Maximus Aemilianus**, und ſtieg bis zur Konſulariſchen Würde.



[illegible] J. G. Krüger sc.

Paullus Aemilius.

ſterkind war *), an Kindesſtatt an. Von ſeinen Töchtern wurde die eine an den Sohn des berühmten Kato, der in der Geſchichte unter dem Namen Cenſor bekannt iſt, verheirathet; die andere an den Aelius Tubero, einen ſehr rechtſchaffnen Mann, der ſich durch ſtrenge Tugend und Enthaltſamkeit unter ſeinen Mitbürgern auszeichnete. Auch dieſer Familie der Aelier war es eigen, ihr Glück nicht außer ſich in Reichthum und glänzendem Wohlſtande, ſondern in ſich ſelbſt in vertraulicher Liebe und Eintracht bei mäßigen Glücksumſtänden zu ſuchen. Es waren der Familienhäupter zuſammen ſechszehn, die alle einen gemeinſchaftlichen Heerd, ein kleines Haus in Rom und ein einziges Landguth in Veji beſaßen, das zur Beſtreitung der Bedürfniſſe dieſer Familie hinreichte, die mit Weibern und Kindern im lieblichſten Verein lebte, und bei ihrer frugalen Lebens-

---

*) Die Gattin des ältern Scipio war Aemilia, die Schweſter des Aemilius, des Vaters von dem jetzt adoptirten Sohne, der nun die Namen Publius Kornelius Scipio Aemilianus erhielt, und ſpäterhin, als der berühmte Eroberer von Karthago, noch den Zunamen Afrikanus.

art ſich ſo glücklich fühlte. Auch die Tochter des Aemilius befand ſich ſo wohl in dieſem freundſchaftlichen Kreiße, ſchämte ſich der Armuth ihres trefflichen Gatten nicht, der, ob er gleich ſpäterhin mit ſeinem Schwiegervater, dem Sieger Macedoniens, mit Ruhm gekrönt aus der eroberten Provinz zurückkehrte, gleichwohl ſeinen Meierhof um keine Hufe vergrößerte.

In dieſem Zirkel der Seinigen verlebte Aemilius die ſchönſten Jahre ſeines Lebens. Nach ſeinem erſten Konſulat beſchäftigte er ſich vorzüglich mit Religionsangelegenheiten, und widmete die ihm übrige Zeit den Wiſſenſchaften und dem freundſchaftlichen Umgange. Nach Verlauf von ſiebzehn glücklichen Jahren trat er von neuem als Konſul an die Spitze der Republik und zugleich der Armee, um den Feldzug nach Macedonien, wo von neuem der Krieg ausgebrochen war, zu eröffnen. Er war damals ſchon den ſechsziger Jahren nahe; daher koſtete es Mühe, ihn zu überreden, ſich um dieſen erhabenen Poſten mit Aufopferung ſeiner eigenen Ruhe und perſönlichen Sicherheit zu bewerben; jedoch das allgemeine Zutrauen und die Liebe des Volks war ihm dabei zu ſchmeichelhaft, daß er ſich nicht zum Wohl des Staats auch den größten Beſchwerden und Gefahren hätte unterziehen ſollen. Dies erklärte er ſelbſt in der Rede, die er bei Antritt ſeines Amtes vor Eröffnung des macedoniſchen Feldzugs vor dem verſammleten Volke hielt, worinn er jedoch äußerte, daß, wenn die Römer glaubten, der Krieg könne durch einen andern glücklicher, als durch ihn geführt werden, er noch jetzt bereit ſey, dieſem Fähigern das Kommando abzutreten. Hätten ſie aber das volle Zutrauen zu ihm, ſo wie er es zu dem Beiſtand der Götter und zu ſeiner tapfern Armee habe: ſo möchten ſie ihm auch ganz die Leitung dieſes Geſchäfts überlaſſen, und ihn nicht durch unzeitige Urtheile und Einmiſchungen in ſeine Unternehmungen in dem Gange derſelben ſtören, vielmehr alles dazu beitragen, die Armee in einem ſolchen Stande zu erhalten, daß ſie, wie er mit Zuverſicht von den Göttern erwarte, als Sieger wieder nach Rom zurückkehren könne.

Mit allen Merkmalen der Ehrfurcht und des Zutrauens begleitete ihn das Volk auf den heiligen Berg, wo er ein feierliches Opfer verrichtete, und ſich darauf an die Spitze der Legionen ſtellte, um ſie zum Siege anzuführen.

Obgleich nach jener entſcheidenden Schlacht bei Kynoskephalä die Römer unter der Anführung ihres tapfern Feldherrn Flamininus *) die Macedoniſche Armee faſt gänzlich aufgerieben und den König Philippus zu einem ſo demüthigenden Frieden gezwungen hatten: ſo fühlte dieſer Deſpot zu ſehr die Erniedrigung und den Zwang, den ihm die eingegangenen Friedensbedingungen auflegten, als daß er nicht bei ſeinem herrſchſüchtigen Charakter hätte darauf denken ſollen, den geſchloſſenen Tractat bei erſter beſter Gelegenheit zu brechen. Auf die ſchlaueſte Art machte er daher heimlich alle Anſtalten, um den Krieg von neuem mit noch mehr Nachdruck zu führen. Um die Aufmerkſamkeit der Römer von ſich abzuziehen, ſchien er die Städte an den Grenzen ſeiner Staaten ganz zu vernachläſſigen; deſtomehr aber befeſtigte er ſich im Innern ſeines Reichs, zog da eine ſehr beträchtliche Macht zuſammen, und verſah die Zeughäuſer und Magazine mit allen Vor-

räthen

---

*) Siehe oben Seite 411.

räthen von Kriegsbedürfniſſen, um ſelbſt den langwierigſten Krieg aushalten zu können. Allein durch ſeine Grauſamkeit, die er an ſeinen eignen Unterthanen bewies, indem er die vornehmſten Macedonier unter dem Vorwande der Anhänglichkeit an die Römer, theils öffentlich, theils meuchelmörderiſch umbringen ließ, machte er ſich bei ſeiner Nation immer verhaßter, ja warf ſelbſt die Fackel der Zwietracht in ſeine eigne Familie. Perſeus und Demetrius, ſeine beyden Söhne, lebten in unverſöhnlicher Feindſchaft; da der Letztere, als ehemaliger Geiſel in Rom, ſich dort durch ſein edles Betragen viele Freunde gemacht, und ſich die Liebe der Macedonier verſchafft hatte, ſo glaubte der Aeltere, an ihm den gefährlichſten Nebenbuhler um den Thron zu haben, und ſuchte ihn in Zeiten zu verdrängen; es gelang ihm durch die niederträchtigſte Kabale, ihn bei ſeinem Vater in den Verdacht zu ſetzen, als trachte er noch bei ſeinen Lebzeiten nach ſeiner Krone, ſo daß ſich dieſer, nach einem vergeblichen Verſuche, die beyden Söhne unter ſich und mit ſich ſelbſt zu verſöhnen, wozu er den Demetrius ſo bereitwillig fand, bereden ließ, Mörder an ſeinem eignen Sohne zu werden und den Demetrius durch Gift auf die Seite zu ſchaffen. Erſt nach ſeiner Hinrichtung entdeckte er dies vom Perſeus angelegte Gewebe der ſchändlichſten Bosheit, das ihm zu dieſem abſcheulichen Mord verleitet hatte; ein bittrer Gram nagte deswegen an ſeinem Herzen und ſchwächte ſeine Nerven ſo, daß er in eine beſtändige Schlafſucht verfiel, die nur durch die fürchterlichſten Träume unterbrochen wurde, in denen er den Schatten ſeines ermordeten Sohnes unter mehrern bleichen Geſtalten ſeiner Schlachtopfer zu erblicken glaubte. Um ſich zu zerſtreuen, machte er eine Reiſe nach Amphipolis, auf welcher ſeine Krankheit in ein hitziges Fieber überging, welches ihn unter Seufzern und Verwünſchungen über ſein unglückliches Schickſal aufrieb.

Perſeus erbte nun mit dem väterlichen Throne auch den Haß gegen die Römer. Er ſetzte die ſchon von ſeinem Vater angefangnen Zurüſtungen zum Kriege in Geheim fort, und ſchloß heimlich Bündniſſe mit den Feinden der römiſchen Republik; auch in der Art, ſich von denjenigen, die ſeinen Abſichten zuwider ſchienen, durch Meuchelmörder zu befreien, zeigte er ſich ganz als den

Sohn des Philippus, ja ſogar ſeine Gemahlin ergriff er in einem Anfall der Wuth bei ihren Haaren und erwürgte ſie mit eigenen Händen. Längſt ſchon wußte man in Rom die feindſeligen Geſinnungen dieſes Deſpoten, und wartete nur auf die Gelegenheit, die ihnen Perſeus durch Verletzung der Friedenstractaten zum offenen Kriege geben würde: welches bald nachher geſchah. Es wurde der Krieg in Rom beſchloſſen, und eine anſehnliche Armee unter Anführung des Konſul Kraſſus ſetzte nach Macedonien über. Allein die erſten Feldzüge liefen unglücklich für die Römer ab, und ſchon ſtanden ſie nach mehrmaligen erlittnen Niederlagen in Gefahr, gänzlich aufgerieben zu werden: als zum Glück der Republik Paullus Aemilius das Kommando der Armee in Macedonien übernahm.

Kaum war er daſelbſt angekommen, als die Angelegenheit der Römer ſogleich eine günſtigere Wendung nahm. Sein Anſehen bei der Armee flößte dieſer wieder Vertrauen ein, und durch die Strenge, mit der er die eingeriſſene Unordnung abſtellte, gab er ihr ihre vorige Kraft wieder. Mit Entſchloſſenheit ſuchte er ſeinen Feind auf, der ihn am Fuße des Berges Olympus, in dieſer von allen Seiten unzugänglichen Gegend, in einem wohlverſchanzten Lager, ſtolz auf ſeine Kräfte erwartete. Allein dem römiſchen Konſul glückte es, durch ein Chor auserleſener Truppen, unter Anführung des Scipio Naſika *), die Höhe des Gebürgs zu beſetzen, indeß er den Feind durch leichte Scharmützel in dem Thale beſchäftigte. Mit Schrecken bemerkte Perſeus die Römer auf den Anhöhen, als er nach einem vergeblichen Verſuche den Paß zu beſetzen, eiligſt ſeine Verſchanzungen verließ, und ſich mit ſeiner Armee in die Ebene bei Pydna unter die Mauern dieſer Stadt zurückzog.

Bei dieſem Orte kam es nun zu der merkwürdigen Schlacht, die über das Schickſal Macedoniens völlig entſchied. Von beyden Seiten wurde mit der größten Tapferkeit gefochten. Einigemal wurden die römiſchen Glieder von den eindringenden Feinden durchbrochen, und Aemilius, der ſeine Tapfern weichen ſah, befand ſich in keiner geringen Verlegenheit: aber durch ſeine Gegen-

---

*) ein Schwiegerſohn des berühmten Scipio Afrikanus.

Gegenwart aufgefordert, ſtürzten ſie wieder von neuem in den Feind ein und thaten Wunder der Tapferkeit. Mitten im Gefechte verlor Markus, der Sohn *) des berühmten Kato, im Handgemenge ſeinen Degen; als ein junger Mann von dem ſtärkſten Ehrgefühl, der ſeinem großen Vater Beweiſe einer großen Tugend ſchuldig war, wollte er lieber den Tod wählen, als noch bei ſeinem Leben ſeine Waffen in den Händen des Feindes wiſſen. Laut klagte er ſeinen Verluſt ſeinen Freunden, bat ſie um Beiſtand, ſammlete ein Chor der Beherzteſten um ſich, drang mit Ungeſtüm in die dichteſten Haufen der Feinde, drängte ſie zurück und war ſo glücklich, unter einem Haufen von Waffen und Leichen ſeinen Degen wieder zu finden, den er mit lautem Freudengeſchrey aufhob, und nun deſto muthiger den Feinden die Stirn bot. Schon gerieth die Macedoniſche Armee auf mehreren Punkten in Unordnung, beſonders da ſich ihr König aus Feigherzigkeit aus dem Treffen ent-

fernt

---

*) Aemilius gab ihm in der Folge ſeine Tochter Tertia zur Frau, und nahm dadurch dieſen braven Sohn des ehrwürdigen Vaters in ſeine Familie auf.

fernt hatte, um den Herkules um Hülfe anzurufen. Aemilius hingegen, der mit dem Spieße in der Hand und fechtend, zu Gott um Beiſtand rief, belebte durch ſeine Gegenwart den Muth ſeiner Armee, die nach kurzem aber harten Kampfe den völligen Sieg über die Feinde erfocht.

Schrecklich war die Niederlage der Macedonier, und ſchauderhaft das Blutbad, welches die Römer unter den fliehenden Feinden anrichteten, die ſie mit unaufhaltbarer Wuth bis zur einbrechenden Nacht mehrere Meilen weit auf der Flucht verfolgten. Erſt am ſpäten Abende kehrten die Sieger zum Lager zurück, wo ſie von den zurückgelaſſenen Dienern mit Fackeln unter lautem Freudengeſchrey empfangen und in die herrlich erleuchteten, mit Epheu und Lorbeerkränzen geſchmückte Zelte eingeführt wurden, und ſich nun nach dem heißen Kampfe und Anſtrengung der Freude des Siegs überließen.

Nur der ehrwürdige Feldherr Aemilius ſaß, während rund um ihn der Jubel der Sieger ertönte, traurig und niedergeſchlagen in ſeinem Zelte. Von ſeinen zwey älteſten Söhnen, die ihn in dieſen Feldzug begleitet und an der Schlacht Theil genommen hatten, vermißte er den jüngern, der ihm der liebſte war, da er vor ſeinen übrigen Brüdern vorzügliche Anlagen zum künftigen Helden verrieth, ihn, auf den die ſchönſten Erwartungen der Familie und des Vaterlands beruhten; ſeine Jugend und ſein feuriger ehrgeiziger Charakter ließ nur zu ſehr dem Vater befürchten, er möge ſich, hingeriſſen durch ſeine Leidenſchaft, zu weit unter die Feinde gewagt und ſein Leben eingebüßt haben. Das ganze Lager nahm an der Betrübniß des edlen Anführers Theil, die Soldaten verließen die Zelte, brachen von der Abendmahlzeit auf, durchſuchten mit Fackeln den Wahlplatz und ſuchten ihn unter den Todten; andere liefen in den Ebenen umher, die von dem Geſchrei derer, welche laut ſeinen Namen riefen, weit umher ertönte. Spät in der Nacht, da man ſchon alle Hoffnung aufgegeben und ihn als einen Verlornen beklagt hatte, kam er ganz mit Blute beſpritzt, in Begleitung einiger wenigen Freunde, als der letzte vom Nachſetzen der Feinde, ins Lager zurück und warf ſich in die Arme ſeines erfreuten Vaters, der nun erſt mit dieſem wiedergeſchenkten Sohn die Freude des Siegs genoß *).

Der Sieg bei Pydna verſchaffte dem Aemilius und durch ihn den Römern die Herrſchaft über Macedonien. Faſt alle Städte öffneten dem Sieger die Thore. Perſeus, der ſich auf einmal aller ſeiner Macht beraubt ſah, floh' eiligſt nach ſeiner Reſidenzſtadt Pella; ſchon auf der Flucht dahin verließen ihn faſt alle ſeine Diener und Begleiter, weil ſie den argwöhniſchen und grauſamen Charakter des Königs zu gut kannten, der gern die Schuld des erlittenen Unglücks auch wohl ſeinen beſten Freunden zuſchrieb und ſie im Anfall ſeiner üblen Laune ermordete. Nur mit wenigen Begleitern kam er in der Nacht in ſeiner Reſidenz an, und gleich bei ſeinem Eintritt wurden ſeine beyden Schatzmeiſter, die ihm mit Freimüthigkeit, aber freilich zur Unzeit, Vorwürfe machten und mit guten Vorſchlägen an die Hand gehen wollten, die Opfer ſeiner Wuth, indem er ſie eigenhändig mit dem Dolche niederſtieß. Unter

---

*) Es war dies der Scipio, der ſich als den Eroberer von Karthago in der Folge einen ſo großen Ruhm erwarb.

Unter die Leidenſchaften, die dieſen unwürdigen König beherrſchten, gehörte beſonders der Geldgeiz; nur recht groſe Schätze zu ſammlen war zuvor die Seele aller ſeiner Unternehmungen geweſen; dieſer niedrige Geiz war mit die Urſache ſeines jetzigen Verluſts. Anſtatt mit ſeinem Geld ſich Freunde zu machen, ſeine Bundsgenoſſen zu unterſtützen und die Anführer ihrer Truppen zu beſolden, hatte er ſie auf die niedrigſte Art betrogen, und Millionen auf Millionen in ſeine Schatzkammern aufgehäuft. Dieſe ſeine unermeßlichen Schätze verlaſſen zu müſſen, war ihm jetzt in ſeinem Unglücke die empfindlichſte Kränkung. Da er ſich jetzt in ſeiner Reſidenz nicht ſicher hielt, begab er ſich mit ſeiner zahlreichen Familie und dem größten Theile ſeiner Schätze nach Amphipolis, und dann von hier aus nach der kleinen Inſel Samothrace, unweit des Helleſponts, wo er in einem Tempel Schutz ſuchte. Hier, ſo wie an allen Orten, machten die Schätze, die ihm nächſt dem Leben das Theuerſte waren und ihm ſo ſehr am Herzen lagen, ſeine größte Sorge. Von allen verlaſſen, denen er ſein Zutrauen ſchenken konnte, befand er ſich blos mit

Kretern *), Menſchen, die durchgängig als Betrüger in übeln Ruf ſtanden, umgeben, die ihm jetzt, gleich den Bienen, nur des Honigs wegen nachfolgten, um ihn nach und nach auszuſaugen. Der jetzige Aufenthalt des flüchtigen Königs blieb den Römern nicht verborgen. Kneus Octavius, der als Prätor bei der Armee war, wurde vom Aemilius beordert, mit der Flotte nach Samothrace abzuſeegeln. Plötzlich ſahe ſich Perſeus auf ſeiner Inſel eingeſchloſſen, und hätte ihn die Heiligkeit des Tempels, in den er geflüchtet war, nicht geſchützt: ſo wäre er ſogleich in die feindlichen Hände gerathen; ſo aber glaubte er ihnen noch zu entwiſchen. Ein Kreter, Oroandes, der ein leichtes Schiff führte, erbot ſich, ihn und ſeine Familie mit ſeinen Schätzen an Bord zu nehmen und in Sicherheit zu bringen. Gegen Abend ließ er den größten Theil ſeiner Schätze ins Schiff bringen; er ſelbſt ließ ſich mit ſeiner Familie zur verabredeten Stunde der Mitternacht über die Gartenmauer, die den Tempel umringte, herab und eilte zum Hafen. Aber wie groß

---

*) Bewohner der Inſel Kreta.

groß war ſein Entſetzen, als er von einem daſelbſt ankernden Schiffer die Schreckenspoſt empfing, der treuloſe Oroandes ſey mit ſeiner Ladung ſchon längſt mit vollen Seegeln abgefahren. Da brach der unglückliche Monarch in lautes Klagen und Winſeln aus; troſtlos irrte er eine Zeitlang mit ſeiner Familie und einigen Begleitern am Strande des Meeres hin. Schon brach der Tag an und er ſahe ſich ohne Rettung verloren; er ſchlich mit den Seinigen wieder zur Mauer zurück und verbarg ſich in einem einſamen Winkel; ſeine kleinen Prinzen, die er den Händen eines ſeiner vormaligen Lieblinge anvertraut hatte, folgten ihm jedoch nicht nach, ſondern wurden von dieſem verrätheriſchen Diener den Römern zugeführt. In dieſer verzweifelten Lage blieb ihm nichts übrig, als ſich den Händen ſeiner Feinde zu überliefern, um nur ſein Leben zu ſichern. Er ſchickte deshalb Geſandten an Octavius, der ihn bald darauf mit ſeiner Gemahlin, dem Kronprinzen und ſeinen noch übrigen Schätzen an Bord nahm und nach Amphipolis ins Lager des Aemilius abführte.

Die Erſcheinung dieſes vormals ſo mächtigen und gefürchteten Königs — eines Nachfolgers des großen **Alexanders**, jetzt als eines Gefangenen, in Trauergewand gehüllt, im römiſchen Lager — zog die Augen aller auf ſich. Mit Mühe mußte er ſich durch die Haufen der Neugierigen, die von allen Seiten herbeiſlutheten, durchdrängen; ja der Konſul mußte die Lictoren abſchicken, um ihm den freien Zutritt zum Zelte zu verſchaffen. Mit zur Erde geſchlagenem Blick, im Innern von Gewiſſensbiſſen gefoltert, daß er dieſe Schmach verdient habe, ſchritt der gefangne König an der Seite des **Q. Ael. Tubero**, den ihm der Konſul entgegen geſchickt hatte, langſam einher und näherte ſich dem Zelte des Feldherrn, wo die ſämtlichen Generale verſammlet waren. Bei ſeiner Annäherung ſtieg **Aemilius** von ſeinem Sitze auf und gieng ihm, als einem großen Manne, den das Schickſal hart verfolgt habe, einige Schritte mit Rührung und mit der Thräne des Mitleids im Auge entgegen; er glaubte in ihm einen Mann zu treffen, der auch in ſeinem Unglück die Würde des königlichen Anſehens zu behaupten wüßte, und reichte ihm ſchon ſeine rechte Hand hin; aber wie ſehr ſahe er ſich getäuſcht, als dieſer mit allen Zeichen der tiefſten Erniedrigung ſich vor ihm niederwarf, die Hände nach ſeinen Knieen ausſtreckte und ihn auf die unedelſte Art um Gnade bat. Empört über dieſes weggeworfene Anſehen hob ihn der Konſul von der Erde auf und konnte den Vorwurf nicht zurückhalten: er habe geglaubt, es mit einem Manne zu thun zu haben, der mit der Größe ſeines Standes auch Größe der Seele zu vereinigen wiſſe; aber beinahe ſchäme er ſich jetzt ſeines Siegs über einen ſo unwürdigen Gegner, der durch dies ſein ſo unedles Betragen beweiſe, daß er ſeines jetzigen Zuſtandes würdiger, als des vorigen ſey. Nur Tapferkeit und Edelmuth erwerbe den Unglücklichen ſelbſt die Achtung der Feinde: aber Feigheit, ſie möge mit dem Glücke oder dem Unglücke gepaart ſeyn, ſey in den Augen jedes Edeldenkenden verächtlich.

Er führte ihn darauf ins Zelt und ließ ihn da in der Verſammlung niederſitzen. Als er hier die wiederholte Frage: was ihn zu dem unſeligen Kriege mit den Römern, die ihm doch keine Veranlaſſung dazu gegeben, bewogen habe? nur ſchweigend mit geſenktem Blick und Thränen beantwortete, aber kein Wort hervorbringen konnte: ſprach ihm der Feldherr Muth ein und bemühte ſich, ihm Vertrauen zur Großmuth des Römiſchen Volks einzuflößen, die es ſchon an ſo vielen Königen und Völkern bewieſen habe und auch gewiß gegen ihn beweiſen würde. Er übergab ihn darauf der Aufſicht des Tubero, der ihn aus der Verſammlung führte *).

Mit ernſtem Blick ſahe ihm Aemilius nach, ſaß dann eine geraume Zeit in ſtille Betrachtung vertieft, und um ihn ſchweigend und bewunderungsvoll die Verſammlung; dann richtete er ſeine Augen auf den ihn umringenden Kreis der Seinigen, beſonders ſeiner Kinder und der jungen Officiere, und nachdem er zuvor mit dem Perſeus griechiſch geſprochen hatte, redete er dieſe jetzt in lateiniſcher Sprache alſo an: „Ihr ſeht hier ein merkwürdiges Beiſpiel des Wechſels menſchlicher Dinge und des ſo wandelbaren Glücks — einen König, aus dem Stamme des großen Alexanders, vom höchſten Gipfel der Macht und der

---

*) Siehe das 55ſte Kupfer.

der Herrſchaft jetzt zu unſern Füßen hingelegt! Euch beſonders, ihr Jünglinge, mache ich jetzt darauf aufmerkſam! Unterdrückt doch ja den Uebermuth, der uns ſo leicht im Glanze des Glücks anwandelt und oft hart und grauſam gegen Andre macht; und trauet dem gegenwärtigen Glück nicht, da man nicht wiſſen kann, was noch der nächſte Abend bringt. Nur der zeigt ſich als Mann, der ſich durch das günſtige Geſchick nicht aufblähen, aber auch durch das widrigſte nicht niederbeugen läßt.

So benutzte dieſer Edle die ihm dargebotene Gelegenheit, ſeine Untergebene, beſonders ſeine Söhne, an die Unbeſtändigkeit des Glücks zu erinnern, und ihnen edelmüthige und menſchliche Geſinnungen einzuflößen. Noch befahl er, den gefangnen König mit aller Schonung und der ihm zukommenden Achtung zu behandeln, und lud ihn ſelbſt noch an dieſem Tage zu ſeiner Tafel.

Sehr ſchleunig war die Nachricht von dem Siege über den Perſeus nach Rom gekommen, wo ſie eine allgemeine Freude verurſachte. Bald erſchienen zehn Abgeordnete der römiſchen Republik, die über das Schickſal Macedoniens und der damit verbundenen Provinzen entſcheiden ſollten. Aemilius gönnte indeß dem Heere einige Zeit zur Erholung und bezog die Winterquartiere in Macedonien. Bei dieſer Gelegenheit brachte er den Göttern Dankopfer, ſtellte feierliche Spiele und ſehr glänzende Feſte und Gaſtmahle an, und das mit ſolcher überdachter Sorgfalt, Ordnung und Schönheit, daß ſich die dazu erbetene Gäſte aus Griechenland und Aſien, beſonders die Griechen, nicht genug wundern konnten: wie doch ein Mann, der als Feldherr ſo wichtige Geſchäfte habe, auch dem Spiele und Scherz ſeine Aufmerkſamkeit widme, und dieſe mit ſolchem Geſchmack und gutem Anſtande anzuordnen wiſſe. Ihm ſelbſt machte es Freude, auch bei dieſen Einrichtungen der glänzendſten Feſte mit allgemeiner Zufriedenheit als Stifter derſelben bemerkt zu werden, und erklärte bei einer dieſer Gelegenheiten gegen diejenigen, die ſeine Sorgfalt bewunderten: „es ſey das Werk deſſelben Geiſtes, eine Schlachtordnung und ein Gaſtmahl ſo einzurichten, daß jene den Feinden furchtbar, und dieſes den Gäſten angenehm werde.“

Die Koſten dieſer Spiele und Feſte wurden freilich von macedoniſchen Golde beſtritten: doch waren auch die erbeuteten königlichen Schätze beinahe unerſchöpflich. Die Menge des aufgehäuften Goldes und Silbers zog die Augen aller Geldſüchtigen an ſich; nur Aemilius blieb dagegen gleichgültig und übergab es, ohne es nur anzuſehen, ſogleich den römiſchen Schatzmeiſtern für Rechnung des Staats. Die großen Vorräthe von Getraide und Lebensmitteln ließ er unter die dürftigen Einwohner des Landes, die in dieſem Kriege ſo viel gelitten hatten, austheilen. Er ſelbſt behielt von den königlichen Koſtbarkeiten äußerſt wenig für ſich; blos ſeinen Söhnen erlaubte er die königliche Büchersammlung für ſich zu behalten, und bei Austheilung der Preiſe der Tapferkeit gab er ſeinem Schwiegerſohne Aelius Tubero eine fünf Pfund ſchwere ſilberne Schaale *).

---

*) Dies ſoll das erſte Silbergeſchirr geweſen ſeyn, das in das Haus der Aelier, und zwar als ein Ehrenpreis gekommen iſt: denn bei ihrer frugalen Lebensweiſe bedurften weder die Männer noch Frauen dieſer Familie des Geldes oder Silbers. Siehe oben S. 439.

Nach dem Beſchluß des römiſchen Senats wurde zwar Macedonien in eine römiſche Provinz verwandelt und in verſchiedene Gouvernements eingetheilt; doch wurde den Macedoniern die Freiheit gelaſſen, mit Niederſetzung eigner Obrigkeiten aus ihrem Mittel ſich nach ihren bisherigen Geſetzen und Gewohnheiten zu richten, die Staatseinkünfte zum Beſten des Landes zu verwenden und nur die Hälfte von dem, was ſie zuvor an ihren König gezahlt hatten, nun als jährlichen Tribut nach Rom zu entrichten.

Nachdem Aemilius die Ruhe in Macedonien hergeſtellt hatte, gab er das römiſche Lager unter die Aufſicht eines ſeiner Generale, trat mit einem kleinen Gefolge, in welchem ſich ſein Sohn Scipio befand, eine Reiſe durch Griechenland an, und beſuchte alle die Orte und Städte, die ihm in religiöſer, politiſcher und artiſtiſcher Hinſicht merkwürdig waren; überall wurde er mit der größten Achtung aufgenommen; überall fand er ſo viele Gegenſtände, die ſeine edle Wißbegierde befriedigten und ſeinen Geſchmack an den ſchönen Werken der griechiſchen Kunſt noch mehr bildeten. Da er beſonders ſo große Achtung gegen heilige

Orte bezeigte, die Tempel und Altäre der Götter mit ſo reichen Gaben beſchenkte, ſich den Griechen als einen ſo feinen Kenner und Bewunderer ihrer Prachtwerke zeigte, und an keinem Orte, wie ſie anfangs befürchteten, eine Unterſuchung wegen der Geſinnung der Einwohner und ihrer Theilnahme an dem Macedoniſchen Kriege anſtellte: ſo gewann er dadurch immer mehr das Zutrauen der Griechen, und jeder Ort hielt ſich durch ſeinen Beſuch geehrt, und jeder überreichte ihm, nach damaliger Sitte, zum Zeichen der Ergebenheit, goldene Kronen.

Nach ſeiner Zurückkunft nach Macedonien mußte er noch, was gewiß ſeinem edlen Herzen wehe that, die geheimen Aufträge ſeiner Republik in Beſtrafung verſchiedener Völkerſchaften, die ſich in dem Kriege zum **Perſeus** geſchlagen hatten, vollziehen, deren Wohnungen er auf den erhaltnen Befehl der Plünderung ſeiner Soldaten Preis gab. Dies traurige Schickſal betraf vorzüglich die Landſchaft **Epirus**, die dadurch ganz in eine Wüſte verwandelt wurde; auch eine große Anzahl der Häupter des Achäiſchen Bundes mußten mit ihren Familien ihr Vaterland verlaſſen und zur Unterſuchung nach Rom wandern, von da ſie in verſchiedene Städte vertheilt und viele Jahre hindurch als Staatsgefangne aufgehalten wurden.

Nachdem Aemilius die Angelegenheiten Macedoniens in Ordnung gebracht hatte, ſchickte er ſich wieder zu ſeiner Abreiſe nach Italien an, ließ alle die erbeuteten Schätze an Bord bringen, ſtellte noch ein ſehr glänzendes Feſt an, bei welchem die Geſandten aus allen Gegenden zugegen waren, ließ bei dieſer Gelegenheit alle Waffen und Kriegswerkzeuge, die nicht gut fortzubringen waren, auf einen großen Haufen bringen, weyhte ſie den Göttern des Kriegs und ſteckte ſie mit eignen Händen in Brand. Der Sammlungsort zur Abreiſe war Orikum, die Seeſtadt an der Küſte Epirus, Kalabrien gegen über. Hier wurden zuerſt Perſeus nebſt den übrigen Gefangenen und allen erbeuteten Schätzen eingeſchifft, dieſem folgte die Armee mit ihrem Anführer. Eine unzählige Menge Volks erwartete die Zurückkehrenden an den Ufern der Tiber; vorzüglich zog das prächtige, vormals dem Perſeus gehörige Admiralsſchiff von ſechszehn Reihen Ruder, welches mit feindlichen Waffen und purpurnen Segeln und Flaggen aufs prächtigſte geziert war, und jetzt mit ſeinem großen Inhaber, Aemilius, ſo majeſtätiſch langſam den Strom aufwärts fuhr, die Augen aller auf ſich, und gewährte ihnen ſchon den Anblick des prächtigſten Triumphs. — Der Sitte gemäß mußte die ſiegende Armee mit ihrem Anführer vor ihrem Einzuge in Rom zuerſt beim Senate und Volk um die Erlaubniß eines feierlichen Einzugs oder Triumphs nachſuchen: und beinahe hätte der Neid und die Kabale den großen Aemilius um dieſe verdiente Ehre gebracht. Unter ſeiner Armee befand ſich eine große Anzahl Mißvergnügte, die theils über die ſtrenge Mannszucht des Feldherrn, theils über die ſo ſchlecht ausgefallne Beute unzufrieden waren, weil Aemilius alle die erbeuteten Schätze nur für den Staatsſchatz aufgeſpart hatte. Dieſe Mißvergnügten, an deren Spitze beſonders einer der Kriegstribunen, Servius Galba, ein perſönlicher Feind des Feldherrn war, der es nicht an Verleumdungen fehlen ließ, wußten das Volk ſo gegen dieſen einzunehmen, daß bei der nächſten Stimmenſammlung wirklich der erſte Tribus (oder Volksabtheilung) dem Aemilius die Ehre des

Triumphs abſchlug. Alle Redlichen empörte dieſe Kränkung des ſo hochverdienten Mannes; die angeſehenſten Männer des Senats erklärten ſich laut dagegen; gleichwohl würde dies wenig gefruchtet haben, wäre nicht jetzt ein Mann, den ſein ehemals geführtes Konſulat und ſeine erwieſenen Heldenthaten und ehrenvollen Narben an ſeinem Körper ehrwürdig machten, Markus Servilius, unter dem Volke aufgetreten, der, nachdem er der tumultuariſchen Menge Stille gebot, in einer Rede, die ihm der gereizte Unwille über dies unwürdige Benehmen der Römer und ſein ächter Patriotismus einflößte, erklärte: nun erſt erkenne er im Paullus Aemilius den großen Feldherrn, da er ſehe, mit was für einer trotzigen und widerſpenſtigen Armee er ſo große und rühmliche Thaten ausgeführt, und ſeine Schläfe mit dem Ruhm eines Siegers über die Monarchie der Philippe und Alexander gekrönt habe; ein Ruhm, den ihm kein abgeſchlagner Triumph rauben könne. Aber unbegreiflich ſey ihm die Verblendung des römiſchen Volks, das nicht nur die Götter um die ihnen gebührende Dankbarkeit, ſondern auch ſich ſelbſt um die Freude dieſes

Siegs, der doch ſchon bei der erſten Nachricht ſie in den entzückendſten Taumel verſetzt habe, und einen ſo trefflichen Anführer um die verdiente Ehre bringen und dadurch den Keim der edelſten Tugenden in den Herzen ſeiner Mitbürger für die Zukunft erſticken wolle: und das auf Antrieb eines Menſchen, der ohne Wunden mit glatten Körper aus der Schlacht zurückgekehrt ſey, und ſich erfreche, über die Verdienſte eines Feldherrn abzuſprechen, deſſen Größe er nur darum mit Neid betrachte, weil er ſie nie erreichen könne.

Dieſe Rede brachte das Volk zur Vernunft. Die Stimmen wurden von neuen geſammlet und dem Eroberer Macedoniens wurde nun einſtimmig die Ehre des Triumphs zuerkannt.

Dieſer Triumph des Aemilius zeichnete ſich ſowohl durch die Größe der gemachten Eroberung und dem unermeßlichen Reichthum an eingebrachten Schätzen, als auch durch die im feinſten griechiſchen Geſchmack eingerichtete Dekoration und äußerliche Pracht vor allen vorhergehenden aus. Er dauerte drey Tage, und gewährte Rom eines der ſeltenſten und rührendſten Schauſpiele *).

So

---

*) Einer der philoſophiſchen Geſchichtſchreiber des Alterthums hat es nicht für zwecklos oder unwerth gehalten, eine genaue Beſchreibung dieſes glänzenden Triumphs in ſeinen Schriften zu hinterlaſſen, und ich halte es hier am rechten Orte, meinen jungen Leſern, denen vielleicht Plutarch, oder die Kaltwaſſerſche Ueberſetzung deſſelben, noch auch die Beckerſche Weltgeſchichte (Theil 3, S. 28 u. f.) nicht bei der Hand iſt, hier eine gedrängte Beſchreibung deſſelben mitzutheilen, um ihnen eine Idee von dieſer römiſchen Feierlichkeit zu machen. — Mehrere Tage zuvor wurde auf Anordnung des Aemilius durch den Aedilis der Stadt (die Magiſtratsperſon, die das Bauweſen zu beſorgen hatte) und einen zu dieſem Behuf von Athen mitgebrachten Dekorateur, in dem Cirkus von Rom, dem zum Wettrennen beſtimmten Theater, desgleichen auf dem Markte und längſt den Straßen, durch welche der Zug führte, eine Menge Gerüſte für die Zuſchauer aus den höhern Ständen aufgerichtet, die an dem beſtimmten Tage daſelbſt alle in weißen Feierkleidern erſchienen. Alle Tempel waren geöffnet, alle Altäre mit Kränzen geziert und dampften von Weyhrauch. Um die Straßen für der zudringenden Menge offen zu erhalten und aller Unordnung vorzubeugen, giengen mehrere Gerichtsdiener und Lictoren auf und ab. — Jetzt wurde der feierliche Einzug mit dem erſten Tage eröffnet. Eine unzählige Menge erbeuteter Statüen, Gemälde und andere Werke der Kunſt wurden auf zweyhundert und funfzig ſchön verzierten Wagen eingeführt, die den Augen der neugierigen Menge einen großen Anblick gewährten. —

Am

So groß auch die äußerliche Pracht dieſes feierlichen Einzugs in Rom war, und ſo erhaben

jetzt

Am zweyten Tage kamen auf einer Menge von Wagen die ſchönen und koſtbaren Waffenrüſtungen der Macedonier, alle hell polirt, die, mit ſo künſtlicher Sorgfalt ſie auch über einander aufgethürmt waren, dennoch ohne Ordnung unter einander hingeworfen ſchienen; Helme lagen da auf großen Schilden, Harniſche, Köcher, Pferdegeſchirr und Streitſtiefeln künſtlich verworren unter einander, zwiſchen denen bloſe Schwerder und Lanzen hervorragten. Das Geklirre dieſer Waffen, die ſo locker über einander lagen, erregte während des Fahrens ein grauenvolles Geräuſch, ja der Anblick dieſer Waffenberge erregte ſelbſt in den Augen der Ueberwinder Entſetzen. Auf dieſe folgten dreytauſend Männer, je vier und vier, welche in ſiebenhundert und funfzig Gefäßen das gemünzte Silber (beinahe 3 Millionen Thaler am Werth) trugen; ihnen folgten eine Menge anderer Träger, mit Vaſen, Trinkgeſchirren, Schalen und andern Gefäßen von eben dieſem Metall beladen, die ſich ſowohl durch ihre Größe, als durch die Sculpturarbeit auszeichneten. — Am dritten Tage eröffnete eine vollſtändige Kriegsmuſik in aller Frühe den feierlichſten Einzug; mit Vorantritt der Trompeter wurden hundert und zwanzig Stiere, zum Opfer beſtimmt, mit vergoldeten Hörnern und mit Blumenkränzen und Bändern umwunden, vorgeführt. An ihrer Seite gingen die Jünglinge, die ſie zum Opfer führten, in weißen mit Purpur beſetzten Kleidern und Schürzen, und neben ihm die Knaben, welche goldne und ſilberne Opfergeſchirre trugen. Hierauf folgten eine Menge Männer, die in offnen Gefäßen das gemünzte Gold trugen (das an Werth das gemünzte Silber noch weit

überjeßt Aemilius auf ſeinem Triumphwagen daher zog und von den Augen Aller angeſtaunt wurde?

ſo

überſtieg1): dann wurde die dem Jupiter geheiligte Schale von maſſiven Golde und mit Edelgeſteinen beſetzt, welche Aemilius hatte verfertigen laſſen, vorgetragen, und dann noch eine Menge goldner Schalen von koſtbarer Arbeit, nebſt dem goldnen Tafelſervice des Perſeus; dann folgte der Wagen des Perſeus, auf welchen man ſeine Waffenrüſtung und das königliche Diadem niedergelegt hatte. — In einiger Entfernung dahinter wurden die gefangnen Kinder des Königs geführt, zwey Söhne und eine Tochter, begleitet von ihren Hofmeiſtern, Wärtern und den übrigen Bedienten des Hauſes. Dieſe Unglücklichen waren damals noch in der zarteſten Kindheit und konnten die Größe ihres Unglücks noch nicht fühlen: aber um deſto rührender war der Eindruck, den ihre Thränen und ihre nach dem Volke ausgeſtreckten Arme, womit ſie dieſes um Mitleid anflehten, auf die Gemüther der Zuſchauer machte, daß viele die Thränen nicht zurückhalten konnten und ihr Geſicht von dieſem traurigen Schauſpiel abwendeten. Perſeus ſelbſt folgte in einer kleinen Entfernung dem Zuge ſeiner Kinder und ihrem Gefolge, in ein ſchwarzes Trauergewand gehüllt und mit Ketten an den Händen, langſam nach. Sein bleiches Geſicht, ſeine herumfahrenden Augen, ſein bald langſamer bald ſchneller Gang, verrieth den zerrütteten Zuſtand ſeines Verſtandes. Ihm folgten eine Menge ſeiner Diener und Hofleute, die durch ihr niedergeſchlagnes Geſicht und Thränen den Antheil bezeugten, den ſie an dem traurigen Schickſal ihres Herrn nahmen. — Nach einem Vortrab von Jünglingen, welche vierhundert goldne Kronen trugen, die die Städte Griechen-

lands

ſo trübte doch innerer Gram das Auge des Triumphators und zeigte, daß auch der Glücklichſte nicht zu beneiden iſt, daß ihm auch wohl bei allem äußerlichen Glanze das Unglück zur Seite geht. Fünf Tage zuvor, ehe er ſeinen feierlichen Einzug in Rom hielt, ſtarb ihm der älteſte von ſeinen beyden Söhnen aus der zweyten Ehe, ein hoffnungsvoller Jüngling von funfzehn Jahren, den er mit väterlicher Zärtlichkeit liebte, und kaum kehrte er vom Siegesgepränge auf dem Kapitol in ſein Haus zurück, als er auch hier ſeinen zweyten Sohn von zwölf Jahren mit dem Tode ringend fand und ihm nach drey Tagen ebenfalls die Augen zudrückte.

So

lands dem Sieger verehrt hatten, erſchien endlich der Triumphator ſelbſt auf einem nach griechiſchen Geſchmack prächtig gezierten Wagen, von vier ſchönen Roſſen gezogen; ſein edles Anſehen wurde durch das prächtige mit Gold durchwirkte Purpurgewand, das ihn bis zum Füßen herab bekleidete, noch mehr erhöht; in ſeiner Rechten trug er einen Lorbeerzweig; und ſo folgte ihm nun die ganze Armee nach ihren verſchiedenen Abtheilungen in der ſchönſten Ordnung nach; jeder Soldat trug ebenfalls einen Lorbeerzweig in der Hand, und alle ſangen Siegeslieder, oder mehr republikaniſche Gaſſenhauer, die nach damaliger Sitte auch wohl mit den ausgelaſſendſten Spöttereien auf den Sieger untermiſcht waren.

So wurde durch dieſen doppelten Trauerfall die Freude ſeines Hauſes in Klage verwandelt und ſein Siegerkranz mit Cypreſſen umwunden. Tief empfand der gute Vater, der ſich kurz zuvor in ſeinen Söhnen ſo glücklich gefühlt hatte, dieſen Verluſt; mit ihnen ſchien alle Zierde, alles Glück ſeines Hauſes zu verſchwinden; er fühlte ſich einſam und verlaſſen *), doch trug er, als Römer, ſein zwiefaches Unglück mit Standhaftigkeit, verbarg, ſo viel möglich, bei ſeinem Triumphe den Schmerz über den Verluſt des erſtern Sohnes, und nachdem er von dem Leichenbegängniß ſeines zweyten Sohnes zurückkehrte, rief er das römiſche Volk zuſammen und redete zu demſelben, nicht als ein Vater, der ſelbſt des Troſtes bedärfe, ſondern als Vater des Vaterlandes, der ſeine über ſein Unglück niedergeſchlagene Mitbürger aufzurichten ſuchte; er erklärte unter andern: er habe bei den ſo glücklichen Fortſchritten auf ſeinem Zuge nach Macedonien, und bei der ſo baldigen glücklichen

Vo

---

*) Seine beyden vortrefflichen Söhne erſterer Ehe waren, wie ſchon bemerkt worden, durch Adoption in die Familien der Fabiuſſe und Scipione gekommen.

Beendigung dieſes Kriegs, mehrmals den Wunſch geäußert: daß, wenn ja nach menſchlicher Erwartung ein Unglück ſein ſo anhaltendes Glück unterbrechen ſollte, dieſes lieber ihn ſelbſt, als das Vaterland treffen möchte. Die Götter hätten ſein Gebet erhört, und er hoffe durch ſeinen erlittenen Verluſt das neidiſche Glück verſöhnt zu haben, das in ſeinem vorigen Triumphe der Welt ſowohl am Sieger als an dem Beſiegten ein Schauſpiel der Veränderlichkeit und menſchlichen Schwäche aufgeſtellt habe, nur mit dem Unterſchied, daß Perſeus, der Ueberwundene, ſeine Kinder noch habe, er aber, Aemilius, als ſein Ueberwinder, ihrer beraubt ſey *).

Aemilius verwaltete nachher noch das ſo ehrwürdige Amt eines Cenſors mit Würde und Strenge, doch ohne Partheiligkeit und Leidenſchaft, und erwarb ſich durch ſeine Geradheit und

---

*) Der unglückliche König Perſeus führte nachher als Staatsgefangner zu Rom in enger Verwahrung ein ſehr trauriges Leben, und endigte es bald nachher aus Gram. Auch ſtarben zwey von ſeinen Kindern, und das dritte, ein Sohn, brachte in Rom als Schreiber ſein Leben kümmerlich hin.

Rechtſchaffenheit die Liebe und das Zutrauen der Bürger. Späterhin verfiel er in eine Krankheit. Seine Aerzte riethen ihm, ſich auf ein entferntes im untern Italien gelegnes Landguth bei Elea (Velia) zu begeben, wo er eine Zeitlang ruhig lebte und ſich wieder erholte. Aber das ihm ſo ſchmeichelhafte laute Verlangen des Volks, den großen Mann wieder in ihrer Mitte zu haben, bewog ihn, bei einem Opferfeſte, bei dem ſeine Gegenwart nöthig war, wieder nach Rom zurückzukehren, wo er unter dem lauten Jubel des Volks das Opfer mit den übrigen Prieſtern verrichtete, auch noch Tags darauf den Göttern ſeiner eignen Geneſung wegen ein Dankopfer feierte. Aber kaum war er wieder nach Hauſe zurückgekehrt, als er ſich von Kräften erſchöpft auf ſein Lager warf, da mit einemmal alles Bewußtſeyn verlohr und den dritten Tag darauf im acht und ſechszigſten Jahr ſeines Alters verſchied.

Auch nach ſeinem Tode wurde ſeine Rechtſchaffenheit und uneigennützige Großmuth erkannt. Er, der durch die aus ſeinen Siegen in Spanien, Ligurien und Macedonien eingebrachten ungeheuren Geldſummen den römiſchen Schatz ſo bereichert hatte, daß dem Volke eine gänzliche Freiheit von Abgaben bewilligt wurde, die von dieſer Zeit an hundert und drei und zwanzig Jahre fortgedauert hat, hatte bei einem ſehr mäßigen Vermögen zwar anſtändig, aber ohne Verſchwendung gelebt, und hinterließ bei ſeinem Tode nicht viel mehr, als das eingebrachte Vermögen ſeiner Frau betrug. Sein Leichenbegängniß wurde zu Rom mit aller möglichen Pracht gehalten; nicht nur die edelſten Römer nahmen an demſelben Theil, ſondern ſelbſt die Geſandten derjenigen Nationen, die er beſiegt hatte und eben jetzt in Rom anweſend waren, verherrlichten daſſelbe durch ihre Theilnahme, ja die Rüſtigſten von ihnen ſtellten ſich ſogar unter die Bahre und trugen auf ihren Schultern das Paradebette des Entſeelten, ob es gleich mit den Trophäen ſeiner Siege über dieſe Nationen behangen war; ein zweyter Triumphzug, der, wenn auch nicht an Pracht und Koſtbarkeiten, doch an ausgezeichneter Theilnahme und Hochachtung den erſtern noch übertraf; hier wurden die Thränen wahrer Dankbarkeit und Liebe geweint; ſelbſt die Ueberwundnen nannten ihn laut ihren Vater, Wohlthäter und Beſchützer, weil ſie immer an ihm, nach dem geſchloſſenen Frieden, den gütigſten Beförderer ihres Glücks und den treuſten Sachwalter in ihren Angelegenheiten gehabt hatten. Auch ſeine beyden Söhne, Quinctius und Publius *), wetteiferten bei der Leiche ihres Vaters, dem Entſeelten ihre Hochachtung und ſich ſeiner würdig zu beweiſen; beſonders zeichnete ſich Scipio dabei durch ſeinen Edelmuth aus, indem er nicht nur den auf ihn fallenden Antheil von dem väterlichen Nachlaſſe ſeinem Bruder freiwillig abtrat, ſondern auch den größten Theil der Koſten des Leichenbegängniſſes und der dabei gehaltnen Spiele aus ſeinem Vermögen beſtritt.

---

*) jetzt, nach ihrer Adoption, Fabius, und Kornelius Scipio.

Der römiſche Staat hatte ſich durch die ſo glänzenden Siege, durch die Tapferkeit ſeiner Armeen und den Heldengeiſt ihrer Anführer zu einer ſolchen Höhe des Ruhms empor gehoben, daß es ihm nun immer leichter wurde, die Oberherrſchaft über alle noch übrigen Reiche zu erhalten. In allen damals bekannten Welttheilen war der Name der Römer furchtbar; die entfernteſten Nationen bewarben ſich um ihre Freundſchaft, wendeten ſich in ihren Angelegenheiten nach Rom, und unterwarfen ſich, bei entſtandenen Streitigkeiten, dem entſcheidenden Urtheil des römiſchen Senats, der ſich das Anſehen der Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit auch im Auslande erworben hatte. Eine römiſche Geſandtſchaft ſetzte durch ihre Erſcheinung ſelbſt im feindlichen Lande die Machthaber deſſelben ſo in Furcht, daß ſie es nicht wagten, ſich dem Willen dieſer ſo mächtigen Republik entgegen zu ſetzen. So hatte um dieſe Zeit der König von Syrien, Antiochus Epiphanes, ſeine Eroberungen in Aſien weit ausgebreitet, und war jetzt im Begriff, mit ſeiner ſiegreichen Armee auch in Egypten einzudringen und ſich dies Reich zu unterwerfen. Die Egypter riefen die Römer zu Hülfe; ſchon ſtand Antiochus vor den Mauren von Alexandrien, als die römiſche Geſandtſchaft, und an ihrer Spitze C. Popilius, ein ſehr angeſehener Feldherr, erſchien. Antiochus empfing ſie in ſeinem Lager mit allen Zeichen der Achtung und reichte dem Popilius die Hand; dieſer aber überreichte ihm den ſchriftlichen Befehl des römiſchen Senats, daß er ſogleich mit der Armee Egypten räumen ſollte. Antiochus erklärte, daß er dies zuvor mit ſeinen Räthen überlegen wolle. Mit ernſter Stirne zieht der ſtolze Römer mit ſeinem Stabe einen Kreiß im Sande um den König her und ſagt: noch ehe du aus dieſem Kreiße trittſt, muß ich deine Erklärung wiſſen! Einige Augenblicke ſtand der König erſtaunt über dieſe unerwartete Forderung; ſagte dann: er wolle den Willen des Senats erfüllen; und nun erſt reichte ihm Popilius als einem Freunde und Bundesgenoſſen der Römer ſeine Rechte. In der That zog ſich auch ſogleich Antiochus zurück und überließ den Römern die Entſcheidung über Egypten.

So ſehr auch von dieſer Zeit an der römiſche Stolz in Uebermuth ausartete und die Sitten der Römer durch die Einführung einer fremden luxuriöſen Lebensart immer verdorbener wurden: ſo gab es doch noch unter ihnen Männer, die ſich des Namens der Römer durch Feſthalten an den väterlichen Sitten, durch Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe und einen edlen Charakter würdig machten, und zu dieſen gehörte in der damaligen Zeit auch

Markus Porcius Kato *),

zwar nicht in Rom, ſondern in der römiſchen Landſtadt Tuſkulum geboren, nicht aus einer Familie, die ſchon zuvor in Anſehen ſtand, ſondern aus dem gemeinen Stande **) entſprungen,

---

*) Er iſt in der Geſchichte unter dem Namen Kato des Cenſors oder des Aeltern bekannt, zum Unterſchied eines andern gleich merkwürdigen Mannes aus ſeiner Familie, des jüngern Kato, der ſich durch gleichen republikaniſchen Sinn zur Zeit des großen Pompejus und Cäſars auszeichnete.

**) daher er auch nach der damaligen Sprache des römiſchen Adels novus homo, ein neuer Menſch, genannt wurde.

gelangte er gleichwohl durch ſich ſelbſt, durch eigne Verdienſte, zur höchſten Staatswürde; auch verdankte er die öffentliche Achtung, die er unter ſeinen Mitbürgern erhielt, nicht etwa ſeiner äußerlichen Bildung; ſein Aeußeres war gar nicht empfehlend; ſein rothes Haar und grünliche Augen ſetzten ihn manchem muthwilligen Geſpötte aus: aber die Fehler ſeines Körpers wurden durch die Vorzüge ſeines Geiſtes, durch ausgezeichnete Tugenden und Fertigkeiten, die er ſich erworben hatte, weit überwogen. Schon in ſeiner Jugend galt er unter ſeinen landsleuten als ein Mann von ſeltenen Kenntniſſen und Rechtſchaffenheit, an den ſie ſich bei ihren Angelegenheiten wendeten, und da er ſich frühe ſchon in der Redekunſt geübt hatte: ſo machte er in der Gegend um Tuskulum einen ſehr glücklichen Sachwalter derer im Gerichte, die in Rechtshändel verwickelt, bedrängt und unterdrückt waren; that dies mit der größten Uneigennützigkeit, ohne die geringſte Bezahlung für ſeine gerichtliche Reden anzunehmen; wurde aber auch darum in der ganzen Gegend geſchätzt und geehrt.

Auch im Kriege zeichnete er ſich ſchon durch frühe Tapferkeit und Heldenmuth aus. Seinen erſten Feldzug machte er in ſeinem ſiebzehnten Jahre unter dem berühmten Fabius gegen Hannibal. Schon da erhob er ſich durch ſeine bewieſene Tapferkeit über das Anſehen eines gemeinen Soldaten; ſein Grundſatz war: dem Feinde *nie zu weichen und der Gefahr nie den Rücken*, ſondern die Bruſt entgegen zu kehren; die denn auch bald bei ihm von rühmlichen Narben bedeckt wurde. Im Felde und auf Märſchen konnte er, da er ſich in ſeinem ländlichen Aufenthalte zuvor ſchon abgehärtet hatte, die größten Beſchwerden aushalten; ſelbſt als Officier verſagte er ſich die erlaubten Bequemlichkeiten, gieng immer zu Fuße, trug ſeine Waffen ſelbſt, und nahm nicht mehr als einen Bedienten, der ihm die Lebensmittel nachtrug, und dem er ſelbſt gewöhnlich, wenn es ihm der Dienſt verſtattete, bei Zubereitung der Speiſen half und dann mit ihm die gemeine Koſt verzehrte.

Nach geendigtem Kriegsdienſt kehrte er wieder auf ſein kleines Bauernguth und beſchäftigte ſich mit Feldarbeit. Hier in der Nähe des kleinen

Landhauſes, in welchem vormals einer der größten Römer, der durch dreyfache Triumphe berühmte M. Kurius, gelebt und da mit eignen Händen den Acker gebaut hatte *), fühlte er auch ſich gleichſam vom Geiſte dieſes edlen Vorgängers belebt, und ſchränkte ſich eben ſo, wie jener, in ſeinen Bedürfniſſen ein. Die Zeit, die ihm von ländlichen Arbeiten übrig blieb, verwendete er auf die Bildung ſeines Geiſtes und Charakters durch das Studium der Philoſophie, machte ſich die Denkſprüche der Weiſen eigen, und gewöhnte ſich dadurch zugleich an einen ſentenziöſen Ausdruck **).

Doch die Vorſehung wollte, daß dieſer edle Mann nicht immer in dieſem entfernten und verborgnen Aufenthalte bleiben, ſondern in einem ausgebreitetern Wirkungskreiße Gutes ſtiften ſollte. Die Gelegenheit dazu erhielt Kato durch einen der damals in Rom angeſehenſten Männer, den

---

*) Siehe des 4ten Bandes Bild. Bibel 2te Abtheil. Seite 255.

**) Kato machte ſich auch ſpäterhin als Schriftſteller berühmt. Die Alten nennen eine große Anzahl ſeiner Schriften. Außer einigen Denkſprüchen von ihm iſt blos ſein Buch vom Landbau auf unſere Zeiten gekommen.

Konſular Valerius Flakkus, der ein anſehnliches Landguth in der Nähe der kleinen Meierey des Kato beſaß. Dieſer hörte oft von ſeinen Sclaven von dieſem außerordentlichen jungen Mann reden, der da in ſeiner Nachbarſchaft ein ſo philoſophiſches und dabei arbeitſames Leben führe: der mit gleicher Heiterkeit und Betriebſamkeit die Rechtsſtreitigkeiten ſeiner Nachbarn ſchlichte und mit ihnen den Acker baue; im Winter nur halb bedeckt und im Sommer faſt nackt mit ſeinen Sclaven ſeine Feldgeſchäfte betreibe, und nach vollendeter Arbeit mit ihnen an demſelben Tiſche die gleiche Mahlzeit halte. Begierig, dieſen beſondern Mann kennen zu lernen, ließ Valerius ihn an ſeine Tafel laden, fand an ihm nicht nur einen ſehr unterhaltenden, ſondern talentvollen jungen Mann, den er bei fernern Umgange immer mehr ſchätzte, und nun ermunterte, ſich in Rom ſelbſt den öffentlichen Geſchäften zu widmen; wobei er ihn mit ſeinem Anſehen und Vermögen thätigſt unterſtützte.

Von dieſer Zeit an betrat Kato die höhere Laufbahn ſeines Lebens, auf der er ſich durch ſeine allgemein anerkannte Rechtſchaffenheit, Geſchicklichkeit und Tapferkeit von einer Stufe der Ehre zur andern erhob, und zuletzt mit demſelben Valerius Flakkus, ſeinem erſten Beförderer, die höchſten Staatswürden als Konſul und als Cenſor theilte.

Ich übergehe hier die öffentlichen Thaten, welche Kato an der Spitze des Senats oder der Armee verrichtete, und durch die er das Vertrauen rechtfertigte, welches die Republik zu ihm gefaßt hatte. Ich erwähne hier nicht, welche Denkmäler des Ruhms er ſich beſonders in Spanien durch Unterwerfung mehrerer dortigen Völkerſchaften, und in Griechenland in dem Kriege mit dem Antiochus errichtet hat; nicht ſeine Triumphe, durch die er in den Augen ſeiner kriegeriſchen Mitbürger ſich ſo geltend machte: ſondern hebe hier nur einige Züge aus ſeinem öffentlichen und Privatleben aus, um ihn als Menſchen nach ſeinem ſittlichen Charakter in den Augen meiner moraliſchen Leſer bemerkbar zu machen.

Von Jugend auf an eine ſtrenge, arbeitſame und enthaltſame Lebensart gewöhnt, blieb er derſelbe auch ſein ganzes Leben hindurch, auch als er zu den höchſten und einträglichſten Staatsämtern gelangt war, treu. Streng gegen ſich ſelbſt, war er auch eben ſo ſtreng gegen andere; ſo wie er ſich ſelbſt keinen Fehler verzieh, ſo beſtrafte er ihn auch mit der größten Unpartheiligkeit an andern. Den väterlichen Sitten treu, wollte er, daß auch ſeine Mitbürger die eingeführte Lebensart nicht verlaſſen ſollten, war ein erklärter Feind des Luxus und der fremden Gewohnheiten, und beſtrafte jede Beleidigung der guten Sitten mit gleicher Strenge, wie die Uebertretung der Staatsgeſetze. So ſehr er auch Freund der griechiſchen Gelehrſamkeit und Philoſophie war *), ſo ſetzte er ſich gleichwohl mit allem ſeinem Anſehen dagegen, wenn Leute von dieſer gebildeten und gelehrten Nation ſich in Rom niederlaſſen und da ihre Vorleſungen halten wollten, aus Beſorgniß, die Römer möchten durch ſie verweichlichet werden und die guten Sitten in Verfall gerathen. Durch dieſe Strenge zog er ſich freilich die Unzufriedenheit mehrerer aus den angeſehenſten Ständen zu, denen die Einſchränkungen, welche Kato ihrer üppigen Lebensart ſetzte,

---

*) Noch in ſeinem Alter beſchäftigte er ſich mit Erlernung der griechiſchen Sprache.

ſetzte, ſo verhaßt waren: und was mußten nicht dieſe befürchten, wenn die eben bevorſtehende Wahl des Cenſoramtes *) für ihn ausfallen, und dieſer ſo mürriſche Mann mit unumſchränkter Gewalt zum Sittenrichter erhoben werden ſollte. Dies ſuchten ſie auf alle mögliche Art zu hintertreiben; ſie erklärten durch Reden, die ſie unter das Volk ausſtreuten, den Kato als einen Menſchen ohne alte Familie einer ſolchen Würde für unfähig, und ſtellten mehrere Mitbewerber um dies Amt aus den Patriciern und Ritterſtande auf. Kato, ohne dabei ſeinen Charakter zu verleugnen und ſich durch Schmeicheleien dem Volke gefällig zu machen, erklärte vielmehr laut: Rom bedürfe gerade jetzt, bei dem einreißenden Hange zur Schwelgerei, ſolcher Aerzte, die es nicht mit ſanfter und ſchonender Hand, ſondern mit Strenge behandeln müßten; nur Männer, wie Er und Valerius Flakkus, wären im Stande, dieſem Verderben Einhalt zu thun, und durch Schneiden und Brennen dieſe vielköpfige Hyder zu entkräften.

Das

---

*) Es war das zehnte Jahr nach ſeinem Konſulat, als ſich Kato um dieſe wichtige obrigkeitliche Stelle bewarb.

Das Volk bewies ſich auch in der That ſo vernünftig, daß es dieſen beyden Männern, mit vollem Vertrauen auf ihre Rechtſchaffenheit, dies wichtige Amt übertrug. Kato verwaltete daſſelbe mit unpartheiliger Strenge, ſtrich mehrere aus der Liſte der Senatoren, die ſich dieſer Würde durch ein ungeſittetes Verhalten unwürdig gemacht hatten, unter andern ſogar den Lucius Quintus, der nicht nur ſieben Jahre zuvor Konſul geweſen war, ſondern was ihm noch mehr Anſehen gab, den Tit. Flamininus, den Ueberwinder des Philippus, zum Bruder hatte *), weil er ein Wollüſtling war, und einen andern Konſular ſogar blos darum, weil er ſeine Frau am hellen Tage vor den Augen ſeiner Tochter geküßt hatte. Auch machte er ſehr ſtrenge Aufwandsgeſetze, und belegte alle die Dinge, die der Luxus forderte, mit ſchweren Abgaben. Dies zog ihm zwar von Seiten der Vornehmern großen Verdruß zu, doch hatte er das Urtheil der Vernünftigen im Volke für ſich, die dieſe ſeine Verdienſte um den Staat auch dadurch ehrten, daß ſie ihm in dem Tempel der

---

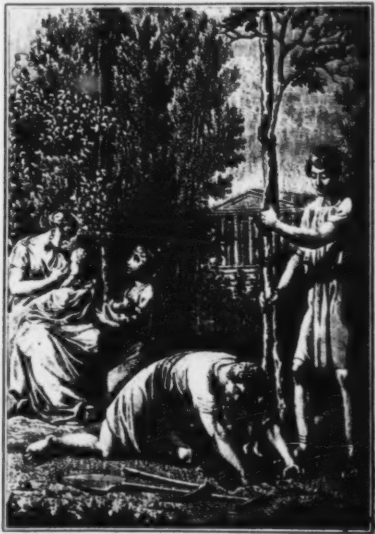
*) Siehe oben im Leben des Flamininus S. 428.

der Geſundheit eine Ehrenſäule errichteten, mit der Inſchrift: dem Kato zu Ehren, der den römiſchen Staat, der ſich durch Sittenverderben zum Verfall neigte, durch weiſe Verordnungen und beſſerndes Beiſpiel, wieder aufgerichtet und verbeſſert hat.

Ungeachtet der ſtrengen Sitten war Kato gleichwohl kein ungeſelliger Mann; er war heiter im Umgange, obgleich mit ſeinem Scherzen auch immer ein gewiſſer Ernſt verbunden war. Er war beſonders ein vortrefflicher Hausvater, ein liebreicher Gemahl und guter Vater. Seine erſte Gattin war von edler Geburt, aber nicht reich; denn ſein Grundſatz war, vornehme und reiche Frauenzimmer beſäßen immer einen gewiſſen Stolz, die aber von edler Geburt hätten ein feineres Gefühl fürs Anſtändige und Sittliche, und ließen ſich leichter zum Guten leiten. Dieſer ſeiner Gattin begegnete er immer mit der größten Achtung; er ſelbſt erklärte, daß derjenige ſich an dem ehrwürdigſten Heiligthum vergreife, der ſein Weib ſchlecht behandle, und in ſeinen Augen war es ein ſchöneres Lob, ein guter Ehegatte als ein

guter

B. IV. T. LVI.



M. Cato der ältere
als Familienvater und Landwirth.

guter Rathsherr zu ſeyn. Als ihm ſeine Gattin einen Sohn gebar, ſahe er dieſen als das wichtigſte ihm von der Vorſehung anvertraute Gut an, und verwendete allen Fleiß ſchon auf die frühe Erziehung deſſelben; die Mutter mußte ihr Kind ſelbſt ſäugen, ja zuweilen auch die Kinder der Sclaven an ihre Bruſt legen, um ſchon frühe das Band feſtzuknüpfen, das Menſchen mit Menſchen vereinigen ſollte. Hinderten ihn nicht dringendere Staatsgeſchäfte, ſo war er immer gern ſelbſt zugegen, wenn ſeine Frau das Kind badete und einwindelte. In der Nähe dieſer ſeiner Geliebten, im ländlichen Aufenthalt, unter nützlichen Beſchäftigungen mit dem Feld- und Gartenbau, fand der würdige Staatsmann ſeine liebſte Erholung *). In ſeiner Wohnung herrſchte keine Pracht; in ſeinem Hausweſen kein unnöthiger Aufwand, aber Reinlichkeit und Ordnung; er blieb ſeiner frugalen Lebensart treu, ſeine Tafel war einfach, ſo wie ſeine Kleidung und ſein Hausgeräthe; alles Ueberflüßige, und wenn es auch nur einen Aß koſtete, war für ihn zu theuer; denn er

---

*) Siehe das 36ſte Kupfer.

legte einen größern Werth darauf, überflüßige Dinge nicht zu bedürfen, als ſie zu beſitzen. Dieſe Einſchränkung in ſeinem Hausweſen hatte zwar das Anſehen von Kargheit, und es iſt nicht zu leugnen, daß er darinn oft zu weit gieng; ſo ließ er, zum Beiſpiel, keines ſeiner Landhäuſer übertünchen, nahm bei Ankauf der Sclaven nie Rückſicht auf ihre ſchöne Bildung, ſondern auf ihren muskulöſen und kraftvollen Körperbau, und verkaufte ſie dann wieder, wenn ſie alt und kraftlos worden waren, wenn auch um den niedrigſten Preiß, um ſie aus dem Brode zu bekommen, gleich den abgetriebenen Pferden, die er nicht mehr zur Arbeit brauchen konnte; ein Zug in ſeinem Charakter, der wider die Menſchlichkeit iſt: doch gereichte es ihm auf der andern Seite zur Ehre, daß er nicht, wie Andere ſeiner Zeit, um ein glänzendes Haus zu machen, die ihm als Prätor und Konſul zugefallenen Provinzen ausſog, und von dem Schweis der Armen und den Thränen der Menſchheit in dem üppigen Rom ſchwelgte.

Sobald ſein Sohn, der den Namen **Markus** führte, aus den Kinderjahren getreten war, nahm er ihn zu ſich und ward ihm ſelbſt Lehrer in alle den Wiſſenſchaften und Geſchicklichkeiten, die er für ihn als künftigen Staatsbürger nöthig hielt. Außer dem wiſſenſchaftlichen Unterrichte übte er ihn auf gut ſpartaniſch in allen Künſten der Gymnaſtik, um ſeinem Körper die nöthige Stärke und Gewandheit zu geben. Auch gewöhnte er ihn frühe an Mäßigkeit und Enthaltſamkeit, und übte ihn in der Kunſt, ſich ſelbſt zu beherrſchen. Vorzüglichen Fleiß wendete er darauf, um ſeine Seele ſchon frühe zur Tugend zu bilden und ihm Liebe zum Vaterlande einzuflößen. Mit eigner Hand ſchrieb er ihm eine Sammlung von Geſchichten aus der Vorzeit, von edlen und ſchönen Handlungen und den Sitten der Vorfahren auf, die er täglich leſen mußte. Er ſelbſt gieng ihm mit ſeinem Beiſpiel vor; vermied, um ſein Zartgefühl zu ſchonen, jeden unanſtändigen Ausdruck, wie in der Gegenwart einer Veſtalin *), und um die Schaamhaftigkeit nicht zu beleidigen, entblößte oder badete er ſich nie unter ſeinen Augen.

---

*) einer heiligen Jungfrau und Prieſterin der Veſta.

Der Sohn machte ſich auch in der That dieſer trefflichen Erziehung eines ſo guten Vaters würdig, machte ihm durch ſein gutes Verhalten Ehre, und ob er gleich von Natur ſchwächlich war, ſo trug doch die frühe Uebung dazu bei, daß ſein Körper die Beſchwerden, denen er ſich als künftiger Soldat unterziehen mußte, aushielt. So that er ſich in Kriegsdienſten unter der Anführung des Paul. Aemilius, wie wir oben erwähnt haben *), in der Schlacht mit Perſeus auf eine rühmliche Art hervor, und erwarb ſich nicht nur den Beifall ſeines Feldherrn, ſondern auch ſeines Vaters, der ihm in einem eignen Schreiben ſeine Zufriedenheit mit ſeinem Verhalten zu erkennen gab. Ja ſpäterhin wurde er ſogar in dieſe vornehme Familie des Paullus aufgenommen, der ihm ſeine Tochter Tertia zur Frau gab, wodurch er der Schwager des nachher ſo berühmten Scipio wurde. Frühe wurde er in den Senat eingeführt, erhielt das Amt eines Quäſtors und gab alle Hoffnung, daß er ſeinem Vater in allen ſeinen Würden und ſeinen Tugenden

---

*) Siehe oben im Leben des P. Aemil S. 447.

den nachfolgen würde. Aber ſein früher Tod unterbrach dieſe ſchöne Hoffnung. Schmerzlich war dem Vater ſein Verluſt; er ließ den Leichnam des Geliebten zwar nicht auf eine ſo gar prächtige, aber deſto ehrenvollere Art, beſtatten, trug übrigens dieſen Verluſt als ein Weiſer, überzeugt: daß der Tod nicht Vernichtung, ſondern Uebergang in ein anderes Leben ſey, und daß ſich ſein Sohn in einem glücklichern Zuſtande, in der Geſellſchaft edlerer Seelen, befinde *).

Kato war ein eifriger Republikaner, und ſeine Vaterlandsliebe nahm gleichſam mit den Jahren zu. Rom zur Hauptſtadt der Welt zu erheben und den Staatsſchatz zu vermehren, war das Ziel ſeiner Wünſche und ſeines Beſtrebens; er war daher ein erklärter Feind aller derer, die auf Koſten des Staats ſich zu ſehr erhoben. Selbſt der große Scipio war darum, weil er

---

*) Früher hatte Kato auch ſchon ſeine Gattin durch den Tod verloren: noch in ſeinem Alter verheirathete er ſich zum zweytenmale mit der Tochter eines gemeinen Mannes, aus welcher Ehe er noch einen Sohn erzeugte, deſſen Enkel der nachher ſo berühmte Kato von Utika war

bei ſeinen großen Unternehmungen keinen Aufwand ſcheute, ein Gegenſtand ſeiner Verfolgung; und da Karthago, ohngeachtet es durch zweimalige Siege ſo tief gedemüthigt war, ihm noch immer eine Nebenbuhlerin Roms zu ſeyn ſchien: ſo beſtand er darauf, es müſſe zerſtört werden; ſo oft er daher über irgend einer Sache im Senat ſein Gutachten erſtattete, beſchloß er jedesmal mit den Worten: „Uebrigens bin ich der Meynung, daß Karthago nicht ſtehen bleibe.“ Er ſelbſt erlebte die Erfüllung dieſes ſeines Wunſches nicht, ob er gleich in dem jüngern Scipio, der ſich damals als Held zu zeigen anfing, den künftigen Ueberwinder Karthago's ahndete. Er ſtarb in einem Alter von beinahe neunzig Jahren, bis zu welchem er eine faſt ununterbrochene Geſundheit, als die Frucht ſeiner Mäßigkeit und enthaltſamen Lebensart genoſſen hatte.

Der dritte Puniſche Krieg.

Wenige Jahre nach dem Tode des Kato brach von neuem der Krieg in Afrika aus, der ſich mit der gänzlichen Zerſtörung der Stadt Karthago endigte. So tief die Wunden waren, die die beyden vorigen Kriege dieſem Staate geſchlagen hatten, ſo hatte er ſich doch während der funfzig Jahre nach dem letztern geſchloſſenen Frieden wieder erholt und ſich durch ſeine ausgebreitete Handlung zu Anſehen und Reichthum erhoben. Das eiferſüchtige Rom, das jetzt ſein groſes Unternehmen, ſich zur Beherrſcherin der Welt zu erheben, immer mehr reifen ſah, konnte dieſes Wiederaufkommen ſeiner vormaligen mächtigen Nebenbuhlerin nicht mit gleichgültigen Augen anſehen, und ergriff die nächſte Gelegenheit, den geſchloſſenen Frieden zu brechen, ſo wenig auch die Karthaginenſer ihnen die Urſache dazu gaben, und ſo geneigt ſie ſich auch bezeigten, alle, auch die erniedrigendſten Bedingungen, einzugehen, die ihnen das ſtolze Rom vorſchrieb, um nur Frieden zu behalten; vergeblich hatten ſie den Römern die Edelſten von ihren Jünglingen zu Geiſeln, alle ihre Waffen und Kriegsvorräthe ausgeliefert und ſich ganz in den Willen der Römer ergeben; dieſe ſchickten nichts deſtoweniger ihre Legionen dahin ab, und verlangten nichts geringeres, als daß die Karthaginenſer gänzlich die Stadt verlaſſen, ſich tiefer im Lande anbauen, und Karthago, dieſe Beherrſcherin der Meere, der gänzlichen Zerſtörung Preis geben ſollten. Dies empörte ſo ganz das Gefühl der Vaterlandsliebe in den Herzen aller Karthaginenſer, daß ſie beſchloſſen, lieber unter den Ruinen ihrer Vaterſtadt zu ſterben, als dieſe unmenſchliche Bedingung einzugehen. So entblößt ſie auch von Waffen und Munition waren: ſo gab ihnen die Verzweiflung noch Mittel genug zu ihrer Vertheidigung in die Hände, und die guten Veſtungswerke und wohlverwahrte Häfen ihrer Stadt ſetzten ſie in Stand, bei ausdauerndem Muth auch eine noch ſo lange Belagerung auszuhalten. Es glückte ihnen auch wirklich, die erſten Angriffe der Feinde glücklich abzuſchlagen, und unter der Anführung eines ihrer Generale, Asdrubal, den Römern beträchtlichen

Schaden zuzufügen. Schon waren einige Jahre fruchtlos über der Belagerung verfloſſen und mehrere Konſuls hatten mit einander abgewechſelt, als der vom Schickſal dazu beſtimmte Eroberer vor den Mauren Karthago's erſchien. Es war dies

Publius Kornelius Scipio *),

der Sohn des berühmten Paul. Aemilius, dem er ſeine erſte vortreffliche Erziehung und Bildung verdankte, durch die er ſich als der hoffnungsvolleſte Jüngling ſchon ſo liebenswürdig machte, daß er bald nachher von dem Sohn des großen Scipio in dieſe angeſehene und reiche Familie durch Adoption aufgenommen wurde **). Dieſe frühern günſtigen Glücksumſtände hätten leicht auf das Gemüth des jungen Mannes einen nachtheiligen Einfluß haben können, aber er blieb den edlen Grundſätzen ſeines Vaters und ſeines frühen

---

*) Afrikanus, der jüngere, um ihn von ſeinem Ahnherrn, dem erſten Sieger über Karthago gleiches Namens, zu unterſcheiden, von welchem oben S. 340 f.

**) Siehe oben S. 438.

Freundes und Lehrers Polybius *) treu, und ſein Beſtreben blieb immer dahin gerichtet, ſich ſeiner höhern Beſtimmung und der Ehre ſo würdiger,

großer

---

*) Dieſer als Menſch und als Schriftſteller in der Geſchichte ſo merkwürdige Mann war ein geborner Grieche aus Arkadien, ein Mann von edlem Charakter und Gelehrſamkeit, der nach dem Fall von Macedonien, in welchen auch die verbündeten Staaten Griechenlands mit gezogen wurden, mit mehrern als Geiſel nach Rom war geführt worden, (ſiehe oben 461); hier fand er in dem Hauſe des Aemilius, der ihm den Unterricht ſeiner Kinder anvertraute, eine gute Aufnahme, und eben an unſerm Scipio einen ſo würdigen Schüler und nachherigen innigſten Freund, den er auf ſeinen Feldzügen und Reiſen begleitete, mit dem er alle Gefahren und Freuden des Lebens theilte und von dem er ſich nicht eher als nach ſeinem Tode trennte. In ſeinem Umgang fand Scipio die liebſte Erholung von ſeinen Arbeiten, und mehrmals, wenn er ſich dem Geräuſch der Stadt entzog, fand man ihn, den Helden von Karthago, in der Geſellſchaft dieſes ſeines Herzensfreundes und des weiſen Lälius am Ufer des Meeres beſchäftigt, Muſcheln aufzuleſen, kleine Häuſer daraus zu bauen und wieder zu zerſtören. — Zwar erlebte Polybius den Schmerz, ſein vormals freies Vaterland Griechenland zu einer römiſchen Provinz gemacht zu ſehen: doch empfand er dabei den Troſt, durch ſein Anſehen und Einfluß in Rom das Unglück ſeiner Mitbürger einigermaſen mildern zu können. Nach Scipio's Tode war ihm der längere Aufenthalt zu Rom unleidig; er kehrte daher in ſein Vaterland zurück, wo er bis in ſein hohes

Alter

großer Vorgänger werth zu bezeigen. Von ſeinem Vermögen machte er einen ſehr edlen Gebrauch, und trat beträchtliche Summen, die ihm durch Erbſchaften zufielen, an ſeine weniger begüterten Verwandten, Mutter und Geſchwiſter ab, damit dieſe mit Anſtand leben konnten *). Schon in ſeinen frühern Kriegsdienſten zeigte er ſich als den künftigen Helden. Als nach manchen vorgefallnen harten und unglücklichen Treffen in Spanien die jungen römiſchen Bürger ſich weigerten, ſich zu fernern Kriegsdienſten in dies unruhige Land führen zu laſſen, war es Scipio, der durch ſeine Reden und Beiſpiel wieder den Heldengeiſt unter ſeinen Mitbürgern weckte, daß ſie ſich freiwillig zu dieſem Feldzuge ſtellten, den er ſelbſt mitmachte, und da durch Erlegung eines Spaniers von rieſenmäßiger Größe, der ihn zum Zweykampf herausforderte, allgemeinen Ruhm, und daß er bei der Belagerung von Intercatia im Sturm zuerſt die Mauer erſtieg, eine Mauerkrone erwarb.

Von

Alter und an ſeinen Tod, den er ſich durch einen unglücklichen Fall vom Pferde zugezogen hatte, die Achtung und Liebe ſeiner Mitbürger genoß.

*) Siehe oben 478.

Von Spanien gieng Scipio nach Afrika über und erndete da in der konſulariſchen Armee unter Karthago's Mauern neue Lorbeern. **Phamäas**, der General der karthaginenſiſchen Reuterei, der ſo manchen glücklichen Ausfall gethan hatte, wagte es nicht zu erſcheinen, wenn dem Scipio die Reihe traf, zu kommandiren *). Das ganze römiſche Lager war von dem Ruhm des jungen Helden erfüllt, und jeder Soldat hielt es ſich für Ehre, an ſeiner Seite zu fechten. Während der Belagerung, die ſich in die Länge zu ziehen ſchien, gieng Scipio nach Rom, um ſich daſelbſt um ein obrigkeitliches Amt (die Aedilität) zu bewerben. Seine Erſcheinung, der Ruf, der ihm vorgieng, ſein Name und ſein einnehmendes ſchöne Aeußere machte allgemeinen Eindruck; man ahndete in ſeiner Perſon, als den würdigen Nachfolger ſeines Großvaters Scipio, auch den künftigen Eroberer Karthago's zu ſehen, und durch dieſe günſtige Stimmung und allgemeines Wohlwollen des Volks gelang es ihm, ſtatt Aedilis zu werden, ſich wider alles Vermuthen zum Konſul erhoben zu ſehen, ob er gleich nicht das dazu erforderliche Alter hatte, mit dem Auftrage, den Afrikaniſchen Krieg zu führen, und der Erlaubniß, ſich ſelbſt ſeinen Kollegen wählen zu dürfen. Er ernannte dazu ſeinen vertrauten Freund Lälius *), und gieng von ihm begleitet, in dieſer Würde des Oberbefehlshabers zur Armee nach Afrika.

---

*) Späterhin gieng dieſer karthag. Anführer aus Hochachtung gegen den Scipio zu den Römern über.

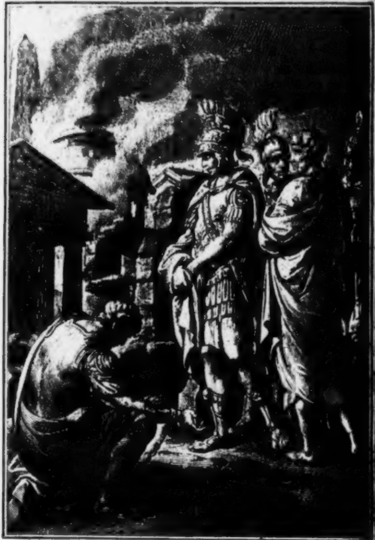
Sein erſtes Geſchäft war hier, die bisher eingeriſſnen Unordnungen in der Armee durch eine beſſere Mannszucht herzuſtellen und die Fehler ſeiner alten ſchläfrigen Vorgänger zu verbeſſern; und nun, nachdem er die Armee wieder mit römiſchen Heldenmuth beſeelt hatte, führte er ſie zur Belagerung von Karthago an, und ungeachtet des tapferſten Widerſtandes, den dieſe an ſich feſte Stadt, die 700000 Einwohner zählte, die alle, Männer, Weiber und Kinder mit unglaublicher Anſtrengung für die Erhaltung derſelben kämpften, gelang es ihm, durch verſchiedene glückliche

Ma-

---

*) den Sohn des Lälius, der auch der Freund und Gefährte des großen Scipio, ſeines Aeltervaters, geweſen war.

Manövres nach einer funfzehnmonathlichen Belagerung ſich Meiſter von der Stadt, und bald darauf von allen feſten Plätzen derſelben zu machen. Nur wenige der Einwohner kamen dabei mit dem Leben davon, die mehreſten wurden vom Schwerde aufgerieben, oder ſtürzten ſich verzweifelnd in die Flammen der brennenden Gebäude. Asdrubal entkam zu ſeiner Schande und warf ſich dem Sieger zu Füßen; aber ſeine Gemahlin, um der Schande zu entgehen, an den Siegeswagen des Römers gefeſſelt zu werden, erſtach erſt ihre beyden Kinder, dann ſich ſelbſt auf der Zinne des Tempels vor den Augen des Scipio und ihres ihm zu Füßen liegenden Gatten, und ſtürzte dann in die Flammen. Schauderhaft war der Anblick der brennenden Stadt, ſchrecklich die unzähligen Mordſcenen in derſelben. Scipio ſelbſt konnte ſich der Thränen nicht enthalten, als er von einer Anhöhe die himmelanſteigende feurigrothe Lohe der Stadt ſahe, die 700 Jahre lang die Beherrſcherin der Meere und der Mittelpunkt der Handlung von allen Welttheilen geweſen war. Seufzend wendete er ſich zu ſeinen Begleitern und ſprach einen Vers aus dem Homer, vom



C. Stengel sc. Dresd 1810

C. Scipio weint bei den Ruinen von Carthago.

Verfall der mächtigſten Staaten, den er mit banger Ahndung auf ſeine eigne Vaterſtadt deutete *). Die Stadt ſelbſt wurde den Soldaten zur Plünderung Preis gegeben und dann dem Erdboden gleich gemacht.

Scipio kehrte nach der Einäſcherung Karthago's ſogleich nach Rom zurück, wo er einen der glänzendſten Triumphe hielt, und von dieſer Zeit an auch wie ſein Großvater den Namen **Afrikanus** empfing. Unter den unermeßlichen Schätzen, die er dabei einführte und in den öffentlichen Schatz legte, befand ſich auch die Handſchrift eines ſehr ſchätzbaren Werkes eines gewiſſen Karthaginenſers, **Mago**, auf welches **Scipio** ſelbſt einen vorzüglichen Werth ſetzte und es dem Senat als ein Heiligthum überreichte.

Es iſt zu bedauren, daß wir dieſen **Scipio**, der doch gewiß ein Mann von edlen Herzen und großer Seele war, bald darauf wieder auf dem Kriegsſchauplatz auftreten und da bei Auftritten ſehen, bei denen die Menſchheit ſchaudert. Die Spanier, denen das Joch der römiſchen Herrſchaft

---

*) Siehe das 57ſte Kupfer.

ſchaft unerträglich war, machten immer neue Verſuche, daſſelbe abzuwerfen. Einer ihrer Anführer, Viriathus, der durch ſeinen Muth und Genie den Heldengeiſt ſeiner Nation aufgeregt hatte, beſchäftigte damals die römiſchen Legionen, die zu Dämpfung der Unruhen nach Spanien geſchickt wurden, ſchlug mehrere konſulariſche Armeen in die Flucht und würde ſich noch lange den Römern furchtbar gemacht haben, wenn ihn dieſe nicht durch Meuchelmörder auf die Seite geſchafft hätten. Mit ſeinem Tode entfiel auch den mehrſten ſeiner Anhänger der Muth: ſie ergaben ſich an die Römer; die einzige Stadt Numantia that ihnen mehrere Jahre hindurch Widerſtand und ſchickte mehrere römiſche Konſuln mit Schande von ihren Mauren zurück. Dies bewog den Senat, den Eroberer Karthago's, Scipio, auch zur Zerſtörung Numanz dahin abzuſchicken, der auch, wiewohl erſt nach zwey Jahren, und nachdem die äußerſte Hungersnoth die Numantier zur Uebergabe ihrer Stadt gezwungen hatte, ſie von Grund aus zerſtörte.

Dieſer zweyfache Sieg würde den Scipio zwar groß, aber nicht achtungswerth gemacht haben,

ben, hätte er nicht durch ſeinen edlen Charakter die richtende Nachwelt wieder der Wunden wegen ausgeſöhnt, die er der Menſchheit, ſo lange er das Schwerd in der Hand führte, geſchlagen hat. So aber war er in der Zwiſchenzeit, die er nicht im Felde und unter den Waffen verlebte, der humaneſte, gefälligſte und dienſtfertigſte Menſchenfreund. Sein Anſehen und ſeine Macht verleitete ihn nie zu übermüthigen herrſchſüchtigen Anmaßungen; vielmehr blieb er ein erklärter Feind aller derer, die durch herrſchſüchtige Unternehmungen dem Staate gefährlich ſchienen. Bei dem anſehnlichen Reichthum, den er auf die rechtmäßigſte Art beſaß, gieng er ſeinen Mitbürgern als Beiſpiel der Mäßigung vor und beſtätigte dadurch ſeine Verordnungen, die er als nachheriger Cenſor *) gegen den übertriebenen Aufwand ergehen ließ. An beſtändige nützliche

---

*) Von ſeiner Mäßigung im Glücke legte er auch einſt als Cenſor einen öffentlichen Beweis ab: denn als er einſt bei einer feierlichen Handlung, die er in dieſer Würde zu thun hatte, die gewöhnliche Gebetsformel nachſprechen ſollte: daß doch die Götter die Macht der Republik vergrößern möchten: erklärte er: „laßt uns vielmehr die Götter bitten, uns in

Thätigkeit gewöhnt, beſchäftigte er ſich in ſeinen Erholungsſtunden mit den Wiſſenſchaften und der Ausbildung ſeines Geiſtes; es war ſeine eigne Erklärung: er ſey nie weniger müßig, als wenn er Muße habe und nie weniger allein, als in der Einſamkeit. Er war ein großer Beförderer der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte; daher benutzte er auch das Theater, um ſeinen Landsleuten einen beſſern Geſchmack beizubringen; man ſagt, daß er und ſein Freund Lälius viel Antheil an den Meiſterſtücken des damals berühmten Schauſpieldichters Terenz *), den ſie ihres freundſchaftlichen Umgangs würdigten, gehabt haben.

In

---

in dem zu erhalten, was ſie uns ſchon verliehen haben." Dieſe Abänderung des öffentlichen Gebets wurde von nun an mit allgemeinen Beifall aufgenommen.

*) Dieſer durch Reinheit des Styls und zartes Gefühl für das Schöne und Edle in Charakterzeichnungen ſo berühmte Komödiendichter, war ein geborner Afrikaner, aus Karthago, der in ſeiner Jugend kurz vor Ausbruch des letzten puniſchen Kriegs von den Numidiern auf ihren Streifzügen gegen die Karthaginenſer gefangen genommen und an den römiſchen Senator Terentius Lukanus verkauft worden war, der ſein Talent bemerkte, ihn ſorgfältig erziehen ließ und ihm die Freiheit ſchenkte. Von dieſem ſeinen Wohlthäter nahm er auch nachher den Namen an. Von ſeinen thea-

In den nachherigen bürgerlichen Unruhen, die durch die Verſchwörung der Gracchen in Rom erregt wurden, ſtand Scipio mit Rath und That auf der Seite der Patricier und erklärte ſich laut gegen die zu weit gehenden Forderungen der Volksparthei, ohngeachtet er mit den Gracchen genau verwandt war *), die ſich an der Spitze derſelben befanden. Dadurch ſetzte er ſich vielen Verdrüßlichkeiten von Seiten des Volks aus, wurde einigemal von den Volkstribunen vor Gericht gefordert, und entkam mit genauer Noth ihren Nachſtellungen. Einſt als er auch noch Tags zuvor einer ſolchen Unterſuchung über ihn glücklich entgangen war, fand man ihn des andern Morgens todt in ſeinem Bette **). Zwar zeigten ſich am Halſe des Unglücklichen verdächtige Spuren von Gewaltthätigkeit ***), aber der Senat war theils über den Verluſt ſeines würdig-

---

theatraliſchen Werken ſind nur ſechs Komödien auf uns gekommen.

*) Er war der Schwager derſelben; denn er hatte ihre Schweſter Sempronia zur Gemahlin.

**) Er ſtarb in einem Alter von 56 Jahren.

***) Seine eigne Gattin war dabei im Verdacht.

ſten Mitgliedes ſo betroffen, theils durch die damals herrſchende Faction der Gracchen ſo furchtſam, daß er keine weitere Unterſuchung anſtellte, ja ſich nicht einmal getraute, ihm ein öffentliches Leichenbegängniß anzuordnen; ſein Leichnam wurde mit bedecktem Geſicht (was jene Vermuthung noch vermehrte) zu Grabe getragen; jeder der ihn begleitete, ſetzte ſich dem Verdacht aus, als ſey er ein Volksfeind; gleichwohl ließen ſich die beſten im Staat nicht abhalten, der Leiche zu folgen, und ſelbſt einer ſeiner ehemaligen Gegner, Metellus Macedonikus, ſchickte ſeine Söhne zu dem Gefolge, indem er mit Rührung zu ihnen ſagte: „Geht, meine Kinder! nie werdet ihr dem Leichenbegängniß eines größern Mannes, oder beſſern Bürgers beiwohnen!“

Rom hatte nunmehr den höchſten Gipfel des Ruhms und der Herrſchaft erreicht. Die vormals mächtigſten Staaten waren jetzt römiſche Provinzen, oder ihre Beherrſcher waren doch Vaſallen der Republik. Das vormals ſtolze Karthago, Roms Nebenbuhlerin, war jetzt ganz aus der

Reihe der Staaten verſchwunden; in demſelben Jahre, in welchem dieſe Hauptſtadt von Afrika in einen Steinhaufen verwandelt worden war, wurde auch Griechenland, das bisher noch einen Schein von Freiheit behalten und durch den Achäiſchen Bund behauptet hatte, in eine römiſche Provinz verwandelt und die Hauptſtadt jenes Bundes, Korinth, durch den Konſul Mummius zuerſt rein ausgeplündert, ſeiner koſtbaren Kunſtwerke beraubt und dann in Brand geſteckt. Auch Sparta ſank zu einem unbedeutenden Flecken herab; nur Athen wußte ſich noch eine Zeitlang durch ſeine Schmeicheleien in einigem Anſehen zu erhalten und diente ſelbſt den Römern zu einer Schule der Weisheit und des feinern Geſchmacks, bis es auch späterhin durch Sylla zerſtört wurde.

Alle Schätze des Orients und des Südens floſſen jetzt in die Hauptſtadt Italiens und der Welt zuſammen und erzeugten hier eine Sucht nach Reichthümern und einen ſo hohen Grad des Luxus, der bisher in Rom unbekannt geweſen war. Der Werth des Geldes wurde entſcheidend; Reichthum galt mehr als perſönliche Verdienſte; wer im Staate etwas gelten wollte, mußte

ein

ein großes Vermögen, prächtige Landhäuſer beſitzen und dem Volke glänzende Feſte geben können. Die öffentlichen Aemter, ſo wie die Stellen bei der Armee, wurden nicht darum geſucht, um dem Staate zu dienen, ſondern weil ſie einträglich waren, weil ſie die Mittel verſchafften, zu Anſehen und noch größern Reichthum zu gelangen. Die Kriege wurden mehr um des Raubens wegen geführt; die römiſchen Feldherren und ihre Armeeen kämpften nicht mehr um den Ruhm der Tapferkeit, ſondern um der Beute willen. Die Prätoren, Statthalter oder Befehlshaber in den Provinzen ſogen das Mark der Länder, die ihnen untergeben waren, aus, um dann als Könige in Rom zu leben; da die meiſten dieſer Aemter mit jedem Jahre wechſelten: ſo ſuchte jeder ſeine Zeit ſo gut er konnte zu benutzen, um ſich zu bereichern. So trat bei den Römern Gewinnſucht, Geld- und Prachtliebe an die Stelle der vormaligen Enthaltſamkeit und Mäßigung, und durch die Einführung fremder Sitten und der aſiatiſchen weichlichen Lebensart wurden die alten väterlichen Sitten verdrängt und Alles durch Ueppigkeit entkräftet.

Bei all dieſem äußerlichen Glanze, der jetzt die Großen in Rom umgab, befand ſich gleichwohl der größere Theil der Bürgerſchaft in einem ärmlichen und drückenden Zuſtande. Jene Reichthümer waren doch nur immer in den Händen derer aus den höhern Ständen, der Patricier oder einiger Wenigen, die ſich als Pächter oder Unterhändler, durch welche Mittel es auch ſeyn mochte, in den Beſitz derſelben geſetzt hatten. Dieſe hatten faſt alle Ländereien an ſich gebracht, welche ſie durch eine unzählige Menge Sclaven bauen ließen, indeß die ſtolzen freien Römer, die ſolche Arbeiten für ſich erniedrigend hielten, in Friedenszeiten, ohne Eigenthum zum Theil als Bettler im Lande umherzogen, zum Theil in der Hauptſtadt in dem Solde der Reichen ſtanden, indem ſie ihre Stimmen, die ſie bei den Wahlen bei Beſetzung der Staatsämter hatten, an die Meiſtbietenden verkauften. Dies Mißverhältniß der Stände und dieſer ungeheure Abſtand zwiſchen den Reichen und Armen in Rom gab den Grund zu den nachherigen innern Unruhen, durch welche der Staat zerrüttet wurde, und unterhielt die nachherigen Bürgerkriege, indem es nicht an Menſchen fehlte, die ihre Dienſte jedem Unruhſtifter feilboten und für baares Geld ihre Hände auch wohl mit Bürgerblut befleckten.

Dies Verderben der Sitten nahm nicht mit einemmal, ſondern nach und nach überhand; noch lebten die Nachkommen der Aemile und Scipionen, in deren Familien, ob ſie gleich die erſten im Staate waren, noch die alt römiſchen Sitten, wenn auch nicht mit Katoniſcher Strenge, beibehalten wurden; auch fehlte es nicht an Männern, die ſich dem einreißenden Verderben mit Muth entgegenſetzten und durch weiſe Vorſchläge die Wunden des Staats zu heilen ſuchten, die aber, indem ſie ſich dabei durch Leidenſchaft zu weit führen ließen, ſelbſt das Opfer ihrer Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe wurden.

Eine dieſer achtungswerthen Familien in Rom war die der Sempronier, aus welcher die in der römiſchen Geſchichte berühmt gewordene Gracchen abſtammten. Zwar gehörte ſie zu den Plebejern, aber ſeit der Zeit, wo auch dieſen ſo gut wie den Patriciern der Zutritt zu den höchſten Staatswürden offen ſtand, zählte dieſe Familie mehrere unter ihren Gliedern, die ſich durch ihre Verdienſte und durch die höchſte konſulariſche Würde ausgezeichnet hatten, und durch die Verbindung mit den erſten Häuſern in dem größten Anſehen ſtanden. **Tiberius Gracchus**, der Vater, war durch die Würden, die er bekleidet hatte, und noch mehr durch ſeine perſönlichen Tugenden und großen Eigenſchaften, einer der Erſten im Staate, hatte zweymal das Konſulat bekleidet, zweymal Triumph gehalten und das ſo ehrenvolle Amt eines Cenſors verwaltet. Seine Gattin war **Kornelia**, die Tochter des großen **Scipio**, des Ueberwinders des **Hannibal**, mit der er mehrere Kinder zeugte, von denen aber nur nach ſeinem Tode dreye am Leben blieben, eine Tochter, **Sempronia**, die mit dem jüngern **Scipio** vermählt wurde *), und zwey Söhne, den **Tiberius** und **Kajus**. Nach dem Tode ihres Mannes widmete ſich **Kornelia** ganz der Erziehung dieſer ihrer Kinder; ſie ſelbſt, eine Frau von großem Seelenadel und vortrefflichen Verſtande, gab ihren Kindern die erſte Bildung, wählte die beſten Lehrer für ſie und erzog ſie ganz unter ihren Augen. Ihr höchſter Stolz war als Römerin Mutter der edelſten Kinder im vollen Sinn dieſes Worts zu ſeyn, und in ihnen dem Staate würdige Bürger zu erziehen; darauf verwendete ſie ihre ſchönſten Lebensjahre; ja ſie ſchlug ſogar den Antrag aus, den ihr kurz nach dem Tode ihres Mannes Ptolomäus *), König von Aegypten, that, der ihr ſeine Hand und ſeine Krone anbot. Alle die herrlichen Dinge, auf welche ſchon zu ihrer Zeit die römiſchen Frauen einen großen Werth ſetzten, waren in ihren Augen unbedeutend gegen den Vorzug, die Mutter gut erzogner Kinder zu ſeyn. Einſt empfing ſie Beſuch von einer vornehmen Dame aus Kapua, die die Eitelkeit beſaß, ſich ihr nicht nur im höchſten Schmuck unter Augen zu ſtellen, ſondern ſie auch aufmerkſam auf den Werth der Diamanten und Koſtbarkeiten, die ſie an ſich trug, zu machen. Kornelia betrachtete dieſelbe mit ſehr gleichgültigen Augen, und ſchien etwas verlegen, als die Kapuanerin ſie bat, ihr doch auch ihre Koſtbarkeiten zu zeigen. Eben traten ihre

---

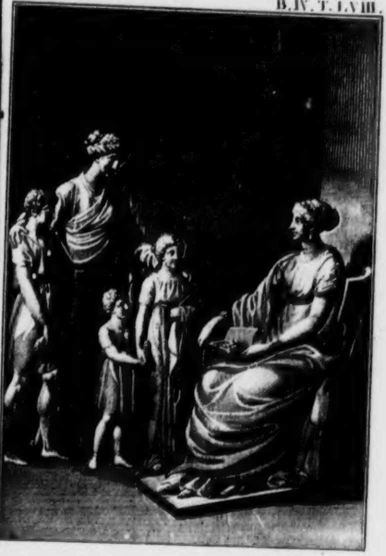
*) Siehe oben S. 507

Kin-

---

*) mit dem Beinamen Philometer, auch Lathyrus.

B.IV. T.LVIII.



ornelia die Mutter der Gracchen

Kinder an der Hand ihres Lehrers ins Zimmer. „Da ſind ſie, verſetzte die edle Römerin, indem ſie auf ihre Kinder wies, meine Juwelen, die einzigen, auf die ich einen Werth lege, und die meinem Herzen ſo theuer ſind *).“

Der Stolz, aus einer Familie entſprungen zu ſeyn, die ſich durch große Verdienſte um das Vaterland ſo verdient gemacht hatte; der Ruhm, den noch jetzt der jüngere Scipio, der ihre Tochter zur Gemahlin hatte, durch ſeine Thaten als Sieger von Karthago behauptete, trug viel dazu bei, auch ihre Söhne zu großen Unternehmungen anzufachen, um ſich dadurch einen ausgezeichneten Ruhm zu verſchaffen. Die Worte, die ſie einſt in der Gegenwart ihres ältern Sohnes Tiberius fallen ließ: „Sollen mich denn die Römer immer nur die Schwiegermutter des Scipio und nicht auch die Mutter der Gracchen nennen — ?“ machten auf dieſen einen tiefen Eindruck. Zwar hatte Tiberius als Soldat von ſeiner Tapferkeit manche rühmliche Proben abgelegt; er hatte ſeinen Schwager nach Afrika be-

---

*) Siehe das 58ſte Kupfer.

gleitet, und war einer der erſten, der bei dem letzten Sturm auf Karthago die römiſche Fahne auf die Mauer ſteckte: auch hatte er ſich bei andern Gelegenheiten als thätiger Geſchäftsmann, vorzüglich auch als einen guten Redner gezeigt und die Gunſt des Volks erworben, aber erſt dann, als er zum Volkstribun war erwählt worden, ſchien er der Erwartung ſeiner Mutter, ſich an die Reihe der berühmteſten Römer anzuſchlieſſen, zu entſprechen. Dies that er auch in der That: aber nicht mit glücklichen Erfolg. Er nahm ganz die Parthie des Volks gegen den Adel, ſuchte daſſelbe nach ſeiner natürlichen Gutmüthigkeit und aus Gerechtigkeitsliebe gegen die Gewaltthätigkeiten und Unterdrückung der reichen Patricier zu ſichern. Es that ihm wehe, ſo viele brave Bürger, die Leib und Leben in den Kriegen für das Vaterland gewagt hatten, ſo ohne alles Eigenthum umherirren, und dem Wucher und der Schande von Seiten der Reichen ausgeſetzt zu ſehen; um ſie davon zu befreien, brachte er als Tribun jenes Geſetz von Vertheilung der dem Römiſchen Staate zugefallnen Ländereien wieder in Vorſchlag, und ſuchte daſſelbe mit allem ſeinem

Anſehen und mit leidenſchaftlicher Hitze in Ausübung zu bringen; dadurch aber ſetzte er den Staat in die gröſte Verwirrung, zog ſich den Haß der Groſſen zu und wurde der Stifter der bürgerlichen Unruhen in Rom, die ihm ſelbſt und mehrern ſeiner Mitbürger das Leben koſteten. — Sein jüngerer Bruder Kajus ſetzte zwar ſein angefangnes Werk fort, aber auch mit ſo wenig Mäßigung und Klugheit, daß auch er zuletzt, bei darüber entſtandenem Aufruhr in Rom, als das Opfer ſeines republikaniſchen Eifers fiel und mehr als dreitauſend Bürger dabei das Leben verloren. — Der Verluſt ihrer beyden Söhne kränkte zwar ihre Mutter Kornelia ſehr, doch fand ſie in der Ueberzeugung, daß ſie ſich für das gemeine Beſte aufgeopfert hatten, und in der allgemeinen Achtung des Volks Beruhigung. Denn obgleich die Leichname ihrer Söhne, des öffentlichen Begräbniſſes beraubt, in die Tiber geworfen worden waren: ſo ehrte ſie doch das Volk in ihrem Tode noch als ſeine Wohlthäter, ließ ihnen Bildſäulen errichten, weyhte die Plätze, wo ſie waren ermordet worden, und brachten an denſelben Weyhgeſchenke und Opfer dar. Auch der Kornelia wurde eine eherne Statüe errichtet mit der einfachen, aber vielſagenden Inſchrift: Kornelia, die Mutter der Gracchen. Sie ſelbſt brachte ihre übrigen Lebenstage auf einem Landhauſe bei Miſenum in der reitzenden Gegend Kampaniens zu, wo ſie zwar ihrem Stande gemäs, aber nach ihrer gewöhnlichen frugalen Art lebte, immer einen Zirkel von Freunden und gelehrten Griechen um ſich hatte, mit denen ſie ſich mit ſo ruhiger Faſſung über die Geſchichte ihres Hauſes, wie über die Thaten der Vergangenheit unterhielt, ſelbſt wenn ſie auf ihre Söhne zu ſprechen kam, nicht einmal einen Seufzer ausſtieß, oder eine Thräne fallen ließ, und ſo bei ihren Leiden eine Größe der Seele zeigte, zu der ſich nur diejenigen erheben, die einen durch Weisheit und Tugend gebildeten Geiſt beſitzen.

Rom, das bei jenen Unruhen, die durch die Faction der Gracchen erregt werden waren, zum erſtenmal das Blut ſeiner Bürger von Bürgerhänden vergießen ſah, ward von dieſer Zeit an mehrmals der Schauplatz der ſchrecklichſten Greuelſcenen in Bürgerkriegen, wodurch die Republik zu Grunde gerichtet wurde. Das Anſehen der Geſetze war nun geſunken; das Band, das die Unterthanen mit ihrer Obrigkeit verband, war aufgelöſt; die guten Sitten verſchwanden, und mit ihnen die Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe, die zuvor der Ruhm der Römer geweſen war. Dieſe vormals freien, jetzt gleichſam feilgewordene Römer, ließen ſich zu Werkzeugen der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit mißbrauchen, und mußten zuletzt ihren Nacken unter das Joch ihrer Tyrannen beugen, denen ſie zuvor ſelbſt ihre Arme geliehen hatten, um ihre herrſchſüchtigen Abſichten auszuführen.

So gab Rom der Welt ein warnendes Beiſpiel, wie der Verfall der Moralität den Fall des Staats jedesmal nach ſich zieht; wie unglücklich ein Volk iſt, welches die Rechte der Menſchheit nicht mehr in ſich ſelbſt ehrt, ſondern durch innere Zwietracht die Bande der bürgerlichen Geſellſchaft zerreißt und ſich ſelbſt auflöſt. Marius und Sülla, und nach ihnen Pompejus und Cäſar gelangten abwechſelnd unter dieſen innern bürgerlichen Unruhen zwar zur höchſten Macht, aber ihre

Bahn war mit Blute bezeichnet und die Menſchheit ſeufzte bei den großen Unternehmungen dieſer Weltbeherrſcher unter dem Druck unerträglicher Laſten. Es hatte das Anſehen, als ob mit der Tugend alles bürgerliche und menſchliche Glück die Erde verlaſſen wollte. Die wenigen Edlen ſeufzten darüber im Stillen, und ſuchten, da ihnen ihre Religion, die blos in abergläubiſchen Meynungen und herzloſen ceremoniöſen Handlungen beſtand, nicht zu Hülfe kam, Troſt und Erheiterung in den Lehrſätzen der Philoſophen. Der beſſere Theil der Menſchen ſehnte ſich nach der Freiheit des Geiſtes, um ſich über die Unannehmlichkeit ihrer äußerlichen Lage erheben zu können, nach innern Frieden des Herzens, den ihnen die Welt nicht geben konnte: und ſo wurde die unter dieſen ſehnlichen Erwartungen ſeufzende Menſchheit dem großen Zeitpunkt näher geführt, den Gottes weiſe Vorſehung zur höhern geiſtigen Beglückung derſelben beſtimmt hatte.

Ende der dritten Abtheilung des
vierten Bandes.

I. Chronologiſches Regiſter
zum
vierten Theile der moraliſchen Bilderbibel.

Im vierten Zeitraum
von Cyrus bis auf Alexander den Großen.

J. d. W.	J. v. C. G.	
3475.	510.	Errichtung der römiſchen Republik nach Verdrängung der Könige aus Rom.
		Rom unter Konſuln.
		Tod des Brutus.
		Publius Valerius Publikola, römiſcher Konſul.
		Der Bau des Kapitols wird um dieſe Zeit beendigt.
3477.	508.	Porſena, König in Etrurien, läßt ſich, gereizt von Tarquin, in Krieg mit den Römern ein.
		Horatius Kokles, ein tapfrer Römer.
		Mutius Skävola.
3490.	494.	Während die Römer ihre republikaniſche Verfaſſung zu gründen ſuchen, kämpfen die Griechen unter Miltiades, Themiſtokles u. m. für ihre Unabhängigkeit und Freiheit mit den Perſern.

J. d. W.	J. v. C. G.	
3494.	489.	Schlacht bey Marathon unter Miltiades.
		innerliche Streitigkeiten in Rom zwiſchen den Patriciern und Plebejern.
		ein großer Theil der Bürgerſchaft in Rom verläßt die Stadt und bezieht den heiligen Berg.
		Die Volkstribunen mit obrigkeitlicher Gewalt werden in Rom eingeſetzt.
3495.	488.	Kajus Marcius Koriolan leiſtet dem Staate wichtige Dienſte,
		wird für einen Volksfeind erklärt und zur Entfernung aus Rom genöthiget,
		geht feindlich auf Rom los und wird durch die Bitten ſeiner Mutter bewogen, die Feindſchaft aufzugeben.
		Themiſtokles, Ariſtides in Athen.
		Krieg der Römer mit den Aequern und Sabinern.
	460.	Cincinnatus wird vom Pflug zum Konſulat berufen.
		Fortdauernde innerliche Unruhen in Rom.
3530.		Perikles erhält die Oberherrſchaft in Athen.
		Rom fühlt den Mangel guter Geſetze, und holt dieſelben durch eine Geſandſchaft von den Griechen.
3533.	451.	Die zwölf römiſchen Geſetztafeln.
		Appius Klaudius, oder die Regierung der Zehnmänner in Rom.
		Der Peloponneſiſche Krieg.
3579.		Krieg der Römer mit den Vejentern.
		Die Fabier.
3588.	390.	Markus Furius Kamillus,

erobert

J. d. W.	J. v. C. G.	
		erobert Veji.
		führt den Krieg gegen die Volſker.
3591.		Die Gallier in Italien nehmen Rom ein.
		Markus Manlius rettet das Kapitol.
		Brennus, der galliſche Feldherr, unterhandelt mit den Römern wegen dem Kapitol.
		Kamillus befreit das Vaterland von den Galliern.
		M. **Manlius** wird vom Tarpejiſchen Felſen geſtürzt.
3600.	384.	Theben in Griechenland erhebt ſich zu ſeiner Größe unter **Pelopidas** und **Epaminondas**.
		In Rom empfängt das Volk gleiche Rechte mit dem Adel.
	366.	erſter plebejiſcher Konſul.
3621.	363.	Schlacht der Griechen bei Mantinea, wo Epaminondas ſtirbt.
3631.		Sicilien unter der Regierung der **Dionyſe** und **Dions**.
		Timoleon in Syrakus.
	343.	Langwieriger Krieg der Römer mit den Samnitern.
		Papirius Kurſor, römiſcher Dictator.
		Pontius Herennius, ſamnitiſcher Feldherr, ſchließt die römiſche Armee in einen engen Paß ein, und zwingt ſie, unter das Joch zu gehen.
3646.	338.	König **Philippus** in Macedonien erlangt die Oberherrſchaft in Griechenland.

Fünfter Zeitraum.

Von Alexander den Großen bis auf Chriſtus.

Jahr der Welt 3648 — 3983.
Jahr vor Chriſti Geb. 336. —

J. d. W.	J. v. C. G	
3648	336.	Alexander der Große kömmt zur Regierung über Macedonien und unterwirft ſich das perſiſche Reich.
		Die Römer überwinden in dieſem Zeitraum ihre benachbarten Völkerſchaften in Italien.
3702.	282.	Krieg der Römer mit Tarent in Unter-Italien oder Groß-Griechenland.
		Nach Auflöſung der Macedoniſch-Griechiſchen Monarchie bilden ſich verſchiedene Königreiche.
		Pyrrhus II. König von Epirus.
		Antigonus und
		Demetrius Poliorcetes in Macedonien.
		Stiftung des Achäiſch-Griechiſchen Bundes.
3704.		Pyrrhus nimmt an dem Kriege der Tarentiner mit den Römern Theil.
		Kajus Fabricius, ein edler Römer, erwirbt ſich die Hochachtung des Pyrrhus.
	275.	Manius Kurius Dentatus ſchlägt den Pyrrhus bei Benevent.
3712.		Tarent und ganz Unter-Italien kömmt unter die Oberherrſchaft der Römer.

J. d. W.	J. v. C. G.	
3720.	264.	Erſter puniſcher Krieg, oder Karthago im Kampfe mit Rom.
	265.	**Hiero**, König von Syrakus, wird Bundesgenoſſe der Römer.
3724.	260.	Erſter Sieg der Römer zur See über die Karthaginenſer erfochten von Cajus Duillius.
		Kalpurnius Flamma.
	255.	**Markus Attilius Regulus** ſetzt mit der Armee nach Afrika über und greift die Karthaginenſer mit Glück auf ihren eignen Boden an.
3729.	254.	**Xantippus**, der Spartaner, ſchlägt den Regulus und die Römer.
		Regulus rühmliche Gefangenſchaft und Tod in Karthago.
		Der Krieg mit Karthago wird fortgeſetzt und
3743.	241.	endigt ſich mit einem für Karthago nachtheiligen Frieden,
		in dieſe Zeit fallen die Verſuche des Agis und Kleomenes in Sparta, die alte gute Ordnung und Verfaſſung wieder herzuſtellen,
		die Römer verbreiten ihre Eroberungen über Illyrien und den Po.
3766.	218.	Zweyter puniſcher Krieg.
		Hannibal, der karthaginenſiſche Feldherr macht wichtige Eroberungen in Spanien,
—		geht mit der Armee über die Alpen nach Italien,
	216.	ſchlägt die Römer am Ticinus und dem See Thraſimenus und geht auf Rom los.

J. d. W.	J. v. C. G.	
		Fabius Maximus, römiſcher Dictator und Feldherr, hält den Hannibal im Laufe ſeiner Siege auf.
		Minucius wird vom Hannibal geſchlagen.
3768		Die Römer leiden bey Kannä eine faſt gänzliche Niederlage.
		Tod des **Paullus Aemilius**.
		Hannibal in Kampanien,
		während der Zeit, daß die Römer in Italien gedrängt werden, führen ſie deſto glücklichere Kriege im Auslande mit
3770.	214.	**Philippus** II. König in Macedonien.
3772.	212.	**Marcellus** erobert Syrakus.
		Publius Kornelius Scipio
	211.	macht Spanien zu einer römiſchen Provinz,
		ſetzt mit der Armee nach Afrika über.
		Maſſiniſſa ein numidiſcher König, Bundesgenoſſe der Römer.
		Sieg des **Scipio** über Hasdrubal und Syphax.
		Tod der **Sophonisbe**.
3782.	202.	**Hannibal** verläßt Italien um ſeiner Vaterſtadt Karthago zu Hülfe zu kommen,
		wird bey Zama in Afrika geſchlagen,
		die Karthaginenſer werden zu einem ſchimpflichen Frieden gezwungen.
3784.		Macedonien im Kriege mit Rom.
		Titus Quinctius Flamininus
3787.		ſchlägt den König Philipp von Macedonien bey Kynos Käphalä,-
3788.		erklärt Griechenland für frei.

J. d. W.	J. v. C. G.	
		Nabis, Tyrann von Sparta.
		Hannibals Tod.
		Krieg der Römer mit Antiochus in Syrien.
3792.		Lucius Aemilius Paullus.
3813.		Der Krieg mit Macedonien bricht von neuem aus.
		Aemilius ſchlägt den König von Macedonien Perſeus bey Pydna und führt ihn gefangen nach Rom.
3817.	166.	Macedonien wird eine römiſche Provinz.
		Polybius mit mehrern Griechen als Geiſel in Rom.
		Markus Porcius Kato, Cenſor in Rom, ſtirbt.
3835.	150.	Dritter puniſcher Krieg.
		Publius Kornelius Scipio der Jüngere,
3838	146	zerſtört Karthago.
		Auch Griechenland wird eine römiſche Provinz.
		Korinth wird zerſtört und mit dem achäiſchen Bunde geht die griechiſche Freiheit zu Ende.
		Rom wird Weltbeherrſcherin, verdirbt aber an Sitten,
3839 f.	145. f.	breitet ſeine Eroberung über Spanien und Gallien bis Deutſchland aus.
		Innerliche Unruhen nehmen in Rom überhand.
		Die Unternehmungen der Gracchen erregen den erſten blutigen Bürgerkrieg in Rom,
3890.		noch blutiger werden dieſelben unter Marius und Sylla.

J. d. W.	J. v. C. G.	
3890.		Der römiſche Staat neigt ſich immermehr ſeinem Verfall. Die Achtung für die Geſetze, Verfaſſung und obrigkeitliches Anſehen nimmt immer mehr ab. Die Ueppigkeit verbreitet immer traurigere Folgen; die bürgerliche Freiheit hört auf. Der Kampf um die Alleinherrſchaft wird mit immer mehr Hitze geführt; ſelbſt die entfernteſten Provinzen werden oft der Schauplatz verheerender Kriege und manichfaltigen Elends. Die Welt ſehnt ſich nach Frieden.

II. Sach- und Namen-Regiſter zum vierten Bande.

A.

Achtung gegen das weibliche Geſchlecht beweiſen die Römer 350. Scipio 332. gegen ausgezeichnete Tugend 398. Note.

Aemilius Paullus, römiſcher Konſul, iſt bei dem unglücklichen Treffen bei Kannä 326. und findet da ſeinen Tod 327. 432.

Aemilius Lucius Paullus, der Sohn des vorigen 432. genießt eine ſehr edle Erziehung 433. gelangt zu anſehnlichen Staatswürden, die er mit der größten Sorgfalt verwaltet 434. führt die römiſchen Armeen mit Ruhm an 435. verwendet die ihm von Staatsgeſchäften übrige Zeit auf die Erziehung ſeiner Kinder 436. Scenen aus ſeinem häuslichen Leben 437. geht als Feldherr nach Macedonien 440. ſchlägt den König Perſeus bei Pydna 446. verliert dabei ſeinen Sohn und findet ihn wieder 449. bekömmt den König Perſeus in ſeine Gewalt 455. giebt bei dieſer Gelegenheit den Seinigen weiſe Winke 456. zeigt ſich den Griechen als einen Mann von Genie, Geſchmack und edlen Charakter, und erwirbt ſich ihre Hochachtung 458. 460. ſeine Uneigennützigkeit 459. geht nach Rom zurück 462. wo er troz der Kabale ſeiner Neider einen ſehr glänzenden Einzug hält 463. zeigt ſich als Vater bei dem Verluſt ſeiner beyden Söhne ſtandhaft 470. ſeine lezte Lebensſcene und Nachruhm 472.

Ackerbau, wird von den Römern für eine dem freien Bürger anſtändige Beſchäftigung gehalten 174. 253.

Albinus Lucius, als Beiſpiel religiöſer Denkungsart 135.

Antigonus Gonatas wird vom Pyrrhus überwunden 257. begräbt den Leichnam dieſes ſeines Feindes 260.

Antiochus der Groſe, König von Syrien, nimmt den Hannibal an ſeinem Hofe auf 386. geräth in Krieg mit den Römern 388. wird von den Scipionen überwunden und zum Frieden genöthiget 391.

Antiochus Epiphanes, König in Syrien, nimmt den Befehl der Römer an 476.

Appius Klaudius, römiſcher Konſul, vertheidigt mit Strenge die Rechte des Adels in Rom 25. — als Decemvir 98. ſtrebt nach der höchſten Gewalt im Staate 100. bereitet ſich durch ſeine Ausſchweifungen ſelbſt den Untergang 101.

Appius Claudius, ein römiſcher Senator, giebt guten Rath 248.

Ardea, daſelbſt befindet ſich Kamillus während ſeiner Verbannung 126. 140.

Armuth, rühmliche, des Valerius 20. des Menenius Agrippa 19 Note. des Quinctius Cincinnatus 81. 92. wird Trieb zu großen edlen Unternehmungen Beiſp. Fabricius 235. 236. des Kurius 252. 256. , Kneus Scipio 341. Scipio Aſiatikus 401.

Athen, von den Macedoniern bedrängt, ruft die Römer zu Hülfe 403

Aufopferungen zum gemeinen Beſten machten die Frauen in Rom 117. und mehrere römiſche Bürger 335.

B.

Beharrlichkeit in ſeinen gefaßten Vorſätzen bewieß Hannibal 303. Fabius Maximus 314. 316. Scipio 362.

Brennus, Anführer der Gallier in Italien 127. unterhandelt mit den römiſchen Geſandten 128. geht auf Rom los 130. und nimmt es ein 137.

C.

Cäſe, Sohn des Cincinnatus, ein edler junger Römer 77. zieht ſich durch ſeine Verwegenheit den Haß der Volkstribunen zu 78. wird als Verbrecher an der Republik angeklagt 79. entflieht aus Rom, als ein Geächteter 80. wird ſpäterhin freigeſprochen 92.

Cenſura, eine wichtige Staatswürde in Rom 110. Note 261.

Cincinnatus ſ. Quinctius.

Cineas, ein weiſer Freund des Pyrrhus 226. deſſen Unterredung mit dem Könige über die Zufriedenheit 227. ertheilt guten

Rath 238. geht als Geſandter nach Rom 247. ſein Urtheil von den Römern 239.

D.

Dankbarkeit für erwieſene Dienſte 15. 119. 135. 147. 353. 403. 426.

Decius Mus, römiſcher Feldherr, weyhet ſich dem Tode fürs Vaterland 193.

Demetrius Poliorcetes, einige Nachricht von dieſem Könige 222 Note.

Dictatur, höchſte obrigkeitliche Würde bei den Römern 112.

Duilius Kajus, erſter Admiral der Römer, liefert das erſte Seetreffen 278.

E.

Edelmuth, Beiſpiele derſelben ſelbſt bei Räubern 118. Edelmuth des Scipio 351. 357.

Ehrgeitz, wird leicht gereizt 412. traurige Folgen deſſelben 513.

Eid, unverletzliche Heiligkeit deſſelben 238. 292. 333.

Eltern, ihr Verhalten bei dem frühen Verluſt ihrer Kinder, Kamillus 125. Aemilius 470. Kato 491. die vorzügliche Ehre und Glück durch ihre Kinder erhielten, Scipio 341.

Enthaltſamkeit, Beiſp. Hannibal 299. Flamininus 408.

Entſchloſſenheit bewies M. Horatius 9. Fabius 301. Kornelius Scipio 314. derſelbe, als er verklagt wurde 394.

Eroberungs- und Ruhmſucht verleitet zu gefährlichen und unglücklichen Unternehmungen 224. 253. 259.

Erziehung der Kinder, war in den erſten Jahren bei den Römern mehr den Weibern und Sclaven überlaſſen 174. ihr wichtiger Einfluß auf den Charakter 433. Beiſp. von Eltern, die ihre Kindern eine ausgezeichnet gute Erziehung gaben P. Aemilius 436. Kato 489. Kornelia, die Mutter der Grakchen 512.

F.

Fabier, die, eine der edelſten Familien in Rom, opfert ſich im Dienſte des Vaterlandes auf 104 f. einige von dieſer Familie handeln zum Nachtheil des Staats nicht mit gehöriger Ueberlegung 128. 129.

Fabius Maximus 311. verſpricht in ſeiner Kindheit wenig, bildet ſich aber immer mehr aus und wird einer der erſten Männer im Staate 312. ihm wird als Dictator der Krieg mit Hannibal übertragen. ſeine Vorbereitung dazu 315. entwirft ſeinen Plan und befolgt ihn ſtandhaft 313. hält ſeinen Feind in fernern Eroberungen auf 314. hat an ſeinem Untergeneral Minucius einen Gegner 315. ſein großmüthiges Verhalten gegen ihn 320. f. unterſtützt den P. Aemilius mit guten Rath 325. ſtößt ſeinen Mitbürgern nach der verlohrenen Schlacht bey Kannä Muth ein 331. ſein Tod 339.

Fabius Rullianus handelt wider die Geſetze der Kriegszucht und kömmt darüber in die größte Gefahr 186.

Fabricius Cajus Luſcinus, ein edler Römer, bahnt ſich durch ſeinen Geiſt und Rechtſchaffenheit den Weg zum Anſehen 234. ſeine Enthaltſamkeit und Mäßigung 235. 245. wird als Geſandter ſeiner Republik an Pyrrhus geſchickt und erwirbt ſich deſſen Hochachtung 237. ſchlägt edelmüthig die Geſchenke des Königs aus 241. iſt eben ſo unerſchrocken als unbeſtechlich 244. und mäßig 245. mag den Feind des Vaterlandes nicht meuchelmörderiſch auf die Seite ſchaffen 250. ſtreicht als Cenſor den Cornel. Rufinus, ſeines Luxus wegen, aus der Liſte der Senatoren 261.

Fehler, muß man erkennen und zu verbeſſern ſuchen 322. — des Körpers, müſſen durch Vorzüge des Geiſtes verbeſſert werden 478.

Feinde, mächtige, darf man nicht zum Zorn reizen 213.
auch an ihnen muß man großmüthig handeln 259. 329.

Feind, auch dieſem ſoll man vergeben, Beiſp. Porſena 16.

Flamininus, ſ. Quinctius.

Frauen, ihre Würde und Rechte bey den Römern 74. 117. Edelfrauen verdienen Hochachtung 486. — die ſich in der Geſchichte auf eine würdige oder unwürdige Art ausgezeichnet haben Veturia, Mutter des Koriolan 35. 68. Valeria, die Schweſter des Publikola 67. Klälia, eine römiſche Jungfrau 18. Virginia 101. mehrere Frauen in Rom 117. Sophoniſbe 369. Kornelia, die Mutter der Grachen 512.

Freude, auch in der Freude muß man ſich mäßigen 508.

Furius Lucius, Mitkonſul des Kamillus, ſtürzt ſich und die Armee durch ſeine Verwegenheit in Gefahr 160. aus der ihn Kamillus errettet 161.

Furius Markus Kamillus 109. deſſen frühe Beweiſe von Tapferkeit 109. verwaltet die Cenſur 110. wird Dictator 112, erobert Veji 113. widerſetzt ſich der Auswanderung der Bürger aus Rom 120. führt den Krieg gegen die Faliſker 120. ſein edelmüthiges Betragen gegen einen Verräther 122. erobert Fälerii durch ſeine Großmuth 123. macht ſich dem römiſchen Volke verhaßt 124. wird vor Gericht gefordert 125. verläßt Rom als ein freiwilliger Verbannter 126. wird wieder Anführer der Römer im Kriege gegen die Gallier 145. befreit Rom von den Galliern 150. und zieht daſelbſt im Triumph ein 152. Beweiß ſeiner Vaterlandsliebe 155. verwendet ſeine Kräfte zum Beſten des Vaterlandes 158. dient ihm noch als Greis 160. ſöhnt Tuſkulum mit Rom aus 163. und die Römer mit ſich ſelbſt 165. ſtirbt allgemein beklagt 168.

G.

Gallier in Italien 127. ihr Anführer Brennus unterhandelt mit den römiſchen Geſandten 128. erobern Rom 137. ihr Angriff aufs Kapitol wird abgeſchlagen 146. ſie werden vom Kamillus überwunden 150. erneuerte Verſuche der Gallier in Italien und auf Rom einzudringen 180.

Gänſe ſollen das Kapitol gerettet haben 145.

Gaſtfreundſchaft, Beiſpiele von derſelben 44. 205.
verletzte Gaſtfreundſchaft 266.

Gebet, durch daſſelbe ſtärkten ſich gute Menſchen im Vertrauen auf höhere Hülfe. Beiſp. Kamillus 166. Scipio 564.

Gelübde müſſen gehalten werden 117.

Genügſamkeit, Beiſpiel Kato 457. S. Zufriedenheit.

Gerecht muß man auch an Feinden handeln, Beiſp. Valerius 19.
Gerechtigkeitsliebe und Pflege, Beiſpiel Cincinnatus 85. 86. des römiſchen Senats 270.

Geſchenke von Feinden ſind als Beſtechungsmittel verdächtig, und dürfen von edlen Menſchen, die ihre Pflicht lieben, nicht angenommen werden, Beiſp. Fabricius 240. die römiſchen Bürger 247. Kurius 253. römiſche Geſandte in Egypten 263.

Gewiſſen, äußert ſeine Rechte 266. 434.

Glück, Unſicherheit und Wechſel des Glücks 222. Note 580.

Gott iſt Rächer des Böſen 266. 583.

Gracchus

Gracchus Sempronius führt die römiſchen Sclaven in Krieg gegen Hannibal 331. vertheidigt die Scipionen 397. 400.

Gracchen, kurze Geſchichte derſelben 510. f.

Greiſe, ihr ehrwürdiges Anſehn macht ſelbſt auf Barbaren Eindruck 137.

Beiſp. von ſolchen, die noch als Greiſe die nützlichſten Dienſte thaten 165.

ertheilen guten Rath, Beiſpiel Herennius 240. Appius Claudius 248.

Griechenland theilt Rom ſeine Geſetze mit 93. wird von den Römern frei erklärt 416. verliert die Freiheit wieder 461.

Großmuth, Beiſpiel Porſena 19. Kamillus 140. 161. 162. gegen die Beſiegten und Gefangenen bewieß Pyrrhus 233. 246. 250. Fabricius 250. Fabius Maximus 315. 321. f. 330.

H.

Hannibal, der Karthaginenſiſche Feldherr 295. der Sohn des Hamilkar 296. begleitet ſeinen Vater nach Spanien und ſchwört ihm, ſo lange er lebe, ein Feind der Römer zu ſeyn 297. dient nach dem Tode ſeines Vaters unter ſeinem Schwager Asdrubal in Spanien 298. ſein kriegeriſches Talent 299. empfängt das Oberkommando der Armee 300. erobert Sagunt 301. überzieht Italien mit Krieg und geht daher über die Alpen 302. liefert am Fuße derſelben den P. K. Scipio ein Treffen 304. dann dem Sempronius 305. und Flaminius, die er beſiegt und ſich dadurch den Weg nach Rom bahnt 306. erhält am Fabius Maximus einen würdigen Gegner 414. wird von dieſem eingeſchloſſen und rettet ſich durch Liſt 318. ſchlägt die Römer bei Kannä 329. benutzt aber ſeinen Sieg nicht ganz 330. zieht ſeine Armee nach Kampanien 330. wo ſie verweichlicht 330. wird zur Vertheidigung Karthago aus Italien abgerufen 377. hält mit Scipio eine Unterredung bey Zama 380. wird von dieſem geſchlagen 382. räth zum Frieden 384. begiebt ſich zum Könige Antiochus nach Aſien 386. ſeine Unterredung daſelbſt zu Epheſus mit Scipio 387. vom Antiochus flüchtet er zum Pruſias, König von Phrygien 429. wo er vom römiſchen Feldherren Flamininus aufgefunden wird, und, um nicht lebendig in deſſen Hände zu fallen, ſich ſelbſt durch Gift das Leben nimmt 431.

Has-

Haſdrubal, ein karthaginenſiſcher General, kämpft unglücklich gegen die Römer 366.

Heerd, der, ein bei den Römern heiliger Ort 57. Note.

Herennius Pontius, ein ſamnitiſcher Feldherr, zwingt eine römiſche Armee, unter das Joch zu gehen 199. f.

Heldenthat, die an Verwegenheit grenzt, bewieß Pont. Kominius 144. Heldenthat des Lucius Mannlius 180.

Hiero, König von Syrakus 277. wird ein Bundesgenoſſe Roms.

Horatius Kokles vertheidigt Rom gegen die eindringenden Feinde 11.

J.

Jubellius Decius, ein römiſcher Kriegsoberſt, handelt treulos an den Rhegiern 265. empfängt ſeinen Lohn dafür 267.

Jugend, Beiſpiele von ſolchen, die ſich ſchon in derſelben rühmlich ausgezeichnet haben, Marcius Koriolan 34. Kajus Fabricius 235. Kato 476.

K.

Kalpurnius Flamma, römiſcher Tribun, rettet die Armee vom Verderben 270.

Kamillus, ſ. Furius.

Kannä, eine Stadt in Apulien, bey welcher die merkwürdige Schlacht der Römer mit Hannibal vorfiel 326. 329.

Kapitol zu Rom, wird vom Konſul Horatius eingeweiht 8. von den Galliern eingeſchloſſen und belagert 137. 139. durch die Wachſamkeit des Mark. Manlius erhalten 146. und vom Kamillus errettet 149.

Karthago, die Hauptſtadt in Afrika, der Sitz der Handlung 273. ſteht anfangs mit Rom in Bündniß 275. geräth mit demſelben in Krieg 276. wird zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen 293. der bald darauf wieder gebrochen wird 295. auch der zweyte puniſche Krieg endigt ſich unglücklich für Karthago 384. noch unglücklicher der dritte zu ſeiner gänzlichen Zerſtörung 493. f.

Kato, Markus Porcius, Cenſor, geboren in Tuſkulum 477. zeichnet ſich frühe durch Talente und Rechtſchaffenheit aus 478. wird vom Konſul Val. Flakkus bemerkt und vorgezogen 481.

erlangt die höchſte Staatswürde 482. iſt ein ſtrenger Anhänger der Sitten der Alten und Feind des Luxus 483. wird Cenſor 483. welches Amt er mit Strenge verwaltet 485. ſein häusliches Leben und edles Benehmen als Gatte und Vater 486. ſeine frugale Lebensweiſe 487. Standhaftigkeit bey dem Tode ſeines Sohnes 491. ſein Patriotismus 491. er ſtirbt in einem hohen Alter 492.

Kato, Markus, Sohn des Vorigen, wird von ſeinem Vater ſorgfältig erzogen 489. iſt als Jüngling in dem Treffen bey Pydna — ſeine dabei bewieſene Tapferkeit 447. 490. ſein früher Tod 491.

Kinder, die ſich durch Ehrfurcht und Liebe gegen ihre Eltern ausgezeichnet haben; Marcius 55. und ihnen vorzügliche Freude gemacht 58. der Sohn des Luc. Mannlius Titus 178.

Klälia, eine edle Römerin, ihre kühne That 19.

Klugheit, durch ein kluges Benehmen kann man großen Gefahren ausweichen. Beiſp. 162.

Kokles, ſ. Horatius.

Kominius Pontius deſſen Heldenthat 144.

Konſul, auch aus der gemeinen Volksklaſſe werden Konſuln in Rom erwählt 167.

Koriolan ſ. Marcius.

Kornelia, die Mutter der Gracchen, ihr edler, jedoch ehrſüchtiger Character 512.

Krieg, der erſte puniſche, Veranlaſſung dazu 276. deſſen Ausgang 294. zweyter Krieg 295. der dritte 493.

Kriegsliſt, Beyſp. Hannibal 318.

Kriegsrecht, Begriffe der Gallier von demſelben 148. 149.

Kriegskunſt wird bey den Römern vorzüglich geſchätzt und und von ihnen ausgebildet 174. 175.

Kriegs- oder Mannszucht, darauf hielten die Römer vorzüglich 176. 435. Beiſpiele davon Manlius 177. 183. Papirius Curſor 185. f.

Künſte, die ſchönen bildenden, wurden den Römern ſpät bekannt 174.

Kurius, Manius Dentatus, römiſcher Konſul 252. ſchlägt den Pyrrhus in Italien 254. ſein rühmlicher Triumph 255.

L.

Lälius Cajus, der treuſte Freund und Kriegsgefährte des P. Korn. Scipio 348. 358. 361. 363. verfolgt die flüchtigen Feinde 367.

Lälius, der jüngere Sohn des Vorigen, der Freund und Kriegsgefährte des jüngern Scipio 499.

Lehrer, Beiſpiel eines ſehr unwürdigen Lehrers zu Falerii 121.

Lentulus, ein römiſcher Kriegsoberſter ertheilt guten Rath 202.
-- Kornelius, ein andrer edler Kriegsoberſter bemüht ſich den Konſul Aemilius zu retten 327.

Leutſeeligkeit, durch dieſe gewinnt Publikola die Liebe des Volks 3. Flamininus die Gunſt der Griechen 409.

Luxus, herrſchende Ueppigkeit führt den Verfall der Staaten und Nationen bei 210. 336. 507. 517. weiſe Staatsmänner ſuchen ihm daher Einhalt zu thun, Beiſp. Kato 484.

M.

Macedonien, der macedoniſche Krieg mit den Römern 401.

Mannlius Lucius, Dictator, ſeine ſtrenge Mannszucht 176. ſeine Strenge gegen ſeinen eignen Sohn 177.

Mannlius Markus, ein tapfrer Römer rettet durch ſeine Wachſamkeit und Tapferkeit das Kapitol 146. iſt neidiſch auf den Ruhm des Kamillus 157. ſucht ſich durch die Gunſt des Volks zum Oberherrn Roms zu erheben und geht darüber zu Grunde, ebendaſ. Note u. 176.

Mannlius Titus, der Sohn des Lucius, rettet ſeinen Vater von einer gefährlichen Anklage 178. erlegt einen Gallier im Zweikampf 180 und nimmt ihm die goldne Kette ab, wovon er den Namen Torquatus erhält 181. wird Konſul 182. führt ſtrenge Mannszucht ein und beweißt dieſe an ſeinem eignen Sohne 183.

Mannszucht ſ. Kriegszucht.

Marcellus Markus Klaudius, einer der größten römiſchen Feldherrn, erobert Sicilien 337. und ſchlägt den Hannibal 338.

Marcius, Cajus Koriolanus, zeichnet ſich durch frühe Tugend aus 54. Achtung und Liebe gegen ſ. Mutter 55 ſeine Tapferkeit 37. im Kriege gegen die Volsker 39. empfängt den Beinamen Koriolan 45. wird bei der Konſulwahl zurückgeſetzt 48. zieht ſich den Haß des Volks zu 50. wird vor Gericht gefordert 52 und zur Landesverweiſung verdammt 53. begiebt ſich ins Exil zu den Volſkern 55. und bietet dem Fürſt derſelben, Attius Tullus, ſeine Dienſte gegen ſein Vaterland an 56. empfängt die Oberbefehlshaber-Stelle gegen die Römer, und zieht als Rächer gegen ſie zu Felde 60. geht auf Rom los und ſetzt die Stadt in die äußerſte Angſt 62. ſchlägt den Geſuch der Römer, Frieden zu ſchließen, dreymal ab 65. giebt endlich den Bitten ſeiner Mutter nach 72. hebt die Belagerung auf 74. und beſchließt ſein Leben in verborgner Stille 75.

Mäßigung im Glück, Beiſpiel Scipio 503. S. Enthaltſamkeit.

Maſſiniſſa, ein numidiſcher Fürſt, iſt anfänglich auf Seiten der Karthaginenſer 356. wird ein Bundesgenoſſe der Römer 363. ſtößt mit ſeinen Leuten zur Armee des Scipio und iſt mit bei der Belagerung von Utika 365. ſchlägt die Karthaginenſer und bekömmt ſeinen Feind Syphax gefangen 368. bemächtizt ſich der Reſidenzſtadt Cirtha 368. der Auftritt daſelbſt mit der Königin gefangenen Sophoniſbe 369. f. wird zum König Numidiens von Scipio erklärt 376.

Menenius Agrippa ſtillet den Volksaufruhr in Rom 28.

Menſchlichkeit (Humanität) auch im Kriege, bewieſen Kamillus 114. Hannibal 329. Scipio 349.

Minucius, General der röm. Reuterei, handelt gegen den Willen des Dictator Fabius 315. 319. wird vom Hannibal geſchlagen 321. erkennt ſeinen Fehler 322. und ſöhnt ſich mit Fabius aus 325.

Mucius Skävola unternimmt das Wagſtück Rom von ſeinem Feinde Porſena zu befreyen 14. woher er den Namen Skävola erhalten 17.

Mütter die ſich durch die gute Erziehung ihrer Kinder vorzüglich ausgezeichnet haben; Veturia 55. Kornelia 512.

N.

Nabis, Tyrann von Sparta, wird vom Flamininus beſiegt 408.

Neid iſt gewöhnlich der Begleiter des Glücks 6. 156. 337. 338. 465. erregt Feindſchaft 157. Note; unglückliche Folgen deſſelb. 286.

Noth macht erfinderiſch 217.

P.

Papirius Kurſor, ein Feldherr der Römer, zeichnet ſich beſonders durch Tapferkeit und ſtrenge Mannszucht bei der Armee aus 185. Beweißt ſich in Behauptung der Mannszucht ſtreng gegen Fabius Rullianus 187.

Patriotismus, ächte Anhänglichkeit an den vaterländiſchen Staat bewieſen die Römer 335. ſ. Vaterland.

Perſeus, der Sohn des Philippus, Königs von Macedonien, hat Schuld an der Ermordung ſeines Bruders Demetrius 443. nimmt den väterlichen Thron in Beſitz 444. zeigt ſich als einen Deſpoten, erwürgt ſeine eigene Gemahlin 445. reizt die Römer zum Kriege und zieht gegen P. Aemilius zu Felde und wird bei Pydna geſchlagen 446. ſeine ſchändliche Flucht 450. ſein niederträchtiger Geiz 451. flüchtet in einen Tempel auf der Inſel Samothrace 452. geräth in die feindlichen Hände und wird dem Sieger Aemilius ausgeliefert 453. der ihn im Lager empfängt; unwürdiges Verhalten des Perſeus 454. wird mit ſeiner Familie in Rom im Triumph eingeführt 468. Note, wo er im Elend ſtirbt 471. Note.

Philippus II., König von Macedonien, führt mit den Römern unglücklich Krieg 401. wird von Flamininus bei Kynos Kephalä geſchlagen 412. Bittet die Römer um Frieden 415. macht neue Vorbereitungen zum Kriege mit den Römern 432. ſein häusliches Unglück durch den Zwiſt ſeiner Söhne 443. ſtirbt auf eine ſehr elende Art 444.

Polybius, ein berühmter griechiſcher Geſchichtſchreiber, Lehrer und Freund des Scipio des Jüngern 496. Note.

Popilius, Cajus, römiſcher Feldherr, bringt den König Antiochus zu einer ſchnellen Entſchließung 476.

Porſena, König von Kluſium, ſucht den Sext. Tarquin wieder in Rom einzuſetzen 9. nimmt den Janikulus ein und ſucht in Rom einzudringen 11. belagert Rom 13. wird von Mucius meuchelmörderiſch angegangen 14. vergiebt dieſem ſ. Verbrechen 16. bietet Rom den Frieden an 17.

Poſtumus Spurius, römiſcher Konſul, entehrt von den Feinden, ſucht ſeine Nation von der Schmach mit eigner Aufopferung ſeines Lebens zu befreien 207.

Publius Valerius Publikola erwirbt ſich durch ſeine Leutſeligkeit die Liebe des Volks 3. iſt ein erklärter Feind der Tyrannei 4. wird Konſul 5. lehnt den Verdacht von ſich ab, als ſtrebe er nach der Alleinherrſchaft 6. befeſtigt die Rechte der Bürger 7. ſeine Gerechtigkeitsliebe 19. ſein Tod 20.

Pyrrhus, König von Epirus 214. hatte ſchon in ſeiner früheſten Kindheit und Jugend mit großen Gefahren zu kämpfen 216. empfängt die Krone ſeines väterlichen Reichs und beweiſt ſich ihrer würdig 220. verliert ſie aus Unvorſichtigkeit 221. begiebt ſich zum Demetrius 222. und von da zum Ptolemäus, König von Egypten, der ihn wieder zur Krone hilft 224. wird von den Tarentinern zu Hülfe gegen die Römer gerufen 226. nimmt gegen den Rath ſeines Freundes Cineas dieſe Einladung an 229. und landet mit Gefahr an der italieniſchen Küſte 230. liefert den Römern ein Treffen und behauptet das Schlachtfeld 232. empfängt die Geſandten Roms, beſonders den Fabricius, mit Achtung 236. ſetzt nach Sicilien über 251. jedoch ohne glücklichen Erfolg 252. wird vom Konſul Kurius geſchlagen 253. und genöthigt, Italien zu verlaſſen 255. macht ſich zum Herrn von Macedonien 258. wird bei Argos durch einen Steinwurf getödtet 258.

Q.

Quinctius Lucius Cincinnatus 76. ſucht vergeblich ſeinen Sohn, wegen einer öffentlichen Anklage zu retten 77. begiebt ſich aufs Land und treibt den Feldbau 81. wird vom Pfluge zum Konſulamte berufen 83. geht nach Verlauf des Konſuljahres wieder auf ſein Landgut zurück 87. geht von da in der Würde eines Dictators wieder zurück im Krieg gegen die Aequer 87. und unterjocht dieſe Nation 90. hält einen Triumph in Rom 91. und verlebt ſeine übrigen Tage auf dem Lande 93.

Quinctius Titus Flamininus 404. bildet ſich frühe zum Helden 405. liebt die Wiſſenſchaften 406. wird als Konſul beauftragt, den macedoniſchen Krieg zu führen 408. bringt die Griechen auf ſeine Seite, indem er ſich für ihren Befreier erklärt 409. liefert dem Könige von Macedonien bei Kynos Kephalä ein Treffen und überwindet ihn 411. Folgen dieſes Siegs 412.

verwendet ſich in Rom für die Freiheit der Griechen 414. und verſichert ihnen dieſelbe bei Gelegenheit der Iſthmiſchen Spiele 416. wird dafür von ganz Griechenland als Wohlthäter anerkannt 419. bekriegt den Tyrann Nabis in Sparta 420. verläßt Griechenland 423. zieht im Triumph in Rom ein 424. begleitet als Legat den Konſul Manius in den Krieg mit Antiochus nach Griechenland und nimmt ſich der Griechen thätig an 425. wird nach beendigtem Kriege Cenſor in Rom 427. wird durch ſeinen unwürdigen Bruder ſehr gekränkt 428. geht als Geſandter der Republik an den Hof des Pruſias, Königs von Bithynien, wo er den Tod des großen Hannibal beſchleunigt 431. lebt und ſtirbt als Privatmann in Rom ebendaſ.

R.

Rath, guten, muß man befolgen 402.

Reden, inhaltsvolle, witzige 215. 322. 345. 387.

Regulus Markus Attilius, römiſcher Konſul, beſiegt die Karthaginenſer bey Meſſina 281. ſetzt nach Afrika über und behauptet ſich da mit Glück 282. zwingt Karthago zu Friedensbedingungen 284. wird von Xanthippus geſchlagen und gefangen nach Karthago gebracht 286. erträgt ſtandhaft den Verluſt ſeiner Freiheit 287. geht als Abgeſandter zu einer Unterhandlung nach Rom 288. ſein edles Verhalten dabey 289. geht, alles Bitten und Flehen der Seinigen ungeachtet, nach Karthago zurück 292. wo er auf eine grauſame Art hingerichtet wird 294.

Religion, ihr Einfluß auf Bildung des Charakters 112. 118. flößt ſelbſt Wilden Ehrfurcht ein 142. erweckt Muth und Vertrauen 313. Beiſpiele religiöſer Menſchen, Furius Kamillus 112. 133. Luc. Albinus, römiſcher Bürger 134. L. Fabius Dorſo 142. Fabius Maximus 313. Scipio Afrikanus 364. Aemil. Paullus 434. 441. Folge der Unterlaſſung der Religionsgebräuche 131. 313. 134.

Rhegium, eine Stadt in Unteritalien, begiebt ſich in römiſchen Schutz 264. wird von der römiſchen Beſatzung unterdrückt 265. und vom Senat wieder gerächt und in Freiheit geſetzt 270.

Rom wird von Konſuln regiert 5. von Porſena bedroht 9. leidet unter den bürgerlichen Unruhen 23. wird von dem größten

Theil ſeiner Bürger verlaſſen 27. die gemeinen Bürger erhalten den Zutritt zu obrigkeitlichen Aemtern; Einführung des Tribunats 51. nimmt die Geſetze Griechenlands an 94. Einführung des Decemvirats 98. 99. Uneinigkeit ſeiner Bürger 119. wird von einem Einfall der Gallier bedrohet 153. und von ihnen eingenommen 157. und eingeäſchert 158. Die Römer unterhandeln mit Brennus 149. werden aber vom Kamillus in Freiheit geſetzt 149. Rom breitet ſeine Herrſchaft immer weiter aus 171. wird vom König Pyrrhus mit Belagerung bedrohet 251. erhält die Oberherrſchaft über ganz Italien 260. und fängt an die Hauptſtadt der Welt zu werden 273. wozu ihr der Krieg mit Karthago den Weg bahnt 271. Rom zeigt ſich nie größer als in Gefahren 330. gebietet über Könige und Reiche 475. höchſte Größe derſelben zur Zeit der Scipione 506. geräth durch Sittenverderben in Verfall, der durch bürgerliche Unruhen immer mehr beſchleunigt wird 506.

Ruhmſucht, ſ. Eroberungsſucht.

S.

Sanftmuth richtet mehr aus als Zorn 26. 29.

Schaamhaftigkeit muß unverletzt erhalten werden 439.

Schein, auch den böſen Schein muß man meiden, um nicht Gelegenheit zu üblen Verdacht zu geben 116.

Schrecken, jählinges, iſt tödtlich 507.

Scipio Kneus, Bruder des folgenden, unglücklicher Feldzug in Spanien. 341.

Scipio P. Kornelius, Vater des Scipio Afrikanus, verliert das Treffen gegen Hannibal 304. bleibt in einer Schlacht in Spanien 341.

Scipio Publius Kornelius, der Sohn des vorigen 340. begleitet ſeinen Vater nach Spanien in den Krieg und rettet ſeinem Vater in einer Schlacht das Leben 341. war bey der Schlacht bey Kannä mit zugegen, wo er ſich mit 4000 Mann nach Kanuſium rettet und da eine Verſchwörung der übrigen Offiziere gegen das Vaterland unterdrückt 313. kömmt in Senat 345. geht als Prokonſul nach Spanien 346. und erobert Neucarthago 347. ſein edelmüthiges Verhalten gegen die Gefangenen 349-355. beſonders gegen eine junge Spanierin 351. und einen Numidier, Maſſiva 356. ſchlägt die Spaniſche

Armee

Krone aus 355. geht damit um, den Krieg nach Afrika zu ſpielen 358. reiſt dahin, um ſich die Freundſchaft eines Numidiſchen Königs, Syphar, zu verſchaffen 359. kehrt als Sieger über Spanien nach Rom zurück 361. wird Konſul und empfängt vom Senat den Auftrag, in Sicilien die Vorbereitung zu einer Landung in Afrika zu treffen 362. geht mit der Flotte nach Afrika ab 363. liefert dem Karthagin. General Hanno ein Treffen und belagert Utika 365. ſteckt die feindlichen Lager in Brand und ſchlägt die Karthaginenſer 366. bedroht Karthago mit Belagerung 367. tadelt den Maſſiniſſa wegen ſeiner unüberlegten Heirath mit Sophonisben 373. erklärt ihn zum Könige 376. Seine Zuſammenkunft mit Hannibal bey Zama 379. Schlacht bey Zama, in welcher er den Hannibal überwindet 382. empfängt die Geſandten von Karthago 383. und bewilligt ihnen unter harten Bedingungen den Frieden 384. kehrt ſiegreich nach Rom zurück 385. wird von ſeinen Mitbürgern zu wenig geachtet und leiſtet ihnen demohngeachtet ſeine Dienſte 386. reiſt als Geſandter zum Antiochus: ſeine Unterredung daſelbſt mit Hannibal zu Epheſus 387. begleitet ſeinen Bruder nach Aſien in den Krieg mit Antiochus 388. verliert ſeinen Sohn und empfängt ihn vom Antiochus wieder 389. 391. ſchlägt den König bei Magneſia und ſchreibt ihm die Friedensbedingungen vor 391. wird bei ſeiner Zurückkunft nach Rom angeklagt 392. ſeine männliche Vertheidigung 393. geht freiwillig aus Rom 396. wird vom Sempron. Gracchus vertheidigt 397. ſein Privatleben in Liternum 398. wo er auch ſtirbt 399.

Scipio Lucius mit dem Beinamen Aſiatikus, zieht, begleitet von ſeinem Bruder Afrikanus, in Krieg gegen Antiochus 388. empfängt den Beinamen Aſiatikus 392. wird in gerichtliche Unterſuchung in Rom gezogen 392. zum zweytenmale angeklagt und zu einer Geldbuße verdammt, welche er großmüthig erlegt 400.

Scipio Publ. Kornel. der Jüngere, durch Adoption Enkel des Aeltern, Sohn des Aemilius 495. ſein edles Verhalten in der Jugend 496. Tapferkeit bei ſeinen erſten Kriegsdienſten in Spanien und Afrika 497. f. wird Konſul 498. belagert Karthago 499. und erobert daſſelbe 500. ſo wie bald nachher die

Hauptſtadt Spaniens, Numanz 502. ſein ſchönes Privatleben 503. zieht ſich als Vertheidiger der Rechte der Patricier große Verdrießlichkeit zu — ſtirbt plötzlich 505.
Servilius, ein Volksfreund, beſänftiget das Volk 26.
Sextus Lucius, der erſte römiſche Konſul aus der gemeinen Volksklaſſe 168.
Sextus Tarquinius macht von neuem Verſuch, ſich der römiſchen Krone zu bemächtigen 9. 21. ſtirbt zu Kumä 21.
Sicilien, giebt die Gelegenheit zum Kriege der Römer mit den Karthaginenſern 276.
— wird von den Römern eingenommen 337.
Sicinnius Kajus, ein Volksaufwiegler 27.
Sieg, auch der glänzendſte iſt zu theuer erkauft 233. 249.
Sitten, auf die Erhaltung der Sitten wurde in Rom ſehr geſehen. Daher die Einrichtung des Cenſoramtes 261. Bemühungen des Kato für die Erhaltung derſelben 483.
Sophonisbe, die Tochter des Hamilkar, Gemahlin des Syphax, ergiebt ſich dem Sieger Maſiniſſa 369. der, um ſie der Schmach der Gefangenſchaft zu entreiſſen, ſie ſchleunigſt heirathet 371. ihr aber nicht lange nachher den Giftbecher zuſchickt, den ſie trinkt 375.
Sparta wird vom Nabis tyranniſirt, und vom Flamininus mit Krieg bedroht 420.
Staat, der, muß die Verdienſte ſeiner Bürger ſchätzen und belohnen, Beiſpiel 13. 119. 135. 147. 483. und für diejenigen ſorgen, die in ſeinen Dienſten ſind 283. 340.
Stände, die allzugroße Ungleichheit derſelben im Staate, iſt gefährlich 22.
Standhaftigkeit in Ertragung der größten Leiden bewies Regulus 167. in Gefahren, Hannibal 302. in Leiden Aemilius 470. Kato 491.
Syphax, ein mächtiger König der Maſäſyler in Numidien, ein Bundesgenoſſe der Karthaginenſer 358. wird vom Scipio überredet, auf Seiten der Römer zu treten 359. tritt wieder von ihnen ab und ſchlägt ſich zur Parthey der Karthaginenſer 363. 365. wird in verſchiedenen Treffen geſchlagen 366. in ſeinem eigenen Königreiche von den Römern angegriffen und überwunden 367. geräth ſelbſt in die Gefangenſchaft 368. wird ins römiſche Lager zu Scipio gebracht 381.

T.

Tafeln, die zehn Geſetztafeln der Römer 98. werden noch mit zweyen vermehrt 100.

Tapferkeit war die vorſtechendſte Tugend der Römer 172. Beiſp. Horatius Kokles 11. Mucius Skävola 16. Marcius 37. Mark. Mannlius 146. Kalpurnius Flamma 280.

Tarent, eine Stadt in Unteritalien, verdorben durch Ueppigkeit 211. reizt die Römer zur Feindſchaft 212. zieht ſich dadurch ſeinen Untergang zu 214. ruft den König von Epirus, Pyrrhus, zu Hülfe gegen die Römer 226. muß ſich aber zuletzt an dieſelben ergeben 255.

Terenz, ein römiſcher Komedien-Dichter, einige Nachricht von ihm 504. Note.

Timeſitheus, Anführer von Seeräubern, beweißt ſich edelmüthig 118.

Treue im Halten des gegebenen Worts beweiſen die römiſchen Gefangenen 247. Regulus 292.

Treuloſigkeit des Decius Jubellius 265. und ſeiner Mitgenoſſen, wird beſtraft 267. 269. — des Kreters Oroandes 455.

Tribunat in Rom eingeführt 31. Macht der Tribunen 76.

Triumph, eine Beſchreibung deſſelben, wie ihn P. Aemilius hielt 466. Note.

Tubero, Aelius, ein edler Römer, Schwiegerſohn des Aemilius 450. 451.

Tullus Attius, ein Fürſt der Volsker 56. nimmt ſeinen vormaligen Feind Marcius Koriolan gaſtfreundſchaftlich auf 58.

Tuſculum, eine Ital. Stadt, deren Bewohner ſich durch ihre Klugheit aus einer großen Gefahr ziehen 160.

U.

Uebermuth im Glück, ſo wie Kleinmuth im Unglück, macht verächtlich, und iſt gleich ſchädlich 455. 456.

Ueppigkeit macht weichlich und führt zum Verderben 356. ſ. Luxus.

Uneigennützigkeit, Beiſpiel des Aemilius 459. 473. Scipio des Jüngern 497.

Unmäßigkeit verkürzt das Leben 225. Note.

Unvorſichtigkeit ſtürzt in Gefahren 221.

V.

Valeria, Schweſter des Publikola, macht ſich um ihr Vaterland verdient 67.

Valerius, ſ. Publikola.

Vater, Beiſpiele von Vätern, die äußerſt ſtreng mit ihren Kindern verfahren haben 177. 184. Herennius väterlicher Rath an ſeinen Sohn 199.

Vaterland, mit dem Vaterlande muß man nicht zürnen, ſondern auch Beleidigungen vergeben. Beiſp. Cincinnatus 82. Kamillus 140. Scipio 386. dem Vaterland muß man alles andere nachſetzen und aufopfern 283. 300. 335. 355. ſelbſt das Leben. Beiſp. derer, die ſich fürs Vaterland aufopferten, die Fabier 104. Decius Mus 196. Kamillus 115. Kalpurnius Flamma 279. Paul. Aemilius 328. Vaterlandsliebe bewieſen Kamillus 155. Hamilkar 296. Polybius 496. Vaterlandsliebe erzeugt Tapferkeit. 173. 279.

Verdacht, in denſelben können auch wohl die beſten Menſchen fallen, Beiſp. Fabius Maximus 314. 317.

Verdienſte werden nicht immer belohnt 592.

Verwegenheit und Vermeſſenheit iſt nicht Tapferkeit, und läuft gewöhnlich unglücklich aus 160. 285. 305. 321. 325.

Verzweifelung macht Muth 494.

Veturia, die Mutter des Koriolan, erweicht durch ihre mütterlichen Bitten den harten Sinn ihres Sohnes 72.

Virginia, eine römiſche Bürgertochter, wird das Opfer ihrer jungfräulichen Keuſchheit 101.

W.

Wiſſenſchaften, ihr Einfluß auf die Bildung des Charakters und [illegible]

Wort, gegebenes Wort muß man halten 291. ſiehe Treue.

X.

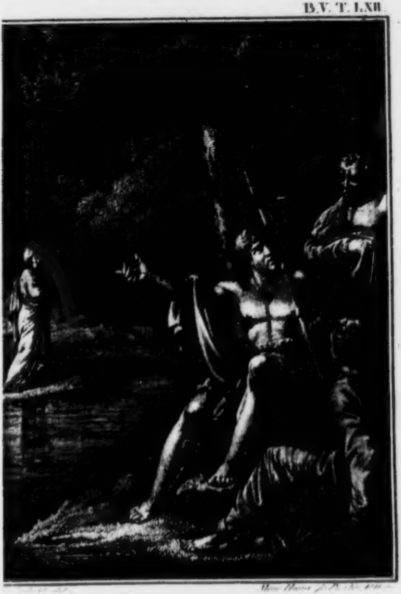
Xanthippus, ein lacedämoniſcher General, ſchlägt die Römer bey Karthago 285. wird dafür ſchlecht belohnt 287.

Z.

Zufriedenheit mit ihrem niedrigen Zuſtande, beweiſen Cincinnatus 87. Fabricius 235. 241. Kurius 253. 257. Aeltere Scipio 542. Aelius Tubero und deſſen Familie 459.

Zwietracht in Familien und im Staate richtet Zerrüttung an 45. 76. 219.

B.V. T. LXII



Johannes am Jordan zeugt von Jesu

Moraliſche
Bilderbibel

mit Kupfern
nach Schubert'ſchen Zeichnungen

765,3636

und
mit Erklärungen

von

Kaſpar Friedrich Loſſius,

Diakonus an der Prediger-Kirche zu Erfurt, und Mitglied der
daſigen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Fünfter Band.

Mit funfzehn Kupfern.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 181

Pränumeranten-Verzeichniß.

Fortſetzung und Beſchluß.

Se. Excell. Herr Baron Reinhard, Kaiſerl. Königl. Franzöſ. Miniſter und Geſandter bei Sr. Maj. dem Könige von Weſtphalen in Caſſel.

*

Herr Controlleur Arnold in Ober-Neuſulza.
— C. A. von Arnswald in Eiſenach.
— Gerichtsdirector Bech in Kölleda.
— Friedrich Becker, Rothgerber in Pforzheim.
— Kaufmann Belling in Erfurt.
— Bauverwalter Bergmann in Ober-Neuſulza.
— Apotheker Bienert in Adorf.
— Kammerherr und Major von Boddin in Ludwigsluſt.
— Bolt, Kupferſtecher in Berlin.
— Amtscommiſſair Brückner in Waltershauſen.

Herr C. G. Brückner, Kaufmann in Mylau bei Reichenbach.
— Polizeydirector von Danzen in Colberg.
— Profeſſor Döll in Gotha.
— Johannes Engelhard, Fabrikant in Pforzheim.
Frau Fehr-Schirmer in St. Gallen.
Herr Regierungsrath von Fels in St. Gallen.
— Rector M. Ficker in Eibenſtock.
— Stiftsſecretair Fiſcher in Wurzen.
— Geigenbach, Primärlehrer und Katechet in Lindau.
Frau von Götz in Merſeburg.
Herr Goldmann, Buchbinder in Beuthen in Niederſchleſien.
— Tribunal-Procurator Graff in Marburg.
— Oberförſter Greß in Krannichfeld.
— Ludwig Haas, Kaufmann in Dillenburg.
— Meno-Haas, Kupferſtecher in Berlin.
— Friedensrichter Happel in Marburg.
— Organiſt Heinecke in Mansfeld.
— Carl Gottl. Heinze in Leipzig.
— Oekonom Hofmann in Marburg.
— Rendant Hübner in Mühlhauſen.
— Jliſch aus Riga.
— Kreisamtmann Juſt in Tennſtedt.
— Conſiſtorialrath und Superintendent Juſti in Marburg.
— Finanz-Commiſſair Kaſten auf Weiſchlitz.
— Heinrich Kleinfeller in Kitzingen.
— Kammerjunker und Major von Krackau in Langenſalza.
— Feilenfabrikant Wolfgang Kummer in Suhl.
— Poſtſecretair Lenk in Gotha.
Demoiſell Lippmann in Glauchau.

Herr **Loſſius**, Apotheker in Werre.
— Conſervateur von der **Malsburgh** in Elmershauſen.
— Emanuel **Merkel**, Kaufmann in Schmalkalden.
— **Metz**, Procurator des Königs in Marburg.
— von **Meyenburg**, Oberpoſtamts-Director in Schaffhauſen.
— Paſtor M. **Michael** in Eibenſtock.
— von **Metz**, Director der directen Steuern in Marburg.
— Pfarrer M. C. **Münch**, Biſchöfl. Conſ. Director in Gattnau.
— Pfarrer M. T. **Münch**, Königl. Würtemb. Decanats-Commiſſair und Concurs-Examinator in Hochberg.
— Conſiſtorialrath und Profeſſor **Münſcher** in Marburg.
— Doktor **Naeff** in St. Gallen.
— Schullehrer **Rauſche** in Gaberndorf bei Weimar.
— Chriſtian **Reinhard**, Kaufmann in Burgſtedt.
— J. C. G. **Richter**, Erzieher des jüngſten Grafen von Solms-Rödelheim in Utphe bei Gießen.
— Cameral-Amts-Actuar **Rieckler** in Knittlingen.
Fräulein Dorette **von Riedeſel** in Lauterbach.
Herr Poſtſecretair **Rothhard** in Gotha.
— **Saendig** in Glauchau.
— Paſtor **Saſſe** in Höxter.
— M. F. **Scheibler**, luther. Prediger in Montjoie.
— **Scheidemantel**, Univerſitäts-Pedell in Erfurt.
— **Schlarbaum**, Criminalgerichts-Aſſeſſor und Tribunal-Procurator in Marburg.
— Cantor **Schleifer** in Günſtädt.
— **Schuſter**, Kaufmann in Neuſtadt an der Hardt.
— Alexander **von Seebach**, Kammerherr und Regierungsrath in Gotha.

Herr Seewald, Kreis-Steuer-Einnehmer in Löwenberg
in Niederſchleſien.
— Sonnenwald in Stuttgardt.
— Bäckermeiſter Stöhr in Erfurt.
— Bernhard Straß in Gotha.
Madam Taſchner geb. Vogel in Erfurt.
— Terheiden in Neuhaus.
Herr Auguſt Thienemann in Leipzig.
Frau Oberforſtmeiſterin von Tieſenbronk in Dillenburg.
Herr Herrmann Graf von Wartensleben in Breslau.
— G. F. Wenige, Kaufmann in Friedrichroda.
Fräulein von Witt in Gotha.
Herr Zauder, Schaffner in Leipzig.

Mora-

Moraliſche
Bilderbibel.

Fünften Bandes
erſte Abtheilung

mit vier Kupfern;

die Geſchichte der Juden, von ihrer Zerſtreuung unter die Heyden, bis auf ihre Unterwürfigkeit unter die Römer; oder von Daniel bis auf Johannes.

Fortgeſetzte Geſchichte der Juden, nach ihrer Zerſtreuung in heydniſche Länder.

Die großen Veränderungen, die ſich ſeit der Zeit der Zerſtreuung der Juden unter die Aſſyrer und Babylonier auf dem größern Schauplatz der Welt zugetragen hatten, das Entſtehen und Zerfallen der mächtigſten Reiche, der immerwährende Streit der Nationen und ihrer Häupter, einander an Macht und Herrſchergröße zu übertreffen und der noch edlere Kampf des beſſern Theils der Menſchheit um Geiſtesfreiheit und ſittliche Vollkommenheit — hatten auch auf dieſe jüdiſche Nation, die zwar dabei eben keine ſo glänzende Rolle ſpielte, aber gleichwohl von der göttlichen Vorſehung zu großen Abſichten beſtimmt war, ſehr wichtigen Einfluß, und ſelbſt die Unglücksfälle die ſie erfahren, der Druck unter dem ſie lange leiden mußte, diente dazu, um ihr einen deſto feſtern Charakter zu geben, und ſie zu einem Werkzeuge zu machen, durch welches eine beſſerere Religionserkenntniß unter den Menſchen bis zu dem Zeitpunkt erhalten wurde, wo dies erfreuende und beglückende Licht zur Erleuchtung und Veredlung der Menſchheit aufgehen und ſich über alle Nationen der Erde verbreiten ſollte.

Es liegt in dem Plane der weiſen Weltregierung, die wichtigſten Veränderungen in der Welt, ſo wie im Menſchenleben, an ſehr geringſcheinende Anfänge anzuknüpfen. Nicht das Groſſe, nicht das Aufſehenerregende, ſondern das was zuvor in den Augen der Menſchen gering und unbedeutend iſt, erwählt Gott, um ſeine großen wohlthätigen Abſichten auszuführen. Laſſen Sie uns, theuerſte Leſer, dieſen Wegen der Verſehung Gottes in der Geſchichte des jüdiſchen Volks, die ſich von jetzt an beinahe in der frühern Völker- und Staatengeſchichte zu verlieren ſcheint, nachgehen und die vorbereitenden Umſtände auf eins der wichtigſten Weltereigniſſe, das den größten

ten Einfluß auf die geiſtige und ſittliche Bildung der Menſchen hatte, erwägen.

So traurig auch anfangs der Zuſtand des jüdiſchen Volks war, in welchen es durch die Verwüſtung des Vaterlandes und durch ſeine Wegführung in die aſſyriſchen und babyloniſchen Provinzen war verſetzt worden: ſo wurde doch derſelbe nach der Zeit ſehr gemildert, erträglich, ja ſogar wohlthätig; es war keine eigentliche Gefangenſchaft, ſondern mehr eine Zerſtreuung in die heydniſchen Länder, wo ihnen zum Theil gewiſſe noch unbebaute Gegenden zu ihrem Aufenthalt und zum beſſern Anbau angewieſen, zum Theil auch freigelaſſen wurde, ſich in den ſchon kultivirten Orten, ſogar in den Hauptſtädten des Reichs nieder zu laſſen, bürgerliche Geſchäfte daſelbſt zu treiben und an dem Schutz der Regierung gleich den übrigen Einwohnern Theil zu nehmen; ja einigen von ihnen, die ſich durch vorzügliche Kenntniſſe und Geſchicklichkeit auszeichneten, gelang es ſogar, wie wir ſchon bemerkt haben *), ſich zu anſehnlichen Bedienungen am

---

*) Siehe Band I. S. [illegible]

Hofe zu erheben und Einfluß in die Landesregierung zu erhalten. Gleichwohl hiengen ſie dabei immer von der Willkühr ihrer mächtigen Gebieter ab, waren als eine unterdrückte Nation den Kabalen, den Mißhandlungen und der verächtlichen Begegnung ihrer hochmüthigen Sieger ausgeſetzt und der weit größere Theil der Armen ſeufzte unter dem Druck der Sclaverei. Ja ſie würden ſich bei dieſer Zerſtreuung unter die Heyden nach und nach verlohren und aufgehört haben eine eigne Nation zu machen, wenn nicht die heiligen Bande der Religion ſie zuſammen gehalten und jetzt mehr als jemals mit einander vereinigt hätte. Den Mangel der gemeinſchaftlichen Gottesverehrung nach der Weiſe ihrer Väter hatten ſie noch nie ſo tief empfunden, als jetzt, da ſie entfernt von der heiligen Stätte in Jeruſalem, zerſtreut und in fremden Ländern leben und dieſes Glück entbehren mußten. Der Glaube an den Gott ihrer Väter, an das Einzige höchſte verehrungswürdige Weſen, welches man nur durch heilige Geſinnungen und Handlungen verehren könne, war ihnen noch nie ſo vernunftmäßig und ehrwürdig erſchienen als jetzt, da ſie das Unvernünftige und Thörigte des Götzendienſtes in der Nähe zu ſehen Gelegenheit hatten und nicht ſelten zur Theilnahme an dieſen abergläubiſchen Gebräuchen gezwungen wurden. Das Grundgeſetz ihrer Religion, kein anderes Weſen außer den einzigen wahren Gott, Jehovah, göttlich zu verehren, welches ſie in den vorigen Zeiten ihres Leichtſinns ſo oft übertraten und wobei ſie ſich zugleich von den Geboten Gottes entfernt hatten, wurde ihnen jetzt um deſto heiliger, da ſie ihre nunmehrige Verwerfung und den unſeligen Zuſtand ihrer Gefangenſchaft als die verdiente Strafe ihrer vorigen Unachtſamkeit und Sünden erkannten: um deſto aufrichtiger wurde nunmehr ihr Vorſatz, durch ein würdigeres Betragen, durch feſtere Anhänglichkeit an die väterliche Religion, ſich der verlohrnen Huld ihres Gottes wieder würdiger zu machen.

In dieſem edlen Sinne wurden ſie durch ihre damaligen Lehrer befeſtigt, unter denen ſich einige durch außerordentliche Geiſtesvorzüge als Geſandte Gottes an das Volk auszeichneten, die den geſunkenen Muth der Nation durch die tröſtende Verſicherung aufrichteten, Gott werde ſie, wenn ſie ſich beſſern würden, auch gewiß wieder in ihr voriges Vaterland zurückführen. In dieſer freudigen Erwartung erduldeten ſie ihre gegenwärtigen Drangſale mit einer Stärke der Seele, die ſelbſt ihre Bedrücker in Verwunderung ſetzte; die gemeinſchaftliche Noth brachte ſie, die vorhin oft durch einſeitiges Intereſſe getheilt waren, in nähere brüderliche Verbindung unter einander, der gemeinſchaftliche Name der Juden hob die ehemalige Abſonderung unter ihnen auf und vereinigte ſie wieder zu gegenſeitiger Unterſtützung und Bruderliebe.

Als ein Gemälde dieſer religiöſen Denkungsart und der Sitten aus der damaligen Zeit ſtehe hier eine Erzählung, die ſowohl ihrer Einkleidung als ihrem Inhalt nach den damaligen Geiſt ſehr deutlich ausſpricht, und aus der wir hier nur einige Züge für unſre Leſer anführen wollen.

Tobias,

eine jüdiſche Erzählung.

Unter jenen Unglücklichen, die ſchon in früherer Zeit durch den aſſyriſchen König Salmanaſſer aus ihrem Vaterlande geriſſen und in die Provinzen ſeines Reichs waren verſetzt worden, befand ſich auch einer Namens Tobias. Dieſer hatte ſich von jeher ſchon unter ſeinen Landsleuten als ein ſehr gewiſſenhafter und eifriger Verehrer des wahren Gottes ausgezeichnet; ſein Verhalten ſtimmte ganz mit den Grundſätzen ſeiner Religion überein; ſo leichtſinnig ſchon ſeine damaligen Zeitgenoſſen in Beobachtung der ihnen von Moſes vorgeſchriebenen Religionsgebräuche waren und ſich mehr zur Abgötterei neigten: ſo blieb er den väterlichen Geſetzen deſto getreuer und beobachtete die geſetzlichen Verordnungen und Gebräuche mit einer Gewiſſenhaftigkeit, die ſich in allen ſeinen übrigen Handlungen ausdrückte. Auch als Familienvater ſah er ſtreng auf religiöſe Tugend und erzog ſeinen Sohn, den ihm ſein Weib Hannah geboren hatte, frühe ſchon zur Gottesfurcht, lehrte ihn die Sünde meiden und recht thun. Dieſen Grundſätzen der ächten Frömmigkeit blieb er auch da getreu, als er nach Ninive in Aſſyrien mit mehrern ſeiner Landsleute, die hier und in den Provinzen des aſſyriſchen Reichs zerſtreut lebten, war gebracht worden. Hier hatte er das Glück, als ein rechtſchaffener und brauchbarer Mann dem Könige des Landes bekannt zu werden, der ſich ſeiner Dienſte in Handelsgeſchäften bediente, ihm anſehnliche Summen Geldes anvertraute und die Erlaubniß ertheilte, frei und ungehindert in den Provinzen ſeines Reichs herum zu reiſen. **Tobias** benutzte dieſe Gelegenheit dazu, um auf dieſen ſeinen Reiſen ſeinen mitgefangenen Landsleuten Muth einzuſprechen und ihnen ihren Zuſtand erträglich zu machen; er ſpeiſte die Hungrigen, kleidete die Nackenden und unterſtützte die Dürftigen mit Gelde, um ſie bei thätigem Fleiß wieder in Wohlſtand zu ſetzen. So gab er zu Rages in Medien einem ſeiner Landsleute eine anſehnliche Summe Geldes bloß auf ſeine Handſchrift im Vertrauen auf ſeine Redlichkeit und kehrte mit dem frohen Bewußtſeyn, der Wohlthäter ſeiner Brüder geworden zu ſeyn, wieder zu den Seinigen zurück.

Aber bei der nachherigen Thronveränderung unter dem Könige Sennaherib, wurde der Zuſtand der gefangenen Iſraeliten noch trauriger; da dieſem Könige ſein feindſeliges Unternehmen auf das noch beſtehende Königreich Juda mißlungen war, faßte er einen Haß zu dieſer Nation, und ließ einen großen Theil der Gefangnen in ſeinen Ländern hinrichten, ja verſagte ſogar den Erſchlagnen ein ehrliches Begräbniß. Tief kränkte den Tobias dieſe Schmach ſeines Volks, er that ſo viel er konnte, um dieſelbe abzuwenden und machte es ſich zu einem eignen Geſchäfte, die Leichname ſeiner Brüder aufzuſuchen und zu beerdigen. Kaum erfuhr dies der König, als er ſogleich befahl, alle Güter dieſes Mannes einzuziehen und ihn ſelbſt hinzurichten. Mit genauer Noth entgieng Tobias mit ſeinem Weibe und Sohn den feindlichen Nachſtellungen und hielt ſich im Verborgnen bei einigen ſeiner Landsleute auf, die ihm als einem ſo rechtſchaffenen und um ihre Nation verdienten Mann gern einen ſichern Aufenthalt zu verſchaffen ſuchten. Bald nachher wurde der grauſame König von ſeinen eignen Söhnen ums Leben gebracht und Tobias erhielt wieder die Erlaubniß nach Ninive zurück zu kehren, wo er auch wieder zum Beſitz von einem Theil ſeines Vermögens kam. Was ihn vorzüglich freute, war, daß er ſich wieder im Stande befand, ſeinen armen Brüdern beizuſtehen. Er fuhr edelmüthig fort, ihnen wohlzuthun, und zog dieſes Vergnügen jedem andern vor. So hatte er einsmals mehrere ſeiner Verwandten und Freunde bei ſich zu Tiſche, als er die Nachricht empfieng: es liege ein Erſchlagener auf der Straße: ſogleich verließ er die Geſellſchaft, ſchaffte den Leichnam heimlich in ſein Haus und machte Anſtalt zu ſeiner Beerdigung, ſo ſehr ihn auch ſeine Freunde warnten, er möchte ſich doch nicht von neuem dem Haß der Regierung ausſetzen, da er kaum den größten Gefahren deswegen entgangen ſey. Tobias ließ ſich nicht irre machen und that wozu er ſich Gewiſſenswegen verpflichtet hielt. Jetzt aber begegnete ihm das traurige Schickſal, daß durch einen unglücklichen Zufall ſeine beyden Augen vom Staar blind wurden. Alle die den braven Mann kannten, bedauerten dies ſein Schickſal und Viele wurden dabei an Gottes Vorſehung irre, wie ſie einen ſo gottesfürchtigen und frommen nen Mann in ſolche Leiden könnte kommen laſſen: nur er blieb dabei gelaſſen; ertrug ſein Schickſal mit Geduld, ohne darüber zu murren, ſprach ſelbſt den Seinigen Muth ein, wenn ſie darüber mißvergnügt waren, und ſtärkte ſie in dem Vertrauen auf Gott und in der Hoffnung eines beſſern Lebens nach dem Tode. Auch ſeine häuslichen Umſtände geriethen nach der Zeit in Zerrüttung; ſein Vermögen nahm immer mehr ab; ſein Weib mußte ſich und ihn kümmerlich von ihrer Hände Arbeit nähren und ließ dem armen blinden Gatten nicht ſelten ihre üble Laune empfinden. Da wandelte mannichmal dem gebeugten Alten der Wunſch an, daß ihn Gott durch den Tod von ſeinen Leiden befreien möchte; auch ſpürte er zu merklich die Abnahme ſeiner Kräfte und glaubte ſchon nahe am Ziele ſeines Wunſches zu ſeyn: nur ſein Sohn lag ihm am Herzen, und ſeine väterliche Sorgfalt war dahin gerichtet, daß dieſer nach ſeinem Tode dieſelben Grundſätze der Religion befolgen möchte, bei deren Ausübung er ſich ſo glücklich befunden habe. In einer ruhigen Stunde zog er dieſen ſeinen Sohn an ſeine Seite, beſchwor ihn bei allen was ihm heilig

war,

vor, ja ſein ganzes Leben hindurch der Tugend und Frömmigkeit treu zu bleiben und gab ihm unter andern dieſe väterlichen Vermahnungen: „Mein Sohn, wenn ich entſchlafen ſeyn werde, ſo begrabe meinen Leichnam nach väterlicher Sitte und werde du dann die Stütze deiner Mutter; ehre ſie ſo lange du lebſt und vergiß nicht, was für Gefahren ſie um dich ausgeſtanden hat, da ſie dich unter ihrem Herzen trug; mache ihr im Leben Freude, und wenn ſie ſtirbt, ſo laß ſie an meiner Seite ruhn. — Laß den Gedanken an den allgegenwärtigen Gott dich durch dein ganzes Leben leiten und hüte dich vor jeder Verſündigung und Uebertretung ſeiner Gebote. — Sey ein Freund deiner Mitmenſchen und der Beförderer ihres Glücks; nimm dich beſonders der Armen an; theile ihnen von deinem Vermögen mit, ſo viel du kannſt; es ſey viel oder wenig: gieb es nur jedesmal mit guten Herzen; den Arbeiter der in deinen Dienſten iſt, bezahle redlich und halte ihm ſeinen verdienten Lohn nicht vor. — Bezeige dich gegen jeden Menſchen ſo wie du willſt, daß er ſich gegen dich verhalten ſoll. — Halte dich immer zu verſtändigen und guten Leuten;

ten; nimm den Rath und die Belehrung der Weiſen an, und entferne dich, ſo viel du kannſt, von ſchlechtgeſinnten, unwürdigen Menſchen. Vorzüglich bitte Gott, von dem Weisheit und Rath kömmt, daß er dich dein ganzes Leben hindurch leiten und bei den Grundſätzen der Tugend erhalten möge. Bewahre immer Reinigkeit und Unſchuld des Herzens und laß Hurerei und Unmäßigkeit fern von dir ſeyn. — Sey mit deinem jedesmaligen Zuſtande zufrieden. Geht dirs wohl, ſo danke Gott dafür und werde nicht übermüthig; denn nichts iſt dem Herzen verderblicher als Hochmuth. Geht dirs widrig, ſo werde nicht verzagt, nicht kleinmüthig. Auch ſelbſt in dürftigen Umſtänden wirſt du dennoch ein glückliches Leben führen, wenn du Gott fürchteſt, die Sünde meideſt und recht thuſt.“ —

Nach dieſen väterlichen Ermahnungen entdeckte Tobias ſeinem Sohne, daß er noch eine Handſchrift von einem ſeiner Freunde, Gabel in Medien, in Händen habe über eine anſehnliche Summe Geld, die er ihm ehemals geliehen habe; er ſey überzeugt, daß dieſer ſie gewiß auszahlen werde, wenn er ſelbſt dahin reiſen und das Geld in Empfang nehmen würde. Er möge ſich doch daher um einen Reiſegefährten bemühen, der ihn auf dieſem weiten Wege begleite, um vielleicht noch bei ſeinen Lebzeiten zu dem Beſitz dieſes Geldes zu gelangen. Der jüngere Tobias war auch bald nachher ſo glücklich, einen jungen Mann von edler Geburt zu finden, der eben im Begriff war, eine Reiſe an denſelben Ort zu einem ſeiner Verwandten zu machen; mit dieſem trat er, begleitet von den Segenswünſchen ſeines Vaters und den Thränen ſeiner Mutter, die ihn höchſt ungern aus ihren Armen ließ, und lieber das Geld, als dieſen ihren einzigen Sohn entbehrt hätte, die Reiſe dahin an.

Unterweges kehrten ſie in einer Stadt, (Ekbatana,) bei einem ihrer Glaubensgenoſſen ein, der ein ſehr wohlhabender Mann und der Vater einer einzigen Tochter war, die aber das Unglück gehabt hatte, mehrere ihrer Verlobten durch einen plötzlichen Tod zu verlieren, welches der Aberglaube der damaligen Zeit der Wirkung eines böſen Geiſtes zuſchrieb, und ihr ſo manche Kränkung und Vorwürfe zuzog, über die ſie ſich im Stillen betrübte, und Gott mehrmals in ihrem Gebete anrief, daß er ſie von dieſer Schmach befreien möchte. Auch unſre beyden Reiſenden hatten davon gehört; aber nichts deſto weniger beſtand der Begleiter des Tobias, ein Mann von aufgeklärten Verſtande und edlen Herzen, darauf, in dieſem verrufenen Hauſe zu herbergen. Gleich bei ihrem Eintritt wurden ſie vom Raguel, ſo hieß der Bewohner deſſelben, mit liebenswürdiger Gaſtfreundſchaft aufgenommen; vorzüglich glaubte dieſer in dem Geſichte des fremden Jünglings die Züge von dem Bilde eines ihm bekannten ehemaligen Freundes aus ſeiner Verwandſchaft zu entdecken. „Sollt' ich nicht meynen, ſprach er zu ſeinem Weibe im Vertrauen, ich ſähe in dieſem jungen Mann das Ebenbild meines alten Freundes!“ Und kaum erfuhr er von ihnen, daß ſie aus Ninive wären, wo ſie als vertriebene Iſraeliten ihren Aufenthalt hätten: als er die Frage an ſie that: „Kennt ihr nicht dort einen meiner alten Verwandten, Tobias?“ Wohl kennen wir ihn, ſprachen die Fremden! doch ohne ihre Antwort abzuwarten, ergoß ſich das Herz des geſprächigen Alten in laute Lobeserhebungen dieſes frommen Mannes, der ſich durch ſeine Wohlthätigkeit ſo verdient um ſeine Glaubensbrüder gemacht habe. Da unterbrach ihn der Begleiter des jungen Tobias mit der unerwarteten Nachricht: hier ſieheſt du den Sohn des Tobias, des Mannes, der deinem Herzen ſo theuer iſt! „Iſts alſo wahr, was mir mein Herz ſagte: rief der erfreute Raguel aus; und Freudenthränen ſtürzten ihm aus den Augen, indem er den Jüngling mit beyden Armen umſchlang, an ſeine Bruſt drückte und ausrief: o ſey mir geſegnet, mein Sohn! wohl mir, daß ich dich in meine Arme ſchließen kann; denn du biſt eines recht frommen Mannes Sohn!“ Mit inniger Rührung ſtanden ſein Weib und ſeine Tochter bei dieſer Freudenſcene. Bald wurde alle Zubereitung zum gaſtfreundſchaftlichen Mahle gemacht. Tobias befand ſich hier wie im väterlichen Hauſe und es entſtand der Wunſch in ſeinem Herzen, er möchte am Raguel ſeinen zweyten Vater und an ſeiner Tochter die künftige Gefährtin ſeines Lebens finden. Er konnte auch dieſen Wunſch, den er ſchon zuvor ſeinem Gefährſährten, dem Vertrauten ſeines Herzens mitgetheilt und den dieſer ſo ſehr gebilligt hatte, nicht länger gegen den Vater zurückhalten: allein, wie ſehr erſchrak dieſer über den Antrag, da ihm das traurige Loos mehrerer ſeiner Schwiegerſöhne noch vor Augen ſchwebte. Er wollte anfangs nicht einwilligen, weil er auch für dieſen ein gleiches Schickſal befürchtete. Aber das zuverſichtliche Vertrauen, welches dieſer junge Verwandte zu einer alles waltenden Vorſehung bewieß, und worin ihm ſein Begleiter beiſtimmte, überwand jede Bedenklichkeit von Seiten des Vaters und der Tochter; noch an demſelben Abende wurde ihm die junge Frau unter herzlichen Segenswünſchen der Eltern anvertraut und ſo das erſte gaſtfreundſchaftliche Mahl in ein Verlobungsmahl verwandelt. Zwar noch mit ängſtlicher Besorgniß führten die Eltern ihre Tochter zur hochzeitlichen Kammer: aber deſto größer war ihre Freude, als ſie das junge Paar am darauf folgenden Morgen wieder geſund und heiter begrüßten, und ihre freudigen Empfindungen lößten ſich in Dank gegen den Allgütigen auf, der ihre bisherigen Leiden ſo in Freude verwandelt habe.

Nun erſt begannen die Tage der hochzeitlichen Freude; die glücklichen Eltern ſparten keinen Aufwand, um auch ihre Freunde und Bekannten an dieſer ihrer Freude Theil nehmen zu laſſen; es verfloſſen mehrere Tage in dieſem freundſchaftlichen Kreiße; Raguel ſetzte ſogleich ſeinen Schwiegerſohn in den Beſitz der Hälfte ſeines anſehnlichen Vermögens und bat ihn, die Zeit ſeines Aufenthalts in ſeinem Hauſe noch auf einige Wochen zu verlängern. Tobias ließ ſich dies gefallen und bat ſeinen Begleiter, den er als den Stifter ſeines Glücks erkannte, er möchte doch um es zu vollenden, während der Zeit ſeines hieſigen Aufenthalts zum Gabel nach Rages reiſen, ihm die Handſchrift vorzeigen und das Geld von ihm in Empfang nehmen. Auch dazu bewieß ſich ſein Freund bereitet, reiſte mit einigen Kameelen und Knechten aus dem Hauſe des Raguel dahin ab, erhob das Geld und kehrte nach einigen Tagen, begleitet vom Gabel ſelbſt, der begierig war, den Sohn ſeines alten Freundes kennen zu lernen, wieder zurück. Durch die Ankunft dieſes redlichen Mannes, der den Sohn ſeines alten Freundes mit innigſter Freude begrüßte, wurde die Freude dieſes Hauſes noch mehr erhöht, und durch religiöſe Empfindungen, die ſie dabei von allen Seiten äußerten, wurden dieſe Tage ihres Familienlebens zu wahren Dank- und Freudenfeſten.

Deſto trauriger und ängſtlicher brachte indeß der alte Vater Tobias mit ſeiner Frau dieſe Tage zu, da ſich die Rückkehr ihres Sohnes von einem Tage zum andern verzögerte. Aeußerſt ſchmerzlich war es dem Vater, der mit ſeinem Geſicht ſo vieler andrer Lebensfreuden beraubt war, daß er auch noch den einzigen Troſt ſeines Alters, ſeinen geliebten Sohn entbehren mußte; ängſtliche Beſorgniſſe, was ihm vielleicht auf ſeiner weiten Reiſe möchte begegnet ſeyn, ſtiegen oft in ſeiner Seele auf, und verſcheuchten den Schlaf von ſeinen ſtarren Augen, doch unterdrückte er ſie durch ein feſtes Vertrauen auf Gottes gütige Vorſehung, verbarg ſo viel möglich ſeine Beſorgniſſe vor ſeiner Frau und ſuchte nur dieſe mit einer beſſern Hoffnung von Zeit zu Zeit hin zu halten; aber dies weibliche Gemüth war untröſtlich; nur Thränen und Vorwürfe waren

ihre

ihre Erleichterung und mit jedem Morgen und Abende eilte die ängſtliche Mutter ins Freie und ſpähte von einer Anhöhe mit thränenden Augen die Straßen auf, von da ihr erſehnter Sohn zurückkehren möchte. Auch dieſer dachte ſich lebhaft in der Entfernung die Verlegenheit ſeiner guten Eltern, die Tage und Stunden jetzt auf ſeine Zurückkunft zählen würden, und bat ſeinen Schwiegervater dringend um ſeine Entlaſſung. Vergebens erbot ſich dieſer, es den Eltern durch Boten kund zu thun, daß er ſich wohl befinde; aber dies konnte die kindliche Liebe und das ſehnliche Verlangen nach den geliebten Eltern nicht ſtillen. Der Tag der Trennung ließ ſich nicht länger verſchieben; Raguel und ſein Weib mußten die Tochter mit ihrem Gatten dahin ziehen laſſen; ſie ſtatteten ſie reichlich aus, gaben ihr eine anſehnliche Begleitung und entließen ſie unter herzlichen Umarmungen mit der Ermahnung: daß ſie ja den Eltern ihres Mannes dieſelbe Ehrfurcht, die ſie bisher gegen ihre eignen Eltern gezeigt habe, beweiſen, ihren Mann lieben, ihr Hausgeſinde wohl regieren und ſich in allen Stücken als eine würdige tugendhafte Hausfrau beweiſen ſollte.

Die Karavane dieſer Heimreiſenden zog wegen der mitgenommenen Heerden an Vieh zu langſam für die Wünſche des jungen Tobias und ſeines Begleiters. Dieſer that daher den Vorſchlag: daß ſie beyde vorausreiſen, und das Weib mit den übrigen Geſinde und dem Vieh mit Bequemlichkeit wollten nachfolgen laſſen, den Tobias ſogleich eingieng, um deſto geſchwinder in die Arme ſeiner Eltern zu eilen. Eben betraten ſie die heimiſche Gegend, als die harrende Mutter ſie von ihrer Anhöhe, die ſie ſo oft vergeblich beſtiegen hatte, von ferne gewahrte und erkannte. Sogleich ſprang ſie zu ihrem Manne zurück, um ihm die freudige Nachricht zu bringen: ihr Sohn komme. Vor Freude vergaß der gute Alte, daß er blind ſey, erhob ſich ſogleich von ſeinem Sitze, um dem Geliebten entgegen zu eilen, rann wider die Wand und rief einen ſeiner Leute, an deſſen Hand geleitet er dem wiederkehrenden Sohn entgegen gieng, der ſich jetzt in die Arme des Vaters und der Mutter warf und von ihnen mit Freudenthränen und Segenswünſchen empfangen wurde. Inniger Dank zu Gott war die erſte Empfindung, mit der er das väterliche Haus wieder betrat, die er durch herzliche Gebete ausdrückte. Der alte Vater bedauerte nichts mehr, als daß er das Glück entbehren mußte, den Geliebten ſeines Herzens zu ſehen; doch auch dieſe Freude ſollte ihm durch die Hand ſeines Sohnes zu theil werden. Sein treuer Begleiter hatte ihm unterwegs ein Mittel kennen gelehrt, das ſehr heilſam in Augenkrankheiten war; dieſer Augenſalbe bediente ſich jetzt der junge Tobias, beſtrich damit die Augen des Vaters und in kurzer Zeit lößte ſich der Staar wie ein Häutchen vom Ei, und mit unbeſchreiblicher Freude erkannte der Alte jetzt die Gegenſtände wieder, die ſeinem Herzen ſo theuer waren. Bald darauf kam auch die anſehnliche Karavane, die das Weib des jungen Tobias begleitete, mit allen Schätzen glücklich an. Das gab nun Veranlaſſung zu mehrern Freudenfeſten, die ſie im Kreiſe ihrer Freunde begiengen. Nichts lag dabei den Häuptern dieſer Familie, dem Vater und Sohne mehr am Herzen, als wie ſie ſich dankbar und erkenntlich genug gegen den ſo wohlthätigen Begleiter beweiſen möchten, dem ſie vorzüglich ihr Glück zu verdanken hatten; ſie boten ihm die Hälfte ihres Vermögens an; aber der Edle ſchlug es großmüthig aus, und um der weitern Zudringlichkeit zu entgehen, entfernte er ſich heimlich und gieng mit dem hohen Lohn des Bewußtſeyns, das Glück einer guten Familie geſtiftet zu haben, nach dem Orte ſeiner Beſtimmung; ſein unvermuthetes plötzliches Verſchwinden beſtärkte daher dieſe Familie in der Meynung, es müſſe dies ein wohlthätiges Weſen aus einer beſſern Welt geweſen ſeyn, welches ihr Gott zum Glück geſendet habe. Der alte **Tobias** genoß noch als Greis einen langen ſchönen Abend ſeines Lebens im Schooſe ſeiner Familie, ſtarb im hohen Alter in den Armen ſeines Sohnes, der ihn und bald darauf auch ſeine Mutter zur Erde beſtattete; dann nach dem Tode ſeiner Eltern mit ſeiner Familie nach Meden zu ſeinen Schwiegereltern zog, die er auch bis in ihren Tod verpflegte und als einer der wohlhabendſten und dabei rechtſchaffenſten Menſchen nicht nur von ſeinen Verwandten und Glaubensgenoſſen, ſondern auch von den Einwohnern des Landes geſchätzt und geliebt wurde.

Zurückkehr der Juden aus Babylon.

Während dieſer Zerſtreuung der Juden in dem aſſyriſchen und babyloniſchen Reiche, waren verſchiedene Regierungsveränderungen unter ihren damaligen Beherrſchern vorgefallen, die auch auf ihr Schickſal einen wichtigen Einfluß hatten. Einige derſelben hatten ihnen das Joch ihrer Knechtſchaft erleichtert, andere wieder erſchwert; indeß unterhielten ſie immer die Hoffnung unter ſich, die ihre Propheten unter ihnen erweckt hatten, daß nach Verlauf von ſiebzig Jahren dieſe ihre Geſangenſchaft aufhören und ſie wieder in ihr Land zurück kehren würden. So traf es auch in der That ein; ja ſelbſt der Name ihres einſtigen Befreiers war einige hundert Jahr zuvor in ihren heiligen Schriften und zwar vom Jeſaias angegeben worden. Es war dies Cyrus (Kores), der Stifter der perſiſchen Monarchie, der ſich zum Herrn aller derjenigen Länder machte, die vorher unter der babyloniſchen Herrſchaft geſtanden hatten. Dieſe Regierungsveränderung war für die Juden, die nun auch ſeine Unterthanen wurden, ſchon um deswillen günſtiger, weil die Perſer weniger der Abgötterey geneigt waren und ihre Religion mehr die Verehrung eines einzigen höchſten Weſens begünſtigte: vorzüglich wohlthätig aber wurde ſie dadurch, daß Cyrus gleich im erſten Jahre ſeiner Regierung den Juden die Erlaubniß ertheilte, wieder in ihr Land zurück zu kehren und Jeruſalem und den Tempel aufzubauen, wozu er ihnen ſelbſt mit königlicher Großmuth behülflich war. Er ließ ihnen nicht nur alle die goldnen und ſilbernen Gefäße, welche aus dem ehemaligen Tempel zu Jeruſalem nach Babylon gebracht worden waren, wieder ausliefern, ſondern befahl auch ſeinen Beamten in der Nachbarſchaft des jüdiſchen Landes, dies Unternehmen der Juden mit Rath und That zu befördern, und ermahnte ſelbſt, in dem deshalb ausgefertigten Dekret, die etwa im Auslande zurückbleibenden Juden, ihre abziehenden Brüder mit ihren Gütern zu unterſtützen. Da während der langen Zeit ihrer Zerſtreuung ein großer Theil der Juden in den ſchönen Provinzen am Euphrat und Tygris ihren Unterhalt gefunden, auch mehrere unter ihnen ſehr wohlhabend geworden waren und ſich an ihren Zuſtand gewöhnt hatten: ſo machten nur gegen funfzigtauſend Juden Gebrauch von der königlichen Erlaubniß und zogen unter ihrem Anführer Serubabel (Scheſchbazar) einem Abkömmlinge ihrer ehemaligen Könige, wieder in das väterliche Land zurück; die Zurückbleibenden aber begleiteten ſie mit reichen Geſchenken und Segenswünſchen und verſprachen ihnen auch aus der Ferne ihren mitwirkenden Beiſtand und fernere Gemeinſchaft.

Mit inniger Rührung betraten die zurückkehrenden Juden jetzt wieder unter Lobgeſängen das Land ihrer Väter und näherten ſich den Ruinen der ehemaligen Hauptſtadt ihres Landes. Da lag dieſelbe als ein öder Steinhaufen, der zeither den wilden Thieren zum Aufenthalt gedient hatte. Beinahe entfiel dem Volke der Muth es wieder aufzubauen; aber ermuntert durch ihre braven Fürſten und durch den Geiſt der Religion, den ihre Prieſter unter ihnen von neuem weckten, legten ſie ſogleich Hand an das Geſchäft der Wiederaufbauung ihrer Stadt. Vorzüglich thätig und wirkſam bewieß ſich der damalige Hoheprieſter Jeſchua bei Wiederherſtellung des öffentlichen und gemeinſchaftlichen Gottesdienſtes; ſein erſtes Geſchäft war, einen Altar zum Brandopfer zu errichten, den Prieſtern und Leviten wieder ihre Verrichtungen anzuweiſen, alle Anordnungen zur Feier des Lauberhüttenfeſtes zu machen und bei dieſer religiöſen Feierlichkeit das Volk zum Vertrauen auf Gott und zu ſeiner Verehrung zu beleben. Es herrſchte auch wirklich ein Geiſt unter ihnen und mit vereinten Kräften wurde das gemeinſchaftliche Geſchäft der Wiederherſtellung Jeruſalems mit ſo glücklichen Erfolg betrieben, daß ſie ſchon im zweyten Jahre den Grund zum Tempel wieder auf derſelben Stelle legten, wo der Salomoniſche geſtanden hatte, wobei ein feierlicher Hochgeſang, abwechſelnd von den Prieſtern und dem Volke unter vollſtimmiger Muſik zum Lobe Gottes ertönte, der ſich ſeines Volks erbarmt und es wieder in den Beſitz des Landes geſetzt habe. Rührend war dabei der Anblick einiger Greiſe, die ſich mit Thränen im Auge noch der ehemaligen Herrlichkeit dieſes Orts erinnerten, doch ihre Wehmuth wurde durch das laute Jauchzen der Volksmenge auch in Freude aufgelößt.

Allein bald ereignete ſich ein Umſtand, der den glücklichen Fortgang des kaum angefangenen Tempelbaues wichtige Hinderniſſe ſetzte. Es befanden ſich nämlich noch eine beträchtliche Anzahl von ehemaligen Juden im Lande, die bei der Zerſtörung Jeruſalems und der Verwüſtung dieſer Gegend zurück geblieben, ſich in der Gegend Samariens nieder gelaſſen, da mit Heyden aus der Nähe und Ferne, die ſich in dem verwüſteten Lande angeſiedelt hatten, vermiſcht und unter dem Namen Samariter eine eigne Volksmaſſe gebildet hatten. Der größre Theil derſelben hatte noch die Verehrung des einzigen wahren Gottes und verſchiedene moſaiſche Einrichtungen beibehalten, aber auch Vieles von den heydniſchen Meinungen und Sitten angenommen. Jetzt, da ſie dieſe ihre ehemaligen Glaubensbrüder ſo von der perſiſchen Regierung begünſtigt und wieder in den Beſitz ihrer alten Rechte und Freiheiten geſetzt ſahen: verlangten auch ſie wieder mit ihnen in Religionsgemeinſchaft zu treten, und mit ihnen gemeinſchaftlich den Tempelbau zu befördern. Allein Serubabel der von dieſer Verbindung mit einer an Geiſt und Herzen verdorbenen Volksmenge ſchlimme

Folgen für die Zukunft befürchtete und wohl gegründete Urſachen haben mochte, mißtrauiſch gegen ihre Anerbietungen zu ſeyn, ſchlug ihnen ihren Geſuch ab. Erbittert darüber ſuchten ſie ſich nun deshalb an den Juden zu rächen und ſie auf alle mögliche Art an dem Bau ihres Tempels und ihrer Stadt zu hindern, brachten es auch in der That durch Beſtechungen und Kabalen an dem Hofe des Cyrus dahin, daß dieſen die Fortſezzung des Tempelbaues und der Befeſtigung ihrer Stadt unterſagt wurde. Dies war der Grund des Haſſes dieſer beyden Nationen, der ſich durch alle folgenden Jahrhunderte erhielt.

Auf lange Zeit war indeß der kaum angefangene Tempelbau unterbrochen worden, denn auch unter den Nachfolgern des Cyrus gelang es den Samaritern, den perſiſchen Hof den Juden abgeneigt zu machen; erſt unter der Regierung des Darius Hyſtaspis eröffneten ſich den bedrückten Juden wieder glücklichere Ausſichten; ſie wendeten ſich an dieſen gerechtigkeitsliebenden Monarchen mit der Bitte, ihnen die ihnen vom Cyrus ertheilte Erlaubniß zum Tempelbau zu beſtätigen und erhielten auch ſogleich dieſe Beſtätigung mit noch mehr Begünſtigung und anſehnlicher Unterſtützung aus den königlichen Kaſſen. Sogleich machte Serubabel Gebrauch von dieſer Erlaubniß und legte wieder Hand an Erbauung des Tempels; aber ſchon war der Eifer des Volks erkaltet und es koſtete ihren damaligen Lehrern Haggai und Sacharja Mühe, durch ihre Ermahnungen den Eifer der Nation zu Beförderung dieſes gemeinſchaftlichen Werks zu erwecken, welches nun einen deſto glücklichern Fortgang nahm und ſchon im sechſten Jahre der Regierung des Darius vollendet wurde. Feierlich war die Einweihung dieſes neuen Tempels, der zwar an Pracht und Koſtbarkeit mit dem von Salomo gebauten erſten Tempel nicht zu vergleichen war, aber nach der Verſicherung des damaligen Propheten Haggai den weit größern Vorzug haben ſollte, den allgemeinen Beglücker der Welt in ſeinen Mauern zu empfangen. Auch wurde jenes allgemeine Volksfeſt des Paſſah jetzt wieder zum erſtenmal im Tempel und in den Familien der Juden mit aller Feierlichkeit begangen.

Während jetzt die Juden im Lande ihrer Väter wieder ihre eigne bürgerliche Verfaſſung nicht nur, ſondern auch die freie Uebung ihres Gottesdienſtes erhielten, nahmen auch ihre in den weitläuftigen Provinzen des nunmehr Perſiſchen Reichs zerſtreuten und zurückgebliebenen Landsleute Antheil an dieſer Begünſtigung und Freiheit. Unter dem Schutz einer gelinden und gemäßigten Regierung breiteten ſie ſich immer weiter aus, genoſſen große Handelsvortheile, ja mehrere unter ihnen gelangten zu großen Reichthum und Anſehen in der Hauptſtadt und in den Provinzen; wodurch nicht ſelten der Neid der Eingebornen des Landes erregt wurde. Doch hieng ihre Erhaltung und Glück immer nur von der Willkühr des Monarchen ab, der eben den perſiſchen Thron beſaß, und wie leicht war es den Günſtlingen und Miniſtern deſſelben, ihn gegen eine fremde Nation einzunehmen, die blos im Reiche geduldet wurde. So drohte unter einem der nachfolgenden perſiſchen Könige, (die Bibel nennt ihn Ahasverus, wahrſcheinlich dem) Artaxerxes Longimanus, den Juden in Perſien ein ſehr großes Unglück, das jedoch durch die Leitung der höhern Vorſehung zu ihrem Glück ausſchlug. Nach einer heiligen jüdiſchen Urkunde geſchah dies auf folgende Art:

Die Geſchichte der Eſther.

Der perſiſche Monarch Ahasverus feierte einſt ein ſehr glänzendes Feſt, wahrſcheinlich zum Andenken ſeiner Thronbeſteigung, bei dem er die Größe ſeiner Macht und ſeiner Herrlichkeit vorzüglich zeigen wollte. Alle Fürſten ſeines weitläuftigen Reichs, die Befehlshaber der Provinzen und die Beamten in ſeinen Staaten waren dazu nach Suſan, der damaligen Reſidenz eingeladen; die großen Gärten des königlichen Pallaſtes waren zur Bewirthung der Gäſte mit der möglichſten Pracht eingerichtet, mit Marmorſäulen umfaßt, an denen die koſtbarſten Teppiche in ſilbernen Ringen zur Beſchattung der Gäſte hiengen, die auf zierlichen mit Gold und Silberarbeit geſchmückten Bänken an den Tiſchen ſaßen, welche mit allen Arten der köſtlichſten Speiſen, beſonders reichlich mit Wein von der erſten Güte verſehen waren, der in großen goldnen Gefäßen aufgetragen wurde, wobei es jedem freiſtand, ſo viel zu trinken als er wollte. Bei dieſem ſchwelgeriſchen Mahle, das ſchon mehrere Tage, nach orientaliſcher Sitte, angehalten hatte, fiel es einſt dem Könige bei trunkenem Muthe ein, auch ſeine Gemahlin Vaſthi, ein Frauenzimmer von vorzüglicher Schönheit, zur Tafel zu laden, um ſie in ihrem königlichen Schmuck den verſammleten Großen ſeines Reichs vorzuſtellen. Das war ſo ganz gegen die Sitte der Morgenländer, bei denen die Weiber nicht bei den Gaſtmahlen der Männer erſcheinen und an ihren Vergnügungen Antheil nehmen durften. Als daher die abgeſendeten Kammerherrn der Königin den Befehl des Königs überbrachten, fand dieſe ihre Sittſamkeit und ihr Ehrgefühl ſo ſehr gekränkt, beſonders da ihr dieſer Antrag in Gegenwart mehrerer Frauenzimmer vom erſten Range, die eben bei ihr zur Tafel waren, gemacht wurde, daß ſie feſt erklärte: ſie werde nicht erſcheinen. Der Monarch, gewohnt, ſeine Befehle wie Götterausſprüche mit unbedingtem Gehorſam befolgt zu ſehen, wurde über die abſchlägliche Antwort ſeiner Gemahlin, die ſeiner Meinung nach nur die

Erſte ſeiner Sclavinnen war, ſo aufgebracht, daß er ſie in der erſten Aufwallung ſeines Zorns, den mehrere ſeiner Räthe noch mehr anzufachen wußten, ſogleich verſtieß.

Wäre ein orientaliſcher Deſpot einer vernünftigen Reue fähig geweſen, ſo würde Ahasverus, als er von ſeinem Rauſche wieder zur Beſinnung kam, ſie gefühlt und ſeine Uebereilung eingeſtanden haben; aber auch ſeine Hofleute ließen ihn nicht zur Beſinnung kommen, ſondern trafen auf Befehl des Königs die Veranſtaltung, daß die ſchönſten Frauenzimmer im Reiche in das königliche Serail nach Suſan gebracht, und dem Könige überlaſſen wurde, der Schönſten von ihnen die Krone aufzuſetzen und ſie für ſeine Gemahlin zu erklären. Dies glänzende Loos fiel einem jungen Mädchen zu, deſſen Schönheit vorzüglichen Eindruck auf den König machte. Der Name dieſer vom Glück ſo ſehr Begünſtigten war Hadaſſa, oder nach der perſiſchen Mundart Eſther, eine junge Jüdin von vortrefflicher Bildung, die als eine vater- und mutterloſe Waiſe von einem ihrer Verwandten, Namens

Mardochai, aufgenommen und erzogen worden war. Dieſe Vermählung des Königes gab Veranlaſſung zu neuen Feſten, an denen, obgleich entfernt, im Vorhofe des königlichen Pallaſtes, auch Mardochai deſto innigern Theil nahm, und hier, wo er eben nicht bemerkt wurde, hatte er Gelegenheit, die Verſchwörung einiger königlichen Bedienten auf das Leben des Monarchen zu entdecken und dieſe noch zur rechten Zeit der Königin Eſther anzuzeigen. Die Sache wurde unterſucht und die Verſchwornen zur gebührenden Strafe gezogen, ohne daß jedoch Mardochai eine weitere Belohnung dafür erhielt, als daß blos ſein Name mit der Geſchichte der Verſchwörung in die Jahrbücher der Regierung eingetragen wurde.

Einer der erſten Miniſter am perſiſchen Hofe, der die Gunſt des Königs im höchſten Grade beſaß, war damals Haman, der ſich aus einem geringen Stande zu dieſer Würde empor gehoben hatte und ſich der Schwäche des Monarchen zu bedienen wußte, um ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen. So theilte er unter andern die Ehre mit dem

Könige, daß bei ſeiner Erſcheinung im Publikum ſich jeder vor ihm auf die Kniee werfen mußte; eine Sitte, die unter orientaliſchen Sclaven nicht fremd, aber deſto auffallender für einen Juden war, der vor niemanden, als dem höchſten Weſen, die Kniee bog, und ſich beſonders wie Mardochai erhaben über die Schmach fühlte, die jetzt ſein Volk erfahren mußte. Nur er allein verweigerte unter den Bedienten des königlichen Hauſes dem ſtolzen Miniſter dieſe ſclaviſche Ehrenbezeugung, und blieb, ſo oft derſelbe vorüberfuhr, mit aufgerichtetem Haupte ſtehen. Dies Betragen war zu auffallend, als daß es nicht von dem ehrgeizigen Haman hätte bemerkt werden ſollen; — aber dieſer einzelne Menſch war ein zu verächtlicher Gegenſtand ſeiner Rache, und kaum erfuhr er, daß er einer von den vertriebenen Juden ſey, als er beſchloß, dieſe ganze, in ſeinen Augen ſo verächtliche und zerſtreute Nation im ganzen Reiche auf einen Tag auszurotten. Er benutzte, um die königliche Vollmacht dazu auszuwirken, eine Zeit, wo der Monarch vom Wein erhitzt war, ſtellte ihm vor, wie gefährlich dies in ſeinen Staaten zerſtreute Volk, das ſich durch ſeine Geſetze und Sitten ſo ganz von allen andern Nationen auszeichne, dem Staate werden könnte, wie beträchtlich dagegen der Vortheil der Einziehung der Güter der Geächteten für den königlichen Schatz ſeyn würde, und brachte den ſchwachen König dahin, daß dieſer in den Vorſchlag ſeines Lieblings ſogleich einwilligte, ſeinen königlichen Siegelring vom Finger zog und dem Miniſter dadurch die Vollmacht gab, die Befehle zur Hinrichtung aller Juden in ſeinem Reiche auszufertigen. Der dreyzehnte Tag des zwölften Monats wurde zu dieſem Bluttage beſtimmt, das Dekret ausgefertigt, durch Eilboten auch in die entfernteſten Provinzen des Reichs abgeſchickt, und für Mardochai ein eigner hoher Galgen errichtet, den er an dem Todestage ſeiner Nation zieren ſollte.

Noch vor der wirklichen Bekanntmachung dieſes grauſamen Befehls erhielt Mardochai Nachricht davon, und bald verbreitete ſich dieſelbe in der Reſidenz und den nähern Provinzen, und ſetzte die ganze jüdiſche Nation in die äußerſt ſchreckliche Erwartung. Mardochai fand indeß Gelegenheit, es der Eſther, ſeiner Pflegetochter, wiſſen zu laſſen, in welcher furchtbaren Gefahr er und ihre ganze Nation ſich befinde, und forderte ſie, die die Vorſehung darum zu ſo einem erhabenen Poſten erhoben habe; dazu auf, ſich mit ihrem ganzen Anſehen, ja wär's auch mit ihrer eignen Gefahr, für das Beſte ihres Volks bei dem Könige zu verwenden und ihn auf beſſere Geſinnungen zu bringen. Die Königin, die ſeit geraumer Zeit nicht zum Könige gekommen war, und ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht vor ihm erſcheinen durfte, ſahe die Gefahr wohl ein, in die ſie ihr Leben ſetzen würde, wenn ſie ungefordert ſich dem Könige nähern würde; doch da die Sache keinen Aufſchub litte, ließ ſie den Mardochai verſichern, ſie werde alles, ſelbſt ihr Leben, für die Erhaltung ihrer Nation wagen; nur möchte er indeß mit ſeinen Brüdern Gott bitten, dieſer Angelegenheit eine gute Wendung zu geben.

Mit entſchloſſenem Muthe und feſtem Vertrauen auf Gott bereitete ſich jetzt Eſther zu dem gewagten Schritte, bot jetzt alle ihre Reize auf, und erſchien im königlichen Schmuck unaufgefordert im Pallaſt des Königs zur glücklichen Stunde. Der König empfieng ſie ſehr gnädig, reichte ihr zum Zeichen ſeiner Huld den Zepter entgegen, deſſen Spitze ſie mit dem Anſtand einer demüthig Bittenden und mit ſo liebenswürdiger Anmuth berührte, die den König ſo ganz für ſie einnahm, daß er ihr ſogleich die Gewährung jeder Bitte, und wenn ſie auch die Hälfte des Königreichs beträf, zuſicherte. Ihre Bitte war, daß der König geruhen möchte, mit ſeinem Liebling Haman an ihrer Tafel zu ſpeiſen. Der König ſäumte nicht, dieſen ſo angenehmen Geſuch zu erfüllen, und fand ſich mit dem Miniſter bei ihr zur Tafel ein, wo für alles geſorgt war, was die Sinne reizen und die Gemüther zur Heiterkeit ſtimmen konnte; in dieſer heitern Stimmung beſtätigte der König ſeiner Gemahlin in Gegenwart des Miniſters nochmals ſein ihr vorhingegebenes Wort, und verſprach ihr, den folgenden Tag wieder in derſelben Geſellſchaft bei ihr zu ſpeiſen, wo ſie ihm ihre Bitte vortragen möchte. So ſehr war der Ehrgeiz des Miniſters noch nicht geſchmeichelt worden, als diesmal, daß er vor allen Fürſten des Reichs gewürdigt worden war, mit dem Könige allein bei der Königin zu ſpeiſen; das mußte ſogleich ſeine ganze Familie erfahren, wie hoch er geehrt worden ſey, und welches Glück ihm wieder mit dem morgenden Tage bevorſtehe. Noch in der Nacht ereignete ſich aber ein Umſtand, der die gute Sache des Mardochai und der Eſther außerordentlich begünſtigte. Der König hatte eine ſchlafloſe Nacht; er ließ ſich daher aus den Annalen ſeiner Reichsgeſchichte vorleſen, und da wurde ihm die Geſchichte der neuerlichen Verſchwörung gegen ſein Leben, welche Mardochai entdeckt habe, ins Gedächtniß zurückgerufen. „Iſt denn, fragte der König, dieſer Mardochai auch dafür belohnt worden?" Man wußte von keiner Belohnung. Mit dem nächſten Morgen fand ſich der Miniſter Haman auch ſchon am Hofe ein, wo er unter andern auch das Dekret zur Hinrichtung des Mardochai dem Könige zur Unterſchrift vorlegen wollte. Als es dem König gemeldet wurde, daß Haman im Vorzimmer ſey, ließ er ihn ſogleich eintreten und überraſchte ihn beim Eintritt mit der Frage: ich möchte gern einem Manne in welmeinem Staate eine vorzügliche Ehre erzeigen, was ſoll in dieſer Abſicht geſchehen? Sogleich war Haman, der nichts anders vermuthete, als daß ſeine Perſon gemeynt ſey, mit der Antwort fertig: der König befehle, daß dieſer Mann mit einem Diadem und königlichen Gewand angethan, auf einem Leibpferde des Königs von der Hand eines Reichsfürſten durch die Straßen der Reſidenz geführt, und vor ihm durch einen Herold ausgerufen werde: dies iſt der Mann, den der König will geehrt wiſſen. Nun ſo eile, verſetzte hierauf der König, und thue dies an Mardochai, dem Juden. —' Dieſer Befehl war für ihn äußerſt demüthigend, aber er war Hofmann genug, um ihn mit verbiſſenem Schmerz ſogleich zu vollziehen. Gern hätte er ſeinem Unmuthe bei ſeiner Nachhauſekunft freien Lauf gelaſſen, aber kaum hatte er den erlittenen Verdruß ſeiner Gemahlin geklagt, als ihn ſchon die Hofbedienten zur Tafel der Königin riefen, wo ihm ein noch größeres Unglück erwartete. Eſther benutzte hier den Augenblick, als eben der König bei guter Laune war und ſelbſt in ſie drang, ihm doch ihre Bitte vorzutragen, die er mit dem größten Ver-

anügnügen erfüllen würde, ihm zu entdecken, was ſie vorher verborgen gehalten hatte, daß ſie eine geborne Jüdin ſey, und ihn auf das Flehendſte zu bitten: er möchte doch ihr und ihren Verwandten das Leben ſchenken. Der König, der jenes frühere in der Trunkenheit bewilligte Dekret längſt wieder vergeſſen hatte, fragte mit äußerſten Unwillen, wer ſich wohl unterſtehen könnte, Etwas gegen ihr und der Ihrigen Leben zu unternehmen? — Eſther wieß auf den gegenwärtigen Haman, als den Todfeind ihrer Nation und den Urheber jenes grauſamen Befehls, der vor Schrecken über dieſe Anzeige ganz erblaßte. Der König warf einen zornigen Blick auf ihn, ſtieg von der Tafel auf, und gieng auf einige Augenblicke, um die erſten Aufwallungen des Zorns zu dämpfen, in den Garten. Jetzt warf ſich Haman zu den Füßen der Königin nieder, und bat ſie auf das Flehendlichſte um ſein Leben. In dieſer Lage traf ihn der zurückkehrende Monarch — und auf einen Wink von ihm verhüllten ihn die königlichen Trabanten das Geſicht, und führten ihn zum Tode. Da wurde er an denſelben Galgen aufgehangen, den er dem

Mardochai hatte errichten laſſen, der jetzt an ſeine Stelle trat und die höchſten Würden am Hofe begleitete. Allein das Dekret wegen der Hinrichtung der Juden, war einmal ergangen, und als königlicher Befehl, nach damaliger Sitte, unwiderruflich, um es aber zu entkräften, ergieng eine neue Bekanntmachung durch das ganze Reich, worinne den Juden das Recht zugeſtanden wurde, ſich gegen jeden Angriff auf ihr Leben zu vertheidigen. Dies gab die Veranlaſſung zu ſehr blutigen Auftritten an mehrern Orten des Reichs, ſelbſt in der Reſidenz, die ſich zum Vortheil der Juden mit dem Tage, der über ihr Schickſal entſcheiden ſollte, endigte, und zu deſſen Gedächtniß ſie ſeit der Zeit ein eignes Feſt (Purim) feierten.

Die jüdiſche Kolonie, die ſich jetzt wieder in Paläſtina niedergelaſſen, und noch immer mit dem Anbau ihrer Hauptſtadt und der Einrichtung ihres neuen Tempels beſchäftigt war, erhielt in dieſer Zeit wieder einen anſehnlichen Zuwachs, durch die Ankunft eines ſehr angeſehenen und vielgeltenden Mannes aus ihrem Volke, **Esdra**, der aus der Prieſterfamilie abſtammte, und in dem Ruf eines in den heiligen Geſetzen ſehr erfahrnen Mannes ſtand; dieſer kam begleitet von einer großen Anzahl von Menſchen, die größtentheils auch aus dem Prieſterſtamm waren und ſich zum Dienſt des Tempels widmeten, und mit anſehnlichen Vollmachten und Geſchenken vom Könige Perſiens eben zu der Zeit in Jeruſalem an, wo nach dem Tode **Serubabels** die neue Kolonie eines weiſen Rathgebers und Führers ihrer Angelegenheiten nöthig hatte. **Esdra** unterzog ſich auch dieſen Geſchäften mit der rühmlichſten Sorgfalt, ſtellte verſchiedene eingeriſſene Mißbräuche und Unordnungen, beſonders das Verheirathen der Juden mit Ausländerinnen ab, und arbeitete beſonders dahin, um die öffentliche Gottesverehrung wieder ganz nach dem Geiſt ihres erſten Stifters Moſes einzurichten, und jene heiligen Geſetze unter dem Volke in Ausübung zu bringen. Groß und ſchwer waren die Hinderniſſe, die er dabei zu kämpfen hatte, und es würde dies ſeine Kräfte überſtiegen haben, wenn ihm die göttliche Vorſehung nicht bald darauf einen Mann zur Unterſtützung zugeführt hätte, der durch ſein Anſehen und raſtloſen Eifer das ſo gut angefangene Werk mit noch mehr Nachdruck fortgeſetzt hätte; dieſer in der Geſchichte des jüdiſchen Volks merkwürdige Mann war

Nehemia.

Er war einer von den Juden, der zwar als einer der Vertriebenen (ſie nannten ſich gewöhnlich Söhne des Gefängniſſes) entfernt vom Vaterlande in fremden Lande wohnte, aber darum nicht Urſache hatte, mit ſeinem Schickſale unzufrieden zu ſeyn. Durch Talent und Geſchicklichkeit hatte auch er ſich am Perſiſchen Hofe emporgehoben, und durch ſeine erprobte Rechtſchaffenheit bei dem Könige das ſo wichtige Amt eines Mundſchenks

(Oberhofmarſchalls) erhalten, welches er mit der größten Zufriedenheit der ganzen königlichen Familie verwaltete. Dieſer ſo ehrenvolle und einträgliche Poſten hätte ihn zu einem der reichſten und angeſehenſten Menſchen machen können: aber auch das Wohl ſeines Vaterlandes lag ihm am Herzen, und das Schickſal ſeiner Nation, das nicht immer das günſtigſte war, wenigſtens nicht ſo ganz ſeinem Wunſche entſprach, trübte ihn ſo manchen Tag und ſetzte ihn in Unruhe, die auch die glänzendſten Hoffeſte nicht verſcheuchen konnten.

So empfieng er einſt von einem ſeiner Verwandten, der mit einigen Begleitern von Jeruſalem nach Suſan kam, die unangenehme Nachricht, daß die Erbauung ihrer Hauptſtadt noch immer von den benachbarten eiferſüchtigen und mißgünſtigen Fürſten gehindert und erſchwert würde, und daß ſich das arme Volk in einer ſehr bedrängten Lage befänd; dies kränkte ſeine Vaterlandsliebe ſo ſehr, daß er ſich einige Tage jedes ſinnlichen Freudengenuſſes enthielt, ſich nur mit dem Gedanken beſchäftigte, was er zum Beſten ſeiner Nation thun könnte, und durchs Gebet in dem guten Vorſatz befeſtigte, ihr nach ſeinem beſten Vermögen beizuſtehen. Jetzt rief ihn ſein Amt am Hof, wo er dem Könige bei der Mahlzeit den Weinbecher reichen ſollte. Er that dies, aber nicht mit der gewohnten Heiterkeit; in ſeinen Augen und ganzem Geſicht war das Merkmal ſeiner innern Betrübniß ſo ſtark ausgedrückt, daß es dem Blick des Königes nicht entgehen konnte; auch bemerkte dieſer ganz richtig, daß nicht etwa eine Krankheit, ſondern ein innerer Gram ſeine Lebenskraft verzehre und ihn ſchwermüthig mache. Er würdigte dieſen ſeinen Liebling in Gegenwart der Königin einer beſondern Unterredung, und verlangte, daß er ihm die Urſache ſeines verborgenen Grams entdecken ſollte: „Wie kann ich, ſagte **Nehemia**, heiter und ruhig ſeyn, ſo lange meine Vaterſtadt, der Begräbnißort meiner Väter, wüſte liegt, eine Brandſtätte, ohne Mauren und Thore, deren Bewohner dem Muthwillen und der Bosheit ihrer Feinde ſo bloßgeſtellt ſind?“ Als ſich der König geneigt erklärte, ihm jeden ſeiner Wünſche zu erfüllen, bat er ihn um die Erlaubniß, ſelbſt nach Jeruſalem reiſen zu dürfen, und ihn mit den nöthigen Vollmachten an die Befehlshaber der Provinzen zu verſehen, um die Wiederaufbauung ſeiner Vaterſtadt mit deſto glücklicherm Erfolg betreiben zu können. Ungern willigte der König in ſeine Entlaſſung, jedoch unter dem Verſprechen der möglichſt baldigſten Rückkehr ließ er ihn, verſehen mit allen was zu einer ſichern und bequemen Reiſe gehörte, und mit Briefen an die Gouverneurs ſeiner Provinzen, ihm in allen beförderlich zu ſeyn, in ſein Vaterland reiſen. So zog alſo dieſer Edle das Wohl ſeines Vaterlandes ſeinem eignen vor, und vertauſchte ein gemächliches und ſorgenfreies Leben am Hofe, mit einem Leben voll Gefahren und Unruhen in einem verwüſteten Lande, um die Bewohner deſſelben durch ſeine Dienſte glücklich zu machen.

So ſtill und behutſam er dabei zu Werke gieng, ſo wurde doch ſeine Reiſe und der Zweck derſelben einigen der benachbarten Fürſten bekannt, die eiferſüchtig auf das Wiederaufkommen des jüdiſchen Staats waren, und kaum entgieng er ihren Nachſtellungen. Selbſt als er in Jeruſalem angekommen war, hielt er ſich noch nicht ſo ganz geſichert, denn auch hier hatten ſie ihre heimlichen Anhänger, und die noch unverwahrte Stadt lag ihren Angriffen, ſo wie das Gebiet derſelben ihren Streifzügen offen. Nehemia hielt ſich daher aus Vorſicht einige Tage in der Stadt verborgen, ohne ſelbſt den Vorgeſetzten derſelben ſeine Ankunft bekannt zu machen. Da entwarf er im Stillen den Plan zur Wiederaufrichtung der ſo ganz verfallnen Stadt, und beſchloß zuerſt durch Aufführung einer ſtarken Mauer ſie gegen die Angriffe von Außen ſicher zu ſtellen. Erſt in ſtiller Nacht, wenn der Mond am Himmel aufgegangen war und alles in tiefen Schlummer lag, beſtieg er ſein Pferd, und nahm unter Begleitung einiger wenigen Getreuen die Gegend um die Stadt herum in Augenſchein. Wie wehe that es dann ſeinem gefühlvollen Herzen, wenn er da die Ruinen der vormals ſo herrlichen Stadt, hier vom Monde beleuchtet, dort in dunkle Schatten gehüllt ſah; wenn er zwiſchen verfallnen Mauren und den Trümmern vormahliger Palläſte umherirrte, oft den Pfad ſo verſchüttet fand, daß er nur mit Mühe, ſein Pferd an der Hand, über die Steinhaufen klimmen konnte.*) Traurig kehrte er dann wieder, wenn er die Stadt umkreißt hatte, durch das offne, unverwahrte Thor auf der vormals königlichen Straße, an der zerſtörten Burg vorbei, die ſonſt der Sitz der geprieſenſten Könige geweſen war, und immer feſter wurde ſein Entſchluß, ſich nicht eher von Jeruſalem wieder zu entfernen, bis er dieſe Stadt wieder in einem beſſern Zuſtand verſetzt ſehen würde.

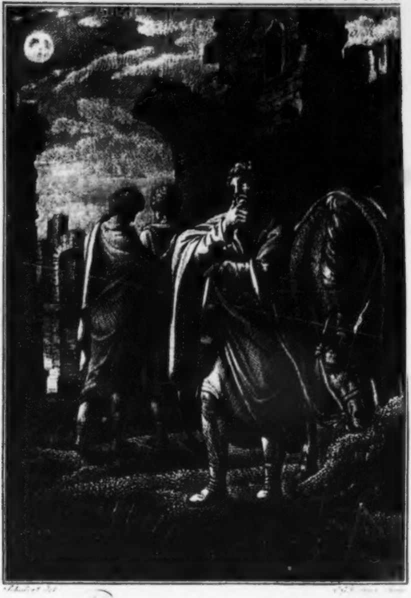
Nach einigen Tagen ließ er ſich in die Verſammlung der Volksälteſten und Prieſter einführen, legte ihnen die Beglaubigungsbriefe, die er als königlicher Bevollmächtigter, nebſt den Anweiſungen, die er an die Beamten des Königes in der Provinz zur unentgeldlichen Abreichung der Baumaterialien empfangen hatte, vor, und ermahnte nun ſeine Landsleute, ſogleich und mit Vertrauen auf Gott die Hand ans Werk zu legen, und mit vollem Ernſt und vereinten Kräften zuförderſt die Stadt wieder mit Mauern zu befriedigen. Mit einemmale fühlten ſich alle Ein-

woh-

---

*) Siehe das 59ſte Kupfer.

B.V. T. LIX



Schubert del. [illegible]

Nehemia entwirft den Plan
zur Wiederaufbauung Jerusalems

wohner Jeruſalems von gleichem Eifer für die gemeinſchaftliche gute Sache belebt; aller Hände wurden in Thätigkeit geſetzt; das Werk begann, und nahm mit jedem Tage unter den Händen der Arbeiter zu, die keine Beſchwerden dabei ſcheuten. Schon war es bis zur Hälfte gediehen, als die Feindlichgeſinnten in der Nachbarſchaft es theils zum Gegenſtand ihres Geſpöttes machten, theils ernſtliche Maaßregeln ergriffen, es zu hindern. So großmüthig aber Nehemia jene Spötterei ertrug, ſo nachdrücklich wieß er die erſten Angriffe der Feinde zurück, übte ſeine Landsleute neben der Arbeit zugleich in den Waffen, legte hier und da einen Theil derſelben im Hinterhalt, und traf die Verordnung, daß immer die eine Hälfte der Mannſchaft unter den Waffen ſtand, während die andere arbeitete, ja ſelbſt die Arbeiter durften ihr Schwerdt nicht von der Seite legen, ſondern mußten ſich bereit halten, auf das erſte Zeichen mit der Poſaune bewaffnet in Reihe und Glied zu treten, um ſogleich ſchlagfertig zu ſeyn.

Er ſelbſt unterzog ſich dabei den größten Beſchwerden, kam den Tag über nicht von der

Mauer,

Mauer, wo er theils auf jede Bewegung der Feindlichgeſinnten ein ſcharfes Auge hatte, theils die Arbeiter zum regen Fleiß ermunterte und dabei immer im Vertrauen auf Gott ſtärkte, der gewiß ihr unternommenes Geſchäft befördern werde. Auch des Nachts verſagte er ſich Ruhe und Bequemlichkeit, legte ſeine Kleider nicht ab, und hielt, während die Andern von der Arbeit ruhten, mit ſeinen Leuten Wache. Dafür genoß er die Freude, dies wichtige Geſchäft in zwei und funfzig Tagen glücklich beendigt, und die ihm ſo theure Stadt in ziemlich guten Vertheidigungsſtand geſetzt zu ſehen.

Um deſto auffallender war dies den benachbarten Fürſten; wohl mußten ſie von einem ſo unternehmenden Manne, wie Nehemia war, der ſeine Unternehmungen mit ſolcher Beharrlichkeit und Nachdruck durchſetzte, befürchten, wie gefährlich er ihnen werden könnte. Sie wagten es zwar nicht, ihn mit gewaffneter Hand anzugreifen, um deſto mehr aber wendeten ſie die Kunſt der Verſtellung an, um ihn in die gefährliche Schlinge zu ziehen, ihn heimlich auf die

Seite zu ſchaffen. Unter dem Vorwand, als wollten ſie mit ihm in friedliche Unterhandlungen treten und ſein Intereſſe befördern, ließen ſie ihn zu einer geheimen Zuſammenkunft in eine Landſtadt einladen, aber **Nehemia** war zu klug, als daß er nicht ihren Plan durchſchauen, und zu vorſichtig, als daß er ſich hätte in die Gefahr begeben ſollen. Viermal hatte er ſchon, mit der Entſchuldigung zu dringender Geſchäfte, die ihn nicht verſtatteten, ſich von Jeruſalem zu entfernen, ihr Geſuch abgeſchlagen, als ihm ein Brief vom **Sanballat**, dem Statthalter Samariens, eingehändigt wurde, worin ihm dieſer eröffnete: er habe erfahren, **Nehemia** gehe damit um, ſich unabhängig von den Perſern zu machen und ſich zum jüdiſchen Könige ausrufen zu laſſen; in dieſem Fall möge er doch zu ihm kommen, wo er ihm mit ſeinem Rath und Dienſte beiſtehen wolle. Aber **Nehemia** fertigte den Boten mit der trockner Antwort ab: es ſey dies wahrſcheinlich ſeine eigne Erfindung; ihm ſey davon nichts in Sinn gekommen. Noch größer war die Gefahr, die ihm ſelbſt in Jeruſalem bevorſtand; denn auch hier hatten die Feinde ihre heimlichen Anhänhänger; ſogar einige Volkslehrer waren auf ihrer Seite, und mehrere der Angeſehenſten ließen ſich durch ihr Geld beſtechen, dem großen Manne aufzulauern und ihn bei Gelegenheit auf die Seite zu ſchaffen. So kam Nehemia einſt in das Haus eines dieſer Mitverſchwornen, Samaja. Er fand ihn in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, und bemerkte ſogleich die Verlegenheit, in die ihn ſeine unerwartete Erſcheinung ſetzte; allein der Treuloſe nahm ſogleich die Miene der Ehrlichkeit an und erklärte: ſo eben habe er erfahren, daß ihm ſeine Feinde nach dem Leben trachteten; er ſey in ſeinem Hauſe nicht ſicher, und that ihm den Vorſchlag, daß ſie ſich beyde in den Tempel flüchten und da die Nacht über bleiben wollten. Nehemia, der ſeinen argliſtigen Plan durchſchaute, antwortete ihm mit feſten Tone: Wie? einem Manne wie mir kannſt du zumuthen, die Flucht zu ergreifen? Mir zumuthen, daß ich ſelbſt die heilige Stätte zum Zufluchtsorte wählen ſoll, um mein Leben zu erhalten? du haſt deinen Mann ſchlecht gekannt! — Mit ſolchen Gefahren mußte dieſer Edle kämpfen, um ſeine guten Abſichten durchzuſetzen, dennoch überwand er ſie durch ſein kluges, ſtandhaftes Verhalten und feſtes Vertrauen auf Gott.

Die Mauren der Stadt waren nun wieder aufgerichtet, auch die Thore mit Schloß und Riegel befeſtigt, und **Nehemias** hatte ſie durch die Prieſter mit religiöſer Feierlichkeit einweihen laſſen; aber noch fehlte es der Stadt an Bewohnern, denn ein ſehr großer Theil der Juden hatte ſich im Lande niedergelaſſen, wo ſie ſich mit dem Ackerbau und der Viehzucht beſchäftigten. **Nehemia** that alles, um die Wohlhabenden zu vermögen, ſich in der Stadt anzubauen, und verſchaffte denen, die ſich freiwillig daſelbſt niederlaſſen wollten, die möglichſten Vortheile; da auch dies nicht hinreichte, brachte er es in einer Volksverſammlung dahin, *daß der zehnte Theil des* Volks ſich, durchs Loos beſtimmt, entſchließen mußte, in die Stadt zu ziehen. Dadurch erhob ſich Jeruſalem, als die Hauptſtadt des Landes, einigermaßen wieder zu ihrem ehemaligen Anſehen, und ihre Bewohner fühlten ſich auch unter der Regierung eines ſo weiſen, gerechten und gottesfürchtigen Fürſten in der That glücklich.

Nur eins, was ihren zunehmenden Wohlſtand hinderte und einen großen Theil der Einwohner zur Unzufriedenheit und gerechten Klagen reitzte, war das zu ungleiche Verhältniß der Armen, die den größern Theil ausmachten, zu den Reichen und Begüterten; es fehlte zu ſehr am Mittelſtande; denn die mehreſten Wohlhabenden hielten ſich noch außer ihrem Vaterlande auf, wo ſie ihr Gewerbe mit weit mehr Vortheil treiben konnten, nur der ärmere Theil machte von der Erlaubniß, ſich wieder im Vaterlande anzubauen, Gebrauch; aber auch hier fehlte es ihnen an den dazu nöthigen Mitteln, beſonders am Gelde, das ſich nur in den Händen der Reichen befand, die aber zu wenig patriotiſch geſinnt waren, um es für das gemeine Beſte aufzuwenden. So anſehnlich auch *die Beiträge waren, die von Zeit zu Zeit von* ihren Glaubensgenoſſen aus der Fremde einkamen, ſo waren doch die mehreſten für den Tempel beſtimmt und floſſen in den Tempelſchatz, und das Uebrige ward zu öffentlichen Gebäuden verwendet. Zu dem Aufwande, den die neuen Pflanzer zur Erbauung der öffentlichen Gebäude und ihrer Häuſer machen mußten, kamen auch noch die nicht unbeträchtlichen Abgaben, die ſie der perſiſchen Krone für Schutz und Freiheit entrichten mußten. Dies ſetzte einen großen Theil der Koloniſten in die Nothwendigkeit, Geld auf Zinſen von den Reichen zu nehmen, und dieſe bedienten ſich der Gelegenheit, den möglichſten Vortheil aus der Verlegenheit der Armen zu ziehen und ſie durch Wucher zu bevortheilen. Die mehreſten Grundſtücke waren an die Reichen verpfändet; um nur ihr elendes Leben zu friſten, ſahen ſich die Armen genöthigt, ſogar auf ihre perſönliche Freiheit Verzicht zu thun und ſich mit Weib und Kind in die Hände ihrer Gläubiger zu geben. Dieſer harte Druck des Volks fiel ſchwer auf das edle Herz des Nehemia; er dachte auf Mittel, demſelben abzuhelfen, ſtellte eine allgemeine Volksverſammlung an, trat an die Spitze derſelben, und verwendete ſich mit alle dem Anſehen, welches ihm ſein Stand und Charakter gab, für die Sache der Armen. „Wie könnt ihr, redete er die Angeſehenſten und Reichen im Volke an, wie könnt ihr ſo hart an euern Brüdern handeln? kaum ſind ſie ihrer Gefangenſchaft entgangen, und ihr wißt, welche Mühe und Aufwand ihre Befreiung gekoſtet hat, und nun wollt ihr ſie durch euren Wucher wieder in neue Feſſeln ſchlagen? das könnt ihr an euern Brüdern thun?" — Hiermit ſchwieg der Redner, überwältigt von dem Gefühl des gerechteſten Unwillens und des Mitleids; in der ganzen Verſammlung herrſchte Stille, nur die Thränen in den Augen der Unterdrückten ſprachen für ſie. Der Edle nahm dann wieder das Wort: „ich bemerke, daß ihr das Unrecht einſeht, das ihr an euren Brüdern begeht. Wie könntet ihr ſo als Verehrer des wahren Gottes handeln! Wie euch ſelbſt in den Augen der Heyden ſo herabſetzen und eure eigne Nation beſchimpfen! dieſer Vorwurf darf mich und meine Familie nicht treffen; wir haben auch unſer Vermögen — aber ohne Zinſen ausgeliehen. Handelt auch ihr edelmüthig, ſtreichet die Armen aus eurem Schuldbuche! Gebt ihnen ihre Pfänder zurück und gewähret ihnen Freiheit und Leben!" — Sein Vortrag wirkte; mehrere erklärten ſich auf der Stelle geneigt, ſich darin ganz nach ſeinem Willen zu richten. Nehemia benutzte dieſe gute Stimmung, ließ ſogleich die Prieſter vortreten und alle Anweſende durch einen feierlichen Eid verpflichten, ihre Schuldforderungen aufzugeben. Er ſelbſt faßte ſein Oberkleid zuſammen und ſchüttete es dann mit den ernſten Worten aus: ſo ſchütte Gott einen jeden aus ſeinem Hauſe und Eigenthum, der dieſes Verſprechen nicht erfüllt! Er ſey ausgeſchüttet und leer! „Amen!“ rief das ganze Volk, und unter einem allgemeinen Jauchzen gieng die Verſammlung auseinander.

So mächtig war der Einfluß, den der Geiſt dieſes Mannes auf die Geſinnung des Volks hatte, ſo ſtark war der Eindruck, den die Rede dieſes Rechtſchaffenen in die Gemüther ſeiner Landsleute machte! Aber er hatte ſich auch dieſer Folgſamkeit und dieſes Zutrauens ſeiner Untergebenen durch ſein uneigennütziges und dienſtfertiges Betragen würdig gemacht. Sein Vermögen, welches gewiß ſehr anſehnlich war, verwendete er ganz zum Beſten des neuen Staates. Er konnte, als perſiſcher Bevollmächtigter und Landpfleger, ſo wie ſeine Vorgänger, Beſoldung und Lieferungen an Naturalien fordern, aber er that es nicht; mit der größten Uneigennützigkeit verwaltete er zwölf Jahre hindurch dies mühevolle Amt; unterzog ſich mit ſeinen Leuten ſelbſt allen bürgerlichen Geſchäften und gemeinſchaftlichen Laſten; verſtattete keinem ſeiner Untergebenen oder Verwandten, ſich etwa auf Koſten Anderer zu bereichern, oder ihr Anſehen zur Unterdrückung ihrer Mitbürger geltend zu machen, und die Seele aller dieſer edelmüthigen Handlungen war aufrichtige, reine Gottesfurcht. Dabei bewieß er ſich noch äußerſt freigebig. So wenig er äußerliche Pracht liebte, ſo ſcheute er gleichwohl keinen Aufwand bei Erweiſung der Gaſtfreundſchaft. Er hielt eine große Tafel, an welcher täglich hundert und funfzig Perſonen aus dem angeſehenſten Stande ſpeiſten, und zu der auch benachbarte Fürſten und Fremde aus den Heyden gezogen wurden. Dieſen Aufwand beſtritt er ganz aus ſeinem Vermögen, ohne das Volk, das, wie er ſagte, ohnehin gedrückt genug ſey, im mindeſten zu beſchweren.

Nachdem Nehemia mit aller Anſtrengung die bürgerliche Verfaſſung ſeines Volks auf einen feſtern Fuß geſetzt hatte, ließ er es ſeine angelegenſte Sorge ſeyn, die Religion, die er für die einzige ſicherſte Stütze aller menſchlichen, beſonders der bürgerlichen Wohlfahrt erkannte, in dem wiederauflebenden Staate ſo recht in Aufnahme zu bringen, die öffentliche Gottesverehrung ihrem Zweck und erſten Einrichtung gemäß einzurichten, und das Volk zur Beobachtung der väterlichen Geſetze anzuhalten. In dieſem ſo wichtigen Geſchäfte fand er beſonders am Eßra einen überaus thätigen Theilnehmer und eifrigen Beförderer, der ſich als Prieſter und Kenner des Geſetzes und der heiligen Schrift demſelben mit Liebe und Treue unterzog; dieſer ſtellte mehrmals religiöſe Zuſammenkünfte an, laß da dem Volke das moſaiſche Geſetz mit lauter Stimme vor, wobei er die Aufmerkſamkeit der Zuhörer, die ſo lange dieſer Belehrung hatten entbehren müſſen, ſo aufzuhalten wußte, daß es vom frühen Morgen bis zum Mittage ihm mit Liebe zuhörte, und die Verſammlung ſich nie ohne Rührung trennte *).

Gleich

---

*) Von dieſer Zeit her, wo man den wohlthätigen Einfluß erkannte, den dieſe Vorleſungen aus den heiligen Schriften und die religiöſen Vorträge auf die Gemüther der Menſchen äußerte, ſchreibt ſich die ſo lobenswürdige Gewohnheit unter den Juden, öftere Unterhaltungen dieſer Art anzuſtellen, die nachher auch von den Chriſten benutzt

und

Gleich bei der erſten Verſammlung dieſer Art hatte dieſe Erinnerung an die heiligen Geſetze Gottes, verbunden mit dem beſchämenden und niederſchlagenden Gefühl, wie ſehr ſie ſich von der Beobachtung derſelben bisher entfernt hatten, das Volk in eine ſo wehmüthige Stimmung verſetzt, daß ſich Eſra bewogen fand, durch einen öffentlichen Aufruf das Volk zur freudigen Begehung dieſes Tags, als eines heiligen Tags, den [illegible] ihnen

---

und allgemein angenommen wurde. Ihr verdanken wir noch jetzt das Glück, daß wir uns in dem Beſitz jener heiligen Schriften befinden, indem Eſra nicht nur mit unbeſchreiblicher Sorgfalt und Mühe dieſe heiligen Urkunden ſammelte, ſondern zugleich dafür ſorgte, daß dieſe Sammlung als der größte Schatz aufbewahrt und Abſchriften davon mit der äußerſten Genauigkeit von den Händen der ſachkundigen Gelehrten (Rabbinen) verfertigt wurden. Um den belehrenden Inhalt dieſer Schriften gemeinnützig zu machen, wurden nicht nur in Jeruſalem, beſonders in dem daſigen Tempel, ſondern auch in andern bedeutenden Orten des jüdiſchen Landes eigne Gebäude (Synagogen oder Schulen) errichtet, in welchen ſich die Gelehrten und Prieſter täglich verſammleten, und ſich nicht nur unter ſich ſelbſt mit Leſung und Auslegung der heil. Schriften unterhielten, ſondern auch Vorträge an das Volk hielten.

ihnen Gott durch dieſes ſo theure Geſchenk der Bekanntmachung ſeines Willens gegeben habe, zu ermuntern. „Gehet hin, rief er ihnen zu, und richtet feierliche Opfermahlzeiten in euren Familien zu, und haltet ſie im Kreiſe der Eurigen mit Freuden, aber laſſet auch denen daran Theil nehmen, die nichts für ſich bereiten können. Die Religion iſt eine Beförderin der wahren Freude. Möge die Freude an Gott euch immer beleben und eure Stärke ſeyn!“ So feierlich wurde bald nachher auch das religiöſe Volksfeſt der Laubhütten nach der Verordnung Moſes wieder zum erſtenmale im Lande begangen. Alle Straßen der Stadt und alle öffentliche und Privatgebäude wurden mit friſchen Zweigen von Bäumen und balſamiſchen Geſträuchen ausgeſchmückt und in grünende Hütten verwandelt, unter denen ſich die feiernden Einwohner Jeruſalems wieder in jene glücklichen Zeiten verſetzt glaubten, wo ihre Väter dieſes Feſt zum Denkmahl ihrer Befreiung feierten.

Ernſter und noch feierlicher war eine ſpätere allgemeine Volksverſammlung, bei welcher nur diejenigen, die vom jüdiſchen Stamme waren, erſcheinen durften. Es war ein allgemeiner Bußtag; das Volk erſchien der Verordnung gemäß mit allen äußerlichen Zeichen der Demüthigung vor dem höchſten Weſen, in grobes Gewand gehüllt, die Häupter mit Aſche beſtreut, in Gegenwart der ſämmtlichen Prieſter, die durch Vorleſung des Geſetzes das Volk an ihre bisherigen Vergehungen und Sünden erinnerten, das öffentliche Bekenntniß derſelben von ihnen forderten, und durch feierliche Gebete Gnade für ſie von Gott erflehten, darauf wurden ſie aufgefordert ſich feierlich zu verpflichten, daß ſie als Verehrer des einzigen wahren Gottes treu in ſeinem Dienſte bleiben, und die ihnen von Moſes vorgeſchriebenen Geſetze treu und unverbrüchlich halten wollten. Zu noch mehr Bekräftigung dieſer Zuſage wurde eine ſchriftliche Urkunde aufgenommen, die von den Häuptern der Stadt und der Familien unterzeichnet, beſiegelt und in den Tempel niedergelegt wurde. Die Feier dieſes merkwürdigen Tags wurde alsdann mit den gewöhnlichen Opferceremonien beſchloſſen.

Nehemia, der vorzüglichſte Stifter dieſer erneuerten Ordnung im jüdiſchen Staate, kehrte nach einiger Zeit mit dem frohen Bewußtſeyn, ſo viel Gutes gewirkt und ſein Vaterland in einen beſſern Zuſtand verſetzt zu haben, wieder nach Babylon an den Hof des Königs zurück, und empfieng von dieſem die Zeichen der höchſten Zufriedenheit mit ſeinen Veranſtaltungen. Aber die Ruhe, die er hier in der Entfernung genoß, war nur von kurzer Dauer; verſchiedene Unordnungen, die während ſeiner Abweſenheit in dem kaum wiederaufblühenden jüdiſchen Staate eingeſchlichen waren, und eine baldige Zerrüttung deſſelben befürchten ließen, beſtimmten ihn noch einmal, ſeine Bequemlichkeit und Ruhe der Liebe zum Vaterlande nachzuſetzen und ſich von neuem die Erlaubniß zur Rückkehr in daſſelbe vom Könige auszuwirken. Er erhielt ſie, reiſte nach Jeruſalem zurück, ſtellte die eingeriſſenen Mißbräuche wieder ab, entſetzte die Unwürdigen ihrer Aemter, und ſetzte Würdigere an ihre Stelle, hielt auf ſtrenge Befolgung der religiöſen und bürgerlichen Geſetze, und opferte ſo ſeine noch übrigen Kräfte für das Wohl ſeiner Mitbürger auf, ohne eine weitere Belohnung dafür zu ſuchen, ohne einen eigennützigen Wunſch in ſeinem Herzen zu nähren, außer dieſem: Gedenke meiner, mein Gott, im Beſten!

Nach dem Tode des Nehemia genoſſen die Juden noch lange Zeit die Vortheile, die ihnen von den Perſiſchen Königen zugeſtanden waren. Bei dem weiten Umfange, den dieſe Monarchie hatte, und den Kriegen, die ſie oft mit den entfernten Völkern führte, blieb der jüdiſche Staat mehr ſich ſelbſt überlaſſen, ohne in die Streitigkeiten der Nationen verwickelt zu werden, und hätte ſich daher in eine noch feſtere und blühendere Verfaſſung ſetzen können, wenn immer Männer mit dem Geiſte und Herzen eines Eſra und Nehemia an der Spitze deſſelben geſtanden hätten. Zwar war nach dem Tode des letztern die Staatsverwaltung nicht mehr in den Händen eines aus ihrer Mitte, ſondern die jüdiſche Kolonie wurde mit zu der Provinz dieſſeits des Euphrat geſchlagen, und ſtand unter dem Gouverneur von

Syrien und Phönicien, der aber blos darauf ſahe, daß ſie ſich nicht von der perſiſchen Krone abhängig machte und den jährlichen Tribut zahlte, ohne ſich weiter in die Angelegenheiten derſelben zu miſchen. Von ihm wurden auch die Hohenprieſter beſtätigt, die außer der Aufſicht über den öffentlichen Gottesdienſt zugleich das Staatsruder führten und mit weltlicher Macht verſehen waren. Auch in den ausgebreiteten und entfernten Provinzen des perſiſchen Reichs genoſſen die daſelbſt zerſtreut lebenden Juden wichtige bürgerliche Vortheile, konnten, gleich den Einwohnern des Landes, Handel und Wandel treiben, und beſaßen ihrer Religion wegen völlige Freiheit, da die Religion der Perſer die Verehrung eines einzigen unſichtbaren höchſten Weſens ſo ſehr begünſtigte. So günſtig auch alle dieſe äußern Umſtände für die Juden waren, ſo benutzten ſie doch dieſelben nicht ſo, als ſie hätten thun ſollen, der Eifer, mit welchem die erſten Häupter des wieder aufblühenden Staats für die Aufrechterhaltung der väterlichen Religion und der guten Sitten arbeiteten, bei welchen ſie durch die Mitwirkung der trefflichſten Volkslehrer, die vorzügliche Geiſtesgaben von Gott empfangen hatten, und ſich als außerordentliche Geſandte deſſelben (Propheten) auszeichneten, eines Zacharia, Haggai und Maleachi, unterſtützt wurden, erkaltete immer mehr unter ihren Nachfolgern, artete in ein herrſchſüchtiges Beſtreben aus, das oft zu ſehr ärgerlichen Auftritten, ſelbſt im Tempel, Veranlaſſung gab.

Als unter dem letzten Könige von Perſien, Darius Kodomannus, der Krieg mit dem König von Macedonien ausbrach, wurden die Juden, die ſich bisher unter dem Schutz der Perſer ſo wohl befunden hatten, zugleich mit in das Schickſal dieſer Monarchie verwickelt. Alexander der Große, der ſchon einen anſehnlichen Theil von Perſiens Provinzen unter ſeine Bothmäßigkeit gebracht, jetzt auch die Hauptſtadt Phöniciens, Tyrus, zerſtört hatte, und die ſiegende Armee zur Einnahme Egyptens führen wollte, forderte die Juden, die ſich zur treuen Anhänglichkeit an ihren bisherigen Oberherrn verpflichtet hielten, anfangs vergebens auf, ſich ihm zu unterwerfen; ihre Weigerung brachte den jungen

Helden, den ſchon der lange Aufenthalt vor Tyrus erhitzt hatte, ſo auf, daß er ſogleich mit der Armee auf Jeruſalem losgieng, um auch dieſe Stadt, ſo wie jene, der Erde gleich zu machen. Die Juden, die ſich zu ſchwach fühlten, ſich einer ſolchen Macht zu widerſetzen, geriethen in die äußerſte Angſt, als ſich der ſieggewohnte König ihrer Stadt näherte. Ihr Zufluchtsort war der Tempel, und das Gebet zu Gott um Errettung ihre einzige Erleichterung. Der damalige Hoheprieſter **Jaddua** verſammlete ſogleich die Prieſter und das Volk, ſtärkte ſie im Vertrauen auf Gott und befahl, daß jene ſich in ihrer prieſterlichen Kleidung, und dies in weißen Kleidern mit dem nächſten Morgen einfinden ſollten; er ſelbſt trat mit Anbruch des Tages in ſeinem hohenprieſterlichen Schmuck an ihre Spitze und gieng in dieſem feierlichen Aufzuge dem Könige entgegen, um ihm die Stadt zu übergeben und um Gnade für ihre Bewohner zu bitten. Der junge Monarch wurde bei Annäherung dieſes Zugs, vorzüglich durch die Erſcheinung eines Prieſters der Gottheit von ſo ehrwürdigem Anſehen, ſo gerührt, daß er ihn mit allen Zeichen der Achtung empfieng und ihm ſeine Bitte gewährte *); er ließ ſich von ihm in die Stadt begleiten, gieng ſelbſt in den Tempel, brachte der Gottheit reiche Opfer dar, und beſtätigte nicht nur den Juden in Paläſtina, ſondern auch den Auswärtigen, ſo weit ſich ſeine Herrſchaft verbreiten würde, die Freiheit, nach ihren Geſetzen und nach ihrer Religion unter ſeinem Schutze zu leben; forderte auch nicht mehr Tribut von ihnen, als ſie bisher an die perſiſche Krone gezahlt hatten, und nahm eine große Anzahl von Juden als Freiwillige in ſeine Dienſte unter die Armee auf.

Doch nur auf kurze Zeit befanden ſich die Juden unter dem Schutze dieſes Monarchen, der

mit

---

*) Nach einer jüdiſchen Sage hatte Alexander bei Eröffnung ſeines Feldzugs gegen die Perſer einſt ein Traumgeſicht gehabt, in welchem ihm eine Perſon von eben dem Anſehen und prieſterlichen Kleidung, wie der Gegenwärtige erſchienen war, der ihn zu dieſem Feldzuge ermuntert und die Eroberung Perſiens verheißen habe: deſſen habe er ſich bei dieſer wirklichen Erſcheinung wieder erinnert, und dadurch ſey er zu ſo gnädigen Geſinnungen beſtimmt worden.

mit dem Tode deſſelben aufhörte, und bei dem unſeligen Streite, der unter ſeinen Nachfolgern um die Herrſchaft geführt wurde, war Paläſtina nicht ſelten der Schauplatz der größten Unruhen und verheerenden Kriege. Anfangs war es mit Syrien und Phönicien zuſammen dem Laomedon, einem der Feldherren Alexanders, zu Theil geworden; bald aber gerieth es unter die Bothmäſſigkeit des Königes von Egypten, Ptolemäus, und ſo blieb es lange Zeit, wegen ſeiner Lage, zwiſchen Egypten und Syrien das Spiel des Schickſals, und befand ſich wechſelsweiſe bald in der Gewalt des einen, bald des andern von dieſen mächtigen Beherrſchern. Obgleich Ptolemäus die Hauptſtadt des Landes, Jeruſalem, mit Sturm eingenommen hatte, ſo behandelte er gleichwohl die Nation mit Schonung, und bewieß ihr, ſelbſt ihrer Treue und Anhängigkeit an die vorige Regierung wegen, Achtung. Er führte einen großen Theil der Juden nach Egypten, verſetzte ſie beſonders nach Alexandrien, welches er jetzt zur Haupt- und Reſidenzſtadt ſeines Königreichs erhob, und in die entfernten Provinzen ſeines Reichs, nahm die Tapferſten in ſeine Armee auf, und nachdem er ſich von ihrer Treue, beſonders durch gewiſſenhafte Feſthaltung des Eides verſichert hatte, bediente er ſich ihrer, um ſie zur Beſatzung in die eroberten Städte zu legen, und verſtattete ihnen ſo anſehnliche Vorzüge und Freiheiten, daß mehrere Juden dadurch bewogen wurden, freiwillig ihr Vaterland zu verlaſſen und ſich in den fruchtbaren Provinzen des Egyptiſchen Reichs, in Afrika und Aſien, vorzüglich in Lybien und Cyrene, niederzulaſſen, wo ſie ſpäterhin ſehr anſehnliche und zahlreiche Kolonien bildeten.

Auch unter den Nachfolgern des Ptolemäus wurden den Juden außer ihrer Religionsfreiheit immer mehr bürgerliche Vortheile zugeſtanden, ſie wurden den übrigen Unterthanen gleich gehalten, konnten ungeſtört Handel und Wandel treiben, und wurden nach ihren Geſetzen gerichtet. Vorzügliche Verdienſte um ihre Nation und beſonders um mehrere Bekanntmachung ihrer heiligen Schriften erwarb ſich Ptolemäus Philadelphus, der mit königlichem Aufwande dieſelben in die griechiſche Sprache, die damals die üblichſte war, überſetzen ließ *). Ein Werk, das unter der Leitung der göttlichen Verſehung das Mittel wurde, die beßre Religionserkenntniß ſpäterhin weiter zu verbreiten.

Jeruſalem, dieſe in den Augen aller Juden heilige Stadt, die gleichſam der Hauptſitz ihrer Religion und der Hauptverſammlungsort der Nation war, erhohlte ſich auch bald wieder von dem bei ihrer Einnahme durch die Egypter erlittenen Schaden, und genoß beinahe ein Jahrhundert hindurch eine glückliche Ruhe, die nur zuweilen durch die Feindſeligkeit der Samariter und durch entſtandene Streitigkeiten in der Familie ihrer Hohenprieſter, in deren Händen die höchſte Gewalt war, unterbrochen wurde. Durch die reichen Geſchenke und Opfer, die aus allen Gegenden hier zuſammenſtrömten, wurde nicht nur der Tempelſchatz anſehnlich vermehrt, ſondern auch der Wohlſtand der Bürger ſehr gehoben; auch trug die Verbindung, in welcher die Einwohner Palä-

---

*) Siehe den dritten Band der Bilderbibel Abſchn. III. S. 170. Note.

Paläſtina's mit ihren in die entfernteſten und reichſten Länder zerſtreuten Landsleuten ſtanden, viel dazu bei, ihren Handel und ihren innern Wohlſtand immer blühender zu machen.

Aber unter den nachherigen Unruhen und den Kriegen, die zwiſchen den Königen von Egypten und Syrien geführt wurden, ſank auch der Wohlſtand der jüdiſchen Nation; ſchon Antiochus der Große hatte ſie ſich unterwürfig gemacht, und unter ſeinen Nachfolgern gerieth ſie ganz unter die Bothmäßigkeit der ſyriſchen Könige (der Seleuciden, wie ſie ſpäterhin genannt wurden). Ich würde meine Leſer ermüden, wenn ich ſie mit Erzählung der Kriege unterhalten wollte, die damals mehr als einen Welttheil zerrütteten, und ſo unſägliches Elend unter dem damaligen Menſchengeſchlechte verbreiteten. Auch die Bewohner Paläſtina's ſeufzten unter denſelben; der öftere Wechſel einer noch dazu fremden und heidniſchen Regierung ſtörte die Ruhe im Innern und hinderte das Aufkommen alles bürgerlichen und Familienglücks; was der Fleiß mehrerer Jahre gebaut und geſammlet hatte, raubte und zerſtörte oft ein einziger unglücklicher Augenblick; der Schatz des gemeinſchaftlichen Tempels, die koſtbaren heiligen Gefäße wurden mehrmals die Beute der Sieger, oder ſelbſt von ihren eignen Hohenprieſtern zu Beſtechungen und Geſchenken an die mächtigere Parthie verwendet. Häufige Auswanderungen und gezwungene Kriegsdienſte machten, daß das Land ungebaut und den Streifereien räuberiſcher Horden überlaſſen blieb. Noch nachtheiliger waren dieſe Umſtände der Zeit für die Religion und die Sittlichkeit. Die öffentliche Gottesverehrung kam in Verfall, der Tempel und die Altäre wurden immer verlaſſener, wozu nicht ſelten die Prieſter ſelbſt durch ihr ärgerliches Leben die Veranlaſſung gaben. Eine ausſchweifende, üppige Lebensart, wie ſie unter den Heiden geführt wurde, riß auch jetzt unter den Juden ein, entfernte ſie von den heiligen Geſetzen und Sitten ihrer Väter, und machte ſie geneigt, die abgöttiſchen, der Sinnlichkeit ſo ſehr ſchmeichelnden Gebräuche der Heiden anzunehmen. Zwar fehlte es nicht an treuen Anhängern der väterlichen Religion, die ſich bemühten, dem einreißenden Verderben Einhalt zu thun; einige der

Hohen

Hohenprieſter, unter andern Simon, der ſich durch ſeinen Eifer für das Geſetz, und durch treue Verwaltung ſeines Amtes den Beinahmen des Gerechten erworben hatte *), auch Onias (der dritte dieſes Namens), machten ihrem Stande Ehre, und wirkten durch ihr Anſehen und muſterhaftes Beiſpiel ſehr wohlthätig auf die beßre Denkungsart des Volks; aber dieſer Eindruck wurde bald wieder durch das ſchlechtere Verhalten ihrer Nachfolger geſchwächt: die Guten und Treuen im Lande zogen ſich immer mehr zurück, um nicht Augenzeugen von den Greueln der Abgötterei und den damit begleiteten Ausſchweifungen zu ſeyn, die ſelbſt an heiliger Stätte getrieben wurden, und beklagten den Verfall der Sittlichkeit, der Religion und der bürgerlichen Wohlfahrt im Stillen.

Vorzüglich riß dies Verderben unter der Regierung des Königes von Syrien, Antiochus, den die Schmeichelei den Namen des Edlen (Epi-

---

*) Sirach hat ihm im 50ſten Kap. ſeines vortrefflichen Buchs ein ſehr ehrenvolles Denkmahl geſetzt.

(Epiphanes) beigelegt hatte, unter dem jüdiſchen Volke ein; dieſer wollüſtige, dem Götzendienſte und den Sitten der Griechen ergebene Fürſt verlangte, daß in allen ſeinen Staaten gleiche Religionsgebräuche und Geſetze gelten ſollten, und ſuchte daher dieſelben auch bei den Juden, die ſich von jeher durch die Verehrung des einzigen höchſten Weſens, ohne bildliche Vorſtellung, und durch eigne Geſetze vor allen Nationen ausgezeichnet hatten, einzuführen. An dem damaligen Hohenprieſter Jaſon, der ganz ſeine Kreatur war, da er durch die niederträchtigſte Beſtechung ſeinen würdigen Bruder Onias aus dieſer Würde verdrängt hatte, fand er das ſchicklichſte Werkzeug, ſeine Abſicht auszuführen. Um ſich ſeinem mächtigen Gönner gefällig zu zeigen, errichtete dieſer in Jeruſalem ein Gymnaſium oder Schule, um die Jugend nach griechiſcher Art zu erziehen, nahm durch einige Abgeordnete an den olympiſchen Spielen Theil, und, als Antiochus bei einer Reiſe nach Paläſtina ihn in Jeruſalem beſuchte, ſtellte er ihm zu Ehren mit dem größten Aufwande ſolche Feſte an, die ganz nach dem Geſchmack dieſes heidniſchen Fürſten

ſten eingerichtet, aber deſto ärgerlicher in den Augen der Juden waren. Zwar behauptete auch Jaſon ſich nicht lange in der mit Unrecht erlangten Würde, ſondern wurde durch ſeinen Bruder, Menelaus, der ihn noch an Niederträchtigkeit und Bosheit übertraf, aus derſelben verdrängt, der, um ſich in derſelben und in der Gunſt des Monarchen zu behaupten, unermeßliche Summen an den Hof nach Antiochien ſchickte, und um ſie zu beſtreiten, ſelbſt die heiligen Tempelgefäße veräußern und ſeinen ehrwürdigen Bruder, Onias, der auch nach ſeiner Abſetzung noch immer in großem Anſehen bei dem Volke ſtand, und jetzt laute Klagen über dieſen ſchändlichen Kirchenraub führte, durch Meuchelmörder hinrichten ließ. Jaſon, der indeß nach ſeiner Abſetzung ſeine Zuflucht in das Land der Ammoniter genommen und ſich da einen ziemlichen Anhang verſchafft hatte, wartete nur auf eine ſchickliche Gelegenheit, ſich wieder in den Beſitz ſeiner vorigen Würde zu ſetzen. Auf ein falſches Gerücht, als ob Antiochus in der Belagerung von Alexandria in Egypten geblieben ſey, brach er mit ſeinem Anhange auf, rückte vor Jeruſalem, wo

er

es ihm durch Hülfe ſeiner Parthei, die er daſelbſt hatte, gelang, ſich der Stadt zu bemächtigen.

Hier richtete er unter den Einwohnern, die es mit der Gegenparthei hielten, ein entſetzliches Blutbad an, und nöthigte ſeinen Bruder Menelaus in die Burg zu flüchten. Bald darauf aber kam die Nachricht: Antiochus ſey mit ſeinem ganzen Heere im Anzuge gegen die Stadt. Jaſon, der ſich zum Widerſtande zu ſchwach fühlte und wie ein Böſewicht feig war, verließ daher die Stadt, irrte nachher noch lange als ein Vertriebener in verſchiedenen Ländern umher, wurde aber überall als ein Verräther ſeines Landes und als ein Ungeheuer des menſchlichen Geſchlechts verabſcheut, und nach ſeinem Tode ſelbſt des gemeinen Begräbniſſes für unwürdig gehalten.

Antiochus, der indeß von dieſem Aufruhr in der Hauptſtadt und von der Freude, die das Volk über das Gerücht von ſeinem Tode bezeigt, Nachricht erhalten hatte, und ohnedies über ſeinen fehlgeſchlagenen Feldzug nach Egypten mißvergnügt war *), rückte jetzt vor die Thore Jeruſalems; die Juden, die von ſeinem Zorne das Aeußerſte befürchteten, wagten es anfangs, ſich zu vertheidigen; aber nur zu bald wurden die Thore mit Gewalt geöffnet, und vierzigtauſend Einwohner fielen unter dem Schwerdte des erzürnten Siegers; eine gleiche Anzahl wurden als Gefangene verkauft, der Tempel aller ſeiner Koſtbarkeiten beraubt, und ſeine Altäre ſchändlich entweiht.

Dieſe grauſame Rache war gleichwohl für den Tyrannen noch nicht befriedigend; denn nicht lange nachher, als er nach Antiochien zurückgekehrt war, ſchickte er einen ſeiner Generale, **Apollonius**, den er zum Befehlshaber von Judäa ernannt hatte, mit einem Heere von zwey und zwanzigtauſend Mann ab, mit dem Befehle, das ganze Volk der Juden auszurotten, ihre feſten Städte zu zerſtören und das Land ganz zu verwüſten. **Apollonius** hatte lange unter einem Fürſten gedient, unter deſſen von Blut trie-

fen

---

*) S. Moral. Bilderbibel Band IV. S. 476.

ſenden Fahnen man alles menſchliche Gefühl verlieren mußte, und zog zur Vollziehung jenes unmenſchlichen Befehls in Judäa ein; zwar verbarg er anfangs die feindliche Abſicht, aber an einem Sabbath überfiel er die ſorgloſen Juden in Jeruſalem, bemächtigte ſich dieſer Stadt, und nachdem er den größten Theil ihrer wehrhaften Bürger hatte niederhauen laſſen, gab er die Stadt den Soldaten zur Plünderung preis, wobei der größte Theil der Wohnungen in Feuer aufgieng. Das Elend des jüdiſchen Volks war jetzt über alle Beſchreibung groß; Jeruſalem war ſeiner Einwohner beraubt, der Tempel und die feſten Orte waren mit ausländiſchen Truppen beſetzt, und die im Lande zerſtreuten Juden fanden nirgends einen ſichern Aufenthalt. Raub und Mord war an der Tagsordnung. Thränen und Seufzer und ängſtliche Klagen waren allgemein. Selbſt die einzige Zuflucht der Elenden zu dem Gott, den ſie verehrten, bei dem ihre Väter unter ähnlichen Drangſalen Troſt fanden, wurde ihnen verſagt: denn das Jahr darauf wurde das Edikt vom König bekannt gemacht, daß alle Völker ſeines Gebiets, insbeſondere die Juden, ihre bisherige Religion verlaſſen und ſich zur Religion des Königes, zum Dienſt der Götzen nach griechiſcher Weiſe, bekennen ſollten. So weit war bisher noch kein Eroberer gegangen; ſelbſt die gefürchtetſten Sieger hatten doch immer die Religion der Völker, die ſie überwunden hatten, geſchont und die Meinungen frei gelaſſen; nur Antiochus wollte nicht nur über das Leben und Vermögen ſeiner Unterthanen, ſondern auch über ihr Gewiſſen herrſchen und ihren Geiſt unter ſein ſklaviſches Joch beugen. Auf ſeinen Befehl wurde nicht nur der Tempel zu Jeruſalem einer griechiſchen Gottheit (dem Jupiter Olympius) geweiht, ſondern auch überall, in allen Städten des Landes, Götzenbilder und Altäre errichtet, auf denen das Volk opfern ſollte. Alle bisherigen religiöſen Gebräuche waren den Juden bei Lebensſtrafe unterſagt, der Sabbath, ſo wie die übrigen Feiertage, eingeſtellt, alle moſaiſche Verordnungen aufgehoben; die Bücher des Geſetzes wurden zerriſſen und verbrannt, und wer ſich über der Leſung heiliger Schriften betreffen ließ, wurde hingerichtet. Jeder Jude, der noch an den bürgerlichen Rechten und dem öffentlichen Schutz Theil nehmen wollte, mußte, zum Beweiß ſeines Abfalls von der väterlichen Religion, den Götzen opfern, von dem Fleiſch ſolcher Thiere eſſen, die ihm bisher als unreine unterſagt waren, und ſich in allen nach den Sitten und Gebräuchen der Syrer, oder Griechen, richten.

Dies fehlte noch, um die ohnehin unglücklichen Landeseinwohner bis zur Verzweiflung zu bringen. Wer fliehen konnte, verließ das Land, und wählte ſeinen Aufenthalt in den Gegenden, wo ihm eine freie Religionsübung verſtattet war; andre begaben ſich in die entfernteſten Einöden, verbargen ſich in Höhlen, und ſiedelten ſich in den gebirgigten und ödeſten Orten an. Sehr viele ließen ſich durch die Furcht bewegen, ſich nach dem Willen des Tyrannen zu richten, ihre Religion zu verleugnen und zum Götzendienſte überzutreten; vorzüglich ließen ſich die Samariter geneigt dazu finden; auch ihr Tempel zu Garizim war den Götzen der Griechen geweiht. Dieſe Abtrünnigen, die zuvor keine feſte Ueberzeugung von den Wahrheiten ihrer Religion gehabt, und denen der Abfall von der Wahrheit, die ſie nie erkannt hatten, keine Ueberwindung koſtete, waren nun die ſchlimmſten in Verfolgung ihrer ehemaligen Glaubensbrüder, und boten ſich oft ſelbſt zu Werkzeugen ihrer Verfolgung an. Auch das ſchlechte Beiſpiel, welches ſchon vorher die Häupter und erſten Prieſter der Nation gegeben, die durch Annäherung an die heidniſchen Sitten ſich ihrem Gebieter gefällig zu machen geſucht hatten, beſonders der damals noch lebende Menelaus, trugen viel dazu bei, um die Anhängigkeit an die väterliche Religion bei dem Volke zu ſchwächen. Allein je ärgerlicher dies Beiſpiel dieſer Abtrünnigen und je größer die Gefahr war, der man ſich durch Feſthalten an der erkannten Wahrheit und den bisherigen religiöſen Gebräuchen ausſetzte: deſto ſtärker wurde der Vorſatz in den Seelen derer, die von einem beſſern Geiſte belebt wurden, ſich von dieſen ſklaviſchen entehrenden Feſſeln frei zu halten und mit Aufopferung aller äußerlichen Vortheile, ja ſelbſt ihres Lebens, ihrer Ueberzeugung treu zu bleiben. Ihre Religion war das einzige Gut, welches ſie um keinen Preiß veräußern wollten; der ſie mit einer ſolchen Liebe anhiengen, daß auch die größten Martern ſie nicht davon trennen konnten. Und ſo treten von dieſer Zeit an mehrere in der Geſchichte auf, die als Helden des Glaubens, als Märtyrer der Wahrheit, ſich einen unſterblichen Ruhm erworben und der Welt ein neues Beiſpiel von Seelengröße und Standhaftigkeit gegeben haben, zum Beweiß, daß keine menſchliche Macht im Stande iſt, den Geiſt zu dämpfen, oder den Menſchen zu zwingen, wider ſeine Ueberzeugung und ſein Gewiſſen zu handeln.

So wurde unter andern ein ehrwürdiger Greis, Namens Eleazar, der von ſeiner Jugend auf gottesfürchtig gelebt und es zu ſeinem vorzüglichſten Geſchäft gemacht hatte, die heiligen Schriften zu leſen und zu erforſchen *), noch in ſeinem hohen Alter aufgefordert, an einer der heidniſchen Opfermahlzeiten Theil zu nehmen und eine im Geſetz verbotene Speiſe (Schweinefleiſch) zu eſſen. Da man ihn nicht mit Gewalt dazu bringen konnte, ſo ſuchte man, aus Achtung gegen ſein Alter, ihn dazu zu bereden, daß er es

---

*) Gelehrte dieſer Art wurden Schriftgelehrten genannt

doch aus Gefälligkeit gegen den König thun, und ſich darinne, wie mehrere ſeiner Glaubensbrüder, nachgebend und gehorſam beweiſen möchte; aber der Greis blieb feſt bei der Erklärung, daß ihm das Gebot ſeines Gottes wichtiger ſey, als Menſchengebot, und ſtellte die Strafwürdigkeit jener niedrigen Seelen, die aus Menſchenfurcht wider ihre Ueberzeugung handelten, ihnen mit dem ſtärkſten Nachdruck unter die Augen. Sein Anſehen, und der Geiſt, mit dem er ſprach, flößte ſelbſt denen Ehrfurcht ein, die den Auftrag hatten, jede Widerſetzlichkeit wider das königliche Gebot mit dem Tode zu beſtrafen. Sie ſelbſt waren von dem unbeſcholtenen Lebenswandel des Greiſes überzeugt, und wollten nicht gern ſein eisgraues Haupt mit Blut beflecken. Die Gefühle der Menſchlichkeit, die ſie ſo oft unterdrückt hatten, erwachten jetzt auf einige Augenblicke in ihren Herzen; ſie zogen den Greis bei Seite, verſprachen ihm ander Fleiſch zu bringen, das er gar wohl nach ſeinem Geſetz eſſen dürfe; nur möge er vor der Verſammlung thun, als äße er vom Opfer, und ſich auf dieſe Art der Todesſtrafe entziehen. Aber ohne ſich lange zu bedenken erklärte der Greis: „Schickt mich immer in die Erde hinab, ins Grab. Ich mag mein graues Haupt nicht noch mit Schande beflecken und als Heuchler in den Augen meiner jüngern Glaubensbrüder erſcheinen, daß ſie ſagen ſollten: Eleazar iſt noch in ſeinem neunzigſten Jahre zum Heiden geworden! das ſtünde mir ſchön an, noch im Alter durch Heuchelei ein Verführer der Jugend zu werden, und um dieſen Preis die wenigen Schritte, die ich noch zum Grabe habe, zu verlängern! das wäre mir eine ewige Schande! Ich entzög mich dem Gericht der Menſchen — um in die Hände Gottes zu fallen, dem ich, lebendig oder tot, nicht entfliehen kann. Nein; ich will freudig ſterben, wie es mir alten Manne geziemt, und durch meinen Tod der Jugend ein Beiſpiel hinterlaſſen, auch ſo getroſt und willig um des heiligen Geſetzes Gottes willen zu ſterben.“ Dieſe Entſchloſſenheit des Greiſes galt in den Augen der Syrer für Trotz; die kaum aufgeregten menſchlichen Gefühle wurden durch die Leidenſchaft des Zorns verdrängt und mit der gewohnten Grauſamkeit wurde der Greis nun von ihren Händen gemißhandelt. Als dieſer jetzt den tödlichen Streich fühlte und merkte, daß ihm ſeine Kräfte verließen, blickte er noch einmal zum Himmel mit den Worten: Gott, dem nichts verborgen iſt, weiß es, ich hätte dieſer Schmerzen überhoben ſeyn können; aber ich leide ſie gern um ſeinetwillen. — Und damit ſchloß er ſeine Augen.

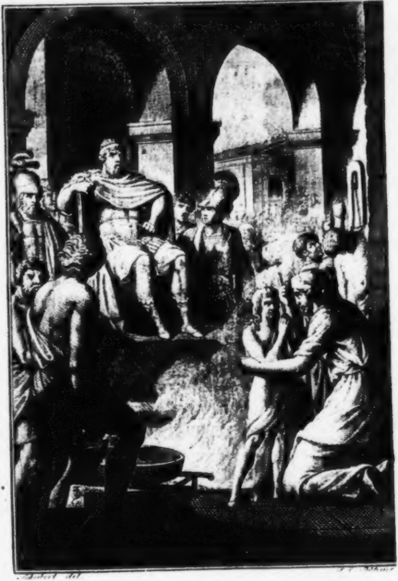
Auftritte dieſer Art mußten jedes Gemüth empören, in welchem noch Gefühl für Menſchenrecht und Geiſtesfreiheit war. Ein jeder Jude, der den Werth der väterlichen Religion erkannte, hielt dieſes Kleinod jetzt gleichſam deſto feſter an ſich, je gewaltſamer die Mittel waren, es ihm zu entreißen; dies erzeugte eine bis dahin weniger bekannte Art von Heldenmuth, der ſelbſt den ſonſt ſchwächern Theil des menſchlichen Geſchlechts beſeelte und Mütter mit ihren Kindern auf dieſen Kampfplatz führte, wo, ihrer Ueberzeugung nach, mehr als ein verwelklicher Siegeskranz zu erringen war.

Bei einem Auftritte dieſer Art, bei dem nur ein Unmenſch ungerührt bleiben konnte, war einſt der König Antiochus ſelbſt zugegen. Eine Jüdin, bin, die Mutter von ſieben hoffnungsvollen Söhnen, wurde, umringt von dieſen Kindern, die ihr Stolz und ihre Freude waren, jetzt dem Könige als eine Frau vorgeführt, die ſich ſeinem Befehl widerſetze, und ſich durchaus nicht zum Genuß der in ihrem Geſetz verbotenen Speiſe bewegen laſſe. Der König befahl, die Mutter und ihre Kinder in ſeiner Gegenwart mit Ruthen zu hauen. Gelaſſen ertrugen ſie dieſe Mißhandlung, und der älteſte von den Söhnen erklärte feſt und muthig: daß er damit nichts über ſie vermögen würde, denn ſie wären bereit, auch ſelbſt um des Geſetzes Gottes willen zu ſterben. Dies ſetzte den Tyrannen in Wuth; er befahl, dieſen erſtern auf die grauſamſte Art im Angeſicht der Mutter und ſeiner übrigen Brüder langſam zu todte zu quälen. Während die Zubereitung zur Marter geſchah, ermunterten ſich die Mutter und die Söhne unter einander, ſtandhaft und unverzagt den Tod zu leiden; und ſelbſt die entſetzlichſte Todesart erſchütterte ihren Muth nicht. Kaum hatte der erſte unter Qualen — die ich hier nicht beſchreiben mag, um das Gefühl meiner Leſer zu ſchonen, ausgelitten, als ſich auch der zweyte den

Händen der Peiniger darſtellte, und ſo auch die übrigen die Reihe hindurch. Jeder von ihnen drückte die Empfindungen ſeines Herzens auf die ihm eigne Art aus; mit Lebhaftigkeit warfen einige dem Tyrannen das Unrecht vor, das er an ihnen begienge, und forderten ihn vor das gerechte Gericht Gottes; andre unterwarfen ſich mit Demuth unter das Schickſal, welches Gott mit Gerechtigkeit und aus weiſen Zweck über ſie verhängt habe: alle aber erklärten mit freudiger Hoffnung ihre Ueberzeugung von einem beſſern Leben, und erwarteten mit Zuverſicht, daß ihnen Gott das nach dem Tode ihres Leibes wieder erſetzen werde, was ſie aus Gehorſam gegen ſeine Befehle ihm jetzt aufopferten! „Ja, meine Kinder, rief die Mutter, die bei dem Leiden ihrer Söhne noch unerſchüttert Zeugin ihrer Standhaftigkeit war, ihnen unter Qualen zu: ja, ich bin eure Mutter und habe euch geboren, aber das Leben und die Seele habe ich euch nicht gegeben, auch bildete ich eure Glieder nicht! Gebt Gott wieder, was er euch gab! Er, der die Welt und alle Menſchen ſchuf, wird euch das, was ihr jetzt um ſeines Geſetzes willen wagt und aufopfert, gewiß wieder geben!" — Antiochus ſelbſt wurde von Bewunderung ergriffen, als er die Standhaftigkeit und den getroſten Muth ſah, mit welchen einer dieſer Söhne nach dem andern unter den Händen der Peiniger das Leben aufgab. Noch war der jüngſte Sohn mit der Mutter übrig. Die Unſchuld des Knaben, die Todesangſt, die ſich beim Anblick ſeiner ſterbenden Brüder in ſeinem blaſſen Geſicht ausdrückte, und die er vergeblich in dem Buſen der Mutter zu verbergen ſuchte, rührte ſelbſt den Tyrannen, daß er noch an dieſem einen Verſuch machen wollte, ob er nicht durch Herablaſſung und Güte mehr, als durch Strenge ausrichten könnte. Er nahm ihn daher beſonders, verſicherte ihn ſeiner beſondern Gnade, und verſprach ihm, daß er ihn in den angeſehenſten und glücklichſten Zuſtand erheben wollte, wenn er von dem väterlichen Geſetz abtreten würde. Als er mit allen dieſen Vorſtellungen nichts ausrichtete, bat er die Mutter, ſie möchte doch dem Knaben zureden, ſein Leben zu erhalten. Die Mutter ſchien einzuwilligen, ſchloß den einzigen, ihr noch übrigen Sohn in ihre Arme, drückte ihn an ihre mütterliche Bruſt und ſprach: „Du, mein liebes Kind! das ich unter dieſem meinem Herzen getragen, an dieſer Brüſten geſäuget und mit großer Mühe aufgezogen habe — jetzt erbarme du dich meiner! jetzt zeige, daß du mein Sohn biſt! Siehe den Himmel über dir, ſiehe die Erde mit allen, was auf ihr iſt — das hat der Allmächtige aus Nichts erſchaffen — auch der Menſch empfieng das Leben von ihm! Fürchte du daher deine Mörder nicht, ſondern ſtirb! ſtirb ſo wie deine Brüder willig und getroſt, damit Gott, der Gnädige, dich auch mit ihnen wieder lebendig mache und dich mir wieder gebe!“ *) — Sie hatte noch nicht ausgeredet, als ſich der Knabe zu den Gerichtsdienern wendete und mit feſtem Tone ſprach: worauf wartet ihr? Meinet ihr, ich werde mich dem Willen des Tyrannen unterwerfen? Nein; ich fürchte den Tod ſo wenig wie meine Brüder, die nach kurzen Quaalen zu dem beſſern Leben gekommen ſind, das Gott uns verheißen hat, der Gott, der gerecht iſt; der das Schreyen der Unſchuldigen hört, und ihre Seufzer ſchwer an dir, Tyrann!

---

*) Siehe das 6ſte Kupfer.



[illegible] del. [illegible]

Standhafte Anhänglichkeit der Juden
an ihre väterliche Religion

kann! der du jetzt ſo ſtolz auf deine Macht biſt — rächen wird! — Antiochus knirſchte vor Wuth, befahl, den Knaben noch mehr als die übrigen zu martern, und beſchloß das ſchreckliche Schauſpiel zuletzt mit der Hinrichtung der Mutter.

Eine ſolche grauſame Behandlung mußte die jüdiſche Nation, der ohnedies die heidniſche Oberherrſchaft ſo verhaßt war, noch mehr aufbringen und zur Empörung geneigt machen. So hart war ihr Schickſal ſelbſt nicht im feindlichen Lande zur Zeit ihrer Gefangenſchaft in Babylon geweſen; da hatten ſie doch noch ihre freie Religionsübung genoſſen und die väterlichen Sitten und Gewohnheiten beibehalten können; jetzt aber blieb ihnen keine weitere Wahl übrig, als die, entweder zu ſterben, oder aufzuhören Juden zu ſeyn. Ihr Tempel, den ſie kaum wieder mit ſo großer Aufopferung und Anſtrengung erbaut hatten, war entweiht, auf allen Altären wurde den Götzen der Heiden geopfert, und täglich wurden in Jeruſalem ſolche Opferfeſte und Feierlichkeiten angeſtellt, die in ihren Augen ein Greul waren. Ausländer, Heiden, wären jetzt die vorzüglichſten Einwohner dieſer Stadt; die mehreſten, die die Religion werth hielten, hatten ſie verlaſſen, und ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie in der weiteſten Entfernung von derſelben nur nicht Augenzeugen der daſelbſt herrſchenden Abgötterei ſeyn durften, und in Einöden und Felſenklüften Gott nach ihrer Weiſe verehren konnten.

Aber auch die entfernteſten Orte und Winkel des Landes gewährten keinen ſichern Aufenthalt, auch dahin drang oft die Verfolgungsſucht, und was das Schändlichſte dabei war, ſelbſt abtrünnige Juden wurden oft die Verräther ihrer vormaligen Glaubensbrüder. So hatte ſich zur damaligen Zeit ein gewiſſer Prieſter

Matathias,

mit ſeiner Familie aus Jeruſalem entfernt, und ſich in die gebirgigte Gegend des Landes zurückgezogen, wo er in der kleinen Stadt Modin ſeine noch übrigen Tage zu verleben gedachte. Er war der Vater von fünf Söhnen, die er mit der redlichſten Sorgfalt zum Dienſte der Vaterlandes, wie er hoffte, erzogen; denen er aber auch ganz den Geiſt der Liebe zur väterlichen Religion, die ihn beſeelte, von ihrer Jugend auf eingeflößt hatte. Nichts kränkte den ehrwürdigen Greis, der ſich ſelbſt in ſeinem Alter noch bei Kraft fühlte, mehr, als daß er jetzt mit dieſen ſeinen hoffnungsvollen Söhnen ſeine Tage ſo unthätig verleben, und unter den jetzigen traurigen Umſtänden nichts zum Beſten ſeines Vaterlandes thun ſollte. Oft brach er darüber, wenn er lange genug den Schmerz, der ihn im Innern peinigte, zurückgehalten hatte, in laute Klagen vor den Ohren ſeiner Kinder aus; oft wenn er mit ihnen den kahlen Bergrücken bei Modin beſtieg, und bei der untergehenden Sonne ſein Geſicht nach Jeruſalem hinwendete, da floſſen Thränen über ſeine Wangen, da röthete ſich ſein Geſicht, glühend von Eifer für die väterliche Religion und das Vaterland, da brach er oft klagend in die Worte aus: „ach daß mein Leben in ſo traurige Zeiten fallen, daß ich in meinem Alter noch Zeuge der Schmach meines Volks und der Zerſtörung der heiligen Stadt werden, und dabei ſo ſtille ſitzen, es ſchweigend erdulden muß, wie die

Feinde ihren Muthwillen treiben! Fremde haben jetzt das Heiligthum inne! Der Tempel Gottes iſt geſchändet, ſeiner Zierde beraubt! Jeruſalem, ſonſt eine Königin der Städte, iſt jetzt zur Sclavin herabgeſunken. Seine Herrlichkeit iſt dahin! die Greiſe ſind auf den Gaſſen erſchlagen, die Jünglinge unter dem feindlichen Schwerdte gefallen; das ganze Reich iſt den Heyden zu Theil worden, die es geplündert und es aller ſeiner Schätze beraubt haben! Wer möchte ſich da noch das Leben wünſchen!" — Tief drang die Klage des ehrwürdigen Greiſes in das Herz der Söhne! Auch ſie fühlten ſeinen Schmerz, bei deſſen Ausdruck er die Kleider von der Bruſt riß und ſein Haupt zur Erde beugte; nur bitter weinen konnten ſie bei ſeinem Jammer; aber ihn zu tröſten vermochten ſie jetzt nicht.

Bald verbreitete ſich die Verfolgungsſucht der Syrer auch bis in dieſe entfernte Gegend des jüdiſchen Landes, und die Bewohner Modins, die bisher durch die Ermahnungen und das Beiſpiel dieſes würdigen Prieſters in ihrer Treue und Anhängigkeit an die väterliche Religion waren befeſtigt worden, wurden jetzt durch die bewaffneten Prediger des Heidenthums in ihrer Treue wankend gemacht. Viele ließen ſich aus Liebe für ihr Leben und ihre Erhaltung bewegen, ihre Religion zu verlaſſen und den Götzen zu opfern; mehrere aber erklärten ſich ſtandhaft für dieſelbe, und weigerten ſich, dieſe unerträglichen Feſſeln der Gewiſſensſclaverei anzunehmen. Der Anführer der ſyriſchen Kohorte merkte wohl, welchen Einfluß der Geiſt und das Beiſpiel des Matathias und ſeiner ausgebreiteten Familie auf die Geſinnung ſeiner Mitbürger habe, und gab ſich daher alle Mühe, dieſen, als den Angeſehenſten in der Stadt, auf ſeine Seite zu bringen. Er machte ihm daher die dringendſten Vorſtellungen, und that ihm die anſehnlichſten Verſprechungen, zu welchem Glück und Anſehen er ſich und ſeine Familie dadurch erheben könnte, wenn er ſich den Befehlen des Königes bereitwillig und gehorſam zeigen würde, wie dies von ſo vielen von ſeiner Nation nicht nur, ſondern auch von andern Völkern, die ſeinem Scepter unterworfen wären, geſchehen ſey. Aber mit feſter Entſchließung erklärte der ehrwürdige Greis: „Und wenn auch alle länder dem Antiochus gehorchten, und jedermann abfiel von der Väter Geſetz, und in des Königs Gebot willigte: ſo wollen doch ich und meine Söhne und Brüder nicht abfallen von dem Geſetz unſrer Väter! da ſey Gott für! daß wir ein ſolches Verbrechen begehen, und dem Könige zu Gefallen das Gebot unſeres Gottes verlaſſen und wider unſre Ueberzeugung handeln ſollten!“ Kaum hatte er dieſe Erklärung offen vor der gegenwärtigen Verſammlung gethan, als in dem Augenblick ein Jude vor aller Augen hin zu dem aufgerichteten Altar trat und mit frecher Stirn dem Götzen Weihrauch ſtreute. Das ſahe Matathias — und es gieng ihm durchs Herz! Sein Eifer für das väterliche Geſetz, für das er ſo eben ſo warm geſprochen hatte, das er jetzt auf eine ſo niederträchtige Art von einem aus ſeiner Nation vor ſeinen Augen gleichſam unter die Füße treten ſah, ſetzt ihn ganz außer Faſſung, reißt ihn hin, den Frevler auf der Stelle zu beſtrafen und ihn todt am Altare niederzuwerfen. Der Abgeſandte des Königs, der ſich dieſer raſchen That entgegen ſetzen und den Juden in Schutz nehmen will, fällt gleichfalls von ſeiner

Hand, und in dem Augenblick wird zugleich der Götzenaltar niedergeſtürzt. Noch glühend vom Eifer rief darauf der Greis mit lauter Stimme aus: „Wer unter den Bürgern Modins noch treu dem Geſetz iſt, der verlaſſe ſogleich mit mir die Stadt!“ Dieſer Ausruf ertönte ſogleich durch alle Straßen, und von allen Seiten drängte ſich eine Menge Juden herzu, die ſich an **Matathias** anſchloſſen und ihn mit ſeinen Söhnen aus der Stadt begleiteten.

An dieſe kühne That des **Matathias** reihten ſich in der Folge alle die wichtigen Auftritte und Unternehmungen, durch welche die jüdiſche Nation wieder zur Selbſtſtändigkeit erhoben und zuletzt von dem Joche der Syrer befreit wurde. **Matathias** zog ſich mit ſeinen Söhnen und den ihm nachfolgenden Begleitern in die gebirgigte Gegend Judäa, wo von jetzt an eine Menge Juden hinſtrömte, die durch das kühne Unternehmen des muthigen Greiſes, der mit jugendlicher Heldenkraft das Panier der Freiheit aufgeſteckt hatte, aufgemuntert, den Entſchluß faßten, das gleiche Schickſal mit ihm zu theilen, frei zu ſeyn, oder zu ſterben. Bald wuchs ihre Anzahl zu mehrern Tauſenden an, unter denen ſich mehrere befanden, die, als vorzügliche Eiferer für das Moſaiſche Geſetz, Muth und Blut daran wagten, und unter dem Namen der Aßideer bekannt waren. Dieſe Verbündeten hatten zwar anfangs mehr das Anſehen von Flüchtlingen, die die Furcht in die Gebirge und Höhlen getrieben hatte, und ihre Zerſtreuung würde es ihren Feinden, den Syrern, leicht gemacht haben, ſie nach und nach aufzureiben, beſonders, da ſie wußten, daß kein Jude auch nur das Geringſte zu ſeiner Vertheidigung am Sabbath wage. So glückte es ihnen, einſt an einem Sabbath eine große Menge dieſer Flüchtigen, die ſich in eine große Höhle verborgen hatten, gleich wehrloſen Schaafen niederzuhauen, weil ſie es wider das Geſetz hielten, an dem geheiligten Tage zu kämpfen. Matathias, der wohl einſahe, daß dies ihren völligen Untergang nach ſich ziehen würde, berief daher die Häupter der Verbündeten zuſammen, und nachdem er zuvor einige der angeſehenſten Prieſter im Volke, die ſich auf ſeine Seite geſchlagen hatten, zu Rathe gezogen, ermahnte er ſie, mit vereinigten Kräften ſich den Gewaltthätigkeiten ihrer Feinde zu widerſetzen, und nicht nur für ihr Leben, ſondern für die Religion zu kämpfen, ſelbſt dann, wenn ſie am Sabbath dazu aufgefordert werden ſollten: denn der Sabbath ſey ja um der Menſchen willen von dem Gott eingeſetzt, der ihnen die Erhaltung des Lebens zur heiligſten Pflicht gemacht und ſelbſt dieſen Tag in dieſer Abſicht zugleich mit geheiligt habe, der folglich nicht durch eine gezwungne Nothwehr entheiligt werden könnte.

Unter der Anführung eines ſo muthigen Greiſes, den ſein Eifer für die gerechte Sache jugendliche Stärke gab, griffen die Verbündeten jetzt ſelbſt ihre Feinde an und ſchlugen ſie in die Flucht. Ihr Muth wuchs mit jedem neuen Siege, den ſie erfochten; alle bisher Unterdrückten nahmen zu ihnen Zuflucht; ihre Anzahl wuchs mit jedem Tage, und ſchon durften ſie es wagen, ins platte Land von Judäa einzurücken. Ohne weitere Gewaltthätigkeit zu üben, erklärte Matathias ſich überall für den Vertheidiger der väterlichen Religion, riß die Altäre der Götzen nieder, und richtete die Verehrung des Jehovah wieder unter ſeinem Volke auf. Als er ſich von dieſer ungewöhnlichen Anſtrengung ſeiner Kräfte erſchöpft fühlte und die Annäherung ſeines Todes merkte, berief er noch zuvor ſeine Söhne zum letztenmale um ſich, ſtellte ihnen in einer ſehr nachdruckvollen Rede den traurigen Zuſtand ihres Volks und ihre eigne gefahrvolle Lage unter Augen, ſtärkte aber ihren Muth und ermunterte ſie zum feſten Vertrauen auf den Gott, der ſich immer der Nation Abrahams auch unter den bedrängteſten Umſtänden angenommen habe, wobei er ſie auf die Beiſpiele ihrer großen Vorgänger hinwieß, die auch für Wahrheit und Recht gekämpft und unter dem Beiſtand des Allmächtigen auch die gefürchteteſten Feinde überwunden hätten; jede menſchliche Macht ſey hinfällig; auch der ſtolzeſte Tyrann könne gar bald in Staub herabgeſetzt werden: ſie ſollten daher nur Muth behalten, das Geſetz Gottes unverbrüchlich halten, und dabei feſtes Vertrauen auf Gott beweiſen, ſo würde es ihnen gelingen. Zugleich ermahnte er ſie zur Eintracht unter einander, rühmte die Weisheit des Aelteſten, Simeons, und die Tapferkeit Judas, und befahl ihnen, jenem als ihren zweyten Vater, und dieſem als ihren Anführer nach ihm zu gehorchen. Es war eine rührende Scene, dieſe Heldenfamilie um ihr graues Oberhaupt verſammlet zu ſehen; wie ſie ſich feierlich verpflichteten, den letzten Willen ihres ehrwürdigen Vaters zu erfüllen, der ſeine betenden Hände über ſie aufhob und unter den herzlichſten Seegenswünſchen von ihnen ſchied. Nicht lange darauf verſchied der Greis in einem ſehr hohen Alter. Sein leichnam wurde nach Modin gebracht, wo er unter allgemeinen Wehklagen der Nation beerdiget wurde.

Der Geiſt des Matathias ruhte auch auf dieſen ſeinen Söhnen; ſie alle beeiferten ſich, ſich eines ſolchen Vaters würdig zu beweiſen, und durch ihren vereinten Eifer und gemeinſchaftliches Wirken gelang es ihnen, ſich zu den erſten Helden der Nation zu erheben. Vorzüglich zeichnete ſich unter ihnen

Judas,

mit dem Zunahmen Makkabäus*),

aus, der nach dem Tode ſeines Vaters der Anführer der zwar kleinen, aber beherzten Schaar der Juden wurde, die jetzt öffentlich zur Vertheidigung ihrer heiligſten Rechte aufgetreten war. Es war dies jetzt nicht mehr ein Haufen von Flüchtlingen, die nur aus Verzweiflung kämpften, und die man etwa mit einer Handvoll Gewaffneter zu Paaren treiben konnte: ſondern es waren Leute, die alle von Heldenmuth belebt wurden, an deren Spitze ſich nicht ein abgelebter Greis, ſondern ein Mann befand, der mit der vollen Kraft der Jugend die Erfahrenheit und Klugheit eines Greiſes vereinigte, und es in jeder Beziehung würdig war, der Anführer eines ſolchen Heldenheers zu ſeyn; jeder ſeiner Schritte geſchah mit Ueberlegung und Vorſicht, und ſeine

---

*) Der Held, oder der Streitbare, von מקב der Hammer, das Bild der Stärke; ein Beinahme, der nachher dieſer ganzen Heldenfamilie beigelegt wurde; außer dieſen führte ſie auch den Nahmen Asmonäer, von einem ihrer Voreltern dieſes Nahmens.

Tapferkeit, mit der er gleich die erſten feindlichen Angriffe zurückſchlug, zeigte den Syrern gar bald, mit welch einem gefährlichen Feinde ſie es jetzt zu thun hatten. Der erſte ſyriſche Feldherr, der es wagte, ſich mit ihm in offne Schlacht einzulaſſen, war Apollonius, der Befehlshaber der Provinz Samariens, der ihn mit einem ſehr überlegenen Heere, das aus Samaritern, abtrünnigen Juden und benachbarten Völkerſchaften beſtand, angriff: aber Judas an der Spitze ſeiner Helden begegnete ihm mit der Wuth eines jungen Löwen, ſchlug ihn gleich beim erſten Angriff, zerſtreute ſein Heer und behauptete das Schlachtfeld. Unter den Toden befand ſich auch Apollonius. Judas zog ihm ſeine Rüſtung ab, und bediente ſich ſeines Schwerdtes bei allen ſeinen nachherigen Siegen.

Die Nachricht von dieſer erſten Niederlage der Syrer verbreitete ſich bald und ſetzte die Feinde umher in Schrecken. Aufgebracht über dieſen Schimpf, der den ſyriſchen Waffen durch ein ſo kleines Heer widerfahren war, zog der Unterbefehlshaber von Cöleſyrien, Seron, ſo gleich alle ſeine Truppen zuſammen, um denſelben zu rächen. Im Gefühl ſeiner Uebermacht hielt er es für ein leichtes, das kleine Heer der Juden und mit ihm dieſe Nation ganz zu vernichten, und ſchmeichelte ſich ſchon mit der Ehre, die er dadurch bei ſeinem Könige einlegen würde; wirklich entfiel auch bei Erſcheinung dieſer furchtbaren Armee, die die Gegend bei Bethoron bedeckte, den vereinten Juden der Muth; ſie maßen ihre geringe Anzahl mit der weit überlegnen ihrer Feinde, fühlten ſich noch von der Anſtrengung der vorigen Schlacht erſchöpft, und fiengen ſchon an, ſich nach einem ſichern Zufluchtsort umzuſehen. Aber Judas, durch den glücklichen Ausgang des vorigen Treffens noch beherzter, richtete ihren Muth auf, zeigte ihnen die Möglichkeit, daß auch Wenige einen großen Haufen überwinden könnten, denn der Sieg komme vom Herrn und werde nicht durch große Menge erlangt; es gelte jetzt um leben und Freiheit, um das, was ihnen das Heiligſte ſey, die Religion, um das, was ihren Herzen ſo nahe liege, um Weib und Kinder — und ſo mit einer Zuverſicht, mit der er ihnen den gewiſſen Sieg verhieß,

hieß, führte er ſogleich ſein kleines Heer, ohne ihm weiter Zeit zu laſſen, mit Adlersſchnelle dem Feinde entgegen, ehe dieſer noch Zeit gewann, die Schlachtordnung zu bilden. Der kühne unerwartete Angriff ſo muthvoller Kämpfer ſetzte die Feinde in Schrecken, ſo daß ſie nach einem kurzen Widerſtande genöthigt wurden, die Flucht zu ergreifen. Judas ſetzte mit ſeinem ſiegreichen Heere den Flüchtigen nach, erlegte eine große Anzahl derſelben, zerſtreute die übrigen, und kehrte mit Ruhm und Sieg gekrönt auch aus dieſem Treffen mit den Seinigen zurück.

Dieſe zwiefache Niederlage der Syrer machte auf die Feinde und Freunde der Juden einen großen, aber verſchiedenen Eindruck. Jene wurden dadurch in Furcht geſetzt, bei dieſen wachte dagegen die Hoffnung ihrer Befreiung wieder auf. Der Name Judas des Makkabäers ward allgemein geachtet, und der Ruhm ſeiner Thaten verbreitete ſich auch in entferntere Gegenden. Vorzügliches Aufſehen erregten dieſe Vorfälle am Hofe zu Antiochien: der übermüthige König Antiochus, der mit nichts geringern umgieng, als ſich zum Herrn der Welt zu machen, wurde äußerſt darüber aufgebracht, daß ein Volk, wie das jüdiſche, es wagen durfte, ſich ſeiner Herrſchaft zu widerſetzen. Gern hätte er dieſem die ganze Schwere ſeiner Macht fühlen laſſen, wenn er nicht eben ſelbſt, um ſeine zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen, mit einem Heereszug in das reiche Perſien beſchäftigt geweſen wäre; indeß ſetzte er einen ſeiner Verwandten, Lyſias, während ſeiner Abweſenheit zum Reichsverweſer ein, vertraute ihm die Sorge für ſeinen jungen Prinzen, und gab ihm zugleich den beſtimmten Auftrag, eine hinlängliche Armee nach Judäa zu ſchicken, die jüdiſchen Rebellen und mit ihnen dieſe ganze Nation auszurotten, und ihr Land ganz mit Ausländern zu beſetzen. Lyſias ſäumte nicht, dieſen Auftrag auszuführen; er ließ ſogleich eine furchtbare Armee von vierzigtauſend Mann Fußgängern und ſiebentauſend Reitern unter Anführung ſeiner beſten Generale, Ptolomäus, Nikanor und Gorgias, in das Land einrücken, mit dem gemeſſenſten Befehl, die Rebellen zu Paaren zu treiben, und alle Juden, die dem Schwerdte entrinnen würden, als Sclaven außer landes zu verkaufen; ja er beſtimmte ſchon zum Voraus den Preiß, um welchen ſie gegeben werden ſollten, und dies zog eine Menge gewinnſüchtiger Kaufleute aus den benachbarten Provinzen ins ſyriſche Lager, die ſich zu dieſem vortheilhaften Kaufe mit Geld und Ketten reichlich verſehen hatten. Das furchtbare Heer der Syrer ſchlug in der Ebene von Ammaus nicht weit von Jeruſalem das Lager auf, und verbreitete weit umher Schrecken und Angſt. Jeruſalem ſelbſt war ſchon um dieſe Zeit von jüdiſchen Einwohnern verlaſſen, größtentheils wüſte und unbewohnt; bis auf die Burg Zion, in der eine ſyriſche Beſatzung lag; der Tempel war durch ein daſelbſt errichtetes Götzenbild entweiht, und die Verehrer des Jehovah waren genöthigt, ihre gottesdienſtlichen Handlungen zu Miebath (Maspha), Jeruſalem gegenüber, zu verrichten. Hier ſammelten ſich jetzt die zerſtreuten, geängſteten Juden, brachten ihre Heiligthümer daſelbſt in Verwahrung, und hielten unter Trauren und Wehklagen ihre Faſt- und Bettage. Hier erſchien auch Judas mit ſeinen Tapfern, ließ mit der Poſaune das Feldzeichen geben, daß ſich das

Volk verſammlen ſollte, und forderte es zur heldenmüthigen Vertheidigung ihrer Freiheit und ihres Lebens auf. Als er ſein kleines Heer muſterte und die Hauptleute anſtellte, ließ er noch zuvor, nach der moſaiſchen Verordnung, bekannt machen, daß es allen, die mit wichtigen Familienangelegenheiten beſchäftigt wären, oder denen es an Muth fehle, frei ſtehe, nach Hauſe zu ziehen. Den Abgang dieſer Feigherzigen erſetzte der Muth der Zurückbleibenden, die mit ihrem edlen Anführer feſt entſchloſſen waren, lieber einen ehrenvollen Tod mit dem Schwerdt in der Hand zu ſterben, als ein ſo ſchmachvolles Leben zu führen; und ſo führte ſie Judas mit der Loſung: „Was Gott im Himmel will, geſchehe!“ dem Feinde entgegen.

Bei Ammaus, der feindlichen Armee gegenüber, ſetzte ſich der Held in eine vortheilhafte Lage, um den feindlichen Angriff zu erwarten. Indeß ſchickte er überall Kundſchafter aus, um jede Bewegung des Feindes zu beobachten; durch dieſe erfuhr er: Gorgias, der Anführer der Syrer, ſey mit einem auserleſenen Chor von ſechstauſend Mann in der Nacht aufgebrochen, um die Juden in ihrem Lager unverſehens zu überfallen. Sogleich brach Judas mit den Seinigen auf, umgieng das anrückende Heer, und zog ſich in ihrem Rücken dem feindlichen Lager zu. Gorgias fand zu ſeinem Erſtaunen bei ſeiner Ankunft das jüdiſche Lager leer; in der Meinung, daß ſich die Juden aus Furcht in das Gebirge zurückgezogen hätten, eilte er, um ſie daſelbſt aufzuſuchen. Indeß hatte Judas mit Anbruch des Tages das feindliche Lager erreicht, und ließ, nachdem er die Seinigen mit Muth und Vertrauen auf Gott geſtärkt hatte, mit der Poſaune das Zeichen des Angriffs geben. Die unerwartete Erſcheinung des jüdiſchen Heeres ſo nah vor ihren Zelten, ſetzte die Syrer in Beſtürzung, und kaum daß ſie ſich zur Schlacht rüſten und den Verſuch zu ihrer Vertheidigung wagen konnten, als ſie ſich genöthigt ſahen, der Wuth der eindringenden Feinde nachzugeben und die Flucht zu ergreifen. Judas ſetzte ihnen, ſo weit es die Kräfte ſeiner Tapfern vermochten, nach, und hieb mehrere Tauſende auf der Flucht nieder. Als er mit ſeinem ſiegenden Chor wieder ins feindliche Lager zurückkehrte, wäre dies gern über die anſehnliche Beute hergefallen. Aber der Feldherr gebot ihnen, ſich nicht zu zerſtreuen; ſie müßten zuvor noch eine Schlacht thun und ſich auf die Ankunft des **Gorgias** gefaßt halten: ſobald auch dieſer geſchlagen ſey, dann könnten ſie ohne Gefahr Beute machen. Kaum hatten ſie auch wirklich einige Erholung genoſſen, als aus dem Gebirge die feindliche Armee hervordrang. Mit Erſtaunen bemerkte ihr Anführer, **Gorgias**, aus dem Rauche, der aus dem angezündeten Lager aufſtieg, daß ſeine hinterlaſſene Armee geſchlagen ſey, und als er in der Ebne die Juden in voller Schlachtordnung fand, wagte er es nicht, ſich mit ihnen einzulaſſen, ſondern zog ſich eiligſt zurück, und überließ den Juden das Lager mit einer ſehr anſehnlichen Beute. Frohlockend zog nun das ſiegende Heer zurück, ſtimmte Dankpſalmen Gott, ſeinem Erretter, an, und fühlte ſich ſtark im Vertrauen auf ſeinen fernern Beiſtand.

Mit deſto bitterm Verdruß empfieng **Lyſias** die Nachricht von dieſer fehlgeſchlagenen Expedition; um den erhaltenen Auftrag des Königes

eusauszuführen, brachte er mit dem folgenden Jahre eine noch größere Armee zuſammen, ſtellte ſich ſelbſt an ihre Spitze und brach in das jüdiſche Land ein. Bei Bethzura traf er den Judas mit ſeinem tapfern Heere, das nun ſchon gewohnt war, es auch wohl mit einer noch ſo überlegnen Macht aufzunehmen. Der muthvolle Anführer führte es getroſt dem Feinde entgegen, hob vor dem Anfange der Schlacht ſeine betenden Hände zum Himmel und bat Gott, daß er auch ſeine Macht an dieſem Feinde ſeines Namens verherrlichen möchte; zog dann ſein Schwerdt und drang mit ſeinen Tapfern in die feindlichen Glieder ein. Auch dieſe Schlacht gieng für die Feinde verlohren; Lyſias ließ fünftauſend ſeiner Leute auf dem Schlachtfelde, und ſahe ſich genöthigt, ſich zurückzuziehen. Bei der Furcht, die ſich ſeiner Armee bemeiſtert hatte, wagte er es nicht, ſie noch einmal gegen einen ſo entſchloſſenen und muthigen Feind zu führen, und führte den Ueberreſt ſeiner Truppen wieder nach Antiochien zurück.

Judas, der ſich jetzt auf einige Zeit vor einem feindlichen Angriff geſichert hielt, führte nun ſeine Leute nach Jeruſalem, um dieſe Zeit der Ruhe ganz dem ihm ſo angelegenen Geſchäft zu widmen, das Heiligthum von dem bisherigen heidniſchen Greul zu reinigen und die öffentliche Verehrung des einzigen Gottes unter ſeinem Volke wieder herzuſtellen. Als ein Mann von Religion und Vaterlandsliebe konnte er bei dem Anblick der ſo verwüſteten Stadt nicht ungerührt bleiben, und als er ſich vollends der vormals heiligen Stätte näherte, die Verwüſtung des Tempels, die Entweihung der Altäre, und überall die Spuren des Brandes und des Raubes bemerkte, ſahe, wie da die ehemaligen Wohnungen der Prieſter im Schutt lagen, der Platz um den Tempel, der ſonſt immer ſo volkreich war, jetzt mit Gras und Sträuchen bewachſen, mehr einer gebirgigen Wüſte ähnlich: da überwältigte ihn und ſeine Brüder, und alle, die mit ihm waren, die ſchmerzliche Empfindung, da zerriſſen ſie ihre Kleider, ſtreuten Staub in ihre Haare, und warfen ſich unter den Ausdrücken der tiefſten Betrübniß zur Erde nieder mit dem herzlichen Gebet zu Gott, daß er ſie und dieſe heilige Stätte wieder von dieſer Schmach befreien möchte. Sogleich traf Judas, unterſtützt von ſeinen Brüdern, alle Anſtalten zur Wiederherſtellung dieſes heiligen Orts. Da die dem Tempel ſo nahe liegende Burg Davids noch in feindlichen Händen war, und die Beſatzung derſelben, die theils aus Syrern, theils aus abgefallenen Juden beſtand, ſie leicht an dieſem Geſchäft hindern konnte: ſo baute er zuerſt durch eine ſtarke Bedeckung dieſen feindlichen Ausfällen vor, und legte dann ſogleich Hand an die Reinigung des Tempels von allen den Spuren der vorigen Abgötterei. Alles Schadhafte wurde ausgebeſſert, die verfallnen Wohnungen der Prieſter wieder aufgerichtet, ein ganz neuer Brandopferaltar aufgeführt, und die fehlenden goldenen und ſilbernen Opfergeräthe wieder ergänzt, die Leuchter und Lampen wieder angezündet, und alles in die vorige Ordnung geſetzt, und das alles durch ſolche Prieſter, die dem Geſetz treu geblieben, und ſich nicht verunreinigt hatten.

Je größer die Anſtrengung war, welche die Freunde der Religion bei dieſer Wiederherſtellung des Tempels bewieſen: deſto entzückender war aber auch ihre Freude, als ſie ſich, nach langer

Unterbrechung, das erſtemal wieder an dieſer heiligen Stätte zur öffentlichen Gottesverehrung verſammlen konnten. Mit Anbruch des Tages erwachten ſie durch den Hall der Poſaunen zur Feier deſſelben. Von allen Seiten wallten die Verehrer des Jehovah in Feierkleidern zu dem heiligen Orte, und hoch ſchlug ihnen das Herz, als ſie wieder die Dampfwolke vom Brandaltar unter vollſtimmiger Muſik der Prieſter und lauten Dankpſalmen aufſteigen ſahen. Acht fröhliche Tage wurden mit dieſer neuen Einweihung des Tempels zugebracht; täglich verſammelte ſich das Volk in demſelben und brachte mit willigem Herzen Opfer und Geſchenke an den Tempel. Auch verordneten Judas und ſeine Brüder, daß dieſes Feſt alljährlich gefeiert werden ſollte, um dadurch das Andenken an dieſe Wohlthat ihrer Befreiung zum Preiſe Gottes auf die ſpäteſten Nachkommen zu erhalten *). Um zugleich den Tempel

---

*) Es hieß das Feſt der neuen Tempelweihe, deſſen zu den Zeiten Jeſu Joh. 10, 22. gedacht wird; auch das Feſt der Lichte, weil bei demſelben jedes Haus erleuchtet wurde; noch jetzt wird es in den Synagogen der Juden bei dem Scheine vieler Wachskerzen gefeiert.

Tempel vor neuen Verwüſtungen zu ſichern, wandelte Jonathan durch Erbauung hoher Mauern und Thürme den heiligen Berg, auf welchem er lag, zu einer Feſtung um, die er mit einer ſtarken Beſatzung verſahe. Auch ließ er die Bergſtadt Bethzura, an der Grenze von Idumäa, von daher die meiſten feindlichen Einfälle geſchahen, ſtark befeſtigen und in guten Vertheidigungsſtand ſetzen.

Dieſes wieder aufblühende Glück der Juden erregte bald den Neid der benachbarten heidniſchen Völker, der nochmehr ſelbſt von den abtrünnigen Juden im Lande, die jetzt die erbittertſten Feinde ihrer vormaligen Glaubensgenoſſen waren, angefacht wurde. Von allen Seiten lieſen daher die kläglichſten Nachrichten von feindlichen Einfällen ins jüdiſche Land ein, deſſen bedrängte Einwohner den Judas um Schutz und Hülfe anflehten. Dieſer von der Vorſehung zum Schutz der Nation berufene Held verzog auch nicht, ihnen zu Hülfe zu eilen. Einen Theil der Armee übergab er der Anführung ſeines Bruders Simon, er ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze des andern, und ſo griffen ſie an verſchiedenen Punkten die Feinde an, vertrieben ſie, eroberten eine Menge feſter Plätze dies- und jenſeits des Jordans, und befeſtigten durch dieſe Siege den Ruhm ihrer Waffen und ihrer Tapferkeit.

Während deſſen war der König von Syrien, Antiochus, von ſeinem Feldzuge nach Perſien unverrichteter Sache wieder nach Babylon zurückgekehrt. Seine Hoffnung, ſich durch die Schätze Perſiens, die dem Rufe nach beſonders in der Stadt Elimais von den Zeiten Alexanders des Großen her aufgehäuft ſeyn ſollten, war ihm durch eine kräftige Gegenwehr vereitelt worden. Verdruß und Aerger nagten ſchon an dem Herzen des unerſättlichen Monarchen, als er hier auch die Nachricht von den wiederholten Niederlagen, die ſeine Heere, ſelbſt unter der Anführung ſeines Vertrauten, Lyſias, in Judäa erlitten hätten, und von den glänzenden Siegen der Makkabäer und ihren Vertheidigungsanſtalten empfieng. Dadurch wurde ſeine Unruhe noch mehr vermehrt, ſo daß er zuletzt in eine tödliche Krankheit verfiel. Während derſelben ſchwebten ihm oft in ſchlafloſen Nächten die Schreckbilder ſo vieler durch ihn unglücklichen Schlachtopfer ſeiner Herrſchſucht vor Augen; er fühlte das Unrecht, das er in ſo manchen Ländern, und beſonders in Jeruſalem durch die Beraubung der heiligen Orte, begangen habe, und bezeugte eine fruchtloſe Reue darüber. Bei Annäherung ſeines Todes legte er ſeine Krone und königlichen Purpurmantel nebſt dem Siegelringe in die Hände eines ſeiner Vertrauten, Philippus, empfahl ihm die Sorge für ſeinen Sohn und Nachfolger, den jungen Antiochus, und übertrug ihm bis zu deſſen Volljährigkeit die Verwaltung des Reichs. Bald darauf ſtarb er unter den heftigſten Schmerzen in Babylon. Sein jämmerlicher Tod wurde nicht nur von den Juden, ſondern ſelbſt von den Heiden für ein Beiſpiel der göttlichen Strafgerechtigkeit erklärt.

In der Burg Zion zu Jeruſalem lag indeß noch immer eine ſyriſche Beſatzung, die durch öftere Ausfälle die Juden bei ihrem Gottesdienſt beunruhigte. Judas ſetzte ſie daher in Belagerungsſtand und ſuchte die Syrer zur Uebergabe dieſes feſten Platzes zu zwingen. Einigen

von

von den Belagerten gelang es, nach Antiochien zu kommen und den jungen König um Entſatz zu bitten; an ſie hatten ſich mehrere abtrünnige Juden angeſchloſſen, die ihre Bitte um Hülfe unterſtützten, mit dem Vorwande, das ganze Land ſehne ſich, wieder unter ſeinen Zepter zu kommen, nur ein Haufe Rebellen habe die gegenwärtigen Unruhen erregt, und wenn dieſem nicht bald Einhalt geſchehe, würden ſie ſich in Kurzem zu Herren des Landes machen. Dieſe Nachricht brachte den jungen Monarchen auf; in der Hoffnung, den Anfang ſeiner Regierung mit einer glänzenden That zu bezeichnen, brach er ſelbſt mit einem Heere von hundert und zwanzigtauſend Mann zu Fuß, zwanzigtauſend zu Pferde, und zwei und dreiſig gerüſteten Elephanten nach Judäa auf. Auf dieſem Feldzuge begleitete ihn Lyſias, der mit dem Philippus die Vormundſchaft über den jungen König theilte, und bei dieſer Gelegenheit den vormals erlittenen Schimpf an den Juden rächen wollte. Das Heer zog durch Idumäa nach Bethzura. Da zeigte es ſich, wie vorſichtig Judas gehandelt, daß er dieſe Grenzſtadt in guten Vertheidigungsſtand geſetzt hatte; denn obgleich der König ſogleich Anſtalten zur Belagerung dieſer Feſtung traf, ſo widerſtanden ihnen die darin liegenden Juden ſo ritterlich, thaten oft glückliche Ausfälle, und zerſtörten die Belagerungsmaſchinen, daß der König wohl einſahe, daß er es mit keinem verächtlichen Feinde zu thun habe. Auch Judas benutzte dieſe Gelegenheit, brach mit ſeinem Heer zum Entſatz von Bethzura auf, und wagte es ſogar, dem weit überlegnen Heere der Feinde ein Treffen anzubieten. Die Zurüſtung zu demſelben war von Seiten der Feinde fürchterlich; die ganze weite Gegend ertönte vom Geklirr der Waffen und dem Geräuſch der Reiſigen. Die Sonne, die eben über dem Schlachtfelde aufgieng, warf ihre Stralen auf die blanken Schilde und Spieſe der Feinde, daß vom Wiederſchein derſelben das ganze Gebirge ein Feuer zu ſeyn ſchien. Am furchtbarſten war der Anblick der Elephanten mit den von Soldaten angefüllten Thürmen auf ihren Rücken, die man noch überdies, um ſie in Zorn zu ſetzen, mit rothem Weine und Maulbeerſaft beſpritzt hatte. Dennoch entfiel der Heldenſchaar des Judas der Muth nicht; ſie griffen beherzt das feindliche Heer an und mehrere hunderte fielen unter ihren Schwerdtern; einer von ihnen, ein gewiſſer Eleazar Saura, bewieß dabei einen außerordentlichen Heldenmuth: er bemerkte unter den Elephanten einen von vorzüglicher Größe und ausgezeichneter Rüſtung; in der Vermuthung, daß dies des Königs Elephant ſey, auf dem er reite, bahnte er ſich mit ſeinem Schwerdt den Weg zu demſelben durch den dichteſten Haufen Feinde, machte ſich unter den Elephanten, ſtieß ihm das Schwerdt in den Bauch, und ließ ſich unter der Laſt deſſelben erdrücken. — Ungeachtet aber dieſer herzhaften Gegenwehr konnte ſich gleichwohl Judas mit ſeinen wenigen Tapfern nicht länger gegen die überlegne Macht der Feinde, die immer ihre Glieder von neuem ergänzte, halten; er zog ſich daher mit Vortheil ins Gebirge zurück und überließ den Syreen den Wahlplatz. Der König führte ſogleich ſein Heer auf Jeruſalem los, nachdem er eine ſtarke Belagerungsarmee vor Bethzura gelaſſen hatte. So tapfer auch die daſige Beſatzung dieſen Ort vertheidigte, ſo wurde ſie doch, bei eintretendem Mangel an Lebensmitteln, weil eben das ſiebente Jahr war, wo nach dem Ge-

Geſetze die Felder brach liegen mußten, genöthigt, die Feſtung zu übergeben; doch erhielt ſie dabei freien Abzug. Daſſelbe traurige Schickſal ſtand jetzt den Juden in Jeruſalem vor, die ſich bei der Ankunft der Syrer in die Feſtung des Tempels geworfen hatten, mit dem Entſchluß, ſie bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Schon traf der König alle Anſtalt zur Belagerung, ließ die Belagerungsmaſchinen vorführen, um den Tempel mit Sturm einzunehmen. Mit jedem Tage ſtieg die Noth der Belagerten höher; was ſie am meiſten ängſtete, war der immer mehr überhandnehmende Mangel an Nahrungsmitteln; es blieb ihnen faſt keine Wahl übrig, als die, ob ſie ſich vom Hunger oder vom feindlichen Schwerdte wollten aufreiben laſſen: als ihnen auf einmal ein günſtiger Umſtand zu Hülfe kam und ſie aus der äußerſten Verlegenheit riß. Lyſias, der Anführer der Syrer, erhielt nämlich die Nachricht, daß Philippus, mit dem er die Vormundſchaft des jungen Königs theilte, ſich die Abweſenheit deſſelben zu Nutze gemacht, einen Aufſtand erregt, und Abſichten auf die Krone habe. Er ſtellte daher dem jungen Könige vor, daß während

rend ſie hier bei Belagerung dieſes feſten Orts Zeit und Leute verlören, im Reiche ſelbſt ein noch größerer Verluſt zu befürchten ſey; er möchte daher lieber den Juden, die im Grunde weiter nichts als die Freiheit verlangten, nach ihren Geſetzen zu leben, dieſes zugeſtehen und einen vortheilhaften Frieden mit ihnen ſchließen. Der König, dem der Aufenthalt in einem ausgehungerten Lande ohnehin unleidig war, verſtand ſich ſogleich dazu und ließ den Juden Friedensvorſchläge thun, die dieſe auch willig annahmen; er räumte bald darauf das Land von ſeiner läſtigen Gegenwart, nachdem er zuvor, gegen die Bedingung, die Mauren des Tempelbergs wieder einreiſſen laſſen.

Die Veränderungen, die ſich jetzt im Reiche der Seleuciden in Syrien ereigneten, hatten ihren wichtigen Einfluß auf die Angelegenheiten der Juden. Zwar war der vom Philippus erregte Aufſtand bald wieder gedämpft worden. Aber jetzt hatte Demetrius, der älteſte Sohn des Antiochus des Großen, der bisher als Geiſel in Rom gelebt hatte, ſeine Anſprüche auf den väterlichen Thron geltend gemacht, und ſie auch in der That gegen den jungen König **Antiochus Eupator**, der dabei ſein Leben verlor, behauptet. Kaum hatte **Demetrius** die Regierung angetreten, als die heidniſch gewordenen Juden, mit einem gewiſſen **Alkimus** an ihrer Spitze, der nach dem Hohenprieſterthum ſtrebte, ſich an ihn wendeten und ihn um Schutz gegen die Parthei der Aufrührer, wofür ſie die Anhänger des **Judas** erklärten, anriefen. Der König nahm ihre Bitte an, und ſchickte einen ſeiner Vertrauteſten und erſten Feldherrn, **Bacchides**, den er zugleich zum Gouverneur der Provinzen dieſſeits des Euphrats erklärte, mit einer anſehnlichen Armee nach Judäa, um den gedachten **Alkimus** in der hohenprieſterlichen Würde zu beſtätigen. **Bacchides**, der ſich das Anſehen zu verſchaffen wußte, als ſey er nicht in feindlicher Abſicht, ſondern mehr den Frieden zu befeſtigen gekommen, gewann dadurch das Zutrauen mehrerer rechtgläubigen Juden, beſonders der Prieſter, mit deren Bewilligung **Alkimus** in ſein Amt eingeſetzt wurde. Gern hätte er auch den **Judas** auf ſeine Seite gebracht; aber dieſer kluge Mann, der den Betrug wohl ahndete, zog ſich behutſam zurück. Kaum hatten Bacchides und Alkimus ihre Abſichten erreicht, als ſie die Maske ablegten und ſich als offenbare Feinde der Anhänger der altjüdiſchen Religionsbekenner zeigten; mehrere ehrwürdige und unſchuldige Perſonen wurden das Opfer ihrer Wuth, und die Nation fühlte ſich wieder in die vorigen bedrängten Umſtände verſetzt. Nachdem Bacchides den Hohenprieſter in ſeiner Würde befeſtigt hielt, gab er ihm zur Behauptung derſelben eine anſehnliche Bedeckung von Soldaten, und zog wieder nach Antiochien zurück. Bald aber fand Alkimus, der ſeine Macht zur Unterdrückung der rechtglaubigen Juden im Lande anzuwenden ſuchte, am Judas einen kräftigen Widerſtand, der nun mit ſeinen Anhängern hervortrat, die Bedrückten in Schutz nahm und den Alkimus nöthigte, um ſeiner Sicherheit willen das Land zu verlaſſen. Dieſer reiſte wieder zum Könige, beſtürmte ihn mit ſeinen Klagen, und brachte es dadurch ſo weit, daß derſelbe einen andern Fürſten ſeines Reichs, Nikanor, der von jeher ein erklärter Feind der Juden war, mit einer großen Armee und mit dem Auftrage

trage abſchickte, dieſe unruhige Nation ganz aufzureiben.

Nikanor's erſte Abſicht bei ſeinem Einzuge in Judäa war dahin gerichtet, vor allen Dingen den **Judas Makkabäus**, von deſſen Heldenthaten er ſelbſt Zeuge geweſen war, auf ſeine Seite zu bringen. Er ſchickte daher eine anſehnliche Geſandtſchaft zu ihm, durch die er den **Judas** und ſeine Brüder erſuchen ließ, mit ihm an einem beſtimmten Orte ohne militairiſche Begleitung zu friedlichen Unterhandlungen zuſammen zu kommen. Obgleich **Judas** ſcharfſichtig genug war, ſeine unredlichen Abſichten einzuſehen, und durch ſeine Kundſchafter erfahren hatte, daß feindliche Soldaten im Hinterhalte auf ihn lauerten, ſchlug er doch, um nicht feigherzig oder widerſpenſtig zu ſcheinen, die Unterredung nicht aus, nahm aber ſo weiſe Maasregeln, daß er nach fruchtlos ausgefallner Unterhandlung den feindlichen Nachſtellungen glücklich entgieng; ſich aber auch nie wieder in Unterhandlungen dieſer Art mit **Nikanor** einließ.

Nach dieſem fehlgeſchlagnen Verſuch ſah ſich dieſer genöthigt, offen zu Werke zu gehen. Er lieferte dem Judas bei Kaphar Salma eine Schlacht, verlohr in derſelben fünftauſend Mann, und ſah ſich genöthigt, ſein Heer unter die Veſtung Sion zurückzuziehen. Hier giengen ihm, als er im Begriff war, eben auf den Tempelberg, der jetzt ſeiner Mauren beraubt war, zu ſteigen, die ſämtlichen Prieſter und Aelteſten der Nation entgegen, empfahlen ſich und dieſen heiligen Ort ſeiner Gnade, und ſuchten ihn zu überzeugen, wie ſie täglich in demſelben auch für das Wohl ihres Königes Opfer darbrächten. Aber der Unempfindliche erklärte ihnen auf die beleidigendſte Art, wie verächtlich in ſeinen Augen ihr Gottesdienſt ſey, läſterte ihre Opfer und wendete ſein Geſicht voll Zorn von ihnen, indem er eidlich mit aufgehobener Hand betheuerte: daß wenn ſie nicht den Judas und ſein Heer ihm ausliefern würden, ſo werde er ihren Tempel und Stadt mit Feuer von Grund aus zerſtören. Den erſchrocknen Prieſtern blieb weiter nichts übrig, als ſich im Gebet zu Gott zu wenden und ihn um die Erhaltung dieſes heiligen Orts anzuflehen. Nachdem

dem Nikanor in Jeruſalem noch eine Verſtärkung ſeiner Armee aus Syrien an ſich gezogen hatte, zog er mit derſelben nach Adaſa, wo ſich Judas mit ſeinem kleinen Heer, das kaum aus dreitauſend Mann beſtand, verſchanzt hatte. Hier kam es zur Schlacht. Nikanor, der mit Verachtung des ſo geringen Feindes und ungemäßigter Hitze auf denſelben eindrang, wurde gleich beim erſten Angriff von einem Wurfſpieß getroffen und ſank im Angeſichte ſeiner Armee tod zur Erde nieder. Sein Fall ſetzte das ganze Heer in Beſtürzung; die Furcht ergriff die Syrer, ſie warfen ihre Waffen weg und ſuchten ihr Heil in der Flucht. Judas mit ſeinem noch friſchen Heer ſetzte den Flüchtigen nach, ließ in allen Flecken und Orten das Zeichen durch die Trompeten geben, daß alles Volk zuſammenlief und den Feind den ganzen Tag hindurch bis an die phöniziſche Grenze verfolgte; nur ſehr wenige kamen mit dem Leben davon. Groß war die Beute, die Judas bei dieſer Niederlage der Feinde machte, aber noch weit größer der Ruhm, den er ſich durch dieſen entſcheidenden Sieg erwarb. Dem Leichnam des Nikanor wurde der Kopf und die rechte Hand, die er zum Eide aufgehoben hatte, abgehauen, als Siegeszeichen der Armee vorgetragen und in Jeruſalem öffentlich aufgehängt. Das Volk überließ ſich der Freude, und es wurde einmüthig beſchloſſen, dieſen merkwürdigen Tag (als den dreizehnten des Monats Adar oder Merz) als ein jährliches Feſt (unter dem Namen des Nikanorfeſtes) zu begehen.

Damals war es, wo ſich der Ruhm der römiſchen Waffen durch ganz Aſien verbreitete, und auch in das entfernte Judäa drang. Kaum hatte Judas Makkabäus Kundſchaft von der ſo heldenmüthigen Nation der Römer, und vorzüglich von ihrer Großmuth gegen unterdrückte Völker und der Treue gegen ihre Bundesgenoſſen, beſonders von dem wichtigen Einfluß eingezogen, den ſie auf die damaligen Angelegenheiten der damals mächtigſten Reiche, auch des ſeleucidiſchen, hatten, als ihm ſeine Klugheit rieth, ſich um die Freundſchaft und den Schutz dieſer Nation zu bewerben. Er ſchickte einige Geſandte nach Rom, die dieſe Republik um ihre Freundſchaft und um die Aufnahme unter ihre Bundesgenoſſen

genoſſen bitten ſollten; ſie wurden im römiſchen Senat mit Achtung aufgenommen. Es war dieſen ſchmeichelhaft, daß auch dieſe entfernte Nation, die wegen des Handlungsverkehrs in den Ländern des Orients nicht unbedeutend war, an deren Spitze ſich jetzt ein Mann befand, der an Heldenruhm den berühmteſten unter den Griechen zur Seite ſtand, der es wagen konnte, es mit der ſo furchtbaren Macht des ſyriſchen Königs, auf deſſen Größe die Römer ſelbſt eiferſüchtig waren, aufzunehmen, und die ihnen daher in ihren Kriegen in Aſien ſehr gute Dienſte leiſten konnte, ſie um ihre Freundſchaft erſuche. Ihr Geſuch wurde ihnen daher zugeſtanden; die Juden wurden mit allen Rechten unter die römiſchen Bundesgenoſſen aufgenommen, und die Artikel dieſes Bündniſſes in metallne Tafeln zum bleibenden Gedächtniß eingegraben. Zugleich erließ der Senat ein drohendes Schreiben an den Demetrius, daß er ſich der weitern Feindſeligkeiten gegen die Juden, als ihre Bundesgenoſſen, enthalten ſollte.

Allein noch ehe die jüdiſche Geſandtſchaft nach Jeruſalem zurückkehrte, hatte Demetrius

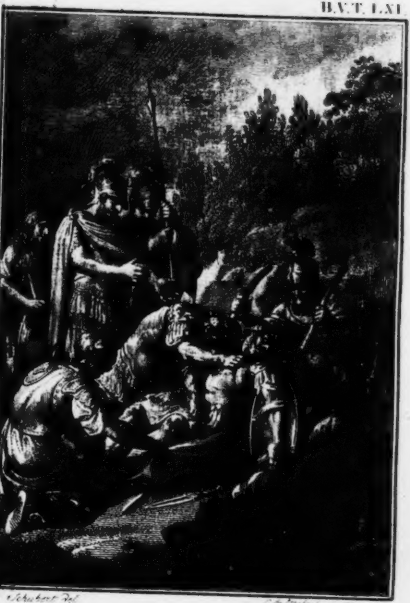
wieder

wieder ein neues auserleſenes Heer unter Anführung des Bacchides nach Judäa geſchickt, um die Schande der vorigen Niederlage unter Nikanor zu rächen und den Alkimus in ſeiner hohenprieſterlichen Würde zu beſtätigen. Dies furchtbare Heer zog unaufgehalten auf Jeruſalem los, ſchlug in der Nähe deſſelben ſein Lager auf, nicht weit von dem Orte, wo ſich Judas mit ſeinen Anhängern aufhielt, der auf dieſen Angriff jetzt zu wenig vorbereitet war. Sein ganzes Heer beſtand aus etwa dreytauſend Mann; aber auch mit dieſen würde er ſich muthvoll dem überlegnen Heer der Feinde entgegen geſetzt haben, wenn nur dieſe von gleichem Muthe wären beſeelt geweſen; aber ſie bemerkten zu ſehr die Ueberlegenheit ihrer Feinde, die Furcht bemeiſterte ſich ihrer, und es wurde ihrem Anführer unmöglich, ſie zuſammen zu halten; da es zum Treffen kommen ſollte, ſahe er ſich von dem größten Theil der Seinigen verlaſſen; nur achthundert Tapfere hielten noch bei ihm aus, aber auch dieſe weigerten ſich, den Feind anzugreifen, und riethen ihrem Anführer, ſich diesmal lieber zurückzuziehen und erſt einige Verſtärkung zu erwarten.

warten. Aber in der Heldenſeele des Judas war es einmal beſchloſſen, lieber den Tod als eine ſchändliche Flucht zu ſuchen; „nein, ſagte er, Helden zeigen dem Feinde den Rücken nicht; iſt unſere Zeit kommen: ſo laſſet uns lieber, um unſerer Brüder willen, mit dem Schwerdte in der Hand mit Ehren ſterben, als mit Schande weichen;“ und mit dieſen Worten führte er ſie zum Angriff der Feinde auf den rechten Flügel derſelben, wo Bacchides kommandirte, an, um ſich da durch den dichteſten Haufen der Feinde den Weg zu ihrer Befreiung zu bahnen. Die Verzweiflung, mit der ſie kämpften, machte ſie wüthend. Es gelang ihnen nicht nur, ſich glücklich durchzuſchlagen, ſondern ſie ſchlugen auch wirklich den Feind von dieſer Seite in die Flucht. Aber jetzt fiel ihnen der linke Flügel der feindlichen Armee in den Rücken, und nöthigte ſie, von dem Nachſetzen abzuſtehen und ſich in ein neues Treffen einzulaſſen. Zwar kämpften ſie auch mit dieſen mit Löwenmuth: aber ihre Kräfte wurden erſchöpft, da ſie mit immer friſchen Feinden zu kämpfen hatten; doch behaupteten ſie, ſo lange noch Judas an ihrer Spitze focht, das Feld, aber als dieſer Edle fiel — zerſtreuten ſich die noch wenigen übrigen durch die Flucht. — So unglücklich dieſe Schlacht für die Juden ausfiel: ſo unrühmlich war ſie bei dem erlittenen Verluſt für die Feinde; ſie verließen das Schlachtfeld nicht ohne Beſchämung, und überließen ſelbſt die Wahlſtatt, als Zeichen ihrer Schande, den Ueberwundnen. Dies verſchaffte den Brüdern des gefallnen Helden, Jonathan und Simon, Gelegenheit, den Leichnam ihres mit Ruhm und Wunden bedecken Bruders aufzuheben und ihn nach Modin, den väterlichen Begräbnißort, zu ſchaffen *). Hier verſammleten ſich die Edlen des Volks; und laut ertönte an ſeinem Grabe der Klaggeſang; „ach [illegible] der Held gefallen! der Edle umgekommen iſt, der Iſrael geſchützt und errettet hat!“

Nach

*) Siehe das 61ſte Kupfer.



Schubert del. [illegible] sc.

Judas der Makkabäer fällt als
Held und Erretter seiner Nation.

Nach dem Tode ſeines Bruders wurde Jonathan der Anführer der Juden; ſo ungünſtig auch anfangs die Lage derſelben war, ſo daß ſich der kleine Haufe derſelben in die Wüſte Thekoa zurückziehen und Jonathan ſich nur vertheidigungsweiſe gegen die Feinde ſeiner Nation verhalten konnte: ſo gelang es ihm doch bald, durch ſeine mit Klugheit vereinte Tapferkeit ſich bei dem Bacchides in Anſehen zu ſetzen; fügte dieſem in kleinen Gefechten oft ſehr empfindlichen Schaden zu, vereitelte ſeine Pläne, ſchlug ihn aus ſeinen Verſchanzungen, und nöthigte dadurch den ſyriſchen Feldherrn, die Friedensanträge anzunehmen, die er ihm durch ſeine Abgeſandten in ſeinem Lager thun ließ, wobei ſich Bacchides verbindlich machte, nie wieder etwas Feindſeliges gegen die Juden zu unternehmen. Der Hof zu Antiochien beſtätigte auch bald darauf, vermuthlich durch die ernſte Fürſprache der Römer, dieſe Friedensbedingungen, und ſo war von dieſer Zeit an Jonathan Fürſt der Juden, zwar noch als Vaſall des Königs von Syrien, aber letzteres mehr dem Namen als der That nach. Da während der Zeit auch Alkimus, der von den Syrern eingeſetzte Hoheprieſter geſtorben war, ſo übernahm Jonathan dieſes Amt, und wendete die Zeit der Ruhe, die ihm jetzt gegeben wurde, dazu an, den verfallnen Gottesdienſt wieder aufzurichten und die Abgötterei aus dem Lande zu verbannen. Sein Anſehen nahm mit jedem Tage zu, und die bald darauf in Syrien ausgebrochenen Unruhen verſchafften ihm Gelegenheit, ſich immermehr in demſelben zu befeſtigen und unabhängig von den Syrern zu machen.

Zu jenen Unruhen im ſyriſchen Reiche hatte nämlich ein gewiſſer Alexander Balas, der ſich für einen Sohn Antiochus IV. ausgab und Anſprüche auf die Krone machte, Veranlaſſung gegeben; das Volk, das der übermüthigen Herrſchaft des Demetrius überdrüßig war, ſchien ſeinen Abſichten geneigt; auch wurde er von dem Könige von Egypten und dem Senat zu Rom bei ſeinen Anſprüchen an die Krone unterſtützt. Beyde, ſowohl Demetrius als Balas, bewarben ſich jetzt um die Freundſchaft des jüdiſchen Fürſten Jonathans, weil ſie wohl einſahen, daß diejenige Parthei, zu der er ſich ſchlagen werde, das Uebergewicht erhalten würde. **Demetrius** ſchrieb in dieſer Abſicht einen ſehr ſchmeichelhaften Brief an ihn, bat ihn um ſeine Freundſchaft, und ernannte ihn zum oberſten Befehlshaber ſeiner Truppen in Judäa. **Jonathan** machte ſogleich von dieſem Anerbieten Gebrauch, nahm Jeruſalem zu ſeiner Reſidenz und befeſtigte es. Bald darauf kam ein eben ſo ſchmeichelhaftes Schreiben vom **Balas**, der ihn ſeinen Freund nannte (mit welchem Namen nur fürſtliche Perſonen vom höchſten Range einander beehrten), ihm die hohenprieſterliche Würde beſtätigte und zugleich einen Purpurmantel und goldene Krone überſendete. Die Klugheit rieth hier dem **Jonathan**, ſich auf die Seite des letztern, als eines Freundes der Römer, zu ſchlagen; er hatte ſich auch bei dieſer Wahl nicht getäuſcht; denn als es zwiſchen beiden Partheien zum Treffen kam, behielt **Alexander Balas** die Oberhand, und **Demetrius** verlor in der Schlacht Krone und Leben. Bald nachher vermählte ſich **Balas**, um ſich auf ſeinem Throne zu behaupten, mit der Tochter des Königs von Egypten, Kleopatra. Das Beilager wurde zu Ptolemais mit der größten Pracht gehalten. Auch Jonathan wurde aus Dankbarkeit für ſeine erwieſene Dienſte dazu eingeladen, und genoß die Ehre, im fürſtlichen Purpurtalare an der Seite der beyden angeſehenſten Könige von Syrien und Egypten zu Tafel zu ſitzen, von denen er ſehr freundſchaftlich behandelt wurde, und reiſte nach geendigtem Beilager als Oberbefehlshaber der ſyriſchen Armee in Judäa nach Jeruſalem zurück.

In die Unruhen, die bald darauf wieder im ſyriſchen Reiche ausbrachen, wo immer ein neuer Prätendent der Krone nach dem andern auftrat, und wodurch daſſelbe ſeinem Untergange immer näher gebracht wurde, wurde auch Judäa mit verwickelt; doch durch das kluge und tapfere Verhalten des Jonathan gewann der wieder aufblühende jüdiſche Staat immer mehr an innerer Feſtigkeit und äußerlichem Anſehen. Unter ſeiner Regentſchaft genoß das Volk wieder ſeine Rechte, beſonders die freie Religionsübung und öffentliche Sicherheit; das land wurde immermehr von den heidniſchen Ausländern befreit und die mißvergnügten abtrünnigen Juden zum Schweigen gebracht. Jedoch nach einer ſiebzehnjährigen glücklichen Regierung gerieth der edle Jonathan in die Hände eines ſyriſchen Feldherrn, Tryphon, der damit umgieng, ſich die ſyriſche Krone mit Liſt und Gewalt zu verſchaffen, und in dieſer Abſicht zuvor den tapfern Anführer der Juden aus dem Wege zu ſchaffen; es gelang ihm auch unter der Miene der Freundſchaft, und dem Vergeben, als wolle er ihm zur Belohnung ſeiner erwieſenen Dienſte die Stadt Ptolemais übergeben, ihn in dieſe Feſtung zu locken. Jonathan, der dabei keinen Betrug ahndete, kam nur mit weniger Begleitung in die Stadt; kaum aber war er in dieſelbe eingetreten, als man hinter ihm die Thore ſperrte, ſeine Begleiter niederhieb, ihn ſelbſt aber mit ſeinen Kindern gefangen nahm. Um das Gewebe ſeiner Bosheit zu vollenden, ließ Tryphon dem Simon die Gefangenſchaft ſeines Bruders bekannt machen und dabei ſagen, daß er ihn für hundert Talente ausliefern wolle. Simon ſchickte das geforderte Löſegeld; der treuloſe Tryphon nahm es an, und ließ gleichwohl den Gefangenen ermorden.

Mit Mühe gelang es dem Simon, den Leichnam ſeines Bruders zu erhalten, um ihn in der Gruft ſeines Vaters zu Modin beizuſetzen, wo er ihm, als dem Wohlthäter der Nation, ein prächtiges Monument errichtete. Ein Jahr darauf empfieng auch Tryphon den verdienten Lohn ſeiner Untreue. Er wurde nach einem unglücklichen Treffen bei Apamea vom Antiochus den VII., dem Thronfolger des Demetrius, gefangen genommen und hingerichtet.

Simon, der einzige noch lebende Sohn des Matathias, war indeß nach dem Tode ſeines Bruders, Jonathan, an die Stelle deſſelben als Fürſt und Hoherprieſter des jüdiſchen Volks getreten, und behauptete dieſe mit Würde und Anſehen. Er brachte es durch ſeine Weisheit und Tapferkeit dahin, daß ihm und dem Volke von dem Könige von Syrien durch eine feierliche ſchriftliche Urkunde alle die Rechte und Freiheiten beſtätigt wurden, welche die Juden zur Zeit ſeines Bruders Jonathan genoſſen hatten: ſie durften ihre Religion frei und ungehindert üben, ſich ganz nach ihrem Geſetze regieren, und keine weiteren Abgaben an die ſyriſche Krone entrichten; dieſe Freiheiten wurden ihnen zugleich durch das erneuerte Bündniß mit den Römern zugeſichert. Simon benutzte dieſe von ſeiner Familie ſo theuer errungene Vortheile zum Seegen ſeiner Nation. Nicht nur in Jeruſalem, ſondern auch im ganzen Lande wurde die Verehrung des einzigen Gottes nach den von Moſes vorgeſchriebenen Gebräuchen mit aller Feierlichkeit wieder hergeſtellt; er ſelbſt gieng als Hoherprieſter bei der öffentlichen Gottesverehrung mit ſeinem Beiſpiel vor, und ermunterte dadurch viele der vormals Abtrünnigen zum Beitritt zu dieſer Gemeinſchaft. Auch als Fürſt des Landes machte er die weiſeſten Verordnungen, beſetzte die obrigkeitlichen Stellen mit tüchtigen, rechtſchaffenen Männern, hielt auf ſtrenge Befolgung der Landesgeſetze und erleichterte dem Volke die Abgaben. Auch war er ſo glücklich, die noch übrigen heidniſchen Beſatzungen in einigen feſten Plätzen des Landes, beſonders der Burg Davids, zur Uebergabe derſelben zu nöthigen, und bezog die letztere als ſeine Reſidenz. Dieſe, ſo wie die Grenzveſtungen, ließ er in einen guten Vertheidigungsſtand ſetzen, breitete von da ſeine Eroberungen immer weiter aus, und ſetzte ſeine Nation, beſonders durch die Einnahme einiger groſſen und feſten Städte am mittelländiſchen Meere, Joppe und Gaza, nicht nur in den Vortheil der Handlung, ſondern auch der Sicherheit von dieſer Seite. So ſchienen jetzt der jüdiſchen Nation wieder jene glücklichen Salomoniſchen Zeiten aufzugehen. Sie fühlte ſich wieder frei und glücklich, während ihre vormaligen Unterdrücker, die Syrer, mit Feinden von Auſſen und im Innern zu kämpfen hatten. Auch blieb ſie nicht undankbar gegen die Familie, der ſie dieſe ihre Befreiung zu verdanken hatte. Bei einer allgemeinen Volksverſammlung wurde einmüthig beſchloſſen: Simon und deſſen Familie ſollte wegen ihrer dem Vaterlande und dem wahren Gottesdienſt geleiſteten Dienſte in dem erblichen Beſitz der Würde als Fürſt und Hoherprieſter des Volks beſtändig bleiben, bis Gott den rechten Propheten werde aufſtehen laſſen. Die Urkunde dieſer freien Volkswahl wurde zum bleibenden Gedächtniß in einer auf meſſingenen Tafeln eingegrabenen Schrift an dem Eingange des Tempels aufgeſtellt. Ohne dieſe ihm beſtätigte Würde zu mißbrauchen, bediente ſich Simon vielmehr derſelben, um die Rechte und Freiheiten der Nation mehr zu befeſtigen. Wichtige Unternehmungen wurden jedesmal in einer Verſammlung des Volks, die aus Prieſtern und den Angeſehenſten des Volks, unter dem Namen des hohen Raths beſtand, beſchloſſen, bei der der Hoheprieſter den Vorſitz hatte, und die Moſaiſchen Geſetze und Verordnungen, als die Grundpfeiler des Staats, heilig gehalten wurden.

So wohlthätig die Regierung des Simon für das jüdiſche Volk war: ſo war ſie jedoch von zu kurzer Dauer. Er hatte ſich an ſeinem eigenen Schwiegerſohne, Ptolemäus, den er zu anſehnlichen Würden und Reichthümern erhoben und zum Statthalter in Jericho und der daſigen Gegend geſetzt hatte, eine Schlange im Buſen erzogen, die ihn ums Leben brachte. Dieſer hatte bei ſeinem unbegränzten Ehrgeitz lange ſchon den Anſchlag gefaßt, die höchſte Würde des Staats an ſich zu bringen, ſollte es auch durch Vater- und Brudermord geſchehen. Als daher ſein

Schwiegervater Simon mit zweyen ſeiner Söhne ſeiner Gewohnheit nach das Land bereiſte, und nach Jericho kam, wo Ptolemäus als Befehlshaber ſeinen Sitz hatte, hielt er dies für eine ſchickliche Gelegenheit, ſeinen Anſchlag auszuführen, ließ dieſe ſeine Verwandten zu einem feierlichen Gaſtmahl einladen, und ſie während deſſelben durch gedungne Meuchelmörder hinrichten.

So wäre beinahe mit dieſem Simon und ſeinen Söhnen die makkabäiſche oder asmonäiſche Familie auf eine traurige Art ausgegangen, wenn es dem Böſewicht Ptolemäus gelungen wäre, auch die noch übrigen Söhne des Fürſten, beſonders Johannes, mit dem Zunahmen Hyrkan, der ſich damals abweſend zu Gazara befand, in die Schlinge zu ziehen, die er ihm legte. Dieſer aber empfieng noch zur rechten Zeit Nachricht von der Ermordung der Seinigen, und ſogleich eilte er nach Jeruſalem, wo er von dem Volke zum Hohenprieſter und Fürſten des Volks an ſeines Vaters Stelle ernannt wurde. Ptolemäus, der jetzt von ſeiner Rache alles zu fürchten hatte, und ſich zu ſchwach fühlte, ihm zu widerſtehen, flüchtete nach Philadelphia, und ſuchte von da aus Schutz bei dem Könige von Syrien, Antiochus; der auch mit einem Heere in Judäa einfiel, den Hyrkan in Jeruſalem belagerte, und ihn durch Hunger zwang, den Frieden mit Aufopferung einiger feſten Plätze des Landes und einer anſehnlichen Geldſumme zu erkaufen. Doch gelang es dem Hyrkan bei dieſer Gelegenheit, ſich den König zum Freund zu machen und ein Bündniß mit ihm zu ſchließen; er begleitete ihn auch einige Jahre nachher auf einem Feldzuge gegen die Parther, von welchem er mit Ehre und Beute wieder zurückkehrte. Deſto unglücklicher aber fiel jener Parthiſche Krieg für Antiochus ſelbſt aus; ſo glücklich er anfangs geweſen war und den Parthern alle die dem Syriſchen Reiche abgeriſſene Provinzen wieder erobert hatte, und jetzt der ſiegenden Armee alle Gewaltthätigkeiten und Ueppigkeit in den eroberten Ländern verſtattete, reizte er die Einwohner derſelben dadurch ſo, daß dieſe ſich mit den Parthern zur Vertilgung des Syriſchen Heers, das jetzt in den Winterquartieren zerſtreut lag, verabredeten. Der Angriff geſchahe auf einen

Tag auf verſchiedenen Punkten, und Antiochus, der nur einen Theil ſeiner Armee zuſammenziehen konnte, verlohr in einem Treffen mit dem Parthiſchen Könige ſeine Krone und Leben. Nach ſeinem Tode gerieth das Syriſche Reich durch die im Innern entſtandenen Unruhen und Empörungen, wo immer ein Tyrann den andern verdrängte, immer tiefer in Verfall. Hyrkan benutzte dieſe Gelegenheit, um ſich und ſeine Nation ganz von der Syriſchen Herrſchaft unabhängig zu machen; es gelang ihm nicht nur darinne, daß er die Juden von dieſer Zeit an zu einem von allen fremden Völkern unabhängigen Volke erhob, ſondern auch das jüdiſche Gebiet ſehr anſehnlich erweiterte. So unterwarf er ſich die Samariter, dieſe von jeher unruhige Nation, eroberte ihre Hauptſtadt Sichem und andere feſte Plätze ihres Landes, und riß ihren Tempel auf Garizim nieder, von da breitete er ſeine Eroberungen dieſſeits des Jordans über diejenigen Länder aus, die die Iſraeliten ehemals beſeſſen hatten; überwand die Edomiter *), dieſe von jeher den

---

*) auch Nachkommen Abrahams, vom Eſau.

ſten Juden feindliche Nation, und zwang ſie, ſich durch die Beſchneidung und Beobachtung der moſaiſchen Geſetze mit den Juden zu vereinigen, unter denen ſie ſich von dieſer Zeit an unter dem Namen der Idumäer verlor und mit ihnen ein Volk ausmachte. Um dieſe Unabhängigkeit ſeiner Nation zu ſichern, ſchickte **Hyrkan** Geſandte nach Rom, und erneuerte die Freundſchaftsbündniſſe mit dieſer ſo mächtig gewordenen Nation, die den Juden allen Schutz und Freiheit zuſicherte. In dieſem Zuſtande einer völligen Unabhängigkeit hätte nun das jüdiſche Volk glückliche Zeiten erleben können, wenn nicht der Neid, womit ſo Viele das Glück ihres Fürſten und ſeiner Familie anſahen, den Saamen der Zwietracht unter ihnen ſelbſt ausgeſtreut und eine Gährung der Gemüther erzeugt hätte, die durch den Einfluß der verſchiedenen Religionsſecten unter den Juden noch mehr unterhalten wurde.

Seit dem Babyloniſchen Exil hatten ſich nämlich unter den Juden nach und nach beſondere Geſellſchaften gebildet, die ſich durch gewiſſe Religionsmeinungen und Gebräuche von einander unterſchieden,

den, anfangs mehr als Schulen der Gelehrten angeſehen wurden, aber ſpäterhin, nachdem ſich die Anzahl ihrer Anhänger vermehrte, Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten des Staats erhielten. Die vorzüglichſten derſelben waren die Phariſäer, die Sadducäer (Schüler des Phares und des Saddoks) und die Eſſäer. Die erſtere war die zahlreichſte und angeſehenſte. Sie nahmen nicht nur die heiligen Schriften Moſes und der Propheten für entſcheidend in Glaubenslehren an, ſondern legten auch den mündlichen Ueberlieferungen und Ausſprüchen der ältern Ausleger derſelben ein eben ſo großes Anſehen bei; mit äußerſter Genauigkeit und Strenge beobachteten ſie beſonders die gottesdienſtlichen Gebräuche (Ceremonien) und Verordnungen, die Moſes im Geſetz vorgeſchrieben, und die ſie mit einer Menge willkührlicher Verordnungen noch vermehrt hatten, in deren Beobachtung ſie das Weſentliche der Gottesverehrung ſetzten, und wodurch ſie ſich bei dem Volke in das Anſehen vorzüglich religiöſer Menſchen ſetzten; lange Gebete, die ſie zu geſetzten Zeiten des Tags, und am liebſten in Gegenwart des Volks an öffentlichen Orten wiederholten, ſtrenge Faſten und eine ausgezeichnete Kleidung gab ihnen in den Augen der Menge das Anſehen beſonderer Heiligkeit. Die Fortdauer der Seele nach dem Tode, die einſtige Auferſtehung auch der Leiber, und die Vergeltung des Guten und Böſen in einer andern Welt war eine ihrer vorzüglichſten Glaubenslehren. In Abſicht der Grundſätze ſtimmten die Eſſäer größtentheils mit ihnen überein; auch ſie ehrten das göttliche Anſehen der heiligen Schriften und befolgten die moſaiſchen Verordnungen, aber ohne ſich an die Auslegungen der Alten oder an die Tradition zu halten; vielmehr war es ihre eigne Lieblingsbeſchäftigung, den Sinn der heiligen Schriften zu erforſchen; ſie führten eine ſtrenge, enthaltſame Lebensart, zogen ſich aber dabei von dem Umgange mit andern Menſchen zurück, lebten mehr in Gemeinſchaft unter ſich, und bewohnten ſolche Gegenden, die von volkreichen Städten und dem Geräuſch der Menſchen entfernt waren, um ſich deſto ungehinderter der Betrachtung der Religion zu überlaſſen, und die ſtillen Tugenden des Herzens auszuüben; auf das Studium der Natur und beſonders der Heilkräfte wendeten ſie vorzüglichen Fleiß, übten im Stillen die Pflichten der Menſchenliebe, vermieden aber ſorgfältig jede Gelegenheit, bei der ſie in die öffentlichen Staatshändel verflochten werden konnten. Die Sadducäer dagegen ſuchten ihre Religionsgrundſätze mit der gewöhnlichen ſinnlichen Lebensart der Menſchen in Uebereinſtimmung zu bringen, waren Weiſe nach dem Sinn der Welt und zeichneten ſich durch eine freiere Lebensweiſe aus. Sie nahmen zwar auch das geſchriebene Geſetz Gottes für verbindlich an, verwarfen aber alle mündliche Erklärung und Zuſätze, und hielten ſich blos an den buchſtäblichen Sinn des erſtern, ohne einen beſondern Werth auf die Beobachtung religiöſer Gebräuche zu legen. Selbſt der Grundſatz ihres erſten Lehrers (Saddok): daß man die Tugend um ihrer ſelbſt willen ausüben müſſe, wenn auch kein geſchriebenes Geſetz Gottes darüber vorhanden wäre, wenn auch keine Belohnung des Guten oder Beſtrafung des Böſen in einer andern Welt Statt fänd, wurde von ſeinen ſpätern Schülern dazu gemißbraucht, ſich von jeder äußern Verbindlichkeit gegen die Geſetze loszuſagen, und ihren eignen Willen zum Geſetz zu machen; ja nicht nur die geiſtige Natur des Menſchen zu bezweifeln, ſondern die Fortdauer der Seele nach dem Tode und einen künftigen Zuſtand derſelben ſo wie die Auferſtehung der Leiber, geradezu zu leugnen. Da dieſe Grundſätze eine freiere und üppige Lebensart begünſtigten, ſo fanden ſie auch vorzüglich am Hofe und bei den vornehmern und reichern Ständen Beifall; die mehreſten öffentlichen Beamten waren mit den Sadducäern einverſtanden, aber um der mächtigern Parthei der Phariſäer wegen, die das Volk auf ihrer Seite hatte, mußten ſie ſich wenigſtens äußerlich nach ihren Meinungen bequemen. Dieſe Verſchiedenheit der Meinungen war der Grund, daß nicht nur der ächtreligiöſe Geiſt unter der jüdiſchen Nation verſchwand und in einen blos äußerlichen Ceremoniendienſt ausartete: ſondern gab auch die Veranlaſſung zu öftern Revolutionen, die ſich nicht ſelten ſehr blutig endigten und den jüdiſchen Staat ſeinem Untergange näher brachten.

So wurden auch die letzten Jahre der Regierung des um ſeine Nation ſo verdienten Fürſten und Hohenprieſters Hyrkan durch dieſen

Sectenhaß gar ſehr getrübt. Anfangs war er zwar auf Seiten der Phariſäer, als er aber durch ihren Uebermuth beleidigt würde, ſchlug er ſich auf die Seite der Sadducäer und ließ jenen ſeinen Haß ſehr nachdrücklich fühlen; zog aber auch ſich und ſeiner Familie dadurch große Verdrüßlichkeiten zu, unter denen er endlich im dreyßigſten Jahre ſeiner Regierung ſtarb.

Der älteſte ſeiner Söhne, Judas Ariſtobulus, folgte ihm in der Regierung. Er war der erſte der jüdiſchen Regenten nach dem babyloniſchen Exil, der wieder den königlichen Titel annahm und ihn auf ſeine Nachfolger brachte. Aber mit ihm nahm auch der herrſchſüchtige Geiſt in dieſer Regentenfamilie immermehr überhand, verdrängte die patriotiſchen Geſinnungen, die vorhin in der makkabäiſchen Familie herrſchend waren, und ſtiftete die größten Feindſeligkeiten in derſelben, durch welche ſelbſt die heiligſten Bande der Verwandtſchaft gewaltſam zerriſſen und Ströme von Blut durch bürgerliche Kriege vergoſſen wurden, indem oft die nächſten Blutsverwandten einander den Beſitz der Krone ſtreitig machten.

In einem dieſer Kriege, der ſpäterhin zwiſchen zwey Brüdern, Hyrkan und Ariſtobulus *), um die Oberherrſchaft geführt wurde, begiengen die ſtreitenden Partheien die Unvorſichtigkeit, die Römer, die damals mit der Eroberung Syriens beſchäftigt waren und ihre Macht in Aſien immer weiter ausbreiteten, zu Hülfe zu rufen. Der römiſche Feldherr Skaurus, der eben mit ſeiner Armee an den Grenzen des jüdiſchen Landes ſtand, rückte ſogleich in daſſelbe ein, bemühte ſich, den Vermittler der beyden Brüder zu machen, und zog dafür eine große Summe Geld aus dem Lande, ohne jedoch das Feuer des Aufruhrs gedämpft zu haben, das bald nach ſeinem Abzuge wieder in volle Flammen ausbrach. Jetzt aber kam der römiſche Imperator Pompejus der Große nach der Eroberung Armeniens ſelbſt nach Syrien. Beyde Brüder ſandten ſogleich ihre Geſandten an ihn nach Damaskus, und brachten ihre Klagen vor ſeinem Richterſtuhl an; auch das jüdiſche Volk, der bisherigen Unruhen

---

*) die aber nicht mit den früheren Regenten gleiches Namens verwechſelt werden dürfen.

ruhen müde, wendete ſich an ihn mit der Bitte, es wieder in ſeinen vorigen Zuſtand zu ſetzen, und ſtatt durch Könige, wieder durch ihre Hohenprieſter regieren zu laſſen. Dies gab die Veranlaſſung, daß Pompejus nach manchen vorhergegangenen Unruhen ſelbſt mit der Armee vor Jeruſalem rückte, wo ihm die Parthei des einen der Brüder (Hyrkan) zwar die Thore öffnete, die andre aber den Tempel ſo hartnäckig vertheidigte, daß ihn die Römer erſt nach einem harten Sturm eroberten, bei welchem eine große Anzahl Juden das Leben verlohr. Pompejus gieng ſodann in den eroberten Tempel, um die Merkwürdigkeiten deſſelben in Augenſchein zu nehmen, wobei es ihm vorzüglich auffallend war, daß hier die Gottheit unter keinem Bilde verehrt wurde; doch ließ er den Tempelſchatz und die heiligen Geräthe unangetaſtet, und befahl, daß die Prieſter, die ſelbſt während der Belagerung, ja ſogar da noch, als das Schwerdt der Sieger über ihren Häuptern ſchwebte und das Blut an der Schwelle des Altars floß, ihre gottesdienſtlichen Verrichtungen fortſetzten, den Tempel gleich mit dem folgenden Tage wieder reinigen und Gott nach ihrer Weiſe verehren ſollten. Er beſtätigte hierauf den Hyrkan in der hohenprieſterlichen Würde, und ernannte ihn zum Fürſten des Landes, jedoch ohne ferner den Titel eines Königs zu führen. Die Mauern Jeruſalems wurden auf ſeinen Befehl niedergeriſſen, das Land ſelbſt wurde für eine römiſche Provinz erklärt, mit einem jährlichen Tribut belegt und mit der neuen römiſchen Provinz Syrien vereinigt, über welche Skaurus als Oberbefehlshaber geſetzt wurde. Ariſtobulus mußte dem Sieger Pompejus als Gefangner folgen und mit ſeiner Gemahlin und Kindern ſeinen Triumpheinzug in Rom verherrlichen.

Bei dieſem Bruderzwiſte, der ſich auf eine ſo traurige Art für die jüdiſche Nation endigte, hatte beſonders ein Idumäer von Geburt, Antipas, deſſen Vater unter der Herrſchaft des Johann Hyrkan des Aeltern, die jüdiſche Religion angenommen hatte, ſehr thätigen Antheil genommen. Er hatte die Parthei Hyrkans des Jüngern genommen, nicht aus Anhänglichkeit an ſeine Perſon, ſondern um ſich und ſeiner Familie deſto mehr Anſehen zu verſchaffen, und es war ihm gelungen, ſich ſo ſehr in die Gunſt dieſes ſchwachen Fürſten, der nur ſeine Ruhe und Bequemlichkeit liebte, zu ſetzen, daß dieſer nur dem Titel nach Regent, er ſelbſt aber es in der That war; auch jetzt noch, bei der eingeſchränktern Herrſchaft ſeines Fürſten, führte er das Ruder des Staats mit einer ſolchen Klugheit und Gewandtheit, daß er ihn auch unter den fortdauernden Stürmen und Unruhen erhielt, aber auch dabei ſeinen Privatvortheil nie aus den Augen verlor. Die Bürgerkriege in Rom, wo die erſten Staatsmänner und Feldherrn, Pompejus und Cäſar, ſich um die Oberherrſchaft der Welt ſtritten, ſetzten alle damaligen ausgebreiteten Provinzen des römiſchen Reichs in Flammen, Egypten und Syrien war mehr als einmal dabei der Schauplatz der verheerendſten Kriege, und das dieſen Reichen ſo nahe liegende jüdiſche Land blieb auch nicht dabei verſchont. Antipas, oder, wie er ſich jetzt nannte, Antipater, war anfangs auf der Seite des Pompejus; als aber das Glück ſich mehr auf die Seite des Cäſar neigte, trat er auch zur Parhei des Mächtigern, und leiſtete

ſtete ihm, beſonders in dem zwar kurzen, aber äuſſerſt gefährlichen Kriege, den Cäſar in Egypten führte, ſehr wichtige Dienſte, indem er ihn mit Proviant und Truppen unterſtützte. Cäſar erkannte dankbar die Anhänglichkeit der jüdiſchen Nation und die den Römern geleiſtete Hülfe, und beſtätigte, nach Eroberung Egyptens, in Alexandrien den Juden alle ihre vorigen Freiheiten, erlaubte ihnen, die Mauren ihrer Hauptſtadt aufzubauen, gab dem hohen Rathe zu Jeruſalem ſein voriges Anſehen wieder, beſtätigte den Hyrkan in der Würde eines Hohenprieſters mit voller Gewalt, und erklärte die Juden für Freunde und Bundesgenoſſen der Römer; aber den vorzüglichſten Beweiß ſeiner Achtung empfieng Antipater, dieſem ertheilte er nicht nur das römiſche Bürgerrecht, ſondern ernannte ihn auch zum Landpfleger in Judäa.

So hatte nun Antipater ſeinen Zweck erreicht; er war nun authoriſirter Regent über Judäa, und wendete ſein Anſehen dahin, um ſich der jüdiſchen Nation gefällig zu machen und dadurch das Glück ſeiner Familie zu gründen. Den

Anfang ſeiner Regierung machte er damit, daß er die Mauern Jeruſalems wieder aufbauen, die Stadt ſelbſt verſchönern und befeſtigen ließ; ſeinen älteſten Sohn, Phaſael, ſetzte er zum Unterſtatthalter Jeruſalems und der umliegenden Gegend ein; dem jüngern aber, Herodes, der damals fünf und zwanzig Jahr alt war, gab er die Statthalterſchaft von Galiläa.

Dieſer junge, unternehmende kühne Mann war es, der von dieſer Zeit an unter den Juden eine glänzende Rolle ſpielte, und ſich ſpäterhin durch Intriquen und perſönliche Tapferkeit die jüdiſche Krone und den Beinahmen des Großen zu verſchaffen wußte. Schon als Statthalter von Galiläa fand er Gelegenheit, ſich der erhaltenen Stelle würdig und als ein unternehmender Mann zu zeigen. Er traf dieſe Landſchaft in einem traurigen Zuſtande an; die öftern Kriege hatten ſie verwüſtet, den Anbau des Landes geſtört und die Gegend umher in eine Einöde verwandelt; beſonders war ſie durch eine Menge Räuberhorden, die daſelbſt herumſtreiften, ſo unſicher gemacht, daß man ſelbſt in den Städten nicht vor ihren Ueberfällen ſicher war. **Herodes** machte es daher zu ſeiner erſten Beſchäftigung, das Land von dieſen Räuberbanden zu reinigen, er verfolgte ſie auch in ihre verborgenſten Schlupfwinkel, und war ſo glücklich, den Hauptanführer derſelben, nebſt mehreren ſeiner Raubgenoſſen, gefangen zu bekommen, die er ſogleich, ohne weitere Unterſuchung, auf der Stelle hinrichten ließ. So ſehr er ſich dadurch den Dank der Landeseinwohner erwarb: ſo erregte dies gleichwohl den Neid ſeiner Feinde, die das Emporkommen einer fremden idumäiſchen Familie mit mißgünſtigen Augen anſahen; man erklärte dies eigenmächtige Verfahren bei Hinrichtung der gefangnen Räuber, mit denen ſo manche angeſehene jüdiſche Familien in Verbindung ſtanden, für einen Eingriff in die Rechte des Sanhedrin, oder des großen Raths zu Jeruſalem, dem nur die Erkenntniß in peinlichen Fällen zukomme; und ſo ſchläfrig ſich auch das Oberhaupt dieſes höchſten Landesgerichts, **Hyrkan**, in Behauptung ſeiner Würde bewieß, ſo wurde er doch durch die Klagen der Mißvergnügten gereizt, den **Herodes**, den Sohn ſeines Freundes und Miniſters **Antipas**, vor Gericht zu fordern. Um ſich nicht durch Widerſetzlichkeit gegen die Befehle des Sanhedrins, das bei der Nation im höchſten Anſehen ſtand, die Juden zu Feinden zu machen, erſchien Herodes, auf das Zureden ſeines Vaters, an dem geſetzten Tage vor demſelben, aber nicht als ein Privatmann, noch weniger in der Geſtalt eines Beklagten mit demüthiger Stellung und Kleidung: ſondern im Purpurgewand und mit einem gewaffneten Gefolge, verſehen mit dem Handſchreiben des römiſchen Prokonſuls von Syrien, Sextus, worin dieſer mit Drohung auf die Losſprechung dieſes ſeines Günſtlings drang. Dieſe Erſcheinung des jungen kühnen Mannes mit der trotzigen Miene ſetzte den verſammleten Rath in Erſtaunen; lange herrſchte tiefes Stillſchweigen in der Verſammlung, keiner traute ſich die Klage zu führen, bis einer aus derſelben, Sameas, mit unerſchrocknem Muth auftrat und dem Herodes nicht nur ſein Vergehen in Hinſicht ſeines eigenmächtigen Verfahrens gegen die Räuber, ſondern auch in Rückſicht ſeines gegenwärtigen Anſtandes, durch welchen er die dieſem Gerichte gebührende Achtung ſo ſehr verletzt habe, in einer ſo männlichen Rede vorwarf, daß der

Beklagte nichts zu ſeiner Rechtfertigung vorbringen konnte, und die Sache für ihn einen ſehr übeln Ausgang genommen haben würde, wenn nicht **Hyrkan** augenblicklich das Gericht aufgehoben und die weitere Unterſuchung auf den kommenden Tag verſchoben hätte. Er gab darauf dem **Herodes** einen geheimen Wink zu fliehen, weil er ihn vor der Nachſtellung ſeiner heimlichen Feinde in Jeruſalem nicht ſicher ſtellen könne. Dieſer eilte mit Zorn im Herzen aus den Mauren der Stadt, warf ſich in die Arme ſeines Beſchützers und Gönners **Sextus Cäſar** in Damaskus, der ihm die Landpflegerſtelle in Cöleſyrien verlieh; wo er ſogleich Truppen anwarb, um ſich auf das empfindlichſte an ſeinen Feinden zu rächen; und gewiß würde es zu ſehr blutigen Auftritten gekommen ſeyn, wenn nicht ſein vorſichtiger Vater, **Antipas**, die Hitze des aufgebrachten Sohnes gemäßigt und die Sache in Güte beigelegt hätte.

Die Ermordung des **großen Cäſars**, die um dieſe Zeit geſchahe, gab jetzt die Loſung zu neuen Bürgerkriegen in Rom und die Veranlaſſung zur Partheiſucht und Unruhen in allen Provinzen des Reichs. **Antipas** und **Herodes** benutzten dieſe allgemeine Verwirrung, um unter derſelben ihre herrſchſüchtigen Abſichten auszuführen, und durch Hülfe der römiſchen Feldherrn und ihrer Armeen, die ſich in der Nähe befanden, ihre Gewalt zu befeſtigen. Beſtechungen, Schmeicheleien und wirkliche Dienſte wurden dazu angewendet, um die mächtigere Parthei in ihr Intereſſe zu ziehen und die gerechtern Anſprüche der aßmonäiſchen Familie auf den jüdiſchen Thron ungültig zu machen. **Antonius**, der große römiſche Imperator, der anfangs mit ſeinem Schwager, **Cäſar Octavianus**, die Oberherrſchaft des Reichs theilte, und ſpäterhin in den Armen der wollüſtigen Königin von Egypten, **Kleopatra**, ſeine Lorbeeren dahin welken ſah, nahm ſich der Sache des **Herodes** mit Eifer an, als ſich dieſer in einer ſehr bedrängten Lage befand und deswegen in eigner Perſon nach Rom reiſte. Durch ſeine Gegenwart gelang es ihm, ſich den römiſchen Senat zum Freund zu machen und durch einen Beſchluß deſſelben ſich den königlichen Thron von Judäa zu verſchaffen; **Antonius** ſelbſt führte ihn, begleitet von dem jungen **Cä-**

ſar **Octavianus**, nach einigen Tagen auf das Kapitol, wo er in voller Senatsverſammlung in dieſer Würde eines Königes beſtätigt wurde.

So groß die Unterſtützung war, die er von Seiten der Römer erhielt: ſo ſtark war auf der andern der Haß der Juden gegen ihn, die längſt ſchon auf dies Emporkommen einer fremden Familie in ihrem Lande eiferſüchtig, und durch ſein ehrgeiziges und herrſchſüchtiges Betragen gegen ihn aufgebracht waren. Vergebens hatten ſie mehrmals ihre Klagen über die Anmaßungen des **Herodes** bei den Machthabern Roms angebracht; man hatte ſie mit Verachtung zurückgewieſen, ja ſogar ihre Abgeſandten gemißhandelt. Sie ſuchten bei fremden Völkern, den Parthern, die als Feinde der Römer damals einen großen Theil des ſyriſchen Reichs am Euphrat inne hatten, Hülfe, aber im Grunde rieſen ſie dadurch nur noch mehr raubſüchtige Krieger in das Land, die die Schätze deſſelben plünderten. Die letztregierende Familie der **Asmonäer** wand auch alles an, um ſich in der behaupteten Würde zu erhalten. **Herodes** fand daher bei ſeiner Zurückkunft aus Rom das ganze jüdiſche Land, das er beherrſchen ſollte, in Aufruhr; auch Galiläa, ſeine vorige Provinz, war von ihm abgefallen, und Antigonus, der letzte Fürſt des asmonäiſchen Hauſes, zog ihm mit einer anſehnlichen Armee entgegen. Es fielen mehrere ſehr blutige Gefechte vor; allein Herodes, unterſtützt von einigen römiſchen Legionen, überwand durch ſeine Tapferkeit die weit überlegnere Anzahl ſeiner Gegner, bemeiſterte ſich der Hauptſtadt Jeruſalem, nöthigte den Antigonus, ſich den Römern zu ergeben, und brachte es bei dieſen durch Bitten und Beſtechungen dahin, daß er öffentlich hingerichtet wurde. Mit ihm ſtarb der letzte Regent aus derjenigen Familie, die ſeit hundert und dreißig Jahren dem jüdiſchen Staate vorgeſtanden hatte.

Kaum befand ſich Herodes im Beſitz des Thrones, als er theils aus Rachſucht und Mißtrauen, theils um ſeine leeren Schatzkammern zu füllen, die Häupter der feindlich geſinnten Parthie hinrichten ließ, und ihr Vermögen einzog. Alle Mitglieder des hohen Raths zu Jeruſalem, bis auf zwey, wurden auf ſeinen Befehl getödtet, weil nur dieſe beyden bei der letzten Belagerung der Stadt zur Uebergabe derſelben an Herodes geſtimmt hatten. Die vorzüglichſten Aemter des Staats wurden mit Anhängern von ihm beſetzt; ſelbſt das Hoheprieſterthum wurde einem Auswärtigen (Ananel) zu Theil, der zwar aus prieſterlichem Geſchlecht abſtammte, aber unter den in Babylon zerſtreuten Juden lebte, um ſich dadurch dieſe auswärtigen anſehnlichen Mitglieder der Nation zu Freunden zu machen. Alle Künſte der ſchlaueſten Liſt wurden von ihm angewendet, um ſich in dem Beſitz des Königreichs zu erhalten, und wo dieſe feinen Mittel der Verſtellung und Intrique nicht ausreichten, bediente er ſich ſeiner Macht, um mit äußerſter Strenge, die oft in Grauſamkeit übergieng, ſeine herrſchſüchtigen Abſichten durchzuſetzen. Dadurch erwarb er ſich den Beinahmen des Großen, den die Schmeichelei der damaligen Welt ausgezeichneten Perſonen beilegte, aber auch oft, wie dies bei Herodes der Fall war, an ſolche verſchwendete, die ausgezeichnete Böſewichter waren und ihren Pfad mit Blut bezeichneten.

Nur zuwohl wußte Herodes, daß er von der jüdiſchen Nation mehr gefürchtet und gehaßt, als hochgeſchätzt wurde, und daß vielleicht bei irgend einer Veranlaſſung das mißvergnügte Volk gegen ihn in Aufruhr geſetzt werden könne; dieſer Argwohn, zu dem er ſchon von Natur geneigt war, wurde von Tag zu Tage größer, und machte ihn gegen jedermann, ſelbſt gegen ſeine Verwandten und Anhänger, denn eigentliche Freunde hatte er nicht, mißtrauiſch. Seine Klugheit rieth ihm, alles zu thun, um ſich das Volk geneigt zu machen, und die Verſtellungskunſt, die er im höchſten Grade beſaß, kam ihm dabei ſehr zu ſtatten. Er bezeigte nicht nur äußerlich die größte Achtung gegen die kirchlichen oder gottesdienſtlichen Gebräuche der Juden, ſondern ſpielte, wenn es erforderlich war, die Rolle eines Heiligen, ganz im phariſäiſchen Sinn. Seine Heirath mit Mariamne, einer Enkeltochter des Hyrkan, die er bis zur Ausſchweifung liebte, verband ihn mit der vom Volke ſo hochgeſchätzten asmonäiſchen Familie, die in dieſer ſeiner Gattin und in den mit ihr gezeugten Kindern noch immer an der Regierung Theil zu nehmen ſchien. Um vorzüglich

lich dem Volke zu ſchmeicheln, unternahm er in den ſpätern Jahren ſeiner Regierung den koſtbaren Tempelbau, den er mit einem erſtaunenden Aufwand ausführte; dabei aber mit ſcheinheiliger Sorgfalt zu Werke gieng, indem er das innere Heiligthum, den Hauptaltar, unverändert ließ, und nicht eher ein Stück des alten Tempels einriß, bis ſchon das neue da ſtand: ſo daß der Gottesdienſt auch während des Baues ununterbrochen fortgieng, und das ehrwürdige Anſehen des vorigen Tempels immer dabei erhalten wurde; auch durften die Arbeiter im Innern nicht anders, als in prieſterlicher Kleidung, die er ihnen verfertigen ließ, ihre Geſchäfte verrichten. Beinahe zehn Jahr wurden mit dieſem Bau zugebracht *), der aber auch an Pracht und Schönheit mit den größten und herrlichſten Gebäuden der damaligen Welt wetteiferte; ſeine erhabene Lage auf Moria, der blendendweiße Marmor der Säulen, die das mit glänzendem Goldblech bedeckte Dach trugen,

---

*) Vollendet wurde aber derſelbe nur wenige Jahre vor der gänzlichen Zerſtörung Jeruſalems; bis dahin wurde immer an Verſchönerung deſſelben gearbeitet.

die Menge von Hallen und prächtigen Seitengebäuden gaben ihm ſchon in der Entfernung ein außerordentliches Anſehen, und auch die innere Verzierung ſtimmte mit der äußern Pracht deſſelben ganz überein.

So wie Herodes auf der einen Seite dem jüdiſchen Volke ſchmeichelte und oft ſehr große Aufopferungen machte, um das Mißvergnügen deſſelben zu ſtillen und innern Unruhen vorzubeugen *): ſo ſuchte er ſich auf der andern Seite dem römiſchen Staat, dem er ſein Anſehen zu verdanken hatte und der die Stütze ſeiner Macht war, auf alle Art gefällig zu machen. Es war ihm durch die ihm in hohem Grad eigene Klugheit

---

*) So zeigte er ſich einſtmals bei einer entſtandenen Hungersnoth überaus wohlthätig gegen die Nation, indem er mit Veräußerung aller ſeiner Koſtbarkeiten Getraide aus Egypten kommen ließ und es unter die Armen vertheilte; auch erließ er oft großmüthig dem Volke, wenn es unter drückenden Landplagen unterlag, die jährlichen Gefälle und Abgaben, und ſchickte ſelbſt anſehnliche Summen an die Juden im Auslande; doch lag bei allen dieſen Handlungen keine edle Abſicht, ſondern Stolz und Eigennutz, zum Grunde.

heit gelungen, ſich nach dem Tode des Antonius, ſeines großen Gönners, wieder in die Gunſt des Cäſar Octavianus, der jetzt die Alleinherrſchaft über das ganze römiſche Reich errungen hatte, in einem noch vorzüglichern Grade, die an wirkliche Freundſchaft grenzte, zu ſetzen. Durch ſeine perſönliche Gegenwart in Rom, durch ſeine Geſchenke, die er daſelbſt an die angeſehenſten und vielgeltenden Perſonen machte, und ſein einſchmeichelndes Betragen, ſetzte er ſich in der Gewogenheit des kaiſerlichen Hofes ſo feſte, daß ihm ſeine Herrſchaft in Judäa nicht nur geſichert, ſondern noch durch verſchiedene benachbarte Länder, die vorher zu Syrien gehörten, erweitert wurde. Er ſchickte ſogar, um dem Auguſtus eine Schmeichelei zu machen, zwey ſeiner Söhne nach Rom, um ſie, wie er erklärte, an dieſem glänzenden und geſchmackvollen Hofe unter den Augen des Auguſtus erziehen zu laſſen, welches dieſer ſo wohl aufnahm, daß er den beyden Prinzen in ſeinem eigenen Pallaſt eine Wohnung einräumte. Dagegen ließ es ſich nun auch Herodes angelegen ſeyn, ſeine Anhängigkeit an den römiſchen Hof bei jeder Gelegenheit zu zeigen; er be-

bequemte ſich ganz nach ihren Sitten, und führte den römiſchen Geſchmack auch an ſeinem Hofe ein. In Jeruſalem ſelbſt, ſo wie an den bedeutendſten Orten des Landes, ließ er mit ungemeinen Koſten Gebäude in römiſchen Styl aufführen und mit den Bildniſſen des Kaiſers und dem römiſchen Adler verzieren; am mittelländiſchen Meere und in Samarien erbaute er anſehnliche Städte, die nicht nur den kaiſerlichen Nahmen führten (als Cäſarea und Sebaſte), ſondern auch mit Götzentempeln und Altären verſehen waren; auch errichtete er zu Ehren des Octavianus prächtige Gymnaſien und Kampfplätze, wo auf ſeine Verordnung, zur Ehre des Kaiſers, alle fünf Jahre Kampfſpiele, Pferde- und Wagenrennen, auch Thier- und Menſchengefechte, nach damaliger heydniſcher Weiſe, gehalten wurden. Wie ſehr dies das Gefühl der Juden reizte, die dieſe Einführung abgöttiſcher Mißbräuche mit den äuſſerſten Unwillen betrachteten, davon zeugen öftere ſehr gefährliche und blutige Auftritte, bei denen mehrere Tauſende der ſtrengen Eiferer für das väterliche Geſetz ihr Leben willig aufopferten, wodurch die Unzufriedenheit der Nation mit ihrem

Könige, ſo wie die Sehnſucht nach einer baldigen Befreiung von dieſem läſtigen Joch, unterhalten wurde.

So mächtig ſich auch Herodes bei Vergrößerung ſeiner Herrſchaft unter dem Schutz der römiſchen Waffen fühlte, und ſo furchtbar er ſich durch ſeine perſönliche Tapferkeit den benachbarten Feinden gemacht hatte: ſo empfand er gleichwohl das allgemeine Schickſal der Tyrannen, gefürchtet zwar, aber nicht geliebt zu werden, und dies erhielt ihn immer in ängſtlicher Beſorgniß ſeiner Krone und ſeines eignen Lebens wegen. Die Burg Antonia, die er in der Nähe des Tempels zu Jeruſalem angelegt hatte, ſo wie ſein königlicher, ſtark befeſtigter Pallaſt, gewährte ihm keine völlige Sicherheit, ſein Mißtrauen, ſo wie ſein Blutdurſt, wurde durch die Menge Spione, die er beſoldete, und die ihm täglich Schlachtopfer ſeines Verdachts zuführten, immer unterhalten. Selbſt in ſeinem Hauſe, in ſeiner eigenen Familie fürchtete er immer heimliche Feinde, und traute ſeinen eigenen Kindern nicht; dieſes Mißtrauen auf der Seite des Vaters, und die ängſtliche Beſorgniß auf Seiten derer, die ſeine nächſten Verwandten waren, unterhielt eine immerwährende Spannung, die oft in innern Familienzwiſt übergieng, und den argwöhniſchen und blutdürſtigen Vater antrieb, ſeine Hände ſogar mit dem Blute derer zu beflecken, die doch ſeinem Herzen die theuerſten waren. Seine eigene Gattin, Mariamne, die für die ſchönſte Frau im Königreiche allgemein gehalten, geſchätzt und von ihm mit Eiferſucht geliebt wurde; die an Raſerei grenzte, ſo wie die Mutter derſelben, Alexandra, die Tochter des fürſtlichen Hohenprieſters Hyrkan, fielen beide durch das Schwerdt des eiferſüchtigen Tyrannen; ſo wie Hyrkan ſelbſt als Greis von ein und achtzig Jahren. Unter ſeinen Söhnen herrſchte die ärgſte Erbitterung, durch die ſie unter ſich und gegen den Vater ſelbſt aufgebracht waren; umſonſt hatte ſelbſt der Kaiſer in Rom, Auguſtus, ſich bemüht, ſie unter einander zu verſöhnen. Einer derſelben, Antipater, den Herodes noch vor der Vermählung mit Mariamne, von einer andern Gemahlin, die er nachher verſtieß, gezeugt hatte, wußte ſich durch Schmeicheleien in die Gunſt des

Vaters zu ſetzen, und ihn ſo gegen die Söhne der Mariamne, ſeine Stiefbrüder, aufzubringen, daß er dieſe, ohne ſie eines Verbrechens überführen zu können, erdroſſeln ließ. So wurde ſein Hof zu einer wahren Mördergrube, daß ſelbſt der Kaiſer Auguſtus erklärte: „es ſey beſſer eine Sau, als ein Sohn des Herodes zu ſeyn.“ Schrecklich war der Zuſtand des Tyrannen, wenn er zuweilen zur Beſinnung kam, und dann vergeblich die Schlachtopfer ſeiner Wuth wieder ins Leben zurückwünſchte. Mit zunehmenden Jahren, je mehr er ſich dem Alter näherte, nahm auch ſeine ängſtliche Beſorgniß zu, daß vielleicht die Hand eines ſeiner nächſten Verwandten oder ſonſt eines heimlichen Feindes ihm den Tod noch früher herbeiführen werde; auch war ſein Verdacht nicht ungegründet; ſein eigner, von ihm ſo begünſtigter Sohn, Antipater, wurde eines heimlichen Angriffs auf ſein Leben wo nicht ganz überführt, doch ſo verdächtig, daß ihn der Vater gefangen ſetzen, und noch kurz vor ſeinem Tode hinrichten ließ. Schwer drückte das Alter, aber weit mehr die gehäufte Laſt ſo vieler Blutſchulden das graue Haupt des Greiſes, und er, der ſelbſt in ſeiner Familie Verſchwörungen und Angriffe auf ſein Leben fürchtete, wurde noch mehr durch jede entſtandene Bewegung im Volke, das unter ſo vielen Drangſalen und Bedrückungen nach Errettung ſeufzte, in immer neue Unruhe geſetzt.

Um dieſe Zeit, kurz vor dem Tode des Herodes, trug ſich die allerwichtigſte Begebenheit zu, daß Jeſus zu Bethlehem geboren wurde. Der Ruf von dieſem großen Ereigniß, auf welches nicht nur die Erwartung des jüdiſchen Volks gerichtet war, ſondern welches auch die Aufmerkſamkeit entfernter Weiſen aus dem Morgenlande erregt und herbeigeführt hatte, drang auch zu den Ohren des abgelebten ſiebzigjährigen Königs, und ſetzte ihn in Furcht, daß dies vielleicht dem Volke Veranlaſſung zur Empörung gegen ihn und ſeine Familie geben möchte; um dieſe ſogleich in der Geburt zu erſticken, gab er, an Grauſamkeiten dieſer Art gewöhnt, den unmenſchlichen Befehl, alle Kinder männlichen Geſchlechts, die zwey Jahr alt und jünger waren, zu Bethlehem und in dem daſigen Bezirk zu ermorden. Auch dies vergoßne

Blut der unſchuldigen Kleinen würde den Blutdurſt dieſes Wütherichs nicht befriedigt haben, wenn er nicht bald nachher ſelbſt in eine ſehr tödtliche Krankheit gefallen wäre, die ihn mehrere Wochen lang in den ſchrecklichſten Zuſtand verſetzte. Eine Entzündung in den Eingeweiden, wobei ſein Unterleib und ſeine Füße durch Waſſerſucht ſehr ſtark aufſchwellen, verurſachten ihm die unleidigſten Schmerzen; vergebens ſuchte er in den Bädern bei Jericho Linderung; er kam noch elender aus denſelben zurück; an mehreren Theilen ſeines Leibes brachen bösartige Geſchwüre mit häßlichem Geſtank und Eiterung auf, daß die Luft um ihn verpeſtet wurde; nahe daran, ſich ſelbſt aus Verzweiflung das Leben zu nehmen, gerieth er mehrmals in Raſerei, in welcher er die blutigſten Befehle ertheilte, die nach ſeinem Tode vollzogen werden ſollten. Endlich unterlag er den Qualen ſeines zerrütteten geiſtigen und körperlichen Zuſtandes, und endigte ſein Leben nach einer ſieben und dreißigjährigen Regierung.

Kurz vor ſeinem Tode hatte Herodes in einem Teſtament ſeine Staaten unter ſeine noch übrigen drey Söhne, den Archelaus, Antipas und Philippus, vertheilt, und ſeiner Schweſter, Salome, einige Städte zu ihrem Antheil angewieſen; doch ſollten ſie nicht eher Beſitz von dieſer Erbſchaft nehmen, bis ſie die Beſtätigung des väterlichen letzten Willens vom Kaiſer Auguſtus in Rom, dem er zugleich einen großen Theil ſeiner Koſtbarkeiten und anſehnliche Geldſummen vermachte, würden erhalten haben. Archelaus war, vermöge dieſes väterlichen Teſtaments, König und Regent über die Hälfte des Reichs (über Judäa, Idumäa und Samarien); die übrigen beyden Brüder beherrſchten nur einige Provinzen unter dem Namen der Tetrarchen (Vierfürſten). Dadurch war ſchon der Saame der Uneinigkeit unter ihnen ausgeſtreut, und noch ehe ſie in Rom die Beſtätigung ihrer Würde ſuchen konnten, brachen in Judäa Unruhen und Empörungen aus, in denen mehrere tauſend Juden das Leben einbüßten, und das Land von den römiſchen Soldaten, die zur Dämpfung der Unruhen einrückten, ſehr hart mitgenommen wurde. Endlich, nach einem langen Proceß, der deshalb am kaiſerlichen Hofe geführt wurde, beſtätigte

Augu

Auguſtus das Teſtament des Herodes, und ſetzte die drey Brüder in den Beſitz ihrer Staaten; doch ohne dem Archelaus den Titel eines Königs zu geben, deſſen er ſich erſt durch ſein künftiges Betragen würdig machen ſollte. Aber kaum befand ſich dieſer im Beſitz der fürſtlichen Würde, als er ſich ganz als das Ebenbild ſeines Vaters darin bewies, das Volk deſpotiſch behandelte, ſich über die Geſetze erhoben hielt, mit der hohenprieſterlichen Würde nach Willkühr ſchaltete, ſie bald dieſem, bald jenem übertrug, ſeiner Prachtliebe keine Grenzen ſetzte, die Auflagen erhöhte, und ſich alle Gewaltthätigkeit gegen ſeine Unterthanen erlaubte. Lange trugen dieſe ſeufzend dies tyranniſche Joch, endlich aber brach ihre Geduld; ſie verklagten den Archelaus bei dem Kaiſer, der ihn nach Rom fordern ließ, da ſeiner Würde entſetzte und, nach einer zehnjährigen Regierung, nach Vienne in Gallien ins Elend verwieß, wo er auch ſtarb. — Von jetzt an wurde der größte Theil von Paläſtina eine römiſche Provinz. Idumäa und Samarien wurde zu Syrien geſchlagen; Judäa ſelbſt aber von dortaus durch einen eigenen römiſchen Statthalter (Procurakurator) verwaltet, der unmittelbar vom Kaiser geſezt wurde und gewöhnlich zu Cäſarea ſeinen Siz hatte; zu gewiſſen Zeiten aber, beſonders an hohen Feſten der Juden, nach Jeruſalem kam, um das Volk in Ruhe zu erhalten; hier hatte er das volle Anſehen eines kaiſerlichen Stellvertreters, übte das Recht über Leben und Tod aus, das von jezt dem hohen Rathe genommen war, vergab die hohepriesterliche Würde und nahm die landesherrlichen Gefälle ein; Urſachen genug, die das jüdiſche Volk bald nachher zur Unzufriedenheit reizten und der römiſchen Herrſchaft abgeneigt machten.

Gewarnt durch das Beiſpiel ihres Bruders, ſuchten ſich Antipas, der auch den Namen Herodes der Jüngere führte, und Philipp durch eine gelindere Regierung in dem ruhigen Beſitze ihrer Provinzen zu erhalten, und in der That erwarb ſich beſonders der leztere, deſſen Länder von dem Urſprung des Jordans hinauf ſich bis tief in Syrien hinein zogen, den Ruf eines klugen und gerechten Regenten, der für das Wohl ſeiner Unterthanen ſorgte. Herodes Antipas dagegen, der Fürſt von Galiläa, bekümmerte ſich bei ſeinem Hange zu einem unthätigen, üppigen Leben, weniger um die Regierungsgeſchäfte, als um die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften; an ſeinem Hofe herrſchte Ueppigkeit und Wolluſt, die ihn nicht ſelten zu Ausſchweifungen verleiteten, durch die er ſich ſelbſt in den Augen des Volks verächtlich machte; wohin beſonders dies gehörte, daß er in einer ſträflichen Ehe mit der Herodias, der Gemahlin ſeines Bruders Philippus, die er dieſem entführt hatte, lebte, und ſeine rechtmäßige Gattin, ganz dem Geſetz zuwider, verſtoßen hatte.

Die ausſchweifende Lebensart, die an den Höfen und in den Palläſten der Großen jetzt allgemein war, riß nun auch immer mehr in den niedern Ständen ein, und verdrängte überall die guten Sitten und die Achtung für die Geſetze. Die Religion verlohr ihren wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit der Menſchen, artete in ein blos äußerliches Ceremoniell aus, bei dem nur die Sinne unterhalten wurden, der Verſtand aber und das Herz der Menſchen unbeſchäftigt blieb;

ſelbſt die äußerliche Achtung, die der ſonſt ſo ehrwürdige Stand der Prieſter, ſo wie der Vorgeſetzten und Aelteſten des Volks, genoß, ſank immer tiefer, ſeitdem die Beſetzung der erſten und anſehnlichſten Stellen der Prieſterſchaft und des hohen Raths von der Willkühr der römiſchen Beherrſcher abhieng, und Geldbeſtechung das Mittel war, ſie zu erlangen. Auch trug der Sectenhaß, die Eiferſucht der Phariſäer und Sadducäer, viel dazu bei, feindſelige Geſinnungen im Volke zu unterhalten und die Gemüther zu erbittern. Die Landeswohlfahrt war von grundaus zerrüttet, nicht Liebe und gegenſeitiges Zutrauen, ſondern Furcht, durch die äußerſte Strenge erzeugt, war das Band, welches die Unterthanen mit ihrer Obrigkeit verband, und Argliſt und Bosheit immer zu zerreißen drohte. Die unerſättliche Habſucht der Mächtigern ſog noch die wenigen Kräfte aus, die dem Staate nach ſo vielen unglücklichen Kriegen und Plünderungen übrig waren, und öftere allgemeine Landplagen, Hunger und Seuchen brachten die Landesbewohner bis zur Verzweiflung. Räuberhorden machten die öffentlichen Straßen unſicher;

und Wucher und heimliche Betrügereien herrſchten ſogar an heiliger Stätte. — Nur zu ſehr fühlte der beſſere Theil der Nation das Drükkende ſeines gegenwärtigen Zuſtandes, fühlte ſich aber zu ſchwach, dem einreißenden Verderben Einhalt zu thun. Alle die Edlen, in deren Seelen noch Liebe zur Weisheit und zur Tugend war, ſehnten ſich nach einem beſſern Zuſtande; ſie fühlten zu ſehr das Mangelhafte in ihrer Erkenntniß; unter der Laſt von Ceremonien, einer Menge von Geboten, die ihnen von ihren Prieſtern und Religionslehrern aufgebürdet wurden, erſtickte der wahre Geiſt der Religion, und artete in einen ſklaviſch furchtſamen Dienſt aus. In den Schulen der ſogenannten Weiſen herrſchten ſo viele Widerſprüche, durch die der menſchliche Verſtand nur noch mehr verwirrt und verfinſtert wurde. Noch größer und auffallender waren die Widerſprüche, die ſich im gemeinen Leben mit dem Grundſatze des Rechts und der Tugend zeigten. Eigennutz, Gewinnſucht, der Hang zu ſinnlichen Ausſchweifungen war allgemein; das arme Volk ſeufzte unter den heftigſten Bedrückungen der Großen und Mächtigen, und war den Gelderpreſſungen und den Gewaltthätigkeiten heydniſcher Befehlshaber ohne Schutz Preis gegeben. Es wartete daher mit Sehnſucht auf einen Befreier, den ihm Gott ſenden würde; eine Erwartung, die es auf gewiſſe beſtimmte Vorherſagungen ſeiner Propheten aus den früheſten Zeiten her gründete, deren Erfüllung es noch nie ſo ſehnlich, als in dieſer bedrängten Lage, entgegen ſah. Der größte Theil dieſes Volks dachte ſich unter dieſem Befreier, oder Heiland, einen großen, mächtigen Abkömmling aus der vormals ſo berühmten Davidiſchen Familie, der das vormals ſo glückliche Reich wieder aufrichten, das Volk wieder zu einer unabhängigen, freien Nation erheben, es in den vollen Beſitz ſeiner Rechte und Vorzüge ſetzen, und als ein ſiegreicher Held ſeine Herrſchaft von einem Welttheil zum andern verbreiten werde; weniger übertrieben waren die Vorſtellungen, aber nicht minder ſehnlich die Erwartungen, welche der beſſere Theil der Nation von dieſem verheißnen Meſſias faßte: er werde den menſchlichen Geiſt von den Feſſeln des Irrthums und der Sklaverei der Sünde befreien, und dadurch dem unſäglichen Elend ſteuern, unter welchem die

Menſchheit jetzt ſeufze; er werde eine reinere, würdigere Gottesverehrung unter den Menſchen einführen, ſie dadurch wieder in ein näheres Verhältniß mit Gott und in den glücklichſten Zuſtand, deſſen der Menſch fähig ſey, verſetzen.

Da trat an den Ufern des Jordans, in der Gegend, die ihrer Entfernung von den Hauptſtädten des Landes und ihrer natürlichen Beſchaffenheit wegen die Wüſte genannt wurde, ein Mann von ausgezeichnetem Charakter auf, der in kurzem die Aufmerkſamkeit der jüdiſchen Nation auf ſich zog. Sein Name war Johannes, der Sohn Zacharias, aus prieſterlichem Geſchlecht. Schon die äußerlichen Umſtände, daß er in der Blüthe ſeines Lebens beim Eintritt ins männliche Alter, wo andere ſeines Standes ſich im Dienſte des Tempels den Augen des Volks darſtellten, und zu hohen Aemtern empor ſtrebten, auf all dieſe Herrlichkeiten Verzicht that, ſeinen Aufenthalt in jenen entlegenen Thälern in der freien Natur wählte, dem geringſten Thalbewohner gleich, ſich mit der einfachſten Koſt und rauhſten Bekleidung begnügte, ſein ſchlichtes hährnes Gewand mit einem ledernen Riemen umgürtete, da in der Einſamkeit ſeine Tage verlebte, und in dieſer romantiſchen Wildniß unter dem Schatten wilderwachſener Bäume ſich mit ſtillen Betrachtungen unterhielt; ſchon dies machte die Erſcheinung dieſes außerordentlichen Mannes auffallend; mehr aber als dies kündigten die Vorträge, die er an das aus Neugierde um ihn verſammlete Volk hielt, der Geiſt, der Eifer, die Stärke, mit der er ſprach, ihn als einen begeiſterten, von der Vorſehung zu ſehr wichtigem Zweck beſtimmten Lehrer und Propheten an. „Der Zeitpunkt iſt da — rief er mit zuverſichtlicher Freude, aber auch mit Ernſt im Auge, aus: auf den ihr, auf den eure Väter ſchon längſt gewartet haben; das Reich Gottes iſt nahe herbei kommen — und er, der göttliche Stifter deſſelben, der Stifter eures Glücks, iſt unter euch aufgetreten; aber noch bemerkt ihr ihn nicht! Macht euch ſeiner Erſcheinung würdig! bereitet euch durch Beſſerung eurer Denkungsart und eures Lebens zu ſeinem Empfange, und nehmt ihn mit freudigen Vertrauen auf!“

laſſen Sie, meine theuerſten Leſer! bei dem Auftritt dieſes Predigers in der Wüſte auch uns den Blick von dem größern Schauplatz der Welt abwenden, wo er nur ſelten auf Menſchen traf, bei denen er mit Wohlgefallen verweilte, und ihn mit ungetheilter Aufmerkſamkeit auf die erhabene Perſon richten, die ganz zum Beſten der Menſchheit auf Erden lebte, auf die Johannes ſeine Zeitgenoſſen, als auf ihren Erretter und größten Wohlthäter, aufmerkſam machte, und ſich hochfreute, als er ihn, den Göttlichen, in einiger Entfernung am jenſeitigen Ufer des Jordans wandeln ſahe, und nun mit aufgehobener Hand im hohen Entzücken zu ſeinen Schülern ſagen konnte: Dieſer iſts! *)

Ende der erſten Abtheilung
des fünften Bandes.

---

*) Siehe das Titelkupfer Tafel 6.

Moraliſche
Bilderbibel.

Fünften Bandes
zweyte Abtheilung

mit vier Kupfern;

welche das Leben Jeſu bis zu ſeinem Tode
enthält.

Jeſus Chriſtus

— dies iſt der Name des Erhabnen, des Größten unter den Menſchen, des großen Wohlthäters der Menſchheit — den dort Johannes am Jordan auf einſamen Pfade wandeln ſahe, nachdenkend über das große Geſchäft, welches er auf Erden vollbringen ſollte, das ſo geräuſchlos begann und ſo wohlthätig endete — auf den er ſeine Zeitgenoſſen bei ihren ſehnlichſten Erwartungen als den Beglücker ſeines Volks, als den Wohlthäter der ganzen Menſchheit hinwieß; den er mit heiliger Ahndung für den Heiland der Welt erklärte. —

Auch Sie, meine theuerſten jungen Leſer, kennen ihn ſchon, dieſen hochgefeierten Namen; Sie kennen die erhabne Perſon, die ihn führte.

Auch Sie ſind ſchon frühe auf ihn hingewieſen, durch frühe Belehrung ſchon mit ihm bekannt gemacht worden — wie ſollte ich mir hier das Anſehen zu geben ſuchen, als unterhielt ich mich jezt mit Ihnen von einer weniger bekannten Perſon, als wäre ich der Erſte, der Sie mit der Geſchichte des Lebens Jeſu bekannt machte, des Chriſtus, von dem Sie den Namen Chriſten führen, den Sie als den Stifter ihres Glücks erkannt haben?

Mit Ehrfurcht und Liebe unterziehe ich mich dem angenehmen Geſchäfte, Sie auch hier, bei der geſchichtlichen Darſtellung der Edelſten der Vorzeit an die wichtigſten Auftritte dieſes in ſo vieler Beziehung merkwürdigen Lebens Jeſu zu erinnern; nur einige Charakterzüge von ihm anzugeben; nur einige ſchwache Umriſſe von dem Gemälde des Liebenswürdigſten zu entwerfen, welches in ſeiner Vollkommenheit darzuſtellen, noch keines Sterblichen Geiſte gelungen iſt.

Daß auch ich zu den Tauſendmahl Tauſenden gehöre, die Jeſum als ihren Herrn verehren,

ren, als ihren größten Wohlthäter lieben und an ihn glauben — dies zu geſtehen, noch ehe ich die Feder ergreife, die Geſchichte ſeines Lebens nach jenen heiligen Originalen, die uns ſeine vertrauteren erſten Freunde hinterlaſſen haben, nachzuzeichnen, halte ich für meine Pflicht; und wer dieſe Vorliebe zu ihm tadelnswürdig finden ſollte, für den ſind dieſe Bogen nicht geſchrieben.

* * *

Zu jener Zeit, wo Rom die Aufmerkſamkeit aller damals lebenden Nationen auf ſich zog, wo aller Blicke auf dieſen Schauplatz der größten, in die bürgerliche Verfaſſung aller Länder und Staaten eingreifenden Veränderungen hingerichtet waren, wo jezt nach dem Tode des Auguſtus das Zepter der Alleinherrſchaft von der Hand des Kaiſers Tiberius geführt wurde: da trat in einer der am wenigſt bedeutenden Provinzen dieſes ſo ausgebreiteten römiſchen Reichs ein Mann auf, deſſen Name bald allgemein bekannt, deſſen Würken und Thun wohlthätig für die ganze Menſchheit werden, deſſen Ruhm ſich von einem Ende der

Erde bis zum andern, ſelbſt in denjenigen Welttheilen verbreiten ſollte, die man damals kaum dem Namen nach, ja zum Theil noch nicht kannte. — In der Landſchaft Judea, die auch jezt unter dem römiſchen Zepter ſtand, die nach dem Tode des Herodes und der Landesverweiſung ſeines Nachfolgers Archelaus nicht einmal eines eignen Regenten gewürdigt wurde, unter einem Volke, auf welches die damals gebildetſten Nationen, Griechen und Römer, mit Verachtung und Stolz herabſahen, ja es ſeiner ſclaviſchen Anhängigkeit an hergebrachte Formeln und Gebräuche und ſeiner Geiſtesbeſchränktheit wegen zum Gegenſtand ihres Geſpötts machten — da brach jezt das Licht an, welches alle Menſchen erleuchten ſollte, die in der Welt leben. — An jenen einſamen Ufern des Jordans, entfernt von der Hauptſtadt des Landes Jeruſalem, wo Johannes, ein Mann von ausgezeichneten Talenten und Geiſteskräften vor nicht langer Zeit als Lehrer aufgetreten war und ſeine Nation auf die nahe Erſcheinung eines noch größern Lehrers, ja des von ihnen längſt erſehnten Beglückers aufmerkſam gemacht hatte — da erſchien jezt derſelbe in der

Perſon Jeſus, und Johannes ſelbſt war einer der Erſten, der ihm huldigte und ihn ſeinen Zeitgenoſſen als den von Gott geſandten Heiland *) verkündigte.

Schon vor dieſem merkwürdigen Auftritte hatte ſich der gedachte Johannes bei einem groſſen Theil ſeiner Nation in ſehr großes Anſehen geſezt. Der Ruf von dieſem außerordentlichen Lehrer, der in der Wüſte Judäa aufgetreten war, und jezt am Jordan öffentliche Vorträge an das Volk hielt, hatte eine Menge Menſchen dahin gezogen, die hier ihre Neugierde zu befriedigen, oder ſich mit der Hoffnung beſſerer Zeiten aufzurichten ſuchten. Sehr Viele von ihnen waren durch die Neuheit ſeiner Vorträge, durch die Stärke ſeines Ausdrucks, durch den Eifer, mit dem er auf eine gänzliche Sittenverbeſſerung drang, und durch die ſo zuverſichtliche Verkündi-

---

*) Ein Name, mit welchem die Juden gewöhnlich denjenigen bezeichneten, der ſie von dem harten Druck der Sclaverei befreite, und in einen glücklichen Zuſtand verſezte, den ſie beſonders jezt unter dem Namen des Meſſias erwarteten.

gung des ſo nahe bevorſtehenden neuen Reiches Gottes, oder eines beglückenden Zuſtandes, zu welchem ſie ſich durch eine vorhergehende Lebensbeſſerung würdig machen müßten, ſo für ihn eingenommen, daß ſie ihn für einen, ihnen von Gott geſandten außerordentlichen Lehrer, (nach ihrer Sprache) für einen Propheten, ja wo nicht ſelbſt für den längſt erwarteten Meſſias, oder Beglücker ihrer Nation hielten. Um deſto auffallender war es ihnen, jezt aus dem Munde dieſes verehrten Lehrers die Erklärung zu hören: nicht er, ſondern dieſer Jeſus ſey es, den ſie erwarteten, von dem ſie ſich Heil verſprechen könnten.

Natürlich mußte dies die Wißbegierde der damaligen Theilnehmer an dieſem Auftritt reitzen, zu erfahren, wer denn dieſer Jeſus ſey? von was für Eltern, aus welchem Orte er abſtamme? Die erſten Nachrichten, die man darüber einzog, waren eben nicht ſehr empfehlend. Man hörte: er ſey aus Nazareth, einem unbedeutenden Orte in der Landſchaft Judäa, gebürtig, wo ſeine Eltern unter den Namen Joſeph und Maria zwar als gute, rechtliche Menſchen, aber eben nicht ihres Standes oder ſonſtigen ausgezeichneten Vorzüge wegen bekannt wären, er ſelbſt Jeſus habe daher auch keine gelehrte Erziehung genoſſen, ſondern ſey in der Werkſtätte ſeines Vaters Joſeph aufgewachſen, der ein Zimmermann ſey. Zwar wurden bei dieſer Gelegenheit wieder Erinnerungen an frühere Ereigniſſe aufgeregt, die die Geburt dieſes Jeſus, als eines außerordentlichen Kindes bezeichnet und ſchon damals große Erwartungen von ihm erregt hatten, die aber während eines Zeitlaufs von zwanzig Jahren, und in dem Strudel ſo vieler politiſcher Veränderungen im jüdiſchen Staate wieder in Vergeſſenheit gerathen waren. Man erinnerte ſich noch, welches Aufſehen eine Karavane fremder angeſehener Männer aus dem Orient zur damaligen Zeit unter der Regierung des Herodes in Jeruſalem gemacht habe, die durch ein beſondres Phänomen am Himmel wären aufmerkſam auf die Geburt eines Kindes gemacht worden, das wohl einmal die Herrſchaft der Welt erhalten werde; wie ſie dieſes in Jeruſalem und nachher zu Bethlehem aufgeſucht und dadurch dem argwöhniſchen Könige die Veranlaſſung gegeben hätten, mehrere Kinder an dieſem Orte und darunter auch wohl jenes neugeborne ausgezeichnete Kind zu tödten.

So unbefriedigend und unzuſammenhängend dieſe Nachrichten für die Wißbegierde der damaligen Menſchen waren, die ſich auch jezt noch auſſer Stande befanden, das Wahre in denſelben und ihren Zuſammenhang zu erkennen: ſo ſorgfältig wurde die Geſchichte der Geburt dieſes Jeſu mit allen ſie begleitenden außerordentlichen Umſtänden in der Familie dieſes Jeſu und beſonders in dem Gedächtniß und den Herzen ſeiner Mutter Maria lange unter dem Siegel heiliger Verſchwiegenheit aufbewahrt *), und erſt ſpäterhin, nachdem ſich dies Geheimniß immer mehr durch das thätige Leben Jeſu ſelbſt enthüllte, zu den heiligen Urkunden ſeines Lebens, die wir in den Evangelien **) finden, abgegeben.

Wie

---

*) Dies erforderte die Klugheit bei der damals ſo argwöhniſchen Regierung der Landesfürſten, die ſich auf ihren Thronen ſo wenig geſichert hielten, und von jedem aufkeimenden Genie Gefahr fürchteten.

**) So werden bekanntlich die vier Lebensbeſchreibungen Jeſu genannt, die in den heiligen Schriften des Neuen

Teſta-

Wie er, der Edelſte und Erhabenſte unter den Menſchen, ſich ſchon durch ſeine wundervolle Geburt auszeichnete, von einer Jungfrau, der edelſten ihres Geſchlechts, Maria aus Nazareth, die ihn durch göttliche Kraft empfangen hatte, durch eine beſondre Veranlaſſung zu Bethlehem, dem Geburtsorte Davids geboren wurde, unter welchen armſeligen Umſtänden er da in einer Hirtenhütte, wo es ihm an aller Hülfe und Bequemlichkeit gebrach, in die Welt eintrat, wo er ſchon in dem Schooße ſeiner Mutter in Gefahr war, durch die Nachſtellungen des damaligen tyranniſchen und mißtrauiſchen Königes Herodes ſein Leben zu verlieren, wenn nicht die göttliche Vorſehung über denſelben gewacht, und ihn in der Perſon Joſephs,

Teſtaments enthalten ſind, und den Matthäus, Markus, Lukas und Johannes zu Verfaſſern haben; außer dieſen giebt es keine zuverläſſigen Nachrichten von dem Leben Jeſu. Sie ſind die Originalzeichnungen von dieſem Urbilde der Vollkommenheit; aber die Kopien derſelben ſind unzählich; in dieſen findet ſich mehr oder weniger Aehnlichkeit mit dem Urbilde, je nachdem ihre Verfaſſer, Geſchichtſchreiber oder Dichter, ſich dem Geiſte jener authentiſchen Schriftſteller genähert, oder durch ihre eigene Vorſtellungsart von demſelben entfernt haben.

ſephs, eines Zimmermanns, des Vertrauten der Maria, einen Pflegevater zugeführt und durch eine ſchleunige Flucht nach Egypten ihn von den weitern Nachſtellungen ſeines argwöhniſchen Feindes in Sicherheit gebracht hätte — dies hier umſtändlicher zu erzählen, liegt außer dem Plan dieſer Schrift, nach welchem wir das Leben Jeſu nur von ſeiner moraliſchen Seite ſchildern, ihn ſelbſt als handelnd betrachten, und da in ſeinem Würken und Thun als denjenigen erkennen wollen, der als das höchſte Ideal menſchlicher Tugend und Vollkommenheit unter uns aufgetreten iſt *).

Ueberhaupt ſchwebt über der Geſchichte Jeſu während der Zeit ſeiner Kindheit und Jugend ein geheimnißvolles Dunkel, welches aufzuhellen, bei dem gänzlichen Mangel an zuverläßigen ſchrift-

---

*) Dies zur Erinnerung für diejenigen meiner Leſer. die vielleicht in dieſen Blättern eine umſtändliche Darſtellung des ſogenannten Planes Jeſu, oder des dogmatiſchen Inhalts ſeiner Lehre erwarten möchten, worüber ich mich in einer beſondern Abhandlung, die dieſem Theil der Moraliſchen Bilder-Bibel noch beigefügt werden wird, umſtändlicher erklären werde.

ſchriftlichen Nachrichten, eine fruchtloſe Mühe bleiben wird, und ſchon Viele, die dieſen Verſuch wagten, dieſe Lücken auszufüllen, zu Meinungen verleitet hat, die ganz der Würde der Perſon Jeſu und ſeinem vortrefflichen Charakter widerſprechend ſind.

Alles, was wir von dem frühern Leben Jeſu aus ſichern Nachrichten wiſſen, iſt dieſes: daß ſeine Eltern bald nach dem Tode Herodes des Großen, folglich nach einem kurzen Aufenthalte in Egypten wieder mit dem Kinde Jeſus in ihre Heimath nach Nazareth zurückgezogen ſind und hier unter der ſtürmiſchen Regierung des Archelaus ein ſtilles häusliches Leben geführt haben. So gewiß ſie auch aus den frühern außerordentlichen Umſtänden bei ſeiner Geburt ahndeten, daß Gott dieſes Kind zu einem großen Zweck in der Welt beſtimmt habe, ja daß er einmal der erwartete Befreier ſeines Volks werden würde: ſo verſchloſſen ſie gleichwohl dieſe erfreuende Hoffnung in ihren Herzen, um nicht zu neuen gefahrvollen Auftritten Veranlaſſung zu geben, und überließen es mit frommen Gemüth der weiſen

Ver-

Vorſehung, wie ſie dies ihr Werk ausführen werde. Jeſus ſelbſt brachte in dieſer glücklichen Verborgenheit die Jahre ſeiner frühern Kindheit in dem Umgange ſeiner Eltern, beſonders ſeiner vortrefflichen Mutter zu, die mit den erhabenſten Tugenden zugleich die liebenswürdigſte Beſcheidenheit verband, wuchs an Geiſt und Körper zum hoffnungsvollſten Jüngling heran, der ſich durch ſein Wohlverhalten in dem kleinen Kreiße ſeiner Bekannten und Landsleute zwar allgemeines Wohlwollen erwarb, ohne jedoch für etwas mehr, als der Sohn Joſephs, des Zimmermanns, von ihnen gehalten zu werden.

Die erſte Gelegenheit, bei welcher Jeſus ſchon frühe einen Beweiß von ſeinen Geiſtesvorzügen ablegte und in einem größern Kreiße Aufmerkſamkeit erregte, gab die Feier des Paſſahfeſtes in Jeruſalem, zu welcher alljährlich ſeine frommen Eltern wallfartheten, und jezt, da Jeſus das zwölfte Jahr erreicht und alſo ins Jünglingsalter eingetreten war, ihn in ihrer Geſellſchaft mit dahin nahmen. Welche Freude war dies für den edlen Jüngling, jezt auch unter den Er-

Erwachſenen an der Stätte zu erſcheinen, wo die Verehrer des wahren Gottes ſich ſeit Jahrtauſenden verſammleten, und wo unter den jetzigen Drangſalen ihrer Zeit ſich ſo viele ſeiner Brüder, die mit ihm zu einer Familie Gottes gehörten, in dem Glauben an die Verheißungen ihres Gottes ſtärkten!

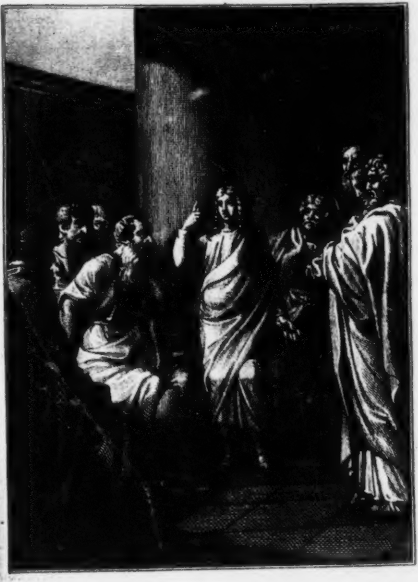
So groß auch der Anblick der verſammelten Menge an dieſem heiligen Orte war, deſſen glänzendes Aeußere, deſſen erhabene Bauart und innere prachtvolle Verzierung, außer der zahlloſen Menge der mit Opfern beſchäftigten Prieſter, die Augen aller auf ſich zog: ſo war doch für den Geiſt des edlen Jünglings die Verſammlung der Weiſen oder Gelehrten der Nation, die ſich in verſchiedenen Hallen des Tempels mit Vorleſungen und Auslegungen der heiligen Schriften beſchäftigten, weit anziehender. Hier fand er Nahrung für ſeinen reifenden Verſtand; hier fühlte er ſich von gleichem Geiſte belebt, der die ehemaligen Lehrer ſeines Volks in ihren Vorträgen beſeelte, deren Sinn zu erforſchen und auf ihr Zeitalter anzuwenden hier die Weiſen und Schriftgelehrten der Nation beſchäftigte. Die Theilnahme eines ſo wißbegierigen Jünglings an ihren Unterhaltungen, erregte ſchon die Aufmerkſamkeit dieſer gelehrten Geſellſchaft, noch mehr aber die Fragen, die er an ſie that, die ſchon von einem tiefern Blick in die Geheimniſſe ihrer Religion zeugten und die anſpruchloſe Beſcheidenheit, mit der er ihre Belehrungen annahm, und die an ihn gethanen Fragen beantwortete, verbunden mit der ausdauernden Aufmerkſamkeit, die ihn gleichſam an dieſen Ort allein zu feſſeln ſchien, ſezte alle Anweſende in Verwunderung *). Unter dieſen Beſchäftigungen waren ihm die Tage verfloſſen, die ſeine Eltern zu ihrem Aufenthalte in Jeruſalem beſtimmt hatten. Bei ihrer Abreiſe, wo ſich jedes von ihnen an eine beſondre Geſellſchaft anſchloß, bemerkten ſie nicht eher, daß Jeſus zurückgeblieben war, als da ſie ſchon eine Tagereiſe gethan hatten und ihn nun bei ihrem Zuſammentreffen in der Herberge vermißten. Lange ſuchten ſie ihn vergeblich unter ihren Bekannten und Freunden; ängſtliche Beſorgniſſe ſtiegen in den mütterlichen Herzen auf, und unverzüglich kehrten

bey-

---

*) Siehe das 63te Kupfer.

B.V. T. LXIII.



Jesus als Jüngling im Tempel.

beyde bekümmerte Eltern wieder zur Stadt zurück. Hier brachten ſie einige ſehr angſtvolle Tage mit fruchtloſen Aufſuchen ihres geliebten Sohnes in der von Menſchen angefüllten Stadt zu, endlich am dritten Tage fanden ſie ihn in einer der Tempelhallen mitten unter den Lehrern mit religiöſen Unterhaltungen beſchäftiget. Da brach das bisher gepreßte, aber jezt durch den Anblick des Geliebten erweiterte Herz der Mutter in den leiſen Vorwurf aus: ach Sohn! Wie konnteſt du das an uns thun! Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen geſucht! Wie ſo? erwiederte der hochherzige Jüngling mit heiterm Blick: wußtet ihr denn nicht, daß ich am erſten in dem Hauſe meines Vaters zu finden wäre —? warf ſich dann freudig in ihre Arme, gieng an der Hand der Mutter, die lange über dieſe ſinnreiche Antwort nachdachte und ſie im Gedächtniß behielt, in das entlegne einſame Nazareth zurück, und verwendete hier in der ſtillen Wohnung ſeiner Eltern, gegen die er die Pflichten eines folgſamen und dankbaren Sohnes erfüllte, die Jahre ſeiner Jugend zur Vorbereitung auf ſeinen künftigen hohen Beruf, der Wohlthäter der Menſchen zu werden.

Während dieſer Periode verſchlimmerte ſich der Zuſtand der jüdiſchen Nation, ſowohl in politiſcher als moraliſcher Hinſicht, von Tage zu Tage, und machte den Wunſch eines baldigen Erlöſers immer dringender. Der Fürſt von Judäa, Archelaus, der ſich durch ſein tyranniſches übermüthiges Betragen des Zepters ſo unwürdig gemacht hatte, verlohr jezt denſelben durch einen Machtſpruch des römiſchen Kaiſers, und wurde außer Landes verwieſen. Das Zepter von Juda war jezt ganz entwendet; die jüdiſche Nation wurde ihrem anſehnlichſten Theil nach nicht mehr von Fürſten aus ihrer Mitte regiert; römiſche Landpfleger hatten ihren Gerichtshof zu Jeruſalem, ſchrieben dem Volk Geſetze vor, und zogen die Gefälle und Abgaben an den römiſchen Staat mit Strenge ein. War ſchon der Schutz, den die ſtolze jüdiſche Nation zuvor von den Römern, als ihren Freunden, ſuchen mußte, für ſie demüthigend, ſo war die gänzliche Unterwürfigkeit unter dieſe heydniſche Macht ihnen jezt ein unleidiges

diges Joch, das ihnen durch die Strenge und die Habſucht mehrerer auf einander folgender römiſcher Landpfleger immer drückender gemacht wurde. Jezt war beſonders einer, Namens Pontius Pilatus zu dieſem Poſten gelangt, der alle ſeine Vergänger an Härte zu übertreffen ſchien, und gleich beim Antritt ſeines Regiments die Juden verächtlich und ſtreng behandelte; dies gab Veranlaſſung zu verſchiednen aufrühriſchen Auftritten, die, wenn ſie auch ſchnell beigelegt wurden, doch die Gemüther der Juden in beſtändiger Gährung erhielten und der römiſchen Herrſchaft abgeneigt machten. Auch die damals immer mächtiger werdende Parthie der Phariſäer bediente ſich ihres Einfluſſes auf die Denkungsart des Volks, es immer in dieſer Spannung zu erhalten und in blinden Eifer für ihre religiöſe und bürgerliche Verfaſſung zu ſetzen.

Bei dieſen Umſtänden der Zeit war es nicht zu verwundern, daß der ſo außerordentliche Lehrer Johannes, der in der Wüſte aufgetreten war und eine bevorſtehende wichtige Veränderung in Beziehung auf das Glück der Menſchen verkündigte, allgemeines Aufſehen erregte, daß ſich der Ruf von ihm gar bald durch die Provinzen des jüdiſchen Landes verbreitete, und die Zahl derer, die ſich zu ſeinen Vorträgen drängten, von Tage zu Tage zunahm. Zwar fanden ſich viele, die einen Freiheitsprediger nach ihrem Sinn an ihm erwarteten, in ihrer Erwartung getäuſcht, indem dieſer Prediger in der Wüſte ſich ſo wenig mit den politiſchen Angelegenheiten befaßte, die beſtehende Staatsverfaſſung auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen ließ, nur diejenigen, die auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten Einfluß hatten, als die Zollpächter, Soldaten und Negotianten an ihre Pflichten erinnerte, und mit drohendem Ernſt für dem Mißbrauch ihrer Gewalt, oder für Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeit warnte: übrigens ſich ganz allein auf Reinigung der Denkungsart und Sitten ſeiner Zeitgenoſſen beſchränkte, wobei er von dem Grundſatz ausgieng: die Verbeſſerung der Menſchen müſſe von Innen aus geſchehen: ſie müßten durchaus ihren thörigten Vorurtheilen, ſündlichen Neigungen und Gewohnheiten entſagen; vorzüglich ſie, als Juden, dem ſo verderblichen Nationalſtolz, der ſie an aller moraliſchen Beſſerung hindere, als wären ſie vermöge ihrer Abſtammung von Abraham ein heiliges, von Gott auserwähltes Volk; das gäbe ihnen kein Recht auf die Gnade Gottes, nur der Tugendhafte, er ſey aus welcher Nation er wolle, gehöre zu dem eigentlichen Reiche oder der Familie Gottes; um ſich dieſes Vorzugs würdig zu machen, müßten ſie zuvor ihr Leben beſſern und rechtſchaffne Früchte dieſer Bekehrung bringen; nur unter dieſer Bedingung könnten ſie Theil an der Gnade Gottes nehmen, die ihnen jezt von neuen, durch die bevorſtehende Erſcheinung des Meſſias angeboten würde. Von dieſer aufrichtigen Sinnesänderung hienge ihr ganzes Glück ab; ohne dieſe würden ſie, gleich unfruchtbaren Bäumen, die der Stelle nicht werth wären, vertilgt werden.

Dieſe Vorträge, die er mit auſſerordentlicher Lebhaftigkeit und eindringender Stärke that, machten auf die Gemüther Vieler ſeiner Zuhörer einen ſo tiefen Eindruck, daß ſie ihre bisherigen Thorheiten und Fehler erkannten, ihre Reue darüber und den Vorſatz, beſſere Menſchen zu werden, offen zu Tage legten, und nun von dieſem Lehrer, in deſſen Perſon ſie einen göttlichen Geſandten erkannten, die Weihe zur Tugend annahmen; dieſe beſtand darinne, daß ſie unter dem Verſprechen ihrer Lebensbeſſerung und den Glauben an den Meſſias, der nun bald unter ihnen auftreten werde, in dem Waſſer des Jordans untergetaucht oder getauft *), und dadurch zu Gliedern des neuen Gottesreichs aufgenommen wurden.

Unter der Menge dieſer Eingeweihten befanden ſich einige, die in einem noch engern Verein mit

---

*) Der Gebrauch zu taufen war ſchon unter den Juden als eine religiöſe Handlung üblich; er wurde bei denen angewendet, die ſich (als Proſelyten) aus den Heyden zur Religion der Juden bekennen und in ihre Gemeinſchaft aufgenommen werden wollten; dieſe wurden durch das ſymboliſche Untertauchen unter Waſſer zur Reinigung von ihrer bisherigen ſittlichen Unreinigkeit und Abgötterei zuvor eingeweiht. Das befremdende bei der Taufe Johannes war, daß ſich auch diejenigen, die doch als Juden ihrer Meinung nach ſchon geheiligt waren, dieſer ehrwürdigen und bedeutungsvollen Handlung unterwerfen mußten.

mit dieſem ihren Lehrer traten und von ihm als ſeine Schüler beſonders unterrichtet wurden. Dieſen theilte er vorzüglich ſeine frohesten Erwartungen von der nahen Ankunft des verheißnen Meſſias mit, den er zwar nach einigen Familiennachrichten in der Perſon Jeſu ahndete, aber noch nicht mit Beſtimmtheit erkannte, bis er eine noch deutlichere Erklärung darüber von Gott empfangen würde. Einſt, als er ſich eben mit dieſem Gedanken, der ſeine ganze Seele erfüllte, erheiterte, ſahe er Jeſum an dem Ufer des Jordans auf ihn zukommen. Schon der Anblick des Edlen, der das Gepräge hoher Menſchenwürde auf ſeinem Geſicht trug, erfüllte den Johannes mit Ehrfurcht und Freude; mit Ehrerbietung näherte er ſich ihm, und fragte: in welcher Abſicht er zu ihm käme?

Um von dir getauft zu werden, erwiederte Jeſus.

Von mir —? verſetzte Johannes voll Verwunderung: ich bedarf wohl, von dir getauft zu werden; wie kannſt du dies von mir verlangen?

Jeſus mit hohem Ernſt: laß es ſo ſeyn: uns kömmt es zu, jede Forderung der Pflicht unweigerlich zu erfüllen.

Mit dieſen Worten trat Jeſus in den Jordan.

Johannes tauchte ihn unter und weihete ihn ſo durch dieſe Handlung zu ſeiner hohen Beſtimmung ein.

Jezt ſtieg Jeſus aus dem Waſſer. — Stillbetend dachte er unausſprechliche Gedanken. Da öffneten ſich die Himmel über ihn; da ließ ſich der reinſte Lichtſtrahl, ſanft wie das Schweben einer Taube auf ihn herab und eine Stimme vom Himmel ertönte: dies iſt mein Sohn — mein Geliebter! auf dem mein Wohlgefallen ruht!

— Nun erſt konnte Johannes als hoher Zeuge der göttlichen Sendung des Heilandes der Welt, dem er ſelbſt zuerſt am Jordan huldigte, auftreten und laut und öffentlich auch gegen

gen diejenigen, die ihn noch nicht kannten, bezeugen: Dieſer iſts, von dem ich euch zuvorſagte: er werde nach mir kommen, wiewohl er eher war, als ich. Auch ich kannte ihn zuvor nicht — aber ich ſahe den Geiſt Gottes, gleich einer Taube über ihn herab kommen und hörete die Stimme vom Himmel, die ihn für den Sohn Gottes erklärte. Ja, ſo zeigte er ſich mir gleich beim erſten Anblick, ganz ſo huldvoll, ſo reich an Gnade. Moſes erſchien als Geſetzgeber — aber dieſer Jeſus Chriſtus als der wahre Wohlthäter der Menſchen; niemand, ſelbſt Moſes nicht, hat Gott je geſehen — nur er, der Eingeborne Sohn Gottes, er ſein Innigſtgeliebter, kann uns von ihm belehren.

In dieſer Stimmung, ſo hochbegeiſtert von dem Anblick des Göttlichen, traf jezt eine Geſandtſchaft aus Jeruſalem, die aus Schriftgelehrten und Leviten von der Phariſäiſchen Parthie beſtand, den Täufer bey Bethabara am Jordan an. Sie hatten in Auftrag von dem hohen Rath, ihn zu befragen, wer er ſey, und wer ihm das Recht gegeben habe, Schüler einer neuen Religionsgeſellſchaft durch die Taufe einzuweihen. Biſt du, fragten ſie ihn mit verſtellter Höflichkeit, etwa der Meſſias ſelbſt?

Johannes mit feſten entſcheidenden Tone: nein, der bin ich nicht.

Die Abgeſandten: Vielleicht Elias, oder einer der ehmaligen Propheten, der unſrer Erwartung nach wieder aufſtehen und die Ankunft des Meſſias verkündigen wird?

Johannes. Auch das nicht.

Die Abgeſandten. Wer denn ſonſt? Unter welcher Perſon ſollen wir dich unſern hohen Vorgeſetzten, die uns geſandt haben, ankündigen?

Johannes. Ich bin die Stimme des Predigers in der Wüſte, von dem der Prophet Jeſaias geſagt hat, daß er dem Herrn den Weg bereiten ſoll.

Die Abgeſandten. Du handelſt alſo nicht aus eigner Autorität — wer gab dir denn das Recht zu taufen?

Johannes. Meine Taufe iſt nur eine Taufe mit Waſſer; aber — hier trat das Feuer eines heiligen Eifers in ſein Geſicht — es kommt ein Stärkerer als ich — ja ſchon iſt er in eurer Mitte aufgetreten, ohne daß ihr ihn ſehet, gegen den ich viel zu unwürdig bin, daß ich ihm die niedrigſten Sclavendienſte beweiſen dürfte — der wird mit göttlicher Kraft und Feuer taufen! Und wehe denen, die dieſe Weihe nicht aushalten werden! — Schon ſteht Er — die Wurfſchaufel in ſeiner Rechte haltend, um ſeine Tenne zu fegen, um den Waizen von der Spreu zu ſichten und leztre dem verzehrenden Feuer zu übergeben!

Nachdem ſich die Geſandten des hohen Raths wieder entfernt hatten, unterhielt ſich Johannes noch lange mit ſeinen Schülern von Jeſu. Da er den tiefen Grad des Verderbens, in welches die Menſchen geſunken waren, gar wohl erkannte: ſo bemerkte er zugleich, mit welchen Schwierigkeiten derjenige würde zu kämpfen haben, der ſie aus demſelben befreien ſollte! — Als er daher einige Tage darauf Jeſum wieder in ſeiner Nähe erblickte, rief er in weiſſagenden Geiſte aus: Siehe da das große Verſöhnungsopfer für die Sünden der Menſchheit!

Jezt da die Aufmerkſamkeit mehrer von ſeinen Jüngern auf die ſo merkwürdige Perſon gerichtet war, bedienten ſich zwey derſelben mit Bewilligung ihres Lehrers der erſten Gelegenheit an Jeſum zu kommen, und ihn um die Erlaubniß zu bitten, ihn begleiten zu dürfen. Sie erhielten dieſelbe und brachten den Tag in ſeinem Umgange zu. Erfreut über dies Glück ſuchte der eine, mit Namen Andreas, ſogleich ſeinen Bruder Simon auf, um ihm die frohe Nachricht mitzutheilen: ſie hätten den Meſſias gefunden; als er ihn Jeſu zuführte, ſah ihn dieſer mit dem Blick eines Bekannten an und ſagte: du biſt Simon, Jonas Sohn! heiße von nun an Kephas. *) Bald nach ihm nahm Jeſus noch einen

---

*) Das iſt Petrus, ein Fels.

einen dritten in ſeine Geſellſchaft auf, der auch wie die beyden erſtern, aus Bethſaida gebürtig war, mit Namen Philippus. Auch dieſer fand bald Gelegenheit, ſeine Freude über dieſe ehrenvolle Aufnahme von Jeſu einem ſeiner Bekannten mitzutheilen. Dies war Nathanael, der eben in tiefen Betrachtungen ſich unter einem Feigenbaum hingeworfen hatte, und vielleicht einen ſchweren Kampf ſeines Herzens über die ihn jezt ſo verborgnen Wege der Vorſehung beſtand, als ihn Philippus mit dem überraſchenden Zuruf aus ſeinem Nachdenken weckte: — ihn, den Moſes und die Propheten uns verkündigt haben, den haben wir gefunden, Jeſum, den Sohn Joſephs aus Nazareth.

Aus Nazareth — ? erwiederte Nathanael, was kann aus Nazareth vorzügliches kommen?

Komm und überzeuge dich ſelbſt! mit dieſen Worten führte ihn Philippus Jeſu entgegen, der in einiger Entfernung ſtand; als dieſer ihn zu Geſicht bekam, ſagte er zu den Umſtehenden:

ſiehe, ein ächter Iſraelit — ein Mann ohne Falſchheit!

Ueberraſcht durch dieſe ſo ehrenvolle Erklärung aus dem Munde eines Mannes, der ihn zum erſtenmal, und mit einem ſo tiefen Blick in ſein Innres ins Auge faßte, fragte Nathanael bewundernd: Woher kennſt du mich?

Jeſus: Ehe dich noch Philippus dort unter dem Feigenbaum aufforderte: kannte ich dich.

Nathanael mit Erſtaunen: Rabbi! Du biſt der Sohn Gottes! der König in Iſrael!

Jeſus: So glaubſt du, weil ich dir ſagte, daß ich dich ſchon unter dem Feigenbaum erkannt habe: Du wirſt Größres ſehen! — — Warlich! von nun an werdet ihr des Menſchen Sohn in dem nähern Verhältniß mit der unſichtbaren Welt kennen lernen!

— Dies war einer der erſten Auftritte, mit welchem Jeſus ſein öffentliches Lehramt eröffnete. Damals gieng er in ſein dreißigſtes Jahr. Nun hatte er ſich ganz ſeinem großen Geſchäft gewidmet, das elterliche Haus und den engern Familienkreis verlaſſen, um nun ganz unabhängig in einem größern Kreiſe zu wirken. Wahrſcheinlich lebte jezt ſein guter Pflegevater Joſeph nicht mehr. Aber auch die zärtliche Liebe ſeiner theuren Mutter hielt ihn nicht zurück, die große mühe- und leidenvolle Bahn zu betreten. Noch hatte er zuvor manchen innern Kampf zu beſtehen! Er fühlte ſich auch als Menſch ſchweren Verſuchungen ausgeſezt; er mußte auf alle die ſchmeichelnden Vorzüge, die in den Augen der ſinnlichen Menſchen einen ſo großen Werth haben, auf Ehre vor der Welt, auf alle ihre Herrlichkeit und Güter, zu deren Beſiz er auf einem weit leichtern Wege gelangen konnte, ganz Verzicht thun, er durfte die kränkendſte Verachtung, die tiefſte Schmach nicht achten, mußte ſelbſt ſein Leben zum Opfer darbringen, um ganz der Wohlthäter der Menſchen zu werden und ſeinen hohen Beruf zu erfüllen. Vierzig Tage und

Nächte hatte er, entfernt von allem menſchlichen Umgange, in einer ſchauervollen Wüſte unter ſolchen Vorbereitungen und Kämpfen zugebracht; aber nun war auch ſein Entſchluß völlig gereift; nun trat er öffentlich aus ſeiner bisherigen Verborgenheit als Wohlthäter der Menſchen hervor.

Doch noch ehe er aus dem Familienkreiſe trat, gab er auch in dieſem noch einen Beweiß ſeiner theilnehmenden Liebe und ſeiner künftigen Größe, als Beglücker der Menſchen. In der Nähe von Nazareth, wo Jeſus jezt noch verweilte, lag ein kleiner Ort, Kana, wo eben eine Hochzeit gehalten wurde. Wahrſcheinlich gehörten die Verlobten zur Verwandtſchaft der Maria, denn auch ſie war mit Jeſu und ſeinen Jüngern zur Hochzeitfeier eingeladen und bewieß ſich ſehr theilnehmend an Allem, was die Ehre und die Freude des hochzeitlichen Hauſes betraf. So bemerkte ſie bald, daß der Wein zur Bewirthung ſo vieler Gäſte nicht hinreiche, und der Mangel deſſelben ihre Verwandten in nicht geringe Verlegenheit ſetzen würde; um ihnen die Beſchämung darüber zu erſparen, zog ſie ihren

Sohn auf die Seite, theilte ihm ihre Bemerkung, daß es an Wein fehle, mit, wahrſcheinlich als einen Wink, daß er ſich mit ſeinen Jüngern entfernen möchte. „Sey unbekümmert, gute Mutter, verſetzte Jeſus; es iſt das nicht deine Sorge; ich werde meine Zeit ſchon erſehen.“ Mit beruhigtem Gemüth wendete ſich jezt Maria zu den Dienern, die bei der Mahlzeit aufwarteten, und ſagte zu ihnen: thut nur, was er euch ſagen wird. Bald nachher befahl Jeſus den Dienern, ſie möchten doch die ſechs großen Waſſergefäße, die gewöhnlich zur Reinigung im Vorzimmer ſtanden, ganz voll Waſſer füllen; es geſchahe; nun ſagte Jeſus: ſchöpſt einmal einen Becher voll und bringt ihn dem Speiſemeiſter zum Verſuch. Kaum hatte dieſer ihn gekoſtet, als er ihn für Wein von vorzüglicher Güte erkannte, und es dem Bräutigam zum Vorwurf machte, daß er, der gewöhnlichen Sitte zuwider, ſeinen Gäſten den guten Wein bis zulezt vorbehalten habe. Doch bald wurde der eigentliche Freudengeber bemerkt, und ſeine Jünger gewannen deſto mehr Zutrauen zu ihm.

So wurde die Landſchaft Galiläa der erſte Schauplatz der Thaten Jeſu, und gleichſam die Pflanzſchule ſeiner Lehre; aus ihr waren ſeine erſten Schüler gebürtig, deren Wohnungen er jezt zu ſeinem Aufenthalt wählte; beſonders in Kapernaum, einer damals ſehr blühenden und volkreichen Stadt an dem nördlichen Ufer des Sees Genezareth, wo die väterliche Wohnung der beyden Brüder Andreas und Petrus war, wohin ſich Jeſus mit ſeiner Mutter und Verwandten von Kana aus auf einige Tage begab. Da er nicht die Abſicht hatte, ſchon jezt die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſich zu ziehen: ſo ſchränkte er ſich blos auf den vertrautern Umgang weniger Freunde ein, die er zu Zeugen ſeiner wohlthätigen Handlungen machte.

Auch als um dieſe Zeit das Paſſahfeſt einfiel, reiſte Jeſus, nur von Wenigen begleitet, dahin, und hätte ihn nicht beim Eintritt in den Tempel ein Haufe von Mäklern und Geldwechslern, die an dieſer heiligen Stätte ihr unwürdiges Geſchäft trieben, mit gerechtem Eifer entflammt, daß er ſie mit Gewalt und mit den

Worten von der Stelle wieß: macht doch nicht meines Vaters Haus zu einem Kaufhauſe: ſo würde man ihn weniger bemerkt haben; denn ſeine Klugheit rieth ihm, ſich nicht einem jeden zu entdecken, eine Vorſicht, die um deſto nöthiger war, weil ſchon die Secte der Phariſäer ihn ſcharf zu beobachten anfieng, und er war zu gut Kenner des menſchlichen Herzens, um auch das Innere des Menſchen zu erforſchen, ohne erſt von andern darüber belehrt zu werden.

Dies zeigte Jeſus noch an dem lezten Abende, den er nach geendigtem Feſte in Jeruſalem zubrachte, als beim ſchwachen Schimmer der Lampe, die ſein einſames Gemach erleuchtete, ein Unbekannter eintrat, der ihn zu ſprechen wünſchte. Sein Aeußeres kündigte einen Mann von Anſehen an. Es war ein Beiſitzer des hohen Raths, ſein Name Nikodemus; daß er von der Secte der Phariſäer war, verriethen gewiſſe Auſſenzeichen ſeiner Kleidung; daß er aber in keiner argliſtigen, ſondern in der redlichen Abſicht kam, ſich von Jeſu belehren zu laſſen, und daß er nur aus Furcht, um ſich nicht von ſeinen Amtsbrüdern Verdruß zuzuziehen die Nacht dazu gewählt hatte, das zeigte ſein ehrliches Geſicht und ſeine treuherzige Anrede, mit der er Jeſum, den er nach ſeiner Ueberzeugung für einen göttlichen Lehrer hielt, um Unterricht bat. Zwar bemerkte Jeſus gar bald die Schwächen ſeines Verſtandes und die Furchtſamkeit ſeines Charakters; aber mit der ihm eignen Leutſeligkeit richtete er den Schwachen auf, zeigte ihm, daß zwar eine ſehr wichtige Veränderung mit dem Menſchen vorgehen müſſe, der an dem neuen Gottesreiche Antheil nehmen wolle, daß er mit der Weihe zur Tugend durch die Taufe zu einem neuen gebeſſerten Menſchen umgeſchaffen werden müſſe, ermunterte ihn aber dabei zum Vertrauen zu dem Gott, der aus unendlicher Liebe das Wohl der Menſchen zur Abſicht habe und ſelbſt ſeinen Sohn darum in die Welt geſandt habe, daß alle, die an ihn glauben, nicht verlohren werden, ſondern das ewige Leben haben ſollten: nur möge er ſich nicht aus kleinlicher Furcht abhalten laſſen, ſich freimüthig für die erkannte Wahrheit zu erklären, und, ohne das Licht zu ſcheuen, es durch edle tugendhafte

Handlungen beweiſen, daß er der beſſern Erkenntniß Gottes würdig ſey. — Tief war der Eindruck, den dieſe Unterhaltung mit Jeſu auf das Herz des Nikodemus gemacht hatte, wovon er ſpäterhin thätige Beweiſe ablegte.

Nach ſeiner Entfernung von Jeruſalem beſchäftigte ſich Jeſus mit dem Unterricht des Volks in der umliegenden Gegend, und ließ diejenigen, die ſich geneigt bewieſen, ſeine Lehre anzunehmen, von ſeinen Jüngern durch die Taufe zu Bekennern ſeiner Religion einweihen. Auch Johannes, der ſich jezt vom Jordan in eine andere ebenfalls waſſerreiche Gegend bei Salim begeben hatte, ſezte ſein wohlthätiges Geſchäft fort. Da beyde den gemeinſchaftlichen Zweck hatten, die Veredlung und Beſſerung der Menſchen: ſo konnte auch der Geiſt der Eiferſucht, der jezt unter den Schülern Johannes über die Taufe ausbrach, ihn nicht hindern. Einige von ihnen kamen nämlich jezt mit der Nachricht zu Johannes: Meiſter! Er, der ohnlängſt bei dir am Jordan war — auf den Du uns ſelbſt aufmerkſam machteſt — der taufet jezt auch, und jedermann drängt ſich zu ihm! Da ſtieg eine Röthe — nicht des Unwillens, ſondern der Freude in dem Geſicht ihres Lehrers auf: „Iſt dies — ſprach er: nun ſo iſt meine Freude erfüllt, meine ſehnlichſte Erwartung eingetroffen. Sagte ich euch nicht ſelbſt, daß ich nicht Chriſtus, der Meſſias, ſondern nur der Geſandte vor ihm ſey, nur gleichſam der Führer, der Freund des Bräutigams? wie der ſich hoch freut über des Bräutigams Stimme, wenn er ihn am Ziel ſieht: ſo freue auch ich mich über das Gelingen meines Freundes! Ja ſein Anſehn muß zunehmen, das meinige aber ſich verringern. Wie könnte mich dies befremden? Kommt nicht alles von Oben herab vom Himmel? Jedem, der von der Erde iſt, iſt nur ein gewiſſes Maas der Gaben beſchieden — der vom Himmel gekommen iſt, iſt größer denn Alle; ihm giebt Gott die Geiſteskräfte nicht nach dem Maas, ihm als ſeinen geliebten Sohne hat er Alles in ſeine Hand gegeben: er iſt der zuverläſſigſte Zeuge der Wahrheit, und wohl dem, der ſein Zeugniß annimmt und an den Sohn glaubet — der hat das ewige Leben; aber unglücklich iſt der, der ihm ſein Zutrauen

trauen verſagt, er wird das Leben nicht ſehen!

Ein Mann von ſo edlen Charakter, von ſolcher Wahrheitsliebe und herzlicher Theilnahme an allem, was auf wahres Menſchenwohl Beziehung hat, wie Johannes, wäre ja wohl des beſten Schickſals auf der Erde würdig geweſen, wenn ächte Tugend ſchon hier auf vollkommnes Glück rechnen könnte. Aber eben ſeine unbeſtechliche Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit zog ihm gar bald den Haß der Wahrheitsfeinde und lichtſcheuer Menſchen zu. Er hatte mehrmals in ſeinen Reden den phariſäiſchen Stolz gedemüthigt, und ſich dieſe mächtige Parthie zu Feinden gemacht. Auch gegen die verdorbenen Sitten des damaligen Hofes in Galiläa hatte er oft die ſtrafende Geiſel erhoben, und bei dem damals öffentlich gegebenen Aergerniß des Fürſten Herodes Antipas, der ſeine rechtmäßige Gattin, eine Tochter des Königes Aretas in Arabien, verſtoßen, und ſeines noch lebenden Bruders Philippus Gemahlin Herodias entführt und geehlicht hatte, laut und freimüthig erklärt: daß dies den göttli-

chen

chen und menſchlichen Geſetzen zuwider ſey. Herodes, der jezt mehr die Rache ſeines erzürnten und beleidigten Schwiegervaters, als die Stimme ſeines Gewiſſens und den Vorwurf eines Predigers in der Wüſte fürchtete, würde beſonders den leztern ruhiger ertragen haben: wenn nicht ſeine ſtolze und eiferſüchtige Gattin, die ſich durch dies öffentliche Urtheil zu ſehr gekränkt fühlte, auf die Hinrichtung Johannes beſtanden und ihren Gemahl unabläßig dazu aufgefordert hätte. Dies ſchien aber ſelbſt dem Herodes ein zu gefährliches Wageſtück zu ſeyn, weil er wußte, in welchem Anſehen Johannes bei dem Volke ſtand, und wie leicht dies dadurch zu einem Aufſtand gereizt werden könnte. Alles, was er thun konnte, war; daß er den Johannes heimlich aufheben und in ſeine wohlverwahrte Veſtung nach Macheron gefangen ſetzen ließ.

Das plötzliche Verſchwinden des Täufers erregte zwar Aufſehen bei dem Volke, doch da es ſchon an ähnliche Erſcheinungen gewöhnt war, ſo blieb es auch blos dabei. Deſto größer aber war der Triumph der phariſäiſchen Parthie, die ſich nun von einem ihrer gefährlichſten Gegner befreit hielt, und ſchon dem Andern, Jeſu, ein gleiches Schickſal zudachte. Um ihr jedoch zu zeigen, daß dies traurige Schickſal ſeines edlen Freundes ihn nicht verzagt mache, brach Jeſus aus Judäa auf, und richtete ſeinen Weg gerade zu nach Galiläa, in die Provinz des Herodes.

Um dahin zu kommen, führte der nächſte Weg durch Samarien; zwar vermied jeder eifrige Jude dieſe Straße, um nicht in den Berührungspunkt mit dieſer ihm ſo verhaßten Nation zu kommen, die ſich von jeher und noch erſt neuerlich *) ſo feindſelig an ſeiner Nation bewieſen hatte; aber Jeſus, deſſen menſchenfreundliche Abſicht war, alle Menſchen durch den Geiſt der Liebe wieder zu vereinigen, und jene unſelige Feindſchaft und Trennung unter ihnen durch ſeine

---

*) Einige Samariter hatten ſich zur Zeit des Oſterfeſtes heimlich in den Tempel zu Jeruſalem eingeſchlichen und Todtenknochen darin ausgeſtreut, dadurch dieſe heilige Stätte verunreinigt und den alten Nationshaß wieder aufgeregt.

Religion aufzuheben, wählte dieſen Weg, um dadurch jenes ſchädliche Vorurtheil aufzuheben, welches die Samariter von den Juden entfernte. Es war eben Mittag, als er ſich der Stadt Sichar näherte. Die Lage des Orts hatte an ſich viel Reitzendes, war aber beſonders für die Nachkommen Jakobs dadurch noch anziehender, weil dieſer ihr ehrwürdiger Stammvater ſich hier zuerſt im Lande Kanaan angekauft, dieſe Gegend zu ſeinen Lieblingsaufenthalt gewählt, und ſie nach ſeinem Tode ſeinem Lieblingsſohne Joſeph zum beſondern Erbtheil beſtimmt hatte. Auch war noch in der Nähe ein Brunnen, der von ihm den Namen Jakobsbrunnen führte; hier bei demſelben ließ ſich Jeſus, müde von der Reiſe, nieder, um unter dem Schatten der Bäume, mit denen er umpflanzt war, auszuruhen, indeß er ſeine Jünger in die Stadt ſchickte, um Speiſe zu kaufen.

Hier, wo die ſchönen Bilder der Vergangenheit aus jenem patriarchaliſchen Leben vor ſeiner Seele ſchwebten, fand ihn ein ſamaritiſches Weib, das eben zum Brunnen kam, um Waſſer zu ſchöpfen. Wohl mochte die Samariterin beim erſten Anblick bemerken, daß der Fremde hier ein Jude, wohl gar ein Rabbi, oder Volkslehrer ſey: ſie wagte es daher nicht ihm zuzuſprechen, aus Beſorgniß einer unangenehmen Begegnung. Um deſto mehr wurde ſie überraſcht, da der Fremde mit dem Tone der Gutmüthigkeit ſie bat: gieb mir zu trinken!

Das Weib. Wie? Du ein Jude, bitteſt von mir, einem ſamaritiſchen Weibe zu trinken?

Jeſus. Wenn du wüßteſt, welche Wohlthat dir Gott bei dieſer Gelegenheit erweißt, und wer die Perſon iſt, die mit dir redet: gewiß du bäteſt ihn, und er gäbe dir lebendiges Waſſer.

Das Weib. Herr, ich verſtehe dich nicht; der Brunnen iſt tief; und du haſt ja kein Gefäß zu ſchöpfen. Der ihn grub und ihn uns gab, war unſer Vater Jakob; ihm gnügte die Quelle zu ſeiner und der Seinigen Erquickung; ſollteſt du eine Beſſere kennen?

Jeſus. Wer dieſes Waſſer trinkt, wird wieder dürſten: wer aber von dem Waſſer trinken wird, das ich ihm gebe, der wird auf immer erquickt werden, es wird ihm eine unverſiegbare Quelle des Lebens werden.

Das Weib. Nun Herr, ſo gieb mir ſolches Waſſer, damit ich nicht wieder nöthig habe, hieher zu kommen und meinen Durſt zu löſchen.

Jeſus. Nun ſo gehe zuvor hin und rufe deinen Mann, und komm wieder hieher.

Das Weib. Ich habe keinen Mann,

Jeſus. Wohl wahr! Fünf Männer haſt du gehabt; aber der jetzige — (mit ernſten, doch ſchonendem Blick) iſt nicht der deinige.

Das Weib. — Du biſt ein Seher Gottes! — — Nur eine Frage erlaube mir, die mich längſt beunruhigte. Wo iſt wohl der eigentliche Ort der Gottesverehrung? Unſre Väter haben auf dieſem Berge angebetet, und ihr ſprecht: zu Jeruſalem ſey die Stätte, wo man anbeten ſolle?

Jeſus. Glaube mir, gutes Weib! die wahre Gottesverehrung iſt weder auf dieſem Berg noch in Jeruſalem eingeſchränkt. Es kömmt die Zeit, ja ſchon jezt iſt der Zeitpunkt, wo man aufhören wird, ſich ſo eingeſchränkte Begriffe von Gott zu machen, wo die wahren Gottesverehrer ihn als den allgemeinen Vater der Menſchen im Geiſt und in der Wahrheit anbeten werden; nur ſolche Verehrer will der Vater haben: denn Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbeten, müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit (mit dem Verſtande und Herzen) anbeten.

Das Weib. Ja, ich weiß, wenn der Meſſias (Chriſtus) kommen wird, der wird uns über alles dies belehren.

Jeſus. Ich bins, der mit dir redet. —

Jezt wurde dieſe Unterredung durch die Dazwiſchenkunft der Jünger unterbrochen. Auch dieſen

ſen war es befremdend, daß ſich Jeſus in Unterhaltung mit dem Weibe eingelaſſen habe; doch unterdrückten ſie ihre Neugierde, den Inhalt des Geſprächs zu erfahren. Das Weib läßt ihren Krug bei dem Brunnen ſtehen und eilt, ihre Landsleute mit ihrer wichtigen Entdeckung bekannt zu machen, zur Stadt zurück. Die Jünger nöthigen indeß Jeſum zu eſſen. Jeſus erklärt ihnen: er bedürfe dieſer Speiſe nicht, indem er hinzuſetzt: meine Speiſe iſt die, daß ich thue den Willen deſſen, der mich geſandt hat, und vollende ſein Werk; bald würden auch ſie es erfahren, welche Freude es für den wahren Menſchenfreund ſey, die Früchte der beſſern Erkenntniß, wozu er oder andre vor ihm den Saamen ausgeſtreut hätten, reifen zu ſehen, und ſehet — hier richtete er ihren Blick auf die um ihn wallenden herrlichen Fruchtfelder — es wird ſchon weiß zur Erndte!

Indeß hatte die Erzählung der Samariterin von dem großen Lehrer am Brunnen, der ſelbſt um ihre geheimſten Angelegenheiten gewußt, und ſie über ſo verſchiedenes belehrt habe, die Aufmerkſamkeit der Sichariten erregt und ſie auf die

Bitte derſelben bewogen, hinaus zu gehen und ſelbſt zu unterſuchen, ob er nicht der Meſſias ſey? die leutſelige Art, mit der ſie von Jeſu empfangen wurden, machte, daß ſie die Bitte an ihn thaten: er möchte doch einige Tage in ihrer Stadt verweilen. Jeſus willigte in ihre Bitte und fand während dieſes zweytägigen Aufenthalts Gelegenheit, auch hier den Saamen einer beſſern Erkenntniß auszuſtreuen und das Zutrauen ſehr vieler unter ihnen zu gewinnen, die es bei ſeinem Abſchied gegen jenes Weib erklärten: nun glaubten ſie nicht auf ihr Wort, ſondern aus eigener Ueberzeugung, daß dieſer in Wahrheit der Heiland der Welt, Chriſtus, ſey.

Jezt kam Jeſus wieder nach Galiläa; ſeine Ankunft erregte unter den gutmüthigen Bewohnern dieſes Landes allgemeines Vergnügen, weil man zuvor fürchtete, das Schickſal ſeines Freundes Johannes würde auch ihn vielleicht entfernt halten. So oft er daher in ihren Schulen *)

öffent-

---

*) In jedem nicht ganz unbedeutenden Orte des jüdiſchen Landes befanden ſich ſolche Verſammlungsorte der Gelehrten,

wo

öffentlich auftrat, ſand er ſich von einem Kreiß aufmerkſamer Zuhörern umringt, die ſeiner Lehre vollen Beifall ſchenkten.

Weniger aber glückte es ihm, als er von dort aus auch Nazareth, den Ort, wo er erzogen war, mit ſeiner Gegenwart beehrte, und ſich, ſeiner Gewohnheit nach an einem Sabbath in der daſigen Schule einſand. Da er den gewöhnlichen Rednerſtuhl beſtieg, um von da einen Vortrag über die heilige Schrift zu halten, legte ihn der Synagogen-Vorſteher die Rolle des Prophet Jeſaias vor; die erſte Stelle, die ihm beim Aufrollen aufſtieß war dieſe: „Der Geiſt des Herrn iſt über mir: er hat mich geſalbet und geſandt, den Armen die frohe Botſchaft zu verkündigen, die zerſchlagenen Herzen zu heilen, den Gefangenen Freiheit, den Blinden das Geſicht, den Fehlenden Verzeihung, ja allen das huldvolle Erlaßjahr zu verkündigen.“ Als Jeſus mit Anwendung

---

wo Vorleſungen über die göttlichen Schriften und Religionsvorträge gehalten wurden, welche den Namen der Schulen oder Synagogen führten.

dung dieſer Stelle auf ſich ihnen eine nähere Erklärung darüber ertheilte und zeigte, wie dieſe Schrift jezt vor ihren Ohren erfüllt ſey, bemerkte er zwar, daß ſie alle mit geſpannter Bewunderung aber mit ſolcher Herzloſigkeit ihm zuhörten, die ihm ſagen ließ: iſt dieſer nicht Joſephs Sohn? „Wohl weiß ich, ſagte daher Jeſus zu ihnen, daß ihr einwenden werdet, zeige dich auch hier, wie in Kapernaum, nicht blos durch Worte, ſondern durch Thaten: aber ich weiß auch, daß ein Prophet nirgends weniger gilt, als in ſeinem Vaterlande, und ich unter euch daſſelbe Schickſal, wie Elias und ſein Nachfolger haben werde, deren Verdienſte mehr im Auslande als unter den Eingebornen des Landes geſchäzt wurden!“ Dies empörte die ganze Verſammlung, man drängte ihn hinaus, außer der Stadt auf die Anhöhe, und war im Begriff, ihn da hinabzuſtürzen. Aber ein ernſter Blick Jeſus hielt die Frevler zurück und bahnte ihm den Weg, ſich aus ihrer Mitte zu entfernen.

Daſſelbe Kana, das bei jener Hochzeit Zeuge ſeiner Wohlthätigkeit geweſen war, nahm Jeſum jezt wieder als Gaſt auf; und kaum war er hier eingetreten, als er von einem königlichen Hofbedienten aufgeſucht, und um Hülfe für ſeinen Sohn, der todtkrank zu Kapernaum liege, angeſprochen wurde. Die Antwort Jeſu: wenn ihr nicht Zeichen und Wunder ſehet, ſo glaubt ihr nicht! ſchien einigen Unwillen zu verrathen; aber der bedrängte Vater bat ihn um deſto dringender: Herr! komme hinab, ehe mein Sohn ſtirbt! Nun ſo gehe hin, ſprach der Herr, dein Sohn lebet. Voll Vertrauen auf dies Wort gieng er ſogleich zurück; ſchon unterweges begegneten ihm Boten, die ihm mit freudigen Geſicht die Nachricht brachten: ſein Sohn lebe; und nach näherer Erkundigung erfuhr er, daß eben in der Stunde, da Jeſus ihm die Geneſung ſeines Sohnes zugeſichert, ihn das Fieber verlaſſen habe. Von der Zeit erklärte er und ſeine Familie ſich ganz für ihn, ſeinen Wohlthäter.

So war das Leben Jeſu eine Reihe wohlthätiger Handlungen durch Heilung der Kranken von jeder Art. Selbſt Krankheiten, die man bisher für unheilbar, und für Wirkungen eines böſen Geiſtes gehalten hatte, Wahnſinn, Melancholie, Raſerei und Epilepſie, wichen auf das Machtwort des Mannes von ſo hoher Kraft, und eben dies, daß ihrer Meinung nach ſelbſt die Dämonen, oder Plagegeiſter ihm unterworfen wären, vergrößerte ſeinen Ruhm. Ganz Kapernaum nicht nur, wo Jeſus jezt verweilte, ſondern die ganze umliegende Gegend wurde davon erfüllt. Man prieß das Haus glücklich, das ihn als Gaſt aufzunehmen gewürdigt wurde. Das erkannte Simon, der Schüler des Herrn, da Jeſus gleich bei dem Eintritt in ſeine Wohnung ſeine krankliegende Schwiegermutter von ihrem Fieber befreite, und in den Stand ſezte, noch an demſelben Tage die Geſchäfte des Hauſes zu ſeiner Bewirthung zu beſorgen. Dies zog aber auch eine ſolche Menge Kranke zu der Thüre ſeines Hauſes hin, daß Jeſus noch bis zum ſpätſten Abende beſchäftigt war, ſie mit Auflegung ſeiner wohlthätigen Hände von ihren Krankheiten zu heilen.

Mit Anbruch des Morgens verließ Jeſus, um ſich dem Geräuſch zu entziehen, die Wohnung ſeines Jüngers und wählte einen einſamen

Ort, um ſich im Gebete zu ſammlen; aber auch hier wurde er vom Simon aufgeſucht und gebeten, er möchte doch dem Verlangen ſo Vieler zu Folge, mit ihm zurückkehren. Doch Jeſus erklärte ihm, daß ſein Beruf ihm nicht erlaube, blos in einer Stadt zu verweilen, ſondern daß er auch in andern Orten ſeine Lehre verkündigen müſſe. Ungern trennte ſich Simon von ihm und gieng zu ſeinem Geſchäfte zurück, indeß Jeſus durch ganz Galliäa zog und überall in den Synagogen die Lehren der göttlichen Weisheit verkündigte.

Als er nach einiger Zeit, begleitet von einer großen Anzahl Menſchen, wieder an den See Genezareth zurückkehrte, fand er eben einige Fiſcherfahrzeuge am Ufer, deren Inhaber ausgeſtiegen waren um ihre Netze zu reinigen. Unter ihnen erkannte er ſeinen Freund Simon und deſſen Bruder Andreas, trat daher ſogleich in ihr Schiff ein und bat ſie, es etwas entfernt vom Ufer zu halten, ſetzte ſich dann auf das Vordertheil des Schiffs nieder und unterrichtete von da aus das am Ufer verſammlete Volk. Nach geendigtem Unterricht ſprach er zu Simon: Fahre nun auf die Höhe und werfet dort das Netz aus, um einen Fang zu machen. Guter Lehrer! entgegnete Petrus: ſchon haben wir die ganze Nacht, die doch ſonſt unſerm Geſchäft am günſtigſten iſt, vergeblich unter Arbeiten zugebracht — . —: doch auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Er thats — und bald merkte er am Sinken deſſelben einen guten Fang: jezt fiengen ſie an das Netz zu ziehen; aber die Schwere deſſelben und die Gefahr, daß es reißen möchte, nöthigte ſie, ihre Gefährten, die im andern Schiff waren, zur Hülfe beizuziehen; die Menge der eingefangnen Fiſche war ſo groß, daß beyde Fahrzeuge bis zum Sinken davon angefüllt wurden. Erſtaunen über den reichen Fiſchfang und Ehrfurcht gegen Jeſum, dem ſie denſelben verdankten, ergriff alle im Schiff, beſonders aber den Simon, der ſich ihm zu Füßen warf und ſich für unwürdig erklärte, einen ſo erhabnen Gaſt in ſeinem Schiffe zu haben. „Sey ohne Furcht, rief ihm Jeſus zu: von nun an ſollſt du Menſchen fangen.“ Von dieſer Zeit an gaben beyde, Simon und Andreas, ihr bisheriges Gewerbe auf, und folgten Jeſu nach.

Nicht weit davon hielten die beyden Brüder Jakobus und Johannes mit ihrem Vater Zebedäus, ebenfalls als Fiſcher mit ihrem Fahrzeuge; auch ſie forderte Jeſus zur Nachfolge auf; und ſogleich überließen ſie Schiff und Schiffgeräthe ihrem Vater, und wurden nun die unzertrennlichen Begleiter des Herrn.

In Kapernaum ſelbſt, wo ſich Jeſus nun wieder eine Zeitlang aufhielt, nahm ſein Anſehen von Tag zu Tage zu; aus allen Gegenden, ſelbſt aus Jeruſalem, ja ſogar aus dem heydniſchen Syrien kamen Menſchen von ſeinem Ruf beigezogen, um ſich theils von ihm belehren, theils heilen zu laſſen. Vorzügliches Aufſehen machte unter mehrern die Heilung eines Gichtbrüchigen. Das Haus, in welchem ſich Jeſus befand, war damals ſo von Menſchen angefüllt, daß die Männer, die den Kranken trugen, nicht durch die Thüre zukommen konnten: ſie kannten kein andres Mittel, als ihn vom Nebengebäude auf das flache Dach zu bringen, dies aufzubrechen, und ihn ſo auf ſeinem Schmerzenslager an Seilen zu den Füßen Jeſu herabzulaſſen. Der Anblick des

Leidenden und das durch ſolche Anſtrengung bewieſene Vertrauen zu ihm, rührte den erhabnen Menſchenfreund; er bemerkte wohl, daß dieſen Kranken außer den Schmerzen in ſeinen Gliedern auch noch der innere Vorwurf ſeines Herzens mit empfindlicher Reue quälte, daß er ſich dies Leiden durch vorhergegangene Ausſchweifungen zugezogen habe. „Sey getroſt, mein Sohn! war daher die erſte Anrede Jeſu an ihn: deine Sünden ſind dir vergeben!“ Unter den Anweſenden befanden ſich auch einige Schriftgelehrten von den Phariſäern, denen dies ſehr auffallend war; mit bedeutender Miene ſahen dieſe einander an, aus welcher Jeſus den geheimen Vorwurf verſtand: das ſey eine Gotteslästerung! er maaße ſich ein Recht an, das nur allein Gott zukomme. „Ich kenne eure Gedanken, ſagte Jeſus; weiß aber doch, daß es in euren Augen leichter iſt zu ſagen: dir ſind deine Sünden zu vergeben, als die Folgen der Sünde ſelbſt aufzuheben: um euch aber davon zu überzeugen, daß des Menſchenſohn die Macht hat Sünde zu vergeben — ſprach er zu dem Gichtbrüchigen: ich ſage dir, ſtehe augenblicklich auf, nimm dein Bette auf und gehe nach Hauſe. — Unbeſchreiblich war die Freude, die jezt den vormals Unglücklichen durchdrang, als er ſich wieder mit Kraft aufrichten, ſeine Glieder bewegen, ſein Bett auffaſſen und wandeln konnte; Freudenthränen ſtürzten aus ſeinen Augen, indeß von allen Seiten das Freudengeſchrei der verſammelten Menge ertönte, die Gott hoch prieſen, daß er ſolche Kräfte in den Menſchen gelegt, und ſie zu Zeugen ſolcher außerordentlichen Thaten gemacht habe.

Der allzulaute Beifall der Menge war dem guten Jeſu unangenehm; er, dem das Bewußtſeyn, Gutes gethan zu haben, auch wenn es nicht erkannt wurde, ſchon gnügte, ſuchte immer demſelben auszuweichen, und entfernte ſich auch jezt an das Geſtade des Sees, um ſich da an dem reinen Anblick der Natur zu weiden. Diesmal führte ihn ſein Weg zu dem Zollhauſe, ohnweit der Stelle, wo gewöhnlich die Fahrzeuge, die von der diſſeitigen Gegend kamen, landeten. Die Perſonen, die ſich zu dem Geſchäft verſtanden, die herrſchaftlichen Gefälle einzunehmen, waren den Juden jezt um deſto verhaßter, weil dieſe

Einkünfte größtentheils in die Kaſſe der Römer oder Heyden floſſen. Ein Zollbedienter und ein Sünder, oder ein Menſch von ſchlechtem Charakter waren daher bei ihnen gleich bedeutende Benennungen. Hier befand ſich ein gewiſſer Levi, Sohn des Alphäus, (nachher als Jünger Jeſu bekannter unter dem Namen Matthäus,) an dieſem einträglichen Poſten. Kaum erblickte ihn Jeſus, als er ihn auf den erſten Blick zu einem edlern Geſchäft würdig fand, und mit der ihn eignen, die Herzen der Menſchen ſo anziehenden Gewalt zurief: folge du mir nach! Mehr bedurfte es nicht, um ihn zu überreden, das Zollhaus und alle damit verbundene Vortheile aufzugeben und ſich an die Reihe der begleitenden Jünger Jeſu anzuſchließen. Der Tag ſeiner Aufnahme in dieſe Geſellſchaft war ihm der ſeligſte ſeines Lebens; den mußte er noch vor ſeinem Abſchiede recht feierlich begehen, und Jeſus willigte in ſeine Bitte, an dieſem ſeinen Freudenfeſt bei einer Mahlzeit Theil zu nehmen. Sich einer ſolchen Ehre gewürdigt zu ſehen, war für dieſen ehrlichen Zöllner ein Glück, an dem alle ſeine bisherigen Freunde und Bekannten Theil nehmen mußten. Es war daher eine ſehr große Tiſchgeſellſchaft, in der jezt Jeſus mit ſeinen Jüngern ſpeiſte, und der wohlhabende Wirth ließ es an Nichts fehlen, ſeine Gäſte recht anſehnlich zu bewirthen. Für jedes gefühlvolle Herz wäre dies Gaſtmahl ein rührendes Schauſpiel der Humanität geweſen; aber in den Augen der ſtolzen Phariſäer war es ein Aergerniß: ſo tief hätten ſie, als Leute von Anſehen und einer vorzüglichen Frömmigkeit, ſich nicht herabgeſezt. Zwar ſich gegen Jeſum ſelbſt darüber zu erklären, hatten ſie das Herz nicht; aber gegen ſeine Jünger konnten ſie ihre Befremdung nicht zurückhalten, daß ſie — ja daß ſelbſt ihr Meiſter mit Zöllnern und Sündern zu Tiſche ſäßen und gemeinſchaftlich mit ihnen Mahlzeit hielten! Jeſus, der dies hörte, ſprach nur die wenigen — aber hinreichende Worte zu ſeiner Vertheidigung: Die Geſunden bedürfen nicht des Arztes, ſondern die Kranken; nicht die eingebildeten Vollkommnen, ſondern die Sünder zur Lebensbeſſerung zu rufen, iſt der Zweck meiner Sendung; und — o daß ihr den hohen Sinn jenes Ausſpruchs verſtehen lerntet: Menſchenliebe iſt mehr als Opfer!

Nicht ſie, die Phariſäer allein, waren es, die an dieſem Auftritt Anſtoß genommen hatten, auch einige der Schüler Johannes traten auf ihre Seite und wollten es Jeſu zum Vorwurf machen, daß er ſo ſehr von der Obſervanz abweiche, und nicht auch ſeine Jünger zu ſo ſtrengen Faſten anhalte? Wie könnt ihr, erwiederte Jeſus, von den Freunden des Bräutigams *) verlangen, daß ſie faſten ſollen: ſo lange der Bräutigam bei ihnen iſt. Bald genug wird die Zeit der Trennung von ihm kommen — dann werden ſie wohl faſten. Ueberhaupt iſt meine Lehre nicht an alte Formeln und Gebräuche gebunden. Man flickt nicht gern einen neuen Lappen auf ein altes Kleid; es reißt nur um deſto eher aus; auch zieht man nicht jungen Wein auf alte vermoderte Schläuche, die er, wenn er in Gährung geht, auseinander treiben würde: ſondern auf neue, wo er ſich beſſer erhält und ſeine Güte bewährt.

Ein

---

*) Wahrſcheinlich in Beziehung auf jenes von ihrem eigenen Lehrer gebrauchte Bild; ſiehe oben S. 226.

Ein Jahr ſeines wohlthätigen lebens während ſeines lehramtes war jezt verfloſſen, als Jeſus zum zweytenmale als öffentlicher lehrer bei der Feier des Oſterfeſtes in Jeruſalem erſchien und ſich auch hier gleich bei ſeinem Eintritt als den Wohlthäter der Menſchen zeigte. Hart am Schaafthore lag ein Teich *), dem man eine heilende Kraft zuſchrieb; er war mit fünffachen Hallen umgeben, die mit einer Menge elender und gebrechlicher Menſchen angefüllt waren; welche, wenn eben der Sprudel des Geſundbrunnens ſprang, ſich mit der Hoffnung ihrer Geneſung in denſelben warfen. Unter dieſen befand ſich auch ein Menſch, der ſeit acht und dreißig Jahren mit einer chroniſchen Krankheit behaftet war, oft ſchon dieſe Quelle beſucht, aber immer den rechten Zeitpunkt verfehlt hatte; auch jezt harrte er ohne menſchliche Hülfe auf ſeinem elenden Lager deſſelben, als Jeſus ihn erblickte, ſein ſehnliches Verlangen nach Hülfe bemerkte und ihm durch ſein kräftiges Wort ſogleich befahl aufzuſtehen und ſich mit ſeinem Bette nach Hauſe zu begeben. Er

---

*) Bethesda genannt.

Er ſelbſt, der edle Wohlthäter verlohr ſich unter dem Haufen des Volkes, ohne ſeinen Dank zu erwarten. Der Geneſene macht ſogleich von ſeinen wiedererlangten Kräften Gebrauch, hebt ſein Bett auf und trägt es, ohne daran zu denken, daß es eben Sabbath iſt, mit ſich fort: ſtößt aber unterwegs auf mehrere eifrige Juden, die es ihm als höchſt unſchicklich verweiſen, daß er ſich am Sabbath mit Gebäck belaſte: ich thue, ſagte dieſer, was mir der Herr, der mich geſund machte, befohlen hat.

Die Juden. Was ſagte er zu dir?

Der Geneſene. Er ſprach weiter nichts, als: nimm dein Bette und gehe hin.

Die Juden. Wer war denn der Menſch?

Der Geneſene. Das weiß ich ſelbſt nicht, er verſchwand ſo geſchwind aus meinen Augen. —

Gern hätte der Wiedergeneſene die Empfindungen ſeines dankbaren Herzens ſelbſt gegen ſeinen Wohlthäter ausgedrückt, wäre dieſer noch zugegen geweſen. Was er thun konnte, und wozu ihn die Pflicht der Dankbarkeit trieb, war, daß er in den Tempel gieng, um Gott für die erhaltene Geſundheit zu danken. — Hier war er ſo glücklich, ſeinen unbekannten Wohlthäter wieder zu finden und bald erfuhr er, daß es Jeſus ſey. Er konnte blos ſeinen Dank ſtammlen. Jeſus aber gab ihm bei dieſer Gelegenheit mit einen Wink auf ſein voriges unordentliches Leben die wohlgemeinte Warnung: ſiehe, du biſt geſund worden: verſündige dich hinfort nicht mehr an deiner Geſundheit: damit dir nicht noch ein härteres widerfahre. — In der beſten Abſicht machte dieſer es nun den Juden bekannt, daß es Jeſus ſey, der ihn geſund gemacht habe. In Galiläa würden die Beſſergeſinnten ſich darüber gefreut haben: aber hier in Jeruſalem, dem Hauptſitz der jüdiſchen Religion, erklärten es die Eiferer für das Geſetz für eine höchſt ſtrafwürdige Handlung, daß Er, ſelbſt ein Lehrer, den Sabbath ſo entheiligt habe. Jeſus ſprach blos zu ſeiner Rechtfertigung: mein Vater wirket bis auf gegenwärtigen Augenblick; und ich wirke auch. Das brachte ſie nur noch mehr gegen ihn auf. Nicht genug, ſprachen ſie, daß er den Sabbath bricht, ſondern er nennt auch Gott ſeinen Vater und macht ſich ihm gleich — das verdient mit dem Tode beſtraft zu werden! Jezt mußte Jeſus, wenn nicht ſein ganzes Anſehen darunter leiden ſollte, die Gründe ſeines Verhaltens ihnen deutlicher unter Augen ſetzen, und er that dies mit einer ſolchen Bündigkeit und Nachdruck, daß ſie nichts dagegen einwenden konnten.

Allerdings, ſprach er unter andern: richte ich mich in meinem ganzen Verhalten nur nach dem Vorbilde und dem Willen meines himmliſchen Vaters, der mich als ſeinen Sohn liebt, mich ganz zu ſeinem Vertrauten macht und durch mich wirkt, ja noch größere Thaten thun wird, über die ihr ſtaunen werdet. Wie Er aus dem Tode leben ſchafft: ſo thut dies auch der Sohn, dem der Vater alles, ſelbſt das Gericht über die Menſchen übergeben hat: auf daß ſie Alle den Sohn ehren, ſo wie ſie den Vater ehren; wer den Sohn nicht ehret, der ehret auch den nicht, der ihn geſandt hat. Ich ſage euch in Wahrheit: wer meine Lehre als Belehrung des Gottes, der mich geſandt hat mit vollem Vertrauen annimmt und be-

befolgt: der hat das ewige Leben und kömmt nicht ins Gericht: ſondern iſt vom Tode ins Leben übergegangen. Schon jezt iſt der Zeitpunkt des Wiederauflebens der Todten für alle, die die belebende Stimme des Sohnes Gottes hören, der wie der Vater das Leben in ihm ſelbſt hat. Selbſt in die Gräber wird einſt ſeine Stimme dringen und ſie werden hervorgehen. Die Gutes in der Welt gethan haben, werden zum Leben — die aber Böſes gethan haben — zu ihrer Verdammniß auferſtehen. — Ihr verlangt Beweiſe meiner göttlichen Sendung? Es iſt wahr, ich kann in meiner eignen Sache nicht Zeuge ſeyn, aber es iſt ein Andrer, der von mir zeugt und deſſen Zeugniß unverwerflich iſt. — Ihr werdet jezt an Johannes denken, an den ihr Geſandte abſchicktet — und Er hat euch die Wahrheit bezeugt; auch ſchien es, aber nur auf kurze Zeit, als machte euch ſein Unterricht Freude: aber ich habe ein größeres Zeugniß für mich, als das, des Johannes; die Werke, die ich in Auftrag meines Vaters verrichte, die zeugen von mir, daß mich der Vater geſandt hat; ſind redende Beweiſe von dem Gott, den ihr jedoch weder höret noch ſehet;

denn ihr habt keine lebendige Ueberzeugung von ihm. Schon eure göttlichen Schriften, die ihr, was ſie auch in der That ſind, für die Quelle des Unterrichts zur Seeligkeit haltet, würden euch, wenn ihr ſie genau prüftet, von mir belehren; aber ihr ſeyd einmal zu ſehr gegen mich eingenommen und einem eignen Leben feind. Ich bin im Namen des Vaters zu euch gekommen, und ihr nehmt mich nicht an; ein andrer wird in ſeinem eignen Namen auftreten — den werdet ihr annehmen, eben weil ihr in Allem mehr eure eigne Ehre, als die einzige wahre Ehre bei Gott ſucht. Denket nicht, daß ich euch eures Unglaubens wegen bei Gott anklagen werde: euer eigner Geſetzgeber und Lehrer, Moſes, iſt euer Ankläger; denn auch dieſer hat von mir geſchrieben; da ihr aber nicht einmal ſeinen Schriften glaubt — wie kann ich erwarten, daß ihr meiner Lehre Beifall ſchenken werdet?

Dieſe Vertheidigungsrede aus dem Munde Jeſu machte auch ſelbſt ſeine aufgebrachteſten Feinde ſtumm: aber ſie überzeugte ſie nicht; ihr Verſtand vermochte nicht in den tiefen Sinn derſelben einzudringen; ihr kleinlicher Sinn fand an ganz unbedeutenden Dingen Anſtoß und überſah das Wichtige.

Mit ſolchen für die Wahrheit geblendeten, aber für das äußere Anſtändige ſcharfſichtigen Augen bemerkten es die Phariſäer gleich, daß, als Jeſus auch einſt an einem Sabbath durch die Flur gieng, ſeine Jünger einige Aehren ausrauften, um ihren Hunger zu ſtillen: und gleich waren ſie mit dem Vorwurf fertig: wieder ein Verbrechen am Sabbath! „Nun da müſſet ihr, ſprach Jeſus, ſehr unerfahren in der Schrift ſeyn, um nicht zu wiſſen, was David that, als er ſich mit den Seinigen auf der Flucht befand, der ſelbſt aus der Hand des Oberprieſters die Schaubrode, die doch nur für die Prieſter beſtimmt waren, zu ſeiner Sättigung empfieng. Ihr müßt vergeſſen: daß, wenn es an ſich ein Verbrechen wäre, am Sabbath geſchäftig zu ſeyn, es eure eignen Prieſter an jedem Sabbath begehen; ja, daß der Sabbath um des Menſchen willen, nicht aber der Menſch um des Sabbaths willen da iſt; daß des Menſchen Sohn auch

Herr des Sabbaths ſey; noch einmal ſage ich euch: verſtändet ihr den Sinn jenes Ausſpruchs: Menſchenliebe iſt mehr als Opfer — ihr würdet billiger in Beurtheilung ſchuldloſer Menſchen ſeyn.“

Ohne ſich daher von dieſem jüdiſchen Vorurtheil und daraus hergeleiteten Vorwürfen irre machen zu laſſen, ſetzte Jeſus ſein wohlthätiges Geſchäft unaufhaltſam, auch an den Sabbathstagen, fort, an denen er nicht nur in den Schulen das heilige Gebot der Menſchenliebe lehrte, ſondern zugleich ausübte. So fand er verſchiedenemahle Gelegenheit, jenes Vorurtheil, als ſey es Entheiligung des Sabbaths, Kranken zu helfen, durch die That zu widerlegen, und denen, die ihn ſo hämiſch deswegen beurtheilten, ihre Heuchelei unter Augen zu ſtellen, indem ſie kein Bedenken trügen, wenn eins ihrer Laſtthiere am Sabbath in eine Grube geſtürzt ſey, es augenblicklich herauszuziehen, und es gleichwohl für unſchicklich hielten, eines Menſchen Leben am Sabbath zu retten.

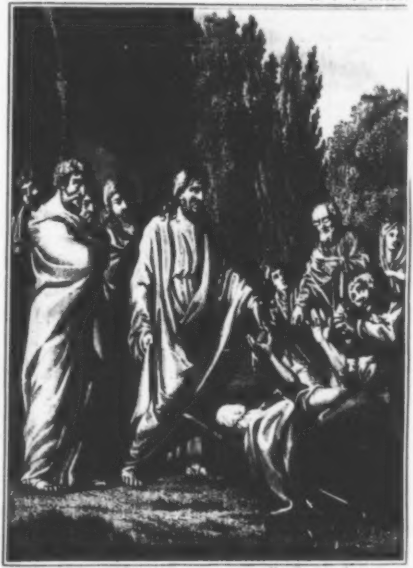
Indeß war Jeſus nach ſeinem Aufenthalt in Jeruſalem während des Feſtes wieder nach Galiläa zurückgekehrt; auch auf dieſer Rückreiſe bewieß er ſich überall als der wohlthätigſte Menſchenfreund; jeder Ort ſeines Aufenthalts ward durch ihn geſegnet; begleitet von ſeinen Jüngern, die bei dem nähern Umgange mit ihm, dem göttlichen Lehrer, immermehr an Erkenntniß zunahmen, zog er durch die Städte und Flecken des Landes, predigte von dem Reiche Gottes *), und heilte allerlei Seuchen und Krankheiten unter dem Volke **).

Jetzt näherte er ſich wieder der freundlichen Gegend am See Genezareth. Aber auch hier erwartete ihn ſchon eine Menge Menſchen aus allen umliegenden Gegenden, ſelbſt aus den ſyriſchen Provinzen, um ihn, den großen Lehrer und Wohl-

---

*) Dieſes Ausdrucks bedienten ſich Jeſus und ſeine Jünger gewöhnlich, um die glückliche Veränderung, die von jetzt an durch die beſſere Erkenntniß Gottes und ſeines Willens unter den Menſchen bewirkt werden ſollte, zu bezeichnen.

**) Siehe das 64te Kupfer.



Jesus als Lehrer und Wohlthäter
der Menschen

Wohlthäter der Menſchen, zu ſehen, und — um gleich in ſeiner Nähe zu ſeyn, wenn er ſich, wie es die Hoffnung der Mehreſten war, für den großen Retter der Nation erklären würde. Um dieſer Zudringlichkeit des Volks auszuweichen, wählte Jeſus die etwas gebirgige Gegend daſelbſt zu ſeinem Aufenthalte, beſtieg an einem ſtillen Abende eine der Anhöhen, und brachte da die Nacht im Gebet, in ungeſtörter Unterhaltung mit Gott, zu. Mit Sonnenaufgang ſtieg er herab, fand an dem Fuße des Berges mehrere ſeiner treueſten Anhänger auf ſeine Zurückkunft harrend, rief einige aus denſelben nach ihren Namen näher zu ſich, und wählte ſo zwölfe von ihnen als ſeine vertrauteſten Schüler zu ſeinem beſtändigen Umgange, und gab ihnen den Namen Apoſtel, Geſandte, um ſich ihrer künftig zu dem ſo wohlthätigen Geſchäft zu bedienen, ſeine Lehre unter den Menſchen zu verbreiten. Ihre Namen waren: Simon Petrus, Andreas, Jakobus, Johannes, Philippus, Bartholomäus, Matthäus, Thomas, Jakobus, Simon von Kana, Judas Thaddäus und Judas Iſchariot.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Kapernaum, während deſſen ſich die Zahl der Zuhörer ſtündlich vermehrte, begab ſich Jeſus wieder auf das naheliegende Gebirge, wählte eine etwas niedrige Stelle, von da er die Ebene, die ganz mit Menſchen angefüllt war, überſehen konnte, zu ſeinem Standpunkte, um von da aus an die verſammlete Menge einen Vortrag ſeiner Lehre zu halten, deſſen Hauptinhalt einer ſeiner damaligen Zuhörer und Jünger, Matthäus, zum Seegen der Nachwelt aufgezeichnet hat, aus der wir hier einige der merkwürdigſten Stellen ausheben wollen.

Es war eine erhabne Scene, hier den groſſen Lehrer der Menſchheit in dem großen Tempel der Natur unter freien Himmel auftreten zu ſehen; die Augen aller Anweſenden waren auf ihn gerichtet mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf ſeinen Vortrag; wohl mochte ein großer Theil von ihnen erwarten, daß er dieſe Gelegenheit dazu benutzen werde, ſich öffentlich für den Meſſias zu erklären, und die verſammelte Menge in eine ſolche Stimmung zu ſetzen, in der ſie es wagen würde, das ihr ſo drückende Joch der politiſchen Knechtſchaft abzuwerfen und die große Staatsrevolution mit Muth zu beginnen. — Aber wie ganz verſchieden von dieſer Geſinnung, wie ganz dieſer Erwartung entgegengeſetzt war der Geiſt, in welcher Jeſus dieſe Rede ausſprach — wie kündigte ſchon das ruhige, von keiner Leidenſchaft entſtellte Geſicht, der ſanfte Ton, der liebevolle Blick des Redenden an, daß ſeine Abſicht nicht ſey, die Gemüther der Menſchen in eine leidenſchaftliche Bewegung zu ſetzen, ſondern ſie zu beſänftigen, und von allen weltlichen und irdiſchen Angelegenheiten mehr auf das hinzuleiten, was den heißeſten Wunſch nach Glück, nach wahrer Seeligkeit befriedigen könnte. Gleich zu Anfang ſeiner Rede prieß er daher diejenigen glücklich, die im Gefühl ihrer geiſtigen Armuth, ihrer Schwächen und Mängel das Bedürfniß einer beſſern Belehrung und Beruhigung ſo recht dringend empfinden, und dies zu befriedigen ſo recht ſehnlich ſuchen würden; die bei den Unruhen ihrer Tage und unter dem Druck ſo mancher Laſten Sanftmuth beweiſen, ſich ſelbſt durch Beleidigungen nicht aufbringen, nicht aus ihrer Gemüthsruhe verſetzen ließen, ſondern aus Liebe zum Frieden ſich auch zu den ſchwerſten Aufopferungen verſtehen und den Beſitz eines reinen Herzens, von keiner niedrigen Begierde, von keiner ſchädlichen Leidenſchaft befleckt, allen vorziehen würden; nur ſolche ſanftmüthige, edelgeſinnte, reine Seelen wären ſchon hier eines höhern Genuſſes von Seeligkeit empfänglich, und würden derſelben einſt noch in höherm Grade theilhaftig werden, im Fall ſie auch hier um ihrer Tugend willen manche Unannehmlichkeiten und Kränkungen erdulden müßten. — Hier wendete er ſich beſonders an die ihm zunächſtſtehenden Jünger und ermunterte ſie zu ſtandhafter Ertragung der Beleidigungen, die ſie um des Guten willen in der Welt erfahren würden; es ſey dies von jeher das gewöhnliche Schickſal des beſſern Theils der Menſchheit geweſen; anſtatt darüber traurig zu werden, ſollten ſie ſich vielmehr freuen, denn deſto herrlicher werde ihr Lohn in einer beſſern Welt ſeyn. Beſonders müßten ſie ſich als künftige Lehrer der Menſchen durch eine edle Denkungs- und Handlungsart vor andern auszeichnen, denn durch ſie ſollte ja das menſchliche Geſchlecht verbeſſert und veredelt werden. Auf ſie würde man beſonders hinſehen; daher müßten ſie auch nach ihrer beſſern Erkenntniß ſo offen handeln, daß jeder, der ihr würdiges Verhalten bemerke, dadurch zum Preiſe Gottes ermuntert werde. — Ueberhaupt — hier wendete er ſich wieder an die ganze Verſammlung, um ſie näher mit dem eigentlichen Zweck ſeiner Lehre bekannt zu machen — überhaupt ſollten ſie ja nicht etwa glauben, daß, ob Er zwar nicht mit jener phariſäiſchen Strenge auf die Beobachtung äußerlicher Ceremonien dringe, er ſeine Anhänger darum von der Verbindlichkeit nach dem Geſetz zu leben, losſpreche; dies ſey keinesweges die Abſicht ſeiner Sendung, jene heiligen Geſetze, die Gott durch jene frühern Lehrer habe bekannt machen laſſen, aufzulöſen; denn da ſie ſelbſt in der Natur des Menſchen gegründet wären, ſo würde eher die ſichtbare Welt vergehen, ehe das kleinſte dieſer Geſetze aufgehoben werden könne, und derjenige werde dem Zweck ſeiner Lehre geradezu entgegen handeln, der auch nur entfernte Gelegenheit zur Geringſchätzung oder Nichthaltung dieſer ewig heiligen Geſetze geben würde: ſeine Abſicht ſey mehr, dieſelben noch mehr zu beſtätigen und in ihrem weiteſten Umfang zu berichtigen. Nach den Grundſätzen ſeiner Religion müſſe ihre Tugend viel reiner, edler und vollkommner werden, als nach den Begriffen, die ſie und ihre phariſäiſchen Lehrer ſich bisher davon gemacht hätten. Nicht, daß ſie das Geſetz nur dem buchſtäblichen Sinn nach erfüllten, ſey ſchon geſetzliche Heiligkeit: ſie müßten auch den Geiſt, den eigentlichen Sinn deſſelben, erfüllen; ſich nicht blos für offenbaren Verbrechen in Acht nehmen, ſondern auch die geheimſten Sünden vermeiden: ſo ſey zum Beiſpiel nicht blos derjenige ein Mörder, der einem andern gewaltſam das Leben nehme, ſondern der auch nur gehäſſige Geſinnungen gegen ſeinen Nächſten im Herzen hege und durch beleidigende und kränkende Reden ausdrücke, oder ſich unverſöhnlich beweiſe; nicht der blos ein Ehebrecher, der eines andern Weib entführe, ſondern der wollüſtigen und ehebrecheriſche Begierden in ſeinem Herzen nähre; nicht derjenige nur verletze die Heiligkeit des Eides, der bei dem Namen Gottes falſch ſchwört, ſondern auch derjenige, der leichtſinnig bei dergleichen Dingen ſchwört, die auch nur in entfernter Beziehung auf Gott ſtehen und der Wahrheit nicht in allen ſeinen Verſicherungen treu bleibt. — Nach dem ſtrengen Geſetz ſey es ihnen zwar erlaubt, auf Schadenerſatz bei erlittenen Mißhandlungen und ſtreng auf ihren Rechten zu beſtehen; ſeine Religion aber verpflichte ſie, ſich mehr nachgebend zu beweiſen, und lieber von ihren Rechten nachzulaſſen, als ſich und ihren Nächſten in gefährliche, den Frieden ſtörende Streithändel zu verwickeln; ſich lieber die äußerſte Gewalt thun, als ſich zu leidenſchaftlichen Handlungen hinreißen zu laſſen. Liebe müſſe das Grundgeſetz ihres Verhaltens gegen ihre Nebenmenſchen ſeyn, der ſie auch das ſchwerſte Opfer nicht verweigern dürften. Dies Wohlwollen, dies thätige Befördern der Wohlfarth anderer dürften ſie aber nicht blos auf ihre Freunde, Bekannte und Wohlthäter einſchränken, denn dies thäten auch wohl Menſchen von gemeiner, niedriger Denkungsart: ſondern auf Alle, ſelbſt ihre Feinde und Beleidiger nicht ausgeſchloſſen, um Gott, ihrem himmliſchen Vater, auch in dieſer Vollkommenheit ähnlich zu werden, der ſeine Sonne über Böſe und Gute aufgehen, und über Gerechte und Ungerechte regnen laſſe. Reine Liebe zum Guten müſſe ſie bei allen ihren Handlungen beſeelen, nicht niedriger Eigennutz, nicht blendende Ehrſucht, am wenigſten bei religiöſen Handlungen. Jede noch ſo gute Handlung, die ſie aus Prahlerei, um von den Leuten geſehen zu werden, verrichteten, habe vor Gott keinen Werth. Das reichſte Allmoſen im Angeſicht der Menſchen, an öffentlichen Plätzen, wo es am beſten bemerkt werden könne, ausgeſpendet, habe bei weitem den Werth nicht einer kleinen Gabe im Verborgenen, wobei die rechte Hand nicht weiß, was die linke thut. Eben ſo das Gebet der Heuchler an öffentlichen Orten mit vielem Wortgepränge und frommſcheinenden Geberden geſprochen — ſey ein ganz herz- und fruchtloſes Geſchäft — dagegen die ſtille Erhebung des Herzens zu Gott in einſamer Kammer, das kurze aber ausdruckvolle Gebet zu dem Gott, der als Vater um alle unſre Bedürfniſſe wiſſe, ſey ihm wohlgefällig und werde gewiß von ihm erhört. Selbſt bei ihrem Faſten, bei gewiſſen freywilligen Entſagungen ſollten ſie ſich nicht das Anſehen der Traurigkeit vor den Leuten zu geben ſuchen, ſondern eben ſo heiter und geſchmückt, wie an feſtlichen Tagen, erſcheinen. — Der Hauptzweck ihres Beſtrebens müſſe immer dahin gerichtet bleiben, vollkommner an ihrer Seele, immer einſichtsvoller, erleuchteter und gebeſſerter zu werden, und ſich dadurch ſolche Güter zu verſchaffen, die nicht, wie die irdiſchen, der Vergänglichkeit und dem Verluſt unterworfen wären, ſondern ihnen ſelbſt in einer beſſern Welt bleiben würden. Allzugroße Anhängigkeit an irdiſche Güter vertrage ſich nicht mit der Liebe zu Gott, mit dem Streben nach geiſtiger Vollkommenheit, eben ſo wenig wie die ängſtliche Beſorgniß wegen Befriedigung der leiblichen Bedürfniſſe, des Unterhalts oder der Kleidung; dieſe ſey ganz unnütz und unnöthig, verrathe den Mangel einer richtigen Ueberzeugung von Gottes weiſer und gütiger Vorſehung, die doch ſo ſichtbar in der ganzen Natur walte, die Vögel ernähre, die Blumen auf dem Felde ſo ſchön kleide, und ſich gewiß weit mehr durch ihre Erhaltung an ihnen verherrlichen werde: wenn ſie es nur immer zum vorzüglichſten Zweck ihres Lebens machen würden, tugendhafte Verehrer Gottes in ſeinem Reiche zu werden. — So ſtrenge und gewiſſenhaft ſie in Abſicht ihres ſittlichen Verhaltens handeln und ſich auch nicht den geringſten Fehler erlauben dürften: ſo nachſichtig und ſchonend müßten ſie in Beurtheilung ihrer fehlenden Nebenmenſchen ſeyn; ſich nicht zu Richtern über ſie aufwerfen, nicht, indem ſie ſcharfſichtig die geringen Fehler an andern bemerkten, ihre eignen weit größern überſehen: ſondern mehr an ihrer eignen Verbeſſerung arbeiten, und ſich auf ſolche Art geſchickt machen, durch Lehre und Beiſpiel die Führer Andrer zur Tugend zu werden. Aber — ſetzte er zur Warnung für ſeine Jünger hinzu: ſeyd auch darin vorſichtig; dringet niemanden die beſſere Belehrung auf; entweihet das Heiligthum nicht an Unwürdigen! Ruft Gott bei Führung eures Amtes um Beiſtand an, und ſeyd von ſeiner Vaterliebe verſichert, daß er euch geben werde, warum ihr ihn bittet; denn welcher Vater verſagt wohl ſeinem Kinde die Gabe, die ihm gut iſt, oder giebt ihm ſtatt derſelben etwas Schädliches? — Und nun wieder mit einem Blick auf die Verſammlung: Menſchen! Kinder eines Vaters im Himmel! Wie ihr wollt, das

Andre Euch thun ſollen, das thut auch ihr ihnen! In dieſem Grundſatz vereinigen ſich alle die Pflichten, die euch das Geſetz und die Propheten in Abſicht eures Verhaltens gegen eure Nebenmenſchen vorſchreiben. — Sehet! die Pforte iſt enge, der Weg ſchmal, der zum Leben führt, wandelt ihn — ohne der Menge zu folgen, die auf dem breiten Wege der ſinnlichen Lüſte dem Verderben entgegen eilt. — Folgt nicht blindlings einem jeden, der ſich euch zum Führer auf dem Wege zur Seeligkeit anbietet; unter dem Schaafskleide ſteckt oft mancher reiſſende Wolf verborgen. Wie man den Baum nur an ſeinen Früchten erkennen kann, ſo den Menſchen auch nur an ſeinen Handlungen; von Dornen erwartet ihr keine Trauben, von den Diſteln keine Feigen: wie kann man ſich von Menſchen von ſchlechter, verdorbener Denkungsart gute Früchte verſprechen? Selbſt nicht alle diejenigen, die ſich für mich und meine Lehre mit dem Munde bekennen — ſondern nur die, die den Willen meines himmliſchen Vaters thun, ſind wahre Genoſſen meines Reichs. Viele werden einſt an jenem Tage ſagen: Herr Herr! haben wir nicht in deinem Namen gelehrt, Dämonen ausgetrieben und viele Thaten verrichtet? aber ich werde erklären: ich habe euch nie gekannt — weg von mir ihr unwürdigen Verbrecher! — Freunde! Wer meine Belehrung nicht nur hört, ſondern ſie befolgt: der handelt dem klugen Manne gleich, der ſein Haus auf einen Felſen gründet. Mögen nun auch Stürme wüthen und Fluthen einbrechen: ſein Haus bleibt unerſchüttert auf dem Felſengrunde, indeß das Haus des Andern, auf lockern, ſandigten Grund gebaut, krachend zuſammenſtürzt.

Tief war der Eindruck, den dieſe Rede Jeſu auf die Gemüther der Zuhörer gemacht hatte: wie ganz verſchieden fanden ſie dieſelbe von dem gewöhnlichen Vortrag ihrer Schriftgelehrten und Phariſäer, die durch ſpitzfindige Fragen und unnütze Subtilitäten den Verſtand und das Gewiſſen ihrer Zuhörer mehr verwirrten; da hingegen dieſer göttliche Lehrer ſo ganz zu ihren Herzen mit ſolcher Stärke der Ueberzeugung und Deutlichkeit ſprach, die der menſchlichen Faſſungskraft ſo angemeſſen war, und ganz auf ihre Beſſerung abzweckte.

Als Jeſus jetzt vom Berge herabſtieg und begleitet von der Menge ſeiner Zuhörer ſeinen Weg nach der Stadt Kapernaum richtete, begegneten ihm einige angeſehene jüdiſche Vorgeſetzte dieſes Orts, die von einem daſigen römiſchen Hauptmann den Auftrag empfangen hatten, Jeſum, von deſſen menſchenfreundlichen Charakter und außerordentlichen Kräften er ſo viel gehört habe, in ſeinem Namen zu bitten: er möge doch auch ihm zu Hülfe kommen, und einem ſeiner Bedienten, den er beſonders werthſchätze, der aber jetzt unter den heftigſten Gichtſchmerzen mit dem Tode kämpfe, das Leben retten: „Er, der dich um dieſe Gefälligkeit erſuchen läßt, ſetzten die Ortsvorſteher hinzu, iſt zwar ein Heyde: aber er hat ſich gegen unſre Nation ſehr geneigt und freundſchaftlich bewieſen, ihm verdanken wir ſogar unſre Synagoge, die er auf ſeine Koſten hat erbauen laſſen.“ Jeſus zeigte ſich bereitwillig zur Hülfe und gieng mit dem Gefolge auf das Haus des Hauptmanns zu. Da dieſer ſeine Annäherung bemerkte, ſchickte er einige ſeiner Hausfreunde ihm ſogleich entgegen und ließ ihm ſagen: er möge ſich doch ja nicht ſelbſt zu ihm bemühen:

mühen; er, als Heyde, halte ſich viel zu unwürdig, ihn in ſeine Wohnung aufzunehmen, habe es daher nicht gewagt, ſelbſt zu ihm zu kommen; — Jeſus möchte doch nur ein Wort ſagen, ſo würde gewiß ſeinem kranken Diener geholfen werden; er wiſſe zu gut, da er ſelbſt als Soldat, ſo wie ſeine Leute, an Subordination gewöhnt ſey, was ein einziges Wort vermöge, wie ſeine Untergebenen auf ſeinen Wink gehorchen müßten. — Mit einem Blick voll Bewunderung wendete ſich jezt Jeſus zu der ihn begleitenden Menge: „warlich, ſprach er, ſolches Zutrauen habe ich in Iſrael noch nicht gefunden! Wie beſchämt werden einſt diejenigen, die ſich jezt für Kinder des Reichs halten, denen nachſtehen, die von Morgen und von Abend kommen, und an der Glückſeeligkeit eines Abraham, Iſaak und Jakob in der beſſern Welt Theil nehmen, indeß jene davon ausgeſchloſſen werden." Dann wendete er ſich zu den Abgeſandten des Hauptmanns mit den Worten: „Gehet hin! ihm geſchehe, wie er geglaubt hat;" und in derſelben Stunde war ſein Knecht geſund.

Während ſich die Bewohner Kapernaums über dieſen erfreuenden Auftritt unterhielten, entfernte ſich der edelmüthige Wohlthäter, begleitet von ſeinen Jüngern, an die ſich ein großer Theil der Einwohner anſchloß, und gieng nach einer naheliegenden Stadt, Nain, zu. Wie er in das Thor derſelben eintreten wollte, begegnete ihm ein Leichenzug. Ein Jüngling in der Blüthe ſeines Lebens durch den Tod aus den Armen ſeiner Mutter geriſſen, die noch dazu Wittwe war und mit ihm die einzige Stütze ihres Lebens verlohren hatte, wurde eben zu ſeiner Gruſt getragen. Der Anblick der weinenden Mutter, die in Begleitung mehrerer theilnehmender Freunde der Bahre des Geliebten nachwankte, machte auf ſein edles Herz tiefen Eindruck; mit einem Blick des Mitleids rief er ihr zu: „Weine nicht!“ legte dann ſeine Hand an die Bahre, befahl den Trägern ſtill zu ſtehen und rief: „Jüngling, ich ſage dir, ſtehe auf!“ Und der Tode richtete ſich auf, fieng an zu reden, und mit Erſtaunen und Freude ſchloß ihn die Mutter wieder in ihre Arme, während ſich das Volk mit lautem Jubel zu der Freudenſcene drängte und Gott hochprieß, daß er einen

ſo

ſo großen Propheten zu ihrem Glück unter ihnen habe auftreten laſſen.

In ganz Judäa und in die umliegenden Länder verbreitete ſich jetzt der Ruf des großen Lehrers und Propheten. Auch dem Täufer Johannes, der ſich noch immer in gefänglichem Verhaſt zu Machäron befand, wurde die Nachricht von ſeinen Aufſehen erregenden Thaten durch ſeine Jünger gebracht, und mit ihr erhielt der edle Weiſe einen neuen Strahl von Hoffnung, der ſeinen Kerker erhellte und ihn auch ſeine Befreiung aus demſelben erwarten ließ. Aber, dachte er vielleicht bei ſich, warum zögert der erhabne Gottesgeſandte ſo lange, ehe er ſich in der ganzen Würde des Meſſias, des Befreiers und Beglückers ſeines Volks darſtellt? — Um darüber für ſich und ſeine Jünger nähere Belehrung zu erhalten, ſchickte er einige derſelben zu Jeſu ab, die die Frage an ihn thun ſollten: biſt du der da kommen ſoll — oder ſollen wir eines Andern warten? Jeſus verſtand ſogleich den Sinn des Fragenden, und da ihn die Abgeſandten des Johannes eben mit Heilung einer

Menge Kranker und Gebrechlicher beſchäftigt fanden, ſo fertigte er ſie mit den Worten ab: „Gehet hin und ſagt dem Johannes wieder, was ihr durch den allgemeinen Ruf gehört und wovon ihr jetzt ſelbſt Augenzeugen geweſen ſeyd: Blinde ſehen, lahme gehen, Auſſätzige werden rein, Taube hören, Todte ſtehen auf und die Armen empfangen Belehrung; und — ſeelig iſt, wer an mir keinen Anſtoß nimmt!“ — Mehr bedurfte es nicht als dieſes Winkes für Johannes, ſich von der göttlichen Sendung Jeſu, als des Meſſias, zu überzeugen, aber auch ruhig den ſtillen, verborgenen Gang der Vorſehung abzuwarten, deren Weisheit die Abſicht der Beglückung der Menſchen ohne Geräuſch, ohne zerſtörende Revolution ausführen werde.

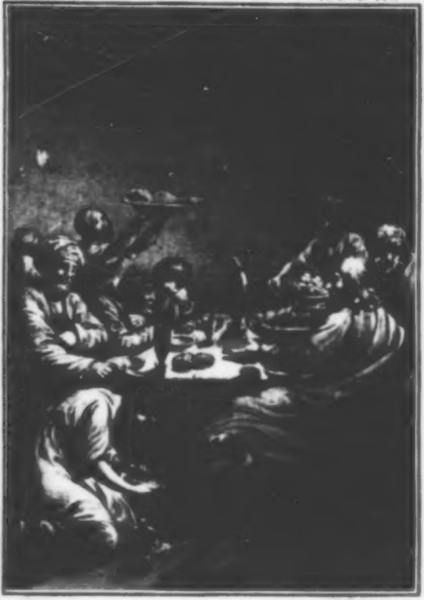
Als ſich die Abgeſandten entfernten, nahm Jeſus Gelegenheit, ſich mit den Umſtehenden näher von der Perſon des Johannes und dem Zweck ſeiner Sendung zu unterhalten; erinnerte ſie, wie ſehr ſie ſich damals, als ſie ihn am Jordan aufgeſucht, in der Erwartung getäuſcht hätten, an ihm einen Mann zu finden, der ſich als ein Höfling in Denkungsart und Kleidung zeigen, und ſich nach der Meinung und Sitte der großen Welt bequemen würde; den hätten ſie freilich an ihm nicht gefunden, wohl aber einen Propheten von feſtem und geradem Sinn; ja, der alle ſeine Vorgänger darin übertreffe, daß man auf ihn deuten könne, was in den heiligen Schriften von ihm geſagt ſey: Siehe ich ſende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg zu dir bereiten ſoll! Wahrhaftig, rief er aus: möchtet ihr dies doch ſo recht faſſen: unter allen vom Weibe gebornen iſt kein Prophet größer als dieſer Johannes: aber noch glücklicher iſt jeder, auch der geringſte von denen, die das erfüllt ſehen, was Johannes nur ahndete! Allein ihr habt noch zu wenig Sinn für das Göttliche. Ihr benehmt euch gleich eigenſinnigen Kindern, denen man es nie recht machen kann, die da lachen, wo ſie weinen, und da weinen, wo ſie lachen ſollten. Johannes trat auf, verſagte ſich alle ſinnlichen Genüſſe, zufrieden mit rauher Waldkoſt; ſogleich waret ihr mit dem Urtheil fertig: der Menſch iſt nicht bei Sinnen! — des Menſchen Sohn trat auf, aß und trank — und Siehe, ſagtet ihr, der Menſch ſchwelgt im Genuß der Speiſen und des Weins, und ſitzt ſogar an den Tiſchen der Zöllner und Sünder. — So abſprechend ſind die Urtheile der Menſchen, die ſich weiſe zu ſeyn dünken! — Was haben denn die Thaten, fuhr er nach einiger Zeit fort, die ich vor euren Augen in der und jenen jüdiſchen Stadt verrichtet habe, für Eindruck zu eurer Beſſerung gemacht? Wären ſie unter heydniſchen Bewohnern geſchehen, ſie würden gewiß mehr zu ihrer Lebensbeſſerung gewirkt haben; aber dafür werden auch dieſe weniger Verantwortung an jenem Tage des Gerichts und ein erträglicheres Schickſal haben, als jene! — Nachdenkend hob Jeſus hierauf ſeinen Blick zum Himmel, und ſprach eine Weile nachher: Vater, Herr des Himmels und der Erde! ich ehre deinen weiſen Rathſchluß — nicht die Weiſen, die ſich ſelbſt klug Dünkenden, haſt du zu deinen Vertrauten erwählt — ſondern die Kleinen — die Kinder! — dann wieder mit einem Blick auf die Umſtehenden: Mir iſt Alles vom Vater übergeben. In dies Geheimniß, in dies nahe Verhältniß, in welchem der Sohn mit dem Vater ſteht, kann nur derjenige eindringen, dem es der Sohn offenbaren will. — Kommt zu mir ihr Mühſeligen, ihr Hartgedrückten! ich will euch erquicken! Nehmt meinen Unterricht, den Unterricht eines ſanften, wohlwollenden Lehrers, willig an; ihr werdet Ruhe für eure Seelen finden; denn ſanft iſt mein Joch, leicht meine Laſt!

Der Aufenthalt Jeſu in Nain, wo er jener Mutter Thränen getrocknet hatte, war nicht nur für dieſe, ſondern für mehrere Bewohner dieſes zwar kleinen, aber lieblichen Ortes ſehr wohlthätig; wie viel Gutes wirkte er da im Stillen; wie manche edle Handlung, die ſelbſt den Augen ſeiner Vertrauteſten verborgen blieb, aber von Dem bemerkt wurde, der auch ins Verborgene ſieht, verrichtete Er; wie ſo manche Todte wurden nicht ſowohl von der Bahre, als vielmehr von dem Verderben ihrer Seele von ihm, dem Sanftmüthigen, erweckt, dem Laſter entriſſen, der Tugend wieder geſchenkt und zum beſſern Leben erhalten. Wie ehrwürdig mußte Er, der große Wohlthäter der Menſchen, immer mehr denen werden, die das Glück hatten, ſeinen nähern Um:

Umgang zu genießen; ſelbſt ſeine Gegner konnten ihm die Achtung nicht verſagen, die ſein vortrefflicher Charakter forderte; ſogar einer der angeſehenſten Phariſäer in dieſer Stadt, Simon, glaubte gegen die Geſetze der Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft zu ſtoßen, wenn er dieſen ſo hochgeachteten Lehrer nicht einmal zu ſeiner Tafel zöge. Jeſus nahm ſeine Einladung an; aber in welcher ganz fremden Sphäre befand ſich hier der Menſchenfreund! Wie kalt, wie herzlos wurde er empfangen; wie ließ es der ſtolze Phariſäer aus der nachläßigen Behandlung ſeines Gaſtes merken, daß es mehr Herablaſſung von ſeiner Seite ſey. Aber ein unerwarteter Auftritt veränderte auf einmal die Scene und gab dem menſchenfreundlichen Herzen Jeſu das rührendſte Schauſpiel. Ein Weib aus der Stadt, das zuvor nicht im beſten Ruf geſtanden, ſondern eine freiere Lebensart geführt hatte, aber in einer der ſeeligſten Stunden ihres Lebens durch den belehrenden Unterricht des ſanftmüthigen Jeſus von den Feſſeln des Laſters befreit worden war, ergriff jetzt die Gelegenheit, es öffentlich zu bezeugen, wie ſehr ſie dem Retter ihrer Seele verbunden ſey. Eben trat ſie in das Zimmer des Phariſäers, als Jeſus mit ihm zu Tiſche ſaß; ihr Geſicht war der Ausdruck der innigſten Wehmuth eines dankbaren Herzens; helle Thränen ſtanden ihr im Auge und eine ſanfte Röthe überzog ihre Wangen; innigſt gerührt warf ſie ſich ſo zu den Füßen Jeſu nieder, netzte ſie mit ihren Thränen, die ſie dann wieder mit den herabwallenden Haaren ihres Hauptes trocknete, küßte ſeine Füße und begoß ſie mit der köſtlichſten Salbe, die ſie in einem Alabaſtergefäß dazu mitgenommen hatte *). Dieſer Ausdruck der dankbarſten Liebe, der beredter als ihr Mund war, that dem holden Menſchenfreunde wohl: aber wie verzog ſich dabei das Geſicht des Phariſäers; wie erwachte dabei ſein Stolz! „Wäre dieſer, dachte er bei ſich, ein Prophet: ſo müßte er auch wiſſen, wer und was für ein Weib dies iſt — die ſo Uebelberüchtigte!“ — In dieſen Gedanken unterbrach ihn Jeſus, indem er zu ihm ſagte: Simon! ich habe dir etwas zu ſagen.

---

*) Siehe das 63ſte Kupfer.



Een Wyf betuigt haare
Dankbaarheid

Der Phariſäer. Sprich, Meiſter!

Jeſus. Es hatte ein Reicher zwey Schuldner, von denen der eine ihm fünfhundert Denare ſchuldig war, der andre funfzig. Beyde befanden ſich außer Stand, ihn zu bezahlen; da erließ er beyden die Schuld. Welcher von beyden, meinſt du wohl, wird ihn am meiſten lieben?

Der Phariſäer. Doch wohl der, dem er am meiſten erlaſſen hat.

Jeſus. Du haſt Recht! — und nun mit einem Blick auf das Weib — Simon! Siehe hier dies Weib! — Als ich in dein Haus trat, erwieſeſt du mir nicht einmal die Höflichkeit, mir Waſſer zum Waſchen meiner Füße reichen zu laſſen — ſie aber hat meine Füße mit ihren Thränen genetzt, mit ihrem Haupthaar getrocknet. — Du empfingſt mich nicht mit dem Kuß der Freundſchaft — dieſe, ſo wie ſie eingetreten war, ließ nicht ab, meine Füße zu küſſen. Du haſt mein Haupt nicht einmal mit gewöhnlichem Oel geſalbet — dieſe ſalbt meine Füße mit dem köſtlichſten Balſam. — Ziehe du aus ihrer größern Liebe den Schluß, daß ihr viel Sünden vergeben ſind — wem weniger erlaſſen wird, der liebt auch wenig.

Und nun richtete Jeſus das tiefgebeugte Weib mit den Worten auf: „Dir ſind deine Sünden vergeben!“

Dies ſetzt die ganze Tiſchgeſellſchaft in Verwunderung; wer iſt denn dieſer, dachten ſie bei ſich, daß er auch Sünden vergiebt? —

„Sey du nur getroſt, gutes Weib; fuhr Jeſus fort, dein Glaube hat dir geholfen. Gehe du hin in Frieden!“

So beſchämend dieſer Auftritt für jene ſtrengen Sittenrichter, die Phariſäer, war, und ſo ſehr ſie auch gegen Jeſum aufgebracht wurden: in einem deſto erfreuendern Lichte erſchien die Sanftmuth und Güte des leutſeligen Menſchenfreundes, der nicht in die Welt gekommen war, der Menſchen Seelen zu verdammen, ſondern

dern ſeelig zu machen, in den Augen derer, die nicht von Vorurtheilen geblendet waren, und deſto mehrere ſchloſſen ſich an ſeinen Umgang an; unter dieſen befanden ſich auch etliche angeſehene Weiber, die ihn als ihren Wohlthäter ſelbſt auf ſeinen Reiſen begleiteten und aus ihren Mitteln ſo viel möglich zu ſeinem Unterhalt und Bequemlichkeit beitrugen. Sein Beruf verſtattete ihm nicht, ſich lange an einem Orte aufzuhalten, daher mußte er freilich dem Vergnügen entſagen, das mit einem ſtillen Familienleben verbunden iſt; ſelbſt ſeine Mutter, die doch ſeinem Herzen ſo theuer war, und ſeine übrigen mütterlichen Verwandten fanden nur ſelten Gelegenheit, ihn zu ſprechen; gemeiniglich war er zu ſehr mit den großen Angelegenheiten ſeines Berufs beſchäftigt; nur für dieſe lebte er; nur im Kreiſe von denen, die ſeinen Unterricht annahmen, fand er, wie er ſelbſt erklärte, ſeine Mutter und ſeine Brüder.

Auch in Judäa, wohin ſich Jeſus von Galiläa aus begeben hatte, fand er Gelegenheit, ſich durch Wohlthun als den Erretter der Menſchen auszuzeichnen: aber hier, wo der Einfluß ſeiner Feinde, der phariſäiſchen Parthie, weil ſtärker war, war er auch oft ſo mancher bittern Kränkung ausgeſetzt. Da dieſe ſeine hämiſchen Gegner ihm die Kraft, Wunder zu thun, nicht abſprechen, nicht die offenbaren Wirkungen derſelben leugnen konnten: ſo ſuchten ſie ihn dadurch verdächtig zu machen, daß ſie unter das Volk die Meinung ausſtreuten: er verrichte dieſe Wunder durch Hülfe eines böſen, aber vorzüglich mächtigen Dämons *); ſo leicht es auch Jeſu war, das Widerſinnige dieſer Behauptung ins Licht zu ſtellen, demzufolge der Teufel mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſtehen und ſein eignes Reich zerſtören müßte: ſo konnte er doch ſeinen Unwillen über das äußerſt ſchlechte Betragen dieſer verworfenen Menſchengattung, die mehr einer Natterbrut gleiche, nicht bergen, und erklärte es für den höchſten Grad der Verſtockung, die ganz unverzeihlich ſey, wenn Menſchen gegen ihre eigne Ueberzeugung und bey den augenſcheinlichſten Beweiſen die

---

*) Dies ſagten ſie bei der Gelegenheit, als Jeſus einem Blinden, der zugleich ſtumm war, Geſicht und Sprache wieder ſchenkte.

die Wahrheit für eine Lüge, und die Wirkungen des Geiſtes Gottes für Werke des Teufels erklärten.

Doch dieſe Läſterungen ſeiner Gegner hielten ihn ſo wenig wie der Leichtſinn und die Gleichgültigkeit, die mehrere gegen ſeine Lehre blicken ließen, im Laufe ſeines Beſtrebens zur Beglückung der Menſchen auf. Die Art, wie Er die Wahrheiten der Religion vortrug, war ſo neu, und für die damaligen Menſchen, die an eignes Nachdenken über dieſe Wahrheiten nicht gewöhnt waren, ſo anziehend, daß ſie ihm nicht nur mit anhaltender Aufmerkſamkeit zuhörten, ſondern auch im Stande waren, ſeine Vorträge zu wiederholen; denn Jeſus kleidete ſie gewöhnlich in das Gewand der Gleichniſſe (Parabel) oder der Erzählungen, aus dem gemeinen Leben der Menſchen genommen, ein, und gab ihnen dadurch die Gelegenheit, theils über den eigentlichen Sinn, der in dem Gleichniß lag, ſelbſt nachzudenken, theils ihnen mit dieſem Bilde den Gedanken ſelbſt deſto anſchaulicher zu machen.

Jeſus befand ſich jetzt wieder am See Genezareth, wo er ſich mit ſeinen Jüngern in ein Fahrzeug begeben hatte, um ſich an die öſtliche Seite des See's überſetzen zu laſſen. Es war gegen Abend; der See war ruhig und Alles verſprach eine glückliche Ueberfarth. Jeſus, der den Tag über in ermüdenden Geſchäften zugebracht hatte, legte ſich im Hintertheil des Schiffs zur Ruhe nieder. Unverſehens entſtand ein Sturmwind, der den See ſo heftig erregte, daß die Wellen hoch an Bord ſchlugen. Lange kämpften die erfahrnen Seefahrer gegen dieſen Orkan; da ſich aber mit jedem Augenblick die Gefahr vermehrte, die ſchäumenden Wellen das Schiff bedeckten, und es zu verſenken drohten: da eilten einige der Jünger, die ſchon an ihrer Erhaltung verzagten, zu Jeſu und weckten ihn aus ſeinem ſüßen Schlummer mit dem ängſtlichen Zuruf: Herr! wenn dir an unſerer Erhaltung gelegen iſt, ſo ſtehe uns bey! Jeſus richtete ſich auf; in ſeinem offnen Blick, mit dem er in dieſen Aufruhr des Sees hinſah, lag der Befehl: „ſey ruhig!“ und mit einemmale legte ſich der Sturm, die Ruhe kehrte zurück und das Schiff ſchwamm wieder auf leichten Wellen dahin. Mit dem verdienten Vorwurf wendete ſich der Herr jetzt zu ſeinen Jüngern: „Warum ſeyd ihr ſo furchtſam? Wie wenig Vertrauen habt ihr zu mir!“ Mit eigner Beſchämung, aber mit deſto größern Erſtaunen ſahen dieſe jetzt auf Jeſum. Welch ein außerordentlicher Mann iſt Er, ſagten ſie unter einander, dem Wind und Meer zu Gebote ſtehen!

Der Aufenthalt Jeſu in der jenſeitigen Gegend, die unter dem Namen der zehn Städte bekannt und größtentheils von Heyden bewohnt war, war nur von kurzer Dauer. Ein jüdiſcher Lehrer, der, dem allgemeinen Ruf zufolge, wunderthätige Kräfte beſaß und ſogar den Dämonen gebieten konnte, ſchien in den Augen der daſigen Einwohner ein gefährlicher Mann zu ſeyn; daher erſuchten ſie ihn, daß er ihre Grenze verlaſſen möchte; deſto ſehnlicher wünſchte man ſeine Zurückkunft in Kapernaum, wo ihn eine große Menge Menſchen bei ſeiner Zurückfahrt am Meersgeſtade erwartete. Kaum war Jeſus aus dem Schiff getreten, als ſich aus der Menge einer der dortigen Synagogen-Vorſteher, Namens

Jairus, hervordrängte, ſich ihm zu Füßen warf und ihn aufs flehendſte bat: er möchte doch eiligſt mit ihm nach Hauſe gehen, und ſeiner Tochter, die eben im Dahinſcheiden ſey, die Hände auflegen und ihr das Leben retten. Jeſus gieng ſogleich im Gefolg ſeiner Jünger und der ihn umringenden Menge von Menſchen mit dem ängſtlichen Vater, dem jeder, auch der geringſte Verzug für das Leben ſeiner einzigen, geliebten Tochter, die er ſchon mit dem Tode ringend verlaſſen hatte, gefährlich ſchien; und eben mußte es treffen, daß Jeſus auf ſeinem ſo wohlthätigen Wege aufgehalten wurde.

Unter der Menge Menſchen, die ihn eben begleiteten, befand ſich ein Weib, das ſchon ſeit zwölf Jahren von einer chroniſchen Krankheit behaftet war und beinahe ihr ganzes Vermögen an die Aerzte, aber vergeblich, verwendet hatte. Daß dieſer Jeſus, der ſchon ſo vielen geholfen habe, auch ihr helfen könne, war ihr gar kein Zweifel: aber wie durfte ſie es wagen, jetzt, da einer der Angeſehenſten ihrer Stadt ihn um ſchleunige Hülfe aufforderte, ihn zu unterbrechen?

Ach! dachte ſie bei ſich: gelänge es mir nur, ſein Kleid zu berühren: es würde mir gewiß helfen; mit dieſem Vertrauen drängt ſie ſich durch den dichten Volkshaufen, ergreift den Saum des Kleides Jeſu und fühlt ſich in dem Augenblick geſund. — Aber wie betreten war ſie, als ſich Jeſus umwendete und mit ernſter Stimme fragte: wer ihn berührt habe? — darf dich das, ſprach Petrus, der an ſeiner Seite gieng, wohl befremden im Gedränge dieſer Menſchen? Wohl, ſagte Jeſus, bemerke ich es aus dem, was dies Berühren bewirkt hat. — Da warf ſich das Weib zitternd zu ſeinen Füßen, geſtand es vor dem ganzen Volk, was ſie gethan und welche Hülfe ſie in dem Augenblick gefunden habe. Da rief ihr der Menſchenfreund tröſtend zu: ſey getroſt, meine Tochter: deinem Glauben haſt du deine Geneſung zu verdanken, gehe hin in Frieden. —

So lebhaft die Freude dieſer Geretteten war — ſo ängſtlich ſchlug das Herz des Vaters über dieſen Verzug — jeder Schritt bis zur Wohnung vermehrt ſeine Sorge um das geliebte

Kind — ach und eben kamen Boten aus ſeinem Hauſe, in deren Geſicht er ſchon die ſchreckliche Botſchaft leſen konnte, die ſie ihm brachten: deine Tochter iſt verſchieden; bemühe nun den Lehrer weiter nicht! — Jeſus aber wendete ſich zu dem erſchrocknen Vater mit den Worten: ſey du nur ohne Furcht; faſſe Vertrauen; ſie wird geneſen! Er gebot darauf der Menge der Neugierigen ſich zu entfernen, ſelbſt von ſeinen Jüngern nahm er nur dreye, den Petrus, Jakobus und Johannes, mit ſich und trat mit ihnen in das Haus des Jairus. Aber auch dies war ſchon mit einer Menge Menſchen angefüllt, die, nach der damaligen Sitte, durch lautes Geheul, Wehklagen und Trauermuſik den Todesfall in dieſem ſo angeſehenen Hauſe beklagten. Mit ernſtem Geſicht bemühte ſich Jeſus, dies Getümmel von gedungnen Leidtragenden durch den Zuruf zu entfernen: weichet! denn das Mädchen iſt nicht todt, ſondern es ſchläft. Aber ſie verlachten ihn. Erſt nachdem Jeſus die Ruhe im Hauſe hergeſtellt hatte, begab er ſich mit ſeinen wenigen Begleitern und den Eltern des Kindes in das Zimmer, wo das zwölfjährige Mädchen auf dem Sterbebette lag. Das mit Todesbläſſe bedeckte Geſicht der ſo Frühverblühten, das jetzt von den Thränen tiefgebeugter Eltern benetzt wurde, rührte den theilnehmenden Menſchenfreund; er ergriff die kalte Hand des Kindes und rief mit ſanfter Stimme: „Mädchen! erwache!“ — Sogleich erhob ſich die Bruſt vom neuen Lebenshauch, das Mädchen öffnete die Augen, richtete ſich vom Lager auf und gieng an der Hand ihres Erretters in die Umarmung ihrer erfreuten Eltern; um dieſe zu überzeugen, daß ihre Tochter außer aller Gefahr ſey, befahl Jeſus, ihr ſogleich einige ſtärkende Nahrungsmittel zu reichen; gebot aber zugleich, daß ſie kein zu großes Geräuſch von dem, was geſchehen ſey, machen ſollten.

Aber ungeachtet dieſes Verbots verbreitete ſich der Ruf von den ſo wohlthätigen Handlungen Jeſu immer weiter in der dortigen Gegend, und zog immer mehrere Menſchen bei, die Hülfe bei ihm ſuchten und fanden. Wie oft wurde dadurch der Unterricht unterbrochen, den er ſeinen Jüngern und dem Volke ſo gern ertheilen wollte; wie oft wurde er genöthigt, den Ort ſeines Aufenthalts zu verändern! Bei ſeinen jetzigen Wanderungen hatte auch Nazareth wieder das Glück, ihn in ſeiner Mitte zu ſehen. Jeſus hielt zwar auch diesmal an einem Sabbath einen Vortrag in der dortigen Synagoge; erregte allgemeine Bewunderung über ſeine außerordentliche Weisheit; hatte aber gleichwohl das alte Vorurtheil wider ſich, daß er aus der Zimmermannsfamilie abſtamme, und ſeine Verwandten eben nicht zu den Angeſehenſten der Stadt gehörten. Er verließ daher ſeine Mutterſtadt bald wieder und durchzog die umliegende Gegend, wo ſeine Lehre mit mehr Beifall aufgenommen wurde.

Hier fand er ſo oft Gelegenheit, es mit Bedauren zu bemerken, welch ein Bedürfniß für die Menſchen eine beßre Religionskenntniß ſey, wie weit ſie noch in dieſer Erkenntniß zurück wären, und wie viel noch zu ihrer Erleuchtung geſchehen müſſe. „Die Erndte iſt groß, ſprach er zu ſeinen Jüngern, und wenig ſind der Arbeiter; bittet den Herrn der Erndte, daß er Arbeiter in dieſes große Feld ſende.“ — Dann nahm er ſeine zwölf Jünger beſonders, um ſie nunmehr zu ihrer künftigen Beſtimmung vorzubereiten. Von jetzt an ſollten ſie ſich Paarweiſe in dem jüdiſchen Lande vertheilen, da die Lehre des neuen meſſianiſchen Reichs bekannt machen, wobei er ihnen zugleich die Macht ertheilte, Krankheiten jeder Art zu heilen, um ſich dadurch als ſeine Geſandte zu legitimiren. Dabei ſollten ſie ſich aber ja keine eigne Vortheile zu machen ſuchen, ſondern dieſe Wohlthaten den Kranken unentgeldlich erweiſen, ſo wie auch ſie die Kräfte dazu umſonſt empfangen hätten. Ohne ſich mit vielem Reiſegepäck oder Geld oder Gewehr zu verſehen, könnten ſie ſicher darauf rechnen, daß ſie überall ihren Unterhalt finden würden; denn ein Arbeiter ſey ſeines Lohnes werth. Auch werde es ihnen nicht an guter Aufnahme fehlen; an jedem Ort, wohin ſie kommen würden, ſollten ſie ſich nur nach ſolchen Perſonen umthun, die in dem Rufe der Gaſtfreundſchaft ſtänden, in deren Wohnungen ſie mit dem Gruß des Friedens eintreten, und die ſie, wenn ſie eine gute Aufnahme fänden, nicht gleich wieder mit andern vertauſchen ſollten. Aufdringen ſollten ſie ſich und ihre Lehre Niemanden.

Würden ſie in einer Stadt oder in einem Hauſe unhöflich abgewieſen: ſo ſollten ſie daſſelbe, als des Seegens unwürdig, den ſie ihm ertheilen würden, ſtillſchweigend verlaſſen, und blos zum Zeichen deſſen den Staub von ihren Füßen ſchütteln. Zugleich machte Jeſus ſeine Geſandten auf die Gefahren aufmerkſam, denen ſie ſich bei ihrem Geſchäft ausſetzen, auf die Beſchwerden, denen ſie ſich dabei unterziehen müßten. „Siehe, ſagte er, ich ſende euch wie Schaafe mitten unter die Wölfe. Ihr habt es mit Menſchen zu thun, die Argliſt mit Gewalt verbinden, um euch entgegen zu arbeiten. Vor ihnen müßt ihr euch am meiſten vorſehen. Seyd daher klug, wie die Schlangen, aber ohne Falſch, wie die Tauben. Sie werden euch vor ihre Gerichtshöfe und Synagogen führen und euch mit Ruthen hauen; ſie werden euch der weltlichen Obrigkeit überliefern, und meiner Lehre wegen vor die Machthaber und Könige ſtellen — aber laſſet euch dadurch nicht außer Faſſung ſetzen; ſeyd nicht verlegen, wie und auf welche Art ihr euch vertheidigen wollt; in der Stunde, da ihrs bedürfet, wird es euch gegeben werden, was ihr ſagen ſollt; denn ihr ſeyd es nicht, die da reden, ſondern der Geiſt eures Vaters iſt's, der durch euch redet. Der Haß, mit dem man mich verfolgt, wird freylich auch euch treffen; darf euch dies befremden? Könnt ihr euch ein beßres Schickſal als das eures Herrn und Lehrers verſprechen? Wenn ſie den Hausherrn einen vom Teufel Beſeſſenen ſchalten: werden die Hausgenoſſen ungeſcholten bleiben? Aber bleibt dabei getroſt, haltet ſtandhaft aus; wer bis ans Ende aushält, der wird ſeelig. Laſſet euch nicht durch Menſchenfurcht im Bekenntniß der Wahrheit irre machen; redet mit Freimüthigkeit und verkündiget das laut, was ich euch zeither nur im Vertrauen wie ins Ohr geſagt habe. Fürchtet euch nicht vor denen, die höchſtens nur euren Leib tödten können, aber über eure Seele keine Macht haben. Größer iſt der und mehr zu fürchten, der beydes in ſeiner Gewalt hat — und der iſt euer Vater, unter deſſen beſondrer Aufſicht ihr ſteht; Er, ohne deſſen Willen kein Sperling zur Erde fällt — der ſelbſt die Haare auf eurem Haupte zählt — ſollte der euch verlaſſen? — Getroſt alſo meine Freunde! Wer mich bekennet vor den

Menſchen, den werde ich auch bekennen vor meinem himmliſchen Vater; wer mich aber verleugnet, von dem werde auch ich vor meinem himmliſchen Vater erklären: ich kenne ihn nicht. — Wollt ihr ſtandhafte Bekenner meiner Religion werden, ſo dürfen auch ſelbſt die ſtärkſten Bande der Blutsfreundſchaft euch nicht zu ſehr feſſeln, euch von der Liebe zu mir abzuziehen. Wer Vater oder Mutter, Bruder oder Schweſter mehr liebt als mich — iſt meiner nicht werth. Es iſt eine unvermeidliche Folge, daß durch meine Religion, folglich um meinetwillen, ſelbſt Feindſchaften in Familien entſtehen, Brüder gegen Brüder, Kinder gegen ihre Eltern aufgebracht, ja einander zum Tode überantworten werden: wer denn nicht auch mit Verleugnung des Liebſten, woran ſein Herz hängt, ſelbſt mit Aufopferung ſeines Lebens, mit Uebernahme auch der ſchmerzlichſten Leiden und Beſchwerden mir nachfolgt, den kann ich nicht für den Meinigen erklären, der iſt nicht werth, mein Bekenner zu ſeyn; ſein furchtſames, ängſtliches Betragen wird ihm gerade an ſeinem wahren Glück ſchaden; er wird, was er ſo ängſtlich zu erhalten ſuchte, ſein

Leben am erſten verlieren: aber wer es um meinetwillen daran wagt, der wird's erhalten."

Mit entſchloſſenem Muthe traten die Jünger des Herrn nach dieſer erhaltenen Vollmacht und Belehrung ihr öffentliches Lehramt als ſeine Geſandten in Judäa an; indeß Er ſelbſt noch einige Zeit in Galiläa verweilte, wo ihm unter wohlthätigen Geſchäften das zweyte Jahr ſeines Lehramtes verfloß. Die Heiterkeit, die ihm auch bei den mühſamſten Geſchäften eigen blieb, wurde jedoch jetzt durch die traurige Nachricht, die er von dem Tode ſeines geliebten Freundes, Johannes des Täufers empfieng, unterbrochen. Dieſer Edle hatte die Zeit über, da Jeſus ſich in Galiläa ſo viele Anhänger erwarb, wozu er ihm den Weg durch ſeine Predigten am Jordan gebahnt hatte, in ſeiner Gefangenſchaft zu Machäron im Stillen an alle dem Theil genommen, was ſich mit dieſem Jeſus, auf den ſeine ſeeligſte Erwartung gegründet war, zutrug, und ob er gleich gehindert war, gemeinſchaftlich mit zu ſeinem groſſen Zweck zu arbeiten: ſo wirkte er doch auch in dieſem engern Kreiſe ſo viel er vermochte und behauptete ſich durch ſein edles Verhalten in der erhabenen Würde eines Lehrers des neuen Meſſias-Reiches, wodurch er ſelbſt dem Fürſten des Landes Hochachtung gegen ſeine Perſon, als einen ſo frommen, heiligen Mann, einflößte, ſo daß derſelbe der allgemeinen Meinung des Volks Beifall gab, welches ihn für einen Propheten hielt, ſich zuweilen mit ihm unterredete und bei gewiſſen Verlegenheiten zu Rathe zog. Gern hätte er ihn wieder auf freien Fuß geſetzt, wenn nicht ſeine Gemahlin ſich dagegen geſetzt hätte. Dieſes rachſüchtige Weib hielt ſich durch ſeine freimüthige Aeußerung über die Unrechtmäßigkeit ihrer Verbindung mit dem Könige zu ſehr beleidiget, ihre Rache konnte nicht anders als durch das Blut dieſes Mannes, der, ihrer Meinung nach, ihr auch ſelbſt im Kerker noch gefährlich werden könnte, geſtillt werden; und längſt ſchon wartete ſie auf eine Gelegenheit; ihren Blutdurſt zu befriedigen und dieſen läſtigen Sittenrichter auf immer zum Schweigen zu bringen. Dieſe fand ſie an einem Gaſtmahl, das eben Herodes Antipas zur Feyer ſeines Geburtsfeſtes den Groſſen ſeines Reichs gab, und bei dem er alles auf bot, ſich in der ſcheinbaren Größe von Herrlichkeit zu zeigen. Die ſchlaue Fürſtin benutzte den Augenblick, wo ihr Gemahl ſchwelgend in ſinnlichen Genüſſen jedes ernſten Gedanken und einer ruhigen Ueberlegung unfähig war, und ließ ihre Tochter, die ſie von ihrem vorigen rechtmäßigen Gemahl hatte, bei Tafel erſcheinen. Die Reize dieſes ſchönen Mädchen, Salome, zogen ſchon aller Augen auf ſich, was aber ihre Reize noch mehr hob, war die geſchickte mimiſche Bewegung, mit der ſie, nach griechiſcher Sitte, ein Schauſpiel im Tanze aufführte. Der allgemeine Beifall, den ihr die ganze Tiſchgeſellſchaft ertheilte, war beſonders dem fürſtlichen Gaſtgeber ſo ſchmeichelhaft, daß er ſogleich die junge Prinzeſſin an ſeine Seite zog, und um ihr ſeine Erkenntlichkeit für dieſe ihm gemachte Freude zu bezeugen, die Willfahrung jeder Bitte, die ſie an ihn thun würde, verſicherte. Wahrſcheinlich gehörte es mit in die gelernte Rolle, daß Salome ſich anfangs weigerte, eine Bitte zu thun, um das Verſprechen deſto feierlicher zu machen, und daß ſie die Erlaubniß erbat, ſich deshalb mit ihrer Mutter beſprechen zu dürfen. Es wurde ihr zugeſtanden:

der bethörte König nahm die ganze Geſellſchaft zu Zeuge und ſicherte ihr durch einen Eid zu: er werde ſein Verſprechen gewiß erfüllen, ſollte es ihm auch die Hälfte ſeines Reichs koſten. Es bedurfte nur wenige Augenblicke der Unterredung mit der ſchon vorbereiteten Mutter, und ſogleich kehrte ſie mit der Bitte an den König zurück: „gieb mir das Haupt Johannes des Täufers als Schaugericht auf einer Schüſſel!“ Der Fürſt gerieth über dieſe Bitte in Beſtürzung; ſie enthielt keine Anforderung an ſeine Schätze, ſondern an ſein Herz — aber anſtatt dieſes zu Rathe zu ziehen, richtete er vielmehr ſeinen Blick auf die Geſellſchaft, glaubte ſich in ihren Augen zu erniedrigen, wenn er ſein Wort zurücknehmen ſollte, wähnte durch ſeinen Eid zu einer Schandthat verbunden zu ſeyn und befahl, den Willen der Bittenden zu vollziehen. — So ſank das Haupt des Ehrwürdigen, des Freundes der Wahrheit und Rechtſchaffenheit unter dem Schwerdte des Henkers, wurde da auf einer Schüſſel der Fürſtentochter überreicht, die mit eignen Händen dieſen blutigen Preiß ihres Tanzes ihrer Mutter zum Opfer der weiblichen Rachſucht darbrachte. —

Wie erſtaunten die Schüler des göttlichen Mannes, als ſie den Hochverehrten im Kerker entſeelt fanden! Es wurde ihnen leicht, vom Herodes die Erlaubniß zu ſeiner Beerdigung zu erhalten; mit Thränen dankbarer Liebe brachten ſie den Leichnam zu Grabe, und eilten zu Jeſu, um ihm dieſe traurige Nachricht zu überbringen.

Jeſus weyhte dem Andenken ſeines Freundes bei dieſer Nachricht ſeines Todes die Thränen der innigſten Rührung, und nahm ſeine nachgelaſſenen Jünger unter ſeine Freunde auf. Bald nachher kehrten nach und nach ſeine Apoſtel von ihrer erſten Geſandtſchaftsreiſe zurück, und brachten ihm die angenehmſten Nachrichten von dem glücklichen Erfolg dieſes ihres erſten Verſuchs in Verkündigung ſeiner Lehre und der Thaten, die ſie in ſeinem Namen verrichtet hatten. Die Aufmerkſamkeit der Nation wurde jetzt immermehr auf die erhabne Perſon dieſes außerordentlichen Lehrers hingerichtet; man ſprach allgemein von ſeinen bewunderungswürdigen Thaten; ſelbſt am Hofe des Fürſten von Galiläa erregten ſie Theilnahme, und Herodes, der ſich zuvor

vor wenig um ihn bekümmert hatte, gerieth auf den Gedanken: Johannes, den er vor kurzem habe hinrichten laſſen, ſey vielleicht wieder vom Todte erſtanden, und zitterte bei dem Wunſche, ihn zu ſehen *).

Jetzt nahete die Zeit wieder, wo ſich die Juden auch aus den entfernteſten Provinzen zur Reiſe auf das bevorſtehende Oſterfeſt nach Jeruſalem anſchickten. Alle Straßen waren mit Karavanen bedeckt; vorzüglich war die Gegend um den See von Genezareth mit einer Menge Menſchen angefüllt, die den großen Propheten Jeſus hier perſönlich kennen zu lernen wünſchten. So ſehr ſich auch Jeſus der neugierigen Menge zu entziehen ſuchte: ſo ließ er jedoch die Gelegenheit

nicht

---

*) Dieſe ängſtliche Verſtellung in dem Gemüthe des Herodes Antipas war nicht die einzige Folge ſeiner Verſtandesverwirrung und ſeines böſen Gewiſſens, ſondern bald nachher brach der Krieg zwiſchen ihm und dem Vater ſeiner verſtoßnen Gemahlin, dem Könige in Arabien, Aretas, aus, wo er eine große Niederlage erlitt und ſein ganzes Heer verlohr — welches Unglück die Juden ſelbſt für eine gerechte Strafe des Himmels für den an dem unſchuldigen Johannes begangenen Mord erklärten.

nicht unbenutzt, ſich ihnen zuweilen als Lehrer und Wohlthäter zu zeigen, die Kranken geſund zu machen, und Worte der Belehrung und des Troſtes zu den Seelen derer zu ſprechen, die ein aufrichtiges Verlangen darnach äußerten. Dieſem ſo ſeeligen Geſchäfte hatte er auch diesmal den größten Theil eines Tages gewidmet; die Verſammlung befand ſich im freien Felde am Abhange eines Berges in einem Wieſengrunde. Der Abend brach ſchon an; die Jünger machten ihren Herrn aufmerkſam: es ſey jetzt hohe Zeit, das Volk zu entlaſſen, wenn es noch vor Sonnenuntergang Herberge und Speiſe finden wollte. „Sorgt ihr doch dafür, ſagte Jeſus zu dem ihm zunächſt ſtehenden Jünger Philippus, daß ſie zu eſſen bekommen.“

Wir? — erwiederte dieſer, und wenn wir für zweyhundert Denare Brod ſchaffen könnten, ſo reichte das doch nicht zur Sättigung ſo Vieler hin.

Jeſus. Wie viel habt ihr Brod?

Andreas. Hier, dieſer Knabe trägt unſern ganzen Vorrath, fünf Brode und zwey Fiſche. Aber was iſt das unter ſo Viele?

Jeſus. Treffet nur Anſtalt, daß ſich das Volk lagert.

Dies geſchah ſogleich. Der Abend war ſo heiter, die Gegend umher von der untergehenden Sonne beleuchtet — der Saum des Gebirgs mit duftenden Gras bewachſen; da lagerten ſie ſich Reihenweiſe und bereiteten ſich zum Abendeſſen im Freien.

Jeſus ließ ſich den kleinen Vorrath vortragen; mit zum Himmel gerichtetem Blick und aufgehobenen Händen ſprach er ein Dankgebet zu dem, der alles, was lebet, mit Wohlgefallen ſättiget; brach dann die Brode in Stücken, und ließ ſie nebſt den Fiſchen durch ſeine Jünger unter die Gäſte vertheilen. — Nachdem ſie alle geſättigt waren, befahl Jeſus ſeinen Jüngern, die Ueberbleibſel zu ſammeln und ſie nicht umkommen zu laſſen. Und ſie füllten zwölf Körbe mit den

Brocken, ohngeachtet die Zahl derer, die gegeſſen hatten, Weiber und Kinder ungerechnet, ſich beinahe auf fünftauſend belief *). —

Die Verwunderung des Volks über dieſen Auftritt ſtieg zum Erſtaunen; warlich! rief einer dem andern zu, das iſt der Prophet, der in die Welt kommen ſoll! Jeſus, der dieſe Bewegung unter dem Volke merkte, befahl ſogleich ſeinen Jüngern, ſich zu Schiffe zu begeben und längs dem Ufer nach Kapernaum zu ſegeln, wohin er ihnen vom Lande aus, ſobald er das Volk entlaſſen habe, nachfolgen wolle. Da aber das Volk ſich immer enger zuſammenzog und ganz damit umgieng, ihn zum König auszurufen, entfernte ſich Jeſus und beſtieg allein den naheliegenden Berg, wo er bis tief in die Nacht ſich im Gebet mit ſeinem himmliſchen Vater unterhielt. — Seine Jünger hatten indeß mit dem Schiffe bei Kapernaum angelegt und warteten

---

*) Eine ähnliche Speiſung verrichtete Jeſus bei ſeiner Zurückkehr vom Oſterfeſte in einer der Gegenden am See Genezareth, Dalmanutha gegenüber.

eine Zeitlang vergebens auf ſeine Ankunft; jetzt trieb ſie ein heftiger Wind wohl auf dreißig Stadien wieder in See; während ſie ſich anſtrengten, um wieder ans Land zu kommen, bemerkten ſie in der Morgendämmerung eine menſchliche Geſtalt ſich über dem Waſſer bewegen und dem Schiff nähern. Alle geriethen darüber in Beſtürzung und ſchrieen laut über die Erſcheinung; da rief ihnen die bekannte Stimme Jeſu zu: „Erſchrecket nicht! Ich bins!“ — Herr! biſt du es, rief der Beherzteſte unter ihnen, Petrus: ſo heiß mich auf dem Waſſer zu dir kommen! „Komm!“ rief ihm der Herr: und augenblicklich ſtieg Petrus aus dem Schiff, um ihm entgegen zu eilen; aber ein neuer heftiger Windſtoß brach ſeinen Muth — ſchon glaubte er unterzuſinken: Herr! rief er, hilf mir! Sogleich reichte ihm Jeſus die Hand mit den Worten: „Du Schwachglaubiger! immer noch ſo zweifelhaft?“ — beſtieg dann mit ihm das Schiff — der Sturm legte ſich, und über alle Erwartung ſchnell befanden ſie ſich am Geſtade Kapernaums.

Auch hier wurde er von dem Volke, das jetzt ganz für ihn eingenommen war, aufgeſucht und aufgefordert, nur noch durch ein Wunder ſich als den Meſſias zu erklären, worauf ſie ihn ſogleich als ihren König huldigen würden. Jeſus, um den Volkshaufen zu trennen, trat in in eine Synagoge ein, und hier im Kreiſe Einiger erklärte er ſich beſtimmt über die Abſicht ſeiner eigentlichen Sendung vom Himmel, und wie ſehr ſie ſich irrten, wenn ſie in ſeiner Perſon einen irdiſchen Erretter, oder einen Befreier von der Art wie Moſes geweſen ſey, erwarteten, worin ſie vielleicht durch die geſtrige Abendmahlzeit wären beſtärkt worden. Nicht ſolches Brod, wie ihre Väter in der Wüſte gegeſſen hätten, dürften ſie von ihm erwarten, das zur Sättigung und Stärkung ihres Körpers gereiche: er ſey das Brod des Lebens, das dem, der es genieße, zum geiſtigen Leben ſtärke; ihn ſelbſt und ſeine Lehre müßten ſie aufnehmen, dies ſey der Wille des Vaters, der ihn geſandt habe, daß wer ihn als den Sohn Gottes erkenne und an ihn glaube, das ewige Leben habe, durch ihn in einen glücklichern Zuſtand verſetzt werde. Nicht allen ſey es gegeben, dieſen geiſtigen Sinn ſeiner Rede zu faſſen; nur die von Gott begünſtigten würden ihn verſtehen und erkennen, daß nur in der nähern Vereinigung mit ihm das wahre Leben ſey. — Für Menſchen, deren Phantaſie ſich noch kurz zuvor mit den lieblichſten Bildern einer neuen Staatsverfaſſung und eines weltlichen Meſſiasreichs beſchäftigt hatte, war dieſe ernſte Unterhaltung Jeſu zu trocken, zu hart; nach und nach verlohren ſie ſich von ihm; ja ſogar Viele von denen, die ſich bisher für ſeine Schüler erklärt hatten, verließen ihn bei dieſer Gelegenheit und zerſtreuten ſich unter den Haufen derer, die ſich in ihren irdiſchen Erwartungen getäuſcht hatten. Als ſich Jeſus wieder im engern Kreiſe der Zwölfe befand, fragte er dieſe: „Wollt ihr etwa auch weggehen?“ — Petrus nahm das Wort und ſagte: Herr! zu wem ſollten wir gehen? du haſt Worte des ewigen Lebens! Wir ſind feſt überzeugt und erkennen es immermehr, daß du Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes, biſt! Jeſus ſah mit bedenklichem Blick in ihrem Kreis umher — „nur zwölf Erwählte — und ſelbſt unter dieſen wenigen ein Verräther!“

Es gehörte eine ungewöhnliche Größe der Seele dazu, um bei den ſo äußerſt beſchränkten Einſichten des gemeinen Volks und dem beſtändigen Entgegenſtreben derer, die als die Führer deſſelben von Eigennutz und Vorurtheilen ſo geblendet waren, dennoch unaufgehalten den Plan der moraliſchen Beſſerung und Beglückung der Menſchen auch bei den gröſten Schwierigkeiten zu verfolgen, und ſelbſt den langſamen, aber deſto ſicherer zum Ziel führenden Gang durch keinen übereilten Schritt zu unterbrechen. So unwiderleglich die Beweiſe waren, die Jeſus durch ſeine außerordentlichen Thaten dem Volke von ſeiner höhern göttlichen Sendung gegeben hatte, ſo waren ſie dieſem doch nicht befriedigend; gieb uns ein Zeichen vom Himmel! war mehrmals die Anforderung der Wunderſüchtigen an ihn — eine Forderung, die dem Herzen des Weiſeſten um deſto empfindlicher ſeyn mußte, der die menſchlichen Gemüther nicht mit Gewalt, nicht durch auffallende, dem Verſtande vorgreifende Erſcheinungen für ſeine Lehre gewinnen, ſondern ſie durch die innere Kraft der Wahrheit zu überzeugen ſuchte, und es ſelbſt für ein Merkmal eines entarteten Sinns erklärte, daß die Menſchen ſeiner Zeit nur Zeichen und Wunder zu ſehen wünſchten, dagegen aber ſo wenig Sinn für das Wahre und Göttliche ſeiner Lehre hätten; da doch nur eine genauere Kenntniß und Befolgung derſelben das ſicherſte Mittel ſey, ſich von dem göttlichen Urſprung derſelben zu überzeugen.

Der Aufenthalt Jeſu zu Jeruſalem bei der diesmaligen Oſterfeier war von kurzer Dauer; die geheimen Pläne, die hier ſeine Feinde entwarfen, um den verhaßten Nazaräer auf die Seite zu ſchaffen, entgiengen ſeinem Scharfblick nicht; aber noch war der Zeitpunkt nicht da, wo er von dieſem irdiſchen Schauplatz abtreten ſollte; er entfernte ſich daher von dieſem geräuſchvollen Orte, gieng an der Grenze des jüdiſchen Landes in die Gegend von Sidon und Tyrus, verrichtete auch auf dieſer Wanderung mehrere wohlthätige Handlungen, erfüllte unter andern auch die Bitte eines Kananäiſchen Weibes, welches ihn um Hülfe für ihre kranke Tochter anrief, gab mehreren Blinden ihr Geſicht und den Tauben das Gehör wieder, und kehrte ſo mit dem allgemeinen Rufe eines ausgezeichneten Wohlthäters wieder nach Galiläa zurück, wo er, nach einer nochmaligen Speiſung mehrerer tauſend Perſonen, die ihm nachgefolgt waren, ſich wieder genöthigt ſahe, um ihrer Zudringlichkeit auszuweichen, über den See Tiberias zu ſetzen und in der Landſchaft Peräa, die zum Gebiete des Tetrarchen Philippus gehörte, einen ruhigern Aufenthalt mit ſeinen Jüngern zu ſuchen.

Hier auf dem Wege nach Cäſarea genoß Jeſus das Vergnügen, ſich ſo recht ungeſtört mit ſeinen geliebten Jüngern unterhalten zu können; hier befand er ſich nicht im Kreiſe einer neugierigen Volksmenge, unter der ſich nicht ſelten heimliche Feinde und Auflaurer befanden, die jeden ſeiner Schritte beobachteten; ſondern umringt von Wenigen, die er zu ſeinen Vertrauten erwählt hatte. Dieſe ruhigen Augenblicke benutzte Jeſus theils um ſich mit ihnen durchs Gebet im Vertrauen zu Gott zu ſtärken, theils um ihren Verſtand aufzuklären und ihre Begriffe und Erwartungen, die ſie von ſeiner Perſon faßten, zu berichtigen. In dieſer Abſicht that er hier

die

die Frage an ſie: „wer,“ ſagen die Leute, daß des Menſchenſohn ſey?“ — Die Jünger erklärten, daß darüber die Meinungen der Menſchen ſehr verſchieden wären; einige hielten ihn für den Johannes den Täufer, andre für den Elias oder für ſonſt einen der Propheten, der wieder von den Todten auferſtanden ſey. „Und wer ſagt denn ihr, daß ich ſey?“ war nun die zweyte Frage Jeſu an ſeine Jünger. Mit einer Lebhaftigkeit, die die Frucht ſeiner innigſten Ueberzeugung war, erklärte ſogleich Petrus: Du biſt Chriſtus, des lebendigen Gottes Sohn! „Seelig biſt du, erwiederte der Herr, Simon, Jonas Sohn! Dieſe Ueberzeugung iſt nicht dein Werk, ſondern eine Wirkung Gottes, meines Vaters im Himmel, in deiner Seele! Petrus! ſey, was dieſer Name ſagt, ein Fels! Auf dieſem Grunde einer feſten Ueberzeugung ſteht, dem Fels gleich, meine Gemeinde, und alle Macht der Hölle wird ſie nicht überwältigen! Als meinem Bevollmächtigten vertraue ich dir die Gewalt an, die Menſchen, je nachdem ſie es würdig ſind, in die Gemeinſchaft meines Reichs aufzunehmen oder davon auszuſchließen. Was du auf Erden binden oder löſen wirſt, ſey auch im Himmel beſtätigt *)“.

Obgleich dies Bekenntniß, welches Petrus hier im Namen Aller ablegte, ein Beweiß ihrer Ueberzeugung von der höhern Würde ihres Herrn war: ſo waren doch ihre Begriffe, die ſie ſich von ihm als den Meſſias machten, noch nicht ſo ganz rein, beſtimmt und deutlich; noch weniger konnten es jetzt diejenigen faſſen, die noch nicht in dieſes Geheimniß ſo recht eingeweiht waren; Jeſus gebot daher ſeinen Jüngern, dieſes Bekenntniß noch vor dem Volk zurückzuhalten, bis ſie erſt ſelbſt noch mehr Aufſchluß und Einſicht in dieſer Wahrheit erhalten hätten; benutzte aber auch ſogleich dieſe Gelegenheit, ihnen einen Wink zu geben, welche Erwartungen ſie von ihm, als dem Erlöſer der Menſchen, faſſen, und wie ſie alle Anſprüche auf zeitliches Glück dabei aufgeben müßten. „Wiſſet, ſprach er, des Menſchenſohn muß Viel leiden. Dort in Jeruſalem, wohin er geht,

---

*) Gleiche Vollmacht ertheilte Jeſus nach ſeiner Auferſtehung auch den übrigen Apoſteln.

geht, wird er von den Vorgeſetzten der Nation, den Hohenprieſtern und Schriftgelehrten, verworfen und getödtet werden — aber auch nach drey Tagen wieder auferſtehen.“

Wie widerſprechend war dieſe Erklärung Jeſu der Erwartung ſeiner Jünger — wie auffallend beſonders dem Petrus. Mit einer Lebhaftigkeit, die ſelbſt ſeine Hände in Bewegung ſetzte, zog er Jeſum mit dem Ausruf zurück: „ums Himmelswillen! Herr! das widerfahre dir nicht!“ Mit ernſtem Blick ſahe ihn Jeſus an: „Weg von mir, Verführer! Willſt du mir auch Hinderniſſe in den Weg legen? Wie wenig vermagſt du noch, als Menſch, das Göttliche zu faſſen. — Tretet näher, meine Geliebten! rief er darauf in den Kreis ſeiner Jünger, und höret, was ich euch ſage! Will mir jemand nachfolgen: der verleugne ſich ſelbſt, der thue Verzicht auf irdiſches Glück, halte ſich mit jedem Tage auf Leiden gefaßt und wandle mir nach. Wer ſein Leben ängſtlich zu erhalten ſucht, der wirds verlieren; wer es aber für mich und mein Evangelium daran wagt, der wirds erhalten. Was hälf es dem Menſchen, wenn er auch die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an ſeiner Seele? Was könnte er geben, um ſeine Seele zu löſen? Wer unter dem jetzigen verdorbenen und ausgearteten Menſchengeſchlecht ſich Meiner und meiner Lehre ſchämt — des wird ſich des Menſchenſohn auch ſchämen, wenn er in ſeiner Herrlichkeit kommen wird. Und ich ſage euch — der Zeitpunkt iſt nahe; einige von euch werden es noch erleben, des Menſchenſohn in ſeinem Reiche auf Erden verherrlicht zu ſehen.“

Unter ſolchen Unterhaltungen brachte Jeſus mehrere Tage in ungeſtörtem Umgange mit ſeinen Jüngern in der jenſeitigen Gegend des Jordans, die zum Gebiete des Fürſten Philippus gehörte, zu. Die heitern Ausſichten, die glänzenden Vortheile, die ſie ſich anfangs von dem Meſſiasreiche verſprochen hatten, verſchwanden auf einige Zeit vor ihren Augen; die lieblichen Träume von einem gebilderem Glück zerfloſſen in traurige Ahndung bevorſtehender Leiden, und oft ruhte ihr kummervoller Blick auf Jeſu, den ſie ſo innig liebten und deſſen Schickſal ihnen ſo unerklärlich ſchien.

Sollte Er, der Geliebte Gottes, ſo wenig vor andern Menſchen ausgezeichnet ſeyn, ſo wenig von Gott geachtet werden, daß Er nur zu leiden auf Erden beſtimmt wäre? — Unter ſolchen Betrachtungen näherten ſie ſich dem Fuße eines hohen Bergs ohnweit dem See Tiberias. Da nahm Jeſus dreye von ſeinen Jüngern, den Petrus, Jakobus und Johannes, beſonders zu ſich und beſtieg mit ihnen den Berg. Hier auf der Spitze deſſelben, als Jeſus ſein Geſicht betend zum Himmel erhob, bemerkten ſie auf einmal eine außerordentliche Veränderung an ihm. Seine ganze Geſtalt war verklärt, ſein Geſicht leuchtete wie die Sonne, ſein Gewand floß in blendender Weiße von den Schultern bis zum Füßen herab. Gleich den Träumenden trauten die Jünger ihren eignen Augen nicht; ihr Erſtaunen ſtieg noch höher, als zwey menſchliche Geſtalten von herrlichem Anſehen erſchienen und ſich mit Jeſu über den Ausgang ſeines Schickſals in Jeruſalem unterhielten, die, wie ſie aus ihren Reden ſchloſſen, Moſes und Elias waren. Ihre Sinne waren bei dieſem Auftritt ganz betäubt; gleichwohl verbreitete ſich ein ihnen unerklärbares Wohlgefühl über ihr ganzes Weſen; dem Erwachenden gleich ſuchten ſie Worte, um ihre Empfindungen auszudrücken, konnten aber keine finden; nur Petrus brach, ohne ſelbſt zu wiſſen, was er ſagte, in die Worte aus: „Herr! hier iſt gut ſeyn! laß uns hier drey Hütten bauen, für dich und Moſes und Elias!“ Während er dies ſagte, hüllte eine Wolke, dieſe in ihr Lichtgewand ein und eine Stimme ertönte aus derſelben: „Das iſt mein geliebter Sohn, auf dem mein Wohlgefallen ruht; ihn ſollt ihr hören!“ — da ſtürzten die Jünger voll Ehrfurcht zur Erde nieder, wagten es nicht, ihre Augen aufzuſchlagen, bis Jeſus ihnen freundlich die Hände reichte und ſie mit den Worten aufrichtete: ſtehet auf und fürchtet euch nicht. — Beim Herabſteigen vom Berge unterhielten ſie ſich noch mit Jeſu über dieſe herrliche Erſcheinung, empfiengen aber zugleich den Befehl von ihm: niemanden eher etwas davon zu ſagen, bis er würde von den Todten auferſtanden ſeyn.

So wurden die Jünger Jeſu zwar immer mehr von der erhabnen Würde ihres Herrn überzeugt: aber durch ſeine öftern Hindeutungen auf ſeinen bevorſtehenden Tod dennoch in banger Beſorgniß erhalten; dies Helldunkel ihrer Erkenntniß ſollte erſt nach der Auferſtehung Jeſu völlig erleuchtet werden; doch bis jetzt konnten ſie auch dieſe ſich nicht erklären. Noch immer ſchmeichelten ſie ſich heimlich mit der Vorſtellung, daß ſie in dem Reiche ihres Herrn ſehr ausgezeichnete irdiſche Vorzüge haben würden, und öfters, wenn ſie ſich auf ihren Wanderungen von den Augen ihres Lehrers unbemerkt glaubten, war dies der Gegenſtand ihrer Unterhaltung: wer wohl unter ihnen der Angeſehenſte und Größte in dem Meſſiasreiche ſeyn würde? Jeſus, der auch ihre geheimſten Gedanken kannte, fragte ſie daher einſt, als ſie eben dieſen Rangſtreit unter ſich geführet hatten: was ſie denn unter ſich abgehandelt hätten? Da ſie ſich ſchämten, es zu geſtehen, rief er ein Kind zu ſich, das ſich eben in ſeiner Nähe befand, nahm es auf ſeine Arme, küßte es und ſtellte es dann in ihre Mitte mit den Worten: „warlich! ich ſage euch, wenn ihr nicht eure Geſinnungen ändert — nicht werdet wie die Kinder: ſo ſeyd ihr nicht geſchickt zum Reiche Gottes! ſo anſpruchlos, ſo kindlich geſinnt, wie dieſe

ſie

ſer Kleine, muß der ſeyn, der der Erſte in meinem Reiche ſeyn will; er muß der Geringſte — ja der Diener der Andern ſeyn. — Wer ein Kind dieſer Art aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf; die Seele auch des Geringſten von denen, die an mich glauben, auch nur eines Kindes, retten, heißt in meinem Namen handeln; wer aber auch nur den Geringſten ärgert oder Urſache an ſeinem Verderben wird — dem wäre beſſer, er würde auf immer aus der menſchlichen Geſellſchaft vertilgt. Nichts iſt dem Menſchengeſchlecht nachtheiliger, als Verführung, als Veranlaſſung zur Sünde! und wie gemein, wie unvermeidlich iſt ſie — aber wehe dem, der dieſe Veranlaſſung giebt! lieber ſollte ſich der Menſch die äußerſte Gewalt anthun, eher ſich der ſchmerzlichſten Aufopferung unterziehen, ſollte es ihm auch Hand oder Fuß oder Auge koſten — ehe er ſich oder Andern ein Aergerniß giebt und an der Seele ſchadet. Beſſer für ihn, er gehe als Krüppel am Körper ins ewige Leben, als mit dem Brandmahl im Gewiſſen ins hölliſche Feuer, wo der nagende Wurm nie ſterben, das peinigende Feuer nie auslöſchen wird! Noch einmal, auch die Seele des Geringſten, des Kindes, ſey euch heilig! Höhere Geiſter am Thron Gottes wachen über ſie — und ſelbſt des Menſchenſohn iſt gekommen, der Menſchen Seelen zu erretten.“

An dieſen Unterricht knüpfte Jeſus noch mehrere heilſame Belehrungen an, als: wie wichtig es ſey, auch nur einen Verirrten von dem Wege des Verderbens wieder zur Tugend zurückzuführen; welche Behutſamkeit und Nachſicht man gegen Fehlende beweiſen und ſelbſt Beleidigern verzeihen müſſe; wobei er ſich beſonders ſo paſſender Gleichniſſe und Erzählungen aus dem gemeinen Menſchenleben bediente, die einen deſto bleibendern Eindruck auf das Gemüth ſeiner Zuhörer machen *).

Von dieſer Zeit an werden die Nachſtellungen der Feinde Jeſu, ihre mörderiſchen Anſchläge auf

---

*) Dieſe Gleichnißreden Jeſu machen einen ſehr wichtigen Theil in den Nachrichten der Evangeliſten aus; allein ſie mit in dieſe Geſchichte ſeines Lebens einzuweben verſtattete der Zweck dieſes Entwurfs nicht.

auf ſein Leben, immer gefährlicher. Nicht nur bei ihren geheimen Verſammlungen verabredeten die Phariſäer ſeinen Untergang, ſondern ſchickten auch in alle Gegenden des Landes ihre Abgeordnete, die den Auftrag hatten, ſich bei ſchicklicher Gelegenheit ſeiner Perſon zu bemächtigen. In der Nähe des Sanhedrins, des oberſten jüdiſchen Gerichtshofes in der Provinz Judäa, war der große Lehrer am meiſten dieſen Gefahren ausgeſetzt; er ließ ſich daher jetzt ſeltner in dieſer Gegend ſehen, ſondern hielt ſich mehr in Galiläa auf — aber auch hier, wo er bisher ſein wohlthätiges Geſchäft am ungeſtörteſten getrieben hatte, ſchlich ihm jetzt die Argliſt ſeiner Feinde nach; ſogar einige ſeiner mütterlichen Verwandten ließen ſich dazu mißbrauchen, um ihn der Gefahr bloszuſtellen. Es war zu Ende der Erndte, wo gewöhnlich das Lauberhüttenfeſt zu Jeruſalem bei einer großen Volksverſammlung gefeiert wurde. „Du wirſt doch, ſagten ſeine Verwandten zu ihm, bei dieſer Gelegenheit dich auch in Judäa als Wunderthäter zeigen? denn wer bemerkt ſeyn will, der handelt nicht im Verborgenen. Zeige dich doch auch auf dem größern Schauplatz!“

Jeſus gab ihnen zur Antwort: „meine Zeit iſt noch nicht da; ihr könnt zu jeder Zeit nach Jeruſalem reiſen, denn ihr habt nichts daſelbſt zu fürchten; ich aber, der ich als Lehrer der Wahrheit alle diejenigen zu Feinden habe, die die Wahrheit haſſen, ich muß den ſchicklichen Zeitpunkt abwarten.“ So ließ er ſeine Verwandten vorausgehen, verweilte noch einige Tage in Galiläa, und machte ſich erſt dann ganz in der Stille mit ſeinen Jüngern auf die Reiſe.

Der nächſte Weg nach Jeruſalem war durch Samarien; die jüdiſchen Karavanen aber vermieden *) dieſe Straße und zogen lieber an der Grenze hin, ohne dies ihnen verhaßte Land zu betreten. Jeſus mit ſeinen Jüngern ſchlug den nähern Weg ein; als er ſich dem erſten Samaritaniſchen Orte näherte, ſchickte er einige von ſeinen Jüngern dahin, um ihm und ſeinen Begleitern eine Herberge zu bereiten; die Einwohner, die ſie für Juden erkannten, die geſonnen wären, zum Feſt nach Jeruſalem zu reiſen, ver-

---

*) Aus Urſachen, die wir ſchon oben angeführt haben.

ſagten ihnen die Aufnahme, und ſelbſt der Name ihres hochgeprieſenen Lehrers vermochte nicht, ſie zu gaſtfreundſchaftlichen Geſinnungen zu bewegen. Dies beleidigende Betragen der Einwohner empörte die Jünger des Herrn ſo, daß ſelbſt Johannes und ſein Bruder Jakobus ſich mit der Bitte an Jeſum wendeten: er möchte ihnen erlauben, daß auf ihr Gebot Feuer vom Himmel fallen und die Stätte dieſer Unwürdigen verzehren möchte. Jeſus wendete ſich um, ſah ſie einige Augenblicke ſchweigend, aber mit Ernſt im Auge an; dann ſprach er: „Vergeſſet ihr euch ſo? Iſt das der Geiſt, der euch beleben ſoll? des Menſchenſohn iſt nicht gekommen, der Menſchen Seelen zu verderben, ſondern zu erhalten.“ — Er wählte darauf einen andern Ort zu ſeinem Aufenthalt.

Während ſich Jeſus auf dieſer Reiſe mit ſeinen Jüngern und Schülern unterhielt und noch einmal ſiebzig von ihnen zur Verkündigung ſeiner Lehre ausſandte: hatte ſich eine ungewöhnlich große Anzahl Juden in Jeruſalem zum Feſte eingefunden, in der Erwartung, daß ſie hier Jeſum antreffen würden, und einer fragte den andern: wo iſt er? oder was mag ihn abgehalten haben bei dieſem Feſte zu erſcheinen? Sehr getheilt waren indeß die Urtheile der Menſchen über ihn; einige erklärten ihn für einen ſehr menſchenfreundlichen und vorzüglichen Lehrer; andre für einen Verführer des Volks. Wohl würden ſich mehrere für die erſte Meinung erklärt haben, wenn nicht die Furcht vor den Juden ſie zurückgehalten hätte. Endlich, es war ſchon in der Mitte der feſtlichen Woche, verbreitete ſich die Nachricht in Jeruſalem: Jeſus ſey da und halte ſchon im Tempel Vorträge an das Volk. Dies belebte den Muth ſeiner Freunde und erregte die Neugierde der Volksmenge, die nun zu dem heiligen Orte hinſtrömte, wo der große Prophet mit einer ſolchen Freimüthigkeit und mit ſo tiefer Einſicht und Erfahrung von Religionswahrheiten redete, die alle um deſtomehr in Bewunderung ſetzte, da es allgemein bekannt war, daß Jeſus keine gelehrte Erziehung gehabt hatte. Bei dieſer Stimmung ſeiner Zuhörer erklärte ſich Jeſus frei und öffentlich, daß, ſo wenig er auch ſeine eigne Ehre ſuche, er doch der Wahrheit gemäß bezeugen müſſe, daß Gott ihn geſandt habe, und daß die Lehre, die er verkündige, nicht ſeine Erfindung, ſondern die Lehre aus Gott ſey; davon würde ſich ein jeder überzeugen können, der ſich nur die redliche Mühe geben werde, ſie zu befolgen. Zwar wiſſe er wohl, daß man damit umgehe, ihn als einen Uebertreter des moſaiſchen Geſetzes zu tödten: aber ſie möchten ſich hüten, blos nach dem Aeußerlichen über ihn zu urtheilen und ſich, wider das Geſetz, als falſche Richter über ihn aufzuwerfen. — Da riefen einige Stimmen aus dem Volke: Thor! wer will dich tödten? — Wohl, ſagten Andre, geht man damit um: aber niemand wagt es, Hand an ihn zu legen; ſeht, wie er ſo frei ſpricht; und niemand verbietet es ihm. Was gilts, unſre Obern ſind ſelbſt überzeugt, daß er der Meſſias iſt. — Er, der Meſſias — riefen wieder Andre, ja wenn wir nicht ſeine Abkunft wüßten! Da erhob Jeſus ſeine Stimme laut im Tempel und ſprach: „Mich kennet ihr — aber nicht den Vater, der mich geſandt hat, von dem ich bin! — Nur noch eine kleine Zeit werde ich unter euch verweilen, dann gehe ich zu ihm, der mich geſandt

hat;

hat; ſuchen werdet ihr mich dann, aber nicht finden; denn wo ich bin, könnet ihr nicht hinkommen." — Dieſe Worte gaben aufs neue der verſammelten Menge Veranlaſſung zu verſchiedenen Deutungen und Urtheilen, die theils für, theils wider ihn gerichtet waren. Die Phariſäer, die zeitig genug von dieſen Auftritten im Tempel unterrichtet waren, hatten indeß wirklich einige von ihren Dienern aus dem hohen Rathe dahin geſchickt, Jeſum gefänglich einzuziehen; aber es vergieng ein Tag nach dem andern, ohne daß ſie Gelegenheit fanden, ihren Auftrag auszuführen. Noch am letzten Tage des Feſtes, wo Jeſus ſo ganz in der Würde eines göttlichen Geſandten im Tempel auftrat und die Verſammlung zur Annehmung ſeiner Lehre unter den huldvolleſten Verſicherungen aufforderte und ein großer Theil der Anweſenden ſich für ihn erklärte: wagten ſie es nicht, Hand an ihn zu legen, ſondern waren ſelbſt ganz von ſeinem Vortrag begeiſtert. Als ſie daher unverrichteter Sache wieder in die Verſammlung des hohen Raths zurückkehrten und befragt wurden, warum ſie Jeſum nicht mitgebracht hätten? erklärten ſie: noch nie hätten ſie einen Menſchen von der Art ſprechen hören! So? riefen die Vorgeſetzten des Sanhedrins mit glühendem Geſicht aus, ihr habt euch alſo auch verführen laſſen? Thoren! wer von den Obern oder den Phariſäern glaubt wohl an ihn? der Pöbel nur, der die Schrift nicht verſteht, macht ſich einer ſolchen verdammungswürdigen Anhänglichkeit an ihm ſchuldig! — Dies fiel dem Nikodemus *), der eben mit in der Verſammlung war, aufs Herz; wie? ſprach er, iſt das auch nach unſerm Geſetz gehandelt, einen Menſchen zu verdammen, ehe man ihn ſelbſt gehört und ſeine Sache geprüft hat? — Wahrſcheinlich, entgegneten ihm die Phariſäer, biſt du auch ein Galiläer? Forſche doch nach: ob aus Galiläa je ein Prophet gekommen iſt? — Um weitern Streitigkeiten vorzubeugen, fand es der Vorſitzer des Sanhedrins für rathſam, die Verſammlung auseinander gehen zu laſſen.

---

*) Derſelbe, der vormals bei Nacht zu Jeſu gekommen war, um ſich von ihm belehren zu laſſen; ſ. oben S. 223.

Indeß genoß Jeſus einen ruhigen Abend nach dieſem geräuſchvollen Tage in dem ſtillen, angenehmen Thal am Oelberge, und ſtärkte ſich im vertrautern Umgang mit den Seinigen zu neuen Geſchäften. Mit Tages Anbruch begab er ſich wieder in die Stadt und in den Tempel, und bald ſahe er ſich hier wieder von einem Kreiſe Menſchen umringt, die durch ſeinen belehrenden Unterricht die heiterſten Stunden des Tages genoſſen. Plötzlich aber wurden ſie durch ein ungewöhnliches Geräuſch im Tempel geſtört. Mehrere Gerichtsperſonen aus dem hohen Rathe traten ſo eben ein, um über ein Weib, das ſich des Ehebruchs ſchuldig gemacht hatte, Gericht zu halten. Schon die Eilfertigkeit, mit der ſich dieſe Richter am frühen Morgen zum Gericht verſammelten — und der Anblick des beſchämten, ſeiner Schuld zwar bewußten, aber tief gekränkten Weibes ließ vermuthen, daß vielleicht Argliſt oder Bosheit oder ſonſt eine geheime Leidenſchaft dabei im Spiele ſey. — War es die Beſtürzung, gerade in dieſem Augenblick den ſo gefürchteten Sittenrichter Jeſus, der ſchon ſo oft ihre geheime Bosheit aufgedeckt hatte, ſo frühe und ſo unerwartet an dieſer Stätte zu finden — oder war es die Abſicht, ihm bei dieſer Gelegenheit eine Falle zu ſtellen und in dieſen bedenklichen Rechtsfall zu verwickeln — kurz, ſie konnten es nicht umgehen, ihn um ſeine Meinung zu fragen, ob er dies Weib, welches eines Ehebruchs überführt ſey, der Strafe der Steinigung, nach dem Geſetz Moſes, ſchuldig erkläre? Statt der Antwort ſahe Jeſus mit einem Blick, der in ihr Innerſtes drang, auf dieſe Eiferer — beugte ſich dann nieder und ſchrieb mit dem Finger einige bedeutungsvolle Charaktere auf den Erdboden — eine Flammenſchrift für die Herzen der Richter, die ſelbſt das Brandmahl eines böſen Gewiſſens in der Bruſt trugen: „Was willſt du damit ſagen?“ unterbrachen ſie das furchtbare Stillſchweigen Jeſus; da richtete Jeſus den Blick von der Erde auf ſie, und mit einem Ausdruck, der ſie zittern machte, ſprach er: „wer ſich unter euch ganz fehlerfrei weiß, der werfe den erſten Stein auf dies Weib!“ — Mit abgewendetem Blick beugte er ſich darauf wieder zur Erde nieder und ſchrieb fort. — Betroffen ſahen die Phariſäer einander an; ihr Gewiſſen warf ihnen ihr eignes Unrecht zu laut vor, die Erde ſchien unter ihren Füßen zu zittern; langſam und beſchämt zogen ſich die Aeltern zurück, und bald folgten ihnen die Jüngern auch nach. Als Jeſus ſich wieder aufrichtete, ſtand das Weib allein im Kreiſe der ihn umgebenden Schüler: „Wo ſind ſie, die dich anklagten? fragte Jeſus, hat dich keiner von ihnen verdammt?“ Keiner, Herr! mehr konnte die beſchämte Sünderin nicht ſagen. „Nun ſo verdamme ich dich auch nicht. Gehe hin und ſündige hinfort nicht mehr.“ Mit dieſem ſanften Verweiß, der mehr als Todesfurcht zu ihrer Beſſerung wirkte, entließ ſie Jeſus, und bewieß auch hier, daß er nicht in die Welt gekommen ſey, Menſchen zu verdammen, ſondern ſeelig zu machen.

Lange noch und zu verſchiedenenmalen unterhielt ſich Jeſus ungeſtört, ſo aufgebracht auch ſeine Gegner gegen ihn waren, im Tempel mit dem verſammelten Volk; denn noch war der Zeitpunkt nicht da, wo er in die Hände ſeiner Feinde fallen ſollte. Jetzt erklärte er ſich immer deutlicher und beſtimmter für den Sohn Gottes, und verſicherte denen, die ihn dafür erkannten und an ihn glaubten, daß wenn ſie bei ſeiner Lehre bleiben und ſich durch treue Befolgung derſelben als ſeine wahren Schüler beweiſen würden, ſie die Wahrheit derſelben immer beſſer erkennen und durch ſie ganz frei werden würden. Dies fingen ſeine Gegner auf; dies ſchien ihnen, als Abkömmlinge Abrahams, beleidigend. Wie, erwiederten ſie, hälſt du uns für Sclaven? Wir, die Kinder Abrahams, ſind wir nicht immer frei geweſen? — „Wer Sünde thut, antwortete Jeſus, iſt ein Sclav der Sünde, iſt nie frei. Sagen das nicht eure mörderiſchen Anſchläge, die ihr auf mein Leben um deswillen gefaßt habt, weil ich euch die Wahrheit ſage? Heißt dies auch im Geiſte Abrahams gehandelt, deſſen Kinder zu ſeyn ihr vorgebt?"

Die Phariſäer. Du willſt uns wohl gar unſere Abſtammung vom Abraham ſtreitig machen — uns für unächte Kinder erklären?

Jeſus. Wohl, wenigſtens dem Geiſte nach, möget ihr einen ganz andern zum Vater haben.

Die Juden. Wir? Wir haben einen Vater! Gott.

Jeſus. Wenn Gott euer Vater wäre, ſo würdet ihr auch mich lieben, der ich von Gott gekommen bin; aber warum haſſet ihr mich? warum verwerſt ihr meine Lehre? Ihr ſeyd nicht von Gott! Von jenem feindſeligen Weſen, das von jeher der Wahrheit zuwider war, dem Vater der Lügen, ſtammt ihr ab. — Wer unter euch kann mir den gegründeten Vorwurf eines Fehlers machen? und doch gebt ihr der Wahrheit kein Gehör.

Die Phariſäer, äußerſt aufgebracht. Du biſt ein Samariter — ein vom Teufel Beſeſſener!

Jeſus mit ruhigem Ton. Daß ich das nicht bin, bezeugen meine Handlungen, durch die ich meinen Vater verherrliche, den ihr in meiner Perſon entehrt. Ich ſuche nicht meine Ehre — aber es iſt einer, der ſie ſucht und euch richtet! Bei dieſem Gott bezeuge ich: wer meinen

nen Unterricht befolgt, wird in Ewigkeit nicht ſterben!

Die Phariſäer. Nun — wenn das dich nicht als einen Wahnſinnigen bezeichnet! Abraham iſt geſtorben und die Propheten; und du ſprichſt: wer meine Lehre befolgt, wird den Tod in Ewigkeit nicht ſchmecken. Biſt du mehr als unſer Vater Abraham, mehr als die Propheten, die geſtorben ſind? Was machſt du aus dir ſelbſt?

Jeſus. Was ich rede, iſt Wahrheit, iſt im Geiſte meines Vaters geſprochen. — Abraham, euer Vater, freute ſich auf den Zeitpunkt meiner Erſcheinung in der Welt — und ſeine Freude wurde erfüllt — —

Die Juden. Du biſt noch keine funfzig Jahr alt, und haſt Abraham geſehen? —

Jeſus. Warlich, warlich ich ſage euch, ehe Abraham war, bin ich.

Bei dieſen Worten griffen die Juden nach Steinen, um ſie auf ihn zu werfen. Aber mit einer Würde, die ſelbſt den aufgebrachteſten Feinden Ehrfurcht einflößte, gieng Jeſus mitten durch ihren Haufen zum Tempel hinaus.

Im Hinausgehen ſtieß Jeſus auf einen Mann, der als ein Blindgeborner ſchon ſeit langen Jahren in den Hallen des Tempels und in den Straßen der Stadt herumſchlich, um ſich von Allmoſen zu nähren. Die Vorſehung, wie Jeſus ſelbſt auf die Frage ſeiner Jünger, die die Urſache wiſſen wollten, warum dieſer Menſch blind geboren worden, erklärte, hatte ihn recht eigentlich zu dieſem Zeitpunkt aufgeſpart, um an ihm die Größe ſeiner Macht zu verherrlichen und ihm, dem großen Wohlthäter der Menſchen, Gelegenheit zu geben, ſich dieſem ſeinem hohen Beruf gemäß zu zeigen; „ich muß, ſprach er daher, die Werke meines Vaters verrichten, ſo lange es Tag iſt; die Nacht kömmt ohnehin, wo niemand wirken kann; ſo lange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.“ — In wenigen Augenblicken war dies ſo wohlthätige Geſchäft Jeſu verrichtet; der Blinde empfieng das Geſicht. Dies erregte allgemeines Erſtaunen; denn jedermann kannte den vormaligen Blinden, wußte, daß er von ſeiner Geburt an blind geweſen war, und ſeine eignen noch lebenden Eltern bezeugten dies auch wirklich bei der gerichtlichen Unterſuchung, welche die Phariſäer über dieſe Handlung Jeſu, die zu ihrem Verdruß wieder an einem Sabbath geſchehen war, anſtellten, und bei der ſie zu ihrer Beſchämung aus dem Munde des vormaligen Blinden manche bittre Wahrheit hören mußten, der ihre ſpitzfündige Dialektik, mit der ſie Jeſum für einen Sünder erklärten, mit der ſo naiven Erklärung lächerlich machte: wie ein Menſch, dem Gott ſo außerordentliche Kräfte verliehen habe, den Blindgebornen das Geſicht zu geben, was ſeit Menſchengedenken nicht geſchehen ſey, ein Sünder ſeyn könne! — Als Jeſus ſich über dieſen Vorgang mit ſeinen Jüngern in Gegenwart mehrerer Zeugen unterhielt, ſagte er: „wie verſchieden iſt doch die Wirkung meiner Erſcheinung unter den Menſchen, daß die, die nicht ſehen, ſehend, und die da ſehen, blind werden!“ Sogleich fingen dies einige anweſende Phariſäer auf und ſagten: Du erklärſt uns wohl auch für Blinde? Jeſus: gut wär' es, wenn ihr euch ſelbſt als ſolche erkenntet; aber eben darum, daß ihr euch für Sehende haltet, bleibt ihr unverbeſſerliche Menſchen!

So wurde der edle Menſchenfreund bei jedem Schritt, den er hier in Jeruſalem that, bei jeder noch ſo wohlthätigen Handlung und bei jedem Vortrage der Wahrheit von heimlichen oder öffentlichen Feinden belauert und beurtheilt, oft ſehr empfindlich gekränkt. Er zog ſich daher mehrmals in die einſamere Gegend am Oelberg zurück, nicht um die Menſchen zu fliehen, ſondern ſich da in der Geſellſchaft weniger, aber guter Menſchen zu erheitern und ſich ihnen ungeſtörter mitzutheilen. Einer der Lieblingsorte in dieſer Gegend, wo er gern verweilte, war Bethanien. Hier wohnte eine Familie, deren wenige Glieder (ſie beſtand nämlich aus drey Perſonen, zwey Schweſtern und einem Bruder, Martha, Maria und Lazarus) ſo ganz von dem Geiſte der Eintracht und der Liebe beſeelt waren, den Jeſus ſo gern dem ganzen Menſchengeſchlecht mittheilen bemüht war; daher befand er ſich ſo wohl in dieſem friedlichen Kreiſe. So nahe auch dies kleine, aber liebliche Dörfchen in einer der fruchtbarſten Gegenden am Oelberg der Hauptſtadt des Landes, Jeruſalem, lag und oft von den Bewohnern dieſer Stadt beſucht wurde, ſo hatte ſich doch dieſe Familie von den verdorbenen Sitten und der herrſchenden leichtſinnigen Denkungsart jener Menſchen rein erhalten, zum Beweiß: daß ächte Gottſeeligkeit und Tugend und das mit ihr verbundene ſtille häusliche Glück auch ſelbſt in einem verdorbenen Zeitalter ſich hier und da anſiedeln und erhalten kann. So eingezogen dieſe Familie lebte, ſo wurde ſie doch bald von dem edlen Menſchenfreunde bemerkt und ſeines freundſchaftlichen Zuſpruchs gewürdiget; das waren feſtliche Tage für ihr Haus, ſo oft Er, der göttliche, der ſo ſanftmüthige und gute Lehrer, es zu ſeinem Aufenthalt wählte, und auch jetzt, wo Jeſus dieſer Erholung unter guten Menſchen ſo ſehr bedurfte, wurde er mit gutmüthiger Gaſtfreundſchaft von ihnen aufgenommen. Martha beſonders, die ältere Schweſter der Familie, die das Hausweſen beſorgte, gab ſich alle Mühe, ihm ſeinen jedesmaligen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen, und ihn mit ſeinen geliebten Jüngern, ſo gut es die Umſtände ihres Hauſes verſtatteten, zu bewirthen; ihr geſchäftiges Herumtreiben verſtattete ihr freilich den ruhigen Genuß der Unterhaltung mit dem erhabenen Gaſte nicht, den ihre Schweſter, Maria, um deſto ungeſtörter empfand, indem ſie das Vergnügen der Bewirthung ganz ihrer Schweſter überließ und das weit edlere und vorzüglichere erwählte, ſich mit dem innigſtgeliebten Lehrer über die wichtigen Angelegenheiten der Seele zu unterhalten; ſie entfernte ſich keinen Augenblick von den Füßen des holdſeeligen Lehrers; ihr Auge, ihr ganzer Sinn war nur auf ihn gerichtet, ihr Herz war nur für den Eindruck offen, den die ſo erfreuenden und erquickenden Belehrungen aus ſeinem Munde auf daſſelbe machten. Wohl war ihr Loos, ſelbſt in den Augen einer ſo guten Schweſter, wie Martha war, beneidenswerth, und ſie konnte ſich nicht enthalten, es dem edlen Gaſtfreunde merken zu laſſen. „Herr! ſprach ſie, kannſt du das ſo geſchehen laſſen, daß mir meine Schweſter das Geſchäft der Bewirthung allein überläßt? Befiehl ihr doch, daß ſie mir dabei zur Hand gehe!" — „Martha, Martha! erwiederte Jeſus mit liebevollem Blick, du machſt dir zu viel Mühe wegen meiner Bewirthung; das wäre nicht nöthig. Eins aber iſt Noth! — Maria hat das beſſere Theil erwählet; und ſie ſoll im ruhigen Beſitz deſſelben bleiben!"

Solche ſeelige Stunden der Unterhaltung mit edlen Seelen im Stillen genoſſen, entſchädigten den guten Jeſus für den Verluſt der ihm ſo edlen Zeit, wo er ſich in fruchtloſe Unterhaltung mit ſolchen Menſchen einlaſſen mußte, die ihn nur auszulocken und gelegentlich in ſeinen Reden zu fangen ſuchten. So ſehr er auch dieſen auszuweichen ſuchte, ſo traten ſie ihm gleichwohl immer in den Weg und hatten dann eine ſpitzfündige Frage an ihn in Bereitſchaft, oder fanden die und jene Gelegenheit, ihn ſeines Verhaltens wegen zu tadeln; wiewohl jeder Verſuch dieſer Art zu ihrer eignen Beſchämung ausfiel. Wie mußte ſich nicht jener eingebildete junge Phariſäer beſchämt fühlen, als ihn Jeſus aus dem Beiſpiel eines Samariters, der einem am

Wege liegenden Juden, der unter die Mörder gefallen und vor dem ein Prieſter und Levit mit kalten Herzen vorüber gegangen war, ſo thätig und liebevoll beigeſtanden hatte, belehrte, was wahre Nächſtenliebe ſey! Wie nachdrücklich wurde ein Anderer, der ihn zum Richter in einer Erbſchaftsangelegenheit aufforderte, mit der Erklärung zurück gewieſen: „wer hat mich zum Richter oder Erbvertheiler unter euch geſetzt?“ Welche bittre Wahrheiten mußte der Phariſäer, der ihn zu Gaſte geladen hatte, aus ſeinem Munde hören, da er es Jeſu zum Vorwurf machte, nicht die gewöhnlichen Reinigungsgeſetze vor der Mahlzeit beobachtet zu haben; „wäret ihr doch mehr für eure innere Reinigung beſorgt, als ihr es für die äußerliche Reinigkeit ſeyd; zwar eure Trinkgeſchirre und Gefäße haltet ihr rein, aber euer Inneres iſt voll ſchmutzigen Eigennutz und Gewinnſucht. Vor den Menſchen tretet ihr ſo gern mit den Zeichen der äußerlichen Würde auf, nehmt überall die erſten Plätze ein und verlangt, daß man euch mit Ehrerbietung zuvorkommen ſoll; wer euch nicht genauer kennt, ſollte euch für wahre Heilige halten — aber wie oft iſt der Fall, daß man über Gräbern, über unreine Orte wandelt, ohne es zu wiſſen. — Eure Abgaben des Zehnten an den Tempel entrichtet ihr pünktlich, auch wohl von den unbedeutendſten Erzeugniſſen eurer Gärten und Felder; aber Rechtſchaffenheit und ächte Gottesliebe liegt euch nicht am Herzen; dies ſolltet ihr thun und jenes nicht laſſen.“ — Ei, ſagte ein dabei ſitzender Geſetzlehrer, das iſt eine Beleidigung auch unſers Standes, die wir auf ſtrenge Beobachtung der moſaiſchen Verordnungen halten müſſen! „Ich kenne euch wohl, ihr Geſetzlehrer! erwiederte Jeſus; ihr könnt gar gut den Menſchen Laſten aufbürden, die ſie nicht tragen können — ihr ſelbſt aber berühret ſie nicht mit einem Finger. Wehe euch! die ihr euch das Anſehen gebet, als hättet ihr die Schlüſſel zur Weisheit — und ohne ſelbſt in ihr Heiligthum zu kommen, hindert ihr auch noch Andre, in daſſelbe einzugehen. Wehe euch! die ihr der Propheten Gräber ſchmückt, die eure Väter getödtet haben! Ihr macht euch euren Vorgängern ſo ganz ähnlich: denn auch ihr tödtet, die zu euch geſandt werden, damit eure Nachkommen wieder Gräber zu bauen und zu ſchmücken haben; aber ich ſage euch: alle dies vergoßne unſchuldige Blut, vom Abel bis auf den Zuletztgetödteten, wird von dieſer Generation gefordert werden!“ —

Ein ſo ſtrenger Wahrheits- und Sittenlehrer, wie Jeſus in den Augen ſeiner Feinde war, der ſich nicht ſcheute, den mächtigſten und einflußreichſten Volksvorgeſetzten die heuchleriſche Larve abzureißen und ſie in ihrer wahren Geſtalt öffentlich zur Schau auszuſtellen, mußte ja wohl das Ziel werden, gegen welches ſie ihre giftigſten Pfeile richteten. Um ihnen auszuweichen, verließ Jeſus die Gegend um Jeruſalem, und brachte die noch übrigen Tage des Sommers und Herbſtes in den weniger volkreichen Gegenden des Landes zu, wo er ſich ruhiger mit ſeinen Jüngern und Freunden unterhalten, und dieſe zu ihrer künftigen Beſtimmung, als Lehrer ſeiner Religion, vorbereiten konnte. Was er ihnen da im Stillen, und gleichſam ins Ohr ſagte, das ſollten ſie nun bald öffentlich verkündigen; durch ſie ſollte ſich das Licht der beſſern Erkenntniß, womit Jeſus jetzt ihre Seelen erleuchtete, über die Menſchen verbreiten. In dieſer Abſicht benutzte ihr göttlicher Meiſter jede Gelegenheit, um ſie unter ſo manchen trefflichen Gleichniſſen und Erzählungen mit dem Geiſte ſeiner Lehre und der eigentlichen Beſchaffenheit des Meſſiasreichs bekannt zu machen.

So geräuſchlos und verborgen dieſe Zeit über das Leben Jeſu war, ſo behielten ihn doch immer ſeine Feinde in den Augen und beobachteten jeden ſeiner Schritte. Sie bemerkten es daher mit Unwillen, als Jeſus im Begriff ſtand, wieder nach Galiläa, den Schauplatz ſeiner groſſen Thaten, wo er ſeine meiſten Verehrer hatte, zu reiſen. Einer der Phariſäer ſuchte ihn daher zurückzuhalten. Mit verſtellter Freundſchaft warnte er ihn, es nicht zu thun, weil der dortige Fürſt, Herodes, damit umgehe, ihn zu tödten. Jeſus erklärte ihm aber: daß nicht Menſchenfurcht ihn bei ſeinen Schritten leite; ſie möchten nur getroſt dem ſchlauen Fürſten ſagen: die Zeit ſeiner Wirkſamkeit ſey ohnehin beſchränkt; dieſe werde er aber benutzen und dann bald genug die Grenzen ſeines Gebietes verlaſſen, indem auch ihm, als göttlichen Geſandten, zukomme, nicht außer Jeruſalem zu ſterben. Dabei brach er mit einem tiefen Seufzer in die Worte aus: „Jeruſalem, Jeruſalem! die du tödteſt die Propheten, und ſteinigeſt, die zu dir geſandt werden! Wie oft habe ich deine Kinder verſammeln wollen, wie eine Henne ihre Jungen unter ihre Flügel — aber ihr wollt nicht! Siehe! eure Wohnung wird in eine Wüſte verwandelt werden. — Mich aber werdet ihr nicht eher ſehen, bis zu den Tagen des Feſtes, wo ihr den Freudengeſang: Gelobt ſey, der im Namen des Herrn kömmt! anſtimmen werdet.“ —

Das nächſte Feſt, das in Jeruſalem gefeiert werden ſollte, war das Feſt der neuen Tempelweihe *), welches aber im Winter, ohngefähr in der Mitte des Decembers, fiel. Jeſus brachte daher die noch übrigen Tage des ſinkenden Jahres in Galiläa unter vertrauten Freunden zu, vermied ſo viel möglich diejenigen Orte und Gelegenheiten, wo ſeine Erſcheinung Aufſehen erregt hätte,

---

*) Siehe oben B. V. Abth. 1. S. 118.

hätte, um immermehr die irdiſchen und ſinnlichen Vorſtellungen zu unterdrücken, die ſich noch immer die mehreſten ſeiner Anhänger von dem Meſſiasreiche machten. Gewiß war auch dieſer Zeitraum einer der lehrreichſten beſonders für ſeine Jünger; ihnen waren dies die Vorbereitungstage auf ihren künftigen Beruf, wo ſie ihr Herr mehrmals ermunterte, ſich im Voraus zu prüfen, ob ſie auch Entſchloſſenheit, Muth und Kräfte genug hätten, auch unter den bängſten Ereigniſſen bei ihm auszuhalten und ihm auf gleichem Wege der Leiden nachzufolgen. Als ſie ſich dazu bereitwillig erklärten, brach er mit ihnen auf und richtete ſeinen Weg nach Jeruſalem.

Von den Ufern des Jordans, der jetzt von den Regengüſſen angeſchwollen war, richtete Jeſus ſeine Reiſe mitten durch die Provinzen Galiläa und Samarien. Die unfreundliche rauhe Witterung nöthigte ihn, die einſamere Gegend zu verlaſſen, und den Weg einzuſchlagen, wo er hier und da eine bequemere Herberge finden konnte. Eben näherte er ſich einem Samaritaniſchen Grenzorte, als er in einiger Entfernung einen Trupp Menſchen erblickte, deren abgeſondertes zurückgezogenes Zuſammenhalten außer der Stadt verrieth, daß ſie zu den Unglücklichen gehörten, die des Ausſatzes wegen ſich des Umgangs mit andern Menſchen enthalten mußten. Es waren ihrer Zehen, die die gemeinſchaftliche Noth hier zuſammen geführt hatte, um ſich ihr Elend einigermaßen erträglich zu machen; unter ihnen befand ſich auch ein Samariter; kaum wurden ſie gewahr, daß der berühmte Jeſus die Straße daher zog, als ſie es wagten, aus ihrem Schlupfwinkel einige Schritte näher zu treten, um von ihm bemerkt und gehört zu werden. So laut ſie konnten riefen ſie ihm entgegen: Jeſu, du guter Lehrer! erbarme dich doch unſer! Schon ruhte das Auge des Menſchenfreundes mit Mitleiden auf ihnen, und ſogleich rief er ihnen zu: „Gehet nur hin und zeiget euch den Prieſtern *)!“ Voll Vertrauen auf dies ſein Wort bra-

---

*) Denen nämlich nach dem moſaiſchen Geſetz die Unterſuchung zukam, von welcher Art der Ausſatz war, und ob diejenigen, die mit demſelben behaftet geweſen waren, wieder

brachen die Unglücklichen auf, um ſich der geſetzlichen Unterſuchung zu unterwerfen; im Hingehen aber bemerkten ſie ſchon, wie allmählig der eckelhafte Hautausſchlag und zuletzt ſelbſt jede Spur deſſelben verſchwand. Die Freude, nun wieder in die menſchliche Geſellſchaft eintreten zu dürfen, beflügelte ihre Füße — aber dem einen von ihnen rührte ſie das Herz ſo, daß er ſich gedrungen fühlte, zuerſt wieder umzukehren und ſeinem Wohlthäter zu danken. Schon von weitem brach er in Lobgeſänge zur Ehre Gottes aus, und als er ſich Jeſu näherte, warf er ſich ihm zu Füßen auf ſein Angeſicht und ſtammelte ſeinem Erretter Dank. Dies war der Samariter! Jeſus ſahe mit bedeutendem Blick in den Kreis ſeiner Begleiter und ſagte: „Waren ihrer nicht Zehen, die rein wurden? Wo ſind denn die neune? War, außer dieſem Fremdling, keiner, der wieder umkehrte und Gott dankte? Stehe du auf; gehe hin und genieße die Wohlthat, geſund zu ſeyn, als Wirkung deines Glaubens.“

Nach-

wieder in den Umgang der Geſunden durften aufgenommen werden.

Nachdem Jeſus auch auf dieſer Reiſe in ſo mancher ſtillen Wohnung, die er mit ſeinem Beſuch beglückte, als Lehrer und Wohlthäter ſich hier und da Denkmäler ſeiner ſegnenden Gegenwart errichtet hatte, näherte er ſich wieder der Hauptſtadt des Landes, wo jetzt die Zubereitungen auf das Feſt der Tempelweihe gemacht wurden. Gehörte gleich dieſes Feſt nicht zu den allgemein gefeierten, an denen die ganze Nation Theil nahm, ſo wurde es doch von den Bewohnern Jeruſalems und der umliegenden Gegend mehrere Tage hindurch mit großer Feierlichkeit begangen. Schon tönte der Hall der Poſaunen von der Zinne des heiligen Tempels, deſſen Inneres von mehreren tauſend Lampen erleuchtet wurde; jedermann drängte ſich zu dem heiligen Orte, wo die Prieſter mit Darbringung des groſſen Brandopfers am Hochaltar beſchäftigt waren, als Jeſus unbemerkt von den Augen der Menge, als der Herr des Tempels, der große Stifter des Reichs Gottes auf Erden, mit in die Verſammlung der feiernden Menge eintrat. Um jedoch nicht unnöthiges Aufſehen zu erregen, zog er ſich mit ſeinen Jüngern in eines der Seitengebäude

gebäude zurück, das den Namen der Salomenshalle führte, wo er ſich mit den Seinigen zum Gebet, zur gemeinſchaftlichen Unterhaltung mit Gott, ſammlete. Doch bald wurde er auch hier von einer Menge Juden umringt, die ihn in ſeiner Unterhaltung durch die ungeſtümme Frage ſtörten:

Sage uns nur, wie lange willſt du uns noch mit ungewiſſen Erwartungen hinhalten. Biſt du der Meſſias (Chriſtus): ſo ſage es doch frei heraus!

Jeſus. Was würde es helfen? wenn ich es euch verſichere; ihr glaubet mir doch nicht. Zeugen die Werke, die ich im Namen meines Vaters verrichte, nicht deutlich genug von mir; und doch verſagt ihr mir euer Zutrauen — denn ihr gehört nicht zu meiner Heerde. Meine Schaafe kennen meine Stimme, ſo wie ich ſie kenne, und ſie folgen mir. Ihnen gebe ich das ewige Leben; ſie werden nie umkommen; niemand wird ſie aus meiner Hand reißen! So verächtlich ſie vielleicht in euren Augen ſind — ſo werth ſind ſie in den Augen meines Vaters, der an Größe Alles übertrifft — der hat ſie mir gegeben; ſie ſtehen unter ſeinem beſondern Schutz! denn ich und der Vater ſind Eins!

Da rollten die funkelnden Augen unter den finſtern Augenbraunen der Eiferer — da griffen ſie ſchon wieder nach Steinen —

Jeſus, ohne ſich durch ihre Wuth außer Faſſung ſetzen zu laſſen, fuhr in ruhigem Tone fort. Ich habe doch ſo manches gute Werk von meinem Vater vor euren Augen verrichtet; ſagt doch — um welches derſelben willen ihr mich ſteinigen wollt?

Die Juden. Von einem guten Werke iſt hier nicht die Rede, ſondern von einer Gottesläſterung: daß du, der du doch ein Menſch biſt, dich ſelbſt zu Gott machſt!

Jeſus. Wenn ihr in eurer heiligen Schrift leſet, daß von ſolchen Perſonen, die in göttlicher Authorität handeln, geſagt wird: „ihr ſeyd Götter!“

ter!“ das findet ihr nicht anſtößig; daß aber ich, den der Vater geheiliget und in die Welt geſandt hat, geſagt habe, ich ſey ſein Sohn, das iſt euch eine Gotteslåſterung! und doch müſſet ihr zugeben, wenn ihr anders aufrichtig ſeyn wolltet: daß ich der Werke wegen, die ich verrichte, mit dem Vater in dem genaueſten Verhåltniß ſtehe, und mit Recht ſagen kann: der Vater iſt in mir und ich in ihm.

Anſtatt der Wahrheit Gehör zu geben, die ſie nicht widerlegen konnten, machten die Juden Anſtalt, Jeſum vor ihr geiſtliches Gericht zu führen. Er aber entfernte ſich und verließ bald darauf die Stadt, deren Einwohnern mehr darum zu thun war, die Tage der Tempelweihe unter ſinnlichen Zerſtreuungen, als mit ernſthaften Beſchåftigungen des Geiſtes, zuzubringen.

Die einſamere Gegend jenſeit des Jordans, wo er, der göttliche Lehrer, vor drey Jahren ſein Lehramt angetreten, und wo ſein würdiger Vorgånger Johannes die Menſchen zuerſt auf ihn aufmerkſam gemacht hatte, wurde jetzt von ihm zu einem längern Aufenthalt gewählt. Die Eindrücke, die die ehemaligen Vorträge des Johannes auf die Gemüther der Menſchen gemacht hatten, waren noch nicht verloſchen, wurden durch die Belehrungen Jeſu wieder aufgeregt, und mehrere erkannten jetzt die Wahrheit jenes Ausſpruchs ihres vorigen Lehrers: „Jeſus ſey größer als er.“ Schon zogen mit dem wiederkehrenden Frühlinge ganze Schaaren von Menſchen der Gegend zu, wo Jeſus verweilte; wie hätte dies nicht die Aufmerkſamkeit der phariſäiſchen Parthie erregen ſollen? Hier, dachten ſie, können wir ihn vielleicht in derſelben Schlinge fangen, in die Johannes gefallen iſt. Wie? wenn er auch die Ehe des Fürſten von Galiläa mit ſeines Bruders Weibe für unrechtmäßig erklärte? — Bei der erſten Gelegenheit legten ſie ihm daher die Frage vor:

„Du ſcheinſt es nicht zu billigen, daß ein Mann ſich um irgend einer Urſache willen von ſeinem Weibe ſcheide?“

Jeſus. Ich dächte doch, ihr wüßtet aus der Schrift, daß Gott anfangs nur einen Mann und ein Weib ſchuf, und beyde in ſo genaue Verbindung ſetzte, die durch keine andre aufgelößt werden darf — denn was Gott vereiniget hat, ſoll der Menſch nicht trennen.

Die Phariſäer. Ja aber Moſes hat doch dem Manne erlaubt, dem Weibe einen Scheidebrief zu geben und es damit zu entlaſſen?

Jeſus. Wohl mußte er darin den Umſtänden ſeiner Zeit nachgeben, und euch, um eurer Herzens Härtigkeit willen, nachlaſſen, eure Weiber fortzuſchicken. So ſollte es aber, nach der urſprünglichen Einrichtung Gottes, nicht ſeyn. Nach meinen Grundſätzen iſt derjenige ein Ehebrecher, der ſein Weib — nur den Fall der erwieſenen Untreue oder Hurerei ausgenommen — fortſchickt; ſo wie derjenige, der eine ſolche Geſchiedene heirathet.

Da Jeſus bei dieſer Erklärung im Allgemeinen ſtehen blieb, ohne ſich auf einen beſondern Fall einzulaſſen, ſo ſcheiterte der Verſuch ſeiner Feinde, ihn zu fangen. In einer beſondern Unterredung mit ſeinen Jüngern über dieſen Punkt, gab er dieſen einige Winke, daß es unter gewiſſen Umſtänden beſonders für diejenigen, die ſich dem wichtigen Geſchäft der Beförderung des Gottesreichs widmeten, rathſam ſey, ſich der ehelichen Verbindung zu enthalten.

In dieſen ſtillen Thälern am Jordan fand ſich der edle Menſchenfreund oft von einer Menge gutmüthiger Menſchen umringt, die ſich mit wahrer Herzlichkeit zu ſeinen Vorträgen drängten, und dann bei ihrer Zurückkehr in den häuslichen Zirkel die Sanftmuth und Leutſeeligkeit des guten Lehrers, der ſich ſo ohne allen Stolz ſelbſt mit dem Geringſten unterhalte, ſo herablaſſend und ſo verſtändlich in ſeinen Belehrungen ſey, nicht genug rühmen konnten. Dies veranlaßte auch einſt eine große Anzahl Mütter, mit ihren Kindern auf den Armen und an der Hand zu ihm zu kommen, und den guten Lehrer zu bitten: daß er durch Auflegung ſeiner Hände ſie ſeegnen möchte; überzeugt, daß der Seegenswunſch eines ſo frommen, ehrwürdigen Mannes gewiß an ihren Lieblingen fruchten würde. Selbſt dieſe Kleinen fühlten ſich zu dem guten, freundlichen Mann hingezogen und ſtreckten ihre kleinen Arme nach ihm aus; und er, der holde Kinderfreund, kam ihnen mit wohlwollendem Blick zuvor. — Aber dieſe Zudringlichkeit der Mütter mit ihren Kindern war den Jüngern des Herrn, die durch ſie von ſeiner Seite gedrängt wurden, ungelegen; mit finſterm Blick und auffahrendem Tone ſuchten ſie daher die Mütter abzuhalten, ihren Herrn nicht durch dieſe Zudringlichkeit zu beläſtigen. Jeſus aber, der in dieſen jungen Seelen die ſchöne Blüthe ſeines künftigen Reichs ſahe — ward über das Betragen ſeiner Jünger unwillig und rief mit ausgebreiteten Armen aus: „o laſſet die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht! denn ſolchen iſt das Reich Gottes! Wahrlich ich ſage euch: gerade ein ſolcher kindlicher, reiner, anſpruchloſer Sinn gehört dazu, um meines Reichs Genoſſe zu werden; wer dieſen nicht hat — kann nicht dazu gelangen.“ Und nun nahm er die Kinder der Reihe hindurch auf ſeine Arme, küßte ſie und breitete dann betend ſeine ſeegnenden Hände über die Verſammlung der Kleinen.

Bei dieſer rührenden Scene war ein junger Menſch aus einer vornehmen Familie zugegen. Der Anblick des holdſeligen Lehrers im Kreiſe der Kinder hatte tiefen Eindruck auf ſein Herz gemacht. Er wünſchte ſich in dieſem ſeeligen Augenblick auch noch Kind zu ſeyn, um den Seegen eines ſo guten Lehrers zu empfangen. Er konnte dem Drang ſeines Herzens nicht widerſtehen, ſich auch dem Ehrwürdigen zu nähern, als dieſer eben in der Geſellſchaft ſeiner Jünger aufgebrochen war, um ſeine Wanderung fortzuſetzen. Er lief ihm daher zuvor auf dem Wege, warf ſich, durchdrungen von Ehrfurcht, vor ihm aufs Knie mit der Bitte: Guter Lehrer! lehre mich was ich thun muß, daß ich das ewige Leben erlange!

Jeſus. Du nennſt mich einen guten Lehrer. Gut, im höchſten Sinne dieſes Worts, iſt nur Gott; ſo mußt du auch vorausſetzen: daß meine Lehre mit den Geſetzen des Einzigguten ganz übereinſtimme; dieſe ſind dir bekannt, nämlich: du ſollſt nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht betrügen oder ſtehlen, niemanden fälſchlich anklagen; Vater und Mutter ehren; kurz deinen Nächſten wie dich ſelbſt lieben.

Der Jüngling. Meiſter! das weiß ich, und das hab' ich auch von meiner Jugend auf gehalten; — was muß ich außerdem noch thun?

Jeſus, indem er mit liebevollem Blick ihn ins Auge faßt und die Hand auf die Schulter legt: Noch eins! „Gehe hin — mache dein ſämtliches Vermögen zu Gelde und gieb das den Armen, um dir dadurch einen Schatz im Himmel zu ſammeln — und dann komm und folge mir nach.“

Dies war ein zu ſchweres Opfer für den Jüngling, den Beſitzer anſehnlicher Güter; der Eigennutz verdrängte jene fromme Rührung, die er ſchon für die That ſelbſt genommen hatte. Mit traurigem, niedergeſchlagenem Blick zog er ſich aus den Augen Jeſu, die tiefer, als er dachte, in ſein Herz geſehen hatten, zurück.

„Wie ſchwer iſts doch, ſprach Jeſus, indem er ſein Geſicht auf ſeine Jünger wendete, wie ſchwer iſts, daß ein Reicher an dem wahren Gottesreiche Theil nimmt! — Ja, Kinder! ich ſage es nochmals: es iſt ſehr ſchwer! Leichter wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen *), als ein Reicher, deſſen Herz an ſeinem Gelde hängt' ins Reich Gottes!“

Dieſe Aeußerung ihres Herrn ſetzte die Jünger in Nachdenken. Wenn das iſt, dachten ſie, was ſoll denn aus dem Gottesreiche werden? Wie wenige werden dann an demſelben Theil nehmen; die mehreſten verſprechen ſich von demſelben doch auch irdiſche Vortheile; Reichthum iſt in ihren Augen ſo wichtig. „Herr! äußerten ſie laut ihre Bedenklichkeit: wer kann denn da ſeelig werden?“

Jeſus.

---

*) Ein damals gewöhnliches Sprüchwort, um eine Sache von äußerſter Schwierigkeit auszudrücken.

Jeſus. Was in den Augen der Menſchen ſchwer — ja unmöglich ſcheint: iſt es bei Gott nicht. Bei ihm iſt alles möglich.

Jetzt ruhte ſein Blick mit Wohlgefallen auf ſeinen Jüngern, als wollte er ſagen: ihr ſeyd euch ja ſelbſt ein Beweiß, was der Menſch durch göttlichen Beiſtand vermag.

Auch Petrus fühlte in dieſem Augenblick ſich groß in dem Bewußtſeyn, aus Liebe zu ſeinem Herrn ſeine Verbindungen und Anhänglichkeit an Alles, was ihm ſonſt lieb war, aufgegeben zu haben. Gewohnt, vor ſeinem Herrn keinen ſeiner Gedanken zurückzuhalten, begieng er jetzt die Schwachheit, zu fragen: „Siehe, wir haben, um dir nachzufolgen, Alles verlaſſen: wie wirſt du uns dafür entſchädigen?“ —

Und Er, der ſanftmüthige Menſchenfreund, gab ihm ſtatt eines Verweiſes wegen ſeiner eigennützigen Forderung jetzt die ſo beruhigende Verſicherung: „o ihr, meine Gefährten, die ihr mir aus Liebe nachgefolgt ſeyd, ſeyd verſichert:

es nicht umſonſt gethan zu haben. Gewiß, wer um meinetwillen oder wegen meiner Lehre Vater, Mutter, Brüder, Schweſtern, Kinder und Haus und Güter verläßt, wird hundertfältig dafür, wenn nicht ſchon hier, doch gewiß in der künftigen Welt, entſchädiget werden.“ —

Unter belehrenden Geſprächen hatte Jeſus ſich allmählig aus der Provinz Judäa entfernt und wieder der Gegend Galiläa genähert, woher die mehreſten ſeiner Jünger gebürtig waren, wo ſie noch ihre Bekannten und Anverwandten hatten. Schon freuten ſich dieſe darüber, daß ſie hier mit mehr Bequemlichkeit und Sicherheit verweilen könnten, und ihr guter Herr weniger den Nachſtellungen ſeiner Feinde ausgeſetzt ſey, als unvermuthet einige Abgeſandte aus Bethanien in ihre Verſammlung eintraten und Jeſum zu ſprechen wünſchten. Schon ihr Geſicht verrieth es, daß ſie keine gute Botſchaft brachten. Sie waren von der Martha und Maria, den Schweſtern des Lazarus, eiligſt abgeſchickt worden, ihm die Nachricht zu bringen: Er, den er ſo lieb habe — ſey in eine ſehr gefährliche Krankheit gefallen. Dieſe Nachricht verbreitete im Kreiſe der Jünger Mißmuth und ängſtliche Beſorgniß; ſie wußten, mit welcher Liebe Jeſus an dieſer Familie hieng, und daß er um ſeines Freundes Lazarus willen eher ſein eignes Leben in Gefahr ſetzen würde. Um deſto unerwarteter war es ihnen, zu bemerken, daß Jeſus bei dieſer Nachricht ſich ganz ruhig verhielt und die Boten mit der Antwort zurückſchickte: die Krankheit des Lazarus ſey nicht zum Tode, ſondern werde eine ſo glückliche Wendung nehmen, daß ſie zur Verherrlichung Gottes und der Ehre ſeines Sohnes ausſchlagen werde. — Wirklich verweilte Jeſus ſo unbefangen, als ob gar keine Gefahr zu fürchten ſey, noch zwey Tage an dem Orte, wo er eben war, und ſeine Jünger hüteten ſich wohl, ihn daran zu erinnern, daß er einen kranken Freund in Bethanien habe. Aber am Morgen des dritten Tages erſchien Jeſus nicht mit der gewohnten Heiterkeit in ihrer Mitte; Ernſt lag auf ſeiner Stirn, und mit dem Tone überlegter Entſchloſſenheit ſprach er zu den Jüngern: laſt uns wieder nach Judäa ziehen!

Das war für die Jünger eine traurige Aufforderung; kaum hielten ſie ſich hier mit ihrem Herrn geborgen — und nun ſollten ſie wieder mit ihm jene unſichere Gegend beziehen? „Lieber Meiſter, ſprachen ſie, noch vor kurzem wollten dich die Juden dort ſteinigen — und nun willſt du dich wieder der Gefahr ausſetzen? —

Jeſus erwiederte: „Der Tag hat zwölf Stunden; wer ſein Geſchäft beendigen will, wartet nicht, bis die Nacht einbricht, ſondern verrichtet es, während des Tages Licht ſeinen Pfad beleuchtet.“

Schweigend dachten die Jünger einige Augenblicke über den Sinn dieſer Worte nach. Bald aber unterbrach Jeſus das Stillſchweigen indem er zu ihnen ſprach: Lazarus, unſer Freund, ſchläft; aber ich gehe hin, ihn vom Schlaf zu erwecken.

Daß Jeſus durch dieſes Schlafen den Tod meyne, fiel den Jüngern nicht ein; ſie nahmen dies vielmehr für ein gutes Zeichen der baldigen

Wiedergeneſung an und ſagten: Herr! wenn er ſchläft, ſo wirds beſſer mit ihm.

Jeſus ſagte es ihnen nun beſtimmter: „Lazarus iſt geſtorben; aber lieb iſt es mir um euretwillen, daß ich nicht bei ſeinem Sterbebette zugegen war; ich denke, es ſoll euch dies noch mehr im Glauben an mich ſtärken. Laßt uns aufbrechen!“

Mit ſo ſchwerem Herzen hatten die Jünger ihren Herrn noch nie auf den Weg nach der Hauptſtadt begleitet, als diesmal. Mit banger Ahndung dachten ſie an die Gefahren, die dort ihrem innigſtgeliebten Lehrer, nach ſeiner eigenen mehrmaligen Aeußerung, bevorſtanden; — auch Bethanien konnte ihnen nun keinen angenehmen und ſichern Aufenthalt mehr gewähren, denn auch ihr treuer Gaſtfreund, Lazarus, war nicht mehr am Leben! Zögernd und langſam ſchickten ſie ſich zur Reiſe an, um noch einige Augenblicke Zeit zu gewinnen und Jeſum vielleicht zum Zurückbleiben zu bewegen. Da trat einer von ihnen, Thomas, an die Spitze und rief, indem er ſein

Ober=

Oberkleid zur Reiſe aufſchürzte, den übrigen mit feſtem, entſchloſſenem Muth zu: „auf und laßt uns mit ihm ziehen, ſey es auch in den Tod — laßt uns mit ihm ſterben!“

Während der Zeit, die Jeſus entfernt von Bethanien zubrachte, war dieſer Ort, und vorzüglich die Wohnung des Lazarus, der Schauplatz der tiefſten Trauer geworden. Weder die geſchäftige Sorgfalt der Martha, noch die zärtliche Pflege der Maria hatten den geliebten Bruder am Leben erhalten können. Er war in ihren Armen und unter ihren Thränen entſchlafen; mit ihm war die Freude, das Glück der ſonſt durch Liebe und Eintracht ſo glücklichen Familie verſchwunden. Das Mitleid ſo vieler guten Menſchen, die an dem traurigen Schickſal des Hauſes Antheil nahmen, ſo wohlthuend es ihren Herzen war, konnte gleichwohl den Schmerz der Schweſtern über den Verluſt des Geliebten nicht ſtillen, nicht ihre Thränen trocknen; noch weniger waren die gewöhnlichen geräuſchvollen Feierlichkeiten, die nach jüdiſcher Sitte bei der Beerdigung einer ſo anſehnlichen Leiche mehrere

Tage hindurch angeſtellt wurden, dem ſanftfühlenden Herzen der Maria zuſprechend. Wie ſehnte ſie ſich, ihren Schmerz an der Bruſt des Freundes ihrer Seele, Jeſus, auszuweinen und von ihm getröſtet zu werden! Wie oft ſchlich ſie heimlich aus dem Kreiſe der leidtragenden Freunde hin zu der einſamen Grabſtätte, wo ihr geliebter Bruder ruhte, um da ihren Thränen freien Lauf zu laſſen; indeß ihre gute Schweſter, mehr noch um ſie beſorgt und ſelbſt des Troſtes und der Aufheiterung ſo ſehr bedürftig, von der Höhe des nahen Olivenberges ſehnſuchtsvoll nach der Gegend hinblickte, von daher ſie Jeſum erwartete; aber ſchon viermal war die Sonne über dem Grabe des beweinten Bruders untergegangen — und Er erſchien noch nicht. Jetzt aber fiel ein Strahl der Hoffnung in ihr Herz, als ſie eines Morgens die Nachricht erhielt: der ſo ſehnlich erwartete Jeſus nähere ſich der Gegend. Sogleich brach Martha, die zuerſt dieſe Botſchaft empfieng, auf, ihm entgegen zu eilen. Bei ſeinem Anblick fühlte ſie es ſo lebhaft, welchen Verluſt ſie in der Abweſenheit dieſes Jeſus erlitten habe, der ihr zwar nun unerſetzlich ſchien, aber doch durch die Gegenwart des göttlichen Lehrers erträglicher werden würde. Ach Herr! rief ſie Jeſu mit thränenvollem Blick entgegen: wärſt du hier geweſen, mein Bruder wäre nicht geſtorben! Ach! ſtehe uns mit Troſte bei! denn noch bin ich überzeugt: was du von Gott bitteſt, das gewährt dir Gott!

„Dein Bruder ſoll auferſtehen!“ ſo ſprach Jeſus ihr zur Beruhigung.

Martha. Ja, dieſe Hoffnung iſt es auch, die mich bei dem Grabe des geliebten Bruders aufrecht erhält; auferſtehen wird er — an jenem großen Tage der allgemeinen Auferſtehung!

Jeſus. Ich bin die Auferſtehung und das Leben; wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich ſtürbe; und wer da lebet und glaubet an mich, der wird in Ewigkeit nicht ſterben. — Glaubeſt du das? Biſt du überzeugt, daß es in meiner Macht ſteht, denen das Leben zu geben, die an mich glauben?

Martha. Herr! ja ich glaube, daß du biſt Chriſtus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen iſt!

Stärker kann ſie ſich nicht ausdrücken, um das Zutrauen zu Jeſu zu erkennen zu geben, er könne auch wohl mehr thun, als ſie jetzt beſtimmt zu denken wagte; aber ihre Schweſter ſollte zugegen ſeyn — die würde noch beſſer, als ſie, verſtehen, was Jeſus ſagen wollte; und auf einen Wink von ihm eilt ſie zurück — ruft die Maria aus der Geſellſchaft und ſagt ihr in Geheim: „Er iſt da! der Lehrer iſt gekommen, und wünſcht dich zu ſprechen.“

Maria wirft ſchleunig den Schleier über und entfernt ſich eiligſt mit ihrer Schweſter vom Hauſe.

Ihre Geſellſchafter folgten ihr auf dem Fuße nach; wo wird ſie anders hingehen, denken ſie, als ſchon wieder zum Grabe, um da zu weinen; wir dürfen ſie nicht ihrem Schmerz überlaſſen.

Nein, es war nicht der langſam ſchleichende Gang zum Grabe — es war die Eilfertigkeit der Hoffnung, der Sehnſucht, die ihre Schritte hin zu Jeſu leitete, der noch an der Stelle verweilte, wo ihn Martha verlaſſen hatte; denn in Bethanien ſelbſt, in dem Trauerhauſe, war es für ihn zu geräuſchvoll.

Jetzt nähert ſie ſich ihm — und im tiefſten Gefühl der Wehmuth ſtürzt ſie zu ſeinen Füßen nieder. Auch ſie kann nur in den klagenden Ton ihrer Schweſter vor ihr einſtimmen: Herr! wärſt du hier geweſen, unſer Bruder lebte gewiß noch!

Während ſie mit ihren Thränen die Füße Jeſu netzt und in ſprachloſem Schmerz hingeworfen liegt, ſchließt ſich der Kreis der theilnehmenden Freunde um die rührende Scene. In allen Geſichtern war Betrübniß ausgedrückt; von Vieler Wangen rollten Thränen der Wehmuth herab; dies und das laute Weinen der beyden Schweſtern griff das Herz des edlen Menſchenfreundes heftig an, das Gefühl des Mitleids drückte ſich merklich in ſeinen Geſichtszügen aus; ſchnell raffte er ſich mit den Worten auf: wo habt ihr ihn hingelegt?

Herr! komm und ſiehe es! — war die Antwort der Jammernden. — Und jezt, da er den Weg zum Grabe ſeines Freundes wandelt — bei dieſer prunkloſen Todtenfeier, treten auch ihm, der ſonſt ſich immer in gleichmüthiger Faſſung erhielt, Thränen der Rührung in die Augen.

Sehet! ſprachen die ihn begleitenden Juden, da ſie ihn weinen ſahen, wie er ihn ſo lieb gehabt hat! — Einige äußerten den Gedanken: Konnte Er, der doch den Blinden die Augen öffnete — nicht auch ſeinen Freund beim Leben erhalten?

Jezt kommen ſie der Gruft näher — da hatten ſie den Theuren hingelegt — hier in einer Felſenhöhle, die von überhangendem Geſträuch beſchattet war, ſchlummerte der Geliebte! der Eingang zur Grabeshöhle war mit einem großen Stein verwahrt. Ein ſchmerzliches Gefühl durchzitterte

auch

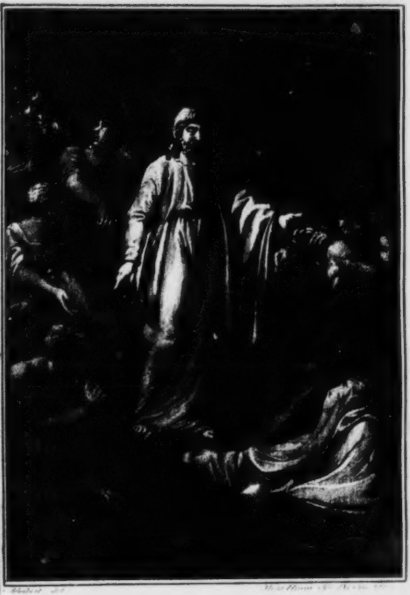
auch hier wieder das Herz des ſo ſanftmüthigen Jeſus; ſchafft, rief er, den Stein vom Grabe!

Wie? Er wird es doch nicht wagen, in die Gruft ſelbſt zu gehen? dachte Martha, beſorgt für die Geſundheit Jeſu, bei ſich, uneingedenk des Wortes, das Jeſus kurz zuvor geſprochen hatte: „ich bin die Auferſtehung und das Leben!“ Herr! rief ſie laut aus, der Leichengeruch könnte dir ſchaden! Er liegt ſchon vier Tage im Grabe!

Jeſus. Sagte ich dir nicht, Martha, wenn du Zutrauen zu mir hätteſt: ſo ſollteſt du Gott — auch bei dem Grabe deines Bruders — verherrlichet ſehen.

Jetzt war die Grotte geöffnet. Noch ehe Jeſus in dieſelbe eintrat, hob er ſeine Augen auf zum Himmel und brach mit erheiterten Blick in das Gebet aus: Vater! ich danke dir, daß du mich erhöret haſt! Nicht um meinetwillen — denn ich weiß, daß du mich allezeit höreſt; ſondern um dieſer Anweſenden willen; damit ſie in der Ueberzeugung geſtärkt werden: du habeſt

mich



Jesus am Grabe seines Freundes
Lazarus

mich geſandt. — Nun trat er näher zur Stätte, wo der Todte lag, und rief mit ſtarker Stimme: „Lazarus, komm heraus!“

Auf einmal erwacht der Entſchlaffne; der Odem des Lebens hebt wieder ſeine Bruſt; er regt ſeine Glieder und ſträubt ſich gegen die Banden und Tücher, mit denen er umwickelt war; er richtet ſein mit dem Leichentuche bedecktes Geſicht auf — alle Anweſende ſind vom Erſtaunen beſtrickt — keins wagt die Hand anzulegen, bis Jeſus ſie dazu auffordert: helft ihm doch aus den Banden und richtet ihn auf ſeine Füße. — — *)

Ueber alle Beſchreibung waren die Aeußerungen der Freude der wiedervereinigten Familie, des Erſtaunens und der Bewunderung, die ſich ſo verſchieden in den Geſichtszügen und Worten der Theilnehmer an dieſer freudigen Begebenheit ausdrückten. Johannes ſelbſt, der Augenzeuge derſelben, dem wir die Erzählung verdanken, überläßt es ſeinen Leſern, ſich dieſelben zu denken;

---

*) Siehe das 66te Kupfer.

ken; er erwähnt nur des Eindrucks, den dieſe wundervolle That Jeſu auf die Gemüther der Juden, die in großer Anzahl dabei gegenwärtig waren, gemacht habe. Viele von ihnen erkannten in Jeſu den göttlichen Geſandten und glaubten an ihn; etliche aber, die durch phariſäiſche Eingebung zu ſehr wider ihn eingenommen waren, eilten ſogleich nach Jeruſalem, um den Feinden Jeſu von dieſer Aufſehen erregenden That Nachricht zu bringen. Da Bethanien kaum drei Viertelſtunden von der Hauptſtadt entfernt lag, ſo verbreitete ſich die Nachricht davon ſehr bald in derſelben, und mehrere wurden von der Neugierde getrieben, ſich an Ort und Stelle von dieſem wunderbaren Auftritt zu überzeugen. Vorzügliche Senſation machte dies unter den Mitgliedern des Sanhedrins, oder des großen Raths, die größtentheils aus Phariſäern beſtanden. Der damalige Oberprieſter, Kaiphas, veranſtaltete ſogleich eine Zuſammenkunft derſelben, der er die Frage vorlegte: was in dieſer Sache zu thun ſey? Zu leugnen ſey es nicht, daß dieſer Menſch Jeſus außerordentliche Thaten verrichte, wodurch ſein Anſehen unter dem Volke von Tage zu

Tage zunehme; ſo daß, wenn man nicht ernſtlichere Maasregeln anwendete, er zulezt das ganze Volk gewinnen werde; dann würde eine allgemeine Revolution unvermeidlich und die Folge davon ſeyn: daß ſich die Römer ins Mittel ſchlagen, land und leute nehmen, und ihnen vollends alle bisherigen Freiheiten und Rechte entreiſſen würden.

Nach verſchiedenen darüber geäuſſerten Meinungen, wobei die Urtheile der Berathſchlagenden oft einander entgegen waren, erhob ſich endlich der Hoheprieſter mit feierlichem Ernſt und erklärte: es ſey jezt keine Zeit mit unnüzen Diſcuſſionen, die nicht gerade zum Zweck führten, zu verlieren; ſeinem Urtheil nach ſey es beſſer: Ein Menſch ſterbe für das Volk, als daß das ganze Volk verderbe!

So mußte — nach der Bemerkung des Johannes — Kaiphas als Hoherprieſter im weiſſagenden Geiſt, ohne es ſelbſt zu wiſſen, den höhern Rath der Vorſehung ausſprechen; ja, ſterben ſollte Jeſus für das Volk! aber nicht für

das

das jüdiſche allein — für die ganze Menſchheit ſollte er ſich aufopfern — um alle die Menſchen — die jetzt ſo getrennt, ſo zerſtreut lebten — zu einer Familie Gottes zu vereinigen!

Von dieſem Tage an war es nun durch die Mehrheit der Stimmen, die dem Urtheil des Kaiphas beitraten, im hohen Rathe zu Jeruſalem förmlich beſchloſſen, Jeſum nicht länger unter den Lebenden zu dulden; und ſchon wurden Entwürfe gemacht, ſich ſeiner Perſon auf eine ſchickliche Art zu bemächtigen. Jeſus, der um dieſe Anſchläge ſeiner Feinde wohl wußte, hielt ſich daher nicht lange in dem freundſchaftlichen Kreiſe der ihm ſo ſehr verbundenen Familie des Lazarus auf, verließ Bethanien, wo er zu ſehr den Augen der Menge ausgeſetzt war, und wählte die etwas entlegnere und weniger volkreiche Gegend um Ephrem, einer kleinen Stadt in der Wüſte bei Jericho, für ſich und ſeine Jünger zum Aufenthalte. Hier, wo er den Nachſtellungen ſeiner Feinde weniger ausgeſetzt war, bereitete er ſich im Stillen zu dem letzten wichtigſten Auftritt ſeines Lebens vor, feſt entſchloſſen, auch das Aeuſſerſte zu dulden, um der Menſchen Wohlfahrt zu befördern. Vorzügliche Mühe koſtete es ihm, ſeine Jünger in die nöthige Faſſung zu ſetzen, um nicht bei dieſen ſchreckenvollen Auftritten den Muth zu verlieren. Freunde! ſprach er zu ihnen, der Zeitpunkt iſt nahe, wo das, was die Propheten von des Menſchenſohn verkündigt haben, in Erfüllung gehen wird; dort in Jeruſalem, wohin wir nun reiſen, wird er den Hohenprieſtern und Vorgeſetzten der jüdiſchen Nation überantwortet, von dieſen zum Tode verurtheilt und den Heyden überliefert werden; dieſe werden ihn verſpotten, mit Ruthen hauen, ans Kreuz ſchlagen und tödten — aber am dritten Tage wird er wieder auferſtehen! —

Daß dies ſo im eigentlichen Sinn eintreffen werde, war den Jüngern Jeſu unglaublich; es war ihnen noch immer nicht möglich, die Meinung ſo ganz aufzugeben: daß er ein weltliches Reich ſtiften werde, in welchem ſie, als ſeine Vertrauten, gewiß ſehr glänzende Vorzüge genießen würden; wär es auch, daß ſie ſich dieſelben erſt durch Gefahren und Leiden mit ihm erringen

ringen müßten; was kann — ſagten ſie in ihren beſondern Unterredungen zu einander — das Wiederauferſtehen anders andeuten, als den herrlichſten Sieg nach kurzer Zeit der Anſtrengung und des Kampfs? laßt uns Muth faſſen; die Sache nimmt gewiß einen glücklichern Ausgang, als wir jetzt denken.

Unter den weiblichen Verwandten Jeſu, die ihn nicht ſelten auf ſeinen Reiſen begleiteten, befand ſich auch diesmal die Mutter der beyden Söhne des Zebedäus, Johannes und Jakobus. Stolz auf das Glück, daß Jeſus auch dieſe ihre Söhne ſeines vertrautern Umgangs gewürdigt habe und ſie vorzüglich liebe, erwartete ſie, daß er dieſelben einſt, wenn er ſeine Regierung als König der Juden antreten würde, als ſeine Verwandten zu den größten Ehrenſtellen in ſeinem Reiche erheben werde. Dieſe Vermuthung, die ihrem mütterlichen Herzen ſo ſehr ſchmeichelte, ſuchte ſie zur Gewißheit zu erheben und ſich bei Zeiten der Zuſtimmung Jeſu zu ihren Wünſchen zu verſichern. Bei der erſten ſchicklichen Gelegenheit, da ſie Jeſum allein fand, gieng ſie mit ihren Söhnen zu ihm, warf ſich ihm zu Füßen und bat ihn um die Gewährung einer Bitte, die ſie ſchon lange im Herzen getragen habe: er möchte doch, wenn er ſeine glorreiche Regierung antreten würde, dieſe ihre beyden Söhne die Nächſten an ſeinem Throne, den einen zu ſeiner Rechten, den andern zu ſeiner Linken ſitzen laſſen. Daß ein Weib ſolch eine Bitte thun konnte, verzieh der Menſchenfreund dem Mutterherzen — daß ſich aber auch die beyden Jünger zu einem ſo eitlen Wunſch erniedrigten, that ihm im Herzen weh. „Ach! ſprach er, ihr wiſſet nicht was ihr bittet! Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde, die Weihe empfangen, die mir bevorſteht?“ — Ja Herr, erwiederten ſie, wir ſind auf Alles gefaßt! — „Nun wohl, verſetzte der Herr: macht euch immer auf die Theilnahme an meinem Leiden gefaßt — aber das Sitzen zu meiner Rechten und Linken kann ich euch nicht zuſichern; das überlaßt Gott!“ — Er wollte weiter reden, als eben die übrigen zehn Jünger ſich näherten und mit ſichtbarem Unwillen vermutheten, was wohl die fußfällige Bitte der beyden Jünger mit ihrer Mutter für einen Zweck habe. Um dieſen Funken der Eiferſucht und Zwietracht unter den Seinigen ſogleich zu unterdrücken, rief Jeſus ſie alle näher zu ſich. „Meine Jünger, ſagte er zu ihnen, gebt doch einmal die Vorſtellung auf, die ihr euch von irdiſcher Größe in meinem Reiche macht. Fürſten und Machthaber führen in ihren Staaten das Zepter und herrſchen über andre; aber ganz anders iſt es unter euch; wer unter euch einen Vorzug vor Andern haben will, muß ihn durch Verdienſte um ſie erlangen; der Erſte im Range muß der Diener Andrer ſeyn: ſo wie des Menſchenſohn nicht in die Welt gekommen iſt, von Andern Dienſte anzunehmen, ſondern ſie ihnen zu leiſten, ja ſelbſt ſein Leben zur Erlöſung Vieler aufzuopfern.“ —

So ſchwer wurde es Jeſu, ſelbſt ſeine vertrautern Freunde von der Lieblingsidee eines weltlichen Reichs abzubringen, die nicht eher als mit ſeinem künftigen Tode ganz verſchwinden konnte. Jetzt näherte ſich dieſer entſcheidende Zeitpunkt; jetzt trat Jeſus ſeine letzte Reiſe nach Jeruſalem an, um noch vor dem eintretenden großen Sabbath das letzte Oſterfeſt daſelbſt zu feiern — und dann zu ſterben. Unterwegs, als er nahe bei der Stadt Jericho war, gab er einem blinden Manne, der hier nahe dem Stadtthor am Wege ſaß und die Vorübergehenden um milde Gaben anſprach, auf ſeine dringende Bitte das Geſicht wieder. Der laute Dank dieſes Menſchen ſtimmte die Verſammlung der übrigen Augenzeugen dieſer That zum freudigen Lobe Gottes; bald verbreitete ſich der Ruf durch die Stadt: der große wohlthätige Prophet ziehe eben in ihre Thore ein; jedermann eilte ihm entgegen voll Begierde, ihn zu ſehen. Unter der Zahl dieſer Neugierigen befand ſich auch ein Mann Namens Zachäus, der die Aufſicht über die Zolleinnehmer des daſigen Diſtrikts führte und ein anſehnliches Vermögen beſaß. Bei dem Gedränge von Menſchen konnte er, der von Perſon klein war, nicht gut beikommen, um Jeſum, von dem er ſo viel Gutes gehört hatte, ſo recht ins Geſicht zu faſſen; doch die Straße, durch die er wahrſcheinlich ziehen würde, führte an ſeinem Garten vorbei; eiligſt beſtieg er daher einen am Wege ſtehenden Maulbeerbaum und ſah ihm da mit ſcharfem Blick entgegen. Wie wurde er überraſcht, als Jeſus, da er ſich der Stätte näherte, zu ihm aufſah und mit dem Tone der Vertraulichkeit ihn als einen Wohlbekannten bei ſeinem Namen rief: „Zachäus, ſteige geſchwind hernieder, ich werde heut in deinem Hauſe einſprechen!“ Eine ſolche Auszeichnung hatte er nicht erwartet; eiligſt ſtieg er herab und öffnete dem großen Lehrer mit dem Ausdruck der lebhafteſten Freude im Geſicht die Thür ſeines Hauſes zum freundlichen Empfange. Dies erregte bei Allen, in deren Augen der Oberzolleinnehmer eine verächtliche Perſon war, lautes Murren, daß Er, ein Prophet und Gottesgelehrter, einen Sünder als Gaſtfreund würdige. Selbſt der erfreute Wirth empfand ſeine Unwürdigkeit, aber mit einer Aufrichtigkeit, die dem Menſchenkenner ſo wohl gefiel, erklärte er gleichwohl: daß auch ihm die Pflichten der Menſchenliebe heilig wären, ſo, daß er gern ſein Vermögen mit den Armen theilen, und wenn er wüßte, daß er jemanden Unrecht gethan habe, es vierfach erſetzen wolle. „Sey ruhig, erwiederte Jeſus: du haſt, wie jeder redliche Iſraelit, Theil an dem verheißenen Heil; heut iſt es deinem

nem Hauſe widerfahren; denn des Menſchenſohn iſt gekommen, zu ſuchen und ſeelig zu machen, was verlohren iſt.“

Nach einem kurzen Aufenthalte in dem Hauſe dieſes ſeines Gaſtfreundes, wo Jeſus ſeinen Jüngern und dem verſammelten Volk ſo manche Belehrung in Gleichniſſen ertheilte, verließ er wieder dieſen Ort, um ſich der Hauptſtadt Jeruſalem zu nähern, wohin jetzt wieder aus der Nähe und Ferne unzählige Schaaren Juden zur bevorſtehenden Oſterfeier wallfahrteten. Er hätte die Reiſe dahin näher und in einem Tage machen können; da aber noch ſechs Tage bis zum Anfange des Feſtes waren, ſo leitete Jeſus ſeine Jünger nach ſeinem Lieblingsorte Bethanien, um da in dem freundſchaftlichen Kreiſe der Familie des Lazarus, den er ohnlängſt vom Tode erweckt hatte, noch die letzten ruhigen Abende ſeines Lebens zu feiern. Seine Ankunft in Bethanien erregte allgemeine Freude nicht nur im Hauſe des Lazarus, ſondern in mehreren Familien, die theils mit jener in freundſchaftlicher Verbindung ſtanden, theils aus eigner Erkenntlichkeit für empfangene Wohlthaten ſich Jeſu verpflichtet hielten; unter dieſen befand ſich ein gewiſſer Simon, der ihm, als ein vormaliger Ausſätziger, ſeine Geneſung verdankte; lange hatte er gewünſcht, dieſem ſeinem Wohlthäter ſeine Dankbarkeit zu bezeugen; er bat daher den Lazarus und ſeine Schweſtern, ihm diesmal das Recht der Gaſtfreundſchaft abzutreten und dieſen erhabnen Gaſt mit ſeinen Jüngern zu ihm zu einem Abendmahl zu bringen, wobei er zugleich die Martha, deren Geſchicklichkeit und Emſigkeit in Anordnung eines ſolchen freundſchaftlichen Mahles er gar wohl kannte, erſuchte, die Geſchäfte der Hausfrau dabei zu übernehmen. — Das Mahl der Freude begann; Jeſus im Kreiſe ſo guter Menſchen, den Lazarus und die Maria an ſeiner Seite, deren ſeelenvolle Blicke ſo oft dem ſeinigen begegneten, die ihm ihr ganzes Glück dankten und nicht genug danken konnten — fühlte ſich ſo wohl — und ſahe ſich doch dem Tode ſo nahe — ſo nahe den Abſchied von dieſen Lieben! und unterhielt ſich ſo freundlich mit ihnen. — Jetzt entfernte ſich Maria aus der Geſellſchaft — doch nur auf einige Augenblicke — dann trat ſie wieder ins

Zimmer ein; aus ihrem Geſichte ſtrahlte verklärte Liebe, in ihrer Hand trug ſie ein Glas des köſtlichſten Salböls, das ſie vorher ſchon um einen hohen Preiß zur Ehre dieſes großen Gaſtes gekauft hatte; mit zitternder Hand brach ſie das Alabaſterfläſchchen auf, goß einen Theil der Salbe über das Haupt des Hochverehrten und dann auf ſeine Füße, die ſie mit ihren Haarlocken trocknete. Das ganze Zimmer wurde von dem balſamiſchen Geruch erfüllt. Allen war es ein lieblicher Duft; nur Judas Iſcharioth verzog dabei das Geſicht; „das iſt ein zu großer und unnöthiger Aufwand, ſagte er zu den Tiſchgäſten, die ihm zunächſt lagen: die Salbe koſtet zum wenigſten dreihundert Denare *), die hätte man beſſer an Arme wenden können.“ Einige von den Jüngern ſchienen ihm ihren Beifall zuzuwinken. Wie kränkend war dies dem edlen Herzen der Maria! — ſie hatte die reinſte, die edelſte Abſicht — und dieſe ſollte ſo verkannt werden? — ſollte Er, dem zur Ehre ihr auch das koſtbarſte Opfer nicht zu theuer war — auch ſo denken? —

da

---

*) Ohngefähr 58 Thaler.

da blickte ſie auf zu Ihm — da las ſie ein ganz andres Urtheil in ſeinem ſanften, liebevollen Auge! — und jetzt öffnete er ſeinen Mund zu ihrer Rechtfertigung: „laßt mir dieſes gute Weib mit Frieden! ihr könnt ihre edle That nicht gehörig würdigen. Sie hat gethan, was ſie konnte, mir ihre Liebe zu bezeugen. Arme habt ihr immer bei euch; immer Gelegenheit, ihnen wohlzuthun; mich aber nicht immer. Sie iſt zuvorgekommen, um mich zu meiner Beerdigung einzuſalben — und warlich ſie hat ſich dadurch ein unvergeßliches Denkmal geſtiftet; ſo lange mein Evangelium in der ganzen Welt verkündigt werden wird, wird auch dieſer ihrer ſchönen That gedacht werden!"

Der Ton der Unterhaltung wurde von dieſer Scene an ernſter, feierlicher! Der Gedanke an das Grab war ohnehin noch ſo lebhaft in der Seele Aller, die erſt vor weniger Zeit ſo nahe an demſelben weinten; — wie? wenn Er ſelbſt, der Andre ins Leben rief, zur Leiche werden — wenn du an ſeinem Grabe — — Maria konnte den Gedanken nicht ausdenken — mit Thränen der Wehmuth ließ ſie ſich zu den Füßen Jeſu nieder, der bald darauf wieder den noch übrigen Theil der Abendmahlzeit mit erheiternden Geſprächen würzte.

Nur in dem Herzen des Judas hatte der empfangene Verweiß einen empfindlichen Stachel zurückgelaſſen; Eigennutz war ohnehin eine der ſtärkſten Triebfedern ſeiner Verbindung mit Jeſu geweſen, und dieſer hatte bisher zu wenig Nahrung gefunden; denn die gemeinſchaftliche Kaſſe, die er in Verwaltung hatte, reichte kaum zu, die nöthigſten Bedürfniſſe zu beſtreiten. So ſehr er auch Jeſum hochſchätzte und liebte, ſo verdroß es ihm doch, daß er ſo gar keinen Werth auf zeitliche Güter legte, allen, auch den wohlhabenſten Kranken, ſo unentgeldlich mit ſeinen Heilkräften beiſtand, und auch ihnen ſtreng unterſagt hatte, Belohnung dafür anzunehmen; auch für die Zukunft hatte er ihnen ja alle Hoffnung zu einträglichen Poſten genommen, — und doch hieng es ja nur von ihm ab, ſich, nach dem Wunſche der Nation, für den Herrn des Landes zu erklären, wo dann die Standeserhebung ſeiner Jünger von ſelbſt erfolgen würde; wenn er doch nur, dachte er bei ſich, den entſcheidenden Schritt wagte! wenn ihn doch ſeine eignen Feinde durch einen förmlichen Angriff dazu nöthigten, wenn er nur ſchon in ihren Händen wäre — er würde ſich gewiß mit Ehre herauswinden, und keine irdiſche Macht könnte ihm die Krone ſtreitig machen! — Das brachte ihn von jetzt an auf den Gedanken, ſelbſt der Verräther an ihm zu werden.

Da Bethanien ſo nahe der Hauptſtadt des Landes lag, ſo konnte der Aufenthalt Jeſu in dieſer Nähe nicht verborgen bleiben. Die ſchon in Jeruſalem verſammleten Juden aus dem Auslande hatten ſich ſchon lange nach ihm erkundiget; denn ſie hatten beſtimmt darauf gerechnet, ihn hier anzutreffen. Der Ruf: Jeſus befinde ſich zu Bethanien, wo er vor Kurzem den verſtorbenen Lazarus wieder erweckt habe, zog daher eine Menge Menſchen hinaus, um theils den großen Wunderthäter, theils den Lazarus ſelbſt zu ſehen und ſich von dieſem merkwürdigen Vorgang recht zu unterrichten. Die Phariſäiſche Parthie wurde dadurch in nicht geringe Verlegenheit

heit geſetzt; ſie konnte wohl vermuthen, wie ſehr das Anſehen Jeſu unter dem Volke dadurch geſteigert werden würde; ſchon faßten ſie daher geheime Anſchläge, ſich nicht nur der Perſon Jeſu zu bemächtigen, ſondern auch den redenden Zeugen ſeiner ſo wunderthätigen Kraft, den Lazarus, heimlich zu tödten, als durch die bald nachher erfolgten Auftritte ihre Entwürfe und Anſchläge auf das Leben Jeſu auf der einen Seite erſchwert, auf der andern ganz unvermuthet durch die Dazwiſchenkunft des Judas begünſtigt wurden.

In der großen Seele Jeſu war es nun feſter Entſchluß, ſich für die Wohlfarth der Menſchheit aufzuopfern, und durch ſeinen freiwilligen Tod mit einemmale alle die Hinderniſſe aufzuheben, die ihrer wahren geiſtigen Glückſeligkeit entgegen waren *). Das bevorſtehende Paſſahfeſt war der Zeitpunkt, den die göttliche

---

*) Dies Geheimniß ſeines ſo frühen Todes, der jetzt noch verborgne Zweck dieſer freiwilligen Aufopferung Jeſu zum Beſten der Menſchen, wurde erſt nach ſeinem Tode und darauf erfolgter Auferſtehung von denen darüber erſt beſſer unterrichteten Apoſteln Jeſu enthüllt.

Weisheit zur Vollendung dieſes großen Geſchäfts Jeſu auf der Erde auserſehen hatte. Da ſollte Jeſus vor den Augen der Nation, unter der er als ihr Erretter aufgetreten war — ſterben, um verherrlichet zu werden; alle die eintretenden Umſtände mußten daher dazu dienen, dieſen Rathſchluß der göttlichen Vorſehung auszuführen; ſelbſt einer der Jünger des Herrn mußte zum Werkzeuge dienen, ihn den Händen ſeiner Feinde zu überliefern, um ihren meuchelmörderiſchen Abſichten zuvorzukommen, und die Hinrichtung des Heiligſten und Gerechteſten vor den Augen der Welt in deſto helleres Licht zu ſetzen.

Jeſus hatte den letzten Sabbath in Bethanien im Kreiſe ſeiner Jünger und Freunde ruhig zugebracht. Mit Anbruch des darauf folgenden Tages beſtieg er mit ihnen die Höhe des Olivenberges, von da ſich ihren Augen die freie Ausſicht über Jeruſalem und die umliegende Gegend eröffnete. Der feierliche Ernſt, der nachdenkende Blick des göttlichen Mannes, der auf die vor ihm liegende Hauptſtadt gerichtet war, die Thränen, die ihm ins Auge traten, als er mit einem tiefen Seufzer das bevorſtehende unglückliche Schickſal dieſer Stadt beklagte, ſetzte die Jünger in geſpannte Erwartung. Unten, am Fuße des Berges, lag ein kleiner Ort, beſchattet von Oliven- und Palmbäumen, Bethphage, eine Viertelſtunde von Jeruſalem. Jeſus rief jetzt zwey von ſeinen Jüngern zu ſich und ſprach zu ihnen: „gehet hin in dieſen vor euch liegenden Flecken; gleich bei dem Eingange in denſelben, da wo ſich der Weg ſcheidet, werdet ihr eine Eſelin angebunden finden, und neben ihr ein Füllen, das noch nie zum Laſttragen gebraucht worden iſt; dies bindet los und führt es zu mir; ſollte man euch von Seiten des Eigenthümers Schwierigkeiten machen, ſo ſagt nur: der Herr bedarf ſeiner — und man wird es euch ſogleich verabfolgen laſſen.“ Während deſſen hatte ſich eine anſehnliche Menge Volks aus Jeruſalem und der umliegenden Gegend verſammlet. Die beyden Jünger fanden alles ſo, wie Jeſus geſagt hatte; ſie banden beyde, die Eſelin und das Füllen, ab; der Herr dieſer Thiere ließ es, auf die gegebene Erklärung der Jünger Jeſu ohne Widerrede zu, und ſo führten ſie das Füllen ihrem

Herrn zu *); noch ehe es Jeſus beſtieg, warfen einige der Jünger ihre Oberkleider auf daſſelbe — dies gab gleichſam die Loſung zu einem allgemeinen feſtlichen Aufzug; mehrere warfen ihre Kleider ab und breiteten ſie auf den Weg; andre hieben Zweige von den Bäumen, um den Pfad, wie bei einem fürſtlichen Einzuge, zu beſtreuen, und wie von einem Geiſte beſeelt brach das Volk in lautem Jubel aus: „Heil dem Sohne David! Gelobt ſey der da kömmt im Namen des Herrn! Hochgeprieſen ſey Er!“

So gieng der Zug nach der Stadt; jemehr er ſich derſelben näherte, deſtomehr wuchs die Menge

---

*) Ein Umſtand, der für die damaligen Juden nicht unbedeutend war; denn er bezog ſich auf die frühere Weiſſagung eines ihrer Propheten, Sacharja (Kap. 9, 9. 11.):

Freue dich ſehr, du Tochter Sion!
Jauchze hoch auf, Tochter Jeruſalem!
Siehe, dein König kömmt zu dir, der Helfer, der Gerechte!
Arm reitet er auf einem Eſel und auf einem Eſelfüllen,
Er, der den Nationen Heil verkündet;
Des Herrſchaft ſich von einem Meer zum andern,
Vom großen Strohm zum fernſten Pol verbreitet.

Menge der Begleiter; deſto ſtärker wurde das Freudengeſchrei. „Gebiete ihnen doch, riefen einige Uebelgeſinnte dem Herrn zu: daß dieſe ſchweigen!“ — „Schweigen dieſe, verſetzte Jeſus, ſo würden die Steine, die lebloſe Natur, ſchreyen.“ — Jetzt tönte der Jubel durch das Thor und die Straßen Jeruſalems, und erregte allgemeine Aufmerkſamkeit. Wer kömmt? fragten mehrere Neugierige. Jeſus iſts, rief das Volk, der Prophet von Nazareth aus Galiläa — und nun wogte die mit jedem Schritt zunehmende Volksmenge an der Burg Antonia vorüber den hohen Tempelberg hinan. Die hier in der Nähe liegende römiſche Sicherheitswache blieb bei dieſem Auftritt ganz ruhig; die blos mit Palmzweigen bewaffneten Hände der Begleiter und der an ihrer Spitze ſo anſpruchlos und ſanftmüthig einherreitende Rabbi ließ ihr eine gewöhnliche jüdiſche Feierlichkeit vermuthen — aber deſto ängſtlicher ſchlug den Phariſäern und Prieſtern bei dieſem Aufzuge das Herz; ſo weit, ſagten ſie einer zum andern: ſo weit iſts mit unſerm Zögern gekommen! nun iſt das ganze Volk auf ſeiner Seite! Noch furchtbarer und Schrecken erregender war der ſo feierliche Einzug Jeſu in den Tempel für die im Vorhof deſſelben befindlichen Krämer und Mäkler; ſchon einmal hatten ſie den Unwillen dieſes Jeſus über ihr unwürdiges Geſchäfte an dieſer heiligen Stätte erfahren — was hatten ſie nicht jetzt — in einer ſolchen Begleitung — von ihm zu erwarten! ſchon der ernſte, ſtrafende Blick, den Jeſus auf ſie warf, war ihnen ein Blitzſtrahl, und als er wirklich Hand anlegte und die ihm zunächſtſtehenden Wechslertiſche umſtieß, wobei er die Donnerworte ſprach: „Noch immer handelt ihr dem göttlichen Ausſpruch zuwider: mein Haus ſoll ein Bethaus ſeyn — ihr aber macht es zu einer Räuberhöhle!“ — ſo ſetzte ſie dies ſo in Furcht, daß ſie augenblicklich unter Beſtürzung und ängſtlicher Beſorgniß noch ernſtlicher Auftritte die Stätte räumten.

So kündigte ſich Jeſus gleich bei ſeinem Eintritte als den Herrn des Tempels an; in welche bange Erwartung mußte dies diejenigen ſetzen, die ihn nicht in dieſer Würde erkannten? Aber Er, den nur der Eifer für die Ehre der Religion zu dieſem ernſten Auftritt veranlaßte, zeigte ſich bald wieder als der ſanftmüthige, wohlthätige Menſchenfreund da, wo es auf Menſchenrettung ankam. Der Anblick ſo vieler Leidenden und Gebrechlichen, die er auch hier fand, erregte ſein Mitleid, und dieſe ſogleich von ihren Gebrechen zu befreien, war ſein wohlthätiges Geſchäft. Die Freude und der herzliche Dank der Wiedergeneſenen weckte bald wieder den allgemeinen Jubel auf; der Freudengeſang tönte durch des Tempels Hallen; ſelbſt die Kinder ſtimmten in denſelben mit ein und riefen ihr Hoſianna! Heil dem Sohn Davids! — Das tönte ſo widerlich in die Ohren der Phariſäer; laß doch die Kinder ſchweigen! riefen ſie Jeſu zu, wozu dies Geſchrei? „Um den Ausſpruch jenes heiligen Sängers zu bewahrheiten, erwiederte Jeſus, wo es heißt: auch aus dem Munde der Kinder und Säuglinge will ich mir, zur Beſchämung meiner Feinde, ein Loblied bereiten.“

Die Abſicht, welche Jeſus bei dieſem feierlichen Einzug in Jeruſalem und den Tempel hatte, war nun erreicht. Er wollte ſeinen Feinden

den zeigen, daß nicht Menſchenfurcht ihn bei ſeinen Schritten leite, daß es bei ihm ſtehe, ihre heimlichen Anſchläge auf ſein Leben zu vereiteln, daß er ſich in allen ſeinen Handlungen nur nach dem Willen ſeines himmliſchen Vaters richte. Daher kehrte er auch jetzt zu ſeinem gewohnten Geſchäft zurück: die Menſchen, denen es um Erkenntniß der Wahrheit zu thun war, zu belehren, zu unterrichten und ſo mit dem eigentlichen Zweck ſeiner Sendung immer bekannter zu machen. Dies entfernte einen großen Theil des zuſammen gelaufenen Volks, das ſich in ſeiner Erwartung glänzender Erſcheinungen getäuſcht ſahe, nach und nach von dem Tempel; die Gegner Jeſu hingegen, die ſich ängſtlich zurück gezogen hatten, athmeten wieder freier, und faßten wieder Muth, ihre Nachſtellungen fortzuſetzen.

Unter der Menge Fremden, mit denen jetzt Jeruſalem angefüllt war, befanden ſich auch einige Griechen *); dieſe hatten ſo viel von Jeſu gehört

---

*) Es war nicht ungewöhnlich, zur Zeit des Feſtes auch Ausländer und Heyden in Jeruſalem zu ſehen, die an dieſem

gehört und wünſchten ihn daher von Perſon zu ſehen; ſie wendeten ſich in dieſer Abſicht an den Philippus von Bethſaida, und baten ihn, ihnen die Gelegenheit dazu zu verſchaffen. Als ſich Philippus mit Andreas mit dieſem Geſuch der Griechen an ihren Herrn wendeten, fanden ſie ihn eben in einer traurigen Stimmung, worein ihn wahrſcheinlich die Bemerkung, wie unzuverläſſig der Beifall der Menge ſey, wie bald ſich derſelbe in allgemeine Verachtung verwandeln werde, geſetzt hatte. Ohne daher beſondre Rückſicht auf die neugierigen Ausländer zu nehmen, redete Jeſus im Allgemeinen: „Die Stunde iſt gekommen, wo des Menſchenſohn wird verherrlichet werden! — Merkt! was ich euch ſage: Wenn das Waizenkorn nicht in die Erde fällt — nicht da erſtirbt — ſo bleibt es allein; erſtirbt es aber: ſo bringt es viele Früchte! — Wer für die Ewigkeit leben und wirken will, darf das Leben in der Welt nicht lieben und ängſtlich zu erhal-

---

dieſem jüdiſchen Nationalfeſte Theil nahmen; doch konnten dies vielleicht auch wirkliche Juden ſeyn, die ſich in den nahen griechiſchen Städten niedergelaſſen hatten.

erhalten ſuchen. — Wer mir dienet, der folge mir auch darin nach; dann wird mein Vater ihn ehren, und wo ich bin, da ſoll mein Diener auch ſeyn!" — Bei dieſen Worten ſchwebte die Vorſtellung ſeines nahen Todes ſo lebhaft vor ſeiner Seele — da dachte er ſich das furchtbare Dunkel, das ihn, den Heiligen Gottes, vor den Augen der Menſchen, ſelbſt ſeiner Freunde, verbergen und ihre Hoffnung ganz niederſchlagen werde. — „Das erſchüttert jetzt mein Innerſtes! rief er aus; Vater! ſoll ich ſagen: hilf mir aus dieſer Stunde? doch, dies iſt ja dein Wille! ſie komme die für mich ernſte Stunde! Vater! verherrliche du deinen Namen!" —

Da erſcholl die Stimme vom Himmel: „ich habe ihn verherrlichet, und werde ihn noch verherrlichen!"

War das ein Donner? — oder ſprach ein Engel mit ihm? — riefen einige aus der erſtaunten Verſammlung aus.

„Dieſe Stimme — ſprach Jeſus mit hoher Würde, dieſe Stimme iſt nicht um meinetwillen — ſondern um euretwillen erſchollen. Der entſcheidende Zeitpunkt iſt eingetreten, wo das Reich und die Macht der Finſterniß dem Reiche des Lichts weichen wird. Und ich, wenn ich von der Erde erhöhet bin, will ich ſie alle, die Meinigen, zu mir ziehen.“

Nach einer kurzen Unterbrechung, die durch den Ausdruck Jeſu: wenn ich von der Erde erhöhet bin — den mehrere der Zuhörer ſich jetzt nicht erklären konnten, veranlaßt wurde, fuhr Jeſus fort: „noch iſt das Licht eine kleine Zeit bei euch; erkennet dies Glück und wandelt als würdige Kinder des Lichts; nicht wie im Finſtern. Um die Finſterniß aufzuhellen, erſchien ich, als das Licht der Welt, vom Vater geſandt. Wer mich ſiehet, ſiehet in mir den Vater; wer an mich glaubt, glaubt an den, der mich geſandt hat. Was ich rede, iſt im Namen des Vaters geredet; durch meinen Mund ſpricht er Worte des ewigen Lebens. Wer ſie hört und gleichwohl nicht befolgt — den überlaſſe ich ſeinem eigenen Ge-

Gericht — denn, nicht zu verdammen, ſondern ſeelig zu machen iſt mein Beruf auf Erden; aber in den Worten ſelbſt, die ich geredet habe, liegt die richterliche Entſcheidung für Jeden an jenem großen Tage des Gerichts!“

So brachte Jeſus die erſten Tage der Woche größtentheils im Tempel unter lehrreichen Unterhaltungen zu; nur mit jedem Abende entfernte er ſich aus Jeruſalem, wo er entweder in Bethanien, oder auch wohl unter freiem Himmel in dem Garten am Oelberge übernachtete. Der Gegenſtand ſeiner Unterhaltung mit ſeinen Jüngern war vorzüglich das verhängnißvolle Schickſal, welches ihm und der jüdiſchen Nation bevorſtehe; wobei er ihnen unter mehreren Gleichniſſen, ja eines Morgens in dem Bilde eines am Wege ſtehenden Feigenbaums, der zwar Blätter, aber keine Früchte trug und daher auf das Wort Jeſu in einer Nacht verdorret war, das traurige Verhängniß unter Augen ſtellte, welches der jüdiſchen Nation bevorſtehe, die als ein unverbeſſerliches Menſchengeſchlecht nach ſo vielen vergeblichen Bemühungen um ihr Heil, von Gott verworfen werfen werden und einem beſſern Geſchlecht Raum machen würde.

In Jeruſalem ſetzten indeß die Feinde Jeſu ihre Bemühungen fort, ihn unter irgend einem rechtlichen Vorwande in Verhaft zu nehmen und ihren mörderiſchen Anſchlag auf ſein Leben durch Hülfe der geſetzlichen Macht auszuführen; in dieſer Abſicht legten ſie ihm, als er wieder im Tempel erſchien, verſchiedene verfängliche Fragen vor, die theils religiöſe, theils politiſche Grundſätze betrafen, die jedoch der weiſe Lehrer auf ſo eine vorſichtige Art löſte, daß ſie ſich beſchämt zurückziehen mußten; eine der verfänglichſten war unter andern dieſe: ob wohl der römiſche Kaiſer mit Recht von ihnen, als dem Volke Gottes, Abgaben fordern könne? Die Gegenfrage Jeſu war: in welcher Münze ſie denn dieſelben entrichteten? Sie zeigten ihm eine derſelben nach römiſchen Gepräge und erklärten ſelbſt das Bild und die Ueberſchrift für kaiſerlich. „Nun ſo gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers — und Gotte, was Gottes iſt,“ war die Antwort Jeſu, gegen die ſie keine weitere Einwendung machen konnten.

Um deſto freimüthiger aber erklärte Jeſus auch diesmal laut vor dem verſammleten Volk ſeinen gerechten Unwillen über die Heuchelei der Phariſäer und Schriftgelehrten, über den Stolz, womit ſie ſich auf Moſis Stuhl brüſteten und ſich das Anſehen untrüglicher Lehrer zu geben ſuchten, ohngeachtet ihr Leben ganz ihren Grundſätzen entgegen ſey; wobei er ſeine Jünger nochmals warnte, ſich ganz von ihrer Denkungsart und Sitten entfernt zu halten, um ſich nicht eines gleichen Strafgerichts, welches in Kurzem über dieſe Verführer des Volks ausbrechen werde, ſchuldig zu machen. —

Mit abgewendetem Blick von dieſen Unwürdigen ließ ſich Jeſus nicht weit von einer der Opferladen nieder, die in den Hallen des Tempels angebracht waren, um die freiwilligen Gaben aufzunehmen. Auch dieſe Stätte religiöſer Freigebigkeit ſah er durch die Eitelkeit mehrerer Reichen entweiht, die ſich hier durch reiche Beiträge auszeichneten; aber mit Wohlgefallen bemerkte der Kenner des menſchlichen Herzens unter ihnen eine arme Wittwe, die mit milder Hand ein paar kleine Scheidemünzen in den Kaſten warf. „Seht! ſagte Jeſus zu ſeinen Jüngern: dieſe arme Wittwe hat mehr als alle die Andern geſpendet. Jene haben von ihrem Ueberfluſſe eingelegt; dieſe aber hat von ihrer Armuth, alles was ſie vermochte —— ihre ganze Habe dargebracht.

Jetzt verließ Jeſus den Tempel; — es war das letztemal, daß er ſich an dieſem geheiligten Orte befand; ſchweigend folgten ihm ſeine Jünger durch die hohen Säulengänge des Vorhofs, die von den ſchönſten Marmorſteinen aufgeführt waren und einen majeſtätiſchen Anblick gewährten; ihre Augen verweilten mit Bewundrung bei dieſem Meiſterwerke der erhabenſten Baukunſt; ſiehe nur, rief einer der Begleiter von Bewunderung hingeriſſen aus: ſieh nur Meiſter! die Pracht dieſes Gebäudes — dieſe Steinmaſſen — dieſe koſtbare Bauart! „Ja, verſetzte Jeſus, betrachtet es wohl! aber wiſſet: nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der hier nicht abgebrochen werde!“ — Dies gab den Jüngern Stoff zum Nachdenken; ſie erinnerten ſich, daß ihr Herr ſchon einigemal, und auch bei ſeiner letzten Erſcheinung im Tempel, Aeußerungen gethan hatte, die eine nahe Zerſtörung dieſes heiligen Orts, ja vielleicht eine gänzliche Auflöſung des jüdiſchen Staats, wo nicht gar der ganzen Welt, vermuthen ließen; gern hätten ſie darüber eine nähere Erklärung von ihm gehabt — aber noch wagten ſie es nicht, ihn darum zu erſuchen, um ihn nicht auf ſeiner Rückreiſe aus der Stadt aufzuhalten. Jetzt aber hatten ſie die Höhe des Olivenberges erreicht, und Jeſus ſetzte ſich, das Geſicht nach der Stadt zugekehrt, nieder, um auszuruhen. — Da lag ſie, die heilige Stadt mit ihren koſtbaren Gebäuden ihnen vor Augen, und vor allen ragte der heilige Berg mit ſeinem ehrwürdigen und in der That prächtigen Tempel hervor, deſſen Majeſtät jetzt durch die untergehende Sonne noch mehr gehoben wurde — wie da die goldnen Zinnen deſſelben im Feuer der Sonnenſtralen glühten, die an den glatten Marmorwänden und Pfeilern in blendender Weiße zurückſtrahlten, daß kaum das Auge ihren Glanz ertragen konnte. Dieſer Anblick regte noch lebhafter die Vorſtellungen in den Gemüthern der

Jünger auf, mit denen ſie ſich eben unterhalten hatten. Einige der Vertrauteſten näherten ſich ihm mit der Bitte: er möchte ihnen doch einen nähern Aufſchluß darüber ertheilen, wenn dieſer Zeitpunkt eintreten würde, wo Er dieſe große Weltveränderung bewirken werde, und aus welchen Zeichen ſie die Annäherung derſelben erkennen könnten. Dies gab dem großen Lehrer die Veranlaſſung, ſich umſtändlicher über die wichtigſten Ereigniſſe, die jetzt noch die Zukunft verhüllte und ſowohl das Schickſal der jüdiſchen Nation, als der Menſchheit überhaupt, entſcheiden würden, mit prophetiſchem Geiſte zu erklären, inſofern die Enthüllung derſelben zu ihrem wahren Wohl und ihrer ſittlichen Beſſerung frommte. Was die zunächſt bevorſtehende Veränderung und gänzliche Auflöſung des jüdiſchen Staats und des Unterganges Jeruſalems betraf, ſo gab ihnen Jeſus dieſe Merkmale als vorbedeutende Zeichen der Zeit an: daß die Verwirrung und Zerrüttung ſowohl in als außer dem jüdiſchen Staate immermehr zunehmen, und mit derſelben auch für ſie die Gefahr, mit in dieſelbe verwickelt zu werden, immer höher ſteigen würde; unter den Juden würden mehrere unter dem Namen des Meſſias hier und da auftreten und das Volk verführen; in- und außerhalb des jüdiſchen Staats würden ſich die furchtbarſten Kriege erheben, Völker und Königreiche in Aufruhr gerathen, und allgemeines Kriegsgeſchrei und Landplagen und furchtbare Naturerſcheinungen würden allgemeines Schrecken verbreiten. Dies ſey des Jammers Anfang! da ſollten ſie, ſeine Bekenner, auf ihrer Huth ſeyn, um nicht durch jene Verführer irre geführt, noch durch dieſe ſchrecklichen Auftritte außer Faſſung geſetzt zu werden; dann ſey es vielmehr ihre Pflicht, ſtandhaft bei dem Bekenntniß und treu in Befolgung der Grundſätze ſeiner Religion, auch bei der überhandnehmenden Geſetzloſigkeit und unter den furchtbarſten Verfolgungen, zu bleiben, die in dieſem Zeitpunkt über ſie ausbrechen würden; getroſt auf ſeinen Beiſtand ſollten ſie dann ſeine Lehre vor den Rathsverſammlungen und den Mächtigſten des Landes bekennen, unbeſorgt, wie ſie ſich verantworten oder gegen die Macht ihrer Feinde ſichern könnten; denn noch ehe jenes endliche Schickſal über Jeruſalem einbrechen würde, würde ſich ſein Evangelium in allen Provinzen des römiſchen Reichs, troß aller Verfolgung, zum Beweis ſeiner Göttlichkeit verbreitet haben. Dann erſt würde der Zeitpunkt der Vollendung eintreten; mit Blitzesſchnelligkeit würden ſich feindliche Heere um Jeruſalem ziehen, um es von allen Seiten einzuſchließen. Sobald ſie daher das feindliche Panier — den Greuel der Verwüſtung, wie es der Prophet Daniel nenne, an heiliger Stätte aufgepflanzt ſähen: ſollten ſie keinen Augenblick Zeit verlieren, ſondern alle ihre Habſeligkeit im Stich laſſen und eiligſt die Flucht ins Gebirge nehmen; denn alle in Jeruſalem und in der offnen Gegend Zurückbleibenden würden entweder durchs Schwerdt fallen, oder als Gefangene weggeführt und unter den Völkern des Erdbodens zerſtreut werden; ja die Schreckens- und Greuelſcenen bei Jeruſalems Zerſtörung würden alles übertreffen, was ſich jemals auf Erden Schreckliches und Schaudervolles ereignet habe. — Hier überwältigte den edlen Menſchenfreund das Gefühl des Mitleids, als er ſich das traurige Schickſal ſo vieler Unglücklichen und Geängſteten, beſonders der Mütter und ihrer Säuglinge, in dieſer Schreckensperiode dachte, die ſich zwar zum Glück für einige Wenige ſchnell, aber im Allgemeinen furchtbar mit der gänzlichen Auflöſung des jüdiſchen Staats enden würde. — Doch dieſe Kataſtrophe müſſe vorhergehen. — Dieſer Tempel mit dem den menſchlichen Geiſt niederdrückenden Ceremoniendienſte müſſe fallen, wenn ſich die reinere und edlere Gottesverehrung, die ächt moraliſche Religion unter den Menſchen erheben und verbreiten ſollte; und ſo würde ſelbſt das furchtbarſte Gericht über Jeruſalem, nach dem Plan des weiſeſten Weltregierers, der Zeitpunkt der Erlöſung des beſſern Theils der Menſchheit werden, die nun deſto freudiger nach ſo langem Druck das Haupt erheben würde. — Zugleich ſollte dies Gericht ein bleibendes Denkmal der göttlichen Gerechtigkeit für alle Zeiten, und das Geſchlecht der Juden als ein Zeichen der Wahrheit der chriſtlichen Religion, ſo wie der Zuverläſſigkeit der Verſicherungen ihres Stifters unter allen Völkern des Erdbodens bis an das Ende der Welt bleiben, an welchem ſich die Herrlichkeit des jetzt verkannten Menſchenſohnes in ihrer Vollendung zeigen werde — wo er, der Erhabene, auf dem Throne der Majeſtät in Begleitung der heiligen Engel als Richter der Welt erſcheinen und das endliche Gericht über alle Bewohner der Erde halten, die Frommen und Tugendhaften zu ſeiner Herrlichkeit

lichkeit, zum vollkommenen Glück der ihnen bereiteten beſſern Welt einführen, die Unwürdigen aber und laſterhaften auf immer zu dem unſeeligen Orte ihres künftigen quaalvollen Aufenthaltes verweiſen werde.

Mit dieſen Aufſchlüſſen über die Zukunft gab der Göttliche ſeinen Bekennern zugleich ſo manche wichtige und belehrende Ermahnungen, und ſtellte ihnen unter verſchiedenen Gleichniſſen vor: wie ſie bei ſteter Wachſamkeit und Aufmerkſamkeit auf ſich immer in einer ſolchen würdigen Gemüthsfaſſung bleiben ſollten, daß auch die furchtbarſten Auftritte, ſey's ſelbſt der Untergang der ſichtbaren Welt, ſie nicht in Verwirrung oder ängſtliche Furcht ſetzen könne. So verborgen ihnen auch der eigentliche Zeitpunkt ſey, den Gottes Weisheit ſich zur Ausführung des endlichen Schickſals der Menſchen vorbehalten habe, um deſtomehr ſollten ſie ſich auf denſelben gefaßt halten, ſich ihn immer als nahe denken, und, gleich den Knechten, die auf die Ankunft ihres Herrn warten, ſich in ſteter Bereitſchaft zu ſeinem Empfang wachend und in einem würdigen Zuſtande erhalten; ſollten jeden Augenblick, jede Gelegenheit benutzen, um von den ihnen verliehenen Talenten, Gaben und Kräften einen recht guten Gebrauch und ſich dadurch des Beifalls ihres Herrn würdig zu machen. Vorzüglich empfahl er ihnen als die würdigſte Vorbereitung zu ihrer künftigen Beſtimmung eine ausdauernde, thätige Menſchenliebe, womit er, als der künftige Richter und Vergelter, die ſo wichtige Erklärung verband: „warlich ich ſage euch: was ihr Einem der Geringſten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan!“

Ueber dieſer ſo wichtigen Unterhaltung Jeſu mit ſeinen Jüngern brach die Abenddämmerung ein, die Sonne warf ihre letzten Strahlen auf die Spitze des Olivenbergs, und bald darauf nahm das am Fuße deſſelben liegende Bethanien die von Jeruſalem zum letztenmale Zurückkehrenden in ſeinen friedlichen Schatten auf.

Ende der zweyten Abtheilung
des fünften Bandes.

Moraliſche
Bilderbibel.

Fünften Bandes
dritte und letzte Abtheilung

mit ſieben Kupfern,

welche die Geſchichte des Todes Jeſu und
der darauf erfolgten wichtigen Begebenheiten enthält.

Fortgeſetzte Geſchichte des Lebens und Todes Jeſu und der darauf erfolgten wichtigen Begebenheiten.

Der letzte Tag, den Jeſus noch vereint mit ſeinen geliebten Jüngern und Freunden auf dieſer Erde verleben wollte, war jetzt angebrochen. Es war der Tag der Vorbereitung zu dem großen Paſſahfeſte *), an welchem ſich die Familienväter der Juden in Jeruſalem zur feierlichen Bundesmahlzeit vereinigten und die dazu erforderlichen Lämmer geſchlachtet und zubereitet wurden; der Tag, den auch Jeſus zum feierlichen Abſchied von den Seinigen beſtimmte, der ihnen und allen ſeinen Bekennern unvergeßlich bleiben ſollte.

---

*) Der vierzehnte Tag des Monats Niſan, der Donnerſtag vor dem großen Sabbath.

Mit Tagesanbruch befand ſich Jeſus mit ſeinen Jüngern auf dem Wege nach der Hauptſtadt. Vielleicht hatte er ſich ſchon früher und unbemerkt aus den Armen der Freundſchaft, ſeiner guten Mutter und der zu Bethanien verſammelten Freunde gewunden, um ihnen den Schmerz der Trennung zu mildern und die letzte Nacht mit ſeinen Jüngern *) unter freiem Himmel **), wie er mehrmals pflegte, im ſtillen Gebet und Unterhaltungen mit ſeinem himmliſchen Vater zugebracht.

Wie hieng ſein Herz mit Liebe an den Seinigen, die in der Welt waren! Wie ſtark war die Regung ſeines liebevollen Herzens am Tage der Scheidung von ihnen, da er beſtimmt wußte: er verlaſſe nun die Welt und gehe zum Vater!

Meine Kinder! ſprach Jeſus mit Rührung zu ſeinen geliebten Jüngern, noch eine kleine Zeit bin ich bei euch. Bald werdet ihr mich vergebens ſuchen; ich werde ihn allein gehen, den Pfad, den ihr noch nicht gehen könnt. Von Neuem ſchärfe ich euch jetzt mein Gebot ein: liebt euch unter einander, wie ich euch geliebt habe; daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, ſo ihr Liebe unter einander habt *).

---

*) Daher ihre Schläfrigkeit am folgenden Abende.

**) Es war die Zeit des Vollmondes.

Mit bedenklichem Blick fragte hier ſeiner getreueſten Begleiter Einer, Petrus: Herr! wo geheſt du hin?

---

*) Dieſe und die folgenden Unterhaltungen Jeſu mit ſeinen Jüngern bei ſeinem Abſchiede ſcheinen, nach der Erzählung des Evangeliſten Johannes, der uns die mehreſten derſelben aufgezeichnet hat, erſt ſpät am Abend dieſes Tages vorgefallen zu ſeyn. Allein es iſt bekannt, daß ſich die Evangeliſten in der Wiederholung der Geſpräche Jeſu nicht immer genau an die Zeit banden, in der ſie vorgefallen waren, ſondern ſie bei ſpäterer Erinnerung mit der Geſchichte da verwebten, wo ſie es ſchicklich fanden. Unſtreitig hatte Jeſus auch dieſen Theil des wichtigen Tags nicht unbenutzt gelaſſen, und mehrere der Geſpräche, die Johannes aus der Fülle ſeines Herzens noch in die letzten Augenblicke ſeines Umgangs zuſammendrängte und als koſtbare Vermächtniſſe des geliebten Meiſters mit Sorgfalt ſammelte, fielen früher vor.

Jeſus. Dahin, wo du mir jetzt nicht folgen kannſt — du wirſt mir aber ſpäterhin nachfolgen.

Petrus. Warum nicht jetzt? Herr! ich bin bereit, mit dir ins Gefängniß und in den Tod zu gehen, ja mein Leben willig für dich aufzuopfern!

Jeſus mit warnendem Blick: Du — das Leben für mich aufopfern? — warlich! ich ſage dir, ehe der künftige Morgen anbricht — ehe der Hahn kräht, wirſt du mich dreimal verleugnen. — Simon! Simon! Es ſteht euch eine ſchwere Verſuchung bevor; dem Waizen gleich werdet ihr geſichtet werden! Aber ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre; und wenn du dich künftig geſtärkt fühlſt — dann ſtärke auch deine Brüder!

(Nach einer Pauſe). Bald iſt der Zweck meines Lebens auf Erden erreicht, wiewohl noch zuvor an mir eintreffen wird, was geſchrieben ſteht: er iſt den Uebelthätern gleich behandelt worden. — Da ich euch als meine Boten bei meinen Lebzeiten ausſandte, habt ihr wohl je, ohngeachtet ihr nicht mit den gewöhnlichen

Reiſegeräthſchaften verſehen waret, Mangel gehabt?

Die Jünger. Nicht im Mindeſten.

Jeſus. Nun aber möcht' es wohl Noth thun, ihr verſähet euch mit Reiſegepäck und Gewehr zu eurer Sicherheit? —

Die Jünger. Siehe, Herr, hier ſind zwey Schwerdter.

Jeſus, der wohl merkte, daß ſie den Sinn dieſer Rede jetzt noch nicht faßten, brach die Unterredung mit den Worten ab: es iſt genug!

Die tiefſinnigen Aeußerungen Jeſu von ſeinem Hingange hatten ſeine Jünger nicht nur bedenklich, ſondern in der That traurig gemacht. Ihr trüber Blick ſchien zu fragen: wie wird es dann uns, von dir Verlaſſenen, gehen!

Um ſie zu beruhigen fuhr Jeſus fort: Euer Herz werde nicht unruhig. Glaubet an Gott und vertrauet mir. Richtet euren Blick auf! In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Wäre dies nicht, ſo wollte ich euch ſagen: ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten, und komme dann wieder, um euch zu mir aufzunehmen, daß, wo ich bin, auch ihr ſeyd. Ihr wiſſet doch wohl, wo ich hingehe, und den Weg wiſſet ihr auch.

Thomas. Herr! Wie können wir ihn wiſſen?

Jeſus. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kömmt zum Vater, denn durch mich. Kennet ihr mich: ſo würdet ihr auch den Vater kennen; und von nun an kennet ihr ihn, und habt ihn geſehen.

Philippus. Ach! das war immer unſer Wunſch! zeige uns doch den Vater!

Jeſus. So lange Zeit bin ich bei euch — und du haſt mich noch nicht erkannt? — Philippus! wer mich ſiehet, der ſiehet auch den Vater. Wie kannſt du ſagen: zeige uns den Vater? Glaubeſt du nicht, daß ich im Vater und der Vater in mir iſt? Die Worte, die ich zu euch rede, rede ich nicht von mir ſelbſt; und die Thaten, die ich verrichte, zeugen, daß ich im Vater und der Vater in mir iſt, und ſie durch mich wirkt. Und ich ſage euch in Wahrheit: wer an mich glaubet, der wird die Werke, die ich thue, auch thun, ja noch größere, als dieſe; denn ich gehe zum Vater. — Und was ihr in meinem Namen bitten werdet, das werde ich thun, damit der Vater durch den Sohn verherrlichet werde; ich werde gewiß eure Bitten erfüllen. Liebt ihr mich, ſo haltet meine Gebote; und ich werde den Vater bitten, daß er euch einen andern Lehrer zum Beiſtand *) ſchenken möge, der immer bei euch bleibt; den Geiſt der Wahrheit, den die Welt nicht kann empfangen; denn ſie kann ihn weder mit ihren Sinnen, noch Verſtand faſſen; ihr aber kennet ihn, denn er bleibet bei euch, und wird in euch ſeyn. — Ich will euch nicht als Waiſen laſſen; ich komme zu euch. Es iſt noch eine kleine Zeit, und die Welt wird mich nicht mehr ſehen; ihr aber werdet mich ſehen; denn ich lebe, und ihr ſollt auch leben! dann werdet ihr immer deutlicher erkennen, daß ich im Vater bin und daß ihr in mir ſeyd, wie ich in euch, vereinigt durch Liebe.

Judas Thaddäus. Alſo, nur uns wirſt du dich offenbaren — aber der Welt nicht?

---

*) Im Original ſteht das vielſagende Wort: Paraklet.

Jeſus. Nur denen, die deſſen empfänglich ſind; die mich lieben, in mir den Geſandten des Vaters und in meiner Lehre den Willen Gottes erkennen und befolgen; denn wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und in ihm wohnen. Wer aber mich nicht liebet, der hält auch meine Worte nicht. Dies habe ich zu euch geredet, da ich bei euch war; aber der Lehrer, der heilige Geiſt, den der Vater in meinem Namen ſenden wird, der wird euch alles lehren und euch alles deſſen erinnern, was ich euch geſagt habe. — Den Frieden hinterlaſſe ich euch; meinen Frieden gebe ich euch! Nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt: euer Herz werde nicht unruhig; es ſey ohne Furcht; ihr habt ja gehört, daß ich euch geſagt habe: ich gehe hin und komme wieder zu euch. Liebtet ihr mich, ſo würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater iſt größer, als ich; und darum habe ich es euch jetzt zuvor geſagt, daß ihr, wenn es nun geſchieht, glaubet. Ich werde nun nicht viel mit euch reden; denn es kömmt der Fürſt dieſer Welt und hat nichts an mir. Damit aber die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und das thue, was der Vater mir geboten hat — ſo laſſet uns aufbrechen und unſrer Beſtimmung entgegen gehen!

Still und nachdenkend folgten ihm die Jünger nach. Der Zug gieng den Olivenberg herab, an deſſen Abhange fruchtbare Weinſtöcke von fleißigen Händen bearbeitet, die Augen der Vorübergehenden auf ſich zogen. Jeſus benutzte dieſen Gegenſtand zu folgender Unterhaltung.

Ich bin der ächte Weinſtock; mein Vater iſt der Weingärtner. Jede Rebe in mir, die nicht Frucht bringt, wird er wegnehmen; dagegen die Fruchtbringenden reinigen, um ſie deſto tragbarer zu machen. Bleibet in mir, und ich in euch. Die Rebe kann nicht von ihr ſelbſt Frucht bringen, wenn ſie nicht am Weinſtock bleibt; alſo auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir; ich bin der Weinſtock, ihr ſeyd die Reben; wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Früchte; aber ohne mich vermöget ihr nichts. Gleich der Rebe, die abgeſondert vom Weinſtock verdorrt, und zuletzt verbrennt wird; ſo iſt der, der nicht in mir bleibet; dadurch, daß ihr in mir und in meiner Lehre bleibt, und als meine Jünger viel Früchte bringt, wird mein Vater verherrlicht. — Wie mich mein Vater geliebt hat, ſo habe ich euch auch geliebt; bleibt in meiner Liebe! befolgt meine Gebote, ſo wie ich die Befehle meines Vaters, zum Beweiß dieſer Liebe; dadurch wird eure und meine Freude erfüllt werden. Denn ihr kennet mein Gebot: daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Größere Liebe hat niemand als die, daß er ſein Leben für ſeine Freunde läßt. Ihr ſeyd meine Freunde, wenn ihr thut, was ich euch gebiete. Nicht mit der Strenge eines Herrn, nicht als Knechten, ſondern, wie geſagt, als meinen Freunden, die ich erwählt habe, um Frucht zu bringen, um wirkſam zum Beſten der Menſchen zu ſeyn, gebiete ich euch: daß ihr euch unter einander liebet. — Laſſet es euch nicht befremden, wenn euch die Welt haſſet; ihr wiſſet ja, ſie haßte auch mich. Wäret ihr von der Welt, ſo hätte die Welt das Ihre lieb, weil ihr aber, als meine Auserwählten, nicht von der Welt ſeyd, darum haſſet ſie euch; der Diener iſt nicht größer als ſein Herr; haben ſie mich verfolgt darum, daß ich ihre Fehler gerügt und ihnen die Wahrheit geſagt habe, ſo werden ſie euch auch verfolgen; ſie werden euch von ihrer Gemeinſchaft ausſchließen, ja ſogar tödten, in der Meinung, Gott damit einen Dienſt zu thun; eben weil ſie weder den Vater noch mich kennen. Erinnert euch, wenn dies geſchieht, daß ich es euch vorher geſagt — ja in dem merkwürdigen Zeitpunkt geſagt habe, da ich im Begriff war, von euch, von dieſer Erde wieder zu Dem zurückzugehen, der mich geſandt hat. Zwar hat dies euer Herz in Traurigkeit verſetzt, und ich merke wohl, daß ihr noch immer auf die Anzeige: daß ihr mich in Kurzem nicht ſehen — und dann wieder ſehen werdet — und daß ich zum Vater gehe, die Frage auf der Zunge habt: wie ſollen wir dies verſtehen? Allein zu eurer Beruhigung ſey es euch genug, daß ich euch verſichere: es iſt gut für euch, daß ich hingehe. Ihr werdet zwar weinen und wehklagen, aber die Welt wird ſich freuen. Ihr werdet traurig ſeyn, aber eure Traurigkeit wird zur

Freude werden; wie die Angſt einer Mutter in der entſcheidendſten Stunde der Geburt ihres Kindes in das freudigſte Entzücken übergeht, ſo habe auch ihr jetzt Traurigkeit — aber ich werde euch wiederſehen und euer Herz wird ſich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen. — Ich habe euch noch viel zu ſagen, aber ihr könnt es jetzt nicht faſſen; wenn aber jener, der Geiſt der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten und mich unter euch verherrlichen. Auch in dieſer Beziehung iſt es für euch gut, daß ich hingehe, damit dieſer Geiſt der Wahrheit zu euch komme, den ich euch vom Vater ſenden werde. Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; wiederum verlaſſe ich die Welt und gehe zum Vater.

Ja, ſagten einige der Jünger, nun wiſſen wir und glauben, daß du von Gott ausgegangen biſt.

Jeſus. Jetzt glaubet ihr; aber wie wird es ſeyn in der Stunde, die immer näher kömmt, wo ihr zerſtreut werden und mich allein laſſen werdet? Doch, ich bin nicht allein; denn der Vater iſt bei mir. Auch gebe ich euch die Verſicherung: in mir werdet ihr Friede haben. In der Welt habt ihr Angſt; aber ſeyd getroſt! — Ich habe die Welt überwunden.

Unter ſolchen Unterhaltungen brachte Jeſus den größern Theil des Tags mit ſeinen Jüngern zu. Jetzt näherten ſie ſich immer mehr der Stadt, in welcher ſich jetzt bei einbrechendem Abende die jüdiſchen Familienväter zur Feyer des Paſſah mit den Ihrigen verſammleten. Nun wird es wohl Zeit, ſagten einige Jünger zu Jeſu, daß wir Vorbereitung zum Eſſen des Oſterlamms machen; wo willſt du, daß wir es thun ſollen?

Jeſus übertrug dem Petrus und Johannes dies Geſchäft mit der Anweiſung: Gehet hin in die Stadt; gleich beim Eintritt in dieſelbe wird euch ein Menſch begegnen, der ein Gefäß mit Waſſer trägt; dem gehet nach in das Haus und ſagt zum Herrn deſſelben: der Meiſter läßt dir ſagen: er ſey im Begriff, die Oſtermahlzeit mit ſeinen Jüngern zu halten; er möge euch doch den Ort dazu anweiſen. Sogleich wird er euch in den obern Saal des Hauſes führen, wo ihr

Teppiche und Polſter, und Alles zur Mahlzeit bereitet finden werdet.

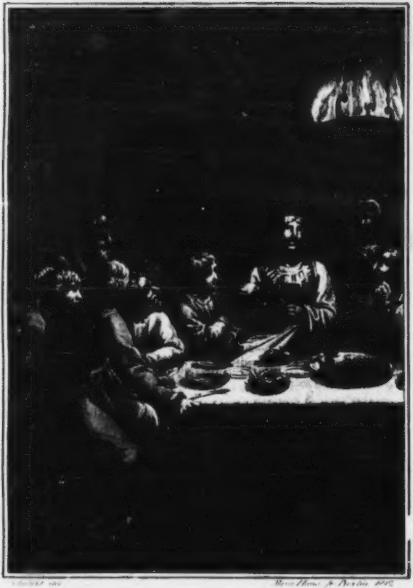
Die Jünger fanden es ſo in dem Hauſe des Gaſtfreundes, wie Jeſus geſagt hatte, und machten die noch nöthigen Vorbereitungen zum feierlichen Abendeſſen.

Bald darauf trat Jeſus mit den übrigen Jüngern in den erleuchteten Saal ein. Als er ſich dem Tiſche näherte, ſprach er mit inniger Rührung: Mein ſehnlichſtes Verlangen war, noch einmal mit Euch dieſes Paſſah zu halten, ehe ich meine Leiden antrete! — Jetzt nahm er den Becher mit Wein in die Hand, reichte ihn nach kurzem Dankgebete den Seinigen mit den Worten: laſſet ihn herumgehen; wiſſet, ich werde nicht wieder von dem Gewächs des Weinſtocks mit euch trinken, bis in dem neuerrichteten Reiche Gottes! — Die Heiterkeit, mit der er ihnen den Abſchiedsbecher reichte, wurde jetzt durch den Gedanken unterbrochen, daß einer aus dieſer Verſammlung, der mit ihm das Brod breche und in dieſelbe Schaale tauche, ihn verrathen werde; dies äußerte Jeſus laut: „Einer unter euch iſt mein Verräther! Zwar hält mich dies nicht auf, den beſtimmten Pfad zu gehen; aber wehe dem Menſchen, durch welchen des Menſchenſohn verrathen wird; es wäre beſſer für ihn, er wäre nie geboren!“ Alle Anweſende wurden durch dieſe Erklärung in Erſtaunen geſetzt; wer unter uns könnte wohl einer ſolchen Niederträchtigkeit fähig ſeyn? war die allgemeine Frage, und ſelbſt Judas war dreiſt genug, mit in dieſelbe einzuſtimmen. Jeſus, der ſeinen Verräther nur zu gut kannte, zeichnete ihn, doch mit Schonung, ſo merklich aus, daß, wenn er nicht ſchon zuvor jede Regung des Gewiſſens unterdrückt hätte, er noch in dieſen Augenblicken hätte in ſich gehen müſſen. Aber er hatte ſich einmal, geblendet vom Geiz und von falſchen Hoffnungen, zum Werkzeug der Ungerechtigkeit hingegeben, hatte Tags zuvor ſich den hohen Prieſtern gegen eine Summe von dreißig Silberlingen (ohngefähr funfzehn Thaler) zum Verräther ſeines Herrn verkauft, und ſich verbindlich gemacht, ihn, ohne alles Geräuſch und Aufſehen, in ihre Hände zu liefern, und der Gedanke, wie er dies Bubenſtück am ſchicklichſten ausführen könnte, war es, der dieſe Zeit über jedes Gefühl der Schaam und Reue in ſeinem Herzen unterdrückte.

Eine andere unangenehme Bemerkung, die Jeſus bei dieſem Abſchiedsmahl machte, war: daß ſeine Jünger noch auf dieſen Augenblick nicht das ſo oft beſtrittene Vorurtheil von äußerlichen Vorzügen im Reiche des Meſſias aufgaben, ſondern auch jetzt bei der Wahl der Plätze an dieſem Familientiſche eine gewiſſe Rangordnung einführen wollten; um ihnen dieſes Vorurtheil auf immer zu benehmen, und den ſo oft geäußerten Grundſatz: daß in ſeinem Reiche nur derjenige der Größte und Angeſehenſte ſey, der ſich zum Dienſte Anderer hingebe, recht anſchaulich und eindringend in ihr Herz zu machen, ſtieg er vom Tiſche auf, legte ſein Oberkleid ab, umgürtete ſich mit einem weißen Tuche, goß Waſſer in ein Fußbecken und unterzog ſich, nach Art eines Dieners, dem Geſchäfte, ſeinen Jüngern die Füße zu waſchen. Dieſe Herablaſſung ihres Herrn war keinem auffallender, als dem ſo lebhaften Petrus; anfangs wollte er aus Ehrfurcht dieſen Dienſt von ſeinem Herrn durchaus nicht annehmen, aber auf die Erklärung Jeſu: er würde ſich außerdem von der Verbindung mit ihm losſagen, gab er ſich ganz in ſeinen Willen. Nach dieſer Handlung legte Jeſus wieder ſeine Kleider an und nahm ſeine Stelle am Tiſche ein; ſein Lieblingsjünger, Johannes, lagerte ſich an ſeine Bruſt, und die übrigen, ohne weitern Rangſtreit, je nachdem ſie die Reihe traf. Mit der Würde eines Familienvaters ſprach er zu den Seinigen: ihr wiſſet, was ich euch gethan habe; mit Recht nennt ihr mich Meiſter und Herr; denn das bin ich; habe ich nun als ſolcher euch die Füße gewaſchen — wie ſolltet ihr nicht daſſelbe einer dem andern thun. Behaltet dies Beiſpiel und wißt: daß der Diener ſich nicht beſſer dünken darf, als der Herr, noch der Geſandte, als der ihn geſandt hat; und ſo ihr ſolches wiſſet — ſeelig ſeyd ihr, wenn ihr es thut.

Jetzt fieng die feierliche Bundesmahlzeit an; die dabei gewöhnlichen Gebräuche waren vorzüglich Hindeutungen auf jene vormalige Befreiung der Iſraeliten von ihrer Knechtſchaft in Egypten und ihrer Erhebung und Vereinigung zu einem vorzüglich heiligen Volk. Jeſus, der Stifter des moraliſchen Reichs und der noch höhern Glückſeligkeit der Menſchen, deſſen großer Seele jetzt der Gedanke an ſeinen bevorſtehenden blutigen Tod, durch welchen er dieſen neuen Bund ſtiften wollte, ſo lebhaft vor Augen ſchwebte, benutzte dieſe Gelegenheit, um den Seinigen ein bleibendes Denkmahl ſeiner ſo großmüthiger Aufopferung zu ſtiften und ſie dadurch immer in Gemeinſchaft mit ihm und unter ſich ſelbſt zu erhalten. In einem der feierlichſten Augenblicke während dieſer letzten Mahlzeit, die er mit den Seinigen hielt, nahm er das Brod, ſprach ein beſonderes Dankgebet darüber, brach es dann in Stücken und gab es ſeinen Jüngern mit den Worten: nehmet und eſſet! das iſt mein Leib, der für euch gegeben wird. Thut dies, ſo oft ihrs thut, zu meinem Gedächtniß. — Nach geendigter Mahlzeit nahm er auch den Kelch, weihte ihn durch Gebet ein, gab ihn ſeinen Jüngern und ſprach: trinket alle daraus; dieſer Kelch iſt der neue Bund in meinem Blut, das vergoſſen wird für euch zur Vergebung der Sünden.

B. V. T. LXVII.



[illegible] del.

Meno Haas fc. Berlin 1812.

Das Abendmahl Jesu.

Thut dies, ſo oft ihr es trinket, zur Erinnerung an mich!

In dieſer ſo einfachen Handlung, die der Göttliche, der abſchiednehmende Jeſus hier zu ſeinem Andenken ſtiftete, lag für ſeine Jünger ein ſo tiefer — in dieſen Augenblicken ihnen noch verborgener Sinn, den ſie, ſo aufmerkſam auch ihr Blick auf den erhabenen Stifter derſelben gerichtet war — nicht ſo ganz faſſen konnten. Aber wie theuer wurde ihnen dies hohe Vermächtniß ihres ſterbenden Freundes erſt nach ſeinem Tode, nach ſeiner Vollendung! welch bleibendes Denkmahl ſeiner Liebe, ſeines Todes und ihrer darauf ſich gründenden Erlöſung *)!

Mit einem feierlichen Lobgeſange wurde nun dieſe feierliche Mahlzeit beſchloſſen. Jeſus erhob ſich mit den Seinigen vom Tiſche; der trauliche Kreiß ſchloß ſich noch enger um ihn; nur einer fehlte, Judas Iſcharioth, der während der Mahlzeit auf einen Wink Jeſu, der ihn als den Ver-

---

*) Hierher das 67ſte Kupfer.

räther bezeichnete, und worauf er nicht länger in der Geſellſchaft verweilen konnte, hinausgegangen war, um ſein ſchändliches Unternehmen auszuführen. Es war Nacht. Jeſus forderte die Seinigen auf, ihn, wie gewöhnlich, aus der Stadt hin zu der einſamen, ſtillen Gegend am Oelberg zu begleiten; aber mit bedenklichem Blick ſetzte er hinzu: in dieſer Nacht werdet ihr euch Alle an mir ärgern; denn da wird eintreffen, was geſchrieben ſteht: ich werde den Hirten ſchlagen, und die Schaafe der Heerde werden ſich zerſtreuen. — Aber nachdem ich auferſtanden bin, will ich vor Euch hingehen nach Galiläa. Dieſe Worte Jeſu trafen von neuem die wunde Stelle in dem Herzen des Petrus, die ihm noch von der vorigen Aeußerung ſeines Herrn ſo wehe that; nein, erklärte er nochmals — und wenn ſie ſich auch alle an dir ärgern ſollten, ich gewiß nicht! Jeſus: und ich ſage dir: in dieſer Nacht, ehe der Hahn zweymal krähet, wirſt du mich dreymal verleugnen. Petrus: und ſollte mir's das Leben koſten, ich verleugne dich nicht! Auch alle die übrigen Jünger ſtimmten dieſer Erklärung des Petrus bei.

In dieſem entſcheidenden Augenblicke, wo Jeſus ſeinem Verhängniß entgegen gehen wollte, hob er ſeine Augen empor zum Himmel und ſprach mit dem Ausdruck der Heiterkeit und ruhigſten Faſſung: Vater! die Stunde iſt da! Verherrliche nun deinen Sohn, auf daß auch dein Sohn dich verherrliche; ſo wie du ihn ſchon bevollmächtiget haſt, allen denen das ewige Leben zu geben, die du ihm anvertraut haſt. Das iſt aber das ewige Leben, daß ſie dich, den einzigen, wahren Gott, und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, erkennen. Ich habe dich verherrlichet auf der Erde, und das Werk vollendet, das du mir zur Ausführung aufgetragen haſt; nun verherrliche auch du mich, Vater, bei dir ſelbſt mit der Klarheit, die ich, noch ehe die Welt war, bei dir hatte! Ich habe deinen Namen, deine gnädigen Geſinnungen und Willen denen bekannt gemacht, die du mir von der Welt gegeben haſt; ſie haben ſie angenommen und ſind überzeugt: daß ich von dir ausgegangen bin. Für ſie bitte ich beſonders — denn ſie gehören dir, ſo wie mir zu, die wir alles gemeinſchaftlich haben. Heiliger Vater! erhalte ſie in deiner Wahrheit; deine Lehre iſt Wahrheit, und ich habe ſie ihnen verkündigt; wie du mich in die Welt geſandt haſt, ſo ſende ich ſie — in eine Welt, die ſie, ſo wie mich, haſſen wird, weil ſie ſo wenig, wie ich, ihr zugehören; nicht bitte ich bei meinem Abſchiede, daß du ſie von der Welt nehmen, ſondern, daß du ſie auch unter Leiden und Verſuchungen treu in der Wahrheit und in der Gemeinſchaft mit dir erhalten mögeſt, ſo wie wir Eins ſind; ja nicht für ſie, meine nächſten Apoſtel, allein bitte ich dies, ſondern auch für die, die durch ihre Belehrung an mich glauben werden, damit die Welt in mir, deinem Geſandten, und in Ihnen deine Geliebten erkenne. Vater! ich will: daß wo ich bin, auch die bei mir ſeyn, die du mir gegeben haſt, als Mitgenoſſen meiner Herrlichkeit; du liebteſt mich, noch ehe der Weltgrund gelegt war! o laß auch ſie deiner Liebe empfohlen ſeyn, ſo wie meine Liebe immer auf ihnen ruhen wird!

Nach dieſem geſprochenen Gebet brach Jeſus mit den Seinigen auf, verließ die Stadt, gieng über den kleinen Fluß Kedron in den Garten eines Meierhofes Gethſemane, wo er ſich ſchon vordem mehrmals mit ſeinen Jüngern verſammlete, wo ihn auch diesmal ſein Verräther Judas, der dieſen einſamen Ort wohl kannte, vermuthete. Hier ließ er einen Theil ſeiner Jünger zurück mit den Worten: verweilet hier einige Augenblicke, bis ich vom Gebet zurückkehre; betet auch ihr, daß ihr nicht in Verſuchung fallet. Nur Petrus, Johannes und Jakobus ſollten die nähern Zeugen ſeines Kampfes werden; von ihnen begleitet näherte er ſich dem Oelberg. Jetzt fühlte er ganz die Größe der Leiden, die ihn nun bald treffen würden. „Mir iſt, ſprach er zu ſeinen Begleitern, unausſprechlich bange! das iſt Todesangſt; bleibet hier und wachet mit mir!“

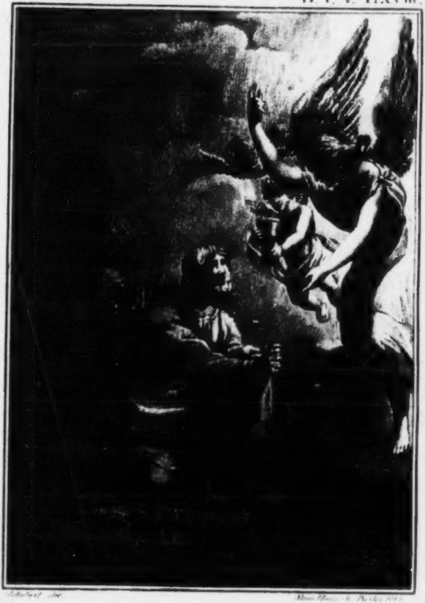
Wie ein von innerer unausſprechlicher Angſt Getriebener riß ſich Jeſus von den Seinigen los und warf ſich in einiger Entfernung auf ſein Angeſicht zur Erde nieder. Lange währte hier der innre Kampf ſeiner Seele; jetzt richtete er ſich auf den Knieen auf, hob Augen und Hände gen Himmel und betete: Vater! dir iſt ja alles möglich: kann es ſeyn, ſo laß dieſen Kelch vorübergehen! — Doch, nicht mein Wille, ſondern der deinige geſchehe! — Noch dauerte die innre Angſt fort; noch war ſeine Seele tief betrübt! und ganz überließ er ſich dem Schmerz, um ihn hier auszukämpfen; wie Blutstropfen rann der Schweiß von der Stirn des Kämpfenden zur Erde herab; dunkel war es vor ſeinem Blick — doch tröſtend erſchien ihm jetzt eine himmliſche Geſtalt — ein Engel ſchwebte herab — wie ſtärkend war für den Leidenden dieſe Erſcheinung aus einer beſſern Welt *)! —

Jetzt ſtand er vom Gebet auf. Er näherte ſich den Jüngern, und fand ſie — eingeſchlafen — aber im ſchlummernden Geſichte die Spuren tiefer Betrübniß. „Simon! auch du ſchläfſt? — Auch nicht eine Stunde vermagſt du mit mir zu wachen? — Wachet und betet, daß ihr nicht in Verſuchung fallet! — Wie doch der Geiſt, bei aller Bereitwilligkeit, ſich nicht über die Schwäche des ſinnlichen Theils erheben kann!“

---

*) Siehe das 68ſte Kupfer.

B. V. T. LXVIII.



Schubert del. [illegible]

Jesus am Oelberge.

Mit dieſem ſchonenden Vorwurf verließ Jeſus die Schlaftrunkenen, gieng wieder zu jener einſamen Stätte des Gebets, warf ſich da nieder, wiederholte das vorige Gebet, doch mit der Entſchließung: Vater! iſt es nicht möglich, daß der Kelch vorübergehe, ich trinke ihn denn: nun ſo geſchehe dein Wille! —

Von Traurigkeit und Anſtrengung zu ſehr ermüdet, können die Jünger auch bei der nochmaligen Ermunterung Jeſu kaum die ſchweren Augenlieder aufheben; ja als er ſogar zum drittenmale vom Gebet zu ihnen zurückkehrt, findet er ſie in demſelben ſchlafenden Zuſtande. „So ſchlafet denn! ſie iſt nun da, die Stunde, wo des Menſchenſohn in die Hände der Unheiligen fallen wird! Steht auf und laßt uns ihnen entgegen gehen. Seht! ſchon nähert er ſich, mein Verräther!“

Kaum hatte Jeſus ausgeredet, als die drey Jünger durch das nahe Geräuſch der Bewaffneten aufgeſchreckt, ſich zu den übrigen Jüngern in Gethſemane zurückzogen und ſich dann in ängſtlicher Erwartung

wartung um ihren Herrn drängten. Bei dem Schein der Fackeln erblickten ſie bald eine ſehr beträchtliche Anzahl Bewaffneter, die von dem Tempelhauptmann angeführt und von dem Verräther Judas geleitet wurden. Dieſer Anblick ſetzte ſie ganz außer Faſſung; nur Jeſum nicht; mit entſchloſſenem Muth gieng er der Schaar entgegen und fragte ſie mit feſtem Tone: wen ſuchet ihr? Jeſum, den Nazaräer, ruft der Anführer der Schaar. „Der bin ich!“ erwiedert Jeſus. — Dieſe geſetzte Antwort des muthigen, obgleich unbewaffneten Mannes — deſſen Stärke ſich ſchon bei ſo manchem gefahrvollen Auftritt bewährt hatte, jagte den Bewaffneten ein ſolches Schrecken ein, daß ſie ſich in äußerſter Beſtürzung zurückzogen und zur Erde ſanken. Jeſus läßt ihnen Zeit, ſich von ihrer Beſtürzung zu erholen, fragt ſie noch einmal, wen ſie ſuchen, beſtätigt die vorhin gegebene Verſicherung: daß Er es ſey, und verlangt nur, daß ſie die Seinigen in Frieden laſſen ſollen. Indeß nähert ſich ihm der treuloſe Judas mit dem gewöhnlichen Gruß: ſey gegrüßt Rabbi! und drückt einen Kuß auf ſeine Wangen. — Dies war das verabredete Zeichen: welchen ich küſſen werde, der iſts, den greifet! — Jeſus ſahe mit durchdringendem Blick den Verräther an. — „Judas! Freund! in welcher Abſicht biſt du gekommen. Sogar mit einem Kuß, dem Siegel der Freundſchaft, verräthſt du des Menſchenſohn?“ — In dem Augenblick legten mehrere die Hände an ihn und hielten ihn feſt. Das ſahe der ihm zunächſt ſtehende Petrus; der Eifer für ſeinen Herrn fordert ihn zur Gegenwehr auf: „ſollen wir drein ſchlagen?“ und ohne weitern Befehl zu erwarten, hat er das Schwerdt ſchon gezogen und dem nächſten Gerichtsdiener, dem Knechte des Hohenprieſters, einen Streich über den Kopf verſetzt, der jedoch nur das eine Ohr trifft. Jeſus, der dies bemerkt, befiehlt ihm, ſogleich das Schwerdt einzuſtecken, um nicht Gewalt mit Gewalt und Schwerdt mit Schwerdt zu wechſeln. „Bedürfte ich Hülfe, ſo würde mir mein Vater auf meine Bitte mehr als zwölf legionen Engel (ſtatt eurer Zwölfe) zu meiner Vertheidigung ſenden; aber, würde dann die Schrift erfüllt? und ſoll ich den Kelch nicht trinken, den mir der Vater reicht?“ — Hierauf heilte er den verwunbeten Knecht auf der Stelle, wendete ſich dann zum Anführer der Wache und ſprach: Seyd ihr doch mit Schwerdtern und Spießen gegen mich, wie gegen einen Räuber ausgezogen, um mich gefangen zu nehmen, der ich doch täglich bei euch im Tempel lehrte; warum thatet ihr es da nicht? Die Stunde der Nacht, wo die Macht der Finſterniß am liebſten wirkt, wähltet ihr dazu. So mußte es ſeyn!

Ohne weiteres Widerſtreben ließ ſich Jeſus die Banden anlegen und fortführen. Das ſahen die Jünger, und ihre Sicherheit rieth ihnen, die Flucht zu ergreifen; nur ein junger Menſch aus dem Meierhofe, den die Neugierde bei dem entſtandenen Geräuſch aus dem Schlafe geweckt hatte, folgte nach und wäre beinahe in die Hände der Wache gefallen, wenn er nicht mit Zurücklaſſung des leichten Gewandes, das er um ſich geworfen hatte, entflohen wäre.

Es war in der Stunde der Mitternacht, als Jeſus von der Wache nach Jeruſalem gebracht wurde, um den hier im Hauſe des Oberprieſter

Kaiphas verſammelten Rathsgliedern ausgeliefert zu werden. Der Zug gieng vor dem Pallaſt des vormaligen Hohenprieſters Annas *) vorüber; man machte ihm die Freude, ihm den Gefangenen zuerſt vorzuführen, von da man ihn noch enger gebunden der großen Verſammlung im Hauſe des Kaiphas vorſtellte. Die Freude, den ihnen ſo verhaßten Lehrer, der ihnen noch vor wenig Tagen ſeines Anſehens wegen ſo gefährlich ſchien, jetzt als einen Gefangenen vor ihrem Tribunal zu ſehen, drückte ſich auf den Geſichtern aller Anweſenden, vorzüglich des Kaiphas, aus, der mit der ſtrengen Miene eines Richters ſogleich die Unterſuchung über ſeine Lehren und ſeine Jünger einleitete. „Ich habe, erwiederte Jeſus, öffentlich meine Lehre vorgetragen, habe nichts im Winkel gelehrt, das erſt erforſcht werden müßte; ſondern in den Synagogen, und hier im Tempel, wo alle Juden zuſammen kommen. Was fragſt du mich? Frage doch, die mich gehört haben;

---

*) Er war der Schwiegervater des jetzt regierenden Hohenprieſters Kaiphas, und ſtand noch immer in großem Anſehen bei dem Volk.

haben; die müſſen es wiſſen, was ich gelehrt habe.

Antworteſt du ſo dem Hohenprieſter? rief einer der ihm naheſtehenden Gerichtsdiener, und ſchlug Jeſum ins Geſicht.

Erhaben über dieſe Beleidigung, verſetzte Jeſus: habe ich einen Fehler im Reden begangen, ſo zeige mir ihn; habe ich aber recht geſprochen, warum ſchlägſt du mich?

Jetzt traten die verſammleten Obern in nähere Unterredung zuſammen, um ſich zu berathſchlagen, wie das förmliche Zeugenverhör anzuſtellen und die gerichtliche Klage einzuleiten ſey; man ſahe ſich daher nach Zeugen um, die zugleich als Ankläger gegen Jeſum auftreten und das Urtheil der Richter über ihn aufrufen ſollten.

Während deſſen hatten einige von den Jüngern Jeſu, die die Flucht zerſtreut hatte, ſich wieder geſammlet. Petrus, dem jener letzte Verſuch der Vertheidigung Jeſu ſo mißlungen war, war in einiger Entfernung der Wache nachgeſchlichen, die Jeſum gefangen führte, bis zum Pallaſt des Hohenprieſters; hier fand er auch den Johannes; dieſer war in dem Hauſe des Kaiphas bekannt und von der Thürwärterin eingelaſſen worden. Petrus aber wurde zurückgewieſen; erſt durch die Vermittelung des Johannes wurde auch ihm der Eintritt geſtattet. Er trat mit klopfendem Herzen in den Vorhof, wo eben die Schaarwache ein Feuer angezündet hatte, um ſich bei der nächtlichen Kälte zu wärmen. Auch Petrus trat hinzu, aber ſein Blick war mehr auf den innern Säulengang geheftet, wo das Verhör mit Jeſu vorgieng. Hier faßte ihn die Thürhüterin ſchärfer ins Auge und fragte: Biſt du nicht einer von den Schülern des Jeſus von Nazareth? Nein, verſetzte er, ich weiß nicht, was du damit ſagen willſt. — Das ſchüchterne Umherblicken, das unſtäte Herumtreiben des Mannes im Vorhofe machte ihn verdächtig; bald bemerkte ihn eine andere Magd und machte die Umſtehenden auf ihn aufmerkſam mit den Worten: Dieſer gehört gewiß auch zu den Anhängern des Nazaräers. — Höre! rief man ihn jetzt an: biſt du auch ein Jünger Jeſu? Nein; ich kenne ihn nicht, erklärte Petrus nochmals und ſuchte durch eine veränderte Stellung der weitern Unterſuchung auszuweichen. Schon hatte der Hahn einmal gekräht — aber dem Petrus, deſſen Erwartung, wie das Verhör mit Jeſu ausfallen würde, äußerſt geſpannt war, fiel es nicht auf. — Etwa eine Stunde darauf, nachdem man aus allen Aeußerungen der Gerichtsperſonen in der Verſammlung und der Behandlung Jeſu ſchließen konnte, daß er ſo gut wie verloren ſey, tritt der Unbekannte wieder zum Feuer hin, ſich zu wärmen, läßt da einige Worte fallen, und ſogleich erkennt ihn einer der Diener des Hohenprieſters, ein Verwander des Malchus, und ſagt ihm ins Geſicht: allerdings biſt du Einer ſeiner Anhänger; ſchon deine Sprache verräth, daß du ein Galiläer biſt; und ſahe ich dich nicht im Garten bei ihm? — Jetzt war das bloße Neinſagen nicht mehr hinreichend; Petrus erklärte daher unter den heftigſten Betheuerungen und Flüchen: er ſey es nicht, und wiſſe nichts von dem Menſchen. Indem krähte der Hahn, und in demſelben Augenblick ward Jeſus aus dem Säulengange geführt — ein Blick von ihm begegnete dem ſeinigen — drang ihm tief ins Herz, erinnerte ihn an die Worte ſeines Herrn: in dieſer Nacht — wirſt du mich dreymal verleugnen; — nun kann er länger nicht an dieſem verhaßten Orte, der ſeiner Treue ſo gefährlich war, aushalten; vom ſchmerzlichſten Gefühl ergriffen verläßt er den Vorhof, und Thränen der bitterſten Reue ſtürzen ihm aus den Augen.

Das Zeugenverhör, welches man über Jeſum und über ſeine Lehre angeſtellt hatte, war zwar nicht ſo ausgefallen, wie es die Feinde Jeſu wünſchten; denn ob es gleich nicht an niederträchtigen Menſchen fehlte, die zu Gunſten der Prieſter die und jene verdächtig ſcheinende Rede von Jeſu wider den Tempel und das Geſetz vorbrachten: ſo war doch ihr Zeugniß ſo widerſprechend und ſo offenbar falſch, daß Jeſus, als Beklagter, es nicht einmal einer Widerlegung würdigte, und ſelbſt ſeine partheiſchen Richter daraus keinen rechtlichen Grund zu einer förmlichen Klage ziehen konnten. Du ſchweigſt, ſprach der Hoheprieſter zu Jeſu, zu dieſen vorgebrachten Beſchuldigungen? — Biſt du der Meſſias, ſo ſage es uns doch ſelbſt.

Jeſus. Und würdet ihr wohl meinen Worten glauben? oder, wenn ich mich verantwortete, mich losgeben? —

Kaiphas. Nun ſo beſchwöre ich dich bei dem lebendigen Gott: Biſt du Chriſtus, der Sohn des hochgelobten Gottes?

Jeſus. Ja, wie du geſagt haſt, ich bin es; und bald werdet ihr des Menſchenſohn in ſeiner höhern Würde ſehen. —

Da trat der Hoheprieſter vor der Verſammlung mit glühendem Eifer im Geſicht auf, riß ſein Prieſtergewand von der Bruſt und rief laut: das war Blasphemie! habt ihrs gehört? Er hat Gott geläſtert! Was bedarf es weiteres Zeugniſſes.

Alle. Ja, wir haben aus ſeinem eignen Munde die Gotteslaͤſterung gehört.

Kaiphas. Was verdient er alſo?

Alle. Er iſt des Todes ſchuldig.

Welch ein Triumph für die Feinde Jeſu, ihn durch ſein eignes Geſtändniß dahin gebracht zu haben, ihn der Todesſtrafe würdig erklären zu können. Gern hätten ſie auch ſogleich dies Todesdesurtheil an ihm vollzogen, wenn es noch in ihrer Macht geſtanden hätte; aber nach der jetzt beſtehenden Verfaſſung mußten ſie die Beſtätigung erſt vom römiſchen Präter einholen; auch war dies unter den gegenwärtigen Umſtänden um deſto nothwendiger und ſicherer. Jeſus hatte doch immer einen ſehr großen Anhang unter dem Volke; hätten ſie ihn ſelbſt hingerichtet, wie leicht hätte dies Aufruhr erregen und ſie in Gefahr ſetzen können; geſchahe aber ſeine Hinrichtung öffentlich mit Beſtätigung der römiſchen Obrigkeit, wer durfte es dann wagen, ſich dieſer furchtbaren Macht entgegenzuſetzen? daß aber Pilatus kein Bedenken tragen werde, das Urtheil an dieſem gefährlichen Menſchen zu vollziehen, ſchien ihnen ſo gut wie gewiß, und kaum konnten ſie den Anbruch des Morgens erwarten, um Jeſum in ſeine Hände zu geben.

Dieſer befand ſich indeß unter den Händen der Wache, die ihn gefangen hielt und jetzt als den verworfenſten Menſchen behandelten. Man ſtieß die niedrigſten Schimpfreden gegen ihn aus, ſpie ihm ins Geſicht, verhüllte ihm das Haupt, und fragte höhniſch unter Fauſtſchlägen: weiſſage uns doch, Meſſias, wer wars, der dich ſchlug?

Unter ſolchen Mißhandlungen brach endlich der Morgen an. Das jüdiſche Sanhedrin verſammlete ſich wieder, und zwar noch zahlreicher, als in der Nacht, in dem gewöhnlichen Verſammlungszimmer, wo es Gericht zu halten pflegte, in einem Tempelgebäude. Die Sache wurde nochmals berathſchlagt, das gefaßte Urtheil allgemein beſtätigt, und ſobald es die Zeit und der Wohlſtand geſtattete, brach die Verſammlung auf; um den Verurtheilten der römiſchen Obrigkeit auszuliefern.

Dem damaligen römiſchen Landpfleger, Pontius Pilatus, der ſich des Feſtes wegen eben in Jeruſalem aufhielt *), war es befremdend, eine

ſo

---

*) Gewöhnlich war Cäſarea der Sitz des Landpflegers; zur Feſtzeit aber war er, um bei dem ſtärkern Zuſammenfluß des Volks und der etwa entſtehenden Unruhen wegen gegenwärtig zu ſeyn, in der Hauptſtadt, wo in dem ehemaligen Pallaſt Herodes des Großen das römiſche Prätorium oder Richthaus war.

ſo große Anzahl Menſchen ſchon in der Frühe vor ſeinem Pallaſt verſammlet zu ſehen; und da ſich unter ihnen die angeſehenſten Perſonen aus der Prieſterſchaft und dem hohen Rathe befanden, die, weil es Vorſabbath war, nicht in das Haus des heydniſchen Richters eintreten wollten, um ſich nicht zu verunreinigen: ſo gieng er auf ihr Anſuchen zu ihnen heraus, um von ihnen zu erfahren, was ſie für eine Klage anzubringen hätten. Sie ſtellten ihm den gefangenen Jeſus vor als einen Menſchen, der ſich eines großen Verbrechens ſchuldig gemacht habe.

Pilatus. Nun ſo nehmt ihn und beſtraft ihn nach eurem Geſetz.

Die Juden. Die Todesſtrafe an ihm zu vollziehen, kömmt uns nicht zu: daß er ſie aber, dem Geſetz nach, verdient hat, wirſt du ſelbſt daraus erkennen: weil er ein Aufwiegler des Volks iſt, der daſſelbe von der Pflicht des Gehorſams gegen den Kaiſer losſpricht, indem er behauptet, er ſey als Meſſias der König der Nation.

Pilatus richtete ſeinen Blick auf Jeſum; er ſah hier keinen der gewöhnlichen Menſchen, deſſen Geſicht ſchon die Anklage beſtätigt hätte; deſſen ruhiger und unverworrener Blick vielmehr für ſeine Unſchuld ſprach; hörſt du, ſprach er zu ihm, wie hart ſie dich verklagen? Was haſt du zu deiner Vertheidigung vorzubringen?

Jeſus ſchwieg. — In ſeinem Schweigen lag ein Zeichen von Hoheit, das ſeinen Richter in Verwunderung ſetzte, und ihn ſogleich bemerken ließ, wie unſtatthaft die Klage der Juden, die doch ſonſt ſo gern jede Gelegenheit ergriffen, ſich der Herrſchaft der Römer zu entziehen, gegen Jeſum, als einen Empörer, ſey; er nahm ihn daher beſonders in das Richthaus, und ſprach zu ihm:

Du biſt alſo ein König der Juden?

Jeſus. Redeſt du dies von dir ſelbſt, oder haben es dir Andere von mir geſagt?

Pilatus. Bin ich denn ein Jude? dein Volk und die Hohenprieſter haben dich mir überantwortet; was haſt du gethan?

Jeſus. Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt; ich würde ſonſt ganz andere Maasregeln für meine Sicherheit gewählt haben, um dir nicht durch die Juden überliefert zu werden.

Pilatus. Für einen König erklärſt du dich doch?

Jeſus. Ja, nach deinen Worten, aber nicht in deinem Sinne; meine Beſtimmung auf der Welt war, die Wahrheit zu bezeugen, und jeder, der ihr Gehör giebt, gehört zu meinem Reiche.

Pilatus. Was iſt Wahrheit! — Dies zu unterſuchen, war ſeine Sache nicht; daher brach er das Verhör ab, und um ſich aus dem Handel zu ziehen, gieng er hinaus und that den Juden die Erklärung: er finde keine Schuld an dieſem Menſchen.

Die Juden. Wie — keine Schuld an dieſem Menſchen, der beinahe unſre ganze Nation in Aufruhr geſetzt, der, was er in Galiläa angefangen, bis hieher fortgetrieben hat? —

Die Nachricht, daß Jeſus aus Galiläa ſey, faßte Pilatus auf; mit der Erklärung: Jeſus ſtehe alſo unter dem Gericht des Fürſten von Galiläa, des Herodes, ſchickte er die Juden mit dem Beklagten an dieſen ab, der auch zu gleicher Zeit des Feſtes wegen in Jeruſalem war.

So ſehr es auch Herodes als ein Zeichen von Achtung aufnahm, welches ihm Pilatus, mit dem er bisher eben nicht im beſten Vernehmen ſtand, bei dieſer Gelegenheit gab, und ſo angenehm es ihm war, den Jeſus, von deſſen Wunderthaten er ſo viel gehört hatte, von Perſon zu ſehen, indem er von ihm erwartete, er werde auch vor ihm Beweiſe ſeiner wunderthätigen Kräfte ablegen: ſo ſehr fand er ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht, indem ihn Jeſus auf mehrere an ihm gethane Fragen weder einer Antwort, noch den Beſchuldigungen ſeiner Feinde ein Wort zu ſeiner Vertheidigung würdigte. Er gab ihn daher als einen Wahnſinnigen dem Spott ſeiner Leute preiß, ließ ihm ein weißes Kleid anlegen, und ſchickte ihn ſo zum Pilatus, unter Freundſchaftsverſicherungen, zurück.

Während dieſem Auftritte, wo Jeſus wie einer der Verworfenſten behandelt wurde, ohne daß jemand zu ſeiner Vertheidigung auftrat, noch er ſelbſt das Geringſte that, um ſich den Händen ſeiner Feinde, die mit ſteigender Wuth auf ſeine Hinrichtung drangen, zu entziehen, fühlte ſein

Verräther, Judas, alle die Foltern eines verletzten Gewiſſens bis zur Verzweiflung. Das hatte er nicht erwartet, daß die Sache eine ſo traurige Wendung nehmen würde. Mit den Merkmalen der ſchmerzlichſten Reue über die an ſeinem Herrn begangene Untreue trat er in die Verſammlung der Prieſter und Aelteſten, die im Tempel zurückgeblieben waren, geſtand ſein Verbrechen und erklärte: er habe einen Unſchuldigen verrathen und ſey Schuld an ſeinem Blute. Und als er jetzt das gewöhnliche Schickſal eines Verräthers erfuhr, daß er ſelbſt von denen, die ihn zum Werkzeug ihrer Bosheit erkauft hatten, nun ſo weggeworfen und mit der kalten Antwort: was geht uns das an, da ſiehe du zu! abgefertigt wurde: da ergriff ihn peinigende Angſt — da warf er das Blutgeld, den Lohn der Ungerechtigkeit, in dem Tempel zu den Füßen der Prieſter nieder, entfernte ſich, um ſich jedem menſchlichen Auge zu entziehen, in eine ſchaurige Einöde, und machte hier ſeinem Leben, am Abhange eines Felſen (von welchem er hernach hinabgeſtürzt wurde) durch den Strang ein Ende.

Jeſus befand ſich jetzt wieder im Richthauſe vor Pilatus, der, nach jenem mißlungenen Verſuche, ſich aus dem Handel zu ziehen, ſich wieder mit Unwillen von neuem in denſelben verwickelt ſah. Die Feinde Jeſu wurden durch dieſe Verzögerung nur noch mehr aufgebracht und umringten in immer zunehmender Anzahl das Richthaus. Pilatus trat wieder vor der Verſammlung mit der Erklärung auf: ihr habt dieſen Menſchen als einen Aufrührer zu mir gebracht; ich habe ihn verhört und finde keine Schuld an ihm; auch Herodes nicht, zu den ich ihn geſandt habe; er hat nichts gethan, das des Todes würdig ſey; ich werde ihn daher, nach einer geſetzmäßigen Züchtigung, frei geben. — Ihr habt ohnehin die Gewohnheit, euch zum Paſſahfeſt einen Gefangenen frei zu bitten; ich werde euch noch Einen zur Wahl aufſtellen.

Während er den Befehl gab, einen der berüchtigſten Miſſethäter, Barrabas, der als ein Aufrührer und Mörder in Ketten lag, aus ſeinem Gefängniſſe zu holen, erhielt Pilatus auf dem Richterſtuhle eine geheime Nachricht von ſeiner Gemahlin, die ihn erſuchen ließ, ſich doch ja nicht mit der Sache dieſes Gerechten zu befaſſen, denn ſie habe ſeinetwegen in dieſer Nacht in ängſtlichen Träumen viel gelitten. — Aber er war ſchon zu weit in dieſen Handel verflochten, hatte durch ſeine Nachgiebigkeit zu viel Blöße gegeben, und beſaß zu wenig Entſchloſſenheit und Muth, die Sache zum Vortheil des Unſchuldigen auszuführen. Die Prieſter dagegen benutzten ihren Einfluß auf das Volk jetzt mit deſtomehr Nachdruck, und ſetzten es in eine ſolche Stimmung, daß es, bei Erſcheinung des Mörders, den Pilatus neben Jeſum mit den Worten aufſtellte: welchen wollt ihr los haben, dieſen Barrabas — oder Jeſum, euren König, den ſogenannten Meſſias? — wie mit einem Munde erklärte: himweg mit dieſem! gieb uns Barrabas los. Und was ſoll ich, verſetzte Pilatus, mit dieſem Jeſus thun! da ſchrie der ganze Haufe: laß ihn kreutzigen!

Um die Wuth des Volks zu ſtillen und ſeinen Blutdurſt zu befriedigen, ließ der Prätor Jeſum an einen Pfahl binden, ſeinen Rücken entblößen und mit Geiſſeln hauen; ja um die Augen der Feinde noch länger an ſeiner Schmach zu weiden, überließ er ihn dem Muthwillen der Soldaten, die Jeſum, als den König der Juden, recht verächtlich darzuſtellen mit einem rothen Mantel bekleideten, eine Krone von Dornen geflochten auf ſein Haupt drückten, einen Stab zum Zepter in die Hand gaben, ſich höhniſch vor ihm beugten, als König der Juden begrüßten, ihm dabei ins Geſicht ſpieen und mit dem Stabe auf ſein Haupt ſchlugen. Dieſe äußerſt ſchimpfliche Behandlung Jeſu, die mehr zu ihrer eigenen Beſchimpfung gereichte, bewog gleichwohl die Unmenſchen nicht zum Mitleid, ſondern erhitzte ſie nur noch mehr. Umſonſt ließ Pilatus den Gemißhandelten in dieſer traurigen Geſtalt, mit bluttriefendem Geſicht und bleicher Wange vortreten vor das Volk, um die Gefühle der Menſchlichkeit durch den Aufruf zu erregen: Seht! welch ein Menſch! Nur deſto furchtbarer erſcholl das Geſchrei der Wüthenden: weg mit ihm — ans Kreuz! „Nun ſo kreuzigt ihn, rief der Richter, wenn ihrs verantworten könnt! Ich finde ihn ganz unſchuldig!“ Nach unſerm Geſetz, erwiederwiederten die Juden, iſt er des Todes ſchuldig, denn er hat ſich ſelbſt zu Gottes Sohn gemacht.

Vor dem Gericht des Pilatus war dies eine neue Beſchuldigung wider Jeſum, die eine nähere Unterſuchung verdiente. Er nahm daher den Beklagten wieder im Innern des Richthauſes beſonders vor und befragte ihn wegen ſeiner Herkunft. Jeſus aber gab auf dieſe Frage, die doch vor dieſem Gericht nicht erörtert werden konnte, keine Antwort. Dies Schweigen ſchien dem Pilatus beleidigend. „Du giebſt mir keine Antwort, ſprach er; weißt du nicht, daß ich die Macht habe, dich zu kreuzigen oder loszugeben?“ Jeſus erwiederte mit Würde: „Dieſe Macht würdeſt du über mich nicht haben, wäre ſie dir nicht von Oben gegeben worden; übrigens hat der Ankläger mehr Schuld an meinem Schickſal, als der Richter.“ — Einen Menſchen, der im Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld durch die Anklagen ſeiner Neider, ſelbſt durch Mißhandlungen nicht außer Faſſung geſetzt wurde, ſich immer ſo gleich, immer ſo erhaben blieb, ohne ſich zu den niedrigen Künſten der Schmeichelei oder der Entſchuldigung

digung zu verſtehen, einen ſolchen offenbar unſchuldigen Menſchen zu verdammen, war ſelbſt wider das Gewiſſen eines Römers; hätte auch die Bitte ſeiner Gemahlin nichts über ihn vermocht: ſo war er es ſeiner eignen Ueberzeugung ſchuldig, ihn mit alle ſeinem Anſehen und Macht in Schutz zu nehmen. Aber da er jetzt wieder zur Vertheidigung Jeſu vor das Volk trat, das, der langen Zögerung überdrüßig, immer tumultuariſcher wurde und den gefährlichſten Aufſtand drohete; da beſonders die Stimme des Aufruhrs ihm ſchon laut entgegentönte: läſſeſt du dieſen los, ſo biſt du des Kaiſers Freund nicht; denn wer ſich ſelbſt zum König aufwirft, widerſetzt ſich dem Kaiſer — da fühlte ſich Pilatus an der ſchwächſten Seite ſeines Herzens angegriffen; da war ſein eignes Leben und die Erhaltung ſeiner Würde auf dem Spiele, da mußten die Forderungen der Gerechtigkeit und der Menſchenliebe dem eignen Nutzen nachſtehen. Mit Unwillen im Geſicht führte er Jeſum außer den Pallaſt, ſetzte ſich auf den Richtſtuhl auf einem erhöhten, mit Marmorſteinen belegten Altan, fragte noch einmal mit ernſter Miene: alſo euern König ſoll ich kreuzigen? — und auf die allgemeine Volksſtimme: wir haben keinen König außer dem Kaiſer; weg mit dieſem ans Kreuz! — willigte endlich Pilatus in ihre Bitte, gab ihnen den Barrabas los, Jeſum aber übergab er den Händen der Wache, um ihn zum Kreuzestode zu führen; er ſelbſt ließ ſich dabei ein Gefäß mit Waſſer bringen, wuſch die Hände vor dem Volk und ſprach: ich bin unſchuldig an dem Blut dieſes Gerechten! ihr mögt' es verantworten! Ja, ſchrie der raſende Pöbel: ſein Blut komme über uns und über unſre Kinder!

Es war neun Uhr Vormittags, als Jeſus zum Tode geführt wurde. So laut jetzt der Triumph ſeiner Feinde war: ſo eingeſchüchtert war die ganze nicht unbeträchtliche Anzahl ſeiner Verehrer, und von den Tauſenden, die noch vor wenig Tagen ihm bei ſeinem Einzug in Jeruſalem Heil dem Meſſias! zugerufen hatten, wagte es nicht Einer, ſeine Stimme zur Vertheidigung des Gerechten, und ſelbſt vom heidniſchen Richter für unſchuldig erklärten Mannes, zu erheben. Die Furcht, dem aufgebrachten Pöbel in die Hände zu fallen, hielt nicht nur ſeine Jünger, ſondern auch die entferntern Freunde zurück. Jeſus war dem Muthwillen und der Mißhandlung der niedrigſten Menſchen völlig Preis gegeben; zwey Verbrecher, die an demſelben Tage zugleich die Todesſtrafe empfangen ſollten, wurden ihm zur Seite geſtellt; mit ihnen zugleich wurde er nach dem ſchauerlichen Orte der Hinrichtung, Golgatha, geführt, wohin er, der Sitte gemäß, den Pfahl, an dem er aufgeſchlagen werden ſollte, ſelbſt tragen mußte. Entkräftet von langem Leiden, wankte er unter der Laſt deſſelben; — da kam eben ein gewiſſer Simon aus Cyrene *), der in Jeruſalems Nähe ein Landguth hatte, vom Felde; ſein mitleidiger Blick verweilte auf Jeſu, den er wahrſcheinlich kannte: dies gab die Veranlaſſung, ihn zu nöthigen, daß er Jeſu die Laſt erleichtern und ihm das Kreutz nachtragen ſollte. — Unter der Menge der Zuſchauer, die ſich zu dieſem Schauſpiel drängten, befan-

---

*) Er war der Vater des Alexanders und Rufus, welchen letztern die evangeliſche Geſchichte ſpäterhin unter den Bekennern Jeſu nennt.

befanden ſich auch einige Weiber aus Jeruſalem, deren thränenvolles Auge mit Mitleid und Bedauern auf dem leidenden ruhte, und es durch Zeichen der Wehmuth zu erkennen gaben, welchen innigen Antheil ſie an ſeinem traurigen Schickſal nähmen. Ihr Anblick that dem edlen Menſchenfreunde wohl; ihr Töchter Jeruſalems, rief er ihnen im Vorübergehen zu: weinet nicht über mich! Euer und Eurer Kinder Schickſal iſt noch beklagenswürdiger! die Zeit iſt nahe, wo man diejenigen glücklich preiſen wird, die nie geboren, nie geſäuget haben; wo man wünſchen wird, lieber von einſtürzenden Bergen verſchüttet, als ſolchen Gefahren ausgeſetzt zu werden; denn thut man das am grünen Holz, was wird am dürren geſchehen!

Jetzt war man auf Golgatha angekommen, und nun begannen die furchtbaren Zurüſtungen zur Hinrichtung Jeſu und der beyden Uebelthäter. Man riß ihnen die Kleider vom Leibe, und reichte ihnen, als die letzte Wohlthat unter den Lebendigen, einen bittern Trank, der ſie in Betäubung ſetzen ſollte; Jeſus, der mit voller Gegenwart des Geiſtes zu ſterben entſchloſſen war, nahm ihn aber nicht an. Nun wurde er an Händen und Füßen mit Nägeln an das Kreuz geſchlagen und ſo zwiſchen den beyden Uebelthätern in der Mitte *) vor den Augen der Nation aufgerichtet. Bei dieſer barbariſchen Geſchäftigkeit der Kriegsleute, die an dergleichen Auftritte gewöhnt waren, und der Gefühlloſigkeit der ihn umgebenden Feinde, die ſich an ſeiner Schmach weideten, ſahe Jeſus mit ruhigem, mehr mitleidigem Blick vom Kreuze auf ſie herab, hob dann ſeine Augen zum Himmel und ſprach: Vater vergieb ihnen! denn ſie handeln aus Unwiſſenheit **). Nach der Kreuzigung fielen ſeine Kleider als Beute in die Hände der vier Soldaten, die zur Vollſtreckung des Todesurtheils beordert waren, zu gleichen Theilen; da ſich aber unter denſelben auch das Oberkleid befand, das aus einem Stücke gewebt war, und ſich nicht wohl theilen ließ, wurden ſie unter ſich einig, es aufs Loos ankommen zu laſſen, wem es zufallen würde *).

---

*) Jeſ. 53, 12. „Er ward zu den Miſſethätern gerechnet."

**) Jeſaia 53, 12. „Er hat für die Miſſethäter gebeten."

Nach römiſcher Sitte wurde den Gekreuzigten über ihrem Haupte eine Tafel aufgehängt, worauf mit wenig Worten ihr Verbrechen, oder die Urſache ihres Todes, angezeigt wurde. Ueber das Kreuz Jeſu ließ diesmal Pilatus, mehr zur Beſchimpfung der jüdiſchen Nation, als des Verurtheilten, eine Tafel aufhängen mit der Ueberſchrift in hebräiſcher, griechiſcher und römiſcher Sprache, damit ſie von Allen geleſen werden könnte: Jeſus von Nazareth, der König der Juden. Den Juden fiel dies als ein Schandflecken ihrer Nation ſogleich auf, und einige ihrer Oberhäupter verwendeten ſich beim Pilatus, er möchte doch die Aufſchrift dahin abändern, daß er geſagt habe: er ſey der Juden König. Pilatus aber gab ihnen zur Antwort: es bleibt bei dem, was ich einmal geſchrieben habe.

---

*) Pſalm 22, 19. „Sie theilen meine Kleider unter ſich: um mein Gewand werfen ſie das Loos.“

Was ſie alſo nicht durch die Ueberſchrift zur öffentlichen Erkenntniß bringen konnten, das ſuchten die Feinde Jeſu wenigſtens durch öffentlichen Spott des Gekreuzigten bekannt zu machen. Hah! riefen ſie ihm mit ſpöttiſcher Miene und Geberden am Kreutze zu: „Zerbrich doch nun den Tempel Gottes und baue ihn in drey Tagen wieder; aber zuvor hilf dir ſelbſt. Zeige dich jetzt als den Sohn Gottes und ſteige herab vom Kreutz: ſo wollen wir dir glauben, daß du der biſt, wofür du dich ausgegeben haſt!“ Zu ſolchem pöbelhaften Scherz ließen ſich ſelbſt Männer aus dem gelehrten Stande, Beiſitzer des hohen Rathes, herab; wie hätte ihr Beiſpiel nicht wirken ſollen? Auch die wachthabenden Soldaten ſpotteten des Juden-Königes, der ſich ſelbſt nicht helfen könne, und doch andern geholfen habe; ſogar einer der Mitgekreutzigten brach in Läſterungen gegen Jeſum aus, und forderte ihn auf, wenn Er Chriſtus (Meſſias) wäre, ſo ſollte er ſich ſelbſt, und dann auch ihnen helfen. — Aber in dem Herzen des Andern war das Gefühl des Rechts und der Menſchlichkeit nicht ſo ſehr unterdrückt, daß er nicht den Abſtand, der zwiſchen ihm, als einem Verbrecher, und dieſem erhabenen, unſchuldig leidenden, und noch bei ſeiner Unſchuld ſo tief gekränkten Jeſus war, hätte einſehen ſollen; mit gerechtem Unwillen richtete er ſein Geſicht zu ſeinem Mitgefährten und verwieß ihm ſeine Spötterei mit den Worten: „Und du fürchteſt dich auch nicht vor Gott, ſelbſt nicht in dieſen furchtbaren Augenblicken, da du doch in gleicher Verdammniß biſt? Und zwar wir leiden, was unſre Thaten verdient haben — aber Dieſer hat nichts Unrechtes gethan.“ Mit einem Blicke, der mehr als Worte ſeine innere Ueberzeugung ausdrückte, wendete er ſich zu dem erhabenen leidenden und bat ihn: „Herr! gedenke an mich, wenn du in dein Reich kömmſt!“ Ja! erwiederte Jeſus: noch heut wirſt du mit mir an dem Orte der Seeligen ſeyn!

Jetzt zog ein neuer Auftritt die Augen des groſſen Menſchenfreundes am Kreutze an ſich. Seine gute, geliebte Mutter war an der Seite einiger ihrer Verwandten und Freundinnen hin zu der furchtbaren Stätte gewankt, wo der Sohn, den ſie mit ſo großen Hoffnungen geboren hatte, den ſie des Davidiſchen Thrones würdig achtete — jetzt am ſchimpflichen Kreutze endete; ſie ſelbſt einem hülfloſen Alter nahe, ſahe ſich nun des einzigen Troſtes und ihrer Stütze beraubt, auf eine ſo ſchmerzliche Art beraubt — da drang beim Anblick des blutenden Sohnes am Kreutze ein Schwerd durch ihre Seele, da ſank ſie ohnmächtig in die Arme ihrer Freundinnen — Ihr zur Seite ſtand Johannes, der Liebling Jeſu, der an des Freundes Bruſt ſo oft gelegen hatte, und jetzt mit unausſprechlichem Gefühl des tiefſten Schmerzes zu ihm aufſahe, um noch aus ſeinen Blicken ſeinen letzten Willen zu vernehmen. Mit einem mitleidigen Blick auf Maria, rief ihr Jeſus zu: „Weib — ſiehe hier deinen Sohn!“ und dann auf Johannes blickend: „Siehe hier deine Mutter!“ Johannes verſtand dieſen Wink ſeines Herrn, und ſogleich unterzog er ſich dem Geſchäft, die Tiefgebeugte von dieſer jammervollen Stätte zu entfernen, in ſeine Wohnung *) aufzunehmen, und mit aller Zärtlichkeit eines Sohnes für ſie zu ſorgen **).

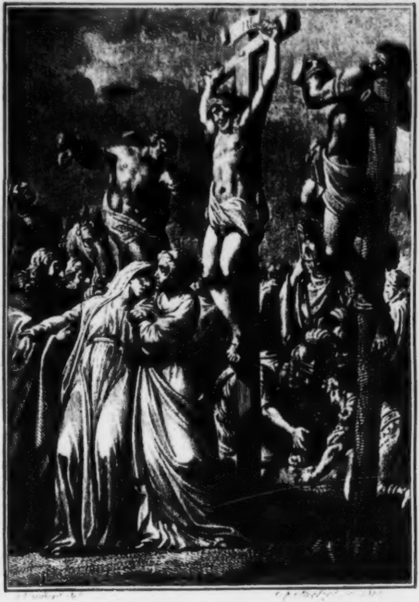
Die

---

*) Wahrſcheinlich in Jeruſalem ſelbſt.

**) Siehe das 69ſte Kupfer.

B. V. T. LXIV.



Der Tod Jesus am Kreutze.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel und beleuchtete die blutige Scene auf Golgatha. Jetzt, gegen Mittag *), ward ſie mit einemmale verdunkelt, und eine ganz ungewöhnliche Finſterniß beſchattete die Gegend weit umher. Erſtaunen ergriff die anweſenden Zuſchauer bei dieſer außerordentlichen Naturerſcheinung, und hielt ſie in geſpannter Erwartung; der Mund der Frevler verſtummte; ſchweigend zogen ſie ſich von der furchtbaren Stätte zurück. — Mitten in dieſer Nacht ſeiner tiefſten Leiden brach Jeſus am Kreutz mit lauter Stimme in die Worte eines Davidiſchen Pſalmes **) aus: Eli, Eli, lama ſabachtani! das iſt: Mein Gott! mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen. Da nur wenige der Umſtehenden des hebräiſchen Dialektes kundig waren: ſo geriethen einige auf den Gedanken, er rufe den Elias, und waren in Erwartung einer beſondern Erſcheinung dieſes Heiligen vom Himmel, zur Hülfe des Gekreutzigten. Jeſus aber fühlte ſich ſeiner Vollendung nahe, der heiße Kampf

---

*) Nach der jüdiſchen Tagsabtheilung von der ſechſten bis neunten Stunde.

**) Pſalm 22, 2.

ſeiner Leiden war nun bald vorüber; Sehnſucht nach Ruhe, nach Erquickung, dies lebhafte Gefühl der leidenden Menſchheit ward immer dringender, drang auch ihn, den erhabnen Leidenden, noch zu dem Ausruf: mich dürſtet! und als einer der Umſtehenden ihm einen Schwamm in Eſſig getaucht auf einem Yſopenſtengel zum Munde reichte, und Jeſus mit ſterbenden Lippen den herben Trank gekoſtet hatte, rief er: es iſt vollbracht!

Noch einmal richtete Er ſein Haupt und ſeinen Blick zum Himmel, rief dann mit voller Kraft und lauter Stimme aus: Vater! in deine Hände befehle ich meinen Geiſt! — — neigte dann ſein Haupt — — und gab ſeinen Geiſt auf.

In dieſem Augenblick ſeines Dahinſcheidens durchdrang ein Schauder die Natur; die Erde bebte im nächtlichen Dunkel, die Felſen ſpalteten ſich; die Gräber wurden geöffnet — man ſahe Geſtalten aus ihnen hervorgehen, wie der Auferſtandenen — bis in die heilige Stadt verbreitete ſich das Beben der Erde; ſelbſt im Tempel, wo eben der Prieſter am Altar das Abendopfer vor der verſammelten Menge anzündete, öffnete ſich plötzlich das Allerheiligſte vor den Augen der Anweſenden, indem der dichte Teppich vor demſelben ſich in zwey Stücke, von oben bis unten, trennte.

Dieſe furchtbaren Auftritte, mit denen der Tod Jeſu am Kreutz begleitet war, erregten allgemeines Erſtaunen — beſonders tiefen Eindruck machten ſie auf den römiſchen Hauptmann, der die Wache beim Kreutze Jeſu hatte. lange ſchon hatte er mit ſchweigender Aufmerkſamkeit ſeinen Blick auf den Gekreutzigten gerichtet; er hatte die außerordentliche Größe der Seele bemerkt, mit der dieſer leidende alle Schmerzen und Schmach der Kreutzigung erduldet, die Ruhe, die Ergebung an Gott in den bängſten Augenblicken ſeines lebens, dies ſo freiwillige Aufgeben ſeines Geiſtes in die Hände des Vaters — ſein ſanftes Dahinſcheiden — und jetzt dieſe außerordentliche Todesfeyer der Natur — Dieſes ſo ausgezeichnete Ende des Gerechten, welches mehr noch als der vorhergegangene Ruf für ihn ſprach, wirkte ſo ſtark auf ſein unbefangnes Gemüth, daß er nicht länger ſeine Ueberzeugung zurückhalten konnte, ſondern laut bekannte: Wahrhaftig! dieſer Menſch war ein Gerechter — er war der Sohn Gottes!

Mehrere der Augenzeugen des Todes Jeſu, ob ſie es gleich nicht wagten, ſich laut darüber zu äußern, gaben im Herzen dieſem Zeugniß des Hauptmanns, die Hand auf die Bruſt gelegt, Beifall. Tief gerührt waren vorzüglich diejenigen Weiber, die Jeſum von Galiläa aus bis nach Jeruſalem begleitet, und in einiger Entfernung bei ſeinem Kreutze bis zu dieſem letzten Auftritte ſeines Lebens ausgehalten hatten *).

Jetzt brach der Abend an. Noch hieng der Leichnam Jeſu am Kreutze; die beyden Mitgekreutzigten harrten noch auf den furchtbaren Augenblick ihrer Hinrichtung. Es war der Vorabend

---

*) Unter ihnen nennt der Evangeliſt beſonders die Maria Magdalena, die Maria, des jüngern Jakobus und Joſephs Mutter, und Salome; dieſelben, die Jeſum auch nachher zum Grabe begleiteten, und da ſchon den Vorſatz faßten, ihm auch noch im Tode durch Salbung ſeines Leichnams ihre dankbare Liebe zu bezeigen.

abend zu dem großen Sabbath, an welchem die Juden noch ſo manche Zurüſtungen auf die Feyer des kommenden Tages zu machen hatten; ihrem Geſetz nach, durfte kein Verurtheilter die Nacht über, noch weniger zum Sabbath, am Pfahle bleiben; ſie verwendeten ſich daher bei dem Pilatus dahin, daß die Gekreuzigten vollends getödtet und dann abgenommen würden. Dieſer beorderte auch ſogleich einige Soldaten, dieſe Hinrichtung zu vollziehen, welche gewöhnlich auf dieſe Art geſchahe, daß den Gekreuzigten, um ihren Tod zu beſchleunigen, die Schenkel zerſchmettert wurden. Dies geſchahe auch jetzt mit den beyden noch lebenden Miſſethätern; da aber die Soldaten an dem Leichnam Jeſu nicht die mindeſte Spur des Lebens mehr bemerkten, brachen ſie ihm die Beine nicht *), ſondern einer von ihnen ſtach mit einer Lanze ihm in die Seite, und da noch das übrige Blut und Waſſer aus der Wunde drang, wurden ſie von dem wirklichen

---

*) Wohin jenes Vorbild des Oſterlammes hindeutete, 2. Moſ. 12, 46. „Ihr ſollt kein Bein an ihm zerbrechen.“ Johann. 18, 36.

chen Tode Jeſu überzeugt. Johannes, der ſich jetzt wieder bei dem Kreutze Jeſu eingefunden hatte, war Zeuge dieſes Auftritts, bei welchem der wirkliche Tod Jeſu völlig erwieſen wurde.

Jetzt, da alle die vormaligen Freunde des am Kreutze Verblichenen theils in ſchmerzlicher Betäubung verſunken, theils mit bangen Zweifeln kämpfend, und nur für ihr eignes Schickſal zitternd, keiner ruhigen Ueberlegung fähig waren: ermannte ſich einer von ihnen, den niedrige Furchtſamkeit bisher zurückgehalten hatte, ſich öffentlich für einen Freund und Verehrer Jeſu, der er im Herzen war, zu erklären, es nun bei ſeinem Tode zu thun. Es war dies Joſeph von Arimathia *), ein Mann von Vermögen und Anſehen, ein Mitglied des hohen Raths zu Jeruſalem; der an den bisherigen Verhandlungen dieſes Sanhedrins über die Verurtheilung Jeſu keinen Antheil genommen, ſondern, ſeiner Sicherheit

---

*) Dieſen Beinahmen führte er von ſeinem Geburtsorte Rama im Gebirge Ephraim; jetzt war er aber ein Einwohner in Jeruſalem, und Beiſitzer des Sanhedrins.

heit wegen, ſich ſchweigend zurückgezogen hatte, und es jetzt deſto ſchmerzlicher empfand, ſich nicht thätiger für die Rettung ſeines Freundes verwendet zu haben; dieſen Fehler ſuchte er jetzt gut zu machen, und wenigſtens den Leichnam des Hochverehrten nicht auch noch im Tode der Verachtung Preis zu geben. Er hatte in der Nähe des Golgatha einen Garten, wo er ſich in einem Felſen ein ganz neues Grab zur einſtigen Ruheſtätte im Tode hatte hauen laſſen; da ſollte nun der geliebte Todte ruhen, da wollte er ſein Andenken ehren, bis er auch ſeinen irdiſchen Ueberreſt neben den Gebeinen deſſelben niederlegen würde. Doch dazu hatte er zuvor die Einwilligung des römiſchen Gouverneurs nöthig; um ſich dieſelbe zu verſchaffen, gieng er mit anbrechendem Abende mit entſchloſſenem Muthe hin zu ihm; ſein Anſehen verſchaffte ihm auch ſogleich Zutritt, und Pilatus trug kein Bedenken, ihm ſeine Bitte, den Leichnam Jeſu vom Kreutze abnehmen und beerdigen zu dürfen, zu gewähren; nur das befremdete ihn, daß der gekreutzigte Jeſus ſchon ſo bald verſchieden wäre; um darüber Gewißheit zu erhalten, ließ er den Hauptmann, der die Wache beim Kreuz hatte, zu ſich kommen, befragte ihn darüber, und als dieſer Augenzeuge es verſicherte, befahl Pilatus: man ſollte dem Joſeph den Leichnam Jeſu zur Beerdigung verabfolgen laſſen.

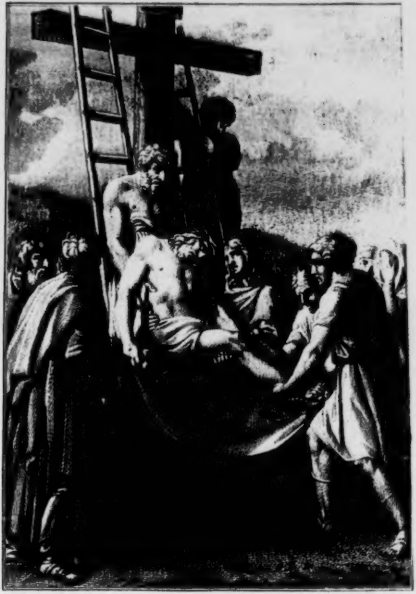
In all der Eile, die der einbrechende Sabbathabend nöthig machte, unterzog ſich nun Joſeph dem traurigen Geſchäfte der Abnahme Jeſu vom Kreuz *). Der Ruf: daß dieſer angeſehene Mann ſich mit der Leichenbeſtattung Jeſus beſchäftige, kam jetzt zu den Ohren des Nikodemus, der auch ein heimlicher Verehrer dieſes Jeſus war **). Sogleich fand ſich auch dieſer mit einem anſehnlichen Vorrath von Specereien und Leinewand ein, um ihm dabei hülfreiche Hand zu leiſten. Beyde erfüllten nun gemeinſchaftlich die letzte Pflicht der Liebe, löſten die Banden, die den entſeelten Körper des Vollendeten am Kreuz hielten, nahmen ihn ſanft herab, wuſchen ſeine Wunden, ſalbten ihn mit Balſam, wickelten

---

*) Hierher gehört das 70ſte Kupfer.

**) Deſſelben, der vormals in der Nacht jene Unterredung mit Jeſu gehalten hatte; ſiehe oben S. 225.

B. V. T. LX.



Abnahme Jesu vom Kreuz.

wickelten ihn in leinene Tücher, und beſchickten ihn ſo, nach damaliger Sitte, auf die anſtändigſte Art zu Grabe. Mehrere der Umſtehenden weiheten ihm die Thränen dankbarer Liebe; beſonders einige von den Weibern, die ihn von Galiläa aus begleitet hatten, unter denen ſich auch die Schweſter der Mutter Jeſu befand; weinend folgten ſie dem Leichenzuge nach dem Garten, ſetzten ſich dem Grabe gegenüber, und bemerkten genau die Stätte, wo der geliebte Todte ſchlummerte, um, ſobald der Sabbath vorüber wäre, wieder dahin zurückzukehren und den ſo theuren Leichnam des Geliebten noch im Grabe zu ſalben.

Indeß die Jünger und Freunde Jeſu ſich den Sabbath über den Gefühlen des Schmerzes in unthätiger Ruhe überließen, hielten ſich die Feinde deſſelben, die Hohenprieſter und Phariſäer, doch noch nicht ſo ganz ihres Sieges geſichert; ihre Beſorgniß, es könnte vielleicht noch mit dem Leichnam Jeſu ein Betrug geſpielt werden, trieb ſie an, ſich deshalb an den Pilatus mit dieſem Vortrag zu wenden: „Herr!

wir erinnern uns, daß dieſer Betrüger, da er noch lebte, geſagt hat: er werde nach dreyen Tagen wieder auferſtehen. Wie leicht könnte es geſchehen, daß ſeine Jünger das Grab beraubten, und dann unter dem Volke ausſprengten: er ſey auferſtanden, dann wäre der letzte Betrug ärger, als der erſte; dieſem zuvorzukommen, darfſt du nur befehlen, daß eine Wache das Grab bis zum dritten Tage beſehe." Pilatus willigte nicht nur in ihren Geſuch, ſondern befahl ihnen, aufs beſte für die Bewahrung des Grabes zu ſorgen. Eine römiſche Kohorte wurde ſogleich von ihm zur Wache beim Grabe angeſtellt, und zu noch mehr Sicherheit der Stein am Eingange der Höhle verſiegelt.

Kaum war der Morgen des dritten Tages angebrochen, als jene Weiber, der Verabredung gemäß, die ſie beim Grabe Jeſu geſchloſſen hatten, aufbrachen, um ganz in der Stille und unbemerkt das Opfer ihrer Liebe dem Hochverehrten im Grabe darzubringen *). Ohne zu befürchten, daß

---

*) Die erſten, die zum Grabe aufbrachen, waren, nach dem Bericht des Markus, Maria Magdalena, Maria, die Mutter Jakobs, und Salome.

daß das Grab mit Wache beſetzt ſey, die ihnen den Zugang verwehren würde, wandelten ſie ruhig den Pfad zum Grabe, der eben von der aufgehenden Sonne beleuchtet wurde; die einzige Beſorgniß, die ihnen bei Annäherung zu der geheiligten Stätte aufſtieg, war dieſe: wer ihnen den ſchweren Stein von der Thür des Grabes wälzen würde; — aber jetzt, da ſie ihre Augen dahin richten, werden ſie gewahr: daß der Stein abgewälzt und der Eingang geöffnet iſt. Erſtaunen ergreift bei dieſer Bemerkung die weiblichen Seelen, und ihr erſter Gedanke iſt: das Grab ſey beraubt — der Leichnam Jeſu weggebracht! Ohne weitere Unterſuchung läuft die Eine von ihnen, Maria Magdalena, zurück, um einige von den Jüngern Jeſu zu Zeugen dieſes befremdenden Auftritts zu nehmen. Sie trifft den Simon Petrus und Johannes, die ſie mit der Nachricht überraſcht: „Sie haben den Herrn aus dem Grabe genommen, und Gott weiß, wo ſie ihn hingebracht haben!“ — Während deſſen haben ſich die beyden zurückgebliebenen Weiber dem Grabe genähert; ſie gehen hinein, ſuchen den Leichnam Jeſu, finden ihn aber nicht; wohl aber

bemer-

bemerken ſie zwey Männer in ſtrahlenden weißen Gewändern, bei deren Anblick ſie erſchrocken zurückfahren, die ihnen zurufen: was ſucht ihr den Lebendigen bei den Todten? Hier iſt er nicht mehr; er iſt auferſtanden, wie er euch zuvor geſagt hat; ſeht hier die Stätte, wo der Herr lag; und nun eilet und bringet die Nachricht von ſeiner Auferſtehung ſeinen Jüngern und ſagt ihnen: in Galiläa würden ſie ihn ſehen. — Durch dieſe freudige Erſcheinung in einen Zuſtand verſetzt, in dem ſie ihren eignen Sinnen nicht trauen, eilen ſie vom Grabe — und ſiehe — da tritt er ſelbſt, Jeſus, auf dem Wege mit dem Gruß des Friedens ihnen entgegen — in freudigem Schrecken ſinken ſie ſprachlos zu ſeinen Füßen nieder ſie umarmend; ſeyd ruhig, ruft ihnen der Auferſtandene zu: geht nun gleich hin und verkündigt es meinen Brüdern, daß ich lebe — daß ich ſie in Galiläa wieder um mich ſammlen werde.

Auf einem andern Wege, als den jetzt dieſe Weiber einſchlugen, kömmt nach dieſem Auftritt Petrus und Johannes zum Grabe. Johannes, der Liebling Jeſu, wie von Flügeln der Liebe getragen, kömmt einige Augenblicke früher zur Grabeshöhle — blickt hinein — ſieht blos die Leichentücher, die Hülle des Innigſtgeliebten, liegen — und ſchaudert, ohne näher zu treten, zurück. Ihm folgt bald darauf der feurige Petrus nach; ihn treibt die Neugierde tiefer in die Gruft — auch er bemerkt die abgelegte Todenhülle, und was ihm beſonders auffällt — die leinenen Tücher, die das Haupt umwunden hatten, zuſammengewickelt und bei Seite gelegt — hier, denkt er, kann kein gewaltſamer Raub vorgegangen ſeyn — jetzt tritt Johannes wieder ein, und beyde überzeugen ſich durch genauere Unterſuchung von der Wahrheit: Jeſus ſey nicht mehr im Grabe — aber wo? das bleibt ihnen noch ein Räthſel; und in Hoffnung eines noch nähern Aufſchluſſes kehren beyde zurück.

Indeß hat ſich Maria Magdalena auch wieder beim Grabe eingefunden. Wie gern hätte ſie noch einmal ihren Freund, ihren Wohlthäter auch noch im Tode geſehen und ſeinen entſeelten Leichnam mit Salben und Thränen der Liebe be-

netzt;

netzt; wie ſchmerzlich war ihr der Gedanke: daß die Feinde ihres Geliebten ihm vielleicht auch ſeine Ruhe im Grabe geſtört und ſeinen Leichnam hinweggetragen hätten. Mit gebogenem Haupte, wobei ihr die Thränen über die Wangen fließen, blickt ſie hinab in die Gruſt. Ganz mit dem *Gedanken an den Einzigen, den ihre Seele liebt,* beſchäftigt, bemerkt ſie es kaum, daß an der Stätte, wo vorher der Leichnam Jeſu lag, zwey in weiße Gewänder gehüllte Engel, der eine zum Haupte, der andere zum Füßen, ſitzen und ihr zuſprechen: Weib, was weinſt du? Ach! ſpricht ſie: Sie haben meinen Herrn hinweggenommen, und ich weiß nicht, wo ſie ihn hingelegt haben! Und wie ſie jetzt den ſpähenden Blick vom Grabe nach dem Garten zu richtet — ſteht ihr ein Mann nahe, den ſie beim erſten Anblick für den Gärtner hält, der ſie auch um die Urſache ihrer Thränen befragt; ſogleich wendet ſie ſich an ihn mit der Bitte: Herr! haſt du ihn etwa weggetragen, ſo ſage mir, wohin? laß mich ihn wieder holen! „Maria!“ — ruft ihr der Unbekannte zu. — Der Ton der ihr bekannten Stimme, die ihren Namen ausſpricht, macht ſie aufmerkſam; mit geöffnetem Auge blickt ſie auf — erkennt ihn; er ſelbſt iſts, Jeſus — und mit dem Ausdruck des innigſten Entzückens: „Rabbuni!“ (mein Lehrer) ſtürzt ſie zu ſeinen Füßen. Doch Jeſus richtet ſie mit den Worten auf: Faſſe dich! laß ab, mich feſtzuhalten; noch bin ich der Erde nicht entnommen: aber gehe hin zu meinen Brüdern und ſage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem und zu eurem Gott!

Ein größer Glück konnte Maria nicht zu Theil werden, als dieſes: den Herrn geſehen zu haben; freudig eilte ſie mit dieſer Nachricht zu den übrigen Jüngern und theilte ihnen die Zuſicherung mit, die ſie aus dem Munde Jeſu ſelbſt empfangen hatte.

Dennoch war das Zeugniß dieſer erſten weiblichen Augenzeugen des Auferſtandenen nicht hinreichend, die Jünger des Herrn ſo ganz von ihrem Zweifel zu befreien; das eine, was keinem weitern Zweifel unterworfen war, war dies: daß das Grab leer ſey und daß ſich etwas Außerordentlidentliches mit dem Leichnam Jeſu müſſe zugetragen haben, weil auch ſelbſt die römiſche Wache daſſelbe verlaſſen hatte. Freilich hätten ſie durch dieſe einen wichtigen Aufſchluß erhalten können: aber dieſe hütete ſich wohl, das, was am Morgen dieſes Tags vorgefallen war, laut zu verkündigen. Sie war nämlich mit anbrechendem Tage durch ein heftiges Erdbeben am Grabe Jeſu und durch die Erſcheinung eines Engels, der in blendendweißem Gewand und mit Blitzesſchnelle ſich vom Himmel herabließ, den Stein des Grabes ſprengte und ſich auf denſelben niederließ — in ſolche Furcht geſetzt worden, daß ſie augenblicklich das Grab verließ und den Hohenprieſtern von dem außerordentlichen Vorgang Bericht erſtattete. — So hätte der Galiläer doch geſiegt? — ſo wären ſie, die kaum über ſeine Hinrichtung triumphirt hatten, doch der beſiegte Theil, und nun der Wuth des Volks, das gewiß ſogleich die Parthei des Auferſtandenen ergreifen würde, blos geſtellt? — Dies mußten ſie zu verhindern ſuchen; darüber hielten ſie Rath, und beſchloſſen, die Wache mit Geld zu beſtechen: daß ſie den eigentlichen Vorgang verſchweigen

gen und vorgeben möchte: die Jünger Jeſu wären des Nachts, da ſie eben geſchlafen hätten, gekommen, und hätten den Leichnam aus dem Grabe geholt — ſo widerſprechend auch dies Vorgeben war, ſo verſtanden ſich doch die Soldaten, durchs Geld geblendet, dazu, es zu verbreiten, zumal da ihnen die Hohenprieſter die Gewähr leiſteten, auch wenn etwa die Sache vor den Landpfleger kommen ſollte, für alle weitere Verantwortlichkeit zu ſtehen.

So zwiſchen Wahrheit und Irrthum, zwiſchen Hoffnung und Furcht, zwiſchen freudigen und ängſtlichen Erwartungen ſchwebten den Tag über die Gemüther derer, die nähern Antheil an dieſer außerordentlichen Begebenheit nahmen, die Jünger und Freunde Jeſu waren noch zu wenig von der Gewißheit der Auferſtehung ihres Herrn überzeugt, daß ſie es hätten wagen ſollen, jenem von der Wache ausgeſtreueten Gerücht laut zu widerſprechen; beſorgt, daß ſich die Gefahr immer mehr über ihren Häuptern zuſammenziehen würde, hielten ſie ſich den Tag über verborgen, unterhielten ſich bei verſchloſſenen Thüren über dieſe wichtige Angelegenheit, über die ſie noch nähern Aufſchluß erwarteten.

Schon brach die Nacht an — und außer dem ſchwachen Schimmer der Hoffnung, den die Nachricht jener Weiber und die gewiſſe Vermuthung des Petrus angefacht hatte, befanden ſie ſich noch immer in bangen Zweifeln — als unerwartet einige ihrer Bekannten, die erſt ſeit wenigen Stunden ihre Verſammlung verlaſſen hätten, um ſich nach den Flecken Emmaus, ihrer Heimath, zu begeben, wieder in dieſelbe mit der frohen Nachricht zurückkehrten: ſie hätten den Herrn geſehen! Alle drängten ſich um die Erzählenden, die ihnen folgendes berichteten: Eben, da ſie auf dem Wege nach ihrer Heimath ſich mit der Angelegenheit ihres Herzens in ihrem Geſpräche unterhalten hätten, ſey ein dritter, ihnen ganz Unbekannter zu ihnen gekommen, der, da er die Spuren ihrer Betrübniß ihnen wohl im Geſicht und Ton der Unterhaltung abgemerkt, ſie gefragt hätte: über was für einen traurigen Gegenſtand ſie ſich wohl unterhielten? Sie hätten ihm darauf ihre Befremdung geäußert, wie

Er, der doch auch von Jeruſalem komme, nicht wiſſen ſollte, was ſich in dieſem Tage daſelbſt zugetragen habe und jetzt das allgemeine Geſpräch ſey; nämlich mit Jeſu von Nazareth, der ſich als einen Propheten, mächtig durch Wort und That vor Gott und dem ganzen Volk bewieſen habe; auf den auch ſie ihre ganze Hoffnung, als den erwarteten Meſſias und Befreier ſeines Volks, geſetzt hätten: der aber von den Hohenprieſtern und Volksoberſten zum Tode verurtheilt und am Kreutz hingerichtet worden: dies ſey vor drey Tagen geſchehen, und heut habe ſich durch gewiſſe weibliche Perſonen, die frühe bei dem Grabe geweſen und den Leichnam nicht mehr gefunden, aber an deſſen Statt die Erſcheinung von Engeln geſehen hätten, der Ruf verbreitet: Er lebe; ſo viel ſey gewiß, und das hätten auch einige von ihnen als Augenzeugen beſtätiget: das Grab ſey leer geweſen. Darauf habe ihnen der Fremde Vorwürfe gemacht, daß ſie ſo ſchwer daran giengen, eine Wahrheit zu glauben, die doch offenbar in den Schriften der Propheten angezeigt ſey; daß der Meſſias ſolches zuvor habe leiden müſſen, um zu ſeiner Herrlichkeit einzugehen — er habe ihnen darauf die Stellen aus Moſes und den übrigen Propheten, die darauf Beziehung hätten, mit ſolcher Deutlichkeit und eindringenden Kraft erklärt, daß ihre Seele dadurch gleichſam in Feuer wäre geſetzt worden. Während dieſer Unterhaltung hätten ſie das Ziel ihrer Reiſe erreicht; der Fremde habe ſich geſtellt als wolle er weiter gehen, aber auf ihre dringende Bitte: er möge doch, da es ſchon Abend ſey und der Tag ſich neige, bei ihnen bleiben, ſey er mit ihnen in ihre Wohnung eingetreten. Als Er ſich mit ihnen zum Abendmahl an den Tiſch geſetzt — das Brod genommen — das Dankgebet geſprochen — es gebrochen und ihnen gereicht habe — — da wären ihnen die Augen aufgegangen — da hätten ſie Ihn — den Herrn ſelbſt, erkannt; aber auch in dem Augenblick ihres freudigſten Entzückens ſey er aus ihren Augen verſchwunden; ſogleich wären ſie wieder aufgebrochen, um ihren Brüdern zu Jeruſalem dieſe freudige Nachricht mitzutheilen.

Kaum hatten ſie ihre Erzählung geendigt, als er ſelbſt, Jeſus, mitten in die Verſammlung ſung mit dem erfreuenden Seegenswunſch eintrat: Friede ſey mit Euch! Dieſe unerwartete Erſcheinung — an dieſem Orte — in dem nur ſchwach erleuchteten Zimmer — bei verſchloſſenen Thüren, ſetzte die ganze Verſammlung in Erſtaunen, und mehrere glaubten in ihm einen Geiſt zu ſehen. Jeſus ließ ihnen Zeit, ſich von ihrer Beſtürzung zu erholen, und, um ihnen den Wahn von einer Geiſtererſcheinung zu benehmen und ſie zu überführen, daß er es ſelbſt ſey, zeigte er ihnen nicht nur ſeine Hände und Füße, und ließ ſich von ihnen angreifen: ſondern forderte auch von ihnen etwas zu eſſen, und genoß in ihrer Gegenwart von dem ihm aufgetragenen gebratenen Fiſch mit Honig. Jetzt klärte ſich die Freude der Jünger immer mehr auf, jetzt ſchloſſen ſie, wie zuvor, den traulichen Kreiß um ihn, und vernahmen aus ſeinem holdſeligen Munde zwar anfangs den verdienten Verweiß wegen ihres bisherigen Unglaubens und der zu wenigen Einſicht in die Geheimniſſe des Reichs Gottes, die er ihnen doch mehrmals eröffnet habe: wurden aber auch von nun an näher in dieſelben eingeweiht und von ihrem Herrn feierlich zu ſeinen Geſandten und künftigen Lehrern seiner Religion beſtätiget.

Nunmehr war jeder Zweifel wegen des Lebens Jeſu aus den Herzen seiner Jünger verſchwunden; nur einer von ihnen, Thomas, der nicht an jenem merkwürdigen Abende in der Verſammlung zugegen geweſen war, konnte, des einſtimmigen Zeugniſſes aller Uebrigen ungeachtet, ſich nicht davon überzeugen. „Nicht eher, erklärte er, werde ich es glauben, bis ich ihn ſelbſt geſehen und mit dieſen meinen Händen die Wundenmahle an ſeinem Körper berührt habe!“ Aber ſieben lange Tage verſtrichen, ehe ſich Jeſus den Seinigen wieder ſehen ließ. Am achten Tage, als die Jünger wieder bei verſchloſſenen Thüren verſammlet und Thomas bei ihnen war — trat Jeſus wieder mit dem Gruß ein: Friede ſey mit euch! wendete ſich dann beſonders zum Thomas, zeigte ihm ſeine Hände und die Seite, wo noch die Wundenmahle merklich waren, hieß ihm die Hand in ſeine Seite legen, um ſeinen Unglauben auf immer aufzugeben. Jetzt, durch Geſicht und Gefühl von dem Leben des Hochverehrverehrten überzeugt, rief Thomas freudig aus: Mein Herr! und mein Gott! „Ja, antwortete Jeſus: nun, da du mich geſehen haſt, Thomas, ſo glaubeſt du. Seelig ſind, die nicht ſehen und doch glauben.“

Obgleich Jeſus nicht, wie vor ſeinem Tode, im ununterbrochenen Umgange mit den Seinigen lebte: ſo gewährte er ihnen doch ſehr oft die Freuden des Wiederſehens und der ſeeligſten Unterhaltung, vorzüglich in der Landſchaft Galiläa, wohin er ſie nach ſeiner Auferſtehung beſchieden hatte; da wurden ſie mehrmals durch ſeine Erſcheinung auf die angenehmſte Art überraſcht, wenn ſie ſich etwa, wie einſt am See Tiberias oder Genezareth, in ihrem Berufsgeſchäft befanden, oder ſich an einem heitern Morgen auf einer der dortigen Anhöhen zu heiligen Betrachtungen verſammleten. So geſchah es unter andern bei einer ſolchen feierlichen Zuſammenkunft auf einem Berge, wo mehr als fünfhundert Glaubige zuſammen gekommen waren, daß Jeſus ihnen erſchien, wo Alle in freudigem Entzücken zur Erde ſanken, die Blicke auf ihn gerichtet ſich an ſeinem Anſchauen

ſchauen weideten. Da trat Jeſus näher in den Kreis der Jünger und redete ſie alſo an: Mir iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. So geht nun hin und lehret alle Völker, und taufet ſie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes, und lehret ſie halten, alles was ich euch befohlen habe. Und ſiehe: ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende! — Dabei erklärte er diejenigen für glücklich, die durch die Taufe eingeweiht ſeine Religion annehmen und befolgen würden; aber unglücklich alle, die ihr ihren Beifall verſagen würden. Zugleich verhieß er denen, die nun als Lehrer an ſeine Stelle treten würden, die Kräfte des Geiſtes, zum Beweiß ihrer göttlichen Sendung, in Seinem Namen außerordentliche Wirkungen hervorzubringen, Kranke mit Auflegung ihrer Hände geſund zu machen, in fremden Sprachen zu reden, und ohne Nachtheil ihrer Geſundheit Schlangen zu berühren und tödtliche Getränke zu trinken. Vorzüglich beſtätigte er ihnen die Zuſicherung, die er ihnen ſchon zuvor gegeben hatte: daß ſie nun bald nach dieſen Tagen mit dem Geiſt Gottes erfüllt und dadurch in den

Stand geſetzt werden ſollten, als Zeugen der erkannten Wahrheit öffentlich aufzutreten.

Nach Verlauf von vierzig Tagen, während denen ſich Jeſus mehrmals mit ſeinen Jüngern über die Angelegenheiten ſeines Reichs unterhalten hatte, beſchied er ſie noch einmal nach Jeruſalem. Hier trat er eines Morgens in ihre Verſammlung ein, belehrte ſie nochmals über ihre künftige Beſtimmung, zu der ſie nun durch den Geiſt vom Vater würden eingeweiht werden, der über ſie kommen werde, und befahl ihnen, ſo lange in Jeruſalem zu verweilen, bis dieſe ſeine Verheißung an ihnen in Erfüllung gehen würde. Dann führte er ſie hinaus in die Gegend am Oelberg, beſtieg mit ihnen ohnweit Bethanien eine Anhöhe, und hier unter freiem Himmel hob er noch einmal ſeine Hände über ſie auf, ſprach Worte des Seegens bei ſeinem Abſchiede über ſie aus, erhob ſich allmählig vor ihren Blicken von der Erde zum Himmel, und eine lichte Wolke nahm ihn dahin aus ihren Augen. Lange noch blieb ihr Blick hingerichtet zu der Höhe, zu der der Verklärte aufgefahren war, bis ſie durch den Zuruf zweyer Männer in weißem Gewand aus ihrer ſüßen Betäubung geweckt wurden, die zu ihnen ſagten: Ihr Männer von Galiläa! was ſteht ihr und ſehet zum Himmel? Dieſer Jeſus, der von euch iſt aufgenommen worden, wird wiederkommen, wie ihr ihn geſehen habt zum Himmel fahren.

Da löſte ſich ihr Erſtaunen in Freude, in Gebet und Loblieder auf! Da verließen ſie dankend die heilige Stätte, kehrten zurück nach Jeruſalem mit großer Freude, giengen in den Tempel, und unterhielten ſich hier und in ihren beſondern Verſammlungen, bei denen ſich auch die Weiber, und namentlich die Mutter Jeſu, einfanden, unter Lob und Preis Gottes, von dieſer erfreulichen Begebenheit.

Ge-

Geſchichte der Ausbreitung des Chriſtenthums durch die Apoſtel.

Die feierliche Scene der Erhöhung Jeſu von der Erde zum Himmel, hatte auf ſeine hinterlaſſenen Jünger einen ſo lebhaften und wohlthätigen Eindruck gemacht, der ſich von dieſer Zeit an in ihrer ganzen Denkungsart und Handlungsweiſe ſehr merklich äußerte. Jede ängſtliche Furcht war nun aus ihren Herzen verſchwunden; von freudigem Muth belebt fühlten ſie ſich über alle die Gefahren erhaben, vor denen ſie noch kurz vorher zitterten; was hatten ſie nun zu fürchten, da ſie getroſt zum Himmel aufſehen konnten zu dem Jeſu, der ihnen geſagt hatte: ich fahre auf zu meinem Gott und zu eurem Gott, zu meinem und zu eurem Vater: und ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende! Schon jetzt brannten ſie vor Begierde, dieſen nach Leiden und Schmach verherrlichten Meſſias unter ihren Brüdern zu verkündigen und vor aller Welt zu bezeugen: er lebe, er ſey auferſtanden und zu ſeiner Herrlichkeit eingegangen. Aber noch warteten ſie auf die Erfüllung der letzten Verheißung, die ihnen ihr Herr gegeben hatte, daß ſie noch zuvor mit höherer Kraft aus der Höhe dazu ausgerüſtet, mit dem Geiſte Gottes erfüllt und dadurch in den Stand geſetzt werden ſollten, als ſeine Geſandten in der Welt aufzutreten und die Menſchen zur Erkenntniß ihres Heils zu bringen.

In dieſer Erwartung ſetzten ſie ihre Verſammlungen täglich in Jeruſalem fort. In einer derſelben, die aus hundert und zwanzig Perſonen beſtand, die alle von dem Geiſte der Andacht belebt waren, that Petrus, der Ausgezeichnetſte unter den Apoſteln, den Vortrag, daß an die Stelle des unglücklichen Judas ein anderer, der dieſe Zeit über mit Jeſu im Umgang gelebt habe, erwählt, und durch ihn die Zahl der Zwölfe wieder ausgefüllt werden müſſe. Es wurden dazu zwey Männer von bewährten Ruf, Juſtus Joſeph und Matthias, in Vorſchlag gebracht, und unter Anrufung Gottes das Loos geworfen, welches für den letztern entſchied.

Jetzt begann die Feier des Pfingſtfeſtes, zu welchem ſich die Juden aus Jeruſalem nicht nur, ſondern aus den umliegenden, ja entfernteſten Gegenden verſammleten. Auch die Apoſtel und die bis jetzt noch verborgenen Verehrer Jeſu nahmen an der Feier dieſes Tages Theil, verſammelten ſich in einer der Tempelhallen zum Gebet und ſtärkten ſich unter einander den Sabbath über in ihren Hoffnungen. Als ſie ſich den darauf folgenden Morgen *) wieder in derſelben Abſicht im Tempel vereinigt hatten, entſtand auf einmal ein majeſtätiſches Gewitter, das mit ſtarkem Getöſe wie eines gewaltigen Windes beſonders das Gebäude erfüllte, in welchem ſich eben die Apoſtel und Freunde Jeſu befanden; helle Blitze in Geſtalt feuriger Zungen erleuchteten das Zimmer und ſchienen ſich auf jeden der Anweſenden niederzulaſſen. Bei dieſem höchſt feierlichen Auftritt wurden die Jünger des Herrn mit dem Geiſte Gottes erfüllt, deſſen Einwirkung ſie von

---

*) Es war der funfzigſte Tag nach der Auferſtehung ihres Herrn, der eilfte nach ſeiner Himmelfahrt, an einem Sonntage.

dem Augenblick an empfanden und bezeugten, indem ſie in höherer Begeiſterung ihren Mund öffneten und in verſchiedenen Sprachen, in Lobgeſänge Gottes, ausbrachen. Durch dieſe außerordentliche Erſcheinung wurde die ganze Menge der Juden, die die Andacht jetzt in den Tempel verſammlet hatte, in Erſtaunen geſetzt, und alle drängten ſich zu dem Orte hin, wo jenes furchtbare Gewitter die merklichſten Spuren äußerte; ihr Erſtaunen nahm noch mehr zu — als ſie hier die Geſellſchaft von Männern aus Galiläa unter dieſer majeſtätiſchen Naturerſcheinung voll freudigem Muth erblickten und ſie in hoher Begeiſterung in ſo verſchiedenen Sprachen von den großen Thaten Gottes reden hörten. Das konnten ſie ſich nicht erklären, wie es zugehe, daß dieſe ungelehrten Männer aus Galiläa ſolche erhabene Vorträge in ſo verſchiedenen Landesſprachen halten könnten, und einer ſprach verwundernd zu dem andern: was will das werden? Einige aber unter ihnen, von leichtſinniger Gemüthsart, ſuchten dies Räthſel durch einen Scherz zu löſen, und riefen ſpöttiſch aus: Die Menſchen ſind vom Wein trunken. — Da trat Petrus mit den Elfen vor die Verſammlung und hielt einen Vortrag an dieſelbe ſo ganz in der Fülle der Kraft des Geiſtes Gottes, die ſie ſo eben empfangen hatten, worinne er zeigte, daß die Veränderung und dieſe Aeußerung von Kraft nicht Wirkung des Weins, den ſie zu dieſer Stunde des Vormittags noch nicht genoſſen, ſondern des Geiſtes ſey, den Gott ſchon frühe durch die Propheten *) verheißen habe, daß er ihn über die Menſchen von jedem Alter und Geſchlecht ausgießen und ſie dadurch in den Stand ſetzen werde, die beſſere Erkenntniß Gottes zu verbreiten. Dieſer Zeitpunkt ſey jetzt eingetreten. Mit dem Jeſus von Nazareth, der unter ihnen gelebt, ſich durch außerordentliche Thaten ausgezeichnet habe — den ſie aber verkannt und — wiewohl nicht ohne göttliche Zulaſſung, den Heiden überantwortet und am Kreutze getödtet hätten, der aber keinesweges ein Raub der Verweſung geworden ſey, ſondern, wie ſchon David vorhergeſehen, und wie ſie als gegenwärtige Zeugen es beweiſen könnten, von Gott auferwecket

und

---

*) Joel 3, 1. 2.

und zur Herrlichkeit erhoben worden — mit dieſem Jeſus, als dem wahren Meſſias, ſey nun Alles erfüllt, und auch dies, was ſie jetzt an ihnen, als ſeine Geſandten, ſähen und höreten, ſey die Wirkung der ihnen von ſeinem Vater ertheilten Macht. — Dieſe erſte Rede des Apoſtels in dieſem Geiſte gehalten, machte einen ſolchen lebhaften Eindruck auf die Gemüther der Zuhörer, daß ſich ein großer Theil derſelben noch nähere Belehrung darüber von den Apoſteln ausbat und ſich dann von ihnen durch die Taufe einweihen ließ: ſo daß die Anzahl der Verehrer Jeſu ſchon an dieſem Tage mit dreytauſend Seelen vermehrt wurde.

Durch dieſen erſten glücklichen Erfolg ihrer Predigt in ihrer freudigſten Erwartung geſtärkt, und in dem Bewußtſeyn der ihnen verliehenen höhern Kräfte, ſetzten nun die Jünger Jeſu ihr großes Geſchäft, die Menſchen zu belehren, mit hoher Freudigkeit fort und zeigten ſich ſo ganz in der Würde göttlicher Geſandten, die Ehrfurcht einflößte *). Auch gab ihnen die Vorſehung bald

---

*) Apoſtelgeſch. 2, 43.

bald Gelegenheit, einen öffentlichen Beweiß davon abzulegen, der allgemeines Aufſehen erregte. Es war eines Tags, daß Petrus und Johannes, ihrer Gewohnheit nach, gegen Abend in den Tempel giengen zu beten. Am Eingange zu demſelben *) ſtießen ſie auf einen Mann, der von Mutterleibe an lahm war, ſich gewöhnlich hieher tragen ließ und die Eingehenden in den Tempel um ein Allmoſen anſprach; auch die beyden Apoſtel wurden jetzt von ihm um eine Gabe angeſprochen. „Siehe uns an,“ rief ihm Petrus zu, und der ſchüchterne Arme richtete ſeinen Blick auf. „Silber und Gold, fuhr der Apoſtel fort, habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir. Im Namen Jeſu Chriſti von Nazareth ſtehe auf und wandle!“ Mit dieſen Worten ergriff er ihn bei der rechten Hand und richtete ihn auf. In dem Augenblick ſtanden Schenkel und Knöchel des vorhin lahmen feſt; er ſprang auf und fühlte Kraft zum Stehen, zum Gehen, begleitete die Apoſtel in den Tempel und drückte

---

*) Es war der öſtliche, der ſeiner vortrefflichen Bauart wegen der ſchöne genannt wurde.

ſeine Freude durch Springen und Dank gegen Gott aus. Alle Anweſende, denen dieſer Mann von langen Zeiten her als ein Lahmer bekannt war, geriethen darüber in Erſtaunen; alle drängten ſich näher hinzu; ihr Blick ruhte mehr mit ehrfurchtsvoller Bewunderung auf den beyden Apoſteln; Petrus benutzte dieſe Gelegenheit, um der verſammleten Menge zu erklären: daß die Geneſung dieſes Kranken nicht das Werk ihrer eignen Kraft oder ihres Verdienſtes, ſondern eine Wirkung des Glaubens an den Jeſus ſey, den ſie und ihre Oberſten, wiewohl aus Unwiſſenheit, getödtet hätten, den aber Gott als den durch die Propheten verkündigten Meſſias erweckt und verherrlichet habe; womit er zugleich die Ermunterung verband: durch Veränderung ihrer bisherigen bösartigen Geſinnungen an den Seegnungen Theil zu nehmen, die Gott ihnen durch dieſen ſeinen Sohn Jeſum anbieten laſſe. Während er ſich noch mit dem Volk unterhielt, trat der Hauptmann des Tempels in Begleitung mehrerer Prieſter und Tempeldiener ein, und nahm die beyden Apoſtel, als Störer der öffentlichen Ordnung im Tempel, in Verhaft. Das Volk zerſtreute ſich, aber die Predigt der Apoſtel blieb nicht ohne Wirkung, ſondern die Zahl der Gläubigen wurde um einige Tauſend vermehrt. Es war ſchon Abend, und man verſchob das Verhör der Verhafteten bis zum folgenden Morgen, wo ſie vor der vollen Verſammlung des hohen Rath vorgeführt, über den geſtrigen Auftritt vernommen und beſonders befragt wurden: wer ihnen die Vollmacht ſo zu handeln und zu lehren ertheilt habe? Petrus, voll Kraft des Geiſtes, erklärte mit Freimüthigkeit: ſie hätten dies im Namen des Jeſus gethan, den ſie (die Juden) war verworfen und gekreuzigt, Gott aber auferweckt und dazu auserſehen habe, um durch ihn die Menſchen zu beglücken, als den einzigen Grund ihres Heils. — Die Freudigkeit, die bei dieſer Vertheidigungsrede aus den Augen der Apoſtel leuchtete, die Kraft, die mit jedem ihrer Worte verbunden war — dazu der Anblick des zugleich gegenwärtigen Menſchen, der geheilt worden war, ſetzte die Verſammlung in Erſtaunen und nicht geringe Verlegenheit. Sie hießen die Beklagten aus der Rathsverſammlung treten und beſprachen ſich unter einander: was in dieſer mißlichen Sache anzufangen ſey? das geſchehene Wunder an dem Lahmen ſey offenbar, ſtadtkundig und könne von ihnen nicht geleugnet werden. Nach geſchehener Berathſchlagung hielten ſie fürs Beſte, damit ſich die Sache nicht weiter unter dem Volke ausbreite, ihnen (den Apoſteln) nachdrücklich zu verbieten, mehr davon zu ſprechen und den Namen Jeſu zu nennen. Als ſie ihnen dies Verbot bekannt machten, erklärten die Apoſtel: ſie möchten doch ſelbſt urtheilen, ob das vor Gott recht ſey, von ihnen zu verlangen, mehr ihnen als Gott zu gehorchen; ſie könnten doch wahrhaftig nicht gegen ihre Ueberzeugung gezwungen werden, Thatſachen zu verſchweigen, die ſie geſehen und gehört hätten. Nachdem man ihnen nochmals jenes Verbot eingeſchärft hatte, wurden ſie entlaſſen. Sie kehrten freudig zu den ihrigen zurück, wurden von ihnen mit frohen Herzen empfangen, und ſtärkten ſich unter einander durch Lobgeſänge und durch Gebet in der freudigen Hoffnung: daß Gott ihnen, als ſeinen Knechten, auch dann, wenn auch die Mächtigen der Erde ſich wider den Herrn und ſeinen Geſalbten (Chriſtus) empören ſollten, Muth und Kraft verleihen werde, ſeine Lehre mit Freudigkeit zu verkündigen.

Dies erfuhren ſie auch ſchon einige Tage nachher, als die Secte der Sadducäer, an deren Spitze ſich ſelbſt der Hoheprieſter befand, mit wüthendem Eifer die Apoſtel, über dem Geſchäfte der Heilung der Kranken im Namen Jeſu, ergriff und in das öffentliche Gefängniß warf. Denn in der Nacht erſchien ihnen ein Engel des Herrn, öffnete die Thüren des Gefängniſſes und befahl ihnen, daß ſie getroſt im Tempel auftreten und das Volk ferner unterrichten ſollten. Als ſich am Morgen die Prieſterſchaft zum Gericht verſammlete und die Gefangenen vorzuführen befahl, erhielten ſie mit Erſtaunen die Nachricht, daß man zwar die Thüren des Gefängniſſes noch verſchloſſen und mit der Wache beſetzt — aber niemanden darin gefunden habe; und indem berichtete ein Andrer: die Männer, die ſie geſtern gefangen genommen hätten, befänden ſich im Tempel und unterhielten ſich frei mit dem Volk. Sogleich wurde der Tempelhauptmann abgeſendet, um ſie, jedoch ohne Gewalt zu brauchen und das

Volk etwa in Aufruhr zu ſetzen, vor ihre Verſammlung zu bringen. Bei ihrer Erſcheinung befragte ſie der Hoheprieſter: wie ſie ſich, des erhaltenen Verbots ungeachtet, hätten unterſtehen können, von Jeſu zu lehren? „Weil wir, erklärte Petrus im Namen der Uebrigen, verbunden ſind, Gott mehr zu gehorchen als den Menſchen, und von Gott zu Zeugen der Wahrheit von Jeſu, dem Verherrlichten, berufen ſind.“ Das empörte ſie noch mehr, und ſchon war man im Begriff, dieſen Zeugen durch den Tod ein ewiges Schweigen zu gebieten, als einer aus der Verſammlung, Gamaliel, ein ſehr gelehrter und angeſehener Phariſäer, auftrat, und, nachdem er die Apoſtel aus der Verſammlung hatte abtreten laſſen, erklärte: man möchte ſich in dieſer wichtigen Sache nicht übereilen, ſondern ſie ihren Gang nehmen laſſen; ſey es ein menſchliches Unternehmen, ſo würde es, wie ſchon ſo manche ſchwärmeriſche Verſuche dieſer Art, in Kurzem von ſelbſt untergehen: ſey aber das Werk von Gott, ſo könnten ſie es doch nicht dämpfen und würden ſich vergeblich einer höhern Macht entgegenſetzen. Dieſer Ausſpruch des ſo hochgeachteten

ten Mannes fand zwar in der Verſammlung Beifall, doch konnten die aufgebrachten Eiferer dieſe ihnen ſo verhaßten Zeugen der Wahrheit nicht ſo ungeſtraft entlaſſen; man ließ ſie daher mit Ruthen hauen und legte ihnen nochmals nachdrücklich ein, nicht weiter von Jeſu zu lehren. Anſtatt über dieſe unwürdige Behandlung empfindlich zu werden, verließen die Apoſtel die Rathsverſammlung mit heiterm Geſicht, freuten ſich vielmehr, daß ſie würdig geweſen waren, um Jeſus willen Schmach zu leiden, und ſetzten das Geſchäft der Belehrung der Menſchen ſowohl an öffentlichen Orten, als in Privathäuſern, mit dem glücklichſten Erfolg fort.

So wie ſich von dieſer Zeit an mit jedem Tage die Zahl der Verehrer Jeſu vermehrte, ſo nahm auch unter ihnen die Herzlichkeit und Freude, welche Einer an des Andern Glück empfand, zu; die Bande der Eintracht und Liebe zogen ſich immer feſter zuſammen; die Menge der Glaubigen war ein Herz und eine Seele; alle fühlten ſich von einem Geiſte, dem Geiſt der Liebe, beſeelt; in ihrem brüderlichen Verein herrſchte Eintracht und Gleichheit; ihre Güter beſaßen ſie gemeinſchaftlich; keiner maßte ſich einen Vorzug vor dem andern an; der Arme galt ſo viel wie der Reiche, der Vornehme wie der Geringe. Die Begüterten unterſtützten die Dürftigen von ihrem Vermögen, aßen mit ihnen gemeinſchaftlich an einem Tiſche; diejenigen, die Beſitzer von gewiſſen Grundſtücken waren, verkauften dieſelben, legten das Geld zu der Apoſtel Füßen, die aus dieſer gemeinſchaftlichen Kaſſe die Bedürfniſſe der Gemeindeglieder befriedigten.

Damit jedoch dieſe Beſorgung des gemeinſchaftlichen Unterhalts, dieſe Unterſtützung der Armen, der Wittwen und Waiſen, die ſich nicht nur auf die Gemeindeglieder in Jeruſalem, ſondern auch in den umliegenden Gegenden erſtreckte, die Apoſtel nicht in ihrem höhern Beruf zu lehren hindern möchte, wurde in einer ihrer Verſammlungen beſchloſſen, dies Geſchäft einigen Männern von unbeſcholtenem Rufe und bewährter Rechtſchaffenheit anzuvertrauen. Dieſe führten den Namen Diakonen; und ihre Anzahl in dieſer erſten in Jeruſalem geſtifteten Gemeinde belief ſich auf ſieben. Unter dieſen befand ſich einer, der ſich durch beſondere Kräfte des Geiſtes, feſte Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion und Anhängigkeit an Jeſum auszeichnete, und dies in Reden und Thaten bewieß. Sein Name war Stephanus. Selbſt in den damaligen Schulen der Gottesgelehrten und Weiſen der jüdiſchen Nation ſtand ſein Name in Achtung; mehrmals hatten ſich dieſe in gelehrte Unterſuchung über die wichtigſten Gegenſtände der Religion mit ihm eingelaſſen, aber der Weisheit und dem Geiſte, aus welchem er redete, nicht widerſtehen können; dadurch war aber auch ihr Stolz ſo beleidigt worden, daß ſie ſeinen Untergang beſchloſſen, das Volk und die Schriftgelehrten wider ihn aufbrachten und es dahin einleiteten, daß bei einem durch ſie erregten Volksaufſtand Stephanus ergriffen und mit wüthendem Ungeſtüm vor den hohen Rath geführt wurde. Hier traten einige Zeugen wider ihn auf, die ihn beſchuldigten: er habe mehrmals den Tempel und das Geſetz geläſtert und geſagt: Jeſus von Nazareth werde dieſe Stätte zerſtören und die moſaiſche Verfaſſung ganz verändern.

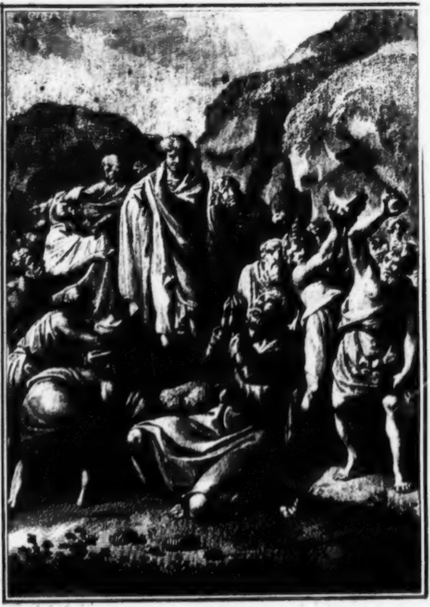
„Iſt das an dem?“ fragten ihn die Hohenprieſter? — Mit der Miene eines Engels, mit dem Ausdruck der Unſchuld und der Unerſchrockenheit, die Allen, ſelbſt ſeinen Feinden, Ehrfurcht einflößte, ſtand Stephanus vor der Verſammlung und hielt zu ſeiner Vertheidigung eine Rede, in der er dieſer jüdiſchen Rathsverſammlung, die größtentheils aus Prieſtern und Schriftgelehrten beſtand, aus ihren heiligen Schriften, und beſonders aus der Geſchichte der Nation, weitläuftig zeigte, wie ſie von jeher die Bemühungen Gottes um ihre Beglückung verkannt, mißverſtanden, mit Undank verworfen, und diejenigen, die er ihnen zu ihrem Heil geſandt, gemißhandelt hätten; wobei er, mitten in ſeiner Rede überwältigt, von heiligem Eifer ausbrach: o ihr Halsſtarrigen! die ihr, obgleich ſtolz auf eure Abkunft von Abraham, doch ſo wenig Sinn für Wahrheit und Recht habt, ihr widerſtrebet noch immer, wie eure Vorfahren, den Einrichtungen und beſſern Eingebungen des Geiſtes Gottes! Welchen unter den göttlichen Geſandten (den Propheten) haben eure Väter nicht verfolgt? Wie viele von denen haben ſie hingerichtet, die von der Zukunft des Gerechten (des Meſſias) weiſſagten, deſſen Verräther und Mörder ihr geworden ſeyd! Ihr ſelbſt ſeyd die ſtrafbarſten Uebertreter des euch durch göttliche Boten gegebenen Geſetzes! Ihr — — weiter ließ man ihn nicht reden — dieſe Vorwürfe — aus dem Munde dieſes Verklagten — empörten ſie aufs heftigſte; mit verbißner Wuth, die Zähne knirſchend, ſtieg die ganze Verſammlung gegen dieſen Zeugen der Wahrheit auf — der jedoch mitten in dieſem Aufruhr menſchlicher Leidenſchaften ſich gleichbleibend, unerſchüttert wie ein Fels im wogenden Meere, auf ſeiner Ueberzeugung beſtand, den Blick zum Himmel, im heiligen, freudigen Entzücken ausrief: Siehe, mir öffnet ſich der Himmel! Ich ſehe ihn, den Sohn des Menſchen, zur Rechten Gottes! — Da ſtürmte die Verſammlung noch heftiger auf ihn ein; ein tumultuariſch Geſchrei erfüllt die Stätte, die zügelloſe Wuth macht ſie jedes Anſtandes an dieſer Stätte vergeſſen, und ohne an eine förmliche Verurtheilung zu denken, legen ſie ſogleich die Hände an ihn, drängen ihn mit Ungeſtüm aus dem Rath, aus der Stadt hinaus — hin zu der Stätte, in das furchtbare Thal, wo öffentliche Verbrecher, und beſonders Gotteslästerer, durch die Steinigung gewöhnlich hingerichtet wurden. Sogleich ſchloß ſich der Kreiß der wüthenden Eiferer um ihn, die Ankläger und Zeugen warfen ihre Kleider ab und legten ſie zu den Füßen eines jungen Menſchen von der Secte der Phariſäer, Saulus, nieder, der auch als eifriger Anhänger dieſer Parthie ſehr lebhaften Antheil an der Hinrichtung dieſes ihm ſo verhaßten Anhängers der neuen Lehre nahm, und waffneten ihre Fäuſte mit Steinen, um den Kopf dieſes Zeugen von Jeſu zu zerſchmettern. Doch auch im Angeſichte des Todes verließ den Edeln ſein Muth und ſeine Freudigkeit nicht; ſchon im Geiſt über die Erde erhaben, blickte er auf zum Himmel und rief laut aus: Herr Jeſu! nimm meinen Geiſt auf! dann mit mitleidigem Blick auf ſeine Mörder, warf er ſich auf die Knie, richtete betend ſeine Hände auf, und nach dem letzten Gebet: Herr! rechne ihnen dieſe Sünde nicht zu! ſank er unter dem Hagel von Steinen nieder und entſchlief *).

Die

---

*) Siehe das 71ſte Kupfer.

B. V. I. LXXI



Stephanus stirbt als Märtyrer

Der Tod dieſes erſten Märtyrers der Wahrheit machte auf die Freunde und Feinde derſelben einen verſchiedenen Eindruck; die erſtern beklagten den Verluſt eines der Edelſten aus ihrer Mitte, beſtatteten ſeinen Leichnam weinend zu Grabe, und ſahen wohl, was ihnen für ein hartes Schickſal bevorſtehe, welche Behandlung ſie von den Oberſten ihrer Nation zu erwarten hätten; dieſe, durch dieſen erſten gelungnen Verſuch der eigenmächtigen Rache noch dreiſter gemacht *), giengen nun in ihrem Eifer immer weiter, mit dem Vorſatz, die Secte der Nazaräer gleich in ihrer Geburt zu erſticken. Der Be-

---

*) Der Landpfleger Pilatus, der mit eiferſüchtiger Strenge bisher die Juden behandelt hatte, war von dem Lucius Vitellius, jetzigen römiſchen Gouverneur in Syrien, unter welchem zugleich Paläſtina ſtand, mehrerer Anklagen wegen ſeines Amts entſetzt und zu ſeiner Verantwortung nach Rom gewieſen worden, wo er ſpäterhin vom Kaiſer Klaudius Kaligula ins Elend gewieſen worden, ſich aber, nach dem Zeugniß des Euſebius, ſelbſt entleibte. Sein Nachfolger in der jüdiſchen Provinz, Marcellus, bewieß ſich gegen die Juden nachſichtiger; daher erlaubten ſie ſich jetzt manche Eingriffe in die Rechte der Sieger und benutzten ihre ehemaligen Freiheiten.

ſchluß des hohen Raths, die Anhänger der neuen Lehre Jeſu überall aufzuſuchen und ſie, wo man ihrer habhaft werden könnte, gefänglich einzuziehen, wurde mit Strenge befolgt; dies gab die Veranlaſſung, daß ſich die Gemeinde der Chriſten in Jeruſalem zerſtreute, mehrere ihrer Glieder, die Apoſtel ausgenommen, ſich in die benachbarten Provinzen, beſonders nach Samarien, und ſelbſt ins Ausland begaben, und hier mit dem glücklichſten Erfolg die Lehre Jeſu ausbreiteten.

Einer von denen, der das väterliche Geſetz der Juden und die moſaiſche Verfaſſung mit dem größten Eifer aufrecht zu erhalten bemüht war, und es für ſeine wichtigſte Angelegenheit hielt, die Gemeinde der Chriſten zu verfolgen, war der vorhin genannte **Saulus**, der an der Hinrichtung des Stephanus mit ſo innigem Wohlgefallen Theil genommen hatte. Er war aus Tharſus *) gebürtig, war von ſeiner Jugend auf in dem väterlichen Geſetz unterrichtet worden, und um ſich dem Dienſt der Religion zu widmen, als Jüngling nach Jeruſalem gezogen, um ſich auf dieſer Schule der jüdiſchen Theologie zum künftigen Lehrer derſelben (Rabbi) zu bilden. Er war Anhänger der ſtrengen phariſäiſchen Secte und der damals ſo angeſehene Gamaliel war ſein Lehrer. Die Sanftmuth, die dieſer berühmte jüdiſche Theolog mit ſeiner Gelehrſamkeit vereinigte, milderte das feurige Temperament ſeines jungen Schülers, ohne es jedoch zu dämpfen, vielmehr benutzte der junge Phariſäer jede Gelegenheit, ſich als den eifrigſten Anhänger ſeiner Parthie auch durch die That zu zeigen, indem er ſich ſelbſt zum Werkzeug ihres Haſſes gegen die neu entſtandene Sekte der Chriſten darbot. Es wurde ihm leicht, ſich von dem Oberhaupte der jüdiſchen Prieſter eine Vollmacht zu verſchaffen, die Bekenner dieſes, ſeiner Meinung nach, neuen Glaubens auch außer Jeruſalem aufzuſuchen, gefänglich einzuziehen und dem hohen Rath zur Beſtrafung zu überliefern, wodurch ſein Name weit und breit unter den Bekennern Jeſu in der dortigen Gegend furchtbar wurde. Einſt befand er ſich, mit ſolcher Vollmacht und den dazu erforderlichen Begleitern verſehen, auf dem Wege von Jeruſalem nach Damaskus *). Es war am hellen Mittage **). Auf einmal umleuchtete ihn ein heller Lichtſtrahl, der wie ein Blitz vom Himmel herabfiel. Saul ſtürzte erſchrocken mit ſeinen Begleitern zur Erde nieder. Da tönte ihm vernehmlich eine Stimme vom Himmel: „Saul, Saul! was verfolgſt du mich!“ Tief drang dieſe Stimme in ſein Innerſtes, und kaum konnte er vor Beſtürzung in die Worte ausbrechen: Herr! wer biſt du? Da antwortete ihm der Herr: „Ich bin Jeſus, den du verfolgeſt! Schwer wird es dir werden, dich mir zu widerſetzen!“ — Der Erſchrockne, den jetzt mit einemmale das Gefühl ſeines unbeſonnenen Eifers mächtig ergriff, ſprach: Herr! was ſoll ich thun? Die Stimme ermunterte ihn aufzuſtehen und ſich in die Stadt zu begeben, wo er das Weitere erfahren werde. — Mit Mühe richtete ſich Saul von der Erde auf, ſeine Augen waren von dem Lichtſtrahl ſo geblendet, daß er nicht ſehen konnte; ſeine Begleiter mußten ihn an der Hand nach Damaskus leiten, wo er in die für ihn beſtimmte Herberge in das Haus eines hier anſäßigen Juden gebracht wurde. Hier überließ er ſich ganz dem Nachdenken über den außerordentlichen Vorfall, enthielt ſich des Genuſſes der Speiſen und Getränkes, und betete unaufhörlich zu Gott um Erleuchtung. In dieſem Zuſtande, noch immer des Geſichts beraubt, brachte er drey Tage zu. In der Nacht zum dritten Tage ſahe er in einem Traumgeſicht einen Mann zu ihm eintreten, der ihn durch Auflegung ſeiner Hände das Geſicht wieder ſchenkt. Was er im Traum ſahe, wurde ſogleich am Morgen erfüllt. Ein gewiſſer Ananias, der ſchon als Jude unter ſeinen vormaligen Glaubensgenoſſen, und jetzt als Bekenner Jeſu unter den Chriſten in ſehr gutem Rufe ſtand, trat jetzt in die Wohnung des Saulus ein, redete ihn in dem vertraulichen Ton eines Bruders an, und forderte ihn auf, ein Verehrer des Jeſus zu werden, der ihm auf dem Wege erſchienen ſey, und durch den er jezt ſein Geſicht — und was noch mehr ſey, einen erleuchteten Verſtand und die Kraft erhalten werde, ein Werkzeug zur Ausbreitung ſeiner Religion zu werden. In dem Augenblick, daß er ihm die Hände auf ſein Haupt legte, fiel es wie Schuppen von ſeinen Augen; er wurde ſehend — ſah auf und erkannte in Ananias den Mann, den er im nächtlichen Geſicht geſehen hatte, und erfuhr von ihm, daß der Herr auch ihm in einem Traumgeſicht den Befehl gegeben habe: zu ihm, als den vorhin ſo gefürchteten Verfolger ſeines Namens, zu gehen und ihn zu ſeinem Dienſt zu berufen. Nun ſchwanden die ehemaligen Vorurtheile vor den hellen Augen des göttlicherleuchteten Mannes; überzeugt, daß Jeſus der Chriſt, der Meſſias ſey, ließ er ſich ſogleich zu ſeinem Bekenner durch die Taufe einweihen, und wenig Tage darauf legte er ſelbſt in der dortigen Synagoge öffentlich das Zeugniß der Wahrheit ab; welches um deſto auffallender und nachdrücklicher war, weil es aus dem Munde eines Mannes kam, der noch vor Kurzem der erklärteſte Feind dieſes Namens geweſen war. Seine Vorträge, die er mit ſolcher Stärke und Nachdruck an das verſammelte Volk hielt, ſetzten die Juden zu Damaskus in ſolche Bewegung, daß ſie ſich verabredeten, ihn zu tödten und in dieſer Abſicht die Thore der Stadt zu beſetzen; mit Mühe entgieng der neue Chriſtuslehrer dieſer Gefahr, indem er durch Hülfe der dortigen Jünger des Nachts in einem Korbe über die Stadtmauer herabgelaſſen wurde und ſo ihren Händen entgieng.

---

*) Eine berühmte Stadt in Cilicien, die nicht nur wegen ihrer blühenden Handlung, ſondern auch als Schule der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit damals mit den berühmteſten Städten Griechenlands und Italiens, ſelbſt mit Athen, wetteiferte.

---

*) Die ehemalige Hauptſtadt des an Paläſtina angrenzenden Syriens, am Fuße des Libanus, wo die Juden, die dort in großer Anzahl befindlich waren, mehrere Synagogen hatten, und wohin jetzt viele der von Jeruſalem ausgewanderten Chriſtusverehrer geflüchtet waren.

**) Eine Zeit, wo nicht leicht Täuſchung der Sinne oder der Phantaſie möglich war.

Auch in Jeruſalem, wohin ſich Paulus (dieſen veränderten Nahmen nahm er nach der Zeit als Chriſt an) ſpäterhin begab, und wo er vom Barnabas, der ihn aufnahm, in die Verſammlung der übrigen Apoſtel eingeführt wurde, erregte die wundervolle Bekehrung dieſes vorhin erbitterten Feindes allgemeines Aufſehen; vorzüglich bei den Juden der phariſäiſchen Secte, die an ihm einen ihrer thätigſten Eiferer verlohren hatten und ihn nun für einen ihrer gefährlichſten Gegner hielten. Die Freimüthigkeit, mit der dieſer neue Zeuge auch hier in Jeruſalem öffentlich auftrat und von Jeſu, dem Meſſias, ſprach, erbitterte beſonders die griechiſchen Juden (Helleniſten), die ſich für den gebildetern Theil der Nation hielten, und denen die Lehre von einem gekreuzigten Meſſias ſo ärgerlich war, daß ſie auch hier Anſchläge auf ſein Leben faßten. Dies nöthigte ihn, Jeruſalem zu verlaſſen und ſich anfangs nach Cäſarea und dann nach Tharſus, ſeinem Geburtsort, zu begeben.

Indeß breitete ſich die Lehre Jeſu durch die Bemühung der Apoſtel und ihrer Gehülfen von Jeruſalem immer weiter in den übrigen Provinzen von Paläſtina, in Galiläa und Samarien bis an die Küſte des mittelländiſchen Meeres aus; überall gab es hier ſchon einzelne chriſtliche Gemeinden, die mit der Mutterkirche in Jeruſalem in Verbindung ſtanden; das Chriſtenthum gewann immer mehr Theilnehmer, wozu außer den ſo geiſtvollen Vorträgen der Lehrer derſelben auch die wunderthätigen Kräfte, die ſie erhalten hatten und die ſie an den Kranken durch Wiederherſtellung ihrer Geſundheit, ja ſogar an Verſtorbeſtorbenen, die ſie im Namen ihres Jeſus wieder ins Leben zurückriefen, bewieſen, ſehr Viel beitrugen.

Allein noch immer ſchränkten die Apoſtel ihre Bemühungen, die Menſchen mit dem großen Erlöſer und ſeiner ſo wohlthätigen Lehre bekannt zu machen, blos auf ihre Nation, die Juden, ein; ſie ſelbſt waren noch ganz von Vorliebe gegen dieſelbe eingenommen, als das Volk, dem Gott zunächſt die Verheißung eines Meſſias gegeben habe, und ahndeten ſie auch gleich ſchon jetzt, daß ſich die wohlthätigen Abſichten Gottes weiter erſtrecken und das Reich ſeines Meſſias auch unter den Heiden verbreiten werde; ſo glaubten ſie gleichwohl, daß dieſe erſt zum Judenthum, als dem Volk Gottes, übergehen und dann erſt an dem Vorzug des Meſſianiſchen Reichs Antheil nehmen würden; überdies hatte ihnen Jeſus, ihr Herr, ſelbſt die Weiſung gegeben, nicht eher das jüdiſche Land zu verlaſſen, bis ſie daſſelbe mit ſeiner Lehre erfüllt hätten; und ſo erwarteten ſie den Zeitpunkt, den Gottes Weisheit zur Ausführung ſeines höhern Rathſchluſſes auserſehen habe.

Dieſer trat aber zum Seegen für die Menſchheit früher ein, als ſie erwarteten. In Cäſarea, wo der Sitz des römiſchen Landpflegers von Paläſtina war und eine römiſche Beſatzung unter dem Namen der italieniſchen lag, befand ſich ein römiſcher Hauptmann dieſer Kohorte, Namens Kornelius; ein Mann von religiöſer Geſinnung und frommen Lebenswandel, der ohngeachtet ſeines Standes es für ſeine wichtigſte Angelegenheit hielt, zu einer beſſeren Erkenntniß Gottes und ſeines Willens zu gelangen, wozu ihm ſein jetziger Aufenthalt in einem Lande, deſſen Bewohner die Verehrer des einzigen Gottes waren und ſich einer nähern Offenbarung deſſelben rühmten, ſehr zu Statten kam; die Art der Gottesverehrung der Juden fand ſeinen Beifall; er führte manche von ihren religiöſen Gebräuchen im Stillen, ohne ſich öffentlich für einen Anhänger des Judenthums zu erklären, in ſein häusliches Leben ein, und hatte ſich dadurch und durch ſeine Wohlthätigkeit an ihren Armen bei den Juden ſehr in Achtung geſetzt; jetzt hatte er durch den öffentlichen Ruf auch ſo Viel Herrliches und Großes von Jeſu, von ſeinen Thaten und Lehren gehört, welches das heißeſte Verlangen ſeines Herzens nach mehr Licht, nach deutlicher und richtiger Belehrung immer mehr aufregte, warum er zu Gott in ſeinem täglichen Gebet flehte. Dieſer Wunſch, dies ſein Gebet wurde jetzt erfüllt; eben befand ſich der Apoſtel Petrus in einer nahe bei Damaskus liegenden Stadt, Joppe, bei einem ſeiner Gaſtfreunde, deſſen Wohnung nahe am Meere lag, wo er ſich eines Morgens auf das flache Hausdach begeben hatte, um bei dieſer hehren Ausſicht in Gottes großen Tempel ſich ganz den religiöſen Betrachtungen zu überlaſſen. Hier zeigte ihm Gott in einem Geſichte, wie unvollkommen die Vorſtellungen, die ſich bisher die Juden und Petrus ſelbſt, von Dingen, die rein oder unrein, heilig oder unheilig wären, gemacht hatten *), und der Menſch das, was Gott für rein erkläre, nicht für unrein achten dürfe. Noch befand ſich der Apoſtel in tiefen Nachdenken über

dieſes

---

*) So waren, der jüdiſchen Meinung nach, Speiſen, die ihnen durchs moſaiſche Geſetz geboten waren, unrein; ſo der Umgang; noch mehr die Tiſchgeſellſchaft mit ſolchen Menſchen, die ſolche unreinen Speiſen genoſſen; ja endlich die Menſchen ſelbſt, die nicht zu ihrer Nation gehörten

dieſes geheimnißvolle Geſicht, als ihm gemeldet wurde: es wären einige Männer, Geſandte des römiſchen Hauptmanns Kornelius von Cäſarien, an der Thür, die ihn zu ſprechen wünſchten; jetzt gieng dem Apoſtel über jenen Wink der Verſehung ein Licht auf; die Stimme Gottes in ſeinem Innern gebot ihm, dieſem Ruf ohne Bedenken zu folgen, und kaum hatte er von den Abgeſandten das Verlangen ihres Herrn, ihn zu ſprechen und von ihm belehrt zu werden, vernommen, als er gleich den Tag darauf mit ihnen in Begleitung einiger Mitglieder der Gemeinde aus Joppe nach Cäſarea aufbrach. Hier fand er im Hauſe des Kornelius, ihn und alle ſeine Hausgenoſſen verſammelt, die ihn mit tiefer Ehrerbietung und freudiger Erwartung empfiengen. Der Hauptmann berichtete ihm, wie er durch einen himmliſchen Boten in der und der Stunde wäre aufgefordert worden, zu ihn zu ſchicken und ſich ſeinen Unterricht zu erbitten, den er, als eine göttliche Belehrung, anzunehmen bereit ſey. — Dies Zuſammentreffen ſo günſtiger, von Gottes Vorſehung ſelbſt geleiteter Umſtände, ſetzte den Apoſtel in das ſeligſte Entzücken, daß er ausrief: Nun erfahre ich in der That, daß Gott nicht die Perſon anſieht (nicht eine Nation nur mit ſeiner Gnade begünſtigt), ſondern in jeder Nation jeden, der ihn fürchtet und rechtſchaffen iſt, mit Wohlgefallen bemerkt (ihn der beſſern und nähern Erkenntniß des Heils für fähig erklärt). Sogleich machte er den Anfang ſeines Unterrichts von derjenigen Perſon, von der er vorausſetzen konnte, daß ſie ſchon von ihm gehört hatten, von Jeſu, als dem großen Erretter der Menſchen, ſeinem Leben und Schickſalen auf Erden, von ſeiner Erhöhung nach dem Tode, wie er von Gott nun nach ſeiner Auferſtehung, deſſen Zeugen ſie wären, zum Herrn und Richter der Welt verordnet ſey, und ihnen, den Apoſteln, den Auftrag gegeben habe: das, was ſchon früher die Propheten von ihm verkündigt hätten, zu bezeugen: daß alle, die ihn vertrauen, auch Begnadigung bei Gott durch ihn erlangen würden. Noch während der Apoſtel redete, bemerkte er an ſeinen Zuhörern aus untrüglichen Merkmalen, daß auch dieſe mit denſelben Gaben und Kräften des heiligen Geiſtes, wie ſie an jenem Pfingſttage erfüllt, in freudiges Lob Gottes ausbrachen.

Wie hätte er länger Anſtand nehmen ſollen, ſie durch ſeine Gehülfen feierlich durch die Taufe zum Chriſtenthum einzuweihen.

So groſes Aufſehen auch dieſe Begebenheit, dieſe erſte Aufnahme der Heyden unter die Brüder des neuen Bundes in der Gemeinde zu Jeruſalem machte, ſo daß ſich der ſo hochgeachtete Petrus vor derſelben dieſerhalb rechtfertigen mußte, ſo lößte ſich daſſelbe bald in Freude und in Dank gegen Gott auf, daß er auch die Heyden der Theilnahme an dem meſſianiſchen Reiche fähig gemacht habe; von dieſer Zeit an war die groſe Scheidewand, die Juden von den Heyden, Menſchen von Menſchen trennte, durchbrochen, und der Grund zu ihrer Vereinigung im Geiſt und in der Liebe gelegt, als zu einer Familie Gottes. Die erfreuendſten Wahrheiten von Gott, als dem gemeinſchaftlichen Vater aller Menſchen, von Jeſu, dem Beglücker und Wohlthäter des ganzen menſchlichen Geſchlechts, und die damit verbundene groſe Hoffnung des gemeinſchaftlichen Glücks in dieſer und der zukünftigen Welt, fanden in den Gemüthern der Beſſerunterrichteten immer mehr Eingang, und mit jedem Tage nahm die Menge der Glaubigen zu. Nun waren den Lehrern dieſer ſo wohlthätigen Religion nicht mehr ſo enge Grenzen geſetzt, nicht Paläſtina und die jüdiſchen Provinzen allein, nicht die Juden, die in der Zerſtreuung lebten, nahmen Theil an ihrem Unterricht; auch in den Städten der Heyden wurde das Evangelium von Jeſu verkündigt, und die göttliche Kraft der Wahrheit ſiegte mächtig über die Vorurtheile und Irrthümer, in denen ſich bisher beyde, Juden und Heyden, befanden.

Paulus, der indeß aus ſeinem bisherigen Aufenthalt in Tarſus vom Barnabas war zurückgeholt worden, fand jetzt ein weites Feld vor ſich, wo er im Dienſte ſeines Herrn wirken konnte; der Eifer, mit dem er zuvor aus phariſäiſcher Verblendung die Anhänger Jeſu verfolgt hatte, verwandelte ſich jetzt in das thätigſte Beſtreben, dieſer Gemeinde recht nützlich zu werden, und durch ſeine Bemühungen ihr Zunehmen zu befördern. Bei ſeinem jetzigen Aufenthalt zu Antiochia in Syrien, wo er mit Barnabas über ein

Jahr verweilte, hatte er die Freude, zu bemerken, wie die dortige Gemeinde mit jedem Tage zunahm; hier nahmen die Bekenner Jeſu zuerſt den Namen Chriſten (Chriſtianer) an, durch den ſie ſich von den Juden, mit denen ſie bisher immer verwechſelt wurden, unterſchieden. Da ſich in dieſer jetzt blühenden Hauptſtadt Syriens ſehr viele Wohlhabende auch unter den Chriſten befanden, ſo erhielt die Muttergemeinde zu Jeruſalem von daher nicht nur für ihre Armen ſehr reiche Unterſtützung, ſondern es wurde dies bald der Zufluchtsort für ſo viele Bedrängte und Verfolgte, deren Aufenthalt in Jeruſalem ſehr gefährdet war.

Herodes Agrippa war damals Fürſt über ganz Judäa, zu welchem Anſehen er durch die Gunſt des römiſchen Hofes, die er ſich durch ſeinen frühern Aufenthalt in der Hauptſtadt und am kaiſerlichen Hofe verſchafft hatte, beſonders durch den Kaiſer Kajus Kaligula, der ihm, als dem Geſpielen ſeiner Jugend, vorzüglich wohl wollte, war erhoben und von deſſen Nachfolger, Klaudius, beſtätigt worden, welcher letztere ihn ſogar die konſulariſche Würde ertheilte; mit dem Titel eines Königs beherrſchte er beinahe dieſelben Länder mit demſelben Anſehen, wie ſein Groſsvater Herodes der Groſse, ſuchte es dieſem auch an Prachtliebe gleich zu thun, und nicht nur ſeine Reſidenz, Jeruſalem, zu verſchönern, ſondern auch neue Städte und darin nach römiſchem Geſchmack Bäder und Theater anzulegen. Vorzüglich ſuchte er ſich jedoch ſeiner Nation gefällig zu machen und als einen treuen Anhänger ihrer väterlichen Religion zu zeigen. Dies glaubte er auf keine beſſere Art thun zu können, als daſs er ſich öffentlich für einen Feind der in Jeruſalem und im hohen Rathe ſo verhaſsten Sekte der Nazaräer erklärte, in dieſer Hinſicht mehrere von der Gemeinde, und unter dieſen den Apoſtel Jakobus (den Bruder des Johannes) gefänglich einziehen und bald darauf tödten lieſs. Der Tod dieſes ehrwürdigen Mannes, dieſes Vertrauten Jeſu, ſetzte nicht nur die Gemeinde der Chriſten in tiefe Trauer, ſondern wurde ſelbſt von den Juden, die ihn als einen rechtſchaffenen Mann hochſchätzten, ſehr gemiſsbilligt; aber von dem Haufen der Eiferer für das väterliche Geſetz mit vorzüglichem Beifall aufgenommen; um ſich dieſen noch mehr zu verſchaffen, ließ der Tyrann auch den Apoſtel Petrus in Verhaft nehmen; und nur die Nähe des Oſterfeſtes hielt ihn auf, ihn, wie ſeinen Vorgänger, dem Tode zu überantworten; doch ließ er ihn mit vierfacher Wache bis nach dem Feſte in Ketten halten, um ihn dann dem Volke Preis zu geben. Die Gemeinde der Chriſten, die ſchon durch den Verluſt ihres verehrten Apoſtel Jakobus ſo tief gebeugt war, wurde durch die Gefahr, in der jetzt der angeſehenſte unter den Apoſteln, der für einen Grundpfeiler der von Jeſu geſtifteten Kirche mit Recht angeſehen wurde, ſchwebte, noch ängſtlicher; man zitterte für ſein Leben, und mit einer Inbrunſt, die die Liebe für dieſen theuren Lehrer erzeugte, brachte die Gemeinde Tage und Nächte für ihn im Gebete zu Gott zu. Petrus ſelbſt behielt auch im Kerker die Heiterkeit und Gemüthsruhe, die ihm der Glaube an ſeinen geliebten Herrn einflößte, und ſchlummerte noch in der letzten Nacht vor dem Tage, wo ſein Todesurtheil vollzogen werden ſollte, ſo ruhig in ſeinen Ketten, womit er, nach der damaligen römiſchen Sitte, in der Mitte zweyer Soldaten angeſchmiedet war. Auf einmal wird er durch eine ſanfte Berührung aus ſeinem Schlummer erweckt; er öffnet die Augen, ſieht den finſtern Kerker von Licht erhellt, und erblickt eine himmliſche Geſtalt, die ihm zuruft: Steh eilig auf! Sogleich fallen ihm die Ketten von den Händen; er umgürtet ſich auf Befehl des Engels, bindet die Sandalen an, wirft das Oberkleid um ſich und folgt dem ihm vorgehenden Führer nach, durch die beyden Wachen, hin nach der eiſernen Thür des Gefängniſſes, die zur Straße führt und ſich ſogleich öffnet; ſie treten hinaus — ſein himmliſcher Führer begleitet ihn die Gaſſe entlang und verſchwindet. Petrus glaubt, es begegne ihm dieſes nur im Traume; bald aber von der Wirklichkeit ſeiner Befreiung überzeugt, erhebt ſich ſeine Seele zum frommen Dank gegen Gott, ſeinen Erretter, und geſtärkt in ſeinem Vertrauen erreicht er die gaſtfreundliche Wohnung der Maria, der Mutter des Johannes Markus *), wo mehrere Verehrer Jeſu eben im

---

*) Dieſen Beinamen führte er zum Unterſchied des Evangeliſten gleiches Namens; er war ein Verwandter des Barnabas. Apoſtelgeſch. 12, 12. Col. 4, 10.

Gebet verſammelt ſind. Es war noch tief in der Nacht, als er an die Thür klopft; ſchüchtern naht ſich die Thürhüterin, und als ſie draußen die Stimme des Petrus hört, geräth ſie in ſo freudiges Schrecken, daß ſie die Thür zu öffnen vergißt — und in die Verſammlung mit der frohen Nachricht ſtürzt: Petrus ſey draußen vor der Thür; man hält ſie für wahnſinnig, erklärts für eine Erſcheinung; auf wiederholtes Klopfen wird die Thür geöffnet, und Petrus iſts wirklich, der den Ausbruch ihrer Freude durch Winken mit der Hand zu hemmen ſucht, ihnen dann kurz die Geſchichte ſeiner wunderbaren Befreiung mittheilt mit dem Auftrag: ſie dem Biſchof der Gemeinde und den übrigen bekannt zu machen, und von da aus einen entferntern Zufluchtsort wählt. — Mit Anbruch des Tags entdecken die wachhabenden Soldaten die Entweichung ihres Gefangnen mit äußerſtem Erſtaunen; auf ihre geſchehene Anzeige läßt der aufgebrachte Fürſt die Wache verhören und befiehlt, ſie ſogleich zum Tode zu führen; er ſelbſt, der eben mit Zubereitung zu einem Kriege mit den Sidoniern und Tyrern beſchäftigt war, brach ſogleich nach Cäſarea auf. Hier empfieng er die Geſandten jener beyden phöniziſchen Städte, die ihn um Frieden und nachbarliche Freundſchaft zu bitten, angekommen waren. Bei der Audienz, die er dieſen Geſandten in der Gegenwart mehrerer Angeſehenen ſeines Reichs gab, wollte er ſich ſo ganz in ſeiner königlichen Würde und Pracht zeigen; es wurden öffentliche Schauſpiele zur Ehre des Cäſars gehalten; am Tage der Audienz erſchien Herodes in dem dazu bereiteten Amphitheater, beſtieg den für ihn errichteten Thron, bekleidet mit einem Gewande von Silberſtoff, der von den erſten Strahlen der Morgenſonne im herrlichſten Widerſchein glänzte und die anſtarrende Verſammlung mit ehrfurchtsvollem Schauder erfüllte. Es fehlte nicht an Schmeichlern, die ihm die tiefſte Ehrfurcht bezeigten und von der von ihm gehaltenen Rede laut erklärten: das ſey keines Menſchen, ſondern Gottes Stimme; er ſey ein Weſen höherer Art! So ſchmeichelhaft dies den Ohren des ehrſüchtigen Fürſten war: ſo wurde er noch denſelben Tag inne, daß er ein Menſch, Speiſe der Würmer im Tode, ſey; es überfiel ihn eine plötzliche Krankheit, die ſo ſchmerzlich einige Tage hindurch in ſeinen Eingeweiden wüthete, daß er ſchon am fünften ſeinen Geiſt aufgab.

Durch ſeinen Tod wurde die chriſtliche Gemeinde von einem ihrer gefährlichſten Feinde befreit, und genoß der ihr ſo nöthigen Ruhe, die ſie dazu benutzte, um ſich immermehr in ihrem Glauben zu befeſtigen und ihn durch ihre Lehren zu verbreiten. Mit unermüdetem Fleiß und Eifer ſetzten die Apoſtel und ihre Mitgehülfen dies ſeelige Geſchäft fort, und ſahen ihre Arbeiten durch das ſchnelle Wachsthum der chriſtlichen Gemeinde in ganz Judäa geſegnet. Aber auch unter den Heyden ſollte ſich dieſe Wohlthat noch mehr verbreiten, und Paulus war von der Vorſehung beſonders dazu auserſehen, auch unter dieſe Unwiſſenden das Licht der Wahrheit und der beſſern Erkenntniß zu bringen. Zu dieſem Geſchäft wurde er, nebſt dem Apoſtel Barnabas, jetzt in öffentlicher Verſammlung der Gemeinde zu Antiochien mit Gebet und Auflegen der Hände der Aelteſten feierlich eingeweiht. Begleitet von noch einigen Gehülfen, reiſten ſie nun in die Länder, um das Evangelium zu verkündigen. Schon der Anfang, den ſie damit auf der Inſel Cypern machten, verſprach ihnen einen glücklichen Fortgang; denn außer mehrern dort wohnenden Juden gelang es ihnen ſogar, den dortigen römiſchen Stadthalter in der Stadt Paphus, Sergius Paulus, für das Chriſtenthum zu gewinnen. Von hieraus ſchifften ſie nach Pamphilien in Kleinaſien über, durchreiſten mehrere Provinzen dieſes ſchönen und volkreichen Landes, ſtifteten hier und da chriſtliche Gemeinden, und kehrten von da nach Syrien zurück, um der daſigen Gemeinde zu Antiochien den frohen Bericht von dem glücklichen Erfolg ihrer Sendung abzuſtatten.

Von hieraus gieng Paulus mit Barnabas nach Jeruſalem, um ſich daſelbſt mit den übrigen Apoſteln über die Art der Aufnahme der Heyden zum Chriſtenthum zu beſprechen. Viele der chriſtlichen Lehrer nämlich, beſonders diejenigen, die vorhin von der phariſäiſchen Parthie geweſen waren, beſtanden noch immer darauf, daß ſich die Heyden zuvor zum Judenthum bekennen und die dabei üblichen Gebräuche beobachten müßten, ehe ſie in die Gemeinſchaft der Chriſten aufgenommen werden könnten, und waren unzufrieden, daß Paulus dieſer ſtrengen Meinung zuwider gehandelt und auch den Heyden ſogleich die Aufnahme bewilligt habe. In der deshalb angeſtellten allgemeinen Verſammlung erklärte jedoch Petrus mit edler Freimüthigkeit, indem er ſich auf die von ihm im Hauſe des Kornelius gemachte Erfahrung berief: daß Gott, als der Herzenskündiger, auch die Heyden gleicher Gaben gewürdigt, jenen Unterſchied zwiſchen Juden und Heyden ſelbſt aufgehoben und auch dieſe vormals Unreinen durch den Glauben in ihren Herzen gereinigt habe: daß es folglich unrecht und dem Willen Gottes zugegen ſey, jenes läſtige, ihnen ſelbſt unerträgliche Joch des Judenthums dieſen neuen Bekennern Jeſu, ihren Brüdern, aufzubürden, die doch eben ſo gut wie ſie durch den Glauben an den gemeinſchaftlichen Erlöſer der Menſchen ſeelig zu werden hofften. Seiner Meinung trat ſogleich Jakobus, der das Haupt (der Biſchof) der Gemeinde zu Jeruſalem war, bei, und verordnete: daß man den Heyden, die ſich zu Gott bekehren würden, keine weitere Unruhe machen, ſondern ſie unter der Bedingung: daß ſie ſich der Abgötterei und Hurerei, auch des Genuſſes der Götzenopfer und der den Juden anſtößigen, nicht rein ausgeſchlachteten Fleiſchſpeiſen enthielten, ohne Weiteres in die chriſtliche Gemeinſchaft aufnehmen ſollte. Von dieſem Beſchluß wurde eine ſchriftliche Urkunde aufgeſetzt und den Apoſteln Paulus und Barnabas zu ihrer Rechtfertigung in die Hände gegeben; worauf ſie, nachdem man ihnen noch einige Gehülfen gegeben hatte, entlaſſen wurden, um ihr Bekehrungsgeſchäft unter den Heyden fortzuſetzen.

Mit freudigem Muthe traten dieſe jetzt ihre zweyte Reiſe in jene Gegenden an, die ſie vor Kurzem verlaſſen hatten, beſuchten die von ihnen geſtifteten Gemeinden, ſtärkten die Brüder und ſetzten ihre wohlthätigen Reiſen bis zur nördlichen Grenze von Phrygien bei Troas fort, von wo aus ſie aus Aſien nach Europa überſetzten, durch Macedonien herab nach Theſſalien und Achaia zogen, und in den berühmteſten Städten Griechenlands, unter andern zu Athen und Korinth, die Lehre Jeſu verkündigten, und an allen dieſen Orten die Stifter ſehr anſehnlicher chriſtlicher Gemeinden wurden.

Es liegt außer dem Zweck dieſer Schrift, die Geſchichte dieſer Reiſen und der Verrichtungen der Apoſtel, und beſonders des Paulus, in jenen Zeiten der erſten Ausbreitung des Chriſtenthums umſtändlicher anzuführen, wozu in den Nachrichten des Lukas, der ſelbſt eine Zeitlang den Apoſtel Paulus auf denſelben begleitete (in der Apoſtelgeſchichte), ein ſo reichhaltiger Stoff liegt. Es ſey genug, hier nur das Reſultat derſelben zu bemerken, daß ſchon während des Lebens jener erſten Lehrer der Religion Jeſu, ſich dieſelbe auf eine beinahe unglaubliche, menſchliche Erwartung weit übertreffende Art, faſt in der ganzen damals bekannten und kultivirten Welt ausbreitete, wozu nicht nur die günſtigen Zeitumſtände, die von der weiſen Regierung Gottes ſo zweckmäßig geleitet und von dieſen göttlichen Geſandten ſo weiſe benutzt wurden, als auch vorzüglich die unverkennbare Einwirkung einer höhern göttlichen Macht, ungemein Viel beitrug. Zu jenen vortheilhaften äußern Umſtänden gehörte

hörte im Allgemeinen: daß die damaligen kultivirteſten Länder faſt alle unter der Alleinherrſchaft der Römer ſtanden, von einem Oberhaupte regiert, zu einem großen Ganzen vereinigt waren: daß in dieſen weit verbreiteten Provinzen damals ein faſt ununterbrochener Friede herrſchte; daß die römiſche Regierung in allen dieſen eroberten Ländern die verſchiedenen Religionen und den in denſelben eingeführten öffentlichen Kultus nicht nur duldete, ſondern ſelbſt in Schutz nahm, ja manchen, namentlich den Juden, vorzügliche Rechte und Freiheiten verſtattete *); daß in der damaligen kultivirten Welt eine Sprache, die griechiſche, als ein Verbindungsmittel ſo verſchiedener Nationen, im Gebrauch war; daß ferner die Juden, außer Paläſtina, überall auch in den entfernteſten Gegenden zerſtreut lebten, überall nicht nur ihre Handlungsplätze, ſondern auch ihre Synagogen

---

*) Sie durften überall, wo ſie ſich niederließen, Synagogen oder Bethäuſer errichten und ungeſtört Proſelyten ihres Glaubens machen; daher ſich auch die römiſchen Prätoren nicht mit den Streitigkeiten der Juden in Religionsſachen befaßten. S. Apoſtelgeſch. 18, 14. 15. 16.

nagogen hatten *) und mit allen handelnden Nationen in Verkehr ſtanden, daß endlich der beſte Theil der Menſchheit, die Aufgeklärteſten und Gebildetſten, nicht nur den Druck der herrſchenden Macht, ſondern noch mehr die Sclaverei des Geiſtes ſo tief fühlten, daß der Wunſch nach Befreiung allgemein war, daß die Juden ſich mehr als jemals nach dem verheißnen Meſſias ſehnten, und die Heyden nach einem beſſern Lichte der Erkenntniß, da nicht nur das Unvernünftige und Lächerliche der damals herrſchenden Vielgötterei von dem vernünftigen Theil, ſondern ſelbſt von dem geringſten Verſtande erkannt wurde, und auch die Weiſeſten in den vielen, einander widerſprechenden Syſtemen ihrer Philoſophie ſo wenig Wahrheit und Belehrung, ſo wenigen, ja unzureichenden Troſt bei den Unfällen des Lebens fanden. Jedoch alles dies zuſammen genommen, würde nicht hingereicht haben, die kunſtloſe und einfache,

---

*) Ein Umſtand, der den Apoſteln und Lehrern ſehr zu Statten kam; indem ſie überall, wo ſie hinkamen, Gelegenheit fanden, als Lehrer der Religion in dieſen Schulen aufzutreten und Vorträge an das verſammelte Volk zu halten.

einfache, obgleich ſo vernünftige und troſtvolle Lehre von Jeſu, dem Beglücker der Menſchheit, den Gemüthern der Menſchen eindringlich zu machen; ſie, die an Denkungsart und Neigungen, an alten eingeſogenen Vorurtheilen, Gewohnheiten und Sitten ſo verſchieden waren, zu einem Geiſt zu vereinigen, und jene Macht der Finſterniß, die durch die Mächtigſten der Erde, durch geiſtliche und weltliche Volksführer, ihres Vortheils willen ſo hartnäckig vertheidigt und in Schutz genommen wurde, zu durchbrechen. Wäre auch dieſe Erleuchtung und allgemeine Sittenverbeſſerung der Menſchen von dem Kapitol des damals mächtigen Roms, oder aus den Schulen der Weiſen in Griechenland ausgegangen, ſo würde man ſie gleichwohl für ein Wunder angeſehen haben; aber daß aus jenem entfernten Erdwinkel Paläſtina — aus Galiläa das Licht hervorbrach und die Welt erleuchtete, daß einige wenige Männer, die gar keinen Anſpruch auf Gelehrſamkeit oder menſchliches Anſehen machten, dieſe Geiſtesveredlung bewirkten und ausführten, daß durch dieſe die ſo viele Jahrhunderte hindurch beſtandene und jetzt mit phariſäiſcher Anſtrengung vertheidigte moſaiſche Verfaſſung aufgelößt, ja der noch weit mächtigere und ausgebreitetere Götzendienſt zerſtört, den durch Abgötterei ſo ſehr begünſtigten, den Menſchen ohnehin ſo ſchmeichelhaften Laſtern der Krieg gekündigt, und eine Religion, die die ſtrengſte Gerechtigkeit und Tugend, beſonders der Menſchenliebe, zur allgemeinen Pflicht macht, begründet wurde — wer iſt ſo ſtumpfſinnig, ſo ſehr gegen die Wahrheit eingenommen, der hier nicht die Einwirkung der höhern göttlichen Macht anerkennen ſollte?

So wirkſam ſchon die Wahrheit durch die ihr eigenthümliche göttliche Kraft zur Ueberzeugung der Menſchen iſt: ſo wurde dieſe bei den Apoſteln und erſten Lehrern der Chriſtusreligion durch die beſondere Einwirkung des Geiſtes Gottes, der ihnen ertheilt war, noch verſtärkt; und ob ſie gleich von den ihnen verliehenen wunderthätigen Kräften nur ſelten Gebrauch machten, ſo dienten doch auch dieſe dazu, ihr Anſehen als göttliche Geſandte unter Menſchen, die mehr auf ſinnliche Eindrücke einen Werth ſetzten, zu bewähren.

währen *). Sie ſelbſt fanden in der feſten Ueberzeugung, daß ſie unter dem beſondern Schutz der Vorſehung und göttlichen Einwirkung lebten, daß das Werk, das ſie betrieben, nicht ihre, ſondern Gottes Sache, die Angelegenheit Jeſus, ihres Herrn ſey — den Muth, die freudige Zuverſicht, den ſie bei ihrem Apoſtelamte ſo nöthig hatten; fühlten ſich über jede Verlegenheit und ängſtliche Furcht erhoben, wenn ſie die gute Sache des Chriſtenthums öffentlich vor dem Gericht der Juden oder auf dem Forum der Heiden zu vertheidigen hatten, und blieben bei den äuſſerſten Mißhandlungen, bei den drohendſten Gefahren, ſelbſt im Angeſicht des gewaltſamſten Todes, bei freudigem Muth. Dieſe Unerſchrockenheit in Gefahren, dieſe in ihren Reden und Geſichtszügen ſo merkliche Freimüthigkeit in Bekenntniß der Wahrheit und die feſte, unerſchütterliche Beharrlichkeit in dieſem ihren Bekenntniß, was auch immer für nachtheilige Folgen für ihr Leben daraus entſpringen mochte, flößte ſelbſt un-

---

*) Man ſehe hier nach Apoſtelgeſch. 8, 6. 7. 8. 9, 37. 14, 10. 11.

willkührlich ihren Anklägern oder Richtern Ehrfurcht gegen dieſe außerordentlichen Menſchen ein, und machten ſie nicht ſelten geneigt, der Lehre Beifall zu ſchenken, die ihre Bekenner ſo freudig und getroſt machte.

Ein merkwürdiger Auftritt dieſer Art ereignete ſich bei der Gefangennehmung des Apoſtels Paulus in Jeruſalem und dem darauf angeſtellten Verhör. Kaum war dieſer Apoſtel von ſeinen bisherigen Reiſen durch Griechenland und Klein-Aſien wieder nach Jeruſalem zurückgekehrt, um nicht nur der Gemeinde daſelbſt über den glücklichen Erfolg dieſer zweyten Reiſe und den Zuſtand der auswärtigen Gemeinden Bericht zu erſtatten, ſondern ihr auch die Beiträge zu überliefern, die er für die armen paläſtiniſchen Chriſten in den aſiatiſchen und griechiſchen Gemeinden zuſammengebracht hatte: als er ſich hier in Gefahr ſahe, ſeine Freiheit, ja ſogar ſein Leben zu verlieren. Er hatte dies ſchon vorher geahndet; ſchon auf der Hinreiſe nach Jeruſalem' hatten mehrere der Brüder, denen es der Geiſt Gottes vorherſagte, ihn gewarnt, ja mit Thränen gebeten,

ten, nicht dahin zu gehen, weil Bande und Trübſale ihm daſelbſt bevorſtänden; er aber hatte mit freudigem Muth erklärt: er werde ſeinem Beruf folgen, was auch immer daraus entſtehen möchte; er achte des alles nicht, achte ſelbſt ſein Leben nicht zu theuer, um es um des Bekenntniſſes ſeines Glaubens wegen aufzuopfern; er ſey bereit, ſich nicht nur binden zu laſſen, ſondern auch zu ſterben zu Jeruſalem um des Namens willen des Herrn Jeſu. So groß auch die Freude war, welche die Chriſten zu Jeruſalem über die Zurückkehr dieſes großen Apoſtels und über die von ihm erhaltenen guten Nachrichten von dem Wachsthum des Chriſtenthums in den heydniſchen Ländern empfanden: ſo gaben ſie ihm doch den Rath, daß er hier mit Vorſicht zu Werke gehen, und ſeiner eignen Sicherheit wegen, und um nicht den Chriſten aus dem Judenthum, die noch ſtreng an Beobachtung der jüdiſchen Gebräuche hielten, anſtößig zu werden, die religiöſen Feierlichkeiten im Tempel beobachten möchte. Paulus that dies aus Schonung der Schwachen, und war eben in dieſer Abſicht, um ſich eines gewiſſen Gelübdes zu entledigen und das gewöhnliche Reinigungsopfer darzubringen, mit mehrern in den Tempel gegangen, als er hier von einigen ausländiſchen Juden, aus Aſien, die ihn von da aus kannten, bemerkt wurde. Sogleich erregten dieſe das anweſende Volk wider ihn, legten die Hände an ihn und ſchrieen: herbei, was ächte Iſraeliten ſind! Helft! Dies iſt der Menſch, der ſich erfrecht, an allen Orten und Enden der Welt zu lehren wider unſer Volk, wider das Geſetz und dieſe heilige Stätte, ja ſich ſogar erdreuſtet, Griechen in unſern Tempel zu führen und dadurch dieſe heilige Stätte zu verunreinigen! In dichten Haufen drängte ſich das Volk bei; die ganze Stadt gerieth darüber in Aufruhr, alles ſtürzte hin zum Tempel; ſchon ſchleppte man den Apoſtel außer den Vorhof deſſelben, verſchloß die Thüren des Tempels, und war im Begriff, ihn zu tödten. Noch zur rechten Zeit kam das Geſchrei des Aufruhrs zu den Ohren des Hauptmanns der Tempelwache auf der Burg Antonia; ſogleich ſprengte dieſer mit einer ſtarken Wache in den Haufen der Aufrührer ein, die bei ſeiner Erſcheinung ſich trennten und nachließen, auf Paulus einzuſchlagen. Der Hauptmann nahm dieſen auf der Stelle in Verwahrung, ließ ihn mit zwey Ketten binden und erkundigte ſich nach der Urſache dieſes Auflaufs, konnte aber vor dem Getöſe der raſenden Menge nichts gewiſſes erfahren; er befahl ſeinen Leuten, den Gefangnen in die Feſtung zu bringen; das Gedränge war ſo ſtark, daß ihn die Soldaten die Stiegen hinauftragen mußten; auf der oberſten Stufe, wo ſie ihn abſetzten, bat Paulus den Hauptmann um die Erlaubniß, einige Worte zu ſeiner Rechtfertigung zu dem Volk reden zu dürfen; auf erhaltene Erlaubniß gebot er mit der Hand dem Volke Stille; auf einige Augenblicke legte ſich auch wirklich das Toſen der Menge; man war begierig zu hören, was er zu ſeiner Rechtfertigung vorbringen würde: aber kaum hatte er ſeine Vertheidigungsrede angefangen, worinnen er zeigte, auf welche wunderbare Art er, als ein geborner Jude und eifriger Phariſäer, von Gott zu einem Zeugen der Wahrheit von Jeſu ſey berufen und unter die Heyden geſandt worden — als ſie ihn mit lautem Geſchrei unterbrachen und unter den heftigſten Ausbrüchen der empörten Leidenſchaft auf ſeine Hinrichtung

beſtan-

beſtanden. Der Oberſte der Wache ließ den Apoſtel wegführen, und befahl dem Unterhauptmann, ihn an den Pfahl zu binden und durch Geißeln zum Geſtändniß zu bringen, was er verbrochen habe. Als dieſer dem Apoſtel die Riemen anlegte und alle Anſtalt zur Geißelung traf, fragte Paulus ganz gelaſſen: ob es wohl dem römiſchen Geſetze gemäß ſey, einen Römer ſo zu behandeln und ohne Urtheil und Recht mit Ruthen zu hauen? Dies machte den Hauptmann ſtutzig; er meldets dem Oberſten, daß der Gefangene ein Römer ſey; dieſer, in nicht geringer Verlegenheit über die Unbedachtſamkeit, fragt ſeinen Gefangnen: ob er wirklich römiſch ſey und wie er zu dieſem Vorzug, den er ſich um eine große Summe Geld verſchafft habe, gekommen wäre? wundert ſich nicht wenig, von ihm zu erfahren, daß er dies Recht eines römiſchen Bürgers ſchon von ſeiner Geburt an beſitze, und behandelt ihn nun mit mehr Schonung. Um jedoch die Unterſuchung gegen ihn nach rechtlicher Form einzuleiten, ſtellte er den Tag darauf eine Verſammlung des jüdiſchen Rathes unter dem Vorſitz des Oberprieſters an, vor welche er den

Apoſtel, jedoch ohne Bande, vorführen ließ, um nach ihren Geſetzen über ihn zu urtheilen. Auch vor dieſem Gericht vertheidigte ſich der Apoſtel mit Freimüthigkeit, und wußte den Hauptumſtand der Anklage wider ihn, daß er den auferſtandnen Jeſus predigte, in einen ſolchen Geſichtspunkt zu ſetzen, daß die beyden Parthien des Sanhedrins, die Phariſäer und Sadducäer, über die Möglichkeit der Auferſtehung ſelbſt in Streit geriethen, und zuletzt der ſiegende Theil der Phariſäer den Paulus in Schutz nahm; da dies die Gegner noch mehr aufbrachte und der Streit immer heftiger wurde, ließ der Oberſte ſeinen Gefangnen durch die Wache aus der Verſammlung führen und wieder in Sicherheit bringen. In der darauf folgenden Nacht wurde Paulus durch ein Traumgeſicht, wo ihm der Herr erſchien und ihn ermunterte, getroſt zu ſeyn, denn bald werde er als ſein Zeuge, wie jetzt in Jeruſalem, auch zu Rom auftreten, noch mehr in ſeinem freudigen Muthe geſtärkt. Um deſto aufgebrachter wurden jene Eiferer unter dem Volke über dieſe unerwartete Wendung, die die Sache des Paulus genommen hatte, und ein großer Theil derſelben verſchwor ſich, nicht eher zu eſſen und zu trinken, bis ſie den Apoſtel getödet hätten. Sie machten ihren gefaßten mörderiſchen Anſchlag den Hohenprieſtern und Aelteſten bekannt, mit der Bitte: daß ſie den Oberſten Klaudius Lyſias noch um ein Verhör des Gefangnen erſuchen möchten, wo ſie ihn dann unterweges überfallen und umbringen wollten. Glücklicherweiſe erhielt der Schweſterſohn des Paulus Nachricht von dieſer Verſchwörung, entdeckte ſie dem oberſten Befehlshaber der Wache, der ſogleich noch in derſelben Nacht den Gefangnen unter einer ſtarken Bedeckung zum Oberbefehlshaber der Provinz nach Cäſarea abführen ließ, dem er in einem Briefe den Vorgang der Sache mit Paulus berichtete, ſie ſeiner weitern Entſcheidung überließ, jedoch dabei erklärte, er habe nichts an dem Beklagten gefunden, um deswillen er die Bande noch weniger den Tod verdiene.

Felix, ſo hieß der damalige Landpfleger der Provinz *), nahm den Apoſtel in Verwahrung;

ließ

---

*) Nach dem Tode des letzten Königs Herodes Agrippa (Siehe Seite 527) war Judäa wieder in eine römiſche

Proließ nach einigen Tagen ſeine Ankläger nach Cäſarea vorladen, die mit dem Oberprieſter Ananias an ihrer Spitze und einem römiſchen Rechtsgelehrten, Tertullus, als ihrem Sachwalter, nebſt anſehnlichem Gefolge erſchienen. Auch in dieſem Verhör vertheidigte ſich der Apoſtel wegen der ihm gemachten Beſchuldigungen mit ſo edlem Anſtande und überzeugender Beredſamkeit, daß Felix gar bald den Ungrund jener Beſchuldigungen erkannte, ſeine Kläger auf ein anderweitiges Verhör verwieß, den Paulus aber indeß in ſehr leidlicher Gefangenſchaft hielt, wo jedem ſeiner Freunde der freie Zutritt zu ihm verſtattet war. Er ſelbſt,

---

Provinz verwandelt worden. Zwar war der damalige Kaiſer Klaudius der Familie des Herodes ſehr geneigt und hätte den Sohn deſſelben, der ebenfalls den Namen Agrippa führte, und ſich an ſeinem Hofe aufhielt, das Reich ſeines Vaters beſtätigt; weil er aber erſt ſiebzehn Jahr alt war, widerriethen es ihm ſeine Räthe: erſt nach einiger Zeit ſetzte er ihn, nach dem Tode einiger Fürſten aus der herodiſchen Familie, mit dem Titel eines Königs über einige Provinzen, Trachonitis, Baranda und Abilena, wodurch er einen wichtigen Einfluß in die Angelegenheiten der jüdiſchen Staatsverfaſſung behielt ſelbſt, der eine jüdiſche Gemahlin hatte *), ließ ihn oft zu ſich kommen und von ihm in den Grundſätzen der chriſtlichen Religion unterrichten: ſo oft aber der Apoſtel das Kapitel von ſtrenger Rechtſchaffenheit, Enthaltſamkeit und der einſtigen Verantwortlichkeit vor dem Gerichte Gottes behandelte, hieß er ihn, bis zu einer gelegnern Zeit, wo er zu ſolchen Betrachtungen aufgelegter wäre, abbrechen. Im Grunde war es ihm nicht um Belehrung zu thun: ſondern um ſich bei dieſem Handel einen Vortheil zu machen; er gab es wenigſtens dem Apoſtel deutlich genug zu verſtehen, daß er ihn für eine annehmliche Summe Geld losgeben wolle; dieſer aber hielt es unter ſeiner Würde, durch Beſtechung ſeine Befreiung zu bewirken, die er von einer höhern Hand erwartete.

Auch Felix blieb nicht lange auf ſeinem Poſten, ſondern mußte ihn nach zwey Jahren an

Feſtus

---

*) Druſilla, ſie war die jüngere Tochter des Königs Herodes Agrippa des ältern, und Schweſter der Berenice, Gemahlin des Agrippa.

Feſtus abtreten. Gleich bei ſeinem Regierungsantritt beſtürmten ihn die Glieder des hohen Raths zu Jeruſalem, die Sache mit Paulus zu beendigen und ihn deshalb nach Jeruſalem kommen zu laſſen. Feſtus aber erklärte, der Gefangne ſey ja zu Cäſarea in Sicherheit, und beſtimmte ihnen einen Tag, wo ſie ihre Anklage ausführen ſollten. Sie erſchienen zwar, aber auch der Erfolg dieſes Verhörs entſprach ihrer Erwartung nicht, denn Paulus wußte ſeine Unſchuld, daß er weder an der Juden Geſetz, noch am Tempel noch an dem Kaiſer geſündigt habe, mit ſo bündigen Gründen darzuthun: daß, ſo gern ſich auch der Richter den Juden gefällig bezeigen wollte, er doch nicht das Verdammungsurtheil über den Unſchuldigen ſprechen konnte. Um ſich aus dem Handel zu ziehen, befragte er den Beklagten, ob er ſich vor das Gericht in Jeruſalem ſtellen, und da, in ſeiner Gegenwart, ſeinen Proceß führen wolle? da erklärte Paulus freimüthig: „ich ſtehe vor des Kaiſers Gericht: ich habe den Juden kein Leid gethan; davon biſt du ſelbſt überzeugt. Kann man mich eines Verbrechens überführen, das den Tod verdiente: ſo bin ich bereit zu ſterben; da das aber meine Ankläger nicht können: ſo ſtehe ich auch nicht unter ihrem Gericht und niemand darf mich ihnen ausliefern. Ich berufe mich auf den Kaiſer!“ Dieſe feſte Erklärung des Apoſtels gab der Sache mit einemmale eine ganz andre Wendung. Feſtus beſprach ſich darüber mit ſeinen Räthen und that den Ausſpruch: da er an den Kaiſer appellirt habe: ſo ſollte er auch dahin, nach Rom, geſchafft werden. Einige Tage darauf erhielt der Landpfleger einen Beſuch von dem Könige Agrippa (dem Jüngern) und deſſen Schweſter Berenice, eine wegen ihrer Schönheit, aber auch in den Künſten der Verſührung ſelbſt in Rom berüchtigten Prinzeſſin. Da dieſer Fürſt zur jüdiſchen Nation gehörte und zugleich Vorſteher des Tempels und des öffentlichen Gottesdienſtes war: ſo trug ihm Feſtus, als einen in dieſem religiöſen Streithandel erfahrnern Richter die Sache mit Paulus vor, um ſeine Meinung darüber zu vernehmen und ſeinen Bericht an den Kaiſer, ſeinen Herrn, darnach abzufaſſen. Agrippa wünſchte dieſen Mann, von dem er durch den Ruf ſo viel gehört hatte, von Perſon kennen zu lernen; der

Landpfleger beſtimmte gleich den folgenden Morgen dazu, um in der Gegenwart ſeiner hohen Gäſte Gericht zu halten, wozu er außer ſeinem Kriegsrath auch die Vornehmſten der Stadt fordern ließ. Mit ungewöhnlicher Feierlichkeit und Gepränge erſchien er mit den königlichen Perſonen in der Verſammlung, beſtieg die Tribune, ließ den gefangnen Paulus vorführen und ſtellte ihn dem Könige als den Mann vor, gegen den die ganze jüdiſche Nation aufgebracht ſey, ohngeachtet er nach angeſtelltem Verhör nichts ſtrafwürdiges an ihm gefunden habe, und bat ihn, daß er, als ein Erfahrner in dieſer Sache erkennen möchte. Agrippa forderte den Apoſtel zum Vortrag ſeiner Sache auf, der jetzt mit aufgehobner Hand, als fühle er die Kette nicht, die ihn feſſelte, und mit ſolcher edler Freimüthigkeit nicht ſowohl ſeine als die gute Sache des Chriſtenthums mit einer Lebhaftigkeit und überzeugenden Stärke vertheidigte, die ſeine Richter in Erſtaunen ſetzte: ſo daß ihn der römiſche Landpfleger mitten im Feuer ſeiner Rede mit den Worten unterbrach: Paulus: du kömmſt über deiner großen Weisheit von Sinnen! Agrippa aber, an den ſich der chriſtliche Redner beſonders wendete und ſeine innere Ueberzeugung in Anſpruch nahm, fühlte ſich dabei ſo in die Enge getrieben, daß er erklärte: es fehlet nicht viel: ſo überredeſt du mich, daß ich ein Chriſt werde. „O wenn das Gott wollte: fiel der begeiſterte Redner ein! daß nicht nur du, ſondern alle die mich hier hören, würden was ich bin — nur dieſe Bande ausgenommen *).“

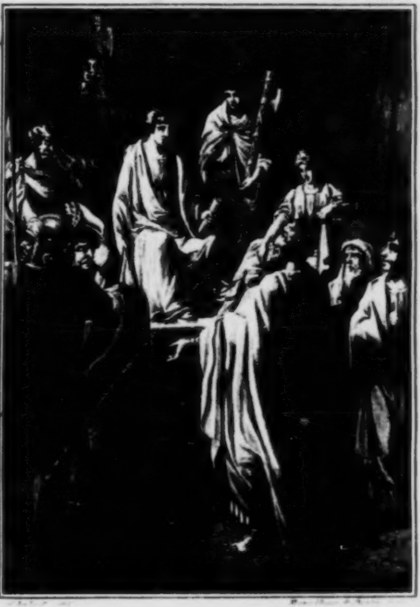
Agrippa wußte ſich nicht beſſer aus der Verlegenheit, ſich durch ein lautes Geſtändniß der jüdiſchen Nation gehäſſig zu machen, zu entziehen, als daß er ſich von ſeinem Stuhl erhob, und damit die Veranlaſſung gab, die Sitzung aufzuheben. In einer geheimen Unterredung aber mit Feſtus erklärte auch er den Gefangnen für ganz unſchuldig, und auch der Römer verſicherte: er würde ihn gleich auf freien Fuß ſetzen, wenn er ſich nicht auf den Kaiſer berufen hätte.

So leitete es die Vorſehung, daß Paulus zwar als ein Gefangner, aber ſelbſt von ſeinem

Rich-

---

*) Siehe das 72ſte Kupfer.



Freimüthigkeit der Apostel im Bekennt-
niss der christl. Religion

Richtern Freigeſprochner nach Rom ziehen und in dieſer Hauptſtadt des Reichs als Zeuge der Wahrheit auftreten ſollte. Mit der erſten Gelegenheit, wo eben ein Schiff aus Myſien von da zurückgieng, wurde Paulus nebſt noch einigen andern Gefangenen unter der Aufſicht eines römiſchen Hauptmanns, Namens Julius, eingeſchifft; dieſer Hauptmann, der ſich gegen den Paulus ſehr menſchenfreundlich betrug, erlaubte ihm nicht nur, daß ihn einige ſeiner Freunde und Gehülfen, unter andern Lukas (der Evangeliſt) und Ariſtarchus aus Theſſalonich (in Macedonien) begleiten durften: ſondern verſtattete ihm auch, ſo oft das Schiff an der Küſte von Phönicien anlegte, auszuſteigen und, zum Beiſpiel in Sidon ſeine dortigen Freunde zu beſuchen und ſich mit den nöthigen Mitteln zur Reiſe zu verſehen. Da die Reiſe ſchon in die ſpätere Jahreszeit fiel, wo die See durch nordöſtliche Stürme unruhig war, ſo wurde das Schiff oft aufgehalten und von Gefahren bedroht. Mit Mühe erreichten ſie bei der Inſel Kreta (jetzt Candia) einen Hafen, wo Paulus ſeinen Schiffsgefährten rieth, den Winter über zu bleiben, weil ſie ſonſt in Ge-

Gefahr kommen würden, nicht nur das Schiff, ſondern wohl gar ihr Leben zu verlieren: weil aber der Schiffsherr und der Steuermann den Hafen nicht bequem genug hielt, um da zu überwintern: ſo wurden die Anker wieder gelichtet, um einen bequemern Landungsplatz zu erreichen. Plötzlich aber wurde das Schiff durch einen Sturm von der Inſel ab ſo tief in See getrieben, daß alle angewandte Mühe vergebens war, wieder zu landen; man ſah ſich genöthigt, das Schiff den Wellen Preis zu geben und es auf offner See hintreiben zu laſſen; um es zu erleichtern, wurde zwar das Schiffsgeräthe über Bord geworfen und alle mögliche Vorſicht es zu erhalten angewendet, aber mit jedem Tage nahm das Ungewitter zu, ſtieg die Angſt höher, beſonders da ſeit mehrern Tagen weder die Sonne, noch des Nachts die Sterne — der damalige einzige Seekompaß — ſichtbar waren. Alle die im Schiff waren gaben ſchon die Hoffnung ihrer Rettung auf; nur Paulus nicht; mit hohem, freudigen Muthe trat er eines Tages in die Mitte der mit der äußerſten Angſt kämpfenden Reiſegefährten: erinnerte ſie zwar, daß, wenn ſie ſeinen

Rath befolgt und nicht die Inſel verlaſſen hätten, ſie nicht in dieſe Gefahr gerathen wären; doch ermahnte er ſie, guten Muths zu ſeyn: denn das Leben auch nicht Eines unter ihnen würde dabei verloren gehen, wohl aber das Schiff; das wiſſe er zuverſichtlich, denn der Gott, dem er diene, habe ihm dies durch ſeinen Engel in einem Traumgeſicht verſichern und ſagen laſſen: fürchte dich nicht! du mußt vor den Kaiſer geſtellt werden und Gott hat dir geſchenkt alle, die mit dir ſchiffen! Faßt Muth! ſetzte er hinzu, ihr Männer! vertrauet Gott mit mir! Wir ſtranden an einer Inſel. — Vierzehn angſtvolle Tage hatten ſie jetzt auf der ſtürmiſchen See zugebracht; entkräftet von der Anſtrengung und der Aengſtlichkeit, bei der ſie vergaßen, Nahrung zu ſich zu nehmen, ſahen ſie mehr Leichen ähnlich. Da trat noch einmal der Apoſtel unter ſie mit der Verſicherung: ihre Errettung ſey nahe und keinem werde ein Haar vom Haupte fallen: aber zu ihrer Erhaltung ſey es nöthig, ſich durch den Genuß der Speiſen zu ſtärken; und damit nahm er ſelbſt ein Brod, dankete Gott mit freudigem Blick in der Gegenwart Aller, und fieng an zu eſſen. Die ganze Geſellſchaft (ſie beſtand aus zweyhundert ſechs und ſiebzig Seelen) folgte ſeinem Beiſpiel; es war die letzte Schiffsmahlzeit; alle wurden dabei ſo wohlgemuth, vergaßen die Angſt; erleichterten das Schiff, indem ſie den noch übrigen Speiſevorrath ins Meer warfen, und brachten den übrigen Theil des Tags und der Nacht in ruhiger Ergebung in ihr Schickſal zu. Mit Anbruch des Morgens entdeckten ſie Land; ſie befanden ſich nahe an einer Inſel und eben als ſie ſich anſtrengten in eine Bucht einzulaufen, ſtrandete ihr Schiff; das Vordertheil deſſelben blieb auf einer Sandbank ſitzen; das Hintertheil brach von der Gewalt der Wellen; es blieb den Schiffenden nichts übrig, als ſich durch Schwimmen zu retten. In dieſem an ſich ſchon ſchrecklichen Augenblick ſchwebte eine neue Gefahr über dem Haupte des Apoſtels und ſeiner Gefährten; die Soldaten, die die Gefangnen bewachten, waren eben im Begriff, ſie zu tödten, damit ſie nicht entrinnen möchten: aber der edle Hauptmann verhinderte es, befahl ſie frei zu laſſen und ſo kamen auch ſie durch Schwimmen mit den ſämtlichen Schiffsgefährten glücklich ans Land.

Melita (Malta) hieß die Inſel, die die Schiffbrüchigen aufnahm, deren Bewohner auch ſogleich den Verunglückten mit menſchenfreundlicher Hülfe entgegen kamen, ein Feuer am Strande anzündeten, um ihre von Kälte und Näſſe erſtarrten Glieder zu erwärmen und ſo für ihre erſten Bedürfniſſe ſorgten. Paulus, den auch dieſe Schreckensſcene nicht außer Faſſung geſetzt hatte, bewieß ſich auch hier thätig zur Hülfe ſeiner Mitgefährten; raffte einen Bündel Reiſig zuſammen, um die wärmende Flamme zu unterhalten; aber da fährt eine Otter aus dem Bündel, ſchlingt ſich um ſeine Hand und droht ihm mit ihrem tödlichen Biß! Mit Entſetzen bemerken dies die Bewohner der Inſel. „Dieſer Menſch muß ein Verbrecher, ein Mörder ſeyn, flüſtern ſie einander zu, den, kaum der Gefahr entronnen, die göttliche Rache nicht leben läßt!“ Als aber der Mann, mit unbefangner Ruhe, die Natter von ſeiner Hand ſtreift und ins Feuer ſchleudert — nicht ihrer Erwartung nach, aufſchwillt oder tod niederfällt — ſehen ſie ihn als ein höheres göttliches Weſen mit ſtaunender Ehrfurcht an und es fehlte nicht viel, ſie hätten ſich vor ihm niedergeworfen.

Ein vornehmer Römer, Publius, vermuthlich der Befehlshaber auf dieſer Inſel, hatte in der Gegend, wo das Schiff geſtrandet war, verſchiedne landgüter, auf welchen er den Hauptmann vom Schiffe mit ſeinen Gefährten ſehr gaſtfreundſchaftlich aufnahm. Auch Paulus wurde von ihm drey Tage bewirthet, fand aber auch Gelegenheit, ſich dankbar gegen ſeinen großmüthigen Wirth zu beweiſen. Publius hatte einen Vater, der an einem Fieber und der Ruhr krank lag. Paulus gieng in das Krankenzimmer des Greiſes, betete über ihn, legte ihm die Hände auf und machte ihn geſund. Kaum wurde dies unter den Bewohnern der Inſel bekannt, als auch ſie ihre Kranken zu ihm führten und ſie durch ſeine ſegnenden Hände wieder geſund empfiengen. Um deſto mehr beeiferten ſie ſich nun, den Aufenthalt des Apoſtels und ſeiner Gefährten auf ihrer Inſel (der ſich auf drey Monate verzog) durch ihre Dienſtfertigkeit ſo angenehm als möglich zu machen und bei ihrer Abreiſe das Schiff, mit welchem ſie abſegelten (es kam aus Alexandrien und führte den Namen Kaſtor und Pollux) unentgeldlich

lich mit allem nöthigen Vorrath zur Reiſe nach Italien zu verſehen.

Die Ueberfahrt von Malta nach Sicilien und von da nach Italien gieng bei günſtigem Winde glücklich von Statten; ſchon am vierten Tage ſtiegen ſie bei Puteoli in Campanien ans Land. Welche überraſchende Freude empfand der Apoſtel, als er ſchon hier Chriſten fand, die ihn mit großer Freude aufnahmen und baten, einige Tage bei ihnen zu bleiben, welches ihm auch von dem Hauptmann bewilligt wurde. Von hier aus wurde die Reiſe nach Rom zu Lande gemacht. Die dortigen Chriſten hatten es ſchon von Puteoli aus erfahren, daß der Apoſtel, den ſie durch den Ruf und aus einem an ſie geſchriebenen Briefe kannten, im Anzuge ſey, und mehrere von ihnen kamen ihm ſchon einige Stunden weit entgegen und empfiengen ihn mit ſo rührender Freude, die den Apoſtel mit freudigem Dank und Vertrauen zu Gott erfüllte.

In Rom wurde er nebſt den übrigen Gefangenen von dem Hauptmann dem Oberſten der kaiſerlichen Leibwache (Präfectus Prätorio *)) überliefert. Hier wurde er bis zu Endigung ſeines Proceſſes in ſehr leidlicher Gefangenſchaft gehalten **). Es wurde ihm erlaubt, ſich eine Wohnung in der Stadt zu miethen, und jedermann war der Zutritt zu ihm verſtattet; auch durfte er ausgehen, nur daß ihn, wo er hingieng und in ſeinem Hauſe immer ein Soldat ***) als Wache zur Seite war.

In dieſer Hauptſtadt des Reichs, wo unter der Regierung des Kaiſer Nero zwar in politiſcher Hinſicht die ſtrengſte Sclaverei herrſchte, übrigens aber über religiöſe Gegenſtände einem jeden erlaubt war zu denken, zu reden und zu handeln wie er wollte, brachte der Apoſtel Paulus in ſeiner Gefangenſchaft zwey Jahre zu; aber auch dieſe verfloſſen ihm nicht ohne Seegen für das Chriſtenthum. Nicht nur die dortige chriſtliche Gemeinde wurde durch die Gegenwart des Apoſtels in ihrem Glauben immer mehr geſtärkt und die Anzahl ihrer Glieder vermehrte ſich von Tage zu Tage, indem auch ſelbſt Perſonen von dem vornehmſten Range ſelbſt am kaiſerlichen Hofe derſelben beitraten: ſondern auch die Sorge für die Gemeinden in Griechenland und Aſien lag dem Apoſtel am Herzen und ſeine Bande hinderten ihn nicht, auch in der Entfernung zu ihrem Beſten zu wirken. Viele ſeiner Briefe, in denen er dieſe Gemeinden zur Treue im Glauben und zum fortgeſetzten Eifer in der Tugend ermuntert, ſind aus ſeinem Gefängniß in Rom geſchrieben und wurden in den Gemeinden mit großer Erbauung geleſen.

---

*) Dieſen angeſehenen Poſten bekleidete damals Burrhus, ein Mann von großem Anſehen und noch größrer Rechtſchaffenheit. Er hatte nebſt Seneka die frühe Bildung des damaligen Kaiſers Nero geleitet, wo er noch jetzt als Miniſter wichtigen Einfluß in die Staatsgeſchäfte hatte.

**) Wozu wohl der Bericht des Feſtus und die Empfehlung des Hauptmanns Julius nicht wenig beitrug.

***) An den er nach damaliger Sitte mittelſt einer langen Kette angeſchloſſen war.

Nach Verlauf von zwey Jahren wurde dem Apoſtel wieder die Freiheit geſchenkt, die er dazu benutzte, um ſeine ſo wohlthätigen Reiſen zur Beförderung des ſich immer mehr ausbreitenden Reichs Jeſu fortzuſetzen; überall wurde er von den chriſtlichen Gemeinden mit der Liebe und Achtung aufgenommen, welche er als ein ſo thätiger und würdiger Apoſtel ſeines Herrn verdiente, der wohl mit Recht von ſich ſagen konnte: er habe mehr gearbeitet, als alle ſeine Mitarbeiter am Evangelio, aber auch größere Gefahren und Leiden ausgehalten. Dafür genoß er auch die Freude, ein Zeuge des guten Fortgangs des Evangeliums zu ſeyn, von allen den Guten, die ihm die beßre Erkenntniß verdankten, als Vater geliebt, als Beförderer ihres höhern Glücks geſchätzt zu werden. Mit dieſem freudigen Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit und der feſten Zuverſicht zu Gott, daß er das ſo glücklich begonnene Werk der Erleuchtung und Beſſerung der Menſchen zu ihrer Seligkeit vollführen werde, reißte er nach einiger Zeit wieder nach Rom zurück, wo ſeine Gegenwart um deſto nöthiger war, weil während ſeiner Abweſenheit die öffentliche Verfolgung der Chriſten durch ein Edikt des Kaiſer Nero ausgebrochen und beſonders in der Hauptſtadt mit äußerſter Grauſamkeit vollzogen wurde, wobei eine große Anzahl Chriſten nicht nur ihre Güter, ſondern auch ihr Leben auf die gewaltſamſte Art verlohren. Hier ſollte auch er das Ziel ſeines ſo thätigen Lebens erreichen, hier ſollte auch er, was längſt ſein Wunſch war, als Martyrer der Wahrheit, die er bekannt hatte, ſein Leben aufopfern; er wurde zugleich mit Petrus, dem großen Apoſtel und Freund des Herrn, dem erſten Biſchoff der römiſchen Gemeinde, gefänglich eingezogen und nach einer neunmonatlichen Gefangenſchaft mit dem Schwerde hingerichtet; Petrus aber endigte ſein Leben am Kreutze.

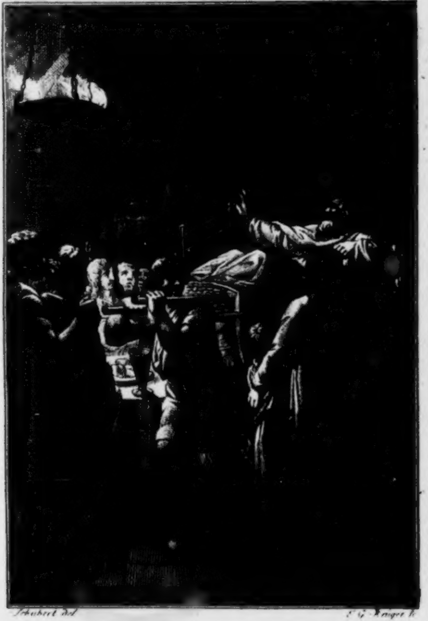
So ſehr der Verluſt dieſer beyden vorzüglichen Apoſtel die ſämtlichen chriſtlichen Gemeinden betrübte: ſo wirkte gleichwohl die Standhaftigkeit, die Freudigkeit, die ſie auch in den letzten Augenblicken bezeugt hatten, ſo kräftig nicht nur auf die Gemüther der Chriſten, daß ſie nur um deſto ſtärker in ihrem Glauben und in ihren ſeeligſten Hoffnungen befeſtigt wurden: ſondern auch diejenigen, die unbefangne Zeugen ihres ſo heldenmüthigen Todes und der ſo außerordentlichen Kraft ihres Glaubens dabei waren, wurden dadurch von der guten Sache des Chriſtenthums überzeugt; wie denn überhaupt die blutigſten Verfolgungen der Chriſten in jenen frühern Zeiten das Mittel waren, um die Wahrheit und Vortrefflichkeit der Lehre Jeſu durch die dabei bewieſene Standhaftigkeit ihrer Bekenner noch mehr zu beurkunden.

Zu vorzüglicher Empfehlung aber dieſer neuen Religionsgeſellſchaft diente beſonders das ſittliche Verhalten ihrer Glieder, ihre Tugend und ausgezeichnete Rechtſchaffenheit, als die Wirkung derjenigen Grundſätze, die ſie als Chriſten angenommen hatten. In einem äußerſt verdorbenen Zeitalter, wo Eigennutz, übertriebner Hang zu ſinnlichen Genüſſen und zu Ausſchweifungen jeder Art ſo allgemein war, wo man ſich zur Befriedigung dieſer luxuriöſen Triebe jede Ungerechtigkeit, Bedrückung und Gewaltthätigkeit an ſeinen Mitmenſchen erlaubte, die Rechte der Menſchheit und ihre heiligſten Geſetze ſo recht frevelhaft übertrat: da mußte das Verhalten derer, die zur chriſtlichen Geſellſchaft gehörten, um deſto auffallender ſeyn, die allen dieſen Laſtern den offenbaren Krieg ankündigten, ganz dem herrſchenden Zeitgeiſt zuwider ſich durch ſtrenge Tugend und Heiligkeit auszeichneten und es durch Rechtſchaffenheit ihrer Geſinnungen und Handlungen bewährten, daß ein beſſerer Geiſt, der Geiſt aus Gott ſie belebe. Ihnen war es heilige Verpflichtung, zu der ſie ſich gleich bei der feierlichen Einweihung zum Chriſtenthum verbindlich machten, allen Sünden und Laſtern zu entſagen und ſich durch ächte Gottesfurcht, durch Liebe zur Tugend und durch fortgeſetzten Fleiß in guten Werken als ein heiliges Volk, als würdige Verehrer des heiligſten Gottes und Nachfolger des Jeſus zu zeigen, der ihnen ein ſo nachahmungswürdiges Beiſpiel in der Tugend gegeben und ſogar ſein Leben darum für ſie aufgeopfert habe, um ſie von der Herrſchaft der Sünde zu befreien und auf den Weg der Heiligung zu leiten, ohne welche Niemand zu Gott kommen und ſeelig werden könnte. Dieſes hohe Ziel ihrer Beſtimmung zur Seeligkeit ſchwebte ihnen bei allen ihren Handlungen vor Augen und es zu erreichen war ihr thätigſtes Beſtreben, wobei ſie auf alle noch ſo glänzende Güter und reizende irrdiſche Freuden gern Verzicht thaten, ſobald

bald ſie dieſe im Widerſpruch mit ihren ſeeligen Hoffnungen fanden. Sie glaubten es ſelbſt der Ehre ihres Herrn und ihrer religiöſen Verbindung unter einander ſchuldig zu ſeyn, durch Reinheit der Sitten ihren guten Ruf auch unter den Nichtchriſten zu behaupten, ja auch nicht die geringſte Veranlaſſung durch ihr Verhalten zu geben, daß der Name Jeſu verläſtert oder geſchändet würde; in dieſer Hinſicht war ihnen auch die bürgerliche Ordnung und die Geſetze des Staats, in welchem ſie lebten, heilig; jeder, er mochte ein freier Menſch oder ein Sclav ſeyn, richtete ſich genau nach den Obliegenheiten ſeines Standes und duldete lieber das Aeußerſte, um keine ſeiner Pflichten zu verletzen. Mit äußerſter Vorſicht wachten die Aelteſten und Vorgeſetzten der chriſtlichen Gemeinden über den guten Ruf derſelben; kein laſterhafter, kein offenbarer Verbrecher oder Unruhſtifter oder Unreiner wurde unter ihnen geduldet, ſondern ſogleich aus ihrer Gemeinſchaft ausgeſchloſſen und nicht eher wieder aufgenommen, bis er entſcheidende Beweiſe ſeiner ſittlichen Beſſerung gegeben hatte. Dieſe Reinheit der Sitten unter den Chriſten zu erhalten, war einer der vorzüglichen Zwecke der Apoſtel und erſten Lehrer des Chriſtenthums, den ſie ſowohl durch mündliche Vorträge und ihr eignes muſterhaftes Beiſpiel, als auch durch ihre apoſtoliſche Sendſchreiben an die Gemeinden zu erreichen ſuchten. Vorzüglich war es der Geiſt der Liebe, mit welchem ſie alle die Glieder derſelben zu beſeelen und als zu einer Familie zu vereinigen, ſo ganz nach dem Sinn Jeſu, bemüht waren, durch welche Bemühungen ſich zwar alle ſeine Jünger, die von dieſen ſeinem Geiſte erfüllt waren, vorzüglich aber der Apoſtel Johannes, der dieſen Grundtrieb der reinſten, herzlichſten Liebe gleichſam an der Bruſt dieſes Jeſus eingeſogen hatte, auszeichneten. Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm; das war der Grundſatz, von dem er ausgieng, aus welchem er zunächſt die Pflicht der Menſchenliebe und alle die beſondern Tugenden derſelben herleitete. Sein eigner liebenswürdiger Charakter, ſein ſanfter liebevoller Umgang trug ſo viel dazu bei, dieſe Geſinnungen der Liebe allgemein und ſeine ſo oft wiederholten Ermahnungen an die Chriſten: „liebt Euch unter einander! denn die Liebe iſt von Gott!“

Gott!“ recht eindringend zu machen. — Noch kurz vor ſeinem Ende zeigte er dieſen ächt chriſtlichen Charakter, dieſen Geiſt der Liebe, der ihn beſeelte, auf die rührendſte Art. Er war im Dienſte des Evangeliums ein hoher Greis geworden; alle ſeine Mitapoſtel waren ihm, als Martyrer der Wahrheit auf dem Wege eines gewaltſamen Todes in jenes beßre Reich ſeines Herrn vorangegangen; er allein war ſelbſt unter den heftigſten Verfolgungen, als redender Zeuge der Wahrheit bis zu dem entſcheidenden Zeitpunkt der Zerſtörung Jeruſalems, wie Jeſus ſie vorher verkündigt hatte, aufbehalten und genoß die Freude, das Chriſtenthum auf der Erde ausgebreitet und gegründet zu ſehen; aber auch bis zu ſeinem letzten Lebenshauche verwendete er ſeine Kräfte im Dienſte deſſelben. Seine letzten Lebenstage brachte er in Epheſus zu, als Biſchoff der dortigen Gemeinde, nahm, mit ſo vielen Gefahren es auch verbunden war, an ihren Verſammlungen Theil und ſtärkte ſie durch ſeine Gegenwart im Glauben und in der Liebe. Bei der Schwäche ſeines Alters ließ er ſich auf den Schultern ſeiner geliebten Jünger in dieſe Verſammlungen tragen,

B. V. T. LXXIII.



Schubert del.　　E. G. Krüger fc.

Das Testament Johannes.

wo er ſich wie ein Vater unter ſeinen Kindern befand. Einſt als er auch auf dieſe Art in die Verſammlung eingeführt wurde *), bemerkte man in dem Geſicht des ehrwürdigen Greiſes eine beſondre Heiterkeit und ſeine aufgehobne rechte Hand ließ der Gemeinde einen Vortrag des Apoſtels gewärtigen; es entſtand eine allgemeine Stille — wie da, wenn ein abſchiednehmender Vater ſeine Kinder noch mit ſeinem letzten Willen bekannt macht: „lieben Kinder! rief der Ehrwürdige! liebt euch unter einander!“ Ja Vater! entgegneten ihm einige aus der Verſammlung: daran haſt du uns ſchon oft erinnert. „Gut; ſprach der ſcheidende Greis: Es iſt das Gebot des Herrn; wer dies hält: erfüllt ſeinen Willen.“ Da ſank die aufgehobne ſegnende Hand des Apoſtels nieder; da neigte er ſein Haupt und entſchlief.

Dieſe ſchöne Verbindung der Chriſten unter einander durch brüderliche Liebe und Eintracht,

die

---

*) Siehe das 75ſte Kupfer.

die ſo thätige Theilnahme an ihrem gemeinſchaftlichen Glück, durch welche die Tugenden der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit erzeugt, unterhalten und nicht mehr, wie zuvor in ſo enge Grenzen eingeſchloſſen, ſondern allgemein ausgebreitet und Menſchen von ſo verſchiednen Nationen mit einander vereinigt wurden, gab dem Chriſtenthum eine ſo erhabne Würde, die ſelbſt ſeine Feinde bewundern mußten, und erzeugte bei immer mehrern den Wunſch, in dieſen glücklichen Verein aufgenommen zu werden. Menſchen, die bisher von ihren eignen unordentlichen Leidenſchaften, oder von den Stürmen politiſcher Unruhen von Außen herum getrieben wurden und ſich nach Ruhe ſehnten, ſahen die chriſtliche Religion als den friedlichen Hafen an, in welchem ſie die Ruhe, die ſie bisher vergebens geſucht hatten, fanden; ja, wo ſelbſt diejenigen, die ein unglückliches Schickſal ihrer Rechte, Vorzüge und Güter beraubt hatte, ſich wieder als Menſchen im Umgange mit Andern geachtet und in dem Beſitz geiſtiger Vorzüge glücklicher als jemals fühlten, hier, wo die Menſchen von allen Nationen, von jedem Stande und Geſchlecht zu einer Familie vereinigt, deren Haupt Chriſtus war, nur nach einem gemeinſchaftlichen Ziel der Seeligkeit auf dem Wege der Tugend ſtrebten.

Dieſe Tugenden der erſten Bekenner des Chriſtenthums waren um deſto vorſtechender, je verdorbner die Sitten der damaligen Zeit, je offenbarer die Laſter und Ausſchweifungen der Menſchen in der Welt waren. Es überſteigt beinahe allen Glauben, zu welchem Verfall der Sitten das damals herrſchende Rom unter ſeinen unwürdigen Beherrſchern herabgeſunken war; und von da aus ſich das ſittliche Verderben durch alle ſeine Provinzen verbreitete. Den traurigſten Schauplatz aber menſchlichen Elends, das aus dem Verfall der Religion und der guten Sitten entſpringt, nach und nach alle Bande auch der bürgerlichen Wohlfarth auflößt und den Untergang des Staats beſchleunigt, gab damals beſonders Judäa und die Hauptſtadt derſelben Jeruſalem. Aber nun näherte ſich auch immer mehr der Zeitpunkt, den Jeſus vorher geſehen, den er mit Thränen angezeigt hatte, wo die Nation der Juden, die ſich ſo hartnäckig jeder beſſern Bekehrung widerſetzt und die Mittel ihrer Rettung muthwillig ausgeſchlagen habe, nun in ihr trauriges Schickſal hingegeben, ihre Hauptſtadt zerſtört und ſie ſelbſt in ihren Ueberbleibſeln in alle Länder zerſtreut werden würde. Dies geſchah unter der Regierung des römiſchen Kaiſers Veſpaſianus, der ſchon zuvor in eigner Perſon, als römiſcher Imperator den Feldzug gegen die rebelliſchen Juden eröffnet und alle Anſtalten zu ihrer gänzlichen Vertilgung gemacht hatte, die Ausführung aber, gleich nach dem Antritt der Regierung ſeinem Sohne Titus übertrug, der nach einer neunmonatlichen Belagerung Jeruſalem mit Sturm eroberte, es mit ſeinem herrlichen Tempel von Grund aus zerſtörte und ſo dem jüdiſchen Reiche in Paläſtina ein gänzliches Ende machte.

Die ausführlichere Erzählung der Zerſtörung Jeruſalems, bei der mehr als eilfhunderttauſend Juden ihr Leben auf die ſchrecklichſte Art und unter den ſchauderhafteſten Auftritten verloren, gehört nicht für dieſe Blätter. Die Beſchreibung, die ein jüdiſcher Geſchichtſchreiber, Joſephus, als Augenzeuge davon in ſeinen Schriften hinterlaſſen hat, übertrifft alle Vorſtellung, die ſich von den ſchrecklichſten Auftritten dieſer Art machen läßt, iſt einzig in ihrer Art und beſtätigt genau die Vorherſagung Jeſu, daß das Unglück, welches über Jeruſalem und ſeine Bewohner kommen würde, größer ſeyn werde, als je ein Volk der Erde jemals betroffen habe oder künftig treffen werde; indem außer den gewöhnlichen Verwüſtungen des Kriegs durch Feuer und Schwerd, auch die Furien innerer Zwietracht, zügelloſer Rachſucht und Mordbegierde ſo erſchrecklich unter dieſem Volke wütheten, daß ein großer Theil deſſelben ſich aus Verzweiflung das Leben nahm, und ein noch größerer vom Hunger und von der Peſt als vom feindlichen Schwerde aufgerieben wurde.

Noch ehe dies ſchreckliche Gericht über Jeruſalem ergieng, ehe noch die römiſchen Legionen ſeine Mauern umringten und ihre Adler auf dieſe vormals heilig geachtete Stätte pflanzten, hatten die Chriſten in Jeruſalem, eingedenk der Warnung ihres Herrn, dieſe unglückliche Stadt verlaſſen und ſich in die gebürgigte Gegend von Galiläa, nach Peräa zurück gezogen, wo ſich in der kleinen Stadt Pella, jenſeit des Jordans, ihre Gemeinde ſammlete, von da ſie, nach gänzlichem Untergange des jüdiſchen Staats in Vereinigung mit den übrigen in Syrien und Aſien zerſtreuten Gemeinden trat.

Für das Chriſtenthum überhaupt hatte dieſe Auflöſung des Judenthums überaus wichtige und wohlthätige Folgen. Daß jene Weiſſagung Jeſu von dem Schickſal Jeruſalems und des jüdiſchen Volks bis auf die kleinſten Umſtände pünktlich eingetroffen war, gab ſeinen Verehrern einen Beweiß mehr von der Glaubwürdigkeit und Zuverläſſigkeit der Verſicherung des göttlichen Stifters ihrer Religion und ſtärkte ſie in der Erwartung, daß die von ihm geſtiftete Kirche auf Erden ſich auch unter allen Stürmen der Zeit, ſelbſt unter den furchtbarſten Revolutionen der Staaten bis an das Ende der Tage erhalten werde. Eins der wichtigſten Hinderniſſe, das dem Laufe des Evangeliums bisher im Wege ſtand, war nunmehr gehoben; es war dies die eigenſinnige Anhängigkeit der Juden an die geſetzlichen Gebräuche ihrer öffentlichen Gottesverehrung, der unverſöhnliche Haß, den ſie daher gegen die Verehrer des Jeſus gefaßt hatten, den ſie ans Kreutz geſchlagen und verworfen hatten, weil ſeine Religion ihrem Gottesdienſt eine gänzliche Umwandlung drohte, die Wuth, mit der ſie dieſe ihrer Meinung nach Abtrünnigen öffentlich und heimlich verfolgten, ſo weit ſich nur immer ihre Macht und ihr Einfluß erſtreckte: daß daher die Chriſten weit weniger von den Heyden als von dieſen unſinnigen Eiferern zu fürchten hatten. Selbſt diejenigen, die vorhin ihre Glaubensbrüder geweſen waren und noch immer mit einer ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit auch als Chriſten an der Beobachtung der äußerlichen Satzungen ihrer Väter hingen, gelangten nun erſt zur völligen evangeliſchen Freiheit, nachdem der Gottesdienſt der Juden, in ſofern er an den Tempel gebunden war, aufhörte. Das reine Licht der Wahrheit brach, als jetzt jene Schatten immer mehr verſchwanden, deſto heller hervor und verſcheuchte immer mehr die Finſterniß, welche der jüdiſche Aberglaube und die heydniſche Abgötterei um den menſchlichen Verſtand gezogen hatte. Auch die Altäre und Tempel der Götzen wurden immer öder und verlaßner,

laſſner, je mehr die Zahl der Verehrer Jeſu zunahm, die in ihren Verſammlungen den Allvater der Menſchen im Geiſt und in der Wahrheit anbeteten; ſelbſt die heftigſten Verfolgungen, die von den Nachfolgern des Nero auf dem römiſchen Throne über die Chriſten verhängt wurden, dienten dem Chriſtenthum bei der ausdauernden Standhaftigkeit ſeiner Bekenner und unter der Leitung der höhern Vorſehung zu einer feſteren Begründung und ſo beſtätigte ein Jahrhundert nach dem andern die Wahrheit der Verſicherung des großen Stifters ſeiner Gemeinde, daß auch die gefährlichſte Macht, daß ſelbſt die Gewalt der Hölle ſie nicht überwältigen werde.

Ende der 3ten und letzten Abtheilung.

* * *

I. Chronologiſches Regiſter
zum
fünften Bande der moraliſchen Bilderbibel.

Vierter Zeitraum.
Von Cyrus bis Alexander den Großen.

J. d. W.	J. v. C. G.	
3425.		Cyrus ſtiftet die Perſiſche Monarchie.
	548.	ertheilt den Juden die Erlaubniß, wieder nach Paläſtina zu gehen und ſich anzubauen.
3446.		Serubabel führt die Juden aus der Gefangenſchaft,
		der Tempelbau wird angefangen aber unterbrochen,
		(um dieſe Zeit werden die Könige aus Rom verbannt und die republikaniſche Verfaſſung eingeführt).
3463.	527.	Unter dem Perſer Könige Darius Hyſtaſpis erhalten die Juden ihre neue Conſtitution,
		der Tempelbau wird fortgeſetzt
3469.		und vollendet.
3510.	474.	Unter Artaxerxes (Ahasverus) gerathen die in Perſien zurückgebliebenen Juden in Gefahr ausgerottet zu werden, welches Unglück durch die Königin Eſther abgewendet wird.
		das Feſt Purim wird angeordnet.
		Esdra macht ſich um dieſe Zeit um die neue jüdiſche Kolonie in Paläſtina ſehr verdient: mit ihm verbindet ſich zu gleichem Zweck

J. d. W.	J. v. C. G.	
3539.		**Nehemia**, durch welchen Jeruſalem wieder aufgebaut, mit Mauren verſehen, befeſtigt und bevölkert wird.
		Maleachi, letzter Prophet unter den Juden. (in dieſe Periode fällt der Peloponneſiſche Krieg in Griechenland).
		Die Juden unter Perſiſchem Schutz werden durch ihre Hoheprieſter regiert.

Fünfter Zeitraum.

Von Alexander dem Großen bis auf Chriſtus.

J. d. W.	J. v. C. G.	
3648.	336.	Alexander der Große
		beſiegt die Perſer,
3651.		erobert Syrien, Phönicien und Paläſtina,
		beſtätigt den Juden die Freiheit, nach ihren Geſetzen und nach ihrer Religion unter ſeinem Schutz zu leben,
3660.	323.	nach ſeinem Tode wird Paläſtina eine egyptiſche Provinz.
		Ptolemäus I. erobert Paläſtina und führt eine große Anzahl (100000) Juden nach Egypten, wo ſie, beſonders in Alexandrien eine anſehnliche Kolonie machen.
		Ptolemäus II. Philadelphus, König in Egypten, begünſtigt die Juden, durch ſeine Verwendung wird
		die heilige Schrift in die griechiſche Sprache überſetzt.

Die

J. d. W.	J. v. C. G.	
3781.	204.	Die Juden kommen unter Antiochus III. dem Großen, König von Syrien, unter die tyrannische Herrſchaft der Seleuciden.
		innerliche Unruhen der Juden, durch ihren Hohenprieſter Jaſon unterhalten.
		Antiochus erobert und verwüſtet Jeruſalem; durch ſeinen General Apollonius wird das jüdiſche Land verheert.
		Antiochus beſchließt die jüdiſche Religion zu vertilgen und die Juden zur griechiſchen Abgötterei zu zwingen; die daher entzündne Religionsverfolgung der Juden; ſtandhaftes Verhalten ihrer Bekenner.
		(in dieſe Periode fällt der Krieg der Römer mit den Karthaginenſern unter Hannibal und den Scipionen).
3816.	168.	**Matathias**, ein edler Jude aus Modin, tritt mit ſeinen Söhnen als Befreier der Nation von der Syriſchen Sclaverei auf,
		erficht verſchiedne Vortheile über die Syrer und verdrängt die eingerißne Abgötterei.
3817.	169.	**Judas**, ſein Sohn, ſetzt nach dem Tode ſeines Vaters das angefangne Werk der Befreiung ſeiner Nation mit vorzüglichem Glück und Heldenmuthe fort,
		überwindet den Syriſchen Feldherrn Apollonius, desgleichen den Gorgias und Lyſias,
		ſtellt den öffentlichen Gottesdienſt im Tempel wieder her; daher das Feſt der Tempelweyhe.
		Demetrius bemächtigt ſich der Krone von Syrien, ſchickt den Nikanor nach Judäa, um dies Land zu verheeren; der aber vom

J. d. W.	J. v. C. G.	
		Judas Maccabäus gänzlich geſchlagen wird. Die Juden ſchließen das erſte Bündniß mit den Römern. Judas ſtirbt den Heldentod für Freiheit und Vaterland.
3823.	161.	Jonathan, der Bruder des Judas, führt nach deſſen Tode das jüdiſche Regiment, nimmt bei den Streitigkeiten in der Familie der Seleuciden um die Krone zwiſchen Demetrius und Alexander Balas die Parthie des letztern und erhält dadurch die Würde eines Oberbefehlshabers der Syriſchen Armee in Judäa, wird von dem Syrer Tryphon hinterliſtig ums Leben gebracht.
3841.	145.	Simon, des vorigen Bruder, kömmt als Fürſt und Hoheprieſter der Juden zur Regierung, macht die Nation ganz frei von der Syriſchen Herrſchaft, erneuert das Bündniß mit den Römern, der hohe Rath (Synhedrium) wird in Jeruſalem als das höchſte Staatskollegium angeordnet.
3849.	134.	Johannes Hyrkan, der Sohn des Fürſten Simon, kömmt nach dem Tode ſeines Vaters zur Regierung, erweitert das jüdiſche Gebiet und ſeine Herrſchaft, macht ſich die Samariter unterwürfig; desgleichen die Idumäer; unter ihm bilden ſich verſchiedne Religionsſekten unter den Juden, Phariſäer, Sadducäer.

J. d. W.	J. v. C. G.	
		cäer, Eſſeer, durch welche der Grund zu nachherigen Streitigkeiten und Unruhen im Staate gelegt wird.
		(In dieſe Periode fällt der erſte Bürgerkrieg in Rom unter den Gracchen).
3878.	104.	Judas Ariſtobulus, Sohn und Nachfolger des Simon, nimmt zuerſt wieder den Titel eines Königs der Juden an; wodurch unter ſeinen Nachkommen der Saame der Uneinigkeit ausgeſtreut und häufige blutige Kriege um den Thron geführt werden
		Bei Gelegenheit einer dieſer Streitigkeiten zwiſchen Hirkan II. und Ariſtobulus II. werden die Römer zur Beilegung derſelben ins jüdiſche Land gerufen.
3921.	63.	Pompejus der Große, römiſcher Imperator, erobert Jeruſalem; beſtätigt zwar den Hyrkan zum Fürſten, aber als einen Vaſall der Römer, und erklärt Judäa für eine römiſche Provinz.
		Antipas oder Antipater, ein Idumäer von Geburt, macht ſich bei dieſen Unruhen des jüdiſchen Staats bedeutend und ſucht die Regierung des Landes an ſich und ſeine Familie zu bringen.
		(In dieſe Periode fällt der Bürgerkrie in Rom zwiſchen Cäſar und Pompejus.)
		Die Juden nehmen unter Hyrkan II. oder vielmehr Antipater, der in ſeinem Namen die Regierung verwaltet, die Parthie des Cäſar gegen Pompejus und erlangen dadurch große Freiheiten.

Anti-

J. d. W.	J. v. C. G.	
		Antipater wird vom Cäſar dem Hyrkan als Procurator der Provinz an die Seite geſetzt, wodurch ſeine Familie zu der Regierenden erhoben wird.
3940.	44.	Cäſar wird in Rom ermordet.
3947.		Herodes, der Sohn des Antipater, erhält die Stadthalterſchaft von Galiläa und macht ſich den Juden furchtbar,
		erwirbt ſich die Gunſt Antonius des Großen in Rom und des jungen Cäſar Octavianus, von welchen er im Senat zum König von Judäa beſtätigt wird.
	34.	Mit Antigonus, welchen Herodes überwindet und nach Rom ſchickt, wo er hingerichtet wird, endigt ſich die aſmonaiſch-jüdiſche Regierung.
		Herodes erlangt durch Gewalt und Intriquen die völlige Herrſchaft über die Juden und den Beinahmen des Großen,
		ſucht ſich dem Volke gefällig zu machen; heirathet Mariamnen, die Enkeltochter des Hyrkan und läßt mit außerordentlichem
3965.		Aufwand den Tempel zu Jeruſalem erneuern und verſchönern.
		Unter ſeiner und des Cäſar Auguſtus Regierung wird
3979.		Jeſus Chriſtus geboren, mit deſſen Geburt ſich die neue chriſtliche Zeitrechnung anfängt.

II. Sach-

II. Sach- und Namen-Regiſter zum fünften Bande.

A.

Abendmahl, das heilige, von Jeſu eingeſetzt 426.

Abgötterei wird von den Syrern in Jeruſalem und unter den Juden eingeführet 78.

Agrippa der Jüngere, jüdiſcher König, wohnt dem Verhör des Apoſtel Paulus bei 516

Ahasverus, (Artaxerxes Longimanus) Perſiſcher Monarch, ein ſchwacher, wollüſtiger Regent 34. verſtößt ſeine rechtmäßige Gemahlin und erhebt die Jüdin Eſther auf den Thron 35. 36.

Alexander der Große beſtätigt den Juden ihre Geſetze und Freiheiten 72.

Alexandrien, die Hauptſtadt in Egypten, nimmt eine jüdiſche Kolonie auf 73.

Antiochus Epiphanes, König von Syrien, führt die heydniſche Religion und Sitten unter den Juden ein und wird der Stifter ihres Unglücks 79. verwüſtet Jeruſalem und den Tempel 82. ſtirbt zu Babylon unter den heftigſten Schmerzen 121.

Antipas, (Antipater) von Idumäa, nimmt die jüdiſche Religion an und mit derſelben Antheil an der Landesregierung 157. leitet unter Hirkan dem I. das Staatsruder mit Klugheit 158. bewirbt ſich um die Gunſt des Cäſars, der ihn zum Landpfleger in Judäa ernennt 159. bewirbt ſich um die Gunſt der Juden 160. und bahnt ſeinem Sohne Herodes den Weg zum Throne 160.

Apollonius, ſyriſcher Feldherr, verheert Jeruſalem und den Tempel 82. wird vom Judas Makkabäus erſchlagen 107.

Apoſtel, die Geſandten Jeſu, um ſeine Lehre zu verkündigen 297. erhalten von ihm Vorſchriften ihres Verhaltens wegen, verbunden mit hohen Verheißungen 291. 310. werden durch erhaltene außerordentliche Kräfte des Geiſtes zu Lehrern der Religion beſtätigt 491. ihre Freimüthigkeit im Bekenntniß der Wahrheit 497.

Archelaus, Sohn des Herodes des G., kömmt nach dem Tode ſeines Vaters zur Regierung 178. wird vom Kaiſer in Rom ſeiner Würde entſetzt und ins Elend verwieſen 179.

Aſmonäer, ſ. Makkabäer.

B.

Bachides, ſyriſcher Feldherr, bedrängt die Juden 107.

Balas, Alexander, Prätendent der ſyriſchen Krone 138. verſchafft ſich dieſelbe durch Hülfe des Jonathan Makkabäus 139.

Bekenntniß, freimüthiges, ſeiner Religion fordert Jeſus von ſeinen Verehrern 293. 313.

Bethanien am Oelberge, Lieblingsort Jeſu, wo die Familie des Lazarus wohnte 531.

Bußtag, allgemeiner, von den Juden gefeiert 66.

C.

Cäſarea, am mittelländiſchen Meere, von Herodes dem Großen erbaut 170. iſt der Sitz des römiſchen Prätors über Judäa 413. Note 516.

Canon, die Sammlung der heil. Schriften unter Esdra 65 Note. ſie werden unter Ptolemäus Philadelphus in die griechiſche Sprache überſetzt 74.

Chriſten, werden die Bekenner der Lehre Jeſu zuerſt in Antiochien genannt 522. ihre Vereinigung unter einander durch gleichen Glauben und Liebe 501. Standhaftigkeit im Bekenntniß ihres Glaubens 536. und Ausübung der Tugend 560. beſonders der Liebe 563. 565.

Chriſtenthum, die von Jeſu geſtiftete Religion wird durch die Apoſtel ausgebreitet 489. die erſten Bekenner deſſelben 494 zeichnen ſich durch Liebe und Eintracht aus 501. Ausbreitung deſſelben anfänglich in Paläſtina 514 und dann außer demſelben in den heydniſchen Ländern 516 f. beſonders nach der Zerſtörung Jeruſalems und Auflöſung des jüdiſchen Staats 570.

Cornelius, ein römiſcher Hauptmann, der erſte unter den Heyden, der ſich zur chriſtlichen Religion bekennt und getauft wird 516.

D.

Dankbarkeit für empfangne Wohlthat bewieß der Samariter 315. das edle Weib 377. Simon, der Ausſätzige 380. Maria, die Schweſter des Lazarus 381.

Demetrius, ſyriſcher Regent, bedrängt die Juden 127. wird vom Judas Makkabäus in die Flucht geſchlagen 135. bewirbt ſich um die Freundſchaft des jüdiſchen Fürſten Jonathan 139. wird von ſeinem Nebenbuhler Balas erſchlagen 139.

Diakonen, urſprüngliche Einrichtung derſelben in der erſten chriſtlichen Kirche 502.

E.

Ehrgeiz verleitet zu den ſchändlichſten Handlungen 125.

Eheſcheidung, Urtheil Jeſu darüber 350. deſſen Urtheil über eine Ehebrecherin 328.

Eleazar, Märtyrer der Wahrheit der Religion 87.

Eſdra, ein jüdiſcher Gefangner, verwendet ſich für die Befreiung und Wiederherſtellung ſeiner Nation 56. richtet den Gottesdienſt in Jeruſalem wieder ein und ſtellt verſchiedne eingeriſſne Mißbräuche ab 57. macht die Juden wieder mit den göttlichen Geſetzen bekannt 63.

Eſſäer, Anhänger einer beſondern Religionsſekte unter den Juden 151.

Eſther, eine Jüdin aus der Gefangenſchaft, wird Königin von Perſien 36. verwendet ſich bei dem Könige für die Erhaltung ihrer Nation 41. und ſtürzt den erſten Staatsminiſter Haman 44.

F.

Felix, römiſcher Landpfleger in Judäa, ſtellt ein gerichtliches Verhör über den Apoſtel Paulus an 512.

Feſtus, der Nachfolger des Felix in der Provinz Judäa, ſetzt daſſelbe fort 515. und ſchickt den Apoſtel nach Rom 548.

G.

Galiläa, eine jüdiſche Landſchaft, der vorzügliche Schauplatz des Lebens und Wirkens Jeſus 221.

Gaſtfreundſchaft. Beiſpiele derſelben Nehemia 61. Lazarus und ſeine Schweſter 335. Publius auf Malta 554.

Gebet, das, giebt Muth in Gefahren 115.
Belehrung Jeſu über das Gebet 264. Gebet Jeſu für ſeine Jünger bei ſeinem Hingange zum Tode 429. für ſich am Oelberge 431.

Geduld in Leiden bewieß Tobias 15. Jeſus.

Gerechtigkeit Gottes in Beſtrafung der Böſen 101. 177. 300.

H.

Haman, erſter Miniſter am perſiſchen Hofe 37. beſchließt aus gereizter Rachſucht den Untergang der Juden in Perſien und bereitet ſich ſelbſt ſeinen Fall 39 f.

Heldenmuth. Beiſpiele Eleazar Saura 124. Judas Makkabäus 133. 135.

Herodes der Große, Sohn des Antipas aus Idumäa, anfangs Statthalter in Galiläa, welche Landſchaft er von den Räuberhorden reinigt 160. und deßwegen zur Verantwortung vor den hohen Rath gefordert wird 161. nachher Landpfleger in Cöleſyrien, beweißt ſich feindſelig gegen die Juden 163. reißt nach Rom, bewirbt ſich um die Freundſchaft des Antonius und des römiſchen Raths, von dem er in die Würde eines Königes von Judäa geſetzt wird 165. die er mit vieler Gefahr und Anſtrengung behauptet 166. und ſich mit Liſt und Grauſamkeit bei den Juden in Anſehen ſetzt 167. ſpielt vorzüglich den Heuchler, um ſich der Nation gefällig zu machen 168. verbindet ſich durch die Mariamne mit der aſmonäiſchen Familie ebend. baut den Tempel zu Jeruſalem ſehr prachtvoll 169. ſchmeichelt dem römiſchen Kaiſer Auguſtus und erhält ſeine Gunſt 171. erweitert das Reich, führt aber auch heydniſche Sitten ein 172. lebt als Tyrann in beſtän-

beſtändiger Furcht, wird der Mörder ſeiner eignen Familie 174. unter ſeiner Regierung wird Jeſus gebohren 176. ſein Benehmen bei der von ſeiner Geburt erhaltenen Nachricht ebendaſ. Bethlehemitiſcher Kindermord. Er fällt in eine tödliche Krankheit und ſtirbt unter den empfindlichſten Qualen 177.

Herodes Antipas, Sohn des vorigen, Fürſt von Galiläa, führt eine ausſchweifende Lebensart, lebt in einer geſetzwidrigen Ehe mit der Herodias, der Gemahlin ſeines Bruders 221. wird darüber von Johannes dem Täufer getadelt 227. läßt ihn gefangen ſetzen 228. und enthaupten 229. vor ihn wird Jeſus, als Verklagter, geführet und für unſchuldig befunden 414.

Herodes Agrippa beherrſcht Judäa mit dem Titel eines Königs, ſucht ſich den Juden durch Verfolgung der chriſtlichen Secte und ihrer Lehrer gefällig zu machen 573. tödtet den Jacobus und läßt Petrus in Verhaft nehmen 574. giebt den Geſandten von Tyrus in königlicher Pracht Audienz, wird krank 577. und ſtirbt 578.

Heucheley, Verſtellungskunſt, in dieſer zeichnet ſich aus Herodes der Große 169.

Heyden, werden durch die Apoſtel zur chriſtlichen Gemeinſchaft aufgenommen 515. unter ihnen verbreitet ſich die Lehre Jeſu mit vorzüglichem Glück 528.

Hochmuth, ſchädliche Folgen deſſelben. Beiſp. Haman 58. Herodes Agrippa 577.

J.

Jacobus der Apoſtel wird vom König Herodes Agrippa getödtet 573.

Jacobus, Biſchof zu Jeruſalem, beſtätigt die Aufnahme der Heyden in die Gemeinſchaft der Chriſten 531.

Jaſon, ein unwürdiger Hoherprieſter der Juden, ſtiftet großes Unglück 79. kömmt darin um 81.

Jeruſalem wird nach ſeiner Zerſtörung durch die Babylonier, unter Serubabel, Esdra und Nehemia wieder aufgebaut 28. 46. 53. kömmt wieder in Flor 71. erhält ſich auch unter der ſyriſchen Herrſchaft unter abwechſelndem Glück 76. wird unter Antiochus durch die eingeführte Abgötterey und heydniſchen Sitten entweyht 79. von ihm und ſeinem General Apollonius verwüſtet 82. vom Judas Makkabäus wieder erbaut und beveſtigt 119. von den Römern unter Pompejus dem Großen mit Sturm eingenommen und ſeiner Mauern beraubt 156. durch Antipater von Idumäa wieder beveſtigt und verſchönert 160. von Herodes dem Großen eingenommen 166. zu ſeiner Reſidenz gewählt und verſchönert 169. Jeſus kündigt den Untergang Jeruſalems an 342. 376. 396. ſein letzter Einzug in die Stadt 387. Zerſtörung derſelben 653.

Jeſus Chriſtus 191. von einer Jungfrau, Maria, in Bethlehem geboren 199. kurze Geſchichte ſeines Lebens in ſeiner Kindheit und Jugend 200. ſeine erſte Erſcheinung im Tempel zu Jeruſalem 203. läßt ſich vom Johannes taufen 211. ſammlet ſeine erſten Jünger 216. tritt das Amt eines Lehrers an 217. ſein erſtes Wunder in Cana 220. reiſt zum Paſſah nach Jeruſalem 222. unterhält ſich mit Nikodemus 223. mit einer Samariterin 226. mit ſeinen Landsleuten in Nazareth 236. verrichtet verſchiedne wunderthätige wohlthätige Handlungen 238. 242. 248. 269. 271. 284. 286 f. 301. 332. 344. 358. lehrt das Volk 250. 258 f. 283. 305. 337. zieht ſich dadurch den Haß der Prieſter und Schriftgelehrten zu 251. Jeſus verkündigt ſeinen bevorſtehenden Tod 310. 323. wird vor den Augen ſeiner Jünger verklärt 314. ſeine Feinde gehen damit um ihn zu tödten 318. Unterhaltung Jeſu mit ihnen 329. deckt ihre Heuchelei und Bosheit auf 338. die Nachſtellungen ſeiner Feinde nach ſeinem Leben werden immer ernſtlicher 372. Jeſu letzte Reiſe nach Jeruſalem 377. und freiwilliger Hingang zum Tode 385. ſein Einzug in Jeruſalem 387. letzter Aufenthalt und Verrichtungen Jeſu im Tempel 389 f. letzte Unterhaltungen Jeſu mit ſeinen Jüngern vor ſeinem Ende 410. er hält mit ihnen die letzte Oſtermahlzeit 422. und ſetzt dabei das heilige Abendmahl ein 426. der Kampf Jeſu in Gethſemane am Oelberge 431. er wird durch Verrätherei des Judas gefangen genommen 434. vor Kaiphas geführt und ſeiner Lehre wegen in Unterſuchung gezogen und zum Tode verurtheilt 436 f. vom Landpfleger Pontius Pilatus nach einigen fruchtloſen Verſuchen ihn zu retten, zur Hinrichtung am

Kreutze

Kreuze verdammt 455 f. wird auf Golgatha gekreuzigt 457. ſein edles Verhalten und merkwürdigen Worte am Kreuze 458 f. ſein Tod 461 wird mit außerordentlichen Naturereigniſſen begleitet; ſein Leichnam wird vom Joſeph abgenommen und zur Erde beſtattet 466. Geſchichte ſeiner Auferſtehung 472 f. er erſcheint ſeinen Jüngern wieder 481. unterhält ſich noch eine Zeitlang mit ihnen und erhebt ſich dann zum Himmel 487.

Judas Ariſtobulus, jüdiſcher Regent aus der Asmonäiſchen Familie, nimmt zuerſt wieder den Königstitel an und legt dadurch den Grund zu Feindſeligkeiten in und außer ſeiner Familie 154.

Judas Makkabäus, ein jüdiſcher Held, rettet das Vaterland von der Tyrannei der Syrer 126 f. ſchließt mit den Römern ein Bündniß 137. ſein heldenmüthiger Tod 138.

Judas Iſcharioth, ein Jünger Jeſu, wird ſein Verräther 273. 423. erkennt ſein Verbrechen nach der That und nimmt ſich aus Verzweiflung das Leben 437.

Juden erhalten in der Gefangenſchaft und Zerſtreuung im aſſyriſchen Reich einen feſtern Character 4. ihr politiſcher und ſittlicher Zuſtand während der Gefangenſchaft 6 f. ſie erlangen vom K. Cyrus ihre Freiheit wieder und die Erlaubniß nach Paläſtina zurück zu kehren 27. ſie machen den Anfang Jeruſalem und den Tempel wieder aufzubauen 28. 29. werden durch die Samariter daran gehindert 31. doch gelingt es ihnen, den Tempel wieder zu erneuern und einzuweihen 32. Die Gefahr, in welche die in Perſien zurück gebliebenen Juden gerathen, auf einen Tag ausgerottet zu werden, wird durch die Eſther abgewendet 34 f. Ihre neue Anpflanzung in Paläſtina nimmt durch die Bemühungen des Esdra und Nehemia immer mehr zu 50. Sie kommen unter die Macedoniſche Monarchie 71. Alexander der Große beſtätigt ihre Verfaſſung und giebt ihnen verſchiedne Vorzüge 72. nach ſeinem Tode kommen ſie unter die Botmäßigkeit des Königs von Egypten, Ptolemäus 73. mehrere Juden ſiedeln in Egypten und deſſen Provinzen an 74. unter der nachherigen Herrſchaft der Syrer ſinkt der Wohlſtand der Nation immer mehr 76. unter Matathias und ſeinen Söhnen

den

(den Makkabäern oder Aſmonäern) erheben ſie ſich wieder zur Freiheit und Unabhängigkeit von den Syrern 96 f. durch die ſpäterhin entſtandnen Streitigkeiten in der Familie ihrer Fürſten um die Oberherrſchaft ziehen ſie die Römer als Schiedsrichter in ihr Land 155. die unter Pompejus dem Großen das jüdiſche Land zur römiſchen Provinz machen 156. ſie erhalten an Herodes dem Großen wieder einen König 165. werden aber nach deſſen Tode wieder ganz von den Römern abhängig und durch Landpfleger regiert 170. gerathen in einen ſehr traurigen Zuſtand 181 f. 206. 513. Verfall der Sittlichkeit und des bürgerlichen Glücks 567. gänzlicher Untergang des jüdiſchen Staats und Zerſtörung der Hauptſtadt unter Veſpaſian und Titus 568.

Johannes Hyrkan, Fürſt der Juden, aus dem Hauſe der Aſmonäer, macht ſich und die Nation von den Syrern unabhängig 148. erweitert die Grenzen des jüdiſchen Reichs und erneuert das Freundſchaftsbündniß mit den Römern 149. wird in die Streitigkeiten der Phariſäer und Sadducäer verwickelt und ſtirbt 154.

Johannes (der Täufer) tritt am Jordan als Lehrer ſeiner Nation auf 185. und verkündigt die Erſcheinung des Meſſias in der Perſon Jeſus 186. 195. verſchiedene Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen über ihn 208. ſeine Taufe auf den Meſſias 210. Jeſus wird von ihm getauft 211. Geſandſchaft der Juden an ihn 215. ſeine edle uneigennützige Anerkennung der höhern Vorzüge Jeſu 226. ſeine Freimüthigkeit und Gerechtigkeitsliebe bringt ihn ins Gefängniß 227. nimmt auch darin an den Schickſalen und der Lehre Jeſu Theil 272. das Urtheil Jeſu von ihm 274. 295. wird auf Anſtiften der Herodias im Gefängniß enthauptet 296.

Johannes, der Apoſtel, wird von Jeſu zu ſeinem Schüler aufgenommen 242. ſein liebenswürdiger Character 563. ſchöner Tod deſſelben 564.

Jonathan, aus der Familie der Makkabäer, als Retter der jüdiſchen Nation 137. wird Fürſt und Hoherprieſter und macht ſich von der Syriſchen Herrſchaft frei 138. fällt durch die Betrügerei Tryphons von Syrien 151.

Joſeph von Arimathia unterzieht ſich dem Geſchäft der Beerdigung Jeſu 468.

K.

Kaiphas, jüdiſcher Hoherprieſter zu den Zeiten Jeſu, iſt einer ſeiner heftigſten Feinde 370.

Kinder, Pflicht derſelben ihre Eltern zu ehren und zu lieben 13 wie empfehlend es iſt, das Kind frommer, rechtſchaffner Eltern zu ſeyn 18.

— werden von Jeſu vorzüglich geliebt und ausgezeichnet 316. 317.

Klugheit beweiſt Paulus der Apoſtel bei ſeiner Vertheidigung vor Gerichte 517. 541. 543.

L.

Lazarus in Bethanien, wird von Jeſu auferweckt 338 f.

Liebe, dankbare, bewieß jenes Weib an Jeſu bei ſeiner Salbung 277. die Weiber aus Galiläa 281.

M.

Märtyrer, Zeugen der Wahrheit der Religion mit Aufopferung ihres Lebens, unter den Juden Eleazar 87. Eine Mutter mit ſieben Söhnen 91. unter den Chriſten Stephanus der erſte 503.

Makkabäer (auch Asmonäer genannt) Urſprung ihres Namens und Heldenthaten dieſer jüdiſchen Familie 106 f. unter den Fürſten aus dieſer Familie wird die Jüdiſche Nation frei und anſehnlich. Einer dieſer Fürſten erlangt die königliche Würde. Antigonus, der letzte Regent aus dieſem Hauſe, wird vom Herodes hingerichtet 166.

Mardochai, ein Jude in der Gefangenſchaft, der Pflegevater der Eſther 77. entdeckt eine Verſchwörung gegen den Perſiſchen Monarchen ebendaſ. wendet mit Hülfe der Eſther die Gefahr der Ausrottung der Juden ab 79 f. wird vom König Ahasverus belohnt und erhoben 81.

Maria, die Mutter Jeſu 196. 199. bei der Sterbeſcene Jeſu 377.

Matathias, ein jüdiſcher Prieſter, wird mit ſeinen Söhnen der Befreier der jüdiſchen Nation von der ſyriſchen Tyrannei 96. ſtirbt als Freund des Vaterlandes 104.

Mathäus wird zum Jünger Jeſu aufgenommen 215.

Menſchenliebe, reine uneigennützige, iſt eine der Grund- und Hauptſtücken der Lehre Jeſu 163.
Mutter, eine jüdiſche, ſtirbt mit ſieben Söhnen als Martyrin auf den Glauben ihrer Väter 90.

N.

Nazareth, der Ort, wo Jeſus ſeine Kindheit und Jugend verlebte 138.
Nehemia, ein edler Jude in der Gefangenſchaft, verläßt aus Liebe zu ſeiner Nation den königlichen Hof, wo er eine ſehr anſehnliche Stelle bekleidete, und wird der Wohlthäter ſeines Volks 47 f. weicht mit weiſer Vorſicht den Ränken ſeiner Feinde aus 53. bevölkert Jeruſalem mit Einwohnern 57. ſtellt das Mißverhältniß zwiſchen den Reichen und Armen ab 58. kehrt nach Babylon zurück, um neue Vortheile für den jüdiſchen Staat am Hofe auszuwirken 67. und ſtirbt nach ſeiner Rückkehr in Jeruſalem als Wohlthäter ſeiner Nation 68.
Niedrige werden oft aus dem Stande der Niedrigkeit zu großem Anſehen erhoben. Vergl. Eſther 56.
Nikanor, ſyriſcher Feldherr, bedrängt die Juden 128. bedroht Jeruſalem und den Tempel mit gänzlichem Untergange 130. wird vom Judas Makkabäus geſchlagen 131. das Nikanorfeſt zum Andenken ſeiner Niederlage 132.
Nikodemus, ein heimlicher Verehrer Jeſu; ſeine Unterhaltung mit ihm 223. ſpricht für Jeſum in der Rathsverſammlung 375. iſt bei ſeiner Beerdigung 470.

O.

Onias, jüdiſcher Hoheprieſter, wirkt wohlthätig auf die moraliſche Beſſerung ſeiner Nation 78.

P.

Paulus, früher Saulus genannt, iſt ein eifriger Anhänger der Phariſäiſchen Secte 506. 508. verfolgt die Chriſten 509. wird auf dem Wege nach Damaſkus wunderbar bekehrt 510.

vom Ananias getauſt 512. tritt als öffentlicher Lehrer und Apoſtel auf 513. 522. wird beſonders der Apoſtel unter den Heyden 528. ſeine Reiſen 531. ſeine Gefangennehmung in Jeruſalem, und Verantwortung vor den daſigen Gerichten 536 f. beſonders vor Felix und Feſtus 542. 548. wird als Gefangner nach Rom geſchickt 548. ſeine gefahrvolle Reiſe dahin 549. Schiffbruch bei Malta 552. Ankunft in Italien 555. Aufenthalt in Rom 556. ſein Tod 559.

Petrus, Simon, wird von Jeſu zu ſeinem Jünger aufgenommen 216. zieht das Schwerd zur Vertheidigung Jeſu 433. verläugnet ſeinen Herrn 438 f. ſeine erſte chriſtliche Predigt oder Vertheidigungsrede 507. weyht den erſten unter den Heyden zum Chriſtenthum ein 518. wird von Herodes Agrippa gefänglich eingezogen 524. aber wunderbar errettet 525.

Phariſäer, Entſtehung dieſer Religionsſecte unter den Juden [illegible] ihre Grundſätze ebend. wichtiger Einfluß auf das Volk [illegible] 207. ſind die vorzüglichſten Feinde Jeſu 234. 282. 319. ihr heuchleriſcher Charakter wird von Jeſu geſchildert [illegible]

Pompejus der Große, römiſcher Imperator, bemächtigt ſich Judäa, nimmt Jeruſalem mit Sturm ein und erklärt das Land für römiſche Provinz 156.

Pontius Pilatus, römiſcher Landpfleger in Paläſtina zu Chriſti Zeiten 207. vor ſeinen Richtſtuhl wird Jeſus geſtellt [illegible] und nach einigen fruchtloſen Verſuchen zu ſeiner Rettung von ihm zum Kreuzestode verurtheilt 447 f. er wird ſeines Amtes entſetzt 507 Note.

Purim, ein religiöſes jüdiſches Feſt, deſſen Entſtehung 1[illegible]

R.

Rath, hoher, (Sanhedrin) zu Jeruſalem, wird unter dem makkabäiſchen Fürſten Simon zuerſt niedergeſetzt 145. von Cäſar in ſeinem Anſehen beſtätigt 159. übt das Recht über Leben und Tod 161. verliert daſſelbe wieder 180.

Rangſtreitigkeit duldet Jeſus nicht in ſeinem Reiche 376. 421.

Religion, ſie als die Stütze der bürgerlichen Wohlfarth im Staate zu erhalten, iſt die vorzüglichſte Pflicht weiſer Regenten und

Staatsdiener. Beiſp. Nehemia 62. ſie iſt die Beförderin wahrer menſchlichen Freude 65.
Religionsfreiheit wird den Juden von den Perſern zugeſtanden 69. desgleichen von Alexander 72. und den Römern 90. vom Antiochus Epiphanes ihnen genommen 81.
Religionsverfolgung der Juden unter Antiochus 85. erzeugt deſto feſtere Anhängigkeit an dieſelbe. Religionsmartyrer 86. Eleazar 87.
Religionsſecten unter den Juden 149.
Religion, die chriſtliche wird von den Apoſteln unter Juden und Heyden ausgebreitet. Urſachen ihrer ſchnellen Ausbreitung 532.
Römer, nehmen die Juden zu ihren Bundesgenoſſen auf 132. erneuern das Freundſchaftsbündniß unter dem jüdiſchen Fürſten Hyrkan 149. werden bei entſtandner Streitigkeit der jüdiſchen Fürſten als Schiedsrichter ins Land gerufen 155. und machen es zu einer römiſchen Provinz 156.

S.

Sabbath, an demſelben iſt Nothwehr erlaubt 105. Erklärung Jeſu über den eigentlichen Zweck deſſelben 254. 255.
Sadducäer, Entſtehung dieſer Religionsſecte unter den Juden 150. ihre Grundſätze 152. ihr Einfluß auf das Volk 153.
Samariter, verlangen in die Gemeinſchaft der Juden aufgenommen zu werden, welches ihnen abgeſchlagen wird 50. daher ihr Haß gegen die Juden 51. werden Feinde und Verfolger derſelben 86. 229.
Sanhedrin ſ. Rath.
Serubabel führt die Juden aus der Gefangenſchaft wieder nach Paläſtina zurück 28.
Sieg, der, kömmt von Gott und wird oft durch Wenige errungen 103. 112. 131.
Simon, ein jüdiſcher Hoherprieſter, führt und verdient den Namen des Gerechten 78.
Simon, aus der Familie der Asmonäer, wird Fürſt und Hoherprieſter der Juden und verſchafft der Nation völlige Freiheit 132. erhebt dieſelbe wieder in Wohlſtand 144. fällt durch die Nachſtellungen ſeines Schwiegerſohns Ptolemäus 145.
Stephanus der erſte Martyrer der chriſtlichen Wahrheit 503 f.

Synagogen, gelehrte Schulen der Juden: ihre Entſtehung 61. Beſtimmung derſelben 235.

T.

Tempel, der, in Jeruſalem, wird unter Serubabel wieder aufgebaut 20. und feierlich eingeweiht 32. von Antiochus Epiphanes geplündert und entweyht 82. 83. 84. von Judas Makkabäus wieder hergeſtellt und eingeweyht 116. daher das jährliche Feſt der Tempelweyhe 118 u. 346. wird beſonders von Herodes dem Großen neu und mit großer Pracht erbaut [illegible]. Jeſus kündigt die bevorſtehende Zerſtörung deſſelben an [illegible].
Tobias, eine jüdiſche Geſchichte aus der Zeit der babyloniſchen Gefangenſchaft 9.
Todte zu beerdigen war bei den Alten heilige Pflicht 11. [illegible]
Trunkenheit, ſchädliche Folgen derſelben. Beyſp. an Ahasverus [illegible]
Tugend, die, nach den Grundſätzen Jeſu muß ganz rein und vollkommen ſeyn 262.
Tyrannei iſt mit ſteter Furcht verbunden [illegible]

U.

Uneigennütziges Verhalten. Beiſp. Nehemia 61. Johannes [illegible]
Uneinigkeit in (regierenden) Familien, ſchreckliche Folgen derſelben 151. 178.

V.

Vaterlandsliebe. Beiſp. Nehemia 48. Matathias 97. 101. Judas Makkabäus [illegible]
Vertrauen auf Gott ſtärkt auch in den größten Gefahren. Beiſp. 57. fordert Jeſus von ſeinen Bekennern 263.
Verſehung Gottes knüpft die wichtigſten Weltveränderungen oft an geringſcheinende Anfänge an 1.

W.

W.

Wohlthätigkeit, ihr wahrer Werth wird nach der innern Abſicht des Gemüths beſtimmt 598.

Wucher, demſelben muß durch die Vorgeſetzten des Staats geſteuert werden. Beiſp. Nehemia 58 f.

Z.

Zachäus, ein Zolleinnehmer, wird von Jeſu unter ſeine Bekenner aufgenommen 577.

Ankündigung.

Auf dem Umſchlage zur zweyten Lieferung des fünften Bandes der moraliſchen Bilderbibel machten wir den Plan, nach welchem wir die von Vielen gewünſchte Fortſetzung dieſes beliebten, nun ganz beendigten Werkes gemeinſchaftlich auszuarbeiten gedenken, vorläufig bekannt, und baten um unverholene Mittheilung zweckdienlicher Bemerkungen und Urtheile. Dieſe Bitte iſt nicht unbeachtet geblieben. Sehr achtbare Männer haben unſerm Plan ihre Aufmerkſamkeit geſchenkt, und wir haben die Freude gehabt, daß ſie ihn mit ihrem Beyfall ehrten, und daß ſelbſt diejenigen, die im Einzelnen von uns abwichen, im Ganzen uns beyſtimmten. Nur in einem Punkte fand Abweichung der Meinung ſtatt. Unſerm Plane zufolge ſollte das Ganze mit der franzöſiſchen Revolution geſchloſſen werden; aber Viele haben gewünſcht, daß es bis zu den neueſten Ereigniſſen fortgeführt werden möchte, und gerne geben wir dieſen Wünſchen nach. Hat doch die Wiederbefreyung Deutſchlands das Band der Zungen gelöſt; iſt doch dieſe Begebenheit ganz dazu geeignet, die großen Lehren der Geſchichte recht anſchaulich zu machen!

Im Einklang alſo mit den Wünſchen vieler achtungswürdigen Perſonen, und aufgemuntert durch ihren Beyfall, kündigen wir nun die Fortſetzung der „moraliſchen Bilderbibel“ wirklich an, unter dem Titel:

Hiſtoriſcher Bilderſaal

oder

Denkwürdigkeiten aus der neuern Geſchichte.

Ein

Lehr- und Leſebuch

für

gebildete Stände.

Mit Kupfern.

Unabhängig von der „moraliſchen Bilderbibel,“ aber doch als Fortſetzung derſelben ſich an ſie anſchließend, ſoll dieſes neue, für ſich beſtehende Werk da anheben, wo jenes aufhört. Es ſoll daher die neuere Geſchichte von der Stiftung des Chriſtenthums bis zu den bedeutungsvollen Ereigniſſen unſrer Tage behandeln, und zwar ſo, daß nicht nur Kenntniß der Geſchichte unter den gebildeten Ständen befördert, ſondern auch der Sinn für das Gute durch Ausſtellung großer Erſcheinungen belebt und geſtärkt werde.

Aber das vorgezeichnete Gebiet iſt ſehr groß, ja unermeßlich für den, der jedes ſchöne Denkmahl, das da und dort, zu dieſer oder jener Zeit menſchliche Kraft ſich ſelbſt zur Weihe errichtet hat, ſchildern wollte. Es iſt daher nöthig, gewiſſe Grenzen zu ziehen, und dem Ganzen eine ſolche Einrichtung zu geben, daß unter der Menge des Einzelnen das Allgemeine nicht verloren gehe. Demnach ſoll daſſelbe in ſechs Perioden:

a) von der Stiftung des Chriſtenthums bis zur Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs 476.
b) —— bis zum Vergleich bey Verdun 843.
c) —— bis zu den Kreuzzügen 1096.
d) —— bis zur Reformation 1517.
e) —— bis zur franzöſiſchen Revolution 1789.
f) —— bis zu den neueſten Ereigniſſen

abgehandelt werden.

Zum Anfang jeder Periode ſoll eine gedrängte, aber leicht faßliche Darſtellung der Hauptbegebenheiten derſelben ſtehen; dann Schilderungen einzelner Begebenheiten und Charaktere, vornehmlich ſolcher, die edle Gefühle und Geſinnungen zu erwecken fähig ſind. Jene Darſtellungen ſollen gleichſam die Rahmen zu dieſen Gemählden liefern; ſollen die Zeiten, Völker und Nebenumſtände, zu denen dieſe gehören, näher bezeichnen, und ein Leitfaden für die werden, die dieſes Werk zum Unterricht in der Geſchichte zu benutzen wünſchen.

Die wichtigſten der hiſtoriſch-moraliſchen Schilderungen, ſolche beſonders, die einer künſtleriſchen Darſtellung fähig ſind, ſollen mit Kupfern begleitet, und auf dieſe ſoll eben der Fleiß und eben die Sorgfalt verwendet werden, wie das ſeither in Rückſicht der moraliſchen Bilderbibel der Fall war.

Jede Periode ſoll in einem Bande abgehandelt werden. Das Ganze ſoll alſo aus ſechs Bänden, jeder Band aber aus zwey Abtheilungen beſtehen. Von Jahr zu Jahr wird, wenn nicht unabwendbare Hinderniſſe dazwiſchen treten, ein Band erſcheinen.

Erfurt und Gotha, im März 1814.

K. F. Loſſius.
Chr. Ferd. Schulze.

Die oben angekündigte Fortſetzung der moraliſchen Bilderbibel unter dem Titel: Bilderſaal ꝛc., erſcheint ebenfalls in meinem Verlage. Ich liefere das Werk in demſelben Formate, auf gleich ſchönem Papiere, auch in zweierlei Ausgaben, zu demſelben ſehr billigen Preiſe wie die Bilderbibel, und zu jedem Bande wenigſtens zwölf ſchöne Kupferblätter in gr. 8., nach guten Zeichnungen von geachteten Meiſtern geſtochen. Geſtattet es die Theilnahme an dem Werke, wie ich mir ſchmeichle, nur einigermaßen, ſo ſollen auch mehrere Kupfer geliefert werden, da es mein großer Wunſch iſt, mir das beim Publikum erworbene Zutrauen zu erhalten.

Da die Verſendung jedes Bandes in einzelnen Lieferungen nicht nur meiner Seits mit Mühe und vielen Koſten, ſondern auch für die Empfänger mit Unbequemlichkeiten verbunden iſt, ſo ſoll jeder Band mit allen Kupfern auf einmal geliefert werden. Das Manuſcript zu dem erſten Bande iſt bereits ausgearbeitet, und die Zeichnungen zu den Kupfern ſind an die Künſtler abgegeben: ich glaube daher die Ablieferung des ganzen erſten Bandes ſpäteſtens zu Anfange des künftigen Decembermonats mit aller Zuverläſſigkeit verſprechen zu können.

Bis im September bin ich erbötig auf dieſen erſten Band Vorauszahlung anzunehmen, und zwar

3 Rthlr. 12 Gr. ſächſ. oder 6 Fl. 18 Kr. rhein. auf die gute,
2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr. auf die ordinaire Ausgabe. Nach Ablauf dieſer Zeit tritt der höhere Ladenpreis ein.

Späteſtens von Jahr zu Jahr erſcheint ein neuer Band, und zwar zu demſelben Preiſe.

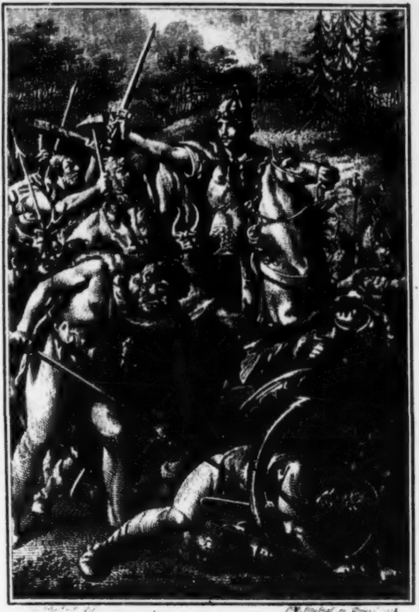
Ich erſuche alle Buchhandlungen, Poſtämter und Zeitungsexpeditionen, beſonders aber die verehrten Gönner und Freunde, die mich bei dem Verlage der Bilderbibel ſo thätig unterſtützten, ſich auch für dieſes gehaltreiche neue Werk zu verwenden, und darauf Pränumerationen zu ſammlen. Ich offeriere ihnen für ihre Bemühungen auf fünf Exemplare das ſechſte als Freyexemplar, oder 4 Gr. Rabatt vom Thaler, und verſpreche ihnen die Exemplare ſo weit nur immer möglich, koſtenfrey zu überſenden.

Die Theilnehmer werden dem Werke vorgedruckt. Ich bitte alſo, mir ihre deutlich geſchriebenen Namen ſammt den Pränumerationsgeldern im September unfehlbar zu übermachen.

Gotha, im März 1814.

Juſtus Perthes.

Bd. I. T. II.



Arminius der Retter der deutschen Freyheit.

Hiſtoriſcher Bilderſaal

oder

Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geſchichte.

Ein Lehr- und Leſebuch für gebildete Stände.

Herausgegeben

von

Kaſpar Friedrich Loſſius,

Diakonus an der Prediger-Kirche zu Erfurt,

und

Chriſtian Ferdinand Schulze,

Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Erſter Band.

Mit zwölf Kupfern,

nach Schubert'ſchen Zeichnungen.

Ordinäre Ausgabe. Ladenpreis 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 Kr.

Gotha,
bey Juſtus Perthes. 1815.

Pränumeranten-Verzeichniß.

Ihro Königl. Hoheit Alexandrine von Preußen, Prinzeſſin Tochter Sr. Majeſtät des Königs.
— Durchlaucht die Prinzeſſin Dorothee Luiſe Pauline Charlotte Friederike Auguſte zu Sachſen-Gotha.
— Durchlaucht die Prinzeſſin Adelheid von Sachſen-Meiningen.
— Durchlaucht Frau Gräfin Mensdorf, geborne Prinzeſſin zu Sachſen-Coburg-Saalfeld.
— Durchlaucht die Prinzeſſin Henriette von Carolath-Beuthen.
— Durchlaucht die verwittwete Fürſtin von Kirchberg in Hachenburg.
Se. Durchlaucht Fürſt Karl Hohenlohe zu Langenburg.
— Durchlaucht Prinz Ernſt zu Heſſen-Philippsthal.
— Durchlaucht Prinz Friedrich von Carolath-Beuthen auf Saabor.
Ihro Erlaucht die Frau Gräfin von Erbach-Fürſtenau.
— Erlaucht die Frau Gräfin von Erbach-Schönberg.
Se. Erlaucht Reichsgraf Heinrich der 44te Reuß, Graf und Herr von Planen.

Herr Sanitätsrath D. Aepli in St. Gallen.
— Agricola, Kandidat d. Theol. in Gotha.

Herr Albanus, Buchhändler in Neuſtrelitz.
— Ritter von Alvensleben in Erxleben.
— Vikar Ammann in Maerſtetten.
— M. Andraßy in Tübingen.
Die Andreäiſche Buchhandlung in Frankfurt a. M. 4 Ex.
Herr J. C. Anſchütz jun. in Benshauſen.
— Apotheker Appelius in Homberg.
— Kammerherr und Oberforſtmeiſter von Arnswald in Eiſenach.
— Kaſſirer Augener in Käſſel.
Frau Profeſſorin Autenrieth in Tübingen.

Herr Edukationsrath Bagge in Koburg.
— A. Barth, Buchhändler in Leipzig. 2 Ex.
— J. Bauder, Kiefermeiſter in Stuttgart.
Frau Geheime Räthin von Baumbach in Meiningen.
— Generalin von Bechtolsheim in Glückſtadt.
Herr Beck, Buchhändler in Wien. 6 Ex.
Herrn Becks Wittwe in Nördlingen.
Herr Becker, Kaufmann in Chemnitz. 2 Ex.
— Beier, Schulamts-Kandidat in Jauer.
— Belling, Kaufmann in Erfurt.
— Bendixen, Schreib- und Rechenmeiſter in Flensburg.
Frau Gräfin von Bentheim in Büdingen.
Herr Bergfeld, Seminariſt in Nordhauſen.
— Inſpektor Beringer auf dem Fürſtenauer Hammer.
— Bezirksdirektor Freyherr von Berlepſch in Seebach.
— J. D. Bertels, Erzieher in Flensburg.
— Beſcherer, Stadtfeldmeſſer in Pforzheim.
— Kammerherr von Beuſt auf Thoßfell.
— Hoffiskal Beyer in Brieg.
— Floßmeiſter Beyer in Kahla.

Die Herren **Beyer** u. **Maring**, Buchhändl. in Erfurt, 2 Ex.
Die Reichsgräfl. v. Stechbergiſche **Bibliothek** zu Fürſtenſtein.
Herr **Biebler**, Verwalter in Stedten.
— **Bierwirth** in Celle.
— **Binckebanck**, Poſamentier in Mühlhauſen.
Frau **Binder-Gonzenbach** in St. Gallen. 3 Ex.
Herr **Bley**, Gymnaſiaſt in Nordhauſen.
— **Blumenau**, Kaufmann in Altenburg.
— Obriſt-Lieutenant **Blumenröden** in Sondershauſen.
— **Bodamer**, holländ. Komp. Verwandter in Pforzheim.
— Regierungsrath **Bode** in Berlin.
— J. A. **Bode**, Kaufmann in Münden.
— Hauptmann **Bödicker** in Hanau.
— Flozinſpektor **Böhringer** in Pforzheim.
— Hofkammerrath **Böhringer** daſ.
Frau Räthin **Bohle** in Kaſſel.
Herr Paſtor **Bohne** in Nordhauſen.
— **Bolt**, Kupferſtecher in Berlin.
— Amtmann **Bonde** in Zella-St. Blaſii.
— Rittmeiſter von **Boyneburgk** in Stadtfeld.
— **Bräuer**, Flaſchner in Chemnitz.
— **Brandt**, Bötticher-Meiſter in Chemnitz.
Jungfrau Henriette **Brauer** in Kaſſel.
Herr Vicarius **Braun** in Dülken.
Demoiſell J. **Brecht** in Breslau.
Herr Kommiſſär **Breimann** in Goslar.
— Rektor M. **Breitſchwerdt** in Ludwigsburg.
— Forſtrath **Brenner** in Darmſtadt.
Frau Geh. Conferenzräthin Baronin v. **Brockdorf** in Glückſtadt.
Herr **Bruchhold**, Zolleinnehmer und Poſterpediteur in Pulsnitz.
— Stadtſchreiber **Bruckmann** in Heilbronn.
— **Brück**, Schullehrer in Lierſchied.

Herr Brückner, Lehrer der Zeichenkunſt in Gotha.
— Inſpektor Brumhard zu Bremskirchen.
— Buchwald, Mauermeiſter in Flensburg.
— Prediger Buddeberg in Lippſtadt.
— Geh. Rath und Oberbürgermeiſter Büſching in Berlin.
— Büſchler, Buchhändler in Elberfeld. 4 Ex.
— Oberbergamtsverwalter Bülau in Freyberg.
— Buhk, Kaufmann in Chemnitz.
— Hofgerichtsrath Burchardi in Wiesbaden.
Das Bureau für Litteratur in Halberſtadt.
Herr Kantor Burhenne in Kaſſel.
— Burkhardt, Lederfabrikant in Mühlhauſen.
Frau Aebtiſſin von dem Buiſche in Minden.
Herr Hans von Buttlar in Markershauſen.

Herr Calwer, Königl. Hofkaminfeger in Stuttgart.
Demoiſell Chriſtiane Caroli in Meiningen.
Herr Vicarius Clemens in Dülken.
— Cnobloch, Buchhändler in Leipzig. 3 Ex.
Frau Juſtizräthin Cuprim in Kaſſel.
Herr Oberſt-Lieutenant von Cochenhauſen in Kaſſel.
— Landespolizey-Aſſeſſor und Geheimſekretär Conta in Weimar.
Die Cottaſche Buchhandlung in Tübingen. 4 Ex.
Herr Pfarrer Credner in Remſtedt.
— Amtmann Credner in Tonna.
— Amtmann Cuno in Colditz.
— Paſtor Curtius in Oberfarnſtedt.

Herr Darnmann, Buchhändler in Züllichau.
— Regierungsadvokat Debertshäuſer in Meiningen.
— F. W. Deußen, Seidenfabrikant in Süchteln.

Herr Peter Martin Dewes in Magdeburg. 3 Ex.
— Archidiakonus M. Dietrich in Freyberg.
— Rathmann Dietrich in Ohlau.
— Kantor Döring in Eisleben. 9 Ex.
— Dörfling, Kaufmann in Altenburg.
— Dreeſen, Schullehrer in Friedrichsgabe.
Frau Henriette Dreßer in Ronneburg.
Herr Drübecke, Kaufmann in Lippſtadt.
— Hofrath Dürisch in Chemnitz.
— Rendant Dufft in Erfurt.

Herr Juſtiz-Kommiſſionsrath Eberhard in Brieg.
— Egen, Vorſteher einer Erziehungsanſtalt in Brieg.
Herrn David Egg's ſeel. Frau Wittwe in Lindau.
Herr Eichhoff in Naumburg.
Frau Majorin von Elterlein in Chemnitz.
— Elvers in Flensburg.
— Charlotte Emminghaus, geb. v. Einem in Gotha.
Herr Vollmacht Engelbrecht in Wörden.
— Engelmann, Buchhändler in Leipzig. 3 Ex.
— Engelſchall, Kaufmann in Freyberg.
— Engler, Bäckermeiſter in Brieg.
— Epping, Kaufmann in Lippſtadt.
— Lieutenant Baron von Erfe in Meiningen.
— Ernſt, Buchhändler in Quedlinburg.
— Senator Esmarch in Huſum.
— J. H. Ewbler, Fruchthändler in Lindau.

Herr Fahrenholz, Kaufmann in Goslar.
— Fehr-Schirmer in Rheineck.
— Feiler, Mahler und Lackirer in Neuſalz a. O.
— Friedrich Felgenhauer in Pulsnitz.

Herr Ernſt von Fellitzſch in Heynersgrün.
— Hauptmann von Fellitzſch auf Toltitz.
— Regierungsrath von Fels in St. Gallen.
— M. Fels, Präſes des Kommerzienrathes in Lindau.
— Felſecker, Buchhändler in Nürnberg.
— Rector M. Ficker in Eibenſtock.
— Fiebig, Lehrer am Gymnaſ. zu Brieg.
— Stadtrichter Fiſcher in Colditz.
— Fiſcher u. Sohn in Chemnitz.
— Rektor Fleckeiſen in Dahme.
— Fleers, Kaufmann in Wörden.
Die J. B. G. Fleiſcherſche Buchhandlung in Leipzig.
Herr Oberamtmann Floto in Tangermünde.
Demoiſell Henriette Flügger in Kaſſel.
Herr Fölckel, Regimentsquartiermeiſter und Juſtitiarius in Fürſtenſtein.
— Amtsaktuarius Förſter in Glauchau.
— C. G. Folié D. Med. in Lindau.
— Bürgermeiſter Franke in Colditz.
— Kandidat Franke, Lehrer am Waiſenhaus zu Bunzlau.
— Frenzel, Kaufmann in Ronneburg.
— Senator Freude, Apotheker in Neuſalz a. O.
Fräulein Freudenberg in Erfurt.
Herr J. H. Freuler in Glarus.
— Pfarrer Frey in Schönegrund.
— Othmar Friederich, Kaufmann in St. Gallen.
— Friedrich, Kaufmann in Altenburg.
— Rath und Kanzler Fritſch in Liebenthal.
— Bau-Inſpektor Fritſche in Brieg.
— Amts- u. Land-Phyſikus Dr. Fritzſche in Neuſtadt bey Stolpen.
— Froböſe, Gymnaſiaſt in Nordhauſen.
— J. C. L. Fröbel in Oſterode.

Herr Frölich, Inſpektor des Waiſenhauſes und der Freyſchule in Goslar.
— Füchſel, Buchhändler in Zerbſt. 2 Ex.

Frau Generalin von Gablenz in Kletſtädt.
Herr Pfarrer Galluſer in Cappel.
— Gartelky, Kantor an der ev. Kirche in Neuſalz a. O.
— Gebhardt, Buchhalter in Mylau.
— Geigenbach, Adj. Miniſt. u. Catecheta in Lindau. 6 Ex.
— Geiger, Rathsverw. u. Stadthauptmann in Pforzheim.
— Regierungsrath Geißler in Gotha.
— Gelbke, Bankier in Leipzig.
— Sub-Senior Gerhard in Breslau.
— Dr. Gerhard, Schullehrer in Eiſenberg.
— Kabinets-Sekretär Gerlach in Gotha.
— Kammerrath Gentebrück in Altenburg.
— Rath Gentebrück in Gotha.
Frau Mairin Gieſecke in Goslar.
Herr Paſtor Gieſel in Aslau.
— Dr. Glaſewald jun. in Dahme.
— Stadt Apotheker Gleitsmann in Altenburg.
— Geldmann, Buchbinder in Beuthen a. d. O.
Demoiſell Luiſe Gräff in Leipzig.
Herr Gräff, Portraitmahler in Eiſenach.
— Meinert Grawert in Friedrichsgabe.
Frau Elſabe Grawert daſelbſt.
Herr Ober-Kirchner Greſch in Gotha.
— Advokat und Rechtskonſulent Groſſe in Prag. 6 Ex.
— Hofrath Baron Grote in Hannover.
— Eliſäus Gruber, Kaufmann in Lindau.
— Martin Gruber, Kaufmann daſelbſt.
— Amtsregiſtrator Grumbt in Colditz.

Herr Baron von Grundherr in Ludwigsburg.
— Paſtor Guber in Waldenburg.
Die Neue Güntherſche Buchhandlung in Glogau.
Herr Poſt-Adminiſtrator Gärtler in Ohlau.
— Guilhaumann, Buchhändler in Frankfurt a. M. 5 Ex.
— Amtmann Gutbier in Pforta.

Herr Haaſe, Bäckermeiſter in Lauban. 5 Ex.
— Pfarrer Habicht jun. in Steinbach-Hallenberg.
— C. Ch. Händler, Gräfl. Erbach-Fürſtenauiſcher Agent in Frankfurt a. M. 5 Ex.
— Kommerzien-Rath Hagenbruch in Mühlhauſen.
— Juſtizrath Hager in Glückſtadt.
— Hammerich, Buchhändler in Altona.
— Amtmann Happel in Marburg.
— Hartknoch, Buchhändler in Dresden.
— Hartmann, Faktor auf der Zorge.
Die Herren Haude u. Spener, Buchhändler in Berlin.
Herr Profeſſor Hauſchild in Altenburg.
— [illegible]außner, Kaufmann in Plauen.
— Paſtor Hecker in Eythra.
— Hofapotheker Heerlein in Eiſenach.
— Vikar Heidegger in Salmſach.
— von Heiduck, Rittmeiſter und Brigade-Adjudant bey der K. Preuß. Garde in Berlin.
— Geheime Rath Heinrich in Breslau.
— Heinrichshofen, Buchhändler in Magdeburg. 8 Ex.
Fräulein von Heiſing in Ohlau.
Herr G. J. Heller, Lehrer in Stuttgart.
Frau Rittmeiſterin von Helmolt in Dresden.
Herr Geh. Kammerrath von Heppe in Kaſſel.
— Rentmeiſter Herbſt in Schul-Pforta.

Die Hermannſche Buchhandlung in Frankfurt a. M. 3 Ex.
Herr Herrmann, Kandidat d. Theol. in Wierſchen.
Die Herren Herold u. Wahlſtab, Buchhändler in Lüneburg.
Herr Heubner, Kaufmann in Plauen.
— Heyer, Buchhändler in Gießen. 2 Ex.
Die Herren Heyer u. Leske, Buchhdl. in Darmſtadt. 8 Ex.
Herr Schullehrer Henne in Goslar.
— Heyſe, Rektor des Gymnaſiums in Nordhauſen.
— Hildbrand, Raths-Subſtitut in St. Gallen.
— Amtmann Hille sen. in Marburg.
Herr Geh. Kriegs-Rath Himly in Berlin.
Frau Amtmännin Hinnüber in Hilwardshauſen.
Herr Profeſſor Dr. Hörner in Lindau. 6 Ex.
— Hoffmann, Kaufmann in Chemnitz.
Demoiſell Hoffmann in Fürſtenau.
Herr Kandidat Hoffmann in Naumburg.
— Adjunctus Hoffmann in Niedergrunſtädt.
Frau Majorin Hoffmann in Salzungen.
Herr Holäufer, Buchhändler in Breslau. 3 Ex.
Frau Inſpektorin Holzberg in Goslar.
Herr Regierungsrath Hoppenſtedt in Gotha.
— K F. Hornung in Frankenhauſen.
— Horvath, Buchhändler in Potsdam. 2 Ex.
— Landrath Graf von Hoverden in Ohlau.
— Faktor Hoyer in Chemnitz.
— Huber und Komp. in St. Gallen. 8 Ex.
— Hüber-Schlatter, Kaufmann daſelbſt.
Die Herren Frkdr. u. Benj. Hübner in Chemnitz. 3 Ex.
Herr W. Hübner, Kattunfabrikant daſelbſt.
— C. J. Hülſenbeck, Kaufmann in St. Gallen.
— Profeſſor Hünerwadel in Bern. 2 Ex.

Herr Jäcklin, Schullehrer in Lindau.
— Pfarrer M. Jäger in Damm.
— G. C. Jäger, Buchdruckerherr in Flensburg.
— Jahn, Kaufmann in Chemnitz.
Madam Jahr in Brieg.
Herr Idler, Proviſor in Pforzheim.
Die Jeniſch u. Stageſche Buchhandl. in Augsburg. 4 Ex.
Herr Salomon Jenny in Enneda.
— M. C. F. Jllgen in Leipzig.
— C. G. Jllgen in Chemnitz.
Madam John in Breslau.
Herr Jänger, Graveur in Hanau.
— Wirthſchaftsdirektor Juſt in Kölmchen.

Herr Känzler u. Komp. in Süchtelen.
— Kanz, Kaufmann in Plauen.
— Karchhauſen, Pelzhändler in Kaſſel.
Frau Finanzkommiſſairin Kaſten auf Oberweiſchlitz.
Herr Kandidat Keil in Gotha.
— Keller, Kaufmann in Plauen.
— Kriegsrath Kellerhans in Lippſtadt.
— Forſt-Inſpektor Kern in Primkenau.
— Kerſt, Erzieher d. Prinzen v. Langenburg in Langenburg.
— Kantonsrath Keßelring in Märſtetten.
— Keſtner, Kaufmann in Waltershauſen.
— Kirſch in Gera.
— Erzprieſter Klebelin in Naumburg a. d. Queis.
— H. Kleinfeller, Weinhändler in Kitzingen.
— Adminiſtrator Kleinſchmidt in Mühlhauſen.
— Ch. G. Kloße auf Schwerta.
— Kluge, Poſamentier in Brieg.
— Poſtdirektor Kneuper in Arolſen.

Herr Knoll, Hauslehrer in Breſlau.
— Knoll, Poſtſekretair d. Königl. Preuß. Feldpoſt, jetzt in Bunzlau.
— Knoth, Schullehrer in Meiningen.
— Akciſeinſpektor Köhler in Chemnitz.
— Senator Kölz daſelbſt.
— Superintendent König in Mühlhauſen.
— Juſtiz-Aſſeſſor Königk in Löwenberg.
— Körner, Buchhändler in Frankfurt a. M. 2 Ex.
— Stiftsrath Körner in Naumburg a. d. Queis.
— Kantonsrath Kelp in Guttingen.
— Konrektor Koopmann in Wörden.
— Paſtor Koppe in Freyburg.
Frau von Koppenfels in Heukendorf.
Herr Korckhaus in Kaſſel.
— W. G. Korn, Buchhändler in Breſlau. 6 Ex.
— Kraft, Zeichenmeiſter in Sonderburg.
— Rath und Amtmann Kramer in Arnſtadt.
Die Herren Gebrüder Krauſe in Chemnitz.
Herr Pfarrer M. Krauſe in Taltitz.
— Schullehrer Krauſe in Uttig.
— Organiſt und Schullehrer Kretſchmer in Liebentzig.
— Krüll, Buchhändler in Landshut. 3 Ex.
— Küchler, Kaufmann in Münden.
— Kantor Kühn in Erfurt.
— Kümmel, Buchhändler in Halle.
— Kuhlmey, Buchhändler in Liegnitz. 6 Ex.
— Kummer, Buchhändler in Leipzig. 7 Ex.
Madam Wilhelmine Kunſtmann in Chemnitz.
Herr Kantor Kunzwelly daſelbſt.
— Paſtor Kurts in Hainau. 2 Ex.

Herr Rendant Landeck in Brieg.
— Kantor Langner in Fiſchbach.
— Wilhelm von Langsdorff in Lahr.
— Kriegs-Kommiſſär Langsdorf in Wiesbaden.
— Pfarrer Lanker in Walzenhauſen.
— Lappe, Apotheker in Neuſalz a. O.
— Pfarrer Laquai in St. Gallen.
— Juſtiz-Kommiſſionsrath Laube in Brieg.
— Oberpfarrer und Adjunkt Lautenſchläger in Laucha.
— Tribunalrichter Lehmann in Goslar.
— Lehmann, Schulmeiſter in Großbeuthen.
— Geh. Rath Lennep in Kaſſel.
— Regierungsrath Leopold in Sondershauſen.
— Superintendent Lettow in Berlin. 4 Ex.
Fräulein von Leutzſch in Naumburg.
Herr Kammerherr von Levetzow in Huſum.
— Lieber in Chriſtinenhof.
— Lienig, Schullehrer in Mittlau.
— Lindauer, Buchhändler in München. 2 Ex.
— Doktor Lindner in Nürnberg.
Herren C. Linke's Leſeinſtitut in Leipzig. 3 Ex.
Herr Löffler, Buchhändler in Mannheim. 5 Ex.
— Löfflund, Buchhändler in Stuttgart. 2 Ex.
— Regierungsrath Lorentz in Altenburg.
— Pfarrer Lorenz in Goßel.
— Pfarrer Lucan in Steinbach.
— Hofapotheker Lucas in Arnſtadt.
— Lucius, Buchhändler in Braunſchweig. 3 Ex.
— Hofapotheker Luck in Michelſtadt.
— H. A. Lüntzel in Hildesheim.
— Luge, Handlungs-Kommis in Greifenberg.
Madam Eleonore Lutteroth in Mühlhauſen.

Herr Mämpel, Gaſtwirth in Arnſtadt.
— Friedrich Mämpel daſelbſt.
Frau Oberforſtmeiſterin von Malortie geb. Gräfin von Platen in Hannover.
Herr Paſtor Manfroſt in Alzenau.
— Juſtiz-Rath Martin in Heidelberg.
— Kantor Matthäs in Walditz.
Die Maurerſche Buchhandlung in Berlin. 3 Ex.
Herr Poſtſekretair Mayländer in Colditz. 2 Ex.
Die Mayr'ſche Buchhandlung in Salzburg. 12 Ex.
Herr Meder, Kaufmann in Altenburg.
Die verwittwete Frau Räthin Meeſe in Löwen.
Herr Paſtor Meez in Salzbrunn.
Herr Pfarrer M. Meiner in Lichtenberg.
— M. Memminger, der lat. Schule Präceptor in Canſtatt. 10 Ex.
— Merbeth, Succentor u. Lehrer am Gymnaſ. in Freyberg.
— A. Meſſerſchmidt, Garnhändler in Neuſalz a. O.
— Schloß-Intendant Mettner in Ohlau.
— Pfarrer Metzger in Wilferdingen.
— Oberpoſtamts-Direktor von Meyenburg in Schaffhauſen. 2 Ex.
— Meyer, Arzt in Dülken.
Die Meyerſche Buchhandlung in Lemgo. 7 Ex.
Herr Aſſeſſor Meyer in Rinteln.
— Schullehrer Michel in Mühlhauſen.
— Michelſen, Buchhändler in Lübeck.
— Mittler, Buchhändler in Leipzig.
— Rektor Möbius in Waldheim. 9 Ex.
— T. A. Möller, Kaufmann in Bielefeld.
— Kirchſpielvoigt Möller in Hemmingſtedt.
— Mog, Laborant in Breslau.
Die Herren Mohr u. Zimmer, Buchhändler in Heidelberg.

Die Herren Monath u. Kußler, Buchh. in Nürnberg. 5 Ex.
— — Montag u. Weiß, Buchhändl. in Regensburg.
Herr Paſtor Meſche in Keula.
— Ober-Landgerichtsrath Mähler in Brieg.
— Geheime Rath Müller in Aſchaffenburg. 8 Ex.
— W. Müller in Bleicherode.
— Ober-Amtmann Müller in Brieg.
— Superintendent und Kirchenrath Müller in Gießen.
— Prälat Dr. Müller in Maulbronn.
— Poſtmeiſter Müller in Naumburg.
— Paſtor Müller in Ohſen.
— J. F. Müller, Rothgerbermeiſter in Stuttgart.
— Hauptmann Müller in Thal-Itter.

Herr Sanitätsrath Dr. Näf in St. Gallen.
Frau Kammerherrin von Naundorf auf Zſchau und Kloſchwitz in Geilsdorf.
Herr Schulmeiſter Nicolaus in Schönefeld.
— Pfarrer Niezoldi in Löbitz bey Naumburg. 3 Ex.
Frau Paſterin Niſſen in Wörden.
Herr Aktuar Nitſchke in Beuthen a. d. O.
— Kantor und Mädchenlehrer Nitzdorf in Dahme.
— Stifts-Prediger Nöldecke in Stift-Baſſum. 3 Ex.
— Konrektor Nonne in Lippſtadt.
— Kreiseinnehmer Nordmann in Mühlhauſen.

Herr Rath und Amtmann Oberländer in Königsberg in Franken.
— Amtmann Olbers in Nienburg.
— Kreis-Einnehmer Oldenburg in Melle.
Die Herren Orell, Füeßli und Komp., Buchhändler in Zürich. 2 Ex.

Herr Oſiander, Buchhändler in Tübingen. 2 Ex.
— Oſtertag, Kommis in Pforzheim.
Frau von Oſtrowsky in Cannawurf.
Herr A. T. Otto, Buchdrucker in Chur.
— Otto, Kaufmann in Gotha.

Herr Palm, Buchhändler in Erlangen. 8 Ex.
— Küchſchreiber Paſchke in Breslau.
— Paulſen, Kaufmann in Huſum.
Madam Paulſen in Schnepfenthal.
— Baroneſſe Eliſe von Pechlin in Glückſtadt.
Herr Peri, Rittergutsbeſitzer auf Glaubitz.
— Peterſen, Kaufmann in Huſum.
— Petri, Pfarrer in Schönefeld.
— A. Pfaff, Fabrikant in Chemnitz.
— Pfarrer Pfiſter in Kaſſel.
— Chriſtoph von Pfiſter, Kaufmann in Lindau.
— M. Pietſch in Glaubitz.
— Doctor Pinder in Naumburg.
— Major von Planitz daſelbſt.
— C. H. Ploß, Bankier in Leipzig.
— Perzelius, Pfarrer in Reuti und Lokal-Schul-Kommiſſär in Lindau.
— Joh. Jak. Perzelius, Kaufmann daſelbſt.
— Hauptmann von Poſt in Lügde.

Frau Kriegsräthin von Rademacher in Kaſſel.
Herr Ramann, Weinhändler in Erfurt.
— Geh. Finanzrath Ransleben in Berlin.
— Archidiakonus M. Rath in Stolpen.
— Joſeph Rathgeber, Bildhauer in Gotha.
— Paſtor Rauſch in Zſchaitz.

Demoiſell Dorette Rautenberg in Nordhauſen.
Herr Senator Rehder in Huſum.
— Stadtgerichts-Aſſeſſor Reichert in Brieg.
— Rein und Komp., Buchhändler in Leipzig.
— C. Reinhard, Kaufmann in Burgſtädt.
— Reinhard, Alt-Oberrichter und Kantonsrath in Weinfelden.
— Stadtphyſikus Dr. Reinhardt in Mühlhauſen.
— Kandidat Reinhold in Mühlhauſen.
— Kreis-Kaſſen-Kontroleur Reinſch in Ohlau.
— Retzmann, Kaufmann in Münden.
— Rheniſch, Buchbinder in Brieg.
— Richard, Königl. Burgpfleger in München.
— Richter, Kaufmann in Freyberg.
— Richter, Erzieher des jüngſten Grafen von Solms-Rödelheim in Laubach. 18 Ex.
— Richter, Vorſteher einer Erziehungsanſtalt in Leipzig.
Frey-Frau von Riedeſel zu Eiſenbach.
Die Herren Riegel u. Wießner in Nürnberg. 6 Ex.
Herr Archidiakonus Ringleb in Mühlhauſen.
— Geh. Referendar Kriegsrath Rivalier in Kaſſel.
— Rölicke, Kaufmann in Breslau.
— Röwer, Buchhändler in Göttingen. 1 Ex.
— Remmerskirchen, Buchhändler in Köln. 2 Ex.
— Droſt Roſe in Lippſtadt.
— Regierungsſekretair Roſenberg in Gotha.
— Rudolph, Gymnaſiaſt in Freyberg.
— Baron von Rüpprecht, Kaufmann in Lindau.

Herr J. G. Sauer, Kandidat der Theol. in Nordheim. 2 Ex.
— Sauermann, Profeſſor am Gymnaſ. in Brieg.
— Oberfaktor Schachtrupp in Goslar.

Herr Hofkammerrath Schäffer in Fürſtenau.
— Finanzrath J. L. Schäzler, Bankier in Augsburg.
— Regierungsrath Schaffer in Marburg.
— Scheibler, Luth. Prediger in Montjoie. 15 Ex.
— Scheidemantel, Univerſitäts-Pedell in Erfurt.
Frau von Scheidlin in Nürnberg.
Herr Scheithauer, Schullehrer in Chemnitz.
— Ober-Landgerichts-Rath Scheller der 2te in Brieg.
— Rentei Schenck in Eckardtsberga.
— Rath und Bibliothekar Schenck in Meiningen.
— Kammerrath Schenck daſelbſt.
— Diakonus Schenck zu Waſungen.
— Sequeſter Schiebler in Aslau.
— Pfarrer Schieß in Langenwieſenbach.
— Schiller in Weickersdorf.
— Schirmer-Gonzenbach, Appellationsrichter in St. Gallen.
— Garniſonprediger Schläger in Münden.
— Joſeph Schlatter, Kaufmann in Lindau.
— Prediger Schliepſtein in Lippſtadt.
— Schlimpert, Gymnaſiaſt in Freyberg.
— J. F. Schlippe, Kaufmann in Altenburg.
— Schlüter, Kaufmann in Goslar.
— Schluttig in Chemnitz.
— M. Schmidt, Lehrer bey den Königlichen Prinzen in Berlin.
— Schmidt, Kaufmann in Huſum.
— Kammer-Kommiſſionsrath Schmidt in Gotha.
— Schmidt, Kaufmann in Mühlhauſen. 2 Ex.
— Senator Schmidt, Uhrmacher in Neuſalz a. O.
— Amtmann Schmidt in Roßdorf.
— Baumeiſter Schneider in Naumburg.
— Schnuphaſe, Buchhändler in Altenburg. 2 Ex.

Herr Schnurlen, Chirurg in Huſum.
— Pfarrer Schönau in Großenbehringen.
Fräulein von Schönberg in Chemnitz.
Herr Wilhelm Graf von Schönburg in Penig.
— Rektor Schollmeyer in Mühlhauſen.
— Kämmerer Scholz in Löwenberg.
— Regierungsrath Schrader in Rinteln.
— Diakonus M. Schreckenbach in Chemnitz.
— Schreiner, Buchhändler in Düſſeldorf. 2 Ex.
— Inſpektor Schröder in Hachenburg.
— Kommerzienrath Schröder in Spangenberg.
— Schüttelthau jun., Kaufmann und Lieutenant vom Landſturm in Brieg.
— von Schuler herzogl. Meklenburg. Strelitziſcher Kammerherr in Hildburghauſen.
— Inſpektor Schulz in Rodtleberode.
— Schwabe, Pachter in Tieſenort.
— Paſtor Schwarz in Wörden.
— Schwarze, Kaufmann in Lippſtadt.
— Kammerherr von Seckendorf auf Unterweiſchlitz.
— Kammerdirektor Seeger in Michelſtadt.
— Steuereinnehmer Seewald in Löwenberg.
— Impoſt-Haupteinnehmer Seidel in Obertirſchheim.
Die Seidelſche Buchhandlung in Sulzbach.
Herr Helfer M. Seybold in Langenburg.
— Konſiſtorial-Aſſeſſor Dr. Sickel in Leipzig.
— Siemer, Privatlehrer in Sondershauſen. 4 Ex.
— J. H. Simmler, Kaufmann in Zürich.
— Paſtor Simon in Ternow.
— Stadtrichter van der Sloet in Ohlau.
— Pfarrer Soldan in Haina.
— Domſtifts-Vicarius Spiller in Breslau.
— Rathsherr Stache in Brieg.

Herr Stahel, Buchhändler in Würzburg.
— W. Starke, Buchhändler in Chemnitz. 2 Ex.
— Servis-Rendant Staroſte in Brieg.
— Profeſſor Staudler in Breslau. 2 Ex.
— Amtmann Steche in Wildeshauſen.
— Steinnagel, Kandidat in Breslau.
— Pfarrer M. Steinbrenner in Großbodungen. 2 Ex.
— Gerichtskopiſt Steinert in Lichtewalde.
— Steinmann auf Bertholdsdorf.
— Steinmann, Dominial-Gutsbeſitzer in Ohlau.
— Juſtizrath von Stemann in Huſum.
— Stempel, Kaufmann in Breslau. 2 Ex.
— Stepf in Gotha. 2 Ex.
— C. Stephan, Steinmetz in Neuſalz a. O.
Die Stettinſche Buchhandlung in Ulm. 14 Ex.
Herr Pfarrer M. Stettner in Ebermergen. 6 Ex.
— Steudel, Buchhändler in Gotha. 14 Ex.
— Gaſtwirth Stenmann in Brieg.
Die Stiftsſchule in Ebeleben.
Herr Stiller, Buchhändler in Roſtock. 16 Ex.
— Stirl, Flaſchner in Chemnitz.
— von Stocmeier in Hildburghauſen.
— Kammerrath Stepfel in Gotha.
— Juſtiz-Direktor Streckenbach in Löwenberg.
— Dr. Struve, Arzt in Dresden.
— Archidiakonus Struve in Plauen.
— Martin Sunderhof in Nordhauſen.
— Rector M. Suttinger in Lübben. 2 Ex.

Demoiſell Johanne Taube in Celle.
Herr Profeſſor Tennemann in Marburg.
— J. A. Tetzner in Chemnitz.

Herr Stadtpfarrer und Kapitels-Kämmerer **Thomann** in Lindau.
— **Thomas**, Buchhändler in Hirſchberg.
— Doktor **Thulemeyer** in Lippſtadt.
— Bau-Inſpektor **Liebe** in Ohlau.
— Vorſteher Amtsverweſer **Töpfer** in Altenburg.
Die **Trachslerſche** Buchhandlung in Zürich. 3 Ex.
Herr Ober-Amtmann **Treblin** in Philippsthal.
— J. C. S. **Treffz** in Stuttgart. 3 Ex.
Madam **Treitſchke** in Gera.

Herr Paſtor M. **Unger** in Chemnitz.
— Regierungsrath von **Uttenhoven** in Meiningen

Die Herren **Vandenhöck** u. **Ruprecht** in Göttingen. 3 Ex.
Herr Fr. **Varrentrapp**, Buchhändl. in Frankfurt a. M. 2 Ex.
— Major von **Bendt** in Glückſtadt.
— F. C. W. **Vogel**, Buchhändler in Leipzig. 10 Ex.
— Hofrath **Vogler** in Hachenburg.
Frau Dokterin Friedr. **Voigt** in Naumburg.
Herr **Vollmar**, Schullehrer in Tübingen.

Herr Rath **Wachler** in Gotha.
— Rentmeiſter **Wacke** in Saabor.
— Rath und Amtmann **Wagner** in Altenburg.
— Amtmann **Wagner** in Erxleben.
— **Wagner**, Buchhändler in Neuſtadt a. d. Orla.
— Forſtmeiſter von **Wangenheim** in Sonnebern.
— Schulamtskandidat **Weber** in Groß-Hartmannsdorf.
— Peter de **Weerth**, Rentenierer in Elberfeld.
— Diakonus M. **Weickert** in Chemnitz.
— **Weigand**, Lehrer am Gymnaſ. zu Brieg.

Herr Paſtor M. Weiske in Erlbach.
— Weiß, Schullehrer in Tübingen.
— Diakonus M. Weißig zu Nieder-Wieſe.
Frau von Welk in Meißen.
Herr Michael Weniger, Kaufmann in St. Gallen.
— Wergo, Kaufmann in Stuttgart.
— Amtmann Werner in Glauchau.
— Präceptor Werner in Stuttgart. 6 Ex.
— Präceptor Werner in Tübingen.
— Weſener, Buchhändler in Paderborn. 2 Ex.
— Hofadvokat Weſthof in Kahla.
— Wiedemann, Deſtillateur in Breslau.
— Hofkonditer Wilcke in Gotha.
— Dr. Wilmans in Bielefeld.
— Dr. G. Winkler, Vorſteher einer Erziehungsanſtalt in Altenburg.
— Dr. med. Winkler in Altenburg.
— Bürgermeiſter Winter in Ohlau.
— Stadtſchreiber Winzer in Chemnitz.
— Pfarrer Wirth in Göttingen.
— Kirchſpielsdeputirter Claus Witt in Schlichting.
Die Wittekindtſche Buchhandlung in Eiſenach. 2 Ex.
Die Wohlerſche Buchhandlung in Ulm.
Herr Oberhüttenvorſteher Wolf in Freyberg.
— Profeſſor Dr. Wolf in Nürnberg.
— Ch. Wüſtenfeld, Kaufmann in Münden.
— G. C. Wüſtenfeld, Kaufmann daſelbſt.
— Amtsverwalter Wurzler in Bellmarin.
— Obriſtlieutenant von Wynecken in Glückſtadt.
Fräulein Amalie von Wynecken in Glückſtadt.

Herr Kirchenrath Zandt in Karlsruhe.
— Hofrath von Zach in Gotha.
— Zenker, Oekonom in Burkersdorf.
— Pfarrer Zeyß in Herbsleben.
Herrn J. G. Ziegler's ſeel. Wittwe in Ruhla.
Herr Regierungsrath von Ziſky in Dreſden.
— Paſtor Zobel in Warthau.
— Zöſchinger, Stiftungs-Adminiſtrator in Kempten.
— Senſal Zollikofer in St. Gallen.
— Bürgermeiſter Zurhelle in Lippſtadt.

Vor

Vorrede.

Viele Freunde und Beförderer der moraliſchen Bilderbibel, die mit Kupfern nach Schubert'ſchen Zeichnungen und mit Erklärungen von K. F. Loſſius in fünf Bänden erſchien, haben den Wunſch geäuſſert, daß dieſes in vielem Betracht erfreuliche und nützliche Werk fortgeſetzt, oder daß die neue Geſchichte auf eine ähnliche Weiſe, wie dort die alte, bearbeitet werden möchte.

Als eine ſolche Fortſetzung erſcheint das gegenwärtige Werk, das, äuſſerlich dem vorigen völlig ähnlich und wie dieſes mit Kupfern ausgegeſtattet, da anhebt, wo daſſelbe aufhört; übrigens aber, von demſelben unabhängig, ein für ſich beſtehendes Werk bildet, und nach einem veränderten Plane ausgearbeitet iſt.

Es kam nämlich darauf an, ein Werk für den Liebhaber der Geſchichte und insbeſondere für die reifere Jugend zu liefern, das eben ſo zur Beförderung des hiſtoriſchen Wiſſens, als zur Belebung edler Geſinnungen und Gefühle beytragen, und denen, die andrer Hülfsmittel ermangeln, zum Unterricht in der Geſchichte dienen könnte. Um aber dieſen Zweck zu erreichen, ſchien es nicht genug, einzelne moraliſch-wichtige Handlungen und Charactere aufzuſtellen und dieſe ordnungslos an einander zu reihen; ſondern erſt mußten die Weltbegebenheiten überhaupt, dann einzelne Handlungen und Charactere geſchildert, und dieſe mit jenen in Verbindung gebracht werden. Denn nur auf dieſe

Art konnte ſich das Manchfaltige zur Einheit geſtalten, während auf jene Art eine endloſe, mehr verwirrende als belehrende Sammlung hiſtoriſcher Aggregate entſtehen mußte.

Demnach faßte ich den Entſchluß, den ganzen Umkreis der Geſchichte, von Jeſu Zeiten an (womit ſich die moraliſche Bilderbibel ſchloß) bis zu den neueſten Ereigniſſen, Periodenweiſe zu verfolgen, und jede der ſechs Perioden, in welche ſich derſelbe theilen läßt, auf die Art zu behandeln, daß zuerſt ein gedrängter Umriß ihrer Hauptbegebenheiten aufgeſtellt, dann einzelne Erſcheinungen, die in ihr hervorragen, umſtändlich geſchildert würden. Jene Umriſſe ſollten alſo gleichſam das Band ſeyn, das dieſe Schilderungen zu einem Ganzen vereinigte, ſollten die Zeiten und Umſtände, denen dieſe angehören, näher bezeichnen, und wie zur richtigen Auffaſſung des Einzelnen ſo auch zur Kenntniß der Geſchichte hinführen. Dieſe Schilderungen aber, der Hauptheil des ganzen Unternehmens (worauf auch der Titel dieſes Werkes hindeutet), ſollten das ausführlich erörtern, was jene Umriſſe nur leiſe berührten, und, wäre es möglich, nicht bloß flüchtige Unterhaltung, ſondern auch dauernde Belehrung gewähren. Dabey ſollten die vorzüglichſten derſelben, beſonders ſolche, die einer künſtleriſchen Darſtellung fähig ſind, durch Kupfer anſchaulich gemacht, und auf dieſe eben der Kunſtfleiß verwendet werden, wodurch ſich die Kupfer zur moraliſchen Bilderbibel jedem Kenner empfehlen.

Dieſem Plan zufolge, der den Beyfall einſichtsvoller Beurtheiler gefunden hat, ſoll jede der oben bemerkten ſechs Perioden einen Band, und folglich das ganze Werk ſechs Bände umfaſſen. Zur Ausführung deſſelben hat ſich mein verehrter Freund, Herr Diakonus Loſſius in

Erfurt, der rühmlichſt bekannte Herausgeber der moraliſchen Bilderbibel, mit mir vereinigt. Indeſſen haben überhäufte Geſchäfte bey fortdauernder Kränklichkeit dieſen würdigen Mann bis jetzt gehindert, mitwirkenden Antheil an dieſem neuen Werke zu nehmen. Der vorliegende erſte Band iſt demnach von mir allein ausgearbeitet worden.

Derſelbe enthält, dem eben aufgeſtellten Plane gemäß, zuerſt eine Darſtellung der Hauptbegebenheiten von der Stiftung des Chriſtenthums bis zur Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs. Hierauf folgt die ausführliche Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus jener Periode, chronologiſch geordnet. Hierzu habe ich theils ſolche ausgewählt, die allgemeines Intereſſe haben, theils ſolche, die ſchon dramatiſch behandelt ſind, damit die Leſer wiſſen, was hiſtoriſch davon bekannt oder begründet iſt. Selbſt Sagen und Erzählungen, in denen ſich der Geiſt der Zeiten ſpiegelt, oder die an wichtige Ereigniſſe geknüpft ſind, habe ich aufgenommen. Auch wird wohl Niemand daran einen Anſtoß nehmen, daß nicht bloß gute und nachahmungswürdige, ſondern auch böſe und verwerfliche Charactere geſchildert werden. Jene ſtehen hier als vorleuchtende Muſter, dieſe aber als Warnungen vor jeder Entehrung unſrer Menſchenwürde.

Den Stoff zu dieſen Schilderungen habe ich aus den Quellen ſelbſt geſchöpft und dabey die beſten Hülfsmittel zu Rathe gezogen. Unzweckmäßig aber ſchien es mir, da, wo keine Verſchiedenheit der Meinungen und Anſichten Statt findet, Citate hinzuzufügen. Die Leſer, für die ich zunächſt ſchrieb, bedürfen ſolcher Nachweiſungen nicht, und auch für den Kenner, der mit den Quellen bekannt iſt, ſind ſie überflüſſig.

Die zwölf Kupfer, die dieſem Theile beygegeben ſind, werden hoffentlich den verdienten Beyfall erhalten. Möge es aber auch mir gelungen ſeyn, durch meine Arbeit die Erwartungen des Publicums zu befriedigen, das zutrauensvoll das Beginnen dieſes Unternehmens befördert hat!

Zur Erleichterung des Gebrauchs ſoll, wenn das ganze Werk vollendet ſeyn wird, ein allgemeines Regiſter daſſelbe ſchließen. Inzwiſchen iſt dieſem Bande (und eben dieß ſoll bey jedem folgenden geſchehen) ein Inhaltsverzeichniß beygefügt, und dieſes, was die Darſtellung der Hauptbegebenheiten anbetrifft, ſo eingerichtet worden, daß es von Lehrern, die ſich dieſes Buches bey dem hiſtoriſchen Unterricht bedienen wollen, als Leitfaden zur Wiederholung gebraucht werden kann.

Der folgende, oder zweyte Theil dieſes Werks, der die Periode von dem Untergang des weſtrömiſchen

ſchen Reichs bis zum Vergleich zu Verdün enthalten wird, ſoll, wenn keine hindernde Umſtände eintreten, zu Ende dieſes Jahres erſcheinen, ſo wie überhaupt das Ganze binnen möglichſt kurzen Friſten vollendet werden ſoll.

Gotha, den 1. Febr. 1815.

Chriſtian Ferdinand Schulze.

Erſte Periode

von

der Stiftung des Chriſtenthums

bis zur

Auflöſung

des weſtrömiſchen Reichs 476.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von der Stiftung des Chriſtenthums an bis zur Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs — 476.

Einleitung.

Als Jeſus geboren ward im jüdiſchen Lande, waren Römer, Parther und Deutſche unter den unabhängigen Völkern, von denen die Geſchichte redet, die wichtigſten.

Vor allen ſtrahlten die Römer hervor. Ihr Reich, deſſen Mutterſitz Italien war, ging von Luſitanien (dem heutigen Portugal) bis zum Euphrat, und von den Sandwüſten Africas bis zum Rhein und der Donau und ſpäterhin bis zum heutigen Schottland. Es umfaßte alſo in Europa, auſſer Italien, Luſitanien, Hiſpanien, Gallien, ſpäterhin auch Britannien, Helvetien, den ſüdweſtlichen Theil von Deutſchland, Panonien, Möſien, Thracien, Macedonien, Illyrien, Griechenland und alle Inſeln des mittelländiſchen und ägeiſchen Meeres; in Aſien, Kleinaſien, Phönicien, Judäa und Syrien bis an den Euphrat; in Africa, Aegypten und die ganze Nordküſte bis zum weſtlichen Mauritanien. Dieſes große Reich, aufgerichtet durch die Tugenden ſeiner Bürger, durch langgenährte Kriegserfahrung, durch ſchlaue Politik und durch begünſtigendes Glück; dann aufrecht erhalten durch das Schrecken ſeines Namens, durch die Kraft ſeiner Legionen und durch die weiſen Einrichtungen in ſeinem Innern — fing nun unter der Laſt ſeiner eigenen Größe und unter den Folgen eines zerſtörenden Sittenverderbniſſes zu wanken an. Eben daher war es auch, kurz vor Jeſu Geburt, unter die Gewalt eines Einzigen gerathen, nachdem es über ſieben Jahrhunderte erſt unter Königen, denn als Freyſtaat ſich ausgebildet hatte.

Die Parther, das zweyte der genannten Völker, herrſchten in Aſien vom Euphrat (der öſtlichen Grenze des römiſchen Reichs) bis zum Indus, und vom indiſchen bis zum caspiſchen Meere. Ihre Hauptſtadt war Cteſiphon. Den erſten Grund zu dieſem Reiche hatte Arſaces gelegt, der ums Jahr 250 v. Chr. die Parther von der ſyriſchen Oberherrſchaft befreyte; zur Sicherung ſeiner Selbſtſtändigkeit gelangte es durch den Sieg, den Arſaces II. im Jahr 238 v. Chr. über den ſyriſchen König Seleucus erfocht (ein Sieg, der als Anfang der Herrſchaft der Arſaciden betrachtet wird); ſeine Größe aber erhielt es durch die Einverleibung des bactriſchen Reichs, das der Arſacide Mithridates I. (164 v. Chr.) eroberte. Mit furchtbarer Macht und abwechſelndem Glücke hatte es ſchon oft den Kampf gegen Rom beſtanden, als zu den Zeiten, von welchen unſere Erzählung anhebt, innere Uneinigkeit und ſtürmiſcher Regentenwechſel die Parther ſchwächte und den Römern Einfluß auf ihre innern Angelegenheiten geſtattete.

Das dritte unabhängige Volk, deſſen die Geſchichte zu Jeſu Zeiten erwähnt, waren die Deutſchen, oder die verſchiedenen Völkerſchaften, die zwiſchen dem Rhein und der Donau bis ans baldiſche Meer hin wohnten. Unbeſtimmt waren die Grenzen gegen Oſten. Traurig und armſelig war dieſes Land. Das Clima war rauh, der Boden voll Wälder, Seen und Moräſte; des tragbaren Landes gab es wenig, aber viel Weideplätze und noch mehrere Jagdbezirke. Die deutſchen Völker ſelbſt, nie zu einem Ganzen vereinigt, zeichneten ſich aus durch Leibesgröße, röthliches Haar, blauliche Augen, mächtigen Gliederbau, durch wilden Muth und feurige Liebe zur Freyheit. Zufolge der Beſchreibung, die Tacitus, ein römiſcher

Schriftſteller, von ihnen hinterlaſſen hat, waren ſie zwar auf einer niedern Stufe der Cultur, aber keineswegs Barbaren; denn es beſtand unter ihnen eine geſellſchaftliche Verfaſſung, ordentliche Ehen, Unterſchied der Stände (oder der Edeln, der Freyen und Leibeignen), Gemeindeverſammlungen, nach und nach auch Völkervereine. Die wichtigſten Völkerſchaften unter ihnen waren zur Zeit Jeſu: die Cherusceer am Harz, die Marcomannen in Böhmen, die Quaden in Mähren; dann die Catten im Heſſiſchen, die Brukterer an der Lippe und Ems, die Friſier und Chaucer an der Nordſee, die Hermunduren zwiſchen der Elbe und Saale, die Gothen an der Oſtſee. Im Innern von Deutſchland, nach Nordoſten hin, wohnten die Sueven, — ein Name, der alle den Römern nicht näher bekannt gewordenen Völker begriff. Aufgereizt durch Wanderungsluſt: denn ihr ärmlicher Boden konnte ſie nicht faſſen und ihr Muth trieb ſie vorwärts; dann in Bewegung erhalten durch die Eroberungsſucht der Römer, und durch Bekanntſchaft mit der Anmuth eines ſüdlichern Himmelsſtrichs, wurden ſie allmählich aus verachteten Barbaren Roms gefährlichſte Feinde.

Der ſittliche und religiöſe Zuſtand aller dieſer Völker war verſchieden. — Die Deutſchen waren

ren unverdorbene Kinder einer rohen aber bildungsfähigen Natur; einfach in ihren Sitten und Bedürfniſſen. Selbſt ihre Edeln, nur mit Krieg und Jagd, oder mit gemeinſamen Berathſchlagungen, oder mit Spiel und Trunk beſchäftigt, kannten und fühlten nicht den Werth einer höhern Geiſtesentwickelung. Ihre Gottheiten waren Sonne und Mond, Erde und Feuer, oder die Geiſter ihrer abgeſchiedenen Helden; ihre oberſte Gottheit nannten ſie Wodan (Allvater). Götterſtatuen hatten ſie nicht, denn es fehlte ihnen die Kunſt, ſie zu bilden. Opfer, ſelbſt Menſchenopfer waren unter ihnen nicht ungewöhnlich; Aberglaube und Vorſpiegelung der Prieſter leitete ſie. — Die Parther waren ein rohes, wildes Volk; nur als Krieger, beſonders durch ihre Reuterey ausgezeichnet. Kenntniß der griechiſchen Litteratur mag unter ihren Vornehmen geblüht haben; aber ſie trug keine erſprieslichen Früchte. Ihre Religion war die Religion der Magier, oder Feueranbeter; nähere Nachrichten hierüber mangeln. — Am gebildetſten waren die Römer. Künſte und Wiſſen- chaften prangten unter ihnen; alles, was die Griechen und andre gebildete Völker Großes und Schönes erwirkt hatten, hatten ſie ſich angeeignet; nd denkende Männer ſuchten dieß zur Verbrei- ung wahrer Aufklärung zu nützen. Aber verge- ens! Die Tugenden der Vorfahren, Zufriedendenheit mit Wenigem, hoher Muth in Gefahren, Anhänglichkeit an die Geſetze, Aufopferungen fürs Vaterland, waren den entehrenden Laſtern der Habſucht, Ueppigkeit und Verkäuflichkeit gewichen. Beſonders traurig war ihr Religionszuſtand. Von Alters her herrſchte unter ihnen Vielgötterey, oder der Kinderglaube an eine Menge übermenſchlicher Weſen von guten und böſen Eigenſchaften, die, den Menſchen immer nahe, ihren Willen durch Wunderzeichen, durch den Flug der Vögel, das Freſſen der Hühner und die Eingeweide der Opferthiere kund thäten, und deren Gnade man durch Opfer, Gelübde, Weihungen und Reinigungen erwerben könnte. In früheren Zeiten hatte dieſer Glaube, wie irrig und mangelhaft er auch war, heilſamen Einfluß auf das Betragen der Bürger und auf die Leitung der Staatsangelegenheiten behauptet; jetzt aber hatte er dieſe wohlthätige Wirkſamkeit verloren. Dem Denkenden war er ein Gegenſtand philoſophiſcher Zweifel, von dem Leichtſinnigen wurde er verſpottet, dem gemeinen Haufen gab er nicht mehr Freude und Hoffnung, noch Furcht und Schrecken; allen war er unzureichend. So ſuchte nun die Menge das Bedürfniß der Religion, das jeder Menſch früher oder ſpäter in ſeinem Leben fühlt, dadurch zu befriedigen, daß ſie ſich jeder Art von Aberglauben hingab. — Selbſt die Juden, ſchon damals dem römiſchen Reiche einverleibt,

leibt, waren einer Religionsverbeſſerung bedürftig. Zwar beſtand unter ihnen der ihren Vätern verkündigte Glaube an Einen Gott, den Schöpfer und Regierer Himmels und der Erden, den ſie als ihren König und Herrn betrachteten, und herrliche Andeutungen einer Geiſt und Herz erhebenden Verehrung Gottes ließen ſich daraus entwickeln; aber der Sectengeiſt hatte ſich dieſes einfachen Glaubens bemächtigt, hatte ihn mit unnützen Lehrſätzen überladen und zu einem leeren Ceremoniendienſt herabgewürdigt.

Wie wohlthätig war daher eine Religion, die auf erleuchtete Anſichten von Gott und Menſchen gegründet, wahre Gottes- und Menſchenliebe lehrt, und zu dem Himmel, von dem ſie ſtammt, ihre Verehrer hinführt. Und ſo iſt das Chriſtenthum der Welt erſchienen! Es hat richtige Begriffe über Gott und ſeine Verehrung geoffenbaret; es hat die Menſchen gelehrt in ihren Mitmenſchen ihre Brüder zu erkennen; es hat die Gefühle für reine, gottähnliche Tugend geweckt und geſtärkt; es hat in ſeinem Stifter und den erſten Schülern deſſelben der menſchlichen Schwäche große, nachahmungswürdige Vorbilder aufgeſtellt; es hat das Vergängliche des Irdiſchen und das Unwandelbare des Himmliſchen, es hat Leben und Unſterblichkeit ans Licht gebracht, und dadurch die Schrecken des

Todes und jeder zeitlichen Trübſal gemildert. Mag auch der menſchliche Geiſt da oder dort ſchon früher zu Wahrheiten dieſer Art erhoben haben, ſo waren ſie doch nur das Eigenthum Weniger. Erſt das Chriſtenthum brachte das, was von reinen Herzen geahnet, und höchſtens in den Schulen der Weiſen gelehrt, wurde in weitern Umſchwung und in Anwendung aufs Leben. Wie ganz anders wurde nun die Verehrung der Gottheit! Abergläubiſche Gebräuche, in deren Beobachtung man ſonſt das Weſen der Religion ſetzte, wurden abgeſchafft; die Götzenbilder wichen der Wahrheit, Gott iſt ein Geiſt; die Opfer hörten auf, die Orakel verſtummten, die Myſterien, ſonſt vielleicht Verkündiger heilſamer Wahrheiten, gingen als überflüßig oder ausgeartet zu Grunde: kurz was den früheren Weiſen nicht gelungen war, das bewirkte die eben ſo einfache als hoch erhabene Lehre Jeſu.

Wie ſehr aber dieſe Lehre den höheren Bedürfniſſen der damaligen Menſchen entſprach, wie mächtig ſie den denkenden Geiſt und die Gefühle des Herzens in Anſpruch nahm: davon gibt ſelbſt die bereitwillige Annahme derſelben, oder die ſchnelle Ausbreitung des Chriſtenthums einen nicht unverkennbaren Beweis. Gleich nach Jeſu Tode überſchritt ſeine Lehre die engen Grenzen Paläſtinas; ſchon ſeine Schüler und Freunde brachten ſie trotz aller Verfolgung nach Syrien, Aegypten, Kleinaſien, Griechenland, Macedonien und Italien; hierauf breitete ſie ſich in allen Provinzen und unter allen Ständen des römiſchen Reichs aus; und im erſten Viertel des vierten Jahrhunderts wurde ſie aus einer geduldeten und oft bedrückten und verfolgten Secte zur herrſchenden Religion im römiſchen Reiche erhoben. Indeſſen bewirkte dieß nicht bloß die Macht der Wahrheit — denn Wahrheit wird öfter verſchmäht, als in ihrer Würde anerkannt — ſondern es kamen auch, nach der weiſen Leitung der ewigen Vorſehung, mehrere Zeitumſtände hinzu.

Zu ſolchen Zeitumſtänden, wodurch die ſchnelle Ausbreitung des Chriſtenthums befördert wurde, gehört zuerſt die weite Ausdehnung des römiſchen Reichs, wodurch die entfernteſten und gebildetſten Länder in Verbindung gebracht waren; dann die Waffenruhe, die damals nach erſchöpfenden Bürgerkriegen, wenn auch nicht ganz allgemein, doch weit anhaltender herrſchte, als vor der Regierung des Auguſtus; ferner die Duldſamkeit, welche die Römer theils aus Aufklärung, theils aus dem Aberglauben, der jede fremde Gottheit bereitwillig aufnahm, gegen neue Lehren bewieſen. Viertens ward damals die griechiſche Sprache in dem ganzen Umkreis des römiſchen Reichs geredet, ſo daß alſo die Boten des Evangeliums ſich überall leicht mittheilen konnten. Fünftens waren die Juden, durch ihre Religion und durch ihre Erwartungen eines Erretters (oder Meſſias) am erſten für die neue Lehre empfänglich, ſchon ſeit den Zeiten der ſyriſchen Könige durch die ganze römiſche Welt zerſtreut, und ihre Lehr- und Bethäuſer (Synagogen) waren auch den Heyden geöffnet; demnach konnten alſo dieſe wie jene die neue Lehre, die hier vorgetragen wurde, leicht auffaſſen und verſtehen. Hierzu kam endlich noch das lobenswerthe Betragen der erſten Chriſten; ihre feſte Anhänglichkeit an ihren Glauben, ihr hoher Muth und ihre himmliſche Freudigkeit, wenn ſie um deſſenwillen Verfolgungen, Martern und Tod erleiden mußten; ihre brüderliche Fürſorge für die Witwen und Waiſen ihrer verſtorbenen Mitchriſten, und ihr lebendiges Streben, die Religion Jeſu, die ſie als Sache Gottes erkannten, eifrigſt zu verbreiten. Dieſes Streben wirkte auch ſpäterhin noch fort, da ſchon der erſte Enthuſiasmus erkaltet war; und wenn dann Belehrung und Ueberzeugung nicht ausreichte, ſo wurden das Beyſpiel der Vornehmen, das Machtgebot der Gewaltigen, oder die eigennützige Rückſicht auf zeitliche Vortheile mächtige Hebel zur immer weitern Ausbreitung des Chriſtenthums.

Allerdings war dieß der Würde des Chriſtenthums entgegen, das nur da, wo es mit reinem Herzen empfangen und gepflegt wird, ſeine ſchönſten Früchte trägt. Noch mehr aber ſchadete es demſelben, daß ihm viele fremdartige Meinungen und Lehren aufgedrungen wurden. Und dieß geſchah ſchon frühzeitig. Denn mit dem Uebertritt zum Chriſtenthum wurden die Bekenner desſelben nicht auf einmal andre Menſchen. Wie ſie ihre Neigungen und Leidenſchaften in dasſelbe übertrugen, ſo auch ihre Meinungen und philoſophiſchen Anſichten, welche ſie dann zur Erklärung, Umdeutung und Empfehlung der neuen Lehre anwendeten. Freylich mochten viele unter den Gelehrten im römiſchen Reiche nur dadurch für die Lehre des Chriſtenthums gewonnen werden, daß dieſe umkleidet mit den herrſchenden Vorſtellungen des Zeitalters erſchien; aber gewiß iſt es auch, daß auf dieſe Art das Chriſtenthum vieles von ſeiner urſprünglichen Lauterkeit und Einfachheit verlor, mit einer Menge Spitzfindigkeiten überhäuft und jeder Umdeutung preis gegeben wurde.

Die Wahrheit aller hier angedeuteten Bemerkungen über die Wohlthätigkeit und frühzeitige Entſtellung des Chriſtenthums, ſo wie über den politiſchen und moraliſchen Zuſtand der Hauptvölker damaliger Zeiten ergibt ſich aus der Geſchichte.

Wir gehen daher zur nähern Darſtellung derſelben fort. Hierbey aber folgen wir vorzüglich der Geſchichte der Römer, weil dieſe gleichſam im Mittelpunct aller damaligen Ereigniſſe ſteht, und weil alſo die Geſchichte aller andern Völker jener Zeiten leicht an dieſelbe geknüpft werden kann.

Erſtes Kapitel.

Vom Kaiſer Auguſtus bis zum Veſpaſian im Jahre 70 nach Chriſti Geburt.

Kurz vor Jeſu Geburt war Rom, nach langen und blutigen Kämpfen und großen Zerrüttungen in ſeinem Innern, zu einem monarchiſchen Staate umgebildet worden. Zwar dauerte dem äuſſern Anſchein nach die vorige Verfaſſung fort: es blieb der Name der Republik, es blieben die vorigen Abtheilungen der Bürger, die alten obrigkeitlichen Aemter, die Rathsverſammlungen; aber alle Gewalt lag in den Händen eines Einzigen, der Princeps, Imperator oder Cäſar (Kaiſer) hieß, und von deſſen Willen der Wohlſtand oder Untergang vieler Millionen Menſchen abhing.

Dieſe Umbildung hatte Auguſtus, vorher Octavian genannt, geleitet von dem tapfern Agrippa und von dem ſchlauen Mäcenas, zu Stande gebracht.

bracht. Durch Mord, Krieg und Argliſt hatte er ſeine Gegner unterdrückt: die eifrigſten Republikaner hatte er in Schlachten oder durch Achtserklärungen vertilgt; die übrigen Vornehmen, größtentheils ſclaviſch geſinnt, waren durch Reichthümer und Ehrenſtellen, das Heer durch Geſchenke, das Volk durch Getraideſpenden, die Provinzen durch Ausſichten auf Ruhe und mildere Behandlung, alle durch die Süßigkeiten des Friedens gewonnen worden. So war Auguſtus zur Regierung gelangt!

Aber über die Art, wie er ſie verwaltete, konnte man leicht die Art vergeſſen, wie er ſie erlangt hatte. Alles, was die ungewohnte Gewalt Verhaßtes haben konnte, verbarg er ſorgfältig. Er ließ das alte Gerüſte der Republik unangetaſtet, wollte nur erſter Staatsbeamter ſcheinen, und ſorgte um ſo eifriger für das gemeine Beſte, je mehr ſein eigner Wohlſtand den Wohlſtand des Staates erheiſchte. Er machte daher der innern Zwietracht ein Ende, ſtellte die öffentliche Sicherheit wieder her, beſchränkte die Willkühr der Statthalter in den Provinzen, verbeſſerte die Rechtspflege und äußere Zucht, beförderte den Flor der Künſte und Wiſſenſchaften, ließ neue Heerſtraßen anlegen, andere ausbeſſern, und viele große Bauten, vorzüglich zu Rom aufführen: kurz er umfaßte mit ſcharfem Blick und ſeltener Thätigkeit das Ganze und deſſen einzelne Theile, und der römiſche Staat befand ſich unter ihm in einem blühenden Zuſtand. Kein Wunder alſo, daß er den Namen „Vater des Vaterlands“ erhielt und daß man ihm die Macht ertheilte, die Republik nach Gutdünken zu beherrſchen. Dennoch fehlte es nicht an Verſchwörungen, die gegen ihn angeſponnen wurden; aber er wußte ſie durch ſtrenge Aufſicht zu entdecken und bald durch gewaltſame Maßregeln, bald durch Milde zu unterdrücken. *)

Im Innern ſeines Reichs blieb während ſeiner langen Regierung der Friede herrſchend; nur an den Grenzen regte ſich der Krieg, und größtentheils zum Vortheil der Römer. Das nördliche Spanien und das ſüdweſtliche Gallien wurden beſiegt; ein Fürſt der Parther, Namens Phraates, ſchickte die Fahnen, die die Parther früherhin den Römern abgenommen hatten, dem Auguſtus zurück, um durch ihn den parthiſchen Thron zu behaupten. Dagegen mißlang der Feldzug gegen das glückliche Arabien (24 nach Chr.), und noch mehr die Unternehmungen gegen Deutſchland.

Schon

---

*) Ein Beyſpiel hiervon liefert die erſte Erzählung im zweyten Abſchnitt unter dem Titel: „Auguſtus und Cinna“.

Schon Julius Cäſar, Auguſts Großoheim, hatte verſucht, von Gallien aus Eroberungen in Deutſchland zu machen. Er war zweymal über den Niederrhein geſetzt, hatte den römiſchen Waffen Achtung verſchafft, und Deutſche in römiſche Kriegsdienſte aufgenommen. Auguſtus ſetzte dieſe Verſuche fort, und brachte die Länder vom Rhein bis zur Weſer und von den Alpen bis zur Donau unter römiſche Herrſchaft. Dadurch kam römiſche Cultur unter die Deutſchen. Sie lernten von den Römern Handwerke, Handlung, Schreibekunſt, Kriegszucht. Aber ihr Freyheitsſinn ward dadurch nicht ſo gebeugt, daß ſie auch römiſche Bedrückungen geduldig ertrugen. Es gelang daher dem Arminius (oder Hermann), einem tapfern und patriotiſch geſinnten Anführer der Cheruſcer, eine Verbindung mehrerer deutſchen Völkerſchaften zu bewerkſtelligen, und den Römern in dem teutoburger Walde eine Niederlage beyzubringen (9 J. nach Chr.), wodurch deren Herrſchaft in Niederdeutſchland ein Ende gemacht wurde. *) Ganz Rom gerieth hierüber in großes Schrecken; ſchon fürchtete man den Einbruch der Deutſchen in Italien: aber dieſe mit ihrem Siege zufrieden drangen nicht weiter vor. Auguſtus ſelbſt traf kräftige Vor-

---

*) Mehreres hierüber enthält die zweyte Erzählung im zweyten Abſchnitt unter dem Titel, „Arminius, der Retter der deutſchen Freyheit“.

Vorkehrungen, und wurde durch eben dieſe Niederlage, die ihn anfangs betäubte, immer mehr überzeugt, daß es beſſer ſey, den ſchon erlangten Länderbeſitz zu ſichern, als das Reich durch neue Ländermaſſen zu vergrößern.

Leibliche Kinder hatte Auguſtus nicht, ausgenommen eine einzige Tochter Julia, deren Ausſchweifungen ihm großen Kummer verurſachten. Die Jünglinge, die er an Kindesſtatt angenommen hatte, raubte ihm ein frühzeitiger und gewaltſamer Tod, und es blieb ihm niemand übrig, als ſein Stiefſohn Tiberius, den er nicht aus Liebe, ſondern aus Willfährigkeit gegen ſeine Gemahlin Livia, Tibers Mutter, erſt an Kindesſtatt und dann zum Mitregenten angenommen hatte. Endlich nach einer vierundvierzigjährigen Regierung, im 76. Jahre ſeines Alters (14 Jahre nach Chr. Geb.) ſtarb Auguſtus, nicht glücklich in ſeinen häuslichen Verhältniſſen, aber glücklich als Regent, und nach ſeinem Tode vergöttert.

Alles, was er an Anſehen und Würden beſeſſen, war nur als ſein perſönliches Eigenthum anzuſehen. An eine Erblichkeit der Regierung, die nie im römiſchen Staate geſetzlich wurde, war damals noch viel weniger zu denken. Gleichwohl wurde es dem Tiberius, der in ſeinen frühern

Jahren Beweiſe kriegeriſcher Geſchicklichkeiten gegeben, ſchon ſeit einigen Jahren an der Spitze der Geſchäfte ſich befunden, und die kaiſerliche Leibwache (die Prätorianer) für ſich gewonnen hatte, leicht, die Regierung an ſich zu reißen. Aber er blieb dabey nicht ſtehen. Seine finſtre und herrſchſüchtige Gemüthsart, und die Entartung der Römer, die ſeit vierundvierzig Jahren an Unterwerfung und Schmeicheley gewöhnt waren, führte ihn zu dem ſchrecklichen Despotismus, der von nun an, mit wenigen Ausnahmen, Rom bedrückte. Er vereinigte daher die Prätorianer in einem befeſtigten Lager bey Rom, hob die Volksverſammlungen auf, übertrug die Rechte derſelben dem abhängigen und ſklaviſchgeſinnten Senat, dehnte ferner das Geſetz wegen Beleidigung der Majeſtät, das bisher nur auf Handlungen gegen den Staat angewendet worden war, auf alle Handlungen, Worte und Mienen, die den Kaiſer beleidigen konnten, aus, ermunterte Ankläger durch Belohnungen, und ließ alle, die ihm verdächtig waren, ohne Unterſuchung des angeſchuldigten Verbrechens verbannen oder hinrichten. — Freylich muß man zu ſeinem Lobe geſtehen, daß er über die Beobachtung der Geſetze wachte, daß er die Provinzen in Schutz nahm und ihre Laſten milderte, daß er die Einkünfte in Ordnung und überhaupt die Würde und den Wohlſtand des Reichs aufrecht erhielt. Aber wie viel verliert dieſes Lob, wenn wir ihn in ſeinem Leben und Wirken betrachten! Die Gerechtigkeit und Achtung der Geſetze, die er von andern verlangte, verleugnete er in ſeinen eignen Handlungen; voll Verſtellung und Argwohn, voll Rachſucht und Blutdurſt fürchtete und verfolgte er jedes ausgezeichnete Verdienſt, namentlich ſeinen angenommenen Sohn, den edlen Germanicus, der ſich durch Kriegsthaten in Deutſchland hervorthat, indem er, die Niederlage des Varus rächend, bis an die Weſer vordrang. — In Rom blieb Tiberius nur bis zum 12. Jahre ſeiner Regierung; die übrige Zeit brachte er theils auf ſeinen Landgütern, theils auf der kleinen Inſel Carreä, nicht weit von Miſenum zu, wo er nach Tyrannen Weiſe in Furcht und Angſt unnatürlichen Lüſten fröhnte. Indeſſen fuhr er fort, Rom durch blutdürſtige Befehle zu ſchrecken, bis er nach einer dreyundzwanzigjährigen Regierung im 78. Jahre ſeines Lebens, (37 nach Chr.), ſtarb.

Noch ärger wütheten nach ihm Caligula, Claudius und Nero, die meiſtens gut anfingen, aber als Tiger zu regieren aufhörten.

Caligula (von 37 bis 41), ein Sohn des edeln Germanicus, fiel im achten Monate ſeiner Regierung in eine Krankheit, die ſeinen ſchwachen

Verſtand ganz zerſtörte. Von nun an zeigte er nichts als raſende Verſchwendung und niederträchtige Habſucht, unnatürliche Wolluſt und blutdürſtige Grauſamkeit. Unſinnig in ſeinen Reden und Handlungen äuſſerte er den Wunſch, daß das ganze römiſche Volk nur Einen Kopf haben möchte, damit er es mit Einem Streiche zu Boden ſchlagen könnte. Nach vier Jahren wurde er ermordet.

Claudius, ſein Oheim (von 41 — 54), von den Soldaten zum Thron erhoben, überließ die Regierung ſeinen Freygelaſſenen und Frauen, der unzüchtigen Meſſalina und der herrſchſüchtigen Agrippina. Er ſelbſt, ſchwach an Verſtande, aber ein tückiſcher Menſch und in ſeinen Launen fürchterlich, beſchäftigte ſich mit üppigen Gaſtmählern, und Erfindung unnützer Buchſtaben, und hatte ſeine Freude an dem Anblick der Sterbenden. Durch vergiftete Pilze, die ihm ſeine zweyte Gemahlin Agrippina reichen ließ, und durch eine vergiftete Feder, die ihm ſein Leibarzt Xenophon in den Hals ſtieß, wurde er im 64. Jahre ſeines Lebens getödtet *).

---

*) Wo große Laſter herrſchen, erheben ſich oft auch große Tugenden. Einen Beweis hiervon giebt die hochſinnige Arria. Man leſe die dritte Erzählung im zweyten Abſchnitt

Nero (reg. von 54 bis 68), ſein Stiefſohn, erſt 17 Jahre alt, als er zum Thron gelangte, zeigte ſich, nachdem er die ihn anfangs leitende Furcht vor ſeiner Mutter und ſeinem Lehrer Seneca überwunden hatte, als den ſchamloſeſten Tyrannen. Bruder, Mutter, Lehrer, Gattin und die edelſten Menſchen wurden auf ſeinen Befehl getödtet; Rom ließ er anbrennen, um das Schauſpiel des brennenden Troja zu haben, und ſchob die Schuld dieſes Brandes auf die Chriſten, die deshalb ſchreckliche Verfolgungen leiden mußten *). Uneingedenk ſeiner Würde, durchzog er Griechenland als Sänger und Harfeniſt; in Rom ſelbſt trat er als Schauſpieler auf, und wehe dem, der das Theater verließ, während er ſpielte! Um ſeine raſende Verſchwendung zu befriedigen, plünderte er den Staatsſchatz, die Tempel und das Privatvermögen ſeiner Unterthanen; ja er ſcheute ſich nicht, jedem, dem er ein Amt übertrug einzuſchärfen: „du weißt, was ich brauche; laß es unſre Sorge ſeyn, daß niemand etwas übrig behält". Erſt nach 13 Jahren brach der Aufſtand gegen ihn los; anfangs in Gallien, dann in Spanien, wo Galba von der Armee zum Kaiſer ausgerufen wurde. Bald

---

*) Eine ausführliche Darſtellung der Schandthaten des Nero, oder der Ermordung des Britannicus, der Agrippina, der Octavia, des Seneca, ſo wie der Feuersbrunſt zu Rom findet ſich im zweyten Abſchnitt dieſes Bandes.

Bald darauf verbreitete ſich die Flamme des Aufſtands durch das ganze Reich; und nun erſt faßte der feige Senat Muth, den Nero zu verurtheilen, der flüchtig und der Verzweifelung hingegeben, ſich endlich von einem ſeiner Freygelaſſenen tödten ließ *). Mit ihm ſtarb das ganze Haus der Cäſarn aus.

Große Stürme folgten. Die Armeen im Weſten und Oſten ſetzten Kaiſer ein und ab; und ehe zwey Jahre vergingen, ward der Thron viermal vergeben.

Zuerſt gelangte zu demſelben **Galba** (vom 6. April 68 bis 15. Januar 69), vorher Statthalter in Spanien, ein Greis von 72 Jahren, geitzig und bis zur Grauſamkeit ſtreng. — Ihm folgte **Otho** (vom 15. Januar bis zum 16. April 69), ein ausgelaſſener Weichling (er trug zuerſt falſches Haar), den die Prätorianer zu Rom gegen den ihnen verhaßten Galba erhoben hatten. — Aber ſchon hatten die Armeen in Deutſchland ihren Oberanführer **Vitellius** zum Kaiſer erwählt. Dieſer ſchlägt den Otho (der ſich darauf ſelbſt entleibt), kommt nach Rom, und bezeichnet ſeine Regierung durch zügelloſe Schwelgerey (16. April bis 20. Dec. 69). Doch die Armeen im Orient wollen ihren Brüdern in Spanien, Italien und Deutſchland nicht nachſtehen. Sie erwählen ihren Oberanführer, Flavius Veſpaſianus, der eben Jeruſalem belagerte, zum Kaiſer. Ein Theil von ihnen rückt nach Italien; die Anhänger der Gegenparthey werden geſchlagen; Rom wird erobert, Vitellius getödtet und Veſpaſianus bleibt Kaiſer.

---

*) Man leſe unten im zweyten Abſchnitt die Erzählung vom Tod des Nero.

Erwägt man dieſe Vorgänge, ſo weiß man nicht, ob man mehr über die Laſterhaftigkeit der Regenten, oder über das muthloſe Dulden der Unterthanen erſtaunen ſoll. Beydes iſt wenigſtens in gleichem Grade auffallend; aber doch nicht unerklärlich. Das Sittenverderbniß, das in Rom ſo fürchterlich überhand genommen hatte, mußte doppelt fürchterlich bey denen erſcheinen, denen alle Mittel, ihre Lüſte zu befriedigen, zu Gebote ſtanden; und da ferner der Kaiſergewalt gar keine beſtimmten Grenzen vorgeſchrieben waren, ſo mußte das Ungezügelte derſelben leicht zu den roheſten Ausſchweifungen hinreißen. Eben ſo läßt ſich auch das muthloſe Dulden von Seiten der Unterthanen erklären. Die blutgierige Wuth der Tyrannen traf eigentlich nur Rom, und hier nur die Vornehmen und Reichen, von denen die meiſten einem niedrigen Sklavenſinn hingegeben waren. Das

Volk und das Heer hatte unter den Tyrannen goldene Tage; jenes bekam Getraide und Schauſpiele, dieſes reichliche Geſchenke. Auch die Provinzen litten unter den Tyrannen bey weitem nicht ſo viel, wie Rom; ja im Ganzen genommen wurde durch Milderung der Abgaben und durch Beſchränkung der Willkühr der Statthalter für ſie jetzt beſſer geſorgt, als dieß in den Zeiten der Republik geſchehen war. Nur wenn etwa ein Kaiſer, wie Nero, eine Reiſe in dieſelben machte, theilten ſie das Loos der Hauptſtadt. Auch die Macht und Würde des ganzen Staats wurde aufrecht erhalten. Unter dem Tiberius wurdeh Cappadocien in Kleinaſien und Commagene in Syrien zu römiſchen Provinzen, und unter dem Claudius und Nero wurden wichtige Eroberungen in Britannien gemacht, und der Krieg mit den Parthern und Juden glücklich geführt. Gleichwohl iſt es gewiß, daß die Laſterhaftigkeit dieſer Regenten dem Staate ungemein viel ſchadete. Denn theils durch ihr Beyſpiel — das als Beyſpiel von oben herab nicht ohne nachtheilige Wirkung bleiben konnte — theils durch die Mittel, die ſie zur Erhaltung ihrer Regierung brauchten, als Verrath, Belohnung der Angeber, blutige Gewaltthaten, Zerrüttung der Staatseinkünfte u. ſ. w. wurde immer mehr die Denkart verſchlimmert, der Patriotismus vernichtet und die Stützen des vorigen Wohlſtandes, Freyheit der Bürger, Anſehn des Senats, und Sicherheit des Lebens und Eigenthums untergraben. Ja vielleicht wäre jetzt ſchon der römiſche Staat gänzlich zerrüttet worden, hätte er nicht bey ausgedehnter Macht viel innere Lebenskraft gehabt, und das Glück genoſſen, eine Reihe guter Regenten zu erhalten, die eifrigſt für den Wohlſtand deſſelben ſorgten. Dieſe Reihe fängt mit dem Veſpaſian an und geht, mit einziger Ausnahme des Domitian, bis zu dem Tode des Marcus Aurelius.

Zweytes Kapitel.

Vom Veſpaſian bis zum Tode des Kaiſers Marcus Aurelius 70 — 180.

Flavius Veſpaſianus, (69 — 79) war ein Regent, wie ihn der römiſche Staat nach ſo ſturmvollen Zeiten brauchte. Er hatte ſich ſchon frühzeitig als einſichtsvollen und biedern Feldherrn erprobt, und Größe und Majeſtät brachten (wie ein Schriftſteller ſeiner Zeit, Plinius, ſagt) in ihm keine andre Veränderung hervor, als daß ſie ſeine Macht, Gutes zu thun, ſo groß machten, als ſchon vorher ſein Wille war. Nachdem er im Sommer des Jahres 70 nach Rom gekommen war, arbeitete er ernſtlich an der Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung. Durch kluge Wirthſchaftlichkeit und neue Beſtimmung der Abgaben half er den zerrütteten Finanzen wieder auf; die Truppen ſuchte er zum Gehorſam, die Bürger der Hauptſtadt zu guten Sitten zurückzuführen. Er vereinigte und ergänzte daher den Senat, verbeſſerte die Rechtspflege, beförderte den Kunſtfleiß und errichtete öffentliche Lehranſtalten. Man wirft ihm Geiz vor; aber gewiß mit Unrecht. Eher trift ihn der Vorwurf, daß er nicht immer ſeines Rachgefühls Meiſter war. *)

Gleich gut nach ihm regierte ſein älterer Sohn Titus (23. Junius 79 — 13. Sept. 81). Während der Regierung ſeines Vaters hatte er Jeruſalem auf eine grauſame Art zerſtört (70), und mehr Furcht als Hoffnung von ſich erregt. Aber als Regent fand er ſeine Freude im Wohlthun, und hielt den Tag für verloren, an dem er nichts Gutes gethan hatte. Mancherley Unglücksfälle, die ſich während ſeiner kurzen Regierung ereigneten, gaben ihm Gelegenheit, dieſen menſchlich ſchönen Sinn zu bewähren. Ein Ausbruch des Veſuv verwüſtete Campanien, eine Feuersbrunſt wüthete

---

*) Ein Beyſpiel hiervon enthält die Erzählung im zweiten Bändchen, „Sabinus und Epponina“.

wüthete drey Tage lang zu Rom, und eine anſteckende Krankheit folgte. Ueberall war Titus hülfreich zugegen. Eben darum verdiente er es auch, die Liebe und Wonne des menſchlichen Geſchlechts *) genannt zu werden.

Wie ganz anders regierte ſein jüngerer Bruder Domitian (13. Sept. 81 — 18. Sept. 96), ein zweyter Tiberius und Nero! Von Jugend auf lüderlich, dann argwöhniſch, ehrgeitzig, raubſüchtig und grauſam, tödtete er zuletzt Menſchen eben ſo kaltblütig, wie vorher Mücken, und doch verlangte er „Herr und Gott“ zu heißen. Seine Regierung gründete er auf Furcht und Schrecken. Er zog daher die Soldaten durch Erhöhung ihres Solds, die vorher unterdrückten Angeber durch neue Belohnungen an ſich. Um die dazu nöthigen Gelder aufzubringen, ließ er die Reichſten tödten, und kein Teſtament war gültig, in dem er nicht wenigſtens zum Miterben eingeſetzt war. Die Gelehrten wurden vertrieben, ihre Schriften verbrannt, und die ausgezeichnetſten Männer hingerichtet. Unter ihm ward Britannien erobert; aber der Eroberer dieſes Landes, der biedere Agricola, wurde bald darauf von ihm, der

es

---

*) Amor et deliciae generis humani! — Mehreres über ihn enthält die Erzählung im zweyten Abſchnitt: „Großmuth des Titus“.

es nicht leiden mochte, daß ein Andrer Ruhm einärndete, zurückgerufen und, wie wahrſcheinlich iſt, getödtet. Domitian ſelbſt, ohne Tapferkeit und Feldherrntalent, wollte als Krieger glänzen. Er griff daher (82) die Catten in Deutſchland an, floh aber zurück, als er hörte, daß ſie ſich zuſammen zogen. Den Daciern an der Donau kaufte er ſpäterhin (90) den Frieden ab. Nur das läßt ſich zum Lobe ſeiner ſchlechten Regierung ſagen, daß er die Truppen und die Statthalter in den Provinzen unter ſtrenger Aufſicht hielt, und dadurch das Reich vor inneren Zerrüttungen ſicherte. Endlich nach einer funfzehnjährigen Tyranney brach auf Veranſtaltung ſeiner Gemahlin eine Verſchwörung der Vornehmen gegen ihn aus, die ihm Thron und Leben koſtete. Nun wurde er für ehrlos erklärt, aber die von ihm geſtifteten Spiele (die capitoliniſchen) wurden beybehalten.

Ein Glück war es für Rom, daß es jetzt durch die Wahl des Senats den Nerva zum Regenten erhielt (96 — 98) einen erfahrenen Rechtsgelehrten und vortrefflichen Menſchen. Obgleich alt und ſchwächlich (er war 70 Jahre alt) that er doch, was er konnte, um die Wunden zu heilen, die Domitian dem Staate geſchlagen hatte. Er unterdrückte die Majeſtätsklagen, beſchränkte die Abgaben, vertheilte die Aecker, und krönte ſeine kurze Regierung dadurch, daß er den Trajan zum Sohn und Mitregenten annahm. Er ſtarb am 27. Januar 98.

Trajan (98 — 117), aus Spanien gebürtig, beſaß alle Eigenſchaften, die einen Fürſten groß und liebenswürdig machen. Als er auf die Nachricht von Nervas Tod, von Cöln, wo er bey der Armee ſtand, nach Rom zurückkam, umarmte er ſeine alten Freunde mit Innigkeit, verlangte von ihnen, daß ſie ihn nicht als ihren Oberherrn, ſondern als ihren Freund anſehen möchten, und verſicherte ihnen: „ihn würden ſie immer ſo finden." Späterhin überreichte er einem Oberſten der Leibwache das Schwert mit den Worten: „Für mich, wenn ich gut regiere, wider mich, wenn ich Tyrann werden ſollte!" Aber das wurde er nie, ſondern vielmehr ein wahrer Vater ſeines Volkes. Die alten Rechte des Senats, des Volkes und der Magiſtrate machte er wieder geltend; er ſchaffte die Klagen auf Majeſtätsverbrechen ab, vervollkommnete die Geſetzgebung, mäßigte oder erließ viele Auflagen in den Provinzen, ſtiftete Erziehungsanſtalten für arme Kinder, legte gute Heerſtraßen an, errichtete große und herrliche Denkmähler. Auch als Feldherr war er groß! In zwey Kriegen mit den Daciern an der Donau befreyte er zuerſt (103) Rom von dem Tribut, den

Domitian ſich hatte auflegen laſſen, und verwandelte dann (105 — 107) Dacien in eine römiſche Provinz. Mit den Parthern führte er Krieg von 114 bis 117, angeblich wegen der Beſetzung des Throns in Armenien, aber vielleicht bloß durch ſeine allzugroße Neigung zum Kriege bewogen — denn dieſe, ſo wie ſeine Neigung zum Trunk und zu unerlaubter Liebe waren die einzigen Fehler, die man an ihm bemerkte. — In dieſen Kriegen drang er über den Euphrat und Tigris bis nach Indien vor, nahm die Hauptſtadt der Parther, Cteſiphon, ein, eroberte er das glückliche Arabien, und beſchiffte, der erſte und letzte unter allen römiſchen Feldherrn, den perſiſchen Meerbuſen. Auf der Rückreiſe nach Rom ſtarb er zu Selinus in Cilicien, im 63. Jahre ſeines Alters, nach einer 19jährigen Regierung. Seine Aſche wurde nach Rom gebracht, und unter der von ihm errichteten, vortrefflichen Säule (Columna Trajani) beygeſetzt. Und wie er ſchon bey ſeinem Leben den Beynahmen „der Beſte" erhalten hatte, ſo wurde noch lange nach ſeinem Tode ſein Andenken durch den Zuruf geehrt, der ſeinen Nachfolgern bey ihrer Thronbeſteigung entgegen ſchallte: „Sey glücklicher als Auguſtus und beſſer als Trajanus!"

Sein Nachfolger **Hadrian** (117 — 138), gleichfalls aus Spanien gebürtig, mit Trajan verwandt, und, wie es heißt, durch ein untergeſchobenes Teſtament zum Kaiſerthron befördert, war ein wohlthätiger Regent, und ein hochbegabter Menſch; aber auch voll Leidenſchaftlichkeiten und Launen, die ihn häufig über die Grenze des Rechts führten. Als Regent ſtrebte er vorzüglich dahin, die Grenzvölker dem römiſchen Staate unſchädlich zu machen und ſeine Unterthanen durch die Segnungen des Friedens zu beglücken. Er gab daher Trajans Eroberungen in den Morgenländern auf und machte den Euphrat wiederum zur öſtlichen Grenze des römiſchen Reichs. Die Provinz Dacien an der Donau behielt er, weil ſich viele römiſche Bürger in derſelben niedergelaſſen hatten; aber die Brücke, die Trajan mit vieler Mühe und Koſten dort erbauet hatte, ließ er wenigſtens zum Theil abbrechen, damit die Barbaren nicht in das römiſche Gebiet einfallen möchten. Dagegen ließ er im nördlichen Britannien eine zwanzig Meilen lange Mauer aufführen, um den Andrang der kriegeriſchen Caledonier aufzuhalten. Nur einmal führte er Krieg, und gezwungen, um die Juden, die ſich empört hatten, zur Ruhe zu bringen (132 — 135). Deſto mehr that er für den Wohlſtand des Innern. Er verminderte die Abgaben durch das ganze Reich, erleichterte die Laſten der Provinzen, erklärte, daß die verwirkten Güter verurtheilter Perſonen nicht in ſeine Kaſſen, ſondern in den allgemeinen Schatz fallen ſollten; er verbeſſerte ferner die Juſtiz und Polizey, ſorgte für Künſte und Wiſſenſchaften, indem er Lehrer beſoldete und Bibliotheken anlegte; er erweiterte und vermehrte die von Trajan gegründeten Anſtalten zur Erziehung armer Kinder, milderte das oft harte Loos der Sklaven, machte den Anfang zu einem Geſetzbuch (edictum perpetuum), und gab der kaiſerlichen Macht durch Anordnung eines geheimen Raths (Consistorium principis) und durch Errichtung neuer Hof-Staats- und Kriegsämter beſtimmtere Formen. Um den Zuſtand und die Bedürfniſſe ſeines Reiches näher kennen zu lernen, bereiſte er 15 Jahre lang (von 121 — 136) ohne alles Gepränge, größtentheils zu Fuß und immer mit unbedecktem Haupte alle Provinzen, erſt die weſtlichen, dann die öſtlichen, ſpäterhin die ſüdlichen, und überall ließ er rühmliche Denkmäler ſeiner Fürſorge und Thätigkeit zurück. „Ein Kaiſer", pflegte er zu ſagen, „müſſe die Sonne nachahmen, die alle Winkel der Erde erleuchtet und erwärmet". Aber ſo wie durch Regentenſorgfalt, eben ſo zeichnete er ſich auch durch die hohen Gaben ſeines Geiſtes aus. Er konnte den Inhalt eines ganzen Buchs, wie ſchwer und verwickelt auch derſelbe ſeyn mochte, hatte er es nur einmal geleſen, auswendig wiederholen; die Namen aller Soldaten ſeiner großen Armee waren ihm bekannt; er konnte zu gleicher Zeit schreiben, ſeinen Geheimſchreibern dictiren, und mit ſeinen Miniſtern Sachen von Wichtigkeit verhandeln. Keine Wiſſenſchaft oder Kunſt war ihm fremd; aber er hatte auch die Eitelkeit und Ruhmſucht mehr darin zu ſcheinen, als er vermochte, und es war ſchwer ſich mit ihm in gelehrte Streitigkeiten einzulaſſen. Der gelehrte Favorin, den er einſt wegen eines Ausdrucks fälſchlich getadelt hatte, ſagte zu ſeinen Freunden: „Glaubt ihr wohl, daß ich mir anmaßen werde gelehrter als derjenige zu ſeyn, dem auf einen Wink dreyßig Legionen zu Gebote ſtehen?“ — Ueberhaupt war er in allem ſehr leidenſchaftlich und launenvoll. Seinen Hunden (er liebte die Jagd ſehr) ließ er Grabmähler erbauen; als ſein Liebling, der ſchöne Antinous, plötzlich geſtorben war, ließ er ihn unter die Götter verſetzen. Im 19. Jahre ſeiner Regierung verfiel er in eine ſchwere Krankheit, die ihn oft zu Verſuchen des Selbſtmordes und zu Handlungen der Grauſamkeit hintrieb. Dadurch machte er ſich zuletzt ſo verhaßt, daß, als er nach einer einundzwanzigjährigen Regierung im 63. Jahre ſeines Alters ſtarb, der Senat auf dem Punkt war, ihn für einen Tyrannen zu erklären. Doch der, den er an Sohnesſtatt und zum Nachfolger angenommen hatte, Antoninus, verhinderte dieß, und erwarb ſich dadurch den Beynamen des Frommen, oder Kindlichen (pius).

Dieſer **Antoninus Pius** (138 — 161), aus Gallien gebürtig, war einer der edelſten Regenten, die je den Herrſcherthron geſchmückt haben. Das reine Wohlwollen ſeiner Seele offenbarte ſich in der freundlichen Heiterkeit ſeiner Mienen. Unbeſcholten wie ſein Privatleben war auch ſein öffentliches Leben. Weisheit, Gerechtigkeit und Milde bezeichneten ſeine Regierung, und als Regent des mächtigſten Staates glich er dem redlichen Hausvater, der in geräuſchloſer Stille für alle Glieder ſeines Hauſes wohlthätig wirkt. Glücklich war der römiſche Staat unter ihm. Das Gute, das ſeine Vorgänger geſtiftet hatten, kam durch ihn immer mehr zur Reife; Rom genoß einen dauerhaften Frieden; die Provinzen erfreuten ſich eines blühenden Wohlſtandes. In denſelben ſtiftete er Schulen der Beredtſamkeit und Philoſophie; in Italien legte er eine Anſtalt zur Erziehung armer Mädchen an; und man hörte ihn oft ſagen: „er wolle lieber einen Bürger erhalten, als tauſend Feinde tödten". Ruhig und ſanft, wie ſein Leben, war ſein Tod. Im 73. Jahre ſeines Alters und im 23. ſeiner Regierung ſchlummerte er ein. Da betrauerte ihn die römiſche Welt als ihren Vater, und aus Ehrfurcht für ihn führten ſeine

Nachfolger ein ganzes Jahrhundert hindurch den Namen Antonin.

Dem Willen Hadrians gemäß hatte Antoninus Pius den Marcus Aurelius und Lucius Verus an Sohnesſtatt angenommen, und beyde kamen nun zugleich zur Regierung. Zum erſten Male herrſchten alſo jetzt zwey Kaiſer neben einander; aber welcher Unterſchied zwiſchen beyden! Verus (161 — 169) war roh, träge, ausſchweifend, und ſeine Neigung zum Böſen ward nur durch das höhere Anſehn des Marcus Aurelius im Zaum gehalten oder unſchädlich gemacht. Dieſer, auch Antoninus Philoſophus genannt (161 — 180) war ein Philoſoph in Lehre und Leben, voll heiligen Eifers für ſeine Pflichten; ſtreng gegen ſich, nachſichtig gegen Andre, und unermüdet thätig. Fand er auch zuweilen, aus Gefälligkeit gegen das Volk, ſich bey den öffentlichen Schauſpielen ein, ſo pflegte er während derſelben zu leſen, oder zu ſchreiben, oder mit ſeinen Miniſtern von Geſchäften zu reden. Den wahren Bedürfniſſen ſeines Volkes kam er überall liebevoll entgegen. Aber es war ſein Schickſal nicht, in ſtiller Ruhe die Früchte ſeiner Anſtrengungen reifen zu ſehen; vielmehr ſollte ſeine Tugend durch Leiden bewährt werden. Zuerſt bekümmerte ihn die Laſterhaftigkeit ſeines Collegen; dann brach ein Krieg mit den Parthern aus (162 — 165). Dieſer wurde zwar ſiegreich geendigt; aber dem heimkehrenden Heere folgte die Peſt, und mehrere Provinzen litten durch Erdbeben und Ueberſchwemmung. Darauf folgten ſtürmiſche Bewegungen unter den Völkern des Nordens. Die Marcomannen, mit mehreren deutſchen und ſarmatiſchen Völkern vereinigt, brachen in Italien ein, und drangen daſelbſt bis Aquileja vor (168). Mit Aufopferung ſeines Privatſchatzes und aller Koſtbarkeiten ſeines Hauſes, brachte Marcus Aurelius Geld und Truppen zuſammen, und nöthigte die Feinde, nachdem er ſich und die Seinigen glücklich aus den größten Gefahren errettet ſah, jenſeit der Donau ſich zurück zu ziehen (174). Während dieſes Krieges ſtarb Verus (169), und bald nach dieſem Kriege (176) erregte Avidius Caſſius, ein tapfrer Feldherr der Römer, damals Statthalter in Syrien, einen Aufſtand, der ſich aber bald mit dem Tode deſſelben endigte (Avidius Caſſius wurde von ſeinem eignen Anhang getödtet). Marcus Aurelius war deshalb nach Aſien gezogen; indeſſen erneuerten die Marcomannen mit ihren Verbündeten den Krieg (178). Er wendet ſich alſo gegen ſie; aber ehe noch dieſer Krieg geendigt iſt, ſtirbt er nach 18jähriger Regierung im 59. Jahre ſeines Alters, voll trauriger Beſorgniſſe wegen ſeines ſchlecht geſinnten Sohnes, Commodus. Die

Nachſicht gegen die Fehler der Seinigen, und namentlich gegen dieſen Commodus, den er in den letzten Jahren ſeines Lebens zum Mitregenten angenommen hatte, iſt das Einzige, was ihm zum Verwurf gemacht wird. Uebrigens verdient er das Lob eines Weiſen auf dem Throne! Den Krieg, wie viele Feldzüge er auch zu machen genöthiget war, führte er immer mit innerer Abneigung, und mitten im Kriegsgetümmel ſchrieb er die vortrefflichen „Betrachtungen über ſich ſelbſt" (die wir noch beſitzen), einen Inbegriff der beſten Regeln zur Führung eines tugendhaften Lebens.

Einhundert und zehn Jahre hindurch, von Veſpaſian bis zum Marc Aurel — mit einziger Ausnahme der funfzehnjährigen Regierung des Domitian — hatte das römiſche Reich das ſeltene Glück genoſſen, von Regenten beherrſcht zu werden, die ſich recht eifrig bemühten, ihre Unterthanen glücklich zu machen. Die Folgen hiervon waren Friede im Innern, Eintracht unter den verſchiedenen Staatsbehörden, Verbindung ſonſt unvereinbarſcheinender Dinge, der Freyheit und monarchiſcher Herrſchaft; ferner Beſchränkung der Abgaben, Begründung und Pflege heilſamer Anſtalten, Wohlſtand der Provinzen und Städte. Und dieſes Glück wurde nicht etwa nur einem kleinen Winkel der Erde, oder wenig Menſchen zu Theil, ſondern einem ganzen Reiche, das mehr als 100,000 Quadratmeilen, gegen 120 Millionen Menſchen und über 300,000 Soldaten in ſich faßte!

Allein wie viel Heilſames und Herrliches dieſe Regenten auch bewirkten, ſo vermochten ſie doch die Uebel nicht zu entfernen, an denen Rom erkrankte; denn was Jahrhunderte lang verderbt war, konnte in Jahrzehnden nicht wieder hergeſtellt werden. Dieſe Uebel aber beſtanden vornehmlich in dem großen Sittenverderbniß, und der immer mehr zunehmenden Weichlichkeit.

Seitdem in Rom nicht durch die Induſtrie der Einwohner, ſondern durch Plünderung der Länder ein ungeheurer Reichthum zuſammen gefloſſen war (und dieß war ſchon ſeit dem erſten Krieg in Aſien, 190 Jahre vor Chriſti Geburt, geſchehen), waren die Sitten der Römer von der alten Einfachheit und Unbeſcholtenheit abgewichen; und im Laufe der Zeit, unter den blutigen Bürgerkriegen und durch das vergiftende Beyſpiel ſchlechter Kaiſer, waren ſie immer mehr verſchlimmert. Unter den Reichen herrſchte Ueppigkeit, Verſchwendung, Habſucht, Verachtung der Armuth, niedriger Eigennutz; das Volk aber war ein müſſiger und feiler Haufe, der ſich jedem hingab, der ihn am beſten fütterte und am reichlichſten bezahlte.

Wo aber Ueppigkeit und Müßiggang herrſchen, da iſt der Weichlichkeit, oder Erſchlaffung an Seele und Leib, Thor und Thüre geöffnet. Dieß zeigte ſich auch in Rom. Die großen Männer wurden immer ſeltener; in keiner Wiſſenſchaft oder Kunſt wurden bedeutende Fortſchritte gemacht; Ackerbau und Induſtrie geriethen in Verfall. Dagegen vermehrte ſich die Zahl der Bedürfniſſe, die Maſſe der Sklaven, die Menge der Krankheiten. Nur die gröbſten ſinnlichen Genüſſe, als ſchwelgeriſche Mahlzeiten, blutige Fechterſpiele u. ſ. w. konnten dieß ausgemergelte Volk reizen. Die Feigheit nahm überhand, und daher niedriger Sklavenſinn gegen Machthaber, und tyranniſche Härte gegen Unterworfene. Freylich zeigten ſich dieſe Ausartungen unter ſo vortrefflichen Kaiſern wie Titus, Trajan und die beyden Antonine waren, nicht ganz in ihrer Blöße. Aus Scheu vor der hohen Tugend dieſer Imperatoren zogen ſie ſich zurück; aber ſie waren darum nicht ausgerottet, und brachen bald wieder, als ſchlechte Kaiſer den Thron beſtiegen, ſchamlos hervor.

Ein Glück für Rom war es, daß, während die andern Tugenden ſchon längſt entflohen waren, die militäriſchen Tugenden ſich noch in Uebung erhielten. Darum konnte auch das römiſche Reich, ſelbſt in ſeinem krankhaften Zuſtande noch faſt drey

Jahrhunderte lang fortdauern, und noch immer Eroberungen machen. So ward Jeruſalem im Jahre 70 von den Römern zerſtört, Britannien unterjocht (85), und Parthien, durch innere Uneinigkeit zerrüttet, in Zaum gehalten.

Dagegen wurden die deutſchen Völker immer furchtbarer. Schon unter dem Marcus Aurelius nimmt man bey ihnen Bündniſſe und Bewegungen gegen Italien hin wahr, die als Vorläufer der großen Völkerwanderung betrachtet werden können. Auch treten von nun an Völker auf, deren Namen man vorher noch nicht gehört hatte, und die mächtig gegen die römiſchen Grenzen andringen.

So kündigten ſich alſo ſchon jetzt, in einer Zeit, die als die glücklichſte Periode der Menſchheit, richtiger aber als eine glänzende Abendröthe des römiſchen Reichs dargeſtellt wird, Zeichen an, die auf eine Zerſtückelung und endliche Auflöſung dieſes Reiches hindeuteten. Noch mehr aber iſt dieß der Fall in dem nun folgenden Abſchnitt der römiſchen Geſchichte.

Drittes Kapitel.

Von dem Tode des Kaiſers Marcus Aurelius bis zu Conſtantins des Großen Alleinherrſchaft; von 180 bis zum Jahre 324.

Nach dem Tode des Marcus Aurelius kam deſſen Sohn Commodus (180 — 193) auf den römiſchen Thron. Es iſt wahr, große Männer haben ſelten große Söhne; aber nicht leicht iſt ein Sohn einem edlen Vater unähnlicher geweſen, als Commodus dem Marcus Aurelius, und faſt möchte man glauben, was das Gerücht von ihm ſagt, daß er eigentlich der Sohn eines Fechters geweſen ſey. Gleich nach ſeines Vaters Tode erkaufte er den Frieden von den Marcomannen, um deſto früher die Vergnügungen in Rom genießen; und in Rom angelangt verſtieß er die erprobten Räthe ſeines Vaters, um deſto ungeſcheuter ſich ſeinen Laſtern überlaſſen zu können. Alle Uebel der Tyranney kehrten zurück; Mord und Grauſamkeit herrſchte aufs neue; niedrigdenkende Miniſter bedrückten das Volk und der bisher zurückgehaltene Uebermuth der Leibwache (Prätorianer) brach wieder hervor, denn Commodus erlaubte ihnen alles. Er ſelbſt ergab ſich ſeiner raſenden Neigung

gung zu Thierhetzen und Fechterſpielen, und ſchämte ſich nicht, nackend auf öffentlichen Schaubühnen als Fechter aufzutreten. Erſt nach 13 Jahren, als er zuletzt auch ſeinen Hausbedienten drohete, wurde er von denſelben ermordet (im. 31. Jahre ſeines Lebens, den 31. Dec. 193.)

Seine Mörder erhoben, um ſich vor der Welt zu rechtfertigen, den Statthalter von Rom, Pertinax, auf den Thron — einen tugendhaften Mann, der Ordnung in den Staat zurückzubringen und vorzüglich die erſchöpfte Staatskaſſe wieder zu füllen ſuchte. Aber ſeine Tugenden gereichten ihm zum Verderben. Die Prätorianer, die keine Einſchränkung ihrer Ausgelaſſenheit ertragen mochten, haßten und ermordeten ihn. Er ſtarb mit dem Hochſinn eines alten Römers nach einer Regierung von 87 Tagen, im 69. Jahre ſeines Alters (28. März 193).

Jetzt ſteigen die Prätorianer auf die Wälle ihres Lagers, und boten — ſo groß war ihr Uebermuth! — den römiſchen Thron öffentlich feil. Didius Julianus, ein reicher Schwelger, eben ſo träg als ausſchweifend, kaufte ihn, indem er jedem der 16,000 Prätorianer über 1300 Thaler (oder 6250 Drachmen) angelobte. Der Senat mußte ihn als Kaiſer anerkennen. Aber die Armeen bezeigten bald ihr Misfallen über dieſen ſchnöden Handel, und es kam ihnen in den Sinn, daß auch ſie, eben ſo gut wie die Prätorianer, Kaiſer wählen könnten. So rief die Armee in Syrien ihren Anführer **Pescennius Niger**, die Armee in Britannien den dortigen römiſchen Statthalter **Clodius Albinus**, und die Armee in Pannonien (Ungarn) den **Septimius Severus**, als Kaiſer aus.

Septimius Severus (193 — 211), ein thätiger und entſchloſſener Mann, an Tapferkeit den größten Feldherrn alter Zeiten gleich, aber auch falſch, hartherzig und fähig alles ſeiner Ehrſucht aufzuopfern, verſchaffte ſich bald das Uebergewicht über ſeine Gegner. Schnell rückte er nach Italien, nahm dem **Didius Julianus** Thron und Leben (1. Jun. 193), hob die ſeitherige Leibwache auf, und errichtete eine neue, viermal ſtärkere aus ſeiner Armee. Dann zog er nach Aſien und unterdrückte den **Pescennius Niger** (Schlacht bey Iſſus, 194). Hierauf wendete er ſich gegen den **Clodius Albinus**, der bis nach Gallien vorgedrungen war, ſchlug ihn bey Lion (197), und behandelte deſſen Leichnam mit wilder Grauſamkeit. In Rom wüthete er nicht minder; doch ſorgte er auch für gerechte Verwaltung des Staates, für Geldvorrath und Lebensmittel; und ſeine

Regierung war, wenn auch ſehr hart und rauh, doch nützlich für den römiſchen Staat. Aber ſein kriegeriſcher Geiſt ließ ihn nicht lange in Rom raſten. Im Jahr 198 zog er gegen die Parther, die in Meſopotamien eingefallen waren, war glücklich gegen ſie, und plünderte ihre Hauptſtädte Cteſiphon und Seleucia. Späterhin im Jahr 208 bekriegte er die Caledonier (Bewohner des heutigen Schottlands). Dieſer Krieg, gefeuert durch Oſſians unſterbliche Geſänge, wurde mit abwechſelndem Glücke geführt. Doch brachte Septimius Severus die Caledonier in großes Bedrängniß, und ließ, um das nördliche Britannien gegen ihre Einfälle zu ſichern, einen Erdwall aufführen. Krankheit und Kummer über ſeine Söhne nagte an ſeinem Leben. Da ergriff ihn der Gedanke an das Hinfällige alles Irdiſchen. „Ich bin", rief er aus, „ich bin alles geweſen, was ein Menſch ſeyn kann, und finde, daß es nichts iſt." — Und als man ihm auf ſeinem Befehl die Urne brachte, worein ſeine Aſche kommen ſollte, ſprach er: „Kleine Urne, du ſollſt einen Mann in dich faſſen, dem die ganze Welt nicht groß genug war." Zuletzt ermahnte er ſeine Söhne, die ſich von Jugend auf anfeindeten, zur Eintracht, und ſtarb zu Eboracum (York), den 4. Febr. 211, im 66. Jahre ſeines Lebens und im 18. ſeiner Regierung.

Seine Söhne **Caracalla** und **Geta**, jener 24, dieſer 23 Jahre alt, machten ſchnell mit den Caledoniern Frieden und zogen, voll Haß gegen einander, nach Rom. Sie wollten anfangs das Reich theilen, doch der rohe **Caracalla**, ein Unmenſch, der ſchon dem Leben ſeines Vaters nachgeſtellt hatte, ließ ſeinen ſanftern Bruder **Geta** tödten (27. Febr. 212), und bald darauf auch die, die dieſen Mord nicht gut heißen wollten *). So ward Caracalla einziger Regent (212 — 217). Aber was für ein Regent! Um die Soldaten, in deren Anhänglichkeit er Sicherheit für ſich fand, zu gewinnen, überhäufte er ſie mit Geſchenken, wodurch er in einem Tage das vergeudete, was ſein Vater in achtzehn Jahren mühſam geſammelt hatte. Als es ihm darauf an Geld mangelte, ließ er Reiche ermorden, die Münze verfälſchen, und an alle ſeine freyen Unterthanen das römiſche Bürgerrecht verkaufen. Als er des Aufenthalts in Rom müde war, durchzog er die Provinzen und verheerte ſie durch Erpreßungen und Grauſamkeiten. Namentlich richtete er zu Alexandrien, wo Spottlieder auf ihn verfertigt worden waren, ein fürchterliches Blutbad an (216). Den Deutſchen kaufte er (214) den Frieden ab und die Parther reizte

---

*) Ein Opfer dieſer Grauſamkeit ward auch der edle **Papinianus**. Man ſehe unten im zweyten Abſchnitt die achte Erzählung.

reizte er durch ehrloſen Ueberfall zum Kriege. Endlich wurde er auf Anſtiften des Oberſten ſeiner Leibwache, Macrin, den er beleidigt hatte, in Syrien getödtet (4. April 217).

Macrin, von Geburt ein Africaner, in dem nichts Großes zu finden war, wurde nun von den Soldaten zum Kaiſer ernannt; aber ehe er noch Rom ſah, fand er ſeinen Untergang. Denn nachdem er den Frieden von den Parthern durch große Summen erkauft, die Vornehmen durch Zurückſetzung, die Soldaten durch unzeitige Härte beleidigt hatte, wurde er nebſt ſeinem Sohn Diadumenian, den er zum Mitregenten erwählt hatte, noch in Syrien von ſeinen aufrühreriſchen Soldaten umgebracht (8. Jun. 218).

Ein naher Verwandter Caracallas, der bey den Soldaten noch immer in gutem Andenken ſtand, Baſſian, oder gewöhnlicher Elagabal (Prieſter der Sonne), ward nun von ihnen auf den Thron geſetzt (218 — 222). Er, ein Knabe an Jahren (er war erſt 14 Jahre alt) und doch ſchon ein moraliſches Ungeheuer, ſah die Kaiſerwürde als ein Mittel an, ſeinen Hang zu viehiſchen Ausſchweifungen und raſenden Verſchwendung ganz ſchamlos zu befriedigen. Wie ein Kind freute er ſich des glänzenden Goldes. Alle ſeine

Geräthſchaften waren von Gold; wenn er ausfuhr war der Weg von ſeinem Zimmer bis dahin, wo er in den Wagen ſtieg, mit Goldſtaub beſtreut; bey jeder Mahlzeit ließ er ſeine Speiſen in goldenen Geſchirren auftragen, welche er jedesmal nach der Mahlzeit ſeinen Gäſten und Bedienten ſchenkte. Seine Lieblingsgerichte waren Zungen von Pfauen und Nachtigallen; ſeine Fiſchteiche füllte er mit Roſenwaſſer; ſeine Pferde fütterte er mit Roſinen, ſeine Hunde mit Gänſelebern. Seine Großmutter ernannte er zum Senator; für ſeine Mutter ordnete er einen weiblichen Senat an, der über Moden und Rang der römiſchen Frauen zu entſcheiden hatte. In Rom führte er den Dienſt der Sonne ein, und ließ ihr Kinder opfern. Von ſeiner Unzucht und Sittenloſigkeit ſcheut man ſich zu reden. Seine Laſter waren ſo groß, daß ſelbſt die, die um ihn waren und ſogar ſeine Leibwache dadurch beſchämt wurden. Er mußte daher ſeinen Vetter, Alexian oder Alexander Severus, einen liebenswürdigen Jüngling, zum Mitregenten annehmen, und wurde, als er dieſem Nachſtellungen bereitete, ſchmählich getödtet (11. März 222).

Alexander Severus (222 — 235) erſt 17 Jahre alt, aber ausgezeichnet durch ſanfte Sitten und große Geiſtesbildung, ganz das Gegenbild des nichtswürdigen Elagabal, regierte unter der leitung ſeiner verſtändigen Mutter und eines geheimen Rathes von ſechzehn Perſonen. Sein Hauptſtreben ging dahin, die Lüderlichkeit, die ſich unter der vorigen Regierung frech emporgehoben hatte, zu verdrängen, und Zucht und Ordnung, beſonders unter den Truppen, wieder herzuſtellen. Auch als Krieger zeichnete er ſich aus. Damals (227) war das parthiſche Reich geſtürzt und an die Stelle desſelben ein neuperſiſches Reich errichtet worden; und, der dieſes vollbracht hatte, Artaxerxes, Saſſans Sohn, war auch über die römiſchen Provinzen in Aſien, die ehemahls zu dem altperſiſchen Reiche gehört hatten, hergefallen, und ſchon bis Syrien vorgedrungen. Da machte ſich Alexander Severus gegen ihn auf, ſchlug ihn, und brachte alles Verlorene wieder unter ſeine Bothmäßigkeit (233). Gleich darauf (234) mußte er nach Gallien eilen, weil er hörte, daß deutſche Völker daſelbſt eingefallen wären. Dieſe Völker zogen ſich auf das Gerücht von ſeiner Ankunft zurück; aber unter ſeinen Truppen entſtand Meuterey, da ſie über die Strenge unwillig waren, mit der ſie zur Kriegszucht zurück geführt werden ſollten; und wie früherhin (228) Ulpian, der treue Rathgeber dieſes Kaiſers, ſo wurde er ſelbſt jetzt (235) ein Opfer ihrer raſenden Wuth. Aufgehetzt durch einen ihrer Befehlshaber, Maximin, überfielen ſie ihn in ſeinem Lager bey Mainz, und tödteten ihn in der Blüthe ſeiner Jahre, zum großen Schmerz derer, die an die längere Dauer ſeiner Regierung große Hoffnungen für den Wohlſtand des römiſchen Reiches geknüpft hatten.

Von nun an bis zu Conſtantin dem Großen folgt eine ſehr ſturmvolle Periode. Wie Schatten verdrängen ſich die Kaiſer im ſchnellen Wechſel. Oft regierten mehrere nebeneinander, viele nur einige Monate, manche nur einige Tage. Die wenigſten von ihnen zeichneten ſich aus, wie etwa ein Decius, Claudius, Aurelian, Probus, Diocletian und Conſtantius Chlorus durch gutes Wollen, hervorſtechende Talente, oder durch erfolgreiche Anordnungen; die meiſten verließen den Thron eben ſo ruhmlos, als ſie ruhmlos auf denſelben gelangt waren, und verdienen kaum einige Erwähnung.

Maximin, auf deſſen Anſtiften der liebenswürdige Alexander Severus getödtet worden war, ein roher Soldat, von rieſenmäßiger Größe und Stärke, tyranniſirte von ſeinem Lager aus den römiſchen Staat (235 — 238). Gegen ihn rief die Provinz Africa ihren achtzigjährigen Statthalter Gordian I. und deſſen gleichnamigen Sohn Gordian II. zu Kaiſern aus (April 237). Der Senat zu Rom erkannte dieſe an. Als aber letzterer in einem Gefecht getödtet, erſterer vor Gram und Alterſchwäche geſtorben war (Jul. 237): ſo ernannte der Senat, aus Furcht vor dem ſchrecklichen Maximin, die beyden Conſuln Pupien und Balbin zu Kaiſern, denen der Enkel des alten Gordian, Gordian III., ein dreyzehnjähriger Knabe, auf Verlangen des Volkes beygefügt wurde. Voll brennender Rachſucht war unterdeſſen Maximin bis vor Aquileja vorgerückt; aber hier wurde er von ſeinen aufrühreriſchen Soldaten getödtet (April 238). Ein gleiches Schickſal hatten bald darauf Pupien und Balbin, aus Abneigung der Truppen gegen die Maßregeln des Senats. Jetzt war Gordian III. allein Kaiſer, und regierte gut, ſo lange er der Leitung des redlichen Miſitheus, des Befehlshabers ſeiner Leibwache, genoß. Als aber dieſer geſtorben war, wurde er von Philipp, den er an jenes Stelle geſetzt hatte, getödtet (März 244). Dieſer Philipp, aus Arabien gebürtig, der die tauſendjährige Dauer Roms (am 21. April 247) durch glänzende Spiele feyerte, verlor gegen Decius, den die Truppen in Pannonien wider ſeinen Willen zum Kaiſer ausgerufen hatten, Thron und Leben (249). Decius, ein weiſer und thätiger Fürſt, ein Freund alter Sitten und beßrer Zeiten würdig, ſuchte im Innern des römiſchen Reichs Zucht und Ordnung wieder herzuſtellen, und den Andrang ausländiſcher Feinde (vornehmlich der Gothen) zu vereiteln. Keins von beyden gelang ihm. Die Römer ſeiner Zeit hatten ſich zu weit von den Sitten ihrer Vorfahren entfernt, als daß die Wiedereinſetzung der Cenſorwürde etwas genützt hätte, und in dem Kampf mit den Gothen, den er ſiegreich anfing, mußte er zuletzt unterliegen. In einem hitzigen Treffen mit ihnen wurde einer ſeiner Söhne getödtet. Er ſah ihn fallen, und bemerkte, daß ſeine Soldaten darüber den Muth ſinken ließen. Ohne die geringſte Betrübniß zu verrathen, rief er ihnen zu: „Kameraden, wir haben nur einen einzigen Mann verloren. Ein ſo geringer Verluſt darf euch nicht niederſchlagen". Mit dieſen Worten drang er mitten unter die Feinde, ward aber von ihnen umringt, und mit einem großen Theil der Seinigen getödtet (Dec. 251).

Nach ihm kam **Gallus** auf den Thron, der mit den Gothen einen ſchimpflichen Frieden ſchloß, und nach anderthalb Jahren (May 253) vom **Aemilian**, der die Gothen über die Donau zurück getrieben hatte, verdrängt ward. Nach vier Monaten hatte **Aemilian** dasſelbe Schickſal (Sept. 253). **Valerian**, des Gallus Rächer und Aemilians Unterdrücker, war nicht im Stande, die

Ach:

Achtung, die er ſich im Privatſtande erworben hatte, als Kaiſer zu behaupten. Von allen Seiten bedrängt, ernannte er ſeinen nichtswürdigen Sohn **Gallienus** zum Mitregenten, und im Kriege mit den Perſern, gegen die er, ein ſechzigjähriger Greis in Perſon zog, verlor er ſeine Freyheit. Er ſtarb, der erſte römiſche Kaiſer, in ſchimpflicher Gefangenſchaft.

Unter **Gallienus**, der nun allein Kaiſer hieß (260 — 268), gerieth das römiſche Reich in ſchreckliche Verwirrung. Der perſiſche König Sapores, der den Valerian gefangen genommen hatte, ernannte, zum Schimpf für die Römer, einen gemeinen Mann aus Antiochien, **Cyriades**, zum Kaiſer, und faſt in allen Provinzen traten Statthalter als Gegenkaiſer auf, während die Einfälle der Deutſchen und andrer Völker immer gefährlicher wurden. Man nennt dieſe Periode, die Periode der **dreyßig Tyrannen**, nicht weil wirklich **dreyßig** Herrſcher aufgetreten waren (man zählt deren nur 18 bis 19), ſondern in Vergleich der damaligen Lage Roms mit dem einſtmaligen Schickſal Athens. Uebrigens zeichnete ſich unter dieſen Gegenkaiſern vornehmlich **Odenatus** aus, der die Einfälle der Perſer zurückhielt, und zu Palmyra in Syrien ein Reich gründete (264), das nach ſeinem Tode ſeine hochherzige Gemahlin Zenobia noch einige Zeit aufrecht erhielt. *)

Der elenden Regierung des Gallienus machte endlich Aureolus ein Ende (268); aber den Anfang zur Wiederherſtellung der Würde des römiſchen Reichs machte Claudius II. (noch in demſelben Jahre, 268, Kaiſer) ein talentvoller und redlich geſinnter Fürſt. Er brachte den Gothen, die ſchon weit vorwärts gedrungen waren, in Möſien eine derbe Niederlage bey, und nur durch einen frühen Tod (er ſtarb an einer anſteckenden Krankheit, März 270) wurde er an weitern Unternehmungen zur Wiederherſtellung der Würde des Reichs gehindert. Was er Gutes begonnen hatte, ſetzte Aurelian, der ihm folgte (denn Quintillus, der nur 17 Tage regierte, verdient keine weitere Erwähnung), mit Heldenmuth weiter fort. Durch ihn wurde Ruhe und Ordnung wieder hergeſtellt, weshalb er auch den ehrenvollen Titel „Wiederherſteller des Reichs" erhielt. Die Gothen nöthigte er zum Frieden; die Marcomannen, die in Italien eingefallen waren, rieb er faſt gänzlich auf; die Vandalen ſchlug er an der Donau, das palmyreniſche Reich überwältigte er durch Be-

---

*) Mehreres hiervon enthält im zweyten Abſchnitt die neunte Erzählung unter der Aufſchrift: Zenobia, Kaiſerin von Palmyra.

Beſiegung und Gefangennehmung der Zenobia, und durch Zerſtörung von Palmyra; auch Aegypten, das zu demſelben gehört hatte, ferner Spanien Gallien und Britannien, wo ſich Tetricus zum Regenten aufgeworfen hatte, brachte er wiederum zum römiſchen Reiche. Die Provinz Dacien, jenſeit der Donau, die er nicht vertheidigen konnte, gab er auf. Dem Innern des Reichs ſuchte er durch gute Anordnungen aufzuhelfen; Rom umgab er mit einer Mauer; Volk und Armee hielt er durch Strenge und Freygebigkeit im Zaum; und nicht das Heer, ſondern deſſen vornehmſten Befehlshaber, die der Geheimſchreiber Mneſtheus gegen ihn eingenommen hatte, raubten ihm nach fünfjähriger Regierung (Januar 275) das Leben. Die Soldaten, die ihn geliebt hatten, wollten nun keinen ihrer Befehlshaber auf den Kaiſerthron erheben, und überließen daher dem Senate die Wahl, der nach acht Monaten (Sept. 275) den Claudius Tacitus einen ehrwürdigen Senator zum Kaiſer ernannte. Dieſer, ein Greis von 75 Jahren, zeichnete ſich durch Redlichkeit und Vaterlandsliebe aus. Sein ganzes Vermögen ſchenkte er dem Staate, und dem Senate gab er noch einmal altes Anſehn zurück. Trotz ſeines Alters zog er gegen die Alanen, die nach Kleinaſien vorgedrungen waren, und beſiegte ſie in mehreren Gefechten. Aber die Beſchwerden dieſes Feldzuges, oder eine

Men-

Meuterey ſeiner Soldaten, machte dem Leben dieſes ruhmwürdigen Greiſes ein Ende (12. April 276). Sein Bruder **Florian** konnte ſich nur zwey Monate lang als Regent behaupten; dann mußte er dem **Probus** weichen, den die Armee in Aſien zum Kaiſer ausgerufen hatte. — **Probus** (276 — 282), eines Gärtners Sohn, aus Sirmium in Pannonien gebürtig, ein vortreflicher Feldherr und Regent, vereinigte mit Aurelians Tugenden Beſcheidenheit und Milde. Er beſiegte die Franken, die in Gallien eingefallen waren (277), ging ſelbſt über den Rhein und bekriegte die Deutſchen in ihrem eignen Lande mit vielem Glück; dann (278) drang er bis Illyrien und Thracien und von da (279) durch Kleinaſien bis Syrien vor, nöthigte die Perſer zum Frieden, und unterdrückte die hier und da ausbrechenden Empörungen. Nachdem er aber Ruhe und Ordnung wieder hergeſtellt hatte, ging ſeine Sorge dahin, ſeine Soldaten nützlich zu beſchäftigen; „denn da ſie“, pflegte er zu ſagen, „von dem Staate erhalten würden, ſo müßten ſie auch für den Staat entweder kämpfen oder arbeiten“. Er ließ daher durch ſie viele Städte anlegen oder verſchönern (namentlich Sirmium, ſeine Geburtsſtadt), ferner einen Steinwall von der Donau bis zum Rhein aufführen, um die Einfälle deutſcher Völker abzuhalten, und vorzüglich in Pannonien, an den Ufern des Rheins und in Gallien Weinſtöcke anpflanzen, wodurch bleibender Nutzen geſchafft wurde. Aber die Soldaten wurden dieſer vielfachen Arbeiten bald überdrüßig, und da Probus einſt geäuſſert hatte, „er hoffe, man würde in Kurzem die Soldaten nicht mehr nöthig haben“: ſo wurden ſie dadurch ſo aufgebracht gegen ihn, daß ſie ihn in der Nähe von Sirmium tödteten (Aug. 282), nachdem er 50 Jahre gelebt und 6 Jahre regiert hatte.

Mit ſeinem Tode ſank das Anſehn des römiſchen Senats, das Tacitus erneuert, und Probus beſchützt hatte, unwiederbringlich dahin. Der General der Leibwache, Carus, ein alter Krieger, von den Soldaten zum Kaiſer erwählt, beſtieg den Thron ehe er den Senat um deſſen Beyſtimmung zu befragen. Aber deſto tapferer zeigte er ſich gegen die Sarmaten, die er in Illyrien und Thracien ſchlug, und gegen die Perſer, die er bis über den Tigris zurücktrieb. Doch mitten auf dieſer Heldenbahn tödtete ihn ein Blitzſtrahl in der Nähe von Kteſiphon (26. Dec. 283). — Seine beyden Söhne, Carinus und Numerian (jener roh und ausſchweifend, dieſer durch Wiſſenſchaften gebildet und ſittſam), die ſchon Carus zu Mitregenten angenommen hatte, wurden nun gemeinſchaftlich zu Kaiſern ernannt. Doch Numerian, der ſeinem Vater nach Aſien gefolgt war, wurde bald von den Soldaten, die des Krieges überdrüſſig waren, getödtet (12. Sept. 284), und Carinus, der indeſſen zu Rom ſeinen wilden Lüſten lebte, wurde von Diocletion, den die Truppen in Aſien nach Numerians Tode zum Kaiſer ausgerufen hatten, unterdrückt (285.)

Diocletian, nun allein Regent, war zwar von niedriger Herkunft, aber ein ſtaatskluger und kräftiger Regent, und ſeine einundzwanzigjährige Regierung (284 — 305) iſt theils durch die Theilungen des römiſchen Reichs, die er veranlaßte, theils durch den Pomp, womit er die kaiſerliche Macht umgab, merkwürdig geworden. Er fühlte, daß Ein Regent nicht im Stande ſey, das große römiſche Reich zu überſehen, und allen fremden Einfällen und inneren Empörungen auf der Stelle abzuhelfen. Er ernannte daher ſeinen alten Kriegsgefährten Maximian zum Mitregenten (Auguſtus 1. April 286), der im Weſten herrſchte, während er ſelbſt den Oſten in Zaum hielt. Dann (292) nahm er nicht nur zur Vertheidigung des Reiches, ſondern auch zur Sicherung der Thronfolge zwey Reichsgehülfen (Cäſares) an, den Galerius, den er ſelbſt wählte, und den edeldenkenden Conſtantius Chlorus, den er durch den Maximian wählen ließ. *) So gab es alſo vier Regenten auf einmal, von denen Diocletian die aſiatiſchen Provinzen und Aegypten, Galerius Thracien, Griechenland und Illyrien, Maximian Italien, Africa und die Inſeln des mittelländiſchen Meeres, und Conſtantius Chlorus Spanien, Gallien und Britannien beherrſchten. — Zugleich ſuchte Diocletian die kaiſerliche Macht ganz unabhängig und glänzend zu machen. Er unterdrückte daher die Herrſchaft der alten Prätorianer, die dem Thron und dem Leben der Kaiſer ſo oft gefährlich geworden waren, entzog dem Senat alle Theilnahme an den Staatsgeſchäften, entfernte die kaiſerliche Reſidenz von Rom (er ſelbſt thronte meiſtentheils zu Nicomedien in Bithynien, und Maximian zu Mailand in Italien), nahm förmlich das Diadem an (das Aurelian zuerſt getragen haben ſoll) und führte einen ſo prachtvollen Hofſtaat ein, wie er an den Höfen aſiatiſcher Fürſten gewöhnlich war. — Anfangs hatten dieſe Umbildungen der Verfaſſung guten Erfolg. Die kaiſerliche Regierung ſtand mächtig da; Einigkeit herrſchte unter den Regenten; Empörungen wurden unterdrückt, die Deutſchen und Britannier zur Ruhe gebracht, und die Perſer zur Abtretung ihrer Länder am Tigris genöthiget. Aber gar bald fühlte man auch,

daß

---

*) Von dem Edelſinn des Conſtantius Chlorus handelt die zehnte Erzählung im zweiten Abſchnitt.

daß durch vier prachtvolle Hofhaltungen der Aufwand und mithin die Abgaben erhöhet wurden; und noch größere Uebel brachen aus, als der Mann, der durch ſein großes Anſehn das Ganze zuſammengehalten, und kräftig geleitet hatte, von der Bühne abtrat. Diocletian nämlich, mit zunehmendem Alter der Regierung überdrüſſig, legte ſie zugleich mit dem Maximian, den er dazu veranlaßt hatte, am 1. May 305 nieder, und lebte von nun an auf ſeinem Landgute zu Salona in Dalmatien, einzig mit Gartenarbeit beſchäftigt. Jetzt das Läſtige und Eitle eines prunkenden und geräuſchvollen Lebens empfindend, pflegte er oft zu ſagen: „er habe nun erſt angefangen zu leben, und die Schönheit der Sonne zu ſehen“. Als man ihn einige Zeit darauf überreden wollte, die Regierung wieder zu übernehmen, gab er zur Antwort: „kämet ihr doch nach Salona, und ſähet den Kohl, den ich mit eigenen Händen gepflanzt habe, ihr würdet mir nie zu einem ſolchen Wagniß rathen“. Und ſo lebte er faſt neun Jahre, bis zum Jahre 313, wo er in einem Alter von 68 Jahren ſtarb.

Indeſſen waren noch bey Diocletians Lebzeiten durch die Herrſchſucht der Gewalthaber neue Unruhen im römiſchen Reiche ausgebrochen. Die zu Reichsgehülfen ernannten Thronfolger (Cäſares) mochten die Zeit, wo ſie den erſten Platz einnehmen ſollten, nicht ruhig abwarten. Sie erhoben ſich daher zu Hauptregenten (Auguſti); ſelbſt der alte Maximian nahm den Purpur wieder, und neben ihm traten noch andre auf, ſo daß zu gleicher Zeit ſechs Hauptregenten (Auguſti) beſtanden, die ſich wechſelſeitig bekriegten. Dieſe Zeit innerer Kriege und Verwirrungen, deren nähere Erörterung nicht hieher gehört, dauerte 18 Jahre lang (305 — 323), bis es endlich dem Sohn des biederſinnigen Conſtantius Chlorus, dem berühmten Conſtantin, der der Große heißt, durch Liſt, Hinrichtungen und Siege gelang, ſeine Nebenbuhler zu unterdrücken, alle Theile des Reichs zu vereinigen, und alleiniger Regent deſſelben zu werden.

Da wir hier wiederum am Schluß eines Abſchnitts der römiſchen Geſchichte ſtehen, ſo wollen wir theils auf den damaligen Zuſtand des römiſchen Reichs, theils auf die neuen Erſcheinungen, die ſich außerhalb deſſelben zeigten, unſer Augenmerk richten.

Noch war keine von den Provinzen, die von früherer Zeit her zu dem römiſchen Reiche gehörten, von demſelben abgeriſſen; vielmehr hatten Septimius Severus und Diocletian neue erworben:

aber das ganze Reich befand ſich ſeiner innern und äuſſern Lage nach in einer ſehr ſchwankenden Lage.

Die Gebrechen, an denen Rom in ſeinem Innern erkrankte, dauerten fort, und wurden durch ihre Dauer immer ſichtbarer und gefährlicher. Sittenverderbniß und die Folge davon, Weichlichkeit, Erſchlaffung und Sklavenſinn herrſchte unter den Vornehmen und dem Volke. Künſte und Wiſſenſchaften, Ackerbau und Gewerbe geriethen in Verfall; die Begüterten ſchämten ſich der Arbeit, und bedienten ſich zur Befriedigung ihrer zahlloſen Bedürfniſſe der Hände ihrer Sklaven, deren es eine große Menge gab. Von dem Kriegsdienſt, zu dem ihre Vorfahren freudig geeilt waren, zogen ſich dieſe Weichlinge zurück, und Ausländer mußten immer mehr in römiſchen Sold genommen werden. Nur bey dem Heere, das durch fortdauernden Lagerdienſt und Kampf mit Feinden vor Weichlichkeit verwahrt wurde, hatte ſich einige Kraft erhalten, und es konnte recht eigentlich als Kern der Nation betrachtet werden. Aber eben dieſes Gefühl von Kraft im Gegenſatz der Ohnmacht des Volkes, und die Ueberzeugung, daß nur durch ſeine Anſtrengung das Reich erhalten werden könnte, verführte das Heer zur Zügelloſigkeit und zu der verfaſſungswidrigen Anmaßung, nach eigener Willkühr und ohne Befragung des Senats über den Thron zu ſchalten.

ten. Freylich kamen dadurch, daß das Heer meiſt ſeine Feldherren zu Kaiſern wählte, auch manche kraftvolle Männer auf den Thron; aber wie konnten ſie dauernde Verbeſſerungen hervorbringen, da ſie an Grundſätzen und Denkart einander ſo unähnlich waren, und gewöhnlich um ſo früher Thron und Leben verloren, je mehr ſie Fehler zu entfernen und Tugenden zurückzurufen ſuchten. Das Heer blieb alles in allem! Schon die Antonine hatten ſich der Abhängigkeit von den Soldaten nicht ganz entziehen können; für ihre Mitregenten oder Nachfolger hatten ſie die Einwilligung der Soldaten nur durch reiche Geſchenke erkaufen können; und nach ihnen gab ein ſehr kräftiger Regent, Septimius Severus, noch auf ſeinem Sterbebette ſeinen Söhnen die Lehre: „die Soldaten zu gewinnen, alles andre aber gering zu achten". Und wenn es dem Diocletian, und noch mehr dem Kaiſer Conſtantin gelang, dieſen Despotismus der Soldaten zu beugen oder zurückzuhalten: ſo war dieß ein Beweis, daß eben die Erſchlaffung, die ſchon das ganze Volk herabgewürdigt hatte, ſich allmählich auch des Heeres bemeiſterte.

Aber dieß war damals um ſo gefährlicher für Rom, je heftiger der Andrang auswärtiger Feinde im Oſten und Norden, oder der Perſer und deutſchen Völker wurde!

Im Oſten hatte, wie wir oben gehört haben, der Perſer Artaxerxes, ein Sohn Saſſans, der ſich für einen Abkömmling der alten perſiſchen Könige ausgab, das Reich der Parther geſtürzt, und auf den Trümmern desſelben ein neuperſiſches Reich gegründet (277). Er ſowohl als ſeine Nachfolger, die Saſſaniden, machten auf die aſiatiſchen Länder, die ehemals zu dem altperſiſchen Reiche gehört hatten, jetzt aber von den Römern beherrſcht wurden, Anſpruch. Daher entſtanden viele Kriege zwiſchen beyden, wodurch die blühendſten Provinzen Aſiens verwüſtet und die dortige Herrſchaft der Römer, obſchon ſie oft in dieſen Kriegen ſiegten, wankend gemacht wurde.

Noch gefährlicher für Rom wurde der Andrang der deutſchen Völker, die aus Angegriffenen Angreifende geworden waren, und nicht mehr einzeln, wie ſonſt, ſondern in größeren Verbindungen den Krieg führten. Bey fortdauernder Wanderungsluſt waren ſie den römiſchen Grenzen immer näher gekommen; und indem ſie theils wider, theils für die Römer kämpften, hatten ſie die Hauptſtütze der Größe Roms, deſſen Kriegskunſt, und die Nothwendigkeit deſſen, was ihnen vorzüglich fehlte, feſtes Zuſammenhalten unter einander, kennen gelernt. Sie waren daher in Verbindungen getreten; die Schwächern hatten den Stärkern weichen müſſen; und ſo war es gekommen, daß an der Stelle der deutſchen Völkerſchaften, die zur Zeit der erſten Kaiſer beſtanden hatten, allmählich Völker unter neuen Namen erſchienen, oder daß man nun von Völkern und Völkervereinen hört, die vorher ganz unbekannt geweſen waren. Zu ſolchen gehören die Allemannen, Gothen, Franken, Sachſen; ferner die Vandalen, Burgunder und Alanen; und es iſt um ſo nöthiger das Wichtigſte, was man von ihnen weiß, anzugeben, je mehr ſie zur Begründung der neueuropäiſchen Staaten beygetragen haben.

Die Allemannen, ein allgemeiner Name, der ſo viel als allerley Männer bedeutet (und daher das franzöſiſche Allemand), waren wahrſcheinlich aus der Verbindung mehrerer Völker, vornehmlich der Sueven, entſtanden. Sie kommen zuerſt ums Jahr 213 unter der Regierung des Kaiſers Caracalla vor, wo ſie zwiſchen dem Main und Neckar wohnten. Dann breiteten ſie ſich über das ganze heutige Würtemberg, oder über die Gegenden zwiſchen dem Lech, dem Oberrhein, der Donau und Lahn aus. Zu Ende des vierten und zu Anfang des fünften Jahrhunderts wurden ſie den Franken unterworfen. Sie ſtanden unter mehreren Königen oder Häuptern, hatten aber im Kriege nur einen Oberanführer, und eine vorzüglich gute Rei-

Reuterey, wodurch ſie den Römern oft furchtbar wurden.

Mit den Allemannen gleichzeitig, nämlich unter der Regierung des Kaiſers Caracalla, erſchienen die Gothen. Sie wohnten urſprünglich, das heißt, ſo weit unſere Nachrichten reichen, an der Oſtſee, zwiſchen der Oder und Weichſel; aber ſchon im zweyten Jahrhundert nach Chriſti Geburt zogen ſie theils über die Oſtſee nach Schweden (wofern ſie nicht etwa früher von Schweden aus an die ſüdlichen Ufer der Oſtſee gekommen waren), theils längs der Weichſel durch Polen an das ſchwarze Meer, vereinigten ſich mit mehreren Völkerſchaften (namentlich mit den Slaven und Wenden), und gründeten ein Reich, das ſich vom Dnieper bis zur Theis hin erſtreckte. Seit der Mitte des vierten Jahrhunderts theilten ſie ſich in die Oſt- und Weſtgothen. Zwiſchen beyden machte der Dnieſter die Grenze, ſo daß die Oſtgothen vom Dnieper (oder, nach andern, vom Don) bis zum Dnieſter, die Weſtgothen aber vom Dnieſter bis zur Theis hin wohnten.

Einen beſondern Zweig der Gothen machten die Thüringer aus, die ſchon ums Jahr 290 bekannt wurden, und ſeit der Mitte des fünften Jahrhunderts im Lande der vormaligen Hermunduren,

duren, oder zwiſchen der Saale und Elbe wohnten. Den Römern kamen ſie nie nahe; dagegen die Gothen von dem dritten bis zum fünften Jahrhundert die gefährlichſten Feinde derſelben wurden, nicht bloß zu Lande, ſondern auch zu Waſſer.

Wie an der Niederdonau die Gothen, und am Oberrhein die Allemannen, ſo erhoben ſich am Niederrhein die Franken oder Freyen. Wahrſcheinlich waren ſie aus einer Verbindung der früher bekannten Völkerſchaften, der Catten, Cherusker, Chaucer u. ſ. w. hervorgegangen. Ums Jahr 240, wo ſie zuerſt in der Geſchichte erſcheinen, wohnten ſie zwiſchen dem Niederrhein und der Weſer bis nach der Elbe hin. Seit Diocletians Zeiten (287) gingen ſie öfters über den Rhein und fingen ſchon an, ſich im römiſchen Gebiet feſtzuſetzen. Wegen ihrer Anzahl und noch mehr wegen ihres unerſchrockenen Muthes wurden ſie für die furchtbarſten unter den Barbaren gehalten. Den Krieg liebten ſie über alles; und es galt unter ihnen die Looſung entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Gewöhnlich fochten ſie zu Fuß: an Pferden fehlte es ihnen; eine Streitart und Spieße mit Wiederhacken waren ihre vorzüglichſten Waffen. Treuloſigkeit wird ihnen vorgeworfen. Die Geringern ſchoren ihr Haar auf dem Wirbel und Hinterkopf; die Edeln ließen es lang wachſen, und in Locken die Schultern herabwallen. Sie theilten ſich in mehrere Abtheilungen, unter denen Salier und Repuarier die bedeutendſten ſind.

Nordoſtwärts von ihnen, an beyden Seiten der Elbe, wohnten um die Zeit, in welcher der Name der Franken bekannt wurde, die Sachſen — gleichfalls ein Völkerbund, der aus früher bekannten Völkern entſtanden zu ſeyn ſcheint. Sie ſollen ihren Namen von einer ihnen eigenthümlichen Waffe, einem langen Streitmeſſer, Sax, erhalten, und zuerſt das heutige Hollſtein am Ausfluß der Elbe bewohnt haben. Seeräuberey war ihnen Beſchäftigung und Quelle des Lebensunterhalts. So erſcheinen ſie zuerſt (im Jahre 160) als Seeräuber, die durch häufige Plünderungen die Küſten von den Niederlanden bis nach Spanien hin heimſuchten. Kühnheit und Grauſamkeit machte ſie furchtbar. Den Römern wurden ſie bekannt, als ſie (ungefähr zu Diocletians Zeiten) anfingen, ſich von der Elbe nach der Weſer und dem Rhein hin auszubreiten, und einige Völker, die vorher zu den Franken gehört hatten, ihnen beygetreten waren.

Nordöſtlich von den Sachſen, an der Oſtſee, im heutigen Mecklenburg und Pommern, wohnten die Vandalen, Stammverwandte der

Gothen. Allmählich aber zogen ſie ſich ſüdlich nach der Donau, und ein Theil von ihnen erhielt daſelbſt im Laufe des vierten Jahrhunderts durch die Römer und unter deren Schutz Wohnſitze in Pannonien; ein andrer und größrer Theil derſelben (allmählich wohl auch alle) wendete ſich gegen den Rhein, gerieth hier mit den Franken in Kampf, ſiegte unter dem Beyſtand der Alanen, und zog dann nach Gallien, Spanien und endlich ſogar nach Africa.

Die Burgunder, gleichfalls Stammverwandte der Gothen, ſollen urſprünglich an der Weichſel, ſpäterhin an der Oberdonau neben den Allemannen gewohnt haben, und minder kriegeriſch als andre Völker deutſcher Abkunft geweſen ſeyn.

Die Alanen endlich, ein Gemiſch von Sarmaten und Deutſchen, wohnten am öſtlichſten, nämlich zwiſchen dem Don und Dnieper, ein rohes Volk, erfüllt mit wilder Kriegsluſt und furchtbar durch ſeine Reuterey. Nach manchfaltigen Kriegen und Wanderungen kam ein Theil von ihnen ums Ende des Jahres 406 an den Rhein, ſtand daſelbſt den Vandalen im Kampfe gegen die Franken bey, und verlor ſich zuletzt unter den Vandalen in Spanien und Africa.

Alle dieſe Völker hatten zwar verſchiedene Eigenthümlichkeiten der Verfaſſung und Lebensart; im Ganzen aber waren ſie einander vorzüglich darin ähnlich, daß im Gefühl ihrer Kraft ein ſtilles, geruhiges Leben ihnen zuwider, Krieg und Abentheuer ihre Freude war. Eben darum und weil ihr rauher Boden ihnen nur kärglich das Wenige reichte, deſſen ſie bedurften, waren ſie auch zu Wanderungen oder zu Veränderungen ihrer Wohnſitze ſo geneigt, und zugleich den entarteten Römern ſo verderblich, wie die weitere Darſtellung dieſer Geſchichten näher zeigen wird.

Viertes Kapitel.

Von Conſtantins des Großen Alleinherrſchaft bis zum Tode des Kaiſers Theodoſius des Großen; 324 — 395.

Conſtantin der Große, dem es durch Liſt und Gewaltthätigkeiten gelungen war, alle ſeine Nebenbuhler zu unterdrücken, hat in der Geſchichte einen großen und berühmten Namen erhalten, weil er dem römiſchen Reiche, das er ſeit Diocletians Theilungen zuerſt wieder vereinigte, eine neue Religion, eine neue Hauptſtadt und eine neue Staatsverfaſſung verlieh.

Die neue Religion, die er im römiſchen Reiche zur herrſchenden machte, war die chriſtliche. Ein Traum und eine Erſcheinung am Himmel ſoll ihn zum Chriſtenthum geführt haben *); wahrſcheinlicher iſt es, daß dieß durch die Hoffnung bewirkt wurde, er werde durch Hülfe der zahlreichen Chriſten die Alleinherrſchaft erlangen und behaupten. Schon als er im Jahr 311 gegen einen ſeiner Nebenbuhler (Marentius zu Rom) zog, erklärte er ſich für die Chriſten, und ertheilte ihnen Schutz und Unterſtützung. Späterhin, als er den letzten ſeiner Nebenbuhler (Licin, 323) überwunden hatte, ermunterte er zur Annahme des Chriſtenthums; vernichtete alle Verordnungen, die jemals zum Nachtheil der Chriſten gegeben worden waren; räumte ihnen viele Tempel der alten Götter ein, oder ließ neue Kirchen und Bethäuſer für ſie bauen; verlieh ihnen außerordentliche Freyheiten und Schenkungen zum Unterhalt ihrer Prieſter und ihres Gottesdienſtes, nahm an ihren Streitigkeiten Antheil, und veranſtaltete deshalb die erſte allge-

---

*) Man ſehe hierüber die eilfte Erzählung im zweyten Abſchnitt: „Die Fahne des Kreuzes, oder Conſtantins Uebertritt zum Chriſtenthum.“

allgemeine Kirchenverſammlung (zu Nicäa in Bithynien 325). Gleichwohl ließ er ſich ſelbſt, aus abergläubiſchen Gründen, erſt kurz vor ſeinem Tode taufen.

Für die neue Staatsreligion ſchien auch eine neue Hauptſtadt nöthig, die, frey von den Spuren des Heidenthums, woran in Rom faſt jeder Stein erinnerte, einzig dem chriſtlichen Glauben geweiht werden könnte. Zugleich ſchienen aber auch die beſtändigen Angriffe der Gothen und Perſer einen Aufenthaltsort des Kaiſers zu fordern, von wo aus ihnen am ſchnellſten und ſicherſten begegnet werden könnte. Conſtantin ließ alſo eine neue Hauptſtadt des römiſchen Reichs errichten. Er wählte dazu das alte Byzanz, am weſtlichen Ufer des Bosporus Thracicus, gleichſam zwiſchen Europa und Aſien, oder zwiſchen den Grenzen der Gothen und Perſer; baute es völlig um, verſchönerte es durch Kunſtwerke, die er aus andern Städten dorthin bringen ließ, ſetzte es dem alten Rom gleich und zog durch Befehle und Gnadenbezeigungen viele Einwohner herbey. Am 11. Mai 330 ließ er dieſe neue Hauptſtadt des römiſchen Reichs mit vielen Feyerlichkeiten einweihen, und ſie erhielt, obſchon er ſie Neu = Rom genannt wiſſen wollte, nach ihm den Namen Conſtantinopel.

Mit dieſen Neuerungen verband Conſtantin eine Umänderung der Staatsverfaſſung, oder eine neue Eintheilung des Reichs, eine Vereinzelung der Verwaltungszweige und ein glanzvolles Gepränge ſeines Hofſtaats. Nach Diocletians Vorgang theilte er das ganze Reich in vier Präfecturen, jede Präfectur in Diöceſen oder Bezirke (zuſammen 13) und jede Diöces in Provinzen (zuſammen 120). Dann trennte er die bürgerliche Gewalt von der militäriſchen, führte neue Hofbedienungen, neue Titel und eine genaue Abſtufung des Ranges ein *). Wahrſcheinlich wollte er durch dieſe Einrichtungen den Uebermuth der Soldaten zügeln, die Ruhe im Innern erhalten, und dem kaiſerlichen Thron Glanz und Sicherheit verleihen. Und wirklich gelang dieß während ſeiner Alleinherrſchaft. Aber ein wahrer und dauernder Wohlſtand des römiſchen Reichs wurde dadurch nicht begründet; vielmehr wurden durch eben dieſe Einrichtungen neue Uebel erzeugt, namentlich Langſamkeit in dem Geſchäftsgang, drückende Abgaben und Hofcabalen. Conſtantin ſelbſt, oft ein Spiel ſeiner Leidenſchaften, beging manche Handlungen, die mit

---

*) Von nun an hört man am römiſchen Hofe Erlauchte (illuſtres), Ehrwürdige (spectabiles) und Edle (clariſſimi) unterſcheiden, und neue Hofbedienungen erſcheinen, als Staatsminiſter (Magister officiorum), Obercammerherr (Praepositus sacri cubiculi), Grafen (comites) ꝛc.

mit den Geboten des Chriſtenthums, wozu er ſich ſich bekannte in Widerſpruch ſtanden. So ließ er z. B. ſeinen edeln Sohn Crispus aus ungegründetem Argwohn tödten, und bald darauf auch ſeine Gemahlin Fauſta, die dieſen verläumdet hatte. Indeſſen führte er, fruchtbar an neuen und überraſchenden Ideen, mit Kraft und Würde die Zügel der Regierung, und ſtarb nach einer langen und glücklichen Regierung in der Nähe von Nicomedien (22. Mai 337, im 31. Jahre ſeiner Regierung und im 64. Jahre ſeines Alters), von vielen betrauert.

Nach ſeinem letzten Willen ſollten ſeine drey übrigen Söhne, Conſtantin, Conſtantius und Conſtans, ſich ähnlich in ihren Laſtern, wie in ihren Namen, gemeinſchaftlich (jeder in einem beſondern Theile des Reiches) regieren, und auſſerdem ſellten auch ſeine Neffen, Dalmatius und Haniballianus, einigen Antheil an der Regierung erhalten. Aber blutgierige Herrſchſucht vereitelte bald dieſe Anordnungen. Zuerſt wurden die beyden Neffen ermordet (337); dann fiel Conſtantin II. (340) als er ſeinen Bruder Conſtans bekriegte; Conſtans wurde (350) von dem römiſchen Feldherrn Magnentius, der ſich in Gallien zum Kaiſer aufgeworfen hatte, getödtet; und Conſtantius, der dieſen und andere Nebenbuhler

ler unterdrückte, hatte das unverdiente Glück, wie ſein Vater, alleiniger Regent des ganzen römiſchen Reichs zu werden (351 — 361). Doch bald fühlte er, wiewohl ein argwöhniſcher, verfolgungsſüchtiger und grauſamer Fürſt, daß er den vielerley Regierungsgeſchäften — den Angriffen der Perſer und Deutſchen und den Streitigkeiten unter den Chriſten — allein nicht gewachſen ſey. Er wählte daher ſeinen Vetter Gallus zum Reichsgehülfen (Cäſar, 5. März 351), und dann, als er dieſen wegen ſeines übermüthigen Betragens hatte tödten laſſen (Dec. 354), deſſen Bruder Julianus (355), den er von früher Jugend auf mit finſterm Argwohn behandelt hatte und jetzt auch auf jede mögliche Art beſchränkte, und von Aufpaſſern umringen ließ. Doch Julianus (erſt 24 Jahre alt) wußte durch ſeine Talente ſo wie durch ſein ſittſames und menſchenfreundliches Betragen ſich Anſehn und Achtung zu erwerben. Obſchon er bis dahin nur den Wiſſenſchaften gelebt hatte, ſo zeichnete er ſich doch als Feldherr und Staatsmann aus. Die Franken und Allemannen wurden von ihm beſiegt und zum Frieden genöthiget; die Einwohner von Gallien, in deren Mitte er ſich aufhielt, erhielten durch ihn Erleichterung ihrer Laſten; die Soldaten und alle die näher um ihn waren, ehrten und liebten ſeinen Heldenmuth und ſeine Güte. Conſtantius, der inzwiſchen gegen die Perſer gezogen war, ohne doch etwas bedeutendes auszurichten, hörte dieß mit entflammtem Argwohn, und befahl, um den Julianus wehrlos zu machen, daß er den größten Theil ſeiner Truppen nach Aſien abſchicken ſollte. Allein die Soldaten weigerten ſich, und drangen in den Julianus die Würde eines Kaiſers (Auguſtus) anzunehmen (360). Vergebens ſträubte er ſich; vergebens bat er den Conſtantius um deſſen Einwilligung: ihm blieb nur die Wahl zwiſchen einem gewiſſen Untergang und der blutigen Behauptung ſeiner Würde. Er wählte das letztere, und rückte in Eilmärſchen gegen den Conſtantius. Dieſer aber wendete ſich ſchnell von den Perſern gegen Julian; und ſchon ſollten zwiſchen beyden die Waffen entſcheiden, als Conſtantius plötzlich zu Tarſus in Cilicien ſtarb (5. Oct. 361, im 45. Jahre ſeines Alters, und im 25. Jahre ſeiner Regierung).

Julianus, nun allein Kaiſer (361 — 363), machte ſeine Regierung vornehmlich durch ſeinen Abfall vom Chriſtenthum merkwürdig oder berüchtigt. Zu bedauern iſt es, daß er auf dieſen Abweg gerieth — er ein redlich geſinnter, unabläßig thätiger, und für die Würde und den Wohlſtand ſeines Reiches eifrig beſorgter Regent, ähnlich den edelſten Fürſten der früheren Zeiten.

Ihnen nacheifernd ſuchte er das Hof- und Gerichtsweſen zu verbeſſern; ferner durch Entfernung unnützer Diener, durch Verordnungen und durch das Beyſpiel von Mäßigkeit und Berufstreue, das er gab, der herrſchenden Schwelgerey entgegen zu wirken; und zugleich die alten Formen der Republik und mit ihnen die alten Sitten wiederherzuſtellen. Endlich zog er gegen die Perſer, die fortfuhren die morgenländiſche Grenze zu beunruhigen. Aber hierbey hatte er, wie ſchnell er auch anfangs durch Syrien und Meſopotamien vordrang, eben ſo wenig Glück wie bey ſeinen übrigen Unternehmungen. Ein verſtellter Ueberläufer verleitete ihn in eine ſchreckliche Wüſte, wo er mit den Seinigen in große Noth gerieth; und als er darauf mit ſeinem ausgehungerten und entkräfteten Heere den Rückzug antrat: ſo ward er überall von den Perſern angegriffen. Bey einem dieſer Angriffe wurde er tödtlich verwundet, doch hatte er noch Kraft ſeine letzten Empfindungen und Wünſche den Seinigen ans Herz zu legen. Gleich darauf ſtarb er (26. Jun. 363, im 32. Jahre ſeines Alters und im dritten ſeiner Alleinherrſchaft). Mit ihm gingen auch ſeine Anordnungen, die dem Zeitgeiſt entgegen waren, zu Grunde! *)

---

*) Ausführlicher wird von den Fehlern und Tugenden dieſes merkwürdigen Regenten im zweyten Abſchnitt, unter der Aufſchrift: „Züge aus dem Leben des Kaiſers Julianus" gehandelt.

Sein Nachfolger Jovian, bisher Oberſter der Haustruppen, ein unbedeutender Mann, den die zufällige Laune einiger Soldaten plötzlich zur Kaiſerwürde erhob (27. Jun. 363), befand ſich mit dem römiſchen Heere in einer ſehr mißlichen Lage. Fern von dem römiſchen Gebiet, von einem aufgebrachten Feinde umringt und von Lebensmitteln gänzlich entblößt, war er in Gefahr, entweder durch Hunger oder durch die Waffen der Perſer umzukommen. Er ſchloß daher ſchnell mit den Perſern Friede, wodurch er zwar das Heer rettete, aber auch alle Provinzen an dem Tigris, die ſeit Diocletians Zeiten mit dem römiſchen Reiche vereinigt geweſen waren, den Perſern zurückgeben mußte. Darauf ſtellte er das Chriſtenthum wieder her, indem er alle Geſetze, die Julian gegen daſſelbe gegeben hatte, widerrief. So eilte er der neuen Hauptſtadt des römiſchen Reichs zu, doch ohne ſie zu erreichen. Auf dem Wege dahin ſtarb er plötzlich (17. Febr. 364) mit dem Ruhm eines rechtgläubigen Chriſten.

Zehn Tage darauf (27. Febr. 364) ward Valentinian I., aus Pannonien gebürtig, zum Kaiſer ausgerufen, der ſeinen Bruder Valens zum Mitregenten erwählte. Dieſem, einem ungebildeten, furchtſamen, argwöhniſchen und verfolgungsſüchtigen Menſchen, überließ er die Morgenländer,

länder, während er ſelbſt, ein tapfrer und entſchloſſener Mann, aber freylich auch ſehr ſtreng und hitzig, und nicht frey von den Fehlern der Habſucht und des Neides, die Regierung der Abendländer übernahm.

Die Abendländer waren damals in große Zerrüttung gerathen. Pannonien (jetzt Ungarn) wurde von den Quaden und Sarmaten, Britannien von den Pikten, Scoten und Sachſen, Gallien und Rhätien von den Allemannen, Africa von mauriſchen Völkerſchaften und innern Empörungen heimgeſucht. Allein Valentinian wußte durch regſame und angeſtrengte Thätigkeit dieſe Gefahren zu zerſtreuen. In Africa, Gallien und Britannien ſtellten ſeine Feldherrn die Ruhe wieder her; er ſelbſt kämpfte glücklich am Rhein gegen die Allemannen und an der Donau gegen die Quaden und Sarmaten, ſorgte überall für die Sicherheit der Grenzen, hielt ſtreng auf gute Kriegszucht und befreyte ſeine Unterthanen von vielen drückenden Abgaben. Aber, leider! machte ein plötzlicher Tod ſeinem thätigen Leben ein ſchnelles Ende (er ſtarb an einem Schlagfluß, am 17. Nov. 375, im 55. Jahre ſeines Alters). Das Gute, das er geſtiftet hatte, ging unter ſeinen Söhnen, die ihm in der Regierung folgten — Gratian, 16 Jahre, und Valentinian II. erſt 4 Jahre alt — größtentheils wieder zu Grunde.

In den Morgenländern hatte indeſſen Valens bey allen ſeinen Fehlern anfangs mit ziemlichem Glücke regiert; Empörungen, die hier und dort ausgebrochen waren, hatte er unterdrückt, und das Vordringen feindlicher Völker zurückgehalten. Aber gegen das Ende ſeiner Regierung ereignete ſich eine Begebenheit, wodurch die Wanderungen, die ſchon längſt unter den barbariſchen Völkern des Nordens und Oſtens Statt gefunden hatten, oder die große Völkerwanderung, einen Hauptſtoß erhielt. Veranlaſſung dazu gaben die Hunnen.

Dieſe, ein aſiatiſches Nomadenvolk, waren ſchwarzgelblich, klein von Statur, mit breiten, unterſetzten Körpern, kleinen, tiefliegenden Augen, aufgeſtülpten Naſen, ohne Bart, aber von ungemeiner Kraft und Behendigkeit, gute Bogenſchützen und Reuter. Sie kannten keine andre Speiſe als Wurzeln und rohes Fleiſch. Von Jugend auf lernten ſie Froſt, Hunger und Durſt ertragen, auf Bergen und in Wäldern umherziehen, auf ihren kleinen aber ſchnellen Pferden eſſen und ſchlafen. Daher erſchien ihnen der Aufenthalt in Häuſern wie der Aufenthalt in Gräbern. Ihr eigentliches Vaterland war, wie erzählt wird, die Mungälen in Aſien. Von da wurden ſie durch eine Revolution in China (im dritten Jahrhundert) vertrieben. Im Jahr 374 gingen ſie nach Europa über, und beſetzten die Gegenden zwiſchen der Wolga und dem Don. Hier trafen ſie auf die Alanen, und überwältigten ſie (375). Ein Theil derſelben mußte ſich mit ihnen vereinigen, und mit dieſen warfen ſie ſich auf die Gothen. Dieſe wohnten damals (wie oben gezeigt worden iſt) zwiſchen dem Dnieper und der Theis, und theilten ſich in Oſt- und Weſtgothen. Die Oſtgothen, die der vereinigte Angriff der Hunnen und Alanen zuerſt traf (376), wurden theils zur Unterwerfung, theils zum Rückzug genöthiget, und fielen ſo auf die Weſtgothen. Ihnen folgten die Hunnen, die nun auch jenſeit des Dnieſter ſich weiter ausbreiteten.

Die Weſtgothen, die der überwiegenden Gewalt nicht Widerſtand leiſten konnten, zogen ſich nach der Donau, und baten den Kaiſer Valens auf das rechte Ufer dieſes Fluſſes, oder in das römiſche Gebiet übergehen zu dürfen. Kaiſer Valens ertheilte ihnen hierzu die Erlaubniß, in der Hoffnung, daß ſie als Grenzvolk das römiſche Reich gegen die Einfälle der Barbaren beſchützen, und unter der Bedingung, daß ſie ihre Waffen und Jünglinge bey ihrem Uebergange über die Donau ausliefern ſollten. So kam faſt eine Million

Gothen in das römiſche Reich (376)! Vielleicht hätten ſie ruhig gelebt, wenn die Maßregeln des Valens befolgt und ein gerechtes und ſchonendes Betragen gegen ſie beobachtet worden wäre. Aber die Habſucht und Tyranney der römiſchen Beamten, die ihnen zur Aufſicht gegeben waren, trieb ſie zum Aufſtand. Verbunden mit Hunnen und Alanen, rükten ſie dem Kaiſer **Valens** entgegen. Nicht weit von Adrianopel kam es zu einem blutigen Treffen, wo 40,000 Römer aufgerieben wurden (9. Aug. 378). **Valens** ſelbſt fand hier ſeinen Untergang. Schwer verwundet ward er von dem Schlachtfelde weg in ein nahgelegenes Bauernhaus gebracht. Dieß umringten die Gothen, zündeten es an, und es verbrannte ſamt dem römiſchen Kaiſer und ſeinem Gefolge. Thracien und Illyricum waren nun den Verwüſtungen der erbitterten Gothen Preis gegeben; ja ſelbſt Conſtantinopel wurde von ihnen bedroht.

Während dieſer Vorfälle in den Morgenländern hatte **Gratian**, der in den Abendländern regierte, ein Fürſt von vielen Tugenden, die Allemannen am Rhein geſchlagen, und war dann aufgebrochen, um ſeinem Oheim dem Kaiſer **Valens** im Kampfe gegen die Gothen beyzuſtehen. Aber er kam zu ſpät! Denn **Valens** hatte aus thörichtem Eigendünkel, und um ſeinem Neffen keinen

Antheil an dem gehofften Siege zu gönnen, die unglückliche Schlacht mit den Gothen beſchleunigt. Jetzt konnte Gratian nichts weiter thun, als für Wiederherſtellung der Ordnung in den zerrütteten Provinzen ſorgen. Er ernannte daher den beſten Feldherrn ſeiner Zeit, den eben ſo einſichtsvollen als tapfern Theodoſius zum Mitregenten, und übertrug ihm die Morgenländer (19. Jan. 379). Theodoſius, aus Spanien gebürtig, ein Sohn des tapfern aber unglücklichen Generals Theodoſius, zeigte ſich ſeines Vaters und dieſer Erhebung würdig *). Er ließ ſich in keine Hauptſchlacht gegen die Gothen ein, ſondern griff ſie theilweiſe an, und wußte durch kühne Streiche, die er ihnen beybrachte, und durch Benutzung der Streitigkeiten, die ſie entzweyten, ihre Macht zu brechen und ſeinen Waffen Achtung zu verſchaffen. Hierdurch brachte er es dahin, daß nach mehreren einzelnen Friedensſchlüſſen (3. Oct. 382) ein allgemeiner Frieden zu Stande kam. Kraft deſſen behielten die Gothen zwar die ihnen vom Kaiſer Valens angewieſenen Wohnſitze längs dem ſüdlichen Ufer der Donau, zugleich aber wurde auch ein Theil von ihnen nach Kleinaſien abgeführt; und viele Tauſende derſelben traten in römiſche Kriegsdienſte, doch

---

*) Mehreres über ihn liefert die dreyzehnte Erzählung im zweyten Abſchnitt: Thronbeſteigung und Schilderung des Kaiſers Theodoſius des Großen.

doch unter der Bedingung, daß ſie einen beſondern Haufen ausmachten, und unter Befehlshabern aus ihrem eignen Volke ſtanden (was freylich ſpäterhin üble Folgen hatte). Noch größern Ruhm erwarb ſich Theodoſius durch ſeine eifrige Fürſorge für die chriſtliche Kirche; denn er unterdrückte das Heidenthum und die Ketzereyen, erhob die rechtgläubigen Chriſten, ehrte das Anſehn der Biſchöfe, und begünſtigte die Strenge der Kirchenzucht. Dieß alles aber wurde um ſo folgenreicher, da es ihm gelang, allmählich das ganze römiſche Reich unter ſeine Bothmäßigkeit zu bringen.

Gratian nämlich, der den Theodoſius erhoben hatte, war wenige Jahre darauf (25. Aug. 383) von ſeinem Feldherrn Maximus, der ſich in Britannien zum Kaiſer aufgeworfen hatte, des Throns und Lebens beraubt worden. Gern hätte Theodoſius dieſe Schmach auf der Stelle gerächt; aber er war damals noch nicht im Stande dem Maximus die Spitze zu bieten. Er erkannte daher ihn als Mitregenten in den Ländern jenſeit der Alpen, namentlich in Spanien, Gallien und Britannien, doch unter der Bedingung, daß Italien, Africa und Illyrien dem jüngern Bruder Gratians, dem Valentinian II., der ſchon ſeit ſeines Vaters Tode zum Kaiſer ernannt worden war, verbleiben ſollten. Aber nach einigen Jahren brach

Maximus dieſen Vergleich (387) indem er in Italien einfiel. Valentinian II. dadurch zur Flucht genöthiget, wendete ſich als ein Hülfe Suchender an den Theodoſius, und dieſer fand jetzt kein Bedenken, gegen den Bundbrüchigen zu Felde zu ziehen. Das Glück begleitete ſeine Waffen. Maximus wurde in Pannonien geſchlagen, zu Aquileja, wohin er geflüchtet war, gefangen und bald darauf hingerichtet (Jun. — Aug. 388). Nun war Theodoſius einziger Herr des römiſchen Reichs (388 — 390); aber aus Dankbarkeit gegen das Haus des Valentinian, dem er ſeine Erhebung verdankte, ſetzte er den jungen Valentinian II (damals 19 Jahre alt) wieder auf den Thron zu Mailand. Doch Valentinian II. behauptete ſich nicht lange. Am 15. Mai 392 wurde er von dem Feldherrn Arbogaſtes, einem Franken, der unter ihm diente, getödtet, und der Redner Eugenius von eben demſelben zum Kaiſer ausgerufen. Dieß konnte Theodoſius nicht gleichgültig ertragen. Unterſtützt von den Gothen rückte er gegen den Arbogaſtes und Eugenius, und beyde verloren in der Schlacht bey Aquileja (4. Sept. 394) den Sieg und dann das Leben. Nun war Theodoſius wiederum einziger Herr des ganzen römiſchen Reichs; aber wiederum nur auf kurze Zeit! Denn ſchon nach vier Monaten, am 17. Januar 395, ſtarb er zu Mailand, an der Waſſerſucht, im 50. Jahre ſeines Lebens und im 16. ſeiner Regierung. Mit vielen ſchönen Eigenſchaften des Regenten vereinigte er auch die Tugenden des Privatmannes. Nur ſeiner auflodernden Hitze war er nicht immer Meiſter, und ſie riß ihn manchmahl zu ungerechten und blutigen Handlungen hin (namentlich zu einem Blutbad zu Theſſalonich), die er nachher bitter bereuete *). Uebrigens gebührt ihm noch der Ruhm, daß er der letzte unter den römiſchen Kaiſern war, der das ganze römiſche Reich beherrſchte, ſelbſt an der Spitze ſeiner Truppen erſchien, und mit ſtarker Hand die Zügel des zerrütteten Staates hielt!

Blicken wir am Schluſſe dieſes Abſchnitts noch einmal auf die Ereigniſſe, die er in ſich faßt, zurück: ſo bieten ſich vorzüglich zwey derſelben, nämlich die Erhebung des Chriſtenthums zur herrſchenden Religion und die ſogenannte große Völkerwanderung, einer näheren Betrachtung dar.

Was zuerſt das Chriſtenthum betrifft, ſo iſt gewiß, daß für den äuſſern Glanz desſelben nichts gün-

---

*) Ausführlich wird hiervon im Leben des heiligen Ambroſius gehandelt. S. unten im zweyten Abſchnitt die vierzehnte Erzählung.

günſtigeres geſchehen konnte, als daß dasſelbe zur herrſchenden Religion im römiſchen Reiche erhoben wurde. Aber auch die weitere Verbreitung desſelben erhielt dadurch einen weitern Umſchwung. Die Zahl der Chriſten im römiſchen Reich, ſchon groß ehe Conſtantin ihnen beytrat, wurde durch dieſen Beytritt auſſerordentlich vermehrt. Ja auch auſſerhalb des römiſchen Reichs breitete ſich jetzt theils durch Bekehrungsverſuche (Miſſionen), theils durch Krieg, theils durch friedlichen Verkehr das Chriſtenthum aus. Vor allen nahmen es z. B. die Weſtgothen, die gebildetſten unter den deutſchen Völkern damaliger Zeiten, an. Unter der Regierung des Kaiſers Valens hatten ſie ſchon einen eignen Biſchof aus ihrer Mitte, Namens Ulphilas, der nicht nur alle Pflichten ſeines Amtes erfüllte, ſondern auch Buchſtabenſchrift unter den Gothen einführte, und die Bibel in ihre Sprache überſetzte (von welcher Ueberſetzung ſich noch einige Ueberreſte erhalten haben).

Gleichwohl gelang es nicht auf einmal das Heidenthum zu unterdrücken. Von Conſtantin dem Großen bis zu Theodoſius dem Großen durften die Heiden noch immer ihren Göttern öffentlich huldigen; bis dahin gab es noch viele Tempel, in denen die alten Götter ungeſtört verehrt wurden; noch wurden, obgleich ſchon Conſtantin dieß verboten hatte, ungeſtraft Opfer geſchlachtet; und unter Julian kam das Heidenthum, wie oben gezeigt worden iſt, wiederum empor. Doch nur auf kurze Zeit! Seine Verfügungen überlebten ihn nicht. Vorzüglich aber wirkte *Theodoſius der Große auf Unterdrückung des Heidenthums hin. Er bewirkte (388), daß der Senat zu Rom zum Chriſtenthum übertrat, daß Rom, der alte Hauptſitz des Heidenthums, demſelben entſagte, und daß dasſelbe förmlich verboten wurde (390). Nun durften hinfort bey nachdrücklichen Strafen keine Opferthiere geſchlachtet werden; die Tempel der Götter wurden zerſtört (wodurch viele Prachtwerke der alten Kunſt zu Grunde gingen), und wer den alten Göttern nachhängen wollte, mußte die Verborgenheit aufſuchen, auf das einſame Land oder in Heiden fliehen (woher der Name „Heiden" entſtanden ſeyn ſoll).

Indeſſen zeigte das Chriſtenthum unter den damaligen Menſchen noch nicht die ſegensreiche Wirkſamkeit, die es hätte haben können und haben ſollen. Die barbariſchen Völker, die zu demſelben übertraten, beharrten bey ihrer Rohheit und ihrer wilden Begier nach Krieg und Raub; unter den Römern aber dauerte Erſchlaffung und Kraftloſigkeit fort, und ſelbſt das römiſche Heer, das derſelben am längſten widerſtanden hatte, blieb davon nicht frey. Die kriegeriſchen Uebungen wurden vernachläßiget, die ſchweren Waffen mit leichtern vertauſcht, und aus Scheu vor jeder Anſtrengung überließ man Ausländern die wichtigſten Stellen im Krieg und Frieden. Auſſerdem fingen die nun chriſtlich gewordenen Römer an, die Heiden und ſich ſelbſt wegen abweichender Religionsmeinungen zu verfolgen; ihre Religionslehrer ſtrebten ſich über alle andern Stände zu erheben, und viele zogen ſich aus Schwärmerey oder Trägheit von dem Umgang mit Andern und von den Geſchäften dieſes lebens zurück *); kurz Religionsverfolgungen, Prieſterherrſchſucht und Mönchs- und Nonnenweſen kam jetzt auf, und man kann in Wahrheit behaupten, daß durch die Erhebung des Chriſtenthums zur herrſchenden Religion die alten Fehler nicht nur nicht vertilgt, ſondern ſogar durch neue vermehrt wurden.

Gleichwohl wäre es Unrecht, einen Vorwurf gegen das Chriſtenthum hieraus abzuleiten. Denn in dem reinen Chriſtenthum liegt und lag nichts, wodurch die Fehler jener Zeit hätten erzeugt oder befördert werden können; vielmehr widerſtrebt es

den-

---

*) Man leſe die vierzehnte und funfzehnte Erzählung im zweyten Abſchnitt: „Leben des heiligen Ambroſius“ und „Antonius und Pachomius, oder Urſprung und Fortgang des Mönchswesens“.

denſelben, indem es ſeine Bekenner zur Mäßigkeit und Anſtrengung aller Leibes- und Seelenkräfte für hohe und gemeinnützige Zwecke ermuntert, indem es Verträglichkeit, Verſöhnlichkeit und wahre Menſchenfreundlichkeit fordert, vor Eigendünkel und ſtolzer Selbſterhebung warnt, und zur getroſten Zuverſicht bey den Ungewißheiten und zum muthvollen Vertrauen bey den Bedrängniſſen dieſes Lebens erhebt.

Weit richtiger findet man den Grund jener Uebel in den damaligen Menſchen ſelbſt, oder in ihrer verkehrten Sinnes- und Handlungsart. Denn wie zu allen Zeiten der Einfluß der Sinnlichkeit und böſer Gewohnheiten größer iſt, als der Einfluß guter Lehren, ſo war es auch damals. Die Menſchen, die zum Chriſtenthume übertraten, brachten auch alle ihre Fehler zu demſelben, mißbrauchten daſſelbe zur Beſchönigung ihrer Leidenſchaften, und ſuchten das Weſen eines Chriſten oft mehr in dem Bekenntniß gewiſſer Formeln, und in der Beobachtung gewiſſer Gebräuche, als in der Anbetung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit. Aber auch in ſeiner Entſtellung und bey allem Mißbrauch, dem es unterlag, blieb das Chriſtenthum ein Segen der Welt. Es nährte bey Vielen, wie ſattſame Beyſpiele bezeugen, gute Geſinnungen und Empfindungen; es erweckte, indem es auf Unterterweiſung drang, einen Gelehrten-Stand, der die Ueberreſte der damaligen Cultur ſammelte und für beſſere Zeiten rettete; und es trug endlich vieles zur Cultur der barbariſchen Völker bey, indem es durch Lehren und Beyſpiele, die es ihnen vorhielt, ſie auf das Göttliche aufmerkſam, und einer höhern Bildung empfänglich machte.

Wir kommen zweytens zur nähern Betrachtung der ſogenannten großen Völkerwanderung, und ſuchen die Fragen zu beantworten: was ſie war? woher ſie kam? und was ſie wirkte?

Die große Völkerwanderung, oder die ſturmvollen Bewegungen der ſogenannt barbariſchen, meiſt deutſchen Völker und deren gewaltſames Eindringen in das römiſche Reich, iſt nicht das Ereigniß eines Jahres oder eines kurzen Zeitabſchnittes. Allmählich wurde ſie begonnen, allmählich bewerkſtelliget. Denn ſo weit unſre Kenntniß von den deutſchen Völkern reicht, findet man unter ihnen Wanderungsluſt, oder ein reges Streben, ihre Wohnſitze zu verändern und mit freundlichern und fruchtbarern zu vertauſchen; und dieſe Wanderungsluſt dauerte auch noch einige Zeit nach der Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs, bis zur feſtern Begründung der neueuropäiſchen Staaten fort. Aber am lebendigſten und auffallendſten offenbarte ſie ſich, als die Hunnen von Aſien nach Europa überſetzten (ums Jahr 374). Denn dadurch wurde den am Don und Dnieper, an der Dnieſter und Donau wohnenden Völkern (oder Alanen, Oſtgothen, Weſtgothen) ein Stoß ertheilt, deſſen Wirkungen ſich über die Alpen nach Italien, und über den Rhein nach Gallien, Spanien, ja bis nach Africa fortpflanzten. Man bezeichnet daher den Zeitabſchnitt von dem Eindringen der Hunnen in Europa bis dahin, wo die Vandalen, Alanen, Sueven und Burgunder nach Gallien und Spanien und erſtere nach Africa überſetzten (374 — 430), oder überhaupt die letzten Erſchütterungen des weſtrömiſchen Reichs vorzugsweiſe mit dem Namen der großen Völkerwanderung.

Das *Entſtehen* dieſer Völkerwanderung läßt ſich überhaupt aus den Eigenthümlichkeiten des Nomadenlebens, dann aus der Bildung großer Vereine unter den deutſchen Völkern und aus der damaligen Schwäche des römiſchen Reichs erklären.

Daß ganze Völker mit ihren Weibern, Kindern, Heerden und allem, was ſie beſitzen, ſich erheben und den Boden verlaſſen, den ſie bewohnen, das ſcheint uns nach unſeren Sitten und Lebensweiſen ganz unerklärlich. Aber es iſt auch ganz unhiſtoriſch, unſre Sitten und Lebensweiſen auf rohe und ungebildete Völker überzutragen. Freylich werden Völker, die Ackerbau und Gewerbe treiben, oder die im Beſitz und Genuß eines ernährenden Landeigenthums ſich befinden, nicht leicht auf den Gedanken einer totalen Auswanderung kommen. Ganz anders aber verhält es ſich mit Völkern, die nur Viehzucht treiben, oder mit Nomadenvölkern. Dieſe haben eigentlich keine Heimath. Der Boden, wo ſie Nahrung für ſich und ihr Vieh finden, iſt ihr Vaterland; ſie verlaſſen ihn, wenn er hierzu nicht mehr ausreicht, und ſuchen ſich neue Aufenthaltsörter. Können ſie dieſe nicht friedlich einnehmen, ſo bemächtigen ſie ſich ihrer mit Gewalt. Ein ſolches herumziehendes und kriegeriſches Leben wird allmählich zur Gewohnheit, und durch Gewohnheit zum Bedürfniß, ſo daß es auch da noch Statt findet, wo die erſten Urſachen desſelben wegfallen. Dasſelbe ſcheint auch bey den Deutſchen damaliger Zeit der Fall geweſen zu ſeyn. Denn obſchon die meiſten derſelben nicht mehr auf der Stufe der Rohheit ſtanden, wie ſie in dem Zeitalter der Cimbern und Teutonen erſcheinen; ſondern, wie namentlich die Gothen, durch Verkehr mit den Römern und durch eigene Bildungsfähigkeit ſich erhoben hatten: ſo war doch noch immer ein Geiſt der Unruhe und Beweglichkeit unter ihnen, wodurch ſie zur Erweiterung ihrer Wohnſitze, oder zur Aufſuchung neuer angeſpornt wurden.

Kam nun hierzu noch ein Bedrängniß von außen, der Anfall eines mächtig heranſtürmenden Volkes (dergleichen die Hunnen waren): ſo ſieht man leicht, wie eine neue und erhöhete Wanderungsluſt auch Völker ergreifen konnte, die auf der Bahn der Cultur ſchon bedeutende Fortſchritte gemacht hatten.

Nicht minder trug auch die Bildung größerer Volksvereine unter den Deutſchen, und die zunehmende Erſchlaffung unter den Römern dazu bey, daß die ſchon längſt Statt gefundene Wanderungsluſt gerade jetzt ſo bedeutend und wichtig wurde. Mangel an Kriegskunſt und innere Spaltungen auf der einen Seite, und Kriegsgeſchicklichkeit und feſtes Zuſammenhalten auf der andern Seite hatten die Angriffe der Deutſchen auf die römiſchen Grenzen lange aufgehalten oder abgewehrt. Aber ſeitdem ſich, wie oben gezeigt worden iſt, große Völkervereine und einſichtsvolle Anführer unter den Deutſchen gebildet hatten, und ſeitdem Verweichlichung und Kraftloſigkeit immer mehr unter den Römern eingeriſſen war: ſeitdem mußten auch die Angriffe der Deutſchen auf das römiſche Gebiet immer gefährlicher werden, und endlich zu den Wirkungen hinführen, die wir als Folge derſelben erblicken.

Dieſe Wirkungen aber, welche die große Völkerwanderung hatte, waren zunächſt gänzliche Auflöſung oder Zertrümmerung des römiſchen Reichs, Gründung neuer Staaten, und Umbildung der ſeitherigen Verfaſſung und Cultur. — Unter den wiederholten Angriffen der deutſchen Völker ging das vorher mächtige, jetzt entkräftete römiſche Reich zu Grunde, und auf den Trümmern deſſelben erhoben ſich dann, wie wir weiter unten ſehen werden, neue Staaten. Natürlich wurden dabey ganze Länder verwüſtet, und vieles Gute, was unter den Römern und durch dieſelben aufgekommen war, wurde erſtickt; denn jedes Umſtürzen alter Formen iſt mit der Zerſtörung des Lebensglückes vieler Tauſende verbunden, und langdauernde Kriege ziehen immer Zerrüttungen nach ſich. Aber falſch iſt es, anzunehmen, daß dadurch eine allgemeine Verwilderung, eine gänzliche Vernichtung der alten Cultur hervorgebracht wurde, oder daß man die Epoche der Völkerwanderung als die Epoche einer fortgehenden Verwüſtung zu denken habe. Denn eigentlich waren es nur die rohen Hunnen und die wilden Vandalen, die an Verheerungen und Verwüſtungen ihre Freude fanden, und ſelbſt dieſe fingen gar bald an, da wo ſie ſich heimathlich niederließen, um ihres eignen Vortheils willen Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen. Die deutſchen Völker aber gingen nie darauf aus, Cultur zu unterdrücken oder zu vernichten, vielmehr faßten ſie das Gute begierig auf, das ſich ihnen darbot, und ſuchten ſich daſſelbe anzueignen. So nahmen ſie das Chriſtenthum, und viele römiſche Hof- und Staatseinrichtungen an; und ſo wurden die von ihnen neu geſtifteten Staaten bey allen Eigenthümlichkeiten, die ſie hatten, in vielen Stücken den vorigen ähnlich.

Doch es iſt Zeit, nach dieſer Abſchweifung zur weitern Darſtellung der endlichen Schickſale des römiſchen Reiches fortzufahren, und dadurch die Wahrheit obiger Bemerkungen zu beſtätigen.

Fünftes Kapitel.

Von dem Tode des Kaiſers Theodoſius des Großen bis zum Untergang des weſtrömiſchen Reichs; 395 — 476.

Während im Innern des römiſchen Reichs faſt jede Quelle des wahren Lebens verſiegt war, war der äuſſere Umfang deſſelben noch größer als in den Tagen des Auguſtus. Aber nun trat die Zeit daß auch dieſer äußere Glanz ausgetilgt, eine Provinz nach der andern losgeriſſen, und endlich das ganze Gebäude des alten römiſchen Reichs umgeſtürzt werden ſollte. Zu ſehen, wie dieſes geſchah, iſt wichtig; und eine theilnehmende Aufmerkſamkeit, auf welche die ruhmloſen Söhne und Nachfolger des großen Theodoſius keine Anſprüche machen können, gebührt der ſchnellen Zerſtückelung ihres Reiches.

Zuerſt trennten ſich die öſtlichen Provinzen von den weſtlichen, und beyde bildeten beſondere Reiche. Die Veranlaſſung hierzu gab unſchuldigerweiſe Theodoſius. Nach ſeinem letzten Willen ſollte ſein großes Reich zwiſchen ſeine beyden Söhne, Arcadius und Honorius, getheilt werden. Jener, 18 Jahre alt, ſollte die Morgenländer, namentlich Thracien, Kleinaſien, Syrien, Aegypten und das öſtliche Illyricum (oder Dacien, Möſien, Macedonien und Griechenland) beherrſchen; dieſem aber, 11 Jahre alt, ſollten die Abendländer zugehören, alſo Italien, Gallien, Spanien, Britannien, die Nordküſte von Africa bis an Aegypten, und das weſtliche Illyricum (oder Noricum, Pannonien und Dalmatien, oder das heutige Oeſterreich, Ungarn und Illyrien). Dieſe Theilung ſollte, ſo wie früher, zur Sicherung der Grenzen, zur Erhaltung des innern Friedens und unbeſchadet der Einheit des Ganzen Statt finden. Aber die Minderjährigkeit und Schwäche der Regenten, und die Eiferſucht und Uneinigkeit ihrer Miniſter machte dieſe Theilung zur Trennung, was gerade jetzt um ſo gefährlicher war, da nur durch feſtes Zuſammenhalten des Ganzen die Selbſtſtändigkeit des Einzelnen gerettet werden konnte. Von nun an gab es alſo ein oſt- und ein weſtrömiſches Reich, oder ein morgenländiſches und ein abendländiſches Kaiſerthum, von denen jenes Conſtantinopel, dieſes Rom zur Hauptſtadt hatte, und beyde bey aller Verbindung, die noch unter ihnen obwaltete, ſich gegenſeitig anfeindeten und bevortheilten.

Von beyden Reichen ging das weſtrömiſche zuerſt zu Grunde. Schon unter der ſturmvollen Regierung des ſchlaffen Honorius (395 — 423) erlitt es ſo große und empfindliche Verluſte, daß es ſeiner Auflöſung nahe gebracht wurde. Die Umſtände aber, unter denen ſich dieſe ereigneten, waren dem Weſentlichen nach folgende.

Während faſt in allen Theilen des weſtrömiſchen Reichs Empörungen ausbrachen und Gegenkaiſer auftraten, ſtürmten die deutſchen Völker, durch abermalige Einfälle der Hunnen in Europa aufs neue in Bewegung geſetzt, gegen die Provinzen dieſes Reiches los. Jene Empörungen und Gegenkaiſer wurden zwar unterdrückt, und Honorius hatte das unverdiente Glück bis an das Ende ſeines Lebens im Beſitz des Thrones zu bleiben; aber nicht ſo gelang es, dieſe Angriffe der Barbaren zurückzuhalten, oder zu vereiteln.

Zuerſt erhoben ſich die Weſtgothen an der Donau, die durch Theodoſius den Großen beruhigt worden waren, gleich nach deſſen Tode (395). Angeführt von einem eben ſo beſonnenen als tapfern Feldherrn, Namens **Alarich**, der früher in römiſchen Dienſten geſtanden hatte, und ſpäterhin (398) von ſeinen Landsleuten zum König der Weſtgothen erwählt wurde, überfielen ſie Griechenland, wo ſie große Verheerungen anrichteten. Doch Stilicho, der kraftvolle Miniſter des ſchwachen Honorius, vertrieb ſie (396). Nun ſaßen ſie eine Zeitlang (396 — 399) ruhig in Epirus; dann aber wendeten ſie, durch eignen Thatendrang oder durch die Argliſt des Hofes zu Conſtantinopel dazu aufgefordert, ihre Waffen gegen Italien oder das abendländiſche Reich (400 — 403). Ihr erſter Einfall erregte Furcht und Schrecken; aber noch lebte Stilicho, und Alarich ſahe ſich genöthigt, Italien zu verlaſſen, und unter gewiſſen Bedingungen und Verſprechungen (die aber nicht öffentlich bekannt gemacht wurden) ein Friedens-

und Vereinigungsbündniß mit dem weſtrömiſchen Reiche zu ſchließen.

Allein nicht lange darauf ſtürmten neue Schrecken gegen daſſelbe. Zahlreiche Horden, von einem gewiſſen Rhadagais angeführt, fielen in Italien ein (405), und andre, die aus Vandalen, Alanen und Sueven beſtanden, und zu dem Heere des Rhadagais gehört haben ſollen, gingen auf Gallien los. Jene Heereshaufen, die Rhadagais ſelbſt anführte, wurden mit ihm bey Florenz vom Stilicho vernichtet (406); aber die andern fanden um ſo leichtern Fortgang, da alle römiſche Truppen zur Vertheidigung Italiens aus Britannien und Gallien weggerufen waren. Nur die Franken, die an der Grenze Galliens, am Niederrhein, wohnten, vertheidigten als treue Bundesgenoſſen die Sache der Römer. Aber ſie wurden nach einem hartnäckigen Treffen von den Vandalen und Alanen geſchlagen; und nun ſetzten dieſe (31. Dec. 406), und nach ihnen die Sueven, ja auch die Burgunder, die bis dahin zwiſchen dem Neckar und Rhein gewohnt hatten, in das wehrloſe Gallien über. Die letztern blieben in den ſüdöſtlichen Theilen Galliens, zwiſchen der Saone, der Rhone und dem Rhein; aber die wilden Vandalen, die Alanen und Sueven zogen, nachdem ſie lange in Gallien gehauſet hatten, über die Pyrenäen nach

Spanien (31. Oct. 409), nahmen hier nach ſchrecklichen Verwüſtungen Wohnſitze ein, und verließen endlich Gallien ganz, als ſie von den nachrückenden Weſtgothen (um 414) weiter vorwärts gedrängt wurden.

Auch Britannien ging um dieſelbe Zeit verloren. Honorius, der ſich zur Vertheidigung derſelben zu ſchwach fühlte, gab es freywillig auf (409) und überließ es den Britten ſelbſt, für ihre Sicherheit zu ſorgen, oder ſich gegen die Einfälle der Picten und Scoten zu vertheidigen.

Indeſſen war der tapfre Stilicho, der die auf Italien einbrechenden Stürme zweymal glücklich abgewendet hatte, als Opfer niedriger Hofcabale gefallen (23. Aug. 408). Gleich darauf brach Alarich, König der Weſtgothen, weil die ihm gemachten Verſprechungen nicht gehalten wurden, in Italien ein, und ging geradezu auf Rom los. Zuerſt gelang es dieſer altberühmten Stadt, die ſo lange die Weltherrſchaft behauptet hatte, ſich durch große Summen von der Eroberung und Plünderung loszukaufen (408). Dann, als Alarich 409 zum zweyten Male wieder kam, wurde ihr von demſelben ein Kaiſer Namens Attalus aufgenöthiget, den jedoch der König der Weſtgothen bald wieder abſetzte. Als aber Honorius, im thörichten Vertrauen auf das feſte Ravenna, wo er ſich aufhielt, von keinen Friedensbedingungen hören wollte, da erſchien Alarich zum dritten Male, eroberte Rom (24. Aug. 410) und gab es der Plünderung ſeiner erbitterten Gothen Preis. Hierauf zog er nach Unteritalien, kam bis nach Calabrien, und war ſchon im Begriff auch Sicilien und Africa zu überwältigen, als ein plötzlicher Tod ſeinem thatenreichen Leben ein Ende machte (Sept. 410). Ihm folgte in der Regierung über die Weſtgothen ſein Schwager Ataulph (Adolf). Dieſer ſchloß (412) mit Honorius Friede, heyrathete deſſen Schweſter Placidia (die bey der Eroberung Roms eine Gefangene der Weſtgothen geworden war), und zog dann unter dem Titel eines römiſchen Oberfeldherrn nach Gallien (414). Hier verdrängte er die vorher eingewanderten Vandalen, Alanen und Sueven; und ging ſelbſt nach Spanien über; aber ſchon im Jahre 415 wurde er zu Barcellona von einem Gothen; einem Feinde ſeines Hauſes, ermordet. Bald nach ihm ward Wallia von den Weſtgothen zum König ernannt (415 — 419). Dieſer erneuerte das vorige Bündniß mit den Römern, ſchickte die Placidia, des Honorius Schweſter, nach Ravenna zurück, und gründete ein weſtgothiſches Reich, das von der Rhone, Saone und Loire in Gallien weit über die Pyrenäen hin ſich ausbreitete, deſſen Hauptſtadt

Toloſa ward, und das ſich, nachdem es Gallien an die Franken verloren hatte, in Spanien bis zum Jahre 711 behauptete.

So ward alſo während der Regierung des Honorius ganz Spanien und Britannien von dem römiſchen Reiche losgeriſſen; im ſüdweſtlichen Gallien herrſchten die Weſtgothen, im ſüdöſtlichen die Burgunder, und nur im nördlichen Gallien jenſeit der Loire verblieb noch ein kleiner Theil den Römern. Mehrere und größere Länder hat wohl kein Fürſt verloren, als Honorius; aber keiner hat auch wohl ſolchen Verluſt mit mehr Gleichgültigkeit ertragen, als eben dieſer Honorius, — ein thieriſch hinſtarrender Menſch, deſſen liebſte Beſchäftigung Fütterung ſeiner Hühner war, und deſſen die Geſchichte nur erwähnt, um ſeine Nichtswürdigkeit zu züchtigen. So wird von ihm erzählt, daß als die Nachricht zu ihm gelangte: „Rom ſey in die Hände der Gothen gefallen", er ſo lange untröſtlich blieb, bis daß er erfuhr, dieß Unglück habe nicht ſeinen Lieblingshahn, der gleichfalls Rom hieß, ſondern — nur die Hauptſtadt ſeines Reiches betroffen.

Honorius ſtarb den 27. Aug. 423, und ihm folgte, durch die Begünſtigung des Hofes zu Conſtantinopel und nach Verdrängung eines Nebenbuhlers,

buhlers, ſein Neffe Valentinian III. Erſt 6 Jahre alt, ſtand er unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Placidia; aber er wurde auch in ſeinem ganzen Leben nicht mündig, und unter ſeiner Regierung erlitt das weſtrömiſche Reich gleichfalls ſehr große und empfindliche Verluſte.

Zuerſt ging das weſtliche Illyricum, oder das heutige Oeſterreich, Ungarn und Illyrien verloren. Der Hof zu Conſtantinopel maßte ſich dieſe Länder an, als Entſchädigung für den Aufwand, den er bey Erhebung Valentinians III. gehabt, oder für den guten Willen, den er dabey gezeigt hatte.

Dann ging die ganze Weſtküſte Africas, oder alle Länder vom Atlas bis an Cyrene für das abendländiſche Reich verloren. Die Urſache hiervon war folgende. Die beyden wichtigſten Feldherrn des abendländiſchen Reichs damaliger Zeit, Aëtius und Bonifacius, lebten mit einander in Feindſchaft. Aëtius, ein geſchickter Krieger, aber ein gewiſſenloſer, hoffärthiger Menſch, verleumdete, um ſeinem Haß Gnüge zu thun, den eben ſo biedern als tapfern Bonifacius, Statthalter von Africa, als einen heimlichen Empörer bey dem Hofe zu Ravenna, und wiederum wußte er den Bonifacius mißtrauiſch gegen eben dieſen Hof zu machen. Bonifacius glaubte, ſeinen Untergang vor

Augen ſehend, nur in einer Empörung ſeine Rettung finden zu können. Er wurde daher wirklich, weſſen er anfangs fälſchlich beſchuldigt worden war — ein Empörer. Da er jedoch allein zum Widerſtand gegen den Hof zu Ravenna zu ſchwach war; ſo rief er die Vandalen, die damals in dem ſüdweſtlichen Spanien (in dem von ihnen benannten Andaluſien) wohnten, zu ſeinem Beyſtand nach Africa. Sie kamen, angeführt von ihrem Könige Genſerich (Mai, 429), aber nicht als treue Bundsgenoſſen, ſondern als wilde Eroberer, und bemächtigten ſich gleich anfangs Mauritaniens und Numidiens. Zu ſpät durchſchaute Bonifacius die Ränke des Aëtius und ſeinen Irrthum. Ausgeſöhnt mit dem Hofe zu Ravenna, ſuchte er nun die Vandalen wieder zu vertreiben, oder wenigſtens ihren Verwüſtungen Einhalt zu thun; aber vergebens! Genſerich ſiegte; Bonifacius wurde vertrieben (430); die ganze Provinz Africa ging für das abendländiſche Reich verloren, und es entſtand daſelbſt ein vandaliſches Reich, deſſen Hauptſtadt Carthago war, und das über hundert Jahre (bis 534) fortdauerte.

Während ſo das abendländiſche Reich eine Provinz nach der andern verlor, erhoben ſich die Hunnen in Europa zu einer furchtbaren Größe, die alle übrigen Staaten zu zertrümmern drohete.

Die einzelnen Horden derſelben, die von der Wolga bis zur Theis hin wohnten, waren um dieſe Zeit einem Oberhaupte, Attila, unterworfen. Dieſer, von königlicher Abkunft, ein Sohn des Mundzuck, war der gewaltige Herr ſeines Volkes, und die ſchreckliche Geiſſel ſeiner Feinde. In ſeinem kleinen und unanſehnlichen Körper wohnte ein feuriger Geiſt, der allen ſeinen Reden und Handlungen das Gepräge des Herrſchers ausdrückte. Ueberall zeigte er Kraft und Beſonnenheit, einen feſten unerſchütterlichen Ernſt, und troß ſeiner rohen Wildheit war ihm Gefühl für Gerechtigkeit und Mitleiden nicht fremd. Er ſelbſt gab vor, oder meinte (denn er war von Aberglauben nicht frey), daß er das Schwert des Kriegsgottes führe, und dadurch zur Herrſchaft der Erde beſtimmt ſey; er nannte ſich die Geißel Gottes zur Beſtrafung der Menſchen, und mordete auf Geheiß der Gottheit, wie er ſagte, hunderttauſende, ja ſelbſt ſeinen Bruder Bleda, mit dem er anfangs gemeinſchaftlich regierte (434 — 444). Lange war er das Schrecken der nördlichen und öſtlichen Völker. Der morgenländiſche Kaiſer mußte ihm Tribut bezahlen (442); Perſien zitterte vor ihm; die Gepiden, Avaren, Heruler, Rugier, Longobarden, Oſtgothen u. ſ. w. mußten ſich ihm unterwerfen, und er beſaß die Geſchicklichkeit, die verſchiedenſten Völker in Einheit zu erhalten. Endlich machte er ſich auf gegen das abendländiſche Reich (450). Außer der ihm inwohnenden Kriegsluſt, ſollen die Anreizungen des Königs der Vandalen, und eine Liebeserklärung der Prinzeſſin Honoria, der Schweſter Valentinians III., die der Ruf ſeiner Thaten und ihre Eheloſigkeit zu dieſem Schritte reizte, ihn hierzu bewegen haben. Er zog mit einem Heere von fünf= bis ſiebenmalhunderttauſend Mann längs der Donau durch Deutſchland, und erreichte mit angehendem Frühjahr 451 die Ufer des Rhein. Hier ſchlug er die Franken. Darauf brach er in Gallien ein, verheerte blühende Städte, und war ſchon bis Orleans vorgedrungen, als endlich die gemeinſchaftliche Gefahr Römer und Weſtgothen verband. Theodorich, ein Sohn Alarichs, war Anführer der Weſtgothen, und der tapfre Aëtius, der die Hunnen kannte, befehligte die Römer. An beyde ſchloſſen ſich verſchiedene andre Heereshaufen von Alanen, Burgundern, Franken und Sachſen an. Bey Chalons an der Marne ſtießen die feindlichen Heere auf einander (451). Die Schlacht war wüthend. Der König der Weſtgothen fiel gleich am Anfang derſelben; aber ſein wackrer Sohn Thorismund ſetzte den Kampf mit ſeltenem Muthe fort, und er und Aëtius ſchlugen den Attila aus dem Felde. Wenigſtens 150000 Todte ſollen den Wahlplatz bedeckt haben. Attila zog ſich nach ſeiner Wagenburg, feſt entſchloſſen, ſich hier zu behaupten oder zu verbrennen. Er häufte daher unzählige Pferdeſättel zuſammen, um im Nothfall ſie anzuzünden; zugleich aber ließ er, um den Feind zu ſchrecken, Poſaunen, Schlachthörner und Geſang die ganze Nacht hindurch erſchallen. Allein Römer und Weſtgothen, mit ihrem Siege zufrieden und ſich ſcheuend den Attila aufs Aeuſſerſte zu treiben, verfolgten ihn nicht weiter. Darauf verließ er Gallien, und fiel im folgenden Jahre (452), noch immer mit furchtbarer Macht, in Oberitalien ein. Auch hier wurden die Gegenden, die ſein Schwert traf, fürchterlich heimgeſucht, und viele Städte ausgeplündert und zerſtört. Unter andern wurde auch Aquileja vertilgt, deſſen Einwohner ſich auf den nahegelegenen Inſeln wieder ſammelten und daſelbſt das in der Folge große und herrliche Venedig gründeten. Von Oberitalien wollte Attila (453) nach Rom ziehen; doch ließ er ſich durch abergläubiſche Vorſtellungen, durch eine Geſandtſchaft, an deren Spitze der Pabſt Leo ſtand, und durch große Verſprechungen, die dieſer im Namen des weſtrömiſchen Kaiſers that, von dieſem Plane abbringen. Er verließ Italien, doch mit der Drohung bald wieder zukommen, wenn die ihm gemachten Verſprechungen nicht gehalten würden. Aber ein plötzlicher Tod hinderte ihn an der Ausführung dieſer Drohung. Er ſtarb, als er eben die Zahl ſeiner Weiber mit der ſchönen Ildico vermehrt hatte, an einem Schlagfluſſe (453), und wurde dann mit vielem Gepränge begraben. Sein Tod machte der Herrſchaft der Hunnen in Europa ein Ende. Die verſchiedenen Völker, die der Schrecken ſeines Namens zuſammengehalten hatte, wurden unter einander uneins, bekriegten ſich, und das große Reich des Attila zerfiel in mehrere kleine Staaten.

Aber das weſtrömiſche Reich ärndtete davon keinen Vortheil; vielmehr verlor es eben jetzt den, der bisher ſeine Stütze geweſen war. Aëtius, deſſen beſonnene Tapferkeit das Reich gerettet hatte, reizte durch ſeinen ſtolzen Uebermuth den Unwillen des Kaiſers Valentinian III.; und dieſer war ſo wenig ſeiner Gefühle Meiſter, daß er mit eigner Hand ſeinen wichtigſten Feldherrn tödtete (454). Doch empfing Valentinian bald darauf den Lohn dieſer und andrer Unthaten ſeines Lebens. Denn als er eine edle Römerin gemißhandelt hatte, ſo wurde er auf Anſtiften ihres Gemahls, des reichen und angeſehenen Senators Petronius Maximus, von zwey Soldaten des Aëtius auf dem Marsfelde zu Rom getödtet (16. März 455).

Jetzt war kein männlicher Sprößling von dem Hauſe des großen Theodoſius übrig; und ſo gelang es dem Petronius Maximus ſich auf den abendländiſchen Kaiſerthron zu ſchwingen. Vielleicht aus Rachſucht, vielleicht auch um ſich zu behaupten, nöthigte er die Eudoria, die Gemahlin des ermordeten Valentinian, ſich mit ihm zu vermählen. Aber dieſe Vermählung beſchleunigte ſeinen Untergang. Er war unvorſichtig genug, der Eudoria ſeinen Antheil an der Ermordung Valentinians zu geſtehen. Hierüber gegen ihren neuen Gemahl erbittert, wendete ſich dieſe heimlich an den ſchon erwähnten König der Vandalen, Genſerich, und bat ihn um Hülfe und Rache. Genſerich ſäumte nicht, dieſe neue Gelegenheit zur Befriedigung ſeiner Plünderungsſucht begierig zu ergreifen. Ohne Verzug erſchien er mit einer großen Flotte vor der Mündung der Tiber. Petronius Maximus wollte entfliehen, ward aber von dem erbitterten Volke umgebracht (12. Jun. 455). Rom mußte ſich ergeben, und ward vierzehn Tage lang (vom 15. — 29. Jun. 455) von den wilden Vandalen geplündert und verheert. Ein großer Theil der Schätze und Kunſtwerke Roms ward von ihm weggeſchleppt, und ging auf dem Wege nach Carthago verloren. Eudoria ſelbſt, die Urheberin dieſes Unglücks, wurde nebſt ihren beyden Töchtern als Gefangene nach Africa abgeführt.

Nach dem Abzug der Vandalen, die nur gekommen waren, um zu plündern, nicht um bleibende Eroberungen zu machen, dauerte das weſtrömiſche Reich noch 21 Jahre fort; aber ohne Kraft und Selbſtſtändigkeit, im beſtändigen Todeskampfe. Von allen ländern, die ihm einſt unterthan geweſen waren, beſaß es (auſſer einigen Diſtricten in Gallien und an der Donau — ſehr unſichere Beſitzungen!) nichts als Italien, und auch dieſes war zerrüttet, entkräftet und mit ausländiſchen Miethtruppen überſchwemmt. Die Kaiſer, die nach Abzug der Vandalen in ſchnellem Wechſel den Thron beſtiegen und verließen, waren abhängig von den Barbaren, und wurden größtentheils von ihnen erhoben, beſchirmt und geſtürzt. Nur ſelten, und nicht mit ausreichender Kraft miſchte ſich der Hof zu Conſtantinopel in die Beſetzung des abendländiſchen Throns *). Endlich wurden es die Barbaren

---

*) Dieſe Kaiſer, die wie flüchtige Schatten einander verdrängten, ſind: Avitus, von den Weſtgothen zum Kaiſer ausgerufen (15. Aug. 455) und abgeſetzt (16. Oct. 456) vom Ricimer, einem Sueven in römiſchen Dienſten, der von nun an 16 Jahre lang über den weſtrömiſchen Thron ſchaltete. Dieſer brachte auf den Thron zuerſt den Majorian (457 — 461), einen Mann von ſeltener Kraft in einem verdorbenen Zeitalter! — dann den Severus (461 — 465). Darauf blieb der Thron zwey Jahre lang unbeſetzt; Ricimer regierte, ohne Kaiſer zu heißen, als Kaiſer. Hierauf wurde Anthemius (12. April 467) vom Hofe zu Conſtantinopel erhoben, und vom Ricimer geſtürzt (11. Jul. 467)

BIBL. VNIVERS. LIPS.

waren überdrüßig, das Schattenſpiel eines weſtrömiſchen Reichs noch länger fortdauern zu laſſen, und dem Odoacer, einem Heruler, war es vorbehalten, demſelben ein Ende zu machen. Mit Neid und Eiferſucht ſahen die deutſchen Truppen in Italien, als Heruler, Rugier u. ſ. w., die vorher in Dienſten des Attila geſtanden hatten, jetzt aber als Miethvölker den Römern dienten, daß ihre Landsleute, die deutſchen Völker, am Rhein, in Gallien und in Spanien groſſe Beſitzungen erworben hatten, während ſie, die ſie den weſtrömiſchen Kaiſerthron umſchirmten, nur auf geringen Sold eingeſchränkt waren. Sie wünſchten daher auch Grundeigenthum zu erlangen. Als nun **Oreſtes**, ein Pannonier und Oberfeldherr in römiſchen Dienſten, ſeinen jungen Sohn, **Romulus Auguſtulus** auf den Kaiſerthron erhoben hatte (475), ſe

467) vom Hofe zu Conſtantinopel erhoben und (11. Jul. 472) vom Ricimer geſtürzt, der den **Olybrius** erhebt. Ricimer ſtirbt (20. Aug. 472), und bald darauf ſein Schützling Olybrius (23. Oct. 472). Nun wird **Glycerius** von den Burgundern (473) erhoben, und verdrängt durch den Hof zu Conſtantinopel (474), der den **Julius Nepos** erhebt. Nach einem Jahre wird dieſer abgeſetzt von ſeinem Feldherrn Oreſtes, der ſeinen Sohn zum Kaiſer ernennt. Dieſer letzte Kaiſer vereinigte in ſeiner Perſon ſonderbarer Weiſe die Namen des Stifters von Rom und des Stifters des Kaiſerthums. Er hieß **Romulus Auguſtulus**.

ſo verlangten ſie, daß ihnen der dritte Theil aller Ländereyen Italiens abgetreten würde. Dieß wurde ihnen abgeſchlagen. Da ergriffen ſie die Waffen, wählten den Odoacer zu ihrem Anführer, und rückten gegen den Oreſtes an. Dieſer, nicht im Stande, ſich im offenen Felde zu widerſetzen, warf ſich mit ſeinem Sohn in das feſte Pavia. Odoacer folgte, und bald war Pavia erſtürmt (26. April 476), Oreſtes hingerichtet, Romulus Auguſtulus abgeſetzt, und nur ſeiner Jugend wegen am Leben gelaſſen. Odoacer aber fand es überflüſſig, die abendländiſche Kaiſerwürde länger fortdauern zu laſſen. Er ließ ſie daher eingehen, und ſtiftete, von den Seinigen zum König erwählt, das erſte deutſche Königthum in Italien. So erreichte alſo das weſtrömiſche Reich, nachdem es 1229 Jahre gedauert hatte, ſein Ende!

Das oſtrömiſche Reich, das auch nach dem alten Namen Conſtantinopels (Byzanz) das byzantiniſche heißt, behauptete ſich faſt tauſend Jahre länger, oder bis zum Jahre 1453, wo es von den Türken zerſtört wurde. Die Urſachen dieſer längern Dauer lagen vorzüglich in dem zufälligen Umſtande, daß die Stürme der Völkerwanderung beſonders nach den Abendländern gerichtet waren, daß ferner die wichtigſten Provinzen des oſtrömiſchen Reichs lange Zeit, wenn auch nicht von inneren Empörungen, doch von feindlichen Angriffen frey blieben, und daß Conſtantinopel, die Hauptſtadt dieſes Reichs wegen ihrer Lage und Feſtigkeit nicht leicht erobert werden konnte. Wahrhaft große und ausgezeichnete Regenten hatte das oſtrömiſche Reich zu keiner Zeit, und am wenigſten damals. Unmännliche Sclaven, Weiber und Geiſtliche leiteten meiſtens die öffentlichen Angelegenheiten; gute Sitten, Eintracht und Ordnung zeigte ſich nur in ſeltenen Beyſpielen. **Arcadius**, der erſte oſtrömiſche Kaiſer (395 — 408), ſtand, wie ſein Bruder Honorius, immer unter fremder Leitung; ſah, wie dieſer, ſein Reich von den Verheerungen der Weſtgothen betroffen; wurde aber, was dieſem nicht glückte, von denſelben befreyt, und überhaupt nicht ſo vielfach von äuſſern Feinden angegriffen, als der weſtrömiſche Kaiſer. — Sein Sohn und Nachfolger **Theodoſius II.** (408 — 450) ließ die Perſer (mit ziemlichem Glück!) bekämpfen, kaufte ſich durch Tribut von den Einfällen der Hunnen los; und ward durch die erſte öffentliche Geſetzſammlung, die unter ſeinem Namen erſchien, berühmt. — Des Theodoſius Schweſter, **Pulcheria**, anfangs deſſen Vormünderin, und nach deſſen Tode Regentin (450 — 455): denn auch Weiber kamen in dem oſtrömiſchen Reiche auf den Thron, — war vorzüglich mit

Glaubensſtreitigkeiten beſchäftiget, und ſo auch ihr frommer Gemahl Marcian, der zwey Jahre nach ihrem Tode ſtarb (457). — Leo I., aus Thracien gebürtig, vorher gemeiner Soldat, und nun Kaiſer (457 — 474) war der erſte Regent, der von einem Geiſtlichen, dem Biſchofe zu Conſtantinopel, gekrönt wurde. Von den Geiſtlichen, die er begünſtigte, ward er der Große genannt. — Nach ihm regierte ſein Enkel Leo II. nur wenige Monate (Jan. — Nov. 474), und dann erſt der Vater dieſes Leo, Zeno aus Iſaurien (474 — 491). Unter großen Stürmen gelangte er, der ſeines Glaubens wegen verhaßt war, zum Thron, und ſeine ganze Regierungszeit war mit Religionsſtreitigkeiten erfüllt, ſo daß er zur Aufrechthaltung des abendländiſchen Reichs, das unter ihm völlig aufgelöſt wurde, nichts beytragen konnte.

Unterdeſſen erhoben ſich auf den Trümmern des abendländiſchen Reichs neue Völker und neue Reiche. In Africa ſaßen die Vandalen, deren König Genſerich noch bis zum Jahre 477 regierte. — Spanien war nach dem Abzuge der Vandalen zwiſchen den Sueven und Weſtgothen getheilt. Doch mußten erſtere bald den letztern weichen. Schon im Jahr 456 kam das Reich der Sueven in Verfall, und im Jahr 585 wurde es von den Weſtgothen ganz unterdrückt. — Gallien, wo noch bis zum Jahre 486 ein römiſcher Statthalter, Namens Siagrius in und um Soiſſons ſich unabhängig behauptete, war von Burgundern, Weſtgothen und Franken beſetzt. Die Burgunder, zwiſchen der Saone, Rhone und dem Rhein wohnhaft, ſtifteten um 470 ein Königreich, deſſen Herrſcher bald in Lyon bald in Genf reſidirten. Die Weſtgothen herrſchten damals von der Loire bis nach Luſitanien (oder Portugal) hin, wurden aber in der Folge aus ganz Gallien von den Franken verdrängt. Dieſe, deren Beſtimmung es war, über ganz Gallien zu herrſchen, hatten damals die Gegenden zwiſchen dem Niederrhein und der Maas inne. — Britannien, das ſchon unter dem Honorius von den Römern verlaſſen (409), und im Jahr 426 von ihnen gänzlich aufgegeben war, konnte ſich der Einfälle der Picten und Socten mit eigener Macht nicht erwehren. Es rief daher die Angeln und Sachſen, die damals in Jütland am Ausfluſſe der Elbe wohnten, zur Hülfe. Dieſe kamen unter ihren Anführern Henigſt und Horſt (449), unterjochten Britannien, und ſtifteten daſelbſt ſieben Königreiche. — In Deutſchland erhob ſich damals die Macht der Franken, Sachſen und Baiern. — In Ungarn ſaßen noch die Oſtgothen. — Italien wurde von den Herulern unter Odoacer beherrſcht, denen aber bald die Oſtgothen und dann die Longobarden folgten. So waren damals die Länder vertheilt, die vorher das weſtrömiſche Reich ausgemacht hatten.

Uebrigens muß das Schickſal der Römer eben ſo wohl unſer Mitleiden anregen, als uns zu warnungsreichen Betrachtungen auffordern. Wir ſehen hier ein Volk untergehen, das ſich einſt durch Charakterkraft, Thatengröße und hohe Cultur vor andern auszeichnete; aber wir ſehen hier auch ein Beyſpiel, wie ſchädlich es iſt, von den Tugenden abzuweichen, die wahre Größe begründen. Durch Vaterlandsliebe, Mäßigkeit und Tapferkeit war Rom groß geworden; durch Ausſchweifungen, Ueppigkeit und Verweichlichung ging es zu Grunde. — Dieß laſſe ſich jeder geſagt ſeyn! Denn eben die Tugenden, die den Wohlſtand ganzer Reich begründen und erhalten, begründen und erhalten auch den Wohlſtand einzelner Familien.

Zweyter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von der Stiftung des Chriſtenthums bis zur Auflöſung des weſtrömiſchen Reiches.

I.

Auguſtus und Cinna,

oder

was vermag Milde.

Der erſte römiſche Kaiſer **Auguſtus** hatte ſich durch Gewaltthätigkeiten jeder Art den Weg zum Throne gebahnt; als er aber denſelben beſtiegen hatte, ſuchte er durch weiſe Staatseinrichtungen und vorzüglich durch Mäßigung, Milde und Leutſeligkeit ſich auf demſelben zu befeſtigen, und wurde ſo aus einem Wüthrich, was er vorher war, ein Vater des Vaterlandes. Dennoch konnten es viele der edelſten Römer nicht vergeſſen, daß ſie durch ihn ihrer Freyheit beraubt worden waren.

Es entſpannen ſich daher noch in ſeinem ſpätern Leben drohende Verſchwörungen gegen ihn.

Eine derſelben hatte Cornelius Cinna, ein Enkel des großen Pompejus, angeſtiftet. Viele Römer aus den vornehmſten Ständen hatten daran Antheil genommen; Zeit und Ort des Angriffs war beſtimmt: Auguſtus ſollte bey einem feyerlichen Opfer überfallen und getödtet werden. Doch ehe dieſer Plan völlig zur Reife kam, wurde Auguſtus durch einen der Mitverſchwornen davon benachrichtigt. Aber nun war er in Verlegenheit, welche Maßregeln er ergreifen ſollte. Ließ er die Verſchwornen hinrichten, ſo war zu fürchten, daß ihre Freunde und Verwandten, um ihren Tod zu rächen, gefährliche Unruhen erregen möchten; ließ er ſie ungeſtraft, ſo konnte ſeine Milde das Anſehn von Furcht und Schwäche haben, und ſie oder Andre zu ähnlichen Verſchwörungen anreizen. In dieſer Verlegenheit brachte er mehrere Tage und Nächte ganz unruhig und ſchlaflos hin, ohne irgend einen Vertrauten ſeines Kummers zu haben. Mitunter, wenn er ſich unbeobachtet glaubte, fuhr er auf: „Was, ich ſoll meinen Mörder ſorglos einher gehen laſſen, während ich ſelbſt in Sorgen bin? Nach ſo vielen Mühſeligkeiten und Gefahren ſoll ich das Opfer einer geheimen Verſchwörung werden, und der Anſtifter derſelben ſoll keine

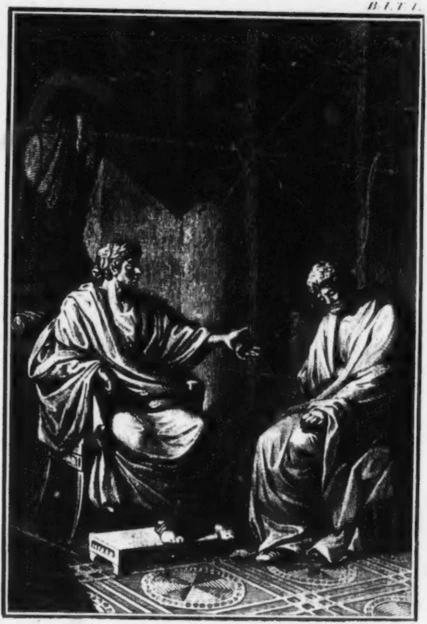
Strafe leiden?" Dann wieder, mehr gegen ſich ſelbſt als gegen den Cinna zürnend, rief er ſeufzend aus: „Aber was lebſt du, wenn es ſo Vielen daran liegt, daß du ſtirbſt? Und was iſt ein Leben werth, wenn es nur mit dem Tode ſo vieler edeln Männer behauptet werden kann?"

Endlich redete ihn ſeine Gemahlin Livia, die ihm das Geheimniß ſeines Kummers abgelockt hatte, mit folgenden Worten an: „Willſt du auf den Rath eines Weibes hören, ſo handle wie Aerzte, die, wo gewöhnliche Mittel nicht helfen, zu ungewöhnlichen ihre Zuflucht nehmen. Du haſt bis jetzt durch Strenge nichts ausgerichtet; eine Verſchwörung nach der andern iſt entſtanden: gebrauche daher Güte ſtatt Schärfe. Verzeih dem Cinna!"

Auguſtus, erfreut in ſeinen Bedrängniſſen einen Rathgeber gefunden zu haben — denn ſeinen Freund Mäcenas, den Beſchützer der Gelehrten, hatte er ſchon vor mehreren Jahren durch den Tod verloren — ließ ſogleich den Cinna zu ſich rufen. Dieſer erſchien; alle Anweſende wurden aus dem Zimmer entfernt. Cinna mußte ſich niederſetzen, und nun fing Auguſtus an: „Vor allen Dingen bitte ich dich, daß du mich im Reden nicht unterbrichſt; du ſollſt ſchon Zeit zum Reden haben."

Cinna machte eine bejahende Verbeugung, und darauf fuhr Auguſtus alſo fort: „Als ich dich im Lager der Feinde fand, hielt ich dich deiner Geburt, nicht deinem Willen nach für meinen Feind, ſchenkte dir das Leben, und gab dir dein ganzes Erbgut zurück. Jetzt biſt du ſo reich und glücklich, daß ſelbſt die Sieger dich den Beſiegten beneiden. Auf dein Bitten verlieh ich dir ein Prieſterthum und überging dabey mehrere, deren Väter unter mir gedient hatten. Und trotz aller meiner Verdienſte um dich haſt du beſchloſſen — mich zu tödten.“ Bey dieſen Worten rief Cinna lebhaft aus, ein ſolcher Frevel ſey weit von ihm entfernt! Auguſtus aber erwiederte gelaſſen: „Du hältſt nicht Wort, Cinna! Wir waren überein gekommen, du ſollteſt mich nicht unterbrechen.“ Dann ſetzte er hinzu: „Ja tödten willſt du mich!“ und nannte ihm alle Mitverſchwornen, den Ort, die Zeit und andre Umſtände, worüber ſie bey ihrer letzten Zuſammenkunft übereingekommen waren. Als nun Cinna, wie vom Donner gerührt, da ſaß, und nichts zu ſeiner Vertheidigung vorbringen konnte; ſo fuhr Auguſtus fort: „Warum willſt du das thun? Etwa, damit du ſelbſt Kaiſer wirſt? Wahrlich dann müßte es ſchlecht um das römiſche Volk ſtehen, wenn ich allein dir im Wege ſtünde! Noch hat Rom eine große Anzahl der edelſten Männer: werden es dieſe je zugeben, daß

B. I. T. I.



Augustus und Cinna.

[illegible] ich schenke dir zum zweitenmale das Leben.

du ihr Herrſcher wirſt? du, der du nicht einmal vermagſt, dein eignes Haus in Ordnung zu halten.“ So ſprach Auguſtus noch eine Weile fort, dann ſchloß er ganz unerwartet mit den Worten: „Cinna, ich ſchenke dir zum zweyten Male das Leben! Vormals ſchenkte ich es dir als meinem offenbaren Feinde, jetzt als einem Treulosen, der ſeinem Fürſten heimlich nach dem Leben trachtet. Aber laß uns von dem heutigen Tag an Freunde ſeyn, und zuſehn, ob mein Vertrauen auf dich größer iſt, als deine Treue gegen mich!“ *) —

Um nun zu zeigen, daß er Groll und Rache ganz in ſich unterdrückt habe, verzieh er, wie dem Cinna, ſo auch allen Mitſchuldigen desſelben, und ernannte ihn ſelbſt zum Conſul für das folgende Jahr. Dieſes milde Verfahren aber hatte die beabſichtigte Wirkung. Cinna blieb von nun an dem Auguſtus unerſchütterlich treu, und nie ward wieder eine Verſchwörung gegen das Leben desſelben unternommen.

* * *

Noch mag Folgendes als ein Beyſpiel der Herablaſſung und Leutſeligkeit, die der Kaiſer Au-

---

*) Hierauf beziehe ſich das Kupfer Taf. I.

Auguſtus in ſeinen ſpätern Regierungsjahren bewies, hier eine Stelle finden. Ein alter Soldat, der lange unter ihm gedient, und namentlich in der entſcheidenden Schlacht bey Actium für ihn gefochten hatte, war in einen Rechtshandel verwickelt. Als er vor Gericht erſcheinen ſollte, wendete er ſich auf öffentlicher Straße an den Kaiſer und bat ihn um Beyſtand. Auguſtus rief einen von ſeinem Gefolge und übertrug ihm die Sache des Beklagten. Aber der alte Soldat war damit nicht zufrieden. Mit lauter Stimme rief er aus: „O Kaiſer, da du in der Schlacht bey Actium in Gefahr ſchwebteſt, habe ich keinen Stellvertreter ausgeſucht, ſondern in eigener Perſon für dich gekämpft!“ Zugleich entblößte er ſeine narbige Bruſt, um auf die Wunden hinzudeuten, die er im Kampfe für Auguſtus empfangen hatte. Dieſer ward dadurch gerührt. Um nicht undankbar zu ſcheinen, ging er mit dem Beklagten vor Gericht und unterſtützte deſſen Sache durch das Gewicht ſeines Anſehns.

II.

Arminius,

der Retter der deutſchen Freyheit.

Unter der Regierung des Kaiſers Auguſtus ſuchten die Römer ihre Herrſchaft auch über Niederdeutſchland zu verbreiten. Ein glücklicher Erfolg begleitete den Anfang dieſer Unternehmung. Die Deutſchen, zwar muthig, kriegsluſtig und freyheitliebend, aber in mehrere Völkerſchaften getheilt, unter ſich uneins, und der Kriegskunſt unkundig, ſetzten keinen vereinigten und geordneten Widerſtand entgegen; von dem Rhein bis zur Elbe hin drangen die Römer vor, und ſchon ſchien es, daß ganz Niederdeutſchland ihrer Uebermacht auf immer unterliegen würde. Aber alles; was ſie durch fünfundzwanzigjährige Anſtrengung errungen hatten, raubte ihnen ein einziger Schlag durch die Klugheit und Tapferkeit eines deutſchen Helden, deſſen Andenken noch jetzt gefeyert und beachtet zu werden verdient.

Arminius, oder Hermann, ſo hieß dieſer edle Deutſche, war der Sohn des Segimer (oder Sigmar), eines Anführers der Cheruscer, die vom Harz bis zur Elbe hin wohnten. In früher Jugend kam er mit ſeinem Bruder als Söldner nach Rom; denn die Cheruscer ſtanden damals im guten Vernehmen mit den Römern, und dieſe zogen gern Deutſche in ihre Kriegsdienſte, um Deutſche durch Deutſche zu unterdrücken, oder um ſich der Treue derſelben zu verſichern, und ſie dadurch an römiſche Herrſchaft zu gewöhnen. Einige Jahre blieb **Arminius** in Rom. Sein lebhafter, hervorſtrebender Geiſt fand daſelbſt Nahrung; er lernte römiſche Sprache, römiſche Kriegskunſt und römiſche Schlauheit, und erwarb ſich römiſches Bürgerrecht und Ritterwürde. Als aber ſein Vater Segimer geſtorben war, kehrte er, mit Erlaubniß der Römer in ſeine Heimath zurück. Vielleicht glaubte man zu Rom, daß der Jüngling, den man zu Würden und Ehren erhoben hatte, mit Achtung und Liebe für Rom erfüllt ſey, und daß er ſeine Landsleute zu gleichen Geſinnungen führen würde; aber man irrte ſich. So wie Moſes einſt, als er am Hofe der Aegypter erzogen wurde, in aller Weisheit derſelben zunahm, und doch voll heißer Liebe für ſein Volk, die Iſraeliten, erglühete: ſo war auch Arminius nur ſeiner Bildung, nicht ſeiner Geſinnung nach ein Römer geworden. Sein Herz war und blieb ſeinem Vaterlande mit heißer Liebe zugethan.

Er ſah, als er zurückkam, die nahe Unterjochung ſeines Vaterlandes vor Augen. Immer weiter hatten ſich die Römer mit Liſt und Gewalt ausgebreitet; immer zahlreicher wurden ihre Beſatzungen und Schanzen auf deutſchem Boden; immer mehr wurden die Deutſchen ihren alten Sitten, ihren einfachen Lebensweiſen und ihrer Liebe zur Unabhängigkeit abgewendet. Um allmählich und faſt unvermerkt das Joch der Knechtſchaft über ihre Nacken zu werfen, entzog man ihnen durch Aushebung ihre junge Mannſchaft, gewöhnte man ſie an fremde Bedürfniſſe, nöthigte man ſie zu Abgaben, und führte zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten die Schikanen der römiſchen Rechtspflege unter ihnen ein. Dieß that beſonders Quintilius Varus, römiſcher Statthalter in den Ländern zwiſchen dem Rhein und der Elbe, ein eigennütziger Mann, unkriegeriſch und voll thörichter Einbildungen, der, im ſtolzen Vertrauen auf ſeine Macht, durch Abgaben und Prozeſſe die Deutſchen bedrückte, und ſie nicht als Bundesgenoſſen, ſondern als Unterjochte behandelte. Dieß alles bemerkte Arminius und ſein Herz entbrannte von dem Verlangen, die Freyheit und Selbſtſtändigkeit ſeines Vaterlandes zu retten.

Aber das Unternehmen war ſchwierig, und für einen gemeinen Kopf ganz unausführbar. Die Römer ſtanden da mit einer großen Kriegsmacht, die ſich an das rauhe Clima Deutſchlands gewöhnt hatte.

hatte, und deren einzelne Theile ſich jeden Augenblick vereinigen, und jeden Widerſtand vernichten konnten. Die Deutſchen hingegen waren getheilt, oft unter einander uneins, ſchwer zu vereinigen, und noch ſchwerer zuſammen zu halten. Im offenen Felde, wo Kriegskunſt ſich zeigen konnte, waren ſie nicht im Stande den Römern mit Erfolg die Spitze zu biethen; nur wenn es in waldigen und ſumpfigen Gegenden, die ſie genau kannten, zum Gefecht kommen ſollte, ließ ſich Vortheil für ſie erwarten. Aber wie ſollten ſich die ſchlauen und vorſichtigen Römer in wegloſe Wildniß locken laſſen? — Der gewandte Geiſt und hochherzige Muth des Arminius überwand alle Schwierigkeiten, die ſich ſeinem feurigen Verlangen entgegen ſtellten. Im geheimen zieht er edle Deutſche auf ſeine Seite, knüpft durch ſie eine Verbindung mehrerer deutſchen Völker zwiſchen der Weſer und Elbe, und bringt es dahin, daß ihm die Leitung der gemeinſchaftlichen Angelegenheiten übertragen wird. Indeſſen ſtellt er ſich, um der Liſt mit Liſt zu begegnen, als wäre er immerfort ein Freund der Römer, bleibt beſtändig um den Varus, ſchmeichelt den ſchwachen Seiten desſelben, nimmt an deſſen Tafel Theil, und weiß ihn ſo einzuſchläfern, daß Varus, obgleich häufig gewarnt, mit vollem Vertrauen zum Arminius blindlings ſeinem Verhängniß entgegen geht.

Der erſte Schritt war geſchehen; eine Verbindung war unter den Deutſchen zu Stande gekommen. Aber auch der zweyte Schritt, den **Varus** fern vom Rhein und Gallien in unwegſame Gegenden zu locken, gelang dem **Arminius**. Auf ſein Anſtiften mußten, als unter den Deutſchen alles zum Kampfe vorbereitet war, die deutſchen Völker in den Gegenden der Ems, Lippe und Weſer Unruhen erregen. Die Nachricht hiervon erſcholl bald in das römiſche Lager. **Arminius** beredete nun den römiſchen Statthalter, in Perſon wider die Aufrührer zu ziehen, und, um deſto eher zu ihnen zu gelangen, den nächſten Weg durch den teutoburger Wald einzuſchlagen. **Varus**, begierig ſchnell einen glücklichen Streich auszuführen, folgt dieſem Rath, und ſammelt eiligſt all' ſein Kriegsvolk. Am Abend vor dem Aufbruch wird er noch einmal gewarnt. **Segeſtes**, ein Edler unter den Cheruscern, des **Arminius** Oheim und dieſem erzürnt, weil **Arminius** die **Thusnelde**, Segeſts Tochter, durch Raub zur Gattin genommen hatte, wußte um die Verſchwörung und entdeckte ſie aus Haß gegen den **Arminius** dem römiſchen Statthalter. „Laß", rief er unter andern dem **Varus** zu, „laß mich, den Arminius und die übrigen Edeln der Deutſchen, die um dich ſind, feſſeln; das Volk wird ohne Anführer nichts wagen, und du wirſt dann Muße haben, die Schuldigen von den Unſchuldigen zu unterſcheiden." Aber Varus war ſo unentſchloſſen oder verblendet, daß er auch auf dieſe Warnung nicht achtete. Er brach auf mit einem ſtarken Heere, vieler Bagage und zahlreichem Troß, und übergab dem Arminius die Aufſicht über den Nachzug der deutſchen Hülfstruppen. Gerade dieß hatte Arminius gewünſcht; denn nun konnte er im Rücken der Römer, um ihren Rückzug zu vereiteln, Wege, Straßendämme und Brücken zerſtören, und ſich dann unbemerkt mit ſeinen Verbündeten, die auf den Anmarſch der Römer lauerten, vereinigen.

Sorglos zog Varus durch wilde und moraſtige Waldungen; aber als er mitten in den teutoburger Wald, in die Gegend des heutigen Paderborn kam, ſah er ſich plötzlich umringt und angegriffen. Von vorn und von beyden Seiten her ſtürzten die Verbündeten, und von hinten Arminius auf ihn los. Vergebens bereute nun Varus ſeine Unvorſichtigkeit; vergebens zog er ſeine Truppen zuſammen; vergebens ließ er die überflüßige Bagage verbrennen. Seine Soldaten waren in den dichten Waldungen zerſtreut, unkundig der Wege und Schlupfwinkel, und entkräftet durch den beſchwerlichen Marſch, durch einen wüthenden Sturm und unaufhörlichen Regen. Weder das

Fußvolk noch die Reuterey fand in dieſer Wildniß Raum, um die eingewöhnte Kriegsgeſchicklichkeit zu bewähren. Zwey Tage und zwey Nächte dauerte der ſchreckliche Kampf. Nirgends ließen die Deutſchen den Römern Ruhe, unaufhörlich wiederholten ſie ihre Angriffe. *) Die Niederlage der Römer war vollkommen. **Varus** ſelbſt, verwundet, ſtürzte ſich in ſein eignes Schwert, um nicht den Feinden lebendig in die Hände zu fallen. Die meiſten vornehmen Offiziere folgten ſeinem Beyſpiele. Von drey Legionen und ſechs Cohorten (ohngefähr 21,000 Mann) konnten nur wenige entrinnen. Die meiſten wurden von den Deutſchen niedergehauen, oder den Göttern geopfert, oder als Sclaven verkauft.

Das römiſche Heer, das hier vernichtet worden war, hatte in Rückſicht auf Tapferkeit, Zucht

---

*) Dem Andenken an dieſe merkwürdige Schlacht iſt das **Kupfer Taf. II.** gewidmet. Erfüllt von dem Gedanken an die ruhmwürdigen und ſiegbekrönten Anſtrengungen unſrer Vorfahren ſtellte der Künſtler den Arminius dar, wie er durch Wort und Beyſpiel die Seinigen zum Kampfe ermuntert, und wie dieſe mit gewaltiger Kraft in die ſchon zurückweichenden Römer eindringen. Er ſelbſt, unter den Römern gebildet, iſt in Feldherrnſchmuck zu Pferde; die Seinigen aber ſind, ihrer Nationalſitte angemeſſen, in Thierhäute gehüllt und mit Kolben und Streitäxten bewaffnet.

und Kriegserfahrung zu den beſten im ganzen römiſchen Reiche gehört. Ungemein groß war daher das Schrecken, als die Nachricht von dieſer Niederlage, die ſich im 9ten Jahre nach Christi Geburt ereignete, nach Rom kam. Selbſt der Kaiſer Auguſtus wurde dadurch ſo beſtürzt, daß er, gleich einem Wahnſinnigen, ſeinen Kopf gegen die Wände ſtieß, und mehrmals verzweifelnd ausrief: „Quintilius Varus gib mir meine Legionen wieder!“ — Die Deutſchen aber freuten ſich, ohne ihren Sieg weiter zu verfolgen, der wiedererlangten Freyheit, und des geſicherten Beſitzes ihrer Verfaſſung, Sitten und Sprache; und der Ruhm des Arminius ward hochgefeyert.

Von nun an ſuchte dieſer dasjenige, was vorzüglich dieſen Sieg bewirkt hatte, Einigkeit unter den Deutſchen, oder den Bund der Cheruscer, den er geſtiftet hatte, aufrecht zu erhalten; aber es gelang ihm nicht. Ungemäßigte Freyheitsliebe auf der einen, Haß und Eiferſucht auf der andern Seite trennte dieſen Bund; und als die Römer einige Jahre nach jener Niederlage wieder über den Rhein gingen, — mehr um die erlittene Schmach auszutilgen und um die Grenzen ihres Reiches zu ſichern, als um Eroberungen zu machen — ſo traten wiederum Deutſche auf Seiten der Römer und kämpften gegen ihre eignen Landsleute. So

floh

ſich Segeſtes, des Arminius Oheim und Schwiegervater, zu den Römern, und brachte ſelbſt des Arminius Gattin, ſeine Tochter Thusnelde, die aber mehr ihrem Gemahl als ihrem Vater glich, in römiſche Gefangenſchaft. Auch des Arminius Bruder blieb bey den Römern, von ihnen mit eiteln Ehrenbezeignungen geſchmeichelt, und mit einem römiſchen Namen, Flavius, benannt.

Einſt (16. nach Chr. Geb.) rückte dieſer mit den Römern unter Anführung des Germanicus bis an die Weſer vor. Arminius, zum Kampf gegen die Römer gerüſtet, hörte, daß Flavius unter ihnen ſey, kam an das rechte Ufer der Weſer, und rief ihn hervor. Flavius erſchien am linken Ufer, nur mit einem Auge; das andre hatte er als Soldat des Tiberius verloren. Arminius grüßt ihn, und fragt, als Bogenſchützen und Schleuderer von beyden Ufern entfernt ſind: „woher kommt die Entſtellung deines Geſichts?“ Flavius nennt Ort und Treffen, und preißt den erhöheten Sold, die Halsketten, Kronen und andre kriegeriſche Ehrenzeichen, die er von den Römern für ſeine Tapferkeit und Treue erhalten habe. „Schändlicher Lohn der Knechtſchaft!“ ruft ihm ſein Bruder zu. Darauf ſucht jeder von ihnen, den andern von der ergriffenen Parthie abzulenken. Flavius erhebt die Größe Roms, die Macht des

Kaiſers, ſchildert die harte Beſtrafung der Beſiegten und die leutſelige Behandlung derer, die ſich freywillig unterwerfen. „Selbſt deine Gattin und dein Sohn," ſetzt er hinzu, „werden keineswegs feindlich behandelt." — Dagegen erinnert ihn Arminius mit aller Stärke eines hochherzigen Freyheitsſinnes an die Pflichten gegen das Vaterland, an die uralte Freyheit deſſelben, an die heiligen Schutzgötter Germaniens, und beſchwört ihn im Namen ihrer gemeinſchaftlichen Mutter, lieber Feldherrnglanz aufzuopfern, als Freunde, Verwandte, und Vaterland zu verlaſſen und zu verrathen. — Allein Flavius wurde hierdurch nicht erweicht, ſondern erbittert. Allmählich kam es zu Schmähungen, und bald wären beyde Brüder, trotz des Fluſſes, der ſie ſchied, handgemein geworden. Schon forderte Flavius, von Wuth entbrannt, Roß und Waffen; aber ein römiſcher Kriegsoberſter zog ihn zurück. Auf der andern Seite ſtand Arminius mit drohender Gebehrde und drang auf ein Treffen. Dieſes erfolgte Tags darauf. Die Römer ſetzten, von deutſchen Hülfsvölkern angeführt, über die Weſer, und die Deutſchen mußten der Kriegskunſt und Uebermacht derſelben weichen. Arminius ſelbſt, der mit großer Tapferkeit kämpfte, und überall Ordnung unter den Seinigen zu erhalten ſuchte, ward umringt, hart verwundet, und nur mit vieler Mühe ge-

gelang es ihm, einer ſchmählichen Gefangenſchaft zu entfliehen.

Indeſſen konnten die Römer keine bleibenden Vortheile in Niederdeutſchland behaupten. Denn obſchon ſie ſechs Jahre nach jener Niederlage im teutoburger Walde (im Jahre 15. nach Chriſt. Geb.) dem Varus und allen mit ihm gefallenen Römern auf der Wahlſtatt ſelbſt ein Todtenfeſt veranſtalteten; obſchon ſie ferner, im Jahre 16 nach Chr. Geb. bis über die Weſer vordrangen, und den Arminius mehrmals zurückdrängten: ſo gelang es ihnen doch nicht, fortdauernde Beſitzungen in Deutſchland zu erringen, und bald (26 Jahre nach Chr. Geb.) gaben ſie den Gedanken, ſich daſelbſt feſtzuſetzen, völlig auf.

Aber auch Arminius war nicht glücklich! Von ſeinem Oheim und ſeinem Bruder gehaßt, und getrennt von ſeiner Gattin, die ihm in der Gefangenſchaft einen Sohn gebar, den er niemals ſah, lebte er in beſtändigen Mühſeligkeiten und Gefahren. Und nachdem er lange daran gearbeitet hatte, die Freyheit und Selbſtſtändigkeit ſeines Vaterlandes zu erhalten: ſo wurde er ſelbſt dem Freyheitsſinn ſeiner Landsleute verdächtig. Sie warfen ihm vor, daß er nach Herrſchaft und Königthum ſtrebe, und griffen ihn an. Eine Zeitlang

lang vertheidigte er ſich mit abwechſelndem Glücke; endlich aber unterlag er der Argliſt. Er wurde von ſeinen Kriegsgeſellen überfallen und getödtet, im zwölften Jahre nach der Schlacht im teutoburger Walde, im ſieben und dreyßigſten Jahre ſeines Alters (21 nach Chr. Geb.). Doch ſein Ruhm, ſchon damals in deutſchen Heldenliedern gefeyert, und ſelbſt von römiſchen Schriftſtellern anerkannt, lebt unſterblich fort in den Jahrbüchern der Geſchichte und in der Dankbarkeit ſeiner Nachkommen.

III.

Arria und Pätus.

Arria, die Gemahlin des Cäcina **Pätus**, eines edeln Römers, der in den Tagen des Kaiſers Claudius lebte, verdient als ein Muſter zärtlicher Gattenliebe und heldenmüthiger Aufopferung geprieſen zu werden. Schade, daß nicht das ganze Leben dieſes herrlichen Weibes vor uns ſteht! Doch ſchon aus den einzelnen Zügen ihres Characters, die der Nachwelt aufbewahrt worden ſind, leuchtet deutlich und rührend hervor, daß ſie den Ihrigen ein Troſt im Leben und ein Vorbild im Tode war.

Einſt lagen ihr Gemahl und ihr Sohn, beyde in einem Hauſe, aber in verſchiedenen Zimmern, tödtlich krank. Der Sohn ſtarb, ein trefflicher Jüngling, ausgezeichnet durch Schönheit und Sittſamkeit. Dieſen großen, herzzerreißenden Verluſt verbarg Arria ihrem Gemahl, um ſein Herz und ſein Leben zu ſchonen. In der Stille begrub ſie den geliebten Todten; ſo oft ſie in das Zimmer ihres Gemahls ging, hatte ſie das Anſehn, als wenn der Sohn noch lebe, ja ſich beſſer befinde; und wenn Pätus ſie fragte, was der Jüngling mache? ſo antwortete ſie unbefangen: „er ruhet ſanft.“ Wenn aber das Muttergefühl ſie überwältigte, und lang zurückgehaltene Thränen aus ihren Augen hervorbrachen: dann verließ ſie das Krankenlager ihres Gemahls, und ging hinaus und weinte heiße Thränen des tiefſten Mutterſchmerzes. Und hatte ſie ſich ſatt geweint, und waren ihre Augen wieder trocken: ſo kehrte ſie gefaßt und mit ruhiger Miene, gleich als wäre ſie nur außerhalb des Zimmers eine kinderloſe Mutter, zu ihrem kranken Gemahl zurück.

Auf gleiche Weiſe war auch ihr Tod ein rührender Beweis ihrer ehelichen Zärtlichkeit und ihres unerſchrocknen Muthes!

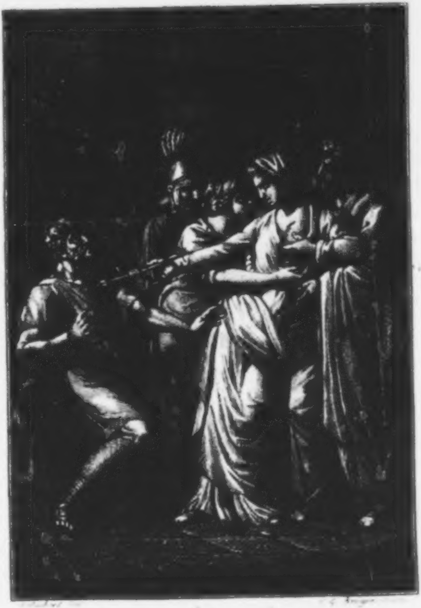
Furius Camillus Scribonianus, Statthalter in Dalmatien, hatte gegen den Kaiſer Claudius einen Aufſtand erregt, um dieſen ſchwachköpfigen und blutgierigen Tyrannen zu unterdrücken. Eine ſtarke Armee hatte ſich für ihn erklärt; auch viele römiſche Große, die es mit dem Beſten des Staates wohl meinten, waren auf ſeine Seite getreten, und unter andern Cäcina Pätus, der Gemahl der Arria. Der Untergang des Claudius ſchien gewiß, und ſchon wollte er, eben ſo furchtſam als grauſam, die höchſte Gewalt an den Scribonianus abtreten. Aber plötzlich änderte ſich die Lage der Dinge. Dieſelben Soldaten, die den Aufſtand bisher unterſtützt hatten, wurden (man weiß nicht warum) andern Sinnes, traten wieder auf Seiten des Claudius und verfolgten den Scribonianus. Dieſer floh auf eine kleine Inſel an der Küſte von Dalmatien; aber hier wurde er entdeckt, und in den Armen ſeiner Gattin Junia von einem gemeinen Soldaten erſtochen. Nun erhob ſich die blutgierige Grauſamkeit des Kaiſers Claudius gegen die Mitſchuldigen des Ermordeten. Einige derſelben wurden auf der Stelle hingerichtet, andre nach Rom geſchleppt, um dort ihr Urtheil zu erwarten.

Unter dieſen befand ſich auch Cäcina Pätus. Als er in Dalmatien eingeſchifft wurde, um nach Rom geſchafft zu werden, flehete ſeine Gattin Arria, die treue Gefährtin ſeines Glücks und Unglücks, die Soldaten an, ſie in dasſelbe Schiff mit aufzunehmen. „Ihr werdet doch, ſprach ſie, einem Manne der Conſul geweſen iſt, einige Sclaven zugeſtehen, die ihn ankleiden und auskleiden, und bey der Mahlzeit aufwarten: alle dieſe Dienſte will ich allein beſorgen.“ Aber ihr Geſuch wurde abgeſchlagen. Hierauf miethete ſie einen Fiſchernachen, in welchem ſie dem größern Schiff, das ihren Gemahl führte, nachfolgte.

In Rom angelangt, gab ſich Arria alle Mühe ihren Gemahl zu retten. Sie ging deshalb ſelbſt zu dem Kaiſer Claudius. Dort traf ſie die Junia, die Witwe des ermordeten Scribonianus, die ein freywilliges Bekenntniß von der vorigen Verſchwörung ablegte, und auch die Arria hierzu ermunterte. „Was,“ rief dieſe voll Unwillen aus, „dich ſoll ich hören? Scribonianus iſt in deinen Armen getödtet worden, und du wagſt noch dieſes Tageslicht zu ſchauen?“ Hierdurch gab ſie zuerſt zu erkennen, daß ſie entſchloſſen ſey, könnte ſie ihren Gemahl nicht retten, mit ihm zu ſterben. Ihr Schwiegerſohn Thraſea ſuchte ſie von dieſem Vorhaben abzubringen. Er fragte ſie: „Würdeſt du wohl wünſchen, daß, ſollte ich umkommen, deine Tochter mit mir ſterbe?" — „Warum nicht?" antwortete Arria, „wenn ſie eben ſo lang und eben ſo einträchtig mit dir gelebt hat, als ich mit meinem Pätus." Durch dieſe Antwort hatte ſie die Beſorgniß der Ihrigen vergrößert, die nun mit verdoppelter Aufmerkſamkeit ſie beobachten ließen. Sie merkte es, und als ſie einſt in den Kreiſe derſelben war, rief ſie aus: „Ihr richtet nichts aus! Ihr könnt wohl machen, daß ich eines ſchweren Todes ſterbe; aber daß ich ſterbe, könnt ihr nicht verhindern." Und als ſie das geſagt hatte, ſprang ſie von ihrem Sitze auf, und ſtieß ihren Kopf mit ſolcher Gewalt wider die Wand, daß man ſie eine Zeit lang für todt hielt. Als ſie ſich wieder erholt hatte, und alle beſtürzt und wehklagend um ſie ſtanden, ſprach ſie: „Hatte ich es euch nicht geſagt, daß ich ſelbſt den harten und rauhen Weg zum Tode finden würde, wenn ihr mir den leichten und ebenen verſperrt."

Indeſſen waren alle ihre Bemühungen, ihren Gemahl zu retten, vergebens geweſen. Er wurde zum Tode verurtheilt und nur die Art desſelben ihm freygeſtellt. Aber es fehlte ihm an Muth, ſelbſt Hand an ſich zu legen. Da ergriff Arria ſchnell einen Dolch, ſtieß ſich denſelben tief in die Bruſt,

B. I. T. III



Arria und Paetus.

Paetus es schmerzt nicht

Bruſt, riß ihn dann wieder heraus, und überreichte ihn ihrem Gemahl mit den Worten: „Pätus, es ſchmerzt nicht!“ *)

IV.

Schandthaten des Kaiſers Nero.

1.

Ermordung des Britannicus.

Das Leben des Kaiſers Nero liegt, ſo weit wir es aus der Geſchichte kennen, als ein Inbegriff der thörichtſten Ausſchweifungen und abſcheulichſten Verbrechen vor uns. Vielleicht mag es daher Manchen ſcheinen, es ſey beſſer von einem ſolchen Leben zu ſchweigen; indem die Unbekanntſchaft mit dem Laſter oft erſprieslicher iſt, als die Kenntniß der Tugenden. Aber wie wir im wirklichen Leben nicht immer der Tugend, ſondern weit öfter dem Laſter

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. III. Der Künſtler ſtellt hier die Arria dar, wie ſie im Beyſeyn eines Soldaten des Claudius und eines Sclaven ihres Hauſes, ſich tödtlich verwundet hat, und zurückſinkend in die Arme ihres Schwiegerſohns und ihrer Tochter, den todbringenden Dolch ihrem noch ängſtlichen Gemahl überreicht.

Laſter begegnen: ſo können wir letzterem auch in der Geſchichte nicht ausweichen; und wie wir im wirklichen Leben nicht bloß von dem Großen und Herrlichen, ſondern auch von dem Gemeinen und Schlechten, was wir um uns ſehen, viel Gutes lernen können und ſollen: ſo können und ſollen auch die Beyſpiele moraliſcher Verderbtheit, die die Geſchichte aufſtellt, uns zur ernſten Lehre und nachdrücklichen Warnung dienen.

So verhält es ſich auch mit dem Leben des Kaiſers Nero! Es zeigt uns bis zu welcher Verworfenheit der Menſch herabſinken und wie viel Böſes er ſtiften kann, wenn er, von ſchlechten Umgebungen umringt, ungeſcheut den Eingebungen ſtürmiſcher Leidenſchaften folgt und im Beſitze großer Macht, von dem Wahn ergriffen iſt, daß ihm alles zu thun erlaubt ſey. *) Wäre Nero, dem es nicht an manchen guten Anlagen fehlte, von Jugend' auf von guten Eltern und Lehrern zum Guten geleitet worden; hätte er nachahmungswürdige

---

*) Sueton, ein römiſcher Schriftſteller, der das Leben des Nero beſchrieben hat, ſagt (Kap. 37): Nero habe, als ihm alle ſeine Mordanſchläge gelangen, behauptet: „kein Fürſt habe noch gewußt, was ihm erlaubt ſey" (Elatus inflatusque tantis velut ſucceſſibus, negavit, „quemquam principum ſciſſe, quid ſibi liceret.")

würdige Beyſpiele um ſich geſehen, oder hätte ſich ihm tief die Wahrheit eingeprägt, daß der Menſch alle ſeine Begierden der Vernunft unterwerfen müſſe: vielleicht würde er jetzt mit dem Ruhm eines trefflichen Regenten prangen. Aber da er nur der Leitung einer herrſchſüchtigen und ränkevollen Mutter, umgeben von niederträchtigen Schmeichlern, und an einem Hofe, wo die abſcheulichſten Laſter ſich eingeniſtet hatten, aufwuchs; und da er ſchon in den erſten Jünglingsjahren in eine Lage gerieth, in welcher er jede ſeiner unreinen Begierden ohne Schwierigkeit befriedigen konnte: ſo läßt es ſich leicht erklären, wie er einer der verabſcheuungswürdigſten Menſchen und Fürſten wurde.

Es würde überflüßig, oft auch ganz gegen die Geſetze der Wohlanſtändigkeit ſeyn, wenn hier alle Unthaten dieſes Tyrannen namhaft gemacht oder ausführlich geſchildert werden ſollten. Ich will daher nur bey den auffallendſten und ſchrecklichſten derſelben verweilen, oder zeigen, wie Nero nach und nach der Mörder ſeines Bruders, ſeiner Mutter, ſeiner Gattin, ſeines Lehrers und der Mordbrenner ſeiner Hauptſtadt wurde.

Nero war nicht mit Ausſichten zum Thron geboren (15. Dec. 37 nach Chr. Geb.). Seine Eltern waren zwar mit dem regierenden Hauſe verwandt, aber nicht zu großen Hoffnungen emporgehoben. Sein Vater Domitius Ahenobarbus, ein reicher, vornehmer, aber auch übelberüchtigter Römer, war nur bis zur Würde eines Oberrichters (Prätor) geſtiegen, und ſeine Mutter Agrippina, die ausgeartete Tochter des edeln Germanicus, lebte nach dem frühen Tode ihres Gatten (er ſtarb drey Jahre nach Neros Geburt) in Schande und Unehre. Doch neun Jahre nachher (50 nach Chr. Geb.) gelang es ihr, die Gemahlin des Kaiſers Claudius zu werden. Dieſer Umſtand gab den Schickſalen des Nero eine unerwartete Wendung. Er kam nun als ein zwölfjähriger Knabe an den kaiſerlichen Hof; und von dieſem Augenblicke an war alles Dichten und Trachten ſeiner Mutter dahin gerichtet, ihm die Nachfolge auf dem Thron des Claudius, und dadurch ſich ſelbſt fortdauernde Befriedigung ihrer Herrſchſucht zu verſchaffen. Indeſſen hatte Claudius von ſeiner erſten Gemahlin, der liederlichen Meſſaline, einen Sohn Namens Britannicus, damals neun Jahr alt, der dem Throne näher ſtand und wegen ſeiner guten Anlagen von Vielen geliebt wurde; aber der ſchlauen Agrippina fehlte es nicht an Mitteln und Wegen, ihren Sohn auf Koſten dieſes Prinzen zu erheben. Zuerſt rief ſie den Seneca, den berühmteſten Philoſophen damaliger Zeit, aus der Verbannung zurück, um durch ihn ihren Sohn in den Künſten der Beredſamkeit und in der Führung der öffentlichen Geſchäfte unterrichten zu laſſen, während Britannicus auf ihre Veranſtaltung in eine Kinderſtube eingeſchloſſen, und von Sclaven nach ihrem Sinn umgeben wurde. Dann beredete ſie den alten und ſtumpfſinnigen Claudius, ihren Sohn mit ſeiner Tochter, der tugendhaften Octavia, zu vermählen, ihn an Kindesſtatt anzunehmen, und ihn ſogar ſeinem eignen Sohne vorzuziehen. Endlich ließ ſie das Leben des Claudius, deſſen längere Dauer ihr Gefahr drohete, durch Gift zerſtören, und traf zugleich ſolche Vorkehrungen, daß Britannicus den Augen derer, die ihn liebten, entzogen, Nero aber dem Volke öffentlich gezeigt und von den beſtochenen Soldaten zum Kaiſer ausgerufen wurde.

Jetzt glaubte Agrippina am Ziel ihrer Wünſche zu ſeyn. Der neue Kaiſer war ihr Sohn; er ſtand noch in dem unerfahrnen Alter von ſiebzehn Jahren; alles, was er war und hatte, war und hatte er durch ſie: — wie hätte ſie nicht erwarten ſollen, jetzt noch mächtiger und unverholener, als vorher, herrſchen zu können? Wirklich betrug ſie ſich auch als Regentin. Sie ſetzte ſich, wenn Nero zu Gericht ſaß, zu ſeiner Seite, gab mit ihm zugleich den fremden Geſandten Gehör und Beſcheid, ſendete, wie er, den römiſchen Statthaltern

tern und Feldherren in den Provinzen Befehle zu, und verlangte gleiche Ehrfurcht als ihr Sohn. Aber Nero war nicht der Menſch, der Gefühle der Dankbarkeit kannte, und noch weniger war er geneigt, die höchſte Gewalt mit irgend jemand zu theilen. Die herrlichen Lehren der Weisheit, die ſein Lehrer Seneca ihm vortrug, waren nicht in ſein Herz gedrungen, ſondern hatten höchſtens nur ſein Aeußeres mit einem trügeriſchen Firniß überzogen. Deſto tiefern Eindruck hatten die Scenen wilder Zügelloſigkeit, unter denen er aufgewachſen war, auf ſein leidenſchaftliches Gemüth gemacht, und vorzüglich hatte ſein Hang zur Eitelkeit und Herrſchſucht durch die Ränke ſeiner Mutter Nahrung gefunden. Es war ihm daher äußerſt zuwider, daß ſeine Mutter in die Regierungsgeſchäfte ſich eindrängte, und ihn in Abhängigkeit von ſich zu erhalten ſuchte. Doch verbarg er anfangs ſeinen Unmuth, und nannte Agrippinen öffentlich „die beſte Mutter". Als ſie aber ſeiner raſenden Liebe zu einer freygelaſſenen Sclavin ſich widerſetzte, ſo wurde er ſo heftig erbittert, daß er alle Achtung gegen ſie aufgab; und wie ſehr ſich nun Agrippina bemühete, ihn wieder für ſich zu gewinnen, wie tief ſie ſich herabließ, ihm zu ſchmeicheln, ja ſogar die Befriedigung ſeiner ſchändlichen Wolluſt ihm zu erleichtern: ſo war doch alle dieſe Mühe und Erniedrigung vergebens. Nero deutete ihr an, daß er Herrſcher ſey; und, als ſie darüber ſpottete, entzog er ihr die vorzüglichſte Stütze ihrer Macht, den Freygelaſſenen Pallas, der bisher die Staatseinkünfte verwaltet hatte.

Man kann leicht denken, wie ſehr ein ſo ehrgeiziges und herrſchſüchtiges Weib, als Agrippina, hierüber entrüſtet wurde. In furchtbarer Wuth ſtürmte ſie auf den Nero ein, und überhäufte ihn mit Flüchen, Verwünſchungen und Drohungen. „Ich ſelbſt," ſagte ſie unter andern, „ich ſelbſt will mich nicht ſcheuen, die Verbrechen kundbar zu machen, die ich begangen habe, um dir den Thron zu verſchaffen. Dank ſey es den Göttern und meiner Vorſicht, daß Britannicus noch lebt! Ihn will ich in das Lager führen, und dann ſollen die Soldaten entſcheiden, welcher von euch beyden das nächſte Recht zum Throne hat."

Nero gerieth durch dieſe Reden und Drohungen in große Beſtürzung. Er kannte das rachgierige Gemüth ſeiner erbitterten Mutter, und die Liebenswürdigkeit des unbeſcholtenen Britannicus; aber jene zu beſänftigen, und dieſen für ſich zu gewinnen, fiel ihm nicht ein; vielmehr traten Mordgedanken vor ſeine Seele! Denn um die Drohungen ſeiner Mutter zu vereiteln, und um die Hoffnungen ſeines Bruders zu unterdrücken, ſchien ihm nichts leichter und ſichrer; als die Ermordung des Britannicus.

Von frühen Jahren her hatte ihn Nero mit finſterm Argwohn verfolgt, hatte nicht den Bruder, ſondern nur den Nebenbuhler in ihm geſehen, und noch vor kurzem hatte ſich etwas ereignet, was ſeinen Haß gegen ihn zu lichten Flammen anbließ. Es hätten nämlich bey der letzten Feyer der Saturnalien mit mehreren andern römiſchen Jünglingen Nero und Britannicus das Königsſpiel geſpielt, wobey einer, den das Loos zum König ernannte, den übrigen irgend etwas anbefehlen konnte, was dann mit pünktlichem Gehorſam von dieſen vollzogen werden mußte. Nero, durchs Loos zum König erwählt, gab den übrigen der Mitſpielenden Befehle, deren Ausführung ſie ſich nicht zu ſchämen brauchten; den Britannicus aber ſuchte er dem allgemeinen Gelächter Preis zu geben. Er befahl nämlich, daß dieſer, den eine lange Zurückgezogenheit verſchüchtert hätte, hervortreten, und mitten in der Geſellſchaft einen Geſang anſtimmen ſollte. Doch Britannicus erhob ſich mit Anſtand, und ſang ganz furchtlos ein Lied, das auf ſein Schickſal, auf ſeinen Verluſt des Thrones und der Herrſchaft hinzielte. Alle Anweſenden wurden dadurch gerührt; nur Nero nicht. Ihn erbitterte die Geſchicklichkeit des Jünglings, die Theilnahme der Anweſenden, und der Inhalt des Geſangs. Dieſe Erbitterung erwachte jetzt, da ſeine Mutter ihm drohete, dem Britannicus die Herrſchaft zuzuwenden, von neuem, und er beſchloß den Tod des edeln, vierzehnjährigen Jünglings.

Ob er dabey recht oder unrecht handelte, kümmerte ihn nicht; nur wegen der Art des Mordes war er in Zweifel. Bedenklich ſchien es, einen Jüngling von ſo hohem Stande, der keines Verbrechens beſchuldigt werden konnte, öffentlich hinzurichten; aber unbedenklich, ihn heimlich zu tödten. Nero befahl daher, daß Locuſta, eine berüchtigte Giftmiſcherin am römiſchen Hofe — ſolche Perſonen wurden damals in Rom geduldet und gepflegt! — eiligſt Gift zubereiten ſollte. Dieß geſchah, und das Gift wurde dem Britannicus durch ſeine Erzieher — denn auch dieſe waren beſtochene Sclaven! — beygebracht. Aber es wirkte nicht, was es wirken ſollte! Das Leben und die Geſundheit des Britannicus blieb davon unangetaſtet.

Nero, über dieſe Vereitelung ſeines Mordplans aufgebracht, ließ die Giftmiſcherin Locuſta zu ſich kommen, ſchlug ſie mit eignen Händen, warf ihr vor, ſie habe dem Britannicus einen

Heiltrank ſtatt eines Gifttranks gereicht; und als Locuſta zu ihrer Entſchuldigung anführte, ſie habe abſichtlich ein langſam wirkendes Gift bereitet, um das Gehäßige der That zu verhüllen, so fuhr Nero zornig auf: „Für wahr, ich brauche auch das juliſche Geſetz (das die Giftmiſchereyen verbot) zu fürchten!“ Dann zwang er Locuſten vor ſeinen Augen und in ſeinem eignen Zimmer ein Gift ſo ſtark und ſchnell wirkend als möglich zuzubereiten. Kaum war ſie damit fertig, als er die Wirkſamkeit desſelben an einem Bock verſuchte. Da es bey dieſem aber erſt fünf Stunden nachher wirkte, ſo ließ Nero dasſelbe wiederum einkochen, und warf es dann einem Ferkel vor, das auf der Stelle davon verreckte. Nun war der Kaiſer damit zufrieden, und traf die Anordnung, daß das Gift bey einem feyerlichen Mahle dem Britannicus in einem Tranke gereicht werden ſollte.

Es war damals Sitte am kaiſerlichen Hofe, daß die Prinzen mit andern Jünglingen von Adel, vor den Augen ihrer Verwandten, ſitzend an einer beſondern Tafel ſpeiſten, und daß alles, was ſie aßen oder tranken, zuvor von einem ihrer Sclaven gekoſtet wurde. Dieſe Sitte wurde auch jetzt beobachtet! Aber damit nicht der Tod des vorkoſtenden Sclaven den Britannicus warnen, oder das ſchnelle Hinſterben beyder den Verdacht einer

Vergiftung augenblicklich erzeugen möchte: ſo wurde dem Britannicus, als er während der Mahlzeit zu trinken forderte, ein Trank ohne Gift, aber kochend heiß dargereicht. Der Sclave, der ihn koſtete, gab ihn der Hitze wegen zurück; hierauf wurde jenes ſchreckliche Gift, mit kaltem Waſſer verſetzt, hinzugeſchüttet, und ſo der Becher dem Britannicus übergeben. Dieſer trank und ſtürzte augenblicklich ſprachlos und todt zu Boden. Schrecken und Angſt ergriff alle, die um ihn ſaßen. Einige, die nicht begriffen, was geſchah, flohen ſogleich davon; andre, die tiefer blickten, ſahen den Nero an. Dieſer aber blieb ruhig auf ſeinem Lager, und ſagte ganz unbefangen zu den Anweſenden: „Sie ſollten ruhig ſeyn; ein Anfall der fallenden Sucht, wie ſchon oft geſchehen, habe den Britannicus ergriffen, und gar bald würden ſeine Lebensgeiſter zurückkehren“. Niemand glaubte ihm, am wenigſtens Agrippina und Octavia, die beyde durch den Tod des Britannicus tief erſchüttert wurden; aber alle ſuchten ihr Schrecken zu verbergen, und die Freuden der Tafel wurden erneuert.

Die Leiche des Britannicus war augenblicklich aus dem Zimmer entfernt worden, und wurde noch in derſelben Nacht und ohne alles Gepränge auf dem Marsfelde verbrannt. Alles hierzu Erforderliche

liche war ſchon im voraus herbeygeſchafft worden. Gleichwohl beharrte Nero auch jetzt noch bey ſeiner Verſtellung. In einer Bekanntmachung an den Senat und das Volk rechtfertigte er die Eilfertigkeit des Leichenbegängniſſes mit ſeinem Schmerz über den Verluſt ſeines Bruders, und ermahnte zugleich den Senat und das Volk, von nun an mit verdoppelter Liebe an ihm zu hangen, da er jetzt allein von einem Hauſe übrig ſey, das zur Behauptung der höchſten Gewalt vom Schickſal erkoren ſey. — Dann theilte er, als wäre es Kriegsbeute, die Hinterlaſſenſchaft des Britannicus, unter die angeſehenſten Perſonen des Staats, um ihren Beyfall, oder wenigſtens um ihr Stillſchweigen zu erkaufen. Aber die Stimme der Wahrheit ließ ſich nicht unterdrücken! „Ein heftiger Platzregen, der während der Leichenbeſtattung des Britannicus vom Himmel herabſtrömte, wurde als ein Zeichen des Zorns der Götter von dem Volke gedeutet; und nur niedrigdenkende Höflinge konnten dieſe Schandthat des Nero durch den alten Zwiſt unter Brüdern, und durch die Unverträglichkeit eines Nebenbuhlers beym Genuß der höchſten Macht entſchuldigen.

2.

Fortſetzung.

Ermordung der Agrippina.

Je weniger Agrippina um die Ermordung des Britannicus gewußt hatte, je tiefer wurde ſie dadurch erſchüttert. Sie fühlte es, daß er ein Opfer ihrer Drohungen geworden war, und fing an, in ſeinem Schickſale das ihrige zu ahnen. Keine Geſchenke, keine Liebkoſungen ihres Sohnes konnten ihr Mistrauen verſcheuchen. Sie ſchloß ſich eng an die vorher verachtete Octavia an, hielt häufig geheime Zuſammenkünfte mit ihren Freunden, ſcharrte, wie zur Förderung großer Plane, überall Geld zuſammen, und bewarb ſich um die Gunſt der Tribunen, Centurionen und aller Edeln, nicht anders, als ſuchte ſie Partheygänger und einen Führer.

Als Nero dieß erfuhr, nahm er ſeiner Mutter die Leibwache, die ihr bis dahin gedient hatte, befahl ihr aus dem kaiſerlichen Pallaſt zu ziehen, und beſuchte ſie nur ſelten, auf kurze Zeit und immer von Officieren (oder Centurionen) umringt. Indeſſen mag bey dem allen für jetzt noch kein Mordgedanke in ſeiner Seele aufgekommen ſeyn. Er wollte nur, ſo ſcheint es, ſeine Mutter, deren Ränke er kannte, von allem Einfluß entfernen, und ihr Mistrauen mit Beſchimpfung vergelten. Erſt da die Bosheit rachgieriger Menſchen ſeinen Unwillen gegen ſeine Mutter zum flammenden Zorn anfachte, — erſt da ſcheint der Gedanke, ſie zu tödten, ſich in ihm feſtgeſetzt und entwickelt zu haben.

Mehrere Perſonen, die von der Agrippina in den Tagen ihres Glückes beleidiget worden waren, ſuchten jetzt, da ſie in Ungnade gefallen war, ihren völligen Untergang herbeyzuführen. Sie gaben daher vor: „Agrippina wolle ſich, um die Regierung zum zweyten Male an ſich zu reißen, mit dem Rubellius Plautus, einem Urenkel des Auguſtus, vermählen", und wußten dieſes Vorgeben mit teufliſcher Argliſt dem Nero zu hinterbringen. Denn als dieſer einſt bis tief in die Nacht ſchwelgte und ſchon halbtrunken war, trat der Schauſpieler Paris auf ihre Veranſtaltung, nicht heiter wie ſonſt, ſondern mit allen Zeichen der Betrübniß angethan, in das Zimmer des Kaiſers, und ſchilderte die erdichtete Verſchwörung der Agrippina mit den gräßlichſten Farben. Dadurch von Angſt und Zorn durchdrungen, befahl Nero auf der Stelle den Tod des Rubellius Plautus und der Agrippina, ſeiner Mutter. Doch Burrus, der Befehlshaber der Leibwache, ein Mann von feſtem Character und in früheren Zeiten von der Agrippina be-

begünſtigt, brachte es dahin, daß dieſer, in den Augenblicken des Schreckens und der Trunkenheit gegebene Befehl zurückgenommen wurde. Er ſtellte dem Nero vor, daß jeder Angeklagte, geſchweige denn eine Mutter, vor der Verurtheilung gehört werden müßte; und verſprach, daß er ſelbſt, falls Agrippina ſtrafbar befunden würde, die Hinrichtung an ihr vollziehen wollte. Nero ward dadurch beſänftigt, und ließ am folgenden Tage eine Unterſuchung veranſtalten, die das Grundloſe jener Beſchuldigungen deutlich erwies. Agrippina wurde daher freygeſprochen und ihre Ankläger mit der Verbannung beſtraft.

Zwiſchen dieſem Vorfall und der endlichen Hinrichtung der Agrippina verfloſſen vier Jahre (56 bis 60 nach Chr. Geb.). Nero ſchien mit ſeiner Mutter völlig ausgeſöhnt; ſie kam wieder an den kaiſerlichen Hof, und behauptete abermals Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Aber wenn einmal ein böſer Gedanke in einem leidenſchaftlichen Gemüth erwacht iſt, da wuchert er, geſetzt, daß er auch eine Zeitlang unterdrückt iſt, wie ſchädliches Unkraut fort, und bricht oft, ehe man es ahnet, mit kaum widerſtehbarer Gewalt hervor. So war es auch hier. Der flüchtig aufgefaßte Gedanke, ſeine Mutter zu tödten, faßte Wurzel in Neros Seele, und ward durch die Bosheit der Poppäa Sabina zur Reiſe gebracht.

Im fünften Jahre ſeiner Regierung (59 nach Chr. Geb.) hatte Nero die Poppäa Sabina, die Gattin des Otho, eines angeſehenen Römers kennen gelernt, und war durch ihre Schönheit und Argliſt ſo bezaubert worden, daß er ſie ihrem Gemahl entführte. Aber Poppäa geizte nicht ſowohl nach der Liebe des Nero, als nach der Ehre ſeine Gemahlin zu heißen; und da ſie wohl einſah, daß, ſo lange Agrippina lebte, dieß unmöglich geſchehen würde: ſo ſuchte ſie durch Spott und Verleumdung deren Untergang zu beſchleunigen. Sie kannte die fortdauernden Anmaßungen derſelben und die zunehmende Herrſchbegier des Nero, und gründete hierauf ihren boshaften Plan. Oft nannte ſie den Nero, um ihn gegen ſeine Mutter zu erbittern, einen Unmündigen, der, dem Eigenſinn eines Weibes unterthan, nicht nur der Herrſchaft, ſondern auch der Freyheit beraubt ſey. Dann begehrte ſie wieder, zu ihrem vorigen Gemahl zurückzukehren, um von des Kaiſers Erniedrigung nur zu hören, und nicht mit eignen Augen ſie ſehen zu müſſen. Oder ſie ſprach von den Gefahren, die ihm droheten, und wünſchte denſelben entnommen zu ſeyn. Dieſe Vorwürfe, Klagen und Wünſche, die mit Seufzern, Thränen und allerley buhleriſchen Künſten begleitet waren, drangen wie ein ſcharfer Stachel in Neros leidenſchaftliches Gemüth. Niemand nahm ſich der Agrippina an, weil alle wünſchten, daß die Macht dieſes ſtolzen und herrſchſüchtigen Weibes gebrochen werden möchte, und keiner glaubte, daß ſich das Herz des Sohnes bis zur Ermordung der Mutter verhärten würde. Sie ſelbſt aber ließ nichts unverſucht, um ihre Macht zu behaupten. Ja man erzählt ſogar, ſie habe durch wollüſtige Kleidung und Geberden ihren eignen Sohn, als er von Wein erhizt war, zu dem widernatürlichſten Verbrechen verführen wollen. — Die Wahrheit dieſer Beſchuldigung läßt ſich nicht erweiſen; aber eben das gehört auch zu den Strafen böſer Menſchen, daß ihnen ſelbſt unerwieſene Bosheiten aufgebürdet werden.

Aber wie dem auch ſey, Nero vermied von nun an allen nähern und geheimen Umgang mit ſeiner Mutter, hieß ſie ihre Gärten und Landhäuſer beziehen, und beſchloß endlich, weil ihr Leben ihm durchaus läſtig und gefährlich ſchien, ſie zu tödten. Nur über die Art, wie dieſer Muttermord vollzogen werden ſollte, war er in Zweifel. Unthunlich ſchien es, Gift zu gebrauchen, theils weil dieß nach Ermordung des Britannicus lauten Argwohn erregen mußte, theils auch weil Agrippina, in allen Ränken erfahren, ſorgfältig ſich dagegen

gegen verwahrte. Eben ſo unthunlich ſchien es auch, ſie durch das Schwert zu tödten, weil dann die Mordthat gar nicht verheelt werden konnte, und weil man zweifelte, einen zu finden, der ſie auf dieſe Art vollziehen würde. Doch unter ſchlechten Regenten fehlt es nie an ſchlechten Dienern, und Nero ſahe ſich bald aus der Verlegenheit, die ihn drückte, befreyt.

Ein Freygelaſſener, Namens Anicetus, einſt des Nero Hofmeiſter und jetzt Befehlshaber der Flotte bey Miſenum, der die Agrippina tödtlich haßte und um Neros Vorhaben wußte, that ihm den Vorſchlag: „Er wolle ein Schiff bauen, das vermittelſt künſtlicher Maſchinen auf ein gegebenes Zeichen plötzlich zerberſten ſollte. Wäre nun Agrippina im Meere umgekommen, ſo würde niemand ſo unbillig ſeyn, das einem Verbrechen zuzuſchreiben, was leicht auf Rechnung der Stürme und Fluthen gebracht werden könnte. Ja um jeden Verdacht von ſich abzuwenden, könnte dann Nero ſeiner abgeſchiedenen Mutter Tempel, Altäre und andre Zeichen der kindlichen Liebe weihen".

Dieſer Vorſchlag war ganz nach dem Sinne des boshaften und heuchleriſchen Nero. Er faßte ihn daher begierig auf und beſtimmte die Bäder zu Bajä zum Ort, und ein Feſt der Minerva zur

Zeit der Ausführung. Inzwiſchen erklärte er oft und laut: „Kinder müßten auch die Beleidigungen ihrer Eltern ertragen, und ſie zu begütigen ſuchen“. Dadurch brachte er das Gerücht in Umlauf; als verlange er, ſich mit ſeiner Mutter zu verſöhnen; auch ſchrieb er ſelbſt im Tone kindlicher Ehrerbietung an ſie und bat ſie, nach Bajä zu kommen, um mit ihm das Feſt der Minerva daſelbſt zu feyern. Wirklich wurde die ſonſt ſo ſchlaue Agrippina getäuſcht — denn gern glaubt der Menſch, was er wünſcht! Ohne Bedenken nahm ſie die Einladung ihres Sohnes an, und reiſte von Antium zu Schiffe nach Miſenum. Bey ihrer Ankunft daſelbſt eilte ihr Nero entgegen, reichte ihr die Hand, umarmte ſie, und führte ſie zuerſt auf ſein Landgut zu Bauli, zwiſchen Miſenum und dem bajaniſchen Meerbuſen, und dann nach Bajä, wo er ſie zu einem feſtlichen Male zog.

Wohl war Agrippina durch ihre Vertrauten gewarnt worden; aber Nero wußte jeden Verdacht aus ihrer Seele zu verſcheuchen. Sein ganzes Betragen ſchien Freundlichkeit und Ehrerbietung gegen ſie. Er räumte ihr den oberſten Platz bey der Tafel ein; bald ſcherzte er mit ihr voll jugendlicher Fröhlichkeit, bald ſprach er ernſt über ernſthafte Dinge, und verlangte ihren Rath zu hören. Spät in der Nacht — denn Nacht ſollte das Bubenſtück bedecken — wurde die Tafel aufgehoben. Als nun Agrippina zurückkehren wollte, ſo bat er ſie, ſich eines ſeiner Schiffe zu ihrer Rückreiſe zu bedienen; denn das ihrige hätte (auf ſeine geheime Veranſtaltung) einen Leck bekommen. Sie nahm dieß Anerbiethen an. Aber das Schiff, das ihr vorgeführt wurde, war eben das verderbliche, das nach dem Verſchlag des Anicetus zu ihrem Untergang erbauet worden war. Nero ſelbſt begleitete ſie bis an den Bord dieſes Schiffes, und als er ſich hier von ihr trennte, ſo umarmte und küßte er ſie inniger und feuriger als je. — Es mag ſeyn, daß er dadurch ſeiner Heucheley das Siegel aufdrücken wollte: aber konnten nicht auch die Regungen der Natur jetzt, da er ſeine Mutter dem Untergang entgegen führte, ſelbſt wider ſeinen Willen hervorbrechen, und ſein ſonſt rohes und hartes Herz erſchüttern?

*

Die Nacht war ruhig, lieblich funkelten die Sterne am heitern Himmel, windſtill war das Meer, und ſanft gleitete das Schiff dahin. Agrippina lag auf einem Ruhebette; ihr zu Füßen ſaß ihre Vertraute Acerronia, die freudig von der Reue des Nero, und ſeiner erneuerten Liebe ſprach. Alles ſchien Friede und Freude zu athmen; — als plötzlich auf ein gegebenes Zeichen das mit vielem Bley beſchwerte Verdeck des Schiffes herabſtürzte.

Crepereius Gallus, ein Begleiter der Agrippina, der nicht weit vom Steuerruder ſtand, wurde dadurch niedergeſchmettert; aber Agrippina und Acerronia wurden durch den feſten Bau ihres Bettes, deſſen Wölbung der niederſtürzenden Laſt widerſtrebte, geſchützt. Nun ſollte das Schiff zerberſten; aber die, die um den Plan wußten, wurden von denen, die desſelben unkundig waren, gehindert. Eben ſo wenig gelang es, das Schiff umzuſtürzen; nur allmählich ſank es auf die eine Seite hin, und ſanft fielen Agrippina und Acerronia ins Meer. Da glaubte letztere um ſo eher Hülfe zu erhalten, wenn ſie ſchrie, ſie ſey Agrippina! Aber eben das raubte ihr das Leben; das Schiffsvolk fiel mit Stangen und Rudern über ſie her und ſchlug ſie todt. Agrippina aber, die ſich ganz ruhig verhielt, und darum weniger beachtet wurde, kam mit einer leichten Wunde an der Schulter davon, und erreichte durch Schwimmen, und durch ſchleunigen Beyſtand einiger Fiſcherkähne den lucriniſchen See, und ſo endlich ihr Landgut. Als ſie hier über die Gefahr, der ſie eben entronnen war, nachdachte, entwickelte ſich augenblicklich vor ihrem Geiſte das ganze Gewebe von Bosheiten, womit ihr Sohn ſie umſtrickt hatte; aber ſie ſah auch ein, daß nur Verhüllung ihres Verdachts ihre völlige Rettung bewirken könnte. Sie ſchickte daher ihren Freygelaſſenen Agerinus an den Nero ab, um ihm zu melden,

„daß ſie durch die Gnade der Götter und durch ſein kaiſerliches Glück einer großen Gefahr entgangen ſey“; — und ihn zu bitten, „er möchte, wie ſehr auch ihr Unfall ihn erſchrecke, ſeinen Beſuch bey ihr verſchieben, weil Ruhe jetzt das Einzige ſey, was ſie nöthig habe“. Zugleich ließ ſie auch mit erheuchelter Ruhe, ihre Wunde verbinden, das Teſtament der Acerronia herbeybringen, und deren Hinterlaſſenſchaft verſiegeln.

Inzwiſchen hatte Nero voll Unruhe mit jedem Augenblicke die Nachricht von dem Untergang der Agrippina erwartet. Da ward ihm plötzlich ihre Rettung gemeldet. Schrecken und Angſt ergriff ihn. Schon glaubte er ſeine Mutter herbeykommen und an ihm Rache nehmen zu ſehen; ſchon ſollte ſie die Sclaven bewaffnen, oder die Soldaten gegen ihn aufbringen, oder nach Rom eilen, und ihm vor dem Senat und Volke den erlittenen Schiffbruch, ihre Verwundung und den Tod ihrer Freunde vorwerfen. Er ließ daher den Seneca und Burrus zu ſich rufen, und forderte ſie auf, ihm mit ihrem Rathe beyzuſtehen. Beyde, wahrſcheinlich ſchon vorher mit dem verruchten Plane bekannt, ſchwiegen eine Zeitlang ſtill; entweder weil ſie glaubten, es ſey vergeblich, Neros Vorhaben zu hintertreiben, oder weil die Sache ſo weit gediehen war, daß, wenn man nicht der Agrippina zuvorkäme, Nero umkommen mußte. Endlich ſah Seneca den Burrus an, und fragte ihn, ob er nicht ſeinen Soldaten die Vollziehung des Mords anbefehlen wollte? Burrus aber antwortete: „die Garden (oder Prätorianer), die unter ihm ſtänden, wären dem Hauſe der Cäſaren ſo eifrig ergeben, und hätten ſo viele Liebe für das Gedächtniß des Germanicus, daß ſie ſich nimmer zu einer blutigen That gegen eine Tochter deſſelben verſtehen würden. Anicetus möchte, was er angefangen, vollenden!“ Ohne Zögern war dieſer hierzu bereit, und nun rief Nero freudig aus: „Jetzt erſt wird mir die Herrſchaft geſchenkt, und der Geber dieſes großen Geſchenks iſt ein Freygelaſſener!“ — „Auf denn“, fuhr er fort, indem er ſich zum Anicetus wendete, „gehe eiligſt hin, und nimm der verwegenſten Menſchen, ſo viel du willſt, mit Dir!“

In dieſem Augenblicke kam Agerinus an, der von Agrippinen mit der Nachricht von ihrer Errettung abgeſchickt war. Er wurde ſogleich zum Nero gelaſſen. Während er nun ſeines Auftrags ſich entledigte, warf Nero einen Dolch zwiſchen deſſen Füße, ſtellte ſich dann erſchrocken, und ließ den Agerinus feſſeln und ins Gefängniß werfen, damit es ſcheinen ſollte, als wäre dieſer Freygelaſſene beauftragt worden, ihn zu ermorden, und als hätte Agrippina, um den Ahndungen dieſes vereitelten Auftrags zuvorzukommen, ſich ſelbſt entleibt. Durch ſolche erbärmliche Kunſtgriffe glaubte Nero den Vorwurf ſeines ſchändlichen Muttermordes von ſich abzulenken!

Unterdeſſen lag Agrippina tief bekümmert auf ihrem Ruhebette. Von Augenblick zu Augenblick erwartete ſie einen Boten von ihrem Sohn; aber es erſchien keiner. Auch Agerinus kehrte nicht zurück. Ein großer Volkshaufen, der auf die Nachricht von ihrer Gefahr und Errettung erſt dem Ufer und dann ihrem Landgute zugeeilt war, hatte ſich wieder zerſtreut. Sie ſelbſt war einſam, nur eine Sclavin war bey ihr, und ein ſchwaches Licht dämmerte in ihrem Gemach. Auf einmal hörte ſie das Geräuſch von Bewaffneten. Anicetus war es, der mit einer Schaar von Mordgehülfen herbeykam. Sogleich ließ er das Landgut umringen, die Thüren erbrechen, die Sclaven, die ihm begegneten, ergreifen, und drang ſo bis zum Schlafgemach der Agrippina. Bey dieſem Geräuſch floh die einzige Sclavin, die noch um ſie war, davon. „Auch du verläßt mich?“ ſchrie Agrippina ihr nach; und in demſelben Augenblick traten Anicetus, der Schiffshauptmann Herculeus und der Centurio Oloaritus in ihr Gemach. „Seyd ihr gekommen“, rief ſie ihnen zu, „um mich zu beſuchen, ſo meldet dem

Nero, daß ich wieder hergeſtellt bin. Wollt ihr aber einen Mord an mir begehen, ſo glaube ich nicht, daß ihr vom Nero geſendet ſeyd; denn unmöglich kann ein Sohn den Mord ſeiner Mutter anbefehlen“. Aber jene antworteten nicht, ſondern umringten ihr Bett, und der Schiffshauptmann Herculeus verſetzte ihr einen Schlag auf den Kopf. Da fuhr ſie auf, und hielt ihren Leib mit den Worten hin: „Hier dieſen Leib durchbohrt, denn er hat das Ungeheuer, den Nero, getragen“! Als ſie dieß geſagt hatte, fielen die Mörder über ſie her, und tödteten ſie unter vielen Streichen.

So ſtarb Agrippina als ein Opfer der abſcheulichen Bosheit ihres Sohnes. Ein rächendes Schickſal ahndete durch das Schreckliche und Unnatürliche ihres Todes die Laſter und Verbrechen ihres frühern Lebens. Aber wie viel ſie auch verbrochen, ja wie viel ſie ſelbſt zur Ausartung ihres Sohnes beygetragen hatte: ſo kann darum die Unthat des Nero weder gerechtfertigt noch entſchuldiget werden. Denn er frevelte gegen die heiligſten Geſetze der Natur, die jedem Menſchen tief ins Herz geſchrieben ſind; und ſeine Schuld iſt um ſo größer, je überdachter ſein Verbrechen war, und je mehr er dabey verrieth, daß ihm die Forderungen kindlicher Liebe nicht unbekannt waren.

Aber die Geſetze der Natur laſſen ſich nie ungeſtraft übertreten. Das zeigte ſich auch hier. Schon in der Nacht, in welcher Nero ſeine Mutter hinrichten ließ, empfand er die größte Gewiſſensangſt. Bald ſaß er ſprachlos und unbeweglich da; bald fuhr er auf vor Schrecken, rannte wie ſinnlos auf und ab, wünſchte, daß es Tag werden möchte, und fürchtete wiederum den Tag, als würde er ihn vernichten. Erſt als die Soldaten ihm Glück wünſchten, daß er den Nachſtellungen ſeiner Mutter entgangen ſey, kehrte einige Faſſung in ihn zurück. Doch den Anblick des Landgutes, wo ſeine Mutter ermordet worden war, konnte er nicht aushalten. Er floh daher aus dieſen Gegenden nach Neapel, und hier fühlte er ſich wieder zu neuer Heucheley und Bosheit geſtärkt. Zuerſt ſuchte er das Gedächtniß der Agrippina zu verunglimpfen, durch Begnadigung derer, die von ihr verurtheilt worden waren; dann erließ er ein Schreiben an den Senat, worin er Beſchuldigungen auf Beſchuldigungen gegen ſeine Mutter häufte, und ihren Tod als eine Wohlthat für den ganzen Staat ſchilderte. Und ſo ſclaviſch geſinnt war der Senat, daß er dieß als baare Wahrheit aufnahm, ein öffentliches Dankfeſt veranſtaltete, und dem Kaiſer neue Ehrenbezeigungen zugeſtand. Nero ward dadurch ſcheinbar beruhiget; aber noch immer wagte er es nicht, nach Rom zurückzukehren, bis der Schwarm ſeiner verworfenen Höflinge ihm die Verſicherung gab, daß der Name der Agrippina durchaus verhaßt, und das Volk voll Freude über ihren Tod ſey. Wirklich kamen ihm auch, als er in Rom wieder einzog, Senat und Volk im feſtlichen Schmucke, mit Weibern und Kindern entgegen, und empfingen ihn nicht anders als einen Triumphirenden. Und er zog mit der ſtolzen Miene des Siegers aufs Capitolium, und brachte den Göttern Opfer und Gelübde dar.

Doch der Friede war von ſeiner Seele gewichen. Weder damals noch nachher konnte er völlig ruhig werden. Oft ergriff ihn ein Schrecken, daß alle ſeine Glieder erbebten; oft geſtand er, er werde durch den Schatten ſeiner Mutter, und durch die Schläge und Fackeln der Furien gepeinigt. Ja er wandte ſich an die Zauberer, daß ſie den Geiſt ſeiner Mutter hervorrufen und für ihn um Vergebung bitten möchten. Und als er ſpäterhin auf einer Reiſe nach Griechenland zu den eleuſiniſchen Feſten kam, und die Stimme des Herolds allen Gottloſen und Unreinen wegzugehen gebot: ſo wagte er es nicht länger daſelbſt zu bleiben, wie ſehr er es auch anfangs gewünſcht hatte. Er ſuchte Ruhe, und fand ſie nicht. Da ſtürzte er ſich, um die Stimme ſeines Gewiſſens zu betäuben, aus einer wilden Ausgelaſſenheit in die andre, und huldigte jedem niedrigen Gelüſten, das die Scheu vor ſeiner Mutter zurückgehalten hatte. — So ſinkt der Menſch, der ohne Tugendgefühl die heiligſten Pflichten mit Füßen tritt, immer tiefer hinab, und häuft Verbrechen auf Verbrechen, um der Schande und Quaal wegen ſchon begangener zu entgehen!

3.

Fortſetzung.

Ermordung der Octavia.

Am Hofe des Nero, wo jedes Laſter geübt wurde, machte Octavia durch ihre Tugenden eine ſeltene Ausnahme. Sie, die Tochter des ſtumpfſinnigen und grauſamen Claudius und der zügellos ausſchweifenden Meſſalina, war, wie ihr Bruder Britannicus, ganz das Gegenbild ihrer Eltern. Sie war ſittſam, ſanft und nachgebend; ihr Wandel untadelhaft, und ſelbſt ihre Feinde konnten ſie keines Verbrechens zeihen. Aber eben ihre Tugenden beſchleunigten ihren Untergang; und wie Agrippinens Tod, ſo ward auch der ihrige vornehmlich durch die Bosheit der Poppäa herbengeführt.

Schon in ſeinem ſechzehnten Jahre hatte Nero, auf Veranſtaltung ſeiner Mutter, um ſich den Weg zum Throne zu bahnen, die eilfjährige Octavia geheyrathet. Dieſe Ehe in dem unreifen Kindesalter geknüpft, gehörte zu der Mehrzahl der unglücklichen. Ihr fehlte das, wodurch allein das Glück der Ehen begründet wird, einträchtiger Sinn, herzliche Zuneigung, ſeelenvolles Vertrauen. Nero mußte zwar die Herzensgüte ſeiner jungen Gemahlin anerkennen, aber ſie war ihm ein Vorwurf ſeiner eignen moraliſchen Häßlichkeit; und je höher Octavia in der Liebe des Volkes ſtieg, deſto tiefer ſank ſie in ſeinem Herzen, deſto ſtärker und heftiger wurde ſeine Abneigung gegen ſie. Er floh daher ihren Umgang, und würde ſie ſchon längſt verſtoßen haben, hätte ſich nicht der ernſte Burrus dieſem Vorhaben widerſetzt, und unverholen geäuſſert, daß Nero, wenn er die Octavia verſtoßen wolle, auch auf das Reich, das ſie ihm zugebracht habe, Verzicht thun müſſe. Doch Poppäa Sabina, jenes ſchamloſe Weib, von dem ſchon oben geredet worden iſt, wußte den Eindruck dieſer Vorſtellungen zu ſchwächen und endlich auszutilgen. Ihr ſehnlichſter Wunſch war, Gemahlin des Nero zu werden, und ſich mit allem Pomp der kaiſerlichen Würde bekleidet zu ſehen. Schon hatte ſie deswegen den Nero zur Ermordung ſeiner Mutter getrieben und eifrigſt ſuchte ſie nun die Octavia zu ſtürzen. Mehrere Jahre widerſtand Nero ihren Wünſchen. Als aber Burrus nicht ohne Verdacht Gift erhalten zu haben, (im Jahre 63 nach Chr. Geb.) geſtorben war; als der weiſe Seneca, der durch ſein Anſehn und ſeine Vorſtellungen noch manches Böſe abwendete, ſich in eben dieſem Jahre zurückgezogen hatte; und als Nero nun ganz den Einflüſterungen der Poppäa Sabina preisgegeben war, und aus einer langjährigen Erfahrung gelernt hatte, daß alle, ſelbſt ſeine ärgſten Unthaten durch die niederträchtige Schmeichelen des Senats mit Lob und Ruhm gekrönt wurden: ſo glaubte er auch, ohne Furcht und Scheu den Wünſchen ſeiner Buhlerin nachgeben zu können. „Was kann mich hindern“, rief er ſeinen Vertrauten zu, „mein Hochzeitfeſt mit der Poppäa zu feyern?“ Er verſtieß daher noch im Jahre 63 ſeine tugendhafte Gattin Octavia unter dem Vorgeben, daß ſie unfruchtbar ſey, und heirathete zwölf Tage darauf die Poppäa.

Aber hiermit war dieſe nicht zufrieden. Sie kannte die Liebenswürdigkeit der Octavia und die Zuneigung des Volkes zu derſelben, und fürchtete, daß Nero, durch beydes bewogen, die Verſtoßene vielleicht bald wieder zurückberufen möchte. Um dieß zu verhindern, trieb ſie einen von den Sclaven der Octavia an, dieſelbe eines ſträflichen Umgangs mit einem Flötenſpieler aus Alexandrien, Namens Eucerus zu beſchuldigen. Dieſe Beſchuldigung kam vor die Richter, und ſollte durch das Geſtändniß der Mitſclaven bewährt werden; aber umſonſt! Man ſpannte dieſe auf die Folter; aber gleichfalls umſonſt! Einige wurden zwar durch den ſchrecklichen Schmerz zur falſchen Ausſage vermocht; aber die meiſten beharrten bey der Erklärung, daß Octaviens Wandel rein und unſträflich ſey. Gleichwohl wurde ſie aus dem kaiſerlichen Pallaſt, und bald darauf aus Rom nach Campanien verbannt, und unter militäriſche Aufſicht geſtellt.

Allein das Volk ertrug dieſe Ungerechtigkeit nicht ruhig. Es gerieth in Aufruhr, und forderte laut und nachdrücklich, daß Poppäa entfernt und Octavia in ihre vorigen Rechte und Würden wieder eingeſetzt werden ſollte. Nero, dadurch erſchreckt, erklärte ſich zur Nachgiebigkeit bereit. Nun äuſſerte ſich die Freude des Volkes eben ſo ſtürmiſch, wie vorher deſſen Unwillen. Einige wallfahrteten aufs Capitolium und dankten den Göttern; andre riſſen die Statuen der Poppäa nieder, trugen die Bildniſſe der Octavia einher, bekränzten ſie mit Blumen, und ſtellten ſie auf dem Marktplatze und in den Tempeln auf; noch andre zogen unter lautem Jubel in der Stadt herum, und erfüllten ſelbſt den Pallaſt mit Freudensbezeigungen und Glückwünſchen. Aber hier änderte ſich plötzlich die Scene! Nero, wieder ermuthigt, befahl den Soldaten, das Volk mit Gewalt auseinander zu treiben, und nahm die Poppäa aufs neue als ſeine Gemahlin zu ſich. Dieſe, immer von Haß gegen Octavien durchdrungen, und jetzt auch von der Furcht gepeinigt, es möchte das Volk mit noch größerm Nachdruck ſich erheben, und endlich ſein Vorhaben durchſetzen, warf ſich dem Nero zu Füßen, und wußte ihn durch verführeriſche Worte und Seufzer mit Schrecken und Zorn zu erfüllen. Nun ward Octaviens Untergang beſchloſſen; und, ſchändlich genug! nicht nur das Leben, ſondern, was dem Rechtſchaffenen noch mehr als das Leben gilt, auch Ehre und unbefleckter Nachruhm ſollte ihr entriſſen werden. Als eine Schuldige ſollte ſie vor den Augen der Welt erſcheinen, damit ihr Tod als eine gerechte Ahndung ihrer Verbrechen dargeſtellt werden könnte.

Aber wie ſollte dieß geſchehen? Vorzugeben, daß Octavia mit irgend einem Sclaven unzüchtigen Umgang gepflogen habe, ſchien unklug; denn eine Beſchuldigung, die ſich durch nichts bewähren ließ, und ſchon einmal verbraucht war, konnte keinen Glauben finden. Weit eher meinten Nero und Poppäa zu ihrem Ziele zu gelangen, wenn ſie auf irgend einen bedeutenden Mann hinweiſen könnten, der ſelbſt bezeugte, daß er mit Octavien in ſtraffälliger Verbindung geſtanden, und mit ihr zugleich den Plan zu einer Regierungsveränderung gefaßt habe. Bald war auch ein ſolcher Mann gefunden; Anicetus nämlich, jener ſchon oben genannte Mordgehülfe des Nero. Lange Zeit hatte ihn Nero zurückgeſetzt, — denn auch dem Laſterhaften ſind die Genoſſen ſeiner Schandthaten ein Gräuel! — jetzt aber ließ er ihn wieder zu ſich kommen; und dieſer, jedes Verbrechens fähig, ließ ſich leicht durch Verſprechungen und Drohungen dahin bringen, daß er ſich öffentlich eines ſtrafbaren Umgangs mit der Octavia rühmte. Kaum aber war dieß geſchehen, ſo erließ Nero eine Bekanntmachung, worin er anzeigte, daß Octavia mit einer Verſchwörung gegen ihn umgehe, daß ſie die Flotte aufzuwiegeln ſuche, und daß ſie darum den Befehlshaber derſelben verführt habe; ja er fügte noch andre Beſchuldigungen hinzu, die eben ſo ſehr ihrer Denkart, als den Vorwürfen, die er früher gegen ſie ausgeſprochen hatte, entgegen waren. Hierauf verbannte er unter dem Schein des Rechts den Anicetus nach Sardinien, wo er ihn jedoch insgeheim unterſtützte, die Octavia aber auf die wüſte Inſel Pandataria, ſüdweſtlich unter Italien.

Schon waren mehrere Gattinnen und Töchter aus dem zu Rom regierenden Hauſe verbannt worden, aber keine von allen war ſo tugendhaft, keine ſo jung und unglücklich, keine ſo bemitleidenswerth als Octavia. Wenn andre bey dem Gefühl ihrer Leiden ſich mit dem Rückblick auf genoſſene Freuden tröſten konnten, ſo war Octavia auch dieſes Troſtes beraubt. Ihre Jugend war freudenlos unter den Schreckniſſen des Laſters und der Bosheit dahin gefloſſen! Frühzeitig waren ihr Mutter und Vater auf eine unnatürliche Art entriſſen worden; dann hatte ſie unter der Tyranney einer boshaften Stiefmutter geſtanden, und noch in den Kinderjahren hatte ſie einen Jüngling zum Gemahl nehmen müſſen, deſſen Character von dem ihrigen himmelweit verſchieden war. Eben dieſer hatte ihren Bruder vor ihren Augen vergiften laſſen, und ſie ſelbſt dem Hohn und den Verleumdungen einer niedrigen Buhlerin preisgegeben. — Dieß alles ſchwebte denen, die um ſie waren, vor, und nicht leicht ward irgend eine Verbannte mit tieferm Mitleiden begleitet, als die unglückliche Octavia.

Gleichwohl geſchah nichts zu ihrer Rettung! Sie wurde von gemeinen Soldaten umringt nach Pandataria abgeführt; und kaum war ſie wenige Tage daſelbſt, ſo wurde ihr der Befehl zu ihrer Hinrichtung bekannt gemacht. Umſonſt verſicherte ſie, ſie wolle nicht Gattin, wolle nur Schweſter des Nero heißen; umſonſt rief ſie den Schatten der ermordeten Agrippina an. Man band ſie feſt, öffnete ihre Adern, und brachte ſie endlich, weil ihr durch Furcht erſtarrtes Geblüt nur langſam floß, in ein heißes Bad, wo ſie durch die Dämpfe desſelben erſtickte. Hierauf, wurde ihr Kopf abgehauen, und nach Rom geſchickt. Poppäa freute ſich bey dem Anblick desſelben, und der ſclaviſchgeſinnte Senat verordnete, daß wegen dieſer Hinrichtung, gleichſam als wegen der Befreyung des Staates von einer großen Gefahr, Geſchenke und Opfer den Göttern dargebracht werden ſollten.

So ſtarb Octavia im zwanzigſten Jahre ihres Alters drey Jahre nach Agrippinens Hinrichtung (63 nach Chriſti Geburt) durch die vereinigte Bosheit des Nero und der Poppäa. — Wenn bey dem Tode der Agrippina das Mitleiden, das ihr ſchreckliches Ende einflößt, durch die Betrachtung gemildert wird, daß ſie ſelbſt durch die Schandthaten ihres frühern Lebens ihr Schickſal verwirkt hatte: ſo mag es als ein Troſt bey dem frühem Ende der Octavia gelten, daß eben jenes boshafte Weib, das die Hinrichtung derſelben herbeyzog, wenige Jahre darauf (66 nach Chr. Geb.) ein Opfer der wilden Hitze des Nero wurde. Poppäa nämlich, die von nun an den Nero einzig und auf immer zu beherrſchen glaubte, machte ihm einſt, als er von einem Wagenrennen ſpät nach Hauſe kam, wegen ſeines langen Auſſenbleibens harte Vorwürfe, und verhöhnte ihn beſonders wegen ſeiner raſenden Liebe zu dieſem, ſeiner Würde unanſtändigen Vergnügen. Nero hierüber erbittert, trat ſie mit dem Fuß vor den ſchwangern Leib ſo, daß ſie beſinnungslos zu Boden ſank, und wenige Augenblicke darauf ſtarb!

4.

Fortſetzung.

Feuersbrunſt zu Rom. — Erſte Chriſten-Verfolgung.

Im eilften Jahre der Regierung des Kaiſers Nero, im Jahre 63 Jahre nach Chriſti Geburt, wurde Rom von einer Feuersbrunſt heimgeſucht, die ſchrecklicher und zerſtörender wirkte, als je eine Feuersbrunſt, die dieſe berühmte Stadt betroffen hat.

In den untern Gegenden der Stadt, zwiſchen Buden, die mit brennbaren Waaren angefüllt waren, ging das Feuer auf. Schwüle Sommerhitze hatte alles ausgetrocknet; ein heftiger Wind wehete; nichts war da, was das Feuer aufhielt, kein feuerfeſtes Haus, kein mit Mauern umſchloſſener Tempel. Was Wunder alſo, daß die Flammen mit einer Schnelligkeit, die jedem Löſch- oder Rettungsverſuch zuvor kam, unaufhaltſam hervorbrachen, und durch die engen und krumm gebauten Straßen von den unteren Gegenden zu den oberen und dann wieder von dieſen zu jenen hinſtrömten. Schrecklich war dabey die Lage der Bewohner Roms. An's Retten der Habſeligkeiten war kaum zu denken; nur ihr Leben und das Leben der Ihrigen ſuchten die Unglücklichen zu erhalten. Aber dieß war ſchwer; denn oft ſahen ſie ſich von allen Seiten von Flammen umgeben; oder wenn ſie weit von ihrer Wohnung nach entlegenen Gegenden geflüchtet waren, überraſchte ſie hier dieſelbe Gefahr, der ſie dort zu entgehen geſucht hatten. Sechs Tage und ſieben Nächte lang wüthete das Feuer, bis es endlich durch Niederreißung einer großen Menge Häuſer am Fuße des esquiliniſchen Berges gedämpft wurde. Aber bald brach es wieder aus in den Gärten des Tigellinus, eines Lieblings des Nero, und verbreitete noch drey Tage lang Schrecken und Verwüſtung.

Unbeſchreiblich groß war der Schade, der dadurch erzeugt wurde. Die wichtigſten Denkmäler des Alterthums und des Verdienſtes, die uralten

Tempel mit ihren Siegeszeichen und Weihgeſchenken, die einfachen Wohnungen der alten Feldherren, die glänzendſten Palläſte aus den Zeiten des Wohllebens und der Ueppigkeit, die ſchätzbarſten Werke der Kunſt und Literatur — dieß alles ging unter der zerſtörenden Wuth jener Flammen zu Grunde! Von den vierzehn Bezirken, in welche Rom ſeit den Zeiten des Kaiſers Auguſtus eingetheilt war, waren nur vier unverſehrt, drey wurden ganz in Aſche gelegt, und in den ſieben übrigen blieben nur da und dort einzelne Häuſer übrig, und ſelbſt dieſe ſehr beſchädigt. Auch viele Menſchen büßten dabey ihr Leben ein: einige, indem ſie vergebens den Flammen oder dem Einſturz ihrer Häuſer zu entgehen ſuchten; andre, indem ſie ſich, nach dem Verluſt ihrer Habe und dem noch ſchmerzhaftern Verluſt theurer Freunde und Verwandte, aus Verzweifelung in die Flammen ſtürzten.

Wie dieſes Feuer entſtanden war, ließ ſich nicht mit völliger Gewißheit ausmitteln; aber die allgemeine Stimme des Volkes klagte den Kaiſer ſelbſt als den Mordbrenner ſeiner Hauptſtadt an. Zur Bewährung dieſer Anklage wurde mancherley angeführt. Nero, hieß es, habe ſchon vor dem Brand, als einer ſeiner Tiſchgenoſſen äuſſerte: „die Erde mag in Feuer aufgehen, wenn ich todt bin", die Antwort gegeben: „nein ſie mag verbrennen, wenn ich noch lebe“. Während des Brandes, hieß es ferner, habe man verſchiedene ſeiner Leute betroffen, welche Werg und Pech umherwarfen, und dabey öffentlich erklärten, daß ſie dazu befehliget wären; noch andre ſeiner Leute ſollten die ſteinernen Mauern einiger Vorrathshäuſer, deren Boden Nero zur Vergrößerung ſeines Pallaſtes zu haben wünſchte, mit Gewalt niedergeriſſen haben. Er ſelbſt, hieß es weiter, habe von einem Thurm herab dem Brande zugeſehen, und in der Tracht eines Schauſpielers ein Lied auf die Zerſtörung Trojas geſungen. Auch führte man einen doppelten Grund dieſes frevelnden Beginnens an. Nero ſagte man, habe die Stadt darum anbrennen laſſen, theils weil er, der nach Tyrannen Weiſe ſein größtes Vergnügen an gräßlichen Scenen fand, ſich an dem Anblick einer brennenden Stadt weiden wollte; theils weil er, von Eitelkeit und einer unſinnigen Bauluſt ergriffen, nach der Ehre ſtrebte, die Stadt neu aufzubauen und nach ſeinem Nämen zu benennen.

Um dieſen Verdacht der Mordbrennerey, der ſo laut und unverhohlen ihn traf, von ſich abzuwenden, erheuchelte Nero ein Mitleiden, das ſeiner Seele fremd war. Er öffnete das Marsfeld ſamt allen daſelbſt befindlichen Gebäuden, ja ſeine eignen Gärten zur Aufnahme der unglücklichen Abgebrannten, ließ in der Eile Hütten zu ihrem einſtweiligen Unterkommen errichten, und von Oſtia und andern benachbarten Städten Hausgeräthe und einen hinreichenden Vorrath von Getreide herbeykommen, das er um einen ſehr mäßigen Preis unter die Hülfsbedürftigen austheilte. Auch unterſtützte er die, die ihre Häuſer nach ſeinem Plane wieder aufbauten. Aber wie ſehr er ſich auch bemühete, durch Handlungen der Menſchlichkeit das Volk wieder für ſich zu gewinnen: ſo konnte er doch den Verdacht, Rom angeſteckt zu haben, nicht von ſich abwenden. Da gerieth er auf das verzweifelte Mittel vieler Böſewichter, die den Verdacht, der ſie belaſtet, dadurch von ſich abzuwälzen ſuchen, daß ſie Andre des Verbrechens beſchuldigen, das ſie ſelbſt begangen haben. Er gab vor, daß die Chriſten, deren damals ſchon viele in Rom lebten, jene Feuersbrunſt angeſtiftet hätten. Zwar zeigte eine nähere Unterſuchung gar bald das Unſtatthafte dieſer Beſchuldigung; aber da der Haß des Volkes einmal gegen die Chriſten entzündet war, und da Nero durch eine grauſame Behandlung derſelben ſeine Beſchuldigung gegen ſie rechtfertigen zu können meinte: ſo wurde eine eben ſo ungerechte als grauſame Verfolgung gegen ſie verhängt. Viele wurden enthauptet, einige ans Kreuz geſchlagen, andre in die Häute wilder Thiere eingenähet und der Wuth der Hunde Preis gegeben, noch andre mit Werg und Pech umwickelt, und in der Nacht angebrannt, um als Fackeln zu leuchten. Nero ſelbſt gab ſeine Gärten zu dieſem grauſamen Schauſpiele her, und begleitete daſſelbe mit einem Pferderennen.

Dieſe ſchreckliche Verfolgung, die erſte die von Seiten der Römer gegen die Chriſten verübt wurde, erſtreckte ſich nicht bloß über Rom, ſondern (wenigſtens) über ganz Italien, und dauerte nicht bloß einige Tage, ſondern bis zu Neros Tode; wenigſtens finden wir nirgends, daß er ſeine Strafbefehle gegen die Chriſten zurückgenommen habe. Die Zahl der alſo Ermordeten iſt unbekannt; aber bekannt iſt es, daß ſich die beyden Apoſtel **Petrus** und **Paulus** unter denſelben befanden, von denen dieſer enthauptet und jener gekreuziget wurde. Eben ſo bekannt iſt es aber auch, daß die Chriſten alle Martern, die die abſcheuliche Bosheit ihrer Würger über ſie verhängte, mit einer Standhaftigkeit und Freudigkeit erduldeten, die, wie ſie aus der Kraft ihres herzerhebenden Glaubens floß, ſo auch viele Andre zu eben dieſem Glauben hinführte.

5.

Fortſetzung.

Hinrichtung des Seneca.

Die grauſamen Gewaltthätigkeiten des Nero ermüdeten endlich die Geduld der Römer, und es entſpann ſich im vierzehnten Jahr ſeiner Regierung (ums Jahr 66) eine Verſchwörung gegen ihn, an welcher Senatoren, Ritter, Soldaten, ja auch Weiber Antheil nahmen. Cajus Piſo, ein vornehmer Römer und bey dem Volke beliebt wegen ſeines einnehmenden Weſens, ſtand an der Spitze der Verſchwornen. Ihm war der Thron zugedacht, wenn das Unternehmen gelänge. Aber es gelang nicht! Die Verſchwörung wurde, noch ehe ſie zur völligen Reife gedieh, entdeckt, und gab dem Nero neuen Vorwand zur Befriedigung ſeiner Blutgier. Die Verſchwornen und wer mit ihnen in einiger Verbindung ſtand, dann alle, deren Leben dem Tyrannen läſtig war, wurden hingerichtet.

Zur Zahl der letztern gehörte auch der berühmte Philoſoph Seneca, bey deſſen Leben und Tod zu verweilen um ſo mehr gebührt, je mehr deſſen lehrreiche Schriften noch jetzt unſre Bewunderung und Beherzigung verdienen.

Lucius Annäus Seneca, ein Sohn des Rhetors Marcus Annäus Seneca, geboren zu Corduba in Spanien, in Rom aber gebildet, und zu Staatswürden und Anſehn am kaiſerlichen Hofe erhoben, war während der Regierung des Claudius durch den Einfluß der Meſſalina nach Corſica verbannt, und nach acht Jahren durch deſſen zweyte Gemahlin, die oben geſchilderte Agrippina, zurückgerufen, und zum Lehrer des Nero ernannt worden. Als Nero Kaiſer geworden war, blieb ihm Seneca noch mehrere Jahre als Rathgeber zur Seite; und wenn der Anfang dieſer Regierung als löblich geprieſen wird, ſo iſt dieß vorzüglich den Rathſchlägen des letztern zuzuſchreiben. Indeſſen folgte Nero häufiger den Eingebungen ſeiner Lüſte, als der Weisheit des Seneca; oder bediente ſich dieſer nur wo er glänzen, oder ſeine Verbrechen beſchönigen wollte. So war die pomphafte Rede, die er bey ſeiner Thronbeſteigung zu Ehren des Kaiſers Claudius hielt, ein Werk des Seneca; und ſo mußte eben dieſer Philoſoph das Schreiben an den Senat abfaſſen, durch welches Nero ſeinen Muttermord zu rechtfertigen ſuchte.

Unglücklich iſt fürwahr der Mann, der bey einem hohen Gefühl für's Gute das Schickſal hat, an dem Hofe eines verderbten Fürſten zu leben. Er ſieht ſo viel Böſes um ſich her, und kann es nicht hindern; ſein Ernſt und Eifer für das Gute dient Andern zum Geſpött; dieß Geſpött macht ihn kleinmüthig, und nicht ſelten wird er ſelbſt zu Handlungen fortgeriſſen, die ſeinen Gefühlen und Grundſätzen entgegen ſind. So erging es auch dem Seneca. Hätte er in der Einſamkeit gelebt, ſein Wandel würde vielleicht ganz rein und unbefleckt von dem Anhauch des Niedrigen und Schlechten erſcheinen; aber die Prüfungen des Hoflebens beſtand er nicht mit der Würde des Weiſen! Manchmal wurde er dadurch zu zweydeutigen Schritten verleitet, und namentlich ladete er den Vorwurf der Habſucht, eitler Prunkſucht und feiger Menſchenfurcht auf ſich. Indeſſen ſcheint es, daß er in beſſern Stunden ſich wieder zu erheben ſuchte. Denn noch während ſeines Aufenthalts am Hofe ſchrieb er die meiſten jener herrlichen Werke, in denen er die Schlangengewinde der Thorheit und des Laſters mit tiefeindringendem Blicke enthüllt, reine und unwandelbare Liebe zur Tugend, hochherzige Verachtung der zeitlichen Güter, weiſe Mäßigung im Genuſſe des Glücks, und ausdauernde Standhaftigkeit bey den Stürmen des Unglücks ſtark und nachdrücklich empfiehlt.

Doch entging er darum nicht den Schmähungen ſeiner Feinde. Um den Nero gegen ihn zu erbittern

bittern und dadurch ſeinen Sturz zu bewirken, breiteten ſie aus, daß ſein Vermögen den Stand eines Privatmannes überſteige und noch täglich vergrößert werde; daß ſeine Gärten an Schönheit, ſeine Landgüter an Pracht die Gärten und Landgüter des Nero weit überträfen; und daß er die Gunſt der Bürger zu erſchleichen ſuche. Dann warfen ſie ihm vor: er eigne ſich das Talent der Beredſamkeit allein zu; er ſtrebe nach dem Ruhm des Dichters ſeitdem Nero die Dichtkunſt lieb gewonnen habe; er verhöhne öffentlich die Vergnügungen des Kaiſers, mache deſſen Singen lächerlich, verkleinere deſſen Geſchicklichkeit im Pferdelenken, und nichts ſolle herrlich und groß im Staate ſeyn, als was von ihm ausgehe. — „Nero“, ſetzten ſie endlich hinzu, „iſt doch kein Kind; er ſteht in der Blüthe ſeiner Jahre, kann den Hofmeiſter entbehren, und in den großen Beyſpielen ſeiner Ahnen genugſame Belehrung finden“.

Seneca kannte dieſe Beſchuldigungen und da der ernſte Burrus, der redlichſte Rathgeber des Nero, geſtorben, dieſer aber immer mehr ihm abgewendet war: ſo faßte er im ſechzigſten Jahre ſeines Alters einen Entſchluß, den er um ſeiner Ehre willen früher hätte faſſen ſollen, den Entſchluß, den kaiſerlichen Hof zu verlaſſen. Er ging daher zum Nero, dankte ihm für die erhaltenen Würden und Reichthümer, und trug ihm die doppelte Bitte vor, daß ihm erlaubt ſeyn möchte, ſein ganzes Vermögen dem Kaiſer zurückzugeben und ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen. Nero antwortete mit eben ſo viel Feinheit als Verſtellung. Er fing mit der Aeuſſerung an, daß er es dem Seneca verdanke, daß er deſſen überdachte Rede ſogleich beantworten könne; rühmte dann die heilſamen Lehren und Vorſchriften, womit dieſer ſeine Kindheit und Jugend geleitet habe; erklärte, daß, was er dem Seneca gegeben, in keinen Vergleich zu ſetzen ſey mit dem, was er von ihm empfangen habe; und bat ihn, ſeine Güter zu behalten und fernerhin durch ſeine Weisheit und Erfahrung die leichtſtrauchelnde Jugend- ſeines Fürſten zu leiten. Dieſe Antwort begleitete er, der Abneigung unter heuchleriſchen Liebkoſungen zu verbergen wußte, mit Umarmungen und Küſſen; und Seneca dankte für dieſe Aeuſſerung gnädiger Geſinnungen. „So ſchließen ſich", ſagt Tacitus, der dieſes alles berichtet, „ſo ſchließen ſich meiſtentheils die Unterredungen mit Fürſten!"

Indeſſen hatte Seneca das Trügeriſche, das in allen dieſen Schmeichelenen des Nero lag, ſehr wohl begriffen. Er änderte daher ſein ſeitheriges Betragen; zog ſich ſo viel er konnte, zurück; entfernte die Schaar derer, die ihm aufzuwarten pflegten, vermied alles Gefolge von Begleitern, und erſchien ſelten öffentlich in der Stadt, indem er Kränklichkeit und Liebe zum Studiren vorſchützte. Dabey verblieb er noch in einiger Verbindung mit dem kaiſerlichen Hofe. So vergingen einige Jahre (63 bis 66 nach Chr. Geb.). Als aber Nero nach jener Feuersbrunſt in Rom alle Arten von Raub und Erpreſſungen verübte, ſo bat Seneca, aus Furcht das Volk möchte ihm die Schuld davon beymeſſen, abermals um ſeine Entlaſſung. Aber ſie wurde ihm verweigert. Nun zweifelte er nicht, daß es wahr ſey, was das Gerücht ihm zuflüſterte: Nero gehe damit um, ihn zu vergiften. Er verſchloß ſich daher, unter dem Vorwand einer Krankheit, in ſein Schlafzimmer und ſtillte ſeinen Hunger mit Wurzeln und ſeinen Durſt mit fließendem Waſſer. Allein er fand die Sicherheit nicht, die er ſuchte.

Nero haßte im Seneca den ernſten Sittenlehrer; die Achtung, die den Philoſophen auch in die Zurückgezogenheit begleitet hatte, war ihm ein Vorwurf ſeiner eignen moraliſchen Häßlichkeit, und er trachtete recht eifrig nach deſſen Untergang. Einen Vorwand hierzu gab ihm die oben erwähnte Verſchwörung des Piſo. Ein Theilnehmer derſelben, Natalis, der Neros Erbitterung gegen den Seneca kannte, und vielleicht auf Anklage des letztern ſeine eigne Rettung baute, hatte ausgeſagt: „Piſo habe ihn zum Seneca, der damals krank geweſen, geſchickt, ihn über verweigerten Zutritt zu klagen, und ihm vorzuſtellen, daß ihnen beyden eine mündliche Unterredung ſehr wichtig ſeyn würde. Hierauf habe Seneca geantwortet, öftere Beſuche und Unterredungen könnten ſie beyde verdächtig machen; übrigens beruhe ſeine Wohlfahrt auf Piſos Sicherheit". Nero faßte dieſe Ausſage auf, und ſchickte ſogleich den Cranius Silvanus, einen Oberſten der prätoriſchen Cohorte an den Seneca, um ihn deshalb zu vernehmen.

Seneca hatte ſich gerade an dieſem Tage, entweder von ungefähr oder abſichtlich von ſeinem campaniſchen Landgute in ein anderes, nahe bey Rom, begeben. Gegen Abend kam Cranius Silvanus daſelbſt an, umringte dasſelbe mit ſeinen Soldaten und trat dann ins Zimmer des Philoſophen, um ihn wegen jener Ausſagen zu vernehmen. Seneca, der eben mit ſeiner Gattin Paulina und zween ſeiner Freunde ſpeiſte, geſtand: „Natalis ſey an ihn abgeſchickt worden, und habe ſich im Namen des Piſo beklagt, daß dieſem der Zutritt zu ihm verſagt werde; er ſelbſt habe ſich mit ſeiner ſchwächlichen Geſundheit und ſeiner Neigung zur Ruhe entſchuldigt. Uebrigens habe er keine Urſache

ſache gehabt, die Wohlfahrt eines Privatmannes ſeiner eignen Sicherheit vorzuziehen. Schmeicheleyen zu ſagen, liege nicht in ſeinem Character; das wiſſe niemand beſſer, als Nero, der mehr Proben der Freymüthigkeit als des Sclavenſinns von ihm erfahren habe".

Nero vernahm dieſe Antwort in Geſellſchaft ſeiner ſchlechten Rathgeber, der boshaften Poppäa und des ausgelaſſenen Tigellinus; und ohne ſie zu prüfen, fragte er bloß, ob wohl Seneca darauf denke, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen? Da der Kriegsoberſte dieß verneinte, ſo befahl er ihm, ſogleich zurück zu kehren und dem Seneca bekannt zu machen, daß er ſterben müſſe.

Dieß geſchah! Unerſchrocken hörte Seneca den Mordbefehl. Er verlangte nichts, als ſeinen letzten Willen aufzuſetzen. Als ihm dieß verweigert wurde, wendete er ſich gelaſſen an ſeine Freunde und ſprach: „Obſchon ich eure Verdienſte nicht würdig belohnen darf, ſo kann ich doch ein Vermächtniß — das einzige und vielleicht das wichtigſte, was ich mein nenne — euch hinterlaſſen, nämlich das Bild meines Lebens. Wenn ihr dieſes im Andenken erhaltet, ſo werdet ihr den Ruhm wiſſenſchaftlicher Bildung und beharrlicher Freundſchaft behaupten". — Seine Gattin und Freunde zerfloſſen in Thränen; er aber blieb ſtandhaft, und ſuchte ſie zu tröſten, indem er bald ſanft, bald ernſt ihnen zuredete. „Wo ſind“, fragte er ſie, „wo ſind jetzt die Lehren der Weisheit? Wo iſt jetzt das längſt überdachte Betragen bey plötzlichen Unfällen? Wem von uns war die wilde Grauſamkeit des Nero unbekannt? Darf man ſich wundern, daß er, nach Ermordung ſeiner Mutter und ſeines Bruders, auch ſeines Lehrers und Erziehers nicht ſchont?“

Als er dieß geſagt hatte, umarmte er ſeine Gattin. Seine Standhaftigkeit ward erſchüttert; doch ſammelte er ſich bald wieder, und bat und beſchwor Paulinen, ihren Schmerz zu mäßigen, und nicht auf immer demſelben nachzuhängen, ſondern in dem Rückblick auf ſein ſchuldloſes Leben den edelſten Troſt bey ſeinem Tode zu ſuchen. Doch Paulina erklärte mit Feſtigkeit, „auch ſie habe beſchloſſen zu ſterben“, und forderte den Abgeordneten des Kaiſers auf, ſie zugleich mit ihrem Gemahl zu tödten. Dieſe Aeuſſerung von Liebe und Seelengröße rührte den Seneca; er wollte ſeiner Gattin den Nachruhm, den ihr dieſe heldenmüthige Aufopferung verbürgte, nicht entziehen, und zugleich fürchtete er auch, daß ſie nach ſeinem Tode manchfaltige Kränkungen erleiden möchte. Er antwortete daher nach einem kurzen Stillſchweigen:

„Die Tröſtungen des Lebens hatte ich dir gezeigt, dich aber reizt mehr der Glanz des Todes, und ich gönne dir ein ſo hervorſtrahlendes Beyſpiel. So ſey denn Standhaftigkeit bey unſrem Ausgang aus dem Leben uns beyden gemein, und größrer Ruhm ruhe auf deinem Hinſcheiden“.

Hierauf ließen ſich beyde zu gleicher Zeit die Adern am Arme öffnen. Aber nur langſam entfloß das Blut dem Seneca, weil er alt und durch ſparſamen Genuß der Lebensmittel ganz entkräftet war. Er ließ ſich daher auch an den Füßen und an den Kniegelenken die Adern öffnen; und da er fürchtete, daß ſein Schmerz den Muth ſeiner Gattin erſchüttern, oder daß er ſelbſt durch den Anblick ihrer Leiden zur Zaghaftigkeit herabſinken möchte: ſo beredete er ſie, in ein andres Zimmer zu gehen. Sie ging, und er, den ſeine Beredſamkeit auch in den letzten Augenblicken nicht verließ, rief Schreiber zu ſich, und dictirte ihnen mehreres, was damals allgemein bekannt wurde, für uns aber verloren gegangen iſt.

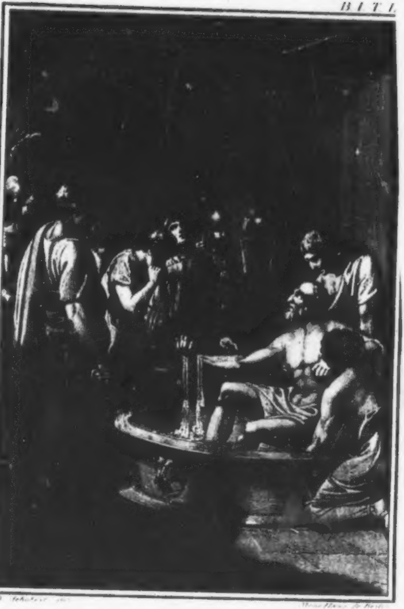
Unterdeſſen nahmen ſeine Schmerzen immer mehr zu, da der Tod nur langſam nahete. Er bat daher den Statius Annäus, den er ſeit langer Zeit als einen geſchickten Arzt und treuen Freund erprobt hatte, ihm ein ſchon längſt zubereitetes

Gift darzureichen. Annäus brachte einen Becher voll Schierling, und Seneca leerte ihn aus; aber ohne Erfolg, denn ſeine Glieder waren ſchon erſtarrt. Nun ließ er eine Wanne mit warmem Waſſer herbeybringen, und ſich in dieſelbe hineinheben. Sclaven und Soldaten umringten ihn. Da hob er die Hand voll Waſſer empor und ſprach: „Dieß weihe ich als Trankopfer dir, Jupiter, dem Befreyer"*). Aber auch ſo fand er ſeinen Tod nicht. Da ward er endlich in ein heißes Bad getragen und durch die Dämpfe desſelben erſtickt, im drey und ſechzigſten Jahre ſeines Alters!

Sein Leichnam wurde ohne Pomp auf einen Scheiterhaufen getragen und verbrannt; denn ſo hatte er es verordnet, zu einer Zeit, da er noch im Genuß des Anſehns und Reichthums war. — Seine Gattin aber wurde am Leben erhalten. Denn da Nero keine perſönliche Feindſchaft gegen ſie hegte, und da er fürchtete durch ihren Tod das Gehäßige ſeiner Grauſamkeit zu vermehren: ſo gab er Befehl ſie zu retten. Auf Antrieb der Soldaten verbanden alſo Sclaven und Frey[illegible]laſſene ihre Wunden, vielleicht ganz ohne ihr Wiſſen.

---

*) S. das Kupfer, Taf. IV.



D. Schubert del. [illegible]

Tod des Seneca.

Dieß weihe ich als Trankopfer dir, Jupiter, dem Befreyer!

Wiſſen. Sie lebte hierauf noch einige Jahre im ſteten Andenken an ihren Gemahl, und ihr blieb eine bleiche Todtenfarbe, die deutlich zeigte, daß ſie mehr als Thränen um den Geliebten vergoſſen hatte.

Der Tod des Seneca iſt häufig mit dem Tod des Sokrates verglichen worden; ja Seneca ſelbſt, der in ſeinen Schriften den Sokrates als den vollendetſten Weiſen und als das nachahmungswürdigſte Beyſpiel aufſtellt, ſcheint ihn bey ſeinem Sterben zum Vorbild genommen zu haben: aber erreicht hat er dieſes Vorbild nicht. Die ungeſchminkte Ruhe und tiefrührende Einfalt, welche das ganze Leben und die letzten Stunden des griechiſchen Weiſen verklärt, findet ſich nicht bey dem römiſchen. Ausdauernde Standhaftigkeit iſt beyden gemein; aber bey dem einen ſtützt ſich dieſe auf edles Selbſtbewußtſeyn und frommen Glauben, bey dem andern auf Glanz und Hoffnung des Nachruhms; dort iſt alles Natur, hier vieles gekünſtelt. Ueberhaupt läßt ſich Manches zum Tadel des Seneca ſagen; jedoch auch Vieles zu ſeiner Entſchuldigung. Wahr iſt es, er erſcheint größer in ſeinen Schriften als in ſeinem Leben; wahr iſt es, er hing eitler Prunkſucht und der Liebe zum Reichthum mehr nach als einem Weiſen gebührt, und es fehlte ihm oft an Stärke, das Wahre und Edle auch gegen den

Frevel der Mächtigen zu vertreten: aber wahr iſt es auch, daß er in einer Lage und unter Umſtänden lebte, wo es ſchwer wird, den Forderungen der Pflicht unverbrüchlich treu zu bleiben; und leichter iſt es immer, ſeine Fehler zu tadeln, als das Herrliche zu erreichen, was in ihm lag. Möge alſo die Erde ſeine Fehler bedecken; uns aber bleibe, ihm zum dauernden Nachruhm, die dankbare Benutzung ſeiner vortrefflichen Lehren und Warnungen!

V.

Tod des Nero.

Es iſt ein Troſt für die unterdrückte Menſchheit, zu ſehen, daß der Wüthrich, der gegen ihre heiligſten Rechte frevelt und ungeſcheut die ehrwürdigſten Pflichten mit Füßen tritt, ſelten einen guten Ausgang nimmt, und früher oder ſpäter mit einem ſchmählichen Umſturz ſeines Glücks, oder mit den Quaalen einer furchtbaren Gewiſſensangſt, oder mit den Schreckniſſen eines martervollen Todes die Schuld bezahlt, die er durch ſeine Verbrechen verwirkt hat.

Dieſer Troſt bewährt ſich auch durch die letzten Schickſale des Kaiſers Nero. Faſt vierzehn

Jahre hatte dieſer Tyrann gewüthet, hatte Verbrechen auf Verbrechen, Schandthaten auf Schandthaten gehäuft, als endlich, zuerſt in Gallien durch den patriotiſch geſinnten Julius Vinder, dann in Spanien durch den hochbejahrten Sergius Galba ein Aufſtand wider ihn losbrach, der ſich bald durch die übrigen Provinzen, ja bis nach Rom verpflanzte und den ſchuldbelaſteten Tyrannen von der Höhe ſeines Glücks in den Abgrund der Verzweifelung hinabſchleuderte.

Die erſte Nachricht von dem Aufſtand des Vinder hörte Nero mit ſtumpfſinniger Gleichgültigkeit an, ja er freute ſich darüber, weil er dadurch einen neuen Vorwand zur Befriedigung ſeiner Mord- und Raubgier zu finden meinte; und nur das jagte ihn in Zorn, daß ihn Vinder einen ungeſchickten Harfenſpieler und Sänger genannt hatte. Er konnte nicht aufhören, ſich darüber zu beklagen: fragte ſeine Freunde, ob ſie wohl einen beſſern Harfeniſten und Sänger kennten als ihn? und trug dem Senat auf, dieſen Schimpf aufs ſtrengſte zu rügen, — wobei er zugleich anführte, daß eine Heiſerkeit ſeiner Stimme ihn hindere, perſönlich in Rom zu erſcheinen. Indeſſen liefen immer dringendere Nachrichten von dem Fortgang der Unruhen in Gallien ein. Nero reiſte daher nicht ohne Furcht von Neapel, wo er ſich ſeither aufgehalten

hatte.

hatte, nach Rom. Doch ſchon unterwegs verſchwand ſeine Furcht, als er auf einem Grabſtein das Bild eines römiſchen Ritters erblickte, der einen zu Boden geworfenen Gallier bey den Haaren ſchleppte. Er ſah darin ein günſtiges Anzeichen, dankte den Göttern, und achtete, als er nach Rom gekommen war, den Aufſtand des Vindex ſo wenig, daß er ſich größtentheils nur damit beſchäftigte, ſeinen Freunden muſikaliſche Inſtrumente von ſeiner Erfindung vorzulegen, wobey er ſpöttiſch hinzuſetzte: „wenn Vindex es erlaube, werde er dieſe Inſtrumente bald öffentlich auf der Bühne zeigen".

Es liegt im Character leichtſinniger Thoren, daß ſie lange in dem Wahn ſorgloſer Sicherheit beharren, dann, aus demſelben aufgeſcheucht, plötzlich zur betäubendſten Furcht übergehen und ſich nun eben ſo zaghaft als unentſchloſſen zeigen. Dieß war auch hier der Fall. Nero verachtete den Aufſtand des Vindex, weil er, verblendet durch den langjährigen Genuß einer unverdienten Macht, ſich zu hochgeſtellt hielt, als daß irgend eine Gefahr ihn erreichen könnte. Als er aber hörte, daß auch Galba in Spanien von ihm abgefallen wäre, da ergriff ihn zuerſt eine grauenvolle Ahnung ſeines nahen Sturzes. Sprachlos und halbtodt lag er eine Zeitlang da, und als er wieder zu ſich kam, zerriß er ſein Kleid, ſtieß ſeinen Kopf gegen die Wand, und ſchrie laut: „ſeine Unglücksfälle hätten nicht ihres Gleichen! die Herrſchaft werde ihm noch bey ſeinen Lebzeiten entriſſen!“ Gleichwohl beharrte er in ſeiner Schwelgerey, und jede Nachricht, die ihm nur irgend einigen Schein der Hoffnung gab, ſetzte ihn außer ſich vor Freude, und trieb ihn zu Spöttereyen gegen die abtrünnigen Statthalter. Wenn er aber dann über ſeine Lage und Zukunft nachſann, ſo verfiel er auf die abſcheulichſten und wahnwitzigſten Anſchläge. Alle Generale und Statthalter wollte er als Mitverſchworene hinrichten laſſen, ferner alle Verwieſene und alle Gallier in Rom, damit ſie ſich nicht mit den Abtrünnigen vereinigten. Gallien ſelbſt ſollte geplündert, der römiſche Senat durch Gift getödtet, Rom in Brand geſteckt, und zugleich die wilden Thiere losgelaſſen werden, damit das Volk am Löſchen gehindert würde. Zwar gab er dieſe barbariſchen Anſchläge bald wieder auf; aber nicht aus Reue, ſondern aus Ueberzeugung, daß er ſie nicht würde ausführen können. Nun wollte er gegen die Abtrünnigen zu Felde ziehen; aber wie? Nicht die Spitze wollte er ihnen biethen; nein, er glaubte es wäre genug, wenn er, ſobald er nach Gallien käme, ſich unbewaffnet zeigte und mit Anſtand weinte; das würde, wähnte er, die Abtrünnigen ſo

ruhrühren, daß ſie auf der Stelle ſich wieder mit ihm ausſöhnen müßten; und dann wollte er, froh unter den Froben, Siegesgeſänge anſtimmen! Wirklich dachte er ſchon an die Verfertigung ſolcher Siegesgeſänge; auch ließ er eine Menge Wagen herbeyſchaffen, die muſikaliſche Inſtrumente und Verzierungen der Schaubühne aufladen ſollten; ſeinen Buhlerinnen aber ließ er die Haare abſchneiden und ſie mit Streitäxten und Schilden bewaffnen, damit ſie als Amazonen ihm folgen ſollten.

Indeſſen ſtellte er doch auch Werbungen in Rom an; aber mit ſchlechtem Erfolg. Denn ſchon regte ſich auch hier der Geiſt des Aufruhrs, und niemand fand ſich, der für den Tyrannen fechten wollte. Da befahl er, daß jeder Herr eine beſtimmte Anzahl der bewährteſten Sclaven ſtellen ſollte, foderte außerordentliche Steuern von allen Ständen des Staates, und verlangte, daß dieſe in Gold- und Silbermünzen von dem feinſten Gehalte und dem neueſten Gepräge entrichtet werden ſollten. Schon dadurch wurde das Volk erbittert, aber noch mehr, als Nero ſelbſt der Noth desſelben ſpottete. Denn während eines eingetretenen Brodmangels, als man ſchon längſt neue Zufuhr aus dem kornreichen Aegypten in Rom erwartet hatte, erſchien auf Neros Veranſtaltung ein ägyptiſches Schiff, aber nicht mit Getreide beladen, ſondern mit feinem Sand zum Behuf der Fechterſpiele. Darüber gerieth das Volk in Wuth und beging ungeahndet die gröbſten Ausſchweifungen.

Jedoch war noch nicht alles für Nero verloren. Vinder in Gallien war von dem Statthalter in Oberdeutſchland, Virginius Rufus, geſchlagen, und hatte hierauf ſich ſelbſt entleibt. Dieß hatte auch auf den Galba nachtheilig gewirkt. Mehrere ſeiner Truppen hatten ihn verlaſſen, einige Sclaven hatten eine Verſchwörung wider ſein Leben angeſtiftet, und er hatte ſich faſt hoffnungslos zurückgezogen. Aber Nero, wie von Blindheit geſchlagen, wußte von allen dieſen Vergängen keinen Vortheil zu ziehen; ja er that nichts, um den Beyſtand der Soldaten, die allein ihn ſchützen konnten, an ſich zu ketten, und erbitterte überdieß, wie wir eben gehört haben, das Volk, das bisher an ihm gehangen hatte. — So muß ſelbſt die Verblendung der Menſchen dazu dienen, die Plane der Verſehung zu fördern!

Und wie ſchrecklich wurde Nero aus ſeiner Verblendung aufgeſcheucht! Während ſchon die drohenden Ereigniſſe, die ſich um ihn her geſtalteten, dann traurige Vorbedeutungen und furchtbare

Träume ihn mit Schrecken und Angſt erfüllten, — erhielt er die Nachricht, daß auch die übrigen Heere von ihm abgefallen wären. Außer ſich vor Schrecken wirft er den Tiſch um, an dem er eben ſpeiſt; zerſchmettert die koſtbaren Gefäße, die ihm in die Hände fallen; fordert Gift von Locuſten, das er in eine goldene Büchſe ſchließt, und eilt in die ſerviliſchen Gärten, um ſich in dem Hafen von Oſtia einzuſchiffen!

Aber wohin ſoll er flüchten? was ſoll er beginnen? Er weiß es nicht. Bald will er zu den Parthern flüchten, bald ſich dem Galba zu Füßen werfen; dann wieder will er Trauerkleider anlegen, den Rednerſtuhl beſteigen, das Volk um Verzeihung anflehen, und, würde ihm auch die Oberherrſchaft genommen, mit der Statthalterſchaft über Aegypten zufrieden ſeyn. Aber man ſagt ihm, das Volk ſey ſo erbittert, daß es ihn ſchon auf dem Wege zur Rednerbühne zerreißen würde; und als er die Oberſten und Hauptleute ſeiner Leibgarde auffordert, ihn zu begleiten, ſo wagt ſchon einer derſelben ihm zuzurufen: „Iſt's denn ſo ſchwer zu ſterben?“ — In völliger Unentſchloſſenheit über das, was er thun ſoll, legt er ſich ſchlafen.

Inzwiſchen wurde ſein Sturz durch einen Menſchen vollendet, von dem er dieß am wenigſten fürchten mochte. Nymphidius Sabinus, den Nero vom niedrigſten Stande zum Oberbefehlshaber der Leibwache erhoben hatte, ſahe die hoffnungsloſe Lage ſeines Beſchützers und das hohe Alter des kinderloſen Galba, und glaubte durch die Unterdrückung des einen und durch die Beförderung des andern Ausſichten zum Throne zu gewinnen. Er verſicherte daher den Leibwachen, daß Nero ſchon entwichen ſey, beredete ſie den Galba zum Kaiſer auszurufen, und verſprach ihnen in deſſen Namen 7500 Drachmen *) auf den Mann zum Geſchenk. Die Soldaten wurden durch dieſe Vorſpiegelungen gewonnen; ſie entſagten ihrer alten Treue gegen das Haus der Cäſaren, und huldigten dem Galba.

Um Mitternacht erwachte Nero aus ſeinen ſorgenvollen Träumen; und — o Schrecken! — ſeine Leibwache hat ihn verlaſſen. Er ſpringt auf, läßt ſeine Freunde rufen; aber er hat keine mehr. Er eilt zu ihren Thüren; aber ſie ſind verſchloſſen. Nun kehrt er in ſeinen Pallaſt zurück; aber ſeine Wächter ſind geflohen, ſeine Gemächer ausgeplündert,

---

*) Ueber 1500 Thaler nach unſerm Gelde.

dert, und ſelbſt die goldene Büchſe mit dem Gifte der Locuſta iſt weggeſchleppt. Verzweifelungsvoll ſchickt er nach einem berühmten Fechter, der ihm den Todesſtoß beybringen ſoll; aber auch dieſer weigert ſich zu kommen. Darauf läuft er der Tiber zu, um ſich in dieſelbe zu ſtürzen; aber zu zaghaft kehrt er wieder um, und ſucht einen verborgenen Winkel, um, wie er ſagt, ſeinen Geiſt zu ſammeln. Da biethet ihm ein mitleidiger Freygelaſſener, Namens Phaon, einen Zufluchtsort auf ſeinem nahen Landgute an.

Haſtig ergreift Nero dieß Anerbiethen, als den letzten Anker ſeiner Hoffnung. Mit vier Perſonen, die von ſo viel Tauſenden noch an ihm hangen, ſetzt er ſich zu Pferde, und verläßt Rom, ſchlecht bekleidet, mit bloßen Füßen, und, um nicht erkannt zu werden, mit verhülltem Geſichte. Neue Schreckniſſe quälen ihn! Die Erde ſcheint unter den Tritten ſeines Pferdes zu zittern, Blitze umkreuzen ihn, und er glaubt die Geiſter ſeiner Ermordeten um ſich zu ſehen. Dann hört er, als er vor den Caſernen der Prätorianer vorbey reitet, daß ſie ihn verfluchen, und dem Galba Heil und Segen wünſchen. Ein Wandrer, der ihm begegnet, ruft: „Dieſe verfolgen gewiß den Tyrannen!“ — und ein anderer fragt: „Was giebt es Neues vom Nero?“ — Gleich darauf wird ſein Pferd

durch

beym Anblick eines am Wege liegenden Aaſes ſcheu. Nero verliert darüber das Tuch, womit er ſein Geſicht verhüllt hatte, und wird von einem Soldaten der Leibwache erkannt. Dadurch aufs neue beunruhiget, verlaſſen er und ſeine Gefährten, ſobald ſie an einem Scheideweg gekommen ſind, die Heerſtraße und ihre Pferde, und winden ſich zu Fuß auf einem ſchmalen Pfad zwiſchen dichtem Gebüſche und Dornen bis zu einer Mauer, die die Hinterſeite von Phaons Landgute umſchloß.

Aber wie ſollte er nun unbemerkt in das Landgut kommen? Phaon räth ihm, ſich in eine nahe Sandgrube zu verbergen; doch Nero will nicht, wie er ſagt, lebendig begraben ſeyn, und läßt eine Oeffnung in die Mauer brechen. Inzwiſchen ſchöpft er, vom Durſt geplagt, mit eignen Händen Waſſer aus einer nahen Pfütze, wobey er wehmüthig ausruft: „Iſt das der Trank eines Nero?" Kaum war nun die Oeffnung in der Mauer ſo weit, daß ein Menſch ſich durchzwängen konnte, ſo kroch er auf Händen und Füßen durch dieſelbe, und warf ſich in die nächſte Kammer, auf ein elendes Strohlager. Doch ſeine Angſt ließ ihn nicht ruhen! Er empfand Hunger und Durſt; aber er konnte nichts als laues Waſſer zu ſich nehmen. Die Umſtehenden redeten ihm zu, ſeine Angſt zu endigen, und den Gefahren, die ihm droheten, durch einen freywilligen Tod zuvorzukommen; aber noch immer zu feig, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, ſuchte er ängſtlich Aufſchub zu gewinnen, und bat ſeine Freunde, ihm ein Grab zu bereiten, und Waſſer und Holz zum Abwaſchen und Verbrennen ſeines Leichnams herbeyzuſchaffen. Und hierbey weinte er, gleich einem Kinde, und rief mehrmals unter Schluchzen aus: „Ach was für ein Künſtler ſtirbt in mir!“ — Elender Menſch, der du auch jetzt mehr an deine Vergnügungen als an deine Pflichten dachteſt!

Unterdeſſen hatten auch die feigen Senatoren Muth gefaßt, ſich gegen den Nero zu erklären. So lange er im Glücke war, hatten ſie ihm niederträchtig geſchmeichelt, und jedes ſeiner Verbrechen mit Beyfall gekrönt. Jetzt aber, ermuthigt durch den Abfall der Soldaten und des Volkes, und noch mehr durch die Nachricht von Neros Flucht, hielten ſie am frühen Morgen eine Verſammlung, worin ſie den Galba zum Kaiſer ausriefen, den Nero für einen Feind des Staates erklärten, und das Urtheil über ihn ausſprachen, daß er nach Sitte der Vorfahren abgeſtraft werden ſollte. Sogleich ſchickten ſie auch Reiter aus, um ihn aufzuſuchen, und der Gerechtigkeit zu überliefern.

Der Beſchluß des Senats wurde bald ruchbar, und ein Läufer des Phaon überbrachte dieſem einen Brief, der die Nachricht davon enthielt. Schnell ergriff Nero dieſen Brief, las und fragte zitternd, was das heiße, nach Sitte der Vorfahren abgeſtraft zu werden? Man antwortete, daß der alſo Verurtheilte nackt ausgezogen, an ein Halseiſen geſchloſſen und zu Tode gepeitſcht werde. Nero erbebte bey dieſer Antwort und forderte zwey Dolche. Man reichte ſie ihm dar. Er prüfte ihre Spitze; aber unentſchloſſen und zaghaft wie er war, legte er ſie wieder bey Seite, mit den Worten: „ſeine Todesſtunde ſey noch nicht gekommen!“ Hierauf bat er ſeine Gefährten, vor ſeinen Augen zu ſterben, um durch ihr Beyſpiel ihm Muth zu machen; dann ſchalt er wieder ſeine Feigheit und rief: „Auf, Nero, ermanne dich; es geziemt dir nicht, auf eine ſchimpfliche Art dein Leben zu verlängern!“

Kaum hatte er dieß geſagt, ſo näherten ſich ſchon die vom Senat ausgeſchickten Reiter. Er hörte den Hufſchlag ihrer Pferde. Zitternd griff er nach einem Dolche und ſetzte ihn an die Kehle; aber noch immer fehlte es ihm an Muth, ſich zu tödten. Da bat er ſeinen Geheimſchreiber, den Freygelaſſenen Epaphroditus ihm behülflich zu ſeyn. Dieß geſchah und Nero ſank, von einer tödtlichen

Wunde getroffen, darnieder. In demselben Augenblicke drang der Hauptmann, der ihn verhaften sollte, in das Gemach. Er sahe den Tyrannen in seinem Blute schwimmen, und suchte dasselbe, gleich als wäre er zum Beystand herbeygeeilt, mit seinem Mantel zu stillen. Aber Nero, ihn anstarrend, sprach: „Es ist zu spät!“ — dann: „Ist das deine Treue?“ — und verschied. Seine starren Augen blieben offen, so daß der Anblick des Todten noch Schrecken und Abscheu einflößte.

Wie ganz anders stirbt der Tugendhafte, wie ganz anders der Lasterhafte! Der Tod des Seneca zeigte uns die Ruhe und Heiterkeit der Seele, womit der Weiſe, wohl von manchen Schwächen befangen, aber keines Verbrechens schuldig, der Auflösung seines irdischen Lebens entgegen geht; aber der Tod des Nero mahlt uns die Martern eines erwachten Gewiſſens und die furchtbare Angst und Verzweifelung, die den Verbrecher in den letzten Augenblicken seines Lebens ergreift. Es gibt, ruft uns dieſer Tod zu, ja es gibt eine heilige Vorsehung, die das Laster straft, und der[illegible] Arm auch der mächtigste Wüthrich nicht entgehen kann.

VI.

Sabinus und Epponina.

Ein ſchönes Beyſpiel ehelicher Liebe und Treue ſahe die römiſche Welt in den Tagen des Kaiſers Vespaſianus.

Julius Sabinus, unter den Lingonen, einer galliſchen Völkerſchaft, in der Gegend des heutigen Langres geboren, und, wie er ſelbſt ſagte, ein Urenkel des großen Dictators Julius Cäſar, war mit Gütern geſegnet, die ihm das glücklichſte Leben zuzuſichern ſchienen. Er war jung und talentvoll, beſaß übermäßige Reichthümer, ſtand unter ſeinen Landsleuten im hohen Anſehn, und hatte zur Gattin eine der liebenswürdigſten Frauen, Epponinen, die männlichen Muth mit dem innigſten Zartgefühl in ſich vereinigte. Aber alle dieſe Güter genügten dem hochaufſtrebenden Ehrgeiz des Sabinus nicht. Ohne die großen Geiſtesgaben ſeines Ahnherrn, Julius Cäſar, zu beſitzen, ſtrebte er, wie dieſer, nach der Oberherrſchaft; aber er fand auch, wie dieſer, hierbey den Untergang ſeines Glückes.

In den ſtürmiſchen Zeiten, die von dem Tode des Nero bis zur kräftigen Regierung des Kaiſers

Veſpaſianus folgten, ſuchte ſich Gallien der römiſchen Oberherrſchaft zu entziehen. Dieß Unternehmen ward anfangs vom Glück begünſtigt. Der größte Theil Galliens gerieth in Aufſtand, ja auch die römiſchen Legionen daſelbſt wurden ihrem Vaterlande untreu, ermordeten ihre Feldherren, und ſchwuren dem Lande ihres jetzigen Aufenthalts den Eid der Treue. Mehrere vornehme Gallier ſtanden an der Spitze des Aufſtandes; aber unter allen ragte Sabinus hervor. Durch ſeine Reichthümer ſammelte er ein großes Heer von Lingonen, und ſtolz auf ſeine Macht zerbrach er öffentlich die Tafeln, auf welchen ihr altes Bündniß mit den Römern eingegraben war, und ließ ſich zum Kaiſer ausrufen. Aber gar bald änderte ſich die Lage der Sachen. Uneinigkeit unter den Galliern und gegenſeitige Befehdungen machten es den Römern leicht, die alte Ordnung in Gallien wieder herzuſtellen.

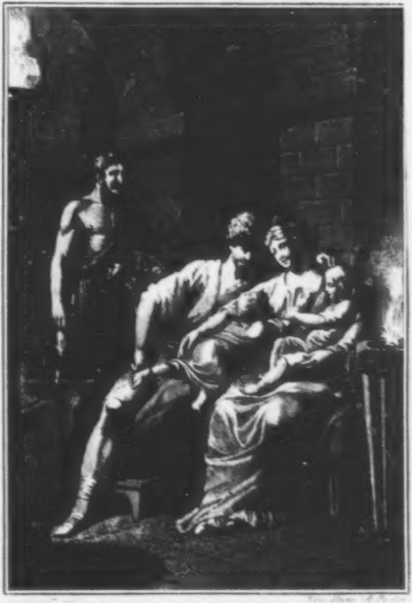
Die Sequaner, eine galliſche Völkerſchaft, waren den Römern treu geblieben. Sabinus zog gegen ſie mit ſeinen Lingonen. Es kam zur Schlacht, die er mit unüberlegter Hitze anfing und mit vorſchneller Furcht endigte. Er erlitt eine völlige Niederlage. Das traurigſte Loos ſchien nun den Geſchlagenen beſchieden. Viele derſelben tödteten ſich deshalb ſelbſt, andre ergriffen die

Flucht. Auch Sabinus hätte ſich durch die Flucht retten können; aber ihn feſſelte die innigſte Liebe an ſeine vortreffliche Gemahlin, mit der er erſt ſeit kurzem verheyrathet war. Er ſuchte alſo, um ſeiner Epponina nahe zu bleiben, im Lande der Lingonen ſich zu verbergen und wählte hierzu folgenden Ausweg.

In der Nähe eines ſeiner Landhäuſer, an einem einſamen Orte, hatte er ſchon in den Tagen ſeines Glücks unterirdiſche Gewölbe zur Aufbewahrung ſeiner Schätze angelegt. Niemand wußte darum, als zwey ſeiner Freygelaſſenen, auf deren Treue und Verſchwiegenheit er ſicher bauen konnte. Zu dieſem Landhauſe nahm er ſeine Zuflucht. Als er daſelbſt angekommen war, entließ er alle ſeine Sclaven, indem er ihnen erklärte, daß er durch Gift ſein Leben endigen wolle. Sie gingen, und nur jene beyden Freygelaſſenen blieben bey ihm zurück. Nun zündete er das Landhaus an, und vergrub ſich mit dem einen der Freygelaſſenen in die unterirdiſchen Grüfte, während der andre, Namens Martialis, auf ſein Geheiß zur Epponina gehen und ihr melden mußte: „Sabinus habe ſich durch Gift getödtet und ſein Leichnam ſey zugleich mit ſeinem Landhauſe verbrannt“. — Sabinus ſuchte ſo das Gerücht von ſeinem Tode recht glaubhaft zu machen, und er erreichte ſeine Abſicht. Der

Schmerz und die Trauer Epponinens ließ keinen Zweifel an dem Selbſtmord ihres Gemahls übrig. Bald warf ſie ſich zur Erde, bald weinte und ſchrie ſie, bald rief ſie den Tod an, auch ihre Leiden zu endigen, und drey Tage und drey Nächte enthielt ſie ſich aller Nahrung, um ihr Hinſcheiden zu beſchleunigen.

Hatte es dem Sabinus ſchon vorher wehe gethan, ſeine Gattin über ſein Schickſal zu täuſchen, und ihr dadurch die bitterſten Schmerzen zu bereiten: ſo vermochte er jetzt, da er hörte, daß ſie zu ſterben entſchloſſen ſey, dieſe Täuſchung nicht länger fortdauern zu laſſen. Er ſchickte daher den Martialis zum zweyten Male an ſie, und ließ ihr ſagen, daß er lebe, aber auch wünſche, daß ſie noch eine Zeitlang fortfahren möchte, ihn öffentlich als einen Todten zu betrauern. Welcher Wechſel der Gefühle in Epponinens Seele! Sie war hoch erfreut über dieſe Nachricht, aber ſie verſtand auch den Wink ihres Gemahls, und wußte ihre Freude zu mäßigen. Am Tage zeigte ſie ſich als die troſtloſeſte Witwe; aber des Nachts begab ſie ſich zu ihrem Gemahl, und lebte ſo mit ihm ſechs bis ſieben Monate gleichſam in der Unterwelt.



Sabinus und Epponina

[illegible]

Sabinus hatte Freunde in Rom, durch dieſe hoffte er Gnade zu erlangen. Seine Gemahlin mußte daher nach Rom reiſen, und er folgte ihr ganz unkenntlich, in verſtellter Kleidung und mit abgeſchornen Haaren. Aber dieſe Reiſe war fruchtlos, und nicht ohne Gefahr flüchteten beyde nach Gallien und in ihre Höhle zurück. Von nun an blieb Epponina beſtändig um ihren Gemahl. Nur ſelten kam ſie zu ihren Freundinnen und Verwandtinnen; den größten Theil ihrer Zeit brachte ſie abgeſchieden von dem Tageslicht, in tiefſter Verborgenheit bey ihrem Gemahl zu, und es war Freude im Schmerz, als ſie ihm zwey Knaben ohne allen Beyſtand gebar, die ſie ſelbſt ſäugte und auferzog.

So vergingen neun Jahre *)! Endlich wurde ihr Aufenthalt durch einige Neugierige entdeckt und bekannt gemacht. Sabinus wurde alſobald gefeſſelt und mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern nach Rom geſchickt. Ihr Einzug daſelbſt erregte allgemeine Theilnahme. Jedermann wollte den unglück-

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. [illegible]. Der Künſtler ſtellt hier die vom Sabinus ausgebaute und ausgeſchmückte Höhle, ihn ſelbſt, ſeine Gattin, ſeine beyden Kinder, und den Sklaven dar, der ihnen die nothwendigen Lebensbedürfniſſe zutrug.

glücklichen Abkömmling des großen Cäſar ſehen, und die ſeltene Frau, die mit ſo viel Muth und Treue an ihrem Gemahle hing. Sie ſelbſt zeigte auch jetzt noch unerſchrocknen Muth. Mit ihren Kindern warf ſie ſich dem Kaiſer zu Füßen, und ſuchte ihn durch ihre Bitten und Thränen zum Mitleid zu bewegen. „Nur darum", ſagte ſie unter andern, „nur darum habe ich dieſe Kinder in den unterirdiſchen Grüften geboren und erzogen, damit wir in größrer Zahl deine Gnade gewinnen möchten". Alle Anweſenden wurden bis zu Thränen erweicht; auch Veſpaſianus wurde gerührt, und doch konnte er ſich nicht entſchließen, dem Sabinus zu verzeihen. Da dieß Epponina bemerkte, ſo verlangte ſie mit ihrem Gemahl zu ſterben. Im Gefühl ihrer ehelichen Liebe erklärte ſie laut: „ſie wolle auch im Tode einen Gemahl nicht verlaſſen, mit dem ſie ſchon unter der Erde weit glücklicher gelebt habe, als ſelbſt der Kaiſer auf ſeinem Throne!"

Hatte Veſpaſianus vielleicht vorher gewähnt, daß das Leben des Sabinus mit der öffentlichen Ruhe und mit der Sicherheit ſeines Thrones nicht beſtehen könne: ſo wurde er jetzt durch dieſe ſtolze Sprache der Epponina noch mehr erbittert. Er ließ daher, taub gegen jede Bitte, erſt den Sabinus und dann deſſen Gemahlin hinrichten. — Und das war, ſchreibt Plutarch, dem wir dieſe Nachrichten größtentheils verdanken, die unwürdigſte Handlung, die Vespaſianus während ſeiner Regierung verübte, und die mehr als irgend eine andre verdiente, daß ſein ganzes Geſchlecht in kurzer Friſt völlig ausgerottet wurde.

VII.

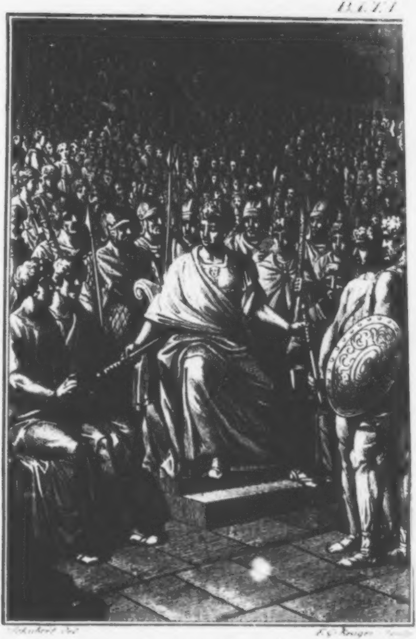
Großmuth des Kaiſers Titus.

Der Kaiſer Titus, der Sohn des Kaiſers Vespaſianus, iſt einer von den Wenigen, die die Fehler ihrer frühern Jugend durch die Tugenden ihres ſpätern Lebens ausgetilgt haben. Vor ſeiner Thronbeſteigung ließ er manche Züge eines eigennützigen, ſtolzen und grauſamen Gemüths blicken, beſonders bey der ſchrecklichen Zerſtörung der Stadt Jeruſalem (im J. 70 nach Chr. Geb.). Aber als er Kaiſer geworden war (im J. 79 nach Chr. Geb.), zeigte er in ſeinem ganzen Weſen ſo viel Güte, Sanftmuth und Menſchenfreundlichkeit, daß er mit vollem Rechte, wie ſeine dankbaren Zeitgenoſſen ihn nannten, „die Liebe und Wonne des menſchlichen Geſchlechts" zu heißen verdiente.

Vorzüglich groß und bewundernswürdig war ſeine aufrichtige Geneigtheit, denen zu vergeben, die ihm beleidigt hatten. Nie wollte er eine Klage gegen ſolche zulaſſen, die Uebels von ihm redeten. „Reden ſie", ſprach er, „mit Unrecht Uebels von mir, ſo wird ſie ſchon ihr Gewiſſen des Unrechts zeihen; reden ſie aber mit Recht Uebels von mir, ſo wäre es unrecht die zu ſtrafen, die die Wahrheit reden". — Als er die Würde eines Oberprieſters annahm, erklärte er feyerlich: „er thue dieß nur darum, damit er ſeine Hände von jeder blutigen That rein erhalte. Lieber wolle er umkommen als umbringen!" Er hielt Wort; denn nie ſprach er ſeit dieſer Zeit ein Todesurtheil aus.

Einſt ſtifteten zwey junge Römer von Adel (Patricier) gegen ihn eine Verſchwörung. Sie wollten, das war ihr Plan, zu einer beſtimmten Zeit das Capitol in Brand ſtecken, im Tumult den Kaiſer ermorden, und ſich dann des Thrones bemächtigen. Aber ihr Vorhaben wurde entdeckt, und ſie wurden vom römiſchen Senat zum Tode verurtheilt. Titus ſollte dieſes Urtheil beſtätigen; aber er war weit davon entfernt, ja er vergalt vielmehr ſeinen Feinden Böſes mit Gutem. Er ließ beyde Patricier zu ſich kommen, ſtellte ihnen vor, daß nicht durch Schandthaten, ſondern nur durch den

Willen



Schubert del. F. G. Krüger sculp.

Großmuth des Kaisers Titus.

Willen der Götter die Herrſchaft verliehen werde; ermahnte ſie, mit dem Stande, in dem ſie ſich befänden, zufrieden zu ſeyn; und verſprach, was ſie ſonſt verlangten, gern ihnen zu bewilligen. Zugleich ließ er der Mutter des einen von beyden Patriciern, die weit von Rom entfernt wohnte, melden, daß ihr Sohn am Leben und auſſer Gefahr ſey. Darauf zog er beyde an ſeine Tafel, und unterhielt ſich mit ihnen auf das freundſchaftlichſte. Am andern Tag wurde ein Fechterſpiel gegeben. Titus erſchien im Amphitheater, nahm daſelbſt ſeinen gewöhnlichen Platz ein, und ließ jene beyden Patricier neben ſich ſetzen. Die Waffen der Fechter wurden einer alten Gewohnheit gemäß ihm zur Anſicht überreicht; und ſo groß war ſein Zutrauen zu denen, die kurz vorher ſein Leben bedroht hatten, daß er ihnen dieſe Waffen in die Hände gab. *)

Auch gegen ſeinen Bruder Domitian bewies Titus die größte Sanftmuth. Domitian, ein herrſchſüchtiger und blutgieriger Menſch, hörte nicht auf, ihm Nachſtellungen zu bereiten. Titus wußte es; aber weit entfernt, ihn deshalb zur Strafe zu ziehen, vergab er ihm nicht nur, ſondern ließ

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. VI.

ließ ihm auch die Ehrenſtellen, die dieſer bisher bekleidet hatte, und erklärte ihn ſogar zu ſeinem Nachfolger. Ja oft bat er ihn im geheimen und mit Thränen: „Domitian möchte ihn ſo lieben, wie er ihn liebe“.

VIII.
Edelſinn des Papinianus.

Unter der großen Anzahl derer, die Kaiſer Caracalla, ein blutgieriger Tyrann, ſeiner Wuth oder Eiferſucht aufopferte, verdient wohl keiner höhere Achtung und innigeres Mitleid als Aemilius Papinianus.

Dieſer edle Römer, ein großer Rechtsgelehrter und noch ehrwürdiger durch die unbefleckte Redlichkeit ſeines Wandels, hatte vom Kaiſer Septimius Severus die Würde eines Oberbefehlshabers der Leibwache und — was damals mit dieſer Würde verbunden war — die Entſcheidung der wichtigern Rechtshändel erhalten. Auſſerdem war ihm von demſelben Kaiſer, ſeinem Jugendfreund und Verwandten, aufgetragen worden, ein wachſames

mes Auge über deſſen Söhne, Caracalla und Geta, und deren gegenſeitige Feindſchaft zu führen. Papinianus hatte dieſem doppelten Beruf mit allen Kräften Genüge zu leiſten geſucht. Wie er nach ſorgfältiger Erforſchung der Wahrheit mit ſtrenger Unpartheylichkeit Recht ſprach, ſo ſparte er auch keine Mühe, als Septimius Severus geſtorben war (212 nach Chr. Geb.), die feindſeligen Brüder mit einander zu verſöhnen, oder wenigſtens ihre wilde Wuth zu bezähmen. Anfangs gelang ihm dieß; aber bald waren ſeine Bemühungen vergeblich. Geta ward von ſeinem unmenſchlichen Bruder ermordet, und alle, welche Freunde desſelben waren oder hießen, mußten gleiches Schickſal mit ihm theilen.

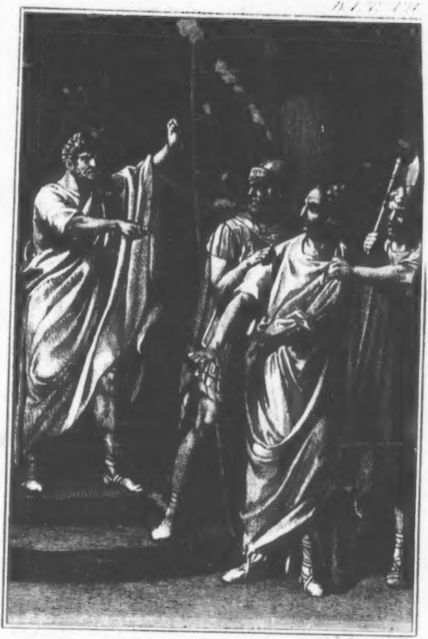
Auch den edeln **Papinianus** traf dieſes Loos. Schon ſein Streben, den Mordplanen des Caracalla Einhalt zu thun, wurde ihm zum Verbrechen angerechnet; aber noch mehr beleidigte er den Tyrannen durch einen ſchönen Zug ſeiner Redlichkeit.

Caracalla ſuchte die Ermordung ſeines Bruders vor den Augen der Welt zu rechtfertigen und verlangte deshalb vom **Papinianus** eine öffentliche Vertheidigung ſeines Verfahrens. Dieſer aber, der, nach dem Ausſpruch eines alten Geſchichtſchreibers, die Gerechtigkeit eben ſo liebte als erkannte, weigerte ſich, indem er ſagte: „Ein Brudermord kann nicht ſo leicht gerechtfertiget als vollzogen werden". Und als dann Caracalla weiter in ihn drang, er ſollte wenigſtens, um den Brudermord zu beſchönigen, den Geta als einen Verbrecher ſchildern: ſo gab er die ernſte Antwort: „Es iſt ein zweyter Brudermord, einen unſchuldig Getödteten zu verunglimpfen!"

Eine ſo edle Freymüthigkeit hätte Belohnung verdient; aber Caracalla ward dadurch zum wüthendſten Zorn entflammt, und befahl, daß Papinianus in ſeinen Pallaſt geſchleppt und vor ſeinen Augen ermordet werden ſollte. Dieß geſchah. Der Redliche ward von einem Soldaten mit dem Beile hingerichtet, und ſein Leichnam durch die Straßen geſchleift. Ja auch ſein Sohn wurde getödtet. Caracalla aber ſah dieſen Abſcheulichkeiten ruhig zu, und tadelte nur, daß der Soldat zur Hinrichtung des Papinianus das Beil ſtatt des Säbels gebraucht hätte. *)

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. VII. Hier erblickt man den Papinianus, von zwey Soldaten in den kaiſerlichen Pallaſt geſchleppt. Er ſcheint die ſchönen Worte, die ihm den Tod brachten, und der unmenſchliche Kaiſer den Befehl zur Hinrichtung zu wiederholen.



Papinianus.

Es ist ein zweiter Brudermord, einen unschuldig Getödteten

So triumphirt das Laſter oft über die Tugend, doch nur auf kurze Augenblicke! Die Nachwelt richtet gerecht. Während Caracalla noch jetzt ein Gegenſtand des Abſcheus iſt, wird die Tugend des Papinianus geprieſen!

IX.

Zenobia,

Kaiſerin von Palmyra.

Mitten auf den dürren Sandwüſten Syriens, nicht weit vom Euphrat, erhebt ſich eine reizende Gegend, die von lieblichen Quellen durchwäſſert, mit fruchtbaren Fluren geſegnet und von dattelreichen Palmen umſchattet iſt. Hier blühete Palmyra, oder Tadmor, die Palmenſtadt. Dieſe Stadt, einſt der Mittelpunkt eines groſſen Reichs, ſoll von dem weiſeſten und mächtigſten König der Juden, von Salomo (1015 — 975 vor Chr. Geb.), gegründet oder erneuert worden ſeyn. Hierauf, heißt es, gehörte ſie erſt dem Reiche von Damascus an, dann nach einander dem babyloniſchen, perſiſchen, macedoniſchen und ſeleucidiſchen Reiche, wurde aber von ihren eignen Bürgern regiert. Bey dem Verfall des ſeleucidiſchen oder ſyriſchen Reiches ſoll ſie ſich frey gemacht, und gegen die Angriffe der Syrer und Parther ihre Freyheit behauptet haben.

Gewiſſer als dieſe nur wahrſcheinlichen Vermuthungen iſt es, daß Palmyra frühzeitig zum Wohlſtand gelangte. Schon die Fruchtbarkeit des Bodens, der Reichthum an Salz und noch mehr an Datteln, der koſtbaren Frucht der Palmenbäume, — woraus dort, wie bey den Indianern aus Kokosnüſſen, Wein und Eſſig, Honig und Mehl bereitet wurde — mußte Wohlſtand herbey führen; aber noch höher ſtieg dieſer durch den lebhaften und ausgebreiteten Handel, den Palmyra, begünſtigt durch ſeine Lage, trieb. Denn in gleicher Entfernung vom mittelländiſchen Meere und vom perſiſchen Meerbuſen, und auf der Grenze zwiſchen dem römiſchen und parthiſchen Reiche, war es ein wichtiger Stapelplatz für alle indiſche und arabiſche Waaren. Aber lebhafter Handelsverkehr führt zum Reichthum und Reichthum zur Cultur. Eben ſo wurde auch Palmyra durch ſeinen Handel reich, und unter dem Einfluß des Reichthums erhoben ſich daſelbſt allmählich griechiſche Sitten, griechiſche Gelehrte, und die herrlichſten Werke der griechiſchen Baukunſt, prächtige Tempel, Palläſte und Säulengänge, die noch jetzt in ihren

Trümmern die Bewunderung und Wehmuth der Reiſenden an ſich feſſeln.

Erſt nach langem Genuß einer glücklichen Unabhängigkeit gerieth Palmyra unter die Herrſchaft der Römer. Zwar wurde es, als Marcus Antonius die Parther bekriegte, von einem römiſchen Reiterhaufen überfallen und geplündert; doch ohne großen Verluſt! Denn die Einwohner hatten ſich im Gefühl ihrer Schwäche mit ihren wichtigſten Koſtbarkeiten über den Euphrat zurück gezogen. Auch unter dem Kaiſer Auguſtus und deſſen nächſten Nachfolgern erhielt ſich Palmyra im Genuß der Selbſtſtändigkeit. Als aber Trajanus gegen die Parther zog, ward es erobert und verwüſtet. So unter römiſche Botmäßigkeit gebracht und der Aufhülfe bedürftig, wendete es ſich an Trajans Nachfolger, den Kaiſer Hadrian, und dieſer thätige Fürſt verbreitete ſeine Regentenſorgfalt auch über Palmyra und vertilgte die Spuren der Verwüſtung durch Aufführung vieler großen und herrlichen Gebäude. Aus Dankbarkeit weiheten ihm die Einwohner einen Tempel. Von nun an folgten viele Jahre der Ruhe und des Friedens für Palmyra, in denen es zu neuem und erhöhetem Wohlſtand, und zu einer ſolchen Macht gelangte, daß es als Nebenbuhlerin des ſtolzen Roms auftreten konnte. Aber leider! glich dieſe Größe dem Auflodern der Flamme vor ihrem Erlöſchen.

Als Kaiſer Valerianus von den Perſern geſchlagen und gefangen worden war (260 nach Chr. Geb.), und ſein nichtswürdiger Sohn Gallienus den römiſchen Thron ſchändete (260 bis 268 nach Chr. Geb.), brachen trübſelige Zeiten für Rom an. Der große Coloß des römiſchen Reiches ſchien zu zerfallen; faſt in jedem Theile desſelben traten Gegenkaiſer auf, und alle morgenländiſchen Provinzen geriethen in Gefahr, eine Beute der übermüthigen Perſer zu werden. Denn ſchon waren dieſe über Meſopotamien vorgedrungen; ſchon naheten ſie ſich Palmyra; ſchon wurde dieſe Stadt mit einem Joch bedroht, das härter und drückender ſeyn mußte, als die Herrſchaft der entfernteren Imperatoren. Von Rom aus war keine Hülfe zu erwarten. Da erhob ſich Odenathus, ein Edler von Palmyra. Im lebendigen Gefühl, daß die Sache Roms jetzt auch die Sache ſeines Vaterlandes ſey, ſammelte er ein Heer und überfiel damit die Perſer. Anfangs glaubte der perſiſche König Sapores, den bis dahin unberühmten Odenathus mit leichter Mühe unterdrücken zu können; aber er irrte ſich. Der heldenmüthige Palmyrener, dem die Jagd mit Löwen, Leoparden und Bären eine Vorſchule des Kriegs geweſen war, fiel mit gewaltiger Kraft über die Perſer, vertrieb ſie aus dem römiſchen Gebiete, und drang tief in ihr eignes Reich, bis zu ihrer Hauptſtadt Cteſiphon. Die Nachricht von dieſen Thaten gelangte bald nach Rom, und ſelbſt der ſonſt unempfindliche Gallienus wurde dadurch gerührt. Er ſah im Odenathus den Retter eines wichtigen Theils ſeines Reiches, theilte deshalb mit ihm den Titel eines römiſchen Kaiſers und übertrug ihm die Regierung des Orients (263 nach Chr. Geb.). Odenathus aber fühlte ſich durch dieſe Erhebung zu neuen Kriegsthaten berufen; doch ſcheint es, daß er von jetzt an mehr für ſeinen Ruhm als für Roms Herrſchaft die Waffen geführt hat. Erſt bekämpfte er die, die ſich in Syrien und Kleinaſien zu Gegenkaiſern aufgeworfen hatten; dann (265) zog er abermals gegen die Perſer, ſchlug ſie in mehreren Schlachten, und rückte zum zweyten Male bis Cteſiphon vor (266). Schon war er nahe daran, dieſe wichtige Stadt zu erobern, als er die Nachricht von einem räuberiſchen Einfall der Gothen in Kleinaſien erhielt. Raſch rückte er ihnen entgegen (267); aber die Plünderer flohen bey dem Gerücht von ſeiner Ankunft eiligſt über den Pontus Euxinus, und Odenathus kehrte, da er Kleinaſien beruhiget hatte, nach der Stadt Emeſa in Syrien zurück. Aber es war ſein Schickſal nicht, in Ruhe die Früchte ſeiner Großthaten zu genießen. Noch in demſelben Jahre fiel er als Opfer einer Verrätherey. Sein Neffe Mäonius oder Mäon, den er einſt wegen eines Ungebührniſſes beſtraft hatte, überfiel ihn bey einem Gaſtmahle zu Emeſa, und tödtete ihn ſammt ſeinem älteſten Sohn, Herodes. Doch ſeine hochherzige Gattin Zenobia rächte ſeinen Tod. Sie ließ den Mörder hinrichten, beſtieg im Namen ihrer minderjährigen Söhne den Thron und behauptete ihn faſt ſechs Jahre (267 — 272) mit Klugheit und Entſchloſſenheit.

Zenobia, oder, wie die Witwe des Odenathus auf Münzen gewöhnlich genannt wird, **Septimia Zenobia**, ſtammte, wie ſie ſelbſt ſagte, von dem Königsgeſchlechte der ägyptiſchen Ptolemäer, und namentlich von der Cleopatra ab. Aber mehr als durch dieſe Abkunft ſtrahlte ſie durch ſeltne Schönheit, hohe Geiſtesgaben und durch das Große und Auſſerordentliche, was in ihrem ganzen Weſen lag, hervor. Sie hatte einen majeſtätiſchen Wuchs, ſchwarze Augen, aus denen ein lebendiges Feuer blitzte, weiſe Zähne, die wie Perlen glänzten, eine helltönende, männliche Stimme. Gebildet durch den Umgang und die Schriften des berühmten Philoſophen Longinus, war ſie mit der lateiniſchen, griechiſchen und ägyptiſchen Sprache und faſt mit allen Wiſſenſchaften, beſonders mit der Geſchichte, und namentlich mit der Geſchichte Aegyptens und Syriens vertraut. Ihr Character verrieth nicht ſowohl zarte Weiblichkeit, als vielmehr männliche Kraft, und diejenige Größe, die zu großen Unternehmungen führt und wiederum durch dieſelben genährt und befeſtiget wird. Sie war ſtandhaft in ihren Entſchließungen, unerbittlich, wo Strenge nöthig war; aber auch gütig, freygebig und ſanft, wo es die Umſtände erforderten. In ihrem Betragen verband ſie Herablaſſung mit orientaliſcher Pracht. Alle, die zu ihr kamen, mußten nach Sitte des perſiſchen Hofes vor ihr niederfallen; aber andrerſeits trug ſie kein Bedenken, mit ihren Kriegsoberſten und mit den Geſandten der benachbarten Fürſten prächtig zu ſchmauſen und bis zum Uebermaß zu trinken, ob ſchon ſie übrigens ſehr mäßig und überaus keuſch und züchtig war. Vor ihrem Volke erſchien ſie mit dem königlichen Purpur und Diadem, vor ihren Soldaten aber bewaffnet, gleich den Heroinen des früheſten Alterthums. An Strapazen gewöhnt — denn ſchon frühzeitig hatte ſie mit ihrem Gemahl die Beſchwerden und Gefahren der Jagd und des Kriegs getheilt — konnte ſie mitten in dem heißen Sand der ſyriſchen Wüſten meilenweit zu Fuße gehen. Bey längeren Märſchen bediente ſie ſich des Pferdes, ſelten eines Wagens und nie einer Sänfte.

Der Ruhm, den ſie ſchon bey Lebzeiten ihres Gemahls als treue Gefährtin und Beförderin ſeiner Unternehmungen errungen hatte, machte es ihr leicht, nach ſeinem Tode über das Reich zu herrſchen, das ſie mit ihm gegründet hatte. Willig unterwarfen ſich die Palmyrener der Leitung einer Frau, deren Klugheit und Heldenmuth ſchon ſo vielfältig erprobt war, und die benachbarten Staaten, als Armenien, Perſien und Arabien, bewarben ſich um ihre Freundſchaft. Sie ſelbſt verfolgte den vom Odenathus vorgezeichneten Weg, und richtete ein Reich auf, das Meſopotamien, Syrien, Aegypten und Kleinaſien in ſich faßte. Ohne ſich um Rom zu bekümmern, führte ſie den kaiſerlichen Titel, den ihr Gemahl erhalten hatte, fort, und nannte ſich Kaiſerin von Palmyra und Königin des Morgenlandes.

Umſonſt ſuchte Kaiſer Gallienus dieſen Schimpf zu rächen. Sein Feldherr Heraclian, den er gegen die Palmyrener und Perſer abſendete, wurde von der Zenobia geſchlagen und zum ſchimpflichen Rückzug genöthiget (268). Kaiſer Claudius (268 — 270), der mit Bekämpfung der Gothen vollauf beſchäftiget war, ließ ihre Herrſchaft unangetaſtet. Indeſſen brachte ihr Feldherr Zabas Aegypten unter ihre Botmäßigkeit (270); ſie ſelbſt drang in Kleinaſien weiter vor, eroberte Ancyra, die Hauptſtadt Galatiens, und bedrohete Bithynien. Aber hiermit hatte ſie den Gipfel ihrer Größe erreicht! Schneller, als ſie ihn erklimmt hatte, ſtürzte ſie von ihm herab, und ihr Sturz zog den Untergang ihres Reiches und die Zerſtörung der blühenden Hauptſtadt desſelben nach ſich.

Die Lage Roms hatte ſich geändert. Aurelianus, ein Mann von großer Kraft und erprobtem Feldherrntalent, war Kaiſer geworden, mit dem ernſten Vorſatz der Wiederherſteller des römiſchen Reichs zu werden. Dem Vorſatz folgte die That! Er reinigte Italien von räuberiſchen Feinden, beruhigte die angrenzenden Länder, unterdrückte die Gegenkaiſer, und unternahm dann den weiten und ſchwierigen Zug gegen die Zenobia, um ihrer Herrſchaft ein Ende zu machen.

Die ſtolze und tapfre Zenobia ſcheute den Kampf mit Rom nicht. Die Ausdehnung und Macht ihres Reiches, und das glänzende Glück, das ſeither ihre Unternehmungen begleitet hatte, erhob ſie zu ausſchweifenden Hoffnungen. Schon ſahe ſie die Römer überwältigt; ſchon wähnte ſie als Siegerin in das gedemüthigte Rom einzuziehen; und ſchon hatte ſie einen prachtvollen Triumphwagen zu dieſem Einzug verfertigen laſſen. Aber gar bald wurde ſie von der Wankelmuth des Glücks und von der Nichtigkeit ihrer Hoffnungen überzeugt!

Zu eben der Zeit, als ſie Bithynien bedrohete, im Frühling des Jahres 272, verließ Aurelianus Rom. Er richtete ſeinen Marſch durch Illyricum und Thracien, wo er mehrere barbariſche Völker ſiegreich bekämpfte, und drang dann über Byzanz und den Hellespont nach Kleinaſien vor. Der Schrecken ſeines Namens zog vor ihm her. Bithynien unterwarf ſich ihm; und bald auch das übrige Kleinaſien. Tyana in Cappadocien ging durch Verrätherey über, und Aurelianus rückte gen Antiochien.

Bis hierher hatte ſich Zenobia dem Kaiſer nicht entgegengeſtellt, vielleicht weil ſie glaubte, ſeine Armee durch weite und beſchwerliche Märſche zu ſchwächen, vielleicht auch weil ſie hoffte, ihm in dem Mittelpunkt ihres Reiches mit dem ſicherſten Erfolg die Spitze biethen zu können. Erſt in der Nähe von Antiochien, bey dem kleinen Städtchen Imma, hatte ſie ihr Heer zuſammen gezogen; und hier war es, wo ſie zuerſt mit dem Aurelianus zuſammen traf. Aber der Erfolg dieſes Zuſammentreffens war ganz anders, als ſie gewähnt hatte. Aurelianus wußte durch eine verſtellte

Flucht ihre ſchwere Reiterey, worin ihre Hauptſtärke beſtand, zu ermüden und zu verwirren, fiel dann mit aller Macht über dieſelbe her, und errang einen vollſtändigen Sieg. Nur mit Mühe konnte Zenobia ſamt den Ueberreſten ihrer Armee aus Antiochien flüchten, das ſich gleich darauf dem Sieger ergab. Von hier aus ſetzte derſelbe den Beſiegten ungeſäumt nach, und bey Emeſa, wo ſich Zenobia aufs neue verſtärkt hatte, kam es zur zweyten Schlacht, deren Ausgang dem Ausgang der vorhergehenden Schlacht völlig gleich war. Die Römer ſiegten, und die zum zweyten Male geſchlagene Zenobia, wendete ſich nun nach ihrer Hauptſtadt Palmyra.

Aber kaum hatte Aurelianus Emeſa und die umliegenden Landſtriche unter ſeine Gewalt gebracht, ſo zog er, während ſein Feldherr Probus Aegypten eroberte, gegen Palmyra, um mit Eroberung dieſer Hauptſtadt den beſchwerlichen Krieg zu endigen. Dieß Unternehmen war ſchwierig. Der Weg von Emeſa nach Palmyra ging drey Tage lang durch eine dürre Sandwüſte, wo für die erſchöpften Truppen des Aurelianus kein Unterhalt zu hoffen war. Die Zufuhr wurde durch die herumſtreifenden Araber und Syrer erſchwert, das Gepäcke von denſelben angegriffen, und das Heer beunruhiget. Palmyra ſelbſt war ſtark be-

feſtiget,

ſeſtiget, hatte eine zahlreiche Beſatzung, und reichliche Vorräthe an allen Kriegsbedürfniſſen. Der Anfang der Belagerung ſchien auch wirklich aller Kühnheit und Kriegsgeſchicklichkeit der Römer zu ſpotten. Mit dem wilden Muthe der Verzweiflung vertheidigte ſich Zenobia; die Angriffe des Aurelianus wurden mehrmals zurückgeſchlagen, und er ſelbſt durch einen Pfeil verwundet *). Schon fing ſeine Beharrlichkeit zu wanken an, und er faßte den Entſchluß, dieſen Krieg durch einen gütlichen Vergleich zu endigen. Er ſchrieb daher, doch ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben, an die Zenobia, bot ihr, gegen freywillige Uebergabe ihrer Hauptſtadt und Schätze, einen ehrenvollen Abzug an, und verſprach den Palmyrenern die Fortdauer ihrer Vorrechte. Allein Zenobia, aufs neue ermuthiget, verwarf dieß Anerbieten. „Noch niemand“, ſchrieb ſie in ihrer Antwort an den Kaiſer,

---

*) Merkwürdig iſt, daß die Palmyrener zu ihrer Vertheidigung Maſchinen hatten, aus denen Feuer auf die Belagerer geſchleudert wurde. Aurelianus ſelbſt redet hiervon in einem Brief, den wir noch beſitzen (ſ. Vopiscus, Leben des Aurelianus, cap. 26: „Dici non potest, quantum hic (Palmyrae) sagittarum, qui belli apparatus, quantum telorum, quantum lapidum; nulla pars muri est, quae non binis et ternis balistis occupata sit; ignes etiam tormentis jaciuntur etc.). Zu bedauern iſt, daß wir über die Beſchaffenheit dieſer Maſchinen und des Feuers, das ſie fortſchleuderten, keine nähern Nachrichten beſitzen.

Kaiſer, „hat mir dergleichen zugemuthet, als du. Du verlangſt ich ſoll mich unterwerfen; aber weißt du nicht, daß die Königin Cleopatra lieber ſterben, als unter ihrer Würde leben wollte? Ich bin noch nicht verlaſſen! Auf meiner Seite ſind die Perſer, deren Hülfstruppen ich täglich erwarte; und für mich kämpfen Saracenen und Armenier. Schon haben die ſyriſchen Räuber dein Heer, Aurelianus, geſchmälert, und wie wird es dir ergehen, wenn jene große Hülfsmacht zuſammen kommt? Gewiß wirſt du dann den Uebermuth aufgeben, womit du jetzt meine Uebergabe forderſt, gleich als wäreſt du Beſieger aller!“

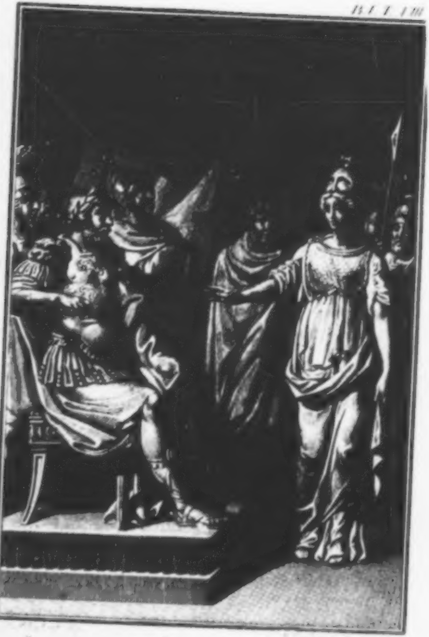
Dieſe ſtolze Antwort erbitterte den Aurelian. Mit verdoppeltem Eifer ſetzte er die Belagerung fort, und ſeine Ausdauer wurde mit Erfolg gekrönt. Die Hülfstruppen der Perſer wurden zurückgeſchlagen; die herumſtreifenden Saracenen und Armenier durch Geld gewonnen, und neue Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen herbeygeſchafft. Da nun Zenobia ſahe, daß jede ihrer Hoffnungen dahin ſchwand, ſo faßte ſie den Entſchluß zu den Perſern zu flüchten, um dieſe zu neuen Unterſtützungen zu bewegen. Sie ſetzte ſich daher auf eins ihrer ſchnellſten Kameele, und verließ eiligſt Palmyra. Aber die Nachricht von ihrer Flucht kam bald zu den Ohren des Aurelianus.

aus. Er ließ ihr nachſetzen, und ſeine Reiter holten die flüchtige Kaiſerin am Euphrat ein, als ſie eben im Begriff war, ſich daſelbſt einzuſchiffen. Sie mußte ſich ergeben, und ward als Gefangene in das römiſche Lager geführt.

Als Zenobia von Soldaten herbeygeführt im Gezelt des Kaiſers Aurelianus erſchien, fragte ſie dieſer: „Wie haſt du es wagen können, römiſchen Kaiſern Trotz zu biethen?“ Sie antwortete mit eben ſo viel Feinheit als Standhaftigkeit: „Dich allein, der du ſiegſt, erkenne ich für einen Kaiſer. Einen Gallienus, Aureolus und andre dieſer Art konnte ich nicht als Kaiſer anerkennen!“ *) Doch ihre Standhaftigkeit bewährte ſich nicht in den Augenblicken der Prüfung. Denn als die römiſchen Soldaten mit lautem Ungeſtüm ihren Tod forderten, wurde ſie kleinmüthig, und uneingedenk des Muthes, den Cleopatra, ſonſt ihr Muſter, einſt in gleicher Lage bewieſen hatte, ſuchte ſie durch Aufopferung ihrer Freunde ihr Leben zu retten. Sie ſchrieb den Rathſchlägen derſelben ihre lange Widerſetzlichkeit zu, und bereitete ſo vielen den Untergang; wie z. B. dem edeln Longinus, der ſein Leben der Erforſchung der Wahrheit gewidmet

---

*) Hierauf beziehe ſich das Kupfer Taf. VIII.



Zenobia und Aurelianus

[illegible]

widmet hatte, und mit der Ruhe des Weiſen den unverdienten Tod erduldete. Sie ſelbſt wurde am Leben erhalten, weil Aurelianus ſie zur Verherrlichung ſeines Triumphs aufſparte.

Inzwiſchen hatten ſich bald nach der Flucht und Gefangennehmung ihrer Kaiſerin die Palmyrener dem ſiegreichen Aurelian ergeben. Ihr Schickſal war ſehr erträglich. Die Stadt wurde geſchont; nur mußte ſie ihre Schätze abliefern, und eine römiſche Beſatzung aufnehmen. Hierauf zog Aurelian, nachdem er alle abtrünnigen Provinzen des Morgenlandes zum Gehorſam zurückgebracht, und Ordnung und Ruhe in denſelben wieder hergeſtellt hatte, nach Europa zurück. Doch kaum war er über den Hellespont, als er die Nachricht erhielt, daß die Palmyrener, unwillig über die Vernichtung ihrer Macht, ſich aufs neue empört und die zurückgelaſſene Beſatzung getödtet hätten. Von Wuth entbrannt, kehrte er eiligſt zurück, erſtürmte Palmyra, und ließ nun die Einwohner die ganze Härte ſeines wilden Zorns empfinden. Der größte Theil derſelben, hülfloſe Greiſe, ſchwache Weiber und Kinder wurden getödtet, und die einſt blühende Stadt mit ihren herrlichen Gebäuden zertrümmert. — Vielleicht mochte Aurelianus dieſe ſchreckliche Aeuſſerung ſeines Zornes bald darauf ſelbſt bereuen; wenigſtens erlaubte er den übrig gebliebenen Einwohnern zu den Ueberbleibſeln ihrer Stadt zurückzukehren, und gab Befehl, daß der prächtige Sonnentempel wieder hergeſtellt werden ſollte. Aber nie hat ſich Palmyra ſeitdem wieder erholt, und nur die Trümmern dieſer Stadt verkündigen ihre einſtige Größe und Herrlichkeit.

Zenobia aber, die als Gefangene den Aurelianus begleitet hatte, wurde endlich in dem feyerlichen Triumph aufgeführt, den der ſiegreiche Kaiſer nach einer großen Reihe ruhmwürdiger Thaten in Rom hielt (274). Mit goldenen Feſſeln beladen, von denen eine ihr um den Hals hing, die von einem Sclaven nachgetragen wurde, und ſo mit Perlen und Edelſteinen umgeben, daß ſie unter der Laſt derſelben beynahe niederſank, mußte ſie vor eben dem Wagen hergehen, den ſie einſt hatte verfertigen laſſen, um auf demſelben ihren ſiegreichen Einzug in Rom zu feyern.

Ihre nachmahligen Schickſale ſind nicht genau bekannt. Doch iſt es wahrſcheinlich, was mehrere römiſche Schriftſteller melden, daß Aurelianus nach gehaltenem Triumph ihr nicht nur das Leben, ſondern auch ein anmuthiges Landhaus in der Gegend von Tibur ſchenkte, wo ſie, gleich einer römiſchen Matrone, noch eine Zeitlang lebte. Der ſchreckliche

liche Wechſel ihres Glückes ſcheint ihren hochaufſtrebenden Geiſt herabgeſtimmt zu haben; und wohl mochte ſie am Schluſſe ihrer Tage fühlen, wie wahr es iſt, was einſt der weiſe Solon dem reichen und mächtigen König Cröſus zurief, daß kein Menſch vor ſeinem Ende glücklich zu nennen ſey!

X.

Conſtantius Chlorus.

Conſtantius Chlorus, minder berühmt als ſein Sohn Conſtantin der Große, erſcheint des Ruhmes würdiger als dieſer. Zwar hat er nicht ſo viele und glänzende Thaten verrichtet, als dieſer; aber er hat ſich zu Regententugenden erhoben, die dieſem fremd waren, und hat ſein Leben mit einer Würde geſchmückt, die den prunkvollen Beyfall, der dieſem gezollt wird, weit überſtrahlt. Auch wird er nicht, wie ſein Sohn, nur von einer, ihm verpflichteten Parthey geprieſen, ſondern die Schriftſteller aller Partheyen vereinigen ſich zur Anerkennung ſeines Verdienſtes.

Unbekannt iſt es, wenn und wo er geboren wurde. Nur ſo viel iſt gewiß, daß er ein Neffe des Kaiſers Claudius des zweyten war. Wiſſenſchaftliche Bildung beſaß er nicht, wohl aber natürlich gute Anlagen, hohen Muth und, was ſonſt ſelten damit verbunden iſt, überaus viel Sanftheit und Liebenswürdigkeit. Die früheren Jahre ſeines Lebens brachte er unter den Waffen zu. In der Kriegsſchule der Kaiſer Aurelianus und Probus zum Feldherrn gebildet, bewährte er ſich zuerſt als ſolchen durch einen wichtigen Sieg, den er im Jahre 274 nicht weit von Bern über die Allemannen erfocht. Hierauf wurde er (282) vom Kaiſer Carus zum Statthalter von Dalmatien ernannt. Kaiſer Diocletian aber erhob ihn (1. März 292) zum Reichsgehülfen (Cäſar), und übertrug ihm die Verwaltung von Spanien, Gallien und Britannien.

Sein erſtes Geſchäft in dieſer neuen Würde war, daß er Ruhe und Ordnung in den ihm anvertrauten Ländern wieder herſtellte. Und als ihm dieß gelungen war, als er den Aufſtand des Carauſius unterdrückt (293), Gallien von einem räuberiſchen Einfall der Franken befreyt (294) und das abgefallene Britannien wieder erobert und beruhiget hatte (296): ſo ließ er es ſeine wichtigſte Sorge ſeyn, ſeine Unterthanen durch die Segnungen des

Friedens zu beglücken. Sie alle, ſo wünſchte ſein menſchenfreundliches Herz, ſie alle ſollten die Früchte ihrer Arbeiten und ihres Fleißes genießen. Er ſelbſt begehrte für ſich nichts, und man hörte ihn oft ſagen: „es ſey beſſer, daß die Reichthümer eines Landes in den Händen der Privatperſonen wären, als daß ſie in dem einzigen Kaſten eines Fürſten verſchloſſen würden“ *). Auch ſtrebte er ſo wenig nach Pracht und äußerlichem Gepränge, daß er, wenn er an feyerlichen Tagen einer größern Zahl von Freunden ein Gaſtmahl gab, von Haus zu Haus das nöthige Tafelgeſchirr zuſammen borgte.

Dieſe Mäßigung mißfiel dem Kaiſer Diocletian. Dieſer ſchickte daher Geſandte an ihn ab, die ihm vorwerfen ſollten, daß er kaiſerliches Anſehn herabwürdige und niemals Geld vorräthig habe. **Conſtantius Chlorus** hörte die Geſandten ſtillſchweigend an, bat ſie dann einige Tage bey ihm zu verweilen, und machte inzwiſchen den begütertſten Einwohnern ſeiner Provinzen bekannt, daß er Geld nöthig habe. Mit der größten Bereitwilligkeit brachten dieſe ſogleich unermeßliche

---

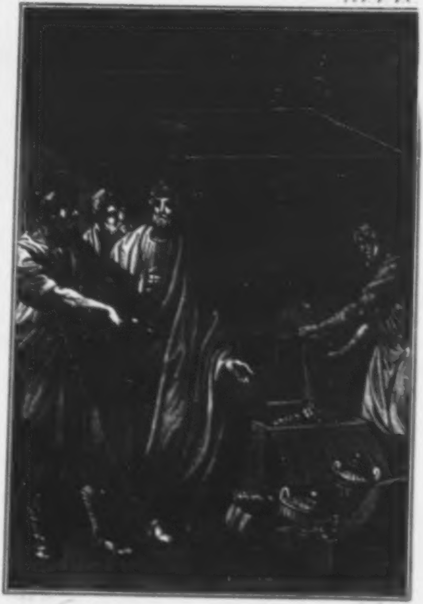
*) Eutrop. X, 1. melius, publicas opes a privatis haberi, quam intra unum claustrum reservari.

Schätze zuſammen. Hierauf führte Conſtantius die Geſandten in ſeine Schatzkammer, und zeigte ihnen deren Reichthum, mit der Bemerkung, daß die Liebe der Unterthanen der koſtbarſte und ſicherſte Schatz eines Fürſten ſey. Dieß, ſagte er, ſollten ſie ihrem Herrn melden *). Als dann die Geſandten wieder abgereiſt waren, ließ er diejenigen zu ſich rufen, die ihm ſo bereitwillig beygeſtanden hatten, dankte ihnen für ihre Liebe, und — gab jedem das Dargeliehene zurück.

Die Mäßigung und Billigkeit, die er allenthalben zeigte, machte ihn auch duldſam gegen anders Denkende, und wenn ſich auch nicht beweiſen läßt, daß er ſich zum Chriſtenthum bekannte, ſo iſt doch gewiß, daß er im Geiſte desſelben handelte. Dieß erhellt, auſſer dem bereits Angeführten, auch noch aus Folgendem. Diocletian verhing im Jahr 303 eine blutige Verfolgung über die Chriſten, und verlangte von ſeinen Reichsgehülfen, daß ſie in ihren Provinzen dasſelbe thun ſollten. Conſtantius Chlorus konnte, ohne widerſpenſtig zu ſcheinen, ſich dieſem Verlangen

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. IX. Hier erſcheint Conſtantius Chlorus mit den beyden Geſandten des Diocletian in ſeiner Schatzkammer; vor ihnen ſchütten Sclaven die vorhandenen Schätze aus.



Constantius Chlorus.

Die Liebe der Unterthanen ist der sicherste Schatz
eines Fürsten.

nicht ganz entziehen; doch verhinderte er den Ausbruch roher Gewaltthätigkeiten ſo viel er konnte, und nirgends waren die Chriſten ungeſtörter und ſichrer als in ſeinen Provinzen. Inzwiſchen befahl er denjenigen ſeiner Hofbedienten und Statthalter, welche Chriſten waren, entweder ihrer Religion, oder ſeinen Dienſten zu entſagen. Einige wählten das Erſtere. Er aber, der jenen Befehl mehr um ſie zu prüfen, als um ſie zu ſtrafen gegeben hatte, ward über ihr Betragen unwillig. Er dankte ſie ab, und ſagte: „Wer ſeinem Gott nicht treu bleibt, der wird auch niemals ſeinem Fürſten treu bleiben".

Als Diocletian ſamt dem Maximian (1. Mai, 305) die Regierung niederlegte, ward **Conſtantius Chlorus** ſamt dem Galerius zur Würde eines oberſten Regenten (Auguſtus) erhoben. Auch dieſe Erhebung zog keine Veränderung in ſeinem Weſen und Wirken nach ſich. Er nahm nicht einmal die Verwaltung von Italien und Africa an, die ihm zugefallen war, ſondern war zufrieden mit den Bezirken von Spanien, Gallien und Britannien, die er ſchon vorher verwaltet hatte. Auch in ſeinem einfachen und prunkloſen Leben blieb er ſich gleich, und die höhere Macht, die er nun erhalten hatte, gebrauchte er nur zur größeren Beglückung ſeiner Unterthanen. Aber nicht lange genoß er dieſes ſüße Vergnügen! Schon funfzehn Monate nachher ſtarb er (am 26. Jul. 306) zu Eboracum (York) in Britannien, wo er ſich gewöhnlich aufhielt, mitten unter ſeinen Kindern. Seine Völker betrauerten ihn als ihren Vater. Er hatte ſein Glück in ihrem Glücke gefunden.

XI.

Die Fahne des Kreuzes
oder
Conſtantins des Großen Uebertritt zum Chriſtenthum.

Es giebt Sagen in der Geſchichte, die theils dadurch, daß ſie den Character eines Zeitalters beurkunden, theils dadurch, daß wichtige Thatſachen an ſie geknüpft ſind, einen ſo hohen Grad von Berühmtheit behaupten, daß ihre Kenntniß faſt eben ſo wichtig wird, als die Kenntniß der Thatſachen ſelbſt. Zu ſolchen Sagen gehört auch die von der wundervollen Erſcheinung, die ſich dem Kaiſer Conſtantin dem Großen gezeigt und ſeinen Uebertritt zum Chriſtenthum und die Erhebung deſſelben zur herrſchenden Religion bewirkt haben ſoll. — Wir wollen hören, was davon erzählt wird, und dieſe Erzählung mit einigen Bemerkungen begleiten.

Als Conſtantin der Große im Jahr 311 von Gallien aus gen Rom zog, wo ſich der Sohn des Maximian, Maxentius, zum Kaiſer aufgeworfen hatte: ſo überlegte er lange bey ſich ſelbſt, welche Gottheit er zu ſeinem Führer und Beſchützer erwählen ſollte. Er erwog, daß die meiſten ſeiner Vorgänger, die auf eine Menge Götter gebaut und ſie durch Opfer und Gaben verehrt hatten, erſt durch betrügliche Weiſſagungen und Orakelſprüche getäuſcht, und zuletzt ohne Schutz und Rettung elendlich umgekommen; und daß dagegen ſein Vater, der den einzigen und höchſten Gott verehrte, ſtets glücklich geweſen wäre. Beſonders aber, meinte er, hätten die, ſo ihr Vertrauen auf mehrere Götter den zauberiſchen Künſten des Maxentius entgegen geſetzt hätten, einen ſchmählichen Ausgang gehabt. Er ſchloß hieraus, daß es thöricht und gefährlich ſey, Göttern, die nirgends wären, zu dienen, und nahm ſich vor, den Gott ſeines Vaters zu verehren. Hierauf wendete er ſich an dieſen Gott, und bat ihn demüthigſt, er möchte ſich ihm zu erkennen geben, und ihm beyſtehen. Und

Gott erhörte ſein Gebet, und offenbarte ſich ihm, wie einſt dem betenden Moſes, durch eine himmliſche Erſcheinung.

Als Conſtantin, noch in Gallien, an der Spitze ſeines Heeres hinzog, zeigte ſich Nachmittags, da ſich die Sonne ſchon gegen Abend neigte, über derſelben das Siegeszeichen des Kreuzes, aus Lichtſtrahlen gebildet, mit der Aufſchrift: „Hierdurch ſiege!" — Dieſe Erſcheinung ſetzte ihn und ſein ganzes Heer, das Zeuge derſelben war, in auſſerordentliches Erſtaunen. Jedoch wußte er noch nicht, wie er ſie zu deuten hätte, und die Nacht überraſchte ihn bey ſeinem Nachſinnen und Zweifeln. Da bot ſich ihm eine andre Erſcheinung dar. Jeſus Chriſtus trat zu ihm im Traum mit demſelben Zeichen, das er wachend am Himmel geſehen hatte, und befahl ihm, eine Fahne, ähnlich jener himmliſchen Erſcheinung, verfertigen, und ſie als Zeichen des Sieges in ſeinen Kriegen vor ſich hertragen zu laſſen.

Mit Anbruch des folgenden Morgens benachrichtigte Conſtantin ſeine Freunde von dieſem Traumgeſicht, ließ dann alle Künſtler, die in Gold und Edelgeſteinen arbeiteten, zu ſich kommen, und befahl ihnen eine Fahne, ganz der Beſchreibung gemäß, die er ihnen davon machte, zu verfertigen.

So entſtand die Fahne des Kreuzes, Labarum genannt — eine groſe mit Goldblech bedeckte Stange durch die ein Querbalken in Geſtalt eines Kreuzes ging. An der Spitze war eine Krone von Gold und Edelgeſteinen befeſtiget, welche die beyden in einander geſchlungenen griechiſchen Anfangsbuchſtaben des Namens Chriſtus in ſich ſchloß. An dem Querbalken hing ein viereckiges, ſeidenes Fahnentuch, purpurfarbig mit Gold durchwirkt und mit Edelgeſteinen beſetzt. Ueber demſelben, gleich unter dem Zeichen des Kreuzes, ſahe man die Bilder des Kaiſers und ſeiner Söhne. Dieſe eben ſo koſtbare als glänzende Fahne gebrauchte Conſtantin in allen ſeinen Kriegen als ein Beförderungsmittel der Sicherheit und des Sieges. Funfzig Soldaten der Leibwache, ausgezeichnet durch Körperkraft und Religioſität, hatten kein anderes Geſchäft, als ſie zu bewachen, und einander im Tragen derſelben abzulöſen; und wer ſie trug, oder nur mit ihrem Dienſte beſchäftigt war, hatte, wie Conſtantin ſelbſt verſicherte, mitten unter den Pfeilen der Feinde keine Gefahr oder Verwundung zu befürchten *).

---

*) Man ſehe Euſebius im Leben Conſtantins, II. 9. Eben dieſer Schriftſteller erzählt, „daß wo ſich die Fahne des Kreuzes zeigte, die Feinde in die Flucht getrieben wurden.

Indeſſen genügte es dem Kaiſer Conſtantin keineswegs, die Verfertigung dieſer Fahne anbefohlen zu haben. Er ließ auch die Lehrer des Chriſtenthums zu ſich kommen, und befragte ſie über die gehabte Erſcheinung. Als er nun hörte, daß das Kreuz ein Sinnbild der Unſterblichkeit und ein Denkzeichen des Sieges ſey, den der Sohn Gottes, da er auf Erden wandelte, über die Schrecken des Todes erhalten hätte: ſo verlangte er hierüber näher unterrichtet zu werden. Da erklärten ihm die chriſtlichen Lehrer, warum der Sohn Gottes Menſch geworden und geſtorben wäre. Er aber hörte ihnen aufmerkſam zu, fing an die heilige Schrift zu leſen, behielt die chriſtlichen Lehrer in ſeiner Geſellſchaft, und nahm ſich vor, den einzigen und wahren Gott, den er geſehen hatte, mit

aller

Als Conſtantin dieſes merkte, ließ er dieſe Fahne immer dahin tragen, wo Gefahr war, und er konnte mit Zuverſicht auf einen glänzenden Sieg rechnen, indem die Kraft dieſes göttlichen Zeichens die Soldaten mit Muth belebte". „Auch befahl Conſtantin, daß nach dem Muſter dieſer Fahne mehrere ganz ähnliche verfertigt werden ſollten für diejenigen ſeiner Heere, die er perſönlich nicht anführen konnte". — So hatte einſt auch König Numa, als ihm, der Sage nach, ein Schild (Ancile) vom Himmel gefallen war, auf deſſen Erhaltung die Wohlfahrt und ewige Dauer des römiſchen Reichs beruhen ſollte, — befohlen, daß eilf andre, dieſem ganz ähnliche Schilde verfertiget werden ſollten, damit das ächte nicht geſtohlen würde.

aller Andacht zu verehren. Und nun erſt zog er gegen den Maxentius, und erfocht einen vollſtändigen Sieg, der deſſen Untergang herbeyführte.

Dieſe Erzählung hat uns Euſebius, Biſchof zu Cäſarea, in der Lebensbeſchreibung Conſtantins des Großen aufbewahrt. Es mag ſcheinen, daß ſie dadurch einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit erhält; denn Euſebius war ein Zeitgenoſſe und Freund Conſtantins, und er verſichert, daß dieſer ſelbſt ihm alles Obige erzählt und mit einem Eidſchwur bekräftiget habe. Gleichwohl laſſen ſich bedeutende Zweifel dagegen erheben. Warum, kann man fragen, hat kein Andrer von den vielen Tauſenden, die Zeugen der himmliſchen Erſcheinung geweſen ſeyn ſollen, dieſelbe bezeugt? Warum ſoll das, was aus natürlichen Urſachen erklärt werden kann, übernatürlichen zugeſchrieben werden? Eine ſeltene und auſſerordentliche Lufterſcheinung mögen Conſtantin und ſeine Truppen an dem Himmel geſehen haben; aber dürfen wir wohl bey unſrer mangelhaften Kenntniß der Natur und ihrer Wirkſamkeit ſeltene und auſſerordentliche Lufterſcheinungen Wunder nennen? Conſtantin mag ferner den Gekreuzigten im Traume geſehen haben; aber läßt ſich das durch die Eigenthümlichkeiten der Träume oder durch die Spiele einer gereizten Einbildungskraft nicht weit leichter, als durch Annahme eines

Wunders erklären? Und wenn Conſtantin durch ein Wunder Gottes erleuchtet und zum Chriſtenthum geführt wurde, müßte ſich die Rückwirkung davon nicht in ſeinem Leben und Wirken gezeigt haben? Aber aus dem, was unpartheyiſche Geſchichtſchreiber, ja ſelbſt aus dem, was ſchmeichelnde Lobredner vom Conſtantin melden, erhellt, daß er bey aller Vorliebe für das Chriſtenthum nur wenig von dem ächten Geiſte deſſelben durchdrungen war; daß er gerade in der ſpäteren Zeit ſeines Lebens ſich Ungerechtigkeiten und Verbrechen erlaubte, die den Lehren des Chriſtenthums ganz entgegen ſind; und daß er darum ſeine Taufe bis zu ſeinem Tode verſchob, weil er wähnte, „daß alle Vergehungen eines Menſchen durch die Kraft geheimer Worte und durch das heilſame Bad der Taufe von der Seele abgewaſchen würden" *).

Gewöhnlich war es in alten Zeiten, daß jeder Krieger bey wichtigen Unternehmungen ſich irgend einem Gott, zu dem er das meiſte Zutrauen hatte, anempfahl. Vielleicht alſo, daß Conſtantin, da er gegen den Maxentius zog, den Gott der Chriſten zu ſeinem Schutzgott erwählte, und daß er dann, da ſeine Waffen überall ſiegten, dieſem Gott für

immer

---

*) Euſebius im Leben Conſtantins, IV. Buch, 61 Kap.

immer ergeben blieb. Wie nun aber in alten Zeiten der Anfang wichtiger Begebenheiten überall durch Annahme von Wundern gefeyert wurde, ſo ſcheint auch Conſtantins Uebertritt zum Chriſtenthum, als eine überaus wichtige und folgenreiche Begebenheit, auf gleiche Weiſe verherrlicht worden zu ſeyn.

XII.

Züge aus dem Leben des Kaiſers Julianus.

In dem Leben des Kaiſers **Julianus**, der wegen ſeines Uebertritts zum Heidenthum übel berüchtigt iſt, kommen ſo viel große und herrliche Züge eines auſſerordentlichen Characters vor, daß jedes uneingenommene Gemüth bey ihnen, als bey großen Vorbildern, gern verweilt.

Groß und beachtenswerth iſt zuerſt die Thätigkeit, Mäßigkeit, Keuſchheit und Sitteneinfalt Julians, oder die ſeltene Herrſchaft, die er, folgſam den Geboten ſeiner Philoſophie, über ſeine ſinnlichen Triebe und Neigungen behauptete.

Er brauchte nur wenige Zeit zum Schlafe. Ohne Ausnahme ſtand er um Mitternacht auf, nicht von weichen Federbetten, oder von ſeidenen Decken, ſondern von einer gemeinen Matratze. Nach einem ſtillen Gebete an den Mercur, den er als den Weltgeiſt betrachtete, der die Seelen in Thätigkeit ſetze, widmete er ſich zuerſt den öffentlichen Geſchäften, um das gemeine Beſte zu fördern und den manchfaltigen Gebrechen des Staats abzuhelfen. War dieß als das Wichtigere abgethan, ſo beſchäftigte er ſich, um ſeine Kenntniſſe zu vermehren und ſeine Grundſätze zu beſtimmen, mit der Philoſophie, Geſchichte, Beredtſamkeit oder Dichtkunſt und ſchrieb die Werke, von denen wir mehrere noch beſitzen. Den Vormittag brachte er wieder mit öffentlichen Geſchäften hin. Nach dem Mittagsmahl kehrte er zu ſeinen Studien zurück, und Abends nahm er die Staatsgeſchäfte von neuem vor, weil er ſich um alles bekümmerte, und überall Rath und Abhülfe zu gewähren ſuchte. Oeffentliche Schauſpiele, denen ſeine Vorgänger einen großen Theil ihrer Zeit aufgeopfert hatten, konnten ihn nicht vergnügen. Wenn er ihnen beywohnte, ſo geſchah es nur dem Volke zu Gefallen und auf kurze Zeit. Dann wendete er ſich wieder zu ſeinen gewohnten Arbeiten, und während ſeine Miniſter ausruheten, war der Wechſel ſeiner Beſchäftigungen ſeine einzige

Erhohlung. Dabey beſaß er eine ſo große Biegſamkeit des Geiſtes, daß er zu gleicher Zeit ſchreiben, diktiren und Vorträge anhören konnte.

Mit dieſer auſſerordentlichen Thätigkeit, durch welche Julian gleichſam ſeine kurze Regierung verlängerte, verband er die größte Mäßigkeit. Schon als er, 24 Jahre alt, vom Kaiſer Conſtantius zur Würde eines Reichsgehülfen (Cäſar) erhoben wurde, war er mit der ſchlechteſten Koſt des gemeinſten Soldaten zufrieden; und eben ſo, als er oberſter und einziger Regent des mächtigſten und üppigſten Reichs geworden war. Seine Vorgänger hatten ihre Tafeln mit den ausgeſuchteſten und ſeltenſten Leckereyen beſetzt; er aber liebte nur ein einfaches und leichtes Mahl, das eben ſo wenig koſtſpielig als zeitzerſplitternd ſeyn durfte.

Wo aber Thätigkeit und Mäßigkeit herrſchen, da wird es leicht, die Tugend der Keuſchheit zu üben. Dieß bezeugt auch Julians Beyſpiel. Er war ſo weit von jeder Art von Wolluſt entfernt, daß auch ſeine Feinde ihm keinen Vorwurf dieſer Art machen. Selbſt in dem heißen Aſien und mitten unter einem ſchwelgeriſchen Volke ließ er ſich nicht zur Verletzung der Keuſchheit verleiten. Einſt hatten im perſiſchen Kriege ſeine Soldaten bey Eroberung einer Stadt mehrere Jungfrauen von ungemeiner Schönheit gefangen und ihm zugeführt. Er aber wollte ſie gar nicht ſehen, um jeder Verſuchung zur Treuloſigkeit an ſeinen Grundſätzen auszuweichen.

Eben ſo ſehr zeichnete er ſich durch Einfachheit ſeines Aeuſſern, ſeiner Kleidung und ſeiner Umgebungen aus. Jeder unnütze Pomp war ihm zuwider, ja er verſchmähte ihn vielleicht mehr, als es ſeiner hohen Würde gemäß war. Seine Vorgänger hatten bey der unglaublichen Verſchwendung, der ſie ſich hingaben, eine Mehge unnützer Diener gehalten, die, ohne für das Beſte des Staates etwas zu thun, das Mark desſelben aufzehrten. Er aber dankte ſie ab, eben ſo erſtaunt, über ihre große Zahl, als über ihre Pracht und Ueppigkeit. Da er als Kaiſer nach Conſtantinopel kam (im Dec. 361), verlangte er einen Barbier, um ſich das Haar abnehmen zu laſſen. Ein ſchön geputzter Mann trat in ſein Zimmer. Der Kaiſer ſtutzt, und ruft unwillig: „Aber ich habe ja einen Barbier und keinen Finanzrath verlangt!“ Man ſagt ihm, dieſer Mann ſey der verlangte Barbier. Hierauf fragte er denſelben, was er für Einkünfte habe? Der Barbier antwortete, täglich für zwanzig Sclaven Brod, Futter für eben ſo viel Pferde, einen anſehnlichen Jahrgehalt, und noch bedeutende Nebengeſchenke. Julian, dadurch

durch aufmerkſam gemacht, gab ihm und mehreren tauſend Köchen, Mundſchenken und Verſchnittnen den Abſchied.

Groß und beachtungswerth iſt ferner die Regentenſorgfalt und Gerechtigkeitsliebe, durch welche Julian ſich auszeichnete, vorzüglich in den Zeiten, da die erſten Blüthen ſeines herrlichen Gemüths ſich entwickelten, noch unverdorben von dem giftigen Anhauch des Fanatismus. Einen Beweis hiervon gibt ſeine Verwaltung Galliens, die er (im Jahre 355) in Abhängigkeit von dem argwöhniſchen Kaiſer Conſtantius, als Cäſar übernahm.

Gallien war damals von äuſſern und innern Feinden heimgeſucht. Von auſſen war es den verheerenden Angriffen der Allemannen und Franken Preis gegeben, und von innen litt es unter dem Druck ungerechter und habſüchtiger Beamten, und faſt unerſchwinglicher Abgaben. Julian wußte beyden Uebeln abzuhelfen, und wurde ein Segen für das Land, das ſeiner Aufſicht anvertraut war. Obſchon er ſeine frühe Jugend nur mit den Wiſſenſchaften, nie mit den Waffen beſchäftiget hatte, ſo zeigte er ſich doch unerwartet groß als Krieger und als Staatsmann. Er ſchlug und vertrieb die

Allemannen und Franken (356 — 358) mit eben ſo viel Einſicht als Kühnheit, und benutzte dann die Muße, die ihm ſeine Winterquartiere darboten, um den innern Wohlſtand Galliens wieder herzuſtellen. Beſonders ſorgte er, daß Gerechtigkeit überall geübt wurde. Er ſelbſt ſchlichtete, wo es die Wichtigkeit der Sachen oder Perſonen forderte, die obwaltenden Streitigkeiten mit Gerechtigkeit und Milde. So oft er in Krieg zog, empfahl er den Statthaltern der Provinzen die eingelaufenen Klagen genau zu unterſuchen; und wenn er zurückkam, ging er die verhandelten Prozeſſe durch, und milderte die Strafen für Vergehungen mit der ihm eignen Billigkeit. Ueberhaupt mußte das ſtreng bewieſen ſeyn, was von ihm beſtraft werden ſollte. Einſt ward Numerius, kurz vorher Statthalter des narbonenſiſchen Galliens, der Raubſucht beſchuldigt. Er leugnete aber, und man konnte ihn der angeſchuldigten Verbrechen nicht überführen. Da trat Delphidius, ein hitziger Ankläger auf, und rief dem Julian, der dieſe Unterſuchung bey offenen Thüren hielt, mit Heftigkeit zu: „Wer wird je ſchuldig befunden werden, wenn es genug iſt, zu leugnen?“ Gelaſſen und treffend erwiederte Julian: „Und wer wird je unſchuldig befunden werden, wenn es genug iſt, zu verklagen?“ — Ein andermal hatte er den überwieſenen Entführer eines Mädchens verbannt. Die Eltern dieſes

Mädchens waren damit unzufrieden und meinten, einem ſolchen Frevler hätte die Todesſtrafe gebührt. Julian aber gab zur Antwort: „Mag auch dieſe Gelindigkeit nach ſtrengem Recht getadelt werden; einem Fürſten geziemt es, den Vorſchriften ſeines ſanften Herzens zu folgen.“

Eben ſo eifrig ſuchte Julian den bedrängten Einwohnern Galliens in Rückſicht der Abgaben die größtmöglichſte Erleichterung zu verſchaffen. Er machte ſich daher mit dem daſigen Steuerweſen aufs genaueſte bekannt, und ſorgte dafür, daß die Abgaben Niemand zu ſchwer fielen, daß die Mächtigeren ſich nicht am unrechten Gute vergriffen, und daß Beamte, die ſich auf Koſten der Unterthanen zu bereichern ſuchten, zurückgehalten würden; ja er ſcheuete ſich nicht, deshalb Verhöhnungen und Anfeindungen auf ſich zu laden. Florentius, Oberſtatthalter (Präfectus Prätorio) in Gallien, und vom Conſtantius gleichſam als Aufpaſſer dem Julian beygeſellt, ſtellte ihm einſt vor: er habe bey genauer Berechnung gefunden, daß die Kopfſteuer zu wenig einbringe und daß dieſer Ausfall durch eine neue Abgabe gedeckt werden müſſe. Dagegen verſicherte Julian, daß er eher das Leben verlieren, als dieſes zugeben wolle. Er wußte nämlich ſehr gut, daß durch ſolche Maßregeln den Provinzen Wunden geſchlagen würden, die ſchon manches Land in die äuſſerſte Armuth geſtürzt haben. Ueber dieſe Verſchmähung ſeines Vorſchlags erzürnt, ſchrie Florentius: „Es ſey nicht zu ertragen, daß er, dem doch der Kaiſer die Oberaufſicht über die Finanzen anvertraut habe, ſo plötzlich für einen ungetreuen Diener gelten ſollte". Julian bewies ihm mit eben ſo viel Sanftmuth und Genauigkeit, daß die bisherige Kopfſteuer nicht nur zur Beſtreitung der öffentlichen Bedürfniſſe auslange, ſondern ſogar noch einen Ueberſchuß gebe. Doch Florentius kehrte ſich hieran nicht. Kurze Zeit darauf ſandte er dem Julian einen neuen Steuerbefehl zur Unterzeichnung zu, und als dieſer voll edeln Unwillens denſelben, ohne ihn zu leſen, auf die Erde warf: ſo ſtieß jener hierüber aufs äuſſerſte erbittert, nicht nur die ehrenrührigſten Schimpfreden aus, ſondern verklagte auch den Cäſar bey dem Kaiſer Conſtantius. Julian ertrug dieß alles mit ausdauernder Geduld. Er beſchwerte ſich bloß gegen die Freunde des Florentius über deſſen ungebührliches Betragen, und ſchrieb an den Kaiſer, um ihm die wahre Lage der Dinge darzuſtellen. Man müſſe, ſagte er in dieſem Schreiben, froh ſeyn, wenn die Bewohner der galliſchen Provinzen bey überall verheerten Ländereyen die gewöhnlichen Abgaben bezahlen könnten; aber neue dürfe man ihnen nicht zumuthen, und man werde auch von ſo armen

Leuten nicht einmal durch Bedrohung des Todes ſie erpreſſen können. Wirklich brachte er es dahin, daß Niemand ſich erkühnte, den Galliern, auſſer den gewöhnlichen Abgaben, irgend etwas mit Unrecht abzudringen; ja es gelang ihm durch die ſorgfältigſte Aufſicht, die gewöhnlichen Abgaben ohne Nachtheil der öffentlichen Verwaltung herabzuſetzen. Bey ſeinem Eintritt in Gallien war jeder Einwohner dieſes Landes mit einer Abgabe von 25 Goldſtücken angeſetzt, und bey ſeinem Austritt aus Gallien hatte jeder nur 7 Goldſtücke zu entrichten. „Dieſe wohlthätige Einrichtung (ſagt ein Schriftſteller dieſer Zeiten, Ammianus Marcellinus) hatte die gute Folge, daß die Einwohner dieſer Provinz, ohne ſich mahnen zu laſſen, noch vor dem geſetzten Termin die ſchuldige Zahlung leiſteten.“

Auch nachdem Julian oberſter Reichsregent (Auguſtus) geworden war (Dec. 361) fuhr er fort, nach dem Ruhm der Gerechtigkeit und Milde zu ſtreben. Das ganze Heer von Anklägern, das unter der vorigen Regierung ſoviel gegolten hatte, wurde ſogleich von ihm verabſchiedet und er haßte die Verleumder um ſo mehr, je mehr er ſelbſt, da er noch Cäſar war, durch ſie gelitten hatte.

Als er auf ſeiner Reiſe von Conſtantinopel gen Antiochien (im Jahr 362) nach Ancyra, einer Stadt Kleinaſiens, kam, trat ein Ankläger zu ihm, der einen wohlhabenden Bürger dieſer Stadt des Strebens nach der höchſten Gewalt beſchuldigte. Julian unterſuchte dieſe Beſchuldigung genau, fand aber bald, daß ſie nur in boshafter Verleumdung ihren Grund hatte. Jener Bürger, ein eitler Mann, hatte zu ſeinem Gebrauche ein purpurnes Gewand verfertigen laſſen. Da nun der Purpur damals das Abzeichen der kaiſerlichen Würde war, ſo hatte einer ſeiner perſönlichen Feinde dieſen Umſtand ergriffen, um ihn des Majeſtätsverbrechens zu zeihen. Kaum hatte Julian dieß erforſcht, ſo befahl er ſeinem Schatzmeiſter, dem boshaften Verleumder ein Paar purpurfarbene Schuhe zu geben, damit er ſie dem vorgeblichen Nebenbuhler überbringen, und dadurch deſſen kaiſerliche Kleidung vollſtändig machen ſollte.

Noch rühmlicher war Julians Betragen gegen den Thalaſſius, einen Einwohner Antiochiens, der Hauptſtadt Syriens. Dieſer Mann hatte den Bruder Julians, den Cäſar Gallus, ſehr feindſelig behandelt, und vieles zu deſſen Hinrichtung beygetragen. Julian wollte daher, als er nach Antiochien kam, den Thalaſſius nicht vor ſich laſſen. Sogleich kamen deſſen Feinde in großen

Schaaren zuſammen, traten vor den Kaiſer und ſchrien: „Thalaſſius, dein Feind, hat uns das Unſrige gewaltſam entriſſen!“ Julian aber merkte ihre Tücke, und ohne ihre Klage zum Sturz eines verhaßten Mannes zu benutzen, gab er ihnen zur Antwort: „Ich kenne den Mann wohl, den ihr mit Recht für meinen Beleidiger ausgebt; aber es iſt doch billig, daß ihr ſchweigt, bis er mir, ſeinem wichtigern Gegner, Genugthuung geleiſtet hat“. Hierauf befahl er, daß gegen den Thalaſſius keine Klage angenommen werden ſollte, bis er ſelbſt ſich mit ihm verſöhnt hätte, was auch kurze Zeit darauf geſchah.

In Antiochien nahm Julian, obſchon ihn damals die Zurüſtungen zu dem wichtigen Krieg mit den Perſern ſehr beſchäftigten, noch immer die Streitſachen der daſigen Bürger vor, und hatte die Geduld, auch die Klagen der Niedrigen um geringfügige Gegenſtände anzuhören, und jeden Umſtand ſorgfältig abzuwägen, um Jedermann Recht widerfahren zu laſſen. Freylich pflegte er wohl bey ſolchen Rechtshändeln die Partheyen, oft ganz zur Unzeit, zu fragen, welcher Religion ſie zugethan wären? indeſſen ließ er ſich doch nie den Vorwurf zu Schulden kommen, daß er in Hinſicht auf Religion je von der geraden Bahn des Rechts abgewichen wäre *).

Als er von Antiochien gegen die Perſer aufgebrochen war, kam er in die ſyriſche Stadt Beröa, die größtentheils von Chriſten bewohnt wurde. Daſelbſt nahete ſich ihm mit dem Geſuch um Hülfe ein Jüngling, den ſein Vater, der Vornehmſte des Raths und ein eifriger Chriſt, enterbt und aus dem Hauſe geſtoßen hatte, weil er vom Chriſtenthum zum Heidenthum übergetreten war. Julian verſprach ihm Beyſtand, ladete dann ihn, deſſen Vater und die vornehmſten Einwohner Beröas zu einem Gaſtmahl, und ließ jene beyde neben ſich ſetzen. Hierauf wendete er ſich während der Mahlzeit an den Vater mit dieſen Worten: „Ich halte es nicht für billig, in Religionsſachen Gewalt zu brauchen. Laß alſo auch du deinem Sohne

---

*) So erzählt der glaubwürdigſte Schriftſteller dieſer Zeit, Ammianus Marcellinus XXII, 10, dem ich hier durchaus gefolgt bin. Eben derſelbe fügt — was ſeine Unpartheylichkeit bezeugen kann, da er ſelbſt ein Heide war, und in den damaligen Zeiten religiöſer Gährung lebte — hinzu: „Hart aber war es, und ewiger Vergeſſenheit werth, daß Julian den Lehrern der Beredtſamkeit und Sprachkunſt verbot, die Verehrer des Chriſtenthums zu unterrichten (ib. XXII., 10. Illud autem erat inclemens, obruendum perenni ſilentio, quod arcebat docere magiſtros rhetoricos et grammaticos, ritus Chriſtiani cultores).

Sohne die Freyheit, ſich zu einer Religion zu bekennen, die von der deinigen verſchieden iſt, ſo wie ich dir dieſelbe Freyheit geſtatte, obſchon ich dich zwingen könnte, deiner Religion zu entſagen". Der Vater antwortete hierauf in heftigen Schmähungen. „Was", rief er, „du redeſt einem gottloſen Böſewicht das Wort, ihm, der die Lügen der Wahrheit vorgezogen hat?" — Julian ſelbſt mußte durch dieſe Schmähungen perſönlich getroffen werden; gleichwohl erwiederte er ſanft: „Ich bitte dich, höre auf zu ſchmähen!" Und dann ſprach er zu dem Sohne: „Ich will mich deiner annehmen, da dein Vater dieſes nicht thun will" *).

Wer ſollte nicht wünſchen, daß Julian immer in dieſem Geiſte gehandelt haben möchte. Aber, leider! war das, wie weiter unten gezeigt werden ſoll, nicht der Fall. Der Widerſpruch, den ſein Lieblingsſtreben, Erhebung des Heidenthums, nothwendig finden mußte, riß ihn manchmal zu leidenſchaftlicher Hitze, und dieſe zu Handlungen der Unge-

---

*) Dieſer Zug ſchonender Sanftmuth iſt um ſo zuverläßiger, da er, freylich in ganz entgegengeſetzter Abſicht, von einem chriſtlichen Biſchof, Theodoretus, der in Syrien und kurz nach dieſen Zeiten lebte (er ſtarb ums Jahr 457), aufgeſtellt wird (lib. III, cap. 22).

Ungerechtigkeit hin. Indeſſen erkannte er ſelbſt, wie Ammianus ſchreibt, die Reitzbarkeit ſeines Gemüths, war deshalb mit ſich unzufrieden, und bat ſeine Freunde, ſeine Hitze, wenn ſie ſich etwa verirrte, zu zügeln. Gewiß hatte er alſo die Grundſätze religiöſer Duldung, wenn er ſchon in einzelnen Handlungen davon abwich, im Allgemeinen vor Augen!

Die letzte Unternehmung Julians war ſein Kriegszug gegen die Perſer. Die Befehdungen, denen die öſtlichen Grenzen des römiſchen Reichs von Seiten der Perſer ausgeſetzt waren, und mehr noch ſeine feurige Ruhmbegierde führten ihn zu dieſem Krieg, den er mit mehr Beſonnenheit und Glück anfing als ausführte, und in dem er ſeinen Tod und das römiſche Reich einen empfindlichen Verluſt erlitt.

Im Frühling des Jahres 363 nahm dieſer Krieg ſeinen Anfang. Am 5. März brach Julian von Antiochien, wo er den Winter hindurch verblieben war, auf, und zehn Tage darnach, am 15. März, rückte er bey Hieropolis über den Euphrat, wo er ſeine Flotte fand, und dann über den Chaboras in das perſiſche Gebiet. Sein Heer beſtand aus 65000 Mann, und ſeine Flotte aus

1100 Schiffen, theils Kriegs-, theils Frachtſchiffen, die mit Lebensmitteln und allen Kriegsvorräthen für einen ſo weit ausſehenden Feldzug reichlich verſehen waren. Auſſerdem ließ es Julian auch nicht an der Klugheit fehlen, die den vorſichtigen Feldherrn bezeichnet. Er zog mit der größten Ordnung und Behutſamkeit am linken Ufer des Euphrat herab, und ſeine Flotte mußte ihm immer zur Seite folgen. Der Anfang des Kriegs entſprach ſeinen Wünſchen. Zwar konnte er die Perſer nicht zu einer Hauptſchlacht bringen, denn im Gefühl ſeiner Ueberlegenheit wichen ſie überall vor ihm zurück; aber er drang doch immer weiter vor, eroberte die wichtigen Städte Periſabora und Maogamalcha am Euphrat, erzwang den Uebergang über den reißenden Tigris, brachte auch ſeine Flotte durch einen Kanal in dieſen Fluß, und bedrohete ſogar Cteſiphon, die Hauptſtadt der Perſer. Allein hiermit ſchien ſein guter Genius von ihm gewichen zu ſeyn!

Die Eroberung des feſten Cteſiphon war ſchwierig, und ſeine Ruhmbegier trieb ihn, wie Alexander den Großen (ſein Vorbild!), immer vorwärts. Er verließ daher die Mauern von Cteſiphon, nachdem er die umliegende Gegend hatte verwüſten laſſen, und zog einige Tage am linken Ufer des Tigris aufwärts; dann, durch verſtellte Ueberläufer verblendet, wendete er ſich in das Innere des Landes, und ließ ſeine Flotte, die ihm nunmehr überflüßig ſchien, verbrennen, bis auf zwölf kleine Schiffe, die auf Wagen zu Lande fortgeſchaft wurden, um nöthigenfalls zu Schiffsbrücken gebraucht zu werden. Vergebens murrte das Heer über dieſen tollkühnen Entſchluß; vergebens warnten ihn ſeine Generale: er hörte weder auf dieſe Warnungen, noch auf jenes Murren, blieb, wie immer, hartnäckig bey dem, was er einmal beſchloſſen hatte, und machte ſelbſt ſeinen Generalen Vorwürfe, daß ſie durch ihre Liebe zur Bequemlichkeit ihn von glorreichen Thaten abhalten wollten. Aber wie ſchrecklich mußte er, und mit ihm das römiſche Heer für dieſen Starrſinn büßen!

Das Land zwiſchen dem Tigris und den mediſchen Gebirgen, wohin Julian ſeinen Marſch richtete, war fruchtbar, und bot überall für die Armee reichlichen Unterhalt dar. Da geriethen die Perſer auf das verzweifelungsvolle Vertheidigungsmittel, ihr eigenes Land zu verwüſten, um ihren Feinden dadurch Abbruch zu thun. So wie ſie ſchon früher, als Julian noch zwiſchen dem Euphrat und Tigris war, die Wege unbrauchbar gemacht, und durch Hülfe der Kanäle das Land unter Waſſer geſetzt hatten, ſo trieben ſie jetzt ihr Vieh weg und ſetzten Gras, Bäume und reife

Saaten in Brand. Dabey beunruhigten ſie unaufhörlich den Zug der Römer, griffen einzelne Haufen derſelben an, und ſingen jeden Zurückbleibenden auf.

Gar bald fühlten die Römer das Drückende ihrer Lage. Erſt Mangel an Lebensmitteln, dann Hungersnoth trat ein, und eben ſo läſtig wurde die ungewohnte Hitze, und die Schaaren von Mücken und Fliegen, die ſich überall verbreiteten. Das Murren nahm überhand, und immer lauter wurde der Rückzug gefordert. In dieſen Bedrängniſſen behauptete Julian die ſtandhafte Feſtigkeit ſeines Gemüths. So lange er konnte, ſuchte er den Muth ſeiner Soldaten aufrecht zu erhalten; er ſelbſt theilte mit ihnen ſeine Vorräthe an Lebensmitteln, und verlangte von ſeinen Generalen, dasſelbe zu thun. Endlich aber ſahe er ſich doch genöthigt, dem lautem Ungeſtüm ſeiner Soldaten nachzugeben, und ſich zurück zu ziehen.

Am 16. Junius 363 begann dieſer Rückzug nach der befreundeten Provinz Corduene, dem ſüdlichen Theile von Armenien. Aber nun brach auch das Heer der Perſer, von dem Könige ſelbſt angeführt, hervor, und griff bald in geſchloſſenen Gliedern, bald in einzelnen Haufen die Römer an. Zehn Tage nach einander erfolgten unaufhörliche Ge-

Gefechte, in denen die Römer zwar jederzeit die Oberhand behaupteten, aber auch durch Mangel an Lebensmitteln in dieſer durchaus verwüſteten Gegend immer mehr an Kraft und Kampfluſt verloren. Nur Julian blieb ſich auch in dieſer mißlichen Lage gleich. Eigne Sicherheit und Bequemlichkeit galt ihm nichts, aber deſto mehr fremdes Wohl; und nie war er thätiger und entſchloſſener. Mit Feſtigkeit ertrug er alle Beſchwerden des Kriegs, überall legte er ſelbſt Hand an, wo irgend etwas Nützliches bewirkt werden ſollte, und gab ſelbſt ein Beyſpiel der Tugenden, die er von ſeinen Soldaten forderte. Mitten unter dieſer rühmlichen Geſchäftigkeit ergriff ihn ein Vorgefühl ſeines nahen Todes! Schreckbare Erſcheinungen umringten ihn; drohende Anzeichen wurden in den Eingeweiden der Opferthiere gefunden. Allein ſein hoher Sinn ließ ſich dadurch nicht niederbeugen. Muthig, und im Geiſte der alten Helden, deren Vorbilder ihn immer umſchwebten, ging er ſeinem Verhängniß entgegen.

Am Morgen des 26. Jun., als er nach einer unruhig hingebrachten Nacht an der Spitze ſeines Heeres fort zog, erſchallte plötzlich die Nachricht, daß die Perſer ſeinen Nachtrab angriffen. Sogleich eilte er, ohne ſeinen Panzer, nur mit dem Schilde, den er in der Eile ergriffen hatte, nach dem Orte der Gefahr. Allein kaum hat er hier die Ordnung wiederhergeſtellt, ſo erhebt ſich das Geſchrey, daß auch der Vortrab, dann, daß zu gleicher Zeit das Mitteltreffen von den Perſern bedrängt werde. Julian floh mit Sturmeseile überall hin, wo Hülfe Noth that, und brachte auch bald die Feinde zum Weichen. Aber indem er ihnen mit Hitze nachſetzte, kam ein Pfeil von der feindlichen Reiterey herüber, ſtreifte ſeinen Arm, drang ihm durch die Ribben, und blieb im untern Theil der Leber ſtecken *). Vergebens ſuchte er denſelben heraus zu ziehen! Er zerſchnitt ſich an dem ſpitzigen Eiſen die Finger, ſank ohnmächtig vom Pferde herab, und ward in ein nahes Zelt getragen. Sobald die Heftigkeit des erſten Schmerzes nachließ, forderte er ſeine Rüſtung und ſein Pferd, um in die Schlacht zurück zu kehren. Aber die Kräfte ſeines Körpers kamen der Reg-

ſam-

---

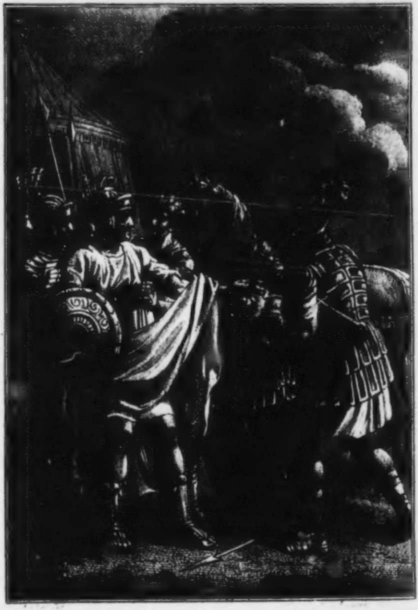
*) So erzählt Ammianus Marcellinus XXV, 3., und ſein Zeugniß — das Zeugniß eines Mannes, der ſelbſt dieſem Treffen beywohnte, und mit vieler Unpartheylichkeit ſchrieb — hat mehr Gewicht, als die Behauptung des Libanius, eines heidniſchen Redners zu Antiochien, der aus Haß gegen die Chriſten, oder der chriſtlichen Schriftſteller, die in der Meinung, Julians, Ermordung wäre eine verdienſtliche That geweſen, ausſagten, daß die Hand eines Chriſten aus ſeinem Heere ihm dieſe Wunde beygebracht habe.

ſamkeit ſeines Geiſtes nicht gleich! Ein ſtarker Blutverluſt ſchwächte ihn, und er mußte in ſein Zelt zurückgebracht werden *). Während nun ſeine Truppen, von Wuth entbrannt über das Mißgeſchick ihres geliebten Kaiſers, den Feind völlig zurücktrieben, fühlte er, daß ſein Tod herannahe. Seine Freunde und Waffengefährten hatten ſich indeſſen um ihn verſammelt. Er nahm von ihnen ſanſt rührenden Abſchied; ſagte, daß er gern ſterbe, weil er überzeugt ſey, daß Sterben nur Trennung des edlern Theils von dem ſchlechtern, und daß ein ſchneller Tod für ihn eine Gnade der Götter ſey, weil er ihn vor der Gefahr ſchütze, die Würde ſeines Characters zu entweihen. Sein Gewiſſen, äuſſerte er ferner, mache ihm keine Vorwürfe, weil er ſich von Verbrechen rein erhalten, und als Regent einzig das Glück ſeiner Völker zu befördern geſucht habe. Auch danke er dem ewigen Weſen, daß er nicht als Opfer einer Verſchwörung, nicht unter den Qualen einer langſam verzehrenden Krankheit ſterbe. Ueber ſeinen Nach-

folger

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. X. Ein Soldat, ſo hat der Künſtler dieſen Moment aufgefaßt, bringt dem ſchon verwundeten Julian, der das vorgeführte Pferd von neuem beſteigen will, die verlangte Rüſtung; aber der Kaiſer iſt zu ſchwach um ſie anzulegen und das Pferd zu beſteigen. Zwey ſeiner Diener müſſen ihn halten und in das nahe Zelt zurück führen.



Tod des Kaiser Julianus.

folger, fügte er endlich hinzu, wolle er nichts beſtimmen, damit er nicht aus Unwiſſenheit einen Würdigern übergehe, oder aus Unbedachtſamkeit einen Unſchuldigen unglücklich mache. Uebrigens wünſche er, als treuer Sohn des Staates, daß man nach ihm einen würdigen Regenten erwählen möchte.

Als er dieß mit ſanfter Stimme geredet hatte, vertheilte er ſein Vermögen unter ſeine vertrauteſten Freunde. Da vermißte er den oberſten Staatsbedienten Anatolius. Auf ſeine Frage, warum dieſer nicht gegenwärtig ſey? äußerte man: er ſey in der Schlacht gefallen; und er, der ſeinem Tode mit feſtem Muthe entgegen ſah, ward über die Nachricht von dem Tode des geliebten Freundes tief betrübt.

Weinend ſtanden die Seinigen um ihn her; er aber ermahnte ſie, einen Fürſten nicht zu beweinen, der nun bald zu dem Himmel und zu den Geſtirnen ſich erhebe. Dann unterredete er ſich, ſo lange er konnte, mit den Philoſophen Maximus und Priscus, die ihn immer begleiteten, über die erhabene Natur der Seele. Aber auf einmal, es war in der Stunde der Mitternacht, brach ſeine Wunde wieder auf. Die heftige Wallung des Geblüts entzog ihm den Athem; er forderte kaltes

Waſſer, und kaum hatte er davon getrunken, ſo entſchlief er ſanft und ohne Schmerzen. — — So ſtarb dieſer ſeltene Mann, im 32. Jahre ſeines Alters, und im zweyten Jahre ſeitdem er oberſter Regent des römiſchen Reichs geworden war.

Selten ſind Menſchen ſo verſchieden beurtheilt worden als Julian. Der Partheygeiſt hat ſich ſeiner und ſeines Nachrufs bemächtigt; nur wenige haben ihn ſo unbefangen geſchildert, als ſein Zeitgenoſſe, Ammianus Marcellinus; gemeinlich iſt er, je nachdem Chriſten oder Heiden von ihm redeten, entweder bitter getadelt, oder ausſchweifend gelobt worden.

Wahr iſt es, es lag in ſeinem Weſen etwas Geſuchtes und Heimliches, das ihn von der liebenswürdigen Natürlichkeit und offenen Geradheit eines Trajanus und Antoninus unterſcheidet. Aber eben ſo wahr iſt es auch, daß er viel Großes und Herrliches in ſich vereinigte, was ihn dieſen ſeinen Muſtern ähnlich macht. — Wahr iſt es ferner, daß vorzüglich Ruhmbegierde ihn leitete, wahrſcheinlich auch, daß viele ſeiner geprieſenſten Handlungen aus ihr hervorgingen, und daß er um ihrentwillen das Seltſame und Auffallende liebte, und oft den Anſtand verachtete, den ſeine kaiſerliche

liche Würde forderte. Aber wahr iſt es auch, daß Ruhmbegierde, jederzeit die Leidenſchaft großer Geiſter, für ihn Grund und Antrieb zu ehrenwerthen Thaten wurde, indem er vorzüglich durch die Tugenden der Thätigkeit, Mäßigkeit, Gnade und Milde Ruhm zu erlangen ſuchte. — Wahr iſt es endlich (und dieß iſt wohl [illegible]r wichtigſte Vorwurf, der ihm gemacht werden kann), daß ſehr viele und auffallende Widerſprüche in ſeinem Betragen vorkommen; daß er Sinn für Recht und Gerechtigkeit hatte, und doch ſeine Unterthanen oft nur nach ihrer Uebereinſtimmung mit ſeinen Meinungen und Abſichten behandelte; daß er tiefe Einſichten beſaß, und doch von den Banden des Aberglaubens umfangen war; daß er bey allen ſeinen Unternehmungen die Wahrſager und Zeichendeuter befragte, und doch mehr ſeinem Kopfe als ihren Eingebungen folgte; daß er durch Opfer in ausſchweifender Menge die Gunſt der Götter zu erlangen hoffte, und doch dem Mars, als er bey einem ihm geweiheten Opfer ſchlimme Anzeichen fand, jedes Opfer verweigerte. Aber wahrſcheinlich gingen alle, oder doch die meiſten dieſer Widerſprüche aus dem Kampfe ſeines beſſern Seyns mit einer ihm feſt inwohnenden Idee hervor. Er hatte nämlich die Idee aufgefaßt, daß zur Wiederherſtellung der alten Sitten das Heidenthum wiederhergeſtellt werden müßte, und je nöthiger ihm dieſes ſchien, deſto nöthiger ſchien es ihm auch, die Mittel, die dazu führen konnten, zu benutzen, die Gebräuche der Vorzeit zu erneuern, und ihre Beobachtung durch ſein eigenes Beyſpiel anzuempfehlen. Aber dadurch mußte er oft mit ſeinen beſſern Grundſätzen in Kampf gerathen; ſein höherer Sinn mußte h[illegible] das Unſtatthafte dieſer Gebräuche empfinden; und ſo mußten die Widerſprüche in ſeinem Betragen entſtehen, die von ſeinen Gegnern ſo bitter gerügt worden ſind.

Daß aber Julian jene Idee auffaßte, oder vom Chriſtenthume abfiel, — das läßt ſich vornehmlich aus der Macht der erſten Eindrücke erklären. Denn während er in früher Jugend von finſterm Argwohn umlauert wurde, fand er in den Schriften der Alten, in der griechiſchen Poeſie und Philoſophie den Troſt und die Erhebung, deren ſein hochaufſtrebender Geiſt bedurfte. Eingenommen gegen den Kaiſer Conſtantius, der Julians Vater und Bruder hatte hinrichten laſſen, und an deſſen Hofe Laſter und Verbrechen herrſchten, wurde er auch eingenommen gegen deſſen Religion, und um ſo mehr, da die chriſtliche Kirche damals von Partheyen zerrüttet wurde, die ſelbſt die Ruhe des Staates erſchütterten. Dagegen wurde ihm die Religion werth und theuer, die er in den Schriften der Alten mit einnehmenden

den Farben dargeſtellt fand, und unter deren Einflüſſen der römiſche Staat zu ſeiner Größe gelangt, und edle Charactere, wie ein Titus, Trajanus und Marcus Aurelius aufgeblühet waren. Hierzu kam noch der Umgang mit heidniſchen Philoſophen, die ſich eifrig zu ihm drängten, ihn durch ihre Talente blendeten, und ihn in ſeiner Vorliebe fürs Heidenthum bekräftigten. Er wurde daher ſchon frühzeitig ein Verehrer desſelben, obſchon er dieß lange verheimlichte.

Indeſſen war ſeine Religion nicht die altheidniſche, ſondern im Grunde genommen eine natürliche Religion, angewendet auf die altheidniſche Götterlehre. Er war ſich des Göttlichen im Menſchen bewußt, und ſahe den heidniſchen Cultus als eine ſymboliſche Bezeichnung desſelben an. Dabey war er gegen das Gute, das in der chriſtlichen Kirche herrſchte ſo wenig eingenommen, daß er mehrere nützliche Anſtalten derſelben in ſeine Religion übertrug, um dadurch Geiſtes- und Herzensbildung zu befördern. So verlangte er, daß ſeine Prieſter rein und unſträflich leben, und auſſer der Verrichtung der Religionsgebräuche auch das Volk unterrichten ſollten; ſo führte er ferner unter den Bekennern ſeiner Religion die Kirchenbuße und das Allmoſengeben ein: — Einrichtungen und Gebräuche, die er aus der chriſtlichen Kirche entlehnte.

Aber, leider, blieb Julian hierbey nicht ſtehen! Denn obſchon er erklärte, daß in Sachen der Religion Freyheit des Denkens und Glaubens Statt finden müſſe: ſo wich er doch in einzelnen Handlungen von dieſem erleuchteten Grundſatz ab. Um das Heidenthum über das Chriſtenthum zu erheben, gebrauchte er nicht bloß die Macht des Beyſpiels und der Empfehlung, ſondern auch die gehäßigeren Mittel der List und Gewalt, und ſogar der Spötterey über ſeine chriſtlichen Unterthanen. Zwar verbot er nicht die Uebung des Chriſtenthums; aber er ſuchte gar häufig die Chriſten von ihrer Religion abzuwenden; erhob Heiden und Juden zu ihrem Nachtheil; verbot ihnen die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften; nährte die Streitigkeiten unter ihnen; war nachſichtig, wo ſie verfolgt wurden, erlaubte ſich wohl ſelbſt Bedrückungen gegen ſie, und gebrauchte die Waffen ſeines Witzes zu Schmähſchriften gegen das Chriſtenthum. So leicht geht ſelbſt der beſſere Menſch, wenn Vorurtheile ihn blenden, über die Grenzen der Mäßigung und des Rechts!

Immer bleibt es tadelnswerth, daß Julian die Bedürfniſſe ſeiner Zeitgenoſſen ſo wenig auffaßte, und voll Vorurtheile gegen das Chriſtenthum, ſeine Talente nicht benutzte, um die einfachen Wahrheiten desſelben zu erforſchen. Aber be-

bedauern muß man ihn, daß er, der das Gute ernſtlich wollte, ſich in der Wahl der Mittel vergriff; und geſtehen muß man, daß ſeine Tugenden größer waren, als ſeine Fehler!

XIII.

Thronbeſteigung des Kaiſers Theodoſius des Großen.

Theodoſius der Große, der letzte unter den Kaiſern, die das ganze römiſche Reich beherrſchten, gelangte durch ſeltene Talente und Tugenden, ſo wie nach einem auffallenden Glückswechſel zum römiſchen Thron.

Der wahrſcheinlichſten Angabe zufolge war er ein Sohn der Thermancia und des Generals Theodoſius, geboren ums Jahr 346 zu Cauca im nordweſtlichen Spanien (Gallicien). Seinem Geiſt und Körper nach war er ſeinem hochberühmten Landsmann und Vorgänger, dem Kaiſer Trajanus, ähnlich; und vielleicht hat hieraus Schmeicheley die Sage gebildet, daß er aus dem Geſchlechte desſelben entſproſſen und, wie dieſer, zu Italica in Andaluſien geboren worden ſey. Geſchickte Lehrer, unter denen der Philoſoph Anatolius genannt wird, bildeten ſeinen aufſtrebenden Geiſt; aber noch mehr verdankte er dem Beyſpiele und der Anleitung ſeines Vaters. Dieſer, einer der größten Feldherren ſeiner Zeit, nahm ihn, den ein und zwanzig jährigen Jüngling, mit ſich in den Krieg gegen die Picten und Scoten in Britannien (367 — 370), und dann (372) gegen die Mauren in Africa, die ſich unter dem ſchlauen Firmus empört hatten. In dieſen Feldzügen legte der junge Theodoſius den Grund zu derjenigen Erfahrung und Kriegsgeſchicklichkeit, wovon er in ſeinem folgenden Leben ſo viele Beweiſe gegeben hat. Von Africa aus ſchickte ihn ſein Vater (373) an den kaiſerlichen Hof, um die Lage der Dinge in Africa zu ſchildern und um Unterſtützung zu bitten. Theodoſius kam ſo nach Mailand und gewann das ungetheilte Wohlwollen des damaligen Kaiſers Valentinian I. Dieſer behielt ihn daher um ſich, nahm ihn mit ſich in den Krieg gegen die Allemannen (374), und erhob ihn bald darauf zur Würde eines Oberbefehlshabers, und eines Statthalters von Möſien. Theodoſius rechtfertigte dieſe Gunſtbezeigungen durch ſein Betragen. Er ſchlug als Statthalter Möſiens die Sarmaten

(374), rettete die Provinz, die von ihnen bedroht wurde, und gewann die Liebe der Soldaten, die unter ihm dienten.

Die heiterſten Ausſichten lagen vor ihm; aber plötzlich ſchien ein widriger Schickſalswechſel das ganze Gebäude ſeines Glücks zu vernichten! Kaiſer Valentinian I. war (375) geſtorben; der Sohn desſelben, Gratian, nun Kaiſer in den Abendländern, verkannte die Verdienſte des ältern Theodoſius, und ließ, von Haß und Argwohn verblendet, dieſen ruhmwürdigen Feldherrn, ohne nur einen ſcheinbaren Grund dieſes Verfahrens aufzuſtellen, zu Carthago enthaupten (376). Auch der jüngere Theodoſius ſahe ſich demſelben Haß und Argwohn, der ſeinem Vater das Leben gekoſtet hatte, bloß geſtellt. Er verließ, ſey es freywillig oder gezwungen, ſeine Würden und begab ſich von Möſien nach Spanien, in ſeine Vaterſtadt Cauca. Hier lebte er, wie ein Verbannter, ſtill und eingezogen, aber nicht unrühmlich. Umgeben von einigen Freunden und Verwandten, gefällig gegen alle, und bald mit den Wiſſenſchaften, bald mit der Gärtnerey und dem Ackerbau beſchäftigt, ertrug er die Veränderung ſeiner Lage mit großer Gemüthsruhe. Aber es war ſein Loos nicht, beſtändig in dieſer Zurückgezogenheit zu leben. Die Vorſehung, die über die Einzelnen, wie über das große Ganze waltet, hatte ihn für einen höhern Wirkungskreis beſtimmt.

Während er ruhig zu Cauca in Spanien lebte (376 — 378), hatten die Gothen, in Verbindung mit Hunnen und Alanen, den römiſchen Kaiſer Valens, den Beherrſcher der Morgenländer, bey Adrianopel geſchlagen und getödtet (9. Aug. 378), und ſich dann mit wüthender Raubbegier von den Ufern der Donau bis herab an die Grenzen von Macedonien über die römiſchen Provinzen ergoſſen. Kaiſer Gratian, der in den Abendländern regierte, hatte die unglückliche Schlacht bey Adrianopel nicht abwenden können; aber elfrigſt ſuchte er die Folgen derſelben zu hemmen, oder den Räubereyen der Gothen und ihrer Verbündeten Einhalt zu thun. Und ſo groß war ſein Vertrauen auf die Talente und Tugenden des Theodoſius, daß er dieſen vorher verkannten und tief gekränkten Mann, jetzt bey dem Unglück des Staates als den einzigen Retter desſelben betrachtete. Er rief ihn zu ſich nach Sirmium. Theodoſius erſchien, und wurde vom Gratian erſt zum oberſten Feldherrn, und bald darauf (19. Jan. 379) zum Kaiſer in den Morgenländern ernannt. — So beſtieg Theodoſius nach einem auffallenden Wechſel des Glücks, im 33. Jahre ſeines Alters, zur Freude aller, die ſeine Gerechtigtigkeitsliebe, ſeine Milde, ſeine Standhaftigkeit und Geſchicklichkeit im Kriege kannten, den römiſchen Kaiſerthron.

Gar bald zeigte er ſich des in ihm geſetzten Vertrauens würdig. Mit Liſt und Gewalt nöthigte er die Gothen zum Frieden (382), und ſchloß um dieſelbe Zeit ein Bündniß mit den Perſern. Dann (388) bezwang er den Maximus, der den Kaiſer Gratian getödtet, und ſich zum Beherrſcher der Länder jenſeit der Alpen aufgeworfen hatte. Zufrieden, den Tod ſeines Wohlthäters gerächt zu haben, gab Theodoſius dem Bruder desſelben, Valentinian II., alle eroberten Länder ohne Ausnahme zurück. Als ſpäterhin auch Valentinian II. das Schickſal ſeines Bruders erlitten hatte, und durch Verrätherey eines ſeiner Generale, des Arbogaſtes, getödtet worden war: ſo zog Theodoſius abermals aus, ſchlug den Treuloſen in einem blutigen Kampfe, und wurde (393) Herr des ganzen römiſchen Reichs.

Aber ſo wie er im Kriege die Pflichten ſeines hohen Berufs erfüllte, eben ſo war er im Frieden eifrig darauf bedacht, Ruhe und Ordnung in ſeinen weitausgedehnten Staaten zu erhalten; und man hat die ihn ehrende Bemerkung gemacht, daß ſeine Tugenden ſtets mit ſeinem Glücke zu wachſen ſchienen. Die ausgeplünderten und durch Krieg verwüſteten Provinzen fanden durch ihn Unterſtützung an Geld und Lebensmitteln; er ſorgte für Gerechtigkeit und Milde, und wollte lieber Unſchuldige retten, als Schuldige beſtrafen. Vorzüglich aber lag ihm die Sache der chriſtlichen Kirche am Herzen. Er unterdrückte daher das Heidenthum durch Ermahnungen und Vorkehrungen; verbot die Verehrung der Götzenbilder, verbot die Opfer; ließ hin und wieder Tempel und Statuen zerſtören, und beförderte mit lebendigem Eifer das Anſehn der Lehrer des Chriſtenthums und die Einheit des Glaubens. Aber freylich übertrat er in ſeinem Haſſe gegen die Ketzer oft die Schranken der Mäßigung, oder die Forderungen eines chriſtlichen Sinnes. Ueberhaupt war er hierin ganz das Gegenbild des Kaiſers Julianus. Denn wie eifrig dieſer das Heidenthum zu erheben geſucht hatte, eben ſo eifrig ſuchte Theodoſius dasſelbe zu unterdrücken, und als ein frommer Chriſt auch öffentlich zu erſcheinen.

In ſeinem Privatleben zeigte ſich Theodoſius überaus mild, wohlthätig und menſchenfreundlich. Er war gern in dem Kreiſe der Seinigen, und ſein Sinn für Häuslichkeit machte ihn zu einem treuen Gemahl, zu einem zärtlichen Vater, und zu einem liebevollen Beſchützer und Verſorger ſeiner Verwandten. Mit ſeinen Hofleuten ging er auf das Wohlwollendſte um, unterſchied ſich von ihnen nur durch den Purpur, und hatte Achtung für jedes Verdienſt. Der Gefälligkeiten und Dienſte, die ihm im Privatſtande erzeigt worden waren, erinnerte er ſich gern, und mit dankbarem Sinn. Dagegen vergaß er leicht die ihm zugefügten Beleidigungen. Er beſaß keine tiefe Gelehrſamkeit; aber er war ein Freund der Geſchichte, und leitete aus ihr Regeln für ſeine Handlungen. So verabſcheuete er die Grauſamkeiten und Abſcheulichkeiten eines Marius, Sylla und Cinna, und legte ſich dadurch die Pflicht auf, den entgegen geſetzten Maximen zu folgen.

Freylich darf man bey dieſer Schilderung ſeiner Tugenden nicht vergeſſen, daß es begünſtigte Zeitgenoſſen, und noch mehr daß es chriſtliche Schriftſteller ſind, die ihn, den Beförderer der rechtgläubigen Kirche, erheben; und daß dagegen heidniſche Schriftſteller (wie Zoſimus) bittern Tadel gegen ihn, den Unterdrücker des Heidenthums, ausſprechen. Aber wenn man darum mißtrauiſch gegen das Lob iſt, weil es ihm von ſeinen Freunden gezollt wird: ſo muß man auch mißtrauiſch gegen den Tadel ſeyn, der von ſeinen Feinden herrührt. Denn eben die Partheylichkeit, die ſich in jenes Lob gemiſcht haben mag, ſcheint noch weniger von dieſem Tadel entfernt geweſen zu ſeyn. Leidenſchaftliche Hitze, ſagen ſeine Gegner, riß ihn manchmal zu Handlungen der Ungerechtigkeit hin; und ſo oft er Gefahren überſtanden hatte, verſank er in Ueppigkeit und Schwelgerey, wodurch er das Sittenverderbniß unter ſeinen Unterthanen vergrößerte. Viel Wahres mag allerdings in dieſen Vorwürfen liegen, aber gewiß auch viel Uebertriebenes. Denn was das letztere anbetrift, ſo iſt bekannt, daß das Sittenverderbniß unter den Römern ſchon lange vor den Zeiten des Theodoſius zu einem ſo hohen Grad geſtiegen war, daß ſein Beyſpiel nur wenig zur Vergrößerung desſelben beytragen konnte. Was aber ſeine leidenſchaftliche Hitze anbetrift, ſo erkannte er ſelbſt dieſen Fehler, ſuchte ihn zu bekämpfen, ließ ſich leicht beſänftigen, und büßte mit tiefer Reue, wo er einſah, daß er gefehlt hatte *). Weit mehr ſcheint ihn der Vorwurf zu treffen, daß er durch Aufnahme einer großen Menge Barbaren in römiſche Dienſte, durch Ueberhäufung der Anzahl der Officiere, und durch Nachſicht gegen die Verletzung der Kriegszucht, das römiſche Kriegsweſen in Verfall kommen ließ; dann, daß er ſich denen, die

---

*) Ein Beyſpiel dieſer Art wird weiter unten in dem Leben des heiligen Ambroſius aufgeſtellt werden.

die einmal ſein Vertrauen gewonnen hätten (wie einem Rufin), ohne Einſchränkung hingab; und daß er aus allzugroßer Zärtlichkeit gegen ſeine Söhne das römiſche Reich nach ſeinem Tode in Verwirrung und Spaltung brachte. Gleichwohl kann man doch nicht in Abrede ſeyn, daß er eine wohlwollende Geſinnung beſaß, und mehr aus Irrthum als aus Vorſatz fehlte.

XIV.

Leben des heiligen Ambroſius.

Welche Vorſtellungen von dem Umfang ihrer Würde chriſtliche Biſchöfe ſchon in den Zeiten des Theodoſius hegten, wie ſie ſchon damals weltliche und geiſtliche Macht unterſchieden, und dieſe triumphirend über jene erhoben: das zeigt das Leben des heiligen Ambroſius; — aber es zeigt auch, wie viel ein unabläſſiges Streben nach einem deutlich gedachten Ziele auszurichten vermag, und verbürgt die hohe Achtung eines frommen Wandels, ſtandhafter Feſtigkeit und ernſter Berufstreue.

treue. In beyderley Beziehung aber iſt, wie ich glaube, dieſes Leben einer nähern Beſchauung würdig.

Ambroſius, geboren in Gallien, ungefähr ums Jahr 340, ſtammte aus einem edeln römiſchen Geſchlecht. Sein Vater, der gleichfalls Ambroſius hieß, war Oberſtatthalter der Diöces Gallien, ſtarb aber frühzeitig, worauf ſeine Mutter mit ihm, ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter nach Rom zog. Hier bildeten ſich ſeine Talente ſchnell und glücklich aus. Wiſſenſchaftliche Bildung ſchöpfte er aus den Geiſteswerken der alten Griechen und Römer, und das fromme Beyſpiel ſeiner Mutter und Schweſter pflanzte tiefe Achtung für Religioſität in ſein empfängliches Gemüth. Gleich ſeinem Vater wollte er auf der Stufenfolge bürgerlicher Würden ſich empor ſchwingen. Er legte ſich daher in ſeinem Jünglingsalter vornehmlich auf Beredſamkeit und Prozeßführung, und zeichnete ſich hierbey ſo vortheilhaft aus, daß er von dem damaligen Oberſtatthalter Italiens, Probus, zum Regierungs-Beyſitzer, dann vom Kaiſer Valentinianus I. zum Statthalter der ſüdweſtlichen Provinzen Oberitaliens, Liguriens und Aemiliens, ernannt wurde.

So kam er nach Mailand, das zu dem Bezirk jener Provinzen gehörte und damals Hofſitz der Kaiſer in den Abendländern war. Hier lebte er eine Zeitlang den Geſchäften ſeines bürgerlichen Amtes, übte Gerechtigkeit und Milde, und erwarb ſich Liebe und Achtung. Da begab es ſich, daß der daſige Biſchof Auxentius, ein Arianer, ſtarb (374). Die Wahl eines Nachfolgers erregte Zwieſpalt. Die Arianer ſuchten wiederum einen Mann aus ihrer Mitte auf den biſchöflichen Stuhl zu erheben; aber die Katholiken waren dagegen *); die Kirche ſelbſt ward zum Tummelplatz ihrer Streitigkeiten, und ſchon waren beyde Partheyen auf dem Punkt, Gewaltthätigkeiten gegen einander zu verüben, als Ambroſius herbeyeilte, um die aufgebrachten Gemüther durch Ermahnungen und Vor-

---

*) Die Streitfrage, ob der Sohn Gottes mit dem Vater gleiches Weſens ſey oder nicht, theilte damals die Chriſtenheit in Partheyen. Dieſes behauptete Arius, ein Presbyter zu Alexandrien, jenes der daſige Biſchof Alexander. Die Meinung des letztern ſiegte auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa 325; aber die Meinung des erſtern war dadurch nicht unterdrückt. Sie pflanzte ſich vielmehr weiter fort, und ihre Anhänger hießen Arianer. Dagegen hießen diejenigen, die ſich an den Ausſpruch der Kirchenverſammlung zu Nicäa oder an die allgemeine Kirche hielten, Rechtgläubige oder Katholiken, und ihr Glaube hieß der katholiſche oder allgemeine Glaube.

Vorſtellungen zu beſänftigen. Aber während er noch redete, hörte man plötzlich ein Kind rufen: „Ambroſius Biſchof!“ Dieſer zufällige Umſtand ergriff die Gemüther der Anweſenden, und eben die, die bis jetzt im größten Zwieſpalt geweſen wären, vereinigten ſich nun in der Wahl eines Mannes, der das Vertrauen beyder Partheyen beſaß. „Ambroſius ſoll Biſchof ſeyn!“ riefen Katholiken und Arianer einmüthig aus. Er ſelbſt war über dieſes unerwartete Ereigniß ganz betäubt, und ſuchte durch die ſonderbarſten Mittel dem Verlangen der Volksmenge auszuweichen. Aber vergebens ſtellte er ſich hart und ausſchweifend: man kannte ihn beſſer; vergebens ſuchte er zu entfliehen und ſich zu verbergen: man ſuchte und fand ihn. Endlich da auch der Oberſtatthalter Probus, ja der Kaiſer Valentinianus I. ſelbſt dieſe Wahl billigten, ſahe er ſich genöthigt, dem allgemeinen Verlangen nachzugeben. Er ließ ſich daher von einem katholiſchen Biſchof taufen, und wurde acht Tage darauf, ungefähr im 40. Jahre ſeines Alters, zum Biſchof von Mailand eingeweiht.

So lange er konnte, hatte Ambroſius ſich dieſer Würde zu entziehen geſucht; aber nachdem er ſie angenommen hatte, beeiferte er ſich, alle Obliegenheiten derſelben auf das Treueſte zu erfüllen. Sein ganzes Leben war nunmehr dem

Dienſt der Kirche gewidmet, und alle ſeine Beſtrebungen dahin gerichtet, die Rechte derſelben ohne Anſehn der Perſon zu vertreten, die Ketzer zu bekämpfen, und den katholiſchen Glauben im mündlichen und ſchriftlichen Vortrag zu fördern. Zwar war er eben ſo unvorbereitet als unerwartet zu ſeinem neuen Amte gelangt, und es mangelte ihm an Kenntniß der hebräiſchen Sprache und an tiefer Einſicht in den Geiſt des Chriſtenthums: — ein Mangel, der ſich auch in ſeinen Schriften, beſonders in ſeinen myſtiſchen Erklärungen der Bibel zu erkennen giebt. Aber ſchon der Eifer, den er in früheren Jahren auf Beredſamkeit und überhaupt auf Bildung ſeines Geiſtes verwendet, und die Gewandheit, die er in Entſcheidung bürgerlicher Streitigkeiten erlangt hatte, mußte ihm jetzt bey ſeinem Lehramte und bey Verwaltung der kirchlichen Gerichtsbarkeit wohlthätig zu Statten kommen; und dann ſuchte er auch, das, was ihm fehlte, durch unermüdetes Forſchen in der heiligen Schrift, und durch fleißige Benutzung der berühmteſten Ausleger derſelben zu erſetzen. Noch mehr aber als durch ſeine Religionskenntniſſe ſtrahlte er durch ſeine ernſte Tugend hervor. Irdiſche Güter achtete er nicht; ſein Geld ſchenkte er den Armen und der Kirche; ja letztrer auch ſeine liegenden Gründe. Eben ſo bereitwillig that er auf die Genüſſe des Lebens Verzicht. Er arbeitete viel, ſchlief wenig, faſtete täglich bis zum Abend (ausgenommen die Sonnabende, Sonntage und die Gedächtnißtage der Märtyrer) und nie erſchien er bey Gaſtmählern, um ſich vor jeder Verletzung der Mäßigkeit zu hüten. Der Zutritt zu ihm ſtand jedermann offen, er leiſtete Beyſtand, wo er konnte, und fern von Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit rügte er Fehler und Verbrechen, wo er ſie fand. Seinen Fürſten bezeigte er Ehrerbietung und Folgſamkeit in allen bürgerlichen Dingen, aber auch den hartnäckigſten Widerſtand, wenn ihre Forderungen oder Handlungen den Vorrechten ſeiner Kirche oder ſeinen religiöſen Ueberzeugungen entgegen waren.

Dieß erfuhr zuerſt die Kaiſerin Juſtina, die Witwe Valentinians I. Ihr älterer Sohn, der Kaiſer Gratian, war bey dem Aufſtand, den ſein Feldherr Maximus in Gallien erregt hatte, gefallen (383); und ihr jüngrer Sohn, Valentinian II., erſt 13 Jahre alt, wurde mit demſelben Schickſal bedroht. Bey dieſen Gefahren fand die Kaiſerin Juſtina nirgends Hülfe als in dem unerſchrockenen Muth des Ambroſius. Obſchon ſie, eine eifrige Arianerin, mit ihm, dem katholiſchen Biſchof, nicht im guten Vernehmen ſtand, ſo bat ſie ihn doch, für die Rettung und Wohlfahrt ſeines jungen Fürſten zu ſorgen. Ambroſius ſäumte nicht, ihr zu willfahren. Er reiſte unverzüglich (383) nach Trier zum Maximus, und brachte es durch ſein Anſehn und ſeine Beredſamkeit dahin, daß dieſer, zufrieden mit der Herrſchaft jenſeit der Alpen, einen Frieden ſchloß, der dem Valentinian II. Italien und Africa zum ruhigen Beſitz überließ.

Aber wie bereitwillig Ambroſius bey dieſer Gelegenheit die Bitten ſeiner Kaiſerin erfüllt hatte, eben ſo hartnäckig trat er ihr entgegen, als ſie eine Forderung an ihn that, die, wie er wähnte, ſeinem Glauben und den Rechten ſeiner Kirche Abbruch that. Sie verlangte, aus Liebe zu der Parthey, der ſie zugethan war, daß den Arianern eine von den vielen Kirchen zu Mailand eingeräumt werden ſollte. Sie hatte volles Recht dieß zu verlangen; Ambroſius aber erblickte hierin eine Begünſtigung der Arianer, und glaubte einen Verrath an ſeinen heiligſten Pflichten gegen Gott und ſeine Kirche zu begehen, wenn er einwilligte. Er ſetzte ſich alſo ihr entgegen, und weder die Befehle, noch die Drohungen des kaiſerlichen Hofes konnten ihn von ſeinem Widerſpruche abbringen. Er beharrte dabey, daß ein Kaiſer zwar mit Gewalt, aber nie mit Recht eine Kirche wegnehmen könne; denn es ſtehe geſchrieben: „Gebt Gott, was Gottes, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt; dem Kaiſer aber gehörten nur die Paläſte, nicht die Kirchen". — „Wollt ihr", ſagte er weiter, „wollt ihr etwas von dem Meinigen, mein Geld, Gut, oder ſelbſt mein Leben, ich will es freudig hinopfern; aber den Tempeln Gottes kann ich nichts entziehen, denn ich habe ſie erhalten, um ſie zu bewachen, nicht um ſie auszuliefern". — Gothiſche Soldaten, die dem arianiſchen Glauben huldigten und unter römiſchen Fahnen dienten, wurden abgeſchickt, um ſich mit Gewalt der Kirche zu bemächtigen. Unerſchrocken trat ihnen Ambroſius mit den Worten entgegen: „Hat euch darum das römiſche Reich aufgenommen, daß ihr euch zu Dienern frevelnder Ungerechtigkeit aufwerfen ſollt?" Die Feſtigkeit ſeines Weſens erſchütterte die Barbaren. Sie zogen ſich unentſchloſſen zurück, und es ſchien, daß dieſe Sache durch friedliche Unterhandlungen beſeitigt werden würde. Doch der kaiſerliche Hof beharrte noch immer bey ſeinem Vorhaben, und verlangte ſogar, daß Ambroſius Mailand verlaſſen ſollte. Das Volk war darüber beſtürzt; Ambroſius aber erklärte mit der ihm eigenen Unerſchütterlichkeit, „daß er eher den Märtyrertod ſterben, als die Sache Gottes aufgeben wolle; denn er ſcheue den Herrn der Welt mehr, als den Kaiſer dieſer Zeit, und nichts ſolle ihn abhalten das Heiligthum Gottes zu vertheidigen. Möchten auch Soldaten dasſelbe

ſelbe umringen, ſeine Treue würde nie wankend werden." — Durch ſolche und ähnliche Reden wurde der Ungeſtüm des Volkes, das ſeinem Biſchof beyſtand, immer größer, und es ſchien, daß ſelbſt die Reſidenz des Kaiſers mit Mord und Blutvergießen erfüllt werden ſollte; denn ſchon hatten ſich die Katholiken an einigen Arianern vergriffen. Allein Ambroſius verabſcheute das Blutvergießen, und rettete ſelbſt ſeine perſönlichen Feinde aus den Händen eines raſenden Pöbels. Indeſſen gab er doch, als der kaiſerliche Hof von ihm verlangte, er ſolle das unruhige Volk im Zaum halten, die ausweichende Antwort: „Mir kommt es zu, dasſelbe nicht aufzuhetzen, aber in Gottes Hand ſteht es, dasſelbe zu beſänftigen"; ja er erlaubte ſich auch, was unter ſeiner Würde war, harte Anzüglichkeiten gegen die Kaiſerin Juſtina und ihre Forderungen.

So zog ſich dieſer Streit faſt zwey Jahre hin (385 und 386). Endlich gab, wie es heißt, der Himmel ſelbſt den Ausſchlag. Auf Rath des Ambroſius, den ein Traumgeſicht dieſe Weiſung gegeben hatte, wurde in der Kirche, um welche geſtritten wurde, nachgegraben, und man fand daſelbſt die Gebeine zweyer Märtyrer, welche ſogleich auch Wunder bewirkten. Nun war das Volk völlig überzeugt, daß der Himmel ſelbſt ſich ſeiner Kirche an-

annehme, und dazu die Gebeine dieſer Märtyrer offenbaret habe; der kaiſerliche Hof aber fand es eben deshalb unrathſam, auf ſeinem Verlangen länger zu beſtehen. — Dieß iſt die gewöhnliche Erzählung von dem Ausgang dieſes Streites. Wahrſcheinlicher aber, als ſie, iſt es, daß die bedenkliche Lage, in der ſich der abendländiſche Hof damals befand, den Triumph des Ambroſius vollendete.

Um dieſelbe Zeit geſchah es nämlich, daß Maximus, der jenſeit der Alpen herrſchte, damit umging, den obenerwähnten Frieden zu brechen. In dieſer Verlegenheit bedurfte die Kaiſerin Juſtina abermals der Hülfe des Ambroſius. Wahrſcheinlich ließ ſie alſo jenen Streit ruhen, um den Biſchof für ſich zu gewinnen; und er, der in jener Kirchenſache ihr ſo nachdrücklich widerſtrebt hatte, ſäumte nicht, in dieſer Staatsangelegenheit ihr Verlangen zu erfüllen. Er reiſte im Jahr 387 zum zweyten Male nach Gallien; aber dießmal vergebens! Maximus brach, ohne auf ihn zu hören, in Italien ein; und Juſtina konnte ſich und ihren Sohn nur durch eilige Entfernung retten. Sie flüchtete zum Kaiſer Theodoſius, der, durch mehr als ein Band an das Haus des Valentinianus geknüpft, ſich der Bedrängten annahm, und ihre Sache mit eben ſo viel Muth als glücklichem Erfolg verfocht. Maximus wurde (388) geſchlagen und getödtet, und Theodoſius zog triumphirend in Mailand ein. Hier blieb er bis zum Ende des Jahres 390, gab alle Abendländer dem jungen Valentinian II., ſeinem Schwager, zurück, und begab ſich dann wieder nach Conſtantinopel.

Bey dieſem Wechſel der Dinge erhielt das Anſehn und der Glaubenseifer des Ambroſius neue Nahrung und Befriedigung. Die Kaiſerin Juſtina war im Jahr 388 geſtorben; ihr Sohn, Kaiſer Valentinian II., war, auf Rath des Theodoſius, der rechtgläubigen Kirche beygetreten; und Theodoſius ſelbſt, ein eifriger Beſchützer dieſer Kirche, achtete den rechtgläubigen Biſchof ſo hoch, daß er mit einer Ergebenheit, die man Schwäche nennen kann, allen Zurechtweiſungen und Warnungen desſelben folgte. Ambroſius aber bediente ſich dieſer Ergebenheit wohl immer zur Erhaltung ſeiner Kirche oder, was ihm gleichfalls bedeutend war, der Sache Gottes, aber vielleicht nicht immer in dem Geiſte der Mäßigung und chriſtlichen Schonung. Zwey Beyſpiele können dieſes zeigen.

Während Theodoſius in Mailand war; wurde zu Callinicum in Meſopotamien eine Synagoge der Juden und der Hain einer ketzeriſchen Secte von den daſigen katholiſchen Chriſten durch Feuer verheert.

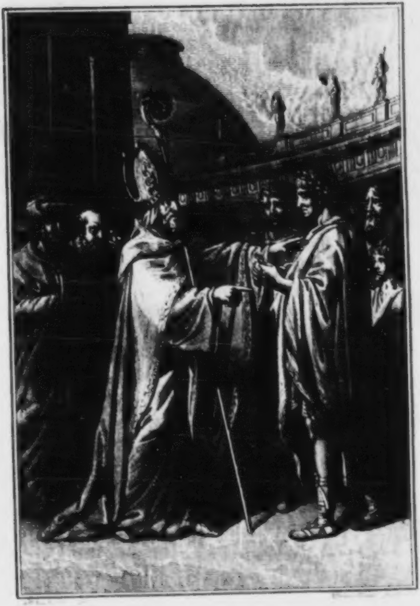
heert. Auf die Nachricht hiervon befahl Theodoſius, daß der dortige Biſchof, der ſeine Untergebenen zu dieſer That angereizt hatte, die Synagoge auf ſeine Koſten wieder aufbauen, und daß alle Theilnehmer des Frevels beſtraft werden ſollten. Dieſer Ausſpruch einer unpartheyiſchen Gerechtigkeitsliebe wurde durch den blinden Eifer des Biſchofs von Mailand hintertrieben. Denn kaum hatte Ambroſius den kaiſerlichen Beſchluß vernommen, als er zuerſt ein Schreiben voll Tadel und Vorwürfe an den Theodoſius erließ, und dann in einer öffentlichen Predigt ſo lange und ſo kühn in ihn drang, daß dieſer ſich genöthigt ſah, die gegebenen Strafbefehle zurück zu nehmen. „Du haſt", ſagte der Kaiſer nach geendigter Predigt zum Ambroſius, „du haſt heute wider mich gepredigt!" — „Nein", war die Antwort, „nicht wider dich, ſondern für dich!"

Achtungswürdiger als bey dieſem Vorfall, wo irriger Glaubenseifer ihn gegen die Forderungen der Gerechtigkeit verblendete, erſchien Ambroſius bey einer andern Gelegenheit, als er eine Ungerechtigkeit, die Theodoſius in der Aufwallung ſeines Zorns begangen hatte, ernſtlich rügte, und ihn, den Kaiſer, zur öffentlichen Kirchenbuße bewog. Die nähern Umſtände dieſer merkwürdigen Begebenheit, die als ein Vorſpiel der Scene zwiſchen

ſchen Pabſt Gregor VII. und dem Kaiſer Heinrich IV. betrachtet werden kann, ſind folgende.

Zu Theſſalonice (jetzt Salonichi) in Macedonien, damals Hauptſtadt der illyriſchen Provinzen, hatte Botherich, Oberbefehlshaber der Kriegsvölker von Illyricum, einen der Wettfahrer wegen einer Schändlichkeit ins Gefängniß geſetzt. Die Theſſalonicher waren darüber ungehalten, weil ſie dieſen Wettfahrer ſeiner Geſchicklichkeit wegen liebten, und ihn bey den öffentlichen Spielen, die eben gehalten werden ſollten, ungern vermißten. Sie baten daher um ſeine Befreyung; aber vergebens. Dieſe Verweigerung ihrer Bitte trieb ſie zum Aufſtand. Sie fielen über den Oberbefehlshaber Botherich her, tödteten ihn und mehrere andre obrigkeitliche Perſonen, und ſchleiſten die Leichname der Ermordeten durch die Straßen der Stadt. Als dieß Theodoſius erfuhr, entbrannte ſein reizbarer Zorn, und ſogleich gab er Befehl, daß die Ermordung ſeiner Stellvertreter durch Hinrichtung vieler Theſſalonicher gerächt werden ſollte. Allein Ambroſius, wohl wiſſend, daß Theodoſius eben ſo leicht beſänftigt als erzürnt werden konnte, wendete ſich an ihn, als die erſte Aufwallung ſeines Zornes verraucht war, und brachte es durch Fürbitten dahin, daß er den Blutbefehl zurücknahm. Jedoch ſeine Räthe, namentlich Rufinus, ſtimmten ihn bald darauf wieder um, und trieben durch ihre Vorſtellungen ſeinen Zorn aufs neue ſo in Flammen, daß er einem Kriegshaufen befahl, nach Theſſalonice zu ziehen, und den Tod des Oberbefehlshabers mit dem Tode der daſigen Einwohnern zu beſtrafen. Dieſer Befehl wurde ſorgfältig vor dem Biſchof verborgen, und ſchleunigſt in ſchreckliche Erfüllung geſetzt. Als die Einwohner von Theſſalonice bey den öffentlichen Spielen verſammelt waren, fielen die abgeſchickten Soldaten über ſie her, und Fremde und Einheimiſche, Schuldige und Unſchuldige, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder wurden ohne Unterſchied getödtet. Drey Stunden lang dauerte dieß fürchterliche Morden, und über 7000 Menſchen ſollen dabey ihr Leben verloren haben.

Dieſer Vorfall erregte überall große Beſtürzung; aber vorzüglich wurde Ambroſius dadurch mit Kummer und Abſchen erfüllt. Das Verfahren des Theodoſius ſchien ihm eine grauſame, unchriſtliche Rache zu ſeyn; und je mehr er überzeugt war, daß auch Fürſten zur Ehre der Kirche handeln müßten, deſto weniger konnte er zu dieſem ſchrecklichen Blutbad ſchweigen. Er ſchrieb daher an den Theodoſius, der ſich auf einige Zeit von Mailand entfernt hatte, ſchilderte ihm die Größe



S. Ambrosius.

[illegible]
[illegible]

des begangenen Verbrechens, ermahnte ihn, ſeine Sünde durch Thränen und Buße auszutilgen, und deutete ihm an, daß er, wofern dieß nicht geſchehen wäre, der Feyer des heiligen Abendmahls nicht beywohnen könne. Theodoſius ward durch dieſes Schreiben gerührt; er erkannte ſein Unrecht, und reiſte nach Mailand. Dort wollte er, wie gewöhnlich, öffentlich in der Hauptkirche ſeine Andacht verrichten. Aber als er ſich dem Vorhof derſelben näherte, trat ihm der Biſchof entgegen, und hielt ihn, unter abermaliger Vorſtellung der Größe ſeines Verbrechens und der Unzulänglichkeit der Privatbuße, von dem Eintritt in die Kirche ab *). „Mit welchen Augen", ſagte er unter andern, „willſt du das Heiligthum unſers gemeinſchaftlichen Herrn anſchauen? Mit welchen Füßen willſt du dieſen heiligen Boden betreten? Wie willſt du die Hände zum Beten aufheben, die noch von dem Blute deiner Ermordeten triefen? Wie willſt du mit ſolchen Händen den heiligen Leib des Herrn empfangen? Wie willſt du das theure Blut an die Lippen bringen, die jenen ſchrecklichen Befehl ausgeſprochen haben? Gehe alſo weg, und vermehre nicht die begangenen Sünden mit neuen!

Nimm

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. XI.

Nimm den Bann an, den Gott, der Herr aller Herren, von oben herab billigt. Dieſer Bann hat eine heilende Kraft, und vermag die Geſundheit der Seele wieder herzuſtellen". Als Ambroſius dieß geredet hatte, berief ſich Theodoſius auf das Beyſpiel Davids, der nicht bloß eines Mordes, ſondern auch eines Ehebruchs ſich ſchuldig gemacht habe. Aber Ambroſius erwiederte ernſt: „Du haſt dem David in ſeinen Verbrechen nachgeahmt; ahme ihm auch in ſeiner Reue nach!" Theodoſius nahm dieſes Wort zu Herzen; er bekannte öffentlich und mit Thränen ſeine Sünde, und ging weinend und ſeufzend in ſeinen Pallaſt zurück. Hier brachte er acht Monate fern von der Gemeinde der Chriſten, und fern von der Feyer des heiligen Mahles, einſam und in Trauer hin.

So kam das Weihnachtsfeſt (im Jahr 390) herbey, und der Kaiſer war tief betrübt, daß er an dieſem feyerlichen Tage keinen Antheil an den öffentlichen Gebeten und Lobpreiſungen der Chriſten nehmen ſollte. Da trat ſein Miniſter Rufinus, derſelbe, der vorzüglich zu jenem Blutvergießen gerathen hatte, zu ihm, und forderte ihn auf, ſich zu beruhigen. „Ach", ſprach der Kaiſer, „du kennſt meinen Kummer nicht! Den Bettlern und Sclaven ſteht das Heiligthum des Herrn offen, und ſie gehen ungehindert hinein, und beten zu ihrem Gott. Mir aber iſt der Eintritt verſagt, und verſchloſſen ſind mir die Pforten des Himmels! Denn ich gedenke des Wortes, das der Herr geredet hat: Alles, was ihr auf Erden binden werdet, ſoll auch im Himmel gebunden ſeyn". — Rufinus erbot ſich hierauf, zu dem Biſchof zu gehen, und ihn zu bitten, den Kirchenbann von dem Kaiſer zu nehmen. Theodoſius aber ſprach: „Ich kenne den feſten Sinn des Biſchofs; niemals wird er, aus Scheu vor kaiſerlicher Gewalt, dem göttlichen Geſetz etwas vergeben". Als aber Rufinus immer heftiger in ihn drang, und ihm verſprach den Biſchof gewiß umzuſtimmen: ſo willigte er endlich ein, ließ den Rufinus fortgehn, und folgte ſelbſt, im Vertraun auf deſſen Verſprechen, im kurzen nach.

Rufinus kam zum Ambroſius, wurde aber mit bittern Vorwürfen von ihm empfangen; und als er verſicherte, auch Theodoſius würde bald herbey kommen: ſo gerieth Ambroſius in Zorn, und erklärte laut, daß er den Kaiſer nicht in die Kirche laſſen, und wenn dieſer tyranniſche Gewalt brauchen wollte, willig ſein Leben hingeben würde. Rufinus ließ dieß dem Kaiſer melden mit dem Bedeuten: er ſolle in ſeinem Pallaſte bleiben. Aber Theodoſius, der ſchon mitten auf dem Markte war, änderte ſein Vorhaben nicht. „Ich will",

will", ſprach er, „hingehen, und auch dieſe Zurückweiſung ertragen".

Er kam zur Kirche, getraute ſich aber nicht, dieſelbe zu betreten, ſondern ging zum Biſchof, der ſich in einem Nebengebäude befand, und bat ihn um Befreyung von dem Kirchenbann. Ambroſius, noch immer erzürnt, ſchalt ihn einen Tyrannen, der gegen Gott wüthe, und deſſen Geſetze mit Füßen trete. Theodoſius aber erwiederte ganz beſchämt: „Ich will mich nicht gegen vorhandene Geſetze auflehnen; aber ich bitte dich, daß du den Bann von mir nehmen, und mir die Thüre nicht verſchließen mögeſt, die der Herr allen Bußfertigen geöffnet hat". Ambroſius, hierdurch beſänftigt, fragte: „Welche Reue haſt du wegen deiner Miſſethat gezeigt? oder durch welche Mittel haſt du die ſchrecklichen Ausbrüche deines Zornes beſeitigt?" — Theodoſius bat ihn ſelbſt ſolche Mittel zu beſtimmen. Da bewog ihn Ambroſius zu verordnen, daß zwiſchen jedem Todesurtheil und deſſen Vollziehung ein Zwiſchenraum von dreyßig Tagen feſtgeſetzt werden ſollte, damit Todesurtheile, die im Aufwallen des Zornes ausgeſprochen würden, leicht wieder zurückgenommen werden könnten.

Als Theodoſius dieſes heilſame Geſetz unterzeichnet hatte, ward auch der Kirchenbann von ihm genommen. Er ging nun in die Kirche, warf ſich daſelbſt zur Erde nieder, ſprach die Worte des 119 Pſalm: „Meine Seele liegt im Staube, erquicke mich nach deinem Worte“; und indem er ſeine Haare zerriß, ſeine Stirne ſchlug, und den Boden mit ſeinen Thränen benetzte, bat er öffentlich um Verzeihung. Die Zeit kam, wo die Gläubigen ihre Gaben auf den Altar brachten. Da ſtand er weinend auf, nahete ſich dem Altar, und legte auf denſelben ſeine Gaben. Als er aber nachher innerhalb der Schranken, welche den Altar umſchloſſen, ſtehen blieb, ließ ihm Ambroſius — deſſen Muth mit der Hingebung des Kaiſers gewachſen zu ſeyn ſcheint — durch einen Kirchendiener ſagen: „er möchte ſich wieder unter die übrigen Chriſten ſtellen; denn der Purpur mache wohl zum Kaiſer, aber nicht zum Prieſter“. Theodoſius folgte ohne Widerrede, indem er nur zu ſeiner Entſchuldigung äuſſerte, daß er in Conſtantinopel gewohnt ſey, ſich an dieſem Orte aufzuhalten. Uebrigens behielt er das Andenken dieſer Begebenheiten tief in ſeinem Herzen; und ſeine Achtung gegen den Ambroſius war dadurch nicht vermindert, ſondern erhöhet worden. Denn noch in Conſtantinopel erklärte er laut: „in Mailand habe er den Lehrer der Wahrheit gefunden; und er kenne keinen, der des Namens Biſchof würdiger ſey, als Ambroſius".

Dieſer aber blieb ſich auch nach dieſem glänzenden Triumph — dem erſten, den in der Chriſtenheit geiſtliche Macht über weltliche errungen hat — in ſeinem thätigen und würdevollen Leben gleich. Er fuhr fort, die Lehren ſeiner Kirche in Predigten und Schriften zu erläutern, ihre Rechte zu vertheidigen und ihre Gegner zu bekämpfen. Mit gleichem Eifer empfahl er auch den eheloſen Stand und das Mönchthum mit allem Nachdruck ſeiner bilderreichen Beredſamkeit. Aber größere Verdienſte erwarb er ſich dadurch, daß er zuerſt, in ſeinem Werke über die Pflichten, das Ganze der chriſtlichen Sittenlehre umfaßte, und dem Kirchengeſang eine verbeſſerte Einrichtung gab. Zwar iſt das berühmte Lied: „Herr Gott dich loben wir rc.", das ſonſt ihm zugeſchrieben, und darum der ambroſianiſche Lobgeſang genennt wurde, ſchwerlich von ihm; aber gewiß iſt es, daß er viele Kirchenlieder verfertigte, und daß er, was bis dahin in den abendländiſchen Kirchen ungewöhnlich geweſen war, die ganze Gemeinde an dem Geſange Antheil nehmen ließ.

Neue Stürme trafen ihn, gleich denen, die er in den Tagen des Maximus beſtanden hatte.

Der junge Kaiſer Valentinian II., der ihn als einen Vater verehrt hatte, erfuhr das Schickſal ſeines kaiſerlichen Bruders. Er wurde (392) von ſeinem General Arbogaſtes getödtet, und der Redner Eugenius, den Heiden geneigter, als den Chriſten, wurde von dem Mörder auf den abendländiſchen Thron erhoben. Zwar bewarb ſich auch dieſer um die Gunſt des Ambroſius, aber bloß, um durch deſſen Anſehn ſeine ſchwankende Regierung zu ſtützen. Ambroſius wich ihm daher aus, nicht aus Furcht, ſondern, wie er ſagte, um den Anblick des Unreinen zu vermeiden. Er verließ, als Eugenius nach Mailand kam (393), ſeinen biſchöflichen Stuhl, und zog bis Florenz, ohne doch das Beſte ſeiner Kirche aus den Augen zu verlieren. Denn noch aus der Ferne machte er dem Eugenius die nachdrücklichſten Vorſtellungen über ſeine Begünſtigung des Heidenthums. Freylich richtete er dadurch nichts aus, aber er befriedigte die Forderungen ſeines Gewiſſens. Glücklicher Weiſe war auch die Regierung des Eugenius nur von kurzer Dauer. Denn ſchon im folgenden Jahre (4. Sept. 394) wurde derſelbe nebſt ſeiner Stütze, dem Arbogaſtes, im Kampfe gegen den Theodoſius geſchlagen und getödtet. Ambroſius kehrte daher nach Mailand zurück, und ſein erſtes Geſchäft daſelbſt war eine Handlung der Menſchlichkeit. Wie er ſchon früher kein Bedenken getragen hatte, Kirchengefäße zu veräußern, um gefangene Chriſten aus den Händen der Barbaren loszukaufen: ſo nahm er ſich jetzt der Anhänger des Eugenius, die nach deſſen Niederlage in die Kirche zu Mailand geflüchtet waren, liebreich an, ja er reiſte, um ihre Begnadigung zu erwirken, ſelbſt nach Aquileja zum Theodoſius. Und hier fanden ſeine Bitten geneigtes Gehör, da Theodoſius, immer zur Verſöhnlichkeit bereit, mit hoher Achtung für den Biſchof erfüllt, und ſogar überzeugt war, daß er dem frommen Gebet desſelben den wichtigen Sieg zu verdanken habe, der ihn zum zweyten Male zum Herrn des ganzen römiſchen Reiches machte.

Aber bald darauf hatte Ambroſius den Schmerz, dieſen ihm ganz ergebenen Fürſten durch den Tod zu verlieren. Denn vier Monate nach jenem Sieg (am 17. Jan. 395) ſtarb Theodoſius. Doch das Anſehn des Biſchofs war viel zu feſt begründet, als daß es mit dem Tode ſeines Gönners erlöſchen konnte. Auch der nunmehrige Reichsverweſer, der tapfre Stilicho, der im Namen des ſchwachen Honorius, eines Sohnes des Theodoſius, regierte, konnte dem hochverehrten Biſchof, dem ſelbſt auswärtige Nationen huldigten, Achtung und Ehrerbietung nicht verſagen.

Indeſſen kam auch ſein Lebensende ſchnell herbey. Eine heftige Krankheit ergriff ihn. Seine Freunde zitterten, er aber blieb ſtandhaft. Als jene ihm zuredeten, „er ſolle Gott um Verlängerung ſeines Lebens bitten", gab er zur Antwort: „Ich habe nicht ſo unter euch gelebt, daß ich mich ſchämen ſollte, noch länger zu leben; aber ich fürchte mich auch nicht zu ſterben, denn wir haben einen guten Herrn". Dieſe Ueberzeugung erleichterte ihm den Tod. Seine Seele fühlte ſich entzückt. Er ſah Jeſum, der ihm zulächelte, betete, ließ ſich das Abendmahl des Herrn reichen, und gab ſeinen Geiſt auf. — So ſtarb Ambroſius am 4. April 397, ungefähr im 57. Jahre ſeines Alters.

Paulinus, ſein Geheimſchreiber und dann Aelteſter, der uns eine Lebensbeſchreibung von ihm hinterlaſſen hat, hat ſein Leben und Sterben mit vielen Wundern ausgeſchmückt. Die Wahrheit derſelben kann in gerechte Zweifel gezogen werden; aber mit Zuverläßigkeit kann man daraus auf das hohe Anſehn dieſes merkwürdigen Mannes ſchließen. Und er verdiente es auch! Wohl war er nicht frey von ſtolzen Anmaßungen; er erlaubte ſich zuweilen unbefugte Eingriffe in die Regierungsgeſchäfte, und ſein Glaubenseifer verblendete ihn manchmal gegen die Forderungen der chriſtlichen gung und Duldung: aber dieſe Fehler ſcheinen nur aus ſeinen zwar irrigen, aber immer achtungswerthen Ueberzeugungen hervorgegangen zu ſeyn. Sein Geiſt hatte eine hohe Anſicht ſeines Berufs aufgefaßt. Er ſah ihn als Sache Gottes an, und wie heilig ihm darum alle Pflichten waren, ſo heilig waren ihm auch alle Rechte desſelben. Eben deshalb glaubte er auch, ſie, ohne auf Hinderniſſe zu achten, mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit verfolgen zu müſſen. Dabey war er ein äuſſerſt gewiſſenhafter Mann, unermüdet thätig, ſtreng gegen Andre, aber noch ſtrenger gegen ſich ſelbſt. Von aller Habſucht weit entfernt, und eben ſo abgeneigt dem eiteln Gepränge zeitlicher Größe, ſuchte er ſeinen Ruhm und ſein Glück nur in Erfüllung deſſen, was er für ſeine Pflicht erkannte. Und ſo ſcheint ihm der Name eines Heiligen zu gebühren, mit dem er in den Jahrbüchern ſeiner Kirche prangt.

XV.

Antonius und Pachomius
oder
Urſprung und Fortgang des Mönchsweſens.

Höchſt merkwürdig für die Geſchichte der Menſchheit überhaupt und für die der chriſtlichen Kirche insbeſondere iſt das Mönchsweſen, das auſſerordentlich viel Gutes und auſſerordentlich viel Böſes geſtiftet, und darum eben ſowohl ausſchweifendes Lob als ausſchweifenden Tadel gefunden hat.

Durch daſſelbe wurden wüſte Gegenden angebaut, neugeſtiftete Kirchen beſchützt, die gelehrten Schätze des Alterthums erhalten, Schulen angelegt und die Erleuchtung neuerer Zeiten begründet; aber umgekehrt auch der finſterſte und ſchädlichſte Aberglaube verbreitet, die unſinnigſten Thorheiten gepflegt, und die ſchwärzeſten Bosheiten unter dem Schein der Gottſeligkeit verübt. Durch daſſelbe wurden Anſtalten zur Erhaltung gottesfürchtiger Geſinnungen und Handlungen geſtiftet; aber auch die Religioſität zu einem leeren Formenſpiel herabgewürdigt. Durch daſſelbe wurden Menſchen aus den verſchiedenſten Ständen in brüderlichen Verein gebracht; aber auch dem Stolze, dem

Neide und der Verleumdungs- und Verfolgungsſucht aller Vorſchub gethan. Durch dasſelbe fand manches Herz, das ſich mit der Welt und ſich ſelbſt entzweyt hatte, ſeinen Frieden wieder; aber manches erlag auch neuen Qualen und verzehrendem Gram über eingebildete Sünden.

So verſchiedenartige Wirkungen ziehen die Aufmerkſamkeit auf die Urſache hin. Es fragt ſich, welchen Anfang und Fortgang hat das Mönchsweſen gehabt? welches waren ſeine urſprünglichen Eigenthümlichkeiten, welches ſeine nachherigen Veränderungen? und wir finden es eben ſowohl der Wichtigkeit des Gegenſtandes als dem Zwecke dieſes Buches angemeſſen, einen Beytrag zur Beantwortung dieſer Fragen zu verſuchen.

Das Mönchsweſen iſt aus dem Einſiedlerleben, dieſes aus dem Leben der Asceten, und dieſe drey Erſcheinungen zuſammengenommen ſind aus dem Streben nach höhrer Tugend und aus irrigen Vorſtellungen von Gott und unſerm menſchlichen Beruf entſtanden.

Schon in den Zeiten vor Jeſu gab es unter Juden und Heiden Menſchen, welche die Vorſtellung hegten, daß man durch auſſerordentliche

Enthaltſamkeit und Mäßigung die Anforderungen der ſinnlichen Triebe bekämpfen oder gar ertödten müſſe, um vollkommner an Geiſt und Wandel zu werden. So lehrten unter den Juden die Eſſäer, ſo unter den Griechen die Pythagoräer, Stoiker und ſpäterhin die Neuplatoniker. Dieſe Vorſtellung ging mit ihren Anhängern in das Chriſtenthum über, und fand hier um ſo mehr Nahrung, je mehr man in den Ermahnungen Jeſu, „die Welt nicht zu lieben“ Empfehlung und Gebot ſolcher Selbſtverleugnungen zu finden meinte. Es gab daher ſchon in den beyden erſten Jahrhunderten Chriſten, welche, zurückgezogen von den Geſchäften und Vergnügungen der Welt und unter freywilligen Entſagungen, der Uebung einer ſtillen Gottſeligkeit ihr Leben widmeten. Solche Leute nannte man Asceten. Die gewöhnliche Ausübung der Religion befriedigte ſie nicht; ſie ſuchten einen höhern Grad von Tugend zu erringen als die übrigen Chriſten, und ſich noch über die Forderungen der Religion zu erheben. Sie entſagten daher den Gaben und Freuden, womit die Weisheit und Güte Gottes das irdiſche Leben geſchmückt hat; ſie zogen ſich von den Geſchäften zurück, wodurch der Menſch dem Menſchen nützlich werden kann; ſie flohen den Eheſtand, berührten weder Fleiſch, noch Wein, noch andre ſchmakhafte Speiſen, übten ſich im Wachen, Faſten und

Beten, und wählten ein zeitliches Leben voll Elend, um damit ein ewiges Leben voll Seligkeit zu erkämpfen.

Allmählich ging man in dieſer traurigen Kunſt, fromm zu werden, noch weiter. Der Aufenthalt in der Welt ſchien vielen Zerſtreuungen und Verführungen ausgeſetzt, und erſchöpfte noch nicht jede Art von Selbſtverleugnung. Noch enthaltſamer und ungeſtörter, und folglich noch andächtiger und gottſeliger glaubte man fern von der menſchlichen Geſellſchaft leben zu können; und Unzufriedenheit mit ſich und der Welt, Hang zur Einſamkeit und Schwermuth, und hauptſächlich auch Verfolgungen, die über die Chriſten verhängt wurden, unterſtützten dieſen menſchenſcheuen Wahn. So entſtanden aus den Aſceten die **Einſiedler** oder **Eremiten**; und eben das Land, deſſen Bewohner von jeher zur düſtern Schwermuth und Schwärmerey vorzüglich geneigt waren, Aegypten, ſahe das erſte Beyſpiel hiervon. **Paulus** nämlich, aus Theben in Ober-Aegypten gebürtig, wird als der erſte gerühmt, der ſich zu dieſer eingebildet höhern Stufe des Aſcetenlebens erhob. Er floh, heißt es, bey den Verfolgungen, die unter dem Kaiſer Decius über die Chriſten verhängt wurden (ungefähr ums Jahr 250) in die Wüſte, und lebte hier in völliger Abgeſchiedenheit von der Welt. Eine Höhle diente ihm zum Aufenthalt; ein Palmbaum, der ſie überſchattete, gab ihm Nahrung und Kleidung; eine klare Quelle, die ſich daſelbſt aus dem Felſen wand, ſtillte ſeinen Durſt, und überdieß brachte ihm, wie erzählt wird, ein Rabe täglich ein Brod. Gebet und geiſtliche Uebungen machten ſeine Beſchäftigungen aus. So lebte er bis in ſein 113. Jahr, und erſt kurz vor ſeinem Tode wurde er dem heiligen Antonius und durch dieſen der Welt bekannt.

Indeſſen hatte gleiche Schwermuth und gleiches Streben nach Frömmigkeit auch Andre, obgleich nicht in die Wüſte, doch in die Einſamkeit geführt; und ſchon zu Ende des dritten Jahrhunderts gab es viele Einſiedler in Aegypten. Anfangs lebten dieſe einzeln, zerſtreut, ganz nach eigner Willkühr, ohne Haupt, ohne Regel; aber allmählich folgten mehrere einem gemeinſamen Lehrer, traten mit einander in Verbindung, und verpflichteten ſich zu einer beſtimmten Lebensordnung. So bildete ſich aus dem Einſiedlerleben das Mönchsleben. Auch dieß geſchah zuerſt in Aegypten, und die Männer, durch die dieſes geſchah, waren Antonius und Pachomius — beyde als Väter der Mönche geprieſen; jener, weil er zuerſt das vollkommenſte Muſter des Einſiedlerlebens aufſtellte, Schüler an ſich zog und

Verbindungen unter ihnen ſtiftete; dieſer, weil er zuerſt die zerſtreut wohnenden Einſiedler in gemeinſame Wohnungen verſammelte, Klöſter anlegte und Regeln für ſelbige vorſchrieb.

Die Schilderung des Lebens dieſer beyden merkwürdigen Männer iſt ganz eigentlich als eine Schilderung des Urſprungs und Fortgangs des Mönchsweſens anzuſehen. Ich werde daher dasſelbe erzählen nach den Ueberlieferungen der berühmteſten Kirchenlehrer. Freylich wird dabey vieles Wundervolle und Unglaubliche vorkommen; aber das darf nicht befremden. Denn wie der Einſiedler ſelbſt bey ſeiner durch Einſamkeit, Wachen und Faſten erhitzten Einbildungskraft Wunder zu ſehen glaubte: ſo glaubten auch die, die ſeine auſſerordentliche Heiligkeit anſtaunten, auſſerordentliche Kräfte oder Wundergaben bey ihm zu finden.

Antonius, im Jahr 251 auf einem Dorfe in Ober-Aegypten (Thebais) von chriſtlichen Eltern geboren, wurde durch Erziehung und Temperament frühzeitig zu ſeinem ſpätern Leben vorbereitet. Als Kind wurde er ſo eingezogen gehalten, daß er auſſer ſeinen Eltern und ſeiner Wohnung nichts weiter von der Auſſenwelt kennen lernte; und auch als Knabe und Jüngling erhielt er die Bildung nicht, die ſeinen natürlich guten Anlagen förderlich geweſen wäre. Sein Gemüth wurde mit den Lehren des Chriſtenthums erfüllt; aber ſein Verſtand wurde nicht erleuchtet, ſeine Einbildungskraft nicht gezügelt. Er ſelbſt zeigte Abneigung gegen das Erlernen der Wiſſenſchaften, und eben ſo gegen den Umgang mit andern Knaben ſeines Alters. Seine Eltern waren reich und angeſehen; aber er lebte ganz einfach zu Hauſe, und verlangte nie nach Leckerbiſſen und Vergnügungen. Dagegen war er ſeinen Eltern unterthan, beſuchte fleißig mit ihnen den Tempel des Herrn, und nahm, was er dort hörte, zu Herzen.

In einem Alter von 18 oder 20 Jahren verlor er ſeine Eltern. Nun mußte er die Aufſicht über das Hausweſen und ſeine jüngere Schweſter übernehmen. Aber bald änderte ſich das. Die Sorge für irdiſche Güter ſagte einem Jüngling nicht zu, der in die Verachtung derſelben das höchſte Ziel der Gottſeligkeit ſetzte. Ihm ſchwebte das Beyſpiel der Apoſtel vor Augen, die, alles das Ihrige verlaſſend, dem Heiland nachgefolgt waren; und dann das Beyſpiel der erſten Chriſten, die ihre Habe zum Beſten der Armen verkauft hatten. Von ſolchen Erinnerungen durchdrungen, begab er ſich einſt, ſechs Monate nach dem Tode ſeiner Eltern, in eine Kirche. Da traf es ſich, daß die Stelle des Evangeliums Matthäi (XIX., 21) vorgeleſen wurde, wo Jeſus zu einem reichen Jüngling ſagt: „Willſt du vollkommen werden, ſo gehe hin, verkaufe, was du haſt, und gieb's den Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben; und dann komm und folge mir nach". In dieſen Worten glaubte Antonius einen göttlichen Wink zu erkennen. Es dünkte ihn, daß ſie nur ſeinetwegen vorgeleſen worden wären, und kaum war er aus der Kirche zurückgekommen, ſo entſagte er ſeinen Gütern. Seine liegenden Gründe, 300 fruchtbare Aecker, ſchenkte er den Einwohnern ſeines Dorfes; ſeine bewegliche Habe aber verkaufte er, und vertheilte das hierdurch gelöſte Geld unter die Armen. Nur Weniges behielt er für ſeine Schweſter zurück, und auch dieſes nur auf kurze Zeit. Denn als er wieder in die Kirche gekommen war, und daſelbſt die Worte des Evangeliums (Matthäi VI., 34): „Sorget nicht für den andern Morgen ꝛc." gehört hatte, ſo vertheilte er alles ihm noch übrige Geld, und verſchaffte ſeiner Schweſter ein Unterkommen bey frommen Jungfrauen, wo ſie nachmals die Erzieherin vieler andern Jungfrauen, und ſo gleichſam die Mutter der Nonnen wurde. Er ſelbſt aber begab ſich auſſerhalb ſeines Dorfes in die Einſamkeit.

Es liegt im Character kraftvoller Menſchen, den einmal ergriffenen Lebensplan mit unverdroſſenem Eifer zu verfolgen, und ſich durch vorkommende Schwierigkeiten mehr anfeuern, als abſchrecken zu laſſen. Auch Antonius bewies dieß durch ſein Beyſpiel. Feſt entſchloſſen, nach Aſceten-Art zu leben, blieb er dieſer Lebensart unverbrüchlich treu, und ſuchte es darin weiter als ſeine Vorgänger zu bringen. Zuerſt hielt er ſich an das Beyſpiel eines frommen Greiſes, der nicht weit von ſeinem Dorfe in der Einſamkeit lebte. Dann ſuchte er auch die übrigen Aſceten der dortigen Gegend auf, und beſtrebte ſich die guten Eigenſchaften derſelben, als die Geduld des Einen, das eifrige Gebet des Andern, das häufige Faſten eines Dritten u. ſ. w. in ſich zu vereinigen. Dieß gelang ihm, und bald gewann er durch ſein frommes Leben die Achtung aller, die ihn kannten. Da ſuchte ihn, wie es heißt, der Teufel bald durch Reizungen zur Wolluſt, bald durch furchtbare Erſcheinungen zu verführen; aber vergebens! Antonius blieb ſtandhaft, vertrieb den Teufel durch Anrufung Gottes, und ſuchte ſich durch Abhärtung gegen alle Reizungen der Sinnlichkeit zu verwahren. Er behandelte daher ſeinen Körper mit vieler Strenge, brachte oft ganze Nächte ſchlaflos hin, ſchlief auf bloſer Erde, aß erſt gegen Sonnenuntergang, faſtete oft drey bis vier Tage nach einander, genoß nie

Fleiſch und Wein, ſondern nur Brod, Salz und Waſſer, und verſchmähte das Salben mit Oel als Sache der Weichlichkeit.

Hiermit noch nicht zufrieden, verließ er ſeinen ſeitherigen Aufenthalt, und begab ſich zu den entlegenern Grabmählern, wo er in einem derſelben eingeſchloſſen lebte. Auch hier hatte er, wie erzählt wird, mit Anfechtungen zu kämpfen. Teufel überfielen und marterten ihn mit Schlägen. Halbtodt wurde er von einem Freund, der ihm Brod bringen wollte, aus dem Grabgewölbe gezogen, und in eine nahe Kirche gebracht. Daſelbſt kam er wieder zu ſich ſelbſt; und ſogleich verlangte er auch, in das Grabgewölbe zurückgeführt zu werden. Sein Freund erfüllte dieß Verlangen. Matt und ſo erſchöpft, daß er nicht aufrecht ſtehen konnte, kam Antonius in ſeine Einſamkeit zurück. Da überfiel ihn abermals der Teufel, umringte ihn mit tauſend Schreckgeſtalten, und peinigte ihn mit Schlägen; aber er blieb unerſchütterlich im Vertraun auf göttlichen Beyſtand. Und Jeſus Chriſtus ſelbſt erſchien ihm, verjagte den Teufel, heilte ihn von allen Wunden und Schmerzen, und erhob ihn durch das Verſprechen, daß er ihn immer beſchützen, und ſeinen Namen unter den Menſchen verherrlichen werde.

Dieſes Verſprechen Jeſu, das Antonius zu vernehmen glaubte, iſt bedeutend. Denn wie die göttlichen und teufeliſchen Erſcheinungen, die in dieſer Lebensgeſchichte ſo häufig vorkommen, überhaupt nur als Wiederſchein eines lebhaft bewegten Innern anzuſehen ſind; oder wie die Verirrungen, Hoffnungen und Wünſche menſchlicher Gemüther daraus hervorleuchten: ſo erhellt hier insbeſondere, daß ſich auch in die rauhe Frömmigkeit des Antonius, die allen irdiſchen Nebenrückſichten zu entſagen ſchien, ein Streben nach Ehre bey den Menſchen einmiſchte. Aber wenn ſchon Antonius hierdurch den Tribut menſchlicher Schwäche bezahlte, ſo bleibt doch die Kraft womit er unabläßig die Neigungen und Bedürfniſſe ſeiner ſinnlichen Natur zu bekämpfen ſuchte, immer bewundernswerth.

Vieles hatte Antonius ſchon gethan, um ſich zu einem, wie er glaubte, völlig gottſeligen Leben zu erheben; aber dieß war ihm noch nicht genug. Denn je mehr ein kräftiger Menſch thut, deſto größern Muth fühlt er in ſich, noch Mehreres und Schwereres zu thun. Noch lebten die Einſiedler in der Nähe menſchlicher Wohnungen; keiner derſelben hatte, ſo viel Antonius damals wußte, die Wüſte aufgeſucht, und doch ſchien ihm dieß um ſo gottſeliger je ſchwieriger es war. Er machte ſich daher, als er ſich durch die Erſcheinung Jeſu aufs neue geſtärkt fühlte, plötzlich auf, und ging in die Wüſte. Er war damals 35 Jahr alt, niemand begleitete ihn, und unterwegs ſuchte ihn der Teufel aufzuhalten, indem er eine glänzende Silberſcheibe, und dann einen großen Goldklumpen ihm in den Weg wälzte; aber Antonius ließ ſich dadurch nicht irren. Unerſchütterlich ging er weiter, und kam ſo in die Gebirge, die nach dem rothen Meere liegen. Hier fand er ein altes, verfallenes Gebäude, das er zu ſeiner Wohnung erwählte. Waſſer, das er daſelbſt antraf, und Brod, das ihm zweymal im Jahre gebracht wurde, machte ſeine Nahrung aus. Seine Freunde ſuchten ihn auf; aber er ließ niemand vor ſich; und wenn ſie ihm Brod brachten, ſo mußte es durch den obern Theil des Gebäudes hinabgereicht werden. Oft hörten ſie, wenn ſie Tag und Nacht ſeine Burg umlagerten, dieſelbe von einem fürchterlichen Getümmel und Geſchrey wiederhallen. Teufel waren es, die den Heiligen aufs neue beunruhigten und hinweg zu treiben ſuchten; aber vergebens. Er blieb ſtandhaft, und ermahnte von innen heraus auch ſeine Freunde, um derentwillen ſolche Erſcheinungen geſchähen, ſtandhaft zu bleiben, ſich mit dem Zeichen des Kreuzes zu bezeichnen und auf göttlichen Beyſtand zu trauen.

So blieb er zwanzig Jahre (bis zum Jahr 305) in ſeiner Burg verſchloſſen. Da nöthigte ihn die Menge derer, die zu ihm drangen und ſeine Lebensart nachahmen wollten, wieder zum Vorſchein zu kommen. Er trat hervor wie ein Eingeweiheter und Gottbegeiſterter. Sein Aeuſſeres hatte ſich nicht verändert; er erſchien vielmehr noch in eben der jugendlichen Friſche, wie vor ſeinem Weggang in die Höhle. Auch ſein Geiſt war nicht umdüſtert, ſondern verklärt. Er hatte, hieß es, Gnade bey Gott gefunden; und alſo heilte er Kranke, befreyte Andre von böſen Geiſtern, tröſtete Traurige, verſöhnte Feindſelige, vermahnte alle zur Verachtung des Weltlichen, und verwies ſie auf die Liebe Gottes, der ſeines eingebornen Sohnes nicht verſchont, ſondern ihn für alle dahin gegeben habe.

Mächtig wirkte ſein Wort, mächtiger noch ſein Beyſpiel auf alle, die um ihn waren. Wie er, erwählten ſie das einſame Leben, oder, wie ſie es nannten, den göttlichen Beruf, und nahmen, mit Zurücklaſſung des Ihrigen, ihren Aufenthalt bey ihm in der Wüſte. So entſtanden um ſeine Burg herum mehrere einſame Wohnungen (Monasteria), die zwar noch keine Klöſter waren, aber doch als deren Grundlage angeſehen werden können. Die Bewohner derſelben, die den Namen

Mönche, oder Einſame (Monachi) führten, ſahen auf ihn, ihren Gründer, als auf ihren gemeinſchaftlichen Vater, während er ſelbſt ſie als ſeine jüngeren Brüder behandelte. Deshalb erſchien er fleißig in ihrer Mitte, und ſuchte durch gottſelige Geſpräche ihren frommen Eifer immer mehr anzufachen, und aus eigener Erfahrung ihnen die Mittel zu entwickeln, wie die Angriffe des Teufels vereitelt werden konnten. So wurde, wie Athanaſius berichtet, die Wüſte gleichſam ein Schauplatz der Frömmigkeit. Da war keiner, der Unrecht that oder litt; da war kein Drängen und Treiben um irdiſche Dinge. Wohl aber waren die Wohnungen der Mönche wie mit Chören von Heiligen erfüllt, die im Beten, Singen, Leſen, Faſten und Wachen ihr Vergnügen fanden; die arbeiteten, um ihren Unterhalt zu erwerben und um wohlzuthun, und die durch das Band gegenſeitiger Liebe mit einander verbunden waren. Er aber, der Stifter dieſer ſeltenen Frömmigkeit, leuchtete ihnen als Muſter und Führer vor. Denn weit entfernt, von ſeiner vorigen Strenge gegen ſich nachzulaſſen, ging er in derſelben immer weiter. Um ſeine Seele noch unabhängiger von ſeinem Leibe zu machen, ſuchte er ſich von allen ſinnlichen Begierden und Bedürfniſſen loszureißen. Er lernte fünf Tage nach einander faſten, ſchämte ſich mit Andern zu eſſen, und nur der Gedanke, daß er durch Geſpräche und vorleuchtende Mäßigkeit nützen könnte, führte ihn zu den Tiſchgeſellſchaften ſeiner Brüder. Seinen Körper (was mehr Eckel als Bewunderung erweckt) wuſch und badete er niemals. Ein härnes Hemde und über demſelben ein Schaaſpelz oder Mantel machte ſeine Bekleidung aus; und ein langer Stab ſicherte ſeine wankenden Schritte.

Einſt ergriff ihn der Gedanke, als Märtyrer zu ſterben. Er verließ daher, als noch im Jahr 311 eine Verfolgung über die Chriſten in Aegypten verhängt ward, ſeine Wüſte, und begab ſich nach Alexandrien. Daſelbſt trat er zu denen, die wegen ihres Glaubens leiden mußten, ermahnte ſie zur Standhaftigkeit und begleitete ſie zum Tode. Aber Gott erhielt ihn, damit er, wie es heißt, noch Vielen ein Lehrer des Mönchslebens würde. Unangetaſtet kehrte er in ſeine Wüſte zurück, wo er durch die Peinigungen, die er ſich ſelbſt auferlegte, täglich das Verdienſt eines Märtyrers errang.

Indeſſen hatte ſich das Zudrängen zu ihm ſeit ſeiner Reiſe nach Alexandrien ſo vergrößert, daß er, um demſelben zu entgehen, ſeinen ſeitherigen Aufenthalt verließ und einen entlegenern aufſuchte. So kam er nach drey Tagreiſen zu dem Berge

Kolzim nahe am rothen Meere. Hier fand er eine Höhle, die ihm zum Aufenthalt diente, und eine Quelle, mit deren klarem Waſſer er ſeinen Durſt ſtillte. Von Zeit zu Zeit brachten ihm ſeine Brüder Brod; aber da es ihn ſchmerzte, daß ſie ſeinetwegen den beſchwerlichen Weg durch die Wüſte machen ſollten, ſo fing er ſelbſt an, Getreide zu bauen. Ueberdieß pflanzte er auch Gemüſe, um die zu erquicken, die ihn in der entlegnen Wüſte aufſuchten. Denn auch dahin kamen Chriſten, die durch ſeine Tugenden Erbauung, oder durch ſeine Wunderkräfte Heilung ihrer Krankheiten ſuchten. Er ſelbſt, hülfreich, wohlthätig und demüthig geſinnt, benutzte das Anſehn, das er beſaß, um Andern zu nützen; und wie lieb ihm auch durch Gewohnheit, Temperament und den Wahn ihrer Verdienſtlichkeit die Einſamkeit geworden war, ſo verließ er ſie doch, wenn höhere Pflichten ihn zu rufen ſchienen. So ging er, von ihnen eingeladen, zu den Mönchen, ſeinen Schülern, in der niedern Wüſte, und ermahnte ſie zur Eintracht und zur Bekämpfung jeder unreinen Begierde. So ging er ferner mehrmals nach Alexandrien, um ſich den Arianern zu widerſetzen, und öffentlich ein Zeugniß ſeines Glaubens an Jeſum, den Sohn Gottes, abzulegen. Und gewiß hat ſein Beytritt zu der nachmals herrſchenden Parthey, ſo wie ſeine Ehrfurcht für die rechtgläubigen

Biſchöfe und Aelteſten zu Alexandrien und für den geiſtlichen Stand überhaupt nicht wenig zur Verherrlichung ſeines Ruhmes beygetragen.

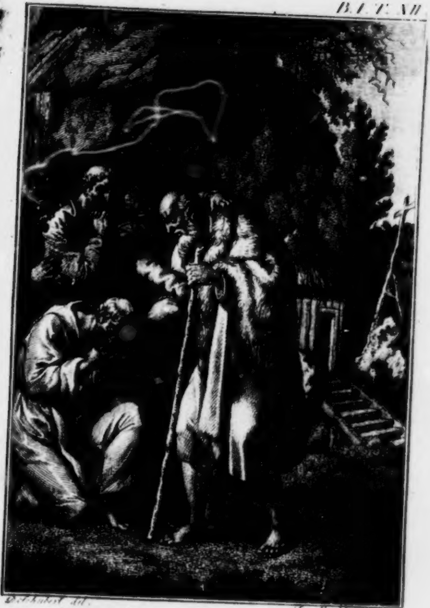
Indeſſen hatte ſich ſchon bey ſeinen Lebzeiten ſein Ruhm ſo verbreitet, daß ſelbſt der Kaiſer Conſtantin der Große nebſt zween ſeiner Söhne, Conſtantius und Conſtans, ums Jahr 335 ehrfurchtsvoll an ihn ſchrieben, und von ihm belehrende Antwort erbaten. Anfangs wollte er, um jeden Schein von ſtolzer Freude zu vermeiden, dieſe Briefe gar nicht leſen, noch weniger beantworten, bis ſeine Freunde ihm vorſtellten, daß er durch ſeine Antwort manches Gute befördern könnte. Nun erließ er ein Schreiben, in welchem er zuerſt ſeine Freude darüber ausdrückte, daß Conſtantin und deſſen Söhne zum Chriſtenthum übergetreten wären, dann ſie insgeſammt ermahnte, das Irdiſche nicht zu hoch zu achten, ſondern an den Tag des Gerichts zu denken, menſchlich zu regieren, und ſich der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit zu befleißigen.

Einige Jahre ſpäter (340) erhielt Antonius unmittelbar von Gott den Befehl, einen Einſiedler aufzuſuchen, der noch vollkommner als er wäre. Dieſem Befehl zufolge durchzog er die ägyptiſche Wüſte und fand in einer entlegenen Gegend den ſchon oben erwähnten Paulus von Theben, der ſeit neunzig Jahren, der Welt unbekannt, daſelbſt gelebt hatte. Aber nicht lange blieben beyde zuſammen. Im kurzen ſtarb Paulus, und Antonius ſchien nur darum zu ihm geſendet zu ſeyn, um ihn zu begraben und ſeinen Namen vor der Welt zu verherrlichen.

Aber auch Antonius nahete ſich nun ſeinem Tode. Er war ſchon 90 Jahre alt, als er den Einſiedler Paulus begrub, und zunehmende Schwächlichkeit nöthigte ihn, zwey ſeiner Schüler, Amatus und Macarius, zu ſich zu nehmen, die ſein Alter pflegen und leiten ſollten. Mit ihnen lebte er noch funfzehn Jahre in ſeiner einſamen Wohnung auf dem Berge Kolzim. Als er endlich fühlte, daß ſein Tod herbeykam, ſuchte er noch durch Ermahnungen zu nützen. Er machte ſich daher auf und ging (im Jahr 355) nach Alexandrien, um hier noch einmal ein Zeugniß ſeines Glaubens an die Gottheit Jeſu abzulegen. Von allen Seiten ſtrömten Menſchen herbey, um ihn zu ſehen, und durch ihn von Krankheiten der Seele und des Leibes geheilt zu werden; und mächtig war die Kraft ſeiner Lehren und Gebete, vielfältig die Wunder und Zeichen, die er that.

Hier-

B. I. T. XII



G. Schubert del. L. Buchhorn sc.

Abschied des Antonius
von seinen Schülern.

Hierauf ging er in die niedern Wüſte zu den von ihm gebildeten Mönchen, um Abſchied von ihnen zu nehmen. Als alle um ihn verſammelt waren, ſprach er: „Ich ſehe euch jetzt zum letzten Male, denn die Zeit nahet, daß ich ein hundert und fünfjähriger Greis von hinnen gehe". Da ſie das hörten, weinten ſie, und umarmten und küßten ihn. Er aber, gleichſam als ſollte er aus der Fremde in die Heimat gehen, redete ſie freudig an und ermahnte ſie, in ihrer Arbeit nicht läßig, dem einſiedleriſchen Leben nicht abwendig zu werden, und ſtets ſo zu handeln, daß ſie täglich zum Tode bereit wären. Sie ſollten daher ihren Geiſt vor wollüſtigen Gedanken bewahren, den Frommen nachahmen, und in keine Ketzerey verſinken, ſondern feſthalten an dem Glauben, den die heilige Schrift aufſtelle und den er ihnen oft geprediget habe. Die Brüder baten ihn, er möchte bey ihnen bleiben, damit ſein Tod ihnen ſo lehrreich würde, wie ſein Leben; aber er weigerte ſich, denn er ſcheuete die abergläubiſche Verehrung der Leichname, die in Aegypten von Alters her herrſchend war *). Er ging daher in ſeine Höhle auf dem Berge Kolzim zurück. Wenige Monate darauf verfiel er in eine tödtliche Krankheit. Da berief

---

*) Den Abſchied des Antonius von ſeinen Schülern ſtellt das Kupfer Taf. XII. vor.

er die beyden Schüler, die ſeit funfzehn Jahren um ihn waren, zu ſich und ſagte: „Ich werde nun, wie geſchrieben ſteht, zu den Vätern verſammelt werden; denn ich fühle, daß ich von dem Herrn gerufen werde. Ihr aber wachet und harret aus in dem Stande, den ihr gewählt habt. Widerſtehet dem Teufel und fürchtet ihn nicht; denn der Herr iſt mit euch. Haltet euch entfernt von den Ketzern und lebt mit Jeſu und den Frommen, damit ſie euch aufnehmen in die ewigen Hütten. Denket auch an mich, als an euern Vater! Laßt aber meinen Leib, wenn ich geſtorben bin, nicht nach Aegypten bringen, ſondern begrabet ihn bey euch. Meine Mäntel vertheilet; den einen gebet dem Biſchof Athanaſius *), den andern dem Biſchof Serapion. Ihr aber behaltet mein härenes Hemde. Und ſo lebt wohl meine Söhne. Antonius wandert nun von hinnen, und wird nicht mehr bey euch ſeyn!" Als er dieß geſagt und ſeine beyden Schüler noch einmal geküßt hatte, ent-

---

*) Dieſer berühmte Biſchof von Alexandrien, der die Arianer mit ſo vielem Eifer und Nachdruck bekämpfte, iſt derſelbe, der auch das Leben des Antonius am früheſten und ausführlichſten geſchildert hat. Neu hatte er ſeinen Mantel dem Antonius gegeben, alt und abgetragen erhielt er ihn zurück: aber unſchätzbar war er ihm eben dadurch geworden. — Serapion war Biſchof in Ober Aegypten; aber nicht genau bekannt iſt der Ort, wo er dieſe Würde bekleidete.

entſchlummerte er mit der Miene der Verklärung, in einem Alter von 105 Jahren, am 17. Jan. 356. Seine Schüler thaten, wie er befohlen hatte. Doch ſoll ſein Leichnam ſchon fünf Jahre nachher entdeckt, nach Alexandrien gebracht, und daſelbſt in einer Kirche des Täufers Johannes beygeſetzt; darauf aber, im ſiebenten Jahrhundert nach Conſtantinopel, und von da im zehnten Jahrhundert nach Vienne in Frankreich gebracht worden ſeyn.

Wahr iſt es, in dem Thun und Wirken des Antonius lag viel Sonderbares und Abentheuerliches, in ſeinen Selbſtpeinigungen viel Thörichtes, und viel Irriges in ſeinen Vorſtellungen über des Menſchen Beruf auf Erden. Er vergaß, daß es die Pflicht der Chriſten iſt, die Güter dieſer Welt zu gebrauchen, ohne ſie zu mißbrauchen; und daß der Menſch durch den Wechſel der Geſellſchaft und Einſamkeit am beſten gebildet wird. Aber deſſen ungeachtet bleibt ſein Streben nach höhrer Tugend immer achtungswürdig, achtungswürdig der Eifer und die Kraft, die er hierbey zeigte, achtungswürdig ſeine heiße Liebe zu Gott und ſeine wohlwollende Geſinnung gegen ſeine Mitmenſchen. Und wie auffallend auch die Abwege ſind, auf die er gerieth, ſo iſt doch der Grundſatz richtig, von dem er ausging, daß nur die Bekämpfung unſrer ſinnlichen Begierden und die Unterwerfung derſelben unter die Forderungen der Religion den Menſchen zu wahrer Gottſeligkeit erhebt.

Antonius hatte, wie aus ſeiner Lebensgeſchichte erhellt, eine Geſellſchaft von Einſiedlern gebildet, die zwar neben einander in der Wüſte lebten, aber noch nicht zuſammen wohnten; nicht in einem Hauſe, nicht unter einem Haupte, nicht nach einer feſtbeſtimmten Regel vereinigt waren. Dieſe weitere Ausbildung des Mönchsweſens, oder dieſe eigentliche Geſtaltung des Kloſterlebens brachte Pachomius, ein Landsmann und Zeitgenoſſe des Antonius, hervor. Wie dieß geſchehen iſt, wird die Geſchichte ſeines Lebens zeigen. Freylich iſt ſie uns nicht ſo umſtändlich überliefert, als die Lebensgeſchichte des Antonius. Es fehlt ihr an genauen Zeit- und Orts-Beſtimmungen, woraus Dunkelheiten entſtehen; viele Wunderſagen ſind eingewebt, und was als Erfolg eigener Ueberlegung und Entſchließung betrachtet werden kann, iſt, wahrſcheinlich um das Kloſterleben durch einen höhern Urſprung zu adeln, göttlichen Offenbarungen und Engelserſcheinungen zugeſchrieben. Doch dieſe Bemerkungen werden ſich, wie ich glaube, den Leſern der folgenden Lebensbeſchreibung von ſelbſt aufdringen.

Pachomius war ums Jahr 292 in Ober-Aegypten unweit Theben geboren. Seine Eltern waren Heiden, und auch er wurde im Heidenthum erzogen, aber auch in den Kenntniſſen und Wiſſenſchaften der Aegypter unterrichtet. Als er 20 Jahre alt war, wurde er ausgehoben, um unter dem Maximin, einem Gegner der Kaiſer Conſtantin und Licin, als Soldat zu dienen (im Jahr 312). So kam er nach Theben, wo er, wie ein Gefangener, von ſeinen Hütern ſehr hart gehalten wurde. Aber mit dieſer Härte wetteiferte die Mildthätigkeit der daſigen Chriſten. Unaufgefordert nahmen ſie ſich des Pachomius und ſeiner Gefährten an, und brachten ihnen Nahrungsmittel und andre Erquickungen. Durch dieſe Mildthätigkeit wurde Pachomius ſo gerührt, daß er ſich entſchloß, ſo bald er wieder frey wäre, dem Gott der Chriſten zu dienen, und wie ſie ſeine Mitmenſchen zu lieben. Schon das Auffaſſen dieſes Entſchluſſes erhob ihn über die niedrige Gemeinheit ſeiner Gefährten, und bald fand er auch Gelegenheit zur Ausführung deſſelben. Der Krieg des Maximin nahm mit dem Tode deſſelben (313) ein ſchnelles Ende, und die von ihm geworbenen Truppen wurden verabſchiedet. Dadurch wurde auch Pachomius wieder in Freyheit geſetzt. Sogleich ging er nun in eine Kirche Ober-Aegyptens, wo er im Chriſtenthum unterrichtet, getauft und in den Schoos der katholiſchen Kirche aufgenommen wurde. Aber noch floh ihn die Ruhe. Die Ketzereyen der damaligen Zeit, beſonders die Streitfragen über die Gottheit Jeſu beſtürmten ſein Inneres. Er wendete ſich daher unter Gebet und Thränen an Gott, um zu erfahren, wo Wahrheit zu finden ſey; und Gott verwies ihn durch eine beſondere Offenbarung an die Kirche, der er angehörte. Von nun an hing er feſt an derſelben; ſeine bangen Zweifel hörten auf, und er beſchloß, um ſich Gott ganz zu weihen, ein einſames Leben zu führen.

In großen Ruf der Heiligkeit ſtand damals Palämon, ein Einſiedler, der ſich zwiſchen dem Nil und dem rothen Meere aufhielt. Zu ihm ging Pachomius, um ſich nach ihm zu bilden. Als er daſelbſt ankam, ſtellte ihm der Greis alle Beſchwerlichkeiten ſeines einſamen Lebens, ſein Faſten und Wachen und die Geringfügigkeit ſeiner Nahrungsmittel vor; aber der muthvolle Jüngling ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. Nach dieſer Prüfung öffnete ihm der Greis die Thüre ſeiner Zelle, nahm ihn bey ſich auf, und bildete ihn, nicht ſo wohl durch Lehren (denn er ſprach wenig), als durch ſein ernſtes und ſich immer gleich bleibendes Beyſpiel. Von ihm lernte Pachomius alle Arten von Selbſtpeinigungen, durch die ſich die Asceten der damaligen Zeiten abzuhärten ſuchten; z. B. mit Brod und Salz zufrieden ſeyn und Gemüſe mit Staub und Aſche vermiſcht genießen; ferner, um ſich des Schlafs zu erwehren, Sand von einem Orte zum andern tragen; und mit nakten Füßen durch ſtachelichte Dornen gehen. Noch rühmlicher aber war ſein Zunehmen in gottſeligen Geſinnungen. Die heilige Schrift las er oft und übte ſich in dem, was er daſelbſt vorgeſchrieben fand. Oft brachte er ganze Nächte im Gebet zu, und Bitte um Reinheit des Herzens und Bewahrung vor den Fallſtricken des Satans war der Inhalt ſeiner Gebete. Palämon freute ſich über ihn; Gott aber, der ihn alſo leitete, wollte, daß er nun auch Andre zur Heiligung des Lebens leiten ſollte.

In der Nähe ſeines Aufenthaltes lag ein verlaſſenes Dorf, oder, wie Andre meinen, eine Inſel im Nil, Namens Tabenna. Dahin ging Pachomius oft, um zu beten. Einſt als er daſelbſt im Gebet verſunken war, hörte er eine Stimme, die ihm zurief: „Hier bleibe und erbaue ein Kloſter; denn viele werden kommen zu dir, begierig nach einem heiligen Leben". Zugleich erſchien ihm ein Engel, der ihm eine Tafel mit Regeln für das Kloſterleben überbrachte.

Der Inhalt dieſer Regeln, die wohl die älteſten Vorſchriften für Mönche ſind, lautete alſo: „Jeder Mönch ſoll nach Maßgabe ſeiner Kräfte eſſen, trinken, arbeiten und faſten. Denen, die viele Körperkräfte haben und viel eſſen, ſollen härtere Arbeiten auferlegt werden; aber leichtere den Enthaltſamen und Schwachen. — Jedes Kloſter ſoll verſchiedene Zellen haben, und in jeder Zelle ſollen drey Mönche wohnen; allen aber ſoll an einem Orte die Speiſe zubereitet und gereicht werden. — Alle ſollen, nicht liegend ſondern ſitzend, auf rückwärts gelehnten und mit ihren Mänteln bedeckten Stühlen ſchlafen, des Nachts leinene Kleider um die Lenden, und beſtändig einen weiſſen Ziegenpelz mit einem purpurfarbenen Kreutze tragen, auſſer bey dem Genuße des heiligen Abendmahls, wo ſie ihr Haupt mit einer Kappe bedecken ſollen. — Eben dieſe Kappe ſollen ſie auch bey den gemeinſchaftlichen Mahlzeiten tragen; denn keiner ſoll bey Tiſche den Andern anſehen, oder ſprechen, oder ſonſt umherblicken. — Kommt ein fremder Mönch, der andre Gewohnheiten hat, ſo ſoll er nicht mit ihnen eſſen; nur einem Reiſenden ſoll dieß geſtattet ſeyn. — Sämmtliche Mönche ſollen in 24 Haufen abgetheilt; jeder dieſer Haufen ſoll mit einem Buchſtaben des griechiſchen Alphabets bezeichnet ſeyn, und jeder dieſer Buchſtaben ſoll eine Eigenſchaft deſſen der ihn führt, andenandeuten. — Wer in das Kloſter aufgenommen werden will, ſoll erſt drey Jahre lang durch harte Arbeiten geprüft werden, ehe er zu den heiligen Uebungen zugelaſſen wird. — Alle ſollen des Tags zwölfmal, eben ſo vielmal des Abends, und eben ſo vielmal bey Nacht beten. Doch ſoll es dem, der in der Gottſeligkeit weiter gekommen iſt, unverwehrt ſeyn, hierin noch ein Uebriges zu thun".

Zur Aufſtellung dieſer Regeln — die im Vergleich ſo wohl mit den Selbſtreinigungen der damaligen Asceten, als auch mit den harten Geſetzen ſpätrer Mönchsorden ziemlich milde, und wahrſcheinlich auf die Schwäche der größern Menge berechnet waren — bedurfte es wohl keiner beſondern Offenbarung oder Engelserſcheinung. Schon ſein eigner Sinn konnte den Pachomius darauf hinführen. Aber wie er überzeugt ſeyn mochte, daß ſein Entſchluß, Klöſter zu gründen, Gott wohlgefällig ſeyn müſſe, ſo konnte er auch die Ueberzeugung hegen, daß die Regeln für das Kloſterleben, die ſich in ſeiner Seele geſtalteten, unmittelbar von Gott derſelben mitgetheilt wären. Und ſo konnte er, wie weiter erzählt wird, voll des Glaubens an eine göttliche Offenbarung zu ſeinem väterlichen Freunde zurückkehren, und ihn um Beyſtand bey Ausführung des anbefohlenen Werkes bitten.

Auch Palämon, heißt es, hielt die Stiftung des Kloſterlebens für etwas Gott wohlgefälliges. Er machte ſich daher mit dem Pachomius auf, und beyde bauten gemeinſchaftlich, nach Vorſchrift des Engels, ein Kloſter zu Tabenna. Als aber der Bau größtentheils vollendet war (ums Jahr 326), ging Palämon in ſeinen alten Aufenthaltsort zurück; doch machte er mit dem geliebten Zögling aus, daß ſie ſich wechſelsweiſe beſuchen wollten. Und ſo blieb es bis zum Tode des Greiſes, der nach kurzer Zeit in den Armen des Pachomius verſchied, und von ihm beerdiget wurde.

Indeſſen hatte der zunehmende Ruf des Pachomius erſt ſeinen ältren Bruder Johannes, dann einen alten Einſiedler, Namens Hieracapollo, herbeygeführt, die beyde nach einander bey ihm lebten und ſtarben. Er ſelbſt fuhr fort ſeinen Kloſterbau zu fördern, ſtählte ſeine Kraft durch mannichfaltige Selbſtpeinigungen, überwand durch Gebet und Glaubensſtärke die Angriffe der böſen Geiſter, und bildete ſich ſo zu einem Muſter für Andre. Da erſchien ihm, als er einſt die Nacht mit Wachen und Beten hinbrachte, abermals ein Engel, der zu ihm ſagte: „Es iſt Gottes Wille, daß du den Menſchen dieneſt, indem du eine Schaar von Mönchen um dich verſammelſt, die du nach der dir überlieferten Vorſchrift unterrichteſt“.

Von nun an nahm **Pachomius** diejenigen, die nach dem Mönchsleben verlangten, bey ſich auf; doch nicht ohne Vorſicht und Auswahl. Erſt prüfte er ſie und fragte nach der Beyſtimmung ihrer Eltern; dann erſt gab er ihnen das Mönchskleid, unterrichtete ſie in ihren Obliegenheiten, und ermahnte ſie beſonders zur völligen Verachtung des Irdiſchen und zur ſtandhaften Nachfolge Jeſu Chriſti. Vorzüglich aber bildete er ſie durch ſein eigenes Beyſpiel. Wirklich zeichneten ſich auch, wie erzählt wird, die erſten Mönche zu Tabenna durch große Tugenden aus. Sie lebten in Gottesfurcht und Eintracht, und Friede und Freude im heiligen Geiſte ſtrahlte aus ihrem Wandel hervor. Selbſt viele von denen, die in der Rohheit aufgewachſen waren, wurden zur Tugend und Gottesfurcht gebildet und erſchienen nun als Menſchen voll Licht und Weisheit.

Die Zahl dieſer Mönche war, wie leicht zu erachten, anfangs klein; aber ſchon im Jahr 333 belief ſie ſich auf hundert, und als **Pachomius** ſtarb auf dreytauſend. Um ſie unterzubringen, bedurfte es mehrerer Klöſter. So entſtanden noch durch **Pachomius** ſelbſt in Ober-Aegypten *neun* Mönchklöſter, und *ein* Nonnenkloſter, von deſſen Errichtung nachher geredet werden ſoll. Jedes derſelben erhielt mehrere Häuſer und jedes Haus mehrerere Zellen. Das größte aber unter allen dieſen Klöſtern war das zu Bau oder Pabau, das Pachomius zu ſeinem gewöhnlichſten Aufenthaltsort erwählte.

So lange die Anzahl der Mönche noch klein und auf ein einziges Kloſter eingeſchränkt war, beſorgte Pachomius ſelbſt nicht nur die Aufſicht über die Mönche, ſondern auch alle Geſchäfte des Hausweſens, damit ſeine Brüder deſto ungeſtörter dem Heil ihrer Seele nachſtreben könnten. Aber nach vermehrter Anzahl der Mönche und Klöſter konnte ſich Pachomius nur mit der Oberaufſicht befaſſen, und ein Obervoigt unter ihm mußte für die leiblichen Bedürfniſſe aller Mönche ſorgen. Nunmehr mochten auch jene einfachen Regeln, die Pachomius zuerſt bekannt gemacht hatte, nicht mehr ausreichend ſeyn; wenigſtens bedurfte es zur Erhaltung der Zucht und Ordnung genauer Vorſchriften und einer ſtrengen Aufſicht. Jedes Kloſter erhielt ſeinen Vorſteher oder Vater (Abbas, woraus Abt entſtanden iſt); die Mönche ſelbſt wurden in einzelne Haufen, und dieſe wieder in Klaſſen oder Familien vertheilt. Jede Familie bekam ihren beſondern Aufſeher und ihr beſonderes Geſchäfte. Die eine mußte für Eſſen und Trinken, die andre für Pflege der Kranken, die dritte für Aufnahme der neuen Ankömmlinge und Fremden ſor-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſorgen. Dabey mußten alle, oder doch die meiſten noch beſondere Arbeiten verrichten, entweder Matten oder Körbe flechten, oder den Garten- und Feldbau betreiben, oder die Handarbeiten übernehmen, die nöthig waren, ſie mit Nahrung, Kleidung, Geräthſchaften und Wohnungen zu verſehen. Die entbehrlichen Erzeugniſſe dieſer Arbeiten wurden dem Obervoigt abgeliefert, der ſie verkaufen, und für das daraus gelöſte Geld die Bedürfniſſe der Klöſter herbeyſchaffen ließ. Alljährlich wurden zwey Verſammlungen gehalten, die eine zu Oſtern, wo alle Mönche aus allen Klöſtern herbeykamen, um das Auferſtehungsfeſt des Heilands recht feyerlich zu begehen, und dann im Auguſt, wo ſich die Vorſteher, und wer ſonſt dazu geladen war, einfanden, um ſich über das zu beſprechen, was das gemeinſame Beſte der Klöſter betraf. Auf dieſen Verſammlungen wurden auch Rechnungen abgelegt, Vorſteher gewählt, und Zwiſtigkeiten beygelegt. **Pachomius** ſelbſt ging ſtets, wie ein treuer Hirt unter ſeiner Heerde, umher; bereiſte alle ſeine Stiftungen, prüfte ſorgfältig das Betragen der Mönche und ihrer Aufſeher, und ſuchte alle an ein gottſeliges Leben und vorzüglich an einen pünktlichen Gehorſam zu gewöhnen.

Gleichwohl war dieß alles nicht vermögend den gottſeligen Sinn und die treue Beobachtung der vorgeſchriebenen Ordnung unverrückt zu erhalten. Denn gerade das, was die Klöſter mit Glanz und Ruhm umgab, die Menge ihrer Bewohner, führte zuerſt zur Ausartung und Verſchlimmerung. So wie ſich nämlich die Zahl der Mönche vermehrte, ſo vermehrte ſich auch das Maß irdiſcher Sorgen und das Getriebe niedriger Leidenſchaften. Bey vielen, die nur um den Laſten des bürgerlichen Lebens zu entgehen, dem Kloſterleben beygetreten waren, herrſchte gleich anfangs keine Begeiſterung für daſſelbe; bey andern, die es redlicher meinten, erkaltete allmählich die Begeiſterung, die ſie anfangs beſeelt hatte, und nur wenige dauerten feſt und unverdroſſen aus. Schon **Pachomius** mußte es erfahren, daß manche ſeiner Zöglinge aus Liebe zum Irdiſchen die Gebote der Gottſeligkeit oder die vorgeſchriebenen Regeln verletzten. Er ſuchte daher durch Gebet, Ermahnungen und nachdrückliche Verweiſe die Fehlenden zu beſſern, und, wo dieſe mildern Mittel nichts wirkten, ſchritt er zu ernſtlichen Strafen, ließ die Ungehorſamen geißeln, oder verjagte ſie aus dem Kloſter. Dennoch konnte er nicht verhindern, daß, beſonders nach ſeinem Tode, die klöſterliche Zucht immer tiefer herabſank, obſchon das Kloſter zu Tabenna noch lange im hohen Anſehn blieb.

Indeſſen hatte Pachomius bald nach der Stiftung dieſes Kloſters auch den Grund zu Nonnenklöſtern gelegt. Die Veranlaſſung hierzu war, wie erzählt wird, folgende.

Der Ruf ſeiner Einrichtungen war bis zu ſeiner Schweſter gelangt. Sie ging daher nach Tabenna, um ihn zu beſuchen. Aber Pachomius, der etwas Großes darinn fand, ſie ſo wenig wie andre Frauen zu ſehen, ließ ihr durch den Pförtner ſagen: „Du hörſt, Schweſter, daß ich geſund bin und lebe. Ziehe nun hin in Frieden, und gräme dich nicht, daß du mich mit leiblichen Augen nicht ſiehſt. Bedenke aber fleißig, ob du im Stande biſt, eine Lebensweiſe, wie ich, zu wählen, um dadurch Gnade bey Gott zu ſuchen. Höre ich, daß dieß dein Vorſatz iſt, ſo werde ich dir, nicht weit von der meinigen, eine Wohnung errichten, wo du mit andern Jungfrauen, die dein Beyſpiel herbey ziehen wird, dem Heil deiner Seele nachſtreben kannſt.“ Die Schweſter des Pachomius, deren Name nirgends genannt wird, ergriff eifrigſt den von ihrem Bruder ertheilten Rath. Sogleich ließ dieſer durch ſeine Mönche ein Kloſter erbauen, das nur durch den Nil von Tabenna geſchieden war, den Namen Men erhielt, und in kurzer Zeit von vielen nach Heiligkeit dürſtenden Jungfrauen angefüllt wurde. Ein ehrwürdiger Greis, aus der Zahl der Mönche von Tabenna, der heilige Petrus, erhielt die Oberaufſicht, und **Pachomius** ſelbſt ſchrieb den Nonnen *) Lebensregeln vor, die im Ganzen genommen mit denjenigen übereinſtimmten, die er ſeinen Mönchen gegeben hatte; insbeſondere aber die ſorgfältige Abſonderung beyder Geſchlechter berückſichtigten.

Verbindungen unter frommen Chriſtinnen, die ſich ganz dem Dienſte Gottes und einer unbefleckten Keuſchheit weiheten, hatte es ſchon früher gegeben. Schon im Leben des Antonius iſt davon geredet worden. Aber noch hatten ſolche Chriſtinnen ſich nicht von der menſchlichen Geſellſchaft entfernt, ſondern im Schooße ihrer Familie nach Willkühr gelebt. Nun aber traten ſie näher zuſammen, lebten in einer Wohnung und nach einerley Regel mit einander. Und ſo erſt entſtand das eigentliche Nonnenweſen, das durch den Ruf ſeiner Heiligkeit, durch die Empfehlungen berühmter Kirchenlehrer, und durch den Schutz, den die Nonnen genoſſen, ſehr bald ſich verbreitete. Schon im Jahre 420 ſoll man in Aegypten auf vierhundert Nonnen gezählt haben.

---

*) **Nonne**, eigentlich ein ägyptiſches Wort, das ſo viel bedeutet als Mutter, oder eine Perſon bezeichnet, die als Mutter verehrt werden muß.

Während nun **Pachomius** für ſolche Stiftungen und deren Erhaltung unermüdet ſorgte, arbeitete er mit eben dem Eifer, mit dem er Andre bildete, an ſeiner eignen Bildung zur Gottſeligkeit, überzeugt, daß er ſelbſt ein Muſter der Tugenden geben müſſe, die er von Andern forderte. Er übte ſich daher im ausdauernden Gebet, in Beherrſchung ſeiner Begierden, in Bekämpfung der Angriffe des Satans. Dabey bezeigte er, wie Antonius, den Lehrern der katholiſchen Kirche große Anhänglichkeit und verherrlichte dadurch, wie dieſer, ſeinen Ruhm. Die Gaben der Apoſtel, heißt es, ruheten auf ihm; er konnte Wunder thun, das Verborgene enthüllen, Kranke geſund machen. Doch überhob er ſich dieſer Gaben nicht. Er betete vielmehr, wie weiter erzählt wird, unter Anrufung der Heiligen zu Gott, und befleißigte ſich der Demuth. Obgleich der Oberſte unter ſo vielen Schülern, ſahe er es doch ungern, daß irgend jemand ihn bediente, und nie wollte er etwas vor ihnen voraushaben. Indeſſen ſcheint es doch — wenn es anders erlaubt iſt, bey einem Heiligen Spuren menſchlicher Schwäche zu bemerken — daß er von den Regungen des Ehrgeizes und der Herrſchſucht nicht völlig frey war. Zu dieſer Vermuthung wird man wenigſtens veranlaßt, wenn man hört, daß alle ihn umſtrickenden Teufelserſcheinungen darauf hinausgingen, ihn zum Stolz und zu eiteln Anmaßungen zu verleiten;

oder wenn man vernimmt, mit welcher Härte er mehrere ſeiner jüngern Brüder, und unter andern auch ſeinen Lieblingsſchüler Theodorus behandelte, als dieſer, während einer Krankheit des Pachomius und gegen deſſen Einwilligung, zum Haupt des Kloſtervereins ernannt worden war. Auch ſcheinen Andeutungen hiervon in dem vorzukommen, was von der Anweſenheit des Makarius in dem Kloſter zu Tabenna erzählt wird.

Makarius, aus Alexandrien gebürtig, der als Einſiedler in den ägyptiſchen Gebirgen lebte, ein Schüler des Antonius, und berühmt durch die martervollſten Qualen, die er ſich ſelbſt auferlegte, um durch ſie zur Gottſeligkeit zu gelangen *) — kam einſt (im Anfang des Jahres 348) nach Tabenna zum

---

*) Als ein Zeichen der vielen abenteuerlichen Büßungen oder Martern, die Makarins um der Gottſeligkeit willen ſich ſelbſt auferlegt haben ſoll, mag Folgendes hier eine Stelle finden. Einſt zerdrückte er eine Mücke, die ihn ſchmerzhaft geſtochen hatte. Gleich darauf fiel ihm ein, daß Gott vielleicht zu ſeiner Prüfung ihm dieſen Schmerz zugeſendet, und daß er eine unerlaubte Rache genommen hätte. Dieß bewog ihn, ſich ſelbſt zu beſtrafen. Ganz nackt warf er ſich in einen Moraſt, wo ſehr große Mücken waren, die ihn auf das Empfindlichſte ſtachen. Sieben-Monate nach einander brachte er in dieſem Zuſtand zu. Als man ihn endlich fand und in ſeine Zelle zurückbrachte, konnte man ihn nur an ſeiner Sprache erkennen; ſein ganzer Körper war wie mit dem Ausſatz behaftet.

zum **Pachomius**, um die berühmte Vollkommenheit der daſigen Mönche in der Nähe zu betrachten. In einer weltlichen Kleidung und ohne ſeinen Namen zu nennen, ſtellte er ſich dem **Pachomius** vor, und bat ihn um Aufnahme unter die Mönche. **Pachomius**, den hier die Gabe das Verborgene zu entdecken verließ, wußte nicht wer der Bittende war, und nahm ihn nicht eher auf, als bis dieſer ſieben Tage faſtend vor der Thüre zugebracht hatte. Kurz darauf trat die große Faſtenzeit vor Oſtern ein, und die Mönche zu Tabenna beeiferten ſich, dieſelbe unter auffallenden Selbſtpeinigungen hinzubringen. Einige von ihnen aßen nur des Abends, andre faſteten zwey oder fünf Tage lang, noch andre ſtanden die ganze Nacht hindurch und ſetzten ſich nur am Tage bey ihrer Arbeit. Makarius aber übertraf alle an Strenge gegen ſich ſelbſt. Er ſtellte ſich während der ganzen Faſtenzeit in einen Winkel, verfertigte daſelbſt aus Palmenblättern verſchiedene Arbeiten, aß nur des Sonntags und blos einige Kohlblätter, ſprach mit Niemand, ſondern betete beſtändig, aber ſtill. Dieſes auſſerordentliche Betragen machte die andern Mönche verdrießlich; ſie äuſſerten, „der Fremdling wäre zu ihrer Verdammniß gekommen," und **Pachomius** ſelbſt wünſchte eines Fremden entledigt zu werden, der ihn und alle ſeine Mönche beſchämte. Er wendete ſich daher an den Makarius — denn nun hatte ihm Gott, wie es heißt, offenbaret, wer der Fremde wäre — dankte ihm, daß er zu ihm gekommen und ſeine Mönche gedemüthigt hätte, bat ihn aber auch, in ſeine Zelle zurückzukehren.

Doch auch Pachomius blieb nicht lange mehr bey ſeinen Brüdern. Gleich nach Oſtern deſſelben Jahres (348) brach eine anſteckende Krankheit in den Klöſtern aus, die in kurzer Zeit über hundert Mönche, und ſelbſt einige von den Vorſtehern wegraffte. Auch Pachomius wurde von dieſer Krankheit ergriffen. Ueber vierzig Tage litt er, aber mit gottergebenem Sinn und mit Verſchmähung aller Erleichterungen, die er vor ſeinen Brüdern voraus haben ſollte. Als er ſeinen Tod herannahen fühlte, ſo rief er die Vorſteher und Aufſeher ſeiner Mönche zu ſich, ermahnte ſie zur Ausdauer in ihrem Beruf, warnte ſie vor den Ketzern, und trug ihnen auf, einen aus ihrer Mitte zum Haupte ihres Vereins zu wählen. Sie lehnten dieſen Auftrag ab, und antworteten unter Thränen und Seufzen: er wiſſe beſſer als ſie, wer hierzu am würdigſten wäre. Da ernannte er den Petronius, einen einſichtsvollen und frommen Mönch, zu ſeinem Nachfolger. Zwey Tage darauf, als Theodorus, ſein Lieblingsſchüler bey ihm war, erſchien ihm Gott, und ſeine Seele entwand ſich den Banden des Leibes. Er ſtarb am 9. Mai des Jahres 348, 57 Jahre alt, und im 35. Jahre ſeines abgeſonderten Lebens. Sein Körper ward den folgenden Tag in der Nähe des Kloſters von Tabenna begraben; aber dann, wie er befohlen hatte, vom Theodorus weggeſchafft, damit er nicht Gegenſtand abergläubiſcher Verehrung werden möchte. Gleichwohl ſoll er ſich heut zu Tage zu Porto-Venere in Ligurien, unweit Genua befinden.

Nachdem ſo, vorzüglich durch die Lebensgeſchichten des Antonius und Pachomius, die Entſtehung und erſte Geſtaltung des Mönchsweſens erörtert worden iſt, ſcheint es zweckmäßig über die Ausbreitung und allmählichen Umänderungen deſſelben noch Einiges hinzuzufügen.

Ungemein ſchnell breitete ſich das Mönchsweſen aus. In Aegypten gab es, nach Verſicherung des Kirchenvaters Hieronymus, der ums Jahr 420 ſtarb, 500,000 Mönche, die ſich alljährlich zur Feyer des Oſterfeſtes zu verſammeln pflegten; und noch bey Lebzeiten des Antonius und Pachomius verbreitete ſich ihre Stiftung auch auſſerhalb Aegyptens, über Paläſtina, Syrien, Armenien und Klein-Aſien. Im Jahr 340, als der berühmte Biſchof Athanaſius, deſſen ſchon oben gedacht worden iſt, mit mehreren Mönchen von Aegypten nach Rom geflüchtet war, fand das Mönchsweſen auch in der abendländiſchen Kirche Eingang, und bald darauf Beyfall und Nachahmung. Reiche und angeſehene Senatoren, und vorzüglich gottſelige Frauen wandelten ihre Landhäuſer in Mönchs- und Nonnenklöſter um. Schon im Jahr 400 zählte man in Gallien 2000 Mönche, die den heiligen Martinus, Biſchof von Tours, zu Grabe begleiteten; in allen Provinzen des römiſchen Reichs ſiedelten ſich Mönche an; und überall, wo unter den Barbaren eine neue Kirche geſtiftet wurde, wurde auch, zum Schutz derſelben, ein Kloſter angelegt.

Die Urſachen dieſer ſchnellen Verbreitung des Mönchsweſens laſſen ſich leicht auffinden. Denn gerade das, was zuerſt daſſelbe gegründet hatte, die irrige Vorſtellung von deſſen Heiligkeit, der Hang zur Schwermuth und die Unzufriedenheit mit der Welt und deren Ereigniſſen, mußte auch zu deſſen Verbreitung dienen. Hierzu kamen aber auch die Empfehlungen der berühmteſten Kirchenlehrer, die das Mönchsweſen als Beförderungsmittel des Chriſtenthums anſahen, und die Beobachtung deſſelben als die ſicherſte Leiter zum Himmel anprieſen; ferner die eifrigen Beſtrebungen der Mönche ſelbſt, die Zahl ihrer Brüder zu vermehren, um dadurch ihren Klöſtern Anſehn und Reichthum zu verſchaffen. Endlich waren es auch ganz irdiſche Rückſichten, wodurch ſo viele Tauſende zur Theilnahme an dem Kloſterleben bewegen wurden. Die Klöſter genoſſen manchfaltige Vortheile. Sie waren durch die öffentliche Meinung geſchützt; nicht leicht wagte es jemand, ſich an ihnen zu vergreifen; und ſelbſt den Barbaren flößte der Ruf ihrer Heiligkeit Achtung ein. Ihre Bewohner waren frey von Abgaben und Kriegsdienſten, und fanden ohne große Mühe den nöthigen Unterhalt; denn die Beſchwerlichkeiten der vorgeſchriebenen Lebensregeln mußten durch Gewohnheit, ferner auch durch das Beyſpiel Anderer, und durch den Beyfall des Volkes allmählich leicht werden. Viele alſo gingen in ein Kloſter, um ſich den Ungemächlichkeiten des Lebens, oder den anſtrengenden und doch oft fruchtloſen Arbeiten, oder dem beſchwerlichen Druck der Staatslaſten zu entziehen. Was aber am meiſten die Klöſter bevölkerte, war gerade ein Haufen gemeiner Leute aus den niedrigſten Ständen, welche daſelbſt mehr gewannen, als ſie in der Welt verloren.

Aber gar bald fühlte man auch das Nachtheilige dieſer weitern Verbreitung des Mönchsweſens. Heidniſche Philoſophen und Geſchichtſchreiber bemerkten, daß dadurch der Aberglaube und die Schwärmerey zunahm; Staatsmänner

ner begriffen, daß die Bevölkerung und innere Stärke des römiſchen Reichs darunter litt; ſie ſahen ein, daß die Mönche, die gleichſam das geiſtliche Heer der Biſchöfe bildeten, zur Vermehrung und Vergrößerung der Streitigkeiten in der Kirche beytrugen, daß ſie ſich in bürgerliche Händel miſchten, und oft den Lauf der Gerechtigkeit ſtörten. Mehrere Kaiſer ſuchten daher, ihre Anzahl einzuſchränken; aber vergebens. Die Mönche ſtanden in ſo hohem Anſehn bey dem Volke, daß ſelbſt die Kaiſer ſich ſcheuen mußten, ſie zu beleidigen.

Während aber das Mönchsweſen ſich immer weiter ausbreitete, und das Nachtheilige deſſelben ſich ſchon hin und wieder offenbarte, waren auch manchfaltige Veränderungen mit demſelben vorgegangen, von denen einige hier angezeigt werden müſſen.

Die erſten Mönche waren Laien. Ohne ſich zu Lehrern der Chriſten aufzuwerfen, wollten ſie nur Beyſpiele der erhabenſten Gottſeligkeit aufſtellen; und Pachomius ſelbſt ließ häufig Geiſtliche in ſeine Klöſter kommen, die daſelbſt lehrten und die Sacramente austheilten. Aber der zunehmende Ruf von der Heiligkeit der Mönche führte bald zu dem Glauben, daß ſie ſich am beſten zur geiſtlichen Leitung der Chriſten ſchickten. So wurden die

Mönche erſt ein Mittelding zwiſchen Geiſtlichen und Laien, dann ganz als Geiſtliche betrachtet. Schon der Kaiſer Arkadius, der Sohn des großen Theodoſius, befahl (um Jahr. 400), daß die Geiſtlichen aus dem Mönchsſtande genommen werden ſollten; und bald gelangte nicht leicht einer zur biſchöflichen Würde, wenn er nicht vorher unter den Mönchen gelebt hatte. Dadurch aber wurde einerſeits der Aberglaube befördert, andrerſeits die Mönche der menſchlichen Geſellſchaft wieder genähert, von der ſie ſich anfangs getrennt hatten.

Eine zweyte wichtige Veränderung ereignete ſich in Rückſicht ihres Gelübde. Anfangs gaben die, welche in ein Kloſter traten, nur die öffentliche Erklärung, daß ſie der Welt entſagen, und einer ſtrengern Tugend ſich befleißigen wollten; und wiewohl man es ungern ſah, daß irgend einer das Kloſterleben verließ, und zu einem bürgerlichen Beruf zurückkehrte, ſo galt dieß doch nicht als Sünde. Denn niemand war durch ein unwiderrufliches Gelübde an das Kloſterleben gebunden; ſelbſt den Nonnen war es unverwehrt, in die Welt zurückzutreten und zu heyrathen; und Athanaſius redet ſogar von verheyratheten Mönchen. Erſt als mit zunehmendem Aberglauben auch die Meinung von der Heiligkeit des Kloſterlebens ſtieg, und berühmte Kirchenlehrer für die Beharrlichkeit in demſelben ei-

eiferten: erſt dann wurden die Mönche mit unzertrennlichen Banden an das Kloſterleben gefeſſelt, und diejenigen, die ſich dieſer Bande zu entledigen ſuchten, mit den härteſten Strafen belegt.

Endlich verdienen auch die Veränderungen beachtet zu werden, welche die Beſchäftigungen der Mönche erlitten. Anfangs machten nur Gebete und Handarbeiten den Inhalt derſelben aus. Nach der Meinung des Antonius und nach den Regeln des Pachomius ſollten die Mönche durch den Fleiß ihrer Hände ſich Unterhalt und Mittel zur Wohlthätigkeit erwerben; und wir haben gehört, daß die Mönche zu Tabenna Acker- und Gartenbau trieben, Matten und Körbe flochten, Kleidungsſtücke und Geräthſchaften verfertigten. Nur die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften lag auſſer dem Kreis ihrer Thätigkeit, ja ſie wurde ſogar von ihnen verachtet. Aber das änderte ſich, als das Streben ſich hervor zu thun, Lehrämter zu bekleiden, an den Religionsſtreitigkeiten Theil zu nehmen, oder auch das Ungenügende kleinlicher Geſchäfte die beſſern Köpfe unter ihnen ergriff, und zu den Wiſſenſchaften hinführte. Wirklich gab es auch ſchon frühzeitig in den Klöſtern der Morgenländer gelehrte Mönche, und Schulen zum Unterricht der Jugend.

Dagegen herrſchte in den Klöſtern der Abendländer, wenigſtens anfangs, mehr Arbeitsſcheu. Je reichlicher ihnen milde Gaben zu ihrer Unterhaltung zufloſſen, deſto mehr glaubten dieſe Kloſtergenoſſen der Pflicht der Arbeitſamkeit entbunden zu ſeyn. Zum Deckmantel ihrer Trägheit gebrauchten oder mißbrauchten ſie den Ausſpruch Jeſu (Matth: VI, 31): „Ihr ſollt nicht ſorgen und ſagen, was werden wir eſſen, was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Nach ſolchem allen trachten die Heiden!" Der Biſchof Martin von Tours, der Stifter der Klöſter in Gallien verbot ſeinen Mönchen alle Handthierung, weil ſie dadurch vom Gebet abgehalten würden, und erlaubte bloß den jüngern von ihnen, Bücher abzuſchreiben — eine Beſchäftigung, die lange Zeit die herrſchende in den abendländiſchen Klöſtern blieb, und äußerſt wohlthätig für die ſpätere Nachwelt wurde. Anders handelte Benedictus von Nurſia, der berühmte Stifter des Benedictinerordens zu Monte-Caſſino im ſüdlichen Italien (527). Er machte es ſeinen Mönchen zur Pflicht, ihre Zeit zwiſchen Gebet, Handarbeit und Studiren zu theilen; und wie er bey dem Studiren nicht bloß das Abſchreiben der Bücher, ſondern auch die Unterweiſung der Jugend ins Auge faßte: ſo bezog er auch die Handarbeit nicht bloß auf Herbeyſchaffung des nöthigen Unterhalts, ſondern auch auf Urbarmachung öder Felder, Austrocknung ſchädlicher Moräſte, und Ausrodung überflüßiger Wälder.

Aber gerade dadurch wurden die Klöſter überaus wohlthätige Inſtitute. Denn wie irrig auch die Vorſtellungen waren, denen ſie ihr Daſeyn verdankten; wie ſehr ſie auch dem Müßiggang, der Schwärmerey und dem Aberglauben Vorſchub thaten; und wie oft auch Laſter und Schandthaten bey zunehmender Verſchlimmerung der Mönche in den Klöſtern verübt worden ſeyn mögen: ſo waren ſie doch, vornehmlich in den Zeiten, wo die alten Formen des römiſchen Reichs zuſammenbrachen und unter grauſenvollen Verwirrungen und Verwilderungen die neuen Staaten ſich geſtalteten, köſtliche Hülfsmittel zur Bewahrung religiöſer Anſtalten, zur Erhaltung der herrlichen Denkmähler des Alterthums, und zur Cultur der Länder und Völker des neuen Europa. Kurz, ſie waren gleichſam das Gerüſte, deſſen ſich die Vorſehung zum Aufbau beſſrer Zeiten bediente. Wie aber der Baumeiſter das Gerüſte auflöſt, wenn der Bau vollendet iſt, ſo mag auch jetzt die Vorſehung die Auflöſung ſo vieler Klöſter zulaſſen, nachdem ſie den Zweck ihres Seyns erreicht haben.

XVI.

Die Sage von den Siebenſchläfern.

Zu den Heiligen, deren Namen und Andenken der Kalender alljährig erneuert, gehören auch die Siebenſchläfer, von deren Leben, Schlaf und Tod Folgendes erzählt wird.

Als Kaiſer Decius eine harte Verfolgung über die Chriſten verhängte (250 n. Chr.), befanden ſich zu Ephesus ſieben chriſtliche Jünglinge, edler Abkunft, die ſich weder durch Drohungen noch durch Verſprechungen von ihrem Glauben abbringen ließen. Indeſſen hatte man Mitleiden mit ihrer Jugend und gab ihnen Zeit zur Sinnesänderung; ſie aber flüchteten, um ihren Verfolgern zu entgehen, in die Höhle eines nahe gelegenen Berges. Da ließ Kaiſer Decius ihnen nachſetzen, und den Eingang dieſer Höhle mit großen Steinen verſchließen. Sogleich verfielen die Jünglinge in einen tiefen Schlaf.

Jahre kamen und Jahre entwichen, und das Andenken an dieſe Bekenner des Evangeliums war ſchon längſt verlöſcht, als es auf folgende Art erneuert und verewigt wurde.

Ein reicher Bürger zu Ephesus, er wird Adolius genannt, war zum Beſitz jenes Berges gelangt und ließ, um in der Nähe deſſelben einen Schaafſtall

ſtall aufzubauen, die Steine vor der daſigen Höhle wegnehmen (437 n. Chr.). Als nun der Eingang derſelben ſich öffnete, und Sonnenlicht in ſie eindrang, erwachten die Kinder des Lichts, jene ſieben Schläfer. Einhundert und ſieben und achtzig Jahre waren vergangen, ſeitdem ſie eingeſchlummert waren; aber ihnen kam es vor, als hätten ſie nur eine Nacht geſchlafen: friſch und ſtark war ihre Lebenskraft, lebendig ihr Gedächtniß, unverſehrt ihre Kleidung. Das Chriſtenthum war inzwiſchen zur herrſchenden Religion erhoben worden, und chriſtliche Kaiſer ſaßen auf dem römiſchen Thron; ſie aber ahneten das nicht, ſondern fürchteten noch immer Verfolgungen von Seiten des Kaiſers Decius und ſeiner heidniſchen Unterthanen. Sie fühlten die Regungen des Hungers; doch getrauten ſie ſich nicht, öffentlich hervorzutreten. Nur einer von ihnen, Namens Jamblichus oder Malchus, machte ſich auf und ging nach Epheſus, um für ſich und ſeine Gefährten Brod einzukaufen.

Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er alles um ſich her verändert fand. Auf den Thoren von Epheſus bemerkte er das Kreuz des Erlöſers; er ſah die Lehrer des Chriſtenthums frey und ungehindert einhergehen, hörte das Volk laut und öffentlich bey dem Namen Jeſu ſchwören: nirgends begegneten ihm Spuren des Heidenthums, nirgends ein Bekannter, alles war ihm fremd. Er glaubte zu träumen, oder vom Wege abgewichen und in eine andre Stadt gerathen zu ſeyn! Aber auch er mit ſeiner ungewöhnlichen Kleidung und ungewöhnlichen Sprache erregte das Staunen und die Neugier der daſigen Einwohner. Als er nun zu dem Bäcker kam und für das geforderte Brod eine Münze mit dem Bildniß des Kaiſers Decius hinreichte, gab ihm der Bäcker Schuld, er habe einen verborgenen Schatz aufgefunden. Jamblichus ſollte deshalb genaue Auskunft geben; aber er war verlegen; er verſtand nicht, was der Bäcker wollte. Dieß beſtärkte dieſen in ſeinem Argwohn, und er führte ihn zum Richter, bey dem ſich der Biſchof Marcus oder Marinus befand. Und hier endlich wurde es durch wechſelſeitige Fragen und Antworten klar, daß Jamblichus mit ſeinen Freunden faſt zweyhundert Jahre lang ſchlafend fortgelebt hatte. Ergriffen von dieſem ſtaunenswürdigen Wunder, begleiteten der Richter, der Biſchof und eine zahlloſe Menge Menſchen den Jamblichus zu ſeiner Höhle zurück. Ja ſelbſt der Kaiſer Theodoſius der Zweyte kam auf erhaltene Anzeige ſchleunigſt zu den wieder erwachten Schläfern; und dieſe erzählten ihr Schickſal, ſegneten die Anweſenden, und verſchieden.

Es mag ſeyn, daß dieſe Sage aufgebracht iſt, um die Zweifel an der Auferſtehung der Todten, die damals im Umlauf waren, niederzuſchlagen; aber gewiß hat ſie nicht darum ſo allgemeine Verbreitung, ſo allgemeinen Beyfall gefunden. Vielmehr liegt etwas in ihr, was jeden Menſchen anſpricht. Ein jeder nämlich, der ſie vernimmt, fühlt gleichſam das Staunen, das ihn ſelbſt ergreifen würde, wenn er nach hundert und mehrern Jahren zurückkehren könnte in ſeine gegenwärtigen Verhältniſſe, und alles Bekannte verändert, alles Alte neugeſtaltet erblickte. Sie erinnert alſo an den Wechſel alles Irdiſchen, den jeder einzelne Menſch in ſeinem Leben erfährt, und den die ganze Weltgeſchichte predigt; kurz ſie erſcheint als ein lebendiges Bild des raſtloſen Ganges der Zeiten und ihrer immer wechſelnden Gebilde. Und ſo möge ſie auch hier vorzüglich meine jüngern Leſer zu der Betrachtung zurückführen, wie ganz anders war es im Anfang, und wie ganz anders am Schluſſe der Periode, von der wir jetzt ſcheiden.

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von der Stiftung des Chriſtenthums bis zur Auflöſung des weſtrömiſchen Reiches.

Einleitung. Welches waren die Hauptvölker zu den Zeiten Chriſti? — Waren dieſe auf gleiche Weiſe gebildet? — Wie war ihr Religionszuſtand beſchaffen? — Wohlthätigkeit des Chriſtenthums. — Woher kam deſſen ſchnelle Ausbreitung und deſſen frühzeitige Entſtellung? — Uebergang zur politiſchen Geſchichte dieſer Periode. S. 3 — 14.

I. Kap. Vom Kaiſer Auguſtus bis zum Veſpaſian. 70. — Wie gelängte Auguſtus zur Regierung? Wie verwaltete er ſie? Kriege an den Grenzen, mit welchen Völkern? Häusliche Verhältniſſe und Tod des Auguſtus. — Tiberius. Lobenswerthe und tadelnswerthe Seiten ſeiner Regierung; endigt als Unmenſch. — Eben ſo Caligula, Claudius, Nero. Was iſt von jedem derſelben zu bemerken? — Schneller Regierungswechſel: Galba, Otho, Vitellius. Wie erhielten und wie verloren ſie die Regierung? Wer behauptete ſie? — Woher kamen jene Unmenſchen auf den Thron? Nachtheilige Folgen davon für Rom. S. 15 — 27.

II. Kap. Vom Veſpaſian bis zum Tode des Kaiſers Marcus Aurelius, (70 — 180.)

Veſpaſian ſtellt Ordnung und Ruhe wieder her. — Wodurch zeichnet ſich Titus aus? — Domitian ein Tyrann, ohne Feldherrntalent, hält doch Ordnung im Innern. — Nerva ein achtungswürdiger Greis. — Traians Menſchenfreundlichkeit, Regentenſorgfalt, Kriege. — Hadrians löbliche Staatseinrichtungen, Reiſe durch die römiſchen Provinzen, Geiſtesgewandheit und Fehler. — Antoninus Pius, edel als Menſch und als Regent. — Antoninus Philoſophus (Marc. Aurel.) und Lucius Verus. Verſchiedenheit ihrer Charactere. Kriege mit den Marcomannen. — Gute Folgen der in dieſem Kapitel geſchilderten Regierungen. — Fortdauernde Uebel im römiſchen Staat. — Verbindungen unter den deutſchen Völkern, und Andrang derſelben gegen Roms Grenzen. S. 27 — 42.

III. Kap. **Von dem Tode des Kaiſers Marcus Aurelius bis zu Conſtantins des Großen Alleinherrſchaft, 180 — 324.** Schlechte Regierung des ausſchweifenden Commodus — kurze des redlichen Pertinax. — Didius Julianus kauft den Thron. — Septimius Severus ein wilder aber kräftiger Regent. — Regierung des Wütherichs Caracalla, des unbedeutenden Macrin, des lüderlichen Elagabal, des braven Alexander Severus. — Schneller Regentenwechſel. — Verfall des röm. Reichs unter dem nichtswürdigen Gallienus. — Wiederherſtellung deſſelben durch Claudius II., Aurelianus, Probus. — Diocletian theilt die Regentſchaft — viele Kaiſer zu gleicher Zeit bis zum Conſtantin. — Innerer Zuſtand des römiſchen Reichs (fortdauerndes Sittenverderbniß und Uebermuth der Truppen). Völker auſſerhalb des römiſchen Reichs: das neuperſiſche Reich. — Vereine unter den deutſchen Völkern. — Wohnſitze der Allemannen, Gothen, Thüringer, Franken, Sachſen, Vandalen, Burgunder und Alanen. S. 43 — 71.

IV. Kap. **Von Conſtantins des Großen Alleinherrſchaft bis zum Tode des Kaiſers Theo-**

doſius des Großen, 324 — 395. Wie wurde das röm. Reich durch Conſtantin den Großen umgeformt? — kurze und ſtürmiſche Regierung ſeiner Söhne. — Julian der Abtrünnige, — Jovian, — Valentinian I. und Valens. — Schlacht bey Adrianopel. — Traurige Lage des römiſchen Reichs. — Theodoſius führte Ordnung zurück. — Betrachtungen über die Erhebung des Chriſtenthums zur herrſchenden Religion — und über die ſogenannte Völkerwanderung. — Entſtehung und Wirkung derſelben. S. 71 — 97.

V. Kap. Von dem Tode des Kaiſers Theodoſius des Großen bis zum Untergang des weſtrömiſchen Reichs, 395 — 476. — Theilung des römiſchen Reichs, — große Verluſte des weſtrömiſchen Reichs unter Honorius und Valentinian III. — Einbruch der Hunnen unter Attila. — Eroberung und Plünderung Roms durch die Vandalen, — Odoacer. — Fortdauer des oſtrömiſchen Reichs. — Gründung neuer Staaten. — Betrachtungen über den Untergang des weſtröm. Reichs. S. 97 — 118.

Zweyter Abſchnitt.

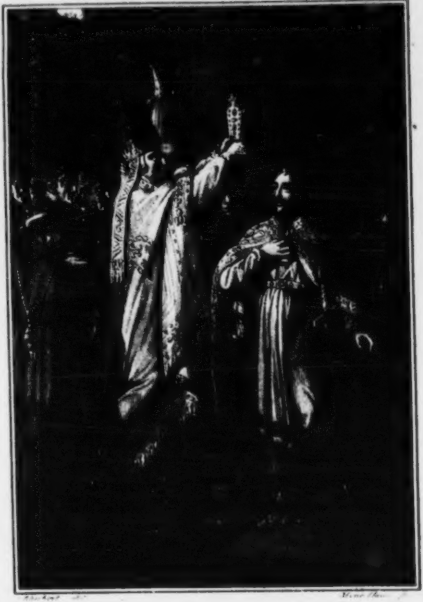
Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von der Stiftung des Chriſtenthums bis zur Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs.

(chronologiſch geordnet.)

I. Auguſtus und Cinna, oder: was vermag Milde. S. 119
II. Arminius, der Retter der deutſchen Freyheit. . 124
III. Arria und Pätus. 136
IV. Schandthaten des Kaiſers Nero. . . 141
1) Ermordung des Britannicus. . . 143
2) Ermordung der Agrippina. . . . 153
3) Ermordung der Octavia. . . . 168

4) Neuere

4) Feuersbrunſt zu Rom. Erſte Chriſtenverfolgung. S. 176
5) Hinrichtung des Seneca. . . 182
V. Tod des Nero. . . . 194
VI. Sabinus und Epponina. 207
VII. Großmuth des Kaiſers Titus. . . . 213
VIII Edelſinn des Papinianus. . . . 216
IX. Zenobia, Kaiſerin von Palmyra. . . 219
X. Conſtantius Chlorus. . . . 235
XI. Die Fahne des Kreuzes — oder Conſtantins Uebertritt zum Chriſtenthum. . . . 240
XII. Züge aus dem Leben des Kaiſers Julianus. . 247
XIII. Thronbeſteigung des Kaiſers Theodoſius des Großen. 273
XIV. Leben des heiligen Ambroſius. . . 281
XV. Antonius und Pachomius — oder Urſprung und Fortgang des Mönchsweſens. . . 305
XVI. Die Sage von den Siebenſchläfern. . 351



[illegible] del. [illegible] sc.

Kaiserkrönung Karls des Groſsen.

Hiſtoriſcher Bilderſaal

oder

Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geſchichte.

Ein Lehr- und Leſebuch für gebildete Stände.

Herausgegeben

von

Kaſpar Friedrich Loſſius,

Diakonus an der Prediger-Kirche zu Erfurt,

und

Chriſtian Ferdinand Schulze,

Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

BIBL.
VNIVER
LIPS.

Zweyter Band.

Mit zwölf Kupfern,

nach Schubert'ſchen Zeichnungen.

Wohlfeilere Ausgabe. Ladenpreis 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 Kr.

Gotha,
bey Juſtus Perthes. 1816.

Pränumeranten-Verzeichniß.

Fortſetzung.

Ihro Durchlaucht die regierende Frau Herzogin zu Sachſen-Gotha.

Se. Durchlaucht Prinz Karl von Schwarzburg-Sondershauſen in Arnſtadt.

Se. Erlaucht der Reichsgraf von Hochberg auf Fürſtenſtein in Schleſien.

Herr Abraham Ackermann in Hamburg.
— Ahrends, Schreibmeiſter in Werden.
— Chriſtoph Ammann in Augsburg.
— Chr. Andreä, Seidenfabrikant in Mühlheim am Rhein.
— Apelt, Handlungsverwandter in Deerberg.

Herr Forſtmeiſter und Kammerjunker von Baumbach in Caſſel.
— Obriſt von Bauz in Pforzheim.
— Geheimerath u. Vicekanzler von der Becke in Gotha.
— Berger, Kaufmann in Waldenburg.
— Beſſer, Kaufmann in Altenburg.
— Factor Biſchoff in Dürrenberg.
— Bodemer, Beſitzer einer Cattunfabrik in Großenhayn.
Fräulein Maria Bohlen in Allendorf.
Herr Amtsadjunctus Brückner in Georgenthal.
— Kammerrath Bruhn in Huſum.
— Pfarrer Burbach in Ballſtedt.

Herr Caſpari, Tuchfabrikant in Großenhayn.

Herr Polizey-Director Kriegs- und Steuerrath von Dantzen in Colberg.
— Joh. Chr. Dietſch in Mühltroff bey Schleitz.

Herr Juſtiz-Commiſſarius Eichholz in Bleicherode.
— Engeling, Cantor und Schullehrer in Langula.
— Conſiſtorialrath und Hofprediger Ernſt in Caſſel.
— Paſtor Evers in Hameln.

Herr Falch, Buchdrucker in Brieg.
— Garniſon-Cantor Felsberg in Gotha.
— Fiſcher, Kaufmann in Charlottenbrunn.
— Flemming, Kaufmann in Großenhayn.
— Amtsregiſtrator Franke in Glauchau.
— H. J. Frers, Kaufmann in Werden.
— Candidat Fritſch zu Freyburg in Sachſen.
— Prorector Fülle in Oels.

Herr Geibel, Pachter in Wachenbuchen.
— Geisler, Schullehrer in Mulda } bey Freyberg.
— Geisler, Schullehrer in Hilbersdorf } bey Freyberg.
— Gölckel, Kaufmann in Colberg.
— General-Oberpoſtamts-Secretair Göritz in Stuttgart.
— Superintendent M. Goldammer in Großenhayn.
— Procurator Graf in Marburg.
— Gräff, Hofbuchbinder in Carlsruhe.
— O. Lieutenant und Senator Gruner in Coburg.
— J. H. Grunewald, Weinhändler in Allendorf.
— Gleitsmann von Guden in Großenhayn.
— Güttler, Kaufmann in Gottesberg.

Herr Hager, Kaufmann in Altenburg.
Se. Excellenz Herr Geheimerath von Hardenberg in Altenburg.

Herr Paſtor Hauſer in Hünern bey Breslau.
— Amtsadvocat Hoch in Waltershauſen.
— Geh. Aſſiſtenzrath von Hoff in Gotha.
— Chr. von Hoff, Hauslehrer zu Neudorff in Schleſien.
— Hütter, Rathmann in Waldenburg.
— Hof-Gerichtsrath Huth in Darmſtadt.
— Hyneck, Oekonomie-Verwalter und Schultheiß in Schwarza.

Herr Prediger Janus zu Ratibor.
— John, Schullehrer in Voigtsdorf.
— Jüttner, k. preuß. Magazin-Rendant in Bunzlau.
— Ober-Conſiſt. Rath und Superint. Juſti in Marburg.

Frau Kaufmann in Schleswig.
— Regierungsräthin von Kettelhodt in Bergen bey Arnſtadt.
Herr Prediger Klar in Rybnick.
— Koch, Buchhändler in Schleswig.
— Köhler, Kaufmann zu Wüſte-Gierſchdorff in Schleſien.
— Kühne, Ritterguts-Beſitzer in Mühlbach.

Herr Rath und Amtmann Langheld in Waltershauſen.
— Ledermann, Buchbinder in Erfurt.
— Hofgärtner Lenz in Hanau.
— Lingke, Gymnaſiaſt in Freyberg.

Herr Armenhaus-Controleur **Lorenz** in Creutzburg in Schleſien.
— Heinrich **Lotter**, Kaufmann in Stuttgart.
— Steuereinnehmer **Lühe**, zu Neiße.

Herr **Maebert**, Cantor und Schullehrer in Taubenheim.
— Profeſſor **May** in Augsburg.
— Diaconus M. **May** in Großenhayn.
— Profeſſor **Melos** in Weimar.
— Paſtor **Melz** in Salzbrunn.
— von **Menſi**, k. k. wirkl. Gubernialrath und Kreishauptmann in Schwatz in Tyrol.
Fräulein C. Amalie **Merbeth** in Freyberg.
Herrn **Menſel's** Leſe-Inſtitut in Coburg.
Herr Aſſeſſor **Meyer** in Rinteln.
— **Müller**, Hofbuchbinder in Carlsruhe.
— **Müller**, Tuchfabrikant in Großenhayn.

Herr Adolf **Nagel**, Kaufmann in Erfurt.
— Dr. **Naſſe** in Leipzig.
— von **Natzmer**, k. preuß. Hauptmann und Poſtmeiſter in Freyſtadt in Schleſien.
— Dr. Med. **Neßler** in Coburg.
— Hof- und Canzleyrath **Nieper** in Hannover.
— von **Nitſche**, Erbherr auf Schadenwalde.

Herr Superintendent Oppelt in Pegau.

Herr Paſtor Peterſen in Seheſtedt.
Die Herren Plank und Kraus in Augsburg.
Frau Amtmännin Plehn auf Bielck bey Neuenburg.
Herr M. F. Plüddemann, Kaufmann in Colberg.

Herr von Quaſt, k. preuß. Staatsrath in Berlin.

Herr J. S. Ramann, Weinhändler in Main-Stockheim.
Fräulein Ranniger in Merzdorf bey Hainau.
Herr P. Rath, Inhaber einer Sammtband-Fabrik in Süchtelen bey Crefeldt.
— Dr. Reiniger in Greſſenhayn.
— Diaconus Richter in Waltershauſen.
— Regiſtratur-Aſſiſtent Riemer in Brieg.
— Rittel, Kaufmann in Huſum.
— Roch, Kaufmann in Freyberg.
— Rechlitzer, Collaborator am Gymnaſ. zu Freyberg.
— von Rohrſcheidt auf Deutſch Steine bey Ohlau.

Herr Juſtiz-Amtmann Sartorius in Lauterbach.
— Schade, Bürger und Stellmacher in Altenburg.
— Ober-Bergrath Schaub in den Sooden bey Allendorf.
— Gerichts-Director Schedlich in Wolkenburg.
— Salinen-Aſſeſſor Scheffer in Colberg.
— F. G. Schellenberger aus Stolberg, in Altona.

Herr Fr. Schenk, Forſtverwalter zu Steinborn.
— von Schickfuß, Erbherr auf Merzdorf.
— Schiffler, Mauermeiſter in Brieg.
— Chr. Schloſſer, Pachter in Drackendorf.
— Joh. Schneider d. j., der Handlung Befliſſener in Landau.
— Schön, k. baier. Mauthbeamter in St. Michael im Salzachkreiſe.
— Accis- und Zolleinnehmer Schönfeld in Löwenberg.
— Armenhaus-Director Schott in Creuzburg in Schleſ.
— Regierungsrath Schrader in Rinteln.
— Schrader, Kaufmann in Wannfried.
Frau Conſulin Schröder in Colberg.
Herr Schröder, Kaufmann in Landau.
— Joh. Fr. Schuckall in Neuſalz a. O.
— Prediger Schütz in Bückeburg.
— Schulz, Rathmann und Kaufmann in Bunzlau.
— Schuſter, Kaufmann in Neuſtadt an der Hardt.
— Joh. Schweicker in Lindau.
— K. Seel, Pfarrer in Egenburg.
— Seiler, Kaufmann zu Wüſte-Gierſchdorff in Schleſ.
Die Seminarien-Schule in Gotha.
Herr Dr. Senckeiſen in Merſeburg.
— J. Stählin, Prediger der evangeliſchen Brüdergemeinde zu Neuſalz a. O.
— Vicarius Steinwegs in Vierſchen.
— B. Straß, Kaufmann in Gotha.

Die Streit'ſche Leſebibliothek in Breslau.
Herr F. M. Stüper in Süchteln.

Herr Stadtpfarrer Thenn in Kaufbeuren.
— Cantor Thieme in Großenhayn.
— Rath u. Oberſteuer-Secretair Thienemann in Altenburg.
— Auguſt Thienemann in Leipzig.
— Diaconus Thienemann in Nebra.
— Floßmeiſter und Senator Wehſe in Freyberg.
— Pfarrer M. Vollmer in Wolkenburg.

Herr Amtmann Wagner in Lahm bey Bamberg.
— Joh. Friedr. Wenige in Friedrichroda.
— Joh. Georg Wenige daſelbſt.
— Commiſſionsrath Wenige in Gotha.
Freyherr Edmund v. Wenz auf Schloß Buch bey Münchberg.
Herr C. Wenzel, Hofmeiſter in Pogrzebin bey Ratibor.
— G. F. Wiesner, Schiffer-Aelteſter in Neuſalz a. O.

Herr Paſtor Zeigermann in Aue.
— Ziebig, Kaufmann in Waldenburg.
— Ober-Amtmann Zindler in Kauern bey Ohlau.
— Geh. Canzliſt Zſchille in Großenhayn.

Vor-

Vorrede.

Dem Plane getreu, den ich in der Vorrede zum erſten Theile dieſes Werkes vorgezeichnet habe, iſt auch dieſer zweyte Theil ausgearbeitet worden.

Er enthält daher im erſten Abſchnitt eine Darſtellung der Hauptbegebenheiten von der Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs bis zum Vergleich zu Verdun. Hierbey kam es vorzüglich darauf an, unter dem Manchfaltigen das Wichtigſte hervorzuheben, und dieſes ſo zuſammen zu ſtellen, daß das Ueberſchauen und Behalten des Ganzen erleichtert würde. Am zweckmäßigſten ſchien es daher, von einer Ueberſicht des Schauplatzes anzuheben, und was ſich während der gegenwärtigen Periode in jedem einzelnen Reiche ereignete, kurz anzugeben; dann die Hauptbegebenheiten an die drey Reiche zu knüpfen, die während dieſer Periode am meiſten hervorragen, an das Reich der Oſtrömer, der Araber und der Franken. Dieſe drey Reiche ſind demnach in drey Kapiteln behandelt. Hierauf folgen im zweyten Abſchnitt ausführliche Schilderungen merkwürdiger Ereigniſſe und Perſonen aus dem Umkreis der hier behandelten Periode. Sie ſind im Bezug auf die drey Kapitel des erſten Abſchnitts chronologiſch geordnet, und ſollen das, was dort nur angedeutet wurde, deutlicher und anſchaulicher machen. Möge man an ihnen ſehen, wie die Geſchichte überhaupt ein manchfaltiges Gemählde des menſchlichen Lebens darbiethet.

Auch dieſen Theil habe ich allein ausgearbeitet. Mein verehrter Freund, Herr Diakonus

Loſſius in Erfurt, hat ſich wegen fortdauernder Kränklichkeit von allem Antheil an der Bearbeitung dieſes Werkes losgeſagt; aber zum Andenken an ſeine Verdienſte um die "moraliſche Bilderbibel", als deren Fortſetzung dieſer Bilderſaal erſcheint, iſt ſein achtungswerther Name auch bey dieſem Theile auf dem Titel genannt worden. Uebrigens hat mich der Beyfall, der dem erſten Theil geſchenkt worden iſt, angefeuert, Mühe und Fleiß bey Bearbeitung dieſes Werkes zu verdoppeln. Ueberall bin ich zu den Quellen und beſten Hülfsmitteln zurückgegangen, und eifrig habe ich mich beſtrebt, nicht bloß Unterhaltung, ſondern auch Belehrung und Ermunterung zu erwirken.

Was das Aeußere dieſes Theils betrifft, ſo kommt es dem Aeußern des erſten Theils völlig gleich. Auch ſind ihm, wie dem vorigen, zwölf Kupfer beygegeben, die in Rückſicht auf Auswahl der Gegenſtände und deren künſtleriſche Behandlung jenen zum erſten Theile nicht nachſtehen, vielleicht ſie noch übertreffen und hoffentlich den wünſchenswerthen Beyfall des Publikums verdienen und erhalten werden.

Der folgende Theil, der meine Leſer bis in die Zeiten der Kreuzzüge führen wird, ſoll, wenn Gott Leben und Geſundheit ſchenkt, in Jahresfriſt erſcheinen.

Gotha, den 18. Febr. 1816.

Chriſtian Ferdinand Schulze.

Zweyte Periode

von der

Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs

bis zum

Vergleich zu Verdun

476 — 843.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von der Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs bis zum Vergleich zu Verdun, 476. — 843.

Einleitung.

Wie langſam auch die Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs herbeygeführt wurde, ſo fühlen wir uns doch bey dem Eintritt aus der vorigen in die gegenwärtige Periode gleichſam in eine neue Welt verſetzt. Das groſse Reich, das vorher wie im Mittelpunct aller Ereigniſſe ſtand, liegt in Trümmern; nur der öſtliche Theil deſſelben beſteht noch, aber wie verſchieden von dem Reiche, das einſt in den Tagen der Scipionen oder erſten Cäſaren blühete! In allen übrigen Ländern, wo kurz vorher die entarteten Römer gewaltet hatten, begegnen uns neue Völker mit ſtarken Körpern und lebendiger Kraft, und neue Staaten mit neuen Gebräuchen und Einrichtungen. In Rom ſelbſt erhebt ſich, ſtatt der vorigen weltlichen Macht, eine geiſtliche Macht und eine neue Religion entſteht faſt in eben den Gegenden, die einſt die Wiege der jüdiſchen und chriſtlichen Religion geweſen waren. Kurz, wir wandeln gleichſam auf Gräbern, zwiſchen denen ein neues Leben aufſchießt.

Aber noch ſind die Stürme nicht beſchwichtigt, unter deren Toben der römiſche Coloß zertrümmert wurde; noch folgen Völker auf Völker, Reiche auf Reiche. Faſt mit jedem Schritte, den wir in dieſer Periode vorwärts thun, verändert ſich der Schauplatz. Vieles vergeht, was eben erſt entſtanden war; noch mehreres befindet ſich im Werden, und iſt wie alles Werdende mit Nebel umhüllt; nach verſchiedenen Seiten wird unſere Aufmerkſamkeit hingelenkt. Ein kurzer Ueberblick der damaligen Welt mag uns davon überzeugen!

Die iberiſche Halbinſel, oder Portugal und Spanien, ſtand am Anfang der gegenwärtigen Periode unter der Herrſchaft der Sueven und Weſtgothen, dann unter der Herrſchaft der letztern allein. Dieſe machten nämlich im Jahr 585 dem Reiche der Sueven, das ſie ſchon ſeit dem Jahre 456 auf Gallizien eingeſchränkt hatten, ein völliges Ende. Aber auch ihr Reich zerfiel. Was ſie in Gallien oder jenſeit der Pyrenäen beſaßen, verloren ſie größtentheils an die Franken (507). Ihre Beſitzungen aber auf der nordweſtlichen Küſte von Africa, ja Spanien ſelbſt wurde (711 u. 712) eine Beute der Araber, die von einer Parthey mißvergnügter Weſtgothen herbey gezogen worden waren. Nur in Aſturien behauptete ſich der weſtgothiſche Prinz Pelayo, und von hier aus erhob ſich von neuem die Macht der Weſtgothen.

Gallien war am Anfang der gegenwärtigen Periode unter mehrere Völkerſchaften getheilt. Die Weſtgothen hatten den ſüdweſtlichen Theil von den Pyrenäen bis zur Loire und Rhone inne; die Burgunder ſaßen in dem ſüdöſtlichen Gallien von der Saône und Rhone bis zur Aar, oder von Langres bis Lauſanne; die Franken behaupteten den nordöſtlichen Theil vom Rhein bis an die Somme. Im mittlern Gallien, um Soiſſons, beſtand noch (bis zum Jahr 486) ein Ueberreſt der römiſchen Herrſchaft unter einem römiſchen Statthalter; und im nordweſtlichſten Theile wohnten Britten, die, (ſchon ſeit 390) hierher geflüchtet, dieſem Theile den Namen Bretagne gaben. Aber nach und nach wurde ganz Gallien den Franken zu Theil, die alle übrigen Bewohner dieſes Landes ſich unterwarfen. Eben deshalb mußte auch der alte Name Gallien dem Namen Frankreich weichen.

Deutſchland, wozu man die Schweiz und die Niederlande rechnen darf, blieb auch in der gegenwärtigen Periode ein Schauplatz großer Veränderungen. Einen großen Theil ſeiner alten Einwohner hatte es durch Auswanderungen verloren; aber an die Stelle derſelben rückte in die nordöſtliche Hälfte ein neuer, großer Völkerſtamm, die Slaven. Woher ſie kamen, iſt ungewiß; ſie wurden zuerſt an dem Dnieſter und der Weichſel bekannt, und ſeit dem ſechſten Jahrhundert breiteten ſie ſich nach allen Seiten aus. Denn wie ſie außer Deutſchland die Königreiche Croatien, Slavonien, Servien, Bosnien und Dalmatien ſtifteten, und zu dem polniſchen und preußiſchen Reiche den Grund legten: ſo erfüllten ſie auch in Deutſchland alles Land von der Weichſel bis zur Niederelbe und Saale. Sie waren in viele Stämme getheilt, und erſchienen unter vielerley Namen; z. B. als Czechen in Böhmen, als Moraven in Mähren, als Lutetier in der Lauſitz, als Sorben in Meißen, als Obotriten über der Elbe im Mecklenburgiſchen, als Haveler und Ucker im Brandenburgiſchen. In ihren Sitten wichen ſie von den Deutſchen ab. Sie waren minder freyheitliebend als dieſe; vorzüglich fehlte es ihnen an einer wohlgeordneten Kriegsverfaſſung; doch nützte ihr Fleiß den Ländern, wo ſie wohnten. — In dem ſüdöſtlichen Deutſchland, ehemals Rhätien und Noricum, jetzt Baiern und Oeſterreich genannt, herrſchten am Anfang der gegenwärtigen Periode die Oſtgothen, und nordöſtlich von dieſen eine Zeitlang die Longobarden. Als aber die Macht der Oſtgothen gebrochen (553), und die Longobarden nach Italien eingewandert waren (568), erhoben ſich hier die Baiern (wahrſcheinlich Abkömmlinge der alten Boier) vom Lech bis zur Ens, und von der Südſeite der Donau bis gen Italien, und hinter dieſen (von der Ens an) die Avaren, die im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ſehr mächtig waren. — In der weſtlichen Hälfte Deutſchlands ſaßen anfangs die Allemannen von der Aar bis zur Lahn, und vom Lech bis über den Rhein. Mit ihnen vereinigte ſich der Ueberreſt der Sueven, auch Schwaben genannt — ein Name, der dann auch auf die Allemannen überging. Weiter hinauf von der Lahn bis zur Lippe wohnten die Franken, die auch nach ihrer Ausbreitung in Gallien ihre Beſitzungen am rechten Rheinufer behaupteten. An den Küſten der Nordſee vom Ausfluß der Schelde bis zum Ausfluß der Elbe wohnten die Frieſen, die ſich in Weſt- und Oſtfrieſen theilten; über und neben ihnen die Sachſen, die ſich immer mehr landeinwärts von der Weſer bis zum Harz hinzogen. Hinter den Sachſen wohnten die Thüringer, die vormals unter den gothiſchen

ſchen Stämmen begriffen, das Land der Hermundurer eingenommen, und ſich in Beſitz eines Reichs geſetzt hatten, das ſich vom Harz bis zur Donau erſtreckte. — Am Anfang der gegenwärtigen Periode machten alle dieſe Völkerſchaften noch kein Ganzes aus. Sie waren unabhängig von einander, jede handelte für ſich, und einzeln kamen ſie unter die Gewalt der Franken, die erſt die Allemannen, dann die Thüringer, hierauf die Frieſen, ferner die Baiern und endlich die Sachſen zur Unterwürfigkeit zwangen. Allein eben dieſe Vereinigung unter ein Oberhaupt gab Veranlaſſung, daß, als die groſie Monarchie Karls des Groſſen zerfiel, Deutſchland einen eigenen Staat bildete.

Eben ſo wie Deutſchland war auch Italien im Laufe der gegenwärtigen Periode ein Schauplatz manchfaltiger Veränderungen. Das erſte deutſche Reich, das daſelbſt auf den Trümmern des römiſchen durch Odoacer entſtanden war (476), unterlag nach ſiebzehnjähriger Dauer den Oſtgothen (493). Auch das zweyte deutſche Reich daſelbſt, das oſtgothiſche, behauptete ſich nur ſechzig Jahre. Es zerfiel in einem achtzehnjährigen Kampfe mit den Oſtrömern (535 — 553). Dieſe, nun Herren, ließen Italien durch Exarchen, deren Hauptſitz Ravenna war, beherrſchen. Aber bald rückten die Longobarden, angeführt von ihrem König Alboin, in Oberitalien ein (568) und bildeten daſelbſt ein mächtiges Reich, deſſen Hauptſtadt Pavia war. Den Oſtrömern verblieb nur das Exarchat zu Ravenna, das Gebiet von Rom und der größte Theil von Unteritalien. Aber das erſte wurde ihnen (752) von den Longobarden entriſſen; das zweyte bildete unter der Leitung des Pabſtes einen eignen Staat, ohne doch dieſen Namen zu führen, und wendete ſich zuletzt, angegriffen von den Longobarden, von dem oſtrömiſchen Hofe zu den Franken. Dieſe machten (774) dem longobardiſchen Reiche ein Ende, und gründeten durch Schenkungen an den Pabſt den Kirchenſtaat in Mittelitalien. In Unteritalien aber und in Sicilien wurde die Herrſchaft der Oſtrömer theils durch die Franken, theils durch die Araber aufgehoben. Letztere drangen ſeit 823 daſelbſt ein, und behaupteten ſich über hundert Jahre in dieſen Gegenden.

Britannien hatte kurz vor Anfang der gegenwärtigen Periode von Deutſchland aus eine neue Geſtalt erhalten*). Sachſen und Angeln, von den Eingebornen gegen die Picten und Scoten zur Hülfe gerufen (449), hatten ſich dieſer Inſel bemächtigt und allmählich ſieben Königreiche daſelbſt gegründet; nämlich Kent, Suſſex, Weſſex, ſer, Eſſer, Northumberland, Oſtangeln und Mercia. Nur in den Gebirgen und Wäldern von Wales behaupteten die alten Britten ihre Unabhängigkeit. Zu Ende des ſechſten Jahrhunderts (596) kam das Chriſtenthum, das früher ſchon in Britannien geherrſcht hatte, zu den heidniſchen Angeln und Sachſen. Von nun an nahm die Bildung derſelben zu, und zu manchen Eigenheiten der heutigen Verfaſſung wurde ſchon damals der Grund gelegt. Im Jahre 828 vereinigte Egbert, König von Weſtſex, theils durch Erbſchaft, theils durch Gewalt die ſieben angelſächſiſchen Königreiche, die bis dahin nur in loſer Verbindung mit einander geſtanden hatten, zu einem Ganzen, und gab demſelben den Namen England. Aber während dadurch die Ruhe im Innern geſichert wurde, wurden die Küſten durch die Räubereyen und Verheerungen der Normänner ſchrecklich heimgeſucht.

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſaal Th. I. S. 117.

Dänemark, Schweden und Norwegen, unter dem gemeinſamen Namen Scandinavien oder der Norden begriffen, entzieht ſich während der gegenwärtigen Periode faſt ganz unſern Blicken. Erſt ſeit den Zeiten Karls des Großen, als chriſtliche Miſſionäre daſelbſt eindrangen, oder als die Völkerſchaften, die ſich daſelbſt entwickelten, immer mehr hervortraten, wird es für uns daſelbſt lichter. Seit uralten Zeiten mögen dort Völker gewohnt haben, die mit den alten Deutſchen zu einem großen Stamm gehörten. Späterhin ſollen von Oſten her Finnen eingewandert ſeyn. Auf der weſtlichen Seite aber, nördlich über der Eider, im heutigen Schleßwig und Jütland, auf den däniſchen Inſeln und an den ſüdlichen Küſten von Norwegen und dem weſtlichen Schweden, erhoben ſich ſeit dem ſechſten Jahrhundert Völker, überhaupt Normänner genannt, die ſich durch ihre weitverbreiteten Seeräubereyen und Anſiedlungen höchſt merkwürdig gemacht haben. Ihr dürftiger Boden konnte ihre Bedürfniſſe nicht ſtillen; dagegen bot ihnen die befreundete See, was ihnen fehlte. Auf kleinen Schiffen von ausgehöhlten Bäumen, oder auf geflochtenen und mit Häuten überzogenen Kähnen, welche ſelten mehr als zehn Mann faſſen konnten, ſegelten ſie aus, thaten hier und dort Einfälle, raubten was ſie fanden, ließen ſich auf unbeſetzten Vorgebirgen und Inſeln nieder, oder kehrten mit Beute beladen, nach Hauſe zurück. Oft vereinigten ſich mehrere unter Anführern ihrer Wahl zu ſolchen Unternehmungen; oft wurden ſie auch, wenn das Land die anwachſende Menge nicht mehr nähren konnte, durch Volksbeſchlüſſe ausgeſendet. Schon ſeit dem ſechſten Jahrhundert hört man von ihnen; aber erſt ſeit dem Ausgang des achten Jahrhunderts (wahrſcheinlich weil viele der überwundenen Sachſen zu ihnen geflüchtet waren) wurden ſie zur See eben ſo furchtbar, wie die Franken zu Lande. Karl der Große hielt ſie im Zaum; aber die Schwäche und Zwietracht ſeiner Nachfolger gab ihnen freyes Spiel. Von nun an blieb faſt kein europäiſches Land vor ihnen ſicher; ſie durchſchifften mit bewunderungswürdiger Kühnheit alle Meere, und ſiedelten ſich, wie wir in der folgenden Periode zeigen werden, in Rußland, England, Irland, Frankreich, Italien und Sicilien an.

Auch das nordöſtliche Europa, Preußen, Polen, Rußland erſcheint in der gegenwärtigen Periode noch nicht auf dem Schauplatz der Geſchichte. Möglich iſt es, daß ſchon damals Staaten daſelbſt gebildet wurden; aber man kennt ſie nicht: nicht einmal die Namen Preußen, Polen oder Rußland kommen vor dem neunten und zehnten Jahrhundert vor. Nur Völkerſchaften werden genannt, die ſich hier entwickelten, und entweder andern wichen oder ſich behaupteten und ausdehnten. Polen heißt es, ſonſt der Wohnſitz der Sarmaten, ward ſeit dem ſechſten Jahrhundert von den Slaven beſetzt. Eben dieſe verbreiteten ſich auch über Preußen, wo außerdem auch Aeſtyer und Letten wohnten, und über einen großen Theil von Rußland, wo die Finnen ihnen weichen oder immer weiter nach Norden hinauf ziehen mußten. Dagegen erhoben ſich im ſüdlichen Rußland, am ſchwarzen Meere, die Chazaren, die ſeit dem ſiebenten Jahrhundert aus Aſien nach Europa vordrangen, und in der Mitte des neunten Jahrhunderts von dem caſpiſchen Meere bis zur Weſtſeite des ſchwarzen Meeres herrſchten.

Manchfaltigere Veränderungen erfuhr Ungarn, ſonſt Pannonien, wo die Stürme der Völkerwanderung faſt ununterbrochen fortbrauſten. Im Anfang der gegenwärtigen Periode herrſchten in den weſtlichen Gegenden dieſes Landes die Oſtgothen, und in den Ländern, welche heutiges Tages Siebenbürgen, die Wallachey und einen Theil Oberungarns ausmachen, die Gepiden; aber jene unterlagen (553) den Oſtrömern, dieſe den Longobarden (567), die nach und nach aus dem Norden Deutſchlands daſelbſt eingewandert waren. Als nun (568) die Longobarden nach Italien zogen, räumten ſie ihre Beſitzungen in Pannonien den Avaren ein, einem Volke, das zu den Stämmen der aſiatiſchen Hunnen gehörte, ſeit der Mitte des ſechſten Jahrhunderts nach Europa gekommen war, und ſich vorzüglich am Ende des ſiebenten Jahrhunderts mächtig erhob. Damals ſtreiften die Avaren auf der einen Seite bis Thüringen, auf der andern bis Italien. Allein ſeit dem achten Jahrhundert geriethen ſie in Verfall und ſeit dem neunten verlieren ſie ſich gänzlich aus der Geſchichte. Nun erhoben ſich hier in Pannonien, neben den Chazaren, von denen ſchon oben geredet wurde, die Madſtaren oder Magyaren, ſpäterhin Ungarn genannt, gleichfalls hunniſcher Abkunft. Sie wohnten, wie es heißt, urſprünglich im Lande der Baſchkiren, zwiſchen der Tobol und der Wolga, ſtanden ſpäterhin unter Herrſchaft der Avaren, und brachten endlich (um 900) das Land, das von ihnen den Namen Ungarn erhielt, unter ihre Botmäßigkeit.

Im ſüdöſtlichen Europa, oder in der heutigen Türkey beſtand das oſtrömiſche oder griechiſche Kaiſerthum in großer Ausdehnung und vielfacher Einwirkung auf andere Staaten. Freylich wurde es, wie wir nachher hören werden, von innern und äuſſern Feinden beunruhigt und erlitt manchfaltige Verluſte; gleichwohl aber behauptete es ſich und beſtand ſogar noch weit über die folgende Periode hinaus.

Wie es auſſer Europa in Aſien während der gegenwärtigen Periode ausſah, ob und wie die Stelle der vielen Völker, die nach Europa gewandert waren, beſetzt wurde? ob und welche neue Staaten ſich daſelbſt bildeten? wiſſen wir nicht.

Nur ein neues Reich wird daſelbſt univerſalhiſtoriſch wichtig, nämlich das Reich der Araber, das durch religiöſe Begeiſterung begründet und erhoben wurde.

Von Africa war, wie vorher ſo auch damals, nur die Nordküſte bekannt. Hier herrſchten am Anfang der gegenwärtigen Periode die Vandalen und Oſtrömer, dann, nach dem Umſturz des vandaliſchen Reichs (534) leztere allein; und nur einige Diſtricte von der Nordweſt-Spitze, Spanien gegenüber, waren im Beſitz der Weſtgothen. Aber ſeit der Mitte der gegenwärtigen Periode gerieth die ganze Nordküſte von Africa unter die Gewalt der Araber, die von dort aus ſogar nach Spanien übergingen.

Groß und manchfaltig ſind alſo, wie ſchon aus dieſer Ueberſicht der damaligen Welt hervorgeht, die Begebenheiten, die die gegenwärtige Periode aufſtellt. Wie aber in der vorigen Periode Rom gleichſam in dem Mittelpunct aller Begebenheiten ſtand, ſo laſſen ſich in der gegenwärtigen Periode die vorzüglichſten Begebenheiten an drey Reiche knüpfen, die ſich durch den Umfang und die Dauer ihrer Macht, ſo wie durch ihre Einwirkung auf andre beſonders merkwürdig gemacht haben. Dieſe Reiche ſind, das Reich der Oſtrömer,

mer, das Reich der Araber und das Reich der Franken. Ihre Geſchichte ſoll alſo der Faden ſeyn, der uns durch das Labyrinth von Begebenheiten leitet, in welche uns die gegenwärtige Periode führt. Von der römiſchen Hierarchie aber, die zwar in dieſer Periode ſich erhob, doch erſt in der folgenden ihren höchſten Glanz erreichte, ſoll nicht hier, ſondern dort zuſammenhängend geredet werden.

Erſtes Kapitel.

Von dem oſtrömiſchen Kaiſerthume.

1) Vorerinnerungen über die Ausdehnung und Dauer des oſtrömiſchen Kaiſerthums.

Faſt noch tauſend Jahre nach dem Untergange des weſtrömiſchen Reichs beſtand das oſtrömiſche oder morgenländiſche, auch das byzantiniſche genannt, in Bezug auf den alten Namen ſeiner Hauptſtadt (Byzanz), oder das griechiſche, zum Andenken entweder an die Herrlichkeit der alten, oder an die Schwäche der damaligen Griechen, die einen Theil dieſes Reiches ausmachten, und deren Sprache an deſſen Hofe geredet wurde.

Groß und ausgedehnt war dieſes Reich, beſonders im Anfang der gegenwärtigen Periode. Damals reichte es gegen Morgen an das kaspiſche Meer und den Euphrat, gegen Norden und Weſten an die Donau und das adriatiſche Meer. Das

Herz ſeiner Staaten bildete die heutige europäiſche Türkey; und auſſerdem gehörte ihm Kleinaſien, Syrien, Aegypten, die herrlichen Inſeln des ägäiſchen Meeres, und auf dem mittelländiſchen Meere Creta, Rhodus, Cypern. Hierzu kam zu Juſtinians I. Zeiten, wie wir bald hören werden, die ganze Nordküſte von Africa, Italien, Dalmatien und die Inſeln Sicilien, Sardinien und Corſica; und man kann in Wahrheit behaupten, daß das oſtrömiſche Reich damals unter allen gleichzeitigen Reichen das erſte war.

Aber wie groß dieſes Reich war, ſo groß waren auch die innern und äußern Uebel, von denen es heimgeſucht wurde. Von auſſen wurde es durch die großen Völkerbewegungen, die noch immer fortdauerten, betroffen. Alle aus Aſien nach Europa ziehenden Horden ſtreiſten an ſeiner nördlichen Grenze hin; es mußte mit Chazaren, Bulgaren, Avaren, Hunnen, Gepiden ꝛc. kämpfen; aber ſeine mächtigſten und gefährlichſten Feinde waren im Oſten erſt die Perſer, dann die Araber, und im Weſten die Longobarden, ſpäterhin die Franken. Von innen erkrankte dieſes Reich an Glaubensſtreitigkeiten, Erſchlaffung der Sitten, Hofluxus und Hofintriguen, an Empörungen und Thronentſetzungen. Gleichwohl erhielt es ſich mitten unter dieſen Uebeln, geſchützt durch den Umfang

fang und die Ergiebigkeit ſeiner Länder, durch die Nahrungsquellen des Handels und Gewerbfleißes, durch die natürliche Feſtigkeit ſeiner Hauptſtadt, durch die ſchlaue Argliſt in ſeinen Unterhandlungen und durch die oft glückliche Tapferkeit einiger ſeiner Kaiſer und Feldherren.

Es wäre zweckwidrig, hier die Regierungsgeſchichten aller oſtrömiſchen Kaiſer, welche der gegenwärtigen Periode angehören, zu ſchildern. Wichtiger iſt es, die Schickſale des oſtrömiſchen Reichs, ſeine Kämpfe, Erwerbungen und Verluſte zu erzählen, und dieſe Erzählung an die Namen ſeiner berühmteſten Kaiſer zu knüpfen. Wir heben daher vom Juſtinian an, der in mehrfacher Hinſicht eine der erſten und merkwürdigſten Stellen in dieſer Geſchichte einnimmt.

2) Regierung des Kaiſers Juſtinian I.

Juſtinian I, aus Dacien gebürtig, von niedriger Herkunft, durch ſeinen Oheim, den Kaiſer Juſtin I, der ihn an Kindesſtatt annahm, auf den Thron erhoben, machte ſeine acht und dreyßigjährige Regierung (527 — 565) im Krieg und Frieden berühmt.

Die Kriege, die er durch ſeine Feldherren führen ließ — er ſelbſt war kein General und zog nie in den Krieg — waren theils gegen die Perſer, theils gegen die Vandalen, theils gegen die Oſtgothen, theils gegen die barbariſchen Völker an der Donau gerichtet.

Der Krieg mit den Perſern, Grenznachbarn der Oſtrömer in Aſien, war ſchon unter der Regierung des Kaiſers Juſtin I angegangen, und wurde unter Juſtinian I bey mancherley Wechſel und Unterbrechungen von 527 bis 556 in Armenien, Syrien, und den Ländern am ſchwarzen Meere fortgeführt. Große Schlachten kamen in demſelben ſelten vor, deſto mehr Verwüſtungen und Plünderungen der beyderſeitigen Länder. Oft fiel der unternehmende Kosroes I, König der Perſer, in das oſtrömiſche Gebiet, namentlich in Syrien, wo er große Verheerungen anrichtete; und mehr als einmal ſahe ſich Juſtinian I genöthigt, durch ſchimpfliche Geldzahlungen Friede und Waffenruhe zu erkaufen. Doch kam endlich ein Friede zu Stande (556), kraft deſſen jeder Theil behalten ſollte, was er beſaß.

Weit wichtiger in ihren Erfolgen waren die Kriege, die Juſtinian, während des perſiſchen Kriegs, mit den Vandalen in Africa und mit den Oſtgothen in Italien führen ließ.

Das **Reich der Vandalen**, das Genſerich 430 geſtiftet hatte*), begriff die Nordküſte Africa's vom atlantiſchen Meere bis nach Cyrene, ferner die baleariſchen Inſeln ſamt Corſica und Sardinien. Aber die Vandalen ſelbſt waren nicht mehr, was ſie anfangs geweſen waren. Im Genuſſe des Friedens, der ihnen nach Genſerichs Tode zu Theil wurde, waren ſie, erſchlafft durch das heiße Clima, unter dem ſie lebten, und verführt durch die Ueppigkeit, die ſie umgab, ihrer alten Zucht und Tapferkeit untreu geworden. Kurz vorher noch rohe Barbaren, fanden ſie nun Gefallen an koſtbaren Kleidern, Gaſtmählern, Bädern, Schauſpielen und an wollüſtigen Genüſſen aller Art. Ihre Könige ſelbſt gingen mit verderblichem Beyſpiele voran. Schon Genſerichs Sohn, **Hunnerich** (477 — 486) hatte nichts von dem wilden und kriegeriſchen Geiſte ſeines Vaters, und eben ſo wenig deſſen Nachfolger (**Gundamund** 486 — 496, **Thraſimund** 496 — 524, **Hilderich** 524 — 530). Die Mauren, welche ſich unter Genſerich nicht zu regen wagten, riſſen ſich von den Vandalen los, und konnten von ihnen nicht bezähmt werden; die Oſtgothen, die letztern beyſtehen konnten, wurden beleidigt; Religionsſtreitigkeiten entſtanden und zuletzt auch Thronſtreitigkeiten. **Gelimer**, ein Urenkel Genſerichs, brachte ſeinen

---

*) ſ. Bilderſaal Th. I. S. 106.

Vetter Hilderich vom Throne ins Gefängniß (530). Aber Kaiſer Juſtinian nahm ſich des Entthronten, mit dem er in gutem Vernehmen geſtanden hatte, an. Er forderte alſo vom Gelimer die Befreyung und Wiedereinſetzung Hilderichs. Vergebens! Nun ſendete Juſtinian, als er mit den Perſern Friede gemacht hatte (532), ſeinen Feldherrn **Beliſar** zur Unterjochung des vandaliſchen Reiches ab. Beliſar kam (533) erſt nach Sicilien, dann nach Africa, wo er, von Anhängern unterſtützt, ungehindert landete. Auf dieſe Nachricht ließ Gelimer den gefangenen Hilderich umbringen, und ſchickte dem Beliſar Truppen entgegen. Aber ſie wurden geſchlagen. Dadurch in Verwirrung geſetzt, floh Gelimer gen Numidien, und Carthago, die Hauptſtadt der Vandalen, öffnete dem oſtrömiſchen Feldherrn die Thore (15. Sept. 533). Als Gelimer Verſtärkungen an ſich gezogen hatte, kam es zu einem zweyten Treffen (534). Mit dieſem ging alles für die Vandalen verloren. Ihr reiches Lager, ihre Städte längs der Küſte und alle Inſeln, die ſie auf dem mittelländiſchen Meere beſaßen, wurden eine Beute der Oſtrömer. Gelimer ſelbſt, ohne Freunde und ohne Hoffnung, ergab ſich. Er ſchmückte Beliſars Triumph. Die angeſehenſten Vandalen wurden in oſtrömiſche Dienſte genommen, und ihr Land, das in dieſem Kriege und den darauf folgenden Unruhen ſchrecklich litt, wurde eine oströmiſche Provinz. So endigte das vandaliſche Reich, nachdem es 104 Jahre beſtanden hatte.

Der glückliche Erfolg dieſes anfangs ſchwierig ſcheinenden Unternehmens reizte die Glanz- oder Vergrößerungsſucht des Kaiſers Juſtinian, auch das **oſtgothiſche Reich** zu unterjochen.

Der große Theoderich, ein Mann, der unter ſeinen Zeitgenoſſen hoch hervorragt *), hatte dieſes Reich geſtiftet. Von Pannonien aus war er nach Italien gezogen, hatte den Odoacer, den Zerſtörer des weſtrömiſchen Reichs überwunden (493), und ſeine Herrſchaft nicht nur über Italien, Sicilien und Dalmatien, ſondern auch über die ſüdliche Küſte Frankreichs (von der Rhone bis an die Alpen), über die Schweiz, Schwaben, Baiern, Oeſterreich und einen Theil von Ungarn ausgebreitet. Mit Kraft und Weisheit hatte er geherrſcht; aber bald nach ihm (er ſtarb 526) ging ſein großes Reich zu Grunde. Er hinterließ keinen Sohn, ſondern nur drey Töchter, und ſein Reich kam nach ſeinem Tode an ſeinen zehnjährigen Enkel **Athalarich**, der unter der Leitung ſeiner verſtändigen

---

*) Von dieſem merkwürdigen Mann handelt die erſte Erzählung im zweyten Abſchnitt.

Mutter, Amalaſuintha, regierte*). Nach wenig Jahren (534) wurde dieſer ein Opfer ſeiner Ausſchweifungen. Nun nahm Amalaſuintha ihren Vetter Theodat zum Gemahl und Mitregenten. Sie hoffte, er ſollte ſich mit dem Namen eines Königs begnügen, und ihr die Zügel der Regierung überlaſſen; aber ſie irrte ſich. Der undankbare Theodat vergaß, was er ihr ſchuldig war, und ließ ſie ermorden (534). In dieſer Ermordung fand Kaiſer Juſtinian einen Vorwand zur Ausführung ſeiner Plane gegen das oſtgothiſche Reich. Unter dem Vorgeben, den Tod der Amalaſuintha, ſeiner Freundin, zu rächen, ließ er ein Heer in das oſtgothiſche Dalmatien einrücken; ein anderes Heer von ungefähr 7500 Mann ſendete er unter ſeinem Feldherrn Beliſar nach Italien. Auch verband er ſich mit den Franken, die gleichfalls mit dem Raube der Oſtgothen ſich zu bereichern wünſchten.

Der Anfang dieſes Unternehmens entſprach den Wünſchen Juſtinians. Beliſar bemächtigte ſich (535) ſchnell Siciliens, ſetzte dann, (da Theodats Eidam zu ihm übergegangen war) ungehindert nach Italien (537). Ganz Calabrien und

---

*) Die Verdienſte und Fehler der unglücklichen Amalaſuintha ſind in der zweyten Erzählung des zweyten Abſchnitts geſchildert.

Campanien fiel ohne Schwertſchlag in ſeine Hände; Neapel ward erobert. Während nun die Oſtgothen, an Kriegsruhm gewöhnt, den feigen Theodat vom Throne ſtießen und dagegen ihren General **Vitiges** zum König erwählten, gewann Beliſar Rom (537), das er befeſtigte und ein ganzes Jahr lang (März 537 bis dahin 538) gegen Vitiges vertheidigte. Vergebens hatte dieſer die Hülfe der Franken angeſprochen und ihnen dafür große Opfer gebracht; er wurde genöthigt, nach Ravenna zu flüchten. Beliſar folgte, und brachte es nach Beſeitigung mehrerer Hinderniſſe dahin, daß ihm die Thore dieſer Stadt geöffnet wurden (539). Vitiges ſamt großen Schätzen fiel in ſeine Hände, und der oſtgothiſche Krieg ſchien geendigt, als Beliſar im ſechſten Jahre deſſelben (540) mit dem gefangenen Vitiges nach Conſtantinopel zurückkehrte.

Aber bald entbrannte dieſer Krieg von neuem. Juſtinian, nach andern Seiten hin beſchäftigt, konnte nur eine ſchwache Armee in Italien zurücklaſſen. Dieſe ſtand unter eilf Anführern, die, unter ſich uneinig, die Unterworfenen durch Habſucht und Ungerechtigkeit erbitterten. Dagegen erhob ſich eben durch ihr Unglück der alte Heldenſinn der Oſtgothen, vornehmlich ſeitdem **Totilas** an ihre Spitze trat. Im Jahr 541 brach dieſer ruhmwürdige Held aus Oberitalien hervor, ſchlug die Römer mehrmals im offenen Felde, eroberte mehrere feſte Oerter, als Benevent und Neapel, und verſchaffte ſich eine Flotte. Die Mauern der eroberten Städte ließ er ſchleifen, weil er zu ſchwach war ſie zu behaupten; aber die Einwohner behandelte er ſchonend, und gewann dadurch eben ſo viel wie durch ſeine Waffen, ſo daß er jetzt ſchon (543) ſeine Augen auf die Eroberung Roms richtete. Dieſe plötzliche Umänderung des Kriegsglücks nöthigte den Kaiſer Juſtinian ſeinen erprobten Beliſar abermals nach Italien zu ſchicken.

Beliſar langte im Frühjahr 544 in Ravenna an, war aber dießmal außer Stand etwas Großes auszuführen: es fehlte ihm an Mannſchaft, Geld und Lebensmitteln. Totilas eroberte Rom (17 Dec. 546), vertrieb das Volk, ließ einen Theil der Befeſtigung ſchleifen, und zog dann zu neuen Unternehmungen aus. Kaum war er fort, ſo beſetzte Beliſar Rom, und vertheidigte es gegen Totilas erneuertes Andringen. Aber mehr konnte er nicht ausrichten. Er wurde von ſeinem Kaiſer erſt ohne Unterſtützung gelaſſen, und dann zurück berufen (549) und undankbar behandelt*). Nun breitete Totilas ſeine Macht weiter aus. Rom fiel (549) zum zweyten Male in ſeine Hände, dann (550) Tarent; ja er eroberte ſogar Sardinien und Corſica, und verheerte die Küſten von Griechenland (552).

---

*) Die Thaten und Schickſale Beliſars ſchildert die dritte Erzählung im zweyten Abſchnitte.

Dieſe abermaligen Fortſchritte der Gothen bewogen den Kaiſer Juſtinian an der Beendigung des oſtgothiſchen Krieges ernſtlich zu arbeiten. Er ſchloß deßhalb aufs neue Waffenſtillſtand mit den Perſern, und ſchickte den Narſes mit einem großen Heere, wobey ſich viele Longobarden befanden, nach Italien. Und wirklich gelang es dieſem talentvollen Feldherrn dem langjährigen Kriege ein Ende zu machen. Im heutigen Toskana brachte er (im Jun. 552) den Oſtgothen, die ſchon vorher zur See Einbuße gelitten hatten, eine große Niederlage bey. Sechstauſend derſelben blieben auf der Stelle, und ſelbſt ihr heldenmüthiger König Totilas, der ſie eilf Jahre lang zu Sieg und Ruhm geführt hatte, wurde getödtet. Vergebens ſtellte ſich der tapfere Tejas, nach ihm zum König erwählt, an die Spitze der Oſtgothen. Narſes eroberte Rom (552) und andere Städte, und hatte das Glück, daß in einem hitzigen Treffen, das er (553) den Gothen in Campanien lieferte, Tejas von einem Wurfſpieß durchbohrt wurde. Zwar entflammte der Tod dieſes Helden den Muth der Gothen: ſie fochten bis tief in die Nacht und erneuneuerten am folgenden Morgen das Gefecht; aber als ſie alle ihre Anſtrengungen fruchtlos ſahen, ſo ließen ſie den oſtrömiſchen Feldherrn um freyen Abzug erſuchen. Narſes verwilligte ihn, um ſie nicht zur Verzweifelung zu treiben. Demnach zogen die Gothen mit ihren Habſeligkeiten aus Italien; nur etwa tauſend derſelben blieben als römiſche Söldner zurück. Hierauf (554) brachte Narſes die feſten Oerter, welche ſie noch inne hatten, an ſich, und vereitelte den Verſuch, den die Franken wagten, ſich Italiens zu bemächtigen. — Auf ſolche Art ging das Reich der Oſtgothen nach ſechzig Jahren ſeiner Dauer zu Grunde. Was ſie in Frankreich, Helvetien und Deutſchland beſeſſen hatten, verblieb den Franken, denen ſie am Anfang des Kriegs dieſe Länder abgetreten hatten; ihr Antheil an Pannonien fiel erſt an die Longobarden, dann an die Avaren; ganz Italien aber nebſt Sicilien und Dalmatien ward eine Provinz des oſtrömiſchen Reichs.

Auſſer dieſen Kriegen mit den Perſern, Vandalen und Oſtgothen hatte Juſtinian häufig auch mit den barbariſchen Völkern zu kämpfen, als Herulern, Gepiden, Longobarden, Hunnen, und Bulgaren, die theils in dem heutigen Ungarn und Siebenbürgen wohnten, theils an der Donau und dem ſchwarzen Meere hinſtreiften. Aber dieſe Kämpfe beſtand er mehr gezwungen als freywillig, und ſie hatten nicht Eroberungen zum Zweck, ſondern nur Sicherſtellung der Grenzen, oder Abwendung verwüſtender Streifereyen, die mitunter (wie im Jahr 564) bis in die Gegend der Hauptſtadt reichten. Auch wurden ſie größtentheils durch große Geldſummen, die den Barbaren ausgezahlt werden mußten, beendigt oder beſeitigt.

Während Juſtinian ſo viele Kriege theils unternahm, theils abzuwenden ſuchte, richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auch auf die Künſte des Friedens. Er ſorgte für den Anbau ſeiner Staaten. Ueberall ließ er Mauern, Brücken, Waſſerleitungen, Häuſer und Kirchen aufführen; wenigſtens verſichert ein Schriftſteller ſeiner Zeiten, Procopius, daß keine Provinz zu nennen ſey, in welcher er nicht eine Stadt oder Feſtung erbaut oder hergeſtellt, noch eine Stadt, worinn er nicht irgend ein prächtiges Gebäude errichtet habe. Ferner ließ er bald nach dem Anfang ſeiner Regierung (529—534) von den erfahrenſten Rechtsgelehrten ſeiner Zeit, unter denen beſonders Tribonianus genannt wird, die römiſchen Geſetze und deren Erklärung mit möglichſter Vollſtändigkeit ſammeln. Dieſe Sammlung, das Corpus juris genannt, die noch heutiges Tages als eine geachtete Quelle der

Rechtswiſſenſchaft beſteht, hat Juſtinians Namen und Andenken vorzüglich verherrlicht.

Endlich iſt ſeine Regierung auch durch die Einführung des Seidenbaus in Europa merkwürdig geworden. Zwey Mönche, heißt es, die, um Heiden zu bekehren, Perſien und Indien durchzogen hatten, brachten die erſten Geſpinnſte (Kokons) nach Conſtantinopel, und zeigten dem Kaiſer Juſtinian die Pflege des Seidenbaues. Juſtinian befahl ihnen, abermals nach Indien zu reiſen, und nun brachten ſie (555) in ihren ausgehöhlten Wanderſtäben eine große Anzahl Eier von Seidenwürmern mit. Dieſe Eier wurden im nächſten Frühling in Miſt ausgebrütet, die jungen Seidenraupen mit Maulbeerblättern gefüttert, und von ihnen Geſpinnſte gewonnen. Man kann an der Richtigkeit dieſer Angaben zweifeln, und man hat auch daran gezweifelt; aber gewiß iſt es doch, daß Juſtinian ſich des Seidenbaus und Seidenhandels annahm, und zu Conſtantinopel, Athen, Corinth und Theben Seidenmanufacturen anlegte. Auch blieb Griechenland bis ins zwölfte Jahrhundert das einzige Land in Europa, das Seidenwürmer aufzog und Seide zu gewinnen wußte.

Indeſſen war die Regierung Juſtinians bey allem Glanze, der ſie äuſſerlich umgab, doch keineswegs warhaft erſprießlich für ſein Reich; ja man kann vielmehr behaupten, daß ſie den Grund zu dem Verfall deſſelben unter ſeinen Nachfolgern legte. Die neuen Eroberungen halfen dem Reiche nichts, vielmehr führten ſie zu neuen Kriegen, die es erſchöpften, und (wie die Errichtung ſo vieler Gebäude) zu neuen und drückenden Abgaben. Auch die neue Geſetzſammlung half wenig; denn Juſtinian folgte nicht ſowohl den Geſetzen als den Eingebungen ſeiner Leidenſchaftlichkeit. Er war partheyiſch, eiferſüchtig, habſüchtig und bedrückte ſeine Unterthanen durch gehäſſigen Wucher. Eben deshalb ſchrie ihm das Volk, als er einſt bey einem Wettrennen erſchien, ſtürmiſch entgegen: "Wohlfeilere Zeiten, Kaiſer, wohlfeilere Zeiten!" — Glaubensſtreitigkeiten, vornehmlich über die Perſon Jeſu, ſtörten den Frieden der Kirche; in dem Schauplatz (Circus) wütheten die Partheyen der Grünen und Blauen (alſo genannt nach den farbigen Gewändern der Wettrenner), und Juſtinian ſelbſt hatte Schuld an dieſen Unruhen. Mit blinder Vorliebe begünſtigte er die Parthey der Blauen, und in Glaubensſachen verlangte er, daß alle ſeine Unterthanen mit ihm einerley Meinung hegen ſollten; ja man behauptet, daß ſeine Verfolgungen der Ketzer, die mehreren Hunderttauſenden das Leben koſteten, nicht ſowohl von ſeiner rechtgläubigen Geſinnung herrührten, als vielmehr von ſeiner Launenhaftigkeit und Habſucht. Endlich gereicht es ihm auch zum Vorwurf, daß er in Abhängigkeit ſtand von ſeiner Gemahlin Theodora, die, in früher Jugend eine liederliche Dirne, ſpäterhin eine ehrſüchtige Scheinheilige, einen großen und nachtheiligen Einfluß auf die Regierung des Staats behauptete.

Aber wie verſchieden auch über Juſtinian geurtheilt wird, und wie viele Fehler ihm vorgeworfen werden können: ſo muß ihm doch das Lob zugeſtanden werden, daß er ein thätiger und unternehmender Regent war, daß er die günſtigen Umſtände, die ſich ihm zu großen Unternehmungen darboten, klüglich benutzte, und daß er zur Ausführung derſelben gerade die Männer erwählte, die am geſchickteſten dazu waren. Eben dadurch erhob er auch ſein Reich, und gab ihm einen Glanz, den es nach ihm nie wieder erreichte.

3) Kriege, Verluſte und innere Streitigkeiten von Juſtinian bis Theophilus.

Juſtinian ſtarb den 24. Novbr. 565, im 39. Jahre ſeiner Regierung, ungefähr 83 Jahre alt, ohne Nachkommen zu hinterlaſſen. Ihm folgte ſein Neffe, der redlich geſinnte, aber ſchwache und kränkliche Juſtin II (565 — 578), und ſchon unter dieſem ging Italien an die Longobarden verloren.

Narſes, der den oſtgothiſchen Krieg beendigt hatte, hatte funfzehn Jahre lang (352 — 367) als oſtrömiſcher Statthalter zu Ravenna regiert. Aber der Hof zu Conſtantinopel verkannte ſeine Verdienſte. Auf Anſtiften der Kaiſerin Sophie, der Gemahlin **Juſtins** II, wurde er (567) zurückberufen, und Longinus an ſeine Stelle geſendet. Dieſer ſchaffte die alte Regierungsart ab, ſetzte in jeder Stadt einen Aufſeher (dux) ein, nahm den Titel Exarch an, und wählte das feſte Ravenna zu ſeinem Wohnſitze. Narſes aber konnte den Schimpf ſeiner Abſetzung nicht ruhig ertragen. Aus Rache dafür lockte er die Longobarden nach Italien.

Die Longobarden oder, wie ſie ſpäterhin genannt wurden, die Lombarden wohnten damals in Pannonien, das ihnen Juſtinian eingeräumt hatte, damit ſie die nördliche Grenze des Reichs gegen die Gepiden, Heruler und andere fremde Völker ſchützen ſollten. Ihr damaliger König hieß **Alboin***). Er hatte eben dem gepidiſchen Reiche ein

---

*) Mehreres über die Heldenthaten und Schickſale des Königs **Alboin** liefert die vierte **Erzählung** im zweyten Abſchnitt.

ein Ende gemacht, als die Einladung des Narſes, nach Italien zu gehen, an ihn gelangte, und er ſäumte um ſo weniger ſie anzunehmen, jemehr ihn Kriegsluſt und Ehrgeiz entflammte. Auch hatte ein Theil ſeiner Longobarden, der im Jahr 552 mit Narſes nach Italien gezogen und dann zurückgeſendet worden war, die Reize dieſes ſchönen Landes kennen lernen. Im April des Jahrs 568 brach Alboin auf mit allen longobardiſchen Männern, Weibern und Kindern, und verſtärkt durch Freywillige aus den benachbarten Völkern, namentlich durch 20,000 Sachſen, ehemalige Nachbarn und Freunde der Longobarden. Den Rücken ſicherte er ſich durch Verträge. Er überließ nämlich bey ſeinem Abzug ſeinen Antheil an Pannonien den Avaren, doch mit dem Beding, daß ſie es ihm wieder einräumen ſollten, wenn ſein Unternehmen gegen Italien fehlſchlagen würde. Aber es ſchlug nicht fehl.

Italien war durch den oſtgothigen Krieg ausgeſogen und verödet; der neue Statthalter oder Exarch Longinus war mehr mit Veränderung der Regierung als mit dem Kriegsweſen beſchäftigt; und Kaiſer Juſtin II, zu gleicher Zeit von den Avaren und Perſern bedroht, konnte keine Hülfe ſchicken. Demnach rückte Alboin, ohne Widerſtand zu finden, ins Friaul, und dann immer weiter vor.

Feld=

Feldſchlachten wurden nicht geliefert; die Oſtrömer vertheidigten ſich nur einzeln in ihren Feſtungen. Aber bald waren ihnen dieſe entriſſen. Aquileja öffnete (568) die Thore; Verona, Brescia, Lodi, Mailand und andere Städte wurden ſchnell erobert (569 — 570), Pavia erſt nach dreyjähriger Belagerung (572). Dabey ließ es Alboin nicht an der nöthigen Klugheit fehlen; er ehrte die Geiſtlichkeit, ſuchte die Liebe des Volkes zu gewinnen, beſetzte die Grenzen von Friaul und ſtellte überall Herzoge an. Innerhalb vier Jahren (568 — 572) war er Herr von Oberitalien, wo er ein neues Reich, das **Reich der Longobarden**, ſtiftete und Pavia zur Hauptſtadt erwählte. Zu gleicher Zeit machten ſeine Heerführer in den übrigen Theilen Italiens Eroberung: unter andern fielen Spoleto und Benevent in ihre Hände. Den Oſtrömern aber blieb für jetzt nur das unzugängliche Ravenna mit den dazu gehörigen Bezirken, die Stadt und das Gebiet von Rom, Neapel und das jenſeitige Calabrien.

Indeſſen war, während Italien an die Longobarden verloren ging, das oſtrömiſche Reich in einen höchſt gefährlichen Krieg mit den Perſern verflochten. Auch dieſer Krieg begann unter der Regierung **Juſtins II** (570), und wurde unter deſſen Nachfolgern Tiberius (578 — 582) und Mauritius (582 — 602) zwanzig Jahre lang (570 — 590) größtentheils zum Nachtheil des oſtrömiſchen Reichs fortgeſetzt. Als Thronſtreitigkeiten unter den Perſern ausbrachen, ruhete er eine Zeitlang (590 — 602); aber kaum hatte Phokas, ein blutgieriger Tyrann (reg. von 602 bis 610), den Kaiſer Mauritius geſtürzt und getödtet*), ſo brach er von neuem aus. Unter dem Vorwand, die Hinrichtung ſeines unglücklichen Freundes Mauritius an deſſen Mörder zu rächen, fiel der perſiſche König Kosroes II in das römiſche Gebiet (603). Nichts ſchien ihm Widerſtand leiſten zu können. Er überſchwemmte mit ſeinen Truppen Syrien, Paläſtina, Aegypten; Jeruſalem (614) und Alexandrien (616) fielen in ſeine Hände; darauf (617) ſtreifte er ſogar durch Kleinaſien, und eroberte (618) Chalcedon, Conſtantinopel gegenüber. Zu gleicher Zeit drangen die Avaren, die ſchon vorher (592 — 603) das oſtrömiſche Reich und deſſen Hauptſtadt bedroht hatten, über die Donau, und Hungersnoth und Seuchen wütheten in Conſtantinopel. Das Reich ſchien ſeinem Untergange geweiht. Da erwachte der Muth und die beſonnene Thätigkeit des Kaiſers Heraklius, der den Phokas geſtürzt hatte

---

*) S. unten im zweyten Abſchnitt die fünfte Erzählung von dem Tode des Mauritius und Phokas.

(reg. von 610 bis 641). Er machte zuerſt mit den Avaren Friede (620), rüſtete ſich dann gegen die Perſer, und in ſechsjährigen Feldzügen (622—628) entriß er ihnen nicht nur alle Eroberungen ſondern drang auch tief in Perſien ein. Eine Thronveränderung daſelbſt unterſtützte ſeine Waffen. Nun kam es zum Frieden (628), kraft deſſen die Perſer die eroberten und wieder verlorenen römiſchen Provinzen förmlich abtraten, und zugleich auch das Holz vom Kreuze Chriſti, das ſie von Jeruſalem weggeſchleppt hatten, und das Heraklius (629) feyerlichſt dahin zurück brachte.

Doch die wieder erlangten Provinzen gingen bald wieder verloren, zwar nicht durch die Perſer (denn dieſe, durch Krieg und innere Unruhen geſchwächt, waren den Römern länger nicht gefährlich), ſondern durch die von Muhamed begeiſterten Araber, die nicht nur dem perſiſchen Reiche ein Ende machten (651), ſondern auch dem oſtrömiſchen die tiefſten Wunden ſchlugen. **Heraklius** verſäumte es, oder war auſſer Stand, dieſem neuen Feinde gleich anfangs mit allem Nachdruck ſeiner Kräfte Einhalt zu thun. Die Truppen, die er den Arabern entgegenſtellte, waren zu ſchwach, um ſie aufzuhalten. Die Araber eroberten daher ſchon während ſeiner Regierung Syrien und Paläſtina (632—638), und damit die wichtigen Städte

Damascus, Antiochien, Jeruſalem (das Holz vom Kreuze Chriſti wurde gerettet!); darauf (640) Aegypten mit Alexandrien. Als Conſtans, ein Nachfolger des Heraklius, regierte (641 — 668), verheerten ſie die Provinz Africa (647), eroberten und plünderten ſie Cypern (648) und Rhodus (653), und ſtreiften durch Kleinaſien. Vergebens ſetzte ſich Conſtans, den Hofcabalen und Religionsſtreitigkeiten mehr als die äußere Sicherheit ſeines Reichs beſchäftigten, den Arabern zur See entgegen; er wurde geſchlagen. Unter Conſtantin IV, dem Sohn und Nachfolger des vorigen (668 — 685), brachen die Araber von neuem los (668), durchſtreiften Kleinaſien und belagerten ſogar ſieben Jahre nacheinander (668 — 675) Conſtantinopel. Aber dieß Unternehmen ſcheiterte. Das griechiſche Feuer [*]) rettete die Hauptſtadt des oſtrömiſchen Reichs. Die arabiſchen Flotten, die ſie belagerten, wurden dadurch vernichtet; und bald darauf (678) ward zwiſchen den Oſtrömern und Arabern ein Friede geſchloſſen, der dieſen gegen eine jährliche Steuer den Beſitz der ſchon vom oſtrömiſchen Reiche abgeriſſenen Länder ſicherte.

Gleich=

---

[*]) Das griechiſche Feuer, auch das Seefeuer genannt, weil es unter dem Waſſer brannte, war eine Erfindung des Syrers Kallinikus, die man aber wenig kennt, weil ſie unter die Staatsgeheimniſſe gerechnet wurde. Nur eine Vermuthung iſt es, wenn man behauptet, es habe aus Naphtha, Schwefel und Harz beſtanden.

Gleichwohl fand dieſes Reich noch immer nicht die Ruhe, deren es bedurfte. Im Jahre 679 gingen die Bulgaren über die Donau mit dem ernſten Vorſatz nicht länger jenſeit dieſes Fluſſes zu wohnen. Sie erreichten ihre Abſicht. **Conſtantin IV**, der ſie anfangs zurücktrieb, wurde genöthigt, ihnen Tribut zu zahlen und denjenigen Theil von Thracien, der noch jetzt nach ihnen die **Bulgarey** heißt, abzutreten (680). Auch die Araber griffen bald wieder zu den Waffen (691), und vernichteten mit der Eroberung Carthagos (698) den letzten Reſt der römiſchen Herrſchaft in Africa. Im Innern des Reichs dauerten die alten Uebel fort. Gewaltſame Thronveränderungen, oft mit ſchauderhaften Miſſethaten bezeichnet, folgten ſchnell auf einander; blutgierige Regenten, wie ein **Juſtinian II** (685 — 711), erhoben ſich, und das entartete Volk jubelte bey den Unmenſchlichkeiten, die ſie verübten*). Ja auch in der Kirche herrſchte kein Friede. Zu den alten Glaubensſtreitigkeiten kamen neue, die, wie jene Thronveränderungen, nicht blos die Hauptſtadt, ſondern auch das ganze Reich erſchütterten.

Merkwürdig ſind in dieſer Hinſicht beſonders die berüchtigten **Bilderſtreitigkeiten**, die länger

---

*) Als Beweis hiervon leſe man die ſechſte Erzählung im zweyten Abſchnitt, überſchrieben "**Juſtinian II.**"

ger als ein Jahrhundert dauerten. Den Grund dazu legte Leo III aus Iſaurien (717 — 741), ein einſichtsvoller, kräftiger, thätiger Regent, dem der Wohlſtand ſeines Reichs am Herzen lag, und der daſſelbe durch Siege über die Araber und Bulgaren befeſtigte. Ihm war es ein Gräuel, daß ſein Volk vor den Heiligenbildern niederfiel; die Verehrung derſelben ſchien ihm ein Götzendienſt, der die Würde der chriſtlichen Kirche ſchände; und ohne die Vorurtheile oder Schwachheiten ſeines Volkes zu ſchonen (die der wahrhaft Weiſe nie unberückſichtigt läßt), beſchloß er, dieſem Bilderdienſt ein Ende zu machen. Doch ging er, wenigſtens anfangs, mit einiger Mäßigung zu Werke. Erſt verbot er (726) nur die Anbetung der Bilder; dann (728 und 730), durch Widerſetzlichkeit erbittert — denn in Italien, wie in Conſtantinopel wurde mit geiſtlichen und weltlichen Waffen gegen ihn geſtritten — verbot er die Aufſtellung der Bilder von Engeln, Heiligen und Märtyrern, und befahl, ſie überall wegzuſchaffen. Aber bald mußte er einſehen lernen, daß es leichter iſt, im Felde zu ſiegen, als Vorurtheile auszurotten, die nur der Zeit, nie der Gewalt weichen. Es bildeten ſich zwey Partheyen, die ſich blind und tödtlich haßten. Die Bilderfreunde fluchten den Bilderfeinden als Gottesläſtrern, dieſe verfolgten jene als Abgötter, und politiſches Intereſſe miſchte ſich in dieſe kirchliche

Streitigkeit. Wie Leo III, ſo waren auch deſſen Sohn Conſtantin V (741 — 755) und Enkel Leo IV (775 — 780) heftige Bilderfeinde; aber die Kaiſerin Irene, die Wittwe Leo's IV und Vormünderin ihres Sohnes Conſtantin VI, erklärte ſich, um durch die größere Parthey der Bilderfreunde die Regierung zu behaupten, für den Bilderdienſt. Auf der Kirchenverſammlung, die ſie deshalb zu Nicäa veranſtaltete (787), wurde ausgemacht, man dürfe vor den Bildern niederfallen, aber nicht ſie göttlich verehren. Der Pabſt zu Rom nahm dieſen Beſchluß mit Freuden an; aber nicht der fränkiſche Hof. Die Synode, die Karl der Große zu Frankfurt hielt (794), verwarf die Bilderverehrung. Ja auch im oſtrömiſchen Reich glimmten die Bilderſtreitigkeiten noch lange fort, und brachen häufig, beſonders unter den Kaiſern Leo V (813 — 820) und Theophilus (829 — 842) zu lichten Flammen hervor. Doch kaum war Theophilus geſtorben*), ſo ſtellte ſeine Wittwe Theodora, die als Vormünderin ihres Sohnes Michael III regierte, den Bilderdienſt wieder her, und ſtiftete zur Beſeſtigung deſſelben das Feſt der Orthodoxie (19. Febr. 842).

---

*) Einige Züge aus dem Leben des durch Talente und Gerechtigkeitsliebe ausgezeichneten Kaiſers Theophilus ſind unten im zweyten Abſchnitt Num. 7 aufgeſtellt.

Inzwiſchen hatte das oſtrömiſche Reich von auſſen her manchfaltige Verluſte erlitten. Bald nach Anfang der Bilderſtreitigkeiten, im Jahr 752 machten die Longobarden, die ſich in Italien immer weiter ausgebreitet hatten, dem Exarchat zu Ravenna ein Ende, und überfielen dann das Gebiet von Rom. Dieſes aber, geleitet von dem Pabſte, der die Religionsſtreitigkeiten zu Conſtantinopel zur Erhebung ſeines Anſehens zu benutzen wußte, riß ſich ganz von den Oſtrömern los, und wendete ſich an die Franken, die nicht nur das longobardiſche Reich zerſtörten, ſondern auch die Oſtrömer in Unteritalien auf Gaeta, Neapel, Otranto und Calabrien einſchränkten. — Andererſeits fielen die Bulgaren häufig in Thracien ein, und obſchon ſie öfters beſiegt oder zurück getrieben wurden, ſo behaupteten ſie ſich doch an der Donau, ſo wie die Ungarn in Pannonien und die Chazaren am nördlichen Ufer des ſchwarzen Meeres. — Die Araber aber überfielen bald Kleinaſien bald die Inſeln des mittelländiſchen Meeres. Mitunter wurden ſie geſchlagen, öfter ſiegten ſie. Als Michael II regierte (820 — 829), belagerten ſie ein Jahr lang (821) Conſtantinopel. Ein andrer Hauſe Araber, aus Spanien kommend, eroberte die Inſel Creta (823), und baute daſelbſt Candax, wovon dieſe Inſel den Namen Candia erhielt. Von Africa her fiel ein dritter Hauſe Araber in Sicilien

lien ein (827) und zerſtörte hier und in Calabrien die oſtrömiſche Herrſchaft. Auch Kaiſer **Theophilus** (829 — 842) war im Ganzen nicht glücklich gegen ſie. Sie ſtreiften unter ihrem Chalifen Al Motaſem durch Kleinaſien und verheerten des Theophilus Vaterſtadt, Amorium in Phrygien, die dieſer vergebens zu ſchützen ſuchte (838).

Demnach beſaß das oſtrömiſche Reich, das am Anfang der gegenwärtigen Periode ſo weit ausgedehnt war, am Schluſſe derſelben nur noch die heutige europäiſche Türkey (mit Abſonderung der Bulgarey) und den größten Theil von Kleinaſien. Freylich war dieſes Beſitzthum, ſeiner Größe, Lage und Ergiebigkeit nach, ſehr bedeutend; auch herrſchte daſelbſt Betriebſamkeit der Unterthanen, Handel und eine nie ganz aufhörende Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften; aber die Uebel, die vorzüglich von der Hauptſtadt ausgingen, Ränke des Hofes und des Pfaffenthums, vergifteten die Kräfte des Reichs, ſo daß ſelbſt die beſſern Regenten den Untergang deſſelben nur verzögern, nicht entfernen konnten. Gleichwohl behauptete es ſich länger als das Reich der Araber, das ihm höchſt gefährlich wurde, aber faſt eben ſo ſchnell wieder ſank, als es ſich unerwartet ſchnell erhoben hatte.

Zweytes Kapitel.

Von dem Reiche der Araber.

1) Schilderung Arabiens und ſeiner Bewohner — Bruchſtücke aus der früheren Geſchichte derſelben — Muhamedꝰ Leben und Wirken — Schnelle Ausbreitung ſeiner Religion und ſeines Reichs — Stiftung des Chalifats.

Wenn das Reich der Oſtrömer uns das Bild eines alternden, mühſam ſich fortſchleppenden Staates darſtellt: ſo zeigt uns dagegen das Reich der Araber das ſchnelle Aufblühen und Hinwelken menſchlicher Herrlichkeit. Gleich dem friſchen Leben des kräftigen Jünglings beginnt dieſes Reich in der Mitte der gegenwärtigen Periode; lavinenartig wächſt es; Aſien, Africa und Europa zittern vor ihm. Aber ehe noch die gegenwärtige Periode zu Ende geht, unterliegt es ſeiner eigenen Größe, und nur die ſtaunenswürdigen Wirkungen, die von ihm ausgingen, überleben ſeine Macht und verewigen ſeinen Ruhm.

Das Mutterland dieſes Reiches war Arabien, eine große Halbinſel (55000 Quadratmeilen umfaſſend), durch Wüſten von Syrien, durch das rothe Meer von Aegypten, durch den Euphrat und perſiſchen Meerbuſen von Perſien getrennt. Den nordöſtlichen Theil dieſes Landes füllen öde Sandwüſten. Hier ſcheint alles Leben der Natur im Sande erſtorben; nur wo Quellen ſprudeln, ſind fruchtbare Plätze, die wie Inſeln hervorragen. Bey ihnen erquicken ſich die Araber, die mittelſt ihrer ausdauernden Kamele dieſe Wüſten durchziehen. Im nordweſtlichen Arabien erheben ſich hohe Gebirge, unter denen der Horeb und Sinai mit heiligen Sagen umkränzt iſt. Hier finden ſich hin und wieder kühlende Höhlen, angenehme Thalgründe, duftende Weideplätze; aber der größte Theil dieſes Landſtrichs iſt ſteinicht und unfruchtbar. Dagegen iſt der ſüdliche Theil Arabiens vor allen übrigen von der Natur begünſtigt. Er iſt reich an Waſſer und fruchtbaren Auen, er nährt herrliche Pferde, er iſt das Vaterland des Weihrauchs, Balſams und Kaffees. Im Bezug auf dieſe verſchiedene Landesbeſchaffenheit hat man ſchon frühzeitig Arabien in das wüſte, ſteinichte und glückliche eingetheilt.

Unter den Städten dieſes Landes ragte von Alters her Mecca hervor, im ſteinichten Arabien, in einem unfruchtbaren Thale, nach allen Seiten hin von Bergen umſchloſſen. Schon zu Abrahams Zeiten ſoll ſie gegründet worden ſeyn, und gewiß iſt es, daß ſie, noch ehe Muhamed auftrat, der

Mittelpunct eines großen Völkerverkehrs war. Ihre Lage, nicht weit vom rothen Meere, zwiſchen Syrien und dem glücklichen Arabien, machte ſie zum Sitz eines lebhaften Handels, und ihr heiliger Tempel, Kaaba genannt, ward als der älteſte und heiligſte Tempel Arabiens häufig von Pilgrimen beſucht. Die Stiftung deſſelben wird dem Patriarchen Abraham zugeſchrieben. Einſt kehrte dieſer, ſo lautet die Sage, bey ſeinem Sohne Ismael, den er auf Antrieb der Sara vertrieben hatte, zu Mecca ein. Ismael war abweſend, aber ſeine Frau nahm den Patriarchen ehrerbietigſt auf, ließ ihn auf einen ſchönen Grundſtein niederſetzen und bewirthete ihn. Erſt nach ſeiner Abreiſe kam Ismael nach Hauſe. Er lobte das Verfahren ſeiner Frau, küßte voll Ehrfurcht den Stein, auf welchem ſein Vater geſeſſen hatte, und bewahrte ihn als ein Heiligthum. Nach einiger Zeit kam Abraham wieder nach Mecca und erbaute auf göttlichen Befehl mitten in dieſer Stadt einen heiligen Tempel, zu deſſen Beſuchung alle Völker eingeladen wurden. In dieſem Tempel ward jener Stein, auf welchem der Patriarch zuerſt geſeſſen, und der ihm beym Bau zum Ruhepunct gedient hatte, aufgeſtellt. Beyde aber, der Stein und der Tempel, erhielten den Namen Kaaba, und Ismael wurde erſter Hüter deſſelben. So ſoll der Tempel entſtanden ſeyn, der noch heutiges Tages in ganz Arabien als das erhabenſte Nationalheiligthum verehrt wird.

Die Araber ſelbſt, oder, wie ſie bey Griechen und Lateinern heißen, die Saracenen d. i. die Morgenländer (wahrſcheinlich alſo genannt nach dem Namen eines Stammes, der in der Nähe von Syrien am Euphrat wohnte) ſind ſich im Ganzen genommen ſeit Jahrtauſenden gleich geblieben. Die Beſchaffenheit ihres Landes und die Entfernung fremden Einfluſſes konnte ein ſolches Feſthalten an alterthümliche Sitten und Lebensweiſen herbeyführen. Sie waren und ſind noch jetzt theils Beduinen (Wüſtenbewohner), die auf ihren Kamelen die Wüſten durchzogen und Karavanen begleiteten oder beraubten, theils ſolche, die in Städten lebten, Ackerbau und bürgerliche Gewerbe trieben. Ihr Character war und iſt gleichſam ein Abdruck alles Wilden und alles Herrlichen ihres Landes. Sie liebten von jeher Raub, Krieg, Blutvergießen; waren zur Härte, Grauſamkeit und Rachgier geneigt; nicht leicht entwich ein einmal aufgefaßter Groll ihrem Gemüthe. Dagegen waren ſie ausnehmend gaſtfrey gegen Fremde, ehrerbietig gegen das Alter, zuverläſſig in ihren Verſprechungen, kühn, thätig, voll lebhaften Witzes, eifrige Vertheidiger ihrer Freyheit, ſtolz auf ihren Urſprung, den ſie von Abraham und Ismael ableiteten, auf ihre herrlichen Pferde, deren Geſchlechtsregiſter ſie verzeichneten, und auf ihre reiche und dichteriſche Sprache. Schon in den Zeiten der Unwiſſenheit — ſo nennen ſie die Zeiten vor Muhamed — und ehe ſie noch Buchſtabenſchrift kannten, blühete unter ihnen Dichtkunſt, Sternkunde, Sterndeuterey und Handel mit Producten ihres Landes und mit Waaren aus Indien. Mehrentheils waren ſie dem Götzendienſt zugethan; aber auch der Glaube an einen einzigen Gott, der die Welt durch Untergottheiten regiere, und ſich durch Engel und Propheten offenbare, hatte bey ihnen Eingang gefunden. Frühzeitig ſtanden ſie mit den Juden in Verbindung, und ſpäterhin lebten viele aus Paläſtina vertriebene Juden unter ihnen, ja auch verſchiedene Secten der Chriſten. Was Wunder alſo, wenn ſie mit mancherley Sagen aus dem Juden- und Chriſtenthume bekannt waren!

Ihre frühere Geſchichte iſt uns bis auf wenige Bruchſtücke unbekannt. Von jeher ſetzte die Lage und Beſchaffenheit ihres Landes dem Eindringen kühner Eroberer unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Eben deshalb gelang es weder den Macedoniern noch den Römern hier bedeutende oder bleibende Eroberungen zu machen: und noch jetzt behaupten die Türken nur eine Scheinherrſchaft, und auch dieſe nur über einen Theil Arabiens.

Aber die Araber ſelbſt machten kein verbundenes Ganze aus. Sie waren in Stämme und Familien getheilt, die unter Scheiks und Emirs ſtanden und ſich oft und feindſelig bekriegten. Nur in dem nördlichen und ſüdlichen Arabien beſtanden von Alters her kleine Reiche, aber ohne Einfluß aufs Ganze. Als Muhamed auftrat, waren ſie in Ohnmacht, abhängig von den Oſtrömern und Perſern. Mecca und deſſen Nebenbuhlerin Jathreb (oder Medina) waren frey; aber beyde Städte lebten in bitterer Feindſchaft gegen einander. Ganz Arabien war voll Spaltungen, ohne Regung und Kraft für große Thaten. Aber wie ganz anders mußte es bey der Bildungsfähigkeit dieſes Volkes werden, wenn die einzelnen Stämme zu Einem Ganzen vereinigt, und zum Gefühl ihrer ſchlummernden Kräfte erhoben werden konnten! Den Beruf dazu fühlte **Muhamed** in ſich.

Muhamed, der Sohn Abdallahs, geboren zu Mecca um 569, ein Sprößling des mächtigen und angeſehenen Stammes Koreiſch, erſt Kaufmann, dann (wahrſcheinlich) einem beſchauenden Leben hingegeben, trat im vierzigſten Jahre ſeines Alters (609) als Religionslehrer auf. Im Vertrauen auf erhaltene Offenbarungen kündigte er ſich als den Geſandten Gottes an, der den Auftrag habe, die alte Religion Abrahams, des (angeblichen)

Stammvaters der Araber, zu erneuern, oder den Islam, d. i. Glauben und Vertrauen zu dem alleinigen Gott, zu predigen. Es giebt, war der Hauptſatz ſeiner Lehre, es giebt nur einen Gott und Muhamed iſt ſein Prophet. In Mecca, ſeiner Vaterſtadt, fand er nur wenig Anhänger, aber viele Gegner; vorzüglich widerſetzten ſich ihm ſeine eigenen Stammgenoſſen, die Koreiſchiten, die ſeit länger als hundert Jahren geiſtliche und weltliche Herrſchaft zu Mecca behauptet hatten. Eine Verſchwörung derſelben gegen ſein Leben nöthigte ihn, Mecca zu verlaſſen. Er flüchtete daher in das ihm befreundete Medina (622), das ſich ſchon früher für ihn erklärt hatte; und hier, wo er ſeine Religion weiter ausbildete, hier legte er auch den Grund zu ſeiner weltlichen Macht. Er bewaffnete ſeine Anhänger, machte es ihnen zur Glaubenspflicht, ſeine Lehre wie ſein Anſehen zu erheben, und fing ſelbſt an, für beydes das Schwert zu ziehen. Von nun an erſchien er nicht blos als Prophet, ſondern auch als Held, als Eroberer, als Herrſcher. Sieben Jahre nach ſeiner Flucht (629) zog er als Sieger in Mecca ein; der Stamm der Koreiſchiten mußte ſich ihm, wie die übrigen arabiſchen Stämme, unterwerfen; ja er ergriff ſelbſt gegen den oſtrömiſchen Kaiſer die Waffen, und bedrohte die Perſer. Als er im Jahre 632 ſtarb, war er Herr von ganz Arabien, das er durch das Band eines Glaubens vereinigt und begeiſtert hatte *).

Mit ſtaunenswerther Schnelligkeit verbreitete ſich ſein Reich und ſeine Lehre. Schon dreyßig Jahre nach ſeinem Tode war ganz Syrien und Paläſtina, Perſien und Aegypten von ſeinen Arabern erobert. Hierauf drangen dieſe längs der Nordküſte von Africa in Spanien, ja auch in Frankreich ein, während ihre Flotten die wichtigſten Inſeln des mittelländiſchen Meeres heimſuchten und Conſtantinopel belagerten. Andrerſeits durchkreuzten ſie Kleinaſien bis zum ſchwarzen Meere, nahmen Armenien ein, ferner die Gegenden am Kaukaſus und dem kaſpiſchen Meere und drangen über den Gihon bis tief nach Indien. Kurz, ſchon hundert Jahre nach Muhameds Flucht (ums Jahr 722) erſtreckte ſich das Reich der Araber von Indien bis zum atlantiſchen Meere.

Die erſte Urſache dieſer ſchnellen und großen Eroberungen iſt in dem hohen Enthuſiasmus zu ſuchen, den Muhamed ſeinen Arabern eingehaucht hatte.

---

*) Ich habe hier nur die Hauptpuncte aus dem Leben Muhameds zuſammen geſtellt. Eine ausführliche Erörterung deſſelben folgt unten in der achten Erzählung des zweyten Abſchnitts.

hatte. Von jeher waren die Araber tapfer bey Mäßigkeit und einfachen Sitten, jetzt aber wurde ihre Tapferkeit durch religiöſe Begeiſterung emporgehoben. Muhamed hatte es, wie ſchon geſagt, ſeinen Arabern zur Pflicht gemacht, mit dem Schwert in der Hand von den Ungläubigen Glauben oder Tribut zu fordern; ſie meinten alſo für die Sache Gottes zu ſtreiten. Widerſtand und Sieg erhöhete ihren Muth, und der Glaube an einen unbedingten Rathſchluß Gottes und an die Freuden des Paradieſes machte ſie ſtandhaft bey den größten Gefahren, und unverzagt bey den Grauen des Todes. Aber auch das Glück war für ſie geſchäftig. Es gab ihnen kühne und uneigennützige Feldherren, die, von gleichem Enthuſiasmus belebt, nicht für ihren Vortheil, ſondern für die Sache des Propheten fochten, und willig den Anordnungen ihrer Oberhäupter folgten. Hierzu kam, daß die größten Reiche der damaligen Zeit, das perſiſche und oſtrömiſche, in Ohnmacht lagen: beyde hatten ihre Kräfte in gegenſeitigen Kriegen erſchöpft. Ferner war auch das Chriſten- und Judenthum in Verfall; die Secten der Chriſten wären voll gegenſeitiger Feindſchaft; faſt überall kam daher Verrätherey den Arabern entgegen und erleichterte ihre Fortſchritte. Endlich war die Herrſchaft der Araber, anfangs wenigſtens, ſehr erträglich und der Willkühr und Habſucht oſtrömiſcher

ſcher oder perſiſcher Statthalter weit vorzuziehen. Wer den Jslam annahm, wurde ihnen einverleibt, und war ſofort eben ſo frey als ſie; wer ungläubig blieb, behielt ſeine Geſetze und Rechte, hatte aber Tribut zu erlegen, der jedoch bey den noch mäßigen Bedürfniſſen der Araber ſehr mäßig war.

Diejenigen, die nach Muhamed über das Reich der Araber herrſchten, führten den Namen Chalifen (Nachfolger), oder Emirs al Mumenin (Fürſten der Gläubigen). Keine Wahlbedingung, keine Geſetze noch Privilegien beengten ihren Willen; nur der Koran ſollte ihre Richtſchnur ſeyn, aber ſie ſelbſt waren die Ausleger deſſelben. Denn wie ſchon Muhamed nach dem Beyſpiel der Koreiſchiten geiſtliche und weltliche Macht vereint beſeſſen hatte, ſo waren auch ſeine Nachfolger (die Chalifen) Fürſten und Prieſter zugleich. Jn den Krieg gingen ſie nicht; die Führung deſſelben übertrugen ſie ihren Feldherren; ſie ſelbſt blieben zu Hauſe. Sie hielten es für ihre wichtigſte Herrſcherpflicht, in den Moſcheen ihrer Reſidenzen Gebete und Anreden ans Volk zu halten, daſelbſt Fluch und Segen auszuſprechen, und das Ganze dadurch zu leiten, daß ſie den Feldherren Befehle ertheilten und ihnen Statthalterſchaften zu- oder abſprachen. Anfangs lebten ſie in achtungswerther Einfalt zu Medina, dann in Pracht und Ueppigkeit zu Damaſcus, damals das irdiſche Paradies genannt, und zuletzt in dem neuerbauten und volkreichen Bagdad, wo ſie Künſte und Wiſſenſchaften übten und verbreiteten. Zum Thron gelangten ſie anfangs durch Wahl der Häupter oder des ſterbenden Chalifen; ſpäterhin durch Erbfolge. Nie blieb ihr Thron unbeſetzt: an demſelbigen Tage, an welchem ein Chalif ſtarb, trat ein anderer an ſeine Stelle. Ihrer Abkunft nach gehörten ſie alle zu dem Stamme Koreiſch, aber nicht zu einer und derſelben Familie dieſes Stammes. Die fünf erſten Chalifen gehörten zu dem Hauſe Muhameds; dieſen folgte das Haus der Ommaijaden, und dieſen das Haus der Abbaſſiden. An die Schilderung der merkwürdigſten Chalifen aus jedem dieſer drey Häuſer wollen wir nun die fernere Geſchichte des arabiſchen Reichs knüpfen.

2) Chalifen aus dem Hauſe Muhameds, 632 — 661.

Nach dem Abſterben Muhameds, der weder einen Sohn hinterlaſſen, noch einen Nachfolger ernannt hatte, ſchien Ali, der Gemahl der Fatima, der geliebteſten Tochter des Propheten, und ſein erſter Vezier, das nächſte Recht auf die Nachfolge zu haben. Allein er wurde zurückgedrängt durch den Haß und die Argliſt der Ayeſcha, der Wittwe Muhameds. Auf ihre Veranſtaltung und mit

Hülfe Omars ward ihr Vater Abu-Becr zum erſten Nachfolger Muhameds ernannt.

Abu-Becr (632 — 634), geprieſen wegen ſeiner Rechtſchaffenheit, Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe, befeſtigte zuerſt die Ruhe im Innern von Arabien, und begann dann auf dem von Muhamed vorgezeichneten Wege auswärtige Eroberungen. Er ſchickte Heere aus gegen Perſien und Syrien, und ſie waren auf beyden Seiten glücklich: ſogar Damascus ward erobert (634). Er ſelbſt ſammelte die einzelnen Ausſprüche und Lehren Muhameds, oder den Koran, zu einem Ganzen, das gleichfalls Koran genannt wurde. Späterhin erſchien unter dem Namen Sunna oder Sonna eine zweyte Sammlung von Sittenregeln und Ueberlieferungen aus Muhameds Leben, die bey vielen gleiches Anſehn als der Koran erhielt *).

Nach Abu-Becrs Tode wurde der zweyte Schwiegervater des Propheten, Omar, deſſen Nachfolger (634 — 644), der erſte, der den Titel Emir al Mumenin, oder "Fürſt der Gläubigen" erhielt. Unter ihm machten die Araber, noch voll des erſten Enthuſiasmus die ſtaunenswür-

---

*) Mehreres über Abu-Becr und deſſen Nachfolger Omar enthält die neunte Erzählung im zweyten Abſchnitte.

würdigſten Eroberungen. Sie bezwangen einen großen Theil von Perſien und Armenien, ferner Paläſtina ſamt Jeruſalem (637), die Städte Phöniciens, namentlich Tripolis und Tyrus, wodurch ſie eine anſehnliche Seemacht erhielten, und vollendeten mit der Einnahme Antiochiens die Eroberung von ganz Syrien (639). Ja auch Aegypten unterwarfen ſie ſich. Hier eroberten ſie unter Amrus Anführung Alexandrien (640), wo ſie die Ueberreſte jener Bücherſammlung verbrannten, die einſt die Ptolemäer angelegt hatten *). In den eroberten Ländern ſetzte Omar die Feldherren, die ſie erobert hatten, zu Statthaltern ein. Er ſelbſt lebte bey allem Glanze ſeines Reichs einfach und ſpärlich, wie der Geringſte ſeiner Unterthanen, ſtreng gegen ſich, aber zärtlich und freygebig gegen Andre. Seine Unterthanen betrachteten ihn als ihren gemeinſchaftlichen Vater, der ſich blos durch ſeine Tugenden vor ihnen auszeichne. Gleichwohl wurde er, während er in der Moſchee zu Medina betete, von einem Sclaven, dem er eine Bitte abgeſchlagen hatte, tödtlich verwundet. Drey Tage darauf ſtarb er, 63 Jahre alt, im eilften Jahre ſeiner Regierung, 644.

Ihm

---

*) Von der Verbrennung der Bibliothek zu Alexandria handelt die zehnte Erzählung im zweyten Abſchnitt.

Ihm folgte durch Wahl Othman (644 — 656), ein Schwiegerſohn Muhameds, eben ſo glücklich als ſeine Vorgänger, aber nicht ſo unbeſcholten. Die großen Eroberungen, die unter Omar gemacht worden waren, wurden unter ihm befeſtigt und erweitert. Moawijah behauptete in Syrien, Amru in Aegypten die Herrſchaft der Araber. Von dort aus eroberte Moawijah die Inſeln Cypern (648) und Rhodus (653), und von hier aus verſuchten 40000 Araber unter Abdallahs Anführung (doch damals vergebens!), die Nordküſte von Africa zu erobern. Dem perſiſchen Reiche wurde (651) völlig ein Ende gemacht. Othman ſelbſt, der nie aus Arabien kam, machte ſich durch Geiz und Partheylichkeit verhaßt. Eine Verſchwörung entſtand gegen ihn, und er ward, 82 Jahre alt, (656) im Aufruhr ermordet.

Jetzt erſt, da kein andrer der näheren Anverwandten Muhameds übrig war, erhielt es der fromme Ali, daß er zum Chalifen ernannt wurde. Allein mit ſeiner Regierung (656 — 660) fingen die innern Unruhen an, die von nun an bald mehr bald weniger an der Wurzel des arabiſchen Staates nagten. Ayeſcha, die "Mutter der Gläubigen," Alis unverſöhnliche Feindin, hatte ſeine Ernennung zum Chalifen nicht hindern können, deſto eifriger ſuchte ſie ihn zu ſtürzen. Wirklich brachte ſie das ganze Reich in Aufruhr, unterſtützte den Moawijah, Statthalter von Syrien, der ſich von ſeinen Truppen zum Chalifen ausrufen ließ, und zog ſelbſt gegen Ali zu Felde. Doch im Felde war ihr dieſer überlegen. Sie ward geſchlagen und gefangen (656), aber als Mutter der Gläubigen von dem frommen Ali mit Schonung behandelt. Dagegen erhob ſich Moawijah in Verbindung mit Amru, dem Eroberer und Statthalter Aegyptens; die Prophetenſtädte Medina und Mecca fielen in ſeine Hände (660); nur Kufa blieb dem Ali treu. Doch konnte er ſeinen Feinden nicht entrinnen. Er wurde durch dieſelbe Parthey, die den Othman getödtet hatte, im fünften Jahre ſeiner ſturmvollen Regierung zu Kufa ermordet (660): — er, ein edler Mann, deſſen hoher Geiſt noch aus ſeinen Sittenſprüchen zu uns redet *). — Sein Sohn Haſan, von ſeinen Anhängern zu Kufa zum Chalifen ernannt, konnte ſich nicht gegen die überlegene Macht Moawijahs behaupten. Er ward von dieſem genöthigt, ſchon nach ſechs Monaten, die Regierung niederzulegen, und bald darauf (661) ward er vergiftet.

Dieſe Unterdrückung des Hauſes Ali erzeugte große Spaltungen unter den Muhamedanern. Sehr viele

---

*) Einen Auszug aus Ali's vortrefflichen Sittenſprüchen findet man im zweyten Abſchnitt Num. XI.

glaubten, dem Ali habe die Herrſchaft gebührt, und Abu-Becr, Omar und Othman wären, ſo wie alle, die nach ihm regierten, unrechtmäßige Regenten. Sie verehrten daher den frommen Ali als einen Märtyrer und Heiligen. Dieſe Anhänger des Hauſes Ali, die ſich vorzüglich in Perſien ausbreiteten, bekamen den Namen Schiiten oder Sectirer. Ihnen ſtanden die Sunniten entgegen, welche der Sunna oder Tradition ein gleiches Anſehn, wie dem Koran beylegten, und Ali's Andenken in ihren Moſcheen verfluchten. Und keine Zeit hat dieſe Partheyen und ihren gegenſeitigen Haß unterdrückt. Noch jetzt nähren die Perſer, als Schiiten, einen unauslöſchlichen Haß gegen die Türken und gegen alle, welche, als Sunniten, die drey erſten Nachfolger Muhameds für rechtmäßig halten.

3) Chalifen aus dem Hauſe der Ommaijaden, 661 — 750.

Das Haus der Ommaijaden, das mit Moawijah, dem Sohn Abu Soffians und Enkel Ommaijah's, zum Beſitz des Chalifats gelangte, behauptete daſſelbe faſt neunzig Jahre. Unter ihm erhielt das arabiſche Reich ſeine größte Ausdehnung, aber auch in ſeinem Innern große Veränderungen. Der Sitz des Chalifats kam von Medina nach Damascus, Wohlleben und Ueppigkeit kam an die Stelle der anfänglichen Sitteneinfalt; der Handel wurde erweitert, und eine blühende Kultur vorbereitet. Aber auch zugleich erſchütterten die ſich immer erneuernden und vermehrenden Spaltungen im Innern die Feſtigkeit des Ganzen.

Moawijah I (661 — 680), der zuerſt aus dem Hauſe der Ommaijaden auf den Thron gelangte, war auch der erſte unter den Chalifen, der von der ſtrengen Einfalt eines Omar und von den Forderungen des Koran abzuweichen wagte. Er war es ferner, der den Sitz des Chalifats nach Damascus in Syrien verlegte, wo er ſchon früher als Statthalter wegen ſeiner gelinden Regierung beliebt war; und er war es endlich, der die bisher üblichen Chalifenwahlen abſchaffte und das Chalifat zu einem Erbreich für ſein Haus machte. Als er die innern Unruhen beſeitigt hatte, ſchienen ihm neue Eroberungen zur Befeſtigung ſeines Thrones nöthig. Er ſchickte daher nach allen Seiten Heere aus, und größtentheils mit glücklichem Erfolg. Von Koraſan aus drangen ſie öſtlich über den Oxus und nahmen Samarcand ein (673); in Africa rückten ſie weſtwärts vor, eroberten das alte Cyrene, und näherten ſich Carthago (670); nordwärts zogen ſie durch Kleinaſien bis nach Chalcedon (668). Ja auch als Seemacht thaten ſie ſich hervor. Im Beſitz von Cypern und Rhodus beunruhigten ſie die Küſten von Kleinaſien, und erſchienen ſogar vor Conſtantinopel, das ſie ſieben Jahre lang (663 — 675), aber vergebens, belagerten. Das griechiſche Feuer rettete dieſe Stadt; die Araber verloren dabey über 30000 Mann, und in dem Frieden, den Moawijah kurz darauf (678) mit dem griechiſchen Kaiſer ſchloß, verſprach er für den unangefochtenen Beſitz der bisher gemachten Eroberungen einen jährlichen Tribut an Pferden, Sclaven und Geld.

Unter Jezid I, dem Sohn und Nachfolger Moawijah's (680 — 683), erneuerten ſich die innern Unruhen. Das Haus Ali, an deſſen Spitze Hoſein, Haſans Bruder, und Abdallah ſtanden, ſtellte Gegenchalifen auf. So entſtanden zwey Chalifate, eins zu Mecca und das andere zu Damascus. Hoſein wurde zwar beſiegt (680); aber Abdallah, Chalif zu Mecca, behauptete ſich in Arabien, Irak und Aegypten ſowohl gegen Jezid I, als gegen deſſen Nachfolger Moawijah II (683) und Merwan I (683 — 684). Erſt dem Abdol-Malec, Merwans Sohn, dem fünften Chalifen aus dem Hauſe Ommaijah (684 — 705), gelang es, mit Gewalt der Waffen die inneren Unruhen beyzulegen, und das arabiſche Reich wieder zu vereinigen. Darauf erneuerte er (691) den Krieg gegen die Oſtrömer, denen er jenen, von

Moawijah bewilligten Tribut verſagte. Ein Theil ſeiner Truppen eroberte ganz Armenien (691 — 696); ein anderer drang (692 — 698) auf der Nordküſte von Africa vor, und brachte Carthago unter die Herrſchaft des Chalifats. Ueberdieß machte ſich Abdol-Malec auch dadurch merkwürdig, daß er zuerſt arabiſche Münzen prägen ließ (691, oder 695).

Aber noch merkwürdiger iſt die Regierung ſeiner Söhne, Al-Walid (705—714) und Soleiman (714—715), unter denen das arabiſche Reich die größte Ausdehnung erhielt. Oſtwärts eroberten Al-Walids Truppen Turkeſtan oder den Landſtrich zwiſchen dem Gihon und Jaxartes, und einen großen Theil von Indien, wodurch der Handel der Araber ſehr erweitert wurde; weſtwärts vollendeten ſie die Eroberung der Nordküſte von Africa, und gingen von da nach Europa über, wo ſie ſich Portugals und Spaniens bemeiſterten (711 und 712). Gelegenheit zu dieſer für ganz Europa höchſt wichtigen Eroberung gab Folgendes.

Die Weſtgothen, die ſeit Unterdrückung der Sueven (585) über die ganze iberiſche Halbinſel herrſchten, waren durch innere Unruhen und Verfall der alten Sitten getheilt und geſchwächt. Ihr damaliger König Roderich (710) hatte die Söhne

Witiza's, ſeines Vorgängers, verdrängt und eine Tochter des mächtigen Grafen Julian geſchändet. Hierüber erbittert wendeten ſich Julian und des Witiza Söhne an den arabiſchen Statthalter von Africa, Muſa, und forderten ihn auf, nach Spanien zu kommen, um den König Roderich zu unterdrücken. Sie glaubten vielleicht, die Araber würden, zufrieden mit Beute und etwa dem weſtgothiſchen Mauretanien, wieder nach Africa zurückziehen; aber ſie opferten Religion und Vaterland ihrer Nachſucht auf. Muſa hatte eben die Eroberung von Ceuta, das, nebſt einem anſehnlichen Gebiet von Mauretanien, damals den Weſtgothen gehörte und von dem Grafen Julian tapfer vertheidigt worden war, vergeblich verſucht, als jene Boten bey ihm eintrafen. Höchſt erfreut nahm er ihre Einladung auf, doch wagte er nicht eher derſelben zu folgen, als bis der Chalif Al-Walid ſeine Einwilligung dazu gegeben hatte. Kaum war dieſe erfolgt, als die Landungen der Araber an den ſpaniſchen Küſten verſucht wurden (710). Tarik oder Tarif, Muſa's Untergeneral, landete 711 an der ſüdlichſten Spitze Spaniens, die von ihm befeſtigt wurde, und nach ihm den Namen Gibraltar (Gebel Al Tarik, Berg des Tarik) erhielt. Kurz darauf kam es zwiſchen ihm und dem König Roderich zu der entſcheidenden Schlacht bey Xeres unweit Cadix (711 oder 712). Tarik ſiegte, Roderich fand ſeinen Untergang auf der Flucht, und Spanien fiel in die Hände der Araber. Nun kam Muſa, um nicht einem Untergeneral den Ruhm ſo großer Eroberungen allein zu laſſen, mit einem neuen Heere herbey, und in kurzer Zeit wurde den Weſtgothen ganz Portugal und Spanien entriſſen. Nur in den Gebirgen von Aſturien erhielt ſich ein Funke ihrer vorigen Lebenskraft. Der tapfre Pelagius oder Pelayo, ein weſtgothiſcher Prinz, hatte ſich dahin geflüchtet, behauptete ſich, und legte dort den Grund zu einem Reiche, das, allmählich wachſend, nach ſieben Jahrhunderten die Herrſchaft der Weſtgothen über ganz Spanien zurückführte*).

Inzwiſchen verbreiteten ſich die Eroberungen der Araber unter Soleiman, Al-Walids Bruder (714 — 717), über Georgien, zwiſchen dem ſchwarzen und kaspiſchen Meere (716); doch mißlang die zweyte Belagerung von Conſtantinopel, die Soleiman 715 unternehmen ließ, eben ſo wie die erſte unter Moawijah. Die Araber verloren den größten Theil ihrer Flotte, die aus 1800 Schiffen beſtand, und von ihrem Heere, anfangs 120,000 Mann ſtark, retteten ſich nur wenige Ueberreſte. Dagegen erwarb ſich Soleiman das Verdienſt, daß er den Handel beförderte, das Münzweſen

---

*) Mehreres über den Pelagius findet ſich unten in der vierzehnten Erzählung im zweyten Abſchnitt.

weſen verbeſſerte, und in Aegypten einen Nilmeſſer errichten ließ.

Nach Soleimans Zeiten ſuchten die Araber einen Plan, den ſchon Muſa gefaßt haben ſoll, in Ausführung zu bringen. Sie wollten nämlich über Frankreich, Italien, Deutſchland und Ungarn nach Conſtantinopel vordringen, und ſo das ſüdliche Europa nebſt dem oſtrömiſchen Kaiſerthume unterjochen. Die damalige Schwäche der europäiſchen Reiche und deren politiſche und religiöſe Spaltungen ſchienen dieſen ſchwindelnden Plan zu begünſtigen. Wirklich drangen ſie über die Pyrenäen vor und unterwarfen ſich das ſüdweſtliche Frankreich von dem Ausfluß der Gironde bis zur Rhone. Alles ſchien ihnen weichen zu müſſen. Da erhob ſich die Heldenkraft Karl Martells, des Großhofmeiſters (Major Domus) des fränkiſchen Königs. Wohlgerüſtet und vorſichtig rückte er den Arabern entgegen. Zwiſchen Tours und Poitiers traf er ſie (732), und erfocht in einer heißen Schlacht einen entſcheidenden Sieg. Ihr Anführer Abderrahman fiel mit der Blüthe des Heeres; Frankreich, und die Herrſchaft des Chriſtenthums in Europa war gerettet *).

Bald

---

*) Man ſehe die ſiebzehnte Erzählung im zweyten Abſchnitt

Bald darauf erlitten die Araber auch von den Oſtrömern, die ihr kräftiger Kaiſer Leo der Iſaurier anführte, eine empfindliche Niederlage (734); und, was ihren Eroberungseifer noch mehr hemmte, in Arabien ſelbſt brachen innere Uneinigkeiten aufs neue aus, vorzüglich ſeitdem Jezid III (744) den Sold der Truppen herabgeſetzt und Merwan II (744 — 750) aus einer Seitenlinie der Ommaijaden ſich in das Chalifat eingedrungen hatte. Das ganze arabiſche Reich zerfiel nun in Partheyen; blutige Kriege wütheten im Innern. Eine Zeitlang blieb es ungewiß, welche Parthey ſiegen würde. Endlich gewann das Haus Abbas aus der Familie der Haſchemiten die Oberhand. Merwan ward gänzlich geſchlagen (749) und auf der Flucht nach Aegypten getödtet (750). Mit ihm erloſch des Chalifat des Hauſes der Ommaijaden.

4) Chalifen aus dem Hauſe der Abbaſſiden, 750 — 842.

Das Haus der Abbaſſiden blieb im Beſitz des Chalifats bis zu deſſen völliger Auflöſung oder Vertilgung im Jahr 1258, alſo über fünfhundert Jahre; aber freylich unter ganz verſchiedenen Verhältniſſen. Nur die erſten Abbaſſiden bis auf Al-Motaſem, unter denen einige vortreffliche Fürſten hervorſtrahlen, behaupteten glänzende Macht und unumſchränktes Anſehen. Die letzten hingegen waren herabgewürdigte Fürſten, mehr dem Namen als der Wirklichkeit nach Regenten, nur auf religiöſe Obliegenheiten und, im Beſitz der Macht, nur auf Bagdad und deſſen Umgebungen eingeſchränkt. Alle aber hatten das gemein, daß ſie durch Miniſter regierten, deren Macht freylich von der Perſönlichkeit des jedesmaligen Chalifen abhing, und eben ſo an Stärke, wie dieſe an Schwäche, zunahm. — Der reißende Strom des Kriegsglücks, der ſchon unter den letzten Ommaijaden ins Stocken gekommen war, verſiegte unter den Abaſſiden; ſie konnten nicht einmal das längſt Eroberte zuſammen halten, und ſchon unter den erſten von ihnen fingen die Zerſplitterungen des großen Chalifates an. Dagegen verbreiteten ſie Künſte und Wiſſenſchaften in ihrem Reiche und ſchmückten dieß dadurch mit einem neuen und dauernden Ruhme.

Der erſte Abbaſſide, **Abul Abbas**, auch **Al Saffah** (der Blutgierige) genannt, der den Chalifen Merwan beſiegt hatte, war ſeine ganze Regierung hindurch (750 — 754) beſchäftigt, die Ommaijaden und deren Anhänger zu unterdrücken. Schreckliches Blutvergießen wurde über ſie verhängt: auf 600,000 derſelben ſollen nur allein durch Scharfrichter hingerichtet worden ſeyn. Auch war Abul der erſte unter den Chalifen, der durch

Miniſter oder Veziere regierte, um dadurch den Unwillen des Volkes, eine Folge ſeiner blutigen Regierung, von ſich abzulenken.

Sein Bruder und Nachfolger Al-Manſur (754 — 775) gebrauchte gleiche Strenge gegen gleiche Unruhen. Denn nicht nur die Ueberbleibſel der Ommaijaden, ſondern auch die verſchiedenen Sprößlinge des Hauſes Ali ſuchten gegen ihn ihre Anſprüche durchzuſetzen. Allein Al-Manſur, tapfer und ſtaatsklug, behauptete ſich. Doch konnte er nicht verhindern, daß ſich Spanien von ſeiner Herrſchaft losriß (755). Abderrahman, einer der Ommaijaden war dem Blutbade, das über ſein Haus verhängt wurde, entronnen und nach Spanien geflüchtet. Hier beſiegte er, unterſtützt von den, ſeinem Hauſe treu gebliebenen Arabern, den Statthalter Al-Manſurs, Juzif oder Juſef (755), und ſtiftete ein eigenes Chalifat in Spanien, deſſen Reſidenz Cordova (ſeit 759) war, und das bis zum Jahre 1029 dauerte. — Dagegen war Al-Manſur glücklich im Kampfe gegen die Oſtrömer, die die innern Unruhen der Araber zu ihrem Vortheil benutzt hatten. Ferner erwarb er ſich den Ruhm, daß er für die Bevölkerung ſeiner Staaten ſorgte, daß er durch weiſe Anſtalten die chriſtliche Geiſtlichkeit in ſeinen Staaten in Ruhe hielt, und daß er den Grund zur wiſſenſchaftlichen

Bildung der Araber legte. **Abul Abbas** hatte zu Anbar am Euphrat reſidirt (Damascus, das immer den Ommaijaden angehangen hatte, vermied er); Al-Manſur aber erbaute, nahe am Zuſammenfluß des Euphrat und Tigris, und zwar auf beyden Seiten des letztern, **Bagdad** (762), und verlegte dahin die Reſidenz der Abbaſſiden. Er ſtarb auf einer Wallfahrt von Bagdad nach Mecca, 64 Jahre alt, im zwey und zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung, und ward zu Mecca begraben.

Ihm folgte ſein Sohn **Al-Mohdi** (775 — 785), der Bagdad verſchönerte, an mehreren Orten ſeines Reiches Pflanzſchulen der Gelehrſamkeit ſtiftete und überhaupt viele Regententugenden beſaß*). Schade nur, daß ſeine Freygebigkeit oft in Verſchwendung, ſein Wohlleben oft in Ueppigkeit ausartete. So wird z. B. erzählt, daß er zu einer Wallfahrt von Bagdad nach Mecca eine Menge Kamele mit ſich nahm, von denen einige mit den auserleſenſten Leckerbiſſen, andre bloß mit Schnee und Eis beladen waren, um ſeine Speiſen und Getränke anzufriſchen. Lobenswerther war es, daß er auf der Straße von Bagdad nach Mecca zum Beſten der Pilgrime Ziſternen und Karavanſereyen anlegte. — Der Krieg mit den Oſt-

---

*) Einen heitern Zug aus **Al-Mohdis** Leben liefert die zwölfte Erzählung im zweyten Abſchnitte.

Oſtrömern, der unter ſeinem Vater begonnen hatte, wurde unter ihm fortgeſetzt, und ſein zweyter Sohn, der nachmalige Chalif Harun Al-Raſchid zwang die oſtrömiſche Kaiſerin Irene zum Frieden und Tribut (781).

Nur kurze Zeit nach ihm regierte ſein älteſter Sohn Muſa Al-Hadi (785 — 786), eben ſo ſchwach als boshaft. Dann folgte der hochgefenerte Harun Al-Raſchid (786 — 809), der Held des arabiſchen Mährchens, deſſen Regierung als das goldene Zeitalter des arabiſchen Reichs geprieſen wird. Den vorzüglichſten Ruhm erwarb er ſich durch ſeine eifrige Liebe und Unterſtützung der Künſte und Wiſſenſchaften; aber er belebte auch die Schifffahrt und den Handel der Araber, gründete eben ſo wohl Fabriken als Schulen, und legte viele prächtige Palläſte, Gärten und Waſſerleitungen an. Und bey allem Eifer für die Künſte des Friedens ſorgte er auch für die äußere und innere Feſtigkeit ſeines Reichs. Um den Krieg gegen die Oſtrömer, der ſich faſt durch die ganze Dauer ſeiner Regierung hinzog, mit Nachdruck zu führen, ſuchte er mit ſeinem großen Zeitgenoſſen, Karl, dem Großen, ein Bündniß gegen die Griechen zu ſchließen. Er ſchickte daher an ihn Geſandte, denen er auſſer andern Geſchenken eine koſtbare Schlaguhr, welche die erſte in Europa war, mitgab (807). Das Bündniß ſelbſt kam freylich nicht zu Stande: vielmehr griff Karl die Araber in Spanien an; aber immer bleibt es merkwürdig, als Beweis großer Staatsklugheit, daß Harun die Idee eines ſolchen Bündniſſes faßte. Auch fehlte es ihm ſelbſt nicht an Mitteln zur Bekämpfung der Griechen. Er durchſtreifte mit ſeinen Truppen Kleinaſien, und zwang, nachdem der Krieg lange Zeit mit abwechſelndem Glücke geführt worden war, den griechiſchen Kaiſer Nicephorus zur Erneuerung des Tributs (805). Allein ſo wenig er Spanien wieder unter ſeine Herrſchaft bringen konnte, eben ſo wenig konnte er auch Weſtafrica, oder Feß und Marroko (damals Magreb genannt) behaupten. Ein Sprößling des Hauſes Ali, Edris, hatte ſich, um den Verfolgungen des Al-Manſur zu entgehen, dahin geflüchtet, und dort (um 789) das Reich der Edriſiten geſtiftet, deſſen Hauptſtadt Feß wurde, und das bis zum Jahre 941 dauerte, ohne je wieder mit dem Chalifate zu Bagdad vereinigt zu werden. — Nach drey und zwanzigjähriger Regierung und im 47. Jahre ſeines Lebens (809) ſtarb Harun Al-Raſchid mit dem Ruhm eines weiſen, frommen, großmüthigen und liebenswürdigen Fürſten*).

---

*) Einige Züge aus dem Leben dieſes berühmten Chalifen ſind unten im zweyten Abſchnitte Num. 13 aufgeſtellt.

Unter ſeinen Söhnen folgte ihm zuerſt Al-Amin (809—813), ein nichtswürdiger Menſch, der ſeinen edlen Bruder Al-Mamun, ganz das Ebenbild ſeines Vaters, von der Thronfolge zu verdrängen ſuchte. Darüber entſtand ein Bruderkrieg, der ſich mit Ermordung des Al-Amin endigte (813). Während deſſelben riß ſich abermals ein wichtiges Gebiet, nämlich der ganze Landſtrich zwiſchen Aegypten und Tunis, von dem großen Chalifate los. Daſelbſt machte ſich der Statthalter zu Kairwan (Cyrene), Ibrahim, der Sohn Aglab's, unabhängig, und gründete die Dynaſtie der Aglabiten, welche bis zum Jahr 902 zu Kairwan herrſchte und von da häufig Sicilien und Kalabrien heimſuchte.

Al-Mamun, nach Al-Amins Tode allgemein als Chalif anerkannt, zeigte ſich des Thrones und ſeines glorreichen Vaters würdig (813—833). Er war ein großer Freund der Künſte und Wiſſenſchaften. Um ſie zu befördern, zog er die gelehrteſten Männer an ſeinen Hof; ferner ſchickte er Geſandte nach Conſtantinopel, Syrien und Aegypten, welche die beſten Werke griechiſcher Weisheit aufkaufen mußten; ſolche Werke ließ er dann ins Arabiſche überſetzen, und ermahnte ſeine Unterthanen, dieſe Ueberſetzungen mit Aufmerkſamkeit zu leſen. Auch faßte er den Plan, den man erſt in neuerer Zeit genau ausgeführt hat, durch Ausmeſſung eines Grades vom Meridian den Umfang der Erde zu beſtimmen. Dieſe Erdmeſſung ließ er zwiſchen Palmyra und Racca am Euphrat veranſtalten. Er ſelbſt beſaß große Gelehrſamkeit und durch dieſelbe eine Seelengröße, die ihn über die Religionsſchwärmerey und den Sectenhaß der Muſelmänner erhob. Indeſſen kann ihm vorgeworfen werden, daß er aus Liebe zu gelehrten Beſchäftigungen die Staatsgeſchäfte mehr als billig ſeinen Miniſtern überließ, daß er die Vorurtheile ſeiner Unterthanen zu wenig ſchonte, und daß er durch beydes der Feſtigkeit und Ruhe ſeines Reiches ſchadete. Indem er nämlich ſeinem Feldherrn Taher, einem gebornen Araber, in der Statthalterſchaft Koraſan (mit welcher die Hoheit über die zinsbaren Länder der Türken jenſeit des Gihon verbunden war) allzugroße Gewalt einräumte (820), bewirkte er, daß dieſer Gebietstheil für das Chalifat verloren ging; und indem er ſich allzugünſtig für das Haus Ali erklärte, ja ſelbſt einen Aliden zu ſeinem Nachfolger ernannte, bewirkte er einen Aufſtand ſeiner Familie, der Abbaſſiden, die ihm ſeinen Oheim Ibrahim als Chalifen entgegen ſtellten (817). Allein in der Stunde der Gefahr bewährte ſich Al-Mamun. Er behauptete ſeine Würde, verdrängte ſeinen Gegner und war großmüthig genug, ihm zu verzeihen. Doch wurden dadurch nicht alle inneren Unruhen beſeitigt, und nicht immer ſoll Al-Mamun ſo großmüthig gehandelt haben. In dem Kriege gegen die Griechen war er größtentheils glücklich (830 und 831). Er ſtarb 50 Jahre alt, im zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung. Dem Tode nahe rief er aus: "O du, der du niemals ſtirbſt, erbarme dich meiner, der ich jetzt ſterbe!"

5) Verfall des Chalifats — Urſachen hiervon — Verbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften unter den Arabern und durch die Araber.

Jetzt zeigte ſich, wie überall in der Weltgeſchichte, daß der höchſte Glanz eines Staates ganz nahe an deſſen Verderben grenzt. Herrlich und glanzvoll war die Regierung Harun Al-Raſchid's und Al-Mamun's, und das Chalifat ſchien eben ſo feſt als groß; aber ſchon mit Al-Motaſem, dem vierten Sohne Haruns, dem Nachfolger Al-Mamuns, erſtarb die Hoheit der Abaſſiden und ihres Reiches. Zwar war Al-Motaſem (833—842) ein aufgeklärter Fürſt und Feind jeder Schwärmerey; zwar bewährte er ſeine Tapferkeit und ſein Kriegsglück im Kampfe mit dem griechiſchen Kaiſer Theophilus (837 und 838): aber durch eine verkehrte Maßregel förderte er, mehr als irgend einer ſeiner Vorfahren, den Verfall des Chalifats. Schon vor ihm hatten die Chalifen gefangene Türken, die ſich durch Körperkräfte und wilden Muth auszeichneten, in ihre Dienſte genommen. Al-Motaſem ging weiter. Um die innern Unruhen und Empörungen, die ſeine Regierung erſchütterten, zu unterdrücken, und voll Mißtrauen gegen die Kräfte oder die Ergebenheit der Araber nahm er über 50,000 Türken zu ſeiner Leibwache. Das herrſchſüchtige Betragen dieſer Fremdlinge erregte Unwillen und Unordnungen zu Bagdad, und Al-Motaſem ſahe ſich genöthigt, ihr Lager und ſeine Reſidenz von Bagdad nach Samarra am Tigris zu verlegen. Doch gerade dadurch gerieth er ganz in Abhängigkeit von den Türken, deren Anführer ſich von nun an alle Gewalt in dem Pallaſt und in den Provinzen anmaßten. Man kann daher wohl behaupten, daß mit Al-Motaſem die Souverainität des Chalifats zu Bagdad aufhörte.

Indeſſen muß man geſtehen, daß der Grund zum Verfall des arabiſchen Reichs ſchon früher gelegt war. Der hochauflodernde Enthuſiasmus, der die Araber ſo groß gemacht hatte, war verraucht; Zeit und Wohlſtand hatten ihn ausgelöſcht; eine Kultur des Luxus hatte die urſprüngliche Sitteneinfalt verdrängt; die Chalifen ſelbſt hatten durch ihr Beyſpiel dazu verführt, und die höhere Bildung, die ſie beförderten, hatte die langbewunderte Tapferkeit der Araber geſchwächt; Krieg war nicht mehr Leidenſchaft derſelben. Zweytens hatten auch die vielen Spaltungen über Religionsmeinungen ſchon frühzeitig an der Wurzel des Staates genagt, und ſtatt zu verſiegen, hatten ſie ſich mit immer wildrer Schwärmerey erneuert. Ein dritter Grund des Verfalls lag in der Größe des Reichs und deſſen Verfaſſung. Die einzelnen Länder, die daſſelbe ausmachten, waren zu weit ausgedehnt und zu loſe verbunden, als daß ſie gehörig zuſammen gehalten werden konnten. So hatte ſich, (wie wir ſchon oben gezeigt haben, unter Al-Manſur Spanien 755, unter Harun Al-Raſchid Weſtafrica 789, unter Al-Amin Kairwan oder die Gegend zwiſchen Aegypten und Tunis 813, und unter Al-Mamun Koraſan ſamt den Ländern am Gihon 820 vom großen arabiſchen Reiche losgeriſſen. Und von jeher hatten auch die Statthalter in den Provinzen zu viele Macht; ihre Statthalterſchaften konnten als kleine Reiche gelten, und es hing meiſtens nur von ihrem Willen ab, dem Chalifen Gehorſam zu leiſten oder zu verſagen. Aber vollendet ward der Verfall des großen Chalifats durch die Aufnahme der Türken zu Miethſoldaten. Denn, gleich den Prätorianern der ältern und den Janitſcharen der ſpätern Zeit, riſſen dieſe Miethlinge bald alle Würden und Aemter an ſich, machten den Chalifen, dem ſie dienen ſollten, von ſich abhängig, und ſchalteten über deſſen Thron nach Willkühr; ja ſie würden denſelben vielleicht ſchon damals umgeſtoßen haben, hätten ſie nicht zugleich mit dem Jslam eine gewiſſe Ehrfurcht für den Chalifen, als geiſtliches Oberhaupt, angenommen.

So ſchließt ſich alſo hier die Geſchichte der Araber mit dem Anfang ihres Verfalls, und wir ſehen den Staat, der in der Mitte der gegenwärtigen Periode entſtand, ſchon am Ende derſelben ſeinem Untergange entgegen eilen. Doch wie kurz auch ſeine Blüte beſtand, ſo dauernd und erfolgreich waren die Wirkungen, die er mittelſt ſeiner Kultur hervorbrachte und zurückließ.

Anfangs freylich zeigten ſich die Araber bloß als Eroberer, die nur Glauben und Waffen kannten. Unter den Ommaijaden kam, bey dem Hange dieſer Fürſten zu morgenländiſcher Pracht, Manufacturen, Handel und Baukunſt in Aufnahme; aber ihr Geſchmack kam ihrer Pracht nicht gleich, und ihre gelehrten Beſchäftigungen beſchränkten ſich, wie ſchon früher, nur auf Auslegung des Koran, auf Poeſie und Beredſamkeit und auf Erhaltung der Reinheit ihrer Sprache, die ſie als ihr edelſtes Erbtheil ehrten. Erſt die Abaſſiden machten durch Beyſpiel, Ermahnungen und weiſe Anſtalten das Reich der Araber zu einem Sitze des Kunſtfleißes und der Gelehrſamkeit. Denn wie ſie in allen großen Städten ihres Reichs und in ſehr vielen kleinern Manufacturen und Fabriken anlegten, ſo ſtifteten ſie auch, nicht in Bagdad allein, ſondern in allen Theilen des arabiſchen Reiches Schulen zur Beförderung der Wiſſenſchaften. Die Griechen waren ihre Lehrer, die wiſſenſchaftlichen Werke derſelben wurden von ihnen überſetzt; aber ſie ſelbſt gingen in manchen Stücken weiter, und bereicherten namentlich die Mathematik, Phyſik, Chemie, Medicin, Aſtronomie und Geographie mit neuen Erweiterungen. In der Baukunſt wurden ſie Urheber des Geſchmacks, der der gothiſche heißt, weil ihn die Franken in dem weſtgothiſchen Spanien kennen lernten.

Je tiefer aber die damalige Welt, die Oſtrömer ausgenommen, in Barbarey verſunken war, und je weiter ſich das Reich der Araber erſtreckte, um ſo glänzender und größer erſcheinen auch die Wirkungen ihrer Kultur. Von den Ufern des Tigris und Euphrats drang dieſe oſt- und weſtwärts, und ergriff alle Provinzen und ſelbſt die Reiche der unabhängigen Fürſten. Von Africa aus kam ſie nach Spanien, und von hier aus in viele andere Theile Europa's. Und ſo verdienten die Araber, nachdem ſie aufgehört hatten, Weltſtürmer zu ſeyn, den höhern Ruhm, das Licht der Aufklärung genährt, und Künſte und Wiſſenſchaften aus einer untergegangenen Welt in eine neu aufblühende übergetragen zu haben.

Drittes Kapitel.

Von dem Reiche der Franken.

1) Vorerinnerungen über die Ausdehnung, Dauer und Wichtigkeit der Herrſchaft der Franken.

Wir wenden uns zu dem Reiche der Franken, dem dritten, das in gegenwärtiger Periode von vorzüglicher Wichtigkeit iſt. Langſamer als die Franken erhob ſich keines der andern deutſchen Völker; aber keines derſelben hat auch eine ſo weit ausgedehnte, ſo lang dauernde und ſo einflußreiche Herrſchaft erlangt, als ſie.

Im abendländiſchen Europa wurden ſie die herrſchende Nation. Sie überwältigten ganz Gallien, drängten die Weſtgothen völlig nach Spanien;

nien; ihnen unterlag die Macht der Allemannen, die den Römern ſo langen Widerſtand geleiſtet hatte; ſie unterwarfen ſich die fleißigen Burgunder, und zerſtörten das große Reich der Thüringer. Späterhin ſetzten ſie den Eroberungen der Araber in Europa ein Ziel, brachten die Frieſen zum Gehorſam, und ihr großer Karl verbreitete ihre Herrſchaft vom Ebro bis zur Theiß und von der Eider bis zum mittelländiſchen Meere.

Theilungen des Reichs, innere Kriege, Schwäche, Treuloſigkeiten oder Herabwürdigungen ihrer Könige lähmten oft ihre Macht; aber dennoch erhielt ſie ſich! Dreyhundert Jahre vergingen von Chlodwig, dem Stifter ihrer Größe, bis zu Karl, dem Vollender derſelben, und über tauſend Jahre von Karl dem Großen bis auf unſre Zeiten; ſehr viele Völker und Staaten ſind indeſſen aufgeblüht und zu Grunde gegangen, und noch beſteht das Reich der Franken, aber freylich unter ganz veränderten Umſtänden.

Und wie wichtig und einflußreich iſt das Reich der Franken, ſieht man auch nur auf die Periode, die wir hier behandeln! Ihre Macht that dem Wandern der Völker Einhalt; ihre Geſetze und Einrichtungen gingen auf Deutſchland und von da auf andre Staaten über; ihre Geſchichte macht die

Grundlage der Geſchichte Deutſchlands; unter ihrem Einfluß breitete ſich das Chriſtenthum weiter aus; ſie begründeten die weltliche Herrſchaft des Pabſtes; und durch ſie dämmerte das Licht der Wiſſenſchaften dieſſeits der Alpen auf.

Die Urſachen dieſer weit ausgedehnten langdauernden und einflußreichen Macht lagen wohl nicht in den vorzüglichen Tugenden der Franken. Zwar rühmen ſie von ſich (in der Einleitung zu den ſaliſchen Geſetzen), daß ſie Gott zum Urheber hätten, daß ſie tief in ihren Rathſchlägen, edel an Leib und Seele wären; auch kann nicht geleugnet werden, daß ſie ein ſchlaues, tapfres Volk waren. Aber wie man dieſe Eigenſchaften auch bey andern deutſchen Völkern findet, ſo findet man bey ihnen, mehr als bey jedem andern deutſchen Volke, ein abſchreckendes Gewebe von Treuloſigkeit, Härte und Herrſchſucht. Oder wo zeigt die Geſchichte angehäuftere Beyſpiele von Meineiden, Bruderkriegen und langgenährtem Haſſe als bey den Franken? Weit ſicherer entdecken wir die Urſachen ihrer Erhebung in den günſtigen Umſtänden, unter denen ſie emporkamen, und in ihrer Geſchicklichkeit dieſelben zu benutzen. Als ſie zuerſt epochemachend auftraten, ſtießen ſie auf keinen mächtigen Feind. Die römiſche Herrſchaft war, bis auf einen kleinen Ueberreſt in Gallien, untergegangen; die Völker, von denen ſie aufgelöſt worden war, hatten bleibende Wohnſitze gefunden, oder in langwierigen Kämpfen ſich erſchöpft, oder durch Umgang mit den verweichlichten Römern ſchon vieles von ihrer alten Tapferkeit verloren. Andere, wie die Oſtgothen und Longobarden, waren viel zu ſehr mit ſich und den Oſtrömern beſchäftigt, als daß ſie den Vergrößerungen der Franken nachdrücklich Einhalt thun konnten; noch andre, wie die Baiern, hatten ſich noch nicht zum Gefühl ihrer Stärke erhoben; den Frieſen fehlte es an Kraft und Einheit; die Sachſen waren durch die Auswanderung eines großen Theils ihrer Landsleute nach Britannien geſchwächt, und die Thüringer, im Kampfe mit den Sachſen und unter ſich uneins, dachten nicht auf Eroberungen. Dagegen waren die Franken noch in ungeſchwächter Kraft, durch Chlodwig zu Einem Ganzen verbunden, und nicht bloß eroberungsſüchtig, ſondern auch ſchlau genug, um ihre Abſichten zu erreichen. Theilweiſe wurden die benachbarten Völker von ihnen angegriffen, und, waren ſie unterworfen, ſo wurden ſie mild behandelt. Sie behielten dann ihre eigene Verfaſſung, ihre Geſetze und Sitten; ihre Herzoge hatten beynahe dieſelbe Gewalt, wie vorher ihre Könige, nur daß ſie die Hoheit der Franken anerkennen, ihnen Kriegsdienſte leiſten und Steuern entrichten mußten. Endlich ward auch der Uebertritt der Franken zur römiſch-katholiſchen Kirche eine Urſache ihrer Erhebung. Denn wie ſie zur Erhebung dieſer Kirche und deren Oberhauptes am meiſten beytrugen, ſo lag auch eben derſelben ſehr viel daran, daß das Reich der Franken erhalten und ausgebreitet würde.

Dieß alles aber, was hier nur angedeutet werden konnte, möge ſich aus der nun folgenden Darſtellung der Geſchichte der Franken deutlicher ergeben!

1) Ueberblick der Geſchichte der Franken vor Chlodwig.

Die früheſten Wohnſitze der Franken laſſen ſich, ſo wenig, als ihr Urſprung, mit Gewißheit beſtimmen. Nur eine wahrſcheinliche Vermuthung iſt es*), daß ſie, wie die Allemannen und Sachſen, aus einem Verein mehrerer deutſchen Völker, die zwiſchen dem Niederrhein, der Weſer und Elbe wohnten, als der Chaucen, Catten, Cheruscer, Sigambrer ꝛc. entſtanden, und daß erſt mit dieſem Verein, der Behauptung der Freyheit zum Zweck hatte, der gemeinſchaftliche Name Franken oder Freye als Bundesname aufkam. Gewiſſer iſt es, daß die Franken bis auf Chlodwig in mehrere Stämme getheilt waren, daß jeder Stamm ſeine beſondre Könige hatte, und daß alle in dem, was für ſie nöthig war, als Viehzucht, Ackerbau, Staatseinrichtungen ꝛc., ſchon einige Fortſchritte zur Kultur gemacht hatten.

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſaal Th. I. S. 68.

Am merkwürdigſten unter ihnen ſind die **Saller**, die ſich über alle übrigen fränkiſchen Stämme erhoben und die Monarchie der Franken errichteten. Wir finden ſie zuerſt in der bataviſchen Inſel (dem heutigen Holland) an der Iſſel, damals Yſala oder Sala genannt, wovon ſie wahrſcheinlich ihren Namen erhielten. Als ihre älteſten Könige werden **Pharamund**, **Chlodio**, **Meroveus**, **Childerich** genannt. Unter **Pharamund**, in Liedern hochgefeyert als mächtiger Krieger (jedoch wird auch gezweifelt, ob es je einen König dieſes Namens gegeben hat), wurden, wie es heißt, die ſaliſchen Geſetze, die vorzüglich auf Beförderung der innern Sicherheit abzweckten, mit Beyſtimmung der ganzen Nation (ums Jahr 422) ausgefertigt *). **Chlodio** ſoll (um 440) Cam-

bray

---

*) Daß die **ſaliſchen Geſetze** unter Pharamund gegeben worden ſind, iſt zweifelhaft; daß ſie aber ſchon vor Chlodwig, als die Franken noch Heiden waren, beſtanden, iſt gewiß. Sie ſollen in lateiniſcher Sprache, die den Franken bey längerm Umgang mit den Römern verſtändlich ſeyn konnte, aufgeſetzt worden ſeyn: in ſpätern Zeiten wurden ſie von Chlodwig und deſſen Söhnen verbeſſert. Unter dieſen Geſetzen iſt dasjenige von beſonderer Wichtigkeit, wel-

ches

bray erobert und ſich Gallien bis an die Somme unterworfen haben. **Meroveus** (um 450) wird als Stammvater der folgenden Könige der Franken betrachtet. Von ſeinem Sohn **Childerich** (456 bis 481) wird erzählt, er habe, durch den Unwillen ſeiner Franken vertrieben, ſeine Zuflucht zum thüringiſchen König Baſinus genommen, dann, wieder zurückgerufen, die Gemahlin deſſelben, Baſina, geheyrathet. In Gallien ſoll er bis zur Loire hin geſtreift haben. Indeſſen ſind alle dieſe Angaben unverbürgt. Die eigentliche Geſchichte der ſaliſchen Franken beginnt mit **Chlodwig**, der nicht bloß in Gallien ein feſtſtehendes Reich errichtete, ſondern auch die übrigen fränkiſchen Stämme unter ſich vereinigte, und ſo der eigentliche Stifter der fränkiſchen Monarchie wurde.

3) Geſchichte der Franken von Chlodwig bis auf Pipin den Kleinen. Stamm der Merovinger, 481 — 752.

Chlodwig, der Sohn Childerichs und der Baſina, des Meroveus Enkel, war ungefähr funfzehn Jahre alt, als er zur Regierung gelangte (481).

---

ches das weibliche Geſchlecht von allem Erbtheil an ſaliſchen Grundſtücken ausſchließt. Auf dieſes Geſetz gründet ſich die Ausſchließung des weiblichen Geſchlechts von der Thronfolge in Frankreich.

(481). Nachdem er fünf Jahre damit zugebracht hatte, die innere Verfaſſung ſeines Staates in Ordnung zu bringen, entſchloß er ſich, den Reſt der römiſchen Herrſchaft in Gallien, den Siagrius inne hatte *), zu vernichten. In Verbindung mit zwey andern fränkiſchen Königen zog er ins Feld (486). Siagrius wurde in der Nähe von Soiſſons geſchlagen, floh zu den Weſtgothen, ward aber ausgeliefert und hingerichtet. Dieſer erſte Sieg, durch den Soiſſons, Rheims und allmählich (bis 497) alles Land zwiſchen der Seine und Loire in Chlodwigs Hände fiel, ward ihm Ermunterung zu vielen andern Unternehmungen. Das Gebiet der Franken war damals gegen Oſten von den Thüringern, gegen Südoſten von den Allemannen, ganz gegen Süden von den Burgundern und gegen Südweſten von den Weſtgothen umſchloſſen. Dieſe Völker ſich zu unterwerfen, oder wenigſtens ſie zu ſchwächen, war Chlodwigs Wunſch und Streben. Er fing mit den Thüringern an, und machte ſie, wie verſichert wird, zinsbar (491). Darauf wendete er ſich gegen die Allemannen (496). Sie waren über die ripuariſchen Franken (die an den Ufern des Rheins von Mainz bis Cölln wohnten) hergefallen. Chlodwig rückte ſeinen Stammgenoſſen zu Hülfe. Bey Zülpich, unweit Cölln, kam es zum Treffen. Der Ausgang ſchwankte. Da

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſaal Th. I. S. 117.

Da gelobte Chlodwig ein Chriſt zu werden, und gleich darauf verſchaffte ihm der Tod des Königs der Allemannen einen vollſtändigen Sieg. Er wußte ihn zu benutzen. Die Allemannen, bis auf einen Theil derſelben in Schwaben und Helvetien, der ſich unter oſtgothiſchen Schutz begab, mußten ſich ihm unterwerfen. Er nahm ihnen den größten Theil des Elſaſſes und die ſchönen Rheingegenden um Speier, Worms und Mainz; ja er ging auch über den Main bey Frankfurt (das von dieſer Furth der Franken den Namen bekommen haben ſoll), und legte in dem Rücken der Allemannen nach Thüringen hin eine fränkiſche Colonie (Franconia) an. Uebrigens trat er noch in demſelben Jahre (496) zum Chriſtenthum über, und zwar zur römiſch-katholiſchen Kirche, was zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft und ſeines Ruhmes vieles beytrug *).

Einige Jahre ſpäter (500) wendete er ſeine Waffen gegen die Burgunder, die das ſüdöſtliche Gallien, mit Ausnahme der Provence, und einen Theil der Schweiz und Savoyens beſetzt hatten. Ihr Reich war damals zwiſchen zwey Brüdern Gundobald und Godogiſil getheilt, von denen jener zu Lion, dieſer zu Genf reſidirte. Aber Godo-

---

*) Man ſehe im zweyten Abſchnitt die funfzehnte Erzählung, überſchrieben die Taufe Chlodwigs.

Godogiſil wünſchte über das ganze Reich zu herrſchen. Er wendete ſich deshalb an Chlodwig, verſprach ihm einen jährlichen Tribut und erhielt von ihm Beyſtand. Bey Dijon kam es zum Treffen (500). Gundobald ward geſchlagen und floh nach Avignon. Chlodwig folgte, konnte aber dieſe feſte Stadt nicht erobern, und zog, als ihm auch Gundobald einen jährlichen Tribut verſprochen hatte, in ſein Reich zurück. Beyde Brüder überließ er ihrem Haſſe, der ſich mit der Ermordung Godogiſils endigte, worauf Gundobald bis an ſeinen Tod (516) über das ganze burgundiſche Reich herrſchte.

Nachdem Chlodwig auf dieſe Art die Burgunder zinsbar gemacht hatte, brachte er es (501) durch Unterhandlungen dahin, daß die ausgewanderten Britten, die den nordweſtlichen Theil Galliens (Bretagne) inne hatten, ihn als Oberherrn anerkennen mußten. Dann zog er gegen die Weſtgothen, die, auſſer dem größten Theil von Spanien, Gallien nordwärts bis an die Loire und oſtwärts bis an Burgundien und die Provence beherrſchten. Ihr damaliger König, **Alarich** II, ſuchte den aufſteigenden Sturm abzuwenden. Vergebens! Chlodwig rüſtete ſich zum Krieg (507) unter dem Vorgeben, er müſſe dem König der Weſtgothen zuvorkommen, und (auch die Religion gab ihm einen Vorwand) er könne keine Arianer oder Ketzer in Gallien dulden. Nicht weit von Poitiers kam es zum Treffen (507); Chlodwig ſiegte, viele Gothen kamen um, und auch ihr König Alarich blieb auf der Flucht. Die meiſten von ihnen wählten Alarichs unmündigen Sohn Amalarich, um dadurch deſſen Großvater den oſtgothiſchen Theoderich für ſich zu gewinnen. Doch war der Beyſtand, den ſie von letzterm erhielten, unerſprießlich. Chlodwig gewann das Land von der Loire bis zu dem nordöſtlichen Fuß der Pyrenäen (damals Aquitanien genannt), ſamt den Städten Tours, Poitiers, Angouleme, Bordeaux, und den Weſtgothen blieb bloß der Strich Landes, der nachmals Languedoc hieß.

Nach dieſem Krieg ging Chlodwig nach Paris, wo er von nun an reſidirte (vorher hatte er ſich bald in Rheims, bald anderwärts, aber vornehmlich zu Soiſſons aufgehalten). Er hatte nun den größten Theil ſeiner Eroberungsentwürfe ausgeführt: Gallien war ihm unterwürfig, und der oſtrömiſche Kaiſer ſelbſt hatte ihn als Patricius oder Herrn des ehemals römiſchen Galliens anerkannt. Aber noch war er nicht alleiniger Herr der ganzen fränkiſchen Nation; noch gab es mehrere Fürſten der Franken, die unabhängig von ihm regierten. Dieſe ſuchte er jetzt zu unterdrücken. Sigbert, König der ripuariſchen Franken, war der erſte, den er aus dem Wege räumte. Er verführte deſſen Sohn zum Vätermord (509), ließ dann den Sohn durch Meuchelmörder umbringen, und beredete die Unterthanen der Ermordeten ihn als ihren König anzuerkennen. Gleich darauf ließ er einen andern Fürſten der Franken Chararich ſamt deſſen Sohn gefangen nehmen und hinrichten. Dann fiel er über Ragnachar, der zu Cambray reſidirte, ließ ihn und deſſen Bruder umbringen, und zog beyder Schätze und Staaten an ſich. Nun einziger Herr aller Franken, beklagte er ſich, daß er allein von ſeinem Hauſe übrig ſey; aber bloß in der Abſicht, um zu erfahren, ob etwa noch einer ſeiner Verwandten lebe, den er aus dem Wege räumen könnte. Indeſſen war ihm nur kurzer Genuß ſo vieler Eroberungen und Mordthaten beſchieden. Schon 511 ſtarb er zu Paris im 30. Jahre ſeiner Regierung und im 45. ſeines Lebens — nachdem er kurz vorher die erſte fränkiſche Kirchenverſammlung, der zwey und dreyßig Biſchöfe beywohnten, zu Orleans gehalten hatte.

Das Reich, das dieſer länderſüchtige Fürſt hinterließ, wurde nach ſeinen Wünſchen und mit Bewilligung der Nation unter ſeine vier Söhne, Theoderich, Chlodomir, Childebert und und Chlotar I, vertheilt. Den einen Haupttheil, Auſtraſien oder Oſtfranken genannt, welcher

cher die alten Länder der Franken an dem Niederrhein, der Maas und Moſel, nebſt dem, was ſie am Mayn und Oberrhein den Allemannen abgenommen hatten, in ſich begriff, erhielt Theoderich, ſamt einigen Theilen von Aquitanien. Die Hauptſtadt ſeines Reiches war Metz. Der andere Haupttheil, Neuſtrien oder Weſtfranken, welcher das eigentliche Frankreich mit Ausnahme Burgunds und der ſüdlichen Küſte in ſich begriff, kam an die drey übrigen Söhne Chlodwigs, von denen Chlodomir Orleans, Childebert Paris, Chlotar I Soiſſons zur Hauptſtadt erhielt. Dieſe vier Regenten lebten, wenigſtens anfangs, mit einander in Eintracht, und die Eroberungen ihres Vaters wurden von ihnen mit Thüringen, Burgund, und dem ſüdlichen Theil von Frankreich, Helvetien und Deutſchland vermehrt; und zwar auf folgende Weiſe.

Das Königreich Thüringen, das ſchon Chlodwig zinsbar gemacht hätte, war damals unter drey Brüder getheilt; aber einer von ihnen, Hermanfried, ſuchte ſich zum Alleinherrſcher zu erheben. Er überfiel und tödtete ſeinen Bruder Berthar; aber um den andern, Baderich, zu unterdrücken, bedurfte er fremder Hülfe. Er wendete ſich deshalb an den König von Auſtraſien Theoderich, und verſprach ihm die Hälfte von den Ländereyen ſeines Bruders (520). Theoderich kam, Baderich ward überwunden und getödtet (52[illegible]); aber Hermanfried behielt alle Länder deſſelben an ſich. Theoderich bekriegte daher ihn, und ſchlug ihn an der Unſtrut (528). Er rettete ſich durch ſchleunige Flucht; doch entging er ſeinem Verderben nicht. Theoderich machte ihn ſicher, ladete ihn nach Zülpich, und ließ ihn hier, da er ſichs am wenigſten verſah, von der hohen Mauer herabſtürzen (531). Darauf eilte er nach Thüringen, das ſich ihm ohne weitern Widerſtand ergab, und eine Provinz von Auſtraſien wurde. Nur den nördlichen Theil erhielten die Sachſen, die dem Theoderich beygeſtanden hatten.

Bald nach dem Umſturz des thüringiſchen Reichs wurde auch dem Königreich Burgund ein Ende gemacht. Schon im Jahr 523 überzogen die Könige von Neuſtrien, Chlodomir, Childebert und Chlotar I, den daſigen König Sigismund, den Sohn und Nachfolger Gundobalds, mit Krieg. Sigismund wurde geſchlagen, gefangen und hingerichtet: doch erreichten die fränkiſchen Könige damals noch nicht das Ziel ihrer Wünſche. Sigismunds Bruder, Godomar, ward König von Burgund, trieb die Franken zurück, und in dem Treffen bey Vienne (524) verlor ſogar Chlodomir das Leben. Während nun deſſen Brüder ſich mit dem Raub ſeiner Länder beſchäftigten, befeſtigte ſich Godemar in der Regierung. Aber zehn Jahre darauf (534) überfielen ihn Childebert und Chlotar I im Verein mit Theodobert, dem Sohne und Nachfolger des auſtraſiſchen Theoderichs, und waren glücklicher. Godemar theilte das Schickſal ſeines Bruders: er wurde geſchlagen, gefangen und getödtet. Die fränkiſchen Könige aber theilten ſeine Länder unter ſich; doch ließen ſie den Burgundern ihre Güter, Geſetze und Gewohnheiten, und verpflichteten ſie nur, Kriegsdienſte zu leiſten und Steuern zu zahlen. Seit dieſer Zeit wird Burgund, neben Auſtraſien und Neuſtrien, als dritter Theil der fränkiſchen Monarchie genannt.

Einen dritten wichtigen Erwerb machte dieſe Monarchie während des Kriegs der Oſtrömer mit den Oſtgothen in Italien (536 — 554). Beyde Theile hatten ſich an die Franken gewendet: Juſtinian hatte ihnen eine Summe Geldes gezahlt, Vitiges aber, König der Oſtgothen, hatte, auſſer einer Summe Geldes, auch die Provence und die Länder der Allemannen und Baiern, die unter oſtgothiſchen Schutz ſtanden, den Franken überlaſſen. Die Franken, immer zu Treuloſigkeiten geneigt, verſprachen beyden Theilen Hülfe, oder wenigſtens Ruhe; aber ſie kamen (539) nach Italien, feindlich gegen Römer und Gothen, nur in der Abſicht, für ſich zu gewinnen. Zwar richteten ſie daſelbſt nichts aus; doch blieben ſie in Beſitz der ihnen von den Oſtgothen abgetretenen Länder.

Indeſſen ereigneten ſich auch im Innern der fränkiſchen Monarchie wichtige Veränderungen; die einzelnen Theile derſelben kamen wiederum unter Einen Herrſcher (558), und zwar unter Chlotar I, der das Glück hatte, alle ſeine Brüder zu überleben. Doch war er auf kurze Zeit Herr des Ganzen. Er ſtarb 561, und das Reich ward unter ſeine vier Söhne, Charibert, Gunthram, Chilperich und Sigbert abermahls getheilt. Auſtraſien fiel an Sigbert; Neuſtrien und Burgund aber an die drey übrigen Söhne, nämlich ſo, daß Charibert König von Paris, Gunthram König von Orleans und Burgund, Chilperich König von Soiſſons wurde. Aber jetzt traten traurige Zeiten ein, herbey geführt durch die Laſter dieſer Fürſten und ihrer Söhne. Faſt jeder von ihnen ſuchte auf den Untergang des andern ſeine Vergrößerung zu bauen; daher wurden Bündniſſe mit Argliſt geſchloſſen und mit Treuloſigkeit gebrochen. Auswärtige Eroberungen hörten auf; aber die unnatürlichſten Familienkriege entbrannten; die nächſten Anverwandten unterdrückten einander, und ſelbſt Weiber verübten aus Herrſchſucht und Rachgier die ſchrecklichſten Unthaten. Denkwürdig iſt in dieſer Hinſicht der gegenſeitige Haß der boßhaften Fredegunde, Chilperichs Gemahlin, und der herrſchſüchtigen Gemahlin Sigberts, Brunehild, die zuletzt (613) durch Fredegundens Sohn, Chlotar II, dem grauſamſten Tode überliefert wurde*). Daß ſolche Beyſpiele von oben herab nachtheilig auf die Sitten der Unterthanen und auf die Verfaſſung des Staates wirkten, bedarf kaum bemerkt zu werden. Alle Arten von Gewaltthätigkeiten, Mordthaten und Räubereyen nahmen überhand; das Anſehn der Geſetze wurde verhöhnt; die Großen erhoben ſich gegen ihre Herren, und die oberſten Kronbeamten, die Majores Domus, maßten ſich eine Macht an, die der königlichen Macht bald überlegen war.

Etwas ruhigere Zeiten traten ein, als das ganze fränkiſche Reich unter Chlotar II, Chilperichs und Fredegundens Sohn, Chlodwigs Urenkel, nach Abſterben und Unterdrückung der übrigen Familienglieder zum dritten Male vereinigt wurde (613). Doch konnte Chlotar II die volle Kraft der königlichen Würde nicht wieder herſtellen. Er mußte denen, die ihm zum Beſitz von Auſtraſien und Burgund verholfen hatten, die Majordomus-Würde auf zeitlebens überlaſſen, und auf der großen Nationalverſammlung, die er (615) zur Abſtellung vieler innern Gebrechen veranſtaltete, wußten geiſtliche und weltliche Große ihre Vorrechte zu erweitern. Doch genoß der Staat unter ihm Ruhe. Er ſtarb 628. Sein Sohn Dagobert I, der ſchon bey Chlotars Lebzeiten Auſtraſien erhalten hatte (622), und dann (631) das Erbtheil ſeines Bruders Charibert an ſich brachte, vereinigte gleichfalls die ganze fränkiſche Monarchie. Er herrſchte zu Paris, anfangs gelobt wegen ſeiner Regentenſorgfalt und Gerechtigkeitsliebe, dann getadelt wegen ſeiner Habſucht und Wolluſt, aber ſtets geprieſen von der Geiſtlichkeit wegen ſeiner Freygebigkeit gegen ſie. Merkwürdig iſt er beſonders dadurch, daß er das berühmte Kloſter St. Denys anlegte, und daß er nach Thüringen zog (631), um die Slaven zu bekämpfen, die daſelbſt eingefallen waren. — Nach ihm (er ſt. 638) wurde ſein älteſter Sohn Sigbert II, erſt neun Jahe alt, König in Auſtraſien, und der jüngſte Chlodwig II, erſt drey Jahr alt, König in Burgund und Neuſtrien. Die Unmündigkeit dieſer Fürſten und die Schwäche ihrer Nachfolger gab den Großhofmeiſtern volle Gelegenheit, ſich zu erheben.

---

*) Man leſe die ſechzehnte Erzählung im zweyten Abſchnitt, überſchrieben "Fredegunde und Brunehild."

Urſprünglich waren dieſe Kronämter, wie der Name Major Domus anzeigt, nur Oberaufſeher des königlichen Hausweſens, dann aber Oberaufſeher des Reichs, oder Vorſteher der Provinzen, Anführer der Armee und Verwalter der Schatzkammer. Jedes der drey Reiche, aus denen die fränkiſche Monarchie beſtand, Auſtraſien, Neuſtrien und Burgund, hatte ſeinen eigenen Major Domus, der alle Gewalt an ſich zu reißen ſuchte. Die Könige kamen nicht anders auf den Thron als durch den Willen der Großhofmeiſter, und durften nur in den Reichsverſammlungen erſcheinen, um das zu ſagen, was dieſe ihnen eingaben. Sie waren nichtige Schatten, deren ruhmloſes Daſeyn nur dazu diente, das Emporſtreben der Großhofmeiſter, die in ihren Namen handelten, zu bemänteln. Die Geſchichte der Franken iſt daher von nun an bloß Geſchichte ihrer Großhofmeiſter; ihre Könige verdienen weiter keine Erwähnung. Unter den Großhofmeiſtern aber ziehen vorzüglich die des Hauſes Pipin die Aufmerkſamkeit auf ſich; denn wie ſie die Großhofmeiſterwürde erblich in ihrer Familie zu machen wußten und zuletzt den Stamm der Merovinger gänzlich verdrängten, ſo waren ſie es auch, die das fränkiſche Reich zuſammen hielten.

Schon **Pipin von Landen**, der erſte bekannte Ahnherr dieſes Hauſes, aus Auſtraſien gebürtig, hatte als Major Domus Dagoberts I, wichtigen Einfluß auf die Leitung des Ganzen. Nach ſeinem Tode (er ſt. 639) erhob ſich **Grimoald**, ſein Sohn, zu gleicher Würde; aber indem er, noch zu frühzeitig, den Thron an ſein Haus zu bringen ſuchte, bereitete er ſich ſelbſt den Untergang. Er ward im Gefängniß umgebracht (655). Sein Neffe, **Pipin von Herſtall**, ein Sohn Anſegiſils und der Begga, Pipins von Landen Tochter, wurde unter Theoderich III, einem Enkel Dagoberts I, (679 — 693) von den Auſtraſiern zum Major Domus erwählt und wußte ſich gleiche Würde in Neuſtrien und Burgund zu erzwingen. So Major Domus der ganzen Monarchie hieß er Dux & Princeps Francorum. Alle Gewalt lag in ſeinen Händen, und er verdiente es. Nachdem er ſein Anſehn im Innern feſtbegründet hatte, zog er aus, um die Völker, die ſich der fränkiſchen Herrſchaft entzogen hatten, wieder zum Gehorſam zu bringen. Dieß gelang ihm; wenigſtens nöthigte er die Frieſen durch wiederholte Niederlagen (697) zum Tribut. Er ſtarb 714. Sein Sohn **Karl**, mit dem Beynamen **Martell**, gelangte erſt nach ſiegreicher Bekämpfung vieler Schwierigkeiten (714 — 719) zu derſelben Macht und Würde; dann aber ging er weiter, und erhob das geſunkene Anſehn des fränkiſchen Reichs. Er nöthigte die Allemannen und Baiern (725) zur Unterwerfung, vertrieb (728) die Sachſen aus Thüringen, zwang (731) den Herzog Eudo von Aquitanien, der ſich unabhängig machen wollte, die Hoheit der Franken anzuerkennen, und zog dann, mit ihm vereinigt, gegen die Araber. Dieſe waren (wie ſchon oben in der Geſchichte der Araber erzählt worden iſt) von Spanien her in Frankreich eingefallen, und hatten ſich über das ganze ſüdweſtliche Frankreich verbreitet. Schwer war es, ihnen zu widerſtehen; doch Karl erfocht in der langen und blutigen Schlacht zwiſchen Tours und Poitiers (732) einen entſcheidenden Sieg, durch welchen die Eroberungen der Araber beſchränkt, Frankreich gerettet und die Herrſchaft des Chriſtenthums in Europa befeſtigt wurde*). Hierauf hielt **Karl Martell** Burgund und Provence im Gehorſam (733), brachte ganz Friesland unter die Botmäßigkeit der Franken (734), und vertrieb (737) die Araber, die abermals verſucht hatten, ſich in Frankreich feſtzuſetzen. Durch ſo viele und ſo große Kriegsthaten ſtieg ſein Anſehn ſo hoch, daß er, als im Jahre 737 König Theoderich IV ſtarb, den fränkiſchen Thron ganz unbeſetzt ließ, und daß er kurz vor ſeinem Tode die Verwaltung des Staates auf einer Nationalverſammlung unter ſeine drey Söhne vertheilte. Er ſtarb zu Paris 741, am 22. October, ungefähr 50 Jahre alt.

Seinen Anordnungen gemäß erhielt ſein älteſter Sohn **Karlmann** die Regierung über Auſtraſien, ſen, ſein zweyter Sohn Pipin, wegen ſeiner Leibesgeſtalt der Kleine genannt, über Neuſtrien und Burgund; dem dritten, Gripho, wurde nur eine kleine Landſchaft zugetheilt. Aber neue Unruhen entſtanden. Vielen, beſonders den deutſchen Herzogen, war es zuwider, Befehle von Herren anzunehmen, die eigentlich nur Kronbeamte waren. Karlmann und Pipin hielten es daher für rathſam, wieder einen König aufzuſtellen, und ſie ernannten dazu (742) einen Sohn Chilperichs II (der unter Karl Martell König geweſen war), Childerich III, um unter ſeinem Namen deſto nachdrucksvoller handeln zu können. Bald darauf wurde Karlmann der Regierung müde. Er überließ ſie ſeinem Bruder Pipin und ging in das Kloſter zu Monte-Caſſino (747). Auf dieſe Art fiel die geſammte Macht des fränkiſchen Reichs in Pipins Hände! Er wußte ſie zu behaupten. Er zwang die Sachſen zum Tribut, drang den Baiern einen Herzog, den jungen Taſſilo, auf, ließ die Schwaben ohne Herzog, und unterdrückte ſeinen Bruder Gripho (747 — 749). Und nun beſchloß er die Veränderung, die ſein Vater und Großvater vorbereitet hatten, auszuführen, nämlich die Merovinger gänzlich vom Throne zu entfernen und ſich und ſein Haus auf denſelben zu erheben. Die Macht, die er ſchon beſaß, die Geneigtheit der Franken, die er durch ſeine Thaten an ſich gefeſſelt hatte, die Beyſtimmung der Geiſtlichkeit, die er unterſtützte, und beſonders des Pabſtes Zacharias, der von ihm Hülfe gegen die Longobarden erwartete — dieß alles gab ihm die Mittel zur Ausführung dieſes Planes. Auf der Nationalverſammlung zu Soiſſons, 1. Mai 752, — denn Pipin ſuchte ſeiner Thronbeſteigung einen Schein des Rechts dadurch zu geben, daß er ſie zum Beſchluß der ganzen Nation machte — wurde Childerich III förmlich abgeſetzt, und Pipin zum König erwählt. Bonifacius, Erzbiſchof von Mainz, ſalbte und krönte ihn und ſeine Gemahlin Berta oder Bertrada im Beyſeyn der übrigen Biſchöfe. Childerich aber begab ſich mit ſeinem Sohn Theoderich in ein Kloſter, wo beyde wenige Jahre darauf ſtarben. So ging der Stamm Chlodwigs zu Grunde, nachdem er 271 Jahre beſtanden hatte.

---

*) Man ſehe die ſiebzehnte Erzählung im zweyten Abſchnitt dieſes Bandes.

4) Schilderung der damaligen Verfaſſung und Kultur des fränkiſchen Reichs.

Zweckmäßig ſcheint es hier einige Augenblicke zu verweilen, um die Verfaſſung des fränkiſchen Reichs, oder das Eigenthümliche der Könige und der Nation, die Verwaltung des Staates, das Lehns- Kriegs- Gerichts- und Religionsweſen, und endlich auch die herrſchenden Sitten zu ſchildern.

Die Verfaſſung der Franken war eine eingeſchränkte Monarchie. An der Spitze des Ganzen ſtand ein König, eigentlich als der Erſte unter den Edeln, deſſen Gewalt in vielen Fällen von ſeiner Perſönlichkeit abhing. Die Thronfolge war erblich, aber nur beym männlichen Stamm; Erſtgeburt gab kein Vorrecht und das Reich konnte vertheilt werden, jedoch mit Einſtimmung der Nation. Der neue König wurde auf einem Schilde in die Höhe gehoben und dem jauchzenden Volke gezeigt. Salbung und Krönung kamen erſt zu Pipins Zeiten auf, und an Krone und Scepter befanden ſich Zierrathen, wie die Lilien, ſpäterhin Frankreichs Wappen. Langes Haar war ein Abzeichen des Königs und ſeiner Familie, und Abſcheeren deſſelben deutete auf Entfernung von der königlichen Würde. Die Reſidenz des Königs war unbeſtimmt; häufig fettete ihn Liebe zur Jagd an Landhäuſer; doch war Paris ſchon Hauptſtadt.

Die Nation, wozu die Edeln und Freyen (nicht aber die Freygelaſſenen und Leibeigenen)* gehörten, übte die geſetzgebende Gewalt. Sie verſammelte ſich unter Vorſitz des Königs am 1. März und ſeit den Zeiten Pipins von Herſtall am 1. Mai, weshalb dieſe Verſammlungen das März- oder Maifeld hießen. Allmählich aber, als ſich die Nation immer mehr an Ackerbau gewöhnt hatte, wurden ten die Nationalverſammlungen nur Zuſammenkünfte der Krieger, die mit dem Könige ins Feld ziehen ſollten; die wichtigſten Staatsſachen wurden am Hoflager, während der hohen Feſttage, oder auf Synoden mit der Geiſtlichkeit abgethan. Doch gab die Nation noch unter Karl dem Großen ihre Einwilligung zu den Kriegen.

Wie die Vollziehung der von der Nation gefaßten Beſchlüſſe, ſo kam dem König auch die Verwaltung der einzelnen Theile des Reichs zu. Er verlieh die Aemter, meiſt auf gewiſſe Zeit. Ueber die Länder, die vorher eigene Staaten ausgemacht hatten, wurden Herzoge geſetzt, die in Kriegszeiten das Heer des ganzen Landes zu führen hatten. Unter ihnen ſtanden die Grafen, denen in den einzelnen Gauen, über welche ſie geſetzt waren, Juſtiz- und Finanzverwaltung oblag.

Eine beſondere Eigenheit in der Verfaſſung der Franken, ſo wie aller germaniſchen Völker überhaupt, war das Lehnsweſen, auch Feudalweſen genannt (von feuda oder fides, die Treue), das auf die Verfaſſung der meiſten europäiſchen Staaten großen Einfluß bekommen hat. Mit demſelben aber hatte es folgende Bewandniß. — Es war alte Sitte der Deutſchen, daß wie der

Anführer oder König, ſo auch jeder Edle mit einem Gefolge von Getreuen oder Gefährten in den Krieg zog. War ein Land erobert, ſo wurde den Eingebornen ein Theil ihrer Güter entzogen, und dieſer unter die Gefolgsführer vertheilt oder verlooſt. Ein ſolch vertheilter oder verlooſter Diſtrict wurde zum freyen Grundeigenthum (Allodium), womit der Beſitzer ſchalten konnte, wie er wollte, und worauf er frey und unabhängig lebte mit ſeinen Getreuen, als einziger Gebieter und Richter derſelben. Gewöhnlich geſchah es nun, daß jeder Gefolgsführer kleinere Stücke ſeines Grundeigenthums an ſeine Gefährten zur Belohnung und Befeſtigung ihrer Treue verlieh. Solche Verleihungen hießen Beneficia, oder **Lehen**, und ihre Inhaber **Vaſallen** (Geſellen), **Lehnsträger** oder **Leute**. Die Lehen gaben aber nur Nießbrauch, nicht Beſitz eines Grundſtückes, und ſie galten anfangs nur auf Lebenszeit oder auf Widerruf: durch Tod oder Untreue (Felonie) fielen ſie an den Eigenthümer zurück. Dagegen war es dem Lehnsträger geſtattet, einzelne Stücke des empfangenen Lehns an Andre abzulaſſen, woraus **Afterlehen** entſtanden. — Was von den Edeln oder Gefolgsführern überhaupt galt, das galt noch mehr von dem König. Bey Vertheilung der eroberten Güter erhielt er ſeines höhern Anſehns und zahlreichern Gefolgs wegen ein größeres Grundeigenthum, als die übrigen Gefolgsführer. Er konnte alſo auch weit mehrere Güter als Lehen vertheilen; und da er auſſerdem auch mit Würden und Aemtern belohnen konnte (Hof- und Gerichtslehen), ſo mußte ſich die Zahl derer, die ſich mit erhöhetem Eifer des königlichen Intereſſe annahmen und deſſen Plane unterſtützten, anſehnlich vermehren. Aber bald wurde das, was anfangs zur Erhebung der königlichen Macht gedient hatte, die Urſache ihrer Beſchränkung. Die Könige, die verliehen, was ſie verleihen konnten, wurden arm; ihre Vaſallen aber wurden reich, und erwarben ſich, nach Unabhängigkeit ſtrebend, immer mehr Vorrechte. Dahin gehört beſonders die Erblichkeit der Lehen, die ihnen auf der großen Nationalverſammlung zu Paris, die Chlotar II 613 hielt, zugeſtanden wurde. Dadurch bildete ſich eine Uebermacht großer Vaſallen, ein mächtiger Erbadel. Um nun die Uebermacht derſelben zu ſchwächen, wählten die Könige einen unter ihnen, der die übrigen in Schranken halten ſollte, den Großhofmeiſter (Major Domus), und gaben ungemeſſene Gewalt in deſſen Hände. Aber dieß Mittel ſchlug zu ihrem Nachtheil aus. Der Major Domus arbeitete mehr für ſein als für des Königs Intereſſe; er ſchlug ſich zur Parthey der Großen und unterdrückte, von ihnen unterſtützt, die Macht des Königs und die Freyheit des Volkes.

Mit dem Lehnsweſen hing das Kriegsweſen zuſammen. Der König hielt keine Heere, ſondern jeder Güterbeſitzer war Soldat; jeder Lehnsträger diente ſeinem Lehnsherrn. Die Feldzüge wurden durch ein allgemeines Aufgebot (Ban oder Heerbann) verkündigt, mit dem Frühling begonnen, und dauerten insgemein nur den Sommer hindurch. Jeder mußte ſich dabey ſelbſt verſorgen. Die Hauptſtärke lag im Fußvolk, Reiter gab es wenig; die Ritterzeit, wo kein Fußvolk geachtet wurde, war noch nicht gekommen. Die vorzüglichſten Waffen waren Schild, Schwert, Hellebarte und Streitaxt. Geſchicklichkeit galt weniger als Muth.

Das Gerichtsweſen lag noch in ſeiner Kindheit. Zwar war dem Fauſtrecht durch die ſaliſchen Geſetze geſteuert, und Gerichte waren angeordnet; aber es hielt ſchwer, die Franken daran zu gewöhnen: der Beklagte wollte ſich nicht ſtellen und der Beleidigte ſuchte lieber eigenmächtig als auf gewöhnlichem Wege Genugthuung. Auch war es ein Mangel der Geſetze, daß alle Verbrechen und Unbilden durch einen Erſatz an Geld abgethan werden konnten: Leib und Leben, und alle Glieder des Leibes hatten ihre Taxe. Die Gerichte ſelbſt wurden unter freyem Himmel gehalten. Beym höchſten Gericht führte der König, bey andern die

Herzoge oder Grafen den Vorſitz. Den Richtern waren Schöppen oder Rechtsfinder beygeſellt, welche von den Partheyen gewählt wurden. Jeder freye Mann mußte unter den Richtern ſeines Gleichen haben, und ſeinen Rechtshandel ſelbſt anbringen und ausführen. Advocaten gab es nicht. Ungeübt im Abwägen der Ausſagen und Zeugniſſe, ließen die Richter meiſt den Eid entſcheiden, oder den Zweykampf (denn den Tapferſten hielt man für den Beſten), oder noch andere Gottesurtheile (Ordalien), als Feuer und Waſſerprobe.

Das Religionsweſen hatte ſeit Chlodwig eine völlige Umänderung erfahren. Aus den heidniſchen Franken waren Chriſten geworden, und unter dem Schutz ihrer Könige wurde das Chriſtenthum durch Miſſionare auch in Deutſchland ausgebreitet. Am merkwürdigſten iſt in dieſer Hinſicht der heilige Bonifacius, ein Wohlthäter ſeiner Zeiten*). Freylich war das Chriſtenthum für die Meiſten damals nicht viel mehr als ein Formelweſen und ein Ceremoniendienſt mit Anerkennung der Lehrvorſchriften des römiſchen Biſchofs; aber auch dadurch wurde viel guter Saame ausgeſtreut. Die Biſchöfe, wie die Geiſtlichen überhaupt, beſaßen ſchon früher großes Anſehn in Gallien; aber vermehrt

---

*) Man ſehe die achtzehnte Erzählung im zweyten Abſchnitt unter der Aufſchrift "Bonifacius."

mehrt wurde daſſelbe durch die Bekehrung der Franken. Sie allein waren im Beſitz der Schreibekunſt und aller damals vorhandenen Kenntniſſe; ſie erhielten daher Antheil an den Reichsangelegenheiten; man übertrug ihnen häufig die Juſtizverwaltung, und immer die Erziehung der königlichen Prinzen. Die Könige und das Volk beeiferten ſich, ſie zu beſchenken; denn man glaubte, durch Geſchenke an ſie die Seele vom Verderben zu erlöſen. Sie behaupteten die Zufluchtsfreyheit der Kirchen (jus asylorum) oder das Recht, den, der ſeine Zuflucht in eine Kirche genommen hatte, nicht auszuliefern*); ferner das Recht, daß alle Gewalt der königlichen Richter in Anſehung der Kirchengüter aufhörte, und daß die darauf anſäſſigen Perſonen nur unter den Biſchöfen und Aebten ſtehen ſollten. Dagegen ſchützten die Biſchöfe den König oft gegen die Anmaßungen der weltlichen Großen; auch ſtanden ſie noch in ſo fern unter dem Könige, daß ſie von demſelben eingeſetzt und beſtraft werden konnten; daß ſie ſich nicht eigenmächtig, ſondern nur auf königlichen Befehl verſammeln, und ohne königliche Erlaubniß keinen Freygebornen in den geiſtlichen Stand aufnehmen durften. Indeſſen war ihnen doch der Weg gebahnt, ſich von den Königen unabhängig zu machen, was in den folgenden Zeiten bey dem immer höher ſteigenden Anſehn der Päbſte wirklich geſchah.

---

*) So nachtheilig wie in neueren Zeiten war das Recht der Freyſtätte im Mittelalter keinesweges; vielmehr war es bey der mangelhaften Beſchaffenheit des Gerichtsweſens wohlthätig. Es giebt Beyſpiele, wo das Recht der Freyſtätte Schuldige der Strafe entzog; aber es gibt noch mehrere, wo es den Unſchuldigen vor aufbrauſendem Jähzorn rettete.

Was endlich die Sitten der Nation und deren Kulturzuſtand betrifft, ſo fand ſich bey ihr viel Rohheit neben aufkeimendem Luxus. Die Erziehung hatte nur Bildung des Kriegers zum Zweck. Ihre Gegenſtände waren daher Reiten, Jagen, Waffenführung und etwa das Auffaſſen eines kurzen Glaubensbekenntniſſes. Künſte und Wiſſenſchaften wurden nicht geſchätzt. Man wähnte, nur der brauche etwas zu wiſſen, der zu dem geiſtlichen Stande gehöre. Aber auch unter den Geiſtlichen gab es manche, die kaum leſen konnten. Ein Glück war es, daß der Gottesdienſt in der alten lateiniſchen Sprache gehalten wurde: dadurch blieb die Sprache der Alten und Kenntniß ihrer Werke immer in Uebung. — Kleiderpracht fing an Eingang zu finden. Manche unter den Großen trugen ſchon ſeidne Kleider, mit Goldblech und edlen Steinen ausgeſchmückt. — Die größten Vergnügungen der Franken beſtanden in den Freuden der Jagd und der Tafel. Um der Jagd willen, woran auch Frauen Antheil nahmen, hielten

ten ſie Kuppeln von Hunden, Falken oder Stoßvögel. Ausserdem liebten ſie auch Geſang und Saitenſpiel. Eine Orgel kam zuerſt nach Frankreich, als der griechiſche Kaiſer Conſtantin V den König Pipin damit beſchenkte.

5) Geſchichte der Franken unter den Karolingern, von Pipin dem Kleinen bis zum Vertrage bey Verdun 752 — 843.

Pipin der Kleine machte ſich durch Heldenthaten der Krone werth, die er (752) auf ſein Haupt gebracht hatte. Nicht genug, daß er (752) die Araber gänzlich aus Frankreich entfernte, und in dem Kampfe gegen die Sachſen (753 und 758) ſiegreich bis an die Weſer vordrang, ſo zog er auch zweymal (754 und 756) nach Italien, wohin ihn Dankbarkeit und Staatsklugheit riefen. Der longobardiſche König Aiſtulph (749 — 756) hatte dem griechiſchen Exarchat zu Ravenna ein Ende gemacht und das Gebiet von Rom überfallen (752). Pabſt Stephan hatte ſich deshalb an Pipin gewendet und war ſelbſt nach Frankreich gereiſt (753), wo er zu St. Denys Pipin und deſſen Familie von neuem ſalbte und die Franken mit allen geiſtlichen Strafen bedrohte, wenn ſie je aus einem andern Geſchlechte, als aus dieſem, ſich einen König wählen würden. Er erhielt dagegen, was er wünſchte. Pipin zog nach Italien (754), trieb den König der Longobarden in die Enge und verwilligte ihm den Frieden nur unter der Bedingung, daß er alle Beſitzungen der römiſchen Kirche herausgeben und ihre Heiligkeit ehren ſollte. Doch kaum war er zurückgekehrt, ſo überfiel Aiſtulph die Römer von neuem. Pipin unternahm daher (756) einen zweyten Feldzug nach Italien, und zwang Aiſtulphen, den er zum zweyten Male in Pavia einſchloß, nicht nur Alles herauszugeben, was er den Römern abgenommen hatte, ſondern auch den Franken einen jährlichen Tribut zu verſprechen. Hierauf ſchenkte Pipin das Exarchat dem heiligen Peter und machte dadurch den Pabſt zu einem regierenden Herrn (756). In den letzten Jahren ſeines Lebens (759 — 768) beſchäftigte ihn ein hartnäckiger Krieg mit dem Herzog von Aquitanien, Waifar, aus dem alten merovingiſchen Königsſtamm. Dieſer neunjährige Krieg endigte ſich damit, daß Waifar getödtet, und Aquitanien wieder unter fränkiſche Herrſchaft gebracht wurde. Pipin ſelbſt ſtarb noch in demſelben Jahre (768, 28. Sept.), ungefähr 54 Jahre alt. Er hatte der Größe ſeines großen Sohnes vorgearbeitet, wie Philipp von Macedonien der Größe Alexanders!

Karl, ſo hieß dieſer Sohn, der die fränkiſche Monarchie auf den höchſten Gipfel der Macht und des Anſehns erhob (geb. 2. Apr. 742), mußte anfangs, Pipins Anordnungen gemäß, das Reich mit ſeinem Bruder Karlmann theilen; doch wurde er bald dieſer hemmenden Theilung entledigt. Karlmann, mit dem er in Mißhelligkeiten gelebt hatte, ſtarb ſchon 771. Karl ſetzte ſich darauf in Beſitz ſeiner Länder, und ſeine Witwe Gerberg entfloh mit ihren Söhnen zum longobardiſchen König Deſiderius.

Den erſten Krieg, bald nach Antritt ſeiner Regierung, als Karlmann noch lebte, ohne doch die verſprochene Hülfe zu leiſten, führte Karl (769) mit den unruhigen Aquitaniern. Ihr alter Herzog Hunold, Waifars Vater, hatte nach deſſen Tode das Kloſter verlaſſen, und ſich an ihre Spitze geſtellt, mit dem Entſchluß die Franken aus Aquitanien zu verjagen. Aber er wurde überraſcht und ſchnell beſiegt, und Aquitanien wurde, um neuen Aufſtand zu verhüten, nicht mehr Einem Herzoge überlaſſen, ſondern in verſchiedene Grafſchaften getheilt (770).

Darauf begann der ſchwierige Kampf mit den Sachſen. Dieſe, damals zwiſchen dem Niederrhein, der Nordſee und Elbe bis zum Harz hin wohnhaft, in Oſtphalen, Weſtphalen und Engern getheilt, dem Heidenthume zugethan, tapfer, unruhig

und

BIBL. UNIVERS. LIPS.

und raubſüchtig (Rauben und Morden, wenn es nur auſſer Landes geſchah, galt ihnen für erlaubt), waren ſchon ſeit langer Zeit beſchwerliche Nachbarn, oft auch offenbare Feinde der Franken geweſen. So lange ſie in ihrer dermaligen Verfaſſung blieben, gab es keine Sicherheit für die Oſt- und Nordgrenze der Franken. Karl hegte daher den Plan, ſie zu unterjochen und ihren wilden Sinn durch das Chriſtenthum zu bezähmen. Auf der Reichsverſammlung zu Worms (772) wurde der Krieg gegen ſie beſchloſſen, und noch in dieſem Jahre begonnen. Der Anfang war glücklich. Der Sachſen Feſte, die Ehresburg (vermuthlich Stadtberg an der Diemel im Paderbornſchen), wurde erobert, ihr Nationalheiligthum, die Irmenſäule, zerſtört, und ſie genöthigt, da Karl bis an die Weſer drang, Geißeln zu geben. Aber damit war dieſer Krieg keineswegs beendigt; vielmehr dauerte er mit wenigen Unterbrechungen noch volle dreyßig Jahre fort (773 — 803). Denn die Sachſen fochten für ihre Freyheit und ihren Glauben; ihr thätiger Anführer Wittekind wußte ſie, ſo oft ſie auch geſchlagen oder auseinander getrieben waren, mit neuer Hoffnung und neuer Hülfe zu beleben, und Karl ſelbſt war nach zu vielen Seiten hin beſchäftigt, als daß er alle ſeine Kräfte dauernd vereinigt gegen ſie hätte richten können. Doch ſeine unermüdliche Beharrlichkeit, die blutige

Strenge, womit er erneuerten Abfall ſtrafte (im Jahre 782 ließ er 4500 Sachſen in ſeinem Lager an der Aller an einem Tage enthaupten), und die wiederholten Siege, die er erfocht, nöthigten erſt die Anführer Wittekind und Albion (785), und zuletzt das ganze Volk der Sachſen, ſich zu unterwerfen. Auf dem Reichstage zu Selz an der Elbe (803) kam ein dauernder Friede mit ihnen zu Stande. Sie ſollten, ward ausgemacht, unter Beybehaltung ihrer Geſetze und Rechte ſich mit den Franken vereinigen, ſollten mit ihnen Einen König haben, unter Grafen vom König eingeſetzt ſtehen, dem Heidenthume entſagen, und den Zehnten an die Kirchen geben. Zur Befeſtigung dieſes Friedens verſetzte Karl eine große Menge Sachſen von beyden Ufern der Elbe nach Flandern (804).

Nicht minder wichtig als der Krieg mit den Sachſen, aber von ganz kurzer Dauer, war der Krieg mit den Longobarden, den Karl gleich nach dem erſten Einfall ins Sachſenland (773) anfing und vollendete. Die Urſachen dieſes Krieges lagen in gegenſeitigen Beleidigungen und in den Aufforderungen des Pabſtes. Karl hatte ſeine erſte Gemahlin, die Tochter des Deſiderius, verſtoßen (771). Dagegen hatte dieſer (ſeit 756 König der Longobarden) nicht nur die Söhne Karlmanns bey ſich aufgenommen, ſondern auch vom Pabſte verlangt, ſie zu Königen der Franken zu ſalben: da ſich Hadrian (ſeit 771 Pabſt) weigerte, war er in deſſen Gebiet eingefallen. Hierauf hatte Hadrian Karln um Hülfe erſucht, und Karl leiſtete ſie. Im Sommer des Jahres 773 brach er von Genf auf. Er kam glücklich über die Alpen, ſchlug die Longobarden zurück, und belagerte ihre feſten Städte Verona und Pavia. Erſtere kam bald in ſeine Gewalt (773); letztere aber konnte er nur durch Aushungerung bezwingen. Indeſſen ergriff ihn der Wunſch, Rom zu ſehen. Er übergab daher die Belagerung von Pavia ſeinem Oheim Bernhard und reiſte zur Feyer des Oſterfeſtes nach Rom (774). Daſelbſt wurde er, als Patricius oder Schirmherr von Rom, mit großem Gepränge empfangen. Er ſelbſt beſtätigte dem Stuhle Petri die Schenkung des Exarchats und erhielt dagegen vom Pabſte eine Sammlung von Kirchengeſetzen aus dem erſten Jahrhundert. Als er dann zu ſeinem Heere zurückkam, ergab ſich Pavia. Deſiderius ward in ein Kloſter geſchickt, Karl aber empfing zu Mailand die eiſerne Krone*) und fügte ſeinen übrigen Titeln den Titel "König der Longobarden" bey. So fiel das Reich derſelben, nachdem es 206 Jahre beſtanden hatte, in die Hände der Franken. Unter den drey ziemlich unabhängigen Herzogen der Longobarden ergab ſich für jetzt der Herzog von Friaul; die Herzoge aber von Spoleto und Benevent wurden erſt ſpäter zur Unterwerfung gezwungen.

---

*) Die eiſerne Krone der Lombarden, deren in neuern Zeiten oft erwähnt worden iſt, ſoll vom lombardiſchen König Agilulf (ſt. 616) herſtammen. Sie iſt von gutem Golde, ohne Zinken, und heißt die eiſerne Krone, weil ſie inwen

Es würde unſrer Vorſtellung von Karls Thatengröße Eintrag thun, wenn wir die Kriege, die er forthin führte, einzeln aufzählen wollten. Soll uns das Auſſerordentliche ſeiner kriegeriſchen Thätigkeit und Schnelligkeit anſchaulicher werden, ſo müſſen wir andeuten, wie ſeine Kriege in einander griffen.

Ein gefährlicher Einfall der Sachſen in das Gebiet der Franken rief ihn von Italien nach Deutſchland zurück. Im Herbſte 774 kam er daſelbſt an, und im Frühjahr 775 zog er gegen die Sachſen und drang glücklich über die Weſer. Die Sachſen, wenigſtens die Oſtphalen, gelobten Unterwerfung. Damit zufrieden eilte er nach Italien, um den aufrühreriſchen Herzog von Friaul zu unterdrücken. Derſelbe wurde (776) gefangen und enthaup-

---

inwendig einen eiſernen Ring hat, der aus einem Nagel vom Kreuze Chriſti geſchmiedet worden ſeyn ſoll.

hauptet; der Herzog von Spoleto aber, durch dieſes Verfahren geſchreckt, unterwarf ſich freywillig. Gleich darauf (noch im Jahre 776) mußte Karl nach Deutſchland zurück, um den Sachſen zu begegnen, die ſeine Abweſenheit zu einem abermaligen Aufſtande benutzt hatten. Sie wurden überraſcht, erboten ſich zum Frieden und gaben Geiſeln; mehrere ließen ſich taufen. Darauf entbot ſie Karl im Frühjahr 777 nach Paderborn zu einer Reichsverſammlung, um die Friedensbedingungen feſtzuſetzen. Sie erſchienen; aber ihr Wittekind war ſchon nach Dänemark entflohen, um bey dem dortigen König Sigfried oder Sivard neue Hülfsmittel zur Fortſetzung des Kriegs zu ſuchen.

Während Karl noch in Paderborn weilte, erſchienen vor ihm zwey arabiſche Emirs aus Spanien, die ihn um Beyſtand gegen den Chalifen Abderrahman anſprachen. Er erfüllte ihr Verlangen. Im Frühjahr 778 ging er mit zwey großen Heeren über die Pyrenäen. Die wichtigen Städte Pampelona, Saragoſſa und Barcellona fielen in ſeine Hände, und er vereinigte das Land von den Pyrenäen bis zum Ebro unter dem Namen der ſpaniſchen Mark mit ſeinem Reiche. Aber auf dem Rückwege traf ihn ein großer Unfall. In den Päſſen der Pyrenäen oder in den Gebirgsſchluchten von Roncevaux wurde ſein Nachtrab von den Gebirgsbewohnern, ohne daß er es hindern konnte, überfallen und faſt gänzlich vernichtet. Auch fiel hier der tapfre Roland, Karls Liebling, deſſen Andenken noch in Liedern lebt.

Kaum nach Frankreich zurückgekehrt (778), ließ Karl Truppen anrücken gegen die Sachſen, die von Wittekind angefeuert, abermals ins Gebiet der Franken eingefallen waren. In den folgenden Jahren 779 und 780 zog er ſelbſt gegen ſie und nöthigte ſie aufs neue, Geißeln zu geben und Unterwerfung zu geloben. Um das Chriſtenthum feſt unter ihnen zu begründen, ſtiftete er in ihrem Lande acht Bißthümer, nämlich zu Bremen, Verden, Minden, Halberſtadt, Hildesheim, Paderborn, Münſter und Osnabrück. Im Herbſte 780 ging er zum dritten Male nach Italien, hielt zu Pavia 781 einen Reichstag und beſuchte dann Rom. Beſonders merkwürdig wurde dieſer Zug durch die Bekanntſchaft, die er auf demſelben mit Alkuin machte. Dieſer Mann, ein Schüler Bedas, aus England gebürtig, der die glückliche Gabe beſaß, ſeine vielfachen Kenntniſſe auf eine klare und anziehende Weiſe mittheilen zu können, ward von nun an Karls Freund, Lehrer und Rathgeber, und belebte Künſte und Wiſſenſchaften in deſſen Reiche.

Als Karl aus Italien zurückgekehrt war (781), hatte er aufs neue mit den Sachſen zu kämpfen. Jetzt gewann er zwey Hauptſchlachten bey Detmold und an der Haſe im Osnabrückiſchen (783), worauf ſich die beyden hartnäckigſten Heerführer der Sachſen, Wittekind und Albion, unterwarfen und taufen ließen. Dann bezähmte er (786) die unruhigen Britten in Bretagne, ferner die Thüringer, die Abfall droheten. Hierauf zog er abermals nach Italien und nöthigte daſelbſt (787) den longobardiſchen Herzog von Benevent zur Unterwerfung.

Von hier aus wendete er ſeine Waffen gegen den Herzog von Baiern, Taſſilo, der durch zweydeutiges Betragen und beſonders durch Einverſtändniſſe mit den Longobarden ſeinen Zorn gereizt hatte. Mit drey Heeren rückte er in Baiern ein (787); Taſſilo unterwarf ſich und erhielt Verzeihung. Da er aber gleich darauf wieder zweydeutig zu handeln anfing, ſo wurde er auf der Reichsverſammlung zu Ingelheim (788) des Lebens und des Herzogthums verluſtig erklärt. Das Leben ſchenkte ihm Karl; doch ſchickte er ihn in ein Kloſter. Baiern aber bekam nicht wieder einen Herzog, ſondern wurde, wie die übrigen fränkiſchen Provinzen, durch Grafen regiert.

Unmittelbar an dieſen Krieg kettete ſich ein anderer mit den Avaren, die, von Taſſilo aufgereizt (788), in Baiern und Friaul eingefallen waren. Sie wurden noch in dieſem Jahre an beyden Orten zurückgeſchlagen. Doch war damit der Krieg gegen ſie noch nicht beendigt. Unter mancherley Unterbrechungen zog er ſich bis 799 hin, und endigte ſich damit, daß Karl ſeine Staaten bis an die Theiß erweiterte, und an der Raab Markgrafen ſetzte.

Während dieſes Krieges verſuchte Karl, zur Erleichterung ſeiner Züge gegen die Avaren, durch einen Kanal zwiſchen der Rednitz und Altmühl die Donau und den Rhein zu verbinden (793); allein dieſes wichtige Unternehmen, nicht mit gehöriger Vorſicht und Kunſt angelegt, ging bald wieder zu Grunde. Indeſſen hatte Karl auch mancherley Händel zu beſtehen, theils mit den Griechen, die eiferſüchtig auf ſeine zunehmende Macht ihm in Italien Abbruch zu thun ſuchten (788), theils mit den Wilzen, einem ſlaviſchen Volke, zwiſchen der Elbe und Oſtſee, die das fränkiſche Gebiet beunruhigten (789), theils mit den Arabern in Spanien, die (793) in Frankreich einfielen, theils mit den Sachſen, die (793) abermals zu den Waffen gegriffen hatten, und von Karl ſelbſt (795—798) nachdrücklich bekriegt wurden. Ja auch mit Religionsgionsſtreitigkeiten über die Perſon Jeſu und über die Zuläſſigkeit des Bilderdienſtes war er um dieſelbe Zeit beſchäftigt. Er hielt daher eine Synode in Frankfurt (794), auf welcher er ſich lebhaft gegen den Bilderdienſt erklärte.

Im Herbſte des Jahres 800 zog er zum fünften Male nach Italien, um dem Pabſt Leo III, der von einer Gegenparthey gemißhandelt worden war, Genugthuung zu verſchaffen. Dieß gelang. Hierauf geſchah es, daß ihn Pabſt Leo am Weihnachtsfeſte in der Peterskirche zum Kaiſer krönte (800), — eine Feyerlichkeit, wodurch nicht nur die alte Kaiſerwürde in den Abendländern erneuert, ſondern auch wichtige Begebenheiten für die Zukunft vorbereitet wurden *).

Auch in den letzten Jahren ſeines Lebens hatte Karl noch verſchiedene Kriege zu führen; doch gelang es ihm durch die Macht ſeiner Waffen, durch den Glanz ſeines Anſehens (dem ſelbſt der große Harun Al Raſchid huldigte) und durch das Glück, das ihn immer begleitete, ſie insgeſammt vor ſeinem Tode zu beendigen. Im Jahr 803 ſchloß er, wie ſchon oben erwähnt wurde, einen dauerhaften Frieden mit den Sachſen. In den

Jah-

---

*) S. unten im zweyten Abſchnitt, „Züge aus dem Leben Karls des Großen“.

Jahren 805 und 806 führte er Krieg mit den Slaven in Böhmen, die häufig in das heutige Oeſterreich einfielen, und nöthigte ſie Tribut zu zahlen und die fränkiſche Oberhoheit anzuerkennen. Eben ſo auch die Sorben an der Saale (806). Mit den Arabern, die ſchon ſeit 793 den Krieg erneuert hatten, ſchloß er 810 einen Frieden, der ihm den Beſitz der ſpaniſchen Mark ſicherte. In eben dieſem Jahre (810) ſchloß er auch Frieden mit den Griechen, denen er Venedig und Calabrien überließ. Den letzten Krieg führte er (808 — 811) mit den Dänen oder Normännern, die vorher den Sachſen Beyſtand geleiſtet hatten und jetzt die fränkiſchen Grenzen zu Waſſer und Lande häufig beunruhigten. Um die Ufer der Elbe gegen ſie zu ſichern, legte er (809) Hamburg an. Endlich (811) ſchloß er mit ihren König Hemming einen Frieden, wodurch die Eider die nördlichſte Grenze ſeines Reiches wurde.

Durch ſo viele ſiegreiche Kriege hatte Karl ein Reich zuſammen gebracht, das von dem Ebro bis zur Theiß und von der Eider bis zur Tiber reichte. Er hatte dadurch den oberſten Rang unter den Fürſten des Abendlandes erlangt, hatte die verſchiedenſten Völker unter Ein Scepter vereinigt, und zuerſt eine folgenreiche Verbindung der Völkerſchaften Deutſchlands zu Stande gebracht; aber er hatte auch dadurch viel Lebensglück zerſtört, zu vielen Bedrückungen und Mißvergnügen den Samen ausgeſtreuet, und einen Bau aufgethürmt, den nur ſein Adlerblick überſchauen konnte.

Doch war er nicht bloß Eroberer, er war auch Vater ſeiner Völker, und noch größer als durch ſeine Eroberungen, die bald wieder zerfielen, erſcheint er durch die Sorge, die er für den Wohlſtand ſeines Reiches hegte. Es war ſein eifrigſtes Beſtreben, jedes ſeiner Länder durch gute Geſetze und Anſtalten zu beleben und zu beglücken. Er ſorgte daher für getreue Verwaltung der Provinzen, hielt die Großen im Zaum, gab gute Geſetze, ſuchte Räubereyen, Gewaltthätigkeiten und andere Mißbräuche abzuſtellen, traf Anſtalten zur Aufnahme des Ackerbaues, des Handels und des Gewerbfleißes, beförderte Künſte und Wiſſenſchaften. Allen ſeinen Anſtalten aber gab er dadurch wahres Leben, daß er ſelbſt überall mit eignen Augen ſah, und wo er in Perſon nicht ſeyn konnte, eigene Abgeordnete (missi regii, Sendgrafen) hinſendete, die nach ſeiner Vorſchrift alles genau unterſuchen und aufgefundene Mißbräuche abſtellen ſollten. Vor allem lag ihm die geiſtige Bildung ſeiner Völker am Herzen. Er verfügte daher, daß die Geiſtlichen ihrer Beſtimmung gemäß, das Volk unterrichteten; veranlaßte, daß die Predigten überall in der Volksſprache gehalten wurden; ließ überall Schulen anlegen, und wurde beſonders für Deutſchland der Schöpfer einer aufkeimenden Kultur. Dabey ging er mit eigenem Beyſpiele voran. Um ſich hatte er einen Kreis von Gelehrten; er ſelbſt lernte von ihnen, beſchäftigte ſich gern mit dem, was den Geiſt nährt, und machte ſich beſonders um die deutſche Sprache verdient, indem er nicht nur deutſche Namen für die Monate und Hauptwinde erfand, ſondern auch eine deutſche Grammatik entwarf, und die altdeutſchen Lieder aufſchreiben ließ. Auf ſolche Art verherrlichte er beſonders den Abend ſeines Lebens, und ſeine Regierung ward dadurch eine Wohlthat für das menſchliche Geſchlecht. Er ſtarb am 28. Januar 814 im 72. Jahre ſeines Lebens und im 47. ſeiner Regierung *).

Schon im Jahre 806 hatte Karl ſein großes Reich unter ſeine drey Söhne, **Karl**, **Pipin** und **Ludwig** getheilt; aber Pipin und Karl waren vor ihm geſtorben (810 und 811), und das ganze Reich, mit Ausnahme Italiens, das **Bernhard**, Pipins Sohn, erben ſollte, fiel nun an den einzigen ihn überlebenden Sohn, **Ludwig** (geb.

---

*) Mehreres über ihn findet man unten im zweyten Abſchnitt, unter der Aufſchrift: "**Züge aus dem Leben Karls des Großen.**"

(geb. 778), den er ſchon früher zum König von Aquitanien beſtellt und kurz vor ſeinem Tode (813) zum Mitregenten angenommen hatte. Allein Ludwig, gewöhnlich der Fromme genannt, war nur Erbe der Macht, nicht des Geiſtes ſeines Vaters. Eher zum Abt eines Kloſters als zum Regenten eines großen Staates tauglich, legte er den Grund zum Verfall des fränkiſchen Reichs. Mild, gutmüthig, aber ſchwach, von Andern abhängig, und doch mißtrauiſch, wie alle ſchwachen Geiſter, wußte er weder Liebe noch Furcht um ſich zu verbreiten. Niemanden wollte er mißfallen, und mißfiel daher allen. Selbſt die Geiſtlichkeit, obſchon mit Wohlthaten von ihm überhäuft, war ihm wegen ſeiner Reformen abgeneigt.

Als er am dreyßigſten Tage nach dem Tode ſeines Vaters nach Aachen kam, fing er damit an, daß er den erprobten Räthen Karls mit Mißtrauen begegnete, die ausſchweifende Lebensart ſeiner Schweſtern beſtrafte, die Bedrückungen des Volks, die in Karls letzten Tagen gewaltig um ſich griffen, abzuſtellen und die verderbten Sitten der Geiſtlichen zu verbeſſern ſuchte. An Eroberungen dachte er nicht; nicht einmal die dargebotene Gelegenheit, die Normänner zu ſchwächen, benutzte er; ihm war es genug, das Ererbte, wäre es möglich geweſen, in Ruhe zu beſitzen.

Schon im dritten Jahre ſeiner Regierung entſchloß er ſich, ſein Reich mit Einwilligung der Stände unter ſeine drey Söhne zu vertheilen. Er machte daher auf dem Reichstag zu Aachen (817) nach dreytägigem Faſten und Beten bekannt, daß ſein jüngſter Sohn Ludwig Baiern, ſein zweyter Sohn Pipin Aquitanien, und ſein älteſter Sohn Lothar, auſſer allem übrigen, die Kaiſerwürde und oberſte Gewalt über ſeine Brüder erhalten ſollte. Aber dieſe Theilung ward die Quelle unſäglichen Herzeleids für ihn und erſchütternder Unruhen für ſein Reich. Zuerſt bezeigte ſein Neffe Bernhard Unzufriedenheit damit. Als Beſitzer von Italien glaubte er auf die Kaiſerwürde mehr Anſprüche zu haben, als Lothar. Er empörte ſich (817); doch ſah er ſich bald zur Unterwerfung genöthigt, und ward auf Ludwigs Befehl geblendet. Drey Tage darauf ſtarb er (17. Apr. 818). Zu ſpät bereuete Ludwig ſein hartes Verfahren, und vergeblich war es, daß er deshalb in der Reichsverſammlung (822) als ein Büßender erſchien und die Geiſtlichkeit für ſich beten ließ. Er verlor dadurch die Achtung ſeiner Großen und konnte doch das Geſchehene nicht ungeſchehen machen.

Auf die Empörung in Italien folgten andre in Bretagne, Gascogne und unter den Obotriten jenſeit der Elbe (817 — 822). Die Völker fühlten, daß nicht mehr dieſelbe Kraft die ganze Maſſe des Reichs belebte. Doch wurden ſie bey fortdauernder Stärke des Staates bald wieder zur Ruhe gebracht. Aber nun traten neue Unruhen im Innern des Reiches ein.

Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin Irmengard (ſt. 818) hatte ſich Ludwig mit Judith oder Juta, der Tochter des baierſchen Grafen Welf, vermählt (819), und von ihr einen Sohn erhalten (823), Karl, den man in der Folge den Kahlen hieß. Die Vorliebe, womit er dieſem zugethan war, und die Bitten der Mutter deſſelben beſtimmten ihn, zu Gunſten dieſes Sohnes eine Aenderung in der Theilung ſeiner Länder vorzunehmen. Er bat daher Lotharn, von den erhaltenen Ländern ſo viel abzutreten, als zur Errichtung eines neuen Königreichs hinreichend wäre. Lothar ließ ſich dazu bereden, und Ludwig beſtimmte für ſeinen Karl Schwaben, Rhätien und einen Theil von Burgund. Aber bald darauf änderte Lothar ſeine Entſchließung und verband ſich mit ſeinen Brüdern gegen den Vater. Zu Compiegne wurde dieſer überfallen (830), und Lothar hielt ihn den ganzen Sommer hindurch in Gefangenſchaft. Seine Gemahlin ward in ein Kloſter geſchickt und auch ihn ſollten Mönche fürs Kloſterleben gewinnen. Doch er blieb ſtandhaft, fand bald wieder Anhang, und erhielt vorzüglich durch die Bemühungen ſeines Sohnes Ludwigs von Baiern, der auch den andern Sohn, Pipin, auf ſeine Seite brachte, wiederum die Freyheit. Lothar mußte ſich unterwerfen und verlor die Kaiſerwürde oder Mitregentſchaft; die Kaiſerin kam zu ihrem Gemahl zurück.

Die Ruhe wurde wieder hergeſtellt, aber nur ſcheinbar. Ludwig konnte von dem Plan, ſeinen Sohn zweyter Ehe durch eine neue Ländervertheilung zu verſorgen, nicht abkommen, und ſeine übrigen Söhne waren zu herrſchſüchtig, um ſich in des Vaters Willen fügen zu wollen, und zu mächtig, um ſich in deſſen Willen fügen zu müſſen. Daher entſtanden neue Bewegungen (832). Lothar verband ſich mit ſeinen Brüdern, ja ſelbſt mit dem Pabſte Gregor IV, und Ludwig gerieth zum zweyten Male in Lothars Hände. Er wurde gefangen gehalten, des Throns entſetzt und zur öffentlichen Kirchenbuße genöthigt (Soiſſons, 833). Doch bald führte der erwachte Unwille dem tief erniedrigten Vater neue Anhänger zu. Ludwig von Baiern ließ Lotharn andeuten, den Vater anſtändiger zu behandeln; auch Pipin fühlte ſein Unrecht, oder wenigſtens Lothars Herrſchſucht. Dieſer ſahe ſich mit einem Male von Feinden umringt, und dadurch genöthigt, ſeinen Vater abermals frey zu laſſen (1. März 834). Sogleich wurde der Kaiſer, wie er es wünſchte, von einer Verſammlung von Biſchöfen freygeſprochen und wieder auf den Thron erhoben *).

Allein das Unglück hatte ihn nicht weiſer gemacht. Zum dritten Male verſuchte er eine Ländervertheilung (837) und beſtimmte für Karl den Kahlen den größten Theil der Niederlande von der Grenze Sachſens bis nach Paris. Dadurch erregte er neue Unzufriedenheit. Und als er dann nach Pipins Tode (13. Nov. 838) deſſen Söhne ganz überging, alle ſeine Länder nur zwiſchen Lothar und ſeinem geliebten Karl theilte, Ludwig'n aber, der ihn zweymal aus Lothars Händen errettet hatte, nichts als Baiern überließ: ſo griff dieſer, tiefgekränkt, zu den Waffen (839), und der unglückſelige Vater mußte aufs neue gegen ſeinen leiblichen Sohn zu Felde ziehen. Zwar wurde dieſer zweymal ſo in die Enge getrieben, daß er verſprechen mußte, Baiern nicht wieder zu verlaſſen; aber ehe dieſe Händel noch völlig beygelegt wurden, wozu ein Reichstag zu Worms anberaumt war, ſtarb Lud-

---

*) Eine ausführliche Schilderung der Art, wie Ludwig des Thrones entſetzt und wieder auf denſelben erhoben wurde, findet ſich unten im zweyten Abſchnitt unter der Aufſchrift: "Ludwig der Fromme."

Ludwig der Fromme auf einer Inſel des Rheins unweit Mainz am 20. Jun. 840, im 63. Jahre ſeines Lebens und im 26. Jahre ſeiner unruhvollen Regierung *). — Ein Glück war es für das fränkiſche Reich, daß ſelbiges, während Ludwigs Regierung, die Streifereyen der Normänner ausgenommen, von auſſen her Ruhe hatte.

Dieſelben herrſchſüchtigen Geſinnungen, welche gegen den Vater die Söhne bewaffnet hatten, trieben dieſe auch zum Kampf gegen einander. Kaum war der Vater todt, ſo ſuchte Lothar, als Kaiſer, Herr der ganzen Monarchie zu werden, und ſeine jüngern Brüder, Ludwig von Baiern und Karl den Kahlen, von ſich abhängig zu machen. Dieſe, hierüber erbittert, verbanden ſich, ſo ſehr ſie vorher Feinde geweſen waren, aufs engſte mit einander. Die billigen Anträge zu einer neuen Vertheilung, die ſie Lotharn machten, wurden von dieſem verworfen, und nun kam es zu der blutigen Schlacht bey Fontenay in Bourgogne (25. Jun. 841). Die Verbündeten ſiegten; aber ihr Zaudern bey Benutzung des theuer erkauften Sieges gab Lotharn Gelegenheit, ſich zum fernern Widerſtand zu rüſten. Ludwig und Karl verbanden ſich daher aufs

---

*) Die letzten Tage Ludwigs des Frommen ſind unten im zweyten Abſchnitte dieſes Bandes ausführlich geſchildert.

aufs neue, vertrieben Lothar aus Aachen, und beſchloſſen, von den Biſchöfen hierzu ermuntert, ſein ganzes Reich an ſich zu reißen. Solchem Ernſt konnte Lothar nur Bitten entgegenſetzen. Und ſo kam nach vielen Unterhandlungen (vom Jun. 842 bis zum Aug. 843) der berühmte **Vertrag zu Verdun** zu Stande. Kraft deſſelben bekam **Lothar**, auſſer der Kaiſerwürde, Italien ſammt der Herrſchaft über Rom, und einen Länderſtrich zwiſchen Deutſchland und Frankreich, nachher **Lothringen** genannt, oder alles Land, das zwiſchen den Alpen, dem Rhein, der Nordſee, der Schelde, Maas, Saone und Rhone liegt; **Ludwig von Baiern**, nunmehr **Ludwig der Deutſche** genannt, bekam Deutſchland dieſſeit des Rheins und am linken Rheinufer die Städte Speyer, Worms und Mainz mit ihren Umgebungen; **Karl der Kahle** endlich bekam das Uebrige der fränkiſchen Länder, nämlich Neuſtrien und Aquitanien, einen Theil von Burgund, Septimanien oder Languedoc, und die ſpaniſche Mark. Durch dieſen Theilungsvertrag entſtanden alſo drey von einander abgeſonderte und unabhängige Staaten, nämlich **Deutſchland**, **Lothringen** und **Frankreich**.

Und ſo endigt ſich die gegenwärtige Periode mit ſehr merkwürdigen Vorfällen in den drey Reichen, die wir als die bedeutendſten in ihr haben kennen gelernt. Das oſtrömiſche Reich ſahe durch Einführung des Feſtes der Orthodoxie den langwierigen Bilderſtreit entſchieden; das Reich der Araber, vorher ſo mächtig, gerieth durch Aufnahme der türkiſchen Söldlinge in Verfall; und das Reich der Franken ward durch den Vertrag zu Verdun zerſplittert. — Welche neue Gährungen und Umbildungen hierauf erfolgten, wird die nächſte Periode zeigen.

Zweyter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von der Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs bis zum Vergleich zu Verdun.

I.

Theoderich, König der Oſtgothen.

Hoch und herrlich ragt Theoderich unter den größten Männern ſeiner Zeit hervor, würdig des Poſtens, den ihm das Schickſal zugewieſen hatte, unübertroffen von den Fürſten, die vor ihm über Italien herrſchten, und ein Vorbild derer, denen nach ihm dieſes geprieſene Land zu Theil wurde. Er, zuerſt unter allen Königen deutſcher Abkunft, ſuchte nicht bloß die Vergrößerung ſeiner Herrſchaft, ſondern auch den Anbau der Künſte und

Wiſ:

Wiſſenſchaften, nicht bloß den Ruhm der Tapferkeit, ſondern auch den höhern Ruhm, ein Vater ſeines Volks zu ſeyn. Mit Recht alſo verdient er, daß wir ſeinem Leben und Wirken theilnehmende Aufmerkſamkeit ſchenken.

Theoderich (oder Dietrich), der Sohn Theodemirs, ward im Jahre 455 in der Gegend von Wien geboren. Die Oſtgothen, denen er durch Geburt angehörte, wohnten damals in Pannonien zwiſchen der Sau und Donau, und ſtanden unter drey Brüdern Valemir, Theodemir (Theoderichs Vater) und Widemir, die gemeinſchaftlich, obſchon an verſchiedenen Orten, regierten. Der furchtbare Attila hatte auch ſie in Unterwürfigkeit gebracht. Doch als mit deſſen Tode auch deſſen Reich in Verfall gerieth, erhoben ſie ſich wieder; und eben zu der Zeit, als Theoderich geboren wurde, rettete Valemir durch einen glänzenden Sieg über die Söhne Attila's die Unabhängigkeit der Oſtgothen. Einige Jahre ſpäter fielen die drey königlichen Brüder in Illyrien ein, um dem griechiſchen Kaiſer Leo anſehnliche Jahrgelder abzunöthigen. Dieß gelang. Leo verſprach ihnen jährlichen Sold, und ſie überſchickten ihm dagegen den jungen Theoderich als Bürgen ihrer Treue. Dieſer ſtand damals im achten Jahre, und ſchwer fiel es dem Vater, ihn von ſich zu laſſen. Doch es war ſein Glück. Wie einſt der Macedonier Philippus als Geißel zu Theben ſich zu ſeiner künftigen Herrſchergröße vorbereitete, ſo auch Theoderich als Geißel zu Conſtantinopel. Der ſchöne Knabe gefiel dem Kaiſer Leo, und ward mit Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen. Er lernte alle Arten von Kriegs- und Leibesübungen; ſeinen Geiſt bildete lehrreicher Unterricht, und obſchon er die Schreibekunſt ſo verſchmähete, daß er noch im ſpäten Alter nicht einmal ſeinen Namen ſchreiben konnte*), ſo ſog doch ſein Geiſt eine Achtung für Künſte und Wiſſenſchaften ein, die großen Einfluß auf ſeine nachherige Regierung gehabt hat.

Zehn Jahre lang blieb er in Conſtantinopel. Als er das achtzehnte Jahr erreicht hatte (473), ſchickte ihn Kaiſer Leo, der die Oſtgothen zu gewinnen ſuchte, mit vielen Geſchenken zu den Seinigen zurück. Mit großer Freude wurde er empfangen, beſonders von ſeinem Vater, der eben aus einem Kampfe ſiegreich zurückgekehrt war. Er ſelbſt ſäumte nicht, ſich durch Unternehmungsgeiſt und Kriegesthaten zu empfehlen. Bald nach ſeiner Rückkehr zu den Oſtgothen verließ er mit 6000

---

*) Zu der Unterzeichnung ſeines Namens bediente ſich Theoderich als König von Italien, eines Goldblechs, worin die vier erſten Buchſtaben ſeines Namens (ΘΕΟΔ) eingeſchnitten waren. Dieſes Goldblech legte er aufs Papier und zog dann ſeine Feder durch die leeren Zwiſchenräume.

Freywilligen heimlich das Lager ſeines Vaters, und zog gegen die Sarmaten. Er war glücklich; er erſchlug den König der Sarmaten Babai, und eroberte Singidunum (Belgrad), das ſie beſetzt hatten.

Inzwiſchen war von den drey königlichen Brüdern, die, als Theoderich geboren wurde, über die Oſtgothen in Pannonien gemeinſchaftlich regierten, der älteſte Valemir (466) im Kampfe geblieben; der jüngſte, Videmir, hatte mit einem Haufen Oſtgothen, dem es in Pannonien zu enge wurde, einen Zug nach Italien angetreten, war aber beym Einrücken in dieſes Land geſtorben, und ſein gleichnamiger Sohn hatte ſich den Weſtgothen in Gallien, ihnen eine erwünſchte Verſtärkung, zugeſellt. Theodemir, der zweyte jener Brüder, Theoderichs Vater, war hierdurch einziger Herr der Oſtgothen in Pannonien geworden. Als ſolcher machte er ſich durch verheerende Raubzüge dem Hofe zu Conſtantinopel furchtbar, und nöthigte denſelben zu anſehnlichen Geſchenken. Seinem Tode nahe berief er die Häupter der Gothen zu ſich und empfahl ihnen ſeinen Sohn zum Erben ſeiner Macht. Seine Wünſche fanden Beyfall; und ſo ward Theoderich, als Theodemir 475 ſtarb, in einem Alter von zwanzig Jahren König der Oſtgothen.

Wenig bekannt iſt der Anfang ſeiner Regierung. Die einzelnen Nachrichten, die ſich darüber erhalten haben, ſind unzuſammenhängend und laſſen ſich nur willkührlicher Weiſe zu einem Ganzen vereinigen. Doch ergiebt ſich hieraus, daß er, kühn und unternehmend, abwechſelnd das Schrecken und die Stütze des Hofes zu Conſtantinopel wurde; daß er dem Nachfolger Leos, dem Kaiſer Zeno, den ein Aufſtand vertrieben hatte, wichtige Dienſte in Wiedererlangung des Thrones leiſtete; und daß es ihm gelang, auch die in Thracien wohnenden Oſtgothen unter ſein Scepter zu bringen.

Um dieſelbe Zeit kam er abermals nach Conſtantinopel. Kaiſer Zeno nämlich, dem viel daran gelegen war, ihn noch feſter an ſich zu ketten, berief ihn zu ſich und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen und Geſchenken. Er machte ihn zum Patricier, übertrug ihm den Befehl der Haustruppen, erwählte ihn zum Conſul aufs Jahr 484, nannte ihn Sohn, und errichtete ihm zu Ehren eine Ritterſtatue.

Aber während Theoderich zu Conſtantinopel in Friede und Freude lebte, ſchmachteten ſeine Oſtgothen, welche die von Zeno verſprochenen Jahrgelder nicht erhielten und wegen des Bündniſſes mit ihm nicht auf Beute ausgehen durften, in drückender Dürftigkeit. Sie forderten daher ihren König auf, zurückzukehren, und ſie in andre Wohnſitze zu führen, weil ſie ſonſt zu Grunde gehen müßten. Theoderich konnte in Conſtantinopel eine wichtige Rolle ſpielen, aber er zog es vor, ſich ſeines Volkes anzunehmen und Gefahren und Siege mit ſelbigem zu theilen. Er wendete ſich an den Kaiſer Zeno, ſchilderte ihm das Mißgeſchick ſeiner Gothen, und bat um Erlaubniß nach Italien zu gehen, und dort den Odoacer, der dem weſtrömiſchen Reiche ein Ende gemacht hatte, zu vertreiben. "Laß mich," äuſſerte er, "nach „Italien ziehen; denn es geziemt ſich nicht, daß „jener Fremdling, den ihr nicht kennt, das Erbtheil „deiner Vorfahren gewaltſam unterdrückt. Werde „ich beſiegt, ſo verlierſt du nichts, vielmehr biſt „du dann des Soldes, den du uns entrichteſt, überhoben; ſiege ich aber, ſo werde ich Italien als „dein Geſchenk beſitzen." Zeno fand dieſen Antrag, den er vielleicht (wie Procopius meldet) ſelbſt in Anregung gebracht hatte, ſehr annehmbar. Ihm war es erwünſcht, eine kriegeriſche Nation zu entfernen, die ihm eben ſo viel ſchaden konnte, als ſie ihm vorher genützt hatte, und die anſehnlichen Jahrgelder zu erſparen, die er ihr zu zahlen verbunden war. Er ertheilte alſo dem König der Oſtgothen Erlaubniß, nach Italien zu ziehen; doch ließ er es zweifelhaft, ob Theoderich als Statthalter oder als Bundsgenoſſe des conſtantinopolitaniſchen Hofes Italien beherrſchen ſollte.

Im Winter des Jahres 489 brach Theoderich mit ſeinem Volke auf. Die Weiber, Kinder und Habſeligkeiten wurden auf Wagen fortgeführt; auch die Heerden zogen mit und nährten ihre Beſitzer. Schiffe hatte er nicht; er nahm alſo ſeinen Weg von Epirus längs den Küſten des adriatiſchen Meeres. Dieſer Zug war beſchwerlich; es fehlte an Lebensmitteln, und mit den Gepiden in Dacien, die den Durchzug verwehrten, mußte gekämpft werden. Aber der kühne Theoderich überwand alle Schwierigkeiten. Er beſiegte die Gepiden in einem blutigen Treffen, und kam glücklich über die juliſchen Alpen nach Italien.

Nicht weit von Aquileja, am Iſonzo, fand er den Odoacer gelagert. Er griff ihn an und ſchlug ihn (28. Aug. 489). Einen zweyten Sieg erfocht er (30. Sept. 489) an der Etſch bey Verona. Verona ergab ſich, gleich darauf auch Mailand und die Südſeite der Alpen; Odoacer aber floh mit denen, die dem Schwerte der Oſtgothen entgangen waren, erſt gen Rom, und, als ihm hier die Thore geſperrt waren, nach Ravenna. Kurz darauf erhielt er durch die Verrätherey eines ſeiner Generale, der argliſtig zu den Gothen übergegangen war, wieder freyen Raum und einige Vortheile. Theoderich mußte ſich in Pavia einſchließen, und ſein Volk in die übrigen haltbaren Orte zuſammen ziehen. Aber die Weſtgothen in Gallien ſendeten ihm Hülfe. Nun fiel er aufs neue über Odoacer und ſchlug ihn zum dritten Male an der Adda (11. Aug. 490), worauf dieſer genöthigt war, abermals nach Ravenna zu flüchten. Daſelbſt ward er eingeſchloſſen; aber die Einnahme dieſer Stadt verzog ſich bis ins dritte Jahr. Indeſſen war Theoderich nicht müßig. Er brachte die übrigen Städte Italiens, und vor allen Rom unter ſeine Gewalt, verhinderte die Burgunder, die (492) in Ligurien eingebrochen waren, ihre Streifereyen fortzuſetzen, und ſendete Geſandten an den Kaiſer Zeno, um von ihm als König Italiens anerkannt zu werden. Endlich nöthigten die Bedrängniſſe des Hungers das durch Natur und Kunſt feſte Ravenna zur Uebergabe (27. Feb. 493). Dem unglücklichen Odoacer wurden günſtige Bedingungen zugeſtanden, aber nicht gehalten. Nicht lange nach Ravenna's Uebergabe ladete ihn Theoderich zu einem Gaſtmahle und durchbohrte ihn mit eigener Hand, — ſey es, weil Odoacer auf Meutereyen ſann, oder weil Theoderich ſeine Regierung unbefeſtigt glaubte, ſo lange dieſer Nebenbuhler lebte. Auch die Verwandten und vornehmſten

ſten Krieger Odoacers wurden zu gleicher Zeit mit ihren Weibern und Kindern getödtet.

Hierauf vertauſchte Theoderich die gothiſche Kleidung, die er bisher getragen hatte, mit römiſcher; ſeine Gothen riefen ihn als König von Italien aus, und ſelbſt Kaiſer Anaſtaſius, Zeno's Nachfolger, erkannte ihn nach einigen Bedenklichkeiten als ſolchen an. Ganz Italien war in ſeinen Händen. Auch die übrigen Beſitzungen, die Odoacer ſüdlich unter der Donau gehabt hatte, Rhätien, Noricum und Vindelicien, fielen ihm zu; Sicilien, über deſſen Beſitz er ſich mit den Wandalen verglich, kam ohne Schwertſtreich in ſeine Hände; Pannonien und Dalmatien gehörten ihm ſchon früher; ſpäterhin gewann er durch Unterhandlungen mit den Franken die ſüdlichen Küſten Frankreichs von den Alpen bis zur Rhone. Solchergeſtalt brachte er ein Reich zuſammen, das von der Rhone bis zur Theiß, und von der Donau bis zur ſüdlichſten Spitze Siciliens hinreichte. Ja, ſelbſt die Weſtgothen in Gallien und Spanien geriethen unter ſeine Herrſchaft, indem er (ſeit 507) Vormund ihres Königs, des jungen Amalarich ward, und erſt bey ſeinem Tode dieſem ſeinen Enkel die Regierung überließ.

Aber noch herrlicher, als durch dieſe Größe ſeines Reichs, erwarb ſich Theoderich durch die

Art, wie er daſſelbe regierte, die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen und bleibenden Ruhm bey der Nachwelt. Viele haben große Reiche aufgebaut, wenige aber haben ſie mit ſolcher Weisheit, Gerechtigkeit und Milde beherrſcht, als er. Das Glück, das Italien unter ihm genoß, iſt die ſchönſte Lobrede auf ſeine Regierung.

Er, der Fürſt eines Volkes, das Römer und Griechen "Barbaren" nannten, wurde der Wiederherſteller Italiens. Auf ſeine Veranſtaltung wurden die wüſten Gegenden dieſes Landes nach ſo vielen zerſtörenden Kriegen wieder angebaut. Städte ſtiegen wieder aus den Trümmern hervor, und noch mehrere wurden verſchönert. Zu Ravenna, wo er ſeinen Sitz nahm, ſtellte er die Waſſerleitung des Trajan wieder her, und führte ebendaſelbſt einen herrlichen Pallaſt auf; zu Rom, wo ihn das Anſchauen der Denkmähler des Alterthums ergetzte, richtete er die Mauern und verfallene Gebäude wieder auf, und erfreute die Armen durch Wohlthaten, und alle Einwohner durch Erneuerung der öffentlichen Spiele; zu Verona bauete er Bäder, einen Pallaſt und eine lange Säulenhalle; und ſo erfuhr faſt jede berühmte Stadt Proben ſeiner Huld. Aber auch der Ackerbau kam wieder in Aufnahme, der Handel ward wieder lebendig, freyer Verkehr herrſchte wieder zwiſchen den einzelnen Provinzen, und dabey eine ſolche Sicherheit, daß es ſprüchwörtlich hieß, "auf die Felder könne man Geld hinlegen, ohne daß es geſtohlen würde."

Den Unterſchied, den Naturell oder Vorurtheil zwiſchen den Oſtgothen und Römern (ſo hießen damals die Italiener) gezogen hatte, ließ er beſtehen; ja er war bemüht, ihn zu erhalten, weil er überzeugt ſeyn mochte, daß ſein Reich auf der Rüſtigkeit ſeiner Gothen beruhe, und daß deren Vermiſchung mit den Landeseinwohnern eben dieſer Rüſtigkeit Abbruch thue. Er ließ daher ſeine Gothen, denen er den dritten Theil aller Ländereyen, wie ihn ſchon Odoacers Krieger beſeſſen, eingeräumt hatte, für ſich als freye Männer auf ihren Gütern wohnen; ſie ſollten ihre Sitten, Kleidung und Waffen behalten, ſtete Kriegsübungen ſollten ihr Hauptgeſchäft ſeyn, und ſelbſt ihre Beluſtigungen ſollten hierauf Bezug haben. Dagegen befahl er, daß die Römer, fern von allen Kriegsübungen, nur die Geſchäfte des Friedens betreiben ſollten; und er ſelbſt ſuchte ſie dazu zu ermuntern. Denn obſchon er nicht ſchreiben konnte, ſo liebte er doch Künſte und Wiſſenſchaften, ehrte die Lehrer derſelben und zog diejenigen, die ſich durch Geiſt und Kenntniſſe auszeichneten, an ſich.

Noch werther mochte ſeine Regierung den Italienern dadurch ſeyn, daß er ihre alte Verfaſſung nicht bloß aufrecht erhielt, ſondern auch verbeſſerte. Er behielt dieſelben Eintheilungen des Landes, dieſelben obrigkeitlichen Würden, dieſelben Geſetze bey; aber in allen Städten und Flecken ſetzte er Unterobrigkeiten an, welche die Gerechtigkeit nach den Geſetzen und dem Herkommen des Landes verwalten ſollten. Er ſelbſt ſah überall auf Ordnung, hörte ſelbſt Rechtshändel an, und entſchied ſie mit Unpartheylichkeit und Scharfblick. Die Gothen ſtanden unter beſondern Richtern; aber wenn ein Gothe mit einem Römer in Streit gerieth, ſo mußten dieſe Richter rechtserfahrne Beyſitzer aus den Eingebornen wählen. Sein ernſter Wille war es, daß die Italiener nirgends von den Gothen Unrecht leiden, oder an ihrem Eigenthume verletzt werden ſollten. Zuwider war ihm das Verſchleifen der Proceſſe; eifrig ſorgte er für den Preis der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, für Gleichheit des Maaßes und Gewichts. Bey Anordnung der Steuern ſah er auf die Umſtände derer, die ſie entrichten ſollten, und willig erließ er ſie den Armen oder Verunglückten. Ueberhaupt bewies er gegen Nothleidende thätiges Mitleiden, und hielt es für königliche Pflicht, den Witwen und Waiſen beyzuſtehen.

Eben ſo weiſe, wie den innern Wohlſtand ſeines Reichs, ſuchte er auch die äußere Sicherheit deſſelben zu befördern. Er knüpfte daher Familienbande mit den Königen der deutſchen Völker, die ſich in das weſtrömiſche Reich getheilt hatten. Er ſelbſt heyrathete die Audofleda, die Schweſter Chlodwigs, Königs der Franken; ſeine Schweſter Amalfreda vermählte er mit Thraſimund, König der Vandalen, und deren Tochter Amalaberga mit Hermanfried, König der Thüringer; von ſeinen beyden Töchtern gab er die eine an Alarich II, König der Weſtgothen, und die andere an den burgundiſchen Prinzen Sigismund. Einen König der Heruler nahm er als Sohn an. Alle dieſe Könige aber ſuchte er zur gegenſeitigen Sicherung ihrer Beſitzungen zu vereinigen, und ſtiftete ſo gleichſam einen Bund germaniſcher Staaten, der ſich, hätte er beſtanden, dem oſtrömiſchen Reiche mächtig hätte entgegenſtellen können. Den Krieg vermied er, ſeitdem er König von Italien geworden war, und hielt ihn von dieſem Lande entfernt. Nur an den Grenzen ſeines Reichs gerieth er mit Bulgaren, Griechen, Burgundern und Franken zuſammen; aber er führte dieſe Kriege, nicht um zu erobern, ſondern um ſein Reich und ſeine Bundesgenoſſen zu ſchützen. Die Eroberungsſucht Chlodwigs ſuchte er, ſo viel ihm möglich war, zu hemmen. Brachen Kriegsunruhen im Norden aus, ſo verlegte er ſeinen Siß von Ravenna in das nördliche Verona, und oft gelang es ihm durch Unterhandlungen, die er meiſterlich zu leiten wußte, Frieden zu ſtiften. So galt er gleichſam als ein Vermittler unter den deutſchen Königen. Im Occident gab es, wie Jornandes ſagt, kein Volk, das nicht, ſo lang er lebte, durch Freundſchaft oder Unterwürfigkeit ihm zugethan geweſen wäre; die Franken ſcheuten ihn, und ſelbſt der ferne Norden huldigte ſeiner Größe durch Geſchenke, und feyerte in Liedern ſein Andenken unter dem Namen "Diedrich von Bern."

So floß ſein Leben groß und herrlich dahin; bis er am Abend deſſelben, als zunehmendes Alter und widrige Erfahrungen ihn mißtrauiſch und argwöhniſch gemacht hatten, den Tribut menſchlicher Schwäche bezahlte.

Theoderich war dem arianiſchen, die Italiener dem katholiſchen Lehrbegriff zugethan*); aber er, überzeugt, daß man den Glauben nicht durch Befehle erzwingen könne, geſtattete den Katholiken völlig freye Religionsübung, und ehrte ihre Lehrer nach dem Grade ihres Verdienſtes. Dagegen verlangte er, daß auch ſeiner Secte, ſo wie jeder andern

---

*) Ueber den Unterſchied zwiſchen Arianern und Katholiken ſ. hiſtor. Bilderſ. Th. I, S. 283.

dern Religion gleiche Schonung zu Theil würde. Aber die Religionsduldung, die er empfahl, wurde nicht immer beobachtet. Während er einſt in Verona war, fielen die Katholiken zu Ravenna über die daſigen Juden her, plünderten deren Güter und verbrannten deren Synagoge. Auf die Nachricht hiervon befahl Theoderich, die Thäter zur Strafe zu ziehen; und da dieſe nicht ausgemittelt werden konnten, ſo verurtheilte er die Katholiken zu Ravenna zum Erſatz des angeſtifteten Schadens; die Halsſtarrigen, die ihren Beytrag verweigerten, ließ er durch die Straßen peitſchen. Dieſe Handlung der Gerechtigkeit erweckte ihm Haß, wo er es am wenigſten verdient hatte: die Italiener brandmarkten ihn mit dem Namen eines Ketzers. Um ſich zu rächen, ließ er ſie entwaffnen, vielleicht auch die Sophieenkirche zu Verona niederreißen. Durch dieſe Uebereilung wuchs die gegenſeitige Erbitterung. Nun geſchah es im Jahr 523, daß von Conſtantinopel aus Befehle gegen die Arianer ergingen: ſie ſollten gezwungen werden, in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzutreten. Theoderich fühlte ſich dadurch aufs neue gekränkt. Er verlangte von dem griechiſchen Hofe für ſeine Glaubensgenoſſen eine Kirchen- und Gewiſſensfreyheit, wie er ſie den Katholiken zugeſtanden hatte, und er ſendete deshalb den Pabſt Johann nebſt drey andern Biſchöfen und vier Senatoren nach Conſtantinopel. Mit Widerwillen vollzog der Pabſt den erhaltenen Auftrag, und der Hof zu Conſtantinopel ertheilte eine ausweichende oder [illegible]befriedigende Antwort. Theils hierdurch, theils aber auch durch die Verehrung, die der Pabſt nicht als ſein Geſandter, ſondern als Vorſteher der katholiſchen Kirche in Conſtantinopel empfangen und angenommen hatte, wurde Theoderich heftig erbittert. Er behielt den Pabſt als Gefangenen bey ſich, und ging damit um, an einem beſtimmten Tage die katholiſche Religion in ſeinem Reiche zu verbiethen.

Ehe noch dieſe letztern Vorgänge eintraten, aber als ſchon jene frühern den ſonſt ſo biedern Theoderich argwöhniſch gemacht und den Verdacht ihm eingeflößt hatten, daß die Italiener und namentlich der Senat in Rom mit dem Hofe zu Conſtantinopel in Verbindung gegen ihn und ſeine Gothen wären, befleckte er den Ruhm ſeines Lebens durch die Hinrichtung des Boëthius und Symmachus, zwey der größten Männer unter den damaligen Römern.

Boëthius ſtammte aus einem der älteſten und vornehmſten Häuſer zu Rom ab, und bekleidete die wichtigſten Stellen im Reiche der Oſtgothen; aber noch angeſehener als durch Geburt und

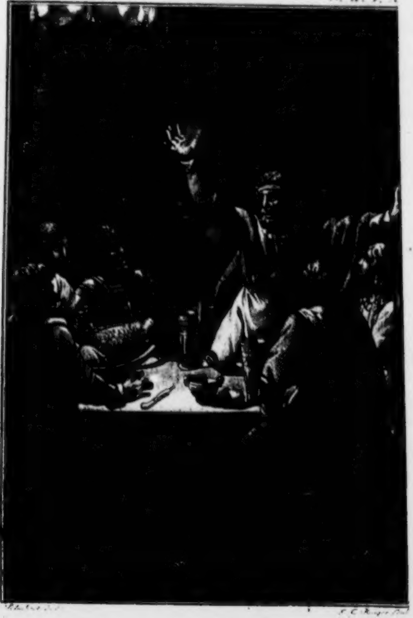
Würden war er durch Gelehrſamkeit und Tugend. In Athen gebildet und durch viele Schriften manchfaltigen Inhalts berühmt, galt er für den größten Weltweiſen und Gottesgelehrten ſeiner Zeit, und für den eifrigſten Vertheidiger verleumdeter Unſchuld. Ohne zu ſchmeicheln, genoß er die volle Gunſt des Theoderich, bis ein feindliches Geſchick beyde entzweyte. Der Patricier Albinus ward beſchuldigt, daß er auf die Befreyung Roms gehofft, und an den oſtrömiſchen Kaiſer Juſtin I Briefe voll gefährlicher Anſchläge gegen die Gothen geſchrieben habe. Boethius nahm ſich deſſelben an, und rief im Beyſeyn Theoderichs aus: "Dieſe Beſchuldigung iſt falſch! Iſt Albinus ein „Verbrecher, ſo iſt es der ganze Senat, ſo bin „ich es auch!" Aber nun ward er ſelbſt angeklagt, daß er an dem ſträflichen Beginnen des Albinus Theil genommen habe. Drey Zeugen traten gegen ihn auf, und ein Brief an den Kaiſer Juſtin mit ſeines Namens Unterſchrift wurde vorgezeigt. Ob genugſamer Verdacht gegen ihn vorhanden, oder ob alles, was ihm vorgeworfen wurde, nur boßhafte Verleumdung war, läßt ſich bey dem Mangel an Nachrichten nicht beſtimmen. Theoderich ſelbſt unterſuchte die Anklage nicht. Von Mißtrauen hingeriſſen, ließ er ſogleich den Boëthius, ohne ihn zu hören, in Verhaft nehmen und nach Pavia ins Gefängniß bringen. Dort ſchrieb

Boëthius ſein vortreffliches Werk über die "Tröſtungen der Philoſophie," das wir noch beſitzen, ein Zeugniß ſeines Selbſtbewußtſeyns, ſeiner Seelenruhe und der Erhabenheit ſeiner Grundſätze. Der Senat zu Rom ſprach ihm auf Theoderichs Antrag Vermögen und Leben ab. Mit Ruhe vernahm der Weiſe ſein Todesurtheil, und mit Standhaftigkeit erlitt er einen gewaltſamen Tod (524).

Sein Schwiegervater Symmachus, ein ehrwürdiger Greis, der die höchſten Ehrenſtellen mit unbeſcholtenem Ruhme verwaltet hatte, ward durch ſein trauriges Schickſal mit Jammer erfüllt. Hiervon hingeriſſen, drohete er Rache. Theoderich erfuhr dieß, und wie der, der einmal eine Ungerechtigkeit begangen hat, ſich nicht ſcheut, eine zweyte zu begehen, ſo ſcheute ſich auch Theoderich nicht, einen abermahligen Mordbefehl auszuſprechen. Symmachus ward von Rom nach Ravenna in Ketten geſchleppt, und daſelbſt als Verbrecher enthauptet (525).

Wenn nach ſolchen Ungerechtigkeiten noch etwas uns wieder mit dem Könige der Oſtgothen ausſöhnen kann, ſo iſt es die tiefgefühlte Reue, die ihn bald nachher ergriff. Die Hinrichtung des Boëthius und Symmachus war, nach dem Zeugniß des Procopius, die erſte und die letzte Ungerechtigkeit,

B. II. T. I



F. C. Berger sc.

Theodorichs Reue.

tigkeit, die je einer ſeiner Unterthanen durch ihn erlitt, und er büßte ſie mit dem Opfer ſeines Lebens.

Eines Abends ſaß er an ſeiner Tafel. Ein großer Fiſch ward aufgetragen. **Theoderich** ſah den aufgeſperrten Rachen, die fletſchenden Zähne, die drohenden Augen deſſelben. Schaudern ergriff ihn. Er glaubte den Kopf des Symmachus zu erblicken, der ihm Rache drohe. Er ſprang auf von der Tafel; alle ſeine Glieder zitterten; Fieberfroſt durchbebte ihn*). Man mußte ihn auf ſein Lager bringen, und eine Menge Decken über ihn breiten. Im gebrochenen Stammeln geſtand er ſeinem Arzte ſeine Ungerechtigkeit und ſeine Reue. Drey Tage nachher ſtarb er (den 30. Aug. 526), im ein und ſiebzigſten Jahre ſeines Lebens und im drey und dreyßigſten, ſeitdem er König von Italien geworden war.

So mußte der große Theoderich nach einem glorreichen Leben mit Kummer belaſtet in die Grube ſinken! — Wer kann ohne Wehmuth bey dieſem Ausgang verweilen? Wer fühlt hier nicht das Unvollkommene menſchlicher Größe?

II.

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. XIII. Hier erblickt man den Theoderich, wie er erſchreckt durch den vor ihm ſtehenden Fiſch, angſtvoll von der Tafel aufſpringt.

II.

Die unglückliche Amalaſuintha.

Theoderich hinterließ drey Töchter, unter denen Amalaſuinth die Erbin ſeines Geiſtes und nach ihm die Regentin ſeines Reiches war. Herrliche Gaben ſchmückten ſie. Ihre Schönheit reizte die Eiferſucht der oſtrömiſchen Kaiſerin Theodora; ihr reicher Geiſt war durch Sprachkenntniſſe gebildet; ihre Gerechtigkeitsliebe, ihr männlicher Sinn und ihre entſchloſſene Thätigkeit konnte ſie fähig machen, einem großen Reiche vorzuſtehen; doch umſtrickt von den Eingebungen der Rachgier und des Ehrgeizes vergiftete ſie das Glück ihres Lebens und die Wohlfahrt des oſtgothiſchen Reiches.

Ihr Vater hatte ſie mit einem Sprößling des amaliſchen Geſchlechts, Eutarich, vermählt (515), in der Hoffnung, an dieſem durch Schönheit, Muth und Klugheit ausgezeichneten Prinzen einen würdigen Nachfolger zu erhalten. Allein Eutarichs frühzeitiger Tod hatte dieſe Hoffnung zerſtört. Nun beſtimmte Theoderich deſſen und Amalaſuinthens Sohn, den jungen Athalarich (oder Edelreich) zu ſeinem Thronerben. Noch kurz vor ſeinem Tode ließ er die Häupter der Gothen und die Groſen Italiens vor ſich kommen und demſelben huldigen.

Aber Athalarich war, als ſein Großvater ſtarb, erſt zehn Jahre alt, unfähig ſich ſelbſt, geſchweige ein ſo großes Reich zu regieren. Unter ſeinem Namen übernahm daher ſeine verſtändige Mutter Amalaſuinth die Regierung, und verwaltete ſie mit Weisheit und Milde. Die guten Anordnungen ihres Vaters erhielt ſie aufrecht, und, um den Flecken ſeines Lebens auszutilgen, gab ſie den Kindern des Boëthius und Symmachus das väterliche Erbe zurücke. Den Zwieſpalt zwiſchen Gothen und Römern ſuchte ſie zu entfernen; ſie ehrte das Anſehn des Senats zu Rom; widerſetzte ſich dem Aufſtreben des Pabſtes, hielt mit dem Kaiſer von Conſtantinopel Freundſchaft, und ſo lange ſie lebte, hatte ihr Reich von auſſen Ruhe.

Beſondere Mühe verwendete ſie auf die Erziehung ihres Sohnes. Eifrigſt ſuchte ſie ſeinen Verſtand für Künſte und Wiſſenſchaften und ſein Herz für die Grundſätze der Ehre und Tugend zu gewinnen. Sie ließ ihn daher die Schulen der Römer beſuchen und übergab ihn der Aufſicht drey alter Gothen, deren Klugheit und Mäßigung ihren Beyfall hatte. Aber hierbey ſcheiterte zuerſt ihr Glück. Das unlenkſame Gemüth ihres Sohnes und der Widerwille ihrer Gothen gegen wiſſenſchaftliche Bildung war ihr entgegen. Einſt als ſie den Athalarich wegen einer Ungebührniß gezüchtigt hatte, lief dieſer weinend in das Vorzimmer zu den daſelbſt verſammelten Gothen. Dieſe entrüſteten ſich über die ihrem König angethane Schmach und forderten unter Drohungen von der Regentin, daß Athalarich der ſtrengen Zucht und dem Schulzwange entnommen würde. "Theoderich," ſagten ſie, "ſey ein großer König geweſen und habe nie ſtudirt, ja er habe nicht einmal zugegeben, daß ſeine Gothen die Schulen beſuchten, weil er gemeint, daß diejenigen, die vor Schlägen gezittert hätten, nie den Lanzen oder Schwertern der Feinde Troß biethen würden." Vergebens mochte Amalaſuinth ſolchen Aeußerungen dringende Vorſtellungen entgegen ſetzen: ſie ſah ſich genöthigt, die Wünſche ihres Herzens zu unterdrücken, und ihren Sohn der Wildheit der Gothen hinzugeben. Nun wurden ſeine ehrwürdigen Aufſeher von ihm entfernt; ausgelaſſene Wüſtlinge bemächtigten ſich ſeiner, und er ſtürzte in den Strudel zerſtörender Ausſchweifungen. Trotzig gegen ſeine Mutter, verband er ſich mit der Parthey, die ihr entgegen war und ſuchte ſie vom Hofe zu entfernen.

Jetzt glaubte Amalaſuinth in ihrer Verbindung mit dem oſtrömiſchen Kaiſer Juſtinian Schutz ſuchen zu müſſen. Sie bat ihn um Aufnahme, erhielt das Verſprechen derſelben und traf Anſtalten, um nach Griechenland überzugehen. Ihr guter Genius hatte ihr dieſes Vorhaben eingeflößt, aber Rachgier und Ehrgeiz hielt ſie von der Ausführung deſſelben zurück.

Während ihrer Unterhandlungen mit dem oſtrömiſchen Kaiſer gelang es ihr, drey der vornehmſten unter den mißvergnügten Gothen in verſchiedene Theile Italiens zu entfernen und durch Meuchelmörder hinrichten zu laſſen. Hierdurch bekam ſie wieder Einfluß zu Ravenna; und da indeſſen auch ihr Sohn als ein Opfer ſeiner Ausſchweifungen eines frühzeitigen Todes geſtorben war (534), ſo fiel alle Gewalt in ihre Hände. Hätte ſie ſich nun derſelben entäußert, oder es den Gothen überlaſſen, ſich einen König ihren Wünſchen und Bedürfniſſen gemäß zu wählen, ſie würde eben ſo groß als heilſam gehandelt haben. Aber ſchwer mag es fallen, den Reizen der Herrſchaft, hat man ſie einmal gekoſtet, freywillig zu entſagen. Auch Amalaſuinth war hiezu zu ſchwach. Von Ehrgeiz getrieben, ſuchte ſie ſich im Beſitz der Regierung zu erhalten; aber überzeugt, daß Frauenregiment den Gothen verhaßt ſey, nahm ſie ihren Vetter **Theodat** zum Gemahl und Mitregenten. Sie hoffte, er ſollte aus Dankbarkeit ſich mit dem königlichen Titel begnügen; aber ſie täuſchte ſich, und dieſe unſelige Verbindung koſtete ihr Freyheit und Leben.

Theodat, ein Sohn Amalfredens, der Schweſter Theoderichs, war habſüchtig, feig, ungerecht und undankbar. Das Studium der Philoſophie, womit er ſich ſeither beſchäftigt hatte, hatte höchſtens ſeinen Kopf, nicht ſein Herz ergriffen. Als Privatmann hatte er in Toscana mehrere Güter unrechtmäßiger Weiſe an ſich geriſſen, und **Amalaſuinth** hatte ihn genöthigt, ſelbige herauszugeben. Aus Rache dafür hatte er Verbindungen mit dem Kaiſer Juſtinian angeknüpft und ganz Toscana zu überliefern verſprochen, wenn derſelbe ihn in den Senat zu Conſtantinopel aufnehmen wollte. Der Tod des jungen Athalarich hatte dieſe Unterhandlungen abgebrochen, und eine nähere Gelegenheit zur Rache bot ihm jetzt die Unvorſichtigkeit Amalaſuinthens dar.

Kaum war er von ihr zum Throne berufen und von den Gothen und Römern als König anerkannt, ſo verband er ſich mit den Verwandten der Gothen, die **Amalaſuintha** hatte hinrichten laſſen, tödtete einige Freunde der letztern, und ließ ſie ſelbſt als Gefangene nach Toscana auf eine kleine Inſel im See Bolſena hinführen. Er fühlte wohl, daß dieß Verfahren dem Kaiſer Juſtinian mißfallen würde. Er meldete ihm daher, Amalaſuinth habe freywillig der Regierung entſagt und kein Leid erlitten; ja er nöthigte ſie ſelbſt, eben dieß in einem Brief an den Kaiſer zu bekräftigen. Aber wenige Tage darauf wurde ſie (ungefähr 38 Jahre alt) im Bade erdroſſelt (534).

Glücklich hätte ſie ſeyn können, hätte ſie mehr ſich als Andre zu beherrſchen geſucht. Aber auch ihr Mörder war nicht glücklich. Kaiſer Juſtinian trat als Rächer ihres Todes auf, und in dem Kriege, der unter dieſem Vorwand begonnen und mit der Auflöſung des oſtgothiſchen Reichs beendigt wurde, verlor der feige Theodat erſt das Vertrauen der Gothen, und bald darauf auch den Thron und das Leben. — Ja, nur im Reiche reiner Sittlichkeit blüht ungetrübt Friede und Freude!

III.

Beliſars
Thaten und Schickſale.

Ein leben voll Glanz und Ruhm, aber auch voll Gefahren und Kümmerniſſen ward dem Beliſar zu Theil, der eine Hauptſtütze des oſtrömiſchen Reichs und einer der größten Feldherren des ſechsten Jahrhunderts war.

Ungewiß iſt es, ob er deutſcher Abkunft war, oder nicht; gewiß aber iſt es, daß er in Thracien geboren war, und wahrſcheinlich, daß er im Kriegsweſen ſtufenweiſe bis zu den höchſten Poſten empor ſtieg.

In einem Krieg gegen die Perſer, der von 521 bis 524 unter der Regierung des Kaiſers Juſtinus geführt wurde, that er ſich zuerſt hervor. Als Juſtinian zur Regierung gekommen war (527), finden wir ihn abermals in einem Krieg gegen die Perſer. Er fiel damals in Meſopotamien ein, und brachte den Perſern eine empfindliche Niederlage bey. Ueber achttauſend derſelben blieben auf dem Schlachtfelde. Fortdauernd mit demſelben Krieg beſchäftigt, war er im Jahr 530 in Syrien, an Streitkräften den Perſern und ihren

Verbündeten ungleich. Doch vereitelte er den ganzen Sommer hindurch ihre Abſichten durch geſchickte Bewegungen. Endlich nöthigen ihn ſeine Truppen, ſeiner Meinung entgegen, ein Treffen zu wagen. Sie wurden geſchlagen; doch behauptete er die Wahlſtatt, und die Perſer, durch ihren Sieg geſchwächt, mußten ſich zurückziehen. Bald darauf erfolgte mit dem Tode des perſiſchen Königs Cabades (532) ein kurzer Friede.

Im Jahr 532 ereignete ſich ein ſchrecklicher Aufſtand in Conſtantinopel. Juſtinian ſelbſt kam dabey ins Gedränge, und wollte flüchten, aber die kluge Entſchloſſenheit ſeiner Gemahlin Theodora hielt ihn zurück. "Wenn auch," rief ſie ihrem zitternden Gemahl zu, "wenn auch Flucht das ein„zige Mittel der Errettung wäre, ſo würde ich „doch nicht flüchten. Für Regenten iſt der Tod „auf dem Throne das letzte! Denn wer geherrſcht „hat, der darf den Verluſt ſeiner Würde und ſei„ner Staaten nicht überleben!" Juſtinian fühlte ſich durch dieſe Vorſtellungen beſchämt, und zur Gegenwehr ermuthigt. **Beliſar**, der aus Syrien nach Conſtantinopel zurückgekommen war, brach mit ſeinen Getreuen aus dem Pallaſt hervor, gewann eine Parthey, überfiel das im Schauplatz verſammelte Volk, und über dreyßigtauſend der Aufrührer wurden niedergehauen.

Nach wiederhergeſtellter Ruhe beſchloß Juſtinian einen Plan, der ihn ſchon längſt beſchäftigt hatte, auszuführen, nämlich die Eroberung des vandaliſchen Reichs in Africa. **Beliſar** wurde beauftragt, dieſen Plan durchzuſetzen. Sogleich wurde der Neid gegen ihn rege. Eben die römiſchen Kriegsoberſten, die ſich vorher geſcheut hatten, den Oberbefehl gegen die Vandalen zu übernehmen, ſahen voll Mißgunſt auf ihn, als er Oberanführer zu Waſſer und zu Lande mit der ausgedehnteſten Vollmacht wurde. Sie ſtellten ihm Hinderniſſe entgegen; doch er wußte dieſe zu beſeitigen, und brachte ein Heer von 10,000 Fußgängern und 5000 Reitern zuſammen. Im Sommer des Jahres 533 ſegelte er auf einer Flotte von 500 Schiffen von Conſtantinopel nach Sicilien ab. Die oſtgothiſchen Beamten, die daſelbſt im Namen Athalarichs und deſſen Mutter regierten, nahmen voll Haß gegen die Vandalen, die oſtrömiſchen Truppen als Freunde und Bundsgenoſſen auf. Von Sicilien eilte **Beliſar** nach Africa, und landete drey Monate nach ſeiner Abreiſe von Conſtantinopel, etwa fünf Tagereiſen ſüdwärts von Carthago. Die Erſchlaffung und Uneinigkeit der Vandalen, die Abweſenheit eines Theils ihres Heeres, das Sardinien bekämpfte, und die Unzufriedenheit der alten Einwohner mit ihrer Regierung, erleichterte ſein Beginnen. Er rückte gegen

Carthago vor. Nun erſt unternahm Gelimer ein Treffen; aber er ward geſchlagen, floh nach Numidien, und Carthago, der einzige haltbare Ort ſeines Reiches, ergab ſich dem Sieger (15. Sept. 533).

Ehe **Beliſar** daſelbſt einzog, ermahnte er ſeine Truppen, ihren Waffenruhm nicht zu ſchänden, und ſich zu erinnern, daß ſie als Befreyer der Africaner erſchienen, die von nun an als Unterthanen ihres gemeinſchaftlichen Kaiſers zu betrachten wären. Wirklich gelang es ihm auch, die wilden Begierden ſeines Heeres zu zügeln, und Carthago hatte Urſache den Ernſt ſeiner Mannszucht zu ſegnen. Während er nun dieſe Stadt befeſtigte, hatte Gelimer ſeinen Bruder Zano von Sardinien aus an ſich gezogen und ein neues Heer zuſammen gebracht. Nicht weit von Carthago kam es zu einem zweyten Treffen. Von beyden Seiten wurde mit Muth und Anſtrengung gekämpft. Lange Zeit blieb der Sieg unentſchieden. Endlich fiel der tapfere Zano, und mit ihm der Muth und das Glück der Vandalen. **Beliſar** ſiegte. In Folge dieſes Sieges gewann er zuerſt Gelimers reiches Lager, dann ganz Africa, Sardinien, Corſica und die baleariſchen Inſeln, die den Vandalen gehört hatten, und er konnte ſeinem Kaiſer in Wahrheit melden, daß er binnen drey Monaten dem vandaliſchen Reiche ein Ende gemacht habe.

Indeſſen hatte ſich Gelimer, nachdem er von der Seeküſte abgeſchnitten war, in das Innere des Landes auf den unzugänglichen Berg Pogua geflüchtet, wo er in einer bedrängnißvollen Lage ſchmachtete. Beliſar ertheilte ſeinem Unterfeldherrn, dem thätigen und getreuen Pharas, den Auftrag, ihn zur Ergebung zu nöthigen. Die erſte Aufforderung wieß Gelimer ſtandhaft zurück; nur eine Harfe, einen Schwamm und ein Brod bat er ſich aus. Die Harfe ſollte ihn aufheitern, mit dem Schwamm wollte er ſeine verweinten Augen kühlen, und Brod hatte er lange nicht genoſſen. Seine Bitte wurde gewährt. Bald darauf erging eine zweyte Aufforderung; Erhaltung des Lebens und eine anſtändige Behandlung ward ihm zugeſichert. Er ergab ſich. In der Vorſtadt von Carthago kam er mit Beliſar zuſammen. Da nöthigte ihm der Gedanke an die Veränderlichkeit menſchlicher Größe ein bitteres Gelächter ab.

Beliſar eilte nun nach Conſtantinopel zurück, um der Boßheit ſeiner Nebenbuhler entgegen zu arbeiten. Dieſe hatten nämlich das Gerücht ausgebreitet, als gehe er damit um, ſich zum Herrn von Africa aufzuwerfen. Seine ſchnelle Rückkehr zerſtreute Juſtinians Beſorgniſſe, und ein glänzender Triumph ward ihm verwilligt (534). An der Spitze ſeiner Truppen zog er mit anſtändiger Beſcheidenheit zu Fuße einher. Alle Koſtbarkeiten, die Genſerich einſt aus Rom weggeſchleppt hatte, und noch viele andere wurden zur Schau aufgeführt. Gelimer ſelbſt folgte mit den Angeſehenſten ſeiner Nation, in Purpur gekleidet, langſamen Schrittes. Nicht eine Thräne entfiel ſeinen Augen, nicht ein Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt. Wohl aber wiederholte er die Worte Salomo's: "O Eitelkeit, Eitelkeit! Alles iſt eitel!" Der Zug ging in den Schauplatz, wo Juſtinian und ſeine Gemahlin auf ihren Thronen ſaßen. Als ſich Gelimer denſelben näherte, mußte er den Purpur ablegen, dem Kaiſer zu Füßen fallen, und ſich mit dem Geſichte bis zur Erde neigen. Er bekam nachher einen ruhigen Aufenthalt in Galatien; Beliſar aber wurde fürs Jahr 535 zum Conſul ernannt.

Doch Ruhe war ihm nicht beſchieden. Noch in dem Jahre ſeines Conſulats (535) wurde er zur Eroberung des oſtgothiſchen Reiches abgeſendet. Mit einem Heer von 7500 Mann begann er dieß Unternehmen. Wie vorher, da er zur Eroberung des vandaliſchen Reiches auszog, ſo ſchickte er auch jetzt zuerſt nach Sicilien, und die leichte Einnahme dieſer geſegneten Inſel krönte den Anfang ſeiner Unternehmungen. Er brachte den Winter in Syrakus zu. Gleich mit Anfang des Frühlings (536) wollte er nach Italien überſetzen, aber ein Aufſtand der römiſchen Soldaten im ehemaligen Reiche der Vandalen rief ihn nach Africa; und kaum hatte er dieſen Aufſtand beſeitigt, ſo mußte er wieder nach Sicilien zurück, um daſelbſt einen andern Aufſtand beyzulegen. Dann traten Unterhandlungen zwiſchen Juſtinian und dem oſtgothiſchen König Theodat ein, die ſich aber wieder zerſchlugen, und erſt im Herbſt des Jahres 536 ging **Beliſar** nach Italien über.

Der Eintritt in Italien ward ihm leicht. Die Treuloſigkeit eines oſtgothiſchen Prinzen ließ ihn ungehindert zu Reggio landen. Auch kamen ihm die Italiener bey ihrem Widerwillen gegen die Oſtgothen freundlich entgegen. Ganz Calabrien, Lucanien und Campanien fiel ohne Schwertſchlag in ſeine Hände. Nur Neapel widerſetzte ſich. Zwanzig Tage lag er vergebens vor dieſer feſten Stadt, und ſchon wollte er den Plan, ſie zu erobern, aufgeben, als ſeine Truppen eine unbewachte Waſſerleitung entdeckten. Vermittelſt derſelben drangen ſie ein. Sogleich begannen ſie die ärgſten Gräuel ſiegtrunkener Soldaten zu verüben. Doch der menſchlich denkende **Beliſar** trat ihnen entgegen. Zwar konnte oder wollte er die Plünderung nicht abwenden, aber deſto ernſtlicher ermahnte er zur Schonung der Einwohner. "Da uns Gott," rief er er ſeinen Soldaten zu, "dieſe feſte Stadt überliefert hat, ſo wollen wir uns ſolcher Gnade durch „Menſchlichkeit würdig zeigen. Fern von euch ſey „alſo Ermordung und Mißhandlung der Einwohner! Denn es iſt ſchändlich, daß der Sieger von „eigner Wuth beſiegt werde. Die Reichthümer der „Einwohner mögen der Lohn eurer Tapferkeit ſeyn; „aber ſchonet das Leben derſelben. Laßt den Eltern ihre Kinder, den Männern ihre Frauen, und „zeiget ihnen durch eure Großmuth, welche Freunde ſie an uns haben." — Von Neapel rückte Beliſar gen Rom, das ihm am 10. Dec. 536 die Thore öffnete.

Inzwiſchen hatte der feige Theodat durch die Gothen ſelbſt Thron und Leben verloren, und Vitiges war an ſeiner Stelle zum König erwählt worden. Doch war dieſer, obſchon thätiger und tapferer als Theodat, keinesweges glücklicher. Vergebens hatte er den Verluſt Roms zu hindern geſucht; vergebens ſuchte er auch dieſe wichtige Stadt wieder zu erobern. Beliſar, deſſen Feldherrngröße nirgends deutlicher hervorleuchtet, als bey dieſer Vertheidigung Roms, trat ihm mit beſonnener Thätigkeit, ausdauernder Wachſamkeit und perſönlicher Tapferkeit ſiegreich entgegen. Er befeſtigte Rom, verſah es mit Lebensmitteln, vermehrte durch die Einwohner dieſer Stadt die Zahl ſeiner Krieger, ſchlug kräftig die Stürme der Gothen zurück, beunruhigte und ſchwächte ſie durch wiederhohlte und erfolgreiche Ausfälle, und während er immer darauf ſann, dem Feinde Abbruch zu thun, hielt er durch ſtrenge Aufſicht die Bürger Roms im Zaum, und vereitelte die Ausbrüche ihrer Verrätherey und Verzweifelung. Selbſt der Pabſt Sylverius wurde der Verrätherey angeklagt und ſeines Amtes entſetzt. Ein ganzes Jahr lang dauerte die Belagerung von Rom (März 537 bis dahin 538). Endlich ſahe ſich Vitiges durch große Verluſte und Vereitelung aller ſeiner Anſtrengungen genöthigt, ſein Vorhaben aufzugeben. Er zog ſich zurück, und auſſer Stand im offnen Felde ſich zu halten, flüchtete er in das feſte Ravenna. Beliſar folgte; aber theils die Eiferſucht des Narſes, eines oſtrömiſchen Generals, den Juſtinian mit großer Macht nach Italien geſendet hatte, theils die Treuloſigkeit der Franken, die nach Italien gekommen waren, feindlich gegen Römer und Gothen, bloß um für ſich zu gewinnen — hielt den ſiegreichen Helden eine Zeitlang auf. Doch kaum ſahe ſich Beliſar von dieſen Hinderniſſen befreyt — die Franken durch Hunger, Krankheit und Zwietracht gezwungen, verließen Italien, und Narſes ward vom Juſtinian zurückgerufen — als er in ſeinem Streben, Italien zu erobern, kräftig vorwärts ſchritt, und einen neuen Beweis ſeiner

Feldherrntalente und den größten ſeiner Unterthanentreue ablegte.

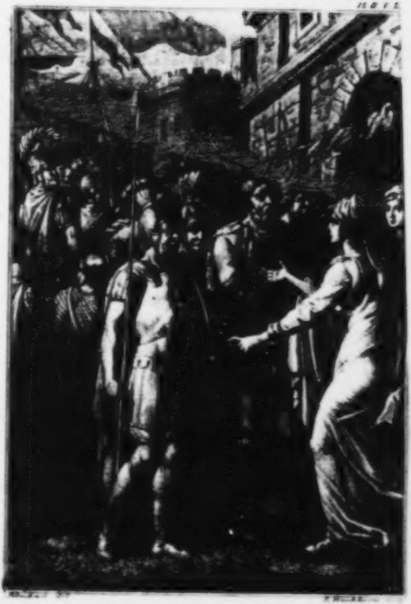
Vitiges hatte durch Unterhändler am Hofe zu Conſtantinopel einen Vergleich ausgewirkt, kraft deſſen er den Königstitel und die Provinzen nördlich über den Po behalten, das übrige Italien aber ſamt einem Theil der oſtgothiſchen Schätze den Oſtrömern abgetreten werden ſollte. Allein Beliſar war mit dieſem Vergleich unzufrieden; es ſchien ihm unrecht ſo vieles aufzugeben, nachdem ſo vieles ſchon gewonnen war, und er erklärte laut, er werde den Kampf nicht eher endigen, als bis er ganz Italien ſeinem Kaiſer überliefern könne. Dieſe drohende Aeußerung des ſiegreichen Feldherrn erſchreckte die Gothen. Sie bothen ihm an, Ravenna zu übergeben und ſich ihm zu unterwerfen, wenn er ihr König werden wollte. Dieß Anerbiethen war in der That verführeriſch, und vielleicht hätte es tauſend Andre bethört; aber ihn verblendete nicht der Glanz einer Krone. Voll Ergebenheit gegen ſeinen Kaiſer, ſuchte er nur für dieſen, nicht für ſich von jenem Anerbiethen Vortheil zu ziehen. Er ſtellte ſich daher, als ſey er geneigt, die Wünſche der Oſtgothen zu erfüllen, und gewann durch dieſe Liſt mehr, als die blutigſten Angriffe auf das feſte Ravenna hätten gewähren können. Die Gothen öffneten ihm die Thore dieſer

Stadt, und er zog (in den letzten Tagen des Jahres 539) mit ihren Geſandten wie im Triumphe daſelbſt ein. Erſtaunen ergriff die gothiſchen Frauen beym Anblick der Römer. Sie hatten von der außerordentlichen Länge und Menge der Römer gehört; jetzt fanden ſie ſelbige an Größe und Anzahl den Gothen weit nachſtehend, und äußerten den lebhafteſten Unwillen gegen ihre Söhne und Männer *). Aber noch mehr Erſtaunen mußte **Beliſars** Betragen erregen. In der feſten Ueberzeugung, er werde ſich zu ihrem König erklären, hatten ihn die Gothen in Ravenna aufgenommen. Er zögerte. Da meinten ſie, wenn er ſich in dem Beſitz von Ravenna befeſtigt, und ſich des Vitiges ſamt des königlichen Schatzes bemächtigt hätte, ſo werde er ohne Bedenken die dargebotene Krone annehmen; aber ſie irrten ſich. Jenes geſchah, aber nicht dieſes. Er blieb ſeinem Kaiſer treu, und weder Bitten noch Vorwürfe konnten ihn von ſeinen Pflichten abwenden. Er vereinigte Italien, das ſich bis zum Po ergeben hatte, mit dem oſtrömiſchen Reiche, und folgte bereitwillig dem Gebote Juſtinians, das ihn zum Kriege gegen die Perſer abrief.

Mit

---

*) Man ſehe das **Kupfer** Taf. XIV. Hier erſcheint Beliſar, wie er an der Spitze ſeiner Römer und umgeben von den Geſandten der Gothen, in Ravenna einzieht. Einige gothiſche Frauen ſtürzen aus dem Thore Ravenna's hervor, voll Unwillens gegen die Ihrigen.



Belisars Einzug in Ravenna

Mit dem gefangenen Vitiges, deſſen Gemahlin und allen erbeuteten Schätzen reiſte er nach Conſtantinopel. Dort wurde er höflich empfangen (540), aber nicht ohne Neid. Seine rühmlichen Thaten mußten dem Juſtinian und deſſen Höflingen ein Vorwurf ihrer eignen Verdienſtloſigkeit ſeyn, und ſelbſt ſeine rühmliche Entſagung konnte Mißtrauen gegen ihn wecken. Die Ehre des Triumphs wurde ihm verweigert. Aber er bedurfte dieſes Gepränges nicht; das Volk erkannte und ehrte ſeinen Werth. So oft er in Conſtantinopel öffentlich erſchien, zog ſeine Ehrfurcht gebiethende Geſtalt und ſein Gefolge von Gothen, Vandalen und Mauren aller Augen auf ihn. Man ſtaunte den Helden an, der die Reiche des Genſerich und Theoderich zerſtört, und ihre Schätze und Nachkommen nach Conſtantinopel gebracht hatte, und zollte ihm um ſo freudiger Bewunderung, je mehr er, fern von Stolz und Uebermuth, durch Beſcheidenheit und menſchenfreundliches Wohlwollen Soldaten und Bürger an ſich zu ketten wußte.

In Conſtantinopel war ſeines Bleibens nicht. Der Befehl ſeines Kaiſers rief ihn nach Aſien. Die Perſer waren (540) abermals ins römiſche Gebiet eingefallen, hatten mehrere Städte Syriens, als Hierapolis, Aleppo, Apamea und vorzüglich Antiochien geplündert, und ihre Raubzüge auch nach einem mit ihnen geſchloſſenen Vergleich fortgeſetzt. Beliſar zog gegen ſie über den Euphrat, und drang (im Frühjahr 541) in ihr Gebiet; aber theils eine unerträgliche Hitze, theils häufige Krankheiten unter ſeinen Soldaten und noch mehr häusliche Angelegenheiten machten, daß er, ohne etwas Bedeutendes auszurichten, bald wieder zurückging.

In der geheimen Geſchichte des Procopius, die viele ſeiner öffentlichen Geſchichte widerſprechende Angaben enthält, wird dem Beliſar vorgeworfen, daß er die Staatsangelegenheiten den Angelegenheiten ſeines Hauſes oft untergeordnet habe. Vorzüglich ſoll dieß in dem eben erwähnten perſiſchen Kriege der Fall geweſen ſeyn. Beliſar, ſo erzählt Procopius, wurde von ſeiner untreuen und ehrſüchtigen Gemahlin, Antonina, in ſchimpflicher Unterwürfigkeit gehalten; aber endlich hatten ihre Ausſchweifungen ſeine Geduld ermüdet. Als ſie ihm nach Aſien folgte (und ſie begleitete ihn auf allen Zügen, damit er ſich ihren Netzen nie entwinden ſollte) gab er den Krieg auf, zog ihr entgegen und ließ ſie gefangen nehmen; ja er würde ſie haben hinrichten laſſen, wenn ſeine Liebe zu ihr nicht größer geweſen wäre, als das Gefühl ihrer Schande. Kaum aber hatte Theodora, Juſtinians Gemahlin, von den Bedrängniſſen Antoninens Nachricht erhalten, ſo eilte ſie ihre Freundin zu retten und deren Gemahl zu beſchimpfen. Auf ihren Antrieb bekam er Befehl ungeſäumt mit Antoninen nach Conſtantinopel zu kommen. Er gehorchte, kam im Herbſt des Jahres 541 zurück, und wurde von der Kaiſerin genöthigt, ſich mit ſeiner Gemahlin zu verſöhnen. Hierauf wurde er wieder (542) gegen die Perſer geſchickt, weil deren König Kosroes zum dritten Male ins römiſche Gebiet eingefallen war. Er nöthigte ihn, ſich zurückzuziehen und auf alle ſeine Eroberungen zu verzichten. Aber dieſem neuen Kriegsruhm folgte aufs neue häusliche Schande. Ein Gerücht, Juſtinian ſey geſtorben, kam in ſein Lager, und entlockte ihm einige freye Aeußerungen über die Kaiſerin. Dieſe bekam davon Nachricht und ließ ihn nach Conſtantinopel zurückkommen. Er erſchien. Sogleich wurde ihm das Commando genommen, ſeine ihm treu ergebenen Truppen wurden vertheilt, und ſeine Schätze in Aſien eingezogen. Er zog ſich in ſeine Wohnung zurück. Dort erwartete er mit Angſt den Tod, dem er oft auf dem Schlachtfelde getrotzt hatte. Endlich ward ihm durch ein Schreiben der Kaiſerin Verzeihung und die Zurückgabe eines Theils ſeines Vermögens angekündigt. Mit ausſchweifender Freude, ſeiner unwürdig, empfing er dieſes Schreiben, gelobte Dankbarkeit und ging mit ſeiner Gemahlin, die er nun als die Retterin ſeines Lebens verehrte, zum zweyten Male nach Italien.

Der oſtgothiſche Krieg, der, als Beliſar im Jahr 540 mit dem gefangenen Vitiges Italien verließ, als geendigt angeſehen werden konnte, hatte ſich furchtbar wieder erneuert, ſeitdem Totilas (541) zum König der Oſtgothen erwählt worden war. Dieſer ruhmwürdige Held, auf dem der Geiſt Theoderichs ruhte, hatte das tief geſunkene Glück ſeiner Nation wieder erhoben, und war nach einer Reihe kühner und ſiegreicher Thaten ſo mächtig, daß er (544) Rom ſelbſt einſchloß, um es durch Aushungerung zur Uebergabe zu zwingen. Dadurch ſahe ſich Kaiſer Juſtinian veranlaßt, ſeinen kriegserfahrnen Feldherrn wiederum nach Italien zu ſenden.

Im Frühjahr 544 langte Beliſar in Ravenna an; aber jetzt war er nicht ſo glücklich, als vorher. Es fehlten ihm die bewährten Truppen, die ihm mit treuer Ergebenheit bereitwillig zu Gefahren und Siegen folgten; es fehlte ihm an Waffen und Geld, um die zu rüſten und zu beſolden, die um ihn waren. Er bat daher den Kaiſer um Unterſtützung; aber Juſtinian zögerte, die gerechten Bitten ſeines Feldherrn zu befriedigen. Des Wartens endlich müde, ging Beliſar von Ravenna nach Dyrrhachium an der Küſte von Epirus und ſammelte daſelbſt ſo viel Truppen, als er zuſammen bringen konnte. Aber Geld bekam er nicht: er ſollte, hieß es, auf eigene Koſten den Krieg in Italien führen. Indeſſen wuchs die Gefahr, in der Rom ſchwebte, mit jedem Tage. Beliſar ſchiffte alſo eiligſt von der epirotiſchen Küſte zur Mündung der Tiber, um die alte Hauptſtadt Italiens zu entſetzen. Aber wie klüglich die Anſtalten waren, die er hierzu traf, ſo wurde doch dieß Unternehmen vereitelt. Als er gegen Rom anrückte, befahl er ſeinem Unterfeldherrn Iſaac die Hafenſtadt Oſtia oder Porto, den Stützpunct ſeiner Unternehmungen, wohin er ſeine Schätze und Gemahlin gebracht hatte, ſtandhaft zu behaupten. Doch dieſer von jugendlichem Leichtſinn getrieben, verließ, während Rom beſtürmt wurde, ſeinen Poſten und gerieth in feindliche Gefangenſchaft. Beliſar hörte das letztere, wähnte ſich verrathen, und hier zum erſten Male verließ ihn, wie Procopius meldet, jene Beſonnenheit, womit er ſich ſonſt zu faſſen wußte. Um Porto zu behaupten, gab er Rom auf. Er zog ſich zurück, und wenige Tage darauf fiel Rom in die Hände des Totilas (17. Decemb. 546).

Traurig war das Schickſal dieſer Stadt. Ihr langer Widerſtand hatte den Unwillen des oſtgothiſchen Königs gereizt. Er behandelte ſie hart und war Willens ſie durch Feuer zu verheeren. Doch Beliſar ſtellte ihm vor, "er möchte ſeinen Ruhm nicht durch Zerſtörung der herrlichſten Denkmähler beflecken"; und Totilas hörte auf dieſe Vorſtellung. Er ſchonte Rom, aber unfähig es gehörig zu beſetzen, ließ er einen großen Theil der Mauer niederreiſſen, vertrieb die Einwohner und zog nach Unteritalien. Kaum hatte er ſich entfernt, ſo beſetzte Beliſar das verödete Rom, und wußte daſſelbe eiligſt wieder zu befeſtigen. Als Totilas dieß hörte, kam er (nach ſieben und zwanzig Tagen) aus Unteritalien zurück; aber vergebens! Sein dreymaliger Angriff wurde tapfer zurück geſchlagen, er verlor den Kern ſeines Kriegsvolks, und Rom blieb in den Händen der Oſtrömer.

Aber was half es dem Beliſar, daß er das verlorene Glück ſo eifrig wieder zu erjagen ſuchte. Er fand die Unterſtützung nicht, die er verdiente, und mußte am Abend ſeines Lebens die früher errungenen Lorbeern verwelken ſehen. Auf Befehl ſeines Kaiſers ſchiffte er nach Unteritalien; doch zu ſchwach an Truppen und andern Kriegsbedürfniſſen, war er unfähig große Unternehmungen auszuführen; ja ein Ueberfall des kühnen Totilas nöthigte ihn ſogar von Croton aus mit ſeiner Gemahlin eiligſt nach Meſſina in Sicilien zu ſchiffen.

Zwe

Zweytauſend Mann neuer Truppen, die ihm Juſtinian zuführen ließ, war eine zu ſchwache Hülfe: er konnte nichts mit ihnen ausrichten. Seine Gemahlin Antonina reiſte daher (548) nach Conſtantinopel, um bedeutendere Unterſtützungen für ihn zu gewinnen; aber ſie fand ihre Freundin, die Kaiſerin Theodora, auf deren Vermittelung ſie gerechnet hatte, todt (ſie war den 11. Jun. 548 geſtorben), und konnte nichts weiter bewirken, als daß ihrem Gemahl erlaubt wurde zurückzukehren.

So kam Beliſar im Anfang des Jahres 549 nach Conſtantinopel zurück, aber nicht glänzend, wie damals, da er mit dem gefangenen Gelimer oder Vitiges einzog. Während der letzten fünf Jahre des gothiſchen Krieges hatte er nicht viel ausrichten, nicht einmal tief in Italien eindringen können. Indeſſen war das Andenken an ſeine früheren Thaten nicht ganz verſchwunden; ſelbſt Juſtinian behandelte ihn mit Auszeichnung; doch ſendete er ihn nicht wieder nach Italien, ſondern behielt ihn in Conſtantinopel. Hier genoß er ſeiner Reichthümer in Ruhe, geehrt von allen, die ſeinen Werth kannten, und hatte noch im ſpäten Alter Gelegenheit und Kraft, dem oſtrömiſchen Reiche die wichtigſten Dienſte zu leiſten.

Im Jahre 558 waren Slaven oder Bulgaren mitten im Winter über die gefrorene Donau gegangen, und ſtürmten auf Conſtantinopel los. Groß war die Gefahr, in der dieſe Hauptſtadt ſchwebte. Es fehlte an Truppen; die Grenzmauern, auf die man ſich ſonſt verlaſſen hatte, waren verfallen; Furcht und Schrecken hatte alles ergriffen. In dieſer Noth wendeten ſich die Blicke des Kaiſers und ſeines Volkes auf den lang zurückgeſetzten Beliſar. Zwar war er alt und ſchwach; aber ſein Muth war noch nicht gelähmt, und erlittene Kränkungen hatten ſeinen Gehorſam nicht wankend gemacht. Mit jugendlicher Raſchheit brachte er einen Haufen von dreyhundert alten, kriegserfahrnen Reitern, und einen Haufen ungeübter Bürger und Bauern zuſammen. So zog er aus, und errang durch gut gewählte Stellung und tapfern Angriff einen vollſtändigen Sieg. Die Slaven flohen zurück, und Conſtantinopel war gerettet. Gern hätte er dieſen Sieg weiter verfolgt, aber der mißtrauiſche Juſtinian rief ihn zurück, und ſcheute ſich nicht, den ſchon beſiegten Feinden Jahrgelder zu verwilligen.

Inniger, unverlöſchlicher Dank hätte dem Retter Conſtantinopels gebührt; aber er fand den ſchnödeſten Undank. Boßhafte Verleumder bemächtigten ſich des mißtrauiſchen Kaiſers und flüſterten ihm zu: Beliſar ſtrebe nach der höchſten Gewalt, und habe Antheil an einer Verſchwörung. Juſtinian trauete dieſer Beſchuldigung, und nach ſo vielen Beweiſen treuer Ergebenheit, und nach ſo vielen Thaten des Ruhms wurde der hochbejahrte Held als ein Majeſtätsverbrecher behandelt. Zwar ſchonte man ſeines Lebens, aber Güter und Ehrenſtellen wurden ihm entzogen, und er wurde in ſeinem Hauſe in gefänglicher Haft gehalten. Nach einiger Zeit erklärte man ihn wieder für unſchuldig; Freyheit, Güter und Ehrenſtellen wurden ihm zurückgegeben. Aber dieſe unwürdige Behandlung mochte das Ende ſeines Lebens beſchleunigen. Kurz darauf ſtarb er, den 13. März 565, ohngefähr ſiebzig Jahr alt.

Wahr iſt es, er war nicht frey von Schwächen. Er war unterthan den Launen ſeiner Frau, nachſichtig bey ihren Ausſchweifungen; auch ſah er nicht immer auf die Moralität der Mittel und gab mitunter ſeinem Zorn mehr nach, als er ſollte. Aber wahr iſt es auch, daß die Summe ſeiner Tugenden größer war als die ſeiner Fehler. Durch Geſchicklichkeit und Beharrlichkeit wußte er die größten Hinderniſſe zu überwinden, durch väterliche Sorge für ſeine Soldaten kettete er deren Liebe an ſich, und durch ſtrenge Mannszucht ſchützte er die ruhigen Einwohner. Nur einmal, als er bey ſeinem zweyten Aufenthalte in Italien auf eigene oder des Landes Koſten den Krieg führen mußte, traf ihn der Vorwurf der Erpreſſungen. Uebrigens zeigte er ſich mild, mäßig, keuſch, überaus zuverläſſig in ſeinen Verſprechungen, eben ſo beſcheiden und herablaſſend im Glück, als kühn und beſonnen in den Augenblicken der Gefahr. Mit Recht alſo wird ſeinen Tugenden Bewunderung, ſeinen Schickſalen Mitleiden gezollt.

Eine bekannte Sage meldet, ſein Kaiſer habe ihn gegen das Ende ſeiner Tage der Augen beraubt und in die größte Armuth verſetzt; nun habe er auf den Straßen von Conſtantinopel gebettelt und dabey ausgerufen: "Gebt dem Feldherrn Beliſar einen Pfennig!" Dieſe Sage kann zwar nur als eine Erdichtung ſpäterer Zeiten betrachtet werden; aber ſie beweißt doch, welcher Undank dem Kaiſer Juſtinian getraut werden konnte gegen einen Mann, der die Stütze ſeines Thrones und der Ruhm ſeiner Regierung war.

IV.

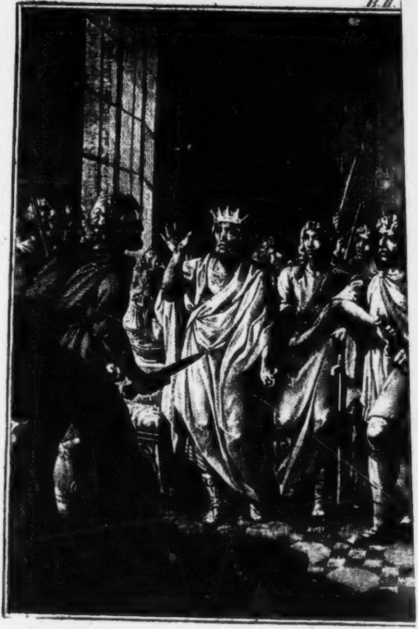
Alboin,

König der Longobarden.

Als die Longobarden im weſtlichen Pannonien ſaßen (ſeit 526), kam es zwiſchen ihnen und den Gepiden, die das öſtliche Pannonien inne hatten, häufig zum Krieg. In einem dieſer Kriege glänzte die Heldenkraft Alboin's zuerſt hervor.

Er, der Sohn des longobardiſchen Königs Audoin, war in aufblühender Jugend (552) gegen die Gepiden zu Felde gezogen. Hier traf er auf den gepidiſchen Prinzen Turismod, warf ihn vom Pferde und durchbohrte ihn mit ſeiner Lanze. Erſchreckt über dieſe Niederlage ihres Prinzen, flohen die Gepiden, und die Longobarden gewannen einen vollſtändigen Sieg. Hoch erfreut zogen ſie in ihre Heimath zurück, und baten ihren König, er möchte den jungen Helden, durch deſſen Tapferkeit ſie geſiegt hätten, zu ſeiner Tafel zulaſſen. Aber ernſt erwiederte Audoin: "Dieß iſt „gegen die Sitte der Väter! Kein Königsſohn „darf bey uns an der Tafel ſeines Vaters zechen, „wofern er nicht von einem fremden König Waffenrüſtung erhalten hat."

Alboin hegte Ehrfurcht für die Sitte der Väter. Er zog mit vierzig Gefährten zum König Turiſind, deſſen Sohn er erſchlagen hatte, und verlangte, von ihm gerüſtet zu werden. Turiſind ehrte ſeinen Muth, nahm ihn freundlich auf und zog ihn mit ſeinen Begleitern zur Tafel. Hier ſaß Alboin dem König der Gepiden zur Rechten, auf dem Platz deſſen, den er erſchlagen hatte. Die Gäſte freuten ſich des Mahles; der König aber dachte an die Größe ſeines Verluſtes, und ſtieß ſeufzend die Worte aus: "Werth iſt mir dieſer Platz, und ſchwer wird es mir, den zu ſehen, der ihn jetzt einnimmt!" Sein Schmerz erregte den Nationalhaß der Gepiden, und ſein zweyter Sohn Künemund machte dem aufgährenden Ingrimm Luft. Mit Anſpielung auf die weißen Binden, welche die Longobarden unterhalb den Waden trugen, machte er die bittere Bemerkung: "Die Longobarden gleichen weißfüßigen und ſtinkenden Stuten!" Kühn erwiederte darauf einer der Longobarden: "Gehe hin nach Asfeld, und du kannſt ſehen, wie gewaltig die um ſich ſchlagen, die du Stuten nennſt. Dort liegen die Gebeine deines Bruders wie die Gebeine der ſchlechteſten Thiere auf der Wahlſtatt zerſtreut!" — Bey dieſen Worten ſprangen die Gepiden wüthig auf, und raſch griffen auch die Longobarden nach ihren Schwertern. Turiſind aber erhob ſich von ſeinem



Alboin, König der Longobarden

nem Sitz, und trat mitten unter die Erbitterten. Höher als Rache und Nationalhaß galt ihm die Heiligkeit des Gaſtrechts. Er dämpfte den auflodernden Zorn der Gepiden, und rettete das Leben ſeiner Gäſte *). Das Gaſtmahl ward ruhig fortgeſetzt. Nach Endigung deſſelben nahm Turiſind die Waffen ſeines erſchlagenen Sohnes, bekleidete damit Alboin'n, und entließ ihn und ſein Gefolge in Frieden. Alboin kam wie im Triumph zu ſeinem Vater und zu deſſen Tafel. Laut aber prieſen die Seinen und durch ſie entfernte Nationen den unerſchrockenen Muth des hochherzigen Jünglings und die hehre Edelthat des gepidiſchen Königs.

In kurzer Zeit ſaßen die Söhne auf den Thronen ihrer Väter. Künemund ward König der Gepiden, Alboin König der Longobarden, und beyde lebten in unverſöhnlicher Feindſchaft. Künemund, begierig die früheren Niederlagen der Gepiden zu rächen, brach das Bündniß mit den Longobarden; Alboin aber verband ſich mit den Avaren, die öſtlich hinter den Gepiden wohnten. Oſtwärts und weſtwärts zugleich ſollten die Gepiden angegriffen werden. Als dieß Künemund

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. XV. Hier erblickt man den edeln Turiſind, wie er, zur Seite Alboins, die erbitterten Gepiden und Longobarden zur Ruhe bringt.

mund hörte, trieb ihn ſeine Rachſucht zuerſt gegen die Longobarden. Beyde Theile kämpften mit Muth und Erbitterung, aber die Longobarden ſiegten (567). Alboin erſchlug mit eigner Hand den Künemund, und machte deſſen Hirnſchädel, nach Sitte des Nordens, zu ſeiner Trinkſchale; die Tochter Künemunds, Roſamunde, die in ſeine Hände fiel, nahm er zur Gemahlin. Die Nation der Gepiden aber hörte auf zu beſtehen: die Tapferſten waren auf dem Schlachtfelde geblieben, und was dem Schwerte entgangen war, wurde den Longobarden oder den Avaren einverleibt.

Bald darauf (1. Apr. 568) unternahm Alboin, durch Aufforderung des oſtrömiſchen Generals Narſes und durch eigene Kriegs- und Eroberungsluſt gereizt, ſeinen berühmten Zug gegen Italien. Glänzend waren daſelbſt ſeine Fortſchritte. In kurzer Zeit war er Herr von Oberitalien. Nur Pavia widerſtand drey Jahre lang (569 — 572) ſeinen Angriffen und ſeinen Drohungen. Erbittert durch dieſen Widerſtand hatte er das blutige Gelübde gethan, bey Eroberung dieſer Stadt alle Einwohner derſelben niederhauen zu laſſen. Endlich mußte ſich Pavia ergeben. Da geſchah es, daß ſein Pferd beym Einzug mitten im Thore zu Boden fiel und nicht wieder in die Höhe zu bringen war. Dieß Ereigniß erſchien als eine Warnung

nung des Himmels, und einer der Longobarden ſprach: "Gedenke, o König und Herr, des Gelübdes, das du gethan haſt, und nimm es zurück; „ſo wirſt du leicht und glücklich in dieſe Stadt „einziehen." Alboin wurde erweicht; er verkündigte den geängſtigten Einwohnern Leben und Sicherheit, und ward freudig bewillkommt.

Doch nicht lange genoß er ſein Glück. Schon ein Jahr darauf (573) wurde er auf Anſtiften ſeines rachſüchtigen und wollüſtigen Weibes ermordet. Veranlaſſung dazu gab Folgendes.

Nach der Eroberung von Pavia hatte Alboin ſeine Siegsgefährten in einem Pallaſt nicht weit von Verona zu einem Gaſtmahl verſammelt. Freude und Wein überwältigte ihn. Er forderte Künemunds Hirnſchale, und ließ ſie, mit Wein gefüllt, im Kreiſe ſeiner Gäſte herumgehen; ja er ließ ſie ſogar der Königin reichen, und befahl ihr, aus derſelben zu trinken. Roſamunde trank aus der Hirnſchale ihres Vaters; aber ſie that auch zugleich das Gelübde, dieſe rohe Kränkung mit dem Tode ihres Gemahls zu rächen. Sie hielt ihr Gelübde. Durch buhleriſche Künſte brachte ſie erſt den Helmichis, den Schwertträger ihres Gemahls, dann den tapferſten der longobardiſchen Ritter, Peredeus, auf ihre Seite. Als nun Alboin einſt zum Mittagsſchlaf ſich begab, entfernte Roſamunde alle Waffen, und die blutige Rache wird vollzogen. Die Verſchwornen ſtürzen auf den König ein. Er erwacht, um bald auf immer zu entſchlummern. Ganz wehrlos ergreift er einen Fußſchemmel und vertheidigt ſich damit, ſo lange er kann. Zuletzt wird er übermannt und ermordet.

Iſt es ein Troſt zu ſehen, daß boßhafte Thaten oft ſchon hier ihren ſchrecklichen Lohn finden, ſo können auch Roſamundens und ihrer Verbündeten Schickſale dieſen Troſt gewähren. Helmichis ſuchte König der Longobarden zu werden; aber dieſe, über die Ermordung ihres geliebten Alboin ergrimmt, dürſteten nach Rache. Die Verſchworenen mußten flüchten. Peredeus kam nach Conſtantinopel, wo er in trauriger Blindheit den Reſt ſeiner Tage zubrachte; Roſamunde aber gelangte mit ihrem Helmichis, den ſie zum Gatten genommen hatte, nach Ravenna zum oſtrömiſchen Exarchen Longinus. Dieſem gefielen ihre Reitze und Schätze, und er that ihr den Vorſchlag, ſie zu ehelichen, wenn ſie den Helmichis aus dem Wege räumen würde. Sie war dazu bereit. Als einſt Helmichis aus dem Bade kam, bot ſie ihm einen Labetrunk. Er trank; aber er ahnete auch ſogleich, daß er Gift erhalten hätte. Da zog er ſein Schwert und zwang Roſamunden den Ueberreſt des Bechers auszuleeren. In wenig Augenblicken waren beyde verſchieden.

V.

Tod der Kaiſer Mauritius und Phokas.

Mauritius beſaß mehr Geſchicklichkeit zu einer untergeordneten Stelle, als Kraft zur Handhabung der oberſten Gewalt. Als Feldherr des Kaiſers Tiberius (578 — 582) hatte er ſich durch Tapferkeit und Klugheit ausgezeichnet; aber als Kaiſer zog er ſich den Vorwurf eines ſchwankenden und unklugen Betragens, übertriebener Sparſamkeit und unwürdiger Aengſtlichkeit zu. Sein Wollen war gut (er arbeitete an ſeiner und ſeines Reiches Verbeſſerung), und gern hätte er in Frieden geherrſcht; aber äuſſere und innere Feinde ſtörten die Ruhe ſeines Reichs und das Glück ſeines Lebens.

Der Krieg mit den Perſern, der unter ſeinen Vorgängern, Juſtin II und Tiberius, die aſiatiſchen Provinzen erſchüttert hatte, dauerte auch unter ihm fort, und nur in Folge einer Empörung, die in Perſien entſtanden war, wurde der Friede (591) herbey geführt. Gefährlicher war der Krieg mit den Avaren in den Ländern an der Donau. Schon im Anfang ſeiner Regierung hatte Mauritius ihren Trotz erdulden müſſen. Als er dann nach Endigung des perſiſchen Krieges ernſtliche Anſtalten gegen ſie unternahm (592), waren ſie abwechſelnd Sieger und Beſiegte, und blieben eine furchtbare Macht.

Doch den ſchlimmſten Feind fand Mauritius im Innern ſeines Reichs. Seine eignen Soldaten waren unzufrieden mit ſeiner Regierung, vorzüglich die, welche an der Donau den Avaren gegenüber ſtanden. Er ſelbſt hatte ſich anfangs an ihre Spitze geſtellt, aber ſie bald wieder verlaſſen, weil er die Ruhe des Pallaſtes den Beſchwerlichkeiten des Lagers vorzog. Den verſchiedenen Feldherren, die er ihnen ſchickte, gebrach es entweder an Glück oder an Geſchicklichkeit, häufig an beyden; die Verminderung des Soldes, die er einführen wollte, erzeugte lautes Mißvergnügen. Noch höher ſtieg daſſelbe, als Mauritius zwölftauſend Kriegsgefangene, die in die Hände der Avaren gefallen waren, aus Geitz oder aus Widerwillen gegen die Soldaten nicht auslöſen wollte, und dadurch Veranlaſſung gab, daß dieſe Gefangenen von dem Chagan der Avaren niedergehauen wurden.

Als nun endlich (602) Mauritius den Befehl erließ, die Soldaten ſollten in den Ländern der Avaren jenſeits der Donau Winterquartiere nehmen, ſo argwohnten ſie, ihr Kaiſer habe ſie ſämmtlich dem Tode geweiht, und die Flammen der Empörung brachen aus. Sie erklärten den Mauritius des Thrones unwürdig, wählten den Centurio (Hauptmann) Phokas zum Kaiſer, und zogen unter ihm gen Conſtantinopel, das ſchon früher dem Kaiſer abgeneigt war.

Mauritius bemerkte das aufſteigende Ungewitter und dachte anfangs auf Gegenanſtalten; aber ſein Geiſt war durch Alter und Kränklichkeit geſchwächt. Drohende Anzeichen und Traumbilder erſchreckten ihn, und er ſuchte die Hülfe, die er im Handeln hätte finden ſollen, in frommen Andachtsübungen. Er flehete zu Gott, ihn ſeiner Sünden wegen lieber in dieſer als in der andern Welt zu ſtrafen. Als nun auch Conſtantinopel bey der Annäherung des Heeres in Aufſtand gerieth, floh er zu Schiffe mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern. Laute Schimpfreden folgten ihm, und widrige Winde zwangen ihn, unweit Chalcedon zu landen.

Inzwiſchen war Phokas in Conſtantinopel prunkvoll empfangen und als Kaiſer anerkannt worden.

den. Die Spiele der Rennbahn vergnügten ihn, aber er beging die Unvorſichtigkeit, daß er bey den Streitigkeiten der dortigen Partheyen ſich für die Parthey der Grünen erklärte. Da ſchrie ihm einer von den Blauen zu: "Erinnere dich, daß Mauritius noch lebt!" Dieß Geſchrey erregte den Blutdurſt des Tyrannen. Er befahl die Ermordung des Mauritius und ſeiner Söhne.

Ungeſäumt ward dieſer Befehl in Ausführung gebracht. Der unglückliche Kaiſer ward aus der Kirche, in die er ſich geflüchtet hatte, nach Chalcedon geſchleppt. Dort wurden fünf ſeiner Söhne vor ſeinen Augen ermordet. Mit Standhaftigkeit und chriſtlicher Ergebung ſah er ſie ſterben. Er gedachte ſeiner Sünden und betete mit gebrochenem Herzen: "Herr, du biſt gerecht und deine Gerichte ſind gerecht!" Die Amme wollte den jüngſten ſeiner Söhne retten und ſtatt deſſelben den ihrigen hingeben; aber ſein frommer Sinn verſchmähte dieſen wohlgemeinten Betrug. Er ſagte zu den Henkern, "dieß ſey nicht ſein Kind!" Endlich traf ihn ſelbſt der mörderiſche Streich. Er ſtarb 602, im zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung und im drey und ſechzigſten ſeines Lebens.

Mit ſeinem Tode ſchien er ſeine Fehler abgebüßt zu haben. Das Andenken an ſeine Tugenden wachte wieder auf, und das Mitleiden mit ihm wurde um ſo lebendiger, je drückender die Tyranney ſeines Nachfolgers war.

Phokas regierte als ein Ungeheuer. Er vernachläſſigte die Angelegenheiten des Reichs und ſahe ſeine Würde als einen Freybrief zu allen Arten von Ausſchweifungen an. Furcht und Rohheit trieben ihn zu Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten. Ohne vorgängige Unterſuchung ließ er Vornehme und Niedrige zu Conſtantinopel ermorden. So zog er ſich die Erbitterung aller zu, und Heraklius, Exarch oder Statthalter von Africa, ward vom Senat zu Conſtantinopel aufgefordert, das Vaterland zu retten. Dieſer ſchickte ſeinen gleichnamigen Sohn mit einer Flotte ab. Der junge **Heraklius** wurde mit offenen Armen empfangen (610), und **Phokas**, von Feinden umringt, konnte nicht entfliehen. Er ward des Purpurs und Diadems beraubt, mit Ketten belaſtet und auf das Schiff des **Heraklius** gebracht. "Unglückſeliger", rief dieſer, "wie elend haſt du regiert!" Trotzig erwiederte jener: "Wirſt du beſſer regieren?" Dieß waren des Phokas letzte Worte. Unter vielen Martern ward er hingerichtet.

VI.

Juſtinian der Zweyte,
oder
teufliſche Feſtigkeit des Gemüths.

Feſtigkeit des Gemüths zeugt immer von Kraft; aber bald bewährt ſie den edeln Mann, bald den furchtbaren Böſewicht. Groß und herrlich, des edeln Mannes Zierde erſcheint ſie, wenn ſie auf erhabene, ſegensreiche Zwecke gerichtet iſt; aber beharrt ſie unbeugſam bey verderblichen Planen, opfert ſie dieſen alles, ſelbſt das Heiligſte auf, dann erſcheint ſie ſchrecklich, ja wahrhaft teufliſch. Eine ſolche Feſtigkeit äußerte Juſtinian II.

Er, der Sohn Kaiſers Conſtantin IV, beſtieg ſechzehn Jahr alt, den oſtrömiſchen Thron (685). Die verkehrten Regierungsmaßregeln, die er zum Nachtheil des Reichs traf, konnten vielleicht mit der Unerfahrenheit ſeiner Jugend entſchuldigt werden; aber wie und womit ſollte man die Grauſamkeiten, die er verübte, entſchuldigen? Und doch ertrug das Volk dieſe verderbliche und blutgierige Regierung zehn Jahre lang in ſtiller Geduld. Aber endlich erſchöpfte ſich dieſelbe, und alles war zur Empörung reif, als Leontius, ein angeſehener Feldherr, den Entſchluß faßte, den

Nichtswürdigen zu ſtürzen und ſich auf deſſen Thron zu erheben. Dieſer Entſchluß wurde ſchnell ausgeführt. Juſtinian wurde, als er es am wenigſten vermuthete, überfallen und ſeiner Würde entſetzt. Das Leben wurde ihm aus unzeitigem Mitleiden geſchenkt; nur die Naſe wurde ihm abgeſchnitten, und er mußte nach Cherſon auf der Halbinſel Crim als Verbannter wandern (695).

Nach drey Jahren verlor **Leontius** den Thron eben ſo ſchnell, als er ihn erlangt hatte. Es entſpann ſich ein Aufſtand unter den Soldaten (698); ſie drangen in Conſtantinopel ein, ihm wurde gleichfalls die Naſe abgeſchnitten und ein Kloſter zum Aufenthalt angewieſen. **Tiberius**, ihr Anführer kam auf den Thron.

Nun lebten **Juſtinians** Hoffnungen wieder auf. Man hatte ihm zu Cherſon größere Freyheiten gegönnt, als ſo gefährlichen Verbannten zu geſtatten ſind. Er entfloh daher zu den Chazaren, die damals in der heutigen Ukraine wohnten, gewann den Chagan derſelben und heyrathete deſſen Schweſter, **Theodora**. Als dieß der neue Kaiſer **Tiberius** vernahm, bot er dem Chagan der Chazaren eine große Summe für das Haupt des vertriebenen Kaiſers. Der geizige Chagan willigte ein, und ſchickte Leute ab, um den Juſtinian zu tödten. Dieſer aber, dem Theodora den Mordplan verrieth, kam den Mördern zuvor: er erdroſſelte ſie einzeln. Hierauf ſuchte er Hülfe bey den Bulgaren am Ausfluß der Donau. Er war zu Schiffe, und nicht weit von der Donau überfiel ihn der fürchterlichſte Sturm; jeden Augenblick drohete das Schiff, worauf er ſich befand, in den Abgrund zu verſinken. Da trat einer ſeiner Diener zu ihm, und ſagte: "Sehet, Kaiſer, wir wer„den untergehen! Jetzt gelobt Gott, daß ihr, wenn „er uns errettet, euren Feinden verzeihen wollt". Unerſchüttert von dem Brauſen des Sturmes und der Wogen, und ohne Furcht vor dem nahen Tode erwiederte **Juſtinian**: "Möge mich Gott ſogleich in die Tiefe des Meeres verſenken, wenn ich auch nur einem von ihnen verzeihe!"

Der Schreckliche hielt ſchrecklich Wort. Als er mit Hülfe der Bulgaren (705) wieder auf den Thron zu Conſtantinopel gelangte, wüthete er mit gleicher Grauſamkeit gegen Schuldige und Unſchuldige. Die beyden Kaiſer Leontius und Tiberius fielen in ſeine Hände, und beyde wurden einem ſchmachvollen Tode geweiht. Sie wurden zur Rennbahn geſchleppt, daſelbſt vor den kaiſerlichen Thron zur Erde niedergeworfen, und auf ihre Nacken ſetzte **Juſtinian** während des Wettrennens ſeine Füße. Das Volk aber zeigte ſich hierbey ſo entartet, daß es, ſtatt die Unglücklichen, denen es einſt gehuldiget hatte, zu bemitleiden, hohnlachend die Worte des Pſalmiſten wiederhohlte: "Du wirſt ge„hen auf den Löwen und Ottern, und treten auf die jungen Löwen und Drachen!" Gleich darauf wurden den Unglücklichen die Köpfe abgehauen, und nach ihnen einer großen Menge von Bürgern und Soldaten. Juſtinian fand ſeine Freude im Morden; Beil, Strick, Folter waren die Hebel ſeiner Regierung; ſein Blutdurſt war unerſättlich; aber vorzüglich mußten die unglücklichen Einwohner von Cherſon alle Schrecknisse deſſelben empfinden.

Sie hatten, während er als Gefangener bey ihnen lebte, ſich unfreundlich gegen ihn bezeigt, vielleicht auch den Gedanken gefaßt, ihn zu tödten. Dafür hatte er ihnen Rache geſchworen. Er ſchickte daher (710) ein zahlreiches Kriegsheer unter zwey Feldherren ab, mit dem ausdrücklichen Befehl, alle Cherſoniten ohne Unterſchied des Alters zu tödten. "Alle ſind ſchuldig", rief er, "und alle müſſen ſterben!" Aber ſelbſt ſeine Generale fanden dieſen Befehl zu hart; ſie tödteten nur wenige, und ſchonten der Kinder und Jünglinge. Als dieß der unmenſchliche Kaiſer erfuhr, gerieth er in Wuth, und ſchickte ein zweytes Heer ab mit dem erneuerten Befehl, alle Einwohner zu tödten und die Stadt dem Erdboden gleich zu machen.

Gern wenden wir unſre Augen von einem ſolchen Ungeheuer, deſſen wir bloß darum erwähnt haben, um an einem Beyſpiel zu zeigen, wie tief der Menſch ſinken kann, und welche Abſcheulichkeiten das oſtrömiſche Reich ſchändeten. Aber die Bemerkung müſſen wir hinzufügen, daß die göttliche Gerechtigkeit, die oft ſchon im irdiſchen Leben zu erkennen iſt, auch an Juſtinians Schickſalen ſich offenbarte. Von Cherſon aus, das dieſer Tyrann zu vertilgen drohte, ward ihm der Untergang bereitet. Die Cherſoniten, von den Chazaren unterſtützt, pflanzten die Fahne des Aufſtandes auf. Sie ernannten einen Gegenkaiſer, und gewannen für dieſen das Heer, das gegen ſie geſchickt war. Juſtinian eilte den Aufruhr zu unterdrücken; aber er wurde (711) von ſeinen Anhängern verlaſ- und ermordet.

VII.

Kaiſer Theophilus.

Ruhm und Achtung verdient unter den oſtrömiſchen Kaiſern der gegenwärtigen Periode beſonders Theophilus (reg. 829 — 842), der Sohn und Nachfolger Kaiſers Michaels des Stammlers.

Er hatte eine gute Erziehung genoſſen. Sein Lehrer Johannes Grammaticus, ein eben ſo großer Gelehrter als Staatsmann, hatte ihn mit Liebe für Künſte und Wiſſenſchaften, vorzüglich aber mit Liebe für Gerechtigkeit erfüllt, und Theophilus machte dieſer Erziehung durch ſein öffentliches und häusliches Leben Ehre. Zwar unterlag er manchmal den Eingebungen eines finſtern Argwohns oder einer auflodernden Hitze, ſeine Gerechtigkeitsliebe ging mitunter in deſpotiſche Härte über, und es fehlte ihm Feldherrntalent; aber dagegen ſchmückte ihn ein reicher, gebildeter Geiſt, er beſaß Redlichkeit, Thätigkeit und Achtung für ſeinen Beruf, und er war dazu geeignet, das oſtrömiſche Reich, das ſo lange und ſo tief geſunken war, aufs neue zu erheben.

Mit großem Eifer nahm er ſich der Regierungsgeſchäfte an, und väterlichſt ſorgte er für ſeine

Unterthanen. So oft er ausritt, ließ er alle, die etwas bey ihm anzubringen hatten, vor ſich; hörte auch auf die unbedeutendſten Klagen der Niedrigen und ſuchte Abhülfe zu ſchaffen. Fleißig beſuchte er die Kirche, aber eben ſo fleißig auch die Gerichte. Kam er über den Markt, ſo nahm er die daſelbſt ausgeſtellten Waaren in Augenſchein, und erkundigte ſich nach den Preiſen derſelben; fand er ſie zu ſchlecht und zu theuer, ſo beſtrafte er die Polizeyaufſeher auf der Stelle.

Ein Feind aller Ueppigkeit und Ausſchweifungen ſuchte er die römiſche Mäßigkeit alter Zeiten wieder herzuſtellen. Eben deshalb verbannte er alle unzüchtigen Weibsperſonen aus Conſtantinopel, und verwandelte das Gebäude, wo ſie ihr Unweſen getrieben hatten, in eine Herberge für arme und kranke Fremdlinge. Aber er ſorgte auch für die Befeſtigung und Verſchönerung der Hauptſtadt. Er führte neue Mauern von auſſerordentlicher Höhe und Dicke daſelbſt auf, und viele Kirchen, Paläſte und Kunſtwerke.

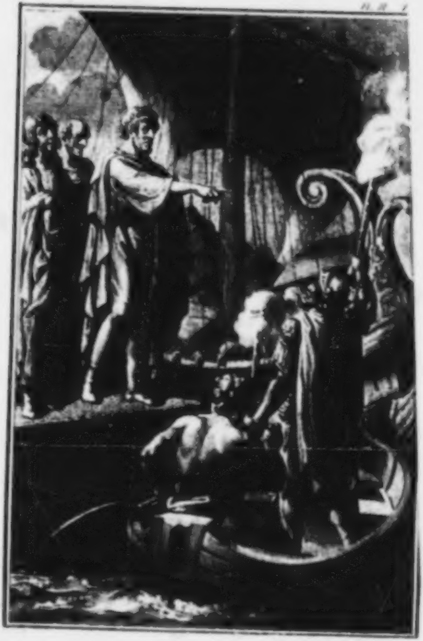
Mit Liebe für Künſte und Wiſſenſchaften erfüllt, achtete er Gelehrſamkeit, wo er ſie fand, ſelbſt an Feinden. Den Philoſophen Leo, den der Chalif Al-Mamun zu beſitzen wünſchte, ließ er nicht von ſich, ſondern wies ihm vielmehr in ſeinem

Pallaſte einen Hörſaal zum Unterrichte der Jugend an. Vertraut mit der Tonkunſt verfertigte er Melodien geiſtlicher Lieder; auch ſorgte er dafür, daß die Geiſtlichen in der Muſik unterrichtet würden. Wenn an hohen Feſttagen Kirchenmuſiken in der Hauptkirche aufgeführt wurden, ſo ſtellte er ſich ſelbſt unter die Sänger und ſchlug den Tact.

Seinen geraden Sinn offenbarte er, als er ſich im erſten Jahre ſeiner Regierung eine Gattin wählte. Seine Stiefmutter Euphroſyne hatte auf ſeinen Antrieb die ſchönſten und vornehmſten Mädchen in einem Zimmer ihres Pallaſtes verſammelt. Von ihr geleitet trat er in das Zimmer, mit einem goldnen Apfel in der Hand, um ihn derjenigen zu überreichen, die er zur Gemahlin zu haben wünſchte. Die Schönheit der gelehrten und witzigen Ikaſia zog ihn an. Er trat zu ihr, und in der Verlegenheit einer erſten Erklärung brachte er die freylich ſonderbare Bemerkung vor: "Iſt doch alles Uebel durch ein Weib in die Welt gekommen". Schnell erwiederte Ikaſia, ihrer Meinung nach ſchon Kaiſerin: "Aber durch ein Weib (ſie meinte Marien) wird die Welt noch täglich gerettet!" Dieſer Einfall mißfiel dem jungen Kaiſer. Ihm war ein ſittſames Weib lieber als ein witziges, und er überreichte den goldenen Apfel der beſcheidenen Theodora. Indeſſen kann man zweifeln, ſein, ob ſeine Wahl ganz glücklich ausfiel. Zwar beſaß Theodora manche achtungswerthe Eigenſchaften, aber ſie war nicht frey von weiblicher Argliſt, und ihre Häuslichkeit artete mitunter in niedrige Erwerbſucht aus. Theophilus ſelbſt fühlte dieß, und ſo ſehr er ſeine Gemahlin liebte, ſo konnte er doch nicht zugeben, daß ſie etwas triebe, was ſeiner Würde und dem Wohl ſeiner Unterthanen entgegen war. Als Beweis hiervon läßt ſich Folgendes anführen.

Eines Tages ſah er ein auſſerordentlich großes Laſtſchiff mit vollen Segeln in den Hafen von Conſtantinopel einlaufen. Verwundert fragte er, wem es gehöre? und welche Ladung es führe? Man antwortete, es gehöre der Kaiſerin, und führe Waaren, welche ſie in Syrien habe einhandeln laſſen, um ſolche in Conſtantinopel zu verkaufen. Theophilus ſchwieg, aber bald darauf ging er mit ſeiner Gemahlin zum Hafen. Hier fragte er die Anweſenden, ob wohl einer unter ihnen an Speiſe oder Wein oder den nothwendigſten Nahrungsmitteln Mangel leide? Einzeln und insgeſammt antworteten alle, ſie ſähen ſich durch die Güte des Kaiſers von allem Mangel frey. "Wie", ſprach nun Theophilus voll Unwillens, "Gott hat mich „zum Kaiſer gemacht, und meine Gemahlin will „mich zum Krämer machen? Der Handel gehört den „Unter-

B. R. 1



[illegible]

„Unterthanen zu, damit ſie dadurch gewinnen, was „ſie zu ihrem Unterhalte brauchen; denn wenn die „Fürſten auch den Handel an ſich reißen wollen, „wovon ſollen ihre Unterthanen leben?“ — Darauf ließ er die geſammte Mannſchaft aus dem Schiffe herausgehen, und dann das Schiff mit allem, was es enthielt, verbrennen*). Der Kaiſerin aber drohete er mit dem Tode, wenn ſie je wieder wagen würde, Handel zu treiben.

Wie hier, ſo zeigte **Theophilus** auch bey andern Gelegenheiten eine ſtrenge und unpartheyiſche Gerechtigkeitsliebe. — Als er einſt ausritt, wendete ſich eine arme Frau an ihn mit der Klage, daß ihr Nachbar **Petronas**, der Kaiſerin Bruder, ſeinen Pallaſt ſo hoch gebaut habe, daß ihrer niedrigen Hütte dadurch Licht und Luft entzogen würde. Petronas, den der Kaiſer herbeyrufen ließ, ſchilderte die Klage als unbedeutend, und verſprach ihr abzuhelfen. **Theophilus**, hiermit zufrieden, gab ihm bloß die Erinnerung: “Hüte dich, daß du nicht wieder dieſer Sache wegen verklagt wirſt, es würde dir nicht gut bekommen“; zur Frau aber ſagte er, ſie ſollte wieder-

kom-

---

*) S. das **Kupfer Taf. XVI.** Hier erſcheint Theophilus mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Gefolge am Rand des Hafens, und ſchon fahren Botsknechte ab, um ſeinem Befehl zufolge das vor ihnen liegende Schiff in Brand zu ſtecken.

kommen, wofern ſie nicht zufrieden geſtellt würde. Sie erhielt keine Schadloshaltung, und wendete ſich alſo aufs neue an den Kaiſer. Sogleich ſchickte dieſer einige Senatoren ab, um die Sache augenblicklich zu unterſuchen. Sie kamen bald zurück und berichteten zum Nachtheil des Petronas. Nun konnte weder Reichthum, noch Anſehn, noch Verwandſchaft den Petronas vor der härteſten Strafe ſchützen. Er wurde öffentlich gegeißelt, ſein Pallaſt wurde niedergeriſſen, und Baumaterialien und Boden der Klägerin zugewieſen.

Eben ſo gerecht zeigte ſich Theophilus auch bey folgender Gelegenheit. Ein General hatte einem gemeinen Soldaten ein ſchönes Pferd, das dieſer ſehr liebte, mit Gewalt entriſſen, und es dem Kaiſer, als wäre es ſein Eigenthum, geſchenkt. Der Soldat war in dem Kriege gegen die Araber geblieben, und ſeine Witwe, der es an Brod für ſich und ihre Kinder fehlte, wendete ſich an den Kaiſer, um von ihm Entſchädigung zu erhalten. Sie ſahe ihn auf dem Pferde ihres verſtorbenen Mannes reiten, und forderte daſſelbe als ihr Eigenthum zurück. Der Kaiſer hierüber erſtaunt, unterſuchte die Sache und fand die Klage der Witwe gerecht. Der General ward ſeiner Ungerechtigkeit überführt und auf der Stelle beſtraft. Er ward ſeiner Würden entſetzt und verbannt, und ſein

Vermögen der armen Witwe und ihren Kindern zugeſprochen.

Wenn die Gerechtigkeitsliebe, die Theophilus bey dieſen und ähnlichen Vorfällen zeigte, einerſeits Lob verdient, ſo läßt ſich andrerſeits auch nicht leugnen, daß ſie mit despotiſcher Härte gepaart war, und daß dieſe Härte zu den Fehlern des ſonſt ruhmwürdigen Kaiſers gehörte. Indeſſen darf man zu ſeiner Entſchuldigung nicht unbemerkt laſſen, daß die Römer, die er regierte, ein entartetes Volk waren, das nur durch harte Mittel im Zaum gehalten werden konnte, und daß er ſelbſt an einem despotiſch regierenden Hofe erzogen war.

Dieſen Hang zum Despotismus zeigte Theophilus ſchon beym Anfang ſeiner Regierung, als er die Mörder des Kaiſers Leo, obſchon ſein Vater durch ſie den Thron beſtiegen hatte, auf eine argliſtige Weiſe zur Strafe zog; aber ganz beſonders zeigte er ihn bey kirchlichen Streitigkeiten. Damals ſetzte der ärgerliche Bilderſtreit, den Leo der Iſaurier angeregt hatte, das oſtrömiſche Reich und beſonders die Hauptſtadt in ſtürmiſche Bewegung*). Theophilus, in den Grundſätzen der Bilderfeindſchaft erzogen, haßte die Bilderverehrung

*) S. oben im erſten Kapitel des erſten Abſchnitts, S. 19 ff.

rung als einen Götzendienſt, und ſuchte ſelbige gewaltſamer als ſeine Vorfahren zu unterdrücken. Nicht genug, daß er die Bilder aus den Kirchen wegnehmen ließ, ſo verfolgte er auch die Freunde derſelben, entſetzte ſie ihrer Aemter, ließ ſie geiſſeln und ins Gefängniß werfen. Und doch konnte er mit aller Gewalt den Bilderdienſt nicht unterdrücken; ſelbſt ſeine Gemahlin hing ihm an, und erhob ihn nach ſeinem Tode.

Der Krieg mit den Arabern, der ihn viele Jahre hindurch beſchäftigte, wurde mit abwechſelndem Glücke geführt. Er ſelbſt zog mehrmals wider ſie zu Felde, doch mangelte es ihm an Kriegskenntniß; was geſchah, geſchah durch ſeine Feldherren. Unter den Verluſten aber, die ihn in dieſem Kriege trafen, ſchmerzte ihn am meiſten die Eroberung und Schleifung ſeiner Geburtsſtadt Amorium in Phrygien (838). Tiefe Schwermuth ſoll ihn ſeit dieſer Zeit ergriffen und ſein Leben verkürzt haben.

Als er die Herannäherung ſeines Todes fühlte, ließ er ſich nach Conſtantinopel zurückbringen. Sein einziger Wunſch war noch, den Kaiſerthron ſeiner Familie zu erhalten. Er berief deshalb die Senatoren und Angeſehenſten ſeines Reiches zu ſich und empfahl ihnen ſeinen ganz jungen Sohn Michael,

chael, der unter Theoderens Leitung regieren ſollte. Möchte er damit geendigt haben! Aber in der Nähe des Todes unterlag er ſeinem finſtern Argwohn. Er fürchtete, ſein langjähriger Freund, der beliebte und angeſehene Theophobus, der einſt von einem Haufen Perſer zum König ernannt worden war, aber auf dieſe Königswürde freywillig verzichtet hatte, möchte den Ehrgeiz haben, den Kaiſerthron zu beſteigen, oder vielleicht auch wider Willen auf denſelben erhoben werden. Er ließ ihn daher ins Gefängniß werfen. Aber hiermit war ſein Argwohn nicht befriedigt. Als er mit dem Tode rang, befahl er, man ſollte das Haupt des Theophobus herbey bringen. Sein Blutbefehl wurde befolgt. Man brachte ihm das Haupt des Hingerichteten; er betaſtete es mit ſeinen Händen und rief: "Du biſt nicht mehr Theophobus, und — bald bin ich nicht mehr Theophilus!" Er ſprach's, ſank auf ſein Lager zurück und ſtarb.

VIII.

Muhamed.

Das Leben Muhameds, von keinem gleichzeitigen Schriftſteller beſchrieben, und durch Religionsſchwärmerey und Religionshaß entſtellt, iſt an vielen Stellen unſern Augen entrückt, an noch mehreren mit abentheuerlichen Sagen erfüllt. Kein Wunder alſo, wenn viele Fragen unbeantwortet bleiben, und wenn hin und wieder Wahrſcheinliches die Stelle des Gewiſſen vertreten muß.

Muhamed war ums Jahr 569 oder 570 zu Mecca geboren. Seine Mutter, eine Jüdin, hieß Aminah, ſein Vater Abdallah. Dieſer gehörte zu der Familie Haſchem, einem Zweig des Stammes Koreiſch, der ſeit länger als hundert Jahren das Vorſteheramt bey der Kaaba, und dadurch geiſtliche und weltliche Herrſchaft über Mecca behauptet hatte. Muhamed war alſo nicht von niedriger Herkunft, wie viele behaupten, ſondern aus dem angeſehenſten Geſchlecht ſeines Volkes entſproſſen.

Sein Vater Abdallah ſtarb früh, und hinterließ nichts als fünf Kamele und einen äthiopiſchen Sclaven. In ſeinem ſechſten Lebensjahre verlor

Muhamed auch ſeine Mutter. Hierauf nahm ihn ſein Großvater väterlicher Seits, Motalleb, ein ehrwürdiger Greis, ſeit langer Zeit Vorſteher der Kaaba, zu ſich, und übergab ihn ſterbend, (Muhamed war damals acht Jahr alt) dem älteſten ſeiner Söhne, Abu-Taleb. Dieſer, nun Vorſteher der Kaaba, pflegte des Knaben mit väterlicher Sorgfalt. Zwar ertheilte er ihm keinen gelehrten Unterricht: nicht einmal ſchreiben lernte Muhamed (die Schreibkunſt kam erſt zu ſeiner Zeit unter den Arabern auf); aber er führte ihn zu Leibesübungen, übte ihn in dem Gebrauch der Waffen, und unterwies ihn im Handel, womit ſich zu Mecca die Vornehmſten beſchäftigten. Auch blühete der Knabe zu einem ſchönen Jüngling auf, und noch ſpät bewunderte man ſeine majeſtätiſche Geſtalt, ſein durchdringendes Auge, ſein anmuthiges Lächeln, die Kraft und den Wohllaut ſeiner Sprache, und die Haltung ſeines Körpers, die jeden Ausdruck ſeiner Rede verſtärkte.

Ungefähr in ſeinem dreyzehnten Jahre machte er mit ſeinem Oheim Abu-Taleb eine Handelsreiſe nach Syrien, wo er mit einem Mönch, den einige Boheira, andere Sergius nennen, bekannt wurde. In ſeinem vierzehnten Jahre begleitete er den Abu-Taleb auf einem Feldzuge gegen einige feindliche Stämme und erwarb ſich das Lob der Tapferkeit.

Späterhin kam er in das Haus der reichen Witwe Chadidſchah, die ebenfalls aus dem Stamme Koreiſch war. In ihrem Namen that er eine zweyte Handelsreiſe nach Syrien. Er gefiel ihr, und ſie, vierzig Jahr alt, nahm ihn den fünf und zwanzigjährigen Jüngling zum Gemahl (594). Durch dieſe Heyrath kam Muhamed in Wohlſtand, und ſo lange Chadidſchah lebte, ſchritt er zu keiner weitern Vermählung, ohngeachtet es Landesſitte war, daß die Vornehmen mehrere Frauen und auſſerdem noch Sclavinnen zu Beyſchläferinnen hatten.

Von dieſer Verheyrathung an (594) bis zu ſeinem Auftreten als Prophet (609), alſo funfzehn Jahr hindurch bleibt das Leben Muhameds unſern Augen entrückt. Wahrſcheinlich aber iſt es, daß er während dieſer Zeit mehr ein beſchauliches als ein geſchäftiges Leben geführt hat. Denn von neuen Handelsreiſen iſt nirgends die Rede, und Abulfeda erzählt, daß der Prophet ſchon vor ſeinem vierzigſten Jahre jährlich einen Monat in der Höhle Harra, unweit Mecca in einſamen Betrachtungen hinbrachte. Wahrſcheinlich mochte auch damals der Entſchluß in ihm zur Reiſe kommen, die uralte Religion, die Gott den Erzvätern Arabiens, Abraham und Jsmael verkündigt, und durch Moſes und Jeſus erneuert habe, wieder herzuſtellen.

Nicht Ehrgeiz und Herrſchſucht, ſondern glühende Begeiſterung für die Sache der Religion und für den Wohlſtand ſeines Vaterlandes ſcheint ihn zuerſt zu dieſem Entſchluß geführt zu haben. Seine Handelsreiſen und der große Verkehr auf dem Markte und in der Kaaba zu Mecca hatte ihn mit Juden und Chriſten und beſonders mit den Bedürfniſſen ſeines Vaterlandes bekannt gemacht. Er kannte den Verfall der Religion unter den Juden und die Glaubensſtreitigkeiten unter den Chriſten; er wußte, daß jene auf einen Meſſias hofften, und daß Jeſus einen Tröſter verheißen hatte. Auch ſein Vaterland bedurfte eines Retters. Hier herrſchte thörichter Aberglaube neben uralten Sagen von den Offenbarungen Gottes; die einzelnen Stämme waren in Partheyen getheilt; ihre Kraft verhauchte in gegenſeitigen Befehdungen; es fehlte an einem Bande, das ſie vereinigte, und durch ſolche Vereinigung zu großen Thaten ermuthigte. Sehr leicht konnte er alſo auf die Ueberzeugung kommen, daß eine Religionsverbeſſerung nöthig, und daß er dazu von Gott berufen ſey. Ohne eine ſolche Ueberzeugung hätte er den Kampf mit den Schwierigkeiten, die ſich ihm entgegenſtellten, nicht beginnen, noch weniger ſiegreich dabey ausharren können.

Im vierzigſten Jahre ſeines Alters erſchien ihm, wie erzählt wird, die "Nacht der Rathſchlüſſe

Gottes," oder wie er ſelbſt im Koran ſie nannte, "die geſegnete Nacht." Als er nämlich im Jahr 609 in der Höhle Harra ruhete, trat vor ihn ein Engel, und es tönten ihm die Worte zu: "Muhamed, du biſt der Prophet Gottes, und ich bin Gabriel!" Er erzählte dieß ſeiner Frau. Sie glaubte ihm, und ſchwur "bey demjenigen, der ihre Seele in ſeinen Händen habe, Muhamed ſey ein Prophet." Hierauf glaubte ihr Vetter Waraka, Ali, der neunjährige Sohn Abu-Talebs, der hochgeehrte Abu-Becr, der getreue Zeuge und Nachfolger des Propheten, und ſein Sclave Zeid, den er deshalb frey gab.

Drey Jahre wirkte er in der Stille, und gewann ohngefähr vierzehn Perſonen. Im vierten Jahre aber beſchloß er öffentlich als Prophet aufzutreten. Eine neue Offenbarung, wie er vorgab, erweckte ihn dazu. Er ladete vierzig Perſonen aus der Familie Haſchem zu einem Gaſtmahle, und als ſie Brod und Lammfleiſch gegeſſen und Milch getrunken hatten, ſprach er: "Niemand kann euch etwas Vortrefflicheres anbiethen als ich. Ich bringe euch die Güter des jetzigen und des zukünftigen Lebens. Gott hat mir befohlen, euch zu ihm zu rufen. Wer von euch will mein Gehülfe (oder Vezier) ſeyn? Wer von euch will einen Theil der Bürde auf ſich nehmen? Wer von euch will mein

„Bruder, mein Vertrauter, mein Verweſer ſeyn?“ — Sie ſcheueten ſich zu antworten. Nur der jüngſte und unanſehnlichſte von ihnen, Ali, der Sohn Abu-Talebs ſprang auf und rief: "Ich, o Prophet Gottes, ich will dein Verweſer ſeyn!" Muhamed nahm ſein Anerbiethen mit Freuden an; er umarmte den Ali, und gebot den übrigen, ihm Gehorſam zu leiſten. Allein ſie lachten und ſagten höhniſch zum Abu-Taleb, er werde nun ſeinem eigenen Sohn gehorchen müſſen.

Muhamed achtete ihres Hohnes nicht; raſtlos verfolgte er ſeine Plane. Er predigte unter ſeinen Stammgenoſſen und unter den Pilgern zu Mecca, und forderte ſie auf, dem Götzendienſte zu entſagen und an ſeine Sendung und Lehre zu glauben. Allein er fand wenig Gehör; die Zahl ſeiner Gegner vermehrte ſich, und ſelbſt ſeine Freunde riethen ihm, von ſeinem Unternehmen abzulaſſen. Er aber erklärte mit unerſchütterlicher Feſtigkeit: "Sollten ſie auch die Sonne in meine Rechte und den Mond in meine Linke legen (d. i. ſollten ſie mir auch die allergrößten Vortheile verſprechen), ſo laſſe ich dennoch nicht ab".

Den lebhafteſten Widerſtand fand er bey ſeinen Stammgenoſſen, den Koreiſchiten. Seine Lehre ſchien ihnen Beſchimpfung der väterlichen

Religion, ſeine Sendung eitle Anmaßung. Sie nöthigten daher die meiſten ſeiner Anhänger (83 Männer und 18 Frauen) in das benachbarte Aethiopien zu flüchten, ſchloſſen ein Bündniß gegen ihn und die Familie Haſchem, und hingen die Urkunde davon in der Kaaba auf. Dadurch ſahe ſich Muhamed bewogen, Mecca zu verlaſſen. Aber ſein Oheim Abu-Taleb ſchützte ihn, und er fand Mittel das Bündniß der Koreiſchiten zu trennen. Er erklärte, heißt es, ſeinem Oheim, Gott habe einen Wurm geſchickt, der jedes Wort jener Urkunde, den Namen "Gott" ausgenommen, durchlöchert habe. Wirklich wurde die Urkunde durchlöchert befunden, und die Koreiſchiten, heißt es, ſtaunten dieſes Ereigniß als ein Wunder an, und hoben das geſchloſſene Bündniß auf.

Um dieſelbe Zeit, im Jahre 619, ſtarb ſein Oheim Abu-Taleb und ſeine Gattin Chadidſchah: beyde hatten ihn geſchützt. Jetzt nahm ſich ſein zweyter Oheim **Al-Abbas**, der dem Abu-Taleb als Vorſteher der Kaaba folgte, ſeiner an; aber am meiſten baute er auf ſich ſelbſt. Da er ſah, daß er unter ſeinen Stammgenoſſen wenig ausrichten würde, ſo wendete er ſich vorzüglich an die vielen Fremden, die des Handels oder der Wallfahrten wegen häufig nach Mecca kamen. Durch neue Offenbarungen, die er empfangen zu haben vorgab, oder durch Gaukelſpiele, die er als Wunder darſtellte, wußte er Glauben zu gewinnen und zu beſtärken. Vorzüglich merkwürdig ſcheint in dieſer Hinſicht die Erzählung einer Reiſe, die er in einer Nacht von Mecca nach Jeruſalem und von da in den Himmel gemacht zu haben vorgab — eine Erzählung, die mit den prächtigen Bildern einer entzückten Einbildungskraft, die den Arabern von jeher gefielen, reichlich ausgeſtattet iſt.

Als er einſt, ſo lauten die Hauptmomente dieſer Erzählung, unweit Mecca unter freyem Himmel ſchlief, trat der Engel Gabriel in einem von Perlen und Goldfäden durchflochtenen Kleide zu ihm und reinigte ſein Herz. Er nahm es nämlich aus Muhameds Leibe, drückte den ſchwarzen Tropfen oder den Samen der Erbſünde aus demſelben heraus, und erfüllte es mit Weisheit und Gnade. Als er es an den gehörigen Ort zurück gebracht hatte, führte er einen wunderſamen Grauſchimmel herzu, Namens Al Borak, der die Schnelligkeit des Blitzes und die Gabe der Rede hatte. Der Prophet wollte ihn beſteigen, aber das Wunderthier bäumte ſich, und war nicht eher fügſam, als bis ihm Muhamed die Aufnahme in das Paradies verſprochen hatte. Kaum war dieß geſchehen, ſo trug es den Propheten unter Leitung des Engels in einem Nu zum Berge Sinai, von da nach

Bethlehem, und von Bethlehem nach Jeruſalem. An allen dieſen Orten verrichtete der Prophet ſein Gebet; im Tempel zu Jeruſalem gemeinſchaftlich mit Abraham, Moſes und Jeſus. Von hier führte ihn der Engel (Al Borak blieb vor dem Tempel ſtehen) auf einer Leiter, deren Stufen von Gold, Silber, Perlen und andern Koſtbarkeiten waren, in alle ſieben Himmel nach einander. Jeder dieſer Himmel war ſo weit von dem andern entfernt, daß nach menſchlicher Weiſe fünfhundert Jahre nöthig geweſen wären, um von dem einen zu dem andern zu gelangen, **Muhamed** aber machte mit ſeinem Begleiter dieſe Reiſe in einem Augenblicke. Die Herrlichkeiten, die er hier erblickte, laſſen ſich nicht mahlen; der Sprache fehlt es dazu an Worten, der Phantaſie an Bildern. Alles war Gold, Edelgeſtein und voll blendenden Lichts, und in jedem Himmel begrüßten ihn Engel, Patriarchen und Propheten der Vorzeit. Bis zum ſiebenten Himmel, wo ſchon die Stimme Gottes vernommen wurde, durfte Gabriel gehen, **Muhamed** aber gelangte über denſelben hinaus bis in die Nähe des Thrones Gottes. Dieſen Thron trug der Engel Aſrafel, der ſo groß war, als der ganze Raum vom Morgen bis zum Abend. Er hatte eine Million Häupter, jedes Haupt eine Million Münde, jeder Mund eine Million Zungen, und jede Zunge redete eine Million Sprachen, mit welchen er Tag und Nacht unaufhörlich das Lob Gottes pries. Der Thron ſelbſt, wie jedes Thor der ſieben Himmel, hatte die Aufſchrift: "Es iſt kein Gott als Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet!" Muhamed ſchwindelte; aber eine Stimme rief: "Tritt herzu und nähere dich dem herrlichen und allmächtigen Gott." Er näherte ſich bis auf zwey Bogen, und hielt eine lange Unterredung mit Gott. Unausſprechliche Süßigkeit und Wonne durchdrang ſein Inneres; er empfing den vollkommenſten Unterricht von dem Willen Gottes und die Verheißung, daß ſein Name nie von dem Namen Gottes getrennt werden ſollte. Die Anzahl der Gebete, die jeder Araber täglich verrichten ſollte, beſtimmte Gott erſt auf funfzig, nachher auf fünf. Als die Unterredung geendigt war, kehrte Muhamed zurück. Gabriel führte ihn auf dem vorigen Wege, wobey er ihm das Paradies zeigte, nach Jeruſalem. Dort beſtieg Muhamed aufs neue den Grauſchimmel, und langte noch in derſelben Nacht in Mecca wieder an. — Dieſe kühne und ausſchweifende Dichtung war wohl im Stande, auf die Sinnlichkeit eines phantaſiereichen Volkes Eindruck zu machen, doch wurde ſie anfangs verlacht, und erſt ſpäterhin geglaubt. Abu-Becr, "der getreue Zeuge", empfahl ſie mit der Bemerkung, daß alles wahr ſeyn müſſe, was der Geſandte Gottes berichte.

Aber noch wichtiger war es, daß ſich die Einwohner von Jathreb (Medina), die ſeit langer Zeit mit den Koreiſchiten in Feindſchaft lebten, für Muhamed erklärten. Feyerlich gelobten ſie ihm durch ihre Abgeſandten, ſie wollten ihn, wenn er verfolgt werden ſollte, aufnehmen und aufs äuſſerſte vertheidigen. Dagegen verſprach er ihnen, ſie niemals zu verlaſſen, und daß das Paradies ihr Lohn ſeyn ſollte, wenn ſie in ſeinem Dienſte umkommen würden. So gewann er treue und muthige Anhänger und eine ſichere Zufluchtsſtätte, wenn ſeine Vaterſtadt ihn ausſtieß.

Wirklich traf dieß in kurzem ein. Die Koreiſchiten, die ſein wachſendes Anſehen bemerkten, verſchworen ſich aufs neue gegen ihn; ſein Tod ward beſchloſſen, täglich drohte ſeinem Leben Gefahr. Dieß nöthigte ihn zur Flucht. In der Nacht des 16. Julius 622 machte er ſich auf. Seine Anhänger hatte er vorausgeſchickt; der einzige Abu-Beer begleitete ihn. Mit Mühe entwand er ſich den Nachſtellungen ſeiner Verfolger, und ſechszehn Tage nach dem Anfang ſeiner Flucht gelangte er nach Jathreb, das von nun an Medina al Nabi, "Stadt des Propheten", genannt wurde. Hier hatten die Einwohner für ſein Leben gezittert; doppelt groß war alſo das Frohlocken über ſeinen Einzug. Neue Zuſicherungen der Treue und Ehrfurcht begrüßten ihn, und eben die Flucht, die ihn ganz zu vernichten ſchien, führte ihn zur glänzendſten Periode ſeines Lebens. In Mecca wäre entweder er oder ſeine Lehre zu Grunde gegangen; aber in Medina fand er Sicherheit und Erhebung. Billig ſetzte daher ſein zweyter Nachfolger, der Chalife Omar, feſt, daß dieſe Flucht (Hedſchra) den Moslemin zur Zeitrechnung dienen ſollte.

Von nun an gab er ſeiner Lehre mehr Umfang und Beſtimmtheit. Zu dem Hauptgrundſatz, den er gleich anfangs aufgeſtellt hatte: "Es iſt nur ein Gott, und Muhamed iſt ſein großer Prophet," kamen genauere Erörterungen über die Ergebung in den göttlichen Willen (Islam), über das Waſchen, Beten, Faſten und Almoſengeben, über das unvermeidliche Schickſal, dem kein Menſch entrinnen könne, über Belohnungen und Beſtrafungen jenſeit des Grabes. Ein ſyſtematiſch geordnetes Lehrgebäude ſtellte er nicht auf. Bey veranlaſſenden Umſtänden, wenn er aus einer beſchauenden Entzückung zu ſich kam, oder wenn irgend eine ſeiner Handlungen und Vorſchriften des Stempels der Göttlichkeit bedurfte, ließ er das, was er als göttliche Offenbarung empfand oder angeſehen wiſſen wollte, auf einzelne Blätter aufzeichnen und unter dem Namen Koran (Schrift) bekannt machen.

chen. Nach ſeinem Tode ſammelte ſein Nachfolger, der Chalif Abu-Beer, dieſe einzelnen Blätter zu einem Ganzen, das in 114 Suren oder Abſchnitte getheilt und gleichfalls Koran genannt wurde.

Wie aber ſeine Lehre während ſeines Aufenthalts zu Medina an Umfang und Beſtimmtheit zunahm, ſo veränderte ſich auch ſein Verfahren. Vorher hatte er nur durch Unterricht ſeine Lehre auszubreiten geſucht, und den Verfolgungen ſeiner Feinde Geduld entgegen geſetzt; jetzt aber fing er an (auf Gottes Befehl, wie er ſagte), das Schwert für ſeine Sendung zu ziehen. Aus dem begeiſterten Prediger ward ein gewaltiger Heerführer, und Bekämpfung der Ungläubigen ward Glaubenspflicht. "Ein Tropfen Bluts," rief er den Seinigen zu, "ein Tropfen Bluts in Gottes Sache vergoſſen, eine Nacht in Waffen zugebracht, iſt mehr werth als zwey Monate Faſten und Beten. Wer im Treffen fällt, deſſen Sünden ſind vergeben. Am Tage des Gerichts werden ſeine Wunden glänzen wie Leuchtkäfer, und riechen wie Moſchus. Ihn empfangen die ewig ſchönen Gärten des Paradieſes. Daſelbſt ruht er auf ſeidnen, mit Gold durchwirkten Kiſſen; Flüſſe von Honig und Wein und Milch umgeben ihn; herrliche Speiſen ſind zu ſeinem Genuſſe vorhanden. Zu ihm geſellen ſich züchtige Jungfrauen (Houris),

„ris), mit großen ſchwarzen Augen, ſchön wie „Rubinen und Perlen, in blühender Jugend, von „zarter Empfindſamkeit, die auch im Eheſtand nicht „aufhören Jungfrauen zu ſeyn. Nie vernimmt er „ſchlechtes Geſchwätz, nie einen Vorwurf von Sün„den, wohl aber ſüße Stimmen, welche ihm ewiges „Heil zurufen.“ — „Schrecklich ſind dagegen die Strafen der Hölle, die denen bevorſtehen, die nicht für den Islam ſtreiten oder ihn gottlos verlaſſen. In einem ewigen Feuer werden ſie weder leben noch ſterben können. Iſt ihre Haut von dem hölliſchen Feuer durchbrannt, ſo wird ſie eine neue Haut überziehen. Angeſchloſſen an eine dreyßig Ellen lange Kette, werden ſie ſtinkendes Aas eſſen und ſiedendes Waſſer trinken.“ Durch ſolche und ähnliche Vorſtellungen (man findet ſie im Koran) befeuerte Muhamed den Muth und Eifer ſeiner Anhänger. Mit furchtloſem Vertrauen rückten ſie ins Treffen, und ein glücklicher Erfolg krönte ſeine Unternehmungen und erhöhete ihre Begeiſterung.

Anfangs ſchickte er ſeine noch kleinen Haufen nur zu Streifereyen gegen die Karavanen der Koreiſchiten aus. Bey dem Orte Bedr (noch beten daſelbſt wallfahrtende Gläubige) erhielt er den erſten Sieg gegen eine dreymal ſtärkere Anzahl Koreiſchiten (623). In dem zweyten Treffen gegen ſie am Berge Ohod, nicht weit von Medina, wurde er verwundet und zurückgeſchlagen (624). Aber er erhob ſich über ſein Unglück, und erhielt die Seinigen im Glauben an ſeine Prophetenwürde. Die Koreiſchiten, die erſt im folgenden Jahre Medina angriffen, wurden zurückgeſchlagen. Dieſes erneuerte Glück erhöhete ſeinen Muth und die Zahl ſeiner Streiter. Nicht zufrieden, nur die Koreiſchiten zu bekämpfen, griff er auch andere arabiſche Stämme und auſſerdem die in Arabien wohnenden Juden an (625 — 627). Ueberall war er glücklich und ſchrecklich. Er unterjochte ſeine Gegner und ließ die Gefangenen als Feinde ſeines Glaubens niederhauen. So gelangte er allmählich zu Macht und Reichthümern; ein großer Theil Arabiens trat ihm bey, und ſchon im Jahre 628 ladete er den perſiſchen König Kosroes, den oſtrömiſchen Kaiſer Heraklius, deſſen Statthalter in Aegypten, und den äthiopiſchen Fürſten Nagjaſchi zur Annahme ſeiner Religion ein. Der Erfolg dieſes Schrittes war verſchieden. Der perſiſche König zerriß mit ſtolzer Verachtung den Einladungsbrief, aber ſein Befehlshaber im glücklichen Arabien trat dem Propheten bey; Kaiſer Heraklius erwiederte die Einladung mit einer höflichen Antwort und anſehnlichen Geſchenken; eben ſo der ägyptiſche Statthalter; Nagjaſchi aber trat feyerlich zum Islam.

Indeſſen fehlte dem Propheten noch vieles, ſo lange er noch nicht Herr von Mecca und der daſigen Kaaba, des hochgefeyerten Nationalheiligthums der Araber, war. Erſt durch dieſen Beſitz ſchien ſeine Sendung über jeden Zweifel erhoben. Aber wie ſollte er dazu gelangen? Eine freywillige Uebergabe war nicht zu erwarten, und gefährlich ſchien es, dieſe Stadt mit Gewalt zu erobern: der Ruf der Heiligkeit ruhte auf ihr. Er näherte ſich daher Mecca im Jahr 627 auf eine friedliche Art, und brachte einen Vergleich mit den Koreiſchiten zu Stande, kraft deſſen ihm erlaubt wurde, im Jahr 618 die Kaaba zu beſuchen und drey Tage daſelbſt zu verweilen. Während dieſes Aufenthalts erbaute er das Volk durch Frömmigkeit und gewann ſelbſt einige der angeſehenſten Koreiſchiten, unter andern den tapfern Chaled, der ihn bey Ohod geſchlagen hatte, und der nun im Dienſte des Propheten "das Schwert Gottes" genannt wurde. Hierauf rückte er im Jahr 629 unter dem Vorwand, daß die Koreiſchiten den geſchloſſenen Vergleich gebrochen hätten, mit einem Heere von zehntauſend Mann gegen Mecca. Aber auch jetzt wollte er nicht das Anſehn des Eroberers der heiligen Stadt haben. Er ſuchte daher Mecca durch Unterhandlungen zu gewinnen; aber vergebens. Nun ließ er die Zugänge zur Stadt beſetzen, doch verbot er alles Blutvergießen. Plötzlich griff ein

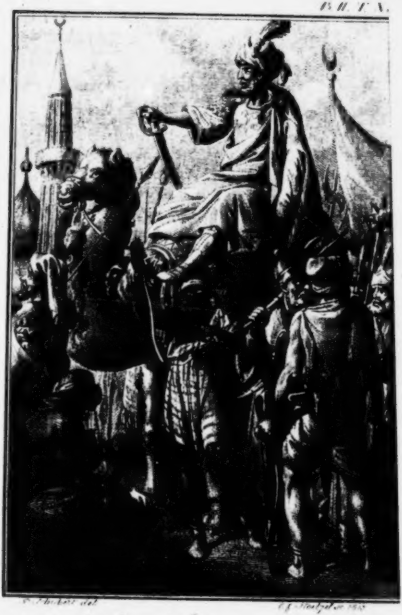
Haufen Koreiſchiten den tapfern Chaled an. Umſonſt! Sie mußten weichen, und flohen gen Mecca. Chaled folgte, drang mit den Flüchtigen zugleich in Mecca ein, und dieſe wichtige Stadt fiel in die Hände des Propheten.

Jetzt hatte Muhamed die glänzendſte Epoche ſeines Lebens erreicht. Triumphirend zog er in Mecca ein, rothgekleidet, auf ſeinem liebſten Kamele ſitzend, mit dem Scepter in der Hand und von einem glänzenden Gefolge umgeben *). Die Stadt empfing ihn als Propheten und Herrn, und er behandelte ſie nicht als feindſeliger Sieger, ſondern als großmüthiger Beſchützer. Er erklärte Mecca zur unverletzlichen Freyſtadt, und verzieh den Koreiſchiten, die bisher ſeine ärgſten Feinde geweſen waren: bloß zehen Perſonen, ſechs Männer und vier Frauen, waren von dieſer Verzeihung ausgenommen; aber auch von dieſen ließ er nur vier, die ſich durch Laſter verhaßt gemacht hatten, hinrichten. Das Vorſteheramt über die Kaaba übertrug er dem Koreiſchiten Othman, der vor kurzem (628) zu ihm übergetreten war. Er ſelbſt zog unter dem wiederholten Ausruf: "Gott iſt groß!" ſiebenmal um die Kaaba herum und dann in dieſelbe hinein. Mit Unwillen erblickte er hier

Götzen-

---

*) Dieſen Einzug Muhameds in Mecca ſtellt das Kupfer Taf. XVII dar.



F. Schubert del.

C. F. Stoelzel sc. 1818

Muhamed's Einzug in Mecca.

Götzenbilder: er ließ ſie insgeſammt hinauswerfen und zerſchlagen.

Kaum war Mecca in ſeinen Händen, ſo ſchickte er ſeine Feldherren aus, um die benachbarten Stämme zu bekehren. Er ſelbſt zog nach funfzehn Tagen denſelben nach. Seine Märſche waren Siege. Ehrfurcht und Schrecken ging vor ihm her, und ſelbſt da, wo ſeine Schaaren zurückgeſchlagen wurden, wie bey Honain, wußte er doch durch Tapferkeit und Klugheit ſich aus Verlegenheiten zu retten. Auch ſeine Freygebigkeit vermehrte und befeſtigte die Zahl ſeiner Anhänger. Viele Stämme Arabiens erkannten, theils freywillig theils gezwungen, ihn als den Geſandten Gottes und als ihren Oberherrn an. Am Schluſſe des Jahres 629 beſuchte er noch einmal die Kaaba, und kehrte dann nach Medina zurück.

Im folgenden Jahre (630) unternahm er mitten im Sommer mit 30000 Mann einen Zug nach Syrien gegen den oſtrömiſchen Kaiſer Heraklius. Unter großen Bedrängniſſen einer faſt unerträglichen Hitze kam er bis Tabuc, zehn Tagereiſen weit von Damascus. Aber weiter wagte er nicht vorzudringen; es war ihm genug, den Seinigen den Weg zu weitern Eroberungen gezeigt zu haben und ſie zum raſtloſen Kampf gegen die Ungläubigen aufzufordern. "Streitet," rief er ihnen nach ſeiner Rückkehr von dieſem Feldzuge zu, "ſtreitet wider die, die weder an Gott noch an den Tag des „Gerichts glauben, und das nicht für ſträflich halten, was Gott und ſein Apoſtel verboten hat. „Auch wider Juden und Chriſten ſtreitet ſo lange, „bis ſie ſich bequemen, Tribut zu bezahlen und ſich „zu unterwerfen."

Indeſſen wurden auch die noch unbezwungenen Stämme Arabiens zum Gehorſam gebracht, beſonders durch den thätigen und unerſchrockenen Chaled. Einige Stämme wurden durch Feuer und Schwert unterworfen; Yemen ergab ſich freywillig (631), und die ganze Nation betete zu Gott und ſeinem Propheten. Der ſchimpfliche Name "Tribut" ward in Anſehung der Araber abgeſchafft. Nur Almoſen oder der Zehnte zum Religionsdienſte wurde von ihnen verlangt.

Nun Herr von Arabien und vor auswärtigen Feinden geſichert, unternahm **Muhamed** (631) eine glänzende Wallfahrt nach Mecca, welche die Ehrfurcht für ſeine Perſon erhöhen und allen übrigen Wallfahrten gleicher Art zum Muſter dienen ſollte. Durch ganz Arabien wurde dieſe Wallfahrt mit größter Feyerlichkeit ausgerufen; mehr als hunderttauſend Gläubige begleiteten ihn. Vor ſeiner

ner Abreiſe von Medina ſalbte er ſich, während der Reiſe ſprach er unzählige Gebete, und in Mecca zog er eben ſo feſtlich ein, wie damals, da er ſich dieſer Stadt bemächtigt hatte. Die Kaaba begrüßte er mit tiefer Ehrfurcht, oft und laut erklärte er ſeinen Glauben an Gott; er hielt vielfältig Reden an das Volk, und machte Wallfahrten nach Mecca den Seinigen zur Glaubenspflicht.

Dieß war das letzte Unternehmen des Propheten. Bald nach ſeiner Rückkehr nach Medina fiel er in eine Krankheit, die ſeinem Leben ein Ende machte. Den Grund dazu ſoll eine Vergiftung gelegt haben. Als er die arabiſche Stadt Kaibar erobert hatte (628), hatte ihn eine daſige Frau Namens Zainab auf einen Schöpſenbraten eingeladen, aber aus Rache wegen des Todes ihres Bruders, der bey der Eroberung Kaibars geblieben war, hatte ſie dieſes Lieblingsgericht Muhameds ſtark vergiftet. Einer von ſeinen Dienern hatte davon gegeſſen, und war ſogleich todt niedergefallen; er ſelbſt hatte nur davon gekoſtet, aber doch Gift in ſich geſogen. Nach drey Jahren brachen die Wirkungen davon mit zerſtörender Kraft hervor. Er übergab ſich daher der Pflege der Ayeſcha, der geliebteſten unter ſeinen Frauen, die nachmals Mutter der Gläubigen genannt wurde.

Die empfindlichſten Schmerzen quälten ihn; er ertrug ſie mit großer Standhaftigkeit. In ruhigern Zwiſchenräumen ließ er ſich in die Moſchee führen, und erbaute das verſammelte Volk durch Demuth und Buße. "Iſt einer unter euch," ſprach er, "den ich mit Härte geſtraft, ſo laßt „mich eben die Streiche fühlen; habe ich jemands „guten Namen beleidigt, ſo thut meinem Namen „ein Gleiches; habe ich von jemand ungerechter „Weiſe Geld genommen, ſo bin ich bereit, ſolches „wieder zu erſtatten." Mit dieſen Worten verließ er den Lehrſtuhl und betete. Nach geendigtem Gebete wiederhohlte er die vorige Aufforderung. Da rief ein Unbekannter: "Ich habe drey Drachmen zu fordern!" Der Prophet bezahlte die Forderung und dankte ſeinem Gläubiger, daß er ihn lieber in dieſer als in der künftigen Welt angeklagt habe. Weiterhin äußerte er: "Gott habe ihm die Wahl zwiſchen dieſer und der zukünftigen Welt gelaſſen; er aber habe die zukünftige vorgezogen". Mit Schmerz hörten dieß die Gläubigen. Hierauf ertheilte er ihnen noch folgende Vorſchriften, die genau befolgt wurden: "Sie ſollten Arabien von allem Götzendienſte rein erhalten, nie einen Unterſchied zwiſchen ſich und ihren Proſelyten machen, und ſich ohne Unterlaß mit Beten beſchäftigen." — Ueber die Nachfolge in Beherrſchung der Gläubigen ſcheute er ſich beſtimmte Befehle zu geben.

Er ſelbſt hinterließ keinen männlichen Nachkommen — vier Söhne, die ihm Chadidſchah, und noch einer, den ihm Maria, eine von ſeinen eilf Frauen, geboren hatte, waren frühzeitig geſtorben — und unter ſeinen Feldherren waren Abu-Becr, Omar und Ali einander an Macht und Anſehn gleich. Indeſſen gab er doch, indem er ſeinen getreuen Abu-Becr häufig zu ſeinem Stellvertreter ernannte, nicht undeutlich zu verſtehen, daß er dieſen zum Nachfolger zu haben wünſchte.

Bis zum dritten Tage vor ſeinem Tode ließ er ſich in die Moſchee bringen, und ſprach daſelbſt, wiewohl mit ſchwacher Stimme, einige Gebete. In einem Anfall der Fieberhitze forderte er Federn und Tinte, um den Hauptinhalt ſeiner Offenbarungen aufzuſchreiben, oder aufſchreiben zu laſſen. Seinen Vertrauten ſchien ein ſolches Aufſchreiben eine Herabwürdigung des Koran; ſie ſtritten ſich, ob das Geforderte ihm gereicht werden ſollte. Darüber unwillig, hieß er ſie weggehen, mit der Aeußerung, es ſchicke ſich nicht, in der Gegenwart eines Propheten zu hadern.

Als ſein Todeskampf eintrat, rief er: "Ja, ich komme mit den himmliſchen Gefährten!" Er lag auf einem Teppich, ſein Haupt ruhete auf den Knieen ſeiner geliebten Ayeſcha, und ſo entſchlief er den 17. Jun. 632, im drey und ſechzigſten Jahre ſeines Alters.

Beſtürzung ergriff das Volk bey der Nachricht von ſeinem Hinſcheiden. Anfangs wollte man gar nicht daran glauben. "Bey Gott," hieß es, "er iſt nicht todt; er iſt, wie Moſes und Jeſus, in eine heilige Entzückung verſunken, und bald wird er wieder zu ſeinem treuen Volke zurückkehren." Selbſt Omar drohte die zu tödten, die ſagen würden, der Prophet iſt nicht mehr. Endlich gelang es dem verſtändigen Abu-Becr dieſem Streit ein Ende zu machen. Er ſprach zu Omar und der Verſammlung: "Iſt es Muhamed oder der Gott Muhameds, den ihr anbetet?" Sie ſprachen: "Der Gott Muhameds." — "Dieſer Gott," fuhr Abu-Becr fort, "lebt ewig, aber Muhamed ſelbſt war dem Tode unterworfen, wie wir, „und iſt nun zu dem Ewigen hinüber gegangen, „wie er vorher verkündigt hatte." Ein neuer Streit erhob ſich über die Begräbnißſtelle. Auch dieſen Streit ſchlichtete Abu-Becr. Er gab vor, Muhamed habe oft geäußert, ein Prophet müſſe begraben werden, wo er ſterbe. Demnach wurde ein Grab unter dem Boden der Wohnung der Ayeſcha ausgemauert, und die Leiche des Propheten von ſeinen nächſten Anverwandten beygeſetzt. Noch jetzt wird dieſes Grab von gläubigen Pilgern mit frommer Andacht beſucht.

Daß Muhamed große Fähigkeiten beſaß und als Redner, Feldherr, Staatsmann und Geſetzgeber ſich auszeichnete, kann nicht in Zweifel gezogen werden; aber verſchieden wird über ſeinen moraliſchen Character geurtheilt. Bald wird er als ein begeiſterter Schwärmer, bald als der argliſtigſte und ehrgeizigſte Betrüger geſchildert. Wahrſcheinlich war er beydes, aber beydes zu verſchiedenen Zeiten ſeines Lebens. Als begeiſterter Schwärmer, im innigen Glauben an die Göttlichkeit ſeiner Sendung fing er an, ſeine Lehre zu verbreiten; aber die Schwierigkeiten, die ſich ſeinen Unternehmungen entgegen ſtellten, führten ihn zu unlautern Mitteln, und er vollendete mit Argliſt und Gewalt, was er wohl in Redlichkeit begonnen hatte.

Es ſcheint nicht unzweckmäßig, über die von Muhamed geſtiftete Religion, die ſich über einen großen Theil der Erde ausgebreitet hat, hier noch Einiges hinzuzufügen.

Dieſe Religion, der Islam genannt, iſt auf uralte Sagen und Gewohnheiten der Araber und auf Ueberlieferungen des Juden- und Chriſtenthums gebaut. Ihrem weſentlichen Inhalte nach iſt ſie ſehr einfach, aber vielfältig ſind die Ceremonien, die ſie vorſchreibt. Ihr Hauptgrundſatz iſt: "Es gibt nur einen Gott, und Muhamed iſt ſein großer Prophet"; und die Hauptpflicht, die ſie verſchreibt, iſt völlige Ergebung an Gott, der unwiderruflich jedes Menſchen Schickſal beſtimmt habe. Ihm ſoll jeder Gläubige oder Moslemin Ehrfurcht, Gehorſam und Vertrauen beweiſen. Von dieſer Hauptpflicht ſind als gute Werke unzertrennlich das Waſchen, das Beten, das Faſten, das Almoſengeben und die Wallfahrt nach Mecca.

Das Waſchen der Hände, des Geſichts und des Leibes, eine alte Gewohnheit der Araber, wozu ſelbſt ihr Klima auffordert, ward als Schlüſſel zum Gebet empfohlen. Wo es an Waſſer mangelt, wie in Arabiens Wüſten häufig der Fall iſt, darf ſich der Gläubige mit Sand waſchen. — Das Gebet ſoll jeder Gläubige täglich fünfmal verrichten, mit dem Geſicht nach der Kaaba hingewendet. Dieſe Wendung oder Richtung des Betenden wird Kebla genannt. — Das Faſten ſoll alljährlich während des Monats Ramadan, dreyßig Tage lang beobachtet werden, als ein Mittel die Seele zu reinigen und den Körper zu bezähmen, kurz als Uebung des Gehorſams gegen Gott und deſſen Propheten. Während deſſelben ſollen ſich die Gläubigen vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne des Eſſens, des Trinkens, der Weiber, der Bäder, und alles Vergnügens, das den Sinnen ſchmeicheln könnte, enthalten. — Die Größe des Almoſens, das den Zutritt zu Gott eröffne, iſt genau beſtimmt; jeder Gläubige ſoll den zehnten Theil ſeiner Einnahme dazu verwenden, und klagt ihn ſein Gewiſſen des Betrugs oder der Erpreſſungen an, ſo ſoll dieſer Zehntheil zum Fünftheil erhöhet werden. — Die Wallfahrt nach Mecca zur Kaaba ſoll jeder Gläubige wenigſtens einmal im Leben unternehmen; iſt ihm dieß unmöglich, ſo ſoll er am zehnten Tage des letzten Monats im Jahre, an welchem das große Opfer zu Mecca geſchieht, zu Hauſe faſten und Almoſen geben. — Erlaubt iſt die Vielweiberey, verboten das Spielen und Weintrinken. — Zum Unterſchied von Juden und Chriſten iſt der Freytag jeder Woche zur öffentlichen Andacht und zur Unterweiſung in der Religion ausgeſetzt. Die Gläubigen müſſen ſich an demſelben mit Hintanſetzung ihrer Geſchäfte verſammeln. Zuſammenberufen werden ſie durch das Ausrufen der Worte: "Gott iſt groß! Ich bezeuge, daß kein Gott iſt, als der einzige! Ich bezeuge, daß Muhamed der Geſandte Gottes iſt!" Das wiederhohlte Ausrufen von einem Thurme vertritt bey ihnen die Stelle unſrer Glocken.

Endlich geht der Islam auch über das gegenwärtige Leben hinaus. Er verkündigt eine Auſerſtehung und einen Gerichtstag Gottes, der über funfzigtauſend Jahre dauern wird. Jedermann wird dann empfangen, was er verdient oder verwirkt hat. Die Frommen werden in das Paradies eingeführt werden, wo ſie zur Geſellſchaft der Houris gelangen; die Gottloſen aber werden die ſchrecklichſten Qualen in der Hölle erleiden müſſen.

Wahr iſt es, dieſe Religion erſcheint als eine Dienerin der Sinnlichkeit, als eine Beſchränkung der Geiſtesfreyheit, als eine Beförderin des Aberglaubens: denn ſie weißt auf grobſinnliche Freuden hin, ſie verbiethet alle Unterſuchungen über den Koran, ſie lehrt, daß ein einziger Blick auf die Kaaba mehr nütze als ein ganzes Jahr Buße. Aber nicht zu verkennen iſt es auch, daß ſie viel Gutes gewirkt hat. Sie hat die entzweyten Stämme der Araber zu einerley Glauben und Gehorſam vereinigt; ſie hat die heidniſchen Völker, die ſich zu ihr bekannten, von dem rohen Götzendienſt zur Anbetung Eines Gottes geführt; ſie hat Ehrfurcht, Gehorſam und Vertrauen zu ihm, dem Schöpfer, Regierer und Richter der Welt verbreitet, und viele Tugenden empfohlen, die das Leben ſchmücken und heiligen. Mit Recht kann ſie alſo, bey allen Mängeln, die ihr ankleben, als eine, beſonders für rohe Völker wohlthätige Erſcheinung angeſehen werden.

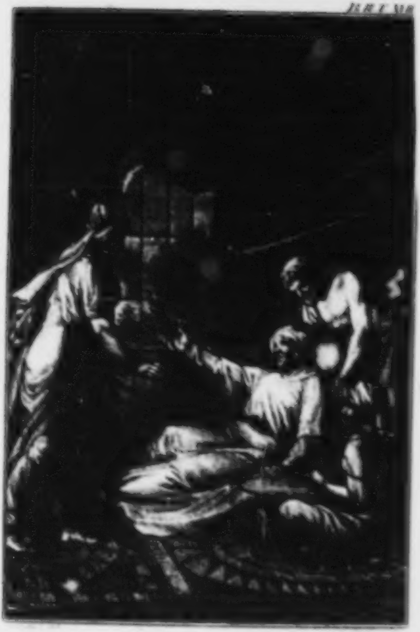
IX.

Abu-Becr und Omar.

Durch Gerechtigkeitsliebe, hohe Einfalt in ſeinem Weſen und innige Anhänglichkeit an ſeinen Glauben, zeichnete ſich Abu-Becr, "der Gerechte," Muhameds erſter Nachfolger, rühmlichſt aus. Das doppelte Erbe des Propheten, ſeine Religion und ſein Reich auszubreiten, war ihm Glaubenspflicht; aber weit entfernt von jener Wuth roher Barbaren, die nur erobern um zu zerſtören, ſuchte er mitten im Kriege die Gebote der Menſchlichkeit aufrecht zu erhalten.

Als er nach Beſeitigung der innern Unruhen ein Heer gegen Syrien ausſendete, gab er dem Anführer deſſelben, Jezid, unter andern folgende Verhaltungsregeln: "Denke daran, daß du ſtets in Gottes Gegenwart biſt. Begegne deinen Soldaten mit Gelindigkeit und Mitleiden. Ziehe deine Brüder zu Rathe, und trage Sorge zu thun, was recht und billig iſt. — Wenn du dem Feinde begegneſt, ſo halte dich männlich und kehre ihm nicht den Rücken zu. Haſt du einen Sieg gewonnen, ſo verſchone die Greiſe, die Weiber und die Kinder. Haue keinen Palmbaum nieder, und ſtecke keine Kornfelder an. Verderbe keine Fruchtbäume und tödte nicht mehr Vieh, als zum Gebrauche des Heeres hinreichend iſt. Laß dein gegebenes Wort heilig ſeyn. Verſchone alle gottesdienſtlichen Perſonen, die du an heiligen Oertern findeſt; dieſe letztern verſchone ebenfalls. Du wirſt aber auch auf Leute treffen, die zur Schule des Satans gehören und eine geſchorene Platte tragen" — er meinte hiermit wahrſcheinlich die griechiſchen Mönche, die damals anfingen ihr Haupt zu ſcheeren und fern von Klöſtern herumziehen — "dieſen ſollſt du den Hirnſchädel ſpalten und ſie niederhauen, bis ſie den Jslam annehmen oder den Tribut erlegen." — Jn allen dieſen Vorſchriften, die letzte abgerechnet, zu welcher Religionsſchwärmerey von der einen wie von der andern Seite leicht verführen konnte, ſpricht ſich ein Geiſt der Regentenweisheit und Menſchenliebe aus, der ſelbſt einen Schüler Jeſu ehren würde.

Aber auch noch in der Nähe des Todes ſorgte Abu-Becr für die Würde ſeiner Religion und für das Beſte ſeiner Unterthanen. Als er fühlte, daß ſein Ende herannahe, rief er ſeinen Geheimſchreiber zu ſich und dictirte ihm ſein Teſtament, in welchem er den zweyten Schwiegervater Muhameds, Omar, einen Mann von großer Tugend und Frömmigkeit, zu ſeinem Nachfolger ernannte. "Gehorchet ihm," ſprach er in ſeinem Teſtamente



Oscar am Sterbelager. Alte Poesie.

zu den Arabern, "und folget ihm. Wenn er thut, was recht und gut iſt, ſo thut er, was ich von ihm denke und hoffe. Thut er aber anders, ſo wird ihm vergolten werden nach ſeinen Werken. Mein Wunſch iſt euer Beſtes; allein verborgene Dinge weiß ich nicht. Wer aber Böſes thut, der wird erfahren, was darauf erfolgt. Gehabt euch wohl, die Barmherzigkeit und der Segen Gottes ſey mit euch!"

Omar erfuhr ſeine Ernennung zum Chalifen, kam zu dem Lager des kranken Abu-Becr, und lehnte die angebotene Nachfolge ab. "Ich habe," ſprach er, "dieſer Stelle nicht nöthig." — "Wohl möglich," erwiederte der Sterbende, "aber die Stelle hat deiner nöthig!" Darauf ermunterte er ihn noch weiter zur Annahme der Chalifenwürde und gab ihm gute Verhaltungsregeln *). Als Omar weggegangen war, erhob Abu-Becr ſeine Hände und betete: "O Gott, ich habe keinen andern Zweck als das gemeine Beſte und die Verhütung jedes Zwieſpalts. Darum habe ich den beſten Mann über die Araber geſetzt. Sie ſind deine Knechte; vereinige ſie mit deiner Hand und laß ihr Vornehmen glücklich ſeyn. Mache Omarn zu einem guten Regenten! Breite die Lehre des Pro-

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. XVIII.

Propheten der Barmherzigkeit aus, und mache ſeine Nachfolger zu frommen Leuten.“ — Bald darauf verſchied er im vier und ſechzigſten Jahre ſeines Lebens und im dritten ſeiner Regierung (634).

Er war ſo weit von jeder Habſucht entfernt, daß ſeine ganze Hinterlaſſenſchaft nicht höher als auf fünf Goldſtücke geſchätzt wurde. Als dieß Omar erfuhr, ſoll er geſagt haben: „Gott ſey der Seele Abu-Becrs gnädig; aber er hat ſeinen Nachfolgern ein ſchweres Muſter hinterlaſſen!“.

Doch Omar, wie von Perſon, ſo auch in allen Handlungen ſeinem Vorgänger ähnlich, kam dieſem Muſter gleich, und rechtfertigte das Urtheil, das Abu-Becr über ihn gefällt hatte. Ich will hier nicht wiederhohlen, was ich oben im erſten Abſchnitt S. 56 von den groſſen Eroberungen, die unter ihm vollbracht worden ſind, angedeutet habe. Nur einige Züge ſeiner Einfachheit und Regentenſorgfalt will ich anführen.

Der Patriarch von Jeruſalem wollte dieſe Stadt unter keiner andern Bedingung den Arabern übergeben, als wenn der Chalif ſelbſt herbey käme, und den Vergleich beſtätigte. Ali's Rath und ſein eigener Wunſch, in der Stadt, wo Muhamed gen Himmel gefahren ſey, ſeine Andacht zu verrichten, bewogen den Chalifen, in dieſes Verlangen zu willigen. Eine große Schaar von Gläubigen aus Medina zog mit ihm nach Paläſtina; er ſelbſt aber beobachtete, wie immer, die größte Einfachheit. Bekleidet mit einem ſchlechten Gewand aus Kamelhaaren ritt er ſein rothes Kamel, und führte nichts mit ſich als zwey lederne Beutel, den einen mit Datteln, den andern mit Reiß angefüllt, eine hölzerne Schüſſel und einen Schlauch mit Waſſer. Wo er anhielt, ließ er die ganze Geſellſchaft der Reiſenden mit ſich ſpeiſen und heiligte die Mahlzeit durch Gebete und Ermahnungen. Im Lager vor Jeruſalem, wo er in einem gemeinen Zelte auf der Erde ſaß, verſicherte er den beängſtigten Einwohnern Sicherheit des Lebens und Eigenthums; und ſeine Verſicherungen waren unverbrüchlich. Jeruſalem hatte Urſache ſeine Wahrhaftigkeit und Leutſeligkeit zu rühmen, und ſeine Muſelmänner wurden durch ſeine Frömmigkeit erbaut.

Dieſe Frömmigkeit ſchmückte ſein ganzes Leben. Pünctlich verrichtete er die Pflichten ſeiner Religion; der Koran war die Richtſchnur aller ſeiner Ausſprüche und Handlungen. In Handhabung der Gerechtigkeit war er unpartheyiſch, und ſo ſpärlich er für ſich lebte — er aß nur Gerſtenbrod und trank Waſſer — ſo freygebig war er, wo Freygebigkeit das allgemeine Beſte befördern konnte. Jeden Freytag Abends theilte er aus dem öffentlichen Schatz (er ſelbſt beſaß nichts) Geld an ſeine Unterthanen nach Maßgabe ihrer Bedürfniſſe und ihrer Verdienſte. Allen Staatsgläubigern war er ein redlicher Bezahler, und ſeinen Soldaten ein ſorgſamer Vater. Und ſo läßt ſich auch in ſeinen Tugenden eine Urſache finden jener gewaltigen Fortſchritte, die unter ihm die arabiſchen Waſſen machten

X.

Von der Verbrennung
der
alexandriniſchen Bibliothek.

Schon die erſten Ptolemäer, die Nachfolger Alexanders des Großen in Aegypten, hatten ungefähr 300 Jahre vor Chr. Geb. zu Alexandrien eine große Büchersammlung angelegt. Ein Theil derſelben ging, als Cäſar gegen die letzten Ptolemäer (48 J. vor Chr. Geb.) Krieg führte, durch Feuersbrunſt zu Grunde; einen andern Theil verheerte die fanatiſche Wuth der Chriſten als einen Ueberreſt des Heidenthums; und was ſich nach dieſen

ſen doppelten Verheerungen und den gewiß eben ſo großen Verheerungen der Zeit erhalten hatte, das zerſtörten die Araber. Die Veranlaſſung hierzu war, wie erzählt wird, folgende.

Als Amru, Omars Feldherr, ein Mann von lebhaftem Verſtande und nicht unempfindlich für den Werth der Gelehrſamkeit, Alexandrien erobert hatte (640), kam er in Bekanntſchaft mit einem daſigen Gelehrten, Johannes dem Grammatiker. Er hörte gern deſſen gelehrte Geſpräche und begegnete ihm mit ſeltener Hochachtung. Hierdurch ermuthigt, wagte eines Tages der Sprachlehrer den arabiſchen Feldherrn um die alexandriniſche Bibliothek zu bitten. "Er habe bemerkt," ſprach er, "daß die Araber alle Schätze und Vorräthe Alexandriens, die ihnen wichtig oder nützlich ſchienen, in Beſchlag genommen und verſiegelt hätten; diejenigen aber, die keinen Werth für ſie hätten, möchte er ihm überlaſſen, nämlich die Schriften der königlichen Bibliothek." — Amru wollte nicht eigenmächtig hierüber entſcheiden, ſondern wendete ſich an ſeinen Oberherrn, den Chalifen Omar. Dieſer, voll ſchwärmeriſchen Religionseifers, ertheilte ihm folgenden Beſcheid: "Was in „den Büchern, deren du gedenkeſt, enthalten iſt, „iſt entweder dem Buche Gottes" (er meinte den Koran) "angemeſſen oder zuwider. Iſt es demſel-

„den angemeſſen, ſo ſind jene Bücher überflüßig; „und iſt es demſelben zuwider, ſo ſind ſie ſchädlich. Befiehl alſo, daß ſie vernichtet werden.“ Dieſer berühmte oder vielmehr berüchtigte Vernunftſchluß wurde mit blindem Gehorſam vollzogen. Amru ließ die Bücher der alexandriniſchen Bibliothek unter die daſigen warmen Bäder vertheilen, und dieſe, deren es damals 4000 zu Alexandrien gab, wurden ſechs Monate lang mit dem köſtlichen Nachlaß des Alterthums geheizt.

Man hat an der Wahrheit dieſer Erzählung gezweifelt, weil ſie bloß von ſpätern und nicht von gleichzeitigen Schriftſtellern angeführt wird; ferner weil es unglaublich iſt, daß nach den großen Verluſten, die früherhin dieſe Bibliothek erlitten hatte, noch ſo viel Bücher daſelbſt vorhanden geweſen wären, daß damit viertauſend Bäder ein halbes Jahr lang hätten geheizt werden können. Ich will nicht in Abrede ſeyn, daß dieſe Erzählung nicht frey von Ausſchmückungen iſt, und daß namentlich in dem Schluß derſelben eine unſtatthafte Uebertreibung liegt; aber zu voreilig ſcheint es mir, darum die Sache ſelbſt, als durchaus erdichtet zu verwerfen. Aus dem Stillſchweigen gleichzeitiger Schriftſteller läßt ſich um ſo weniger ein Grund hierzu ableiten, jemehr die Aufmerkſamkeit derſelben auf die erſtaunlichen Kriegsthaten der Araber gerichtet war; ferner konnte nach allen frühern Verheerungen jener Bücherſammlung noch immer vieles erhalten worden ſeyn; und unwahrſcheinlich iſt es nicht, daß die Araber zu einer Zeit, wo Künſte und Wiſſenſchaften ihnen noch fremd waren, die Ueberreſte jener berühmten Bücherſammlung völlig zerſtörten.

Gewöhnlich wird dieſe Zerſtörung als der größte Verluſt der alten Litteratur beklagt. Welche Erweiterung des Wiſſens, ſagt man, würde uns zu Gute kommen, hätte ſich jene Bücherſammlung erhalten! wie Vieles, was jetzt ganz dunkel iſt, oder worüber wir nur gewagte Vermuthungen aufzuſtellen vermögen, würde dann mit Klarheit und Gewißheit vor uns ſtehen! — Aber ſollte nicht in dieſen Klagen manches Uebertriebene oder Unzuläſſige liegen? Kein menſchliches Werk trotzt der Ewigkeit, und eine Bibliothek allein ſollte hiervon eine Ausnahme machen? Lange genug hatte die Bibliothek zu Alexandrien beſtanden. Ueber 200 Jahre waren ſeit ihrer Stiftung vergangen, als ſie den erſten großen Verluſt unter Cäſar erlitt, und über 800 Jahre, als ſie durch die Araber völlig ein Ende nahm. War ſie in dieſer langen Zeit nicht gehörig benutzt, wer bürgt uns dafür, daß ſie ſpäterhin, hätte ſie ſich auch bis auf unſere Zeiten erhalten, beſſer benutzt worden wäre, oder beſſer benutzt werden konnte? Auch kennen wir den Inhalt ihrer Bücher viel zu wenig, um den Verluſt, der dadurch der alten Litteratur widerfuhr, gehörig zu würdigen. Möglich iſt es ja, daß das Weſentlichſte derſelben unter uns noch fortlebt in den Werken der Sammler, die aus ihnen ſchöpften. Und kann nicht die ewige Weisheit, die beſſer verſteht, als wir, was dem Menſchengeſchlechte frommt, die Zerſtörung jener Bibliothek zugelaſſen haben, um den menſchlichen Geiſt zu eignen Unterſuchungen zu wecken, und ihn auf einem zwar ſchwierigen, aber ihm deſto nützlichern Wege zu ſeinem Ziele zu führen?

XI.

Ali's Sittenſprüche.

Ali, der vierte Chalif, das Haupt einer Secte unter den Muhamedanern, die noch heutiges Tages vornehmlich in Perſien beſteht, wird als Muſter der Weisheit und Frömmigkeit geprieſen. Es mag ſeyn, daß dieſes Lob von der Parthey, die ihn als einen Heiligen und Märtyrer verehrte, etwas übertrieben iſt; aber darum iſt es keinesweges als grundlos zu verwerfen. Denn ſelbſt ſeine Gegner, die ihn und ſein Haus in ihren Moſcheen verfluchten, machten nur ſeiner Herrſchaft, aber nicht ſeinem Verſtande und Herzen Vorwürfe; und noch beſitzen wir eine reiche Sammlung ſeiner Sittenſprüche, die von ſeinem Nachdenken, ſeinem Witz und ſeiner Frömmigkeit zeugen. Einige derſelben mögen hier eine Stelle finden, als Proben arabiſcher Weisheit und als Texte zum weitern Nachdenken.

"Fürchte Gott, ſo biſt du vor jedem andern ſicher." — "Zufriedenheit mit dem göttlichen Willen iſt die Heilung des Herzens." — "Die Krankheit des Herzens beſteht in böſer Luſtbegier." — "Ehre deinen Vater, ſo wird dein Sohn dich ehren." — "Die Enthaltung der Seele von der böſen Luſtbegier iſt der wichtigſte heilige Krieg." — "Gieb fleißig Achtung auf die Folgen, ſo wirſt du den Fehlern entgehen." — "Eines Mannes Rath iſt die Waage ſeines Verſtandes." — "Die glänzenden Zierathen der Welt verderben ſchwachen Köpfen den Verſtand." — "Die Liebe der gegenwärtigen Welt iſt die Urſache des Elends." — "Der iſt ein verſtändiger Mann, der ſich um Andre unbekümmert läßt und nur auf ſich ſelbſt genau Acht hat." — "Die Welt iſt der Schatten einer Wolke und der Traum des Schlafenden." — "Ein Gläubiger hat Gott beſtändig vor Augen und iſt voller Gedanken. Er iſt dankbar im Glück und geduldig im Unglück." — "Die Geduld iſt zweyerley Art: die eine, wodurch wir in Widerwärtigkeiten aushalten, welche ſchön und löblich iſt; aber die Geduld, wodurch wir der Begehung des Böſen widerſtehen, iſt noch beſſer." — "Das iſt ein weiſer Mann, der ſich in ſeinem Zorn, in ſeinem Verlangen und in ſeiner Furcht regieren kann." — "Die Vollkommenheit des Guten beſteht in einer beſtändigen Aufeinanderfolge des Guten." — "Ein weiſer Feind iſt beſſer als ein thörichter Freund." — "Wer ſich ſelbſt kennt, der kennet ſeinen Herrn (d. i. Gott)." — "Die Zunge eines weiſen Mannes liegt hinter ſeinem Herzen; aber das Herz eines Narren liegt hinter ſeiner Zunge." — "Deſſen Leben iſt lang, deſſen Arbeit kurz iſt." — "Eines Menſchen Ehre von ſeiner Tugend iſt größer als ſeine Ehre von ſeinem Stammbaum." — "Der Werth eines jeden Menſchen iſt das Gute, ſo er thut." — "Eine gelehrte Unterhaltung iſt der Garten des Paradieſes." — "Wiſſenſchaft iſt der Reichen Zierde und der Armen Reichthum." — "Eine Lüge iſt die Abwendung der Sprache von dem Endzweck, wozu ſie Gott beſtimmt hat." — "Geiz iſt der Gipfel der Armuth und der Grund der Gottloſigkeit." — "Ein weiſer Mann kennt einen Narren, weil er vormals ſelbſt unwiſſend geweſen iſt; aber ein Narr kennt einen weiſen Mann nicht, weil er niemals weiſe geweſen iſt." — "Der iſt der größte Narr unter allen, der nichts löbliches thut und doch gelobt und geehrt ſeyn will; der Böſes thut, und doch die Belohnung des Guten erwartet." — "Der glücklichſte Menſch in dieſem leben iſt derjenige, dem der allerhöchſte Gott beſcheert, womit er zufrieden ſeyn kann, und ein liebes Weib."

Solche und ähnliche Sprüche finden ſich in der Sammlung, die den Titel "Sprüche des Ali" führt. Einige der gelehrteſten Kenner des arabiſchen Alterthums ſind der Meinung, daß nicht alle Sprüche dieſer Sammlung von Ali herrühren, ſondern daß manche einer frühern Zeit angehören, und daß Ali ſie nur zuſammen getragen und mit neuen vermehrt habe. Aber wie wenig durch dieſe Bemerkung der Werth dieſer ſchätzbaren Sittenſprüche herabgeſetzt wird, eben ſo wenig wird dadurch dem Geiſte und der Denkart Ali's Eintrag gethan.

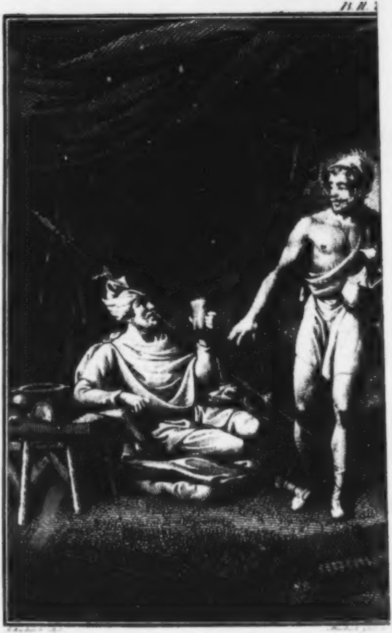
XII.

Al-Mohdi
im Gezelt eines Arabers.

Obſchon die Abbaſſiden ein ſtolzes und prachtvolles Hofceremoniel angenommen hatten, ſo pflegten doch mehrere derſelben an der kühnen und vertraulichen Sprache ihrer Unterthanen Gefallen zu finden. So auch Al-Mohdi, der dritte Chalif aus dem Hauſe der Abbaſſiden (reg. von 775 bis 785), ausgezeichnet durch Milde und freundliche Heiterkeit, wie durch ernſte Liebe zu den Wiſſenſchaften.

Eines Tages hatte er ſich auf der Jagd, die er leidenſchaftlich liebte, von ſeinem Gefolge verloren. In der Irre umherſchweifend und von Hunger und Durſt gequält, fand er endlich das Gezelt eines Arabers. Er ging hinein und bat um einige Erfriſchungen, ohne doch ſeinen Namen und Stand zu entdecken. Von jeher war Gaſtfreundſchaft eine Nationaltugend der Araber; und ſo nahm auch dieſer Araber den Fremdling, den er nicht kannte, liebreich auf, und trug ihm ein Stück ſchwarzes Brod und einen Napf mit Milch herbey. Der Chalif, an koſtbare Speiſen gewöhnt, fragte, ob er nichts Beſſeres bekommen könnte?

II. H.



Ali Mokdi im Zelte eines Arab

und willig brachte der Araber einen Krug vortreff⸗lichen Weins zum Vorſchein. Der Genuß des Weins iſt von Muhamed verboten; aber ſchon da⸗mals ſetzten ſich viele Muſelmänner über die For⸗derungen des Korans hinweg. Auch Al-Mohdi trank von dem dargereichten Wein, und aufgehei⸗tert fragte er ſeinen Wirth: "Weißt du wohl, wer ich bin?" Dieſer verſicherte, ihn nicht zu ken⸗nen. — "So muß ich dir ſagen," fuhr Al-Mohdi fort, "daß ich eine Stelle am Hofe des Chalifen bekleide." Er trank darauf, wiederhohlte dann dieſelbe Frage und bekam dieſelbe Antwort. "Nun ſo wiſſe," ſagte er jetzt zum Araber, "daß ich ein ſehr angeſehener Herr beym Chalifen bin." Er trank von neuem, wurde immer aufgeräumter, und fragte ſeinen Wirth zum dritten Male, ob er ihn kenne? Ueber die dreymalige Wiederhohlung der⸗ſelben Frage unwillig, erwiederte der Araber, ſein Gaſt könne ſich auf die Antwort, die er ihm ein⸗mal gegeben, ſicher verlaſſen. Aber Al-Mohdi rief ihm freundlich zu: "Wiſſe, guter Freund, ich bin der Chalif ſelbſt, vor dem ſich alle Welt demüthigt!" — Bey dieſen Worten griff der Ara⸗ber ſchnell nach dem Weinkrug, um ihn hinweg zu tragen. Befremdet ſah ihn Al-Mohdi an, und fragte, warum er dieß thun wolle? "Darum," er⸗wiederte ſein Wirth, "weil ich befürchten muß, ihr möchtet beym vierten Trunk mir ſagen, ihr wäret der große Prophet, und beym fünften, ihr wäret der allmächtige Gott." Dieſe naive Aeußerung gefiel dem Chalifen; er konnte ſich des Lachens nicht enthalten *). Als er hierauf zu ſeinem Gefolge zurückgekommen war, befahl er dem armen Mann, der ihn ſo liebreich bewirthet und ſo heiter geantwortet hatte, einen Beutel mit Geld und ein ſeines Kleid zu überreichen. Im Uebermaße ſeiner Freude ging dieſer nun zum Chalifen und ſagte: "Ich werde euch künftig immer für das halten, was ihr zu ſeyn verlangt; auch wenn ihr euch noch drey- und viermal größer machen ſolltet."

XIII.

Züge aus dem Leben des Chalifen Harun Al-Raſchid.

Die Regierung des hochgeprieſenen Chalifen Harun Al-Raſchid iſt reich an Zügen, die das Lob rechtfertigen, das ihr gezollt wird.

Sein Hof war ein Sammelplatz von Gelehrten mancherley Art, denen er, ohne Unterſchied der Religion, Achtung und Unterſtützung angedeihen

---

*) Dieſe Scene, die Herbelot aufbewahrt hat, ſtellt das Kupfer Taf. XIX. dar.

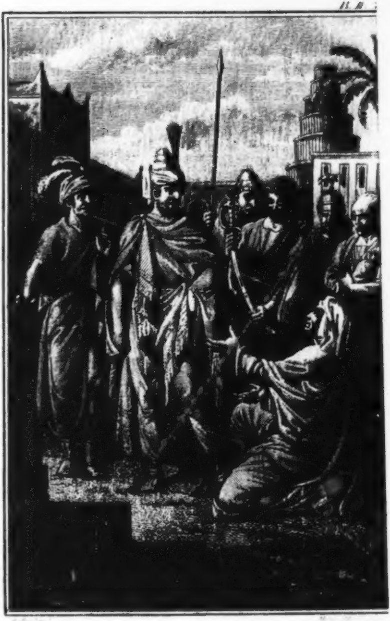
hen ließ. Auf allen ſeinen Reiſen mußten ihn Gelehrte begleiten. Die Dichtkunſt liebte er ungemein, und noch kurz vor ſeinem Tode ſah man ihn durch das Leſen eines Gedichts, in welchem die Nichtigkeit menſchlicher Größe dargeſtellt war, bis zu Thränen gerührt. Schon Herr des mächtigſten Reichs ſchämte er ſich nicht Unterricht in der Beredſamkeit zu nehmen: er bedurfte derſelben zu den öffentlichen Vorträgen über den Koran, die er als Chalif halten mußte. Er wählte daher den gelehrten Al-Amaſi, der die Gabe eines reinen und ſchönen Vortrags, aber wenig Weltklugheit beſaß, zu ſeinem Lehrer; jedoch verlangte er von ihm, er ſollte öffentlich nicht allzudienſtfertig, zu Hauſe nicht allzukühn ſeyn, und überhaupt ſeine Erinnerungen nicht eher anbringen, als bis er darum befragt würde.

Zum Lehrer ſeiner Söhne ernannte er den gelehrten und freymüthigen Malec. Allein dieſer war mit Unterweiſung der jungen Araber in der Moſchee viel zu ſehr beſchäftigt, als daß er in den Pallaſt des Chalifen kommen konnte. Er ſuchte daher das angetragene Lehramt abzulehnen, oder den Chalifen zu bewegen, ſeine Söhne gleichfalls zu ihm in die Moſchee zu ſchicken. Freymüthig ſprach er: "Herr, der Wiſſenſchaft muß aufgewartet werden, und man muß ſie nicht nöthigen, andern aufzuwarten." **Harun Al-Raſchid**, weit entfernt durch dieſe Antwort beleidigt zu werden, befahl ſeinen Söhnen in die Moſchee zu gehen, und daſelbſt, gleich andern Arabern, Malecs Unterricht zu benutzen.

Doch nicht bloß durch ſeltene Liebe für Künſte und Wiſſenſchaften zeichnete ſich **Harun Al-Raſchid** aus; er verdiente auch den Ruhm der Gerechtigkeit, Leutſeligkeit und Großmuth.

Die guten Ermahnungen, die der erſte Chalife Abu-Becr ſeinen gegen Syrien ausziehenden Heeren gegeben hatte, "Saatfelder und Fruchtbäume zu ſchonen, und nicht mehr Vieh, als zur Unterhaltung der Armee hinreichend wäre, zu tödten," wurden nicht immer von den Arabern befolgt. Auch zu **Haruns** Zeiten war dieß der Fall. Einſt trat eine Frau niedrigen Standes zu ihm, und beſchwerte ſich, daß ſeine Soldaten auf einem Feldzuge ihren Feldern großen Schaden zugefügt hätten. Der Chalif, der auf die Klagen aller ſeiner Unterthanen, auch der niedrigſten hörte, ſuchte ſie zu beruhigen und fragte ſie, ob ſie ſich nicht der Stelle im Koran erinnere, wo geſagt werde, "wenn die Heere großer Fürſten ausziehen, müſſen die Unterthanen leiden, durch deren Felder ſie gehen?" — "Ja, Herr," erwiederte die bedrängte Frau, "aber wie-

II. B.



Harun · Al · Raschid

wiederum ſtehet auch im Koran geſchrieben, die Wohnung der Fürſten ſoll wüſte werden, welche Ungerechtigkeiten gut heißen." Dieſe treffende Antwort rührte den Chalifen. Auf der Stelle befahl er, daß man der Klägerin allen erlittenen Verluſt erſetzen ſollte*).

Nicht minder leutſelig zeigte ſich Harun Al-Raſchid auch bey folgender Gelegenheit. Einer ſeiner Söhne Al-Amin verlangte von ihm, er möchte einen Mann hart beſtrafen, der von Al-Amins Mutter, Zobeide, Haruns liebſter Gemahlin, ſehr unanſtändig geſprochen habe. Harun kannte die wilde Gemüthsart ſeines Sohnes und ſuchte ſie zu bezähmen. Nachdem er eine Zeitlang geſchwiegen hatte, gleich als ob er ſich beſinne, was für eine Strafe er dem Beklagten anthun wolle, ſprach er: "Mein Sohn, ich rathe „dir, dieſem Menſchen zu vergeben, wie es einem „großmüthigen Prinzen geziemt. Kannſt du aber „deine Rachbegier nicht unterdrücken, oder dich „ſelbſt nicht überwinden, ſo rathe ich dir, daß du „von ſeiner Mutter eben ſo viel Böſes redeſt, als „er der deinigen nachgeſagt hat." — Schade, daß Ha-

---

*) Hierauf beziehe ſich das Kupfer Taf. XX. Der Künſtler ſtellt hier den großen Chalifen in ſeiner Reſidenz Bagdad vor Augen; ihn umgibt ſein Gefolge, und vor ihm liegt die Hülfe ſuchende Frau.

Harun ſelbſt zu eben dem Fehler hinneigte, den er an ſeinem Sohn tadelte. Die Ausrottung des Hauſes Barmac, das einſt ſeine Erhebung befördert, dann aber durch allzugroße Macht ſeine Eiferſucht gereizt hatte, iſt, ſo weit wir ſie kennen, ein Beweis, daß auch er den Eingebungen einer wild aufbrauſenden Hitze zuweilen unterlag. Um ſo viel leichter iſt es, Andre, als ſich ſelbſt zu regieren!

XIV.

Pelagius, der Stifter der neuen ſpaniſchen Monarchie.

Groß und achtungswerth iſt der zu nennen, der, wo Tauſende verzweifeln, Muth und Beſonnenheit bewahrt. Er iſt das Lichtgeſtirn, das in ſtürmiſcher Nacht durch dickes Gewölk bricht, und den Verſchlagenen vorzeichnet, wohin ſie ihre Bahn zu richten haben. An ſeinem vorleuchtenden Beyſpiel erhebt ſich das wankende Vertrauen; durch ſeine Kraft und Entſchloſſenheit blühet Leben und Freyheit auf, und ſpäte Nachkommen ſegnen ſein Andenken. So groß und achtungswerth, ſo hülfreich den Seinigen und ſo geſegnet von einer dankbaren Nachwelt erſcheint auch Pelagius in den Erzählungen, die, freylich nicht frey von Vergrößerungen oder Entſtellungen, die ſpaniſchen Geſchichtſchreiber von ihm überliefert haben.

Durch die Schlacht bey Xeres in Andaluſien (712) war dem alten weſtgothiſchen Reich ein Ende gemacht. Spanien war den Händen der Araber dahin gegeben; eine Stadt und eine Provinz nach der andern fiel in ihre Hände; die Beſiegten geriethen in Unterwürfigkeit; ihre Religion ward unterdrückt, ihre Heiligthümer entweiht.

Nur in Aſturien glimmte noch ein ſchwacher Lebensfunke der alten Selbſtſtändigkeit fort. Zwar waren auch hier mehrere Städte von den Arabern beſetzt; aber die unzugänglichen Gebirge waren von ihnen frey geblieben und ein Sammelplatz geworden der vornehmſten Gothen, die dem Schwerte der Araber entronnen waren, und aller, die die Freyheit der Knechtſchaft vorzogen. Allein wie ſchmerzvoll ſie das Elend ihres Vaterlandes bejammerten, und wie ſehnlich ſie deſſen Rettung wünſchten; ſo fehlte es ihnen doch an feſtem Vertrauen zu ſich ſelbſt und an Vereinigung und Leitung ihrer Kräfte. Glücklicherweiſe gewährte ihnen, was ſie bedurften, Pelagius.

Pelagius oder Don **Pelayo**, ein Sohn des Favila, Herzogs von Cantabrien, königlicher Abkunft, war klug, thätig und tapfer. Außer der allgemeinen Noth ſeines Vaterlandes trieb ihn, wie erzählt wird, auch die Entehrung ſeiner Schweſter zur Rache gegen die Araber. Er war daher in die Gebirge Aſturiens geflohen, und ermunterte die daſelbſt Verſammelten zum ausdauernden Kampfe. "Laßt uns kämpfen," rief er ihnen zu, "für unſern alten Kriegsruhm, für unſre Häuſer und Altäre, für unſre Weiber und Kinder. Zeigt den Arabern, daß ihr Männer ſeyd, entſproſſen aus dem hochberühmten Blute der Gothen. Nichts könnt ihr vom Feinde erwarten (er iſt treubrüchig!), alles nur von Gott und eurer Tapferkeit. Ich will für eure Rettung ſorgen, ewig ein Feind der Araber und derer, die den Kampf mit ihnen verweigern." Durch ſolche und ähnliche Reden ſtärkte er den wankenden Muth ſeiner Landsleute. Sie alle ſchwuren einmüthig und unter Thränen, keine Gefahr und Anſtrengung zu ſcheuen; aber ſie ehrten auch ſeine Tapferkeit und die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes. Unter ſeiner Leitung glaubten ſie ſiegen zu müſſen, und ſie wählten daher voll freudiger Hoffnung ihn zu ihrem König. So entſtand (718) in Aſturiens Gebirgen aus den Trümmern des alten ein neu-weſtgothiſches Reich.

Pelagius kannte das Gefährliche ſeiner Lage, und wußte, wie viel von dem erſten Erfolg abhange. Er wagte daher nicht, den ſiegreichen Arabern in offenem Felde entgegen zu treten, ſondern fing damit an, ihnen überall aufzulauern, ſie einzeln zu überfallen, und in die von ihnen beſetzten Städte Aſturiens einzudringen.

Der damalige Oberſtatthalter der Araber, Alahor, hörte von dem unerwarteten Aufſtand in Aſturien. Da er nun ſelbſt in Frankreich beſchäftigt war, — denn ſchon hatten die Araber angefangen, über die Pyrenäen im ſüdlichen Frankreich vorzudringen — ſo gab er ſeinem Untergeneral Alchaman den Auftrag, unverweilt den Pelagius anzugreifen. Alchaman folgte dieſem Auftrag. Mit einem ſehr zahlreichen Heere rückte er (719) in Aſturien ein, da, wo die Gebirge dieſes Landes mit denen von Santillana zuſammenſtoßen. Das Gerücht ſeiner Ankunft ſetzte die Vertheidiger des Vaterlands in Schrecken; viele ſanken in den vorigen Kleinmuth zurück; aber die Beſonnenheit und Heldenkraft ihres Königs blieb ſich gleich.

Sorgfältig beobachtete Pelagius alle Bewegungen der Feinde, und weislich wählte er aus den Haufen ſeiner Unterthanen tauſend der Bewährteſten heraus. Mit ihnen ließ er ſich auf den ſteilen Felſenklippen von Covadonga nieder, und beſetzte daſelbſt eine ſehr geräumige Höhle des Berges Auſená, die heutiges Tages von einem daſelbſt erbauten Kloſter die Höhle von Santa Maria de Covadonga heißt. Hierhin ſchäffte er Waffen aller Art und Lebensmittel für viele Tage; auch ließ er mehrere Ausgänge aufreißen: alles dieß, um eine Belagerung aushalten und zugleich auch Ausfälle thun zu können.

Alchaman rückte heran, aber gefährlich ſchien es ihm, in dieſer Enge mit einem verzweifelnden Feinde zu kämpfen. Er ſchickte daher den Biſchof von Sevilla, Oppas, zum Pelagius, um ihn zu überreden, die Waffen niederzulegen und ſich zu ergeben. Oppas, der zu derjenigen Parthey gehörte, welche die Araber nach Spanien gerufen hatte, näherte ſich auf einem Maulthier der Höhle, und ſuchte durch Drohungen und Verſprechungen den Pelagius zu gewinnen. Allein Pelagius überhäufte den verrätheriſchen Biſchof mit Vorwürfen und erklärte, daß er feſt entſchloſſen ſey, für das Vaterland zu leben und zu ſterben.

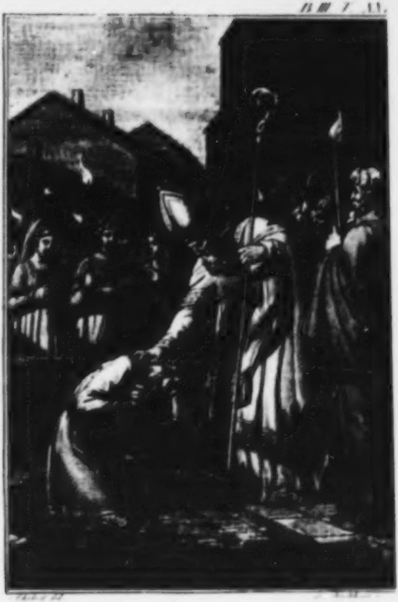
Als Alchaman dieſe Antwort vernommen hatte, ſchickte er ſogleich einen Theil ſeiner Truppen ab, um die Höhle einzunehmen und den Pelagius todt oder lebendig zu überliefern. Doch der Himmel, der nie die verläßt, die ſich ſelbſt nicht verlaſſen, nahm ſich, wie erzählt wird, der Bedrängten an. Die Araber ſchleuderten einen Hagel von Pfeilen, Wurfſpießen und Steinen auf die Höhle; aber durch ein Wunder der Allmacht ſprangen ihre Geſchoſſe und Steine auf ſie ſelbſt zurück. Ein großer Theil von ihnen wird dadurch verwundet; die Chriſten aber fühlen ſich unter dem Schutze der Gottheit. Mit der Hoffnung des Sieges wächſt ihr Muth. Den Löwen gleich brechen ſie aus ihrer Höhle hervor, und richten unter den Ungläubigen ein furchtbares Blutbad an. Schrecken ergreift die Feinde; ſie fliehen von den Gebirgen herab in das Thal der Deva; aber hier bringt ein neues Wunder neues Schrecken und Verderben über ſie. Ein Theil des Berges, der an das Ufer der Deva ſtieß, ſtürzte um, und verſchüttete durch ſein Fallen eine große Menge Araber. Nur wenige von den vielen Tauſenden, die Alchaman herbey geführt hatte, überlebten dieſe Niederlage; Alchaman ſelbſt kam in der Schlacht um; Oppas gerieth in Gefangenſchaft und ward wahrſcheinlich getödtet.

Die nächſte Folge dieſes Sieges (719) war die Einnahme von Gijon. Dieſe Stadt, an der Küſte Aſturiens gelegen, war dem Pelagius ſehr wichtig: im Fall der Noth ſicherte ſie ihm einen Ruck-

Rückzug zur See. Er wählte ſie daher zu ſeinem Regierungsſitze. Eine große Zahl der Landeseingebornen, durch den Ruf ſeines Sieges herbeygelockt, ſtrömte ihm zu, und er ſorgte in ſeinem aufblühenden Reiche für Ordnung und Bewahrung des Chriſtenthums. Die Araber aber durch jene Niederlage erſchreckt, durch Uneinigkeiten getheilt, und auch in Gallien geſchlagen, wagten oder vermochten nicht, aufs neue ihn anzugreifen. Erſt ſpäterhin ums Jahr 734 oder 735 ſollen ſie von Galizien aus in Aſturien eingedrungen ſeyn und den Pelagius in die äußerſte Bedrängniß gebracht haben. Doch iſt dieſe Angabe dunkel und ſchwankend, und gewiß iſt es, daß Pelagius im Beſitz ſeiner Herrſchaft als König von Gijon ſtarb.

Sein Tod erfolgte im Jahr 737, und er wurde zu Cangas de Onis in der Kirche Santa Eulalia, die er ſelbſt erbaut hatte, begraben. Sein Sohn Favila folgte ihm in der Regierung. Langſam aber ſicher ſchritt die Befreyung Spaniens, die er begründet hatte, vorwärts; und wie Aſturien als das Rettungsland noch heutiges Tages Auszeichnungen genießt, ſo wird auch Pelagius noch jetzt als der Stifter der neuen ſpaniſchen Monarchie verehrt.

B. III. z. S. 11.



Die Taufe Chlodwigs.

XV.

Die Bekehrung Chlodwigs.

Nicht minder wichtig, als die Bekehrung Conſtantins des Großen *), iſt die Bekehrung des fränkiſchen Königs Chlodwig. Denn wie das Chriſtenthum durch jene zur herrſchenden Religion im römiſchen Reiche erhoben wurde, ſo wurde es durch dieſe die Religion der Franken und andrer deutſchen Völker; und wie durch jene die kirchlichen Einrichtungen überhaupt Feſtigkeit erhielten, ſo wurde durch dieſe die katholiſche Kirche insbeſondere befeſtiget und erhoben. Aber nie wurden in den Zeiten des Aberglaubens wichtige Begebenheiten ohne Beymiſchung wunderbarer Ereigniſſe und himmliſcher Erſcheinungen aufgeführt; und ſo finden wir dieſe eben ſowohl in der Bekehrungsgeſchichte Conſtantins, als in demjenigen, was von Chlodwigs Taufe erzählt wird.

Als Chlodwig zur Regierung gelangte, war er ſamt ſeinen Franken dem Heidenthume zugethan; doch fehlte es ihm nicht an Bekanntſchaft mit dem Chriſtenthume. In den Ländern, die er inne hatte, lebten ſehr viele Chriſten unter einer gehö-

---

*) S. hiſtor. Bilderſaal, Th. I. S. 290 f.

gehörig eingerichteten Kirchenverfaſſung; Gallien und das römiſche Germanien war voll von Biſchöfen, und **Chlodwig** gewährte aus Staatsklugheit den Chriſten freye Religionsübung, und ihren Lehrern Achtung. Aber das Hauptbeförderungsmittel ſeiner Bekehrung war ſeine Vermählung mit **Chlotilden.** Dieſe, eine burgundiſche Prinzeſſin, im Bekenntniß des katholiſchen Glaubens erzogen, klug und entſchloſſen, ſuchte mit regem Eifer ihren Gemahl der katholiſchen Kirche zuzuführen. Sie ſtellte ihm vor, daß ſeine Götter von Holz und Stein weder ſich noch andern helfen könnten, und daß er daher den lebendigen Gott verehren ſollte, der Himmel und Erde erſchaffen habe. Aber dieſe Vorſtellungen machten noch wenig Eindruck auf ihren Gemahl, und obgleich er zugab, daß ſchon die erſten Kinder, die ihm **Chlotilde** gebahr, getauft wurden, ſo blieb er doch ſeinen Göttern zugethan. Erſt ein außerordentlicher Vorfall wendete ihn denſelben ab, und krönte **Chlotildens** Eifer mit dem gewünſchten Erfolg.

Im Jahr 496 bekriegte **Chlodwig** die Allemannen. Bey Zülpich unweit Cöln kam es zur Schlacht. Die Allemannen kämpften voll hohen Muthes; viele der Franken wurden niedergehauen, die andern wichen, und **Chlodwig** ſamt ſeinem

Heere wurde mit einer gänzlichen Niederlage bedroht. In dieſer Noth erhob er ſein Auge gen Himmel und gelobte ein Chriſt zu werden, wenn ihm Jeſus den Sieg verleihen würde. "Ich habe," ſprach er unter andern, "meine Götter angerufen; aber „ſie ſind, wie ich jetzt erfahre, entfernt mir beyzuſtehen. Ich glaube, daß es ihnen an Macht „fehlt, weil ſie ihren Dienern nicht helfen. Jetzt „rufe ich dich an, Jeſu Chriſte, den Chlotilde als „den Sohn des lebendigen Gottes preiſet. Dir „wünſch' ich zu glauben, nur damit ich von meinen Feinden befreyt werde." — Kaum hatte er dieſes Gelübde eines eigennützigen Glaubens ausgeſprochen, ſo war es um die Vortheile der Allemannen geſchehen. Ihr König, der ſich zu tief unter die Feinde gewagt hatte, wurde erſchlagen; ſie alle geriethen dadurch in Beſtürzung; ſie flohen, und die Franken erhielten den vollſtändigſten Sieg.

Als nun Chlodwig nach Rheims zurückgekehrt war, erzählte er ſeiner Gemahlin, was er gelobt und wie er geſiegt habe. Hoch erfreut ließ Chlotilde ſogleich den Biſchof von Rheims, Rhemigius, zu ſich kommen, und erſuchte ihn, das angefangene Werk zu vollenden. Der Biſchof eilte herbey, pries den lebendigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, und ſuchte mit dem

Glauben an ihn das Herz ſeines Königs zu erfüllen. „Gern,“ ſprach Chlodwig, „gern höre ich „dich, heiliger Vater; aber ich fürchte, daß mein „Volk ſeinen Göttern nicht entſagen wird.“ Doch dieſe Furcht war eitel. Als er mit den Franken darüber ſprechen wollte, riefen ſie ihm zuvorkommend zu: „Wir entſagen den ſterblichen Göttern, „frommer König! und ſind bereit dem Gott zu folgen, den Rhemigius als den unſterblichen preiſet!“

Hierauf veranſtaltete Rhemigius die heilige Taufe. Er wartete nicht auf Oſtern oder Pfingſten, an welchen Feſten damals getauft wurde, ſondern beſtimmte das nahe Weihnachtsfeſt zur Vollziehung dieſer wichtigen Handlung. Alles, was der chriſtliche Gottesdienſt Erbauliches und Glänzendes hat, wurde dazu benutzt. Die Kathedrale zu Rheims wurde mit weißen und gemahlten Vorhängen ausgeſchmückt, mit wohlriechenden Salben erfüllt, mit brennenden Wachskerzen erleuchtet. Unter Vortragung des Kreuzes und unter frommen Geſängen, umgeben von einem großen Gefolge, wurde Chlodwig von dem Biſchof in die Kirche geführt. Erſtaunt über ihre Pracht fragte er: „Mein Vater, iſt das das Reich Chriſti, welches ihr mir verſprochen habe?“ — „Nein,“ war die Antwort des Biſchofs, „aber es iſt der Weg, der zu demſelben führt.“ Die Leidensgeſchichte Jeſu ward vorgeleſen. Ergriffen von dem Rührenden derſelben und von ſeiner leicht auflodernden Hitze, rief Chlodwig: „Wäre ich nur mit meinen Franken dort geweſen, wie hätte ich ihn rächen wollen!“

Damals beſtand die Sitte, daß die, ſo die Taufe empfingen, ins Waſſer eingetaucht und dann mit heiligem Oele (Chrisma) geſalbt wurden. Das Taufbecken aber befand ſich nicht nach unſrer Weiſe in der Kirche, ſondern war außerhalb derſelben in die Erde eingemauert. So war es auch bey Chlodwigs Taufe. Nach den Vorbereitungen in der Kirche trat er in das Taufbecken vor derſelben. Hier bekannte er ſich zu dem katholiſchen Glauben, worauf er von dem Biſchof im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes dreymal eingetaucht, und mittelſt des heiligen Oels mit dem Kreuze bezeichnet wurde *). Nach ihm wurde ſeine Schweſter Audofleda auf dieſelbe Art getauft; Lanthildis aber, ſeine zweyte Schweſter, vorher ſchon eine Chriſtin, aber dem Arianismus zugethan, und nun dem katholiſchen

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. XXI. Hier erſcheint Chlodwig in dem Taufbecken ſtehend. Auf der einen Seite ſteht ſeine Gemahlin mit ſeinen Schweſtern, auf der andern Seite ſieht man außer den Prieſtern einige fränkiſche Krieger.

ſchen Lehrbegriff beytretend, wurde bloß mit dem heiligen Oele geſalbt. Noch ließen ſich an demſelben Tage dreytauſend von Chlodwigs Heere taufen, und bald darauf alle ſaliſchen Franken. Die übrigen fränkiſchen Stämme, die an der Maas, der Schelde und dem Rhein wohnten, traten erſt ſpäterhin dem Chriſtenthume bey.

Ungemein groß war die Freude der katholiſchen Biſchöfe über dieſe Bekehrung Chlodwigs. Unter ſo vielen deutſchen Königen, die damals noch Arianer waren, war Chlodwig der erſte, der dem katholiſchen Lehrbegriff beytrat. Er ward daher, wie es heißt, "der erſtgeborne Sohn der Kirche", "der allerchriſtlichſte König" genannt. Aber auch der Himmel ſoll ſeine Freude an dieſer Begebenheit zu erkennen gegeben haben. Als Chlodwig getauft wurde — erzählt Hincmar, einer von den Nachfolgern des heiligen Rhemigius, aber erſt dreyhundert Jahre nach dieſer Begebenheit — fehlte es auf Gottes Veranſtaltung an Salböl (Chriſma). Ein Geiſtlicher wollte ſelbiges herbeytragen, aber wegen der ungeheuern Volksmenge konnte er nicht bis zum Biſchof gelangen. In dieſer Verlegenheit wandte ſich Rhemigius mit ſeinem Gebet und ſeinen Thränen zum Himmel, und auf einmal brachte eine ſchneeweiße Taube in ihrem Schnabel eine kleine Flaſche mit himmliſchem Oele. Ein lieblicher Duft verbreitete ſich über alle Anweſende. Der Biſchof ergriff das Fläſchchen; die Taube aber flog ſchnell zum Himmel zurück, und der König ward mit dem heiligen Oele, das ſie gebracht hatte, geſalbt.

Dieſe Dichtung — denn welcher Vorurtheilsfreye möchte dieſe Erzählung für etwas anders als Dichtung halten? — diente ſpäterhin zur Verherrlichung des heiligen Salbölfläſchchens (Sainte Ampoule), das ſeit 1197 bey jeder Krönung franzöſiſcher Könige gebraucht, und bis zum Jahre 1794, wo es in den Stürmen der Revolution unterging, zu Rheims aufbewahrt wurde. Man behauptete nämlich, daß dieſes Fläſchchen mit dem darinn befindlichen Oele, welches nie abnehme und nur der Auffriſchung bedürfe, eben daſſelbe ſey, das bey Chlodwigs Taufe vom Himmel herabgekommen ſey. Eben ſo ſuchte man auch Frankreichs Lilienwappen und purpurne Reichsfahne (l'oriflamme) dadurch zu verherrlichen, daß man vorgab, ſchon Chlodwig habe jenes Wappen und dieſe Fahne vom Himmel empfangen. Denn wie einzelne Menſchen dadurch an Werth und Wichtigkeit zu gewinnen wähnen, daß ſie ihren Stammbaum bis in uralte Zeiten zurückführen: ſo meinen auch ganze Völker ihren Eigenthümlichkeiten das Gepräge des Herrlichen und Ehrwürdigen aufzudrücken, wenn ſie ſolche aus uralten Zeiten und von wundervollen Ereigniſſen ableiten.

Indeſſen gewann Chlodwig durch ſeine Bekehrung zur katholiſchen Kirche faſt eben ſo viel, als die katholiſche Kirche ſelbſt. Denn dadurch befeſtigte er ſich in der Liebe ſeiner neuen Unterthanen und verband ſie aufs innigſte mit ſeinen Franken; dadurch bahnte er ſich ferner den Weg zu neuen Eroberungen, und dadurch gewann er endlich den Schutz der Kirche, die wiederum ihn als ihren Schutzherrn ehrte.

Aber ſo wenig als Conſtantin der Große, ſo wenig wurde auch Chlodwig durch ſeinen Uebertritt zum Chriſtenthum wahrhaft gebeſſert; ja man kann auch von ihm behaupten, daß er gerade die ſchlimmſten ſeiner Handlungen erſt nach ſeiner Taufe verübte. Und wie vermochte auch ſein Uebertritt zum Chriſtenthum eine heilſame Sinnesänderung in ihm hervorzubringen? Das Nachſprechen eines kurzen Glaubensbekenntniſſes und die Beobachtung gewiſſer vorgeſchriebenen Gebräuche war alles, was von ihm gefordert wurde. Wie konnte er alſo in den Geiſt der Lehre Jeſu eindringen? oder wie konnte er in ihr den Leitſtern, das Glück und den Troſt ſeines Lebens finden? Den Gott der Chriſten hielt er den alten Göttern ſeines Volkes gleich, aber mächtiger und hülfreicher als dieſe, und er baute auf den Schutz der Heiligen, wie ſonſt auf den Schutz der Untergötter. Als Beweis hiervon läßt ſich Folgendes anführen.

Als er in den ſchwierigen Krieg gegen die Weſtgothen zog (507), ſuchte er ſich Gott und ſeine Heiligen zu Freunden zu machen. Er gelobte daher eine Kirche auf der Stelle zu bauen, auf welcher ſeine Streitart (Francisca) niederfallen würde. Er ſchleuderte ſie mit gewaltigem Arm von ſich, und wo ſie niedergefallen war, erbauete er nachher die Kirche der Apoſtel zu Paris, die ſpäterhin der heiligen Genoveva geweiht wurde. Als er dann auf eben dieſem Feldzuge nach Tours gekommen war, wendete er ſich an den heiligen Martin, einſt Biſchof zu Tours, an deſſen Grabe Wunder geſchahen, und weihete ihm nebſt vielen andern Geſchenken ſein liebſtes Streitroß. Nach glücklich beendigtem Feldzuge kam er nach Tours zurück, und wollte daſelbſt dieſes Streitroß auslöſen. Er bot dafür hundert Goldſtücke; aber das Pferd bewegte ſich nicht von der Stelle. Es ſey, wurde ihm gemeldet, dem heiligen Martin dafür nicht feil; der König ſolle noch hundert Goldſtücke zulegen. Chlodwig that dieß, und ſogleich ging das Pferd mit ihm fort. Da rief er lachend aus: "Wahrhaftig, der heilige Martin iſt gut in der Noth, aber auch theuer im Handel!"

XVI.

Fredegunde und Brunehild.

Um die Abſcheulichkeiten, mit denen die Geſchichte der Merovinger erfüllt iſt, an einem Beyſpiele anſchaulich zu machen, ſo mögen die Erzählungen von Fredegunde und Brunehild, wie viel Schreckliches ſie auch in ſich faſſen, hier eine Stelle finden.

Chlotar I, der das fränkiſche Reich, das nach Chlodwigs, ſeines Vaters, Tode getheilt worden war, zuerſt wieder vereinigte (558), hinterließ vier Söhne (561), die daſſelbe Reich wiederum theilten. Zwey von dieſen, Chilperich, dem das Gebiet von Soiſſons zugefallen war, und Sigbert, der Auſtraſien erhalten hatte, geriethen bald mit einander in Krieg, den Länderſucht veranlaßte, und Fredegundens und Brunehildens gegenſeitiger Haß in zerſtörenden Flammen erhielt.

Brunehild, aus Spanien gebürtig, die Tochter des weſtgothiſchen Königs Athanagild, war Sigberts Gemahlin. Mit Freuden hatten die Auſtraſier ſie als Königin empfangen (566), denn die Natur hatte ihr große Gaben verliehen. Sie war, wie Gregor von Tours meldet, wohlgeſtaltet, ſchön von Anſehn, verſtändig, beredt, angenehm im Umgang, ſittſam in ihrem Betragen. Ihre Fehler waren damals noch unbekannt. Aber bald zeigte ſich's, daß eben dieſe reichbegabte Frau überaus herrſchſüchtig und rachgierig war, daß ſie Menſchenleben und Staatenglück ihren Leidenſchaften aufopfern konnte, und daß ſie Unheil ſtatt Segen über das Reich der Franken brachte.

Ihr entgegen ſtand Fredegunde, die Gemahlin Chilperichs, wahrſcheinlich von niedriger Herkunft, aber eben ſo herrſchſüchtig und rachſüchtig als Brunehild, und vielleicht noch boshafter und heimtückiſcher als dieſe.

Beyde Frauen konnten nicht in Eintracht leben. Schon ihre Leidenſchaften mußten ſie gegen einander erbittern; aber es fehlte hierzu auch nicht an beſondern Veranlaſſungen.

Chilperich hatte ſeine erſte Gemahlin, Audovera, die ihm drey Söhne gebohren hatte, verſtoßen, und ſpäterhin (567) die ältere Schweſter Brunehildens, Gaileſuinth oder Galſuinth, zur Ehe genommen. Er hatte bey dieſer Heyrath verſprochen, allen frühern Verbindungen zu entſagen; aber bald umſtrickte ihn Fredegunde, die er ſchon früher gekannt und geliebt hatte, mit neuem

Liebeszauber, und Gaileſuinth, die gegen dieſe Liebe eiferte und in ihre Heimath zurück verlangte, wurde ein Opfer der Wolluſt und Bosheit. Eines Morgens ward ſie unvermuthet in ihrem Bette ermordet gefunden, und wenige Tage nachher heyrathete Chilperich die ſchreckliche Fredegunde.

Die Unterthanen Chilperichs fühlten das Schändliche dieſes Verfahrens; aber vor allen ward Brunehild durch die Ermordung ihrer Schweſter und durch die Erhebung ihrer Gegnerin zum Haß und zur Rache getrieben. Sie lag ihrem Gemahl an, Gaileſuinthens Tod zu rächen, Fredegunden zu ſtürzen, und nicht eher zu ruhen, als bis er ſeinem Bruder Chilperich Reich und Leben entriſſen hätte. Andrerſeits trieb auch Fredegunde, um ſich in der neuerhaltenen Würde zu behaupten, den König Chilperich, ihren Gemahl, zu den Waffen. Die Vergrößerungsſucht beyder Könige kam den Leidenſchaften ihrer Frauen entgegen, und ſo erhoben oder erhielten ſich ſchreckliche Familienkriege; Schandthaten auf Schandthaten wurden gehäuft.

Sigbert war nahe daran (574), Brunehildens Wünſche völlig zu erfüllen. Er trieb ſeinen Bruder Chilperich aus dem Felde, ſchlug und tödtete deſſen Sohn Theodebert, und beſetzte außer andern Städten auch Paris, wohin ihm Brunehild mit ihren Töchtern und ihrem Sohne Childebert folgte. Schon ließ er Dornyk, Chilperichs und Fredegundens Zufluchtsort, belagern; und ſchon wurde er von Chilperichs Unterthanen zu Vitri auf einen Schild erhoben, und zum König von Neuſtrien ausgerufen, als plötzlich mit ſeinem Leben alle Früchte ſo vieler Anſtrengungen dahin ſchwanden. Fredegunde gewann zwey Meuchelmörder. Dieſe überfielen den König Sigbert im Lager von Vitri und durchbohrten ihn mit vergifteten Dolchen, daß er ſogleich ſeinen Geiſt aufgab (575).

Auf einmal änderte ſich die Lage der Dinge. Chilperich ſchwang ſich wieder auf den Thron, und Brunehild fiel in ſeine Hände. Nur Childebert ihr Sohn, damals ungefähr fünf Jahr alt, ward durch einen Getreuen ſeines Hauſes gerettet, und heimlich nach Metz gebracht, wo ihn die Auſtraſier auf den Thron ſeines Vaters erhoben (576).

Ein hartes Schickſal drohete Brunehilden. Sie ward von Paris nach Rouen verwieſen, und daſelbſt in Gewahrſam gehalten; aber es gelang ihr, ſich zu befreyen. Meroveus, Chilperichs Sohn erſter Ehe, ward von ihren Reizen gefeſſelt, und voll Liebe zu ihr, und voll Haß gegen ſeine Stiefmutter, ließ er ſich heimlich mit ihr trauen. Doch ſein Vater und Fredegunde hören dieß, und gerathen in Angſt. Chilperich eilt daher nach Rouen, um die Neuvermählten zu trennen. Er findet ſie in der Kirche des heiligen Martin, einer geheiligten Freyſtätte, und ſucht ſie herauszulocken. Vergebens! Nun leiſtet er einen feyerlichen Eid, daß er ihre Ehe nicht trennen wolle. Im Vertrauen hierauf treten ſie aus der Kirche hervor. Er küßt ſie, und läßt ſie an ſeiner Tafel ſpeiſen; aber gleich darauf werden ſie getrennt. Meroveus muß mit ihm ziehen, und wird nach mancherley Abentheuern auf Anſtiften Fredegundens durch Meuchelmörder getödtet; Brunehild aber, anfangs in Rouen ſtreng bewacht, gelangt auf Bitten der Auſtraſier nach Metz.

Hier regierte ihr noch unmündiger Sohn, Childebert, geſchützt durch die Freundſchaft ſeines Oheims, Gunthram. Dieſer, König von Burgund, friedliebend und kinderlos, nahm Childeberten an Kindesſtatt an, und beſtimmte ihn zum Erben ſeiner Länder. Gar bald aber verſchaffte ſich Brunehild die Vormundſchaft über ihren Sohn, und wußte ſie zu behaupten. Als die Großen Auſtraſiens ihretwegen in Streit geriethen, und ſchlagfertig einander gegenüber ſtanden, ergriff ſie Schild und Schwert, beſtieg ein Roß, und ſprengte mitten unter die Erbitterten, um ſie vom blutigen Kampf abzuhalten. Einer ihrer Gegner rief ihr zu: „Fort von uns, Weib! laß dir es genug ſeyn, „unter deinem Gemahl geherrſcht zu haben. Jetzt „iſt dein Sohn König, und ſeine Erhaltung iſt „unſre, nicht deine Sache. Fort von uns, daß „nicht die Hufen unſerer Pferde dich zertreten.“ Gleichwohl wußte die ſchlaue Brunehild die Streitenden zu trennen, und ſich im Beſitz wichtigen Einfluſſes zu erhalten.

Inzwiſchen war auch Fredegunde den verderblichen Eingebungen ihrer Herrſchſucht und Grauſamkeit gefolgt. Während ihr Gemahl Chilperich bald mit Childebert bald mit Gunthram um kleinlichen Ländererwerb Krieg führte, verſuchte ſie die Söhne deſſelben erſter Ehe zu unterdrücken, um dadurch ihren eignen Söhnen die Thronfolge zu verſchaffen. Aber ihre drey Söhne ſtarben kurz hinter einander an einer anſteckenden Krankheit. Dieß Unglück veranlaßte ſie zu neuen Grauſamkeiten. Sie gab vor, daß Zauberey den Tod ihrer Kinder herbeygeführt hätte, und ließ mehrere, denen ſie gram war, ſchrecklich hinrichten; unter andern auch den noch einzigen Sohn ihres Gemahls erſter Ehe, und deſſen Mutter, die längſt verſtoßene Audovera.

Einige Jahre darauf (584) wurde Chilperich, als er in der Abenddämmerung von der Jagd nach Hauſe kam, beym Abſteigen vom Pferde erſtochen. Fredegunden traf der Vorwurf, den Meuchelmörder gedungen zu haben, — ſie habe, hieß es, die Strafe ehelicher Untreue von ſich abwenden wollen, — und es koſtete ihr Mühe ſich zu behaupten. Alle ihre Hoffnung beruhete auf ihren einzigen Sohn, Namens Chlotar; aber dieſer war erſt vier Monate vorher geboren, und an der Rechtmäßigkeit ſeiner Abſtammung wurde gezweifelt. Sie entbot daher ihren Schwager, den König Gunthram zu ſich, um durch ihn ſich und ihren Sohn zu ſchützen. Gunthram erſchien; aber Childebert forderte ihn auf, Fredegunden auszuliefern. "Gieb," ſchrieb er ihm, "gieb die Mörderin heraus, die „meine Mutter Schweſter, meinen Vater, meinen „Oheim und meine Vettern getödtet hat." Doch Gunthram nahm ſie in Schutz, und ſo gelang es ihr, ihren unmündigen Sohn auf den Thron zu bringen und unter deſſen Namen zu regieren.

Aber ihre Regierung war mit Krieg, Mord und Grauſamkeiten bezeichnet. Wer ihr zuwider war, den ſuchte ſie umzubringen. Selbſt mit ihrer Tochter Rigunthis lebte ſie in ſtetem Unfrieden. Beyde hatten Urſache genug, einander Schandthaten vorzuwerfen; aber bey Vorwürfen blieb es nicht: von Schimpfreden kam es mitunter zu Schlägen. Dadurch noch mehr erbittert, trachtete Fredegunde der eignen Tochter nach dem Leben. Eines Tages ſagte ſie zu ihr mit ungewöhnlicher Milde: "Liebe Tochter, was wollen wir „länger hadern! Siehe hier deines Vaters Hinterlaſſenſchaft, die ich in Verwahrung habe. Nimm „ſie, und gebrauche ſie, wie du willſt." Rigunthis fand dieſen Vorſchlag ſehr annehmbar, und beyde gingen mit einander in das Zimmer, wo eine Truhe mit koſtbaren Armbändern und anderm Geſchmeide ſtand. Fredegunde ſchloß ſie auf, hohlte eine Koſtbarkeit um die andere hervor, und überreichte ſie der daneben ſtehenden Tochter. Endlich ſprach ſie: "Ich bin des Suchens müde, greif „du ſelbſt in die Truhe, und nimm heraus, was „du findeſt." Das gefiel der Tochter; ſie bückte ſich über die Truhe; aber in dem Augenblick ſchlug die Mutter den Deckel nieder, und preßte Hals und Genick ihrer Tochter zuſammen. Rigunthis ſuchte ſich loszumachen; aber die Mutter drückte den Deckel mit ſolcher Gewalt nieder, daß der Tochter die Augen aus dem Kopfe zu ſpringen droheten. Glücklicher Weiſe war eine Magd in der Nähe. Dieſe ſah den empörenden Anblick, und ſchrie um Hülfe. Da ſprangen die Bedienten, die vor der Thüre waren, herbey, und retteten das Mädchen aus den Klauen der barbariſchen Mutter. Uebrigens blieb dieß abſcheuliche Beginnen ohne weitere Folgen.

Während aber Fredegunde ſo in ihrem eignen Hauſe wüthete, vergaß ſie ihrer auswärtigen Feinde nicht. Fortdauernd voll Haß und Furcht gegen Brunehild und deren Sohn, ſuchte ſie beyde aus dem Wege zu räumen, und mehr als einmal ſchickte ſie deshalb Meuchelmörder gegen ſie ab. Doch vergebens; ihr Vorhaben wurde entdeckt und vereitelt.

Indeſſen fand auch Childebert einen frühzeitigen Tod. Er ſtarb ſechs und zwanzig Jahre alt (596), und ſeine unmündigen Söhne Theodebert und Theoderich, von denen jener Auſtraſien, dieſer Burgund erhielt, das Gunthram dem König Childebert vermacht hatte, kamen unter die Vormundſchaft ihrer Großmutter Brunehild. Fredegunde benutzte die Beſtürzung, in welche Auſtraſien und Burgund durch Childeberts Tod verſetzt worden waren. Ohne Kriegserklärung bemächtigte ſie ſich der Stadt Paris und anderer Städte. Als dann die Auſtraſier, die ſich deſſen nicht verſehen hatten, ins Feld gerückt waren, wurden ſie von Fredegundens Sohn, Chlotar, nicht weit von der Seine geſchlagen. Doch Fredegunde überlebte die Freude über dieſen Sieg nicht lange. Sie ſtarb noch im Jahr 598 eines natürlichen Todes, und man kann es als einen Beweis allgemein verbreiteter Verderbtheit anſehen, daß die Abſcheulichkeiten, die ſie verübt hatte, mit Gleichgültigkeit ertragen wurden.

Brunehild war nun von einer ſchrecklichen Nebenbuhlerin befreyt; aber ihre wilden Leidenſchaften erhielten ſie in einem Leben voll Angſt und Unruhe, das mit einem gräßlichen Tode endigte. Ihre Ungerechtigkeiten erregten den Haß der auſtraſiſchen Großen gegen ſie. Sie mußte von Metz nach Burgund zum Theoderich flüchten (599), und ſuchte nun die Fackel des Bruderkriegs unter ihre Enkel zu werfen. Anfangs wollte ihr das nicht gelingen: beyde Brüder, Theodebert und Theoderich, lebten im guten Vernehmen; ja ſie vereinigten ſich ſogar zur Bekämpfung Chlotars (600). Aber endlich erreichte Brunehild ihre teufliſche Abſicht. Der Bruderkrieg entbrannte; Theoderich ſiegte und nahm ſeinen Bruder Theodebert gefangen. Kurz darauf ließ er ihn tödten, und deſſen kleinen Sohn Meroveus oder Merwig gegen einen Felſen ſchleudern (612).

So wurde Theoderich auf Anſtiften der Brunehild durch ſchreckliches Blutvergießen Herr des ganzen oſtfränkiſchen Reichs; aber nur auf kurze

Zeit. Er ſtarb 613, und ſeine Miſſethaten wurden an ſeinen Kindern gerochen.

Chlotar, aufgemuntert durch eigene Herrſchſucht und durch die Großen Auſtraſiens und Burgunds, denen Brunehildens Regentſchaft ein Gräuel war, ſuchte die Söhne Theoderichs zu unterdrücken. Er drang ohne Verzug in Auſtraſien ein (613). Vergebens ſuchte Brunehild, die mit ihren Urenkeln nach Worms geflüchtet war, das aufſteigende Ungewitter durch Unterhandlungen abzuwenden: ihre Anträge wurden verworfen; vergebens zog ſie dann ein Heer zuſammen: dieß Heer floh auseinander, als das Zeichen zum Angriff gegeben ward. Ja die Mißvergnügten bemächtigten ſich der drey königlichen Prinzen, der Söhne Theoderichs, und überlieferten ſie dem König Chlotar, der zwey von ihnen hinrichten, den dritten aber, ſeinen Taufpathen, heimlich erziehen ließ.

Brunehilde ſelbſt, die ſich zu Orbe in Burgund aufhielt, erfuhr das gräßlichſte Schickſal. Sie ward gleichfalls gefangen, und dem König Chlotar überliefert. Dieſer, noch voll des Haſſes, den ſeine Mutter Fredegunde einſt gegen ſie genährt hatte, bürdete ihr alle Schandthaten auf, die ſie wirklich begangen oder die ihr nur beygemeſſen wurden. Er ließ daher ſie drey Tage lang foltern, dann auf ein Kamel ſetzen und zur Schau durchs Lager führen, endlich mit ihren Haaren, einem Arm und einem Fuß an den Schweif eines wilden Pferdes binden, und zu Tode ſchleifen. Ihr Leichnam wurde verbrannt.

Wer ſchaudert nicht bey dieſen empörenden Auftritten! Jedes zarte Band, das den Menſchen an Menſchen knüpft, ſieht man hier ſchonungslos zerriſſen. Nicht unter Chriſten glaubt man zu weilen, ſondern unter den Pelopiden der Mythenzeit; und wie es von dieſen heißt, daß vor ihren Gräuelthaten die Sonne ſich abgewendet habe, ſo wendet ſich auch von jenen unſer Blick mit Eckel und Abſcheu.

XVII.

Karl Martell,

oder

die Schlacht von Tours und Poitiers.

Blutige Schlachten behaupten ein hohes Intereſſe, wenn ſich in ihnen ungewöhnliche Kräfte und Anſtrengungen offenbaren, oder wenn durch ſie große und wichtige Wirkungen hervorgebracht werden: ſey es, daß ſie Werke von Jahrhunderten in einem einzigen Tage zerſtören, oder daß ſie ſolche für lange Zeiten dauerhaft erhalten. Zu ſolchen Schlachten gehört auch die von Tours und Poitiers, die im Jahr 732 zwiſchen den Franken und Arabern geliefert wurde.

Schon Muſa, der erſte arabiſche Statthalter in Spanien, hatte den Gedanken gefaßt, von Spanien aus Conſtantinopel zu erobern. Er wollte, heißt es, über die Pyrenäen und Alpen vordringen, die Reiche der Longobarden und Franken umſtoßen, dann längs der Donau ins oſtrömiſche Reich einfallen, und Conſtantinopel, das auf der Seeſeite unbezwingbar ſchien, von der Landſeite her erobern. Muſa war alt, aber voll Jugendfeuer, und vielleicht hätte er ſelbſt die Ausführung dieſes ungeheuern Plans unternommen, wäre er nicht von einem widrigen Glückswechſel betroffen worden. Er fiel in Ungnade (714), ward nach Damascus berufen, und mußte in Kummer ſein Leben beſchließen.

Indeſſen ſchmeichelte ſein Plan dem Stolze und der Eroberungsſucht der Araber viel zu ſehr, als daß derſelbe mit dem Urheber zugleich untergegangen wäre. Mit der Eroberung Galliens ſollte die Ausführung deſſelben beginnen, und Alahor, der zweyte Nachfolger Muſa's, machte dazu die glücklichſten Anfänge. Er drang (718) über die Alpen, und eroberte den Ueberreſt des weſtgothiſchen Galliens, wozu die Städte Rouſſillon, Carcaſſone, Narbonne, Nimes u. ſ. w. gehörten. Die Schlacht von Covadonga, oder der Rettungsſieg des Pelagius (719) rief ihn nach Spanien zurück; aber ſein Nachfolger Zama rückte (720) wieder über die Pyrenäen in das weſtgothiſche Gallien, und drang in Aquitanien ein, das damals unter dem Herzog Eudo ſtand. Bis vor Toulouſe, der Hauptſtadt dieſes Landes, ging ihm das Glück zur Seite. Da rückte Herzog Eudo plötzlich herbey (721), und ſchlug ihn unter den Mauern von Toulouſe. Er verlor ſein Leben, und der größte Theil ihrer frühern Eroberungen in Frankreich ging für die Araber verloren. Rache ſpornte den Ehrgeiz der Nachfolger Zama's; aber ihr Schickſal glich dem ſeinigen. Doch brachte einer derſelben, Abderrahman, nicht nur Frankreich, ſondern die ganze europäiſche Chriſtenheit in die größte Gefahr.

Abderrahman, oder Adolrahman drang 731 durch das gothiſche Gallien über die Rhone, beſtürmte und eroberte Arles; auch Avignon, Valence, Vienne, Lion, Beſançon und andere Plätze in Burgund mußten ſich ihm unterwerfen. Nur Sens rettete ſich durch tapfern Widerſtand. Von Burgund aus wendete er ſeine Waffen nach Aquitanien, drang über die Garonne und Dordogne, ſchlug den Herzog Eudo, und eroberte die wichtigſten Städte dieſer Gegend, als Angouleme, Bourdeaux und Poitiers. Ueberall wurde von ihm und ſeinen Arabern mit Feuer und Schwert gewüthet, Kirchen und Klöſter wurden ausgeplündert und niedergeriſſen, und Religion und Sitten der Araber erhoben. Als Poitiers gefallen war, ſollte Tours ein gleiches Schickſal treffen. Die reichen Schätze in der daſigen Kirche des heiligen Martin reizten die Eroberungsſucht Abderrahmans; aber ſeine hochfliegenden Plane ſcheiterten an der Tapferkeit der Franken und des Anführers derſelben.

Aufgefordert durch die Bitten des Herzogs Eudo, und noch mehr durch das eigne Gefühl der allgemeinen Noth, erhob ſich der fränkiſche Großhofmeiſter **Karl**. Bisher hatte ſich dieſer Held nur um die Erhebung ſeines Hauſes verdient gemacht; aber nun erwarb er ſich um ganz Frankreich, ja um die europäiſche Chriſtenheit überhaupt die denkwürdigſten Verdienſte.

So ſchnell als möglich brachte er aus allen Staaten der Franken zahlreiche Kriegsvölker zuſammen; viele ſammelten ſich freywillig unter ſeine Fahne; Herzog Eudo, vorher mit ihm in Feindſchaft, nun aber durch die gemeinſame Gefahr mit ihm verbunden, ſtieß mit allen Truppen, die er hatte, zu ihm. Hierauf rückte **Karl**, nicht mit leidenſchaftlicher Hitze, die oft mehr verdirbt als nützt, ſondern mit beſonnenem Muthe, den Arabern entgegen. Er ging über die Loire, traf den Feind ſeines Vaterlands und ſeines Glaubens zwiſchen Tours und Poitiers, und hier kam es zu einer Schlacht, die über das Schickſal Europa's entſcheiden ſollte. Siegten die Araber, ſo war ganz Frankreich ihrer Macht dahin gegeben; Italien, Deutſchland und Ungarn waren unvermögend ihnen vereinigten Widerſtand entgegen zu ſtellen; dann hätte es ſo weit kommen können, daß da, wo jetzt das Evangelium geprediget wird, die Suren des Koran erſchallten. Doch die ewige Weisheit ſchützte Europa und das Werk Jeſu auf Erden.

Sieben Tage lang dauerte der Kampf. Die ſechs erſten Tage gingen unter leichten Scharmützeln hin; aber am ſiebenten Tage kam es zur Hauptſchlacht. Beyde Theile verſuchten ihr Aeuſſerſtes. Die Franken brannten vor Verlangen, Religion und Vaterland zu ſchirmen; das Beyſpiel Spaniens und die Verwüſtungen Galliens mußten ihnen deutlich zeigen, was auch ihnen als Beſiegten widerfahren konnte. Die Araber hingegen kämpften für ihren Ruhm und ihre weitgreifenden Hoffnungen; auch mußte ihnen klar werden, daß alle ihre Eroberungen in Frankreich und ſie ſelbſt verlohren wären, wenn ſie hier den Sieg verliehren ſollten.

Lange blieb derſelbe unentſchieden. An Zahl, an Reitern und an Bogenſchützen waren die Araber überlegen, aber an Körperſtärke und Kriegskenntniß die Franken; auch waren jene nur leicht bewaffnet, dieſe hingegen trugen gute Panzerhemden. Mit Heldenmuth griff Karl an, und Herzog Eudo nahm die Feinde in Rücken, mit ſolcher Schnelligkeit, daß ſie ſeine Ankunft erſt inne wurden, als er unter ihnen einhieb. Die Wahlſtatt wurde mit Leichen der Araber bedeckt; ſelbſt ihr

Anführer Abderrahman wurde erſchlagen. Müdigkeit und Nacht trennte endlich die Streitenden. Die Araber, zum längern Widerſtand unfähig, gaben das Schlachtfeld und ihr Lager auf, und flohen, geſchützt durch die Dunkelheit der Nacht, den Pyrenäen zu. Die Franken merkten es nicht; ſie ahneten kaum die Wirkungen ihrer Tapferkeit. Sie blieben unter den Waffen, um mit Anbruch des Tages den Kampf zu erneuern. Als aber die Sonne aufgegangen war, und ſie keinen Feind mehr vor ſich ſahen, ja das Lager ſelbſt öde und verlaſſen fanden: da erſt erkannten ſie die Gewißheit ihres Sieges. Nun bemächtigten ſie ſich der Reichthümer des eingenommenen Lagers; doch wagten ſie nicht, die Araber zu verfolgen, ſondern zogen ſich über die Loire zurück. Schnell verbreitete ſich die Siegesbothſchaft durch Frankreich und Italien; die Zahl der gebliebenen Araber wurde auf dreyhundert und funfzig- oder gar auf dreyhundert und fünf und ſiebzig tauſend, und die der gebliebenen Chriſten nur auf funfzehnhundert Mann angegeben.

Es mag ſeyn und iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Angaben entſtellt ſind; aber gewiß bleibt es doch, daß dieſer Sieg entſcheidend war. Denn wiewohl die Araber bald nachher aufs neue in Frankreich einfielen, und wieder bis zur Rhone vordrangen, ſo war doch das Vertrauen der Franken auf ſich und ihren Anführer ſo erhöhet, daß ſie mit leichterer Mühe die Eroberungsverſuche der Araber zurückwarfen. Und ſo hatte Karl, der wegen der gewaltigen Streiche, die er führte, damals den Namen Martell (der Hämmrer) erhielt, durch Tapferkeit und Beſonnenheit den Eroberungsplan der Araber vereitelt, und die Herrſchaft des Chriſtenthums in Europa gerettet.

XVIII.

Der heilige Bonifacius.

Nicht durch Kriege allein und durch Eroberungen wird der Zuſtand der Länder verändert, ſondern noch mehr durch neue Geſetze und Einrichtungen, durch neue Lehren und Anſichten. Darum feyert auch die Geſchichte die Namen der Geſetzgeber und Religionslehrer, der Dichter und Weiſen, der Erfinder und Entdecker heilſamer Dinge, mit Recht neben den Namen kühner Helden und ſiegreicher Eroberer. Und darum ſoll auch hier, mitten unter ſo vielen Regenten und Feldherren, die im Guten und Böſen ſich merkwürdig gemacht haben, das Bild eines Mannes aufgeſtellt werden, der unter mehr als dreyßigjähriger Arbeit das Chriſtenthum im Innern von Deutſchland verbreitet und befeſtigt, und auf die Verfaſſung und Kultur unſers Vaterlandes höchſt bedeutenden Einfluß gehabt hat.

Winfried — ſo hieß dieſer Mann, der erſt ſpäterhin den Namen Bonifacius erhielt — war ums Jahr 680 zu Kirton in England geboren und in Benedictiner-Klöſtern erzogen und gebildet. Frühzeitig fühlte er in ſich den Beruf, das Chriſtenthum in Deutſchland zu predigen. Schon die fortdauernde Verbindung zwiſchen den Sachſen in England und den Altſachſen in Deutſchland, dann das Beyſpiel mehrerer ſeiner Landsleute, die als Heidenbekehrer nach Deutſchland gegangen waren, konnte ihn hierzu ermuntern; aber beſonders entflammte ihn das Vorbild des heiligen Auguſtinus, der einſt die Angelſachſen in England bekehrt hatte. Mit Erlaubniß ſeines Abts und von zwey Mönchen begleitet, reiſte er 716 von England ab. Er begab ſich zuerſt nach Friesland; aber er konnte daſelbſt nichts ausrichten. Der daſige König Ratbod war im Kriege mit Karl Martell, und meinte (wohl nicht mit Unrecht!), daß mittelſt des Chriſtenthums auch die Herrſchaft der Franken ausgebreitet werden könnte. Er verſagte daher die Erlaubniß das Evangelium zu predigen. So mußte Winfried unverrichteter Sachen wieder abziehen.

hen. Noch in demſelben Jahre (716), in welchem er England verlaſſen hatte, kehrte er in ſein daſiges Kloſter zurück.

Aber ein feuriges Streben wird durch vergeblichen Verſuch mehr aufgeregt als niedergeſchlagen. Auch an Winfried bewährte ſich dieſe Erfahrung. Sein Streben, das Chriſtenthum auszubreiten, war, durch die Vereitelung deſſelben in Friesland, nicht erkaltet; vielmehr ſann er auf neue Mittel, daſſelbe zu befriedigen. Am zweckmäßigſten ſchien es ihm (und gewiß mit Recht!), den Pabſt für ſich zu gewinnen, und von ihm Schutz, Vollmacht und Verhaltungsbefehle zu erhalten. Sein Freund, der Biſchof Daniel, mit dem er dieß Vorhaben verabredete, gab ihm dazu Empfehlungsſchreiben an den Pabſt, und ſo reiſte er im Jahre 718 nach Rom. Pabſt Gregor II empfing ihn freundlich, beſtärkte ihn in ſeinem Vorhaben, gab ihm Reliquien, und rüſtete ihn mit hinreichender Vollmacht aus, um Heiden und Ketzer der römiſchen Kirche zuzuführen. Nun erſt ging Winfried nach Deutſchland, und zwar, der Anweiſung des Pabſtes zufolge, durch Baiern nach Thüringen.

In das ſüdliche Thüringen, das damals bis zum Main hinreichte, war ſchon früher das Chriſtenthum eingedrungen; aber nicht in das nördliche:

wenigſtens findet ſich keine Spur, daß vor Bonifacius ein andrer chriſtlicher Lehrer bis in die Gegend von Erfurt und Gotha gekommen ſey. Und ſelbſt da, wo das Chriſtenthum in Thüringen beſtand, mögen nicht die Niedrigen des Volkes, ſondern bloß die Vornehmen, und auch dieſe eher dem arianiſchen als dem katholiſchen Lehrbegriff zugethan geweſen ſeyn. Kein Wunder alſo, wenn der Pabſt wünſchte, daß Winfried ſich in dieſe Gegenden begeben möchte. Sein Wunſch ward erfüllt. Winfried kam (719) nach Thüringen, ermahnte die Prieſter und weltlichen Großen zu dem katholiſchen Glauben, warnte vor Vermiſchung heidniſcher und chriſtlicher Gebräuche, und ſuchte alle zu den Vorſchriften der römiſchen Kirche hinzuführen. Doch ſein damaliger Aufenthalt in Thüringen war nur von kurzer Dauer.

Auf die Nachricht von dem Tode des frieſiſchen Königs Ratbod, eilte er noch im Jahre 719 nach Friesland, um nach ſeinem frühern Plan das Evangelium daſelbſt auszubreiten. Dort verband er ſich mit ſeinem Freunde Willebrord, Biſchof zu Utrecht, und arbeitete mit ihm gemeinſchaftlich drey Jahre lang an der Ausbreitung und Einrichtung des chriſtlichen Gottesdienſtes. Gern hätte ihn Willebrord beſtändig um ſich behalten, und zu ſeinem Nachfolger gehabt; aber er zog es vor, das

Chriſtenthum als Geſandter des Pabſtes in Deutſchland zu verbreiten.

So kam er im Jahr 722 wiederum nach Deutſchland und zwar nach Heſſen. Hier führte er nicht nur die Fürſten und viel Volk vom Götzendienſt zum Chriſtenthum, ſondern erbaute auch ein Kloſter zu Amöneburg, worauf er, einer Einladung des Pabſtes zufolge, zum zweyten Male nach Rom reiſte.

Mit Freundlichkeit wurde er empfangen (723). Der Pabſt vernahm ſein Glaubensbekenntniß, lobte ſeinen Eifer und ſeine Rechtgläubigkeit, und weihete ihn (30. Nov. 723) zum Biſchof der neugeſammelten Gemeinde, jedoch ohne beſtimmten Sitz. Dagegen leiſtete er dem Pabſte einen merkwürdigen Huldigungseid. Auf dem Grabe des Apoſtels Petrus ſchwur er, ſich niemals von der römiſchen Kirche zu trennen, und denjenigen Biſchöfen oder Lehrern, die von den Satzungen derſelben abwichen, nach Möglichkeit zu widerſtreben. Seit dieſer Weihe führte Winfried beſtändig den Namen Bonifacius, den er entweder mit ihr erhielt, oder früher ſchon als Ordensbruder erhalten hatte.

Ehe er abreiſte, gab ihm der Pabſt eine Sammlung der Anordnungen der römiſchen Kirche und ſechs verſchiedene Empfehlungsſchreiben, theils an die geiſtlichen und weltlichen Großen des fränkiſchen Reichs, theils an die neuen Chriſten, theils an die noch heidniſchen Thüringer und Altſachſen. Das wichtigſte aber unter dieſen Empfehlungsſchreiben war an den Großhofmeiſter Karl Martell gerichtet. Ihn bat der Pabſt, dem neuen Biſchof, den er abgeſchickt habe, den Deutſchen auf der Oſtſeite des Rheins das Evangelium zu verkündigen, bey dieſem Vorhaben beyzuſtehen, und denſelben gegen alle Gegner zu ſchützen. Je mächtiger Karl Martell war (und in ſeinen Händen lag damals alle Gewalt des fränkiſchen Reichs), um ſo wirkſamer konnte ſein Schutz werden.

Bonifacius begab ſich daher von Rom aus zuerſt an den fränkiſchen Hof (724), und, was der Pabſt gewünſcht hatte, geſchah. Karl Martell nahm den neuen Biſchof in beſondern Schutz, und ertheilte ihm ein Schreiben an alle Biſchöfe und Befehlshaber des fränkiſchen Reichs, worin er ſie aufforderte, den Biſchof Bonifacius, dem er wohlwolle, überall Sicherheit und Unterſtützung angedeihen zu laſſen. Wie wichtig dieß für denſelben war, braucht kaum erinnert zu werden. Er ſelbſt äußert in ſeinen Briefen, daß er ohne den Schutz des fränkiſchen Fürſten weder das Volk regieren, noch Prieſter, Kirchendiener, Mönche und Nonnen vertheidigen, noch die abgöttiſchen Gebräuche der Heiden ausrotten könne.

Von dem fränkiſchen Hoflager ging er noch im Jahr 724 nach Deutſchland, und zwar nach Heſſen und Thüringen, um das angefangene Bekehrungsgeſchäft fortzuſetzen. Außer dem Schutz des fränkiſchen Gewalthabers war ihm dabey die Verbindung mit England, die er fortdauernd unterhielt, ſehr wichtig. Von England aus erhielt er auf ſein Bitten Vorſchub an Geld und Büchern, welche damals ſehr ſelten waren; ferner gelehrte und thätige Mitarbeiter, von denen einige, wie **Lullus**, **Burchard**, **Willibald**, **Witta**, zu den höchſten Stufen in der deutſchen Kirche gelangt ſind. Sehr verſtändig war auch der Rath, den ihm ſein alter Freund, der Biſchof **Daniel** ertheilte. Dieſer ermahnte ihn, den Heiden zuerſt das Ungereimte und Nichtige des Götzendienſtes recht anſchaulich zu machen, dann einige chriſtliche Lehrſätze mit dem heidniſchen Aberglauben zuſammen zu ſtellen, und auf dieſe Art allmählich das Licht der chriſtlichen Religion herbeyzuführen.

Doch **Bonifacius** mochte wohl nicht immer bey dieſem wohlthätigen Wege allmählicher Ueberzeugung verbleiben. Zwar läßt ſich nicht erweiſen, daß er je die Völker mit Gewalt der Waffen zur

Taufe gezwungen habe: ja dieß ſcheint ſogar ſeiner Denkart ganz entgegen geweſen zu ſeyn; aber wie es gewiß iſt, daß er in dem Schutz des Major Domus den größten Nachdruck für ſeine Bekehrungen fand, eben ſo gewiß iſt es auch, daß er ſelbſt die Gegenſtände des Götzendienſtes gewaltſam zerſtörte. Beſonders merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht die Zerſtörung der Donner Eiche zu Geißmar.

Von jeher ſtanden Bäume und inſonderheit Eichen bey den heidniſchen Deutſchen in großer Verehrung. Unter dem Schatten derſelben hielten ſie nicht nur ihre Opfer, ſondern auch ihre Verſammlungen und Gerichte. Von ſolcher Art war auch die berufene Eiche bey Geißmar in Niederheſſen, unweit Friklar. Sie hatte eine unglaubliche Höhe und Dicke, war dem Gott des Donners geweiht, und wurde, wahrſcheinlich als Abbild deſſelben, verehrt. Als nun Bonifacius im Jahr 724 nach Heſſen kam, wo Heiden und Chriſten neben einander beſtanden, unternahm er es auf Rath und in Gegenwart der Gläubigen, dieſe Eiche umzuhauen. Die Heiden hatten ſich, ſo erzählen ſeine Lebensbeſchreiber, in großer Anzahl verſammelt, und wollten den heiligen Mann, den Feind ihrer Götter, während des Umhauens überfallen und tödten. Aber kaum hatte er angefangen, in die Eiche einzuhauen, ſo erhob ſich ein Wind, der die Wipfel der Aeſte brach, und den Baum in vier Theile von gleicher Länge ſpaltete. Als nun die Heiden ihre heilige Eiche, von den Göttern verlaſſen, umſtürzen ſahen, ſo verwandelte ſich ihre Verwünſchung in Dank gegen Gott. Sie wurden gläubig. Bonifacius aber baute aus dem Holze des Baumes ein Bethaus, das er dem Apoſtel Petrus weihete.

Aus Heſſen ging er im Jahr 724 oder 725 wieder nach Thüringen. Hier, wie in Heſſen, fand ſein Bekehrungseifer guten Fortgang. Er unterdrückte das Heidenthum, führte die ſchon vorhandenen Chriſten zur ſtrengen Beobachtung der reinen Lehre, oder, was ihm gleichbedeutend war, der römiſchen Satzungen, und ſtiftete zur Befeſtigung ſeines Werks Klöſter und Kirchen. Unter andern erbaute er auf dem "alten Berge", drey Stunden von Gotha, zu Ehren des Täufers Johannes eine Kirche, welche als die erſte chriſtliche Kirche in Thüringen angeſehen wird*).

---

*) Auf eben der Stelle, wo dieſes ehrwürdige Heiligthum einſt ſtand, iſt im Jahr 1811 auf Betrieb des Raths und Amtmanns Langheld, ein Candelaber errichtet worden, als Hindeutung auf die Segnungen des Chriſtenthums und auf die Verdienſte des heiligen Bonifacius. Man leſe hierüber Löfflers "Bonifacius" (Gotha, 1812). Die dieſem Werke beygefügte gründliche und lichtvolle Lebensbeſchreibung des heiligen Bonifacius hat mich bey obigem Abriß ſeines Lebens geleitet.

Sein Eifer blieb nicht unbelohnt. Als Gregor II 731 geſtorben war, erhielt er von deſſen Nachfolger Gregor III, auf ſein Nachſuchen, nicht nur die erneuerte Zuſicherung des Schutzes und der Freundſchaft, ſondern auch Geſchenke, und überdieß den erzbiſchöflichen Mantel, als Obervorſteher aller Kirchen in Deutſchland. Er ſelbſt reiſte, um den neuen Pabſt perſönlich kennen zu lernen, und mit ihm wegen Befeſtigung der neuen Kirchen die nöthigen Verabredungen zu nehmen, im Jahr 738 zum dritten Male nach Rom. Sein Ruf zog vor ihm her. Er wurde mit Ehrerbietung empfangen, und blieb über ein Jahr in Rom, worauf er, mit neuen Empfehlungsſchreiben ausgeſtattet, nach Deutſchland zurückreiſte.

Hier ging er zuerſt (740), aufgefordert vom baierſchen Herzog Odilo, nach Baiern. Schon im Jahre 736 hatte er die daſigen Kirchen unterſucht; jetzt ging ſein Streben dahin, ſie ſämmtlich nach den Grundſätzen des römiſchen Stuhles einzurichten. Er theilte daher ganz Baiern in vier Kirchenſprengel, und ſtiftete vier Bißthümer, nämlich zu Salzburg, Paſſau, Freyſingen und Regensburg. Auch hierüber erſtattete er Bericht nach Rom, und der Pabſt beſtätigte willig eine Anordnung, wodurch das Chriſtenthum in Baiern befeſtigt, und die daſigen Geiſtlichen ſeinem Stuhle unterworfen wurden.

Gleich darauf (741) wurden vom Bonifacius auch da, wo er das Chriſtenthum gegründet und verbreitet hatte, in dem (damaligen) ſüdlichen Thüringen und in Heſſen, Bißthümer geſtiftet, nämlich zu Würzburg, zu Eichſtädt und zu Buraburg in Heſſen: vielleicht auch, doch dieß iſt zweifelhaft, zu Erfurt. Zu Biſchöfen oder Vorſtehern dieſer neuen Stiftungen ernannte er ſeine Freunde und Gefährten. Das Bißthum zu Würzburg verlieh er an Burchard, das zu Eichſtädt an Willibald, das zu Buraburg an Witta; und ſeinen Freund Adelar ſoll er zum erſten Biſchof von Erfurt geweihet haben.

Unter allen ſeinen Stiftungen aber iſt keine denkwürdiger als die Stiftung des Kloſters Fulda, wozu er im Jahr 744 den Grund legte, und zu deſſen erſtem Abt er ſeinen Schüler und Freund Sturm, aus Baiern gebürtig, ernannte. Die übrigen Klöſter, die er zu Amöneburg, Ohrdruf und Fritzlar anlegte, waren weder reich an Gütern noch langdauernd in ihrem Beſtehen; aber das Kloſter Fulda hat viele Jahrhunderte beſtanden, und reich begabt durch die Dankbarkeit derer, die einſt Zöglinge deſſelben waren, war es lange Zeit die berühmteſte und wirkſamſte Schule der deutſchen Kirche.

Aber wie **Bonifacius** durch die Errichtung von Bißthümern die kirchliche Verfaſſung zu befeſtigen ſuchte, eben ſo ſuchte er auch die Kirchenzucht aufrecht zu erhalten. Er bewog daher den Herzog oder Großhofmeiſter **Karlmann**, den Bruder **Pipin des Kleinen** (beyde waren 741 ihrem Vater Karl Martell in gleicher Macht gefolgt), Synoden oder Kirchenverſammlungen zu halten. Die erſte dieſer Synoden kam im Jahr 742 (wo? iſt unbekannt) zu Stande, und auf derſelben wurden die neuen Bißthümer beſtätigt; den Geiſtlichen der Krieg, die Jagd und weltliche Kleidung unterſagt; die Mönche zur Regel des heiligen Benedictus hingewieſen *); den Laien aber jede Uebung heidniſcher Gebräuche verboten. Aehnliche Synoden wurden auch in den folgenden Jahren veranſtaltet; ja ſelbſt Pipin hielt in ſeinem damaligen Gebietstheile zu Soiſſons 744 eine Synode, der drey und zwanzig Biſchöfe und viele andere Geiſtliche nebſt weltlichen Reichsbeamten beywohnten.

Nachdem nun **Bonifacius** vierzehn Jahre lang als Stellvertreter des Pabſtes Erzbiſchof ohne beſtimmten Sitz geweſen war, ſo wurde er im Jahr 745 von den beyden Großhofmeiſtern, Karlmann und Pipin, zum Erzbiſchof von Mainz und zum Primas der deutſchen Kirche ernannt. Er

ver

---

*) S. hiſtoriſch. Bilderſaal. Theil I. S. 340.

vergalt dieſe Erhebung ſeinem Gönner Pipin. Denn als Karlmann im Jahr 747 der Regierung entſagt und ſich in ein Kloſter begeben hatte, Pipin aber den Thron der Merovinger an ſich und ſein Haus zu bringen ſtrebte, ſo unterſtützte ihn Bonifacius bey dieſem Streben. Freylich iſt die Art dieſer Unterſtützung, wie es bey Verhandlungen dieſer Art zu geſchehen pflegt, dunkel; aber ſehr glaublich iſt es, daß Bonifacius dem Fürſten, dem er ſo vieles zu verdanken und von dem er noch mehreres zu hoffen hatte, hülfreich ſeyn mochte; und daß er, der das Vertrauen des Pabſtes beſaß, und als erſter Biſchof des Reichs auf die Leitung der Stände gewichtigen Einfluß hatte, ihm hülfreich ſeyn konnte. Geſetzt aber, daß dieß nur als Wahrſcheinlichkeit gelten mag, ſo iſt es doch ausgemacht gewiß, daß Bonifacius auf der Reichsverſammlung zu Soiſſons (752), wo Childerichs Abſetzung und Pipins Thronbeſteigung beſchloſſen wurde, letztern ſalbte und krönte *).

Zwey Jahre darauf (754) übergab Bonifacius, mit Bewilligung des neuen Königs Pipin, ſeinen erzbiſchöflichen Stuhl dem geliebteſten ſeiner Schüler, dem Prieſter Lullus. Er ſelbſt, zwar alt und ſchwach — er ſtand damals im vier

und

---

*) S. oben im erſten Abſchnitte dieſes Bandes, S. 101.

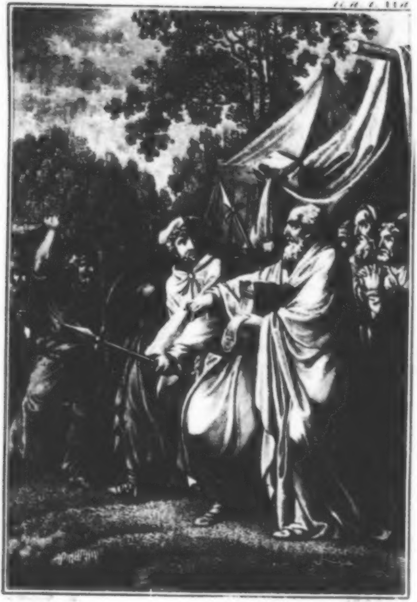
und ſiebzigſten Jahre ſeines Lebens — aber noch immer regſamen Geiſtes und voll frommen Strebens, die chriſtliche Lehre auszubreiten, entſchloß ſich, noch einmal nach Friesland zu gehen, und die dortigen Heiden zu bekehren. Vielleicht reizte ihn der Wunſch und die Hoffnung, als Märtyrer zu ſterben, zu dieſem Unternehmen. Er ſahe ſeinen Tod vor Augen, und ſprach, wie ſein Lebensbeſchreiber Willibald erzählt, zum Lullus: "Ich will „und mag von der beſchloſſenen Reiſe nicht ablaſ„ſen! Der Tag meiner Auflöſung nahet heran; bald „werde ich, der Laſt des Körpers entledigt, zur „ewigen Vergeltung gelangen. Du aber, mein ge„liebter Sohn, vollende den angefangenen Kirchen„bau in Thüringen; rufe das Volk, ſo weit deine „Stimme reicht, von Irrwegen zurück; vollende „auch das Kloſter zu Fulda, und begrabe dort „meinen Leichnam." Nach dieſen und andern Aufträgen ſchied er von ihm.

Er ſchiffte ſich mit mehreren Prieſtern, Kirchendienern und Mönchen auf dem Rheine ein. So gelangte er zu dem Meerbuſen (heutiges Tages die Züderſee genannt), der Holland von Friesland trennt. Mit ſeinen Begleitern durchzog er das Land und predigte das Evangelium. Sein Eifer fand auch jetzt noch Befriedigung. Er unterdrückte das Heidenthum, erbaute chriſtliche Kirchen,

chen, und taufte ſamt ſeinem Weihbiſchofe Eobanus viele Tauſende der Erwachſenen und Kinder. Schon war er im Begriff, dieſe Neugetauften feyerlichſt zu firmeln, als er einen gewaltſamen Tod erlitt.

Er hielt ſich im Jahr 755 zwiſchen Oſt- und Weſtfriesland auf. Dort lebte er am Fluſſe Berdne oder Burde, der Grenze beyder Landſchaften, mit ſeinem Gefolge unter Zelten. Sie bildeten gleichſam ein Lager. Der Tag, an welchem die Firmelung der Neugetauften vollzogen werden ſollte, war angebrochen (5. Jun. 755); aber ſtatt der Neugetauften, die **Bonifacius** erwartete, erſchien plötzlich ein Haufen heidniſcher Frieſen. Der jüngere Theil ſeiner Gefährten wollte ſich zur Wehre ſetzen; er aber trat mit den ältern Geiſtlichen und mit Reliquien, die er immer mit ſich führte, aus ſeinem Gezelt hervor, und rief den Seinigen zu: "Laſſet ab vom Streit! Legt die Waffen nieder! Denn es ſtehet geſchrieben: vergeltet nicht Böſes mit Böſem. Der Tag unſerer Auflöſung iſt da! Seyd ſtark in dem Herrn! Hoffet auf ihn; er wird unſre Seelen erlöſen!" Dann wendete er ſich zu den Aelteſten, die um ihn ſtanden, und ermahnte ſie, ſie alle möchten mit ihm in Hoffnung ewiger Belohnung muthig leiden. — Während er noch alſo redete, ſtürzte ein bewaffne-

ter



Der Tod des heiligen Bonifacius

ter Haufe auf ihn los, erſchlug ihn und ſein Gefolge, und plünderte ſein Lager *).

Aber ſein Tod ward an ſeinen Mördern gerochen. Die Chriſten jener Gegend hatten kaum davon gehört, als ſie über die mörderiſchen Heiden herfielen, und ſie theils im Gefechte theils auf der Flucht tödteten.

So war das Leben, ſo der Tod eines Mannes, der es wohl verdiente unter die Heiligen der katholiſchen Kirche verſetzt zu werden. Er war ein frommer Chriſt, voll unabläſſigen Strebens, das, was er als wahr und recht erkannte, zu verbreiten; ein ſtrenger Eiferer für Kirchenzucht und reine Sitten, der auch die Fehler der Großen, ja ſelbſt des Pabſtes mit Freymüthigkeit tadelte; ein treuer Freund ſeiner Freunde, ein überaus thätiger, kluger und beharrlicher Geſchäftsmann. Doch trifft ihn der Vorwurf, daß er nach eitelm Ruhme ſtrebte, daß ſein Eifer ihn manchmal zu weit trieb, daß er demüthig gegen den Pabſt, hart und gebieteriſch gegen Untergebene, und verfolgungs- oder ver-

---

*) Auf dieſen Tod des heiligen Bonifacius bezieht ſich das Kupfer Taf. XXII. Der Künſtler hat den Moment aufgefaßt, in welchem Bonifacius aus ſeinem Zelte hervortritt, und die Jüngern ſeiner Freunde vom Streite abmahnt.

verketzerungsſüchtig gegen die war, die ihm widerſtrebten, oder die von ſeinen Vorſtellungen abwichen. Aber vergeſſen dürfen wir auch nicht, daß es ſchwer hält, gegen das, was wir als Vortreffliches erkannt haben, Widerſpruch zu ertragen; daß ein eifrig thätiger Mann gar leicht über die Grenzen der Mäßigung getrieben wird; und daß unter allen menſchlichen Fehlern die Ruhmſucht, wenn ſie auf edle, gemeinnützige Gegenſtände gerichtet iſt, am verzeihlichſten erſcheint.

Auch das Wirken des Bonifacius iſt nicht ohne Tadel geblieben. Man wirft ihm vor, daß er bey der Ausbreitung des Chriſtenthums mehr auf äußere Ordnung und Gebräuche, als auf die innere Geſinnung ſah; daß er Deutſchland in Abhängigkeit vom Pabſt brachte; und daß er dadurch die Freyheit in Religions- und Kirchenſachen unterdrückte und den römiſchen Stuhl lehrte, ſich in alle Angelegenheiten zu miſchen. Aber wie mindert ſich das Gewicht dieſer Vorwürfe, wenn wir ſie genauer erwägen.

Aeußere Ordnungen und Gebräuche waren das ſichere und bleibende Zeichen der Losſagung von der alten und der Annahme der neuen Religion; durch ſie konnte, je mehr die Neubekehrten zum Nachdenken erwachten, die chriſtliche Geſinnung herbeygeführt

geführt werden. Anders muß ja überhaupt der Unterricht für Gebildete, anders für Ungebildete und Rohe ſeyn; und mit dem erſten Beginnen eines Werkes kann ſich noch nicht alle Vortrefflichkeit, die in ihm liegt, entwickeln.

Eben ſo dürfen wir es auch dem Bonifacius nicht übel deuten, daß er ſo ſtreng an den Satzungen der römiſchen Kirche hielt, und dieſe überall einzuführen und zu befeſtigen bemüht war. In der Verbindung mit der römiſchen Kirche war er erzogen, und durch ſie emporgehoben. Die Ordnungen dieſer Kirche ſah er als die zuverläſſigſten und zweckmäßigſten an; in der Aufrechthaltung derſelben fand er die Aufrechthaltung ſeines Werkes, den Fortgang und Beſtand ſeiner neugegründeten Gemeinden; und ſo mußte ihm die Herrſchaft des Pabſtes keinesweges als drückend und ſchädlich, ſondern als erwünſcht und wohlthätig erſcheinen.

Ueberhaupt dürfen wir es keinem Menſchen verargen, wenn er nach ſeinen Anſichten und nach den Bedürfniſſen ſeiner Zeiten handelt, am wenigſten einem ſo wohlmeinenden Manne. Genug, wenn durch ihn ein guter Same ausgeſtreut wurde, der ſchon damals gute Früchte trug, und noch beſſere für die Zukunft vorbereitete. Und dieß iſt in der That geſchehen. Die Thorheit des

Götzendienſtes ward durch ihn unterdrückt, die Verehrung des einzigen, wahren Gottes geweckt, manchen Laſtern ward widerſtrebt, und mildern Sitten die Bahn gebrochen. Durch die Kirchen, Klöſter, Bißthümer und Synoden, die er ſtiftete, wurde die Kirchenverfaſſung befeſtiget und aufrecht erhalten, und die wiſſenſchaftliche und bürgerliche Kultur unſers Vaterlandes befördert.

Mit Recht heißt er alſo nicht bloß der Apoſtel der Thüringer, ſondern auch der Apoſtel der Deutſchen; und die Erneuerung ſeines Andenkens, wie ſie vor kurzem in Thüringen, einſt dem Schauplatz ſeiner Wirkſamkeit, Statt gefunden hat, kann als ein gerechtes Opfer des ihm gebührenden Dankes betrachtet werden.

XIX.

Züge aus dem Character und Leben Karls des Großen.

1) Karls Größe.

Karl, der Große genannt, zuerſt wegen ſeiner körperlichen Größe (er war groß und ſtark von Perſon, voll Majeſtät in ſeinem Weſen), dann, noch würdiger, wegen des Außerordentlichen, was in ihm lag und was er wirkte, kann als der größte Regent betrachtet werden, den die deutſche Nation hervorgebracht hat. In ihm vereinigte ſich der Character des ſiegreichen Eroberers mit dem Character des ſorgfältigſten Regenten und des eifrigſten Chriſten.

Eine gelehrte Bildung hatte er nicht erhalten; ja es iſt wahrſcheinlich, daß er erſt in ſeinem Alter ſchreiben lernte. Könige, wähnte man damals, brauchten nicht zu lernen, was Mönche trieben. Wie andre Franken, ſo mochte auch Karl nur unter ritterlichen Uebungen bey Jagd und Waffenſpiel aufwachſen. Aber große Geiſter bilden leicht ſich ſelbſt, und Karl hatte vor ſich das Vorbild tapferer und kluger Ahnen, und in ſich die natürliche Anlage zu allem Großen.

Sein hochbegabter Geiſt war im Stande das Manchfaltigſte zu umfaſſen. Mitten im Kriege ſorgte er für die Segnungen des Friedens, und während er das Schickſal der Völker ſeines weit ausgedehnten Reichs leitete, verordnete er, wie theuer die Eier auf ſeinen Höfen verkauft werden ſollten. Ueberall hielt er auf Ordnung, im Staate wie auf ſeinen Meierhöfen. Und wie groß die Kraft ſeines Geiſtes war, ſo hielt er doch feſt an die Geſetze ſeines Landes und an den Rath ſeiner Getreuen. Er mochte überzeugt ſeyn, daß nicht der Beſitz der Kraft, ſondern vielmehr ihre nützliche Anwendung wahren Werth verleiht.

2) Karls Sorge für die Erziehung der Jugend.

Beſonders lag ihm die Erziehung der Jugend am Herzen. Ueberall, wo Kirchen waren, ließ er, nach dem Plane ſeines Alcuin, Schulen anlegen, in denen die Jugend im Leſen, Schreiben, Rechnen, Singen und in grammatiſchen Kenntniſſen unterrichtet wurde. Und wie er überall ſorgfältig darauf ſah, daß und wie ſeine Vorſchriften befolgt wurden, ſo prüfte er auch ſelbſt die Schüler, und ſtrafte und belohnte ſie nach Maßgabe ihrer Fortſchritte.

Einſt ließ er die Schüler, die er dem Clemens in Gallien zur Unterweiſung anvertraut hatte, zu ſich kommen, und ſich ihre ſchriftlichen Arbeiten, Briefe und Lieder, vorlegen. Die Schüler aus den niedern Ständen beſtanden über alle Erwartung gut, die aber aus den höhern Ständen ungemein ſchlecht. Darauf ſtellte Karl jene zu ſeiner Rechten, dieſe zu ſeiner Linken, und ſprach zu erſtern: "Habt vielen Dank, meine Söhne, daß ihr meinem Willen und euerm Nutzen nach Möglichkeit nachzukommen geſtrebt habt. Nun ſucht euch immer mehr zu vervollkommnen, und ich will euch herrliche Bißthümer und Klöſter geben." Dann aber wendete er ſein ſtrafendes Antlitz zur Linken, und donnerte die Schüler, die ſchon ſein Flammenblick rührte, mit folgenden Worten an: "Ihr Junker, Söhne der Edelſten, ihr Zärtlinge und glatten Geſichter, ihr habt, auf eure Herkunft und eure Güter pochend, meinen Befehl und eure Ausbildung dem Wohlleben, dem Spiele, der Trägheit und eitler Kurzweil nachgeſetzt." "Aber" — ſetzte er mit ſeinem gewöhnlichen Schwur hinzu, indem er ſein Haupt und ſeine unbeſiegte Rechte zum Himmel erhob — "bey dem König der Himmel, mögen auch Andre euern Adel und euere Schönheit bewundern, ich achte beydes für nichts. Und das ſollt ihr wiſſen, wofern ihr eure vorige Faulheit nicht bald durch muntern Fleiß gut macht,

„ſo ſollt ihr es bey Karln nie wieder gut haben!“ — Ein Fürſt, der ſolchen Eifer zeigte, ſprach gewiß nicht vergebens.

---

3) Karls einfaches, prunkloſes Leben.

Wie durch ſeine ungemeine Thätigkeit und Sorgfalt für alle Theile ſeines hohen Berufs, eben ſo gab **Karl** auch durch ſein einfaches, prunkloſes Leben ſeinen Unterthanen ein nachahmungswürdiges Beyſpiel.

Gewöhnlich ging er in Kleidern, die ihm ſeine Gemahlin verfertigte, nicht viel beſſer als der gemeine Mann. Nur bey feyerlichen Gelegenheiten zeigte er ſich im Glanze ſeiner Würde, und nur zu Rom trug er auf Bitten des Pabſtes römiſche Kleidung. Ausländiſche Tracht war ihm zuwider, und er beſchämte mehr als einmal die Eitelkeit ſeiner Großen, die ſich mit koſtbaren Gewändern des Auslands brüſteten.

Einſt, wird erzählt, ladete ſie **Karl** in ihrem beſten Schmucke zur Jagd. Sie erſchienen in ſeinen Kleidern aus Italien, mit Wämſern aus Rattenfellen und anderm weichen Pelzwerk. Es war eben ein kalter, regnichter Tag, und **Karl** verord=

ordnete, daß keiner zurückkehren ſollte, bis daß er etwas erlegt habe. Da ging es den Eiteln trübſelig. Ihre köſtlichen Kleider wurden vom Regen durchnäßt, mit Schmuz beſudelt und von Dornen zerriſſen. Als man nach Hauſe gekommen war, ſprach Karl ſcherzhaft: "Bis zum Schlafengehen „darf keiner ſich ausziehen, damit die Pelze deſto „beſſer auf dem Leibe trocknen!" So ſuchte ſich nun jeder, ſo gut es ging, am Feuer zu trocknen und zu wärmen. Darüber ſchrumpften die Kleider zuſammen und brachen wie dürres Reis. Am andern Morgen mußten die Eiteln in den nämlichen Kleidern erſcheinen. Sie ſahen kläglich aus; Karl aber ließ ſeinen Schaafpelz ausreiben und herbringen: der hatte ſeinen alten Glanz wieder. Da ſprach er: "Ihr Narren, wo giebt es wohl ein „köſtlicheres Pelzwerk, und das koſtet mich kaum „einen Gulden, eure dagegen viele Pfund Silbers!" Sie wagten nicht, ihn anzuſehen, und ſchlugen ſtumm und voll Schaam die Augen zur Erde.

Auch in Karls täglichem Leben herrſchte viel Einfachheit. Während des Aufkleidens ordnete er die Geſchäfte des Tages an, oder entſchied über Streitfragen. Er aß viel (ſein großer Körper bedurfte reichlicher Nahrung); aber von Schmauſereyen war er kein Freund; nur an vorzüglichen Feſten ſpeiſte er in großer Geſellſchaft. Im Trinken war er mäßig; denn Trunkenheit war ihm ein Gräuel. Während der Mahlzeit ließ er ſich gern die Geſchichten der Vorzeit vorleſen, oder die Bücher des heiligen Auguſtin. Des Sommers ruhete er nach der Mittagsmahlzeit, entkleidet, zwey oder drey Stunden; des Nachts aber ſtand er häufig auf. Seine liebſte Ergötzlichkeit war Reiten, Jagen und Schwimmen.

4) Eginhart und Emma.

Karl war auch ein zärtlicher Vater. An ſeinen Kindern hing ſein Herz dergeſtalt, daß er ihrer Geſellſchaft weder bey Tiſche noch auf ſeinen Reiſen entbehren konnte. Beſonders liebte er ſeine Töchter. Keine derſelben wollte er verheyrathen, weil es ihm zu ſchwer fiel, ſie von ſich zu laſſen. Dagegen war er auch mild und nachſichtig bey ihren Liebeshändeln. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht die bekannte Sage von **Eginhart** und **Emma.**

Eginhart — ungewiß iſt es, woher er ſtammte, und wer ſeine Eltern waren — lebte ſeit ſeinen Knabenjahren an Karls Hofe, wo er erzogen, und zu Staatsdienſten gebildet wurde. Enge Verhältniſſe verbanden ihn mit Karl und deſſen Kindern; und eben hierdurch entzündete ſich zwiſchen ihm und Emma, Karls Tochter, eine Liebe, die um ſo kühner und heißer aufloderte, je mehr Schwierigkeiten ihr entgegenſtanden. Einſt ſchlich er bey nächtlicher Weile heimlich zu ihrer Kammer; er gab vor, Botſchaft vom Kaiſer zu bringen, und ward eingelaſſen. Süß verſtrich den Liebenden die Nacht; erſt der nahe Morgen ſchreckte ſie auf. Inzwiſchen war ein tiefer Schnee gefallen. Mit bebender Angſt bemerkten es die Liebenden. Was ſollte Eginhart thun? Bey der Geliebten konnte er nicht bleiben, und ging er durch den Schnee zurück, ſo mußten ſeine Fußtapfen ſeine Verräther werden. Da entſchloß ſich Emma, des Kaiſers Tochter, den Geliebten auf den Rücken zu nehmen, und ihn durch den Schnee zu tragen. Die Liebe gab ihr Kräfte. Sie brachte ihn über den Schloßhof in die Gegend ſeiner Wohnung, und ging dann, ihrer vorigen Spur ſorgfältig folgend, in ihre Kammer zurück. Aber gerade dieſe Nacht hatte der Kaiſer ſchlaflos hingebracht, und er ſtand am Fenſter, als ſeine Tochter die ungeziemende Laſt über den Schloßhof hintrug. Leicht konnte er den Zuſammenhang dieſer Erſcheinung deuten. Erſtaunen und Schmerz ergriff ihn; doch verſchloß er ſeine Empfindung wie ein Geheimniß in ſeine Bruſt.

Indeſſen war auch **Eginhart** zum Gefühl ſeiner Schuld gelangt, und überzeugt, daß ſie Karln gewiß nicht verborgen bleiben würde, ging er zu ihm und bat um Entlaſſung. Er gebrauchte dabey den Vorwand, daß ſeine vielen Dienſte nicht hinlänglich belohnt würden. Der Kaiſer ſchwieg eine Zeitlang, dann verſprach er, ſich allernächſt über dieſes Geſuch zu erklären.

Der dazu beſtimmte Tag erſchien, und Karl beſchied ſeine Räthe und Edeln zu ſich, enthüllte ihnen, wie ſein Haus durch ſeinen Geheimſchreiber beſchimpft worden ſey, und verlangte ihr Urtheil über das Geſchehene. Sie waren in ihren Meinungen getheilt. Einige äußerten, Eginharts Frevel müſſe mit den härteſten Strafen geahndet werden; andere mildern Sinnes ſagten: der Kaiſer ſelbſt könne über dieſe Sache am richtigſten entſcheiden. Und wirklich folgte Karl ſeinem eignen großen Herzen. Er ſah mehr auf Eginharts Verdienſte und auf die Liebe ſeiner Tochter, als auf die Schuld beyder, und beſchloß zu begnadigen ſtatt zu beſtrafen. "Ich will," ſprach er, "das Vergehen meines Dieners nicht durch Strafe rächen; „ſie würde die Schande meiner Tochter vermehren. „Beyde mögen ſich durch rechtmäßige Ehe verbinden; ſo wird eine ſträfliche That durch eine ehrenvolle getilgt." Die anweſenden Räthe jauchzten ihm Beyfall zu.

Eginhart wurde herbey gerufen. Mit heiterer Miene erklärte ihm der Kaiſer, daß er die Dienſte deſſelben mit der Hand ſeiner Tochter zu belohnen entſchloſſen ſey. "Sie, die dich getragen „hat," ſagte er, "ſoll deine Gattin werden, und „wie ſie ſich unter deiner Laſt beugte, ſo wird ſie „gewiß dir auch ergeben ſeyn". Sogleich wurde nun Emma in großer Begleitung herbey geführt. Schamroth trat ſie in die Verſammlung, und reichlich ausgeſtattet ward ſie mit Eginhart vermählt.

Innere Unwahrſcheinlichkeit hat dieſe Erzählung nicht; ja ſie entſpricht vielmehr dem Aufwallen jugendlicher Liebe und dem großherzigen Character Karls; aber dennoch muß man an ihrer hiſtoriſchen Wahrheit zweifeln, und zwar aus folgenden Gründen. Erſtens, keiner der gleichzeitigen Schriftſteller erwähnt dieſer Erzählung, ſondern ſie erſcheint erſt in einer Chronik des Kloſters Lorch, in der Wormſer Diöces, die aus dem dreyzehnten Jahrhundert ſtammt, und in der ſich mehrere Erdichtungen finden. Zweytens, Eginhart ſelbſt, der das Leben Karls beſchrieben hat, ſchweigt nicht nur davon, ſondern führt auch unter Karls Töchtern keine des Namens Emma auf. Endlich findet ſich auf der Grabſchrift Eginharts, welche die wichtigſten Lebensumſtände dieſes Mannes angiebt, keine Spur, daß er Karls Schwiegerſohn geweſen ſey. —

Vielleicht iſt alſo nur ſo viel wahr, daß Eginhart in verbotener Liebe mit einer Tochter Karls lebte, und daß Karl, der, wie Eginhart ſelbſt erzählt, die Liebeshändel ſeiner Töchter den Augen der Welt zu entziehen ſuchte, auch dieſen ſo viel als möglich verſchleyerte.

---

5) Karls Kaiſerkrönung.

Der glänzendſte Auftritt in **Karls** Leben iſt deſſen Krönung zum römiſchen Kaiſer. Es ſcheint daher zweckmäßig, die Umſtände, unter denen dieſe Krönung vorbereitet und vollzogen wurde, ſo weit ſie bekannt ſind, kürzlich zu ſchildern.

Pabſt **Leo** III hatte nach dem Tode Adrians (795) einige Jahre auf dem päbſtlichen Stuhl geſeſſen, als (799) eine Verſchwörung gegen ihn ausbrach, und er unvermuthet überfallen und gemißhandelt wurde. Nur mit Mühe wurde er gerettet. Darauf berichtete er den erlittenen Unfall an Karln, und dieſer, eben mit einem Feldzuge gegen die Sachſen beſchäftigt, verlangte, daß Leo ſelbſt zu ihm in ſein Lager bey Paderborn kommen ſollte. Leo unternahm die Reiſe (799), beſprach ſich mit Karln, und erhielt von ihm, obſchon ſeine Feinde ihn vieler Vergehungen beſchuldigten, das Verſprechen des nachdrücklichſten Beyſtandes. Nach einigen Tagen ließ ihn Karl unter großer Begleitung von Biſchöfen und Grafen wieder nach Rom ziehen. Er ſelbſt blieb noch geraume Zeit zurück, um Ordnung und Ruhe zu ſichern. Erſt im Herbſt (800) trat er ſeinen Zug nach Italien an, und kam am 24. Nov. mit einem anſehnlichen Gefolge nach Rom. Hier wurde er auf das ehrenvollſte empfangen. Am ſiebenten Tag nach ſeiner Ankunft verſammelte er, um Leos Sache zu unterſuchen, alle anweſende Biſchöfe, Aebte und andere Geiſtlichen in der Peterskirche. Aber dieſe Geiſtlichkeit wollte nicht über den Pabſt richten. Leo reinigte ſich daher durch einen Eid von den ihm vorgeworfenen Verbrechen; ſeine Feinde wurden zum Schweigen gebracht, und der Verſuch auf ſein Leben wurde mit Verbannung beſtraft.

Unter dieſen und andern Beſchäftigungen kam Weihnachten heran. Am erſten Tage dieſes Feſtes, mit dem man damals das neue Jahr anfing, begab ſich Karl im Gewand eines Patriciers, das er in Rom auf Zureden des Pabſtes zu tragen pflegte, nach der Peterskirche, um der hohen Meſſe beyzuwohnen. Sein ganzes Gefolge, alle Prälaten und eine unzählige Menge Volks war anweſend. Er nahm ſeinen Platz dem Altar gegenüber. Hier verrichtete er ſein Gebet. Als er aber nach der Meſſe vom Betſtuhl aufgeſtanden war, ſetzte ihm der

Pabſt, wie von einer Eingebung des Geiſtes getrieben, eine koſtbare Krone aufs Haupt, und ſalbte ihn mit dem heiligen Oele *). Das anweſende Volk begleitete dieſe feyerliche Krönung mit lautem Beyfall. Dreymal erſchallte der Jubelruf: "Karl dem Auguſtus, dem von Gott gekrönten, „großen und Friede bringenden Kaiſer der Römer, „leben und Sieg!"

Bey dieſem allen äußerte Karl eine anſtändige Beſtürzung; ja er erklärte ſogar, "obſchon dieß der größte Feſttag der Chriſtenheit ſey, ſo würde er doch nicht in die Kirche gekommen ſeyn, hätte er die Abſicht des Pabſtes gewußt." Aber man hat Urſache an der Aufrichtigkeit dieſer Erklärung zu zweifeln. Schon die Vorbereitung der Feyerlichkeit mußte ihr Geheimniß verrathen, und wie hätte der Pabſt in damaligen Zeiten wagen können, ohne Karls Vorwiſſen eine ſo wichtige Handlung zu vollziehen, und den Hof zu Conſtantinopel gegen ihn aufzubringen? Wahrſcheinlicher iſt es, daß dieſe Kaiſerkrönung ſchon zu Paderborn zwiſchen Karl und Leo verabredet worden war, und daß Karl durch die beyfällige Aufnahme, die ſie bey den Römern fand, eben ſo überraſcht als erfreut war. — Auch überſendete er noch an dem Tage ſeiner

---

*) Dieſen Moment, in welchem der Pabſt Karln die Kaiſerkrone aufſetzt, ſtellt das Kupfer Taf. XXIII dar.

ſeiner Krönung der Kirche zu St. Peter koſtbare Geſchenke, und führte von nun an den Titel "Kaiſer und Auguſtus".

Uebrigens empfing er nicht neue Macht, ſondern nur die äußern Zeichen einer erloſchenen Würde, nämlich Namen und Krone des abendländiſchen Kaiſerthums. Aber die Trennung Roms vom Hofe zu Conſtantinopel wurde durch dieſe Erneuerung der alten Kaiſerwürde vollendet, und die Verbindung des Pabſtes mit den germaniſchen Nationen überhaupt, und mit den Franken insbeſondere befeſtiget und für viele Jahrhunderte geſichert.

6) Karls Tod und Begräbniß.

Karl genoß bis in ſein ſpätes Alter einer dauerhaften Geſundheit. Erſt vier Jahre vor ſeinem Ende fing dieſelbe zu wanken an: beſtändige Fieberanfälle erſchütterten ihn. Aber noch mehr mahnte ihn der Tod ſeiner Lieblingsſöhne, **Pipin's** (ſt. 8. Jun. 810) und **Karl's** (ſt. 4. Dec. 811) an die Nähe ſeines Todes. Gleichwohl fuhr er fort, für das Beſte ſeines Reiches zu ſorgen, und es gelang ihm, alle Kriege, in die er ſeither verwickelt geweſen war, zu beſeitigen, und überall Ruhe und Ordnung herzuſtellen. Zuletzt ſorgte er für den fortdauernden Glanz ſeines Hauſes. Er wünſchte, die Kaiſerwürde bey demſelben zu erhalten, und beſchloß daher, ſeinen einzigen noch lebenden Sohn, Ludwig, ſeitherigen König von Aquitanien, zum Mitregenten anzunehmen.

In dieſer Abſicht berief er ihn zu einer Reichsverſammlung nach Aachen (813). Hier ermahnte er die Großen ſeines Reichs, ſeinem Sohn Treue zu beweiſen, und fragte ſie, von dem Größten bis zum Kleinſten, ob ſie einwilligten, daß er ihm die Mitregentſchaft und den Kaiſertitel übertrüge? Einmüthig antworteten ſie: "Das ſey Gottes Wille."

Hierauf zog Karl am nächſten Sonntag mit ſeinem Sohn in die von ihm erbaute Marienkirche zu Aachen. Er ſelbſt erſchien im königlichen Schmucke, mit der Krone auf dem Haupte; eine andre Krone ließ er auf den Altar hinlegen. Vor demſelben beteten beyde, Vater und Sohn, lange Zeit in ſtiller Andacht. Darauf erhob ſich der ehrwürdige Greis, und ermahnte im Angeſicht des ganzen Volkes ſeinen Sohn "Gott zu fürchten und zu lieben, ſeine Gebote in allem zu halten, für die Kirche zu ſorgen und ſie gegen Frevler zu ſchützen, ſich gegen Verwandte immer gütig zu beweiſen, die Prieſter als Väter zu ehren, die ihm anvertrauten Völker als ſeine Kinder zu lieben, getreue und gottesfürchtige Beamte zu beſtellen, und niemanden der Lehen oder Ehrenſtellen ohne hinlängliche Urſachen zu entſetzen." Nach dieſen und andern Ermahnungen fragte ihn Karl, ob er entſchloſſen ſey, dem allen nachzuleben? "Gern," antwortete Ludwig, "gern will ich gehorchen, und mit Gottes Hülfe vollbringen, was du mir geboten haſt." Nun befahl ihm Karl, — gleichſam zum Zeichen, daß er das Reich keinem Menſchen, ſondern nur Gott verdanke — die Krone mit eigenen Händen vom Altar zu nehmen und ſich aufzuſetzen. Ludwig that, wie ihm geboten war.

Nach geendigter Feyerlichkeit zog Karl, auf ſeinen Sohn geſtützt, in die kaiſerliche Burg zurück. Hier ertheilte er ihm prächtige Geſchenke, und ſendete ihn dann wiederum nach Aquitanien. Beym Abſchied umarmten und küßten ſich beyde, und weinten Thränen der Liebe und Wehmuth. Sie fühlten, daß dieß ihr letztes Zuſammenſeyn war. Wirklich ſahen ſie ſich nie wieder; denn nicht lange nach Ludwigs Abreiſe machte ein frommer Tod dem glorreichen Leben Karls ein Ende.

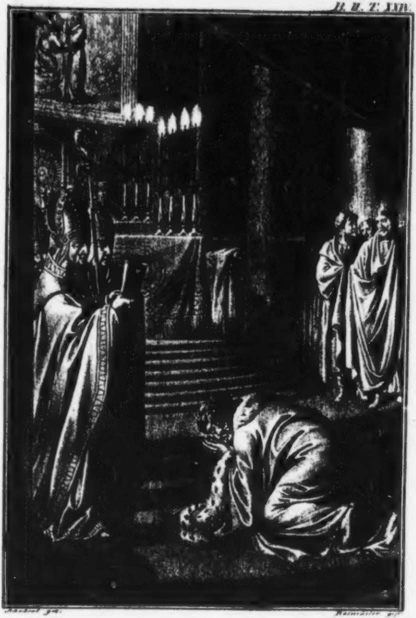
Im Januar des folgenden Jahres (814) wurde Karl von einem heftigen Fieber überfallen. Er wollte ſich, wie er gewohnt war, durch Faſten helfen; aber umſonſt! ſein Körper war bereits zu ſehr geſchwächt; die Zeit ſeiner Auflöſung war da. Am ſiebenten Tage ſeiner Krankheit ließ er ſeinen Vertrauten den Biſchof Hildbald zu ſich kommen, um von ihm das heilige Abendmahl zu empfangen. Als er daſſelbe genoſſen hatte, nahm ſeine Schwäche zu. Am folgenden Morgen fühlte er, daß ſein Ende nicht fern ſey. Da bezeichnete er ſich mit dem Zeichen des Kreuzes, faltete ſeine Hände über der Bruſt, ſchloß ſeine Augen, und ſang mit leiſer Stimme: "In deine Hände befehle ich meinen Geiſt!" Und ſo entſchlief er ſanft und ſelig, am 28. Januar 814.

Sein Tod erregte allgemeine Theilnahme; denn er hatte, wie Neithart, ſein Enkel äußert, durch Tugend und Weisheit über das Menſchengeſchlecht ſeiner Zeit hervorgeragt. Seinen Freunden war er liebreich, ſchrecklich ſeinen Feinden, allen bewundernswerth geweſen.

Noch an demſelben Tage wurde ſeine Leiche in die Marienkirche zu Aachen, ſeinem Lieblingsaufenthalte, unter den Thränen des Volkes zur Gruft gebracht. Dort ſetzte man ſie geſchmückt und einbalſamirt, in aufrechter Stellung, auf einen goldnen Stuhl, und verſchloß und verſiegelte die Gruft. Ueber derſelben ſtellte man ſein Bildniß, und darunter folgende, einfache Inſchrift: "In dieſer Gruft ruht der Leichnam Karls, des

„gro-

B. II. T. XXIV.



Schubert gez. Rosmäsler sc.

Thronentsetzung. Ludwigs des Frommen

„großen und rechtgläubigen Kaiſers, der das Reich „der Franken herrlich vergrößerte und ſieben und „vierzig Jahre lang glücklich regierte. Er ſtarb „zwey und ſiebzig Jahre alt, im Jahre der Menſchwerdung unſers Herrn 814, am acht und zwanzigſten Januar".

XX.

Thronentſetzung Ludwigs des Frommen.

Bey Betrachtung des unnatürlichen Kampfes, den Ludwig der Fromme, nicht frey von eigener Schuld, mit ſeinen herrſchſüchtigen Söhnen zu beſtehen hatte, fühlt ſich unſer Gemüth beſonders durch die Thronentſetzung deſſelben ergriffen. Unwillkührlich drängt ſich uns dabey der Gedanke auf, wohin kann die Schwäche nachſichtiger Eltern führen, wie weit kann ſich die Liebloſigkeit halsſtarriger Söhne vergehen, und zu welchen Frevelthaten kann das Ehrwürdige der Religion gemißbraucht werden.

Schon im Jahre 830 hatte ſich Ludwig der Fromme der Willkühr ſeiner aufrühreriſchen Söhne ergeben müſſen. Einen ganzen Sommer hindurch war er Lothars Gefangener geweſen. Als er dann, vornehmlich durch das Bemühen ſeines zweyten Sohnes, Ludwigs von Baiern, zum erneuerten Genuß der Freyheit und Regierung gelangt war, gerieth er bald wieder (833) mit ſeinen Söhnen in Kampf.

Er hatte nach wieder erlangter Freyheit ſeinen widerſpenſtigen Sohn **Pipin** des Königreichs Aquitanien entſetzt, und ſeinen geliebten Sohn zweyter Ehe, **Karl den Kahlen**, damit belehnt. Dieſe Anordnung gab das Zeichen zu einer abermahligen Empörung. **Pipin**, **Lothar** und **Ludwig von Baiern** verbanden ſich aufs neue gegen ihren Vater; viele der angeſehenſten Geiſtlichen traten ihnen bey und reizten das Volk zum Aufſtand; ja ſelbſt der Pabſt **Gregor IV** nahm die Parthey der Söhne und begleitete Lothar'n nach Deutſchland. Vergebens ſuchte der Vater das aufſteigende Ungewitter durch ernſte Vorſtellungen und Ermahnungen zu entfernen: er ward nicht gehört; die Unterhandlungen zerſchlugen ſich; beyde Partheyen griffen zu den Waffen.

Am Johannistage 833 ſchlugen ſie einander gegenüber ihr Lager auf, auf einer Ebene im Elſaß, zwiſchen Baſel und Straßburg, ſpäterhin "das Lügenfeld" genannt, weil auf derſelben ſo viele Franken ihren Kaiſer treubrüchig verließen.

Alles deutete auf einen der blutigſten Bürgerkriege hin. Da erſchien, angeblich als Friedensſtifter, Gregor IV in dem Lager Ludwigs des Frommen und hielt ihn mit argliſtigen Unterhandlungen hin. Indeſſen entſpann ſich eine Meuterey unter Ludwigs Truppen, welche den größten Theil derſelben zur Gegenparthey überzog. Nur wenige blieben ihm treu. Dieſe kamen zu ihm, um zu fragen, was ſie thun ſollten. "Gehet," ſprach er, "gehet zu meinen Söhnen. Ich „will nicht, daß um meinetwillen auch nur ein Einziger ſein Leben, oder ein Glied ſeines Leibes verliere." Sie weinten und gingen. Ihm ſelbſt blieb nichts übrig, als ſich ſeinen Söhnen zu ergeben. Er ließ ihnen melden, daß er dazu entſchloſſen ſey, und erhielt zur Antwort, "er möchte zu ihnen kommen." Er that es, und ſie kamen ihm entgegen. Bey ſeiner Annäherung ſtiegen ſie von ihren Pferden, und heuchelten Ehrfurcht. Er erinnerte ſie an ihr ehemaliges Verſprechen, ihm, ſeiner Gemahlin Judith und ſeinem Sohne Karl liebreich zu begegnen. Sie verſprachen es aufs neue, und er küßte ſie. Nun folgte er ihnen ins Lager.

Hier wurde ſogleich ſeine Gemahlin von ihm getrennt, und in das Zelt Ludwigs von Baiern gebracht; er ſelbſt ſamt ſeinem geliebten Karl kam in Lothars Zelt. Dann beſchloſſen die Verſchwornen ſeine Abſetzung, theilten ſeine Staaten nach Willkühr unter ſich, und erkannten Lothar'n als Kaiſer an. Nach dieſen Verfügungen trennten ſie ſich. Unwillig, daß er ſelbſt ſo wenig zu Rathe gezogen worden war, kehrte der Pabſt nach Rom zurück; Pipin aber ging nach Aquitanien, Ludwig nach Baiern, und Lothar nahm den unglücklichen Vater mit ſich nach Frankreich, wo er ihn in das Kloſter des heiligen Medard zu Soiſſons einſchließen ließ. Seine Gemahlin ward nach Tortona in Italien verwieſen, und ſein Sohn Karl ins Kloſter zu Prüm im Ardennenwalde, ungefähr fünf Meilen von Trier.

Lothar eilte, dem, was auf dem Lügenfelde verfügt worden war, durch einen Reichsbeſchluß Rechtskräftigkeit zu geben. Er hielt daher am 1. Oct. 833 zu Compiegne einen Reichstag. Die Verſammelten, und vorzüglich die Geiſtlichen, uneingedenk der Wohlthaten, die Ludwig ihnen erwieſen hatte, beſtätigten die Abſetzung deſſelben. Aber was ſollte nun mit dem entthronten Kaiſer geſchehen? Am räthlichſten ſchien es, ihm die Rückkehr zum Thron zu verſperren. Man ſuchte ihn darum zum Mönchsleben, und, da er ſich deſſen weigerte, zur öffentlichen Kirchenbuße zu bewegen. Nach der Sitte und Meinung jener Zeiten war derjenige, der in den Mönchsſtand trat, zur Regierung unfähig; aber eben ſo wurde auch derjenige, der öffentliche Kirchenbuße gethan, für unfähig zu Kriegsdienſten, und folglich für untauglich zur Regierung gehalten.

Ludwig, durch die widrigen Unfälle, die ihn getroffen hatten, erſchüttert, gab endlich den wiederhohlten Ermahnungen zudringlicher Geiſtlichen nach, und ſo gelang es, ihn zur öffentlichen Kirchenbuße zu bereden.

Die Kirche des Kloſters St. Medard zu Soiſſons wurde zu dieſem empörenden Auftritt auserwählt. Am 11. November 833 verſammelten ſich daſelbſt die Biſchöfe, Kirchenälteſten und andre Geiſtlichen, Lothar ſamt ſeinen Großen, und ſo viel Volkes, als nur die Kirche faſſen konnte. Kaiſer Ludwig wurde herbeygeführt. Vor dem Altar — ſo war ihm vorgeſchrieben — warf er ſich auf einen groben, härnen Sack, und bekannte öffentlich: "er habe durch übelgeführte Regierung Gott beleidigt, die Kirche geärgert und ſeinem Volke Unrecht zugefügt, und verlange deshalb öfſentlich Buße zu thun" *). Viel mochte es ihm koſten, ein ſolches Bekenntniß abzulegen; und dennoch ſchien daſſelbe den anweſenden Biſchöfen zu gelind und unbeſtimmt. Sie bedeuteten ihn, er dürfe, um Vergebung zu finden, nicht als ein Heuchler vor Gott erſcheinen, ſondern müſſe ein genaues Bekenntniß ſeiner Sünden ablegen. Sie gaben ihm daher einen Zettel in die Hand, auf welchem alle ſeine vermeintlichen Verbrechen verzeichnet waren. Ludwig, hieß es darin, habe das Verſprechen, das er einſt ſeinem Vater vor dem Altar des Herrn geleiſtet, aufs ſchnödeſte gebrochen; er ſey ein Todtſchläger ſeines Vetters Bernhard, ein Urheber von Aergerniſſen und Unruhen, ein Meineidiger, ein Frevler gegen Gott, ein Störer der Wohlfahrt ſeines Reichs. Dieß Bekenntniß mußte Ludwig laut ableſen. Er that es unter Vergießung vieler Thränen, flehete zu Gott um Gnade und Barmherzigkeit, und gab dann den Zettel den Biſchöfen zurück. Sie legten ihn auf den Altar. Darauf ward ihm das Schwert und Wehrgehänge abgenommen und gleichfalls auf den Altar gelegt; die weltliche Kleidung ausgezogen, und ein ſchwarzes Bußkleid angethan, während die Prieſter die Hände auf ihn legten und Pſalmen ſangen. Endlich ward er ins Kloſter zurück gebracht

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. XXIV, das dieſen Moment der Kirchenbuße Ludwigs darſtellt.

bracht, und daſelbſt als ein Staatsverbrecher behandelt. Niemand durfte ihn ſehen, noch viel weniger ſprechen. Nur Schreckensbotſchaften ließ man an ihn gelangen. So wurde ihm gemeldet, daß ſeine Gemahlin Judith todt und ſein geliebter Karl ein Geiſtlicher geworden ſey. Durch ſolches Verfahren glaubte man, es dahin zu bringen, daß er, voll Kummer über ſeine Lage, ſich entſchlieſſen würde, in den geiſtlichen Stand zu treten, wodurch er dann zur Regierung auf immer untüchtig werden mußte.

Aber übertriebene Härte gegen Schuldige und noch mehr gegen Unglückliche erweckt Mitleid, ſelbſt in den Gemüthern ihrer Feinde. Daran mochte Lothar ſamt jenen geiſtlichen und weltlichen Groſſen wohl nicht gedacht haben, als ſie den unglücklichen Ludwig ſo tief erniedrigten; aber bald mußten ſie es zu ihrem Schrecken erfahren.

Nur wenige von den Zuſchauern hatten die Herabwürdigung ihres Kaiſers ohne Thränen anſehen können, und die Nachricht davon erregte durch das ganze Reich lautes Mißfallen. Selbſt Mönche wurden gerührt. Einer derſelben, Namens Harduin, flüſterte ihm eines Tages während der Meſſe zu: "Er werde bey dem Altar etwas finden", und Ludwig fand, als er nach geendigter

Meſſe ſich zum Altar begab, einen Zettel, der ihn benachrichtigte, daß Judith noch lebe, daß Karl kein Geiſtlicher ſey, und daß ſich ſeine eigene Lage in kurzem ändern könne. Doch die kräftigſte Hülfe fand der Unglückliche von Seiten **Ludwigs von Baiern**, in deſſen Seele noch nicht alles kindliche Gefühl erloſchen war. Dieſer verlangte von ſeinem Bruder Lothar eine anſtändigere Behandlung des unglücklichen Vaters, und verband ſich, da ſeine Vorſtellungen nichts fruchteten, mit ſeinem Bruder **Pipin**. Vergebens ſuchte nun **Lothar** ſein Verfahren zu rechtfertigen; vergebens führte er, als er die veränderte Volksſtimmung bemerkte, ſeinen Vater von Soiſſons nach Compiegne, von da nach Aachen und dann wieder nach Compiegne. Plötzlich von Feinden umringt, ſah er ſich genöthigt, denſelben zu St. Denys zurück zu laſſen, und nach Vienne an der Rhone zu flüchten.

So ward Kaiſer **Ludwig** wieder frey, (834) vornehmlich durch die thätigen Bemühungen ſeines zweyten Sohnes, Ludwigs von Baiern. Man ladete ihn ein, ſogleich wieder den Thron zu beſteigen; aber er wollte nicht eher ſein Bußkleid ablegen und im kaiſerlichen Schmucke erſcheinen, als bis ihn die Biſchöfe förmlich frey geſprochen und mit eben den Waffen, die er auf ihr Geheiß niedergelegt habe, wiederum umgürtet hätten. Dieß geſchah gleich am folgenden Tag ſeiner Befreyung unter dem Frohlocken des wankelmüthigen Volkes.

Von dieſer Zeit an nannte ſich Ludwig der Fromme "von Gottes wiedererlangter Gnade Kaiſer". Sein Sohn Karl und ſeine Gemahlin Judith wurden ihm wieder zugeführt, und er verzieh ſeinen Feinden. Auch Lothar, der ſich ihm endlich unterwerfen mußte, erhielt von ihm Verzeihung; nur mußte derſelbe verſprechen, Italien ohne Willen des Vaters nie zu verlaſſen. Indeſſen blieb Mißtrauen auf beyden Seiten zurück; Ludwig konnte das Vergangene nicht völlig aus ſeiner Seele vertilgen, und noch mancher Kummer verbitterte den Reſt ſeiner Tage.

XXI.

Der Tod Ludwigs des Frommen.

Auch der ärmſte der Menſchen hat oft das Glück, in der Liebe dankbarer Kinder den Troſt und die Freude ſeines Alters zu finden, und unter ihren Thränen hinüber zu ſchlummern in das Land des ewigen Friedens. Nicht ſo Kaiſer Ludwig. Im Tode wie im Leben erlitt er der Seinigen wegen das größte Herzeleid. Die, welche er liebte, ſeine Gemahlin Judith und ſein Sohn Karl, waren weit von ſeinem Sterbelager; gegenſeitiges Mißtrauen trennte ihn von Lothar, und Ludwig von Baiern ſtand gegen ihn gerüſtet.

Aber nicht ohne eigne Schuld traf ihn dieſes Herzeleid. Wie ſchon früher ſeine blinde Vorliebe für ſeinen Karl ihn zu thörichten Schritten verleitet hatte, ſo trieb ſie ihn noch am Abend ſeines Lebens zu Ungerechtigkeiten. Als nämlich ſein zweyter Sohn Pipin (13. Nov. 838) geſtorben war, ertheilte er die eine Hälfte ſeines Reichs ſeinem Karl, die andere Hälfte dem eigennützigen Lothar, damit dieſer jenen in Schutz nehmen möchte: die Söhne Pipins, ſeine Enkel, überging er ganz, und ſeinem Sohn Ludwig, der ihn zweymal aus der Gefangenſchaft errettet hatte, überließ er nichts als Baiern. Hierüber erbittert, vergaß dieſer die Pflichten eines Sohnes und griff zu den Waffen (839). Doch die größere Macht ſeines Vaters nöthigte ihn, ſich zu unterwerfen und zu geloben, Baiern ohne Erlaubniß nicht wieder zu verlaſſen. Kaum war aber der Kaiſer mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Karl nach Aquitanien gezogen (839), um daſelbſt den Anhang der Söhne Pipins zu zerſtreuen und die Regierung Karls zu befeſtigen: ſo griff Ludwig von neuem zu den Waffen, und fiel in Verbindung mit Sachſen und Thüringern in Schwaben ein. Tief erſchütterte dieſe Nachricht den alten und kranken Vater; doch erlag er ſeinem Kummer nicht. Er verließ noch im Winter Aquitanien (840), zog über den Rhein, und trieb ſeinen aufrühriſchen Sohn aus Thüringen nach Baiern. Hierauf ging er über den Rhein zurück, um einen Reichstag zu Worms zu halten, wo die noch obwaltenden Unruhen ausgeglichen oder beygelegt werden ſollten.

Aber er erreichte dieſes Ziel ſeiner Wünſche nicht. Seine Krankheit nahm zu; alle Eßluſt verlor ſich; ſeine Kräfte ſchwanden. Jetzt fühlte er die Annäherung ſeines Todes. Er ließ daher auf einer Inſel des Rheins unweit Mainz Zelte errichten, begab ſich dahin, und erwartete daſelbſt ſein Ende.

Sein Herz war gebrochen; Thränenſtröme entquollen ſeinen Augen: er mochte fühlen, daß er ſelbſt das Traurige ſeiner Lage verwirkt hatte. Ehrwürdige Prieſter, als Hetti, Erzbiſchof von Trier, Otgar, Erbiſchof von Mainz, und ſein Halbbruder Drogo waren um ihn, und ſuchten ihn zu tröſten. Dem letztern war er am meiſten zugethan. Ihm beichtete er täglich, und von ihm empfing er (vierzig Tage lang ſeine einzige Nahrung!) das heilige Abendmahl. Alle ſeine Schätze und Koſtbarkeiten ließ er genau aufzeichnen, und verordnete, was davon den Kirchen, was den Armen, und was ſeinen Söhnen, Karln und Lothar, zufallen ſollte. Dem Lothar überſchickte er ein koſtbares Schwert, damit er die gelobte Treue gegen Karln und Judith bewahren, und jenen im Beſitz der ihm zuerkannten Länder ſchützen möchte.

Nachdem er dieſe irdiſchen Sorgen beſeitiget hatte, beſchäftigte ihn bloß das Heil ſeiner Seele. Seine Gottſeligkeit erbaute die anweſenden Prieſter. Nur eins betrübte ſie, nämlich ſeine fortdauernde Erbitterung gegen ſeinen Sohn Ludwig von Baiern. Drogo trat daher zu ihm, und ermahnte ihn, demſelben zu verzeihen. Anfangs ſträubte ſich ſeine Bitterkeit dagegen. Mit Aufraffung aller noch übrigen Kräfte ſuchte er aufzuzählen, was er von ihm erlitten hätte. Doch ſchloß er mit den Worten:

"Weil er nicht zu mir kommen kann, um mir Genugthuung zu leiſten, ſo thue ich das Meinige, „und nehme Gott und euch alle zu Zeugen, daß „ich ihm alles verzeihe. Euch aber kommt es zu, „ihn zu erinnern, daß er die grauen Haare ſeines „Vaters in Kummer dem Tode überliefert, und „hierinn die Gebote Gottes, des allgemeinen Vaters, verachtet."

Es war Sonnabends Abends. Da befahl er, daß die Vigilien in ſeiner Gegenwart gefeyert würden, und ließ ſich das Holz vom heiligen Kreuze auf die Bruſt legen. Er bezeichnete, ſo lange es ſeine Kräfte geſtatteten, ſeine Bruſt und Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes. Als er dazu zu ſchwach wurde, winkte er ſeinem Halbbruder Drogo, ſolches zu thun. Die ganze Nacht hindurch blieb er kraftlos, doch ſeiner ſelbſt bewußt.

Am folgenden Sonntag ließ er ſich von Drogo die Meſſe leſen, und noch einmal das heilige Abendmahl reichen. Dann winkte er ihm und den übrigen Geiſtlichen ſich zu entfernen, um ein wenig zu ruhen; rief ſie aber ſogleich wieder zurück, um Abſchied von ihnen zu nehmen. Sie traten um ſein Sterbelager, und er bat ſie, Gott für das Ende ſeines Lebens zu danken. Noch einmal rief er, gleichſam als ſähe er einen böſen Geiſt:

"Hinaus! Hinaus!" Dann erhob er ſeine Augen, lächelte heiter dem Himmel entgegen, und entſchlummerte (20. Jun. 840).

Gewiß verdient er mehr Mitleid als Vorwürfe. Denn in ihm lag eine fromme, wohlwollende Geſinnung, die ihn, ſelbſt in ſeiner Schwäche, ehrwürdig macht. Er war gütig und verſöhnlich; er wollte das Gute, wollte das Wohl ſeiner Unterthanen, und traf deshalb manche erſprießliche Anordnungen. Aber freylich kann auch nicht geleugnet werden, daß er eben durch ſeine Schwäche ſein Reich in Zerrüttung brachte, und den Grund zur Auflöſung der Monarchie ſeines Vaters legte. Unter ihm erſchlafften die Triebfedern der Regierung; die Geſetze wurden nicht mehr mit dem alten Gehorſam beobachtet, die Mißbräuche verdoppelten ſich, und die Nacht der Barbarey, die Karl zu verſcheuchen verſucht hatte, und die Ludwig ſelbſt haßte, wurde wieder herbeygeführt. Und ſo zeigt ſich auch an ſeinem Beyſpiele, daß zur Beherrſchung eines großen Staates mehr erforderlich iſt als Güte des Herzens, die, wenn ſie nicht von Kraft und Weisheit geleitet wird, oft mehr Unheil als Segen ſtiftet.

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von der Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs bis zum Vergleich zu Verdun.

Einleitung: Der Schauplatz der Geſchichte bekommt ein verändertes Anſehn; — aber vieles auf demſelben iſt dunkel. — Beantwortung der Frage, wie ſah es während der gegenwärtigen Periode in Europa aus? oder in welcher Lage befand ſich Portugal, Spanien, Frankreich, Deutſchland, Italien, Britannien, Scandinavien, Preußen, Polen, Rußland, Ungarn und die heutige europäiſche Türkey? — Was iſt uns während der gegenwärtigen Periode von Aſien bekannt? was von Africa? — Welche unter den Staaten und Begebenheiten dieſer Periode ſind die vorzüglichſten? — Plan zur Darſtellung derſelben. S. 1 — 16

I. Kap. Von dem oſtrömiſchen Kaiſerthum.

1) Vorerinnerungen: Große Ausdehnung, vielfältige Gefahren und lange Dauer des oſtrömiſchen Kaiſerthums. S. 17

2) Regierung des Kaiſers Juſtinian I. a) Kriege deſſelben mit den Perſern, Vandalen, Oſtgothen, und den Völkern an der Donau. b) Beförderung der Künſte des Friedens: neue Gebäude, neues Geſetzbuch, Einführung des Seidenbaues. c) Würdigung der Tugenden und Fehler ſeiner Regierung. S. 19

3) Kriege, Verluſte, und innere Streitigkeiten von Juſtinian I bis auf Theophilus. a) Verluſt des größten Theils von Italien an die Longobarden. b) Unglücklicher Krieg mit den Perſern. Heraklius ſtellt das geſunkene Anſehn der Oſtrömer wieder her. c) Kriege mit den Arabern. Verluſte in denſelben. d) Abtretungen an die Bulgaren. e) Unruhen im Innern, Bilderſtreitigkeiten. f) Fortdauernde Verluſte in Italien, am ſchwarzen Meer, in Kleinaſien und auf dem mittelländiſchen Meere. g) Umfang des oſtrömiſchen Reichs am Schluſſe der gegenwärtigen Periode. S. 32 — 43.

II. Kap. Von dem Reiche der Araber.

1) Schilderung Arabiens und ſeiner Bewohner — Bruchſtücke aus der früheren Geſchichte derſelben — Muhameds Leben und Wirken — Schnelle Ausbreitung ſeiner Religion und ſeines Reichs. Urſachen hiervon. Stiftung u. Einrichtung des Chalifats. S. 44

2) Chalifen aus dem Hauſe Muhameds 632 — 661. Abu-Becr, ſt. 634. — Omar, ſt. 644. — Othman, ſt. 655. Ali, ſt. 660. Haſan, ſt. 661. Eroberungen von Perſien, Syrien, Aegypten; Koran und Sunna. Anfang der innern Spaltungen. Schiiten und Sunniten. S. 54.

3) Chalifen aus dem Hauſe der Ommaiaden 661 — 750. Moawiiah, ſt. 679. Reſidenz Damaſcus, Erblichkeit des Chalifats, Entfernung der alten Einfachheit. Fortgang der Eroberungen. Jezid I. ſt. 683. Erneuerung der innern Unruhen, dieſe dauern bis auf Abd-Malec (684 — 705) fort. — Größte Ausdehnung des arabiſchen Reichs unter Al-

Walid (ſt. 714) und Soleiman (ſt. 717). Eroberung Spaniens 712. Die weitern Eroberungen der Franken in Europa hemmt Karl Martell 732. — Ausbruch innrer Unruhen — Sturz der Ommaiaden. S. 59

4) **Chalifen aus dem Hauſe der Abbaſſiden:** Sie regieren durch Miniſter; Reſidenz Bagdad. Stillſtand der Eroberungen; Anfang der Zerſplitterungen. — **Abbas**, ſt. 754. Schreckliche Ausrottung der Ommaiaden. **Al-Manſur**, ſt. 775. Spanien reißt ſich von ihm los. Glückliche Kriege mit den Oſtrömern. Anfang der wiſſenſchaftl. Kultur d. Araber — **Al-Mohdi**, ſt. 785. Luxus der Araber — **Al-Hadi**, ſt. 786. **Harun Al-Raſchid**, ſt. 809. Glänzendſte Zeit d. arabiſchen Reichs. Schattenſeite deſſelb. **Al-Amin**, ſt. 813. Bruderkrieg. **Al-Mamun**, ſt. 833. Beförderung d. Künſte u. Wiſſenſchaften. Trennung der öſtlichen Länder vom Chalifat. Innere Unruhen. S. 66

5) **Verfall des Chalifats:** Al-Motaſem, ſt. 842; überläßt ſich der Willkühr ſeiner türkiſchen Leibwache. Andre Urſachen dieſes Verfalls — Kultur der Araber. Wichtigkeit derſelben. S. 74—79

III. Kap. **Von dem Reiche der Franken.**

1) **Vorerinnerungen** über die Ausdehnung, Dauer und Wichtigkeit der Herrſchaft der Franken. Urſachen hiervon. S. 79

2) **Bruchſtücke aus der Geſchichte der Franken vor Chlodwig.** Aelteſte Wohnſitze und Stämme der Franken. Stamm der Salier. Könige derſelben. Saliſche Geſetze. S. 82

3) **Geſchichte der Franken von Chlodwig bis auf Pipin den Kleinen.** Stamm der **Merovinger**. **Chlodwig** zerſtört den Ueberreſt römiſcher Herrſchaft in Gallien 486; macht die Thüringer zinsbar 491; beſiegt die Allemannen bey Zülpich 496; nimmt den katholiſchen Glauben an 496; macht die Burgunder zinsbar 500; unterwirft ſich Bretagne 501; beſiegt die Weſtgothen 507; wählt Paris zur Reſidenz; bringt die

übri

übrigen Stämme der Franken durch Unterdrückung ihrer Könige unter ſich, ſt. 511. — Theilung des Reichs unter Chlodwigs Söhne (Auſtraſien und Neuſtrien). Vergrößerungen deſſelben: Eroberung des Kgr. Thüringen 531, des Kgr. Burgund 534. Die Oſtgothen treten die Provence, und die Länder der Allemannen und Baiern an die Franken ab (538). — Vereinigung des Reichs unter Chlotar I 558. Neue Theilung unter Chlotars Söhnen 561. — Schreckliche Familienkriege — Abermahlige Vereinigung des Reichs unter Chlotar II 613. Wachſendes Anſehn der Großen — Dagobert I 628 — 638. Aufſtreben der Großhofmeiſter, vorzüglich derer vom Hauſe Pipins: Pipin von Landen, Grimwald, Karl Martell, Pipin der Kleine: der letztere bringt die Königswürde an ſich und ſein Haus. S. 81

4) Schilderung der damaligen Verfaſſung der Franken: Eigenthümlichkeiten der Königswürde und der Nation, Verwaltung der Provinzen, das Lehns- Kriegs- Gerichts- und Religionsweſen — Kultur und Sitten. S. 101

5) Geſchichte der Franken von Pipin dem Kleinen bis zum Vertrag zu Verdun. (Stamm der Karolinger). Pipin, ſeit 752 König, bekriegt die Sachſen und Longobarden, ſchenkt das Exarchat dem Pabſte 756. Krieg mit dem Herzog von Aquitanien, ſt. 768. Karl d. Gr., ſeit 771 alleiniger Regent, bezähmt Aquitanien: langwieriger Krieg mit den Sachſen (772 — 803). Krieg mit den Longobarden (773 u. 774). Krieg mit den Arabern in Spanien 778. Alcuin, Karls Freund und Rathgeber 781. Krieg in Bretagne und Thüringen 786 u. 787. Bekämpfung des Herzogs Taſſilo 787, u. der Avaren 788 — 799. Kanal zwiſchen der Rednitz und Altmühl 793. Händel mit den Griechen (788), den Slaven (789), den Arabern und Sachſen (790). — Synode zu Frankfurt 794. — Kaiſerkrönung 800. Karl bringt die Sachſen, Slaven, Araber u. Griechen zur Ruhe, und macht im Kriege mit den Dänen (808 — 811)

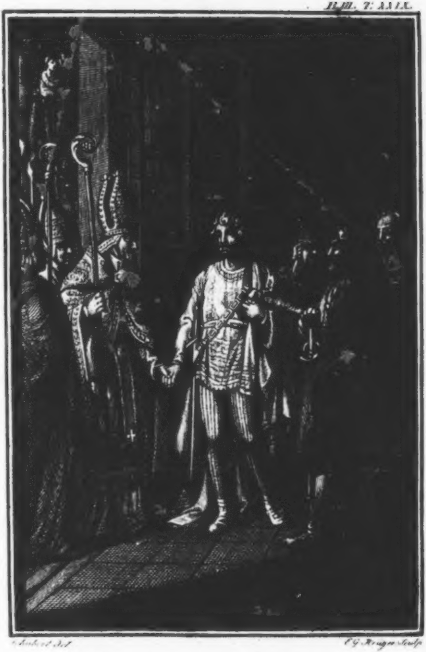
die Eider zur nördl. Grenze ſeines Reichs. — Wichtigkeit ſeiner Eroberungen: Nachtheile derſelben. — Karls Anſtalten zum innern Wohlſtand ſeines Reichs. Wohlthätigkeit ſeiner Regierung; ſt. 814. — Ludwig der Fromme, wohlwollend aber ſchwach, theilt das Reich unter ſeine Söhne 817. Sein Neffe Bernhard empört ſich 817, u. wird hingerichtet 818. Ludwig verſucht eine neue Theilung zu Gunſten ſeines Sohnes zweyter Ehe, Karl, 824. Empörung der Söhne. Ludwig wird 830 zu Compiegne verhaftet, aber bald wieder in Freyheit geſetzt. Abermalige Empörung der Söhne 832. Ludwig muß ſich ihnen ergeben, u. wird des Thrones entſetzt und zur Kirchenbuße genöthigt 833. Er gelangt wieder auf den Thron 834. Sein Krieg mit ſ. Sohn Ludwig von Baiern 839. Er ſtirbt 840. — Kriege ſeiner Söhne gegen einander. Lothar wird bey Fontenay 841 geſchlagen. Vergleich zu Verdun 843. S. 110 — 132

Zweyter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von der Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs bis zum Vergleich zu Verdun.

I. Theoderich, König der Oſtgothen . . S. 133
II. Die unglückliche Amalaſuntha . . 152
III. Beliſars Thaten und Schickſale . . 158
IV. Alboin, König der Longobarden . . 179
V. Tod der Kaiſer Mauritius u. Phokas . 185
VI. Juſtinian II, oder teutſche Feſtigkeit des Gemüths 190
VII. Kaiſer Theophilus . . . 195
VIII. Muhamed 204
IX. Abu Becr und Omar . . . 231
X. Von der Verbrennung der alexandriniſchen Bibliothek 236
XI. Ali's Sittenſprüche 240
XII. Al-Mohdi im Gezelt eines Arabers . 248

XIII. Züge aus dem Leben des Chalifen Harun Al-Raſchid . . . 246
XIV. Pelagius, der Stifter der neuen ſpaniſchen Monarchie . . . 250
XV. Die Bekehrung Chlodwigs . . . 257
XVI. Fredegunde und Brunehild . . . 266
XVII. Die Schlacht von Tours und Poitiers . . . 278
XIIX. Bonifacius, der Apoſtel der Deutſchen . . . 284
XIX. Züge aus dem Character u. Leben Karls d. Gr.
 1) Karls Größe; . . . 303
 2) Karls Sorge für die Erziehung der Jugend . . . 304
 3) Karls einfaches, prunkloſes Leben . . . 306
 4) Eginhart und Emma . . . 308
 5) Karls Kaiſerkrönung . . . 312
 6) Karls Tod und Beerdigung . . . 315
XX. Die Thronentſetzung Ludwigs des Frommen . . . 319
XXI. Der Tod Ludwigs des Frommen . . . 327



Schubert del.   C.G. Krüger Sculp.

Otto der Groſse wird König der Deutschen.

Hiſtoriſcher Bilderſaal

oder

Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geſchichte.

Ein Lehr- und Leſebuch für gebildete Stände

von

Chriſtian Ferdinand Schulze,

Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Band.

Mit zwölf Kupfern

nach Schubert'ſchen Zeichnungen.

Wohlfeilere Ausgabe. Ladenpreis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Gotha,
bey Juſtus Perthes. 1817.

Vorrede.

Indem ich dieſen dritten Theil des hiſtoriſchen Bilderſaales meinen Leſern übergebe, erneuert ſich mir das Andenken an meinen verehrten Freund, den Diaconus Loſſius in Erfurt, der ſich zur Herausgabe dieſes Werkes mit mir vereinigt hatte, aber durch langjährige Kränklichkeit von jedem Antheil daran abgehalten, und am 27. März dieſes Jahres für immer dieſer Erde entrückt wurde.

Dankbare Achtung ſey ſeinem Gedächtniſſe geweihet! In ihm verloren die Seinigen einen liebreichen Vater und Freund, ſeine Gemeinde einen gewiſſenhaften Lehrer der Religion, ſeine Vaterſtadt einen patriotiſchen Bürger, die Jugend, die er durch Wort und Beyſpiel bildete, einen verſtändigen, eifrigen und glücklichen Führer, das leſende Publicum einen geachteten Schriftſteller. Sein **Gumal und Lina**, eine ſanfteindringende Erweckung religiöſer Gefühle und Geſinnungen, ſein **Eobanus Heſſe**, eine gründliche Schilderung des Anfangs- und Fortgangs der Reformation, und ſeine **moraliſche Bilderbibel**, eine anziehende Darſtellung großer und edler Erſcheinungen aus dem Umkreis der alten Geſchichte, werden gewiß, wie bisher, noch vielen Leſern unterhaltende Belehrung gewähren, und ſchöne Zeugen ſeines Geiſtes und ſeiner Wirkſamkeit bleiben. — Sanft ruhe ſeine Aſche!

Im Bezug auf den gegenwärtigen Theil des hiſtoriſchen Bilderſaales habe ich nur Weniges zu bemerken. Er umfaßt, dem Plane gemäß, den ich gleich anfangs für dieſes Werk vorgezeichnet hatte, die Periode (von dem Vergleich zu Verdun bis zum Anfang der Kreuzzüge, und iſt, wie ſeine Vorgänger, in zwey Abſchnitte getheilt. Der erſte derſelben enthält in vier Kapiteln eine kurze

Darſtellung der Hauptbegebenheiten dieſer Periode, bey deren Auswahl und Anordnung ich den Anſichten gefolgt bin, die ich in der Einleitung hierüber aufgeſtellt habe. Der zweyte Abſchnitt aber enthält ausführliche Schilderungen merkwürdiger Perſonen und Begebenheiten aus dem Umkreis der gegenwärtigen Periode. Geordnet oder zuſammengeſtellt ſind dieſe Schilderungen, nach dem Inhalt der vier Kapitel des erſten Abſchnitts, ſo daß ſich die ſechs erſten auf das erſte, die zehn folgenden auf das zweyte, die ſiebzehnte bis ein und zwanzigſte auf das dritte, und die drey letzten auf das vierte Kapitel beziehen. Daß ich bey deren Ausarbeitung den Quellen und beſten Hülfsmitteln gefolgt bin, werden Kenner der Geſchichte leicht finden.

Am ausführlichſten iſt hier die Geſchichte Deutſchlands behandelt, nicht bloß weil ſie die Geſchichte unſers Vaterlandes iſt, ſondern auch weil gerade in gegenwärtiger Periode Deutſchland an Macht und Anſehn jeden andern Staat Europens überwog. Auch wird es hoffentlich niemand tadeln, daß die Darſtellung der Geſchichte Deutſchlands hier über das Ende der gegenwärtigen Periode, oder über die erſten Anfänge der Kreuzzüge hinausreicht. Denn zweckmäßiger ſchien es, die Geſchichte des fränkiſchen Regentenſtammes und eines großen Streites, des Streites über die Inveſtitur, zu Ende zu erzählen, als, um des angenommenen Endpunkts willen, mitten in dieſen Erzählungen abzubrechen.

Der folgende Theil wird die Geſchichte von den Kreuzzügen bis zur Reformation enthalten, und es iſt des Verfaſſers, wie des Verlegers, eifrigſtes Streben, denſelben ſo bald als möglich erſcheinen zu laſſen.

Gotha, den 1. Oct. 1817.

Chriſtian Ferdinand Schulze.

Dritte Periode

von dem

Vergleich zu Verdun

bis zum

Anfang der Kreuzzüge,

843 — 1096.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von dem Vergleich zu Verdun bis zum Anfange der Kreuzzüge, 843 — 1096.

Einleitung.

Wir treten jetzt in einen Zeitraum, der zwar ſeinem Umfange nach kurz und beſchränkt, aber ſeinem Inhalte nach merkwürdig und manchfaltig iſt.

Er umfaßt nur drittehalb Jahrhunderte, der Schauplatz ſeiner Hauptbegebenheiten iſt Europa, und genau genommen nur das weſtliche. Aus dem nördlichen Europa leuchten große Kräfte hervor, aber ſie machen ſich mehr im Auslande, als in der

Heimath bemerkbar. Noch dunkler bleibt uns das nordöſtliche Europa. Das ſüdöſtliche Europa, wo das oſtrömiſche Reich ſein ſchwaches Daſeyn friſtet, hat wenig Anziehendes; Afrika entgeht unſern Blicken; und was in Aſien Türken und Mongolen nach dem Untergange der arabiſchen Macht beginnen, das führt erſt der folgende Zeitraum hervor.

Nur mit Grauen mochte man ſonſt den gegenwärtigen Zeitraum betreten; man nannte ihn einen Zeitraum der Finſterniß, Barbarey und Zerrüttung, und ſchalt ſeine Ergebniſſe unbedeutend, eintönig und unerfreulich. Aber eitel iſt jenes Grauen, einſeitig dieſe Schmähung! Freylich findet man, beſonders im Anfange dieſes Zeitraums, viel Abſchreckendes. Man ſieht Ländergier und Schwäche der Könige, Untreue und Vergrößerungsſucht der Großen, Raubzüge und Gewaltthätigkeiten wilder Völker; Wiſſenſchaften und Künſte ſcheinen dem Aberglauben und der Rohheit, Recht und Geſetze der Gewalt und den Waffen zu unterliegen; jeder Mächtige greift um ſich, und alle Zerrüttungen der Lehnsverfaſſung und alle Bedrückungen der Hierarchie kommen zum Vorſchein. Aber mitten in dem verworrenen Treiben der Rohheit und Selbſtſucht waltet die ordnende Weltregierung, die, ſich ewig gleich in ihrer Güte und Weisheit, kein Zeitalter verläßt, jedem das giebt, was ihm nützt, und in das gegenwärtige Uebel den Keim zu einem künftigen Guten legt. Auch dieſes Zeitalter hat ſie nicht verlaſſen, auch ihm gegeben, was ihm nützt, und durch das Uebel, das ſie von ihm nicht abwenden konnte oder wollte, eine beſſere Zukunft vorbereitet. So ſehen wir hier die Keime ſich entfalten, aus denen unſere Zeit hervorgegangen iſt; große Charactere entwickeln ſich, Männer voll Muth, Kraft und Vaterlandsliebe treten hervor, und wirken zum Segen ihrer Mit- und Nachwelt; immer lebendiger wird das Streben nach geſellſchaftlicher Ordnung; Städte blühen auf und heilſame Staatseinrichtungen; der faſt endloſe Kampf der Freyheitsliebe mit der Herrſchſucht bewahrt vor Erſchlaffung, übt den Geiſt und bildet ein geſundes, kraftvolles Geſchlecht; und ſelbſt die Macht, die, auf Argliſt und Aberglauben gebaut, über alle Gewalten ſich erhebt, die die Geiſter feſſelt und die Staatskräfte lähmt, die Macht des Pabſtes, wirkt für dieſe Zeiten wohlthätig, vielleicht ohne es zu wiſſen oder zu wollen, als ein Werkzeug der ewigen Vorſehung, die ſelbſt menſchliche Leidenſchaften zu ihren Zwecken lenket, und unſer Geſchlecht oft auf dunkeln Wegen, aber gewiß immer mit Weisheit leitet. — Alſo nicht eine Zeit tiefer Erniedrigung, oder eines allgemeinen Verfalls wollen wir dieſen Zeitraum nennen, ſondern vielmehr eine Zeit des Aufbauens und

und der Entwickelung, oder die Vorbereitung einer lichtvollern Zukunſt.

Aber nur im Stillen reiſt das Gute, oft lange im Verborgenen wirkſam, ehe es zur Anſchaulichkeit gelangt, und Manchfaltiges gehört zum Bau eines großen Ganzen. Darum erſcheinen auch die Begebenheiten, die der gegenwärtige Zeitraum enthält, bald ſo abgeriſſen und vereinzelt, bald ſo verſchiedenartig und gedrängt, daß es Mühe koſtet, ſie gehörig zuſammen zu faſſen und zu behalten. Durch die Manchfaltigkeit des Einzelnen wird der Blick zerſtreut, und leicht verliert ſich die Ausſicht aufs Ganze.

Wichtig iſt es daher, die einflußreichſten Begebenheiten aufzuſuchen, feſtzuhalten und in eine leicht überſehbare Ordnung zu ſtellen. Aber welches ſind dieſe Begebenheiten? und wie ſind ſie aneinander zu reihen? — Wir verſuchen es, ſie hier zu bezeichnen, und darnach den Plan zu beſtimmen, den wir in der folgenden Darſtellung befolgen werden.

Das große Frankenreich, mit deſſen Schilderung die vorige Periode ſchloß, zieht am Anfang der gegenwärtigen zuerſt unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Aber in welcher Lage finden wir daſſelbe?

Er beſteht nicht mehr, der Koloß, den Karl der Große aufgethürmt hatte: ſeine Enkel haben ihn zu Verdun in drey Staaten getheilt, die ſich bald als verſchiedene Reiche betrachten und gegenſeitig befehden. Sie beſteht nicht mehr, die gewaltige Kraft, mit der Karl der Große überall Ordnung und Ruhe erhielt: ſeine Enkel ſind größtentheils ſchwache Fürſten, von Herrſchſucht und Ländergier geleitet, und, wie ſie ſich gegen ihren Vater empört haben, ſo empören ſich gegen ſie ihre Söhne. Ihre Großen geiſtlichen und weltlichen Standes folgen dieſem verderblichen Beyſpiel. Ergriffen von dem Streben nach Unabhängigkeit, Reichthümern und Beſitzungen, bezeigen ſie ſich treulos und unbeſtändig, und wiſſen immer mehr Vorrechte und Güter an ſich zu bringen. Und während ſo die Könige in Ohnmacht und ihre Staaten in Zerrüttung verſinken, werden auswärtige Feinde um ſo furchtbarer und gefährlicher. Aus dem Norden bricht der kühne Unternehmungsgeiſt der Normänner hervor, der die Küſten der Oſt- und Nordſee heimſucht, ſelbſt in das mittelländiſche Meer eindringt, und an vielen Orten Niederlaſſungen erzwingt; und faſt zu gleicher Zeit dringen von Oſten her die wilden Ungern in Deutſchland und Italien ein, und verheeren das, was innere Kriege verſchonten.

Aus dieſer Verwirrung und Schwäche hebt ſich unter allen Staaten, die ehemals zur fränkiſchen Monarchie gehört hatten, zuerſt Deutſchland ruhmwürdig hervor. Reich an wackern und kraftvollen Männern, gewinnt es unter der Leitung trefflicher Fürſten, dergleichen Heinrich I und Otto der Große, Konrad II und Heinrich III ſind, an innerer Feſtigkeit, an Macht und Einfluß nach auſſen, an Cultur des Geiſtes und Bodens. Es bringt die Kaiſerkrone an ſich, und wird mitten unter den Kämpfen, durch welche die Stände ihre Freyheit behaupten, der mächtigſte und angeſehnſte Staat in Europa.

Auſſer Deutſchland ſind Dänemark und die Normandie die einzigen Staaten, die über ihre Grenzen hinausgehen. Ein reger Unternehmungsgeiſt, das Erbe ihrer berühmten Anherren, ruhet auf ihnen. Dieß erfährt namentlich England, das am Ausgange des neunten Jahrhunderts durch ſeinen großen Alfred gegen die Dänen geſchützt und durch weiſe Geſetze erhoben, dann im Anfange des eilften Jahrhunderts eine Beute der Dänen wird, und in der zweyten Hälfte desſelben dem kraftvollen Herzog der Normandie, Wilhelm dem Eroberer, unterliegt. Dagegen ſtehen alle übrigen Staaten Europas vereinzelt da, ohne Zuſammenhang; aber kämpfend mit innern oder äuſſern Feinden, und ihrer jetzigen Verfaſſung ſich annähernd.

Indeſſen wird die Macht des Pabſtes, die ſchon in der vorigen Periode geiſtliche und weltliche Herrſchaft erſtrebt hat, und in der jetzigen über alle Gewalten ſich erhebt, ein Band, das die meiſten Staaten Europas umſchließt, und dadurch nicht nur überhaupt eine Annäherung und Verbindung derſelben veranlaßt, ſondern auch insbeſondere das wichtige Ereigniß, womit die folgende Periode beginnt, die Kreuzzüge, zur Wirklichkeit bringt.

Aus dieſer Bezeichnung der einflußreichſten Begebenheiten des gegenwärtigen Zeitraum[illegible]rgiebt ſich von ſelbſt der Plan, den wir bei der Darſtellung derſelben zu befolgen haben. Wir werden nämlich im erſten Kapitel den Verfall des fränkiſchen Reichs und was darauf einwirkte, nämlich die Perſönlichkeit der ſpäteren Karolinger, die Zerrüttung im Innern und die gewaltigen Unternehmungen der Normänner und Ungern darſtellen. Hierauf werden wir im zweyten Kapitel Deutſchlands Erhebung, oder deſſen Schickſale, ſeitdem es ein eigener Staat wurde, bis zum Abſterben des fränkiſchen Regentenſtammes ſchildern. Dann ſoll im dritten Kapitel von den übrigen Staaten Europas gehandelt werden, namentlich von England, das wegen des Wechſels ſeiner Schickſale und wegen der Männer, die dazu mitwirkten, beſonders merkwürdig iſt. Endlich ſoll im vierten Kapitel eine Schilderung des Urſprungs und Fortgangs der Pabſtmacht den Beſchluß machen.

Erſtes Kapitel.

Von dem Verfall des fränkiſchen Reiches,

oder

1) von der Herrſchaft der ſpätern Karolinger; 2) von den Zerrüttungen im Innern der fränkiſchen Staaten; und 3) von den Raubzügen der Normänner und Ungern.

I. Von der Herrſchaft der ſpätern Karolinger.

Nachdem das fränkiſche Reich durch den Vergleich zu Verdun unter die Söhne Ludwigs des Frommen alſo vertheilt worden war, daß **Lothar** Italien ſamt Lothringen, **Ludwig der Deutſche** Deutſchland, und **Karl der Kahle** Frankreich erhalten hatte *), ſo dauerte die Herrſchaft der Karolinger überhaupt noch 144 Jahre. In Kraftloſigkeit verſunken, verblühete zuerſt (875) der Stamm Lothars, dann (911) Ludwigs des Deutſchen, und zulezt (987) Karls des Kahlen. An ſich hatten dieſe Fürſten und ihre Nachkommen wenig Bedeutſames, und nur in ſo fern das Schickſal der Staaten von der Perſönlichkeit ihrer Regenten abhängt, iſt es wichtig, ſie näher kennen zu lernen.

---

*) S. hiſtor. Bilderſaal, Th. II. S. 131.

1) Lothar und deſſen Nachkommen, oder die Karolinger in Italien.

Mit dem Vergleich zu Verdun ſchien Lothars Herrſchſucht auf einmal gelähmt. Er kam nicht wieder nach Italien, zog bloß einige Male gegen die Normänner, und blieb meiſt in Aachen, wo er den Unordnungen in der Kriegsverfaſſung zu ſteuern ſuchte. Doch war er nicht im Stande, ſein Reich gegen die Normänner, die es im Norden, und gegen die Griechen und Saracenen, die es im Süden beunruhigten, hinlänglich zu ſchützen. Auch wurde er der Regierung, um derenwillen er vorher ſo viele Ungerechtigkeiten begangen hatte, frühzeitig überdrüßig. Italien trat er ſchon 844 ſeinem älteſten Sohn Ludwig ab, den er in demſelben Jahre nach Rom ſchickte, um die Römer wegen einer pflichtwidrigen Pabſtwahl zu züchtigen *), und

---

*) Wie dieſer Auftrag vollzogen wurde, wird unten im zweyten Abſchnitte Num. 22 erzählt.

und dann (850) zum Mitgenoſſen der Kaiſerwürde annahm. Hierauf theilte er (855) ſein Reich unter ſeine drey Söhne, und begab ſich in das Kloſter zu Prüm im Ardennerwald, nahe bey Trier, wo er (am 28. Sept. 855) ſtarb.

Sein älteſter Sohn, **Ludwig II**, behielt Italien und Rhätien ſamt der Kaiſerwürde, ſein zweyter Sohn, **Lothar II**, bekam Lothringen (oder die Länder zwiſchen der Nordſee, Schelde, Maas, und dem Rhein bis zum vogeſiſchen Gebirge), und der jüngſte, **Karl**, Burgund und Provence (den weſtlichen Theil der Schweiz und den ſüdöſtlichen von Frankreich); aber keiner dieſer ruhmloſen Prinzen brachte ſein Reich auf Nachkommen.

Zuerſt ſtarb der jüngſte, **Karl** (863), nach einer thatenloſen Regierung, und ſeine Brüder theilten ſich in ſeine Länder. Dann ſtarb **Lothar II** (8. Aug. 869), ein ſchwacher Fürſt, meineidig und unglücklich, und durch nichts bekannt, als durch ſeine Eheſtreitigkeiten *). Er hinterließ keine rechtmäßige Nachkommenſchaft. Seine Länder hätten alſo ſeinem Bruder, dem Kaiſer **Ludwig II**, gebührt; aber ſein Oheim, **Karl der Kahle**, eilte aus Frankreich herbey, und ließ ſich (9. Sept.

869)

---

*) Man ſehe die erſte Erzählung im zweyten Abſchnitte: "Lothar und Waldrade."

869) zum König von Lothringen krönen. Doch mußte er, von Ludwig dem Deutſchen genöthigt, (Vertrag zu Merſen, 9. Aug. 870), den öſtlichen Theil (wozu die Städte Utrecht, Aachen, Metz, Cöln, Trier und Straßburg gehörten) wieder herausgeben, und ſeitdem iſt Lothringen auf lange Zeit ein Zankapfel zwiſchen Deutſchland und Frankreich geworden. Endlich ſtarb auch der älteſte Sohn Lothars, Kaiſer Ludwig II (12. Aug. 875), der in Unteritalien an den Saracenen und dem Herzog von Benevent ſehr beſchwerliche Feinde gefunden hatte. Er hinterließ nur eine Tochter Irmengard, die (876) mit Boſo, Herzog von Provence, vermählt wurde, und mit ihm erloſch Lothars männliche Nachkommenſchaft. Italien aber blieb, wie wir weiter unten ſehen werden, noch bis zum Jahr 896, doch unter manchfaltigem Wechſel, bei den Karolingern.

2) Ludwig der Deutſche und deſſen Nachkommen, oder die Karolinger in Deutſchland.

Länger als Lothars Nachkommenſchaft beſtand die Nachkommenſchaft Ludwigs des Deutſchen, des beſten unter den Söhnen Ludwigs des Frommen. Zwar war er wohl eben ſo herrſchſüchtig als ſeine Brüder; aber er handelte offener und kräftiger als ſie, und behauptete während einer ſechs und dreyßigjährigen Regierung (840 — 876) die Grenzen ſeines Reichs und die Würde ſeiner Regierung. Die damals ſo fürchterlichen Normänner konnten ihm unter allen fränkiſchen Königen am wenigſten anhaben; die mächtigen Slaven, vornämlich die Böhmen und Mähren, die ſich zu wiederholten Malen ſeiner Regierung zu entziehen ſuchten, brachte er immer wieder zur Unterwerfung. Seine Söhne empörten ſich gegen ihn, aber es gelang ihm, ſie ohne Blutvergießen und ohne Verluſt ſeiner Hoheit zu beruhigen. Die meiſten Händel hatte er mit ſeinem Bruder Karl dem Kahlen. Bald lebte er mit demſelben in Bündniß, bald in Feindſchaft. Unrecht von ihm war es, daß er (853) die aufrühriſchen Unterthanen deſſelben unterſtützte, und (858) deſſen Krone auf ſein Haupt zu ſetzen ſuchte; aber Unrecht war es auch von Karln, daß dieſer, allen beſtehenden Verträgen zuwider, erſt Lothringen (869), dann (875) die Kaiſerwürde ſamt der ganzen Hinterlaſſenſchaft Kaiſers Ludwig II an ſich riß. Um dieſe lezte Unbilde zu rächen, rüſtete ſich Ludwig der Deutſche zum Krieg; aber der Tod kam ihm zuvor. Er ſtarb zu Frankfurt am Main, den 28. Aug. 876.

Noch bey ſeinem Leben hatte er auf dem Reichstag zu Forchheim 872 ſein Reich unter ſeine drey Söhne getheilt, und bey dieſer Theilung verblieb es auch nach ſeinem Tode. Der älteſte, Karlmann, erhielt das öſtliche Deutſchland, nämlich Baiern mit den zinsbaren ſlaviſchen Völkern in Böhmen, Mähren, Oeſterreich und Kärnthen; der zweyte, Ludwig III oder der Jüngere, erhielt den nördlichen und weſtlichen Theil Deutſchlands, oder Franken, Thüringen, Sachſen, Friesland, den öſtlichen Theil von Lothringen, und die Hoheit über die nördlichen Slaven von Böhmen bis an die Oſtſee; der jüngſte endlich, Karl der Dicke, bekam das ſüdweſtliche Deutſchland, oder das damalige Schwaben vom Main bis zu den Alpen, nebſt einem Diſtrict von Lothringen, nämlich das Elſaß. Unter ſich lebten dieſe Brüder in guter Eintracht, aber mit auswärtigen Feinden hatten ſie beſtändig zu kämpfen.

Zuerſt von ihnen ſtarb Karlmann (22. März 880), nachdem er nicht lange zuvor Italien an ſich gebracht hatte. Er hinterließ nur einen natürlichen Sohn, Arnulf, der das Herzogthum Kärnthen bekam; Baiern aber fiel an Ludwig den Jüngern, und Italien an ſeinen jüngern Bruder Karl den Dicken. — Hierauf ſtarb (20. Jan. 882) Ludwig der Jüngere, merkwürdig durch ſeinen Sieg bey Andernach über ſeinen Oheim Karl den Kahlen (876), wodurch er ſich und ſeinen Brüdern die Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters ſicherte, und das franzöſiſche Lothringen erwarb. Da er keinen männlichen Nachkommen hinterließ, so fielen ſeine Staaten an **Karl den Dicken**, der, ſeit 880 König von Italien und Kaiſer, jetzt (882) Herr von ganz Deutſchland, dann (885) auch König von Frankreich wurde, und ſo die ganze Monarchie Karls des Großen bis auf wenige Ausnahmen wieder vereinigte. Aber er, der ſchwächſte und untauglichſte unter allen Karolingern, war nicht im Stande, dieß große Beſitzthum zu behaupten. Statt Liebe und Ehrfurcht zog er ſich Haß und Verachtung zu, und ſchneller, als er ſie erhalten hatte, verlor er alle ſeine Kronen. Auf dem Reichstag zu Tribur wurde er (Nov. 887) abgeſetzt, worauf er (im Jan. 888) ſtarb *). Die Staaten aber, die ihm das Glück zugewendet hatte, kamen nicht wieder unter Einen Herrn. Um Italien ſtritten ſich **Berengar**, Herzog von Friaul, und **Guido**, Herzog von Spoléto; in Helvetien ſtiftete Graf **Rudolf** das Königreich Oberburgund; **Odo**, Graf von Paris, riß Frankreich an ſich; Deutſchland aber ſammt Lothringen fiel an **Arnulf**, Karlmanns natürlichen Sohn, bis-

---

*) Mehreres über ihn findet man unten in der **zweyten** Erzählung im zweyten Abſchnitt.

biſher Herzog von Kärnthen, der vorzüglich die Abſetzung Karls des Dicken bewirkt hatte.

Arnulf, der beſte unter den ſpätern Karolingern, war der Krone würdig, die er auf dem Reichstage zu Tribur erhielt (887). Er regierte mit Nachdruck und erhielt Ruhe im Innern. Doch hätte er Deutſchland noch viel nützlicher werden können, wenn er nicht, befangen von dem Streben, alle Kronen Karls des Dicken an ſich zu bringen, ſeine Kräfte allzuſehr zerſplittert hätte. Indeſſen gewann er hohes Anſehn. Er brachte den Normännern an der Dyle, unweit Löwen, eine harte Niederlage bey (891), und nöthigte die Könige von Burgund, Frankreich und Italien ſeine Oberhoheit anzuerkennen. Der mächtige König der Mähren Swentebold (oder Swatopluck), vorher ſein Freund, dem er ſelbſt Böhmen zugetheilt hatte (890), wollte ſich der deutſchen Oberherrſchaft entziehen (891); aber er beſiegte ihn mit Hülfe der Ungern (893), und zwang ihn Tribut zu verſprechen. Indeſſen trifft Arnulf'n der Vorwurf, daß er hierbei mehr ſeinem Unwillen als den Geſetzen der Klugheit folgte, indem er eben dadurch Deutſchland einer ſchützenden Vormauer beraubte, und die Ungern herbeylockte. Nach Italien zog Arnulf zweymal (893 und 895), und es glückte ihm bey ſeinem zweyten Zuge nach Italien ſien Rom zu erobern, und die Kaiſerwürde zu erlangen (896). Aber er gewann dadurch keine bleibenden Vortheile *). Alles, was er in Italien angeordnet hatte, ward gleich nach ſeinem Wegzug wieder umgeſtoßen, und ſelbſt in Deutſchland gerieth ſein Anſehn ins Sinken. Er ließ ſich daher (897) den Eid der Treue von den Ständen erneuern. Nicht lange darauf ſtarb er (8. Dec. 899), ohne einen Nachkommen zu hinterlaſſen, der, was er angefangen hatte, weiter fortführen konnte. Seinen natürlichen Sohn, Swentebold (den Taufpathen des gleichnamigen Königs von Mähren), hatte er (894) zum König von Lothringen erhoben; aber die Lothringer waren mit ihm unzufrieden, und er ſtarb gegen ſie im Kampfe (900); ſein andrer Sohn, aus rechtmäßiger Ehe, Ludwig das Kind, war erſt ſechs Jahre alt. Dieſer Unmündige wurde, nach langen Zweifeln über die Thronbeſetzung, im Januar 900, zu Forchheim auf den deutſchen Thron erhoben, die Vormundſchaft aber dem Erzbiſchof Hatto von Mainz und dem ſächſiſchen Herzog Otto dem Erlauchten übergeben.

Doch bald merkte man, daß der König ein Kind war! Zwar wählten ihn auch die Lothringer

nach

---

*) Man leſe die dritte Erzählung im zweyten Abſchnitt, unter der Aufſchrift: „Arnulfs Kaiſerwürde“.

nach Swentebolds Tode zu ihrem König; aber im Innern von Deutſchland brachen gefährliche Fehden aus, namentlich zwiſchen Graf Adelbert von Bamberg und dem Biſchof Rudolf von Würzburg (902 — 905), die nur durch ſchändliche Argliſt beſeitigt wurden *); die Böhmen und Mähren geriethen mit einander in Krieg, und die Ungern fielen ſeit 900 zu wiederholten Malen und an verſchiedenen Orten in Deutſchland ein, und wütheten um ſo frecher, je weniger die Deutſchen, nicht aus Mangel an Muth, wohl aber aus Mangel an Einigkeit und an Reiterey, nachdrücklichen Widerſtand ihnen entgegenſetzen konnten. Glücklicherweiſe lebte der ſchwache Ludwig nur kurze Zeit. Er ſtarb ſiebzehn Jahre alt, den 20. Jun. 911, und mit ihm endigte ſich der Mannsſtamm der Karolinger in Deutſchland.

3) Karl der Kahle und deſſen Nachkommen, oder die Karolinger in Frankreich.

Am längſten behaupteten ſich die Karolinger in Frankreich; aber nicht zum Segen dieſes Landes. Denn gerade hier gab es auch nicht einen unter ihnen, der Kraft und Regentenweisheit gezeigt hätte, und nur die gegenſeitige Eiferſucht der Gro-

ßen,

---

*) Man leſe die vierte Erzählung im zweyten Abſchnitt: „Adelbert und Hatto“.

ſen, die ſich über die Wahl eines andern Herrn nicht vereinigen konnten, friſtete ihr ruhmloſes Daſeyn.

Schon Karl dem Kahlen fehlte es ganz an dem männlichen Muthe und dem umfaſſenden Blick ſeines großen Anherrn; dagegen zeigte er Prachtliebe, Länderſucht und Treuloſigkeit. Zuerſt unterdrückte er die Söhne ſeines Halbbruders Pipin in Aquitanien (845 — 848), und brachte dieſes Land an ſich; aber faſt um dieſelbe Zeit machte ſich Bretagne von ihm unabhängig (847), und die Normänner liefen (845) in die Seine und kamen bis Paris. Karl erkaufte ihren Rückzug mit ſiebentauſend Pfund Silber, ohne ſich dadurch ihrer zu entledigen; denn faſt mit jedem Jahre fielen ſie raubend und verwüſtend Frankreich von neuem an. Dieß Ungemach empörte Karls Unterthanen. Wie ſchon früher die Aquitanier (853) von Ludwig dem Deutſchen Hülfe erbaten und (doch vergebens) erhielten, ſo wendeten ſich jetzt (858) die meiſten der Stände Frankreichs an denſelben Fürſten, und baten ihn, nach Frankreich zu kommen, die Regierung zu übernehmen, und die Normänner zurückzutreiben. Ludwig der Deutſche folgte dieſer Einladung, und u Attigny ward Karl abgeſetzt und Ludwig zum König von Frankreich gekrönt (858). Doch Karl, der nach Burgund entflohen war, ſchwang ſich durch Nachgiebigkeit gegen die Stände bald wieder empor. Von Argliſt umſtrickt, mußte ſich Ludwig zurückziehen (859). und (Vertrag zu Coblenz, 859) zugeben, daß alles wieder auf den alten Fuß hergeſtellt wurde. Doch Karl erhielt keine Ruhe! Die Normänner ſetzten ihre Befehdungen fort, die Großen ſeines Reichs errangen ſich ein Vorrecht um das andre, ja ſein eigener Sohn Karlmann empörte ſich gegen ihn (873). Und doch trachtete er unabläſſig nach neuen Beſitzungen. Als ſein Neffe Lothar II geſtorben war (869), bemächtigte er ſich Lothringens und behauptete den weſtlichen Theil dieſes Landes. Als ſein älterer Neffe, der Kaiſer Ludwig II geſtorben war (875), brachte er die Kaiſerwürde (25. Dec. 875) und Italien (876) an ſich. Als endlich ſein Bruder Ludwig der Deutſche geſtorben war (876), ſuchte er deſſen Söhne zu unterdrücken, und wenigſtens auch den öſtlichen Theil von Lothringen an ſich zu reißen. Doch dieß mißlang. Er wurde bey Andernach unweit Coblenz von Ludwig dem Jüngern geſchlagen (8. Oct. 876). Bald nachher zog er auf wiederholte Bitten des Pabſtes nach Italien (877), um die Saracenen zu verjagen; aber er kam nicht weiter als Pavia. Hier erſchreckte ihn die Nachricht, daß der deutſche Karlmann, der Bruder Ludwigs des Jüngern, in Anmarſch ſey.

Er eilte daher nach Frankreich zurück, und ſtarb unterwegs in einer Bauernhütte (6. Oct. 877).

Sein Sohn, Ludwig II (der Stammler), den er ſchon zum Thronfolger erklärt hatte, konnte nur durch neue Nachgiebigkeit gegen die Großen es dahin bringen, daß er als König anerkannt und gekrönt ward (8. Dec. 877). Aber Italien ſamt der Kaiſerwürde konnte er nicht erlangen, und ein baldiger Tod machte ſeinem ruhmloſen Leben ein Ende (10. Apr. 879).

Ihm folgten ſeine beyden Söhne, Ludwig III und Karlmann, die gemeinſchaftlich regierten, aber ohne Anſehn. Sie mußten den weſtlichen Theil von Lothringen an Ludwig den Jüngern abtreten, und zugeben, daß einer der Großen, Herzog Boſo, Schwager Karls des Kahlen, die ſüdlichen Provinzen (Provence, Dauphiné und Franche Comté) von dem franzöſiſchen Reiche losriß, und daraus (Oct. 879) ein eigenes Königreich bildete, das das niederburgundiſche, oder das ciſjuraniſche oder arelatiſche genannt wurde, weil es einen Theil des alten Burgunds *) umfaßte, von der weſtlichen Seite des Jura bis zur Saonne und Rhone ſich erſtreckte, und Arles

zur

---

*) Ueber das alte Burgund ſ. hiſtor. Bilderſ. Th. II, S. 87 u. 92.

zur Hauptſtadt hatte. Ueberdieß brachen auch die Normänner zu wiederholten Malen in Frankreich ein. Nicht lange dauerte die Regierung beyder Brüder. Sie ſtarben kurz hinter einander, **Ludwig III** im Jahre 882, **Karlmann** 884, und beide ohne männliche Erben zu hinterlaſſen.

Schon damals konnte man ſich über die Wahl eines neuen Königs nicht vereinigen. Mehrere Monate lang blieb der Thron unbeſetzt. Endlich nahm man ſeine Zuflucht zum Kaiſer **Karl dem Dicken**, hoffend, er werde mittelſt der Macht, die er in Händen hatte, Frankreich von den Normännern befreyen und im Innern Ruhe ſchaffen. Aber dieſe Hoffnung ſchlug fehl! **Karl der Dicke** richtete nirgends etwas aus. Er erkaufte von den Normännern, die 886 Paris belagerten, den Frieden, ließ ſie dann in Burgund hauſen, und verlor mit ſeiner Abſetzung in Deutſchland (887) auch den Thron von Frankreich.

Jetzt ſchwang ſich der tapfre und kluge **Odo**, Graf von Paris und Orleans, ein Verwandter des karolingiſchen Hauſes, auf den Thron; aber er hatte eine ſehr unruhige Regierung. Schon die Normänner gaben ihm genug zu ſchaffen, und noch mehr die Großen, die ihm die Regierung ſtreitig machten. Er ſuchte daher Schutz bei dem deutſchen

ſchen König Arnulf, und erkannte deſſen Oberhoheit an. Dennoch geſchah es, daß Herzog Rudolf, ſeither Statthalter in Oberburgund (oder in den Provinzen zwiſchen dem Jura und den Penniniſchen Alpen, die jetzt einen Theil der Schweiz und Savoyens ausmachen) ein eigenes Königreich ſtiftete (888), das den Namen des oberburgundiſchen oder transjuraniſchen erhielt, und bald (930) mit dem niederburgundiſchen vereinigt wurde. Endlich ward ſogar Karl der Einfältige, ein dritter Sohn Ludwigs des Stammlers, erſt nach deſſen Tode geboren, von der Gegenparthey zum König von Frankreich erhoben (893). Mit dieſem mußte Odo nach langwierigem Kampfe theilen (897), und ſterbend (Jan. 898) ihm das Ganze überlaſſen.

Karl, nun allein König (898 — 929), war ſchwachen Verſtandes. Um Friede von den Normännern zu haben, gab er dem normänniſchen Heerführer Rollo nicht nur ſeine Tochter Giſela zur Ehe, ſondern überließ ihm auch das Stück des nordweſtlichen Frankreichs, das ſeitdem die Normandie hieß, und die Bretagne *). Andrerſeits

---

*) Mehreres hierüber findet ſich in der ſechſten Erzählung des zweiten Abſchnitts, mit der Aufſchrift: "Rollo, erſter Herzog der Normandie".

aber gewann er nach dem Tode des deutſchen Königs **Ludwigs des Kindes** die Herrſchaft über Lothringen (912). Doch was half ihm dieſer Erwerb? Er mußte 924 Lothringen an Deutſchland zurückgeben, und konnte nicht einmal ſein Erbe behaupten. Ein Theil der Stände ergriff gegen ihn die Waffen, und wählte erſt Odo's Bruder **Robert** (922) und nach deſſen Tode (er verlor im Kampfe gegen Karln das Leben) den Herzog **Rudolf** zum König (923). Karl ward gefangen genommen, und ſtarb im Gefängniß zu Peronne (9. Oct. 929); **Rudolf** aber behauptete ſich im Beſitz ſeiner Würde, ohne doch das tiefgeſunkene Anſehn derſelben wiederherſtellen zu können.

Nach ſeinem Tode (er ſtarb nach dreyzehnjähriger Regierung, Jan. 936) konnten ſich die Großen wiederum nicht vereinigen, wer von ihnen König ſeyn ſollte. Man rief daher nach fünfmonatlicher Erledigung des Thrones den Sohn Karls des Einfältigen, **Ludwig IV**, aus England zurück, der wegen ſeines langen Aufenthalts daſelbſt Ultramarinus (der über's Meer herbeygekommene) genannt wurde. Dieſem (er regierte von 936 — 954) folgte ſein Sohn **Lothar** (954 — 986) und dieſem **Ludwig V** oder **der Faule**, der nur vierzehn Monate lang regierte (er ſtarb 987). Aber dieſe Könige, den letzten Merovingern gleich, lebten wie nichtige Schattenbilder auf dem Thron, ohne Talente, ohne Macht, ohne Anſehen, ganz abhängig von ihren Vaſallen.

Unter dieſen behauptete die meiſte Macht der Graf von Paris und Orleans, Herzog Hugo der Große, Sohn des Herzogs Robert, der 922 König geweſen war. Ohne ſelbſt König zu heißen, hatte er drey und zwanzig Jahre lang (933 — 956) die größte Gewalt geübt. Er vorzüglich hatte die Abſetzung Karls des Einfältigen bewirkt (923); er war dann bald die kräftigſte Stütze, bald der furchtbarſte Feind Ludwigs IV geweſen, und auf ſeine Empfehlung hatte Lothar den Thron erlangt. Hierdurch hatten ſich die Franzoſen allmählich an die Macht ſeines Hauſes gewöhnt; und ſo geſchah es, daß ſein wackrer Sohn Hugo Capet nach dem Tode Ludwigs des Faulen (987) den Thron an ſich und ſeine Nachkommen brachte. Demnach endigt ſich mit Ludwig dem Faulen die Reihe der Karolinger in Frankreich, an deren Stelle von nun an die Capetinger regierten.

II. Von den Zerrüttungen im Innern der fränkiſchen Staaten.

Faßt man, was bis jetzt von den ſpätern Karolingern erzählt worden iſt, zuſammen, ſo läßt ſich leicht vermuthen, daß während ihrer Regierung die Verfaſſung ihrer Staaten große und nachtheilige Veränderungen erleiden mußte. Wirklich war dieß auch der Fall.

Karl der Große hatte das Ganze ſeines ausgedehnten Reichs mit Kraft zuſammen gefaßt; er hatte die königliche Macht in Anſehn, die Vaſallen in Gehorſam, die Geiſtlichkeit in Schranken, die Provinzen in Aufſicht erhalten; er hatte Uebermüthige gedemüthigt, große Herzogthümer unter Grafen vertheilt, und Sicherheit, Ordnung und Ruhe über ſeine Staaten verbreitet. Dieß alles änderte ſich unter ſeinen Nachkommen: dieſe blieben hinter ſeinem Beyſpiel wie hinter ſeiner Kraft zurück.

Um ſich zu behaupten oder zu vergrößern, bedurften ſie des Beyſtandes ihrer Vaſallen. Dieſe aber, nach Vergrößerung und Unabhängigkeit ſtrebend, benutzten die Schwäche, Ländersucht und Uneinigkeit der Könige zu ihrer Erhebung, und wurden übermüthig und treulos. Ergriffen von dem Gedanken, daß es nur von ihnen abhänge, wem und wie ſie gehorchen wollten, thaten ſie, was ihnen gutdünkte. Bald widerſetzten ſie ſich den Königen, bald traten ſie auf deren Seite und in beyderley Fällen trotzten ſie ihnen Geſchenke und

Vorrechte ab. Auf dieſe Art gewannen ſie immer mehr Lehngüter, die ſie, ſo wie auch Ehrenſtellen und Aemter, in ihren Familien erblich machten. Dann eigneten ſie ſich in ihren Gebieten alle Hoheitsrechte zu, als das Recht des Kriegs und Friedens, der Geſetzgebung und Beſteuerung, der Münzen und Zölle, und endlich machten ſie auch durch Liſt und Gewalt die kleinern Allodialbeſitzer von ſich abhängig.

Aber auch die Geiſtlichkeit benutzte die Schwäche der Könige, um Reichthum und Anſehn zu erlangen. Sie brachte Güter und Schätze an ſich, indem ſie vorſpiegelte, wie verdienſtlich es ſey, Kirchen und Klöſter zu beſchenken; ſie riß ſich von dem weltlichen Gerichtszwang los, indem ſie ſich darauf berief, daß nach altgermaniſcher Sitte jeder von ſeines Gleichen gerichtet werden müſſe; ſie eignete ſich die Gerichtsbarkeit über alle Laien auf dem Gebiet der Kirche zu, indem ſie alles, was auf dieſem Gebiete war, als ihr Eigenthum darſtellte; und ſie entzog endlich auch andre Unterthanen der weltlichen Obrigkeit, indem ſie behauptete, daß ſie, begabt mit dem Amte der Schlüſſel, befugt ſey über alles, was Sünde heiße, Gericht zu halten, und daß namentlich die Entſcheidung über Eheſachen, Teſtamente, Eide und die Angelegenheiten der Witwen und Waiſen ihr zukomme.

Das Nachtheilige aller dieſer Neuerungen zeigte ſich deutlich. Die Majeſtät der Könige verlor den nöthigen Glanz, ihr Titel wurde ein leerer Name, ſie wurden ärmer als ihre Vaſallen, konnten nicht mehr Zucht und Ordnung erhalten, mußten zuſehen, wie ſich ihre Großen unter einander befehdeten; die Staaten ſelbſt löſeten ſich in viele einzelne Gebiete auf, und wurden dadurch zu ſchwach, um auswärtigen Feinden ſattſamen Widerſtand zu leiſten; die Geſetze verloren ihre bindende Kraft; das Kriegsweſen, die Gerechtigkeitspflege und alle guten Anſtalten, die Karl der Große zur Aufklärung des Volkes getroffen hatte, geriethen in Verfall; faſt alle rechtliche Verfaſſung verſchwand; Verwirrung und Fehden kamen zum Vorſchein; die Unterthanen, vornehmlich die Bauern, wurden hart bedrückt; Treuloſigkeit, Verrath, Meineid, kurz alle Uebel, die einſt in den Tagen der Merovinger geherrſcht hatten, erneuerten ſich.

Solche Zerrüttungen trafen am früheſten und nachtheiligſten Frankreich; aber auch Deutſchland und Italien ward von ihnen heimgeſucht.

1) Zerrüttungen in Frankreich.

Schon unter Karl dem Kahlen wurde die königliche Macht in Frankreich ſo gut als vernichtet. Denn Karl, feig und länderſüchtig, verwilligte den Großen, vor denen er ſich fürchtete, und deren er zur Ausführung ſeiner eigennützigen Plane bedurfte, ein Vorrecht nach dem andern. Im Jahr 843 mußte er ihnen verſprechen, keinem anders als nach Urtheil und Recht ſeine Stelle zu nehmen. Im Jahre 847 mußte er die Erblichkeit aller Lehen anerkennen; auch zugeſtehen, daß jeder freie Mann eben ſo gut von den Großen als von dem König Lehen empfangen könnte, und ſich des Rechts begeben, ein Heer aufzubiethen, auſſer wenn ein auswärtiger Feind ins Land einfiel. Hierauf drangen ihm die Stände im Jahre 851 das Verſprechen ab, in Reichsſachen nichts ohne ihre Einwilligung zu verfügen. Als er dann im Jahr 858 die zum König Ludwig dem Deutſchen abgefallenen Stände wieder an ſich zu ketten ſuchte, entäuſſerte er ſich des Strafrechts. Er verſprach nämlich, jede Kränkung, die er den Ständen zufügen möchte, ſogleich wieder gut zu machen, und entband ſie, wofern er dieſem Verſprechen nicht nachkäme, des Gehorſams; ja er ertheilte ihnen ſogar das Recht, ſich dem Könige, falls er etwas Unrechtes von ihnen verlangen ſollte, mit Gewalt der Waffen zu widerſetzen. Endlich mußte er ſogar die großen Amtsſtellen der Herzoge und Grafen erblich machen. Und ſo ward eine drückende Lehns-Ariſtokratie für viele Jahrhunderte in Frankreich begründet.

Der Sohn Karls des Kahlen, **Ludwig der Stammler**, konnte nicht anders auf den Thron gelangen (877), als daß er den Großen zugeſtand, was ſie verlangten. Da bedungen ſich die weltlichen Fürſten neue Titel, Lehen und Freyheiten aus; die Geiſtlichen aber ließen ſich verſprechen, daß der König ſie bey dem ſchützen ſollte, was ſie ihre kanoniſchen Vorrechte nannten.

Auch die Nachfolger Ludwigs des Stammlers mußten immer mehr Güter aufopfern, wodurch ſie in ſolche Ohnmacht und Armuth geriethen, daß man von Ludwig IV erzählt, er habe von dem ganzen Reiche nichts weiter beſeſſen als Laon. Frankreich aber ward dadurch immer mehr zerſtükkelt und geſchwächt, und als die Karolinger ausſtarben, beſtanden daſelbſt, auſſer vielen kleinen, ſieben große Kronlehen (Isle de France, Normandie, Flandern, Vermandois, Toulouſe, Gascogne und Aquitanien), die nur durch den Namen eines Staates mit einander verbunden waren. Ganz Lothringen war an Deutſchland gekommen, und in dem ſüdweſtlichen Frankreich hatten ſich, wie ſchon erwähnt, zwey Königreiche gebildet, nämlich Niederburgund (879) und Oberburgund (888), die 930 miteinander vereinigt wurden, und 1032 an Deutſchland fielen.

2) Zerrüttungen in Deutſchland.

Auch Deutſchland wurde unter den ſpätern Karolingern in ſeinem Innern zerrüttet, doch, wenigſtens anfangs, nicht ſo ſehr als Frankreich, weil es unter den deutſchen Karolingern einige wackere Fürſten gab.

Ludwig der Deutſche, keineswegs ſo ſchwach und nachgebend als ſein Halbbruder Karl der Kahle, ließ zwar den Ständen ihre gegründeten Rechte, und nahm in wichtigen Sachen nichts ohne ihre Einwilligung vor; aber er war doch weit entfernt, ihre Macht zu erweitern, vielmehr zog er pflichtvergeſſene Große vor die Reichsgerichte, und, ſtatt Lehngüter erblich zu machen, zog er die ein, die von ihren Beſitzern als erbliche Güter waren behandelt worden. Erſt unter der ſchlaffen Regierung Karls des Dicken erhob ſich die Macht der deutſchen Großen zum Nachtheil des königlichen Anſehns und des deutſchen Reiches überhaupt. Faſt in jeder Provinz, wo, nach Karls des Großen Verfügung, nur Grafen ſeyn ſollten, erhoben ſich wieder mächtige Herzoge zur Abwehr, wie es hieß, auswärtiger Feinde. Zugleich fiengen auch andere Große an, da auf die Hülfe des Staates wenig zu rechnen war, für ſich ſelbſt zu ſorgen, oder ſich Bergſchlöſſer zu erbauen, und mit ſtreitbaren Vaſallen ſich zu umgeben. Aber eben das, was ein Beförderungsmittel der Sicherheit ſeyn ſollte, wurde Anlaß zur Unſicherheit. Es entſtanden daraus innere Fehden und das Unweſen des Fauſtrechts, wovon Deutſchland ſo lange und ſo nachtheilig heimgeſucht worden iſt.

König Arnulf durfte es nicht wagen, dieſe Neuerungen abzuſtellen; denn er bedurfte des Beyſtandes der Stände, um ſich und ſeinem Hauſe den Thron zu erhalten. Doch vergab er dem königlichen Anſehn nichts, vielmehr entſetzte er die Großen, die pflichtwidrig handelten, ihrer Stellen. Aber bey der Jugend und Schwäche ſeines Sohnes, Ludwigs des Kindes, ſank die königliche Hoheit ganz dahin. Geiſtliche und weltliche Stände griffen um ſich. Jene brachten Befreyungen und Schenkungen aller Art an ſich, und dieſe regierten in ihren Beſitzungen, als gäbe es keinen Oberherrn. Ganz Deutſchland fehlte es an Einheit, und der Reichsverband, der die Nationen der Sachſen, Thüringer, Franken, Baiern, Schwaben und Lothringer, zuſammen hielt, erſchien wie aufgelöſt.

3) Zerrüttungen in Italien.

In Italien regten ſich ſchon unter den erſten Karolingern von Zeit zu Zeit bedenkliche Unruhen; aber anhaltender und zerrüttender wurden dieſe nach Abſetzung Karls des Dicken. Jetzt ſtritten ſich zwey mächtige Herzoge, Berengar von Friaul und Guido von Spoleto, weiblicherſeits Verwandte des karolingiſchen Hauſes, um die italieniſche Krone, die ſie abwechſelnd errangen und verloren *). Am längſten behauptete ſie Berengar, aber freylich unter vielen Schwierigkeiten. Er wurde zweymal von ſeinem Gegner Guido und deſſen Sohn Lambert verdrängt, gerieth in Abhängigkeit von dem deutſchen König Arnulf, und fand dann an dem König von Niederburgund, Ludwig, Boſo's Sohn, einen beſchwerlichen Nebenbuhler. Als aber (894) Guido geſtorben, und deſſen Sohn Lambert (898) ermordet war; Arnulf nur ſo lange, als er in Italien war, die Kaiſerkrone behauptet hatte; und König Ludwig von Berengar'n gefangen und geblendet worden war (905): ſo regierte dieſer eine geraume Zeit (905 — 921) ohne Nebenbuhler, ja er gewann ſogar die Kaiſerkrone (916), die vorher Guido, Lambert und Arnulf getragen hatten. Aber auch er mußte ein Leben voll Ehrſucht und Unruhe mit einem gewaltſamen Tode endigen. Die Spoletiniſche Parthey rief den König von Oberburgund Ru-

---

*) Mehreres über dieſe Kronſtreitigkeiten findet ſich in der dritten Erzählung des zweyten Abſchnitts, überſchrieben "Arnulfs Kaiſerwürde".

Rudolf II herbey (921), und Berengar ward überwunden (923), gefangen und hingerichtet (924). Doch wurde nicht Rudolf König von Italien, ſondern (durch die Ränke Irmengards, ſeiner Schweſter) Hugo, König von Niederburgund, Ludwigs Nachfolger (926). Eine Zeitlang behauptete er die italieniſche Krone; auch nahm er (931) ſeinen Sohn Lothar II zum Mitregenten, und vermählte ihn mit Adelheiden, der Tochter Rudolfs von Oberburgund. Allein im Jahr 947 erhob ſich Berengar II, Markgraf von Ivrea, mütterlicherſeits ein Enkel Berengars I. Er bekam, weil Hugo verhaßt war, großen Anhang. Nun mußte Hugo nach Burgund entweichen, ſein Sohn Lothar II ward (950) vergiftet, und Berengar II ward König von Italien. Doch nur auf kurze Zeit! Ihn ſtürzte ſeine Tyranney, ſein Verfahren gegen die ſchöne Adelheide, und der durch beydes herbeygerufene deutſche König Otto I (951), mit dem einige Ruhe zurückkehrte, weil ſeine große Macht das Aufkommen ehrgeiziger Nebenbuhler zurückhielt.

Indeſſen hatten dieſe vielfachen Kronſtreitigkeiten die zerrüttendſte Verwirrung erzeugt. Ordnung und Unterwürfigkeit war verſchwunden, und das Land in eine Menge größerer und kleinerer Herrſchaften zerfallen. Die weltlichen Großen nämlich, von den Königen mit Gütern und Titeln beſchenkt, um ihnen deſto treuer anzuhängen, hatten ſich zu Herren erhoben, die wenig auf das königliche Anſehn achteten. Auch die Geiſtlichkeit und namentlich die Biſchöfe hatten ſo große Beſitzungen an ſich geriſſen, daß ſie darin mit den weltlichen Herren wetteiferten, oft ihnen überlegen waren. Dagegen erlitten die Bewohner der Städte und die kleinern Güterbeſitzer, bey den Kriegen der Könige und den Vergrößerungen der geiſtlichen und weltlichen Großen, die härteſten Drangſale.

III. Von den Raubzügen der Normänner und Ungern und den Anſiedlungen der erſtern.

Zu allen den Zerrüttungen aber, die theils durch die Schwäche und Uneinigkeit der Fürſten, theils durch die Ehr- und Ländersucht der Großen im Innern der fränkiſchen Staaten entſtanden, kamen endlich auch von auſſen her die Anfälle fremder Völker, die, kräftig hervorſtrebend und begünſtigt durch die Schwäche der Staaten, tief in denſelben eindrangen, und entweder bleibende Stätte daſelbſt errangen oder das verheerten, was bey jenen Zerrüttungen verſchont geblieben war. Dieſe Völker waren die Normänner, Ungern, Slaven und Saracenen; und unter dieſen ſind die beyden erſtern durch die Gewalt, Ausdehnung und Erfolge

folge ihrer Angriffe am merkwürdigſten, weshalb jetzt weiter von ihnen gehandelt werden ſoll.

1) Die Normänner.

In Scandinavien, oder dem heutigen Dänemark und den ſüdweſtlichen Gegenden Schwedens und Norwegens, wohnten Völker germaniſchen Urſprungs, von den Franken Normänner, von den Britten Dänen, in Rußland Waräger oder Wäringer genannt, die ſich frühzeitig als kühne Seefahrer hervorthaten *). Wild und friſch wie das Element, auf welchem ſie einheimiſch waren, ſchweiften ſie überall umher. Seeraub galt ihnen, wie vielen Völkern der alten Welt, für ein erlaubtes, ja für ein ehrenvolles Gewerbe. Schon im ſechſten Jahrhundert hört man von ihren Raubzügen, und mit dem Ausgang des achten Jahrhunderts wurden ſelbige ſo kühn und häufig, daß ſelbſt Karl der Große ihretwegen beſorgt war **). Aber ihre furchtbarſte oder glänzendſte Periode fällt in

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſaal Th. II, S. 17.

**) Auf einer Reiſe durch die nördlichen Seeprovinzen (erzählt der Mönch von St. Gallen) ſaß Karl eben zum Mittagseſſen in einem Zimmer, wo man eine Ausſicht über den Hafen in die See hatte. Von weitem wurden Schiffe bemerkt, die einige für afrikaniſche, andre für engliſche Kauffartheyſchiffe hielten. Karl aber ſcharfen Blicks in das neunte und zehnte Jahrhundert, oder in die Zeiten des Verfalls der fränkiſchen Monarchie. Damals ſtreiften ſie in größern und kleinern Schwärmen auf der Oſt- und Nordſee, auf dem atlantiſchen Ocean, ja ſelbſt auf dem mittelländiſchen Meere herum. Anfangs war es ihnen nur um Krieg und Beute zu thun; aber bald ſuchten ſie auch feſte Wohnſitze zu gewinnen. Und dieß gelang ihnen nicht bloß in den Staaten, die einſt zur fränkiſchen Monarchie gehört hatten, ſondern auch auſſerhalb derſelben.

Am hartnäckigſten wurde Frankreich von ihnen heimgeſucht, vorzüglich ſeit dem Vergleich von Verdun. Karl der Große hatte gute Anſtalten gegen ſie getroffen. Er hatte die Mündungen der Flüſſe mit Kaſtellen, die Küſten mit Flotten verſehen, und die Anordnung getroffen, daß bey der

---

Blicks erkannte ſie an ihrer Bauart und ſchnellen Bewegung für normänniſche und ſprach: "Sie führen nicht Waaren an Bord, ſondern einen ſehr kühnen Feind". Sogleich wurden Anſtalten getroffen, um den Räubern das Landen zu verwehren; aber ſie ſtanden davon ab, ſobald ſie Karls furchtbare Nähe erfuhren. Während man noch zu ihrem Empfang ſich anſchickte, ſtand Karl am Fenſter, und ſah ſchweigend und mit Thränen im Auge in die weite See. Niemand getraute ſich, ihn um die Urſache ſeines Kummers zu fragen. Endlich erhub er ſeine Stimme und redete von den Drangſalen, die ſeine Nachkommen von der immer mehr zunehmenden Kühnheit dieſer Normänner würden zu leiden haben.

der erſten Nachricht von ihrem Erſcheinen eine hinlängliche Anzahl Kriegsvölker ſich verſammeln mußte, um den Landenden entgegen zu gehen; aber bey den Zerrüttungen im Innern geriethen dieſe Anſtalten in Verfall. Die Küſten wurden nicht mehr bewacht, die Großen ſelbſt öffneten, wenn ſie ſich zum Widerſtand gegen ihre Könige zu ſchwach fühlten, jenen fremden Seeräubern den Zugang. So wird erzählt, daß im Jahr 843 ein Graf Lambert ſie herbeyrief, um Hülfe gegen Karl den Kahlen zu haben. Sie kamen, und ſeit dieſer Zeit wiederholten ſie faſt in jedem Jahre ihre Angriffe auf Frankreich, weil daſelbſt wenig Widerſtand und große Beute, beſonders in den reichen Klöſtern und Domkirchen, zu finden war. Auf den großen Strömen, der Seine, Loire, Garonne, drangen ſie tief in das Herz von Frankreich, eroberten und plünderten die wichtigſten Städte, und belagerten mehr als einmal Paris. Die Franken, einſt Ueberwinder der Allemannen, Weſtgothen, Longobarden und Sachſen, waren jetzt nicht mehr im Stande, ihren Angriffen mit Nachdruck und Erfolg zu begegnen. Denn war auch ein Haufen derſelben zurückgeſchlagen, oder durch Geld und Verſprechungen zum Rückzug bewogen worden, ſo kam bald darauf ein andrer, noch ſtärkrer Schwarm, der die vorigen Verwüſtungen erneuerte und vermehrte. Um Ruhe vor ihnen zu haben, mußten ſich die Franken entſchließen, ihnen große Landſchaften abzutreten. So erhielt ihr tapfrer Rollo nach ſechs und dreyßigjährigen Anfällen auf Frankreich (876 — 911) den Beſitz der Normandie und Bretagne *).

Auch Deutſchland nebſt Lothringen und Friesland ward, wie ſchon beyläufig erwähnt worden iſt, ſeit dem Vergleich zu Verdun oft und wild von den Normännern heimgeſucht. Doch gelang es ihnen nicht, daſelbſt feſte Wohnſitze zu behaupten. Sie fanden hier mehr Widerſtand als in Frankreich, beſonders durch Kaiſer Arnulf, der ſie 891 nachdrücklich an der Dyle unweit Löwen ſchlug. Und obſchon ſie ſich unter deſſen Nachfolgern, Ludwig dem Kinde und Konrad I, wieder erhoben, ſo wurden ſie doch von Heinrich I zurückgetrieben, und von deſſen Sohn Otto I, der ihnen das Chriſtenthum aufdrang (948), gebändigt.

Dagegen ſiedelten ſie ſich in Unteritalien und Sicilien an, und zwar auf folgende Art. Seit dem Jahre 1000 kamen Normänner aus der Normandie als Pilgrime nach Unteritalien. Ihre

Ge-

---

*) Eine ausführliche Schilderung der Thaten und Schickſale dieſes merkwürdigen Normannen, der in der Taufe den Namen Robert empfieng, findet der Leſer im zweyten Abſchnitt, Num. 6.

Gewandtheit, Stärke und Tapferkeit erregte Aufſehn und Bewunderung, und die lombardiſchen Fürſten zu Salerno, Benevent und Capua gedachten mit ihrer Hülfe, die Griechen gänzlich aus Italien zu treiben. Sie nahmen ſie daher in Kriegsdienſte, und räumten ihnen einen Strich Landes zwiſchen Capua und Neapel ein (1022), wo Graf Reinolf Averſa baute. Von nun an kamen immer mehrere Haufen der Normänner nach Unteritalien. Wirklich vertrieben ſie auch die Griechen und Saracenen nach und nach aus dieſer Gegend; aber ſie eroberten nur für ſich; nicht für die lombardiſchen Fürſten. Ums Jahr 1039 bemächtigten ſie ſich Apuliens; dann begünſtigt, erſt vom Kaiſer Heinrich III, ſpäterhin vom Pabſt Nicolaus II, deſſen Lehnsherrſchaft ſie anerkannten (1059), nahmen ſie Calabrien ein, ferner eroberten ſie (1061 — 1072) ganz Sicilien, und ihr Graf Roger I, ein Sohn Tankreds, vereinigte alle dieſe Länder unter ſich (1098). Sein Sohn Roger II, der ſich endlich auch Neapels bemeiſterte, ward 1130 vom Pabſte Anaklet II mit Neapel und Sicilien belehnt, und zum "König beyder Sicilien" gekrönt.

Auſſer dieſen Niederlaſſungen in den Staaten der ehemaligen fränkiſchen Monarchie gewannen die Nor:

Normänner auch andre im Oſten, Norden und Weſten von Europa.

Oſtwärts kamen ſie unter dem Namen Waräger im achten Jahrhundert nach Rußland, das damals von Slaven beſetzt war. Anfangs trieben ſie ſich am Newa- und Wolchow-Strom herum; aber mit wenig Glück: ſie wurden verjagt. Erſt ſeit dem Jahr 862 befeſtigten ſie ſich in Rußland. Einer ihrer Anführer Rurik gründete den Staat von Nowgorod. Zwey andre Waräger, Oskold und Dir, zogen weiter, unterjochten die Slaven am Dniepr, und ſtifteten daſelbſt (wo Kiew ſchon erbaut war) den Staat von Kiew (866). Dieſer zweyte warägiſche Staat wurde bald (882) mit dem von Nowgorod vereinigt, und Ruriks Nachkommen regierten über ſiebenhundert Jahre in Rußland. — Auch an der Düna ſiedelten ſich (um 990) die Normänner an, namentlich zu Polozk, unter ihrem Anführer Ragnwald; und wie ſie an der Newa und Dniepr den Grund zum heutigen Rußland legten, ſo legten ſie hier an der Düna den Grund zum Großherzogthum Litthauen.

Nordwärts wurde von ihnen Island (815) entdeckt, angebaut und zu einem Wohlſtand erhoben, der, jetzt von dieſem kalten und ärmlichen Eiland entflohen, nur noch in den Liedern der Edda und den isländiſchen Sagen ſich ſpiegelt. Eben dieſe Anſiedelung in Island veranlaßte auch die Entdeckung Grönlands (982) und des öſtlichen Nordamerica (1000), wahrſcheinlich des heutigen Neufundland und Canada, das von ihnen Winland genannt wurde *).

Weſtwärts endlich ließen ſich die Normänner nicht nur auf den Faröer-, Orkneys- und Schettländiſchen Inſeln nieder, ſondern auch in England. Schon in den Zeiten Karls des Großen (um 787) fiengen ſie an, das ihnen nahe England heimzuſuchen. Als Ethelred I daſelbſt regierte (870), ſaßen ſie feſt in Nordhumberland, Oſtangeln und Mercien; und obſchon Alfred der Große (871 — 901) nach wunderſamen Schickſalswechſel ſie theils bezwang, theils vertrieb, ſo kehrten ſie doch unter deſſen Nachfolgern zurück, ertrotzten (992) einen jährlichen Tribut, das Danengeld, und hoben ſich ſo empor, daß ihre Könige Swen und Knut der Große zur Herrſchaft über England gelangten (1002 — 1036). Endlich drang ein kühner Normann, Wilhelm der Eroberer, von der Nor-

---

*) Ueber dieſe Entdeckung, ſo wie überhaupt über die merkwürdige Anſiedelung in Island und deſſen Cultur, ſehe man im zweyten Abſchnitt die fünfte Abhandlung: "Islands Blüthe und Verfall".

Normandie aus daſelbſt ein, unterwarf ſich durch die einzige Schlacht bey Haſtings (1066) das ganze England, und gründete dort einen neuen Königsſtamm *).

Aber ſo kühn auch und weitverbreitet das Umherſtreifen und Anſiedeln der Normänner war, ſo fand es doch, vornehmlich ſeit dem Ausgang des zehnten Jahrhunderts, ſein Ende. Die Urſachen hiervon laſſen ſich leicht auffinden. Jeder Enthuſiasmus und alſo auch der kriegeriſche kann nicht auf die Dauer beſtehen: er verfliegt, ſo wie die Umſtände und Zeiten ſich ändern, die ihn hervorriefen. Und ſo mußte auch unter den Normännern, als ſie feſte Niederlaſſungen gewonnen, in denſelben Familienverbindungen angeknüpft, und in ihrer Heimath ſelbſt eine geregeltere Verfaſſung eingeführt hatten, die Liebe zu einem unſteten und herumſchweifenden Leben verlöſchen. Ferner trug hierzu das Chriſtenthum bey, das durch angelſächſiſche und fränkiſche Glaubensboten in ihre Heimath gebracht und da, wo ſie ſich niederließen, ihnen aufgedrungen wurde. Als Chriſten konnten ſie mitten unter chriſtlichen Nationen Seeräubereyen nicht länger treiben. — Endlich mußte auch durch das Aufkommen großer Staaten (wie des deutſchen Reichs)

---

*) Wie dieß alles geſchah wird unten in der Geſchichte Englands weiter gezeigt werden.

Reichs) oder durch die erneuerte Erhebung und Befeſtigung derſelben ihr wildes Umherſtreifen gebändigt werden. — Die letzten Funken ihres Unternehmungsgeiſtes ſprüheten in den Zeiten der Kreuzzüge auf, die vorzüglich durch ſie gefördert und durch ihre Niederlaſſungen in Unteritalien und Sicilien begünſtigt wurden. Als ein Nachbild aber ihres Umherſtreifens läßt ſich die Periode der irrenden Ritter betrachten, in denen ſich das Charakteriſtiſche wiederfindet, das einſt die Normänner und beſonders diejenigen von ihnen, die ſich in der Normandie niedergelaſſen hatten, bezeichnete.

2) Die Ungern.

So furchtbar, wie die Normänner zur See, waren die Ungern zu Lande, und wie jene von Norden her, ſo fielen dieſe von Oſten her über die ehemals zur fränkiſchen Monarchie gehörenden Staaten.

Die Ungern oder Madſcharen, entweder finniſcher oder hunniſcher Abkunft, waren aus ihren aſiatiſchen Wohnungen in den Gegenden des kaspiſchen Meeres allmählich nach Europa gezogen *). Hier hatten ſie ſich zuerſt in der Moldau und Wallachey niedergelaſſen, dann, von andern Völkern,

---

*) S. hiſtor. Bilderſaal, Th. II, S. 14.

fern, als Petſchenegern und Chazaren, gedrängt, in Siebenbürgen und Pannonien. Als ſie eben in Pannonien, wo vor ihnen die Avaren herrſchten, unter ihrem Anführer Arpad eingerückt waren (ums Jahr 890), rief ſie der deutſche König Arnulf zu Hülfe (893) gegen Swentebold, König des mähriſchen Reiches, das auſſer Mähren und Böhmen den größten Theil von Oberungern in ſich begriff. Sie folgten dem Rufe, leiſteten die erbetene Hülfe und halfen das mähriſche Reich bezwingen (894). Kurze Zeit darauf (906) zerſtörten ſie dasſelbe, aber für ſich. Sie bemächtigten ſich eines Theils desſelben, und drangen bis zur Ens vor, ſo daß ſie ſeit 906 das heutige Ungern ſamt einem Theil von Oeſterreich inne hatten.

Noch waren ſie damals ein wildes Volk, den Hunnen ähnlich an kleiner, häßlicher Geſtalt und an Rohheit der Sitten. Wie dieſe waren ſie in Horden getheilt, führten ein rohes Nomadenleben, größtentheils auf ihren Pferden oder in Feldlagern, und ſtanden unter Hordenhäuptern, auf deren Befehl ſie in benachbarte Länder einbrachen, um zu plündern und Menſchen zu rauben. Ihre Hauptſtärke lag in ihrer leichten Reiterey und in ihrer Geſchicklichkeit mit Pfeilen zu ſchießen. In Schlachtordnung zu fechten, oder Städte zu belagern, verſtanden ſie nicht: ſchnell griffen ſie an, ſchnell zogen ſie ſich zurück, und kehrten dann wieder um, wenn es der Feind am wenigſten vermuthete. An dauernden Eroberungen lag ihnen wenig, alles an Raub und Beute. — An den Grenzen Deutſchlands hauſend und in der Nähe von Italien wurden ſie bald die Geißel beyder Länder, und hätte auch König Arnulf ſie nicht zur Hülfe gegen die Mähren gerufen, ſo würden ſie doch, durch eigne Unternehmungsluſt und Raubgier getrieben, den Weg nach Deutſchland und Italien gefunden haben.

Nach Italien kamen ſie gleich nach Arnulfs Tode. Sie brachen nämlich im Jahr 900 ins Venetianiſche ein, verſchanzten ſich an der Brenta, und ſchlugen die Angriffe, die auf ihr Lager geſchahen, blutig zurück. Dann drangen ſie weiter ins Gebiet von Modena, und plünderten geiſtliche und weltliche Beſitzungen. Berengar, um dieſe Zeit König von Italien, ſuchte ſie wieder zu vertreiben. Er zog daher ein großes Heer zuſammen, und jagte ſie bis zur Brenta zurück. Hier, abermals gelagert, baten ſie um freyen Abzug, und verſprachen dagegen, alle Kriegsgefangene ſamt aller Beute herauszugeben und nicht wieder nach Italien zu kommen. Allein Berengar, ſtolz auf die erlangten Vortheile und wähnend, daß ihm der glänzendſte Sieg nicht entgehen könne, ſchlug ihre Bitte ab. Dieß trieb ſie zur Verzweiflung.

Entſchloſſen zu ſiegen oder zu ſterben, überfielen ſie das Lager der Italiener, eroberten es, und machten alles nieder, was ihnen vorkam. Nun drangen ſie unaufhaltſam vor, plünderten auf der einen Seite Vizenza und Padua, auf der andern das Venetianiſche, und konnten nicht durch Waffen, ſondern nur durch Geldgeſchenke zum Rückzug bewogen werden. Allein bald kamen ſie wieder, und über funfzig Jahre (902 — 955) wiederholten ſie ihre Raub- und Verheerungszüge, bis endlich Otto der Große denſelben ein Ende machte.

In Deutſchland fingen ihre Raubzüge unter Ludwig dem Kinde, dem Sohn und Nachfolger Arnulfs, an. Sie kamen nämlich im Jahr 900 über die Ens nach Baiern, und wütheten daſelbſt mit Sengen und Brennen, Rauben und Morden. Doch der daſige Herzog, der tapfere Luitpold, trieb ſie wieder über die Ens zurück. So ging es auch in den Jahren 901 und 902. Allein im Jahr 907 erfochten ſie in einem hitzigen Treffen den Sieg über die Baiern, erſchlugen den Herzog Luitpold ſamt einer großen Menge von Grafen und Edeln, und verwüſteten das ganze Land. Darauf fielen ſie im folgenden Jahre (908) durch Mähren und Böhmen (die Slaven öffneten ihnen den Weg) in Thüringen und Sachſen ein, und ſchlugen und tödteten nicht weit von Eiſenach, wie es heißt, den thüringiſchen Herzog Burkhard. Dann geriethen ſie im Jahr 909 nach Schwaben, und im Jahr 910 nach Franken. Die Deutſchen mußten ſich bequemen, dieſen Räubern Tribut zu erlegen; Doch ließen ſie darum nicht von ihren Raubzügen ab. Wenige Jahre vergingen, in denen ſie nicht bald Sachſen und Thüringen, bald Baiern, Franken und Schwaben durchtobten. Häufig drangen ſie bis nach Lothringen, ja bis in das Innere von Frankreich, und größtentheils kehrten ſie unangefochten und mit Beute beladen in ihre Heimath zurück. Die Furcht vor ihnen war ſo groß, daß einſt die Nachricht von ihrem Anrücken, die überdieß falſch war, ganz Lothringen in Schrecken und Flucht verſetzte, und daß die von ihnen gemißhandelten Deutſchen lange Zeit kein dringenderes Gebet kannten, als das Gebet um Rettung vor ihren Wurfſpießen.

Dieſe Rettung erfolgte, als Deutſchland in ſeinem Heinrich I und deſſen Sohn, Otto dem Großen, Regenten bekam, die das Ruder des Staates mit Nachdruck und Beſonnenheit führten. Denn nun wurden die vorher vereinzelten Kräfte der Deutſchen kräftig verbunden, ihre vorher unbeholfenen Haufen zu behenden und ſchlagfertigen Kriegsſchaaren gebildet, und die, vorher offenen

Plätze durch Mauern und Graben befeſtiget *). Aber eben dadurch wurden nicht bloß die Einfälle der Ungern zurückgewieſen, ſondern auch Deutſchland zum erſten Staat des chriſtlichen Europa erhoben.

Zweytes Kapitel.

Deutſchlands Erhebung.

1. Kurze Ueberſicht der Geſchichte Deutſchlands von den älteſten Zeiten bis zu dem Ausſterben der Karolinger.

Indem wir jetzt zu den Zeiten übergehen, in denen Deutſchland zu dem erſten Staate von Europa erhoben wurde, ſcheint es nützlich, die Hauptpunkte ſeiner frühern Geſchichte zuſammen zu faſſen, oder kürzlich zu wiederholen, was bey verſchiedenen Veranlaſſungen in dieſem Werke hierüber geſagt worden iſt.

Im

---

*) Mehreres hierüber findet ſich im zweyten Abſchnitt, Num. 11, unter der Aufſchrift: "Deutſchlands Befreyung von den Ungern".

Im Kampfe mit den Römern war Deutſchland zuerſt auf dem Schauplatz der Geſchichte erſchienen, als ein rauhes, waldiges und moraſtiges Land, und bewohnt von verſchiedenen Völkerſchaften, die, zwar noch roh, aber keineswegs Barbaren, von einander unabhängig, und ohne Verbindung und Einheit lebten *). Zuerſt hört man von Cimbern und Teutonen, die (113 vor Chr. Geb.) von dem heutigen Holſtein her gegen die römiſchen Grenzen losſtürmten, aber geſchlagen und aufgerieben wurden. Späterhin werden Cherusker, Catten, Frieſen, Chaucen, Quaden, Sueven u. ſ. w. genannt, die ſich eben ſowohl durch Einfachheit der Sitten und Bedürfniſſe als durch lebendige Liebe zur Freyheit auszeichneten. Rom ſtrebte, ſie zu unterjochen; allein durch dieſes Streben ward wohl römiſche Cultur unter ſie gebracht, aber nicht das römiſche Joch über ſie **). Muthvoll vertheidigten ſie ihre Freyheit unter ihrem großen Hermann und andern Helden, und weislich traten ſie, um ſelbige zu ſichern, mit einander in Verbindungen. So verſchwanden allmählich die meiſten der alten Völkernamen, und die Vereine der Allemannen, Franken, Sachſen und Gothen kamen zum Vorſchein. Rom empfand die nachtheiligſten Folgen hiervon. Die Deutſchen wurden nun Angreiſende aus Angegriffenen; ſie giengen über den Rhein und die Donau, ihre alten Grenzen, ließen ſich in den römiſchen Provinzen nieder, und machten zuletzt dem längſt wankenden Römerreiche ein Ende *).

---

*) S. hiſtor. Bilderſaal, Th. I, S. 5.

**) S. hiſtor. Bilderſaal, Th. I, S. 18 und 125.

Aber auch für Deutſchland hatte dieſe ſtürmiſche Zeit, bekannt unter dem Namen der großen Völkerwanderung, große und wichtige Veränderungen hervorgebracht. Die von den Römern angeregte Cultur war in Verfall gerathen; viele der ehemaligen Einwohner hatten auswärts Wohnſitze gefunden; in die dadurch verödeten Gegenden (von der Saale und Elbe bis zur Weichſel) waren ſlaviſche Völker eingerückt, die an verſchiedenen Orten unter verſchiedenen Namen erſchienen. Deutſchland ſelbſt war jetzt auf folgende Art beſetzt. Am Oberrhein wohnten die Allemannen, am Niederrhein die Franken, nördlich über ihnen an der Seeküſte die Frieſen, nordöſtlich von dieſen bis zum Harz hin die Sachſen, im Innern Deutſchlands die Thüringer, und in den ſüdöſtlichen Gegenden die Baiern **).

Unter allen dieſen Völkern wurden die Franken auf lange Zeit das vorherrſchende. Denn wie

---

*) S. hiſtor. Bilderſaal, Th. I, S. 61, 93 u. 113.

**) S. hiſtor. Bilderſaal, Th. II, 6.

ganz Gallien, ſo kam auch ganz Deutſchland in ihre Gewalt. Schon Chlodwig bezwang die Allemannen und gründete in den Gegenden vom Rhein bis zu den Quellen des Main eine fränkiſche Colonie *); ſeine Söhne machten dem Königreich Thüringen ein Ende (531); Karl Martell brachte ganz Friesland unter die Botmäßigkeit der Franken (734), und Karl der Große, der ſich die Sachſen und Baiern unterwarf, die Avaren in Oeſterreich und dem weſtlichen Ungern bezähmte, und die Slaven an der Oberelbe zinsbar machte, vollendete die Vereinigung der Völkermaſſen Deutſchlands unter einem gemeinſchaftlichen Monarchen **). Erſprieslich war ſeine Herrſchaft für Deutſchland, wie für alle Theile ſeines weitausgebreiteten Reichs. Denn er ſorgte für gute Verwaltung, ſteuerte Gewaltthätigkeiten, beförderte den Gewerbsfleiß und Handel, und ſuchte durch mancherley nützliche Anſtalten den Geiſt der Nation zu heben und zu bilden. Das Chriſtenthum, ſchon früher dem ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland bekannt, dann unter Mitwirkung der fränkiſchen Großhofmeiſter, beſonders durch den heiligen Bonifacius in Heſſen und Thüringen verkündigt, — womit zugleich eine Verbindung Deutſchlands mit dem römiſchen Pabſt entſtanden war — wurde nun über ganz Deutſchland verbreitet, da es Karln gelang, auch die widerſtrebenden Sachſen zur Annahme deſſelben zu nöthigen.

---

*) Das rheiniſche Franken, 496; ſ. hiſtor. Bilderſaal, Th. II, S. 87.

**) S. hiſtor. Bilderſaal, Th. II, S. 91, 99, 122.

Indeſſen war Deutſchland unter ihm und ſeinem Sohne, **Ludwig dem Frommen**, nur als eine Provinz des großen Frankenreichs anzuſehen; es diente demſelben als ein Ueberwundener, war noch kein für ſich beſtehender Staat. Dazu wurde es erſt durch den Vergleich zu Verdun erhoben (843), indem es durch denſelben ſeine eigene Könige bekam. Der erſte derſelben war **Ludwig der Deutſche**. Wie dieſer und ſeine Nachkommen — **Karlmann, Ludwig der Jüngere Karl der Dicke, Arnulf** und **Ludwig das Kind** — regierten, und in welche Zerrüttungen Deutſchland vornehmlich durch Karl den Dicken und Ludwig das Kind geſtürzt wurde, iſt in dem vorigen Kapitel erörtert worden. Wir gehen daher ſogleich zu den folgenden Zeiten fort, in denen Deutſchland der mächtigſte und angeſehenſte Staat Europens wurde.

II. Deutſchland unter dem ſächſiſchen Regentenſtamm, 911 — 1024.

Nach dem Tode Ludwigs des Kindes ſchien der Reichsverband, der bis dahin beſtanden hatte, ſich wiederum aufzulöſen. Deutſchland war in ſechs Nationen getheilt, nämlich in Sachſen und Thüringer (beyde waren ſeit 909 vereinigt), in Baiern, Franken, Schwaben und Lothringer; mächtige Herzoge ſtanden an der Spitze derſelben, und dieſe ſehnten ſich nicht nach einem König: es gefiel ihnen ganz frey und unabhängig zu bleiben. Aber die Furcht vor auswärtigen Feinden, von denen Deutſchland allenthalben bedroht war, namentlich vor Normännern, Slaven, Ungern und Weſtfranken; und das Betreiben der Geiſtlichkeit, die unter königlicher Regierung viel zu gewinnen hoffte, bewirkte die Wahl eines neuen Königs. Dieſe Wahl fiel zuerſt auf den Herzog der Sachſen und Thüringer, **Otto den Erlauchten**. Aber **Otto**, ſchon mächtig, angeſehn und hochbejahrt, verlangte nicht nach der tief herabgewürdigten Krone. Er ſchlug ſie aus, und empfahl den fränkiſchen Grafen oder Herzog **Konrad I**, einen Seitenverwandten des karolingiſchen Hauſes. Sein Vorſchlag fand Beyfall; denn nicht nur genoß die fränkiſche Nation aus langer Gewohnheit hohes Anſehn in Deutſchland (weshalb auch der Erzbiſchof von Mainz, als der erſte Biſchof von Franken, an der Spitze der deutſchen Geiſtlichen ſtand), ſondern auch Konrad ward wegen ſeiner guten Eigenſchaften von vielen geachtet. Er ward daher (912) zum König gewählt.

Kon=

Konrad I (912 — 918), ein thätiger und hochſinniger Herr, ſuchte ſeine Würde zu behaupten; aber ſeine Kräfte kamen ſeinem guten Willen nicht gleich. Lothringen fiel (912) an Frankreich ab, und Konrad konnte es nicht wieder gewinnen; der Herzog von Baiern, Arnulf der Böſe, verweigerte den Gehorſam, und fand Schutz bey den Ungern, die während Konrads Regierung viermal in Deutſchland einfielen; in Sachſen und Thüringen wollte Herzog Heinrich, nach dem Tode ſeines Vaters, **Otto des Erlauchten** (912), ganz unabhängig regieren, und keine ſeiner großen Lehen herausgeben, und Konrad konnte auch mit Gewalt der Waffen nichts gegen ihn ausrichten. Nur in dem minder mächtigen Schwaben gelang es ihm, ſein Anſehn aufrecht zu erhalten, die Aufrührer zu ſtrafen, und einen Herzog ſeiner Wahl einzuſetzen. Dennoch gebührt ihm der Ruhm, daß er das deutſche Reich, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, zuſammenhielt, und ſterbend noch (er ſtarb im Dec. 918) für die Wohlfahrt desſelben ſorgte, indem er mit ſeltnem Edelmuth die Krone an ſeinen Feind, Heinrich, Herzog von Sachſen und Thüringen, brachte *).

---

*) Man leſe hierüber die ſiebente Erzählung im zweyten Abſchnitt: "Edelſinn Konrads I".

Heinrich I, auch der Finkler oder Vogelſteller genannt, mit dem die Reihe der ſächſiſchen Könige (919 — 1024) beginnt, war ganz der Regent, wie ihn Deutſchland in damaliger Lage bedurfte; er war mächtig, tapfer, unermüdet thätig, verſtändig und gottesfürchtig, und wie er Deutſchland vor drohender Zerrüttung rettete; ſo legte er auch den Grund zu deſſen Erhebung *). Zuerſt unterwarf er ſich die widerſpenſtigen Herzoge von Schwaben und Baiern; Lothringen wurde an das deutſche Reich zurückgebracht, und dem überhand genommenen Rauben und Morden Einhalt gethan. Am ſchwierigſten und erfolgreichſten war ſein Kampf gegen die Ungern. Wenige Jahre nach ſeinem Regierungsantritt waren ſie abermals in Deutſchland eingefallen (925); er aber bewog ſie zu einem neunjährigen Waffenſtillſtand. Während deſſelben baute er nicht nur feſte Städte, ſondern gewöhnte auch ſeine Deutſchen zum Reiterdienſt, und übte ſie im Kampfe mit Slaven und Normännern, wobey er die Grenzen Deutſchlands durch die Markgrafſchaften Lauſitz, Meißen, Nordſachſen (oder Altmark) und Schleswig ſicherte. Als dann nach Ablauf der Waffenſtillſtandsjahre die Ungern abermals in Deutſchland einfielen, ſo errang er in der Rettungsſchlacht bey Merſeburg (933) einen herr-

---

*) Man ſehe im zweyten Abſchnitt Num. 8 die "Characterſchilderung Heinrich des Erſten".

herrlichen Sieg über ſie *). Drey Jahre nach dieſem Siege ſtarb er, einer der trefflichſten Regenten Deutſchlands, ſechzig Jahre alt, zu Memleben an der Unſtrut (936), und ward zu Quedlinburg begraben.

Von ſeinen drey Söhnen, Otto, Heinrich und Bruno, die ihm ſeine zweyte Gemahlin, die ehrwürdige und holdſelige Mathilde **) geboren hatte, folgte ihm, wie er es gewünſcht hatte, der der älteſte, der zu Aachen gewählt und gekrönt wurde ***).

Dieſer, Otto I (936 — 973), ging auf der von ſeinem Vater vorgezeichneten Bahn weiter fort, und erlangte ein ſo hohes Anſehn, daß er nicht nur Karln dem Großen zur Seite geſtellt, ſondern ſelbſt auch der Große genannt wurde. Indeſſen kam er ſeinem erhabenen Vorbild nicht völlig gleich; ihm fehlte Karls Scharfblick und Geſchicklichkeit Gemüther an ſich zu ketten, und ſeine Regierung war, wenigſtens anfangs, eben ſo unruhig als glänzend.

---

*) S. die eilfte Erzählung im zweyten Abſchnitt: "Deutſchlands Befreyung von den Ungern".

**) Eine Schilderung dieſer edeln Frau liefert die neunte Erzählung im zweyten Abſchnitt.

***) Das Merkwürdige dieſer Wahl und Krönung Otto's I wird in der zehnten Erzählung des zweyten Abſchnitts geſchildert.

In Deutſchland, hatte er lange Zeit (937 bis 953) die gefährlichſten Unruhen zu bekämpfen. Die Lothringer zeigten ſich, wie immer, wankelmüthig; die Franken, Schwaben und Baiern waren eiferſüchtig auf die Vorzüge der Sachſen, die unter Königen aus ſächſiſchem Stamme die vorherrſchende Nation zu werden ſchienen, und Ottos nächſte Verwandte, — ſeine Brüder Heinrich und Thankmar *), ſein Sohn erſter Ehe Ludolf und ſein wackrer Eidam Konrad — ergriffen nach einander gegen ihn die Waffen, und er kam dabey mehr als einmal in ſehr große Gefahr. Doch ſeine Tapferkeit, Beharrlichkeit und Großmuth ward vom Glück unterſtützt! Er unterwarf ſich alle ſeine Feinde, und ſchaffte Ruhe und Ordnung im Innern ſeines Reichs. Zwar konnte er die großen Herzogthümer nicht aufheben; aber er wußte ſie von ſich abhängig zu machen. Er ſchaltete damit nach eigenem Gutdünken, und verlieh ſie ſeinen nächſten Verwandten, oder ſeinen verdienſtvollſten Kriegern. Lothringen vertheilte er, um deſſen gefähr-

---

*) Thankmar war Ottos Halbbruder, ein Sohn Heinrichs I und deſſen erſter Gemahlin Hatburg, deren Ehe für ungültig angeſehen wurde, weil Hatburg vorher Nonne geweſen war.

fährliche Macht zu brechen, in zwey Herzogthümer, in Oberlothringen, an der Moſel, (das auch den Namen Lothringen behalten hat) und in Niederlothringen, an der Maas, und über beyde Herzogthümer erhielt ſein Bruder Bruno, Erzbiſchof von Cöln, die Aufſicht. Das Herzogthum Sachſen, ſein Stammland, das wegen der wiederholten Angriffe der Slaven beſondrer Aufſicht bedurfte, übertrug er dem tapfern Sachſen, Hermann Billings Sohn. Auch ſtellte er den Herzogen (um ihre Macht zu ſchwächen), auſſer den Biſchöfen, Pfalzgrafen zur Seite, die, als königliche Landrichter, über die königlichen Vorrechte wachen, die Stelle der Herzoge in deren Abweſenheit vertreten, und ohne deren Beyſtimmung leztre in wichtigen Dingen nichts vornehmen ſollten.

Während Otto auf dieſe Art das königliche Anſehn im Innern Deutſchlands vermehrte, kämpfte er auch glücklich gegen auswärtige Feinde. Die Slaven, ſowohl in Böhmen als an der oſtſächſiſchen Grenze, wurden von ihm überwältigt. Dort mußte ſich Herzog Boleslav nach zwölfjährigem Kampfe (938 — 950) unterwerfen, und die deutſche Hoheit anerkennen; hier wurden die Wenden bis zur Oder genöthigt, Tribut zu zahlen und das Chriſtenthum anzunehmen (946 — 949). Die Normänner oder Dänen hatten die von Heinrich

rich I geſtiftete Mark Schleswig zernichtet; aber ſie wurden gebändigt. Otto drang bis an das Ende der Halbinſel vor (948 — 958), und König Harald mußte ſich mit ſeinen Dänen unterwerfen und taufen laſſen. Auch die Ungern hatten bald nach dem Anfang ſeiner Regierung ihre Raubzüge erneuert (937); und noch kühner und verheerender fielen ſie in den Jahren 954 und 955 in Deutſchland ein. Doch Otto raffte alle ſeine Kräfte zuſammen, und erfocht (am 10. Aug. 955) bey Augsburg einen ſo herrlichen Sieg, daß von nun an Deutſchland von ihnen befreyt wurde *).

Noch glänzender als durch dieſe Siege machte Otto ſeine Regierung durch die Erwerbung Italiens und der Kaiſerwürde, welche letztere von ſeinen Zeiten an ſo feſt an das deutſche Scepter geknüpft war, daß ſie keinem andern als dem deutſchen König verliehen ward, und unverliehen blieb, wenn dieſer nicht nach Rom kommen konnte. Die Umſtände aber, die zu dieſer folgenreichen Erwerbung Veranlaſſung gaben, waren folgende.

Berengar II, ein Enkel Berengars I, ſeit 950 König von Italien (ſ. oben S. 36), wollte, um ſich den Beſitz der italieniſchen Krone zu ſichern,

die

---

*) S. die eilfte Erzählung im zweyten Abſchnitt: "Deutſchlands Befreyung von den Ungern".

die ſchöne und reiche Witwe ſeines Vorgängers Lothars II, Adelheide von Burgund, mit ſeinem Sohne Adelbert vermählen. Sie aber ſchlug die Hand des widerwärtigen Adelbert aus, den ſie als den Mörder ihres Gemahls verabſcheute. Darauf von Berengar und deſſen Gemahlin gemißhandelt, von ihren Freunden aber auf das feſte Schloß Canoſſa in Sicherheit gebracht, ließ ſie dem deutſchen König Otto ihre Hand und mit derſelben Italien als Heyrathsgut antragen. Otto, ſeit einigen Jahren Witwer (ſeine erſte Gemahlin Edith, eine engliſche Prinzeſſin, war 947 geſtorben), folgte dieſem lockenden Rufe. Er zog 951 nach Italien, fand wenig Widerſtand, und vermählte ſich, fünf und dreyßig Jahre alt, mit der zwanzigjährigen Adelheide. Dem Berengar, der ihm (952) nach Deutſchland folgen mußte, ließ er zwar das Königreich Italien, doch unter der Bedingung, daß er es als ein Lehen des deutſchen Reichs beſitzen und die Marken Aquileja und Verona, die den Weg nach Italien öffneten, abtreten ſollte. Aber Berengar fuhr fort, tyranniſch zu regieren, und die bedrückten Italiener wendeten ſich abermals an Otto. Dieſer ſchickte daher zuerſt (956) ſeinen tapfern Sohn Ludolf und zog, als derſelbe durch Gift getödtet war (957) ſelbſt nach Italien (961). Mailand öffnete ihm die Thore, der verhaßte Berengar ward des Thrones entſetzt, und Otto empfieng die lombardiſche Krone. Von da zog Otto nach Rom, und ward daſelbſt, wie Karl der Große, empfangen, und (2. Febr. 962) zum Kaiſer gekrönt. Er wußte die empfangene Würde zu behaupten. Berengar'n und deſſen Gemahlin ſendete er nach Bamberg, wo beyde ſtarben; in Rom aber ſetzte er den Pabſt Johann XII, der ſich vieler Verbrechen ſchuldig gemacht hatte, ab, und ernannte an deſſen Stelle einen neuen Pabſt. Doch dieſe Verfügungen erzeugten große Unruhen, und Otto mußte deshalb noch zweymal nach Rom zurückkehren (964 und 965). Das letzte Mal war er hart: dreyzehn der Vornehmſten unter den meuteriſchen Römern wurden gehenkt, viele verbannt, und der Befehlshaber der Stadt öffentlich gepeitſcht und auf einem Eſel herumgeführt. Dieſe Strenge wirkte. Die Römer blieben ruhig, ſo lange er lebte. Damals ließ er auch ſeinen Sohn Otto II, der ſchon (961) in Deutſchland zu ſeinem Nachfolger ernannt und geſalbt worden war, zum Mitregenten in Italien ernennen und ihm zu Rom (25. Dec. 967) die Kaiſerkrone aufſetzen. Auch vermählte er ihn mit der griechiſchen Prinzeſſin Theophania.

Endlich machte Otto ſeine Regierung auch durch Verbreitung des Chriſtenthums und durch Erhebung der Geiſtlichkeit merkwürdig. Denn nicht genug, daß er den Normännern und Slaven (gerade ſo wie Karl der Große den Sachſen) das Chriſtenthum aufnöthigte, ſo legte er auch (gleichfalls nach dem Beyſpiel Karls des Großen), um die Ueberwundenen an Unterwürfigkeit und an das Chriſtenthum zu gewöhnen, ſehr viele Bißthümer an. Unter den Normännern ſtiftete er die Bißthümer Schleswig, Ripen und Aarhus, die er dem Erzſtift Hamburg, und unter den ſlaviſchen Völkern die Bißthümer Havelberg, Brandenburg, Meißen, Prag und Poſen, die er dem Erzſtift Magdeburg unterordnete. Auſſerdem errichtete er auch zu Merſeburg, Zeiß und Oldenburg Bißthümer. Der Geiſtlichkeit war er, obſchon er ſie in Abhängigkeit erhielt, ſehr zugethan, nicht bloß weil es in dem Geiſt ſeiner Zeit lag, dieſelbe zu verehren, ſondern auch weil er ſich ihrer, bey der Unwiſſenheit der andern Stände, zu allen ſchriftlichen Ausfertigungen bediente, und ſie als ein Gegengewicht gegen die Anmaßungen der weltlichen Großen anſah. Er beſchenkte ſie mit großen Reichthümern, mit Land und Leuten und vielerley Vorrechten. Sie aber vergalt ſeine Freygebigkeit durch Erhebung ſeines Lebens.

Die letzten Jahre ſeines Lebens floſſen ruhig dahin; er behauptete in und auſſer Deutſchland ein feſtgegründetes Anſehn, und zog beſtändig umher, um Ordnung zu erhalten. Und ſo ſtarb er, geachtet und gefürchtet, im ſieben und dreyßigſten Jahre ſeiner Regierung zu Memleben (d. 7. Mai 973). Das nördliche Deutſchland hat ihm am meiſten zu danken, und unter den daſigen Städten vorzüglich Magdeburg, das durch ihn zu einem Erzſtift erhoben wurde, eine große Domkirche und ſtarke Mauern erhielt. Auch iſt zu bemerken, daß unter ſeiner Regierung die Silberbergwerke am Harz bey Goslar zuerſt bearbeitet wurden (960).

Otto II, früher ſchon gewählt, beſtieg jetzt, obgleich erſt ein achtzehnjähriger Jüngling, den Thron (973 — 983). Er war ſeinem Vater ähnlich an Ehrgeiz und Entſchloſſenheit, aber nicht an Großmuth, hatte gegen ähnliche Feinde, wie dieſer, zu ſtreiten, und bekämpfte ſie, wenigſtens anfangs, mit ähnlichem Glück. Seinen Vetter, Heinrich den Zänker, Herzog von Baiern, der ſich gegen ihn auflehnte (974) und Schutz bey den Böhmen ſuchte, nöthigte er ſich zu unterwerfen (978); die Dänen, die ſich abermals in Schleswig regten, brachte er durch zwey Feldzüge (975 und 976) zur Ruhe; Lothringen, das ſich wiederum nach Frankreich hinneigte, erhielt er in Gehorſam, und den franzöſiſchen König Lothar, der ſich deſſelben bemächtigen wollte, verfolgte er bis nach Paris (977 und 978). Im Jahr 980 zog er nach Italien und ſtillte die Unruhen, die vorzüglich zu R[illegible] (wo Crescentius, ein vornehmer Römer, das kaiſerliche Anſehn zu verdrängen und eine republicaniſche Verfaſſung einzuführen ſuchte) ausgebrochen waren. Aber als er den Griechen in Unteritalien Calabrien und Apulien zu entreißen ſuchte, wurde er von den Saracenen, die von Sicilien aus den Griechen zu Hülfe kamen, geſchlagen (982). Er mußte flüchten und nur wie durch ein Wunder entkam er den Händen ſeiner Feinde *). Die deutſchen Fürſten eilten ihm zu Hülfe, und mit ihnen berathſchlagte er ſich auf dem Reichstag zu Verona über die Fortſetzung des Kriegs mit den Griechen, und über die Angelegenheiten Deutſchlands, wo inzwiſchen die Normänner ins Bißthum Schleswig eingedrungen, und die Slaven an der Elbe und Havel aufgeſtanden und mit den Sachſen in Kampf gerathen waren. Doch bald darauf ſtarb er, acht und zwanzig Jahre alt, zu Rom, den 7. Dec. 983.

Sein dreyjähriger Sohn Otto III war auf dem eben erwähnten Reichstage zu Verona zu ſeinem Nachfolger ernannt und unmittelbar darauf zu Aachen gekrönt worden. Zwar ſuchte ihm ſein

---

*) Man ſehe die zwölfte Erzählung im zweyten Abſchnitt: "Gefahr und Rettung Otto's II".

Vetter, Herzog Heinrich, der kurz vorher das Herzogthum Baiern, deſſen er frü[illegible] entſetzt worden war, wieder erhalten hatte, die Regierung zu entreiſſen; aber der größte Theil der Stände blieb dem Hauſe der Ottonen getreu, und Heinrich mußte den unmündigen König, deſſen er ſich bemächtiget hatte, ausliefern. Von Natur mit herrlichen Anlagen reichlich ausgeſtattet, gebildet von dem berühmteſten Gelehrten damaliger Zeit, dem Biſchof Gerbert, und geleitet von ſeiner Mutter Theophania und dem Erzbiſchof Willigis, blühete Otto ſchnell zu ſchönen Hoffnungen auf; in Deutſchland wurden unter ihm die Slaven in drey Feldzügen gebändigt (986, 991 und 992). Aber bald bemächtigte ſich ſeiner eine ſchwermüthige Schwärmerey, und ſeine Blicke wendeten ſich nach Italien. Dort, in dem Lande der alten Römer, deren Schriften er kannte, glaubte er den wahren Schauplatz des Ruhmes zu finden; dort glücklicher als irgendwo leben zu können. Er zog daher ſchon im Jahre 996 (wo er die Kaiſerkrone empfing) und dann noch zweymal (997 und 1000) nach Italien. Auch gelang es ihm, der willkührlichen Herrſchaft des Creſcentius zu Rom ein Ende zu machen, und zwey Deutſche auf den päbſtlichen Stuhl zu erheben. Schon war er entſchloſſen ſeinen Sitz völlig nach Rom zu verlegen, und Deutſchland von Italien aus zu regieren (er war daher im Jahre 1000, nachdem er das Grab Adelberts zu Gneſen und Karls des Großen zu Aachen beſucht hatte *), zum dritten Male dahin gezogen); aber ein Aufſtand der Römer, der ihn unverſehends traf und in große Gefahr ſetzte, erbitterte ihn auf das empfindlichſte gegen Rom, und bald darauf machte ein ſchneller Tod ſeinem kaum aufblühenden Leben ein Ende. Er ſtarb zu Paterno, zwey und zwanzig Jahre alt und unvermählt, den 24. Jan. 1002, entweder vergiftet oder an den Frieſeln.

Jetzt war von der ſächſiſchen Familie nur noch ein Sprößling übrig, nämlich Heinrich, Herzog von Baiern, ein Sohn Heinrichs des Zänkers, und dieſer, der ſchlau die Reichskleinodien an ſich brachte, der die Achtung, in der das ſächſiſche Haus ſtand, für ſich hatte, vom Erzbiſchof Willigis unterſtützt und noch auſſerdem vom Glück begünſtigt ward, ſiegte über ſeine Nebenbuhler. Er ward 1002 zu Mainz gekrönt. Aber die Behauptung der Krone koſtete ihm faſt eben ſo viele Mühe, als deren Erwerbung. In Italien bemächtigte ſich Harduin, Markgraf von Jvrea, der Herrſchaft und behauptete ſie bis 1012; in Deutſchland entſtanden viele Fehden, beſonders wegen Beſetzung des Her-

zog-

---

*) Man ſehe die dreyzehnte Erzählung im zweyten Abſchnitt: "Otto III am Grabe Adelberts und Karls des Großen".

zogthums Baiern; Boleslav, Herzog von Polen, fiel in die Länder diesſeits der Oder ein (1002), und Lothringen war faſt immer in Aufſtand. Allen dieſen Unruhen ſuchte Heinrich II oder der Heilige (1002 — 1024), eifrigſt abzuhelfen. Wirklich gelang es ihm, in Italien, wohin er dreymal zog (1004, 1013 und 1021), und wo er auſſer der lombardiſchen, auch die Kaiſerkrone an ſich brachte (1014), den Harduin zu unterdrücken und die Griechen in Unteritalien zurück zu treiben (1021); ferner ſtillte er auch die Unruhen im deutſchen Reich: aber weder in Lothringen, noch gegen Herzog Boleslav, der die Lauſitz behauptete, konnte er Bedeutendes ausrichten. Denn wie wohl er ein thätiger und wohlmeinender Herr war, ſo fehlte ihm doch die Kraft und Beharrlichkeit ſeiner großen Ahnen, und er war eben ſo abhängig von den Eingebungen ſeiner Gemahlin Kunigunde, als voll großer Ergebenheit gegen die Geiſtlichkeit. Aus Liebe für beyde ſtiftete er das Bißthum Bamberg; und bey ſeiner Kaiſerkrönung gab er das von Otto I behauptete Recht auf, daß nie ein Pabſt ohne Wiſſen und Willen der deutſchen Könige erwählt werden ſollte; ja er genehmigte, daß künftig kein Fürſt Kaiſer ſeyn ſollte, der nicht vom Pabſt für tüchtig anerkannt und gekrönt worden wäre. Auch empfing er dabey (was damals zuerſt geſchah) aus den Händen des Pabſtes einen Reichsapfel, ein Sinnbild der Erdkugel oder der Weltherrſchaft, die der Pabſt zu vertheilen und der Kaiſer zu behaupten habe. Drey Jahre nach ſeiner dritten Rückkehr aus Italien ſtarb er zu Grohna bey Göttingen (13. Jul. 1024), zwey und funfzig Jahre alt, und ohne Kinder. Mit ihm erloſch der Stamm der ſächſiſchen Könige und Kaiſer.

Vieles hat Deutſchland dieſem Regentenſtamm zu danken! Denn durch denſelben hat es nicht nur in ſeinem Innern Einheit, Feſtigkeit und Wohlſtand, ſondern auch nach auſſen hin großes Anſehn gewonnen.

Die Macht und Würde ſeiner Könige war emporgehoben. Die Herzoge und Grafen waren als Statthalter und Beamte der Könige, aber nicht als Landesherren anzuſehen. Sie hatten den Königen Hofdienſte zu leiſten, ſtanden unter Aufſicht, und Erblichkeit ihrer Würden und Lehen, obſchon gewöhnlich, war keineswegs anerkannt. Doch waren die verſchiedenen Rechte und Pflichten nicht genau bezeichnet, und wurden, wie die Verfaſſung Deutſchlands überhaupt, mehr durch Gewohnheit oder Herkommen, als durch ſchriftliche Geſetze beſtimmt.

Die Verknüpfung mit Italien, die ſeit Otto I beſtand, war im Ganzen für Deutſchland mehr vortheilhaft als nachtheilig. Zwar wurden dadurch viele Ströme deutſches Blutes vergoſſen, und die deutſchen Könige gehindert, ihre Macht im Innern des Reichs dauerhaft zu befeſtigen; aber andrerſeits wurde eben dadurch Deutſchland mit größerm Glanz umzogen, vor lähmendem Despotiſmus bewahrt, und auf der Bahn der Cultur weiter gebracht *).

Gewerbfleiß und Handel kamen in Aufnahme; ein freyer Bürgerſtand erhob ſich, die Wiſſenſchaften faßten Wurzel, und hin und wieder auch die Künſte, als Baukunſt, Malerey und Gußarbeiten. Man las jetzt ſchon in den Klöſtern römiſche Claſſiker; das Abſchreiben der Bücher vermehrte ſich, und Deutſchland bekam an ſeinem Witichind, Mönch zu Corvey, und Ditmar, Biſchof zu Merſeburg, Geſchichtſchreiber. Dieſe ſchrieben zwar in lateiniſcher Sprache; doch überſetzte ſchon damals ein Mönch von St. Gallen, Notker, die Pſalmen ins Deutſche. Zu dieſem Fortſchreiten der Cultur trug auſſer der Verknüpfung Deutſchlands mit Italien, auch die Bearbeitung der Harzbergwerke, und das Aufkommen der Städte, wo

Künſte

---

*) Weitere Bemerkungen hierüber ſind zu Ende der dritten Erzählung des zweyten Abſchnitts aufgeſtellt.

Künſte und Handwerke gepflegt und alle feſtlichen Zuſammenkünſte gehalten wurden, vieles bey.

Aber bey dem allen blieben die Sitten im Ganzen ziemlich roh. Noch herrſchte viel Aberglaube, wie unter andern die große Furcht vor dem Jahre 1000, als dem ſchreckbaren Endpunkt der Welt, zu erkennen gibt *). Gelehrte Bildung wurde, wenige Ausnahmen abgerechnet, eigentlich nur denen zu Theil, die ſich dem geiſtlichen Stande widmeten; Krieg und Jagd machten die Hauptbeſchäftigung der Großen aus; Mordthaten und Räubereyen kamen häufig vor; die Geſetz- und Gerichtsverfaſſung war mangelhaft. Noch immer bediente man ſich, um ſchwierige Rechtshändel zu entſcheiden, der Ordalien oder Gottesurtheile, wohin, auſſer der Feuer- und Waſſerprobe, auch der Zweykampf gehörte, der jetzt ſo feſt einwurzelte, daß ſelbſt ein Biſchof, (Burkard von Worms) ihn für gewiſſe Rechtsfälle verordnete. Todesſtrafen wurden häufig vollzogen und eine beſchimpfende Strafe für Störer der öffentlichen Ruhe war das Tragen der Hunde von einem Orte zum andern.

Für die Kirche und deren Diener war die Regierung des ſächſiſchen Regentenſtammes ſehr vor-

---

*) Man l. die vierzehnte Erzählung im zweyten Abſchnitt: „das Jahr 1000 oder das befürchtete Ende der Welt“.

vortheilhaft. Denn nicht genug, daß das Chriſtenthum weiter ausgebreitet und viele Bißthümer errichtet wurden, ſo wurden auch den Biſchöfen und Geiſtlichen die reichlichſten Geſchenke, als Güter, Städte und Gaue nebſt großen Einkünften, zuertheilt, ſo daß wohl nie mehr, als damals, der Kirche geſchenkt wurde. Doch behaupteten die ſächſiſchen Regenten vieles Anſehn über die Geiſtlichen. Sie beriefen Concilien, hatten ein Schutzrecht über die Kirchengüter, ſorgten für Erhaltung der Kirchenzucht, ſetzten Biſchöfe und ſelbſt Päbſte ein und ab, und wie ſie die Herzogthümer unter gewiſſen Symbolen vergaben (nämlich durch die an einer Lanze befeſtigte Fahne), ſo vergaben ſie auch die Bißthümer durch Belehnung mit Ring und Stab (Recht der Inveſtitur). Aber gerade in dieſen Verhältniſſen zwiſchen den Königen und der Geiſtlichkeit gingen unter dem nun folgenden Regenſtamm große Veränderungen vor.

III. Deutſchland unter dem fränkiſchen Regentenſtamm, 1024 — 1125.

Nach dem Abſterben des ſächſiſchen Regentenſtammes kam die deutſche Krone an den fränkiſchen. Es wählten nämlich die deutſchen Stände nach Heinrichs II Tode den Herzog der rheiniſchen Franken, ſen, Konrad II oder den Salier, zu ihrem König *).

Konrad II (1024 — 1039) war ein kräftiger und hochgeſinnter Regent, der das Anſehn ſeiner Krone in und auſſer Deutſchland mit dem größten Nachdruck behauptete. Er zog zweymal nach Italien (1026 und 1037) und häufig nach Burgund, bekämpfte die Slaven und nöthigte die Ungern und Polen die deutſche Oberhoheit anzuerkennen. In Italien, wo er, auſſer der lombardiſchen, auch die Kaiſerkrone erwarb (26. März 1027), verfügte er (1037), daß die Lehen erblich ſeyn ſollten im männlichen Geſchlecht des Beſitzers, wodurch das Lehnsſyſtem vollendet wurde. Das Königreich Burgund brachte er nach dem Tode des letzten Königs Rudolf III, in Folge der durch Heinrich II geſchloſſenen Erbverträge an ſich (1032), wodurch die deutſche Königsmacht einen neuen Zuwachs erhielt. Im Jahre 1034 ward er zu Peterlingen und darauf nochmals zu Genf zum König von Burgund gekrönt. Dagegen trat er Schleswig, oder die jenſeit der Eider gelegene Mark an den König von Dänemark, Knut den Großen, ab (1032),

---

*) Die Merkwürdigkeiten dieſer Wahl, wobey ſich deutſcher Biederſinn in einem herrlichen Lichte zeigte, ſind in der funfzehnten Erzählung des zweyten Abſchnitts geſchildert.

(1032), mit dem er in Rom enge Freundſchaft geknüpft hatte. Im Innern von Deutſchland ſahe er auf Ruhe und Ordnung. Unermüdet thätig, durchzog er alle Provinzen des Reichs, um Recht zu ſprechen. Die Großen hielt er in Zaum, und, um die unaufhörlichen Fehden zu beſchränken, führte er, auf Antrieb der Geiſtlichen, den Gottesfrieden (treuga Dei) ein, d. h. die Verordnung, daß von Mittewochs Abend bis Montags früh alle Befehdungen unterſagt ſeyn ſollten. Auſſerdem arbeitete er gefließentlich darauf hin, die großen Lehen einzuziehen und die deutſche Königswürde unumſchränkt zu machen. Aber er ſtarb, zu früh für ſeine Plane, zu Utrecht, den 4. Jun. 1039.

Ihm folgte ſein Sohn Heinrich III, dem er ſchon bey ſeinen Lebzeiten die Nachfolge in Deutſchland verſichert (1028), die Krone Burgunds verſchafft (1038), und die Herzogthümer Baiern und Schwabern verliehen hatte (1027). Auch dieſer kräftige und durch vorzügliche Fähigkeiten ausgezeichnete Fürſt (1039 — 1056) arbeitete unverrückt an der Behauptung und Erweiterung der königlichen Macht. Er hielt Burgund in Gehorſam, bekämpfte den aufrühriſchen Sinn der Lothringer, befeſtigte das Anſehn Deutſchlands gegen Böhmen und Ungern, und behauptete in Rom, wo er nebſt ſeiner Gemahlin Agnes (den 25. Dec. 1046) die Kaiſerkrone erhielt, die kaiſerlichen Rechte in Hinſicht auf Beſetzung des päbſtlichen Stuhles. Vier Päbſte wurden von ihm ernannt (Clemens II, 1046; Damaſus II, 1047; Leo IX, 1049; und Victor II, 1054) und bey ſeiner Krönung zu Rom behauptete er das Recht, deſſen ſich Heinrich II entäuſſert hatte, daß ohne des Kaiſers Befehl keine Pabſtwahl vollzogen werden ſollte. Mit den Herzogthümern in Deutſchland verfuhr er willkührlich. Manche ließ er eine Zeitlang unbeſetzt, wie Kärnthen; dem rheiniſchen Franken gab er keinen Herzog, ſondern zog es als Domaine zur Krone; Baiern verlieh er ſogar ſeiner Gemahlin Agnes (1056), ein Verfahren, das ohne Beyſpiel iſt. Am häufigſten hielt er ſich zu Goslar unter den Sachſen auf, um dieſes kriegeriſche Volk im Gehorſam zu erhalten. Eben deshalb legte er auch am Harze mehrere Bergſchlöſſer an. Und dort ereilte ihn der Tod, zu Bodfeld unweit Goslar, im neun und dreyßigſten Jahre ſeines Alters, den 5. Oct. 1056.

Höher als je war durch ihn und ſeinen Vorgänger die Macht deutſcher Könige erhoben, aber eben dadurch auch der Same zu vielen Unruhen ausgeſtreut worden. Dieß erfuhr ſein Sohn Heinrich IV (1056 — 1106), kaum ſechs Jahre alt, als er den Thron beſtieg, und unglücklich durch eigene wie durch fremde Schuld.

Vor der gewaltigen Stärke Konrads II und Heinrichs III hatten die Stände geſchwiegen, aber die Minderjährigkeit und Verkehrtheit **Heinrichs** IV brachte ſie zum Aufſtand, und erfüllte deſſen Regierung mit Unruhe und Sorgen. Zuerſt hatte er Streitigkeiten mit dem tapfern Otto von Nordheim, dem er das Herzogthum Baiern nahm (1070), das die Kaiſerin Agnes demſelben überlaſſen; dann mit den Sachſen, die ſeine Härte und Unbilligkeit empört hatte (1073 — 1075). Kaum Sieger in dieſem Kampfe, gerieth er in noch ſchlimmere Händel mit dem Pabſte Gregor VII, der ihm die Inveſtituren (d. i. die Belehnungen mit Ring und Stab, oder allen Antheil am Kirchenregiment) zu entreißen ſuchte, gegen den Widerſtrebenden Bannfluch und Abſetzung ausſprach (1076), und ihn zu Canoſſa demüthigte (Jan. 1077). Ferner hatte er mit zwey Gegenkönigen, Rudolf von Schwaben (1077 — 1080) und Hermann von Luxemburg (1081 — 1088) und andern deutſchen Fürſten zu kämpfen; ja endlich empörten ſich ſogar ſeine Söhne gegen ihn, Konrad in Italien (1039 — 1101) und Heinrich V in Deutſchland (1104). Jenen frühern Gegnern hatte er, reich an Hülfsmitteln, an Entſchloſſenheit und Thätigkeit, glücklich widerſtanden; aber dem letzten unterlag er. Durch trügeriſche Worte wußte ihn Heinrich V zu entwaffnen und dahin zu bringen, daß er der Regierung entſagte (1105). Doch war er ſchon wieder auf dem Wege ſich zu erheben, als er zu Lüttich ſtarb (Aug. 1106). Drey Päbſte hatten gegen ihn den Bann ausgeſprochen (Gregor VII, Urban II und Paſchalis II) und erſt fünf Jahre nach ſeinem Tode wurde der Bann zurückgenommen *).

Sein Sohn Heinrich V (1106 — 1125) mußte für den Kummer, den er ihm zugefügt hatte, durch eine ſorgenvolle Regierung büßen; doch führte er ſie mit mehr Würde, als er ſie erlangt hatte. Gleich anfangs gelang es ihm (1106 — 1109), Deutſchland im Innern zu beruhigen, und Polen und Ungern zur Anerkennung deutſcher Hoheit zu nöthigen. Dann aber gerieth er mit dem Pabſte, dem er vorher ergeben geweſen war, in den berühmten Inveſtiturſtreit, der ſich durch den größten Theil ſeiner Regierung hinzog. Der Pabſt Paſchalis II drang auf freye Wahlen der Biſchöfe und Aebte und verdammte die Inveſtituren (Concilium zu Troyes 1107); Heinrich aber, zum feſten Widerſtand entſchloſſen, zog (1110) mit einem großen Heere nach Italien, um die Inveſtituren zu behaupten und die Kaiſerkrone zu erhalten. Auf en Wege dahin ließ ihm der Pabſt für das Inveſtitur-

---

*) Eine ausführlichere Darſtellung der hier nur angedeuteten "Lebens- und Leidensgeſchichte Kaiſers Heinrich IV" findet ſich im zweyten Abſchnitt dieſes Bandes.

veſtiturrecht alle Regalien und Ländereyen, mit welchen die Biſchöfe ſeither belehnt worden waren, anbiethen. Heinrich ward durch dieſe Anträge überraſcht; er nahm ſie an; aber ſie wurden widerrufen in dem Augenblicke, da er zum Kaiſer gekrönt werden ſollte. Hierüber erbittert, ließ er den Pabſt ſamt den Kardinälen in der Kirche gefangen nehmen. Nun geſtand ihm Paſchalis das Inveſtiturrecht zu; worauf Heinrich die Gefangenen losgab und zum Kaiſer gekrönt wurde (15. Apr. 1111). Aber noch ehe er Deutſchland erreichte, ging die Fehde von neuem an. Paſchalis, beſchuldigt, die Kirche und deren Rechte verrathen zu haben, nahm den abgeſchloſſenen Vergleich zurück (März 1112), und ließ, da er geſchworen hatte, keinen Bannfluch gegen den Kaiſer auszuſprechen, dieſen durch den Erzbiſchof Guido von Vienne in den Bann thun (1112). Zu gleicher Zeit erbitterte Heinrich, zwar tapfer und entſchloſſen, aber auch hart und herrſchſüchtig, viele Deutſche gegen ſich. Begierig, die königlichen Kammergüter, die ſein Vater, um Freunde zu haben, zerſplittert hatte, wieder zu erhalten, wollte er unter andern Weimar nach dem Tode des Grafen Ulrich von Orlamünde als Lehen einziehen. Darüber entrüſtet griffen die Sachſen, angeführt von Lothar — ſeit 1106 Herzog der Sachſen und nachmals Kaiſer — zu den Waffen und ſchlugen des Kaiſers Truppen bey Welfesholze in Thüringen (11. Febr. 1115). Ja auch die Mainzer empörten ſich, und zwangen den Kaiſer (Nov. 1115), ihren Erzbiſchof Adelbert, den er gefangen genommen hatte, wieder frey zu geben. Troß dieſer Unruhen zog Heinrich (Jan. 1116) zum zweyten Male nach Italien, um die weitläuftigen Güter der verſtorbenen Markgräfin Mathilde, die ſie dem römiſchen Stuhle vermacht hatte, als kaiſerliche Lehen einzuziehen, und um den wortbrüchigen Pabſt zu züchtigen. Jenes gelang, aber nicht dieſes; ja er konnte nicht einmal verhindern, daß ſein Gegner der Erzbiſchof Guido von Vienne, unter dem Namen Calixtus II, zum Pabſt erwählt wurde (Jan. 1119). Indeſſen waren die Unruhen in Deutſchland furchtbar emporgeſtiegen. Heinrich kehrte daher (1119) zurück, und ſahe ſich endlich zur Nachgiebigkeit genöthigt. Zuerſt ſchloß er auf dem Reichstag zu Würzburg (1121) mit den deutſchen Fürſten einen allgemeinen Landfrieden; dann fand er ſich auf dem Reichstag zu Worms mit dem Pabſte ab. Er überließ den Stiftern die freye Wahl der Biſchöfe und dem Pabſte die Inveſtitur mit Ring und Stab; dagegen wurde ihm das Recht zugeſtanden, den Wahlen beyzuwohnen, ſie in ſtreitigen Fällen zu entſcheiden, und den Erwählten mittelſt des Scepters mit den Regalien zu belehnen (Wormſer Concordaten, 1122). So ging alſo für die Kaiſer das wichtige Recht der unmittelbaren Beſtallung der Biſchöfe und Aebte wirklich verloren, und nur ein Schattenbild desſelben blieb zurück. Heinrich aber, nun vom Bann befreyt, lebte in Ruhe bis an ſeinen Tod. Er ſtarb den 23. Mai 1125, vier und vierzig Jahre alt, und mit ihm endigte ſich der fränkiſche Regentenſtamm, der hundert Jahre lang über Deutſchland geherrſcht hatte.

Groß und mächtig hatte dieſer Regentenſtamm begonnen, aber in Verwirrung und Lähmung ließ er Deutſchland zurück. Die königliche Macht, von Konrad II nnd Heinrich III faſt bis zur unumſchränkten Gewalt erhoben, war während der vielen Streitigkeiten und Kriege, die Heinrich der Vierte und Fünfte zu beſtehen hatten, tief herabgeſunken; die kaiſerlichen Kammergüter, vorher ſo zahlreich, waren vermindert; die Erblichkeit der Lehen wurde zur Sitte; die Landeshoheit in den Herzogthümern und Grafſchaften nahm ihren Anfang.

Ganz beſonders hatte die kaiſerliche Macht in Kirchenſachen die gewaltſamſten Erſchütterungen erfahren. Die Päbſte, ſonſt vom Kaiſer beſtätigt, behaupteten jetzt, den Kaiſer beſtätigen, ihn ein-

und abſetzen zu können, und ſchickten, um die Fürſten, wie die Biſchöfe, unter beſtändiger Aufſicht zu halten, eine Menge Legaten mit ausgedehnter Vollmacht allenthalben umher. Die Biſchöfe waren durch den Ausgang, den die Inveſtiturſtreitigkeiten genommen hatte, faſt ganz unabhängig vom Kaiſer. Statt der Belehnung mit Ring und Stab, oder der Verleihung geiſtlicher Würden, war dem Kaiſer nur die Belehnung mit dem Scepter, oder die Verleihung der Kirchengüter geblieben, und Biſchöfe und Aebte ſtanden alſo nur in ſo ferne unter ihm, als von ihnen die Ritterdienſte geleiſtet werden mußten.

Zugleich hatten, während des Hinſinkens der königlichen und kaiſerlichen Gewalt und während der vielen Kriege, die Deutſchland zerrütteten, Fehden, Plünderungen und andre Unordnungen furchtbar überhand genommen. Vergebens ſuchte man ihnen durch den Gottesfrieden und Landfrieden zu ſteuern! Die Raubſchlöſſer vermehrten ſich, und (wie eine damalige Chronik ſagt) unter dem Namen Ritter war alles voll Räuber.

Indeſſen findet man mitten unter dieſen Zügen von Rohheit manche Züge von Großmuth und ein reges Fortſtreben der Nation ſelbſt. Gewerbe und Handlung lebten auf; die Künſte erhoben ſich (unter Heinrich V wurde der berühmte Münſter zu Straßburg erbaut); es gab gute Domſchulen; das Studium des römiſchen Rechts, zuerſt zu Bologna in Italien betrieben, fand auch in Deutſchland Eingang; und ſelbſt die Beſchränkung des königlichen Anſehns durch geiſtliche und weltliche Fürſten konnte in ſo fern nützlich heißen, als ſie vor Despotiſmus verwahrte und den Geiſt einer edeln Freyheit erhielt.

Drittes Kapitel.

Von den übrigen Staaten Europens, namentlich von England.

Während Deutſchland, ungeachtet der Kämpfe, die geiſtliche und weltliche Große in ſeinem Innern erregten, groß und mächtig daſtand, Lothringen, Italien und Burgund an ſich gebracht hatte, auf Böhmen, Ungern und Polen Einfluß behauptete, und, umfloſſen vom Glanze der Kaiſerwürde, als der erſte und angeſehnſte Staat des weſtlichen Europa galt, — waren die übrigen Staaten dieſes

Erdtheils meiſt auf ſich ſelbſt beſchränkt, ohne Zuſammenhang mit andern, beſchäftigt, Selbſtſtändigkeit zu erlangen oder zu behaupten.

Spanien und Portugal lag im Kampfe zwiſchen Muhamedanern und Chriſten. Was Pelagius begonnen hatte *), wurde mit glücklichem Erfolge fortgeſetzt; denn die Macht der ſpaniſchen Araber ward durch Theilungen und innere Uneinigkeiten zerſplittert, und unter den ſpaniſchen Chriſten erwachte ein edler Rittergeiſt und Nationalſtolz, der zu großen und herrlichen Thaten begeiſterte. So wurde jenen immer mehr Land entriſſen, und ſo entſtanden die Königreiche Aſturien, Leon, Gallicien, Caſtilien, Aragonien und Navarra. Aber auch die Chriſten waren häufig unter einander uneins, und die von ihnen geſtifteten Reiche bald getrennt, bald vereinigt. Unter ihren Königen ward zuerſt merkwürdig Fernando der Große, der Sohn des navarriſchen Königs Sancho, ſeit 1033 König von Caſtilien, und durch Vermählung mit Sancha, der Erbin Leons, ſeit 1037 auch König von Leon und Gallicien. Glücklich als Krieger eroberte er Portugal bis an den Mondego und faſt ganz Eſtremadura, entriß ſeinem Bruder einige Provinzen von Navarra, machte die arabiſchen Fürſten von Toledo und Sevilla zinsbar und nöthigte

Sara-

---

*) S. hiſtor. Bilderſ., Th. II, S. 251 ff.

Saragoſſa ſeine Oberhoheit anzuerkennen. Seinem letzten Willen zufolge (er ſtarb 1065) theilten ſich ſeine drey Söhne in ſein ausgedehntes Reich: **Sancho** bekam Caſtilien und die navarriſchen Provinzen ſamt der Hoheit über die arabiſchen Fürſten, **Alfonſo** VI Leon und Aſturien, und **Garcia** Gallicien und Portugal. Aber bald bekriegten ſie ſich, und **Alfonſo** hatte das Glück, ſeine Brüder zu überleben, das ganze väterliche Reich an ſich zu bringen (1073) und durch Toledo und Valencia zu erweitern *). Kurz vor ſeinem Tode (1109) vermählte er ſeine Erbprinzeſſin, **Donna Urraca**, mit **Alfonſo** VII, König von Aragonien und Navarra, um dadurch alle chriſtlichen Staaten in Spanien zu vereinigen. Aber dieſe Vereinigung war nicht von Beſtand! — Portugal, das er dem Gemahl ſeiner natürlichen Tochter Thereſe, dem Grafen Heinrich von Burgund, abgetreten hatte (1095), fing damals an, ein eigenes Reich zu werden.

In **Frankreich** regierte, ſeit dem Abgang der Karolinger (987), die erſte Linie der Capetinger — **Hugo I**, 987—997, **Robert** bis 1031, **Hein-**

---

*) Die letzte Eroberung war ganz das Werk des berühmteſten der ſpaniſchen Ritter, **Don Rodrigo**, der **Cid** genannt, deſſen Leben, ſo weit es bekannt iſt, unten im **zweyten** Abſchnitt, Num. 17 geſchildert iſt.

Heinrich I bis 1060, Philipp I bis 1108. — Dieſe, meiſtentheils ſchwache Regenten, hatten Mühe ſich zu behaupten, und die königliche Gewalt gegen die Anmaßungen übermächtiger Vaſallen zu ſchützen. Sie nahmen daher faſt gar keinen Antheil an auswärtigen Händeln, ſondern ſuchten innere Fehden beyzulegen, und ihre Macht theils durch Ernennung ihrer Söhne zu Mitregenten, theils durch Wiedervereinigung einiger Lehen mit der Krone allmählich zu erheben und zu befeſtigen.

Das oſtrömiſche Reich, jetzt bloß auf die heutige europäiſche Türkey und einige Provinzen Kleinaſiens eingeſchränkt *), wurde von innen und auſſen zu hart bedrängt, als daß es ſich ſelbſtſtändig in auswärtige Händel miſchen konnte. Von auſſen wurde es zwar nicht mehr von den Arabern beunruhigt (die Macht derſelben war gebrochen); auch vor den Bulgaren, deren Reiche 1018 ein Ende gemacht wurde, hatte es Ruhe: dagegen wurde es von Ruſſen, N[illegible]männern und Türken heimgeſucht, die ſeine ſchönſten Provinzen häufig plünderten und manche derſelben eroberten. Von innen litt es durch ſchwache und ſittenloſe Regenten, herrſchſüchtige Prieſter und Hofleute, Weiberränke und (Folge des vorigen) häufige Thronveränderungen. Kamen auch gute und kräftige Regenten

---

*) S. hiſtor. Bilderſ., Th. II, S. 439

ten auf den Thron, ſo wurden ſie gewöhnlich bald wieder verdrängt. Am längſten behauptete ſich das Haus der Macedonier (867 — 1056), das mit Baſilius I anhob, und das Haus der Komnenen, das, aus Italien ſtammend, mit Iſaac Komnenus 1057 zum Thron gelangte, und 1185 mit Andronikus endigte.

Die Ungern lernten, ſeitdem durch Heinrichs und Ottos Siege ihren wilden Streifereyen Schranken geſetzt worden waren, in ihrem eigenen Lande einheimiſch werden und ſich mit Ackerbau, Handwerken und Handel beſchäftigen. Befördert wurde ihre Entwilderung durch das vorleuchtende Beyſpiel der Slaven und Deutſchen, die unter ihnen lebten, und vorzüglich durch Einführung des Chriſtenthums. Schon ihr Herzog Geyſa hatte daſſelbe angenommen (972); aber eigentlich eingeführt und befeſtiget wurde es von deſſen Sohn und Nachfolger Stephan (997 — 1038). Durch ſeine Gemahlin Giſela, eine baierſche Prinzeſſin, für daſſelbe gewonnen, betrieb Stephan ſelbſt das Bekehrungsgeſchäft, gebot allen ungeriſchen Herren ſich taufen zu laſſen, und ſtiftete für ſeine chriſtlichen Unterthanen zehen Bißthümer, die er dem Erzbiſchof von Gran unterwarf. Dem Pabſt Silveſter II gefiel ſein Eifer. Er ernannte ihn daher zum König, und überſendete ihm die apoſtoliſche

Krone; Otto III aber beſtätigte als Kaiſer dieſe Ernennung. Und ſo wurde Stephan, "der Heilige", erſter König der Ungern (1000). Sein Volk erhob ſich durch ihn! Er traf gute Staatseinrichtungen und gab zuerſt geſchriebene Geſetze. Allein nach ſeinem Tode entſtanden große Unruhen. Er hatte ſeiner Schweſter Sohn Peter, Prinz von Burgund, zu ſeinem Nachfolger beſtimmt. Dieſer aber, den Ungern verhaßt als Ausländer und wegen ſeiner Vorliebe für Ausländer, wurde vertrieben (1041). Er floh zum Kaiſer Heinrich III, der ihn wieder einſetzte (1044) und dafür Ungern zu einem Reichslehen machte. Aber weder Heinrich III noch deſſen Sohn, Heinrich IV, konnten die Oberhoheit des deutſchen Reichs behaupten; Peter ſelbſt wurde bald wieder abgeſetzt und getödtet (1046), und der Streit um die Thronfolge — während deſſen auch Gregor VII auf die Oberherrſchaft Anſprüche machte — dauerte bis auf Ladisla[illegible] I, der ſeit 1085 alleiniger Regent, die Ruhe wieder herſtellte, die Cultur ſeines Volkes förderte, und Siebenbürgen, Kroatien und Dalmatien mit ſeinem Reiche vereinigte. Er ſtarb 1095.

Polen, mit Schleſien verbunden, und von Slaven bewohnt, fing in gegenwärtiger Periode erſt an, ſich zu einem Staate oder zu einem Verein mehrerer Fürſtenthümer zu bilden. Um die

Mitte des neunten Jahrhunderts entſtand in der Gegend der Warthe und Weichſel ein Herzogthum (840). **Piaſt** wird als erſter Regent deſſelben genannt und von ihm der erſte Regentenſtamm in Polen abgeleitet. Einer ſeiner Nachkommen, **Mjeczislav** (964 — 992) trat zum Chriſtenthum, bewogen durch ſeine Gemahlin, eine böhmiſche Prinzeſſin; und deſſen Sohn **Boleslav I** (992 — 1025) nahm zuerſt den Königstitel an, der jedoch bis zum Anfang des vierzehnten Jahrhunderts kein feſtes Eigenthum der polniſchen Regenten blieb. Die deutſchen Kaiſer, namentlich die Ottonen beförderten die Ausbreitung und Befeſtigung des Chriſtenthums, und erlangten dadurch eine Art von Oberhoheit oder Lehnsherrſchaft über Polen. Doch hielt es ſchwer, dieſelbe zu behaupten, und weder Dauer noch Umfang derſelben läßt ſich genau beſtimmen. Ueberhaupt bleibt die polniſche Geſchichte bis zum Ausgang des zwölften Jahrhunderts dunkel und ungewiß, weil es bis dahin an einheimiſchen Geſchichtſchreibern fehlt.

Rußland fing an, ſich zu erheben. Der Staat von Nowgorod und Kiew, geſtiftet von Normännern oder Warägern (862: ſ. oben S. 43) und durch Oleg, Ruriks Nachfolger, vereinigt (882), wurde ſchon in der gegenwärtigen Periode dem oſtrömiſchen Reiche furchtbar. Am merkwürdigſten unter ſeinen Regenten machte ſich Wladimir der Große (980 — 1015), nicht bloß durch Vereinigung der einzelnen Theile des Reichs und durch glückliche Kriege (er eroberte das warägiſche Fürſtenthum Polozk in Litthauen 983, und beſiegte die Oſtrömer, die Bulgaren an der Wolga 985 und die Petſchenegen am Dniepr 993, ſondern auch durch Annahme und Verbreitung des Chriſtenthums *), und durch Beförderung der Cultur unter ſeinem noch rohen Volke. Er vergrößerte die Zahl der Städte, ſicherte ihr Gewerbe, legte Kirchen und Schulen an, und nöthigte die Vornehmen, ihre Kinder in ſelbige zu ſchicken. Aber nach ſeinem Tode wurde ſein Reich unter ſeine Söhne zerſplittert, häufige Thronſtreitigkeiten entſtanden, und von dem Guten, das er geſtiftet hatte, ging vieles verloren.

In Scandinavien, oder dem Norden von Europa, entſtanden ungefähr ſeit der zweyten Hälfte des neunten Jahrhunderts aus mehreren kleinen Staaten, als deren Stammvater Odin genannt wird, die drey größern Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden. Dieſes Aufbauen großer Maſ-

---

*) Wladimir empfing die Taufe zu Cherſon 988 und vermählte ſich daſelbſt mit der griechiſchen Prinzeſſin Anna, Schweſter der Theophania, der Gemahlin des Kaiſers Otto II.

Maſſen, und die darauf folgende Einführung des Chriſtenthums milderte allmählich den wilden Unternehmungsgeiſt der dortigen Einwohner; aber die innere Entwickelung ihrer Staaten iſt größtentheils unbekannt. Am meiſten machte ſich Dänemark merkwürdig, indem es voll Kraft und Unternehmungsgeiſt nicht auf ſich ſelbſt beſchränkt blieb, ſondern auch auswärtige Eroberungen ſuchte und fand. So eroberte König **Swen** (989 — 1014) einen Theil von Norwegen und England, und ſein Sohn **Knut oder Kanut der Große** (1014 — 1036) beherrſchte, auſſer Dänemark und einen Theil von Schweden, auch Norwegen und England. Auch erwarb er ſich das noch größere Verdienſt, daß er in ſeinem Erbreiche das Chriſtenthum befeſtigte und Cultur verbreitete *).

Bekannter als die hier genannten Staaten iſt während der gegenwärtigen Periode die Geſchichte **Englands**, das frühzeitig Annaliſten erhielt, und durch den Wechſel ſeiner Schickſale, durch die Kräfte, die es dabey entwickelte, und durch große Regenten, die es hatte, merkwürdig wurde. Eben deshalb ſoll auch von deſſen Geſchichte ausführlicher geredet werden.

---

*) S. die zwanzigſte Erzählung im zweyten Abſchnitt: "Edmund Ironſide und Knut der Große".

In England waren, wie ſchon erwähnt *), die ſieben von den Angeln und Sachſen vereinigten Reiche durch Egbert, König von Weſtſex, im Jahr 827 vereinigt worden. Dieſe Vereinigung ſchien die Ruhe und Selbſtſtändigkeit Englands zu ſichern; aber, leider! fingen gerade damals (832) die furchtbaren Einfälle der Dänen oder Normänner an, die länger als zwey hundert Jahre dauerten und unſägliches Elend über England verbreiteten.

Egbert, klug und tapfer, ſchlug zwar die Dänen einigemal zurück; aber ſie kehrten immer wieder. Er ſtarb 836. Sein Sohn und Nachfolger Ethelwolf (836 — 857), geſchickter ein Kloſter als ein Königreich zu regieren, ſuchte mehr durch Gebete und Weihgeſchenke als durch Waffenthaten die Dänen zu entfernen: ſtatt gegen ſie ins Feld zu ziehen, ging er (855) nach Rom, wo er ein ganzes Jahr unter Andachtsübungen hinbrachte. Auch ſchwächte er das Reich durch Theilungen. Seine vier Söhne — Athelſtan ſt. 856, Ethelbald ſt. 860, Ethelbert ſt. 866 und Ethelred ſt. 871, — die neben oder nach einander regierten, konnten eben ſo wenig ausrichten: die Dänen faßten vielmehr in Northumberland feſten Fuß, und erzwangen einen jährlichen Tribut. Erſt der fünfte

von

---

*) Man ſehe hiſtor. Bilderſ., Th. II, S. 9 f.

von Ethelwolfs Söhnen, Alfred der Große, ſchaffte Hülfe.

Dieſer wahrhaft große Monarch (871 — 901) erhob ſich über das Unglück, das ihn anfangs bedrohte. Er rettete das Reich, das er ſchon an die Dänen verloren hatte, befeſtigte die Sicherheit desſelben durch eine gut geordnete Land- und Seemacht, gab weiſe Geſetze und wurde der Lehrer ſeines durch ihn glücklichen Volkes *).

Sein Sohn Eduard I 901 — 927 ging auf dieſem Wege fort, und behauptete das Anſehn der Krone und Ruhe im Innern. Aber bald träten wiederum trübe Zeiten ein! Zum Nachtheil des Reichs und der Regenten **) erhob ſich die Geiſtlichkeit: beſonders ſuchte der heilige Dunſtan ganz England einer geiſtlichen Herrſchaft und den ſtrengſten Mönchsregeln zu unterwerfen. Vielfältige Unruhen entſtanden deshalb ***).

---

*) Das Leben Alfreds und ſeine großen Verdienſte ſind im zweyten Abſchnitt Num. 18 geſchildert.

**) Auf Eduard I folgten nacheinander ſeine Söhne, Athelſtan 927 – 941, Edmund ſt. 946 und Edred ſt. 955, dann Edmunds Söhne, Edwi ſt. 959 und Edgar ſt. 975. Letzterm folgten ſeine Söhne, erſt Eduard II ſt. 979 und dann Ethelred II ſt. 1016.

***) Mehreres über das Leben des heiligen Dunſtan, und die Könige, die zu ſeiner Zeit regierten, findet ſich in der neunzehnten Erzählung des zweyten Abſchnitts.

Darüber wurden die Vertheidigungsanſtalten vernachläßigt, ſo daß die Dänen, als ſie ihre Angriffe erneuerten, keinen nachdrücklichen Widerſtand fanden. Daher wurden ſie bald wieder (vorzüglich ſeit 980) ſo mächtig, daß ſie Tribut erzwangen und das Reich auf vielfache Weiſe quälten. In der Verzweiflung faßte Ethelred II den Entſchluß, alle Dänen, die in England anſäßig waren, auf einmal ermorden zu laſſen. Dieß geſchah Sonntags den 13. Nov. 1002. Selbſt Gunilda, die Schweſter des Dänenkönigs, die an den Grafen Paling verheyrathet war, wurde mit ihrem Gemahl und ihren Kindern getödtet. Aber was half dieſes Blutbad! Um es zu rächen, fiel König Swen 1003 in England ein. Anfangs ließ er ſich mit großen Geldſummen abfinden, dann kam er wieder, und nach zehen Jahren (1013) vollendete er mit der Eroberung Londons die Eroberung des ganzen Landes. Aber ſchon nach einigen Monaten, noch vor ſeiner Krönung, ſtarb er (1014). Jetzt riefen die Engländer ihren König Ethelred, der nach Rouen zu ſeinem Schwiegervater, Herzog Richard von der Normandie geflüchtet war, wieder auf den Thron; die Dänen aber in Northumberland ernannten Swens Sohn, Knut den Großen, zum König von England. Ethelred, ſchwach und nachläßig, wie zuvor, war nicht im Stande, dieſem Gegner die Spitze zu biethen, wohl aber ſein tapfrer Sohn, **Edmund Eiſenſeite**. Doch die Verrätherenen des Grafen Edrik, der Ethelreds ganzes Vertrauen beſaß, vereitelte deſſen Bemühen. Edmund mußte ſich nach london zurückziehen, wo er nach ſeines Vaters Tode (1016) zum König ernannt wurde. Aber auch jetzt waren alle ſeine Anſtrengungen vergeblich. Knut erlangte erſt eine Theilung des Reiches und dann, als Edmund getödtet war (1016), den Beſitz des Ganzen *).

Zwanzig Jahre lang (1016 — 1036) regierte Knut mit Glück und Weisheit über England, er, der mächtigſte Monarch des Nordens! Aber mit ſeinem Tode zerfiel das große Reich. Er ſelbſt hatte es unter ſeine drey Söhne — Swen, Harald und Hartiknut, — getheilt, und dieſe, mit einander in Feindſchaft, ſtarben kurz nacheinander (1036 — 1042). Dänemark gerieth dabey in Verwirrung, und ſo gelang es den Engländern, abermals einen eingebornen Prinzen, **Eduard**, einen Sohn Ethelreds II, auf den Thron zu heben. Aber **Eduard** (wegen ſeiner Keuſchheit "der Bekenner" oder "der Heilige" genannt) war ein ſchwacher Fürſt, immer abhängig von fremder leitung, und voll liebe für die Normandie, wo er ſeine Jugend verlebt hatte. Er wünſchte daher,

ſei-

---

*) S[illegible]ten im **zweyten** Abſchnitt die **zwanzigſte** Erzählung: "**Edmund Ironſide** und **Knut der Große**".

ſeinen Verwandten und Jugendfreund, Wilhelm, Herzog von der Normandie, zum Nachfolger zu haben; aber in England ſelbſt wirkte ſeinen Wünſchen der mächtige Graf Harald entgegen, der auch nach Eduards Tode (Jan. 1066) König wurde. Doch nur auf kurze Zeit! Wilhelm fiel in England ein, und gewann durch die einzige Schlacht von Haſtings, wo Harald blieb (14. Oct. 1066), das ganze Reich. Er behauptete es mit Strenge, und gab ihm eine neue Verfaſſung und einen neuen Regentenſtamm, der in weiblicher Linie noch immer regiert *).

Viertes Kapitel.

Von dem Urſprung und Fortgang der Pabſtmacht.

Auf alle Staaten, deren Geſchichte wir bis jetzt berührt haben, erſtreckte ſich der Einfluß der Pabſtmacht, die in der gegenwärtigen Periode zu einer

---

*) Das Leben und die Regierung Wilhelms des Eroberers iſt unten im zweyten Abſchnitt, Num. 21, ausführlich geſchildert.

auſſerordentlichen Höhe ſtieg, geiſtliche und weltliche Herrſchaft umfaßte, und den Glanz der alten Roma erneuerte. Wie iſt, fragt man, dieſe Macht entſtanden? durch welche Mittel hat ſie ſich erhoben? und welche Wirkungen hat ſie erzeugt? — Wir wollen die Beantwortung dieſer Fragen verſuchen.

Die Pabſtmacht ſcheint nicht, wie Viele meinen, auf einen ausgedachten Plan gegründet zu ſeyn; ſondern ſie war ein Kind der Zeit, durch zufällige Veranlaſſungen gebildet, und erſt nach dem Ablauf vieler Jahrhunderte wurde das, was Zeit, Ort und Klugheit für ſelbige gethan hatte, zuſammengefaßt, vervollkommnert und planmäßig weiter gefördert.

Urſprünglich war der Pabſt Biſchof zu Rom gleich jedem andern Biſchof; doch ſchon frühzeitig erlangte er hervorſtechendes Anſehn. Dieß verdankte er zuerſt ſeinem Sitze zu Rom, der alten Herrſcherin der Völker, die ihren Glanz und Ruhm auch auf ihn übertrug; ferner dem Umſtande, daß die römiſche Gemeinde, die älteſte im Occident, die Gründerin vieler andern Gemeinden wurde; drittens der Sage, daß Petrus, von Jeſu der Felſen

ſen genannt, auf den er ſeine Gemeinde gründen wolle, der erſte Biſchof in Rom geweſen ſey. Zwar ward dieſe Sage durch nichts begründet, aber ſie ward ohne Unterlaß wiederholt, und leicht gewöhnt man ſich, ohne Prüfung für ausgemacht zu halten, was ohne Unterlaß wiederholt wird.

Als Conſtantin der Große das Chriſtenthum zur herrſchenden Religion gemacht hatte, erhob er fünf Biſchöfe, nämlich die zu Rom, Alexandrien, Jeruſalem, Antiochien und Conſtantinopel, zu Patriarchen oder Hauptbiſchöfen. Er ſelbſt ließ es unentſchieden, wer unter dieſen Patriarchen den oberſten Rang haben ſollte; doch bald wurde dieſe Frage ein Gegenſtand des Streites. Die orientaliſchen Patriarchen, unter denen einige ſehr thätige und herrſchſüchtige waren, ſtützten ſich auf ihr altes Anſehn. Dagegen behauptete der römiſche Patriarch Innocenz I (402 — 417), daß, vermöge des Vorrangs des Apoſtels Petrus vor den übrigen Apoſteln, ihm, dem Nachfolger desſelben, ein gleicher Vorrang gebühre. Der Sieg über jene ward ihm leicht. Die Patriarchen zu Alexandrien, Jeruſalem und Antiochien, erſt durch Streitigkeiten geſchwächt, dann unter die Herrſchaft der Araber gebeugt, verloren allmählich allen Einfluß auf kirchliche Angelegenheiten. Deſto dauernder war der Rangſtreit mit dem Patriarchen zu Conſtantinopel, ein Streit, der, Jahrhunderte lang fortgeſetzt, zuletzt die Trennung der griechiſchen und römiſchen Kirche herbeyführte (um 863). Indeſſen konnte ſich der Patriarch zu Conſtantinopel nie ſo frey und ſicher erheben, wie der zu Rom, weil er unter den Augen eines despotiſchen Hofes ſtand und häufig von deſſen Willkühr abhängig war. So erfuhr namentlich Cyriacus die Demüthigung, daß, nachdem er lange mit dem Patriarchen zu Rom um den Titel "allgemeiner oder ökumeniſcher Biſchof" (Papa) geſtritten hatte, Kaiſer Phokas aus Haß gegen ihn, die römiſche Kirche für das Haupt aller Kirchen, und den Patriarchen derſelben für den allgemeinen Biſchof erklärte. Von dieſer Zeit an (607) begann der Name Pabſt der ausſchließliche Titel der römiſchen Biſchöfe zu werden, — während ſie ſelbſt mit ſcheinbarer Demuth ſich Knechte der Knechte Gottes nannten.

Indeſſen war der ganze Vorzug des römiſchen Biſchofs lange Zeit nur ein Vorzug des Ranges. Er hatte bis ins ſiebente Jahrhundert noch keine geiſtliche, geſchweige denn eine weltliche Herrſchaft. Nur ein Theil der abendländiſchen Biſchöfe hatte ſich ſeiner Leitung unterworfen, andre widerſtrebten derſelben; ſeine Ausſprüche galten nicht als untrüglich; er mußte das höhere Anſehn der Concilien und ihrer Beſchlüſſe anerkennen; er war dem jedesmaligen

maligen Herrn von Rom unterworfen. Aber alles dieß änderte ſich im Laufe der Zeiten!

Schon im ſiebenten und achten Jahrhundert gelang es den Päbſten, ſich viele abendländiſche Kirchen zu unterwerfen, oder die Rechte, die ihnen als Biſchöfen von Rom über ihre Diöces zuſtanden, über viele Biſchöfe in Frankreich, Spanien, England und Deutſchland auszuüben. Hierzu verhalf ihnen ihr altes Anſehn, zufolge deſſen man ſich von allen Seiten an ſie wendete; ferner die unwandelbare Feſtigkeit, mit der ſie behaupteten, daß ihnen als Statthaltern Chriſti und Nachfolgern Petri nicht nur der erſte Rang unter allen Patriarchen, ſondern auch die Oberherrſchaft über die ganze Kirche gebühre; drittens der zuverſichtliche Ton, mit dem ſie ihre Gutachten als Beſcheide ausſprachen und ihren Stuhl als den Hauptſitz der Rechtgläubigkeit erhoben; dann die ſchlaue Geſchicklichkeit, womit ſie den höhern Klerus entweder muthvoll bekämpften, oder durch Ueberſendung des Palliums *) unvermerkt an ſich zu ketten wuß-

---

*) **Das Pallium**, oder Ehrenzeichen der erzbiſchöflichen Würde, iſt (wenigſtens jetzt) ein breiter wollener Kragen mit zwey Streifen, wovon der eine über den Rücken, der andere über die Bruſt herabhängt, beyde aber mit rothen Kreuzen bezeichnet ſind. — Die Ueberſendung des Palliums war das Unterpfand einer nähern Verbindung mit Rom.

wußten; und endlich auch das Getreibe der Mönche und Miſſionäre, deren ſie ſich bedienten, um Ehrfurcht und Gehorſam, gegen den päbſtlichen Stuhl immer weiter zu verbreiten. Namentlich war dieß der Fall mit **Bonifacius**, dem Apoſtel der Deutſchen. Dieſer lebendige Eiferer für päbſtliche Hoheit *) brachte alle deutſche Kirchen, ſowohl die, die er ſtiftete, als die, die ſchon vor ihm beſtanden, in Abhängigkeit von dem Pabſt, indem er zugleich mit dem Chriſtenthum Ehrfurcht gegen denſelben einſchärfte, die deutſchen Erzbiſchöfe nöthigte, ihre Pallien von Rom zu holen, und den Pabſt, den er in allen Stücken um Rath fragte, an die Einmiſchung in die Gelegenheiten der deutſchen Kirche gewöhnte, und auf den Nutzen päbſtlicher Geſandten aufmerkſam machte.

Während noch Bonifacius die geiſtliche Macht der Päbſte ſo außerordentlich erweiterte, gelang es dieſen, auch weltliche Macht an ſich zu bringen. Dieß geſchah auf folgende Art. Seit dem Umſturz des oſtgothiſchen Reichs waren die Päbſte Vaſallen oder Unterthanen des oſtrömiſchen Kaiſers geweſen, aber der vom Kaiſer Leo III angeregte Bilderſtreit **) gab ihnen Gelegenheit ſich dieſer Abhängigkeit zu entziehen. Doch zu ſchwach, um für ſich ſelbſt zu beſtehen, und bedroht von den Longobarden, die in Oberitalien herrſchten und 752 dem griechiſchen Exarchat ein Ende machten, bedurften ſie fremdes Schutzes und Beyſtandes. Sie wendeten ſich daher an die Franken, und zwar an deren Majores Domus, und gewannen letztere dadurch, daß ſie ihnen zur fränkiſchen Krone verhalfen *). Pipin der Kleine, durch Vermittelung des Pabſtes Zacharias König der Franken (752), vergalt dieſe Gefälligkeit. Er befreyte Rom von den Angriffen der Longobarden (754 und 756), und ſchenkte das ihnen entriſſene Exarchat nebſt fünf Städten an der Weſtküſte des adriatiſchen Meeres dem römiſchen Stuhle. Dadurch bekam das Erbtheil dieſes Stuhles (Patrimonium Petri), das bisher nur aus einzelnen Gütern und Einkünften beſtanden hatte, die erſte Begründung an Land und Leuten. Karl der Große aber, vom Pabſte Leo III zum römiſchen Kaiſer gekrönt (800), erweiterte die Schenkungen ſeines Vaters; doch womit? und wie weit? läßt ſich nicht genau beſtimmen, da die Urkunde ſeiner Schenkung verloren gegangen iſt.

---

*) S. hiſtor. Bilderſ., Th. II, S. 288 ff.

**) S. hiſtor. Bilderſ., Th. II, S. 40.

Von nun an wurde das Streben der Päbſte, nicht nur über die Kirche ſondern auch über den Staat zu gebieten, immer ſichtbarer, und immer bedeu-

---

*) S. hiſtor. Bilderſ., Th. II, S. 101 u. 110.

bedeutender die Fortſchritte, die ſie in dieſem Streben machten. Auſſer dem Geiſte der Zeiten kam ihnen dabey noch manches andre zu Statten.

Zuerſt die Schwäche, Länderſucht und Zwietracht der Nachfolger Karls des Großen. Denn je mehr dieſe das königliche Anſehn in Verfall brachten, deſto glanzvoller erſchien die weislich geleitete Pabſtmacht, und je weniger dieſe darauf bedacht waren, ihre Rechte zu ſichern *), deſto ſtolzer und anmaßender wurden die Päbſte.

Aber auch die Geiſtlichkeit trug zur Erweiterung des päbſtlichen Anſehns bey. Schon der Caſtengeiſt konnte ſie antreiben, ſich mit dem Pabſt gegen die weltliche Macht zu verbinden; aber ſie hatte dazu auch noch beſondere Antriebe. Die Aebte ſtrebten der nahen und darum oft drückenden Aufſicht der Biſchöfe zu entgehen; die Biſchöfe aber ſtrebten nach Befreyung von der Unterwerfung unter ihre Erzbiſchöfe; und die Erzbiſchöfe fanden

ihren

---

*) Nur manchmal, wenn ihr Anſehn zu empfindlich gekränkt war, wallte ihr Stolz auf, und ſie ſuchten die Anmaßungen des Pabſtes, die ſie durch Unbeſonnenheit gefördert hatten, durch Gewalt zu beſchränken. Aber die Päbſte begegneten ihnen mit Schlauheit, und wußten zur rechten Zeit einzulenken, und aus dem, was zu ihrer Beſchränkung führen ſollte, neue Vortheile zu ziehen. Als Beyſpiel hiervon leſe man die zwey und zwanzigſte Erzählung im zweyten Abſchnitt: „Pabſt Sergius II und Kaiſer Ludwig II“.

ihren Stolz geſchmeichelt, wenn ſie das Abzeichen ihrer Würde, das Pallium, aus den Händen des Pabſtes empfingen. Aebte, Biſchöfe und Erzbiſchöfe beeiferten ſich alſo, ſich an den Pabſt anzuſchließen, um durch ihn in ihrem Streben nach Ungebundenheit, Vorrechten und äußerm Glanz geſchützt zu werden.

Unter ſolchen Umſtänden fand ein wichtiges Beförderungsmittel der päbſtlichen Macht, die **Decretalen des falſchen Iſidor**, leichten und bedeutſamen Eingang. Es erſchien nämlich in der erſten Hälfte des neunten Jahrhunderts, ungefähr ums Jahr 830 (man weiß nicht beſtimmt, von wem), eine Reihe angeblicher Schreiben (Decretales Epistolae) römiſcher Biſchöfe vom Ende des erſten Jahrhunderts bis zu Gregor dem Großen (590 — 604), in welchen die Anmaßungen des Pabſtes, oberſter Herr, Geſetzgeber und Richter der Chriſtenheit zu ſeyn, ſo vorgeſtellt wurden, als ob ſie von jeher als Rechte der römiſchen Biſchöfe anerkannt und ausgeübt worden wären. Als Sammler dieſer Decretalen wurde, um ihnen Anſehn zu verſchaffen, der berühmte **Iſidorus**, Erzbiſchof von Sevilla, der im ſiebenten Jahrhundert gelebt hatte, genannt; aber ſie erſchienen zuerſt nicht in Spanien, ſondern in der Diöces von Mainz. Liſt und Verblendung verſchaffte ihnen

Eingang. Sie wurden faſt ohne Widerrede angenommen, und ſieben Jahrhunderte lang blieb dieſer Betrug unaufgedeckt und bis auf wenige kaum hörbare Zweifel ungeahndet.

Ungemein groß aber waren die Wirkungen, die er hatte. Durch dieſe falſchen Decretalen kam in die Abendländer ein ganz neues Kirchenrecht. Die Rechte der Erzbiſchöfe, in ihren Sprengeln nach eigener Einſicht kirchliche Einrichtungen zu treffen, mußten der Obergewalt des geiſtlichen Monarchen zu Rom weichen; ihre Provinzialſynoden, wodurch die Kirchenzucht aufrecht erhalten worden war, verloren an Kraft und Anſehn; wer ſich von der geſetzlichen Ordnung losreißen wollte, konnte ſich an den Pabſt wenden, der begierig von allen Seiten her Appellationen an ſich zog. Nach eben dieſen Decretalen gehörten ferner alle Angelegenheiten der Biſchöfe vor den Pabſt. Er beſtand alſo darauf, daß es ihm zukomme Bißthümer zu errichten, Biſchöfe zu beſtätigen und abzuſetzen, und Rechte, wie die Heiligſprechung (Canoniſation), die er vorher mit ihnen getheilt hatte, ausſchließlich auszuüben. Aber auch die weltlichen Fürſten empfanden die Wirkungen jener falſchen Decretalen. In ihnen wurde gelehrt, den römiſchen Biſchöfen komme es zu, die Könige zu leiten, ſie zu richten, und ihren Ungehorſam nach Befinden mit dem

Bann oder der Thronentſetzung zu beſtrafen. Die Päbſte ſelbſt ſäumten nicht, von ſolchen Lehren Gebrauch zu machen, und die Fürſten zu gewöhnen, in dem Oberherrn der Chriſtenheit auch ihren Oberherrn zu ehren. Seitdem Karl der Große aus den Händen des Pabſtes die Kaiſerkrone empfangen hatte, war die Meinung aufgekommen, daß die Verleihung derſelben vom Pabſte abhänge; und als nach dem Abgange der Karolinger die italieniſchen Fürſten und die Könige des benachbarten Burgunds ſich lange Zeit um die Krone Italiens und die Kaiſerwürde ſtritten, hatte der Pabſt, öfters zum Schiedsrichter aufgerufen, eine entſcheidende Stimme bey dieſem Streite erhalten. Kein Wunder alſo, daß er nun behauptete, ihm allein komme die Ertheilung Italiens und der Kaiſerwürde zu.

So ſieht man alſo ſeit der Mitte des neunten Jahrhunderts das Pabſtthum hervorſteigen, mächtig über die Kirche und über den Staat gebiethend. Diejenigen Päbſte aber, die in dieſen Zeiten vorzüglich hierzu beytrugen, waren Nicolaus I, der zweyte Nachfolger der angeblichen Päbſtin Johanna*), dann Johann VIII und Stephan V.

---

*) Was von dieſer angeblichen Päbſtin erzählt wird, und wie dieſe Erzählungen zu deuten ſind, iſt im zweyten Abſchnitt dieſes Bandes unter der Aufſchrift: "Die Päbſtin Johanna", zu finden.

Nicolaus I (reg. 858 — 867), ein thätiger, herrſchſüchtiger und überall durchdringender Mann, ſchon dadurch merkwürdig, daß er zuerſt die päbſtliche Krone annahm — wodurch der Kirchenfürſt den weltlichen Fürſten an äuſſerlichem Gepränge gleich geſtellt wurde — wurde noch merkwürdiger durch die Eheſcheidungsſache des lothringiſchen Königs Lothar und durch Streitigkeiten mit den fränkiſchen Biſchöfen und mit dem Patriarchen zu Conſtantinopel, Photius. Letztere führten die völlige Trennung der griechiſchen und römiſchen Kirche herbey; erſtere aber gaben ihm Gelegenheit, über einen König zu richten, und ausländiſche Erzbiſchöfe ohne Genehmigung ihrer Landesherren und ihrer Sprengel abzuſetzen *). Zur Beſchönigung ſolcher Anmaßungen bediente er ſich der Decretalen des falſchen Iſidor. Kraft derſelben behauptete er, daß alle wichtigen Angelegenheiten der Kirche vor den päbſtlichen Stuhl gehörten, und daß ohne Vorwiſſen und Befehl des Pabſtes keine Synode gehalten werden dürfe. — **Johann** VIII (reg. von 872 — 882) wußte den Drohungen der Araber und der Eiferſucht der italieniſchen Fürſten mit ſchlauer Politik zu begegnen. Behauptend, daß es nur dem Pabſt zukomme, die Kaiſerkrone zu vergeben, ſetzte er dieſelbe erſt Karl dem Kahlen (875), dann Karl dem Dicken (880) auf. Auch erhob er den Herzog Boſo zum König von Burgund (879) und erklärte, daß alle Biſchöfe von der weltlichen Macht unabhängig ſeyn müßten. — Nach ihm (er wurde 882 ermordet) ſtellte Stephan V (885 — 891) die Behauptung auf, daß alle Verordnungen des römiſchen Stuhls von der ganzen Kirche ohne Widerrede angenommen werden müßten.

---

*) Man ſehe im zweyten Abſchnitt die erſte Erzählung: "Lothar und Waldrade".

Doch um eben dieſe Zeit, am Ausgang des neunten Jahrhunderts, gerieth das Anſehn und Emporſtreben der Päbſte bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts ins Stocken und Sinken. Hierzu trug allerdings die perſönliche Unwürdigkeit mehrerer Päbſte der damaligen Zeit vieles bey; denn zu keiner Zeit haben ſo viele, ſo unfähige und ſo laſterhafte Päbſte auf dem römiſchen Stuhl geſeſſen, als in der erſten Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Aber der eigentliche Grund jener Erſcheinung, wodurch eben dieſe Uebel bewirkt wurden, lag in den Zerrüttungen, die dem Hinſterben der Karolinger folgten. Italien und Rom geriethen dadurch in Verwirrung; italieniſche Grafen und Herzoge, die anfangs bloß kaiſerliche Statthalter waren, erhoben ſich zu mächtigen Herren, und die Päbſte wurden um ſo mehr von ihnen abhängig, je näher ihnen dieſe Gewalthaber waren.

Namentlich erhoben ſich zu Rom ſeit Karls des Dicken Abſetzung (887) die Markgrafen von Toſkana, und unter deren Schutz die Markgräfinen Theodora mit ihren Töchtern Marozia und Theodora. Dieſe unzüchtigen und herrſchſüchtigen Frauen beförderten die Sittenloſigkeit, ſetzten ihre Liebhaber und unehelichen Söhne auf den päbſtlichen Thron, und ſtürzten ſie, ſobald ſie ihnen beſchwerlich wurden *).

Erſt Otto I führte, wenigſtens auf einige Zeit, Ruhe und Ordnung zurück. Johann XII, der laſterhafte Enkel der Marozia (956 — 965), der zuerſt als Pabſt ſeinen Namen änderte, hatte ihn um Schutz gegen den König von Italien, Berengar II, angefleht. Otto kam daher (961) nach Rom. Vor ſeiner Macht mußten ſich die Partheyen beugen; Johann XII erkannte ihn als ſeinen Oberherrn und krönte ihn zum Kaiſer (962). Aber der Geiſt des Aufruhrs und der Herrſchſucht war den Römern viel zu tief eingeimpft, als daß es lange ruhig bleiben konnte. Schon bey Ottos Leben erneuerten ſich die Unruhen (er mußte daher noch zweymal nach Rom zurückkehren, 963 und 965), und noch höher ſtiegen ſie nach ſeinem Tode (973). Crescentius, ein vornehmer Römer, ein

---

*) Mehreres hierüber findet man im zweyten Abſchnitt unter der Aufſchrift: "Die Päbſtin Johanna".

Sohn der jüngern Theodora, riß alle Gewalt in Rom an ſich, und erſt Otto III vermochte durch Hinrichtung dieſes Gewaltigen (996) Ruhe, Ordnung und kaiſerliches Anſehn in Rom zu erneuern. Wiederum nur auf kurze Zeit! Bald nach ſeinem Tode (1002) kehrten die vorigen Uebel zurück. Die Partheyen wurden wieder zu Rom mächtig; es gab wieder Päbſte und Gegenpäbſte; die Pabſtwürde wurde mehr als einmal für Geld erkauft, und während des Jahres 1045 ſahe man drey Päbſte zugleich auf dem päbſtlichen Stuhle, die einander verdammten. Doch Kaiſer Heinrich III nahm ſich dieſes Aergerniß zu Herzen. Er ließ jene drey Päbſte abſetzen (1046), ernannte einen Deutſchen, Clemens II, zum Pabſt, und befeſtigte nicht nur das kaiſerliche Anſehn in Rom und Italien, ſondern ſuchte auch eine Verbeſſerung des kirchlichen Zuſtandes einzuleiten.

Indeſſen behauptete bey allem Eifer, womit die Kaiſer des ſächſiſchen und fränkiſchen Hauſes ihre Regentenrechte gegen den römiſchen Stuhl bewahrten, und bey ſo vielen ärgerlichen Auftritten, wodurch ſich ſo viele Päbſte herabwürdigten, das Pabſtthum ſelbſt ſein altes Anſehn. Die Religioſität jener Zeiten, die Pabſtthum und Chriſtenthum für eins hielt, ferner die Selbſtſucht, die unter dem Schirm des Pabſtthums Befriedigung fand, ſchützte deſſen Anſehn. Selbſt Otto I hatte — vielleicht um auch hierin Karl dem Großen ähnlich zu ſeyn — dem römiſchen Stuhle ſehr anſehnliche Schenkungen gemacht, und ſein Beyſpiel wirkte wiederum auf ſeine Nachkommen. Auch machte bey der Sittenloſigkeit, die damals unter der Geiſtlichkeit überhaupt eingeriſſen war, das Gerücht von der Sittenloſigkeit der Päbſte keinen beſondern Eindruck. Hatte aber auch das Pabſtthum hin und wieder an Achtung und Glanz verloren, ſo war es doch leicht, beydes in erhöhtem Grade wieder herzuſtellen, ſo bald nur Ordnung von auſſen und Würde und Kraft von Seiten der Päbſte zurückkehrte. Jenes geſchah, wie ſchon bemerkt, durch **Heinrich III**, dieſes durch **Hildebrand** oder **Gregor VII**, der die Pabſtmacht über alle Gewalten zu erheben ſuchte.

Schon lange, ehe er Pabſt wurde (1046 — 1073), war **Hildebrand**, geehrt wegen der Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, der Rathgeber der Päbſte und der Beförderer der päbſtlichen Macht; aber noch kühner und erfolgreicher erhob er dieſe Macht, als er ſelbſt im Jahr 1073 unter dem Namen **Gregor VII** den päbſtlichen Stuhl beſtiegen hatte. Nun beſtand er auf das Cölibat oder die Eheloſigkeit der Geiſtlichen, verbot die Simonie oder den Verkauf geiſtlicher Stellen, unterſagte den

BIBL. UNIVERS. LIPS.

den weltlichen Fürſten die Inveſtitur oder das Belehnungsrecht im Betreff der höhern Geiſtlichen, und verlangte, daß Biſchöfe und Erzbiſchöfe nur des Pabſtes Vaſallen ſeyn ſollten. Ferner machte er ſich ganze Reiche lehn- und zinspflichtig, zog Fürſten vor ſeinen Richterſtuhl, ſprach ihre Unterthanen vom Eid der Treue los, war überall durch Legaten gegenwärtig, die, in ſeine Plane eingeweiht, Könige, Fürſten und die geſammte Geiſtlichkeit in Unterwürfigkeit hielten, und belegte, wo es ihm gutdünkte, die ihm Widerſtrebenden mit dem damals gefürchteten Bann *). Freylich unterlag er zuletzt für ſeine Perſon (er ſtarb, flüchtig von Rom, zu Salerno 1085); aber ſein Werk triumphirte, und am Ausgang des eilften Jahrhunderts oder der gegenwärtigen Periode ſah man das Pabſtthum auf der höchſten Stufe der Macht und des Glanzes.

Die Kirche war nicht nur der weltlichen Macht entzogen, ſondern gebot auch dem Staate und behauptete auf alle politiſche Ereigniſſe bedeutenden Einfluß. Die Geiſtlichen machten einen von allen andern Ständen abgeſonderten Stand aus, der

---

*) Was hier nur angedeutet ward, iſt im zweyten Abſchnitt unter der Aufſchrift: "Gregor VII", ausführlicher dargeſtellt.

zwar im Staate lebte, und Reichthümer, Güter und Ehrenſtellen beſaß, aber nicht den Geſetzen des Staates, ſondern nur denen der Kirche gehorchte. Der Pabſt ſelbſt vereinigte geiſtliche und weltliche Herrſchaft. Er galt als das ſichtbare Oberhaupt der Kirche, als Inhaber aller ihrer Rechte, der die Macht habe, Concilien zu berufen und auf ihnen zu entſcheiden, unerlaßliche Sünden zu erlaſſen, Freyheiten zu ertheilen, die ſonſt niemand ertheilen könne, und den nicht nur die geſammte Geiſtlichkeit, ſondern auch alle chriſtliche Fürſten als ihren Oberherrn und Vater ehren ſollten.

Die Wirkungen dieſer kirchlichen Despotie waren verſchiedener Art, und kaum läßt ſich ein anderes menſchliches Werk nennen, das ſo viel Schlimmes und ſo viel Wohlthätiges in ſich vereinigte.

Wie überhaupt gegen die Pabſtmacht erinnert werden kann, daß ſie dem Geiſte Jeſu und ſeiner Lehre durchaus entgegen, auf eitle Anmaßungen gegründet, und durch Aberglauben und Herrſchſucht emporgehoben war: ſo läßt ſich insbeſondere noch Folgendes gegen ſie bemerken. Erſtens, ſie ſtörte die Ruhe der Staaten. Die Doppelherrſchaft eines geiſtlichen und eines weltlichen Regiments, oder ein päbſtlicher Staat in allen Staaten, ſtreute überall den Keim zu Unruhen aus, erſchütterte die Sicherheit der Thronen, lähmte die Wirkſamkeit der Geſetze. Sie führte zweytens zur Despotie. Unbekümmert um die Moralität der Mittel gebrauchten die Päbſte alles, was ihre Zwecke fördern konnte, unbegründete Sagen und erdichtete Schriften, Liſt und Gewalt, Bann und Ablaß, Gefängniß, Flammen und Androhung zeitlicher und ewiger Verdammniß. Bald ſchmeichelten ſie im Tone wohlmeinender Väter, wo ſie in Noth und Verlegenheit waren; bald droheten und ſtraften ſie als unerbittliche Richter, wo ſie ihre Uebermacht fühlten. Dieſes Verfahren blieb, als Beyſpiel von oben und darum doppelt kräftig, nicht ohne Nachahmung; Biſchöfe und Erzbiſchöfe folgten demſelben in ihren Sprengeln und pflanzten es als Rathgeber der Könige auch auf dieſe fort. Und ſo wurden despotiſche Grundſätze und Maßregeln in den germaniſchen Staaten, denen ſie urſprünglich fremd waren, in Umlauf geſetzt. Drittens beſchränkte die Pabſtmacht das edelſte Eigenthum des Menſchen, Freyheit des Denkens und Glaubens. Die Ausſprüche des Pabſtes ſollten untrüglich ſeyn; nur was er als wahr erkannte, ſollte überall geglaubt werden: mithin galt freyes Forſchen für unerlaubt. Unwiſſenheit von Seiten der Laien und Alleinbeſitz gelehrter Kenntniſſe von Seiten des Klerus ſchien der beſte Schirm der hierarchiſchen Macht: mithin wurde der Aberglaube nicht vertrieben, ſondern gehegt, der Zugang zur Erkenntnißquelle des Chriſtenthums nicht gebahnt, ſondern erſchwert und mit einem dichten Gewebe von Traditionen umzäunt.

Aber wie viel Nachtheiliges von der Pabſtmacht geſagt werden kann, ſo entdeckt man leicht auch ihr Wohlthätiges, wenn man auf die Beſchaffenheit und Bedürfniſſe der Zeiten, in denen ſie aufkam und aufblühete, zurückblickt; und es beſtätigt ſich auch hier, daß Einrichtungen und Gebilde, die dem Erwachſenen widrig und drückend erſcheinen, dem Unmündigen oft erwünſcht und heilbringend ſind.

Damals als die Pabſtmacht aufkam, war Europa von den Stürmen der Völkerwanderung erſchüttert; und als ſie aufblühete, war es von den Zerrüttungen des Lehnweſens und den Raubzügen der Araber, Ungern, Normannen und Slaven heimgeſucht: es galt das Recht der Stärkern; Rohheit und Aberglaube war allenthalben verbreitet; das Streben nach gelehrten Forſchungen ſchlummerte; die Trümmer der Gelehrſamkeit waren nur in der Kirche zu finden. Unter dieſen Umſtänden war die Pabſtmacht als eine Herrſchaft des Gebildeten über den Rohen zu betrachten, als ein Erziehungsziehungsmittel, ohne welches Europa vielleicht ein Raub der Rohheit, ein Schauplatz ewiger Zerrüttung geworden wäre.

Zu dieſen allgemeinen Bemerkungen über das Wohlthätige, das einſt die Pabſtmacht hatte, läßt ſich insbeſondere noch Folgendes hinzufügen. Erſtens, ſie erhielt und verbreitete das Chriſtenthum; freylich in einer rohen Geſtalt, aber wie dieſe den damaligen Zeiten angemeſſen ſcheint, ſo lag auch in ihr der Same zu einer beſſern Zukunft. Die Menſchen erhielten dadurch Ehrfurcht für Ideen und wurden auf etwas Höheres hingewieſen. Zweytens, ſie verknüpfte die Kirche zu einem Ganzen, was zu ihrer Erhaltung damals um ſo nothwendiger war, da der Islam, durch ſiegreiche Waffen erhoben und dann durch Künſte und Wiſſenſchaften empfohlen, drohend ihr gegenüber ſtand. Drittens, indem die Pabſtmacht die Kirche verknüpfte, war ſie zugleich auch das Band, das die chriſtlichen Staaten des abendländiſchen Europas umſchloß, das eine Annäherung und Reibung derſelben beförderte, und zu der Uebermacht beytrug, die unſer Erdtheil über andre behauptet. Viertens war es wohlthätig, daß ſelbſt gegen den mächtigſten Herrſcher, wo Gewalt oder Leidenſchaften ihn verblendeten, eine Stimme laut werden konnte, die er ſcheuen mußte. Und wirklich ſetzte die Pabſtmacht

macht den weltlichen Großen oft heilſame Schranken, gab nicht ſelten der Meinung der Beſſern Sprache und Gewicht, ward nicht ſelten ein Schutz der gemißhandelten Unſchuld, und trug durch alles dieß zur Freyheit und Erhebung der niedern Stände bey.

Ob aber die Päbſte ſelbſt das Gute wollten, das aus ihrer Herrſchaft hervorging? Kein Sterblicher kann hierüber mit Beſtimmtheit entſcheiden. Sieht man aber auf das Verfahren ſo vieler Päbſte, ſo möchte man jene Frage eher verneinen als bejahen. Doch das iſt eben das Große der göttlichen Weltregierung, daß der Menſch ſtets in ihren Händen ſteht, daß ſelbſt ſeine Leidenſchaften ihr dienen müſſen, und daß ſie aus dem Unheil, das er ſäet, eine Erndte des Segens aufgehen läßt.

Dieſe troſtreiche Wahrheit, mit der wir uns jetzt von gegenwärtiger Periode trennen, bewährt ſich auch durch die Geſchichte der Kreuzzüge, mit deren Schilderung die folgende Periode beginnen wird.

Zweyter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von dem Vergleiche zu Verdun bis zum Anfang der Kreuzzüge.

I.

Lothar und Waldrade,

oder

Eheſtreitigkeiten Lothars des Zweyten.

So ruhmlos und unbedeutend **Lothar II** an ſich erſcheint, ſo wichtig und merkwürdig erſcheinen dagegen die Eheſtreitigkeiten, die ſeine eigene Schwäche und des Pabſtes Herrſchſucht über ihn verhängte.

Sie machen mit den ſpätern Karolingern und deren Verhältniß zu einander näher bekannt; ſie zeigen, wie weit ſchon im neunten Jahrhundert die Rechte und Anmaßungen des Pabſtes gingen; und in ihnen ſpiegelt ſich der Geiſt jener Zeiten und manche damals herrſchende Sitte. Zweckmäßig ſcheint es daher, ihren Anfang, Fortgang und Ausgang zu ſchildern.

Lothar II, König von Lothringen, zweyter Sohn des Kaiſers Lothar I, Urenkel Karls des Großen, war ſeit dem Jahre 856 mit **Thietberg** (oder Theutberge) aus Burgund vermählt. Aber ſchon früher hatten ihn die Reize eines fränkiſchen Fräuleins, **Waldrade'ns**, gefeſſelt, und bald nach ſeiner Vermählung wachte dieſe alte Liebe mit neuer Stärke in ihm auf. Seine Gemahlin ward ihm zuwider; er ſonderte ſich von ihr ab (857), und gab ſich alle Mühe von ihr geſchieden und mit ſeiner geliebten Waldrade, mit der er früher ſchon im vertrauten Umgang gelebt hatte, vermählt zu werden.

Eheſachen und beſonders Eheſcheidungen waren ſchon damals der Kirche untergeben. Wie ſie die Ehe einſegnete, ſo konnte ohne ihre Erlaubniß keine Ehe geſetzmäßig getrennt, noch, bevor dieß geſchah, eine neue geſchloſſen werden. **Lothar** wendete ſich alſo, um das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen, an die Erzbiſchöſe von Cöln und Trier, Günther und Thietgaud, und beſchuldigte ſeine Gemahlin der ſchändlichſten Ausſchweiſung. Die Erzbiſchöfe, Verwandte der Waldrade und ihrem König ergeben, fügten ſich in deſſen Begehren. Sie veranſtalteten im Jahr 859 zu Metz eine Unterſuchung über die Königin, und erkannten darauf, daß ſie ſich von dem angeſchuldigten Vergehen durch die Probe des ſiedenden Waſſers reinigen ſollte.

Die Waſſerprobe war eines der Ordalien oder Gottesurtheile, durch die man in jenen Zeiten wahre und falſche Beſchuldigungen enthüllen zu können vermeinte. Sie beſtand darin, daß der Beklagte an heiliger Stätte, in Gegenwart der Geiſtlichen, und unter ihren Gebeten und Beſchwörungen ſeinen Arm bis an den Ellenbogen in einen Keſſel voll ſiedendes Waſſers tauchen, und einen Stein oder Ring mit bloßer Hand herausnehmen mußte. War dieß geſchehen, ſo wurde Arm und Hand ſogleich mit Binden umwickelt, und dieſe Binden mit geweihetem Wachſe verſiegelt. Nach einiger Zeit wurden dann Siegel und Binden abgenommen, und Arm und Hand beſichtigt. Fand man keine Verletzungen, ſo galt dieß als ein Zeichen der Unſchuld; im umgekehrten Falle aber wurde der Beklagte für ſchuldig erklärt. Weltlichen

chen Großen und Geiſtlichen ſtänd es frey, dieſe Probe ſelbſt zu beſtehen, oder einen Stellvertreter dazu zu ernennen. Auch der Königin Thietberg wurde dieſe Wahl gelaſſen, und ſie übertrug die auferlegte Waſſerprobe einem ihrer Bedienten, der ſelbige glücklich überſtand.

Aber Lothars aufgeregtes Gemüth war durch dieſen Ausgang der Waſſerprobe mehr erbittert als befriedigt. Den Vorurtheilen ſeiner Zeit entgegen, aber nicht von Wahrheitsliebe ſondern von Leidenſchaftlichkeit entflammt, erklärte er: “Die Waſſerprobe ſey kein ausreichendes Mittel, um die Wahrheit ans Licht zu bringen; es könne dadurch eben ſo wohl der Schuldige losgeſprochen als der Unſchuldige verdammt werden”. Er verlangte daher, indem er ſeine alten Beſchwerden gegen ſeine Gemahlin erneuerte, ſie ſollte abermals vor Gericht gezogen werden. Die ihm ergebenen Erzbiſchöfe thaten, was er verlangte, und ihre drohenden Ermahnungen verſchüchterten die unglückliche Thietberg ſo ſehr, daß ſie ſich auf der Synode zu Aachen (im Jan. 860) der ihr vorgeworfenen Verbrechen ſchuldig erkannte und um die Erlaubniß bat, in ein Kloſter zu gehen. Einen Monat nachher mußte ſie dasſelbe Bekenntniß auf einer zweyten Synode zu Aachen ſchriftlich wiederholen, worauf ihr zuerkannt wurde: ſie ſolle, um Buße zu thun, auf lebenslang in ein Kloſter geſperrt werden. Späterhin (im Jahr 862) erklärte eine dritte Synode, ihre Ehe für getrennt, und verſtattete dem König Lothar, ſich wieder zu vermählen. Er zögerte nicht, nahm Waldrade'n zur Gemahlin, und ließ ſie als Königin krönen. Aber die Freude war von kurzer Dauer!

Thietberg war, noch ehe ſie als Nonne förmlich eingekleidet wurde, aus dem Kloſter entflohen, und hatte ihr Bekenntniß öffentlich widerrufen. Wer leidenſchaftslos urtheilte, hielt ſie für ſchuldfrey, und der angeſehenſte Geiſtliche der fränkiſchen Kirche, Hinkmar, Erzbiſchof von Rheims, tadelte mit lebendigem Unwillen das Verfahren gegen ſie. Auch Karl der Kahle, König von Frankreich, Lothars Oheim, der vorher dieß Verfahren gebilligt hatte, erklärte ſich jetzt dagegen. Er nahm die unglückliche Königin an ſeinem Hofe auf, und wahrſcheinlich geſchah es auf ſeinen Antrieb, daß ſie ſich bey dem Pabſte über die erlittenen Verfolgungen beklagte.

Lothar ahnete, was für Stürme bevorſtünden und ſuchte ſie abzuwenden. Um Schutz gegen Karl den Kahlen zu finden, überließ er ſeinem andern Oheim Ludwig dem Deutſchen das heutige Elſaß. Eben ſo ſuchte er auch ſeinen ältern Bruder,

der, den Kaiſer Ludwig II für ſich zu gewinnen, indem er ſich mit ihm zu Lion 863 über die Hinterlaſſenſchaft des jüngſten Bruders Karl verglich. Seine Biſchöfe aber wendeten ſich an den Pabſt, und baten ihn, falſchen Vorſtellungen kein Gehör zu geben, ſondern vielmehr ihre Beſchlüſſe durch ſeinen Beytritt zu bekräftigen. Doch alle dieſe Vorkehrungen ſcheiterten an der Unzuverläſſigkeit der fränkiſchen Könige und an der Characterkraft des damaligen Pabſtes.

Damals ſaß (ſeit 858) Nicolaus I auf dem päbſtlichen Stuhl, ein kräftiger, entſchloſſener Mann, voll regſamen Eifers, die Rechte oder Anmaßungen ſeiner Würde zu erweitern, und beharrlich bey dem, was er ſich einmal vorgenommen hatte. Schon als Menſch und als Chriſt mußte er ſich gedrungen fühlen, der unterdrückten Unſchuld beyzuſtehen; aber noch ſtärker fühlte er ſich als Pabſt hierzu bewogen. Wenigſtens machte ſein Verfahren deutlich, wie lieb ihm eine Gelegenheit war, um in Gemäßheit der Grundſätze des falſchen Iſidor', die damals in Umlauf kamen *), über einen König und über ausländiſche Biſchöfe das Richteramt zu üben. Er verſagte daher, ſobald die Klagen der Thietberg und die Anmuthungen der lothringiſchen Biſchöfe an ihn gelangt waren,

---

*) S. oben im erſten Abſchnitt S. 105.

ren, den Beſchlüſſen der letztern ſeine Genehmigung, verlangte eine neue Unterſuchung der ganzen Sache, und ſchrieb deshalb eine Kirchenverſammlung aus, die zu Metz unter dem Vorſitz ſeiner Geſandten gehalten werden ſollte. Eben dahin ſollten die Könige von Frankreich und Deutſchland Biſchöfe abſenden, ihm ſelbſt aber ſollten die Beſchlüſſe der Synode zur Beſtätigung oder Verbeſſerung zugeſchickt werden.

Doch Selbſtſucht kämpfte mit Selbſtſucht, und was erfolgte, war weit verſchieden von dem, was der Pabſt befohlen oder erwartet hatte. Seine beyden Geſandten ließen ſich von Lothar gewinnen, die fremden Biſchöfe wurden zurückgehalten, und auf der Kirchenverſammlung zu Metz (im Jun. 863) wurden die Beſchlüſſe der vorigen Synoden wiederholt und beſtätigt. Hierauf reiſten die ſchon genannten Erzbiſchöfe von Cöln und Trier, Günther und Thietgaud, als Lothars Geſandte, nach Rom, um für die Beſchlüſſe, deren eigentliche Urheber ſie waren, die päbſtliche Genehmigung einzuholen.

Aber Pabſt Nicolaus I war nicht der Mann, der ſeiner ſpotten ließ. Aufs äuſſerſte erbittert, berief er eiligſt eine Verſammlung in Rom zuſammen, und verfügte daſelbſt, daß nicht nur die Beſchlüſſe der Synode zu Metz für ungültig erklärt, ſondern auch die Urheber derſelben beſtraft werden ſollten. Demnach entſetzte er jene beyden Erzbiſchöfe unverzüglich ihrer geiſtlichen Würden, und belegte ſie mit dem Kirchenbann. Eben dieſe Strafe verhängte er auch über ſeine Legaten. Allen übrigen Biſchöfen aber, die zu Metz verſammelt geweſen waren, wurde dasſelbe angedrohet, wofern ſie nicht Buße thäten und eine ſchriftliche Verſicherung ihres Gehorſams gegen den apoſtoliſchen Stuhl einſchicken würden.

Die Argliſt, die man zu Metz verübt hatte, verdiente allerdings eine ernſte und nachdrückliche Rüge, und man kann damit den Unwillen oder die Erbitterung des Pabſtes entſchuldigen. Tadelhaft aber war es, daß er bey ſeinem Verfahren nur den Eingebungen ſeiner Leidenſchaften, nicht beſtehenden Geſetzen folgte. Nach damaliger Kirchenordnung konnte ein Erzbiſchof nicht ohne Vorwiſſen ſeines Landesherrn, nicht ohne Zuziehung der Biſchöfe ſeiner Diöces, nicht auſſerhalb des Reichs, zu dem er gehörte, nicht ohne ſich vertheidigen zu dürfen, ſeiner Würde entſetzt werden. Dem allen hatte der Pabſt entgegen gehandelt, und ſeine Anmaßung war eine arge Verletzung der Rechte der Biſchöfe und der Landesherren. Den abgeſetzten Erzbiſchöfen war dieß nicht unbekannt. Sie eilten daher mit ihren Klagen zu dem Fürſten, der ihnen am nächſten war, zu Lothars Bruder, dem Kaiſer Ludwig II, der ſich damals zu Benevent aufhielt. Ihm ſtellten ſie das erlittene Unrecht vor, und trieben ihn an, nach Rom zu eilen, um jenes Urtheil umzuſtoßen und den Pabſt zu züchtigen.

Kaiſer Ludwig II folgte ihren Aufforderungen. Noch im Jahre 864 brach er mit ſeinem Heere auf, und drang, während auf Geheiß des Pabſtes Gebete, Faſten, feyerliche Umzüge und andre Bußübungen daſelbſt vollzogen wurden, ſtürmend in Rom ein. Der Pabſt kam ins Gedränge. Er flüchtete über die Tiber in die Peterskirche, und brachte hier zwey Tage und zwey Nächte ohne Eſſen und Trinken hin. Doch bald änderte ſich die Lage der Dinge: ſeine Feſtigkeit und der Glaube an die Heiligkeit ſeines Stuhls rettete ihn. Der Kaiſer ward unverſehends von einem Fieber befallen, und plötzlich ſtarb einer ſeiner Soldaten, der bey dem Eindringen in Rom das Kreuz mit Koth beworfen hatte. Solche Erſcheinungen wurden für Zeichen eines begangenen Frevels und für Vorboten ewiger Strafen angeſehen, und beſonders wurde Kaiſer Ludwig dadurch erſchüttert. Er ließ daher am dritten Tage durch ſeine Gemahlin den Pabſt um einen Beſuch bitten. Der Pabſt erſchien; Ludwig verſöhnte ſich mit ihm und gab ſein

Vorhaben auf. Eilends zog er von Rom nach Ravenna *).

Die beyden abgeſetzten Erzbiſchöfe, nun ihrem Schickſale überlaſſen und befehligt nach Lothringen zurück zu kehren, betrugen ſich auf verſchiedene Weiſe. Der eine von ihnen, **Thietgaud**, unterwarf ſich mit Gelaſſenheit dem ausgeſprochenen Urtheile; der andre aber, **Günther**, trotzig und kühn, verfertigte, ehe er von Rom abzog, eine heftige Erklärung gegen das Verfahren des Pabſtes, das er als höchſt ungerecht und unzuläſſig ſchilderte; und ließ ſolche durch ſeinen Bruder auf das Grab Petri niederlegen. Dann, nach Cöln zurückgekehrt, verrichtete er, ohne der Abſetzung und des Bannfluches zu achten, die erzbiſchöflichen Geſchäfte, und knüpfte ſogar mit dem Patriarchen zu Conſtantinopel Photius, dem abgeſagten Feinde des Pabſtes, eine Verbindung an.

Nicolaus aber, ermuthigt durch die Schwäche und den Wankelmuth Kaiſers Ludwig II, und in einer Lage, wo er ohne Verletzung des päbſtlichen Anſehns nicht nachgeben konnte, drang feſt.

und

---

*) Wie wenig Charakterkraft und wie viel Unterthänigkeit Kaiſer **Ludwig II** bewies, ergiebt ſich noch deutlicher aus der **zwey und zwanzigſten** Erzählung dieſes Abſchnitts: "**Pabſt Sergius II** und **Kaiſer Ludwig II.**"

und unerſchütterlich auf die Ausführung ſeiner Anordnungen. Er erließ daher an die Biſchöfe der fränkiſchen Reiche ein Schreiben, worin er die Beweggründe ſeines Verfahrens entwickelte, und forderte ferner die Könige, Ludwig den Deutſchen und Karl den Kahlen, auf, Lothar zu nöthigen, Waldraden von ſich zu ſtoßen, und ſich mit ſeiner rechtmäßigen Gemahlin Thietberg wieder zu vereinigen. Dieſe Feſtigkeit fand Befriedigung! Die Biſchöfe der fränkiſchen Reiche — einige aus Furcht ihre Stellen zu verlieren, andre gelockt durch Verſprechungen und Belohnungen, manche auch aus Unwillen über das hitzige Verfahren Günthers — unterwarfen ſich dem Pabſte und widerriefen die Beſchlüſſe, die ſie zu Metz gefaßt hatten. Die Könige aber, Ludwig der Deutſche und Karl der Kahle, vereinigten ſich (865) zu Frankfurt am Main, Lothar mit Thietberg'n auszuſöhnen; und ſelbſt Kaiſer Ludwig II ermahnte letztern zum Nachgeben.

Unter ſolchen Umſtänden konnte Lothar nichts durch Gewalt ausrichten; nur durch ſchmeichelnde Worte hoffte er zu gewinnen. Er ſchrieb daher einen demüthigen Brief an den Pabſt, verſprach den Anordnungen desſelben nachzukommen, und ſich ſelbſt in Rom einzuſtellen; ja er gab ſogar die Sache des Erzbiſchofs Günther, der ſeinetwegen abgeſetzt worden war, völlig auf, und übertrug das Erzbiſthum Cöln einem Verwandten Karls des Kahlen, um dadurch auch letztern für ſich geneigt zu machen. Aber was half ihm dieß unwürdige Beginnen? Jede Demüthigung von Seiten der Fürſten erhöhete die Anmaßungen des Pabſtes!

Nicolaus ermahnte jetzt die obengenannten Könige, das Reich Lothars (den er dadurch im Gehorſam zu befeſtigen ſuchte) nicht zu befehden. Ferner forderte er ſie auf, ihn zu bewegen, Waldrade'n nach Rom zu ſchicken und Thietberg'n wieder zu ſich zu nehmen. Ihm ſelbſt ließ er erklären, daß, wofern dieß nicht geſchehe, nach aller Schärfe mit dem Kirchenbann gegen ihn verfahren werden ſollte. Den lothringiſchen Biſchöfen endlich ſchrieb er: ſie ſollten ohne Menſchenfurcht zu dem Gewiſſen ihres Königs reden, und nicht ruhen als bis derſelbe Waldrade'n von ſich gelaſſen hätte.

Lothar, von allen Beyſtand verlaſſen und mit dem damals furchtbaren Bann bedroht, gelobte unverzüglich dem Befehl des Pabſtes nachzukommen. Hierauf begab ſich der päbſtliche Legat Arſenius, der Ueberbringer jener Schreiben, nach Attigny, unweit Soiſſons, wo er in einer feyerlichen Verſammlung der Stände und Biſchöfe (865) die Thietberg, die bisher unter dem Schutze Karls des Kahlen gelebt hatte, empfing, um ſie dem König Lothar als deſſen rechtmäßige Gemahlin zuzuführen. Von Attigny reiſte er mit ihr nach Douſy, an den Hof Lothars. Und hier, umgeben von fränkiſchen Biſchöfen und in Gegenwart vieler lothringiſchen Großen erklärte er: "daß er kraft päbſtlicher Vollmacht dem Könige Lothar die Thietberg übergebe mit dem Befehl, ſie wieder auf den Thron und in ihr voriges Anſehn einzuſetzen. Würde Lothar ſich deſſen weigern, oder wieder in ſein unordentliches Leben zurückſinken, und die Königin, ſeine Gemahlin aufs neue verfolgen, ſo würden ihn die Strafen des Bannes und dermaleinſt die ewigen Strafen Gottes treffen". Lothar unterlag dieſer Drohung! Er reichte der Thietberg die Hand, ſchwur feyerlich, ſie als ſeine Gemahlin zu behandeln, und machte die geſchehene Ausſöhnung öffentlich kund. Darauf wurde ſeine Ehe mit Thietberg aufs neue eingeſegnet; Waldrade aber mußte dem päbſtlichen Legaten nach Rom folgen, um ſich daſelbſt zu verantworten. Welcher Triumph des Pabſtes! Wie viel mochte es Lothar'n koſten, ſeinen Lieblingswünſchen entgegen zu handeln! und wie innig mochten ſeine Gegner ſich hierüber freuen!

Doch kaum war der Legat abgereiſt, ſo erwachten in Lothars Seele alle bis dahin zurückgedrängten Empfindungen mit verdoppelter Stärke: der Aerger über die erlittene Beſchimpfung; der alte Haß gegen Thietberg, die man ihm zur Gemahlin wieder aufgedrängt hatte; und die Liebe zu Waldrade'n, die jetzt der Gefahr bloßgeſtellt war, in Rom gemißhandelt zu werden. Ergriffen von dieſen Empfindungen ward er meineidig und ließ Waldrade'n heimlich zurückrufen. Die Schlaue hatte dieß geahnet. Sie war daher ſo langſam als möglich gereiſt, und Lothars Abgeſandte trafen ſie zu Pavia. Sogleich kehrte ſie zum König zurück.

Indeſſen hatte ſich Lothars Haß auch gegen die unglückliche Thietberg gewendet. Er behandelte ſie auf das Verächtlichſte, erneuerte ſeine alten Klagen gegen ſie, und ließ ihr ſogar mit dem Tode drohen. Sie floh daher nach Frankreich, wo ſie abermals bey Karl dem Kahlen Schutz ſuchte und fand. Doch müde der vielen Stürme, die über ſie ergangen waren, und fern von dem Ehrgeiz, als Königin ihr Leben zu beſchließen, ſchrieb ſie dem Pabſt: "ſie wünſche ſich der königlichen Würde zu begeben, und ſich von ihrem Gemahl gänzlich entfernen zu dürfen; ihre Ehe ſey unfruchtbar, und alſo dem Willen Gottes entgegen". Weiterhin äuſſerte ſie — ein ſchöner Zug ihrer Sanftmuth! — "Waldrade (um derenwillen ſie ſo vieles gelitten hatte)

hatte) ſey vielleicht noch früher als ſie ſelbſt dem König Lothar als Gemahlin beygegeben worden". Endlich bat ſie den Pabſt, "nach Rom kommen zu dürfen, um ihr Herz vor ihm auszuſchütten und dann in ein Kloſter zu gehen".

Doch **Nicolaus** I war keineswegs gemeint, in ihre Bitten zu willigen. Sie ſchienen ihm das Erzeugniß harter Drohungen und inneres Unmuths, und ſein eigenes Intereſſe forderte ihn auf, bey den einmal ausgeſprochenen Anordnungen zu beharren. Gleich damals, als Waldrade zum König Lothar zurückgekehrt war, hatte er ſie öffentlich (am Tage Mariä Reinigung, 866) in den Kirchenbann gethan, und Lothar'n ſelbſt damit bedroht. Jetzt ermahnte er die lothringiſchen Biſchöfe auf das Ernſtlichſte, die Strafe des Kirchenbanns an der ehebrecheriſchen Waldrade zu vollziehen; und zugleich erließ er an die ſchon genannten Könige mehrere Schreiben, in denen er ſie um Beyſtand aufforderte. Dadurch gerieth Lothar aufs neue ins Gedränge, ſo daß er ſich entſchloß, ſelbſt nach Rom zu gehen, um ſich zu verantworten. Allein **Nicolaus** war entgegen. Er erklärte, Lothar dürfe nicht eher nach Rom kommen, als bis er den Anordnungen des apoſtoliſchen Stuhles in allen Stükken nachgegeben, Waldrade'n gänzlich von ſich entfernt, Thietbergen wieder nach Hofe berufen und die erledigten Erzbiſthümer durch förmliche Wahl wieder beſetzt hätte.

Durch dieſe Strenge ward die Beylegung der Streitſache erſchwert und verzögert. Die beyden Könige, Ludwig der Deutſche und Karl der Kahle, wurden durch die Forderung, daß die Erzbiſthümer Cöln und Trier neubeſetzt werden ſollten, beleidigt; *Lothar* aber, in Sorgen ſo wohl wegen der Hartnäckigkeit des Pabſtes, der bey ſeinen Ausſprüchen beharrte, als auch wegen der Ländergier ſeiner Oheime, die ſein Reich bedroheten, ſuchte durch Zögern Zeit, und durch angeknüpfte Bündniſſe Ruhe zu gewinnen. Und ehe es noch zum Aeuſſerſten kam, ſtarb ſein heftiger Gegner, Pabſt *Nicolaus* I, den 13. Nov. 867.

Freudige Hoffnungen blüheten jetzt *Lothar'n* auf! Der neue Pabſt, *Adrian* II, ſchon fünf und ſiebzig Jahre alt, ſchien von der Härte ſeines Vorgängers weit entfernt zu ſeyn; Kaiſer Ludwig II ſtand mit ihm in dem beſten Vernehmen, und verſprach auch, ſich für ſeinen Bruder Lothar zu verwenden. *Lothar* ſchrieb alſo voll Vertrauen und Demuth an den Pabſt, und bat ihn um Erlaubniß nach Rom reiſen, und des päbſtlichen Geſprächs und Segens genießen zu dürfen. *Adrian* II ertheilte ihm dieſe Erlaubniß, ja er ſprach ſogar

Waldraden von dem Kirchenbanne los; doch ſollte Lothar allen Umgang mit ihr vermeiden, Thietberg'n wieder zu ſich nehmen, oder ihr wenigſtens die verſprochenen Abteyen zum Unterhalt einräumen. Letzteres war freylich nicht Lothars Wünſchen entſprechend, doch hoffte er auch hierin eine Aenderung, wenn er, unterſtützt von ſeinem Bruder, ſich perſönlich mit dem Pabſte unterredete. Er trat alſo, nachdem er wegen Sicherſtellung ſeines Reichs mit ſeinen beyden Oheimen Unterhandlungen gepflogen hatte, im Juni 869 die Reiſe nach Rom an. Auch befahl er der Thietberg, ihm dahin zu folgen.

In Italien angelangt, begab er ſich zuerſt zu ſeinem Bruder, dem Kaiſer Ludwig II, der damals gegen die Saracenen in Unteritalien zu Felde gezogen war. Zu Benevent traf er deſſen Gemahlin Ingelberg, die es dahin zu bringen wußte, daß ſich Adrian zu einer perſönlichen Unterredung mit ihrem Schwager einfand. Allein hier erfuhr Lothar zum erſten Male die Feſtigkeit dieſes Pabſtes. Weder Vorſtellungen, noch Bitten, noch Geſchenke konnten denſelben bewegen zu der erfleheten Eheſcheidung ſeine Einwilligung zu geben. Vielmehr beſtand er darauf, daß dieſe Streitſache nochmals in ſeiner Gegenwart unterſucht werden müſſe. Nur das konnte Lothar erlangen, daß ihm und ſeinem Gefolge das heilige Abendmahl als ein Zeichen, daß er nicht im Banne ſey, öffentlich vom Pabſte gereicht werden ſollte. Doch mußte er, eh' dieß geſchah, feyerlichſt angeloben, daß er, ſeitdem Waldrade im Bann geweſen, nicht den geringſten Umgang mit ihr gehabt habe. Als er ſich nun dem Altar nahete, um das Sacrament zu empfangen, redete ihn Adrian alſo an: “Wenn du rein biſt “von dem Verbrechen des Ehebruchs, das Nicolaus die verbot, und wenn du entſchloſſen biſt, “nie wieder mit der längſt von dir geſchiedenen “Beyſchläferin unzüchtigen Umgang zu hegen: ſo “tritt voll Vertrauen herzu; und empfange das “Sacrament des ewigen Heils zur Vergebung deiner Sünden. Wenn aber dein Gewiſſen dich “anklagt, daß du tödtlich verwundet biſt; oder “wenn du geſonnen biſt, dich wieder mit Ehebruch “zu beflecken: ſo nimm es nicht, damit es dir “nicht zum Gericht und zur Verdammniß werde”. Troz dieſer Anrede trug Lothar kein Bedenken, das heilige Mahl zu genießen. Nach ihm traten die Herren ſeines Gefolges hinzu. Zu jedem von ihnen ſagte der Pabſt: “Wenn du deinen Herrn “und König, Lothar, in dem ihm vorgeworfenen “Verbrechen des Ehebruchs nicht begünſtigt, auch “nicht mit Waldrade'n, noch einer andern vom römiſchen Stuhle in Bann gethanen Perſon Gemeinſchaft unterhalten haſt: ſo helfe dir der Leib und “das Blut Chriſti zum ewigen Leben”. Nur einige dieſer Herren traten, durch dieſe Anrede erſchüttert, ſchen zurück; die übrigen aber genoſſen unverzagt das heilige Abendmahl. Auch der abgeſetzte Erzbiſchof Günther befand ſich unter ihnen, doch nicht als Prieſter, ſondern als Laie. Aber die göttlichen Strafen, ſo ſagen die Geſchichtſchreiber jener Zeit trafen auf die gotteslaſterlichen Frevler. Sie alle, die bey dieſem Abendmahl dem heiligen Geiſt gelogen hatten, ſtarben noch in demſelben Jahre, und vor allen zuerſt König Lothar.

Er war von Monte-Caſſino aus dem Pabſte nach Rom gefolgt, dort aber nicht als König, ſondern als ein Gebannter behandelt worden. Der Pabſt ſelbſt verfuhr gegen ihn zweydeutig. Heimlich veranſtaltete er, daß deſſen Sache nochmals erſt in Lothringen, dann in Rom unterſucht werden ſollte; öffentlich aber hielt er ihn mit ſchmeichelnden Vertröſtungen hin. Lothar reiſte daher nicht ganz befriedigt von Rom ab; und ſchon zu Lucca wurde er krank, und zu Piacenza ereilte ihn (den 8. Aug. 869) der Tod.

Mit ſeinem Tode hatte natürlich die langgeführte und immer nicht entſchiedene Eheſtreitigkeit ihr Ende. Thietberg hatte (was zu ihrem Ruhm bemerkt werden muß) ihrem ſie haſſenden und verfolgenden Gemahl im Tode treulich beygeſtanden;

ſtanden; darauf ließ ſie ihn unter großer Betrübniß beſtatten, und ging in ein Kloſter. Eben dieß that auch Waldrade. Dagegen mochte ſich der päbſtliche Hof ſeines Verfahrens freuen. Er hatte dadurch Königen und Biſchöfen eine nachdrückliche Weiſung gegeben, daß ſie ohne Ausnahme den Pabſt als ihren Oberherrn und Richter zu erkennen hätten.

II.

Karl der Dicke.

Karl der Dicke iſt merkwürdig wegen der großen Macht, die ihm zufiel, wegen der Ungeſchicklichkeit, die er im Gebrauch derſelben zeigte, und wegen der ſchmachvollen Entehrung, die ihn am Ende ſeines ruhmloſen Lebens traf.

Er war der jüngſte Sohn Ludwigs des Deutſchen. Von der Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters bekam er zuerſt (876) Schwaben oder Allemannien nebſt dem ſüdlichen Theile von Lothringen. Hierauf

auf erhielt er (880), nach dem Tode ſeines ältern Bruders Karlmann, auf Vorſchub des Pabſtes und mit Bewilligung ſeines zweyten Bruders Ludwig des Jüngern, das Königreich Italien ſamt der Kaiſerwürde. Dann (882), da auch dieſer, ſein zweyter Bruder, ohne männliche Nachkommen zu hinterlaſſen, ſtarb, fiel ganz Deutſchland und Lothringen ihm zu. Endlich wurde ihm (884), als die beyden älteſten Söhne Ludwigs des Stammlers geſtorben, und der jüngſte, Karl, nachmals der Einfältige genannt, damals noch ein fünfjähriger Knabe, unfähig zur Regierung war, die Krone Frankreichs angetragen, die er auch unbedenklich annahm. Auf dieſe Art brachte er alles, was einſt ſein Urgroßvater, Karl der Große, beſeſſen hatte, zuſammen, auſſer der ſpaniſchen Mark, die ſamt den Inſeln Majorka und Minorka wieder an Spanien gefallen war, und auſſer Burgund auf der weſtlichen Seite des Jura, wo ſich ein neues Königreich gebildet hatte, das jedoch ſeine Oberhoheit anerkannte.

Allein das Reich, das **Karl der Dicke** zuſammen brachte, befand ſich in einer andern Lage, als damals, da es von **Karl dem Großen** beherrſcht wurde. Seit ihrer Trennung waren die einzelnen Staaten, aus denen es beſtand, einander fremd geworden; die Stände hatten zum Schaden des Ganzen ihre Macht und ihre Beſitzungen vergrößert, und die Angriffe fremder Völker waren bey zunehmender Zerrüttung im Innern furchtbar geworden. Italien ward von den Saracenen und den aufſtrebenden Großen beunruhigt; den Oſten von Deutſchland bedroheten die Slaven; und den Norden von Frankreich und Lothringen verheerten die gefürchteten Normänner, deren immer kühnere Angriffe nur durch ausdauernden Muth und vereinigte Kraft abgewehrt werden konnten.

Selbſt einem geiſt- und kraftvollen Regenten würde es Mühe gekoſtet haben, ſo viele in Zwietracht und Zerrüttung befangene Staaten in Ordnung zu halten; wie hätte **Karl der Dicke** dieß vermocht? Ihm mangelten durchaus die Eigenſchaften, die die Beherrſchung eines ſolchen Reichs erforderte. Schwach an Geiſt wie an Körper war er kaum im Stande, auch nur einer Provinz zweckmäßig vorzuſtehen. Zwar wird er wegen ſeiner Gottesfurcht, wegen ſeiner häufigen Andachtsübungen, und wegen ſeiner bereitwilligen Almoſen gerühmt; aber nie zeigte er Geſchicklichkeit und Einſicht, nie ausdauernden Muth, nie kriegeriſches Talent. Schon in ſeiner frühen Jugend litt er häufig an convulſiviſchen Zufällen, die zuweilen ſo heftig wurden, daß kaum ſechs der ſtärkſten Männer ihn halten konnten (eben deshalb glaubte man, er ſey vom Teufel beſeſſen, und nahm mancherley Beſchwörungen mit ihm vor); — ſpäterhin machte ihn die zunehmende Dicke ſeines Leibes ganz unbehülflich, und dazu kam anhaltendes Kopfweh, das er durch Einſchnitte in den Kopf (ein damals für zweckmäßig geachtetes Heilmittel) vergeblich zu entfernen ſuchte. Karl der Große hatte mit jedem Zuwachs an Ländern einen Zuwachs an Kraft offenbaret; Karl der Dicke aber offenbarte um ſo mehr innere Schwäche, je mehr er an äuſſerer Macht gewann.

Anfangs, als er zur Regierung gelangte, zeigte er einige Regſamkeit. Er zog häufig in ſeinem Reiche herum, war mehrmals in Italien, häufig in Lothringen; auch konnte der Glanz ſeiner Kronen die Ohnmacht ſeines Geiſtes verhüllen: ſeine Feinde konnten dadurch in Schrecken, ſeine Unterthanen in Ehrfurcht erhalten werden. Allein da er nirgends etwas ausrichtete, ſondern überall Schwäche verrieth; da er oft unbeſonnen, mitunter auch ungerecht handelte: ſo mußte nothwendig ſein Anſehn bald dahin ſinken. Am meiſten geſchah dieß durch ſein Verfahren gegen die Normänner.

Schon im Jahre 882 hatte er ein großes Heer gegen die Normänner, die damals Lothringen verheerten, aufgeboten, aber nichts gegen ſie unternommen,

nommen, ſondern mit groſſen Geldſummen und mit Abtretung eines weiten Landſtrichs von Friesland den Frieden von ihnen erkauft. Beſchämt und aufgebracht über dieſe Verletzung deutſcher Ehre war ſein Heer nach Hauſe gezogen. Darauf hatte er es geſchehen laſſen, daß im Jahre 885 ein normänniſcher Fürſt Gottfried, deſſen er ſich nicht erwehren konnte, meuchelmörderiſch umgebracht wurde. Als im folgenden Jahre (886) ein andrer Haufe Normänner in die Seine eingelaufen war, Paris belagerte und die Einwohner mit rühmlichem Heldenmuth ſich vertheidigten, blieb er, der Kaiſer, hinter dem Beyſpiel ſeiner Unterthanen zurück. Erſt zögerte er mit der Hülfeleiſtung, dann als er mit einem groſſen Heere aus Italien herbeygekommen war, machte ihn die drohende Stellung der Normänner ſo furchtſam, daß er ihnen nicht nur 700 Pfund Silber verſprach, ſondern auch erlaubte, bis zum Auszahlungstermin (im Frühjahr 887) in Frankreich zu verweilen.

Dieſer ſchimpfliche Friede, ein neuer Beweis ſeiner Kleinmuth und Kraftloſigkeit, entzog ihm jeden Ueberreſt von Achtung. Allen Ständen in Deutſchland, Frankreich und Italien wurde er zuwider; man ſehnte ſich nach einer Regierungsveränderung, und fing ſeinen Sturz damit an, daß man den Mann von ihm zu entfernen ſuchte, auf den er ſich ſtützte.

Dieſer Mann war **Luitward**, Biſchof von Vercelli, von niedriger Herkunft, aber von früher Jugend an ein Günſtling Karls des Dicken, und von ihm zum Biſchof, dann zum Erzkanzler oder oberſten Staatsdiener erhoben. In ſeinen Händen lag die Regierung, und er ſuchte um ſo mehr Karls Anſehn zu erhalten, je mehr ſein eignes Anſehn darauf gebaut war. Aber wie die meiſten Emporkömmlinge ſich ihres Glückes überheben, und dadurch ſelbſt ihren Fall vorbereiten: ſo ſcheiterte auch Luitwards Glück an dieſer Klippe. Er beleidigte die Vornehmſten durch Stolz und Hochmuth, erzwang ſich mehr Ehre und Furcht als der Kaiſer, und ſuchte ſeine Verwandten, die, wie er, von niedrigem Stande waren, in die angeſehnſten Familien durch Heyrathen einzudrängen. Auch ſah man ihn, den Rathgeber Karls, als den Urheber aller der ehrloſen Handlungen an, durch welche Karl ſich und das Reich geſchändet hatte. Sein Fall war daher Wunſch der Nation. Aber beym Wünſchen blieb es nicht. Zuerſt überfiel Berengar, Herzog von Friaul, das Bißthum Vercelli und plünderte den biſchöflichen Sitz; doch zu voreilig. Karls Gewogenheit ſchützte den Biſchof, und Berengar mußte ſich mit ihm ausſöhnen. Bald darauf wurde dem Kaiſer zugeſtüſtert, daß Luitward im verbotenen Umgang mit Richardis, der Gemahlin deſſelben, lebe. Dieſer Angriff wirkte. Die Liebe, die Karl für ihn hegte, verwandelte ſich plötzlich in den tödtlichſten Haß, ſo daß er ſelbſt ſich ſeiner Stütze beraubte. Auf einer Verſammlung der Stände zu Kirchheim (bald nach Oſtern 887) brachte er die Verbrechen zur Sprache, deren ſeine Gemahlin und Luitward beſchuldigt wurden. Der verhaßte Luitward ward ſogleich für ſchuldig erklärt, aller ſeiner Ehrenſtellen entſetzt, und vom Hofe verwieſen; Richardis aber, die vergebens ihre Unſchuld durch die Feuerprobe zu erweiſen ſuchte, wurde genöthigt in ein Kloſter zu gehen.

Die Folgen dieſes voreiligen Verfahrens zeigten ſich bald. Voll heißer Rachbegier wendete ſich Luitward nach Kärnthen und munterte den daſigen Herzog Arnulf auf, den ſchwachen und verachteten Karl vom Thron zu ſtoßen, und ſich auf denſelben zu erheben. Solche Aufmunterungen ſind ſelten vergebens, und auch hier fanden ſie leichten und wirkſamen Eingang.

Arnulf, ein natürlicher Sohn Karlmanns, des ältern Bruders Karls des Dicken, jung, kühn und ehrgeizig, wünſchte die Krone, deren er ſich würdig fühlte. Im Kampfe mit Slaven und Normännern

männern hatte er ſich durch Tapferkeit, und auf Reichstagen durch Einſicht und Urtheil hervorgethan: kein Wunder alſo, daß bey dem ſehnlichen Verlangen nach einer Thronveränderung die Aufmerkſamkeit der Stände auf ihn gerichtet war. Aber auch Hildegard, eine Tochter Ludwigs des Jüngern, ſoll dieſe für ihn gewonnen haben. Er fand daher den Anhang, den er wünſchte, und bald konnte er mit einer groſſen Macht gegen den Kaiſer zu Felde ziehen.

Man weiß nicht, ob **Karl der Dicke** die Verſchwörung, die gegen ihn im Werke war, kannte; bey der Sorgloſigkeit, mit der er ſein Leben verträumte, iſt es wahrſcheinlich, daß er ſie nicht einmal ahnete. Ihn beſchäftigte, wie erzählt wird, der Gedanke, ſeinen natürlichen Sohn Bernhard zum Erben ſeiner Kronen zu erheben. Schon ums Jahr 885 hat er einen Verſuch hierzu unternommen; doch vergeblich. Jetzt (im Herbſte 887) wollte er dieſen Verſuch erneuern. Er hatte daher die deutſchen Stände nach Tribur (zwiſchen Worms und Mainz) beſchieden, und ſich ſelbſt dahin begeben (Nov. 887). Während er nun in Tribur auf die Ankunft der Stände wartete, rückte **Arnulf** an der Spitze eines aus Baiern und Mähren beſtehenden Heeres herbey. Sogleich traten dieſem die Stände aus Franken, Thüringen und

Sachſen bey, endlich auch die von Schwaben; und binnen drey Tagen war Karl ſo ſehr verlaſſen und ſo tief herabgekommen, daß er kaum noch Bedienten um ſich hatte, und dem drückendſten Mangel bloß geſtellt war. Nur der Erzbiſchof von Mainz, Luitbert, nahm ſich ſeiner an, und verſah ihn auf eigene Koſten mit Speiſe und Trank. Die Stände aber faßten den Beſchluß, “Karln, den zunehmende Leibes- und Seelenſchwäche auſſer Stand ſetze, die Regierungslaſt länger zu tragen, abzuſetzen, dagegen Arnulf'n zum König zu erwählen und ihm ſofort zu huldigen”. Und ſo groß war die Verächtlichkeit, in der Karl ſtand, daß man ſich nicht einmal ſeiner Perſon verſicherte.

Aber es bedurfte deſſen nicht! Denn auch Frankreich und Italien trat dem Beſchluß der deutſchen Stände bey, ohne doch Arnulf'n als König anzuerkennen. Karl ſelbſt, nur vom Glücke, nicht durch eigene Kraft erhoben, und jetzt von allen, die das Glück an ihn gefeſſelt hatte, verlaſſen, hatte weder Muth noch Mittel, um ſich zu behaupten. Er ſchickte daher ſeinen natürlichen Sohn Bernhard mit Geſchenken oder den Reichskleinodien an Arnulf'n, und ließ damit zugleich ſeine völlige Unterwerfung erklären, und um einen anſtändigen Unterhalt bitten. Arnulf bewilligte ihm hierzu einige Güter in Schwaben, oder deren Einkünfte.

Ein Glück für Karl'n war es, daß er die erlittene Schmach nicht lange überlebte. Schon ſechs oder ſieben Wochen nach ſeiner Abſetzung ſtarb er (im Jan. 888), und man hat nicht nöthig einen gewaltſamen Tod zu vermuthen. Die Schwäche ſeines Körpers, und der Jammer über den Umſturz ſeiner Hoheit konnte leicht ſeinem Leben ein Ende machen.

Wenn ſeine Regierung nur Unwillen erregt, ſo führt dagegen ſein Ende zu ernſten Betrachtungen. Es zeigt, wie ſchnell das Glück den, den es erhebt, wieder ſtürzen kann; aber es zeigt auch, daß nicht die Menge und Ausdehnung der Staaten das iſt, was einen Fürſten groß und herrlich macht, ſondern vielmehr die Kraft und das Streben, ſolche weislich zu regieren.

III.

Arnulfs Kaiſerwürde.

Nachdem Arnulf König der Deutſchen geworden war, ſuchte er auch die übrigen Kronen, die Karl der Dicke getragen hatte, auf ſeinem Haupte zu vereinigen. Allein dieſes gelang ihm nicht ſo, wie er es wünſchte. Frankreich und Helvetien bekam eigene Regenten, und um Italien und die Kaiſerwürde kämpften zwey mächtige italieniſche Herzoge, Berengar von Friaul und Guido von Spoleto. Indeſſen gab ihm eben dieſer Kampf, der mit abwechſelndem Glücke geführt wurde, Gelegenheit, die Kaiſerwürde an ſich zu bringen.

Als nämlich Karl der Dicke abgeſetzt worden war, hegte Guido erſt den Plan, König von Frankreich zu werden. Er hatte daher nichts dagegen, daß ſein Gegner Berengar im Anfang des Jahres 888 zum König von Italien gekrönt wurde. Doch da ſeine Abſicht auf Frankreich vereitelt wurde, ſuchte er Berengar'n das wieder zu entreißen, was er ihm anfangs zugeſtanden hatte. Es kam daher zwiſchen beyden zum Kriege. Berengar unterlag, ohne doch den Muth und die Hoffnung zu verlieren. Geſchlagen und vertrieben, floh er (im Herbſt 888) nach Deutſchland, und bat Arnulf'n, gegen das Verſprechen treuer Ergebenheit, um Schutz und Beyſtand gegen Guido.

Erwünſcht mochten Arnulf'n dieſe Bitten kommen: ihre Erfüllung konnte ihn zur Befriedigung ſeiner Wünſche im Betreff Italiens hinführen. Er ſchickte alſo ſeinen natürlichen Sohn Swentebold mit einem Heere über die Alpen, um den vertriebenen Berengar wieder einzuſetzen. Aber Swentebold konnte nichts ausrichten, Guido eroberte faſt ganz Italien, ließ ſich (890) zum König von Italien, dann (891) zum Kaiſer, und (892) ſeinen Sohn Lambert zum Mitkaiſer krönen.

Hierauf zog Arnulf ſelbſt, aufgefordert vom Pabſt und einigen italieniſchen Großen, denen Guidos und Lamberts Herrſchaft läſtig wurde, gegen Ende des Jahres 893, nach Italien. Die lombardiſchen Städte, erſchreckt durch ſeine Macht und Strenge, unterwarfen ſich ihm; er wurde Herr von Oberitalien bis Placenza, und übergab es dem Berengar als Lehen (894). Aber weiter kam er dießmal nicht; die Drohungen des Königs Rudolf von Oberburgund nöthigten ihn eiligſt nach Deutſchland zurückzukehren. Er zog über die penniniſchen Alpen.

Kaum war Arnulf fort, ſo erhob ſich Guido, der mit den Seinigen nach Spoleto geflüchtet war, von neuem. Zwar ſtarb er noch im Jahre 894; aber ſein Sohn Lambert behauptete ſich als Kaiſer und König, und gewann ſogar den König Berengar für ſich, indem er mit demſelben einen Theilungsvergleich zu Pavia ſchloß. Beleidigt durch dieſen Vergleich, ferner angetrieben durch die erneuerten Bitten des Pabſtes Formoſus, der den Kaiſer Lambert als ſeinen Gegner betrachtete, und vielleicht noch mehr angereizt durch ſein Verlangen nach der Kaiſerkrone, entſchloß ſich **Arnulf** zu einem zweyten Feldzuge nach Italien.

Im September des Jahres 895 trat er denſelben an. Unaufgehalten kam er über den Po; Oberitalien unterwarf ſich; zu Lucca feyerte er das Weihnachtsfeſt. Dann zog er weiter durch Toscana gen Rom.

Regenwetter und Mangel an Lebensmitteln machte den Zug beſchwerlich. Rom ſelbſt war von der Parthey Lamberts beſetzt; die Mutter desſelben, Engeltrude, Guidos Wittwe, hatte Anſtalten zur hartnäckigen Gegenwehr getroffen. Der Pabſt Formoſus ward in der Peterskirche wie ein Gefangener bewacht; die Thore waren wohl verwahrt, die Mauern mit Kriegsvolk beſetzt. Doch kühner Muth überwindet die größten Schwierigkeiten, und erreicht, vom Glück begünſtigt, leicht das Ziel ſeines Strebens. So geſchah es auch hier. Arnulf rückte kühn hervor, belagerte und beſtürmte Rom, und bekam es, wie erzählt wird, auf folgende Weiſe in ſeine Gewalt.

Indem ſeine Soldaten zum Sturm ſich anſchickten, lief ein aufgeſcheuchter Haaſe durchs Lager und gerade auf die Stadt zu. Einige Soldaten ſetzten ihm unter vielem Geſchrey nach. Dieß Nachſetzen und Schreyen hielten die Belagerten für den Anfang des Stürmens. Schrecken ergriff ſie; ſie verließen ihre Poſten und flohen von den Mauern. Als die Deutſchen dieß ſahen, beſchloſſen ſie im Ernſte zu ſtürmen. Sie nahmen Holz, Sättel, Steine, und was ſie ſonſt in der Eile fanden, thürmten dieß zu großen Haufen zuſammen, erſtiegen ſo die Mauern und bemächtigten ſich der belagerten Stadt. — Nicht anders als mährchenhaft erſcheint dieſe Erzählung. Vielleicht iſt ſie nur ein Spott auf die damaligen Römer, die troß aller Anſtalten zur Gegenwehr keine Gegenwehr bewieſen, und vielleicht war es eigentlich der Pabſt Formoſus, der dem deutſchen König die Eroberung Roms erleichterte. Denn ausdrücklich ſagen einige Chroniken, daß Arnulf im Einverſtändniß mit dem Pabſt die Stadt eingenommen habe, und darauf ſcheint auch der Fortgang der Begebenheiten hinzudeuten.

Kaum hatte nämlich Arnulf Rom erobert, ſo kamen ihm die Römer demüthig entgegen, und nahmen ihn mit eben dem Gepränge und eben den Geſängen und Lobliedern auf, womit man jedesmal die Kaiſer zu begrüßen pflegte. Wenige Tage darauf wurde er wirklich vom Pabſte zu St. Peter zum Kaiſer gekrönt, wobey das Volk ihm huldigte und ſich von aller Treue gegen Lambert und deſſen Mutter losſagte. — Doch was half ihm dieſes Glück? Faſt eben ſo ſchnell, als es errungen war, ging es für ihn verloren, und es blieb den deutſchen Königen nur die Lehre, ihr Glück nicht jenſeit der Alpen zu ſuchen!

Arnulf wollte die Engeltrude, ſeine größte Feindin, nach Spoleto, wohin ſie geflüchtet war, verfolgen, um ſo auch Unteritalien an ſich zu bringen. Doch plötzlich wurde er krank. Er begab ſich daher eiligſt nach Deutſchland (May 896), und ließ ſeinen natürlichen Sohn Ratold als Statthalter in Mailand zurück. Allein kaum hatte er Italien verlaſſen, ſo ging es wie im Jahre 894: alles, was er errungen hatte, ward ihm entriſſen. Formoſus ſtarb noch im Jahre 896. Darauf trat Lambert (897) wieder auf, theilte mit Berengar'n die Regierung über Italien, und ward von dem neuen Pabſte Stephan VI (der alles, was Formoſus gethan hatte, für ungültig und aufgehoben erklärte) als Kaiſer anerkannt.

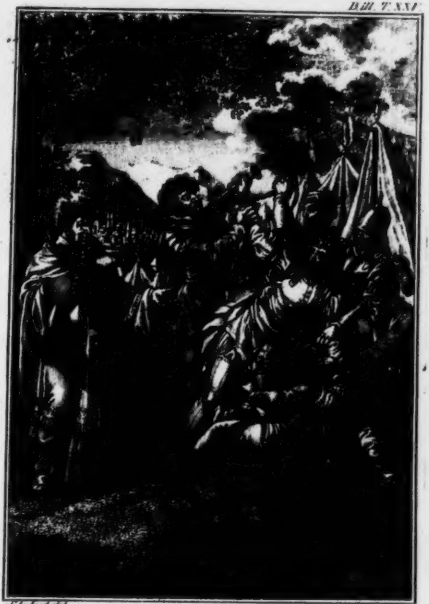
So endigte ſich alſo einer der erſten Feldzüge, den ein deutſcher König zur Erlangung der Kaiſerkrone unternahm, mit einer gänzlichen Vereitelung ſeines Zweckes. Man hätte erwarten können, daß dieß den deutſchen Regenten zur Warnung gedient hätte; aber die Warnungen der Erfahrung werden ſelten benutzt. Auch viele der folgenden Könige Deutſchlands opferten ihr königliches Anſehn und den Kern ihres Volkes eiteln Titeln und Anſprüchen auf, und, während ſie jenſeit der Alpen einer unſichern Herrſchaft nachjagten, verloren ſie Kraft und Gelegenheit, ſich in ihrer Heimath mächtig zu machen. Die Kaiſerwürde ſamt der Herrſchaft über Italien machte die Päbſte zu beſondern Feinden der deutſchen Könige, und Deutſchland ſelbſt gerieth durch die öftere Abweſenheit ſeines Oberherrn in Verwirrung; die Anſtalten zur Fortbildung der Nation wurden verſäumt und vernachläſſigt.

Gleichwohl hatten auch die Römerzüge bey aller Verblendung, die ihnen zum Grunde lag, gute Folgen. Denn nicht genug, daß ſie kriegeriſche Kraft und Ritterſinn unter den Deutſchen nährten, und den Ueberreſt deutſcher Freyheit erhielten: ſo wurden ſie auch ein Beförderungsmittel der Cultur Deutſchlands. Schon das Reiben verſchiedener Völker aneinander iſt in den meiſten Fällen der Geiſtesbildung derſelben zuträglich; aber beſonders gewinnt ein ungebildetes Volk durch den Umgang mit einem gebildeten. Und das war hier der Fall. In Italien hatte ſich mitten unter den wildeſten Stürmen und Wogen der Begebenheiten ein Schimmer der Wiſſenſchaften erhalten. [illegible] dieſem wurden nun die Deutſchen bekannt, und reicher an Kenntniſſen, als ſie ausgezogen waren, kehrten ſie von Italien in ihre Heimath zurück. Auch fanden ſie dort in den Einrichtungen des ſtädtiſchen Weſens ein muſterhaftes Beyſpiel, das ſie mit geſegnetem Erfolg nachahmten. — So iſt es alſo auch hier wahr, daß der Menſch oft anderes ſäet und anderes erndtet.

IV.

Adelbert und Hatto,
oder
Geſetzloſigkeit und Pfaffentücke.

Während der kraftloſen Regierung Ludwigs des Kindes (900 — 911) wurde Deutſchland nicht nur von den Raubzügen der Ungern heimgeſucht, ſondern auch von innern Fehden zerrüttet. Zwey der angeſehenſten Familien in Franken, die bambergiſche und würzburgiſche haßten und verfolgten ein-



Schubert del. C. Barth sculps.

Adelbert und Hatto.

einander. An der Spiße der einen ſtand Graf Adelbert von Bamberg, oder, wie es damals hieß, Babenberg; an der Spiße der andern Rudolf, Biſchof von Würzburg, und beyde überließen ſich, je weniger ſie das Oberhaupt des Reichs achteten, deſto ungeſtümer ihren Leidenſchaften.

Schon in den leßten Tagen Kaiſers Arnulf (897) entbrannte ihre Fehde, aber erſt unter deſſen Sohne, Ludwig dem Kinde, ſchlug ſie zur lodernden Flamme auf. Adelbert zog (902) gegen die Würzburger. Es kam zu einem blutigen Treffen; er ward geſchlagen, und ſeine beyden Brüder verloren, der eine im Treffen, der andre in Gefangenſchaft, das Leben. Haß und Rachgier ließen ihn nicht ruhen. Bald ſammelte er neue Truppen, überfiel damit den Biſchof Rudolf (903), verjagte ihn, und verheerte deſſen Beſißungen. Jeßt nahm ſich König Ludwig des Bedrängten an; aber ſeinen Worten fehlte es an Nachdruck, ſeinen Untergebenen an Gehorſam. Mochte er auch erklären, daß er Adelberts Güter einziehen, und ihn ſelbſt als einen Störer der öffentlichen Ruhe mit der Acht belegen wolle: der Widerſpenſtige kümmerte ſich darum nicht! Er brachte vielmehr die Grafen von Lothringen auf ſeine Seite, ſchlug die Würzburger abermals bey Frißlar (27. Febr. 905), und erſchien nicht auf dem Reichstage zu

Tribur (Jul. 905), wo er von ſeinem bisherigen Betragen Rechenſchaft ablegen ſollte.

Solchen Geſetzwidrigkeiten ſetzte Ludwig endlich nachdrückliche Gewalt entgegen. Er zog im September 905 mit einem ſtarken Heere gegen den Grafen und belagerte ihn in Babenberg. Dieſe Feſte war nicht leicht zu erobern; die Belagerung zog ſich daher in die Länge, bis endlich ſeine Anhänger den Grafen verließen, und er in die Hände des Königs gerieth, wo er ſeinen Untergang fand. — Doch nicht Gewalt und Tapferkeit, ſondern Argliſt und Bosheit ſoll ihn geſtürzt haben!

Im königlichen Lager befand ſich Hatto, Erzbiſchof von Mainz, des jungen Königs Vormund und Rathgeber, ein unternehmender Mann, der ſich durch Talente aus der Niedrigkeit emporgeſchwungen hatte, aber von Seiten des Herzens in übler Nachrede ſteht. Dieſer begab ſich eines Tages nach Babenberg, redete dem Grafen zu, perſönlich bey dem Könige um Verzeihung nachzuſuchen, und verſprach eidlich, ihn, wenn er ins Lager ging, mit dem König auszuſöhnen, oder wenigſtens wohlbehalten in die Feſte zurückzuführen. Adelbert ließ ſich gewinnen. Er traute den Worten und Eidſchwüren des Erzbiſchofs, und bat ihn zum Zeichen der Freundſchaft bey ihm zu ſpeiſen.

Hatto aber drang auf Eile, und beyde wanderten Hand in Hand aus. Als ſie eine Strecke gegangen waren, ſtand Hatto plötzlich ſtille, und rief: "O des langen Weges und der Nüchternheit! Wie reuet es mich jetzt, daß ich das Frühſtück, welches ihr mir anbotet, ausgeſchlagen habe!" Ohne Arges zu ahnen, hört dieß der Graf, und freundlich bittet er den Erzbiſchof, mit ihm umzukehren und bey ihm zu frühſtücken. Dieß geſchieht. Der Erzbiſchof führt den Grafen in die Stadt zurück, und nach eingenommenem Frühſtück wandern beyde zum zweyten Male dem Lager zu. Kaum aber ſind ſie daſelbſt angelangt, ſo ruft Hatto aus: "Ich habe dafür geſorgt, daß er hierher gekommen; mögt ihr nun dafür ſorgen, daß er nicht wieder zurückkomme!" Sogleich ſpringen Knechte hinzu, die den Grafen ergreifen und binden. Vergebens beruft ſich Adelbert auf das Verſprechen des Erzbiſchofs. Dieſer vertheidigt ſeine ſchändliche Büberey, indem er erklärt: er habe ſein Verſprechen, den Grafen wohlbehalten in die Feſte zurückzuführen, treulich erfüllt; daß dieſer zum zweyten Male mit herausgegangen, ſey deſſen, nicht ſeine Schuld! *)

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXV. Im Vordergrunde erblickt man die Hauptperſonen, den verrätheriſchen Biſchof und den verrathenen Grafen, im Hindergrunde die Feſte Babenberg, aus welcher beyde ins Lager gegangen waren.

Einen großen Schein von Glaubwürdigkeit erhält dieſe Erzählung dadurch, daß ſie auf Gaſſen und an den Hofhaltungen der Großen in Liedern verbreitet und von mehreren Schriftſtellern wiederholt wurde. Aber möglich iſt es auch, daß ihre Entſtehung oder wenigſtens ihre Ausſchmückung dem Haſſe zuzuſchreiben iſt, den ſich **Hatto**, beſonders bey den Sachſen, durch ſeine Regentſchaft und Habſucht zugezogen hatte *).

Eben dieſer Haß ſpiegelt ſich auch in der Nachricht, die einige von **Hatto's** Tod überliefern. **Hatto**, heißt es, ließ einſt eine Menge Armer in einer Scheuer verbrennen, und dafür traf ihn ein göttliches Strafgericht. Er wurde von Mäuſen allenthalben verfolgt. Um ſich dagegen zu ſichern, ließ er mitten im Rhein den bekannten Mäuſethurm erbauen; aber auch dahin folgten ihm die Mäuſe und fraßen ihn zu Tode (913).

V.

---

*) Ganz anders erzählt **Regino**, Abt zu Prüm (ſt. 915), in ſeiner Chronik zum Jahr 906 den Untergang des Grafen Adelbert. Adelbert, ſagt er, von ſeinen nächſten Freunden verlaſſen, und in Gefahr von den Belagerern aufgerieben zu werden, ſuchte das feindliche Heer durch den Schein freywilliger Uebergabe zu täuſchen und zu zerſtreuen. Er ver-

V.

Islands Blüthe und Verfall.

Unter allen Anſiedelungen der Normänner iſt keine merkwürdiger als ihre Anſiedelung auf Island. Wenn anderwärts die Normänner nur kühnen Unternehmungsgeiſt und wilde räuberiſche Gewalt offenbarten, ſo zeigten ſie hier einen edeln, lebendigen Sinn für Freyheit, nützliche Thätigkeit und wiſſenſchaftliche Bildung. Dadurch ward Island angebaut und verherrlicht, mit den gebildetſten Ländern und Städten des Mittelalters in Verbindung gebracht, und zu einer Cultur erhoben, die, wunderbar wie das Nordlicht, dieſes merkwürdige Eiland erleuchtet. Wichtig iſt es alſo, zu ſehen, wie dieſe Anſiedelung veranlaßt und vollzogen wurde? zu welcher Herrlichkeit ſich Island emporſchwang? und wie es wiederum von derſelben herabgeſunken iſt?

1) Ent-

---

verließ daher, von wenigen begleitet, ſeine Feſte, bot ſich dem König Ludwig dar, und bat, Beſſerung verſprechend, um Verzeihung. Aber ſeine Argliſt wurde entdeckt, und er wurde im Angeſicht des ganzen Heeres gefeſſelt und nach dem Urtheil der Stände hingerichtet. — Hier wird alſo Hatto's und deſſen Antheils an Adelberts Untergang gar nicht gedacht.

1) Entdeckung und Anbau Islands.

In Norwegen herrſchte vom Jahre 863 bis 936 **Harald Haarfagri** oder Schönhaar. Anfangs gehörte ihm nur ein kleiner Diſtrict des damals in viele kleine Staaten getheilten Norwegens; aber bald ſuchte er das ganze Land an ſich zu reißen. Ein ſchönes Mädchen ſoll ihn hierzu bewogen haben. Gyde, königlicher Abkunft, ſo erzählt die Sage, wollte ihm nur dann ihre Hand geben, wenn er alle norwegiſche Könige ſich würde unterworfen haben; und er gelobte, nicht eher ſein Haar zu kämmen oder zu beſchneiden, als bis er dieſe Bedingung erfüllt hätte. Ein günſtiger Erfolg krönte ſeine Anſtrengungen. Nach mehreren kühnen und ſiegreichen Thaten ward er (875) Herr von ganz Norwegen. Aber gerade den edelſten Norwegern fiel dieſes unerträglich. Freyheit galt ihnen mehr als Vaterland. Sie wanderten daher aus, und ein großer Theil von ihnen begab ſich nach Island.

Dieſes, faſt an den Gränzen der bewohnbaren Erde gelegene Eiland war kurz vorher den Normännern bekannt geworden. Ein norwegiſcher Seefahrer **Nadod**, von Stürmen verſchlagen, war ums Jahr 860 dahin gelangt, und hatte es Snäland (Schneeland) genannt. Ihm war ein andrer, Gardar, gefolgt, der es nach ſeinem Namen Gardarsholm nannte; ſpäterhin bekam es den Namen Eisland oder Island. Der erſte Norweger aber, der ſich daſelbſt niederließ (870), aus Widerwillen gegen Haralds Herrſchaft, hieß Ingolf. Als er ſich, erzählt die Sage, der isländiſchen Küſte näherte, warf er, um den Willen der Götter über den Ort der Niederlaſſung zu erfahren, die hölzerne Thüre ſeiner vorigen Wohnung in die See. Sie ward auf die ſüdweſtliche Küſte bey Reikiavik getrieben, und dort ſchlug er ſeine neue Wohnung auf. Darauf kehrte er nach Norwegen zurück, um Lebensmittel und Coloniſten herbeyzuführen. Beydes gelang ihm. Als ſich Harald Haarfagri ganz Norwegen unterworfen hatte (875), folgten ihm viele der edelſten Geſchlechter, und binnen ſechzig Jahren war alles bewohnbare Land mit neuen Anſiedlern beſetzt.

Anfangs lebten dieſe in keiner Verbindung. Jede Familie beſtand für ſich, unter einem Familienhaupte oder Aelteſten, Godar, der zugleich Vorſteher des Diſtricts war, den ſeine Familie inne hatte. Allmählich aber verſchmolzen die verſchiedenen Familien immer mehr zu Einem Volke; Streitigkeiten entſtanden unter ihnen, und das Anſehn der Familienhäupter reichte nicht aus, um ſelbige zu ſchlichten. Man fühlte daher, daß zum Wohl des Ganzen eine auf Geſetze gegründete Vereinigung des Einzelnen nothwendig ſey. Dieſe Vereinigung erfolgte im Jahr 928. Die ganze Inſel wurde in vier Provinzen, jede Provinz in mehrere Unterabtheilungen eingetheilt. Eine allgemeine Volksverſammlung wurde, um Geſetze zu geben, Gerichte zu halten und über andre wichtige Nationalangelegenheiten zu entſcheiden, angeordnet. Sie hieß Althing, und fand alljährlich am See Thingvalla Statt. An die Spitze des Ganzen wurde ein Lagmann oder Aufſeher der Geſetze geſtellt. Er führte den Vorſitz auf der allgemeinen Volksverſammlung, war der Ausleger der Geſetze, und hatte die Verpflichtung, die von der Volksverſammlung ausgeſprochenen Urtheile zu vollſtrecken, die Angelegenheiten der ganzen Inſel zu leiten, und vorzüglich deren Selbſtſtändigkeit gegen die Angriffe der norwegiſchen Könige zu ſchützen. Die Dauer ſeines Amtes hing von dem Willen des Volkes ab; gewöhnlich wurde er, um Mißbrauch der Würde zu verhüten, auf eine gewiſſe Reihe von Jahren gewählt. So bildete ſich alſo Island, ungefähr drey und funfzig Jahre ſeitdem die erſten Normänner ſich daſelbſt angeſiedelt hatten, zu einem kräftigen und wohlgeordneten Freyſtaat.

2) Islands Blüthenzeit.

Ueber dreyhundert Jahre erhielt ſich obige Verfaſſung, und dieſe Periode (928 — 1261) iſt die Blüthenzeit Islands oder deſſen goldenes Zeitalter zu nennen. Die Grundfeſten bürgerlicher Wohlfahrt, Friede, politiſche Freyheit und gute Geſetze, beſtanden in Kraft; die Einwohner, Sprößlinge edler Familien, thätig, kühn, wißbegierig, hegten Sinn für Nationalehre und Nationalruhm. Weite Seezüge wurden unternommen, einträglicher Handel betrieben, für Erziehung und Bildung geſorgt, und Island wurde der Sitz der größten Cultur des ſcandinaviſchen Nordens.

Gern verweilen wir bey dieſer Periode, und vorzügliche Aufmerkſamkeit gebührt den Seezügen der Isländer und ihren Entdeckungen, der folgenreichen Einführung des Chriſtenthums unter ihnen, und dem literäriſchen Ruhme, den ſie vorzüglich auf dem Felde der Geſchichte und Poeſie erwarben.

A. Seezüge und Entdeckungen der Isländer.

Kühner Unternehmungsgeiſt beſeelte die Normänner auch in Island, ihrem neuen Vaterlande, und je beſchränkter dieſes war, deſto begieriger

waren

waren ſie, ſich auswärts umzuſehen. "Kinder", hieß ein isländiſches Sprichwort, "Kinder, die nur zu Hauſe erzogen werden, ſind dumm", und "thöricht iſt es zu Hauſe zu ſitzen, wie ein Mädchen, das auf Freyer lauert". Sie unternahmen daher weite Seezüge, zuerſt als Seeräuber, dann als Kaufleute und zuletzt der Bildung wegen. Auf einem dieſer Seezüge ward Grönland von ihnen entdeckt. Ein Norweger, Erich Torwaldſon, der kurz vorher eines Mordes wegen nach Island geflüchtet war, fand im Jahre 982 dieſes Land, das er wegen ſeiner fetten Weiden und blühenden Waldungen Greenland oder das "grüne Land" nannte. Er ließ ſich daſelbſt nieder, lockte noch mehrere Abentheurer aus Island herbey, und im Laufe des folgenden Jahrhunderts wurde ein großer Strich der weſtlichen Küſte bevölkert. Ja ſogar die öſtliche Küſte von Nordamerica ward von den Isländern entdeckt. Biörn Heriolfſon ward auf einer Fahrt nach Grönland (ums Jahr 1000) durch ungünſtige Winde ſüdweſtwärts an eine flache waldige Küſte getrieben, die für die Küſte von Labrador gehalten wird. Nach ihm ſchlug Leif, der Sohn des Entdeckers von Grönland, gereizt durch die Nachricht von dieſer Reiſe, denſelben Weg ein. Er erreichte eine Straße, durch welche eine große Inſel (wahrſcheinlich Neufundland), vom feſten Lande getrennt wird, und nannte das Land, wo er einen ganzen Winter hindurch blieb (vermuthlich Canada), wegen der wildwachſenden Reben, die er daſelbſt traf, Weinland oder Winland. Ueber hundert Jahre wurde dieſe neue Entdeckung von den Isländern beſucht; aber mit dem Verfall ihres Vaterlandes im dreyzehnten Jahrhundert hörten dieſe Beſuche auf, und Lage und Namen des alten Winlands geriethen in Vergeſſenheit.

B. Einführung des Chriſtenthums in Island und deren Folgen.

Faſt gleichzeitig mit dieſen Entdeckungen erfolgte die allgemeine Einführung und Befeſtigung des Chriſtenthums in Island.

Der alte Dienſt Odins, Thors, der Freya und andrer Aſen und Aſinnen (ſo werden die ſcandinaviſchen Götter genannt) war von Norwegen nach Island übergegangen; aber frühzeitig wurden auch chriſtliche Lehren und Gebräuche daſelbſt in Umlauf gebracht *). Zuerſt mochte dieß durch die auf

---

*) Einer alten, doch nicht verbürgten Sage zufolge, fanden die erſten normänniſchen Anſiedler an gewiſſen Stellen der Küſten Islands hölzerne Kreuze und anderes Geräth. Daher behaupten Einige: Island ſey urſprünglich durch chriſtliche Irländer bewohnt geweſen, die Papä geheißen und kurz vor oder nach der Ankunft der Normänner Island verlaſſen hätten.

auf Abentheuer ausziehenden Isländer geſchehen, die im Auslande bekehrt oder wenigſtens mit der chriſtlichen Kirche bekannt wurden. Dann ſuchten aber auch die Könige Norwegens, um hierdurch ihre Herrſchaft über Island zu verbreiten, dem Chriſtenthum Eingang daſelbſt zu verſchaffen. Doch gelang dieſes nur langſam. Jahrhunderte gingen hin, in welchen neben dem Heiland und den Heiligen auch heidniſche Götter verehrt wurden. Im Jahre 981 führte der Isländer Thorwald Kodransſon einen ſächſiſchen Biſchof Friedrich dahin. Dieſer bekehrte auch Thorwalds Anverwandte und baute im nördlichen Theile der Inſel die erſte chriſtliche Kirche (984); doch ließen ſich nur die wenigſten taufen, und bald brachen Verfolgungen "gegen die Verächter der alten Götter" aus, ſo daß Friedrich betrübt in ſein Vaterland zurückging. Doch unermüdlicher Eifer findet zuletzt ſein Ziel. So auch hier! Miſſionäre folgten auf Miſſionäre, und führten nach und nach immer mehr Isländer dem neuen Glauben zu, bis endlich im Jahre 1000 auf einer Volksverſammlung zu Thingvalla die Annahme des Chriſtenthums zu einem Grundgeſetz des isländiſchen Staates erhoben. Freylich geſchah dieß unter vielen Widerſprüchen, und das Heidenthum war damit noch nicht völlig unterdrückt; aber Zeit, Gewohnheit und das wachſende Anſehn der Geiſtlichen that das Uebrige. Schon im Jahre

1053 wurde verordnet, daß das bürgerliche Recht dem geiſtlichen nachſtehen müſſe; im Jahre 1056 ward Isleif, ein geborner Isländer, der in Erfurt ſtudiert hatte, zum Biſchof von Skalholt ernannt; ein zweytes Bißthum ward im Jahre 1105 zu Holum angelegt, und im Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts gab es bereits ſieben Klöſter in Island.

Die Folgen, welche die Einführung des Chriſtenthums hatte, waren ſehr wichtig. Denn dadurch ward erſtens die Schreibekunſt auf Island verbreitet. Zwar meinen viele, daß ſchon vorher die Runenſchrift daſelbſt im Gebrauch geweſen ſey *); aber ſichere Beweiſe hierzu fehlen, und gewiß iſt es, daß erſt durch die Einführung des Chri-

---

*) Unter Runenſchrift verſteht man die Schriftzüge, deren ſich die alten Scandinavier bedienten. Noch jetzt wird ſie auf Leichenſteinen in Norwegen und Schweden gefunden. Woher ſie kam, läßt ſich nicht beſtimmen. Schon im zwölften Jahrhundert hielt man ſie für uralt; aber ihre Aehnlichkeit mit dem lateiniſchen Alphabet läßt vermuthen, daß ſie aus dieſem entſtand. Vielleicht kam dieſes Alphabet noch vor Einführung des Chriſtenthums durch Seefahrende oder Miſſionäre in den Norden, und erhielt daſelbſt die Abänderungen, die die Runenſchrift darſtellt. Runa ſelbſt bedeutet etwas Geheimes, eine Zauberey. Buchſtaben erſchienen den Nordbewohnern als etwas Geheimes oder Zaubervolles: ſie nannten ſie daher Runen. Man ſehe Schlözer, Allgemeine Welthiſt., Th. XXXI, S. 572 ff. Rühs, Edda S. 29 f.

Chriſtenthums der Gebrauch der römiſchen Schriftzüge in Umlauf kam. Ferner ward dadurch auch die Sorge für Erziehung gefördert. Denn war es auch vorher Sitte, daß die Angeſehenen und Reichen ſich mit der Bildung ihrer Kinder beſchäftigten, ſo wurden doch nun erſt förmliche Bildungsanſtalten angelegt. Schon der genannte Biſchof Isleif (ſt. 1080) ſtiftete eine Schule zu Skalholt, bald darauf entſtanden drey oder vier andere Schulen in verſchiedenen Theilen Islands, und auch die Klöſter wurden hier, wie überall in den Zeiten des Mittelalters, heilſame Bildungsanſtalten. Gelehrt aber wurde Leſen, Schreiben, die Verfertigung verſchiedenartiger Aufſätze; ferner Poeſie und Muſik, und die Anfangsgründe philologiſcher und theologiſcher Studien. Drittens wurden durch die Einführung des Chriſtenthums auch Bildungsreiſen in entfernte Gegenden veranlaßt. In den Schulen und Klöſtern Islands wurden nur die Anfangsgründe gelehrt; wer nach höheren Kenntniſſen ſtrebte, begab ſich nach England, Frankreich, Deutſchland und Italien. Namentlich reiſten viele, vorzüglich um ſich zu geiſtlichen Aemtern vorzubereiten, nach Oxford, Paris, Cöln, Erfurt. Auch Rom wurde beſucht theils aus Andacht, theils aus Wißbegierde; ja ſelbſt nach Jeruſalem wurde gewallfahrtet. Solche Reiſen verbanden das entfernte Island mit den ſüdlicheren Ländern; ſie führten zur Kenntniß mehrerer Sprachen, fremder Reiche, ihrer Geſetze, Sitten und Gebräuche; ſie bereicherten den Geiſt mit neuen Anſichten, und beförderten ſo immer mehr Bildung.

C. Literäriſcher Ruhm der Isländer, vorzüglich im Felde der Geſchichte und Poeſie.

Von nun an widmeten ſich die Isländer — zwar nicht alle, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſondern nur einige, und beſonders diejenigen von ihnen, die den geiſtlichen Stand wählten — immer mehr gelehrten Beſchäftigungen. Sie betrieben das Studium der Mathematik und Aſtronomie, ferner der Geographie, das ihre Reiſen veranlaßten, und der Theologie und Jurisprudenz, wozu Chriſtenthum und Staatsverfaſſung ſie hinführten. Auch lernten ſie im eilften und zwölften Jahrhundert die berühmteſten Werke der alten Römer kennen und gebrauchen. Indeſſen ſtanden unter allen Zweigen der Literatur bey ihnen keine in größerem Anſehn als Geſchichte und Dichtkunſt, und durch keine andern erwarben ſie ſich einen höhern und fortdauerndern Ruhm als durch dieſe. Je auffallender es aber iſt, daß in dem rauhen Island Liebe zur Geſchichte und Dichtkunſt Wurzel faſſen und Früchte treiben konnte, um ſo nöthiger iſt es, weiter hiervon zu reden.

Liebe zu Liedern hiſtoriſchen Inhalts war von den älteſten Zeiten her unter den Scandinaviern einheimiſch. Sie hatten Dichter, **Skalden** genannt, die immer im Gefolge ihrer Könige und Fürſten waren, und zu deren Vergnügen in reimloſen Verſen ſangen. Dieſe Liebe zur erzählenden Poeſie verpflanzte ſich auch nach Island, und gewann daſelbſt aus mehreren Gründen Nahrung und Stärkung.

Der erſte dieſer Gründe lag in den Eigenthümlichkeiten der Isländer ſelbſt. Die erſten Anſiedler nämlich, wie ſchon bemerkt, Sprößlinge edler Geſchlechter, munter, unternehmend und wißbegierig, brachten die Liebe zum Erzählen und Dichten mit ſich, und theils ihre Mythologie, theils ihre und ihrer Vorfahren Thaten boten ihnen hierzu reichen Stoff. Von gleicher Liebe waren auch ihre Nachkommen beſeelt. Wer bey ihnen landete, Fremdling oder Landsmann, der mußte über alles, was er geſehen und gehört hatte, Auskunft geben, und in ihren langen Winterabenden war ihnen das erneuerte Andenken an geſehene Wunder oder an die Sagen von ihren Göttern und Helden der liebſte Zeitvertreib *). Wo aber viel erzählt wird,

da

---

*) Noch jetzt iſt auf Island gewöhnlich, daß, wenn in langen Winterabenden die Glieder einer Familie zu Handar-

beiten

da entwickelt ſich leicht das Talent, lebendig und anſchaulich zu erzählen. Zweytens ermunterte auch das Eigenthümliche der isländiſchen Verfaſſung zum Dichten und Erzählen. Denn die Verfaſſung, auf Freyheit gegründet, begünſtigte die Entwickung aller Kräfte und Thätigkeiten, nährte das Gefühl für Ehre, befeuerte zu kühnen Unternehmungen, und veranlaßte häufige Zuſammenkünfte, wo der, der die Gabe einer lebhaften Darſtellung hatte, die Achtung ſeiner Mitbürger und Einfluß auf die Leitung der Staatsangelegenheiten erlangen konnte. Drittens führte ſelbſt der Boden, den ſie bewohnten, die Isländer immer mehr zum Dichten und Erzählen hin. Die grauſenden Naturerſcheinungen, von denen ſie umgeben waren, mußten ihrem regſamen Geiſte einen dichteriſchen Aufſchwung und den Fabeln von ihren Göttern, Thor und Odin, einen neuen Anſtrich verleihen; und wenn in dem übrigen Scandinavien, in Dänemark, Norwegen und Schweden die älteren Dichtungen und Sagen unter den Zerrüttungen innerer Unruhen und auswärtiger Kriege bald verhallten: ſo konnte dagegen in dem ruhigen, von politiſchen Stürmen abgeſonderten Island das Erzählte und Gedichtete ſich fortdauernd erneuern und vervollkommnern. Wirk-

---

beiten verſammelt ſind, eines von ihnen Erzählungen und Gedichte vorließt. S. Mackenzie's Reiſe durch die Inſel Island, im Sommer 1810. Weimar 1815, S. 344.

lich erhoben ſich auch die isländiſchen Skalden zu hohem Anſehen. Der Norden erkannte ihren Vorzug; ſie wurden die Dichter und Geſchichtſchreiber der Könige von Dänemark, Norwegen und Schweden, dienten ihnen als geheime Räthe, und kehrten gewöhnlich im Alter hochgeehrt und reichlich beſchenkt in ihre vaterländiſche Inſel zurück. Solche Auszeichnung aber mußte für alle, die für Ruhm und Reichthum empfänglich waren, ein neuer Antrieb werden, ſich mit Erzählen und Dichten zu beſchäftigen.

Es gehört nicht hierher, die Eigenthümlichkeiten der isländiſchen Poeſie zu ſchildern oder ihren Werth zu beſtimmen; auch haben ſich die Meinungen hierüber noch nicht hinlänglich aufgeklärt, indem Einige die Ueberbleibſel derſelben den gefeyertſten Werken der Griechen zur Seite ſetzen, Andre aber ihr Urtheil über ſie herabſtimmen. Nur im Allgemeinen läßt ſich bemerken, daß die isländiſche Poeſie, vielleicht urſprünglich einfach und ungekünſtelt, wie jede wahre Volkspoeſie, allmählich zur Künſteley ausartete, wobey es vorzüglich auf Manchfaltigkeit der Bilder, auf Andeutung alter Mythen, auf ſeltſames Vertheilen der Buchſtaben, auf mühſame Tonwiederholungen ankam. Um ſolche Künſteleyen, die dem freyen Erguß des Gefühls, dem eigentlichen Weſen der Dichtkunſt, widerſtrebten, hervorzubringen und zu verſtehen, bedurfte bedürfte es beſonderer Geſchicklichkeit und Gelehrſamkeit. Eben darum war es nöthig Anweiſungen hierzu, oder einen Inbegriff mythiſcher Sagen, Dichterregeln und Reimregiſter aufzuſtellen, und ein Werk, das ganz eigentlich hierzu beſtimmt war, iſt die Edda.

Der Name Edda — eigentlich ſo viel als Aeltermutter, dann (nach einer den Isländern eigenen Metonymie oder Wortvertauſchung) ſo viel als Anweiſung zur Dichtkunſt — iſt zwey verſchiedenen Werken beygelegt worden, wovon das eine, größtentheils poetiſch, die ältere Edda oder die Edda von Sämund, das andre, in Proſa, die jüngere, oder die Edda von Snorre Sturleſon genannt wird.

Die ältere Edda beſteht aus verſchiednen Gedichten verſchiednen Inhalts, die, ohne ſich auf einander zu beziehen, an einander gereihet ſind. Ihr Alter läßt ſich nicht beſtimmen. Nur ſo viel iſt klar, daß ſie nicht aus einer Zeit ſtammen, und erſt nach Bekanntſchaft mit dem Chriſtenthume zuſammengefügt ſind: denn man findet in ihnen die Eigenthümlichkeiten des alten Volksglaubens mit der römiſchen Mythologie und den Lehren des Chriſtenthums ſeltſam in einander verſchmolzen. Ehedem wurden ſie dem gelehrten und vielgereiſten isländiſchen Prieſter Sämund Sigfuſon, auch Frode (der Gelehrte) genannt, (geb. 1056, geſt. 1121) zugeſchrieben, weshalb ſie gewöhnlich die ſämundiniſche heißt; jetzt aber ſind Viele der Meinung, daß Sämund nicht einmal der Sammler, geſchweige denn der Verfaſſer derſelben ſey. — Die jüngere Edda beſteht aus zwey Haupttheilen. Der erſte, in Dialoge oder Geſpräche eingekleidet, enthält, als Anweiſung zu poetiſchen Anſpielungen, eine ausführliche Ueberſicht der nordiſchen Mythologie, oder weitere Ausführungen der in den Liedern der ältern Edda berührten Sagen. Der zweyte Theil aber enthält eine Sammlung poetiſcher Umſchreibungen und Regeln der Proſodie, nebſt vielen Auszügen aus den Liedern berühmter Skalden. Wie dieſes Werk entſtanden iſt, iſt gleichfalls zweifelhaft. Gewöhnlich wird zwar behauptet, daß der berühmte Lagmann Snorre Sturleſon (geb. 1179, geſt. 1241), von dem weiter unten geredet werden muß, der Verfaſſer oder Sammler desſelben ſey; aber dieſe Behauptung hat viel Willkührliches; der Beweis dazu fehlt, und Viele meinen, dieſes Werk habe erſt im vierzehnten Jahrhundert ſein Daſeyn oder wenigſtens ſeine jetzige Geſtalt erhalten.

Was die hiſtoriſchen Werke der Isländer betrifft, ſo bietet ſich zuerſt die Bemerkung dar, daß wie bey den Griechen alter Zeit, ſo auch bey den Isländern Poeſie und Geſchichte urſprünglich eins waren. Denn ihre Dichter (Skalden) waren zugleich auch ihre Hiſtoriker; mit mythiſchem Stoff beſchäftigte ſich die Erzählung, und wiederum waren die Skaldenlieder größtentheils geſchichtlichen Inhalts, indem ſie weniger das Lob ihrer Götter als die Thaten ihrer Vorfahren prieſen. Allmählich aber, vorzüglich ſeitdem durch Einführung des Chriſtenthums ein wiſſenſchaftlicher Sinn unter den Isländern erwacht war, trennte ſich die Geſchichte von der Poeſie. Nun erſchienen in isländiſcher Sprache (denn die lateiniſche war hier weniger üblich als in Frankreich und Deutſchland) theils Genealogien oder Geſchlechtsregiſter, die bis zu Noah und Adam hinaufreichten, theils Jahrbücher und hiſtoriſche Erzählungen (Sagas), die nicht nur die Geſchichte Islands, ſondern auch die Geſchichte der Länder betrafen, mit denen die Isländer in naher Berührung ſtanden, beſonders Norwegens. Der Gehalt dieſer Werke wird verſchiedentlich beurtheilt. Einerſeits tadelt man an den isländiſchen Geſchichtſchreibern, daß es ihnen an Umblick und Kritik fehle, daß ihre Erzählungen mit Fabeln vermiſcht ſeyen, und daß ſie überhaupt mehr auf Unterhaltung als auf Belehrung hinarbeiten. Andrerſeits aber geſteht man ein, daß auch aus ihren Fabeln Wahrheit hervorleuchte, daß ſie lebendige Schilderungen des bürgerlichen Vereins und der berühmteſten Männer ihrer Inſel aufſtellen, und daß ſie als die Hauptquelle der ganzen nordiſchen Geſchichte zu betrachten ſind. Als der erſte unter dieſen Geſchichtſchreibern wird der oben erwähnte Isleif, Biſchof von Skalholt (ſt. 1080), genannt. Er ſoll isländiſche Jahrbücher geſchrieben haben. Nach ihm ſchrieben Sämund Sigfuſon (ſt. 1121) und deſſen Freund und Mitarbeiter Are Frode (ſt. 1148) Jahrbücher, ein Leben der norwegiſchen Könige, und die Geſchichten von Norwegen, Dänemark und England. Aber am meiſten zeichnete ſich der berühmte Snorre Sturleſon (ſt. 1241) aus, der als der erſte und letzte klaſſiſche Geſchichtſchreiber der Isländer geprieſen wird. Denn bald nach ihm endigte ſich, mit der glänzenden Periode des isländiſchen Staates, auch die der isländiſchen Geſchichtſchreibung.

---

3) Islands Verfall.

So gab es alſo, wie aus dem bisher Geſagten erhellt, eine Zeit, in welcher Island im blühenden Wohlſtand prangte, einen glänzenden Ruhm errang, und für Mit- und Nachwelt ſich wichtig machte. Aber wie weit iſt das Jetzt von dem Ehemals verſchieden! Zwar dauern die Naturwunder fort, die Island auszeichnen: noch brechen in den Gegenden eines ewigen Schnees feuerſpeiende Berge aus, noch erſchüttern Erdbeben die Grundfeſten der Inſel, noch donnert das Krachen der hochaufſprudelnden Geiſer-Quellen durch die Stille der Einöde; aber der Glanz und Wohlſtand, der einſt Island erfüllte, iſt entflohen, und Armuth und Dürftigkeit iſt an die Stelle desſelben getreten. Woher, fragen wir, iſt dieſes gekommen? wie und wodurch iſt Island in ſolchen Verfall gerathen.

Jede republikaniſche Verfaſſung nähert ſich ihrem Untergange, ſo bald die reichen und angeſehnern Mitglieder derſelben, nicht mehr den Geſetzen unterthan, den Eingebungen der Herrſchſucht folgen. Gerade dieß war auch in Island ſeit dem Anfan[illegible] des dreyzehnten Jahrhunderts der Fall. Die Gleichheit, die unter den Einwohnern herrſchen ſollte, war verſchwunden; einzelne reiche und angeſehne Geſchlechter und unter dieſen einzelne ausgezeichnete Männer (wie Snorre Sturleſon) hatten ſich über die übrigen erhoben. Von Ehrgeiz hingeriſſen ſtrebten ſie nach höhrer Gewalt, und einander entgegen, ſuchte einer den andern zu ſtürzen. Darüber entſtanden zahlreiche Unruhen, die nicht ſelten in Fehden und Blutvergießen übergingen.

Andrerſeits trugen auch die norwegiſchen Könige zum Umſturz der republikaniſchen Verfaſſung und dadurch zum Verfall Jslands bey. Von jeher hatten ſie nach dem Beſitz dieſer Jnſel getrachtet und deshalb ſchon viele, jedoch vergebliche Verſuche eingeleitet. Jetzt nährten ſie zu eben dem Zwecke die innern Unruhen, verſprachen dem Volke Schutz und Beyſtand, und überredeten einige der vornehmſten Jsländer, beſonders die Biſchöfe, die Unterwerfung unter Norwegen als ein Mittel zur Beylegung der innern Unruhen öffentlich zu empfehlen. Wirklich erreichten ſie das [illegible] ihrer Wünſche! Die Jsländer, müde der verderblichen Bewegungen im Jnnern, willigten endlich ein, ihrer Unabhängigkeit zu entſagen. Und ſo geſchah es, daß im Jahre 1261 das ſüdliche Jsland, und drey Jahre darauf (1264) auch der üb[illegible] Theil dieſer Jnſel ſich dem Könige von Norwegen, Hakon V, unterwarf. — Späterhin im Jahr 1387, als Norwegen mit Dänemark vereinigt wurde, kam auch Jsland an die däniſche Krone, der es noch heutiges Tages zugehört.

Mit dieſem Untergang ihrer Selbſtſtändigkeit ging auch das unter, was die Jsländer in den

Tagen der Freyheit ausgezeichnet hatte: ihr kühner, unternehmender Geiſt, ihr Aufſtreben zu dem Höhern, ihr Sinn für Nationalruhm. Die nähere Verbindung mit Norwegen ſcheint ſie von allem Verkehr mit der übrigen Welt abgezogen zu haben; der Einfluß des perſönlichen Verdienſtes verlor ſich und damit zugleich ein ſtarker Reiz zur Aufbiethung ſchlummernder Kräfte; aller Blicke richteten ſich auf die Abwehr von Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen, die, wie feyerlich auch bürgerliche Freyheit ihnen zugeſagt war, nicht ausblieben.

Dazu kam der ſchwarze Tod, oder eine fürchterliche Peſt, die ein engliſches Handelsſchiff im Jahr 1348 in den Norden getragen hatte. Mit verheerender Wuth drang dieſe todbringende Krankheit (1348 — 1350) durch alle Theile der Inſel; ganze Gemeinden wurden dadurch weggerafft, ganze Gegenden verödet. Darauf folgte eine allgemeine Viehſeuche. Durch dieſes doppelte Uebel gerieth Ackerbau, Handel und Wohlſtand in Verfall.

Ja die Natur ſelbſt trat dem alten Glanze Islands feindlich entgegen. Unter den Einflüſſen häufiger Erdbeben und den Ausbrüchen feuerſpeiender Berge ward das Klima immer rauher, immer ſtarrender und anhaltender ward die Kälte, immer weiter ward das fruchttragende Erdreich mit ſteiniger Lava überzogen. Sonſt wurde Getreide in Island gebaut, jetzt nicht; und höher, dicker und in größrer Anzahl, als jetzt, wuchſen ſonſt die Bäume und Geſträuche daſelbſt *).

Von ſo vielen Uebeln darnieder gebeugt, verſanken die Isländer allmählich in einen ärmlichen Zuſtand, der eine Lähmung edler Beſtrebungen hervorbrachte. Unter dem mühevollen Ringen nach den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen verlor ſich bey ihnen die freye Entwickelung des Geiſtes; das Reiſen ins Ausland, ſonſt ſo gewöhnlich, hörte auf; keiner that ſich als Gelehrter hervor; die Schulanſtalten verfielen, Unwiſſenheit und Aberglaube verbreitete ſich. Erſt mit der Reformation, die ſeit 1540 in Island Eingang fand, kehrte einiges Leben daſelbſt zurück. Die öffentlichen Schulen wurden, unter der Leitung der Könige Dänemarks, wieder hergeſtellt, und wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen erneuerten ſich. Aber ſie waren nur ein ſchwacher Nachglanz der vorigen Blüthenzeit, und wurden nur dadurch wichtig, daß die ſchriftlichen Denkmähler der Vergangenheit aus dem Moder hervorgeſucht und den Gelehrten andrer Län-

---

*) „Auſſer einigen verkrüppelten Birken wächſt jetzt kein Baum in Island, und nur vom Hörenſagen kennt der Einwohner Saaten." — So Mackenzie in der oben angeführten Reiſe, S. 49 f. und 481 ff.

länder zur Aufbewahrung und Verarbeitung überliefert wurden. Und ſo erſcheint Island, während andre Länder, denen es ſonſt vorleuchtete, immer weiter vorwärts gedrungen ſind, jetzt als das Bild einer untergegangenen Herrlichkeit!

Aber auch in ſeinem Verfall bleibt es ein höchſt merkwürdiges Land, nicht bloß wegen ſeiner zahlreichen Naturwunder, ſondern auch wegen der Eigenthümlichkeiten ſeiner Bewohner. Hier erblickt der Deutſche ſeiner Vorfahren unverfälſchte Sprache und Sitte; hier erfreut ſich der Menſchenfreund einer patriarchaliſchen Unſchuld. Denn mag auch die Hauptſtadt Reikiavik die Fehler und Gebrechen andrer Seeſtädte theilen, ſo iſt doch das Volk in den übrigen Theilen der Inſel, obgleich arm und dürftig, gaſtfrey, bieder, alter Sitte treu und voll Sinn für das Edle und Schöne im Menſchen. Wie ſich Islands Geiſtlichkeit noch jetzt durch Kenntniſſe und Moralität auszeichnet, ſo iſt auch ihr Beyſpiel vorleuchtend ihren Gemeinden. Jeder Hausvater iſt der Lehrer ſeiner Kinder, und vielleicht ſteht unter allen Landleuten Europas der Isländer auf der höchſten Stufe moraliſcher Unbeſcholtenheit.

VI.

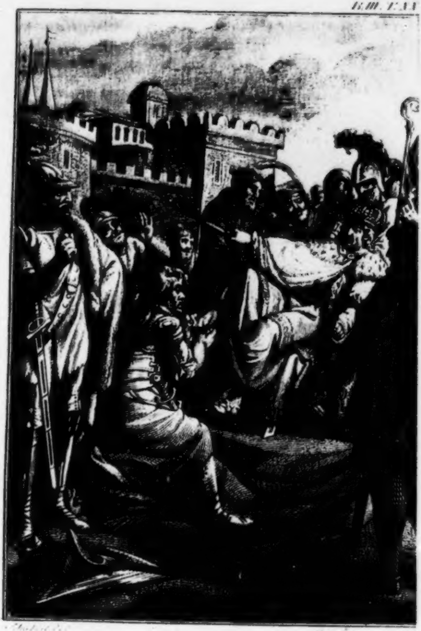
Rollo,
erſter Herzog der Normandie.

Um das wilde und friſche Leben der Normänner, ihre Raubzüge und ihren Unternehmungsgeiſt, ihr Umherſtreifen und ihre Anſiedelungen in Einem Bilde anſchaulich zu machen, ſo möge die Schilderung der Thaten und Schickſale **Rollo's**, eines der kühnſten, glücklichſten und berühmteſten Anführer der Normänner, hier eine Stelle finden.

Die Abſtammung und Jugendgeſchichte dieſes Helden iſt, wie die Abſtammung und Jugendgeſchichte mehrerer berühmten Männer, mit vielem Dunkel umhüllt. Wahrſcheinlich iſt es, daß er der Sohn eines norwegiſchen Jarls (oder Grafen) war, ferner, daß er zur Zeit Königs Harald Schönhaar in Norwegen lebte, und daß er, zu ſtolz, um ſich dieſem Herrſchſüchtigen zu unterwerfen, und zu ſchwach, um ihm zu widerſtehen, wie mehrere ſeiner Landsleute, auswanderte, um eine neue Anſiedelung zu ſuchen *). Eine große Schaar

---

*) Zwei franzöſiſche Mönche, **Dudo** und **Wilhelm**, die das Leben Rollo's beſchrieben haben, (ſ. du Chesne Historiae



Rollo,
erster Herzog der Normandie.

Schaar derer, die gleiche Geſinnungen mit ihm theilten, oder die ihn ſeiner Tapferkeit wegen achteten, ſammelte ſich um ihn, und eine Traumerſcheinung, die er verkündigte, verhieß ihm den glücklichſten Erfolg. So ſegelte er zuerſt (ungefähr 875) nach England, dann nach Friesland oder Walchern. In beyden Ländern gab er Proben ſeines kühnen Muthes, ſeiner Gewandheit in den Waffen und ſeiner Geſchicklichkeit im Unterhandeln; aber er fand weder dort noch hier eine bleibende Stätte. Er ſegelte daher im Herbſte des Jahres 876 von der Schelde in die Mündung der Seine und wurde von nun an faſt ſechs und drey-

ßig

---

toriae Normannor. Scriptores, Parisiis 1619, S. 70 ff. und 221 ff.) erzählen, er ſey aus Dänemark (das bey ihnen Dacia heißt) gebürtig, der Sohn eines reichen und angeſehenen däniſchen Herrn, der nicht genannt wird, geweſen und nach deſſen Tode vertrieben worden. Darauf habe er ſich nach Norwegen (Scanzia) begeben, und, durch ein Traumgeſicht ermuntert, ſey er von dort auf neue Erwerbungen ausgezogen, und zwar zuerſt nach England. — Aber die genannten Mönche mochten wohl nur das ſpätere Leben Rollo's in Frankreich kennen, und mit eben der Willkühr, mit der ſie ausländiſche Begebenheiten behandeln, von deſſen Abkommung und frühern Schickſalen reden. Wahrſcheinlicher iſt, was in einer isländiſchen Sage (in der Heimskringla des Snorre Sturleſon, P. I p. 99) gemeldet und in der Allgem. Welthiſt., Th. XXXII S. 78, wiederholt wird: Rollo ſey der Sohn Rognwalds, eines norwegiſchen Jarls (oder Grafen), geweſen und von Harald Schönhaar, den er durch Räubereyen beleidigte, vertrieben worden.

ßig Jahre lang die Geißel und das Schrecken Frankreichs. Gleich bey ſeiner Ankunft mußten ſich ihm die Küſtenſtädte Jumiege und Rouen ergeben; darauf ſchlug er die fränkiſchen Heere, die gegen ihn anrückten, und drang tief ins Innere des Landes. Paris ſelbſt wurde von ihm belagert und die Gegend umher weit und breit verwüſtet. Bey einem dieſer Streifzüge eroberte er Bayeux. In wilder Wuth ließ er alle Einwohner dieſer Stadt tödten bis auf ein Mädchen, Namens Popa, die Tochter Berengars. Sie gefiel ihm. Er nahm ſie daher zur Gemahlin, und zeugte mit ihr einen Sohn, Wilhelm, der nach ihm zweyter Herzog der Normandie wurde.

Hierauf verließ er, wie die ſchon genannten Mönche erzählen, auf einige Zeit Frankreich, um in England dem König Alſtemus, mit dem er ſich während ſeines erſten Aufenthalts daſelbſt verbunden hatte, im bürgerlichen Kriege beyzuſtehen. Aber ſo wenig uns dieſer König Alſtemus bekannt iſt — in den damaligen Zeiten (871 — 901) regierte Alfred der Große in England — ſo wenig läßt ſich der Zweck und Erfolg dieſes Zuges mit Gewißheit beſtimmen. Hatte vielleicht Rollo bis jetzt noch wenig Hoffnung zu einer bleibenden Anſiedelung in Frankreich? meinte er vielleicht dieſe in England zu finden, während Alfred im Kampfe mit den Dänen war? oder wollte er etwa, durch Siege geſchwächt, die Zahl ſeiner Kampfgenoſſen vermehren? Dieſe Fragen laſſen ſich eher aufwerfen als beantworten. Nur ſo viel wiſſen wir, daß er nach einer Abweſenheit von drey Jahren, während welcher Karl der Einfältige auf den franzöſiſchen Thron gelangt war, nach Frankreich zurückkehrte.

Jetzt erſchien er daſelbſt viel mächtiger und furchtbarer, als zuvor. Denn zu gleicher Zeit ließ er ſeine Haufen in die Seine, Loire und Garonne einlaufen, und die Umgebungen dieſer Flüſſe verwüſten. Er ſelbſt belagerte Paris zum zweyten Male. Umſonſt ſuchte König Karl dieſen Schreckniſſen ein Ende zu machen. Ein Waffenſtillſtand auf drey Monate kam zwar zu Stande; aber als derſelbe abgelaufen, wurden Rollo's Angriffe und Verwüſtungen noch heftiger und verderblicher als vorher. Die Städte Nantes und Angers wurden erobert, das Gebiet um Orleans verheert; Tours (jedoch vergeblich) belagert, Clairmont geplündert, und bis tief in Burgund drangen die Verwüſtungen der Normänner. Nur ein einziges Mal wurde Rollo geſchlagen, bey der Belagerung von Chartres; aber dieß kam den Franken ſelbſt ſo unerwartet, daß ſie den erhaltnen Sieg nicht ihrer Tapferkeit, ſondern einem Wunderwerke, oder dem beſondern Schutze ihrer Heiligen zuſchrieben. Auch war Rollo durch die erlittene Niederlage keineswegs niedergebeugt. Er ſelbſt entkam der Gefahr, eingeſchloſſen zu werden, mit vieler Geſchicklichkeit; der größte Theil der Seinigen drang kühn und glücklich durch den Haufen der Feinde, und nun verdoppelte ſich ihr Blutvergießen und Verwüſten.

Durch langjährige Leiden endlich bis zur Verzweifelung getrieben, beſtürmten die Franken ihren König mit dem Verlangen nach Rettung. “Warum,” riefen ſie ihm zu, “warum hilfſt du nicht dem Reiche? Warum wird der Friede, den du durch Gewalt nicht erringen kannſt, nicht durch Unterhandlungen erwirkt? Frankreich iſt verwüſtet; Hunger und Schwert tödten das Volk, und den noch lebenden Franken droht ewige Gefangenſchaft. Schütze alſo, ſo gut du kannſt, das dir anvertraute Reich!” — “Nun ſo gebe mir,” rief ihnen der König entgegen, “einen Rath.” — “Wohl!” antworteten die Franken, “tritt den Heiden das Land zwiſchen der Epte, der Andelle und dem Meere ab, und gib dem Rollo deine Tochter Giſela zur Ehe. Er ſtammt von fürſtlichem Geblüte; iſt ſchön von Anſehn, gewandt in den Waffen, reich an Geiſt, menſchenfreundlich gegen die Seinen, treu ſeinen Freunden, ſeinen

Feinden furchtbar, wohlthätig und gerecht, nachgebend und unbiegſam, wie es die Umſtände erheiſchen.“ König Karl nahm dieſen Vorſchlag an, doch unter der Bedingung, „daß Rollo ein Chriſt würde.“ Er ſchickte daher den Erzbiſchof von Rouen, Franko, der ſeit der Beſetzung Rouens mit dem normanniſchen Heerführer bekannt war und ſchon früher den Waffenſtillſtand mit demſelben unterhandelt hatte, ungeſäumt an ihn ab.

Rollo war leicht geneigt zu Unterhandlungen, die ihn an das Ziel ſeiner Wünſche führen mußten; eben ſo auch die Vornehmſten unter ſeinen Normännern, denen er, nach Volksſitte, den gemachten Antrag mittheilte. Demnach ward ſogleich ein abermaliger Waffenſtillſtand geſchloſſen. Dann erſchienen an einem beſtimmten Tage beyde Theile in der Gegend von St. Clair an der Epte: **Rollo** mit ſeinen Kampfgenoſſen an der linken Seite dieſes Fluſſes, an der rechten Seite desſelben der König mit ſeinem Gefolge. Friedensunterhändler gingen hinüber und herüber. Aber jetzt erklärte **Rollo**, daß die angebotene Landſchaft ihn nicht befriedige. „Dieſe Landſchaft,“ ließ er dem König ſagen, „ſey verödet, von Menſchen und Vieh entblößt, nicht ausreichend zum Unterhalt ſeines Heeres.“ Auch verlangte er, daß die Abtretung aller Landſchaften, worüber man einig werden

den würde, ſich auf alle ſeine Nachfolger erſtrecken, und von allen geiſtlichen und weltlichen Ständen Frankreichs eidlich beſtätigt werden möchte.

Der König war in der That in einer ſchlimmen Lage. Denn nicht genug, daß Rollo hartnäckig auf ſeiner Forderung beſtand, ſo war auch Robert, Herzog von Poitiers, für ihn geſchäftig. Dieſer, Bruder des unlängſt (898) verſtorbenen Königs Odo, des langjährigen Gegners Karls des Einfältigen, hatte ſchon früher, um in dringenden Fällen Beyſtand zu finden, Rollos Freundſchaft geſucht, und ſich ihm, wenn er ein Chriſt würde, zum Taufpathen erboten. Jetzt redete er aus demſelben Grunde dem Könige zu, in das Begehren Rollo's zu willigen. Eben dieß that auch die Geiſtlichkeit, nicht bloß damit Frankreich Ruhe hätte von den Normännern, ſondern auch damit eine ſo bedeutende Schaar von Menſchen für das Chriſtenthum gewonnen würde.

König Karl entſchloß ſich daher, auſſer dem ſchon verſprochenen Gebietstheil, auch Flandern abzutreten. Aber Rollo lehnte dieſes Anerbiethen ab, unter dem Vorwand, daß Flandern, voll Moräſte, nicht hinreichend ſey zum Unterhalt ſeines Heeres, und bedung ſich das ihm beſſer gelegene Bretagne. Auch dieß wurde ihm zugeſtanden.

Nachdem dieſes alles beſeitiget war, ſollte **Rollo** als künftiger Vaſall des Reichs dem Könige huldigen, und ihm nach hergebrachter Sitte den Fuß küſſen. Aber ſein freyer Geiſt ſträubte ſich gegen dieſes Anſinnen. Voll edeln Selbſtgefühls rief er aus: "Bey Gott, nie werde ich meine Knie vor den Knien eines andern beugen, noch jemands Fuß küſſen!" Und wirklich konnte er nicht dazu gebracht werden. Nur mit Mühe überredete man ihn, daß er einen ſeiner Soldaten an ſeiner Statt des Königs Fuß küſſen ließ. Dieſer Soldat aber zeigte oder ſtellte ſich dabey ſehr ungeſchickt. Haſtig griff er nach des Königs Fuß, zog ihn herauf zu ſeinem Mund und warf ſo den König faſt rücklings nieder *). Darüber entſtand auf der einen Seite ein lautes Gelächter, auf der andern ein unmuthiges Murren. Nur der König blieb gelaſſen. Er leiſtete ſamt ſeinen geiſtlichen und weltlichen Großen einen Eid, daß Rollo, deſſen Nachkommen und Erben in dem ungeſtörten Beſitz aller abgetretenen Länder verbleiben ſollten.

Dieß geſchah noch am Ende des Jahres 911. Hierauf wurde **Rollo** am Anfang des Jahres

---

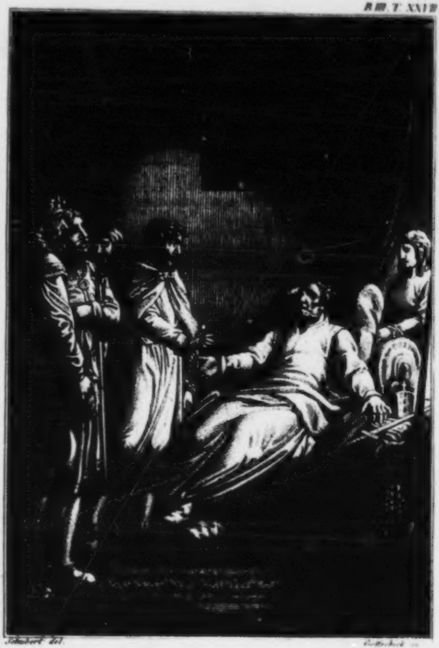
*) Hierauf bezieht ſich das **Kupfer Taf. XXVI.** — Rollo, im Vordergrunde druckt ſeinen Unwillen über den Fußkuß aus, den einer ſeiner Soldaten nach Ablegung der Waffen vollzieht. Im Hintergrunde erblickt man die Stadt St. Clair an der Epte.

912 von dem Erzbiſchof Franko im katholiſchen Glauben unterrichtet und getauft. Herzog Robert von Poitiers vertrat dabey, wie er verſprochen hatte, Pathenſtelle, und von ihm erhielt der Getaufte den Namen Robert, den er von nun an beſtändig führte. Auch ſein ganzes Gefolge und alle unter ihm ſtehenden Normänner folgten ſeinem Beyſpiele und ließen ſich taufen. Er ſelbſt übte ſogleich die Tugenden, die nach dem Sinne jener Zeiten das Weſen eines guten Chriſten ausmachten. Noch in den Tagen ſeiner Weihe ſchenkte er auf Rath des Erzbiſchofs Franko den Kirchen ſeines Gebiets anſehnliche Güter. Dann, als er die Kirchen bedacht hatte, vertheilte er das ihm zugefallene Land zu Lehen unter ſeine Getreuen. Darauf vermählte er ſich unter großem Gepränge mit der königlichen Prinzeſſin Giſela. Dieſe Ehe ſollte das Band werden zum innigen Vereine der Normänner und Franken; aber ſie blieb unfruchtbar. Auch ſtarb Giſela noch ſehr jung, und Rollo nahm dann ſeine vorige Gemahlin Popa wieder zu ſich.

So hatte alſo Rollo, oder wie er nun heißt, Robert, nach einer ſechs und dreyßig jährigen Anſtrengung das Ziel ſeiner Wünſche, eine ſichere und ehrenvolle Anſiedelung, erreicht. Und wie ganz anders zeigte er ſich jetzt! Vorher nur bekannt durch Plünderung, Verwüſtung und Blutvergießen, empfahl er ſich jetzt durch Gerechtigkeit, Weisheit und Regentenſorge. Fern von dem Gedanken an Vergrößerungen ſeines Gebiets, hörte er auf, Krieg zu führen, und eben das Land, das vorher ſo ſchrecklich von ihm verwüſtet worden war, hatte jetzt Urſache ſeinen Fürſtenſinn zu ſegnen.

Seine erſte Sorge war auf den Wiederanbau ſeines Landes hingerichtet. Er ſtellte daher die verfallenen Städte und Dörfer wieder her, befeſtigte Burgen, ließ Kirchen und Klöſter ausbeſſern, und den Ackerbau erneuern. Da es an Einwohnern fehlte, ſo wurden unter lockenden Verſprechungen neue Anſiedler herbeygezogen, und die franzöſiſchen Unterthanen, die ſich ihm unterwarfen, wurden gerecht und mild behandelt. Gute Geſetze und Ordnungen wurden eingeführt. Beſonders lag ihm viel daran, ſeine Normänner von Raub und Plünderungen, woran ſie bisher gewöhnt waren, abzubringen. Er gab daher unter andern ein Geſetz, das den Dieb und den Diebshehler mit gleicher Strenge zum Tode verdammte. Nun trug es ſich zu, daß einſt ein Bauer zu Mittag nach Hauſe ging und, wie befohlen war, ſein Ackergeräthe auf dem Felde ließ. Seine boshafte Frau überhäufte ihn, dieſer Nachläßigkeit wegen, mit Schmähworten, ging dann, während er ſein Mittagsbrod verzehrte, aufs Feld und nahm das Ackergeräth heimlich weg. Wie groß war dann das Erſtaunen des Mannes, als er wieder aufs Feld kam und ſein Arbeitszeug vermiſste. Traurig kehrte er nach Hauſe zurück und klagte den erlittenen Verluſt ſeiner Frau. Sie empfieng ihn mit höhniſchen Worten. "Gehe nun", rief ſie ihm zu, "gehe, du nichtswürdiger Mann, zu deinem Herzog Robert; er wird dir gleich einen neuen Pflug geben". Wirklich ging er zum Herzog und bat ihn um Wiedererſtattung des Geſtohlenen. Der Herzog gab ihm fünf Goldſtücke, ließ aber auch ſogleich genaue Nachforſchungen anſtellen. Doch nirgends war das Geſtohlene zu finden! Nun fragte er den Bauer, ob er jemanden geſagt habe, daß er ſeinen Pflug auf dem Acker gelaſſen habe? "Ja, meiner Frau", war die Antwort. Sogleich ward die Frau herbeygerufen und wegen des Diebſtahls befragt. Anfangs leugnete ſie, dann aber, durch Schläge gezwungen, geſtand ſie ihr Vergehen. Darauf ſprach der Herzog zum Manne: "Wußteſt du, daß deine Frau eine Diebin wäre?" — "Ja," antwortete der Bauer. "Nun wohl," fuhr der Herzog fort, "ſo hat dich dein eigner Mund verdammt. Aus einem doppelten Grunde verdienſt du Strafe: einmal, weil du dich nicht als Herr deiner Frau betragen, dann, weil du um ihre Diebereyen gewußt und ſie nicht an[illegible] haſt." Und ſogleich wurden beyde ge[illegible]

Bd. I. XXVI



Schubert del. Gottschick sc.

Edelsinn des Königs Konrad I.

Dieſe Strenge hatte gute Folgen. Die Unterthanen wurden dadurch geſchreckt, ihre vorige Raubſucht verlor ſich, und Ehrlichkeit ward unter ihnen herrſchend. Um ſie zu prüfen, hing Herzog Robert, als er einſt im Walde ausruhete, ſeine goldenen Armbänder an einer Eiche auf. Drey Jahre lang hingen ſie daſelbſt, und niemand wagte, ſie anzurühren.

Hochbejahrt und im Gefühl der Abnahme ſeiner Kräfte beſtimmte Robert ſeinen ſchon erwähnten Sohn Wilhelm zu ſeinem Nachfolger, und ließ ſeine Vaſallen demſelben huldigen. Nicht lange nachher ſtarb er, alt und lebensmüde, im Jahr 917, und ſeine Nachkommen beſtiegen den Thron Englands und beyder Sicilien.

VII.

Edelſinn des deutſchen Königs Konrad des Erſten.

Konrad I, ſeit 912 König der Deutſchen, ſuchte das königliche Anſehn, das unter den letzten Karolingern tief herabgeſunken war, wieder zu erheben.

Aber dieß gelang ihm nicht, wie er wünſchte. Die meiſten unter den Großen waren zu mächtig, ohne Eifer für die Geſammtheit des Reichs, begierig ihre Unabhängigkeit zu behaupten, und darum nicht geneigt, ſich den Befehlen des Königs zu unterwerfen. Beſonders war dieß der Fall mit **Heinrich**, Herzog von Sachſen und Thüringen.

Als deſſen Vater, Otto der Erlauchte, geſtorben war (30. Nov. 912), ſchien es Konrad'n unzuläſſig, die große Macht, die derſelbe beſeſſen hatte, dem hochaufſtrebenden Sohne ungetheilt zu überlaſſen. Denn nur wenn die Macht der Großen beſchränkt war, konnten ſie im Gehorſam, nur dann die königliche Würde im Anſehn und das Vaterland in Einheit und Ruhe erhalten werden. Auch war es damals noch keineswegs feſte Regel, daß die Söhne ihren Vätern in Lehen und Würden folgten. **Konrad** wollte alſo Thüringen von Sachſen trennen, und nur mit letzterm allein Heinrich'n belehnen. Allein dieſer, damals mehr für ſich als für das Ganze ſorgend, war mit einer Maßregel, der er ſpäterhin als König ſeine Billigung gewiß nicht verſagen konnte, ſehr unzufrieden, und, bauend auf den Beyſtand der Sachſen und Thüringer, trotzte er den Anordnungen Konrad's.

Konrad griff nun zu den Waffen; aber, auf allen Seiten von Feinden umringt, konnte er nie vereint und dauernd ſeine Macht gegen den Mächtigen richten. Vergebens übertrug er die Fortſetzung des Kriegs ſeinem Bruder Eberhard: Eberhard wurde bey Eresburg im Paderborniſchen von Heinrich'n geſchlagen; vergebens belagerte er ſelbſt Heinrich'n zu Grona bey Göttingen: eine ſchlau erſonnene Liſt, oder der Ausbruch neuer Unruhen in Deutſchland nöthigten ihn zum Rückzug; vergebens erbot ſich der ſchändliche Hatto, Erzbiſchof von Mainz, Heinrich'n durch ein künſtliches Halsband, das inwendig mit verdeckten Stacheln verſehen war, zu erdroſſeln: das Bubenſtück ward entdeckt und vereitelt. Dagegen ſchloß Heinrich eine Verbindung mit Frankreich, und behauptete alle Lehen und Würden ſeines Vaters, ohne daß zwiſchen ihm und Konrad ein eigentlicher Friede zu Stande kam.

Wie tief mochte es Konrad'n ſchmerzen, gerade dieſes Vorhaben, das ihm ſo ſehr am Herzen lag, vereitelt zu ſehen! Doch er bezähmte ſeine Empfindlichkeit und erhob ſich zu einem ſeltnen Beyſpiel der Mäßigung und Großmuth.

Er hatte keine Kinder, wohl aber einen Bruder, den ſchon genannten Eberhard. Dieſer beſaß manche rühmliche Eigenſchaften, die ihn der Krone würdig machen konnten, aber es fehlte ihm an Macht und Anſehn, um ſie zum Segen Deutſchlands zu tragen. Hiervon überzeugt und zugleich von dem Gedanken durchdrungen, daß Deutſchland unter dem Gewühle innerer Unruhen und den Raubzügen der Ungern zu Grunde gehen müſſe, wenn es nicht einen ſehr mächtigen, angeſehenen und tapfern König erhielt, und daß ferner die Sachſen nie ruhen würden, wenn nicht ihr Herzog zur Krone gelangte, hegte Konrad den Wunſch, daß nicht ſein Bruder Eberhard, ſondern ſein ſeitheriger Gegner, der mächtige und angeſehene Heinrich zu ſeinem Nachfolger erwählt werden möchte. Er rief daher, als er die Nähe ſeines Todes fühlte (es war zu Limburg an der Lahn) ſeinen Bruder ſamt den Vornehmſten der Franken zu ſeinem Sterbelager, und ſprach alſo: "Ich fühle, lieber Bruder, daß ich länger nicht leben kann, da es Gott alſo befiehlt und eine ſchwere Krankheit mich bedrängt. Drum nimm dein, und noch mehr, nimm des ganzen Reiches wahr, indem du auf den Rath deines Bruders höreſt. Wir beſitzen Schätze, können Heere ſammeln und anführen, haben Städte, Waffen, die Ehrenzeichen der Königswürde und alles was die königliche Hoheit erfordert, nur nicht Glück und Anſehn. Beydes aber beſitzt in hohem Grade Heinrich, und die Sach-

“ſen haben die größte Macht im Staate. Nimm “alſo dieſe Ehrenzeichen” — er deutete auf die heilige Lanze, die goldenen Armbänder, das Gewand, das Schwert und die Krone der alten Könige — “trage ſie zu Heinrich'n und mache mit “ihm Friede, damit du ihn zum Verbündeten habeſt auf immerdar. Wozu frommt's, daß das “Frankenvolk ſamt dir erliege? Er muß König “werden und Fürſt vieler Völker!”

Selten hat ſich deutſcher Edelſinn auf eine ſo herrliche Weiſe gezeigt als hier, am Sterbelager Konrads! Denn wenn wir geſtehen müſſen, daß Konrad groß und edel handelte, da er ſeine Bitterkeit gegen Heinrich'n unterdrückte, und den Glanz ſeines Hauſes dem Heil des Vaterlandes zum Opfer brachte: ſo müſſen wir auch Eberhard'n gleiches oder vielmehr noch höheres Lob zuerkennen. Nahe am Grabe ſchwiegen irdiſche Wünſche, und im Vorgefühl des Ewigen reinigt ſich die Seele von niedrigen Leidenſchaften; aber ſchwerer iſt es, im Vollgenuſſe des Lebens und der Kräfte den lockenden Reizen der Macht und Hoheit zu entſagen. Dieß aber that Eberhard. Mit einem deutſchen Handſchlag und unter Thränen gelobte er, den Wünſchen ſeines Bruders nachzukommen *). Und kaum war

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXVII, das nach dem, was hier erzählt worden iſt, keiner weitern Erklärung bedarf.

war dieſer geſtorben (17. Oct. 918), ſo löſete er ſein Gelübde. Er ging zu Heinrich'n und überbrachte ihm die Reichskleinodien.

Heinrich, heißt es, war eben auf ſeinem Finkenheerd mit Vogelfang beſchäftiget (weshalb er den Beynamen "der Finkler" erhalten haben ſoll), als die Nachricht von Konrads letztem Willen an ihn gelangte. Er ward dadurch überraſcht; doch freudig folgte er Eberhard'n nach Fritzlar, wo er von den Franken und Sachſen feyerlich gewählt und gekrönt wurde. Dabey fühlte er, ſelbſt ein Edler, das Edle in Eberhards Betragen: immer blieb er ihm mit Freundſchaft zugethan, und vertrauensvoll übertrug er ihm die wichtigſten Stellen.

VIII.

Character-Schilderung Heinrich des Erſten.

Es iſt eine wohlthuende Freude, die gewiß zum Herzen jedes Vaterlandsfreundes ſpricht, in **Heinrich**, dem Begründer der Wohlfahrt Deutſchlands, auch den Abglanz der Tugenden eines deutſchen Mannes zu finden. Gern verweilen wir daher bey ſeinem Bilde, das groß und herrlich aus dem Dunkel ſeiner Zeiten hervortritt, und wie ein glänzendes Geſtirn uns vorleuchtet.

Heinrich I, geboren 876 und ſeit 918 König der Deutſchen, war nicht bloß durch Klugheit, Thätigkeit und Tapferkeit ausgezeichnet, ſondern noch herrlicher durch Vaterlandsliebe, Biederkeit und Frömmigkeit. Schon ſein Aeuſſeres, ſeine ſchöne kräftige Geſtalt, ſprach für ihn; aber eine noch eindringendere Gewalt auf menſchliche Gemüther hatte ſeine offene Geradheit und ſeine zuvorkommende Freundlichkeit. In ſeinem Beginnen war überall Kraft und Beſonnenheit ſichtbar, und dabey war er ein Muſter weiſer Mäßigung: ſtreng, wo Strenge Noth that, aber nie hart, wo er durch

Güte zu ſeinem Zwecke gelangen konnte. Als Beyſpiel hiervon führen wir Folgendes an.

Er war zu Fritzlar nur erſt von den Sachſen und Franken als König anerkannt worden, aber noch nicht von den Schwaben, noch nicht von den Baiern, und Lothringen hatte ſich ganz nach Frankreich hingewendet. So konnte es nicht bleiben ohne Entwürdigung der deutſchen Krone, und Heinrich fühlte, daß er mit Uebernahme der Königswürde auch die Verpflichtung übernommen habe, an der Eintracht, Sicherheit und Wohlfahrt Deutſchlands zu arbeiten. Wie er nun in der Folge Lothringen theils durch Waffengewalt, theils durch gütliche Unterhandlungen wieder an Deutſchland brachte, eben ſo ſuchte er jetzt vor allem, Schwaben und Baiern zum Gehorſam zu bringen. Er eilte daher (919) mit ſeiner ganzen Macht von Fritzlar zuerſt nach Schwaben. Der daſige Herzog Burkard ward überraſcht; ohne Widerſtand zu leiſten, erkannte er Heinrich'n als König an, und nahm Länder und Würden von ihm zu Lehen. Von da wendete ſich Heinrich nach Baiern, wo Herzog Arnulf, ein langjähriger und gefährlicher Feind Konrads, den königlichen Titel angenommen und das feſte Regensburg mit ſeinen Mannen beſetzt hatte. Heinrich kam dahin, aber ehe er Gewalt brauchte, ſuchte er durch freundliches Zureden das Herz des kräftigen Herzogs zu gewinnen. Er ladete ihn daher zu einer Unterredung ein. Arnulf erſchien, und Heinrich nannte ihn Bruder und Freund, erinnerte ihn an die Gefahren, die innerer Zwieſpalt dem von auſſen bedroheten Vaterlande bringen könnte, und bat ihn innigſt, abzuſtehen von aller Widerſetzlichkeit und ſich mit ihm zum Heil des Vaterlandes zu vereinigen. "Dieß Heil," ſagte er, "iſt mein einziges Abſehen, nicht aber mich zu erheben, oder jemand etwas wegzunehmen, am wenigſten dir." Dieſe treuherzigen Vorſtellungen fanden Eingang. Arnulf erkannte Heinrich'n als König, behielt dagegen ſein Herzogthum ſamt dem Rechte die baierſchen Bißthümer zu beſetzen, und blieb zeitlebens der treueſte Vaſall.

Mit ſolcher Großmuth und Leutſeligkeit verband Heinrich einen religiöſen Sinn, der ſich durch Demuth, frommen Wandel und ehrerbietige Achtung alles deſſen, was man damals für heilig hielt, deutlich ausſprach. Als ihn zu Fritzlar der Erzbiſchof von Mainz, Heriger, ſalben und krönen wollte, ließ er dieß durchaus nicht zu. – "Es iſt mir genug," ſprach er, "daß ich mit Gottes und eurer Genehmigung zum König ernannt und beſtimmt wurde; aber Salbung und Krone ſpart für beſſere auf. Ich fühle mich ſo hoher Ehre unwerth!"

"unwerth!" laut jauchzte bey ſolchen beſcheidenen Worten die ganze Verſammlung auf! — Nach dem Geiſte der damaligen Zeit, der das Heilige in Reliquien ehrte, waren ihm dieſe beſonders werth; auch mochte er ihnen eine beſondere Kraft, Schutz und Gedeihen für ſeine Unternehmungen zuſchreiben. Es machte ihm daher große Freude, als ihm der König von Frankreich, Karl der Einfältige, die Hand des heiligen Dionyſius ſchenkte; und er ſelbſt erkaufte vom König Rudolf von Burgund eine heilige Lanze, in der einige Nägel vom Kreuze Chriſti eingeſchlagen waren, gegen eine große Geldſumme und gegen Abtretung eines beträchtlichen Theils von Schwaben. Dieſe Lanze ließ er dann in allen Schlachten als ein heiliges Panier vor ſeinem Heere hertragen, um deſſen Anſtrengungen und Vertrauen zu beleben.

Wie ſehr des Reiches Wohlfahrt ihm am Herzen lag, ergibt ſich aus ſeinen bereits angeführten Aeuſſerungen und aus ſeinem ganzen Regentenleben. Unermüdet thätig für Deutſchlands Beſte zog er immer umher, und unterſuchte mit eigenen Augen, was der Umänderung und Beſſerung bedurfte. Und wie erfolgreich ſein patriotiſcher Eifer war, braucht hier nicht wiederholt zu werden: die innere Ruhe, deren ſich Deutſchland unter ihm erfreute, der Sieg über die Ungern, den es durch ihn erhielt, und der Wohlſtand und Glanz, zu dem es durch ihn emporſtieg, iſt die beſte Lobrede auf ſeine Regierung.

Aber auch in ſeinem Privatleben, ſo weit wir es kennen, erſcheint er ſehr achtungswürdig. Mit inniger Liebe hing er an ſeiner Gemahlin Mathilde (wir werden dieſe Edle ſogleich näher kennen lernen); ſeinen Kindern war er ein ſorgſamer Vater, ſeinen Freunden ein treuer Freund. Er war munter und geſellig, liebte die Jagd, ein fröhliches Gaſtmahl und heitere Scherze; aber nie verletzte er dabey ſeine Würde, nie verſchwendete er ſeine Güte an Unwürdige. Unter ſeinen Söhnen ſchien ihm der kräftige Otto der Regierung am fähigſten. Darum berief er, ſchon krank, die Fürſten Deutſchlands nach Erfurt und empfahl ihnen denſelben zu ſeinem Nachfolger. Dieß Werk der Vaterliebe und Regentenſorgfalt war ſein letztes auf Erden. Bald darauf ſtarb er zu Memleben an der Unſtrut, ſechzig Jahre alt (den 2. Jul. 936), werth der Thränen, die bey ſeinem Tode geweint wurden, und des Nachruhms, der ihm unvergänglich blüht.

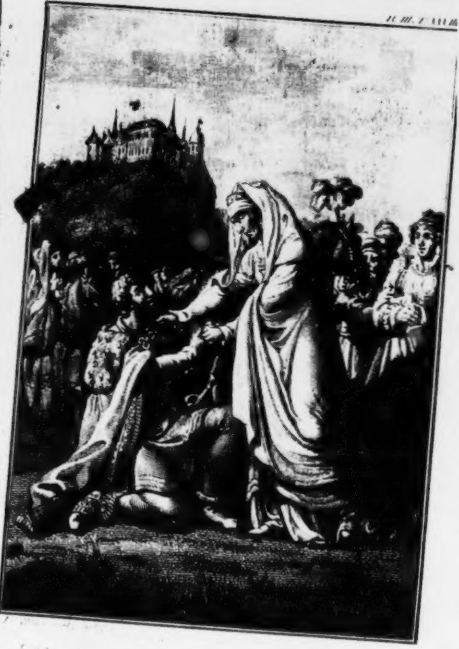
IX.

Mathilde,
Gemahlin Königs Heinrich des Erſten.

„Wohl dem, der ein tugendſames Weib hat, deß lebt er noch eins ſo lange.“ An König Heinrich ward dieſer Ausſpruch erfüllt! Seine Gemahlin Mathilde, menſchenfreundlich und gottesfürchtig wie er, und eben ſo wie er vom Volke geliebt, war der Troſt und die Freude ſeines Lebens, und in ihrem treuen Herzen loderte ihm, als er ſchon längſt geſtorben war, das Feuer einer unauslöſchlichen Liebe.

Näher als viele andre hiſtoriſche Erſcheinungen iſt ſie uns bekannt. Ihr Urenkel, Kaiſer Heinrich II (ſt. 1024) ließ — unbekannt iſt es, von wem — ein ausführliches Gemälde ihres Lebens, Wirkens und Duldens entwerfen, das auf unſre Zeiten gekommen iſt und noch immer kräftig, lieblich und anziehend zu uns ſpricht. Im Bezug auf die Entſtehung deſſelben mag vielleicht Mancher die Bemerkung machen, daß Dankbarkeit gegen die Todte und Schmeicheley gegen deren regierenden Urenkel daſſelbe zum Ideal erhoben, oder wenig-

ſtens



Sanftmuth der Königin Mathild.

ſtens vieles in demſelben, der hiſtoriſchen Treue entgegen, mit zu blendenden und ſchimmernden Farben aufgetragen oder überzogen habe. Mit Beſtimmtheit läßt ſich dieſe Bemerkung nicht zurückweiſen, aber eben ſo wenig läßt ſie ſich mit Beſtimmtheit rechtfertigen; vielmehr ſteht ihr das Zeugniß zweyer gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, **Witichind's** von Corvey (ſt. um 1006) und **Ditmar's** von Merſeburg (ſt. 1018), entgegen, die beyde in den einzelnen Zügen, die ſie von Mathilden aufſtellen, mit jenem Gemälde zuſammentreffen. — Und geſetzt auch, daß obige Bemerkung ſo feſt begründet wäre, wie ſie es nicht iſt, ſo bleibt doch jenes Gemälde immer denkwürdig als ein ſchönes Zeugniß für die moraliſche Cultur der Zeiten, in denen es entſtand oder in denen Mathilde lebte. Denn ohne Gefühl für das Sittlich-Schöne, ohne Achtung für weibliche Größe und chriſtliche Würde hätte ein ſolches Muſter einer holdſeligen Frau und frommen Chriſtin nicht aufgefaßt und dargeſtellt werden können. Gern halten wir uns alſo an daſſelbe, indem wir hier das Wichtigſte aus dem Leben Mathildens kurz zuſammenfaſſen und mit einigen Bemerkungen begleiten.

Mathilde war ein Sprößling des trefflichen Herzogs der Sachſen, Wittekind, der einſt gegen Karl den Großen gekämpft hatte. Ihr Vater, Dietrich, Graf in Weſtſachſen, war des Helden Urenkel; ihre Mutter, Reinhilde, ſtammte aus däniſchem und frieſiſchem Geſchlechte. Unbekannt iſt das Jahr ihrer Geburt.

Als ein kleines Mädchen wurde ſie in das Kloſter zu Herforden gebracht, um dort unter den Augen ihrer Großmutter (väterlicher Seits), der daſigen Aebtiſſin Mathilde, erzogen zu werden. Dieſe Erziehung gelang. Schnell und herrlich bildete ſich ihr Geiſt und Körper, und bald erſcholl der Ruf ihrer ſchönen Geſtalt, ihrer fürſtlichen Sitten, ihrer manchfaltigen Kenntniſſe und beſonders ihrer chriſtlichen Frömmigkeit ſo laut und einſtimmig, daß der alte Sachſenherzog, Otto der Erlauchte, keine edlere Gemahlin für ſeinen Sohn Heinrich auffinden konnte, als ſie. Er verfügte daher, daß dieſer ſelbſt ins Kloſter zu Herforden ging, um die edle Jungfrau mit eignen Augen zu ſehen. Und ſo wie Heinrich ſie erblickte, entbrannte ſein Herz von heißer Liebe für ſie. Sie aber ſchenkte ihm Gegenliebe, und bald darauf wurden beyde, mit Einwilligung ihrer Eltern, zu Wallhauſen in Thüringen vermählt (um 909).

Innige Liebe kettete **Mathilde'n** an ihren Gemahl, tiefgefühlte Ehrfurcht an Gott und mildthätiges Wohlwollen an die Armen. So bewährte ſie ſich in den erſten Jahren ihrer Ehe, und ſo blieb ſie auch, als ihr Gemahl nach Ottos Tode (912) Herzog der Sachſen, und nach Konrads Tode (918) König der Deutſchen geworden war. Die Vermehrung des äuſſern Glanzes bewirkte keine Veränderung in ihrem Innern; ja ſie zeigte ſich um ſo demüthiger, je höher ſie ſtand. Nie ermüdend im Dienſte des Herrn, verließ ſie oft zur Nachtzeit ihr Lager, um in frommer Andacht zu beten. Ihren Unterthanen war ſie mit mütterlicher Liebe zugethan, und ihre Sanftheit milderte die Hitze, die zuweilen in ihrem Gemahle aufloderte. Ihr Herz war ſo weich, daß ſie keinem etwas abſchlagen konnte; ſelbſt der Verbrecher fand in ihr eine Fürſprecherin, und immer war ſie tiefbekümmert, wenn irgend einer zum Tode verurtheilt wurde. Konnte ihr Gemahl aus Liebe zur Gerechtigkeit ihre Bitten nicht erfüllen, ſo ließ er die Richter allein das Urtheil fällen, um der Gerechtigkeit keinen Eintrag zu thun, und doch in den Augen ſeiner Mathilde keinen Antheil an einem Todesurtheil zu haben.

Sie gebar ihm fünf Kinder, drey Söhne und zwey Töchter. Die Söhne waren: **Otto**, der

Nachfolger ihres Gemahls, Heinrich, ſpäterhin Herzog von Baiern, und Bruno, ſpäterhin Erzbiſchof von Cöln und Herzog von Lothringen. Ihre älteſte Tochter Gerberg ward erſt (929) mit dem Herzog von Lothringen, Giſelbert, dann (940) mit dem König von Frankreich, Ludwig IV, vermählt, und ihre zweyte Tochter Hedwig (938) mit Hugo dem Großen, Grafen von Paris. Von allen ihren Kindern war ihr der ſchöne Heinrich am liebſten; ihn zog ſie allen übrigen vor, und ihm ſuchte ſie ſogar die Nachfolge in der Regierung zu verſchaffen. Dieſe partheyiſche Vorliebe, wodurch ſie den Samen zu vielen Uebeln ausſtreuete, und ſich ſelbſt großen Kummer bereitete, iſt der einzige Vorwurf, der ihr gemacht werden kann. Zwar war ſie auch befangen von religiöſer Schwärmerey; aber dieſe floß aus dem Zeitgeiſte hervor, und ward durch ein Zartgefühl verherrlicht, das ſie zu einer ſeltnen Zierde ihrer Zeit erhebt.

Glücklich und in ſteter Liebe vereint hatte ſie ſieben und zwanzig Jahre mit ihrem Gemahl verlebt, als ihr derſelbe zu Memleben (936) durch den Tod entriſſen wurde. Tief verwundete dieſer große Verluſt ihr zartes Herz; aber ſie ertrug ihn mit frommer Ergebung: Gebet und Thränen milderten ihren Kummer, und an dem Todtenbette ihres Gemahls ermahnte ſie ihre Söhne, nicht um vergängliche Würden und Vorzüge zu ſtreiten, ſondern nach dem Ewigen zu ringen, Gott zu fürchten und in Eintracht zu leben. — O hätte doch dieß liebevolle Wort einen bleibenden Eindruck auf das Herz der Söhne gemacht! Wie ſehr würden ſie dadurch ſich ſelbſt geehrt, wie viel Kummer ihrer frommen Mutter erſpart haben!

Auch in ihrem Wittwenſtande fuhr **Mathilde** fort, die Tugenden zu üben, die ihr früheres Leben geſchmückt hatten. Nie wieder wendete ſie ihr Herz einer irdiſchen Liebe zu; das Andenken ihres Gatten blieb ihr heilig, und ſeinen Sterbetag, einen Sonnabend, feyerte ſie ſtets mit Gebeten und Wohlthaten. Aber auch jeden andern Tag widmete ſie dem Dienſte des Herrn, der Unterſtützung der Nothleidenden, und der Verfertigung weiblicher Arbeiten. Nur an Feyertagen unterließ ſie letztere, aus religiöſem Bedenken; dafür las ſie dann in der heiligen Schrift, oder ließ ſich aus ſelbiger vorleſen. Bey Tafel aß ſie nie mehr, als ſie nothwendig brauchte, um ihren Hunger zu ſtillen; alles Uebrige ſendete ſie den Armen. Im Winter ließ ſie ſowohl in Häuſern als auch unter freyem Himmel des Nachts Feuer anzünden, damit ſich Frierende erwärmen, und Verirrte zu rechte finden möchten. Selbſt der Thiere vergaß ſie nicht. Sie ließ für kleinere Vögel Brodkrumen ausſtreuen; die Hüner fütterte ſie ſelbſt, und beſonders pflegte ſie des Hahns, deſſen Schrey ihr die Morgenröthe verkündete und ſie zur Frühmette aufrief. Kurz, aus allem, was ſie that, leuchtete ihr frommes und ſanftes Herz hervor. Nie ſah ſie jemand erzürnt oder in bitterer Wallung; nie über die Maßen lachen oder weinen. Stets blieb ſie ſich gleich in Freundlichkeit und Demuth.

Bittre Leiden waren ihr beſchieden. Boshafte Verläumder hatten ausgeſprengt, ſie habe ungeheure Schätze zuſammengehäuft, die ſie an Unwürdige verſchleudere. Dieß hörte ihr Sohn Otto, damals König, und ſeine aufbrauſende Hitze trieb ihn an, herriſch von ihr zurückzufordern, was ſie unter die Armen vertheilt hatte; auch ließ er ihren Dienern überall auflauern, und ihnen die Gaben, die ſie den Dürftigen zugedacht hatte, entreißen. Ja, was das bitterſte für ſie war, auch ihr Lieblingsſohn, der ſchöne Heinrich, wurde ihr abhold. Er verband ſich mit Otto, mit dem er vorher in Feindſchaft gelebt hatte, und beyde drangen in ſie, ihr Witthum zu verlaſſen und den heiligen Schleier zu nehmen.

Geduldig ertrug die Ehrwürdige dieſes Herzeleid. Nie entſchlüpfte ihren Lippen ein hartes Wort gegen ihre Söhne, vielmehr ſchrieb ſie, was ſie von ihnen erleiden mußte, ſich ſelbſt zu. Sie fühlte, daß ſie dem König Otto durch den, ſeinem Bruder geſchenkten Vorzug wehe gethan haben mochte. "Gott aber weiß," ſprach ſie, "wer meinen lieben Heinrich gegen mich aufgebracht hat, ihn, von dem ich Troſt in jedem Drangſale erwartete. Dennoch kann ich es nicht ertragen, hart von ihm reden zu hören; denn ich liebe ihn noch immer von Herzensgrund. — Möge es Gott verhüten, daß nicht der König, jetzt ſein Helfer, ſpäterhin mein Rächer werde! Möge die Freundſchaft, die jetzt beyde gegen mich [illegible]indet, nie wieder in Feindſchaft auflodern." Da die Beleidigungen von Seiten ihrer Söhne täglich drückender wurden, ſo verließ ſie ihr Witthum, das ihr ihr Gemahl in der Gegend von Nordhauſen und Quedlinburg gegeben hatte, und begab ſich nach ihren Stammgütern in Weſtſachſen. Auch dort ließ ſie nicht ab, ſo viel ſie konnte, Gutes zu thun.

Jetzt ſchien der Himmel ſelbſt beyde Söhne an die Erfüllung der kindlichen Pflichten zu mahnen. **Heinrich** ward von einer ſchweren Krankheit betroffen, König **Otto** aber hatte Unglück bey allem, was er unternahm, und verſank in tiefe Traurigkeit. Da baten Prieſter und Edle die Königin Edith, ſeine Gemahlin, ſie möchte ihm zureden, ſeine Mutter zurückzurufen und in die vorigen Würden einzuſetzen. Edith that dieß, und Otto ward gerührt. Er ſchrieb ſogleich an ſeine Mutter, und bat ſie reumüthig, ihm zu verzeihen und zu ihm zurückzukehren.

Hocherfreut über die Sinnesänderung ihres Sohnes und alles Geſchehene vergeſſend, machte ſich Mathilde ſogleich auf den Weg, und kam gen Grona unweit Göttingen. Kaum hörte dieß der König, ſo ritt er ihr mit einem großen Gefolge und in Begleitung ſeiner Gemahlin entgegen. Als er nun die Gottgeliebte von fern erblickte, ſprang er vom Pferd[illegible] ging näher, und warf ſich mitten auf dem Wege mit folgenden Worten vor ihr nieder: "O du Quelle aller meiner Ehren, du "Troſt aller meiner Mühen, verhänge über mich "welche Strafe du willſt, nur laß mich Verſöhnung finden! Schon genug habe ich gebüßt, "was ich gegen dich verbrochen habe! Denn ſeitdem du dein Witthum verlaſſen, hat ſich alles "Kriegsglück von mir gewendet." Die ehrwürdige Mutter war tief gerührt. Sie beugte ſich über ihn, bot ihm den Kuß des Friedens und ſprach mit Thränen im Auge: "Betrübe dich nicht, "mein Sohn! Ich hoffe du wirſt Vergebung vom "Herrn empfahen; denn hätten nicht meine Sünden es verwirkt, ſo wäre mir von deiner Seite "nichts Widriges begegnet. Gott aber ſchenke dir "Vergebung nach der unausſprechlichen Gnade, "mit der er ſich jedes Reuigen erbarmt, der ſein "Vergehen aufrichtig beweint und unterläßt." *)

Dieſe Ausſöhnung zog auch eine andre nach ſich. Denn kaum hatte Heinrich vernommen, was bey Grona geſchehen war, ſo machte er ſich auf, ging zu ſeiner Mutter und redete ſie alſo an: "Ehrwürdige Frau und, wenn es mir erlaubt iſt "zu ſagen, geliebteſte Mutter, ich bekenne, daß ich "gegen eure mütterliche Güte ſchwer geſündigt habe; "aber jetzt flehe ich um Verzeihung, die ich nicht "verdiene. Ja ich beſchwöre euch bey der Seele "und dem Namen meines Vaters, ſchenkt mir "wieder eure vorige Huld. — Ach, ſeit ich eure "Liebe zum Zorn gereizt habe, bin ich durch ſchwere "Krankheit in große Gefahr gekommen." Als ihn die Ehrwürdige ſo weinen und flehen ſah, konnte ſie ſich länger nicht halten. Schnell brach ſie in die Worte aus: "Mein lieber Heinrich, höre auf "zu weinen! Höre auf, mein Sohn, höre auf! "Ich vermag nicht ſolche Bitten von dir zu hören! "tritt näher, küſſe deine Mutter! Der getreue "Gott möge dir gnädig ſeyn! Ich liebe dich, wie "vorher; denn ich weiß, daß nur feindſeliges Zureden dich gegen mich aufgebracht hat." — Nach

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. XXVIII.

dieſer herzlichen Ausſöhnung führten Otto und Heinrich die ehrwürdige Mutter zu ihrem Wittwenſitz zurück, und ſetzten ſie wieder in ihr voriges Anſehn ein. Und von dieſer Zeit an herrſchte zwiſchen ihr und ihren Söhnen ununterbrochen Friede und Eintracht.

Das folgende Leben **Mathildens** war abwechſelnd mit Freud und Leid erfüllt. Sie fühlte ſich glücklich durch die Liebe ihrer Kinder, ſah den Wohlſtand derſelben wachſen, und freute ſich der Enkel, die ſie von ihnen erhielt. Aber bald wurde ſie aufs neue mit unſäglichem Jammer erfüllt. Ihr geliebter Heinrich, der [illegible] von der frühern Kränklichkeit nie völlig wieder erholt hatte, ſtarb im Jahr 955. Wie tief ſie dadurch erſchüttert wurde, iſt nicht zu beſchreiben. Aber ſie unterlag nicht ihrem Kummer; im Tempel des Herrn und am Grabe ihres Gatten ſuchte und fand ſie Troſt. Doch legte ſie von nun an allen königlichen Schmuck ab, erſchien nur in Trauerkleidern, und mochte weder weltliche Geſänge anhören, noch weltliche Spiele anſchauen. Ihre einzige Freude war jetzt ihr Enkel, der kleine Heinrich, in welchem ſie beyde, den verlornen Sohn und Gatten, wieder zu erblicken meinte.

Voll mütterlicher Beſorgniſſe ſahe ſie ihren älteſten Sohn mit ſeiner zweyten Gemahlin Adelheide (die Königin Edith war 947 geſtorben) im Jahr 961 nach Italien ziehen. Sie dachte nur an die Gefahren, die ihn treffen konnten, und verdoppelte ihre Gebete für ihn. Aber ihre Angſt wurde in Freude verwandelt! Otto wurde Herr von Italien, empfing zu Rom die Kaiſerkrone und kehrte glücklich über die Alpen zurück (964). Auf dieſe Nachricht eilte ſie mit ihren Enkeln, dem kleinen Heinrich und Otto dem Zweyten, Ottos Sohn, den dieſer ihrer mütterlichen Obhut zurückgelaſſen hatte, ihm bis Cöln entgegen. Dort lebte ihr dritter Sohn, Bruno, Erzbiſchof von Cöln; auch ihre Tochter Gerberg, damalige Königin von Frankreich, (ihre zweyte Tochter Hedwig war ſchon 956 geſtorben) fand ſich daſelbſt ein; und ſo traf die ganze königlich-ſächſiſche Familie zu Cöln zuſammen, und verlebte einige glückliche Tage in gegenſeitiger Liebe. Darauf begleitete Otto ſeine Mutter nach Nordhauſen, und verſicherte dem Nonnenkloſter, das ſie während ſeiner Abweſenheit daſelbſt zu bauen angefangen hatte, ſeinen kaiſerlichen Schutz. Sieben Tage lang blieb er bey ihr.

Schwer ward beyden der Abſchied: ſie fühlten, daß ſie ſich im ſterblichen Leben nicht wieder ſehen würden. Am Morgen des Scheidens gingen beyde, nachdem ſie ſich lange mit einander beſprochen hatten, in die Kirche, um die Meſſe zu hören. Als dieſe geendigt war, ſprach Mathilde: “Theuerſter Sohn, gedenke fleißig an das, was ich hier deinem Schutze empfohlen habe. Hier habe ich heitre Tage verlebt, und hier hat mich Gott zweymal den Gefahren des Kindbettes entriſſen. Denn in dieſer Stadt habe ich deinen Bruder Heinrich und deine Schweſter Gerberg geboren. Und darum habe ich hier ein Kloſter gegründet für deines Vaters und deines Bruders Seele und für dein eigenes Wohlergehen. Billig mögſt du alſo den Bewohne[illegible]ieſes Kloſters eine recht lebhafte Theilnahme ſ[illegible]ken. Auch beſprechen wir uns, wie ich ahne, hier zum letzten Male! O, möchte der letzte Anblick deiner Mutter dir eine Erinnerung an dieſes Kloſter ſeyn!” Tief gerührt verſprach der Kaiſer, alles, was ſie verlangte, zu erfüllen. Dann verließen beyde die Kirche, und umarmten und küßten einander noch einmal unter vielen Thränen. Alle Anweſende weinten mit ihnen. An der Kirchthüre blieb Mathilde ſtehen, und verfolgte mit ihren Augen den ſcheidenden Sohn. Nachdem er ſein Pferd beſtiegen hatte, kehrte ſie in die Kirche zurück, warf ſich auf die Stelle hin, wo er die Meſſe gehört hatte, und küßte weinend ſeine Spuren. Dieß ſahen Graf Witigo und noch einige Kriegsleute, die zurückgeblieben waren, und voll Rührung meldeten ſie es dem Kaiſer. Sogleich ſprang dieſer vom Pferde, und eilte ſchluchzend in die Kirche, wo er die fromme Mutter noch an derſelben Stelle weinend und betend fand. Er warf ſich neben ihr zur Erde und ſprach: "O ehrwürdige Frau, womit ſoll ich euch dieſe Thränen vergelten?" Nur weniges konnten beyde reden. Endlich faßte ſich Mathilde. "Was frommt's," ſprach ſie, "daß du länger weilſt? Wir müſſen uns doch trennen, und mehren unſern Schmerz, ſtatt ihn zu mindern. Zieh hin im Frieden Chriſti! Du wirſt mich nicht mehr in dieſem Leben ſehen. Alles, was ich auf dem Herzen hatte, habe ich dir geſagt." — Darauf reiſte der Kaiſer fort erſt durch die Städte Thüringens, dann, mit ſeinem Sohne, Otto dem Zweyten, nach Italien.

Zwey Jahre nach dieſem ſchmerzlichen Abſchied fing Mathilde zu kränkeln an. Sie fühlte, daß nun ihr Ende herannahe und bereitete ſich mit chriſtlichem Sinne dazu vor. So ſchwach ſie war, ſo bereiſte ſie doch die Städte Sachſens und half den Bedürfniſſen der daſigen Klöſter ab. Zuletzt kam ſie nach Nordhauſen zurück, um das daſige Nonnenkloſter, ihre liebſte Stiftung, und deſſen Aebtiſſin, die fromme Richburg, vormals ihre treueſte

Dienerin, noch einmal zu ſehen. Vom Herbſte bis gegen Weihnachten (967) blieb ſie daſelbſt, unterſuchte genau den Zuſtand und die Bedürfniſſe des Kloſters, die Kenntniſſe und das Betragen der Nonnen. Gern hätte Richburg ſie zurückgehalten; ſie aber erklärte: "Quedlinburg, wo ihr Gemahl ruhe, ſey der Ort, wo auch ſie ruhen und den letzten Tag erwarten müſſe." Sie reiſte daher, nachdem ſie noch einmal alle Nonnen ihres Kloſters ermahnt und getröſtet hatte, am 22. Dec. 967 von Nordhauſen ab. Thränen und Wehklagen folgten ihr nach.

In Quedlinburg nahm ihre Kränklichkeit ſo zu, daß die Nähe des Todes nicht mehr zu bezweifeln war. Sie ließ daher die Aebtiſſin Richburg, ihre vertrauteſte Freundin, zu ſich kommen, und vertheilte, was ſie beſaß, an die Armen, an die Prieſter und an die Klöſter. Viele Menſchen ſtrömten herzu, um die geliebte Königin noch einmal zu ſehen. Unter andern kam auch ihr Enkel Wilhelm, Erzbiſchof von Mainz, ein natürlicher Sohn des Kaiſers Otto. Seine Ankunft machte ihr Freude; denn von niemand lieber, als von ihm, mochte [illegible] den letzten geiſtlichen Troſt empfangen, nachdem ihr jüngſter Sohn, Bruno, Erzbiſchof von Cöln, ſchon vor einiger Zeit geſtorben war. Ihm alſo legte ſie ihre Beichte ab, ihn ließ ſie für ſich, für ihren verewigten Gemahl und für alle gläubige Chriſten eine Seelenmeſſe halten, und aus ſeinen Händen empfing ſie die letzte Oelung und das heilige Nachtmahl. Zum Andenken an dieſen letzten Dienſt und zum Unterpfand ihrer Liebe ſchenkte ſie ihm (alles andre hatte ſie ſchon verſchenkt) das Gewand, das ſie zu ihrem Begräbniſſe auserſehen hatte.

Amtsgeſchäfte nöthigten ihn, ſich zu entfernen. Im Weggehen ſagte er leiſe zu den Umſtehenden: "Ich laſſe hier einen meiner Geiſtlichen[illegible]r mir " melde, wenn das Hinſcheiden der Königin eintritt, auf daß ich dann zurückkehre und ihren " Leib beſtatte." Die Königin hatte dieſe Worte vernommen, und ſprach: " das iſt nicht nöthig, " daß dieſer Geiſtliche hier bleibe. Er reiſe mit " euch; ihr bedürfet ſeiner auf euerm Wege. Ziehet hin im Frieden Chriſti." Er zog hin, und wenige Tage darauf traf ihn ein plötzlicher Tod. Niemand wagte es der Königin dieſe ſchmerzliche Nachricht zu hinterbringen; allein durch das Geflüſter um ſie her mochte ſich ihr dieſelbe verrathen; und wie vom Geiſte der Weiſſagung erleuchtet, rief ſie unter Thränen und Lächeln aus: " Was flüſtert ihr? Und warum ſucht ihr mir " das Bittere zu verbergen? Wohl weiß ich es: " der Biſchof Wilhelm iſt aus dieſer Welt gegangen,

“ gen, und das iſt ein neuer Zuwachs meiner Leiden.” Dann ließ ſie die Glocken läuten, und Almoſen unter die Armen vertheilen, beydes zum Heil der Seele ihres Wilhelm.

Zwölf Tage darauf, an einem Sonnabend (14. März 968), erſchien ihr Sterbetag. Sie fühlte es. Mit Tagesanbruch mußten ſich Kloſterjungfrauen und Prieſter um ſie verſammeln: niemand wurde zurückgewieſen; und ſie vermahnte alle zu einem frommen und gottwohlgefälligen Wandel. Als ſie hierauf die größere Menge verabſchiedet hatte, wendete ſie ſich beſonders zu ihrer Enkelin Mathilde, der [illegible]hter Otto's, damals Aebtiſſin zu Quedlinburg, und zu ihrer geliebten Richburg. Erſtrer übergab ſie eine Schrift, worauf alle Namen der ſächſiſchen Familie verzeichnet waren, und beyden rief ſie mütterliche Worte des Troſtes und der Ermahnung zu. Dann ließ ſie die Prieſter näher treten, um noch einmal zu beichten, und das Wort der Vergebung zu hören. Dieß geſchah; dann wurden Pſalmen geſungen und Evangelien verleſen. Sie ſelbſt aber ſprach kein Wort mehr: ſie lag ſtill, mit ausgebreiteten Armen und dem Blick gen Himmel. Die neunte Stunde ertönte. Da gab ſie ein Zeichen, daß man ſie auf eine härene Decke neben dem Bette niederlegen ſollte. Sie ſelbſt beſtreute noch ihr Haupt mit

Aſche. Dann entſchlief ſie ſanft und ſelig, wie ſie gelebt hatte, und wurde neben ihrem Gemahl begraben.

Edle Verklärte, mit Recht als Heilige verehrt, ewig blühe dir Ruhm und Achtung! Deine treue Liebe zu deinem Gemahl, dein beſcheidner Sinn, dein gottesfürchtiger, liebevoller Wandel ſey ein Beyſpiel für jede deutſche Frau, ſie mag auf Thronen glänzen oder im Schatten der Niedrigkeit leben. Wäre dir auch das niedrigſte Loos zugefallen, immer würdeſt du ein Vorbild für andre ſeyn können; aber da du, eine Königin, di[illegible]genden der frommen Hausfrau und Chriſtin übteſt, ſo kannſt du auch denen ein Vorbild ſeyn, die Seelengröße nur da ehren, wo ſie im Bunde mit äußerem Glanze erſcheint.

X.

Wahl und Krönung Otto's des Erſten.

Die umſtändliche Beſchreibung der Art und Weiſe wie Otto I zum König der Deutſchen gewählt und gekrönt wurde, aufgezeichnet von einem Schriftſteller jener Zeiten, Witichind von Corvey, iſt merkwürdig als ein Denkmahl altdeutſcher Sitten und als ein Vorbild der Gebräuche, die in ſpäteren Zeiten bey der Wahl und Krönung deutſcher Könige Statt gefunden haben.

Nachdem Otto I ſchon zu Erfurt auf Betrieb ſeines Vaters von den deutſchen Ständen zu deſſen Nachfolger beſtimmt war, ſo wurde er bald nach deſſen Tode (936) zu Aachen feyerlichſt gewählt und gekrönt. Die weltlichen Herren, Herzoge, Grafen ſamt den übrigen Fürſten und Kriegsmannen, verſammelten ſich daſelbſt in einem Saale (sistorium), der mit der daſigen Hauptkirche, einer Stiftung Karls des Großen, zuſammenhing. Hier erhoben ſie Otto'n auf einen Thron und gelobten ihm durch einen Handſchlag beſtändige Treue und Hülfe wider alle Feinde.

Indeſſen wartete die Geiſtlichkeit, der damals kein Antheil an der Wahl, ſondern nur die Krönung und Salbung des Neuerwählten zukam, ſamt allem Volke unten in der Kirche auf das Hervortreten des neuen Königs. Als dieſer erſchien (bekleidet nach Sitte der Franken mit einem kurzen und knapp anliegenden Gewand), ging ihm der Erzbiſchof von Mainz, Hildebert, im prieſterlichen Schmuck entgegen, faßte deſſen rechte Hand mit ſeiner linken (in der Rechten trug er den Biſchofsſtab) und führte ihn in die Kirche. *) Hier wendete er ſich zu dem Volke, das rundherum auf Umgängen verſammelt war, und ſprach: " Sehet, " ich ſtelle euch vor den von Gott erkornen, einſt " von unſerm Herrn Heinrich vorgeſchlagenen und " jezt von allen Fürſten erwählten König Otto. " Gefällt euch dieſe Wahl, ſo hebt zum Wahrzei" chen eure rechte Hand zum Himmel empor! " Das ganze Volk hob die Rechte zum Himmel und rief: " Heil und Segen dem neuen König! "

Hierauf wurde zur Salbung und Krönung geſchritten. Welcher von den drey vornehmſten Erzbiſchöfen ſie vollziehen ſollte, war anfangs zwei-

felhaft

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. XXIX. Es ſtellt den Moment dar, wo Otto, begleitet von den weltlichen Herren und empfangen von dem Erzbiſchof, aus der Gallerie, die den Verſammlungsſaal mit der Kirche verbindet, in die offene Thüre der leztern eintritt.

ſelbaſt geweſen. Der Erzbiſchof von Trier machte darauf Anſpruch, weil ſein Stift höchſt alt, und vom Apoſtel Petrus ſelbſt gegründet ſey; und der Erzbiſchof von Cöln, weil Aachen zu ſeinem Sprengel gehöre; beyde aber wichen dem höhern Anſehn des Erzbiſchofs von Mainz. Dieſer alſo führte den Neugewählten hinter den Altar, auf welchem die Abzeichen der Königswürde, das Schwert mit dem Wehrgehenke, der Mantel mit den Armbändern, der Hirtenſtab (eine Hindeutung auf des Königs Antheil an der Kirchengewalt) mit dem Scepter und der Krone ausgeſtellt waren. Jedes dieſer Kleinodien wurde dem König unter beſondern Anreden vom Erzbi[illegible] Hildebert überreicht. Zuerſt ergriff er das Schwert mit dem Wehrgehenke und ſprach: “Nimm dieſes Schwert, um damit zu “vertreiben alle Feinde Chriſti, Heiden ſowohl als “böſe Chriſten, da dir nach Gottes Willen alle “Gewalt des Frankenreichs übergeben iſt zur “Befeſtigung des Friedens aller Chriſten.” Hierauf bekleidete er ihn mit dem Mantel und den Armbändern und ſagte: “Dieſer bis zur “Erde herabhängende Mantel ermuntere dich voll “Glaubenseifer zu erglühen, und bis ans Ende “in Beſchützung des Friedens zu beharren.” “Ferner überreichte er ihm den Hirtenſtab und das Scepter mit den Worten: “Erinnere dich “bey dieſen Zeichen, daß du als ein Vater deine

"Unterthanen mit Barmherzigkeit regieren ſollſt. "Vor allem reiche deine Hand den Dienern Gottes, den Wittwen und Waiſen!" Endlich ſetzte er hinzu: "Niemals mangle es deinem Haupte "an dem Oele der Erbarmung. Und wie du jetzt "gekrönt wirſt, ſo mögſt du auch einſt gekrönt "werden mit ewiger Belohnung!" Unter dieſen Worten ſalbte er ihn mit dem heiligen Oele; alle drey Erzbiſchöfe aber ſetzten ihm die goldene Krone auf, und führten ihn dann zu einem, auf mehreren Stufen und zwiſchen zwey ſchönen Marmorſäulen errichteten Thron, wo er alle Anweſende ſehen und von ihnen geſehen werden konnte. Hier blieb er, bis der Lobgeſang und das Hoch[illegible] vollbracht war.

Nach dieſen kirchlichen Feyerlichkeiten erfolgte das Krönungsmahl im Pallaſte. An einer prächtig geſchmückten Marmortafel ließ ſich der König mit den Biſchöfen und einigen aus dem Volke nieder; die Herzöge aber hatten, zum Zeichen der Unterthänigkeit, die Aufwartung — erſte Spuren der nachmals berühmt gewordnen Reichserzämter! Der Herzog von Lothringen, Giſelbert, zu deſſen Herzogthum Aachen gehörte, hatte die Aufſicht über das Ganze (er war Erzkämmerer); der Herzog der Franken, Eberhard, ſtand der Tafel vor (er war Erztruchſeß); Hermann, Herzog der Schwaben, beſorgte das Trinken (er war Erzſchenk); und Arnulf, Herzog der Baiern, führte die Aufſicht über die Reiterey und das königliche Lager (er war Erzmarſchall). Die Sachſen hatten damals keinen beſondern Herzog: Otto bekleidete anfangs dieſe Würde ſelbſt, wie ſein Vater; und der Vornehmſte der Sachſen, Siegfried, ein naher Verwandter des Königs, war mit deſſen Bruder Heinrich zurückgeblieben, um das Land gegen etwanige Angriffe der Slaven zu decken. — Nach aufgehobener Tafel beſchenkte Otto jeden der Fürſten mit königlicher Freygebigkeit, und entließ dann freundlich die ganze Verſammlung.

XI.

Deutſchlands Befreyung von den Ungern.

In den Gefilden um Leipzig iſt ſchon zu drey verſchiedenen Zeiten die Freyheit Deutſchlands erkämpft worden. In unſern Tagen wurde ſie unmittelbar

Heinrich I. siegt über die Ungarn.

Lr.

vor Leipzigs Mauern durch die Schlacht vom 16. bis 18. October 1813 gegen Frankreich, im dreyßigjährigen Kriege durch die Schlachten bey Breitenfeld (7. Sept. 1631) und Lützen (6. Nov. 1632) gegen Oeſterreich, und noch früher, im Jahre 933 durch die Schlacht bey Keuſchberg, zwiſchen Leipzig und Merſeburg, gegen die räuberiſchen Ungern behauptet. Wie letzteres geſchah, ſoll hier erzählt werden.

Furchtbarer und verheerender, als zu unſrer Zeit von den Franzoſen, wurde Deutſchland unter der Regierung Ludwigs des Kindes und Konrads I von den Ungern überſchwemmt (900 — 918). Auch unter Heinrichs I Regierung brachen ſie ein (924), um ihre Raubzüge fortzuſetzen, und den Tribut, den ſie früher erpreßt hatten, fortdauernd zu erhalten. In fürchterlichen Schwärmen ergoſſen ſie ſich gegen Sachſen; allenthalben floh das geängſtigte Landvolk vor ihnen, und hinter ihnen ward das Land zur Wüſte. König Heinrich war nicht im Stande, mit ſeinen damaligen Kriegsleuten etwas Bedeutendes gegen ſie auszurichten; ja es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß er unweit Wurzen von ihnen geſchlagen wurde. Er zog ſich in ſeine Burg Werla, im Hildesheimiſchen, ließ aber den einzelnen Horden der Feinde auflauern, um ihnen die gemachte Beute abzunehmen.

In dieſem kleinen Kriege ward einer ihrer vornehmſten Heerführer gefangen und gefeſſelt vor den König gebracht. Dieſer Vorfall erregte unter ihnen große Beſtürzung; ſie liebten den Gefangenen und boten ungeheure Summen für deſſen loslaſſung. **Heinrich** aber wollte nicht Gold, ſondern Frieden, und erlangte einen Waffenſtillſtand auf neun Jahre gegen Auslieferung des Gefangenen und einen jährlichen Tribut. *) Hierauf zogen die Ungern ab und hielten treulich, was ſie verſprochen hatten.

Muſterhaft benutzte **Heinrich** die Zeit der Ruhe, um ſolche Vorkehrungen zu treffen, die dem deutſchen Vaterlande nicht bloß augenblicklichen Sieg über die Ungern, ſondern auch dauernden Wohlſtand zuſichern konnten.

Den

---

*) Irrig ſcheint mir die Meinung derer, welche behaupten, daß die Ungern während des Friedens oder Waffenſtillſtandes auf den Tribut Verzicht leiſteten. Denn daß ſie Tribut bekamen, deuten ſchon die Worte **Witichind's** (lib. I. p. 638) an: Rex obtinuit, ut reddito captivo cum aliis muneribus ad novem annos pax confirmaretur; aber noch deutlicher wird dieß aus der Rede, die Heinrich gegen das Ende des Waffenſtillſtandes hielt (Witichind. I, p. 640: Vos hucusque exſpoliavi, et aerarium eorum explevi etc.), und aus dem, was als Erfolg dieſer Rede erzählt wird (ibid. p. 641: Poſt haec legati Vngarorum adierunt regem pro ſolitis muneribus — — Tributumque, quod rex hoſtibus dare conſuevit, divino cultui mancipavit etc.).

Den Ungern fehlte es an der Kunſt der Belagerung und an dem dazu erforderlichen Geräthe; dagegen fehlte es den Deutſchen an feſten Plätzen. Die alten Städte, einſt von den Römern im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland angelegt, waren verfallen; die neueren waren meiſtens offene Oerter; die feſten Burgen oder Bergſchlöſſer, deren es viele gab, dienten nur Fürſten und Herren zum ſichern Aufenthalt. Dieß erwägend, kam **Heinrich** auf den Gedanken, feſte Städte oder wohlverwahrte Wohnplätze anzulegen, wohin das Landvolk beym Eindringen des Feindes fliehen und ſeine Habe und Lebensmittel in Sicherheit bringen könnte. Er ließ daher mit raſtloſer Thätigkeit, vorzüglich im nördlichen Deutſchland, Flecken und Dörfer in Städte verwandeln, oder mit Mauern und Gräben umziehen und mit feſten Thoren verſperren. (Namentlich werden Meißen, Quedlinburg, Merſeburg und Goslar als von ihm geſtiftete oder befeſtigte Städte genannt.) Dann verordnete er, daß je der neunte Mann aus den freyen Landbewohnern in dieſe Städte ziehen, das Landvolk aber den dritten Theil des Erndteertrags dahin abliefern ſollte. Um nun das Leben in Städten, das den freyern Deutſchen damals noch als ein Gefangenleben galt, angenehmer zu machen, ſo verlegte er in die Städte alle Volksverſammlungen, Märkte und Feſte, ferner auch die Werkſtätten der Handwerker und Künſtler, und ſchuf ſo das deutſche Stadtweſen, daß für die Bildung Deutſchlands die wohlthätigſten Folgen hatte.

Zu gleicher Zeit traf er mit dem deutſchen Kriegsweſen heilſame Veränderungen. Schon das Fußvolk, vorher ſchwerfällig und unbehülflich, ward durch ihn rührſamer, tüchtiger und zahlreicher; aber beſonders machte er ſich durch Bildung einer guten Reiterey verdient. Frühere Erfahrungen hatten ihn überzeugt, wie nachtheilig der Mangel daran im Kampfe gegen die behenden Reiterſchaaren der Ungern wäre. Er übte daher ſeine Deutſchen im Dienſte zu P[illegible] gab ihnen eine leichtere Bewaffnung, gewöhnte ſie an leichte und ſichere Schwenkungen, lehrte ſie in geſchloſſenen Maſſen anrücken und zurückweichen. Ueberall wurden nun mit großem Eifer ritterliche Uebungen veranſtaltet, die zwar noch nicht eigentliche Turnire waren, aber dieſen doch zur Vorſchule dienten. Er ſelbſt ging mit ſeinem Beyſpiele voran, und erwarb ſich in dieſen Uebungen eine ungemeine Fertigkeit und Gewandtheit.

Dabey verſäumte er auch nicht, ſein Heer in Thätigkeit zu erhalten, und es zu dem wichtigen Kriege mit den Ungern durch Kriege vorzubereiten. Er führte es gegen Lothringen, das er 925 wieder zu Deutſchland brachte; dann gegen die ſlaviſchen Völker, die die nordöſtlichen Gränzen des Reichs beunruhigten, und beſiegte 928 die Heveller an der Havel und die Daleminzier an der Elbe; ferner zog er (929) gegen die Böhmen, deren Herzog Wenzeslav er zinsflichtig machte, und endlich gegen die Normänner (930), die den Slaven oft beyſtanden und beſonders dem nördlichen Sachſen beſchwerlich wurden. Auch hier ſiegreich, erweiterte er die alten Gränzen des Reichs von der Eider bis zur Schlie, und um beyde Völker, Normänner und Slaven, von Einbrüchen abzuhalten, legte er gegen dieſe die Markgrafſchaften Lauſitz, Meißen und Altmark, und gegen jene die Markgrafſchaft Schleswig an.

So vergingen mehrere Jahre! Als nun der Waffenſtillſtand mit den Ungern ſeinem Ende nahe kam, berief **Heinrich** die deutſchen Stände zu einer Verſammlung. Hier erinnerte er ſie, wie er mit Gottes Hülfe der Unordnung und innern Zwietracht geſteuert habe, und wie nöthig es nun ſey, ſich mit vereinten Kräften gegen die Feinde des Reichs, gegen die Ungern, zu erheben. "Ich "habe" fuhr er fort, "bisher euch, eure Söhne "und Töchter ausgeplündert, und den Schatz der "Feinde bereichert; jetzt, da nirgends mehr Geld "vorhanden iſt, würde ich gezwungen ſeyn, die

„Kirchen und deren Diener anzutaſten. Bedenket „alſo, was zu thun iſt? Soll ich den Schatz, „der zum Dienſte Gottes beſtimmt iſt, wegnehmen „und den Feinden Gottes geben? oder ſoll ich „dieſen Schatz nicht vielmehr zum Heil unſrer „Seelen vermehren?“ Bey dieſen Worten erklärte ſich das verſammelte Volk laut und ungeſtüm gegen den Tribut. Einmüthig verſprach es, gegen die Ungern zu kämpfen, und mit erhobenen Händen ſchwur es einen feyerlichen Kriegseid.

Nicht lange nach dieſer Verſammlung erſchienen Abgeſandte der Ungern, um den gewöhnlichen Tribut abzuholen; [illegible] ſie wurden zurückgewieſen, und mußten mit leerer Hand abziehen. Eine alte, oft wiederholte Sage meldet, **Heinrich** habe, ſtatt des geforderten Tributs, einen verſtümmelten und räudigen Hund den Ungern überreichen laſſen; aber dieſe Sage iſt wahrſcheinlich aus einer Verwechſelung der Perſonen entſtanden. Nicht **Heinrich**, ſondern die Daleminzier, wie Witichind erzählt, ließen den Ungern einen Hund ſtatt des Gaſtgeſchenks überſchicken.

Sobald die Ungern die Verweigerung des Tributs vernommen hatten, brachen ſie unter ſchrecklichen Verheerungen in Deutſchland ein (933). An den Gränzen Thüringens theilten ſie ſich. Einer ihrer Haufen ging nach Weſten, um von dieſer Seite in Sachſen einzufallen; der andre aber ſetzte ſich an der Saale. Jener Haufe wurde von einigen thüringiſchen und ſächſiſchen Edeln bey Jechaburg unweit Sondershauſen angegriffen, zerſtreut und aufgerieben, noch ehe Heinrich heranrückte. Indeſſen plünderte der andre Haufen im öſtlichen Sachſen, und ein Theil deſſelben beſtürmte eines Tages Merſeburg, wohin ſich des Königs Schweſter mit ihrem Gemahl, dem Grafen Wido, und vielen Schätzen geflüchtet hatte. Wenig fehlte, daß dieſe Stadt erobert wurde: nur die Dunkelheit der Nacht trieb die Stürmenden zurück, und gleich darauf erhielten ſie Kunde von der Niederlage ihres erſten Haufens und von der Annäherung des Königs. Sie gaben daher ihren zerſtreuten Schaaren das gewöhnliche Zeichen durch Feuer und Dampf, um ſich zu ſammeln.

Heinrich war über Skopau herbeygerückt, und lagerte ſich bey Keuſchberg an der Saale. *) Mit Tagesanbruch ſtellte er ſeine Sachſen und Thüringer in Schlachtordnung, und ermahnte ſie auf

---

*) Der Name Keuſchberg, ſagt ein alter Annaliſt, iſt dem Berge und Feldlager Heinrichs gegeben worden, weil derſelbe in ſeinem Lager keine unzüchtige Weibsperſon dulden wollte. Vorher ſey der Ort des Lagers nebſt dem darunter gelegenen Dorfe Riade genannt worden.

auf die Gnade Gottes zu bauen, die ihnen hier, wie in andern Gefahren Schutz und Beyſtand gewähren würde. Dabey ſollten ſie bedenken, daß ſie Vaterland und Eltern an den Ungern zu rächen hätten. Sie ſollten daher wacker kämpfen und ausharren. Namentlich rief er der Reiterei zu, feſtgeſchloſſen und mit vorgehaltenen Schilden anzurücken, und ruhig zu warten, bis der Feind ſeine Spieſe und Pfeile abgeſchoſſen hätte, dann aber, ehe er zum zweyten Male ſchießen könnte, plötzlich über ihn herzufallen und ihn niederzuhauen. Nach dieſen Ermahnungen begab ſich der König durch die Reihen ſeiner Krieger, und vor ihm her wehete die Engelsgeſtalt, die auf ſeiner Hauptfahne gemalt war. Da ſoll ſein Pferd in einen Steinblock getreten ſeyn, ſo daß die Spur des Hufes kenntlich blieb; er ſelbſt aber ſoll die flache Hand in demſelben Block abgedrückt, und vor ſeinem Heere ausgerufen haben: “So wahr durch Gottes Allmacht hier wundervoll ein Denkmahl dieſes Tages in dem harten Steine ſich ausdrückt: ſo wahr wird uns dieſelbe Allmacht den Sieg verleihen über Gottes und unſre Feinde!” *)

---

*) Hierauf bezieht ſich das Kupfer Taf. XXX. — Noch jetzt iſt ein Steinblock mit Spuren eines Hufes und einer Hand bey Keuſchberg zu ſehen. Er liegt bey dem dortigen Salzwerke, an der Ecke des zweyten Gradirhauſes.

Jetzt begann die Schlacht. Mit dem Geſchrey: "Hui! Hui!" rückten die Ungern an; die Deutſchen aber riefen: "Kyrie eleiſon (Herr, erbarme dich unſer!)." Ihr muthiges Vertrauen fand Erhörung. Die Ungern mit den heilſamen Vorkehrungen, die Heinrichs Klugheit getroffen hatte, wahrſcheinlich unbekannt, geriethen über den Widerſtand, den ſie fanden, in Erſtaunen, dann in Verwirrung und bald in die wildeſte Flucht. Nur wenige von ihnen fielen im Kampfe, aber viele Tauſende wurden auf der Flucht niedergehauen. Ihr Lager, ſamt aller Beute und allen Gefangenen, die ſie zuſammengeſchleppt hatten, fiel in die Hände der Sieger, und in wenigen Tagen war das ganze Land von ihnen gereinigt.

Hoher Ruhm und Dank ward Heinrich'n für dieſen Sieg, der ſeine neunjährigen Anſtrengungen mit dem herrlichſten Erfolge krönte. Sein Heer begrüßte ihn als Vater des Vaterlandes, das Volk ſang Lieder zu ſeinem Lobe, und weit und breit erſcholl der Ruf ſeiner ſiegreichen Tapferkeit. Er ſelbſt erhob in der Fülle der Freude ſein Herz zum Himmel, dankte Gott für den verliehenen Sieg, und beſtimmte den Tribut, den er ſonſt den Ungern zu entrichten genöthigt war, zum Beſten der Kirchen und zur Unterſtützung der Armen. Auch ließ er die Beſiegung der Ungern in einem

Gemälde darſtellen und ſelbiges im obern Stockwerke ſeines Palaſtes zu Merſeburg aufhängen. Dieſes Gemälde iſt nicht mehr vorhanden, auch die Lieder zu Heinrichs Lobe ſind verhallt; aber noch jetzt wird das Andenken an ſeinen herrlichen Sieg alljährlich in der Kirche zu Keuſchberg, die er erbauen ließ, erneuert. Daſelbſt wird nämlich am Kirchweihfeſte eine gutgemeinte (aber an vielen Stellen unrichtige) Erzählung der gefeyerten Begebenheit von der Kanzel abgeleſen.

So lange Heinrich lebte, wagten die Ungern nicht, wieder in Deutſchland einzubrechen. Wie hätte auch die Schlacht von Keuſchberg nicht ſchreckend und warnend für ſie ſeyn ſollen! Aber als Heinrich geſtorben war (936), vermeinten ſie, daß mit dem Sieger auch die Kraft zu ſiegen unter den Deutſchen dahin ſey, und erneuerten daher ihre alten Raubzüge. Doch Heinrich hatte ſeine Deutſchen ſiegen gelehrt, und was er begonnen hatte, das vollendete ſein großer Sohn, **Otto der Erſte.**

Nachdem ſchon in dem Jahre nach Heinrichs Tode (937) und dann in den Jahren 938, 944 und 954 Deutſchland und Italien von den Ungern heimgeſucht worden war (aber ohne bedeutenden Erfolg):

Erfolg): ſo brachen ſie abermals im Jahre 955 ein, entweder auf eignen Antrieb, oder herbeygelockt durch die Nachkommen des baierſchen Herzogs Arnulf, die aus Baiern verdrängt worden waren. Ihr Einfall war jetzt furchtbarer als je. Sie erſchienen in ſo ungeheurer Menge, daß ſie prahlend ausriefen: "wofern nicht der Himmel einſtürze oder die Erde ſich aufthue, werde ihnen kein Unfall widerfahren." In fünf Heereszüge getheilt, drangen ſie auf beyden Seiten der Donau bis an den Lech, und lagerten ſich um Augsburg. Dieſe Stadt, damals kleiner als jetzt und nur mit einer ſchwachen Mauer umzogen, gerieth in große Gefahr; doch die Tapferkeit der Einwohner ward ihr Bollwerk, und der fromme und verſtändige Biſchof Ulrich ihr Schutzengel. Durch beſonnenes Handeln in den größten Gefahren und durch Hinweiſung auf den Beyſtand Gottes erhebete er den Muth der Einwohner, und bald erſchien auch die erſehnte Hülfe.

König Otto hatte die Nachricht von dem abermaligen Einfall der Ungern erhalten, als er eben in einem Kriege mit den Slaven begriffen war. Sogleich hatte er ſeine Sachſen den Slaven gegenüber gelaſſen, und war, entſchloſſen eher zu ſterben, als die Schmach der ungeriſchen Raubzüge länger zu ertragen, nach dem ſüdlichen Deutſchland geeilt. Nicht fern von Augsburg ſtießen Franken, Schwaben, Baiern und Böhmen zu ihm, und mit einer kräftigen Reiterey Konrad der Weiſe, vormals Herzog von Lothringen, deſſen Ankunft Muth und Vertrauen unter den Deutſchen verbreitete. Mit Beten und Faſten bereitete ſich das Heer zum nahen Kampfe vor; Otto ſelbſt empfing das heilige Abendmahl aus den Händen des Biſchofs Ulrich, und gegenſeitig ſchwuren ſich König und Heer, mit einander zu leben und zu ſterben. Darauf ordnete Otto das Heer in acht Haufen. Die drey erſten beſtanden aus Baiern, angeführt von mehreren Oberſten: ihr Herzog Heinrich lag tödtlich krank zu Regensburg und ſtarb bald darauf, wie wir aus dem Leben der heiligen Mathilde wiſſen; den vierten Haufen bildeten die Franken, angeführt vom Herzog Konrad; der fünfte Haufen, der größte von allen, zuſammengebracht aus den Tapferſten des Heeres ward von Otto ſelbſt befehligt, und vor ihm wehete die Hauptfahne mit dem Bilde des Engels Michael; im ſechſten und ſiebenten Haufen ſtanden die Schwaben, unter ihrem Herzog Burkard, und im achten tauſend Böhmen, unter ihrem Herzog Boleslav: ihnen war die Deckung der Wagenburg übertragen. So geordnet rückten die Deutſchen auf dem Lechfelde vor, vorſichtlich zu Abwegen und Gebüſchen ſich hinwendend, um nicht vor dem eigentlichen Angriffe von den Pfeilen des Feindes erreicht zu werden. Aber es ging anders, als ſie erwartet hatten!

Sobald nämlich die Ungern den Anzug erblickten, ſetzten ſie über den Lech, umgingen das deutſche Heer, und überfielen die Böhmen. Der ganze Haufe derſelben ward ſchnell zerſtreut, und die Wagenburg ging verloren. Gleich darauf ward auch der ſechſte und ſiebente Haufen, die Schwaben, in die Flucht geſchlagen. Allein der hochherzige Konrad, der an dieſem Tage der Gefahr um ſo tapfrer kämpfte, je mehr der Vorwurf auf ihn laſtete, als habe er zum dießmaligen Einbruch der Ungern beygetragen, eilte zur Hülfe, und entriß den Ungern den erhaltenen Vortheil. Er fiel über ſie her, ſchlug ſie zurück, nahm ihnen die Wagenburg, und befreyete die Gefangenen. So mit Lorbeern geſchmückt, kehrte er zum König Otto zurück, und zeigte ſich des Herzogthums wieder würdig, das ihm dieſer des Abfalls wegen früherhin abgeſprochen hatte.

Doch dieſer Kampf war nur ein Vorſpiel der großen Schlacht, die am andern Tage, dem Feſte des heiligen Laurentius, den 10. Aug. 955, erfolgen ſollte. Um ſein Heer darauf vorzubereiten, redete Otto daſſelbe alſo an: " Daß es in dieſem

" Drange der Umſtände, da der Feind nicht ent-
" fernt, ſondern in der Nähe ſteht, tapfrer Thaten
" bedarf, das begreift ihr ſelbſt, geliebte Mannen!
" Bisjetzt habe ich durch eure Thätigkeit und Ta-
" pferkeit überall auſſerhalb der Gränzen des Va-
" terlandes geſiegt, und jetzt ſollte ich in meinem
" Reiche den Rücken wenden? Der Feind iſt uns
" überlegen an Zahl, aber nicht an Tapferkeit,
" nicht an Waffen. Er iſt, wie ihr wißt, größ-
" tentheils entblöſ't von Waffen, und, was am
" meiſten tröſtet, ohne Gottes Hülfe. Tollkühnheit
" iſt ſeine Wehr; wir aber trauen auf den gött-
" lichen Schutz. Wäre es nicht Schande, wenn
" wir, die Herren von faſt ganz Europa, uns ſol-
" chen Feinden unterwerfen wollten? Beſſer, ihr
" Mannen, wir ſterben ruhmvoll im Kriege, als
" daß wir, beſiegt, in Knechtſchaft unſer Leben
" hinſchleppen. Ich würde noch mehreres reden,
" wenn ich glauben könnte, daß es der Worte be-
" dürfe, um Tapferkeit und Klugheit in euch zu
" erhöhen. Auf, lieber mit dem Schwerte, als
" mit Worten laßt uns beginnen!"

Nachdem der König ſolches geredet hatte, ergriff er Schwert, Schild und die heilige Lanze, und war der erſte, der auf die Feinde losſtürzte. Muthvoll folgte ihm ſein Heer. Den erſten Angriff wehrten die Tapferſten unter den Ungern herzhaft

haft ab; aber bald geriethen ſie durch die Furcht der Feigern in Verwirrung. Ihre Reihen wurden durchbrochen, und es erfolgte ein blutiges Handgemenge. Schrecken ergriff ſie; ſie flohen. Ihr Lager ſamt allem, was ſie geraubt hatten, ging für ſie verloren; viele Tauſende von ihnen wurden während der Schlacht, noch mehrere auf der Flucht getödtet. Einen größern Verluſt, als dieſen, hatten die Ungern nie erlitten.

Hocherfreut über dieſen Sieg, der freylich auch den Deutſchen manches theure Opfer gekoſtet hatte *), zog König Otto in Augsburg ein. Hier verwilligte er den Einwohnern zur Belohnung ihrer Tapferkeit, auſſer andern Freyheiten, Erweiterung ihrer Mauern. Dann ließ er in allen Kirchen ſeines Reiches Danklieder ertönen, und einen groſſen Theil des erbeuteten Goldes und Silbers zu koſtbaren Kirchengefäßen verwenden.

Das war das Ende der Einfälle der Ungern! Von nun an wagten ſie nie wieder, raubend und verheerend in Deutſchland einzubrechen. Wie alſo in

---

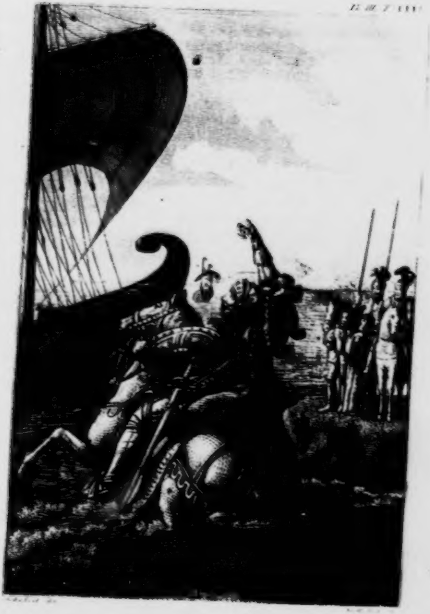
*) Unter andern befand ſich auch der wackre Herzog Konrad unter den Todten. Er war, als er eben um Luft zu ſchöpfen, den Helm geöffnet hatte, von einem feindlichen Pfeile tödtlich getroffen worden.

in unſern Tagen der franzöſiſchen Herrſchaft über Deutſchland durch Gemeinſinn, Tapferkeit und heldenmüthige Anführer ein Ende gemacht ward: ſo geſchah eben dieß in Rückſicht der ungeriſchen Raubzüge, ſo daß Deutſchland auch an dieſem Beyſpiele ſehen kann, was es bey feſtem Zuſammenhalten unter verſtändigen und tapfern Anführern auszurichten vermag.

XII.

Gefahr und Rettung Kaiſers Otto des Zweyten.

Im Jahr 980 war Otto II nach Italien gezogen, um die Ruhe, die Crescentius zu Rom geſtört hatte, wieder herzuſtellen, und Apulien und Calabrien, worauf ſeine Gemahlin Theophania, eine griechiſche Prinzeſſin, ein Erbrecht zu haben meinte, den Griechen zu entreiſſen. Erſteres gelang ihm, wenigſtens auf kurze Zeit; letzteres aber fiel ſehr unglücklich für ihn aus.



Gefahr und Rettung Otto's II.

Anfangs freylich gewann er einige Vortheile: er brachte Tarent in ſeine Gewalt, und erfocht einen bedeutenden Sieg über die Saracenen, die von den Griechen zur Hülfe gerufen waren. Doch eben dieſe Vortheile verleiteten ihn zu einer verderblichen Sicherheit! Er hielt die Feinde für unfähig, ihm fernerhin Widerſtand zu leiſten, zog unvorſichtig einher, und fiel ſo eines Tages (11. Jul. 982) in einen gefährlichen Hinterhalt. Plötzlich drangen die Saracenen, die ſich zur Nachtzeit hier verborgen hatten, auf ihn ein. Da ergriffen die Italiener, die ihn begleiteten, die Flucht, nur ſeine Deutſchen hielten treulich bey ihm aus; aber ſie mußten der Mehrzahl der Feinde unterliegen, und die edelſten deutſchen Herren wurden getödtet.

Otto ſelbſt befand ſich in einer drangvollen Lage! Hinter ihm waren die Saracenen, vor ihm das Meer; wohin er ſich wendete, ſah er nur Gefahr und Verderben. Hoffnungslos floh er mit einigen, die ihm geblieben waren, dem Ufer zu. In dieſem Augenblick ſegelte ein Schiff vorbey. Es war ein griechiſches, alſo ein feindliches; aber lieber mochte er in die Hände der Griechen, als in die der Saracenen fallen. Er eilte alſo auf dem Pferde eines Juden, der in der Nähe war, dem Schiffe zu; aber vergebens! Das Schiff ſegelte fort, und er mußte ans Ufer zurück. Gleich dar-

auf erſchien ein zweytes Schiff, abermals ein griechiſches, und zugleich vernahm er das Getöſe der herandringenden Feinde. Jetzt war ſeine einzige Hoffnung auf dieſes Schiff hingerichtet. Er ſetzte daher zum zweyten Male mit dem Pferde ins Meer, ſchwamm ſo dem Schiffe zu, und ward aufgenommen. *) Ein ſlaviſcher Kaufmann oder Ritter, der ſich auf dem Schiffe befand und ihn kannte, aber nicht verrieth, verſchaffte ihm Aufnahme. Er ward in die Kajüte des Schiffsherrn geführt. Lange ſuchte er hier ſeinen Stand und Namen zu verbergen; doch als der Schiffsherr, der ihn vielleicht früher geſehen hatte, mit der Frage in ihn drang: “ob er der Kaiſer ſey?”
da rief er endlich aus: “Ja ich bin's, bin meiner
“Sünden wegen in ſolches Unglück gerathen!
“Aber hört, was geſchehen ſoll! Meine beſten
“Freunde ſind erſchlagen, und nie mag ich in die-
“ſes Land zurückkehren, noch die Verwandten der
“Erſchlagnen wiederſehen. Zuerſt laßt uns alſo
“nach Roſſano ſegeln, wo meine Gemahlin Theo-
“phania meiner harrt, und ſie ſamt allen den gro-
“ßen Schätzen, die ich daſelbſt habe, einſchiffen.
“Dann laßt uns zu euerm Kaiſer, meinem Bru-
“der,

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. XXXI. — Otto zu Pferde ſchwimmt dem Schiffe zu, das ihn aufnimmt. Am Ufer ſtehen noch einige ſeiner Begleiter.

“ der, ſegeln *): er wird ſich als Freund meiner “ annehmen!” Der Schiffsherr gab den Bitten Ottos nach: die Ausſicht auf Gewinn mochte ihn dazu beſtimmen. Er ſteuerte alſo gen Roſſano in Calabrien, und in der Nähe dieſer Feſte, ward, wie es Otto wünſchte, jener Slave, der ihm wohlwollte, vorausgeſchickt, um der Kaiſerin das Vorgefallene zu melden. Sogleich erſchien ſie vor dem Thore der Feſte, und Diedrich, Biſchof von Metz, der bey ihr war, ging mit vielen Maulthieren, die Schätze trugen, dem Ufer zu. Als dieß die Griechen ſahen, legten ſie ſich vor Anker, und nahmen den Biſchof ſamt den Schätzen ins Schiff. Aber während ſie nun auf dieſe ihre Aufmerkſamkeit richteten, ſprang Otto, der auf dem Vordertheile des Schiffes ſtand, vertrauend ſeinen Kräften und ſeiner Geſchicklichkeit im Schwimmen, in die Fluthen hinab. Vergebens ſuchten dieß die Griechen zu hindern. Einer derſelben ward, eben da er nach dem Gewand des hinabſpringenden Otto griff, von einem Begleiter des Biſchofs niedergeſtoßen; die übrigen aber geriethen auf einmal in ſolche Beſtürzung, daß der Biſchof ſelbſt ſamt ſeinem Gefolge in dem Nachen, worauf er herbeygekommen war, glücklich zum Ufer zurückfahren konnte. Hier fand er den Kaiſer, der nun freywillig

---

*) Damals regierte zu Conſtantinopel Zimisces, der Oheim Theophaniens, der Gemahlin Otto's II.

willig den Griechen ein groſſes Geſchenk machen wollte. Doch dieſe, von Beſtürzung oder Mistrauen ergriffen, ſegelten eiligſt von dannen.

Nicht zu übergehen iſt der Antheil, den die deutſchen Fürſten an Ottos Unfall nehmen. Die Nachricht hiervon erfüllte ſie mit Kummer; ſie ſehnten ſich, ihn wieder zu ſehen, und gern folgten ſie ſeinem Rufe zu einer Fürſtenverſammlung in Verona (983), obſchon Deutſchlands Gränzen durch die Dänen und Slaven ſehr ſtürmiſch befehdet wurden, und der Krieg in Unteritalien nicht als ein Reichskrieg betrachtet werden konnte. Auch erklärten ſie ſich bereit, ihrem Kaiſer beyzuſtehen, und ernannten ſeinen erſt fünfjährigen Sohn zu ſeinem Nachfolger.

Otto ſelbſt zog von Verona nach Rom, und hier ſoll er, an den Römern, die aufs neue gefährliche Unruhen erregt hatten, eine eben ſo rohe als blutige Strafe vollzogen haben. Nachdem er nämlich, wird erzählt, die Klagen der Einwohner angehört und die Namen der Schuldigen angemerkt hatte, veranſtaltete er ein öffentliches Gaſtmahl vor der Kirche des heiligen Petrus. Alle Groſſen waren dazu eingeladen, jedem wurde ſein Platz angewieſen,

wieſen, und Speiſe und Trank reichlich aufgetragen. Aber kaum hat das Mahl begonnen, ſo läßt Otto ſeine Gäſte von allen Seiten mit Bewaffneten umringen, und ein Herold ruft aus: “Was auch geſchehen möge, keiner ſolle bey Todesſtrafe reden, oder ſeinen Platz verlaſſen.” Alle gerathen in Beſtürzung und bange Erwartung. Hierauf erhebt Otto Klage über den letzten Friedensbruch, läßt die Namen der Schuldigen ableſen, und jedem derſelben den Kopf abſchlagen. Die Tafel trieft vom Blute der Enthaupteten; er aber, gleich als wäre nichts Gräßliches geſchehen, fordert die noch übrigen Gäſte auf, das Mahl fröhlich fortzuſetzen.

Man hat die Glaubwürdigkeit der Erzähler und mithin die Zuverläſſigkeit dieſes rohen Verfahrens in Zweifel gezogen; aber zugeben muß man, daß es dem Character Ottos entſpricht. Denn er liebte blutige Scenen; ſein Ehrgeiz war wild und ſtürmiſch, und es mangelte ihm die Großmuth ſeines Vaters und das Sanfte und Liebenswürdige ſeines Großvaters.

XIII.

Otto der Dritte
am
Grabe Adelberts und Karls des Großen.

Otto III verband mit herrlichen Anlagen und einer ſeltnen Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften einen Hang zur Schwermuth, der an den Blüthen ſeines Lebens nagte. Schwärmeriſch erglühend für alles Große und Heilige, fühlte er ſich unbefriedigt in der Welt, die ihn umgab. Sie blieb hinter den Idealen zurück, die ſeine aufgeregte Phantaſie ihm vorſpiegelte, und er ſuchte daher das Herrliche, das ihm die Erde nicht bot, unter den Todten.

Von ſolchen Gefühlen ergriffen, unternahm er im Frühjahr des Jahres 1000 eine Wallfahrt nach Gneſen zum Grabe Adelberts, einſt Biſchofs von Prag. Er hatte ihn in Rom kennen lernen und ſich an ſeinen frommen Geſprächen gelabt. Dann hatte er ihn wieder geſehen zu Mainz und von ihm die Lehre empfangen, "daß der mächtigſte "Monarch nur ein Menſch aus Staub und Aſche "ſey, den Würmern einſt zur Speiſe beſtimmt." Nicht lange darauf war Adelbert von den heidniſchen

ſchen Preußen, denen er das Evangelium zu predigen ſuchte, erſchlagen worden. Der polniſche Herzog Boleslav hatte dann deſſen Leichnam durch Gold aufgewogen, ihn dadurch an ſich gebracht und in Gneſen beygeſetzt. Mit nackten Füßen nahete ſich Otto III dieſer Stadt. Dort ſank er weinend an dem Grabe des Märtyrers nieder, flehete um deſſen Fürbitte bey Chriſto, und ſtiftete zu deſſen Ehren ein Erzbißthum zu Gneſen.

Noch in demſelben Jahre 1000 kam er zu einer Reichsverſammlung zu Aachen. Hier bemächtigte ſich ſeiner der Wunſch, das Grab Karls des Großen, deſſen eigentlicher Ort durch die Länge der Zeit und durch die häufigen Verwüſtungen der Normänner in Vergeſſenheit gerathen war, aufzufinden. Aufgemuntert durch ein Traumgeſicht, ließ er in der Marienkirche nachgraben, und nach dreytägigem Faſten wurde die Leiche gefunden, in einer Wölbung der Marienkirche, in aufrechter Stellung, mit Krone, Scepter und Schwert von gediegenem Golde. Wer vermag die Gefühle namhaft zu machen, die der Anblick dieſes großen Todten in Otto III aufregte? Mit ſtiller Ehrfurcht betrachtete er ihn, eignete ſich ein goldnes Kreuz zu, das am Halſe der Leiche hing, und einen Theil der noch nicht vermoderten Kleider. Die Ueberreſte aber ließ er in eben dieſer Marienkirche hinter dem Altar Johannis des Täufers beyſetzen, da, wo noch jetzt das Grab Karls des Großen gezeigt wird.

XIV.

Das Jahr 1000,
oder
das befürchtete Ende der Welt.

Der Glaube an das nahe Ende der Welt, oft ſchon von Chriſten aufgefaßt, gehegt und verworfen, hatte ſich beſonders gegen das Jahr 1000 der chriſtlichen Zeitrechnung verbreitet. Es ſey, wähnte man, in der heiligen Schrift, namentlich in der Offenbarung Johannis vorausgeſagt, daß gleich nach dem Jahre 1000 der Antichriſt erſcheinen, die Welt untergehen, und das jüngſte Gericht erfolgen werde. Zwar fehlte es nicht an Männern von Einſicht, die dieſen Wahn beſtritten; aber ſchwer iſt es, einen tiefgewurzelten Wahn zu bannen: der Vernunft widerſtrebend, gibt er nicht leicht vernünftigen Gründen Gehör.

Vorzüglich herrſchte dieſer Wahn unter den Deutſchen. Ihre düſtre Phantaſie beſchäftigte ſich gern mit furchtbaren Schreckbildern, und laut und wiederholt hatten Mönche und Prieſter unter ihnen das nahe Ende der Welt verkündigt. Als nun im December des Jahres 1000 drohende Naturerſcheinungen eintraten, nämlich heftige Erderſchütterungen, das Erſcheinen eines Kometen, der im Verſchwinden das Bild einer Schlange zurückließ, und ſchrecklich leuchtende Blitze, da gerieth alles in Bangigkeit und Zagen. Aus Klöſtern tönten Geſänge, die die Erſcheinung des Weltheilands verkündigten; Gebete um Vergebung der Sünden erſchallten; muthige Ritter, alte Frauen und kleine Kinder ſtarrten in vermiſchten Haufen den Himmel an. Viele verzehrten ihre Habe, deren Beſitz ihnen fernerhin unnütz ſchien; andre ſannen auf Verantwortung vor dem Sohne Gottes, noch andre verſteckten ſich, ſo gut ſie konnten, um dem Weltenrichter verborgen zu bleiben.

Indeſſen verſtrich das Jahr 1000, und die Welt ſtand wie zuvor; aber die alte Furcht erhielt ſich fort und fort in den Gemüthern der Menſchen, und es bedurfte nur geringfügiger Umſtände, um ſie aufs neue zu entflammen. Als bald nachher einige ſlaviſche Völker, die Obotriten und Wagrier, vom Chriſtenthume zum Heidenthume zurücktraten, glaubten ſchon wieder mehrere von den benachbarten Sachſen und Thüringern, dieß wären Vorboten des jüngſten Tages. Als dann im Jahre 1062 Erdbeben und tödtliche Seuchen eintraten, und Raub und Plünderung im ganzen Reiche herrſchte, fürchtete man abermals das Ende der Welt, ſo daß viele dadurch erſchreckt Kirchen und Klöſter bauten, andre zum heiligen Grabe wallfahrteten. Und ſo hat ſich dieſe Furcht bis auf unſre Tage erhalten, obſchon Ditmar von Merſeburg (er ſt. 1018) ſeinen Zeitgenoſſen die Lehre gab, „daß, ſo gewiß der jüngſte Tag einſt kommen werde, doch keine Urſache vorhanden ſey, deſſen baldige Ankunft zu wünſchen."

XV.

Wahl und Krönung Konrad's des Zweyten.

Als mit Heinrich II das königlich-ſächſiſche Haus ausgeſtorben war (1024), ſchien das neuerwachte Streben nach Unabhängigkeit und Herrſchaft

ſchaft Deutſchland abermals in Verwirrung und Zerrüttung zu ſtürzen. Acht Wochen lang blieb der Thron unbeſetzt, gewaltige Fürſten trotzten auf ihre Macht, ſchon brach an vielen Orten Zwietracht, und deren Begleitung, Krieg und Verheerung, aus. Aber der patriotiſche Sinn der edelſten Biſchöfe und Herzoge rettete das Vaterland von der Gefahr, die ihm drohete, und es bewährte ſich hier ein beachtungswürdiges Beyſpiel deutſcher Biederkeit.

Nachdem ſich die deutſchen Fürſten zuvörderſt durch Briefe und Geſandte in der Stille verſtändigt hatten, kamen ſie mit vielem Volke auf einer großen Ebene zwiſchen Mainz und Worms zur förmlichen Wahl zuſammen. Hier lagerten ſie ſich unter freyem Himmel auf beyden Seiten des Rheins: dießſeits die Sachſen, Oſtfranken, Baiern und Schwaben, jenſeits die rheiniſchen Franken und Lothringer. Die italieniſchen Großen konnten nicht zur Wahl kommen, weil dieſe zu ſchnell vor ſich ging; doch beſtätigten ſie ſelbige nachher zu Coſtnitz.

Lange wurde geſtritten, wer zu regieren am würdigſten wäre. Bisher war die Regierung in den Händen der Sachſen geweſen; jetzt aber ſchien es billig, daß ſelbige den Franken, die noch immer als das Hauptvolk des germaniſchen Bundes galten, zugewendet würde. Aber wer von ihnen ſollte ſie erhalten? Sie ſtanden unter zwey Häuptern, dem Reichsgrafen Konrad dem Aeltern und Konrad dem Jüngern, Herzog der Franken; beyde waren Vettern, Sprößlinge des deutſchen Königs Konrad des Erſten, beyde ſtanden in großem Anſehn. Leicht hätte zwiſchen beyden um der Krone willen blutige Zwietracht entſtehen können; allein der ältere Konrad, eben ſo verſtändig als redlich, und darum von den Wählenden vorzüglich geehrt, verhütete dieß. Er rief ſeinen jüngern Vetter bey Seite, und ſtellte ihm vor, wie es jetzt nahe daran ſey, daß die höchſte Gewalt wieder zu den Franken kommen ſollte; er möchte alſo nicht durch Zwietracht dem Glück ihres Hauſes und der Ehre ihrer Nation widerſtreben; würden die Stimmen zu Gunſten des jüngern Konrad ausfallen, ſo wolle er, der Aeltere, der Erſte ſeyn, der ihm huldige; aber eben dieſes erwarte er auch von ihm. Der jüngere Konrad ward durch dieſe Vorſtellungen gerührt; er verſprach denſelben nachzukommen, und gab ſeinem Vetter den Kuß des Friedens. Mit Freuden ſah dieß die Verſammlung. Sie ſchloß daraus, daß zwiſchen beyden ein gutes Vernehmen herrſche, und ſchritt nun ungeſäumt zur Wahl. Die Fürſten ſetzten ſich, und das Volk ſtand rings umher in großer Menge.

Damaliger Sitte gemäß wurde der Erzbiſchof von Mainz, **Aribo**, zuerſt um ſeine Meinung befragt. *) Mit vollem Herzen und freudiger Stimme erklärte er, daß er den ältern Konrad zu ſeinem Herrn und König und zum Regenten und Beſchützer des Vaterlands erwähle. Dieſer Erklärung traten auch die übrigen Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Geiſtlichen ohne Bedenken bey. Als nun die Reihe des Stimmens an die weltlichen Fürſten kam, trat Konrad der Jüngere erſt ein wenig bey Seite, um ſich mit den Lothringern zu berathſchlagen; bald aber kehrte er auf ſeinen Platz zurück und erwählte ſeinen Vetter mit Wärme zu ſeinem König und Herrn. Der ältere Konrad nahm ihn bey der Hand und ließ ihn neben ſich ſetzen. Alle übrigen Fürſten wiederholten dieſelbe Erklärung; das ganze Volk aber ſtimmte einmüthig ihnen bey, und die verwittwete Kaiſerin Kunigunde gab die Reichskleinodien, die ihr verſtorbener Gemahl, **Heinrich II**, ihr anvertraut hatte, unverweilt heraus. Hierauf wurde **Konrad der Aeltere**,

nun

---

*) Man bemerkt hier eine Veränderung in Rückſicht der Wahl eines Reichsoberhaupts, ohne angeben zu können, **wie** und **wann** ſie entſtand. An Otto's I Wahl im Jahr 936 hatte, wie wir oben nach **Witichind** von Corvey meldeten, die Geiſtlichkeit keinen Antheil; jetzt aber im Jahr 1024 bey der Wahl Konrads II, behauptet ſie denſelben, und zwar vor den weltlichen Fürſten, wie **Wippo**, Konrads Kapellan und Hofgeiſtlicher, berichtet.

nun der Zweyte genannt, nach Mainz geführet, und daſelbſt gekrönt und geſalbt.

Bey dieſer Feyerlichkeit hielt der ſchon genannte Erzbiſchof von Mainz, Aribo, eine herzliche Rede, die als ein Zeichen deutſcher Biederkeit nicht unbemerkt bleiben darf. Den König an die Erfüllung ſeiner neuen Pflichten mahnend, ſprach er unter andern: "Von ſo vielem, was Gott von dir fordert, iſt das Wichtigſte, daß du Gerechtigkeit und Frieden handhabeſt; daß du ein Beſchützer ſeyſt der Kirchen und Geiſtlichen, ein Helfer der Wittwen und Waiſen. So wird dein Thron befeſtiget werden auf immerdar. Und nun Herr König bittet dich die heilige Kirche mit mir um Gnade für alle, die dich bisher beleidigt haben. Darunter iſt ein edler Mann, Otto, der ſich dir feindſelig bewieſen. Mögſt du ihm und allen andern verzeihen um der Liebe Gottes willen, die dich heute zu einem andern Manne macht, und dich hier auf Erden an ihre Stelle ſetzt, und ſo wie du wünſcheſt, daß dir Gott alle deine Sünden verzeihen möge." Der König ward bewegt; er ſeufzte tief und vergoß Thränen. Da nun auch die Biſchöfe und Herzoge ſamt dem ganzen Volke in ihn drangen, ſo verzieh er allen, die ihn ſeither beleidigt hatten. Dieſe Großmuth rührte die Anweſenden: ſie weinten vor Freuden.

XVI.

Leben und Leiden Kaiſers Heinrich des Vierten.

Nicht anders als mit inniger Theilnahme können wir **Heinrich dem Vierten** durch die Irrgänge ſeines Lebens folgen. Von früher Kindheit an das Spiel des Schickſals, und in Umſtände verwickelt, in denen kaum der Kräftigſte ſich hätte zurecht finden können; dann unglücklich durch eigene Schuld wie durch die Härte ſeiner Feinde; bald despotiſch ſtolz, bald ſclaviſch demüthig; einerſeits leichtſinnig, unbeſonnen und wankelmüthig, und andrerſeits ausharrend thätig, reich an Hülfsmitteln und ſtandhaft gegen ſein Unglück kämpfend — erregt er abwechſelnd Mitleiden, Unwillen und Achtung, und ſeine Lebensgeſchichte hat eben ſo viel tragiſches Intereſſe, als einen großen Reichthum beherzigungswerther Warnungen.

Heinrich IV, geboren den 11. November 1050, und ſchon 1053 zu Tribur zum Thronfolger erwählt und 1054 zu Aachen gekrönt, war, als ſein Vater, Kaiſer Heinrich III, ſtarb (5. Oct. 1056), noch nicht volle ſechs Jahre. Zufolge der väterlichen Verfügungen fiel die Vormundſchaft über ihn, womit die Regierungsverwaltung verbunden war, ſeiner Mutter, Agnes, zu. Dieſe, eine verſtändige und gottesfürchtige Frau, beſtrebte ſich, Freunde zu gewinnen, und das Mißvergnügen, das ihres Gemahls Regierung erregt hatte, zu beſeitigen. Sie nahm den Biſchof Heinrich von Augsburg zum Genoſſen der Vormundſchaft und Regierung; ſie verlieh das Herzogthum Schwaben an den Grafen Rudolf von Rheinfelden (1058), das Herzogthum Kärnthen an den Grafen Berthold von Zäringen (1060), das Herzogthum Baiern, das ihr Gemahl ihr ſelbſt zugeſprochen hatte, an den ſächſiſchen Grafen Otto von Nordheim. Allein ihr Beſtreben ſcheiterte an dem Ehrgeiz und der Argliſt ihrer Gegner. Die Prälaten, die von der Regierung ausgeſchloſſen waren, murrten über Weiberregiment, und der Erzbiſchof Hanno von Cöln machte, in Verbindung mit dem Grafen Ecbert von Braunſchweig, den Anſchlag (dem auch der neue Herzog von Baiern, Otto, beytrat), den jungen König der Aufſicht ſeiner Mutter und des Biſchofs von Augsburg zu entreißen. Zu Kaiſerswerth am Rhein ward dieſer Anſchlag ausgeführt (1062). Während Heinrich mit ſeiner Mutter ſich daſelbſt befand, ließ Hanno ein neugebautes und köſtlich ausgeſchmücktes Schiff herbeyführen. Der junge König ward neugierig gemacht, dieß Schiff zu beſehen. Doch kaum hatte er es in kindlicher Unbefangenheit beſtiegen, ſo ruderten die Schiffleute, wie ihnen Hanno befohlen hatte, dem jenſeitigen Ufer zu. Heinrich erſchrack, hielt ſich für verloren, und ſtürzte ſich angſtvoll in den Rhein. Reißend zog ihn das Waſſer fort, und es war nahe daran, daß er hier ein frühes Ende fand. Doch Graf Ecbert ſprang ihm nach, und brachte ihn mit eigner Lebensgefahr wieder in das Schiff. Hier ſuchte man ihn durch ſchmeichelnde Worte zu gewinnen, während das Schiff eiligſt nach Cöln ſteuerte. Die Kaiſerin Agnes vermochte dieſe Kränkung ihrer Rechte nicht zu ahnden, und begab ſich bald darauf in die Einſamkeit; Hanno aber entſchuldigte ſein Verfahren durch das Vorgeben, für Deutſchlands Wohl gehandelt zu haben, und behauptete ſamt dem Herzog von Baiern die Regentſchaft.

Aber dieſe Regentſchaft dauerte nicht lange. Um ſeine Parthey zu vergrößern, hatte Hanno den Erzbiſchof von Bremen Adelbert zur Theilnahme an der Erziehung des Prinzen gezogen. Doch Adelbert, zu liſtig und herrſchſüchtig, um das Werkzeug fremder Pläne zu werden, benutzte dieſe Theilnahme zur Befriedigung ſeiner eigennützigen Abſichten. Ihm war es darum zu thun, ein Pabſtthum im Norden zu gründen, und ſich an den

Sachſen, die ſeinem Streben nach Hoheit entgegen ſtanden, zu rächen; beydes aber glaubte er hierdurch zu erreichen. Er ſuchte daher durch ein einſchmeichelndes, verführeriſches Betragen, den jungen König an ſich zu ketten; er begleitete ihn (1063) auf einem Zug nach Ungern, behielt ihn um ſich, während Hanno wegen einer ſtreitigen Pabſtwahl nach Italien gereiſt war (1064), und brachte ſo die Regentſchaft an ſich, da Hanno das Geſetz gegeben hatte (freylich nur für ſich), daß ſie derjenige Biſchof führen ſollte, in deſſen Sprengel ſich der junge König aufhielt. Auch ließ er ihn im Jahr 1065 zu Worms feyerlichſt mit dem Schwerte umgürten und für großjährig erklären, um deſto ſichrer durch ihn zu regieren.

Jetzt fing ſich eine gänzliche Verbildung Heinrichs an! Hanno, ein ernſter und ſtrenger Mann, hatte ihn zu einem gehorſamen Sohn der Kirche zu bilden geſucht; Adelbert aber verleitete ihn durch lockende Eingebungen zu lüderlichen Ausſchweifungen und zu despotiſchen Grundſätzen, erfüllte ihn mit Abneigung gegen den Pabſt, und machte ihm die Sachſen verhaßt, die die feſteſte Stütze ſeines Thrones hätten werden können. Heinrich war von Natur gut geartet: böſen Willen äußerte er nicht; auch beſaß er hervorſtrebende Fähigkeiten, die bey guter Pflege herrliche Früchte tragen konnten; aber durch die Art ſeiner Erziehung wurde er zu vielem Böſen verführt, was auf den Gang ſeines Lebens und auf die Maßregeln ſeiner Regierung höchſt nachtheiligen Einfluß hatte.

Glücklicher Weiſe war auch Adelberts Regentſchaft von kurzer Dauer. Die Stände, und vor allen die Erzbiſchöfe von Cöln und Mainz waren gegen ihn ſo erbittert, daß ſie ganz eigenmächtig eine Verſammlung zu Tribur (1066) veranſtalteten, und vom König forderten, entweder den Adelbert zu entlaſſen oder der Krone zu entſagen. Erbittert über dieſe Forderung wollte **Heinrich** entfliehen; aber ſein Vorhaben wurde entdeckt, Adelbert mußte den Hof meiden, und konnte nur mit Mühe den fernern Ausbrüchen eines gerechten Haſſes entgehen.

Doch was half dieß? **Heinrich** blieb, wozu ihn Adelbert verführt hatte, hingegeben ſeinen Ausſchweifungen, ſeinen deſpotiſchen Grundſätzen, und vor allem ſeinem Haſſe gegen die Sachſen. Seine Gemahlin **Bertha**, die Tochter eines italieniſchen Markgrafen, mit der er als Kind verlobt worden war, und die er, ein ſechszehnjähriger Jüngling, (1066) geheyrathet hatte, war ihm in kurzer Zeit ſo zuwider geworden, daß er von ihr geſchieden zu werden wünſchte. Um nun den Erzbiſchof von

Mainz, **Siegfried**, für dieſe Scheidung zu gewinnen, und um den Sachſen wehe zu thun, verlangte er (1069) von den mit ihnen verbundenen Thüringern, ſie ſollten dem Erzbiſchof von Mainz den Zehnten entrichten. Aber weder das Eine noch das Andere gelang. Die Thüringer widerſetzten ſich, und der Pabſt unterſagte die Scheidung bey Strafe des Banns. Im folgenden Jahre (1070) ward der tapfere Herzog von Baiern, **Otto**, beſchuldigt, dem König nach dem Leben geſtrebt zu haben, und **Heinrich** entſetzte ihn, ohne die Beſchuldigung zu unterſuchen, des Herzogthums, das er an den Grafen Welf verlieh (1071). Hierüber erbittert, verband ſich **Otto** mit dem ſächſiſchen Erbprinzen **Magnus**, einem hochherzigen Jüngling. **Heinrich** zog gegen ſie, und nahm beyde gefangen. **Otto** wurde nach einem Jahre (1072) wieder entlaſſen, **Magnus** aber, ſo hieß es, ſollte die Freyheit nicht eher wieder erhalten, bis er dem Herzogthum Sachſen und ſeinen Erbgütern freywillig entſagte.

Um nun Sachſen deſto ſichrer in Gehorſam zu halten und, wo möglich, zu ſeinem Eigenthum zu machen, blieb **Heinrich** faſt immer in Goslar, legte allenthalben Bergſchlöſſer in Sachſen an, ließ ſchon vorhandene mehr befeſtigen, zwang die Einwohner, dazu behülflich zu ſeyn, und erlaubte ſeinen

nen Beſatzungen die wildeſten Ausſchweifungen. Durch alles dieß entſtand eine feindſelige Gährung, die immer höher ſtieg, und endlich nur eines kleinen Anſtoßes bedurfte, um in einen blutigen Krieg überzugehen. Dieſer Anſtoß erfolgte, als Heinrich ein Aufgeböt gegen Polen hatte ergehen laſſen. Die Sachſen ſahen daſſelbe als eine abermalige Maßregel zu ihrer Unterdrückung an, und verbanden ſich unter einander zur Rettung ihrer Freyheit. Von Heinrich unbemerkt ſammelten ſich auf 60,000 Mann. Nun ließen ſie ihm nach Goslar ſagen (Aug. 1073), er ſolle die verhaßten Burgen niederreißen, den Herzog Magnus (der Vater deſſelben, Ordluf, war inzwiſchen geſtorben) freygeben, nicht länger ſich in Sachſen beſtändig aufhalten, ſeine ſchlimmen Rathgeber entfernen, und überhaupt ſeine Regierung wie ſeine Lebensart ändern. “Thät' er,” wurde hinzugeſetzt, “dieſen “Forderungen Gnüge, ſo würden ſie ihn auch “künftig als ihren Fürſten ehren; wo nicht, ſo “würden ſie ihn als einen Feind behandeln, und “ihre Freyheit bis auf den letzten Blutstropfen “vertheidigen.”

Heinrich ward durch dieſe unerwartete Anmuthung überraſcht. Er wankte; doch bald trieben ihn ſeine despotiſchen Geſinnungen und die Einflüſterungen ſchlimmer Rathgeber an, ſie verächtlich

zurück=

zurückzuweiſen. Nun brachen die Sachſen (1073) mit aller Macht gegen Goslar los. Heinrich, auf ſolchen Angriff nicht vorbereitet, flüchtete nach Harzburg, und von da, unter vielen Schwierigkeiten und Gefahren, nach Eſchwege, und von Eſchwege nach Hersfeld. Hier fand er einige deutſche Fürſten, die das Aufgebot gegen Polen zuſammen gebracht hatten. Flehentlich bat er ſie um Beyſtand; aber weder ſie, noch die Verſammlungen der Fürſten, die er zu wiederholten Malen veranſtaltete, zeigten ſich dazu willig und bereit: die Zahl ſeiner Feinde hatte ſich vermehrt; man ſprach bereits von ſeiner Abſetzung.

Inzwiſchen waren die Sachſen über die ihnen verhaßten Schlöſſer hergefallen, und hatten eines nach dem andern erobert. Als Lüneburg in ihre Hände fiel, droheten ſie die ganze Beſatzung niederzumachen, wofern nicht Heinrich ihren gefangenen Herzog Magnus in Freyheit ſtellte. Heinrich mußte in ihr Begehren willigen. Darauf ſuchte er noch einmal Gewalt zu brauchen. Vergebens! Die Truppen, die er zuſammen brachte, hatten keine Luſt gegen die Sachſen zu kämpfen, und ſo mußte er, ſo widrig es ihm auch war, Frieden ſchließen. Dieſer Friede kam zu Gerſtungen, einer alten Stadt Thüringens, zu Stande, und ward zu Goslar beſtätigt (im März 1074). Die Hauptbedinbedingung desſelben, Schleifung der Bergſchlöſſer, ward ſogleich ins Werk geſetzt. Gern hätte Heinrich ſeine geliebte Harzburg, und wenigſtens die daſige Kirche, die er ſelbſt erbaut hatte, und wo die Gebeine zwey ſeiner nächſten Verwandten ruheten, dieſer allgemeinen Verheerung entzogen; aber das ſächſiſche Volk war viel zu ſehr erbittert, als daß es auch in billigen Dingen nachgegeben hätte. Mauern, Häuſer und Kirchen der Harzburg wurden zerſtört.

Tief gekränkt über dieſes Verfahren und zugleich zur brennendſten Rachgier entflammt, verließ Heinrich Sachſen. Er begab ſich nach Worms. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß er zur Ausführung ſeiner Plane Freunde nöthig habe. Er änderte daher ſein Betragen, verbarg ſeinen Stolz unter der Maske der Freundlichkeit, verſprach Sachſen und Thüringen unter ſeine Anhänger zu vertheilen, und brachte ein ſtarkes, ihm ergebenes Heer zuſammen. Mit dieſem zog er (1075) gegen die Sachſen. Unweit Langenſalza an der Unſtrut traf er ſie. Ein hitziges Treffen entbrannte, den 13. Jul. 1075. Die Sachſen, obgleich unvorbereitet überfallen, kämpften mit angeflammtem Muthe; aber ſie unterlagen der Mehrzahl und dem geordneten Angriff ihrer Feinde. Viele von ihnen wurden getödtet, ihr Lager erobert und ihr Heer in die Flucht geſchlagen. In Folge dieſes Treffens ſahen ſich die ſächſiſchen und thüringiſchen Fürſten genöthigt, ſich dem erbitterten König zu ergeben, doch unter Zuſicherung ihrer Freyheit und Güter.

Heinrich befand ſich jetzt auf dem höchſten Punct ſeines Glücks. Italien war ruhig, Deutſchland ihm unterworfen, und ſelbſt diejenigen, die ihn haßten, mußten vor ſeiner Macht ſchweigen. Hätte er nun auch verſtanden, ſein Glück weislich zu nützen, und die Gemüther ſeiner Unterthanen durch Liebe und Schonung an ſich zu ketten! Aber er dachte nur an Rache und behandelte die Unterworfenen, dem gegebenen Worte zuwider, mit verhöhnendem Stolze. Auf einer Ebene in der Gegend von Sondershauſen verſammelte er ſein Heer; er ſelbſt beſtieg einen erhabenen Sitz, die ſächſiſchen Fürſten mußten vor ihm erſcheinen und Unterwerfung angeloben. Dann übergab er ſie einzeln, „bis Gericht über ſie gehalten wäre,“ ſeinen Getreuen in Gewahrſam, und verwies ſie an verſchiedene Orte Deutſchlands, Burgundiens und Italiens; ihre Güter verſchenkte er an ſeine Günſtlinge. Nur gegen den einzigen Otto, vormals Herzog von Baiern, den erbittertſten ſeiner Gegner zeigte er eine unbeſonnene Güte; denn nach kurzer Haft ließ er ihn frey und ernannte ihn ſogar zum königlichen Statthalter über Sachſen.

Aber während er am feſteſten zu ſtehen meinte, war er ſeinem Falle am nächſten. Jetzt nämlich erhob ſich gegen ihn ein Mann, den eigene Plane und die Klagen der Sachſen aufregten, und der, furchtbarer als alle, Kummer, Beſchimpfungen und lebenslängliche Unruhen über ihn häufte.

Dieſer Gegner war Pabſt Gregor VII, ein kraftvoller und ehrgeitziger Mann (wir werden ihn unten näher kennen lernen), der den tiefgreifenden Plan hegte, die Kirche der weltlichen Macht zu entziehen, und dieſe wie jene der Pabſtmacht zu unterwerfen. Schon länger als zwanzig Jahre hatte er in dieſem Sinn alle Angelegenheiten des päbſtlichen Stuhles geleitet, und noch offener und nachdrücklicher wirkte er dahin, ſeitdem er ſelbſt im Jahr 1073 mit Heinrichs Genehmigung Pabſt geworden war. Er hatte daher im Jahr 1074 alle eheliche Verbindungen der Geiſtlichen und die Simonie oder den Verkauf kirchlicher Stellen, wohin er auch die Belehnung mit den Kirchengütern, oder die Inveſtitur, rechnete, bey Strafe des Bannes verboten. Allein Heinrich hatte ſich nicht an dieſes Verbot gekehrt; er hatte fortgefahren, geiſtliche Stellen nach Willkühr zu verkaufen und zu verleihen, und ſich auſſerdem in ſeinem Betragen manche Unbilde zu Schulden kommen laſſen. Hierauf hatte Gregor, um den erlaſſenen Verboten

Nachdruck zu geben, im Jahr 1075 vier deutſche Biſchöfe, die ihre Aemter erkauft, abgeſetzt, fünf Räthe des Königs, durch welche gewöhnlich der ärgerliche Handel getrieben wurde, mit dem Bann belegt, und von letzterm ſelbſt gefordert, ſie von ſich zu ſchaffen und ſeinen Lebenswandel zu beſſern. Auch dadurch hatte ſich Heinrich nicht ſchrecken laſſen; vielmehr hatte er die in Bann gethanen Räthe fortdauernd um ſich behalten, und war auch entſchloſſen, ſich der abgeſetzten Biſchöfe anzunehmen. Dieß konnte Gregor nicht ungeahndet laſſen, und höchſt erwünſcht mußten ihm nun die Klagen der Sachſen kommen, die ihn zur Rache gegen Heinrich'n aufforderten: denn hiermit bot ſich ihm eine zwar niedergedrückte, aber noch immer ſtarke Parthey gegen den erſten Fürſten der Chriſtenheit dar. Er ſchickte daher im Anfang des Jahres 1076 ein Dekret nach Deutſchland, worin dem König angedeutet wurde, bey Strafe des Bannes in den nächſten Faſten vor dem Pabſt zu erſcheinen, und ſich dort wegen der Verbrechen, die ihm zur Laſt gelegt würden, zu rechtfertigen.

Heinrich's Stolz wallte auf bey dieſem Anſinnen. Er berief die deutſchen Biſchöfe nach Worms (Jan. 1076) und drang auf die Abſetzung des ſeiner Meinung nach unverſchämten Pabſtes. Die Biſchöfe fügten in ſein Verlangen; die Abſetzung des Pabſtes ward beſchloſſen, und der gefaßte Beſchluß ihm wie den Römern ſchriftlich angekündigt. Allein der Erfolg war ganz ein andrer, als **Heinrich** erwartet hatte.

Gregor empfing die Nachricht von ſeiner Abſetzung, als er eben die gewöhnliche Synode zur Oſterzeit (1076) zu Rom eröffnete, und ſäumte nicht, ſich zu rächen. Nicht nur über die Biſchöfe, die an der wormſer Synode Antheil genommen hatten, ſprach er den Bann aus, ſondern auch über den König ſelbſt, entſetzte denſelben ſogar der Regierung, und entband deſſen Unterthanen und Vaſallen ihres Eides der Treue — „im „Namen des allmächtigen Gottes,“ — „und da„mit alle Völker wiſſen und bekennen, daß Petrus „der Fels iſt, auf welchem der Sohn des leben„digen Gottes ſeine Kirche erbaut hat, und den „auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen „können.“ Dieſe Verfügung ſchickte er ſogleich in mehreren Abſchriften durch Geſandte nach Deutſchland, um ſie überall zu verbreiten und in Wirkſamkeit zu ſetzen.

Heinrich achtete anfangs dieß alles nicht. Er baute auf den wormſer Beſchluß und auf die Erbitterung, die Gregors Eheverbote unter den Geiſtlichen erzeugt hatten; ja er fing wiederum an die Sachſen zu plagen, und neue Bergſchlöſſer in ihren Landen zu bauen. Aber bald wurde er aus ſeiner ſtolzen Ruhe aufgeſcheucht. Die meiſten Biſchöfe verließen ihn, aus Furcht ihre Aemter und Einkünfte zu verlieren, und eilten ſich vor dem Pabſte zu demüthigen. Die Sachſen freudig, daß ihr Feind nun auch als Feind Gottes galt, erneuerten den Krieg; ihre gefangenen Fürſten ſetzten ſich wieder in Freyheit, und ſelbſt Otto, den Heinrich zum Statthalter in Sachſen ernannt hatte, trat zu deſſen Gegnern über. Zu gleicher Zeit vereinigten ſich im ſüdlichen Deutſchland die Herzoge Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen gegen ihn. Ihm längſt abgeneigt, und nun dreuſt gemacht durch den päbſtlichen Ausſpruch verſammelten ſie ſich mit andern deutſchen Fürſten zu Tribur (Oct. 1076), um ihn abzuſetzen und einen neuen König zu wählen. Vergebens ſuchte Heinrich, der ſich damals jenſeit des Rheins befand, dieß abzuwenden; vergebens verſprach er die Regierung niederzulegen, und nur den Königstitel zu behalten: die Wortbrüchigkeit, deren er ſich gegen die Sachſen ſchuldig gemacht hatte, hatte ſeinen Verſprechungen allen Glauben entzogen. Indeſſen vermittelten ſeine Freunde folgenden Beſchluß: man wolle die ganze Sache der Entſcheidung des Pabſtes überlaſſen, und dieſen erſuchen auf nächſte Lichtmeſſe nach Augsburg zu einer allgemeinen Reichsverſammlung zu kommen; würde Heinrich bis zu Anfang des nächſten Februar vom Banne nicht loskommen, ſo ſollte ſofort ein neuer König erwählt werden; inzwiſchen aber ſollte er ruhig zu Speyer verharren, ſeine Kriegsleute verabſchieden, und ſich aller Ausübung der königlichen Gewalt enthalten.

Traurig war in der That die Lage, in der ſich Heinrich jetzt befand. Er, noch kurz vorher der gefürchtete Beherrſcher Deutſchlands und Italiens, war jetzt von allen verlaſſen, auf deren Eid und Beyſtand er gebaut hatte. In angſtvoller Einſamkeit hatte er faſt drittehalb Monate in Speyer zugebracht, und immer näher rückte der von den Fürſten anberaumte Tag zu Augsburg. Was ſollte er thun? Sollte er die Ankunft und Entſcheidung des Pabſtes in Deutſchland abwarten? oder ſollte er unaufgefordert nach Italien gehen und ſich ihm, dem Uebermüthigen, unterwerfen? Beydes ſchien beſchimpfend, doch jenes noch gefährlicher als dieſes. Kam der Pabſt nach Deutſchland, ſo war ihm der Verluſt ſeiner Krone gewiß; ging er aber nach Italien, ſo konnte er vielleicht durch demüthige Bitten dieſen Verluſt von ſich abwenden. Sein Stolz war gebrochen! Er entſchloß ſich daher, um nur zuvörderſt vom Bannfluch loszukommen, zum Pabſt nach Italien zu reiſen.

Mitten im Winter (Jan. 1077) machte er ſich auf, begleitet von ſeiner Gemahlin, ſeinem zweyjährigen Sohne, einigen Dienern und Dienerinnen, und einem einzigen freyen Manne. Aber neue Schwierigkeiten traten ein, die nur durch Entſchloſſenheit oder Verzweiflung beſiegt werden konnten. Die ſchon genannten Fürſten des ſüdlichen Deutſchlands hatten, ſeine Abreiſe nach Italien fürchtend, alle dahin führenden Päſſe beſetzt, und ſchon manche ſeiner Freunde aufgefangen. Er mußte daher die Reiſe über die ſavoyiſchen Gebirge machen, und ſeiner eignen Schwiegermutter Adelheid, der Wittwe des Markgrafen Odo von Suſa, ein Stück von Burgund abtreten, um nur auf dieſem Wege nach Italien zu kommen. Und wie beſchwerlich war die Reiſe! Es war einer der rauheſten Winter; die Berge waren mit Schnee und Eis bedeckt; oft konnte man keinen Schritt ohne Lebensgefahr thun; an manchen abſchüßigen Stellen mußten die Männer auf Händen und Füßen kriechen, die Königin und ihre Frauen in Ochſenhäute gewickelt, und ſo wie die Pferde (dieſe mit zuſammengebundenen Beinen) an Stricken herabgelaſſen werden. Gleichwohl kam **Heinrich** mit den Seinigen glücklich nach Italien.

Wie ganz anders ſchien jetzt ſeine Lage zu werden! Die angeſehenſten Italiener geiſtlichen und weltlichen Standes ſtrömten ihm entgegen, und empfingen ihn um ſo freudiger und ehrenvoller, je verhaßter ihnen der Pabſt war, und je gewiſſer ſie glaubten, er komme nur darum, um den Pabſt zu züchtigen, wobey ſie ihm gern beyſtehen wollten. Aber Heinrich, mit einem Herzen voll Kummer und Sorgen, achtete nicht auf die Geſinnungen der Italiener; noch weniger kam es ihm in den Sinn, Gewalt gegen den Pabſt zu brauchen. Tiefgebeugt durch das, was ihm begegnet war, und in Furcht geſetzt durch das, was ihm drohete, ſuchte er nur bey dem Pabſte vorzukommen, um durch demüthige Unterwerfung von dem Banne befreyt zu werden.

Gregor war eben im Begriff, ſich nach Deutſchland zu begeben, als ihm Heinrichs Ankunft gemeldet wurde. Dieſe Nachricht machte ihn anfangs beſtürzt. Er kannte den Widerwillen, den die meiſten Italiener gegen ihn hegten, und fürchtete, Heinrich möchte ſich an deren Spitze ſtellen, und mit Gewalt der Waffen die Krone behaupten, die er ihm zu entreißen willens war. Er begab ſich daher, um fürs erſte ſeine Perſon in Sicherheit zu ſtellen, auf das feſte Schloß ſeiner Freundin, der Markgräfin Mathilde von Toskana, nach Canoſſa, im Herzogthum Modena. Dorthin wendete ſich auch Heinrich, und bat Mathilde'n, ſeine Verwandte, um ihr Fürwort bey dem Pabſte.

Jetzt wußte **Gregor** woran er war, und ſein Uebermuth trieb ihn zu einem recht auffallenden Triumph über Heinrichs Niedergeſchlagenheit. Anfangs wollte er ihn gar nicht ſehen und hören, und erklärte, er werde über deſſen Sache in Deutſchland entſcheiden. Endlich geſtattete er, daß **Heinrich**, wenn er ſein Vergehen wahrhaft bereue und Beſſerung angelobe, in Canoſſa eingelaſſen werden ſolle, jedoch ohne Krone und andre königliche Ehrenzeichen, in der Kleidung eines Büßenden. Und **Heinrich** fügte ſich in dieſes Verlangen, und ging nach Canoſſa.

Canoſſa war mit einer dreyfachen Mauer umgeben. Das erſte Thor ward ihm aufgethan. Er trat hinein, ohne alle Begleitung und ohne alle Zeichen ſeiner Würde, angethan mit einem wollenem Hemde, und mit bloßen Füßen. Hinter ihm ward das Thor geſchloſſen. Drey Tage lang, im harten Winter (25. — 28. Jun. 1077), ſtand er, als ein Büßender im äuſſerſten Schloßhof, faſtend vom Morgen bis zum Abend, harrend auf die Entſcheidung des Pabſtes, und in den wehmüthigſten Ausdrücken um Erbarmung und Mitleiden flehend. Alles im Schloſſe wurde gerührt, nur **Gregor** nicht. Man bat ihn, ſich des Unglücklichen zu erbarmen, **Mathilde** ſelbſt bat mit heißen Thränen; er aber beharrte bey einer Härte, die ſogar ſeinen Freunden (ſeinen eigenen Aeuſſerungen zufolge) nicht apoſtoliſche Strenge, ſondern die Grauſamkeit einer tyranniſchen Wildheit zu ſeyn ſchien. Am vierten Tage endlich ließ er ihn vor ſich. Da ſtand nun der deutſche König, der immer fremden Rath bedurfte, allein vor dem Pabſt, den ſeine Freunde umgaben, ſtand als ein Büßender mit bloßen Füßen, durch die Kälte faſt erfroren, vielfältig um Mitleid flehend. *) Endlich nachdem vieles von beyden Seiten geredet worden war, ward der Bannfluch von ihm genommen, doch unter folgenden Bedingungen: „Er ſolle ſich an dem Tage und dem Orte, den der Pabſt beſtimmen würde, vor der Verſammlung der deutſchen Fürſten ſtellen, und auf die gegen ihn angebrachten Klagen antworten; der Pabſt ſelbſt wolle Richter ſeyn, und nach deſſen Entſcheidung ſolle Heinrich die Regierung entweder fernerhin führen, oder ſogleich unweigerlich niederlegen; nie ſolle er ſich an irgend einen Menſchen wegen der jetzigen Demüthigung rächen; bis zu dem Tage der Entſcheidung ſolle er ſich aller königlichen Ehrenzeichen und Gewalt enthalten, und keine Einkünfte als die zu ſeinem Unterhalte nöthigen beziehen; ſeine ſchlechten Rathgeber, namentlich Rupert, Biſchof von Bamberg,

---

*) Man ſehe das Kupfer Taf. XXXII — wo dieſer Moment aus Heinrichs IV Leben dargeſtellt iſt.

und Ulrich von Cosheim, ſolle er entfernen; auch wenn er unſchuldig und der längern Regierung würdig befunden würde, ſolle er dem Pabſte gehorſam bleiben; zuletzt, wenn er eine dieſer Bedingungen überträte, ſo ſolle die Losſprechung null und nichtig ſeyn; er ſolle dann als ein verruchter Verbrecher gelten, nirgends Gehör zur Behäuptung ſeiner Unſchuld finden, und ein andrer König anſtatt ſeiner erwählt werden." — Wie hart und unerfüllbar auch dieſe Bedingungen Heinrich'n erſcheinen mußten, ſo nahm er ſie doch ohne Murren an, und ſchwur einen feyerlichen Eid, ſie treulich zu halten. Auch die Perſonen, die ſeine Fürſprecher geweſen waren, mußten ſich für ihn eidlich verbürgen. Nun erſt nahm der Pabſt den Bannfluch zurück. Dann ging er mit dem König in die Kirche, die heilige Meſſe zu feyern. Da rief er ihn ſamt der übrigen Verſammlung zum Altar, nahm einen Theil des geweiheten Brodes, als Zeichen, daß er ſchuldlos ſey bey allen Vorwürfen, die ihm gemacht würden; den andern Theil aber reichte er dem König, und forderte ihn auf, denſelben gleichfalls zum Zeichen ſeiner Schuldloſigkeit zu genießen. Heinrich in Verwirrung geſetzt, bat die Entſcheidung über ſeine Schuld oder Unſchuld bis auf die feſtgeſetzte Fürſtenverſammlung zu verſchieben, und der Pabſt war damit zufrieden. Hierauf nahm er den König mit ſich zur Mahlzeit, labte ihn mit Speiſen, und entließ ihn aus dem Schloſſe.

Dieſe Auftritte zu Canoſſa erfüllen das Gemüth mit widrigen Empfindungen. Mit Unwillen ſieht man auf Heinrich'n, der ſich durch Mangel an wahren Regententugenden in eine ſchlimme Lage geſtürzt hat, der dann ohne Gefühl ſeiner Würde die niedrigſten Demüthigungen erträgt, und leichtſinnig beſchwört, was er nicht halten kann; aber mit noch größerm Unwillen ſieht man auf das anmaßende und übermüthige Verfahren des Pabſtes. Zwar ſuchen manche dasſelbe mit dem Geiſte oder den Anſichten der damaligen Zeit zu entſchuldigen, und wahr iſt es, daß man Menſchen und menſchliche Handlungen nach den Zeiten, in denen ſie erſcheinen, meſſen muß; allein gerade der Rückblick auf das, was damals als Sitte und Recht galt, ſpricht gegen Gregors Verfahren. Nach damaliger Sitte galt der deutſche Kaiſer und König als Oberherr des Pabſtes; jener konnte wohl dieſen abſetzen (und viele Kaiſer hatten dieß ſchon gethan), aber nicht umgekehrt. Heinrich hatte alſo gar nichts Ungehöriges gethan, als er zu Worms auf die Abſetzung eines übermüthigen Pabſtes drang. Aber etwas Ungehöriges und Anmaßendes war es, daß der Pabſt die Abſetzung des deutſchen Königs ausſprach, und noch dazu ehe eine Unterſuchung über deſſen Schuld oder Unſchuld Statt gefunden hatte. *) Nach damaliger Sitte waren ferner die härteſten Büßungen ſelbſt von Seiten regierender Fürſten gewöhnlich **); aber doch nur dann, wenn ſie freywillig im Gefühl eines begangenen Unrechts übernommen, nicht, wenn ſie, wie hier, mit verhöhnendem Stolze abgenöthigt wurden. — Drittens war es auch unrecht und unchriſtlich, daß Gregor das Unglück, in welches er Heinrich'n geſtürzt hatte, benutzte, um ihm Demüthigungen aufzulegen, die ihn herabwürdigen mußten, und Bedingungen vorzuſchreiben, die er nicht erfüllen konnte, ohne ſich ſelbſt zu vernichten. Wäre endlich Gregors Verfahren dem Geiſte jener Zeiten oder damals herrſchenden Sitten angemeſſen geweſen, ſo würde es nur wenig beachtet worden ſeyn; aber kaum gibt es im Mittelalter eine Begebenheit, die von allen Seiten mehr Aufſehen erregt hätte, als das, was jeßt zu Canoſſa geſchehen war, ſo daß Gregor ſich gedrungen fühlte, ſein Verfahren ſelbſt gegen ſeine Freunde zu vertheidigen.

---

*) Auch die Sachſen, ſo erbittert ſie gegen Heinrich'n waren, rügen in einem Schreiben an Gregor vom J. 1079, daß die Unterſuchung dem Urtheilsſpruch hätte vorangehen müßen. v. Bruno Hiſtor. de bello Saxonico, — edit. Struvii, p. 143. Aehnliches ſchrieb auch der Biſchof Dietrich von Verdun an den Pabſt Gregor VII. Man vergleiche Schmidt, Geſch. der Deutſchen, V, 432.

**) So wird vom Vater Heinrichs, Heinrich III, erzählt, er habe nach Verbrennung der Kirche zu Verdun, im Gefühl dieſes Vergehens, ſich öffentlich geißeln laſſen und bey dem Wiederaufbau dieſer Kirche Taglöhnerarbeit verrichtet.

Beſonders waren die Italiener höchlich darüber erbittert. Laut äuſſerten ſie: " der Bannfluch eines Pabſtes, der ſich mit allerley Laſtern befleckt und den Bann aller Biſchöfe Italiens längſt auf ſich geladen habe, ſey von keiner Bedeutung geweſen, und der König habe unwürdig gehandelt und ſeinen Namen unaustilgbar befleckt, indem er einem keßeriſchen und ſchandbaren Menſchen ſeine königliche Würde unterworfen habe; durch dieß Betragen habe er, den ſie als Schußherrn des Rechts und als Richter der kirchlichen Geſeße betrachtet hätten, den katholiſchen Glauben, die Würde der Kirche und den hohen Namen des Reichs verrathen." Auch blieb es nicht bey Worten allein. Als Heinrich wieder unter ihnen erſchien, gaben ſie ihm ihren Unwillen fühlbar zu verſtehen. Nirgends wurde er mit Ehrerbietung empfangen; manche Städte nahmen ihn gar nicht auf; oft mußte er in Vorwerken übernachten, und kaum konnte er ſo viel Lebensmittel erhalten, als er bedurfte.

Wie innig mochte es nun ihn ſchmerzen, ſich ſo tief vor dem Pabſte gedemüthigt zu haben!

Indeſſen gelang es ihm, die Zuneigung der Italiener wieder für ſich zu gewinnen. Er ſchob, was ihm begegnet war, auf die Untreue der deutſchen Fürſten, nahm die Räthe, die er nach dem Willen des Pabſtes entlaſſen hatte, wieder zu ſich, ſchmähete auf den Pabſt, und erklärte ſich laut gegen die Bedingungen, womit ihn dieſer umſtrickt hatte. Und ſo gewann er einen Anhang, der ſich von Tage zu Tage mehrte, ſo daß er, der kurz vorher Verlaſſene und Gedemüthigte, bald wieder mächtig daſtand, und dem Pabſte die Reiſe nach Deutſchland verwehren konnte.

Aber während er in Italien wiederum ſein Haupt erhob, waren die deutſchen Fürſten zu Forchheim in Franken zuſammengekommen, und hatten daſelbſt im Beyſeyn päbſtlicher Geſandten den Herzog von Schwaben, Rudolf, zu ihrem König erwählt (März, 1077). Dieß hörte Heinrich, und nun war ſeines Bleibens nicht länger in Italien. Mit erhöheter Entſchloſſenheit kehrte er nach Deutſchland, fand daſelbſt gleich bey ſeinem Eintritt neuen Anhang, und trieb den Gegenkönig Rudolf vom Neckar bis nach Sachſen. Darauf kam es im folgenden Jahr (12. Aug. 1078) zur Schlacht bey Mellrichſtadt. Dieſe Schlacht war blutig, aber nicht entſcheidend. Die Sachſen, die für Rudolf fochten, zogen ſich über den thüringer

Wald zurück; Heinrich aber begab ſich von Baiern nach Schwaben, und verlieh dieſes Herzogthum, das er ſeinem Gegner abſprach, dem Grafen Friedrich von Hohenſtaufen, dem Stammvater des nachherigen Kaiſergeſchlechts der Hohenſtaufen.

Auf eine ſolche Umänderung der Dinge mochte Gregor nicht gerechnet haben, als er Heinrich'n zu Canoſſa demüthigte, und die Deutſchen aufforderte einen andern König zu wählen. Er ſah ſich daher in Verlegenheit und Beſorgniſſe geſetzt; er erklärte ſich nicht gegen Heinrich'n, und wollte auch Rudolf'n nicht als König anerkennen: ſeine Geſandten gingen zu beyden Partheyen und verſprachen bald Heinrich'n, bald den Sachſen die Gunſt des Pabſtes. Vergebens klagten die Sachſen über dieß doppelzüngige Benehmen des Pabſtes. Erſt als Heinrich (27. Jan. 1080) von den Sachſen bey Fladenheim in Thüringen geſchlagen worden war, ſprach er abermals Bannfluch und Abſetzung über ihn, als einen Treuloſen, aus, und erkannte den Herzog Rudolf als König von Deutſchland an. Zugleich überſchickte er dieſem (zum Zeichen, daß er Königreiche vertheilen könne) eine Krone mit der merkwürdigen Umſchrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho — das heißt dem Sinne nach: Chriſtus gab die Herrſchaft dem Petrus, und Petrus (oder ſein Nachfolger, der Pabſt) verleiht ſie dem Rudolf.

Doch Heinrich unterlag dieſem zweyten Bannfluch nicht ſo, wie dem erſten. Seine Entſchloſſenheit war mit ſeinem Unglück gewachſen, und dabey kam ihm die ſteigende Erbitterung gegen den Pabſt zu Statten. Er brachte es daher auf einer Synode zu Brixen (Jun. 1080) dahin, daß Gregor als ein Ketzer, Aufwiegler und Betrüger abgeſetzt, und Guibert, Erzbiſchof von Ravenna (der den Namen Clemens III annahm), zum Pabſt ernannt wurde. Dann zog er, um zuerſt Ruhe in Deutſchland zu haben, gegen die Sachſen. An der Elſter, unweit Merſeburg, kam es (15. Oct. 1080) zum Treffen. Die Sachſen ſiegten; Rudolf aber ward ſchwer verwundet. Er verlor die rechte Hand, bekam einen Stich in den Unterleib, und ſtarb wenige Tage darauf: — ein trefflicher Herr, hätte er nur ſeinem Ehrgeiz Schranken geſetzt! Sein Tod galt Heinrich'n mehr als ein Sieg. Denn nach den Vorſtellungen jener Zeiten ſah man denſelben als eine Entſcheidung Gottes an, und Rudolf ſelbſt ſoll beym Anblick ſeiner abgehauenen Hand (noch wird ſie im Dom zu Merſeburg aufbewahrt) reumüthig geſagt haben: "Dieß eben iſt die Hand, mit der ich Heinrich'n "Treue geſchworen hatte." Wirklich nahm auch

Heinrichs Anhang von Stund an ungemein zu, und vielleicht hätte er die innern Unruhen in Deutſchland jezt völlig beylegen können, wäre er nicht nach Italien gezogen, um Rache zu nehmen an dem Pabſt, den er als den Urheber alles erlittenen Unheils anſah.

Wie ganz anders trat er jezt (1081) hier auf, als vor vier Jahren, da er als ein demüthig Bittender, erſchien. Sein Heer war groß; mit ihm zogen viele Biſchöfe, Fürſten und Grafen. Wer ſeiner Herrſchaft widerſtrebte, erlag. Bey Mantua trieb er die Mannſchaft der Markgräfin Mathilde zurück und verheerte dann ihr ganzes Land. Padua und Cremona mußten ſich ergeben, Florenz nach trozigem Widerſtande. Hierauf belagerte er Rom, doch lange Zeit vergebens, bis endlich die Einwohner, der langen Belagerung müde, ihm die Stadt übergaben (21. März 1084). Nun ließ er ſich, am Oſterfeſte 1084, von dem neuen Pabſte, **Clemens III**, den er eingeführt und auf den Stuhl Petri geſezt hatte, zum Kaiſer krönen. Inzwiſchen behauptete ſich **Gregor** noch immer auf der Engelsburg, wohin er geflüchtet war, mit unerſchütterlichem Muthe; **Heinrich** ſelbſt konnte ihn nicht demüthigen. Die Angelegenheiten Deutſchlands riefen ihn zurück, und er übertrug den Römern die Eroberung der Engelsburg.

Kaum war er fort, ſo kamen die Normänner aus Unteritalien, Gregors Lehnsleute und von ihm herbeygerufen. Sie bemächtigten ſich Roms und befreyten den Pabſt. Doch ihre wilden Ausſchweifungen entzündeten einen Aufſtand der Römer. Sie mußten weichen, und brachten Gregor'n erſt nach Monte Caſſino, dann nach Salerno, wo er im kurzen ſtarb (den 25. Mai, 1085).

Indeſſen gewann Heinrich durch den Tod dieſes ſeines heftigſten Gegners keine Ruhe. Die Grundſätze, die derſelbe aufgeſtellt hatte, überlebten ihn, und auch in Deutſchland erhielt ſich noch lange das Gewühl der Partheyen.

Während Heinrich in Italien war, hatten ſeine Gegner, vornehmlich auf Vermittelung des baieriſchen Herzogs Welf, den Grafen Hermann von Luxemburg zu Bamberg zum König erwählt und in Goslar gekrönt (Aug. 1081). Allein dieſer, zwar reich und mächtig, aber unkriegeriſch, paßte nicht zur Regierung des Reichs in ſo unruhigen Zeiten. Er konnte ſein Anſehn nicht behaupten. Die vornehmſten unter ſeinen Anhängern, beſonders der herrſchſüchtige Markgraf Ecbert von Thüringen, riſſen die Regierungsgeſchäfte an ſich. Hermann ſelbſt wurde des leeren Königsſpieles müde, und legte (1088) freywillig eine

Krone nieder, die er nicht mit Würde und Kraft tragen konnte. Damit aber war der Krieg, der durch dieſen abermaligen Abfall der deutſchen Stände erzeugt, und von den Jahren 1084 bis 1088 im Innern Deutſchlands, oft zum großen Nachtheil Heinrichs, fortgepflanzt worden war, keineswegs beſeitigt. Der ſchon genannte Markgraf Ecbert ſetzte ihn mit wildem Ungeſtüm fort und erlangte mehrmals bedeutende Vortheile. Doch das Glück, das in Heinrichs Leben ſo oft und auffallend mit Unglück wechſelte, war auch hier für ihn geſchäftig. Markgraf Ecbert wurde, als er es am wenigſten vermuthete, von einigen Dienſtleuten der Aebtiſſin von Quedlinburg überfallen und erſchlagen (1090), und die Ruhe der Erſchöpfung herrſchte ſeitdem in Thüringen und Sachſen.

Aber Heinrich hatte den Kelch ſeiner Leiden nicht geleert; das Schmerzhafteſte war ihm noch beſchieden! Denn nachdem er während ſeiner langen Regierung gegen die verſchiedenſten Feinde im Kampfe geweſen war, mußte er am Abend ſeines Lebens auch gegen ſeine aufrühreriſchen und pflichtvergeſſenen Söhne die Waffen ergreifen, und — hier unterlag er.

Auch dieſes Unheil traf ihn von Rom aus. Als Gregor geſtorben war, hatte deſſen Parthey erſt **Victor III** (1085) und nach deſſen Tode (1087) **Urban II** zur Pabſtwürde erhoben. Dieſer, Gregors Grundſätzen getreu, hatte nicht nur den von Heinrich eingeſetzten Pabſt **Clemens III** verjagt, ſondern auch gegen den Kaiſer den Bannfluch wiederholt, und, um das mächtige Haus der Welfen für den päbſtlichen Stuhl zu gewinnen, die Markgräfin Mathilde mit dem jungen Welf von Baiern vermählt. **Heinrich** war daher gleich nach Ecberts Tode nach Italien gezogen (1090), um ſich an dem Pabſte und der Markgräfin Mathilde zu rächen. Dieſer Zug gab dem Pabſte Gelegenheit, Heinrichs älteſten Sohn, **Konrad**, der bereits 1087 zu deſſen Nachfolger ernannt war, zur Empörung aufzureizen. Der Erzbiſchof Anſelm von Mailand krönte ihn zum König (1093). **Heinrich**, der eben damals nach Deutſchland gereiſt war, eilte auf dieſe Nachricht nach Italien, konnte aber gegen den meuteriſchen Sohn nichts ausrichten. Er kehrte alſo (1095) nach Deutſchland zurück, verſöhnte ſich mit dem alten Welf, den er von der Parthey der Mathilde abzog, ferner auch mit ſeinen übrigen Gegnern; und ſo bewirkte er, daß an Konrads Stelle ſein zweyter Sohn **Heinrich V** zu ſeinem Nachfolger beſtimmt wurde; doch mußte dieſer ſchwören, ſich, ſo lange der Vater lebte, niemals ohne deſſen Willen in die Regierungsgeſchäfte zu miſchen. Bald darauf ſtarb auch Konrad zu Florenz (1101), ob aus Gram über ſeine unnatürliche Empörung, oder an Gift iſt ungewiß.

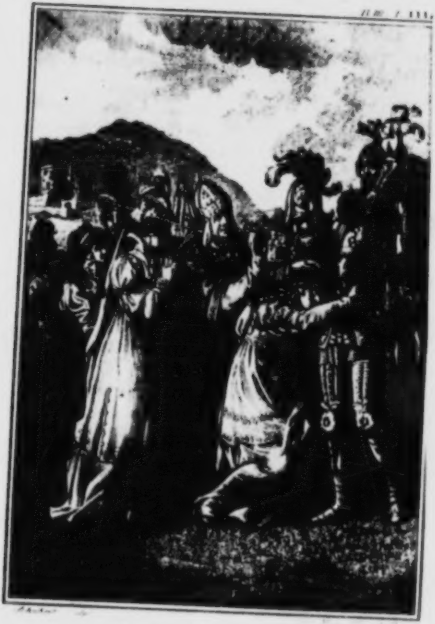
Dem Beyſpiele Konrads folgte aus gleichen oder ähnlichen Antrieben auch der zweyte Sohn, Heinrich V. Pabſt Paſchalis II, Urbans Nachfolger (1099), hatte gegen Heinrich IV, "der ſich um den Pabſt und deſſen Befehle nicht kümmere und den Bann, unter dem er ſtehe, nicht achte", den Bannfluch erneuert (1102), und den Sohn gegen den unglücklichen Vater aufgehetzt. Freylich läßt ſich dieß nicht mit völliger Gewißheit angeben (Unterhandlungen ſolcher Art pflegen meiſtentheils im geheim betrieben zu werden); aber ſehr wahrſcheinlich iſt es. Denn als Heinrich IV ſeinen ausgearteten Sohn zum kindlichen Gehorſam ermahnen ließ, erklärte dieſer: "er könne ſeinem mit dem Banne beladenen Vater unmöglich gehorchen, vielmehr müſſe er ihn zu der dem Pabſte ſchuldigen Unterwürfigkeit zurückführen". Paſchalis aber entband den Sohn des ſchon erwähnten Eides. Hierauf traten viele deutſche Fürſten, beſonders unter den Sachſen, demſelben bey; und wie vorher Italien, ſo unterſtützte jetzt Deutſchland einen pflichtvergeſſenen Sohn.

Heinrich IV hatte, wenigſtens anfangs, noch Kräfte genug, um den Aufrührern Widerſtand zu leiſten; auch fehlte es ihm noch immer nicht an der Thätigkeit und Beſonnenheit, womit er ſchon oft aus mißlichen Lagen ſich gezogen hatte; aber er unterlag ſchändlicher Argliſt. Als (im Frühjahr 1105) er ſeinen Sohn nicht weit von Regensburg überraſchte, und eine Schlacht zwiſchen beyden unvermeidlich ſchien, ward von den Großen beyder Theile ein Vergleich vermittelt, wodurch der Vater viele ſeiner Anhänger verlor, ſo daß er nach Böhmen flüchten mußte. Als er dann von Böhmen aus durch Thüringen und Sachſen dem Rhein zueilte, um Mainz zu gewinnen, kam es zwiſchen ihm und ſeinem Sohne unweit Coblenz zu mündlichen Unterhandlungen. Durch trügeriſche Worte wußte letztrer ſeinen Vater zu entwaffnen, nahm ihn zu Bingen gefangen, und ließ ihn nach Ingelheim in Verwahrung bringen. Dann ging er nach Mainz. Hier hatten ſich die von ihm zuſammenberufenen Fürſten zu einem Reichstage verſammelt, dem auch zwey päbſtliche Legaten beywohnten, und auf demſelben ſtimmte alles ſo ſtürmiſch für den Untergang des alten Kaiſers, daß der Sohn dadurch ermuthigt zu dem Aeußerſten ſchritt. Er begab ſich nach Ingelheim und nöthigte ſeinen gefangenen Vater, ſich für einen Sünder zu bekennen, der Regierung zu entſagen, und die Reichskleinodien auszuliefern (31. Dec. 1105). Von da eilte er nach Mainz zurück, wo er (den 1. Jan. 1106) von den verſammelten Fürſten aufs neue gewählt, und von den päbſtlichen Legaten als ſolcher beſtätigt wurde. Dem Pabſte aber wurde eine Geſandtſchaft zugeſchickt, um ihn von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, und ihn einzuladen, in Perſon nach Deutſchland zu kommen.

Doch während der Krönungsfeyerlichkeiten in Mainz fand Heinrich IV Gelegenheit, zu entfliehen. Er kam erſt nach Cöln, dann nach Lüttich. Das Große in ſeinem Aeuſſern und das Rührende in ſeinen Schickſalen führte ihm Freunde zu. Der Biſchof Otbert von Lüttich und der Herzog Heinrich von Niederlothringen blieben ihm bis in den Tod getreu; die Stadt Cöln erklärte ſich für ihn; und er ſelbſt forderte Franzoſen, Engländer und Dänen, denen er ſein trauriges Geſchick meldete, zur Hülfe auf. Der neue König zog daher eine Macht von 20,000 Mann zuſammen, um ſeinen Vater völlig zu Boden zu ſchlagen; aber er richtete nichts aus. Er knüpfte daher neue Unterhandlungen an. Doch ehe dieſe zu Stande kamen, ſtarb der alte, vielgeprüfte Kaiſer (den 7. Aug. 1106), mit dem Wunſche, daß ſein Sohn, dem er Krone und Schwert überreichen ließ, denjenigen Gnade angedeihen laſſen möchte, die bisher ſeine Freunde geweſen waren.

Der Haß, der ſein Leben verbittert hatte, traf ihn auch noch im Tode. Der Biſchof Otbert hatte ihn nach chriſtlichem Gebrauche in der Domkirche zu Lüttich begraben; aber der Pabſt und deſſen Anhang hielt ihn, der im Kirchenbann verſtorben war, für unwürdig, in geweiheter Erde zu ruhen. Otbert mußte daher, wollte er anders ſein Bißthum behalten, den Leichnam wieder ausgraben und auf eine kleine Inſel in der Maas hinſtellen laſſen. Kein Todtenamt wurde der abgeſchiednen Seele gehalten; nur aus eignem Antrieb ſang ein Einſiedler aus Jeruſalem, der ſich dort aufhielt, unabläſſig Bußpſalmen am Sarge des Todten. Einige Zeit darauf wurde derſelbe, auf Befehl des neuen Königs nach Speyer gebracht, und in der Kirche St. Mariä, die er ſelbſt erbaut hatte, beygeſetzt. Aber ſogleich unterſagte der daſige Biſchof allen Gottesdienſt, und ruhete nicht eher, als bis man den Sarg in ein noch ungeweihetes Gewölbe geſchafft hätte. So ſtand der Leichnam fünf Jahre lang über der Erde, bis endlich (im Jahre 1111) Pabſt Paſchalis, auf Betrieb des neuen Königs, den Bannfluch löſete, und das feyerliche Begräbniß der Ueberreſte des Unglücklichen geſtattete.

Tom. I. III.



Le Cid

Oft ſtrebt der Menſch nach irdiſcher Hoheit als dem höchſten Gute, und hält Lebensglanz und Lebensglück für eines. O des Thoren! Er blicke hin auf **Heinrichs** Leben und Tod, und er wird ſich überzeugen, daß unſägliches Ungemach auch das gekrönte Haupt belaſten kann, und daß nur dem Adel der Seele, nur der Feſtigkeit im Guten wahres und dauerndes Glück entkeime!

XVII.

Der Cid.

Größer als vor der Schlacht bey Xeres (712) erſcheinen die Spanier im eilften Jahrhundert auf dem Schauplatz der Geſchichte. In dem langen und glücklichen Kampfe gegen die Araber hatte ſich ihre Kraft geſtählt; Rittergeiſt und Nationalſtolz war unter ihnen erwacht; ſie lebten ihr Heroenalter. Da erhob ſich unter ihnen der **Cid**, ohne Furcht und Tadel, groß und herrlich in ſeinen Thaten, ein Spiegel edler Ritterſchaft, wie nach ihm Bayard unter den Franzoſen, Richard Löwenherz unter den Engländern, unter den Deutſchen Götz von Berlichingen und andre.

Freylich iſt vieles, was von ihm erzählt wird, dunkel, zweifelhaft und mit Sagen ausgeſchmückt: wie eine höhere, ehrfurchtgebietende Geſtalt tritt er aus dem Helldunkel ſeiner Zeit hervor; aber gern verweilt der Menſchenfreund bey Schilderungen menſchlicher Größe, und erfreulich iſt es, in Einem Bilde vereinigt zu erblicken, was man ritterliche Tugend nannte. Wir wollen daher kurz zuſammenſtellen, was von Cids Thaten und Schickſalen aus Chroniken und Sagen wiederhallt.

Don Rodrigo, von Feinden, die ihn bewunderten, der Cid (d. i. der Herr) und von ſeinem König und Volk mit dankbarer Verehrung Campeador (d. i. der Oberfeldherr, oder Kampfheld ohne gleichen) genannt, ſtammte aus einem berühmten, altcaſtiliſchen Geſchlecht. Sein Vater, ein tapfrer, ſiegreicher Herr, hieß Don Diego Laynez, ſeine Mutter Donna Thereſe, Tochter eines reichen Grafen von Aſturien. Vivar, zwey Stunden von Burgos, gilt als der Ort, und das Jahr 1026 als die Zeit ſeiner Geburt.

Unter Fernando's des Großen Herrſchaft (1033 — 1065) blühete ſeine Jugend und Manneskraft auf, und viel weiß die Sage zu erzählen von ſeiner zarten Kindesliebe, von ſeinem furchtloſen Muth, von ſeiner offenen Geradheit: wie er ſeinen alten Vater rächte an dem hochangeſehenen Grafen Gormaz, wie er fünf Fürſten der Araber ſchlug und gefangen nahm, wie er vom König Fernando mit dem Schwert umgürtet ward, wie er treue Freundſchaft ſchloß mit Alvaro Fanez Minaya, ſeinem Waffenbruder, und wie er voll Gefühl für des Vaterlands Ehre und Wohl laut eiferte gegen das Verlangen des deutſchen Kaiſers Heinrich des Dritten, kaiſerliche Rechte über Spanien auszuüben. Aber alles dieß liegt im Dunkeln, und ſchwerlich läßt ſich das Wahre ausmitteln.

Nach Fernando's Tode (1065) ward deſſen älteſter Sohn, Sancho der Starke, König von Caſtilien und damit Cids Oberherr. Sancho, nicht ohne Gefühl für Größe, ehrte den Helden, mit dem er ſchon in früheren Jahren zu Waffenthaten vereinigt geweſen war, ernannte ihn zum Oberbefehlshaber (Campeador) und bediente ſich ſeiner in allen Kriegen, die er aus Vergrößerungsſucht gegen Brüder und Schweſtern führte. Cid fühlte, wie die Sage meldet, das Ungerechte dieſer Kriege, aber als treuer Unterthan folgte er ſeinem König, und als unwiderſtehlicher Held krönte er deſſen Unternehmungen mit Sieg. Dem älteſten

Bruder Garcia wurde Gallicien entriſſen; der zweyte, Alfonſo VI, König von Leon und Aſturien, wurde nach zwey harten Schlachten gefangen genommen; die eine Schweſter, Elvire, mußte Toro verlaſſen, aber die andre, Urraka, behauptete ſich zu Zamora, und während Sancho dieſe feſte Stadt durch Hunger zu beſiegen hoffte, wurde er vor derſelben meuchelmörderiſch erſtochen (Oct. 1072).

Jetzt gelangte Alfonſo VI, der noch bey Sanchos Lebzeiten aus der Gefangenſchaft nach Toledo entkommen und daſelbſt vom arabiſchen Fürſten Al Maimon gaſtfreundlich aufgenommen war, zu dem Beſitz aller Staaten ſeines Vaters. Vor ſeiner Thronbeſteigung zu Burgos mußte er feyerlichſt ſchwören, an der Ermordung Sanchos auf keinerley Weiſe Antheil gehabt zu haben. Cid, heißt es, nahm ihm dieſen Eidſchwur ab, und ließ ihn ſelbigen dreymal wiederholen; denn wie tapfer er für das Haus Fernando's kämpfte, eben ſo eifrig wünſchte er auch jeden Vorwurf von demſelben entfernt. Alfonſo empfindlich über dieſe Eidesforderung, vielleicht auch über die Niederlage, die er neun Monate früher durch Cid erlitten hatte, beeiferte ſich dennoch den verehrten Helden feſt an ſich ketten. Er gab ihm ſeine Nichte Donna Ximena, eine vortreffliche Frau, zur Gemahlin (1074), und ehrte ihn durch die wichtigſten Aufträge. So ſendete er ihn an die arabiſchen Fürſten, die von dem Emir zu Granada befehdet wurden (1076). Cid ſuchte dieſe Fehde erſt in Güte abzuwenden. Vergebens! Nun griff er zu den Waffen. In dreyſtündiger Schlacht ſchlug er den Emir, und nahm die chriſtlichen Ritter, die ihm dienten, gefangen; aber großmüthig, wie immer, gab er ſie bald wieder frey. Mit gleichem Glücke kämpfte er im folgenden Jahre (1077) gegen die Araber. Die Schaaren derſelb[illegible], die, von Aragonien aus, über den Duero vorgedrungen waren, trieb er zurück, und aus dem Gebiet von Toledo nahm er ſiebentauſend Araber als Gefangene mit ſich.

Aber der Höflinge Ränke treffen oft den verdienſtvollſten Mann, und der Könige Gunſt iſt wandelbar. Auch Cid erfuhr dieß. Dieſelben Ritter, die er im Kampfe gegen den Emir von Granada gefangen und befreyt hatte, vergalten ſeine Großmuth mit Undank. Sie verläumdeten ihn als einen ſtolzen Krieger, der eigenmächtig handele, und unbefehligt ſeines Königs Freund, den Fürſten von Toledo, angegriffen habe. Alfonſo neidiſch auf Cids Ruhm und Größe, hörte auf dieſe Vorwürfe, und befahl ihm, auf eine Zeitlang Caſtilien zu verlaſſen.

Cid, ſeinen Oberherrn ehrend, auch wenn dieſer unbillig handelte, und mehr auf Gott und ſich ſelbſt als auf Könige bauend, folgte ohne Murren dem Verbannungsbefehl. Mit ſeinen Freunden und Mannen, dreyhundert an der Zahl, begab er ſich nach Saragoſſa, und lebte daſelbſt neun Jahre (1078 — 1087) ohne Furcht und Tadel. Er gewann die Achtung des daſigen Emirs, wehrte ungerechte Angriffe ab, und befreyte Saragoſſa durch muthigen Kampf von der drohendſten Gefahr. Der Dank der Geretteten war ſein ſchöner Lohn. Mehrere Stunden weit zog ihm, dem Sieger, ganz Saragoſſa frohlockend entgegen.

Auch Alfonſo konnte dem vielgefeyerten Helden die verdiente Bewunderung nicht verſagen. Er näherte ſich ihm ſchon im Jahre 1084, aber leichtſinnig vernachläſſigte er ihn wieder, als er ohne deſſen Hülfe das wichtige Toledo eroberte (1086), und erſt das Unglück machte ihm Cids Werth und Beyſtand recht fühlbar. Die ſpaniſchen Araber hatten ſich, um Schutz gegen die zunehmende Uebermacht der Caſtilianer zu finden an ihre Glaubensgenoſſen, die Mauren in Afrika, gewendet. Dieſe kamen, angeführt von Juceph, dem mächtigſten König von Afrika, und Alfonſo ward am Ufer der Guadiana, unweit Badajoz (1087) geſchlagen. Schwer verwundet konnte er kaum mit fünfhundert

Reitern, dem Reſte eines großen Heeres, entfliehen. In dieſer Noth rief er den verwieſenen und geringſchätzig behandelten Cid wieder zu ſich. Dieſer, eben ſo großmüthig und verſöhnlich, als ſtreng und tapfer, kehrte ſogleich zurück. Indeſſen war Juceph, ohne ſeinen Sieg weiter zu benutzen, nach Afrika zurückgekehrt, und Cid und Alfonſo rächten nun die erlittene Niederlage nach verſchiedenen Seiten hin.

Doch das gute Vernehmen zwiſchen beyden war von kurzer Dauer. Bey der Fortſetzung des Krieges gegen die ſpaniſchen Araber und deren afrikaniſche Bundsgenoſſen befahl Alfonſo dem Cid, Halahet, eine von den Feinden ſehr bedrängte Burg, zu entſetzen. Cid aber, der den Krieg mehr mit Ueberlegung als Ungeſtüm führte, ſah dieß Unternehmen als tollkühne Verwegenheit an. Er rückte daher nicht vor, ja er zog ſich vielmehr zurück, da er gehört hatte, daß Juceph aus Mangel an Glück und Unterſtützung Spanien zum zweyten Male verlaſſen hatte. Sogleich erhob ſich gegen ihn die Schaar ſeiner Feinde. Sie flüſterten dem König zu, daß Cid, uneingedenk ſeiner Pflichten als Unterthan, nur für eignen Ruhm und Vortheil fechte; und Alfonſo, von ſolchen Eingebungen und eigner Leidenſchaftlichkeit geblendet, befahl, daß ihm alles, was er von der Krone habe, Weib, Keſt-

halten,

barkeiten und Geld, entriſſen werden ſollte. Vergebens betheuerte Cid ſeine Schuldloſigkeit: er konnte nur ſo viel erlangen, daß Donna Ximena frey gegeben wurde und ſich mit ihren Töchtern nach San Pedro de Cordonna begeben durfte.

Aber im Unglück bewährt ſich der Held! Cid ſtritt nun für ſich ſelbſt, und um ſo glücklicher, je freyer er ſich fühlte. Er begab ſich (1090) in die Gegend von Teruel in Aragonien und bemächtigte ſich daſelbſt eines Felſen, der noch heut zu Tage Penna del Cid, oder Cid's Felſen heißt. Von dort aus unternahm er vielfältige Streifereyen nach den ſüdöſtlichen Küſten Spaniens, erfocht glänzende Siege über ſeine Feinde, gewann ſie durch Großmuth, und verfolgte den Plan, Valencia zu erobern. Mitten auf dieſer ruhmreichen Bahn traf ihn Neid und Mistrauen härter als zuvor. Auf Befehl des Königs verließen ihn ſeine Mannen, und bald fehlte es ihm am Nöthigſten, um ſich und die Seinigen zu unterhalten. Er aber verlor in Bedrängniſſen nie den Muth, nie die Hoffnung beßrer Zeiten. Auf künftiges Glück trauend, borgte er von den Juden (ſie zu beliſten, hielt man es für erlaubt) tauſend Goldſtücke und verpfändete dagegen verſchloſſene Kiſten, angeblich ſeinen Schatz, in der That aber Sand enthaltend. Dann zog er wieder Mannen an ſich, und noch mehr mehrere ſammelten ſich um ihn, als des Königs Zorn ſich legte. So gelang es ihm nach vielen Mühſeligkeiten und Gefahren, das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen. Im April 1094 eroberte er das reiche und mächtige Valencia, und verjagte die Afrikaner, die dieſer Stadt zu Hülfe gekommen waren. Ungemein große Beute fiel dabey in ſeine Hände: Gold, Silber, Edelſteine, Seidenſtoffe, koſtbare Gefäße, herrliche Pferde. Nur ein Fünftheil davon behielt er für ſich; das übrige vertheilte er unter ſeine Genoſſen; den Juden zahlte er die dargeliehene Summe zurück, und dem König Alfonſo ſendete er hundert der herrlichſten Pferde als ein Ehrengeſchenk.

Zur Fülle ſeines Glücks fehlten ihm nur die Geliebten ſeines Herzens. Er ließ daher ſeine Gemahlin, die hochgeſinnte Donna Ximena, und ſeine Töchter, die edeln Jungfrauen Sol und Elvire, aus dem Kloſter San Pedro de Cardonna, wo ſie ſich ſeither aufgehalten hatten, durch ſeinen treuen Freund Alvaro Fanez herbeyführen. Sie kamen, umgeben von tapfern Rittern, auf geſchmückten Pferden, und Cid ritt ihnen aus Valencia entgegen auf ſeinem köſtlichen Streitroß Babieca. Ihr Anblick rührte ihn, und ſeine Thränen rollten in ſeinen langen und breiten Bart. Da ſank ſeine edle Gemahlin, überwältigt von ihrem Herzen zu den Füßen des Trefflichen, der nie kleinmüthig im Unglück, nie übermüthig im Glück, furchtbar in Schlachten und doch ſo gefühlvolles Herzens war. Hieronymus aber, vom Cid zum Biſchof zu Valencia ernannt, ein frommer und muthiger Mann, ſegnete ſie, und ſie lebte mit ihrem Gemahl eine Zeitlang in Glück und Freude *).

Doch **Cid** ruhete nicht auf den errungenen Lorbeern. Im Verein mit Don Pedro, damals König von Aragonien und Navarra (1094), zog er in die Gegend von Xativa, nahe am Meer, wo ſich die Afrikaner, die von neuem nach Spanien gekommen waren, nahe bey ihren Schiffen gelagert hatten. Sobald ſie des Feindes anſichtig wurden, erhoben ſie ihr Feldgeſchrey: "Allah! Allah!" Die Spanier erſchracken. **Cid** aber ſprengte durch ihre Reihen und rief: "Alle, die "ihr ſehet und höret, ſind in unſre Gewalt gegeben auf dieſen Tag!" Und ſo geſchah es. Er ſchlug die Afrikaner und jagte ſie zu ihren Schiffen. Viele Tauſende von ihnen blieben auf der Wahlſtatt, mehrere kamen im Meere um. Abermals ward große Beute gemacht, und abermals ſendete er einen Theil derſelben ſeinem Oberherrn, dem König Alfonſo. Von Bewunderung hingeriſſen, beſuchte Alfonſo jetzt den Cid, und wendete ſein Herz nie wieder von ihm ab.

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXIII. — Donna Ximena ſinkt zu den Füßen ihres Gemahls, umgeben von ihren Töchtern und dem Biſchof Hieronymus. Im Hintergrunde erblickt man die Stadt Valencia.

Bald nach dieſer Ausſöhnung wurde, wie die Romanze meldet, Cid's Vaterherz tief verwundet. Zwey Jünglinge von edler Abkunft, aber feig und boshaft, Diego und Fernando, Grafen von Carrion, warben um ſeine Töchter. Er war gegen dieſe Werbung, aber aus Nachgiebigkeit gegen den König Alfonſo, der ſelbſt für die Jünglinge ſprach, willigte er endlich ein. Die Heyrath wurde geſchloſſen, und die Jünglinge zogen mit Cid's Töchtern und großem Heyrathsgut ihrer Heimath zu. Aber in einer wilden Bergwüſte, als ſie ſich ihres Geleits entledigt hatten, ließen ſie ihrer Bosheit freyen Lauf. Sie riſſen den Frauen die Kleider vom Leibe, banden und ſchlugen ſie, überließen ſie ihrem Schickſale und ritten davon. Doch die Frevelthat wurde entdeckt. Ein Bote, den Cid nachgeſendet hatte, um zu erfahren, wie ſeine Töchter zu Carrion behandelt würden, fand die Unglücklichen. Cid forderte Recht, und König Alfonſo hielt ein hohes Landgericht zu Toledo. Da mußten die Jünglinge das Heyrathsgut zurückgeben, und einen Zweykampf beſtehen, der ihnen nichts als ein ehrloſes Leben übrig ließ.

Cid's letzte That war die Eroberung Sagunts (1095). Vier Jahre nachher ſtarb er, drey und ſiebenzig Jahre alt im Jul. 1099, mit Ehre und Ruhm bedeckt. Nach ſeinem Tode konnte Valencia gegen die erneuerten Angriffe der Afrikaner nicht behauptet werden; Alfonſo ſah ſich genöthigt, dieſe Eroberung aufzugeben, und Donna Ximena zog mit ihren Schätzen und Kindern und dem Leichnam ihres Cid nach Caſtilien, wo ſelbiger im Kloſter zu San-Pedro von Cordenna beygeſetzt wurde.

Von dieſen Angaben der Chroniken wenden wir uns noch einmal zu den Romanzen, die den Helden verherrlichen *), lieblich, wie ihr ganzer Inhalt, tönt beſonders ihr Ausgang. Da erblicken wir den Helden, wie er, matt von Kämpfen und Siegen auf ſeinem Lager ruht, San Pedro ihm erſcheint, und ihm des Himmels Seligkeit verheißt; wie dann der Held von ſeinen Freunden Abſchied nimmt, und ſie ermahnt, keine Thräne um ihn zu weinen, ſondern, wenn er ausgeathmet, Tommeten, Cymbeln und Feldgeſchrey ertönen zu laſſen; wie

er

---

*) Uns Deutſchen ſind dieſe Romanzen bekannt durch Herders meiſterhafte Ueberſetzung: „der Cid, nach ſpaniſchen Romanzen beſungen," einzeln herausgegeben; Tübingen 1806, und in Herders ſämmtlichen Werken zur ſchönen Literatur und Kunſt Th. 3, ſamt Joh. v. Müller's Unterſuchungen über den Cid.

er ferner nach ſeinem treuen Roß Babieça verlangt, dieſes herbeykommt und mit großen Augen ihn anſieht, traurig und ſtumm, wie ein Lamm; wie er endlich ſprachlos ſeiner Ximena die Hand drückt, und nun, da er entſchläft, das Rauſchen der Winde und ſeiner Paniere ſchweigt. Als ſpäterhin die Mauren, fügt die Romanze hinzu, gegen Valencia losrückten, ward ſein Leichnam, einbalſamirt und angethan mit der wohlbekannten Rüſtung, auf ſein Kampfroß geſetzt, und ſein Schwert, Tizona, ihm in die Rechte gegeben. Dieſer Anblick ſchreckte die Feinde: ſie flohen. Darauf ward der Leichnam nach Cordenna gebracht, dort auf einem prächtigen Stuhl neben dem Altar aufgerichtet, und mit heiliger Scheu verehrt. Wunderwerke geſchahen daſelbſt, und, ſo ſchließt die Romanze,

„Ein Wohlthäter für die Armen,
Ein Beſchützer der Verlaſſnen
Ward der Cid auch in der Gruft.“

XVIII.

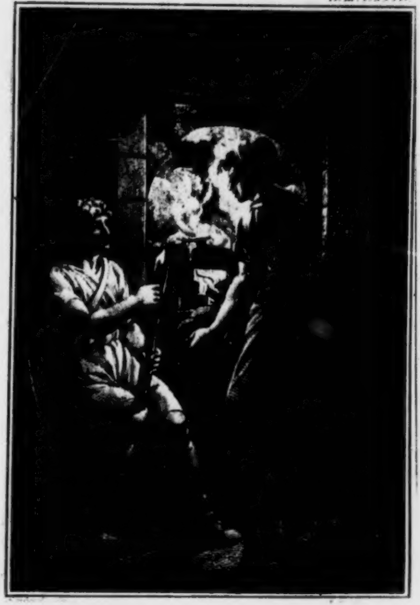
XVIII.

Alfred der Große.

Als eine hohe, ehrfurchtgebietende und zugleich ungemein liebenswürdige Erſcheinung begegnet uns in der Geſchichte Englands **Alfred der Große**, einer der kräftigſten und weiſeſten Könige, groß im Glück und Unglück, im Krieg und Frieden: ähnlich Karl dem Großen, dem er nur an Thatenglanz, nicht aber an Thatenwerth nachſteht.

Er war der fünfte Sohn Königs Ethelwolf, geboren zu Wantage in Berkſhire im Jahr 849. Wegen ſeiner Schönheit, Munterkeit und Freundlichkeit ward er frühzeitig der Liebling ſeiner Eltern. Sein Vater ſchickte ihn daher als einen vierjährigen Knaben (853) mit einem großen Gefolge nach Rom, wo ihn Pabſt Leo IV zum König ſalbte; und er ſelbſt nahm ihn mit ſich, als er im Jahr 855 eine Pilgerreiſe nach Rom vollzog. Schon in zarter Jugend fand **Alfred** Gefallen an vaterländiſchen Geſängen, oder altſächſiſchen Liedern, die er ſich wiederholt herſagen ließ und auf ſolche Art auswendig lernte; aber erſt in ſeinem zwölften Jahre lernte er leſen, und zwar auf folgende Veranlaſſung.

B. III. T. XXXIV.



Alfred der Grosse im Stande der Erniedrigung

Er war mit ſeinen Brüdern einſt bey ſeiner Stiefmutter, Judith, der Tochter Karls des Kahlen (ſeine leibliche Mutter, Osburg, eine verſtändige und gottesfürchtige Frau, war ſchon im Jahr 854 geſtorben). Judith zeigte den jungen Prinzen eine ſchön gemalte Liederſammlung und verſprach ſie demjenigen von ihnen zu ſchenken, der dieſe Lieder zuerſt auswendig lernen würde. “Willſt du “wirklich”, rief Alfred, “demjenigen unter uns “das ſchöne Buch ſchenken, der es zuerſt dir wird “vorleſen können?” — “Ja”, erwiederte ſie lächelnd. Jetzt erwachte in ihm die Begierde leſen zu lernen, und er gewann vor ſeinen Brüdern den Preis, und fing nun auch an, Latein zu lernen. Während er aber ſeinen Geiſt bildete, verſäumte er die nöthigen Körperübungen nicht. Erſt als Jäger, dann als Krieger führte er die Waffen. So ſtand er ſeinem Bruder Ethelred (reg. von 866 bis 871), obſchon ihm dieſer ein großes Erbgut entzogen hatte, bey allen Kriegsunternehmungen kräftig bey, und wendete mehr als einmal Niederlagen ab. Als zum Beyſpiel die Dänen im Jahre 871 bey Aſton in Berkſhire unvermuthet einen furchtbaren Angriff thaten, wollte Ethelred, der eben die Meſſe hörte, nicht eher als dieſe geendigt ſeyn würde, zu den Waffen greifen: doch Alfred, raſch und klug, wagte die Schlacht und gewann einen herrlichen Sieg.

Kurz darauf ſtarb Ethelred (871) und nun ward **Alfred**, damals zwey und zwanzig Jahre alt, nach dem allgemeinen Wunſch der Nation auf den Thron erhoben. Aber wankend ſchien dieſer Thron: Unglück und Gefahren umringten ihn! Die Dänen, obgleich kurz vorher geſchlagen, überſchwemmten England von allen Seiten. Schon hatten ſie ſich auf der öſtlichen Seite Wohnſitze erſtritten; Oſtangeln und Northumberland wurde von däniſchen Königen beherrſcht; noch mehrere Gebiete waren ihren Verwüſtungen preis gegeben, und nahe ſchien der Zeitpunkt, wo die Angelſachſen nach ſo vielen Gefahren, Verluſten und Verheerungen Sclaven der Dänen werden würden. Nur durch kühne und raſche Unternehmungen konnte dieſem Uebel geſteuert werden.

Alfred zog daher bald nach dem Tode ſeines Bruders gegen die Dänen in Weſſex: ſie hatten Wilton eingenommen und plünderten die naheliegende Gegend. Glück und Unglück wechſelten; doch verſprachen die Dänen Weſſex zu räumen (871). Aber nun wendeten ſie ſich in die nördlichen Provinzen, verwüſteten Mercien (872) und bemächtigten ſich (874) dieſes Landes. Neue Schwärme derſelben erſchienen dann in der Gegend von Cambridge, und drangen wieder in Weſſex, Alfreds Erbreich, ein (876). Auſſer Stand ſie mit

Gewalt zu vertreiben, bot er ihnen zum zweiten Male einen Vergleich an, und ließ ſie denſelben auf heilige Reliquien und ein goldnes Armband, den Schmuck des Helden, beſchwören. Umſonſt! Die Treuloſen fielen plötzlich das angelſächſiſche Heer an, ſchlugen es, und überwinterten zu Exceſter in Devonſhire (877). Alfred bot alles auf, ſammelte Schiffe und Truppen, und trieb die Dänen abermals zu dem Verſprechen, ſeine Staaten zu räumen und den Räubereyen zu entſagen. Doch unerwartet rückte ein neuer Haufe mit furchtbarer Macht herbey. Jetzt ſank der Muth der Engländer zu gänzlicher Verzagtheit; ſie glaubten ſich vom Himmel zum Verderben beſtimmt und zerſtreuten ſich. Einige verließen ihr Vaterland, andre unterwarfen ſich den Räubern.

Von ſeinem Volke verlaſſen, und nicht vermögend die Zerſtreuten augenblicklich wieder zu ſammeln, konnte Alfred nur darauf denken, den Verfolgungen ſeiner Feinde zu entgehn, um ſich für beſſere Zeiten zu erhalten. Er entließ daher ſein Gefolge, legte allen königlichen Schmuck ab, zog Bauernkleider an, und floh in die Moräſte von Sommerſet. Dort begab er ſich in die Hütte eines ſeiner Hirten, und theilte Arbeit und Beſchwerden mit dem niedrigſten ſeiner Knechte. Aber mitten in der tiefſten Erniedrigung verließ ihn nicht die

Hoffnung beßrer Zeiten, nicht das Streben den Thron ſeiner Väter wieder zu beſteigen. So geſtimmt ſaß er einſt am Heerde und bereitete ſich einen Bogen und Pfeile. Da gab ihm die Frau des Kuhhirten, die ihn für einen Knecht hielt, den Auftrag, auf die Brode, die am Feuer geröſtet wurden, zu achten. Er aber, verſunken in Heldengedanken, vergaß des Auftrages. Als nun die Hirtin zurückkam, und die Brode verbrannt fand, ſchalt ſie ihn einen faulen Knecht, der wohl Brode eſſen, aber nicht backen möchte *).

Sobald die Feinde läſſiger wurden, ihn aufzuſuchen, begab er ſich mit einigen Anhängern auf eine kleine Inſel in Sommerſet, fünf Meilen von Taunton, welche von nun an Aethelingey oder Inſel der Edeln genannt wurde. Ueber ein Jahr lag er hier, doch nicht müßig. Er baute ſich eine Feſte, und wie aus einem unſichtbaren Schloß that er Ausfälle auf die umherſtreifenden Dänen. So fühlten ſie oft die Stärke ſeines Arms, ohne zu wiſſen, woher die Streiche kamen.

Um eben dieſe Zeit war Oddune, Graf von Devonſhire, auf ſeiner Felſenburg Kinwith von den Dänen eingeſchloſſen, und in Gefahr aus Mangel an Lebensmitteln und Waſſer zur Uebergabe gezwungen

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXIV.

zwungen zu werden. Zum Aeußerſten gebracht, wagte er einen unvermutheten Ausfall, und der Muth der Verzweiflung führte ihn zum Sieg. Er ſchlug die Dänen, und erbeutete ihre heilige Fahne, Reafen genannt, worauf ein wunderſamer Rabe unter Zauberſprüchen geſtickt war. Dieſer Vorfall erweckte den Muth der Angelſachſen, ſie betrachteten das erbeutete Panier als das Zeichen eines ſiegverheißenden Kampfes.

Mit Freude vernahm dieß Alfred. Jetzt konnte er die Wiederherſtellung ſeines Reichs betreiben, da Muth und Selbſtvertrauen in die Herzen der Seinigen zurückkehrte. Doch bevor er ein großes Unternehmen wagte, fand er für nöthig, die Stärke, Verfaſſung und Anſchläge ſeiner Feinde zu erſpähen. Kundig des Saitenſpiels und Geſangs, kleidete er ſich wie ein ſächſiſcher Minſtrel oder Balladenſänger, und ging ſo mit der Laute in der Hand, in das Lager der Dänen, nach Eddington in Berkſhire.[*] Die Dänen ahneten nicht, wer er ſey; ſie nahmen ihn freundlich auf, fanden Gefallen an ſeinen muntern Geſängen, und führten ihn ſogar in das Zelt ihres Anführers Guthrum. Einige Tage verblieb er im däniſchen Lager, und während er alle durch ſeine Lieder gleichſam bezauberte, beobachtete er ſorgfältig ihr Lager und ihre Ge-

Geſpräche, ihre ſorgloſe Sicherheit und ihre thörichte Verſchwendung.

Nicht umſonſt hatte er dieſe Beobachtungen geſammelt. Gleich nach ſeiner glücklichen Rückkehr ſendete er heimlich Boten zu den Angeſehnſten der Angelſachſen, befahl ihnen das Volk zu waffnen, und an einem beſtimmten Tage mit ihren Schaaren bey Brixton zuſammen zu kommen. Freudig kamen ſie, und lauter Jubel erſcholl als ſie ihn, ihren geliebten König, ſahen, den ſie ſchon für todt gehalten hatten, und der ſie jetzt zum Sieg und zur Rache rief.

Sogleich führte er ſie nach Eddington, griff dort den ſchwächſten Theil des däniſchen Lagers an, und erfocht einen herrlichen Sieg über die ſorgloſen und jetzt erſchrocknen Feinde. Geſchlagen flohen ſie mit ihrem Anführer Guthrum in einen feſten Platz. **Alfred** rückte ihnen nach, ſchloß ſie ein und zwang ſie nach vierzehntägiger Belagerung zur Uebergabe. Das Leben ſchenkte er ihnen, doch nöthigte er ſie, entweder Britannien zu verlaſſen, oder als Zeichen der Unterwerfung das Chriſtenthum anzunehmen, und nach angelſächſiſchen Geſetzen zu leben. Guthrum und die meiſten Dänen ſeines Gefolges wählten das letzte, und wurden getauft (880). Alfred ſelbſt vertrat bey Guthrums Taufe Pathenſtelle, und beſtätigte ihn in der Regierung über Oſtangeln und Northumberland, die dieſer als Lehen von Weſſex beſitzen ſollte. Auch blieben die nun chriſtlichen Dänen, ſo lange Guthrum lebte, ruhig, und vertheidigten ſogar die brittiſchen Küſten gegen die Einbrüche ihrer heidniſchen Landsleute.

Alfred, nun wieder König, brauchte dieſen erſten Schimmer von Ruhe, um ſeinem zerrütteten Reiche aufzuhelfen, und künftigen Einfällen der Dänen zuvor zu kommen. Er ſtellte daher die zerſtörten Städte her, ſchützte das offene Land durch feſte Plätze, und ermunterte ſeine Großen ſchon um ihrer Sicherheit willen Schlöſſer zu erbauen. Alle dienſtfähige Mannſchaft ließ er aufſchreiben, übte und theilte ſie in zwey Hälften; durch die eine ließ er die Feſtungen und das Land bewachen, die andere ließ er von den Kriegsbeſchwerden ausruhen und Ackerbau treiben, beyde aber jährlich mit einander wechſeln. Da er einſah, daß die Stärke ſeiner Feinde in Schiffen beſtehe, ſo wendete er auch auf das Seeweſen, das vorher von den Angelſachſen gänzlich vernachläſſigt worden war, ſeine Regentenſorgfalt. Jetzt, oder ſchon früher, erbaute er eine Flotte von 120 Schiffen, die er zum Schutz der Küſten in die Häfen ſeines Reichs vertheilte, und in kurzem waren ſeine Angelſachſen den

den Dänen in der Kunſt des Schiffbaus und in der Geſchwindigkeit des Segelns überlegen.

Aber neue Erſchütterungen folgten. Haſtings, ein berühmter däniſcher Anführer, kam von Frankreich, wo er lange Zeit ſchrecklich gehauſet und alle Länder an der Loire und Seine verwüſtet hatte, im Jahre 893 mit einer Flotte von 330 Schiffen nach England. Ein Theil dieſer Flotte landete an der Küſte von Kent; ein andrer, bey dem ſich Haſtings ſelbſt befand, lief in die Themſe ein und landete bey Milton. Unerſchrocken rückte Alfred den Ankommenden entgegen, auch gewann er einige Vortheile über ſie; aber ihre Macht war zu groß, als daß er ſie ſogleich vertreiben konnte, und um das Maß ſeiner Bedrängniſſe zu erhöhen, empörten ſich auch die Dänen in Northumberland und Oſtangeln nach Guthrums Tode. Gegen ſo zahlreiche und mächtige Feinde ſich zu vertheidigen, war ſchwer. Doch Alfred verzagte nicht! Wie ein Sturm flog er nach allen Seiten hin, und nach vier blutigen und verheerenden Jahren (893 — 897) trug ſeine Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit endlich den Sieg davon. Haſtings wurde genöthigt, England zu verlaſſen, die empörten Dänen in Northumberland und Oſtangeln wurden zur Ruhe gebracht, und neue Einfälle zurückgewieſen.

So behauptete Alfred die Sicherheit ſeiner Krone, und ward nun mächtiger als ſeine Vorfahren. Oſtangeln und Northumberland wurden durch angelſächſiſche Statthalter regiert; Mercien, nicht mehr unter zinsbaren Königen, kam unmittelbar unter Alfred; die Britten, Bewohner von Wallis, vergaßen ihren alten Haß gegen die Angelſachſen, und erkannten ihn als ihren Oberherrn. Er herrſchte demnach über alle Theile Britanniens, von dem Kanal bis zu den Grenzen von Schottland.

Aber wie ſehr auch Alfreds Herrſchaft geſichert und erweitert war, ſo lag doch ſein Reich in dem elendeſten Zuſtande. Ueberall ſahe man Spuren eines wilden, zerſtörenden Krieges: eingeäſcherte Kirchen und Klöſter, öde Städte, verwüſtete Flecken und Dörfer. Noch ſtreiften einzelne Dänen räuberiſch umher, ſelbſt die Angelſachſen hatten ſich ans Rauben gewöhnt; die Geſetze waren ohne Kraft und das Eigenthum ruhiger Bürger eben ſo wenig als ihr leben geſichert. Um dieſen Uebeln zu ſteuern, ſorgte Alfred vor allem für bürgerliche Ordnung und öffentliche Sicherheit, und ſeine Geſetze, gebaut auf ſchon vorhandene, altſächſiſche Einrichtungen, wurden die wahre Quelle des engliſchen Rechts.

Er ließ eine umſtändliche Landesbeſchreibung, oder ein Verzeichniß aller Güter ſeines Reichs ausausfertigen, und theilte demnach ganz England in Grafſchaften (Shire's), die Grafſchaften in Trithings, jedes Trithing in Hunderte (oder Hundrede), die Hunderte in Zehntel. Jedes Zehntel (Decennarien) enthielt zehn benachbarte Hausväter, von denen jeder für des andern Aufführung, ſo wie wiederum jeder Hausvater für die Aufführung ſeiner Hausgenoſſen, ſelbſt ſeiner Gäſte, wenn ſie länger als drey Tage bey ihm blieben, ſtehen mußte. Nur wer in ein Zehntel eingeſchrieben war (und dieß geſchah nur mit Zuſtimmung der Hausväter eines Zehntel), genoß des Schutzes der Geſetze; Landſtreicher wurden feſt gehalten, Räubereyen auf das härteſte beſtraft. Zur Handhabung aber der Gerechtigkeit war zuerſt, bey geringfügigen Vergehen und Streitigkeiten, die Verſammlung der Hausväter oder der Decennarien beſtimmt. Von dieſer fand Berufung Statt an das Gericht des Hunderts, das aus einem Ausſchuß von zwölf Männern beſtand, und ſich alle Monate verſammelte. Höher als dieſes ſtand das Grafſchaftsgericht, das alle Jahre zweymal unter dem Vorſitz des Biſchofs und Grafen gehalten wurde. Wer ſich mit den Ausſprüchen dieſer Gerichte nicht beruhigte, der konnte ſich an den König wenden, und Alfred war in Abfertigung ſolcher Sachen unermüdet. Er ſelbſt verfertigte ein Geſetzbuch, das aber nicht auf unſre Zeiten gekommen iſt, und zeigte ſich unerbittlich in Beſtrafung ungerechter Richter. Dabey hegte er große Achtung für die Freyheit ſeines Volkes. Er ſetzte feſt, daß nach altgermaniſcher Weiſe jeder Bürger von andern Bürgern ſeines gleichen gerichtet werden ſollte, und äußerte in ſeinem letzten Willen: „Die Engländer müßten beſtändig ſo frey bleiben, wie ihre Gedanken.“

Mit dieſer Sorge für bürgerliche Ordnung und Freyheit verband er auch die Sorge für bürgerlichen Wohlſtand. Er zog aus allen Ländern fleißige Fremdlinge in ſein Reich, ließ keinen Erfinder einer nützlichen Kunſt unbelohnt, ermunterte zum Ackerbau, zur Schifffahrt, zum Handel, und ſetzte einen Theil ſeines Einkommens zur Unterhaltung von Handwerkern aus, welche die zerſtörten Städte, Burgen, Kirchen und Klöſter wieder aufbauten.

Nicht minder groß war die Sorgfalt, die er auf die höhere Bildung ſeines Volkes wendete. Durch die Trübſal der Zeiten hatte Unwiſſenheit und Rohheit unter den Engländern über Hand genommen. Alfred ſtellte daher die zerſtörten Klöſter wieder her, baute neue und bereicherte ſie.

Ferner rief er, weil die vorigen Mönche getödtet, oder zerſtreut und verwildert waren, aus Frankreich und andern Ländern Geiſtliche herbey, die den verfallenen Gottesdienſt wieder aufrichten ſollten. Gelehrte Männer ſammelten ſich um ihn, mit denen er ſich oft über die Angelegenheiten der Kirche und der Reichsverwaltung berathſchlagte, wie Plegmond, Erzbiſchof von Canterbury, Biſchof Aſſer, der ſein Leben beſchrieben hat, und ſeine Kapellane Johannes und Grimbald. Durch letztern, den er aus Frankreich herbeygezogen hatte, führte er Kirchenmuſiken in England ein; und mit Hülfe aller ſtiftete er öffentliche Schulen. Dabey verordnete er, daß alle nur einiger Maßen Begüterte ihre Kinder zum Unterricht in dieſe Schulen ſchikken ſollten; auch bey Aemtervertheilungen zog er diejenigen vor, die ſich durch Gelehrſamkeit auszeichneten. Am meiſten aber beförderte er dieſe durch ſein vorleuchtendes Beyſpiel.

Selbſt von Liebe zu den Wiſſenſchaften entflammt, beſchäftigte er ſich mitten unter der Laſt ſo vieler Regierungsſorgen mit Dichtkunſt, Weltweisheit, Geſchichte und Theologie. Vieles überſetzte er in ſeine Landesſprache, zur Belehrung ſeiner Landsleute, die des Lateins unkundig waren, z. B. das Hirtenbuch Gregors des Großen, die Troſtſchrift des Boethius, die Fabeln des Aeſop, die Kirchengeſchichte des Beda, das Geſchichtwerk des Oroſius, und einen Theil der Pſalmen Davids. Die meiſten dieſer Ueberſetzungen, die er mit Zuſätzen ausſtattete, ſind verloren gegangen; die beyden letzten aber ſind noch vorhanden, und können als redende Zeugen ſeines Fleißes und ſeiner Geſchicklichkeit gelten.

So war alſo Alfred groß und bewundernswürdig nicht bloß als Held und mächtiger Herrſcher, ſondern auch als Geſetzgeber und Vater ſeines Volkes. In ſechs und funfzig Schlachten hatte er, größtentheils ſiegreich, gefochten, doch ließ er ſich dadurch nie verleiten, den Krieg zu lieben, oder ein verderblicher Eroberer zu werden; und in der kurzen Zeit, da er vor den Dänen Ruhe hatte, that er für das Wohl ſeines Vaterlandes mehr, als alle ſeine Vorgänger in der längſten Regierung.

Um aber ſo vieles leiſten zu können, beobachtete er die ſorgfältigſte Eintheilung ſeiner Zeit. Tag und Nacht theilte er in drey gleiche Abſchnitte, von denen der eine den Regierungsgeſchäften, der zweyte gelehrten Arbeiten und Andachtsübungen, der dritte dem Schlaf, körperlichen Genüſſen und den Freuden des geſelligen Umgangs gewidmet war. Bey der damaligen Unkunde die Zeit zu meſſen, war es ſchwer dieſer Zeiteintheilung zu folgen. Er bediente ſich daher brennender Wachskerzen von gleicher Länge, welche er in Laternen ſetzte, und von beſonders dazu angeſtellten Leuten bewachen ließ. Eben ſo beobachtete er auch eine recht haushälteriſche Eintheilung und Anwendung ſeiner Einkünfte. Er vertheilte ſie in zwey Caſſen, wovon die eine zu weltlichen, die andre zu geiſtlichen Ausgaben beſtimmt war. Die erſte Caſſe diente zur Beſorgung ſeiner Haushaltung, zur Beſoldung ſeiner Dienerſchaft und zur Pflege der Fremden, die er herbeyzog; vermittelſt der zweyten Caſſe aber wurden die von ihm geſtifteten Klöſter und Schulen unterhalten, Arme erquickt, geiſtliche Geſellſchaften, ſelbſt auſſerhalb Englands unterſtützt und die Abgaben an den päbſtlichen Stuhl bezahlt.

Ein wahrhaft religiöſer Sinn ſchmückte ſein Leben. In früher Jugend war er, der kräftige Jüngling, von heftigen Verſuchungen zu ſinnlicher Luſt heimgeſucht; aber er wußte ſie durch Wachen und Gebet zu bekämpfen. Oft ſtand er auf beym erſten Hahngeſchrey, eilte in eine Kirche, warf ſich vor den Stufen des Altars nieder, und flehete inbrünſtig zu Gott, daß er ihm eine Krankheit ſenden wolle, durch welche die Gluth unreiner Begierden in ihm gedämpft werden möchte. Auch in ſeinem ſpätern Leben ſuchte er ſich durch fleißiges Beten zur Ausübung ſeiner Pflichten zu ſtärken. Er widmete, wie ſchon bemerkt, täglich einen Theil ſeiner

Zeit frommen Andachtsübungen, nie verſäumte er den öffentlichen Gottesdienſt, und immer trug er ein Büchlein bey ſich, welches Gebete und Pſalmen enthielt, an denen er ſich ſchon in früher Jugend erbaut hatte. Er war wohlthätig gegen die Armen, ehrerbietig gegen die Biſchöfe; doch ſah er auch darauf, daß ſie die Pflichten ihres heiligen Amtes gewiſſenhaft erfüllten. Unter den Sprüchen, die von ihm aufbewahrt werden, verdient beſonders folgende Ermahnung, die er wahrſcheinlich in der Nähe ſeines Todes ſeinem älteſten Sohne gab, eine beherzigungswerthe Erwähnung. "Mein Sohn", ſprach er, "ich fühle es, daß meine Stunde kommt. "Mein Angeſicht iſt bleich; meine Tage ſind bald "dahin. Wir müſſen von einander ſcheiden. Ich "gehe in eine andre Welt, und du ſollſt zurück- "bleiben in meinem ganzen Reiche. Ich bitte dich, "denn du biſt mein geliebtes Kind, ſtrebe zu ſeyn "ein Vater und ein Herr deines Volkes; ſey du "der Kinder Vater, und der Wittwen Freund; "erquicke die Armen, ſchirme die Schwachen, und "mit deiner ganzen Kraft mache recht; was un- "recht iſt! Beherrſche dich ſelbſt nach dem Ge- "ſetze! Dann wird der Herr dich lieben, und "über alle Dinge wird dein Lohn ſeyn Gott! "Ruf ihn an, daß er dir rathe in allen deinen "Nöthen; helfen wird er dir dann, glücklich aus- "zuführen, was du willſt."

Nicht unbemerkt darf es endlich bleiben, daß Alfred's ſchöne Seele in einem ſchönen Körper wohnte. Die Würde ſeines Aeuſſern, die Anmuth ſeines einnehmenden, offenen Geſichts, und die Stärke ſeines Gliederbaues ließ leicht den großen Mann in ihm vermuthen; aber noch höher mußte die Achtung für ihn ſteigen bey denen, die es fühlten, wie er Tapferkeit mit Wohlwollen, Gerechtigkeit mit Milde, und Liebe zu den Wiſſenſchaften mit einem thätigen und wahrhaft religiöſen Leben verband.

Der Abend ſeiner Tage war ruhig. Seitdem er im Jahre 897 zuletzt mit den Dänen gekämpft hatte, ſtörte kein neuer Krieg ſeine Anſtalten für den innern Wohlſtand ſeines Reiches. Und ſo ſtarb er im Glanze eines fleckenloſen Ruhmes, und geliebt von ſeinem, durch ihn glücklichen Volke, im dreyßigſten Jahre ſeiner Regierung und im drey und funfzigſten ſeines Lebens, den 28. October 901. Von ſeiner Gemahlin Ethelwithe, der Tochter eines Grafen in Mercien, hinterließ er drey Töchter und eben ſo viele Söhne, von denen der zweyte, Eduard, ihm in der Regierung folgte. Aber keiner ſeiner Nachkommen hat ihn an Größe erreicht!

XIX.

Der heilige Dunſtan und ſeine Umgebungen.

Die Macht der Kirche hatte in England nur noch langſame Fortſchritte gemacht, als daſelbſt ein Mann auftrat, der, beſonnen, kräftig, zu vielen Dingen geſchickt, voll ſtolzes Selbſtgefühls, hartnäckig in ſeinem Eifer, und unbändig in ſeinem Zürnen, ſeine eigene Erhebung auf die Erhebung der Kirche baute. Dieſer Mann hieß **Dunſtan**, und ſeine Lebensgeſchichte, ſchon an ſich wichtig, iſt dieß auch darum, weil in ſie die Geſchichte der Könige, die zu ſeiner Zeit über England herrſchten, aufs innigſte verwebt iſt.

Dunſtan, der Sohn angeſehener Eltern in Weſſex, wurde im Kloſter zu Glaſtonbury erzogen und, wie die ſpätere Sage meldet, ſchon in früher Jugend abwechſelnd von Teufeln verfolgt, und von Engeln errettet und bedient. Damaliger Sitte gemäß mußten die Kloſtergeiſtlichen, neben ihrem geiſtlichen Berufe, Künſte und mechaniſche Geſchäfte betreiben. Auch **Dunſtan** betrieb dieſelben, und, emporgehoben durch Fleiß und gute Fähigkeiten, erwarb er ſich nicht nur gelehrte Kenntniſſe, ſondern auch viele Geſchicklichkeiten in der Muſik, Malerey, Bildhauerey und Metallarbeit. Noch lange nach ſeinem Tode waren ſeine Glocken, Kreuze, Rauchfäſſer und Heiligenbilder berühmt und geachtet.

Durch ſeinen Oheim Athelm, Erzbiſchof von Canterbury, kam er an den Hof Königs Athelſtan (927 — 941). Hier erlangte er durch geſchickten Fleiß in jeglichem Geſchäfte, und beſonders durch ſeine Fertigkeit in der Muſik große Bewunderung. Aber der böſe Geiſt, ſo ſagen ſeine Lebensbeſchreiber, ließ ihn nicht unangefochten. Es erhob ſich gegen ihn das Gerücht, er ſey ein Zauberer und wollüſtigen Ausſchweifungen hingegeben. Darüber verlor er die Gunſt des Königs und mußte ſich vom Hofe entfernen.

Auf Anrathen des Biſchofs von Winchester, ſeines Freundes, beſchloß er der Welt und ihren Freuden zu entſagen, ſich in ein Kloſter zu verſchließen, und durch freywillige Büßungen einen Platz unter den Heiligen zu verdienen. Ernſt und ſtandhaft führte er dieſen Beſchluß aus. Er wählte zu ſeiner Wohnung eine ſo kleine und niedrige Zelle, daß er darin weder aufrecht ſtehen, noch ausgeſtreckt liegen konnte; Beten, Faſten, Wachen und Handarbeiten füllten ſeine Zeit. Aber auch hier ließ ihn der böſe Geiſt nicht ruhen. Eines Tags, da er Eiſen ſchmiedete, erſchien ihm der Teufel in Geſtalt eines gemeinen Mannes, der Schmiedearbeit beſtellte. Dunſtan war ſo aufmerkſam bey der Arbeit, daß er dieſen Kundmann anfangs nicht bemerkte; erſt die gott-läſterlichen Flüche, die er vernahm, verriethen ihm die Anweſenheit des Teufels. Ergrimmt hierüber ergriff er eine glühende Zange, faßte damit den Teufel bey der Naſe, und hielt ihn ſo feſt, daß derſelbe vor Schmerzen brüllte, und die ganze Gegend meilenweit von ſeinem Gebrüll wiederhallte. — Es mag ſeyn, daß Dunſtan ſelbſt, deſſen Phantaſie durch beſtändige Kaſteyungen ergriffen ſeyn mochte, dieß für wahr hielt; gewiſſer aber iſt es, daß er durch Erzählungen dieſer Art, die er ſelbſt unter dem Volke verbreitete, einen größern Ruf erlangte, als er je durch wahre Frömmigkeit hätte erlangen können.

Indeſſen war ihm das Leben am Hofe, wo ſeine Ehrſucht Befriedigung finden konnte, keineswegs verleidet. Er folgte daher dem Rufe Königs Edmund (941 — 946), kam wieder an den Hof, erhielt die Abtey Glaſtonbury und genoß eine ehrenvolle Behandlung. Noch höher ſtieg ſein Anſehen unter Edred, Edmunds Bruder (946 — 955).

Dieſer frömmelnde Fürſt kam ihm mit grenzenloſem Vertrauen entgegen, machte ihn zu ſeinem Gewiſſensrath, zum Rathgeber in den wichtigſten Staatsangelegenheiten, und ſtellte ihn an die Spitze der Schatzkammer. Er aber benutzte dieſen Zuwachs an Einfluß und Anſehn, um das Kloſterweſen und die Geiſtlichkeit umzubilden, und dadurch die Macht der Kirche zu erheben.

Das Kloſterweſen hatte ungefähr ſeit dem ſiebenten Jahrhundert in England Eingang gefunden; aber die Mönche waren bisher eine Art weltlicher Prieſter geweſen. Sie konnten ihre Zeit anwenden, wie ſie wollten; waren an keine beſtimmte Ordensregeln gebunden, vom Umgang mit Weltlichen nicht abgeſchnitten, und noch nicht der unumſchränkten Gewalt der Aebte unterworfen; ja es ſtand ihnen frey, ſich zu verheyrathen oder im ledigen Stande zu verbleiben. Beſonders hatten die Klöſter, welche weltliche Stifter hießen, wenig Klöſterliches. Sie beſtanden aus verheyratheten und unverheyratheten Perſonen, die ziemlich frey zuſammen lebten. Ihre Vorſteher, Officiere und Aebte zugleich, waren allemal verheyrathet, und konnten ihren Kindern ihre Stellen nachlaſſen. Dieſe Gewohnheiten waren dem heiligen Dunſtan ein Gräuel. Die ſtrengen Regeln des heiligen Benedictus hatten ſein Gemüth ergriffen; er war überzeugt, daß die Eheloſigkeit der Geiſtlichen, die Macht der Kirche erheben würde, und faßte daher den Plan, ſtatt des lockern Kloſterlebens und der Weltgeiſtlichkeit, ſtrenge Mönchszucht und Cölibat in England geltend zu machen. Mit hartnäckigem Eifer verfolgte er dieſen Plan. In den Klöſtern, die unter ſeiner Aufſicht ſtanden, führte er die Regeln des heiligen Benedictus ein, empfahl die Eheloſigkeit der Geiſtlichen als verdienſtlich, ſchilderte das üppige Leben der Weltgeiſtlichen mit den ſchwärzeſten Farben, verdrängte ſie, ſo viel er konnte, beſetzte die erledigten Stellen mit ſeinen Mönchen, und bereicherte ſie mit vielen Einkünften.

In dieſen Zeiten gelangte Edwi, Edmunds Sohn, zur Regierung (955 — 959). Auch ihn ſuchte Dunſtan und deſſen Freund Odo, Erzbiſchof von Canterbury, von ſich abhängig zu machen; er aber, jung, kräftig und voll ſtürmiſcher Leidenſchaften, widerſtrebte den Anmaßungen herrſchſüchtiger Prieſter, und erfuhr eben deshalb die unerhörteſten Kränkungen.

Er liebte die ſchöne Prinzeſſin Elgive, und wünſchte ſie zu heirathen; aber Dunſtan widerſetzte ſich, indem er dem König vorſtellte, daß Elgive mit ihm im vierten Grade verwandt ſey, und daß eine Ehe unter ſo nahen Anverwandten zu den Todſünden gehöre. Doch Edwi kehrte ſich nicht daran und vermählte ſich mit Elgive'n, ohne die Einwilligung der Prieſter abzuwarten. Gar bald traf ihn dafür die grauſamſte Rache. Am Tage ſeiner Krönung hatte er die geiſtlichen und weltlichen Großen ſeines Reichs zu einem Gaſtmahl verſammelt. Am Ende des Mahls ſtand er auf, während die Uebrigen noch zuſammen ſaßen, und begab ſich in das Zimmer ſeiner Gemahlin, und zu ihren Umarmungen. Ein lautes Murren erhob ſich unter den Zurückgebliebenen und Dunſtan machte ſich auf, drang in das Zimmer der Königin, riß den König unter den bitterſten Vorwürfen aus ihren Armen, und führte ihn mit Gewalt zu den noch verſammelten Großen zurück. Keiner derſelben wagte die beleidigte Majeſtät zu rächen; doch Edwi ſelbſt fühlte ſich dazu ſtark genug. Er forderte von Dunſtan Rechenſchaft wegen Verwaltung des Schatzes und verwies ihn, der ſich der Rechenſchaft entziehen wollte, als einen Treuloſen, aus England. Zugleich gab er den verheyratheten Weltgeiſtlichen die Pfründen zurück, die ihnen Dunſtan entriſſen hatte.

Auch in ſeiner Verbannung war Dunſtan furchtbar. Seine Parthey ſchrie über die Gottloſigkeit des Königs, der alle göttlichen und menſchlichen

lichen Geſetze mit Füßen trete, und Odo, Erzbiſchof von Canterbury, ließ durch Soldaten die Königin aus dem Pallaſte entführen, ihr ſchönes Geſicht mit glühenden Eiſen zerfetzen, und ſie nach Irland ſchleppen, wo ſie in beſtändiger Verbannung leben ſollte. Allein ſie blieb nicht lange daſelbſt. Denn kaum waren ihre Wunden geheilt, ſo machte ſie ſich auf, und eilte nach England, um in die Arme ihres geliebten Edwi zurückzukehren. Doch Odo erfuhr ihre Flucht, und bemächtigte ſich ihrer durch ſeine Diener. Seine Bosheit war grenzenlos. Er ließ ihr die Flechſen an den Kniekehlen und Händen und Füßen zerſchneiden, und ſie auf dieſe Weiſe unter den empfindlichſten Martern zu Tode bluten. Damit aber ſolche Abſcheulichkeiten von Edwi nicht beſtraft würden, that Odo ihn in den Bann, trieb das Volk gegen ihn, als einen Feind Gottes, zur Empörung, und ernannte deſſen jüngern Bruder, Edgar, einen Prinzen von dreyzehn Jahren, zum König. Mercien und Northumbrien, immer zum Aufſtand geneigt, fielen demſelben zu; nur das ſüdliche England blieb dem Edwi treu; ein blutiger Bürgerkrieg ſchien nahe. Da ſtarb, zu ſeinem Glücke, Edwi. Der Gram über Elgivens trauriges Schickſal ſcheint ihm das Herz gebrochen zu haben (959).

Inzwiſchen war **Dunſtan**, gleich nach dem Ausbruch des Aufſtandes, aus Flandern, wo er ſich ſeither aufgehalten hatte, nach England zurück gekommen. Hier hatte er als Oberhaupt der mißvergnügten Parthey die Regierungsverwaltung übernommen und jetzt erfolgte die glanzvollſte Periode ſeines Lebens. Denn **Edgar**, nun allein König, hielt ſich nicht bloß während ſeiner Minderjährigkeit, ſondern auch nachher, ja ſeine ganze Regierung hindurch (959 — 975) feſt an den furchtbaren Mann, der durch den Ruf der Heiligkeit die Herzen des Volkes in Händen hatte. Ihn erhob er zum Biſchof von Worcheſter, dann zum Biſchof von London, und endlich, nach Odo's Tode, zum Erzbiſchof von Canterbury; ihm überließ er die Leitung aller Staatsangelegenheiten, ihm folgte er in Erhebung und Bereicherung der Mönche. Dabey befand er ſich wohl: ſeine Regierung war ruhig; er wurde, wie wenig er es verdiente, mit Lob und Ruhm überhäuft, und der Nachwelt als ein Muſter empfohlen.

Jetzt hatte **Dunſtan** unumſchränkte Gewalt, die Ausführung ſeiner Plane fortzuſetzen, und er ſäumte nicht, ſie zu benutzen. Durch ſein Anſehn erhob er zwey eifrige Vertheidiger des Mönchsſtandes, Oswald und Ethelwolf, zu den Biſthümern Worcheſter und Wincheſter. Mit ihnen gemeinſchaftlich arbeitete er an der Verdrängung der verheyratheten Geiſtlichkeit, und eben dazu verſchaffte er ſich auch päbſtliche Vollmacht. Im Jahre 964 brachte er die Verordnung auf, daß die Kleriker oder verheyratheten Geiſtlichen, aus dem Kloſter zu Worcheſter geſtoßen werden, und weder an der Kirche, noch an den Gütern dieſes Kloſters jemals Theil haben ſollten. Dann ließ er im Jahre 969 den König eine allgemeine Verſammlung aller engliſchen Prälaten halten, wo ausgemacht wurde, daß alle Kleriker entweder ehelos leben, oder die Kirche verlaſſen ſollten. Auch überredete er den König vielen Klöſtern die Erlaubniß zu ertheilen, ſich ſelbſt einen Abt zu wählen: — eine Erlaubniß, die offenbar zur Beſchränkung der königlichen Gewalt hinführte.

Edgar achtete deſſen nicht; er lebte mehr ſeinen Lüſten, als der Regierung. Einſt war er ſogar in ein Kloſter eingebrochen, und hatte eine ſchöne Jungfrau geſchändet. Ausſchweifungen dieſer Art galten damals dem abſcheulichſten Morde gleich; Dunſtan aber, belegte den ihm ergebenen Edgar mit einer ziemlich gelinden Strafe, die gleichwohl recht deutlich von ſeinen ſtolzen Anmaßungen zeugt. Er befahl ihm, ſieben Jahre lang die Krone nicht zu tragen, hundert und zwanzig Männer an ſeiner Statt Kirchenbuße thun zu laſſen, reichliches Almoſen an die Armen, wozu auch die Mönche gezählt wurden, zu entrichten, und, zum Erſatz der Gott geraubten Jungfrau, ein neues Nonnenkloſter zu ſtiften. Und nachdem dieß alles vollbracht war, ſetzte er dem König in einer Verſammlung aller Reichsſtände die Krone wieder auf.

Noch nachſichtiger zeigte ſich Dunſtan bey nachſtehenden Liebeshändeln, die eben ſo abentheuerlich in ihrem Gewebe, als wichtig in ihren Folgen waren.

Edgar hatte von der auſſerordentlichen Schönheit Elfridens, der Tochter eines Grafen von Devonſhire, gehört. Seine Leidenſchaften waren dadurch in Flammen geſetzt, er verlangte nach dem Beſitz der ſchönen Gräfin, ja er wollte ſie ſogar auf den Thron heben, wenn ihre Schönheit dem Rufe derſelben wirklich gleich käme. Um deſſen gewiß zu werden, ſendete er ſeinen Vertrauten, den Grafen Athelwold, nach Devonſhire. Athelwold kam dort an, ſah die ſeltene Schönheit, und ward von ihr ſo bezaubert, daß er, uneingedenk ſeiner Pflichten, Elfriden für ſich zu gewinnen trachtete. Er ſtattete daher einen falſchen Bericht ab, und tilgte durch die Schilderung, die er von der Gräfin machte, den tiefen Eindruck, den der Ruf ihrer Schönheit auf den König gemacht hatte. Einige

Zeit nachher bat er um Erlaubniß, Elfriden zu heyrathen, deren Rang und Reichthum zur Beförderung ſeines Glückes dienen könne. Edgar willigte in die Wünſche ſeines Lieblings, und Elfride ward Athelwolds Gemahlin. Jetzt lag dieſem alles daran, dieſe reizende Schönheit den Augen des Königs zu entziehen. Er hielt ſie daher auf ſeinen Gütern verborgen, fern von dem Hof, wo er ſeines Amtes wegen oft erſcheinen mußte. Aber bald drang die Spähſucht ſeiner Neider in ſein Geheimniß; ſeine Verrätherey ward dem König hinterbracht, und dieſer beſchloß, ſich ſelbſt von der Wahrheit und Größe des Verbrechens zu überzeugen. Er kündigte daher dem Grafen an, daß er ihn auf ſeinem Landſitz beſuchen wolle. Vergebens ſuchte der beſtürzte Athelwold dieſe Ehre abzulehnen; er konnte nur ſo viel erlangen, daß er dem König vorauseilen durfte, um, wie er vorgab, Anſtalten zu deſſen Empfang zu treffen. Jetzt erſt entdeckte er ſeiner Gemahlin den begangenen Verrath und beſchwor ſie bey ihrer Liebe, die er zu beſitzen wähnte, ihre Reize vor den Augen des Königs zu verbergen. Allein Elfridens Stolz erwachte; ſie konnte es ihrem Gemahl nicht verzeihen, daß er ihr eine Krone geraubt hatte, und ſchöner als je erſchien ſie vor dem König. Edgar entbrannte bey ihrem Anblick von Liebe und Rache. Zwar ſchwieg er für den Augenblick; gleich darauf aber lockte er den Grafen unter dem Vorwand einer Jagdluſtbarkeit aufs Feld, und ſtach ihn hier mit eigner Hand nieder. Ein unehelicher Sohn des Ertödteten kam herzu. Edgar zeigte auf die Leiche und fragte "wie dieſe Jagd ihm gefalle?" und der Jüngling erwiederte, "was dir gefällt, Herr König, darf mir nicht mißfallen!"

Auch der heilige Dunſtan bezeigte kein Mißfallen an dieſem Verfahren des Königs und an deſſen gleich darauf folgender Vermählung mit Elfriden. Erſt als Elfridens Herrſchſucht ſeiner eignen Herrſchſucht begegnete, erſchien er als ihr furchtbarer Gegner.

Nachdem nämlich Edgar (975) geſtorben war, wollte Elfride, daß ihr ſiebenjähriger Sohn, Ethelred, zur Regierung kommen ſollte; Dunſtan aber begierig einen König ſeiner Wahl auf den Thron zu ſetzen, um durch denſelben ſeinen vorigen Einfluß und die Sache der Mönche aufrecht zu erhalten, ergriff das Kreuz, das er immer vor ſich hertragen ließ, ging in die Kirche, und krönte den ältern Sohn Edgars, den zwölfjährigen Eduard (975 — 979). Bald darauf erneuerten ſich die vorigen Streitigkeiten zwiſchen den Mönchen und Kleriker. Die verheyratheten Prieſter, die unter Edgar ſo ſehr bedrückt worden waren, erhoben ſich wieder; viele der weltlichen Großen ſtanden ihnen bey, theils aus Verwandtſchaftsliebe, theils aus Furcht erbliche Pfründen zu verlieren; da und dort wurden die Mönche aus den Klöſtern vertrieben. Zur Beylegung dieſer Streitigkeiten wurden Synoden veranſtaltet; aber auch hier erklärten ſich viele Stimmen für die verheyratheten Geiſtlichen. Doch Dunſtan war vom Nachgeben weit entfernt. Er berief ſich, um die Sache der Mönche zu ſchützen, auf Offenbarungen, und ſchreckte die Verſammlungen durch vorgebliche Wunder. Letzteres war vornehmlich der Fall in der Synode zu Kalne im Jahr 978. Die meiſten Stimmen erhoben ſich gegen ihn, Vorwürfe strömten ihm von allen Seiten entgegen, er aber ſaß ruhig. Plötzlich ſtürzte der Boden des Saales mit gewaltigem Krachen ein, und eine große Menge der Verſammelten wurde theils beſchädigt, theils getödtet. Nur der Balken worauf Dunſtans Stuhl ſtand, wich nicht! Auch hatte der Heilige die Vorſicht gebraucht, den König Eduard an dieſem Tage nicht in die Verſammlung kommen zu laſſen.

Aber dieſes gräßliche Wunder verſchaffte nur einen augenblicklichen Sieg. Gleich darauf gelangte, da König Eduard auf Veranſtaltung ſeiner boshaften Stiefmutter Elfride meuchelmörderiſch getödtet worden war, ihr Sohn Ethelred zur Regierung

(979 — 1016), und nun brachen aufs neue die Dänen ein, die England mit unwiderſtehlicher Macht verwüſteten. Unter dieſem allgemeinen Elend hörten die Händel der Mönche mit den Klerikern auf, Dunſtan verlor allen Einfluß, und ob er ſchon noch zehn Jahre lebte (bis 988), ſo hört man doch nicht, daß noch irgend etwas Denkwürdiges von ihm vollbracht worden wäre. Aber die Verehrung, die er in frühern Jahren genoſſen hatte, überlebte ihn. Bald nach ſeinem Tode wurde er unter die Heiligen der katholiſchen Kirche verſetzt.

XX.

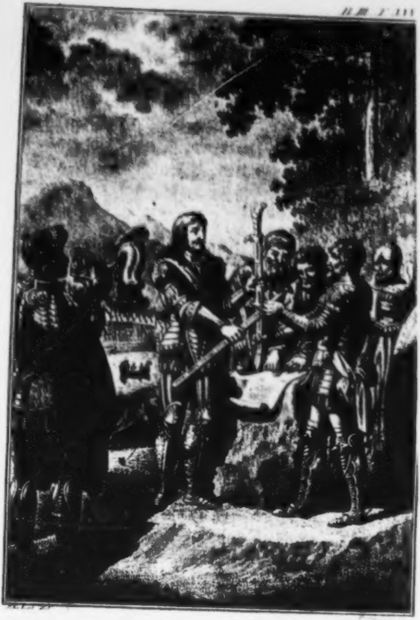
Edmund Ironſide und Knut der Große.

In dem Kampfe mit Knut dem Großen bewährte Edmund den gewaltigen und ausdauernden Muth, der ihm den Namen "Ironſide" oder "Eiſenſeite" erwarb. Schon bey lebzeiten ſeines Vaters, des feigen und ruhmloſen Ethelreds, übernahm er die Vertheidigung und Erhaltung der

angel-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

II. B. T. III



Edmund Ironside und Kanut der Groſs

angelſächſiſchen Herrſchaft, und eifrig fuhr er in dieſem Streben fort, als er nach Ethelreds Tode den angeſtammten Thron beſtieg (1016).

Höchſt bedenklich war ſeine Lage. Seine ganze Herrſchaft war eigentlich nur auf das damals feſte London beſchränkt, alles übrige lag in Knuts Händen; die Hülfsquellen zur Vertheidigung waren verſtopft, der Muth der Engländer gebrochen. Nur er zagte nicht. Gleich ſeinem großen Ahnen, Alfred, deſſen Beyſpiel ihn begeiſterte, brauchte er Liſt und Gewalt, um den Dänen Abbruch zu thun. Unermüdet ſchweifte er umher, unerſchrocken griff er, wo er ſie fand, die Feinde an; und vielleicht wäre er eben ſo glücklich als Alfred geweſen, hätten nicht die wiederholten Verrätherenen des ſchändlichen Grafen Edrik faſt alle ſeine Unternehmungen vereitelt.

Aber auch Knut konnte nicht gleich zum Ziel ſeiner Wünſche kommen. Fünfmal belagerte er im Jahre 1016 London, aber vergebens; und fünf Feldſchlachten wurden in demſelben Jahre geliefert, ohne daß dadurch der Kampf um die Krone Englands entſchieden wurde.

Dieſem langen und vergeblichen Blutvergießen wollte der menſchliche Edmund mit einem Male ein Ende machen. Als die beyderſeitigen Heere abermals einander gegenüber ſtanden, forderte er den Dänenkönig zum Zweykampf auf. **Knut** aber ſchlug den Zweykampf aus. "Es fehle ihm", ließ er zurückſagen, "keineswegs an Muth; allein er fühle ſich nicht groß und ſtark genug, um gegen Edmunds Rieſengeſtalt mit Erfolg zu kämpfen. Da ſie aber beyde auf England, als das Erbe ihrer Väter, gerechte Anſprüche hätten *), ſo ſchlage er vor, dieſes Reich zu theilen". Dieſer Vorſchlag ward von beyden Heeren mit vielem Beyfall aufgenommen, und **Edmund** dadurch genöthigt, in eine Theilung Englands zu willigen.

Der Fluß Severn theilte die beyderſeitigen Heere. Am weſtlichen Ufer ſtand **Edmund** mit ſeinem Heere, **Knut** aber am öſtlichen, und zwiſchen beyden, mitten im Fluß, befand ſich die kleine Inſel Olanege. Dorthin kamen beyde Helden zuſammen, nachdem ſie ſich gegenſeitig Geißeln zugeſchickt hatten. Beyde ſchwuren einander Friede und Freundſchaft, umarmten und küßten ſich, und theilten das Reich ſo, daß die nördlichen Gegenden, namentlich Mercien und Northumberland, dem Dänenkönig, die ſüdlichen Gegenden, ſamt der Stadt London, dem Edmund verbleiben, beyde aber

---

*) Auch Knuts Vater, **Swen**, hatte eine Zeitlang über England geherrſcht. Siehe oben S. 95.

aber unabhängig von einander regieren ſollten. Hierauf vertauſchten ſie, gleich den homeriſchen Helden, ihre Waffen und Gewänder, und trennten ſich *).

Allein bey dieſem Vergleich blieb es nicht. Kurze Zeit darauf (noch im Jahr 1016) ward Edmund auf Anſtiften des ſchändlichen Edrik meuchelmörderiſch ermordet. Nun nahm Knut deſſen Gebietstheil in Beſitz, und ließ ſich zum König von ganz England krönen. Demnach vereinigte er auf ſeinem Haupte die Kronen von Dänemark und England, und ſpäterhin brachte er auch Norwegen und einen Theil von Schweden an ſich, ſo daß er der mächtigſte Monarch des Nordens wurde und den Beynamen "des Großen" erhielt.

Er verdiente ſein Glück durch die Umſicht und Mäßigung, womit er beſonders über England regierte. Um die Engländer für ſich zu gewinnen,

ließ

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXV. — Der Künſtler hat den Moment gewählt, wo Edmund und Knut nach abgeſchloſſenem Frieden (den ihre Schreiber auf einem hierzu errichteten Felſenſtück völlig zu Stande bringen) ihre Schwerter miteinander vertauſchen. Ihre im Vorder- und Hintergrunde ſtehenden Schildknappen halten indeſſen die noch zu vertauſchenden Mäntel und Waffen.

ließ er den verrätheriſchen Edrik, den das Volk haßte, hinrichten, und die alte Verfaſſung des engliſchen Reichs beſtehen. Engländer und Dänen behandelte er nach gleichen Geſetzen, und den Unterſchied und Nationalhaß unter ihnen ſuchte er zu entfernen. Eben deshalb heyrathete er ſelbſt die Wittwe Ethelreds, Emma, aus der Normandie gebürtig. Auch bezeigte er, was gewiß zur Feſtigkeit und Erhebung ſeiner Regierung vieles beygetragen hat, der Geiſtlichkeit ſehr große Ergebenheit. Er beſtand darauf, daß ihr die Zehnten entrichtet würden, erneuerte und beſchenkte die Kirchen und Klöſter, die in den vorigen Kriegen vieles gelitten hatten, und gründete zu Aſſendon, wo zwiſchen ihm und Edmund die letzte Schlacht vorgefallen war, ein Kloſter, in welchem für die Seelen der erſchlagenen Dänen und Engländer Meſſen geleſen werden ſollten. Hiermit nicht zufrieden, unternahm er im funfzehnten Jahre ſeiner Regierung über England *(1031) eine Pilgerreiſe nach Rom.* Er zog durch Flandern, Frankreich und Italien, und bezeichnete ſeinen Weg durch Büßungen und Wohlthaten. In Rom ſelbſt betete er auf dem Grabe Petri um Vergebung ſeiner Sünden, und errichtete ein Gaſthaus für däniſche und engliſche Pilgrimme. Auch ſchloß er daſelbſt Freundſchaft mit Rudolf, König von Burgund, und dem deutſchen Kaiſer Konrad II. Letzterer trat ihm das Land jenſeit der Eider ab, und verſprach, ſo wie Rudolf, daß Dänen und Engländer auf ihren Wallfahrten nach Rom zollfrey ſeyn ſollten.

Andachtsübungen dieſer Art mochten Gefühle in ihm wecken, die früher ſeinem hochfahrenden Geiſte fremd waren: das Eitle irdiſcher Herrlichkeiten, und das Beſchränkte menſchlicher Größe mochte ihm immer einleuchtender werden. Folgende Erzählung ſcheint darauf hinzudeuten.

" Als einſt einige ſeiner Schmeichler ſeine Größe gerühmt und verſichert hatten, daß ihm alles unterworfen ſey, ſetzte er ſich auf einen Stuhl an der Seeküſte. Eben ging die Zeit der Ebbe zu Ende, und er ſprach zu dem anſchwellenden Meere: " Du biſt mir unterworfen, und die Erde, worauf ich ſitze, iſt mein: niemand darf meinen Befehlen ungeſtraft entgegen handeln. Darum befehle ich dir, daß du nicht auf meine Erde ſteigſt, und den Leib und das Kleid deines Gebieters nicht benetzeſt ". Aber das Meer kehrte ſich nicht an dieſen Befehl; es kam immer näher, und die Wellen benetzten ſeine Füße. Da ſprang er auf, und ſagte: " So mögen denn alle Bewohner der Erde wiſſen, daß die Macht der Könige eitel und nichtswürdig iſt, und daß der allein den königlichen Namen verdient, deſſen Winke Him-

"mel, Erde und Meer gehorchen". — Der Annaliſt, der dieſes erzählt *), fügt hinzu: "Von nun an hing Knut ſeine Königskrone zur Ehre Gottes an einem Crucifixe auf, und nie ſetzte er ſie wieder auf ſein Haupt." Er ſtarb im Jahre 1036.

XXI.

Wilhelm der Eroberer.

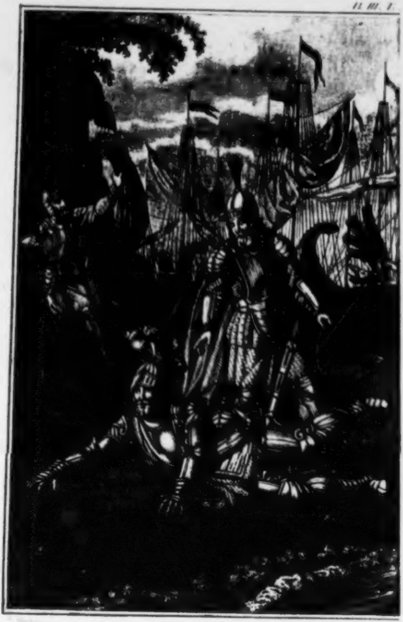
Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie und König von England, verdankt ſeine Größe mehr ſich ſelbſt als dem Glanze der Geburt. Er war ein Baſtard. Sein Vater Robert, vierter Herzog der Normandie, hatte ihn mit einer Tänzerin erzeugt (1025). Doch ſchon frühzeitig ward ihm der Zugang zu der Erhebung gebahnt, von welcher ſeine Geburt ihn auszuſchließen ſchien.

Er war ungefähr ſieben Jahre alt, als ſein Vater, im Begriff eine Pilgerreiſe nach Jeruſalem zu

---

*) Henricus Archidiaconus Huntindoniensis, historiar. lib. VI in Rerum Anglicar. Scriptt. (Francofurti 1601) p. 364.

II. III. I.



Wilhelm der Eroberer.
Das Land ist mein.

zu unternehmen, die Großen des Herzogthums um ſich verſammelte, und ſie beredete, ſeinem natürlichen Sohne zu huldigen, und ihn, falls er im Auslande ſterben ſollte, als Herzog anzuerkennen. Wirklich ſtarb Robert auf der Wallfahrt nach Jeruſalem, und nun ward, wie er es gewünſcht hatte, ſein geliebter Wilhelm Herzog der Normandie. Aber die Minderjährigkeit deſſelben gab zu vielen Unruhen Veranlaſſung. Die großen Vaſallen wollten ſich Wilhelms Herrſchaft nicht unterwerfen, und der damalige König von Frankreich, Heinrich I, ſuchte die furchtbare Macht der Normannen zu brechen. Doch wie ſich unter Gefahren und Mühſeligkeiten der Mann bildet, ſo reifte auch Wilhelm auf dieſem Wege ſeiner künftigen Größe entgegen. Im Kampfe mit ſeinen Vaſallen entwickelte ſich ſein Feldherrntalent, und eben dadurch erwarb er ſich einen ausgebreiteten Ruhm und ein tapferes Heer für das große Unternehmen, das ſeinen Namen in der Geſchichte unſterblich gemacht hat.

Die erſte Veranlaſſung zu dieſem Unternehmen war, wie es heißt, folgende. Verbunden durch Bande des Blutes und noch mehr durch Bande der Freundſchaft mit Eduard dem Bekenner, dem jüngern Bruder Edmund's Ironſide (ſeit 1042 König von England), reiſte Wilhelm im Jahr

1051 nach England. Dort kam Eduard, ſey es durch eigene Bewegung oder durch fremde Eingebung, auf den Gedanken, dem Herzog der Normandie, den er liebte, die Thronfolge insgeheim zuſichern zu laſſen. Freudig mochte Wilhelm dieſe Zuſicherung, die ſeinem Ehrgeiz ſchmeichelte, vernehmen, aber ſichern Hoffnungen konnte er ſich nicht überlaſſen, ſo lange ihm Graf Harald entgegen war. Dieſer, der angeſehnſte unter den engliſchen Großen, ein naher Verwandter des regierenden Hauſes, beſaß das Vertrauen der Nation und Reichthum, Macht und Ehrgeiz genug, um nach der Krone begierig zu ſeyn. Faſt ganz England ſtand unter ſeinem und ſeiner Freunde Einfluß, und Eduard ſelbſt, obſchon er ihn fürchtete, konnte doch ſich ihm nicht entziehen. Aber auch hier ſchien das Glück für Wilhelm geſchäftig, indem es ihm dieſen Gegner zuführte. Einſt nämlich war Harald durch Stürme an Frankreichs Küſte verſchlagen und in Räuberhände gefallen. Wilhelm, hiervon benachrichtigt, befreyte den Gefangenen und empfing ihn mit Achtungsbezeigungen an ſeinem Hofe zu Rouen. Während er nun hier in Freundſchaft mit ihm lebte, entdeckte er ihm das Geheimniß ſeiner Ausſichten und beſchwor ihn für ſelbige zu wirken. Um ihn recht feſt an ſich zu ketten, verſprach er ihm ſeine Tochter zur Gemahlin, und zugleich ließ er ihn auf heilige Reliquien ſchwören, daß er unverbrüchlich treu Wilhelms Thronbeſteigung befördern wolle.

Harald hatte den verlangten Eid geleiſtet, aber er war nicht gemeint, ihn zu halten. Sein Ehrgeiz ſträubte ſich dagegen, vielleicht auch ſeine Vaterlandsliebe, der es unerträglich ſeyn mochte, daß England einer fremden Gewalt unterworfen werden ſollte. Er vermehrte daher nach ſeiner Rückkehr die Zahl ſeiner Anhänger, ſuchte die Engländer für ſeine Wünſche zu gewinnen und verbreitete Widerwillen gegen die Normannen. König Eduard aber, obſchon wünſchend, daß der Herzog der Normandie ſein Nachfolger werden möchte, hatte weder Muth noch Kraft ſich nachdrücklich für ſelbigen zu erklären, und mitten unter dieſem Zögern ereilte ihn der Tod (den 5. Jan. 1066) *). Kaum war er verſchieden, ſo beſtieg Harald mit Genehmigung der Nation den engliſchen Thron.

Herzog Wilhelm empfing dieſe Nachricht mit aufloderndem Zorn. Eduards Verſprechen und Haralds Eid ſchienen ihm den Thron zu verbürgen. Er ließ daher dem Harald Eidbrüchigkeit vorwerfen

---

*) Mit ihm erloſch der angelſächſiſche Regentenſtamm. Uebrigens war er der Erſte, der den Glauben erweckte, ein König von England könne durch bloße Berührung Kröpfe heilen. Seine Nachfolger bis zur jetzigen königlichen Familie ſuchten dieſen Glauben zu nähren.

ſen und ihn auffordern, dem Beſitz des Königsreichs ſogleich zu entſagen. Als dieß, wie er ſelbſt vorausſehen mußte, vergeblich war, rüſtete er ſich, um, was ihm verſprochen worden war, mit Gewalt der Waffen an ſich zu bringen. Vieles erfüllte ihn mit frohen Hoffnungen. Seine Erbſtaaten waren beruhigt; ſein Schwiegervater, der Graf von Flandern, damaliger Reichsverweſer Frankreichs (denn Philipp I, ſeit 1060 König, war noch minderjährig) unterſtützte heimlich ſein Unternehmen; er hatte ein gut bewaffnetes und gut geübtes Heer; ſeine Normannen, empfänglich für kriegeriſchen Ruhm, waren auch empfänglich für kriegeriſche Abentheuer; ſeine Großen, gewann er durch Ausſichten auf Beute und Rittergüter, daß ſie Schiffe ausrüſteten und große Geldſummen zuſammen brachten. Er ſelbſt beſaß Geſchicklichkeit und Erfahrung im Kriegsführen; vor ihm zog der Ruf ſeiner Tapferkeit und Feldherrngröße voran, und kaum war das Gericht ſeines Zuges erſchollen, ſo drängten ſich aus Frankreich, Deutſchland und den Niederlanden kühne Streiter in Menge zu ſeinen Fahnen. Auch verſäumte er nicht, mit Rückſicht auf den Geiſt ſeiner Zeit, den Beyſtand des Pabſtes anzuſprechen, und ihn zum Schiedsrichter aufzufordern. Der Pabſt aber (damals Alexander II) hierüber erfreut und überzeugt, daß die normanniſche Herrſchaft über England dem römiſchen

Stuhle große Vortheile bringen würde, erklärte ſich für ihn, und überſendete ihm eine geweihete Fahne und einen Ring, worin ſich eines von den Haaren des heiligen Petrus befand. Und ſo ward Wilhelms Ehrgeiz mit dem Segen der Kirche geſtempelt, und ſein Eroberungszug zu einem heiligen Zuge erhoben.

Aber auch **Harald**, dem Wilhelms Rüſtungen nicht unbekannt blieben, rüſtete ſich, und der Sieg über ihn war keineswegs leicht. Ganz England hatte ſich für ihn erklärt; aus allen Theilen dieſes Reichs ſtrömten ihm Truppen zu; die Küſten wurden durch eine Flotte, die der normanniſchen an Zahl überlegen war, bewacht. Er ſelbſt war thätig und tapfer, kannte als ein Eingeborner beſſer den Schauplatz und konnte leichter als Wilhelm ſich mit Lebensmitteln verſehen. Mit dem König von Dänemark, Swen III, ſtand er im Bunde, und ſeine unruhigen Nachbarn, die Schotten, hatte er durch Verträge gefeſſelt. Nur ein häuslicher Feind war nicht beruhigt. Sein Bruder Toſti, wegen Ungerechtigkeiten gegen die Northumbrier, deren Statthalter er geweſen war, vertrieben und jetzt aufgeregt von Wilhelm, trat gegen ihn auf, und nöthigte ihn ſeine Kräfte vom Süden nach dem Norden hinzuwenden. Unterſtützt vom norwegiſchen König Harald III fiel Toſti (im

Auguſt 1066) in Northumberland ein, richtete daſelbſt große Verheerung an, ſchlug die Grafen Morcar und Edwin, die gegen ihn anrückten, und eroberte York. Harald durfte nicht länger ſäumen. Er raffte ſeine Macht zuſammen, zog gegen ihn und traf ihn bey Stanefordsbridge. Das Treffen wa[illegible]lutig, aber der Sieg entſcheidend (25. Sept. 1066). Die Norweger wurden völlig geſchlagen, Toſti getödtet, und deſſen Sohn, Olav, ſamt der norwegiſchen Flotte gefangen. Aber während ſich Harald dieſes Siegs erfreute kam die Schreckenspoſt, daß der Herzog der Normandie mit einer Armee von 60000 Mann und einer Flotte von 3000 Schiffen auf der Küſte von Suſſex gelandet ſey.

Lange Zeit hatte Wilhelms Flotte im Hafen von Dives ſegelfertig gelegen: widrige Winde und drohende Anzeigen hatten ihr Auslaufen verzögert. Indeſſen hatte er durch Klugheit und Entſchloſſenheit ſein großes Heer in guter Ordnung erhalten. Als am 28. Sept. 1066 die Witterung ſich [illegible]nderte, hatte er es ſchnell einſchiffen laſſen, und ſchon am folgenden Tag, den 29. Sept., war er, ohne ein bedeutendes Hinderniß zu finden, zu Pevenſey in Suſſex gelandet. Als er ans Ufer ſprang, ſtolperte er und fiel zu Boden. Aber mit jener ſchnellen Faſſung, die ihm immer zu Gebote ſtand, wußte er dieß ſcheinbar üble Zeichen zu ſeinem Vortheil umzudeuten. "Das Land", rief er aus, "das Land iſt mein!" Einer ſeiner Krieger, der ihm zunächſt ſtand, erwiederte: "Ja, Herzog und bald König, du wirſt England in Beſitz nehmen!" — und ein andrer lief zu einer nahen Hütte, zog einen Strohreiß vom Dache, und überreichte ihn dem Feldherrn als ein Zeichen der Beſitznahme *). Keiner aber der Krieger durfte plündern; denn **Wilhelm** ſagte, "man müſſe ſchonen, was ſein wäre". Alle hielten ſich ruhig, und ſahen frohes Muthes das Heranrücken der Gefahr.

Harald nämlich eilte, ſobald ihm die Nachricht von Wilhelms Landung zugekommen war, von Northumbrien gegen Haſtings, wo die Normänner ihr Lager aufgeſchlagen hatten. Stolz und Rachgier verblendeten ihn gegen die Regeln der Klugheit. Sein Heer war durch die Schlacht bey Stanefordsbridge geſchwächt, und doch wollte er nicht einmal neue Verſtärkungen abwarten. Seine Freunde riethen ihm, ſich ſelbſt zu ſchonen, und das aus vielerley Völkern zuſammengeſetzte Heer der Feinde, dem es bald an Lebensmitteln fehlen müſſe, in kleinen Gefechten zu ermüden und aufzureiben; er aber, entſchloſſen zu ſiegen oder zu ſterben, ſetzte alles Glück auf den Ausſchlag eines einzigen

---

*) Hieher gehört das Kupfer Taf. XXXVI.

Tages. Zu Sinlac, drittehalb Meilen von Haſtings, ſchlug er ſein Lager auf, und nachdem beyde Theile durch vergebliche Geſandtſchaften ihr Recht auf die engliſche Krone erörtert hatten, kam es am 14. Oct. 1066 zu der entſcheidenden Schlacht bey Haſtings.

Verſchieden waren die Vorbereitungen zu dieſer Schlacht. Die Engländer verachteten den Feind, der ihnen als ein Haufe unkriegeriſcher Leute geſchildert worden war. Das eben erhaltene Kriegsglück hatte ſie übermüthig gemacht; ſie glaubten den Herzog Wilhelm eben ſo leicht ſchlagen zu können, wie den Toſti und deſſen Bundsgenoſſen, und brachten daher den Vorabend der Schlacht unter Schmauſereyen und lauten Luſtbarkeiten hin. Die Normannen hingegen, von Religioſität wie von Tapferkeit beſeelt, ſtärkten ſich durch Gebete und fromme Geſänge, und ſtellten ſich, um vor Ueberfall geſichert zu ſeyn, unter die Waffen. Wilhelm ſelbſt, der vorher die Stellung der Feinde beſichtigt hatte, berathſchlagte ſich mit den Häuptern ſeines Heeres und entflammte den Muth aller durch begeiſternde Anreden.

Mit Anbruch des Tages gab er das Zeichen zum Angriff. Die geweihete Fahne des Pabſtes wehte voran, er ſelbſt trug um den Hals die Reliquien, auf welche ihm Harald einſt geſchworen hatte;

hatte: ſein ganzes Heer ſang das Lied vom tapfern Roland, und rückte voll Muth und in Ordnung gegen den Feind. Dieſer behauptete eine glücklich gewählte Stellung, die allen Angriffe der Normannen zu ſpotten ſchien, und das Glück des Tages neigte ſich zuerſt auf die Seite der Engländer. Die Normannen wichen, und ein Gerücht, Wilhelm ſey gefallen, vermehrte die Unordnung ihres Weichens. In dieſem gefahrvollen Augenblick bewährte Wilhelm den Muth, der den Helden bezeichnet. Er ſtellte ſich den Flüchtigen entgegen, riß den Helm ab und rief: „Ich lebe und werde ſiegen!“ Sie ſtanden und folgten ihm aufs neue gegen den Feind, der unter großen Verluſten in ſeine vorige Stellung zurückgetrieben wurde. Aber der Angriff auf dieſe war abermals vergeblich. Da lockte Wilhelm durch verſtellte Flucht den Feind hervor, und umzingelte den unvorſichtig vordringenden. Ein großes Blutbad entſtand. Plötzlich ward Harald durch einen Pfeilſchuß getödtet. Dieſer Unfall erſchütterte ſein ganzes Heer: es verlor den Muth ſich länger zu vertheidigen. Eine ſchreckliche Unordnung verbreitete ſich durch alle Haufen; ſie wichen, und die Normannen richteten blutige Niederlagen unter ihnen an. Haralds beyde Brüder und viele der angeſehnſten Engländer wurden getödtet, und am Ende des Tages hatte Wilhelm den großen und entſcheidenden Sieg gewonnen.

Wie die Schlacht von Xeres ganz Spanien den Händen der Araber überlieferte, eben ſo unterwarf die einzige Schlacht von Haſtings ganz England den Normannen. Die Engländer waren betäubt, dem Widerſtand der Einzelnen fehlte es an Einheit und Nachdruck, und durch ihre lange Unterthänigkeit unter den Dänen war ihre Anhänglichkeit an das angeſtammte Regentenhaus geſchwächt. Aber auch Wilhelm ſäumte nicht, alle Früchte des gewonnenen Siegs zu ſammeln. So bald als möglich brach er vom Schlachtfeld von Haſtings auf, unterwarf ſich Dover und einige benachbarte Orte; ganz Kent erkannte ihn als König. Von da rückte er gegen London, wohin ſich die Ueberbleibſel der Schlacht gerettet hatten. Seine Annäherung zerſtörte alle daſelbſt angeknüpften Verhandlungen. Hohe und Niedrige kamen ihm mit Verſicherung der Ergebenheit entgegen, und baten ihn den erledigten Thron zu beſteigen. Nach einigem Zögern willigte er in ihre Bitten. In der Weſtminſterabtey erfolgte die Krönung, vollzogen von dem Erzbiſchof von York, Aldred. Alle Anweſende wurden befragt, ob ſie dem Herzog Wilhelm als ihrem neuen König treu ſeyn wollten. Sie bejaheten dieß mit lauter Stimme. Darauf ſchwur er ſelbſt, Gerechtigkeit zu handhaben, die Kirche zu ſchützen und Engländer und Normannen wie Ein Volk zu regieren. Das Volk jubelte ihm Beyfall zu.

Da ereignete ſich ein Umſtand, der als ein Anzeichen des obwaltenden Mißtrauens und als ein Vorſpiel künftiger Unruhen angeſehen werden konnte. Die normänniſchen Soldaten, die vor den Kirchthüren die Wache hatten, hörten das Geſchrey, das aus der Kirche herausſchallte, und bildeten ſich ein, das Volk habe ſich an ihrem Herzoge vergriffen. Augenblicklich fielen ſie über dasſelbe her, und ſteckten zugleich die benachbarten Häuſer in Brand. Schrecken ergriff die Verſammelten, überall war Flucht und Verwirrung, und Wilhelm ſelbſt konnte nur mit Mühe den Aufruhr ſtillen.

Der Anfang der neuen Regierung entſprach den Wünſchen der Engländer und dem geleiſteten Krönungseide. Wilhelm hielt ſein Heer in ſtrenger Zucht, ſorgte für Handhabung der Gerechtigkeit, zeigte ſich ſeinen neuen Unterthanen voll Huld und Gnade. Er gewann die Geiſtlichkeit durch große Geſchenke, und ſuchte Engländer und Normänner durch Ehen und Freundſchaftsbündniſſe zu vereinigen. Zugleich aber ſorgte er auch für die Befeſtigung ſeiner Regierung. Er entwaffnete London und mehrere andre Plätze, erbaute da und dort Feſtungen, und legte alle wirkliche Gewalt in die Hände der Normannen: ſie vertheilte er in alle Gegenden Englands, ihnen übergab er die höchſten Reichswürden und oberſten Befehlshaberſtellen,

ſtellen, und ihnen räumte er die Güter der Engländer ein, die gegen ihn bey Haſtings gekämpft hatten.

Plötzlich kam ihm der Gedanke ein, ſein angeſtammtes Herzogthum zu beſuchen. Er übergab daher die Regierung über England ſeinen Vertrauteſten, nahm die Angeſehnſten des engliſchen Adels als Geiſeln und zur Verherrlichung ſeines Glanzes mit ſich, und zog, drey Monate nach der Schlacht von Haſtings (Ende Jan. 1067) wie im Triumph in die Normandie. — Warum er eigentlich jetzt England verließ, wo ſeine Herrſchaft noch nicht hinlänglich befeſtiget war, und in ſeine Heimath zurückkehrte, wo Ruhe herrſchte, iſt ſchwer zu beſtimmen. Sollte er die Abſicht gehabt haben, ſich in der Pracht ſeiner neuen Würde ſeinen alten Unterthanen zu zeigen? Dem geſunden Verſtande, den er in andern Umſtänden äuſſerte, ſcheint dieſe Eitelkeit zu widerſprechen. Glaubhafter iſt daher, daß er dieſen Schritt aus Staatsklugheit that. Vielleicht machte die beſondere Lage der Normandie, die vorher ſo vielfältig befehdet und von unruhigen Nachbarn umgeben war, eine einſtweilige Rückkehr nöthig (auch ſpäterhin pflegte Wilhelm bald in der Normandie, bald in England ſich aufzuhalten); vielleicht wollte er auch durch dieſe Abreiſe ſeine neuen Unterthanen prüfen, und, wenn ſie Meutereyen anfingen, einen Vorwand auffinden, um die Verletzung ſeines Krönungseides zu beſchönigen.

Wirklich geſchah auch, was ſich leicht vermuthen ließ. Die Engländer fühlten immer drückender die Umänderung ihrer Lage, und verſchworen ſich während Wilhelms Abweſenheit, alle Normannen an einem beſtimmten Tage nieder zu machen. Allein Wilhelm hörte von dieſem Beginnen, und ſeine plötzliche Rückkehr (6. Dec. 1067) vereitelte die Entwürfe der Verſchwornen. Schnell ward die Ruhe in den ſüdöſtlichen Gegenden Englands wieder hergeſtellt, aber nicht ſo leicht in den weſtlichen und nördlichen, und bald brachen in allen Theilen des Königreichs die allergefährlichſten Stürme aus. Viele der mißvergnügten Engländer waren ausgewandert, und fanden Schutz und Hülfe bey den Königen Swen von Dänemark und Malkolm von Schottland. Die Dänen kamen mit einer Flotte von 240 Segeln und eroberten York (1069); Malkolm aber brach verheerend und plündernd in die nördlichen Gegenden ein. Doch Wilhelm blieb unerſchrocken! Raſtlos thätig zog er überall ſeinen Feinden entgegen, und mit List und Gewalt trennte er Engländer, Schotten und Dänen. Letztere ſegelten, nachdem ſie (nicht ohne Wilhelms Zulaſſen) die Küſten geplündert hatten, wiederum nach Hauſe (1070); York aber mußte ſich an Wilhelm ergeben, und Malkolm in ſein Königreich zurückeilen. Nun ward es ruhiger, und **Wilhelm** hatte Zeit, Anſtalten zu treffen, um ſeine Herrſchaft über England zu befeſtigen. Wäre er nur hierbey den Anforderungen der Milde und Schonung gefolgt! Aber ſeine natürliche Härte riß ihn über die Schranken der Mäßigung: ſein Herz war gegen Mitleid verhärtet. Nur ſelten verzieh er; die Aufrührer ſtrafte er an Gütern und Leben. Er ließ neue Feſtungen anlegen; in Northumbrien, das am meiſten zum Aufſtande geneigt war, ließ er einen Strich Landes zwiſchen der Humber und Tay, ſechzig bis ſiebzig engliſche Meilen weit, gänzlich verwüſten, und mehr als hunderttauſend Menſchen verloren dabey ihr Leben.

Sein ganzes Verfahren zweckte von nun an auf Unterdrückung der Engländer ab. Er veränderte darum die alte Verfaſſung, und entfernte die Eingebornen von der geſetzgebenden und geſetzausübenden Gewalt. Alle Macht vereinigte ſich in dem hohen Reichsrath, der aus ſieben Kronbeamten, normänniſcher Abkunft, beſtand.

Dem Adel entzog er die großen Güter, und ſich als den oberſten Beſitzer alles Grundeigenthums betrachtend, führte er das Lehnsweſen ein. Er theilte daher das ganze Reich in 60215 Ritterlehen, von welchen 28215 den Geiſtlichen angehörten und 1422 königliche Kammergüter waren. Jedem Lehnsträger war die Zahl und Bewaffnungsart der Mannſchaft, die er zum Kriegsdienſt zu ſtellen hatte, genau vorgeſchrieben.

Auch die reiche und mächtige Geiſtlichkeit, obſchon ſie ihm zur Eroberung Englands behülflich geweſen war, ſuchte er eben ſo von ſich abhängig zu machen, als den engliſchen Adel. Er griff zuerſt ihre Reichthümer an, indem er ſich der Schätze bemächtigte, die ihr während der Kriegsunruhen anvertraut worden waren. Dann ließ er, unter dem Vorwand, daß ihre Ernennung den Kirchengeſetzen entgegen ſey, mit Hülfe des Pabſtes die vornehmſten engliſchen Biſchöfe, Aebte und andre Geiſtlichen ihrer Stellen entſetzen und erhob zu denſelben Normannen. So machte er z. B. den berühmten Lanfranc, Abt zu Caen, zum Primas von England. Begünſtigt von dieſer neu angeſtellten Geiſtlichkeit, unterwarf er die Kirchengüter dem Lehnsweſen. Biſchöfe und Aebte mußten, ſo oft er es verlangte, eine der Größe ihrer Kirchengüter angemeſſene Zahl von Kriegern ſtellen. Ferner durfte kein Geiſtlicher ohne ſeine Erlaubniß das Königreich verlaſſen, oder päbſtliche Verordnungen bekannt machen, oder Kirchenverſammlungen ausſchreiben, oder den Kirchenbann über irgend einen ſeiner Unterthanen ausſprechen.

Mit diesen Umänderungen der alten Verfaſſung hing auch das Beſtreben zuſammen, die engliſche oder angelſächſiſche Sprache abzuſchaffen. Schon unter Eduard dem Bekenner hatte, durch die Verbindung mit der Normandie, die franzöſiſche Sprache in England Eingang gefunden. Jetzt redete der Hof, die vornehmſten Güterbeſitzer und die Häupter der Geiſtlichkeit, als geborne Normannen, franzöſiſch, und Wilhelm befahl, daß die Jugend in allen Schulen ſeines Reichs im Franzöſiſchen unterrichtet würde. Auch wurden in eben dieſer Sprache Verordnungen ertheilt, Gerichte gehalten, Urkunden abgefaßt. Aber wie immer der Kampf gegen die innigſte Eigenthümlichkeit eines Volks ſehr mißlich und größtentheils vergeblich iſt, ſo auch hier. Die Landesſprache erhielt ſich bey allen Bedrückungen, die ihr widerfuhren.

Indeſſen verlor Wilhelm mitten unter dieſen Anſtalten, die er zur Unterjochung Englands traf, und bey allen Unruhen, die ſich daſelbſt von Zeit zu Zeit erneuerten, die Angelegenheiten ſeiner Erbſtaaten nicht aus den Augen. Die Grafſchaft Maine in Frankreich, die ihm durch Erbverträge zugefallen war, wollte ſich ſeiner Herrſchaft entziehen. Er zog daher im Jahr 1073 nach Frankreich mit einem größtentheils aus Engländern beſtehenden Heer. Hier, wie anderwärts, war er glücklich. Er vertrieb den Grafen von Anjou, der ſich Maine's bemächtigt hatte, und verhieß die Verwaltung dieſer Grafſchaft ſeinem älteſten Sohn Robert.

Aber während ſeiner Abweſenheit ereignete ſich abermals ein Aufſtand in England, und zwar von einer Seite, von welcher er am wenigſten es beſorgen mochte. Einige normänniſche Heerführer waren unzufrieden, daß Wilhelm auch über ſie, denen er doch ſeine Krone zu verdanken habe, ſeine Gewalt ausdehne; ſie ſtifteten daher in Gemeinſchaft mit einigen engliſchen Großen eine Verſchwörung (1074), die ſehr gefährlich werden konnte. Aber das Glück war auch hier für ihn geſchäftig. Einer der Mitverſchwornen, ergriffen von Reue und dem Streben nach Verzeihung, entdeckte die Verſchwörung, die nun von den ihm treu Gebliebenen ſchleunigſt gedämpft wurde, ſo daß ihm nach ſeiner Rückkehr (1075) nichts als die Beſtrafung der Schuldigen übrig blieb, die er mit vieler Härte vollzog.

Nicht lange darauf hatte er einen harten und vielleicht den widrigſten Kampf mit ſeinem älteſten Sohn zu beſtehen. Robert, offen und kühn, forderte von ſeinem Vater, was dieſer früher ſchon ihm zu geben verſprochen hatte, die Abtretung der Grafſchaft Maine und der ganzen Normandie; **Wilhelm** aber zögerte, und wies ihn endlich mit den Worten ab: "er werde ſeine Kleider nicht eher ausziehen, bis er zu Bette gehe". Dieſe Antwort, ſo wie die partheyiſche Vorliebe, die Wilhelm für ſeine jüngern Söhne zeigte, erbitterte den leicht aufbrauſenden Robert. Unterſtützt von Frankreich und vielen Großen der Normandie, ergriff er gegen ſeinen Vater die Waffen. Die unnatürliche Fehde dauerte zum größten Schaden des Landes drey Jahre (1077 — 1080), und **Wilhelm** mußte, um ſeinen Sohn zu bezwingen, eine ſtarke Armee aus England herbeyrufen. Dadurch kam der Prinz ins Gedränge; er ward aus der Normandie vertrieben, und mußte auf einem franzöſiſchen Schloſſe (Gerbirai in Beauvoiſis) Sicherheit ſuchen. Sein Vater folgte ihm, belagerte das Schloß, und täglich fielen daſelbſt Streifereyen vor. Da geſchah es einſt, daß Vater und Sohn auf einander ſtießen, ohne einander zu erkennen. Ein hitziger Kampf erfolgte, in welchem der junge Prinz ſeinen Vater verwundete und vom Pferde warf. Die Heftigkeit des Falls erpreßte dem Vater einen Schrey, und nun erſt wurde er, den das herunter gezogene Viſir unkenntlich gemacht hatte, an der Stimme erkannt. Schrecken und Reue ergriff den

Sohn. Er ſprang vom Pferde, richtete ſeinen Vater auf, warf ſich ihm zu Füßen, bat ihn mit Thränen um Verzeihung, und gelobte augenblicklich die Waffen niederzulegen; Wilhelm aber ward nicht ſo ſchnell erweicht. Selten Meiſter ſeines Zorns, und jetzt vielleicht ärgerlich über ſeinen Fall, vergalt er Zärtlichkeit mit Härte. Sobald er wieder zu Pferde war (der Prinz hatte ihn auf ſein eigenes Pferd gehoben) eilte er in ſein Lager, und machte neue Anſtalten zur Fortſetzung des Krieges. Doch bald wählte er das Beſſere. Aufgemuntert von ſeiner Gemahlin, Mathilde, ſöhnte er ſich mit Robert aus. Zu Rouen kamen beyde zuſammen. Wilhelm verzieh dem Sohn, nahm ihn dann mit ſich nach England, und übertrug ihm einen Streifzug gegen Malkolm, König von Schottland, den der Prinz mit glücklichem Erfolge ausführte.

Um eben dieſe Zeit vertheidigte Wilhelm ſeine königlichen Rechte mit Nachdruck gegen Gregor VII. Dieſer herrſchſüchtige Pabſt verlangte von ihm, er möchte ſeinem Verſprechen gemäß wegen Englands dem päbſtlichen Stuhle huldigen, und den gewöhnlichen Tribut oder Peterpfennig überſenden. Dieſe Abgabe war anfangs von den angelſächſiſchen Königen als ein Liebesgeſchenk an den päbſtlichen Stuhl entrichtet, dann aber von dieſem zu einem

Zeichen der Unterwürfigkeit umgedeutet werden. Wilhelm antwortete, das Geld ſolle wie gewöhnlich eingeſendet werden; aber er habe nie verſprochen dem päbſtlichen Stuhle zu huldigen, oder ſeine Staaten von demſelben abhängig zu machen. Ja er ging noch weiter: er verbot allen Biſchöfen ſeines Reichs, den Kirchenverſammlungen in Rom benzuwohnen; und Gregor, ſonſt ſo hartnäckig gegen die Widerſpenſtigkeit andrer Fürſten, behandelte Wilhelm, der ihm zu weit entfernt war und zu muthvoll widerſtrebte, mit Schonung. Erſt als er ſahe, daß durch Schmeicheleyen nichts zu gewinnen ſey, ſchritt er zu Drohungen und unterſagte zugleich der engliſchen Geiſtlichkeit, ihre Stellen von Weltlichen anzunehmen. Doch Wilhelm verlachte beydes. Er ſetzte, ohne ſich an den päbſtlichen Widerſpruch zu kehren, Biſchöfe und Aebte ein, die ihm huldigen und Lehnspflichten leiſten mußten. Indeſſen war er den Cölibatsgeſetzen nicht entgegen; auch geſtattete er eine Trennung der geiſtlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, wodurch ein neuer Grund zur Erhebung der engliſchen Geiſtlichkeit gelegt wurde.

Die letzten Jahre ſeiner Regierung machte Wilhelm dadurch merkwürdig, daß er zur Befeſtigung des Lehnsweſens, nach dem Beyſpiele Alfreds, ein Verzeichniß aller Landgüter, Aecker, Holzungen, Fiſchteiche u. ſ. w. aufnehmen ließ. Dieſes Verzeichniß, Domesdaybuch genannt, wurde in Zeit von ſechs Jahren (1080 — 1086) vollendet und hat ſich bis jetzt erhalten. Dagegen ließ er auch, ein Liebhaber der Jagd, ſehr harte Forſtgeſetze ergehen. Bey Strafe der Entmannung verbot er, was vorher erlaubt war, in den königlichen Forſten zu jagen, Holz zu fällen oder zu weiden. Ja er ließ ſogar bey Wincheſter, ſeinem gewöhnlichen Aufenthalt, einen großen Strich Landes zum großen Wehklagen ſeiner Unterthanen verwüſten und in Waldung umwandeln, um einen Forſt in der Nähe zu haben.

Die Mißhelligkeiten, die zwiſchen ihm und Philipp, König von Frankreich, ſchon längſt obwaltet hatten, verwandelten ſich endlich in offenbaren Krieg. Eine Witzeley gab dazu die Veranlaſſung. Philipp äuſſerte nämlich, da Wilhelm einſt lange krank war, anſpielend auf deſſen dicken Leib: "Mein Bruder von England muß lange in ſeinem Wochenbette verweilen". Wilhelm, der dieß hörte, ward dadurch beleidigt, und erwiederte, "er wolle bey ſeinem erſten Kirchgang ſeinem Bruder Philipp viele tauſend Lichter anzünden". Er hielt ſchrecklich Wort! Kaum war er geſund, ſo fiel er in das franzöſiſche Gebiet und wüthete, wohin er ſtreifte, mit Feuer und Schwert. Aber mitten unter dieſen Feindſeligkeiten zog er ſich durch einen Sprung ſeines Pferdes eine gefährliche Quetſchung zu, die das Ende ſeiner Tage beſchleunigte.

In der Nähe des Todes ſtellten ſich ſeinem Geiſte alle Thaten und Begebenheiten ſeines Lebens dar. Er fühlte die Eitelkeit aller menſchlichen Hoheit und tiefe Reue über alle Gewaltthaten, die er verübt hatte. Hingeriſſen von dieſen Gefühlen, ertheilte er an Kirchen und Klöſter reiche Geſchenke, gab mehreren Staatsgefangenen die Freyheit, und befahl, allen längs der franzöſiſchen Gränze verwüſteten Oertern den zugefügten Schaden zu erſetzen. Auch traf er Anordnungen über ſeine Hinterlaſſenſchaft. Die Normandie ſamt der Grafſchaft Maine ließ er ſeinem älteſten Sohn Robert; ſeinen zweyten Sohn Wilhelm ernannte er zum König von England, mit der dringenden Bitte, England mild zu behandeln; dem dritten Sohn, ſeinem geliebten Heinrich, vermachte er nichts als eine Geldſumme und das Erbgut ſeiner Mutter, wobey er doch die Hoffnung hegte, derſelbe würde einſt ſeine beyden Brüder an Macht und Hoheit überſtrahlen. — Und ſo ſtarb er in einem Kloſter nahe bey Rouen den 9. Sept. 1087, im drey und ſechzigſten Jahre ſeines Alters und im ein und zwanzigſten ſeiner Regierung über England.

Er beſaß große und ſeltne Eigenſchaften! So wie er ſich durch Körpergröße und Körperkraft auszeichnete — gleich dem Ulyſſes, konnte nur er und niemand anders ſeinen Bogen ſpannen — eben ſo zeichnete er ſich auch durch hellen Verſtand, raſtloſe Thätigkeit, unerſchrocknen Muth und ſeltne Gewandtheit des Geiſtes aus. Widerſtand feuerte ihn an, Gemächlichkeiten verſchmähte er, allen Ausſchweifungen war er Feind, vor niemand in der Welt beugte er ſich, immer ging er gerade auf ſein Ziel los.

Aber bey aller Bewunderung ſeiner Größe kann man doch das Gefühl nicht unterdrücken, daß er mehr furchtbar als liebenswürdig war. Ihm fehlte der hehre Sinn und die zarte Gemüthlichkeit, durch welche Alfred ſich auszeichnete. Herrſchſucht mit Strenge gepaart machte den Grundzug ſeines Charakters; ſeine Gerechtigkeitsliebe war oft ſeiner Staatsklugheit untergeordnet, und ſeine natürliche Heftigkeit, nicht von Humanität geleitet, äuſſerte ſich oft als wilde, ſchonungsloſe Härte. Indeſſen darf man zu ſeiner Entſchuldigung nicht vergeſſen, daß er unter dem Geräuſch der Waffen aufgewachſen war, daß er faſt immer von offenbaren und heim:

heimlichen Feinden umgeben war, und daß harte Maßregeln nothwendig waren, um ſeine Herrſchaft über England zu befeſtigen.

XXII.

Pabſt Sergius II und Kaiſer Ludwig II.

Im Jahre 824 hatten Ludwig der Fromme und ſein Sohn und Mitregent Lothar I die Verordnung gegeben, daß jeder neue Pabſt zu Rom nicht anders als mit kaiſerlicher Beyſtimmung gewählt und geweihet werden ſollte; aber ſchon im Jahre 844 wurde dieſe Verordnung übertreten. Denn als Gregor IV geſtorben war, ließ ſich Sergius II, ohne die Genehmigung des Kaiſers abzuwarten, von den Römern auf den päbſtlichen Stuhl erheben. Um dieſe Geringſchätzung ſeines kaiſerlichen Anſehns zu rächen, ſendete Lothar I ſeinen älteſten Prinzen Ludwig II, den er zum Mitregenten angenommen hatte, mit einem ſtarken Heere und einem anſehnlichen Gefolge von Biſchöfen und Grafen nach Italien (844).

Ludwig II nahm ſeinen Weg durch Bononien, das er wegen Untreue züchtigte. Jetzt ſuchte ihn der Pabſt durch Ehrenbezeigungen zu gewinnen. Er ſchickte ihm neun Meilen weit alle obrigkeitlichen Perſonen, dann die geſammte Beſatzung entgegen, und in der Nähe von Rom einen Theil der Geiſtlichen, die Lobgeſänge anſtimmten und Kreuz und Fahnen vor ihm her trugen, wie es bey den Einzügen der Kaiſer gewöhnlich war. In Rom angelangt (am 8. Jun. 844), verfügte ſich Ludwig II ſogleich nach der Peterskirche. Vor dem Eingang derſelben ſtand der Pabſt an der Spitze der Geiſtlichkeit. Beyde umarmten und küßten ſich. Als aber Ludwig unverweilt in die Kirche gehen wollte, bedeutete ihn der Pabſt, er könne nicht eingelaſſen werden, bevor er nicht feyerlichſt verſprochen hätte, daß er keine feindlichen Abſichten hege, und die römiſche Kirche und Stadt bey ihren Rechten und Freyheiten ſchützen wolle. Ueberraſcht oder beſtürzt leiſtete Ludwig das verlangte Verſprechen, und nun erſt ward die ſilberne Thüre, durch welche die Kaiſer in die Peterskirche einzugehen pflegten, vor ihm aufgethan. Er zog hinein, begrüßt von dem Zuruf: "Gelobt ſey der da kommt im Namen des Herrn!" und verrichtete ſeine Andacht.

Bald nach dieſem erſten Sieg ſeiner Kühnheit fand Pabſt Sergius Gelegenheit, einen zweyten zu erringen. Ludwig verlangte, daß ſein Heer, das ſich vor der Stadt gelagert hatte, in dieſelbe verlegt werden ſollte; Sergius aber, der die rohen Ausſchweifungen der fränkiſchen Soldaten fürchtete, widerſetzte ſich dieſem Verlangen, und ließ die Stadtthore verſchließen. Dieſes Verfahren reizte die Begleiter des Königs mehr, als den König ſelbſt. Sie verlangten, daß eine Unterſuchung über die Art und Weiſe, wie Sergius Pabſt geworden, und über die Vergehungen, die ihm vorgeworfen wurden, veranſtaltet werden ſollte. Allein Sergius wußte durch Muth und Schlauheit ſeine Gegner niederzuſchlagen, und es dahin zu bringen, daß er vom König und der ganzen Verſammlung als Pabſt anerkannt wurde. Jedoch würde dabey die frühere Verordnung erneuert, daß jeder neue Pabſt nur mit kaiſerlicher Genehmigung gewählt, und nur im Beyſeyn kaiſerlicher Bevollmächtigten geweihet werden ſollte.

Hierauf ließ ſich der Pabſt willig finden, Ludwig'n zum König von Italien zu krönen. Am 15. Jun. 844 wurde dieſe Feyerlichkeit zu St. Peter mit ungemeiner Pracht und in Gegenwart des ganzen königlichen Gefolges und des ſämtlichen Adels vollzogen. Sergius ſelbſt ſalbte den

König und überreichte ihm das Schwert; aber zugleich weigerte er ſich auch, ihm den verlangten Eid der Treue zu leiſten, "weil Lothar Kaiſer ſey und nur dieſem gehuldigt werden müſſe." Ludwig gab abermals nach und war zufrieden, daß der Pabſt und das Volk ſeinem Vater, dem Kaiſer Lothar, von neuem huldigte.

Auch ſpäterhin, da er als Kaiſer in Italien herrſchte (850 — 875), bewies Ludwig die größte Nachgiebigkeit oder tiefſte Ehrerbietung gegen den Pabſt. Denn er iſt der erſte Kaiſer, von dem wir leſen, daß er dem Pabſte zu Pferde half, und, den Zaum ſeines Pferdes führend, zu Fuße neben ihm herging. Und ſo bewährt ſich auch hier, was man in der Geſchichte der Päbſte ſo oft beſtätigt findet, daß die Pabſtmacht nicht bloß durch die Kühnheit einzelner Päbſte, ſondern auch durch die Schwäche oder Selbſtentwürdigung der weltlichen Fürſten erhoben wurde.

XXIII.

Die Päbſtin Johanna.

Es gibt in der römiſchen Kirche eine merkwürdige Sage, die folgendermaßen lautet. — Um die Mitte des neunten Jahrhunderts wanderte ein Mädchen, aus Mainz gebürtig, in Mannskleidern mit ihrem Liebhaber nach Athen, erwarb ſich daſelbſt einen Reichthum an wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, und reiſte dann, abermals in Mannskleidern und mit ihrem Liebhaber, nach Rom. Hier trat ſie unter dem Namen "Johannes von England" als Lehrer der Philoſophie auf, und gelangte zu dem doppelten Ruf der Gelehrſamkeit und Gottesfurcht. Sie wurde daher im Jahre 855 einmüthig zum Pabſte gewählt. Niemand ahnete ihr Geſchlecht; doch bald offenbarte ſich daſſelbe auf eine höchſtanſtößige Weiſe. Sie war von ihrem Liebhaber ſchwanger, und auf einem feyerlichen Zuge vom vaticaniſchen Pallaſte zum Lateran wurde ſie von Geburtsſchmerzen überfallen. Sie mußte ſich niederlaſſen; ein Kind entwand ſich ihrem Schooße; aber gleich darauf ſtarb ſie mit demſelben, und wurde an dem Orte ihrer Niederkunft begraben.

Vielfach iſt dieſe Sage bald als Erdichtung beſtritten, bald als Wahrheit vertheidigt worden. Wahr iſt es, ſie iſt eine alte und weitverbreitete Sage, in vielen Schriften wiederholt und ſelbſt durch Bildſäulen im Andenken erhalten. Auch wird zu ihrer Vertheidigung angeführt, man habe, ſeit ein Weib Pabſt geworden, lange Zeit bey den Pabſtwahlen eine Geſchlechtsprobe veranſtaltet; und immer hätten die Päbſte, aus Abſcheu vor jener Begebenheit, bey ihren Zügen vom Vatican zum Lateran die Gegend des Coliſeums vermieden. Gleichwohl ergibt ſich aus allen Unterſuchungen, die über obige Sage angeſtellt worden ſind, daß dieſelbe keineswegs gehörig begründet, noch für ausgemachte Wahrheit zu halten iſt.

Aber wie ſie entſtanden, bleibt ungewiß. Vielleicht liegt ihr eine Begebenheit zu Grunde, die wir nicht kennen; vielleicht iſt ſie eine Anſpielung auf die Geburt der falſchen Decretalen, deren Sammlung dem Iſidor zugeſchrieben wird; vielleicht auch (und dieß iſt das Wahrſcheinlichſte) iſt ſie ein Spott über das weibliche Regiment, durch welches der päbſtliche Stuhl im neunten und zehnten Jahrhundert herabgewürdigt wurde, und womit es ſich folgender Art verhielt.

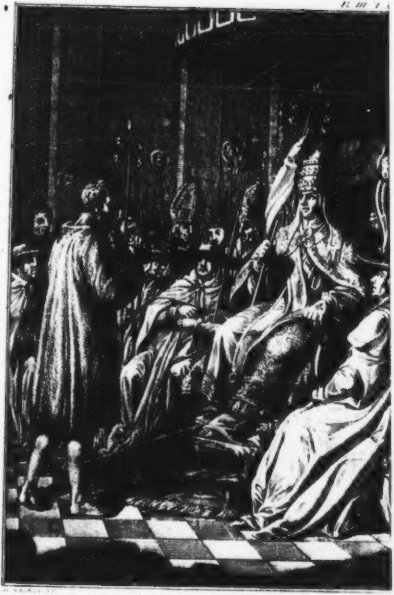
Als nach der Abſetzung Karls des Dicken, Guido von Spoleto und Berengar von Friaul um die Beherrſchung Italiens und um den Beſitz der

Kaiſerkrone ſtritten (888 — 898), hatte ſich unter den römiſchen Großen eine Verbindung gebildet, die nach der Herrſchaft über Rom ſtrebte. An ihrer Spitze ſtand der Markgraf Adelbert von Toscana und eine Römerin, die eben ſo ſchön als ſchlau, eben ſo wollüſtig als rachſüchtig, eben ſo habſüchtig als herrſchſüchtig war. Sie hieß Theodora und war die Wittwe eines römiſchen Senators. Durch ihre Verbindung mit den angeſehenſten Familien und insbeſondere mit Markgraf Adelbert gelang es ihr, alle Herrſchaft über Rom an ſich zu reißen. Ihre Töchter Marozia und Theodora kamen ihr gleich an Gaben, Sitten und Einfluß, und über funfzig Jahre (896 — 950) war der päbſtliche Stuhl in den Händen dieſer drey Frauen. Ihre Freunde, Liebhaber, Söhne und Enkel wurden Päbſte, andre, die ihnen mißfielen, wurden abgeſetzt, eingekerkert oder ermordet; die abſcheulichſten Ausſchweifungen wurden durch ſie verübt, das Heiligſte gemißhandelt.

Dieſe weibliche Oberherrſchaft zu Rom konnte gar leicht den Spott veranlaßt haben: "ein Weib ſey Pabſt geworden"; hieraus aber konnte ſich weiterhin die Sage von der Päbſtin Johanna bilden, obſchon dieſe faſt um hundert Jahre zurückgeſchoben wurde. Und ſo erſcheint uns dieſe als ein Wiederſchein der Aergerniſſe, welche ſo

manche

B. III. 1.



Heinrich IV und Gregor VII

manche Päbſte durch ihr Betragen gaben, und des Verfalls, in welchen das päbſtliche Anſehn im zehnten Jahrhunderte gerieth.

XXIV.

Gregor der Siebente.

Der hervorſtrahlendſte Pabſt und einer der kräftigſten und einflußreichſten Männer des gegenwärtigen Zeitraums war Gregor VII. Billig ſcheint es daher, daß, nachdem ſchon hin und wieder in dieſem Buche von ihm geredet worden iſt, das Merkwürdigſte ſeines Lebens und Wirkens zuſammen geſtellt werde, um ſein Bild anſchaulicher zu machen und das Urtheil über ihn zu erleichtern.

Von dem frühern Leben Gregors oder Hildebrands — denn ſo hieß er, ehe er Pabſt wurde — kennen wir nur wenige Bruchſtücke. Er war von Geburt ein Italiener, aber unbekannt iſt, wenn er geboren wurde; ungewiß, ob zu Soane im Toscaniſchen oder zu Rom; und unbeſtimmt, ob er der Sohn eines Handwerkers oder der Sprößling einer vornehmen Familie war.

Seinen erſten Unterricht erhielt er zu Rom, und in dem damals berühmten Kloſter zu Clugny in Burgundien wurde er ins Mönchsleben eingeweiht. Hier folgte er den Forderungen desſelben mit ſtrenger Pünktlichkeit; doch verlor er Rom nicht aus dem Auge und ſtand daſelbſt in wichtigen Verbindungen. Der Pabſt Gregor VI war ſein Lehrer und Freund; ihn begleitete er nach deſſen Abſetzung nach Deutſchland (1046). Jetzt lebte er eine Zeitlang am Hofe Heinrichs III, dann ſcheint er ins Kloſter zu Clugny zurück gegangen und zu deſſen Prior erwählt worden zu ſeyn.

Dort traf ihn Leo IX, der, auf der Synode zu Worms vom Kaiſer Heinrich III zum Pabſte erwählt, auf der Reiſe nach Rom begriffen war. Leo, wahrſcheinlich ſchon früher mit ihm und ſeinen großen Geiſtesfähigkeiten bekannt, nahm ihn mit ſich nach Rom, folgte ſeinen Rathſchlägen und ernannte ihn zum Abt des Kloſters St. Paulus und zum Subdiaconus der römiſchen Kirche. Von dieſer Zeit an, alſo vier und zwanzig Jahre früher als er Pabſt wurde, leitete Hildebrand alle Angelegenheiten des päbſtlichen Stuhles.

Eben damals hatte Kaiſer Heinrich III angefangen den in der Kirche eingeriſſenen Aergerlichkeiten und Verwirrungen entgegen zu arbeiten. Er hatte die drey Päbſte, die im Jahre 1045 faſt zugleich den päbſtlichen Stuhl durch Kauf beſtiegen und durch Zwietracht geſchändet hatten, abgeſetzt; hatte an deren Stelle einen deutſchen Biſchof, der unter dem Namen Clemens II regierte, zum Pabſt ernannt, und dabey befohlen, daß künftig kein Pabſt ohne Geheiß oder Genehmigung des Kaiſers erwählt werden ſollte. Ueberdieß ſuchte er dem eingeriſſenen Handel mit geiſtlichen Aemtern und den ärgerlichen Ausſchweiſungen der Geiſtlichkeit zu ſteuern. Aber eine Verbeſſerung der Kirche, die vom Kaiſer (alſo einem Laien) und nicht von der Kirche oder deren Oberhaupt ausging, ſchien dem an ſtrenge Ordnung gewöhnten und mit dem Ideal der Hierarchie erfüllten Hildebrand eine Entwürdigung der Kirche und ihres Oberhauptes. Der Pabſt ſelbſt (das war ſein Plan) ſollte die Kirche von eingeriſſenen Fehlern reinigen, ſollte ſie aller Abhängigkeit vom Staate entziehen, ja über denſelben erheben, und ſich in ihr zum uneingeſchränkten Oberhaupte machen.

Von dieſen Ideen getrieben und nach dieſem Ziele hinſtrebend handelte er, jetzt als Rathgeber der Päbſte, ſpäterhin als Pabſt. Deswegen beredete er den Pabſt Leo IX (1049), ſich mit der Wahl von Seiten des Kaiſers nicht zu begnügen, ſondern ſich von dem Volke und der Geiſtlichkeit zu Rom aufs neue wählen zu laſſen. Als darauf Leo im Jahr 1054 geſtorben war, ging er im Auftrag des römiſchen Klerus und Volkes nach Deutſchland, und erbat ſich vom Kaiſer Heinrich III den angeſehenen Biſchof von Eichſtädt Gebhard, zum Pabſt, der auch, als Victor II, den päbſtlichen Stuhl beſtieg (1054) und kräftig gegen Simonie und Veräußerung der Kirchengüter eiferte. Im Namen dieſes Pabſtes oder als deſſen Legat zog er im Jahr 1055 nach Frankreich, um die Sitten des dortigen Klerus zu verbeſſern, und die Vergehungen gegen die Kirchengeſetze zu beſtrafen. Er hielt deshalb eine Synode zu Lion, wo er ſechs Biſchöfe, die verſchiedener Verbrechen überwieſen waren, abſetzte, und niemand fand dieſes Verfahren auffallend oder ordnungswidrig. Auch der folgende Pabſt, Stephan IX (1057 — 1058), ehrte Hildebrands Geiſtesüberlegenheit und Wirkſamkeit. Ihn hatte er als ſeinen Legaten nach Deutſchland geſchickt, und ſterbend befahl er, die neue Pabſtwahl ſo lange zu verſchieben, bis derſelbe aus Deutſchland zurückgekehrt ſeyn würde. Freylich fand dieſer Befehl nicht allgemeines Gehör: eine Parthey wählte ſtürmiſcher Weiſe Benedict X zum Pabſt; allein Hildebrand, ſchon auf der Rückreiſe begriffen als Stephan IX ſtarb, wußte es ſo einzuleiten, daß der Biſchof Gerhard von Florenz mit Genehmigung der Kaiſerin Agnes, der Vormünderin ihres Sohnes Heinrichs IV (Heinrich III war 1056 geſtorben), den päbſtlichen Stuhl beſtieg. Die Gegenparthey mußte ſich unterwerfen, und er ſelbſt führte den Pabſt ſeiner Wahl, der ſich Nicolaus II nannte, nach Rom (1059). Von ihm wurde er zum Archidiaconus der römiſchen Kirche, d. h. zum Hauptgehülfen der päbſtlichen Regierung, ernannt, und unter ihm traf er wichtige Vorbereitungen zur Ausführung ſeines großen Planes. Zuerſt ward, wahrſcheinlich auf ſeinen Rath, eine Lehnsverbindung mit den Normannen in Unteritalien angeknüpft. Nicolaus II belehnte nämlich (1059) ihren tapfern Anführer, Robert Guiscard, gegen das Verſprechen der Vaſallentreue und einer jährlichen Abgabe, mit Apulien und Calabrien, wodurch der päbſtliche Stuhl nicht nur die Oberherrſchaft über ein anſehnliches Fürſtenthum, bekam, ſondern auch ein Heer tapfrer Vaſallen, zum Schutz gegen die Angriffe weltlicher Großen. Ferner ward unter Nicolaus II die mayländiſche Kirche, deren Biſchöfe nebſt denen von Ravenna am längſten unter den italieniſchen Biſchöfen ihre Kirchenfreyheit behauptet hatten, der römiſchen unterworfen. Aber am wichtigſten war die neue Anordnung, die im Betreff der Pabſtwahl unter Nicolaus II zu Stande gebracht wurde.

In den älteſten Zeiten hatte der römiſche Klerus nebſt andern Mitgliedern der Gemeinde den römiſchen Biſchof erwählt; dann hatten die chriſtlichen Beherrſcher Roms, vornehmlich wenn Zwiſtigkeiten entſtanden, die Wahl des römiſchen Biſchofs unter ihre Aufſicht und Entſcheidung gezogen. Von Juſtinians Zeiten an war dieſe Wahl von den griechiſchen Kaiſern abhängig. Als ſich Rom gegen Ende des achten Jahrhunderts den fränkiſchen Königen unterwarf, übernahmen dieſe die Beſtätigung der Päbſte, doch überließen ſie die Wahl ſelbſt dem Klerus und dem Volke. Und ſo blieb es auch unter den Ottonen. Nicht nur der ganze Klerus der römiſchen Kirche, ſondern auch die Großen und das Volk hatten immer ihren Antheil an den Wahlen behauptet; die Kaiſer aber hatten das Beſtätigungsrecht in Anſpruch genommen, und verlangten, daß die Wahlen in Gegenwart ihrer Abgeordneten vollzogen werden ſollten, ja oft hatten ſie ſelbſt, wie vornehmlich Heinrich III, den neuen Pabſt ernannt. Dieſe Einrichtung ſchien der Freyheit und dem Glanze des päbſtlichen Stuhles entgegen, und oft waren durch ſie Unruhen und Spaltungen in Rom entſtanden. **Nicolaus II** verordnete daher (1059), daß künftig weder Adel noch Volk einigen Antheil an den Pabſtwahlen haben, ſondern daß dieſe von dem Klerus allein, und zwar von einem Ausſchuß deſſelben, den Cardinälen, vollzogen werden ſollten; jedoch mit Vorbehalt der dem Kaiſer ſchuldigen Ehre, wenn ſie ihm vom apoſtoliſchen Stuhle zugeſtanden worden wäre: — ein leerer Zuſatz, der nichts weiter ſagte, als daß der Kaiſer das Recht, den Pabſt zu beſtätigen, jedes Mal erſt vom Pabſt erhalten ſollte. — Auf dieſe Weiſe erhielten die Cardinäle das Recht, den Pabſt zu wählen, das ſie bis auf unſre Zeiten behauptet haben.

Wie vielen Antheil Hildebrand an dieſen wichtigen und folgereichen Verfügungen hatte, läßt ſich nicht genau beſtimmen; daß er aber Antheil daran hatte, darf um ſo weniger bezweifelt werden, je mehr ſie ſeinen Planen entſprachen, je eifriger er ſelbſt an ihrer Befeſtigung arbeitete, und je größer der Einfluß war, den er durch ſeine Geiſtesüberlegenheit ſchon damals behauptete.

Um die neue Verordnung im Betreff der Pabſtwahl aufrecht zu erhalten, hatte Hildebrand, oder durch ihn Nicolaus II, ſeinen neuen Vaſallen, den Normannen, einen Eid abgenommen, daß ſie hinfort nur den als Pabſt erkennen und beſchützen ſollten, den die Cardinäle gewählt haben würden. Aber Adel und Volk zu Rom war dagegen. Als Nicolaus II (1061) geſtorben war, ſo ließen ſie den Kaiſer Heinrich IV bitten, daß er ſelbſt einen Pabſt ernennen möchte. Doch Hildebrand, an der Spitze der Cardinäle und des ganzen römiſchen Klerus, beſtand auf der neuen Verordnung, und Heinrichs IV Minderjährigkeit, die Verwirrung, die damals in Deutſchland herrſchte, und der Schutz der Normannen, die an den päbſtlichen Stuhl geknüpft waren, konnte ihm Muth und Nachdruck dazu verleihen. Wirklich brachte er es auch dahin, daß Honorius II, den der kaiſerliche Hof auf einer Synode zu Baſel erwählt hatte, zurückſtehen mußte, und daß dagegen Anſelmus, Biſchof von Lucca, den er am 1. Oct. 1061 von den Cardinälen wählen ließ, unter dem Namen Alexander II den päbſtlichen Stuhl beſtieg.

Dieſer neue Pabſt behauptete ſich trotz aller Anſtrengungen des Gegenpabſtes Honorius, und folgte, wie ſeine Vorgänger, der Leitung Hildebrands. Durch ihn ward das Unternehmen Wilhelms des Eroberers gegen England, das dem päbſtlichen Stuhl vortheilhaft ſchien, unterſtützt, und dagegen die Widerſetzlichkeit der mayländiſchen Kirche und der fortdauernde Kampf geiſtlicher Würden und Pfründen beſtritten. Insbeſondere aber mußte Heinrich IV ſchon damals erfahren, wie der Pabſt ſich ſeinen Wünſchen im Betreff einer Eheſcheidung widerſetzte. Doch war dieß nur ein geringes Vorſpiel der großen Demüthigungen, die er wenige Jahre darauf leiden mußte, als Hildebrand ſelbſt Pabſt geworden war.

Letzteres geſchah im Jahr 1073. Nachdem nämlich Alexander II am 21. April 1073 geſtorben war, verlangte das römiſche Volk ſtürmiſch, daß Hildebrand Pabſt werden ſollte; auch die Cardinäle ſtimmten dafür. Er ſelbſt war, wie er ſchreibt, entgegen, doch muſte er dem Ungeſtüm, der auf ihn eindrang, nachgeben. Aber woher es kam, daß er Bedenken trug eine Würde anzunehmen, deren Gewalt er ſchon ſeit vielen Jahren ausgeübt hatte, läßt ſich ſchwerlich entſcheiden. Empfand er etwa die Beſtürzung, die den Menſchen ergreift, der endlich an dem Ziele ſeiner Wünſche ſteht? Oder war er darüber bekümmert, daß es bey ſeiner Wahl ſtürmiſch zugegangen? Oder gab er nur Bedenklichkeit vor, um den kaiſerlichen Hof für die Anerkennung ſeiner Würde zu gewinnen? Vielleicht wirkten alle dieſe Gründe zuſammen, und der letzte am meiſten.

Die Nachricht nämlich von ſeiner Wahl erregte in Deutſchland und Italien große Beſtürzung. Sein Name war das Schrecken der daſigen Biſchöfe. Sie kannten ſeine Feſtigkeit und fürchteten ſeine Strenge. Sie baten daher Heinrich IV dieſe Wahl, die ohne ſein Vorwiſſen geſchehen ſey, für ungültig zu erklären. Allein Hildebrand, oder, wie er nunmehr ſich nannte, Gregor VII, kam ſeinen Gegnern zuvor. Er erklärte, entweder ſchriftlich in einem Briefe, den er gleich nach ſeiner Wahl an den Kaiſer erließ, oder mündlich einem kaiſerlichen Abgeordneten, der nach Rom kam: "er habe die Pabſtwürde nur angenommen, um den Ungeſtüm des Volkes zu beſchwichtigen; aber er habe durchaus ſich nicht einweihen laſſen, weil er

Hoffnung hege, durch Hülfe des Kaiſers von der ihm zu ſchweren Laſt wieder befreyt zu werden." Der Kaiſer war mit dieſer Erklärung zufrieden; er beſtätigte Gregors Wahl und befahl, ihn einzuweihen. Dieß geſchah den 29. Jun. 1073.

Immer ſuchte man in Rom (was gewiß viel zur Erhebung der Pabſtmacht beytrug) einen Mann zum Pabſt zu wählen, der in den Geſchäften der Kirche geübt war, und das Feld kannte, auf dem er wirken ſollte; aber ſo gut vorbereitet, als Gregor VII, hatte wohl noch keiner den päbſtlichen Stuhl beſtiegen. Mit einem hohen, vielumfaſſenden Geiſte verband er eine ungemeine Thätigkeit, und mit dem Ehrgeiz des großen Mannes, der große Plane auffaßt, eine Klugheit und Feſtigkeit, die meiſtentheils ihr Ziel erreicht. Auch war er ſchon ſeit vielen Jahren mit allen Bedürfniſſen und Angelegenheiten der Kirche und des römiſchen Stuhles vertraut. Er kannte die innern Verhältniſſe Italiens, Deutſchlands und Frankreichs, wo er öfters als päbſtlicher Legat ſich aufgehalten hatte; er kannte die verſchiedenen Partheyen, kannte den perſönlichen Character der Regenten und ihrer Großen, und fühlte ſeine Ueberlegenheit. In Rom ſelbſt war er ſchon längſt ſo angeſehen und gefürchtet, daß noch vor ſeiner Stuhlbeſteigung ſein Freund, der Cardinal Damiani, ihn ſpöttiſch "den heiligen Satan" nannte, und "den Herrn des

Pabſtes, dem man, wolle man zu Rom leben, mehr gehorchen müſſe, als dem Pabſte ſelbſt.“

Gregor VII beſtieg den apoſtoliſchen Stuhl mit dem ſchon erwähnten und klüglich vorbereiteten Plane, die Kirche von allem Einfluß der weltlichen Macht loszureißen, dieſe jener zu unterordnen, und den Pabſt über alles zu erheben. Sollte aber dieſer Plan gelingen, ſo mußten zuerſt zwey große Umänderungen erfolgen. Die Geiſtlichkeit mußte von Familienbanden losgeriſſen, und die Ertheilung geiſtlicher Stellen und Pfründen den Händen der Weltlichen völlig entzogen werden; denn ſo lange die Geiſtlichen noch Weib und Kind hatten, hingen ſie zu ſehr mit dem Staate zuſammen, als daß ſie der Kirche gänzlich angehörten; und ſo lange Könige und Fürſten Bißthümer, Abteyen und andere geiſtliche Stellen, wie ſeither, ertheilen konnten, war die Kirche nicht frey, ſondern abhängig vom Staate und deſſen Einfluß. Die Ausführung dieſer Umänderungen war ſchwierig, doch nicht unmöglich, und erleichtert wurde ſie durch die Aergerlichkeiten, die damals die Kirche entehrten, durch die Sittenloſigkeit der Geiſtlichen und durch den ſchnöden Verkauf geiſtlicher Stellen. Je tiefer nämlich dieſe Aergerlichkeiten von Vielen empfunden wurden, und je öfter ſchon frühere Päbſte dagegen gekämpft hatten, deſto nöthiger mußte ihre Abſtellung erſcheinen, und deſto nachdrücklicher konnte

Gregor ſie bekämpfen. Und er ſäumte nicht, mit jener lebendigen und heroiſchen Kraft, die ihm eigen war, dieſen Kampf zu beginnen.

Bald nach ſeiner Wahl unterſagte er dem Kaiſer Heinrich IV und dem König von Frankreich, Philipp I den ärgerlichen Handel mit geiſtlichen Stellen, und erklärte ihnen unverholen, er werde, wenn ſie dabey beharrten, mit allem Nachdruck ſeiner Macht gegen ſie verfahren.

Hierauf hielt er im zweyten Jahr ſeiner Regierung (1074) eine Synode zu Rom, um die ehelichen Verbindungen der Geiſtlichen und die herrſchende Simonie mit der Wurzel auszurotten. Die Prieſter, verordnete er, ſollten bey Strafe des Bannes durchaus ehelos leben, und die verheyratheten ihre Weiber entlaſſen oder abgeſetzt werden; kein Laie aber ſollte, gleichfalls bey Strafe des Bannes, bey einem verheyratheten Prieſter beichten oder Meſſe hören, oder einer andern von ihm verrichteten gottesdienſtlichen Handlung beywohnen. — Im Betreff der Simonie wurde nicht nur der Kauf und Verkauf geiſtlicher Stellen bey Strafe des Bannes verboten, ſondern auch jede Belehnung der Geiſtlichen von Seiten der weltlichen Fürſten, oder die Inveſtitur. “Wer künftig”, lautete der Beſchluß, “ein Bißthum, oder “eine Abtey oder eine andere Kirchenſtelle aus der “Hand eines Laien annimmt, der ſoll gar nicht

“ unter die Biſchöfe, Aebte oder Kirchendiener gerechnet werden; die Gnade Petri und der Eingang in die Kirche ſollen ihm verſchloſſen ſeyn, bis er die Stelle, die er durch ein Verbrechen erlangt, wieder aufgegeben haben wird; und eben ſo ſoll der Kaiſer, König, Herzog, Graf und jeder Laie, der ſolche Belehnung ertheilt, beſtraft werden ”. Dieſe Beſchlüſſe ſendete Gregor in alle, unter ſeiner Leitung ſtehende Reiche, beſonders nach Frankreich, Spanien, England und Deutſchland, mit dem gemeſſenen Befehl an die Biſchöfe, die Beobachtung derſelben zu erwirken.

Große Stürme erfolgten! Die Fürſten wollten ihren Antheil an der Beſetzung geiſtlicher Stellen, und namentlich ihr Belehnungsrecht nicht aufgeben; die Geiſtlichen aber wollten ihre Weiber nicht von ſich laſſen. Sie tobten laut gegen den Pabſt, “ der die Menſchen zwingen wolle, wie Engel zu leben ”, und ihre Wuth ſtieg an einigen Orten (namentlich Deutſchlands) bis zur Empörung gegen die Biſchöfe, die auf die Eheloſigkeit beſtanden. Gregor ſah ruhig in dieſe Stürme, ohne doch zu verſäumen, was ſeinen Beſchlüſſen Nachdruck verſchaffen konnte. Denn während er die Wuth der Geiſtlichen austoben ließ, ſorgte er dafür, daß durch ſeine Legaten und Mönche die Idee von der Verdienſtlichkeit des eheloſen Lebens der Geiſtlichkeit immer weiter verbreitet, und den verheyratheten Geiſtlichen immer mehr Achtung und Wirkſamkeit entzogen wurde. Auch hielt er ſtreng auf ſeine Verordnung im Betreff der Simonie und Inveſtituren, und ſtellte zur Vertheidigung derſelben folgende Gründe auf. „Was einmal der Kirche geſchenkt iſt, gehört ihr einzig und in Ewigkeit"; ferner, „das Weltliche, was die Kirche beſitzt, kann von dem Geiſtlichen nicht getrennt werden, weil eine ſolche Trennung eine Zerſtörung der Einheit der Kirche ſeyn würde, und die Kirche in dieſer Welt eben ſo wenig ohne körperliche Dinge beſtehen kann, als der Menſch in dieſem Leben ohne Leib. Da nun der weltliche Fürſt unfähig ſey, einem Biſchof das Geiſtliche zu ertheilen, ſo ſey er auch unfähig, ihm das Weltliche zuzuſprechen".

Doch nicht genug, daß er den weltlichen Fürſten allen Einfluß auf die Kirche zu entziehen ſuchte, ſo ſuchte er ſie auch dem apoſtoliſchen Stuhle zu unterwerfen, und ihre Reiche demſelben lehn- und zinspflichtig zu machen. „Denn", ſprach er, „wenn die Apoſtel (deren Gewalt dem Pabſt übertragen iſt) im Himmel binden und löſen können: ſo müſſen ſie auch auf der Erde Kaiſerthümer, Königreiche, Fürſtenthümer und eines jeden Güter nach Verdienſt geben und nehmen können. Wenn ſie ferner über das Geiſtliche als Richter beſtellt ſind, ſo müſſen ſie es auch über das Weltliche ſeyn.

Wenn ſie endlich über die Engel richten werden, ſo müſſen ſie noch weit mehr über die Knechte dieſer Engel, über weltliche Fürſten, richten können".

In Kraft ſolcher Behauptungen machte Gregor an die meiſten der damaligen Staaten Europas Anforderungen, die er noch auf beſondere Gründe baute. Die Kaiſerwürde erklärte er für ein päbſtliches Lehen. Spanien, ſchrieb er (1073), ſey von alten Zeiten her ein Eigenthum des heiligen Petrus geweſen, und gehöre noch immer, obgleich es lange unter den Händen der Heiden (d. i. der Araber) geſtanden, niemand als dem apoſtoliſchen Stuhle: und König Sancho mußte ihm einen Zins von 500 Goldſtücken zahlen. Von Frankreich verlangte er (1080), daß jedes Haus jährlich wenigſtens einen Denar dem heiligen Peter bezahlen ſollte. Deutſchland überhaupt betrachtete er als abhängig von päbſtlicher Leitung, und in Rückſicht Sachſens behauptete er (1078), dieß Land ſey von Karl dem Großen mit Hülfe des heiligen Petrus überwunden, und dafür demſelben geſchenkt worden. Böhmen mußte ihm 100 Mark Silber entrichten. Dem Herzog von Polen, Boleslav II, ertheilte er die Erlaubniß die Königskrone zu tragen (1077), und entriß ſie ihm wieder, als derſelbe den Biſchof von Krakau getödtet hatte. Selbſt den Großfürſten Rußlands, Demetrius, ſuchte er (1075) von dem päbſtlichen Stuhle abhängig zu machen. Ungern, behauptete er (1074), ſey dem heiligen Peter vom König Stephan I geſchenkt worden, und er gab daher dem damaligen König Salomo einen ſcharfen Verweis, daß dieſer ſein Reich vom Kaiſer Heinrich IV zu Lehn genommen habe. Dem Herzog von Croatien und Dalmatien gab er (1077) den erbetenen Königstitel, unter der Bedingung, daß derſelbe jährlich 200 Goldſtücke erlegen ſollte. Sardinien und Korſika nahm er (1073) als eigenthümliches Zubehör des römiſchen Stuhles in Anſpruch. In Italien brachte er es dahin, daß die reiche und mächtige Markgräfin Mathilde von Toscana, ſeine Freundin, der römiſchen Kirche alle ihre Beſitzungen vermachte. Der Herzog Richard von Capua mußte ihm (1073) den Eid der Treue leiſten, und einen andern normänniſchen Fürſten, den Herzog von Apulien und Calabrien, Robert Guiscard, that er in den Bann (1074), als ſich derſelbe den übernommenen Lehnspflichten entziehen wollte. Den König von Dänemark, Swen III, ermahnte er (1075), ſein Reich dem heiligen Peter mit gebührender Andacht zu übergeben und von deſſen Anſehn Hülfe und Unterſtützung zu erwarten. Nach England ſchrieb er an König Wilhelm den Eroberer, Gott habe zwey Lichte[illegible]rſchaffen, eines, das den Tag, und ein anderes, das die Nacht regiere; und eben ſo werde auch die Welt im Groſſen durch die apoſtoliſche und im Kleinen durch die weltliche Macht regiert. Da aber der kraftvolle Wilhelm ſich ihm nicht unterwerfen wollte, ſo gebrauchte er gegen ihn Schmeicheleyen, und erwirkte wenigſtens die Auszahlung des ſeit einiger Zeit ausgebliebenen Peterpfennigs.

Wie weit er überhaupt in ſeinen Anmaßungen ging, wird aus den ſieben und zwanzig Dictaten deutlich, die, wenn auch nicht von ihm ſelbſt verfaßt, doch in ſeinem Geiſte niedergeſchrieben ſind. Daſelbſt heißt es unter andern: "Die römiſche Kirche iſt allein von dem Herrn gegründet; — der Pabſt allein kann Biſchöfe abſetzen und wieder einſetzen, ohne deshalb eine Synode zu halten; — ſein Legat hat überall den Vorſitz; — mit Leuten, die er in den Bann gethan, darf niemand unter einem Dache leben; — er allein darf neue Kirchengeſetze und neue Kircheneinrichtungen aufſtellen; — er allein kann ſich des kaiſerlichen Schmuckes bedienen, und ihm allein müſſen alle Fürſten die Füße küſſen; — ihm ſteht es zu, die Kaiſer abzuſetzen; — ohne ſeine Verordnung darf keine Synode eine allgemeine genannt werden; — ſein Urtheil kann von niemand aufgehoben werden, er allein kann es aufheben; — er da[illegible]von niemand gerichtet werden; — niemand darf einen, der an den apoſtoliſchen Stuhl appellirt hat, verdammen; — alle größeren Angelegenheiten jeder Kirche müſſen vor dieſen Stuhl gebracht werden; — die römiſche Kirche hat nie geirrt und wird niemals irren; — wenn der Pabſt erwählt iſt, ſo wird er durch die Verdienſte Petri heilig; — wer mit der römiſchen Kirche nicht übereinſtimmt, wird für keinen Rechtgläubigen gehalten; — der Pabſt kann die Unterthanen eines böſen Fürſten vom Eid der Treue losſprechen".

Solche Anmaßungen hätten vielleicht durch kräftiges Gegenwirken der Fürſten und durch freyen Gebrauch der Bibel niedergeſchlagen werden können; aber weder das Eine, noch das Andere fand Statt. Gregor ſelbſt wußte beyden zu begegnen. Das Bibelleſen wurde von ihm nicht befördert, ſondern unterdrückt. So ſchrieb er unter andern dem Herzog Wratislav von Böhmen *): "wiederholtes Nachdenken habe ihn überzeugt, daß es mit Recht der Wille des allmächtigen Gottes ſey, die heilige Schrift gewiſſen Gegenden verborgen zu halten, damit ſie nicht zu gemein oder gar verächtlich

---

*) Dieſer Brief iſt der eilfte im ſiebenten Buche der Briefe Gregor's (Registrum Gregorii).

lich würde, und, ſchlecht verſtanden, beſchränkte Menſchen zum Irrthum verleitete". Um aber auch das kräftige Gegenwirken der Fürſten zu unterdrücken, begann er, kaum frey von einer großen Lebensgefahr *), den berühmten Kampf mit Heinrich IV, wohl überzeugt, daß wenn er den deutſchen König, der als Kaiſer für den erſten Fürſten der Chriſtenheit, und für den Oberherrn des Pabſtes galt, und der zugleich der Simonie am meiſten beſchuldigt war, unterdrücken könnte, auch die andern chriſtlichen Fürſten ſeine Obergewalt anerkennen würden.

Der Gang dieſes Kampfes braucht hier nicht erörtert zu werden. Schon oben im Leben Heinrichs IV iſt erzählt worden, wie Gregor mit Anfang des Jahres 1076 Heinrich'n zur Verantwortung nach Rom beſchied; dann, von ihm für abgeſetzt erklärt (Worms, im Jan. 1076), zu Oſtern 1076 Bannfluch und Thronentſetzung über ihn ausſprach, ihn dadurch in eine drangvolle Lage ſtürzte

und

---

*) Cenci, ein reicher und angeſehner Römer, war wegen vieler Gewaltthätigkeiten von Gregor mit dem Bann belegt worden. Um ſich zu rächen, drang er am Chriſtabend (1075) in die Kirche, wo Gregor Meſſe las, ergriff ihn bey den Haaren, und ſchleppte ihn unter vielen Mißhandlungen in einen ſeiner Thürme. Aber die Römer nahmen ſich ihres Pabſtes an, und befreyten ihn aus den Händen des Wütherichs.

und zu Canoſſa demüthigte (Jan. 1077); wie ferner Heinrich ſich wieder erhob (1077 — 1079), den Gegenkönig Rudolf, den Gregor nach langem Zögern anerkannte (März 1080), glücklich bekämpfte (Oct. 1080), hierauf mit dem neuen Pabſt, Clemens III, den er zu Brixen (Jun. 1080) erwählt hatte, nach Italien zog (1081), und Rom nach dreyjähriger Einſchließung in ſeine Hände bekam (Oſtern 1084). Aber zugleich iſt auch gezeigt worden, wie anmaßend und leidenſchaftlich Gregor in dieſem Kampfe gegen Heinrich'n verfuhr, und wie doppelzüngig ſein Betragen gegen die Sachſen war, die im Vertraun auf ihn den Herzog Rudolf zum König erwählt hatten. Zwar hat man in neuern Zeiten dieß alles mit großem Aufwand von Scharfſinn zu vertheidigen geſucht; aber das innere Gefühl ſträubt ſich gegen dieſe Vertheidigungen, und es drängt ſich die Bemerkung auf, daß Gregor VII nicht handelte als erſter Lehrer einer Religion, die Liebe, Sanftmuth und Verſöhnlichkeit predigt, ſondern als ein ſtolzer Herrſcher, der ſeine Anmaßungen gebieteriſch durchzuſetzen ſucht, und jedes Aufſtreben dagegen als eine Verletzung des Heiligſten und Ehrwürdigſten behandelt.

Doch wie ſehr wir Gregors Betragen in dieſer Hinſicht mißbilligen, eben ſo ſehr fühlen wir uns auch gedrungen, achtungsvoll die männliche Standhaftigkeit anzuerkennen, die er im Unglück bewies; wie er mitten im größten Gedränge nie ſeiner Würde etwas vergab, nie von ſeinen Planen wich, nie die Feſtigkeit ſeines Characters verleugnete.

Als er der Gefahr ausgeſetzt war, von Heinrich'n überfallen zu werden (am Ende des Jahres 1080), und ſich, um Schutz zu finden, mit dem normänniſchen Herzog Robert, ſeinem Lehnsmann, den er 1074 in Bann gethan hatte, wieder ausſöhnte, weigerte er ſich dennoch, den Beſitz der päbſtlichen Güter, die derſelbe an ſich gebracht hatte, aufzugeben. Als dann (im März 1081) Heinrich in Italien einfiel, erneuerte er gegen ihn den Bannfluch, und verbot zugleich Kirchengut zum Krieg gegen ihn, als zu einem weltlichen Gebrauch, anzuwenden. Schon eingeſchloſſen in Rom (1081), erklärte er, daß er den Gegner Heinrichs, den die Deutſchen zum König erwählt hatten, Heinrich von Luxemburg, nur dann anerkennen würde, wenn derſelbe der Kirche den ſchuldigen Gehorſam verſprochen hätte. Im Jahr 1083 ſetzten ihm die belagerten Römer ungeſtüm zu, daß er mit Heinrich'n Friede machen ſollte, und Heinrich ſelbſt war dazu bereit, wenn ihn Gregor zum Kaiſer krönen wollte. Doch dieſer erklärte ſtandhaft, "nicht eher würde er mit Heinrich'n unterhandeln, als bis derſelbe ſich wieder mit der Kirche ausgeſöhnt hätte". Als er endlich, nach Heinrichs Abzug (Apr. 1084) von den Normännern aus der Engelsburg befreyt worden war, ſo wiederholte er ſogleich gegen ihn und deſſen Anhang den vorigen Bannfluch.

Aber ſeine Retter ſelbſt brachten ihm Verderben. Bey der Einnahme Roms und der Engelsburg hatte die wilde Schaar der Normänner Raub, Mord, Brand und andere rohe Ausſchweifungen verübt. Dadurch ward das römiſche Volk zur Verzweiflung getrieben, und die Normannen ſahen ſich genöthigt, ſchon nach drey Tagen wieder abzuziehen. Ihnen folgte Gregor, der ſeines Lebens zu Rom nicht mehr ſicher war, weil er als Urheber des Vorgefallenen angeſehen wurde. Er ging erſt nach Monte-Caſſino, dann in das feſte Salerno, wo eine Erſchöpfung ſeiner Kräfte ſeinem Leben ein Ende machte. Er ſtarb den 25. Mai 1085.

Sein Abſcheiden von dieſer Welt wird verſchieden erzählt, je nachdem die Erzähler Liebe oder Abneigung bewegte. Nach einigen ſoll er auf ſeinem Sterbebette ſeine Sünden bereut, und den über den Kaiſer Heinrich und deſſen Anhang ausgeſprochenen Bann zurückgenommen haben. Allein nach andern ſtarb er mit einem unverſöhnlichen Gemüth, indem er dieſen Bannfluch erneuerte, aber auch im feſten Vertrauen auf die Redlichkeit ſeiner Abſichten und Handlungen und mit dem Ausruf: „Ich habe Gerechtigkeit geliebt und „Gottloſigkeit gehaßt, und darum ſterbe ich in „der Verbannung"!

Es iſt ſchwer, über ihn zu urtheilen. Schon ſeine Zeitgenoſſen haben ſehr viel Gutes und ſehr viel Böſes über ihn geſagt, und noch jetzt findet man in ihm eben ſo viel Tadelns- als Lobenswürdiges. Denn leugnen läßt ſich nicht, daß ſein Wirken, auf irrige Vorausſetzungen gebaut, der Ruhe der Staaten, der Freyheit des Geiſtes und den natürlichen Gefühlen des Menſchen entgegen trat; daß er eitle Anmaßungen ſich erlaubte, und einzelne Behauptungen aufſtellte, deren Ungrund er bey ſeinem ſcharfſichtigen Geiſte ſelbſt einſehen mußte; daß er unbekümmert um die Moralität der Mittel ſein Ziel verfolgte, und das Heiligſte und Ehrwürdigſte, die Religion, zur Dienerin ſeiner Herrſchſucht brauchte. Aber wahr iſt es auch, daß er durch Geiſtesgaben, Characterkraft und ſtrenge Sitten weit über gewöhnliche Menſchen hervorragte, und nimmer mögen wir in Abrede ſeyn, daß er ſein Hauptſtreben für recht und gut erkannte, da er ſo lebendig davon ergriffen war, ſo ſtandhaft dabey beharrte, und daran alles Glück ſeines Lebens ſetzte. Demnach läßt ſich wohl behaupten, daß er, ein großer, gewaltiger Mann, groß und gewaltig im Geiſt des Pabſtthums handelte; daß er aber auch den eigentlichen Beruf des oberſten Geiſtlichen verkannte, und ſtatt den Ruhm des Kirchenlehrers zu erringen, nur nach der Macht des Kirchenfürſten trachtete.

Inhalts.

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von dem Vergleich zu Verdun bis zum Anfang der Kreuzzüge 843 — 1096.

Einleitung: Allgemeine Bemerkungen über den Umfang, Schauplatz und Charakter der Hauptbegebenheiten dieſer Periode. Kurze Ueberſicht, und Plan zur Darſtellung derſelben. S. 3 — 11

Erſtes Kap. Von dem Verfall des fränkiſchen Reiches.

I. Von der Herrſchaft der ſpätern Karolinger.

1) Lothar und deſſen Nachkommen, oder die Karolinger in Italien. — Lothar I. ſ. 855; Ludwig II. ſt. 875; Lothar II. ſ. 869; Karl ſt. 863 — S. 12

2) Ludwig der Deutſche und deſſen Nachkommen, oder die Karolinger in Deutſchland. — Ludwig der Deutſche, ſt. 876; Karlmann, ſt. 880; Ludwig der Jüngere, ſt. 882; Karl der Dicke, abgeſetzt 887; Arnulf, ſt. 900; Ludwig das Kind, ſt. 911. — S. 14

3) **Karl der Kahle und deſſen Nachkommen, oder die Karolinger in Frankreich.** — Karl der Kahle, ſt. 877.; Ludwig II. ſt. 879; Ludwig III. und Karlmann, ſt. 882. 884 (niederburgundiſches Reich); Karl der Dicke, abgeſetzt 887. — Odo, Graf v. Paris (oberburgundiſches Reich): Karl der Einfältige, ſt 929. Robert — Rudolf, 936; Ludwig der IV. ſt. 954; Lothar, ſt. 986; Ludwig V. ſt. 987. Hugo Capet — S. 20

II. Von den Zerrüttungen im Innern der fränkiſchen Staaten.

1) Im Allgemeinen: **Erhebung der weltlichen Großen, und der Geiſtlichkeit: — Urſachen und nachtheilige Folgen von beyden.** S. 27

2) Im Beſondern: **A. Zerrüttungen in Frankreich unter Karl dem Kahlen, Ludwig III. und Ludwig IV.** S. 30. — B. Zerrüttungen in Deutſchland: Ludwig der Deutſche widerſtrebt ihnen; erſt unter Karl dem Dicken brechen ſie aus. Arnulf vermag wenig gegen ſie, und furchtbarer erneuern ſie ſich unter Ludwig dem Kinde. S. 33. — C. Zerrüttungen in Italien: Berengar von Friaul und Guido von Spoleto; Kronſtreitigkeiten bis Otto I.; Italien zerfällt in eine Menge Herrſchaften. S. 34

III. Von den Raubzügen der Normänner und Ungern.

1) Von den Normännern: **Abkommung, Wohnſitze und Ausbreitung derſelben,** S. 38. — Angriffe derſelben auf Frankreich (wo ſie ſich die Normandie erkämpfen), auf Deutſchland (wo ſie abgewieſen werden) und auf Italien (wo ſie ſich in Unteritalien und Sicilien anſiedeln: Königreich beyder Sicilien). Ihre Anſiedelung in Rußland (Nowgorod und Kiew), Litthauen, Island, Grönland, Nordamerika, England. — Beendigung ihres Umherſtreifens. S. 47.

2) Von den Ungern: Abſtammung, frühere Wohnſitze, und Sitten derſelben. Sie werden Italien und Deutſchland furchtbar, bis auf Heinrich I. und Otto I. S. 51

Zweytes Kap. Deutſchlands Erhebung.

I. Kurze Ueberſicht der Geſchichte Deutſchlands von den älteſten Zeiten bis zum Ausſterben der Karolinger. S. 51 – 55

II. Deutſchland unter dem ſächſiſchen Regentenſtamme, 911 — 1024. Otto der Erlauchte ſchlägt die Krone aus und empfiehlt Konrad I. Dieſer regiert thätig und weiſe, kann aber die innere Ruhe nicht herſtellen, ſt. 918. — Heinrich I. beruhigt Deutſchland, beſiegt die Normänner, Slaven und Ungern, und begründet Deutſchlands innern Wohlſtand, ſt. 936. — Otto der I. hat mit vielen innern Unruhen zu ſchaffen, bekämpft die Slaven, Normänner und Ungern, bringt Italien und die Kaiſerwürde an Deutſchland, verbreitet das Chriſtenthum und erhebt die Geiſtlichkeit, ſt. 973. — Otto II. behauptet ſein Anſehn in Deutſchland und Italien, wird von den Griechen und Saracenen in Unteritalien geſchlagen, entkommt ihnen, und ſtirbt, indem er ſich zur Erneuerung des Kampfes rüſtet 983. — Otto III. blühet zu ſchönen Hoffnungen auf, unterliegt aber bald innerm Gram und den Anfeindungen der Römer, ſt. 1002. — Heinrich II. behauptet ſeine Herrſchaft in Deutſchland und Italien, iſt weniger glücklich gegen Lothringen und Herzog Boleslav; ſtiftet das Biſthum Bamberg; macht die Kaiſerwahl vom Pabſt abhängig, ſt. 1024. — Verfaſſung Deutſchlands unter dem ſächſiſchen Regentenſtamme. S. 55 — 74

III. Deutſchland unter dem fränkiſchen Regentenſtamme, 1024 — 1125. Konrad II. regiert kräftig, bringt Burgund an Deutſchland, ſtiftet den Gottesfrieden, ſt. 1039. — Heinrich III. ſucht, wie ſein Vater,

die

die deutſche Königswürde unumſchränkt zu machen, hält den Pabſt in Abhängigkeit, ſt. 1056. — **Heinrich IV.** hat viele Händel mit den Sachſen, dem Päbſte und mehreren Gegenkönigen; er unterliegt ſeinem Sohne, ſt. 1106. — **Heinrich V.** beruhigt Deutſchland und unterliegt in dem Inveſtiturſtreite, 1125. — Verfaſſung Deutſchlands unter dem fränkiſchen Regentenſtamme. S. 74 — 84

Drittes Kap. Von den übrigen Staaten Europens, namentlich von England.

I. **Spanien und Portugal:** Beſchränkung der Macht der Araber; neue chriſtliche Reiche; Fernando der Große, ſt. 1065 und deſſen Söhne; Alfonſo VII. vereinigt alle chriſtliche Staaten in Spanien. Portugal wird ein eigenes Reich. S. 85

II. **Frankreich:** Die erſten Capetinger ſuchen ihre Macht zu behaupten und zu befeſtigen. S. 86

III. **Das oſtröm. Reich** friſtet ſein Daſeyn. Kaiſer aus dem Hauſe der Macedonier und der Komnenen. S. 87

IV. **Ungern** bildet ſich zu einem Staate, erhält die Königswürde, geräth in Abhängigkeit von Deutſchland; wird erhoben von Ladislav I. S. 88

V. **Polen** fängt an, ſich zu einem Staate zu bilden. S. 89

VI. **Rußland**, Staat zu Nowgorod und Kiew; Ruriks Nachfolger, Wladimir der Große, ſt. 1015. S. 90

VII. In **Scandinavien** macht ſich Dänemark am merkwürdigſten: Swen ſt. 1014; Knut der Große ſt. 1036. S. 91

VIII. **England.** Vereinigung der angelſächſiſchen Reiche durch Egbert. — Einfälle der Dänen. — Alfred der Große (871 — 901) ſchafft Ruhe, und giebt weiſe Geſetze. — Seine Nachfolger. Erhebung der Geiſtlichkeit durch den heil. Dunſtan. — Erneuerte Einfälle der Dänen. — Ethelred II. läßt die in England anſäſſigen Dänen

ermorden 1002. — England kommt unter die Herrſchaft der Dänen (Swen 1013 und Knut der Große, 1016) wird wieder frey, 1042. — Eduard der Bekenner — Harald — Wilhelm der Eroberer, 1066. S. 92 — 97

Viertes Kap. Von dem Urſprung und Fortgang der Pabſtmacht.

Die Pabſtmacht iſt durch zufällige Veranlaſſungen gebildet, S. 98. — Der Pabſt war urſprünglich Biſchof von Rom, und erlangte ſchon als ſolcher großes Anſehn, S. 99. — Er wurde dann Erzbiſchof, bald darauf der erſte unter allen Biſchöfen und erhielt den Titel Papa 607, S. 100. — Er unterwarf ſich die Kirchen in Frankreich, Spanien, England und Deutſchland — bekommt weltliche Macht durch Pipin den Kl. und Karl den Großen, S. 101. Zunehmendes Wachsthum der päbſtlichen Macht durch die Schwäche der Fürſten, durch das Getriebe der Geiſtlichkeit — Decretalen des falſchen Iſidor, S. 104. — Ehrgeiz der Päbſte Nicolaus I., Johann VIII. und Stephan V. S. 104. — Vom Ausgang des 9. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts gerieth das Emporſtreben der Päbſte ins Stocken. — Urſachen hiervon, S. 109. — Erneuertes Aufſtreben der Pabſtmacht und Erhebung derſelben durch Gregor VII. S. 113. — Verſchiedene Wirkungen der Pabſtmacht, nachtheilige und vortheilhafte. S. 114 — 118

Zweyter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von dem Vergleiche zu Verdun bis zum Anfang der Kreuzzüge.

I. Lothar und Waldrade, oder Eheſtreitigkeiten Lothars des Zweyten . . . . S. 119
II. Karl der Dicke 128

III. Arnulfs

III. Arnulfs Kaiſerwürde . . . 147

IV. Adelbert und Hatto, oder Geſetzloſigkeit und Pfaffentücke 154

V. Islands Blüthe und Verfall:

1) Entdeckung und Anbau Islands . . 169

2) Islands Blüthenzeit:

A. Seezüge und Entdeckungen der Isländer. 163

B. Einführung des Chriſtenthums in Island und Folgen hiervon . . 165

C. Literäriſcher Ruhm der Isländer, vorzüglich im Fache der Geſchichte und Poeſie — von der Edda . . . 169

3. Islands Verfall. — Urſachen hiervon — und gegenwärtiger Zuſtand . . 176

VI. Rollo, erſter Herzog der Normandie . 182

VII. Edelſinn des deutſchen Königs Konrad I. 193

VIII. Character-Schilderung Heinrichs I. . 199

IX. Mathilde, Gemahlin Königs Heinrich I. 204

X. Wahl und Krönung Otto's . . 222

XI. Deutſchlands Befreyung von den Ungern. 226

XII. Gefahr und Rettung Otto's II. . 242

XIII. Otto III. am Grabe Adelberts und Karls des Großen 248

XIV. Das Jahr 1000 oder das befürchtete Ende der Welt. 250

XV. Wahl und Krönung Konrads II. . 262

XVI. Leben und Leiden Kaiſers Heinrich IV. 287

XVII. Der Cid 291

XVIII. Alfred der Große . . . 304

XIX. Der heilige Dunſtan und ſeine Umgebungen. 321

XX. Edmund Ironſide und Knut der Große. 334

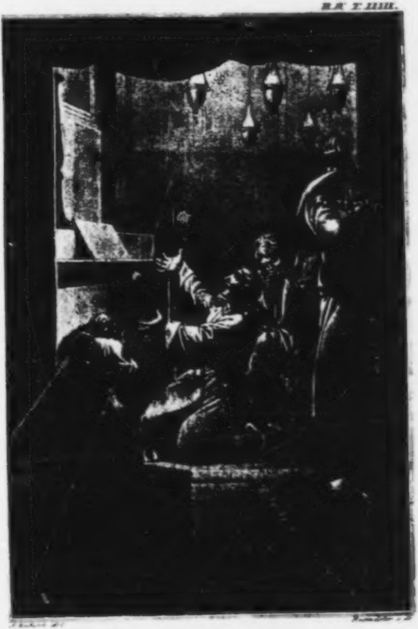
XXI. Wilhelm der Eroberer . . . 340

XXII. Pabſt Sergius II und Kaiſer Ludwig II. 364

XXIII. Die Päbſtin Johanna . . . 368

XXIV. Gregor VII. 371

B.H. T. XXIII.



Gottfried von Bouillon
am Grabe des Erlösers

Hiſtoriſcher Bilderſaal

oder

Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geſchichte.

Ein Lehr- und Leſebuch für gebildete Stände

von

Chriſtian Ferdinand Schulze,

Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Gesch. O. M. A. 208m

Vierten Bandes erſter Theil.

Mit neun Kupfern

nach Schubert'ſchen Zeichnungen.

Wohlfeilere Ausgabe. Ladenpreis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Gotha,
bey Juſtus Perthes. 1819.

Nr [illegible]

Vorrede.

Dem Plane gemäß, der beym Beginnen dieſes Werkes aufgeſtellt wurde, ſollte gegenwärtiger Band die ganze Periode von den Kreuzzügen bis zur Reformation umfaſſen; aber bald zeigte ſich der Reichthum an merkwürdigen Perſonen und Begebenheiten zu groß, als daß er in einen Band zuſammengedrängt werden konnte. Da nun zu hoffen ſtand, es werde den verehrlichen Beſitzern dieſes Werkes angenehmer ſeyn, wenn auf die angefangene und von ihnen gebilligte Weiſe fortgearbeitet würde, als wenn bey dem Streben nach Kürze Unvollſtändigkeit und Ungleichartigkeit der Behandlung entſtände: ſo haben Verfaſſer und Verleger dieſes Werkes kein Bedenken getragen, dieſen Band in zwey Theile zu theilen.

Gegenwärtiger erſter Theil, der ſchon weit ſtärker ausgefallen iſt als ſeine Vorgänger, liefert im erſten Abſchnitt eine in fünf Kapitel getheilte Darſtellung der Hauptbegebenheiten genannter Periode, die, wie jene der früheren Perioden, auch bey dem hiſtoriſchen Unterricht gebraucht werden kann. Darauf folgen im zweyten Abſchnitt die Schilderungen merkwürdiger Perſonen und Ereigniſſe, aber bloß ſolcher, die ſich auf das erſte Kapitel obiger Darſtellung oder auf die Kreuzzüge beziehen.

Mithin fehlen noch die auf die vier folgenden Kapitel Bezug habenden Schilderungen, als der Kampf Friedrichs I. mit den Lombarden, der Sturz Heinrichs des Löwen, das Ende des unglücklichen Konradin, die ſicilianiſche Vesper; ferner die Schilderung der Hanſe und der Fehmgerichte, des edeln Rudolf von Habsburg, der Bildung des Schweizerbundes, der Ermordung

Albrechts I.; dann die Aufhebung des Tempelherren-Ordens, die Jungfrau von Orleans, Matthias Corvinus, Bayard und Götz von Berlichingen, Franz Petrarca, die beyden großen Mediceer, Cosmo und Lorenzo, die Reformatoren vor Luther, die Umänderung des Kriegswesens, die Erfindung der Buchdruckerkunſt, die Eroberung Conſtantinopels, die Entdeckung Amerikas ꝛc. Dieſe und andre Schilderungen werden den zweyten Theil dieſes Bandes füllen: wie wäre für ſie auch nur einiger Raum gewonnen worden, hätten ſie mit der Darſtellung der Hauptbegebenheiten in einen einzigen Band zuſammengedrängt werden ſollen?

Da nun im gegenwärtigen Theile nur wenige Schilderungen vorkommen, ſo konnten auch ſtatt der zwölf Kupfer, die wir für jeden Band beſtimmt hatten, nur neun derſelben geliefert werden. Allein die Käufer dieſes Werkes verlieren nichts dabey, indem einerſeits ſchon die vermehrte Bogenzahl (dieſer Band iſt um zehn Bogen ſtärker als der vorige) die Minderzahl der

Kupfer überreichlich vergütet, und andrerſeits dennoch der folgende Theil, im Bezug auf die dort vorkommenden Schilderungen, vierzehn Kupfer erhalten ſoll. Auch ſoll, wenn die Thätigkeit der Künſtler, die ſich mit der Ausfertigung der Kupfer beſchäftigen, den Wünſchen des Verfaſſers und Verlegers gleichkommt, derſelbe binnen Jahresfriſt erſcheinen.

Gotha, den 20. October 1819.

Chriſtian Ferdinand Schulze.

Vierte Periode

von dem

Anfang der Kreuzzüge

bis zur

Reformation,

1096 — 1517.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von dem Anfang der Kreuzzüge bis zur Reformation,

1096 — 1517.

Einleitung.

Eine große denkwürdige Zeit rollt ſich vor unſern Blicken auf, ſo reich an manchfaltigen Begebenheiten, an großen Characteren und neuen Gebilden, daß es leichter iſt, ihren Reichthum zu finden, als zu beherrſchen.

Wie

Wir ſehen am Anfang derſelben die abendländiſche Chriſtenheit, von ſeltener Begeiſterung hingeriſſen, ſchaarenweiſe zur Eroberung und Behauptung des heiligen Grabes nach Aſien ziehen; wir ſehen in der Mitte derſelben Mongolen und Türken nacheinander, von einem furchtbarn Eroberungsgeiſte ergriffen, Aſien und Europa erſchüttern; wir ſehen am Schluſſe derſelben eine neue Welt hervortreten, eine neue Staatenverbindung beginnen und eine neue Cultur aufblühen: einflußreiche Erfindungen kommen zum Vorſchein; es mehren ſich die Anſtalten und Hilfsmittel zur bürgerlichen Ordnung und höheren Geiſtesbildung; Handel und Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften erheben ſich. Und mitten in dieſe welthiſtoriſchen Ereigniſſe verflechten ſich die wichtigſten Vorfälle in den einzelnen Staaten, die, wie ſie zur Geſtaltung jener Ereigniſſe mitwirken, ſo auch nicht minder als ſie die Aufmerkſamkeit anziehen und feſſeln.

Doch bei aller Manchfaltigkeit der Ereigniſſe bleibt Europa der Hauptſchauplatz, gleichſam der Mittelpunkt der Geſchichte. Denn von dieſem Welttheile gehen die wichtigſten Ereigniſſe aus, und was Großes in andern auflebt, wirkt auf ihn zurück. Er ſelbſt vereinigt ſich immer mehr zu einem Ganzen, reiſt immer mehr zu einer höhern Geiſtesbildung heran, und legt ſo den Grund zur Herrſchaft über die übrigen Welttheile.

Wie Europa überhaupt, ſo änderte ſich auch die Lage und Verfaſſung ſeiner einzelnen Staaten. Mehrere derſelben, als Portugal, Spanien, Dänemark, Polen, Ungern, und in Italien, Mailand, Florenz, Neapel, Venedig und Genua gelangten während der gegenwärtigen Periode zum Gipfel ihrer Größe. Ein alter abgelebter Staat, der ſeit tauſend Jahren gekränkelt hatte, ohne zu geneſen und zu ſterben, das oſtrömiſche Reich, ging zu Grunde, und auf ſeinen Trümmern ließen ſich ſeine Zerſtörer

ſtörer, die Türken, nieder. Faſt zugleich mit ihnen kam mitten in Europa eine neue Macht empor, die Macht des Hauſes Habeburg, aber nicht, wie jene, unter Blutvergießen und Zerſtörungen, ſondern vorzüglich durch glückliche Unterhandlungen und Heurathen. In Frankreich blühete die Monarchie, in England die Freyheit auf; das kaiſerliche Anſehn ſank, und das deutſche Reich, wiewohl voll Leben in ſeinen einzelnen Theilen, wurde ohnmächtig als Ganzes. Ueberhaupt aber erhielt in den Staaten Europas während der jeßigen Periode die Monarchie das Uebergewicht über die Ariſtokratie. Der Adelſtand bekam durch Kreuzzüge und Ritterthum ſeine Ausbildung; die Leibeigenſchaft nahm ab; und ein dritter Stand, der freye Bürgerſtand, tüchtig zu allen Künſten des Kriegs und Friedens, kam empor, und half den Königen die Gewalt der Ariſtokraten brechen, und eine regelmäßigere Verfaſſung einführen.

Nicht minder wichtig als für die Verfaſſung der Staaten war die gegenwärtige Periode auch für die Beſchaffenheit der Kirche. Zwar blieb ihr Aeuſſeres dem der vorigen Periode ziemlich gleich; aber in ihrem Innern änderte ſich vieles. Denn während die Prieſterherrſchaft neue Lehren und Gebräuche aufbrachte und heiligte, entſpann ſich ein Kampf des werdenden Lichtes mit der Herrſchſucht und der Verblendung. Dabey begann die Pabſtmacht, die in der erſten Hälfte dieſer Periode ihre höchſte Höhe erreichte, in der zweyten Hälfte zu ſinken; und obgleich ſie ſich von den Stürmen erholte, die ſie betroffen hatte, und ſchlau dem Verlangen nach einer Verbeßerung an Haupt und Gliedern auszuweichen wußte, ſo ward doch ihre Größe untergraben, beſonders im funfzehnten Jahrhundert, wo eine Fülle der regſten Geiſtesthätigkeit ſich ſtaunenswürdig entfaltete.

Aus dieſer Andeutung der wichtigſten Begebenheiten und Veränderungen dieſer Periode kann ſich das Weſentliche ihres Inhalts, und zugleich der Plan ergeben, den wir bey Darſtellung derſelben zu befolgen entſchloſſen ſind. Wir werden nämlich zuerſt von den Kreuzzügen, deren Entſtehn, Fortgang und Folgen handeln; dann von den wichtigſten Vorfällen in Deutſchland und den übrigen europäiſchen Staaten; drittens von der Herrſchaft der Mongolen und Türken; viertens von dem Entſtehn des europäiſchen Staatenſyſtems und den italieniſchen Kriegen, und fünftens von dem Steigen und Sinken der Pabſtmacht und dem Fortſchreiten des Zeitgeiſtes.

Erſtes Kapitel.

Von den Kreuzzügen,
deren
Entſtehen, Fortgang und Folgen.

I. Von dem Entſtehen der Kreuzzüge.

Von frühen Zeiten an hatten Wallfahrten nach dem heiligen Grabe Statt gefunden, beſonders ſeitdem der erſte chriſtliche Kaiſer, Conſtantin der Große, und ſeine Mutter Helena das Grab Jeſu, deſſen Geburtsſtätte zu Bethlehem und den Oelberg, den Ort ſeiner Erniedrigung und Erhöhung, mit prächtigen Bethäuſern umgeben und ausgeſchmückt hatten.

Fromme Dankbarkeit gegen den Heiland der Welt, und die tief in dem Menſchen liegende Ehrfurcht für Oerter, wo einſt wichtige Thaten geſchahen oder ehrwürdige Menſchen wandelten *), führte zuerſt die Chriſten in das heilige Land. Nirgends, glaubte man, könne man dem Göttlichen näher kommen, nirgends mit innigerer Andacht und ſichrer der Erhörung beten, nirgends gewiſſern Anſpruch auf Vergebung der Sünden und ewige Seligkeit erlangen, als dort, wo Jeſus Chriſtus gelebt, gelehrt und gelitten hatte, wo er zum Heil der Welt geſtorben, auferſtanden und zum Himmel gefahren war.

So lange die Oſtrömer, dann (ſeit 637) die Araber daſelbſt herrſchten, konnten die Chriſten ganz ungehindert nach Paläſtina ziehen; denn die Oſtrömer waren Chriſten, und die Araber hegten eine heilige Scheu für Jeruſalem, und wußten die Vortheile eines friedlichen Verkehrs zu ſchätzen. Erſt als die ägyptiſchen Chalifen Paläſtina eroberten (969), fingen die Bedrückungen der daſigen Chriſten an. Aber noch weit ärger wurden dieſe Bedrückungen, als die ſeldſchuckiſchen Türken Herren von Syrien und Jeruſalem wurden (1076). Jetzt drangen die wehmüthigſten Klagen der morgenländiſchen Chriſten nach Europa, und ſelbſt die oſtrömiſchen Kaiſer, denen die Macht der Türken

täg-

---

*) Cicero de legg. II, 2. Movemur enim, nescio quo pacto, locis ipsis, in quibus eorum, quos diligimus aut admiramur, adsunt vestigia.

täglich drohender wurde — denn ſchon hatten dieſe faſt ganz Kleinaſien erobert, zu Nicäa einen Thron errichtet, und die Küſten Conſtantinopel gegen über verheert — baten die abendländiſche Chriſtenheit um Beyſtand. Dieſe Bitten und jene Klagen fanden Eingang; viele Chriſten des Abendlandes wünſchten ſehnlichſt die rohen Türken von heiliger Stätte zu vertreiben, und die Päbſte ermunterten hierzu, weil ſie dieß Unternehmen als ein Werk zur Ehre der Kirche und zur Beförderung ihrer Macht betrachteten. Solche Ermunterungen hatte ſchon Pabſt **Sylveſter** II. (999 — 1003), als die Bedrückungen von Seiten der ägyptiſchen Chalifen anfingen, und nach ihm **Gregor** VII. (1073) an die abendländiſche Chriſtenheit ergehen laſſen; aber beyde ohne Erfolg! Denn als **Sylveſter** regierte, waren für Kreuzzüge die Zeiten noch nicht gereift; **Gregor** aber ward durch die Händel, in die er ſich verwickelte, von dem Morgen- zum Abendlande hingelenkt. Erſt ſein zweyter Nachfolger **Urban** II. (1088 bis 1099) brachte die Kreuzzüge zur Ausführung, und zwar auf folgende Art dazu angeregt.

Peter von Amiens, auch der **Eremit** genannt, ein Feuerkopf und begeiſternder Redner, hatte, gerührt durch die Entweihung des heiligen Grabes, in Jeruſalem ſelbſt den Gedanken gefaßt,

die

die abendländiſche Chriſtenheit zur Befreyung Jeruſalems aufzufordern *). Erglühend für dieſen Gedanken, kehrte er (im Jahr 1094) nach Europa zurück und wendete ſich zuerſt an den Pabſt Urban, dann an Italiener, Franzoſen und Deutſche, durch deren Länder er wanderte. Seine Aufforderungen fanden Beyfall; und nun ſuchte Urban das, was jetzt Tauſende wünſchten, zur gemeinſamen Angelegenheit der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit zu erheben. Er ſprach dafür auf der zahlreich beſuchten Kirchenverſammlung zu Piacenza (Mai 1095), und fand hier wenigſtens keinen Widerſpruch; dann auf der noch feyerlichern Kirchenverſammlung zu Clermont (Nov. 1095), und hier ward das wichtige Unternehmen beſchloſſen **). Große Freyheiten und noch größere Hoffnungen wurden den Theilnehmenden zugeſichert, und wie ſchon früherhin die Pilger ein Kreuz an ſich trugen, ſo wurde es nun nach dem Rathe Urbans zur allgemeinen Regel, daß alle, die nach Paläſtina zu ziehen gelobten, aus den Händen eines Geiſtlichen ein rothes Kreuz von Tuch oder Seide empfingen, das auf die rechte Schulter geheftet ward. Dieſes Kreuz wurde das Abzeichen der heiligen Züge, und der Aus-

---

*) Peters Leben und Wirken wird unten, in der erſten Erzählung des zweyten Abſchnittes geſchildert.

**) Man ſehe die zweyte Erzählung im zweyten Abſchnitt: "die Kirchenverſammlung zu Clermont."

druck, "das Kreuz nehmen", eine Andeutung der dazu eingegangenen Verbindlichkeit: weshalb dieſe Züge "Kreuzzüge", und die daran Theilnehmenden "Kreuzfahrer" genannt wurden.

Was zu Clermont beſchloſſen worden war, gedieh ſchnell und kräftig zur Ausführung. Geiſtliche und Laien, Ritter und Volk, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder drängten ſich zu den Waffen; Ein Gefühl, Ein Gedanke ſchien alles zu beleben und ließ Heimath und Bequemlichkeit vergeſſen. So war es wenigſtens in Italien, Frankreich, Lothringen und Britannien. Die Spanier, die im Innern ihres Landes mit Feinden der Chriſtenheit zu kämpfen hatten, nahmen damals keinen Antheil an dieſer Begeiſterung. Auch die kälteren Deutſchen ſtemmten ſich ihr anfangs entgegen; doch bald ließen ſie ſich von ihr fortreißen, und ſammelten ſich wie Italiener, Franzoſen, Lothringer und Britannier, in Schaaren. Dieſe Schaaren bildeten, wenigſtens anfangs, kein Ganzes. Kein König trat an ihre Spitze, kein Fürſt vereinigte ſie: einzelne Haufen traten unter beſondern Anführern zuſammen. Solche Anführer waren, auſſer Peter von Amiens, Gottfried von Bouillon, der größte Held ſeiner Zeit, ausgezeichnet durch Tapferkeit, Klugheit und lautere Frömmigkeit *); dann

---

*) Das Leben und Wirken dieſes Helden iſt in der fünften Erzählung des zweyten Abſchnitts geſchildert.

dann der begüterte und einflußreiche Raimund von St. Gilles, Graf von Toulouſe, der in frühern Jahren gegen die Ungläubigen in Spanien gefochten hatte; Hugo, Graf von Vermandois, ein Bruder des franzöſiſchen Königs Philipp I.; Herzog Robert von der Normandie, der älteſte Sohn Wilhelms des Eroberers und Bruder des damaligen Königs von England Wilhelm II., und ſein treuer Begleiter, Graf Stephan v. Blois und Chartres, einer der reichſten Fürſten; ferner Robert der Frieſe, Graf von Flandern, der ſchon einmal als Pilger das heilige Grab beſucht hatte. Etwas ſpäter (im Jahr 1097) traten auch Boemund, Fürſt von Tarent, der in Paläſtina große Beſitzthümer zu erwerben hoffte, und ſein Neffe, der hochherzige Tankred, oft mit dem Achilles der Griechen verglichen, als Anführer großer Kreuzheere auf. Auf verſchiednen Wegen zogen dieſe Anführer gen Conſtantinopel: einige durch Deutſchland, Ungern und Bulgarien; andre von Oberitalien aus, längs den Küſten des adriatiſchen Meeres durch Dalmatien; und die zuletzt genannten von Apulien aus, über die See, durch Epirus und Macedonien. Conſtantinopel war zum allgemeinen Sammelplatz aller Kreuzheere beſtimmt; von da aus ſollte durch Kleinaſien nach Paläſtina, das eben damals (1096) wieder in die Hände der Fatimiden, oder der Chalifen von Aegypten, gekommen war, vorgedrungen werden.

Den Anfang des Zuges eröffneten (im März 1096) die Schaaren, die ſich in Lothringen um Peter von Amiens geſammelt hatten. Allein dieſe Schaaren beſtanden meiſtens aus der Hefe des Volks; es fehlte ihnen an Geld, an regelmäßigen Waffen und vornehmlich an Kriegszucht; während ſie ſich Streiter Gottes nannten, wütheten ſie oft ärger als die roheſten Räuber. Den Vortrupp führte Walther von Perejo, der mit acht Rittern und 15000 Fußgängern aus Frankreich zu Peter'n geſtoßen war. Er zog von Cöln aus durch Deutſchland, Ungern und Bulgarien gen Conſtantinopel. Anfangs ging es ziemlich gut; aber in Bulgarien wurden viele Tauſende ſeiner raubſüchtigen Truppen von den erbitterten Bulgaren niedergehauen; er ſelbſt ſtarb, wie viele andre, auf dem Marſche. An ſeine Stelle trat ſein Neffe Walther Habenichts (Gautier sans avoir), der die Ueberreſte dieſes Heeres nach Conſtantinopel führte. Bald darauf folgte auf demſelben Wege Peter von Amiens mit einem Haufen, der ſich unterwegs lawinenartig auf 40000 Mann vermehrte. Aber auch er konnte keine Ordnung erhalten. Bey Niſſa in Bulgarien wurden die Seinigen geſchlagen und zerſtreut. Zehntauſend Mann und alles Gepäck ging verlohren. Ein Glück für Peter'n war es, daß ſich der griechiſche Kaiſer ſeiner annahm. So kam er, am 1. Auguſt 1096, nach Conſtantinopel,

nopel, wo er ſich mit Walther Habenichts vereinigte. Fünf Tage darauf ſetzten beyde, ohne auf die Warnung des griechiſchen Kaiſers Alexius I. zu achten, nach Aſien über. Nur zwey Monate lang konnten ſie ſich hier behaupten. Nicht weit von Nicäa ward ihr Heer (im October 1096), bis auf 3000 Mann, von den Türken aufgerieben. Auch Walther Habenichts fiel im Kampfe; Peter aber, der früher nach Conſtantinopel zurückgekehrt war, entging dieſer Niederlage.

Noch wilder und roher als Peters Schaaren verfuhren andre, die ihm folgten. Man erzählt von einer Schaar, die ohne Führer dahin zog, von einer Gans und Ziege geleitet; ferner von zwey Haufen Deutſchen, unter dem lothringiſchen Prieſter Gottſchalk, und unter dem Grafen Emich von Leiningen, die ihre Kreuzzüge mit ſchrecklichen Verfolgungen der Juden anfingen, um, wie ſie vorgaben, den Heiland an ſelbigen zu rächen. Dieſe rohen Schaaren traf das Schickſal, das ſie verdienten: ſchon in Ungern ward der größte Theil von ihnen aufgerieben. — So fanden mehr als hunderttauſend Kreuzfahrer, noch ehe ſie den Boden Aſiens betraten, ihren Untergang, und der Anfang des Unternehmens ließ kein gutes Ende deſſelben erwarten.

Doch anders war es, als Gottfried von Bouillon (im Auguſt 1096) und die übrigen Helden mit edeln Rittern und geübten Kriegern aufbrachen. Geordneter, wie ihre Heere, waren ihre Züge. Sie fanden daher in den Ländern, durch die ihr Weg ging, vertragsmäßige Unterſtützung, und flößten dem griechiſchen Kaiſer, den ſie durch Huldigungen zu gewinnen ſuchten, Achtung und Argwohn ein. Im Frühling des Jahres 1097 kamen ſie (von den Griechen Franken oder Lateiner genannt) in verſchiedenen Haufen nach Aſien. Dort wurde ihr Heer gemuſtert, das ſich, mit Ausſchluß der Prieſter, Weiber, Kinder und Greiſe, auf 600,000 Krieger belaufen haben ſoll.

Glänzende Thaten wurden von ihnen verrichtet. Zuerſt eroberten ſie nach einem heißen Kampfe mit dem türkiſchen Sultan von Ikonium, Kilidſch Arslen, das feſte Nicäa (Jun. 1097); dann erfochten ſie (1. Jul.) über eben dieſen Gegner den blutigen Sieg bey Doryläum, der ihren weitern Zug durch Kleinaſien ſicherte; hierauf bemeiſterten ſie ſich der Stadt Tarſus in Cilicien und Edeſſa's jenſeit des Euphrats, wo Balduin, Gottfrieds Bruder, ein eignes Fürſtenthum errichtete. Im Herbſte des Jahres 1097 rückten ſie in Syrien ein. Hier fiel Antiochien nach neunmonatlicher Belagerung (3. Jun. 1098) in ihre Hände. Kaum

Meiſter dieſer Stadt, über deren Beſitz ſich Boemund und Raimund ſtritten, und noch nicht Herren der Feſtung, die an dem einen Ende derſelben lag, wurden ſie durch den türkiſchen Emir von Moſul, Korbega (den der Sultan von Perſien mit einem zahlloſen Heere gegen ſie abgeſendet hatte) in Antiochien eingeſchloſſen. Eine ſchreckliche Hungersnoth entſtand, und ihr Muth ſank mit ihren Kräften. Da entflammte die Auffindung der heiligen Lanze ſie aufs neue *). Sie wagten einen Ausfall und erfochten (am 28. Jun. 1098) einen der glorreichſten Siege. Die Schaaren des Korbega wurden zerſtreut und die Feſtung zur Uebergabe genöthigt. Aber noch dauerte es länger als ein Jahr, ehe ſie das Ziel ihrer Wünſche erreichten. Zwar kam ihnen einerſeits die Uneinigkeit und Spaltung unter den Muhamedanern zu Statten; aber andrerſeits wurde ihnen die Eiferſucht und Eigennützigkeit mehrerer ihrer Anführer, denen weltlicher Beſitz oft wichtiger war als die Befreyung des heiligen Grabes, ferner Hungersnoth und anſteckende Krankheiten, die häufig unter ihnen ausbrachen, hinderlich und nachtheilig. Endlich, nach drey Jahren, am 6. Jul. 1099 kamen ſie vor Jeruſalem. Der Anblick dieſer Stadt und deren denkwürdige Umgebungen entzündete neue Begeiſterung

---

*) Von dieſem Ereigniß handelt die dritte Erzählung des zweyten Abſchnitts.

in ihnen, und am 15. Jul. 1099 gelang es ihnen Jeruſalem zu erſtürmen. *)

Nicht lange darauf wurden die neuen Eroberungen zu Einem Königreiche, dem Königreich Jeruſalem, vereinigt, und Herzog Gottfried zu deſſen erſtem König ernannt. Der fromme Held weigerte ſich, da König zu heißen, wo der König aller Könige gelebt und gelitten hatte; doch nahm er die Würde an, und herrſchte mit königlichem Sinn. Er ſicherte das neue Königreich durch den wichtigen Sieg bey Askalon (12. Aug. 1099); er gab ihm Geſetze und Ordnungen (Aſſiſen); er erkannte es aus Frömmigkeit und Friedensliebe als kirchliches Lehen, und wußte ſelbſt dann, als der größte Theil ſeiner Waffengefährten nach Europa zurückgekehrt war, die Feinde in Schrecken zu erhalten. Schade war es, daß dieſer Edle ſo früh ſtarb (den 18. Jul. 1100). Seine Nachfolger kamen ihm an Geiſt und Anſehn nicht gleich. **)

Zwar wurde unter Gottfrieds Bruder **Balduin I.** (1100—1118) und deſſen Vetter Balduin II. (1118—1131) das neue Reich erweitert: die Städte Ptolemais, Tripolis, Cäſarea, Akka, Sidon, Berytus und Tyrus wurden mit Hilſe der Venetianer, Genueſer und Piſaner, deren Handelsgeiſt von den Schwärmereyen der Kreuzfahrer Vortheil zu ziehen wußte, erobert, und eine geiſtliche Miliz, die Ritterorden der Johanniter und Tempelherren, blühete auf; allein die Behauptung der neuen Eroberungen war überhaupt noch ſchwieriger als deren Bewerkſtelligung. Das Königreich Jeruſalem bildete kein feſtverbundenes Ganze. Es beſtand aus vier Herrſchaften, nämlich dem eigentlichen Königreich (das von den Königen unmittelbar beherrſcht wurde) und aus den Fürſtenthümern Antiochien, Edeſſa und Tripolis, die nur als Lehen mit jenem verbunden waren. Hader und Zwietracht herrſchte im Innern: nur ſelten, bey drohenden Gefahren, waren die Kreuzfürſten vereinigt. Von außen wurde es beſtändig, jedoch nicht nach gemeinſamen Planen, von den Muhamedanern angegriffen, und von dem oſtrömiſchen Kaiſer heimtückiſch geneckt. Beſonders nachtheilig wirkten dieſe Uebel, als Fulko (1131—1143), des zuletzt genannten Königs Eidam, ein ſchwacher Greis, dann deſſen Sohn Balduin III. (1143—1163), ein unmündiger Jüngling, regierten. Immer ärgerlicher wurden jetzt die innern Streitigkeiten und die Anmaßungen der höhern Geiſtlichkeit, immer feindſeliger die Geſinnungen des oſtrömiſchen Reiches, immer drohender die Angriffe der Muhamedaner. Unter dieſen ward beſonders der tapfere und ſchlaue Emadeddin Zenki, der als Atabek oder Reichsverweſer des Sultans von Moſul nach manchfaltigem Glückswechſel eine bedeutende Macht in den Ländern am Euphrat zuſammengebracht hatte, ein furchtbarer Feind des Königreichs Jeruſalem (um 1130). Schon den alten König Fulko brachte er in große Bedrängniſſe, und als nach deſſen Tode der unmündige Balduin III. zur Regierung gekommen war, eroberte er (Dec. 1144) Edeſſa, die Hauptſtadt des erſten chriſtlichen Fürſtenthums in Syrien. Vergebens waren die Gegenanſtrengungen der Chriſten: der Sohn des Zenki (dieſer ſtarb 1146), der tapfere Nureddin behauptete Edeſſa. So verlor Jeruſalem ſeine Vormauer! Ueber dieſen Verluſt gerieth das abendländiſche Europa in neuen Eifer für das heilige Grab zu kämpfen.

---

*) Das Denkwürdige dieſer Eroberung Jeruſalems, wird unten in der vierten Erzählung des zweiten Abſchnitts geſchildert.

**) Ueber Gottfrieds Leben und Wirken ſehe man im zweiten Abſchnitt die fünfte Erzählung.

II. Von dem Fortgang der Kreuzzüge.

Die Gefahren und Drangſale, welche die erſten Kreuzfahrer betroffen hatten, waren dem Fortgange der Kreuzzüge nicht entgegen. Wie gewöhnlich bey Religionsſchwärmereyen, ſo ward auch hier der einmal aufgeregte Enthuſiasmus durch Gefahren und Drangſale eher entzündet als gedämpft, und überdieß durch mehrere Triebfedern in Bewegung erhalten. Denn außer der Nachahmungsſucht, die Tauſende fortzog, wirkte dazu Frömmigkeit und Aberglaube, Ehrgefühl und Ruhmbegier, Habſucht und Verſchwendung, Neugier und Leichtſinn, Unzufriedenheit mit der Gegenwart und Erwartung einer beſſern Zukunft. Ferner trugen auch die großen Privilegien oder Freyheiten, die den Kreuzfahrern zugeſtanden wurden, zur Fortſetzung der Kreuzzüge bey. Die Annahme des Kreuzes galt für den gültigſten Ablaß, und ſicherte den unmittelbaren Schutz der Kirche zu. Kein Gläubiger durfte die Kreuzfahrer angreifen; ſie brauchten für geliehene Gelder keine Intereſſen zu bezahlen; ohne den Lehnsherrn zu befragen, durften ſie ihre Beſitzungen verkaufen; jeder Leibeigne ward frey, ſo wie er das Kreuz nahm; einen Kreuzzug hindern oder irgend jemand davon zurückhalten, hieß nach damaliger Denkart: Chriſtum aufs neue kreuzigen. Wie aber die geiſtliche Macht ein Unternehmen unterſtützte, das von ihr ausging und deſſen Ausführung ihr Zuwachs an Anſehn und Gütern verſprach, eben ſo that dieß auch die weltliche Macht, weil durch dieſes Unternehmen übermüthige Vaſallen geſchwächt und unruhige entfernt werden konnten. Endlich waren auch die beträchtlichen Beſitzungen, die einzelne Kreuzfahrer in Paläſtina er-

oberworben hatten, und die einträglichen Handelsvortheile, die daſelbſt gewonnen werden konnten, ein Reizmittel für viele. Letzteres war vornehmlich der Fall in Rückſicht der Genueſer, Piſaner und Venetianer, die auch einen kürzern Weg nach Paläſtina, den Seeweg, eröffneten, dem jedoch der Landweg, als der weniger koſtſpielige, noch lange vorgezogen wurde.

So geſchah es, daß ſeitdem Jeruſalem erobert worden war, kein Jahr verſtrich, in welchem nicht größere und kleinere Schaaren abendländiſcher Chriſten, theils Krieger, theils Pilger, theils beydes zugleich nach dem heiligen Lande zogen. Aber alle dieſe Züge, ohne gemeinſamen Plan begonnen und nicht zu einem Ganzen geordnet, ſind mehr Pilgerfahrten als Kreuzzüge zu nennen. Denn eigentliche Kreuzzüge verdienen nur die Heereszüge abendländiſcher Chriſten zu heißen, die in Folge auſſerordentlicher Veranlaſſungen nach einem ausdrücklichen Aufgebot des Pabſtes von einem oder mehreren Fürſten unternommen und geleitet wurden. Und ſo, glaube ich, giebt es nur ſieben Kreuzzüge, von denen der erſte, wie ſchon erzählt, vom Pabſt Urban II. 1096, der zweyte vom Pabſt Eugen III. 1147, der dritte von den Päbſten Gregor VIII. und Clemens III. 1188, der vierte vom Pabſt Cöleſtin III. 1196, der fünfte von Innocenz III. 1198, 1198, der ſechſte von Honorius III. 1216, der ſiebente von Innocenz IV. 1245 angeordnet wurde. Die Hauptführer im erſten waren, wie ſchon erwähnt, Peter von Amiens und Gottfried von Bouillon, im zweyten Konrad III. und Ludwig VII., im dritten Kaiſer Friedrich I. und die Könige Richard Löwenherz und Philipp Auguſt II., im vierten mehrere deutſche Fürſten, im fünften Bonifacius von Montferrat, oder eigentlich die Venetianer, im ſechſten König Andreas von Ungern, Graf Wilhelm von Holland und Kaiſer Friedrich II., im ſiebenten Ludwig IX. — Das Wichtigſte des erſten Kreuzzugs iſt bereits angedeutet worden; wir handeln daher nun von den ſechs folgenden.

Als Edeſſa gefallen und dadurch die Fortdauer des Königreichs Jeruſalem in Gefahr gebracht war, forderte Pabſt Eugen III. zu einem zweyten Kreuzzuge auf, und übertrug es dem Abt Bernhard von Clairvaux, in Frankreich und Deutſchland das Kreuz zu predigen. Bernhard, einer der merkwürdigſten Männer ſeiner Zeit, unterzog ſich dieſem Auftrag mit lebendigem Eifer und ſiegreichem Erfolg *). Nicht nur der König von Frankreich Ludwig VII., deſſen Gemahlin Eleonore und viele franzöſiſche Große nahmen aus ſeinen Händen das Kreuz,

---

*) Man ſehe die ſechſte Erzählung im zweyten Abſchnitt: "Bernhard von Clairvaux."

Kreuz, ſondern auch eine auſſerordentliche Volksmenge in Frankreich und Deutſchland, und zuletzt ſogar der deutſche König Konrad III., der ſich lange dagegen geſträubt hatte. Zwey Könige alſo traten an die Spitze dieſes zweyten Kreuzzugs, beyde mächtig und kriegserfahren, beyde von großen Heeren umgeben, und beyde mit einander wegen ihres Unternehmens einig. Gleichwohl hatten ſie mit eben den Uebeln zu kämpfen wie die erſten Kreuzfahrer, und erreichten, noch weniger als dieſe, das Ziel ihres Strebens.

Zuerſt (im Mai 1147) brach das deutſche Heer auf. Es zog von Regensburg aus theils zu Lande, theils auf der Donau durch Oeſtreich, Ungern und die Bulgarey in das griechiſche Kaiſerthum. Einen Monat ſpäter (im Jun. 1147) folgte auf demſelben Wege das franzöſiſche Heer. In Conſtantinopel, ſo hatte man beſchloſſen, ſollten beyde Heere ſich vereinigen, und durch Kleinaſien nach Paläſtina ziehen. Allein durch die Streitigkeiten, die die Rohheit der deutſchen Kreuzfahrer und die Argliſt des oſtrömiſchen Hofes veranlaßte, ſo wie durch eigne Wankelmuth bewogen, ſetzte König Konrad früher, als das franzöſiſche Heer zu Conſtantinopel ankam, nach Kleinaſien über (im Sept. 1147). Die Heimtücke des oſtrömiſchen Kaiſers, ſeines Schwagers, verfolgte ihn. Durch

Entziehung oder Verfälſchung der Lebensmittel, durch argliſtige Rathſchläge, durch Irreleitung in den Gebirgen und durch verrätheriſche Verſtändniſſe mit den Türken richtete der boshafte Manuel das deutſche Heer zu Grunde. Nur wenige davon, die unter Otto von Freyſingen, Konrads Bruder, an der Meeresküſte hingezogen waren, erreichten die Grenze von Syrien; Konrad ſelbſt, der mit dem Hauptheere mitten durch Kleinaſien hatte ziehen wollen, kam nur bis in die Nähe von Ikonium. Dort ſah er ſich plötzlich durch die verrätheriſchen Führer, die ihm Manuel gegeben hatte, der Uebermacht der Türken bloßgeſtellt (Oct. 1147). Der größte Theil ſeines Heeres ward aufgerieben; mit Mühe rettete er ſich ſelbſt, und in armſeliger Begleitung erreichte er Nicäa, wo er ſich mit dem franzöſiſchen König Ludwig, der inzwiſchen daſelbſt eingetroffen war, vereinigte. Er fühlte was für Unheil die Bosheit Manuels über ihn gebracht hatte, und doch konnte er, auf deſſen Einladung, den Winter bey ihm in Conſtantinopel zubringen!

Bald darauf gerieth auch das franzöſiſche Heer, an welches ſich die Ueberbleibſel des deutſchen angeſchloſſen hatten, auf dem Wege längs der Seeküſte in Noth und Verderben. Türken und Griechen arbeiteten an deſſen Untergang, dieſe durch ruchloſe Büberey, jene durch unaufhörliche An-

Angriffe. Zwar gelang es dieſen Kreuzfahrern, die Türken mehrmals zurück zu ſchlagen, namentlich an dem Ufer des Mäander; dagegen erlitten ſie nicht weit von Laodicea einen großen Verluſt an Mannſchaft, Pferden, Laſtvieh und Gepäcke. Als ſie (Febr. 1148) Attalia in Pamphilien erreicht hatten, ſetzte ſich König Ludwig zu Schiffe und kam ſo nach Antiochien. Dort bereitete ihm die eigennützige Vergrößerungsſucht des Fürſten Raimund von Antiochien und die Untreue ſeiner Gemahlin Eleonore neuen Kummer. Er eilte daher nach Jeruſalem, wo er (24. Jun. 1148) mit dem deutſchen König Konrad und vielen neuen Kreuzfahrern, die daſelbſt zu Schiffe angelangt waren, zuſammen traf.

Lange ungewiß, was weiter zu thun ſey, vereinigten ſich endlich die beyden Könige zur Eroberung von Damascus. Aber wie glänzend auch der Anfang des Unternehmens war, ſo unrühmlich war deſſen Ausgang. Eiferſucht, Eigennutz und Uneinigkeit trennte das Kreuzheer, und nach einigen Tagen mußte es einen ſchimpflichen Rückzug antreten. Ueber ſo viele Unfälle tief betrübt, mochten die beyden Könige nicht länger im heiligen Lande bleiben. Sie kehrten daher nach kurzer Friſt (1149) in ihre Heimath zurück, beyde nur mit wenigen Ueberbleibſeln ihrer großen Heere.

Vergebens hatten ſie alſo faſt eine halbe Million Menſchen hingeopfert: die Uebel denen durch ihren Kreuzzug geſteuert werden ſollte, waren nicht vermindert worden; das Königreich Jeruſalem war in Zerrüttung geblieben. Dagegen erhob ſich die Macht der Muhamedaner. Während des erſten Kreuzzugs war ſie (was gewiß zu deſſen Gelingen beytrug) zerſplittert geweſen, jetzt aber floß ſie in eine große Maſſe zuſammen.

Nureddin nämlich, der Sohn Zenki's, brachte, unter dem Titel eines Athabek, oder Reichsverweſers des ohnmächtigen Sultans von Moſul, eine Herrſchaft an ſich, die vom Tigris bis zum Nil reichte. Er unterwarf ſich die ganze Grafſchaft Edeſſa, verwüſtete das Fürſtenthum Antiochien, bezwang Damascus und Aleppo und machte Aegypten von ſich abhängig. Nach ſeinem Tode (er ſtarb im Mai 1174) fiel ſeine Macht an den berühmten **Saladin**, der, ſeit 1171 Herr von Aegypten, und nun auch Herr von Syrien und Arabien, auf die Vernichtung des Königreichs Jeruſalem ausging. Das Glück begünſtigte ihn. Schon der Bruder und Nachfolger Balduins III., der tapfre **Amalrich** (1162—1173) konnte nichts Bedeutendes gegen ihn ausrichten; noch weit weniger vermochte dieß Amalrichs Sohn **Balduin** IV. (1173—1183), der mit dem Ausſatz behaftet war, dann **Balduin** V. (1183—1186), der neunjährige Sohn des Markgrafen Wilhelm von Montferrat und der Sibylle, Balduins IV. Schweſter. Gar bald ward auch dieſer Knabe vergiftet, worauf deſſen Stiefvater, **Guido von Lúſignan**, Sibyllens zweyter Gemahl, gegen den Willen vieler Großen den Thron an ſich riß (1186). Jetzt fiel **Saladin** furchtbarer als zuvor in Paläſtina ein (1187). Das Drohende dieſes Angriffs vereinigte die Kreuzfürſten. Sie rückten ihm entgegen; aber vergebens! Er gewann die entſcheidende Schlacht bey Hittin (1. Aug. 1187). Hier verloren über 21000 Chriſten das Leben, und in Folge dieſer Schlacht mußte ſich nebſt vielen andern Städten Jeruſalem ergeben (3. Oct. 1187). Von allen früherhin gemachten Eroberungen blieben nur Antiochien, Tyrus und Tripolis in den Händen der Chriſten. *)

Jetzt drangen aufs neue Klagen und Seufzer nach dem abendländiſchen Europa. Der Erzbiſchof von Tyrus, **Wilhelm**, ein talentvoller Mann, der eine Geſchichte der Kreuzzüge bis auf die Regierung Balduins IV. geſchrieben hat, kam ſelbſt nach Europa, um Hilfe für das heilige Grab zu erflehn;

---

*) Ausführlichere Nachrichten über Saladins Character, Schickſale und Eroberung Jeruſalems enthält die ſiebente Erzählung des zweyten Abſchnitts.

flehn; und zugleich forderten die Päbſte Gregor VIII. und (nach deſſen ſchnellem Tode, 1188) Clemens III. zu einem neuen Kreuzzuge auf. Dieſe Aufforderungen wie jene Bitten fanden Eingang: der Verluſt Jeruſalems erſchütterte die Gemüther, und aufs neue flammte der ſchon erlöſchende Enthuſiasmus auf. Die Könige von England und Frankreich, **Heinrich** II. und **Philipp August**, nahmen das Kreuz; auch der deutſche Kaiſer **Friedrich** I., der ſchon einmal (im Jahr 1147) die Drangſale eines Kreuzzugs unter ſeinem Oheim Konrad III. erfahren hatte, ließ ſich noch in ſeinem hohen Alter zur Annahme des Kreuzes bewegen (Mainz 1188); und viele geiſtliche und weltliche Große folgten dem Beyſpiele dieſer Fürſten. Der vorige Kreuzzug war, wie man glaubte, vorzüglich wegen der Ausſchweifungen der Kreuzfahrer verunglückt; darum wurde nun der koſtſpielige, ja oft verderbliche Aufwand der Reichen in Betreff auf Kleidung und Fuhrwerk beſchränkt; allen Kreuzfahrern ſtrenge Sitten anempfohlen, Glücksſpiele, Flüche, Gottesläſterungen und Ausſchweifungen aller Art bey ſchwerer Strafe verboten. Auſſerdem wurde die Verfügung getroffen, daß alle, die an dieſem Kreuzzug keinen Antheil nehmen konnten oder wollten, den zehnten Theil des Ertrags ihrer Einkünfte und Güter als Beyſteuer entrichten ſollten. Dieſe Steuer, der **Saladins-Zehnte** genannt, blieb auch nachher im Gebrauch, und wurde die Grundlage aller Zehnten auf Kirchenpfründen.

Am früheſten machte ſich nun der faſt ſiebzigjährige, aber noch immer rüſtige Kaiſer Friedrich Barbaroſſa auf. Ihn begleitete ſein zweyter Sohn, Herzog Friedrich v. Schwaben, und ein treffliches Heer von 60,000 zu Pferd und 100,000 zu Fuß. Um loſes Geſindel davon zu entfernen, hatte er geboten, daß, wer nicht wenigſtens drey Mark Silber aufwenden könne, zurückbleiben ſollte. Im April 1189 trat er ſeinen Zug an, und zwar auf demſelben Wege, den er ſchon (1147) mit ſeinem Oheim gezogen war. Er hoffte hier um ſo eher und ſicherer ſein Ziel zu erreichen, da er den griechiſchen Kaiſer und den Sultan von Ikonium um freyen Durchzug hatte erſuchen laſſen. Allein nur durch Gewalt und Drohungen konnte er von dem griechiſchen Kaiſer, Iſaac Angelus, die nöthige Unterſtützung erhalten; und eben ſo mußte er ſich auch in Kleinaſien durch die Staaten des Sultans von Ikonium den Weg mit dem Schwerte bahnen. Doch kam er glücklich im Mai 1190 nach Armenien. Hier aber verlor er beym Baden im Fluſſe Saleph das Leben (10. Jun. 1190). Sein Sohn trat nun an die Spitze des Heeres, und führte es zuerſt nach Antiochien, wo eine Seuche den größten Theil deſſelben aufrieb; dann vor

Ptolemais, das König Guido von Luſignan ſchon ſeit einiger Zeit mit mehrern Kreuzfahrern belagerte. Hier aber konnte er ſeinen Namen nur dadurch merkwürdig machen, daß er die Stiftung des deutſchen Ritterordens, wozu Ritter von Lübeck und Bremen den Grund gelegt hatten, zu Stande brachte; denn ſchon im Januar 1190 ſtarb er. Auch von ſeinem Heer ſahen nur wenige ihr Vaterland wieder. — Deutſchland allein ſoll durch dieſen Kreuzzug hunderttauſend Menſchen verloren haben.

Faſt ein Jahr ſpäter als Kaiſer Friedrich I. im März 1190, unternahmen **Philipp Auguſt II.** und der Sohn und Nachfolger Heinrichs II. (dieſer war den 6. Jul. 1189 geſtorben) **Richard Löwenherz**, gemeinſchaftlich ihren Kreuzzug. Weislich hatten ſie unter einander feſtgeſetzt, daß zur Erhaltung der Ordnung die franzöſiſchen Kreuzfahrer ein rothes, die engliſchen ein weißes, die flandriſchen ein grünes Kreuz tragen ſollten. Auch wählten ſie, um ſchneller nach Paläſtina zu kommen, den Seeweg. Philipp ſchiffte ſich zu Genua, Richard zu Marſeille ein. Sicilien war ihr erſter Sammelplatz. Von da ſegelte Philipp am 30 März 1191 zur Belagerung von Ptolemais; Richard folgte etwas ſpäter, hielt ſich unterwegs mit der Beſitznahme Cyperns auf, und langte erſt am 8. Juni vor Ptolemais an. Mit vermehrter Kraft wurde nun dieſe Belagerung fortgeſetzt und am 13. Jul. mit der Einnahme von Ptolemais beendigt. Aber nun trennte Eiferſucht und Zwietracht die Könige. Erbittert kehrte **Philipp Auguſt**, unter dem Vorwand der Kränklichkeit, ſchon am 31. Jul. 1191 nach Frankreich zurück, und **Richard** konnte trotz ſeiner Heldenthaten Jeruſalem nicht wieder erobern. Alles, was er erwirkte, war ein dreyjähriger Waffenſtillſtand (abgeſchloſſen den 20. Aug. 1192), kraft deſſen, die Seeküſte von Tyrus bis Joppe nebſt den Fürſtenthümern Antiochien und Tripolis den Chriſten, dagegen Jeruſalem und andere Oerter dem Saladin verblieben, den Chriſten aber ein ungehindertes und zollfreyes Pilgern zum heiligen Grabe geſtattet ſeyn ſollte. Nach Abſchluß dieſes Waffenſtillſtandes kehrte **Richard** nach Europa zurück (8. Oct. 1192). Der Haß, den er ſich in Paläſtina zugezogen hatte, verfolgte ihn. Er wurde auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland vom Herzog Leopold von Oeſtreich gefangen genommen (21. Dec. 1192), dann an den Kaiſer Heinrich VI. verkauft (März 1193), und erſt nach dreyzehn Monaten (4. Febr. 1194) gegen ein anſehnliches Löſegeld in Freyheit geſetzt *).

So

---

*) Die wichtigſten Vorfälle des dritten Kreuzzugs, die Heldenthaten **Saladins** und **Richards**, des letztern Gefangennehmung und Befreyung ſind in der ſiebenten und achten Erzählung des zweyten Abſchnitts weiter erörtert.

So war auch durch den dritten Kreuzzug das nicht erreicht, was dadurch hatte erreicht werden ſollen! Die heilige Stadt war unerobert geblieben. Viele wurden dadurch kleinmüthig und jeder Fortſetzung der Kreuzzüge abhold. Allein die Päbſte, immer beharrlich in Verfolgung ihrer Plane, und jedes Mittel zur Ausführung derſelben benutzend, blieben auch hier ihrem Character getreu. Als mit Saladins Tode (er ſtarb 1193, 57 Jahr alt) die furchtbare Macht dieſes Helden zerfiel, forderte Pabſt Cöleſtin III., obſchon der von Richard abgeſchloſſene Waffenſtillſtand noch fortdauerte, die abendländiſche Chriſtenheit zu einem neuen Kreuzzuge auf. In Frankreich und England erſchallten ſeine Aufforderungen fruchtlos; nur in Deutſchland fanden ſie Eingang. Denn wiewohl der damalige Kaiſer Heinrich VI. für ſeine Perſon das Kreuz nicht annahm, ſo ermunterte er doch dazu (auf dem Reichstage zu Worms und Gelnhauſen, 1195) viele der angeſehnſten deutſchen Fürſten, geiſtlichen und weltlichen Standes. Gar bald ſammelten dieſe große Schaaren um ſich, und gerade hundert Jahre nach dem Anfang des erſten begann dieſer vierte Kreuzzug (1196). In zwey Haufen getheilt, brachen die deutſchen Kreuzfahrer auf; der eine, an deſſen Spitze Herzog Heinrich, der älteſte Sohn Heinrichs des Löwen, ſtand, zog den bekannten Landweg, und ward unterwegs durch Ungern verſtärkt,

ſtärkt; der andre aber, vom Kaiſer Heinrich VI. in Apulien verſammelt, ſchlug unter dem Erzbiſchof Konrad von Mainz die Meerfahrt ein. Vor Ptolemais kamen beyde zuſammen (1197), eroberten von dort aus Sidon und Berytus, und belagerten das feſte Thoron. Aber wilder Ungeſtüm und Uneinigkeit ſtörte den Fortgang ihres Unternehmens! Sie konnten Thoron nicht einnehmen, verloren in einem Treffen gegen die Türken ihre vornehmſten Anführer, und wurden dann durch die Nachricht von dem Tode Heinrichs VI. (Sept. 1197) ſo erſchüttert, daß ſie die Eroberung Jeruſalems aufgaben, einen Waffenſtillſtand abſchloſſen, und eiligſt nach Hauſe zurückkehrten.

Hierauf ließ Pabſt Innocenz III., ohne auf den abgeſchloſſnen Waffenſtillſtand zu achten, einen fünften Kreuzzug predigen, (1198 und 1199). Um deſto mehr dazu zu ermuntern, wurde denen, die auf ein Jahr in eigner Perſon, oder auf zwey Jahre durch einen Stellvertreter daran Theil nehmen würden, Vergebung aller Sünden verſprochen. Auch jetzt noch fanden ſolche Kreuzpredigten Beyfall. Zwar nahm abermals kein Monarch das Kreuz, wohl aber viele der angeſehnſten Fürſten und Ritter Frankreichs, Deutſchlands und Italiens. Zum Oberanführer des Zuges ward erſt Graf Theobald von Champagne, der dießmal zuerſt das Kreuz genommen hatte, und nach deſſen plötzlichem Tode (1202) der Markgraf Bonifacius von Montferrat, ein edler und kriegskundiger Herr, erwählt. Nicht zu Lande, ſondern zur See ſollte der Zug beginnen. Die Kreuzfürſten wendeten ſich daher an die Venetianer, um durch ſie Schiffe und Lebensmittel zur Ueberfahrt nach Syrien zu erhalten. Allein gerade dadurch erhielt dieſer Kreuzzug eine ganz andre Richtung. Statt Jeruſalem zu erobern, ward Conſtantinopel erobert, geplündert und umgeſtaltet.

Die ſtaatsklugen Venetianer, die ſchon früher von den Kreuzzügen Vortheil gezogen hatten, verſprachen, als jener Antrag an ſie gelangte, daß, wenn ihnen 85,000 Mark Silber im voraus bezahlt und Antheil an allen Eroberungen zugeſichert würde, ſie nicht nur Schiffe für 33,000 Mann und Lebensmittel auf neun Monate, ſondern auch eine Hilfsflotte von funfzig Galeeren ſtellen wollten. Die Kreuzfahrer willigten ein, und kamen im Sommer des Jahres 1202 in Venedig zuſammen; aber die geforderte und verſprochene Summe kam nicht zuſammen: es fehlten daran 34,000 Mark. Da machte der achtzigjährige, faſt blinde, aber äuſſerſt ſchlaue Doge, Heinrich Dandolo, den Kreuzfahrern den Antrag; ſie ſollten Nachſicht erhalten, wenn ſie der Republik in Unterjochung einiger dalmatiſchen Städte beyſtehen wollten. Nach einigem Sträuben gaben ſie nach, worauf ſie am 8. Oct. von Venedig gegen Dalmatien ſegelten, am 15. Nbv. Zara eroberten und dann daſelbſt überwinterten. Aber waren ſchon einige Kreuzfahrer mit dieſem Beginnen unzufrieden, ſo war dieß nochmehr Pabſt Innocenz III. Von Zorn entbrannt, that er die Kreuzfahrer in den Bann, weil ſie, ihrem Gelübde entgegen, nicht Türken ſondern Chriſten, nicht Syrien ſondern Dalmatien bekriegten. Gleichwohl wurden ſie auch durch den Bannſtrahl nicht zu ihrem Gelübde zurückgebracht, vielmehr wendeten ſie ſich von Zara gen Conſtantinopel.

Während ſie nämlich in Zara weilten, kam zu ihnen der griechiſche Prinz Alexius mit der Bitte um Hilfe gegen ſeinen Oheim Alexius, der (1195) des Prinzen Vater, Iſaac Angelus, abgeſetzt und geblendet hatte. Würden ſie, verſprach Prinz Alexius den Kreuzfahrern, ſeinem Vater wieder auf den Thron helfen, ſo wolle er nicht nur das griechiſche Reich zum Gehorſam gegen die römiſche Kirche zurückführen, ſondern auch zur Eroberung des heiligen Landes behilflich ſeyn, und ihnen überdieß eine Summe von 200,000 Mark Silber entrichten. Dieſe Ausſichten auf Gewinn und auf Befriedigung langgenährter Rache wurden von der Mehrzahl der Kreuzfahrer und vorzüglich von den Ve-

Venetianern begierig ergriffen; ja ſelbſt der Pabſt ließ ſich durch die Hoffnung zunehmender Macht gewinnen und nahm den ausgeſprochenen Bann zurück. So ſegelten die Kreuzfahrer im April 1203 von Zara ab, und kamen am 23. Jun. vor Conſtantinopel an. Nach achttägiger Belagerung ward dieſe Hauptſtadt des oſtrömiſchen Reichs durch Sturm erobert (17. Jul.) und der alte geblendete Iſaac Angelus ſamt ſeinem Sohn Alexius auf den Thron geſetzt. Bald aber erregte das Mißvergnügen mit dieſen ſchlechten Regenten und das ausſchweifende Betragen der Kreuzfahrer Gährungen und Unruhen. Das Volk gerieth in Aufſtand (25. Januar 1204), der alte Iſaac Angelus ſtarb, der junge Alexius ward ermordet, und den Kreuzfahrern, die größtentheils vor der Stadt gelagert waren, wurden die Thore verſchloſſen. Nun brachen dieſe aufs neue los, erſtürmten Conſtantinopel zum zweyten Male (12. April), und überließen ſich ganz dem Ungeſtüm ihrer Erbitterung und Raubgier. Ein Theil Conſtantinopels ward verbrannt; die herrlichſten Kunſtwerke vernichtet oder fortgeſchleppt *), und das ganze Reich als eine durch Blut errungene Beute behandelt. Anſtatt des griechiſchen Kaiſerthums ward ein lateiniſches errichtet,

und

---

*) Damals erbeuteten die Venetianer unter andern die vier bronzenen Pferde, welche jetzt wieder die Vorderſeite der Markuskirche zu Venedig ſchmücken.

und Balduin, Graf von Flandern, zu deſſen erſtem Kaiſer ernannt. Jedoch erhielt dieſes Kaiſerthum nichts von den aſiatiſchen Ländern des griechiſchen und von den europäiſchen nur ein Viertheil, nämlich Thracien. In den übrigen drey Viertheilen erhoben ſich eigene lateiniſche Herrſchaften. Der Markgraf Bonifacius von Montferrat ward König von Macedonien oder Theſſalonich; franzöſiſche Ritter erhielten Philippopolis in Romanien, Achaia und Athen; venetianiſche Edle Naxos, Negroponte, Cephallonia und Zante. Ueberhaupt wußten die Venetianer, die das Ganze leiteten, das Meiſte und Beſte der Beute an ſich zu bringen. Denn auſſer den genannten Fürſtenthümern, erhielten ſie die Küſten und Inſeln des adriatiſchen, joniſchen und ägäiſchen Meeres, wodurch ſie nicht nur ihren Handel erweiterten, ſondern auch das lateiniſche Kaiſerthum, ihre Schöpfung, gleichſam umſchloſſen. Die aſiatiſchen Provinzen blieben von den abendländiſchen Eroberern unangetaſtet, griechiſche Prinzen, die ſich bey Erſtürmung Conſtantinopels dahin geflüchtet hatten, behaupteten ſich daſelbſt und errichteten zu Nicäa und Trapezunt beſondere Staaten, denen ſie den Namen “griechiſches Kaiſerthum” beylegten. Auch zu Epirus bildete ein griechiſcher Prinz, der die Tochter des Markgrafen von Durazzo heurathete, eine Herrſchaft (Deſpotat), die ſich über Aetolien und

und Theſſalonien verbreitete und lange in Anſehn erhielt. Dagegen konnte ſich das lateiniſche Kaiſerthum nicht lange (nur etwas über 57 Jahre) behaupten. Durch Theilungen geſchwächt, durch Streitigkeiten zerrüttet, und von ſchwachen und Unmündigen Regenten beherrſcht, trug es den Keim des Verderbens in ſich, und zugleich wurde es auch von auſſen, von den Bulgaren und den griechiſchen Kaiſern, die ſchlau und kräftig ihre Macht vergrößerten, hart bedrängt. Schon der erſte lateiniſche Kaiſer, **Balduin**, fiel (1205, Apr.) in die Gefangenſchaft der Bulgaren, wo er ſtarb. Seinen fünf Nachfolgern *) fehlte es noch mehr an Kraft ſich zu behaupten, und unerwartet machte der Kaiſer von Nicäa, **Michael Paläologus** durch die Ueberrumplung von Conſtantinopel dieſem Schattenkaiſerthum ein Ende (1261). Etwas länger dauerten einzelne lateiniſche Fürſtenthümer in Griechenland, und vorzüglich wußten die ſchlauen Venetianer den größten Theil ihrer Eroberungen noch lange zu erhalten.

In-

---

*) Sie hieſſen: **Heinrich**, Balduins Bruder, ſt. 1216; **Peter Courtenay**, Graf v. Auxerre, Balduins u. Heinrichs Schwager, ſt. 1217; deſſen junger Sohn **Robert Courtenay**, ſt. 1228; **Johann von Brienne**, Titularkönig von Jeruſalem, ſchon achtzig Jahr alt, ſt. 1237; **Balduin II.**, Roberts Bruder, ſchon früher (1228) zum Kaiſer beſtimmt, ward 1261 von dem griechiſchen Kaiſer Michael Paläologus vertrieben.

Inzwiſchen war durch die unerwartete Wendung, die der fünfte Kreuzzug erhielt, die allgemeine Aufmerkſamkeit von Paläſtina eine Zeitlang abgelenkt worden. Zwar zogen noch immer viele Einzelne, bewogen durch die unaufhörlichen Aufforderungen der Geiſtlichkeit, "den Weg des Herrn", ja es wird ſogar erzählt, daß im Jahre 1212 zwanzigtauſend Knaben aus Deutſchland und dreyßigtauſend aus Frankreich ihren Eltern entliefen, um nach Paläſtina zu ziehen *); aber es fehlte an Königen und Fürſten, die mit ſtattlichen Heeren einen Kreuzzug unternahmen. Da nun Jeruſalem, für deſſen Wiedereroberung die Päbſte ſchon ſo nachdrücklich ſich verwendet hatten, fortwährend in den Händen der Ungläubigen blieb, und da ferner die, bey der Eroberung Conſtantinopels vorgeſpiegelte Unterwerfung der griechiſchen Kirche unter die römiſche nicht zu Stande kam: ſo forderte Pabſt Innocenz III. im Jahr 1215 von neuem zu einem Kreuzzug auf.

Er

---

*) Möglich iſt es, daß einige Knaben den tollen Gedanken faßten, nach Paläſtina zu ziehen; aber ihre Zahl ſcheint von der Geiſtlichkeit übertrieben worden zu ſeyn, um durch das Beyſpiel der unmündigen Jugend den erkalteten Enthuſiasmus der Männer zu beleben. So ſoll auch Pabſt Innocenz III., als er von dem Aufbruch der Knaben hörte, ſeufzend geſagt haben: "Dieſe Knaben rücken es uns vor, daß wir ſchlafen, während ſie zur Einnahme des heiligen Landes fortlaufen."

Er ſelbſt verſprach dazu reichliche Geldbeyträge, und verlangte dagegen, daß ſich die Kreuzfahrer im Jahre 1216 in ſeiner Gegenwart in den Häfen Siciliens einſchiffen ſollten. Noch vor dem beſtimmten Zeitpunct ſtarb er; aber ſein Nachfolger, Pabſt Honorius III., ſetzte das angefangene Werk mit erfolgreichem Nachdruck fort. Viele franzöſiſche, lothringiſche, deutſche und ungeriſche Große nahmen das Kreuz, und an die Spitze des Unternehmens ſtellten ſich nach und nach der König von Ungern, Andreas II., Graf Wilhelm von Holland und Kaiſer Friedrich II. Aber wie dieſe Fürſten nicht zu gleicher Zeit, nicht mit vereinigten Kräften und nicht nach gemeinſamen Planen ihr Unternehmen begannen: ſo zeigte auch keiner von ihnen die lebendige Begeiſterung und die beharrliche Ausdauer der erſten Kreuzfahrer. Eben deshalb konnte auch dieſer ſechſte Kreuzzug nicht den Erfolg haben, den nur der erſte gehabt hatte.

Zuerſt zog König Andreas (im Jahr 1217) mit vielen ungeriſchen und deutſchen Großen nach Paläſtina. Dort vereinigte er ſich mit den Königen von Cypern und Jeruſalem *), und eroberte eini-

---

*) Obgleich Jeruſalem in den Händen der Ungläubigen war, ſo ſah man doch das Königreich Jeruſalem keineswegs als verloſchen an, und ernannte noch immer Titularkönige deſſelben.

einige Bergſchlöſſer; aber die Uneinigkeit und Untreue ſeiner Bundesgenoſſen hemmte den Fortgang ſeiner Unternehmungen. Als er die Befeſtigungen des Berges Tabor angriff, ward er von dem Könige von Jeruſalem, Johann von Brienne, verlaſſen, und gerieth ſogar in Gefahr vergiftet zu werden. Mißmuthig eilte er daher ſchon im Jahre 1218 nach Hauſe zurück, verfolgt von dem Bannſtrahl des Patriarchen von Jeruſalem.

Nicht lange nach ſeiner Rückkehr kam Graf Wilhelm von Holland mit einer ungemein großen Schaar Deutſchen und Niederländer in Cypern an (1218). Von dort ſetzte er, vereinigt mit den Königen von Cypern und Jeruſalem, nach Aegypten über; — denn in den Händen des Sultans von Aegypten lag Paläſtina, und durch Eroberung Aegyptens glaubte man den Beſitz Paläſtina's zu erlangen und zu ſichern. Nach einer Belagerung von achtzehn Monaten ward das feſte Damiatte eingenommen (1219), und der beſtürzte Sultan von Aegypten erbot ſich, um Damiatte wieder zu erhalten, Jeruſalem ſamt andern heiligen Oertern abzutreten und alle Gefangene loszugeben. Dieß Anerbieten verwarfen die Kreuzfahrer; doch bald hatten ſie Urſache ihren Stolz zu bereuen. Denn als ſie gegen Cairo vorrückten, ſchnitt ſie der ägyptiſche Sultan von Damiatte und dem Meere ab, und zugleich brachte er ſie durch Eröffnung der Nilſchleußen in ſolche Noth, daß ſie, um ſich zu retten, Damiatte wieder ausliefern, und einen Frieden auf acht Jahre ſchließen mußten (7. Sept. 1221), wobey ſie nichts als das heilige Kreuz, das einſt Saladin erbeutet hatte, zurück erhielten.

Endlich trat auch Kaiſer Friedrich II. ſeinen oft verſchobenen Kreuzzug an. Schon im Jahre 1215, als Innocenz III. den ſechſten Kreuzzug anordnete, hatte er bey ſeiner Krönung in Aachen das Kreuz genommen, dann zum zweyten Male bey ſeiner Kaiſerkrönung in Rom 1220; aber die Befeſtigung ſeiner Macht in Deutſchland und Italien ſchien ihm dringender als die Eroberung Jeruſalems. Wegen dieſer Zögerung bedrohte ihn Honorius III. ſchon im Jahr 1219, dann im Jahr 1221 mit dem Bann. Allein theils durch Bitten um Aufſchub, theils durch Abſendung einer Flotte zur Behauptung von Damiatte (die aber nichts ausrichtete), theils durch ſeine Vermählung mit Jolanthen, der Tochter des Titularkönigs Johann von Brienne, wodurch er neue Verpflichtungen im Betreff des Königreichs Jeruſalem übernahm, wußte Friedrich den Zorn des Pabſtes aufzuhalten. Doch als er auch im Jahr 1227, nachdem ein ſtarkes Kreuzheer von Italienern, Deutſchen und Engländern zu Brindiſi zuſammen gekommen war, wegen wirklicher oder vorgeblicher Krankheit von neuem zu Otranto zögerte: ſo that ihn der neue Pabſt Gregor IX. in den Bann (29. Sept. 1227), und wiederholte ſelbigen zweymal, ohne auf Entſchuldigungen zu achten. Nun erſt machte ſich Friedrich auf, und ſegelte (im Aug. 1228) von Brindiſi nach Paläſtina. Aber der Bannfluch des Pabſtes verfolgte ihn! Verboten ward ihm, als einem Gebannten, das heilige land zu betreten; verboten den Kreuzfahrern aus Italien und Deutſchland zu ihm überzuſchiffen; verboten den Patriarchen von Jeruſalem und den Großmeiſtern der drey Ritterorden, mit ihm Gemeinſchaft zu pflegen; ja der Pabſt ſchrieb ſogar an den ägyptiſchen Sultan, er möchte, Jeruſalem und Paläſtina dem Kaiſer nicht überliefern, und ließ Truppen in deſſen neapolitaniſche Staaten einrücken. Doch Friedrichs Geiſt und Glück überwand alle dieſe Hinderniſſe. Ohne ſich durch die Nachſtellungen ſeiner Feinde und den Abfall vieler vermeintlichen Freunde abſchrecken zu laſſen, verfolgte er ſein Ziel; ſeine Krieger, die deutſchen Ritter, und die Genueſer und Piſaner blieben ihm treu; bald vereinigten ſich auch mehrere mit ihm aus Rückſicht auf eignen Vortheil; der Sultan aber von Aegypten, Al Kamel, dem die Herrſchaft über Paläſtina weniger galt als der geſicherte Beſitz Aegyptens, kam ihm mit Huldigungen entgegen. Und ſo gelang es ihm faſt ohne Schwertſtreich mehr zu gewinnen, als vor ihm dem mächtigſten Kreuzfürſten gelungen war. Am 18. Februar. 1229 ſchloß er mit dem Sultan von Aegypten einen zehnjährigen Waffenſtillſtand, wodurch ihm dieſer Jeruſalem und andre heilige Oerter nebſt dem ganzen Lande zwiſchen Joppe, Bethlehem, Jeruſalem, Nazareth und Ptolemais und den Städten Tyrus und Sidon abtrat, und dagegen nichts weiter verlangte, als daß den, in dieſem Diſtricte wohnenden Muhamedanern Sicherheit und freye Wallfahrt zur Moſchee Omars in Jeruſalem zugeſtanden wurde. Nach Abſchluß dieſes Waffenſtillſtandes zog Kaiſer Friedrich triumphirend in Jeruſalem ein. Daſelbſt wallte er zum heiligen Grabe und ſetzte ſich dort — kein Prälat wollte ihm, dem Gebannten, zu Dienſten ſeyn — mit eignen Händen die Königskrone auf (18. März 1229). Aber damit glaubte er ſeinem Gelübde genug gethan zu haben: die Sicherung ſeiner Erbſtaaten lag ihm dringend am Herzen. Er kehrte daher (im Mai 1229) nach Europa zurück, landete zu Brindiſi, und nöthigte den Pabſt durch Gewalt der Waffen zur Zurücknahme des Bannes (1230).

Indeſſen war das, was er in Paläſtina erwirkt hatte, mehr für den Augenblick glänzend als für die Dauer ſicher. Jeruſalem war ihm, wie wahrſcheinlich iſt, mit niedergeriſſenen Befeſtigun gen übergeben worden; nur den Sultan von Aegypten, nicht den von Syrien, hatte er zum Frieden genöthigt, und trotz den Truppen, die er unter einem Statthalter (Walther von Brienne) zurückließ, und der vielen Pilger, die einzeln und haufenweiſe zum heiligen Grabe wallten, fehlte es dem Königreiche Jeruſalem an ausreichenden Vertheidigern. Dieß zeigte ſich bald, da um eben dieſe Zeit im Orient Begebenheiten eintraten, die den Verluſt des ganzen Königreichs nach ſich zogen.

Die Mongolen waren aus dem nordöſtlichen Aſien mit reißender Gewalt bis zum caspiſchen Meer hervorgebrochen. Vor ihnen fliehend ſtürmten die Chowaresmier oder Charizmier, ein wildes, am öſtlichen Ufer des caspiſchen Meeres wohnendes Volk, auf Syrien los (1240). Dadurch ins Gedränge gebracht, ſuchte der Sultan von Syrien oder Damascus Hilfe bey den Chriſten; der Sultan von Aegypten aber nahm die Charizmier in ſeine Dienſte und bot ihnen für Dienſte die Beſitzungen der Chriſten in Paläſtina zu Wohnſitzen an. Sie ergriffen dieß Anerbieten, verheerten Syrien und drangen bis Jeruſalem. Angſt und Schrecken ergriff die Einwohner; ohne Widerſtand zu leiſten, verließen ſie die Stadt, und die Charizmier wütheten in derſelben mit ſchrecklicher Wildheit. Nun erſt ergriffen die Chriſten mit ihrem Verbündeten, dem Sultan von Syrien, die Waffen; aber vergebens! Sie wurden in der blutigen Schlacht bey Gaza (1244) völlig geſchlagen, und ganz Paläſtina ſtand nun den Verwüſtungen der Charizmier offen.

Schon ehe dieſe Vorgänge eintraten, hatte Pabſt Gregor IX. zu einem neuen Kreuzzuge aufgefordert, und dazu Umlaufsſchreiben ausgeſchickt und Kreuzprediger, deren Vorträge jedermann bey Strafe des Bannes anhören ſollte (1235). Umſonſt; der Eifer für Kreuzzüge war im Verlöſchen! Erſt als der Sultan von Damascus, Ismael Saleh, bewogen durch die Annäherung der Mongolen und durch Streitigkeiten mit dem ägyptiſchen Sultan, Frankreich und England um Hilfe angeſprochen hatte, brachen nach einander (in den Jahren 1240 und 1242) zwey Haufen kühner Abenteurer nach Paläſtina auf. Den einen, Franzoſen, führte Theobald Graf von Champagne und König von Navarra; den andern, Engländer, Prinz Richard, Bruder des engliſchen Königs Heinrichs III.; allein beyde, beſonders der erſtere, richteten nichts aus. Als darauf die Nachricht von dem abermaligen Verluſte Jeruſalems nach Europa kam, erließ Pabſt Innocenz IV. eine dringende Aufforderung zu einem neuen Kreuzzuge (1245), und noch einmal fand eine ſolche Aufforderung Eingang

gang und Beyfall. In Frankreich nämlich kam ihr König Ludwig IX. entgegen, der ſchon früher, voll frommer Begeiſterung, das Kreuz genommen hatte, und nun auch viele Andre dazu bewog *).

Im Jahre 1248 begann dieſer ſiebente Kreuzzug. Im Auguſt dieſes Jahres ſegelte Ludwig IX. mit ſeiner Gemahlin, ſeinen Brüdern und einem ſehr anſehnlichen Heere von Frankreich ab. Er landete zuerſt auf Cypern (Sept. 1248), wo ſchon ein Theil ſeines Heeres von Seuchen weggerafft wurde. Dann wendete er ſich (30. Mai 1249), wie früher Wilhelm von Holland gethan hatte, nach Aegypten, um durch Bezwingung dieſes Landes die Herrſchaft über Paläſtina zu befeſtigen. Anfangs war er glücklich: die Aegypter wurden geſchlagen und Damiatte eingenommen (16. Jun. 1249). Aber Unglück folgte! Durch verderbliches Zaudern zu Damiatte verfiel das chriſtliche Heer in Ueppigkeit und Ausſchweifungen, während die Feinde Zeit gewannen, ſich von dem erſten Schrecken zu erholen. Als endlich gegen Cairo aufgebrochen wurde (20. Nov. 1249), verlor erſt des Königs Bruder, Robert Graf von Artois, der ſich zu unvorſichtig unter die Feinde gewagt hatte, ſamt

ſei-

---

*) Man leſe über die Entſtehung und Ausführung des ſiebenten Kreuzzugs, ſo wie über das Leben und Wirken Ludwigs IX., die neunte Erzählung im zweyten Abſchnitt.

ſeiner Schaar das Leben; dann ſchwächten wiederholte Treffen in der Nähe von Manſura das chriſtliche Heer, und noch mehr Hungersnoth und Seuchen. Mit ſeinem ausgemergelten Heere wollte ſich nun (im April 1250) Ludwig IX. nach Damiatte zurückziehen; aber die Feinde verfolgten ihn und nahmen ihn ſamt den Seinigen gefangen (6. April 1250). Nach ein und dreyßig Tagen erlangte er gegen die Auslieferung von Damiatte und gegen ein Löſegeld von 100,000 Mark Silber ſeine und ſeines Heeres Befreyung (8 Mai 1250). Nun wendete er ſich nach Ptolemais, wo er vier Jahre, ohne etwas Bedeutendes auszurichten, verweilte. Erſt am 12 Julius 1254 kam er nach Frankreich zurück. Aber er legte das Kreuz nicht ab, und nach ſechzehn Jahren unternahm er einen abermaligen Kreuzzug. Im Jul. 1270 zog er von Frankreich nach Sardinien, und von da nach Tunis, theils weil ihm Hoffnung gemacht werden war, der daſige Fürſt werde zum Chriſtenthume übertreten, theils weil er meinte von dort aus Aegypten erobern zu können, vielleicht auch weil ihn die Wünſche ſeines Bruders, des Königs von Sicilien, dazu beſtimmten. Allein dieſer Kreuzzug lief eben ſo unglücklich ab, wie der vorige. Vor Tunis erlag der größte Theil des Kreuzheeres der brennenden Hitze und dem Mangel an Waſſer und Lebensmitteln; Ludwig ſelbſt ward von einer tödtlichen Krankheit hinweggerafft. Er ſtarb den 25. Aug. 1270, und ſein Sohn, der nunmehrige König Philipp III., kehrte, nachdem er mit dem Fürſten von Tunis Frieden geſchloſſen hatte, im October nach Frankreich zurück.

Indeſſen gingen alle Beſitzungen der Chriſten in Paläſtina und Syrien verloren, und zuletzt (1291) fiel Ptolemais, ſeit dem Verluſt von Jeruſalem der Hauptort der chriſtlichen Herrſchaften in Aſien. Auch jetzt noch fuhren die Päbſte fort, zu Kreuzzügen aufzufordern; aber vergebens! Die Zeit dieſer Schwärmerey war vorüber. Nach Ludwigs Tode und nach dem Verluſte aller Trümmer des ehemaligen Königreichs Jeruſalem dauerten zwar die Wallfahrten nach dem heiligen Grabe fort; allein weder Fürſten, noch Ritter, noch Volk fanden ſich geneigt, das heilige Land wieder zu erobern. Das Grab des Erlöſers ſamt dem ganzen heiligen Lande blieb in den Händen der Ungläubigen!

III. Von den Folgen der Kreuzzüge.

Der eigentliche Zweck alſo, weshalb die Kreuzzüge unternommen worden waren, wurde vereitelt, — vereitelt durch die überwiegende Stärke der muhamedaniſchen Völker, durch das zweydeutige Betragen des griechiſchen Kaiſerthums, und vorzüglich durch den Mangel an Eintracht von Seiten der Kreuzfahrer. Denn einen, das Ganze umfaſſenden und ſich immer gleichbleibenden Plan und ein wahres Intereſſe an deſſen Gelingen hatte nur der Pabſt; die einzelnen Heerführer aber, wie ihre Völker, von verſchiedener Denkart und von verſchiedenen Empfindungen und Neigungen beſeelt, nahmen nicht gleichen Antheil an den Kreuzzügen, und handelten auch nicht nach übereinſtimmenden Planen.

Wie wenig aber auch der eigentliche Zweck der Kreuzzüge erreicht wurde, ſo folgereich war doch das Streben nach dieſem Zwecke. Und wie konnte es auch anders ſeyn? Ein Ringen und Streben, das zwey Jahrhunderte lang dauerte, das die entlegenſten Länder verknüpfte, das ſo viele Völker und Staaten, und in ihnen die niedern wie die gebildetſten Stände ergriff und beſchäftigte, konnte nicht wie ein Nebel verdünſten; es mußte vielmehr bedeutende Folgen hervortreiben, und dieſe Folgen mußten den Zeiten nach verſchieden ſeyn.

Wer bald nach den Kreuzzügen vorurtheilsfrey auf das, was unmittelbar durch ſie erwirkt worden war, zurückſah, konnte meiſt nur nachtheilige Folgen derſelben erblicken. Ueber dem Beſtreben das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen,

reißen, hatte Europa an fünf Millionen Menſchen und unermeßliche Geldſummen verloren. Viele alte Bande waren gelöſt; viele vormals blühende Geſchlechter ausgeſtorben oder verarmt; Schlöſſer, Dörfer, Städte, Grafſchaften und Fürſtenthümer durch Verkauf, Verpfändung und Verſchenkung in andre Hände gekommen; Ackerbau und Handwerke ſchienen in Verfall zu gerathen, Lüderlichkeit und anſteckende Krankheiten zuzunehmen. Selbſt die Religion ſchien von den Kreuzzügen keinen Vortheil zu ziehen. Der Zwieſpalt zwiſchen der griechiſchen und römiſchen Kirche war unheilbarer geworden; der Reliquiendienſt hatte ſich durch die vielen aus Paläſtina mitgebrachten Reliquien vermehrt, und bey der oft wiederholten Verkündigung, daß durch Einen Kreuzzug die ſchwerſten Sünden ausgetilgt werden könnten, hatte ſich die abergläubiſche Vorſtellung von der Verdienſtlichkeit äuſſerer Büßungen befeſtigt. Nur der Handelsſtand und die Geiſtlichkeit des Abendlandes ſchienen durch die Kreuzzüge gewonnen zu haben. Denn der Handel hatte einen neuen Umſchwung und größere Ausbreitung erhalten; die Seeſtädte Italiens, als Piſa, Amalfi, und vor allen Genua und Venedig waren reich und mächtig geworden: für die Ueberfahrt nach dem Morgenlande hatten ſie von den Kreuzfahrern große Summen gezogen, und als Rückfracht Waaren des Morgenlandes zu Schiffe genommen, die ſie in Europa mit Vortheil umſetzten. Eben ſo hatte die Geiſtlichkeit, indem ſie rathgebend den Kreuzfahrern zur Seite ſtand, ihren Einfluß, und, indem ſie viele Güter derſelben an ſich brachte, ihren Reichthum vermehrt. Beſonders aber hatten die Päbſte Gelegenheit gefunden, durch die Kreuzzüge ihre Macht zu befeſtigen und zu erheben. Als Anordner oder Oberfeldherren derſelben hatten ſie die Fürſten, die ihnen Widerſtand droheten, nach dem heiligen Lande entfernt, hatten während deren Abweſenheit deren Staaten unter apoſtoliſchen Schutz genommen, hatten durch die Legaten, die ſie auf Anlaß der Kreuzzüge nach allen Orten hinſendeten, ihre Gerichtsbarkeit erweitert, und durch die Vikarien, die ſie in die Stellen der bekreuzten Biſchöfe einſetzten, die einzelnen Kirchen und Diözeſen immer mehr von ſich abhängig gemacht. Wirklich war auch die Periode der Kreuzzüge die Periode ihres höchſten Glanzes.

Nach ihren nächſten Folgen beurtheilt, erſcheinen alſo die Kreuzzüge größtentheils nachtheilig! Ganz anders aber iſt es, wenn wir nicht bloß auf das ſehen, was ſie augenblicklich wirkten, ſondern auch auf das, was durch ſie angeregt und vorbereitet wurde, oder mit andern Worten auf ihre entfernteren Folgen: dann erſcheinen ſie nicht anders als wohlthätig!

Das Aneinanderreiben ſo vieler Völker im Krieg und Frieden, wie es die Kreuzzüge hervorbrachten und unterhielten, mußte der Cultur förderlich ſeyn. Der Geſichtskreis erweiterte ſich; man lernte einſehen, daß nicht alles ſey wie zu Hauſe, und daß nicht alles zu ſeyn brauche wie zu Hauſe; es bildete ſich ein Austauſch des Nützlichen und Wiſſenswürdigen, und, ohne es zu ahnen und zu erſtreben, kehrten die Kreuzfahrer reicher an Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten zurück, als ſie ausgezogen waren. Beſonders hatte ihre Phantaſie durch das Neue, was ſie geſehen und erfahren hatten, einen neuen Schwung bekommen. Dieß zeigte ſich in der Poeſie, die damals aufblühete, der Ritterpoeſie *), und in der geſchichtlichen Behandlung der Begebenheiten der Kreuzzüge. Aber auch in Hinſicht auf Erdkunde und Naturgeſchichte, auf Literatur und Sprachen hatte ſich der Umkreis des Wiſſens erweitert; der Verkehr zwiſchen Conſtantinopel und Italien war (namentlich durch den Kreuzzug von 1204) erneuert, und dadurch die Aufnahme des Griechenthums im Abendlande vorbereitet worden.

Wohlthätig wurden ferner die Kreuzzüge als eine Anregung zur Umbildung des geſellſchaftlichen

Zu-

---

*) Ueber die Entſtehung und Wirkſamkeit der Ritterpoeſie, ſehe man den Schluß der zehnten Abhandlung im zweyten Abſchnitt.

Zuſtandes von Europa. Früher oder ſpäter, aber gewiß immer wirkt Geiſtescultur auf die Umbildung des geſellſchaftlichen Zuſtandes. Wenn alſo die Kreuzzüge jene beförderten, mußten ſie auch auf dieſen einwirken. Beſonders aber geſchah dieß auf folgende Weiſe. Indem ſie Deutſchland, England, Frankreich, Italien, mitunter auch Spanien und Ungern zu einerley Unternehmungen vereinigten, bahnten ſie den Weg zu den politiſchen Verbindungen, oder dem Staatenverein von Europa. Indem ſie die Könige von übermächtigen und übermüthigen Vaſallen befreyeten, gaben ſie der königlichen Macht einen Zuwachs an Kräften und Anſehn. Indem ſie den Adel nöthigten, um ſich zu unterſcheiden, Wappen und Geſchlechtsnamen anzunehmen, vollendeten ſie die Ausbildung des Geſchlechtsadels. Indem ſie Handel und Gewerbfleiß belebten und dadurch Reichthum herbeyführeten, erhoben ſie die Macht der Städte und des freyen Bürgerſtandes, der erſt kurz vor ihnen zu ſeyn angefangen hatte. Indem ſie jedem Leibeignen, der das Kreuz nahm, Freyheit zuſicherten und dadurch viele Herren nöthigten, ihren Ackerleuten, um ſie länger in Dienſten zu erhalten, die Freyheit zu ſchenken, trugen ſie zur Entſtehung eines freyen Bauernſtandes bey. Kurz, wie ſie die meiſten Staaten Europas und in denſelben alle Stände in Anſpruch nahmen, ſo wirkten ſie auch auf die weitere Fortbildung derſelben. Beſonders aber muß, wenn von ihrem Einwirken auf den geſellſchaftlichen Zuſtand Europas die Rede iſt, bemerkt werden, daß durch ſie das Ritterthum, eines der glänzendſten und einflußreichſten Inſtitute des Mittelalters, befeſtiget und ausgebildet wurde *), und die drey geiſtlichen Ritterorden entſtanden, die allen Ritterorden neuerer Zeiten zum Vorbild dienten **).

Es

---

*) Ueber das Ritterthum ſehe man die zehnte Abhandlung im zweyten Abſchnitt.

**) Beherbergung, Verpflegung und Beſchirmung armer, verwundeter und reiſender Pilgrime war der erſte Zweck der Ritterorden; bald aber befaßten ſie ſich bloß mit der Vertheidigung des heiligen Landes oder mit dem Kampfe gegen Ungläubige überhaupt, und wurden eine Miliz, die das klöſterliche Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams mit einem kriegeriſchen Leben ſeltſam vereinigte. Der erſte dieſer Orden war der Johanniterorden, vom Pabſte 1113 beſtätigt; er nahm zum Ordenszeichen einen ſchwarzen Mantel mit weißem Kreuze; der zweyte war der Orden der Tempelherren, deſſen Ordenszeichen ein weißer Mantel mit einem rothen achteckigen Kreuze war; er wurde im Jahre 1128 vom Pabſte beſtätigt; der dritte, der deutſche Orden, wurde im Jahr 1191 von deutſchen Rittern in Paläſtina geſtiftet und blieb immer nur für Deutſche beſtimmt; er bekam zum Ordenskleid einen weißen Mantel mit ſchwarzem Kreuze. Von dieſen drey Orden wurde der Tempelherren-Orden, nachdem er ſich von Paläſtina nach Cypern gewendet hatte, auf Betrieb des franzöſiſchen Königs Philipp IV. aufgehoben (1311). Der Johanniterorden erhielt nach dem Verluſte Paläſtina's zuerſt Cypern zum Aufenthalt (1291), dann Rhodus (1310), dann

So wie aber die Kreuzzüge geiſtige und geſellſchaftliche Cultur beförderten, ſo mußten ſie auch in ihren ſpäteren Folgen für Religion und Kirche nützlich werden. Denn wahre Aufklärung und geſetzliche Ordnung kommt immer der Religion und Kirche zu Statten. Dieß mußten namentlich die Päbſte empfinden! Denn ſo vortheilhaft ihnen anfangs die Kreuzzüge geweſen waren, ſo nachtheilig wurden ſie ihnen ſpäterhin. Ihre Macht war auf die Ohnmacht der Fürſten und auf die Herrſchaft des Aberglaubens gebaut. Nun aber, da die Fürſten mächtiger wurden, konnten ſie den Anmaßungen der Päbſte nachdrücklichen Widerſpruch entgegen ſetzen; und da die Begriffe heller, das Nachdenken regſamer, der Freyheitsſinn lebendiger wurde, mußten ſich immer mehr Zweifel an der Rechtmäßigkeit einer geiſtigen Oberherrſchaft regen. Daß beydes unmittelbar nach den Kreuzzügen geſchah, lehrt die Geſchichte. Mit Recht kann man alſo behaupten, daß ſie den Verfall der Pabſtmacht herbeyführten, und eine Vorbereitung der Reformation wurden.

Zwey-

Viterbo im Kirchenſtaate (1523), dann Malta (1530.) Der deutſche Orden endlich erhielt unter ſeinem Ordensmeiſter, Hermann von Salza (1210 — 1239), vom Grafen von Hohenlohe die Stadt Mergentheim zum Aufenthalt, und machte ſich beſonders durch die Eroberung und Umgeſtaltung Preußens (1230) merkwürdig.

Zweytes Kapitel.

Von den wichtigſten Vorfällen in Deutſchland und den übrigen europäiſchen Staaten.

Ehe wir die ferneren Vorbereitungen der Reformation verfolgen können, iſt es nöthig, die Vorfälle zu betrachten, die in und nach den Zeiten der Kreuzzüge in den europäiſchen Staaten Statt fanden. Hier aber zieht Deutſchland vor allen unſre Aufmerkſamkeit auf ſich, und nicht bloß deshalb weil es unſer Vaterland iſt, ſondern auch weil es in gegenwärtiger Periode an allen wichtigen Ereigniſſen Theil nimmt, und durch Betriebſamkeit und Erfindſamkeit vor vielen andern ſich auszeichnet. Wir werden daher ausführlich den Wechſel ſeiner Schickſale ſchildern und dann einen kurzen Abriß der Geſchichten der übrigen europäiſchen Staaten liefern, namentlich Italiens, Frankreichs, Englands, Portugals, Spaniens, Scandinaviens, Polens, Ungerns und Rußlands. Die Geſchichten der Schweiz, Böhmens und der Niederlande ſind in die Geſchichten Deutſchlands und Frankreichs verflochten; das griechiſche Kaiſerthum aber bleibt von dieſer Schilderung ausgeſchloſſen, weil das Wichtigſte davon theils in die Geſchichte der Kreuzzüge, theils in die Geſchichte der Türken, von denen im folgenden Kapitel die Rede ſeyn wird, verwebt iſt.

I. Deutſchland.

1) Lothar von Sachſen, die Hohenſtaufen und das Interregnum.

Als mit Heinrich V., wie im vorigen Bande dieſes Werkes erzählt worden iſt, der fränkiſche Regentenſtamm ausgeſtorben war (23. Mai 1125), ſtrebte das Haus der Hohenſtaufen, das durch Heinrich IV. das Herzogthum Schwaben und Franken erlangt hatte, nach der deutſchen Krone. Allein der Erzbiſchof von Mainz Adelbert war dieſem Hauſe entgegen, und auf ſeinen Betrieb geſchah es, daß **Lothar**, Herzog von Sachſen, zu Mainz (30. Aug. 1125) erwählt und (13. Sept.) zu Aachen gekrönt wurde.

Lothar II., ein kluger und tapfrer Herr, der ſich unter der vorigen Regierung als Vertheidiger der vaterländiſchen Freyheit Ruhm erworben hatte, ſuchte als Oberhaupt des deutſchen Reiches, vornehmlich die Hohenſtaufen zu demüthigen und die Reichshoheit in Italien zu erheben. An der Spitze der Hohenſtaufen ſtanden damals zwey Brüder,

der, Neffen und Erben des vorigen Kaiſers, Friedrich, Herzog in Schwaben, und Konrad, Herzog in Franken. Gegen beyde wurde, auf Lothars Antrag, die Reichsacht ausgeſprochen und ein Reichszug beſchloſſen. Hierdurch entſtand ein innerer Krieg, der neun Jahre (1126—1135), einen großen Theil Deutſchlands verheerte. Um ihn mit Nachdruck zu führen, verband ſich Lothar mit dem Herzog von Baiern, Heinrich dem Stolzen, den er mit ſeiner einzigen Tochter und Erbin Gertrud (1127) vermählte und mit dem Herzogthum Sachſen belehnte. Hierdurch erreichte er ſeinen Zweck. Die Hohenſtaufen wurden ſo in die Enge getrieben, daß ſie ſich ihm unterwarfen (1135). Inzwiſchen hatte er ſchon im Jahre 1133 einen Zug nach Italien unternommen, und auf demſelben vom Pabſte Innocenz II. die Kaiſerkrone erhalten. Nun da die Händel in Deutſchland beygelegt waren, unternahm er einen zweyten Römerzug (im Aug. 1136), hauptſächlich gegen Roger, ſeit 1129 König von Sicilien und Apulien, die Hauptſtütze des Gegenpabſtes Anaklet II. Anfangs hatte er Glück; mit Hilfe der Piſaner eroberte er faſt ganz Apulien. Doch bald zerfiel er mit ſeinen Bundesgenoſſen, ſeine eignen Leute wurden des langen und beſchwerlichen Kriegszugs überdrüßig, und auf der Rückkehr nach Deutſchland ſtarb er in Baiern (3. Dec. 1137). — Noch verdient es als eine

Merkwürdigkeit ſeiner Regierung angeführt zu werden, daß er die Landgrafſchaft Thüringen dem thüringiſchen Grafen Ludwig III. (1130), und die Markgrafſchaft Nordſachſen (Brandenburg) dem Grafen von Ballenſtedt, Albrecht dem Bär, ertheilte (1134), der durch Siege über die Wenden und durch Sorge für die Landescultur den Grund zur Größe Brandenburgs legte.

Lothar hatte gewünſcht, daß nach ihm ſein Eidam, Heinrich der Stolze, Kaiſer werden möchte, und dieſer glaubte der Nachfolge ſo gewiß zu ſeyn, daß er ſogleich die Abzeichen der Reichswürde an ſich nahm. Allein die deutſchen Fürſten, ſeine Macht fürchtend und ſeinem gebieteriſchen Weſen abhold, wählten den ſchon genannten Hohenſtaufen Konrad, zu Coblenz den 22. Febr. 1138.

Konrad III., mit dem die Reihe der deutſchen Könige aus dem Hauſe der Hohenſtaufen beginnt, war ein entſchloſſener, tapfrer und biedrer Herr; allein ſeine Regierung hatte für Deutſchland nichts Heilſames, vielmehr legte ſie den Grund zu dem langwierigen Streit zwiſchen den Welfen und Gibellinen, der Jahrhunderte lang, oft zu verſchiedenen Zwecken, aber immer unter demſelben Namen Deutſchland und Italien beunruſtigte *). Als nämlich Konrad zum deutſchen König gewählt worden war, erklärte Heinrich der Stolze dieſe Wahl, die nicht an dem gewöhnlichen Orte, nicht zur beſtimmten Zeit und mit Ausſchluß der Baiern und Sachſen vom Erzbiſchof von Trier, Albero, betrieben worden war, für widerrechtlich und unzuläſſig, und obſchon er die Reichskleinodien auslieferte, ſo wollte er doch dem neuen König ſich nicht unterwerfen. Konrad verfuhr daher, wie vorher gegen ihn und ſeinen Bruder verfahren worden war. Er erklärte den gewaltigen Herzog unter Beyſtimmung der Fürſten in die Acht, dann ſeiner Herzogthümer verluſtig (1138), und verlieh Baiern an ſeinen Stiefbruder, den Markgrafen von Oeſtreich Leopold V., Sachſen aber an den ſchon erwähnten Markgrafen Albrecht den Bären. Heinrichs Stolz war von Unterwerfung weit entfernt. Zwar gab er Baiern auf, wo er ſich verlaſſen ſah, aber er vertheidigte ſich in Sachſen, wo er treue Anhänger hatte. Doch ſchon am 20. Oct. 1139 ſtarb er, und hinterließ einen erſt zehn-

jäh-

---

*) Welfen hießen die Anhänger Heinrichs des Stolzen und ſeiner Nachfolger, welche, wie er, aus dem Geſchlecht der Welfen waren; Gibellinen aber oder Waiblinger die Anhänger der Hohenſtaufen, von Waiblingen, dem Stammgute derſelben. Späterhin und beſonders in Italien verſtand man unter Gibellinen die Anhänger der Kaiſer, und unter Welfen deren Gegner oder die Anhänger des Pabſtes, der dieſe Parthey unterſtützte.

jährigen Sohn Heinrich, den man ſpäterhin den Löwen nannte. Auch dieſes Unmündigen nahmen ſich die Sachſen an; in Baiern aber kämpfte für ihn ſein Oheim Graf Welf VI. Gegen dieſen wendete ſich Konrad III., ſchlug ihn bey Weinsberg und nöthigte dieſe Stadt ſich zu ergeben (Dec. 1140) *). Hierauf verlieh er nach dem Tode Leopolds V. Baiern an deſſen Bruder Heinrich; Sachſen, deſſen Eroberung ſchwierig ſchien, gab er Heinrich dem Löwen zurück, und um Albrecht den Bär zufrieden zu ſtellen, erhob er die nordſächſiſche Mark (Brandenburg) zu einem unmittelbaren, von dem übrigen Sachſen getrennten Fürſtenthum. Als er ſo die welfiſchen Händel beygelegt zu haben vermeinte (aber ſie überlebten ihn), ließ er ſich von dem heiligen Bernhard zu einem Kreuzzug bereden **), nach deſſen unglücklichen Ausgang er zu Bamberg ſtarb (15. Febr. 1152), ohne je die Kaiſerkrone getragen zu haben.

Nun wurde, nach vorhergegangener Berathſchlagung der ſieben vornehmſten deutſchen Fürſten (erſte Spuren von Kurfürſten) Konrads Neffe,

---

*) Hierher gehört die Sage von den Weibern von Weinsberg, die unten in der eilften Erzählung des zweyten Abſchnitts erzählt wird.

**) Man ſehe das Leben des heiligen Bernhard im zweyten Abſchn. Num. 6.

Friedrich I., Barbaroſſa oder der **Rothbart** genannt, zu Frankfurt (5. März 1152) gewählt — einer der kräftigſten Fürſten, die auf dem deutſchen Thron geſeſſen haben, ausgezeichnet durch Entſchloſſenheit, Feſtigkeit und Einſicht, aber auch nicht frey von den Fehlern des Stolzes, der Härte und der Rachſucht. Er wollte als mächtiger Kaiſer herrſchen, Italien aber zur Grundlage ſeiner Herrlichkeit machen. Sechsmal zog er nach Italien, und doch erreichte er hier ſeine Abſichten nicht! Denn obſchon er 1154 die Kaiſerkrone erhielt; obſchon er bey ſeinem zweyten Zuge (1158) die kaiſerlichen Majeſtätsrechte beſtimmen ließ, Mailand, die mächtigſte und ſtolzeſte der lombardiſchen Städte zur Unterwerfung zwang, und nach abermaligem Aufſtand ſchleifte (März 1162): ſo wurde er doch auf ſeinem fünften Zuge von den verbündeten Lombarden bey Lignano (30. Mai 1176) ſo nachdrücklich geſchlagen, daß er ſich zu Venedig (23. Jul. 1177) vor dem Pabſte Alexander III. demüthigen und mit den Lombarden erſt einen ſechsjährigen Waffenſtillſtand, dann (25. Jun. 1183) einen Frieden zu Coſtnitz ſchließen mußte, wodurch dem deutſchen Reiche nur die Lehnsherrlichkeit über Italien verblieb. — Glücklicher war er in ſeinen Händeln mit **Heinrich dem Löwen**. Lange waltete zwiſchen ihm und dieſem hochbegabten Fürſten, deſſen Perſönlichkeit der ſeinigen ſehr ähnlich war, das beſte Vernehmen ab. Heinrich unterſtützte den Kaiſer auf deſſen italieniſchen Feldzügen, und erhielt dafür nicht nur die Zurückgabe des Herzogthums Baiern (1156) ſondern auch andre Gnadenbezeigungen. Als er aber auf dem fünften italieniſchen Zuge, man weiß nicht beſtimmt, warum? den Kaiſer verlaſſen hatte, und dieſer gleich darauf von den Lombarden bey Lignano geſchlagen worden war: ſo verwandelte ſich Friedrichs Liebe zu ihm in grimmige Rache. Er belegte ihn 1180 mit der Reichsacht, erklärte ihn aller Reichslehen verluſtig, und nöthigte ihn durch die Ueberlegenheit ſeiner Macht, ſich vor ihm zu demüthigen (Erfurt 1182) und auf drey Jahre den deutſchen Boden zu meiden. Ueber ſeine weitläuftigen Länder verfügte Friedrich nach Willkühr. Damals als er ihm das Herzogthum Baiern wieder einräumte (1156), erhob er, um den ſeitherigen Inhaber deſſelben, Heinrich Markgrafen von Oeſtreich, zu befriedigen, Oeſtreich zu einem von Baiern abgeſchiednen Herzogthum, dem er auſſerordentliche Vorrechte bewilligte. Jetzt nun, nach der Aechtung Heinrichs des Löwen (1180), verlieh er Baiern dem tapfern Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, deſſen Nachkommen noch über Baiern herrſchen, und Sachſen dem Grafen Bernhard von Anhalt, dem Sohne Albrechts des Bären. Doch wurde die Macht dieſes Herzogthums ſehr getheilt: die weſtlichen Länder (oder Weſtphalen) wurden von demſelben abgeriſſen und größtentheils an geiſtliche Herren gegeben; die nördlichen (Pommern, Mecklenburg und Holſtein) zur Selbſtſtändigkeit erhoben; die beyden Hauptſtädte Heinrichs, (in Baiern Regensburg, in Sachſen Lübeck) zu Reichsſtädten ernannt, Heinrich'n aber ſeine Erbgüter Braunſchweig und Lüneburg übrig gelaſſen, ſo daß alſo das Herzogthum Sachſen nur weniges von ſeinem vormaligen Inhalt begriff, und ſelbſt der Name Sachſen auf ehemals wendiſche Länder überging. — Mit gleichem Nachdruck behauptete Friedrich auch anderwärts kaiſerliche Rechte. Dem Herzog von Böhmen Wladislav ertheilte er (1158) den Königstitel; den Anmaßungen des Pabſtes und der Geiſtlichkeit widerſtrebte er, und ſtreng hielt er, wenigſtens anfangs, auf Recht und Ordnung. So nöthigte er im Jahr 1155 den rheiniſchen Pfalzgrafen Hermann von Stahleck, der mit dem Erzbiſchof von Mainz in Fehde gerathen war, wobey die Rheingegenden ſehr verwüſtet wurden, zur ſchimpflichen Strafe des Hundetragens, und erließ dieſe Strafe dem Erzbiſchof nur aus Rückſicht auf deſſen Alter und Würde. Allein ſpäterhin bey ſeinen langwierigen Händeln in Italien, die ihn abhielten ſeine Geſetze in Kraft zu erhalten, nahm das Fauſtrecht ſo überhand, daß er am Ende ſeiner Regierung (1188) die Fehden mit der Einſchränkung geſtattete, daß ſolche wenigſtens drey Tage zuvor durch einen ſichern Boten angekündigt werden ſollten. — Zuletzt unternahm er, gleichſam um den Abend ſeines thatenreichen Lebens mit einer gottſeligen Unternehmung zu krönen, einen Kreuzzug nach Paläſtina. Jm Jahre 1189 brach er dahin auf; allein er erreichte das gewünſchte Ziel nicht. Er ſtarb im 71. Jahre (10. Jun. 1190), als er ſich im Fluſſe Saleph in Armenien badete *).

Jhm folgte ſein Sohn Heinrich VI, der ihm wohl an Muth aber nicht an Hochſinn glich, und durch Falſchheit, Habſucht und Grauſamkeit ſeinen Nachruf befleckte. Schon ſeit fünf Jahren trug er die Kronen Jtaliens und Deutſchlands; nun ward er auch (14. April 1191) zum Kaiſer gekrönt. Merkwürdig machte er ſeine Regierung über Deutſchland durch die endliche Beylegung der Händel mit Heinrich dem Löwen **), durch die Gefangenhaltung des engliſchen Königs Richard Löwenherz ***), durch das, wie wohl vergebliche

---

*) Eine ausführlichere Darſtellung Friedrichs I., und ſeiner Händel mit den Lombarden, dem Pabſte und Heinrich dem Löwen wird die zwölfte und dreyzehente Abhandlung im zweyten Abſchnitt enthalten.

**) Man ſehe im zweyten Abſchnitt, Num. 13.

***) Hiervon wird im Leben Richards Num. 8. im zweyten Abſchnitt gehandelt.

Beſtreben den deutſchen Thron für ſeine Familie erblich zu machen, und durch den Kreuzzug, den er anordnete, ohne jedoch ſelbſt Antheil daran zu nehmen. Nach Italien zog er öfters, um zum Beſitz von Neapel und Sicilien zu gelangen, worauf er als Gemahl Conſtantiens, der Schweſter und Erbin des letzten normänniſchen Königs Wilhelm II. (geſt. 1189), Anſpruch hatte. Ein unächter, aber edler Prinz, Tankred, machte ihm dieſen Beſitz ſtreitig, und erſt nach deſſen Tode (1194) konnte er mit Hilfe der Piſaner und Genueſen, die er durch große Verſprechungen gewonnen hatte, das Königreich beyder Sicilien an ſich bringen. Allein durch Wortbrüchigkeit erbitterte er gegen ſich ſeine Verbündeten und durch rohe Grauſamkeiten ſeine neuen Unterthanen. Selbſt ſeine Gemahlin empfand die Drangſale ihrer Landsleute ſo lebhaft, daß ſie ſich gegen ſein Leben verſchwor. Er ſtarb, wie es heißt, an Gift, 33 Jahre alt zu Meſſina (28. Sept. 1197) und wurde zu Palermo begraben.

Sein früher Tod veranlaßte große Unruhen. Das Königreich beyder Sicilien ward von Partheyen zerrüttet, und nur der gegenſeitigen Eiferſucht derſelben war es zuzuſchreiben, daß Heinrichs dreyjähriger Sohn, Friedrich, als Thronfolger anerkannt wurde. In Deutſchland aber hielt man dieſen Unmündigen, obſchon man ihn bey Lebzeiten Heinrichs zum Thronfolger ernannt hatte, noch nicht zur Regierung tauglich. Man ſchritt daher zu einer neuen Königswahl, wobey ſich der Zwieſpalt zwiſchen Welfen und Gibellinen aufs neue hervorthat. Die Gibellinen nämlich wählten des verſtorbenen Kaiſers Bruder, Philipp von Schwaben, die Welfen aber den Sohn Heinrichs des Löwen, Otto IV., und zwiſchen beyden entſtand ein zehnjähriger Krieg. Der Pabſt Innocenz III., der hier als Schiedsrichter auftrat, erklärte ſich aus Haß gegen die Gibellinen für Otto IV. Doch gewann Philipp durch Geld und Tapferkeit immer mehr Anhang, machte nach und nach durch Schmeicheleyen ſelbſt den Pabſt ſich geneigt, und war dem Ziele ſeiner Wünſche ganz nahe, als er von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, dem er ſeine, ihm früherhin verſprochene Tochter verweigerte, zu Bamberg ermordet wurde (21. Jun. 1208).

Jetzt wurde Otto IV. allgemein als König anerkannt und nach geleiſtetem Krönungseide vom Pabſte (29. Sept. 1209) zum Kaiſer gekrönt. Allein das gute Vernehmen zwiſchen beyden war von kurzer Dauer. Als Otto, unternehmend und ausdauernd wie ſein Vater, die vom Pabſte in Italien eingezogenen Reichsgüter in Anſpruch nahm, ward Innocenz III. ſo gegen ihn erbittert, daß er ihn in den Bann that (Nov. 1210) und die deutſchen Fürſten bewog, den jungen Friedrich, Heinrichs VI. Sohn, als König anzuerkennen. Vergebens ſuchte dieß Otto zu hindern. Friedrich, in Italien geboren und erzogen, kam nach Deutſchland (Jun. 1212), und fand daſelbſt ſo vielen Anhang, daß Otto vor ihm zurückweichen mußte, und endlich, wie in Vergeſſenheit gerathen, auf ſeiner Feſte, der Harzburg, ſtarb (19. Mai 1218).

Friedrich II., der herrlichſte Sprößling des hohenſtaufiſchen Hauſes, an Kraft und Ausdauer ſeinem Großvater gleich, an Vielſeitigkeit der Geiſtesgaben ihm überlegen, war ganz dazu gemacht große Dinge auszuführen. Gleichwohl iſt ſeine Regierung merkwürdiger durch überwundene Schwierigkeiten als durch ſchimmernde Erfolge. Deutſchland konnte ſich ſeiner nur ſelten erfreun; den größten Theil ſeines Lebens brachte er in ſeinen Erbländern zu, im Kampfe mit den Päbſten und Lombarden. Schon 1220 ging er wieder nach Italien: ſeinen, zum Thronfolger erwählten Sohn Heinrich ließ er als Reichsverweſer in Deutſchland zurück. In Rom empfing er (22. Nov. 1220) die Kaiſerkrone. Denn begab er ſich in ſeine Erbländer (Neapel und Sicilien), und arbeitete hier an ihrem Aufblühen und dem Erheben ſeiner Macht.

Darüber wurden die Lombarden und der Pabſt gegen ihn entrüſtet. Gregor IX. that ihn in den Bann (1227), angeblich weil Friedrich den längſt verſprochnen Kreuzzug immer verſchob, und fiel, als Friedrich endlich denſelben unternommen hatte (1228), ins Neapolitaniſche ein (1229). Doch kaum hatte Friedrich Jeruſalem durch glückliche Unterhandlungen gewonnen, ſo kehrte er ſchleunig zurück (1229), vertrieb die päbſtlichen Truppen, und nöthigte den Pabſt zum Frieden. Darauf empörte ſich gegen ihn ſein Sohn Heinrich und in Norddeutſchland brachen gefährliche Unruhen aus. Friedrich kam daher nach funfzehnjähriger Abweſenheit (1235) nach Deutſchland zurück. Hier bekämpfte er den aufrühreriſchen Sohn (der bis an den Tod, 1242, im Gefängniß bleiben mußte), ließ ſeinen zweyten Sohn Konrad IV. zum römiſchen König wählen, erhob das welfiſche Gebiet, Braunſchweig und Lüneburg, zum Herzogthum, demüthigte den mächtigen Herzog von Oeſtreich, Friedrich den Streitbaren, errichtete einen allgemeinen Landfrieden, und ordnete zur Beſorgung der Reichsjuſtiz einen Hofrichter an. Dann zog er (1236) mit einem anſehnlichen Heere wieder nach Italien, um die Lombarden, die ſich gegen ihn vereinigt hatten, zu unterjochen. Jetzt zuerſt fing ſein Glück zu wanken an (1238). Er konnte ſo wenig wie ſein Großvater die Lombarden unterjochen, und ward von Gregor IX. aufs neue in den Bann gethan (1239). Noch weiter ging gegen ihn Innocenz IV. Seine Nähe fürchtend, flüchtete ſich dieſer nach Frankreich. Hier erneuerte er auf dem Concil zu Lyon (1244) nicht nur den vorigen Bannfluch, ſondern erklärte auch den mächtigen Kaiſer aller Kronen verluſtig, und verdammte ihn als einen Ketzer. Ferner ließ er gegen ihn das Kreuz predigen, umringte ihn mit Verräthern, und bewirkte, daß in Deutſchland erſt der Landgraf von Thüringen Heinrich Raspe (1246), und nach deſſen Tode (1247) der Graf Wilhelm von Holland zu Gegenkönigen erwählt wurden. Durch ſolche Vorgänge kam Gram und Sorge über Friedrich'n; gleichwohl behauptete er ſich bis an ſeinen Tod. In Deutſchland kämpfte für ihn ſein Sohn Konrad IV., freylich mit Mühe und nicht immer mit Glück. Er ſelbſt blieb in Italien und ſetzte den Kampf gegen die Lombarden, den Pabſt und abtrünnige Freunde fort, bis endlich ſein Körper, nicht ſein Geiſt, ſo vielen Anſtrengungen erlag. Er ſtarb in Apulien im 57. Jahre ſeines Alters, den 13. Dec. 1250 *).

Er wollte das Gute und hat manches Erſprießliche für Deutſchland erwirkt. Dieß erhellt

ſchon

---

*) Einzelne Züge ſeines Lebens und Wirkens finden ſich in der 14. Abhandlung des zweyten Abſchnitts.

ſchon aus dem bereits Angeführten; aber noch mehr, wenn man hört, daß er ſich des Ackerbaues und Münzweſens annahm, daß er Handels- und Gewerbesfreyheit zu befördern ſuchte, daß er durch Beyſpiel und Unterſtützung Liebe zur Dichtkunſt und den Wiſſenſchaften verbreitete. Aber auch mancherley Stürme trafen während ſeiner Regierung Deutſchland. Die Mongolen drangen bis an die Grenze von Deutſchland vor, und er, in Italien beſchäftigt, war nicht im Stande, ihnen kräftigen Widerſtand zu leiſten; ein Glück für Deutſchland war es, daß ſie nach ihrem Siege bey Liegnitz freywillig zurück gingen (1241). Als dann mit dem Tode Friedrichs des Streitbaren der babenberg-öſtreichiſche Mannsſtamm ausgeſtorben war (1246), bemächtigte ſich der böhmiſche König Ottokar der öſtreichiſchen Reichsländer; in Thüringen entſtand nach dem Tode des Gegenkönigs Heinrichs Raspe 1247 ein Erbfolgekrieg, und in Schwaben machten ſich mehrere Grafen unabhängig. Dieß alles konnte Friedrich nicht abwehren: ſeine Händel mit den Päbſten hinderten ihn daran, und eben dieſe führten auch den baldigen Untergang ſeines Hauſes herbey.

Sein Sohn Konrad IV., vom Pabſte mit dem Bann belegt und vom Gegenkönig Wilhelm bedrängt, ſuchte in Italien Macht und Anſehn zu erlangen. Er zog daher (im Oct. 1251) in ſeine Erblande, war daſelbſt glücklich, und demüthigte das ſtolze Neapel. Aber ſchon 1254 ſtarb er, und hinterließ einen unmündigen Sohn Konradin, der ihm, erſt nach ſeinem Abzug, in Deutſchland geboren worden war (25. März 1252), und einen Halbbruder Manfred, der jetzt beyde Sicilien zu beherrſchen ſuchte. Dagegen verkaufte Pabſt Clemens IV. dieſes Königreich an den franzöſiſchen Prinzen Karl von Anjou, den Bruder Ludwigs IX. und Manfred ward in dem Treffen gegen ihn geſchlagen und getödtet (1266). Hierauf wollte der junge Konradin, der letzte Sprößling des hohenſtaufiſchen Hauſes das väterliche Reich an ſich bringen. Er verließ daher Deutſchland, zog gegen Karl von Anjou, wurde aber geſchlagen, gefangen und zu Neapel öffentlich enthauptet (29. October 1268). So jammervoll endigte das mächtige und herrliche Haus der Hohenſtaufen! *)

Während die Hohenſtaufen über Deutſchland regierten, hatte ſich hier vieles geändert. Die Cultur hatte zugenommen: die Hohenſtaufen ſelbſt hatten ſie befördert, namentlich Liebe und Luſt zur Poeſie; die Leibeigenſchaft fing an zu verſchwinden,

---

*) Man ſehe im zweyten Abſchnitt die 15. Erzählung: "der unglückliche Konradin."

der Ackerbau kam zu Ehren, Gewerbe und Handel erhoben ſich; immer reicher und mächtiger wurden die Städte, viele von ihnen wurden freye Reichsſtädte. Zur Sicherung ihres Handels und Wohlſtandes ſchloſſen ſie Bündniſſe. So ſtifteten unter Friedrich II. in Oberdeutſchland die Städte am Rhein bis zum Ausfluß des Mains den rheiniſchen Bund 1247; und noch berühmter und in ſeinen Folgen noch wichtiger wurde der hanſeatiſche Bund, zu welchem Hamburg und Lübeck 1241 den Grund legten *). Auch in der Gerechtigkeitspflege bereiteten ſich große Veränderungen vor. Die Gottesurtheile (Ordalien) kamen in Abnahme; von Italien her fand das römiſche und bald auch das canoniſche oder geiſtliche Recht Eingang, und zugleich fing man an, die Rechtsgewohnheiten des ſüdlichen und nördlichen Deutſchlands ſchriftlich abzufaſſen, wie im Sachſen- und Schwabenſpiegel geſchah.

Aber während ſo manches Einzelne einer größern Vollkommenheit entgegenreifte, war der Zuſtand des Ganzen höchſt trübſelig. Schon waren die Herzoge und Grafen nicht mehr Beamte des Kaiſers, ſondern Landesherren, und neben ihnen hatten auch viele geiſtliche und weltliche Herren Lan-

---

*) Von der Entſtehung, Beſchaffenheit und Wirkſamkeit der Hanſe wird im zweyten Abſchnitt Num. 16 gehandelt.

Landeshoheit erlangt, wodurch die Macht des Oberhauptes geſchwächt, die Kraft des Ganzen gehemmt, und Unordnungen und Zerrüttungen herbey geführt wurden. Dieß äuſſerte ſich beſonders nach Friedrichs II. Tode. Die Könige, die damals (von 1250 — 1272) über Deutſchland regierten, waren ſo ohne Anſehn und Bedeutung, daß man dieſe Zeiten die Zeiten des großen Interregnums nennt. Wilhelm von Holland, (1247—1256) konnte weder bey Friedrichs Leben noch nach deſſen Tode Herrſcheranſehn erlangen, ſo daß er ſeine Beſchlüſſe, um ihnen Kraft zu geben, vom Pabſte beſtätigen laſſen mußte. Als er auf einem Feldzuge gegen die Frieſen geſtorben war (1256), wendeten ſich die Kurfürſten, da keiner der deutſchen Großen nach der deutſchen Krone verlangte, an Ausländer. Ein Theil von ihnen wählte (13. Januar 1257) den reichen Grafen Richard von Cornwallis, den Bruder des engliſchen Königs Heinrich III.; ein andrer (1. April 1257) den König von Caſtilien Alfons. Aber Alfons kam nie nach Deutſchland, Richard nur zu Zeiten, und man weiß nichts Merkwürdigeres von ihm, als daß er den König von Böhmen, Ottokar, mit Oeſtreich, Steyermark, Kärnthen und Krain, die derſelbe ſchon in Beſitz genommen hatte, belehnte (1262), und der unbefugten und läſtigen Anlegung neuer Rheinzölle ſteuerte (1269).

Der Pabſt ladete beyde Kronbewerber vor ſeinen Richterſtuhl; aber es wurde nichts entſchieden. Richard blieb bis an ſeinen Tod (1272) König, und Alfons machte von Caſtilien aus leere Anſprüche auf die ihm angetragene Krone.

Bey ſolcher Herabwürdigung des deutſchen Thrones hörte das deutſche Reich auf, ſeinen Nachbarn furchtbar zu ſeyn. Im Innern aber herrſchte Krieg, Raub, Mord; Zügelloſigkeit und Selbſthilfe galten für Recht; öffentliche Sicherheit und Gemeingeiſt verſchwanden; jeder wollte in eigener Sache Richter ſeyn: bey ſolcher Geſetzloſigkeit mußten ſelbſt die heimlichen Gerichte, die unter der Regierung der Hohenſtaufen in Weſtphalen entſtanden waren, trotz aller Mißbräuche, als eine Wohlthat erſcheinen *). So war alſo Deutſchland nicht mehr als ein Reich, ſondern als ein Inbegriff mehrerer Staaten anzuſehen! Daß es nicht gänzlich zerfiel, konnte nur ein Oberhaupt von Kraft, Klugheit und patriotiſchem Sinne verhüten; und ein ſolches fand man an Rudolf von Habsburg.

2) Kai-

---

*) Von den heimlichen Gerichten oder den Fehmgerichten handelt die 17. Abhandlung im zweyten Abſchnitt.

2) Kaiſer aus verſchiedenen Häuſern, von Rudolf I. bis Albrecht II., 1273—1438.

Rudolf, Graf von Habsburg, durch Werner, Erzbiſchof von Mainz, und den Burggrafen von Nürnberg Friedrich II. zum deutſchen Throne befördert, ein kluger und wohlmeinender, entſchloſſener und thätiger Herr, erhob nicht nur das tiefgeſunkene Anſehen des Reichsoberhaupts, ſondern begründete auch die Größe ſeines Hauſes. Gleich nach ſeiner Krönung zu Aachen (28. Oct. 1273) durchzog er Franken, Schwaben und die Länder am Rhein, wo die Zerrüttung am größten war, dann auch das nördliche Deutſchland, und überall ſah er auf Recht und geſetzliche Ordnung. Oeſters hielt er ſelbſt Gericht, errichtete Landfrieden, ordnete Landfriedensrichter und zerſtörte über ſechzig Raubſchlöſſer. Der ſtolze und mächtige König Ottokar von Böhmen, der ſelbſt um die deutſche Krone geworben hatte, wollte ihn nicht als König anerkennen. Rudolf erklärte ihn nach dreymaliger Vorladung in die Acht (1275), zog (1276) wider ihn zu Felde, und nöthigte ihn zur Unterwerfung. Als dann Ottokar (1277) den Krieg erneuerte, ſchlug er ihn auf dem Marchfelde bey Wien (26. Aug. 1278), wo Ottokar kämpfend fiel. Dem Sohne deſſelben, Wenzel, überließ Rudolf Böhmen und Mähren; Kärnthen gab er dem Grafen Meinhard von Tyrol; Oeſtreich aber ſamt Steyermark und

Krain brachte er mit Beyſtimmung der Kurfürſten an ſein Haus. Eben dieſes verherrlichte er auch durch Vermählungen ſeiner Töchter mit angeſehnen deutſchen Fürſten. Nach Italien zog er nicht: er ſah es als die Löwenhöhle der Fabel an, wo die Fußſtapfen bloß nach innen zu, aber keine herauswärts zeigten; doch ſtand er mit dem Pabſte in gutem Vernehmen. Er ſtarb nach achtzehnjähriger Regierung, 73 Jahre alt zu Germersheim, den 15. Jul. 1291 *).

Das ſchnelle Wachsthum ſeines Hauſes hatte die Eiferſucht der Kurfürſten erregt, und ihrer Vergrößerungsſucht war ein mächtiger Kaiſer, der ſie beſchränken konnte, zuwider. Sie wählten daher zu ſeinem Nachfolger nicht, wie er gewünſcht hatte, ſeinen Sohn Albrecht, Herzog von Oeſtreich, ſondern den Grafen Adolf von Naſſau. Adolf beſaß ritterliche Tugend, aber weder Geld noch Länder. Um erſteres zu gewinnen, ſchloß er für Geld mit England ein Bündniß gegen Frankreich (1294), und um letztere zu gewinnen, erkaufte er die Landgrafſchaft Thüringen von Albrecht dem Unartigen. Aber wie Subſidientractate damals etwas Neues und Anſtößiges waren, ſo war auch dieſer Kauf den Söhnen Albrechts des Unartigen,

---

*) Mehreres über ihn findet der Leſer im zweyten Abſchnitt, Num. 18.

tigen, Friedrich dem Gebiſſenen und Diezmann, zuwider, und ſie widerſetzten ſich demſelben mit Gewalt der Waffen *). Endlich beleidigte Adolf auch den Erzbiſchof Gerhard von Mainz, ſeinen Gönner und Beförderer, und dieſer bewirkte nun, daß Adolf von den deutſchen Fürſten ohne Einmiſchung des Pabſtes (das erſte Beyſpiel dieſer Art) zu Mainz abgeſetzt, und Rudolfs Sohn Albrecht I. zum deutſchen König erwählt wurde (23. Junius 1298). Mit Gewalt der Waffen ſuchte Adolf ſeine Krone zu behaupten; aber er unterlag im Kampfe gegen Albrecht. In der Schlacht bey Worms wurde er erſchlagen, 2. Jul. 1298.

Albrecht I., jetzt aufs neue erwählt, beſaß manche gute Eigenſchaften, ſuchte auch den Landfrieden aufrecht und die Reichsgrenzen ungeſchmälert zu erhalten, und die übermäßigen Rheinzölle abzuſchaffen; aber durch Despotenſinn und Eigennützigkeit verwirkte er ſich das Zutrauen und ſeiner Krone die Achtung. Der Pabſt und die rheiniſchen Kurfürſten bedrohten ihn mit Abſetzung; doch wußte er letztere in Unterwerfung zu halten, und erſtrer, von Frankreich bedrängt, ſöhnte ſich mit ihm aus. Uebrigens war er in allen ſeinen Entwürfen unglücklich. Vergebens ſuchte er Holland und Seeland

---

*) Man ſehe die 19. Erzählung im zweyten Abſchnitt: Friedrich der Gebiſſene.

land (1300), dann Böhmen und Mähren (1306) als eröffnete Reichslehen einzuziehen: jenes erhielt der Graf von Hennegau, Johann von Avesne, dieſes der Herzog Heinrich von Kärnthen; vergebens ſuchte er Thüringen an ſeine Krone oder an ſein Haus zu bringen: mit Heldenmuth und Glück vertheidigte Friedrich der Gebiſſene ſeine angeſtammten Rechte; vergebens wollte er ſich Helvetien unterwerfen: die Härte ſeiner Landvögte empörte die biederſinnigen Schweizer. Drey von ihnen, Werner Stauffacher, Walter Fürſt und Arnold von Melchthal, brav und freyſinnig wie Wilhelm Tell, der den Landvogt Geßler erſchoß, ſchloſſen am Vierwaldſtetterſee (10. Nov. 1307) den Bund der Freyheit, worauf am 1. Januar 1308 die Landvögte verjagt und ihre Burgen erſtürmt wurden *). Albrecht wollte dafür die Schweizer züchtigen; aber ehe er etwas gegen ſie unternehmen konnte, wurde er von ſeinem Neffen, Johann von Schwaben, dem er das väterliche Erbe vorenthielt, getödtet, den 1. Mai 1308 **).

---

*) Die Bildung des Schweizerbundes und die Thaten der freyen Schweizer werden unten im zweyten Abſchnitt, Num. 21 und 22 geſchildert.

**) Man ſehe im zweyten Abſchnitt Num. 20 die Erzählung von Albrechts Tode.

Nach ſeinem Tode ſuchte der franzöſiſche König Philipp IV. für ſeinen Bruder, Karl von Valois, die deutſche Krone; aber der Erzbiſchof von Mainz, Peter Aichſpalter, bewirkte die Wahl ſeines Freundes, des Grafen Heinrich von Luxemburg (27. Nov. 1308), der für den geſchickteſten Turnierer ſeiner Zeiten galt. Doch Heinrich VII. war mehr Ritter als Regent, und geſchäftiger für die Verherrlichung ſeines Hauſes als für die Wohlfahrt des deutſchen Reiches. Aus Abgunſt gegen das Haus Habsburg beſtätigte er den Schweizer-Eidgenoſſen die alten Freyheiten (1309); Böhmen, wo ſich Heinrich von Kärnthen verhaßt gemacht hatte, gewann er für ſeinen Sohn, den ritterlichen Johann (1809), der ſich mit Eliſabeth, der Enkelin Ottokars, vermählt hatte. Nach Italien, wohin ſeit Konrad IV. kein deutſcher König gekommen war, zog er im Jahr 1310. Noch immer ſtanden dort die Parthen der Gibellinen und Welfen feindlich gegen einander. Er wollte ſie verſöhnen. Anfangs war er glücklich: zu Mailand erhielt er (6. Jan. 1311) die lombardiſche, zu Rom (29. Jun. 1312) die kaiſerliche Krone; aber die Parthey der Welfen erhob ſich gegen ihn, an ihrer Spitze Robert, König von Neapel, und ehe Heinrich VII. dieß rächen konnte, ſtarb er, 51 Jahre alt, in der Gegend von Siena, von einem Dominicaner, wie man ſagt, beym Abendmahl vergiftet (24 Aug. 1313).

Jetzt entſtand eine zwieſpältige Wahl — die habsburgiſche Parthey wählte den Sohn Albrechts I. den Herzog Friedrich von Oeſtreich (19. Oct. 1314) und Tags darauf die Parthey der Luxemburger den Herzog Ludwig von Baiern. Die Folge hiervon war ein innrer Krieg (1314 — 1322), den die Schlacht bey Mühldorf durch Friedrichs Gefangennehmung entſchied. Nun aber machten der Pabſt und Herzog Leopold, Friedrichs Bruder, dem Sieger ſo viel zu ſchaffen, daß dieſer den Gefangnen in Freyheit ſetzte (13. Mai 1325), und dann, nach deſſen freywilliger Rückkehr in die Gefangenſchaft (24. Jun. 1325), die Regierung mit ihm theilte *). Weder der Pabſt noch die Kurfürſten erkannten dieſe Theilung an, und Ludwig kam nicht in Ruhe, ja ſeine ganze Regierung war eine der ſturmvollſten: er ward vom Pabſt umhergetrieben, wie vormals Friedrich II. Doch lag in ihm nicht die feſte, ausdauernde Kraft des Hohenſtaufen, vielmehr zeigte ſein Benehmen ein Gemiſch von Geiſtesſtärke und Kleinmuth, von Entſchloſſenheit und Veränderlichkeit. Wie oft widerſtrebte er dem Pabſte, und wie oft wollte er ſich vor ihm demüthigen! Wie oft knüpfte er Verbindungen an, und wie oft löſete er eben dieſe Verbindungen wieder auf!

---

*) Ausführlich ſind dieſe Züge deutſcher Treue geſchildert im zweyten Abſchnitt, Num. 23.

Pabſt Johann XXII., der dem König von Frankreich das Kaiſerthum, ſich aber oder ſeinem Neffen die Obergewalt in Italien zuwenden wollte, erklärte in einem Anſchlage an den Kirchthüren zu Avignon (1323), Ludwig'n, der ohne Genehmigung des Pabſtes den Thron beſtiegen habe, desſelben verluſtig und belegte ihn, der dieſer Anmaßung widerſprach, mit dem Bann (1324). Um ſein und des deutſchen Reiches Anſehn zu behaupten, zog Ludwig, als Friedrich von Oeſtreich mit ihm ausgeſöhnt und deſſen Bruder Leopold geſtorben war (1326), nach Italien (1327). Hier erhielt er zu Mailand (31. Mai 1327) die lombardiſche, zu Rom (Januar 1328) die Kaiſerkrone aus den Händen des Hauptmanns der Römer Sciarra Colonna. Doch bald fehlte es ihm an Geld, ſein Heer ging auseinander, und er mußte ſchleunig nach Deutſchland zurückkehren (December 1329). Aufs neue belegte ihn nun Johann XXII. mit dem Bann, Deutſchland aber mit dem Interdict (1331), wodurch Verwirrungen und Aergerniſſe entſtanden. Ludwig, hierdurch erſchüttert, wünſchte Frieden mit der Kirche, und war zu großen Entſagungen und Demüthigungen bereit. Vergebens! der König von Frankreich hinderte die Ausſöhnung. Doch die Kurfürſten retteten die Ehre des Reiches. Zu Renſe am Rhein vereinigten ſie ſich (15. Jul. 1338), zu dem berühmten Kurverein, "daß, wer auf rechtmäßige Weiſe von der Mehrheit der Kurfürſten auf den deutſchen Thron erhoben worden, für einen wahren König und Kaiſer zu halten ſey, ohne erſt die Einwilligung und Beſtätigung des Pabſtes zu bedürfen." Dagegen erneuerte der Pabſt die vorigen Bannflüche und Ludwigs Schickſal war es, bis an ſeinen Tod von Unruhen umringt zu ſeyn. Sein eigener Bruder Rudolf, Kurfürſt von der Pfalz, der König von Frankreich (gegen den er eine Verbindung mit England ſchloß), der König Johann von Böhmen (anfangs ſeine Stütze) und zuletzt auch die Mehrzahl der Kurfürſten traten nach und nebeneinander als ſeine Feinde auf.

Indeſſen war er vorzüglich mit Vergrößerung ſeines Hauſes beſchäftigt. Im Jahr 1320 belehnte er nach Abſterben des anhalt-brandenburgiſchen Mannsſtamms ſeinen älteſten Prinzen, Ludwig den Strengen, mit der Mark Brandenburg. Zu Pavia theilte er (1329) mit den Söhnen ſeines Bruders Rudolf, deſſen Länder er in Beſitz genommen hatte. Er behielt Oberbaiern, ließ ſeinen Neffen die Ober- und Unterpfalz, und beſtimmte, daß, wenn die eine Linie ausſtürbe (was 1777 geſchah), die andre folgen ſollte. Nach dem Tode ſeines Vetters Heinrich (1339) vereinigte er Niederbaiern mit ſeinen Erbländern, und durch Vermählung mit der Erbtochter des Hauſes Aveſne (1324) brachte er (1345) Holland, Seeland, Friesland und Hennegau an ſich. Endlich gewann er auch Tyrol indem er die Beſitzerin dieſes Landes, Margarethe Maultaſche, die ihres Gemahls, eines Sohnes des böhmiſchen Königs Johann überdrüßig war, von ſelbigem ſchied und mit ſeinem Sohne Ludwig dem Strengen vermählte (1342). Aber durch alle dieſe Erwerbungen gewann ſein Haus keine bleibende Größe. Durch den Erbvertrag zu Pavia wurde die Geſammtmacht desſelben getheilt, Brandenburg kam (1373) an die Luxemburger, Tyrol (1369) an die Oeſtreicher, und die holländiſchen Länder an eine Nebenlinie des baierſchen Hauſes. Ludwig ſelbſt machte ſich durch die Art, wie er Tyrol an ſich brachte, verhaßt. Er zerfiel darüber völlig mit den Luxemburgern, und vier Kurfürſten wählten im Einverſtändniß mit dem Pabſte den Markgrafen von Mähren, Karl von Luxemburg, den Sohn des Königs Johann, zum deutſchen Thron (11. Jul. 1346). Doch behauptete ſich Ludwig bis an ſeinem Tod. Er ſtarb, als er auf die Jagd ritt, nicht weit von München, an einem Schlagfluſſe, den 11. Oct. 1347.

Nach Ludwigs Tode hielt es noch immer für Karl IV. ſchwer, zum ruhigen Beſitz der deutſchen Krone zu gelangen. Seine Gegner unter den Kurfürſten wählten erſt den König von England Eduard III. (7. Januar 1348), dann, als dieſer auf die deutſche Krone Verzicht leiſtete, den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Ernſthaften (4. Jun. 1348), und als ſich dieſer für 10,000 Mark Silber hatte abfinden laſſen, den biedern Grafen Günther von Schwarzburg (6. Febr. 1349), der, von Karln bedrängt, gleichfalls der Krone entſagte und bald darauf (24. Jun. 1349) ſtarb. Nun erſt ward Karl IV. allgemein als deutſcher König anerkannt.

Man konnte ſich viel von ihm verſprechen: er hatte eine feine Erziehung in Paris genoſſen, war ein Kenner und Beſchützer der Wiſſenſchaften, hatte viel Geſchick zu Unterhandlungen, und ſtand mit dem König von Frankreich und dem päbſtlichen Stuhle im beſten Vernehmen; aber es fehlte ihm, dem Eiteln und Eigennützigen, an kriegeriſchen Talenten und patriotiſchem Sinne. Sein Hauptſtreben war, ſeine Hausmacht zu vergrößern und ſein Erbreich blühend zu machen, und in beyderley Hinſicht hat er vieles gethan. Er brachte Brandenburg, Schleſien, die Lauſitz und einen Theil der Oberpfalz an ſein Haus; er errichtete, nach dem Muſter der pariſer Univerſität, die Univerſität zu Prag (1348) — die erſte Univerſität im deutſchen Reiche! — er erweiterte und verſchönerte viele der

höhböhmiſchen Städte, begünſtigte in Böhmen den Handel, ermunterte zum Ackerbau, Weinbau und Bergbau, und zog (was zur Milderung des böhmiſchen Nationalcharacters vieles beytrug) deutſche Gelehrte, Künſtler, Kaufleute und Handwerker nach Böhmen. Aber für Deutſchland ſelbſt war er ein Stiefvater! Er verkaufte alle veräuſſerlichen Domainen, ertheilte für Geld Adelsbriefe, und verlieh die herzogliche Würde an Luxemburg, Jülich und Berg. Mit dem Hauſe Oeſtreich ſchloß er eine Erbverbrüderung (1364) und geſtattete dafür, daß Margarethe Maultaſche nach dem Tode ihres Gemahls und Sohnes Tyrol an Oeſtreich ſchenkte (1369). Selten kam er nach Deutſchland, größtentheils hielt er ſich in Prag auf, und es ſchien, als ob er die deutſche Königswürde nur als ein Mittel betrachtete, ſein Erbreich Böhmen zu erweitern und zu verherrlichen.

Am berühmteſten hat er ſeine Regierung gemacht durch die goldne Bulle, das erſte Reichsgrundgeſetz (Dec. 1356), dem eine goldene Kapſel (Bulla) mit dem Majeſtätsſiegel angehängt war, woher der Name entſtanden iſt. Durch dasſelbe ſollte die Kaiſerwahl geordnet und dem Fauſtrecht Einhalt gethan werden. Doch geſchah im Betreff des letztern nur wenig; denn die Selbſthilfe blieb erlaubt, nur ſollte jede ehrliche Fehde drey Tage vorher angekündiget werden, und verboten wurden die eigenmächtigen, die öffentliche Ruhe ſtörenden Verbindungen. Deſto weitläuftiger wurde von dem Verfahren bey der Kaiſerwahl gehandelt. Sieben Fürſten, die drey Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Cöln, und unter den weltlichen die von der Pfalz, von Sachſen-Wittenberg, von Böhmen und Brandenburg ſollten das Wahlrecht haben; die Kurſtimmen ſollten auf den Kurlanden haften, dieſe aber untheilbar ſeyn und nach dem Rechte der Erſtgeburt forterben. Vorgeſchrieben ward ferner, auf welche Weiſe zu Frankfurt die Wahl, zu Aachen die Krönung und zu Nürnberg das erſte feyerliche Hoflager vor ſich gehen ſollte. Die Erzämter oder Dienſte, die die Kurfürſten dabey zu verrichten haben ſollten, wurden beſtimmt; auch, daß das Reichsvicariat an Pfalzbaiern und Sachſen fallen ſollte. Unbeſtimmt aber blieben die Rechte der Kaiſer über die italieniſchen Reichsländer; unbeſtimmt, ob ſich ein erwählter Kaiſer der päbſtlichen Prüfung zu unterwerfen habe. Auch klagten die Herzöge von Baiern, Oeſtreich und Sachſen-Lauenburg, die ſich durch dieſes Geſetz zurückgeſetzt ſahen, aber das Geſetz blieb, bey welchem Karl vornehmlich ſich und ſeine Anhänger bedacht hatte.

Nach Italien zog er zweymal, zuerſt 1354 um die lombardiſche und die Kaiſerkrone auf ſein

Haupt zu bringen; dann 1368 um das mächtige Haus der Visconti in Mailand zu demüthigen. Jenes gelang, aber nicht dieſes. Die Visconti gewannen ihn, dem für Geld alles feil war, durch Beſtechung, und in Italien erloſch durch ſein Verfahren das kaiſerliche Anſehn. Eben ſo iſt es nur als leerer Prunk zu betrachten, daß er ſich zu Arles 1365 die burgundiſche Krone aufſetzen ließ; denn Frankreich bekam die Statthalterſchaft über Burgund, und dem deutſchen Reiche blieb dort kaum ein Schatten von Oberhoheit. — Karl ſtarb, 62 Jahr alt zu Prag, den 29. Nov. 1378. Seine Länder wurden ſeiner Verordnung gemäß unter ſeine Söhne vertheilt. Der älteſte Wenzel, den er, um das Kaiſerthum bey ſeinem Hauſe zu erhalten, 1376 zum römiſchen Kaiſer hatte wählen laſſen, bekam Böhmen und Schleſien, der zweyte Sigismund die Mark Brandenburg, und der dritte Johann (oder Jobſt) die Lauſitz ſammt Schweidnitz.

Das deutſche Reich befand ſich jetzt abermals in großer Zerrüttung. Durch Karls IV. eigennütziges Verfahren war das kaiſerliche Anſehn aufs neue geſunken; unter den Ständen herrſchte Mißtrauen und Fehdegeiſt; Adel und Städte ſchloſſen Bündniſſe gegen einander; in der Kirche war die ärgerlichſte Trennung (das große Schisma 1378 —

1417) entſtanden, ein Pabſt, Urban VI., herrſchte zu Rom, ein anderer, Clemens VII., zu Avignon, und keiner wollte dem andern weichen. Unter ſolchen Umſtänden würde es auch einem talentvollen und thätigen Fürſten viele Mühe gekoſtet haben, die Zügel der Regierung zu führen; noch weniger war Wenzel dazu geſchickt. Er hatte nur geringe Fähigkeiten, ergriff meiſt nur halbe Maßregeln, und wunderbar wechſelten in ihm Unempfindlichkeit und Jähzorn, Wolluſt und Grauſamkeit, Nachgier und Nachſicht, Verſchwendung und Kargheit. Anfangs nicht ſo ſchlimm, als viele ſeiner Zeitgenoſſen ihn ſchildern, bewies er einige Thätigkeit. Er ſuchte den Fehdegeiſt durch Feſtſtellung des Landfriedens zu bannen, und deshalb Deutſchland in vier Theile zu theilen (1383). Als dann (1387) im ſüdlichen Deutſchland ein Krieg des Adels gegen die emporgekommenen Städte ausgebrochen war, wobey letztere unterlagen, ſo betrieb er auf dem Reichstage zu Eger (1389), daß beyde Theile ihren beſondern Verbindungen entſagten, und dem allgemeinen Landfrieden beytraten. Doch von nun ab kümmerte er ſich wenig um das deutſche Reich, nur daß er dem Hauſe Visconti die herzogliche Würde über Mailand verkaufte (1395). Er blieb meiſtens in Böhmen und erregte hier, erſt durch ſeine Vorliebe für die Ausländer, die ſein Vater herbey gezogen hatte, Mißvergnügen, dann durch ſeine Trunkliebe und Grauſamkeiten (unter andern ließ er den frommen Prieſter Johann von Pomuck, oder Nepomuck über die prager Brücke in die Moldau werfen), ſo viel Haß gegen ſich, daß ihn die Böhmen gefangen nahmen (Mai 1394). Zwar wurde er bald wieder von ſeinem jüngern Bruder Johann befreyt (4. Aug. 1394); aber ſein Anſehn hatte durch dieſe Gefangennehmung und ſeine fortdauernde Unbekümmertheit um Deutſchland ſo gelitten, daß ihn die rheiniſchen Kurfürſten auf dem Fürſtentage zu Renſe (20. Aug. 1400) als einen "verſäumlichen, unachtbaren und unwürdigen Handhaber des Reichs" abſetzten. Dieſem Verfahren ſetzte er nur Drohungen entgegen; behielt ſich dann den Titel eines deutſchen Königs vor, und ſtarb erſt nach neunzehn Jahren nach vielen Händeln in Böhmen, wobey er 1401 zum zweyten Male in Gefangenſchaft gerieth.

Zur deutſchen Krone war indeſſen ein Neffe Ludwigs des Baiern, Ruprecht, Kurfürſt von der Pfalz, gelangt (1400—1410), ein thätiger und wohlmeinender Herr, der aber eben ſo wenig als Wenzel Ordnung im Staate und in der Kirche wieder herſtellen konnte. In Italien, wo er die Viscontis zu Mailand demüthigen wollte, wurde er geſchlagen (24. Oct. 1401); von deutſchen Fürſten und Städten ward gegen ihn ein Bund zu

Marbach errichtet (1405), und er war nicht im Stande ihn zu trennen.

Nach ſeinem Tode ſchien das Reich wie die Kirche in Spaltung zu gerathen; denn noch lebte der abgeſetzte Wenzel, und einige der Kurfürſten wählten deſſen Vetter Jobſt, Markgrafen von Mähren, andere Wenzels Bruder Sigismund zum Reichsoberhaupt. Glücklicherweiſe that Wenzel nichts, um ſich wieder in den Beſitz des deutſchen Thrones zu ſetzen, Jobſt aber ſtarb ſchon den 8. Jan. 1411, und nun vereinigten ſich alle Stimmen für Sigismund.

Sigismund, gerühmt wegen ſeiner vielen Kenntniſſen und als ein Fürſt, der es mit der Kirche wohlmeinte, aber eben ſo getadelt wegen ſeiner Launenhaftigkeit, Leichtſinnigkeit und Verſchwendung, war im Beſitz vieler Länder; denn durch ſeine Verheurathung (1385) mit Marien, der älteſten Tochter des ungeriſchen Königs Ludwig I., ward er König von Ungern, und allmählich Herr aller Erbländer ſeines Vaters, nämlich Brandenburgs, der Lauſitz, Schleſiens, Mährens und Böhmens. Und doch hatte er, ein ſchlechter Wirth, ſelten Geld und Macht genug, um Bedeutendes zu wirken. Ehe er deutſcher Kaiſer wurde, gerieth er als König von Ungern mit den Türken in

Krieg, wurde von ihnen bey Nikopolis (1396) geſchlagen, und kaum entging er ihren Händen. Einige Jahre darauf (1400) ſetzten ihn die Ungern achtzehn Wochen lang gefangen. Auch als Kaiſer hatte er gegen viele Stürme zu kämpfen, und vorzüglich gegen die Kirchentrennung und die wüthigen Huſſitenkriege.

Wie alle Wohlgeſinnte, ſo verlangte auch er nach Kircheneinheit und Kirchenverbeſſerung. Er veranſtaltete daher das Concil zu Coſtnitz (Nov. 1414 bis 1418), wußte Deutſche, Italiener, Engländer und Spanier für daſſelbe zu gewinnen, und bewirkte nach Beſeitigung vieler Schwierigkeiten, daß die drey Päbſte, die damals beſtanden, abgeſetzt, und Martin V., ein Italiener, als einziger Pabſt auf den römiſchen Stuhl erhoben wurde (1417). Aber die Verbeſſerung an Haupt und Gliedern unterblieb. Dagegen wurden auf eben dieſem Concil der redliche Huß, der gegen das Verderben der Kirche geeifert hatte, und ſein Freund Hieronymus von Prag als Ketzer verbrannt, obgleich Sigismund beyden freyes Geleit zugeſagt hatte. Dieß Verfahren erbitterte ihre Anhänger. In Böhmen erhoben ſie, die Huſſiten, einen Krieg, der ſechzehn Jahre lang (1419 — 1435) nicht nur dieſes Königreich, ſondern auch alle angrenzenden Länder verheerte. Vergebens bot Sigismund alle ſeine

Macht und den Beyſtand des deutſchen Reichs auf: er konnte gegen die wilde Begeiſterung der Huſſiten nichts ausrichten. Denn obſchon ſie in mehrere Partheyen getheilt waren, ſo vereinigten ſie ſich doch in den Augenblicken der Gefahr, und angeführt von einem Ziska, Prokop Holy und Prokop dem Kleinen, erfochten ſie Siege auf Siege. Erſt nachdem Sigismund auf dem Concil zu Baſel (ſeit 1431), wo die erſehnte Kirchenverbeſſerung bewerkſtelliget werden ſollte, den Huſſiten den Kelch im Abendmahle nebſt andern billigen Dingen zugeſtanden hatte (1433), und nachdem die gemäßigteren Huſſiten (Calixtiner) einen entſcheidenden Sieg über die wilderen (Orphaniten und Taboriten) bey Böhmiſchbrod errungen hatten (1434), wobey die Hauptanführer der letzteren, die beyden Prokope (Ziska war ſchon früher geſtorben, 1424) das Leben verloren, wurde durch den Vergleich zu Iglau (6. Jul. 1435) der Friede wieder hergeſtellt, durch welchen Sigismund, erſt kurz vor ſeinem Tode (er ſtarb den 9. Dec. 1437), zum ruhigen Beſitz von Böhmen gelangte.

Während ſeiner Regierung traten in Anſehung des Beſitzſtandes deutſcher Länder mehrere Veränderungen ein. Sein Erbland die Mark Brandenburg verkaufte er (1417) für 400,000 Goldgulden an den Burggrafen von Nürnberg (dem auch Ansbach und Baireuth gehörte), Friedrich, aus dem Hauſe Hohenzollern, wodurch die Größe dieſes Hauſes begründet wurde. Sachſen-Wittenberg, wo (1422) mit Albrecht III. der anhaltſche Stamm ausgeſtorben war, verlieh er (1423) für 100,000 Mark Silber, mit Uebergehung der ſachſen-lauenburgiſchen Linie, an Friedrich den Streitbarn, Markgrafen von Meißen und Thüringen. Die habsburgiſchen Länder in der Schweiz überließ er 1417, gleichfalls für Geld, den Schweizern, die ſie auf ſeinen Befehl dem Herzog Friedrich von Oeſtreich abgenommen hatten. Gern hätte er auch Niederbaiern, wo 1425 die ſtraubingiſche Linie ausſtarb, an ſeinen Schwiegerſohn gebracht; aber er ſahe ſich genöthigt dieſes Land den übrigen vier Herzögen von Baiern zu gleichen Theilen zu überlaſſen (1429). Ueberhaupt verlor er durch ſein willkührliches und geldgieriges Verfahren immer mehr die Achtung, die er ſich durch Wiederherſtellung der Kircheneinheit erworben hatte, und ſchon ihm koſtete es viele Mühe einen Reichstag zu Stande zu bringen.

3) Kaiſer aus dem Hauſe Oeſtreich,

von 1438 — 1519.

Als mit Sigismund der Mannsſtamm des ſo plötzlich aufgeblüheten luxemburgiſchen Hauſs erloſchen war, kam die deutſche Krone an das Haus

Oeſtreich, das bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs (1806) in Beſitz derſelben geblieben iſt.

Es wählten nämlich die Kurfürſten nach Sigismunds Tode deſſen Schwiegerſohn Albrecht II., Herzog von Oeſtreich (18. März 1438). Dieſer vereinigte mit einer großen Macht, (denn auch die Kronen von Ungern und Böhmen fielen ihm zu) lobenswerthe Eigenſchaften; doch trifft ihn der Vorwurf, daß er im Jahre 1421 aus blindem Religionseifer über dreyzehnhundert Juden in ſeinem Gebiet, die das Chriſtenthum nicht annehmen wollten, habe tödten laſſen. Die deutſche Krone hatte er nicht geſucht, und erſt nach vielen Bedenklichkeiten nahm er ſie an; aber er beeiferte ſich, ſie würdig zu tragen. Das damalige Concil zu Baſel (1431 — 1449) war mit dem Pabſte Eugen IV. zerfallen; er miſchte ſich nicht in dieſen Streit. Dagegen nahm er auf dem Reichstage zu Mainz (März 1439) die Beſchlüſſe des Concils an, die Deutſchland nützlich waren: daß nämlich das deutſche Kirchenweſen vom Pabſte unabhängig ſeyn, ein deutſcher Biſchof nur unter ſeinem Erzbiſchof ſtehen, und kein Geld weiter nach Rom geſchickt werden ſollte. Das Fauſtrecht ſuchte er abzuſchaffen, und deshalb einen allgemeinen Landfrieden zu errichten und das Reich in Kreiſe zu theilen. Allein ſein früher Tod hinderte ihn an der Ausführung ſo heilſamer Beſchlüſſe. Er ſtarb auf einem Zuge gegen die Türken, die in Ungern eingefallen waren, den 27. Oct. 1439.

Erſt vier Monate nach ſeinem Tode (22. Febr. 1440) wurde ihm ein Sohn, Ladislav, geboren. Dieſer Unmündige wurde nur von den Böhmen als König anerkannt; nicht aber von den Ungern, noch weniger von den Deutſchen. Letztere wählten Albrechts Vetter, den damaligen Aelteſten des Geſammthauſes Oeſtreich, Friedrich, Herzog von Steyermark und Krain, (Apr. 1440), der nach einigem Bedenken, die deutſche Krone annahm.

Länger als irgend ein Kaiſer hat Friedrich III. regiert (1440—1493), und viel Denkwürdiges hat ſich während ſeiner Regierung ereignet: die Erfindungen des Lumpenpapiers, der Formſchneidekunſt, der Buchdruckerkunſt und des Schießpulvers wurden theils erwirkt, theils vervollkommnert, Amerika entdeckt, Conſtantinopel von den Türken erobert, Künſte und Wiſſenſchaften empfingen neues Leben, neue politiſche Syſteme erhoben ſich an den Höfen des weſtlichen Europa; aber Friedrich III. hatte an dem allen keinen Antheil: was geſchah, geſchah nicht durch ihn. Er, zwar mit vielerley Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten begabt, aber ohne lebendighervorſtrebende Kraft, ruheliebend und zaghaft

haft bey dem, was er that, ließ ſich mehr durch die Umſtände leiten, als daß er kühn und kräftig die Umſtände geſtaltete. Dennoch verdient er die Vorwürfe nicht, die ihm gewöhnlich gemacht werden. Er hatte Sinn für das Gute, wollte daſſelbe, und gab dieß durch den Reformationsentwurf, den er 1441 dem deutſchen Reiche zu Mainz vorlegen ließ, ſattſam zu erkennen. Vielleicht würde er alſo in ruhigen Zeiten auf dem Throne geglänzt haben; aber es war ſein Loos in Zeiten zu regieren, wo er die beſchwerlichſten Händel in Hinſicht der Kirche, des deutſchen Reiches und ſeines Hauſes zu beſtehen hatte.

Die Kirche war, als er zur Regierung gelangte, aufs neue von einem ärgerlichen Schisma bedroht. Das Concil zu Baſel (1431—1449) hatte den Pabſt Eugen IV. abgeſetzt und Felix V. an deſſen Stelle erwählt; aber Eugen widerſtrebte den Beſchlüſſen des Concils. Bey den Händeln, die hieraus entſtanden, konnte Friedrich III. anfangs zu keinem Beſchluſſe kommen; endlich erklärte er ſich für Eugen IV., und entzog dem Concil ſeinen Schutz; ja er ließ ſich durch ſeinen Kanzler Aeneas Silvius (nachmaligen Pabſt, Pius II.) bewegen, die Freyheit der deutſchen Kirche, die Albrecht II. in Schutz genommen hatte, aufzuopfern. Zu Wien (17. Febr. 1448) ſchloß er im

Namen des Reichs Concordate ab, wodurch dem römiſchen Stuhle alle früheren Anmaßungen, mit unbedeutenden Einſchränkungen, wieder zugeſtanden wurden. Auch die Verbeßerung der Geiſtlichkeit, die er ſelbſt in ſeinem Reformationsentwurf anempfohlen hatte, kam nicht zu Stande.

Im deutſchen Reiche erhoben ſich Fehden auf Fehden. Im nördlichen Deutſchland entſtand zwiſchen dem Kurfürſten von Sachſen, Friedrich dem Sanftmüthigen und ſeinem Bruder Wilhelm ein Krieg (1447 bis 1451), der den, von Kunz von Kauſungen verübten Prinzenraub nach ſich zog (1455); auch geriethen hier der Herzog von Pommern und der Kurfürſt von Brandenburg aneinander (1464 — 1472). Im ſüdlichen Deutſchland bekämpften einander die verſchiednen Linien des Hauſes Baiern (1458); das Erzſtift Mainz wurde nach Abſetzung des Kurfürſten Diedrich von Mainz durch Krieg verheert (1462 — 1463); eben ſo auch das Erzſtift Cöln (1468), als der daſige Kurfürſt neue Steuern ausgeſchrieben hatte. In Italien ſtarb der ächte Mannsſtamm der Visconti, Herzog von Mailand aus (1447); aber Mailand kam darum nicht an Deutſchland zurück, ſondern fiel an den tapfern und ſchlauen Franz Sforza (den Erzwinger), den Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Herzogs (1450), ohne daß es Friedrich, der zweymal nach Italien zog (1451 und 1468), zu hindern vermochte. Alle Schuld ſo vieler im Reiche herrſchenden Unordnungen ſchrieben die deutſchen Fürſten dem Kaiſer zu, und bey dem Unwillen, den ſie darüber empfanden, gingen ſie mehrmals mit dem Gedanken um, ihn abzuſetzen (1457 und 1461). Gleichwohl zeigten ſie ſelbſt keinen Gemeinſinn! Sie unterſtützten ihn nicht, wenn Reichshilfe Noth that, und verlangten um ſo mehr von ihm, je weniger ſie ſelbſt zu thun geneigt waren. Als die Türken Conſtantinopel erobert hatten (1453) und (1469) bis Krain vordrangen, wünſchten Pabſt und Kaiſer, daß ein Kreuzzug wider ſie unternommen würde; aber die deutſchen Fürſten verſchoben den Beſchluß hierüber von einem Reichstage zum andern, und jeder von ihnen ſuchte ſeinen Beytrag zur Reichehilfe ſo niedrig als möglich anzuſetzen. Ein Glück wer es, daß die Türken, nach andern Seiten hin beſchäftigt, ihre Hauptmacht nicht gegen Deutſchland wenden konnten! Friedrich ſelbſt vermochte nicht ſo vielen Kriegen und Unordnungen zu ſteuern: es fehlte ihm an Geld und Truppen. Doch vermittelte er im Jahre 1486 einen zehnjährigen Landfrieden, und errichtete zur Aufrechthaltung desſelben den ſchwäbiſchen Bund (Eßlingen 1488), eine Vorbereitung zur Herſtellung der neuen Ordnung Deutſchlands, die unter ſeinem Sohne und Nachfolger bewirkt wurde.

Auch in Rückſicht der Erhebung ſeines Hauſes hatte **Friedrich** III. vielfache Stürme zu beſtehen; doch begünſtigte ihn dabey das Glück mehr als bey allen übrigen Unternehmungen. Als er Kaiſer wurde, gehörte ihm bloß Steyermark und Krain, und das eigentliche Oeſtreich ſeinem Vetter, dem jungen Ladislav. Ueber dieſen führte er die Vormundſchaft. Aber dieſe Vormundſchaft wurde ihm von den Ungern, die den Ladislav (1445) zum König erwählten, und von den Oeſtreichern, die den Kaiſer in ſeiner Hofburg belagerten, entriſſen (1452). Nach Ladislavs frühem Tode (1457) fiel Böhmen an den Statthalter Georg Podiebrad, und Ungern an den kräftigen Matthias Corvinus (1458); doch bekam Friedrich damals Niederöſtreich und ſein Bruder Albrecht Oberöſtreich. Hierauf hatte er mit dieſem einen gefährlichen Krieg bis Albrecht 1463 kinderlos ſtarb. Jetzt brachte er das zertheilte Oeſtreich, das er ſchon 1453 zu einem Erzherzogthum erhoben hatte, bis auf Tyrol wieder zuſammen. Indeſſen gelangte er noch nicht zum ruhigen Beſitz deſſelben. Er gerieth mit dem ungeriſchen König Matthias Corvinus in Krieg (1477), verlor dabey Wien und ganz Niederöſtreich, und erſt nach dem Tode dieſes großen Königs (1490) gewann er durch die Tapferkeit ſeines Sohnes Maximilian das Verlorne wieder. Ehe dieß noch geſchah, hatte ſich auch von einer andern Seite her der Glanz ſeines Hauſes vergrößert. **Karl der Kühne**, Herzog von Burgund und Herr der niederländiſchen Provinzen *), wünſchte den Königstitel zu erhalten, und verſprach dafür ſeine Tochter und Erbin Marie dem Sohne Friedrichs zur Gemahlin. **Friedrich** kam deshalb mit ihm zu Trier zuſammen (1473), zog ſich aber bald aus Mißtrauen oder Unentſchloſſenheit wieder zurück. Dennoch gewann Maximilian, als Karl der Kühne in dem Kampfe mit den Schweizern und Lothringern bey Nancy ſein Leben verloren hatte (5. Januar 1477), Mariens Hand, und damit die herrlichen Niederlande. Dieſe Erwerbung führte zu neuen Kriegen. Der herrſchſüchtige König von Frankreich, Ludwig XI., war entrüſtet, daß Mariens Hand ſeinem Sohne entgangen war, und riß nun das Herzogthum Burgund und die Grafſchaften Auxerre, Artois und Burgund nebſt einigen Städten an der Saonne als franzöſiſches Lehen an ſich. Maximilian ergriff deshalb die Waffen, ſiegte auch in der Schlacht bey Guinegate (1479), mußte aber doch, als er nach dem frühen Tode Mariens — ſie ſtarb den 26. März 1482 und hinterließ Maxen zwey

---

*) Zu dieſen, durch Handel und Gewerbfleiß blühenden Provinzen, die den Herzogen von Burgund theils durch Kauf, theils durch Erbſchaften zugefallen waren, gehörten die Herzogthümer Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, und die Grafſchaften Flandern, Namur, Hennegau.

Kinder, Philipp und Margarethe — von den Niederländern weniger unterſtützt wurde, den Frieden zu Arras ſchließen (23. Dec. 1482), und in denſelben Ludwig'n das Geraubte zugeſtehn. Als darauf Maximilian die Erbin von Bretagne, Anna, heurathen wollte, und ſelbige ihm ſchon durch Bevollmächtigte angetraut war (1490), entriß ihm Ludwigs Sohn und Nachfolger, Karl VIII., die angetraute Gemahlin, und ſchickte Maximilians Tochter Margarethe, die ihm zur Gemahlin beſtimmt war, zurück. So doppelt beleidigt, als Bräutigam und Vater, griff Maximilian abermals zu den Waffen, und abermals vergebens! Die Niederländer waren gegen ihn ſchwierig, die deutſchen Reichsfürſten bewilligten ihm keine Hilfe, und ſein Bundsgenoſſe Heinrich VII., König von England, verließ ihn. Er mußte daher mit Karln VIII. zu Senlis (Mai 1493) Frieden ſchließen und dabey dem bereits angenommenen Titel eines Herzogs von Bretagne entſagen. Doch behielt er die Niederlande, und bekam einige der burgundiſchen Länder, die Frankreich an ſich geriſſen hatte, für ſeinen Sohn Philipp zurück.

An dieſen letzteren Händeln hatte Friedrich III., alt und geſchäftsmüde, keinen Antheil genommen. Seit 1490, hatte er ſeinem Sohne, den er 1486 zum römiſchen König hatte wählen laſſen, die Regierung völlig überlaſſen, und ſich nach Linz begeben, wo er ſich mit der Pflege ſeiner Blumen, mit Aſtrologie und Alchymie beſchäftigte. Ein Schaden, den er am Fuße bekam, verſchlimmerte ſich ſo, daß ihm der Fuß abgenommen werden mußte. Bald darauf ſtarb er, 78 Jahre alt, den 19. April 1493.

Kräftiger als er, regierte ſein Sohn und Nachfolger **Maximilian I.** (1493—1519), ein reichbegabter Herr, Freund und Kenner der Sprachen und Wiſſenſchaften, dabey geſchickt in allen ritterlichen Künſten, kühn bis zur Verwegenheit, reich an Entwürfen und unermüdet thätig. Unter ihm kam in Deutſchland die Aufhebung des Fauſtrechts zu Stande, ferner die Anordnung des Reichskammergerichts, die Eintheilung in zehn Kreiſe, die Verbeßerung des Polizeyweſens, und der Umſchwung der Kriegsverfaſſung durch neue Eintheilung der Heereshaufen in Regimenter, Rotten und Fähnlein, und durch Ausbildung und Benutzung des ſchweren Geſchützes. Freylich wirkt dazu die völlige Umänderung des Zeitgeiſtes, der erwachte Ueberdruß an den Unordnungen des Fauſtrechts, die Einführung der Soldmiliz und des Schießpulvers; er ſelbſt war mehr unternehmend als ausdauernd, ein ſchlechter Wirth, faſt immer ohne Geld, und zu mehreren, was unter ihm geſchah, erhielt er den erſten Anlaß von auſſen. Dieß war namentlich der Fall auf dem denkwürdigen Reichstage zu Worms (März 1495). Maximilian begehrte des Reiches Beyſtand zu einem Kriege gegen Türken und Franzoſen; die Stände aber äußerten, erſt müſſe Ordnung und Ruhe im Innern hergeſtellt werden, ehe man an eine auswärtige Unternehmung denken könne; worauf dann beſchloſſen wurde, daß das Fauſtrecht abgeſchafft, ein ewiger Landfriede angeordnet und zur Sicherung desſelben wie zur Handhabung der Gerechtigkeit ein beſtändiges Reichskammergericht aufgeſtellt werden ſollte. Dennoch gebührt dem Kaiſer Maximilian das Lob, daß er die Bedürfniſſe ſeiner Zeit verſtand, und deren Sehnſucht nach Recht und Ordnung befriedigte *).

Indeſſen dauerte es noch lange Zeit, ehe die neuen Ordnungen in Kraft und Beſtand geſetzt werden konnten: — ein Uebel, wie das Fauſtrecht, das ſo lange beſtanden hatte, ließ ſich nicht mit einem Male ausrotten **); und der Gemeinſinn war nicht ſo groß, daß dazu von allen Seiten mitgewirkt wurde. Raub, Mord und andre Unord-

---

*) Mehreres über Marens Leben und Wirken wird die 24. Erzählung im zweyten Abſchnitt mittheilen.

**) Als Beyſpiel hiervon leſe man was im zweyten Abſchnitt, Num. 36., von Götz von Berlichingen erzählt wird.

ordnungen fielen daher noch häufig vor. Noch im Jahre 1503 brach nach dem Tode Herzogs Georg von Baiern-Landshut wegen ſeiner Hinterlaſſenſchaft unter ſeinen Vettern ein Krieg aus, der bis zum Jahre 1505 dauerte; die Schweizer ſuchten immer mehr dem Reichsverbande ſich zu entziehen, und konnten, wiewohl ſie Maximilian 1499 bekriegte, nicht zu demſelben zurückgebracht werden; das Reichskammergericht, das 1495 zu Frankfurt eröffnet wurde, mußte, weil es an Geld zur Beſoldung des Gerichtsperſonale fehlte, mehrmals eingeſtellt werden, und die Errichtung eines Reichsraths und Reichsregiments, die gleichfalls auf dem Reichstage zu Worms 1495 zur Sicherung der innern Ordnung in Vorſchlag gebracht wurde, kam nicht zu Stande. Dagegen wurde ein Reichshofrath, den Maximilian 1501 zunächſt für die öſtreichiſchen Angelegenheiten zu Wien eröffnet hatte, allmählich zu einem Spruch-Collegium für alle politiſche und gerichtliche Händel, die unmittelbar an den Kaiſer gelangten.

Maximilian ſelbſt wurde vielfältig abgehalten, mit voller Kraft für Deutſchland zu wirken; denn theils erhielt er eben ſo wenig wie ſein Vater vom Reiche die gewünſchte Unterſtützung, theils beſchäftigten ihn allzuſehr die Angelegenheiten Italiens und ſeines Hauſes. Er gerieth, wie im vierten

ten Kapitel dieſes Bandes gezeigt werden wird, mit Frankreich, England, Spanien, dem Pabſt und Venedig in einen Wechſel von Verbindungen und Händeln, der den größten Theil ſeiner Regierung füllt. Das deutſche Reich hatte dabey mancherley Verluſte, beſonders bey ſeinem langwierigen Krieg gegen Venedig (1508 — 1518) *); ſein Haus aber gewann während dieſer Händel ungemein an Macht und Glanz. Denn nicht genug, daß er nach dem Tode ſeines Vetters, Sigismunds des Einfältigen, 1496 Tyrol und alle Vorlande in Schwaben an ſich brachte, und ſeine burgundiſchen Länder gegen die franzöſiſche Uebermacht behauptete, ſo erwarb er auch ſeinem Hauſe durch Vermählung ſeines Sohnes Philipp mit Johannen, der Tochter und Erbin Ferdinands von Aragonien und Iſabellens von Caſtilien (1496), die ſpaniſche Monarchie, und Anſprüche auf Ungern und Böhmen durch die Doppelehe ſeiner Enkel, Ferdinands und Mariens mit Anna und Ludwig, den Kindern Wladislavs Königs von Ungern und Böhmen (1515), ſo daß nun das Haus Oeſtreich zu einer furchtbaren Höhe ſtieg.

Zu-

---

*) Dieſer Krieg mit Venedig hinderte Maxen nach Rom zu kommen, und ſich daſelbſt zum Kaiſer krönen zu laſſen. Er nahm daher zu Trient 3. Februar 1508 den Kaiſertitel ohne Krönung an. Seine Nachfolger folgten dieſem Beyſpiel. Von nun an ließ ſich, Karl V. ausgenommen, kein Oberhaupt des deutſchen Reichs in Rom zum Kaiſer krönen.

Zuletzt im Frieden mit allen chriſtlichen Mächten und immer noch thätig und unternehmend, wollte Maximilian, wie ſchon früher, die Türken bekriegen; aber die deutſchen Fürſten waren nicht geneigt ihn dazu zu unterſtützen. Der Beſchluß wegen dieſes Vorhabens wurde, wie oft geſchah, auf einen andern Reichstag verſchoben, und ehe dieſer zu Stande kam, ſtarb Maximilian zu Wels in Oeſtreich, den 12. Januar 1519, ſechzig Jahre alt.

Wie ganz anders war nun, als bey dem Beginnen der Kreuzzüge, der Zuſtand des deutſchen Reiches! Alle in Deutſchland noch übrigen Slaven waren deutſchen Fürſten unterworfen, und Preußen, Kurland und Livland durch den Arm der Schwertbrüder und der deutſchen Ritter mit dem deutſchen Reiche in Verbindung gebracht worden. Dagegen hatten ſich die alten Reichsrechte über auswärtige Staaten verloren. Polen, Ungern und Dänemark beſtanden als ſelbſtſtändige Staaten; Italien hatte ſich der deutſchen Oberherrſchaft entzogen; das Königreich Burgund war aufgelöſt: der weſtliche Theil desſelben war an Frankreich gekommen, der öſtliche, die Schweiz, zur Selbſtſtändigkeit gelangt, nur weniges davon, als das Bißthum Baſel, das Elſaß, die Grafſchaft Mömpelgard, hing noch mit ſchwachen Banden am deutſchen Reich, und ſchon fingen Frankreich, Spanien und England an, ſich in die Angelegenheiten desſelben einzumiſchen.

In Deutſchland ſelbſt hatte ſich die Vielherrſchaft ausgebildet. Die großen Nationalherzogthümer Franken und Schwaben waren verſchwunden; von Baiern hatte ſich Oeſtreich getrennt; der Name Sachſen war auf ehemalige Slavenländer übergegangen, und dieſe ſamt der Landgrafſchaft Thüringen (wovon ſich Heſſen getrennt hatte) an die Markgrafen von Meißen, nun Kurfürſten von Sachſen, gekommen. Neben denſelben waren emporgekommen, Brandenburg und Pfalzbaiern, die Herzöge von Pommern, von Mecklenburg, von Holſtein, von Braunſchweig-Lüneburg, von Würtemberg, aber vor allen das Haus Oeſtreich!

Das Anſehn und die Macht des Reichsoberhaupts war tiefer herabgekommen als ehemals. Zwar waren die Kaiſer an feyerlichen Hoftagen von Glanz umgeben, Fürſten dienten ihnen; aber wie ſehr war ihre Gewalt von allen Seiten beengt! Die Güter und Gefälle, die ihnen ſonſt zugekommen waren, waren größtentheils veräußert; ihre Rechte beſchränkten ſich darauf, heimgefallene Lehen zu vergeben, alle und jede (nur nicht die Kurfürſten) vor ihr Gericht zu laden, Standeserhöhungen zu ertheilen. Aber nichts von Wichtigkeit, am wenigſten Reichskriege und Reichsſteuern konnten ſie bewirken ohne Beyrath und Beyſtimmung von Ständen, die, mehr für ſich als für das Reich beſorgt, recht eigentlich dahin ſtrebten, die Macht des Oberhauptes zu ſchwächen. "Wenn ihr auch", ſprach Aeneas Sylvius als Kanzler Friedrichs III. zu den deutſchen Fürſten, "wenn ihr auch den "Kaiſer als euern König und Herrn anerkennt, "ſo ſcheint er doch nur bittweiſe zu regieren. Er "hat keine Gewalt; ihr gehorcht ihm nur ſo weit "ihr wollt; ihr wollt aber faſt gar nicht. Jeder "insgemein will ungebunden ſeyn. Weder Fürſten "noch Städte geben dem Kaiſer was des Kaiſers "iſt: er hat weder Einkünfte noch Schatz."

Aber auch die Fürſten und Herren, obſchon zur Landeshoheit gelangt, waren in ihren Gebietstheilen ſehr eingeſchränkt. Denn wie ſie gegen den Kaiſer, ſo verfuhren gegen ſie ihre Landſtände, und wie die Kaiſer von ihren Verwilligungen, ſo waren ſie von der Verwilligung ihrer Landſtände abhängig. Dieß nützte gegen lähmenden Despotismus; aber es verlor ſich dabey der Sinn für die Wohlfahrt des Ganzen. Es hielt ſchwer, die wirklich großen Kräfte des Reiches für gemeinſame Unternehmungen in Bewegung zu ſetzen; viel wurde berathſchlagt, wenig gethan. Darum ſagte auch der Erzbiſchof Berthold von Mainz auf dem Reichstage zu Mainz 1497 zu den verſammelten Ständen: "O liebe Herren, es geht gar zu langſam zu; es iſt wenig Fleiß und Ernſt in den Ständen des Reichs von den oberen bis zu den unteren und billig zum Erbarmen. Es iſt aber zu beſorgen, wo man ſich nicht anders denn bisher in die Sache ſchickt und getreulicher und fleißiger zuſammenſtellt, daß einſt der Tage etwa ein Fremder komme, der uns alle mit eiſernen Ruthen regieren werde." — Prophetiſche Worte, wie ſchmerzlich hat Deutſchland eure Wahrheit empfunden!

Wenn ſo das deutſche Reich, (auch das heilige römiſche Reich genannt, weil dem Kaiſer das Schutz- und Schirmrecht des römiſchen Stuhles oblag) einen unerfreulichen Anblick gewährt, ſo erfreut dagegen der Anblick des regen Lebens des deutſchen Volkes. Der Adel ſah zwar noch immer Waffenruhm für das Höchſte an, aber doch fing er an, auch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu achten, und er machte nicht, wie in Polen, die Nation aus. Der Bauernſtand, obſchon noch vielfältig bedrückt, trat immer mehr aus der Leibeigenſchaft hervor, und vorzüglich erhob ſich der Bürgerſtand neben dem Adel und oft im Kampfe mit demſelben. Handel, Kunſtfleiß und Betriebſamkeit machte ihn angeſehn, reich und mächtig.

tig. Durch ihn blüheten große und herrliche Städte auf, wie Straßburg, Augsburg und Nürnberg im ſüdlichen, und im nördlichen Deutſchland Erfurt, Magdeburg, Braunſchweig, Hamburg und Lübeck. Die Zahl der freyen Städte nahm zu, und ſchon ſchickten mehrere derſelben Abgeordnete zu den Reichstagen. Bevölkerung, Erfindſamkeit und Wohlleben war mitten unter dem Toben des Fauſtrechts im beſtändigen Wachſen. Künſte und Handwerke blüheten empor, und durch die Hanſ gelangte im funfzehnten Jahrhundert der deutſche Handel zum höchſten Flor. Das Kriegsweſen wurde ſeit dem Gebrauch des Schießpulvers völlig umgebildet, und die gelehrte Bildung befördert durch die Bildſamkeit der Nation, durch die Verbindung mit Italien, durch die Errichtung von Univerſitäten (innerhalb ein hundert und vier und funfzig Jahren, von 1348 — 1502, bekam Deutſchland ſiebzehn Univerſitäten) und durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt, die zwiſchen 1440 und 1450 durch Guttenberg, Fauſt und Schöffer in Deutſchland zu Stande kam. So ward auch, obgleich die deutſche Kirche ſeit Friedrich III. vom Pabſte wieder eben ſo abhängig war, als ehmals, das Verlangen nach einer Kirchenverbeſſerung rege, und der Anfang dazu erfolgte, wie wir in der folgenden Periode zeigen werden, noch in den letzten Tagen Maximilians I.

II.

II. Italien.

Am Anfang der gegenwärtigen Periode übten die deutſchen Kaiſer, die Päbſte und die Normänner Herrſchaft über Italien. Von dieſen Gewalthabern beſtanden am Schluſſe derſelben nur die Päbſte, die während derſelben mit gleichförmiger Politik ihre weltliche und geiſtliche Macht völlig ausbildeten. Die Herrſchaft der Normänner über Neapel und Sicilien hörte ſchon mit dem Jahre 1194 auf; Oberitalien aber entzog ſich, vom Pabſte unterſtützt, der Herrſchaft der deutſchen Kaiſer. Hier nämlich erhoben ſich beſonders ſeit dem zwölften Jahrhundert feſte und blühende Städte, voll kräftiger und blühender Bürger, die einzeln und verbündet vornehmlich gegen die Hohenſtaufen ihre Selbſtſtändigkeit behaupteten, nach und nach zu Staaten ſich ausbildeten, und den deutſchen Kaiſer höchſtens nur als Oberlehnsherrn und Oberrichter anerkennten. Bald aber geriethen ſie unter einander ſelbſt in Kampf; angeſehene Familien aus dem vorher unterdrückten Adel riſſen die Obergewalt an ſich, und aus demſelben traten Herrſcher hervor, die oft ſehr gewaltthätig, mitunter auch wohlthätig regierten. Schifffahrt und Handel hatte ihnen, beſonders ſeit den Zeiten der Kreuzzüge, Reichthümer zugeführt; auch blüheten Handwerke, Künſte und Wiſſenſchaften unter ihnen empor; aber das beſtändige Mißtrauen, das zwiſchen ihnen obwaltete, und die Politik der Päbſte, die jedem Verſuche zu einer Univerſalmonarchie im Aufkeimen entgegen wirkte, ließ keinen Zuſammenhang und alſo auch keinen Bundesſtaat unter ihnen aufkommen. Italien blieb daher in mehrere Staaten getheilt, und verlor noch am Schluſſe dieſer Periode durch die aufſtrebende und um ſich greifende Macht Frankreichs und Spaniens ſeine politiſche Selbſtſtändigkeit. — Es würde zu weit führen, die Geſchichte aller einzelnen Staaten Italiens hier durch zu wandern. Ich bleibe daher nur bey den merkwürdigſten derſelben ſtehen, nämlich Mailand, Florenz, Venedig, Genua und Neapel. Vom Kirchenſtaat wird unten im vierten und fünften Kapitel die Rede ſeyn.

1) Mailand.

Mailand, die größte, reichſte und ſtolzeſte unter den Städten der Lombardey, die in den Tagen Friedrichs Barbaroſſa im Kampfe für Freyheit und Selbſtſtändigkeit untergegangen (1162), aber bald auch ſiegreich wieder hervorgetreten war (1167. 1176), hatte ſeit den Zeiten der Hohenſtaufen mit der Furcht vor den Kaiſern auch die Sorge für Freyheit verloren. Die Partheyen der Gibellinen und Welfen (hier, des Adels und Volkes) wogten in ſeinem Innern. Dabey erhoben ſich zwey Häuſer, das Haus de la Torre an der Spitze der Welfen, und das der Visconti an der Spitze der Gibelbellinen. Die Visconti behielten die Oberhand, und ihrer Herrſchſucht erlag die Freyheit Mailands. **Matthäus Visconti** wurde vom Kaiſer Heinrich VII. zum kaiſerlichen Statthalter eingeſetzt (1311); aber er begnügte ſich nicht mit dieſem Titel. Als Kaiſer Ludwig der Baier mit Friedrich von Oeſtreich, dann mit dem Pabſte im Kampfe lag, ließ er ſich zum Hauptmann oder Oberherrn von Mailand erklären (1318). Die wichtigſten Städte der Lombardey, die einſt muthig, wie Mailand, für Freyheit gekämpft und gelitten hatten: Pavia, Piacenza, Novara, Alexandria, Tortona, Como, Lodi, Bergamo und andere, brachte er unter ſeine Gewalt, und gründete ſo eine Macht, woraus am Ende des vierzehnten Jahrhunderts das Herzogthum Mailand erwuchs. Sein Urenkel nämlich, **Johann Galeazzo Visconti**, erhielt für 100,000 Goldgulden vom deutſchen König Wenzel (1395) den Titel eines Herzogs von Mailand und Grafen von Pavia ſamt der Belehnung mit allen Städten, welche die Visconti bisher beherrſcht hatten. Doch die Größe, die durch ihn ſein Haus erhielt, war ein ſchnell vorüberfliegendes Glück. Seine Söhne (er ſtarb 1402) kamen ihm nicht gleich an Kraft und Anſehn: der ältere **Johann Maria** hatte Mühe, ſich gegen innere und äuſſere Feinde zu behaupten, und mit ihm erloſch der Mannsſtamm des Hauſes Visconti (1447). Jetzt erhob ſich Franz Sforza, der ſeither als kühner Feldherr dem letzten Herzog gedient und zur Belohnung ſeiner Dienſte deſſen Tochter Blanca Maria zur Gemahlin erhalten hatte (1441). Er wurde Herzog von Mailand (1450), und regierte glücklich und ruhmvoll bis an ſeinen Tod (1466). Aber ſein Sohn und Nachfolger Galeazzo Maria war ein Barbar und Wollüſtling, und ward ermordet (1476). Der ſiebenjährige Sohn desſelben Johann Galeazzo II., wurde nun zum Herzog von Mailand ernannt, unter Vormundſchaft der Mutter, dann des Oheims Ludwigs Moro. Dieſer aber, herrſchſüchtig und ränkevoll, war nicht geſonnen, dem Neffen, als dieſer herangewachſen und mit Iſabellen der Tochter Alfons II. Königs von Neapel vermählt war, die Regierung zu übergeben. Als dieß der neapolitaniſche Hof ernſtlich von ihm forderte, vergiftete er den Neffen, und rief die Franzoſen nach Italien (1494). Er ſelbſt und Mailand hatte den größten Nachtheil davon. Denn als der franzöſiſche König Karl VIII. nach ſchneller Eroberung Neapels ſchimpflich aus Italien verdrängt worden war, (1495), rächte deſſen Nachfolger Ludwig XII. dieſen Schimpf an Ludwig Moro, der voll Argliſt dazu mitgewirkt hatte. Er ward aus Mailand vertrieben (1499), dann, als er ſich desſelben wieder bemächtigt hatte (1500), gefangen und nach Frankreich

reich gebracht, wo er (1510) im Gefängniß ſtarb. Sein Sohn Maximilian gelangte zwar, von den Schweizern unterſtützt, wieder zum Beſitz von Mailand (1512); aber nur auf kurze Zeit. Er mußte (1515) dieß Herzogthum dem franzöſiſchen König Franz I. überlaſſen, dem es nach langem Kampfe vom Kaiſer Karl V. wieder entriſſen wurde (1529), worauf es bis zum ſpaniſchen Erbfolgekrieg bey dem öſtreich-ſpaniſchen Hauſe blieb. — So verlor alſo Mailand erſt durch die Herrſchſucht ſeiner Vornehmen die mühſam erkämpfte Freyheit, dann durch die Einmiſchung fremder Gewalthaber ſeine Selbſtſtändigkeit.

2) Florenz.

Toskana, am Anfang dieſer Periode wie Oberitalien vom deutſchen Reiche abhängig, wurde damals von Markgrafen aus welfiſchem Geſchlechte regiert. Einer derſelben, Welf VI., verkaufte Toskana an Kaiſer Friedrich I. 1160. Hierauf erhoben ſich bey den Händeln, in welche Friedrich und ſein Haus verwickelt wurden, die wichtigſten Städte dieſes Landes, Piſa, Florenz, Siena, Lukka, zu Freyſtaaten, und vor allen Florenz. Gewerbthätigkeit und Handel, deſſen ſich auch die vornehmſten Geſchlechter nicht ſchämten, gaben dieſer Stadt und ihrem Gebiet Reichthum und Wohlſtand. Auch blieb ſie von auſſen her lange in

Ruhe. Nicht ſo im Innern! Seit 1215 entſtanden blutige Händel zwiſchen den adeligen Geſchlechtern, dann, als dieſe von aller Theilnahme am Stadtregiment ausgeſchloſſen waren (1343), zwiſchen den ärmeren und reicheren Bürgern. Während dieſer letzteren Händel erhob ſich die Familie der Mediceer (ſeit 1400), die durch Handel große Reichthümer und durch Freygebigkeit und Leutſeligkeit die Liebe und Achtung der Aermern erlangt hatte. Die erſten Häupter dieſer Familie — **Johann von Medici** (1400—1428), ſein großer Sohn **Cosmo**, gleich dem Perikles der Athenienſer, und mit dem Ehrennamen "Vater des Vaterlandes" geſchmückt (1428—1464), dann, nach dem kränklichen **Pedro** (1464—1472) der kräftige und talentvolle **Lorenzo**, "Vater der Muſen" (1472—1492) — ſtanden an der Spitze des Staates ohne Herrſchertitel und Herrſchergepränge (erſt Alexander von Medici erhielt 1530 durch Vermittelung des Pabſtes Clemens VII. den Titel "Herzog von Florenz"), auch ließen ſie das Gerüſte der Republik unangetaſtet; aber, mächtig durch das allgemeine Vertrauen auf ihre Weisheit und Güte, lenkten ſie die Angelegenheiten der Republik nach ihrem Willen, und wußten ſich gegen Feinde und Neider zu verwahren. Einen noch größern Ruhm als durch ihre Macht erlangten ſie als Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, als Wiederherſteller

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ler eines geläuterten Geſchmacks. Dadurch wurden ſie wohlthätig für Mit- und Nachwelt, und Florenz groß und herrlich *).

3) Venedig.

Venedig, unter den Freyſtaaten Italiens durch Handel, Schiffahrt, Länderumfang und ſchlaue Politik am berühmteſten, entſtand und erhob ſich auf folgende Art. Als (ſeit 400 nach Chr.) die Gothen, dann die Hunnen, und ſpäterhin die Longobarden in Italien einbrachen, flohen die Einwohner des alten Venetiens in die Lagunen und beſonders auf die Inſel Rialto. Daſelbſt lebten ſie gleich und frey, in einzelnen Vereinen, unter Oberhäuptern, die Tribunen hießen. Erſt gegen das Ende des ſiebenten Jahrhunderts (697) wurde ein gemeinſchaftliches Oberhaupt unter dem Namen Dux oder Doge (Herzog) erwählt, dem allmählich Amt und Name der Tribunen weichen mußte. Darauf wurde gegen Ende des achten Jahrhunderts der Sitz der Regierung nach Rialto verlegt, und dieſe mit den kleinen, ſie umgebenden Inſeln durch Brücken verbunden. So erhob ſich, gleichſam aus dem Meere empor, das herrliche Venedig.

Ve-

---

*) Von den berühmteſten der Mediceer, Cosmo und Lorenzo, wird die 25. Erzählung im zweyten Abſchnitt handeln.

Begünſtiget durch ſeine Lage und gleichſam das Abendland mit dem Morgenland vermittelnd, blühete es durch Handel und Schifffahrt auf. Es reinigte das adriatiſche Meer von Seeräubern, behauptete die Herrſchaft auf demſelben (daher die Ceremonie, daß alljährlich am Himmelfahrtsfeſte der Doge einen Ring in dieſes Meer warf und ſich ſo mit ſelbigem vermählte), und brachte mehrere Städte in Iſtrien und Dalmatien an ſich. Vorzüglich erhob es ſeine Macht und ſeinen Handel während der Kreuzzüge, und am meiſten bey dem fünften Kreuzzuge, als nach ſeiner Leitung die Kreuzfahrer ein lateiniſches Kaiſerthum zu Conſtantinopel errichteten (1204).

Inzwiſchen war im Innern die urſprüngliche Demokratie in eine Ariſtokratie übergegangen. Diejenigen Familien, die durch Handel reich und durch Reichthum angeſehn und mächtig geworden waren, die Nobili, hatten nach und nach, ohne gewaltſame Erſchütterung, aber deſto dauernder, den ärmern Bürgern allen Antheil an der Regierung entriſſen. Auch die Gewalt des Doge hatten ſie im Laufe der Zeit ſo beſchränkt, daß ihm nichts blieb als die Würde. Schon 1032 wurden ihm zwey Rathgeber zur Seite geſtellt, ohne deren Zuſtimmung er nichts beſchließen durfte, und ihm auferlegt, bey wichtigen Vorfällen die angeſehnſten Bürger zu gemeinſamer Berathſchlagung zu verſammeln. Darauf wurde 1172 der große Rath von 480 Bürgern geſtiftet, dem alle Gewalt des Volkes übertragen ward. Die Mitglieder dieſes Rathes ſollten eigentlich vom Volke gewählt werden; allmählich aber wurde alle Wahl unterdrückt, und die Rathsſtellen für die Familien der Nobili erblich gemacht (ſeit 1311). Neben dem großen Rath wurden noch andre Collegien eingeſetzt, um die Herrſchſucht mehrerer zu befriedigen, und um die Macht der Einen durch die Macht der Andern zu binden. Den Schlußſtein der ganzen Verfaſſung bildete eine Staatsinquiſition, die die Staatsverbrechen der Nobilis beſtrafen und über die Erhaltung des innern Friedens und der beſtehenden Regierungsform wachen ſollte. Ihr Verfahren ward, wie das der deutſchen Fehmgerichte, in Geheimniß gehüllt.

Um eben die Zeit als die Republik Venedig auf ſolche Art zur Erbariſtokratie ſich ausbildete, beendigte ſie einen langwierigen Krieg mit ihrer Nebenbuhlerin Genua (1253 — 1382) glücklich nach großen Gefahren. Sie erſtieg darauf den Gipfel ihrer Größe, indem ſie ſich auf Koſten des deutſchen Reichs, Ungerns, Mailands, des Kirchenſtaates und Neapels vergrößerte (1381 — 1495) und, im Beſitz des Alleinhandels nach Syrien und Aegypten, Schätze zuſammen brachte, dergleicchen kein Monarch der damaligen Zeit hatte. Allein ihre Größe erregte Neid und Feindſchaft. Es bildete ſich, vielleicht nicht mit Unrecht, die Meinung, daß ſie nach der Oberherrſchaft über Italien ſtrebe. Frankreich, Spanien, der Pabſt und der deutſche Kaiſer vereinigten ſich daher in der Ligue zu Cambrai 1508 (von der im vierten Kapitel die Rede ſeyn wird) zu ihrem Untergange. Vergebens! Die Republik Venedig wurde zwar in großes Gedränge gebracht; aber ſie entkam mit großer Staatsklugheit, und verlor dabey nur die ſeit kurzem erworbenen Städte im Kirchenſtaate, im Neapolitaniſchen und im Mailändiſchen. Weit mehr ſchadete ihr der von den Portugieſen entdeckte Seeweg nach Oſtindien, die Ausbreitung der ſiegreichen Türken und die aufſtrebende Macht Frankreichs und Spaniens. Denn durch erſteres bekam der Handel eine ganz andere Richtung, durch das zweyte verlor Venedig ſeine wichtigſten Beſitzungen auf und an dem mittelländiſchem Meere, und durch das dritte wurde es gehindert ſeine Macht auf dem feſten Lande auszubreiten. Es blieb daher von nun an größtentheils auf ſich ſelbſt beſchränkt, und bey den großen Welthändeln neutral, wodurch es bis zu dem franzöſiſchen Revolutionskriege ſeine Selbſtſtändigkeit bewahrete.

4) Genua.

Neben Venedig zeichnete ſich als Seemacht und Handelsſtaat beſonders Genua aus, im Lande der alten Ligurer, und ſchon in den Zeiten der Römer ein anſehnlicher Ort. Lange Zeit wechſelte es mit dem übrigen Oberitalien dieſelben Oberherren. Es kam von den Römern an die Heruler, Oſtgothen, Griechen, Longobarden, Franken, dann an das deutſche Reich. Erſt im zwölften Jahrhunderte bildete es ſich zu einem Freyſtaate, der von Conſuln, die das Volk erwählte, regiert ward. Vorzüglich erhob es ſich, wie Venedig, während und mittelſt der Kreuzzüge. Denn damals breitete es ſeine Schiffahrt und Handlung nach dem Oſten aus, machte ſich zum Meiſter des ſchwarzen Meeres, beſetzte die Halbinſel Krim und machte daſelbſt Kaffa zu einem wichtigen Handelsplatz. Als es das griechiſche Kaiſerthum, das die Venetianer beym fünften Kreuzzug umgeſtürzt hatten, wieder herſtellen half (1261), bekam es Handels- und Zollfreyheit in allen griechiſchen Ländern, Niederlaſſungen an den Küſten Kleinaſiens, freye Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meere, und den ausſchließlichen Beſitz einer Vorſtadt zu Conſtantinopel. Inzwiſchen hatte es ſich auch im Weſten des mittelländiſchen Meeres vergrößert. Es hatte im neunten Jahrhundert Corſika unterjocht; im zwölften Jahrhundert brachte es vieles von Sardinien, mehrere Städte ſeiner Nachbarſchaft, die Küſte der Provence und ſelbſt die Stadt Marſeille unter ſeine Herrſchaft. In Spanien erhielt es wegen des Beyſtandes, den es den chriſtlichen Königen wider die Araber leiſtete, große Handelsvortheile. Auf dem Wege zu dieſer ſeiner Größe hatte es am längſten und heftigſten mit Piſa und Venedig zu kämpfen. Schon 1070 begann der Kampf mit Piſa. Er dauerte, die Ruhepuncte mitgerechnet, über zweyhundert Jahre (bis 1290), und endigte damit, daß Genua den Hafen von Piſa zerſtörte und ſich der Inſel Elba bemächtigte. Nicht ſo glücklich endigte der Kampf mit Venedig (1253 bis 1382). Denn wie ſehr auch Venedig durch denſelben erſchüttert wurde, ſo behauptete es doch zuletzt ein Uebergewicht der Macht und des Anſehns.

Gleichzeitig mit dieſen Kriegen wütheten innere Stürme zwiſchen den Ariſtokraten und Demokraten, wobey die Regierungsform verſchiedentlich verändert wird. Um dieſen Stürmen zu ſteuern, ward 1339 ein oberſter Magiſtrat auf Lebenszeit, unter dem Titel Doge erwählt, und ihm (1344) ein Rath von zwölf Mitgliedern, ſechs vom Adel und ſechs vom Volke, zur Seite geſetzt. Da auch hierdurch die Ruhe im Innern nicht erwirkt werden konnte, ſo übertrug man Ausländern, die zu keiner Parthey gehörten, die oberſte Gewalt, vornehmlich Mailändern und Franzoſen. Allein die Genueſer konnten fremde Herrſchaft eben ſo wenig ertragen als die eines Mitbürgers, und wurden ſpäterhin zu ihrem Nachtheil in die Kriege verwickelt, die Frankreich am Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts wegen Neapels und Mailands erregte. Erſt im ſechzehnten Jahrhundert (1528) gelang es dem wackern Doge Andreas Doria ſein Vaterland von fremder Herrſchaft frey zu machen, und eine ariſtokratiſche Verfaſſung einzuführen, die ſich bis zur Zeit der franzöſiſchen Revolutionskriege erhielt. Aber die Größe Genua's, gebrochen im Weſten durch Franzoſen und Spanier, und im Oſten durch Venetianer und Türken, war längſt dahin!

5) Neapel und Sicilien.

Während in Oberitalien ſich viele einzelne Städte zu unabhängigen Staaten erhoben hatten, waren in Unteritalien durch die Normänner die einzelnen Fürſtenthümer (ſeit 1017) und mit dieſen Sicilien (ſeit 1098) zu Einem Staate vereinigt worden, der den Namen Königreich beyder Sicilien erhielt und als ein päbſtliches Lehen dem normänniſchen Fürſten Roger II. (1130) verliehen wurde *). Aber ſchon im Jahre 1189 erloſch die männliche Linie dieſer Fürſten, und nun kam, wie oben in der deutſchen Geſchichte erzählt worden iſt, das Königreich beyder Sicilien an die

Ho-

---

*) S. beſſer. Bilderſ. Th. III. S. 42.

Hohenſtaufen (1194). Unter dieſen erhob der hochbegabte Friedrich II. (1198 — 1250) den Flor dieſes Königreichs und Neapels insbeſondere. Aber die Anfeindungen des Pabſtes verfolgten ihn und ſein ganzes Haus. Sein ächter Sohn Konrad konnte ſich nur mit Mühe behaupten (1250 bis 1254); ſein unehelicher Sohn Manfred unterlag dem unedeln Karl von Anjou (1266), und ſein unglücklicher Enkel Konradin mußte auf dem Blutgerüſte zu Neapel ſterben (1268). Nun regierte das Haus Anjou über Neapel und Sicilien. Der Pabſt hatte Karln von Anjou (1266) dieſes Königreich als ein päbſtliches Lehen verkauft, und ihn und ſeine Nachkommen verpflichtet, alljährlich 8000 Unzen Gold und einen weißen Zelter als Tribut an den römiſchen Stuhl zu ſenden. Doch ſchon vierzehn Jahre nach Konradins Tode (1282) riß ſich Sicilien, erbittert über das willkührliche und üppige Betragen der Franzoſen unter einem fürchterlichen Blutbad (die ſicilianiſche Veſper) von Karl von Anjou los *), und unterwarf ſich dem Könige Peter von Aragonien, deſſen Haus in verſchiedenen Linien über vierhundert Jahre im Beſitz Siciliens geblieben iſt. Dagegen behauptete ſich in Neapel das Haus Anjou; ja mehrere Prinzen deſſelben beſtiegen auch den Thron von Ungern.

Doch

---

*) Man ſehe im zweiten Abſchnitt die 26. Erzählung: „die ſicilianiſche Veſper“.

Doch Sittenloſigkeit und Blutdurſt wüthete im Innern dieſes Hauſes und führte deſſen Untergang herbey. Der letzte Sprößling deſſelben Johanna II. (ſt. 1435) vermachte Neapel an den Grafen Ludwig III. von der jüngern Linie des Hauſes Anjou, von welchem die Anſprüche auf Neapel an die Krone Frankreichs übergingen. Allein der ſicilianiſche König, **Alfons** V. von Aragonien, kam ſeinen Mitbewerbern zuvor. Er bemächtigte ſich Neapels (1442) und vereinigte es wieder mit Sicilien. Dieſe Vereinigung dauerte aber nur ſo lange Alfons V. (als König beyder Sicilien, **Alfons** I.) lebte. Nach ſeinem Tode (1458) bekam ſein Bruder **Johann** II. Sicilien, ſein unehelicher Sohn **Ferdinand** I. Neapel (ſt. 1494). Letzterem folgte in ſchnellem Wechſel ſein Sohn **Alfons** II. (1494), ſein Enkel **Ferdinand** II. (1496), und ſein zweiter Sohn **Ferdinand** III. (bis 1501) unter großen Stürmen, die Frankreichs beginnende Eroberungsſucht erregte. Endlich brachte **Ferdinand der Katholiſche**, König von Spanien, der von ſeinem Vater Johann II. Sicilien erbte (1479), durch Hinterliſt und Waffengewalt auch Neapel an ſich (1504), das von dieſer Zeit an bis zum ſpaniſchen Succeſſionskrieg, alſo auf zweyhundert Jahr mit Spanien vereinigt blieb.

III. Frankreich.

Während Deutſchland und Italien immer mehr in einzelne Theile zerfielen, wuchs Frankreich, früher als andere Staaten Europens, zu einer mächtigen Monarchie empor. Dazu trug außer glücklichen Umſtänden die Politik der Capetingiſchen Könige vornehmlich bey.

Am Anfang der gegenwärtigen Periode war Frankreich klein: über einen großen Theil des nördlichen und weſtlichen Frankreichs herrſchten die Könige Englands, als Herzöge der Normandie, und von dem ſüdöſtlichen Frankreich gehörte das, was das ehemalige Königreich Burgund ausmachte, zu Deutſchland. Eben ſo eingeſchränkt wie die Grenzen Frankreichs waren damals auch die franzöſiſchen Könige, eigentlich nichts weiter als Herzöge mit Königstitel. Aber wie es ihnen gelang, nach und nach die Grenzen Frankreichs zu erweitern, ſo gelang es ihnen auch, ihre Macht zu erheben. Denn fern von dem Verfahren der deutſchen Kaiſer, auf auswärtige Eroberungen auszugehen, bevor ſie ihre Macht im Innern befeſtigt hatten, ſuchten ſie zuerſt die Regierung ihrem Hauſe zu erhalten, wodurch ſie Frankreich an ihre Herrſchaft gewöhnten. Dann unterſtützten und beförderten ſie das Emporkommen eines freyen Mittelſtandes, der ſtufenweiſe zu der Theilnahme an den Staatswürden und Reichstagen

gen gelangte, und ſchufen ſo ein Gegengewicht gegen den übermüthigen Herrenſtand. Ferner wußten ſie durch Kauf, Heurathen und Sterbefälle viele wichtige Lehen einzuziehen, eine neue Geſetzgebung und Rechtspflege geltend zu machen, die Appellationen von den Gerichtshöfen der mächtigen Vaſallen an die ihrigen einzuführen, die Privatkriege derſelben zu beſchränken, und das Münzrecht zum königlichen Vorrecht zu machen. Auch entzogen ſie ſich, indem ſie die Freyheit der franzöſiſchen Kirche behaupteten und die Päbſte nöthigten, nach Avignon zu ziehen, der drückenden Obergewalt des Pabſtes. Auf ſolche Art erhielten ſie im Laufe dieſer Periode oberherrliche Gewalt, wurden nach und nach unumſchränkt, und zuletzt despotiſch. Dabey war freylich die Nation nicht glücklicher, als andere. Kriege im Innern bald mit den Engländern, bald mit den Waldenſern, bald mit den mächtigen Großen, bald dieſer miteinander und mit den mächtigen Städten ſtörten den inneren Wohlſtand; der Handel lag darnieder, und die Könige fingen an, ihr Intereſſe von dem Intereſſe der Nation zu unterſcheiden. Dennoch wurde durch Erhebung der königlichen Gewalt der Weg zur Ordnung und Ruhe gebahnt, eine beſſere Rechtspflege eingeführt, die wiſſenſchaftliche Bildung gefördert und die politiſche Stärke Frankreichs begründet.

Schon **Ludwig VI.**, der fünfte unter den erſten Capetingern (1108 — 1137) erhöhete das königliche Anſehn. Geleitet durch die Rathſchläge des verſtändigen Abts Suger, gab er den Leibeignen die Freyheit und begründete einen freyen Bürgerſtand, indem er in den Städten ſeines Gebiets Bürger-Gemeinheiten einführte. Auch ward unter ihm, vornehmlich durch den berühmten **Abälard** *), die Univerſität Paris geſtiftet, die, wie alle damalige Inſtitute, eine zunftmäßige Einrichtung erhielt.

Sein Sohn und Nachfolger **Ludwig VII.** (1137 — 1180), gutherzig aber ſchwach, that nichts zur Erhebung des königlichen Anſehens. Vielmehr ließ er ſich zu einem Kreuzzug verleiten (1147), der Frankreich viele Menſchen koſtete; dann zu einer Scheidung von ſeiner Gemahlin Eleonore, die ihr Erbgut Guyenne und Poitou, oder das Herzogthum Aquitanien ihrem zweyten Gemahl, dem Herzog von Anjou und der Normandie, nachherigem Könige von England **Heinrich II.**, zuwand (1152), ſo daß dieſer ein volles Drittheil von Frankreich beſaß.

Dagegen vermehrte der unternehmende und argliſtige **Philipp II.** (1180 — 1223) mit ausgezeichzeichnetem Glücke die königliche Macht, weshalb er auch den Beynamen Auguſtus erhielt. Zwar unternahm auch er einen Kreuzzug 1190 in Verbindung mit Richard Löwenherz; aber er kehrte bald und ohne großen Verluſt zurück, und fand durch dieſen Kreuzzug Anlaß zu einem Krieg mit England, der ihn (1203) zum Beſitz der Normandie führte. Auch zog er noch viele andre Lehen ein. Ferner vergrößerte er die königliche Macht dadurch, daß er eine allgemeine Steuer (den Saladinszehnten) anlegte, die Appellationen von den Baronen an den König einführte, das übermächtige Amt eines Groß-Seneſchalls oder Oberrichters und Oberfeldherrn abſchaffte, und dagegen aus zwölf großen Kronvaſallen, ſechs geiſtlichen und ſechs weltlichen, einen Reichsrath bildete (Urſprung der Pairs), der zur Trennung und Unterdrückung der Vaſallen gebraucht werden konnte. Nachdem er auf ſolche Weiſe die königliche Gewalt befeſtiget hatte, hielt er es nicht für nöthig, noch bey ſeinem Lebzeiten ſeinen Sohn Ludwig VIII. zu ſeinem Nachfolger krönen zu laſſen: er konnte ſchön, gleichſam nach dem Erbrecht, ihm die Krone überlaſſen.

---

*) Das Leben dieſes merkwürdigen Mannes, wird unten im zweiten Abſchnitt, Num. 27. geſchildert werden.

Wirklich kam auch Ludwig VIII. ohne allen Widerſpruch zur Regierung (1223—1226); doch machte er ſie nur dadurch merkwürdig, daß er den Krieg gegen die Secte der Albigenſer oder Waldendenſer, den Philipp II. angefangen hatte, fortſetzte, wodurch die Einziehung der Grafſchaft Toulouſe (denn Raimund Graf von Toulouſe war die Hauptſtütze jener Secte) vorbereitet wurde.

Weit ruhmvoller regierte nach ihm ſein Sohn **Ludwig IX.** oder **der Heilige** (1226—1270), ausgezeichnet durch Gutmüthigkeit und Heldenſtärke, durch Gottesfurcht und Regentenweisheit. Schon in den erſten Jahren ſeiner Regierung gelang es ihm, unter der Leitung ſeiner verſtändigen Mutter, Blanca von Caſtilien, die aufrühreriſchen Vaſallen zur Ruhe zu bringen, den König von England zum Frieden zu nöthigen, und die Waldenſer zu unterjochen (1229). Um ſie gänzlich auszurotten, was ihm verdienſtlich ſchien, geſtattete er die Einführung der Inquiſition (1230). Aus einem ähnlichen Religionseifer unternahm er ſeinen unglücklichen Kreuzzug (1248). Als er von demſelben zurückgekehrt war (1254), erhob er mehr als andre Könige die königliche Gewalt, in der Ueberzeugung, daß von der Erhebung des Thrones die Wohlfahrt des Reiches abhänge. Er vergrößerte das Gebiet der Krone, behauptete das Recht der Geſetzgebung, erweiterte die oberrichterliche Gewalt des Königs, verbeſſerte die Rechtspflege durch Abſchaffung der gerichtlichen Zweykämpfe und beſchränkte die Fehden im Innern. Zugleich ſchützte er, bey aller Ergebenheit gegen die Geiſtlichkeit, die Freyheit der franzöſiſchen Kirche. Er ſtarb auf ſeinem zweyten Kreuzzuge bey der Belagerung von Tunis (1270). *)

Nach ihm erhob mehr als ſein Sohn Philipp III. (1270—1285), von dem nur angeführt wird, daß er zuerſt Adelsbriefe ertheilt habe, ſein Enkel Philipp IV. oder der Schöne (1285—1314) die königliche Gewalt durch ein planmäßiges aber oft unredliches und argliſtiges Verfahren. Auch er erweiterte das königliche Gebiet; ſchaffte die Weiberlehen ab (wodurch die Vereinigung Frankreichs zu einem Ganzen befördert ward), zog das Münzrecht als ein königliches Vorrecht an ſich, gab dem Parlamente oder königlichen Gerichtshofe einen feſten Sitz zu Paris und vermehrte die königlichen Einkünfte durch Erhöhung der Steuern, die er auch auf die Geiſtlichkeit ausdehnte. Am meiſten aber machte er ſeine Regierung dadurch merkwürdig, daß er zuerſt die Abgeordneten der Städte (alſo neben der Geiſtlichkeit und dem Adel einen dritten Stand) zur Reichsverſammlung berief (1302); daß er den Pabſt Clemens V. nöthigte den päbſtlichen Wohnſitz nach Avignon zu verlegen (1305), und daß er (aus Habſucht) den reichen und mächtigen Orden der Tempelherren mit Einſtimmung

---

*) Ausführlich wird von dieſem merkwürdigen König im zweyten Abſch. Num. 9. gehandelt.

mung des Pabſtes aufhob (1312) *). Den letzten Großmeiſter dieſes Ordens Jacob von Molay ließ er zu Paris verbrennen (15. März 1314). Nicht lange darauf (29. Nov. 1314) ſtarb er ſelbſt, 46 Jahre alt.

Er hinterließ drey Söhne Ludwig X. (1314 bis 1316), Philipp V. (1316 — 1322) und Karl V. (1322 — 1328), die ihm kurz nach einander auf dem franzöſiſchen Throne folgten und ohne bedeutende Kraftäußerungen regierten, aber doch die eroberte Macht aufrecht erhielten. Als mit dem zuletzt genannten die gerade Linie der alten Capetinger erloſch, folgte eine Seitenlinie, das Haus Valois, und mit derſelben ein faſt hundertjähriger Krieg mit England und furchtbare Partheykämpfe im Innern, wodurch nicht nur die Vergrößerung der königlichen Macht aufgehalten, ſondern auch Frankreichs Wohlſtand ſchrecklich zerrüttet ward.

Nachdem nämlich Karl V. ohne Erben geſtorben war, wurde Philipp VI., ein Sohn Karls von Valois, des Bruders Philipp IV., auf den Thron gerufen (29. März 1328). Aber der König von England, Eduard III., widerſprach dieſer Wahl

---

*) Ueber die Aufhebung des Tempelherren-Ordens ſehe man im zweiten Abſchnitt Num. 28.

Wahl. Er behauptete als Sohn der Iſabelle, der Tochter Philipps IV., nähere Anſprüche auf die Thronfolge zu haben. Anfangs zwar beſtand er nicht hartnäckig darauf; ja er ließ ſich ſogar bewegen, Philipp dem Sechſten wegen Guyenne zu huldigen (1329): er mochte fühlen, daß Englands Macht nie die Macht des größern und ſchon damals ziemlich vereinigten Frankreichs überwältigen würde. Erſt als er von Philipp bedroht und von dem Grafen Robert von Artois und den mißvergnügten Flandrern aufgehetzt wurde, ſuchte er ſeine Anſprüche mit Gewalt der Waffen durchzuſetzen (1339). Das Glück war ihm günſtig. Denn obſchon Philipp Zeit gehabt hatte, ſich auf dem franzöſiſchen Throne zu befeſtigen und das königliche Gebiet durch neue Ländererwerbungen zu erweitern: ſo konnte er doch den engliſchen Waffen nicht widerſtehen. Er ward zur See bey Sluis 1340, zu Lande bey Creſſy 1346 geſchlagen, und verlor hierauf Calais 1347, das über zweyhundert Jahre in engliſchen Händen blieb. Durch dieſen unglücklichen Krieg, ſo wie durch den Ankauf neuer Domainen und das Steigen des Luxus gerieth er in ſolche Geldnoth, daß er zu höchſt drückenden Maßregeln ſchritt, die Münze verſchlechterte, eine Trank- und Salzſteuer aufbrachte, und den Steuer- und Domainenpacht mit Zurückbehaltung der bereits empfangenen Pachtgelder aufhob (1349). Ohne ſein

Verdienſt erhielt er von dem kinderloſen Grafen Humbert die Dauphiné (1349), wobey unter andern bedungen wurde, daß der franzöſiſche Kronprinz jederzeit den Namen Dauphin führen ſollte. Bald darauf, den 22. Auguſt 1350, ſtarb er, dem Volke verhaßt und verachtet von den Großen.

Noch unglücklicher war die Regierung ſeines Sohnes und Nachfolgers **Johann des Guten** (1350—1364). Unter ihm gerieth Frankreich in die größte Verwirrung. Die Stände bewilligten ihm (1355) zur Fortſetzung des Kriegs mit England 30,000 geharniſchte Reiter, eine Salz- und Waarenſteuer, dann auch eine Vermögens- und Mobilienſteuer, wobei ſie ſich jedoch die Aufſicht über deren Erhebung und Verwendung vorbehielten. Vergebens! **Johann** wurde bei Maupertuis, unweit Poitiers von dem ſchwarzen Prinzen, dem Sohne Eduards III., geſchlagen und nebſt ſeinem dritten Sohne Philipp gefangen (19. Sept. 1356). Darauf entſtanden in Frankreich ſelbſt die ſchrecklichſten Unordnungen. Gemeine und Vornehme ſtrebten nach Erleichterung der aufgebürdeten Laſten, und darum nach Umänderung der Verfaſſung, oder Beſchränkung der königlichen Gewalt. Räuberbanden durchzogen das Land, ein wilder Bauernkrieg erhob ſich, und vorzüglich in Paris wütheten die ſchrecklichſten Unruhen. In dieſer Noth trat der

Dauphin Karl, der während des Vaters Gefangenſchaft die Regierung führte, als Retter des Vaterlandes auf. Er wehrte den innern Zerrüttungen ab, und ſchloß, wiewohl ungern, zu Bretigny mit England einen Frieden (8. Mai 1360), durch welchen dem König von England gegen Verzichtleiſtung auf die franzöſiſche Krone große Diſtricte von Frankreich, und dem gefangenen König Johann gegen drei Millionen Gulden die Freyheit zugeſtanden wurde. Johann kam hierauf wieder nach Frankreich (Octob. 1360). Auch jetzt zeigte er mehr Gutmüthigkeit als Klugheit. Als er im Jahre 1361 das Herzogthum Burgund ererbte, trat er daſſelbe ſeinem Lieblingsſohne Philipp ab, zum Nachtheil der Krone Frankreichs; denn von dem an erhob ſich das neuburgundiſche Haus, das über hundert Jahre den Königen Frankreichs ſehr gefährlich wurde. Nicht lange nachher ging Johann, als die Geißeln entflohen waren, die er wegen ſeiner Loslaſſung geſtellt hatte, freywillig nach England zurück (1363), wo er den 8. Auguſt 1364 ſtarb.

Ein Glück war es für Frankreich, daß es jetzt an Johanns Sohne und Nachfolger, Karl V. oder den Weiſen, (1364—1380) einen Regenten erhielt, der durch Beſonnenheit und weisliche Thätigkeit ſich auszeichnete. Als Regierungsverweſer war er vormals öfters im Felde erſchienen, als König aber blieb er faſt immer in Paris, wo ſeine Gegenwart Noth that; doch leitete er alle Kriegsunternehmungen, die ſein tapferer Connetable, Bertrand von Guesclin, ausführte. So gelang es ihm auch, die Engländer zurück zu treiben und ihnen vieles von dem zu entreißen, was ihnen in dem Frieden zu Bretigny zugeſtanden worden war. Zugleich erneuerte er die Ordnung im Innern, ſtellte die Verwirrung im Münzweſen ab, füllte wieder die Schatzkammer, vermehrte die Beſitzungen der Krone, vergrößerte die bisher vernachläßigte Marine, ſtiftete die königliche Bibliothek zu Paris, und verordnete, daß die Könige Frankreichs ſchon mit dem vierzehnten Jahre für volljährig gelten ſollten.

Glücklich hätte Frankreich werden können, hätte dieſer König einen ihm gleichen Sohn und Nachfolger gehabt! Aber **Karl VI.** (1380 — 1422) war ein ohnmächtiger Fürſt, erſt minderjährig, dann wahnſinnig, und ſeine Regierung brachte Verderben und Verwirrung über Frankreich. Nach ſeines Vaters Tode ſtritten ſich ſeine Oheime (er war erſt eilf Jahre) um die Vormundſchaft und Regierung, wobey das Volk durch Steuern und Mißhandlungen gedrückt, und ganz Frankreich zerrüttet ward. Als dann **Karl VI.**, der 1388 die Regierung übernommen hatte, auf einem Zuge nach Bretagne in einen Wahnſinn gerathen war (5. Aug. 1392), der durch das Unglück bei einem Maskenball (29 Jan. 1393) unheilbar wurde *): ſo entſtand ein neuer Streit um die Regentſchaft vornehmlich zwiſchen dem Herzog Ludwig von Orleans, Karls VI. Bruder, und deſſen Oheim, dem Herzog Philipp von Burgund. Nach dem Tode des letztern (27 Apr. 1404) ließ deſſen gewaltthätiger Sohn, Johann der Unerſchrockene, erſtern zu Paris auf öffentlicher Straße ermorden (23 Novemb. 1407). Von dem an theilte ſich Frankreich in die Orleansiſche und Burgundiſche Parthey, und furchtbare Fehden, die nur durch kurze Ruhepuncte unterbrochen wurden, entbrannten (1407 — 1414). Hierzu kam die Erneuerung des engliſchen Kriegs. Denn der damalige König von England, Heinrich V., von dieſen Unruhen Vortheil für ſich erwartend, landete (Sept. 1415) in der Normandie, und ſiegte bey dem blutigen Treffen bey Azincourt (25. Oct. 1415). Zwar kehrte er, da auch ſein Heer bey dieſem Siege gelitten, nach England zurück; aber im Jahre 1417 kam er wieder und eroberte faſt die ganze Normandie. Die burgundiſche Parthey trat zu ihm, und mit ihr auch die Gemahlin Karls VI., die ausſchweifende nnd gewaltthätige Iſabelle, Tochter des baierſchen Herzogs Stephan, die ihr

---

*) Die ausführliche Schilderung dieſer Ereigniſſe erfolgt im zweiten Abſchnitt Num. 29.

Sohn Karl VII. (nach dem Tode ſeiner beiden Brüder Dauphin, 1416) vom Hofe entfernt hatte (1417). Während nun Heinrich V. auch Rouen in der Normandie eroberte (1419), eroberte die burgundiſche Parthey unter vielem Blutvergießen Paris. Hierauf wurde (10. Sept. 1419) der Herzog Johann von Burgund auf der Brücke zu Montereau von dem Grafen du Chatel auf Anſtiften oder Mitwiſſen des Dauphins ermordet. Um dieſen Mord zu rächen, brachte Johanns Sohn, Philipp der Gütige, ganz Frankreich dieſſeits der Loire auf ſeine Seite und ſchloß dann zu Troyes (21. Mai 1420) mit England einen Vertrag, kraft deſſen Frankreich und England auf ewig vereinigt, Heinrich V. bei Karls VI. lebzeiten Regent, und nach deſſen Tode König ſeyn ſollte. Dieſem Vertrag widerſetzte ſich der Dauphin, und zu ſeinem Glücke ſtarb Heinrich V. zu Vincennes (31. Auguſt 1422) mit Hinterlaſſung eines Prinzen, Heinrichs VI., der noch in der Wiege lag; dann auch (20 Oct. 1422) Karl VI., worauf nun Karl VII. als König auftreten konnte.

Doch war es noch nicht entſchieden, ob er ſich behaupten würde. Zwar ließ er ſich zu Poitiers krönen, und für ihn war die Liebe der Beſſeren, deren Mißfallen an dem Vertrag zu Troyes und die Mißhelligkeit zwiſchen den Engländern und Burhindern; aber nur die Länder ſüdlich unter der Loire waren ihm zugethan, die nördlichen lagen in den Händen der Burgunder und Engländer. Hier herrſchte der Herzog von Bedford im Namen ſeines Neffen, des unmündigen Heinrich VI., den er zum König von Frankreich hatte ausrufen laſſen. Sechs Jahre lang (1422 — 1428) begleitete ſeine Waffen das Glück. Schon ließ er (ſeit dem 28. Oct. 1428) Orleans, den Schlüſſel zu den Ländern ſüdlich unter der Loire belagern, und Karl VII., ohne Bundsgenoſſen und immer ärmer an Hilfsquellen, kam der Verzweiflung nahe. Da erſchien (im Februar 1429) in ſeinem Lager ein wunderſames Mädchen, Johanna von Arc, Tochter eines Hirten zu Dom-Remi bey Vaucouleurs, und kündigte ſich als eine Gottbegeiſterte an, die den Auftrag habe, Orleans zu befreyen und Karln zur Krönung nach Rheims zu führen. Ihr Vertrauen auf den Himmel gab den Franzoſen Vertrauen zu ſich ſelbſt, und wendete das Schrecken von ihnen auf ihre Feinde. Orleans wurde entſetzt (8. Mai 1429), die Engländer bey Patai geſchlagen (18. Jun. 1429) und Karl zu Rheims gekrönt (17. Jul. 1429). Nun wollte die Jungfrau zurücktreten; aber man nöthigte ſie bey dem Heere zu bleiben, worauf ſie bey einem Angriff auf Paris (Sept. 1429) verwundet, dann bey einem Ausfalle aus Compiegne (25. Mai 1430) gefangen, und nach einem höchſt ungerechten

Prozeſſe zu Rouen als Zauberin verbrennt wurde (30. Mai 1431) *). Was ſie leiſten konnte, war geleiſtet, daher ihre Hinrichtung (immer ein Vorwurf für ihre Richter und für Karln, der nichts zu ihrer Rettung unternahm) dem Kriegsglück der Franzoſen keinen Eintrag that. Zwar ließ der Herzog von Bedford dem jungen Heinrich VI. zu Paris zum König von Frankreich krönen (17. Dec 1431); dagegen aber gelang Karln, was dieſem Krieg den Ausſchlag gab, den Herzog von Burgund, Philipp den Gütigen, von der Parthey der Engländer abzuziehen und mit ſich auszuſöhnen (1435); dann, nach dem Tode des Herzogs von Bedford, Paris zu erobern (Apr. 1436), und nach einigen Ruhejahren, vornehmlich durch die Tapferkeit des Grafen von Dunois, alle engliſche Beſitzungen in Frankreich bis auf Calais wieder an ſich zu bringen. Hierauf endigte ſich, da England in ſeinem Innern durch den Kampf der rothen und weißen Roſe zerrüttet ward, (1453) dieſer langwierige Krieg ohne förmlichen Friedensſchluß.

Doch Karln VII. war es nicht genug, Ruhe und Sicherheit wieder herzuſtellen, er verbeſſerte auch die Verfaſſung und erhob die königliche Macht. Noch während des Krieges befeſtigte er nach dem

Bey-

---

*) Ausführlichere Nachrichten über die Jungfrau von Orleans wird die 30. Erzählung im zweyten Abſchn. enthalten.

Beyſpiele Ludwigs IX. die Freyheit der franzöſiſchen Kirche durch eine pragmatiſche Sanction (Jul. 1438). Darinn ward nach den Decreten des basler Concils feſtgeſetzt, daß die Beſetzung aller geiſtlichen Stellen in Frankreich frey ſeyn, und daß kein Franzoſe wegen einer Streitigkeit nach Rom geladen, ſondern in ſeinem Vaterlande gerichtet werden ſollte. Was das Kriegsweſen anbetrifft, ſo reinigte **Karl** das Land von den vielen raubſüchtigen Söldlingen, die der Krieg erzeugt hatte, zog den unnützen und ſchädlichen Troß ein, und bildete Ordonnanz-Compagnien und Freyſchützen, die den Anfang eines ſtehenden Heeres ausmachten. Dadurch geſchah ein wichtiger Schritt zur Unumſchränktheit der königlichen Gewalt. Geld und Waffen kamen in des Königs Hände; denn er erhielt nun auch das Recht zum Unterhalt ſeines Heeres fortdauernde Steuern aufzulegen.

In ſeinem häuslichen Leben war **Karl** VII., dem es nicht an Gutmüthigkeit und andern lobenswerthen Eigenſchaften fehlte, gegen das Ende ſeiner Tage nicht glücklich. Seine Geliebte, Agnes Sorel, die in den Tagen der Gefahr ihn aufrecht erhalten hatte, ſtarb ihm (1450), und ſein herrſchſüchtiger und tückiſcher, Sohn, der Dauphin **Ludwig**, empörte ſich (1440). Zwar mußte er ſich in kurzen unterwerfen; doch blieb er dem Vater widerſpenſpenſtig, und floh, als er von ihm feſtgeſetzt werden ſollte, zum Herzog von Burgund (1456), wo er bis zum Tode Karls VII. (22. Jul. 1461) blieb.

Jetzt ſuchte eine Parthey der Großen Karls VII. zweyten Sohn, den Herzog von Berry auf den Thron zu erheben, aber der argliſtige Ludwig XI. kam derſelben zuvor, und wurde den 15. Auguſt 1461 zu Rheims gekrönt. Sogleich zeigte er die Despotenlaune, die den Grundzug ſeines Characters ausmachte. Er verzieh zwar ſeinen Gegnern, doch nahm er ſieben derſelben aus, die er aber nicht namhaft machte; er verabſchiedete die bewährten Räthe ſeines Vaters und hob deſſen pragmatiſche Sanction auf. Sein Hauptſtreben ging auf Unumſchränktheit der königlichen Gewalt. Er ſuchte daher vor allen die Herzöge von Bretagne und Burgund zu erniedrigen. Dabey gerieth er in große Gefahr. Ein Bund wurde gegen ihn errichtet (Ligne du bien public, Mai 1465) an deſſen Spitze der Herzog von Berry und Karl der Kühne von Burgund ſtanden; ſpäterhin (October 1468) nahm letztrer ihn, der die Stadt Lüttich zum Aufſtand gegen Karl den Kühnen gereizt hatte, bey Peronne gefangen und nöthigte ihn Augenzeuge von der Beſtrafung der Lütticher zu ſeyn. Aber er, an Argliſt ſeine Gegner übertreffend (ſein

Grundſatz war, wer ſich nicht verſtellen könne, könne auch nicht regieren), wußte nicht nur jenen Bund zu trennen (Oct. 1465), ſondern auch den Herzog von Burgund in Händel mit den Schweizern und Lothringern zu verwickeln, wobey derſelbe ſein Leben verlor (5. Januar 1477). Jetzt ſuchte Ludwig XI. deſſen Tochter Marie und damit deſſen reiche Länder für ſein Haus zu gewinnen; aber das gelang ihm nur zum Theil. Marie gab, wie in der deutſchen Geſchichte erzählt worden iſt, ihre Hand dem öſtreichiſchen Prinzen Maximilian und wendete ſo die Niederlande dem Hauſe Oeſtreich zu. Dagegen zog Ludwig XI. das Herzogthum und die Grafſchaft Burgund nebſt andern Gebietstheilen als eröffnete Mannslehn ein, und behauptete den Beſitz derſelben in den Frieden, den er (Dec. 1482) mit Maximilian zu Arras ſchloß. Wie durch ſolches Verfahren, ſo ſuchte er die königliche Gewalt auch dadurch zu erhöhen, daß er die Zahl der ſtehenden Truppen, die fortdauernden Steuern und die Zahl der Parlamente vermehrte, daß er ſtehende Geſandtſchaften einführte, und eine Briefpoſt anlegte, die urſprünglich nur zum Gebrauch des Königs beſtimmt war, und erſt nach und nach zu einer gemeinnützigen Anſtalt ſich erweiterte. Ueberhaupt wie herrſchſüchtig und grauſam er war — mehr als vier tauſend Perſonen ſoll er meiſt ohne Prozeß haben hinrichten laſſen — ſo geſchah doch unter ihm manches Gute, und es läßt ſich behaupten, daß ſeine Regierung beſſer war als ſein Charakter. Handel und Gewerbe, beſonders Seidenmanufacturen, wurden erhoben, der Acker- und Weinbau unterſtützt, und die gelehrte Bildung, beſonders durch Vermehrung der Hilfsmittel, befördert. Er ſelbſt ſtarb (30. Aug. 1483, 63 Jahre alt) den Tod des Tyrannen; denn wie alles vor ihm zittern mußte, ſo zitterte er vor dem Tode.

Sein Sohn **Karl VIII.** (1483—1498) war erſt dreyzehn Jahre alt, ohne Bildung und ohne Bekanntſchaft mit den Regierungsgeſchäften: der argwöhniſche Vater hatte ihn von ſelbigen entfernt gehalten. Es war daher eine Regentſchaft nöthig, und eine Generalverſammlung zu Tours entſchied (1484) den Streit, der hierüber entſtanden war, dahin, daß König Karl, der nun das vierzehnte Jahr erreicht habe, als volljährig anzuſehen ſey, daß aber ſeine ältere Schweſter Anna die Sorge für ihn, und ein Staatsrath die Sorge für das Reich führen ſolle. Zugleich wurde auch die Wiederherſtellung der pragmatiſchen Sanction angeordnet, ferner die Verbeſſerung des Steuerweſens, und daß niemand ohne Urtheil und Recht ſeines Amtes entſetzt werden ſollte. Dem Herzog von Orleans, nachmaligem König Ludwig XII., mißfielen die Verfügungen wegen der Regentſchaft. Er fing daher

Krieg an (1484), wurde aber beſiegt, gefangen und zur Ruhe gebracht (1488). Am merkwürdigſten wurde **Karls** VIII. Regierung durch ſeine Händel mit Maximilian I. (1491 — 1493) und durch ſeinen Feldzug nach Italien. Durch jene brachte er Bretagne an ſich, doch mit Zurückgabe der Grafſchaften Burgund, Artois und Charolois (Friede zu Senlis, 23. Mai 1493); durch dieſen aber, der ſo glücklich anfing (1494), daß er ſogar die Krone Neapels auf ſein Haupt brachte, und ſo unglücklich endigte, daß er als ein Flüchtling Italien verlaſſen mußte (1495), legte er den Grund zu vielen Kriegen und manchfaltigen politiſchen Verknüpfungen. Doch bedarf beydes hier keiner weitern Erörterung; denn die Händel mit Maximilian I. ſind ſchon oben in der deutſchen Geſchichte angedeutet worden, und von dem italieniſchen Feldzuge wird weiter unten ausführlich geredet werden. Erſt ſpät beſchäftigte ſich **Karl** VIII. mit der Sorge für den innern Wohlſtand ſeines Reiches. So ordnete er unter andern öffentliche Audienzen an, wo jeder Unterthan ſeine Klagen und Streitigkeiten anbringen könnte. Aber ehe ſeine wohlgemeinten Plane zur Ausführung gediehen, ereilte ihn der Tod (7. April 1498). Kinder hinterließ er nicht; es kam alſo das Reich an einen Seitenverwandten, den Herzog Ludwig von Orleans, einen Urenkel Karls des Weiſen.

Ludwig XII. (1498—1515), durch erlittene Widerwärtigkeiten zur Beßerung gebracht, und geleitet durch die Rathſchläge des trefflichen Erzbiſchofs von Rouen, Georg von Amboiſe, zeigte ſich ſeit ſeiner Thronbeſteigung als einen preiswürdigen Regenten. Das Wohl ſeines Volkes lag ihm an Herzen; er liebte daſſelbe, wurde von demſelben wieder geliebt, ja "Vater des Vaterlands" genannt; und "nie war", wie einer ſeiner Lebensbeſchreiber ſagt, "Frankreich in ſich ſelbſt ruhiger, nie wurden die Gerichte beßer verwaltet, nie die Kriegszucht ſtrenger beobachtet, als unter ihm. Nur durch ſeine Begierde Mailand und Neapel an ſich zu bringen, wodurch er in eine lange Reihe von Kriegen und ſchwierigen Verhältniſſen verwickelt wurde (wir werden davon im vierten Kapitel reden), brachte er dem Vaterland Verluſt an Geld und Menſchen und ſich ſelbſt keinen Gewinn. Denn wiewohl er Neapel einmal, und Mailand dreymal eroberte, ſo konnte er doch weder dieſes noch jenes behaupten: ja er ſahe ſich durch Geldnoth verleitet, die Finanzbedienungen zu verkaufen. Doch verſchaffte er durch eben dieſe Kriege den franzöſiſchen Waffen Achtung, ſeinem Reiche Anſehn und erweiterte Wirkſamkeit nach auſſen. — Und ſo war Frankreich am Schluſſe der gegenwärtigen Periode, ein mächtiges, im Innern geordnetes Reich. Unter den Staaten Europas nahm es einen ſeiner Kraft angemeſſenen Rang ein, und ſchon behauptete es auf dieſelben durch Waffen, Unterhandlungen, Gewerbe und Geiſtescultur bedeutenden Einfluß.

IV. England.

Ganz anders wie in Frankreich bildete ſich die Verfaſſung in England. Dort war ſie von der Ohnmacht der Könige zur Unumſchränktheit derſelben fortgeſchritten; hier aber ging ſie von der despotiſchen Gewalt der Könige zur Freyheit des engliſchen Volkes über. **Wilhelm der Eroberer**, Herzog der Normandie und ſeit der Schlacht bey Haſtings König von England (1066—1087), hatte die angelſächſiſche Verfaſſung mit allen Freyheiten, die ſie geſtattete, verdrängt, und ein Lehnsſyſtem eingeführt, das geiſtliche und weltliche Große bedrückte *). Von ſeiner Willkür hing der Verkauf und das Vererben der Güter, die Vormundſchaften und die Heurathen der Vaſallen ab. Auch ſein zweyter Sohn **Wilhelm II.**, der unmittelbar nach ihm regierte (1087—1100), wußte dieſe Gewalt namentlich gegen die Geiſtlichkeit zu behaupten. Doch ſchon unter ſeinem dritten Sohn **Heinrich I.** (1100—1135), mit dem der Mannsſtamm der normänniſchen Könige ausſtarb, wurde die

---

*) S. **hiſtor. Bilderſaal** Theil III, S. 97 und 354.

die despotiſche Gewalt der engliſchen Könige gemildert. Der Grund hierzu lag einerſeits in dem Freyheitsſinn und der Characterkraft der alten Einwohner Englands, anderſeits in den Händeln, in welche die engliſchen Könige theils wegen der Thronfolge, theils wegen ihrer Beſitzungen in Frankreich verwickelt waren. Es erging ihnen hierin faſt wie den deutſchen Kaiſern. Denn wie dieſe durch ihre Beſitzungen in Italien, ſo wurden jene durch ihre Beſitzungen in Frankreich abhängig von der Unterſtützung ihres Adels und Volkes, und dadurch gehindert ihre Macht wider den obwaltenden Freyheitsſinn zu wenden. Deshalb ſahen ſich nicht nur die ſchwächeren Könige Englands, wie Johann ohne Land und Heinrich III., ſondern auch die kräftigeren, wie Eduard I. und III., genöthigt, dem Volke und Adel Rechte zu verwilligen, wodurch die königliche Macht geſetzlich beſchränkt wurde.

Dieß erfuhr, wie geſagt, ſchon Heinrich I. Um ſich gegen ſeinen ältern Bruder Robert, Herzog der Normandie, der 1096 mit Gottfried von Bouillon nach dem gelobten Lande gezogen und 1100 mit Anſprüchen auf England zurückgekehrt war, zu behaupten, mußte er die Geiſtlichkeit und den Adel für ſich zu gewinnen ſuchen. Er opferte daher das Recht der Inveſtituren auf, und ſtellte (1101) einen Freyheitsbrief aus, worinn er der

Geiſtlichkeit verſprach, die Einkünfte erledigter Stellen nicht einzuziehen, und den Vaſallen, ihre rechtmäßigen Erben bey der Beſitznahme ihrer Güter zu ſchützen, ihre Witwen und Töchter nicht willkürlich zu verheurathen, und die Lehnsgelder genau zu beſtimmen. Von den Städten und unadeligen Unterthanen, die damals noch nicht als Stände anerkannt wurden, war in dieſem Freyheitsbriefe nicht die Rede. Nur die Stadt London, die ſchon in dieſen Zeiten ein hohes Anſehn hatte, erhielt das Recht,, ſich eigne Richter zu wählen, und Befreyung von den Einquartierungen des Hofes und von den Taxen, von denen auch die Ritter frey waren. Freylich hielt Heinrich ſeine Verſprechungen nicht: die Beſchwerden, die durch den Freyheitsbrief abgeſtellt werden ſollten, dauerten fort; aber doch hatten die Unterthanen gelernt, daß ſie dem Könige etwas abdringen könnten. Uebrigens war Heinrich I. glücklich in der Behauptung ſeines Thrones: er ſchlug die Angriffe ſeines Bruders Robert zurück, brachte ihn in Gefangenſchaft und bemächtigte ſich des Beſitzthums desſelben, der Normandie. Allein er hatte das Unglück, ſeinen einzigen rechtmäßigen Sohn Wilhelm bey einem Schiffbruch zu verlieren (1120). So hinterließ er alſo keinen männlichen Nachkommen, weshalb nach ſeinem Tode (1. Dec. 1135) große Unruhen über England ausbrachen.

Nach ſeinem letzten Willen ſollte ſeine Tochter Mathilde, erſt Gemahlin des deutſchen Kaiſers Heinrichs V., und nach deſſen Tode mit Gottfried Plantagenet, Grafen von Anjou vermählt, die Erbin ſeiner Krone werden. Allein Graf Stephan von Blois, ein Schweſterſohn Heinrichs I., bemächtigte ſich gleich nach deſſen Tode des Thrones (Dec. 1135), den er durch eine Soldmiliz (Brabanzonen genannt, weil ſie größtentheils aus Brabantern beſtand) und dadurch befeſtigte, daß er den Freyheitsbrief ſeines Vorgängers mit Zuſätzen zum Vortheil der Geiſtlichkeit beſtätigte. Doch bald verſcherzte er das Vertrauen ſeiner Beſchützer; Mathildens Anhang erhob gegen ihn einen gefährlichen Krieg; er ward in der Schlacht bey Lincoln gefangen (2. Febr. 1141) und Mathilde zur Königin gekrönt (2. März 1141). Aber auch ſie machte ſich verhaßt; Stephan gelangte aus der Gefangenſchaft wieder auf den Thron, und der innere Krieg wüthete von neuem. Endlich verglich ſich Mathildens Sohn, Heinrich von Anjou mit Stephan dahin (Nov. 1153), daß dieſem die Königswürde verbleiben, er aber nach deſſen Tode ihm folgen ſollte. Und ſo geſchah es! Als Stephan ſtarb (25. Oct. 1154), gelangte Heinrich zur Regierung über England und mit ihm das Haus Anjou, das ſolche 331 Jahre lang (1154 bis 1485) behauptet hat.

Heinrich II. (1154—1189), ein trefflicher Herr, ausgerüſtet mit den Tugenden des Helden und Regenten, war im Beſitz einer großen Macht. Denn auſſer England beſaß er ein volles Drittheil von Frankreich, nämlich die Normandie, die er von ſeiner Mutter, die Grafſchaften Anjou, Touraine und Maine, die er von ſeinem Vater ererbt hatte, und Guyenne und Poitou, das Erbe ſeiner Gemahlin Eleonore, vormals Gemahlin des franzöſiſchen Königs Ludwig VII. Er ſelbſt bekämpfte Wales (1164), eroberte (1172) Irland, wenigſtens zum Theil, und gewann im Kriege mit Frankreich das Herzogthum Bretagne (1169). Der Erwerb und die Behauptung ſo vieler Länder verwickelte ihn in faſt unaufhörliche Kriege, beſonders mit Frankreich, und er war deshalb weniger in England als irgend einer ſeiner Vorfahren; dennoch machte er ſich um dasſelbe ſehr verdient. Er ſtellte hier die langentbehrte Ruhe wieder her, ſchaffte die fremden Truppen, die Stephan ins Land gezogen hatte, anfangs wieder weg, hob das grauſame Strandrecht wieder auf, milderte die harten Forſtgeſetze Wilhelms des Eroberers, begünſtigte den Kunſtfleiß und Handel, und ſorgte für unpartheyiſche Rechtspflege. Eben deshalb theilte er England in ſechs Kreiſe, und ließ jeden derſelben jährlich von drey Richtern bereiſen, die an Ort und Stelle die Fälle entſcheiden ſollten, die vor das königliche Gericht gehörten. Den Freyheitsbrief ſeines Großvaters beſtätigte er, aber zugleich ſuchte er auch die königliche Macht wieder zu erheben. Er nöthigte daher die Baronen, die Burgen, die ſie unter Stephans Regierung errichtet hatten, niederzureißen, und die Krongüter, die ſie an ſich gebracht, wieder herauszugeben, und beſtrafte die Widerſpenſtigen mit Einziehung ihrer Lehen. Nicht ſo glücklich war er in ſeinem Streben, ſich die Geiſtlichkeit zu unterwerfen. Hier widerſtrebte ihm vorzüglich **Thomas Becket**, erſt ſein Kanzler und Vertrauter, dann, als Erzbiſchof von Canterbury (ſeit 1162), ſein heftigſter Widerſacher. Weder bey deſſen Leben noch nach deſſen Tode (Thomas Becket wurde den 29. Dec. 1170 ermordet) konnte Heinrich ſeine kirchlichen Verordnungen durchſetzen, ja er mußte vielmehr, um dem Bann und Interdict zu entkommen, ſelbige zurücknehmen und ſich zu ſchmählicher Kirchenbuße erniedrigen *). Zuletzt hatte er mit ſeinen eigenen Söhnen Krieg zu führen (ſeit 1173), die ihm den Reſt ſeines Lebens verbitterten. Er ſtarb 1189, acht und funfzig Jahre alt.

Ihm folgte ſein zweyter Sohn — der älteſte, Heinrich, ſchon 1170 zum König gekrönt, war

1183

---

*) Die ausführliche Darſtellung dieſer Händel erfolgt im zweyten Abſch. Num. 31.

1183 geſtorben — Richard I. Löwenherz (1189—1199). Dieſer, berühmt durch Heldenmuth und Liebe zur Poeſie, hatte Sinn für das Edle, aber zum Beſten des Reiches that er nur weniges; ja er brachte daſſelbe durch ſeine Sucht nach glänzenden Abenteuern in Verwirrung und das königliche Anſehn in Verfall. Namentlich war dieß der Fall durch den Kreuzzug, den er (1189) in Gemeinſchaft mit dem franzöſiſchen König Philipp II. unternahm. Der Ruhm, den er dadurch gewann, war kein Erſatz für die Verarmung und Unruhe, die er dadurch über ſein Reich brachte. Er ſelbſt hatte das Unglück auf der Heimkehr in Gefangenſchaft zu gerathen (1192). Auch nach ſeiner Befreyung (1194) kam er nicht zur Ruhe. Während ſeiner Abweſenheit hatte ſein Bruder Johann die Krone Englands und König Philipp II. die engliſchen Beſitzungen in Frankreich an ſich zu bringen geſucht. Er kämpfte gegen beyde mit geprieſener Tapferkeit und nicht ohne Glück, und fand endlich im Kriege gegen einen ſeiner Vaſallen den Tod (9. April 1199) *).

Der Kampf um Nationalfreyheit und Königsgewalt hatte unter ihm geruht, denn der ritterliche König wurde bey allen ſeinen Fehlern geliebt; aber deſto

---

*) Umſtändlich iſt das Leben Richards I. im zweyten Abſch. Num. 8. geſchildert.

deſto heftiger und erfolgreicher erhob er ſich jetzt, da Richards Nachfolger, erſt ſein Bruder Johann ohne Land (1199—1216), dann deſſen Sohn Heinrich III. (1216—1272) durch ihre Schwächen ganz dazu geeignet waren, das Streben nach Freyheit zu entflammen und zu bekräftigen.

Hatte Johann ſchon in ſeinem frühern Leben Beweiſe der Nichtswürdigkeit gegeben, ſo gab er deren noch mehr als König. Bald nach dem Antritt ſeiner Regierung ermordete er (1202) ſeinen Neffen Arthur von Bretagne, der als Sohn Gottfrieds, des dritten Sohnes Heinrichs II. (Johann war der vierte Sohn dieſes Königs), ein näheres Recht zum engliſchen Throne zu haben ſchien. Wegen dieſes Mordes verklagte ihn die Mutter des Ermordeten und der Adel von Bretagne bey Philipp II., König von Frankreich, als oberſten Lehnsherrn. Dieſer ſäumte auch nicht, ihn vor ſeinen Richterſtuhl zu fordern, und, da er nicht erſchien, aller Beſitzungen in Frankreich verluſtig zu erklären. Johann zeigte weder Muth noch Würde, und verlor in kurzer Friſt (1203—1205) die ganze Normandie und alle Beſitzungen in Frankreich bis auf Poitou und Guyenne. Hierauf gerieth er wegen Beſetzung des Erzbiſthums Canterbury in Streitigkeiten mit dem Pabſte Innocenz III., die den ſchmählichſten Ausgang für ihn hatten.

Innocenz III. belegte England mit dem Interdict (1208), den König mit dem Bann (1212), erklärte ihn des Reichs verluſtig, und forderte den König von Frankreich auf, ſich desſelben zu bemächtigen. Philipp II. war dazu bereit, und traf Anſtalten in England einzufallen. Jetzt unterwarf ſich der feige Johann auf Zureden des päbſtlichen Legaten Pandulfo gänzlich dem Pabſte (Mai 1213), nahm ſeine Reiche, England und Irland, von ihm als päbſtliche Lehen, verſprach dafür Tribut zu zahlen, und leiſtete dem Legaten kniefällig Huldigung. Nun wurde Philipp vom Pabſte abgemahnt, England anzugreifen; aber mehr als dieſes Abmahnen, das ſeinen Zorn aufregte, hielt ihn erſt eine Fehde mit dem Grafen von Flandern, dann die Zerſtörung ſeiner Flotte davon zurück. Nicht ſo gelang es die weltlichen und geiſtlichen Großen Englands zu beruhigen. Empört durch die Selbſterniedrigung ihres Königs und durch die Willkür ſeiner Regierung, vereinigten ſie ſich gegen ihn zum Aufſtand, und zwangen ihn den großen Freyheitsbrief, Magna Charta, zu unterſchreiben und zu beſchwören (19. Jun. 1215) — das erſte Denkmal eines freyen und überlegten Anſtrebens eines Staates zur beſſern Regierung und Gerichtshaltung. In demſelben wurde der Geiſtlichkeit uneingeſchränkte Wahlfreyheit, Appellation nach Rom, Befreyung von weltlicher

licher Gerichtsbarkeit, und das Recht, eigenmächtig aus dem Reiche zu gehen, zugeſtanden; dem Adel oder den Vaſallen ohne Unterſchied wurde Abſchaffung der Willkür in Anſehung der Lehnsverhältniſſe verwilliget: Lehnsgelder und andre Leiſtungen ſollten nicht willkürlich erhöhet werden; dem Bürgerſtand wurde freyer Handel und ungehinderter Verkehr mit dem Ausland geſtattet. Die Gerichtsordnung wurde genauer beſtimmt, allgemein gleiches Maaß und Gewicht feſtgeſetzt. Allen Freyen aber wurde Perſonalfreyheit und Steuerbewilligung zugeſtanden: kein Engländer ſollte ſeine Freyheit, ſein Vermögen, ſein Vaterland und Leben, ohne von ſeines Gleichen nach Landesgeſetzen gerichtet zu ſeyn, verlieren; der König ſollte keine Abgabe erheben dürfen ohne Beyſtimmung des großen Rathes und der diſtrictweiſe zuſammenberufenen Barone. — Späterhin ſind die Grundſätze dieſes Freyheitsbriefes weiter ausgebildet und die Mittel den König zur Beobachtung derſelben anzuhalten, hinzugefügt werden; aber er ſelbſt iſt geblieben, und gilt noch jetzt den Engländern als Grundſäule ihrer Freyheit und ihres Wohlſtandes. — Johann, ſtolz und meineidig, ſuchte, wie mehrere Könige nach ihm, den beſchwornen Freyheitsbrief umzuſtoßen. Er wendete ſich an den Pabſt, ſeinen Lehnsherrn, und dieſer vernichtete den Freyheitsbrief und belegte die Vertheidiger deſſelben mit dem Bann; er rief fremde Truppen herbey und zog mit ihnen gegen ſeine Barone, und das Glück war ihm günſtig: die Barone geriethen in die äuſſerſte Noth. Da wendeten ſie ſich an den König Philipp II., und boten deſſen Erbprinzen Ludwig VIII. ihre Krone an, mit dem Beding, daß er ihre Freyheiten beſtätigen und beſchützen ſollte. Ludwig VIII. erſchien in England (1216), und brachte London und andre feſte Plätze in ſeine Gewalt. Doch bald machte er ſich tyranniſcher Willkür verdächtig. Viele ſeiner Anhänger verließen ihn, und Johann ſtand wieder an der Spitze eines anſehnlichen Heeres, als er plötzlich, 49 Jahre alt, ſtarb (17. Oct 1216). Unter ihm hat England ſeine tiefſte Erniedrigung und zugleich den Weg zu ſeiner Erhöhung gefunden!

Vielleicht noch ſchwächer, nur nicht ſo bösartig als er, war ſein Sohn und Nachfolger Heinrich III. (1216 — 1272) unmündig (erſt neun Jahre alt) als er zur Regierung kam, immer abhängig von Andern, und nur ſo lange gut, als er unter guter Leitung ſtand. Das war im Anfang ſeiner Regierung der Fall. Sein weiſer, kraftvoller Schwager, der Graf von Pembrocke, der ihm den Thron verſchaffte und ſicherte, vertrieb die Franzoſen aus England, zwang den franzöſiſchen Prinzen Ludwig auf den engliſchen Thron zu ver-

zichziehten, und erhielt die Ruhe im Innern. Doch ſchon 1219 ſtarb Graf von Pembrocke, und nun wurde Heinrich, meiſt ſchlechten Rathgebern hingegeben, zu vielen thörichten und verderblichen Schritten verleitet. In Frankreich ſuchte er (1230 bis 1240) die verlornen Länder wieder zu erobern; aber er wurde mit Verluſt zurückgetrieben, und nur der Großmuth des franzöſiſchen Königs Ludwig IX. hatte er es zu danken, daß er noch Guyenne behielt. In England wollte er den Freyheitsbrief, den er mehrmals beſchworen und 1274 mit neuen Verwilligungen in Anſehung des Forſtweſens erweitert hatte, abſchaffen; der Geiſtlichkeit erlaubte er viele Erpreſſungen, ſich ſelbſt viele Gewaltthätigkeiten; er hing ſich an Ausländer und zog ſie den Eingebornen vor. Das alles erbitterte die Nation. Schon 1233 bedrohte ſie ihn mit Abſetzung. Im Jahr 1238 traten die Großen gegen ihn in einen Bund, an deſſen Spitze der Graf von Leiceſter, Simon von Montfort, ſtand. Hierauf entflammte ein innerer Krieg. Heinrich wurde nebſt ſeinem Bruder, dem deutſchen König Richard von Cornwallis, in der Schlacht bey Lewes gefangen (14. Mai 1364); aber im folgenden Jahre (4. Aug. 1255) durch die Tapferkeit ſeines Sohnes Eduard befreyt, worauf er bis an ſeinen Tod (20. Nov. 1272) ruhig regierte.

Am

Im Anfang der Regierung mochte es ſcheinen, daß die königliche Macht ſich wieder erheben würde. Denn in dem Freyheitsbriefe, den er unter Pembrockes Leitung beſtätigte, war die uneingeſchränkte Wahlfreyheit der Geiſtlichkeit und ihr Recht, eigenmächtig das Reich zu verlaſſen, übergegangen; auch war der Punkt zurückgenommen, daß es zur Erhebung neuer Steuern der Beſtimmung der Stände bedürfe. Aber bey den Stürmen, die ſich im Fortgang ſeiner Regierung erhoben, wurden ſolche Begünſtigungen der königlichen Macht nicht beachtet! Die Verſammlungen der obern Geiſtlichkeit und der großen Barone (nun Parlamente genannt) bekamen bey der Schwäche des Königs immer mehr Gewicht, und zugleich wurde auch die Entſtehung des Unterhauſes oder des Hauſes der Gemeinen eingeleitet. Denn als Simon von Montfort an der Spitze ſtand, rief er (29. Jan. 1265), um ſeine Popularität zu zeigen, außer der Geiſtlichkeit und den großen Baronen, aus jeder Grafſchaft zwey Ritter und aus allen Städten und Flecken zwey Deputirte zu dem Parlament. So wurde der dritte Stand, der durch Gewerbfleiß und Handel Reichthum erlangt und Freyheitsſinn in ſich bewahrt hatte, zum erſten Male ſeit der normänniſchen Eroberung, zur Theilnahme an der Regierung des Staates gezogen, und der Anfang zu einer wahren National-Repräſentation gemacht. Was aber da-

damals, unter den Stürmen innerer Unruhen begonnen, als verfaſſungswidrige Anmaßung erſcheinen konnte, erhielt unter der Regierung des erſten und dritten Eduard die Kraft und Feſtigkeit geſetzlicher Einrichtung.

Eduard I., der Sohn und Nachfolger Heinrichs III. (1272 — 1307), ein kräftiger Regent, der Muth und Entſchloſſenheit zu großen Unternehmungen beſaß, war mit vielen Kriegen beſchäftigt. Er vereinigte Wales völlig mit der Krone (1283, von dieſer Zeit an erhielt der Kronprinz den Titel Prinz von Wales), befeſtigte ſeine Macht in Irland, war das Schrecken der Schotten, und beſtand einen hartnäckigen Kampf mit Frankreich, woben er ſich auch mit dem deutſchen König Adolf von Naſſau verband. Bey dieſen koſtſpieligen Kriegen und dem Verfall der königlichen Einkünfte konnte er der Beyſteuern des Bürgerſtandes nicht entbehren. Er berief daher im drey und zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung (1295) aus allen Flecken und Städten zwey Deputirte, ſo wie aus jeder Grafſchaft zwey Ritter zu dem Parlamente. „Denn," ſagte er in dem Ausſchreiben, „es iſt billig, daß das, was alle betrift, auch von allen gebilliget, und allgemeine Gefahr mit vereinigten Kräften abgewendet werde." Dieſe Zuſammenberufung erfolgte hierauf noch mehrmals, und ſchon

1297 wurde die Acte durchgeſetzt, daß ohne Einwilligung der Städte keine Steuern erhoben werden konnten. Noch machte Eduard I. ſeine Regierung dadurch merkwürdig, daß er die Beſchwerden des Bauernſtandes milderte, die Juſtiz und Polizei verbeſſerte, gute Geſetze gab, Friedensrichter anordnete, und den Handel ſo wie die aufblühende Gelehrſamkeit unterſtützte.

Gehemmt wurde dieſes Gute, ſo wie die weitere Ausbildung der Verfaſſung, unter ſeinem Sohn und Nachfolger Eduard II. (1307 — 1327). Dieſer, nicht bösartig aber ſchwach, und durchaus unfähig zu regieren, ließ ſich von Günſtlingen leiten, die nach einander der Gegenſtand des allgemeinen Mißvergnügens wurden. Die Schottländer behaupteten ihre Unabhängigkeit durch den wichtigen Sieg bei Bannecksbrown (1314), und fielen ſogar in England ein; hier aber entzündeten ſich Partheykämpfe, und vorzüglich ward Eduards boshafte und ausſchweifende Gemahlin Iſabelle, Tochter des franzöſiſchen Königs Philipp IV., Schuld an ſeinem Unglück. Auf ihrem Antrieb wurde er (13. Jan. 1327) des Thrones entſetzt, und (21. Sept. 1327) auf eine ſchauderhafte Art getödtet.

Doch der Sohn dieſes Schwächlings, Eduard III. (1327 — 1377), war ein kräftiger, talentvoller

ler Herr, deſſen Regierung und Perſönlichkeit gän der Regierung und Perſönlichkeit Eduards I. glich. Seine Mutter und deren Liebling, Graf Mortimer, hielten ihn, als er ein funfzehnjährige Jüngling zur Regierung gelangte, in Abhängigkeit; aber bald machte er ſich von den drückenden Feſſeln frey (1330). Dann unternahm er, beſeelt von einer lebendigen Kraft, die ihn ſelten ruhen ließ, Kriege gegen Schottland, Frankreich und Spanien. Das Glück war ihm meiſtens günſtig. Schottland mußte ſeine Oberlehnsherrlichkeit anerkennen; Frankreich, auf deſſen Krone er als ein Enkel Philipps IV. Anſpruch machte, wurde durch die Siege, die er und ſein tapfrer Sohn Eduard (wegen ſeiner Rüſtung gewöhnlich der ſchwarze Prinz genannt) bey Sluys 1340, bey Crecy 1346, über Calais 1347 und bey Maupertuis 1356 erfochten, furchtbar erſchüttert; und in Spanien ward der verdrängte König von Caſtilien, Peter, (1367) wieder auf den Thron geſetzt. Zwar führten dieſe Kriege nicht zu bleibenden Eroberungen: Eduard konnte Schottland troz aller Anſtrengungen nicht unterjochen; eben ſo wenig konnte er die Krone Frankreichs auf ſein Haupt bringen, und faſt alle Beſitzungen, die er in Frankreich (Frieden zu Bretigny, 1360) gewonnen hatte, wurden ihm durch den weiſen König Karl V. und deſſen tapfern General Bernhard du Guesclin wieder entriſſen; er ſelbſt wurde durch den Koſtenaufwand, den ſeine Kriege erforderten, zu Bedrückungen ſeiner Unterthanen hingeführt. Gleichwohl waren die Folgen dieſer Kriege nützlich. Das Selbſtgefühl der Engländer ward dadurch genährt und geſtärkt, das Kriegsweſen vervollkommnert, eine engere Verbindung mit dem Auslande, namentlich mit den Niederlanden, mit Deutſchland und Spanien angeknüpft, und die Verfaſſung des Reichs, beſonders die des Parlaments weiter ausgebildet.

Die Geldnoth, in die Eduard III. durch ſeine vielen Kriege verſetzt ward, zwang ihn, das Parlament öfters zuſammen zu rufen, den großen Freyheitsbrief zu beſtätigen, und dem Bürgerſtand das Recht zuzugeſtehen, daß, wie keine Steuer, ſo auch kein Geſetz ohne deſſen Beyſtimmung gültig ſeyn ſollte. Nun vereinigte ſich mit dem Bürgerſtande, oder den Deputirten der Städte und Flecken, der Landadel, oder die Deputirten der freyen Güterbeſitzer in den Grafſchaften, und beyde bildeten gemeinſchaftlich eine beſondere Abtheilung des Parlaments. Demnach ward ſeit 1343 das Parlament in das Ober- und Unterhaus, oder in die Kammer der großen Barone und Prälaten (das Oberhaus) und in die Kammer der Ritter- und Städte-Deputirte (das Unterhaus) getheilt, und dabey erklärt, daß beyde zuſammen den geſetzgebenden Körper Englands ausmachen ſollten. Durch dieſe Einrichtung ward die Freyheit der Nation befeſtigt und den Anmaßungen der Geiſtlichkeit und der weltlichen Großen geſteuert.

Nur durch die Noth gezwungen hatte **Eduard** III. zu dieſer Einrichtung ſeine Beyſtimmung gegeben; aber freywillig und gern wirkte er auf andere Weiſe für die Würde und Wohlfahrt ſeines Reiches. Er ſchaffte den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache in öffentlichen Verhandlungen ab, den Wilhelm der Eroberer anbefohlen hatte *); er hob den Lehnzins, der ſeit Johann ohne Land an den päbſtlichen Stuhl entrichtet ward, auf; er ſorgte für unpartheyiſche Gerechtigkeitspflege, und unterſtützte Handel, Gewerbe und wiſſenſchaftliche Bildung. So verbot er die Ausfuhr der rohen Wolle und des Eiſens, und Kleidungen von ausländiſchen Stoffen; ſo ſuchte er die engliſche Schaaf- und Pferdezucht durch Einführung ſpaniſcher Schaafe und Pferde zu veredeln; ſo beſchützte er den berühmten Johann Wiclef, der unter ihm die Anmaßungen des Pabſtes bekämpfte. Im königlichen Hauſe führte er den herzoglichen Titel ein; auch ſtiftete er, wahrſcheinlich um den hohen Adel deſto feſter an den Thron zu ketten, den Orden des blauen Hoſenbandes (1349). Er ſtarb (21. Jul. 1377)

---

*) S. hiſtor. Bilderſaal Th. III., S. 316.

1377) fünf und ſechzig Jahr alt *). Sein wackerer Sohn, der ſchwarze Prinz, war ſchon vor ihm geſtorben (1376), und es kam nun an die Regierung deſſen Sohn, Richard II., der aber weder dem Vater noch dem Großvater glich.

Von nun an brachen trübſelige Zeiten über England ein. Der mit Auflagen beſchwerte Landmann, der bey der bisherigen Veränderung der Verfaſſung wenig gewonnen hatte, ſtrebte nach Erleichterung ſeiner Laſten, der Adel nach Beſchränkung der königlichen Rechte, die Hofparthey nach Erweiterung eben dieſer Rechte, und die angeſehenſten und mächtigſten Glieder des königlichen Hauſes ſtritten um Krone und Scepter. Darüber entſtanden wilde Partheykämpfe, Verbrechen auf Verbrechen wurden gehäuft, der Wohlſtand des Landes zerrüttet, und das regierende Haus Anjou zu Grunde gerichtet.

Schon unter dem ſchwachen Richard II. (1377—1399) brach dieſes Unheil aus, und er wurde ein Opfer deſſelben. Sein Vetter, Heinrich, Herzog von Lancaſter, ein Enkel Eduards III. von deſſen drittem Sohne, raubte ihm Krone und

---

*) Einzelne Züge aus dem Leben und der Regierung Eduards III. ſind im zweyten Abſchnitt Num. 32 umſtändlich erörtert.

Leben. Nun beſtieg dieſer, als **Heinrich** IV., und mit ihm das **Haus Lancaſter** unter Beyſtimmung des Parlaments den Thron, zu dem er kein Recht hatte. Mehrere Verſchwörungen erhoben ſich gegen ihn, aber er unterdrückte ſie mit Liſt und Gewalt (1399 — 1413), und brachte den Thron an ſeinen Sohn **Heinrich** V. (1413 — 1422). Dieſer, ein unternehmender Fürſt, und wegen ſeiner hervorſtechenden Eigenſchaften vom Volke geliebt, kämpfte ungemein glücklich gegen Frankreich, und erhielt ſogar, durch den Vertrag von Troyes, Ausſichten auf den Beſitz des franzöſiſchen Thrones. Allein ſein früher Tod (er ſtarb 34 Jahr alt, 31. Aug. 1422) vereitelte alle über Frankreich errungenen Vortheile und entflammte aufs neue die Partheykämpfe in England. Sein Sohn und Nachfolger **Heinrich** VI. war, als er ſtarb, erſt neun Monate alt, und blieb zeitlebens ein Unmündiger, abhängig von Rathgebern, die ihn zu willkürlichen Auflagen und andern Eingriffen in die Rechte der Nation verleiteten. Hierzu kam das nunmehrige Unglück im Kriege gegen Frankreich. Kein Wunder alſo, daß ſich allgemeines Mißvergnügen erhob. Dieß benutzte **Richard, Herzog von York**. Da er väterlicherſeits ein Enkel Edmunds, des vierten Sohnes Eduards III., und mütterlicherſeits ein Urenkel Lionells, des zweiten Sohnes Eduards war, ſo behauptete er ein näheres Recht zum Throne zu haben als das Haus Lancaſter. Er ergriff daher, von vielen unterſtützt, gegen Heinrich VI. die Waffen (1450).

Auf ſolche Art entſtand der Krieg zwiſchen den Häuſern York und Lancaſter, auch der Krieg der weißen und rothen Roſe genannt, weil das Haus Lancaſter eine rothe, das Haus York eine weiße Roſe zum Partheyzeichen wählte. Fünf und dreyßig Jahre (1450 — 1485) dauerte dieſer Krieg, zwölf Haupttreffen wurden in demſelben geliefert, achtzig Prinzen getödtet, der altengliſche Adel faſt gänzlich aufgerieben, und um ſo mehr mit Theilnahme und Erbitterung gekämpft, je mehr die großen Kronvaſallen, aus deren Familien die engliſchen Fürſten damals ihre Gemahlinnen zu wählen pflegten, mit dem Königshauſe verwandt waren.

Zuerſt ſiegte in dieſem Kampfe das Haus York. Schon Herzog Richard erkämpfte ſich (1454) das Protectorat, behauptete daſſelbe durch die Schlacht bey St. Albans (22. Mai 1455) und erlangte durch das Parlament (7. Oct. 1460) das Recht zur Thronfolge. Dann, als er in der Schlacht bey Wackefield (22. Dec. 1460) blieb, erkämpfte ſich ſein talentvoller aber auch höchſt gewaltthätiger Sohn Eduard IV. den Thron (März 1461). Das

Parlament erkannte ihn als König an und ächtete auf ſein Geheiß alle ſeine Gegner. Aber dieſe, unterſtützt von dem franzöſiſchen König Ludwig XI., waren mächtig genug, ihm den Thron ſtreitig zu machen. Er mußte flüchten (1470), und konnte ſich nur durch Hilfe ſeines Schwagers Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund, wieder emporſchwingen (1471). Doch nun behauptete er den Thron mit ſchrecklichen Grauſamkeiten. Der unglückliche Heinrich VI., deſſen achtzehnjähriger Sohn und alle Glieder des Hauſes Lancaſter, deren er habhaft werden konnte, wurden auf ſeinen Befehl hingerichtet.

Bald darauf wüthete das Haus York gegen ſich ſelbſt, und bereitete ſich dadurch den Untergang. Eduard IV. ließ ſeinen eigenen Bruder Georg, Herzog von Clarence, der ihn durch Wankelmuth beleidigt hatte, hinrichten (1478), indem er ihn, wie derſelbe, dem er die Wahl des Todes freyſtellte, gewünſcht hatte, in einem Faſſe Malvaſierwein erſäufte.

Als Eduard IV. ſtarb (9. Apr. 1483), ſollte ihm ſein zwölfjähriger Sohn Eduard V. folgen; allein deſſen grauſamer Oheim, der dritte Bruder Eduards IV., Richard, Herzog von Gloceſter, eben ſo häßlich von Gemüth als häßlich von Körper, raubte dem unglücklichen Jüngling nach drittehalb Monaten Regierung und Leben (22. Jun. 1483), und beſtieg als **Richard III.** den Thron. Durch wilde Grauſamkeiten ſuchte er ihn zu behaupten; aber es gelang ihm nicht. Ein Enkel **Owen Tudors**, eines Edelmannes von Wales, der die Wittwe Heinrichs V. geheurathet hatte, und ſo ein Mitglied des Hauſes Lancaſter geworden war, **Heinrich** Graf von Richmond, trat als ſein Gegner auf, fand bey dem Haſſe, den ſich Richard durch Grauſamkeiten zugezogen hatte, einen mächtigen Anhang, und überwältigte ihn in der Schlacht bey Bosworth. Richard ſelbſt verlor in dieſer Schlacht das Leben (22. Aug. 1485). Noch auf dem Schlachtfelde wurde der Sieger unter dem Namen **Heinrich VII.** zum König ausgerufen, und bald darauf zu London gekrönt (30. Oct. 1485) und von dem Parlament als König anerkannt (7. Nov.). Auf ſolche Art kam das **Haus Tudor** zum Throne, den es 118 Jahre lang behauptete.

Hiermit endigte ſich der lange Krieg im Innern. **Heinrich VII.** wußte nämlich bey aller Partheylichkeit, die er für das lancaſteriſche Haus zeigte, und bey allen Aufſtänden, die ſich gegen ihn erhoben, Friede und Ruhe zu erhalten. Auch vermählte er ſich, um ſeine Herrſchaft zu befeſtigen, mit der Schweſter Eduards IV., Eliſabeth aus dem Hauſe York, und vereinigte ſo die rothe und weiße Roſe. Dabey herrſchte er unumſchränkter als viele ſeiner Vorfahren. Das Parlament war faſt ganz in ſeinen Dienſten, und die Könige von Schottland, Frankreich und Spanien ſuchten ſeine Freundſchaft. Er beobachtete ihre Unternehmungen, ohne ſich in dieſelben ernſtlich zu miſchen. Deſto eifriger ſuchte er ſeinen Geiz zu befriedigen und ſeine Großen zu ſchwächen; und es gelang ihm, im Beſitz eines befeſtigten Thrones und eines großen Schatzes zu ſterben (22. Apr. 1509).

Indeſſen war bey den inneren Kriegen die Nationalfreyheit nicht weiter ausgebildet worden; vielmehr hatte ſich die königliche Macht höher als vorher erhoben, wie es nach allgemeiner Ermattung von bürgerlichen Erſchütterungen zu gehen pflegt. Das Parlament ſtand in Abhängigkeit von den Gewalthabern; viele Große waren verarmt, und gern erlaubte ihnen Heinrich VII., um ſie zu ſchwächen, ihre Güter zu verkaufen. Doch beſtand die Verfaſſung in den Formen, die ſie unter Eduard III. erhalten hatte; auch wurde die Wahl der Parlaments-Mitglieder genauer beſtimmt. Zugleich kamen Künſte und Wiſſenſchaften, Handwerke und Handel empor; Heinrich VII. ſelbſt ließ das erſte große Schiff der engliſchen Seemacht erbauen, um es [illegible] Cabot zur Auffindung neuer Länder in dem neu ent-

deck

deckten Amerika auszuſenden (1498). Kurz, der Grund zur gegenwärtigen Verfaſſung und Größe Englands beſtand ſchon am Schluſſe der Periode, die wir hier behandeln.

V. Spanien.

Auch Spanien erhob ſich im Laufe der gegenwärtigen Periode. Die Herrſchaften der Araber, die am Anfang derſelben neben den chriſtlichen Reichen daſelbſt beſtanden, waren am Schluſſe derſelben völlig aufgehoben, und ganz Spanien vorher in mehrere Theile zerſtückelt, zu Einem Reiche vereinigt, deſſen König Macht im Innern und im Auslande Anſehn und wichtigen Einfluß hatte.

Herbeygeführt wurde der Untergang der Araber in Spanien zunächſt durch die Spaltungen unter ihnen. Seitdem (im Jahre 1038) das Haus der Ommaijaden in Spanien erloſchen war, hatten ſich die Statthalter zu Toledo, Sevilla, Valencia, Saragoſſa ꝛc. zu Königen oder unabhängigen Fürſten aufgeworfen, und der Chalif zu Cordova, einſt der Alleinherr des arabiſchen Spaniens, ward eben ſo unmächtig, wie der Chalif zu Bagdad. Vergebens ſuchten nun die Araber Hilfe bey ihren Glaubensverwandten in Afrika: den chriſtlichen Fürſten gelang es, ſie und ihre Bundesgenoſſen zu be-

bekämpfen. Aber der wichtigſte Schlag erfolgte erſt 1212, als die chriſtlichen Fürſten in Spanien gegen ſie vereinigt, bey Toloſa in der Serra Morena, den entſcheidendſten Sieg über ſie erfochten. Von der Niederlage, die ſie damals erlitten, erholten ſich die Araber nie wieder! Sie verloren vielmehr (von 1212 bis 1250) eine Beſitzung nach der andern bis auf Granada, das noch bis 1492 unter arabiſcher Herrſchaft blieb.

Inzwiſchen hatten ſich unter den chriſtlichen Reichen Spaniens bey allen Kriegen, die ſie theils unter einander, theils gegen die Araber führten, zwey beſonders erhoben, nämlich **Aragonien** und **Caſtilien**.

Aragonien, ſeit 1038 eine Grafſchaft am Fluſſe Aragon, erweiterte ſich allmählich durch glückliche Kriege gegen die Araber und durch Vermählungen zu einem Königreich (1137), das nach und nach Catalonien, Valencia, Navarra (letzteres nur zu Zeiten) umfaßte, ferner auch die Grafſchaften Cerdagne, Rouſſillon und Montpellier, die baleariſchen Inſeln und Sicilien an ſich brachte. Beſonders machte ſich König **Jakob** I. (1214 — 1276) durch Eroberungen und geſetzliche Einrichtungen um daſſelbe verdient. Nach ſeinem Tode wurde Aragonien durch Theilungen geſchwächt.

Darauf aber wurde unter **Jakob II.** (1291 — 1327) ähnlichen Theilungen durch die „ewige Vereinigung von Aragonien, Catalonien und Valencia" ein Ziel geſetzt (1319).

Caſtilien, ſeit 933 eine beſondere Grafſchaft, war ſeit 1036, als **Ferdinand der Große** durch Vermählung mit Sancia, der Erbin von Leon und Gallicien, dieſe Länder an ſich brachte, ein Königreich; aber erſt in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bekam es durch König **Ferdinand III.** (1236 — 1252) bedeutenden Umfang und dauernde Feſtigkeit. Dieſer Fürſt nämlich entriß den Arabern Cordova, den größten Theil von Eſtremadura, ganz Murcia, Jaen, Sevilla und Cadix (1236 — 1250); auch nöthigte er den arabiſchen Fürſten zu Granada die caſtiliſche Oberhoheit anzuerkennen; er gab ferner, um Theilungen und Unruhen zu ſteuern, das Geſetz der Untheilbarkeit und Erſtgeburt, begründete die noch jetzt gültige Geſetzſammlung und veranlaßte durch Errichtung eines Juſtiztribunals das Entſtehn des hohen Rathes von Caſtilien. Doch erreichte er mit dem allen ſeine Abſicht nicht ganz. Unter ſeinem Sohn und Nachfolger **Alfons X.** (1252 — 1284), der auch zum Oberhaupt des deutſchen Reichs erwählt wurde, einem gelehrten Fürſten, entſpannen ſich innere Unruhen, die mit geringer Unterbrechung unter Alfons ſons XI. (1324—1350), bis zu den Zeiten ſich fortzogen, als Iſabelle Königin von Caſtilien wurde (1474).

Bis dahin hatte ſich die Verfaſſung in beyden Reichen faſt auf ähnliche Art gebildet. Die Macht der Könige war durch Reichsſtände eingeſchränkt. Dieſe beſtanden anfangs nur aus der obern Geiſtlichkeit und dem Adel, der ſich in den hohen (die Granden, die ganze Baronien beſaßen) und den niedern (minderbegüterte Edelleute und Ritter) theilte. Nach und nach kam ein dritter Stand auf: in Aragonien ſchon in der Mitte des zwölften, in Caſtilien erſt in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Jedoch hatte derſelbe nur das Recht Steuern zu bewilligen, alle übrigen Rechte der Reichsverſammlungen (Cortes) ſo wie die wichtigſten Kronämter waren in den Händen des hohen Adels, der ſelbſt den König von ſich abhängig machte. Die Granden ſahen den König blos für den erſten unter dem geſammten Adel an, und behaupteten das Recht, in ſeiner Gegenwart mit bedecktem Haupte zu erſcheinen. In Aragonien hatten ſie (zwiſchen 1287 bis 1348) das Recht der Vereinigung und Selbſthülfe wider den König, wenn ihren Freyheiten nach gemachten Vorſtellungen Eintrag geſchähe. Der Eid, welchen ſie damals dem Könige ſchworen, lautete alſo: „Wir, die wir eben ſo gut ſind, "als ihr, machen euch zu unſerm Herrn und König unter der Bedingung, daß ihr unſere Rechte "und Freyheiten achtet; wo nicht, keineswegs". Erſt 1348 ward den aragoniſchen Granden von ihrem König Peter IV. nach einem blutigen Kriege jenes Recht der Vereinigung und Selbſthilfe entriſſen, und dagegen ein Juſtitia oder Richter eingeſetzt, der, aus dem niedern Adel erwählt, in allen Streitigkeiten des Königs mit den Ständen und der Stände unter einander entſcheiden ſollte.— Auch in Caſtilien ſank bey den langdauernden inneren Unruhen die königliche Macht zur Ohnmacht. Alle Gewalt lag in den Händen des Adels, die wichtigſten Gefälle und Einkünfte waren ihm veräuſſert und beſonders behaupteten die Großmeiſter der drey Ritterorden von St. Jago, Alcantara und Calatrava ein Uebergewicht über den König.

Dieß alles änderte ſich, als, ſeit Vermählung Ferdinands des Katholiſchen, Königs von Aragonien, mit Iſabelle von Caſtilien (1469), Aragonien und Caſtilien vereinigt wurden. Zwar wurden beyde Reiche anfangs als getrennte regiert; doch bald entwickelte ſich aus dieſer Namensvereinigung eine wirkliche Vereinigung, die königliche Macht erhob ſich zu despotiſcher Gewalt, und Spanien gelangte zur höchſten Stufe ſeines Anſehns und Glanzes. Beſonders aber war es Ferdinand der Katholiſche und unter ſeinen Miniſtern Ximenes, ein Mann von hohem Geiſte und großer Staatsklugheit *), die dieſes bewirkten.

Ferdinand der Katholiſche, der Sohn Johanns II., Königs von Aragonien, Valencia, Catalonien, der baleariſchen Inſeln und Siciliens, geboren 1452, ſeit 1468 König in Sicilien und Mitregent ſeines Vaters, ſeit 1469 Gemahl der Iſabelle von Caſtilien, ſeit 1474 Mitkönig in Caſtilien und nach dem Tode ſeines Vaters (1479) Erbe aller Beſitzungen desſelben, war ein herrſchſüchtiger, gewiſſenloſer, unzuverläßiger Herr, voll Falſchheit und Ränke, aber überaus geſchickt um Plane unvermerkt einzuleiten und ausdauernd auszuführen. Befeſtigung und Erweiterung ſeiner Herrſchaft, Ausrottung der Araber und Unterdrückung der Macht der Großen war das Hauptſtreben ſeiner Regierung; und dieß alles gelang ihm!

Die Portugieſen, die auf den Thron von Caſtilien Anſpruch machten, trieb er durch die Schlacht von Toro zurück (1476). Späterhin (1494) nöthigte er den König von Frankreich, Karl VIII., da dieſer zum Zuge nach Italien ſich rüſtete, ihm die Grafſchaft Cerdagne und Rouſſillon, die Johann

---

*) Das Wichtigſte aus dem Leben und Wirken des Cardinals Ximenes wird im zweyten Abſchn. Num. 33 zuſammengeſtellt.

hann II. an Frankreich verpfändet hatte, zurückzugeben. Mit dem Nachfolger deſſelben Ludwig XII. eroberte er gemeinſchaftlich Neapel (1501), das er aber hinterliſtiger Weiſe ſich ganz allein zueignete (1504). Darauf verband er ſich zu Cambray gegen Venedig (1508), und 1511 mit dem Pabſte und Venedig gegen Frankreich, und befeſtigte durch ſolche Verbindungen ſeine Herrſchaft über das Königreich beyder Sicilien. Das Königreich Navarra, das bald unter Aragonien, bald unter Frankreich, bald unter eignen Beherrſchern geſtanden hatte, entriß er (1512) bis an die Pyrenäen den damaligen Beſitzern, ſeinen Vettern. Sein Miniſter aber, der Cardinal Ximenes, unternahm auf eigene Koſten einen Feldzug nach Afrika (1509 und 1510), wodurch Tripolis erobert und die Fürſtenthümer Tunis und Algier zum Tribut genöthigt wurden.

Die völlige Vernichtung der arabiſchen Herrſchaft in Spanien, die ſich nur noch auf das Königreich Granada beſchränkte, unternahm Ferdinand der Katholiſche gemeinſchaftlich mit ſeiner Gemahlin, wie er bey der Vermählung mit ihr verſprochen hatte. Zehn Jahre (1482—1492), führte er deshalb Krieg, bis er ihn nach zweyjähriger Belagerung Granadas mit Einnahme dieſer Stadt endigte (2. Januar 1492). Das eroberte

Land wurde zu Caſtilien geſchlagen. Den Arabern oder Mauren wurde bey ihrer Unterwerfung freye Religionsübung zugeſtanden (dergleichen ſie ſelbſt in den Zeiten ihres Glückes den chriſtlichen Spaniern geſtattet hatten); aber Ferdinand, nie oder nur wenn es ihm nützlich ſchien, treu ſeinen Verſprechungen, zwang die Mauren (1501) entweder Chriſten zu werden, oder nach Afrika auszuwandern. Mit gleicher Härte hatte er auch früher (1492) auf 800,000 Juden aus ſeinem Reiche vertrieben. Durch ſolches Verfahren erwarb er ſich den Titel eines katholiſchen Königs; Spanien aber verlor durch daſſelbe einen großen Theil ſeiner fleißigſten Einwohner.

Zur Erhebung der königlichen Gewalt trug ſchon der Glanz ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen, die Einziehung veräußerter Krongüter, die Anordnung eines allgemeinen Landfriedens, und die Uebung einer ſtrengen und ſchleunigen Gerechtigkeitspflege bey. Auſſer dieſen ergriff er noch kräftigere Mittel, um Adel und Geiſtlichkeit der Krone zu unterwerfen. Er bewog die Städte (angeblich zur Erhaltung des Landfriedens) ein Heer aufzuſtellen, die große Hermandad, das er unter ſeinem Oberbefehl und zur Unterdrückung der Großen zu gebrauchen wußte; er ließ ſich ferner zum Großmeiſter der drey caſtiliſchen Ritterorden erwählen

(1489

(1489—1493), und brachte ſo deren Güter und Kriegsmacht an ſich und vermehrten Einfluß auf die Berathſchlagung der Stände; er führte (angeblich gegen Ungläubige) eine Inquiſition ein (ſeit 1480), die, von der päbſtlichen verſchieden, vom König abhängig war, und ein furchtbares Mittel wurde zur Entvölkerung Spaniens und zur Unterdrückung der Freyheit und Aufklärung.

Am merkwürdigſten wurde ſeine Regierung durch die Entdeckung Amerikas, die (1492) der Genueſe Columbus, unterſtützt von der Königin Iſabelle einleitete und andre Seehelden nach ihm fortſetzten. Unermeßliche Reichthümer und Landſtriche kamen durch ſie an Spanien; dennoch war ſie kein Erſatz für den Nachtheil, den Ferdinand durch Vertreibung der Juden und Mauren ſo wie durch die Inquiſition über Spanien brachte; ja ſie trug vielmehr zur Entvölkerung und Erſchlaffung dieſes Landes bey *).

Ferdinand ſelbſt mußte für alles Unheil, das er ſtiftete, und für alle Ränke, die er übte, durch Kummer in ſeiner Familie büßen. Sein einziger Sohn Johann ſtarb ſchon 1497, dann ſeine älteſte Tochter Iſabelle, Königin von Portugal (1498

---

*) Man ſehe über die Entdeckung Amerikas und deren Folgen die 42. Abhandlung im zweyten Abſchnitt.

(1498) und der Sohn dieſer Tochter (1500). Darauf ſtarb ſeine Gemahlin Iſabelle (26. Nov. 1504), und der Gemahl ihrer und ſeiner Tochter, Philipp von Burgund, wurde Regent von Caſtilien zu Ferdinands größtem Aerger. Zwar gelang es ihm, als dieſer den 25. Sept. 1506 ſtarb und deſſen Gemahlin Johanna wahnſinnig wurde, die Regentſchaft über Caſtilien zu erhalten; allein verhindern konnte er es nicht, daß, als er ſtarb (23. Januar 1516, 64 Jahre alt), der Sohn dieſes Philipps, Karl I. (als deutſcher Kaiſer "der Fünfte" genannt), ihm in dem Beſitz aller ſeiner Kronen folgte, und daß demnach das Haus Oeſtreich die Früchte aller ſeiner Thätigkeit und Schlauheit erbte. — Eine wichtige Erbſchaft! Denn Spanien war damals eine der Hauptmächte Europas, zu einem kraftigen Ganzen vereinigt, groß an Länderumfang, reich an Schätzen, mächtig durch tapfere Heere, und dem Auslande ſo furchtbar, daß es ſich von nun an bey allen Staatsverhandlungen in Europa mit Nachdruck zeigen konnte. Aber zugleich war auch, vornehmlich durch die Inquiſition, der Grund zu den Uebeln gelegt, denen es im Laufe der folgenden Periode unterlag.

VI. Portugal.

Portugal, erſt gegen Ende des eilften Jahrhunderts von Spanien getrennt, wurde am Anfang des zwölften Jahrhunderts ein ſelbſtſtändiges Königreich unter Herrſchaft des burgundiſchen Hauſes.

Nachdem die Könige von Caſtilien das Land zwiſchen dem Minho und Mondego den Arabern nach und nach entriſſen und eine Zeitlang Grafen, die zu Portus-Cales (daher der Name Portugal!) reſidirten, untergeordnet hatten, hatte der caſtiliſche König Alfons VI. daſſelbe ſeinem Schwiegerſohn, dem Grafen Heinrich von Burgund, zum erblichen Beſitz geſchenkt (1095), und dieſe Schenkung in ſeinem Teſtamente beſtätigt (1109). Der Sohn und Nachfolger des Grafen Heinrich, Alfons I. (1112 — 1185), erhob nach ſeinen Siegen über die Araber die ererbte Grafſchaft zum Königreich (1139) und ordnete die Thronfolge; doch mußte er, um vom Pabſte Alexander III. Beſtätigung des Königstitels zu erhalten, ſein Reich für ein Lehen des päbſtlichen Stuhls erklären, und einen jährlichen Lehnzins verſprechen (1179). Unter den Nachfolgern Alfons I. machte ſich beſonders Dionys der Gerechte (1279 — 1325) um Portugal verdient. Dieſer, wegen ſeiner väterlichen Regentenſorgfalt geprieſene Fürſt beförderte den Anbau des Landes, vermehrte und verſchönerte deſſen Städte, brachte Ackerbau und Handel, Künſte und Wiſſenſchaften empor. Die Univerſität zu Coimbra (anfangs, von 1290 bis 1308, zu Liſſabon) ward geſtiftet, die Neigung zur Schiffahrt geweckt, und ein dritter Stand erhoben, der neben Adel und Geiſtlichkeit auf den Reichstagen erſchien. So ward der Größe vorgearbeitet, die Portugal bald darauf unter dem unächt-burgundiſchen Hauſe erſtieg.

Als nämlich mit dem Urenkel Dionys des Gerechten, Ferdinand dem Artigen (1367—1383) das ächt-burgundiſche Haus ausgeſtorben war, ſchwang ſich ein Halbbruder Ferdinands, ein unehelicher Prinz, Johann I., auf den Thron, wegen ſeiner Geburt “der Unächte”, aber wegen ſeiner Verdienſte “guten Andenkens” genannt. Er behauptete den Thron (1383—1433) gegen Caſtilien, und wendete ſich dann, um auch zur See ſeine Macht zu erweitern, gegen die Nordweſt-Küſte von Afrika. Hier eroberte er (1415) die Feſtung Ceuta, gleichſam das Thor zu Afrika, und bald darauf mehrere Plätze. Noch wichtiger aber war es, daß zu gleicher Zeit ſein dritter Sohn, Prinz Heinrich, die Portugieſen zu den erfolgreichſten Entdeckungen aufregte.

Entfernt von Hof- und Staatsgeſchäften hatte dieſer Prinz lange Jahre auf ſeinem Schloſſe am

Vorgebirge St. Vincent gelebt. Hier, mit der Erd- und Himmelskunde beſchäftigt und umgeben von Gelehrten und Seefahrern, hatte er den Plan gefaßt, neue Entdeckungen auf der Weſtküſte Afrikas zu verſuchen. Troz aller Schwierigkeiten, die ſich ihm entgegenſtellten, verfolgte er dieſen Plan mit Eifer und Ausdauer, und ſein Eifer fand Belohnung. Die von ihm ausgeſendeten Schiffer entdeckten 1418 die Inſel Porto Santo, 1420 die Inſel Madera, 1432 die canariſchen Inſeln, und umſegelten 1433 das afrikaniſche Vorgebirge Bojador. Unruhen am Hofe und innere Kriege unter Eduard (1433 — 1438) und Alfons V. (1438 — 1481) unterbrachen eine Zeitlang den Fortgang dieſer Entdeckungen; doch ermattete der Eifer des Prinzen Heinrich nicht. Von ihm geleitet, fanden portugieſiſche Seefahrer (1439—1460) die Azoren, die capoverdiſchen Inſeln, die Gegend am Senegal und Gambia, die Küſte von Guinea. Auch nach dem Tode des Prinzen Heinrich (er ſtarb 13. Nov. 1463) beſeelte der von ihm angefachte Entdeckungseifer die Portugieſen. Der Gedanke, Afrika zu umſegeln und ſo auf einem neuen Wege nach Indien zu kommen, kam zur Reife, und wurde unter der Regierung Johanns II. des Vollkommenen, (1481 — 1495) und Emanuels des Großen (1495 — 1521) weiter verfolgt und zur Ausführung gebracht. Im Jahr 1484 kamen die

Portugieſen und mit ihnen ein Deutſcher, Martin Behaim aus Nürnberg gebürtig, bis Congo; und 1486 entdeckte Bartholomäus Diaz die ſüdlichſte Spitze Afrikas. Er nannte ſie das „Vorgebirge der Stürme", ſein König aber „das Vorgebirge der guten Hoffnung", weil ihm nun die Hoffnung aufging, von dort aus Indien erreichen zu können. Und ſo geſchah es! Im Jahr 1498 gelangte Vasco de Gama von dieſem Vorgebirge aus über Mozambique nach Calicut auf der Küſte Malabar. Im Jahr 1499 kam er mit dieſer wichtigen Nachricht nach Liſſabon zurück. Von dem an breiteten ſich die Portugieſen im ſüdlichen Aſien aus. Sie kamen auf die Küſte Coromandel, kamen nach Malacca, und zu den Molucken; 1542 gelangte eines ihrer Schiffe ſogar nach Japan. Eine portugieſiſche Herrſchaft ward, vornehmlich durch die beiden Helden, Almeida (1505 — 1509) und den noch größern Albuquerque (1509 bis 1518) in Oſtindien errichtet, und Goa zum Hauptſitz derſelben gemacht. Auch in dem, um eben dieſe Zeit von Spanien aus aufgefundenen Amerika gelang es den Portugieſen Entdeckungen zu machen. Alvarez de Cabral, von Emanuel dem Großen abgeſchickt (1500), um den König von Calicut zu einem Handelsvertrag zu nöthigen, kam, von Winden verſchlagen, nach Braſilien, das der Florentiner Amerigo Vespucci, der in Emanuels Dienſte getreten war, für dieſen in Beſitz nahm.

Während ſo nach außen hin Portugals Entdeckungen und Beſitzungen ſich immer mehr erweiterten, nahm auch der Wohlſtand des Innern und die Ausbildung der Verfaſſung zu. Johann I., der die Reſidenz von Coimbra nach Liſſabon verlegte, verherrlichte ſein Andenken durch die Erbauung vieler Kirchen, Klöſter und Schlöſſer; auch ward unter ihm das römiſche Recht eingeführt und eine neue Geſetzſammlung veranſtaltet. Dem Adel hatte er, um ſich auf dem Thron zu behaupten, einen Zuwachs an Macht und Gütern zugeſtanden. Doch ſchon ſein Sohn und Nachfolger Eduard (1433—1438) ſuchte den Adel wieder zu beſchränken; er gab deshalb das Geſetz, daß veräußerte Krongüter nie an den weiblichen Stamm kommen ſollten. Noch kräftiger erhob Johann II. (1481 bis 1495), der Enkel des vorigen, ausgezeichnet durch hohen Muth und Liebe zu den Wiſſenſchaften, die königliche Gewalt. Er zwang den Adel, die widerrechtlich erlangten Krongüter und Gefälle herauszugeben, und verordnete, daß alle Plätze des Landes dem König offen ſtehen, und daß die Gerechtigkeitspflege überall von königlichen Richtern, und zwar von Gelehrten gehandhabt werden ſollte. Auf gleichem Wege beharrte ſein Oheim, Emanuel der Große (1495 — 1521), deſſen Regierung als die goldene Zeit Portugals geprieſen wird. Im Innern herrſchte Ordnung und rühmliche Thätigkeit, die königliche Macht ſtand in Anſehn, Liſſabon war der erſte Handelsplatz; dahin floſſen die Reichthümer von Aſien und Afrika. — Aber nicht lange dauerte dieſe Herrlichkeit! Die Aufnahme der Jeſuiten unter Emanuels Nachfolger **Johann III.** (1521—1587), die bald Kirche und Staat unterjochten, die Einführung der Inquiſition, die durch ihre Schrecken den Aufſchwung der Nation lähmte, die unglückliche Regierung Sebaſtians (1557—1578), der im Kriege gegen Marokko das Leben verlor, das darauf folgende Abſterben des unächt-burgundiſchen Hauſes, und endlich die damit verbundene ſpaniſche Beſitznahme Portugals (1580) — dieß alles brachte Portugal von ſeiner Höhe wieder herab. Mit dem Verluſt ſeiner Selbſtſtändigkeit erloſch ſein Glanz und Wohlſtand!

VII. Dänemark, Norwegen und Schweden.

Im Norden von Europa beſtanden ſeit dem neunten und zehnten Jahrhundert die Staaten Dänemark, Norwegen und Schweden, deren Geſchichte und Beſchaffenheit einander ähnlich iſt. Alle drey wurden erſt durch das Chriſtenthum zur Cultur geführt, aber bald auch unter den drückenden Einfluß des Pabſtes gebracht; in allen drey erhob ſich ein geiſtlicher und weltlicher Herrenſtand, der die königliche Gewalt einſchränkte, und dem Bürger- und Bauernſtand nur ſehr geringen Antheil an der Reichsverwaltung geſtattete; alle drey hatten oft mit inneren Unruhen zu kämpfen, die theils durch Theilungen und Kronſtreitigkeiten, theils durch die Anmaßungen der Geiſtlichkeit und des Adels, theils durch die nicht minder drückenden Anmaßungen der Hanſe entſtanden; alle drey wurden endlich durch die Calmariſche Union, aber weder feſt noch dauernd vereinigt.

Am früheſten und kräftigſten ſtrahlte unter ihnen Dänemark hervor. Schon Swen I. (989 bis 1014) und ſein Sohn Knut der Große (1014 bis 1036) hatten (wie im vorigen Band dieſes Werkes S. 92 und 337 erzählt worden iſt) ihre Herrſchaft über ganz Dänemark, England und Norwegen ausgebreitet. Dieß große Reich zerfiel zwar bald nach Knuts des Großen Tode: England kam an den alten Herrſcherſtamm zurück, Norwegen machte ſich unabhängig, ja eine Zeitlang (1042 bis 1047) regierte einer ſeiner Könige, Magnus der Gute, über Dänemark, und dieſes Reich ſelbſt ward länger als ein Jahrhundert (1042 — 1157) von großen Unruhen und Verwirrungen heimgeſucht; aber in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, erhob es ſich von neuem und gelangte nun zum höchſten Gipfel ſeiner Größe. Während nämlich die Macht Deutſchlands und Kaiſers Friedrich I. nach Italien hin gerichtet war, ſtellte **Waldemar der Große** (1157—1182) in Dänemark Ruhe und Ordnung wieder her, und erweiterte dieß Reich durch Eroberungen auf der Oſtſee und deren ſüdlichen Küſten. Er unterwarf ſich Rügen (1168), eroberte Stettin (1173), und andre Plätze in Pommern, weshalb er auch mit Zuſtimmung des Kaiſers **Friedrich I.** (der dadurch eine Lehnsherrſchaft über Dänemark zu erhalten meinte) den Titel eines Königs der Wenden annahm. Seine beyden Söhne, die ihm nach einander folgten, **Knut VI.** (1182—1202) und **Waldemar II.** (1202—1242), gingen auf dieſem Wege weiter fort. Sie unterwarfen ſich die ganze ſüdliche und öſtliche Küſte der Oſtſee: Holſtein, Mecklenburg, Lauenburg, Pommern, die Küſte von Preußen, Kurland und Eſthland, und nie war die Herrſchaft der Dänen ſo ausgedehnt als damals. Aber ſchon Waldemar II. erfuhr ihren Umſturz! Durch Herrſchſucht und Härte ſeiner Regierung verhaßt, gerieth er in die Gefangenſchaft des Grafen Heinrich von Schwerin. Während er in derſelben ſchmachtete (1223—1226), gingen Holſtein, Mecklenburg, Pommern, Preußen und Lievland für Dänemark verloren, Danzig ward von den Pommern eingenommen, Lübeck und Hamburg machten ſich unabhängig. Auch nach erlangter Freyheit (1226) war Waldemar nicht im Stande, das Verlorene wieder zu erobern; er mußte vielmehr Verzicht darauf leiſten, und beging endlich den Staatsfehler, daß er das ihm gebliebene Reich unter ſeine drey Söhne theilte. Aus dieſer Theilung entſtanden langwierige Kriege, der Adel und beſonders die Geiſtlichkeit riß alle Gewalt an ſich, die Königsmacht ſank zur Ohnmacht, niemand wurde König als wen der Erzbiſchof von Lund, der Primas des Reichs, auf den Thron erhob; und unter Chriſtoph II. (1319 — 1332) ſchien das ganze Reich zu Grunde zu gehen. Die Nachbarſtaaten riſſen einzelne Länder desſelben an ſich; nichts behielt König Chriſtoph als ein Stück von Laaland; zuletzt wurde er abgeſetzt (1326) und der Thron blieb auch nach ſeinem Tode (1332) acht Jahre (bis 1340) erledigt. Doch nun trat Chriſtophs jüngerer Sohn Waldemar III. (1340 bis 1375) als Wiederherſteller des Reiches auf. Er löſete veräusſerte Beſitzungen wieder ein, und befeſtigte ſeine Macht durch Bündniſſe mit Pommern, Polen und Mecklenburg. Nur der Hanſe konnte er ſich nicht erwehren: er gerieth mit ihr in einen langen und beſchwerlichen Krieg (1361 — 1371). Mit ihm ſtarb der Mannsſtamm der däniſchen Könige,

nige, der ſeit 1074 regiert hatte, aus (1375). Die Dänen wählten hierauf ſeinen Enkel, Olav IV., den Sohn des norwegiſchen Königs Hakon VIII. und der Margarethe, der zweyten Tochter Waldemars III., der als ſein Vater ſtarb (1380), auch Norwegen erbte. Aber Olav (geb. 1371) war noch unmündig und ſtarb im frühen Jünglingsalter (3. Aug. 1387). So gelang es dem ſeiner Mutter, die bisher ſchon die Regentſchaft geführt hatte, auf dem Reichstage zu Lund (10. Auguſt 1387) die Kronen Dänemarks und Norwegens, und bald darauf (1388) auch die Krone Schwedens auf ihr Haupt zu bringen. Sie trug dieſe Kronen mit männlicher Kraft und Klugheit, und machte ihren Namen vornehmlich durch die Calmariſche Union denkwürdig. — Doch ehe wir von letztrer reden können, müſſen wir einen Rückblick auf die Geſchichte Norwegens und Schwedens werfen.

Norwegen hatte, ſeit es in der erſten Hälfte des eilften Jahrhunderts wieder von Dänemark befreyt war, unter eignen Königen geſtanden, die von 1047 bis 1319 aus dem Geſchlechte Harald Haarfagri ſtammten. Nach auſſen hin hatte es ſich um ſo weniger vergröſſern können, je mehr es im Innern durch Kronſtreitigkeiten und Anmaßungen des Pabſtes zerrüttet wurde. Erſt Hakon V.

(1217

(1217—1262) hatte das Reich wieder zuſammengebracht, Ordnung und Ruhe in demſelben erneuert, und Island und Grönland mit demſelben verbunden. Als dann mit deſſen Enkel Hakon VII. der bisherige Königsſtamm erloſchen war (1319), hatten die norwegiſchen Stände den Enkel desſelben, Magnus Smek, der ſchon als dreyjähriges Kind auf den ſchwediſchen Thron geſetzt worden war, zum König erwählt (1319). Doch dieſer machte ſich allmählich bey dem Pabſte und den weltlichen Großen ſo verhaßt, daß er erſt in Schweden (1350), dann auch (1363) in Norwegen abgeſetzt wurde. Sein Sohn Hakon VIII. konnte ſich nur in Norwegen behaupten; aber deſſen Sohn Olav IV., wurde, wie ſchon erzählt, König von Dänemark 1375, und verband damit Norwegen. Von dieſer Zeit an blieb Norwegen bis auf unſre Tage mit Dänemark vereinigt.

In Schweden hatte zuerſt, aber nur über einzelne Theile, der Ynglingiſche Stamm geherrſcht (bis 1060), unter dem das Chriſtenthum nach Schweden gekommen war; dann die Häuſer Stenkil (1060—1134), Swerker und Bonde, letztere größtentheils neben einander (1134—1250); worauf das Geſchlecht der Folkunger auf den Thron gekommen war (1250 — 1363). Mitten unter den Stürmen, unter welchen dieſe

Häuſer regierten, war wohl manches Gute aufgekeimt: Ackerbau und Schreibkunſt war mit der Befeſtigung des Chriſtenthums verbreitet, Leibeigenſchaft und Menſchenhandel vermindert, ein Geſetzbuch verfaßt, die gerichtlichen Gottesurtheile abgeſchafft, und der Bergbau (Schwedens Reichthumsquelle) belebt worden; aber es hatte ſich auch ein geiſtlicher und weltlicher Herrenſtand erhoben, der alle Gewalt und allen Reichthum des armen Landes an ſich riß. Allmählich hatte ſich nämlich Adel und Geiſtlichkeit ſteuerfrey gemacht, dem König das Recht entzogen Auflagen auszuſchreiben und Lehen zu vergeben, das Erbreich in ein Wahlreich verwandelt, und einen Reichsrath gebildet, der über die wichtigſten Angelegenheiten entſchied. Dabey hatte ſich auch die Macht des Pabſtes über Schweden erhoben, und dieſem Lande einen jährlichen Tribut abgenöthigt. Dieß alles geſchah vorzüglich unter der Regierung derer aus dem Hauſe der Folkunger, und ſie fühlten auch das Nachtheilige davon. Der letzte männliche Sprößling dieſes Hauſes Magnus Smek, den auch die Norweger zu ihrem König angenommen hatten, wurde abgeſetzt (1363), und an ſeiner Statt ſein Neffe Albrecht von Mecklenburg zum König gewählt (1363—1388). Aber auch Albrecht zog ſich, als er ſeiner Krone Anſehn zu verſchaffen ſuchte, den Unwillen der Großen zu. Eine ſtarke Parthey derſelben übertrug daher der däniſchen Margarethe, der Witwe Hakens VIII., eines Sohnes Magnus Smek, die ſchwediſche Krone 1388. Sie nahm ſie an und behauptete deren Beſitz im Kampfe gegen Albrecht von Mecklenburg. In der Schlacht bey Falköping ward letztrer beſiegt und gefangen (24. Febr. 1389), und Schweden ſtand jetzt mit Dänemark und Norwegen unter Einer Königin.

Sobald nun Margarethe die Unruhen, die ſich anfangs gegen ſie regten, beſeitigt hatte, ſuchte ſie alle drey Reiche zu vereinigen und brachte deshalb die Calmariſche Union 1397 zu Stande. Kraft derſelben wurde ausgemacht, daß alle drey Reiche auf ewige Zeiten Einen König haben, und dieſer aus der regierenden Familie gewählt werden; daß ferner alle drey Reiche, unter ſich in Frieden, bey jedem Bündniſſe und jedem Kriege mit auswärtigen Mächten zuſammen halten; jedem Reiche aber ſeine bisherige Verfaſſung verbleiben ſollte. — Wie mächtig hätte Scandinavien werden können, wenn dieſe Union feſt und dauerhaft geweſen wäre! Aber es fehlte ihr an Haltbarkeit. Sie war mehr ein Vertheidigungsbund, als eine wahre Vereinigung jener drey Reiche zu Einem. Nationalvorurtheile oder gegenſeitige Abneigung der Dänen und Schweden ſtemmten ſich dagegen; letztere beſonders konnten den Gedanken nicht ertragen, von Dänemark abhängig zu werden. Es entſtanden daher ſehr bald neue Gährungen und Trennungen.

Schon Erich VII., aus Pommern, Margarethens Neffe, und von ihr ſelbſt zum Nachfolger empfohlen, war nicht fähig, das von ihr angefangene Werk fortzuſetzen (1412—1439). Er wurde, als er ſich durch einen unglücklichen Krieg mit Holſtein und durch drückende Steuern verhaßt gemacht hatte, in allen drey Reichen abgeſetzt. Darauf ernannte Dänemark und Norwegen den Neffen Erichs, **Chriſtoph** III., einen Herzog von Baiern, zum Unions-König (1439); aber ſchon weigerten ſich die ſchwediſchen Großen der Union getreu zu bleiben. Sie hatten 1439 dem bisherigen Reichsmarſchall **Karl Knutſon** aus dem Hauſe Bonde die Reichsverwaltung übertragen, und beſchloſſen 1440 einen einheimiſchen König zu wählen. Doch auf Betrieb der Biſchöfe wurde die Union erneuert und Chriſtoph allgemein als König anerkannt. Von nun an regierte er ruhig. Unter ihm ward Kopenhagen beſtändige Reſidenz. Da er ohne Erben ſtarb (1448), ſo gelangte das noch jetzt regierende **Haus Oldenburg** (das nächſt dem habsburgiſchen ſich am weiteſten ausgebreitet hat) zur Krone Dänemarks und Norwegens. Es wählten nämlich die Dänen und Norweger **Chriſtian I.**, Grafen von

Ol

Oldenburg und Delmenhorſt, einen Sprößling ihres alten Königsgeſchlechts, zum König (1448 — 1481), der auch Holſtein und Schleswig, ein ihm zugefallenes Erbe, zu Dänemark brachte, die Univerſität zu Kopenhagen ſtiftete (1479), den Handel beförderte, und ſtrenge Gerechtigkeit übte. Aber über Schweden konnte er eben ſo wenig dauernde Herrſchaft erlangen, als ſein Sohn und Nachfolger Johann (1481 — 1513). Die Schweden riefen nämlich den Reichsverweſer Karl Knutſon zum König aus, der auch, obſchon zweymal vertrieben (1457 und 1465), doch endlich als König ſtarb (1470). Nach ſeinem Tode wurden die Sturen, die heftigſten Gegner Dänemarks, zu Reichsvorſtehern gewählt — erſt Sten Sture (1471 — 1504), dann Svante Nielſon Sture (1504 — 1512), dann Sten Sture der Jüngere (1514 — 1520). Alle drey regierten kräftig. Sie ſchützten Schweden gegen die Unternehmungen Dänemarks, und erhoben, um den Adel in Schranken zu halten, den Bürger- und Bauernſtand zur Reichsſtandſchaft. Auch ſtiftete der ältere Sten Sture die Univerſität zu Upſala 1476. Vergeblich bemüheten ſich die Könige Chriſtian I. und Johann ſie zu unterdrücken, und die Herrſchaft über Schweden an ſich zu bringen. Erſt dem Sohne des letztern Chriſtian II. (1513 — 1523) der ſchon bey ſeines Vaters Lebzeiten zum König von Dänemark

mark und Norwegen erwählt worden war, ſchien dieß zu glücken. Verbunden mit dem Hauſe Trolle, das den Sturen feind war, und aufgefordert durch den päbſtlichen Bannſtrahl, den er über Schweden gebracht hatte, drang er (Jan. 1520) in dieſes Reich ein. Sten Sture der Jüngere ſiel in dem erſten Gefecht, Stockholm ward erobert, und Chriſtian daſelbſt gekrönt (5. Nov. 1520). Aber damit hatte er den Gipfel ſeines Glücks erreicht; ſein ganzes übriges Leben war eine Kette verſchuldeter Kümmerniſſe! Unter dem Vorwand den päbſtlichen Bann zu vollſtrecken, verübte er noch während der Krönungsfeyerlichkeiten ein fürchterliches Blutbad. Vier und neunzig der edelſten Schweden wurden innerhalb zwey Tagen auf öffentlichem Markte zu Stockholm enthauptet. Dieß reizte die Schweden zur Rache, und an ihre Spitze ſtellte ſich der kraftvolle **Guſtav Erichſon** aus dem Hauſe Waſa, der unter großen Gefährlichkeiten den Händen Chriſtians entging. Unterſtützt von den patriotiſchen Dalekerlen, vertrieb dieſer Held die Dänen (1521), ward Reichsvorſteher (1521), dann König (1523). Hierauf ſchloß er mit Dänemark zu Malmoe Frieden (1524), wodurch die Calmariſche Union aufgehoben und Schweden zu einem für ſich beſtehenden Wahlreich erklärt wurde

Er

Erleichtert wurde dieß Beginnen Guſtav Waſas durch die Unruhen, die zu gleicher Zeit in Dänemark ausgebrochen waren. Denn auch hier hatte Chriſtian II. durch Härte und Grauſamkeit die Gemüther wider ſich empört. Im Januar 1523 erhob ſich ein Aufſtand gegen ihn, worauf er im April 1523 in Dänemark und Norwegen abgeſetzt ward. An ſeine Stelle kam ſein Oheim Friedrich I., Herzog von Schleswig-Holſtein.

VIII. Polen.

Polen erreichte im Laufe der gegenwärtigen Periode den Gipfel ſeiner Größe, aber es ward auch ſeiner nachmaligen Auflöſung entgegengeführt.

Seine Geſchichte und Beſchaffenheit am Anfang dieſer Periode iſt dunkel. Man weiß nur ſo viel, daß das Land an der Oder, Weichſel und Warthe, namentlich Schleſien, Preußen, Groß- und Klein-Polen unter Piaſten oder eingebornen Fürſten ſtand, die aber ſelten, vielleicht nie, das Ganze beherrſchten und bald Herzöge bald Könige hießen; daß das deutſche Reich wenigſtens bis Kaiſer Friedrich II. Anſprüche auf Oberhoheit machte und Tribut forderte; daß in Preußen ſeit 1226 der Orden der deutſchen Ritter ſich feſtſetzte, der Polen bald ſehr gefährlich wurde; und daß von 1238 bis 1289 die Mongolen mehrmals plündernd und verheerend einfielen.

Erſt im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wird die Geſchichte Polens heller. Um dieſe Zeit bewirkte der Piaſt Wladislav Loktek (der Ellenlange oder Kleine, 1305—1333) die Vereinigung der Fürſtenthümer an der Warthe und der obern Weichſel oder Groß-Polens, wozu Poſen und Kaliſch, und Klein-Polens, wozu Krakau, Sendomir und Lublin gehörten. Auch nahm er (wie vor ihm der Herzog Przemysl 1294) den Königstitel an (1320), der nun fortdauernd den Regenten Polens blieb. Ausgezeichnet regierte nach ihm ſein Sohn Kaſimir der Große (1333 bis 1370), genannt „der Geſetzgeber Polens", weil er die erſte Sammlung ſchriftlicher Geſetze zu Stande brachte, und „der Bauernkönig", weil er Bürger und Bauern gegen den Adel in Schutz nahm. Er ſtiftete Kirchen, Städte und feſte Plätze und eine Univerſität (1364) zu Kaſimir, die 1400 ihren Sitz zu Krakau erhielt. Er hob den Rechtszug nach Magdeburg auf, verbot die Selbſthülfe und führte einerley Maß und Gewicht ein. Den Bürgern der unmittelbaren Städte ertheilte er das Recht auf die Reichstage zu kommen, wenn ihre Angelegenheiten verhandelt würden, und den

Bau

Bauern Schutz ihrer Perſon und ihres Eigenthums, Befreyung von ungemeſſenen Dienſten, und Erlaubniß ihre Kinder jeglichem Berufe zu widmen. Die Juden, die in Deutſchland hart bedrückt und aus Ungern verjagt wurden, zog er durch Freyheiten, die er ihnen zugeſtand, nach Polen. In ſeinen Kriegen gegen Böhmen und die deutſchen Ritter war er nicht glücklich: er mußte dieſen in dem Frieden zu Kaliſch (1343) Culm, Michelav und Pommerellen, und der Krone Böhmens die Lehnsherrſchaft über Schleſien abtreten. Dagegen brachte er Rothrußland (Gallicien und Lodomirien) an Polen und machte Maſſovien lehnbar.

Mit ihm ſtarben die Piaſten in Polen aus, und es kam nun ſein Neffe Ludwig der Große, ſeit 1342 König von Ungern, auf den polniſchen Thron (1370 — 1382). Aber dieſer regierte nur wohlthätig für Ungern; für Polen war er ein Stiefvater. Selten kam er in dieſes Reich; ſtatt ſeiner herrſchte ſeine Mutter Eliſabeth, Kaſimirs Schweſter, und unter ſeiner Regierung geſchah der Anfang zur Schwächung der königlichen Macht. Schon bey ſeiner Thronbeſteigung mußte er verſprechen, ſich mit den Domainen-Einkünften zu begnügen, alle Steuern, die ſeit funfzig Jahren aufgekommen waren, wieder abzuſchaffen, die Stände (Adel und Geiſtlichkeit) mit Einquartierungen und

Lie-

Lieferungen für den königlichen Hof zu verſchonen und namentlich den Adel nicht zu zwingen, außerhalb des Reiches auf eigene Koſten zu dienen. Späterhin, da er wünſchte die polniſche Krone bey ſeinem Hauſe zu erhalten, mußte er dieſe erſte ſchriftliche Freyheitsurkunde (pacta conventa) beſtätigen und mit neuen Zuſätzen erweitern. Gleichwohl erreichte er ſeinen Wunſch nur zum Theil. Die Kronen Ungerns und Polens blieben nicht vereinigt; denn die Polen verlangten einen König, der im Lande wohne. Sie wählten daher nicht, wie die Ungern, Ludwigs älteſte Tochter Marie, ſondern deſſen zweyte Tochter Hedwig zur Königin, und nöthigten ſie den Großherzog von Litthauen, Jagello, zu heurathen (1486), der mit ſeinem Volke zum Chriſtenthume übertrat und als König den Namen Wladislav II. annahm.

Mit ihm hebt die Dynaſtie der Jagellonen an, deren Regierung (ſie dauerte bis zum Jahre 1572) als das goldene Zeitalter Polens angeſehn werden kann. Zwar ging auch dieſe Zeit nicht ohne Stürme dahin, und keine Fortſchritte in Künſten und Wiſſenſchaften wurden gemacht; aber nie hat Polen ſo viel Macht und Anſehn behauptet als damals!

Wladiſlav II. (1386—1434) brachte Litthauen und Polen zuſammen (die eigentliche Vereinigung, gegen welche ſich die Litthauer lange ſträubten, erfolgte erſt 1501); er ſchlug ferner die deutſchen Ritter, die damals mächtigſten Feinde Polens, in der blutigen Schlacht bey Tannenberg (ſüdlich unter Marienburg, 1410) ſo nachdrücklich, daß ſie unter ſeinem Nachfolger den ewigen Frieden zu Brzeſt (1435) eingehen mußten. Auch brachte er die Moldau und Wallachey unter polniſche Hoheit (1401) und nöthigte den Beherrſcher Ungerns Sigismund die ungeriſche Landſchaft Zips pfandweiſe an Polen abzutreten (1402). Sein Sohn **Wladiſlav III.** (1434—1444), der als ein Unmündiger zur Regierung kam, erhielt (1443) die Krone Ungerns; aber zu ſeinem Verderben. Als König von Ungern gerieth er mit den Türken in Krieg und verlor bey Varna gegen Sultan Murad II. Schlacht und Leben (1444). Der Bruder deſſelben, **Kaſimir III.**, vorhin Großherzog von Litthauen, nun König in Polen (1445—1492), verlor die Wallachey und Moldau an Ungern; dagegen aber nöthigte er, unterſtützt von dem Mißvergnügen, das ihre Herrſchaft erzeugt hatte, die deutſchen Ritter in dem Vergleich zu Thorn (1466), den weſtlichen Theil Preußens an Polen abzutreten und den öſtlichen als polniſches Lehen anzuerkennen. Darauf machte ſich Kaſimirs vierter Sohn —

der älteſte **Wladislav**, der König von Ungern und Böhmen wurde, kam in Polen nicht zur Regierung, und der zweyte und dritte, **Johann Albrecht** (1492—1501) und **Alexander** (1501—1506) regierten kurz und ruhmlos nach einander — **Sigismund I.** (1506—1548) beſonders merkwürdig. Er beſiegte die Wallachen, Moldauer und Ruſſen, vereinigte Maſſovien wieder mit Polen, und gab Preußen an den Markgrafen von Brandenburg als ein polniſches Lehn, unter dem Titel eines weltlichen Erbherzogthums 1525. Nicht minder kräftig regierte auch ſein Sohn **Sigismund Auguſt** (1548—1572), mit dem das Geſchlecht der Jagellonen ausſtarb.

Aber während ſich das Anſehn Polens unter den Jagellonen erweiterte, wurde im Innern die königliche Macht beſchränkt und eine wahre Ariſtokratie eingeführt.

Der Adel des Reichs, der allein die Nation ausmachte, benutzte theils das Schwankende der Thronfolge, theils die häufigen Kriege, welche von den Jagellonen geführt wurden, um ſeine Macht zu erhöhen. So mußte Jagello oder Wladislav II., als er ſeinem Sohn die Thronfolge verſchaffen wollte, dem Adel Steuerfreyheit und perſönliche Sicherheit verwilligen, und zugleich verſprechen, keinem Adeligen

Güter

Würden zu nehmen und erledigte Würden nie andern als eingebornen Edelleuten zu ertheilen. Sein zweyter Sohn Kaſimir III. mußte dem Rechte entſagen, den Adel lehnsmäßig zu Kriegsdienſten aufzubieten, und neue Geſetze ohne Einwilligung des Reichstages zu machen. Der dritte Sohn dieſes Kaſimir, Alexander, verlor das Recht, Auflagen auszuſchreiben, Krongüter zu veräuſſern, Münzen zu ſchlagen. Späterhin unter Sigismund Auguſt (1550) wurde ausgemacht, daß die Stände das Recht haben ſollten, den König jedesmal zu wählen und ihm Capitulationspuncte (pacta conventa) vorzulegen. Auf ſolche Art wurde Polen, das unter den Piaſten ein Erbreich geweſen war, unter den Jagellonen ein Wahlreich. — Nach alter Sitte wurde der Adel von den Königen zu Reichstagen zuſammen berufen. Je öfter aber dieß unter den Jagellonen geſchah, deſto beſchwerlicher wurde es dem Adel, in Perſon zu erſcheinen. Er ſchickte daher ſeit Kaſimir III. Deputirte (Landboten oder, im polniſchen Latein, nuncii terrestres). Dieſe galten als Repräſentanten der Nation, und ſchon 1505 wurde ausgemacht, daß ohne ihre Einwilligung in der Verfaſſung des Reichs nichts geändert werden dürfe. Freylich beſtand neben dieſen Landboten noch ein eigenes Korps, aus der Geiſtlichkeit und den oberſten Kronbeamten, das unter dem Namen eines Senats den erſten Rang auf den Reichstagen einnahm; aber es trug nichts zur Erhaltung des königlichen Anſehns bey. In allen wichtigen Unternehmungen hing der König von dem Willen der Reichsſtände ab.

In der Cultur blieb Polen zurück. Zwar hatte die Verbindung mit Deutſchland und der häufige Verkehr mit dem deutſchen Orden eine Grundlage derſelben gelegt; ſie wurde aber, da hier nie ein dritter Stand aufkam, nicht erhoben. Selbſt die Univerſität zu Krakau hatte keinen Einfluß auf Verbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften: nie hat Polen ſich in denſelben hervorgethan. Sogar der Handel blieb meiſtens in den Händen der Ausländer, beſonders der Juden. Dieſes Zurückbleiben aber in der Cultur, ſo wie jene Einſchränkung der königlichen Macht zu einer Zeit, wo die Nachbarn Polens immer mehr an Macht und Cultur zunahmen, kann als eine vorbereitende Urſache zur Auflöſung des polniſchen Reichs angeſehn werden.

IX. Ungern.

Schon in der vorigen Periode waren die Ungern ſeit ihren Niederlagen in Deutſchland und ſeit der Einführung des Chriſtenthums, von ihrer urſprünglichen Rohheit, die Plünderung des Auslands dem Anbau des eignen Bodens verzog, abgebracht worden *). Noch mehr ſchritt in gegenwärtiger Periode die Cultur unter ihnen vorwärts, wozu ihr Verkehr mit dem morgenländiſchen Kaiſerthum, mit Deutſchland und Italien, die Anſiedelung vieler Fremdlinge unter ihnen ſeit den Zeiten der Kreuzzüge und das lobenswerthe Streben mehrerer ihrer Könige beytrug. Letztre waren bis zur Hälfte dieſer Periode noch immer aus dem Arpadiſchen Stamm. Unter ihnen verdient zuerſt genannt zu werden Kolomann, (1095 — 1114), der den Andrang der erſten Kreuzfahrer weislich leitete, den Verſuchen des Pabſtes, die Oberlehnsherrſchaft über Ungern zu erhalten, ſich widerſetzte, Gerichte anordnete und ſich des Schulweſens annahm. Unter ſeinem dritten Nachfolger Geiſa (1141 — 1161) wanderten Flandrer und Niederdeutſche ein, von denen letztere, Sachſen genannt, nach Siebenbürgen zogen. Dieſe Fremdlinge beförderten die Landescultur und erhielten eben darum auch groſſe Freyheiten. Unter Andreas II. (1205 — 1235), der einen Kreuzzug unternahm (1217), wurden die Freyheiten der Nation beſtimmt. Zuerſt (1222) drängten die groſſen Gutsbeſitzer (der hohe Adel), dem Könige die ſchriftliche Verſicherung ab, daß keiner von ihnen ohne Unterſuchung am Leben und Vermögen geſtraft, keiner mit Einquartierung des Hofes beläſtigt, keiner gehalten ſeyn ſollte, auf eige-

---

*) S. hiſtor. Bilderſaal III., 88.

eigene Koſten auſſer Landes Kriegsdienſte zu thun; würde der König dieſen Verſicherungen entgegen handeln, ſo ſolle ihnen geſtattet ſeyn, ſich ihm zu widerſetzen. Zwölf Jahre ſpäter wurde dieſe Urkunde zu einem Freyheitsbrief der ganzen Nation. Es wurde nämlich im Jahre 1234 der Geiſtlichkeit Befreyung von weltlicher Gerichtsbarkeit, und der ganzen Nation unpartheyiſche Gerechtigkeitspflege und Taxenfreyheit zugeſtanden. Der König ſollte ſich mit den Einkünften der Domainen und Kammergüter begnügen. Reichstage waren ſchon früher gehalten worden (gewöhnlich auf der Ebene Rakos bey Peſth, wo auch die Könige gewählt wurden): Prälaten, Hofbeamte, hoher und niederer Adel (zu letzterem gehörten die adeligen Kriegsleute) und Städtedeputirte verſammelten ſich auf denſelben; nun wurde ausgemacht, daß alljährig ein Reichstag gehalten werden ſollte.

Unterbrochen wurde das Fortſchreiten der Ausbildung der Verfaſſung unter dem folgenden König **Bela** IV. (1235 — 1270) durch die Einfälle der Mongolen. Dieſe kamen in ungeheuern Schwärmen von Rothrußland über die Karpathen (1241), ſchlugen den König Bela, nöthigten ihn auf die Inſeln bey Dalmatien zu flüchten, und verwüſteten ganz Ungern auf das Schrecklichſte. Als ſie nach anderthalb Jahren auf die Nachricht von dem Tode ihres Großchans abzogen (1243), kehrte Bela zurück. Die Wiederherſtellung ſeines Reichs lag ihm am Herzen. Er ſchaffte daher Vieh und Getraide herbey, rief aus Italien und Deutſchland Coloniſten nach Ungern, ließ Burgen errichten, um die ſich allmählich Städte bildeten, bewirkte zur Förderung des Ackerbaues die Minderung der Leibeigenſchaft. Als dann im Jahr 1285 die Mongolen abermals in Ungern einbrachen, konnten ſie weniger ausrichten. Ihre Macht brach an den feſten Burgen; auch fehlte es ihnen jetzt an einem geſchickten Anführer.

Nicht lange darauf (1301) ſtarb der Arpadiſche Regentenſtamm mit Andreas III. (1290 — 1301) aus. Jetzt ſuchte der Pabſt Bonifacius VIII. Ungern zu einem päbſtlichen Lehen zu machen. Er ernannte daher den Prinzen **Karl Robert** aus dem ihm ergebenen Hauſe Anjou, das zu Neapel regierte, zum König von Ungern. Vergebens ſträubten ſich die Ungern gegen dieſe Anmaßungen des Pabſtes, vergebens wählten ſie erſt den böhmiſchen Prinzen **Wenzel** (1301 — 1304), dann den baierſchen Herzog **Otto** (1305 — 1308): **Karl Robert** wurde König (27. Nov. 1308), und der Pabſt erhielt das Beſtätigungsrecht der von den Ungern erwählten Könige.

Karl Robert (1308 — 1341) regierte mit Kraft. Er ſtellte die innere Ruhe wieder her, behauptete in den vielen Kriegen, die er faſt gegen alle Nachbarn führte, das Anſehn des ungeriſchen Reichs, und ſuchte Geiſtlichkeit und Adel von der Krone abhängig zu machen. Noch ausgezeichneter regierte nach ihm ſein Sohn **Ludwig der Große** (1342 — 1382), ein vortrefflicher Held und ein weiſer Regent. Er bezwang die Walachen und Sachſen in Siebenbürgen, behauptete die Hoheit über Bulgarien, Moldau und Bosnien, nöthigte die Venetianer nach langwierigen Kriegen (1381), ihm Dalmatien (deſſen Beſitz oft zwiſchen Venedig und Ungern ſchwankte) und eine jährliche Steuer zuzugeſtehen. Neapel ſuchte er vergebens an ſich zu bringen, doch trugen ſeine Züge dahin zur Förderung der Cultur bey. Rothrußland überließ er (1352) an Polen; dafür erhielt er Ausſichten auf den polniſchen Thron, den er 1270 beſtieg. Demnach reichte ſeine Herrſchaft vom ſchwarzen bis zum adriatiſchen Meer, und von da bis zum Ausfluß der Weichſel. Dieſes ausgedehnte Gebiet beherrſchte er mit Kraft und Einſicht; doch erſtreckte ſich ſeine Regentenſorgfalt vornehmlich nur auf Ungern. Hier verbeſſerte er die Gerechtigkeitspflege, ſtellte den niedern Adel dem höhern gleich, beſtimmte die Rechte der Gutsbeſitzer und die Verpflichtungen der Bauern, vertrieb die bey übrigen

Einwohnern ſchädlichen Juden, beförderte den Handel, Ackerbau und Weinbau (die Berge um Tokay ließ er mit Weinreben bepflanzen); ja er ſorgte auch für die Wiſſenſchaften durch Stiftung der Univerſität zu Fünfkirchen (1382). Schade, daß er keinen Nachfolger hatte, der das von ihm gepflanzte Gute weiter hegte und pflegte!

Er hinterließ nur zwey Töchter: die jüngere **Hedwig** ward in Polen, die ältere **Marie** in Ungern Königin (gekrönt den 17. Sept. 1382). Doch kaum konnte ſie ſich behaupten, und auch ihr Gemahl **Sigismund** (ſeit 1387 König von Ungern, ſeit 1410 deutſcher Kaiſer und ſeit 1419 König von Böhmen) führte eine ſehr ſchwankende und ſturmvolle Regierung. Im Innern hatte er mit einer ſtarken Gegenparthey zu kämpfen, und von außen her kamen die Türken, die jetzt ſchon von Aſien nach Europa herüber drangen. Von ihnen wurde er bey Nikopolis (1396) geſchlagen, ſo daß er kaum ihren Händen entrinnen konnte. Bald nachher bemächtigte ſich ſeiner eine Parthey der Ungern, die er durch Härte und Wolluſt erbittert hatte, und hielt ihn lange zu Ofen gefangen (1400). Durch die Gegenparthey befreyt und wieder auf den Thron erhoben, regierte er weiſer. Das Unglück ward ihm Lehre und Warnung. Er gab mehrere gute Geſetze zur Beförderung der Ruhe und

Ordnung, und errichtete ein ſtehendes Heer (ſpäterhin Huſaren genannt, da der Adel von zwanzig Mann, Huß, einen ſtellen mußte). Um die Ausgaben, welche der Unterhalt dieſes Heeres erforderte, aufzubringen, ſahe er ſich genöthigt, die freyen Städte zu Beyſteuern aufzufordern. Er rief daher die Deputirten auf den Reichstag, wodurch die ſtändiſche Verfaſſung ihre Ausbildung erhielt. Denn von nun an (1405) verſammelten ſich auf den Reichstagen Prälaten, Barone, Deputirte des niedern Adels und Deputirte der Städte. Die beyden erſten Klaſſen, beſtehend aus den oberſten geiſtlichen und weltlichen Beamten, wurden „Magnaten" genannt, die beyden letzteren, die die eigentliche Nationalrepräſentation bildeten, „Stände". Uebrigens war Sigismund als deutſcher Kaiſer und als König von Böhmen in zu viele Händel verwickelt, als daß er ſeine ganze Aufmerkſamkeit dem Königreiche Ungern widme konnte. Die Huſſiten brachen verheerend ein, die Nebenländer gingen verloren und neue Unruhen erzeugten ſich im Innern.

Noch unruhiger ward es nach ſeinem Tode (1437). Sein trefflicher Schwiegerſohn **Albrecht**, der ihm auf dem deutſchen und ungeriſchen Throne folgte, ſtarb ſchon den 27. October 1439. Den Sohn deſſelben, **Ladislav**, erſt vier Monate nach deſſen Tode geboren (22. Febr. 1440), wurde zwar als Säugling (15. Mai. 1440) geſalbt; aber eine andere Parthey rief, um die Kräfte Ungerns und Polens gegen die Türken zu vereinigen, den polniſchen König Wladislav III. zum König von Ungern aus (17. Jul. 1440). Dieſer verlor (1444) bey Varna im Kampfe gegen die Türken das Leben. Nun ward (zu Peſth 1445) der junge Ladislav, der ſich noch zu Wien unter Aufſicht ſeines Oheims des Kaiſers Friedrich III. befand, als König und der tapfere Johann von Huniad, Woiwod von Siebenbürgen, als Generalvikar des Reiches anerkannt. Als eine Vormauer gegen die Einfälle der Türken lebte und wirkte dieſer Held bis an ſeinen Tod (1456). Indeſſen war der junge Wladislav (1453) nach Ungern gekommen und hatte die Regierung angetreten, alle Gewalt aber hatte ſich deſſen Großoheim, Graf Ulrich von Cilley, angemaßt. Darüber entſtand zwiſchen ihm und den Anhängern Huniads ein Krieg. Während deſſelben wurden Cilley und der ältere Sohn Huniads getödtet; der jüngere aber Matthias Corvinus kam nach Ladislav's Tode (1457) aus dem Gefängniß auf den ungeriſchen Thron.

Matthias Corvinus, ein Jüngling an Jahren (er war, als er Regent wurde erſt 15 Jahre), aber ein Mann an Kraft und Kenntniſſen, erwarb ſich wie Ludwig der Große die größten Verdienſte um Ungern. Er unterdrückte die innern Unruhen, nöthigte den Kaiſer Friedrich III. die Anſprüche auf Ungern aufzugeben, entriß ihm Wien und ganz Niederöſtreich; er trieb die Türken aus der Wallachey, Bulgarey und Boſnien (1462. 1475), nahm dem König von Böhmen (1469) Mähren Schleſien und die Lauſitz, dem König von Polen die Wallachey und Moldau (1473). Aber noch glorreicher als durch ſolche Kriegsthaten wurde ſeine Regierung durch ſeine Regentenſorgfalt. Zwar herrſchte er eigenwillig, verletzte oft die vorgeſchriebene Capitulation, manchmal auch die Verpflichtungen der Freundſchaft und Dankbarkeit, weshalb auch Empörungen entſtanden und Gegenkönige auftraten; aber wie er dieſe unterdrückte, ſo gewann er auch durch die Herrlichkeit ſeiner Talente und durch ſtrenge Gerechtigkeitsliebe die Ehrfurcht und zuletzt die Liebe ſeiner Nation. Mit lebendigem Eifer ſuchte er die Bildung derſelben zu befördern. Er ſtiftete darum die Univerſität zu Ofen (1465) und daſelbſt eine große Bibliothek und Buchdruckerey (1472), berief Gelehrte und Künſtler, Gärtner und Ackerbauverſtändige nach Ungern. *)

Adel

---

*) Man ſehe unten im zweyten Abſchnitt Num. 34 „Züge aus dem Leben des Matthias Corvinus".

Aber er hatte ſo wenig als Ludwig der Große einen würdigen Nachfolger. Nach ſeinem Tode (1490) kam die Krone Ungerns an Wladislav König von Böhmen (1490—1516), vielleicht den trägſten und untauglichſten unter allen, die ſich um dieſelbe bewarben. Bey ſeiner Thronbeſteigung mußte er eine, die königliche Macht ſehr beſchränkende Kapitulation unterzeichnen, und als Regent ſchloß er mit dem Kaiſer Friedrich III einen ſchimpflichen Frieden, durch welchen alle Eroberungen des Matthias Corvinus verloren gingen, und dem Hauſe Oeſtreich Ausſichten auf den ungeriſchen Thron eröffnete wurden. Unglücklich focht er auch gegen die Türken, und das Innere des Reichs ward durch Unordnungen und Gewaltthätigkeiten zerrüttet. Eben ſo traurig war die Regierung ſeines Sohnes Ludwig II. (1516—1526), der als ein zehnjähriger Knabe auf den Thron kam, durch wilde Ausſchweifungen verdarb, und in der Schlacht bey Mohatſch das Leben verlor (26. Aug. 1526). Schon vorher war dem Enkel des Kaiſers Maximilian, Ferdinand, der mit Anna, Ludwigs Schweſter, vermählt war, Hoffnung zur ungeriſchen Krone gemacht worden. Jetzt wurde dieſe Hoffnung in Wirklichkeit geſetzt, und Ungern mit der öſtreichiſchen Monarchie vereinigt. Aber mit ſeiner Selbſtſtändigkeit verblühete auch ſeine Größe!

X. Rußland.

Rußland, das gegen das Ende der vorigen Periode ſich zu erheben anfing, befand ſich am Anfang der gegenwärtigen in Verwirrung, verlor in der Mitte derſelben ſeine Selbſtſtändigkeit, und gelangte erſt am Ende derſelben aufs neue zur Unabhängigkeit und auf die Bahn zu ſeiner jetzigen Größe.

Noch weit entfernt von ſeinem jetzigen Umfang beſtand Rußland im zehnten Jahrhundert wahrſcheinlich nur aus dem Lande von der Düna und dem Dniepr bis zum Don oder zur Wolga. Dieſes Land, deſſen Hauptort Kiew war, hatte **Wladimir der Große** (980 — 1015) zuſammengebracht und durch Aufnahme des Chriſtenthums einigermaßen erhoben*). Aber unter ſeinen Söhnen und Enkeln wurde es wieder zerſtückelt und zerrüttet. Es entſtanden die Großfürſtenthümer Kiew und Wladimir (ſpäterhin Moskau), ferner die Fürſtenthümer Tſchernigow, Twer, Smolensk, Nowgorod und andre, und zwiſchen den Großfürſten und Theilfürſten, deren Verhältniß zu einander nie genau beſtimmt wurde, tobten über zwey Jahrhunderte blutige Kriege. Zwar geſchah auch in dieſen Zeiten innerer Verwirrung manches Gute: **Jaroslav I.**, Großfürſt zu Kiew, der 1036 das ganze Reich ſeines Vaters wieder vereinigte, baute Dorpat (1030), verbreitete das

---

*) S. hiſtor. Bilderſaal Th. III., S. 91.

Chriſtenthum, gründete zu Nowgorod eine öffentliche Schule für dreyhundert Kinder der Weltgeiſtlichen und Kaufleute, beförderte den Ackerbau, und gab unter dem Namen „das ruſſiſche Recht" (zunächſt den Nowgorodern) eine Geſetzſammlung; um eben dieſe Zeit bildeten ſich die Städte Pleskow und Nowgorod zu wichtigen Handelsſtädten; ums Jahr 1110 ſchrieb Neſtor, Mönch in einem Kloſter zu Kiew, eine ruſſiſche Chronik in der Landesſprache; um 1156 wurde Moskau gegründet, das im erſten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts (um 1318) Hauptſitz der geiſtlichen und weltlichen Macht Rußlands wurde; und vor dem Ende des zwölften Jahrhunderts beſtanden zu Wladimir, Smolensk und Haliſcht öffentliche Schulen, in denen Griechiſch und Lateiniſch gelehrt wurde; — allein die Nation ſelbſt erhob ſich nicht! Arm an geiſtigem Leben erlag ſie dem Drucke äußerer Verhältniſſe, und beſonders der Herrſchaft der Mongolen *), die nun über ſie einbrach.

Schon bey Lebzeiten Dſchingischans, des Stifters des mongoliſchen Reichs, drangen die Mongolen unter deſſen Sohn Dſchudſchi aus Aſien nach

Ruß-

---

*) Die Mongolen werden von ruſſiſchen Annaliſten Tataren genannt, vielleicht weil Tataren, Unterjochte der Mongolen, den größten Theil der mongoliſchen Heere bildeten, vielleicht auch weil die Mongolen, die über Rußland herrſchten, wirklich Tataren waren.

Rußland vor 1224. Nach Dſchingischans Tode eroberte Batu, Dſchudſchis Sohn, ganz Rußland bis Nowgorod (1238) und ſelbſt Kiew (1240). Bey der darauf erfolgten Theilung des mongoliſchen Reichs fiel Rußland dem Chanate von Kaptſchak zu, das die Länder nordwärts vom ſchwarzen und kaspiſchen Meere umfaßte, wo Batu am öſtlichen Ufer der Wolga ſein königliches Zelt aufſchlug, das ſich nach und nach zum Hauptort der königlichen oder goldenen Horde erweiterte. In Rußland ſelbſt durften Großfürſten fortbeſtehen; aber die Chane von Kaptſchak waren oberſte Gewalthaber und Richter. Sie beſtimmten, wer regieren ſollte; ſie forderten Tribut und Gehorſam; vor ihren Geſandten mußten ſich die Großfürſten demüthigen, und zu Wladimir im Palaſte des Großfürſten wohnte einer ihrer Anführer, der die auf ruſſiſchem Boden befindlichen Mongolen befehligte und Tribut erheben ließ. Selbſt ein ſo kühner und kluger Fürſt, wie Alexander Newski, der am Newaſtrom über die Schwertbrüder und Schweden glorreich ſiegte (1241), konnte nur durch Gehorſam und Treue gegen die Mongolen, die Würde eines Großfürſten erlangen (1249) und behaupten. Noch mehr wurden ſeine Nachfolger von dem harten Joch der Mongolen bedrückt, während zu gleicher Zeit Rußland an ſeinen nördlichen und weſtlichen Grenzen von den Schweden in Finnland, von den Schwertbrü brüdern in Livland, von den deutſchen Rittern in Preußen, von den Litthauen und Polen befehdet, und in ſeinem Innern von faſt endloſen Unruhen heimgeſucht wurde.

Länger als zweyhundert Jahre (1238—1477) hatte die Herrſchaft der Mongolen über Rußland gedauert, und ſchon waren hier nach dem Tode Timurs (1405), des Erneuerers der mongoliſchen Weltherrſchaft, viele ehemalige Fürſtenthümer mit dem Großfürſtenthum Moſkau (ſonſt Wladimir) zuſammengeſchmolzen, dagegen aber das mongoliſche Chanat zu Kaptſchak in mehrere Reiche zerfallen, die in loſer Verbindung und oft feindſelig gegen einander ſtanden, — als Iwan Waſſiljewitſch (1462—1505) den Plan faßte, Rußland zu vereinigen und von der mongoliſchen Herrſchaft zu befreyen.

Um dieſen Plan auszuführen, machte er Einheit und Untheilbarkeit des Reichs zum Geſetz, unterwarf er ſich mehrere kleinere Fürſten, nöthigte er die ſtolzen Handelsſtädte Pleſkow und Nowgorod ſich ihm völlig zu unterwerfen. Darauf glaubte er den Chan von Kaptſchak nicht länger ſcheuen zu dürfen. Er vertrieb daher, verbunden mit dem Chan in der Krim, die mongoliſche Beſatzung, verweigerte den Tribut, den er noch 1476 entrichtet hatte; ja er machte ſogar den mongoliſchen Staat in Sibirien zwiſchen dem Tobol und Irtiſch zinsbar (1484), und bezwang den Chan von Kaſan. Nur gegen die Schweden in Finnland und gegen die Ritter in Lievland konnte er nichts ausrichten. Sein Sohn und Nachfolger Waſſilij IV. (1505—1534) wurde zwar wieder von den Mongolen überfallen: der Chan von der Krim brach verwüſtend in Rußland ein, eroberte Moskau (1521), und Waſſilij konnte nur durch Zuſage der Zinspflichtigkeit die Räumung des Reichs von ihm erhalten; aber dieſe Abhängigkeit dauerte nur auf kurze Zeit, und erloſch nachher für immer.

Indeſſen hatte ſich die Verfaſſung zum unbeſchränkten Deſpotismus gebildet. Iwan Waſſiljewitſch ſelbſt, der zuerſt den Titel „Selbſtherrſcher von ganz Rußland" annahm, befeſtigte denſelben. Die Staatsverwaltung hatte keine Oeffentlichkeit, das Volk keinen Antheil an derſelben, und ſeine Klagen drangen ſchwer zu dem Großfürſten, der außer dem Hofe und der Kirche ſelten ſichtbar war. Die Theilfürſten waren in Beſitz angeſtammter Länder, aber ſie hatten in denſelben nur Einkünfte zu beziehen und einen Theil der Rechtspflege zu verwalten, und waren abhängig von dem Großfürſten. Die Bojaren, die Vornehmſten des Adels, etwa dreyßig an der Zahl, ſtanden dem Großfürſten als Rathgeder zur Seite. Bey den Städtebewohnern verſchwand der Geiſt ſtaatsbürgerlicher Körperſchaft; auf den Landleuten laſtete Frohndienſt oder Leibeigenſchaft. In den Geſetzen waltete blutige Strenge, und Eines Adelichen Zeugniß galt mehr, als das Zeugniß Vieler gemeinen Standes. Um ſein Volk in Kenntniſſen den Europäern zu nähern, hatte Iwan Waſſiljewitſch viele fremde Künſtler und Handwerker in ſein Reich gezogen und durch ſie nicht nur den Kreml zu Moskau aufführen, ſondern auch den Bergbau und das Münzweſen verbeſſern laſſen; auch wurde 1562 eine Buchdruckerey zu Moskau eingerichtet. Aber der Ackerbau ward vernachläßigt, nur wenige Städte wurden angelegt, und die Nation rückte in der Cultur wenig vorwärts. Im ganzen Staate zeigte ſich eine auffallende Miſchung aſiatiſcher und europäiſcher Bildung und Sitte.

Drittes Kapitel.

Von der Herrſchaft der Mongolen und Türken.

In die Geſchichte der Staaten, von denen wir zuletzt gehandelt haben, namentlich Polens, Ungerns und Rußlands drängt ſich die Erwähnung der Mongolen und Türken, die ſeit dem dreyzehnten Jahrhundert Aſien und Europa erſchütterten, und um ſo mehr eine beſondere Beachtung verdienen, je größer die Veränderungen waren, die ſie hervorbrachten.

I. Von der Herrſchaft der Mongolen.

1) Entſtehung, Ausbreitung und Verfall des mongoliſchen Reichs.

In eben den Gegenden Aſiens, von welchen einſt die großen Welterſchütterungen der Hunnen ausgingen, von den Quellen der Selinga und des Onon (der weiterhin Amur heißt) bis zum öſtlichen Ocean, erhoben ſich am Ende des zwölften Jahrhunderts die Mongolen. Sie waren urſprünglich ein rohes, unanſehnliches Hirtenvolk, den Hunnen an Geſtalt und Lebensweiſe ähnlich, und wie dieſe in Stämme und Horden getheilt. Der Aelteſte eines Stammes war Haupt desſelben, und das Haupt mehrerer Stämme oder ganzer Horden hieß Chan. Lange Zeit waren ſie tatariſchen Völkern, den Kitanern und Njudſchen, die nacheinander auch über einen Theil von China herrſchten, zinsbar, bis Dſchingiſchan ſie von dieſer Abhängigkeit frey machte, und in ſie den gewaltthätigen Eroberungsgeiſt pflanzte, deſſen Wirkungen Aſien und Europa empfanden.

Dſchin

Dſchingiſchan war ums Jahr 1163 an den Ufern des Onon geboren. Sein Vater, Jeſukai Bahadur, der ſich vom Oberhaupte einer kleinen Horde zum Chan vieler tauſend Familien emporgeſchwungen hatte, nannte ihn **Dämutſchin**, zum Andenken an den Sieg, den er eben, als ihm dieſer Sohn geboren war, über einen mongoliſchen Chan desſelben Namens erfochten hatte. In ſeinem dreyzehnten Jahre (1176) verlor er ſeinen Vater, und die meiſten der Stämme, die dieſem gehorcht hatten, weigerten ſich dem unmündigen Knaben unterthan zu ſeyn. Dämutſchin zog daher mit den Stämmen, die ihm treu geblieben, zum Chan der Keraiten Togrul (1178) und mit dieſem zu dem Kaiſer der Njudſchen im nördlichen China, ihrem gemeinſchaftlichen Oberherrn. Hier wie dort fand er freundliche Aufnahme, und Gelegenheit, ſein Kriegstalent zu entwickeln und ſich Ruhm zu erwerben. Herangereift an Jahren, Anſehn und Macht, zerfiel er mit Togrul, anfangs ſeinem Beſchützer. Er ſchlug und tödtete ihn im offnen Kampfe (1203), brachte deſſen Beſitzthum und Horden an ſich, und unterwarf ſich dann noch andre Horden, die ihn um Ruhm beneideten. Hierauf in ſeine Heimath am Fluſſe Onon zurückgekehrt, ward er auf einer Verſammlung der mongoliſchen Hordenhäupter (Kurultai) von einem Propheten (Chodſcha) im Namen Gottes zum **Dſchingis-**

chan (d. i. zum oberſten Chan oder zum Chan der Chane) ausgerufen und von ſeinen Mongolen als ſolcher anerkannt (1206). Von nun an führte er blos den Namen Dſchingischan, und wählte Karakorum am Tula, wo ſonſt Togrul geherrſcht hatte, zum Hauptſitz ſeines Reiches.

Ehrgeiz, Herrſchſucht, vielleicht auch der Wahn, daß er von Gott zum Eroberer des Erdkreiſes beſtimmt ſey, führte ihn von Kriegen zu Kriegen. In drey Jahren (1206 — 1209) unterwarf er ſich alle Stämme der Mongolen, die ihm noch entgegen waren. Hierauf wendete er ſich oſtwärts (1209 — 1216), unterjochte auf der öſtlichen Seite der Tatarey die Iguren, durchbrach die chineſiſche Mauer, und nöthigte den Kaiſer der Njudſchen oder das Reich Kin, dem die Mongolen bisher zinsbar geweſen waren, Tribut zu entrichten und einige Landſtriche abzutreten. Dann wendete er ſich (1217 — 1224) weſtwärts und eroberte die weſtliche Seite der Tatarey. Hier traf er vorzüglich mit dem Reich der Chowaresmier zuſammen, das vom caspiſchen bis zum indiſchen Meere reichte, und einen Theil der großen Bucharey, Turkeſtan, Choraſan, und Perſien umfaßte. Mit einem Heere von 700,000 Mann zertrümmerte er dieſes Reich und drang von der Oſtſeite des caspiſchen Meeres bis zum Indus, worauf er, da ſeine Mongolen ihm nicht weiter folgen wollten, in die große Bucharey zurück kehrte. Indeſſen hatte ſein Sohn Dſchudſchi (1218 — 1224) auf der Weſt- und Nordſeite des kaspiſchen Meeres Eroberungen gemacht, hatte die Polowzer (Bewohner von Kaptſchak) ſamt den mit ihnen verbundenen Ruſſen am Kalka geſchlagen (1224), und letztre bis zum Dniepr verfolgt, worauf er in die große Bucharey zurückkehrte, befehligt von ſeinem Vater, der daſelbſt 1224 eine allgemeine Verſammlung aller Söhne ſeines Hauſes, aller Befehlshaber ſeiner Heere und aller Statthalter ſeiner Provinzen hielt. Hier, heißt es, traf Dſchingischan die ſeinem Reiche dringend nöthigen Anordnungen. Dann begab er ſich nach dem Hauptſitz ſeines Reiches Karakorum (1225); aber nur auf kurze Zeit. Schon 1226 brach er wieder auf, gegen Tangut und Thibet, das er mit furchtbarer Wildheit heimſuchte, und darauf, im Begriff die Bezwingung der Njudſchen zu vollenden, ſtarb er 1227, vier und ſechzig Jahre alt.

Er war ein wilder Eroberer, dem Menſchenblut nichts galt, wenn er nur ſeinen Zweck erreichte. Ueber achtzehn Millionen Menſchen ſollen durch ihn Wohlſtand und Leben verlohren haben; noch ſterbend befahl er ſeinen Söhnen (er hatte deren von fünfhundert Weibern eine große Anzahl) einen chineſiſchen Fürſten, den er ihnen nannte, ſobald derſelbe in ihre Gewalt käme, zu tödten und das Reich der Njudſchen völlig zu zerſtören. Aber wie wild und ſchrecklich er war gegen Feinde und ſchon bey anſcheinendem Widerſtande, ſo leutſelig war er gegen Ueberwundene, und ſo geſchickt Menſchen, wie er ſie brauchte, auszuwählen und an ſich zu ketten. Den Krieg machte er zur Hauptſache für ſeine Mongolen; auch verbeſſerte er ihre Bewaffnung, theilte ihre regelloſen Haufen in Schaaren, die Schaaren in Unterabtheilungen bis zu zehn Mann, und gab ihnen Kriegsregeln. So ſetzte er den Tod darauf, wenn ſich ein Mongole ohne zu fechten, vor dem Feind zurück ziehen, und vor erhaltener Erlaubniß plündern würde: ferner unterſagte er den Mongolen Knechte aus ihrer Nation zu haben, damit dem Kriege keine Hände entzogen, ſie ſelbſt aber genöthigt würden durch Tapferkeit Sclaven zu erringen. Auch ſorgte er für das Innere ſeines Reichs: er drang auf öffentliche Sicherheit, gab Geſetze, ordnete Richter an, und nöthigte die, die ſich nicht mit dem Krieg beſchäftigen konnten, ein nützliches Gewerbe zu treiben. Unterſtützt wurde er bey ſolchen und ähnlichen Einrichtungen von dem weiſen Jlidſchudſchai, den er 1215 aus den Dienſten der Njudſchen an ſich gezogen hatte, und der einige Anfänge geiſtiger Cultur unter den Mongolen verbreitete. Erſt damals lernten die Mongolen leſen und ſchreiben.

Dſchingischan hatte ſeinen dritten Sohn **Oktai** zu ſeinem Nachfolger ernannt, und ihm die beſondere Regierung über die Mongoley, Tangut, und die den Njudſchen bereits entriſſnen Länder übertragen. Von ſeinen übrigen Nachkommen ſollte **Tuli** über Perſien und die indiſchen Provinzen, **Dſchagatai** über das Land auf der Oſtſeite des caspiſchen Meeres, das von ihm den Namen erhielt, **Batu**, der Sohn Dſchudſchis, (Dſchudſchi war 1226 geſtorben) über Kaptſchak oder die Länder auf der Nordſeite des caspiſchen Meers regieren. Doch ſollten, um Trennung und dadurch Schwächung des Ganzen zu verhüten, die drey letzteren als Unterchane von dem Großchan abhängig ſeyn.

Demnach wurde **Oktai** 1229 zu Karakorum feyerlich zum Großchan erwählt, und unter ſeiner Regierung blieb das mongoliſche Reich nicht nur vereinigt, ſondern wurde auch in Aſien und Europa anſehnlich erweitert. Denn während er ſelbſt das nördliche China oder das Reich der Njudſchen unter mongoliſche Herrſchaft brachte (1234), Corea und das ſüdliche China, das Reich der Song, bekriegte, drangen ſeine Söhne und Neffen durch die Wüſten Aſiens mit mehreren Schwärmen nach Europa vor. Hier erfuhr zuerſt Rußland ihre zerſtörende Macht. Sie eroberten 1236 Moskau, 1240 Kiew, und unterwarfen ſich das Land bis Nowgorod.

Ferner fielen ſie in Polen und Schleſien ein (1240); verbrannten Krackau, Lublin, Warſchau und Breslau. Vergebens eilten, aufgefordert vom Kaiſer und Pabſte, viele chriſtliche Herren und Ritter dem Herzog von Niederſchleſien, Heinrich, zu Hilfe; vergebens ſtellten ſie ſich bey Liegnitz den Mongolen entgegen: ſie verloren die blutige Schlacht (9. Apr. 1241). Die ſiegenden Mongolen erfüllten neun Säcke mit den rechten Ohren der Erſchlagenen und verheerten Schleſien und Mähren. Weiterhin brachen ſie in Ungern ein, ſchlugen daſelbſt den König Bela IV. (1241), verwüſteten das ganze Land, und durchſtreiſten Slavonien, Servien, Bosnien bis zum adriatiſchen Meere, worauf ſie langſam nach der Wolga zurückzogen. Zu gleicher Zeit drangen andre Schwärme durch Armenien nach Vorderaſien, machten den ſeldſchuckiſchen Staat zu Ikonium (1241) zinsbar, verwüſteten Syrien und bedroheten die Chaliſen zu Bagdad. Andrerſeits führte (1242) Batu's Bruder Scheibani 15000 mongoliſche Familien nach Sibirien, und ſeine Nachkommen herrſchten zu Tobolsk über 300 Jahre, bis es die Ruſſen eroberten.

Inzwiſchen war **Oktai** (1241) geſtorben, und Spaltungen in der herrſchenden Familie entſtanden. **Oktai** hatte ſeinen Enkel Schiramun zu ſeinem Nachfolger beſtimmt; aber ſeine Witwe Ta-

rakis

rakina-Chatun ſetzte es durch, daß ihr Lieblingsſohn **Kajuk**, der ſich damals in Europa befand, zum Großchan gewählt wurde. **Kajuk** regierte unter vielen Widerſprüchen von 1245 bis 1248. Ihn ließ Pabſt Innocenz IV., um die Gefahren, die Europa droheten, abzuwenden, durch Miſſionäre auffordern (1246) friedlich in Aſien zu leben, die Kriegszüge nach Europa einzuſtellen und das Chriſtenthum anzunehmen. Dieſe Aufforderung entrüſtete den Großchan. Er gab zur Antwort, der Pabſt und alle chriſtliche Monarchen ſollten ihm den Eid der Treue ſchwören, wo nicht, ſo würde er Europa fürchterlich heimſuchen. Wirklich traf er hierzu ſchon Anſtalten; allein ſein plötzlicher Tod (er wurde 1248 ermordet) vereitelte ſeine Drohungen.

Ihm folgte als Großchan, (aber erſt nach drey Jahren, ſo lange blieb die oberſte Würde unbeſetzt) **Manku**, Tulis Sohn, Dſchingischans Enkel (1251 — 1259), unter dem die mongoliſche Macht durch neue Eroberungen erweitert wurde. Er ſelbſt und ſein zweyter Bruder **Koblai** beſchäftigten ſich mit der Eroberung des ſüdlichen China; ſein jüngſter Bruder aber, **Hulaku**, machte dem Reiche der Aſſaſſinen in Perſien (1255), und dem Chalifate zu Bagdad (1258) ein Ende, und drang durch Syrien, Paläſtina und Kleinaſien bis an die Meerenge von Conſtantinopel.

Unter **Koblai** (1259—1294), der nach ihm zum Großchan erwählt wurde, erreichte das mongoliſche Reich ſeine größte Ausdehnung. Denn Koblai vollendete die Eroberung Chinas (1274), und brachte die benachbarten Reiche als Korea, Tonkin, Pegu zur Zinsbarkeit. Nur ein Sturm hielt ihn ab, auch Japan zu bezwingen. Um ſich verbreitete er den Glanz der Cultur. Er unterſtützte Handel, Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften, zog Künſtler und Gelehrte aus der Fremde (ob ſie Chriſten, ob ſie Muhamedaner waren, galt ihm gleich) an ſeinen Hof, erbaute Paläſte und Städte. Aber wie der Glanz der Cultur häufig durch den Verluſt lebendiger Kraft erkauft wird, ſo war dieß auch hier der Fall! Unter eben dem Fürſten, der das mongoliſche Reich am höchſten erhob, wurde auch deſſen Verfall herbeygeführt.

Schon die Spaltungen, die ſeit Oktais Tode in der Familie Dſchingischans herrſchten, hatten dieſen Verfall vorbereitet; noch mehr wurde er durch die allzugroße Ausdehnung des mongoliſchen Reiches befördert (denn je größer dieſes wurde, deſto ſchwerer war es alle Theile deſſelben zuſammen zu halten). Da nun gar Koblai, durch langen Aufenthalt in China mit Vorliebe für dieſes Reich erfüllt, ſeinen Wohnſitz daſelbſt (wahrſcheinlich zu Peking) nahm und chineſiſche Sitten und

le

lebensweiſen unter ſeinen Mongolen einführte: ſo verloren nicht nur die Mongolen ihre urſprünglichen Eigenthümlichkeiten, ſondern auch ihr Reich ſeinen Zuſammenhang. Die Chane in den Provinzen riſſen ſich von dem Großchan los, und bald nach Koblais Tode war die große mongoliſche Macht in vier Chanate getheilt, namentlich in das Großchanat zu China, in das Chanat von Iran oder Perſien und Vorderaſien, in das von Dſchagatai, und in das von Kaptſchak, die ſich wiederum in kleinere Theile theilten, da auch viele Unterſtatthalter in den Provinzen nach dem Beyſpiele ihrer Herren als unabhängige Regenten zu herrſchen begierig waren.

a) Erneuerung und abermaliges Hinſinken der mongoliſchen Herrſchaft.

Nachdem auf ſolche Weiſe die mongoliſche Herrſchaft in Zerrüttung und Ohnmacht gerathen war, wurde ſie in der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wieder vereinigt und erhoben durch einen Mongolen, der, von dem Geiſte ſeines Ahnherrn Dſchingischan beſeelt und von deſſen Beyſpiele entflammt, erſt als Befreyer, dann als Beherrſcher ſeines Vaterlandes auftrat, hierauf als Eroberer auszog und Welterſchütterungen hervorbrachte.

Timur, ſo hieß dieſer Mongole, auch Timur lenk (das iſt der Lahme) und, was aus beyden Wörtern entſtanden iſt, Tamerlan, war 1336 geboren auf einem Dorfe bey Keſch, ſüdlich von Samarkand, im Chanate Dſchagatai. Sein Vater Targai war Novian (Staatsverweſer oder Miniſter) beym Chan von Dſchagatai, und Bek (Herzog oder erblicher Statthalter) zu Keſch. Schon in ſeinem zwölften Jahre ging Timur mit den Reitern, die er dem Chane zu ſtellen hatte, zu Felde, und die Lage ſeines Vaterlandes gab ihm Gelegenheit, frühzeitig ſein Kriegstalent zu entwikkeln, und zu Anſehn und Macht zu gelangen.

Das Chanat Dſchagatai war zerrüttet. Ein und dreyßig Unterchane hatten ſich zu unabhängigen Fürſten gemacht, und einer derſelben Togluk Timur, Herr von Kaſchar, ſuchte ſich zum Herrn von ganz Dſchagatai zu erheben. Er überfiel deshalb (1359) mit einem Heere Kalmücken den Mittelpunkt dieſes Chanats, die große Bucharey. Timur trat gegen ihn auf; aber anfangs nicht mit Glück. Von Freunden verlaſſen und von Feinden verfolgt, mußte er in die Wüſte flüchten und gerieth dabey in ſolche Noth, daß er mit ſeinem Unglücksgefährten und Schwager Huſſein nichts als ein mageres Pferd und ein altes Kameel beſaß. Doch ſchnell änderte ſich ſeine Lage! Von den Seinigen in der Wüſte aufgefunden, gewann er wieder ſo viel Anhang, daß er (1363) den Herrn von Kaſchar und deſſen Kalmücken aus der Bucharen vertrieb, worauf er einen Abkömmling des Dſchagatai, Kabulſchah, auf einer allgemeinen Verſammlung (Kurultai) zum Großchan von Dſchagatai erwählen ließ. Er ſelbſt theilte als Novian, alle Macht mit ſeinem Schwager Huſſein. Nun aber wurden beyde, bis dahin Freunde, aus gegenſeitiger Eiferſucht Feinde, und zwiſchen ihnen entſtand ein Krieg, der ſich mit Huſſeins Untergang endigte (1370). Jetzt ward Timur in ſeinem 34. Jahre auf einer allgemeinen Verſammlung als Oberherr von Dſchagatai gekrönt, und von den ihm huldigenden Fürſten Saheb Karem (d. i. Herr der Welt) genannt. Er nahm die Macht an, die er ſchon beſaß, ließ aber den Namen derſelben der Familie Dſchagatai's, aus der er einen machtloſen Chan nach dem andern ernannte.

Begeiſtert von dem Gedanken, wie Dſchingischan eine Weltherrſchaft zu erringen, war er von nun an bis zu ſeinem Tode (1370—1405), kurze Ruhepunkte zu Samarkand, der Hauptſtadt ſeines Reiches, abgerechnet, beſtändig auf Kriegszügen. Dabey unterwarf er ſich die Länder, die einſt zum Chanate Dſchagatai gehört hatten, dann die Tatarey ſamt den nördlichen und weſtlichen Küſten des caspiſchen Meeres (wobey er auch in Rußland bis nach Moskau drang), dann ganz Perſien oder das Land vom Oxus bis zum Euphrat, dann Indien bis zur Mündung des Ganges, endlich auch Syrien und Kleinaſien, ſo daß er eine Herrſchaft zuſammen brachte, die nördlich vom Irtiſch bis zur Wolga, und ſüdlich vom Ganges bis zum mittelländiſchen und ägäiſchen Meere reichte. Aber eben ſo bewunderungswürdig, als die Menge ſeiner Siege und Eroberungen iſt auch die Schnelle ſeiner Märſche. Bald war er in der Tatarey und den Ländern auf der Nord- und Oſtſeite des caspiſchen Meeres, bald in Perſien, bald in Indien, bald in Syrien und Kleinaſien, und zwar mit ſo großen Heeren, daß es ſehr ſchwierig ſeyn mußte, ſie zu unterhalten und in Ordnung fortzubewegen. Muth, Klugheit und Beharrlichkeit halfen ihm alle Hinderniſſe überwältigen.

Am ſchwierigſten, aber auch am glorreichſten war ſein Kampf mit dem Sultan der osmaniſchen Türken, Bajazet, der ihm an Ruhm und Herrſcherſtolz, ſo wie an Macht und Kriegserfahrung gleich kam. Er ſelbſt fühlte die Wichtigkeit dieſes Gegners und ging mit Vorſicht zu Werke. Ehe er Bajazets Gebiet überfiel, ſchrieb er an ihn; dann durch deſſen ſtolze Antwort erbittert, griff er Sivas, an der Grenze Natoliens, das Beſitzthum ſeines Geg-

ners

kers, an, nahm es ein (1400), ſchleifte es und verwüſtete die ganze Umgegend. Nachdem er auf ſolche Art dem Bajazet, der damals mit der Einſchließung Conſtantinopels beſchäftigt war, ein Zeichen ſeiner Macht und ſeines Zürnens gegeben hatte, wendete er ſeine Waffen wieder nach anderen Gegenden (1401), gegen das ägyptiſche Syrien, wo er Aleppo und Damascus einnahm und verwüſtete, dann gegen Bagdad, das er eroberte, und gegen Georgien, das leichter zu erobern als zu behaupten war. Erſt im Jahr 1402 brach er mit einem überaus ſtarken Heere (einige ſchätzen es auf 800,000 Mann, andere noch höher) zum entſcheidenden Kampfe gegen Bajazet auf. Dieſer hatte, ſeitdem Sivas vom Timur geſchleift worden war, Conſtantinopel verlaſſen und ſtand mit einem zwar minder zahlreichen, aber doch mächtigen und geübten Heere in Kleinaſien. In der Nähe von Ancyra oder Angora trafen beyde zuſammen, und am 16. Juni 1402 erfolgte hier die merkwürdige Schlacht, die Timurs Ruhm erhöhete. Bajazet wurde geſchlagen, ſein Heer zerſtreut, er ſelbſt gefangen, und ſeine Söhne konnten nur durch Demüthigungen vor dem Sieger und gegen Zinspflichtigkeit eine Herrſchaft in Kleinaſien erhalten. Die Art, wie Timur den Gefangenen behandelte, wird verſchiedentlich angegeben. Nach der gewöhnlichen Erzählung ließ er ihn in einen eiſernen Käfich ſperren und ſeinen

Heereszügen nachſchleppen. Wahrſcheinlicher aber iſt es, daß er, gerührt durch den ſchnellen Wechſel des Glücks, ihn anfangs leutſelig behandelte, und erſt ſpäterhin, als Bajazet ſich durch die Flucht zu befreyen ſuchte, mit wilder Härte. Doch Bajazet überlebte nicht lange den Umſturz ſeiner Macht und ſeines Ruhmes. Er ſtarb in Gefangenſchaft (23. März 1403) und wurde zu Burſa begraben.

Endlich rüſtete ſich Timur zu einem Zuge gegen China, das ſeit 1368 von der mongoliſchen Herrſchaft ſich losgeriſſen hatte. Große Feſtlichkeiten zu Samarkand, wobey er alle Pracht ſeiner Herrſchaft zur Schau ſtellte, gingen dieſem Zuge voran. Dann trat er denſelben an, am 8. Januar 1405. Aber er kam nicht weiter als bis Otrar. Hier ſtarb er im ſiebzigſten Jahre ſeines Alters, den 1. April 1405. — Er beſaß, wie Dſchingischan, kühnen Muth, hervorſtrebenden Ehrgeiz, ausdauernde Kraft, ungemeine Kriegsgeſchicklichkeit; aber er übertraf ſein Vorbild an Sinn und Geſchick für Künſte und Wiſſenſchaften. Gleichwohl konnte er eben ſo ſchonungslos und grauſam handeln, als Dſchingischan, ja mitunter noch ſchrecklicher, weil blinder Religionseifer, der dieſem fremd war, ihn beſeelte. Zu Delhi, zu Bagdad, zu Damascus, in Georgien und anderwärts ließ er viele Tauſend Gefangene niederhauen und ihre Köpfe pyramidenförmig aufſchichten.

Un-

Ueberhaupt ſcheinen ſeine beſſeren Empfindungen ſeiner Politik untergeordnet geweſen zu ſeyn. So läßt ſich wenigſtens das Widerſprechende in ſeinem Thun und Weſen erklären; daß er z. B. Großmuth und Gerechtigkeitsliebe äuſſerte, und doch die ärgſten Grauſamkeiten verübte; daß er Schmeicheleyen haßte, und doch ſeine wahren Abſichten ſo oft verſtellte; daß er ſtreng auf Ordnung und Sicherheit hielt, und doch die ärgſten Räubereyen beging.

Sein großes Reich zerfiel bald nach ſeinem Tode. Er ſelbſt hatte wenig oder nichts gethan, um dasſelbe zu ſichern, und ſeine Söhne und Enkel geriethen aus Herrſchſucht in Uneinigkeit. Sie alle wollten herrſchen und widerſtrebten daher der Anordnung Timurs, kraft deren ſein Enkel Pir Muhamed ſein Nachfolger ſeyn ſollte. Bey den Kriegen und Theilungen, die hieraus entſtanden, wurde ihnen ein Staat nach dem andern entriſſen. Kleinaſien ſamt Syrien kam an die Osmanen; die Ruſſen machten ſich frey; in Mittelaſien riſſen die Usbeken, die Nachkommen Usbeks, eines Hordenhauptes zu Kaptſchak, die Herrſchaft an ſich; Perſiens bemeiſterten ſich die Turkomanen und nach dieſen (1508) die Sophis. Nur in Indien oder Hindoſtan behauptete ſich Timurs Geſchlecht. Es errichtete nämlich Bahur oder Baber, ein Ururenkel Timurs, der vor den Usbeken aus der Buchareŋ entfloh, zu Delhi 1525 ein Reich, das ſich nach und nach immer mehr erweiterte, und den Namen Reich des großen Mogols erhielt. Unter den aſiatiſchen Völkern aber wurde ſeit dem zweyten Verfall des mongoliſchen Reiches keines für Aſien und Europa merkwürdiger als die Türken.

II. Von der Herrſchaft der Türken.

Die Türken, von den Europäern in frühern Zeiten auch Tataren genannt, ein zahlreiches, wohlgeſtaltetes, kriegeriſches Nomadenvolk Aſiens, wohnten urſprünglich auf der Oſtſeite des caspiſchen Meeres. Ihre frühere Geſchichte iſt unbekannt. Nur wahrſcheinlich iſt es, daß ſie in mehrere oft weit von einander entfernte Horden getheilt waren, bald frey bald unterworfen Heerden weideten und Krieg führten. In der Geſchichte erſcheinen ſie zuerſt im Anfang des neunten Jahrhunderts als Unterworfene und Söldlinge der arabiſchen Chalifen zu Bagdad, und bald darauf als Herren ihrer Gebieter *). Einige ihrer Anführer riſſen alle Gewalt im Palaſt des Chalifen an ſich, andre ganze Länder desſelben, als Chorasan 822, Syrien 868 und Aegypten 935.

Am mächtigſten und dauerndſten erhoben ſich unter ihnen im eilften Jahrhundert die Seldſchuken. Dieſe

---

*) S. hiſtor. Bilderſaal Th. II., S. 75.

Dieſe gingen unter ihrem Anführer Seldſchuk, von dem ſie den Namen haben, von Turkeſtan aus, und verbreiteten (ſeit 1038) unter ihm und ſeinen kriegeriſchen Söhnen ihre Herrſchaft über Perſien, Syrien und Kleinaſien. Zwar zerfiel ihr großes Reich ſchon nach dem Tode des dritten Sohnes Seldſchuks, Malek-Schah (1072 — 1092); doch erhielt ſich ein Zweig desſelben in Kleinaſien. Hier ſtiftete nämlich Soleiman, ein Vetter des Malek-Schah, zu Rum oder Ikonium einen Staat 1074, der ſich in der Folge über den größten Theil Kleinaſiens, Meſopotamiens und Syriens verbreitete, und ein Schrecken der Griechen und der Kreuzfahrer wurde. Ueber zweyhundert Jahre erhielt ſich dieſes ſeldſchukiſche Reich von Ikonium bis es endlich im Sturme der mongoliſchen Eroberungen zu Grunde ging (1292). Die Mongolen aber, denen es nicht um bleibenden Beſitz Kleinaſiens zu thun war, zogen bald wieder ab. Darauf kamen die ſeldſchukiſchen Emir'n oder Hordenhäupter, die ſich vor ihnen in die Gebirge geflüchtet hatten, wieder zum Vorſchein und errichteten in dem erledigten Lande kleine Herrſchaften, die ſie auf Koſten ihrer Nachbarn zu vergrößern ſuchten. Der berühmteſte unter dieſen Emirn ward Osman, Stifter des türkiſchen oder beſtimmter des osmaniſchen Reichs. Er war vormals im Dienſte oder Solde des Sultans von Ikonium geweſen. Nach dem Untergang deſſelſelben trat er ſelbſtſtändig auf. Im Jahr 1299 ſetzte er ſich in Bithynien feſt; von da breitete er ſich auf der Weſtküſte Kleinaſiens, die noch den Griechen gehörte, aus, ja er griff auch ſchon die an dieſer Küſte liegenden Inſeln an. Hiermit war die Looſung gegeben zu einem Kampfe zwiſchen den Osmanen und Griechen, der bis zur Eroberung Conſtantinopels faſt ununterbrochen fortdauerte, und bey dem Zuſtande, in welchem ſich das griechiſche Kaiſerthum befand, nicht anders als ſiegreich für die Osmanen endigen konnte.

Das griechiſche Kaiſerthum, gleichſam eine Reliquie aus alter Zeit, war in Zerrüttung. Zwar hatte es Michael Paläologus (1261) wieder hergeſtellt, und die Lateiner, die ſeit 1204 Meiſter von Conſtantinopel waren, vertrieben; aber dieß war mehr durch Ueberraſchung und fremde Hilfe als durch eigene überwältigende Kraft geſchehen. Auch erhielt das neue griechiſche Kaiſerthum keineswegs ſeinen alten Umfang. Losgeriſſen davon blieben die aſiatiſchen Länder, die Inſeln des ägäiſchen und mittelländiſchen Meeres, Bulgarien, die Moldau und Wallachey, Bosnien und Servien; es beſtand alſo nur aus Thracien (Romanien), Macedonien, Griechenland und der Weſtküſte Kleinaſiens. Von auſſen ward es durch die Angriffe des Hauſes Anjou zu Neapel und der Venetianer, von innen durch Spaltungen und Kronſtreitigkeiten erſchüttert. Die neuen Kaiſer aus dem Hauſe des Michael Paläologus waren meiſt ſchwache Fürſten. Um ſich gegen Venedig und Neapel ſicher zu ſtellen, dann um Hilfe gegen die anwachſende Macht der Türken zu erhalten, wendeten ſie ſich an die Päbſte und gelobten Vereinigung mit der abendländiſchen Kirche. Aber die morgenländiſche Geiſtlichkeit und durch ſie das Volk hegte Abſcheu gegen dieſe Vereinigung, und in dem Abendlande war ſeit den Kreuzzügen der Haß gegen Conſtantinopel tiefgewurzelt. Nur mit Rückſicht auf eigne Gefahr vereinigten ſich zu Zeiten mehrere abendländiſche Mächte gegen das Vordringen der Türken, aber ſie waren nicht im Stande den Untergang des griechiſchen Kaiſerthums zu verhindern.

Wie ganz anders war dagegen der Zuſtand der Osmanen. Hier zeigte ſich alle Kraft eines jugendlichen Lebens: kühner Muth, Thatendurſt, feſtes Zuſammenhalten; und an der Spitze ſtanden unternehmende Herrſcher, die ihrem Volke Gehorſam und ihren Feinden Schrecken einflößten. Nicht in Ueppigkeit und Abgeſchiedenheit des Serails erzogen, ſondern vor den Augen Aller auf Heereszügen, bey Berathſchlagungen, und ſo durchs Leben fürs Leben gebildet, lernten ſie am Gehorchen das Befehlen. Eben darum konnten ſie auch ihrem im

Werden begriffenen Reiche ſolche, (beſonders militäriſche) Einrichtungen geben, daß es nicht, wie die mongoliſchen Reiche, nach wenigen Jahren wieder zerfiel, ſondern Jahrhunderte lang ein Schrekken der Europäer und Aſiaten wurde, und noch jezt (freilich in einem entarteten Zuſtande) beſteht.

Schon Osmans Sohn und Nachfolger Orchan (1326 — 1360), der noch bey ſeines Vaters Lebzeiten Pruſa oder Burſa, am Fuße des myſiſchen Olymps, erobert hatte, und nun daſſelbe zum Hauptſiz des Reiches machte, erweiterte das erhaltene Erbe. Er vollbrachte die Eroberung Bithyniens (Nicäa ward 1330, Nicomedien 1331 von ihm erobert), unterwarf ſich mehrere der Emir'n, die theilweiſe das ehemalige Reich von Ikonium an ſich gebracht hatten, und eröffnete den Türken den Eintritt in Europa. Unter ihm ſezte ſein älteſter Sohn Soleiman über den Hellespont, und nahm daſelbſt auſſer einigen Schlöſſern Gallipoli, den Schlüſſel zum Cherſoneſus, ein.

Noch mehr breitete nach ihm ſein zweyter Sohn (Soleiman war noch vor Orchan geſtorben), Murad oder Amurath I. (1360 — 1389), der Eroberer genannt, die osmaniſche Macht in Aſien und Europa aus. Dort eroberte er Ancyra nebſt verſchiedenen andern Oertern, hier unterwarf er ſich, ohne großen Widerſtand, alles Land vom Hellespont bis zum Hämus, namentlich die Provinz Romanien oder Rumili, und machte Adrianopel zum Hauptſitz ſeiner Herrſchaft in Europa. Dann zog er gegen die Nationen zwiſchen der Donau und dem adriatiſchen Meere, gegen Bulgaren, Servier, Bosnier und Albaner, und nöthigte ſie theils Tribut zu geben, theils ſeine Heere zu vergrößern. Zugleich machte er ſich auch durch gute Einrichtungen um ſein Reich verdient. Er ſtiftete oder ordnete den Divan, das Collegium ſeiner Miniſter oder Rathgeber (der oberſte in demſelben bekam den Namen Weſſir); er ſetzte Richter (Kadi's) ein, und beſtellte zum Aufſeher derſelben den Mufti, das Haupt der türkiſchen Geiſtlichkeit. Aber vorzüglich lag ihm die Verbeſſerung des Kriegsweſens am Herzen. Anfangs beſtand daſſelbe, wie bey andern morgenländiſchen Völkern nur in leichter Reiterey; doch ſchon Orchan hatte aus gefangenen Chriſtenkindern ein regelmäßiges Fußvolk zubilden angefangen. Amurath erweiterte und vervollkommnete dieſe Einrichtung. Er nahm von den in Europa beſiegten Völkerſchaften die ſchönſten und kräftigſten Jünglinge, ließ ſie im Islam und Kriegsweſen unterrichten, und vereinigte ſie zu einem Korps, dem ein frommer Derwiſch Namen und Segen ertheilte. So entſtanden nun 1362 die Janitſcharen (d. i. neue Soldaten), lange Zeit das Schrecken

Europas, mit unter auch ihrer Sultane! Ihr Oberanführer hieß Aga; ſie wurden in Kammern oder Odas abgetheilt, mußten in Caſernen zuſammenleben, durften nicht heurathen, damit ſie ſich gewöhnten, einzig den Waffenübungen und dem Kriege zu leben. Aus den verdienteſten von ihnen wurde das Korps der Spahi's gebildet, welche gleichſam die reitende Leibwache des Kaiſers vorſtellten.

Dem Amurath I. — er fand 1389 ſeinen Tod auf dem Schlachtfelde bey Koſſowa in Servien, wo er über Servier, Walachen und Bulgern geſiegt hatte — folgte ſein Sohn Bajazeth, ein ungemein feuriger und behender Krieger, der, bald in Aſien bald in Europa, immer ſeinen Feinden nahe war, und darum Ilderim (der Blitz) genannt wurde. Er zuerſt, wie es heißt, nahm den Titel Sultan an. In Kleinaſien unterwarf er ſich die nordöſtlichen Gegenden, namentlich Sivas und Karamanien, und andere Beſitzungen des alten Reiches von Ikonium; in Europa unterwarf er ſich aufs neue Servien und Bulgarien, machte die Walachey und Moldau zinsbar, plünderte und verwüſtete Croatien, Slavonien und Albanien, eroberte Salonichi in Macedonien, und drang durch die Thermopylen bis nach Morea. Nichts blieb dem griechiſchen Kaiſer als Conſtantinopel, und ſchon traf Bajazeth Anſtalten ihm auch dieſe Stadt zu entreißen, als die abendländiſche Chriſtenheit gegen ihn zum Kampfe auftrat. Schon früherhin hatten die Venetianer und Johanniterritter, aufgefordert vom Pabſte und dem Gefühle der ihnen drohenden Gefahr, der aufſtrebenden Macht der Türken zu widerſtehn geſucht; aber vergebens. Eben dieſes Schickſal hatte auch der Kreuzzug, den jetzt der Pabſt wider die Türken zu Stande gebracht hatte, und an deſſen Spitze Sigismund, König von Ungern, ſtand. Bey Nikopolis in Bulgarien wurde dieß Kreuzheer völlig geſchlagen (1396); viele Häupter deſſelben geriethen in türkiſche Gefangenſchaft, und ſelbſt Sigismund konnte nur mit Mühe derſelben entrinnen. Nach dieſem großem Siege wendete ſich Bajazeth wieder gegen Conſtantinopel, und ward zum zweyten Male davon abgewendet, weil zu eben dieſer Zeit Timur die aſiatiſchen Länder der Osmanen angriff. Er war daher zufrieden, daß der griechiſche Kaiſer ihm einen jährlichen Tribut von 10000 Goldſtücken und den Osmanen in Conſtantinopel eine Kirche zur Moſchee und ein eigenes Gericht zuſagte (1402), und zog dann gegen den furchtbarern Feind. Aber hier ſcheiterte das Glück und der Ruhm ſeines Lebens! Er wurde, wie in der Geſchichte der Mongolen erzählt worden iſt, vom Timur bey Ancyra (1402) geſchlagen, gerieth in Gefangenſchaft, und ſtarb in derſelben (1403).

Jetzt ſchien das ganze Reich der Osmanen ſich aufzulöſen; denn Timur gab den Emirn die Bajazeth vertrieben hatte, ihr Eigenthum zurück, und unter den Söhnen Bajazeths, die er als abhängige Fürſten regieren ließ, entſtanden Spaltungen, Thronſtreitigkeiten und blutige Kriege. Jetzt alſo hätte es den europäiſchen Chriſten glücken können, die Türken aus Europa zu vertreiben, vielleicht ſie völlig aufzureiben; aber ſie verſäumten den günſtigen Augenblick! Nach zehen Jahren (1403 — 1413) ſtellte Muhamed I., der vierte von Bajazeths Söhnen, nachdem er alle Thronbewerber unterdrückt hatte, die Ordnung im türkiſchen Reiche wieder her, und machte dasſelbe durch gewaltige Heereszüge für Europa und Aſien wieder furchtbar (1413 — 1421).

Noch mehr zeichnete ſich nach ihm ſein Sohn und Nachfolger Amurath II. (1421 — 1451) durch Tapferkeit und Mäßigung aus. Er unterdrückte die Gegner, die ihm die Regierung ſtreitig machten, ſchränkte das oſtrömiſche Reich auf Conſtantinopel ein, das er zwey Monate lang (10. Jun. — 24. Aug. 1422) vergeblich belagerte, und brachte die in den Zeiten der Zerrüttung verlornen Städte und Provinzen wieder zu dem türkiſchen Reiche. Zwey Helden machten ihm am meiſten zu ſchaffen, nämlich an der Donau der ungeriſche Reichsfeldherr

herr Johann von Huniad, der ihn 1437 nöthigte die Belagerung von Belgrad aufzugeben, und in Albanien oder Epirus der Fürst Georg Castriota, auch Scanderbeg genannt, der mit geringen Hilfsmitteln aber großer Tapferkeit und Verſchlagenheit (ſeit 1438) Amuraths Schaaren widerſtand *). Im Jahre 1440 ſchloß Amurath mit den Ungern zu Segedin einen Waffenſtillſtand auf zehn Jahre, wobey ausgemacht wurde, daß weder Türken noch Ungern über die Donau gehen ſollten. Hierauf übergab er (1443) aus Sehnſucht nach Ruhe oder aus Gleichgiltigkeit gegen irdiſche Größe ſeinem einzigen Sohne Muhamed die Regierung, und zog ſich in die Einſamkeit nach Magneſia in Kleinaſien. Aber ſeine Entfernung und die Jugend ſeines Sohnes (dieſer, geb. 1429, war damals erſt vierzehn Jahre alt) ermunterte die abendländiſchen Chriſten zur Erneuerung des Krieges. Auf Antrieb eines päbſtlichen Geſandten brach der damalige König von Polen und Ungern, Wladislav, den feyerlichſt beſchwornen Waffenſtillſtand und drang bis zum ſchwarzen Meere vor. Amurath kam daher nach Europa zurück und ſchlug die Ungern und ihre Verbündeten in der blutigen Schlacht bey Varna nahe am ſchwarzen Meere in Bulgarien

(10.

---

*) Man ſehe im zweyten Abſchnitt Num. 35 Scanderbegs Abenteuer und Heldenthaten.

(10. Nov. 1444), wo Wladiſlav mit 15000 Chriſten das Leben verlor. Jetzt verließ **Amurath** zum zweyten Male den Thron, um in der Einſamkeit mit ſeinen Derwiſchen zu faſten und zu beten. Doch noch einmal mußte er zurückkehren, um einen Aufſtand der Janitſcharen zu ſtillen, und Krieg gegen die Ungern und deren tapfern Huniad zu führen (1449). Nicht lange darauf ſtarb er (1451).

Sein Sohn und Nachfolger Muhamed II. (1451 — 1481), ein Fürſt von großen Talenten, aber auch von leicht reizbarer Leidenſchaftlichkeit und von ſelbiger oft zu wilden Ausſchweifungen verleitet, fing ſeine thatenreiche Regierung mit der völligen Vernichtung des oſtrömiſchen Kaiſerthums an. Mit mehr als 200,000 Mann und ungeheuren Feuerſchlünden begann er am 9. April 1453 die Belagerung Conſtantinopels, das ſich mit dem Muth der Verzweiflung vertheidigte, ehrwürdiger in ſeinem Todeskampf als in ſeinem ſiechen Leben. Erſt am 29. Mai 1453 ward es durch Sturm erobert *). **Muhamed** machte hierauf Conſtantinopel zum Hauptſitz ſeines Reiches, und erbauete, um es gegen die Flotten des Abendlandes zu ſichern, die Schlöſſer der Dardanellen am Eingang des Hellesponts. Aber nicht zufrieden mit dem Beſitz Conſtantinopels bemächtigte er ſich (1454—1458) Serviens (mit Ausnahme der Feſtung Belgrad und Sabacz), des Ueberreſtes von Bosnien (1463) und Albaniens, nach dem Tode des tapfern Scanderbegs (1466). Er vernichtete ferner die Ueberreſte oſtrömiſcher Herrſchaft in Griechenland, auf den Inſeln des Archipelagus und in Kleinaſien, wo ein griechiſches Kaiſerthum zu Trapezunt bis 1461 beſtand. Zur Unterſtützung dieſer Unternehmungen errichtete er eine Flotte, die mehrere den Venetianern gehörige Inſeln eroberte, die Genueſen aus der Krimm vertrieb und die Küſten Neapels überfiel. Schon mit dem Gedanken beſchäftigt, auch Italien zu erobern, ward er zum Glück der europäiſchen Mächte nach Aſien gerufen, wo ſich der Sultan der Turkomanen, Uſſun Haſſan, und mehrere andere aſiatiſche Fürſten gegen ihn verbunden hatten. Zur Abwendung dieſer Gefahr zog er in Perſon gegen ſie zu Felde, aber er kam bloß bis in die Nähe von Nicäa, wo er im Lager ſtarb 1481.

---

*) Ausführlicher iſt dieſe merkwürdige Belagerung und folgenreiche Eroberung Conſtantinopels im zweiten Abſchnitt Num. 41 geſchildert.

Jetzt war die Macht und das Anſehn des türkiſchen Reiches viel zu feſt gegründet, als daß die ſchlaffere Regierung **Bajazets** II. (1481—1512), der meiſt unglückliche Kriege führte, demſelben Eintrag thun konnte. Ueberdieß folgten auf Bajazeth II. zwey Regenten nach einander, **Selim** I.

(1512 — 1519) und Soleiman II. (1519 — 1566), die ſich durch Tapferkeit und Klugheit auszeichneten, und die Herrſchaft der Türken auf den höchſten Gipfel erhoben. Perſien wurde von ihnen ſiegreich bekämpft, Syrien und Aegypten erobert, Rhodus nach langem Widerſtande eingenommen. Europa zitterte vor den Türken; es wurden Gebete gegen ſie angeordnet, und mehrere Päbſte nach einander ermunterten zu einem Kreuzzuge gegen ſie; aber wichtiger als dieſes alles war der engere Zuſammenhang, der ſich um eben dieſe Zeit unter den europäiſchen Staaten bildete, und von welchem in dem nun folgenden Kapitel geredet werden ſoll.

Viertes Kapitel.

Von der Entſtehung des europäiſchen Staatenſyſtems und den italieniſchen Kriegen.

Um eben dieſe Zeit, als die Macht der Türken am furchtbarſten wurde, trat in Europa eine Verkettung mehrerer Staaten hervor, die allmählich einen Zuſammenhang der europäiſchen Staaten und ihrer

Händel erzeugte, den man das europäiſche Staatenſyſtem nennt. Dieſe Verkettung, der alten Welt eben ſo fremd, als bis jetzt den übrigen Welttheilen, gehört zu den merkwürdigſten Erſcheinungen der Geſchichte überhaupt und dieſer Periode insbeſondere.

Den erſten Grund dazu legte gemeinſame Abſtammung und gemeinſame Religion. Die Hauptſtaaten des Mittelalters, Deutſchland, Italien, Frankreich, Spanien, England, auch Dänemark, waren germaniſchen Urſprungs, und bekannten ſich nach und nach insgeſamt zum Chriſtenthume. Hierdurch entwickelten ſich unter ihnen Aehnlichkeit der Verfaſſung, Gleichartigkeit der Bildung, und Häufigkeit des Verkehrs, kurz die nothwendigſten Bedingungen eines jeden geſellſchaftlichen Lebens. Wirklich zeigt auch die Geſchichte, daß die genannten Staaten zuerſt mit einander in Verbindung kamen, bald Eheverträge ſchloſſen, bald Krieg bald Frieden mit einander hatten, bald zu gemeinſamen Unternehmungen, namentlich den Kreuzzügen, ſich verbanden, die wiederum auf den Verein der europäiſchen Staaten hinwirkten.

Insbeſondere aber wurde derſelbe befördert durch die Pabſtmacht, durch das Ritterthum und durch die Hanſe. Die in der Kirche aufwachſende Pabſtmacht war gleichſam der erſte ſichtliche Anlaß zur Vereinigung der europäiſchen Staaten. Denn je mehr ſie alle Staaten zu einer geiſtlichen Monarchie zu vereinigen ſuchte, um ſo mehr ward dadurch der Verkehr unter den verſchiedenen Staaten belebt, und ein Band aufgebracht, das ſie alle umſchlang. Auch veranlaßte der Pabſt (obſchon nicht zu dieſem Zwecke) durch Concilien zum gegenſeitigen Austauſch der Ideen, trieb zu gemeinſamen Unternehmungen (erſt zu den Kreuzzügen, dann zu den Kämpfen gegen Mongolen und Türken), verbreitete überall das geiſtliche oder canoniſche Recht, und beförderte jenen Wechſel von Verbindungen und Spaltungen, der zu den weſentlichſten Eigenthümlichkeiten des europäiſchen Staatenſyſtems gehört. Wie aber die Pabſtmacht ganze Staaten mit einander in Verkehr brachte, ſo vereinigte das Ritterthum den Adel der germaniſchen Staaten, indem es denſelben in allen Staaten, in welche es drang, mit gleichen Grundſätzen des Rittergeiſtes beſeelte, und ſo Gleichartigkeit der Bildung unter ihm verbreitete. Die Hanſe endlich vereinigte nicht nur, wie der Handel überhaupt, die verſchiedenſten Völker Europens ohne Rückſicht auf Abſtammung und Religion, ſondern führte auch insbeſondere den Mittelſtand zum Gefühl ſeiner Kräfte, und gab in ihrem, auf Sicherheit des Eigenthums und gegenſeitige Hilfsleiſtungen abzweckenden Bunde

)den Staaten Europens ein Vorbild für das Streben nach einem, für die allgemeine Sicherheit nützlichen Gleichgewicht der Macht.

Auf ſolche Art ward die Verkettung der Staaten Europas ſchon frühzeitig eingeleitet. Indeſſen konnte ſie ſich nicht beſeſtigen und ausbilden, ſo lange die Hauptſtaaten noch zu ſehr mit ſich, oder mit Gründung und Befeſtigung ihrer innern Stärke und Verfaſſung beſchäftigt waren. Als aber durch das Aufkommen eines dritten Standes in den Hauptſtaaten Europas die Macht derſelben vermehrt, als gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts Spanien, Frankreich und England zu großen Maſſen aufgewachſen und die Könige dieſer Staaten zu erhöheter Gewalt gelangt waren; als in Deutſchland die Macht des Hauſes Habsburg ſich erhoben und außer der Kaiſerkrone Oeſtreich und die Niederlande an ſich gebracht hatte: ſo mußten die Staaten aufmerkſamer auf einander werden oder ſich gegenſeitig beobachten; es mußten neue Verhältniſſe für Kriegs- und Friedenszeiten entſtehn, und die Staatshändel mußten an Ausdehnung und Zuſammenhang zunehmen. Hierzu kam noch, daß eben damals durch Einführung der ſtehenden Geſandſchaften, der Poſten, und der Buchdruckerkunſt die wechſelſeitigen Mittheilungen erleichtert wurden. Man kann daher, wie wenig man auch im Stande iſt, den Anfang des europäiſchen Staatenſyſtems genau zu beſtimmen, doch die Geſchichte deſſelben mit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts beginnen.

Den erſten Anfang dieſer Verkettung der Staaten und Staatshändel Europas kann man in Italien ſuchen, das wie an Cultur der Künſte und Wiſſenſchaften ſo auch an Cultur der Politik allen Reichen Europas voranging, und bey ſeiner Zerſtückelung in mehrere unabhängige Staaten die Idee einer Aufrechthaltung des Gleichgewichts durch Bündniſſe zuerſt in Anregung bringen konnte; Frankreich aber war es, das am Ende des funfzehnten Jahrhunderts durch ſeine Vergrößerungsverſuche die politiſche Umformung Europens hervorrief. Denn als es ſeinen Arm nach Italien ausſtreckte, ſo erhoben ſich nicht nur in Italien, ſondern auch in den Nachbarſtaaten (Oeſtreich, Spanien und England) Beſorgniſſe wegen der Uebermacht dieſes Staates und gleichartige Vergrößerungsverſuche. Hieraus entſtanden die italieniſchen Kriege, die als ſichtbarer Anfang der politiſchen Verknüpfung der europäiſchen Mächte und einer zuſammenhängenden Reihe europäiſcher Staatshändel zu betrachten ſind. Eben darum verdienen es auch dieſe Kriege, daß wir ihren Anfang, Fortgang und Ausgang kürzlich erzählen.

Das ältere Haus Anjou in Neapel war im Jahr 1435 ausgeſtorben und hatte ſeine Anſprüche auf Neapel an das jüngere Haus Anjou in Frankreich vererbt, von welchem ſie nebſt der Provence, dem Beſitzthum dieſes Hauſes, an die Krone Frankreichs übergingen (1481). Damals trug dieſe Krone Ludwig XI. (1461 — 1483). Dieſer, voll kalter Beſonnenheit, und nur damit beſchäftigt, ſeine Gewalt im Innern Frankreichs zu erheben, dachte nicht daran jene Anſprüche geltend zu machen. Allein ſein Sohn und Nachfolger Karl VIII. (1483 — 1498), leichtſinnig, ehrgeizig und zu abenteuerlichen Unternehmungen geneigt, ließ ſich leicht dazu bewegen, und zwar von Ludwig Moro.

Dieſer, der Sohn des mailändiſchen Herzogs Franz Sforza, hatte nach dem Tode ſeines ältern Bruders Galeazzo Maria (1476) die Vormundſchaft über deſſen Sohn Johann Galeazzo und die Regentſchaft über Mailand an ſich geriſſen. Darauf ſtrebte er, ſeinen Neffen gänzlich zu verdrängen, und Herzog von Mailand zu werden. Dieſem Streben ſtand der Hof von Neapel, da Johann Galeazzo eine neapolitaniſche Prinzeſſin geheurathet hatte, am meiſten entgegen. Ludwig Moro trat daher mit dem damaligen Pabſte, dem ausſchweifenden Alexander VI., der ſeinen natürlichen Sohn Cäſar Borgia zu einem Fürſten zu erheben ſuchte, ferner mit den Venetianern, die unabläßig an der Ausbreitung ihrer Macht arbeiteten, und mit dem deutſchen Kaiſer Maximilian, der, obſchon Schwager des Johann Galrazzos, doch für 100,000 Dukaten den Ludwig Mero mit dem Herzogthum Mailand belehnte, in Verbindung. Noch größere Sicherung ſeiner Herrſchaft glaubte Ludwig Moro dadurch zu erlangen, wenn er ein fremdes Volk in die Angelegenheiten Italiens verwickelte und durch daſſelbe einen ſchweren Krieg über den neapolitaniſchen Hof brächte. Niemand ſchien ihm dazu geſchickter als König Karl VIII., der, wie geſagt, Anſprüche auf Neapel hatte, und ſolche geltend zu machen geneigt war. Ihn alſo ladete er ein, nach Italien zu ziehen, und ſeine Vorſtellungen und Beſtechungen fanden Eingang. Karl VIII. ſchloß mit dem Kaiſer Maximilian Frieden zu Senlis (23. Mai 1493), gab dem länderſüchtigen König von Spanien, Ferdinand dem Katholiſchen, die verpfändeten Grafſchaften Rouſſillon und Cerdagne unentgeltlich zurück, und zahlte dem König von England Heinrich VII., um ihn in Ruhe zu halten, eine Summe Geldes. Nach ſolchen Vorkehrungen trat er mit zwanzig- bis dreyßigtauſend Mann und einhundert und vierzig metallenen Kanonen im Auguſt des Jahres 1494 den Feldzug nach Italien an.

Nicht leicht hat ein Feldzug einen ſo glücklichen Anfang, einen ſo unerwarteten Ausgang und eine ſo große Zahl wichtiger Folgen gehabt als dieſer! Ungehindert überſtieg Karl die Alpen; alles wich vor ihm oder unterwarf ſich ihm. In Savoyen bekam er Geld; zu Aſti, Parma und Piacenza ward er freundlich aufgenommen; die Florentiner ſchlugen ihm anfangs den Durchzug ab; aber ihr damaliger Vorſteher, Peter von Medici, ſagte ihm dieſen, und überdieß Geld, Kriegsvolk und einige Sicherheitsplätze zu. Am 17. Nov. zog er glänzend in Florenz, am 31. Dec. in Rom ein. Pabſt Alexander VI. hatte die Ehre dieſes Beſuchs abzulehnen geſucht; aber Karl VIII. nöthigte den Pabſt, ihm einige Oerter im Kirchenſtaate zur einſtweiligen Beſetzung und im voraus die Belehnung mit Neapel zuzuſichern. Darauf drang er im Januar 1495 in dieſes Königreich.

Hier herrſchte damals (ſeit 1494) Alfons II. von einer Nebenlinie Aragoniens. Dieſer, ſeinem eignen Volke nicht trauend und die Franzoſen fürchtend, trat bey ihrer Annäherung die Regierung an ſeinen Sohn Ferdinand II. ab und floh nach Sicilien (22. Jan. 1495). Aber auch Ferdinand II., obſchon geliebt von dem Volke, getrauete ſich nicht, Widerſtand zu leiſten, ſondern flüchtete ſich auf die Inſel Iſchia. So nahmen die Franzoſen faſt ohne

Schwertſtreich das Königreich Neapel in Beſitz. Am 22. Februar 1495 zog Karl VIII. als Sieger und Herr in Neapel ein, und am 12. Mai ließ er ſich daſelbſt zum König krönen. Aufgeblähet durch ſein Glück und nach Abenteuern dürſtend, mochte er wohl den Gedanken faſſen, von Neapel aus Conſtantinopel anzugreifen und die Türken aus Europa zu vertreiben; aber wie konnte er dieſem Gedanken nachhängen?

Den Staaten Italiens und den Nachbarn Frankreichs ſchienen die unerwarteten Fortſchritte Karls VIII. bedenklich. Es vereinigten ſich daher Pabſt Alexander VI., Ferdinand der Katholiſche, Maximilian I., die Republik Venedig, und ſelbſt Ludwig Moro, der die Franzoſen nach Italien gerufen hatte, ſie wieder aus Italien zu entfernen. Am 31. März 1495. ſchloſſen ſie dazu in Venedig ein Bündniß. Kaum erhielt Karl VIII. hiervon Nachricht, als er ſogleich, wegen ſeiner Sicherheit beſorgt, mit dem größten Theile ſeiner Truppen von Neapel aufbrach (20. Mai 1495), um Frankreich zu erreichen, ehe ihm der Rückweg verſperrt würde. Gleichwohl wäre dieſes faſt geſchehn. Bey Fornovo, unweit Parma hatten die Verbündeten ein Heer zuſammengebracht, und nur mit Mühe und mit dem Verluſt ſeines Geſchützes und Gepäckes konnte ſich Karl VIII. durchſchlagen (6. Jul. 1495).

1495). Neapel ging ſogleich für ihn verloren: die Venetianer nahmen die Seeſtädte weg, der neapolitaniſche König Ferdinand II. kam mit Hilfe der Spanier nach Neapel zurück; und die daſelbſt befindlichen Franzoſen mußten froh ſeyn, daß ihnen ein freyer Abzug nach Frankreich verwilliget wurde. Andrerſeits konnte der Herzog von Orleans, der mit 7000 Mann in Novara eingeſchloſſen war, nur durch einen nachtheiligen Vergleich mit Ludwig Moro (Vercelli, 10. Oct. 1495) befreyt werden.

Das erſte Unternehmen Frankreichs gegen Italien war alſo mißlungen; aber es erregte den Unternehmungsgeiſt der Regenten, und machte Italien über ein halbes Jahrhundert zum Schauplatz wechſelvoller Kriege und einer argliſtigen Politik, die nicht das Heil der Völker, ſondern nur Stillung ſelbſtſüchtiger Leidenſchaften zum Zwecke hatte.

Der herrſchſüchtige und ränkevolle **Ludwig Moro**, der jenen erſten Sturm über Italien gebracht hatte, hielt Italien durch neue Ränke in Bewegung. Denn nicht zufrieden mit dem Herzogthum Mailand und dem Beſitz von Genua, das ihm Karl VIII. in dem Vergleich zu Vercelli als franzöſiſches Lehn überlaſſen hatte, wollte er auch Piſa, das damals frey war, an ſich bringen. Darüber zerfiel er mit Florenz und Venedig. Um ſeine Abſichten zu erreichen, zog er (1496) den Kaiſer Maximilian I. nach Italien. Dieſer konnte jedoch aus Mangel an Geld und Truppen nichts ausrichten. Dagegen unternahmen bald darauf, wider Moro's Willen, die Franzoſen einen zweyten Feldzug nach Italien, der ihm den Untergang brachte.

Schon Karl VIII. war begierig, die in Italien erlittene Schmach wieder auszutilgen; aber erſt der Drang der Umſtände, dann veränderte Stimmung, endlich ſein baldiger Tod (1498) machte dies Vorhaben rückgängig. Deſto eifriger beſtand darauf ſein Nachfolger **Ludwig XII.** (1498—1515) vorher Herzog von Orleans. Auſſer den Anſprüchen der Krone Frankreich auf Neapel, hatte er beſondere Anſprüche ſeines Hauſes auf Mailand, da ſeiner Großmutter Valentine, Schweſter des letzten mailändiſchen Herzogs aus dem Hauſe Visconti, und deren männlichen Nachkommen die Nachfolge in Mailand verſprochen worden war. Dieſe Anſprüche ſuchte er jetzt aus Haß gegen Ludwig Moro, den er als den Anſtifter alles Unheils, das den Franzoſen in Italien begegnet war, betrachtete, geltend zu machen. Er trat daher mit vielen europäiſchen Mächten in freundſchaftlichen Verkehr; beſonders gewann er den Pabſt, deſſen natürlichen Sohn Cäſar Borgia, er zum Herzog von Valence erhob, und die Venetianer, denen er mehrere Städte des Herzogthums Mailand zuſicherte. Den Herzog von Savoyen bewog er, ſeinen Truppen freyen Durchzug, und die Schweizer ihm Werbung für Geld zu geſtatten. Er ſelbſt brachte ein Heer 14000 Mann zuſammen, zu deſſen Hauptanführer er einen vertriebenen Mailänder, Trivulzi, ernannte.

Ludwig Moro bemerkte das aufſteigende Ungewitter und ſuchte ſich durch Gegenbündniſſe zu ſichern. Aber weder der Kaiſer Maximilian, dem er Geld gab, um deutſche Truppen zu werben, noch die Florentiner, mit denen er ſich ausſöhnte, leiſteten ihm Hilfe; ja nicht einmal die Mailänder waren einſtimmig für ihn: durch Habſucht und Argliſt hatte er ihre Gemüther von ſich abgewendet. So geſchah es denn, daß, als die Franzoſen (im Aug. 1499) in Italien eindrangen, Mailand ſamt dem damit verbundenen Genua in wenig Wochen und faſt ohne Schwertſchlag erobert wurde. Ludwig Moro, mehr argliſtig als tapfer, floh mit ſeinen Schätzen und Kindern nach Deutſchland (Sept. 1499), und kaum war er fort, ſo überließ ſein Feldherr das feſte Schloß zu Mailand für eine große Geldſumme an die Franzoſen. Hierauf hielt Ludwig XII. am 6. Oct. 1499 ſeinen Einzug in Mailand, richtete daſelbſt die franzöſiſche Regierung ein, ernannte den Marſchall Trivulzi zu ſeinem Statthalter und kehrte dann (im Nov.) nach Frankreich zurück.

Aber in kurzer Zeit wurden die Mailänder der Franzoſen überdrüßig und wünſchten ihren Herzog zurück. Ludwig Moro nahm daher 500 burgundiſche Ritter und 8000 Schweizer in Sold und rückte (im Jan. 1500) ins Mailändiſche ein. Mit Freuden wurde er aufgenommen! Das ganze Herzogthum, bis auf die feſten Schlöſſer von Mailand und Novara, unterwarf ſich ihm.

Doch abermals ein ſchneller Wechſel der Dinge! Ludwig XII. ſchickte ein neues Heer unter Trimouille, bey welchem ſich 10,000 Schweizer befanden, den Truppen des Trivulzi zu Hilfe. Dieſe neue Heeresmacht rückte ſogleich vor Novara gegen Ludwig Moro, der auf den Schutz der Schweizer, die um ihn waren, vertraute. Allein dieſe Schweizer kündigten ihm ihre Dienſte auf: ſie dürften, ſagten ſie, nicht gegen ihre Landsleute fechten. Vergebens ſuchte ſie der Herzog zurück zu halten; nichts blieb ihm übrig, als in der Kleidung eines gemeinen Schweizers mitten unter ihren Schaaren abzuziehen. Sie geſtatteten es und nahmen mit ihm ihren Weg durch das franzöſiſche Lager. Allein beim Durchgang durch dasſelbe verrieth ihn ein Schweizer, Turmann aus Uri. So

umempfing er durch Verrath den Lohn ſeiner Verrätherey̆en. Er gerieth (10. Apr. 1500) in franzöſiſche Gefangenſchaft, in welcher er nach zehn Jahren ſtarb. Die biedern Urner aber ſtraften den Verräther, der den Ruf ihrer Treue und Redlichkeit beſchmitzt hatte.

Ludwig XII. ward nun abermals Herr von Mailand, und der Beſitz dieſes Herzogthums ſchien ihm um ſo geſicherter, da Kaiſer Maximilian die Reichshilfe vergebens gegen ihn aufgeboten hatte, ja ſogar durch die Reichsſtände genöthigt worden war, einen neuen Waffenſtillſtand mit ihm zu ſchließen (1501). Er faßte daher den Gedanken, auch Neapel ſich zu unterwerfen. Da aber ohne Einverſtändniß mit Ferdinand dem Katholiſchen, damaligem Herrn von Sicilien, die Ausführung dieſes Planes unmöglich ſchien, ſo vereinigte er ſich mit ihm (Nov. 1500), Neapel gemeinſchaftlich zu erobern und zu theilen. Wirklich gelang auch die Eroberung mit leichter Mühe (1501). Der damalige König von Neapel, Friedrich — der Oheim Ferdinands II., der ſchon den 8. October 1496 geſtorben war — mußte, umſtrickt von Argliſt und Waffengewalt, auf die Krone Neapels Verzicht leiſten und in franzöſiſcher Gefangenſchaft (1504) ſterben. Allein bey der Theilung entzweyten ſich die Verbündeten, und es kam zwiſchen ihnen zum Kriege (1502).

(1502). Hier ſchien Ludwig XII. anfangs die Oberhand zu gewinnen; aber Ferdinand der Katholiſche, Meiſter in den Künſten des Betrugs, wußte ihn ſo zu überliſten, daß die Franzoſen genöthigt wurden (1504), Neapel gänzlich zu räumen. Doch behauptete Ludwig XII. ſeine Anſprüche auf dieſes Königreich, bis er ſie endlich an ſeine Nichte Germaine de Foix, die Ferdinand der Katholiſche nach Iſabellens Tode geheurathet hatte (Oct. 1505), abtrat.

Auch jetzt kam Italien nicht zur Ruhe! Denn verlor ſich auch Neapel auf einige Zeit aus dem Geſichtskreis der damaligen Politik, ſo gab es bald andre Gegenſtände, die ſie beſchäftigten, und waren auch Männer wie Ludwig Moro, Alexander VI. und mit ihm ſein Sohn Cäſar Borgia von der Bühne getreten, ſo wurde ihre Stelle mehr als zu ſehr durch Julius II. erſetzt, der nach dem Tode Alexanders VI. (geſt. 18 Aug. 1503) und der kurzen Regierung Pius III. den apoſtoliſchen Stuhl beſtieg und bis an ſeinen Tod (1513) die Seele aller politiſchen Unternehmungen in Italien blieb.*) Sein Plan war, die Beſitzungen des Kirchenſtaates, die Alexander VI. dem Cäſar Borgia hatte zuwenden wollen, und von denen viele in fremde Hände, namentlich in die der Venetianer gerathen waren, wieder zuſammen zu bringen und dann die Franzoſen aus Italien zu vertreiben. Schritt vor Schritt ſuchte er dieſen Plan auszuführen. Er zog in Perſon (1505 und 1506) vor Perugia und Bologna, und brachte beyde Städte zum Kirchenſtaat zurück. Darauf bedrohete er Venedig mit Krieg, das ihm Romagna vorenthielt und ihm keine Unterwürfigkeit bezeigte. Doch zu ſchwach, um allein gegen dieſe mächtige Republik etwas ausrichten zu können, ſuchte er die drey Hauptmächte damaliger Zeit, Spanien, Frankreich und Oeſtreich, gegen ſelbige zu verbinden. Dieß war leicht. Alle drey waren gegen Venedig eingenommen: Ferdinand der Katholiſche, weil er nach den neapolitaniſchen Seeſtädten trachtete, die Venedig an ſich gebracht hatte; Ludwig XII., weil er das wieder haben wollte, was er am Anfang ſeiner italieniſchen Feldzüge von Mailand an Venedig abgetreten hatte; Kaiſer Maximilian, weil ihm die Venetianer (im Febr. 1508) den Durchzug nach Rom verlegt, Trieſt, Fiume ꝛc. abgenommen, und (6. Jun. 1508) einen Waffenſtillſtand auf drey Jahre abgedrungen hatten. Demnach gelang es dem Pabſte, Spanien, Frankreich und Oeſtreich zu Cambrai (10. Dec. 1508) gegen Venedig zu verbinden, oder die Ligue von

---

*) Zwey Männer, die in dieſer Zeit als Ritter von altem Schrot und Korn ſich auszeichneten, Bayard und Götz von Berlichingen, verdienen eine genauere Schilderung. Man findet dieſe im zweyten Abſchnitt, Num. 36.

Cam-

Cambrai zu Stande zu bringen — das größte Bündniß, das bis dahin in Europa Statt gefunden hatte! Auch Savoyen, Ferrara, Mantua und Ungern traten nach und nach demſelben bey. Venedig ſchien dem Untergange geweihet. Aber es zeigte ſich bald, wie häufig große Bündniſſe an den Privatleidenſchaften der Verbündeten ſcheitern, und wieviel ausdauernde Standhaftigkeit und Klugheit gegen ſie vermag.

Mit dem April 1509 ſollten die Feindſeligkeiten beginnen. Ludwig XII., der thätigſte unter ſeinen Bundsgenoſſen, kam dieſer Bedingung nach. Im April 1509 zog er mit einer Armee von 40,000 Mann über die Alpen, ſchlug (14. Mai) die Venetianer in der blutigen Schlacht bey Agnadello, und eroberte in funfzehn Tagen alles, was ihm in der Ligue zugeſagt worden war. Bald nach ihm griff Pabſt Julius II. mit geiſtlichen und weltlichen Waffen die Venetianer an. Er that ſie (27. Apr. 1509) "als ein räuberiſches, ungehorſames und irreligiöſes Volk" in den Bann, und ſchickte 10,000 Mann gegen ſie. Erſt im Juni 1509 ſetzte ſich Kaiſer Maximilian in Bewegung; Ferdinand der Katholiſche aber that nichts, als daß er die in Anſpruch genommenen neapolitaniſchen Seeſtädte in Beſitz nahm.

Die Republik Venedig gerieth bei ſolchen Schreckniſſen anfangs in Verzweifelung: durch die Niederlage bey Agnadello war der Kern ihres Heeres aufgelöſt! Doch bald erhob ſie ſich zu jener Standhaftigkeit und Schlauheit, durch die ſie groß geworden war. Auch kam ihr eben ſo wohl die Uneinigkeit ihrer Verbündeten als die Anhänglichkeit ihrer Unterthanen zu Statten. Widerſtand wäre Thorheit geweſen, ſo lange die Ligue von Cambrai in Kraft beſtand. Der Senat beſchloß daher, ſich bloß auf Behauptung des Seeſtaates zu beſchränken, und wo möglich das Bündniß zu trennen. Demnach zog er alle Beſatzungen aus dem feſten Lande zurück (ſo erhielt Ferdinand der Katholiſche, Maximilian I. und Julius II. das, wonach ſie zunächſt geſtrebt hatten), und ſchickte Geſandte an den Kaiſer, die ihn fußfällig um Gnade baten, mit dem Erbieten, alles, was die Republik dem teutſchen Reiche und dem Hauſe Oeſtreich entzogen hätte, zurückzugeben, und allen ſeinen Befehlen zu gehorchen: nur ſollte er ihr Daſeyn erhalten und ſie gegen Frankreich in Schutz nehmen. Der Kaiſer aber, voll Zornes gegen die Republik, vielleicht auch aus Achtung gegen die Ligue, kraft deren kein Theil ohne Beyſtimmung der andern Friede machen ſollte, verwarf ihr Anerbieten, und ſetzte (im Jul. 1509) ſeinen Zug gegen Venedig fort. Verona, Vicenza, Padua und andere Städte öffneten ihm die Thore, und bald erhielt er auch alles zurück, was ihm die Venetianer in Friaul und Iſtrien entriſſen hatten. Schon hoffte er Venedig gänzlich zu bezwingen. Eine eitle Hoffnung! Gerade er und der König von Frankreich ſollten durch die Ligue von Cambrai am meiſten verlieren; ſo wie hingegen der Pabſt und Ferdinand der Katholiſche, wenigſtens für den Augenblick, am meiſten dabey gewannen.

Dem Pabſte war es gar nicht um Vernichtung der Venetianer zu thun. Nur zwingen wollte er ſie durch die Schrecken der Ligue von Cambrai, ihm wieder zu geben, was ſie ihm vorenthalten hatten. Eben darum hatte er, als er das geſchloſſene Bündniß genehmigen ſollte, gewankt, und dasſelbe würde gar nicht zur Ausführung gekommen ſeyn, hätten ihm damals die Venetianer größere Nachgiebigkeit bewieſen. Jetzt, da er wieder hatte, was er wünſchte, war er der Erſte, der ſich ihnen näherte. Auch Ferdinand der Katholiſche blieb ruhig, ſo bald er die neapolitaniſchen Seeſtädte wieder hatte; Ludwig XII. aber zog ſich entweder aus Kaltſinn gegen ſeine Bundsgenoſſen, oder aus Mangel an Geld (Jul. 1509) über die Alpen zurück. So ſtand der Kaiſer allein den Venetianern gegenüber, und dieſe kämpften nun gegen ihn ſo nachdrücklich, daß ſie ihm nicht nur viele der verlornen Städte wieder abnahmen, ſondern ihn auch nöthigten, (im Oct. 1509) unverrichteter Sachen nach Deutſchland zurückzukehren.

Jetzt ſchien es dem Pabſte Zeit, die Ligue von Cambrai völlig aufzulöſen (was ſie ihm nützen ſollte, hatte er erreicht), und ein neues Bündniß zu errichten, um auch den zweyten Theil ſeines Planes, Vertreibung der Franzoſen aus Italien, zur Ausführung zu bringen. Er ſchloß daher mit den Venetianern, nachdem er ſie vom Banne losgeſprochen hatte, einen förmlichen Frieden (24. Febr. 1510), und ſuchte auch den Kaiſer mit ihnen auszuſöhnen. Dieß wollte ihm nicht ſo leicht gelingen! **Maximilian**, voll Erbitterung gegen Venedig, ſetzte auch in den Jahren 1510 und 1511 den Krieg gegen daſſelbe fort (doch ohne Gewinn!), und erneuerte noch am 17. November 1510 mit Ludwig XII. die Ligue von Cambrai. Allein der Pabſt ließ ſich dadurch nicht irren, und erreichte ſeine Abſicht. Erſt wendete er die Schweizer von Ludwig XII. ab, den ſie immer mit Truppen unterſtützt hatten; dann ſchloß er mit Spanien und Venedig ein Bündniß zur Vertreibung der Franzoſen aus Italien (4. Oct. 1511), und im folgenden Jahre (1512) brachte er zu demſelben auch den König von England Heinrich VIII. und ſelbſt den Kaiſer Maximilian, nachdem er einen Waffenſtillſtand zwiſchen ihm und Venedig vermittelt hatte (6. Apr. 1512). Dieſes zweyte große Bündniß wurde die heilige Ligue genannt, im Bezug auf den Pabſt, der hier alles leitete.

Nun gerieth Ludwig XII. in eine nicht minder drangvolle Lage wie vorher die Republik Venedig. Vergebens tobte er, der Betrogene; vergebens veranſtaltete er zur Abſetzung des argliſtigen Pabſtes ein Concil zu Piſa (1511); vergebens ergriff er, um ſich in Italien zu behaupten, die Waffen! Zwar kämpfte ſein tapfrer Neffe, Gaſton de Foix ſehr glücklich gegen die Venetianer in Brescia (18. Febr. 1512) und gegen die päbſtlichen und ſpaniſchen Truppen bey Ravenna (14. Apr. 1512); aber mit dem Tode dieſes jungen Helden, der zwey und zwanzig Jahre alt, bey Ravenna ſiegend fiel, änderte ſich das Waffenglück der Franzoſen. Es fehlte ihnen ein Anführer, der die Stelle des Gefallenen erſetzte; die Deutſchen, die bey ihnen ſtanden, wendeten ſich von ihnen ab; die Schweizer aber, die jetzt gegen ſie kämpften, fielen mit ſtarker Heeresmacht ins Mailändiſche ein, vertrieben die Franzoſen (Jun. 1512) und übergaben, mit Beyſtimmung des Pabſtes, dem älteſten Sohne Ludwig Moro's, Maximilian Sforza, das Herzogthum Mailand (31. Dec. 1512).

Bald darauf ſtarb **Julius II.** (21. Febr. 1513), der Anſtifter aller dieſer Ereigniſſe. Sein Tod ſchien den von Feinden bedrängten und mit dem Banne belegten König Ludwig XII. Luft zu machen. Er ſchloß nun mit Venedig ein Bündniß (Blois, 23. März 1513) zur Wiedereroberung Mailands, und ſchickte ein großes Heer nach Italien. Allein der neue Pabſt **Leo X.**, aus dem Hauſe Medici, folgte den Planen ſeines Vorgängers und brachte überdieß auch Florenz zur heiligen Ligue; die Schweizer aber erfochten, ohne daß es die Venetianer abwehren konnten, bey Novara (6. Jun. 1513) einen glorreichen Sieg über die Franzoſen, worauf dieſe abermals Italien räumen mußten. Da nun zu gleicher Zeit Ferdinand der Katholiſche den König des ſpaniſchen Navarra, den einzigen Verbündeten Ludwigs XII., bekämpfte (1512) und das weſtliche Frankreich bedrohete; da ferner **Heinrich VIII.** in Artois einfiel und in Verbindung mit **Maximilian I.** die franzöſiſche Reiterey bey Guinegate in die Flucht ſchlug (17. Aug. 1513) und dann Tournay und Terouenne eroberte; die Schweizer aber in Burgund einbrachen (im Aug. 1513) und Dijon belagerten: ſo blieb dem König **Ludwig XII.** nichts übrig, als mit Aufopferung aller ſeiner Eroberungen Frieden zu ſchließen. Er unterhandelte daher mit jedem ſeiner Feinde einzeln, um deſto ſicherer ſie zu trennen.

Zuerſt ſchloß er mit den Schweizern, die er durch falſche Geißeln hinterging, einen Waffenſtillſtand (13. Sept. 1513); dann ſöhnte er ſich mit Leo X. aus (6. Oct. 1513), den er als rechtmäßigen Pabſt anerkannte; ferner mit Ferdinand dem Katholiſchen (1. Dec. 1513), dem er alle Anſprüche auf Neapel abtrat, und Mailand, Aſti und Genua als Heurathsgut für ſeine zweyte Tochter Renata, die einen Enkel Ferdinands und Maximilians heurathen ſollte, zuſicherte. Eben dadurch gewann er auch den Kaiſer Maximilian, mit dem er einen Waffenſtillſtand (13. März 1514) ſchloß. Endlich bewog er auch den König von England dadurch zum Frieden (7. Aug. 1514), daß er ihm eine Million Goldgülden verſprach und ſich mit deſſen Schweſter Marie vermählte. Aber dieſe Friedensſchlüſſe waren nicht von langer Dauer: Ludwig konnte den Beſitz von Mailand, Ferdinand der Katholiſche und Maximilian I. ihr Gegenſtreben nicht aufgeben; und obſchon alle drey kurz nach einander ſtarben (Ludwig XII., 1515; Ferdinand der Katholiſche 1516, und Maximilian 1519), ſo erneuerten doch ihre Nachfolger, Franz I. in Frankreich und Karl V. in Oeſtreich und Spanien, den Krieg gegen einander, der noch lange Jahre beſonders Italien zerrüttete.

Auf ſolche Art zeigte ſich die Verkettung der europäiſchen Staaten bey ihren erſten Aeuſſerungen ſelkeineswegs vortheilhaft. Sie erſchien als das Werk der Argliſt und der Eroberungsſucht, das gegenſeitige Erbitterung erregte und beſtärkte, und die Kriege vermehrte und verlängerte. Doch wie tödtendes Gift zur heilſamen Arzney werden kann, ſo ward auch dieſe Staatenverkettung bey allem Uebel, was ſie in ſich ſchloß, nützlich und wohlthätig. Sie führte mitten unter dem Treiben der Argliſt und Selbſtſucht zu einer Erhebung über dieſelbe, oder zu einem weltbürgerlichen Denken, zur Idee eines Völkerrechts, das, nicht auf ausdrückliche Verträge, ſondern auf Gefühle des Rechts gebaut, die Beobachtung einer rechtlichen Handlungsweiſe im Krieg und Frieden zur Pflicht macht. Sie entwickelte den Begriff eines Gleichgewichts der Macht, das den Mißbrauch derſelben verhüten, die ſchwächeren Staaten gegen die ſtärkeren ſchützen und die Sicherheit und Unabhängigkeit aller erhalten kann, wo nicht mächtigere Leidenſchaften dazwiſchen treten. Sie erzeugte ferner einen häufigern Verkehr unter den Völkern Europas, und beförderte dadurch einen lebendigern Austauſch ihrer Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, eine Veränderung ihrer Sitten und Denkweiſen, eine vermehrte Gleichartigkeit ihrer Bildung, und ſo den höhern Aufſchwung Europas. Endlich trug dieſe Staatenverbindung, indem ſie das Gewicht weltlicher Macht immer fühlbarer machte, auch dazu bey, daß der Pabſt aus dem Mittelpunkt der Weltbegebenheiten gerückt wurde, in welchem er ſich während des Mittelalters behauptet hatte.

Fünftes Kapitel.

Von dem Steigen und Sinken der Pabſtmacht und dem Fortſchreiten des Zeitgeiſtes.

1) Von dem Steigen der Pabſtmacht.

Die Pabſtmacht, die Gregor VII. am Schluſſe der vorigen Periode zu einer Weltherrſchaft erhoben hatte, gelangte in der erſten Hälfte der gegenwärtigen (1096 — 1305) zu ihrer höchſten Höhe.

Despotiſch herrſchte ſie damals über die Staaten. Sie ſetzte Könige ein und ab, forderte ſie wegen ihrer Handlungen zur Rechenſchaft und drang ſich ihnen zur Friedensvermittlerin auf. Sie verſchenkte und verkaufte Reiche, erſchreckte und zerrüttete ſie durch das furchtbare Interdict, machte ſie lehn- und zinsbar. Alle chriſtliche Reiche Europas, ausgenommen das griechiſche Kaiſerthum und Rußland, das von Conſtantinopel aus das Chriſtenthum empfangen und darum der griechiſchen Kirche ſich zugewendet hatte), wurden von dem Schrecken dieſer Deſpotie getroffen; aber keines mehr als das deutſche Reich. Hier kam der Herrſchſucht der Päbſte die innere Verfaſſung, die Verbindung mit Italien und der eitle Glanz der Kaiſerkrone zu Staten. Ein römiſch-deutſcher Kaiſer, behaupteten ſie, bekomme ſeine Würde und Macht erſt durch die Krönung zu Rom, und dieſe Behauptung ward ihnen Anlaß und Mittel den deutſchen Kaiſer mehr als jeden andern Monarchen zu erniedrigen. Selbſt die mächtigſten und kräftigſten der Hohenſtaufen konnten nichts gegen ſie ausrichten: Kaiſer Friedrich I. mußte, wie lange und nachdrücklich er ihnen auch widerſtrebt hatte, ſich endlich vor ihnen demüthigen, und kaum konnte Friedrich II. ſeine Kronen gegen ſie behaupten.

Eben ſo gewaltſam wie über die Staaten herrſchten die Päbſte in der gegenwärtigen Periode auch über die Kirchen. Hatten ſie ſonſt bekannt, daß ſie verbunden wären, die Kirchengeſetze zu halten, ſo behaupteten ſie nun, daß ſie zufolge ihrer Machtfülle, befugt wären, Diſpenſationen (d. i. Losſprechungen von Gelübden und kirchlichen Verbindlichkeiten) zu ertheilen. Hatten ſie ſonſt die Wahlfreyheit der Stifter gegen die deutſchen Kaiſer, namentlich gegen Heinrich IV. und V., lebhaft verfochten, ſo thaten ſie nun denſelben Eintrag, indem ſie geiſtliche Stellen und Pfründen vergaben, oder Anweiſungen darauf ertheilten und ſolche auf den Fall, daß ſie erledigt würden, in Beſchlag nahmen. Behauptend, daß alle Macht der Kirche ſich in ihnen vereinige und daß alſo neue Kirchengeſetze und rechtskräftige Erklärungen der älteren nur von ihnen ausgehen könnten, warfen ſie ſich zu höchſten und letzten Richtern in allen Kirchenangelegenheiten auf, zogen ſie alle wichtige Vorfälle vor ihren Stuhl, und behandelten ſie alle Geiſtlichen als ihre Untergebenen. Die Kirchenverſammlungen, die ſonſt über ſtrittige Lehren und Ereigniſſe mit Freyheit entſchieden hatten, wurden ganz von ihnen abhängig: nur auf ihr Geheiß ſollten ſie gehalten werden, und wurden ſie gehalten, ſo ſollten ſie, ihrem Sinne nach, nicht zu gemeinſamen Berathſchlagungen der verſammelten Biſchöfe, ſondern nur zur Bekanntmachung der päbſtlichen Verordnungen dienen. Provinzialſynoden, wie ſie vordem zur Erhaltung der Reinigkeit der Sitten und der Lehre von den Erzbiſchöfen gehalten worden waren, durften jetzt nur unter dem Vorſitz eines päbſtlichen Legaten veranſtaltet werden, und kein Beſchluß derſelben war giltig, der nicht vom Pabſte beſtätigt war. Selbſt in der Liturgie oder der Geſtaltung des öffentlichen Gottesdienſtes mußte alles nach dem Brauch der römiſchen Kirche eingerichtet werden.

Während die Päbſte auf ſolche Weiſe über Staat und Kirche herrſchten, verſchafften ſie ſich auch äuſſere Macht und Herrlichkeit. Sie ſchufen die römiſche Kirche zur römiſchen Curie (Hof), nahmen eine zweyfache, zuletzt eine dreyfache Krone an, und bildeten, was Hauptſache war, ihren Länderbeſitz zu einem bedeutenden Staate. Sie brachten Rom und die Güter der Gräfin Mathilde an ſich, und faſt auch Neapel und Sicilien. Dabey wußten ſie reiche Schätze auf vielerley Art an ſich zu ziehen. Ganze Länder, wie Portugal, Aragonien, England ꝛc. machten ſie ſich zinspflichtig, von einzelnen Bewohnern dieſer und andrer Länder zogen ſie für Dispenſationen, Abläſſe und Seelenmeſſen unermeßliche Summen, und über das allgemeine Kirchengut verfügten ſie als über ihr Eigenthum.

Zu ſolcher Höhe gelangten die Päbſte durch den Geiſt der Zeiten, die Unmündigkeit der Völker, die Ohnmacht der Fürſten, deren Streitigkeiten und Leidenſchaften. Sie ſelbſt aber achteten kühn und ſchlau auf jeden Umſtand, der ſie weiter führen konnte, ſtellten demgemäß Behauptungen als Forderungen, Forderungen als Gerechtſame auf, und hielten die Grundſätze eines Gregor VII ſo unerſchütterlich feſt in Augen, daß man mit Recht behaupten kann, es ſcheine, als habe mit wenigen

Ausnahmen über zweyhundert Jahre nur ein Pabſt regiert. Beſondere Mittel, die ſie zur Befeſtigung und weitern Entwickelung ihrer Macht benutzten, waren: die Anerkennung von Bettelmönchen, die alle Länder durchzogen und überall auf alles achteten, was der Pabſtmacht vortheilhaft oder nachtheilig ſeyn konnte; ferner die Anordnung der Ohrenbeichte, die ihnen die Gewiſſen der Menſchen unterwarf; die Annahme eines neuen geiſtlichen (oder canoniſchen) Rechts, das von dem Mönch Gratian, Lehrer zu Bologna, in ein Syſtem gebracht wurde (Decretum Gratiani, oder Concordia discordantium Canonum, 1151), und die Oberherrſchaft des Pabſtes als Grundlage aller kirchlichen Geſetzgebung, und folglich ſein Oberrichteramt und die Appellationen an ihn als geſetzlich darſtellte. Aber auch durch die Schrecken, die ſie um ſich verbreiteten, oder durch die geiſtlichen Strafen, die ſie über Widerſpenſtige verhängten, ſuchten die Päbſte ihre Macht zu erheben und zu ſichern. Solche Strafen oder Schreckniſſe waren: der Bann, den ſie über Einzelne ausſprachen, das Interdict oder die Unterſagung aller gottesdienſtlichen Handlungen in einem ganzen Lande, die Kriege gegen Ketzer und die Inquiſitionen oder Ketzergerichte, die ſie zuerſt in Frankreich (1229), dann in Spanien u. ſ. w. anordneten.

Mehrere Päbſte des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts könnten namhaft gemacht werden, die auf ſolche Weiſe die Pabſtmacht erhoben haben, wie z. B. Alexander III. (1159—1181), der mit ungemeiner Kraft und Beſonnenheit gegen drey Päbſte, die ihm Kaiſer Friedrich I. entgegenſtellte, ſich behauptete, dieſen Kaiſer ſelbſt zu Demüthigungen nöthigte, eben ſo auch den König von England Heinrich II. zwang, an dem Grabe des Erzbiſchofs Thomas Becket Kirchenbuße zu thun, und dem Grafen Alfons I. die Krone Portugals nur unter der Bedingung zuſprach, daß Portugal dem päbſtlichen Stuhle lehn- und zinspflichtig ſeyn ſollte. Doch vor allen muß Innocenz III. genannt werden, weil er es war, der die päbſtliche Macht zum höchſten Gipfel ihrer Größe emporbrachte.

Innocenz III., von vornehmer Herkunft und in der Blüthe männlicher Kraft (erſt 37 Jahre alt, als er den päbſtlichen Stuhl beſtieg), ausgezeichnet durch große Talente, vielfältige Geſchicklichkeiten und ſtrenge Sitten, aber auch voll ſtolzer Anmaßlichkeit und herrſchſüchtigen Ehrgeizes, herrſchte achtzehn Jahre (1198—1216) mit ſeltnem Nachdruck und Erfolg über Staaten und Kirche. Er fing ſeine Regierung damit an, daß er Rom, wo bisher noch ein Schatten kaiſerlicher Gewalt neben bürgerlicher Freyheit beſtanden, und die Mathildiſchen Güter, über welche Päbſte und Kaiſer lange geſtritten hatten, völlig an den päbſtlichen Stuhl brachte, und ſo eigentlich den Kirchenſtaat herſtellte. Dann lehrend, daß alle weltliche Herrſchaft ein Ausfluß der geiſtlichen ſey, oder wie Mondenlicht zum Sonnenlichte ſich verhalte, miſchte er ſich als Oberherr und Schiedsrichter in die Angelegenheiten der Staaten und in die Streitigkeiten der Fürſten. Er ernannte die Fürſten von Böhmen, Bulgarien, Armenien zu Königen; er rief die Könige von Dänmark und Schweden zum Kampf gegen den König von Norwegen, um dieſem die Krone zu entziehn; er nöthigte die Könige von Leon und Frankreich ihre Ehen zu trennen, und Portugal, Aragonien und Polen ihm als Lehnsherrn Tribut zu bezahlen. Ueber Sicilien herrſchte er als Vormund Friedrichs II.; die deutſche Krone ſprach er nach dem Tode Heinrichs VI. (1198) erſt Otto IV., dann, als ihn dieſer beleidigt hatte, ſeinem Mündel Friedrich II. zu, und erklärte dabey den deutſchen Fürſten, daß er als Pabſt das Recht habe, die Perſon des neugewählten Königs zu unterſuchen und zu prüfen, folglich auch zu billigen und zu verwerfen. Den König von England Johann, der ſich ihm bey einer Biſchofswahl widerſetzt hatte, that er in den Bann, erklärte ihn für abgeſetzt, belegte deſſen Reich mit dem Interdict, verſchenkte es an Frankreich, und gab es endlich dem König Johann, da ſich dieſer vor ſeinem Legaten gedemüthigt hatte, als ein päbſtliches Lehen zurück. Eben ſo gewaltig wie über die Staaten herrſchte er auch über die Kirche. Er entzog den Erzbiſchöfen die Beſtätigung der Biſchofswahlen; er legte dem römiſchen Stuhle das Recht bey in der ganzen Chriſtenheit Kirchenämter zu beſetzen, Pfründen zu vergeben, von Kirchengeſetzen frey zu ſprechen, und Taxen für dieſe Freyſprechungen zu beſtimmen; er erhob die Lehre von der Ohrenbeichte, von der Brodverwandlung und der allein ſeligmachenden Kirche zu Glaubensartikeln. Widerſpenſtige verfolgte er mit Nachdruck. Nicht nur gegen Muhamedaner ließ er das Kreuz predigen, ſondern auch gegen die Waldenſer in Frankreich, und häufiger als bisher geſchehen war, übte er die Strafe des Interdicts. Dabey war er in allen ſeinen Unternehmungen glücklich; ja es gelang ihm ſogar, als die Kreuzfahrer (1204) Conſtantinopel erobert hatten, zum Vorſteher der griechiſchen Kirche ernannt zu werden.

Ueber achtzig Jahre (1216—1305) hielt ſich die Pabſtmacht auf dem Gipfel von Größe, auf welchem Innocenz III. ſie erhoben hatte, und immer mehr wurden, während dieſer Zeit die von ihm aufgeſtellten Grundſätze oder Anmaßungen in Ausübung gebracht. Solches geſchah namentlich von **Gregor IX.** (1227—1241), der die Inquiſitionsgerichte einführte, von Innocenz IV. (1243 — 1254), dem furchtbaren Gegner des kräftigen Kaiſers Friedrichs II., und vor allen von Bonifacius VIII. (1295 — 1303). Dieſer Pabſt, von dem Geiſte Gregors VII. und Innocenz III. ganz durchdrungen, lehrte, daß Gott dem Pabſt die Macht verliehen habe, Kronen nach Belieben zu vertheilen, und daß alle Chriſten bey Verluſt der Seligkeit zu glauben verbunden wären: der Pabſt habe über alle Menſchen zu gebieten. Zufolge dieſer Lehren verdoppelte er nicht nur die päbſtliche Krone zum Zeichen ſeiner geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft, ſondern er that auch in die Rechte der Völker und Fürſten die ungemeſſenſten Eingriffe. Er ernannte den neapolitaniſchen Prinzen Karl Robert zum König von Ungern; er ertheilte dem Herzog von Großpolen Przemyſl den königlichen Titel; er belehnte den König Jakob von Aragonien mit den Inſeln Corſika und Sardinien, die den Piſanern und Genueſen gehörten; er gebot den Königen von Frankreich und England Waffenſtillſtand und Frieden zu ſchließen; er bedrohte den König von Dänemark Erich VI. auf Anklage des Erzbiſchofs von Lund mit einer Geldſtrafe von 40,000 Mark Silber; er erklärte die Krone des deutſchen Reichs für ein päbſtliches Lehen, und machte es dem Kaiſer Albrecht I. zum Vorwurf, daß er ſich unterſtanden habe, ohne noch vom päbſtlichen Stuhle anerkannt worden zu ſeyn, die Verwaltung des deutſchen Reichs angetreten zu haben. Doch eben dieſer Pabſt, der ſo gewaltig herrſchte, gab die erſte Veranlaſſung zur Erſchütterung der Pabſtmacht durch die weltliche Macht.

2) Von dem Sinken der Pabſtmacht.

Nie haben die Päbſte ihre Anmaßungen ganz unbeſtritten in Ausübung gebracht, aber beſonders nicht nach dem Ende der Kreuzzüge. Denn als durch dieſe Züge die Fürſten mächtiger, die Völker mündiger, das Nachdenken lebendiger, die Begriffe heller, und ſo die Stützen der päbſtlichen Macht wankend geworden waren, begannen Gährungen auf Gährungen gegen den päbſtlichen Druck. Erſt erhoben ſich einzelne Denker und durch ſie ganze Gemeinden gegen dieſen Druck; dann fingen auch die Fürſten an, aufmerkſamer auf ihre Rechte und empfindlicher gegen die Anmaßungen des Pabſtes zu werden. Vorzüglich war dieß der Fall in Frankreich, deſſen Könige früher als andere Fürſten Europas zu großer Macht und Stärke gelangten. Dieß alles ſcheint Bonifacius VIII. nicht beachtet zu haben. Die ungeſtüme Heftigkeit ſeines Weſens verblendete ihn gegen die Veränderungen des Zeitgeiſtes und die Verſchiedenheit ſeiner Gegner, und ſein Kampf mit dem König von Frankreich Philipp IV. kann mit Recht als ſichtbarer Anfangspunct des Sinkens der päbſtlichen Macht durch die weltliche aufgeſtellt werden.

Er war mit Philipp IV. wegen Beſteuerung der Geiſtlichkeit, Verleihung der Bißthümer und Einziehung der Einkünfte aus den erledigten Stiftern in Streit gerathen (1301). Anfangs ging er mit Schonung zu Werke; allein da Philipp ihm Widerſtand leiſtete, ſo ließ er ſich von ſeiner Heftigkeit über die Grenzen der Klugheit hinreißen und ſprach den Bann über ihn aus (Apr. und Sept. 1303). Doch Philipp war nicht wie ein deutſcher Kaiſer durch Bannflüche zu ſchrecken, und Frankreich nicht wie Deutſchland in Partheyen getheilt. Weit entfernt alſo, ſich dem Pabſte zu unterwerfen, rächte er ſich auf die empfindlichſte Art. Er ſchickte ſeinen Kanzler Wilhelm Nogaret, der, mit Beyhilfe eines vornehmen Römers Sciarra Colonna, den Pabſt in deſſen Palaſte zu Anagni überfiel und gefangen nahm (7. Sept. 1303). Zwar ſetzte das Volk zu Anagni den Pabſt nach drey Tagen wieder in Freyheit, und er gelangte nach Rom; aber Schrecken und Wuth hatte ihn ſo erſchüttert, daß er in Raſerey verfiel und nach wenig Wochen eines grauſenhaften Todes ſtarb (11. Oct. 1303). Sein Nachfolger Benedict XI. (gewählt, 14. Oct. 1303) war zu ſehr von Unruhen umgeben und regierte zu kurze Zeit, um jenen Schimpf rächen zu können

nen, und als er geſtorben war (4. Jul. 1304), blieb bey dem Zwieſpalt der Cardinäle der päbſtliche Stuhl eilf Monathe lang unbeſetzt. Inzwiſchen war im König Philipp das Vorhaben gereift, die Pabſtmacht von ſich abhängig zu machen, und ſeiner Schlauheit gelang es, dieß Vorhaben auszuführen. Er leitete die Wahl auf den Erzbiſchof von Bourdeaux, Bertrand du Got, und bewog dieſen durch Ausſichten auf die Pabſtwürde, ſich ganz ſeinem Willen zu fügen. Demnach blieb derſelbe (als Pabſt, Clemens V. genannt) in Frankreich, ließ ſich (11. Nov. 1305) zu Lyon einweihen, lebte dann zu Bourdeaux und Poitiers, und ſeit 1309 in Avignon.

Dieſe **Verlegung des päbſtlichen Wohnſitzes nach Avignon** (das Clemens VI. 1348 von Johanna I., Königin von Neapel und Gräfin der Provence, für 80,000 Goldgulden kaufte) war den Päbſten ſehr nachtheilig. Sie verloren dadurch an Freyheit, Anſehn und Einkünften. Ihr Aufenthalt in Frankreich, der einer Staatsgefangenſchaft glich, machte ſie von den franzöſiſchen Königin abhängig; ſie mußten nach dem Willen derſelben handeln. Je mehr ſich aber ihre Abhängigkeit verrieth, um ſo mehr verloren ſie auch anderwärts an Anſehn. Es erhoben ſich Klagen über ihre Partheylichkeit, und über das Verderbniß der Kirche; ihre Befehle und Bannflüche wurden weniger

niger geachtet. Italien und Rom, immer ſchwieriger, entzog ſich faſt ganz ihrer Gewalt; in Deutſchland erklärten ſich die Kurfürſten (zu Renſe 1338) gegen die päbſtliche Anmaßung, einen rechtmäßig erwählten deutſchen König zu beſtätigen; in England zog König Eduard III. (1367) den Lehnszins ein, den England ſeit Johann ohne Land den Päbſten entrichtet hatte. Um dieſen Abgang an Einkünften zu erſetzen, erhöheten die Päbſte die bisher üblichen Abgaben, erſannen neue Arten von Abläſſen und Indulgenzen (Gnadenbezeigungen), riſſen die Annaten, oder Einkünfte unbeſetzter und ebenbeſetzter Stifter an ſich ꝛc. Aber eben dadurch ſchadeten ſie ſich ſelbſt: die Klagen über ſie vermehrten ſich; man ſahe ſie als unerſättliche, geldgierige Herrſcher an.

Drey und ſiebzig Jahre lang (1305 — 1378) dauerte der Aufenthalt der Päbſte in Frankreich, und ſo wie er ſelbſt ihrer Macht nachtheilig war, ſo auch die Art, wie er endigte.

Schon **Urban** V. (1362 — 1370), der ſich unter den Päbſten zuerſt der dreyfachen Krone bediente, war, um die fortwährenden Unruhen zu ſtillen, auf einige Zeit (1367 — 1370) nach Italien gezogen. Aus gleicher Urſache that eben dieß ſein Nachfolger

ger **Gregor** XI. (1376). Aber während derſelbe in Rom war, überraſchte ihn der Tod (27. März 1378). Jetzt verlangte das römiſche Volk ſtürmiſch von den anweſenden Cardinälen einen Römer zum Pabſt. Der Erzbiſchof von Bari, **Urban VI.** ein Neapolitaner, wurde gewählt. Allein bald mißfiel die Wahl und der Gewählte vielen der Cardinäle. Dieſe veranſtalteten daher zu Fondi (im Neapolitaniſchen, 20. Sept. 1378) eine neue Wahl, welche auf den Cardinal Robert von Genf fiel, der ſich als Pabſt **Clemens** VII. nannte, und ſich (1379) nach Avignon begab. Jeder von dieſen Päbſten bekam ſeinen Anhang. Für **Clemens** VII. erklärte ſich Frankreich, Spanien und die Königin von Neapel; für Urban VI. Italien, Deutſchland, England, Ungern und Portugal; beyde Päbſte ſelbſt verfolgten und verwünſchten einander. So entſtand **die große Kirchentrennung** (Schisma), die 39 Jahre dauerte (1378—1417), den Witzlingen ein Spott, frommen Seelen ein Aergerniß, und überhaupt eine neue Veranlaſſung zur Herabſetzung des päbſtlichen Anſehns. Denn nun erſchienen die Päbſte, ſonſt Oberrichter in allen Angelegenheiten, als Partheyen, die Beſcheid zu erwarten hatten. Dieß führte weiter zum Nachdenken über die Entſtehung ihrer Macht und über den Umfang ihrer Gerechtſame, und erweckte die Sehnſucht nach einer Kirchenverbeſſerung an Haupt und Gliedern.

Nach vielen und vergeblichen Verſuchen, die Päbſte zu vereinigen, wobey ſich beſonders die Univerſität Paris ſehr thätig bewies, ward man endlich überzeugt, daß es dazu kein ſichereres Mittel gebe, als ein allgemeines Concil. Ein ſolches kam 1409 zu Piſa zu Stande; allein es vermehrte das Uebel, ſtatt es zu heilen. Denn da es den Pabſt zu Rom, Gregor XII., und den zu Avignon, Benedict XIII., abſetzte, und Alexander V. zum einzigen Pabſt erwählte, aber mit dieſen Verfügungen nicht durchdringen konnte, indem jeder der abgeſetzten Päbſte ſeinen Anhang behielt, ſo gab es nun drey Päbſte: Gregor XII., Benedict XIII., Alexander V., und nach deſſen Tode (1410) Johann XXIII. Gleichwohl blieb man überzeugt, daß nur durch ein allgemeines Concil die Einheit der Kirche und deren Verbeſſerung bewerkſtelliget werden könne. Es wurde alſo fünf Jahre nachher (1414) die große Kirchenverſammlung zu Coſtnitz veranſtaltet. Hier gelang es, die Einheit in der Kirche wieder herzuſtellen: Johann XXIII. wurde nach vielem Widerſtreben ſeiner Würde zu entſagen gezwungen; Gregor XII. dankte freywillig ab; Benedict XIII., der nur noch in Spanien einigen Anhang fand, wurde für abgeſetzt erklärt, und Martin V. aus dem Hauſe Colonna (am 11. Nov. 1417) zum Pabſt erwählt. Aber die gewünſchte Verbeſſerung an Haupt und Gliedern der Kirche kam nicht zu Stande; nur der Grundſatz wurde feſtgeſtellt, daß der Pabſt unter einem allgemeinen Concil ſtehe, und daß ein ſolches zur Abſtellung obwaltender Mißbräuche alle fünf oder zehn Jahre, zuſammen zu rufen ſey. Eben ſo wenig konnte das Concil zu Baſel (1431 — 1449) ſeinen Hauptzweck, Abſtellung der Mißbräuche der Pabſtgewalt, erreichen. Zwar handelten die verſammelten Väter mit Entſchloſſenheit; aber ihre Beſchlüſſe wurden von der weltlichen Macht nicht gehörig unterſtützt, und der päbſtliche Hof, an ſchlaue Staatskunſt allen andern Höfen überlegen, wußte ſein Anſehn wieder herzuſtellen und gegen neue Angriffe zu ſichern. Schon Martin V. (1417—1431) vereitelte die Hoffnung einer allgemeinen Reformation durch leidige Vertröſtungen und dadurch, daß er die Nationen trennte und beſondere Concordate mit ihnen abſchloß. Eugenius V., der ihm folgte (1431 — 1447), behauptete ſich gegen das Concil von Baſel, das ihn abgeſetzt hatte, und ſah zuletzt noch die deutſchen Fürſten, ihm Ergebenheit (Obedienz) leiſten. Sein Nachfolger, Niccolaus V. (1447 — 1455), bewirkte durch liſtige Unterhandlungen die wiener

Concordaten (1448), durch welche dem römiſchen Stuhl die früherhin behauptete Gewalt über die deutſche Kirche mit unbedeutenden Einſchränkungen wieder zugeſtanden wurde.

Nachdem ſich ſo die abendländiſche Chriſtenheit wieder Einem Pabſte unterworfen hatte, wurden die Päbſte nicht minder anmaßend und gewaltthätig, als vormals in ihren glücklichſten Zeiten. **Pius** II. (1458—1464), der als Kanzler Friedrichs III., da er noch Aeneas Silvius hieß, auf dem Concil zu Baſel lebhaft die Rechte der Fürſten und Völker vertheidigt hatte, wiederrief als Pabſt alle ſeine früheren Behauptungen, und verbot bey Strafe des Bannes die Berufung auf ein allgemeines Concil; **Paul** II. (1464—1471), der den Cardinälen den rothen Hut ertheilte, that den König von Böhmen Georg Podiebrad in Bann; **Sixtus** IV. (1471—1484) ertheilte den Portugieſen ein Recht auf alle jenſeit des Cap Bojador gemachte Entdeckungen (1481), und entehrte ſich durch ſeinen Antheil an der Verſchwörung gegen das edle Haus der Mediceer in Florenz (1478), durch das eigennützige Beſtreben, ſeine Verwandten zu erheben (Nepotismus) und dadurch, daß er gegen eine Abgabe Häuſer der Wolluſt in Rom geſtattete. **Innocenz** VIII. (1484—1491) dehnte die Kraft des Ablaſſes auf die Seelen im Fegfeuer aus, und ordnete die Hexenproceſſe in Deutſchland an, um ſo unter einem andern Namen die Ketzergerichte daſelbſt einzuführen. Alexander VI. (1491 — 1503), verabſcheulich durch Laſter, führte die Büchercenſur ein, ertheilte den Spaniern ein Eroberungsrecht auf Amerika, und theilte ihnen alles Land, was hundert Meilen weſtwärts von den Azoriſchen Inſeln, den Portugieſen aber was oſtwärts derſelben liege, zu. Uebrigens miſchte er ſich, wie im vorigen Kapitel gezeigt wurde, ränkevoll in alle italieniſche Staatshändel. Noch mehr that dieß ſein herrſchſüchtiger Nachfolger Julius II. (1503 — 1513), der in eigner Perſon zu Felde zog und als Wiederherſteller des Kirchenſtaates betrachtet werden kann. Leo X. aber (1513—1521) bewog den König von Frankreich Franz I. zu neuen, der franzöſiſchen Kirche ſehr nachtheiligen Concordaten, und ſchrieb, um ſeine Prachtliebe zu befriedigen, neue Kirchenſteuern aus.

So hatte alſo die weltliche Macht die Päbſte von ihren Anmaßungen nicht zurückbringen können! Noch am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts behaupteten ſie, wie es ſchien, dieſelbe Herrſchaft wie in den früheren Zeiten des Mittelalters. Aber es ſchien nur ſo! Das leiſe aber unwiderſtehliche

Fortſchreiten des Zeitgeiſtes hatte unvermerkt ihre Größe untergraben und mehr als die weltliche Macht trug es zum Sinken der Pabſtmacht bey.

3) Von dem Fortſchreiten des Zeitgeiſtes.

Nie ſteht der menſchliche Geiſt ſtill: immer in Bewegung geht er ſeiner Beſtimmung gemäß im Ganzen vorwärts; aber ſein Fortſchreiten kann durch äuſſere Umſtände erſchwert und befördert werden. Erſchwert wurde dasſelbe in gegenwärtiger Periode durch die Machtſprüche der Päbſte, durch ihre Bannflüche und Inquiſitionen; befördert aber wurde dasſelbe durch die Kreuzzüge, wie oben gezeigt worden iſt; ferner durch das Aufkommen eines Bürgerſtandes, der tüchtig zu allen Künſten des Krieges und Friedens für Aufklärung jeder Art empfänglich war; dann durch das erneuerte Studium des römiſchen Rechts (im Anfang des zwölften Jahrhunderts), das freyere Forſchungen begünſtigte, und einen neuen Gelehrtenſtand bildete, der ſich dem Prieſterſtand mit Glück entgegenſtellte; noch mehr durch die Univerſitäten, die (ſeit dem zwölften Jahrhundert zuerſt in Paris und Bologna aus den Dom- und Kloſterſchulen entſtanden) frühzeitig ſchon von ganzen Schaaren wißbegieriger Jünglinge und Männer beſucht wurden, und gelehrte

lehrte Kenntniſſe, ſonſt ein Eigenthum nur der Geiſtlichkeit, zu einem Gemeingut aller fähigen Köpfe machten; überhaupt aber durch die zunehmende Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften, mit alter Litteratur und Kunſt, die von Italien ausging *), und ſich nach und nach allen germaniſchen Staaten mehr oder weniger mittheilte.

Aeuſſerungen oder Andeutungen eines Fortſchreitens des Zeitgeiſtes thaten ſich frühzeitig kund. Wir nennen hier nur die merkwürdigſten derſelben. Bald nach dem Anfange der Kreuzzüge erhob ſich Arnold von Brescia gegen die Pabſtgewalt. Er, ein Geiſtlicher, voll Gefühl für die Würde der Religion, eiferte zuerſt in ſeiner Vaterſtadt Brixen (1139), dann in Frankreich und der Schweiz, ſpäterhin in Rom (ſeit 1143) nicht bloß gegen die Sittenloſigkeit der Geiſtlichkeit, ſondern auch gegen die Macht und Herrſchaft des Pabſtes; ja er ermunterte die Römer, die geiſtliche Herrſchaft aufzuheben und die alte Republik wieder herzuſtellen. Seine Kühnheit koſtete ihn das Leben: er wurde dem

---

*) Von den Gelehrten Italiens, die mitten in der gegenwärtigen Periode vorzüglich mit Künſten und Wiſſenſchaften ſich beſchäftigten und dadurch mächtigen Einfluß erlangten, nenne ich ſtatt aller nur Franz Petrarca (geb. 1304, geſt. 1374), von deſſen Lebensumſtänden und Verdienſten unten im zweyten Abſchnitt Num. 37 geredet werden wird.

dem Pabſte überliefert, erhenkt und ſein Leichnam verbrennt (1155) *). Aber die Meinungen, die er verbreitet hatte, überlebten ihn! Bald nach ſeinem Tode ſtanden im ſüdlichen Frankreich ganze Secten auf, welche, wie er, gegen das Verderben der Kirche eiferten und nichts zum Chriſtenthum gerechnet wiſſen wollten, als was die Bibel enthalte. Man nannte dieſe Secten Albigenſer, von Albigeois oder Albigeſium (Name des ſüdlichen Frankreichs) oder Waldenſer, von Peter Waldus, einem Kaufmanne zu Lyon, der um 1180 die Ahnung des reinern Chriſtenthums, die er aus der Bibel geſchöpft hatte, unter ihnen verbreitete und die Einfachheit der urſprünglichen Kirchenverfaſſung zu erneuern ſtrebte. Solches Streben verfolgten die Päbſte mit Bannflüchen, Kreuzzügen und Inquiſitionen (1209 — 1230); aber ſie konnten damit nur Menſchen morden, nicht Ideen vernichten. Was dieſe Secten gelehrt und geglaubt hatten, pflanzte ſich fort, und ihre Vorſtellungen von dem Pabſte wurden ſelbſt von einer Parthey des Franciscanerordens ausgeſprochen (ſeit 1226), die, unzufrieden daß der Pabſt die ſtrenge Regel ihres Stifters über freywillige Armuth mildern wollte, ſeine lebhafteſten Gegner und Verkleinerer wurden, und zuerſt

von

---

*) Mehreres über ihn und die andern Reformatoren vor Luther enthält die 38. Erzählung im zweyten Abſchnitt.

von deſſen Entſcheidung an eine allgemeine Kirche appellirten. Noch nachdrücklicher und wirkſamer als ſie, griff in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Johann Wiclef, Doctor und Profeſſor der Theologie zu Oxford, die Ausartungen der Kirche an. Denn nicht genug, daß er den Pabſt den Antichriſt nannte, ſo beſtritt er auch (ſeit 1360) die Lehren von dem Ablaß, von der Tradition und der Brodverwandlung. Er überſetzte die Bibel ins Engliſche, empfahl ſie als die einzige Erkenntnißquelle des Chriſtenthums und ſuchte ihr Oeffentlichkeit und Benutzung zu verſchaffen. Concilien und Päbſte verdammten ihn und ſeine Lehre; er aber ſtarb ruhig (31. Dec. 1384), geſchützt von ſeinem König, und das Licht, das er angezündet hatte, leuchtete bis in die böhmiſchen Wälder. Dort entflammte es den Profeſſor und Prediger zu Prag Johann Huß (geb. 1373.) Dieſer, geachtet wegen ſeines untadelhaften Wandels, hatte zuerſt (ſeit 1400) wider die Laſter der Mönche und Geiſtlichen geeifert; dann, durch Wiclefs Schriften weiter geführt, wider den Ablaßhandel, wider die Reichthümer der Geiſtlichkeit und wider die Obergewalt des Pabſtes, dem er durchaus keine Vorzüge vor andern Biſchöfen zugeſtehen wollte. Ueberdieß verlangte er, oder vielmehr ſein Anhänger Jacob Mieß, Prediger zu Prag, daß der Kelch im Abendmahle den Laien, denen er ſeit dem zwölften Jahrhundert entzogen worden war, zurückgegeben werden ſollte. Was früheren Reformatoren begegnet war, erfuhr auch Huß. Er wurde wegen ſeiner Lehren verketzert, in den Bann gethan und auf dem Concil zu Coſtnitz verbrannt (6. Jul. 1415). Eben dieſes Schickſal hatte ein Jahr nachher (30. Mai 1416) ſein Freund und vormaliger Schüler Hieronymus von Prag. Beyde waren ihrem Zeitalter vorangeeilt: dieſes war für ihre Beſtrebungen noch nicht reif; aber die Hoffnung zunehmender Erleuchtung, mit der ſie ſtarben, bewährte ſich noch in dem Jahrhunderte ihres Todes.

In der ganzen Geſchichte der Menſchheit giebt es kein Jahrhundert, in welchem ſich, wie in dieſem, eine ſo große Regſamkeit des menſchlichen Geiſtes offenbart, und ſo vieles ſich zuſammendrängt, was als Anlaß und Erfolg dieſer Regſamkeit betrachtet werden kann. Der Gebrauch des Schießpulvers und die Einführung ſtehender Heere wurde in dieſem Jahrhunderte gemeiner, und dadurch erhielt nicht nur das Kriegsweſen, ſondern auch die Verfaſſung der Staaten einen neuen Umſchwung *). Die Erfindung der Buchdruckerkunſt (1440— 1450), ein Mittel zur ſchnellen

---

*) Man ſehe hierüber im zweyten Abſchnitt Num. 39.

ſen und weiten Verbreitung nützlicher Kenntniſſe und neuer Meinungen, wurde erwirkt und vervollkommnert *). Die Bedrängniß und endliche Eroberung von Conſtantinopel (1453), wo ſich während des ganzen Mittelalters wenigſtens der Abglanz alter Kunſt und Litteratur erhalten hatte, führte eine Menge griechiſcher Gelehrten nach Italien **). Durch ſie wurde das Studium der griechiſchen Sprache und damit auch das Studium der heiligen Schrift belebt, der Vorrath an Hilfsmitteln zur Bildung des Geiſtes vermehrt, der Geſchmack gereinigt. Von nun an reizte eine edle Ruhmbegierde (zuerſt in Italien) viele Große zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften mitzuwirken, Gelehrte zu ermuntern, Lehranſtalten zu errichten, und Hilfsmittel zu den Studien herbeyzuſchaffen, Denn was die Mediceer in Italien thaten, das ward andern Fürſten in Deutſchland, in den Niederlanden, in Frankreich und Ungern ein vorleuchtendes Muſter. Hierzu kamen endlich gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts die Entdeckungen von Amerika (1492) und des neuen Wegs nach Oſtindien (1498), die, wie ſie von einer neubelebten Regſamkeit des menſchlichen Geiſtes ausgingen, auch wiederum auf Belebung derſelben zurückwirkten *). Denn wie ſie dem Handel eine neue Richtung ertheilten, ſo erweiterten ſie auch den Geſichtskreis der Menſchen, vermehrten deren Kenntniſſe, vervielfältigten deren Thätigkeit.

---

*) Von der Erfindung der Buchdruckerkunſt und ihren Folgen wird im zweyten Abſchnitt Num. 40 gehandelt.

**) S. die 41. Erzählung im zweyten Abſchnitt.

Je mehr aber der menſchliche Geiſt durch ſolche Ereigniſſe ausgebildet ward, um ſo regſamer wurde in ihm Freyheits- und Forſchungsſinn, um ſo aufmerkſamer mußte er folglich auf die Anmaßungen des Pabſtes werden, um ſo dringender nach einer Kirchenverbeſſerung verlangen. Jetzt alſo wurden die Zeiten reif für eine Reformation, und hätten die Päbſte ihren Vortheil verſtanden, ſo hätten ſie jetzt freywillig den ſchreyendſten Anmaßungen und Mißbräuchen entſagt. Aber das geſchah nicht! Die alten, oft beklagten, oft verſpotteten Uebel blieben, und die Päbſte weit entfernt, den gerechten Forderungen des Zeitgeiſtes nur im geringſten nachzugeben, ſuchten ſich dagegen durch alle Schrecken ihrer Gewalt zu verwahren. Vergebens! Denn wie durch eigenſinniges und hartnäckiges Widerſtreben gegen gerechte Forderungen des Zeitgeiſtes politiſche Umwälzungen herbeygeführt werden, ſo

---

*) Ausführlich wird hiervon in der 42. Erzählung des zweyten Abſchnittes gehandelt.

ſo wurde eben dadurch auch die kirchliche Umwälzung am Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts gefördert.

So ſtehen wir alſo abermals am Schluſſe einer Periode, und wie ganz anders finden wir jetzt alles, als am Anfang derſelben. Die Begeiſterung für die Befreyung des heiligen Grabes, die am Anfang dieſer Periode Millionen Chriſten von Europa nach Aſien führte, iſt verflogen, und ganz anderes Heil als man davon erwartete, hat ſich daraus entwickelt. Verändert hat ſich die Verfaſſung der Staaten; erhoben hat ſich die königliche Gewalt und zugleich mit ihr iſt perſönliche, bürgerliche und geiſtige Freyheit emporgekommen; vorwärts geſchritten iſt die Cultur; reicher an Wiſſenſchaften, Künſten und Geſchicklichkeiten aller Art ſteht die europäiſche Menſchheit da, und immer eifriger ſucht ſich ihr beßrer Theil vom blinden Glauben zur freyen Erkenntniß zu erheben. Gern ſucht der religiöſe Menſch die Spuren der göttlichen Weltregierung, die ihm im alltäglichen Leben oft entgehen, in der Geſchichte zu finden. Jeder Abſchnitt derſelben iſt geeignet, dieſes Suchen zu befriedigen; aber beſonders kann der gegenwärtige dazu dienen. Denn hier zeigt ſich deutlich das Walten einer ewigen Vorſicht, die mitten in die Zeiten der Unordnung den Saamen der Ordnung ausſtreut, die das Fortſchreiten des menſchlichen Geiſtes durch menſchliche Gewalt nicht rückgängig werden läßt, und die Menſchen und Umſtände herbeyführt, durch welche dasſelbe befördert wird. So führte ſie auch die Reformation herbey, mit deren Darſtellung die folgende Periode beginnen wird.

Zweyter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von den Kreuzzügen bis zur Reformation.

I.

Peter von Amiens.

Peter von Amiens oder der Eremit — ungewiß iſt es, ob mit dieſem Beynamen eine ſeiner Lebensweiſen oder ſein Familienname angedeutet wird — war einer von jenen Feuerköpfen, die einen Brand entzünden, deſſen Wirkungen ſie weder zu leiten noch zu ermeſſen im Stande ſind; und ſein Leben und Wirken iſt ein Beweis, daß auflodernde Schwärmerey, wenn ſie empfängliche Gemüther findet, zwar Großes beginnen kann, aber ausdauernder Characterkraft keineswegs an Werth gleichkommt.

Er war geboren zu Amiens im nördlichen Frankreich, im Jahre 1053. Von ſeinem frühern Leben iſt wenig mit Sicherheit bekannt. Nur ſo viel wiſſen wir, daß er erſt Soldat, dann Prieſter, dann Einſiedler war, und als ſolcher durch Strenge gegen ſich ſelbſt Aufſehn erregte. Im Jahre 1093 unternahm er, um zu einer höhern Heiligkeit zu gelangen, eine Wallfahrt nach Jeruſalem, und hier erſt entwickelte ſich in ſeiner Seele der Gedanke, deſſen Ausführung ſeinen Namen der Nachwelt merkwürdig gemacht hat.

Während ſeines Aufenthalts zu Jeruſalem, vernahm er die kläglichſten Schilderungen von der traurigen Lage der daſigen Chriſten, und war ſelbſt Augenzeuge der Mißhandlungen, die ſie von den rohen Türken zu erleiden hatten. Hierüber entrüſtet ging er zu dem daſigen Patriarchen Simeon und bat ihn um Abhilfe. Der Patriarch, ein frommer und verſtändiger Mann, gab ihm zur Antwort, daß von dem griechiſchen Kaiſer, der ſelbſt in großen Bedrängniſſen ſchwebe, keine Hilfe zu erwarten ſey; wohl aber von den kräftigen Nationen des Abendlandes, wenn ſie anders für ihre mengenländiſchen Glaubensbrüder kämpfen, oder wenigſtens für ſelbige beten wollten. Dieſes Wort ſcheint wie ein Blitzſtrahl Peters Seele getroffen, und in ihm den Entſchluß entzündet zu haben, die abendländiſche Chriſtenheit zum Kampfe für das heilige Land aufzufordern. "Gewiß", ſprach er, "heiliger Vater! gewiß wird die abendländiſche "Chriſtenheit euch helfen, wenn ſie von eurer Lage "unterrichtet ſeyn wird. Schreibe daher an den "Pabſt, an die römiſche Kirche, und an die Könige und Fürſten des Abendlandes, und bekräftige "dieſe Schreiben durch dein Siegel. Ich aber "bin bereit, überall herum zu ziehen, euer Elend "zu bezeugen, und wen ich finde, zu deſſen Abſtellung zu ermuntern". So armſelig Peters Aeuſſeres war, ſo erweckte doch das Feuer ſeiner Rede Vertrauen. Der Patriarch und deſſen Umgebungen erfreuten ſich der verheiſſenen Hilfe, und Peter erhielt die verlangten Schreiben.

Bald darauf, heißt es, beſtärkte ihn eine himmliſche Erſcheinung in ſeinem Vorhaben. Eines Abends ging er, um den Beyſtand Gottes für daſſelbe zu erflehen, in die Kirche des heiligen Grabes. Ermüdet vom Beten und Wachen legte er ſich auf den Boden und ſchlief. Da erſchien ihm im Traume Jeſus Chriſtus und ſprach zu ihm:

"Stehe auf, Petrus! eile und verrichte unverzagt,
"was dir aufgetragen iſt. Ich werde mit dir
"ſeyn! Denn Zeit iſt es, daß das Heilige gerei-
"nigt und meinen Knechten Hilfe geſchafft werde".

Von nun an betrachtete Peter ſein Wirken und Streben als einen himmliſchen Beruf. Ungeſäumt ſchiffte er ſich nach Apulien ein, und kaum war er zu Bari gelandet, ſo eilte er nach Rom (1094). Hier übergab er dem Pabſt Urban II. die Schreiben des Patriarchen, und ſchilderte ihm die Noth der Chriſten zu Jeruſalem, die Beſchimpfung der heiligen Oerter, ſeinen himmliſchen Beruf und ſeine feurigen Wünſche. Er fand Gehör. Urban II., obgleich von einem Gegenpabſt, Clemens III., bedrängt, aber durchdrungen von Gregors VII. Geiſt und Planen, und ſchon vom griechiſchen Kaiſer Alexius zur Hilfe gegen die Türken aufgefordert, verſprach die thätigſte Mitwirkung. Peter aber raſtete nicht. Ausgerüſtet mit dem päbſtlichen Segen, machte er ſich auf, um die Gemüther der abendländiſchen Chriſten für die Befreyung des heiligen Landes zu gewinnen. Zu Bari, wo er gelandet war, fing er ſeine Kreuzpredigten an. Von da durchzog er binnen Jahresfriſt Italien, Frankreich, vielleicht auch einen Theil von Deutſchland; überall predigte er, was Begeiſterung ihm eingab, und überall mit lebendigem Erfolg. Geiſtliche und Laien entflammten für die Rettung des heiligen Landes, und beeiferten ſich, zur Sühnung ihrer Sünden für dasſelbe zu kämpfen.

Schon das Ungewöhnliche macht einen ſtarken Eindruck; aber auch Peters ganzes Weſen war dazu geeignet, dieſen Eindruck zu verſtärken. Zwar war er von kleiner Geſtalt, hager und unanſehnlich; aber regſam war ſein Geiſt, glühend ſeine Einbildungskraft, und feurig ſtrahlte ſein Auge, ſo oft ſein Mund zum Reden ſich ergoß. Mit dieſer Perſönlichkeit ſtimmte ſein Aufzug zuſammen. Angethan mit einem groben Pilgerhemde, worin er ſeine Wallfahrt nach Paläſtina vollzogen hatte, mit einem Stricke umgürtet, baarfuß, das Crucifix in der Hand, durchzog er, auf einem Eſel reitend, Städte und Länder. Wohin er kam, auf Gaſſen und Straſſen, auf Märkten und in Kirchen ſchilderte er mit glühenden Farben, oft unter Thränen, Seufzern und Geiſſelhieben, die er im ſchwärmeriſchen Eifer gegen ſeine Bruſt führte, die Bedrängniſſe des heiligen Landes, die Nothwendigkeit, ihm zu Hilfe zu kommen, und die Seligkeit derer, die dazu bereit wären. Zur Bekräftigung ſeiner Reden zeigte er, wie es heißt, einen vom Himmel ihm zugefallenen Brief, worin geſagt ward: die ganze Chriſtenheit werde bewaffnet aufſtehen, Jeruſalem erobern und auf immer beſitzen. Er ſelbſt empfahl ſich durch lebensbenſtrenge, Uneigennützigkeit, Leutſeligkeit und Frömmigkeit; von auſſen aber kam ihm das damals ſchon aufgeregte Verlangen nach Befreyung des heiligen Grabes entgegen. Kein Wunder alſo, daß er ſo große Theilnahme fand, daß ſich das Volk zu ihm drängte, ihn als einen Heiligen ehrte, ja ſelbſt ſeinen Eſel als etwas Heiliges betrachtete, und ſelbigem Haare ausrupfte, um ſie als köſtliche Reliquien aufzubewahren.

Zu Clermont (im Nov. 1095) wurde das Unternehmen, wozu er die abendländiſche Chriſtenheit entflammt hatte, einmüthig beſchloſſen. Neuere Schriftſteller erzählen, er habe der Verſammlung zu Clermont beygewohnt, und daſelbſt begeiſternde Worte geredet; aber dieß iſt ſehr zweifelhaft: wenigſtens läßt es ſich aus gleichzeitigen Schriftſtellern nicht erweiſen. Dagegen iſt es gewiß, daß er auch nachher fortfuhr, durch Predigten zur Annahme des Kreuzes, oder zur Befreyung des heiligen Grabes zu ermuntern.

Hätte er es hierbey bewenden laſſen, er würde klüglich für ſeinen Ruhm geſorgt haben! Allein verkennend das Maaß ſeiner Kräfte und die Schwierigkeiten des Unternehmens, vertrauend auf den unmittelbaren Beyſtand Gottes bey einem für heilig geachteten Kriege, und vielleicht berauſcht von dem ſeitherigen Glücke ſeines Beginnens, ſcheute er ſich nicht, auch als Heerführer aufzutreten, und verwirkte eben dadurch einen großen Theil ſeines Ruhms. Denn als Heerführer trug er nicht nur nichts zur Ausführung des großen Unternehmens bey, ſondern verſtärkte vielmehr die Kühnheit der Türken, und die Zahl der Opfer, die die Kreuzzüge koſteten *).

Große Haufen hatten ſich um ihn geſammelt, die ihn zu ihrem Führer auserſahen, entweder weil ſie zu ungedultig waren, die bedächtigern Rüſtungen der übrigen Heereshäupter abzuwarten; oder weil ſie es für Gott wohlgefälliger hielten, unter einem Boten des Himmels als unter einem weltlichen Fürſten zu ſtreiten. Dieſe Haufen beſtanden aber meiſtentheils nur aus armen Abenteurern; Reiter waren dabey **), aber noch mehr wildes Fußvolk, entlaufene Leibeigne, Weiber, Kinder

*) Der Abt Guibert, ein Zeitgenoſſe Peters, ſagt am Schluſſe ſeiner Erzählung von deſſen Feldzuge (apud Bongars. pag. 485): Petri historiam ideo persecuti sumus, ut monstraremus, ejus exercitum aliis nullam impendisse opem, sed Turcis addidisse audaciam.

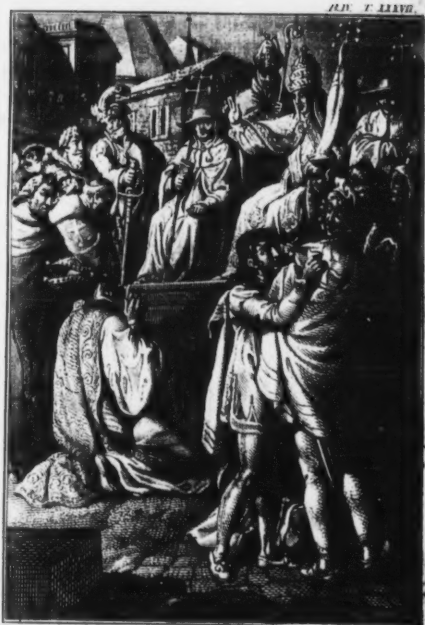
**) Es iſt falſch, wenn behauptet wird, daß Peters Heer ganz ohne Reiterey geweſen ſey. Denn Robert. Monach. (ap. Bongars. p. 33.) ſagt ganz beſtimmt: Petrus collegit sibi non modicam equitum peditumque multitudinem; und nach Willerm. Tyr. I. c. 22 befanden ſich noch in Aſien bey Peters Heere zweyhundert Reiter der, Greiſe. Selbſt dem geübteſten Feldherrn würde es ſchwer geworden ſeyn, ſolche Schaaren zu regieren, wie hätte Peter es vermocht? Ihm fehlte es an nüchterner Beſonnenheit und durchgreifender Feſtigkeit, und ſeine Schwärmerey leiſtete keinen Erſatz für den Mangel an innerer Kraft. Vergebens verwendete er Drohungen und Bitten; ſeine Beredſamkeit ſcheiterte an der Rohheit ſeines Heeres. Er konnte es nicht im Gehorſam, nicht in Ordnung und Einigkeit erhalten, und bald mußte er erfahren, daß es leichter ſey, eine ſchon glimmende Sehnſucht zu entflammen als wilde Horden zu leiten. Sie raubten und verheerten das Land, wie es ihnen einfiel; ohne auf ſeine Befehle und Warnungen zu achten, griffen ſie bey Niſſa die Bulgaren an, und wurden geſchlagen und zerſtreut. So verlor er ſchon auf dem Wege bis Conſtantinopel zehntauſend Mann ſamt allem Gepäck. Doch auch er war blind gegen die Regeln der Klugheit. Zu Conſtantinopel rieth ihm Kaiſer Alexius, die Ankunft der größeren und regelmäßigeren Heere abzuwarten; er aber meinte, mit Gottes Hilfe allein über die Türken ſiegen zu können, und ſetzte nach fünftägigem Aufenthalte zu Conſtantinopel nach Aſien über. Hier wurde die Wildheit ſeiner Truppen immer größer. Mit Ungeſtüm verlangten ſie gegen die Türken geführt zu werden; gegen alle Warnungen fingen ſie Fehden an, und aus gegenſeitiger

Eiferſucht trennten ſich Franzoſen und Deutſche. Glücklich genug rettete ſich Peter für ſeine Perſon: er kehrte, da er die Wildheit ſeiner Truppen nicht mehr mäßigen konnte, nach Conſtantinopel zurück, und gleich darauf (im Oct. 1096) wurde ſein ganzes Heer bis auf dreytauſend Mann von den Türken aufgerieben. Dieß Unglück ſcheint ſeinen ſchwärmeriſchen Muth merklich abgekühlt zu haben! Er that nun, was er ſchon früher hätte thun ſollen: er wartete die Ankunft der größeren Heere ab, und ſchloß ſich an Gottfried von Bouillon, als dieſer im Mai 1097 nach Aſien kam.

Von nun an verliert er ſich faſt gänzlich aus der Geſchichte. Nur ſelten wird ſeiner gedacht, und wohl gar auf eine ſchimpfliche Weiſe. So wird erzählt, daß, als das Kreuzheer im Lager zu Antiochien mit Hunger und Elend zu kämpfen hatte, ihn, der vorher ſo muthig zur Befreyung des heiligen Grabes ermuntert hatte, eine ſolche Kleinmuth ergriff, daß er einſt bey Nacht mit dem Ritter Wilhelm dem Zimmermann entfloh. Doch Tankred ſetzte den Flüchtigen nach, und brachte beyde ins Lager zurück, wo ſie eidlich verſprechen mußten, das Heer nie wieder zu verlaſſen.

Indeſſen erhielt ſich das Andenken an ſeine frühere Wirkſamkeit. Er galt daher immer als ein be-

bedeutſamer Mann im Heere der Kreuzfahrer, und wenn irgend ein neuer Taumel von Begeiſterung unter ihnen aufwallte, ſo waren auch auf ihn ihre Blicke gerichtet. So ward er, da das Heer durch Auffindung der heiligen Lanze wieder ermuthigt war, als Geſandter zu dem muhamedaniſchen Fürſten Korbega geſendet, der das Kreuzheer in Antiochien eingeſchloſſen hatte. Mit jenem Muthe, den Schwärmerey giebt, wenn auch nicht feſthält, trat er vor den Furchtbarn, und verlangte, daß derſelbe entweder ein Chriſt werden, oder in die Heimath ziehen, oder eine Schlacht annehmen ſollte. Freylich wurde er mit Verachtung zurückgewieſen, und eiligſt mußte er ſich aus dem muſelmänniſchen Lager entfernen; aber er befeſtigte doch durch ſeine Schwärmerey den neuaufglimmenden Muth ſeiner Glaubensgenoſſen. Als ferner, während der Belagerung Jeruſalems ein feyerlicher Umzug von den Kreuzfahrern zur Belebung ihrer Hoffnungen gehalten wurde, ſo trat auch er demſelben bey und hielt auf dem Oelberg begeiſternde Anreden. Aber beſonders wurde er geehrt, als das Kreuzheer bald nach der Eroberung Jeruſalems zum heiligen Grabe wallte. Freudig kamen ihm da die dortigen Chriſten, die ihn ſeit ſeiner erſten Wahlfahrt kannten, entgegen, fielen vor ihm nieder und dankten ihm, daß er als Bote des Himmels ſo eifrig und



[illegible]

Die Kirchenversammlung zu Clermont.

und wirkſam für ihre Befreyung geredet und gehandelt hätte.

Hierauf blieb er nur noch kurze Zeit im heiligen Lande. Er hatte ſein Gelübde erfüllt! Während der Schlacht von Askalon (12. Aug. 1099) war er noch zu Jeruſalem; er hielt damals mit den zurückgebliebenen Geiſtlichen feyerliche Umgänge, um Segen für die chriſtlichen Waffen zu erflehen. Dann aber ging er, wie es ſcheint, zugleich mit dem Grafen Euſtach, dem Bruder Gottfrieds von Bouillon, in die Heimath zurück. Hier ſtiftete er zu Huy in Lothringen ein Kloſter, in welchem er ſtarb und begraben wurde, im ſechzehnten Jahre nach der Eroberung Jeruſalems (1115). Seine große Rolle war ſchon früher, eigentlich ſchon mit dem Anfange der Kreuzzüge zu Ende!

II.

Die Kirchenverſammlung zu Clermont.

Wenn ſchon einzelne Menſchen dadurch groß und denkwürdig werden, daß ſie feſt an irgend einen würdigen Gedanken hangen, raſtlos an der Verwirklichung deſſelben arbeiten, und freudig alles für denſelben wagen: um wie viel größer und denkwürdiger iſt es, wenn ganze Völker, von gleicher Begeiſterung ergriffen, aus den Schranken des gewöhnlichen Lebens heraustreten, und unbekümmert um Ruhe und Bequemlichkeit, Lebensgenuß und Lebenserhaltung dem Gegenſtand ihrer Begeiſterung zum Opfer bringen.

Eine ſolche Erſcheinung, dergleichen wir ſelbſt erlebt haben, bietet uns der Anfang der Kreuzzüge dar. Denn wie in den Jahren 1813 und 1814 Deutſchland für die Befreyung vom franzöſiſchen Joche erglühete und freudig alles an dieſelbe wagte: ſo erglühete am Ausgang des eilften Jahrhunderts die abendländiſche Chriſtenheit für die Befreyung des heiligen Grabes und ſcheute nicht Gefahren, nicht Mühſeligkeiten, um ſelbiges den Händen der Ungläubigen zu entreißen.

Vorbereitet hierzu waren die Gemüther durch den Geiſt der Zeiten und angeregt durch die Kreuzpredigten Peters von Amiens; aber noch war es zweifelhaft, ob der ausgeſtreute Saamen Wurzel faſſen und Früchte treiben, oder ob die abendländiſche Chriſtenheit ſo weit gebracht werden könnte, daß ſie, vergeſſend aller Banden der Heimath und ohne Scheu vor drohenden Schreckniſſen, in das weit entlegene Morgenland ziehen und mit den furchtbaren Sarazenen den Kampf wagen möchte. Denn immer iſt eine große Kluft zwiſchen einer plötzlich auflodernden Rührung und einer beharrlich feſten Entſchließung, zwiſchen dem Wollen und dem Vollbringen. Oft erſtickt eine lebendige Empfindung eben ſo ſchnell als ſie entſtand, und feſtgewurzelt, mit dem innerſten Weſen des Menſchen Eins muß der Gedanke ſeyn, der in bewundrungswürdige Thaten übergehen ſoll.

Auch Pabſt Urban II. war von dieſer Wahrheit überzeugt. Dieß beweißt ſein Verfahren. Beſonnen und vorſichtig ſuchte er den Gedanken, den Peters Flammeneifer entzündet hatte, in den Gemüthern der abendländiſchen Chriſten zu befeſtigen, ehe er auf die Ausführung desſelben nachdrücklich drang. Während Peter umher zog, um Italiener, Franken und andere Nationen für das große Unternehmen zu gewinnen, hielt er im Frühling des Jahres 1095 eine große Kirchenverſammlung zu Piacenza. Hier forderte er im Beyſeyn griechiſcher Geſandten, die im Namen ihres Kaiſers um Hilfe gegen die Türken baten, die abendländiſche Chriſtenheit zu dem eidlichen Verſprechen auf, dieſe Hilfe zu leiſten und das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu reißen. Nun erſt, da er keinen Widerſpruch ſondern vielmehr williges Gehör gefunden, ſchritt er zur Ausführung. Er zog nach Frankreich, und veranſtaltete noch in demſelben Jahre (1095) eine Kirchenverſammlung zu Clermont. Und hier war es, wo die angeregte Begeiſterung zu einer feſten Entſchließung reifte, und eine große Verbrüderung zu dem heiligen Kriege bewerkſtelliget wurde.

Um die Verſammlung zu Clermont recht groß und glänzend, und dadurch für den Hauptgegenſtand derſelben recht gewichtig und wirkſam zu machen, hatte **Urban** den Geiſtlichen bey Verluſt ihrer Pfründen geboten, daſelbſt zu erſcheinen, und auch die weltlichen Herren ihrer Sprengel, hierzu aufzufordern. Demnach kamen, auſſer vierzehn Erzbiſchöfen, zweyhundert fünf und zwanzig Biſchöfen, vierhundert Aebten und andern Geiſtlichen, eine unzählbare Menge Laien jeglichen Standes aus Frankreich und den angrenzenden Staaten Deutſchlands und Italiens zu Clermont zuſammen. In der Mitte des Novembers 1095 wurde die Verſammlung eröffnet. Nachdem zuerſt verſchiedene andre Kirchenangelegenheiten verhandelt, namentlich der Gottesfrieden aufs neue eingeſchärft und der Bann gegen den König von Frankreich Philipp I. erneuert worden war, begab ſich **Urban** auf einen offenen Platz der Stadt — denn keine Kirche war groß genug, um alle Anweſenden zu faſſen — und hielt von einem erhöheten Sitz herab eine eindringende Rede an die ihn umgebende Menge.

Genau kennen wir dieſe Rede nicht; denn wie oft ſie von den gleichzeitigen Schriftſtellern angeführt wird, eben ſo oft erſcheint ſie in verſchiedener Geſtalt. Doch in dem Hauptinhalte treffen alle Angaben zuſammen. Urban ſchilderte nämlich zuerſt die Entweihungen der heiligen Oerter, und die Drangſale, welche die Chriſten daſelbſt von den Türken zu erdulden hätten; hierauf ermahnte er die Anweſenden, die Waffen, die ſie bisher unchriſtlich gegen einander, oft zur Beraubung der Witwen und Waiſen oder um andrer Ungerechtigkeiten willen, geführt hätten, für ihre morgenländiſchen Brüder zur Ehre Chriſti zu führen; dann faßte er alles zuſammen, was hierzu ermuntern konnte, und verſchmähete dabey auch nicht ſolche Beweggründe, die der Sinnlichkeit oder den Wünſchen ſeiner Zuhörer ſchmeicheln konnten. Er zeigte, daß es rühmlich ſey, dort für Chriſtum zu ſterben, wo er für alle geſtorben, und daß ſelbſt der Tod auf dem Wege dahin ein Sterben für Chriſtum ſey; er verhieß denen, die in dieſen Kampf ziehen würden, Vergebung der Sünde und ewige Seligkeit; er verſicherte, daß Niemand wegen des täglichen Aufwands beſorgt ſeyn dürfe, da es denen, die Gott lieben, an nichts fehlen könne, und daß Ehre, Reichthum und andere irdiſche Güter den Kämpfenden zufallen würden. — Und dieß alles trug er mit jener lebendigen, ſeelenvollen Kraft vor, die ſelten ihr Ziel verfehlt. Wirklich wurden die Anweſenden ergriffen, gerührt, begeiſtert. Sie glaubten die Drangſale ihrer morgenländiſchen Brüder mit eignen Augen zu ſehen; ſie fühlten, wie ſchmachvoll für Chriſten es ſey, daß die Heiden (wie ſie die Muhamedaner nannten) da herrſchten, wo der Heiland gelebt und gelitten hatte; immer feſter wurde in ihnen der Entſchluß, dieſe Schmach und jene Drangſale abzuwenden, und noch während Urban redete, rief ihm die Verſammlung zu: „Gott will es! Gott will es!"

Als Urban dieß hörte, hob er dankend ſeine Augen gen Himmel, winkte dann Ruhe mit der Hand und ſprach: "Wohlan, meine Brüder, dieſes "Wort, das euch Gott eingegeben, ſey euer Feldgeſchrey im heiligen Kriege; und wie der Heiland "geſprochen hat, daß der ſeiner würdig ſey, der "das Kreuz auf ſich nehme und ihm nachfolge, ſo "bezeichne ſich jeder, der an dieſem Kriege Theil "nimmt, mit dem Zeichen des Kreuzes". Weiterhin ertheilte er den Rath, daß Greiſe und Schwache, und Weiber ohne Männer und Brüder von dieſem Kriege zurückbleiben; ferner, daß die Reichen den Armen dabey Unterſtützung leiſten oder auf ihre Koſten ſie mitnehmen, und daß Geiſtliche nicht ohne Erlaubniß ihres Biſchofs, Laien nicht ohne den Segen eines Prieſters dahin ziehen möchten.

Immer höher ſtieg die Begeiſterung der Anweſenden; aber noch waren viele zweifelhaft, was zu thun ſey. Da trat der Biſchof Ademar von Puy, ein allgemein verehrter Mann, mit heitrer Miene zum Rednerſitz des Pabſtes, kniete nieder, erklärte ſich bereit, in den heiligen Krieg zu ziehen, und erbat ſich dazu die Erlaubniß und den Segen des Pabſtes. Er erhielt, was er wünſchte; ſein Vortritt aber wirkte als ein ermunterndes Beyſpiel auf die Menge, die immer eines Führers bedarf. Gleich nach ihm drängten ſich Geiſtliche und Laien hinzu, und ließen ſich, wie der Paþſt gerathen hatte, ein rothes Kreuz auf ihre Kleider nähen. *) Darauf knieten ſie nieder, und einer der Cardinäle, Gregorius, ſagte im Namen Aller eine Beichte her; Urban aber ertheilte ihnen die Abſolution und den göttlichen Segen.

Am andern Tage erſchienen ganz unerwartet Geſandte des Grafen Raimund von Toulouſe und St. Gilles, welche meldeten, daß ihr Herr in das heilige Land ziehen wolle, deshalb eine beträchtliche

---

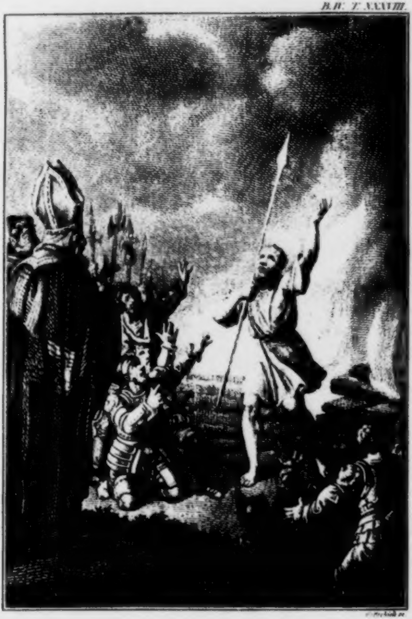
*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XXXVII.

Anzahl Ritter bereits in Sold genommen und überdieß verſprochen habe, jeden Ritter, der in ſeinem Heere ſtreiten wolle, mit Geld und andern Bedürfniſſen zu unterſtützen. Viele, die geſtern noch kleinmüthig waren, entſchlugen ſich heute aller Bedenklichkeiten und nahmen das Kreuz.

Indeſſen vergaß Pabſt **Urban** mitten in der Freude, die er über den glücklichen Fortgang ſeines Beginnens empfinden mochte, nicht der Sorge für die weitere Ausführung desſelben. Selbſt nicht geneigt in den heiligen Krieg zu ziehen (ſeine Anweſenheit in Europa ſchien ihm nöthig), ernannte er, mit Beyſtimmung aller Biſchöfe und weltlichen Herren, den Biſchof Ademar, den Klugheit, Tapferkeit und Frömmigkeit empfahlen, und der zuerſt als Kreuzfahrer hervorgetreten war, anſtatt ſeiner zum geiſtlichen Oberhaupt des Heeres. Dann verordnete er, daß, wer einmal das Kreuz genommen, bey Strafe des Bannes nicht zurücktreten dürfe; daß deſſen Güter und Angehörige unter dem Schutze der Kirche ſtehen, daß allgemeiner Friede unter den abendländiſchen Chriſten herrſchen, daß die Geiſtlichen in ihren Gemeinden das Kreuz predigen, und daß diejenigen von ihnen ihre Stellen verliehren ſollten, die dem Unternehmen entgegen ſeyn würden. Zuletzt wurde noch unter den übrigen Schlüſſen dieſer Verſammlung beſtimmt, daß, wer aus Andacht zur Befreyung der Kirche Gottes nach Jeruſalem ziehen würde, aller andern Büßungen überhoben ſeyn ſollte.

Was in Clermont beſchloſſen worden war, wurde bald der Gegenſtand allgemeiner Theilnahme. Der Pabſt ſelbſt reiſte nach geendigter Verſammlung in Frankreich herum und verbreitete den Drang zu den Kreuzzügen; noch mehr verpflanzten die Prieſter und Laien, als ſie von Clermont in ihre Heimath zurückgekehrt waren, die dort empfangenen Eindrücke. Jetzt wuchs Begeiſterung durch Begeiſterung; der Strom derſelben ergoß ſich in die entfernteſten Gegenden, in die Hütten der Armen, wie in die Burgen der Reichen; auf Gaſſen und Straßen wurde das Unternehmen beſprochen; einer ermunterte den andern; feig und verächtlich ſchien, wer zurückblieb, brav und ehrenwerth, wer daran Theil zu nehmen entſchloſſen war. Königliche Prinzen, Herzöge, Grafen, Edelleute, Geiſtliche jegliches Ranges, viele ohne Erlaubniß ihrer Vorgeſetzten, ſelbſt Weiber, Kinder und Greiſe, uneingedenk der Warnung des Pabſtes, drängten ſich zu den Waffen. Ein Gedanke, Ein Wunſch ſchien alle zu beleben; kein Stand, kein Alter blieb zurück. Aber freylich wirkten dazu neben edeln auch unedle Beweggründe! Wenn den Frommen der Gedanke fortzog, daß es kein größeres Verdienſt gebe als die Befreyung des heiligen Landes und die Ausrottung der Ungläubigen, ſo trieb den Ehrgeizigen die Hoffnung des Ruhms, den Thatenluſtigen die Ausſicht auf Abenteuer, den Habſüchtigen die Erwartung koſtbarer Reichthümer und ausgedehnter Beſitzungen; Verbrecher ſuchten durch Annahme des Kreuzes der wohlverdienten Strafe, leichtſinnige Schuldner den Forderungen ihrer Gläubiger, hart bedrückte Laien den Gewaltthätigkeiten ihrer Herren, einem mühevollen Leben, oder der damals herrſchenden Hungersnoth zu entgehen. An die Gefahren und Schwierigkeiten des Zuges wurde kaum gedacht; die meiſten kannten ſie nicht, und wer noch bedenklich war, den ſpornte die Vorſtellung von dem nahen Ende der Welt und eine Menge himmliſcher Erſcheinungen, die der Aberglaube bemerkte und deutete.

Während des Winters wurden die Zurüſtungen getroffen. Die weltlichen Herren verkauften oder verpfändeten ihre Güter, Ländereyen oder Burgen; wer von ihnen die Koſten zum Zuge nicht aufbringen konnte, begab ſich als Knappe in die Dienſte eines vermögenden Ritters; die zarteſten Banden der Liebe und der Anhänglichkeit an den heimiſchen Boden wurden unbedenklich aufgelöſt; freudig ſchieden Gatten von ihren Gattinnen, Kinder von ihren Eltern. Bald füllten ſich die Heerſtraßen mit Kreuz-



Die heilige Lanze.

Kreuzfahrern, Haufen ſammelten ſich zu Haufen, Unterhandlungen wegen der einzuſchlagenden Wege wurden gepflogen, und mit dem Frühling des Jahres 1096 nahm das große Vorhaben ſeinen Anfang.

III.

Die heilige Lanze.

Schon hatten die erſten Kreuzfahrer auf dem Wege nach Conſtantinopel, dann in Kleinaſien bey der Eroberung von Nicäa und den Gefechten, die derſelben vorangingen und folgten, ferner bey der Belagerung und Einnahme von Antiochien zahlloſe Bedrängniſſe und Leiden überſtanden, als ſie, kaum Meiſter dieſer Stadt (3. Jun. 1098), in die größte Noth und Gefahr geriethen.

Während die Feſtung Antiochiens noch in den Händen der Türken war, rückte Korbega, Fürſt von Moſul, mit einem unermeßlichen Heere zur Wiedereinnahme der Stadt Antiochien herbey, und drängte die Kreuzfahrer, denen es unmöglich ſchien, ihm im offnen Felde zu begegnen, hinter eben die Mauern zurück, die ſie kurz vorher umlagert hatten. Dieſe wurden alſo aus Belagrern Belagerte, bedroht von auſſen durch den mächtigen Korboga, von innen durch die türkiſche Feſtungsbeſatzung, und zugleich heimgeſucht von den doppelten Qualen einer furchtbaren Hungersnoth und einer tödtlichen Seuche. Vergebens begehrten ſie jetzt freyen Abzug: er wurde ihnen verweigert; vergebens hofften ſie Hilfe von den Oſtrömern: ihr hoffnungsloſer Zuſtand ſchreckte den oſtrömiſchen Kaiſer Alexius zurück. Nur die erſten unter den Heerführern behielten jetzt noch Beſonnenheit und Standhaftigkeit, die übrigen überließen ſich einer verzweifelnden Verzagtheit. Wer fliehen konnte, entfloh; nichts ſchien ihnen übrig als Tod und Verderben; kaum wagten ſie noch den Namen Chriſti anzurufen, wähnend, daß er ſein Volk verlaſſen habe.

In dieſer bedrängnißvollen Lage war Rettung nur von der Erneuerung der hingeſtorbnen Begeiſterung zu erwarten Nur dann, ſchien es, konnten die Kreuzfahrer wieder auf ſich ſelbſt vertrauen, wenn ſie auf den Himmel vertrauten. Prieſter und Heerführer beeiferten ſich daher, durch das Gerücht himmliſcher Erſcheinungen und Tröſtungen dieſes Vertrauen zu erwecken. Zuerſt hieß es, der heilige Ambroſius, ehemals Erzbiſchof von Mailand, ſey einem italieniſchen Prieſter erſchienen und habe ihm verſichert, daß die Kreuzfahrer nach drey harten Prüfungsjahren Jeruſalem erobern, und alle Un-

Ungläubigen beſiegen würden. Dann meldete ein andrer Prieſter, Namens Stephan, Chriſtus ſelbſt, umgeben von der heiligen Jungfrau und dem Apoſtel Petrus, ſey ihm erſchienen und habe ihm aufgetragen, den Kreuzfahrern zu ſagen: "würden ſie zu ihm zurückkehren, ſo wolle er auch zu ihnen zurückkehren, und ihnen binnen fünf Tagen den nöthigen Beyſtand gewähren."

War ſchon durch dieſe Verheißungen ein Strahl von Hoffnung in den Gemüthern der niedergeſchlagenen Kreuzfahrer aufgegangen, wie weit glänzendere Wirkungen ließen ſich erwarten, wenn eine Reliquie, die in naher Beziehung auf Kampf und Sieg ſtand, gleichſam zum ſichtbaren Zeichen der verheißnen Hilfe zu Tage gefördert werden konnte. Als eine ſolche Reliquie ließ ſich die Lanze betrachten, womit der römiſche Soldat Longinus einſt die Seite des Heilands durchbohrt hatte. Sollte ſie aber wirklich das leiſten, was von ihr zu erwarten war, ſo mußte ihre Aechtheit durch göttliche Ausſprüche bewährt, und ſelbſt ihr Auffinden als Werk himmliſcher Offenbarungen angeſehen werden können. Und ſo hat man vielleicht weniger das Auffinden der heiligen Lanze zu bewundern, als die Schlauheit, womit daſſelbe eingeleitet und bewerkſtelligt wurde.

Graf Raimund von Toulouſe war, wie es ſcheint, die Seele dieſes Unternehmens. Eines Tages

ges trat ein Prieſter aus ſeinem Gefolge, Namens Peter Bartholomäus, öffentlich zu ihm und dem Biſchof Ademar, und meldete folgendes. Zu wiederholten Malen habe ihm der Apoſtel Andreas aufgetragen, die heilige Lanze, die in der Peterskirche zu Antiochien, nicht weit vom Hochaltare verborgen liege, den Kreuzfahrern und namentlich dem Grafen Raimund, dem ſie Gott zugedacht, zu übergeben. Noch vor der Eroberung Antiochiens habe er ihn durch die Lüfte in beſagte Kirche entrückt, habe dort eine Lanze aus der Erde hervorgeholt und ſie ihm in die Hand gegeben, mit der Aeuſſerung: “dieß ſey eben die Lanze, welche die Seite eröffnet habe, aus der das Heil der Welt gefloſſen ſey.” Darauf habe Andreas dieſe Lanze wieder in die Erde verborgen, und ihn ermahnt, ſobald die Stadt erobert ſeyn würde, an dieſen Ort hinzugehen, und mit zwölf Männern ſelbige auszugraben. “Nach der Eroberung Antiochiens”, fuhr Peter Bartholomäus fort, “habe ich aus Beſorgniß, man möchte mir als einem unbedeutenden Manne, keinen Glauben beymeſſen, die empfangene Offenbarung verſchwiegen. Nun aber iſt mir der Apoſtel Andreas noch dreymal erſchienen und hat mich, beſonders das letzte Mal, unter harten Drohungen zum Aufſuchen der heiligen Lanze aufgefordert.” So weit Peter Bartholomäus. Als er geendigt hatte, erklärte der fromme Biſchof Ademar deſſen Angabe für nichtiges Geſchwätz; allein Graf Raimund hielt ſie auf der Stelle für wahr, alle wundergläubigen Kreuzfahrer traten ihm bey, und im Rathe der Fürſten wurde das Ausgraben der heiligen Lanze beſchloſſen.

Einige Tage nachher — wahrſcheinlich fand man es räthlich, dem Gerüchte Raum zu geben und die erregte Sehnſucht durch Zögern zu ſpannen — wurde dieß Vorhaben ausgeführt. Am 14. Jun. des Jahres 1098 ging Peter Bartholomäus mit zwölf Männern, unter denen ſich auch Graf Raimund und deſſen Kapellan, Raimund von Agiles, der umſtändlichſte Erzähler dieſer Begebenheit, befanden, in die Peterskirche. Alle Zuſchauer wurden hinausgetrieben, und vom Morgen bis zum Abend wurde gegraben. Umſonſt! Da begannen einige an der Auffindung des erwarteten Siegeszeichen zu zweifeln; ſelbſt Graf Raimund ging mit ſcheinbar aufgegebener Hoffnung hinweg, und an die Stelle der ermüdeten Arbeiter traten neue. Hierauf ſprang Peter Bartholomäus mit bloßen Füßen, nur mit einem Hemde bekleidet in die Grube und beſchwor die Anweſenden, eifrigſt zu Gott zu beten, daß er den Seinigen die heilige Lanze zur Stärkung und zum Siege verleihen möchte. Nun, da die Anweſenden in Gebet verſunken und von der Abenddämmerung umfloſſen ſind, bringt Peter eine

Lanzenſpitze (die er füglich unter ſeinem Hemde hatte verbergen können) hervor *). Kaum zeigt er dieſelbe, ſo ergreift ſie Raimunds Kapellan und küßt ſie mit einer Lebhaftigkeit, die andere zur Inbrunſt entzündet. Ein lautes Jauchzen entſteht; wonnetrunken ſtrömt die Menge herbey, küßt mit Freudenthränen dieß Unterpfand der göttlichen Gnade, und ſingt mit dankbarem Entzücken: "Herr Gott dich loben wir!" und: "Ehre ſey Gott in Höhe!" Darauf ward die Lanze in koſtbaren Purpur gewickelt, mit Gold und Silber, das ihr reichlich geſpendet ward, umgeben, und ein beſonderes Feſt zur Feyer ihrer Auffindung angeordnet; Graf Raimund aber ward, nach einer abermaligen Erſcheinung des Apoſtels Andreas, wie Peter Bartholomäus am andern Tage verſicherte, zu ihrem Hüter und Führer beſtimmt.

So groß und glänzend die Verehrung war, die dieſer Reliquie gezollt ward, eben ſo groß, und glänzend war auch die Wirkung, die ſie erzeugte. Als ein ſicheres Unterpfand der wieder erlangten Gnade Gottes und der nahen Erlöſung erhob ſie den niedergeſchlagnen Muth der Kreuzfahrer; neue Begeiſterung blühete in neuen Hoffnungen

---

*) Bedeutend ſagt Fulcher Carnot. (Gesta Francorum pag. 393): Bartholomaeus invenit lanceam, fallaciter forsan occultatam.

gen auf; man vergaß das vergangene und das noch gegenwärtige Leiden; der Muthloſe ſchöpfte wieder Muth, der Entkräftete Kraft; einer ermunterte den andern zur Fortſetzung des Kampfes. Vertrauensvoll folgten ſie daher dem neuen Pannier, als vierzehn Tage nach deſſen Auffindung ein Ausfall unternommen wurde. Der herrlichſte Sieg krönte ihr Vertrauen. Korboga wurde mit ſeinem unermeßlichen Heere geſchlagen und aufgerieben (28. Jun. 1098); die türkiſche Feſtungsbeſatzung zu Antiochien mußte ſich ergeben, und Ueberfluß und Wohlleben trat an die Stelle des Mangels und Kummers.

Doch übertriebene Werthſchätzung des an ſich Unbedeutſamen dauert nur kurze Zeit, und dem ſtärkſten Wunderglauben folgt oft Zweifelſucht und Mißtrauen. Auch in Rückſicht der heiligen Lanze war dieß der Fall. Denn kaum waren die Zeiten der Noth und des Kampfes, in denen ſie als ein Zeichen der göttlichen Gnade verehrt worden war, vorüber, ſo erhoben ſich laute Zweifel gegen ihre Aechtheit; aber nicht ſowohl aus vernünftigem Ueberlegen und Abwägen der Wahrſcheinlichkeitsgründe, als vielmehr aus Neid und Unwillen gegen den Grafen Raimund von Toulouſe.

Schon längſt hatte ſich dieſer durch Habſucht und Zweydeutigkeit des Betragens den Unwillen mehrerer Kreuzfürſten zugezogen. Namentlich war der redliche Tankred, ein Feind jeder Schleichwege und Bedrückungen, der ehrgeizige Boemund, dem Raimund den Beſitz Antiochiens ſtreitig machte, und Herzog Robert von der Normandie, den die Anmaßungen der Provencalen beleidigten, gegen ihn erbittert. Doppelt widrig mußte es ihnen daher ſeyn, daß dem gehaßten Raimund durch Aufbewahrung der heiligen Lanze neue Quellen des Anſehns und Reichthums zuſtrömten; und je leichter ſie das angeſponnene Truggewebe durchſchauen mochten, um ſo zuverſichtlicher konnten ſie die Aechtheit der aufgefundenen Lanze in Zweifel ziehen. Am lauteſten und nachdrücklichſten geſchah dieß im Lager vor Arka, einem feſten Bergſchloß an der weſtlichen Seite des Libanon, nicht weit von Tripolis. Hier trat Arnulf, der Kapellan des Herzogs Robert, auf, erklärte die von Peter Bartholomäus angegebenen Erſcheinungen für erdichtet, und berief ſich auf die gleichlautenden Aeuſſerungen des inzwiſchen verſtorbenen Biſchofs Ademar.

Jetzt lag es dem Peter Bartholomäus ob, die Wahrheit ſeiner Ausſagen zu bekräftigen; aber wie ſehr er ſich bemühte, das von ihm hervorgebrachte Heiligthum in Ehre und Anſehn zu erhalten, wie oft er auf neue Erſcheinungen ſich berief, und wie ſehr auch ſein Anhang die Zahl derſelben vergrößerte: ſo gingen doch alle dieſe Bemühungen an der größern Kraft des Unglaubens verloren. Ja der Kapellan Arnulf erklärte öffentlich, als man ihn ſchon zu einem Widerruf gewonnen zu haben glaubte, er könne wegen des vorgeworfenen Unglaubens nicht eher um Verzeihung bitten, als bis er darüber mit ſeinem Herrn, dem Herzoge Robert, Rückſprache genommen hätte. Nun konnte ſich Peter Bartholomäus nicht länger halten. Im auflodernden Zorne verlangte er, daß ihm geſtattet werden möchte, da weder Erſcheinungen noch Zeugen geglaubt werde, die Aechtheit der Lanze durch die Feuerprobe zu bekräftigen. Sein Verlangen, angemeſſen dem Geiſte ſeiner Zeit, fand Beyfall, und am nächſten Carfreytage (den 8. Apr. 1099) ward das Gottesurtheil vollzogen.

Zwey Holzſtöße von trocknem Olivenholze wurden errichtet, jeder vier Fuß hoch und vierzehn Fuß lang, und beyde nur durch einen Zwiſchenraum von einem Fuß getrennt. Um dieſelben ſammelte ſich das ganze Heer, ungefähr 40,000 Mann, deſſen Anführer und Prieſter, letztere im prieſterlichem Schmucke, aber mit entblößten Füßen. Peter Bartholomäus ſelbſt war nur mit einem kurzen Gewand angethan, und hatte ſich durch Faſten und Beten zu dem gefährlichen Wagſtück vorbereitet. So wie die Holzſtöße in Flammen geſetzt wurden, ſprach der Kapellan Raimunds zur verſammelten Menge: "Wenn der allmächtige Gott wirklich mit "dieſem Manne von Angeſicht zu Angeſicht geredet, "und wenn der heilige Apoſtel Andreas die Lanze "des Herrn ihm wirklich gezeigt hat: ſo möge er "unverletzt durch dieſes Feuer gehen. Hat er aber "gelogen, dann möge er verbrennen ſamt der Lanze, "die er in Händen tragen wird." "Amen," riefen alle Anweſende, auf die Kniee geſunken. Inzwiſchen waren die Flammen bis auf dreyßig Fuß in die Höhe gelodert. Da knieete Peter Bartholomäus vor dem Biſchof von Albara hin, und rief Gott zum Zeugen, daß alle ſeine Ausſagen wahr und von ihm nichts erlogen ſey. "Habe er ſonſt etwas gegen Gott oder ſeine Nächſten verbrochen, ſo möge ihm Gott vergeben, und dazu möge ſich für ihn das Gebet des Biſchofs und des ganzen Heeres vereinigen." Hierauf gab ihm der Biſchof die Lanze in die Hände, und er trat unerſchrocken in die Flammen. *)

Was nun erfolgte wird von den Anhängern und Gegnern des Grafen Raimund verſchiedentlich erzählt. Langſam, ſchreiben ſeine Anhänger, ſchritt Peter durch die Flammen, und unverſehrt trat er wieder aus denſelben heraus, laut rufend: "Gott hilf!

---

*) Auf die hier beſchriebenen Ereigniſſe bezieht ſich das Kupfer, Taf. XXXVIII.

hilf!" und das Volk mit der heiligen Lanze ſegnend. Nur der fromme Ungeſtüm des Volkes, ſetzen ſie hinzu, wurde ſein Verderben; denn mit einer Inbrunſt, die an Wuth grenzte, fiel alles über ihn, als einen Heiligen, her, und ſuchte etwas von ihm zu erbeuten. Dabey ward er zu Boden geworfen, das Gewand ihm abgeriſſen, und ſogar Stücken Fleiſches aus ſeinem Leibe, ſo daß er einige Tage darauf an den Folgen dieſer wüthigen Verehrung ſtarb. — Dagegen erzählen die Gegner des Grafen Raimund, Peter Bartholomäus ſey mit beflügelter Eile durch die gefahrvolle Gaſſe gedrungen, mit verbrenntem Leibe aus derſelben herausgekommen, und am andern Tage an den Folgen der Verbrennung verſchieden.

Die Wahrſcheinlichkeit der letztern Ausſage wird durch den Erfolg erhöhet! Denn trotz aller Bemühungen des Grafen Raimund und ſeines Anhangs das Anſehn der Lanze zu erhalten, ſank es von nun an unwiederbringlich dahin, und ſie ſelbſt verlor ſich, man weiß nicht wie. Aber wie ſehr man auch Urſache hat, ſie und ihre Auffindung für einen ſogenannten frommen Betrug des Grafen Raimund, und Petern für deſſen bethörtes Werkzeug zu halten: ſo bleibt dieß Ereigniß doch immer merkwürdig als ein doppeltes Zeichen von der Unſicherheit des Reliquienglaubens und von den großen Wirkungen, die die Benutzung eben dieſes Glaubens hervorbringen kann.

IV.

Die Eroberung Jeruſalems, den 15. Juli 1099.

Drey Jahre waren ſchon verfloſſen, ſeitdem die Kreuzfahrer zur Befreyung des heiligen Grabes aufgebrochen waren, und noch war das Ziel ihres Unternehmens nicht erreicht. Die Schwierigkeiten des Weges, die Kämpfe und Bedrängniſſe, die ſie auf demſelben fanden, der Eigennutz vieler ihrer Anführer, der nach neuen Herrſchaften ſtrebte, und die Streitigkeiten, die daraus entſtanden, hatten ihren Zug erſchwert und verzögert. Noch in der Nähe von Jeruſalem hatte Graf Raimund durch die Belagerung von Akka und Tripolis, woraus er ſich ein neues Fürſtenthum zu bilden gedachte, die Kreuzfahrer aufgehalten. Aber je näher dem Ziel der Reiſe, deſto ungeduldiger wurde das Heer, und die Mehrzahl der Kreuzfürſten fand es räthlich, dieſe Ungeduld zu befriedigen. Die Eroberung von Akka wurde aufgegeben, mit dem Emir von Tripolis ein Vergleich geſchloſſen, und raſch ging es dann (im Mai 1099) auf der Straße zwiſchen dem Libanon und dem Meere vorwärts gegen Jeruſalem.

Vor Sidon, Tyrus und Akre zogen die Kreuzfahrer, ohne ſich aufzuhalten, vorüber: die Eroberung dieſer Städte wurde für gelegnere Zeiten aufgeſpart. Zu Cäſarea feyerten ſie das Pfingſtfeſt (29. Mai 1099). Dann wurde zu Ramla drey Tage geraſtet, und ein Biſchof eingeſetzt; worauf ſie am Abend des fünften Juni Nikopolis, vormals Emaus genannt, erreichten. Jetzt waren ſie kaum eine halbe Tagreiſe von Jeruſalem entfernt, und nur die Nacht und das vorliegende Gebirge entzog ihnen den ſehnlichſt gewünſchten Anblick. Drückend langſam ſchien ihnen dieſe Nacht hinzuſchleichen; ſchmerzhaft war ihnen jeder Verzug. Um Mitternacht kamen von Bethlehem Geſandte der Chriſten im Lager an, und baten um Schutz gegen die Angriffe und Drohungen der Türken. Herzog Gottfried gewährte dieſe Bitte. Hundert auserleſene Ritter wurden unter Tankreds Anführung nach Bethlehem geſendet, wo ſie, von ihren Mitchriſten freudig empfangen, die Geburtsſtätte des Heilands mit Jubelliedern begrüßten. Als aber die übrigen von der Abſendung dieſer Schaar hörten, wurde ihr Verlangen nach den heiligen Oertern immer ungeduldiger. Ungeheißen brachen mehrere von ihnen auf, ſtreiften bis vor die Mauern von Jeruſalem, und erbeuteten einiges Vieh. Dabey geriethen ſie in große Gefahr, aus der ſie jedoch von dem tapfern Tankred, der über dem Oelberg zu dem Heere zurückkehrte, gerettet wurden.

Endlich brach der Tag an (der 6. Jun.), und erſtiegen waren die Höhen, von welchen herab die Kreuzfahrer insgeſammt Jeruſalem mit ſeinen Thürmen überſehen konnten. Namenloſe Wonne und innige Rührung ergriff ſie, und alle Gefühle die einſt zu Clermont in ihnen erregt, dann durch Zeit und Entfernung geſchwächt worden waren, kehrten ſtark und lebendig in ihre Seele zurück. Da lag es vor ihnen das erſehnte Ziel ihres Hoffens und Duldens; ehrwürdig ſtrahlte ſie ihnen entgegen, die Stadt, die einſt des Heilands Erniedrigung und Erhebung geſehen hatte, die Stätte wo jeder Punkt große Erinnerungen hervorrief. Vollbracht ſchien ihnen die lange Pilgerſchaft; nahe und gewiß der Lohn für ſo viele Gefahren, Beſchwerden und Opfer. Sie jauchzten und weinten vor Freude, beteten und ſangen, warfen ſich nieder und küßten den Boden, wo ſie die Fußtritte des Heilands und ſeiner Jünger zu ſehen glaubten *). Nichts

---

*) Man höre, wie Taſſo (Dritter Geſang, dritte Stanze, nach der Ueberſetzung von Gries) dieſe feſtlichen Augenblicke ſchildert:

Doch

Nichts glich ihrer Freude, dieſe Stätte zu ſchauen, als die Begierde ſie zu beſitzen, und wohl nie iſt ein Heer begeiſterter als dieſes zur Eroberung einer Stadt herangerückt.

Allein das Unternehmen war ſchwierig. Zwar war Jeruſalem nicht mehr von ſolchem Umfang und mit ſolchen Bollwerken verſehen, wie zu den Zeiten des Kaiſers Titus, aber noch immer eine große feſte Stadt. Gegen Morgen und Süden war es durch abſchüſſige Felſen und tiefe Thäler, an den übrigen Seiten durch zwiefache Mauern geſchützt. Die Gegend umher war arm an Holz und Waſſer. In der Stadt ſelbſt, die kurz vorher (1096) dem turkomanniſchen Stamm der Orthok durch den Chalifen von Aegypten entriſſen worden war,

— Doch höher ſchwingt die Sonne ſchon die Zügel
Und ſpaltet mit gewalt'gem Strahl das Land:
Da ſieh, Jeruſalem! dort Zions Hügel!
Sieh, nach Jeruſalem zeigt jede Hand;
Und ſieh, im Jubelton hört man von Allen:
Jeruſalem! mit frohem Gruß erſchallen.

Wie wenn ein kühnes Volk auf ſchwachen Schiffen
Dem ungewiſſen Meere ſich vertraut,
In fremder Zon', umringt von Felſenriffen,
Vom Sturm umheult, dem Tod entgegen ſchaut,
Und nun ſein Blick das ferne Land ergriffen,
Dann ſchallt ſein Gruß mit hellem Jubellaut.
Ein jeder zeigt's dem andern, und vergeſſen
Sind Müh' und Noth des Wegs, den ſie gemeſſen. ꝛc

war, lag eine Beſatzung von vierzig- bis ſechzigtauſend Mann, und der Befehlshaber derſelben, Emir Iſtithikar, hatte nachdrückliche Vorkehrungen zur Vertheidigung getroffen. Er hatte viele Chriſten, deren Treue ihm zweifelhaft ſchien, aus Jeruſalem vertrieben, hatte die Mauern ausgebeſſert, die umliegende Gegend verwüſtet, daſelbſt Quellen und Brunnen verſchüttet und das Holz abgetrieben. Andrerſeits waren die Kreuzfahrer ſehr zuſammengeſchmolzen, ſo daß kaum die Hälfte der Stadt von der Abend- bis zur Mitternachtsſeite von ihnen eingeſchloſſen werden konnte. Von den ſechsmalhundert Tauſenden, die auf der Ebene vor Nicäa einſt gemuſtert wurden, waren, Weiber, Kinder und Kranke mit eingerechnet, nur noch vierzigtauſend beyſammen, und unter dieſen höchſtens zwanzigtauſend Mann brauchbares Fußvolk und funfzehn hundert zu Pferd. Von ihren erſten Anführern waren manche ſchon todt, wie Biſchof Ademar; andre waren nach der Heimath zurückgekehrt, wie Hugo und Stephan von Blois; noch andre, wie Boemund und Balduin, hatten ſich in neuen Beſitzungen niedergelaſſen: ihre Hauptführer waren jetzt Herzog Gottfried von Bouillon, Graf Robert von Flandern, Herzog Robert von der Normandie, Fürſt Tankred und Graf Raimund von Toulouſe. An Belagerungszeug, an Lebensmitteln und, was bey der brennenden Sommerhitze beſonders drückend war, an Waſſer fehlte es ihnen. Und doch unternahmen ſie, getrieben von neubelebter Begeiſterung und im Vertrauen auf göttlichen Beyſtand, die Belagerung und Erſtürmung Jeruſalems. Schon am fünften Tage nach ihrer Ankunft (am 12. Jun.) wagten ſie einen allgemeinen Sturm. Vergebens! Zwar warfen ſie die Vordermauer nieder und drangen bis zur Hauptmauer vor; aber aus Mangel an Sturmleitern konnten ſie weiter nichts ausrichten. Viele von ihnen wurden getödtet, noch mehrere verwundet, und mit Einbruch der Nacht mußten ſich alle wieder zurückziehen.

Das Mißlingen dieſes erſten Anlaufs führte zur Beſonnenheit. Sie dachten nun ernſtlicher, als vorher, an einen geordneten Angriff und an Verfertigung des nöthigen Belagerungszeuges. Aber jetzt fühlten ſie den Mangel an Holz, und immer drückender wurde der Mangel an Nahrungsmitteln und beſonders an Waſſer; faſt wäre das ganze Heer vor Durſt verſchmachtet. Glücklicherweiſe fand man in einer entferntern Gegend einen Wald, wo große Balken gefällt werden konnten, die dann ins Lager geſchafft wurden; und ein eben ſo glücklicher Umſtand war es, daß Schiffe von Genua in dem Hafen von Joppe einliefen, wodurch den Kreuzfahrern Nahrungsmittel, Mannſchaft und geſchickte Kriegsbaumeiſter zugeführt wurden. Nun ging es raſch an die Arbeit. Alle ohne Ausnahme, Vornehme und Niedrige, Arme und Reiche, unterzogen ſich derſelben, und in kurzer Zeit wurden Wurfmaſchinen und Sturmleitern in Menge verfertigt. Herzog Gottfried aber und Graf Raimund ließen auf eigene Koſten zwey große Belagerungsthürme erbauen und unter unſäglichen Mühen zu denjenigen Stellen der Mauer hinſchaffen, wo ihre Wirkung am erfolgreichſten ſchien.

So waren vier Wochen unter mancherley Arbeit und Beſchwerde vergangen; faſt alle Vorkehrungen waren vollendet, und der Tag zum abermaligen Sturme feſtgeſetzt, als man auf Rath der Geiſtlichkeit einen feyerlichen Umzug veranſtaltete, um die obwaltenden Zwiſtigkeiten auszutilgen, oder um die Begeiſterung des Volkes und deſſen Vertrauen auf göttlichen Beyſtand zu ſtärken; vielleicht auch, um zu verſuchen, ob ſich das Wunder erneuere, durch welches einſt Jericho in die Hände der Iſraeliten gefallen ſeyn ſoll. Freytags den 8ten Jul. wurde dieſer Umzug gehalten. Die Biſchöfe und übrigen Geiſtlichen führten ihn an, feſtlich geſchmückt, aber barfuß, mit Kreuzen und Reliquien in den Händen. Ihnen folgten, gleichfalls barfuß, aber völlig bewaffnet, mit Fahnen und Trompeten, die Ritter und alles Volk: Gebete und Geſänge ertönten. So ging der Zug um die Stadt von dem Oelberg bis zu dem Zion. An beyden Punkten wurden Reden gehalten von Peter von Amiens und Arnulf von Rohes, einem flandriſchen Geiſtlichen. Aller Hader wurde abgethan, reichliches Almoſen vertheilt, und inbrünſtig gebetet, Gott möchte ſeinem Volke, das er bis zum Ziele der Reiſe geführt, auch fernerhin beyſtehen. Inzwiſchen verfolgten die Muhamedaner von ihren Mauern herab den ſonderbaren Zug mit lautem Hohn. Bald ſchoſſen ſie Pfeile und Steine, und verwundeten einige, die ſich zu unvorſichtig näherten; bald errichteten ſie Kreuze auf Galgen, und beſchimpften ſie mit ſchmutzigen Worten und Handlungen. Aber gerade dieſe Entweihung des Heiligen befeſtigte die Kreuzfahrer in der Stimmung, die ſich ihnen wünſchen ließ. Entbrannt von den wechſelnden Gefühlen der Andacht und Rache kehrten ſie in ihr Lager zurück.

Sechs Tage darauf, Donnerſtags den 14. Jul., wurde zur Erſtürmung Jeruſalems geſchritten. Mit kühnem Ungeſtüm, entſchloſſen zu ſiegen oder zu ſterben, ſtürmte das Heer heran; ſelbſt Weiber, Kinder und Greiſe drängten ſich zu den Thaten der Männer. Aber wie heftig und nachdrücklich der Angriff war, eben ſo heftig und nachdrücklich war auch die Gegenwehr. Ein ſchrecklicher Hagel von Pfeilen und Steinen empfängt die Stürmenden;

den; ſie erwiedern ihn, und unter großen Anſtrengungen nähern ſie ihre Kriegsmaſchinen den Mauern. Doch dieſe ſind mit Säcken voll Stroh und Heu, welche den Anprall der Mauerbrecher ſchwächen, wohl verwahrt, und mit zahlloſen Maſchinen beſetzt, von denen die ihrigen ſehr beſchädigt werden. Vom Morgen bis zum Abend wird heftig gekämpft, bis endlich die Nacht die Streitenden trennt. Aber welche Nacht! wie ſchlaflos für Chriſten und Muhamedaner! Jene können nicht ruhen, weil ſie einen feindlichen Ausfall und die Zerſtörung ihrer Maſchinen befürchten; dieſe aber ſind in Sorgen, die Chriſten möchten unter dem Schleyer der Nacht heranſchleichen, Leitern anlegen und die Mauern erklimmen. Endlich bricht der Morgen an. Sogleich eilen die Kreuzfahrer, von neuer Streitluſt entflammt, jeder auf ſeinem Poſten, zum heißen Kampfe. Jetzt gelingt es ihrem kühnen Muthe, die Vordermauer niederzuwerfen, und zur Hauptmauer vorzudringen. Aber hier finden ſie neue Schwierigkeiten. Dieſe Mauer iſt dick und hoch, mit einer Menge Menſchen und Maſchinen beſetzt. Geſchoſſe aller Art verbreiten allenthalben Tod und Verderben, und unaufhörlich werden Töpfe mit brennendem Schwefel und Pech geſchleudert, um die Maſchinen der Chriſten in Brand zu ſtecken. Umſonſt ſtrengen ſich dieſe an; umſonſt biethen ſie jeder Gefahr Trotz: ihre Kühnheit und Anſtrengung

ſchei-

BIBL. UNIV. LIPS.

ſcheitert an der Feſtigkeit der Mauern und an der Thätigkeit der Feinde. So kommt der Mittag herbey, und den Chriſten entſinkt der Muth. Nahe dem Ziele wähnen ſie ſich demſelben ferner als je. laut jammern die edelſten Ritter, daß ſie nicht gewürdigt würden, die heilige Stadt einzunehmen; ſchon wollen manche den Kampf aufgeben, und die hartbeſchädigten und rauchenden Belagerungsthürme entfernen; ſchon weicht das Heer in Unordnung zurück.

In dieſen bedenklichen Augenblicken war es Herzog Gottfried, der die Verzagten ermuthigte, und ſie zur Vollendung der blutigen Arbeit begeiſterte. Ihn ſelbſt ſtärkte dazu eine himmliſche Erſcheinung — denn wie anders als durch unmittelbare Mitwirkung des Himmels konnte, nach dem frommen Glauben jener Zeiten, ein ſo wichtiges Werk, als die Eroberung der heiligen Stadt, vollbracht werden? Während Herzog Gottfried, der an dieſem Tage jede Pflicht des Heerführers und des gemeinen Soldaten übte, mit ſeinem Bruder Euſtach auf dem oberſten Stockwerk ſeines Belagerungsthurmes war, bemerkte er plötzlich auf dem Oelberg eine Rittergeſtalt, die einen hellſtrahlenden Schild ſchwang und zur Fortſetzung des Kampfes winkte. Sogleich rief er Ritter und Volk mit lauter Stimme zum Anſtürmen zurück. Alles folgte ſeinem Rufe, vertrauend dem himmliſchen Gnadenzeichen. Die Häupter gingen dem Volke voran; die Weiber erquickten ihre Männer mit Getränken und Troſtworten, und das ganze Heer erneuerte den Kampf voll Hoffnung eines nahen Sieges.

Der glänzendſte Erfolg belohnte die letzten Anſtrengungen des Kreuzheeres. Innerhalb einer Stunde wurden ſowohl auf der ſüdlichen Stadtſeite, wohin ſich Raimund gewendet hatte, als auf der nördlichen, wo Gottfried ſtand, die Belagerungsthürme an die Hauptmauer gebracht. Nichts half es, daß die Feinde mit Woll- und Strohſäcken dieſe Mauer verwahrt hatten; nichts, daß ſie die Belagerungsthürme durch ungeheure Balken zurückzuhalten oder zu zertrümmern ſuchten: es gelang Gottfrieds Mannen dieſe Balken niederzureißen, und mittelſt feuriger Pfeile jene Woll- und Strohſäcke in Brand zu ſtecken. Jetzt erhob ſich ſchwarzer Dampf, und ein heftiger Nordwind trieb ihn ſo dick nach der Stadt hin, daß die Feinde von der Mauer zurückwichen. So wie Herzog Gottfried dieß merkte, ließ er die im zweyten Stockwerk ſeines Thurmes befindliche Fallbrücke auf die Mauer nieder. Sie erreicht ihr Ziel. Schrecken ergreift die Feinde; ſie fliehen. Dieſe Flucht benützten die Kreuzfahrer. Herzog Gottfried ſelbſt iſt einer der erſten, der ſich auf die Zinnen der Mauer ſchwingt. Ihm folgen un-

unverweilt Ritter und Fußknechte. Wer nicht auf der Fallbrücke hinüber kommen kann, erklimmt auf Sturmleitern die Mauer. Kaum aber iſt der Herzog Meiſter derſelben, ſo läßt er durch einige Ritter das nördliche oder das Stephansthor eröffnen. Unaufhaltſam dringen nun ſeine übrigen Schaaren ein. “Gott hilf! Gott will es!” tönt es jetzt von tauſend und tauſend Lippen. Das Siegsgeſchrey ſchallt bis zum ſüdlichen Theile der Stadt, wo Graf Raimund noch immer im heißen Kampfe begriffen iſt. Er erräth das Geſchehene, und ruft den Seinen mit lauter Stimme zu: “Nun, was “weilt ihr? Auf! die Franken ſind Meiſter der “Stadt und erfüllen ſie mit Geſchrey und Hieben!” Ermuthigt folgen ihm die Seinen, und leicht wird ihnen die letzte Arbeit; denn auch die Feinde, die ihnen gegenüberſtehen, haben das Siegsgeſchrey vernommen und Furcht und Angſt treibt ſie dem nahen Davidsthurme zu. Ohne große Schwierigkeit wird nun die Fallbrücke an Raimunds Belagerungsthurme niedergelaſſen. Raimund dringt ein, andre folgen ihm, noch andre gewinnen die Höhen der Mauern auf Sturmleitern, und für das Eindringen der übrigen wird das ſüdliche Thor geöffnet. So ward die heilige Stadt Freytags den 15. Jul. 1099, Nachmittags um drey Uhr erſtürmt, und mit beſonderm Wohlgefallen wurde bemerkt, daß dieß gerade an dem Tage und zu der Stunde de geſchah, wo der Heiland der Welt verſchieden war.

Aber kaum wagt man es die Chriſten zu nennen, die jetzt als Sieger in die heilige Stadt eindringen: ſo wild und furchtbar iſt ihr Toben, ſo ſchrecklich überlaſſen ſie ſich ihren Leidenſchaften. Mit blinder Blutgier fallen ſie über die Ungläubigen her; alles, was ihnen aufſtößt, gleichviel ob Bewaffnete oder ſchwache Kinder, ob Ritter oder Weiber und Greiſe, wird erwürgt. Umſonſt ſuchen ſich die Unglücklichen zu retten: ſind ſie auch Gottfrieds Schaaren, die von Norden her vordringen, entronnen, ſo fallen ſie Raimunds Schaaren, die von der ſüdlichen Seite herbeyſtürmen, in die Hände, und von Gaſſe zu Gaſſe wälzt ſich das Morden *). Am ſchrecklichſten wüthet es in dem Tem-

---

*) Taſſo kann ſich nicht entbrechen, hierüber folgendes zu ſingen (19. Geſang, 29. und 30. Stanze):

— Der Sieger Grimm verfolgt mit wilden Treiben
Durch die erſtürmte Stadt die ſchuld'ge Brut.
O wer vermag den Anblick zu beſchreiben?
Wer ſtellt dieß Raſen, dieſe tolle Wut
Mit Zügen dar? Wer kann in Wort und Bildern
Dieß gräßlich jammervolle Schauſpiel ſchildern?

Hier thürmen Haufen, Berge ſich von Leichen,
Von allen Seiten beut ſich Grauſen dar:
Verletzte, die auf Todten hier erbleichen,
Begraben dort von der Erblichnen Schaar;

Hier

Tempel Salomos. Viele Tauſende haben hinter den weiten und feſten Mauern desſelben Schutz und Rettung geſucht; aber Tankred erſtürmt den Tempel und bemächtigt ſich unter großem Blutvergießen der daſigen Schätze; die übrigen Heerführer mit ihren Mannſchaften folgen; auf zehntauſend Feinde werden getödtet, und das Blut fließt in Strömen, ſo daß es heißt, die Leichen wären vom Blute fortgeſpült worden, und die Pferde hätten bis an die Kniee und Zäume darin gewadet. Und wäre es nur beym Blutvergießen geblieben! Doch bald geht dasſelbe in barbariſche Grauſamkeit über. Viele der Ungläubigen werden geſpieſ't, andre gezwungen ſich von den hohen Thürmen herabzuſtürzen, noch andre gebraten. Zugleich erwacht die Begier nach Beute. In alle Straßen und Häuſer ſtürzen ſich die Sieger, ja in die verborgenſten Winkel dringen ſie ein, und ihre Raubſucht findet in der reichen Stadt volle Befriedigung. Jeder aber, das war vorher ausgemacht worden, behält die Schätze, deren er ſich zuerſt bemächtigte, oder das Haus, wo er zuerſt Schild oder Lanze aufſteckte, als ſein Eigenthum.

Hier Männer, fliehend vor des Feindes Streichen,
Die Kinder auf dem Arm, mit wildem Haar:
Soldaten dort, die Raub und Beute tragen,
Und Jungfraun mit ſich ziehn, trotz ihrer Klagen

Gottfried allein bleib auch hier ſeinem edeln Character getreu. Nur bey dem erſten Eindringen in Jeruſalem, wo Widerſtand ſeine Hitze aufregte, oder der Gedanke ihn entflammte, daß er den Tod ſo vieler Chriſten und die Entweihung der heiligen Oerter an den Ungläubigen zu rächen habe, nur in dieſen Augenblicken tauchte auch er ſeine Hände in Blut; aber er enthielt ſich alles Marterns und Raubens, und bald verließ er das Mordgetümmel, und ging, wohin ihn ſein Herz rief. Begleitet von drey ſeiner Diener, Baldrich, Adelbald und Stabulo, ohne Panzer und Helm, barfuß und im Pilgerhemd, wallte er um einen Theil der Stadt herum zum heiligen Grabe. Hier warf er ſich nieder in heißer Andacht, weinend, betend und Gott dankend, daß er nun das Ziel ſeiner Sehnſucht erreicht habe *). Dann kehrte er freudig zurück und traf Anſtalten zur Beſchirmung der Stadt gegen mögliche Anfälle herumſchwärmender Feinde.

Indeſſen dauerte das Mordgetümmel an dieſem und dem folgenden Tage zu Jeruſalem fort. Dreyhundert Ungläubige, die ſich auf das Dach des Salomoniſchen Tempels geflüchtet und von Tankred Gnade erfleht hatten, wurden von andern Kreuzfahrern getödtet, zur großen Erbitterung Tankreds, der dort ſein Pannier aufgepflanzt hatte.

---

*) Dieſen Moment ſtellt das Kupfer Taf. XXXIX. dar.

Nur die Beſatzung des Thurmes David, die ſich an Graf Raimund ergeben hatte, erhielt von dieſem (der ſich dadurch in Beſitz dieſes Thurmes zu ſetzen ſuchte) freyen Abzug nach Askalon. Erſt am dritten Tage, einem Sonntage, vereinigten ſich alle Kreuzfahrer zu einer gemeinſamen Wallfahrt nach dem heiligen Grabe *).

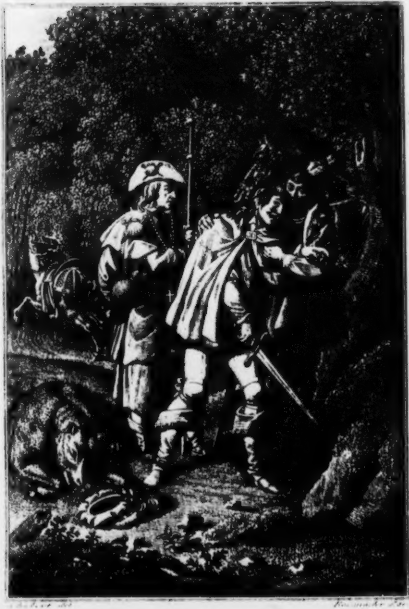
Oft ſieht man bey den Kreuzfahrern einen auffallenden Wechſel von Frömmigkeit und Grauſamkeit, von Andacht und Ausgelaſſenheit, von Gottvertraun und Muthloſigkeit, von Uneigennützigkeit und Selbſtſucht; aber nirgends auffallender als bey der

---

*) Daß die Kreuzfahrer ſich erſt am dritten Tage zu einer gemeinſamen Wallfahrt vereinigten, folgere ich aus dem Berichte des Capellans Raimund, der zwar nicht genau die einzelnen Tage unterſcheidet, aber doch, wo er von der Wallfahrt ſpricht, beſtimmt ſagt (apud Bongars. p. 197): In hac die officium de resurrectione cantavimus, quia in hac Ille, qui sua virtute a mortuis surrexit, per gratiam suam nos resuscitavit. Alſo war der Tag der Wallfahrt ein Sonntag, ſo wie der Tag der Erſtürmung Jeruſalems ein Freytag war. Raimund aber verdient als Augenzeuge bey ſolchen Zeitbeſtimmungen mehr Glauben als die etwas ſpäter lebenden Schriftſteller Albert von Aix, Baldrich und der Mönch Robert, denen zufolge gleich am Tage der Erſtürmung Jeruſalems dieſe Wallfahrt gehalten wurde. Auch iſt es an ſich ganz unwahrſcheinlich, daß die Kreuzfahrer noch in der erſten Hitze des Mordens und Raubens zur ſtillen Andacht ſich geſammelt hätten. Erſt nach befriedigter Leidenſchaft ſcheint ſie das Wort oder Beyſpiel Gottfrieds hierzu begeiſtert zu haben.

der Belagerung und Erſtürmung Jeruſalems. So ſieht man auch jetzt die wilden Mörder und Räuber in andächtige Pilger umgewandelt. Sie legen ihre Waffen ab, entblößen ihre Füße, reinigen ſich vom Blute, und angethan mit weißen Kleidern ziehen ſie, ein feſtlicher Aufzug, zu den heiligen Oertern und namentlich zur Kirche des heiligen Grabes. Hier kommt ihnen mit Kreuzen und Geſängen die Geiſtlichkeit entgegen ſamt andern verſchonten Chriſten, die ſo viele Jahre hindurch das Joch der Knechtſchaft getragen hatten, und nun dem Heiland für ihre Befreyung danken. Auch Peter von Amiens empfängt, wie ſchon oben erwähnt wurde, den Zoll ihres Dankes und ihrer Freude. Im Heiligthume ſelbſt feyern die Kreuzfahrer die Wohlthaten des Allbarmherzigen (denn ihm, nicht ſich, ſchreiben ſie den Sieg zu); Freudenthränen fließen, Frohlocken ertönt, und in der Freude ihres Herzens meinen ſie den ehrwürdigen Biſchof Ademar und alle Brüder, die auf dieſer Pilgerreiſe geſtorben waren, als ſelige Theilnehmer ihrer Wonne zu ſchauen. Voll frommer Gefühle beichten die einen und geloben Beßerung, die andern vertheilen von der gewonnenen Beute reichliche Almoſen an Arme, Kranke und Greiſe; noch andre rutſchen auf entblößten Knieen zu dem Grabe des Erlöſers und bedecken es mit Küſſen und Thränen. Jeder ſucht den andern in Werken der Andacht zu übertreffen.

B. IV. T. XI.



[illegible] del.

[illegible] sc.

Gottfrieds v. Bouillon. Menschenliebe und Tapferkeit

Nachdem ſo dieſe Wallfahrt vollendet war, gedachte man der irdiſchen Nothdurft. Stadt und Tempel wurden von Leichen und Blut gereinigt, alle Spuren des Islams vertilgt, die inneren Angelegenheiten geordnet, und ſüßlabende Ruhe (jedoch nur auf kurze Zeit!) folgte auf jahrelange Leiden.

V.

Gottfried von Bouillon.

Ein wahrhaft chriſtlicher Held, deſſen Ruhm die Welt erfüllt, war **Gottfried von Bouillon**, ausgezeichnet durch ritterlichen Muth und lautere Frömmigkeit, und werth des Glückes, um welches Alexander den Achilles beneidete, daß ein edler Dichter, daß **Taſſo** ſeine Tugenden und Thaten in unſterblichem Geſange feyerte.

Er war der zweyte Sohn angeſehener und frommer Eltern. Sein Vater **Euſtach** war Herzog von Boulogne, ſeine Mutter, **Ida** von Lothringen, eine Schweſter Gottfrieds des Buckeligen, Herzogs von Niederlothringen, der, kinderlos, ihn, den gleichnamigen Neffen, an Kindesſtatt annahm und zum Erben aller ſeiner Güter einſetzte. Ort und Zeit ſeiner Geburt ſind unbekannt, und von ſeiner früheſten Jugend wird nichts weiter erzählt, als daß ſeine Mutter, wie von Gott begeiſtert, ſein und ſeiner Brüder künftiges Loos verkündigt habe. Einſt, heißt es, ſpielten Gottfried und ſeine Brüder, Euſtach und Balduin — der dritte, der während des Kreuzzuges zu Hauſe blieb, wird weiter nicht erwähnt — als kleine Knaben im Zimmer ihrer Mutter. Sich gegenſeitig neckend, flohen ſie zu ihrem Schooße und verbargen ſich unter ihr Gewand. Da trat der ehrwürdige Vater ins Zimmer, ſahe die Bewegung unter dem Gewand der Mutter und fragte: was ſie da hätte? Schnell erwiederte ſie: "drey große Fürſten, von denen der eine Herzog, der andre König, der dritte Graf werden wird." Und ſo geſchah es! Gottfried wurde nach dem Tode ſeines Oheims, mit Genehmigung Kaiſers Heinrich IV. (1089) Herzog von Niederlothringen, Balduin ſpäterhin König von Jeruſalem, und der älteſte Euſtach, als Erbe der väterlichen Güter, Graf von Boulogne. Aber den größten Ruhm von ihnen erlangte Gottfried.

Ihn empfahl ſchon ſein Aeuſſeres: eine mäßige Größe, ein ſchönes Geſicht, ein freundlicher Blick, ein blonder Bart, ein feſter gedrungener Gliederbau; aber noch mehr empfahl ihm ſein Inneres.

neres. Er war klug und fromm, gütig, gerecht uneigennützig, ein Feind aller Eitelkeit und Gemächlichkeit, zuverläßig in ſeinen Verſprechungen, freundlich im Umgang, ausdauernd in Gefahren. An Tapferkeit, Gewandheit und Rüſtigkeit wurde er nur von wenigen erreicht, von keinem übertroffen.

Unter ſeinen früheren Thaten ſind nur zwey bekannt, als Zeugen ſeines hochherzigen Sinnes und des Anſehns, das er ſchon frühzeitig erlangte. In dem Kriege wider den Gegenkönig Rudolf von Schwaben ward ihm vom Kaiſer Heinrich IV. die Führung des Hauptpanniers anvertraut, und er kämpfte in der Schlacht von Merſeburg (1080) mit ſo viel Muth und ſolchem Glücke, daß ihm vorzüglich die tödtliche Verwundung Rudolfs und deshalb der Erfolg dieſer Schlacht zugeſchrieben wird. Eben ſo nahm er auch als Vaſall des Kaiſers an der Belagerung und Erſtürmung Roms (1081 — 1084) lebhaften Antheil. Um eben dieſe Zeit hatte er am kaiſerlichen Hofe mit einem vornehmen und mächtigen Verwandten wegen beträchtlicher Beſitzungen einen verwickelten Rechtshandel. Die Richter erkannten, wie es damals Sitte war, auf das Gottesurtheil eines gerichtlichen Zweykampfes. Gottfried empfand das Unzulängliche dieſer Art von Entſcheidung, aber ohne ſeine Ritterehre zu beſtecken, konnte er nicht zurückſtehen. Er nahm daher den Zweykampf an, und trat vor den Augen des Kaiſers, vieler Fürſten und einer groſſen Volksmenge mit ſeinem Gegner in die Schranken. Beyde fochten wie Männer; aber indem Gottfried einen gewaltigen Streich gegen den Schild ſeines Gegners führte, zerbrach ſein Schwert bis auf einem halben Fuß von dem Hefte. Jetzt war der Kampf ungleich. Die Kampfrichter geboten daher Waffenruhe, und baten den Kaiſer um Beylegung des Streites. Allein der hochherzige Gottfried wollte als Sieger, nicht als Begnadigter, mit Würde, nicht mit dem Anſchein erlittener Demüthigung aus den Schranken treten. Darum wies er jene Friedensanträge zurück, und erneuerte den Kampf. Schlau und gewandt wußte er den Streichen ſeines Gegners auszuweichen, und bald traf er mit ſeinem verſtümmelten Schwerte deſſen Schläfe ſo nachdrücklich, daß derſelbe beſinnungslos zur Erde taumelte. Jetzt warf Gottfried ſein Schwert weg, und ergriff das des Gegners; aber zugleich wich ſeiner Großmuth ſein Zorn. Nicht ein blutdürſtiger Kämpfer, ſondern ein menſchlichfühlender Held bat er die Fürſten, die vorher Beylegung des Kampfes verlangt hatten, ſie möchten nun den Frieden vermitteln, und ſeinen angeſehnen Gegner einem entehrenden Tode entziehen.

Einen

Einem ſolchen, von Muth und Frömmigkeit durchglühten Helden mußte der Aufruf zur Befreyung des heiligen Grabes überaus erwünſcht kommen. Hier konnte ſein Thatendurſt auf das würdigſte geſtillt, der fromme Entſchluß, den er lange genährt hatte, glorreich verwirklicht werden! Denn noch ehe Peters Kreuzpredigten und Urbans begeiſternde Worte zu Clermont erſchallten, hatte er, angereizt durch die kläglichen Berichte der von Jeruſalem heimkehrenden Chriſten, den Entſchluß gefaßt, nicht als demüthiger Pilger, ſondern als mächtiger Heerführer zum heiligen Grabe zu wallen, und ebendarum hatte er freywillig auf die Freuden der Ehe verzichtet. Nun da das Aufgebot zum Kampf für das heilige Grab erging, eilte er demſelben beyzutreten. Er verſöhnte ſich mit dem Biſchof von Verdun, mit dem er eben in Fehde gerathen war, verkaufte, um das zur Rüſtung nöthige Geld zuſammen zu bringen, mehrere ſeiner Beſitzungen, verpfändete ſelbſt ſein Stammſchloß Bouillon in den Ardennen (von welchem er den Beynamen trug) mit allem Zubehör an die Kirche zu Lüttich, und ſammelte aus Deutſchland und Frankreich eine Kriegerſchaar, die ſich auf 80,000 Mann zu Fuß und auf 10,000 Reiter belaufen haben ſoll. Mit dieſer trat er im Auguſt des Jahres 1096 durch Deutſchland, Ungern und das griechiſche Kaiſerthum ſeinen Zug nach dem heiligen Lande an.

Es iſt hier nicht der Ort, alle Thaten, die während dieſes Zuges von ihm geſchahen, und die Schwierigkeiten, die er dabey zu überwinden hatte, einzeln namhaft zu machen: das wichtigſte davon iſt ſchon bey andern Veranlaſſungen berührt worden. Aber bemerken müſſen wir doch, daß er während des Zuges ſtreng auf Ordnung hielt, daß er ſich und den Seinigen die Achtung der Beherrſcher Ungerns und des griechiſchen Kaiſerſtaates erzwang; daß er oft Streit und Hader unter den uneinigen Kreuzfahrern ſtillte; und daß, wo nur Großes geſchah, ſein Name genannt wird. Ihm beſonders wird der erſte große Sieg, den die Kreuzfahrer (1097) in Kleinaſien errangen, der Sieg bey Doryläum, zugeſchrieben; vor und in Antiochien, wo das Elend der Hungersnoth und die Furcht vor Vernichtung die meiſten darnieder beugte, blieb er unter wenigen aufrecht und hilfreich; vorzüglichen Antheil hatte er an dem Siege über den furchtbarn Korboga; und bey der Beſtürmung Jeruſalems war er einer der Kühnſten, wie bey der Eroberung einer der Enthaltſamſten. Nur ein Beyſpiel ſeiner Heldenkraft und Großmuth, die er allerwärts auf ſeinem Kreuzzuge bewies, wollen wir hier anführen.

Auf dem Marſche von Doryläum nach Tarſus gelangte das Kreuzheer in ein liebliches Thal. Hier machte es Halt, und die Kreuzfürſten, angelockt durch die freundlichen Wälder, vergnügten ſich mit Jagen. Bald zerſtreuten ſie ſich. Jetzt erblickt Gottfried, von den übrigen getrennt, einen armen Pilger, der von einem furchtbaren Bär verfolgt wurde. Eiligſt zieht er ſein Schwert, und mit heftigem Geſchrey ſprengt er gegen den Bär. Sogleich verläßt dieſer den Pilger, wendet ſich gegen den Herzog und bäumt ſich, um ihn zu packen, hoch empor. Der Herzog läßt ſich dadurch nicht ſchrecken; er führt einen gewaltigen Streich gegen den Bär, und — verfehlt ihn. Nun erfaßt dieſer mit den Tatzen deſſen Collet (tunica) und reißt ihn zu Boden. Zwar erhebt ſich der Herzog augenblicklich; aber indem er ſein Schwert, das beym Fallen vom Pferde ihm zwiſchen die Beine gekommen war, abermals zieht, verwundet er ſich ſtark in den Schenkel. Doch ſtößt er es dem Ungeheuer in die Kehle. Wüthend ſetzt dieß den Angriff fort, und immer größer wird Gottfrieds Blutverluſt und Erſchöpfung, immer mißlicher der Ausgang. Da ſprengt, herbeygeführt durch das Geſchrey des geretteten Kreuzfahrers, einer von Gottfrieds Rittern heran, und giebt dem Ungeheuer den Reſt. Jetzt erſt fühlt der Herzog das Uebermaß ſeiner Erſchöpfung. Schwach, bleich, mit dem Tode ringend, kann er kaum mehr ſtehen *). Auf einer Tragbah-

---

*) Hierher gehört das Kupfer, Taf. XL.

bahre wird er unter dem Wehklagen des ganzen Heeres ins Lager zurückgeſchafft, und lange Zeit verging, ehe er völlig wieder hergeſtellt wurde.

Aber ein noch höheres Lob, als ſeinem hochherzigen Muthe gebührt ſeiner edeln Uneigennützigkeit. Wenn andre Kreuzfürſten nach weltlichem Erwerb oder nach neuen Beſitzthümern trachteten, und darum oft bittere Händel mit einander führten, ſo war es ihm nur um die Ehre Chriſti und um das Heil ſeiner Brüder zu thun, und freudig opferte er dieſen höheren Rückſichten alles auf.

Glücklich wären die Kreuzfahrer geweſen, hätten ſie ſich gleich anfangs der alleinigen Führung dieſes vollendeten Helden überlaſſen; aber das geſchah nicht. Während des Zuges war er nicht das anerkannte Oberhaupt, ſondern bloß einer der Führer, und nur durch jene Gewalt, die innerer Werth verleiht, beſaß er ein überwiegendes Anſehn, eine Art von Befehlshaberſchaft. Erſt nach der Eroberung Jeruſalems wurde er zum König ernannt.

Nachdem nämlich acht Tage ſeit dieſer Eroberung verfloſſen waren, vereinigten ſich die Fürſten der Kreuzfahrer, den Herzog Gottfried zum König zu wählen. Ihn hielten ſie für den würdigſten; ſelbſt ſeine Hausgenoſſen, die über ſein Privatleben eidlich befragt wurden, konnten nichts anders an ihm ausſetzen, als daß er zu lange, ſelbſt nach geendigtem Gottesdienſte in der Kirche verbleibe und dadurch ihnen manches Mittagseſſen verderbe. Durch dieſes Bekenntniß über die Unbeſcholtenheit ſeines Lebens in ihrem Vorhaben beſtärkt, führten ihn die Fürſten in die Kirche des heiligen Grabes, und riefen ihn daſelbſt unter feyerlichen Geſängen zum König von Jeruſalem aus. Er nahm die Würde an; aber voll frommen Zartgefühls ſchlug er Salbung und Krönung aus. "Wie könnte ich", ſagte er, "wie könnte ich hier eine goldene Krone tragen, wo der König der Könige eine Dornenkrone getragen hat?" Auch verbat er ſich den Königstitel; nur Schirmherr des heiligen Grabes wollte er heißen; er ſelbſt nannte ſich immerfort "Herzog Gottfried."

Schwierig und gefahrvoll war das Amt, das er übernommen hatte. Der Umfang des neuen Königreichs war klein und ungeſichert, Jeruſalem war von Feinden umringt, unter den Kreuzfahrern ſelbſt herrſchten Mißhelligkeiten, ihre Kräfte waren getheilt, ihre Zahl ſehr zuſammen geſchmolzen. Dennoch wußte Gottfried dem neuen Königreich Beſtand, Ordnung und Achtung zu verſchaffen. Nur ein Jahr lang hat er regiert, aber während dieſes kurzen Zeitraums mehr vollbracht, als andre Regenten während der längſten Regierung!

Nachdem er zuerſt (ein Zeichen ſeines frommen Sinnes!) für die Kirche des heiligen Grabes geſorgt und Stiftsherren daſelbſt angeſtellt, dann (was er ſeiner Würde und Sicherheit ſchuldig war!) den Grafen Raimund genöthigt hatte, den Davidsthurm zu Jeruſalem, den dieſer ſeit der Eroberung beſetzt hielt, auszuliefern: ſo ergriff er muthig und beſonnen die Waffen, um das zahlloſe Heer zu bekämpfen, das der Sultan von Aegypten zur Vernichtung der Kreuzfahrer und zur Zerſtörung der heiligen Oerter unter dem Vezier Afdal abgeſchickt hatte. Bey Askalon drang er auf daſſelbe ein (12. Aug. 1099), und die unerwartete Kühnheit ſeines Angriffs erwarb ihm einen ſchnellen und vollſtändigen Sieg. Dreyßigtauſend der Feinde wurden auf dem Schlachtfelde, noch mehrere auf der Flucht getödtet; das Hauptpannier des feindlichen Heeres, das Schwert des Anführers, und das ganze Lager, ſamt allen Reichthümern, die es enthielt, fiel in die Hände der Chriſten, deren Herrſchaft in Aſien durch dieſen wichtigen Sieg behauptet und befeſtigt wurde.

Gern hätte **Gottfried** die dadurch entſtandene Betäubung der Ungläubigen benutzt, um Askalon und Arſuf, zwey feindliche Oerter in der Nähe von Jeruſalem, zu erobern; aber die Verſuche, die er hierzu machte, wurden durch Graf Raimund vereitelt. Dieſer, neidiſch auf Gottfrieds Ruhm und erbittert wegen der Auslieferung des Davidsthurmes, ließ die Ungläubigen an beyden Oertern durch heimliche Boten von der Schwäche des chriſtlichen Heeres benachrichtigen, und zur Gegenwehr auffordern. **Gottfried** erfuhr dieſe Tücke, und von gerechtem Zorn entbrannt wollte er ſie blutig rächen, Schon rückte er deshalb mit ſeiner Mannſchaft in Raimunds Lager bey Cäſarea ein, ſchon ſtellte ſich dieſer ihm drohend entgegen, ſchon ſchien es, daß die Kreuzfahrer ſelbſt ſich gegenſeitig aufreiben würden; aber Robert von Flandern und andre edelſinnige Fürſten traten zwiſchen die Erbitterten, und Gottfrieds großes Herz ließ ſich gewinnen. Er unterdrückte den flammenden Zorn, und vergab ſeinem Gegner.

Bald nach dieſer Ausſöhnung erklärten die beyden Roberte, Graf Raimund, und ſelbſt Euſtach, des Herzogs Bruder, daß ſie jetzt, da ihr Gelübde gelöſt, das heilige Grab befreyt und das neue Königreich durch den Sieg bey Askalon geſichert ſey, ihrer Sehnſucht nach der Heimath nicht länger gebiethen könnten. Wehe mochte es **Gottfried**'n thun, ſo viele theure Waffenbrüder, die ſo manche Ge-

Gefahr mit ihm getheilt hatten, von ſich zu laſſen; tief mochte er es fühlen, wie ſehr dadurch der Beſtand des neuen Reiches gefährdet würde; aber er widerſtrebte nicht ihren billigen Wünſchen, ſondern geſtattete ihnen mit ihren Mannen, mehreren Tauſenden an der Zahl, nach Hauſe zurückzukehren. Als es zum Abſchied kam, brach ſeine zurückgehaltene Empfindung lebendig hervor. Lange hing er an dem Halſe der Scheidenden, ſie herzlich umarmend, und weinend bat er ſie, ſie möchten ſein eingedenk bleiben und die abendländiſchen Chriſten ermuntern, das heilige Grab getroſten Muthes zu beſuchen, und ihm und ſeinen Gefährten in Vertheidigung desſelben beyzuſtehen.

Wenige Monate darauf ward ſein für Freundſchaft empfängliches Gemüth auf eine noch härtere Probe geſtellt. Die Einwohner von Arſuf hatten, durch die Nachricht von Gottfrieds und Raimunds Ausſöhnung in Furcht geſetzt, Zinspflichtigkeit gelobt und Geißeln gegeben: wogegen Gottfried ſeinen Freund, den jungen Ritter Gerhard von Avesne, als Bürgen ſeiner friedlichen Geſinnungen ihnen zugeſendet hatte. Aber bald darauf waren ihre Geißeln entflohen, und ſie entzogen ſich der eingegangenen Verbindlichkeit. Gottfried rückte daher vor Arſuf. Kräftig war die Gegenwehr; aber immer drohender wurde der Angriff. Da ſuchten die Belagerten durch folgendes Mittel das chriſtliche Heer zurück zu ſcheuchen. Sie banden den Ritter Gerhard wie einen Gekreuzigten an einen Maſtbaum und richteten dieſen Maſtbaum an der Stelle auf, wo die Mauer am nachdrücklichſten beſchoſſen wurde. Lautjammernd bat Gerhard den Herzog, er möchte ſich zurückziehen. "Bedenke," rief er ihm zu, "wie ich auf deinen Befehl "als Geißel zu den ungläubigen Barbaren geſchickt "worden bin, und laß mich nicht einen ſo ſchrecklichen Tod durch die Hand meiner Brüder ſterben!" Nie mochte Gottfrieds menſchlich fühlendes Herz mehr gelitten haben als bey dieſem Zuruf; und nie offenbarte ſich deutlicher ſeine hohe Achtung für alles, was er als ſeine Pflicht erkannte. Er liebte den Ritter und gewiß wünſchte er ihn zu retten; aber höher als Liebe und Freundſchaft galt ihm die Ehre Chriſti und die Sache des heiligen Grabes. Er antwortete daher dem Unglücklichen: "O mein Gerhard, tapfrer Krieger, ich "kann mich deiner nicht erbarmen; und wenn du "mein leiblicher Bruder wäreſt wie Euſtach, ſo "könnteſt du unter der Bedingung, daß dieſe verrätheriſche Stadt unangetaſtet bleibe, nicht befreyt "werden. Einmal mußt du doch ſterben; und beſſer iſt es, du ſtirbſt, als daß der Treubruch dieſer Stadt ungeſtraft und ſie fernerhin den Kreuzfahrern aufſäſſig bleibe. Stirbſt du aber um Chri-

"ſti willen, ſo wirſt du auch mit Chriſto im Himmel leben!" Gerhard wurde durch dieſen Zuruf zum Märtyrertode geſtärkt; er ergab ſich in ſein Schickſal; er klagte nicht mehr, und bat nur, daß ſein Pferd und ſeine Rüſtung den Prieſtern des heiligen Grabes zum Heil ſeiner Seele geweihet werden möchte. Und kaum hatte er ausgeredet, ſo wurde er bey einem erneuerten Angriff der Chriſten von zehn ihrer Geſchoſſe getroffen. Gleichwohl konnte Arſuf nicht erobert werden, und Gottfried ſahe ſich durch mancherley Unfälle genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Doch ließ er Arſuf unaufhörlich beunruhigen, und brachte es dadurch ſo weit, daß ihm die Einwohner endlich die Schlüſſel ihrer Thürme und Thore überſchickten, und Gehorſam und Tribut gelobten. Aber eine noch höhere Freude war ihm beſchieden. Gerhard, der längſt für todt geachtete und tief betrauerte Gerhard, kam eines Tages geſund und frey nach Jeruſalem zurück. Er war durch den Pfeilregen der Kreuzfahrer nur verwundet, nicht getödtet, dann von dem Maſtbaum abgenommen und dem Emir von Askalon übergeben worden. Dieſer hatte ſeine Wunden heilen laſſen, und ihn, zum Zeichen ſeiner Achtung für den Herzog, ritterlich ausgerüſtet zurückgeſchickt. Mit freudigem Jubel ward Gerhard von ſeinen Genoſſen empfangen, und Gottfried verlieh ihm zum Lohn ſeiner Duldung ein Lehen von hundert Mark jährlichen Ertrags nebſt dem Schloſſe Abraham.

Die Lage, in der ſich **Gottfried** damals befand, war in der That ſehr mißlich. Das neue Königreich war allerwärts von Feinden umgeben, und die ganze Macht, die es ihnen entgegen zu ſetzen hatte, beſtand nach dem Abzuge ſo vieler Kreuzfahrer nur in 2000 Mann zu Fuß, 300 zu Pferd und einigen Rittern, unter denen Tankred und Werner von Greiz beſonders genannt werden. Wie leicht konnte dieſe kleine Schaar vernichtet werden, wenn ſich die Ungläubigen von den erlittenen Niederlagen erholten und zum gemeinſamen Angriff verbanden! Um dieß zu verhüten, war **Gottfried** unermüdet, das Schrecken ſeiner Waffen und damit die Achtung ſeines Königreichs unter den Ungläubigen lebendig zu erhalten. Während der tapfre Tankred auf ſein Geheiß die Ortſchaften an der Weſtſeite des Sees Geneſareth und namentlich Tiberias eroberte, unternahm er ſelbſt Streifzüge jenſeits des Jordan, die ihm Lebensmittel und andre Beute verſchafften; ferner nöthigte er die Emirs von Akka, Cäſarea und Askalon Tribut zu zahlen, und befeſtigte den Hafen von Joppe, den einzigen unmittelbaren Vereinigungspunct mit dem Abendland. Aber zu großen Unternehmungen war ſeine Macht unzureichend, und eben dadurch die Fortdauer des neuen Königreichs gefährdet. Doppelt erfreulich mußte es ihm daher ſeyn, als gegen Weihnachten des Jahres 1099 zwey ſeiner alten Waffengefährten, ſein Bruder Balduin, Fürſt von Edeſſa, und Boemund, Fürſt von Antiochien, mit zwanzigtauſend Pilgern aus Piſa und andern italieniſchen Städten, die bey Laodicea zu ihnen geſtoßen waren, herbey kamen, um das Geburtsfeſt des Erlöſers an deſſen Geburtsſtätte zu begehen, und zu den übrigen heiligen Oertern zu wallfahrten. Hocherfreut ging er ihnen entgegen, herzlich bewillkommte er ſie, und neue Hoffnungen blüheten ihm auf, als nach dem Abzuge Boemunds und Balduins viele Tauſende der Piſaner bey ihm zurückblieben.

Aber eben dieß Ereigniß, das ſeine Noth zu mindern ſchien, diente auch dazu ſeinen Kummer zu erhöhen. Mit den neuen Pilgern zugleich war Dagobert, Erzbiſchof von Piſa, als Legat des Pabſtes gekommen, ein ſtolzer, herrſchſüchtiger Mann. Ihm war es nicht genug, daß er zum Patriarchen von Jeruſalem erhoben, daß reichliches Einkommen ihm zuerkannt wurde, daß ferner Gottfried und Boemund die Inveſtitur von ihm empfingen, oder ſich ihre Würden von ihm beſtätigen ließen: er drang auch darauf, daß ihm Gottfried den Beſitz von Jeruſalem und der neubefeſtigten Hafenſtadt Joppe abtreten ſollte. Vergebens ſträubte ſich Gottfried. Er konnte nur ſo viel erlangen, daß ihm der Genuß von Jeruſalem und Joppe auf ſo lange zugeſtanden würde, bis er das Reich mit andern Städten erweitert hätte; würde er aber früher ſterben und keine rechtmäßigen Erben hinterlaſſen, ſo ſollte das eben Erwähnte dem Patriarchen ohne Widerrede zufallen.

Vielleicht würde ein andrer bey einem geringern Grad frommer Scheu und bey größrer Liebe zum Zeitlichen dieſer Herabwürdigung des königlichen Anſehns hartnäckig widerſtrebt haben, oder, hätte er ſie nicht zurückweiſen können, gleichgültiger und läſſiger in Erfüllung der königlichen Pflichten geworden ſeyn. Nicht ſo Gottfried! Nach wie vor lag ihm der Wohlſtand des neuen Königreichs am Herzen. Während noch Boemund und Balduin bey ihm waren, vereinigte er ſich mit ihnen und den übrigen Rittern zur Feſtſetzung der Verfaſſung und Geſetze des Königreichs Jeruſalem *).

Als

---

*) Die Satzungen des Königreichs Jeruſalem führten den Namen "Aſſiſes" oder auch "Briefe des Grabes," weil ſie in der Kirche des heiligen Grabes aufbewahrt wurden. Wahrſcheinlich entſtanden ſie nach und nach, und es läßt ſich nicht genau beſtimmen, was davon auf Gottfrieds Rechnung kommt. Die Einrichtungen des Lehnsweſens, wie ſich ſolches in den germaniſchen Staaten und namentlich in Frankreich ausgebildet hatte, liegen ihnen zum Grunde. Nach ihnen ſollte das Königreich Jeruſalem aus mehreren Herrſchaften beſtehen.

Als dann beyde wieder abgezogen waren (im Frühjahr 1100), unternahm er im Verein mit Tankred einen Streifzug gegen den Emir von Damascus, um das Blut erſchlagener Chriſten zu rächen und ihn zur Zahlung des Tributs zu zwingen. Dieß gelang. In Zeit von funfzehn Tagen wurde der Emir dahin gebracht, daß er um Friede bat und einen jährlichen Zins verſprach.

Indeſſen war eine venetianiſche Flotte von zweyhundert Schiffen in den Hafen von Joppe zur Unterſtützung der Kreuzfahrer eingelaufen. Gottfried hörte es mit Freuden und begab ſich nach geendigtem Feldzuge nach Joppe, um die Neuangekommenen zu begrüßen. Aber unterwegs ergriff ihn plötzlich eine gefährliche Krankheit — man ſagt durch einen giftigen Cedernapfel, den er bey dem Emir von Cäſarea genoſſen hatte — und ſeine Schwäche nahm ſo ſchnell zu, daß er in ſeine Wohnung zu Joppe getragen werden mußte, und nur die Vornehmſten der Venetianer ſprechen konnte. Am andern Tage ließ er ſich nach Jeruſalem brin-

---

hen, die durch gemeinſchaftliche Vertheidigung des ganzen Reiches und durch Anerkennung eines gemeinſchaftlichen Oberhauptes verbunden ſeyn ſollten, ſo daß der König nur in dem kleinen Lande, das ihm vorbehalten war, als eigentlicher Gebieter gelte. — Ausführliche Nachrichten über dieſe Aſſiſes ertheilt **Wilken**, Geſchichte der Kreuzzüge. Th. I. S. 307 ff.

bringen. Immer augenſcheinlicher wurde hier die Nähe ſeines Todes. Tiefbetrübt kamen ſeine Freunde zu ihm; er tröſtete ſie, beauftragte ſeinen theuern Tankred, mit Hilfe der Venetianer Kaifa zu erobern, und ließ den Patriarchen Dagobert eidlich verſprechen, nach ſeinem Hinſcheiden einen lothringiſchen Fürſten zum Thron von Jeruſalem zu verhelfen. Als er nun das Irdiſche beſeitigt hatte, dachte er einzig an das Himmliſche. Er beichtete und empfing das heilige Abendmahl. Dann ſchlummerte er ruhig ein (den 18. Jul. 1100) und ſein entſeelter Körper wurde in der Kirche zum heiligen Grabe beygeſetzt, wo auch ſeine Nachfolger ihre letzte Ruheſtätte fanden.

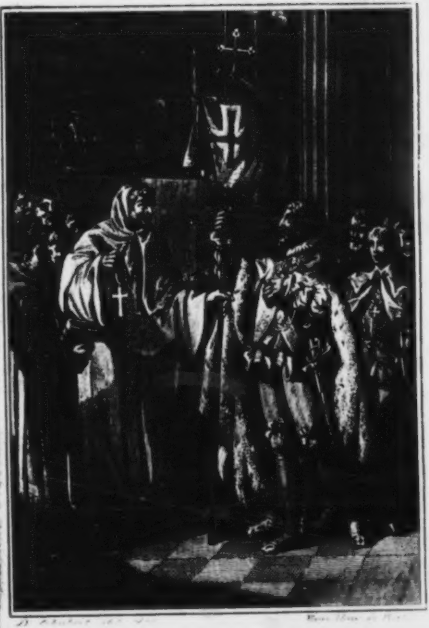
Groß war der Verluſt, den das neue Königreich durch ſeinen frühen Tod erlitt, und gerecht die Trauer, die ihm folgte. Die Kreuzfahrer fühlten es, daß ſie an ihm einen tapfern, thätigen und frommen Beſchirmer verloren; die verſchiedenen Chriſtenpartheyen in Aſien theilten mit ihnen gleiches Gefühl; ſelbſt Muhamedaner nahmen Antheil an ihrer Trauer: denn auch ſie hatten ihn geehrt, hatten die Einfachheit ſeines Lebens und die Stärke ſeines Armes bewundert; und noch jetzt blühet ihm unverwelklicher Ruhm bey allen, die menſchliche Größe zu ſchätzen wiſſen.

VI.

Bernhard von Clairvaux.

Mit Aufmerkſamkeit und Achtung verweilen wir bey Männern, die, ausgerüſtet mit großen Eigenſchaften, kräftig auf ihr Zeitalter einwirken. So verweilen wir auch bey dem heiligen Bernhard, der, trotz ſeiner Schwächen, ein kräftiger Mann war, geſchaffen um Geiſter zu regieren, und von wichtiger und ausgebreiteter Wirkſamkeit.

Er war geboren im Jahre 1091 zu Fontaines in Burgund, der Sohn angeſehener und frommer Eltern, deren Wort und Beyſpiel ſeinem Geiſte die erſte Richtung gab. Sein Vater, der Ritter Tecelin der Blonde, wird als ein frommer und gerechter Mann gerühmt, und ſeine Mutter Aleth, die Tochter des reichen burgundiſchen Ritters, Bernhard von Montbard, hing mit inniger Liebe an allem, was man damals Gottſeligkeit nannte. Sie weihete ihr Kinder, ſechs Söhne und eine Tochter, gleich nach der Geburt dem Herrn, und erzog ſelbige mehr für das Kloſter als für die Welt. Als ſie Bernhard, den dritten ihrer Söhne, unter ihrem Herzen trug, träumte ihr, ſie trage einen ganz weißen, nur auf dem Rücken gelblichen Hund, der



Bernhard von Clairvaux
und
K. Konrad III

der in ihrem Leibe belle. Hierüber erſchrocken, fragte ſie einen Mönch um die Bedeutung dieſes Traumes. Dieſer tröſtete ſie mit den Worten, ſie werde den treueſten Hund gebären, der ein Hüter des Hauſes Gottes werden und gegen die Feinde deſſelben lautes Gebell erheben werde. So beruhigt, und zu frohen Hoffnungen erhoben, liebte ſie den Knaben, noch ehe ſie ihn geboren hatte. Und er ward ihrer Liebe werth! Herrlich blühete Bernhard zu einem ſchönen und wohlgefälligen Jüngling auf, ſeltene Fähigkeiten entfalteten ſich in ihm, er machte glückliche Fortſchritte in der lateiniſchen Sprache und in der Kenntniß der Bibel, und während ſeine übrigen Geſchwiſter den Freuden der Welt folgten, übte er ſich in den Tugenden des Kloſterlebens und beſonders in ernſter Bekämpfung ſeiner Begierden.

Im vierzehnten Jahre ſeines Alters (1105) verlor er ſeine Mutter. Jetzt ſuchten ihn ſeine Brüder und Freunde von der Neigung zum Kloſterleben abzuziehen. Umſonſt! Er blieb den Wünſchen ſeiner Mutter und der Sehnſucht ſeines Herzens getreu, ja er bewog durch die Begeiſterung, womit er von Gott und göttlichen Dingen redete, ſeine Geſchwiſter und ſogar ſeinen Vater und Oheim das Kloſterleben zu ergreifen. Sechs Monate lang bereitete er ſich in einem einſamen Hauſe zu Chatilion durch Faſten und Beten dazu vor; dann zog er, zwey und zwanzig Jahre alt (1113), mit ſeinen Verwandten und Freunden, dreyßig an der Zahl, an Einem Tage in das Kloſter zu Citeaux.

Das Kloſter zu Citeaux, ſonſt Ciſtercium genannt, nicht weit von Dijon in Burgund, war erſt ſeit dem Jahre 1098 geſtiftet. Strenger als irgendwo wurde daſelbſt die Regel des heiligen Benedictus geübt. Die daſigen Mönche, nach ihrem Kloſter Ciſtercienſer genannt, mit einer weißen oder grauen Kutte und einem braunen Schulterkleide (Skapulier) bekleidet, zeichneten ſich aus durch fromme Sitten und freywillige Armuth, und an ihrer Spitze ſtand damals Abt Stephan, ein Engländer von Geburt, dem es um Kloſterzucht und Verſchmähung jedes Prunkes ernſtlich zu thun war. Eben darum hatte Bernhard mit ſeinen Gefährten gerade dieſes Kloſter gewählt, und eben darum ſtrömten bald ſo viele neue Ankömmlinge herbey, daß daſſelbe nicht geräumig genug war, ſie alle zu faſſen. Abt Stephan ließ daher von Citeaux aus neue Klöſter anlegen, und unter andern eins in dem rauhen Thale von Burgund, das ſonſt das Wermuthsthal, jetzt aber nach Ausrottung einer Räuberhöhle und in Ahnung ſeines beginnenden Glanzes, das "heitere Thal", Clara Vallis, oder Clairvaux genannt wurde. Und ſo hoch war ſchon die Achtung gegen **Bernhard** geſtiegen, daß dieſer, erſt zwey Jahre Mönch, in einem Alter von vier und zwanzig Jahren zum Abt dieſes neuen Kloſters erwählt wurde (1115).

Wenn dieſe Wahl wegen **Bernhards** Jugend anfangs bedenklich ſchien, ſo rechtfertigte ſie ſich bald durch **Bernhards** Betragen. Voll des regſten und redlichſten Strebens nach Gottſeligkeit, leuchtete er durch ein frommes, einfaches und thätiges Leben ſeinen Mönchen vor. Streng gegen ſich ſelbſt, war er auch ſtreng gegen ſeine Mönche; aber ſeine Strenge war ohne Härte, ſein Tadel ohne Bitterkeit, und nie forderte er von Andern mehr, als er ſich auflegte. Er war überaus mäßig und enthaltſam, aller Sinnenluſt abhold, und ſelbſt von den Schönheiten der Natur — die ſonſt den edeln Menſchen erquicken und erheben — ſo wenig ergriffen, daß er einſt an den Ufern des Genferſees hinritt, ohne die hohen Reize desſelben zu bemerken. Sein ganzes Gemüth war nach Gott hingerichtet, weshalb er, nach dem Ausdruck eines ſeiner Lebensbeſchreiber "ſehend nicht ſah, hörend nicht hörte". Aber ſeine Frömmigkeit war keinesweges eine müßige und träumeriſche Andächteley; er war vielmehr als Schriftſteller, Redner und Rathgeber unermüdlich für Religion und Kirche beſchäftigt. Bald arbeitete er an Erklärungen bibliſcher

ſcher Schriften und ſchwieriger Kirchenlehren, bald gab er Belehrung über vorgelegte Fragen und Zweifel, bald rügte er freymüthig die Fehler der Prälaten und Fürſten, bald ſprach er mit hinreißender Kraft, was ihm der Empfehlung oder Warnung zu bedürfen ſchien. Seine Beredſamkeit war, wie einer ſeiner Lebensbeſchreiber ſagt, ſo groß, daß, wenn er zu einem gottſeligen Leben ermunterte, Mütter ihre Söhne, Weiber ihre Männer, Freunde ihre Freunde verſteckten, aus Furcht dieſe möchten von ihm zum Kloſterleben hingeriſſen werden.

Unter einem ſolchen Abte überſtrahlte das Kloſter von Clairvaux bald den Ruhm des Mutterkloſters zu Citeaux. Es galt als ein Tempel aller Tugenden, als ein Wohnſitz der Gottſeligkeit und Gelehrſamkeit. Von allen Seiten ſtrömten neue Ankömmlinge demſelben zu, ſo daß auch der erſte Anbau bald mit einem geräumigen in demſelben Thale vertauſcht werden mußte. Die angeſehenſten Prälaten gingen aus demſelben hervor, und ein hundert und ſechzig Klöſter wurden in Spanien, Frankreich, England, Irland, Dänemark, Schweden, Holland, Deutſchland, Ungern und Italien durch Mönche, die in Clairvaux gebildet waren, angelegt und bevölkert. Je weiter ſich aber durch ſolche Pflanzungen der Ruhm dieſes Kloſters verbreitete, deſto weiter verbreitete ſich der Ruhm und Einfluß des heiligen Bernhard. Könige und Fürſten ſuchten ſeinen Umgang und achteten auf ſeinen Rath, die Geiſtlichen ehrten ſeine Weisheit und Frömmigkeit, das Volk bewunderte ſeine Herablaſſung und Milde. Er war der Freund und Rathgeber aller Stände; ſein Anſehn kam ſelbſt dem päbſtlichen gleich, und man kann es als ein Zeichen der hohen Bewunderung ſeiner Fähigkeiten und ſeiner Gottſeligkeit anſehn, daß ihm die Kraft Wunder zu thun im reichlichſten Maße beygelegt wurde.

Kleine Seelen werden durch die Ehrfurcht, die ihnen gezollt wird, zu Stolz und Anmaßungen leicht verleitet. Nicht ſo Bernhard! Er blieb ſtreng gegen ſich ſelbſt, blieb bis an ſeinen Tod Abt ſeiner Mönche, und entſagte dem Glanze höherer Kirchenwürden, wie oft er auch zur Annahme derſelben aufgefordert wurde. Doch nahm er auch als Abt an allen Kirchenangelegenheiten Theil, und nicht immer auf eine Art, die ihn über jeden Vorwurf erhebt.

Zuerſt trieb ihn ſein Eifer für die Würde des päbſtlichen Stuhles einer Kirchentrennung zu widerſtreben, die aus einer zwieſpältigen Pabſtwahl entſtanden war. Als nämlich im Jahre 1130 Honorius II. geſtorben war, hatten einige der Cardinäle Innocenz II., andre Anaklet II., erwählt.

Bernhard nahm ſich des erſtern an, der perſönlich nach Frankreich kam, auch wohl durch ſittliche Vorzüge vor letztern ausgezeichnet war, und brachte es durch mündliche und ſchriftliche Empfehlungen in Frankreich, England, Deutſchland und Italien dahin (1130—1138), daß derſelbe als rechtmäßiger Pabſt anerkannt und der kirchliche Friede hergeſtellt wurde. Mit welchem Nachdruck er hierbey verfuhr, ergiebt ſich aus folgender Erzählung. Herzog Wilhelm von Aquitanien war durch ihn und den frommen Biſchof Gottfried von Chartres bewogen worden, Innocenz II. als rechtmäßigen Pabſt anzuerkennen; aber er weigerte ſich den widerſtrebenden Biſchöfen ſeinen Schutz zu entziehen, und vergeblich war alles Zureden. Da ergriff Bernhard folgendes Mittel. Als er einſt das feyerliche Hochamt geendigt und den Segen geſprochen hatte, begab er ſich, die geweihte Hoſtie vor ſich hertragend, zum Herzog, der als Gebannter vor der Kirchthüre ſtand. Hier redete er ihn mit folgenden Worten an: "Ich habe dich gebeten und "du haſt mich verſchmähet; die ganze Gemeinde "der Diener Gottes hat dich angefleht, und du "haſt ſie verachtet! Jetzt tritt der Sohn der Jungfrau ſelbſt vor dich, das Haupt der Kirche, die "du verfolgeſt! Dein Richter iſt da, bey deſſen "Namen jedes Knie ſich beugt, dein Richter, in "deſſen Hand einſt deine Seele kommen wird! —

"Willſt du auch ihn verſchmähen? willſt du auch "ihn, wie ſeine Diener verachten?" Alle Umſtehenden wurden durch den Donner dieſer Worte ergriffen; ſie weinten laut; aber vor allem ward der Herzog erſchüttert. Er zitterte an allen Gliedern, vermochte nicht ſich aufrecht zu erhalten und ſank ohnmächtig zu Boden. Seine Ritter hoben ihn auf; allein er fiel abermals nieder, weinend und ſeufzend, wie ein Beſeſſener. Da rief ihn Bernhard zu, aufrecht zu ſtehen und das Gebot Gottes aus ſeinem Munde zu vernehmen. "Hier iſt der "rechtmäßige Biſchof von Poitiers, den du aus ſei"ner Kirche vertrieben haſt: knüpfe mit ihm durch "den heiligen Friedenskuß den Bund der Verſöh"nung, führe ihn zu ſeinem Stuhl, und rufe in "deinem ganzen Fürſtenthume die Abtrünnigen zur "Eintracht zurück, daß ſie dem Pabſte Innocenz "gehorchen, wie ihm die ganze Kirche gehorcht!" Der Herzog vermochte nicht zu antworten; aber er erfüllte mit buchſtäblicher Genauigkeit, was ihm geboten war, und fand nun an Bernhard einen väterlichen Freund und Führer.

Einen andern Anlaß zur öffentlichen Wirkſamkeit gab dem heiligen Bernhard die damals beliebte Schulweisheit (Scholaſtik) oder das Philoſophiren über chriſtliche Glaubensſätze. Bey dem Widerwillen, den er dagegen empfand, gerieth er beſonders mit Peter Abälard in Streit, und bey dem Uebergewicht ſeines Anſehns und dem Vorwurf der Ketzerey, den er ihm machte, brachte er dieſen berühmten Lehrer der Theologie auf der Synode zu Sens (1140) zum Schweigen und bald darauf zu tiefen Demüthigungen. Wohl mag es wahr ſeyn, daß er es dabey redlich meinte, und in den Klügeleyen der damaligen Schulweisheit eine Erſchütterung der Kirchenlehren, ein Hinderniß des Einfluſſes der Religion auf das Leben und Handeln fand; aber eben ſo wahr mag man auch behaupten, daß er den tiefſinnigen Forſcher nach Wahrheit nicht recht verſtand, und durch ſein blindes Feſthalten an den Kirchenlehren die Verachtung gelehrter Unterſuchungen oder die Verſchmähung alles Strebens nach Wahrheit in Schutz nahm.

Einen dritten Anlaß zur öffentlichen Wirkſamkeit bot ihm Arnold von Brescia. Dieſer, ein Schüler Abälards, ein talentvoller und gewinnender Redner, eiferte beſonders gegen den Reichthum und die Sittenloſigkeit der Geiſtlichkeit und gegen die weltliche Herrſchaft und Gewalt des Pabſtes. Seiner Meinung nach ſollte Geiſtlichkeit und Gottesdienſt zur Einfachheit und Reinheit der erſten chriſtlichen Kirche zurück geführt werden. Auch Bernhard eiferte oft und nachdrücklich gegen die Anmaßungen der Päbſte, gegen deren Eingriffe in die weltlichen Händel und in die Gerechtſame der Biſchöfe; gleichwohl bewirkte er, daß Arnolds Behauptungen und Grundſätze auf der Kirchenverſammlung im Lateran (1139) verdammt wurden. Als darauf Arnold zu Rom, wo die Anmaßungen des Pabſtes am unwilligſten ertragen wurden, ſo großen Beyfall fand, daß Pabſt Eugen III. vor ihm fliehen mußte (1145): ſo nahm ſich Bernhard dieſes ſeines vormaligen Schülers an, und erwarb ihm das Wohlwollen der Römer und den Schutz des deutſchen Königs Konrad III.

Unter allem aber, was Bernhard unternahm, trug nichts zur Verherrlichung aber auch zur Verunglimpfung ſeines Namens mehr bey als ſeine erfolgreiche Thätigkeit für die Bewerkſtelligung des zweyten Kreuzzuges.

Die Idee hierzu ging, ſo viel wir wiſſen, nicht von ihm, ſondern von dem König von Frankreich und dem Pabſte aus. In einem Kriege mit dem Grafen Theobald von Champagne hatte der König von Frankreich Ludwig VII. die Pfarrkirche zu Vitri anzünden und dadurch dreyzehnhundert Chriſten, die in dieſelbe geflohen waren, umkommen laſſen (1142). Seit dieſer Miſſethat hatte ihn Gewiſſensangſt ergriffen; keine der gewöhnlichen Büßungen konnte ihn beruhigen; nur durch einen

Kreuzzug meinte er den innern Frieden wieder zu erlangen. Er befragte deshalb den Abt von Clairvaux, und dieſer verwies ihn an den Pabſt. Nun begab es ſich, daß eben damals Eugen III. einen neuen Kreuzzug wünſchte, weil das Königreich Jeruſalem durch den Verluſt von Edeſſa in eine bedenkliche Lage verſetzt worden war. Um ſo freudiger vernahm er das Vorhaben des franzöſiſchen Königs, und ungeſäumt beauftragte er den Abt von Clairvaux daſſelbe zu Stande zu bringen, und deshalb das Kreuz zu predigen. Bernhard übernahm dieſen Auftrag, und zeigte wie bey allem, was er einmal begann, den beharrlichſten Eifer.

Er erſchien auf dem glänzenden Reichstag, den Ludwig VII. zu Oſtern 1146 zu Vezelay in Burgund hielt. Hier ertheilte er zuerſt dem König, der jungen Gemahlin deſſelben, Eleonoren, und mehreren Baronen, welche beyden zu folgen entſchloſſen waren, die ihm vom Pabſte zugeſandten Kreuze. Dann begab er ſich auf das freye Feld zu der unzähligen Volksmenge, die in der Stadt keinen Platz gefunden hatte. Eine Rednerbühne war daſelbſt für ihn bereitet. Er beſtieg ſie ſamt dem König, und kaum hatte er zu reden angefangen, ſo riefen von allen Seiten die Anweſenden: "Kreuze! Kreuze!" Er hatte ein großes Bündel derſelben mit ſich gebracht; aber es reichte nicht aus, und nachdem er es mehr ausgeſtreut als ausgetheilt hatte, ſo mußte er ſeine eigenen Kleider zerſchneiden, um daraus neue Kreuze zu bereiten. Ihn ſelbſt wollten die Bekreuzten zum Anführer erwählen; allein er verbat ſich dieſe Ehre, und veranlaßte dagegen die Verſammlung zu dem Beſchluß, daß alle, welche das Kreuz empfangen hätten, bereit ſeyn ſollten, im nächſten Frühjahr (1147) mit dem Könige Ludwig den Kreuzzug zu beginnen. Hierauf reiſte er durch einen großen Theil von Frankreich, und predigte mit ſolchem Erfolge, daß, wie er ſelbſt dem Pabſte ſchrieb, durch die Menge der geworbenen Kreuzfahrer Schlöſſer und Städte verödet, und kaum Ein Mann für ſieben Weiber gefunden würden.

Von Frankreich aus begab ſich Bernhard im Herbſte des Jahres 1146 nach Deutſchland, um auch hier das Kreuz zu predigen, und beſonders den damaligen deutſchen König Konrad III. zur Annahme desſelben zu bewegen. Er fing damit an, daß er der Verfolgung und Ermordung der Juden, wozu beſonders der deutſche Mönch Rudolf in den Rheingegenden ermunterte, Einhalt that. Als er aber zum König Konrad nach Frankfurt kam, fand er große Schwierigkeiten. Zwar zeigte Konrad Ehrfurcht für den auſſerordentlichen Mann, der viel Wunderbares wirkte; ja er ſoll ihn ſogar, als einſt zu Frankfurt das Volk mit Ungeſtüm zu ihm drängte, auf ſeine Schultern genommen, und aus dem Gedränge getragen haben; aber zu einem Kreuzzuge war er nicht zu bewegen. Die Unruhen in Italien und Deutſchland ſchienen ſein Verbleiben in Europa zu erheiſchen; auch hatte er ſchon einmal eine Pilgerreiſe nach Jeruſalem gemacht. Bernhard fand es für unklug, jetzt weiter in ihn zu dringen; er überließ es der zwiefachen Macht der Zeit und des Beyſpiels ihn auf andre Gedanken zu leiten, und unternahm indeſſen auf Rath und in Begleitung des Biſchofs Hermann von Conſtanz eine Reiſe nach dem ſüdlichen Deutſchland bis Conſtanz. Der Ruf der Heiligkeit zog vor ihm her, und wohin er kam, begeiſterte er durch Vorträge und Wunder das Volk für den neuen Kreuzzug. Hierauf reiſte er, wie im Triumphe, über Zürich, Baſel und Straßburg, und von da auf dem Rheine nach Speyer, wo ſich König Konrad mit den angeſehnſten Fürſten und Biſchöfen zu einem Reichstage verſammelt hatte. Am 24. December 1146 traf er in Speyer ein. Auch hier empfing ihn hohe Bewunderung. Doch Konrad widerſtand noch immer allen Aufforderungen, bis er endlich durch Ueberraſchung gewonnen wurde. Am dritten Weihnachtsfeyertage hielt Bernhard das Hochamt. Plötzlich unterbrach er, aller Gewohnheit entgegen, die heilige Handlung durch eine Anrede an die ganze Verſammlung, um ſie zum Kampf für das heilige Grab zu ermuntern. Dann richtete er ſeine Rede unmittelbar an den König, ſtellte ihm das jüngſte Gericht vor Augen, und wie dort Chriſtus zu ihm ſagen würde: "O "Menſch, was ich dir Gutes thun konnte, habe "ich dir gethan! Von mir bekamſt du den Glanz "der Herrſchaft, bekamſt Reichthümer, Weisheit, "männlichen Muth und Kräfte des Leibes; und "was haſt du für mich gethan?" — Bey dieſen Worten konnte ſich Konrad nicht länger halten. Ueberwältigt von ſeinen Gefühlen unterbrach er den Abt mit Weinen und Seufzen. "Ach", rief er aus, "ich erkenne die Wohlthaten der göttlichen "Gnade, und will nicht als Undankbarer befunden "werden. Ich bin bereit ihm zu dienen, wie ich "von ihm dazu ermahnt werde!" Hocherfreut erhob jetzt die Verſammlung einen Lobgeſang; der König trat hin zum Altar, und **Bernhard** bezeichnete ihn mit dem Kreuze und überreichte ihm das Pannier, das er im heiligen Kriege tragen ſollte *). Nun zögerten auch die deutſchen Fürſten, die bis dahin dem Kreuzzuge hartnäckig widerſtrebt hatten, nicht länger. Sie empfingen das Kreuz, und mit ihnen der junge Neffe des Königs, Friedrich, damals Herzog von Schwaben, und ſpäterhin als Kaiſer "Barbaroſſa" benannt.

---

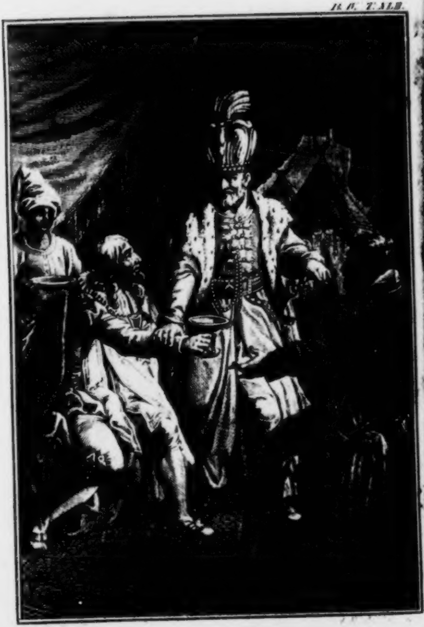
*) Hierher gehört das Kupfer, Taf. XLI.

Nach dieſem glorreichen Sieg ſeiner Rednerkraft kehrte Bernhard nach Frankreich zurück. In allen Städten, durch die er zog, wurde er unbeſchreiblich geehrt; auch viele Edle geſellten ſich zu ihm und gingen mit ihm in ſein Kloſter, das er am 6. Febr. 1147 wieder erreichte. Doch blieb er nicht lange daſelbſt. Wenige Tage nachher begab er ſich zur Reichsverſammlung nach Etampes (16. Febr. 1147), wo der Abt Süger von St. Denys und Graf Wilhelm von Nivernois zu Reichsverweſern während des Königs Abweſenheit erwählt wurden.

Während nun der zweyte Kreuzzug zur Ausführung gebracht wurde, kehrte Bernhard zu den Beſchäftigungen ſeines frühern Lebens zurück. Er ſuchte, was er für Wahrheit hielt, auszubreiten und zu bekräftigen, Geiſtliche und Laien zur Gottſeligkeit zu ermuntern, und beſonders ſeinen Mönchen zu Clairvaux durch Wort und Beyſpiel zu nützen. "Es läßt ſich", ſagt einer ſeiner Lebensbeſchreiber, "nicht mit Worten angeben, wie viele "Irrlehrer er bekämpft, wie viele Aergerniſſe er "entfernt, wie viele Feindſchaften er ausgeſöhnt, "wie viele Trennungen er ausgeglichen hat!" Obgleich befangen von den herrſchenden Vorſtellungen ſeiner Zeit, hatte er dennoch durch die Kraft ſeines Geiſtes und durch eifriges Studium der Bibel viele richtige Einſichten erlangt. So ſtellte er die Liebe zu Gott als die Quelle aller wahrhaft guten Handlungen auf; ſo hielt er ruhiges Vertrauen zu Gott, woraus eine heitere und freye Liebe zum Guten fließe, für nothwendig zur wahren Beſſerung; ſo lehrte er, daß Gott allein Sünden vergebe, daß gute Werke ihm nichts abverdienen können; ſo betrachtete er die Feſttage der Heiligen als Erinnerungszeichen an die ſittliche Würde, zu der ſich Chriſten erheben können und ſollen.

Das Ende ſeines Lebens war mit Kummer erfüllt! Er hatte ſo zuverſichtlich den beſten Erfolg des zweyten Kreuzzuges verheißen, und doch nahm derſelbe einen ſo unglücklichen Ausgang. Darüber entſtand gegen ihn große Erbitterung. Man ſah ihn als den Urheber alles erlittenen Unheils an, und ſchalt ihn einen Lügenpropheten, welcher durch täuſchende Worte und Wunder das Volk verführt und ins Verderben geſtürzt habe. Seine Feinde frohlockten, und ſeine Freunde konnten ihn nicht befriedigend vertheidigen. Er ſelbſt tröſtete ſich und Andre damit, daß er nicht eigenwillig, ſondern auf Geheiß des Pabſtes das Kreuz gepredigt habe; daß Gottes Wege unergründlich ſind; daß auch Moſes die Kinder Israel ins gelobte Land nicht habe führen können; daß durch die Sünden der Kreuzfahrer dieß Strafgericht herbeygeführt werden der ſey. Auch deutete er darauf hin, daß ſich ſeine Sendung durch Wunder bewährt habe. Nicht lange nachher kam er auf den Gedanken, einen neuen Kreuzzug zu Stande zu bringen, indem er die Zuverſicht hegte, daß ein neuer Verſuch mit Gottvertrauen unternommen und mit Frömmigkeit ausgeführt einen glücklichen Erfolg haben werde. Mit ihm verband ſich der Abt Süger von St. Denys, der den Schimpf auszutilgen wünſchte, den der ſchmähliche Ausgang des vorigen Kreuzzugs über den franzöſiſchen Namen gebracht hatte. Aber beyde erreichten nicht das Ziel ihres Strebens! Ihre Aufforderungen fänden keinen Beyfall, und in kurzer Zeit wurden beyde dieſer Erde entrückt. Süger ſtarb den 13. Januar 1152, und Bernhard den 20. Aug. 1153.

Schon lange vorher hatte er durch die Kraft des Geiſtes die heftigſten Körperſchmerzen niedergedrückt, endlich erlag er denſelben, im drey und ſechzigſten Jahre ſeines Alters. Eine große Anzahl von Biſchöfen, Aebten und Mönchen umgab ſein Sterbelager, und groß und innig war der Schmerz, den ſein Tod erregte. Zwey Tage nachher, den 22. Aug. 1153, wurde er in aller Frühe, um den Andrang des Volkes zu verhüten, zu Clairvaux begraben. Dabey wurden ihm die Ueberbleibſel des Apoſtels Thaddäus, die er kurz zuvor



Solimans Gespräch mit Wilhelm

von Jeruſalem erhalten hatte, auf die Bruſt gelegt: er ſelbſt hatte dieſes befohlen, in der Meinung, er werde dadurch mit dem genannten Apoſtel am Tage der Auferſtehung vereinigt werden. — Noch lange nach ſeinem Tode wurde ſein Grab mit Andacht beſucht. Denn wie die Ehrfurcht gegen ihn ſein leben mit unzähligen Wundern ausgeſchmückt hatte, ſo ſchrieb ſie auch ſeinen Gebeinen wunderthätige Kräfte zu; und wie er ſchon im leben als Heiliger verehrt wurde, ſo wurde er ein und zwanzig Jahre nach ſeinem Tode (1174) unter die Heiligen der katholiſchen Kirche verſetzt. Auch die Reformatoren nannten ihn mit Achtung, als einen Mann, der für das Reich Gottes viel Gutes gewirkt hatte.

VII.

Saladin.

Der berühmteſte unter den muhamedaniſchen Fürſten, deren in der Geſchichte der Kreuzzüge Erwähnung geſchieht, iſt **Salaheddin**, gewöhnlich **Saladin** genannt.

Er war nicht auf dem Throne geboren, noch unter Ausſichten auf denſelben; aber er hatte Talente, die ihn der Herrſcherwürde fähig machten, und die im Orient häufigen Thronveränderungen gaben ihm Beyſpiel und Zuverſicht einen Thron zu erſtreben, den er mit Schlauheit beſtieg und mit Würde behauptete.

Sein Vater Ejub oder Hiob, aus dem Stamm der Kurden, eines den Türken verwandten, kriegeriſchen Volkes, das in den Gebirgen jenſeits des Tigris plündernd umherzog, war, wie mehrere ſeines Volkes, bey dem Chalifen zu Bagdad in Kriegsdienſte getreten, hatte dann das Aufſtreben des Zenki, Herrn von Moſul, unterſtützt, war nachher im Dienſte des Fürſten von Damascus und, als dieſer geſtürzt war, im Dienſte des mächtigen Nureddin, des Sohnes Zenki's, ein angeſehener Emir geworden. Hierdurch ward die Erhebung Saladins vorbereitet. Dieſer nämlich, zu Tacrit am Tigris, im Jahre 1137 geboren, und in allen Wiſſenſchaften der Araber fleißig unterrichtet, ſtand mit ſeinem Vater zuerſt unter dem Fürſten von Damascus (als eilfjähriger Knabe half er dieſes gegen die Fürſten des zweyten Kreuzzuges vertheidigen, 1148); dann, als Damascus vom Nureddin erobert worden war (1154), kam er in deſſen Dienſte, gewann deſſen Vertraun, ward von ihm nach Aegypten geſendet, und bahnte ſich dort den Zugang zur Herrſchaft.

Aegypten war damals, als Nureddin in Syrien herrſchte, von innern Unruhen zerrüttet. Es ſtand unter fatimiſchen Chalifen, oder ſolchen, die zur Secte Alis, des Gemahls der Fatima, der Tochter des Propheten Muhamed gehörten. Allein dieſe Chalifen waren, ſo wie die abbaſſidiſchen zu Bagdad, in Ohnmacht verſunken: ſie hatten nur den Rang und Namen der Oberherren behalten, Macht und Gewalt lag in den Händen derer, die ſich ihnen zu Veziers aufdrangen. Einer derſelben Namens Schaver ward, wie Aehnliches öfters geſchah, von Feinden vertrieben (1163), und dadurch veranlaßt, den mächtigen Nureddin um Hilfe anzuſprechen. Dieſer hörte auf die Bitten des Vertriebenen (es zeigte ſich ihm hier eine Ausſicht auch Aegypten an ſich zu bringen) und ſchickte ſeinen Feldherrn Schirkuh, Saladins Oheim, und dieſen ſelbſt mit 2000 Reitern nach Aegypten (1163). Bald aber fühlte Schaver, wie wenig ihm dieſer Beyſtand nütze. Er ſuchte daher Hilfe bey dem damaligen König von Jeruſalem Amalrich; doch gleichfalls vergeblich! Nach manchfaltigem Wechſel des Glücks und der Verbindungen (1163—1168) kam es dahin, daß Schaver hingerichtet, und Schirkuh von dem fatimidiſchen Chalifen liſen Aded als Vezier anerkannt wurde (1169). Er genoß dieſe Würde nur kurze Zeit. Schon nach zwey Monaten ſtarb er, und nun wurde ſein Neffe, **Saladin**, der ſich ſchon als Feldherr hervorgethan hatte, mit Nureddins Genehmigung, Vezier von Aegypten (1169).

Jeżt dem Throne nahe, erhob ſich in **Saladin** Wunſch und Streben, denſelben zu beſteigen, und er bediente ſich dazu, wie ſo viele vor ihm und nach ihm, der Liſt und Gewalt. Er gewann das Heer, das ihm Nureddin gegeben hatte, durch Geſchenke, das Volk durch prunkenden Religionseifer; er zog ſeinen Vater ſamt andern Verwandten, deren Rath und Unterſtüßung er bedurfte, nach Aegypten; er tödtete die Leibwache ſeines Chalifen, entſeßte die Richter und Statthalter, die es mit den Fatimiden oder der Secte des Ali hielten, ihrer Aemter, und verſchaffte dem abbaſſidiſchen Chalifen von Bagdad die geiſtliche Oberherrſchaft in Aegypten. Und als nun (1171) der Chalif Aded ſtarb, nahm er deſſen Palaſt, Schäße und Bibliothek in Beſchlag, und beſtieg den Thron, den die Fatimiden zwey hundert Jahre lang (969—1171) beſeſſen hatten.

Nureddin machte anfangs keine Einwendung gegen **Saladins** Erhebung: er betrachtete ſich als den Oberherrn Aegyptens, und Saladin als ſeinen Beamten. Aber bald wurde er inne, daß dieſer, bey allen Betheuerungen der Ergebenheit, ſich unabhängig zu machen ſuche. Hierüber entrüſtet, wollte er den Abtrünnigen züchtigen und unterdrücken; aber mitten unter den Zurüſtungen zu dieſem Kriege ſtarb er zu Damascus, (Mai 1173). Um ſo leichter behauptete ſich Saladin auf dem Thron, und um ſo weiter giengen nun ſeine Wünſche und Beſtrebungen. Denn nicht zufrieden mit Aegypten, unterwarf er ſich auch Syrien, wo er die Söhne und Verwandten Nureddins theils völlig unterdrückte, theils von ſich abhängig machte, indeſſen ſeine Feldherren einerſeits das ſüdliche Arabien und andrerſeits Tunis und Tripolis in Afrika für ihn eroberte. Kurz, nach und nach brachte er eine Herrſchaft zuſammen, die von dem afrikaniſchen Tripolis bis zu den Gebirgen Armeniens hinreichte.

Aber berühmter als durch dieſes Aufbauen einer gewaltigen Macht — mehrere andre haben gleiche, ja noch größere Ländermaſſen zuſammengethürmt, ohne daß ihr Name ſo groß und herrlich glänzt wie der ſeinige — iſt Saladin durch ſeinen Kampf mit den Chriſten in dem heiligen Lande, durch die Eroberung Jeruſalems, die er in dieſem Kampfe erwirkte, und durch die großen

Eigenſchaften, die er als Feldherr und Regent entwickelte.

Schon als Vezier von Aegypten griff er die Chriſten in Paläſtina an, und noch häufiger und nachdrücklicher wurden ſeine Angriffe, ſeitdem er Herr von Syrien geworden war. Anfangs wechſelte bey dieſen Angriffen Sieg und Verluſt: er wurde einige Male von den Chriſten geſchlagen, und namentlich that ihm der tapfere Ritter Rainold von Chatillon, vielfältigen Abbruch; allein im Jahre 1187, als er mit einer ſtärkern Macht als zuvor — man ſagt mit 80,000 Mann zu Fuß und zu Pferd — das Königreich Jeruſalem überfiel, brachte er daſſelbe dem Untergange entgegen.

Das Königreich Jeruſalem befand ſich, als dieſer Ueberfall erfolgte, in bedenklicher Lage. Denn während die Macht von Syrien und Aegypten in der Hand Eines Helden vereinigt wurde, herrſchte dort Zwietracht und Falſchheit. Balduin IV. hatte das Königreich dem neunjährigen Balduin V., dem Sohne ſeiner Schweſter Sibylle, vermacht, und den Grafen Raimund von Tripolis zum Vormund ernannt, 1183. Aber der junge König ſtarb bald, und nun verhalf Sibylle ihrem zweyten Gemahl Guido von Luſignan, der ſich durch nichts als Körperſchönheit auszeichnete, zum Throne (1186).

Das Volk murrte, mehrere Große ſprachen laut gegen dieſe Thronfolge, und vor allen Graf Raimund. Erbittert verband er ſich mit Saladin, dem Feinde der Chriſten. Doch jetzt (1187), als Saladin ſo furchtbar einbrach und gleich beym erſten Sturme Tiberias eroberte, vereinigte die drohende Gefahr die Getrennten; ſelbſt Raimund entſagte, wenigſtens öffentlich, dem Bündniß, das er im Aufwallen des Zorns und der Rache geſchloſſen hatte, und die Kreuzfürſten ſammelten ein Heer von 2000 Rittern, 18,000 Fußknechten und unzähligen leichtbewaffneten Bogenſchützen. Viele geübte Krieger befanden ſich in dieſem Heere, aber es fehlte ihm an einem Oberanführer, der Aller Vertrauen und Achtung hatte.

Bey Hittin, einem Berge weſtwärts von Tiberias trafen die beyderſeitigen Heere zuſammen (am 5. Jul., oder 1. Aug. 1187). Zwey Tage kämpften ſie mit wechſelndem Glücke; endlich, am dritten Tage, erlitten die Chriſten eine völlige Niederlage. Ueber 21000 derſelben und unter ihnen die tapferſten Ritter wurden getödtet. Zweyhundert Tempelherren und Johanniter, welche um die Perſon des Königs blieben, zogen ſich mit dieſem auf den Berg Hittin; aber Saladin folgte, und nöthigte ſie durch wiederholte Angriffe, ſich ſamt dem König und vielen Großen zu ergeben.

Der Wechſel von Großmuth und Wildheit, der ſich ſo oft in **Saladins** Betragen offenbaret, äuſſerte ſich auch jetzt. Fern von thörichter Anmaßlichkeit, dankte er nach der Schlacht Gott für den verliehenen Sieg; und fern von kränkendem Uebermuth empfing er die gefangenen Ritter mit Schonung. Dagegen ließ er aus Rache oder Glaubenseifer die Tempelherren, die nie einem gefangenen Muhamedaner das Leben ſchenkten, ſamt den gefangenen Johannitern niederhauen. Vorzüglich war er gegen den Ritter **Rainold von Chatillon**, der den Propheten geläſtert, und während des Waffenſtillſtandes (1186) eine Karavane muſelmänniſcher Kaufleute überfallen, geplündert und in Ketten gelegt hatte, erbittert; ja er hatte geſchworen, ihn mit eigner Hand zu tödten, wenn er je ihn gefangen bekäme. Jetzt ſaß derſelbe als Gefangener vor ihm, neben dem König Guido von Luſignan, beyde von Durſt und Ermattung erſchöpft. Dem König ließ **Saladin** eine Schale Sorbet reichen, nicht bloß zur Erquickung, ſondern auch zum Zeichen der Schonung: denn es war ſeine, wie mehrerer Morgenländer Sitte, nie einen Gefangenen, mit dem er gegeſſen und getrunken hatte, hinzurichten. Als aber der König, durch dieſen Trunk erquickt, auch ſeinem Unglücksgenoſſen, dem tapfern Rainold, die Schale reichen wollte, verwehrte es **Saladin** *).

---

*) Hierauf bezieht ſich das **Kupfer**, Taf. XLII.

"Ich will", ließ er durch ſeinen Dollmetſcher dem Könige ſagen, "ich will mit dieſem Ruchloſen nichts gemein haben". Indeſſen erbot er ſich, ihm das Leben zu ſchenken, wenn derſelbe den chriſtlichen Glauben abſchwören oder ein Muhamedaner werden wollte. Der gewiſſenhafte Rainold wies dieß Anerbieten mit chriſtlichem Muthe zurück. Statt dieſen Muth zu ehren, zog Saladin ſeinen Säbel, und ſpaltete dem Unglücklichen mit einem gewaltigen Hiebe die Schulter, worauf die anweſenden Türken herzuſprangen und ihn vollends erwürgten. Der König Guido bebte, aber Saladin ſprach ihm Muth ein. "Beruhige dich, König", rief er ihm zu, "der Treuloſigkeit gehört ihr gebührender Lohn. Ich räche mich an einem Böſewicht; aber ich ehre auch die Sitte der Muſelmänner, die es verbietet, daß ein König den andern tödtet". Wirklich begegnete er dem König ſehr gaſtfrey und ehrerbietig, und gab ihm nach einiger Zeit die Freyheit. Auch ließ er dem Großmeiſter der Tempelherren, für den er ein ſtarkes Löſegeld erwartete, das Leben.

Hierauf ſäumte er nicht, den Sieg bey Hittin und die Niedergeſchlagenheit der Chriſten zu benutzen. Seine Schaaren durchzogen das heilige Land; die wichtigen Städte Ptolemais, Cäſarea, Nazareth, Sidon, Berytus, Askalon und andre, deren

Eroberung den Chriſten eben ſo viel Zeit als Mühe gekoſtet hatte, fielen ohne große Schwierigkeiten und binnen kurzer Zeit in ſeine Hände, und ihr Fall öffnete ihm den Zugang zur Berennung Jeruſalems.

Am 20. Sept. 1187 erſchien er vor dieſer Stadt und forderte ſie zur Uebergabe auf, mit dem Verſprechen, ſie bey ihren ſeitherigen Rechten und Freyheiten zu erhalten. Die Einwohner verwarfen dieſen Antrag, und vertheidigten ſich einige Tage mit muthigem Eifer. Aber bald ſahen ſie ein, daß, wie groß auch ihre Zahl war, Saladins Macht zu überlegen ſey, ja daß eben ihre große Zahl gar bald Hungersnoth über ſie bringen werde. Sie traten daher in Unterhandlung, und ſuchten den Sieger für einen billigen Vergleich zu gewinnen. Anfangs wies Saladin ihre Bitten ſtolz zurück; er erklärte ihnen, daß er entſchloſſen ſey, das grauſam vergoſſene Blut der Muhamedaner zu rächen, oder die Chriſten jetzt eben ſo zu behandeln, wie dieſe vor acht und achtzig Jahren bey der Eroberung Jeruſalems die Muhamedaner behandelt hatten. Bald aber beſann er ſich eines Beßern. Der Muth der Verzweiflung, den die Einwohner bewieſen, vielleicht auch die Milde, die häufig mit Härte in ihm wechſelte, beſtimmte ihn zu einem billigen Vertrag. Er verſprach, den griechiſchen und orientaliſchen Chriſten den längern Aufenthalt in Jeruſalem zu geſtatten; dagegen ſollten alle Franken (d. h. abendländiſche Chriſten) abziehen, wobey für jeden Mann zehen, für jede Frau fünf, für jedes Kind ein Goldſtück als Löſegeld entrichtet werden ſollte; wer dieß nicht bezahlen könnte, ſollte als Gefangener zurückbleiben. Dieſer Vertrag kam am 2. Oct. 1187 zu Stande, und Saladin hielt ihn wie andre Verträge mit gewiſſenhafter Treue, ja er fügte noch einige Erleichterungen für die Chriſten hinzu. Er verſtattete den Patriarchen die koſtbaren Geräthſchaften aus der Kirche zum heiligen Grabe mit ſich zu nehmen, er ſchenkte den Weibern aller derer, die in der Schlacht von Hittin gefangen worden waren, die Freyheit, entließ noch einige Tauſende ohne Löſegeld, und ſorgte für die Sicherheit der abziehenden Chriſten. Indeſſen blieben doch 11,000 derſelben, die das Löſegeld nicht erlegen konnten, in ſeiner Gefangenſchaft.

Als nun Jeruſalem geräumt worden war, zog er mit Siegergepränge daſelbſt ein. Seine vornehmſten Gefangenen, der König von Jeruſalem, der Großmeiſter der Templer und andre umgaben ſeinen Wagen; Fahnen wehten ihm voran, Kriegsmuſik erſchallte. Jetzt war es ſeine erſte Sorge, die Verehrung des Jslam in Jeruſalem wieder herzuſtellen. Er ließ daher Omars Moſchee, die zur Kirche geworden war, reinigen, und das goldene Kreuz, das auf der Kuppel derſelben prangte, herabreißen, und (was ihn beſchimpfte) ſchimpflich durch die Straßen ſchleifen. Doch ließ er die Kirche zum heiligen Grabe unangetaſtet, und erlaubte fremden Chriſten dieſelbe, wie es vor Anfang der Kreuzzüge Sitte war, auch fernerhin für eine Abgabe zu beſuchen.

Nur wenige Wochen, bis zum 30. Oct. 1187, blieb er in Jeruſalem. Er zog dann aus, um ſeine Eroberungen fortzuſetzen, und erſtürmte mit reißender Schnelligkeit alle feſten Plätze der Chriſten bis auf Tripolis, Antiochien und Tyrus, welches letztere Markgraf Konrad von Montferrat tapfer vertheidigte. Aber gerade dieſe Fortſchritte verwickelten ihn in den ſchwierigſten Kampf, den er bis dahin beſtanden hatte. Denn aufgereizt durch ſo viele ſchmerzhafte Verluſte, erhoben ſich die angeſehenſten Fürſten des Abendlandes zu einem neuen, dem dritten Kreuzzug, und Saladin fand einen Gegner, der ihm zwar an Schlauheit und ruhiger Beſonnenheit nachſtand, aber an Muth und Ehrgeiz glich, und an perſönlicher Tapferkeit und ungeſtümer Hitze voraus war. Richard Löwenherz, König von England, war dieſer Gegner, und die Umgebung von Ptolemais der Schauplatz, wo beyde zuerſt zuſammentrafen.

Ptolemais, auch Acre genannt, eine wohlbefeſtigte Stadt an der ſyriſchen Küſte, war als ein bequemer Landungsplatz für Chriſten und Muhamedaner von gleicher Wichtigkeit. König Guido von Luſignan ſuchte daher, ſo bald er die Freyheit wieder erlangt hatte, dieſe Stadt, die nach der Schlacht bey Hittin von Saladin erobert worden war, demſelben zu entreißen, und unternahm, — trotz ſeines Verſprechens, gleich nach ſeiner Freygebung nach Europa zurückzukehren — deren Belagerung (1189). Auf dieſe Nachricht eilte Saladin zum Entſatz, und umlagerte die Belagerer. Doch in der Meinung, die kleine Schaar der Chriſten könne zu jeder Zeit, vielleicht ſchon durch Einſchließung aufgerieben werden, war es ihm genug, hinter ihrem Rücken ein feſtes Lager zu beziehen. Bald aber vergrößerte ſich die Schaar der Belagerer durch den Andrang neuer Kreuzfahrer, und Saladin ward genöthigt, ſich weiter zurück zu ziehen. Doch behauptete er eine feſte Stellung hinter ihnen, fiel, ſo oft ſie auf Ptolemais ſtürmten, in ihren Rücken, und ſtand mit den Einwohnern dieſer Stadt fortgehends in Verbindung. Auch empfing er aus allen Gegenden des muſelmänniſchen Gebiets Verſtärkungen. So zog ſich die Belagerung bis ins dritte Jahr, als endlich (8. Jun. 1191) Richard, König von England, herbey kam, und nach wiederholten Angriffen und nach Erſtürmung der äuſſern Mauer die Uebergabe bewirkte, (13. Jul. 1191). Die muſelmänniſche Beſatzung, das waren die Bedingungen der Uebergabe, ſollte mit allen ihren Gütern freyen Abzug haben; dagegen ſollte Saladin eine groſse Geldſumme zahlen, eine beſtimmte Anzahl chriſtlicher Gefangenen und das Holz des heiligen Kreuzes, das er in der Schlacht bey Hittin erbeutet hatte, ausliefern. Saladin verſchmähete es, dieſen Vergleich zu beſtätigen, und nun nach Einnahme von Ptolemais, begann eigentlich der Wettkampf zwiſchen ihm und Richard, der über ein Jahr dauerte, groſse Anſtrengungen und vieles Blutvergieſsen koſtete, und wobey zuletzt keiner von beyden ſiegte, jeder aber den andern achten und bewundern lernte.

Richard wollte Jeruſalem erobern, und es glückte ihm, Cäſarea einzunehmen, ſich durch die Schaaren der Muhamedaner durchzuſchlagen, und bis in die Nähe von Jeruſalem vorzudringen. Allein überall trat ihm Saladin entſchloſſen entgegen, und wuſste durch Kraft und, wo Kraft nicht ausreichte, durch Liſt deſſen Unternehmungen zu vereiteln. Städte, die er nicht vertheidigen mochte, wie Joppe und Askalon, lieſs er, damit ſie Richard'n nichts nützten, ſchleifen; dagegen lieſs er die Befeſtigungen Jeruſalems verſtärken, und hielt durch lockende Vorſpieglungen ſeinen Gegner von der Belagerung dieſer Stadt zurück. Endlich faßte **Richard**, durch vielerley Gründe bewogen, den Entſchluß nach England zurückzukehren. Er ſuchte daher mit **Saladin** einen Waffenſtillſtand zu ſchließen, und letzterer war dazu um ſo mehr bereit, je mehr ihm durch die muthvolle Entſchloſſenheit des engliſchen Königs ſeine eigne Herrſchaft gefährdet ſchien. Am 20. Aug. 1192 kam dieſer Vergleich zu Stande, und am 9. Oct. ſegelte Richard ab.

Nun erſt genoß **Saladin** ſeiner Herrſchaft in Ruhe, ohne Furcht wegen eiferſüchtiger Glaubensgenoſſen, und befreyt von den drohenden Angriffen der Chriſten. Er entließ daher einen Theil ſeines Heeres, gönnte dem andern Erholung, und beſchäftigte ſich mit Beglückung ſeiner Länder.

Schon im Anfang ſeiner Regierung zeigte er dafür Eifer und Thätigkeit: er minderte die Abgaben ſeines Volkes, hörte auf deſſen Klagen, und ſtiftete in Aegypten, Arabien und Syrien Schulen, Moſcheen und Hospitäler. In gleichem Geiſte bereiſte er Syrien, half den Beſchwerden ſeiner Unterthanen ab, gab überall Beweiſe ſeiner Freygebigkeit und Prachtliebe, und belohnte diejenigen ſeiner Soldaten und Feldherren, die ihm am längſten und treueſten gedient hatten. Aber nicht lange konnte er dieſen ſchönen Beſchäftigungen leben. Seine Kräfte waren durch die Beſchwerlichkeiten ſo vieler und anhaltender Feldzüge erſchöpft, ſeine Geſundheit wankend, und ehe noch ein Jahr verging, ſtand er am Ziele ſeines irdiſchen Daſeyns. Als er die Nähe ſeines Todes fühlte, ließ er an Chriſten, Juden und Muhamedaner ohne Unterſchied Almoſen austheilen, und ſein Todtenkleid als ein Zeichen des Hinfälligen menſchlicher Herrlichkeit durch die Straßen von Damascus tragen, mit dem Ausruf: "Dieß iſt alles, was der mächtige Saladin behalten hat." Er ſtarb zu Damascus den 5. März 1193, im ſieben und funfzigſten Jahre ſeines Alters, nachdem er vier und zwanzig Jahre über Aegypten und neunzehn Jahre über Syrien geherrſcht hatte.

Mit Recht verdient er in der Reihe ausgezeichneter Fürſten zu prangen! Zwar war er den Fehlern der Ehrſucht und Herrſchluſt hingegeben, und ward durch ſie hin und wieder zu Handlungen der Undankbarkeit und Rohheit verleitet, und in vielfältige Kriege verwickelt; wo aber dieſe Leidenſchaften ſchwiegen, äuſſerte er eben ſo glänzende als liebenswürdige Eigenſchaften: Sinn für Großes und Edles, Zuverläßigkeit in ſeinen Verſprechungen, Leutſeligkeit und Freygebigkeit gegen Andre, Strenge gegen ſich ſelbſt, und gewiſſenhaften Eifer in Beobachtung der Vorſchriften ſeiner Religion. Rühmlich iſt es für Fürſten, wenn ſie auch nach ihrem Tode nicht nur von Freunden, ſondern auch von Feinden geprieſen werden. Und dieſen Ruhm hat Saladin erlangt! Seine Glaubensgenoſſen zählen ihn unter ihre Heiligen, und ſelbſt die chriſtlichen Schriftſteller ſeiner Zeit erheben ſeine Redlichkeit und Treue, ſeine Milde und Standhaftigkeit. Wie groß muß alſo der Mann geweſen ſeyn, daß ſelbſt der Religionshaß vor ihm verſtummte!

Uebrigens hatte die Herrſchaft, die er gegründet, das Schickſal morgenländiſcher Reiche, die gewöhnlich gleich glänzenden Meteoren ſchnell entſtehen und ſchnell vergehen. Geſchaffen und zuſammengehalten durch die Kraft des Helden, zerfiel es mit deſſen Tode. Seine Söhne und Verwandten theilten ſich in daſſelbe, Familienkriege entſtanden, und ehe ein Jahrhundert verging war der Stamm der Ejubiten völlig verlöſcht.

VIII.

Richard Löwenherz.

Ueberaus kühn und tapfer, aber auch überaus heftig und ungeduldig, treu und wahrhaftig, aber auch jähzornig und herrſchſüchtig, voll Eifer für Ehre und Ruhm, aber auch voll beleidigenden Stolzes, und darum eben ſo zurückſtoßend durch ſeinen wilden Ungeſtüm als anziehend durch die Kraft und Zartheit ſeiner Empfindungen — war Richard Löwenherz, der zweyte Sohn Heinrichs II., Königs von England, geboren den 10. September 1157.

Schon in früher Zeit, als ſein Vater noch lebte, offenbarten ſich dieſe Züge ſeines Charakters. Aus Herrſchbegier oder kriegeriſcher Unruhe ergriff er, wie ſeine Brüder, mehrmals gegen ſeinen Vater die Waffen, und zuletzt noch im Jahre 1188, nachdem ſein älterer Bruder Heinrich (1183) geſtorben war. Der König von Frankreich, Philipp II., war mit ihm im Bunde; aber den angeſehnſten Vaſallen Englands und Frankreichs war, da beyde Könige im Anfang des Jahres 1188 das Kreuz genommen hatten, der Krieg zwiſchen ihnen ein Gräuel. Sie veranſtalteten daher, um Frieden zu

Richard Cameron,

[illegible]

vermitteln, mehrere Zuſammenkünfte ihrer Fürſten. Auf einer derſelben (19. Aug. 1188) verlangte Richard von ſeinem Vater die beſtimmte Erklärung, daß ihm und nicht dem dritten Sohne, Johann, des Vaters Liebling, die Krone Englands dereinſt zu Theil werden ſollte. Die Antwort Heinrichs II. war ſchwankend. Sogleich rief Richard in wildem Ungeſtüme aus: "Nun ſo iſt doch das Gerücht wahr, das ich für unglaublich hielt!" Und wie er dieß geſagt hatte, entgürtete er ſich ſeines Schwertes, kniete nieder vor dem König von Frankreich, huldigte ihm als ſeinem Lehnsherrn für alle die Herrſchaften, die England in Frankreich beſaß, und flehte ihn um Beſchützung ſeiner Rechte. Die ganze Verſammlung ſtaunte, und beſtürzt trat der alte Vater zurück; doch ſchnell faßte er ſich, und traf Anſtalten zur Abwehr der Angriffe ſeines ungeſtümen Sohnes und des eroberungsſüchtigen Königs von Frankreich. Der Krieg begann, und wurde nur kurze Zeit, aber mit Erbitterung geführt. Am 28. Jun. 1189 kam ein Vergleich zu Stande. Der Vater mußte in die Forderungen ſeines Sohnes willigen, und erfuhr dabey, daß auch ſein Liebling Johann gegen ihn Parthey genommen habe. Dieſe Nachricht brach ihm das Herz; wenige Tage darauf ſtarb er (6. Jul. 1189). Jetzt fühlte Richard die bitterſte Reue. Er kam zur Leiche; ſie ſchien ihn furchtbar anzublicken. Zerknirſcht ſank er neben derſelben hin, nannte ſich ſelbſt den Mörder ſeines Vaters, und bitterlich weinend folgte er am andern Morgen der Leichenbeſtattung. Noch ergriffen von dieſer Reue, oder bewogen von der Achtung für Redlichkeit und Treue, die ſeinem Gemüthe eigen war, entfernte er nun, da er ohne Widerſpruch König von England geworden war, alle diejenigen von ſich, die ihm zum Kampfe gegen ſeinen Vater gerathen hatten, und nahm dagegen die treuen Räthe ſeines Vaters, die ihm bisher entgegen geweſen waren, mit Zutraun als ſeine Räthe auf.

Aber wie löblich dieſes Beginnen war, ſo wenig entſprach demſelben ſeine Regierung. Zum Lobe derſelben läßt ſich nichts weiter anführen, als daß er die Einführung gleichförmigen Maßes und Gewichtes, das Emporkommen des Handels und der Gewerbe, das Aufblühen der Dichtkunſt und der Turniere beförderte. Dagegen läßt ſich behaupten, daß er durch leidenſchaftlichen Ungeſtüm, durch Verſchwendung und Habſucht Verwirrung und Armuth über England brachte, und dadurch den Aufſtand vorbereitete, der ſpäterhin unter ſeinem Bruder mehrmals ausbrach. Sein Vater hatte in ſich die Kraft des Helden und die Sorgfalt des Regenten vereinigt; er aber, mehr Held als Regent, vermochte durch ſeine Eigenſchaften und Thaten mehr zu glänzen als zu nützen. Ein vollendeter Ritter zu ſeyn, war das Höchſte wonach er ſtrebte, und eben dieſes Streben war es vorzüglich, was ihn in das heilige Land trieb, zum Kampfe gegen den furchtbarn Saladin, wozu er ſich bereits bey Lebzeiten ſeines Vaters verpflichtet hatte.

Schon die nothwendigſten Bedürfniſſe zu einem ſo weiten und langwierigen Zuge würden bedeutende Hilfsmittel erfordert haben; aber Richard war mit dem Nothwendigen nicht zufrieden. Ruhmſüchtig, wie er war, wollte er in glänzender Pracht bey dieſem Kreuzzuge auftreten. Er brachte daher ohne Rückſicht auf die Wohlfahrt ſeines Reiches, ja auf eine empörende Weiſe, ungeheure Summen zuſammen. Denn nicht genug, daß er den ganzen väterlichen Schatz, mehr als hunderttauſend Mark Silber, dazu verwendete, und von ſeinen Unterthanen drückende Abgaben erpreßte, verkaufte er auch Aemter, Einkünfte und Ländereyen der Krone, und entließ den König von Schottland für 10,000 Mark Silber der Lehnsverbindlichkeit. Seine weiſern Miniſter tadelten dieß Verfahren; er aber gab, wie es heißt, zur Antwort: "er würde ſelbſt London hingeben, wenn er einen vermögenden Käufer fände *). Die Regierung übertrug er, ohne die Stän-

---

*) Ob dieſe Antwort von Richard herrühre, iſt mir zweifelhaft; vielmehr glaube ich, daß ſie bloß ſeine Sinnesart ausdruckt.

Stände zu befragen, dem verhaßten Biſchof von Ely, Wilhelm Longchamp, und neben dieſem dem ſchwachen Biſchof Hugo von Durham; ſeinem Bruder Johann aber gab er, um ihn durch Liebesbezeigungen von gefährlichen Unruhen abzuhalten, wichtige Aemter und Lehen.

Nach dieſen und ähnlichen Vorkehrungen begann er in Verbindung mit König Philipp II. den beſchloſſenen Kreuzzug, der der Verabredung gemäß nicht zu Lande, ſondern zu Waſſer unternommen werden ſollte. Er ging daher mit ſeinen Kreuzfahrern nach Frankreich, und traf auf der Ebene von Vezelay mit dem König Philipp zuſammen. Hier, wo vormals von Seiten der Franzoſen der zweyte Kreuzzug beſchloſſen worden war, gelobten ſich beyde Könige im Angeſicht ihrer Heere, welche zuſammen etwa 100,000 Mann ausmachten, daß ſie mit einander in Freundſchaft leben, und daß während des Kreuzzugs keiner des andern Länder befehden laſſen wolle. Ihre Großen geiſtlichen und weltlichen Standes mußten dieß mit einem Eidſchwur bekräftigen, und ihre Biſchöfe denjenigen mit dem Bann bedrohen, der ſich unterfangen würde, den Frieden zu ſtören. Darauf reiſten bey-

---

drückt, und von dem engliſchen Annaliſten, der ſie aufſtellt, dem bekannten Ausſpruch des Jugurtha nachgebildet iſt (Sallust. Jug. 35): urbem venalem et cito perituram, si emtorem invenerit.

beyde mit einander von Vezelay ab. Zu Lyon trennten ſie ſich: Philipp ging nach Genua, Richard nach Marſeille — denn dorthin hatte jener, hierher dieſer ſeine Schiffe und Mannſchaften beſchieden, — und faſt zu gleicher Zeit (Sept. 1190) ſegelten ſie aus dieſen verſchiedenen Häfen ab.

Nach kurzer Fahrt kamen beyde zu Meſſina wieder zuſammen. Hier, wo ſie den Winter über blieben, gerieth Richard in vielfache Händel theils mit dem Prinzen Tankred, der ſich ſeit 1189 zum Herrn Siciliens aufgeworfen hatte, theils mit den Einwohnern von Meſſina, die ſeine Anmaßlichkeit beleidigte, theils mit dem König Philipp, der mit Scheelſucht und Mißtraun ſeine Schritte belauerte. Jedoch wurden dieſe Händel noch ziemlich glücklich beygelegt. Tankred ward, nachdem er des vorigen Königs Witwe, Johanna, die Schweſter Richards, freygegeben hatte, von dieſem als König anerkannt; die Einwohner Meſſina's wurden, nachdem Richard ihre Stadt im Sturm erobert hatte, zum Schweigen gebracht; und König Philipp wurde vermocht, das vorige Freundſchaftsbündniß zu erneuern und zuzugeben, daß nicht ſeine Schweſter Adelaide, was ſeit langer Zeit feſtgeſetzt war, ſondern die navarriſche Prinzeſſin Berengaria Richards Gemahlin würde. Nach Beylegung aller dieſer Händel ſe-

ſegelte zuerſt König Philipp (den 30. März 1191) nach Paläſtina ab; Richard, der die Ankunft ſeiner Braut abwartete, folgte ihm erſt am 12. April.

Schon nach zwey und zwanzig Tagen traf Philipp vor Ptolemais ein; Richard aber fand ſich veranlaßt auf Cypern abermals zu verweilen. Als er nämlich von Meſſina abgeſegelt war, überfiel ein Sturm ſeine Flotte; ſie ward zerſtreut, und ein Theil ſtrandete auf den Küſten von Cypern. Hier fanden die Geſtrandeten ſtatt gaſtfreundlicher Aufnahme die feindſeligſte Behandlung. Der damalige Herr von Cypern, Iſaac Comnenus, ein griechiſcher Prinz, der nach der Weiſe ſeines Hofes die Kreuzfahrer tödtlich haßte, ließ alle ſchiffbrüchigen Engländer, deren er habhaft werden konnte, gefangen nehmen und plündern. Richard forderte deshalb Genugthuung; aber ſeine Forderungen wurden mit Feindſeligkeiten erwiedert. Hierüber aufgebracht, griff er den Uebermüthigen an, bemächtigte ſich ſeiner und ſeiner Inſel, und nöthigte ihn der letztern zu entſagen. Dann vollzog er (am 12. Mai 1191) ſeine Vermählung mit Berengaria, die ihm mit ſeiner Schweſter, Johanna, von Sicilien aus gefolgt war, und die nun unter glänzenden Feyerlichkeiten zur Königin von England und Cypern gekrönt wurde. Er behielt nämlich die Krone Cyperns anfänglich für ſich; verpfändete ſie dann an die Tempelherren, und als ſich dieſe nicht behaupten konnten, überließ er ſie dem König von Jeruſalem, Guido von Luſignan, deſſen Nachkommen bis zum Jahr 1475 in Cypern herrſchten.

Von Cypern aus ſegelte **Richard** nach Paläſtina, und langte am 8. Jun. 1191 im chriſtlichen Lager vor Ptolemais an. Schon ſeit zwey Jahren war dieſe wohlbefeſtigte Stadt (wie oben im Leben Saladins erzählt worden iſt) von Guido von Luſignan vergebens belagert worden. Auch die Ankunft deutſcher und italieniſcher Kreuzfahrer, ja ſelbſt der franzöſiſchen unter König Philipp hatte nichts ausrichten können. Um ſo größer war die Freude im chriſtlichen Lager, als **Richard** daſelbſt eintraf. Der Ruf der Tapferkeit und Kühnheit zog vor ihm her; er galt für den geſchickteſten und entſchloſſenſten unter allen Kreuzfürſten, und bald erhielt durch ihn die Belagerung eine andere Geſtalt. Mit Umſicht und Nachdruck wurde der Sturm gegen die Stadt und die Vertheidigung gegen Saladin geordnet, und kaum war ein Monat vergangen, ſo mußte ſich Ptolemais den Kreuzfahrern ergeben (13. Jul. 1191).

Bewunderung verdiente **Richards** Tapferkeit und Unternehmungsgeiſt, aber beleidigend war ſein

Stolz, ſein Eigennutz und Ungeſtüm. Sich ſelbſt ſchrieb er allen Ruhm des glücklichen Ausgangs der Belagerung zu; nur mit König Philipp mochte er die Stadt und deren Schätze theilen, den übrigen Fürſten aber, die zur Einnahme derſelben treulich mitgewirkt hatten, entzog er allen Antheil an Ruhm und Beute. Beſonders hart und kränkend war ſein Betragen gegen Herzog Leopold von Oeſtreich. Schon während der Belagerung von Ptolemais hatte er dieſem tapfern Fürſten durch beleidigende Worte wehe gethan; und als nun derſelbe in einem Quartier der eroberten Stadt ſein Pannier aufgepflanzt hatte, ließ er es herabreißen, mit Füßen treten und in den Koth werfen. Mit Stillſchweigen ertrug Herzog Leopold für jetzt dieſe Beleidigung, entweder weil er hier keine Gelegenheit zur Rache fand, oder weil Fehde unter Kreuzfahrern während des Kampfes gegen die Ungläubigen aufs ſtrengſte von der Kirche unterſagt war. Er verließ die Stadt, lagerte ſich vor derſelben, und kehrte bald darauf in ſeine Heimath zurück. Aber tief fühlte er die erlittene Beleidigung, und mit Thränen im Auge bat er den Himmel um Rache.

Nicht minder als Leopold ward auch Philipp gegen Richard erbittert. Zuerſt entzweyte beyde Könige der Ehrgeiz des Markgrafen Konrad von Montſerrat, der dem Gui[illegible] von Luſignan den Titel eines Königs von Jeruſalem zu entreißen ſuchte. **Philipp** unterſtützte den Markgrafen; **Richard** aber nahm ſich des Guido von Luſignan an, der ihn ſchon in Cypern um Beyſtand angefleht hatte. Der Zwiſt, der hieraus entſtand, zog ſich bis zur Einnahme von Ptolemais hin, und wurde zuletzt (am 27. Jul. 1191) dahin entſchieden, daß Guido von Luſignan bis an ſeinen Tod König heißen, dann Konrad von Montferrat oder deſſen Erben dieſen Titel führen ſollten. Noch mehr als durch dieſen Streit fühlte ſich der ſtolze und heimtückiſche **Philipp** durch Richards Uebergewicht, durch den Glanz, der denſelben umgab, und durch die Achtung, die ſogar Saladin demſelben zollte, beleidigt. Auch fehlte es nicht an einzelnen Kränkungen. So hatte **Richard**, als am 21. Jul. 1191 beyde Könige zuerſt in Ptolemais einzogen, den königlichen Palaſt für ſich in Beſchlag genommen, und den König von Frankreich dadurch genöthigt bey den Tempelherren ein Unterkommen zu ſuchen. Ueber dieß alles erbittert, mochte **Philipp** nicht länger mit **Richard** in Gemeinſchaft bleiben, nicht länger mit ihm an der Befreyung des heiligen Grabes arbeiten, ſondern fort wollte er, um in der Heimath ſein Verlangen nach Rache zu befriedigen. Er ließ daher am 22. Jul. dem König von England durch Geſandte erklären, daß er geſonnen ſey, nach Frankreich zurückzukehren,

ren, weil Kränklichkeit ihn dazu nöthige. Richard antwortete dem Geſandten: "Es wird dem "Könige Schimpf und Schande bringen, wenn er "zurückgeht, ehe ausgeführt iſt, weswegen er hierher gekommen. Doch wenn er ſich ſchwach und "krank fühlt, oder hier zu ſterben fürchtet, ſo mag "ſein Wille geſchehen" Dann verlangte er, Philipp ſollte feyerlichſt auf ein Evangelienbuch ſchwören, die Beſitzungen des Königs von England bis zu deſſen Rückkehr treulich zu behüten, und ihnen weder in Perſon noch durch Andre Schaden zu zufügen. Philipp leiſtete dieſen Eid, ließ einen Theil ſeines Heeres, 10000 Mann zu Fuß und 500 Reiter, unter dem Herzog Eudo von Burgund in Paläſtina, und ſegelte am 3. Auguſt 1191 nach Europa zurück.

Richard, nun allein, beſtand den Kampf gegen den furchtbarn Saladin mit jenem ritterlichen Muthe, der ihm den Beynamen "Löwenherz" gewann. Schon oben, im Leben Saladins, iſt hiervon die Rede geweſen, und zugleich der Gang dieſes Kampfes bezeichnet worden. Hier wird es daher genug ſeyn, nur einige Einzelnheiten deſſelben hervorzuheben, die Richards wilden Ungeſtüm, ſeine muthvolle Entſchloſſenheit und ſeine gewaltige Kraft bezeugen.

Als Saladin nach der Uebergabe von Ptolemais den deshalb zwiſchen den Kreuzfahrern und der Beſatzung abgeſchloſſenen Vergleich nicht beſtätigen, und weder das heilige Kreuz ausliefern, noch die Beſatzung loskaufen wollte: ſo gaben auch die Kreuzfürſten die Beſatzung nicht frey, und Richard ging in ſeinem Ungeſtüm ſo weit, daß er im Angeſichte Saladins (der die, Ptolemais gegenüber liegenden Hügel noch immer beſetzt hielt) drey-, nach Andern fünf Tauſende von der muſelmänniſchen Beſatzung niederhauen ließ.

Von Ptolemais aus brach Richard gegen Ende des Auguſtmonats (1191) zur Eroberung Jeruſalems auf. Unweit Arſuf wurde er von Saladin plötzlich umringt, und gerieth mit den Seinigen in große Bedrängniſſe. Doch ſeine Tapferkeit und Geiſtesgegenwart wendete das Verderben ab, und während er überall hilfebringend erſchien, traf er mit ſeinem furchtbarn Gegner, der gleichfalls keine Gefahr ſcheuete, zuſammen. Bey dem erſten Stoße von Saladins Lanze wankte Richard; doch gleich darauf hob dieſer jenen aus dem Sattel, warf ihn zu Boden, und würde ihn getödtet haben, hätte ſich nicht plötzlich die Leibwache Saladins zwiſchen die Kämpfenden gedrängt, und ihrem Herrn Gelegenheit verſchafft, dem Kampfplatz zu entrinnen. Dieß Fallen und Fliehen war ein Schrecken für die Muhamedaner. Sie geriethen in Verwirrung, nahmen die Flucht, und Tauſende von ihnen wurden getödtet.

Saladin gedachte den hier erlittenen Schimpf zu rächen, und erlauerte bald eine Gelegenheit dazu. Denn während ſich Richard einſt, unbekümmert um Gefahr, dem Vergnügen der Jagd überließ, drangen plötzlich feindliche Schaaren, die Saladin verſteckt hatte, auf ihn ein, und umringten ihn von allen Seiten. Mit großer Tapferkeit vertheidigte er ſich, und dennoch würde er der Uebermacht unterlegen haben, wenn ihn nicht einer ſeiner Vaſallen Pourcellet, ein franzöſiſcher Edelmann, gerettet hätte. Dieſer gab ſich edelmüthig für Richard aus. Sogleich ließen Saladins Schaaren von dem wahren Richard ab, drangen auf den vermeintlichen ein, und nahmen ihn gefangen. So entkam Richard! Bald darauf löſete er den treuen Vaſallen, deſſen Ergebenheit auch Saladin ehrte, gegen zehn vornehme Muſelmänner aus.

Späterhin im Jahre 1192 war Richard bis in die Nähe von Jeruſalem vorgedrungen; aber theils die Schlauheit Saladins, theils die Furcht oder der Neid ſeiner Waffengefährten hinderten ihn, es zu erobern. Er wollte es nicht einmal ſehen, weil er es nicht erobern konnte, und zog ſich be-

bekümmert nach Ptolemais. Da er aber hörte, daß Saladin die Stadt Joppe wieder beſetzt habe und die daſige Burg bedrohe, ſo eilte er auf Schiffen zum Erſatz herbey. Saladin wollte ihm das Landen wehren; er aber ließ ſich nicht aufhalten. Nahe dem Ufer ſprang er ins Waſſer, das ihm bis an die Mitte des Leibes ging, und war der erſte, der trotz aller feindlichen Geſchoſſe das Land betrat. Anfangs focht er daſelbſt faſt ganz allein, denn nur wenige waren ihm gefolgt. Gleichwohl behauptete er ſich; und kaum waren die behendeſten ſeiner Krieger herbeygekommen, ſo drang er mit ihnen in die dickſten Haufen der Feinde, vertrieb ſelbige, und befreyte die Stadt und Burg von Joppe. Doch nur zu bald, wie häufig nach überſtandenen Gefahren, überließ er ſich der Ruhe und Sorgloſigkeit. Saladin erfuhr dieß, und traf Anſtalten den engliſchen König mitten aus ſeinem Lager durch eine auserleſene Schaar wegführen zu laſſen. Wirklich brach dieſe Schaar zur Nachtzeit ins chriſtliche Lager ein; aber Richards Heldenmuth vereitelte ihr Beginnen. Er hörte den entſtandenen Lärm, ſprang auf von ſeinem Lager, legte eiligſt ſeine Rüſtung an, und brachte bald ſo viele ſeiner Leute zuſammen, daß er die Muſelmänner, die auf ihn eindrangen, zurücktreiben und aus dem Lager verſcheuchen konnte. Mit Tages Anbruch erſchien Saladin ſelbſt, um die Seinigen zu unterſtützen und das Treffen wurde allgemein. Richard that Wunder der Tapferkeit. Er drang mit dem Grafen von Leiceſter und dem Grafen von Champagne mitten unter die Feinde, und tödtete alle, die er erreichen konnte. Einer von Saladins Feldherren glaubte den blutigen Kampf mit Erlegung des engliſchen Königs endigen zu können, und ſprengte auf denſelben los; dieſer aber hieb ihm mit einem Streiche den Kopf und einen Theil der Schulter ab. Jetzt rückte aufs neue eine große Anzahl Feinde gegen ihn an, und nahm ſeinen tapfern Waffengefährten den Grafen von Leiceſter gefangen. Er ſah es, und keine Gefahr ſcheuend, wo es die Ehre galt, eilte er nach, drang in die Feinde, und befreyte den Grafen.

Aber wie groß auch ſeine Tapferkeit war, ſo wenig konnte er doch das Ziel ſeiner Wünſche, die Eroberung Jeruſalems, erringen; ja je mehr er ſich demſelben näherte, deſto weiter wich es vor ihm zurück. Seine Geſundheit erlag dem Uebermaß ſeiner kriegeriſchen Anſtrengungen: er wurde auf einige Zeit gefährlich krank; ſein Heer wurde durch Krankheit, Hunger und den Abzug vieler Kreuzfahrer, die ſein beleidigender Stolz entfernte, immer ſchwächer; und ſein ganzes Weſen war überhaupt nicht dazu geeignet, wichtige Entſchließungen beharrlich auszuführen. Hierzu kam aber auch, daß, während er in Paläſtina ritterlich kämpfte, beſorgliche Nachrichten aus der Heimath zu ihm drangen. Die beyden Prälaten, die er zu Reichsverweſern beſtellt hatte, waren bald nach ſeiner Abreiſe in Feindſeligkeiten gerathen, welche ganz England in Bewegung ſetzten; und König Philipp ſuchte das Verlangen nach Rache, womit er aus dem heiligen Lande zurückgekehrt war, auf alle Art zu befriedigen. So hatte er bey ſeiner Ankunft in Italien vom Pabſt Cöleſtin III. verlangt, ihn des zu Ptolemais geleiſteten Eides zu entbinden; ſo hatte er ferner verſucht, einen offenbaren Krieg in der Normandie, die zu Richards Staaten gehörte, zu entzünden, und insbeſondere Richards Bruder, den leichtſinnigen Johann, aufgefordert, alle Länder desſelben in Beſitz zu nehmen. Freylich hatte er mit dieſem allen bis jetzt nichts ausgerichtet: denn Pabſt Cöleſtin hatte ihn nicht nur jenes Eides nicht entbunden, ſondern auch mit geiſtlichen Strafen bedroht, wofern er Richards Staaten während deſſen Abweſenheit befehden würde; ſeine Vaſallen hatten ſich geweigert, ihn bey dem Angriff auf einen Staat zu unterſtützen, den zu beſchützen ſie gelobt hatten; und die alte Königin von England, Eleonore, Richards Mutter, ſo wie der engliſche Staatsrath hatten den Prinzen Johann durch Drohungen von Unruhen zurückgehalten. Allein was bis jetzt dem Unheil gewehrt hatte, konnte vielleicht bald ſeine Kraft verlieren, und zu den Verwirrungen im Innern konnte gar leicht Krieg und Verheerung von auſſen kommen.

Durch dieß alles bewogen, faßte **Richard** den Entſchluß, in ſeine Staaten zurückzukehren, ſo bald es mit Ehre und Sicherheit geſchehen konnte. Er trat daher mit Saladin in Unterhandlungen, und fand dieſen, wie bereits in deſſen Leben erzählt worden iſt, dazu bereit. Demnach ward am 20. Auguſt 1192 zwiſchen beyden Theilen ein Waffenſtillſtand auf drey Jahre, drey Monate, drey Wochen, drey Tage und drey Stunden abgeſchloſſen. Kraft desſelben ſollten die Städte an der ſyriſchen Küſte, Joppe, Cäſarea, Arſuf, Kaifa, Ptolemais und Tyrus nebſt den dazu gehörigen Gebieten den Chriſten, Jeruſalem aber nebſt ſeinen Umgebungen dem Saladin verbleiben; doch ſollte den Chriſten, wenn ſie unbewaffnet kämen, die Wallfahrt zum heiligen Grabe zollfrey und ungehindert geſtattet ſeyn; Askalon ſollte aufs neue geſchleift, Lydda und Ramla zwiſchen Saladin und den Chriſten getheilt, und die chriſtlichen Fürſten zu Tripolis und Antiochien in dieſen Waffenſtillſtand mit eingeſchloſſen ſeyn. Als nun von **Richard** verlangt wurde, dieſen Waffenſtillſtand zu beſchwören, ſo erklärte er voll edeln Stolzes: "das Wort eines Königs müſſe heilig ſeyn, auch ohne Schwur!"

Schwur!" Doch bot er dem Sultan zur Beglaubigung die Hand. **Saladin** ehrte jenen Stolz und erwiederte dieſen Handſchlag. Indeſſen konnte **Richard**, voll Verdruß über die Vereitelung ſeines Lieblingswunſches, die Aeuſſerung nicht unterdrücken, daß er nach Verlauf des Waffenſtillſtandes wiederkommen und die Eroberung des heiligen Landes vollenden werde. **Saladin** antwortete mit Feinheit und Würde. "Sage," ſprach er zum Dollmetſcher, "ſage dem König von England, ich "nehme Gott zum Zeugen, daß ich, ſollte ich meine Krone bey meinen Lebzeiten verlieren, ſie auf "keines Andern Haupte ſehen möchte als auf dem "ſeinigen. So ſehr bewundere ich ſeine Herzhaftigkeit und Seelengröße!" Uebrigens nicht ohne Sorgen, Richard möchte ſeine friedfertigen Geſinnungen ändern, beeiferte er ſich, ihm Ehrerbietung und Gefälligkeiten zu beweiſen, und ſeine Abreiſe zu beſchleunigen. Am 8. October 1192 erfolgte dieſelbe. Ungeduldig wie in allem, was er unternahm, wollte **Richard** nicht die Ankunft ſeiner Flotte erwarten, ſondern fuhr mit einem einzigen Schiffe und wenigen Gefährten ab.

◆

Bis Corfu fuhr er glücklich, dann erhob ſich gegen ihn das Unglück, und er gerieth in die Gefangenſchaft, die, wie ſein Löwenmuth, ſeinen Namen unſterblich gemacht hat. Doch ſo unbezweifelt gewiß ſie iſt, ſo verſchieden und abweichend ſind die Nachrichten über die Art, wie ſie erfolgte, und über die Umſtände, von denen ſie begleitet war. Folgendes ſcheint mir hierüber das Glaubwürdigſte zu ſeyn.

Richard wollte auf dem Heimweg nach England nicht wieder, wie auf dem Hinweg nach Paläſtina durch Frankreich reiſen: die Feindſeligkeiten des argliſtigen Philipp mußten ihn davon abhalten. Er wählte daher entweder abſichtlich, oder durch Stürme verſchlagen, den Weg durch Deutſchland. Aber auch dieſer Weg war nicht frey von Gefahren, da er durch das Land erbitterter Fürſten, und namentlich des Herzogs Leopold von Oeſtreich führte. Richard verkannte dieſe Gefahren nicht, und ſuchte ihnen zu entgehen. Er verließ deshalb, als er nach Corfu gekommen war, ſein Schiff, beſtieg ein gemiethetes Fahrzeug, legte ſamt dem geringen Gefolge, das er mit ſich nahm, Pilgerkleider an, und kam ſo in die Nähe von Raguſa (nach Andern nach Aquileja). Seine Kleidung, noch mehr ſein langes Haar und ſein herabhängender Bart machte ihn unkenntlich; aber er verrieth ſich ſelbſt durch verſchwenderiſche Freygebigkeit. Dieſe führte zu dem Gedanken, er ſey der König von England, und von da weiter zu dem Vorſatz, ihn zu fangen. Richard erfuhr dieß, und befahl ſeinem Gefolge, noch vier Tage in Ragusa zu bleiben und wie vorher Aufwand zu machen. Er ſelbſt ſetzte bey ſpäter Nachtzeit ſeine Reiſe zu Lande fort, begleitet von einem einzigen Getreuen, der der deutſchen Sprache mächtig war. Raſtlos jagte er von dannen, entging den Nachſtellungen des Grafen Meinhard von Görz, ſo wie denen im Hochſtift Salzburg, und ſchon hatte er das Gebiet des erbitterten Herzogs Leopold faſt durchritten, ſchon ſahe er Wien mit ſeinen Thürmen, und eben wollte er über die Donau, als er in die Hände ſeiner Feinde fiel.

Von Hunger und Müdigkeit übermannt, mußte er anhalten. In einer armſeligen Hütte im Dörfchen Erdberg bey Wien, nahe an der daſigen Vorſtadt Landſtraße kehrte er ein. Dort warf er ſich auf das Lager, während ſein Begleiter zur Stadt ging, um Lebensmittel einzukaufen, oder um Münze einzuwechſeln. Aber ein unſeliges Beginnen! Dieſer Diener, entweder ſein eigener Verräther durch die Goldſtücke und Juwelen, die er unvorſichtig blicken ließ, oder erkannt von einem herzoglichen Diener, der ihn in Paläſtina geſehen hatte, wurde ergriffen, vor den Herzog gebracht, und durch die Folter gezwungen, den Aufenthalt ſeines Herrn zu entdecken. Sogleich mußte eine Schaar Bewaffneter nach der Herberge des Königs eilen. Sie fanden ihn nach Einigen ſchlafend (nach Andern, wie er mit eigener Hand ein kärgliches Mahl ſich bereitete) und forderten ihn auf, ſich zu ergeben. Er griff nach ſeinem Schwert. Doch da er ſah, daß Widerſtand vergeblich ſey, erklärte er, er wolle ſich ergeben, aber niemand anders als dem Herzog *). Und als derſelbe erſchien, ging er ihm entgegen, und überreichte ihm das Schwert (den 21. Dec. 1192).

Jetzt alſo war die Stunde der Rache gekommen, die Herzog Leopold ſo lange und ſo heiß vom Himmel erflehet hatte! Ein hochherziger Fürſt, von chriſtlichen Geſinnungen lebendig durchdrungen, würde Beleidigungen mit Großmuth vergolten haben; Herzog Leopold aber konnte ſeinem Verlangen nach Rache nicht gebiethen. Freudig ergriff er das ihm dargereichte Schwert, ließ den Ueberraſchten nach Dürrenſtein (oder Thierſtein) an der Donau in enge Gewahrſam bringen, und meldete unverweilt, was geſchehen war, dem Kaiſer Heinrich VI. Dieſer, gegen den König von England erbittert, weil derſelbe, ohne Heinrichs Anſprüche auf Sicilien zu beachten, den unächten Prinzen Tankred als König von Sicilien anerkannt und in Schutz genommen hatte, empfing die Nachricht von Richards Gefangennehmung mit Freuden: ſie verſprach ſeiner Rach-

---

*) Dieſe Gefangennehmung Richards ſtellt das Kupfer, Taf. XLIII. dar.

Rachgier und Habſucht reiche Befriedigung. Mit ſchadenfroher Haſt theilte er ſie (ſchon am 27. Dec.) dem König von Frankreich mit, und dringend verlangte er vom Herzog Leopold, daß der Gefangene ihm überliefert würde. Leopold verſtand ſich dazu für 60,000 Mark Silber, die ihm Heinrich zu zahlen verſprach, und gegen Oſtern (1193) überlieferte er ſeinen Gefangenen dem Kaiſer, der ihn zu Mainz empfing und erſt nach Worms, dann auf das Schloß Trifels abführen ließ.

In England wußte man lange Zeit nicht, wohin König **Richard** gerathen war. Pilger, die um Weihnachten (1192) nach England heimkehrten, glaubten ihn daſelbſt zu finden, und konnten, über ihn befragt, nichts anders melden, als daß ſie ſein Schiff im adriatiſchen Meere geſehen hätten. Doch bald nach Weihnachten gelangte die Nachricht von ſeiner Gefangennehmung über Frankreich nach England, und erregte daſelbſt die größte Beſtürzung. Das Volk, das den König liebte, trauerte um ihn; in den Kirchen wurden Fürbitten für ihn gehalten; die Stände des Reichs ſchickten zwey Aebte nach Deutſchland, um ihn aufzuſuchen, und wegen ſeiner Befreyung mit dem Kaiſer zu unterhandeln; ſeine Mutter aber wendete ſich an den Pabſt Cöleſtin und forderte ihn in den nachdrücklichſten

Worten auf, der König, der als Kreuzfahrer unter dem Schutz der Kirche ſtehe, den Händen ſeiner Feinde zu entreißen. Cöleſtin ſäumte auch nicht, den Herzog von Oeſtreich wegen dieſer Gefangennehmung mit dem Bann zu belegen; doch ſcheuete er den mächtigen Kaiſer und ließ es im Betreff desſelben nur bey allgemeinen Vermahnungen bewenden. Zugleich aber gerieth England in große Gefahr, da der heimtückiſche König Philipp Richards franzöſiſche Erbländer angriff, und der leichtſinnige Prinz Johann, von eben demſelben aufgereizt, die Hand nach der Krone ſeines Bruders ausſtreckte. Nur durch die kluge und tapfre Gegenwehr treuer Vaſallen wurden dieſe drohenden Angriffe vereitelt.

Indeſſen ſchmachtete Richard lange Monate hindurch in ſchmählicher Gefangenſchaft. Er, der erſte Ritter ſeiner Zeit, der gewaltige König, vor dem der Orient bebte, ein heftiger, unruhiger Geiſt, den es immer hinaustrieb in die Weite, er ſah ſich jetzt der Freyheit beraubt, eingeſchloſſen in enge Mauern, umgeben von einer trübſeligen Stille, ja, wie engliſche Berichte melden, mit Ketten belaſtet und als einen Verbrecher behandelt. Doch nur was der Menſch ſelbſt verſchuldet, nicht was er durchs Schickſal leidet, entehrt ihn, und Achtung findet, wer ſein Unglück großherzig erträgt. So ward auch Richard durch ſeine Gefangenſchaft nicht entehrt, ja er erwarb ſich vielmehr durch die Standhaftigkeit und Würde, die er zeigte, neuen Ruhm. Immer ein Freund der Dichtkunſt goß er jetzt ſeinen Schmerz in Liedern aus, und machte ſich dadurch ſeinen Freunden kenntlich. Als es, erzählt eine alte Sage, in England noch unbekannt war, wohin er gerathen, zog Blondel, ſein Lieblingsſänger, aus, um ihn aufzuſuchen. Er kam bis Oeſtreich. Hier hört er, daß auf dem Schloſſe Dürrenſtein ein vornehmer Gefangener ſey, aber der Zutritt wird ihm verweigert. Er ahnet, daß hier Richard ſey, ſetzt ſich in die Nähe des Schloſſes und ſtimmt ein Lied an, das er einſt gemeinſchaftlich mit ihm, ſeinem König, gedichtet hatte. Richard (noch ſaß er hier gefangen) vernimmt den Geſang; ergreifend dringen die bekannten Töne zu ſeinem Ohr, und er ſetzt die zweyte Hälfte des Liedes fort. Hieraus erkennt der Sänger ſeinen Herrn, überzeugt ſich von deſſen Nähe, und meldet, was er erſpähet hat, nach England.

Noch begründeter als dieſe oft wiederholte Sage, die vielleicht bloß Richards Liebe zur Dichtkunſt bezeichnet, ſind folgende Nachrichten über ſein würdevolles Betragen während ſeiner Gefangenſchaft.

Die beyden Aebte die aus England abgeſchickt waren, um ihn aufzuſuchen, fanden ihn, nachdem ſie ſchon einen großen Theil von Deutſchland vergeblich durchzogen hatten, in Baiern, als er zur Oſterzeit (1193) zum Kaiſer abgeführt wurde. Als er ihr Geſuch vernommen hatte, ſprach er heiter und freundlich mit ihnen, erkundigte ſich nach dem Zuſtande ſeines Reiches, nach der Treue ſeiner Vaſallen und nach dem Wohlergehn des Königs von Schottland, auf deſſen Ergebenheit er mit Zuverläſſigkeit bauete. Sie antworteten, was ſie wußten. Drauf klagte er über die Treuloſigkeit ſeines Bruders Johann, dem er ſo viele Lehen und Würden zugewendet hatte; doch ſetzte er, ſich gleichſam zum Troſte, hinzu: "Mein Bruder Johann iſt kein Mann, der ein Land mit Gewalt "bezwingen kann, ſo bald ſich nur jemand findet, "der ihm, wäre es auch mit ſchwächern Kräften, "Widerſtand leiſtet." Drey Tagereiſen weit bis zum Kaiſer folgten ihm die Aebte, und hatten Urſache ſein Betragen zu ehren.

Kaiſer Heinrich VI. verfuhr gegen ihn auf eine unwürdige Weiſe. Auf einem Reichstage zu Worms oder Hagenau zog er ihn, den unabhängigen König, zur Verantwortung, nicht anders als ob dieſer einer ſeiner Vaſallen oder Untergebenen wäre. Sechs Klagpunkte brachte er gegen ihn vor: daß er den Thronräuber Tankred in Sicilien als König anerkannt; daß er Cypern einem chriſtlichen

Prinzen entriſſen; daß er zu Ptolemais den Herzog von Oeſtreich beſchimpft; daß er den Fortgang des Kreuzzuges durch Streitigkeiten mit dem König von Frankreich gehindert; daß er den Markgrafen von Montferrat, ſeinen Gegner, durch Meuchelmörder getödtet; und daß er Jeruſalem in den Händen Saladins gelaſſen habe. **Richard** vertheidigte ſich gegen dieſe Anklagen auf eine Art, die ihm die Herzen aller Zuhörer gewinnen mußte. Er bemerkte zuerſt, daß ſeine königliche Würde ihn über alle Verantwortlichkeit vor jedem andern Richterſtuhle, als dem göttlichen, hinwegſetze, und daß er, bloß um ſeine Ehre auch vor dieſer Verſammlung unbefleckt zu bewahren, auf obige Klagpunkte antworte. Was alſo zuerſt den Tankred betreffe, ſo habe er an deſſen Thronbeſteigung keinen Antheil; er habe ihn auf dem Throne gefunden, und als König mit ihm, dem König, ein Bündniß geſchloſſen. Was zweytens den Tyrannen von Cypern betreffe, ſo habe er nichts weiter gethan als deſſen ſchändliche Büberey auf gerechte Art vergolten. Habe er, drittens, dem Herzog von Oeſtreich zu viel gethan, ſo habe er für dieſen Fehler ſeiner Hitze ſchon allzuſehr gebüßt. Viertens, mehr als dem König von Frankreich habe ihm an der Wiedereroberung des heiligen Landes gelegen, und ſattſam habe der Ausgang bewieſen, wer von ihnen beyden entſchloſſener geweſen ſey, Privathändel dem großen Gegenſtande aufzuopfern. In Anſehung des fünften Klagpunktes bemerke er, daß niederträchtiger Meuchelmord ſeinem Leben und Charakter durchaus entgegen ſey, weshalb er ſich dieſes Vorwurfs wegen gar nicht rechtfertigen wolle. Endlich thue es ihm ſelbſt leid, daß er Jeruſalem nicht habe erobern können, doch ſchäme er ſich des abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes nicht, vielmehr gereiche es ihm zur Ehre, daß er, von ſeinem Verbündeten verlaſſen, den mächtigen Saladin hierzu vermocht habe. Am Schluſſe dieſer Vertheidigung erhob er bittere Klagen über die Behandlung, die er bisher erduldet; daß er, ein Streiter Chriſti und noch mit dem Kreuze bezeichnet, gefangen gehalten, zur Verantwortung gezogen, und, was ihn am meiſten kränke, an Zurüſtungen zu einem neuen Kreuzzuge gehindert werde. Das Edle und Würdevolle ſeiner Rede rührte tief die deutſchen Fürſten, ſelbſt der Kaiſer konnte der allgemeinen Rührung nicht widerſtehn. Er umarmte den niedergebeugten Richard, verſprach, ihn mit dem König von Frankreich auszuſöhnen, und, wenn dieſes nicht gelingen ſollte, ihn ohne alles Löſegeld frey zu geben.

Gleichwohl kam damals keine Ausgleichung zu Stande. Man erſieht vielmehr aus einem Brief, den Richard unter dem 19. April 1193 von Hagenau an ſeine Mutter und Miniſter ſchrieb, daß er nach dieſer Unterredung nach Trifels abgeführt, und dann erſt, als durch ſeinen Kanzler, den Biſchof von Ely, ein Befreyungsvergleich eingeleitet worden war, der ſtrengern Haft entlaſſen und an den kaiſerlichen Hof zu Hagenau und dann zu Speyer gebracht wurde. Denn Kaiſer Heinrich VI., geldgierig und gleißneriſch, ging darauf aus, eine große Geldſumme von dem gefangenen Richard zu erpreſſen, die von 70,000 allmählich bis auf 150,000 Mark Silber geſteigert wurde. Am 29. Jun. 1193 wurde nämlich auſſer andern Punkten, die nicht ganz im Klaren ſind, zwiſchen beyden Theilen feſtgeſetzt, daß Richard die Freyheit erhalten ſollte, ſobald er 100,000 Mark Silber baar erlegt, und für die übrigen 50,000 Mark, wovon der Kaiſer 30,000 und der Herzog von Oeſtreich 20,000 erhalten ſollte, Geißeln geſtellt hätte.

Doch bald wäre auch dieſer Vergleich an der Geldgier des Kaiſers geſcheitert. Die beyden grimmigſten Feinde Richards, ſein eigener Bruder und König Philipp, die die Befreyung des Furchtbarn fürchteten, boten dem Kaiſer 150,000 Mark Silber, wenn er Richard'n bis zum nächſten Michaelisfeſte in Gefangenſchaft behalten, und noch mehreres, wenn er denſelben ihnen ausliefern wollte.

Kaiſer Heinrich dachte niedrig genug, um ſolchen Anerbietungen ſein Ohr zu leihen; aber die deutſchen Stände erklärten ſich laut und nachdrücklich dagegen, und der Kaiſer mußte ihrem Biederſinne nachgeben. Demnach wurde Richard, als die Summe von 100,000 Mark Silber mit vieler Mühe in dem damals geldarmen England geſammelt, und von Rouen nach Deutſchland überbracht worden war, am 4. Febr. 1194 zu Mainz in Freyheit geſetzt, nachdem er dreyzehn Monate funfzehn Tage in Gefangenſchaft geweſen war.

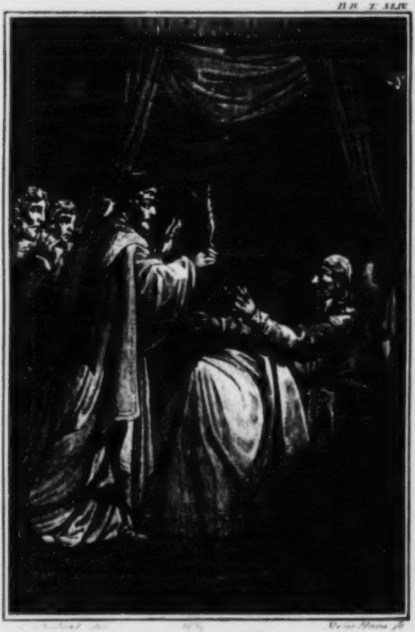
Unverzüglich trat er hierauf ſeine Rückreiſe über Cöln und Antwerpen an, und entging durch Schnelligkeit den Nachſtellungen, die ihm auch jetzt noch bereitet wurden. Am 13. März 1194 lief er, zur größten Freude ſeiner Unterthanen, glücklich im Hafen von Sandwich ein.

Seine erſte Sorge war nun, ſein königliches Anſehn gegen ſeine Feinde zu behaupten. Er ließ ſich daher am 17. April 1194 aufs neue krönen; er erklärte ſeinen Bruder, wofern derſelbe nicht binnen vierzig Tagen ſich unterwürfe, in die Acht; er ſchrieb neue Steuern aus, um den Krieg gegen den König von Frankreich mit Nachdruck führen zu können. Hierauf befreyte er zuerſt England von innern Feinden; dann ging er mit einer Flotte von hundert Segeln nach der Normandie. Der ſchwache Johann, der ſich anfangs unter dem Schutze Philipps ſicher glaubte, wurde leicht zur Unterwerfung gezwungen, und erhielt auf Bitten der Königin Eleonore Verzeihung. "Ich vergebe ihm", ſprach Richard, als er ſich ihm zu Füßen warf, "und hoffe, daß ich ſeine Beleidigungen eben "ſo bald vergeſſen werde, als er meine Gnade!" Schwieriger war der Krieg mit dem tapfern und ſchlauen Philipp. Oft unterbrochen und oft wieder erneuert, mit grauſamer Wildheit und doch ohne folgenreiche Ereigniſſe geführt, zog ſich dieſer Krieg mehrere Jahre hindurch, und ehe noch ein dauerhafter Friede durch Vermittelung des päbſtlichen Legaten zu Stande kam, ſtarb König Richard.

Die Umſtände ſeines Todes entſprachen ſeinem Leben. Vidomar, Graf von Limoges, ein Vaſall Richards, weigerte ſich einen Schatz, der auf ſeinem Grund und Boden gefunden worden war, heraus zu geben. Richard zog daher gegen ihn, und belagerte das Schloß Chalus (bey Limoges), wo der Schatz verwahrt lag. Die Beſatzung des Schloſſes wollte ſich, gegen Zuſicherung eines freyen Abzuges, ergeben; Richard aber, heftig und aufbrauſend, erklärte, daß, da er einmal nach Frankreich gekommen, Chalus erſtürmt und die Beſatzung aufgehängt werden ſollte. Als er nun, am 28ſten März 1199, das Schloß umritt, um wegen des Anſtürmens einen Plan zu faſſen, legte ein fertiger Bogenſchütze, Bertram von Gourdon, gegen ihn an, und ſchoß ihn in die Schulter. **Richard** ließ ſich dadurch von ſeinem Vorhaben nicht abbringen. Er gab Befehl, das Schloß zu ſtürmen, und ließ, als dieß gelungen war, die ganze Beſatzung aufhängen bis auf den einzigen Gourdon, vielleicht weil er ihn zu einer qualvollern Todesart aufſparte. Indeſſen war ſeine Wunde, an ſich nicht gefährlich, durch das ungeſchickte Verfahren des Wundarztes tödtlich geworden. Als dieß **Richard** fühlte, ſetzte er (Kinder hatte er nicht) ſeinen Bruder Johann zum Erben aller ſeiner Länder ein, ließ dann den gefangenen Gourdon herbeyführen und fragte ihn: “Was habe ich dir Böſes gethan, daß du mich tödtlich verwundet haſt?” Die muthvolle Antwort des Gefangenen, vielleicht auch die Nähe des Todes rührte ihn; er befahl dem Jüngling die Freyheit und ein Geſchenk an Geld zu geben. Bald darauf ſtarb er, den 6. April 1199, im zehnten Jahre ſeiner Regierung und im zwey und vierzigſten ſeines Lebens.

Wie hart auch die Laſten waren, die ſein kriegeriſcher Sinn und ſein leidenſchaftlicher Ungeſtüm über ſeine Unterthanen brachte, ſo waren dieſe doch

II.B. T. XLIX



[illegible] del. [illegible] [illegible] fc.

Ludwig der Heilige
gelobt einen Kreuzzug

ihm zugethan. Seine angenehme Geſtalt, ſein offenes heiteres Betragen, und vorzüglich der hohe Ruhm ſeiner Kriegsthaten gewann ihm ihre Liebe. Auch ward er in Europa und Aſien als einer der erſten Ritter bewundert.

IX.

Ludwig der Neunte oder der Heilige, König von Frankreich.

Wie der Anfang der Kreuzzüge, ſo iſt auch das Ende derſelben mit einem Fürſten bezeichnet, der Held und Chriſt zugleich war. Denn wie Gottfried von Bouillon; ſo ſtrahlt auch Ludwig der Neunte durch Kraft und Weisheit, durch Heldenmuth und Frömmigkeit, durch Uneigennützigkeit und Milde hervor, und beyde, obſchon befangen von den Vorurtheilen ihrer Zeit, ſind des ruhmvollſten Andenkens würdig.

Ludwig der Neunte war geboren den 25. April 1215. Noch nicht zwölf Jahr alt, verlor er (den 8. Nov. 1226) ſeinen Vater Ludwig den Achten, König von Frankreich; aber ihm blieb ſeine Mutter Blanca von Caſtilien, eine verſtändige, kräftige Frau, der Ludwig VIII. noch auf ſeinem Sterbebette die Regentſchaft übertragen hatte. Schon mehrere große Männer haben die erſte Richtung ihres Geiſtes durch ihre Mütter erhalten: auch bey Ludwig dem Neunten war dieß der Fall. Seine Mutter leitete ihn durch Lehre und Beyſpiel. Sie beobachtete alle ſeine Schritte, ließ ihn durch geſchickte Lehrer unterrichten, gab ſelbſt aus der Geſchichte ihm zu erkennen, was eines guten Fürſten würdig iſt, und ſchärfte ihm oft ein, "es ſey beſſer zu ſterben als eine Todſünde zu begehen". So entfernt gehalten von den Thorheiten und Ausgelaſſenheiten der Jugend wuchs Ludwig auf. Unſittlichkeiten jeder Art waren ihm zuwider, lieb aber alles, was als Gottſeligkeit galt. Er las fleißig in der Bibel und andern heiligen Büchern, oder ließ ſich daraus vorleſen; er unterredete ſich gern mit frommen und verſtändigen Perſonen, und wohnte mit pünktlichem Eifer den Meſſen, Predigten und Horen bey. Vielleicht wäre er ſo eher ein Mönch als ein kräftiger Regent geworden, hätten nicht die Kämpfe, die er frühzeitig zu beſtehen hatte, ſeinen Muth geweckt, ſeine Kräfte geſtählt und ihn gewöhnt jedes Ungemach zu ertragen.

Vor der Ueberlegenheit Ludwigs VIII. und noch mehr Philipps II. hatten die mächtigen Kronvaſallen, wie unwillig ſie auch über die Vergrößerungen der königlichen Macht waren, geſchwiegen. Jetzt aber, da der König ein Kind und die Regentin eine Ausländerin war, jetzt hofften ſie die verlornen Beſitzungen und Freyheiten wieder zu erlangen. Sie geriethen daher in ſtürmiſche Bewegungen, und ergriffen bald einzeln bald verbunden gegen den König und deſſen Mutter, mitunter gegen einander die Waffen. Zugleich wurde Frankreich auch von England her mit Krieg bedroht. Philipp II. hatte 1203 dem König Johann ohne Land die ganze Normandie nebſt den übrigen Ländern, die die engliſche Krone in Frankreich beſaß, als Poitou, Anjou, Maine und Touraine, entriſſen. Dieſes Beſitzthum ſuchte Johanns Sohn und Nachfolger Heinrich III., nach erlangter Volljährigkeit wieder zu erringen und dazu die Fehden zu benutzen, welche die mächtigen Vaſallen gegen die Krone Frankreichs führten. Hierzu kam endlich noch ein Religionskrieg, der in den mittäglichen Provinzen Frankreichs wüthete. Hier nämlich waren Religionspartheyen entſtanden, die, im Einzelnen verſchieden, darin zuſammentrafen, daß ſie in der Macht und Herrſchſucht der Geiſtlichkeit ſo wie in dem Prunk der gottesdienſtlichen Gebräuche ein Aergerniß fanden, und nichts zum Chriſtenthum ge-

gerechnet wiſſen wollten, als was, ihrer Einſicht nach, die Bibel deutlich lehre. Man nannte dieſe Secten Albigenſer, von Albigeois, einem Diſtrikt in Languedoc, (auch Namen des ſüdlichen Frankreichs überhaupt), oder Waldenſer, von Peter Waldus (oder Pierre de Vaux), einem Kaufmann zu Lyon, der als begeiſterter Redner (um 1180) unter ihnen auftrat. Gegen ſie hatte der Pabſt (1209) das Kreuz predigen laſſen; aber ſie hatten mächtige Beſchützer gefunden, namentlich an dem Grafen von Toulouſe Raimund VI., ſo daß ſelbſt Ludwig VIII., der in Perſon wider ſie zog, nichts Bedeutendes gegen ſie ausrichten konnte. Oft geſchlagen und gemißhandelt, erhoben ſie ſich immer mit neuer Kraft, und der Krieg mit ihnen dauerte fort, als Ludwig IX. zur Regierung gelangte.

So vielen Schwierigkeiten und Schreckniſſen, als damals den franzöſiſchen Thron umringten, ſetzte die Regentin jene Kraft und Klugheit entgegen, die ſelten ihr Ziel verfehlt, und unter ihrer Leitung brachte es Ludwig IX. dahin, daß die Würde der Krone und die Ruhe im Innern befeſtigt und geſichert wurde.

Zuerſt beſtand Blanca darauf, daß ſie als Regentin und ihr Sohn als König anerkannt wurde;

de; und ſchon einen Monat nach Ludwigs VIII. Tode (am 1. Advent 1226) wurde Ludwig IX. zu Soiſſons zum Ritter geſchlagen, und zu Rheims geſalbt und gekrönt. Hierauf ſammelte Blanca, nachdem ſie mehrere Große für ſich gewonnen hatte (die Uneinigkeiten derſelben kamen ihr dabey zu Statten), ein zahlreiches Heer treuer Unterthanen, und rückte mit ihrem Sohne den mißvergnügten und aufrühreriſchen Baronen entgegen. In kurzer Friſt mußte ſich der Graf Theobald von Champagne (1227), dann (1228) der Graf von Bretagne Peter von Dreux und der Graf von la Marche, Hugo von Luſignan, unterwerfen. Aber damit war der innere Krieg noch nicht beendigt; vielmehr dauerte er, doch unter mancherley Pauſen und Wechſel, bis zum Jahre 1242. Denn der Geiſt der Zwietracht und das Streben nach Unabhängigkeit ließ ſich nicht ſogleich erſticken; ſobald ſich eine günſtige Gelegenheit darbot, griffen die Baronen wieder zu den Waffen. Vorzüglich waren es die Grafen von Bretagne und von la Marche, die mehrmals kriegeriſche Unruhen erregten, und dabey von England unterſtützt wurden. Allein dieſelbe Kraft und Klugheit der Regentin und des Königs, die den Anfang dieſes Kriegs ſo glücklich für beyde gewendet hatte, verſchaffte endlich der Krone Ehrfurcht und Unterwerfung von Seiten der Vaſallen.

Eben ſo glücklich wurde auch der Krieg mit England beſeitigt. Schon ein großer Gewinn war es, daß es der Regentin gelang, die Normandie, die noch immer nach England hinneigte, gleich anfangs in Gehorſam zu erhalten; aber noch wichtiger war es, daß die Unterſtützungen, die König Heinrich III. den aufrühreriſchen Großen zuführen ließ, zurückgeſchlagen wurden. Er ſelbſt hatte kein beßeres Glück. Als er im Jahr 1230, um dem Grafen von Bretagne beyzuſtehen, in eigner Perſon nach Frankreich zog, und bey St. Malo landete, erſtickte die Noth des gemeinſamen Vaterlands (doch nur auf kurze Zeit!) die innern Unruhen. Die Großen des Reichs verſammelten ſich mit ihren Mannen um ihren König, und Heinrich III. mußte, ohne etwas ausrichten zu können, nach England zurückkehren. Nicht anders ging es im Jahre 1242. Heinrich III. kam in dieſem Jahre abermals mit einem großen Heere nach Frankreich, zum Beyſtand des aufrühreriſchen Grafen von la Marche, und landete im Hafen Royan am Ausfluß der Garonne. **Ludwig** ließ ſich nicht ſchrecken. Raſch zog er dem engliſchen König entgegen, und ſchlug ihn in zwey Treffen, bey Tailleburg und bey Saintes (Jul. 1242) ſo nachdrücklich, daß dieſer ſich bald darauf genöthigt ſah, um Waffenſtillſtand zu bitten und 5000 Pfund Sterling als Schadloshaltung wegen der Kriegs-

koſten anzubiethen. **Ludwig** nahm dieſen Antrag an, und im April 1243 ward zwiſchen ihm und König Heinrich ein Waffenſtillſtand auf fünf Jahre abgeſchloſſen.

Früher noch, im Jahre 1229, wurde der Religionskrieg, der ſeit zwanzig Jahren in den mittäglichen Provinzen des Reichs gewüthet hatte, beygelegt. Nachdem nämlich der König und die Regentin, dringenderer Feinde in etwas erledigt, dem Statthalter von Languedoc Verſtärkungen zugeſendet hatten, wurde der Graf von Toulouſe, Raimund VII., ſeit ſeines Vaters Tode (1222) die Hauptſtütze der Albigenſer, ſo bedrängt, daß er ſich zur Unterwerfung genöthigt ſah (Friede zu Paris, am 12. April 1229). Doch die harten Verfolgungen, die jetzt über die Albigenſer verhängt wurden (auf Befehl des Pabſtes Gregor IX. wurde ſogar die Inquiſition gegen ſie eingeführt), machten ſie zum Abfall geneigt; und andrerſeits konnte Graf Raimund den Verluſt an Ländern, den er durch den Pariſer Frieden erlitten hatte, nicht verſchmerzen. Er verband ſich daher im Jahre 1242 mit dem Grafen von la Marche und dem König von England gegen **Ludwig IX.** Allein der Abfall ſeiner Vaſallen und die ſchon erwähnten Siege bey Tailleburg und Saintes erſchreckten ihn ſo ſehr, daß er ſich im

Jahr 1243 abermals der Gnade des Königs unterwarf.

Unter ſolchen Kriegen war Ludwig IX. zum Manne herangereiſt: das Leben ſelbſt war ſeine Schule geworden; aber noch immer ſtand er unter der Leitung ſeiner Mutter! Denn obſchon ſie ihm, als er das ein und zwanzigſte Jahr erreicht hatte, die Regierung übergab (1236), ſo behielt ſie doch — eben ſo ehrgeitzig und herrſchſüchtig als kräftig und verſtändig — das Staatsruder noch immer in Händen, und keine wichtige Staatsangelegenheit wurde ohne ihre Mitwirkung verhandelt. Ja ſelbſt das Privatleben ihres Sohnes nahm ſie in Anſpruch. Um ihn vor ſchädlichen Ausſchweifungen zu verwahren, und ſelbſt den Vorwurf derſelben von ihm zu entfernen, wählte ſie für ihn, den damals neunzehnjährigen Jüngling, eine Gemahlin, nämlich Margarethen, die vierzehnjährige Tochter des Grafen von der Provence, Raimund Berengar II. (1234). Dieſe Wahl war zu loben. Denn Margarethe war ſchön und ſittſam, ihrem Gemahl an Herzensgüte und Frömmigkeit ähnlich, und von ihm innigſt geliebt. Doch Blanca nicht zufrieden, ihrem Sohne eine Gemahlin nach ihrer Wahl gegeben zu haben, miſchte ſich auch in die Vertraulichkeiten der Ehe. Fürchtend, Margarethe möchte werden, was ſie bleiben wollte, Beherrſcherin des jungen Königs, trieb ſie oft die Liebenden von einander, ſo daß ſich dieſe nur verſtohlen ſehen und genießen konnten.

Indeſſen läßt ſich nicht behaupten, daß die Abhängigkeit, in der Ludwig von ſeiner Mutter ſtand, ihm oder dem Staate Nachtheil brachte. Denn Blanca hatte das Beſte des Staates im Auge, und Ludwig lebte mit ihr in ſehr gutem Vernehmen. Von Kindheit an zur Ergebenheit und Ehrfurcht gegen ſie gewöhnt, folgte er ihr aus Liebe und Dankbarkeit, im kindlichen Glauben an die Ueberlegenheit ihres Geiſtes. Und da er an allen Geſchäften Antheil nahm, immer in Perſon zu Felde zog, und ſelbſt die ſchwierigen Fehden mit ſeinen Baronen und dem König von England durchkämpfte: ſo entfaltete ſich in ihm immer herrlicher, neben ſeiner Herzensgüte und Frömmigkeit, jene Heldenkraft und Regentenweisheit, die ihm die Achtung aller Jahrhunderte zuſichert.

Auch ſeine Vaſallen lernten allmählich ihn achten. Durch ſo viele mißliche Erfahrungen waren ſie zu der Ueberzeugung gekommen, daß ſeine Macht der ihrigen überlegen ſey; und die Wachſamkeit, womit er ihre Schritte und Verbindungen beobachtete, die Bereitwilligkeit, womit er ihnen, wo nur ſeine königliche Würde es erlaubte, Verzeihung zuſicherte, und die gewiſſenhafte Treue, womit er bey Zuſagen und Verträgen beharrte, hielt ſie in Ergebenheit und den Staat in Ruhe. Da ferner im Jahr 1240 viele der franzöſiſchen Großen unter dem Grafen Theobald von Champagne einen Kreuzzug unternahmen, ſo wurden dadurch gerade die Unruhigſten entfernt. Auch beſchränkte **Ludwig** bey aller Hochachtung, die er der Geiſtlichkeit erwies, die herrſchſüchtigen Anmaßungen derſelben, und namentlich die Willkür, mit der mehrere Biſchöfe den Kirchenbann über einzelne Perſonen und über ganze Diſtrikte verhängten.

Aber gerade in Sachen der Religion und Kirche offenbarte ſich am deutlichſten, wie ſehr er bey aller Stärke ſeines Geiſtes, von Schwächen befangen war. So konnte er in die wehmüthigſten Klagen ausbrechen, als im Jahre 1232 eine hochgeachtete Reliquie, ein Nagel vom Kreuze Chriſti, plötzlich abhanden gekommen war; ſo konnte er ungeheure Summen ausgeben, um die Dornenkrone Chriſti, ein Stück vom heiligen Kreuze und vom heiligen Schwamm, und das Eiſen von der heiligen Lanze vom Kaiſer zu Conſtantinopel, Balduin, an ſich zu bringen (1239); ſo konnte er ferner, bey aller Milde ſeines Herzens, die Einführung der Inquiſition in Frankreich geſtatten; und ſo unterternahm er auch die beyden Kreuzzüge, wodurch er ſo viele Drangſale über ſich und ſeine Unterthanen brachte.

Nicht fremdes Eingeben, nicht das Anliegen des Pabſtes, auch nicht Ruhmſucht oder Thatendurſt, ſondern die Ueberzeugung daß er Gott wohlgefällig handle, trieb ihn dazu. Wie einſt Gottfried von Bouillon, ſo beſeelte auch ihn fromme Begeiſterung für die Ehre des heiligen Grabes. In der Fülle ſeines Glückes ergriff ihn, wie ſein Vertrauter Joinville ſchreibt, der Gedanke, daß, da ſo viele Fürſten der Chriſtenheit gegen die Feinde des Glaubens bald nach Syrien bald nach Aegypten gezogen wären, es ihm nicht gezieme, ſich den Gefahren eines Kreuzzuges zu entziehen. Doch erſt eine gefährliche Krankheit, die ihn im Jahr 1244 überfiel, brachte dieſen Gedanken zur Reife. Sein Ende ſchien nahe; ganz Frankreich trauerte; er ſelbſt bereitete ſich zu ſeinem Abſcheiden vor. Einen ganzen Tag lag er ſtarr und ſprachlos, man hielt ihn für todt. Aber ſeine Seele war noch in den Banden ſeines Körpers, beſchäftigt mit dem Gedanken an das heilige Grab und deſſen Befreyung. Als er endlich von der tiefen und langen Ohnmacht ſich wieder erholte, war das erſte Wort, das er hervorſtammelte: "das Kreuz!" Der Biſchof von Paris, Wilhelm, der an ſeinem Lager ſtand, ſcheute ſich, ihm daſſelbe zu reichen; aber er beſtand darauf. Nun wurde es ihm gereicht. Er küßte es mit heißer Inbrunſt, und drückte es auf ſeine Bruſt *). Ein oder zwey Monate nachher (1245) war er völlig wieder hergeſtellt.

Tiefbekümmert vernahm Blanca ſein Vorhaben. Denn wiewohl ſie ſelbſt feſt an den Satzungen der Kirche hing, ſo entgingen doch ihrem Scharfblick keineswegs die Gefahren, in die ihr Sohn ſich und das Reich durch einen Kreuzzug bringen würde. Sie ſuchte daher im Verein mit mehreren Großen ihn davon abzubringen. Allein was halfen alle kräftigen und eindringenden Vorſtellungen, die ihm gemacht wurden? ſo mild und nachgiebig er ſonſt war, ſo hartnäckig und ausdauernd beſtand er darauf, ſein neugeſchenktes Leben der Befreyung des heiligen Grabes zu weihen. Nur das Aufbringen der nöthigen Zurüſtungen vermochte ihn die Erfüllung ſeines Gelübdes auf einige Jahre zu verſchieben.

Um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, wendete er ſich zuerſt an den damaligen Pabſt Innocenz IV., und auf der Kirchenverſammlung zu Lyon (im Jul. 1245) — die eigentlich im Betreff der Streitigkeiten zwiſchen dem päbſtlichen Stuhl und Kaiſer Friedrich

---

*) Hierher gehört das Kupfer, Taf. XLIV.

Friedrich II. gehalten wurde — wurde der neue Kreuzzug feſtgeſetzt. Prälaten und Mönche wurden ernannt, um das Kreuz zu predigen, allen die daſſelbe nähmen, wurden die gewöhnlichen Vortheile und Freyheiten zugeſichert, und überdieß angeordnet, daß vier Jahre lang zwiſchen den chriſtlichen Fürſten Friede ſeyn, und keine Turniere gehalten werden ſollten. Gleich darauf (im Aug. 1245) erſchien der päbſtliche Legat, Otto von Chateau-Roux, als Kreuzprediger und gewann durch ſeine Ermahnungen und Aufforderungen eine große Menge Volks zur Annahme des Kreuzes. **Ludwig** ſelbſt gab ſich Mühe, ſeine Großen hierzu zu gewinnen, und bediente ſich dazu ſogar liſtiger Ueberraſchung. Es war gewöhnlich, daß die Könige von Frankreich am Weihnachtsfeſte den Herren, die ſich an ihrem Hofe befanden, Mäntel zum Geſchenk überreichten, womit ſie ſich auf der Stelle bekleiden mußten. Dieſer Gewohnheit gemäß beſchied **Ludwig** am Weihnachtsfeſte 1246. die Herren ſeines Hofes in aller Frühe zu ſich, und gab ihnen Mäntel, worauf er Kreuze mit Gold und Silber hatte ſticken laſſen. Das Zimmer war nur ſchwach beleuchtet; haſtig drängte er zur Frühmette, und ſo entgingen ihnen die deutungsvollen Kreuze. Erſt in der Kirche bemerkten ſie dieſelben. Sie erriethen leicht die Meinung des Königs, lachten über den geſchickten Menſchenfiſcher (ſo nannten ſie ihn deshalb), und ſchämten ſich von einem Kreuzzuge zurückzubleiben, den er ſelbſt unternahm und zu dem er ſie ſo überraſchend einlud. Noch mehrere Theilnehmer gewann er durch eine zu Paris 1247 gehaltene Verſammlung. Hier nahmen auſſer ſeinen drey Brüdern — **Alfons** Grafen von Poitiers, **Robert** Grafen von Artois, und **Karl** Grafen von Anjou — ſehr viele der mächtigſten Kronvaſallen das Kreuz. Von Ausländern traten nur wenige dieſem Kreuzheere bey, weil der Pabſt zu gleicher Zeit gegen den Kaiſer Friedrich II. das Kreuz predigen ließ.

Wie ſein Großvater **Philipp II.**, ſo wollte auch **Ludwig IX.** den Kreuzzug nicht zu Lande, ſondern zu Waſſer beginnen. Er ließ daher, um einen bequemen Hafen am mittelländiſchen Meer zu haben, den Hafen zu Aiguesmortes, der ganz verſchlemmt war, ausbeſſern und befeſtigen. Da die franzöſiſchen Schiffe zur Ueberfahrt ſeines Heeres nicht ausreichten, ſo miethete er Schiffe von Genua und Venedig. Cypern, wo damals ein franzöſiſcher Prinz, Heinrich von Luſignan, herrſchte, beſtimmte er zum Stützpunkt ſeiner Unternehmung, und ließ deshalb große Vorräthe von Lebensmitteln und andern Kriegsbedürfniſſen dahin ſchaffen. Die Gelder aber, die hierzu und zu dem Kreuzzuge überhaupt erforderlich waren, brachte er theils aus ſeinem Schatze theils durch die Beyſteuern der Geiſtlichen und Laien zuſammen.

Mitten unter dieſen Zurüſtungen ſorgte er dafür, daß während ſeiner Entfernung die Ruhe und Sicherheit ſeines Reiches unangetaſtet bliebe. Er erneuerte daher (1146) den Waffenſtillſtand mit England, er trat mit dem Kaiſer Friedrich II. in ein freundliches Vernehmen, und bewog den Pabſt zu dem Verſprechen, Frankreich während ſeines Kreuzzuges gegen England und Deutſchland zu ſchützen. Aber vergebens bemühte er ſich den Pabſt mit dem Kaiſer auszuſöhnen: Innocenz IV. war dazu nicht zu bewegen. Um innere Unruhen zu erſticken, nahm Ludwig die unruhigſten ſeiner Vaſallen mit ſich, und ließ alle ſchwören, ihm und ſeinen Kindern treu zu bleiben. Zugleich ließ er bekannt machen, daß er jedem Genüge leiſten wolle, der ſich wegen irgend eines Unrechts über ihn beſchweren könnte. Die ſtarken Abgaben, womit die franzöſiſche Geiſtlichkeit vom Pabſte belegt war, erregten laute Klagen. Ludwig fand dieſe Klagen gegründet, und bey aller ſeiner Ehrfurcht für den päbſtlichen Stuhl hintertrieb er die Steuern, die ſeine Geiſtlichkeit wegen der Händel des Pabſtes mit dem Kaiſer zahlen ſollte.

Ueber ſolche Vorkehrungen und Zurüſtungen verſtrichen drey Jahre. Endlich war, was nöthig ſchien, zu Stande gebracht: Schiffe und Truppen waren zu Aiguesmortes verſammelt und Ludwig ließ ſich zu St. Denys, nach Gewohnheit franzöſiſcher Kreuzfürſten, die heilige Fahne, die Pilgertaſche und den Pilgerſtab überreichen. Auch ſeine Brüder, Robert und Karl, nahmen dieſe Zeichen der Wallfahrt daſelbſt in Empfang; Alfons aber für jetzt noch nicht: er ſollte noch ein Jahr in Frankreich zurückbleiben als Stütze der Mutter, die der König zur Regentin des Reichs auserſehen hatte.

Am Freytag nach Pfingſten (12. Jun. 1248) brach Ludwig von Paris auf, begleitet von einem großen Gefolge. Feyerlichſt ernannte er ſeine Mutter zur Regentin, und übertrug ihr eine um ſo ausgedehntere Gewalt, je inniger er ihrer bewährten Sorgfalt und Klugheit vertraute. Sie begleitete ihn bis Clugny, wo ſie von ihm den zärtlichſten Abſchied nahm. Auch er war gerührt:, beyde ſahen einander nie wieder! Margarethe aber ſeine Gemahlin vermochte nicht, ſich von ihm zu trennen; ſie zog mit ihm in Gefahren und Drangſale, und ihrem Beyſpiele folgte ihre Schweſter, die Gräfin von Anjou, die Gemahlin Karls, und ein Jahr ſpäter die Gräfin von Artois, Roberts Gemahlin. Zu Lyon traf Ludwig nochmals mit dem Pabſte zuſammen und empfing von ihm den apoſtoliſchen Segen. Noch einmal bemühte er ſich, ihn mit dem Kaiſer Friedrich II. auszuſöhnen; aber von neuem vergebens. Dagegen gelang es ihm unterwegs ein Raubſchloß an der Rhone, deſſen Beſitzer, Robert von Clerege, den vorüberziehenden Kaufleuten und Pilgern vielfältigen Schaden zugefügt hatte, zu zerſtören, und ſo im Augenblicke des Scheidens die Ruhe im Innern zu befördern. Hierauf kam er nach Aiguesmortes, wo alles zur Einſchiffung bereit war, und nachdem er zwey Tage lang auf günſtigen Wind gewartet hatte, ging er am 25. Aug. 1248 unter Segel.

Nach drey Wochen, den 20. Sept., landete er auf Cypern. Feſtlich war daſelbſt der Empfang. Der daſige König, Heinrich von Luſignan, kam ihm bis in den Hafen von Limiſſo entgegen, und führte ihn im glänzendſten Zuge nach Nikoſia, der Hauptſtadt von Cypern.

Bis zum Mai des folgenden Jahres (1249) blieb Ludwig daſelbſt, und dieſes langdauernde Verweilen brachte zuerſt Unheil über ſein Unternehmen. Sein Heer unterlag den Einwirkungen des Klima und den Verführungen des Wohllebens; eine tödtliche Krankheit brach unter demſelben aus, und raffte Gemeine und Ritter dahin. Ludwig ſelbſt, von kräftigem Körperbau und durch keine Ausſchweifungen geſchwächt, blieb geſund, und übte Werke der Wohlthätigkeit und der Verſöhnung. Er pflegte der Kranken, unterſtützte die Dürftigen und ſchlichtete die Streitigkeiten, die ſowohl auf Cypern als auch in Syrien und Paläſtina obwalteten. Aber ſchwerlich wird man mit Gewißheit ausmitteln, warum er eigentlich ſo lange in Cypern verweilte. Es mag ſeyn, daß er die Ankunft der Truppen und Schiffe, die noch zurück waren, erwartete, daß es ihm an flachen Fahrzeugen zum Landen fehlte, daß er die Meerfahrt zur Winterzeit ſcheute, daß ihn die Streitigkeiten, die auf Cypern herrſchten, aufhielten; allein eben ſo wahrſcheinlich iſt es, daß die Hoffnung Ungläubige zu bekehren (eine Geſandſchaft aus Aſien hielt ihn mit ſolcher Hoffnung hin), und noch mehr die Planloſigkeit, mit der dieſer Kreuzzug unternommen ward, an dem verderblichen Zögern Schuld hatte. Weiter nichts, als daß Cypern der Stützpunkt des Unternehmens ſeyn ſollte, ſcheint Ludwig in Frankreich beſchloſſen; alles aber, was dann weiter zu thun ſey, den Umſtänden überlaſſen zu haben. Erſt in Cypern und zwar im Frühling des Jahres 1249 wurde die wichtige Frage, wo man die Feinde des Glaubens angreifen ſollte, zur Sprache gebracht!

Die Meinungen der Rathgebenden über dieſe Frage waren getheilt. Einige beſtanden darauf, man müſſe geradezu nach Paläſtina überſchiffen; andre aber und vornehmlich der König von Cypern, der nur unter dieſer Bedingung an dem Kreuzzuge Antheil nehmen wollte, verlangten, daß man zuförderſt nach Aegypten ſegeln müſſe, weil die Behauptung des heiligen Landes nicht eher geſichert werden könne, als bis der Sultan von Aegypten gebändigt ſey. Dieſe Meinung gewann endlich das Uebergewicht, Ludwig ſelbſt ſtimmte ihr bey, und war nun voll Eifer und Thätigkeit, ſie ins Werk zu ſetzen; auch erließ er, weil die Geſetze des Ritterthums für jeden ehrlichen Angriff eine vorhergegangene Erklärung verlangten, an den Sultan von Aegypten eine Kriegserklärung, die dieſer mit Stolz beantwortete.

Am Sonnabend vor Pfingſten (30. Mai 1249) eſchiffte ſich Ludwig in dem Hafen von Limiſſo ein, und nach einem gefährlichen Sturm, der ſeine Flotte zerſtreute, kam er mit einem Theil derſelben am 4. Juni vor Damiatte an. Das Ufer war mit einem zahlreichen Heere der Aegypter beſetzt, und viele von den Kreuzfahrern meinten, "man müſſe mit dem Landen warten, bis die vom Sturm zerſtreuten Schiffe und Truppen herbeygekommen wären"; aber Ludwig beſtand auf einen raſchen

Angriff. Am folgenden Tag (5. Jun.) ward derſelbe vollzogen. Mit heldenmüthiger Tapferkeit näherte ſich das Kreuzheer dem Ufer; der König ſelbſt, umſonſt von dem päbſtlichen Legaten zurückgehalten, ſprang mit dem Säbel in der Hand aus dem Schiffe, und wadete durchs Waſſer ans Ufer. Seine Ritter und Leute folgten ihm, die Feinde flohen, und die Landung ward erzwungen (5. Jun.). Schrecken ergriff die Feinde. Ihr tapfrer Sultan Nodjim-eddin Ejub (von den Abendländern gewöhnlich Melech-Sala genannt) lag tödtlich krank; und der Emir, der an ſeiner Stelle das ägyptiſche Heer anführte, zog ſich, vom Schrecken hingeriſſen, eiligſt zurück. Sein Rückzug ward für die Beſatzung und Einwohner von Damiatte die Looſung zum allgemeinen Aufbruch. Mitten in der Nacht flohen ſie davon; und ſo fiel (am 6. Jun.) dieſe feſte und mit reichen Vorräthen angefüllte Stadt ohne alle Gegenwehr in die Hände der Chriſten. Ein ſo unerwartetes Glück ſah Ludwig als ein Geſchenk des Himmels an. Er zog daher, um in Demuth Dankbarkeit zu üben, in der Pilgerkutte, mit bloßen Füßen und bloßem Haupte am nächſten Sonntag in Damiatte ein. Vor ihm her ging der päbſtliche Legat und der Patriarch von Jeruſalem, und hinter ihm ſeine Gemahlin, ſeine Brüder, der König von Cypern und alle Herren ſeines Gefolges. So ſchritt der Zug bis zur Hauptmoſchee, die zum chriſtlichen Gottesdienſt wieder eingeweiht, und mit Geiſtlichen verſehen wurde, denen Ludwig reiche Pfründen ertheilte.

Der glückliche Erfolg der wichtigſten Unternehmungen beruht häufig auf dem raſchen Ergreifen eines einzigen günſtigen Augenblicks, und unaustilgbar iſt oft der Nachtheil, läßt man einen ſolchen Augenblick unbenutzt entfliehn. Zu dieſer Bemerkung, die ſich uns öfters in **Ludwigs** Leben aufdrängt, führt auch ſein jetziges Verhalten. Wie glücklich war er, daß er raſch die Landung unternahm und raſch auf Damiatte losdrang; und wie ganz anders hätte der Erfolg ſeines Kreuzzugs werden können, wäre er gleich nach der Einnahme von Damiatte den erſchrocknen Aegyptern nachgeeilt. Aber er zögerte abermals, wie auf Cypern, zögerte in kriegeriſcher Unthätigkeit vom Juni bis zum November, und während dabey ſeine Armee in Ausſchweifungen und Rohheiten verſank, gab er ſeinen Feinden Zeit, ſich von dem erſten Schrecken zu erholen, und neue Streitkräfte zu ſammeln. Zur Entſchuldigung dieſes Zögerns hieß es, erſt, man müſſe das Einlaufen der durch Sturm zerſtreuten Schiffe; dann, man müſſe die Ankunft des Prinzen Alfons, Grafen von Poitiers, und das Zurücktreten des Nils, der ſich im Sommer über die Gefilde Aegyptens ergießt, abwarten. Als nun dieſe vorgeblichen Hinderniſſe beſeitigt, die zerſtreuten Schiffe eingelaufen, der Nil gegen Ende Septembers in ſeine Ufer zurückgetreten, auch der Graf von Poitiers mit friſchen Truppen (am 24. Oct.) angelangt war: ſo entſtand eine neue Bedenklichkeit. Man wußte nicht, wohin man ſich wenden ſollte, ob gegen Alexandrien oder gegen Kairo. Die meiſten meinten, man müſſe Alexandrien, das einen ſichern Hafen habe, zu gewinnen ſuchen; aber der Graf von Artois drang mit Ungeſtüm auf die Erſtürmung von Kairo, der damaligen Hauptſtadt von Aegypten, und Ludwig gab ſeinem Bruder nach. Am 20. Nov. 1249 ward nach Kairo aufgebrochen. Doch blieben die Königin, die Prinzeſſinnen, der päbſtliche Legat, der größte Theil der Geiſtlichen, ſamt einer ſtarken Beſatzung, ihnen und der Stadt zum Schutze, in Damiatte zurück.

Mit heiteren Hoffnungen brach das Kreuzheer, ungefähr 50 bis 60000 Mann auf. Es fand keinen Aufenthalt, ſetzte über kleine Kanäle, und war in einigen Gefechten glücklich; auch ſtarb um eben dieſe Zeit der gefürchtete Sultan Nodjim-eddin, und Aegypten ſchien durch Kronſtreitigkeiten in Zwieſpalt zu gerathen. Allein bald änderte ſich die Lage der Dinge! Aegypten blieb ruhig, denn des verſtorbenen Sultans älteſter Sohn, Turan-ſchah, kam durch die Liſt ſeiner Stiefmutter auf den Thron; das Kreuzheer aber gerieth in unſägliche Bedrängniſſe. Es befand ſich (im Dec. 1249) zwiſchen dem Arm, an welchem Damiatte liegt, und dem Kanal Achmun-Tana, der in den See Menzaleh fließt, und mußte über denſelben ſetzen, um Manſura und von da Kairo zu erreichen. Hier zeigten ſich die erſten Schwierigkeiten. Das Waſſer war tief, das Ufer hoch und ſteil, und zwiſchen dem jenſeitigen Ufer und der Stadt Manſura ſtand das zahlreiche ägyptiſche Heer, angeführt von einem tapfern Feldherrn. Vergebens ſuchten die Kreuzfahrer über den Kanal zu ſetzen; alle Vorkehrungen, die ſie mit langdauernder Mühe und großen Koſten zum Uebergang bereiteten, wurden durch das griechiſche Feuer, das die Aegypter gegen ſie ſchleuderten, in wenigen Augenblicken vernichtet *). Endlich wies ihnen ein Araber eine Fuhrt. Dadurch gelang, freylich unter großen Beſchwerden, dieſer längſt gewünſchte Uebergang (10. Februar 1250). Die gegenüberſtehenden Feinde wurden in die Flucht geſchlagen, ihr Anführer getödtet und ihre Kriegsmaſchienen erobert. Doch alle Früchte, die ſich hiervon erwarten ließen, wurden durch den Ungeſtüm des Grafen von Artois im Aufkeimen

ver-

---

*) Ueber das griechiſche Feuer ſehe man hiſtor. Bilderſaal Th. II, S. 38.

vernichtet. Von Ruhmbegier zur Tollkühnheit hingeriſſen, drängte ſich Robert in den Vorderzug, eilte demſelben voran, und verfolgte die flüchtigen Feinde bis nach Manſura. Hier erreichten ihn die zum Vorderzug beſtimmten Tempelherren, Johanniter und Engländer, und baten ihn inſtändigſt, jetzt wenigſtens Halt zu machen und das Hauptheer zu erwarten. Seine Verwegenheit ließ ſich nicht bezähmen. Er ſchalt Feigheit, was Klugheit war; das offene Manſura ſchien ihm eine leichte Eroberung, und ihm ſollte der Ruhm dieſer Eroberung angehören. Er drang daher in Manſura ein, und hinter ihm her die wackeren Templer, Johanniter und Engländer, die den Vorwurf der Feigheit nicht ertragen mochten. Anfangs blendete die Kühnheit ſeines Beginnens: alles floh vor ihm, und er gelangte bis zur Straße von Kairo. Aber bald erholten ſich die Feinde vom erſten Schrecken. Sie ſammelten ſich zur Gegenwehr, warfen aus den Fenſtern ihrer Häuſer Pfeile, Steine, glühenden Sand, ſiedendes Waſſer, griechiſches Feuer, und tödteten den tollkühnen Grafen ſamt ungefähr dreyhundert der wackerſten Ritter. Nur dem Grafen von Bretagne und dem Großmeiſter der Templer gelang es zu entkommen.

Ludwig eilte, ſobald er die Uebereilung und Gefahr ſeines Bruders erfuhr, zu Hilfe; aber zu ſpät! Er konnte ihn nicht erreichen, ja nicht einmal deſſen Tod rächen. Schon hatte ſich nämlich zwiſchen ihm und Manſura das feindliche Heer von neuem aufgeſtellt, und indem er bey ſeinem Vorrücken auf daſſelbe traf, erfolgte ein äuſſerſt blutiges Treffen (10. Febr. 1250). Mit der größten Anſtrengung und Erbitterung wurde von beyden Seiten gekämpft; Pfeile und Lanzen ſchienen nicht mörderiſch genug, man ſchlug ſich mit Schwertern und Keulen; das ganze Schlachtfeld bot eine Menge Einzeln-Kämpfe dar, und da und dort geſchahen glänzende Waffenthaten. Vor allen zeichnete ſich Ludwig aus. Keine Gefahr ſcheuend und immer für die Seinigen beſorgt, wagte er ſich in das dickſte Getümmel der Feinde. Bald wäre er hier gefangen worden. Sechs Muſelmänner überfielen ihn auf einmal, ergriffen die Zügel ſeines Pferdes und zogen ihn fort. Er aber führte die Streitkolbe oder das Schwert ſo behend und ſo nachdrücklich, daß er ſchon wieder frey war, als die Seinigen zu ſeiner Rettung herbeyeilten. Nacht und Ermattung trennte endlich die Streitenden; doch blieben beyde Theile einander nahe. Ludwig ließ da, wo er ſtand, ein Lager aufſchlagen, und über den Kanal, über den er gegangen war, eine Schiffbrücke führen. Aber die ermuthigten Feinde ließen ihn nicht lange in Ruhe. Bey Tag und Nacht ſtürmten ſie in größern oder kleinern

Haufen gegen das chriſtliche Lager los. Einige Tage nachher (13. Febr.) kam der neue Sultan Turan-ſchah bey dem muſelmänniſchen Heere an, und gleich darauf begann ein neues Treffen, das mit gleicher Erbitterung wie das vorige geliefert wurde und abermals den Sieg unentſchieden ließ. Doch wurden abermals viele von dem chriſtlichen Heere getödtet und noch mehrere verwundet.

Jetzt hätte Ludwig wieder nach Damiatte ziehen ſollen, da er nicht im Stande war vorwärts zu dringen, und in Gefahr ſtand von dort abgeſchnitten zu werden; allein Menſchenliebe und Ritterehre hielten ihn zurück. Die Verwundeten, meinte er, bedürften der Pflege, und die Feinde ſollten ſich keines Vortheils rühmen. Auch hielt er es für Religionspflicht, die Leichen der Chriſten, die er als Märtyrer anſah, von den Leichen der Muſelmänner zu trennen. Faſt acht Tage wurden hierzu verwendet. Indeſſen gerieth das chriſtliche Heer in eine höchſt traurige Lage. Hungersnoth brach aus, da Turan-ſchah alle Lebensmittel, die von Damiatte her demſelben auf dem Nil zugeführt wurden, auffangen ließ; und zugleich erzeugte der unerträgliche Geruch ſo vieler unbeerdigten Leichen anſteckende Krankheiten. Luft und Waſſer waren verpeſtet, und bald glich das chriſtliche Lager einem Siechhofe. Ludwig ſelbſt, der die Kranken unaufhörlich beſuchte und tröſtete, wurde von der Seuche ergriffen.

Nun erſt, da die Noth ſo groß wurde, daß manche Kreuzfahrer aus Verzweifelung zu dem Feinde übergingen, nun erſt zog ſich Ludwig über den Kanal zurück, und ſuchte die Feinde zu einem Waffenſtillſtand zu bewegen. Dieſe waren dazu geneigt, und ſchon waren auch die Bedingungen feſtgeſetzt, als über die Beſtätigung derſelben unerwartete Schwierigkeiten entſtanden. Der Sultan verlangte nämlich den König ſelbſt zur Geißel. Ludwig war ſogleich bereit, ſich für das Wohl ſeiner Unterthanen hinzugeben; aber ſeine Barone waren durchaus entgegen. “Nein,” rief einer derſelben, Gottfried von Sergines, “nimmermehr ſollen Muſelmänner die Perſon des Königs bekommen! Eher mögen ſie uns alle tödten, als daß man uns vorrücken dürfte: ihr gabt euern König zum Pfande!” Darüber zerſchlug ſich die Unterhandlung. Nun beſchloß Ludwig den Rückzug nach Damiatte. Ein Theil des Heeres ſollte zu Lande, ein andrer, vornehmlich die Kranken, zu Schiffe dahin ziehn. Er ſelbſt wollte ſich nicht zu Schiffe begeben, ſondern bey dem Nachzug bleiben. Wie hätte er auch die Seinigen, die er ſo väterlich liebte, in der dringendſten Gefahr verlaſſen können?

Jn

In der Nacht vom vierten zum fünften April ward der Rückzug begonnen. Aber ein trübſeliger Rückzug, eine grauſenvolle Nacht! Das Geräuſch im chriſtlichen Lager und die Feuer auf den Schiffen verriethen den Feinden was Geheimniß bleiben ſollte, den Aufbruch der Kreuzfahrer. Ungeſäumt ſetzten ſie nach, und in kurzer Friſt hatten ſie das entkräftete Heer erreicht, und ſielen nun mit furchtbarer Gewalt über dasſelbe her. Widerſtand war kaum möglich; zu Waſſer und zu Lande wurden viele Tauſende getödtet und noch mehrere zu Gefangenen gemacht. **Ludwig** ſelbſt hatte mehr den Willen als die Kraft, ſich und die Seinigen zu retten; ja vielleicht wäre er in dieſer Nacht der Trübſal und Verwirrung umgekommen, wäre nicht Gottfried von Sergines als ſein Schutzgeiſt ihm zur Seite geblieben. Dieſer heldenmüthige Ritter vertheidigte ihn gegen die anſtürmenden Feinde und brachte ihn mit Anbruch des Tages zu dem Städtchen Caſel (oder Charmoſac) in das Haus eines Bürgers. Hier ſiel **Ludwig** aus Kraftloſigkeit in Ohnmacht. Sein Ende ſchien ſich zu nahen. Allmählich aber kam er wieder zu ſich; auch ſammelten ſich nach und nach viele tapfere Ritter um ihn; doch er fühlte, daß es unmöglich ſey, den Feinden zu entrinnen. Er ließ daher durch Philipp von Montfort demſelben Emir, mit dem ſchon vorher wegen des Waffenſtillſtands unterhandelt worden

den war, erklären, er ſey bereit ſich zu ergeben, wenn ihm und den Seinigen Sicherheit des Lebens zugeſagt würde. Dieß geſchah und hierauf erfolgte (am 5. April 1250) die Gefangennehmung des Königs, ſeiner beyden Brüder und ſeines ganzen Heeres. Auch die auf den Schiffen befindliche Mannſchaft wurde eingeholt, und theils getödtet, theils zu Gefangenen gemacht. Wie groß die Zahl der Gefangenen war läßt ſich nicht beſtimmen; daß ſie aber ſehr groß war erhellt daraus, daß, als nach der Befreyung des Königs ſchon viele derſelben in Freyheit waren, noch 12000 in den Händen der Ungläubigen ſich befanden. *)

Ludwig kam nun nach Manſura, wohin er geſtrebt hatte; aber er kam dahin nicht als Sieger, ſondern als Gefangener, von ſeinen Freunden getrennt und ſo ſchwach, daß man an ſeinem Aufkommen zweifelte. Gleichwohl genaß er! Der Sultan ſchickte ihm (vielleicht weniger aus Menſchenliebe als aus Furcht, einen Gefangenen von ſolcher Wichtigkeit durch den Tod zu verlieren) ſeine beſten Aerzte, und ließ ihm, was er bedurfte, im Ueberfluß reichen. Und doch, wie traurig war ſein Loos! Zertrümmert waren die Hoffnungen, mit de-

---

*) Dieß berichtet **Ludwig** ſelbſt in dem Brief an ſeine Mutter und Vaſallen über ſeine Gefangennehmung und Befreyung: ſ. du Chesne V. p. 411

denen er nach Aegypten gekommen war, aufgelöſ't das glänzende Heer, das er dahin geführt hatte, hingeopfert ſo viele Tauſende ſeiner Unterthanen, getödtet einer ſeiner Brüder, gefangen die beyden andern, er ſelbſt der Freyheit beraubt und jeder Demüthigung bloß geſtellt! Im Getümmel der Schlachten und im Gedränge der Trübſale, die ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigten und ſeine Thätigkeit theilten, konnte das Schmerzhafte ſo vieler Verluſte leichter an ſeiner Seele vorüber gehn; jetzt aber bey ungeſtörtem Nachdenken über ſeine Lage mußte es innig und quälend an ſeiner Seele nagen. Doch wahrer Heldenmuth bewährt ſich nicht bloß im wilden Schlachtgewühl, ſondern auch in ſtillen Kummerſtunden, und erzwingt hier wie dort Achtung und Ehrfurcht. Auch Ludwig bewährte beydes durch ſein Beyſpiel. Geſtützt auf ſeinen Glauben, durch Gott und für Gott zu leiden, duldete er, was ihm zu dulden beſchieden war, duldete es ohne Murren und Klagen, und behauptete dadurch eine Würde, die ſelbſt ſeine Feinde bewundern mußten. Der Sultan verlangte von ihm die Auslieferung mehrerer chriſtlichen Beſitzungen in Paläſtina; Ludwig weigerte ſich, Oerter abzutreten, die ihm nicht gehörten. Der Sultan drohete mit der Folter; Ludwig antwortete: "Ich bin des Sultans Gefangener, er kann thun, was ihm beliebt". Der Sultan forderte für die Loslaſſung des Königs und der übrigen Gefangenen die Zurückgabe der Stadt Damiatte und eine Million Byzantiner; Ludwig erklärte, er wolle für die Loslaſſung der Seinigen die geforderte Summe bezahlen, für ſich aber Damiatte zurückgeben; denn ein König laſſe ſich nicht für Geld verhandeln. Gerührt durch das Würdevolle dieſer Erklärung erließ der Sultan ein Fünftel von jener Summe. Hierauf vereinigte man ſich zu einem Waffenſtillſtand auf zehn Jahre. Ludwig, wurde bedungen, ſollte für ſeine Befreyung Damiatte ausliefern, als Löſegeld aber für die Seinigen und als Schadloshaltung für den verurſachten Koſtenaufwand 800,000 Byzantiner (ungefähr 100,000 Mark Silber) entrichten; alle gefangene Muhamedaner in Freyheit ſetzen und Aegypten verlaſſen. Dagegen ſollten die Chriſten alle Länder des Königreichs Jeruſalem, die ſie ſeither beſeſſen, ferner beſitzen; alle dem König und deſſen Unterthanen zu Damiatte zuſtändigen Güter ſollten, bis man ſie abholen würde, unter dem Schutz des Sultans bleiben; auch die Kranken und wer ſonſt nicht ſogleich Damiatte verlaſſen könnte, ſollte Schutz und freyen Abzug haben.

Nach Abſchließung dieſes Vertrags wurden der König und die vornehmſten Herren ſeines Heeres auf vier Galeeren gebracht, die dem Ausfluß des

Nils zuführen, wo Damiatte übergeben und die Gefangenen in Freyheit geſetzt werden ſollten. Allein ehe dieß geſchah, traten Vorgänge ein, die alles rückgängig zu machen drohten, und den König ſamt deſſen Baronen in neue Gefahren ſtürzten.

Der vorige Sultan Aegyptens Nodjim-eddin hatte ſich eine neue Miliz von aufgekauften und auferzogenen Sklaven zugelegt, die den Namen Mamlucken (Sklaven) führte, oder Bahariden (Leute, die am Meer, Bahr, gebildet wurden). Sie waren beſtimmt, die Leibwache (Halka) ihres Herrn und einzelne Abtheilungen ſeines Heeres auszumachen; aber trotzig und anmaßlich, wie die Türken zu Bagdad, drängten ſie ſich zu Hof- und Staatsdienſten und ſuchten alle Gewalt an ſich zu reißen. Von dem jetzigen Sultan fühlten ſie ſich beleidigt, weil er ihre Anmaßungen zu beſchränken ſuchte, und ohne ihre Theilnahme mit dem gefangenen König einen Vergleich abgeſchloſſen hatte; zugleich waren ſie auch von der Witwe des verſtorbenen Sultans, der Stiefmutter des jetzigen, die dieſer undankbar zurückſetzte, aufgehetzt worden. Kurz, ſie ſchwuren ihm den Tod, und ſetzten dieſen Schwur in gräßliche Erfüllung. Nicht weit von Damiatte, bey Fariskur am Nil, überfielen ſie ihn, als er eben in einem prächtigen Landhauſe geſpeiſt hatte, und tödteten ihn mit fühlloſer Grauſamkeit.

Ludwig befand ſich in der Nähe, als dieſer Mord verübt ward. Er war bey Fariskur aus dem Schiffe geſtiegen, um mit dem Sultan wegen der Uebergabe Damiattes zu reden. Wie ſehr mußte er nun bey der Zartheit ſeiner Empfindungen durch das, was er ſah und hörte, erſchüttert werden. Einer der Mörder, der dem unglücklichen Sultan das Herz aus dem Leibe geſchnitten hatte, rannte blutbefleckt auf den König los und rief ihm zu: "Was giebſt du mir dafür, daß ich dich von "einem Feinde befreyt habe, der dich hätte umbringen "laſſen, wenn er länger gelebt hätte?" Ludwig erwiederte kein Wort: das Gefühl des innigſten Abſcheus ſcheint ihm den Mund verſchloſſen zu haben. Darauf ſtürzten noch mehrere der Mörder in ſein Zelt und auf die Schiffe zu den Seinigen. Ihre raſende Wuth forderte noch mehrere Opfer, und die Unglücklichen ſchwebten in Todesängſten. Doch allmählich beſannen ſich die Mamlucken eines andern. Damiatte und das reiche Löſegeld ſchien ihnen zu entgehn, wenn ſie die Gefangenen tödteten. Sie erneuerten daher den abgeſchloſſenen Vertrag, doch mit dem Zuſatze, daß die eine Hälfte des feſtgeſetzten Löſegelds vor der Abfahrt des Königs bezahlt würde, die andere, wenn er in Ptolemais (dorthin wollte er ſich begeben) angelangt wäre. Der König willigte in dieſe Forderung. Aber nun erregte die Beſchwörung des erneuerten

Vertrags neue Schwierigkeiten. Die Emirs der Mamlucken, die mit den nachdrücklichſten Schwüren und Verwünſchungen denſelben bekräftigt hatten, verlangten vom König, zu ſchwören: "er wolle, falls er ſein Verſprechen nicht hielt, getrennt ſeyn von der Geſellſchaft Gottes, ſeiner heiligen Mutter, der zwölf Apoſtel und aller Heiligen des Paradieſes". Er ſchwur dieſen Eid. Aber nun verlangten ſie auch Verwünſchungen; er ſolle weiter ſchwören: "er wolle, wenn er den Eid bräche, ehrlos und verdammt ſeyn, wie ein Chriſt, der ſeinen Gott, ſeine Taufe und ſein Geſetz verleugnet, der aus Verachtung gegen Gott das Kreuz beſpuckt und mit Füßen tritt". Gegen ſolche Verwünſchungen empörte ſich das Herz des frommen Königs; ſie erſchienen ihm als Gottesläſterungen, und er verſicherte, daß ſo ſchreckliche Worte nie über ſeine Lippen kommen ſollten. Die Emirs droheten ihm mit dem Tode; er aber erwiederte ſtandhaft: "Beſſer ſey es, wie ein guter Chriſt zu ſterben, als zu leben unter dem Zorne Gottes, ſeiner Mutter und aller Heiligen". Hierauf ergriffen die Emirs den Patriarchen von Jeruſalem, einen Greis von achtzig Jahren, und zwangen ihn durch harte Martern, dem König zuzureden, die verlangten Verwünſchungen auszuſprechen. Ob jetzt der König wankte, iſt ungewiß. Joinville ſelbſt, ſein Begleiter und Lebensbeſchreiber, weiß es nicht genau: nur ſo viel ſetzt er hinzu, daß die Emirs mit dem Eide des Königs und ſeiner Großen endlich zufrieden waren. Demnach wurde nun ausgemacht, daß am Tage nach Himmelfahrt (Freytags den 6. Mai 1250) die Uebergabe von Damiatte und die Befreyung des Königs erfolgen ſollte. Hierauf gings zu Schiffe bis vor die Brücke von Damiatte, wo der König in einem, für ihn bereiteten Zelte abtrat.

In Damiatte hatten unterdeſſen die Zurückgebliebenen angſtvolle Tage verlebt, und vor allen die Königin **Margarethe**. Ihr Gemahl hatte ſie ſchwanger zurückgelaſſen, und ſie war der Entbindung nahe, als die Nachricht von ſeiner und ſeines Heeres Gefangennehmung in Damiatte eintraf. Doppelt ſtark fühlte ſie daher das Erſchütternde dieſer Nachricht. Namenloſer Schmerz ergriff ſie; Schreckbilder erfüllten ihren Geiſt und miſchten ſich in ihre Träume. Sie ſah Damiatte erobert, ſich ſelbſt von den Muſelmännern umringt, die kamen, um ſie gefangen zu nehmen; und ohne Unterlaß ſchrie ſie um Hilfe. Doch mitten in ihren Jammerſtunden entwickelte ſie eine ſeltene Hoheit und Stärke des Geiſtes. Das feindliche Heer näherte ſich der Stadt Damiatte; man wußte daſelbſt nicht, warum? Margarethe bebte, aber nicht aus Furcht vor dem Tode, ſondern aus Furcht vor Entehrung. Sie beſchwor einen achtzigjährigen Ritter, der bey ihr wachte, ihr, wenn die Muſelmänner Damiatte einnehmen würden, den Kopf abzuſchlagen, damit ſie nicht in ſchmähliche Gefangenſchaft geriethe. Der Ritter verſprach es. Bald darauf litt ſie die Schmerzen und Gefahren einer zu frühen Niederkunft. Sie gebahr einen Sohn, den ſie Johann Triſtan (den Jammerſohn) nannte, weil er unter Schmerz und Kummer geboren ward; und noch an dem Tage ſeiner Geburt hatte ſie neues Schrecken. Man meldete ihr, daß die Genueſer und Piſaner, und mit ihnen der größte Theil der chriſtlichen Einwohner den König verlaſſen und nach der Heimath zurückfliehen wollten. Geſchah dieß, ſo war Damiatte und die letzte Hoffnung zur Befreyung des Königs verloren. Margarethe ließ daher, ſo ſchwach ſie war, die Häupter der Piſaner und Genueſer vor ihr Lager kommen, und bat ſie in den rührendſten Ausdrücken zu bleiben. Aber die Eigennützigen waren nicht ſo leicht zu rühren. Sie ſchützten die Gefahren der Hungersnoth vor, denen ſie ſich bey längerm Verbleiben ausſetzen würden, und ließen ſich nicht eher dazu bewegen, als bis Margarethe verſprach ausreichende Lebensmittel ihnen zu verſchaffen, und ſie auf königliche Koſten zu unterhalten. Wirklich brachte ſie auch, ſobald ſie nur das Bette verlaſſen konnte, anſehnliche Summen zu dieſem Behuf zuſammen. Wie erfreulich mußte ihr nun, nach ſo vielen Schreckniſſen, die Nachricht ſeyn, ihr Gemahl ſey vor Damiatte angekommen. Dieſe Ankunft erſchien ihr als das Ende langer Leiden. Sie eilte daher noch vor der Uebergabe von Damiatte (am 5. Mai) mit ihrem Gefolge zu ihm und ſegelte dann vor ihm voraus nach Ptolemais. Die Augenblicke des Wiederſehens ehrt die Geſchichte durch ihr Schweigen: Auftritte dieſer Art laſſen ſich eher empfinden als ſchildern.

Ludwig ſelbſt hatte, ehe er nach Ptolemais abreiſen konnte, neue Schreckniſſe zu beſtehen. Nachdem nämlich am frühen Morgen des 6. Mai der edle Gottfried von Sergines Damiatte den Mamlucken übergeben hatte, verübten dieſe die ärgſten Unordnungen daſelbſt. Sie überfielen die Kranken, mordeten, plünderten und zündeten ein Feuer an, das drey Tage lang, vom Freytag, (den 6. Mai) bis zum Sonntag (den 8. Mai) wüthete. Zugleich verlangten auſſerhalb Damiatte's mehrere von den wildeſten Mamlucken, man ſolle jetzt da Damiatte zurückgegeben ſey, die franzöſiſchen Barone ſammt deren König tödten. Dieſes Verlangen fand Beyfall, und ſchon waren ſie mit den Gefangenen wieder auf dem Wege nach Manſura, als das Gefühl der Schändlichkeit eines ſo eidbrüchigen Beginnens und der Gedanke an den Verluſt des Löſegelds ihren wilden Sinn umſtimmte. Sie ließen die Schiffe zurückkommen, die Gefangenen ausſteigen und zum König hinführen, und geleiteten ihn ſelbſt bis zur öſtlichen Mündung des Nils, wo eine genueſiſche Galeere ihn aufnahm (den 6. Mai Abends). Ein Theil ſeiner Barone ſegelte ſogleich der Heimath zu; er aber, treu ſeinem Verſprechen, vor Entrichtung der Hälfte des Löſegelds Aegypten nicht zu verlaſſen, blieb an der Mündung des Nils, bis dieſe Summe bezahlt und ſein Bruder der Graf von Poitiers, den die Mamlucken als Unterpfand behalten hatten, zurückgegeben war. Am Sonntag Abends den 8. Mai war endlich das mit vieler Mühe zuſammengebrachte Löſegeld abgezahlt, der Graf von Poitiers in Freyheit geſtellt, und nun ſegelte Ludwig, ſeines Eides ledig, von dannen!

Nach einigen Tagen kam er glücklich nach Ptolemais, wo er von den Einwohnern mit großem Jubel empfangen wurde. Seine erſte Sorge war nun, die zweyte Hälfte des verſprochenen Löſegelds abzutragen, und alle muhamedaniſchen Gefangenen in Freyheit zu ſetzen. Aber die Mamlucken erwiederten ſeine Ehrlichkeit mit neuer Treuloſigkeit. Sie mißhandelten die Gefangenen und Kranken, zwangen mehrere zur Verleugnung des chriſtlichen Glaubens, und ſtatt 12000 Gefangener brachten ſeine Abgeordneten nur 400 zurück.

Ohne feſten Entſchluß für die Zukunft war **Ludwig** nach Paläſtina gekommen; denn jetzt erſt entſtand die Frage, ob er länger daſelbſt bleiben ſollte oder nicht. Die Lage ſeines Reichs und die dringenden Bitten ſeiner Mutter forderten ihn zur ſchleunigen Rückkehr auf; aber ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit und treue Sorge für die Seinigen hielt ihn zurück. Er glaubte ſeinem Gelübde noch nicht genug gethan zu haben; ſeine Gegenwart, meinte er ferner, ſey in Frankreich bey der trefflichen Reichsverwaltung ſeiner Mutter nicht ſo nöthig als in Paläſtina, das von treubrüchigen Ungläubigen bedroht werde; und was ſollte aus den Gefangenen und Kranken werden, wenn er ſich zurückgezogen hätte? Er beſchloß alſo zu bleiben; doch erlaubte er denjenigen, die dazu Luſt hätten, nach Hauſe zurückzukehren, und ließ ſogar ſeine Brüder, die Grafen von Anjou und Poitiers, abziehen (um Johannis 1250), damit ſie die bekümmerte Mutter tröſten und ihr im Fall eines Krieges beyſtehen möchten.

Jetzt entſchloſſen länger in Paläſtina zu bleiben, ſuchte er, um daſelbſt mit Nachdruck zu wirken, ein neues Heer zu ſammeln. Allein in Paläſtina konnte er nur wenige Mannſchaft anwerben, und aus Frankreich erhielt er keine Hilfe. Dagegen gaben ihm die Spaltungen, die wegen der Ermordung des ägyptiſchen Sultans, zwiſchen dem Sultan von Damaſcus, deſſen Verwandten, und den Mamlucken in Aegypten, deſſen Mördern, entſtanden waren, unerwartete Gelegenheit ſich wichtig zu machen. Beyde Partheyen bewarben ſich um ſeinen Beyſtand, und beyde verſprachen ihm den Beſitz von Jeruſalem. Die Verbindung mit dem Sultan von Damaſcus, Naſer Yuſuf, ſchien am vortheilhafteſten; ihm aber galt das Rechte mehr als das Vortheilhafte, und den in Aegypten eingegangenen Verbindlichkeiten getreu, erklärte er ſich für die Mamlucken, ſobald dieſe Geneigtheit zeigten, die verübten Treuloſigkeiten zu vergüten. Wirklich ſchickten ſie ihm zweyhundert Ritter nebſt vielen andern Gefangenen und erließen den noch rückſtändigen Theil des Löſegelds; auch lieferten ſie die Köpfe der getödteten Chriſten, die ſie auf den Mauern von Kairo aufgeſteckt, und alle Chriſtenkinder aus, die ſie zum Jslam gezwungen hatten. Aber einen weitern Vortheil hatte Ludwig von dieſer Verbindung nicht! Denn die hinterliſtigen Mamlucken täuſchten ihn mit leeren Beyſtandsverſicherungen, und verbanden ſich bald (1253) wider ihn, als ſie von dem Sultan von Damaſcus geſchlagen worden waren. Nun mußte er ſich begnügen, die Städte, die er im Beſitz hatte, als Ptolemais, Cäſarea, Jaffa und Seide (ſonſt Sidon) zu befeſtigen und zu vertheidigen. Dabey fand er Zeit nach mehreren heiligen Oertern, namentlich nach Kana, Nazareth und dem Berge Thabor zu wallfahrten. Nur nach Jeruſalem kam er nicht, entweder weil er den Verſprechungen des Sultans von Damascus, des damaligen Herren von Jeruſalem, nicht traute, oder aus Scheu einen Ort zu betreten, deſſen Wiedereroberung ihm unmöglich war.

So vergingen faſt drey Jahre, als ſich der Tod ſeiner Mutter, der Königin Blanca, ereignete. Sie erlag am 1. December 1252 der Laſt von Sorgen, die ihr Alter beſchwerten. Dieſe Nachricht erſchütterte den König aufs innigſte. In der Weisheit ſeiner Mutter hatte er die beſte Anleitung zur Verwaltung ſeines Reichs gefunden, ſie hatte ihm den Beſitz desſelben geſichert, und mit aller Ehrfurcht und Ergebenheit eines dankbaren Sohnes hatte er an ihr gehangen. Doch wie groß auch ſein Schmerz war, er überwand ihn durch den Glauben an Gottes ewige Güte und Weisheit. Als ihm der päbſtliche Legat, begleitet von ſeinem Beichtvater und dem Erzbiſchof von Tyrus die Trauerpoſt überbrachte, warf er ſich vor dem Altar ſeiner Hauskapelle, wo er ſich eben befand, auf die Kniee, faltete ſeine Hände, und ſprach unter Thränen und Schluchzen: "Dank ſey dir Gott, "daß du mir die geliebte Mutter ſo lange erhalten “haſt. Ich habe ſie, wie ſie es verdiente, über “alles in der Welt geliebt. Jetzt haſt du ſie zu “dir genommen — dein Name ſey gelobt in Ewig- “keit, Amen!” Der Legat ſprach ein kurzes Gebet für die Seele der Abgeſchiedenen. Ludwig verlangte allein zu ſeyn. Der Legat und der Erzbiſchof entfernten ſich; nur ſeinen Beichtvater hielt er zurück. Jetzt lag er im ſtummen Schmerz noch lange vor dem Altar, dann vollzog er mit ſeinem Beichtvater das gewöhnliche Todtenamt, und zwey Tage lang ſchloß er ſich in ſein Zimmer ohne jemand vor ſich zu laſſen. Auch ſeine Gemahlin wurde tief gerühret; doch nicht ſowohl wegen des Hinſcheidens ihrer Schwiegermutter (die Herrſchſucht derſelben hatte ihr oft wehe gethan) als vielmehr wegen des tiefen Leids, in welches ihr Gatte verſetzt war, und weil ſie es fühlte, daß ihre Tochter, die ſie in Frankreich unter Blancas Schutz zurückgelaſſen, eine treffliche Erzieherin an ihr verloren hatte.

Nachdem ſich Ludwig von ſeinem Schmerze wieder erholt hatte, konnte er ſich's nicht verbergen, wie nöthig jetzt, nach dem Tode ſeiner Mutter, ſeine Anweſenheit in Frankreich ſey. Schriftliche und mündliche Nachrichten, die er von dorther empfing, mußten ihn noch mehr davon überzeugen, und er faßte nun den Entſchluß zurückzukehren. Doch zögerte er faſt noch ein Jahr, um Paläſtina in beſſern Vertheidigungsſtand zu ſetzen; auch ließ er deshalb Gelder und Mannſchaften zurück, und den edeln Gottfried von Sergines als oberſten Befehlshaber zu Ptolemais. Erſt am 24. April 1254 ſegelte er mit etwa dreyzehn Schiffen von Ptolemais ab, begleitet von den Thränen, Gebeten und Segenswünſchen der Gläubigen, die im heiligen Lande zurückblieben.

Selbſt der päbſtliche Legat fühlte tief den Werth des frommen Königs und der Gottſeligkeit, die er um ſich verbreitete. Als ihm deſſen Entſchluß nach Frankreich zurückzukehren bekannt worden war, rief er deſſen Freund und Geſchichtſchreiber, den Seneſchall Joinville, in ſein Zimmer. Beyde waren allein. Da ergriff der Legat des Seneſchall's Hand und ſagte mit tiefer Rührung: "Ich freue mich und danke Gott, daß "ihr den großen Gefahren entgangen ſeyd, die euch "in dieſem Lande droheten; andrerſeits aber bin ich "ſehr traurig und bekümmert, daß ich nun nicht "mit euch guten und frommen Genoſſen werde ſeyn "können, ſondern hingehn muß an den Hof zu "Rom unter ſo geſetzloſe Leute, als es da giebt. "Aber ich ſage euch, mein Plan iſt, noch ein Jahr "in Ptolemais zu bleiben und all mein Geld aufzuwenden, um die Vorſtädte dieſer Stadt zu be-

"feſtigen, damit mir niemand den Vorwurf mache, "daß ich Geld mitnehme." Wie auffallend iſt dieſe offenherzige Aeuſſerung eines päbſtlichen Legaten im dreyzehnten Jahrhundert! Welches Licht wirft ſie auf die damaligen Sitten des päbſtlichen Hofes, und wie ſehr zeugt ſie von der Ehrfurcht, die ſich Ludwig und ſeine Begleitung durch Frömmigkeit erworben hatten!

Ludwig ſteuerte nun der Heimath zu, und gab auch unterwegs manchfaltige Beweiſe ſeiner Gottes- und Menſchenliebe. Mit beſonderer Erlaubniß des Legaten hatte er auf ſein Schiff geweihete Hoſtien genommen, um ſie im Nothfall an Sterbende zu vertheilen oder ſelbſt zu genießen, und täglich ließ er daſelbſt Gottesdienſt halten. Nahe bey Cypern gerieth ſein Schiff auf eine Sandbank. Alle Schiffsleute, ſeine Gemahlin und ſeine Kinder ſchrieen um Hilfe; er blieb gelaſſen und betete mit Inbrunſt bis das Schiff wieder flott wurde. Indeſſen hatte es einen gefährlichen Leck bekommen, und man rieth dem König ein andres zu beſteigen. Vergebens! Er ließ das beſchädigte Schiff ausbeſſern und blieb auf demſelben, weil er gern jede Gefahr mit den Seinigen theilte. Nicht lange darauf erhob ſich ein wüthender Sturm. Die Schiffsmannſchaft gerieth abermals in Furcht, nur er nicht; und als der Sturm vorüber war, ſchärfte er Rittern und Matroſen die Wahrheit ein, daß ein Chriſt mit ſchuldfreyem Herzen auch unter den größten Stürmen ruhig ſeyn könne. Endlich erreichte er Frankreich. Gern wäre er in dem Hafen zu Aiguesmortes, woher er abgefahren war, gelandet; aber er gab den Bitten ſeiner Gemahlin und Großen nach und ſtieg (am 11. Jul. 1254) auf den Hieriſchen Inſeln, die zum Gebiet ſeines Bruders, des Grafen von Anjou, gehörten, ans Land. Von da begab er ſich mit ſeiner Gemahlin nach St. Denys, um Gott öffentlich für die glückliche Rückkehr zu danken,, und dann nach Paris.

Lauter und herzlicher Jubel tönte ihm überall in Frankreich entgegen. Man ſah in ihm den Vater zu ſeinen Kindern zurückkehren, und vergaß über das Glück ſeiner Erhaltung die Größe des Verluſtes, den ſein Unternehmen gekoſtet hatte. Nur er allein blieb bey der allgemeinen Freude niedergeſchlagen und traurig. Bittrer Kummer laſtete auf ſeiner Seele. Sich ſelbſt, ſeine Thorheiten oder Sünden ſah er als die Urſache alles Unheils ſeines Kreuzzuges an. Tief ſchmerzte ihn der Verluſt eines geliebten Bruders und ſo vieler braven Ritter, und mit Wehmuth dachte er an die Unſicherheit, in der er das Chriſtenreich in Paläſtina verlaſſen hatte. Nie hatte er Kleiderpracht ge-

geliebt, aber jetzt, noch ſtrenger gegen ſich als je, entſagte er allem Prunk mit Gold und Scharlach; ging immer in Trauerkleidern, behielt das Pilgerkreuz an ſich, unterzog ſich den ſtrengſten Geißelungen, häufigen Faſten und andern Büßungen, und verdoppelte ſeine Wohlthätigkeit gegen Arme und Mönche. Mitunter ging ſeine Traurigkeit in Schwermuth über, und mehr als einmal faßte er den Gedanken der Welt zu entſagen und in ein Kloſter zu gehen.

Aber wie ſehr auch Traurigkeit ſein Gemüth erfüllte, ſo wenig vergaß er die Pflichten ſeines hohen Berufs; vielmehr war er recht eifrig befliſſen die Wohlfahrt ſeines Reiches, und, was ihm damit zuſammen zu hängen ſchien, die königliche Würde zu erhöhen.

Seine Nachbarn, die Könige von Aragonien und England bewog er zum Frieden. Mit Aragonien kam derſelbe im Jahr 1258, mit England im Jahre 1259 zu Stande, und durch beyde Friedensſchlüſſe verſchaffte er nicht nur ſeinem Staate von auſſen Ruhe und Sicherheit, ſondern auch ſeinen Beſitzungen einen erweiterten Umfang. Der König von Aragonien trat ihm gegen die Lehnsverbindlichkeit über Barcellona, Rouſſillon und Cerdagne, deren Behauptung für Frankreich unſicher war, die Anſprüche auf mehrere Grafſchaften im ſüdlichen Frankreich ab; der König von England aber mußte froh ſeyn, daß ihm von den großen Beſitzungen, die einſt ſeine Vorfahren und zuletzt noch ſein Oheim Richard Löwenherz inne gehabt hatte, das Herzogthum Guienne als franzöſiſches Kronlehen verblieb. Der franzöſiſche Staatsrath war zwar der Meinung, und wohl nicht mit Unrecht, Ludwig thue dem Reiche Schaden, daß er dem König von England dieſes Land gebe oder laſſe; er aber folgte nicht ſowohl den Forderungen der Politik als den Eingebungen ſeiner Gutmüthigkeit und Friedensliebe. "Ich wünſche", ſprach er, "Friede zu haben mit dem König von England, "denn er iſt mein leiblicher Vetter". Zugleich fühlte ſich ſein Stolz dadurch geſchmeichelt, daß der König von England, ſein Vaſall wurde. Denn bey aller Gutmüthigkeit vergab er nie etwas dem Anſehn ſeiner Krone, vielmehr brachte er daſſelbe theils durch Vereinigung beträchtlicher Lehen mit dem Kronlande, theils durch die Anſtalten, die er im Innern ſchuf, höher als irgend einer ſeiner Vorfahren. Auch vermehrte er den Glanz ſeines Hauſes durch vortheilhafte Verheurathungen ſeiner Kinder. Als ſeinem Bruder Karl, Grafen von Anjou, der Thron beyder Sicilien vom Pabſt angetragen wurde, ſträubte er ſich anfangs gegen dieſen Antrag: er hielt es für unrecht, ſeinem Hauſe das

Erbtheil eines andern anzueignen. Doch gab er ſpäterhin ſeine Einwilligung, vielleicht, weil er es für nützlich achtete, daß der herrſchſüchtige Geiſt ſeines Bruders auſſerhalb Frankreichs Beſchäftigung fände.

Auch auf andre Weiſe ſorgte Ludwig für den Wohlſtand ſeines Reiches. Ich will nicht erwähnen, was zu ſeiner Zeit als ſein höchſter Ruhm geprieſen wurde, daß er überaus wohlthätig war, große Güter an Mönche vertheilte, Arme und Kranke pflegte, Hospitäler und Klöſter baute. Denn wahre Fürſtengröße bewährt ſich nicht durch die Menge und Größe einzelner Wohlthaten, die oft unlauter in ihren Quellen und nachtheilig in ihren Wirkungen ſind, ſondern vielmehr durch rückſichtsloſe Handhabung der Gerechtigkeit, und durch weiſe Pflege aller der Mittel, wodurch Nachtheile verhütet und der Wohlſtand des Ganzen gefördert wird. Und wie ſchön und herrlich hat Ludwig in dieſer Hinſicht ſeine Fürſtengröße bewährt!

Vor allem ſah er auf Verbeſſerung der Gerechtigkeitspflege. Er ließ daher alle Beamte aufs neue ſchwören, gegen Unterthanen und Fremde, ohne Anſehn der Perſon Gerechtigkeit zu üben; er verbot den Richtern Geſchenke zu nehmen; er verordnete die Abſchaffung der gerichtlichen Zweykämpfe, pſe, und ſchuf ein Ober-Appellationsgericht, das anfangs bloß für ſeine Erblande beſtimmt war, bald aber ein allgemeiner Gerichtshof für das ganze Reich wurde, und zur Befeſtigung des königlichen Anſehns und der innern Ruhe ſehr vieles beytrug. Dabey ſah er genau auf die Befolgung ſeiner Befehle; er reiſte häufig im Lande umher, um mit eigenen Augen die Handhabung der Gerechtigkeit zu prüfen, ſaß öfters ſelbſt zu Gerichte, und hörte auf die Klagen eines jeden, auch des geringſten ſeiner Unterthanen.

Mit gleichem Eifer ſuchte er die inneren Fehden oder Privatkriege auszurotten. Bisher hatte es der höhere Adel als ein Vorrecht ſeines Standes angeſehn, ſich gegenſeitig zu bekriegen, wodurch das Reich zerrüttet, und jeder friedliche Verkehr geſtört ward. Ludwig ſchränkte daher erſt das Befehdungsrecht ein und gab dann im Jahre 1257 eine Verordnung, durch welche alle Privatkriege durchaus unterſagt wurden. Er erreichte ſeine Abſicht; dieſe Kriege ſtarben allmählich aus.

Auch auf das Polizeyweſen war ſeine Fürſorge hingerichtet. Er beſtrafte alle dem bürgerlichen Verein ſchädliche Verbrechen, als den Wucher, die Verfälſchung der Münze und des Gewichts; er vereinigte die Kaufleute und Handwerker zu Gilden

den oder Innungen; er ließ Heerſtraßen verbeſſern und durch Marechauſſeen (Landreiter) von Räubern und Landſtreichern reinigen. Selbſt ein Freund guter Sitten, ſuchte er gute Sitten auch um ſich zu verbreiten. Er verbot daher alle Hazardſpiele, unterſagte alles Anſtößige in den öffentlichen Schauſpielen, und befahl denen, die ſich zu Buhlerinnen herabwürdigen möchten, eine eigene Kleidung zu tragen und in beſondern Gaſſen zu wohnen.

Selbſt die wiſſenſchaftliche Bildung ſeines Volkes ließ er nicht unbeachtet. Denn auſſerdem, daß er zur Befeſtigung einer wohlgeordneten Rechtspflege das Geſetzbuch Juſtinians, das Corpus Juris, überſetzen ließ, gebührt ihm auch das Verdienſt die Sorbonne beſchützt und befeſtigt zu haben. Im Jahr 1253 war dieſer Verein von Gottesgelehrten, der nach ſeinem erſten Oberaufſeher Sorbon benannt wurde, zu Paris geſtiftet worden; Ludwig aber ertheilte demſelben im Jahr 1267 die königliche Beſtätigung und räumte ihm zur Unterſtützung armer Lehrer anſehnliche Gebäude ein. Auch legte er nach ſeiner Rückkehr aus dem Orient an ſeinem Hofe eine Bücherſammlung, beſonders in hiſtoriſcher und religiöſer Beziehung an, zunächſt zum eignen Gebrauch (er ſchloß ſich oft daſelbſt ein, um ruhig leſen zu können), aber gern ließ er auch Andre an den Schätzen derſelben Theil nehmen.

Bey der Beſchränkung, in der ſich damals die königliche Macht in Frankreich befand, hätte er unmöglich ſo vieles ausrichten können, hätte ihm nicht die Achtung und Liebe ſeines Volkes zur Seite geſtanden. Schon vor ſeinem Kreuzzug war dieſelbe groß; noch größer aber jetzt, da man ihn näher kennen lernte und ihn überall auf das Redlichſte, Uneigennützigſte und Frömmſte handeln ſah. Der einzige Vorwurf, den man ihm machte, war, daß er zu viel Zeit auf Andachtsübungen verwende. Er bemerkte darauf: "Man würde nicht "ſo hart über mich urtheilen, wenn ich eben dieſe "Zeit den Jagden, Turnieren und Glücksſpielen "hinopferte". Doch war er bey aller Strenge gegen ſich nicht mürriſch und zurückſtoßend, ſondern mild, freundlich und heiter im Umgang. Seine Unterthanen liebten ihn daher als einen weiſen, wohlwollenden Vater; ſeine Großen bezeigten ihm die größte Ergebenheit und unterwarfen ſich ſeinen Entſcheidungen. Mit allen Fürſten Europas lebte er in Frieden, und im Vertrauen auf ſeine Gerechtigkeit und Weisheit wählten ihn der König von England und deſſen Barone bey ihren Streitigkeiten zum Schiedsrichter. So wahr iſt es, daß die Tugend Rechte gewinnt, dergleichen die rohe Gewalt weder erlangen noch behaupten kann!

Glücklich hätte Ludwig ſeyn können; aber er war es nicht! Die düſtern Bilder ſeiner Einbildungskraft drängten ſich mitten in ſeine gemeinnützigen Beſchäftigungen. Bald quälten ihn die Nachrichten von erneuerten Bedrängniſſen des heiligen Landes, bald der Gedanke ſeinem erſten Gelübde nicht hinlänglich Genüge gethan zu haben (weshalb er auch das Kreuz noch immer nicht abgelegt hatte), bald die Begierde, die vorher erlittene Schmach auszutilgen. Immer heftiger wurde dadurch in ihm das Verlangen nach einem zweyten Kreuzzug, bis dasſelbe endlich zum feſten Entſchluß reifte. Nicht die traurigen Erfahrungen, die er auf ſeinem erſten Kreuzzuge erlebt, nicht die Verluſte, die er dadurch über Frankreich gebracht hatte, nicht Alter, nicht Schwächlichkeit — er ward allmählich unvermögend den Harniſch zu tragen und lange zu Pferde zu ſitzen — konnten ihn zurückhalten. Hartnäckig wie bey allem, wozu er ſich entſchloß, blieb er auch bey dieſem Entſchluſſe.

Zur Ausführung desſelben mußte zuerſt der Pabſt, der ſelbſt denſelben anfangs mißbilligte, gewonnen werden. Dann, als Clemens IV. ſeine Beyſtimmung ertheilt, und den Cardinal von St. Cäcilia, Simon von Brie, als Kreuzprediger nach Frankreich geſchickt hatte, machte Ludwig auf einer Reichsverſammlung zu Paris (25. März 1267) den geiſtlichen und weltlichen Großen ſeines Reichs ſein Vorhaben bekannt. Niemand widerſprach ihm; das Feuer, womit er redete, und noch mehr die Macht ſeines Beyſpiels und die Verehrung, die ihm alle zollten, riß ſie dahin. Und als nach ihm auch der päbſtliche Legat aufmunternde Worte geſprochen hatte, nahmen auſſer ihm und ſeinen drey Söhnen, Philipp, Johann Triſtan und Peter (der älteſte, Ludwig, war ſchon 1259, 16 Jahr alt, geſtorben), ſehr viele Grafen und Herren aus den Händen des Legaten das Kreuz. Noch mehrere folgten ſpäterhin. Nur der biedere und verſtändige Joinville wagte, jedoch vergebens, Gegenvorſtellungen zu machen.

Hierauf brachte Ludwig drey volle Jahre mit Vorbereitungen zu dieſem neuen Kreuzzuge hin, und mitten unter den Laſten, die er dadurch über Frankreich brachte, bewährte er aufs neue ſeine Regentenſorgfalt. Er brauchte zu dem Kreuzzuge ſehr große Summen, weil er Schiffe zur Ueberfahrt von den Venetianern miethen und eine Zahl von Herren und Rittern unterhalten mußte. Um nun dieſe Summen zuſammen zu bringen, mußten nicht nur die Geiſtlichen den Saladins-Zehnten erlegen, ſondern auch die Bürger und Landleute eine Kopfſteuer. Damit aber dabey auf eine gerechte Weiſe verfahren würde, ſo ließ der König aus jedem

dem Kirchſpiel mit Zuziehung des Pfarrers zwölf der rechtſchaffenſten Einwohner wählen, die, nach eidlicher Angelobung eines gewiſſenhaften Verfahrens, jeden Einzelnen nach ſeinem Vermögen ſchätzten, ſo wie ſie ſelbſt hernach durch vier andre geſchätzt wurden. Um ferner die Irrungen zu beſeitigen, in die er ſeit einiger Zeit mit dem Pabſte wegen Beſetzung geiſtlicher Stellen gerathen war, erließ er (im März 1268) die berühmte pragmatiſche Sanction, wodurch er die Freyheiten der gallicaniſchen Kirche beſtätigte, die Simonie ſamt andern Mißbräuchen bey Beſetzung geiſtlicher Stellen verbot und die Gelderpreſſungen von Seiten des Pabſtes unterſagte. Um drittens die Einrichtungen aufrecht zu erhalten, die er während ſeiner Regierung getroffen und gepflegt hatte, ließ er eine Sammlung von Geſetzen ausfertigen, die aus den Rechtsgewohnheiten Frankreichs, aus königlichen Befehlen, päbſtlichen Decreten und römiſchen Geſetzen zuſammengetragen war. Dieſe Sammlung, die er kurz vor dem Anfang ſeines zweyten Kreuzzugs im Jahre 1270 bekannt machen ließ, bekam den Namen Etablissemens de St. Louis, und kann als ein neues Geſetzbuch Frankreichs angeſehen werden. Zu Regenten während ſeiner Abweſenheit ernannte er den Abt Matthäus von St. Denys und den Grafen von Nesle, Simon von Clermont, zwey Männer von anerkannter Redlichkeit und Klugheit. Auch legte er, gleichſam im Vorgefühl ſeines nahen Todes, ſein Teſtament nieder, zu deſſen Vollziehern er einige Biſchöfe und Aebte ernannte.

Nach dieſen und ähnlichen Vorkehrungen begab er ſich nach St. Denys, um dort, wie vormals, den Pilgerſtab, die Pilgertaſche und die heilige Fahne ſamt dem prieſterlichen Segen zu empfangen. Er ſelbſt betete unter vielen Thränen für die Wohlfahrt ſeines Reichs, und empfahl es dem Schutz des heiligen Dionyſius. Die Nacht darauf brachte er im Gehölz bey Vincennes zu, wo er öfters Gericht gehalten hatte, und am andern Morgen ſchied er dort von ſeiner Gemahlin, die ihn dießmal nicht begleitete, und die er eben ſo wenig wiederſehn ſollte, wie vormals ſeine Mutter. Von da eilte er nach Aiguesmortes, wohin er abermals das Kreuzheer und die Schiffe der Venetianer (für den Mai 1270) beſchieden hatte. Er traf früher ein als die gemietheten Schiffe, und mußte mehrere Wochen lang auf deren Ankunft warten. Inzwiſchen beſchäftigte er ſich mit einer Vereinigung der griechiſchen und römiſchen Kirche; ſein Heer aber gerieth in blutige Streitigkeiten, die er nur durch ſcharfe Strafen beſeitigen konnte. Erſt am 2. Jul. 1270 ſegelte er mit 6000 Mann zu Pferd und 30000 Mann zu Fuß von Aiguesmortes ab, und landete, nachdem er zwey gefährliche Stürme beſtanden hatte, bey Cagliari auf Sardinien.

Bis dahin hatten die meiſten geglaubt, die Fahrt würde gerade auf Damiatte oder Ptolemais losgehen; jetzt aber erklärte Ludwig, er ſey entſchloſſen, ehe er nach Aegypten oder Paläſtina überſetzte, gegen Tunis zu ziehn. Zu dieſem Entſchluß bewog ihn einerſeits ſein Bruder Karl, ſeit 1266 König von Sicilien, der an den Tuneſern gefährliche Feinde hatte; andrerſeits trieb ihn die Hoffnung, den Sultan von Tunis, der ihm Geneigtheit fürs Chriſtenthum vorgeſpiegelt hatte, zur Annahme desſelben zu bewegen, ſobald er mit einem Heere vor Tunis erſchien. Und welche freudige Hoffnung für ihn, einen ſolchen Ungläubigen zur Taufe zu führen! Sollte aber auch dieſe Hoffnung fehlſchlagen, ſo ſchien die Einnahme des ſchwach befeſtigten und mit Schätzen reichlich angefüllten Tunis den Hauptzweck des Kreuzzugs zu erleichtern und zu befördern.

Demnach bereit zum Bekehren und zum Bekämpfen verließ er am 16. Jul. den Hafen von Cagliari. Am 20. Jul. drang er in den Meerbuſen, an deſſen innerſter Seite Tunis liegt, landete und eroberte das Schloß von Karthago (24. Jul.).

Jetzt hörte er, daß der Sultan, Abu-Abdallah, erklärt hatte, er werde, ſobald die Franzoſen ihn angreifen würden, alle Chriſten zu Tunis hinrichten laſſen. Damit verſchwand die Hoffnung, ihn zum Chriſtenthum zu bewegen. Ludwig beſchloß daher den Angriff auf Tunis. Gleichwohl verſchob er die förmliche Belagerung bis ſein Bruder der König von Sicilien angekommen ſeyn würde; und wie ſchädlich vormals das Zögern zu Cypern und Damiatte geweſen war, ſo ſchädlich wurde nun dieß Zögern vor Tunis. Die unaufhörlichen Angriffe der Muhamedaner ermatteten das chriſtliche Heer, und die unerträgliche Hitze bey ungeſunder Luft und verdorbenem Waſſer brachte eine tödtliche Krankheit unter dasſelbe, Gemeine und Vornehme wurden, wie vormals am Nilkanal, von der Seuche ergriffen und getödtet. Kummervoll ſah dieß Ludwig, aber noch ein herberer Schmerz war ihm beſchieden. Auch ſein zärtlich geliebter Sohn Johann Triſtan, jetzt Graf von Nevers, der ihm einſt in bittern Leidensſtunden zu Damiatte geboren worden war, ſtarb ihm dahin (3. Aug. 1270).

Bald darauf wurde er ſelbſt von der mörderiſchen Seuche ergriffen. Eine heftige Ruhr befiel ihn; doch ſuchte er ſich aufrecht zu erhalten, und übte, ſo lange er nur konnte, die Pflichten ſeines hohen Berufs. Endlich durch anhaltendes

Fieber geſchwächt, mußte er zu Bette bleiben. Jetzt die Annäherung ſeines Todes fühlend, rief er ſeinen Sohn und Nachfolger, **Philipp**, zu ſich, legte ihm die Pflichten, die er als Regent ausüben ſollte, ans Herz, und übergab ihm dazu eine Denkſchrift, die er kurz vor ſeiner Krankheit mit eigner Hand in franzöſiſcher Sprache aufgeſetzt hatte. Gebet, Geſang und Genuß des heiligen Abendmahls erfüllten die letzten Augenblicke ſeines Lebens. Dabey rief er, noch eingedenk jener Hoffnung, die ihn nach Tunis gezogen hatte, mehrmals aus: "Wir "müſſen alle Kräfte anſtrengen, daß der wahre "Glaube in Tunis gepredigt und befeſtigt werde". Ferner hörte man ihn (mitten unter den Anrufungen der Heiligen, und beſonders des Dionyſius, des Schutzpatrons der Könige Frankreichs) die Worte wiederholen: "Laß uns, Herr, das Glück "der Welt nicht achten und vor dem Unglück nicht "beben!" Auch betete er für das Heer, das er mit ſich geführt hatte: "Herr ſey deinem Volke Schutz "und Heil!" Als ſein letztes Stündlein kam, ließ er ſich auf ein Lager bringen, das mit Aſche beſtreut war, und mit ausgebreiteten Armen, wie der Gekreuzigte, die Augen himmelwärts gerichtet, liſpelte er noch leiſe die Worte Davids: "Herr, ich "will in dein Haus gehn; ich will beten bey deinem "heiligen Tempel; ich will deinen Namen ver"herrlichen!" Darauf entſchlief er ſanft und heiter am 25. Auguſt 1270, im ſechs und funfzigſten Jahre ſeines Alters und im vier und vierzigſten ſeiner Regierung. Wenige Augenblicke nach ſeinem Tode kam ſein Bruder Karl, König von Sicilien, mit friſchen Truppen vor Tunis an. Nun wurde das Ende des Kriegs beſchleunigt, und am 30. October mit dem Sultan Frieden geſchloſſen, worauf der nunmehrige König Philipp III. nach Frankreich zurückkehrte und die Gebeine des Verklärten in St. Denys beyſetzte.

Aus ſeinen Thaten mehr als aus ſeinen Worten wird der Menſch erkannt! Auch Ludwigs Thaten, ſo wie ſie hier geſchildert wurden, mögen zeigen, was er war, wie er dachte, und wie die Schwächen, die er an ſich trug, durch das Uebermaß ſeiner Tugenden überwogen wurden. Kann aber noch etwas ſeine Frömmigkeit und Regentenſorgfalt enthüllen, und zugleich die Achtung erhöhen, die ihm gebührt: ſo iſt es nicht die Menge der Wunder, die vielleicht nur gutmeinender Wahn ihm zuſchrieb, auch nicht die Heiligſprechung, die ihm im Jahr 1297 durch den Pabſt Bonifacius VIII. zu Theil wurde, ſondern die ſchon erwähnte Denkſchrift, die er auf ſeinem Sterbebette ſeinem Sohn und Nachfolger Philipp III. übergab. Ich füge ſie daher dieſer Lebensbeſchreibung bey, ſo wie der Ritter Joinville und der Mönch zu

St. Denys **Wilhelm von Nangis**, ſeine beyden älteſten Biographen, ſelbige aufbehalten haben:

"Vielgeliebter Sohn! das erſte, wozu ich dich ermahne, iſt, daß du den Herrn deinen Gott liebeſt von ganzem Herzen und nach allen deinen Kräften; denn ohne dieß giebt es kein Heil." — "Mein Sohn, du mußt dich hüten vor allem, wovon du weißt, daß es Gott mißfallen könnte, vorzüglich vor jeder Todſünde; eher müßteſt du jede Art von Pein erleiden als irgend eine Todſünde begehn." — "Schickt dir Gott irgend eine Trübſal, ſo ertrage ſie in Geduld und denke, daß ſie zu deinem Beſten gereicht, und daß du ſie vielleicht verdient haſt. Wendet dir dagegen der Herr dein Gott irgend ein Glück zu, ſo danke ihm demüthig dafür, und hüte dich, nicht zum Uebermuth oder zu irgend einem Fehler verleitet zu werden, da du Gott nicht trotzen noch ihn um ſeiner Gaben willen beleidigen darfſt." — "Ferner ermahne ich dich, oft zu beichten und dir verſtändige und rechtſchaffene Beichtväter zu wählen, die dir zu ſagen wiſſen, was du vermeiden und was du thun mußt. Du aber bezeige deinen Beichtvätern Ergebenheit, und am meiſten, wenn ſie dich freundſchaftlich und unbedenklich an deine Fehler erinnern." — "Höre gern und mit Andacht die heilige Meſſe und hüte dich, wenn du in der Kirche biſt, leichtſinnig umher

her zu blicken, oder Eitles zu reden, ſondern bete zu Gott mit Herz und Mund, und vorzüglich ſey andächtig bey Einſegnung des Leibes und Blutes unſers Herrn Jeſu Chriſti". — "Sey mitleidig gegen Arme, Elende und Niedergebeugte; hilf ihnen nach deinem Vermögen und tröſte ſie". *) — "Haſt du irgend einen Kummer auf dem Herzen, ſo entdecke ihn deinem Beichtvater oder irgend einem braven Mann, und du wirſt ihn leichter ertragen". — "Gehe gern mit guten Menſchen um, mögen es Geiſtliche, Mönche oder Weltliche ſeyn; rede gern mit ihnen, und hüte dich vor ſchlechten". — "Höre gern die Predigt und bewirb dich gern um den Ablaß unſrer heiligen Mutter der Kirche. Ueberhaupt liebe das Gute und haſſe das Böſe". — "Leide es nicht, daß in deiner Gegenwart verführeriſche oder ſchmähende Worte geredet werden. Noch weniger laß, ohne es zu ahnden, ein Läſterwort gegen Gott und die Heiligen von irgend jemand ausſprechen". — "Wegen aller Wohlthaten, die Gott über dich gehäuft hat, bezeige dich auf ſolche Art dankbar, daß du würdig ſeyſt immer größere zu empfahen". — "Uebe Recht und

---

*) Der Ritter Joinville ſetzt hier noch folgende Stelle hinzu: "Halte die guten Gewohnheiten deines Reichs aufrecht und verbeßre die ſchlechten. Hüte dich vor einem allzugroßen Gefolge, und lege deinem Volke nicht große Steuern und Abgaben ab, wofern nicht die höchſte Noth, dein Reich zu vertheidigen, es erfordert".

und Gerechtigkeit gegen deine Unterthanen, ſie mögen arm oder reich ſeyn. Schütze immer die Sache des Armen, bis du von ſeiner Schuld hinlänglich überzeugt biſt". — "Gegen deine Diener betrage dich ſo, daß ſie dich fürchten und lieben". — "Wenn jemand eine Klage gegen dich haben ſollte, ſo nimm deines Gegners Parthey, bis du der Wahrheit gewiß biſt; dann werden auch deine Räthe Gerechtigkeit in Schutz nehmen". — "Weißt du gewiß, daß du etwas beſitzeſt, was dir nicht zukommt, du magſt es von deinen Vorfahren oder unter deiner Regierung erlangt haben, ſo gieb es ſogleich zurück. Bey ſtreitigen Fällen laß die Wahrheit durch Verſtändige ausmitteln". — "Sorge dafür, daß alle deine Unterthanen in Gerechtigkeit und Friede leben, beſonders die Geiſtlichen und Mönche *). Von meinem Großvater dem König Philipp heißt es, daß einer ſeiner Räthe zu ihm ſagte: " "die Geiſtlichen thäten ihm großen Schaden durch Eingriffe in ſeine Rechte, und ſie müßten ſich wundern, wie er dieß leiden könne;" " worauf denn der König antwortete: " "Ich glaube wohl,

was

---

*) So ſchreibt der Mönch Wilhelm von Nangis; der Ritter Joinville aber ſchreibt: "beſonders die Städte und Gemeinden," und ſetzt hinzu, was jener nicht hat: "Erhalte ihnen die Rechte und Freyheiten, die deine Vorfahren ihnen verwilliget haben; denn ſind deine Städte reich und mächtig, ſo werden deine Feinde Bedenken tragen, dich anzugreifen und vorzüglich deine Großen und Barone".

was ihr ſagt, aber wenn ich an die Wohlthaten denke, die mir der Herr erzeigt hat, ſo will ich lieber unrecht leiden, als zwiſchen mir und der Kirche ein Aergerniß erregen" ". Liebe alſo, o Sohn, die Diener der Kirche und halte mit ihnen, ſo viel du kannſt, Frieden". — "Hilf armen Menſchen in ihren Bedrängniſſen und beſonders denen, durch welche Gott auf Erden geehrt wird". — "Ehre deine Eltern und achte auf ihre Befehle". — "Kirchliche Aemter verleihe nur würdigen Perſonen nach dem Rathe der Geiſtlichen" *). — "Hüte dich ohne wichtige Urſachen einen Krieg gegen irgend einen Chriſten anzufangen, und wenn es ſeyn muß, ſo wende wenigſtens von Unſchuldigen, von Kirchen und deren Eigenthum alle Bedrückungen ab. Die Kriege, die unter deinen Unterthanen entſtehen, lege ſo bald als möglich bey" **). — "Sorge dafür, daß du treue Beamte und Richter habeſt, und forſche fleißig darnach wie ſie ſich betragen. Auch deine Hausbedienten habe im Auge". — "Sey ehrerbietig und gehorſam gegen unſre Mutter die römiſche Kirche und gegen den Pabſt un-

---

*) Joinville ſchreibt: "nach dem Rathe verſtändiger Männer".

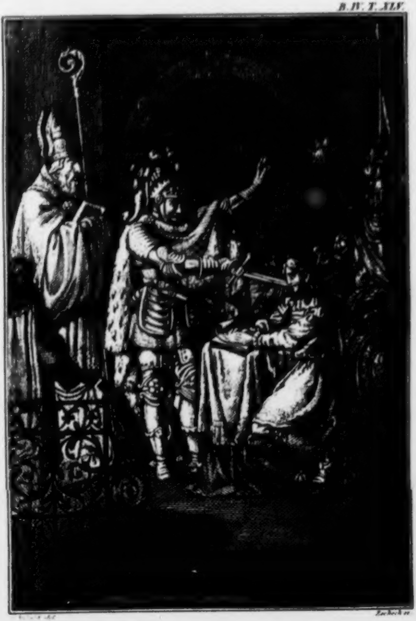
**) Der Mönch Wilhelm von Nangis ſetzt hier die Worte hinzu, die bey Joinville fehlen: "wie es der heilige Martinus that, der es für die Krone ſeiner Tugenden hielt, Eintracht unter Zwieträchtigen herzuſtellen".

unſern heiligen Vater" *). — "Strebe dahin, daß die Sünden von der Erde vertilgt werden, vornehmlich die Gotteslästerungen und Ketzereyen". — "Denke oft an alles Gute, was dir Gott gab, und ſey ihm dafür dankbar." — "Siehe darauf, daß der Aufwand in deinem Hauſe mäßig ſey." — "Schlüßlich bitte ich dich, lieber Sohn, daß, wenn ich todt bin, du getreulich für das Heil meiner Seele ſorgeſt durch Meſſen, Gebete, Fürbitten in allen Klöſtern und durch Almoſen." — "Endlich, o mein vielgeliebter Sohn, gebe ich dir allen Segen, den je ein guter Vater ſeinem Sohne geben kann. Möge die ganze Dreyeinigkeit und alle Heiligen dich vor jedem Uebel bewahren! Möge der Herr dir Gnade ertheilen, ſeinen Willen ſo zu thun, daß er durch dich verherrlicht werde, damit wir nach dieſem Leben zuſammen zu ihm kommen, und ihn ohne Aufhören in ſeinem himmliſchen Reiche fürchten, lieben und loben, Amen! Amen!"

Wer kann dieſe Denkſchrift leſen, ohne von Achtung ergriffen zu werden gegen einen Fürſten, dem Gottesfurcht und Regentenpflicht ſo heilig war, und der ſolche Tugenden auch auf ſeine Nachkommen zu vererben ſuchte?

---

*) Dieſer ganze Satz findet ſich nur bey dem Mönch, nicht bey dem Ritter.



[illegible] del. Zschoch sc.

Wilhelm von Holland
empfängt den Ritterschlag

X.

Das Ritterthum.

Eine der glänzendſten Erſcheinungen des Mittelalters iſt das Ritterthum, das in und mit den Kreuzzügen ſich vorzüglich erhob, ſich über alle germaniſchen Staaten verbreitete und ein Vereinigungs- und Bildungsmittel derſelben wurde. Wichtig iſt es daher, das Entſtehn, die Beſchaffenheit und den Erfolg desſelben näher kennen zu lernen.

I. Urſprung des Ritterthums.

Das Entſtehn der wichtigſten Anſtalten und Einrichtungen liegt im Dunkel. Gewöhnlich reifen ſie langſam und im Verborgnen; ihr ſtilles Werden entgeht der Geſchichte; erſt ihr Vorhandenſeyn wird von ihr aufgefaßt. So verhält es ſich auch mit dem Ritterthum. Erſt gegen Ende des eilften Jahrhunderts wird ſeiner in den Chroniken gedacht, und zwar als eines ſchon beſtehenden und aufgereiften Inſtituts. Nur Muthmaßungen ſind es daher, aber wahrſcheinliche, daß es aus dem kriegeriſchen Geiſte der Germanen und den Eigenthümlichkeiten des Lehnsweſens ſich entwickelte, durch die Kirche ſeine erſte Richtung, und durch die Bekanntſchaft mit Arabern und Normännern ſeine weitere Ausbildung erhielt.

Seitdem ſich nämlich in den germaniſchen Staaten unter den Einflüſſen des Lehnsweſens ein Adel erhoben hatte, war der angeſehenere Theil des Kriegsdienſtes auf denſelben übergegangen. Der gemeine Mann diente zu Fuß, aber der Adel zu Pferde, und das Streben nach kriegeriſchen Abenteuern, das vorher alle beſchäftigt hatte, war ſein beſonderes Eigenthum geworden. Sich im Frieden auf den Krieg vorzubereiten, auf Fehden auszuziehn, und Gefahren zu beſtehen, war ihm Geſchäft und Vergnügen. Dieſen kriegeriſchen Geiſt des Adels nahm die Kirche, die im Mittelalter alles leitete und ordnete, in Anſpruch, und gab ihm eine edle Richtung. Sie forderte die Fehdeluſtigen auf, Ungläubige zu bekämpfen, Gotteshäuſer und deren Diener zu beſchützen, Hilfloſe zu vertheidigen; und je mehr dieſe Aufforderungen dem Geiſte des Adels entſprachen, deſto bereitwilliger mochte ſich dieſer vereinigen, denſelben Folge zu leiſten. Solche Vereine aber mußten zu einer Zeit, wo man allerwärts zunftmäßige Verbindungen liebte, den Character einer Zunft annehmen, und ſo konnte man leicht darauf verfallen, Ritter (oder Meiſter), Knappen (oder Geſellen) und Edelknaben (oder Lehrlinge) bey denſelben zu unterſcheiden.

Tapferkeit und Religionseifer waren die erſten Elemente ſolcher Vereine; ſpäterhin kam dazu eine

Verfeinerung des Betragens, beſonders gegen das weibliche Geſchlecht, oder das, was man ſchwärmeriſche Liebe nannte. Hierzu ſcheinen vorzüglich Araber und Normänner beygetragen zu haben. Denn wie die phantaſiereichen Araber Heroismus mit einem Grad von Bildung verbanden, ſo verbanden auch die kühnen Normänner Liebe zu Abenteuern mit Hochachtung gegen edle Frauen. Gegen beyde Völker aber hatte der germaniſche Adel in Spanien, Frankreich und Deutſchland ſeit dem achten Jahrhundert langwierige und wechſelvolle Kämpfe zu führen, wodurch ſich von ſelbſt eine nähere Bekanntſchaft und damit ein Austauſch von Ideen und Sitten entwickeln mußte.

Auf ſolche Art ſcheint das Ritterthum in den Zeiten nach Karl dem Großen entſtanden zu ſeyn, und zwar in Frankreich und namentlich in deſſen ſüdlichen Theilen. Dort wenigſtens finden ſich die erſten Spuren davon. Beſonders aber wurde es während der Kreuzzüge erhoben. Denn durch dieſelben wurde dem ritterlichen Geiſte ein hohes Ziel aufgeſtellt, ſeinem Muthe, ſeiner Religioſität reiche Nahrung und volle Befriedigung geboten. Durch dieſelben verbreitete es ſich unter alle germaniſchen Nationen; ja es fand ſogar bey den Morgenländern Eingang und Achtung. Wer etwas bedeuten wollte, ſtrebte nach Ritterwürde; ſelbſt regierende

Fürſten bewarben ſich um dieſelbe. In der zweyten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, als die Kreuzzüge noch in hohem Anſehn ſtanden, waren die erſten Fürſten Europas, ein Friedrich Barbaroſſa, ein Philipp Auguſt, ein Richard Löwenherz, die erſten Ritter.

II. Beſchaffenheit des Ritterthums.

Man iſt geneigt das Ritterthum der Germanen der Heroenzeit der Griechen gleichzuſtellen; doch haben beyde Erſcheinungen genau genommen, nur den Drang nach auſſerordentlichen Thaten und die Aeuſſerung einer ſeltnen Kraftfülle mit einander gemein, ſind aber in ihrem Entſtehn, in ihrer Richtung und in ihrer Beſchaffenheit verſchieden.

Das griechiſche Heroenalter erſchien, als die Griechen aus dem Zuſtande der Rohheit in den der Cultur übertraten, oder auſſer Körperkräften noch etwas Höheres zu achten anfingen; das Ritterthum der Germanen aber tritt zu einer Zeit hervor, wo ſchon große Vorſchritte in der Bildung der Staaten geſchehen, wo Ideen ſchon herrſchend geworden waren. Ferner, das Streben der Heroen ging nur darauf, Länder von Ungeheuern und Räubern zu reinigen, oder Sicherheit und Wohlſtand des Lebens zu befördern; das Ritterthum aber hatte zum Zweck, die Religion zu beſchützen, edle Frauen zu vertheidigen und das Recht zu behaupten. Und wie verſchieden iſt die Beſchaffenheit beyder Erſcheinungen! Wahr iſt es, auch die Heroen erhielten einige Bildung (namentlich wird in den griechiſchen Mythen Chiron als Bildner mehrerer Heroen geprieſen); wahr iſt es, auch bey ihnen unterſchied man die Thaten vollbringenden Heroen von ihren Waffenträgern, wie bey dem Ritterthum die Ritter und Knappen; und die Nationalſpiele der Griechen laſſen ſich mit den Turnieren der Germanen vergleichen. Dagegen waren alle Förmlichkeiten, dergleichen das germaniſche Ritterthum an ſich trug, dem griechiſchen Heroenalter durchaus fremd! Nie bildete dieſes eine geſchloſſene Zunft, nie war es auf einen beſtimmten Stand beſchränkt, nie bedurfte es, um unter der Zahl der Heroen zu glänzen, einer feyerlichen Aufnahme, wie bey den Rittern der Germanen.

Hier nämlich mußten die, welche ritterbürtig heißen wollten, anfangs durchaus aus dem Adelſtande ſeyn, wenigſtens vier Ahnen aufzuweiſen haben, und anſehnliche Güter beſitzen. Erſt in der Folge konnten ehrenwerthe Kriegsmänner überhaupt, ohne Rückſicht auf Herkunft und Reichthum, Ritterwürde erlangen; ja im dreyzehnten Jahrhundert wurden manchmal auch denen, die bürgerliche Gewerbe trieben, ritterliche Ehren zugeſtanden.

Zur Erlangung der Ritterwürde gehörte gewöhnlich eine lange Vorbereitung und feyerliche Aufnahme. Schon in ſeinem ſiebenten Jahre wurde der Knabe, der einſt Ritter werden ſollte, aus dem väterlichen Schloſſe auf die Burg eines angeſehenen Ritters gebracht, wo er als Edelknabe oder Page aufwartete und die erſten Reiterkünſte erlernte. Im vierzehnten Jahre ſeines Alters wurde er wehrhaft gemacht, d. h. vor dem Altar mit dem Wehrgehänge umgürtet *). Hiermit trat er in den Stand der Knappen. Nun mußte er die früherhin begonnenen Roß- und Kampfsübungen weiter fortſetzen, und dem Ritter, dem er diente, immer zu Handen ſeyn. Er mußte deſſen Stall und Rüſtung unter Aufſicht nehmen; mußte ihm das Streitroß vorführen; mußte ihn zu allen Kämpfen begleiten, im Gefechte hinter ihm halten, und ihn bey feyerlichen Gelagen und in vertraulicheren Kreiſen bedienen. Eine gelehrte Bildung erhielt er nicht (ſehr wenige Ritter konnten ſchreiben); nur für Ritterehre und Ritterpflicht ſuchte man ſein Gemüth zu begeiſtern, und dazu ſchien hinreichend der Dienſt, den er leiſtete, das Beyſpiel, das ihm

vor-

---

*) Das Wehrgehänge machte einen unterſcheidenden Vorzug des Adels aus. Kaiſer Friedrich I. unterſagte den Stande der Bauern das Tragen deſſelben. Kaufleute durften zu ihrer Sicherung auf Reiſen Schwerter führen, aber nicht am Wehrgehänge, ſondern ſie mußten ſelbige neben dem Sattel herab hängen laſſen.

vorleuchtete, und alles, was er an den Rittertafeln von beſtandenen Abenteuern und Heldenthaten hörte. Doch ertheilte man ihm bisweilen auch beſondere Aufgaben, um ihn zum Gehorſam gegen beſtehende Regeln oder zur Ehrerbietung gegen edle Frauen zu gewöhnen. Manche dienten ihr ganzes Leben hindurch als Knappen; gewöhnlich aber wurde der Knappe nach denen ſieben Jahren, alſo im ein und zwanzigſten Jahre ſeines Alters, unter die Ritter aufgenommen.

Dieſe Aufnahme geſchah immer in Gegenwart von Zeugen, aber bald mit, bald ohne große Feyerlichkeiten. Wurde z. B. ein ausgezeichneter Kriegsmann entweder vor einer ſchwierigen Schlacht zur Ermunterung, oder nach einem gewonnenen Siege zur Belohnung unter die Ritter aufgenommen, ſo geſchah dieß bloß durch den Ritterſchlag. Ganz anders war es, wenn dieſe Aufnahme auf eine feyerliche Weiſe vollzogen wurde. Da bereitete ſich der Knappe durch Baden, Faſten, Beten, Genuß des heiligen Abendmahls und Wachen in einer Kirche dazu vor. Kam dann der feyerliche Tag, ſo mußte er, angethan mit einem weißen Gewande und umgeben von Zeugen oder Pathen vor ſeinem Erhörer (d. h. dem, der ihm Ritterwürde ertheilen wollte) erſcheinen, und knieend um Ertheilung derſelben bitten. Hierauf ließ ihn der Erhörer, nach einer vorausgeschickten Ermahnung, den Rittereid schwören, der die allgemeinen Ritterpflichten umfaßte, und ertheilte ihm dann unter Anrufung Gottes den Ritterschlag, entweder einen Backenſtreich, oder gewöhnlicher drey Schläge mit dem flachen Schwerte auf den Hals oder die Schultern — vielleicht eine Andeutung, daß dieß die letzte Beleidigung ſey, die er geſetzmäßig dulden dürfe. Geſchenke an das Volk und die Kirchen, ferner Ritterſpiele, Schmauſerey und Ball ſchloſſen gewöhnlich die Feyer eines ſolchen Feſtes. Auch pflegte es zu geſchehen, daß der neue Ritter mehreren anweſenden Knappen, als ein Zeichen ſeiner nunmehrigen Befugniß, den Ritterſchlag ertheilte.

Als ein beſonderes Beyſpiel von der feyerlichen Ertheilung der Ritterwürde führe ich folgende Beſchreibung von der Art und Weiſe an, wie Graf Wilhelm von Holland dieſe Würde erhielt, wobey freylich, wie der Verfaſſer dieſer Beſchreibung meldet *), einiges den herrſchenden Gebräuchen entgegen und der Zeitumſtände wegen abgekürzt war.

Als Graf Wilhelm von Holland, erſt zwanzig Jahr alt, im Jahr 1247 in der Gegend von Cöln

zum

---

*) Joh. de Beka, Chronicon Ultrajectinum, Ultrajecti 1643 pag. 77.

zum deutſchen König erwählt worden war, ohne noch ſeiner Jugend wegen Ritterwürde erhalten zu haben, ſo ließ er ſich gleich nach ſeiner Wahl in Cöln zum Ritter ſchlagen. Die daſige Kirche ward zu dieſer Feſtlichkeit eingerichtet. Darauf führte an dem beſtimmten Tage der König von Böhmen, Ottokar I., den Grafen Wilhelm als Knappen zu dem Cardinal Petrus, der im Feſtgepränge ſeiner Würde am Altar Meſſe las, und redete ihn folgendermaßen an: "Eurer Herrlichkeit, "gütiger Vater, ſtellen wir dieſen auserwählten "Knappen vor, bittend, eure väterliche Liebe möge "ſein Gelübde annehmen, damit er unſrem Ritter"ſtande würdig beygeſellt werde." Der Cardinal ſtellte nun dem Knappen die Pflichten eines Ritters vor. "Wer Ritter ſeyn will," ſprach er, "muß "hochherzig, adelig, reichlich, trefflich, und wacker "ſeyn; und zwar hochherzig im Unglück, adelig dem "Geblüte nach, reichlich in Rechtſchaffenheit, treff"lich im Umgang, wacker als Mann. Ehe du nun "dein Gelübde ablegſt, ſo höre mit Nachdenken die "Förderung der Ritterregel. Das aber iſt Ritter"regel: zuerſt mit andächtiger Erinnerung an die "Leiden unſers Herrn täglich die Meſſe zu hören; "dann, für den katholiſchen Glauben kühnlich Ge"fahren zu beſtehen, die heilige Kirche ſamt ihren "Dienern von jedem Wütherich zu befreyen, die "Witwen, Waiſen und Unmündigen in ihren Drangſalen zu beſchützen, ungerechte Kriege zu vermeiden, unbillige Dienſte zu verſagen, für die Errettung jedes Unſchuldigen in den Kampf zu gehen, die Turniere (oder Waffenübungen, tirocinia) nur ritterlicher Uebung wegen zu beſuchen; dem römiſchen Kaiſer oder deſſen Stellvertreter ehrerbietig in weltlichen Dingen zu gehorchen, das Reich unangetaſtet zu laſſen, die Lehnsgüter des Königs- und Kaiſerthums nicht zu veräuſſern, und untadelig vor Gott und Menſchen in dieſer Welt zu leben. Wirſt du dieſe Ordnungen der Ritterregel gebührend beobachten und nach Kräften genau erfüllen, ſo wiſſe, daß du zeitliche Ehre hier auf Erden und nach dieſem leben ewige Ruhe im Himmel erwirbſt". Nach dieſen Worten legte der Cardinal beyde Hände des Knappen auf das Evangelienbuch und ſprach: "Willſt du alſo dem Ritterſtand im Namen des Herrn gebührend beytreten, und die Regel, die ich dir wörtlich vorgelegt habe, ſo viel du kannſt, erfüllen?" "Ich will es", erwiederte der Knappe. Darauf gab ihm der Cardinal folgendes Bekenntniß, welches der Knappe laut und öffentlich ablas: "Ich, Wilhelm, Graf von Holland, Heerführer und des heiligen Reichs freyer Vaſall, bekenne eidlich Beobachtung der Ritterregel in Gegenwart meines Herrn des Cardinals und apoſtoliſchen Geſandten Petrus, bey dieſem Evangelienbuche, das ich mit meiner

"Hand berühre". "Dieſes fromme Gelöbniß", fügte der Cardinal hinzu, "ſey dir eine Erlaſſung deiner Sünden, Amen!" Hierauf führte der König von Böhmen den Ritterſchlag gegen den Hals des Knappen, unter folgenden Worten: "Zur Ehre des allmächtigen Gottes weihe ich dich zum Ritter und nehme dich mit Freuden in unſre Zunft; aber merke es dir, da der Heiland der Welt für dich vom Hohenprieſter Hannas Backenſtreiche empfangen hat, vom Landpfleger Pilatus aber verhöhnt, gegeißelt und mit Dornen gekrönt, vom König Herodes mit einem Schleppgewand angethan, und vor allem Volke nackt und verwundet ans Kreuz geſchlagen worden iſt: ſo rathe ich dir, an ſeine Schmach zu denken, ſein Kreuz auf dich zu nehmen, und ſeinen Tod zu rächen" *). Als nun dieß alles ſamt der Meſſe vollendet war, vollzog der neue Ritter, unter dem Geſchmetter der Trompeten und Pauken, mit dem Sohne des Königs von Böhmen erſt ein dreymaliges Lanzenſtechen, dann eine Waffenprobe mit blitzenden Schwertern. Auch hielt er mit großen Koſten drey Tage nach einander Hof, und machte unter reichlichen Geſchenken an die geſammten Fürſten ſeine Erhebung kund.

Die Waffen, mit denen ein neuerkorner Ritter geſchmückt wurde, waren: das Schwert, goldne Sporen, Helm und Harniſch, Schild und Lanze,

---

*) Hierher gehört das Kupfer, Taf. XLV.

Streitkolben und Dolch. Alle dieſe Waffen haben eine ſymboliſche Deutung erhalten. Das Schwert ſagt man, war, als ein Kreuz geſtaltet, ein Zeichen, daß der Ritter Gerechtigkeit ſchützen und handhaben, die goldnen Spornen ein Zeichen, daß Achtungswürdiges ihn zu Thaten antreiben ſollte; der Helm ſollte Scham und Demuth, der Harniſch ein Bollwerk gegen Laſter bezeichnen; der Schild an die Pflicht, Unſchuldige zu beſchirmen, die Lanze, weil ſie gerade iſt, an die Pflicht, Wahrheit zu reden, erinnern; der Streitkolben ſollte auf die Stärke des Muthes; der Dolch (ein kurzes Schwert, Misericorde genannt, wozu der Ritter griff, wenn Schwert und Lanze nicht mehr ausreichten) auf die Barmherzigkeit Gottes hindeuten. Allein ſehr wahrſcheinlich iſt, daß man erſt in ſpätern Zeiten, als das Ritterthum in ſpielende Tändeley überging, auf ſolche Deutungen verfiel. Urſprünglich mochten jene Waffen nichts anders als die vollſtändige Rüſtung eines Ritters bezeichnen.

Pflichtvergeſſene Ritter zogen ſich nicht nur öffentliche Verachtung zu, ſondern ſie konnten auch ihrer Würde entſetzt und auf mannichfaltige Weiſe beſchimpft werden. Dagegen genoſſen die Ritter, die den beſchwornen Pflichten treu blieben, hohe Achtung und vielerley Rechte. Ihr Wort galt ſtatt des Eides; ſie durften nur von Rittern gerichtet werden, durften nach vorausgegangener Ankündigung ging Andre befehden, durften Knappen die Ritterwürde ertheilen, Ritter und Knappen in ihrem Gefolge haben, an Höfen und Turnieren erſcheinen, goldene Spornen tragen, ihren Harniſch, Helm und Schild mit Gold auszieren, Wetterfahnen auf den Thürmen und Helmzierden über den Thoren ihrer Burgen aufſtellen. Auch führten ſie den Titel "Herr", den ſie ihren Namen vorſetzten, während jeder andre von hohem Adel, der nicht Ritter war, nur "Jungherr" oder "Junker" heißen durfte.

Alle Ritter waren eigentlich einander gleich, doch machte man in der Folge und namentlich in Deutſchland einen Unterſchied. Man nannte Würdigſte die, welche am heiligen Grabe, Theuerſte, welche auf Pilgerreiſen, Beſte, welche bey der Kaiſerkrönung zu Rom, Geſtrengſte, welche auf Schlachtfeldern zur Ritterwürde gelangt waren. Irende Ritter aber hießen diejenigen, die aufs Gerathewohl umherzogen, um ihre Begierde nach Abenteuern zu befriedigen. Auf Burgen und in Klöſtern fanden ſie freye Herberge und Zehrung; mitunter war auch der Baum im Walde ihr Obdach, und rohes Fleiſch mit Salz beſtreut ihre Mahlzeit (Atzung). Dergleichen Ritter gab es vorzüglich in Spanien, hin und wieder in Frankreich, ſeltner in Deutſchland.

Zur Ausbildung und Befeſtigung des Ritterthums trugen die glänzenden Waffenſpiele oder Ritterfeſte, Turniere genannt, vornehmlich bey. Denn wie ſie darauf abzweckten, zum Kriege vorzubereiten, Geſchicklichkeit im Reiten und Kämpfen zu bewähren, und zur Uebung der ritterlichen Tugenden, beſonders der Artigkeit gegen Frauen (Galanterie), zu ermuntern; ſo dienten ſie auch dazu, den Ritterſtand von andern Ständen zu unterſcheiden, ihn in ſeinem höchſten Glanze zu zeigen, und ihm Vergnügen und Ehre zu gewähren. Eben darum wurden ſie ſo ſehr geliebt. Wo nur die Ritterſchaft blühete, blüheten auch die Turniere, und noch gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts waren ſie eine Stütze des hinſinkenden Ritterthums.

Wie ſie entſtanden, iſt ungewiß. Einer oft wiederholten Sage zufolge ſoll der deutſche König Heinrich I. ſie geſtiftet haben. Allein die Reiterübungen, die er veranſtaltete, um ſeine Deutſchen zum Kampf gegen die gefürchteten Ungern vorzubereiten *), waren noch keine Turniere, obſchon ſie denſelben zur Vorſchule dienen konnten, ſo wie die altdeutſchen Waffenſpiele, deren Tacitus erwähnt. Die eigentlichen Turniere kamen in Frankreich auf, und zwar im eilften Jahrhundert, als ſchon das Ritterthum ſich gebildet hatte. Zwey Chroniken

nen-

*) S. hiſtor. Bilderſaal Th. III. S. 230

nennen den franzöſiſchen Ritter Gottfried von Preuilly, der im Jahr 1066 ſtarb, als Urheber derſelben, und (was noch mehr ihren franzöſiſchen Urſprung beſtätigt) gewöhnlich wurden ſie im Mittelalter franzöſiſche Kampfſpiele (conflictus, s. ludi gallici) genannt. Erſt während der Kreuzzüge wurden ſie in Deutſchland unter Kaiſer Friedrich I., und in England durch Richard Löwenherz eingeführt. Nach Italien kamen ſie im dreyzehnten Jahrhundert durch den Bruder Ludwigs des Heiligen, Karl von Anjou, als dieſer im Jahr 1266 König beyder Sicilien wurde. Auch Conſtantinopel lernte ſie während der Kreuzzüge kennen, und im vierzehnten Jahrhundert, als durch die Vermählung der franzöſiſchen Prinzeſſin Johanna mit dem oſtrömiſchen Kaiſer Andronikus Paläologus viele ſavoyiſche und franzöſiſche Ritter nach Conſtantinopel kamen (1326), wurden ſie häufig daſelbſt gehalten.

Vollzogen wurden ſie mit großer Pracht und vielen Förmlichkeiten, aber nicht überall auf gleiche Weiſe, und wahrſcheinlich anfangs einfacher als in ſpäteren Zeiten. Allein da die Turniergebräuche erſt im funfzehnten Jahrhundert aufgezeichnet wurden, und bloß, wie ſie damals waren, nicht, wie ſie das wurden, was ſie waren: ſo läßt ſich nicht angeben, wie ſie ſich allmälich entwickelten, und wir müſſen uns begnügen, nur das Wichtigſte, was wir von denſelben wiſſen, aufzuſtellen. *)

Ein Turnier wurde von regierenden Fürſten oder von der ganzen Ritterſchaft eines gewiſſen Diſtricts veranſtaltet, gewöhnlich bey großen Städten und im Anfange des Frühlings oder im Spätherbſt. Auserwählte Turniervögte oder Turnierwächter, gewöhnlich die bewährteſten Ritter, mußten die dazu nöthigen Vorkehrungen treffen, was man "Turnierlegen" nannte. Sie mußten Ort und Zeit des Turniers lange vorher dem turnierfähigen Adel verkündigen laſſen; ſie mußten vor der Stadt, wo das Turnier gehalten werden ſollte, den Turnierhof einrichten, mit doppelten Schranken für die Turnierer und mit Gerüſten für die Frauen und andern Zuſchauer; in der Stadt aber einen Tanzſaal

---

*) Wer mehreres als hier mitgetheilt werden kann, über die Art und Weiſe, wie Turniere vollzogen wurden, zu wiſſen verlangt, den verweiſe ich auf das Turnierbuch von Georg Rurner, "darin alle Turniere in Deutſchland beſchrieben werden, imgleichen was für Fürſten, Grafen, Freyherren, Ritter und Adelige einen jeglichen beſucht haben" (die zweite Auflage dieſes Turnierbuchs erſchien im Jahre 1566 durch Sigmund Feyerabend, Bürger und Buchhändler zu Frankfurt am Main) — und auf die "Beſchreibung der Turniere vom König von Sicilien, Renatus von Anjou", aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, wovon Wilken in den Studien (Th II., S. 168 — 223) einen Auszug geliefert hat. Beyden Werken bin ich hier gefolgt.

ſaal und deſſen Ausſchmückungen beſtellen, und den Rath der Stadt um freyes Geleit und Herberge für die Turnierer, und um Herbeyſchaffung ausreichender Lebensmittel anſprechen. Letzteres war um ſo nöthiger, je größer die Anzahl derer war, die aus nahen und fernen Gegenden zu einem Turnier herbeyſtrömten. So war z. B. (wie Rürners Turnierbuch meldet) bey dem Turnier, das Kaiſer Heinrich VI. im Jahre 1198 zu Nürnberg hielt, außer dem Kaiſer, 13 Fürſten, 29 Grafen, 13 Freyherren, 68 Ritter, 497 Edle; zuſammen 620, "die alle in dieſem Turnier ſelbſt geritten, ohne andre Grafen, Ritter und Adelige, die als Diener der Fürſten auf bemeldeten Turnierhof geweſen ſind und turniert haben." ;,Desgleichen waren hier 7 Fürſtinnen, 15 Gräfinnen; 6 Landfrauen und 148 geſchmückte Frauen und Jungfrauen von Adel." Vorzüglich drängten ſich junge Ritter zu den Turnieren, weil ſie hier vor den Augen der edelſten Geſchlechter Gelegenheit fanden, ihren Ruhm zu gründen oder zu befeſtigen.

Wenn nun an dem beſtimmten Tage die Turnierer eingezogen waren, ſo wurde am folgenden Tage zur Beſetzung der Turnierämter geſchritten. Denn auſſer den Turniervögten gab es daſelbſt Herolde, deren Oberhaupt der Wappenkönig und deſſen Untergeordnete Perſevanten hießen; Ehrenritter

ter und Ehrenknappen für die Frauen, von denen einer ein Gewand an ſeinen Lanzenſchaft bekam, um es auf den Ritter, dem die Frauen im mißlichen Gefechte Schonung angedeihen ließen, zu ſenken; ferner Ritter, welche innerhalb der Schranken bey den Seilen hielten, wo die Turnierer den Anfang des Kampfes erwarten mußten; dann Grieswärtel die auf dem Gries oder Kampfplatz die allzuheftigen Kämpfer auseinander zu bringen hatten; und endlich Prügelknechte, zur Beſtrafung der Unwürdigen und um das Volk in Ruhe zu halten.

Waren die Turnierämter beſetzt, ſo folgte die Helmſchau. Die Turnierer ließen ihre Helme und Paniere an einem öffentlichen Orte, gewöhnlich da, wo die Turniervögte wohnten, aufſtellen; die Frauen und Jungfrauen aber nahmen, von Ehrenrittern und Herolden geführt und begleitet, die aufgeſtellten Kleinodien in Augenſchein. Drey- oder viermal zogen ſie durch die Reihen derſelben, und bey jedem Helm rief ein Herold den Namen des Ritters, dem ſelbiger gehörte.

Verbunden mit dieſer Helmſchau war die Prüfung der Turnierfähigkeit. Turnieren durfte nämlich nur ein Ritter, der wenigſtens vier Ahnen aufzuweiſen und ſeinen Adel nicht durch Mißheurath, noch durch unedles Betragen entehrt hatte. Fand ſich nun, daß ein Ritter dieſen Bedingungen nicht entſprochen hatte, ſo wurde er, nach dem Ausſpruch der Turniervögte, des Turnierns für unwürdig erklärt und mit Hohn und Spott zurückgewieſen. Sein Helm ward auf die Erde geworfen, oder das Pferd wurde ihm genommen, oder er wurde mit Kolben geſchlagen oder mit dem Sattel auf die Schranken geſetzt u. ſ. w. Nur die Fürbitte der Frauen konnte ſein Schickſal erleichtern.*)

An die Helmſchau ſchloß ſich endlich auch die Helmtheilung. Beſtimmt wurde nämlich ob die Ritter zu Einem Kampfe zugelaſſen oder zu mehreren abgeſondert werden ſollten; dann, welche Haufen oder einzelne Paare, und in welcher Ordnung, gegen einander kämpfen ſollten. Darauf wurden, wenigſtens auf deutſchen Turnieren, die Turniergeſetze verleſen, und der Turniereid geſchworen. Durch denſelben verpflichtete ſich jeder Ritter, nicht mit einem biſſigen oder ſchlagenden Pferde in den Schranken zu erſcheinen; keine andre als landesübliche Waffen zu führen; mit dem Schwerte nur zu hauen, nicht zu ſtechen; die Hiebe nicht gegen den Unterleib, ſondern gegen den Oberleib, der mit dem eiſernen Harniſch, oder gegen das Geſicht, das mit dem eiſernen Viſir verwahrt war, zu richten; einen Ritter, dem im Gefecht der Helm abfiel, nicht eher zu berühren, als bis er denſelben wieder aufgeſetzt habe; und niemand zu ſchlagen, als wer der Strafe empfohlen ſey.

---

*) Im Jahr 1485 vereinigte ſich der Adel vom Rheinſtrom, Franken, Schwaben und Baiern, der in Anſehung der Turniere in beſonderer Verbindung ſtand, in Heilbron zu einer Turnierordnung. Kraft derſelben ſollte jeder Ritter, der einen Meineid auf ſich geladen, ein falſches Zeugniß abgelegt, aus dem Treffen gelaufen, eine fromme Jungfrau oder unbeſcholtene Ehefrau mit Worten oder Werken verunehrt, oder ſeinen Adel mit Straßenraub, Mord, Verrätherey und dergleichen beſchimpft, oder auch wiſſentlich Straßenräuber, Mordbrenner und andre Uebelthäter behauſet, dem andern das Eheweib, die Tochter, Schweſter oder Freundin unehrlich entführt hätte, wie auch alle offenbare Wucherer, unredliche Befehder, Ehebrecher, frevelhafte Gotteſchwörer, Lügner und Betrüger zum Turnier nicht zugelaſſen werden. (ſ. Ruxners Turnierbuch, S. 199.) — Eine ſolche Ausſchließung mußte manche Ritter von Schandthaten zurückhalten, und ſchon darum konnten die Turniere zur Ausbildung des Adels beytragen.

War dieß alles beendigt, ſo ward am folgenden Tage das Turnier ſelbſt vollzogen. Die Zuſchauer ſammelten ſich vor den Schranken, die Frauen beſtiegen das für ſie erbaute Gerüſte, und die Turnierbeamten begaben ſich im feyerlichen Zuge mit Trompetern und Pfeifern, in die Schranken, wo ſie die ihnen zukommenden Plätze einnahmen. Hierauf ritten die Turnierer in ſtrahlender Rüſtung, auf kräftigen Roſſen, die mit Federbüſchen und prächtigen Decken geſchmückt waren, ſamt ihrem Gefolge zu verſchiednen Seiten in die Schranken bis an die aufgeſpannten Seile. Sobald die feſtgeſetzte Stunde ausgeſchlagen hatte, gingen die Schranken zu. Dann blieſs man auf zum Turnier, die dazu verordneten Beamten hieben die Seile ab, die Turnierer brachen auf ihren Roſſen hervor, und das Gefecht nahm ſeinen Anfang. In älteren Zeiten kämpften Haufen gegen Haufen, in ſpäteren meiſtens nur Mann gegen Mann. Auf deutſchen Turnieren ſchlug man erſt mit Kolben gegen einander; dann, auf ein gegebenes Zeichen, ließ man die Kolben fallen, griff zu den Schwertern, und ſuchte einander die Helmkleinodien abzuhauen. Ueberall aber kam es darauf an, durch geſchickte Wendungen mit dem Pferde die Hiebe oder Schläge des Gegners abzuwehren, und dagegen mit Kraft und Gewandtheit demſelben Schläge und Hiebe beyzubringen. Zwey bis vier Stunden dauerte ein ſolcher Kampf. Dann ließen die Turniervögte das Ende deſſelben verkündigen; die Schranken gingen auf und die Turnierer zogen ab, während von den Spielleuten geblaſen wurde.

Späterhin, gewöhnlich erſt am folgenden Tage, wurde eine andre Art von Turnier vollzogen, genannt das Stechen, oder "das Geſtech in hohen "Zeugen". Dabey rannten die Turnierer auf geſchmückten Roſſen mit eingelegter Lanze, die oben abgeſtumpft war, und darum Spiellanze hieß, gegen

gen einander, wobey manchmal Roß und Mann hinſtürzte. Vielleicht war dieſes Kampfſpiel, das ſpäterhin ſo großen Beyfall fand, anfangs bloß eine Uebung der Knappen; denn bey den älteſten Turnieren, die Rüxner aufſtellt, findet man ſelbiges noch nicht erwähnt; ſondern nur Knappen, heißt es dort, pflegten damals, wenn das Ritter-Turnier geendigt war, ein ſolches Stechen, das darum Geſellenſtechen hieß, zu halten.*)

War das Turnieren beendigt, ſo verſammelte man ſich Abends feſtlich geſchmückt im Tanzſaale. Hier erfolgte die Austheilung der Preiſe aus den Händen auserwählter Frauen und Jungfrauen. Dieſe nämlich erſchienen im prunkvollen Zuge, den Fackelträger und Spielleute anführten, und überreichten denjenigen Turnierern, denen dieſe Ehre von den Turniervögten zuerkannt worden war, die Preiſe oder, wie ſelbige auf deutſchen Turnieren hießen, die Danke. Dieſe beſtanden in goldnen Ketten, Armbändern, Kränzen ꝛc. Auſſer den geſchickteſten Turnierern erhielten auch ſolche, die aus weiteſter Ferne zu dieſem Feſte herbeygekommen waren, dergleichen Danke. So erhielten, wie Rüxner S. 118 erzählt, bey dem Turnier zu Worms im Jahre re 1209, von denen, die den Turnierhof am weiteſten beſucht hatten, der Markgraf Bonifacius von Montferrat ein goldnes Halsband 400 Gulden an Werth, Graf Johann von Egmund eine goldne Kette von 300 Fl., Herr Wilhelm von Falkenberg ein goldnes Halsband von 200 Fl., und der Edelmann Mangen Inbrücken von Oeſtreich ein goldnes Armband von 100 Fl. Von denen aber, die im Turnier das Beſte gethan hatten, erhielt damals Herzog Bomislav von Böhmen einen Kranz mit zwölf goldnen Ringen 1200 Fl. an Werth; Herr Ruprecht, Graf im Kärnthnerland, einen Kranz mit zehn goldnen Ringen, 400 Fl. an Werth; Herr Walter von Limburg einen Kranz mit acht goldnen Ringen von 200 Fl., und Herr Heinrich von Nüßberg einen Kranz mit ſechs goldnen Ringen von 150 Fl. Bisweilen überreichten die Frauen ihren Rittern als beſondere Gunſtbezeugung ein Band, eine Schleife oder ſonſt ein Stück ihrer Kleidung; die Ritter aber, denen ein ſolches Geſchenk zu Theil wurde, trugen es beſtändig an ihrem Helm, und unterließen nie, ihre Geliebte bey aller Gelegenheit zu erheben, und deren Schönheit und Tugend gegen jedermann zu behaupten. Waren die Preiſe ausgetheilt, ſo fing der Tanz an, Dabey pflegten die, ſo Preiſe bekommen hatten, gewöhnlich mit den Frauen und Jungfrauen, von denen ihnen ſolche überreicht worden waren, zuerſt und in beſtimmter Ordnung zu tanzen. Und ſo ward, wie Rüxner faſt bei jedem Turniere bemerkt, der Abend unter Tanz und vielerley Kurzweil mit Züchten und in Freuden vertrieben.

---

*) Späterhin wird auch ein ſogenanntes Scharfrennen erwähnt, wobey die Kämpfenden ſcharfe oder ſpitzige Lanzen führten und mit nichts als ihren Schilden bedeckt waren.

Ritter aus fürſtlichem und königlichem Geſchlechte hatten in ihrem Gefolge Herolde, die ihre Gefechte aufzeichnen mußten; andre Ritter pflegten den öffentlichen Herolden die wichtigſten Begebenheiten ihres Lebens zu erzählen, woraus die zum Theil fabelhaften Ritterbücher entſtanden ſind. Gewöhnlich aber geſchah es, daß wackern Turnierern ſchriftliche Belobungen ihres Betragens (Turnierbriefe) von den Turniervögten ertheilt wurden.

Noch bleibt uns zu bemerken übrig, daß es bey den Turnieren oft ſehr blutig zuging, beſonders in Deutſchland, wo das Ritterthum überhaupt einen weit rauhern Charakter annahm als in Frankreich. Denn obgleich beſondere Aufſeher, die ſchon genannten Grieswärtel, dafür zu ſorgen hatten, daß der Streit nicht zu ernſthaft wurde, ſo verloren doch manche wackere Ritter dabey das Leben. Unter andern geriethen, wie Rüxner erzählt, auf dem Turnier zu Darmſtadt im Jahr 1403 die Turnierer aus Franken und Heſſen ſo hart an einander, daß weder Grieswärtel, noch die zwiſchen den Seilen, noch die Prügelknechte ſie zu trennen vermochten.

ten. Siebzehn Franken und neun Heſſen wurden dabey todt geſchlagen. Etwas Aehnliches geſchah im Jahr 1273 zu Chalons in Burgundien. Als König Eduard I. auf ſeiner Pilgerreiſe von Sicilien nach England durch dieſe Stadt kam, wohnte er einem Turniere bey, das von dem Adel Burgundiens veranſtaltet worden war. Die Tapferkeit und Gewandtheit, die er und ſein Gefolge an den Tag legte, erregte den Neid der franzöſiſchen Ritter. Darüber verwandelte ſich das ritterliche Spiel in einen ernſten Kampf. Die engliſchen Ritter ſiegten, aber unter vielem Blutvergießen, und dieß Turnier erhielt den Namen der kleinen Schlacht von Chalons. Wegen ſolcher Vorfälle widerſetzte ſich die Geiſtlichkeit den Turnieren. Schon Pabſt Innocenz II. verbot ſie (1140); nach ihm verſagte Pabſt Alexander III. (1179) denen, die dabey umkamen, das chriſtliche Begräbniß; eben dieß thaten auch mehrere einzelne Biſchöfe und ganze Synoden. Vergebens! Die Turniere entſprachen dem Geiſte der Zeit und den Neigungen der Ritter zu ſehr, als daß Strafen und Drohungen etwas dagegen ausrichteten. Kein Feſt, keine Zuſammenkunft der Fürſten, oder des Adels konnte ohne Turniere ſeyn; ja ſogar Geiſtliche, wenn ſie von Adel waren, z. B. Domherren, ließen ſich nicht abhalten an denſelben Antheil zu nehmen. So erhielten ſich die Turniere in Frankreich und England noch bis tief ins ſechzehnte Jahrhundert als ernſte ritterliche Uebung; in Deutſchland aber wurde, wie Rürner meldet, das letzte Turnier nach alter Weiſe, im Jahr 1487 zu Worms gehalten. Die ſpäteren Turniere in Deutſchland waren Hofluſtbarkeiten, mit tändelndem Gepränge überladen, und bloß aufs Lanzenbrechen beſchränkt. Sie verfielen, weil das Ritterthum überhaupt verfiel.

III. Verfall und Wirkſamkeit des Ritterthums.

Schon während der Kreuzzüge begann es, als es äuſſerlich noch in vollem Glänze daſtand, an innern Uebeln zu erkranken. Der romantiſche Geiſt, der Großes verſucht, ohne den äuſſern Erfolg ängſtlich zu berechnen, wurde immer ſeltner; dagegen nahm eitle Prunkſucht und tändelnde Ziererey, Unmäßigkeit, Schwelgerey und Gewaltthätigkeit unter den Rittern überhand. Noch ärger wurden dieſe Ausartungen im dreyzehnten Jahrhundert, als Ritterwürde wie Ehrentitel, ohne Rückſicht auf Verdienſt ertheilt wurde; denn dadurch vermehrte ſich die Zahl unwürdiger Ritter, und das Ritterthum ſank in der öffentlichen Meinung. Da ferner während der Kreuzzüge die Macht der Könige und neben ihr ein freyer Bürgerſtand emporgeſtiegen war, der ſich in ſeinen feſten Städten ſelbſt ſchützen konnte, oder, wo er ſich zu ſchwach fühlte, an die

Könige anſchloß: ſo wurde das Ritterthum, vorher die Stütze der Könige und der Schirm der Wehrloſen, nach und nach entbehrlich. Vollendet aber wurde deſſen Verfall, als die Aufſtellung regelmäßiger Milizen und die Einführung des Pulvers dem Kriegsweſen eine völlig andre Geſtalt gab. Jetzt konnte das Ritterthum mit ſeiner alten Art den Krieg zu führen, nicht länger beſtehen! Zwar verſuchte man daſſelbe auch jetzt noch zu erhalten: man ſchlug neue Ritter, man ſchuf neue Ritterorden; aber vergebens! Die Umſtände, die es geſchaffen, und die Ideen oder Gefühle, die es belebt hatten, ließen ſich nicht zurückrufen. Es verſank zu einem leeren Gepränge, und am Ende des funfzehnten Jahrhunderts gab es bloß noch einzelne Ritter von altem Schrot und Korn, die durch ihre Sitten und Thaten an die einſtige Blüthenzeit des Ritterthums erinnerten.

Aber mit dem Ritterthume zugleich konnte nicht auch das Andenken an den Segen ſeiner Wirkſamkeit vergehen; vielmehr hat eine dankbare Nachwelt anerkannt, daß ungleich größer als der Nachtheil, den es mit ſich führte, der Nutzen war, den es in den Zeiten ſeiner Herrlichkeit ſtiftete.

Denn mag es auch den Fehdegeiſt vermehrt haben, ſo hat es auch die kriegeriſche Rohheit gemildert, das Kriegsweſen zur Kunſt erhoben, und dem Vaterlande heldenmüthige Vertheidiger erzogen, die Rächer der Tyranney, und ein Schrecken ganzer Nationen wurden. Mag es ferner manche Thorheit und manchen Aberglauben befeſtiget und verbreitet haben, ſo hat es auch den Sinn für das Heilige genährt und geſchärft, und rohe Sitten durch Religion und Liebe gebändigt. Mag endlich das, was viele Ritter thaten, nicht mit dem, was ſie gelobten, zuſammengeſtimmt haben; mögen viele Aeuſſerungen der Großmuth gegen Feinde und der Ehrerbietung gegen Frauen mehr eine leere Ziererey und kalte Mode als ein ſeelenvoller Ausdruck des innern Gefühls geweſen ſeyn: ſo war es doch ein großer Gewinn, daß wilde und rohe Begierden auf ein ehrwürdiges Ziel hingewieſen, höhere Ideen angeregt und in Umlauf geſetzt wurden. Und wie viel hat es in dieſer Hinſicht genützt!

Durch das Ritterthum wurden die ſchönen Tugenden des geſelligen Lebens belebt. Biederkeit und Wahrhaftigkeit, Großmuth, Gaſtlichkeit, Milde und Dankbarkeit, und vor allem die ausdauerndſte Freundestreue entkeimten ſeinem fruchtbarn Boden. Der ächte Ritter handelte aus Ehrgefühl; ohne Rückſicht auf Vortheil unterzog er ſich den größten Mühſeligkeiten; gegebenes Wort war ihm heilig; großmüthig war er gegen Freund und Feind, mitleidig bey Andrer Noth, und erkenntlich gegen jeden Beyſtand, der ihm auf Reiſen oder in Gefahren von irgend jemand zu Theil wurde. Seine Burg ſtand jedem fremden Ritter offen, denn mit allen Rittern glaubte er ſich durch die Gleichheit der Pflichten und Grundſätze verbunden. Und wie innig und ausdauernd war die Verbindung zwiſchen denen, die zugleich den Ritterſchlag empfangen hatten, oder die Gleichheit der Gefühle zu Brüderſchaften verband! Sie lebten für einander, theilten Beſchwerden und Ruhm mit einander, und pflanzten die Liebe und Freundſchaft zu einander auf ihre Kinder fort. Solche Tugenden konnten nicht ohne Achtung und Nacheiferung bleiben, und namentlich mußten die Frauen theils durch das vorleuchtende Beyſpiel der Männer, theils durch die Ehrerbietung die ihnen von ſelbigen gezollt wurde, mit Eifer für Sittſamkeit und Häuslichkeit erfüllt werden.

Durch das Ritterthum ward ferner der Sinn für öffentliche Sicherheit und beßre Gerechtigkeitspflege geſchärft. Wenn der ausgeartete Ritter oft Ruhe und Ordnung ſtörte und, unter dem Vorwande der Unſchuld zu helfen, ungerechte Rache an ſeinen Feinden nahm, ſo ſuchte dagegen der ächte Ritter allenthalben Bedrängten beyzuſtehn, den Räubereyen und Bedrückungen Einhalt zu thun. Er ſäuberte Wälder und Heerſtraßen von frechen Räubern, dern, und gab Kaufleuten und andern Reiſenden ein ſichres Geleit. Als Richter ſeines Gleichen, ſeiner Vaſallen und Aftervaſallen entſchied er nach Billigkeit und Herkommen, und ſeine Entſcheidungen wurden ein nachahmungswürdiges Beyſpiel für andre Richter.

Drittens wurde durch das Ritterthum Welt- und Menſchenkenntniß befördert. Knappen und Ritter legten, um ſich zu vervollkommnern, bey erfahrnen Rittern in der Nähe und Ferne Beſuche ab; ſie unternahmen, um Abenteuer zu beſtehn, Ritterzüge in entfernte Länder, und auf den Turnieren kamen die edelſten Geſchlechter aus verſchiedenen Gegenden zuſammen. Durch alles dieß verbreitete ſich Länder- und Völkerkunde; es entſtand ein Austauſch von Ideen, der immer der Geiſtesbildung förderlich iſt; die ſonſt getrennten Staaten kamen mit einander in Verbindung. Eben darum läßt ſich auch behaupten, daß das Ritterthum eins von den Mitteln war, durch welche der europäiſche Staatenverein bewirkt wurde.

Wichtig wurde das Ritterthum endlich dadurch, daß es Luſt und Liebe zur Poeſie weckte und nährte. Hatten von jeher die germaniſchen Völker das Lob ihrer Helden gefeyert, ſo mußte dieß in den Ritterzeiten noch mehr der Fall ſeyn, da dieſe im reichlichen

lichen Maße Stoff und Ermunterung zu dichteriſchen Darſtellungen darboten. Das Drängen und Treiben eines ächten Ritters war eine Erweckung zur Poeſie. Seine eigne Phantaſie wurde durch die Ideen, die in ihm lebten, ſo wie durch das, was er that und ſah, entzündet, und an dem Feuer ſeiner Erzählungen entzündete ſich die Phantaſie des Dichters; ja als das Ritterthum in voller Blüthe ſtand, gehörte die Fertigkeit im Dichten zu den Zierden eines ächten Ritters. Auf ſolche Art entſtand die berühmte Ritterpoeſie, oder die Lieder von Tapferkeit und Liebe, von Religion und Abenteuern, und die gereimten Erzählungen von ſchauerlichen Kämpfen mit Rieſen und Ungeheuern, oder von luſtigen Schwänken auf wechſelvollen Ritterzügen. Das Vaterland dieſer Poeſie war Frankreich, und zwar das ſüdliche, wo ſich ſeit den Zeiten der Römer ein Schimmer von Cultur erhalten hatte. Bald aber breitete ſie ſich über alle germaniſche Staaten aus, und wurde die Unterhaltung auf einſamen Burgen, das Vergnügen bey öffentlichen Feſten und die Ermunterung der ritterlichen Jugend. Ritter und Knappen, Geiſtliche und Laien wurden Dichter *);

ja

---

*) Dieſe Dichter hießen anfangs (in Bezug auf ihr urſprüngliches Vaterland) Provenzalen, oder Troubadours (von trouver, erfinden, dichten); ihre gereimten Erzählungen aber nannte man Romane, weil ſie nicht in der Gelehrten Sprache, dem eigentlichen Latein, ſondern in der mit Latein vermiſchten Landesſprache (Romanze, lingua romana rustica) verfertiget waren.

ja ſelbſt die beyden Kaiſer Friedrich I. und Friedrich II. und König Richard Löwenherz verſuchten ſich in dieſer Art von Poeſie. Freylich war ſie noch ſehr unvollkommen und eintönig, und weit entfernt von der jetzigen Verfeinerung der Sprache und Vorſtellungsweiſe, kann ſie dem herrſchenden Geſchmack nicht mehr Gnüge leiſten; aber ſie hatte großen Werth für ihre und hat noch Wichtigkeit für unſre Zeiten. Denn ſie wirkte auf Verfeinerung des geſelligen Vergnügens, ſie gab den neueren Sprachen ihre erſte Bildung, und als ſtete Begleiterin des ritterlichen Lebens gilt ſie noch jetzt als das treueſte Abbild damaliger Sitten.

Mit Recht läßt ſich alſo in Bezug auf dieſe wie auf die übrigen Wirkungen des Ritterthums behaupten, daß es ein wichtiges Bildungsmittel des Mittelalters, eine preiswürdige Vorbereitung der neueren Zeiten war. Dankbar wollen wir daher deſſen Andenken feyern, ohne doch deſſen Untergang zu beklagen. Denn die Geſtalt, in der das Gute und Heilbringende erſcheint, ändert ſich nach Zeit und Umſtänden, und was dem Menſchen nützlich iſt in ſeiner Kindheit, iſt es nicht immer auch in ſeinem männlichen Alter.

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von dem Anfang der Kreuzzüge bis zur Reformation, 1096 bis 1517.

Einleitung: Andeutung der wichtigſten Begebenheiten im Laufe dieſer Periode; Plan zur Darſtellung derſelben. S. IX — XIV

Erſtes Kapitel. Von den Kreuzzügen, deren Entſtehn, Fortgang und Folgen.

I. Von dem Entſtehn der Kreuzzüge: Wallfahrten nach dem heiligen Grabe. — Beſchränkungen derſelben durch die Türken. — Peter von Amiens. — Kirchenverſammlung zu Clermont. — Erſter Kreuzzug. — Eroberung Jeruſalems. — Errichtung des Königreichs Jeruſalem. — Verluſt von Edeſſa. S. 1. — 13

II. Von dem Fortgang der Kreuzzüge: Beförderungsmittel deſſelben. — Unterſchied zwiſchen Pilgerfahrten und Kreuzzügen. — Eigenthümlichkeiten der letzteren. — Zweyter Kreuzzug 1147. — Dritter 1189. — Vierter 1195 — Fünfter 1202. — Sechſter 1217. — Siebenter 1248 und 1270. Gänzlicher Verluſt des heiligen Landes. S. 13 — 43

III. Von den Folgen der Kreuzzüge: Die näheren waren meiſt nachtheilig — vortheilhaft die entfernteren. — Sie wirkten auf Beförderung der Cultur — auf Umbildung der Staatsverfaſſung — auf Erſchütterung der Allgewalt des Pabſtes. S. 43 — 50

Zwey-

Zweytes Kapitel. Von den wichtigſten Vorfällen in Deutſchland und den übrigen europäiſchen Staaten.

I. Deutſchland: Lothar von Sachſen, die Hohenſtaufen und das Interregnum: Kaiſer aus verſchiedenen Häuſern, von 1273 — 1438; Kaiſer aus dem Hauſe Oeſtreich 1438 — 1519. Zuſtand Deutſchlands am Ausgange dieſer Periode. S. 52 — 106

II. Italien. Von den Gewalthabern in Italien überhaupt S. 107. — insbeſondere die Geſchichte von Mailand S. 108. — Florenz S. 111. — Venedig, S. 113. — Genua, S. 117. — Neapel und Sicilien, S. 119.

III. Frankreich. Wachsthum der königlichen Macht S. 122. — Herrſchaft der ältern Capetinger S. 124. — Haus Valois und Kriege mit England bis Karl VII. S. 128. — Deſſen Nachfolger bis Ludwig XII. S. 138.

IV. England. Urſachen warum hier die Verfaſſung von dem Despotismus der Könige zur Volksfreyheit überging. S. 143. Die normänniſchen Könige S. 144. Haus Anjou, S. 147. Der große Freyheitsbrief S. 151. Kampf zwiſchen den Häuſern York und Lancaſter, S. 161. — Haus Tudor S. 165.

V. Spanien. Untergang der Herrſchaft der Araber — Erhebung der Reiche von Aragonien und Caſtilien S. 167. — Vereinigung derſelben S. 171 — Ferdinand der Katholiſche und Iſabelle S. 172.

VI. Portugal, wird ein ſelbſtſtändiges Reich, S. 177. erſteigt ſeine höchſte Höhe unter dem unächtburgundiſchen Hauſe, S. 178 — erfolgreiche Entdeckungen, S. 179. — Erhebung der königlichen Gewalt, S. 181.

VII. Dänemark, Norwegen und Schweden. Aufleben dieſer drey Reiche — ihre Verbindung durch die calmariſche Union — Auflöſung derſelben, S. 182 — 193

VIII. Polen — unter den Piaſten bis 1370, dann unter Ludwig dem Großen — erreicht unter den Jagellonen 1386 — 1572 den Gipfel ſeiner Größe, — wird ſeiner nachmaligen Auflöſung entgegen geführt, S. 193 — 200

IX. Ungarn — unter den Arpaden bis 1301, dann unter Königen aus verſchiedenen Häuſern — Matthias Corvinus — kommt an Oeſtreich. S. 200 — 202

X. Rußland — in Verwirrung — kommt unter die Herrſchaft der Mongolen — macht ſich von derſelben frey. Iwan Waſſiljewitſch, S. 203 — 215

Drittes Kapitel. Von der Herrſchaft der Mongolen und Türken.

I. Von der Herrſchaft der Mongolen.

1) Entſtehung, Ausbreitung und Verfall des mongoliſchen Reichs; von Dſchingiskhan bis Koblai S. 216 — 225

2) Ihre Erneuerung durch Timur, und ihr abermaliges Hinſinken. S. 225 — 232

II. Von der Herrſchaft der Türken.

- Urſprung derſelben — Reich der Seldſchuken. — Reich der Osmanen. — Erhebung derſelben durch Orchan, Amurath I., Bajazeth I. — Verfall nach deſſen Tode. — Abermalige Erhebung durch Muhamed I., Amurath II., Muhamed II. S. 232 — 244

Viertes Kapitel. Von der Entſtehung des europäiſchen Staatenſyſtems und den italieniſchen Kriegen.

1) Was iſt unter dem europäiſchen Staatenſyſtem zu verſtehen? und wie iſt ſelbiges entſtanden? S. 244

2) Wie ſind die italieniſchen Kriege mit demſelben verbunden? Woher entſtanden ſie? Welches war ihr Fortgang und Ausgang? S. 249 Wirkungen derſelben S. 266

Fünftes Kapitel. Von dem Steigen und Sinken der Pabſtmacht und dem Fortſchreiten des Zeitgeiſtes.

1) Von dem Steigen der Pabſtmacht. Höchſter Glanz derſelben von 1096 — 1303. — Urſachen deſſelben. — Alexander III. Innocenz III. und Bonifacius VIII. S. 268 — 277

2) Von dem Sinken der Pabſtmacht. Verlegung des päbſtlichen Wohnſitzes nach Avignon. — Die große Kirchentrennung. — Abſtellung derſelben durch die Kirchenverſammlung zu Coſtnitz. — Kirchenverſammlung zu Baſel. — Verſuche der Päbſte ihre Macht wieder zu erheben. S. 277 — 285

3) Von dem Fortſchreiten des Zeitgeiſtes. Beförderungsmittel und Aeuſſerungen deſſelben, in Italien, Frankreich, England, Böhmen. — Vorbereitungen der Reformation. Schlußbemerkungen. S. 285 — 291

Zwey

Zweyter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von den Kreuzzügen bis zur Reformation.

I. Peter von Amiens . . . S. 295
II. Die Kirchenverſammlung zu Clermont . — 305
III. Die heilige Lanze . . . — 315
IV. Die Eroberung Jeruſalems . . — 326
V. Gottfried von Bouillon . . . — 343
VI. Bernhard von Clairvaux . . . — 362
VII. Saladin . . . . — 379
VIII. Richard Löwenherz . . . — 396
IX. Ludwig IX. oder der Heilige . . — 427
X. Das Ritterthum . . . — 491

Hiſtoriſcher Bilderſaal

oder

Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geſchichte.

Ein Lehr- und Leſebuch für gebildete Stände

von

Chriſtian Ferdinand Schulze,
Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vierten Bandes zweiter Theil.

Mit vierzehn Kupfern
nach Schubert'ſchen Zeichnungen.

Wohlfeilere Ausgabe. Ladenpreis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 1822.

Vorrede.

Der gegenwärtige Theil dieſes hiſtoriſchen Bilderſaales enthält den Fortgang des vorigen, oder die fernere Darſtellung der dort angegebenen Erzählungen und Schilderungen. Nachdem nämlich noch zum Schluſſe des vorigen Theils diejenigen Erzählungen und Schilderungen, die ſich auf die Geſchichte der Kreuzzüge beziehen, mitgetheilt worden ſind, folgen nun diejenigen, welche auf die Geſchichte Deutſchlands, Italiens, Frankreichs, Englands, Spaniens, Ungerns ꝛc. Bezug haben und zuletzt die, welche den Uebergang vom Mittelalter zu den neueren Zeiten bezeichnen.

Die Ordnung, in welcher ſie auf einander folgen, kann auffallend erſcheinen, weil hier keine Zeitfolge beobachtet, Gleichartiges getrennt, Verſchiedenartiges zuſammengeſtellt iſt. Aber dieſe Ordnung oder Unordnung ward durch die im vorigen Theil enthaltene Darſtellung der Hauptbegebenheiten bedingt. Da nämlich dort, nach Schilderung der Kreuzzüge, zuerſt von den Geſchichten der einzelnen Staaten Europa's, zuletzt von dem Fortſchreiten des Zeitgeiſtes und den Vorbereitungen der Reformation geredet und dabei auf die hier folgenden Erzählungen im voraus verwieſen wurde: ſo ſchien es nöthig, dieſe in eben der Ordnung folgen zu laſſen, in welcher jene Hauptbegebenheiten, die ihnen zum Rahmen dienen, dargeſtellt ſind. Auch kommt es gar nicht darauf an, in welcher Ordnung dieſe Erzählungen geleſen werden: jede beſteht für ſich, unabhängig von der andern; und der Jugend mag es als eine nützliche Uebung überlaſſen bleiben, ſie entweder nach der Zeitfolge oder nach der Gleichartigkeit ihres Inhalts zu ordnen.

Uebrigens iſt auf die Ausarbeitung und Ausſtattung dieſes Bandes dieſelbe Sorgfalt verwendet worden, wie auf die früheren Bände, und Text wie Kupfer werden zeigen, wie ſehr es ſich Verfaſſer und Verleger angelegen ſeyn laſſen, dieſem Werke den Beifall zu ſichern, den es bis jetzt gefunden hat.

Der folgende Band ſoll die Periode von der Reformation bis zur franzöſiſchen Revolution enthalten. Verfaſſer und Verleger werden das Ihrige thun, um ihn ſo bald als möglich erſcheinen zu laſſen.

Gotha, den 1ſten Juni 1822.

Chriſtian Ferdinand Schulze.

Vierte Periode

von dem

Anfang der Kreuzzüge

bis zur

Reformation,

1096 — 1517.

(Fortſetzung.)

Zweiter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von den Kreuzzügen bis zur Reformation.

(Fortſetzung.)

XI.

Erzählungen von den Welfen und den Weibern von Weinsberg.

Die Sage, welche gern Großes umſtrahlt, hat ſich auch für das berühmte Geſchlecht der Welfen geſchäftig bewieſen. Denn wie ſie den Urſprung deſſelben weit hinausrückt, ſo ſchmückt ſie auch deſſen Hervortreten in die Geſchichte und deſſen Einſchreiten in die Lehnsverhältniſſe mit wunderſamen Erzählungen aus.

Bis hinauf in das fünfte Jahrhundert wird der Urſprung des Geſchlechts der Welfen verſetzt. Eticho, heißt es, der Ahnherr dieſes Geſchlechts, aus dem Volke der Scyrren, das von der Oſtſee allmählich nach dem ſüdlichen Deutſchland ſich hingezogen hatte, baute zu der Zeit, als Attila, der Hunnenkönig, das ganze Römerreich erſchreckte, die Feſte Altdorf im ſüdweſtlichen Schwaben, unweit der ſpätern Stadt Ravensburg. Daſelbſt erwarben ſich ſeine Nachkommen Glanz durch Beſitzungen, Ruhm durch Waffenthaten. Aber erſt im achten Jahrhundert, zur Zeit Karls des Großen, treten ſie deutlich und in unbeſtrittener Stammfolge hervor. Dieſes Hervortreten, ſo wie den Urſprung des Namens Welfen hat die Sage mit folgender Erzählung bezeichnet.

Iſenbart, Herr zu Altdorf, Sohn und Nachfolger Warins, der um 780 von Karl dem Großen zum Verweſer des aufgelöſeten Herzogthums Schwaben ernannt war, hatte Irmentrud, die Schweſter der Kaiſerin Hiltegard, zur Gemahlin. Einſt ward ſie vor den Thoren ihrer Burg von einer armen Frau, die eben Drillinge geboren hatte, um eine milde Gabe angeſprochen. Aber Irmentrud ſtieß die Arme als eine ehebrecheriſche Dirne mit Unwillen von ſich, behauptend, es ſey unmöglich, daß ſie von Einem Manne drei Kinder auf einmal habe gebären können. Durch ſolche Behauptung tief gekränkt, flehete die Arme den Himmel an, der Gräfin auf einmal ſo viele Kinder zu geben, als Monate im Jahre ſind. Ihr Flehen ward erhört: Irmentrud gebar, während ihr Gemahl abweſend war, auf einmal zwölf Söhne*). Hierüber beſtürzt und wohl eingedenk deſſen, was ſie zu der armen Frau geſagt hatte, beſchloß ſie, den kräftigſten dieſer Söhne zu behalten, die übrigen aber in den nahen Fluß Schuſſen werfen zu laſſen. Eine ihrer vertrauteſten Mägde ſollte dieß verruchte Vorhaben ausführen. Dieſe verbarg die eilf Knäblein in einem verdeckten Korb, und ging damit dem Fluße Schuſſen zu. Da begegnete ihr Graf Iſenbart, der eben zurückkehrte. Er fragte ſie, was ſie in dem verdeckten Korbe trage? Sie, in Verlegenheit, erwiederte: „Welſen", d. i. junge Hunde. Iſenbart glaubte ihr nicht, und beſtand darauf, daß ſie den Korb öffnen ſollte. Da erblaßte die Magd. Auſſer ſich vor Angſt und

---

*) Auffallend iſt, daß Aehnliches von mehreren Fürſtenhäuſern des Mittelalters erzählt wird. So heißt es, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, von der Schweſter des deutſchen Königs Wilhelm von Holland, Margarethe, Gräfin von Henneberg, daß ſie auf Anwünſchung einer armen Frau, der ſie eine Zwillingsgeburt zum Vorwurf gemacht habe, ſo viele Kinder auf einmal geboren habe, als Tage im Jahre ſind. Dieſe 365 Kinder, zur Hälfte Knäblein, zur Hälfte Mägdlein, ſollen nicht größer als ausgebrütete Küchelchen geweſen, und noch an ihrem Tauftage ſammt der Mutter geſtorben ſeyn.

Schrecken öffnete ſie den Korb, warf ſich ihrem Herrn zu Füßen, und geſtand ihm, was geſchehn und was ihr zu thun befohlen ſey. Bei dem Anblick der ſchönen und zahlreichen Nachkommenſchaft ward Iſenbart gerührt. Er befahl unter nachdrücklichen Drohungen der Magd zu ſchweigen, und übergab dann einem vertrauten Müller die eilf Knäblein zur Auferziehung; ſeiner Gemahlin aber ſagte er kein Wort über das Vorgefallene. Erſt nach ſechs Jahren ließ er bei einem feſtlichen Mahle, das er dazu veranſtaltet hatte, die geretteten Knaben in ſchöner Kleidung aufs Schloß bringen. Hier fragte er ſeine Gemahlin: „ob ſie wohl dieſe Kinder kenne?“ Jetzt ſtürzte Irmentrud, ihrer Miſſethat eingedenk, voll bitterer Reue ihrem Gemahl zu Füßen, und bat um Verzeihung. Er verzieh ihr, und ſtiftete aus Dankbarkeit für einen ſo großen und wunderbar erhaltenen Kinderſegen zu Altdorf ein Kloſter. Sein Geſchlecht aber, auf deſſen Ausbreitung und wunderbare Schickſale dieſe Sage hindeuten mag, erhielt von nun an den Namen der Welfen.

Einer der Söhne Iſenbarts war, wie weiter erzählt wird, Welf der erſte, Vater der ſchönen Judith, der zweiten Gemahlin Ludwigs des Frommen. Er und ſeine Nachkommen fanden ihre Ehre darin, niemandes Diener zu ſeyn; frei auf freiem Erbgut wollten ſie leben; übertragene Lehen galhälten ihnen als Feſſeln. Allein Heinrich mit dem goldnen Wagen, Welfs des Erſten Urenkel, der Sohn Etichos, verleugnete dieſe Freiſinnigkeit ſeiner Ahnen. Er trat in kaiſerliche Dienſte, und nahm vom Kaiſer Arnulf, dem Gemahl ſeiner Schweſter Luitgard, 4000 Morgen Landes in Baiern zu Lehen. Auch dieſen für das Geſchlecht der Welfen merkwürdigen Vorfall hat die Sage nach ihrer Weiſe ausgeſchmückt.

Heinrich, erzählt ſie, bat einſt den Kaiſer Arnulf um ſo viel Aecker, als er zur Mittagszeit mit einem goldenen Wagen umfahren könne. Der Kaiſer ſagte ihm dieſe Bitte zu. Darauf ließ Heinrich einen kleinen goldenen Wagen verfertigen, und an mehreren Stellen des Landes, das er zu beſitzen wünſchte, etliche ſtarke Pferde hinſtellen. Als alles in Bereitſchaft war, ſetzte er ſich zur Mittagszeit, da der Kaiſer ſchlief, in einen leichten Wagen, nahm den kleinen goldenen Wagen vor ſich, und fuhr ſo ſchnell er konnte. So oft die Pferde müde wurden, ließ er andere anſchirren. Zuletzt ſollte ihn eine Stute auf einen Berg unweit Ravensburg hinaufziehen; aber die Stute vermochte dieß nicht, obſchon Heinrich weder Scheltworte noch Peitſchenhiebe ſparte. Darum ward dieſer Berg der Mährenberg genannt, und kein Welfe bediente ſich hinfort einer Stute. Doch hatte Heinrich auch ohne dieſen Berg viel Land gewonnen, und der Kaiſer, obſchon zürnend über die Liſt, von welcher jener den Beinamen erhielt, blieb dem gegebenen Verſprechen treu, und ſagte ihm das Gewonnene als Lehen zu. Aber mit Unwillen vernahm dieß der alte Eticho. Er meynte, ſein Sohn habe dadurch, daß er Dienſte und Lehen angenommen, den reinen Glanz ſeines Hauſes befleckt. Trauernd hierüber entwich er in das Tyrolerland, und lebte daſelbſt mit zwölf ſeiner Diener, die ihn begleiteten, als Einſiedler bis an ſeinen Tod.

Seit Heinrich mit dem goldenen Wagen hielten ſich die Welfen immer mehr an den Kaiſer, und gelangten dadurch zu hohen Würden und ausgedehnten Beſitzungen. So bekam Welf III. vom Kaiſer Heinrich III. (1047) das Herzogthum Kärnthen ſammt der Markgrafſchaft Verona, und Welf IV., mit dem das jüngere Geſchlecht der Welfen anhebt *), bekam vom Kaiſer Heinrich IV. (1071) das Herzogthum Baiern. — Bald nachher, als nach dem Tode Heinrichs V. Lothar deutſcher König geworden war (1125 — 1137), erhob ſich der berühmte Kampf zwiſchen den Welfen und Gibellinen (oder Hohenſtaufen).

An-

---

*) Welf III. war 1055 kinderlos geſtorben. Da bewirkte ſeine Mutter, daß ſein Neffe Welf IV., der Sohn des Markgrafen Azo von Ligurien und Kunigundens, der Schweſter Welfs III., dieſem im Beſitz aller ſeiner Güter folgte.

Anfangs ſchien dieſer Kampf das Haus der Welfen zur höchſten Erhebung hinzuführen; denn um den Enkel Welfs IV., Heinrich den Stolzen, zur Bekämpfung der ihm verwandten Hohenſtaufen zu bewegen, gab ihm Lothar nicht nur ſeine Erbtochter zur Gemahlin ſondern auch zu dem Herzogthum Baiern, das er ſchon beſaß, das Herzogthum Sachſen, ſo daß nun die Welfen von der Nordſee bis zum mittelländiſchen Meere herrſchten, und Hoffnung hegten den deutſchen Thron zu beſteigen. Aber wie ganz anders wurde es, als es den Hohenſtaufen gelang, nach Lothars Tode dieſen Thron an ſich zu bringen. Jetzt ward das Haus der Welfen von ſeiner Höhe herabgeſtürzt. Heinrich der Stolze wurde von Konrad III., dem erſten deutſchen König aus dem Hauſe der Hohenſtaufen, geächtet, und der Herzogthümer Sachſen und Baiern verluſtig erklärt (1138); ſein Sohn Heinrich der Löwe, ward durch eben den Kaiſer, der ihn aufs neue erhoben hatte, Friedrich I., geſtürzt (1180), ſein Haus verlor den alten Glanz, und konnte erſt in ſpäteren Jahrhunderten wieder aufblühen. — Doch alles dieſes werden wir bei einer andern Gelegenheit, im Leben Heinrichs des Löwen, ausführlicher erzählen. Inzwiſchen möge hier eine Sage, die ſich auf die erſten Zeiten dieſes Kampfes bezieht, ihre Stelle finden.

Als nach dem Tode Heinrichs des Stolzen (1139) ſein Bruder Graf Welf VI. für die Rechte ſeines Hauſes mit Nachdruck in Baiern kämpfte, überfiel König Konrad III. die welfiſchen Erbgüter in Schwaben. Daſelbſt belagerte er das feſte Städtchen Weinsberg unweit des Neckars, am Fuße eines weinreichen Berges. Auf dieſe Nachricht eilte Graf Welf VI. herbei, und zwiſchen beiden kam es zur Schlacht. Da hieß es auf der einen Seite: „Hie Welfen!” auf der andern: „Hie Gibellinen!” — ein Feldgeſchrei, das zur Entſtehung der berühmten Partheinamen der Welfen und Gibellinen Veranlaſſung gegeben haben ſoll. Die Schlacht ſelbſt lief unglücklich für die Welfen ab. Viele von ihnen wurden getödtet, die andern zerſtreut, und gleich darauf mußte ſich Weinsberg dem Sieger ergeben. König Konrad III. war bieder, aber auch jähzornig, und in ſeinem Zürnen oft hart und unbillig. Auch Weinsberg ſollte dieß erfahren. Tod oder Kriegsgefangenſchaft wurde allen Männern daſelbſt angekündigt; nur Weiber und Kinder ſollten freien Abzug haben, doch ohne etwas mit ſich fortzunehmen. Allein Frauentreue und Frauenliſt milderte die Härte dieſes Beſchluſſes. Nach gemeinſamen Berathſchlagungen wendeten ſich die Weiber von Weinsberg an den König, fielen ihm zu Füßen, und bewirkten durch ihr Flehen, daß ihnen der König erlaubte, ſo viel mit ſich zu nehmen

men, als ſie auf den Schultern wegſchleppen könnten. Nun zeigten die Weiber, daß Rettung ihrer Männer ihnen mehr gelte als Putz und Hausgeräthe. Denn jede von ihnen nahm ihren Mann auf den Rücken, und trug ihn durchs feindliche Lager. Mit Unwillen bemerkte dieß des Königs Bruder, Herzog Friedrich von Schwaben. Seinem Verlangen gemäß ſollte den Weibern nicht geſtattet werden, die Männer dem Tode oder der Gefangenſchaft zu entziehen. Doch König **Konrad** erwiederte: „Einem König geziemt es nicht, ſein Wort zu brechen", — und erfreut über das Verfahren der Weiber, überließ er ihnen nicht nur ihre Männer, ſondern auch einen Theil ihrer Habe.

Man hat die Wahrheit dieſer Begebenheit in Zweifel gezogen, und wahr iſt es, daß ſie nur wenige und meiſtens ſpätere Zeugniſſe für ſich hat. Aber darum darf ſie von der Geſchichte nicht übergangen werden. Denn wie überhaupt Sagen wichtig ſind, wenn ſich in ihnen herrſchende Sitten und Vorſtellungsweiſen ſpiegeln, ſo iſt auch dieſe wichtig, da ſie zeigt, wie ehrenvoll das Mittelalter von dem weiblichen Geſchlechte urtheilte, und welche Geſinnungen und Handlungen es demſelben zutraute.

XII.

Friedrich Barbaroſſa und die Lombarden.

Die Kämpfe zwiſchen Friedrich Barbaroſſa und den Lombarden nehmen in mehr als einer Hinſicht unſre Theilnahme in Anſpruch. Denn wie ſie Friedrichs Tugenden und Fehler, ſeinen Herrſcherſinn und ſeine Heldenkraft, ſeinen Stolz und ſeine Härte am anſchaulichſten entfalten, ſo machen ſie uns auch mit den Einrichtungen und Beſtrebungen der großen Städte Italiens, deren Herrlichkeit und Leiden, deren Freiheitsſinn und Uebermuth bekannt; und wie ſie von dem Großen und Schrecklichen zeugen, deſſen Menſchen fähig ſind, ſo zeugen ſie auch von der hohen Kraft der Freiheitsliebe und dem wechſelvollen Gange menſchlicher Schickſale. Hoffentlich werden alſo meine Leſer der folgenden Erzählung ihre Aufmerkſamkeit nicht verſagen.

Seit dem zehnten Jahrhundert hatten ſich in Oberitalien oder der Lombardei große Städte erhoben, die nach auſſen hin ſtark waren durch Mauern und Graben, und im Innern durch Gewerbfleiß und bürgerliche Freiheit. Bei dem ſtürmiſchen Drängen der italieniſchen Großen nach Oberherrſchaft (ſeit dem Ausgang des neunten Jahrhunderts) und bei den räuberiſchen Anfällen der Ungern hatten

B.W.T. XLII

Kaiser Friedrich I

im Kampfe gegen die Lombarden

ſie von ihren Beherrſchern das Recht erlangt, ſich durch Mauern und Graben zu ſichern; und Kaiſer Otto I., der ſie (961) ans deutſche Reich knüpfte, hatte ſie um ſo mehr begünſtigt, je mehr er in ihnen ein Gegengewicht gegen die Gewalt mächtiger Großen fand. Demnach hatten ſie ſich unter ſeiner Beiſtimmung eine Verfaſſung gegeben, ähnlich der der altrömiſchen Municipalſtädte. Es hatte ſich nämlich in jeder Stadt die Bürgerſchaft zur Stadtgemeinde gebildet, und mit der Erlaubniß die Waffen zu tragen zugleich die Verpflichtung, die Stadt zu vertheidigen, übernommen. An ihrer Spitze ſtanden zwei Conſuln, als Oberrichter im Frieden und als Hauptleute im Kriege, die alljährlich aus der Bürgerſchaft erwählt wurden; neben den Conſuln aber ein doppelter Senat, ein enger und ein weiterer, der die Regierungsgeſchäfte beſorgte, das Betragen der Conſuln beobachtete, und die Vorſchläge entwarf, welche der Stadtgemeinde zur Entſcheidung vorgelegt wurden. Je mehr nun bei dieſer Verfaſſung die Städte durch Handel- und Gewerbfleiß emporkamen, deſto mehr ſuchten ſie ihre Gerechtſame zu erweitern. Sie entzogen den Biſchöfen die Gerichtsbarkeit, und nöthigten den benachbarten Adel ſich mit ihnen zu vereinigen. Auch die Oberherrſchaft der deutſchen Könige und Kaiſer, denen ſie ſeit Otto I. den Eid der Treue leiſten mußten, wurde ihnen verhaßt, ſie ſtrebten ſich derſelben zu entziehen, und völlige

Unabhängigkeit zu behaupten. Die unruhigen Zeiten unter den letzten Kaiſern fränkiſchen Stammes hatten dieß Streben begünſtigt; während dieſer Zeiten waren ſie oft von den Päbſten des Gehorſams gegen ihre Oberherren entbunden worden, und hatten eben dadurch gelernt, der Gerichtsbarkeit der kaiſerlichen Statthalter zu widerſtreben. Doch gegenſeitige Eiferſucht und Feindſchaft trat unheilbringend unter ihnen hervor. Die beiden Hauptſtädte, Pavia und Mailand, im Streit um Vorrang, hegten entgegengeſetzte Geſinnungen. Pavia, weiland der Sitz der lombardiſchen Könige, bewahrte theils aus Haß gegen Mailand, theils aus Erinnerung an die Verdienſte Otto's I. den deutſchen Kaiſern unerſchütterliche Treue; dagegen ſuchte Mailand, das an Größe, Feſtigkeit, Reichthum und alterthümlichem Glanz Pavia überſtrahlte, ſich von den deutſchen Kaiſern loszureißen, und andere Städte der Lombardei zu unterdrücken. So hatte es erſt (1107 — 1111) das benachbarte Lodi erſtürmt, dann auch (1118 — 1122) die Stadt Como zur Unterwerſung gezwungen. Daraus waren Partheiungen entſtanden. Mehrere lombardiſche Städte, als Como, Lodi, Cremona und Novara waren mit Pavia; andere, als Crema, Tortona, Brescia ꝛc. ſtanden aus Furcht oder Vorliebe auf Mailands Seite.

So war die Lage der Lombardei, als Friedrich Barbaroſſa den Gedanken faßte, um die Majeſtät des alten Kaiſerreichs zu erneuern, die alten Kaiſerrechte in Italien wieder herzuſtellen. Er haßte die Lombarden als anmaßende Emporkömmlinge, ihr Streben nach Unabhängigkeit ſchien ihm Beeinträchtigung ſeiner Würde; namentlich war er gegen die Mailänder erbittert, denn ſie hatten das Schreiben, worin er ſie aufforderte Lodi wieder in Freiheit zu ſetzen, mit Füßen getreten, und den Ueberbringer desſelben mit Mißhandlungen bedroht. Aber zugleich mußte er auch fühlen, wie ſchwierig es war, die Lombarden zu bekämpfen. Sie waren von Freiheitsſinn begeiſtert, zu jedem Opfer bereit, konnten zahlreiche Heere aufſtellen, und im ſchlimmſten Falle durch feſte Mauern ſich ſchützen. Dagegen waren die Deutſchen den Zügen nach Italien abhold, und wenn ſie dazu bewogen wurden, ſo machten ſie ſich nur auf kurze Dienſtzeit verbindlich. Doch **Friedrichs** hoher Geiſt erhob ſich über dieſe Schwierigkeiten. Durch ſeine Perſönlichkeit wie durch die Vorſtellung, der Zug gegen die Lombarden ſey eine Forderung der Nationalehre, gewann er die Willfährigkeit mehrerer deutſchen Fürſten, namentlich Heinrichs des Löwen und Otto's von Wittelsbach. Ein zahlreiches Heer kam zuſammen, mit dem er im Herbſte des Jahres 1154 zum **erſten** Male nach Italien aufbrach.

Die Macht, mit der er erſchien, ſchreckte die Lombarden. Sie ſchickten, als er im November auf den roncaliſchen Feldern*) einen Reichstag hielt, Abgeordnete mit Geſchenken an ihn ab. Auch die Mailänder ſuchten ihn auf ſolche Art zu begütigen. Er aber achtete nicht der Bitten und Gaben, ſondern nur der Klagen, welche der Markgraf von Montferrat gegen Aſti und Cairo (oder Chieri), Pavia gegen Tortona, Lodi und Como gegen Mailand bei ihm anbrachten. Er gebot den Städten Frieden zu halten, und zog dann weiter, die Widerſpenſtigen zu züchtigen. Aſti und Cairo wurden geplündert und geſchleift; gleiches Schickſal hatte nach langer und rühmlicher Gegenwehr (Febr. bis Apr. 1155) das feſte Tortona, das mit Mailand verbündet war. Mailand ſelbſt entging für jetzt dem drohenden Strafgericht: zur Brechung ſeiner ſtarken und ausgedehnten Mauern bedurfte es einer größern Macht, als Friedrich damals hatte; doch ließ er, als ihn mailändiſche Wegweiſer auf dem Zuge gegen Aſti in verwüſtete Gegenden geleitet hatten, einige mailändiſche Aecker und Schlöſſer verheeren, und den Mailändern andeuten, daß ſie nicht eher auf Frieden rechnen könnten, als bis ſie den Städten Como und Lodi Genugthuung geleiſtet hätten. Zu Pavia, das ihm treu ergeben war, ließ er ſich zum König der Lombardei krönen (Mai 1155); dann begab er ſich nach Rom, um auch die Kaiſerkrone auf ſein Haupt zu bringen.

---

*) Roncaglia, eine Ebene an beiden Ufern des Po, zwiſchen Cremona und Piacenza, wo die deutſchen Kaiſer, wenn ſie nach Italien zogen, Verſammlung der italieniſchen Stände, Gericht und Heerſchau zu halten pflegten.

Auf dem römiſchen Stuhle ſaß damals Hadrian IV., der, obſchon erſchreckt durch die furchtbare Annäherung der Deutſchen, doch nicht geneigt war, auch nur eine Anmaßung des römiſchen Stuhles aufzugeben. Nach hinlänglicher Erforſchung der Geſinnungen Friedrichs kam er zu ihm ins Lager zu Viterbo. Friedrich empfing ihn ſehr ehrerbietig, ohne ihm doch beim Abſteigen den Steigbügel zu halten. Hierüber erbittert, verweigerte ihm Hadrian den Friedenskuß, und nach tagelangem Streite bequemte ſich wirklich der ehrgeizige Friedrich zum Halten des Steigbügels. Nun zog Hadrian mit ihm nach Rom, und ſetzte ihm (18. Jun. 1155) die Kaiſerkrone auf. Aber die eiteln Römer, deren Geldforderungen Friedrich zurückgewieſen, und ohne deren Beiſtimmung er die Kaiſerkrone empfangen hatte, waren bis zu blutiger Rache entrüſtet. Unvermuthet griffen ſie ihn an und brachten ihn in Lebensgefahr. Zuletzt ſchlug er ſie glücklich zurück; ja er würde ſie zur völligen Unterwerfung gezwungen haben, hätten ihn nicht Seuchen, Mangel an Lebensmitteln und das herannahende Dienſtende ſeiner Lehnmiliz zum Abzug genöthigt. Im Herbſt des Jahres 1155 zog er über Spoleto, das er wegen Betrügereien ſtrafte, und über Verona, wo er mit Mühe einer bübiſchen Meuterei entging, nach Deutſchland zurück.

Kaum war er fort, ſo erhob ſich die Herrſchſucht der Mailänder von neuem. Vor ſeiner Gewalt hatten ſie ſchweigen müſſen; aber deſto lauter und ungeſtümer ſuchten ſie nun dieſe Kränkung ihres Stolzes zu rächen. Sie bekriegten Pavia, des Kaiſers Verbündete, bauten Tortona, das er zerſtört hatte, wieder auf, und verheerten mit grauſamer Härte das unglückliche Lodi, das bei dem Kaiſer ſie angeklagt hatte. Eine ſolche Verunglimpfung ſeines kaiſerlichen Anſehns konnte Friedrich bei ſeinem Herrſcherſinn nicht ungerochen laſſen. Er bot daher ſchon im Jahre 1156 die deutſchen Fürſten zu einem zweiten Feldzuge nach Italien auf; doch erſt im Jahr 1158 kam derſelbe zu Stande.

Ein ſo zahlreiches Heer, wie jetzt, war noch nie nach Italien gezogen. Alle angeſehene, deutſche Fürſten, und unter dieſen Heinrich der Löwe, die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Cöln, und Wladislav von Böhmen, dem Friedrich kurz vorher den königlichen Titel ertheilt hatte, waren ſeiner Aufforderung gefolgt. Ehrerbietung und Schrecken zog ihm voran. Zwei ſeiner Abgeordneten, ſein verſtändiger Kanzler Rainold und der unerſchrockene Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, bereiteten die Italiener auf ſeine Ankunft vor; und als er (im Jun. 1158) die Alpen hinabgeſtiegen war, ſammelten ſich zu ihm die Truppen von Pavia, Cremona und anderer Italiener.

Schon hatte ſein Vortrab das widerſetzliche Brescia, Mailands Verbündete, bezwungen und zur Geldſtrafe genöthigt, als er auf Rath der Rechtsgelehrten, die um ihn waren, Gericht über Mailand hielt. Vergebens ſuchte dieß jetzt ſeinen Zorn zu beſchwichtigen: es wurde in die Reichsacht erklärt. Darauf ſetzte Friedrich über die reiſſende Adda, eroberte das mailändiſche Schloß Trezzo und umlagerte Mailand. Hatte dieß vorher den drohenden Sturm durch Schmeichelkünſte abzuwenden geſucht; ſo ſetzte es nun dem hereinbrechenden kräftigen Widerſtand entgegen. Mannhaft beſchirmte die kriegeriſche Bürgerſchaft ihre feſten Mauern, mannhaft vollführte ſie kühne Ausfälle. Aber nicht mindere Mannhaftigkeit zeigten die Deutſchen, Fürſten und Gemeine ohne Unterſchied. So geſchahen tapfere Thaten von beiden Seiten, aber auch ſchreckliche Unmenſchlichkeiten. Beſonders trieb dazu der grimmige Haß der Lombarden gegen einander. Die Bürger von Pavia und Cremona, die ſich bei Friedrichs Heere befanden, zerſtörten alle Weinſtöcke, Feigenbäume und Oelbäume um Mailand, und mißhandelten jeden Einwohner dieſer Stadt, der in ihre Gewalt gerieth, aufs grauſamſte. Dagegen riſſen die Mailänder die Gefangenen von Pavia und Cremona in Stücken, und ſchleuderten dieſe gegen das feindliche Lager. So dauerte der Kampf vier Wochen lang, als Hunger, Peſt und das Zureden des Grafen Guido von Blandrate, der ſich in Mailand befand, letzteres zur Unterwerfung bewog. Friedrich froh, ſo weit gekommen zu ſeyn, genehmigte die Unterwerfung; doch verlangte er, die Mailänder ſollten ihm den Eid der Treue ſchwören, ihre Conſuln von ihm beſtätigen laſſen, 9000 Mark Silber und 300 Geißeln ſtellen, einen kaiſerlichen Palaſt zu Mailand aufbauen, die Gefangenen zurückgeben, und die Städte Como und Lodi forthin unangetaſtet laſſen. Sie nahmen dieſe Bedingung an, und mußten nun, um von der Reichsacht entbunden zu werden, am 8. Sept. 1158 vor dem Kaiſer erſcheinen. Er ſaß in ſtolzer Pracht auf einem hohen Thron, umgeben von Fürſten; ſein Heer bildete eine lange Gaſſe. Durch dieſe kamen die Mailänder als Niedergebeugte, die Geiſtlichkeit voran, mit bloßen Füßen und mit Kreuzen in den Händen; hierauf die Conſuln und die vom hohen und niedern Adel, gleichfalls barfuß und mit bloßen Schwertern auf dem Nacken; dann das Volk mit Stricken um den Hals. Vor dem Thron des Kaiſers warfen ſie ſich nieder, bekannten ſich des Majeſtätsverbrechens ſchuldig und flehten um Gnade. Der Kaiſer verzieh ihnen und ermahnte ſie zum Gehorſam. Hierauf ließ er die kaiſerliche Fahne in Mailand aufrichten, das verheerte Lodi aus der Aſche wieder emporſteigen, und, was das Wichtigſte war, den Umfang der kaiſerlichen Gewalt genauer beſtimmen.

Bisher war es zweifelhaft und darum oft ſtreitig geweſen, was des Kaiſers ſey, oder welche Forderungen er zu machen habe. Viele Kaiſer hatten ſich nicht darum bekümmert, und die italieniſchen Städte hatten bei zunehmender Freiheitsliebe immer mehrere Rechte an ſich geriſſen. So ſollte es nach Friedrichs Sinn nicht bleiben. Er veranſtaltete daher auf dem Reichstage, den er im November 1158 auf den roncaliſchen Feldern hielt, daß vier Rechtslehrer von Bologna nebſt den Conſuln der lombardiſchen Städte den Umfang der kaiſerlichen Gewalt genau beſtimmten, und zwar nach Grundſätzen des römiſchen Rechts, das damals in Italien wieder auflebte, und bei Herrſchern um ſo mehr Beifall fand, je mehr es der Herrſchermacht zuſagte. Nach langen Berathſchlagungen erfolgte nun der Ausſpruch, daß alle Herzogthümer, Markgrafſchaften und Grafſchaften, ferner die Beſtallung der Conſuln und Richter, die Münz- und Zollgerechrechtigkeit, alle Nutzung von Hafen, Flüſſen und Teichen, die Erhebung von Kopf- und Grundſteuern, die Einforderung des Unterhalts des kaiſerlichen Hofes und Heeres während deſſen Anweſenheit in Italien (das Fodrum) zu den kaiſerlichen Vorrechten gehörten. Die Italiener waren über dieſen Ausſpruch betreten: ſie verloren durch denſelben ungemein viel von dem, was ſie bisher als ihre Rechte und Freiheiten angeſehen hatten; allein ſie wagten nicht, auf der Stelle ſich dagegen zu erklären. Die Demüthigung des ſtolzen Mailand hatte alle erſchreckt. Auch bewies Kaiſer Friedrich anfangs kluge Mäßigung. Zwar nahm er die ihm zugeſprochenen Vorrechte an, zwar ſetzte er in den lombardiſchen Städten Fremde als Richter (oder Podeſta's) ein, und verordnete als Herr über Krieg und Frieden einen allgemeinen Landfrieden; dagegen ließ er denjenigen, die einige der Herrſcherrechte (Regalien) auf rechtmäßige Weiſe erhalten hatten, den fernern Beſitz derſelben, unter dem Beding einer jährlichen Steuer, wodurch ſein Einkommen auf 30000 Mark Silber vermehrt worden ſeyn ſoll.

Doch eben die Beſchlüſſe des roncaliſchen Reichstages, die des Kaiſers Herrſchaft ſichern ſollten, führten zu neuen Erſchütterungen derſelben. Den Lombarden erſchienen ſie als ein willkürliches Anſinnen der Herrſchermacht; ihr Freiheitsſinn fühlte ſich tief gekränkt. Sie blieben daher dem Kaiſer abgeneigt, widerſetzten ſich der Ausführung jener Beſchlüſſe, und griffen wieder zu den Waffen, als ihnen die Händel, in welche Friedrich jetzt mit dem römiſchen Stuhl gerieth, Ermunterung und Gelegenheit dazu boten.

Schon ehe Friedrich zum zweiten Male nach Italien gezogen war, waren Zwiſtigkeiten zwiſchen ihm und dem Pabſt entſtanden. Im Jahre 1156 hatte Hadrian IV. ohne alle Einwilligung und Beiſtimmung des Kaiſers den normänniſchen Fürſten Wilhelm zum König von Sicilien, Herzog von Apulien und Fürſten von Capua ernannt. Darauf hatte er im Jahre 1157 in einem Schreiben dem Kaiſer zu verſtehen gegeben, daß dieſer ſeine Würde von ihm zur Lehn habe. Durch beides ward Friedrich beleidigt. Er ſah erſteres als eine Verletzung ſeiner Hoheitsrechte an, und erklärte gegen letzteres, daß er ſeine Würde von Gott und der freien Wahl des deutſchen Volkes ableite. Nur durch die mildere Deutung, die der Pabſt ſeinen Aeuſſerungen gab, war Friedrich damals beſänftigt worden. Hierauf war es eine Zeitlang zwiſchen beiden ruhig geweſen, bis die Beſchlüſſe des roncaliſchen Reichstages neue Händel erregten. Auch Hadrian IV. war damit unzufrieden, indem er ſie als eine Verletzung der päbſtlichen Hoheit und des päbſtlichen Ge-

Gebiets betrachtete. Er erließ daher erſt ein beleidigendes Schreiben an den Kaiſer, hetzte dann die Lombarden gegen ihn auf, trat mit den Städten Mailand und Brescia, und mit dem König Wilhelm von Sicilien gegen ihn in Verbindung, und war nahe daran, ihn in den Bann zu thun, als er (am 1. Sept. 1159) ſtarb. Nun entſtand eine zwieſpältige Pabſtwahl. Vierzehn Cardinäle, die es mit der ſicilianiſchen Parthei hielten, wählten Alexander III., neun andre kaiſerlich geſinnte Victor IV. Friedrich nahm ſich des letztern an, der ihm mit Ergebenheit entgegen kam, ſuchte die Könige von Frankreich und England für ihn zu gewinnen, und veranſtaltete, daß ſelbiger auf dem Concil zu Pavia, im Febr. 1160, beſtätigt wurde. Aber er erreichte ſeine Abſicht nicht! Zwar hatte Alexander III. von Rom nach Frankreich flüchten müſſen; aber hier that er den Kaiſer ſamt dem Gegenpabſt Victor IV. in den Bann; die Könige von Frankreich und England und alle, die nach Verminderung der kaiſerlichen Macht trachteten, erklärten ſich für ihn, und er wurde auf dem Concil zu Toulouſe beſtätigt (1161). So hatte alſo Friedrich zu gleicher Zeit wider geiſtliche und weltliche Waffen zu kämpfen, und den Lombarden war ein Verbündeter zu Theil worden, der ihren abermaligen Aufſtand zu heiligen ſchien.

Auch jetzt war es Mailand, das mit verführeriſchem Beiſpiel den übrigen lombardiſchen Städten voranging. Erbittert über die Demüthigungen, die es erlitten, und noch mehr über die Beeinträchtigung ſeiner Freiheiten durch die roncaliſchen Beſchlüſſe, hatte es die kaiſerlichen Abgeordneten, die Steuern erheben und Podeſta's einſetzen ſollten, mit ſolcher Wuth überfallen, daß dieſe kaum das Leben retten konnten (Jan. 1159). Hierauf zur Verantwortung vorgeladen (2. Febr. 1159), hatte es erklären laſſen, daß es zwar einen Eid, nicht aber die Beobachtung deſſelben zugeſagt habe. Auf eine zweite und dritte Vorladung hatte es gar keine Abgeordnete geſchickt. Wegen dieſes Treubruchs ſprach Friedrich (gegen Oſtern 1159) aufs neue über die Mailänder die Reichsacht aus. Auch dadurch ließen ſie ſich nicht ſchrecken: forderte doch der Pabſt ſelbſt zur Widerſetzlichkeit ſie auf, war doch der Kaiſer nach Entlaſſung des größten Theils ſeiner Lehnmiliz ohne bedeutende Macht, erſchienen doch die roncaliſchen Beſchlüſſe ihnen als das unerträglichſte Joch. Sie rüſteten ſich alſo, verſtärkten die Befeſtigung ihrer Stadt, erſtürmten das Schloß Trezzo, das eine kaiſerliche Beſatzung hatte, ſuchten das neu auflebende Lodi zu zerſtören; ja ſie ſendeten ſogar Meuchelmörder ab, die den Kaiſer tödten ſollten.

Gleich bei Erneuerung dieſer Feindſeligkeiten hatte Friedrich die deutſchen Fürſten und ſelbſt ſeine Gemahlin aufgefordert, friſche Heere herbeizuführen. Ehe dieſe anlangten, that er mit den Haufen, die er noch um ſich hatte, den Mailändern, ſo viel er konnte, Abbruch. Er beſetzte alle zu ihnen hinführenden Päſſe, verheerte ihre Früchte, und ſchlug die, welche es wagten die Mauern zu verlaſſen, nachdrücklichſt zurück. Hierauf verließ er das mailändiſche Gebiet, theils weil es ihm daſelbſt an Lebensmitteln fehlte, theils weil es ihm nöthig ſchien, erſt die Stadt zu erobern, die damals mit Mailand am engſten verbunden war, und ſich gleichfalls gegen die roncaliſchen Beſchlüſſe aufgelehnt, und ſeine Abgeordneten beſchimpft hatte. Im Jul. 1159 begann er die Belagerung von Crema, und mit verſtärktem Nachdruck wurde dieſelbe fortgeſetzt, als im Auguſt die friſchen Heere anlangten, die ſeine Gemahlin, Herzog Heinrich der Löwe und andre deutſche Fürſten ihm zuführten. Aber Crema war feſt durch zwiefache Mauern und tiefe Waſſergräben, durch die Verſtärkungen, die es von Brescia und Mailand erhielt, und mehr noch durch den gewaltigen Freiheitsſinn ſeiner Bürger. Vergebens bot Friedrich ihnen Gnade an: ſie verwarfen eine Gnade, die ſie mit Unterwerfung unter die verhaßten Beſchlüſſe des roncaliſchen Reichstags erkaufen ſollten, und je mehr ſie bedrängt

drängt wurden, deſto mehr wuchs ihr Widerſtand. Spottend ſangen ſogar ihre Frauen in den Gaſſen: Friedrich werde, wie einſt Lothar, mit Schimpf vor ihnen zurückweichen müſſen. Aber auch bei den Belagerern ſtieg die Erbitterung: ſie fochten für Ehre, wie jene für Freiheit. Dabei wurden von beiden Seiten die unmenſchlichſten Grauſamkeiten begangen, und Friedrich ſelbſt ward durch ſeinen Zorn zu ſolchen hingeriſſen. Eines Tages ließ er an einem neuerrichteten Thurm, den er nach den Mauern hinbewegte, vierzig Geißeln von Crema und Mailand, größtentheils Knaben und Jünglinge aus den edelſten Häuſern, anknüpfen, um dadurch die Cremenſer abzuhalten ſeinen Belagerungsthurm zu zerſtören. Umſonſt! Die Cremenſer erhoben ein lautes Jammergeſchrei; aber bald ſprachen ſie ihren Kindern und Freunden Muth ein, prieſen ſie ſelig, daß ſie, noch ſo jung, den Tod fürs Vaterland ſterben und die Gräuel der Verwüſtung nicht ſchauen ſollten, und ſchleuderten dann ungeheure Steinmaſſen gegen den feindlichen Thurm, und damit zugleich gegen die geliebten Kinder und Freunde. Neun derſelben wurden zerſchmettert, zwei hingen lebend, aber mit gebrochenen Gliedern herab, und der Thurm wurde faſt zertrümmert. Da ließ ihn Friedrich zurückziehen. Nicht lange darauf unternahm er einen neuen Sturm gegen Crema, und gleichfalls vergebens. Doch endlich nach ſechs blutigen

tigen Monaten, völlig erſchöpft durch ununterbrochene Anſtrengungen, durch vielfältige Verluſte und durch nagenden Hunger, und verlaſſen von den Mailändern, die auf die eigene Sicherheit bedacht waren, ſahen ſich die Cremenſer genöthigt, wegen der Uebergabe mit dem Kaiſer zu unterhandeln. Friedrich ſchenkte ihnen das Leben; doch ſollten ſie die Stadt räumen, und von ihrer Habe nicht mehr mitnehmen, als was jeder auf den Schultern forttragen könne. So zogen am 27. Jan. 1160 zwanzig tauſend Menſchen von jedem Alter und Geſchlecht unter Thränen und Wehklagen aus Crema gen Mailand. Ein bejammernswerther Anblick! Friedrich ſelbſt wurde gerührt. Er unterſtützte die Auswandernden, und trug auf eigenen Armen einen Kranken durch einen engen Paß. Doch gleich darauf ließ er Crema plündern und zerſtören.

Als Crema gefallen war, zogen die meiſten der deutſchen Fürſten, deren Dienſtzeit abgelaufen war, wieder in die Heimath. Friedrich aber blieb auch dießmal in Italien zurück. Ihn beſchäftigte die ſchon erwähnte, ſtrittige Pabſtwahl; aber noch dringender lag ihm die Bezwingung Mailands am Herzen. Nur wenn ihm dieſe gelang, glaubte er Herr der Lombardei, und dadurch Herr von ganz Italien zu werden. Mailand ſelbſt zu bezwingen, war er jetzt zu ſchwach; auch fielen die Ge-

Gefechte mit demſelben nicht immer zu ſeinem Vortheil aus. Erſt im Frühling 1161, als auf ſein wiederholtes Verlangen die angeſehenſten deutſchen Fürſten wiederum nach Italien gezogen waren, umlagerte er Mailand mit einem Heere von mehr als 100,000 Mann. Aber dieſe große und feſte Stadt war nicht ſo wohl durch Gewalt der Waffen als durch die Qualen des Hungers zu beſiegen: das hatte die frühere Belagerung gezeigt. Friedrich gebrauchte alſo ſeine große Macht dazu, Mailand von allen Seiten einzuſchließen, alle Zugänge dahin zu beſetzen, alle Zufuhr dahin zu verhindern, und belegte mit blutigen Strafen diejenigen, die über den Verſuch, Lebensmittel dahin zu ſchaffen, ergriffen wurden. Dieſe Maßregel erreichte ihr Ziel. Die Mailänder unterlagen nach muthvoller Vertheidigung ihrer Stadt dem Hunger, vielleicht auch innern Zwiſtigkeiten. Im Gefühl ihrer Ohnmacht erboten ſie ſich zu großen Opfern: ſie wollten ihre Mauern niederreiſſen, einen Podeſta annehmen, Steuern bezahlen und die übrigen roncaliſchen Beſchlüſſe anerkennen; aber dem Kaiſer war dieß nicht genug. Er verlangte, ſie ſollten ſich ohne alle Bedingung unterwerfen. Auch dazu verſtanden ſie ſich, am 1. März 1162. Darauf erſchienen ſie, Edle und Gemeine, mehrere Tage nach einander als Gnadeflehende vor ihm zu Lodi. Sie überbrachten ihm die Stadtſchlüſſel, die Fahnen der

Stadt, und das Carrocium — einen mit vier Paar Ochſen beſpannten Heerwagen, von rother Farbe, in deſſen Mitte ſich ein mit Eiſen beſchlagener Balken erhob, deſſen Spitze in eine vergoldete Kugel auslief, und an welchem ein Kruzifix und das Bild des heiligen Ambroſius, des Schutzheiligen Mailands, ſich befand. Auch wurden die Poſaunen der Stadt überbracht, die wie zur Todesfeier Mailands zum letzten Male ſchmetterten, als ſich das Carrocium dem Kaiſer nahete. Alles Volk von Mailand flehete um Erbarmen. Die Umſtehenden wurden gerührt; nur Friedrich nicht. Zwar ſchenkte er auf Fürbitten einiger Freunde den Einwohnern Leben und Habe; aber mit unerbittlicher Härte beſtand er auf den Untergang der großen und herrlichen Stadt. Die Einwohner mußten, nachdem ſie den Eid der Treue aufs neue geleiſtet und vierhundert Geißeln geſtellt hatten, binnen acht Tagen mit ihrer Habe nach vier verſchiedenen Burgflecken ihres Gebiets hinziehen, wo ſie unter Aufſicht kaiſerlicher Beamten geſtellt wurden. Dann befahl Friedrich, daß Mailand mit Ausnahme der Hauptkirchen zerſtört, ja, wie einige hinzufügen, daß der Boden beackert und mit Salz beſtreut werden ſollte*). Die Feindſchaft derer von Pa-

---

*) Es iſt zweifelhaft, ob dieſer Zuſatz von Friedrich iſt, und gewiß, daß der Inhalt deſſelben nie zur Ausführung kam. Wahr-

Pavia, Cremona und Lodi gegen Mailand half dieſen ſchrecklichen Befehl zur Ausführung bringen. Mit aller Wuth eines lang genährten Haſſes begannen ſie die Zerſtörung, und obſchon es wahrſcheinlich iſt, daß des Kaiſers Befehl nicht buchſtäblich erfüllt wurde: ſo iſt doch nicht zu zweifeln, daß der größte Theil von Mailand ſeinen Untergang fand. Verödet alſo und verwüſtet ward die erſte unter den lombardiſchen Städten, herrlich durch Alterthum, Reichthum und Macht, verödet und verwüſtet, weil ſie über andre hatte herrſchen wollen, weil ſie willkürliche Beſchlüſſe verachtet, und nachdrücklich ihre Freiheit vertheidigt hatte. Mitleid verdient ihr Schickſal; ihre Anmaßlichkeit und ihr Treubruch ward ſchrecklich beſtraft, und Friedrichs Härte gegen ſie kann nur dann Entſchuldigung finden, wenn man annimmt, daß er von der Gerechtigkeit ſeiner Sache innigſt überzeugt war, und an der Befeſtigung derſelben bei Mailands Fortblühn verzweifelte. *

Wirklich gelangte er jetzt auf den Gipfel ſeiner Größe. Denn erſchreckt durch das grauſenhafte

---

Wahrſcheinlich ſollte er nur eine Andeutung von der Größe des kaiſerlichen Zornes ſeyn, nach dem Ausſpruch des Horaz (Od. I, 16, 18):

Irae . . . altis urbibus ultimae
Stetere causae, cur perirent
Funditus, imprimeretque muris
Hostile aratrum exercitus insolens.

hafte Strafgericht, das er über Mailand verhängt hatte, unterwarfen ſich ihm Brescia, Bologna, Piacenza und andre Städte, die es mit Mailand gehalten hatten. Alles zitterte vor ihm. Jetzt ſetzte er ſich zu Pavia die Krone wieder auf, die er vor drei Jahren abgenommen hatte, mit dem Gelübde, ſie nicht eher wieder zu tragen, bis er Mailand bezwungen habe. Schon dachte er auch an die Unterwerfung Unteritaliens, und verlangte dazu Flotten von Piſa und Genua. Aber veränderlich, wie das Glück des Privatmannes, iſt das Glück des Fürſten, und eben das, was zum Gipfel der Macht hinführt, kann oft auch die Urſache des Falles werden. Beides mußte Friedrich erfahren, und ſeine Erfahrung iſt eine Mahnung an den Wechſel menſchlichen Glückes und eine Warnung vor Mißbrauch der Uebermacht.

Bald nach der Verheerung Mailands, im Aug. 1162, war er nach vierjähriger Abweſenheit nach Deutſchland zurückgekehrt, im feſten Glauben, die Lombarden ſo weit gebracht zu haben, daß ſie nicht wieder wagen würden, ſich gegen ihn aufzulehnen. Aber er irrte ſich. Das unglückliche Schickſal Mailands hatte den Neid gegen deſſen Größe und den Haß gegen deſſen Uebermuth verſöhnt. Man fing an, die Mailänder als unglückliche Vertheidiger der gemeinſamen Freiheit zu bemitleiden, den

Kaiſer aber als einen Deſpoten zu haſſen, der mit wildem Grimme alles verfolge, was ſeiner Herrſchgier widerſtrebe. Hierzu kam, daß die Aufſeher und Podeſta's, die er jeder Stadt vorgeſetzt hatte, ihre Gewalt mißbrauchten, den ſechsfachen Ertrag des ehemaligen Steuerfußes erhoben, und ſelbſt den armen Bürgern von Crema und Mailand kaum ein Drittel der jährlichen Erndte ließen. Kein Wunder alſo, daß bald nach Friedrichs Entfernung neue Gährungen entſtanden. Er hörte es, und ging im Oct. 1163 zum dritten Male nach Italien. Nur wenige begleiteten ihn; denn als Herr, nicht als Eroberer, wollte er auftreten; verſuchen wollte er, die neuen Gährungen durch den Glanz ſeiner Majeſtät zu beſchwichtigen. Aber das gelang ihm nicht. Er ſelbſt that nichts, um den vielfachen Beſchwerden, die bei ihm angebracht wurden, abzuhelfen, und vermehrte durch die Erlaubniß, die er denen von Pavia ertheilte, das neue aufgebaute Tortona zu ſchleifen, den gegen ihn aufflammenden Unwillen. So geſchah es nun, daß Verona, von Venedig unterſtützt, während er noch in Italien war, mit den Städten Vicenza, Padua und Treviſo einen Bund zur Wiederherſtellung der vorigen Freiheit ſchloß (1164), und darauf die kaiſerlichen Beamten, die das Volk am bitterſten haßte, zur Flucht nöthigte. Sobald Friedrich von dieſem Veroneſer-Bunde Nachricht erhalten hatte, ſuchte er ihn erſt durch gütliche Unterhandlungen, dann durch Waffengewalt zu unterdrücken. Beides vergebens. Die Unterhandlungen fanden weder Eingang noch Fortgang, und als er (im Jun. 1164) mit den Lombarden, die ihm anhingen, und den wenigen Deutſchen, die um ihn waren, bis gegen Verona anrückte, mußte er ſich vor den überlegenen Feinden wieder zurückziehen. Darauf ſuchte er ſeinen Anhang in der Lombardei durch neue Gunſtbezeigungen an ſich zu ketten, und im Oct. 1164 ging er nach Deutſchland zurück, doch mit dem Vorſatz wiederzukommen, um ſeine Herrſchaft mit Gewalt der Waffen zu behaupten.

Jetzt ſchon fing ſeine Herrſchaft in Italien zu wanken an. Die Lombarden hatten einſehen lernen, daß ſie vereinigt ihm widerſtehen könnten, und ſeine Entfernung gab ihnen Gelegenheit, ſich zum verſtärkten Widerſtand zu rüſten, zertrümmerte Mauern aufzubauen, Truppen zu üben, und neue Verbindungen zu ſchließen. Zu ihrem Bunde trat Pabſt Alexander III., der jetzt noch mehr als vorher gegen den Kaiſer erbittert war, weil dieſer nach dem Tode Victors IV. (im April 1164) einen neuen Gegenpabſt, Paſchalis III., anerkannt hatte, und jetzt noch mehr als vorher ihm ſchaden konnte, weil er auf Einladung der Römer von Frankreich nach Rom zurückgekehrt war (im Herbſte 1165) und ſeine Verbindung mit dem König Wilhelm von Sicilien erneuert hatte. Friedrich fand es alſo nöthig, baldigſt nach Italien zu ziehen; allein theils verſchiedene Händel in Deutſchland, theils auch der Widerwille der deutſchen Fürſten gegen die italieniſchen Feldzüge hielt ihn zurück. Erſt im Herbſte des Jahres 1166 konnte er mit einem zahlreichen Heere ſeinen vierten Zug nach Italien antreten.

Sein Abſehen ging jetzt, wie der Erfolg zeigte, dahin, den Pabſt Paſchalis in Rom einzuſetzen und die Verbindungen der Lombarden auf gütlichem Wege zu trennen. Ohne Schwertſchlag zog er daher durch die Lombardei, und auf dem Reichstage zu Lodi (Nov. 1166) verſprach er den Bedrückungen, über welche die Städte klagten, abzuhelfen. Den Winter über blieb er in dem, ihm treulichſt zugethanen Pavia. Dann zog er gen Rom. Sein tapfrer Feldherr, Chriſtian Erzbiſchof von Mainz, bahnte ihm hierzu den Weg durch einen glorreichen Sieg über die Römer bei Tusculum (30. Mai 1167). Er ſelbſt drang ſtürmend in Rom ein (24. Jul.), und bemächtigte ſich mit Feuer und Schwert der tapfer vertheidigten Peterskirche. Pabſt Alexander mußte flüchten, und deſſen Anhang ſich unterwerfen; Paſchalis aber wurde nach Rom geführt, beſtieg daſelbſt den apoſtoliſchen Stuhl und erneuerte (1. Auguſt 1167) die Krönung des Kaiſers.

Allein während das deutſche Heer außerhalb Roms in der heißeſten Jahreszeit und umgeben von Leichen lagerte, brach unter demſelben eine tödtliche Seuche aus. Die edelſten Männer wurden davon hingerafft, ſelbſt des Kaiſers Vettern, der Herzog von Schwaben, Friedrich von Rothenburg, und Welf der Jüngere, Rainold Erzbiſchof von Cöln, des Kaiſers Kanzler, ihm eine Stütze im Felde und im Rathe. Mehr als 2000 Ritter ſtarben und überaus viel Gemeine. Die aber, welche am Leben blieben, geriethen in Kleinmuth. Sie betrachteten die Seuche als ein Strafgericht des Himmels, weil ſie auf die Bannflüche des Pabſtes Alexander nicht geachtet, und das Heiligthum der Peterskirche mit Feuer und Schwert angetaſtet hätten.

Indeſſen hatte ſich auch von einer andern Seite her ein furchtbares Ungewitter aufgethürmt. Die Lombarden, in ihren Hoffnungen auf Friedrichs Verſprechungen getäuſcht, von ſeinen Beamten aufs härteſte bedrückt, und nun überzeugt, daß ſie nur von ſich, nicht von ihm, dem Kaiſer, Abhilfe ihrer Leiden zu erwarten hätten, hatten während ſeines Zuges nach Rom einen Bund geſchloſſen,

„ſich gegenſeitig zu unterſtützen gegen jeden, der es wagen würde, ihre alten Rechte und Freiheiten anzugreifen." Dieſer Lombardenbund war am 7. April 1167 in dem Kloſter Puntido, unweit Bergamo, zu Stande gekommen, anfangs nur zwiſchen denen von Verona, Cremona, Bergamo, Brescia, Ferrara, Mantua und Mailand; bald aber traten ihm faſt alle lombardiſchen Städte bei. Auch ſchritt dieſer Bund bald zu offenbaren Feindſeligkeiten. Er ſtellte (im Mai 1167) Mailand wieder her, zwang Lodi zum Abfall vom Kaiſer und eroberte das Schloß Trezzo, wo der Kaiſer unter dem Schutze einer deutſchen Beſatzung ſeine Schätze zurückgelaſſen hatte.

So von den verbündeten Lombarden bedroht, und von den Trümmern eines durch Seuchen und Kleinmuth geſchwächten Heeres umgeben, war Friedrich in einer ſehr bedenklichen Lage. Doch er bewährte, was dem Manne ziemt, ſtandhaften Muth und kluge Thätigkeit. Er ließ die Kranken ſeines Heeres gegen Geißeln in den Händen der Römer und zog mit denen, welche die Waffen tragen konnten (nicht ohne Furcht von Seiten der Lombarden), durch Toskana nach Pavia (12. Sept. 1167). Hierhin berief er ſeine Vaſallen und Abgeordnete von den lombardiſchen Städten. Nur die Abgeordneten von Pavia, Vercelli, Novara und Como nebſt einigen Baronen folgten ſeinem Rufe, und er konnte daraus auf das Sinken ſeines Anſehns ſchließen. Innigſt erbittert ſprach er nun, (zu Pavia am 21. Sept.) die Reichsacht aus über den lombardiſchen Bund, und indem er nach Ritterſitte ſeinen Handſchuh mitten in die Verſammlung warf, betheuerte er feierlichſt, er werde die Frechheit der Rebellen züchtigen*). Für jetzt fehlte es ihm hierzu an Macht; er konnte nur mit Hilfe derer von Pavia, Novara, Vercelli und der Barone, die ihm treu geblieben waren, einige Streifereien unternehmen, wodurch in der Hauptſache nichts geändert wurde. Dagegen zogen die Lombarden anſehnliche Streitkräfte zuſammen, und Friedrich lief Gefahr, von ihnen eingeſchloſſen zu werden. Er knüpfte daher täuſchende Friedensunterhandlungen an, und als man während derſelben weniger auf ihn achtete, entwich er mit dreißig Perſonen und mehrern Geißeln (März 1168). Doch bald wurde ſein Entweichen ruchbar, und die Lombarden ſetzten ihm mit gewaffneter Hand nach. Da ſoll er ſeine Verfolger, wie Medea ihren Vater, durch eine ſchreckliche Grauſamkeit aufgehalten haben. Er ließ, heißt es, von lombardiſchen Geißeln, die er mit ſich führte, die Vornehmſten da und dort an Bäumen aufknüpfen; die Lombarden aber wurden bei dieſem Anblick von Wehmuth und

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLVI.

Jammer ergriffen und im weitern Nachſetzen aufgehalten. Kurz, er entkam glücklich nach Suſa. Doch hier umringten ihn neue Gefahren. Die Einwohner zwangen ihn, die noch übrigen Geißeln loszugeben; ja ſie würden ihn vielleicht gefangen und ermordet haben, wenn er nicht bei Nacht, als Knecht oder Knappe gekleidet, entflohen wäre. Ein deutſcher Ritter, Hartmann von Siebeneich, ihm ähnlich an Geſtalt, blieb in ſeinem Zimmer und Bette zurück. Ihn fanden die Suſaner, als ſie am andern Morgen in Friedrichs Zimmer drangen, und ſie ließen ihn ſamt dem übrigen Gefolge ungefährdet abziehen.

Italien war nun faſt gänzlich für ihn verloren. Nur Pavia und der Markgraf von Montferrat blieben ihm unerſchütterlich treu; aber die von Como, Novara, Vercelli und Aſti traten theils freiwillig, theils gezwungen den Verbündeten bei. Denn dieſe ſäumten nicht, nach Friedrichs Entfernung alle, die es mit ihm hielten, zu befehden, die kaiſerlichen Beamten zu verjagen, und die Schlöſſer, die kaiſerliche Beſatzung hatten, zu erſtürmen. Auch legten ſie, um eine Vormauer gegen Pavia und Montferrat zu haben, am Zuſammenfluſſe des Tanaro und der Bormida eine neue Stadt an (1168), die ſie dem Kaiſer zum Hohn, nach dem Namen des ihm verhaßten Pabſtes Alexandrien nannten, mit feſten Mauern umgaben, und ſo volkreich machten, daß ſie ſchon im erſten Jahre ein Heer von 15000 Mann aufſtellen konnte. Andrerſeits arbeitete auch Pabſt Alexander III. an Friedrichs Verderben. Er that ihn 1168 aufs neue in den Bann, erklärte ihn des Königreichs Italiens und des Kaiſerthums verluſtig, und ſprach ſeine italieniſchen Unterthanen von dem Eid der Treue gegen ihn los. Doch Friedrich ward dadurch nicht geſchreckt. Er hielt feſt an ſeinen Plan, ſich Italien zu unterwerfen. Rache und Ehrgeiz beſtimmten ihn dazu.

Sechs Jahre verſtrichen, ehe er wieder etwas Ernſtliches gegen Italien unternehmen konnte. Indeſſen ſuchte er die Ruhe im Reiche zu ſichern, die Macht ſeines Hauſes zu vermehren, und (jedoch vergeblich) durch Unterhandlungen, die er einzeln mit dem Pabſte, mit dem König von Sicilien und einigen lombardiſchen Städten anknüpfte, die Verbündeten zu trennen. Auch ſendete er (1171) ſeinen jetzigen Kanzler, den Erzbiſchof von Mainz, Chriſtian, nach Italien, der durch Klugheit und kriegeriſche Thätigkeit den gänzlichen Untergang der kaiſerlichen Parthei daſelbſt verhütete. Als er endlich die Fürſten Deutſchlands zur Fortſetzung des Kriegs in Italien gewonnen, und auch durch eigene Schätze viele Kriegsvölker zuſammengezogen hatte, ſo trat er im Sept. des Jahres 1174 ſeinen fünften Zug nach Italien an. Jetzt ſollte die Schmach ausgetilgt werden, die er vor ſechs Jahren erlitten hatte; jetzt die Auflöſung des Lombardenbundes, die Demüthigung des Pabſtes, die Unterwerfung Italiens erzwungen werden. Ein kräftiges Heer ſtand ihm zur Seite, eine gewaltige Kraft fühlte er in ſich ſelbſt, und ſein Herrſcherſtolz blickte mit Geringſchätzung auf die Anſtrengungen des Freiheitsſinnes. Aber das Glück ſeiner früheren Tage hatte ſich von ihm gewendet; ganz anders als ſeine Erwartungen war der Ausgang ſeines Unternehmens.

Ueber den Berg Cenis nach Italien gelangt, ſtürzte er zuerſt auf Suſa. Vor ſechs Jahren hatte es ihn zur ſchimpflichen Flucht genöthigt; jetzt mußte es, den Flammen Preis gegeben, das Schreckliche ſeiner Rache empfinden (Oct. 1174). Das erſchreckte Aſti ergab ſich ihm ohne Widerſtand. Darauf wendete er ſich gegen Alexandrien. Er wollte dieſe ihm zum Hohn erbaute und benannte Stadt vertilgen; aber hier zuerſt ſcheiterte ſein Glück! Alexandrien war mit hohen Wällen und tiefen Gräben umſchloſſen, von einer großen Anzahl freiheitliebender Bürger vertheidigt, und, wie es ſchien, vom Himmel ſelbſt beſchirmt. Denn der jetzt eintretende Winter war einer der unfreundlichſten; Regen und Schneegeſtöber wechſelten unaufhörlich ab, die Flüſſe traten aus. Sechs Monate lag Friedrich vor dieſer Stadt und konnte nichts gegen ſie ausrichten. Alle ſeine Angriffe wurden zurückgeſchlagen, ſeine Maſchinen zerſtört, Krankheiten rafften Menſchen und Pferde dahin, Kleinmuth bemächtigte ſich ſeines Heeres. Endlich als die verbündeten Lombarden mit Heeresmacht zum Entſatz herbeirückten, die Alexandrier aber bei einem kühnen Ausfall das deutſche Heer zurücktrieben, und deſſen Kriegsmaſchinen verbrannten, ſah er ſelbſt, daß er Alexandrien jetzt nicht erobern würde. Er ſteckte daher ſein Lager in Brand, und nahm ſeinen Weg nach Pavia (zu Oſtern 1175). Sein Heer war erſchöpft und ein großer Theil zog, da die Dienſtzeit verſtrichen war, nach Deutſchland zurück. Jetzt knüpfte er, um Zeit und während derſelben neue Streitkräfte aus Deutſchland zu gewinnen, mit dem Pabſte und den Lombarden Friedens-Unterhandlungen an, die eine Zeitlang fortgeſetzt wurden, dann, weil es keinem Theile Ernſt damit war, fruchtlos zerfielen.

Im Frühling des Jahres 1176 kam die längſt erwartete Hilfe aus Deutſchland über die Alpen; nur einer fehlte, der mehr galt als alle, der mächtige und tapfere Herzog von Sachſen und Baiern, Heinrich der Löwe. Vergebens hatte ihn Friedrich, der deshalb von Pavia nach Chiavenna ge-

geeilt war, bei einer perſönlichen Zuſammenkunft flehentlich um Beiſtand gebeten: der Starrſinnige hatte ſich nicht erweichen laſſen, und der Kaiſer war unverrichteter Sachen von Chiavenna nach Como gegangen. Hier empfing er die neu angekommenen Heere, und ſuchte ſie nun mit den Truppen des Markgrafen von Montferrat und ſeinen übrigen Verbündeten zu vereinigen. Dagegen ſuchten die Mailänder ſamt andern Lombarden dieſe Vereinigung zu hindern, und ſo kam es bald zu einem entſcheidenden Schlage.

Begeiſtert von dem Verlangen, ihre vorigen Niederlagen, die Verwüſtung ihrer Stadt, und die ſeit langen Jahren erlittenen Bedrückungen an dem Urheber derſelben zu rächen, waren die Mailänder gegen ihn ausgezogen. Bei ihnen befanden ſich Schaaren von Verona, Brescia, Novara, Vercelli, Lodi und Piacenza; aber den Kern ihres Heeres bildete der Todesbund, eine Schaar von neunhundert Mailändern, die ſich durch feierliche Eide verbunden hatten, wenn es zum Treffen gegen Friedrich kommen würde, eher zu ſterben als einen Schritt zurückzuweichen. Bei Lignano (am 29. Mai 1176) trafen die beiderſeitigen Heere zuſammen. Der Anfang der Schlacht ſchien den Lombarden keinen günſtigen Ausgang derſelben zu verſprechen. Kühn und kräftig drangen die Deutſchen auf ſie ein; ihre Reiterei ward zurückgetrieben; es wankte die Schaar des Carrocium (dreihundert Jünglinge, die ſich wie die Schaar des Todes durch feierliche Eidſchwüre zur Vertheidigung des Carrocium verbunden hatten); dieſer ſelbſt ſchien ſchon verloren. Da ſtürzte die Schaar des Todes, ihren feierlichen Eid wiederholend, grimmig gegen den furchtbaren Feind. Auf einmal änderte ſich der Gang der Schlacht. Der Führer des kaiſerlichen Panniers ward getödtet, das Pannier ging an die Feinde verloren; dem Kaiſer, der in den erſten Reihen kämpfte, ward das Pferd, das er ritt, erſchoſſen; er ſank darnieder. Schrecken überfiel nun ſein ganzes Heer; es floh; die Zerſtreuung und Niederlage desſelben war entſchieden. Das ganze Lager des Kaiſers ſamt allem Gepäcke und der reichen Kriegskaſſe fiel in die Hände der Sieger. Von den flüchtigen Deutſchen wurden viele getödtet, und als Vaterlands-Verräther alle Bürger von Como, die bei ihnen waren. Den Kaiſer ſelbſt ſuchte man unter den Todten; ſogar ſeine Gemahlin beweinte ihn als einen Todten, und legte ſeinetwegen Trauerkleider an. Doch er war gerettet. Während die Mailänder über den erfochtenen Sieg jubelten, hatte er ſich ihrer Aufmerkſamkeit entzogen, und auf Umwegen das getreue Pavia erreicht.

Aber in welcher Lage, und mit welchen Empfindungen! Er war allein, ohne Heer, ohne Hilfsmittel zur Fortſetzung des Kriegs. Vernichtet waren alle glänzenden Hoffnungen, mit denen er Italien betreten hatte; vereitelt die unſäglichen Mühen und Anſtrengungen, die ſeit zwei und zwanzig Jahren auf die Unterwerfung Italiens verwendet worden waren. Schwach und muthlos war ſein Anhang in Italien, und aus Deutſchland war keine abermalige Hilfe zu erwarten. Nichts blieb ihm alſo übrig, als den Frieden, den er oft täuſchend verheißen hatte, jetzt ernſtlich zu ſuchen.

Er wendete ſich zuerſt an den Pabſt, der damals zu Anagni war. Alexander III. war zum Frieden geneigt; nur ſollte Friedrich ihm als dem rechten Pabſte Unterwerfung bezeigen, und zugleich mit dem Könige von Sicilien und den Lombarden Frieden ſchließen. Doch beſtand er nicht hartnäckig auf den letztern Punkt, vielmehr willigte er ein, daß mit beiden nur ein Waffenſtillſtand, mit dem König von Sicilien auf funfzehn, mit den Lombarden auf ſechs Jahre abgeſchloſſen wurde. Dieß geſchah zu Venedig, wohin Alexander III. in eigener Perſon ſich begeben hatte (24. März 1177). Eben dahin kam auch Friedrich (am 23. Jun.), nachdem alle obwaltenden Anſtöße nach langem Zwiſte entfernt, und der oft über ihn ausgeſprochene Bann vom Pabſte zurückgenommen werden war. Mit einem Gepränge, das die nachfolgenden Demüthigungen nur deſto auffallender machte, wurde er empfangen. Der Doge, der Patriarch, die Geiſtlichkeit und das Volk von Venedig führten ihn zur Markuskirche. Vor den Thoren derſelben ſtand der Pabſt im prunkenden Schmucke, umgeben von Cardinälen und Biſchöfen. Beim Anblick desſelben warf Friedrich den kaiſerlichen Mantel von ſich, ließ ſich dann vor ihm aufs Knie nieder, und küßte ihm den Fuß. Der Pabſt hob ihn auf und ertheilte ihm den Segen und Friedenskuß. Hierauf traten beide in die Kirche, wo ein feſtliches "Herr Gott dich loben wir" angeſtimmt wurde. Nach geendigtem Hochamte führte der Kaiſer den Pabſt zu deſſen Pferde, hielt ihm beim Aufſteigen den Bügel, und nahm dann den Zügel, um das Pferd fortzuführen. Letzteres lehnte der Pabſt ab; er erklärte, er wolle ſolches als geſchehen annehmen.

Wie weit verſchieden war dieſer Auftritt zu Venedig von jenem zu Lodi, wo Friedrich, auf ſeinem Throne ſitzend, die Gnade flehenden Mailänder empfing, und wie viel mochte es ſeinem Stolze koſten, ſich vor eben dem Pabſte zu demüthigen, dem er ſo lange widerſtrebt, und den er, wie er auf dem Reichstage zu Würzburg (1165) geſchworen hatte, nie für einen rechtmäßigen Pabſt anerkennen wollte. Gleichwohl ſchienen den Anhängern des Pabſtes dieſe Demüthigungen des Kaiſers nicht genug. Sie vergrößerten ſie durch erdichtete Zuſätze, und ſuchten dieſe durch Gemälde zu beglaubigen. Der Pabſt, ſagen ſie, trat dem Kaiſer, der ſich vor ihm niedergeworfen hatte, auf den Nacken, und ſprach dazu die Worte des Pſalmiſten: "Auf Schlangen und Ottern wirſt du gehen, und treten auf die jungen Löwen und Drachen". Unwillig rief ihm Friedrich zu: "Nicht ihm, ſondern dem heiligen Petrus erweiſe er dieſe Unterwerfung". Allein der Pabſt, den Fußtritt wiederholend, rief: "Mir ſowohl als dem heiligen Petrus gebührt ſie." So wenig dieſe Angabe durch irgend ein zuverläſſiges Zeugniß beglaubigt werden kann, ſo gewiß zeigt ſie doch, was man dem Pabſte zutrauete, und wie groß ihm und ſeinem Anhang der Triumph über einen der kräftigſten Kaiſer erſchien.

Von Venedig ging Friedrich nach Toskana und Genua, und von da über Burgund nach Deutſchland zurück. Auch jetzt noch gab er das Hauptſtreben ſeines Lebens nicht völlig auf. Mitten unter den Händeln, die er in Deutſchland, beſonders mit Heinrich dem Löwen, zu beſtehen hatte, warf er ſeine Blicke nach Italien, und ſuchte durch Verträge mit einzelnen Städten den Lombardenbund

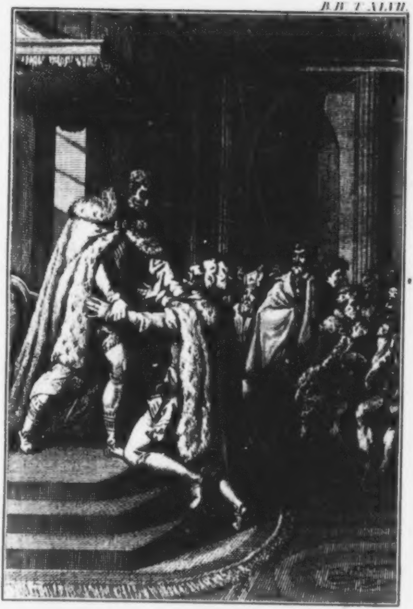
bund zu trennen. Dieß gelang ihm bei einigen. So trat im Febr. 1183 Bologna vom Bunde ab, indem es den ſchon früher mit dem Kaiſer geſchloſſenen Vertrag erneuerte; ferner (gleichfalls im Febr. 1183) Tortona, bewogen durch des Kaiſers glänzende Verſprechungen; und etwas ſpäter (im März 1183) aus Furcht vor ſeiner Rache Alexandria, das nun von ihm den Namen Cäſarea erhielt. Gleichwohl kam, als der ſechsjährige Waffenſtillſtand zu Ende lief, zwiſchen beiden Theilen (zu Coſtnitz am 25. Jun. 1183) der Friede zu Stande. Kraft deſſelben erkannte Friedrich den Bund an, gab zu, daß die lombardiſchen Städte bei demſelben verharrten, und ihn, ſo oft ſie es nöthig fänden, erneuerten. Er geſtand den Städten alle herrſchaftlichen Vorrechte (Regalien) im Umkreis ihrer Mauern zu ſamt allen Rechten, die ſie durch Herkommen und Verjährung erworben hatten; auch hob er alle Verfügungen auf, die während des Kriegs zum Nachtheil der Städte getroffen wären. Dem Kaiſer blieb bloß die Oberlehnsherrlichkeit, die Einſetzung der Conſuln, ein Appellationsgericht, die Erhebung der Regalien auſſerhalb der Städte und das Fodrum, oder die Erhebung des Unterhalts ſeines Hofes und Heeres während ſeiner Anweſenheit in Italien.

So endigte ſich der lange und blutige Kampf in Italien mit einem Siege des Freiheitsſinnes über den Herrſcherſtolz. Ein edles Streben beſeelte die Lombarden bei dieſem Kampfe. Sich dem Joche eines ausländiſchen Fürſten und der noch gehäßigern Willkür ſeiner Beamten zu entziehen, durch gemeinſame Anſtrengung die Unabhängigkeit ihrer Städte zu erkämpfen, und frei in dem freien Vaterlande zu leben: das war es, was die Lombarden wollten, als ſie verbunden gegen Friedrich auftraten. Sie erreichten das Ziel ihres Strebens! Doch bald nach Entfernung der allgemeinen Gefahr war der Geiſt dahin, der den Bund ins Leben gerufen, und groß und mächtig gemacht hatte. Es erkaltete der Enthuſiasmus für Freiheit und Vaterland, es entfloh der Sinn für Eintracht und feſtes Zuſammenhalten, es verlor ſich das Vergeſſen des eigenen Vortheils. Volk und Adel, die während des Kriegs zuſammengehalten hatten, traten während des Friedens auseinander; mehrere Städte ſuchten durch freiwilliges Anſchmiegen an den Kaiſer dieſen für ſich zu gewinnen; ſie fingen wieder an, ſich gegenſeitig zu befehden, und unterlagen bald darauf wilden Tyrannen. Alſo zeigt ſich auch hier, daß hochſinnige Völker zwar muthig nach Freiheit zu ſtreben, und kräftig ſie zu erlangen verſtehen, ſelten aber ſie weislich zu benutzen und dauernd zu behaupten im Stande ſind.

Dagegen mußte Friedrich und noch mehr ſeine Nachkommenſchaft erfahren, wie aus dem, was der

Menſch als glänzendes Glück erſtrebt, oft eine Erndte des Unheils hervorgeht. Als er im Jahr 1184 noch einmal, das ſechste Mal, nach Italien gezogen war, nicht als Eroberer, auch nicht als ſtrafender Richter, ſondern als befreundeter Oberherr, bewirkte er eine Vermählung ſeines Sohnes Heinrichs VI. mit Rogers Tochter Conſtantien, der Erbin Neapels und Siciliens (27. Jan. 1186). Hierdurch brachte er Neapel und Sicilien an ſein Haus, und nun konnte er hoffen, daß dereinſt ſeinen Nachkommen gelingen würde, was ihm in Italien nicht geglückt war. Aber weit entfernt, daß jener Erwerb die Unterjochung Italiens erwirkte, ſo ward er vielmehr der Anlaß zu unſäglichen Kümmerniſſen und zum baldigen Untergange des hohenſtaufiſchen Hauſes.

B.II. T.XLVII.



Heinrich der Löwe
demüthigt sich vor Kaiser Friedrich I.

XIII.

Der Fall Heinrichs des Löwen.

Unter Schwierigkeiten und Schreckniſſen, die den Schwächling niederbeugen, den Starken aber kräftigen und erheben, war Heinrich der Löwe, der berühmteſte Sproße des welfiſchen Stammes, aufgewachſen.

Sein Vater, Heinrich der Stolze, Herzog von Baiern und Sachſen, hatte durch die Größe ſeiner Macht und das Anmaßliche ſeines Weſens das Mißtrauen und die Eiferſucht der Hohenſtaufen gegen ſich erregt. Der erſte deutſche König aus dieſem Hauſe, Konrad III., hatte ihn geächtet und der Herzogthümer Baiern und Sachſen, die er beſeſſen, entſetzt (1138): letzteres dem Markgrafen von Brandenburg, Albrecht dem Bär, erſteres dem eigenen Stiefbruder Leopold, Markgrafen von Oeſtreich, zugeſprochen. Dagegen hatte Heinrich der Stolze die Waffen ergriffen, um wenigſtens Sachſen zu retten, wenn auch Baiern für ihn verloren gehen ſollte. Aber ehe es ihm gelang, nur einen jener Beſchlüſſe rückgängig zu machen, ereilte ihn der Tod (20. Oct. 1139). Sein plötzliches Hinſterben brachte ſeinen Sohn in eine höchſt bedenkliche Lage. Denn dieſer (geboren zu Ravensburg in Schwaben, 1129) war damals erſt zehn Jahre alt; der Haß des Reichsoberhauptes laſtete auf ſeinem Stamm; ungewiß war es, ob er von den vielen Beſitzungen ſeines Vaters auch nur einiges erhalten würde: was anders ſchien er alſo damals als ein hoffnungsloſer Knabe, zu armſeliger Niedrigkeit beſtimmt? Doch er fand in Sachſen und Baiern Freunde, die ſich ſeiner annahmen, in ihm ſelbſt entfaltete ſich jene Heldenkraft, die ihn auch in der Niedrigkeit erhoben haben würde, und begünſtigt vom Glücke wurde er, wie ſein Vater, der mächtigſte Reichsfürſt.

Schon Konrad III. fand es räthlich (1142), das Herzogthum Sachſen dem Sohne Heinrichs des Stolzen zurückzugeben (Baiern kam damals, nach Leopolds Tode, 1141, an deſſen Bruder Heinrich Jaſomirgott). Aber damit begnügte ſich Heinrich der Löwe nicht. Sobald er die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte, machte er auch auf Baiern Anſprüche. Die damals aufgekommene Erblichkeit der Lehen gab dieſen Anſprüchen das Gewicht gerechter Forderungen, und er erhielt von Konrad III. wenigſtens Vertröſtungen. Nach Konrads Tode (1152), erneuerte er ſeine Anſprüche, und der nunmehrige Kaiſer, Friedrich I., der den kräftigen Vetter (Friedrichs Mutter war die Schweſter Heinrichs des Stolzen) achtete, deſſen Muth und Macht für ſeine italieniſchen Züge zu gewinnen wünſchte, vielleicht auch deſſen Forderung gerecht fand, ſprach ihm auf einem Fürſtentage zu Goslar (Jun. 1154) das Herzogthum Baiern zu; doch wurde die wirkliche Beſtallung, da Heinrich Jaſomirgott dieſem Spruche ſich widerſetzte; bis nach Vollendung des Römerzuges, den Friedrich I. jetzt im Werke hatte, verſchoben. Heinrich der Löwe beruhigte ſich mit dieſer Verfügung. Er folgte dem Reichsoberhaupte nach Italien (1154), zeigte ſich bei allen Unternehmungen überaus thätig und tapfer, und fand vorzüglich zu Rom Gelegenheit, dem Kaiſer die wichtigſten Dienſte zu leiſten. Als nämlich nach vollzogener Kaiſerkrönung (18. Jun. 1155) die Römer in Aufſtand geriethen, das kaiſerliche Lager plötzlich überfielen, und den Kaiſer ſelbſt in Lebensgefahr brachten: ſo war es Heinrich der Löwe, der ſich mit Entſchloſſenheit den Aufrührern entgegenſtellte, in die dickſten Haufen derſelben eindrang, und mit Gefahr des eignen Lebens das Leben des Kaiſers rettete. Der Kaiſer erkannte, was er ſeinem Retter ſchuldig war. Er pflegte des Verwundeten und übergab ihm nach der Rückkehr aus Italien den völligen Beſitz von Baiern (Regensburg, im Sept. 1156). Zwar wurde dasſelbe beträchtlich verkleinert, denn die ganze öſtliche Mark (Oeſtreich), bisher ein Lehen von Baiern, wurde davon getrennt, und dem ſeitherigen Beſitzer

Baierns, Heinrich Jaſomirgott, als ein freies und unabhängiges Herzogthum übergeben; aber zum Erſatz deſſen, was hier verloren ging, dienten die großen Eroberungen, die Heinrich der Löwe im Slavenlande jenſeits der Elbe, von der Eider bis zur Peene, im heutigen Mecklenburg und Pommern, unter einem Wechſel von Niederlagen und Siegen machte (1156 — 1172). Auch erhielt er für dieſe neuen Erwerbungen vom Kaiſer (um 1160) das königliche Vorrecht, Bißthümer zu errichten und Biſchöfe einzuſetzen und zu belehnen.

So wurde Heinrich der Löwe der mächtigſte und angeſehenſte Reichsfürſt ſeiner Zeit. Auſſer den Herzogthümern Sachſen und Baiern, die er vom Reiche zu Lehen trug, und auſſer den Slavenländern, die er ſich unterwarf, beſaß er große Allodialgüter in Sachſen, Baiern und Schwaben; im ganzen deutſchen Reiche ſtand niemand über ihm als der Kaiſer, und dieſer war ſein naher Verwandter, ſein Gönner und Freund. Er ſelbſt war ſolcher Größe würdig! Denn mit der Macht, Großes wirken zu können, verband er den Sinn und das raſtloſe Streben, Großes wirken zu wollen. Er hielt feſt auf Recht, Ordnung und Sicherheit in ſeinen Ländern; durch ihn ſtiegen die Städte München (1157) und Lübeck (1158) empor; er verſchönerte und befeſtigte Braunſchweig, ſeinen Lieblingsſitz; er betrieb die Verbreitung und Befeſtigung des Chriſtenthums in den ſlaviſchen Landen, baute daſelbſt Kirchen und Städte, und ſuchte Deutſche und Slaven mit einander zu verſchmelzen. Durch ihn iſt der Nordoſten von Deutſchland für deutſche Bildung gewonnen worden. Doch bei allen Vorzügen, die er beſaß, und bei allem Guten, was er ſchuf, hatte ſein Seyn und Wirken auch vieles Nachtheilige. Sein Starrſinn und hochfahrendes Weſen kränkte Freunde und Feinde, verwickelte ſeine Vaſallen und Untergebenen in faſt endloſe Fehden, und widerſtrebte der Einigung und Erſtarkung des deutſchen Reichs. Denn fern von der vaterländiſchen Denkart, die in der Beförderung der Wohlfahrt des Ganzen die eigene Wohlfahrt und den ſchönſten Ruhm findet, trachtete er nur nach perſönlichem Glanze und Anſehn. Der Gedanke, daß zum Beſten des Ganzen der Kaiſer in Anſehen, die Reichsfürſten in Gehorſam beſtehen müßten, ſchien ihm auf ſeine Perſon nicht anwendbar. Er gehorchte nur, ſo weit es ihm gutdünkte; ja man hat Grund zu glauben, daß er damit umging, das geſammte Slavenland, vielleicht ſamt mehreren ſeiner Beſitzungen, zu einem eignen, von dem übrigen Deutſchland abgeſonderten Reiche zu erheben. Selbſt von Seiten der Kirche, ſo religiös er übrigens geſinnt war, und ſo reichlich er die Geiſtlichen beſchenkte, ertrug er es nicht, wenn ſie ſich ſeinem Vortheile entgegenſtellte, oder ſeine Einkünfte und ſein Anſehen beſchränken wollte. Aber wie viel er auch Andern durch die Fehler ſeines Weſens wehe that, am meiſten ſchadete er dadurch ſich ſelbſt. Durch ſie erfüllte er ſein Leben mit Kampf und Mühe, und zog den Unſtern herbei, der ihn von ſeiner Höhe ſchrecklich hinabſtürzte.

Seine Macht hatte den Neid vieler deutſchen Fürſten geiſtlichen und weltlichen Standes erregt, und ſein Stolz ſteigerte dieſen Neid zu dem glühendſten Haſſe. Beſonders waren die ſächſiſchen Fürſten gegen ihn erbittert. Sie ſchloſſen daher im Jahr 1166 zu Merſeburg einen Bund, der zum Zweck hatte, ſeine Macht zu zertrümmern. Beſonders thätig zeigten ſich hierbei der Erzbiſchof Wichmann von Magdeburg, der Biſchof Herrmann von Hildesheim, der Landgraf von Thüringen Ludwig II., der Markgraf von Brandenburg Albrecht der Bär; ja ſelbſt einige von Heinrichs eignen Lehnsleuten, als die Grafen-Wetekind von Däſenburg und Chriſtian von Oldenburg. Am Ende des Jahres 1166, als der Kaiſer in Italien war, fielen ſie von mehreren Seiten in ſeine Lande. Der Landgraf Ludwig nahm die Stadt Aldesleben unweit Magdeburg, und der Graf von Oldenburg Bremen ein. Herzog Heinrich aber ſchauete unerſchrocken in den Sturm, der ihn umbrauſete. Er traf die nöthigen Rüſtungen, ſetzte ſeine Schlöſſer und Städte, beſonders Braunſchweig, in Vertheidigungsſtand, und um ſeinen Feinden zu zeigen, wen ſie angriffen, und was ſie von ihm zu erwarten hätten, ließ er (wie erzählt wird) einen rieſenmäßigen Löwen mit offenem Rachen aus Erz gießen und vor ſeiner Burg zu Braunſchweig aufrichten. Im Frühling 1167 wendete er ſich zuerſt nach Oſtſachſen, verjagte die Feinde, die nirgends Stand hielten und verwüſtete das Land von Magdeburg bis Thüringen. Dann wendete er ſich nach den Weſtgegenden Sachſens, vertrieb die Biſchöfe von Lübeck und Bremen, brachte Bremen und Oldenburg wieder zum Gehorſam, und umlagerte Goslar, das den Verbundenen beigetreten war. Bald darauf (im März 1168) kam Kaiſer Friedrich aus Italien zurück, unmuthig über die Unfälle, die ihn betroffen hatten, und entſchloſſen, ſie ſobald als möglich zu rächen. Dieſem Entſchluſſe ſtanden die Händel in Sachſen entgegen, weil ſie ihm Streitkräfte für ſein Beginnen entzogen. Er verwies daher den ſächſiſchen Fürſten die verübten Feindſeligkeiten, und entſchied nach mehreren Verſammlungen dahin, daß jeder von ihnen ſein Beſitzthum wieder erhalten ſollte.

Glücklich alſo war Heinrich der Löwe der Gefahr entkommen, die ihm der Bund ſeiner Gegner drohete; aber er achtete der Warnung nicht, die ſie enthielt. Statt durch Milde ſeine Feinde völlig mit ſich auszuſöhnen, fuhr er fort, durch Stolz und Starrſinn ſie zu beleidigen; ſtatt durch Ergebenheit ſich immer mehr in der Gunſt des Kaiſers zu befeſtigen, gab er dem Unwillen nach, der ihn allmählich gegen denſelben ergriff.

Schon die Bitterkeit, mit welcher Friedrich I. dem Pabſte Alexander und deſſen Anhang entgegenſtrebte, konnte Heinrich'n, der im Stillen dieſen kräftigen Pabſt verehrte, mißfallen. Dann konnte auch die Entſcheidung ſeiner Händel mit den ſächſiſchen Großen ihn, der wahrſcheinlich auf deren Beſtrafung gerechnet hatte, unzufrieden machen. Aber noch mehr wurde er erbittert, als Kaiſer Friedrich ſeit der letzten Rückkehr aus Italien mit bedenklicher Haſt und ſelbſt zu Heinrichs Nachtheil die Macht des hohenſtaufiſchen Hauſes zu vergrößern ſuchte. Denn nicht genug, daß derſelbe damals große Herrſchaften in Franken und Schwaben an ſein Haus brachte, ſo kaufte er auch dem kinderloſen Grafen Welf VI., Heinrichs Oheim, alle italieniſchen und deutſchen Beſitzungen ab (1168), auf welche Heinrich als auf eine gewiſſe Erbſchaft gerechnet hatte; ja er war ſogar, während Heinrich im Jahre 1172 einen Pilgerzug nach Jeruſalem unternommen hatte, in Sachſen geweſen, hatte daſelbſt Lehnsleute von ihm abzuziehen geſucht, und ſie aufgefordert, im Fall der Herzog auf dem Pilgerzuge ſterben ſollte, ihre Beſitzungen von ihm zu Lehen zu nehmen. So entſtand nach und nach, aber um deſto ſtärker, tiefer Groll gegen den Kaiſer in Heinrichs Herzen, und weder Klugheit, noch Dankbarkeit, noch Familienbande konnten die auflodernde Leidenſchaft hemmen. Lang zurückgehalten, brach ſie endlich im Jahr 1176 gewaltſam hervor, als der Kaiſer des Herzogs perſönlichen Beiſtand für ſeine italieniſchen Kriege anſprach. — Die Art, wie dieß geſchah, wird verſchiedentlich angegeben; ich erzähle ſie hier, wie ſie mir nach Vergleichung der Quellen und neueſten Forſchungen am wahrſcheinlichſten dünkt.

Kaiſer Friedrich I. war im Jahre 1174 zum fünften Male nach Italien gezogen, um den Schimpf zu rächen, den er ſechs Jahre zuvor (1168) daſelbſt erlitten hatte, und die Unterwerfung Italiens zu vollenden. Allein der Erfolg war ſeinen Wünſchen entgegen. Vor den Mauern Alexandriens ſcheiterte ſein Glück. Er konnte dieſe Stadt, wie lange und mühevoll er ſie auch umlagerte, nicht erobern; ſein Heer wurde erſchöpft, und ein Theil deſſelben zog, als die Dienſtzeit verſtrichen war, nach Deutſchland zurück. Er forderte daher, während er mit dem Pabſte und den

Lombarden unterhandelte, die deutſchen Fürſten zu ſchleuniger Hilfe auf, und vor allen Heinrich den Löwen. Dieſer Mächtige war nicht, wie gewöhnlich erzählt wird, im Jahre 1164 mit nach Italien gezogen; er war in Deutſchland zurückgeblieben, vielleicht weil er nach ſeiner Rückkehr aus Paläſtina (1173) in ſeinen eigenen Ländern genug zu thun hatte, vielleicht auch aus Gründen der Eiferſucht und der Erbitterung gegen den Kaiſer. Auch jetzt hatte er nicht Luſt zu einem Zuge nach Italien, der nicht ihm, ſondern nur dem Kaiſer nützen konnte. Hierauf ſuchte dieſer durch mündliches Zureden das zu erreichen, was ihm durch Geſandte nicht gelungen war. Er ladete ihn daher zu einer perſönlichen Zuſammenkunft nach Chiavenna, nördlich vom Comerſee. Er ſelbſt zog im Frühling des Jahres 1176 von Pavia aus, wo er den Winter zugebracht hatte, mit ſeiner Gemahlin und einigem Gefolge nach Chiavenna. Heinrich der Löwe erſchien daſelbſt, nicht mit einem Heere, ſondern nur mit einem anſehnlichen Gefolge ſächſiſcher Fürſten, im Innern voll Ingrimms und Rachgier. Jetzt, glaubte er, jetzt ſey die Zeit gekommen, um Rache zu nehmen an dem Kaiſer, gegen den ihn ſo vieles erbitterte. Kein Wunder alſo, daß die Unterredung nicht den erwünſchten Ausgang hatte! Friedrich begann ſie mit freundlicher Zuſprache. Es werde, ſagte er, der Herzog von den

Lombarden ſo gefürchtet, daß ſie, wenn er perſönlichen Beiſtand leiſtete, gewiß ſich unterwerfen würden. Kalt erwiederte der Herzog, daß durch die vielen Kämpfe und Heereszüge ſeine Körperkräfte geſchwächt wären; Gold und Silber, auch wohl ein Heer wolle er dem Kaiſer zur Hilfe darbieten, nur perſönlichen Dienſt könne er nicht leiſten. Doch ein Mann, wie der Herzog, galt Friedrich'n, der Größe zu würdigen wußte, mehr als Gold und Silber und Heereshaufen. Er wiederholte daher die Bitte: der Herzog möchte perſönlich mit nach Italien ziehen. Jetzt verſprach Heinrich, unedel des Kaiſers Verlegenheit benutzend, um ihm etwas abzutrotzen, was er auf andere Weiſe zu erbitten ſich nicht getraut haben würde — er verſprach perſönlich ihm zu folgen, wenn der Kaiſer ihm Goslar als Lehen ſchenkte. Der Kaiſer erſtaunte. Goslar, ein ſo wichtiges Reichslehn, mit dem der Genuß der Silberbergwerke des Harzes verbunden war, der einzigfeſte Platz, den der Kaiſer in Sachſen hatte, und mit deſſen Abtretung Heinrichs Unabhängigkeit im Norden gleichſam entſchieden war — dieß Goslar abzutreten, hielt er wider Pflicht und Ehre. Doch ſtand er nicht ab, durch ſanftes Zureden den Herzog zu gewinnen. Eindringlich führte er ihm zu Gemüthe, wie Dankbarkeit gegen Gott, der ihn ſo hochgeſtellt, und mit Ehre, Macht und Reichthum vor allen Reichsfürfürſten geſegnet habe, es ihm zur Pflicht mache, die Macht des Reiches zu vermehren; wie ferner Dankbarkeit gegen den Kaiſer, der ihn bisher bei jeder Gelegenheit begünſtigt und beſchirmt habe, und wie endlich (des Eides nicht zu gedenken, den der Herzog dem Reiche geſchworen) die Bande der Blutfreundſchaft ihn auffordern müßten, der Wohlfahrt des Reiches ſeine perſönlichen Dienſte zu weihen, und ihm, ſeinem Herrn, Vetter und Freund, gegen die Lombarden beizuſtehen. Allein der Starrſinnige war nicht zu beugen. Er wiederholte die ſchon angeführten Ausflüchte und leeren Verſprechungen. Da ſprang der Kaiſer übermannt von ſeinen innigſten Wünſchen auf, und warf ſich dem Herzog zu Füßen, noch einmal ihn beſchwörend, er möchte ihn jetzt nicht, in dieſer Bedrängniß nicht verlaſſen. So hatte noch kein Kaiſer einen Reichsfürſten angefleht; zu einem ſolchen Fußfall konnte nur die dringendſte Noth den Stolz eines Barbaroſſa beugen! Selbſt Heinrich ward erſchreckt; er fühlte, daß hier etwas geſchehen ſey, was nicht geſchehen durfte, und eilte den Kaiſer aufzuheben: — oder, nach Andrer Erzählung, er vergaß es, den Kaiſer aufzuheben, vergaß es vor Entſetzen, und einer ſeiner Diener rief ihm zu: "Laßt Herr, die Kaiſerkrone zu eueren Füßen kommen; bald wird ſie auf euer Haupt kommen." Zugleich, heißt es weiter, ſtürzte die Kaiſerin herzu, richtete ihren

Gemahl auf und ſprach: "Herr, ſtehet auf; gedenket aber dieſes Fußfalles, ſo wie Gott ſeiner gedenken möge!" Wie dem auch ſey (die Nebenumſtände merkwürdiger Begebenheiten laſſen ſich ſelten mit Beſtimmtheit ausmitteln), ſo viel iſt gewiß, der Herzog blieb, troß aller Bitten und troß aller Erniedrigung des Kaiſers, ſtarrſinnig auf ſeiner Weigerung, und als erbitterte Feinde ſchieden beide von einander. Friedrich begab ſich nach Como, um hier die Ankunft der Deutſchen, die ſeinem Aufgebot Folge geleiſtet hatten, abzuwarten; Heinrich aber ging nach Baiern und Sachſen zurück.

Die Folgen ſeines Starrſinns äuſſerten ſich bald und ſchrecklich für ihn und ſeine Lande. Denn kaum war es kund geworden, daß er ſich vom Kaiſer getrennt habe, ſo erhob ſich aufs neue gegen ihn der Haß der Fürſten, den das Machtgebot des Kaiſers nur niedergehalten, nicht ausgetilgt hatte. Vor allen zuerſt trat Ulrich, ein alter Feind Heinrichs, jeßt auf Anſtiften des Kaiſers wiederum zum Biſchof von Halberſtadt ernannt, im Bunde mit den oſtſächſiſchen Fürſten, gegen ihn auf (1177); dann auch Philipp, Erzbiſchof von Cöln, der (1178) verwüſtend in Weſtſachſen einfiel. Dieſer Feinde erwehrte ſich Heinrich. Bald aber thürmte ſich ein weit drohenderes Ungewitter wider ihn auf, unter deſſen Streichen er erliegen ſollte.

Im Herbſte des Jahres 1178 kam Kaiſer Friedrich nach Deutſchland zurück, mit Ingrimm über die Demüthigungen, die er in Italien erlitten, und voll Nachgier gegen den Herzog, den er als Urheber derſelben betrachtete. Dieſer eilte ihm bis Speier entgegen und forderte von ihm Gerechtigkeit gegen die Biſchöfe von Halberſtadt und Cöln. Aber der Kaiſer, ohne auf dieſe Forderung zu achten, ſetzte ihm einen Tag zu Worms: dort ſollte er wegen der Klagen der Fürſten gegen ihn Rede ſtehn. Heinrich, zu ſtolz, da Rede zu ſtehn, wo er als Kläger aufzutreten das Recht hatte, und überzeugt, daß er im Kaiſer nur einen rachſüchtigen Feind, nicht einen unpartheiiſchen Richter finden würde, ſtellte ſich nicht. Darauf ſetzte der Kaiſer einen andern Tag zu Magdeburg an (1179), wo der Markgraf Diedrich von Landsberg den Herzog, der die Slaven wider ihn aufgehetzt hatte, des Reichsverraths verklagen wollte. Aber zum zweiten Male blieb der Herzog aus. Dagegen beſprach er ſich mit dem Kaiſer zu Aldesleben, um ihn mit freundlichen Worten zu begütigen. Als aber der Kaiſer 5000 Mark Silber von ihm forderte, als Zeichen der Achtung gegen das kaiſerliche Anſehn, und ihm dafür Ausſöhnung mit den beleidigten Fürſten verſprach: ſo ſchien ihm dieſe Forderung zu hart, und er trennte ſich von dem Kaiſer abermals ohne Nachgiebigkeit. Nun ſetzte dieſer ihm einen dritten Tag zu Goslar (1179) und zum dritten Male blieb Heinrich aus. Da trat der Kaiſer in die Mitte der Verſammlung, fragend: was das Recht über den Herzog beſtimme, der, dreimal geſetzlich vorgeladen, dem Gerichte ſich entzogen habe. Ihm antworteten die Fürſten: das Recht beſtimme die Reichsacht und Entziehung des Herzogthums und aller Lehen. Der Kaiſer genehmigte dieſen Spruch. Indeſſen erhoben ſich einige Stimmen zu Gunſten des Herzogs, und Friedrich ſetzte ihm noch einen vierten Tag zu Würzburg (wahrſcheinlich im Jan. 1180) an; aber Heinrich, ſey es aus ſtolzem Trutz, oder in der Ueberzeugung, er werde durch perſönliche Erſcheinung den drohenden Beſchluß nicht zurückhalten, erſchien auch jetzt nicht. Nun beſtätigte der Kaiſer das von den Fürſten ausgeſprochene Urtheil. Demnach ward Heinrich der Löwe als einer, der die Güter der Kirche und die Gerechtſame der Reichsfürſten angetaſtet, und wider die Majeſtät des Kaiſers durch Ungehorſam gegen deſſen Ladungen gefrevelt habe, geächtet und aller Lehen und Würden, ſo er vom Reiche beſeſſen, verluſtig erklärt.

Mit den Beſitzungen des Geächteten verfuhr Friedrich nach eignem Ermeſſen. Nicht gemeint, ſo viele und große Länder länger in Einer Hand zu laſſen, was dem kaiſerlichen Anſehn und dadurch dem Reiche Gefahr und Nachtheil drohte, vertheilte er ſie unter Viele. Das Herzogthum Baiern übertrug er, einige Monate ſpäter (im Oct. 1180) ſeinem treuen Waffengefährten, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach (deſſen Haus noch jetzt daſelbſt herrſcht); doch wie er ſchon vorhin Oeſtreich von demſelben getrennt hatte, ſo trennte er jetzt Steiermark davon, das er zu einem beſondern Herzogthum, und Regensburg, das er zur freien Reichsſtadt erhob. Noch mehr ward Sachſen zerſtückelt. Das Herzogthum Sachſen ward dem Grafen Bernhard von Anhalt, einem Sohne jenes Albrecht, den einſt Konrad III. zum Herzog von Sachſen ernannt hatte, übertragen; doch ward daſſelbe nur auf den Umkreis von Wittenberg und Lauenburg beſchränkt. Getrennt davon wurden die weſtlichen Länder, Weſtphalen und Engern, die theils der Erzbiſchof von Cöln, theils andre geiſtliche Herren erhielten. Ueber die Slavenländer jenſeits der Elbe wurde zuerſt nichts verfügt; erſt ſpäterhin wurden die Fürſten der Pommern, Bogislaus und Kaſimir, zu Reichsfürſten erhoben. Die Allodien oder Erbgüter Braunſchweig und Lüneburg wurden Heinrich dem Löwen nicht geradezu abgeſprochen, nur als Geächteter galt er ihrer verluſtig; ſie blieben ſeinen Erben, oder ihm, wenn er von der Acht befreit würde.

Aber dieſe Beſchlüſſe waren leichter gefaßt, als zur Ausführung gebracht. Denn Heinrich der Löwe war ſo wenig als ſein Vater geneigt, ſich fügſam Beſchlüſſen zu unterwerfen, die er nicht als eine Forderung der Gerechtigkeit, ſondern als das Werk rachgieriger und habſüchtiger Feinde betrachtete. Zuerſt erklärte er ſelbige für widerrechtlich, da über ihn, den in Schwaben gebornen, nur auf ſchwäbiſchem Boden habe gerichtet werden können. Dann, als auf dieſe Erklärung nicht geachtet wurde, forderte er ſeinen Schwiegervater, den König von England, Heinrich II., zum Beiſtand, ſpäterhin auch den Dänenkönig Waldemar; aber er fand durch beide nicht, was er hoffte. Um ſo mehr bauete er auf ſich ſelbſt. Er griff zu den Waffen, und ſuchte, wie ſein Vater, zuförderſt Sachſen als den Stützpunkt ſeiner Macht zu behaupten. Noch ehe ſeine Feinde zum Kriege vereinigt waren (1180), verheerte er die Gegend um Goslar, verbrennte er Nordhauſen, ſchlug er auf dem Eichesfelde den neuen Herzog Bernhard ſamt dem Landgrafen von Thüringen, Ludwig III., und nahm letztern gefangen. Zu gleicher Zeit trieb er die Slaven zum Einfall in die Lauſitz, und ließ durch Vaſallen ſeine Feinde in Weſtphalen bekämpfen. So ſtritt er mit gleichem Löwenmuthe wie vormals gegen ſeine Feinde, aber nicht mit gleichem Erfolge. Die Lage der Sachen hatte ſich verändert.

Der Kaiſer, vormals ſein Schild und Schirm, hatte ſich von ihm gewendet; er war ein Geächteter, mit welchem, wer dem Reiche gehorſam war, keine Gemeinſchaft haben durfte; viele ſeiner Anhänger, die bisher Furcht und Hoffnung an ihn gekettet hatte, fielen jetzt in den Zeiten ſeines Unglücks von ihm ab, und von den wenigen, die ihm treu blieben, ſtieß er durch Stolz, Argwohn und unzeitigen Eigenſinn einige der hilfreichſten von ſich, als den Grafen Adolf von Holſtein, den Grafen Bernhard von Ratzeburg, und den König von Dänemark Waldemar. Friedrich ſelbſt ſäumte nicht, mit Heeresmacht wie mit Kaiſergewalt ihn anzugreifen. Er drang im Sommer 1180 in Sachſen ein, und forderte die Vaſallen des Herzogs bei Verluſt ihrer Lehen auf, den Geächteten zu verlaſſen. Dieß wirkte. Viele ſächſiſche Edle übergaben ſich und ihre Burgen dem Kaiſer. Nur das treue Braunſchweig hielt feſt an den Herzog, und widerſtand tapfer den Angriffen des Kaiſers.

Noch mehr wurde Heinrich der Löwe im folgenden Jahre (1181) bedrängt. Friedrich kam abermals mit Heeresmacht nach Sachſen. Hier ließ er die feſten Plätze durch die Biſchöfe von Mainz, Cöln und Paderborn belagern; er ſelbſt ſetzte über die Elbe und belagerte Lübeck. Heinrich wurde dadurch genöthigt, nach Stade zu flüchten;

ten; und Lübeck, das er nicht ſchützen konnte, mußte ſich nach tapferer Gegenwehr ergeben. Friedrich ehrte die Treue dieſer Stadt. Er erhob ſie mit beträchtlichen Vorrechten zur freien Reichsſtadt, und zog dann gen Lüneburg.

So ſeiner Herzogthümer entſetzt, nahe dem Verluſte aller ſeiner Allodien, und ohne Hoffnung, ſie durch Waffengewalt längerhin zu behaupten, ſuchte Heinrich nun gütliche Unterhandlungen anzuknüpfen. Er bat, vor dem Kaiſer erſcheinen zu dürfen, und dazu um ſicheres Geleit. Beides wurde zugeſtanden, und er begab ſich von Stade nach Lüneburg. Auf dem Wege dahin begegneten ihm mehrere von des Kaiſers Kriegsleuten, vielleicht ſolche, die ihn geleiten ſollten. Sie grüßten ihn friedlich; er aber, im Gefühl ſeiner jetzigen Lage, erwiederte ihren Gruß mit der Bemerkung: "Sonſt war ich gewohnt, in dieſen Gegenden Geleite zu geben, nicht zu empfangen!" Hierauf gelangte er zu Unterhandlungen mit dem Kaiſer und bewirkte bei dem Bemühen, ſelbigen für ſich zu gewinnen (weshalb er auch mehrere Gefangene, namentlich den Landgrafen von Thüringen, frei gab), wenigſtens ſo viel, daß ſeine Sache im Rathe der Reichsfürſten noch einmal nach den Regeln des Rechts unterſucht werden ſollte. Ein Tag zu Quedlinburg ward ihm dazu angeſetzt. Heinrich, jetzt nicht mehr der Stolze, der die Ladungen zu Reichstagen verſchmähete, erſchien zu Quedlinburg; aber ein Streit mit ſeinem Feinde, dem Herzog Bernhard von Sachſen, vereitelte das eingeleitete Friedenswerk. Nun ſetzte ihm der Kaiſer einen andern Tag in Erfurt an (Nov. 1181). Auch dießmal erſchien Heinrich. Er ſelbſt mußte einſehen, daß bei dem Haſſe der Reichsfürſten gegen ihn und nach den Verfügungen, die in Rückſicht ſeiner Länder und Würden bereits getroffen waren, die völlige Wiederherſtellung ſeiner ehemaligen Größe nur von der Gnade des Kaiſers zu hoffen ſey. Wie viel es alſo ſeinem Stolze koſten mochte, er warf ſich im Angeſichte der Fürſten, die er oft verächtlich behandelt hatte, dem Kaiſer zu Füßen, ſeine Sache gänzlich der Gnade desſelben anheimſtellend *). Die Feinde ſchwiegen: ſie mochten des Wechſels menſchlicher Dinge gedenken; der Kaiſer ſelbſt war erſchüttert. Mit bitterm Groll gegen Heinrich'n, der das kaiſerliche Anſehn verhöhnt, undankbar ihn in den Zeiten der Noth verlaſſen, und dadurch zu tiefen Demüthigungen geführt hatte, hatte er auf die Zertrümmerung der Macht und Größe desſelben gedrungen; aber jetzt, da er ihn, den alten Freund und Waffengefährten, einſt den Retter ſeines Lebens, zu ſeinen Füßen ſah, jetzt konnte er der tiefſten Rührung ſich nicht erwehren.

Er

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLVII.

Er hob ihn auf, küßte ihn und mit Thränen im Auge bedauerte er, daß ſo lange Feindſchaft ſie getrennt, und daß der Herzog ſelbſt den Fall ſeiner Größe herbeigeführt habe. Vielleicht hätte der Kaiſer in Folge dieſer Rührung den Tiefgebeugten wieder in den vorigen Stand eingeſetzt; aber Klugheit und ein früherhin ausgeſprochener Schwur ſtellten ſich ſeiner Rührung entgegen. Auch vereinigten ſich Heinrichs Feinde zur Fortdauer ſeines Falles, und nöthigten den Kaiſer zu einem abermaligen Schwure: "ohne der Reichsfürſten Vorwiſſen und Genehmigung Heinrich'n nie in den vorigen Stand wieder einzuſetzen." Alles alſo, was dieſer erlangen konnte, war, daß er von der Acht freigeſprochen, und der ungeſchmälerte Beſitz ſeiner Erbgüter, namentlich Braunſchweigs und Lüneburgs, ihm zugeſagt wurde; doch mußte er eidlich verſprechen, auf drei Jahre den deutſchen Boden zu meiden, — wahrſcheinlich, damit ſeine Feinde ſich während dieſer Zeit in ihren neuen Beſitzungen befeſtigen könnten. **Heinrich** unterwarf ſich dieſem Beſchluſſe. Er ging im Anfang des folgenden Jahres (1182) mit Weib und Kindern zu ſeinem Schwiegervater, Heinrich II., König von England, wo er die ehrenvollſte Aufnahme fand.

Viele Menſchen können das Unglück beſſer ertragen als das Glück, oder zeigen ſich bei jenem größer als bei dieſem. Auch an Heinrich dem Löwen bewährt ſich dieſe Erfahrung. Wie viel er auch an Macht und äußerem Glanze verloren hatte, ſo überließ er ſich doch nie kleinmüthigen Klagen, ſo vergaß er doch nie, was er ſich und ſeinem Hauſe ſchuldig war. Die Kraft ſeines großen Geiſtes blieb ungebrochen, ungebrochen die Standhaftigkeit, die ihn von Jugend auf ausgezeichnet hatte. Nie zur Verzichtleiſtung auf die entriſſenen Würden und Länder genöthigt, und nie überzeugt von der Gerechtigkeit des Spruches, der ſie ihm entriſſen hatte, entſagte er nie, ſo lange er lebte, der Hoffnung und dem Streben, in ſelbige wieder eingeſetzt zu werden. Und was hatte er auch verbrochen, was ihn ſo ſchwerer Strafe ſchuldig machte? Nur ſeine Größe und ſein Stolz waren ſeine Verbrechen und ſein Verderben!

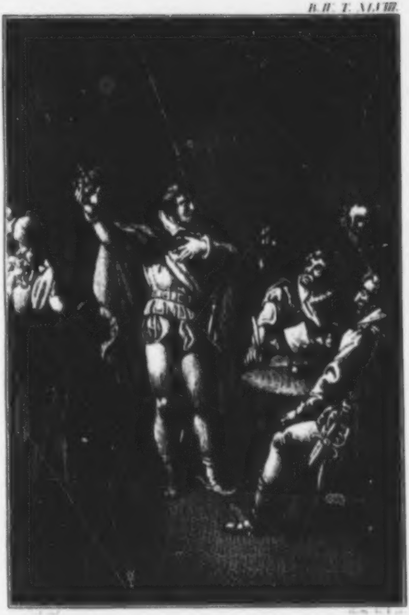
Noch in England ſuchte er durch Vermittelung des Pabſtes vom Kaiſer Friedrich das Entriſſene wieder zu erlangen. In Deutſchland, wohin er nach Verfluß der ihm beſtimmten drei Jahre zurückgekommen war (1185), erneuerte er gegen Herzog Bernhard ſeine Anſprüche auf das Herzogthum Sachſen. Als darauf Friedrich, im Begriff einen Kreuzzug zu unternehmen, die Ruhe Deutſchlands und den Glanz des hohenſtaufiſchen Hauſes ſichern wollte, und deshalb Heinrich dem löwen auf einem Reichstage zu Goslar (1188) drei Vorſchläge that, entweder mit einem Theile ſeiner Würden ſich zu begnügen, oder auf des Kaiſers Koſten an dem Kreuzzuge Antheil zu nehmen und dann der völligen Wiedereinſetzung gewärtig zu ſeyn, oder Deutſchland abermals auf drei Jahre zu verlaſſen: ſo wählte Heinrich das letztere. Denn ſo wenig er geneigt war, auch nur dem kleinſten Theile ſeiner Anſprüche zu entſagen, ſo unerträglich war es ihm auch, eine untergeordnete Rolle bei einem Kreuzzuge zu übernehmen. Zu Oſtern 1189 ging er mit ſeinem älteſten Sohne zum zweiten Male als Verbannter nach England. Doch kaum war er dort angelangt, der Kaiſer aber nach Paläſtina aufgebrochen, als ſeine Feinde ſeine Erbgüter antaſteten und ſeine Gemahlin Mathilde, die er zum Schutz derſelben zurückgelaſſen hatte, im Jul. 1189 ſtarb. Jetzt vermochte er nicht länger in England zu bleiben. Auf die Gefahr als Meineidiger und Landfriedensſtörer noch einmal geächtet zu werden, und alles, was er noch ſein nannte, zu verlieren, kehrete er (im Oct. 1189), ſeinem Verſprechen zuwider, nach Deutſchland zurück, um mit gewaffneter Hand ſein Eigenthum zu ſchützen, und, wäre es möglich, das Verlorene wieder zu erkämpfen. Der Anfang ſeines Beginnens war glücklich. Er fand von alten Freunden Unterſtützung, mehrere Städte fielen ihm zu; Bardewik, in der Nähe von Lüneburg, eine ſeiner Erbſtädte, die jetzt dem Herzog Bernhard von Sachſen gehorchte, ward erobert und zerſtört, Lübeck und Lauenburg eingenommen. Doch bald verließ ihn dieß Glück. Auf die Klagen des hart bedrängten Herzogs Bernhard brach der römiſche König Heinrich VI., der Sohn Friedrichs I., von ihm als Reichsverweſer zurückgelaſſen, mit Heeresmacht in Sachſen ein (Nov. 1189), die Holſteiner ſchlugen bei Lübeck den Anhang Heinrichs des Löwen (Mai 1190), und dieſer ſahe ſich nun genöthigt, um Ausſöhnung mit dem römiſchen König nachzuſuchen. Heinrich VI. war dazu geneigt, aus Begierde nach Italien zu ziehen. Demnach wurde auf einem Fürſtentage zu Fulda 1190 ausgemacht, daß Heinrich der Löwe die Beſeſtigungen von Braunſchweig und Lauenburg ſchleifen, die Hälfte Lübecks an den Grafen Adolf von Holſtein abtreten und zwei ſeiner Söhne, als Unterpfänder der Treue oder der Ruhe, abliefern ſollte. Doch auch dieſe Ausſöhnung war von kurzer Dauer: Heinrich der Löwe ließ Braunſchweig, Lauenburg und Lübeck in dem Zuſtande, in welchem ſie waren, ſeine Feinde ergriffen wiederum gegen ihn die Waffen; er verlor Lübeck gegen die Holſteiner, und Heinrich VI. (der nun nach dem Tode Friedrichs I. Kaiſer geworden war, 15. Apr. 1191) kam (Dec. 1191) erbitterter als zuvor aus Italien zurück. Dort hatte ihn des Löwen älteſter Sohn, Heinrich, verlaſſen. Umſonſt ſuchte Heinrich der Löwe den Kaiſer wieder für ſich zu gewinnen, umſonſt trat er auch wohl gegen ihn in Verbindungen: erſt die Liebe vermittelte eine Ausſöhnung des hohenſtaufiſchen und welfiſchen Hauſes, und ein neues Beſitzthum für letzteres.

Die ſchöne Agnes, Tochter des rheiniſchen Pfalzgrafen Konrad, des Bruders Friedrichs I., vermählte ſich, dem Zuge ihres Herzens folgend, mit dem jungen Heinrich, dem Sohne des Löwen (1194). Ihr Vater, der weiter keine Kinder hatte, verſprach ihm die Pfalzgrafſchaft als Erbe, und bewog den Kaiſer, nicht nur dieß zu genehmigen, ſondern auch mit Heinrich dem Löwen ſich auszuſöhnen. Dieſe Ausſöhnung erfolgte zu Dilleda im Schwarzburgiſchen (1194). Hier ward Heinrich der Löwe vom Kaiſer wieder zu Gnaden angenommen, aber ohne irgend eines ſeiner vormaligen Länder wieder zu erhalten. Doch blieb er von nun an in Ruhe, unangetaſtet von ſeinen Feinden. Wie auf den Trümmern ehemaliger Größe verlebte er zu Braunſchweig ſeine letzten Tage, für das Wenige, was er aus dem Schiffbruch ſeines Glückes gerettet hatte, weislich ſorgend, und dabei beſchäftigt mit Andachtsübungen und dem Studium der Geſchichte. Beides war ihm ein Troſt und eine

Erhebung in den Tagen des kummervollen Alters. Am 6. Aug. 1195 ſtarb er, ſechs und ſechzig Jahre alt.

Sein Haus, früherhin von ihm erhoben, war unter ihm in Schwäche und Ohnmacht gerathen, und der Glanz desſelben ſchien mit ihm für immer unterzugehen. Doch bald erhob es ſich von neuem. Sein zweiter Sohn Otto ward (1198) Kaiſer; ſein Enkel, gleichfalls Otto genannt, empfing vom Kaiſer Friedrich II. ſein Erbgut Braunſchweig und Lüneburg als ein von dem übrigen Herzogthum Sachſen getrenntes Kaiſerlehen ſamt dem herzoglichen Titel, und ſpätere Nachkommen erhielten die Krone Englands und damit eine Herrſchaft in allen fünf Welttheilen. So vermag der Wechſel der Zeiten zu erniedrigen und zu erheben!

B. II. T. XLVIII.



Kaiser Friedrich II.

„Noch habe ich meine Krone."

XIV.

Kaiſer Friedrich II.

Ein Leben durch Widerwärtigkeiten verbittert, aber durch hohe Kraft verherrlicht, war Kaiſer Friedrich dem Zweiten beſchieden, dem Sohne Kaiſers Heinrich VI. und Conſtantiens, der Tochter und Erbin Rogers, ehemaligen Königs Beider-Sicilien.

Schon ſeine erſte Jugend war mit Schreckniſſen und Gefahren erfüllt. Während ſein Vater in Sicilien Krieg führte, um die durch Conſtantien erlangten Anſprüche auf dieſes Königreich geltend zu machen, ward er (wahrſcheinlich) zu Jeſi in der Mark Ancona am 26. Dec. 1194 geboren. Seine Mutter, dem Gemahl nacheilend, übergab ihn hierauf der Herzogin von Spoleto zur Erziehung. Als ſein Vater frühzeitig ſtarb (28. Sept. 1197), mußte er büßen, was dieſer verſchuldet hatte. Heinrich VI. nämlich hatte ſich durch Habſucht und Grauſamkeit verhaßt gemacht, und nun wollten weder Deutſche noch Sicilianer ſeinen Sohn, noch dazu einen Unmündigen, als König anerkennen. Jene, in Partheien getrennt, beriefen zum Theil ſeinen Oheim Philipp von Schwaben, zum Theil Otto IV., den Sohn Heinrichs des Löwen, auf den deutſchen Thron; dieſe aber wollten das ihnen verhaßte Joch der Ausländer völlig abſchütteln. Unter dieſen Umſtänden ſuchte Conſtantie wenigſtens den ſicilianiſchen Thron ihrem Sohne zu erhalten. Sie ließ ihn daher von Spoleto nach Sicilien kommen, gewann für ihn durch unbeſchränkte Ergebenheit den Pabſt Innocenz III., und bewirkte, daß er (im Sept. 1198) zu Palermo als König gekrönt wurde. Aber ſchon im November dieſes Jahres ſtarb ſie, und als nun der Pabſt, ihrem letzten Willen zufolge, die Vormundſchaft übernahm, wurden die ſicilianiſchen Großen aufs neue erbittert. Sie ſelbſt wollten die Zügel der Regierung ergreifen, vielleicht ſich ſelbſt auf den Thron ſchwingen. Es häuften ſich daher Partheiungen, Blutvergießen und Zerrüttungen, und nur der Umſtand, daß die mächtigen Großen, verſchiedenen Abſichten folgend, ſich nicht vereinigten, war Friedrichs Rettung. Er blieb mitten unter den größten Gefahren König Beider-Sicilien.

Inzwiſchen wurde für die Bildung ſeines Geiſtes wenig gethan. Nur Pabſt Innocenz III. ſoll durch ſeinen Legaten ſich derſelben angenommen haben, und vom Cardinal Savelli (nachherigem Pabſte Honorius IV.) wird erzählt, daß er, eine Zeitlang Friedrichs Lehrer, Liebe zur Dichtkunſt in ihm erweckt oder genährt habe. Doch weit mehr war das Leben ſelbſt ſeine Schule. Unter dem Getriebe von Partheien und Widerwärtigkeiten, das ihn umgab, lernte er ſeine Rechte kennen und behaupten, und indem er ſich durch unzählbare Schwierigkeiten durchwinden mußte, erhielt ſein Geiſt jene Regſamkeit und Gewandtheit, die ihn als Helden, als Staatsmann und Denker auszeichnet. Auch war ihm Luſt und Liebe für Poeſie gleichſam angeboren; ſchon ſein Vater und Großvater hatten derſelben gehuldigt, und das Land, wo er aufwuchs, war dazu geeignet, ſeine natürlichen Anlagen zu wecken und zu zeitigen.

Auf ſolche Weiſe reifte Friedrich II. frühzeitig vom Jüngling zum Mann. Innocenz III. aber blieb ihm zugethan, und beförderte ſeine Erhebung. Schon im Jahre 1208 übertrug er ihm, dem kaum vierzehnjährigen Jüngling, die Selbſtherrſchaft über das Königreich Beider-Sicilien, und im Jahre 1209 vermählte er ihn mit Conſtanzien von Aragonien. Bald darauf führte das Wohlwollen oder die Staatsklugheit des Pabſtes ihm noch Größeres zu. Denn als Otto IV., nach dem Tode Philipps von Schwaben (1208) in Deutſchland allgemein als König anerkannt und in Rom zum Kaiſer gekrönt (27. Sept. 1209), den Zorn des Pabſtes gegen ſich gereizt hatte, forderte dieſer die deutſchen Fürſten auf, Friedrich'n, dem ſie ſchon bei Heinrichs VI. Leben die Nachfolge zugeſagt hatten, als ihr Oberhaupt anzuerkennen. Eine mächtige Partei folgte dieſer Aufforderung, und ladete Friedrich'n ein, nach Deutſchland zu kommen und den Thron zu beſteigen. Friedrich nahm dieſe Einladung an. Obgleich noch nicht befeſtiget auf ſeinem ſicilianiſchen Thron, obgleich abgemahnt von ſeiner Gemahlin, obgleich noch nicht achtzehn Jahre alt, brach er nach Deutſchland auf. Der gerade Weg dahin war ihm verſperrt. In Apulien, in Toscana und in der Lombardei hatte Otto IV. zahlreiche Mannſchaften und eifrige Anhänger. Friedrich ſchiffte daher nach Rom (Apr. 1212), wo er ſich mit dem Pabſte beſprach, und von da nach Genua, von wo er ſich einen Weg durch die Lombardei zu öffnen ſuchte. Mit Mühe gelang ihm dieß. Unter großen Gefahren kam er von Genua nach Pavia, und von da über Cremona, Mantua, Verona und Chur nach Coſtnitz. Als er nun das Schwierigſte beſtanden hatte, wurde ihm das Uebrige leicht. Denn kaum war ſeine Ankunft in Deutſchland kund geworden, ſo ſtrömte ihm von allen Seiten ein zahlreicher Anhang zu. Auch verſtärkte er ſeine Macht durch ein Bündniß mit dem König von Frankreich Philipp II. Von Anhängern verlaſſen, mußte nun Otto IV. vor ihm aus Oberdeutſchland nach Sachſen zurückweichen; und als er dann von Philipp II., dem Freunde

Friedrichs, bei Bovines (unweit Tournal) nachdrücklichſt geſchlagen wurde (27. Jul. 1214): ſo war er ſo geſchwächt, daß er ſich bis zu ſeinem Tode (1218) nur in ſeinen Erbländern behaupten konnte. Inzwiſchen hatte Friedrich mit Beiſtimmung des Pabſtes die deutſche Krone zu Aachen erhalten (1. Jul. 1215). Späterhin (1226) wurde er auch zu Rom zum Kaiſer gekrönt.

Der Gang ſeiner Regierung iſt ſchon oben in dem Abriß der Hauptbegebenheiten dieſer Periode angedeutet worden*), und es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Ereigniſſe derſelben umſtändlich darſtellen. Wir beſchränken uns alſo darauf, nur das Eigenthümliche ſeiner Regierung und ſeinen Kampf mit der Pabſtmacht näher zu erörtern.

Wie ſein Großvater Friedrich I. wollte er die alte Kaiſermacht in Italien wieder herſtellen; aber nicht wie dieſer herrſchte er als Oberherr Deutſchlands über Italien, ſondern als Oberherr Italiens über Deutſchland. Deutſchland war ihm fremd; nur ſelten betrat er es, und nicht ſo wohl um für das Beſte desſelben zu ſorgen, als um ſeine Herrſchaft daſelbſt zu befeſtigen oder um Mittel für ſeine Plane zu gewinnen. Dagegen zog ihn Geburt und Neigung nach Italien, und ſein Erbreich daſelbſt pflegte er als den Stützpunkt ſeiner Macht und Größe. Ganz anders erſcheint daher ſeine Regierung, wenn wir ihn als deutſchen Kaiſer, ganz anders, wenn wir ihn als König Beider-Sicilien betrachten.

---

*) Hiſtor. Bilderſ. Th. IV. S. 63.

Als deutſcher Kaiſer that er ſehr wenig für Deutſchlands Beſtes; ja ihn trifft der Vorwurf, daß er die deutſche Krone nur als Nebenſache anſah, und durch ſeine Regierung die Zerrüttung und Auflöſung des deutſchen Reiches vorbereitete. Zwar gab er manche nützliche Verordnungen: er unterſagte das Umherſchweifen der freigelaſſenen Leibeignen, eiferte wider den Mißbrauch feſter Burgen und Raubſchlöſſer, gab (1235) ausführliche Verordnungen zur Herſtellung des Landfriedens, und ordnete dazu einen beſondern Hofrichter an, der alle Tage zu Gericht ſitzen, und (ausgenommen die Streitigkeiten der Fürſten, über welche ſich der Kaiſer den Ausſpruch vorbehielt) alle Klagen unterſuchen und entſcheiden ſollte; zwar befahl er ferner (1220), daß die Ackerleute allenthalben auf ihren Feldern und in ihren Häuſern Sicherheit haben, und niemand ſich erkühnen ſollte, von ihren Leuten, ihrem Vieh und Geſchirr ſich etwas anzueignen; auch ſuchte er das Münzweſen, das zu ſeiner Zeit in Deutſchland ſehr in Verfall war, dadurch zu heben, daß er die ſchlechten Münzen in Verruf ſetzte, und dagegen die guten Münzen der Biſchöfe und Städte in Aufnahme brachte und ihre Verfälſchung verbot: aber alle dieſe guten Verfügungen und Anſtalten hatten kein Gedeihen; er ſelbſt war viel zu ſehr nach andern Seiten hin beſchäftigt, als daß er für die Aufrechthaltung derſelben gebührend ſorgen konnte. Unter ihm wurde Deutſchland im Norden von dem Dänenkönig Waldemar II. angegriffen, im Oſten von den Mongolen bedrohet, im Innern wütheten wilde Fehden und die Abſcheulichkeiten des Ketzermeiſters Konrad von Marburg; aber Friedrich II. that wenig oder nichts um dieſen Uebeln abzuhelfen; ja er begünſtigte vielmehr Konrads Abſcheulichkeiten durch die harten Geſetze, die er gegen Ketzer gab. Aus angeerbtem Haß gegen alle republikaniſche Regungen war er gegen das Emporkommen der Städte; er verbot ihnen die Aufnahme neuer Bürger, verbot ihnen die eigenmächtige Errichtung von Gemeinderäthen und Bündniſſen, verbot die Handwerkszünfte. Dagegen erhielten von ihm erſt die Biſchöfe (1220), dann auch die weltlichen Fürſten (1232) Rechte bewilligt, die ihr Streben nach Landeshoheit beförderten. Dadurch wurde die Gewalt und Gerechtſame des deutſchen Reichsoberhaupts immer mehr beſchränkt, die Vielherrſchaft in Deutſchland erhoben und die Auflöſung des deutſchen Reichs vorbereitet.

Ganz anders als für Deutſchland ſorgte **Friedrich** II. für ſein Erbreich, das Königreich Beider Sicilien. Hier zeigte er, welche Kraft und Einſicht ihn beſeelte, und wie kräftig er im Stande war, die Macht der Großen zu brechen, Ordnung zu ſchützen, und Bildung zu befördern.

Geiſtliche und weltliche Große Siciliens hatten während ſeiner Minderjährigkeit ihre Macht und Güter vermehrt, ſich aller Unterwürfigkeit entzogen, und zum Trutz gegen das königliche Anſehn Burgen erbaut. Dieſen Unordnungen ſuchte er zu ſteuern, als er im Jahre 1220 geſchmückt mit der deutſchen und kaiſerlichen Krone in ſeine Erblande zurückgekommen war. Er errichtete daher zu Capua einen Gerichtshof, der genau unterſuchen mußte, welche Güter und Gerechtſame den Großen rechtlich gehörten und welche ſie mit Unrecht ſich angemaßt hätten. Hierauf zog er, um den Entſcheidungen dieſes Gerichtshofes Kraft zu geben, durch die einzelnen Provinzen, bezwang die Großen, die ſich widerſetzten, brachte, was der Krone gehörte, wieder an ſich, und zerſtörte die Burgen, die der öffentlichen Sicherheit und geſetzlichen Ordnung nachtheilig waren. Und nicht nur gegen weltliche, auch gegen geiſtliche Große übte er ſtrenges Recht. Er entſetzte die widerſpenſtigen Prälaten ihrer Würden und Pfründen, und verordnete, daß Mönche und

Prieſter, die ſich eines Mordes ſchuldig machten, von der Landesobrigkeit gerichtet werden ſollten. Aus den Saracenen in Sicilien, die, voll Haß gegen die Chriſten, von denen ſie hart bedrückt wurden, in Verbindung mit ihren Brüdern in Africa, häufig Räubereien übten, ſchuf er nützliche Unterthanen. Er verſetzte ſie nach wiederholten Siegen (1223—1247) theilweiſe nach Apulien und in die Gegenden zwiſchen Neapel und Salerno, und nöthigte ſie, die durch innere Unruhen verheerten Gegenden zu bebauen, oder ihm in ſeinen Kriegen zu dienen; ihre Frauen aber gewöhnte er zum Seideſpinnen, zu Stickereien und zu andern Kunſtarbeiten. Um die Verfaſſung Siciliens überhaupt zu beſtimmen, ließ er durch ſeinen Kanzler Peter von Vineis ein neues Geſetzbuch ausarbeiten, das im Aug. 1231 erſchien*); und um die Obrigkeiten zur Ausübung der neugegebenen Geſetze anzuhalten, befahl er, daß in jeder Provinz jährlich zweimal Landgerichte gehalten werden ſollten, wo jeder Unterthan ſeine Klagen über verweigerte Gerechtigkeit, oder über Willkürlichkeit der königlichen Beamten anbringen dürfte. Wie ſehr er ſelbſt ein

---

*) Eine ſorgfältige Darſtellung dieſes Geſetzbuchs ſamt der Staatseinrichtungen, die Friedrich II. in Sicilien aufſtellte, findet ſich in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur 1818. IV. Bd. S. 2—78. Zu bedauern iſt es, daß die Geſetzgebung Friedrichs durch ſeine harten Verordnungen gegen Ketzer entſtellt iſt.

Freund der Gerechtigkeit war, gab er dadurch zu erkennen, daß er jedermann in ſeinem Reiche erlaubte, als Kläger gegen ihn aufzutreten, daß er den Sachwaltern gebot, auch den ärmſten ſeiner Unterthanen gegen ihn in Schutz zu nehmen, und daß er es ſehr gnädig aufnahm, wenn ſein Gegner auf dem Wege Rechtens gewann. Den Oertern, die durch den Krieg gelitten hatten, half er wieder auf; und Neapel ward vorzüglich durch ihn verſchönert. Um Handel und Schiffahrt zu beleben, ſtiftete er nicht nur Märkte, ſondern ſicherte auch die Kaufleute gegen Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen, und verſchaffte ihnen durch ſeine Bündniſſe mit den muhamedaniſchen Fürſten in Syrien und Aegypten Gelegenheit zum Handel mit oſtindiſchen Waaren.

Mit dieſer Sorge für geſetzliche Ordnung und bürgerlichen Wohlſtand verband er auch die hehre Sorge für die geiſtige Bildung ſeines Volkes. Er zog daher aus allen Ländern berühmte Lehrer herbei, die er aus ſeinem Schatze beſoldete, ließ arabiſche und griechiſche Schriften (unter letzteren die des Ariſtoteles) ins Latein überſetzen, legte in Sicilien Schulen der freien Künſte an, ſtiftete zu Capua und Neapel Kunſtſammlungen und errichtete in letzterer Stadt eine Hochſchule (1224), auf welcher Rechts- und Gottesgelahrtheit, Arznei- und

Sprachkunde vorgetragen werden ſollte. Um ſie in Aufnahme zu bringen, verordnete er, daß, wer in ſeinen Staaten eine Gelehrten-Stelle zu erhalten wünſchte, auf dieſer Univerſität die Würden der Gelehrten erhalten haben müßte. Auch unterſtützte er Dürftige aus ſeinem Schatze, damit keiner ſeiner Unterthanen durch Armuth von den Wiſſenſchaften zurückgehalten werden möchte. — Er ſelbſt ging ſeinen Unterthanen mit gutem Beiſpiele voran. Die Stunden, die ihm von Staatsgeſchäften übrig blieben, widmete er ganz den Wiſſenſchaften, namentlich der Philoſophie, der Rechtswiſſenſchaft, der Naturgeſchichte und (was im Geiſte damaliger Zeiten lag) der Aſtrologie. Er ſelbſt ſchrieb ein Werk über die Kunſt mit Vögeln zu jagen, beſonders aus Liebe zur Falkenjagd. Auſſerdem beſchäftigte er ſich mit der Dichtkunſt. Schon in früheſter Jugend trat er als Dichter auf, und einige italieniſche Verſe, die er wahrſcheinlich ums Jahr 1212 verfertigte, werden noch aufbewahrt.

Viel Heilſames alſo wurde durch ihn ausgeſäet; aber es war ihm nicht beſchieden, die Früchte ſeiner Saaten zu erndten; er wurde an Vollſtreckung ſeiner Befehle und an Ausführung ſeiner Anſtalten gehindert, und durch den Ausgang ſeiner Schickſale verfiel Italien wie Deutſchland in Verwirrung und Zerrüttung. Während er nämlich an dem

Wohlſtand ſeiner Staaten arbeitete, gerieth er mit den Päbſten in die beſchwerlichſten Händel, die ſein Leben mit Kummer und Sorgen belaſteten und ſeinem Hauſe einen frühen Untergang bereiteten.

Der eigentliche Grund dieſer Händel lag in der großen Macht, zu welcher Friedrich gelangt war, und in dem kräftigen Gebrauche, den er von ihr machte. Beides ſchien den Päbſten gefährlich. Immer hatten ſie ſich, um ihre Beſitzungen und Anmaßungen deſto ſicherer erweitern zu können, der Vereinigung Italiens unter Einem Herrſcher widerſetzt; aber wie leicht konnte dieſe Vereinigung jetzt eintreten, da Friedrich, Herr von Ober- und Unteritalien, den Kirchenſtaat umſchloß, und ſein kühn aufſtrebender Geiſt jeder bindenden Feſſel ſich zu entledigen ſuchte. Um dieſe Gefahr abzuwenden, hatte ſchon Innocenz III. bei Friedrichs Krönung zu Aachen (1215) darauf beſtanden, derſelbe ſollte einen Kreuzzug unternehmen und, ſobald er die Kaiſerkrone erhalten würde, das Königreich Beider-Sicilien an ſeinen Sohn, den jungen Heinrich, abtreten. Friedrich, vielleicht überraſcht, vielleicht auch von jugendlichem Thatendurſte hingeriſſen, hatte ſich zu beidem verpflichtet; aber bald fühlte er, wie ſehr er ſich mit dieſen Verpflichtungen übereilt hatte. Seine Herrſchaft über das deutſche Reich und das Königreich Beider-Sicilien war noch nicht befeſtiget; letzteres beſonders bedurfte ſeiner ſchützenden Fürſorge; und wollte er ſeine Größe behaupten, ſo konnte er die Verbindung Italiens und Deutſchlands nicht aufgeben. Statt alſo ſeinem Sohne Heinrich die italieniſchen Erbländer abzutreten, hatte er ihn zum deutſchen König ernennen laſſen, und ſtatt den Kreuzzug, zu dem er ſich bei ſeiner Krönung zu Rom aufs neue verpflichtet hatte, anzutreten, hatte er ihn von Zeit zu Zeit verſchoben. Noch mehr aber hatte er den päbſtlichen Hof dadurch beleidigt, daß er die Beſetzung der ſicilianiſchen Bißthümer, die durch frühere Verträge dem Pabſte zukam, ſich zueignete, die vom Pabſte ernannten Prälaten zurückwies und die Geiſtlichkeit beſteuerte. Deſto nachdrücklicher beſtanden nun die Päbſte, um ſich zu rächen oder um ſeine Macht zu untergraben, darauf, daß er den angelobten Kreuzzug unternehmen ſollte.

Schon **Honorius** III., der Nachfolger Innocenz III. (1216—1227), einſt Friedrichs Lehrer, bedrohete ihn, da er immer neuen Aufſchub verlangte, mit dem Bann; aber noch weiter ging deſſen Nachfolger, **Gregor** IX. (1227 — 1241). Dieſer ſtarrſinnige und gewaltthätige Pabſt belegte ihn, als er im Jahre 1227 aufs neue den verſprochenen Kreuzzug verſchob, am 29. Sept. 1227 mit dem Bann und ſprach über deſſen Länder das Interdict aus. Umſonſt verſuchte der Kaiſer das Zürnen des Pabſtes zu beſänftigen; Gregor IX. wiederholte noch zweimal (am 11. Nov. 1227, und am Grünen-Donnerſtag 1228) den ausgeſprochenen Bannfluch. Und als nun Friedrich, um dem Vorwurf des Meineids oder der Wortbrüchigkeit zu entgehen, im Auguſt des Jahres 1228 den Kreuzzug angetreten hatte, ſo ſchrie er, als über neue Beleidigungen, daß der Gebannte ſich unterfange, das heilige Land zu betreten, und arbeitete deſſen Unternehmungen entgegen. Er hinderte die Kreuzfahrer aus Italien und Deutſchland zu ihm überzuſchiffen; er verbot den Chriſten in Paläſtina mit ihm Gemeinſchaft zu haben, und forderte die daſigen Ritter, ja ſelbſt den Sultan von Aegypten auf, ihn zu unterdrücken. Zu gleicher Zeit ließ er in Europa das Kreuz gegen ihn predigen, und ein anſehnliches Heer unter Anführung des Titularkönigs Johann von Brienne in Neapel einrücken.

Welche Größe des Muthes und der Klugheit gehörte dazu, ſo viele Schwierigkeiten zu beſiegen! Friedrich bewies dieſe Größe. Durch Entſchloſſenheit und kluge Benutzung der Umſtände gewann er von dem Sultan von Aegypten Jeruſalem, wo er ſich ſelbſt (18. März 1229) zum König krönte (kein Geiſtlicher wollte ihm, dem Gebannten, dieſen Dienſt erweiſen). Dann eilte er nach Neapel zurück (Mai 1229), verjagte das päbſtliche Heer, und nöthigte den Pabſt zum Frieden und zur Aufhebung des Bannes (Jul. 1230).

Aber jeder Friede, der nur durch Gewalt erzwungen, nicht durch Umänderung der Geſinnungen und Leidenſchaften herbeigeführt wird, iſt von kurzer Dauer: er löſet ſich auf, ſobald die Umſtände ſich ändern, und der Ermattete wieder erſtarket. Das war auch hier der Fall. Gregor IX., der der Gewalt der Umſtände hatte nachgeben müſſen, fuhr fort, auf Friedrichs Untergang zu ſinnen. Er fürchtete, daß Friedrich bei ſeinem Herrſcherſinn ſeine Herrſchaft über ganz Italien verbreiten möchte, und verband ſich daher mit den Lombarden, die ihren Bund gegen den Kaiſer erneuert hatten, unterſtützte den Aufſtand, den deſſen Sohn, Heinrich, in Deutſchland erregte, und ließ durch ſeine Bettelmönche allenthalben das Volk gegen Friedrich aufhetzen. Friedrich wünſchte Ruhe: er bedurfte derſelben zur Befeſtigung und Aufbildung ſeines Reichs, und ſahe den Kampf mit dem Pabſte als einen Kampf mit den Vorurtheilen ſeiner Zeit an. Er ſuchte daher den Pabſt zu begütigen, und ſöhnte ſogar die Römer mit ihm aus (1234). Aber vergebens! Gregor beharrte bei ſeiner Erbitterung, ja dieſe wurde um ſo größer, je glücklicher Friedrich in Deutſchland ſeinen auf rühreriſchen Sohn (1235) und den mächtigen Herzog von Oeſtreich, Friedrich den Streitbaren (1236), und in Italien (1236 und 1237) die Lombarden bekämpfte. Als nun derſelbe Sardinien, das die Verwandten des Pabſtes in Anſpruch nahmen, ſeinem Hauſe zuwies, und dann das Glück, das ihn immer begleitet hatte, vor den Mauern von Mailand und Brescia von ihm zu weichen anfing (1238): ſo brach der Ingrimm des Pabſtes in neuen Bannflüchen los. Ohne den Kaiſer vorher zu warnen, belegte er ihn (am Palmſonntage 1239) abermals mit dem Banne, weil derſelbe (ſo ſagte Gregor) die Römer zur Empörung gegen den heiligen Stuhl aufgereizt, Kirchen beraubt, Geiſtliche bedrückt, verfolgt und in Gefängniſſe geworfen, und Staaten, wie Sardinien, die von der römiſchen Kirche abhingen, ſeiner Herrſchaft unterworfen habe. Zugleich mit dieſem Bannfluche erſchien eine päbſtliche Bulle, die alle Unterthanen Friedrichs des Eides und der Pflichten gegen ihn entband.

Friedrich ward durch dieſen Streich erſchüttert, aber nicht niedergeſchlagen. So ſorgfältig er vorher dem Kampfe mit dem Pabſte auszuweichen bemüht geweſen war, ſo muthig trat er nun demſelben entgegen. Er befand ſich zu Padua, als ihm die Nachricht von dem Geſchehenen hinterbracht wurde. Sogleich verſammelte er, um dem übeln Eindruck, den dieſe Nachricht machen könnte, zuvorzukommen, das Volk in ſeinem Palaſte, beſtieg dort im Kaiſerſchmuck ſeinen Thron und ließ durch ſeinen Kanzler Peter von Vineis in einer zweckmäßigen Rede die Nichtigkeit der Klagen des Pabſtes und das Rechtswidrige in deſſen Verfahren darlegen. Auch vor den Augen Europas ſuchte er ſich gegen die Vorwürfe zu rechtfertigen, die ihm vom Pabſte gemacht wurden.

Es iſt merkwürdig, bei dieſem Streite zu ſehen, welches Gewicht ſchon damals auf die öffentliche Meinung gelegt wurde. Jeder der beiden Streitenden ſuchte dieſelbe zu leiten, oder für ſich zu gewinnen. Gregor ſchilderte den Kaiſer als den gefährlichſten Feind der Kirche, als das Thier der Offenbarung Johannis (XIII, 1.), "das aus dem Meere aufſteigt mit Kronen auf den Hörnern und mit Namen der Läſterungen auf den Häuptern, gleich einem Leoparden, aber mit Bärenfüßen und einem Löwenmunde, und Läſterungen ausſpricht gegen Gott, gegen ſeinen Namen, gegen ſeine Hütte und gegen die, die im Himmel wohnen." Aber beſonders ſuchte er die Gemüther frommer Chriſten gegen Friedrich'n durch die Beſchuldigung zu empören, derſelbe habe behauptet, die

Welt ſey von drei Betrügern, von Moſes, Chriſtus und Muhamed, hintergangen worden, und es ſey thöricht anzunehmen, Gott ſey von einer Jungfrau geboren worden, und überhaupt etwas zu glauben, was durch die Vernunft nicht begriffen werden könne. Gegen ſolche Vorwürfe vertheidigte ſich Friedrich mit Nachdruck. Er erklärte in Sendſchreiben an die Fürſten Europas, daß er nie der Kirche, ſondern nur dem ungerechten und gewaltthätigen Pabſte Gregor entgegen geweſen ſey. Dieſem ſelbſt gab er die aus der Bibel entlehnte Vergleichung zurück, indem er eine andre Stelle der Offenbarung (VI, 4): "und es ging heraus ein anderes Pferd, das war roth, und dem, der darauf ſaß, ward gegeben zu nehmen den Frieden von der Erde, und daß ſich die Menſchen unter einander erwürgten" — auf den Pabſt anwendete, und ihn den großen Drachen der Offenbarung, den wahren Antichriſt nannte. Vorzüglich aber ſuchte er ſich gegen die Beſchuldigung von drei Betrügern zu verwahren. Nie, verſicherte er, nie ſey eine ſolche Läſterung aus ſeinem Munde gekommen; immer habe er Chriſtum und Moſe hochgeehrt, und von Muhamed behauptet, daß deſſen Seele den Qualen der Hölle übergeben ſey. Aber wie nachdrücklich er ſich auch vertheidigte, ſo blieb es doch zweifelhaft, ob er es ernſtlich meine, und er konnte den widrigen Eindruck nicht verlöſchen, den jene

Beſchuldigung in allen frommen Seelen gegen ihn angeregt hatte.

Für jetzt erreichte der Pabſt ſeine Abſichten weder in Deutſchland noch in Frankreich. Deutſchland fiel nicht, wie Gregor verlangt hatte, von Friedrich'n ab, und der edle König von Frankreich, Ludwig IX., verſchmähete das Scepter des Reichs, das ihm für ſeinen Bruder Robert vom Pabſte angetragen worden war; ja er ſuchte vielmehr den Pabſt mit dem Kaiſer auszuſöhnen. Aber Gregor war zu keiner Ausſöhnung zu bringen; vielmehr fuhr er fort an Friedrichs Untergang zu arbeiten. Er verband ſich daher noch enger als zuvor mit den Lombarden, brachte Venedig und Genua auf ſeine Seite, ließ allerwärts das Kreuz gegen Friedrich predigen, erregte in Sicilien und Neapel Unruhen gegen ihn, und verführte einige ſeiner vertrauteſten Diener zur Untreue.

Unter ſolchen Umſtänden glaubte Friedrich zu dem Aeuſſerſten ſchreiten, oder den Pabſt ſelbſt mit Waffengewalt angreifen zu müſſen. Er drang daher im Febr. 1240 ins päbſtliche Gebiet, eroberte daſelbſt mehrere Städte und hätte Rom ſelbſt einnehmen können, hätte ihn nicht die Furcht zurückgehalten, frommen Chriſten ein Aergerniß zu geben. Dagegen forderte Gregor Himmel und

Erde zum Schutz der Kirche auf; aber weder die feierlichen Umzüge, die er mit den Gebeinen der Apoſtel Petrus und Paulus hielt, noch die Angriffe der Venetianer auf die Küſten Apuliens brachten ihm Rettung. Es ſchien ihm daher am räthlichſten, ein allgemeines Concilium zu veranſtalten, angeblich zur Beilegung der obwaltenden Streitigkeiten, in der That aber, um die Feinde Friedrichs zu verſammeln und durch ſie deſſen Abſetzung zu Stande zu bringen. Friedrich ſelbſt war anfangs für ein allgemeines Concilium; ſobald er aber die wahre Abſicht des Pabſtes durchſchaute, erklärte er ſich gegen daſſelbe, mahnte von dem Beſuch desſelben ab, befahl ſeinen Anhängern die Reiſe der Prälaten nach Rom zu hintertreiben und beſetzte alle dahin führenden Straßen. Indeſſen verſammelte ſich doch eine große Anzahl der angeſehenſten Prälaten aus Oberitalien, Frankreich, Spanien und England zu Nizza, die auf genueſiſchen Schiffen nach Rom zu gelangen hofften. Allein Friedrichs tapfrer Sohn Enzius ging ihnen mit einer piſaniſchen Flotte entgegen, ſchlug die Genueſer zur See (3. Mai 1241) und bemächtigte ſich ihrer mit Schätzen beladenen Schiffe und der Prälaten, die ſich auf denſelben befanden. Letztere wurden als Gefangene nach Neapel gebracht. Dieſer unerwartete Schlag erſchütterte den greiſen Pabſt und beſchleunigte ſeinen Tod. Voll des wüthigſten

Haſſes gegen den Kaiſer, und ohne ihm im geringſten nachzugeben, endigte er ſein Leben, am 21. Aug. 1241.

Jetzt mochte Friedrich hoffen, die erſehnte Ruhe zu finden; allein vergebens! Ein neuer Pabſt trat wider ihn auf, der, eben ſo ſtolz und hartnäckig als Gregor IX., aber noch heftiger und entſchloſſener als dieſer, die furchtbarſten Stürme über den Kaiſer herbeiführte. Dieſer neue Pabſt war Innocenz IV. aus dem genueſiſchen Hauſe der Fiesko's, Grafen von Lavagna, der nach der kurzen Regierung Cöleſtins IV. (1241) und nach der darauf folgenden Zögerung der Cardinäle, die Friedrich ſelbſt zur Pabſtwahl antreiben mußte, gewählt wurde (24. Jun. 1243). Als Cardinal hatte er Freundſchaft gegen Friedrich gezeigt; aber als Pabſt verfolgte er ohne Unterlaß das Ziel, den Kaiſer völlig darnieder zu ſchmettern, um dadurch allen Königen und Fürſten Europas ein Beiſpiel der päbſtlichen Allgewalt zu geben.

Mit Beſtätigung des von Gregor IX. ausgeſprochenen Bannfluchs fing er ſeine Regierung an; doch zeigte er jetzt, noch einige Mäßigung. Er erklärte, er werde den Kaiſer gern wieder in den Schooß der Kirche aufnehmen, ſobald nur dieſer den Forderungen derſelben Gnüge leiſtete. Friedrich, nach Ausſöhnung mit der Kirche ſtrebend, war dazu geneigt, und ſo kam es zu Friedensunterhandlungen. Nach langen Verzögerungen und dazwiſchen eingetretener Feindſeligkeit gediehen dieſe zuletzt dahin, daß Friedrich eidlich angeloben ſollte, er habe unrecht gehandelt, daß er auf den Bannfluch Gregors nicht geachtet, da doch der Pabſt über ihn wie über alle Könige und Fürſten zu gebieten habe; daß er ferner alles, was er der römiſchen Kirche oder ihren Anhängern entriſſen, zurückgeben, die gefangenen Prälaten in Freiheit ſetzen, und dagegen ſeine Würden und Länder behalten und vom Banne losgeſprochen werden ſollte.

Friedrich beſchwor dieſen Frieden; aber er hielt ihn nicht. Er bereute, ſo harten Forderungen nachgegeben zu haben, und verlangte, ehe er noch eine derſelben erfüllte, von dem Banne losgeſprochen zu werden. Um den Pabſt hierzu zu nöthigen, ſchnitt er ihm die Verbindung mit Oberitalien und Deutſchland ab; ja er hegte wohl gar den Gedanken (wenigſtens wird ihm dieſes vorgeworfen), den Pabſt durch Soldaten aus Toscana gefangen nehmen zu laſſen. Aber Innocenz IV. entging der Wachſamkeit des Kaiſers und den Gefahren, die ihm droheten. Unbemerkt entfloh er in der Nacht vom 28. zum 29. Jun. 1244 von Sutri nach Civitavecchia, von da zu Schiffe nach Genua.

und nach einiger Ruhezeit von Genua nach Lyon. Bei der Nachricht von der Flucht des Pabſtes gerieth der Kaiſer in große Beſtürzung. Schmerzvoll rief er aus: "der Gottloſe flieht und niemand verfolgt ihn!" Er ahnete, welche furchtbare Stürme ihm droheten, wie nun der Pabſt in einer Stadt, wo ihn ſein Arm nicht erreichen konnte, mit gewaltſamer Feindſeligkeit verfahren, wie er mit Deutſchland, Oberitalien, Frankreich und England gegen ihn zuſammentreten, wie er alles zu ſeinem Verderben aufbieten würde. Was er ahnete, ging bald in ſchreckliche Erfüllung!

Kaum war Innocenz IV. nach Lyon gekommen, ſo wiederholte er nicht nur den vorigen Bann, ſondern verſammelte auch ein allgemeines Concilium, deſſen Hauptzweck die Vernichtung Friedrichs ſeyn ſollte. Gleich nach dem Johannisfeſte 1245 begann dieſes Concilium. Viele der angeſehenſten Prälaten aus Frankreich, Spanien, England, noch mehrere aus Oberitalien, aber nur wenige aus Deutſchland hatten ſich dazu eingefunden. Auch Friedrichs Geſandte erſchienen, und erklärten im Auftrag ihres Herrn, derſelbe wolle der römiſchen Kirche alles Unrecht vergüten, die griechiſche mit ihr vereinigen, und auf eigene Koſten die Feinde der Chriſtenheit in Aſien bekämpfen. Aber dieſes Concil war nicht geeignet, Streitigkeiten mit

Gerechtigkeit und Billigkeit beizulegen. Ohne auf gemeinſame Berathſchlagungen einzugehen, ſuchte der Pabſt nur ſeinen Willen durchzuſetzen, und dieſer Wille war auf die Befriedigung ſeines Zornes und Haſſes gerichtet. Hingeriſſen von ſolcher Leidenſchaftlichkeit und doch unter Thränen und Schluchzen beſchuldigte er den Kaiſer des Meineids, des Kirchenraubs, der Ketzerei, der Freundſchaft mit dem Sultan von Babylon, und der Wolluſt mit ſaraceniſchen Frauen. Gegen dieſe Beſchuldigungen erhob ſich Thaddäus von Sueſſa, der Abgeſandte des Kaiſers, und vertheidigte ſeinen Herrn mit ſo kluger Beſonnenheit und ſo männlichem Muthe, daß er Vieler Herzen für ihn gewann. Auch erlangte er auf Verwenden der Abgeſandten aus England einen Aufſchub von zwei Wochen, damit der Kaiſer in eigener Perſon nach Lyon kommen könnte.

Friedrich befand ſich, als das Concilium eröffnet wurde, zu Verona, wohin er ſeine Anhänger aus Deutſchland und Italien beſchieden hatte, um ſich mit ihnen wegen der zu wählenden Maßregeln zu beſprechen. Früherhin war er willens geweſen, ſelbſt nach Lyon zu kommen; jetzt aber erklärte er ſich dagegen. "Ich ſehe deutlich," ſprach er, "wie der Pabſt auf mein Verderben abzielt. Er will ſich rächen, weil ich ſeine Verwandten, die ſeeräuberiſchen Genueſer, alte Feinde des Reichs, zugleich mit jenen Prälaten, deren Beſchützer und Führer ſie waren, habe auffangen und einſperren laſſen. Darum allein hat er dieſes Concilium zuſammen berufen. Aber es iſt gegen meine kaiſerliche Würde, mich vor einer ſo feindſeligen Verſammlung zu ſtellen." Auf dieſe Erklärung traten mehrere Biſchöfe, die bisher noch des Kaiſers Parthei genommen hatten, von ihm ab, und vereinigten ſich mit denen, die ihm Empörung gegen die Kirche, Zerſtörung der Gotteshäuſer, Mißhandlungen und Mordthaten gegen Geiſtliche, Ketzerei und andere Verbrechen vorwarfen. Zwar fuhr der wackere Thaddäus noch immer fort, mit unerſchütterlichem Muthe für ſeinen Herrn zu ſprechen; ja er appellirte zuletzt von dieſem Concil an ein allgemeineres oder vollzähligeres; aber er wurde nicht gehört. Ohne weiteres Zögern und ohne Bangigkeit für die Folgen ſprach nun der Pabſt Verderben und Vernichtung über den Kaiſer aus. Denn nachdem er alle früheren Beſchuldigungen wiederholt und mit neuen vermehrt hatte, that er folgenden Ausſpruch: "Nach reiflicher Ueberlegung "erklären wir mit unſern Brüdern, den Cardinälen "und dem heiligen Concilium, wir, die wir, obſchon "unwürdig, unſern Herrn Jeſum Chriſtum auf Erden vertreten, und denen in der Perſon des Apoſtels Petrus geſagt iſt: was du auf Erden binden "wirſt, das ſoll auch im Himmel gebunden ſeyn — "wir erklären den obengenannten Fürſten, der ſich "des Kaiſerthums, der königlichen Herrſchäften und "aller Ehren unwürdig gemacht hat, als von Gott "verſtoßen und verworfen, und jeder Ehre und Würde "verluſtig. Alle, die durch den Eid der Treue an "ihn geknüpft ſind, entledigen und entbinden wir "ihres Eides. Wir gebieten kraft unſerer apoſtoliſchen Gewalt, daß ins künftige niemand ihm als "Kaiſer gehorche, und erklären, daß, wer ihm als "einem Kaiſer Rath und Beiſtand leiſtet, eben dadurch dieſem Bannfluch unterliegt. Die, denen "die Wahl eines neuen Kaiſers zukommt, ſollen ungehindert einen neuen wählen. Im Betreff des "Königreichs Sicilien aber werden wir mit Beirath "unſerer Brüder der Cardinäle ſo ſorgen, wie es "uns nützlich ſcheinen wird. Gegeben zu Lyon, am "16. Jul. im dritten Jahre unſeres Pontificats "(1245)." Während des Ableſens dieſes Urtheils hatten die verſammelten Prälaten, wie gewöhnlich, mit angezündeten Kerzen dageſtanden; jetzt ſtürzten ſie ſolche um, ſie zu verlöſchen, zum Zeichen der Verwünſchung. Die Anweſenden ergriff Schaudern und Entſetzen, und vor allen den redlichen Thaddäus. Tief erſchüttert rief er aus: "Das iſt ein Tag des Zorns, ein Tag des Unglücks und des Elends!" Und hiermit brach er auf, um zu ſeinem Herrn, dem Kaiſer, zurück zu gehen. Dagegen rief der Pabſt aus: "Was mir zukam, habe ich gethan, nun thue und vollende Gott, was er will."

Indeſſen war Friedrich von Verona aufgebrochen. Schwankend, ob er nach Lyon ziehen ſolle oder nicht, war er langſam bis Turin vorgerückt. Hier, umgeben von einigen ſeiner Großen, empfing er die Nachricht von dem über ihn ausgeſprochenen Bannfluch. Er gerieth in den heftigſten Zorn. Mit wildem Blick aufſchauend, donnerte er die Worte hervor: "Was, jener Pabſt hat mich "in ſeiner Synode verſtoßen? Mir will er meine "Krone rauben? Woher dieſe Vermeſſenheit? Woher dieſes tollkühne Vorhaben?" — "Wo, fuhr er fort, "iſt mein Schmuckkäſtchen?" Als man ihm dasſelbe gebracht und auf ſeinen Befehl geöffnet hatte, ſagte er: "Ich will doch ſehen, ob meine Kronen verloren ſind?" Er nahm eine derſelben, ſetzte ſie auf ſein Haupt und ſich erhebend rief er mit blitzenden Augen, donnernder Stimme und ungeſtüm aufwogendem Herzen: "Noch habe "ich meine Kronen nicht verloren; und trotz der Angriffe des Pabſtes und der Beſchlüſſe der Synode "will ich ſie nicht ohne blutigen Kampf verlieren. "Bis zu ſolcher Höhe konnte der Stolz eines Pabſtes ſteigen, daß er mich, den erſten unter den "Fürſten, dem kein andrer überlegen ja nicht einmal "gleich iſt, von dem Gipfel der kaiſerlichen Majeſtät hinabzuſtürzen ſich ermächtigt. Doch wird dabei meine Lage verbeſſert. Sonſt mußte ich dem Pabſte in einigen Stücken Ergebenheit und Ehrfurcht bezeigen; jetzt aber bin ich aller Ergebenheit und Friedensverpflichtung gegen ihn entledigt.*)" Um dieſen Worten Kraft zu geben, zog er die Güter der Freunde und Verwandten des Pabſtes ein, und ſuchte die Könige und Fürſten Europas auf ſeine Seite zu ziehen, indem er ihnen in neuen Sendſchreiben die Anmaßungen des Pabſtes und die Verdorbenheit der Geiſtlichkeit zu Gemüthe führte, und ſie aufforderte an dem, was ihm widerfahre, zu lernen, was ihnen bevorſtehe. Die Mailänder, die am erſten und ungeſtümſten den Aufhetzungen des Pabſtes folgten, züchtigte er (1245). Dann zog er durch Toscana in ſein Erbreich Neapel (März 1246), das, als Stützpunkt ſeiner Macht, ihm beſonders wichtig war. Er übernahm daher in eigener Perſon die Vertheidigung oder Behauptung desſelben, während er es ſeinem Sohne Enzius übertrug die Lombarden, und ſeinem ältern Sohne Konrad IV., den er ſchon 1237 zum römiſchen Könige hätte wählen laſſen, die Deutſchen im Gehorſam zu erhalten.

Aber auch der Pabſt ließ es nicht bei Worten bewenden. Er ließ überall den ausgeſprochenen

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLVIII.

Bannfluch verbreiten und das Kreuz gegen den Kaiſer predigen; er ermunterte die Lombarden zum Abfall, entzündete eine Empörung in Neapel und verhetzte die nächſten Umgebungen Friedrichs zu einer Verſchwörung gegen ihn. Auf ſeinen Betrieb erheben die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Cöln nebſt einigen deutſchen Biſchöfen den thüringiſchen Landgrafen Heinrich Raspe (zu Würzburg, 2. Mai 1246) auf den deutſchen Thron, und der Pabſt unterſtützte ihn reichlich mit Geld. Als dann Heinrich Raspe nach einem bei Ulm gegen Konrad IV. verlorenen Treffen plötzlich geſtorben war (17. Febr. 1247) bewirkte der Pabſt, daß der junge Graf Wilhelm von Holland auf den deutſchen Thron erhoben wurde (3. Oct. 1247). Aber ſo wenig als Heinrich Raspe wurde Wilhelm von Holland allgemein anerkannt. Konrad IV. behauptete ſich gegen ihn mit abwechſelndem Glück; in Oberitalien waltete Enzius mit Entſchloſſenheit und Nachdruck; Friedrich ſelbſt unterdrückte in Unteritalien die Aufwiegelungen, die der Pabſt angeregt hatte, und Neapel blieb ruhig.

So ſtand Friedrich im Jahre 1247 noch immer aufrecht; aber tiefer Kummer laſtete auf ſeiner Seele und nagte an dem innerſten Mark ſeines Lebens. Treue Freunde thaten ihm noth; aber er entdeckte unter denen, die ihm zunächſt ſtanden, treuloſe Verräther. Selbſt ſein vertrauteſter Miniſter Peter von Vineis, den er vom Staube erhoben hatte, faßte den Anſchlag ihn zu vergiften. Lange zweifelte Friedrich an deſſen Meuterei, und als er ſich endlich davon überzeugt hatte, rief er ſchmerzvoll aus: "Wehe mir, welch' einen Mann muß ich beſtrafen!" Er entſetzte ihn aller Würden und ließ ihn blenden. Zugleich hatte er den Kummer, in der öffentlichen Meinung zu verlieren; denn wie ſehr auch der Pabſt (was Friedrich'n zu Statten kam) durch unaufhörliche Gelderpreſſungen ſich Unwillen zugezogen hatte, ſo mochten doch fromme Chriſten den Kaiſer nicht von aller Schuld freiſprechen, zumal da deſſen freiere Aeuſſerungen über die Gebrechen der Kirche den herrſchenden Vorſtellungen entgegen waren. Ja er ſelbſt, wie hoch er ſich auch über viele ſeines Zeitalters erhob, ſcheint doch mit dieſem die Vorſtellung getheilt zu haben, daß der Fluch der Kirche dem Heile ſeiner Seele ſchade. Alſo ſehnlichſt wünſchend, ſich mit dem Pabſte auszuſöhnen, ließ er demſelben ſchon im Jahre 1246 durch den franzöſiſchen König Ludwig IX. den Antrag machen, er wolle, ohne je zurückzukommen, ins heilige Land ziehen, und dort, ſo lange er lebe, Chriſto dienen, wofern er vom Banne losgeſprochen und ſeinem Sohne Konrad die Kaiſerkrone zugeſagt würde. Späterhin ließ er ſich, um dem Vorwurf der Ketzerei zu entgehen, von verſchiedenen angeſehenen Geiſtlichen über die Lehren der Kirche und die Hauptpunkte des damaligen Glaubens prüfen, und das Ergebniß dieſer Prüfung dem Pabſte berichten. Aber beides war vergebens. Der Pabſt hörte eben ſo wenig auf jenen Antrag, als er dieſe Prüfung als gültig anerkannte.

Hierauf beſchloß Friedrich im Jahre 1247 nach Lyon zu gehen, um perſönlich ſeine Ausſöhnung mit dem Pabſte zu verhandeln. Schon war er deshalb bis nach Turin gekommen, als ihn die Erneuerung eines Krieges in der Lombardei, den der Pabſt angeregt hatte, zurückhielt. Parma, lange Zeit ihm zugethan, wurde ihm von der Gegenpartei entriſſen (1247). Um es wieder zu gewinnen, errichtete er nicht weit davon ein feſtes Lager, dem er voll ſtolzer Hoffnung den Namen Vittoria ertheilte. Aber vergebens! Nach langer Belagerung wurde bei einem kühnen Ausfall der Belagerten (18. Febr. 1248) ſein Lager ſamt allen Schätzen, die es enthielt, erobert, ſein Heer vernichtet und ſein treueſter Freund Thaddäus von Sueſſa (er galt ihm mehr als ein Heer) getödtet. Jetzt war er nicht mehr im Stande, etwas Bedeutendes gegen die Lombarden zu unternehmen. Er konnte nur ſeine Feinde an weiterer Verfolgung des Sieges hindern, ſeine Freunde zur Fortſetzung des Kampfes unter ſeinem Sohne Enzius ermuntern und Toscana ſamt Florenz auf ſeine Seite bringen. Dann zog er wieder nach Unteritalien, um hier neue Zurüſtungen zu treffen.

Denn wie groß auch die Niederlage war, die er erlitten hatte, ſo war er doch entſchloſſen, wieder auf dem Kampfplatz aufzutreten, vorzüglich als ſein tapfrer Sohn Enzius von den Bologneſern gefangen (1249), und ein nochmaliger Verſuch, ſich mit dem Pabſte auszuſöhnen, geſcheitert war. Noch war ja ſein Erbreich unangetaſtet, noch hatte er Freunde, die ſich ſeiner annahmen, noch ſtanden ihm Truppen und Schätze zu Gebote, mit denen er ſeinen Anhang in Oberitalien und Deutſchland unterſtützen und vermehren konnte. Allein ſeine Geſundheit war zerrüttet, und die Kraft ſeines Geiſtes konnte nicht länger der Schwäche ſeines Körpers gebieten. Im Spätherbſt des Jahres 1250 wurde er gefährlich krank, und bald darauf ſtarb er auf ſeinem Schloſſe Fiorentino in Apulien, am 13. Dec. 1250, im ſechs und funfzigſten Jahre ſeines Alters.

Ungemein groß war der Jubel des Pabſtes, als er die Nachricht von Friedrichs Abſterben erhielt. "Es jauchzen," ſchrieb Innocenz IV. an die Geiſtlichen des Königreichs Beider-Sicilien, „Es jauchzen die Himmel, es hüpfe vor Freudigkeit die Erde; denn das Wetter, das der allmächtige Gott drohend über euere Häupter heraufführte, hat ſich durch dieſes Mannes Tod in lauen Weſtwind, in erquickenden Thau verkehrt!" Auch kam er nun erſt von Lyon nach Rom zurück. Aber eben dieſer Jubel zeigt, wie furchtbar Friedrich war, mit welchem Muthe er ſich vertheidigte, und wie ungebeugt er noch ſtand, nachdem ihm der Pabſt alle Kronen abgeſprochen und eine herbe Niederlage zugeführt hatte. Und wenn noch etwas überzeugend zu Friedrichs Lobe ſpricht, ſo iſt es das Urtheil ſeiner Feinde über ihn. Dieſe tadeln nämlich nur ſeine Ketzerei und ſeinen Hang zur Wolluſt, und rühmen dagegen ſeine natürlichen Anlagen und wiſſenſchaftliche Bildung, ſeine Tapferkeit und Klugheit, ſeine Freigebigkeit und Großmuth. — Von einem ſolchen Manne kann man nicht ohne Theilnahme ſcheiden. Warum, fühlt man ſich zu fragen gedrungen, warum mußte ein ſo reichbegabter Mann, der ſo viel Wohlthätiges ſchaffen und erhalten konnte, unter den ärgerlichſten Kämpfen ſein Leben verzehren? Aber man kann auch fragen: waren ſolche Kämpfe nicht nöthig, um Freiheit im Denken und Glauben vorzubereiten, und allmählich den Tag der Vernunft über die Nacht des Aberglaubens heraufzuführen? Nur langſam reifen ja die edelſten Früchte, und nur aus Kämpfen und Mühen geht das Große und Herrliche hervor!

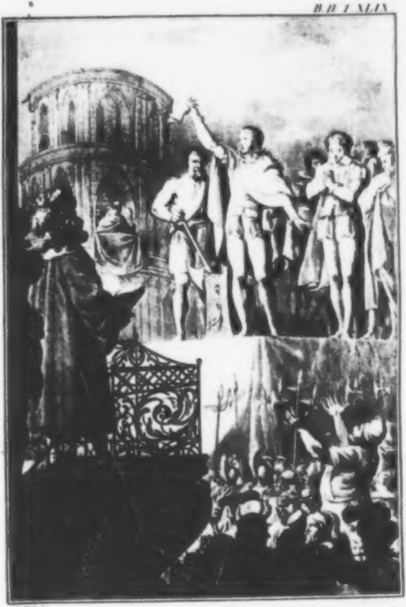
XV.

Der unglückliche Konradin.

Konradin, der letzte Sprößling des hohenſtaufiſchen Hauſes, der Sohn Konrads IV. und Eliſabeths, der Tochter Herzogs Otto von Baiern, war am 25. Mai 1252 zu Landshut geboren.

Schreckhafte Anzeigen umgaben ſeine Wiege. Sein Haus war durch den furchtbaren Fluch, den Pabſt Innocenz IV. gegen daſſelbe ausgeſprochen hatte, dem Untergange geweihet; ſein hochſinniger Großvater, Kaiſer Friedrich II., war mit dieſem Fluche belaſtet geſtorben (1250); ſein Oheim, der tapfre Enzius, ſchmachtete im Gefängniß, aus dem er nimmer erlöſet wurde; und ſein Vater, Konrad IV., ſeit 1237 zum römiſchen König gekrönt, ward von dem Bannfluch des Pabſtes und den darauf erwählten Gegenkönigen bedrängt. Unwürdig, ſo hatte Innocenz IV. erklärt, unwürdig ſey

B.II.T.XLIX



Konradin auf dem Blutgerüste zu Neapel

er, Kaiſer zu werden, oder König zu bleiben, und das Herzogthum Schwaben zu beſitzen. Nicht einmal ſein Erbreich, das Königreich Beider-Sicilien, ſolle er behalten: als ein erledigtes Lehen des päbſtlichen Stuhles ſolle es mit dem Kirchenſtaate vereiniget oder einem andern Fürſten, als Vaſallen des Pabſtes, zugewendet werden. Um wenigſtens dieſes Reich zu retten, war Konrad IV. im Oct. des Jahres 1251 nach Italien aufgebrochen. Er war dort glücklich. Denn obſchon Innocenz IV. den Bann erneuerte und Unruhen gegen ihn erregte, ſo behauptete er doch den Beſitz des Königreichs Beider-Sicilien. Aber ein früher Tod war ihm beſchieden. Im Begriff nach Deutſchland zurückzukehren, ſtarb er erſt 26 Jahre alt, am 21. Mai 1254.

Jetzt war von ſeinem Hauſe nur Ein männlicher Sprößling übrig, ſein Sohn Konradin, oder der junge Konrad. Dieſer, erſt nach des Vaters Ausbruch gen Neapel geboren, jetzt kaum zwei Jahr alt, wurde am Hofe des Herzogs Otto von Baiern, ſeines Großvaters mütterlicher Seits, wo er geboren war, erzogen. Unter der Leitung ſeiner verſtändigen Mutter Eliſabeth nahm er zu an Jahren und an Kräften, und wurde der großen Ahnen ſeines Hauſes würdig. Aber der Glanz derſelben war von ihm gewichen, und erloſchen ſchien ſelbſt die Hoffnung, ihn wieder zu erneuern. Die Päbſte verboten den deutſchen Fürſten, ihn zum deutſchen König zu wählen; das Königreich Beider-Sicilien wurde ihm wie von den Päbſten, ſo auch von ſeinem Oheim Manfred vorenthalten; das Herzogthum Schwaben hatte ſchon Wilhelm von Holland als deutſcher König ſeinem Vater abgeſprochen (1252); Wilhelms Nachfolger, König Richard von Kornwallis, zog das ganze Elſaß mit allen Städten, die das hohenſtaufiſche Haus daſelbſt beſaß, zum deutſchen Reiche (1262); und bei den Zerrüttungen, die damals in Deutſchland herrſchten (es waren die Zeiten des großen Interregnums!) griff jeder Mächtige, ſo viel er konnte, um ſich. Von allen Kronen alſo, die ſeine Väter einſt getragen, und von allen Erbgütern, die ſie beſeſſen hatten, war dem unglücklichen Konradin nichts verblieben als der leere Titel eines Königs von Jeruſalem und einzelne in Baiern und Schwaben zerſtreute Städte und Güter. Er war ſo arm, heißt es, daß er mit ſeinem Gefolge kaum leben konnte. Doch mitten in dieſer Nacht der Trübſal ging ein Glücksſtern ihm auf! Die Ausſicht bot ſich ihm dar, wenigſtens eine Krone, die Krone Beider-Sicilien, auf ſein Haupt zu bringen.

Sein Vater hatte, dem Tode nahe, gewünſcht, daß der Markgraf Berthold von Hochberg, Befehlsfehlshaber der deutſchen Truppen in Italien, die Verwaltung des Königreichs übernehmen, und ſeinen unmündigen Sohn dem Schutze des Pabſtes empfehlen möchte. Der Markgraf hatte dieſem Wunſche gewillfahrtet; aber vergebens! Pabſt Innocenz IV. verlangte den unbedingten Beſitz Beider-Sicilien, und rüſtete ſich, denſelben zu erringen. Hierdurch erſchreckt, begab ſich Berthold der Regentſchaft, und an ſeine Stelle trat Manfred, Friedrichs II. natürlicher Sohn. Aber auch dieſer, obſchon kühn, talentvoll und von einem großen Theil des Volkes geliebt, konnte ſich nicht gegen die Kriegsmacht des Pabſtes, nicht gegen die Partheiungen im Innern behaupten; er kam in Gefahr ſamt ſeinem Anhang aufgerieben zu werden. Erſt als Innocenz IV., der gewaltſamſte und hartnäckigſte Gegner des hohenſtaufiſchen Hauſes, geſtorben war (7. Dec. 1254), gelang es ihm, ſich wieder zu erheben, die päbſtlichen Truppen zu vertreiben, und ſeine Herrſchaft über das ganze Königreich zu verbreiten. Hierauf nahm er am 11. Aug. 1258 die Krone Beider-Sicilien an. Als dieß Eliſabeth, Konradins Mutter, hörte, ließ ſie ihn durch Abgeordnete auffordern, ihres Sohnes Rechte und Anſprüche unverletzt zu bewahren. Aber Manfred erwiederte, er habe das Reich erobert, und nur durch eine, dem Volke beliebte Regierung könne es behauptet werden; erſt nach ſeinem Tode ſolle es, da er keine männlichen Nachkommen habe, an Konradin kommen; doch müſſe dieſer, um ſich dem Volke zu empfehlen, in Apulien erzogen werden. Allein der Päbſte unverſühnbarer Haß ſtellte ſich dieſem Rathe und Manfreds Regierung verderbend entgegen. Zwar konnte Alexander IV. (1254—1261), der mehr den Ehrgeiz als die Talente ſeines Vorgängers beſaß, nichts gegen ihn ausrichten; auch Urban IV. (1261—1264) vermochte nichts gegen ihn; doch brachte dieſer eine Unterhandlung zu Stande, die von Innocenz IV. eingeleitet war, und unter Clemens IV. (Febr. 1265—Nov. 1268) zur Ausführung gedieh.

Karl von Anjou, ein Bruder des franzöſiſchen Königs Ludwig des Heiligen, aber von deſſen Gerechtigkeitsliebe und Zartgefühl weit entfernt, nahm, von Eitelkeit und Herrſchſucht bethört, die Krone Beider-Sicilien, die ihm der Pabſt darbot, als päbſtliches Lehen an (1264). Gegen Ende des Jahres 1265 erſchien er mit einem ſtattlichen Heere in Italien, und am 6. Jan. 1266 wurde er ſamt ſeiner Gemahlin Beatrix in der Peterskirche zu Rom von Cardinälen gekrönt. Dabei mußte er beſchwören, daß er weder die Kaiſerwürde, noch die Herrſchaft über Italien annehmen, daß Benevent und die Beſetzung geiſtlicher Stellen in Apulien dem römiſchen Stuhle verbleiben, daß an denſelſelben nach Ausſterben ſeines Hauſes die Krone Beider-Sicilien zurückfallen, und daß an eben denſelben von ihm und ſeinen Nachkommen alljährlich ein weißer Zelter mit 8000 Unzen Goldes (ungefähr 150,000 Thlr.) als Lehnsgeld entrichtet werden ſollte. Hierauf erhob ſich Karl zum entſcheidenden Kampf gegen Manfred. Bei Benevent erfolgte (26. Febr. 1266) die Hauptſchlacht. Manfred unterlag. Von falſchen und feigherzigen Freunden verlaſſen, und von der Uebermacht der Feinde bedrängt, wurde er nach ruhmwürdiger Gegenwehr geſchlagen und getödtet; ſeine Unterthanen aber unterwarfen ſich ohne weitern Widerſtand dem, ihnen aufgedrungenen, neuen Herrn.

Allein die Hoffnungen, die ſie auf ihn gebaut hatten, wurden nicht befriedigt. Freunde und Nichtfreunde der Hohenſtaufen wurden auf gleiche Weiſe bedrückt; die Auflagen wurden nicht vermindert, ſondern erhöhet; alle einträgliche Stellen wurden Ausländern zugewendet; überall zeigte ſich Härte und Willkür, Raubgier und ſchnöde Verletzung des Rechts. Der Pabſt ſelbſt erließ deshalb ein Abmahnungsſchreiben an Karl. "Wenn du," ſchrieb er ihm unter andern, "vor deinen Unterthanen "dich verbirgſt, und ſie nicht einmal vor dich läſ"ſeſt, auch ſie nicht mit der Leutſeligkeit aufnimmſt, "womit allein Herzen gewonnen werden können, "und doch über ſie herrſchen willſt: ſo mußt du "immer den Degen in der Hand, den Panzer um "den Leib, und ein Heer zur Seite haben. Aber "welch ein trauriges Leben wird dieſes ſeyn! Iſt "es nicht halber Tod, beſtändig ſeinen Unterthanen "verdächtig und wider ſie auf der Huth zu ſeyn?" Doch umſonſt waren dieſe weiſen Ermahnungen; Karl von Anjou hörte nur auf die Eingebung ſeiner Leidenſchaften. Da richteten Neapolitaner und Sicilianer und mit ihnen die Gibellinen in Italien ihre Augen auf Konradin, und ließen ihn einladen, perſönlich nach Italien zu kommen und den Zwingherrn Karl von Anjou zu verjagen. Zugleich ſtellten ihre Abgeordneten ihm vor, wie die Krone Beider-Sicilien ihm von Rechtswegen gebühre, verſprachen ihm Beiſtand und Unterſtützung, und zahlten ihm auf der Stelle 100,000 Goldgulden zu den erſten Werbungen.

Eliſabeth, Konradins Mutter, wies dieſe Anträge nicht zurück; aber ſie fand dabei viele Bedenklichkeiten. Zu jung, meinte ſie, ſey ihr Sohn zur Herrſchaft; zu ſchwach für den Kampf gegen die Macht der Kirche und gegen die Schlauheit eines geübten Kriegers, dem ſelbſt der tapfere und erfahrene Manfred unterlegen hätte. Aber Konradin in kräftig aufblühender Jugend, feurig und unerfahren, vermöchte ſo lockenden Anträgen nicht zu wi-

widerſtehen. Was hatte er auch in Deutſchland zu verlieren? Dahin war die Herrlichkeit ſeines Hauſes, und keine Ausſicht zeigte ſich hier, ſie zu erneuern. Dagegen that ſich in Italien ein Himmel voll Hoffnungen für ihn auf. Dort winkte ihm Sieg und Ruhm, dort ſtrahlte ihm eine Krone entgegen, dort bot ſich ihm Rache dar für die ſchweren Leiden, die ſein Großvater, für die Verfolgungen, die ſein Vater, für die Unterdrückung, die ſein Oheim erlitten hatte. Vor ſolchen Ausſichten verſchwand alle Erwägung der Schwierigkeiten; er überſah ſeine Jugend und Unerfahrenheit, überſah die Macht und Schlauheit ſeiner Gegner, überſah, daß der Weg zum Glanze auch der Weg zum Verderben ſeyn kann; kurz, er entſchloß ſich nach Italien zu ziehen. Selbſt die alten Freunde ſeines Hauſes, die er befragte, ſtimmten dieſem Entſchluſſe bei, und verſprachen ihn zu begleiten.

Jetzt begann er ſich zu rüſten. Vermittelſt des Geldes, das er von den Italienern bekommen hatte, brachte er ein Heer von mehreren Tauſenden zuſammen. An ihn ſchloß ſich ſein Jugendfreund Friedrich von Oeſtreich*), mit ihm von gleichem Alter, wie er an dem Hofe des Herzogs von Baiern erzogen, und entſchloſſen, Glück und Unglück mit ihm zu theilen. Auch ſein Stiefvater, Graf Meinhard von Tyrol, und die Herzoge von Baiern, Ludwig und Heinrich, ſeine Oheime, traten ihm bei, wofür er beiden letzteren alle ſeine Erbgüter und Lehen, falls er ohne rechtmäßige Nachkommen ſterben ſollte, zuſicherte.

---

*) Friedrich, der Sohn Hermanns, Markgrafen von Baden, und darum oft Friedrich von Baden genannt, führte den Titel Herzog von Oeſtreich wegen der Anſprüche, die er auf

Im September 1267 brach er mit 10,000 Mann, meiſt Reiterei, von Augsburg über Tyrol nach Italien auf, und zum Anfang des Octobers langte er in Verona an. Hier verweilte er drei Monate, um ſeine Verbindungen mit den Gibellinen in Italien zu befeſtigen und ſie zu gemeinſamen Rüſtungen zu vereinigen. Indeſſen ging das Geld aus, das er mitgebracht hatte; er mußte ſeine noch übrigen Güter an ſeine Verwandten verpfänden; viele von den Rittern und Herren, die ihm gefolgt waren, wurden über den Geldmangel und das lange Zögern verdrüßlich, verkauften Waffen und Pferde, und gingen nach Deutſchland zurück.

auf dieſes Land hatte. Sein Vater nämlich war, als Gemahl der öſtreichiſchen Prinzeſſin Gertrud, nach dem Tode ihres Oheims Friedrichs des Streitbaren (mit dem der Mannsſtamm der babenbergiſchen Herzoge Oeſtreichs ausſtarb, 1246) Herzog von Oeſtreich geworden. Als aber Hermann ſchon 1250 ſtarb, wurde der kaum einjährige Friedrich von dem König Ottokar von Böhmen verdrängt.

rück. Selbſt ſein Schwiegervater und ſeine beiden Oheime verließen ihn, weil ſie den Bann fürchteten, oder weil ſie nur bis dahin ihn zu begleiten verſprochen hatten. Nur Friedrich von Oeſtreich, ſein treuer Freund, blieb von allen deutſchen Fürſten allein bei ihm. So ſchmolz ſein Heer auf 3500 Mann zuſammen, und ſein Unternehmen ſchien im Beginnen zu erſticken.

Doch ganz anders wurde es, als er ſeine Verbindungen mit den Gibellinen bekräftigt und durch ſie den Weg nach Pavia und Piſa ſich geöffnet hatte. Aus der Lombardei, aus Toskana und Neapel ſtrömten ihm Truppen zu; er ward in Piſa, wo er im Mai 1268 anlangte, mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen; die Piſaner, von jeher Freunde ſeines Hauſes, rüſteten für ihn zwanzig Galeeren, mit denen ſie die Küſten Apuliens und Siciliens angriffen und Karls Flotte bei Meſſina ſchlugen; er ſelbſt züchtigte mit der Macht, die ihn umgab, die Einwohner von Lucca, ſeine Gegner. Am 25. Jun. ſchlug er unweit des Arno die Truppen, die Karls Heerführer ihm entgegenſtellten; und Prinz Heinrich von Caſtilien, erſt Karls Freund, dann deſſen erbitterter Feind, brachte nicht nur die Stadt Rom auf Konradins Seite, ſondern erwarb ihm auch in Neapel und Sicilien großen Anhang. Bei ſolchem Fortgang ſeines Unternehmens mochte es dem muthigen Konradin ein Kleines dünken, daß der Pabſt Clemens IV. am Grünen-Donnerstag (5. Apr. 1268) den Bannfluch gegen ihn ſchleuderte, ihm auch den leeren Titel eines Königs von Jeruſalem abſprach, und alle ſeine Vaſallen und Unterthanen der Pflichten gegen ihn entband. Unaufgehalten und immer kühner hervorſtrebend zog er von Piſa nach Siena, von da vor dem feſten Viterbo, wo der Pabſt ſich aufhielt, vorbei nach Rom. Auch hier wurde er glanzvoll, als wäre er Kaiſer, empfangen. Nach kurzem Verweilen rückte er mit ſeinen Freunden, den Prinzen von Oeſtreich und Caſtilien, (am 18. Aug. 1268) weiter nach Apulien, um dem großen Kampfe mit einem Schlage ein Ende zu machen. Ach, er ahnete es nicht, welchem Schickſale er entgegen eilte! Das Glück, das ſo ſchnell und freundlich ihm entgegen gekommen war, hatte ihn berauſcht.

In der Ebene von Tagliacozzo, nicht weit vom See Celano, kam es zur entſcheidenden Schlacht (23. Aug. 1268). Sie ſchien anfangs glücklich für ihn auszufallen. Seine Truppen, an Zahl denen ſeines Gegners überlegen, drangen muthig über das Flüßchen, das die Streitenden trennte, warfen das feindliche Vorder- und Mitteltreffen, und trieben beide in die Flucht; Karl ſelbſt, hieß es, ſey gefangen und getödtet. Schon wähnten ſie den

Sieg errungen zu haben, und von dieſem Wahne verblendet, fingen ſie an, ſich ſorglos auf der Ebene zu zerſtreuen und das feindliche Gepäcke zu plündern. Da brach Karl mit dem Hintertreffen, dem Kern ſeiner Truppen, aus einem Hinterhalt hervor, und ſo unerwartet und nachdrücklich, daß Widerſtand kaum möglich war. Vergebens bemüheten ſich Konradin und Friedrich ihre Truppen zu ſammeln: einzeln wurden ſie angegriffen, einzeln aufgerieben oder gefangen und in die Flucht geſchlagen. Nur die unter Heinrich von Caſtilien widerſtanden noch eine Weile; dann aber traf ſie das Loos der übrigen, und ihr Anführer war der erſte Fürſt, der in Karls Hände fiel. Er wurde von dem Abt von Monte-Caſſino, den er um Herberge angeſprochen, feſtgeſetzt, an Karl ausgeliefert, und von dieſem zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verurtheilt.

Indeſſen hatten auch Konradin und Friedrich nebſt zwei italieniſchen Grafen, Galvano Lancia und Gerhard von Piſa, die Flucht ergriffen. Sie ſchweiften anfangs in den marſiſchen Gebirgen umher und legten, um ſich unkenntlich zu machen, Bauernkleider an. So kamen ſie nach drei Tagen nach Aſtura, einem Flecken an der Meeresküſte. Hier mietheten ſie ein Fahrzeug, das ſie nach Piſa oder Sicilien bringen ſollte. Aus Geldmangel gaben ſie dem Schiffer einen Ring von großem Werthe, den Konradin bis dahin getragen hatte. Aber dieſer Ring wurde ihr Verräther. Denn der Anblick desſelben brachte den Herrn von Aſtura, Johann Frangipani auf die Vermuthung, daß der flüchtige Konradin in der Nähe ſey, und dieſe Vermuthung trieb ihn, demſelben nachzuſetzen. Er holte ihn ein und brachte ihn nach Aſtura in Gewahrſam. Konradin hatte ſich mit ſeinen Freunden ohne Widerſtand ergeben; denn von dieſem Frangipani, dem treuen Freunde ſeines Großvaters, hoffte er Schutz und Rettung. Vielleicht hätte auch derſelbe ihn für ein Löſegeld wieder in Freiheit geſetzt; aber die päbſtlichen Truppen umringten Aſtura zu Lande, und von der Seeſeite her drängte die Flotte Karls von Anjou. Den Drohungen und Verſprechungen beider vermochte Johann Frangipani nicht zu widerſtehen. So ward Konradin mit ſeinen Freunden an Karl von Anjou ausgeliefert und gefeſſelt nach Neapel gebracht.

Ein menſchlich geſinnter Sieger würde mit der Jugend und dem Unglück des letzten Sprößlings eines großen Hauſes Mitleid gehabt haben; aber Karls Herz war den Empfindungen der Menſchlichkeit verſchloſſen. Ihm war es nicht genug, ſeinen Gegner niedergeſtürzt zu haben, und ihn nun in ſichrer Verwahrung zu halten; auch das Leben wollte er ihm rauben. So nur fand ſeine Rachgier

gier Befriedigung, ſo nur meinte er die Liebe des Volks für den rechtmäßigen Thronerben zum Schweigen zu bringen. Um jedoch den Vorwurf, als habe er über Konradins Hinrichtung entſchieden, von ſich abzuwenden, oder um ſeinem Vorhaben den Schein des Rechts, den auch der ſchlechte Menſch ehrt, zu verſchaffen, verſammelte er aus jeder Stadt ſeines Königreichs zwei Abgeordnete und noch andre Rechtskundige nebſt vielen Vornehmen ſeines Gefolges zu Neapel. Ihnen trug er auf, zu richten über Konradin, "der gegen ihn, den rechtmäßigen Herrn, die Waffen ergriffen, und ſich durch Plünderung der Klöſter und Nichtachtung des Kirchenbanns als einen Feind der Kirche bewieſen habe." Der größte Theil der Verſammlung beſtand aus ſolchen, die von Karl abhängig waren oder ihn zu fürchten Urſache hatten; und dennoch erhob ſich mitten unter ihnen die Stimme des Rechts und der Wahrheit. Ein edler Mann und großer Rechtsgelehrter, **Guido von Suçaria**, äuſſerte mit Nachdruck und Würde, Konradin könne ohne Ungerechtigkeit nicht zum Tode verdammt werden, da er keinen Hochverrath begangen, ſondern nur ein Reich in Anſpruch genommen habe, das er befugt ſey, als ſein Erbreich zu betrachten; auch könne die Plünderung der Klöſter ihm nicht zugerechnet werden, da ſie nicht auf ſeinen Befehl, ſondern wie in andern Kriegen durch die Zügelloſigkeit ſeiner Soldaten erfolgt ſey. Aber auf Karls blutdürſtigen Sinn machten dieſe und andre Vorſtellungen keinen Eindruck. Weit mehr gefiel ihm die Rede derer, die die Gefangenen als Störer der öffentlichen Ruhe und als Feinde der Kirche des Todes ſchuldig erklärten. Dieſer Erklärung zufolge ward das Todesurtheil ausgeſprochen.

Daß dieſes Urtheil kurz darauf (26. Oct. 1268) vollzogen, oder daß Konradin, Friedrich von Oeſtreich und noch mehrere ſeiner Anhänger zu Neapel öffentlich enthauptet wurden, iſt ausgemacht gewiß; aber ungewiß iſt, in welcher Reihenfolge dieſe Hinrichtungen geſchahen, mit welchen Umſtänden ſie begleitet waren, was dabei vorging und geſprochen wurde. Die Angaben hierüber ſind ſo verſchieden und abweichend, daß es ſchwer iſt, ſie zu vereinigen. Alſo wollen wir auch, was wir nach Vergleichung und Abwägung derſelben hier aufſtellen, nur für Wahrſcheinlichkeit, nicht für ausgemachte Wahrheit, gehalten wiſſen.

Konradin, heißt es, ſaß mit ſeinem Freunde Friedrich von Oeſtreich beim Schachſpiel im Gefängniß, als ihm das Todesurtheil angekündigt wurde. Er ward erſchüttert, aber er verrieth eine Faſſung und Ergebung, die man von ſeiner Jugend kaum erwarten konnte. Nur kurze Zeit ließ man ihm, ſich zum Tode vorzubereiten. Darauf ward er mit ſeinen Unglücksgenoſſen, dreizehn an der Zahl, aufs Blutgerüſte gebracht. Dieſes war auf einem Marktplatz nahe an der Meeresküſte errichtet, und mit rothem Tuche bedeckt; ein Nachrichter, nackt an Händen und Füßen, ſtand auf demſelben, eine unzählbare Volksmenge umringte daſſelbe; Karl aber ſahe mit ſeinem Hofe von einem nahen Thurme dem ſchauderhaften Auftritt zu. Nachdem nun Stillſchweigen geboten war, las einer der Richter, Robert von Bari, das gefällte Todesurtheil vor. Kaum hatte er geendigt, ſo erhob ſich ein dumpfes Murren unter dem Volke; die meiſten klagten und weinten über das harte Geſchick des liebenswürdigen Jünglings; nur wenige hörten das Urtheil mit fühlloſer Kälte oder mit Wohlgefallen. **Konradin** ſelbſt erhob ſeine Stimme. Er widerſprach laut dem ungerechten Urtheil, und bat zugleich für ſeine Freunde, die in ſein Unglück verflochten wären. Da er ſeine Bitten und Vorſtellungen vergeblich ſah, ſo zog er ſeinen Handſchuh aus und warf ihn als eine Aufforderung zur Rächung ſeines Todes unter die verſammelte Menge*). Darauf küßte er ſeine Freunde, und ſei-

---

*) Hierher gehört das **Kupfer** Taf. XLIX. — Einige fügen hinzu, Konradin habe auf den nächſten Verwandten ſeines Hauſes, Peter von Aragonien, den Gemahl Conſtantiens, der Tochter Manfreds, ſeine Anſprüche auf das Königreich Tei-

ſeiner Mutter gedenkend, rief er ſchmerzvoll aus: "Ach meine Mutter, welch ein Jammer wird dich durchdringen, wenn du dieſe Nachricht von mir höreſt!" Doch blieb er ſtandhaft. Er nahm ſeinen Mantel ab, kniete nieder, legte ſein Haupt auf den Block, rief noch einmal: "Herr Jeſu, ewiger König, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!" und empfing ſo den ſchrecklichen Todesſtreich*). Nach ihm traf die Reihe ſeinen ganz unſchuldigen Freund und Gefährten, Friedrich von Oeſtreich, und ſo die übrigen. Die meiſten der Anweſenden weinten, klagten und bezeugten ihren Abſcheu ohne Zurückhaltung. Nur Karl von Anjou blieb ungerührt, ja ſeine Rachgier ging über das Leben der Unglücklichen hinaus. Auf ſeinen Befehl wurden ſie fern von geweiheter Erde, am Meeresufer unter einem Steinhaufen begraben. Doch ſoll ſpäterhin die unglückliche Eliſabeth bewirkt haben, daß ihr die Gebeine ihres Sohnes ausgeliefert wurden.

Die Theilnahme aller Zeiten umſchwebt den Tod des unglücklichen Konradin. In Jugend und Un-

---

Beider-Sicilien übergetragen, und einer der anweſenden Ritter habe den hingeworfenen Handſchuh aufgehoben, und an den Fürſten von Aragonien überbracht.

*) Dem Nachrichter (erzählt Pandulphus Collenutius lib. IV. p. 218), der dem unglücklichen Konradin das Haupt abſchlug, wurde ſogleich von einem andern Nachrichter das Haupt abgeſchlagen, damit er ſich nicht rühmen möchte, den Sprößling ſo hoher Fürſten und Kaiſer getödtet zu haben.

Unſchuld ward er das Opfer der Herrſchſucht, und mit ihm erloſch ein Haus, das durch die Herrlichkeit, zu der es ſchnell emporſtieg, von dem Glanze zeugt, zu welchem menſchliche Kraft ſich erheben kann, und durch den tragiſchen Ausgang, den es erlitt, an das Hinfällige menſchlicher Herrlichkeit ernſt und eindringlich mahnt.

XVI.

Die deutſche Hanſe.

1) Von dem Emporkommen der deutſchen Städte.

In dem Zeitalter der Hohenſtaufen (1137—1250) hatten ſich die deutſchen Städte zu Freiheit, Wohlſtand und Anſehn erhoben. War die Zahl der Einwohner vorher, bei der alten Scheu vor dem ſtädtiſchen Leben nur gering geweſen, ſo war ſie nun bei dem Schutz, den die Städte gegen die Zügelloſigkeiten des Fauſtrechts gewährten, und bei den Erwerbsquellen, die ſie darboten, ſehr hoch geſtiegen. Waren vorher Handwerke nur von Leibeignen, Handel nur von Slaven, Juden und Lombarden (oder Italienern) betrieben worden, ſo waren nun ſeit dem Ende des zwölften Jahrhunderts, freie Städtebewohner oder Bürger zu Zünften oder Handwerksgenoſſenſchaften zuſammen getreten, und hatten eigends den Handel mit in- und ausländiſchen Waaren übernommen. Waren vorher die Städte in Abhängigkeit geweſen, und meiſt von kaiſerlichen oder biſchöflichen Voigten, von Herzogen, Grafen und Herren oder deren Beamten regiert worden, denen höchſtens Beiſitzer oder Schöppen aus der Bürgerſchaft zugeordnet waren, ſo hatten nun viele derſelben theils völlig zur Freiheit oder Reichsunmittelbarkeit ſich erhoben, theils durch Kauf oder Unterhandlungen ſchätzbare Vorrechte an ſich gebracht. Sie regierten ſich ſelbſt nach gewiſſen vom Kaiſer beſtätigten Stadtrechten, vereinten ihre angeſehenſten Bürger zu einem Stadtrath, und ſorgten für ihre Vertheidigung. Dazu verſtärkten ſie ihre Mauern und Graben, legten Waffenplätze an, und vertheilten die waffenfähigen Bürger unter Fahnen, ſo daß ſie, ſobald der Ruf der Sturmglocken ertönte, ein ſchlagfertiges Heer aufſtellen konnten.

Zu dieſen Umänderungen des Städteweſens hatten die Kreuzzüge, die Verbindung mit Italien und die Regierung der Hohenſtaufen vornehmlich beigetragen. Durch die Kreuzzüge war, wie für große Unternehmungen überhaupt, ſo insbeſondere für Handel und Gewerbe eine größere Regſamkeit er-

erweckt, neue Waaren und neue Handelswege bekannt gemacht worden. — Durch die Verbindung mit Italien war den deutſchen Städten ein vorleuchtendes Muſter zugekommen. Sie hatten die italieniſchen Städte, die durch Handel, bürgerliche Ordnung und enge Verbindung ſich erhoben hatten, deren Einrichtungen, Gewerbe und Handel, und hiermit die Art, wie auch ſie ſich erheben konnten, kennen gelernt. Zugleich waren durch die Züge nach Italien viele Waaren bekannter, und die Wege dahin gangbarer geworden. Da nun in jenen Zeiten der Seeweg von Italien nach dem Norden als höchſt gefährlich geſcheut wurde, ſo gingen die Erzeugniſſe Italiens ſamt den daſelbſt angelangten Erzeugniſſen Aſiens durch Deutſchland nach dem Norden. Dadurch bekamen die deutſchen Städte einen Zwiſchenhandel, der um ſo größer und einträglicher ſeyn mußte, je mehr es dem Norden von Europa an den Waaren fehlte, die zu den Nothwendigkeiten oder zu dem Schmucke des Lebens gehören. — Endlich hatte auch die Regierung der Hohenſtaufen, beſonders **Friedrichs I.** und **Friedrichs II.**, zum Emporkommen der Städte beigetragen. **Friedrich I.** hatte die ſtädtiſche Freiheit gefördert, weil er in ihr ein Gegengewicht gegen geiſtliche und weltliche Große fand, vielleicht auch aus der patriotiſchen Ueberzeugung, daß das Aufblühen der deutſchen Städte dem Aufblühen des deutſchen Reichs förderlich ſey. Durch ihn wurden Lübeck, Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Speier ꝛc. aus herzoglichen Städten zu Reichsſtädten; Voigte, die ſich willkürliche Bedrückungen erlaubten, wurden von ihm beſtraft, der Unterſchied zwiſchen Freibürgern und Beiſaſſen vermindert, und mehreren Städten Zollfreiheiten und Markt- und Meſſenrechte zuertheilt. Friedrich II. war den Städten abhold und verbot die Bündniſſe derſelben unter einander; aber er war zu ſehr mit Italien und den Päbſten beſchäftigt, als daß er ihre Verbindungen und ihr Aufſtreben hindern konnte. Mehrere derſelben erlangten daher durch Kauf oder Unterhandlungen neue Freiheiten und Vorrechte. Und als am Ende ſeiner Regierung die Zeiten der Unordnung eintraten, gewöhnlich die Zeiten des großen Interregnums genannt, wo jeder, ſo viel er konnte, um ſich griff, da fanden auch die deutſchen Städte vielfache Gelegenheit, ihre Rechte und Freiheiten zu erweitern.

2) Von dem Entſtehen und der Beſchaffenheit der Hanſe.

Wollten nun die Städte die errungenen Vortheile bewahren und vergrößern, ſo gab es dazu kein ſichreres Mittel, als daß ſie mit einander in Verbindung traten. Denn je weniger damals öffentliche Sicherheit zu Waſſer und zu Lande beſtand,

ſtand, um ſo mehr war auch ihr Handel und ihre Freiheit gefährdet, und je weniger damals das Reich und deſſen Häupter Schutz verleihen konnten, um ſo mehr mußten die Städte ſich ſelbſt zu helfen ſuchen. Gemeinſame Gefahr und gemeinſamer Vortheil führte alſo die Städte zuſammen, und verband ſie feſter, als Geſetze ſie hätten verbinden können. Auch mußte das Beiſpiel der lombardiſchen Städte ihnen zeigen, wie viel durch Städtevereine gewonnen werden könne.

Auf ſolche Weiſe bildete ſich im ſüdweſtlichen Deutſchland, wo überhaupt, bei der engern Verbindung mit Italien, früher als im nördlichen Deutſchland die Städte zu Wohlſtand und Macht gelangt waren, ſchon unter dem deutſchen König Wilhelm von Holland der Rheinbund. Es traten nämlich im Jahre 1247 die Städte am Rhein, auf Anrathen eines mainzer Bürgers, mit einigen benachbarten Erzbiſchöfen, Biſchöfen, Fürſten und Herren in einen Bund zuſammen, der nach und nach gegen ſiebzig Städte in ſich faßte. König Wilhelm beſtätigte dieſen Bund (zu Oppenheim, 1255), weil er in demſelben eine Stütze ſeines wankenden Thrones ſah. Der Bund aber hatte Sicherung des Handels, Abſtellung neuangelegter und ungebührlicher Zölle, und überhaupt Behauptung der öffentlichen Sicherheit zum Zweck. Um dieſen Zweck zu erreichen, unterhielt er nicht nur ein Landheer, ſondern auch bewaffnete Schiffe auf dem Rhein. — Doch mächtiger und einflußreicher als dieſer Bund, der bald wieder ſich trennte, wurde der Städtebund im nördlichen Deutſchland, bekannt unter dem Namen der Hanſe.

Wenn, wie und wo die Hanſe entſtanden iſt, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben. Es fehlt zur Beantwortung dieſer Fragen an Urkunden, da überhaupt im Mittelalter mündliche Verabredungen gewöhnlicher waren als ſchriftliche. Erſt in neueren Zeiten hat die Meinung Beifall gefunden, den Urſprung der Hanſe von einem Bündniß abzuleiten, das die Städte Hamburg und Lübeck zur Sicherung der Landſtraßen von der Elbe zur Trave ſo wie zum gegenſeitigen Schutz ihres Handels und ihrer Freiheiten im Jahr 1241 ſchloſſen. Wahr iſt es, daß ein ſolches Bündniß im Jahr 1241 geſchloſſen wurde; aber darum kann man noch keineswegs den Urſprung der Hanſe mit Gewißheit von demſelben ableiten *). Wahrſcheinlicher iſt es, das Entſtehen der Hanſe von einer Verbindung gegen Dänemark abzuleiten. Dänemark hatte unter Waldemar I. (1157—1182), dann unter Knut VI. (1182—1202) und anfangs unter

---

*) Gründlich zeigt dieß Sartorius in ſeiner Geſchichte des hanſeatiſchen Bundes, Th. I. S. 58—70, der ich bei der Schilderung der Hanſe größtentheils gefolgt bin.

unter **Waldemar** II. (1202 — 1223) auf der ſüdlichen Seite der Oſtſee ſich einer Herrſchaft bemeiſtert, die dem nördlichen Deutſchland und allen Städten daſelbſt Gefahr drohete. Glücklicherweiſe ward Waldemar II. (1223) gefangen, und nun erhoben ſich die Fürſten des nördlichen Deutſchlands gegen Dänemark. Auch die Stadt Lübeck erhob ſich. Sie vertrieb plötzlich die däniſche Beſatzung, machte ſich frei (Kaiſer Friedrich II. beſtätigte ihr die Reichsfreiheit von neuem) und half die däniſche Herrſchaft zerſtören (1227 — 1249). Dieß Beiſpiel mußte andre Städte zur Nacheiferung reizen, und zugleich zu einer Verbindung mit Lübeck, die ſich durch ſiegreichen Kampf gegen Dänemark Ehre und Anſehn erworben hatte; Lübeck ſelbſt aber mußte fühlen, wie weit ſtärker ſie werden könnte, wenn ſie an die Spitze eines Vereins von Städten träte, die gleiches Intereſſe mit ihr theilten. So ungefähr ſcheint am Anfang der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die **Hanſe** entſtanden zu ſeyn; doch kommt dieſer Name, der eine Handelsgeſellſchaft oder Handelsgilde bezeichnet, damals nirgends vor. Erſt im vierzehnten Jahrhundert, als die Verbindung der niederdeutſchen Städte bei den Zerrüttungen, in welche Dänemark nach Waldemars Tode (1242) verſank, ausgebreiteter und mächtiger geworden war, legte ſie ſich den Namen **deutſche Hanſe** bei.

Wie aber das Entſtehen der Hanſe, ſo iſt auch ihre erſte Einrichtung nicht mit Gewißheit bekannt. Wahrſcheinlich bildete ſie ſich, wie ſo viele andere Inſtitute, unvermerkt durch ein Zuſammentreffen von Umſtänden, und wurde nach und nach etwas anderes, als ihre erſten Stifter beabſichtigten. Denn hatte ſie anfangs nur Vertheidigung gegen Dänemark oder wechſelſeitigen Beiſtand in einer fehdevollen Zeit zum Zweck, ſo war ſpäterhin ihr Zweck Ausdehnung des Handels beſonders im Auslande, und Sicherung deſſelben gegen Räubereien zu Waſſer und zu Lande; und war ſie anfangs eine Schutzmauer des deutſchen Reichs gegen Dänemark, ſo wurde ſie ſpäterhin eine Macht, die ſich um das deutſche Reich wenig oder gar nicht bekümmerte.

Wie ſchnell ſie ſich ausbreitete, läßt ſich nicht nachweiſen; die Hanſeaten ſelbſt wußten ſpäterhin nicht zu ſagen, wenn dieſe oder jene Stadt ihrem Bunde beigetreten ſey. Aber gewiß iſt es, daß im Jahre 1364 ſchon ſieben und ſiebzig Hanſeſtädte genannt werden. Die wichtigſten derſelben waren: Lübeck, Hamburg, Bremen, Cöln, Stade, Kiel, Wismar, Roſtock, Stralſund, Greifswalde, Stettin, Colberg, Culm, Thorn, Danzig, Königsberg, Riga, Dorpat, Reval, Braunſchweig, Magdeburg, Hannover, Lüneburg, Utrecht, Zwoll, Amſterſterdam, Middelburg, Deventer, Gröningen ꝛc. Aber wie es wahrſcheinlich iſt, daß ſchon damals nur die hervorragendſten oder bedeutendſten Städte genannt, und minder wichtige übergangen wurden: ſo iſt es auch gewiß, daß nach und nach die Zahl der Hanſeſtädte ſich noch mehr vergrößerte. So wurden ſpäterhin auch Goslar, Göttingen, Berlin, Frankfurt an der Oder, Breslau, Halle, Naumburg, Erfurt, Mühlhauſen ꝛc. unter den Hanſeſtädten genannt*). Ueberhaupt konnte in der blühendſten Zeit der Hanſe ganz Niederdeutſchland und außerdem alle bedeutenden Städte in den Niederlanden, Preußen und Livland (die größtentheils von Deutſchen gegründet waren) zu derſelben gerechnet werden, ſo daß ſich dieſer Bund von dem Ausfluß der Schelde bis nach Eſtland hin erſtreckte. Wie hätten auch die Städte der deutſchen Niederlande, Weſtphalens, Sachſens, der ehemaligen Wendenlande, Preußens und Livlands ihr Gedeihen beſſer fördern können, als wenn ſie einem Bunde beitraten, der ihnen Sicherheit und Wohlſtand verſprach, und anfangs auch gewähren konnte?

---

*) Es iſt ſchwer, vielleicht ganz unmöglich, ein vollſtändiges Verzeichniß aller Hanſeſtädte aufzuſtellen, weil der Bund ſelbſt es ſeinem Intereſſe gemäß fand, ein ſolches Verzeichniß nicht aufzuſtellen (ſ. Sartorius II, 119), und weil mehrere Städte bald von demſelben ſich abſonderten, bald wieder zu demſelben hinzutraten, manche auch nur in enger, manche in weiterer Verbindung mit demſelben ſtanden. — Alles, was ſich hierüber angeben läßt, hat Sartorius II, 119 — 131 und 710 — 787 zuſammengeſtellt.

Eingetheilt waren die Hanſeſtädte lange Zeit in drei Drittel, in das wendiſche oder lübiſche, wozu die nordöſtlichen, in das weſtphäliſche oder cölniſche, wozu die weſtlichen, und in das oberſächſiſche oder oberheidiſche, wozu die tiefer im Lande gelegenen Städte gehörten. Das erſte dieſer Drittel hatte Lübeck, das zweite Cöln, das dritte Magdeburg, ſpäterhin Braunſchweig zum Hauptorte. Erſt in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, als der Bund ſeiner Auflöſung nahe war, kam die Eintheilung in vier Quartiere auf, nämlich in das wendiſche mit dem Hauptorte Lübeck, in das weſtphäliſche, das Cöln, in das ſächſiſche, das Braunſchweig, und in das livländiſche, das Danzig zum Hauptorte hatte.

Unter allen Hanſeſtädten waren die Seeſtädte, und unter dieſen die des ehemaligen Wendenlandes, die vornehmſten Glieder des Bundes. An der Spitze des Ganzen aber ſtand Lübeck, das gleichſam in der Mitte des hanſeatiſchen Gebiets lag, und zur Stiftung dieſes Vereins den Grund gelegt hatte. Zwar kam die oberſte Gewalt den Hanſetagen oder der Verſammlung der Abgeordneten aller Hanſeſtädte zu: dort ſollten Geſetze gegeben, Bündniſſe geſchloſſen, Entſcheidungen ausgeſprochen, Streitigkeiten abgethan werden; aber Lübeck war es, wo die Hanſetage gehalten wurden, und Lübeck hatte das Recht, ſie auszuſchreiben, bei denſelben den Vorſitz zu führen, die Beſchlüſſe derſelben zur Ausführung zu bringen, und in dringenden Fällen eigends rechtskräftige Beſchlüſſe zu faſſen. Vergebens ſuchte Cöln in früheren Zeiten ihr dieſen Vorzug ſtreitig zu machen: Lübeck blieb Haupt des Bundes bis zu deſſen Auflöſung. Sie verdiente dieſe Ehre; denn ſie vorzüglich hat zur Erhebung und Aufrechthaltung der Hanſe hingewirkt. Doch gelang es ihr nicht, die Hanſe zu einer geſchloſſenen Handelsrepublik zu bilden, oder die einzelnen Glieder derſelben zu einem feſten Ganzen zuſammen zu ſchmelzen. Die Verbindung blieb locker, die Verfaſſung in vielem unbeſtimmt, und es iſt mehr zu verwundern, daß die Hanſe ſo vieles ausrichtete, als daß ſie nicht noch mehreres ausrichtete.

Ihr Hauptvereinigungspunkt war der eigne Vortheil, den jede Stadt für ihre Sicherheit, für ihren Wohlſtand und für ihr Anſehn von dem Bund zog. Denn die verbündeten Städte ſagten einander freien wechſelſeitigen Verkehr, Mitgenuß der erworbenen Handelsfreiheiten, Beſchirmung der ſtädtiſchen Freiheit und Beihilfe an Schiffen, Mannſchaft und Geld im Fall einer Fehde zu. Dagegen ward die Stadt, die ſich an gemeinſame Beſchlüſſe nicht kehrte, oder ſchuldigen Leiſtungen ſich entzog, mit Geldbußen, und (als ſchwererer Strafe) mit dem Bundesbann belegt, d. h. ſie wurde von dem Mitgenuß des gemeinſchaftlichen Handels im Auslande und von dem Verkehr mit den übrigen Hanſeſtädten ausgeſchloſſen. Uebrigens gab es der Bundesgeſetze anfangs nur wenige; erſt als der Bund ſich ſeiner Auflöſung näherte, wurden die Geſetze zahlreicher und vollkommner; aber das Glück und der Geiſt früherer Zeiten ließ ſich dadurch nicht zurückrufen.

3) Von dem Handel und der Macht der Hanſe.

In ihren blühendſten Zeiten behaupteten die Hanſeaten die Herrſchaft auf der Oſtſee, dem Stützpunkt ihrer Macht, und den alleinigen Verkehr zwiſchen den Ländern an derſelben und den Ländern des weſtlichen Europa. Kein Niederländer und Engländer konnte oder durfte die Oſtſee befahren und mit den Ländern an derſelben handeln, und wiederum kein Ruſſe, Schwede, Däne und Norweger nach Rußland oder den Niederlanden handeln. Sie allein brachten die Erzeugniſſe des nordöſtlichen Europa, als Holzarten, Schiffsbaumaterialien, Häute, Pelze, Honig, Wachs, Flachs, Werg ꝛc. nach England und den Niederlanden, und wiederum die Erzeugniſſe des weſtlichen Europa, als Wolle, Tücher, Leder, Salz, Häring, Zinn, Kupfer, Silber und Gold, ferner ſeidne und baumwollene Zeuge, Gewürze und andere italieniſche und aſiatiſche Waaren nach dem nordöſtlichen Europa. Der inländiſche Handel war nur Nebenſache oder nur Mittel zum ausländiſchen; nicht ſehr bedeutend war anfangs auch der Handel mit deutſchen Erzeugniſſen: denn die Deutſchen waren im dreizehnten und am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in kunſtvoller Waarenbereitung noch nicht weit vorwärts geſchritten, und nur Getreide, Bier, Weine, Waid, Leinwand und grobe Tücher waren die Erzeugniſſe Deutſchlands, die von der Hanſe nach dem Norden gebracht wurden. Aber jener einträgliche Zwiſchenhandel, zu dem die Verbindung mit Italien zuerſt hingeführt hatte, war die Hauptſache ihres Handels, und zugleich die Grundlage ihres Reichthums, ihrer Macht und ihres Glanzes. Um nun dieſen Zwiſchenhandel zu behaupten, erwarben ſie ſich Zollfreiheiten und bleibende Niederlaſſungen und Marktplätze in fremden Reichen. So hatten ſie Faktoreien, oder Waarenniederlagen und Marktplätze in Nowgorod (ſpäter in Narwa) für Rußland, in Bergen für Norwegen, in London für die brittiſchen Inſeln, in Brügge (ſpäterhin in Antwerpen) für die Niederlande und das weſtliche Europa. Dabei verſchafften ſie ſich nach und nach größere Vorrechte und Vergünſtigungen in Rückſicht der Ein- und Ausfuhr der Waaren, als ſelbſt die Eingebornen genoſſen, und eine Befreiung von den Geſetzen, denen dieſe unterworfen waren: ſo daß ſie in den Ländern, mit denen ſie handelten, gleichſam herrſchten.

Solche Handelsherrſchaft brachten ſie durch Waffengewalt, ſchlaue Unterhandlungen und Beſtechungen an ſich. Aber auch die Umſtände waren ihnen günſtig. Als die Hanſe aufkam, hatten ſich die weſtlichen Länder noch nicht zu ausgebreiteter Schiffahrt und Handelsſchaft erhoben: ſie bedurften der Zwiſchenhändler zum Abſatz ihrer Waaren und zur Einfuhr fremder; die nordiſchen Reiche aber waren in Zerrüttung: Rußland war den Mongolen unterthan, die Macht Dänemarks war gebrochen, Schweden und Norwegen ſchwach durch innere Fehden; auch die Calmariſche Union (ſeit 1397) hatte keinen feſten Beſtand, und diente nur dazu, die Feindſchaft Schwedens gegen Dänemark zu erhöhen und lauter zu offenbaren. Dagegen ſtand die Hanſe in der erſten Jugendſtärke ihres Seyns als eine Macht da, die große Heere und Flotten aufſtellte, und an Einheit, Kraft, Reichthum und Anſehn alle Staaten des Nordens weit übertraf. Dieß empfand zuerſt Norwegen (1284 und 1285), dann Dänemark. Letzteres mußte in dem Frieden von Stralſund (1370) unter andern verſprechen, daß ohne Rath und Einwilligung der Hanſe keiner zur Krone Dänemarks gelangen, und keiner als rechtmäßiger König von Dänemark angeſehen werden ſollte, bevor er nicht die den Hanſeſtädten bewilligten Rechte und Freiheiten und dieſen mit Waldemar eingegangenen Vertrag beſtätigt hätte. Schweden empfing durch die Hanſe 1363 den Herzog Albrecht von Mecklenburg zum König; es mußte 1395, durch ſie genöthigt, ſeine Hauptſtadt zum Unterpfand des helſingburger Friedens einſetzen, und noch im ſechzehnten Jahrhundert konnte Guſtav Waſa nur durch ihre Beihilfe Schweden von der calmariſchen Union befreien (1524). Aber eben dadurch, daß die Hanſeaten die nordiſchen Staaten von ſich abhängig machten, behaupteten ſie die Herrſchaft auf der Oſtſee, und durch dieſe Herrſchaft die ſchon erwähnten Freiheiten und Vorrechte in England und den Niederlanden.

4) Von dem Verfall der Hanſe.

Ueber zweihundert Jahre, von dem Ausgang des dreizehnten bis zum Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts beſtand die Hanſe in ihrer Herrlichkeit; dann aber fing ſie an zu verfallen, aus Urſachen, die, wie die Urſachen ihrer Blüthe, theils in ihr ſelbſt, theils in äußeren Umſtänden lagen.

Der Bund litt an inneren Gebrechen: es fehlte ihm an Einheit und Feſtigkeit; die einzelnen Glieder deſſelben ſchmolzen nie zu Einem feſten Ganzen zuſammen. Jede Stadt hatte ihre eigene Verfaſſung, ihre eigenen Rechte und Freiheiten, jede ſah immer mehr auf ihren eigenen Vortheil als auf den Vortheil des Ganzen, jede wollte ihre Willkür ſo wenig als möglich einſchränken laſſen, und der oberſten Bundesbehörde fehlte es an Macht, um mächtige Städte zur Befolgung gefaßter Beſchlüſſe zu zwingen. Daher wurden die Hanſetage nicht gehörig beſucht, Beſchlüſſe derſelben nicht gehörig ausgeführt, und Augenblicke, die dem Bunde Vortheile gewähren konnten, nicht gehörig benutzt. Daher kamen ſo viele Streitigkeiten unter den Bundesſtädten, dann Trennungen: ſchon im funfzehnten Jahrhundert traten die angeſehenſten Städte der Niederlande von dem Bunde ab.

Doppelt nachtheilig wurden dieſe inneren Gebrechen, als auch äuſſere Umſtände zum Verfall und Untergang der Hanſe zuſammen wirkten. — Das, was die Hanſe gebildet und erhoben hatte, die Wildheit des Fauſtrechts, die Zerrüttung und Ohnmacht der nordiſchen Staaten, und der Mangel an Betriebſamkeit bei den weſtlichen Völkern, das alles verlor ſich ſeit dem Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts. Die Straßen zu Waſſer und zu Lande wurden ſichrer, die nordiſchen Staaten geordneter, und betriebſamer die weſtlichen. Seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ſtrebten die Niederländer und bald auch die Engländer zum unmittelbaren Handel mit den nordiſchen Staaten; ſie drängten ſich in die Oſtſee, und konnten troß alles Gegenſtrebens der Hanſe nicht zurückgewieſen werden. — Ferner, während es die Hanſe verſäumte, ſich, wie Venedig oder Genua, zu einer mächtigen Handelsrepublik zu bilden, nahm die Macht der Könige und Fürſten immer mehr zu, und je mächtiger dieſe wurden, deſto verhaßter wurde ihnen der Handelsdruck der Hanſe, deſto eifriger ſuchten ſie ſich von demſelben loszureißen, deſto bereitwilliger unterſtützten ſie die Handelsbetriebſamkeit ihrer Unterthanen. Dadurch aber verloren die Hanſeaten nicht nur die Vorrechte und Freiheiten, die ſie in fremden Ländern an ſich gebracht hatten, ſondern auch viele ihrer Städte in- und außerhalb Deutſchland: ihr Umfang und Anſehen wurde immer kleiner. — Noch mehr, der Handel überhaupt bekam einen neuen Umſchwung. Neue Handelswege kamen auf, neue Handelsbetriebſamkeit regte ſich unter den Völkern, neue Handelskenntniſſe verbreiteten ſich. Darum fand die Hanſe ſeit dem Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts überall Nebenbuhler, wo ſie ſonſt den Alleinhandel geübt hatte; ihr Handel aber, der auf Handelszwang gegründet war, vertrug ſich nicht mit dem zunehmenden Streben nach Handelsfreiheit. — Hierzu kamen endlich noch zwei wichtige Umänderungen in Deutſchland, nämlich der ewige Landfriede und die Reformation, die beide auf die Hanſe nachtheilig wirkten. Denn ſeitdem der ewige Landfriede aufgekommen war (1495), galt die Selbſtvertheidigung der Städte als ein Verbrechen des Landfriedensbruchs, und ſeitdem die Reformation in mehreren Hanſeſtädten Eingang gefunden hatte, wurde die an ſich ſchon lockere Einheit und Eintracht der Hanſeaten noch mehr geſtört, und dadurch den Königen und Fürſten die Zurücknahme der vorher bewilligten Freiheiten erleichtert. Vergebens ſuchten nun die Hänſeaten im ſechzehnten Jahrhundert einen Bund zuſammen zu halten, der nicht mehr zuſammen zu halten war, eine Macht zu behaupten, die ſie nicht mehr beſaßen, und Vorrechte geltend zu machen, denen der veränderte Geiſt der Zeit widerſtrebte. Sie hatten ſich überlebt! Endlich löſete der dreißigjährige Krieg ihre Verbindung völlig auf. Nur drei oder vier Städte, Lübeck, Hamburg, Bremen und Danzig, eine Zeitlang auch Braunſchweig, hielten ſich noch einigermaßen zuſammen, und verpflanzten den Namen der Hanſe bis auf die neueſten Zeiten.

5) Von der Wirkſamkeit der Hanſe.

Wahr iſt es, daß die Hanſe einen drückenden Handelszwang übte, indem ſie allen Verkehr an ſich zu knüpfen ſuchte, und jedem freien Mithandel wi-

widerſtrebte; wahr iſt es auch, daß ſie zu den Spaltungen des deutſchen Reichs mit beitrug, indem ſie wenig oder nicht um den deutſchen Kaiſer ſich kümmerte, nach Willkür Bündniſſe ſchloß und Kriege führte, und ſo einen Staat im Staate bildete. Aber ausgemacht wahr iſt es auch, daß ungleich größer als das Nachtheilige, was die Hanſe mit mehreren Inſtituten ihrer Zeit gemein hatte, das Wohlthätige iſt, was ſie in Bezug auf Deutſchland und ganz Europa wirkte.

Sie belebte den deutſchen Handel, der durch ſie zu einer Höhe gedieh, die er nie wieder erreicht hat, und beförderte mit ihm den deutſchen Gewerbfleiß und dadurch das Aufblühen der Handwerkszünfte, eines der wichtigſten Bildungsmittel des dritten Standes. Sie gab ferner dem übrigen Deutſchland ein vorleuchtendes Beiſpiel bürgerlicher Ordnung und bürgerlicher Freiheit; denn ſie widerſtrebte kräftiger als Kaiſer und Fürſten den Zügelloſigkeiten des Fauſtrechts, zerſtörte Raubſchlöſſer, ſchützte reiſende Kaufleute, ließ keinen Raub ungeahndet; dabei hielt ſie in ihren Städten auf Recht und Ordnung, ſchützte deren Freiheiten, und verſchaffte den ſtädtiſchen Obrigkeiten Anſehn. Endlich beförderte ſie auch den äuſſern Wohlſtand Deutſchlands; denn durch ſie kam Geld nach Deutſchland, durch ſie wurde der deutſche Boden beſſer be-

benutzt, der Getreidebau vermehrt, Landſtraßen verbeſſert, Kanäle angelegt, und koſtbare Gebäude aufgeführt.

Und wie für Deutſchland insbeſondere, ſo wirkte ſie für Europa überhaupt ſehr wohlthätig. Denn ſie weckte und belebte den Sinn für Völkerrecht, indem ſie den Fremden Schutz der Perſon und des Eigenthums im fernen Ausland verſchaffte, die Räubereien zu Land und Waſſer bekämpfte, die Zollbeſchwerden milderte, dem barbariſchen Strandrechte widerſtrebte, der Rechtspflege aufhalf. Auf ähnliche Weiſe beförderte ſie auch den Verkehr unter den Staaten Europas, oder den genauen Zuſammenhang derſelben, den man das europäiſche Staatenſyſtem nennt. "Dieſer Bund," ſagt **Herder**[*]), "hat Europa mehr zu einem Gemeinweſen gemacht, "als alle Kreuzfahrten und römiſchen Gebräuche; "denn über Religions- und Nationalunterſchiede "ging er hinaus, und gründete die Verbindung "der Staaten auf gegenſeitigen Nutzen, auf wett"eifernden Fleiß, auf Redlichkeit und Ordnung." — Mit Recht gebührt alſo dem Andenken der Hanſe Lob und Ruhm. Sie hat in den Zeiten, für welche die Vorſehung ſie beſtimmte, viel Großes und Gutes gewirkt.

---

[*]) ſ. **Herders** Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. Leipzig 1812. Th. II. S. 150.

XVII.

Die Fehmgerichte.

1) Einige Worterklärungen.

Seit den Zeiten der Hohenſtaufen erſcheinen als ein Zeichen des Darniederliegens und des Auflebens der Rechtspflege in Deutſchland die **Fehmgerichte** oder, wie ſie auch genannt werden, die **heimlichen Gerichte**, die **weſtphäliſchen**, die **heimlichen Gerichte in Weſtphalen**, die **Freigerichte** oder **Freidinge**. Sie heißen **Fehmgerichte** am wahrſcheinlichſten von **Fehm** oder **Wehm**, einem altſächſiſchen Worte, das Fluch, Acht oder Verdammung bedeutete*); — **heimliche**

---

*) Die verſchiedenen Ableitungen und Erklärungen des Wortes **Fehm** findet man zuſammengeſtellt von **Kopp** über die Verfaſſung der heimlichen Gerichte in Weſtphalen, Göttingen 1794, S. 169, und von **Berk** Geſchichte der weſtphäliſchen Fehmgerichte, Bremen 1815, S. 175. **Kopp** läßt es unentſchieden, welche Ableitung des Wortes Fehm die richtige ſey; **Berk** aber meint, es ſey von dem lateiniſchen fama abzuleiten, und deute darauf hin, daß dieſe Gerichte ohne ſtrengen Beweis nach bloßem Leumund oder Ruf urtheilten. Mir iſt es wahrſcheinlicher, daß der Name eines deutſchen Gerichts von einem deutſchen Worte abſtamme, und ich folge daher **Adelung**, der (**Wörterbuch**, Th. I. unter Fehm) die oben angegebene Erklärung aufſtellt. Uebrigens ſind bei dieſer Abhandlung über die Fehmgerichte die beiden obengenannten Hauptwerke meine wichtigſten Führer.

liche Gerichte, weil ſie mit vielen Heimlichkeiten umhüllt waren; — weſtphäliſche Gerichte, weil Weſtphalen ihr eigentlicher Sitz war, oder ſie nur in Weſtphalen gehegt werden durften; — Freigerichte, weil ſie in des Kaiſers Namen und in der Regel nur über freie Leute richteten: alle Gerichte aber, welche von der kaiſerlichen Gewalt ausgingen und für freie Leute beſtimmt waren, nannte man zum Unterſchied von den Eigengerichten, denen Leibeigene und Dienſtpflichtige unterworfen waren, Freigerichte. Eben darum hieß auch der Vorſitzende Freigraf, der Sprengel, in welchem er ſeine Gerichtsbarkeit übte, Freigrafſchaft, die Sitzungen Freidinge, und die Oerter, wo ſie gehalten wurden, Freiſtühle. Beide Wörter, Dinge und Stühle, bedeuteten im Mittelalter ſo viel als Gerichte.

2) Von dem Entſtehen der Fehmgerichte.

Wenn und wie die Fehmgerichte entſtanden ſind, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben. Im dreizehnten Jahrhundert wird von ihnen als einer bekannten Sache geredet, und die erſte ſichre Spur ihres Daſeyns findet ſich in einer Urkunde Engelberts, Grafen von der Mark, vom Jahre 1267. Aber daraus folgt keineswegs, daß ſie erſt damals aufgekommen ſind. Sie konnten ſchon längſt, der Geſchichte unbemerkt, vorhanden ſeyn.

Eine alte Sage nennt **Karl den Großen** als ihren Stifter. Wahr iſt es auch, daß Karl der Große, um den widerſtrebenden Sinn der Sachſen niederzubeugen, wie im Sachſenland überhaupt, ſo auch in Weſtphalen (was dazu gehörte) Gerichte anordnete, mit denen die Fehmgerichte einige Aehnlichkeit haben; aber darum läßt ſich nicht behaupten, daß er die letzteren ſtiſtete; ja es ſcheint, als ob theils die Sitte des Mittelalters, alle wichtigen und merkwürdigen Erſcheinungen, deren Urſprung dunkel war, von Karl dem Großen abzuleiten, theils das Beſtreben der Fehmrichter, ihrem Thun und Treiben bei Kaiſer und Volk Anſehen zu verſchaffen, zu jener Sage Anlaß gegeben habe.

Weit wahrſcheinlicher iſt eine andere Sage, daß die Fehmgerichte erſt nach dem Falle **Heinrichs des Löwen** (1180) entſtanden ſind, und zwar durch den Erzbiſchof Engelbrecht von Cöln, ums Jahr 1220. Unterſtützt wird dieſe Sage durch die beglaubigten Nachrichten von dem Zuſtande Weſtphalens nach dem Falle Heinrichs des Löwen. Als nämlich in Folge dieſer Begebenheit, von der oben ausführlich geredet worden iſt, das Herzogthum Sachſen zerſtückelt worden war, waren in Weſtphalen alle Bande des Rechts und der Ordnung gleichſam zerriſſen. Es gab keine öffentliche Sicherheit, wild und blutig tobte das Fauſtrecht.

recht, jeder that, wozu Leidenſchaftlichkeit ihn trieb. Zwar war dem Erzbiſchof von Cöln die herzogliche Würde über Engern und Weſtphalen übertragen, und im Beſitz derſelben kam es ihm zu, Frieden zu gebieten und über Recht und Ordnung zu wachen; aber ihm fehlte die Macht, um den Landfrieden ſo zu handhaben, wie ihn der mächtige Herzog von Sachſen und Baiern gehandhabt hatte; auch widerſtrebten ihm nicht bloß die, welche von den obwaltenden Gewaltthätigkeiten Gewinn zogen, ſondern auch die alten Anhänger des welfiſchen Hauſes; und neue Unruhen thaten ſich nach dem Tode Heinrichs VI. durch zwieſpaltige Königswahlen hervor. Unter ſolchen Umſtänden konnte wohl ein Erzbiſchof von Cöln, Engelbrecht, auf den Gedanken kommen, zur Aufrechthaltung des Landfriedens Gerichte aufzuſtellen, die ohne langwierige Unterſuchung und mit überraſchendem Nachdruck, alle die öffentliche Sicherheit ſtörende Verbrecher ſtraften. Gerichtsanſtalten, die ſchon früher in Weſtphalen beſtanden hatten, konnten ihm zum Muſter dienen; aber er konnte auch von dem hergebrachten Verfahren um ſo mehr abweichen, je mehr außerordentliche Zeiten außerordentliche Mittel rechtfertigen.

3) Beſchaffenheit der Vehmgerichte.

Dunkel wie das Entſtehen iſt auch die Beſchaffenheit der heimlichen Gerichte. Sie waren, was ſchon ihr Name beſagt, in Heimlichkeit gehüllt; die Geweihten band ihr Eid und die Furcht vor ſchreckhaften Strafen, zu verſchweigen, was ſie wußten; gleichzeitige Schriftſteller konnten oder durften alſo nicht mit Ausführlichkeit von ihnen reden. Nur aus den Klagen, die wider ſie und ihre Mißbräuche erhoben wurden, aus gelegenheitlichen Bemerkungen und Urkunden, die ſich erhalten haben, und aus den Reformationen oder Umbildungen, die einige Kaiſer des funfzehnten Jahrhunderts ihnen aufzunöthigen ſuchten, kann man auf ihre Beſchaffenheit ſchließen, oder einigermaßen die Fragen beantworten: wo wurden ſie gehalten? in weſſen Namen und Auftrag? von wem? worüber? wie? Doch iſt dabei noch zu bemerken, daß ſie gewiß nicht immer gleichen Geiſt und gleiche Geſtalt hatten, oder daß ſie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert anders beſchaffen waren, als im Anfang ihres Seyns.

(A. wo wurden ſie gehalten?) Ihren Sitz hatten die heimlichen Gerichte nur in Weſtphalen, oder zwiſchen dem Rhein und der Weſer, einem Bezirk, der auch die rothe Erde genannt wird, entweder wegen des rothen Erdreiches, das ſich daſelbſt findet, oder (im myſtiſchen Sinne) wegen des blutigen Verfahrens der heimlichen Gerichte. Außerhalb Weſtphalen gab es keine eigentliche

liche Fehmgerichte, wohl aber erſtreckten ſie ihre Wirkſamkeit weit über Weſtphalen hinaus; ganz Deutſchland war mit ſolchen, die in ihre Heimlichkeiten eingeweiht waren, erfüllt; und in vielen Gegenden Deutſchlands bildeten ſich nach dem Muſter derſelben andere, oft noch ſchreckhaftere Gerichte. — Weſtphalen ſelbſt war noch im dreizehnten Jahrhundert, wie zu den Zeiten der Karolinger in mehrere Grafſchaften, die man Freigrafſchaften nannte, eingetheilt, und jede derſelben hatte einen oder mehrere Freiſtühle (Gerichtsſitze). In dem eigentlichen Herzogthum Weſtphalen, dem Hauptſitze der heimlichen Gerichte, gab es deren über funfzig. Der angeſehenſte aller Freiſtühle war zu **Dortmund** urſprünglich vor dem Burgthore unter der Linde. Hier wurde mehrentheils das jährliche **Generalkapitel** (oder die Verſammlung aller Stuhlherren und Freigrafen zur Unterſuchung ihres Betragens und der Vorgänge bei ihren Gerichten) gehalten.

(B. **in weſſen Namen und Auftrag wurden ſie gehalten?**) Die Behörden, in deren Namen und Auftrag die heimlichen Gerichte gehalten wurden, waren der **Kaiſer**, der **Statthalter** und der **Stuhlherr**. — Der **Kaiſer** galt als Oberhaupt oder als oberſter Herr und Richter aller Freiſtühle; alle heimlichen Gerichte wurden

den unter ſeinem Bann gehalten, oder in Folge der von ihm verliehenen Rechtspflege. Denn wie ſehr auch das kaiſerliche Anſehen ſeit dem dreizehnten Jahrhundert geſunken war, ſo betrachtete man doch den Kaiſer fortwährend als die Quelle der richterlichen Gewalt. Daher wurden alle Urtheile in ſeinem Namen geſprochen, alle Stuhlherren leiteten ihr Recht von ihm her; alle Freigrafen mußten, wenn ſie mit dem Blutbann (d. i. mit dem Recht über Leib, Leben und Ehre) belehnt oder den Freigerichten vorgeſetzt wurden, ihm Unterwürfigkeit ſchwören; er durfte, was keinem andern zuſtand, nach den Heimlichkeiten ihrer Gerichte fragen; ihm kam es zu, die Freigerichte zu unterſuchen, Freigrafen abzuſetzen, obwaltende Gebrechen abzuſtellen; jeder Freigraf mußte ihm auf Verlangen ſeinen Platz einräumen und ihn ſtatt ſeiner richten laſſen; an ihn konnte von den Ausſprüchen der Freigrafen appellirt werden. Jedoch mußte er, um beſonders die zuletzt genannten Rechte völlig ausüben zu können, wiſſend, d. h. in die Heimlichkeiten der heimlichen Gerichte eingeweihet ſeyn; weshalb ſich mehrere Kaiſer bei ihrer Krönung zu Aachen unter die Wiſſenden oder Eingeweiheten aufnehmen ließen. Uebrigens verſtanden es die heimlichen Gerichte ſehr gut, ſich der Gewalt der Kaiſer zu entziehen, oder ſie nur da geltend zu machen, wo ſie zur Bekräftigung oder Vermehrung ihrer Anmaßlichkeiten dienen konnte. — Als kaiſerlicher Statthalter ſtand ihnen der Erzbiſchof von Cöln vor. Iſt es auch zweifelhaft, ob die Fehmgerichte durch ihn geſtiftet worden ſind, ſo iſt es doch außer allem Zweifel, daß er als Herzog zu Weſtphalen die Oberaufſicht wie über alle weſtphäliſche Gerichte, ſo auch über dieſe hatte, und daß er namentlich durch Kaiſer Wenzel (1382) zum kaiſerlichen Statthalter über alle Freiſtühle in Weſtphalen ernannt wurde. Als ſolcher aber belehnte er im Namen des Kaiſers die Freigrafen mit dem Blutbann, ließ ſich Unterthänigkeit von ihnen ſchwören, und berief die jährlichen Generalkapitel, wo er, wenn der Kaiſer nicht zugegen war, den Vorſitz führte. Je ſeltener aber die Kaiſer um die Fehmgerichte ſich bekümmerten, und je höher die Macht und das Anſehn der letzteren ſtieg, um ſo höher ſtieg auch die Macht und das Anſehen des Oberaufſehers derſelben, oder des Erzbiſchofs von Cöln. — Die eigentlichen Inhaber der Freiſtühle hießen Stuhlherren. Sie trugen die Befugniß, Freiſtühle zu hegen, vom Kaiſer zu Lehen, konnten aber auch andere mit ihren Freiſtühlen belehnen. In ihrem wie in des Kaiſers Namen würden dieſelben gehegt; ihnen kam es zu, denſelben Freigrafen vorzuſetzen, und die Freiſchöppen waren verpflichtet, nichts gegen ſie und ihre Beſitzungen zu unternehmen. Sie ſelbſt waren für ihre Freiſtühle

ſtühle verantwortlich. Sie führten darum die Aufſicht über dieſelben, und ohne ihr Mitwiſſen und ihre Beiſtimmung durfte von denſelben nichts unternommen werden. Je mehr aber dadurch an Sicherheit, Macht, Anſehen und Einkünften zu gewinnen, oder je vortheilhafter der Beſitz einer Stuhlherrſchaft war, deſto mehr drängten ſich angeſehene Herren geiſtlichen und weltlichen Standes, ja auch ganze Städte, wie Dortmund, Soeſt, Münſter, Osnabrück zum Beſitz einer Stuhlherrſchaft.

(C. von wem wurden ſie gehalten?) Das eigentliche Gerichtsperſonale beſtand aus dem Freigrafen, den Freiſchöppen und den Frohnboten. — Die Stuhlherren konnten ihren Freiſtuhl ſelbſt verwalten; aber gewöhnlich ſetzten ſie demſelben einen Freigrafen vor, den ſie von dem Kaiſer oder deſſen Statthalter, dem Erzbiſchof von Cöln, beſtätigen und mit dem Blutbann belehnen ließen. Er war der Vorſitzende im Gericht. — Zugeordnet waren ihm die Freiſchöppen oder Urtheilsfinder, deren bei jedem Freiſtuhle wenigſtens ſieben aus der Freigrafſchaft, zu der der Freiſtuhl gehörte, ſeyn ſollten. Sie wurden von dem Freigraf oder Stuhlherrn gewählt. Eingetheilt waren ſie in "ſchildbürtige" (oder rittermäßige) und "ächte und rechte," von denen jene über angeklagte Adelige, dieſe über angeklagte Freie und Leibeigene zu richten hatten; ferner in "Wiſſende" und "Nicht-Wiſſende," von denen jene mit den Heimlichkeiten des Gerichts bekannt waren, dieſe nicht. Die "Wiſſenden" erkannten ſich an geheimen Zeichen oder einer "heimlichen Looſung," und ſie mußten bei ihrer Aufnahme einen feierlichen Eid leiſten, dieſe Looſung, ſo wie jede Heimlichkeit der heimlichen Gerichte, vor Eltern und Geſchwiſtern, vor Weib und Kind, ja ſelbſt vor dem Beichtvater zu verheelen, und dagegen alles zur Anzeige zu bringen, was vor die heimlichen Gerichte gehöre. Auch durften ſie bei ſchwerer Strafe einem Verurtheilten oder Verfehmten, ſollte er auch ihr nächſter Blutsfreund ſeyn, weder durch Worte noch durch Winke warnen, noch ihn entfliehen laſſen, wenn ſie ſeiner mächtig werden konnten. Denn ihnen lag ob, nicht bloß den Gerichten beizuſitzen, ſondern auch das Land zu durchſtreifen, Verbrechen anzugeben, Ladungen auszufertigen, den Verbrechern nachzuſpüren und ſelbige hinzurichten. — Die Frohnboten endlich oder Freiboten waren freie Leute der Freigrafſchaft, welche die Aufwartung in den Sitzungen hatten, und häufig die Ladung beſorgten.

(D. worüber wurden ſie gehalten?) Ihrer urſprünglichen Einrichtung nach hatten die Fehmgerichte keine allgemeine Gerichtsbarkeit; ſie waren vielmehr in Hinſicht der Sachen und Perſonen beſchränkt. Eigentlich ſollten ſie nur Criminaljuſtiz üben, oder nur über grobe Verbrechen richten, welche durch die zehen Gebote verboten waren, oder durch welche die allgemeine Ruhe und Sicherheit, d. i. der Landfriede geſtört wurde. Allmählich aber erſtreckten ſie ihre Gerichtsbarkeit auch über die Civiljuſtiz oder über Injurien- und Schuldſachen, und unter dem Vorwande, daß ſie überhaupt da Recht zu ſprechen hätten, wo ein Kläger anderswo kein Recht finde, oder ein Beklagter dem Rechtsſpruch ſich entzog, richteten ſie zuletzt über alles und jedes. Eben ſo erweiterten ſie auch den Umfang ihrer Gerichtsbarkeit in Anſehung der Perſonen. Eigentlich waren Nicht-Chriſten, Weiber, Kinder, Prieſter und der hohe Adel von ihrer Gerichtsbarkeit ausgenommen; aber allmählich durchbrachen ſie dieſe Schranken und ladeten auch ſolche, die ſie nicht ſollten, vor ihre Sitzungen.

(F. wie wurden ſie gehalten?) Die Fehmgerichte waren doppelter Art, nämlich das offenbare Ding und die heimliche Acht. Beide wurden gewöhnlich am Dienſtag, bei Tagesanbruch, unter freiem Himmel, in der Nähe eines Baumes gehegt, und es iſt eine ganz unbegründete Sage, daß die heimliche Acht zur Nachtzeit, in Wäldern, Höhlen oder unterirdiſchen Gewölben gehalten worden

den ſey. Verſchieden waren beide hauptſächlich nur in Rückſicht des Verfahrens. Im offenbaren Ding, das jährlich wenigſtens dreimal nach geſchehener Ankündigung gehegt wurde, und wobei alle im Bezirk eines Freiſtuhls Anſäßige erſcheinen und die ihnen bekannten Verbrechen anzeigen mußten, glich das Verfahren ganz dem in andern deutſchen Gerichten gewöhnlichen: der Beklagte wurde vorgeladen und mit ſeiner Verantwortung gehört. In der heimlichen Acht aber war es anders: ihr durften bei Lebensſtrafe nur Wiſſende beiwohnen, und hier konnte auch ohne Klage, ohne Vorladung und ohne Verhör das Urtheil ausgeſprochen werden. Denn die Fehmgerichte warteten nicht, bis ein Verbrecher vor ihnen förmlich verklagt wurde, ſondern ſchritten auch ohne Anklage zur Beſtrafung eines Berüchtigten oder mit böſem Leumund Befangenen. Doch wurde auch hier nicht einerlei Verfahren beobachtet. War ein Verbrecher auf friſcher oder handhafter That von wenigſtens drei Freiſchöppen ergriffen worden: ſo konnte er von ihnen, falls ſie ſeiner mächtig wurden, überwieſen, verurtheilt und gehängt werden. War aber der Verbrecher zwar auf handhafter That betroffen, aber dann entflohen, oder war er überhaupt mit ſchwerem Verdachte belaſtet, oder auf die an ihn ergangene Ladung nicht erſchienen, ſo ſchritt man zu dem inquiſitoriſchen Verfahren. Auch dabei fand weder Vorladung noch Gehör Statt: das allgemeine Gerücht und die eidlich bekräftigte Ausſage eines Schöppen galt als Beweis, worauf der Uebelberüchtigte geächtet oder verfehmt, ins Blutbuch eingeſchrieben und allen Wiſſenden Preis gegeben wurde, ſo daß ſie ihn aufhängen konnten, wo ſie ihn fanden. — Schien die Sache zweifelhaft, ſo trat ein accuſatoriſches Verfahren oder ein förmlicher Prozeßgang mit Ladung und Verhör ein. Der Angeklagte wurde vor das öffentliche Ding geladen. Dieſe Ladung mußte ſchriftlich geſchehen durch einen Ladungsbrief, welcher mit ſieben Siegeln verſehen war, und die Namen des Freigrafen, des Klägers, des Beklagten, den Inhalt der Klage und die Angabe der Gerichtsſtätte enthielt. Ein ſolcher Ladungsbrief wurde mit beſtimmten Förmlichkeiten, die nur in Rückſicht des Standes des Beklagten verſchieden waren, demſelben eingehändigt, oder an deſſen Hausthüre angeſchlagen, oder an Orte hingelegt, wo er in ſeine Hände fallen mußte. War aber der Beklagte entflohen, oder ſein Aufenthalt unbekannt, ſo wurde der Ladungsbrief an einen Kreuzweg nach allen vier Himmelsgegenden angeſchlagen. Wenn nach dreimal wiederholter Ladung der Beklagte nicht erſchien, ſo wurde er verfehmt, aber noch einmal vor Vollſtreckung des Urtheils vorbeſchieden; erſchien er auch jetzt nicht, ſo wurde er den Schöppen Preis gegeben. Erſchien er aber, ſo wurde er wie in andern Gerichten verhört. Bei dieſem Verhör, das wahrſcheinlich in dem offenbaren Ding gehalten wurde, wurde der Beweis durch Eid und Zeugen geführt, weshalb die Partheien gewöhnlich mit einem zahlreichen Gefolge auftraten. Auch konnten Kläger und Beklagte durch Procuratoren ſich vertreten laſſen. Wurde der Beklagte des angeſchuldigten Verbrechens überführt, ſo ſprach in der heimlichen Acht der Freigraf das Endurtheil (oder Vollgericht) über ihn aus, ſein Name ward in das Blutbuch geſchrieben, und zur Vollziehung der Strafe ungeſäumt geſchritten.

(F. wie wurde geſtraft?) Die Fehmgerichte erkannten auf Geldbußen, auf Verluſte von Freiheiten und Begnadigungen, und vorzüglich, da ſie ihrer Beſtimmung gemäß über todeswürdige Verbrechen zu richten hatten, auf den Strang. Dieſe Strafe ward, wenn der Verurtheilte in den Händen des Gerichts war, ſogleich an ihm vollzogen. Die Schöppen ſelbſt hingen ihn mit einem aus Weiden geflochtenen Strang an den nächſten Baum, aber nie an einen Galgen, zum Zeichen, daß ſie nicht im Namen eines Landesherrn, ſondern des Kaiſers verfuhren. War der Verurtheilte nicht in den Händen des Gerichts, ſo wurde er durch einen furchtbaren Fluch verfehmt, und nun mußten ihm die Schöppen auflauern und ihn, wo ſie ihn trafen, und ihrer drei beiſammen waren, aufknüpfen. Fürchteten ſie ſeine Ueberlegenheit, ſo mußten ſie ihn ſo lange verfolgen, bis ſie auf mehrere Schöppen trafen, die dann kraft ihres Eides verbunden waren, jenen Beiſtand zu leiſten. Widerſetzte ſich aber der Verfehmte, ſo hatten ſie das Recht ihn niederzuſtoßen, worauf ſie ſeinen Leichnam an einen Baum banden, und ihre Meſſer daneben ſteckten, zum Zeichen, daß derſelbe nicht von Räubern getödtet, ſondern als Verfehmter von Freiſchöppen in des Kaiſers Namen hingerichtet worden ſey.

4) Furchtbarkeit, allmählicher Untergang und Würdigung der Fehmgerichte.

Zu dem furchtbarſten Anſehen erhoben ſich die Fehmgerichte am Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts und behaupteten ſolches faſt das ganze funfzehnte Jahrhundert hindurch. Eigentlich blos auf Weſtphalen beſchränkt, erſtreckten ſie nach und nach ihren Arm weit über daſſelbe hinaus, über ganz Deutſchland und über ſolche Länder, die zum deutſchen Reiche gehörten, wie über Preußen, Livland und den deutſchen Orden daſelbſt. Sie ſtellten ſich als oberſte und höchſte Gerichte des deutſchen Reichs dar; ſie erklärten die Acht, die ſie ausſprachen, für eine allgemeine Reichsacht; ſie maßten ſich an, ganz fremde Unterthanen von der Obrigkeit, unter welcher ſie ſtanden, abzurufen, ſie nach Weſtphalen zu laden, die, welche nicht erſchienen, als Ungehorſame zu verfehmen, und ſelbſt den, der Verfehmte aufnahm und ſchützte, auch wenn er ihrem Gerichtszwange nicht unterworfen war, in die Acht zu erklären. So wurden im funfzehnten Jahrhundert ganze Städte vorgeladen und auf andere Weiſe geplagt, wie Görlitz, Erfurt, Augsburg, Mühlhauſen; ſo mehrere Fürſten, wie Herzog Heinrich von Baiern und Wilhelm Herzog von Sachſen; ja im Jahre 1470 wagte es der Freiſtuhl zu Wünneburg im Paderbornſchen den Kaiſer Friedrich III., deſſen Kanzler Ulrich, Biſchof von Paſſau, und alle Beiſitzer des kaiſerlichen Kammergerichts vorzuladen, weil letzteres verſchiedene Freigrafen und deren Stuhlherrn, den Grafen Waltabe von Waldeck, in die Acht erklärt hatte. Da nun der Kaiſer ausblieb, ward er in einer zweiten, nachdrücklichen Ladung bedeutet, “daß ſeine Ehre und ſein “Leben daran hingen, wenn er nicht erſcheine und “ſeine Sache ausführe, indem das Recht bei Nicht“befolgung des Befehls ſeinen Fortgang nehmen “werde*).” — Ueberhaupt wollten die Fehmgerichte dem Kaiſer nur dann Gewalt über ſich laſſen, wenn er wiſſend wäre.

Solche Anmaßungen behaupteten ſie vornehmlich durch die Furcht, die ſie um ſich verbreiteten.

---

*) ſ. Kopp, S. 138. Berk, S. 403.

Durch die Menge von Freiſchöppen, die in allen Theilen des deutſchen Reichs bis nach Preußen und Livland hin zerſtreut waren, wußten ſie ihre Urtheile, wie ungerecht dieſe auch ſeyn mochten, zu vollſtrecken. Selbſt Fürſten und Herren mußten für ihr Leben beſorgt ſeyn, wenn unter ihren Vaſallen und Dienern heimliche Schöppen ſich befanden. Daher ließen ſich mehrere Fürſten und geiſtliche und weltliche Große unter die Freiſchöppen aufnehmen, ſo daß im funfzehnten Jahrhundert die Zahl derſelben ſich über hunderttauſend belaufen haben ſoll. Alle dieſe aber waren kraft ihres Eides verbunden, dem Geächteten aufzulauern, und ihn und deſſen Beſchützer, wo ſie deren mächtig werden konnten, aufzuknüpfen. Nicht zu verwundern iſt es alſo, daß nicht nur Weſtphalen, ſondern ganz Deutſchland vor ihnen zitterte, und daß man ſich kaum getrauete, laut und unbefangen von ihnen zu reden. — Begünſtigt und befördert wurde ferner ihre Furchtbarkeit durch den zerrütteten Zuſtand des deutſchen Reichs, durch das wilde Toben des Fauſtrechts und durch den Mangel an zuſagender Rechtspflege. Als Reichsgerichte noch nicht beſtanden und die beſtehenden Landgerichte ſo wenig als die Kaiſer Schutz ertheilen konnten, da mußten die Fehmgerichte als ein Schirm des Schwächern gegen die Willkür des Stärkern willkommen ſeyn, weil ſie ſchnell, mit Nachdruck, und ohne

Anſehn der Perſon verfuhren, weil ſie Recht ſchafften, wo kein Recht zu finden war, und weil ſie durch ihre Heimlichkeit den Kläger der Rache des Miſſethäters und ſeines Anhangs entzogen. — Hierzu kam noch, was in den Zeiten des Mittelalters beſonders wichtig war, daß die Geiſtlichkeit, die von dem Gerichtszwang der Fehmgerichte geſetzlich befreit war, und an der Spitze derſelben einen Prälaten, den Erzbiſchof von Cöln, ſah, nichts gegen ſie hatte; und daß ſelbſt mehrere Kaiſer ihre Anmaßungen begünſtigten, theils weil ſie nicht im Stande waren, dem Morden, Rauben und Plündern Einhalt zu thun, theils weil ſie in den Fehmgerichten einen Damm gegen die zunehmende Landeshoheit der Fürſten und daher ein Erhaltungsmittel ihres Anſehns fanden.

Erſt als die Fehmgerichte ſich gegen die Kaiſer ſelbſt auflehnten, und die Kaiſer darum das Anmaßende und Willkürliche derſelben doppelt fühlten, fingen dieſe an, die Fehmgerichte zu beſchränken, oder durch ſogenannte Reformationen, die Mißbräuche und Anmaßungen derſelben abzuſtellen. Dieß that zuerſt der deutſche König Ruprecht von der Pfalz (1404), der namentlich die Rechte und Befugniſſe eines deutſchen Reichsoberhaupts im Betreff der Fehmgerichte feſtzuſetzen ſuchte. Nach ihm verſuchten Aehnliches die Kaiſer Sigismund,

mund, **Albrecht II.**, **Friedrich III.**, aber ohne Erfolg: letztrer wurde ſogar, wie ſchon erwähnt, von einem Freiſtuhl vorgeladen, und wußte ſolche Anmaßung nicht anders zu beſtrafen, als daß er allen Reichsſtänden, die ihn darum baten, Befreiung von dem Gerichtszwange der Fehmgerichte ertheilte.

Doch was kaiſerliche Reformationsverſuche nicht vermochten, das bewirkten die Ausartungen der Fehmgerichte und die Umgeſtaltung des deutſchen Reichs, — zwei Umſtände, durch welche der Verfall und die allmähliche Auflöſung derſelben herbeigeführt wurde.

Während die Fehmgerichte nur auf Erweiterung ihrer Gewalt bedacht waren, verſäumten ſie es, Zucht und Ordnung in ihrem Innern zu erhalten. Die Freigrafen, ſonſt gerechte und ehrwürdige Männer, zeigten ſich gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts als verächtliche Menſchen, die unter dem Vorwand der Gerechtigkeitspflege ihre Leidenſchaften befriedigten und die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten begingen. So wurden nun die Fehmgerichte, ſtatt ein Schutz des Rechts zu ſeyn, ein Deckmahtel des Unrechts, und aus einem Beförderungsmittel geſetzlicher Ordnung eine Störung derſelben. Darum wendeten ſich meiſt nur ſolche, die andern wehe thun wollten, an dieſe Gerichte; darum häuften ſich Klagen auf Klagen über Verurtheilung und Hinrichtung unſchuldiger Perſonen, über Plackereien, die Einzelnen und ganzen Städten zugefügt wurden; aber darum fingen auch die Stände an, ſich gegen Anmaßungen der Fehmgerichte durch kaiſerliche Befreiungen zu ſchützen, Bündniſſe gegen ſie zu ſchließen, und ſich ihnen mit Gewalt zu widerſetzen. Namentlich that dieß die Hanſe: ſie verbot ihren Bürgern, den Ladungen der Fehmgerichte Folge zu leiſten, und irgend jemand bei denſelben zu belangen. Durch ſolche Maßregeln mußte der Gerichtszwang der Fehmgerichte außerhalb Weſtphalens allmählich aufhören.

Wie nun durch innere Gebrechen der Verfall und das Ende der Fehmgerichte herbeigeführt wurde, eben ſo geſchah dieß auch durch die Umgeſtaltung des deutſchen Reichs am Ende des funfzehnten und zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts. Dem Toben des Fauſtrechts ward durch den ewigen Landfrieden (1495) ein Ende gemacht; Reichsgerichte, wie das Reichskammergericht und der Reichshofrath, kamen auf, wo der Bedrängte die Rechtbhilfe finden konnte, deren Mangel ihn ſonſt zu den Fehmgerichten getrieben hatte; eine genaue Gerichtsordnung, wie in peinlichen Fällen zu verfahren ſey, die Karolina, eingeleitet auf den Reichstagen zu

Freiburg 1498 und zu Worms 1521, ward unter Karl V. 1532 aufgeſtellt. Und wie in dem deutſchen Reiche überhaupt, ſo trat auch in den einzelnen Ländern Deutſchlands eine geſetzmäßigere Ordnung ein. Die deutſchen Fürſten fingen an, die Geſetze zu handhaben, und je mehr ſie nach Landeshoheit ſtrebten, deſto mehr mußten ſie auch nach eigenmächtiger Gerichtsbarkeit, dem Hauptmerkmahl der Landeshoheit, ſtreben, und darum die Anmaßungen der Fehmgerichte, die ihrem Streben entgegen waren, zurückweiſen. Jetzt alſo erſchienen die Fehmgerichte eben ſo überläſtig als entbehrlich. Das Bedürfniß, welches ſie hervorgerufen hatte, war befriedigt. Deſſen ungeachtet erfolgte der Untergang derſelben ſehr langſam. Noch ſpät im ſechzehnten Jahrhundert trieben ſie ihr Weſen, wenn gleich nur auf Weſtphalen eingeſchränkt, und erſt im ſiebzehnten Jahrhundert ſchliefen ſie ein, ohne daß es einer beſondern Verordnung zu ihrer Aufhebung bedurfte.

Gewiß waren dieſe Gerichte bei ihrem Entſtehn, zu einer Zeit, wo Gewalt für Recht galt, und die gröbſten Verbrechen ungeſtraft begangen wurden, eine Wohlthat zu nennen. Sie reinigten das Land von Mördern und Räubern, ſie ſetzten ſich der Unſitte der Ordalien entgegen, ſie machten ritterliche Gewalt und Strafrecht geltend, ſie wirkten

ten den Zerrüttungen Deutſchlands, der Willkür der Mächtigern und der Schutzloſigkeit der Schwächern kräftig entgegen. Erſt bei ihren Anmaßungen und Ausartungen wurden ſie, wie oben gezeigt wurde, nachtheilig und verderblich, und nicht bloß weil ſie unter dem Schein Recht zu ſchaffen das ſchreiendſte Unrecht begingen, ſondern auch weil ſie zur Entſtehung anderer Gerichte Veranlaſſung gaben, die ihre Schreckniſſe vermehrten, ohne ihr Gutes nachzuahmen. Indeſſen darf man bei allen Vorwürfen, die ſie verdienen, nicht vergeſſen, daß viele der Gebrechen, die ſie an ſich trugen, aus dem Geiſte ihrer Zeit und aus ihrer urſprünglichen, an ſich lobenswerthen Beſtimmung hervorgingen, und daß eben ihre Gebrechen dazu dienten, den Sinn für eine geſetzliche Rechtspflege und eine feſtbeſtimmte Rechtsordnung zu ſchärfen, ſo daß auch hier, wie ſo oft im Menſchenleben geſchieht, an dem Böſen das Gute begriffen wurde.

XVIII.

Friedrich der Gebiſſene.

Wichtig und anziehend iſt die Lebensgeſchichte des thüringiſchen Landgrafen Friedrichs des Gebiſſenen. Sie öffnet den Blick in die Zeiten, da Fauſtrecht und Geſetzloſigkeit in Deutſchland am wildeſten aufwogte, und tritt ſo dem Wahne entgegen, als ob die älteren Zeiten Deutſchlands beſſer waren als die neueren; aber ſie zeigt uns auch einen Helden, der von Kraftgefühl und Religioſität beſeelt, kühn und heiter ſeine Bahn wandelt, und macht an ihm das Eigenthümliche ritterlicher Kraft und Sinnesart anſchaulich.

Dieſer Held, Friedrich der Gebiſſene, war der zweite Sohn Alberts des Unartigen, Landgrafen von Thüringen, und Margarethens, der Tochter Kaiſers Friedrich II., geboren im Jahre 1257. Schon ſeine frühe Jugend wurde mit Schreckniſſen und Widerwärtigkeit erfüllt. Seine Eltern lebten in Unfrieden, und ihre Ehe wurde durch wilde Leidenſchaften zerriſſen. Sein Vater, den der Beiname des Unartigen bezeichnet, war der frommen Margarethe abhold und untreu, und lebte mit einer ihrer Hoffräulein, Kunigunde von Eiſenberg, in unzüchtiger Vertraulichkeit. Schon hatte ſie ihm einen Sohn, Apitz, geboren. Aber nicht zufrieden, den Landgrafen an ſich gekettet zu haben, wollte ſie auch ſeine Gemahlin heißen, und ihren Apitz zum Nachtheil der rechtmäßigen Söhne die Nachfolge verſchaffen. Sie verband ſich daher mit Albert gegen das Leben ſeiner Gemahlin, und ein gemeiner Mann, der täglich Lebensmittel auf die Wartburg brachte, ward unter Verheißung großer Geſchenke bewogen, ſich in das Gemach der Landgräfin zu ſchleichen; und ſie im Schlafe zu erwürgen. Als aber der Verführte den anbefohlenen Mord vollziehen wollte, erwachte ſein Gewiſſen. Weinend warf er ſich vor Margarethen nieder, und entdeckte ihr, was ihn in ihr Schlafgemach geführt habe. Margarethe, erſchrocken über dieſe Entdeckung, ließ ſogleich ihren Hofmeiſter, den Schenk Albert von Vargula, rufen, und faßte auf deſſen Rath den Entſchluß zu entfliehen. Während nun Vorkehrungen hierzu getroffen wurden, ging ſie zu den Schlafſtellen ihrer Söhne, Heinrich, Friedrich und Diezmann, und küßte einen nach dem andern unter heißen Thränen. Beſonders lieb war ihr der zweite, Friedrich, damals im dreizehnten Jahre. Ihn küßte ſie mit unerſättlicher Inbrunſt, und als ihre Freunde in ſie drangen zu eilen, biß ſie ihn in die Wange. Von dieſem Biſſe, dem bleibenden Merkmahle der innigſten Mutterliebe und Mutterwehmuth hat Friedrich den Beinamen des

Gebiſſenen erhalten. — Margarethe aber, in einem Korbe von der Mauer der Wartburg heruntergelaſſen, entkam mit vier Perſonen (24. Jun. 1270), und gelangte unter Vergünſtigung der Aebte von Hersfeld und Fulda nach Frankfurt. Hier wurde ſie als Tochter eines einſt hochangeſehenen Kaiſers ehrenvoll empfangen und behandelt. Aber tiefer Gram nagte an ihrem Innern, Weltgepränge war ihr zuwider; ſie ging daher in das daſige Katharinenkloſter und ſtarb daſelbſt nach einem Monate (2. Aug. 1270).

Albert war froh ihrer entledigt zu ſeyn; aber um ſeine Frevelthat zu beſchönigen, ließ er ausſtreuen, ſie ſey mit einem ſeiner Ritter entflohen. Und nicht lange darauf, als er die Nachricht von ihrem Tode erhalten hatte, vermählte er ſich mit ſeiner Buhlerin, Kunigunde von Eiſenberg, und ſuchte dem Baſtard, den dieſe ihm geboren, den Rang eines rechtmäßigen Sohnes zu verſchaffen. Damals war es Sitte, daß Mütter, um den Kindern, die ſie vor eingegangener Ehe geboren hatten, die Rechte geſetzmäßiger Kinder zu verſchaffen, ſie während der Trauung unter ihrem Rock oder Mantel verborgen hielten: weshalb man ſolche Kinder Mantelkinder nannte. So hielt auch Kunigunde während der Trauung ihren Apitz unter ihrem Mantel verſteckt; Albert aber wirkte, um deſſen Aner-

kens

kennung zu beſtätigen, eine kaiſerliche Vollmacht für ihn aus. Doch während er nur ſeinen Leidenſchaften nachhing, vergaß er ganz ſeiner Söhne erſter Ehe. Nie erfuhren ſie von ihm Beweiſe der väterlichen Zuneigung; er ſorgte nicht einmal für ihren Unterhalt, ja er ging damit um, ihnen ihr künftiges Erbe zu entziehen. Dagegen nahm ihr Oheim, der Markgraf Diedrich, Herr des Oſterlandes*), ſich ihrer an, und erſetzte ihnen den Vater. Er beredete ſeinen Bruder, den Landgrafen Albert, die Prinzen Heinrich, Friedrich und Diezmann ihm zu überlaſſen, nahm ſie mit ſich auf ſeine Burg Landsberg und erzog ſie daſelbſt mit ſeinem einzigen Sohn Friedrich Tuta oder dem Stammler. Späterhin nöthigte er Alberten, dem älteſten Sohn, Heinrich, das Pleißnerland, das Mitgift Margarethens, und dem zweiten, Friedrich, die Pfalzgrafſchaft Sachſen abzutreten.

Nachdem nun dieſe Prinzen und unter ihnen beſonders Friedrich der Gebiſſene unter ſolcher Leitung zu tüchtigen Kriegern aufgewachſen waren, und ſchon in mehreren Fehden des Glückes Gunſt und Ungunſt erfahren hatten, geriethen ſie

mit

*) Oſterland hieß der Diſtrict zwiſchen der Saale, Elſter und Mulde. Zu dieſem gehörte die Burg Landsberg, wo ſich Diedrich gewöhnlich aufhielt, weshalb er auch Markgraf von Landsberg genannt wird.

mit ihrem Vater in einen unnatürlichen Krieg, der ſich, kurze Ruhepunkte abgerechnet, eine lange Reihe von Jahren hindurch zog. Die eigentliche Urſache dieſes Kriegs lag in dem pflichtvergeſſenen Betragen des Landgrafen Alberts. Aber auch die Söhne waren nicht frei von Schuld; ihr kriegeriſcher Ungeſtüm trieb ſie zu Gewaltthätigkeiten, die dem kindlichen Gemüthe immer fremd bleiben. Doch wie konnten ſie in Alberten ihren Vater ehren, da ſie nie den Vater in ihm erkannt hatten?

Im Jahre 1281 entbrannte zuerſt dieſer Krieg, anfangs unglücklich für die Söhne. Heinrich wurde aus ſeiner Beſitzung, dem Pleißnerlande, vertrieben (1281), und ſtarb, ohne ſie je wieder zu erhalten (1282). Friedrich der Gebiſſene aber wurde in einem Gefechte bei Weimar von dem Grafen von Käfernburg gefangen (1281), und zu ſeinem Vater auf die Wartburg gebracht. Ein Jahr lang mußte er hier in harter Gefangenſchaft ſchmachten: ſein Vater, heißt es, wollte ihn verhungern laſſen; und befreit wurde er nur durch einige ſeiner Diener im Einverſtändniß mit Dienern ſeines Vaters. Welchen Fortgang hierauf der Krieg nahm, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Wahrſcheinlich aber iſt es, daß die Söhne zuletzt glücklicher waren, und daß unter Vermittelung der Vaſallen im Jahr 1286 der Friede dahin zu Stande kam, daß Landgraf Albert dem ältern Sohn Friedrich dem Gebiſſenen die Pfalzgrafſchaft Sachſen, und dem jüngern Diezmann das Pleißnerland aufs neue zuſicherte, und beiden 900 Mark Silber zu zahlen verſprach. — Während dieſes Krieges war Markgraf Diedrich von Landsberg geſtorben (gegen Ende des Jahres 1284), ferner auch Kunigunde von Eiſenberg (1286), und vielleicht hatte der Tod dieſer Unheilſtifterin zur Ausſöhnung des Vaters mit den Söhnen beigetragen.

Allein ſchon im Jahre 1288 brach der Krieg wieder aus, als nach dem Tode Heinrichs des Erlauchten, des Vaters Albrechts des Unartigen (ſt. 15. Febr. 1288), die beiden Brüder Friedrich und Diezmann deſſen Hinterlaſſenſchaft, Meißen und die Lauſitz, in Anſpruch nahmen, ohne auf die Rechte zu achten, welche ihr Vater und ihr Vetter, Friedrich Tuta, auf dieſe Hinterlaſſenſchaft hatten. Dießmal waren die Brüder glücklich. Diezmann entriß ſeinem Jugendfreund Friedrich Tuta die Lauſitz; Friedrich der Gebiſſene nahm ſeinen Vater zwiſchen Eiſenach und Gotha gefangen. Er brachte ihn nach Landsberg, dann nach Rochlitz. Hier kam es, wahrſcheinlich abermals auf Vermittelung der Vaſallen, zu einem Vergleich (1. Jan. 1289), kraft deſſen Landgraf Albert der Unartige gegen Abtretung mehrerer

Städte im Meißniſchen die Freiheit erhielt. Nun aber verfuhr er mit ſeinen Beſitzungen ganz willkürlich; er veräußerte und verpfändete, was er konnte, und ſuchte ſeinem Liebling Apitz Geld und Güter zuzuwenden. Darüber kam es zwiſchen beiden Theilen zu neuen Feindſeligkeiten (1289), die jedoch bald wieder beſchwichtiget wurden, als der damalige deutſche König Rudolf von Habsburg, um Räubereien und Befehdungen abzuſtellen, auch nach Thüringen kam und Ruhe gebot (1289). Bald darauf mußte Albert ſeinen Söhnen zu Eiſenach (5. Aug. 1290) feierlich geloben, ohne ihre Einwilligung von ſeinen Beſitzungen nichts zu veräußern und zu verpfänden, noch ſeinem Liebling Apitz ein Erbtheil anzuweiſen.

Aber auch jetzt war der Friede nicht von Dauer! Denn da nach dem Tode Friedrichs Tuta (16. Aug. 1291) Friedrich der Gebiſſene und Diezmann deſſen Länder unter ſich theilten, ohne auf ihres Vaters Anſprüche zu achten: ſo entzündete dieſer einen neuen Krieg; und da eine frühere Erfahrung ihn überzeugt hatte, daß er allein gegen ſeine Söhne nichts auszurichten vermöchte: ſo rief er den Markgrafen von Brandenburg Otto IV., und den Fürſten Bernhard von Anhalt gegen ſie herbei. Doch vergebens! Friedrich und Diezmann ſiegten über beide (1293).

Voll Aergers über dieß Fehlſchlagen ſeiner Hoffnungen und unabläſſig in ſeinem Haſſe gegen ſeine Söhne, faßte nun Albert der Unartige den Gedanken, um ihnen alles das Seinige zu entziehen, ſeine Länder und Anſprüche zu verkaufen. Er trat daher mit dem Nachfolger Rudolfs von Habsburg, dem deutſchen König Adolf von Naſſau, in Unterhandlung, und verkaufte ihm auf dem Reichstag zu Nürnberg (1293) Thüringen und ſeine Anſprüche auf Meiſſen für 12,000 Mark Silber. Doch hatte er ſich wahrſcheinlich den Beſitz der Wartburg auf Lebenszeit vorbehalten. Gegen dieſen Verkauf erklärten ſich Friedrich und Diezmann: hatte doch ihr Vater noch vor kurzem feierlichſt angelobt, ohne ihre Einwilligung von ſeinen Ländern nichts zu veräuſſern. Auch die Vaſallen wollten dem König Adolf nicht huldigen. Dieſer beſchloß alſo, ſich mit Gewalt der Waffen in den Beſitz der erkauften Länder zu ſetzen. Auf drei Feldzügen (1294, 1295 und 1296) eroberte er einen großen Theil von Thüringen, dann das Oſterland und zuletzt faſt die ganze Markgrafſchaft Meiſſen; aber der abſcheuliche Frevel, der von ſeinem Heere verübt wurde, machte ihn und ſeinen Anhang verhaßt, und bald darauf verlor er im Kampfe mit Albrecht von Oeſtreich, dem Sohne Rudolfs von Habsburg, Thron und Leben (1298). Indeſſen war Friedrich mit ſeinem Bruder Diezmann

mann in ſolche Noth gerathen, daß ſeine ganze Habe einſt nur in drei Pferden beſtand. Doch gleich nach Adolfs Abzug erhob er ſich von neuem. Er zog wieder Kriegsgefährten an ſich, überrumpelte zur Nachtzeit die feſte Burg Rochlitz, nahm den Grafen Heinrich von Naſſau, den Adolf als Feldherrn zurückgelaſſen hatte, bei Döbeln unverſehends gefangen, und zwang denſelben, ihm mehrere feſte Plätze wieder herauszugeben. Als dann nach Adolfs Tode Graf Heinrich in das Naſſauiſche entfloh, fielen faſt das ganze Meißner- und Oſterland, bis auf Freiberg und Meißen ihm von neuem zu, und er beſaß dieſes Land unangefochten bis zum Jahr 1307, wo der Krieg ſich abermals erneuerte.

Albrecht I., Adolfs Nachfolger auf dem deutſchen Throne, verfuhr bei der Eigennützigkeit, die ihn beſeelte, mit dem Erbe Friedrichs und Dietzmanns als wie mit eignem Beſitzthum, behauptend, es ſey durch Adolfs Kauf zur deutſchen Krone gebracht worden. Um indeſſen den Schein des Rechts, nach welchem auch die Ungerechtigkeit zu ſtreben pflegt, für ſich zu gewinnen, beſchied er im Jahr 1306 den alten Landgrafen Albert und deſſen Söhne zu einer Reichsverſammlung nach Fulda, wo er über Thüringen entſcheiden wollte. Albert erſchien, aber nicht deſſen Söhne; ſie fürchteten verrätheriſche

Nachſtellungen. Darauf beſchloß Albrecht I. Krieg gegen ſie, und ſchickte im Frühling des Jahres 1307 ein großes Heer zu ihrer Unterdrückung ab. Dieſes Heer, größtentheils aus Schwaben oder Süddeutſchen beſtehend, drang in das Oſterland, bemeiſterte ſich daſelbſt mehrerer Städte, und lagerte ſich zu Lucca im Altenburgiſchen. Dagegen hatte Friedrich, vereint mit ſeinem Bruder Diezmann, alle ſeine Mannen, Ritter und Söldlinge, Bürger und Bauern, und überdieß eine Hilfsſchaar von 300 braunſchweigiſchen Reitern, zu Leipzig verſammelt. Sein feuriger Muth trieb ihn an, dem ſtolzen Feinde entgegen zu gehen, und ihn in dem Lager bei Lucca anzugreifen; aber zugleich fühlte er auch das Gewagte dieſes Unternehmens, und wie ſehr er dazu des göttlichen Beiſtandes bedürfe. Er hielt daher mit ſeinem ganzen Heer einen allgemeinen Bettag, beichtete, genoß das heilige Abendmahl, und nun erſt brach er auf zu einer Schlacht, die das Schickſal Meißens, des Oſterlandes und Thüringens entſcheiden ſollte (31. Mai. 1307). Mit verachtendem Stolze blickten des Königs Truppen auf ſein Herbeirücken. Sie hielten ſeine Schaaren für zuſammengelaufenes Bauernvolk, und kräftig wieſen ſie den erſten Anprall des thüringiſchen und oſterländiſchen Fußvolks, das den Vortrab bildete, zurück. Als aber Friedrich mit den oſterländiſchen und ſein Bruder Diezmann mit den meißniſchen Reitern eindrang, wurden ſie in wilde Unordnung gebracht, und nach fünfſtündiger Schlacht völlig geſchlagen. Auf 3600 derſelben wurden getödtet, die übrigen flohen nach den feſten Städten Borna, Altenburg und Frohburg, aber noch viele von ihnen fanden auf der Flucht den Tod. Die erſchütterndſte Furcht hatte ſich ihrer bei ſo unerwarteter Niederlage bemeiſtert. Daher erzählt die Sage, die Flüchtigen hätten die Pferde aufgeſchnitten, die Eingeweide herausgenommen, und ſich in die leeren Bäuche verſteckt; oder ſie hätten ſich in Backöfen verkrochen, und in einem derſelben hätte ein altes Weib fünf Schwaben mit einer Ofengabel geſpießt. Auch wurde von nun an von denen, die ſich unbedachtſam großen Gefahren ausſetzen, ſprichwörtlich geſagt: “Es wird dir gehen, wie den Schwaben bei Lucca.”

Aber je größer die Niederlage und Niedergeſchlagenheit des Feindes war, um ſo größer und herrlicher erſchien der Sieg **Friedrichs des Gebiſſenen**. Mit lautem Jubel wurde er in Leipzig empfangen, als er nach der Schlacht dahin zurückkehrte. Er ſelbſt gedachte in der Fülle der Freude des Gebers derſelben: er dankte Gott für den verliehenen Sieg, und verehrte den Kirchen einen Theil der Beute. Aber er vergaß auch nicht, den Sieg zu benutzen. Gleich darauf zog er wieder

der aus, und bemeiſterte ſich der Städte Pegau, Borna, Frohburg und anderer, die vorher von den königlichen Truppen beſetzt worden waren. Doch war nicht alle Gefahr vorüber. König Albrecht I. gab ſeine Plane auf Thüringen und Meißen nicht auf; vielmehr kam er im Jan. 1308 nach Eiſenach, um hier, in einer ihm befreundeten Stadt, neue Kriegsrüſtungen vorzubereiten. Aber er konnte ſie nicht zur Ausführung bringen; denn noch in demſelben Jahre wurde er von ſeinem Neffen, Johann von Schwaben, getödtet (1. Mai 1308). Nun erſt ergaben ſich Friedrich'n alle die Städte, die bisher gegen ihn geweſen waren, und ſelbſt Eiſenach, das ihm am hartnäckigſten widerſtanden hatte; kurz, nun erſt wurde er Herr des Thüringer- und Meißnerlandes, und nun erſt nahm er den Titel Landgraf an. Hierbei kam es ihm zu Statten, daß der neue deutſche König, Heinrich VII., ein billiger und Gerechtigkeit liebender Herr war. In einem durch Schiedsrichter abgeſchloſſenen Vertrag zu Prag (19. Dec. 1310) entſagte dieſer allen Anſprüchen, die Albrecht I. als Reichsoberhaupt auf Thüringen und Meißen gemacht hatte, und belehnte dagegen Friedrich den Gebiſſenen mit dieſen Ländern. Begründet aber und befördert wurde dieſes Glück, das Friedrich in Rückſicht ſeiner äuſſeren Verhältniſſe hatte, durch die glückliche Umänderung, die inzwiſchen in Rückſicht ſeiner Familien-Verhältniſſe eingetreten war.

Gleich nach dem Tode Adolfs von Naſſau hatte ſich Albert der Unartige mit ſeinen Söhnen wieder ausgeſöhnt (1298). Von dieſer Zeit an waren ſie zu ihm auf die Wartburg gekommen, und hatten gemeinſchaftlich mit ihm Urkunden ausgeſtellt. Der Tod ſeines Lieblings Apitz, der ſich um dieſe Zeit ereignete (1299 oder 1300), ſcheint zu dieſer Ausſöhnung mit beigetragen zu haben. Befeſtiget aber wurde ſie durch folgendes Ereigniß. Eliſabeth, ſeit 1290 dritte Gemahlin Alberts des Unartigen, eine geborne Gräfin von Caſtell, hatte von ihrem erſten Gemahl, dem Grafen Otto von Arnshaug, eine gleichnamige Tochter, welche auf dem Schloſſe Arnshaug in Unſchuld und Schönheit aufblühete. Friedrich ſah ſie, entbrannte für ſie, und beſchloß ſie zu heurathen*). Ihre Mutter war dagegen, vielleicht weil Eliſabeth, damals erſt 14 Jahr, noch in zu zartem Alter war; aber er, raſch und leidenſchaftlich bei allem, was er begann, ſetzte ſich mit Liſt und Gewalt in den Beſitz der Geliebten. Als ſie an einem Feſttage aus dem Schloſſe Arnshaug in die nahe Kirche gehen wollte, brach er aus dem Walde hervor, ergriff ſie und brachte ſie ſamt ihren Dienerinnen nach Gotha. Von hier aus meldete er das Geſchehene ihrer

---

*) Schon im Jahre 1282 hatte ſich Friedrich der Gebiſſene mit Agnes Gräfin von Tyrol vermählt; aber dieſe ſeine erſte Gemahlin war 1292 kinderlos geſtorben.

Mutter, bat um Verzeihung, und vollzog, als er dieſe erhalten hatte, ſeine Vermählung (24. Aug. 1301). Von nun an ward die ältere Eliſabeth, ſeine Stief- und Schwiegermutter, ſeine größte Freundin und die Beförderin ſeiner Plane. Dieß zeigte ſich beſonders bei folgender Gelegenheit.

König Albrecht I. hatte im Jahre 1306, ſobald er entſchloſſen war, die Prinzen Friedrich und Diezmann zu bekriegen, den Eiſenachern, die ſeinen Schutz angeflehet hatten, den Grafen von Wildenau ſamt einigen Truppen zum Oberbefehlshaber zugeſendet. Dieſer, ein tüchtiger Kriegsmann, ſetzte nicht nur Eiſenach in wehrhaften Stand, ſondern begann auch die Belagerung der Wartburg. Da rief die Landgräfin Eliſabeth, die ſich mit ihrem Gemahl, Albert dem Unartigen, und ihrer Tochter, der Gemahlin Friedrichs, auf der Wartburg befand, letztern zur Vertheidigung derſelben herbei. Er kam mit funfzehn Gefährten, verbarg ſich mit ihnen in eine nahe Höhle, die noch heutiges Tages das Landgrafenloch heißt, erſtieg dann mit ihnen unbemerkt zur Nachtzeit die Südſeite der feſten Burg und betrieb die Vertheidigung derſelben mit ſolchem Nachdruck, daß ſich Graf Wildenau mit den Eiſenachern zurückziehen mußte. Doch kaum hatte dieſer aus den benachbarten Städten, Mühlhauſen, Nordhauſen und Erfurt Hilfstruppen an ſich gezogen, als er die Belagerung der Wartburg erneuerte. Jetzt kam diese in großes Gedränge: es fehlte ihr an Truppen und Lebensmitteln, und tief bekümmerte es den frommgläubigen Friedrich, daß die Tochter, die ihm um dieselbe Zeit auf der Wartburg geboren worden war, aus Mangel an Priestern nicht getauft werden konnte. Er faßte daher den Entschluß, die Wartburg fast auf eben so kühne Art wieder zu verlassen, als er sie bestiegen hatte. Er ließ die Amme samt dem neugebornen Kinde am achten Tage nach dessen Geburt auf ein Pferd setzen, sammelte zehn tapfere Ritter um sich, und ritt mitten in der Nacht auf einem unbewachten Pfade aus der Wartburg. Doch bald erkundschafteten die Belagerer seinen Abzug und schickten ihm eine Anzahl Reiter nach. Er war ihnen voraus; aber Vaterzärtlichkeit und kühnes Selbstvertrauen hielt ihn auf. Das Kind, dürstend nach der Amme Brust, fing an zu schreien. Sogleich hielt er stille, und befahl der Amme, die Dürstende zu stillen. "Halt," rief er aus, "das Kind muß trinken, und sollte es auch das Thüringerland kosten!" Während nun das Kind an der Amme Brust lag, näherten sich die Feinde; aber Furcht vor dem Helden scheuchte sie zurück. So gelangte Friedrich glücklich nach dem Schlosse Tenneberg, wo er seine Tochter durch den Abt von Reinhardsbrunn taufen und nach dem Namen der Mutter und Großmutter

Eliſabeth nennen ließ. Darauf brachte er mit Beihilfe ſeines Bruders Diezmann und ſeines Schwagers, Herzogs Heinrich von Braunſchweig, 336 Reiter und 100 Wagen mit Lebensmitteln zuſammen, und kam mit ſolchen glücklich auf die Wartburg zurück. Sogleich änderte ſich hier die Lage der Dinge. Die Belagerer mußten zurückweichen, und ihr Anführer, Graf Wildenau, gerieth am Weihnachtsfeſte 1306 in Gefangenſchaft. Darauf nöthigte Friedrich am Anfange des folgenden Jahres 1307, im Einverſtändniß mit ſeiner Schwiegermutter, ſeinen Vater, ihm die ganze Landgrafſchaft Thüringen abzutreten und die Wartburg zu verlaſſen. Von nun an lebte Albert der Unartige, von allem Antheil an der Landesregierung ausgeſchloſſen, zu Erfurt, wo er (erſt am 19. Nov. 1314) 73 Jahr alt ſtarb.

So war alſo Friedrich kurz vor der Schlacht von Lucca Herr der Landgrafſchaft Thüringen geworden (1307), und noch am Schluſſe dieſes Jahres bot ſich ihm eine andere Veranlaſſung dar, ſeine Beſitzungen abermals zu vermehren. Sein Bruder Diezmann, der mit ihm den Rettungsſieg bei Lucca erfochten hatte, wurde, als er in der Chriſtnacht 1307 in der Thomaskirche zu Leipzig ſein Gebet knieend am Altare verrichtete, von einem Meuchelmörder tödtlich verwundet. Wenige Tage darauf ſtarb er. Friedrich, der mit ihm in brüderlicher Eintracht gelebt hatte, rächte dieſen Mord, aber verſäumte auch nicht, die Vortheile zu benutzen, die ihm derſelbe zuführte. Denn da Diezmann kinderlos geſtorben war, ſo brachte er deſſen Länder und Städte an ſich, und vereinigte ſo faſt alles, was einſt ſein Großvater, Heinrich der Erlauchte, beſeſſen hatte.

Doch bald erhoben ſich neue Fehden. Waldemar, Markgraf von Brandenburg, machte ihm den Beſitz der Lauſitz, Meißens und der Mark Landsberg ſtreitig. Darüber gerieth er mit dieſem in einen Krieg (1311 — 1317), der unglücklich für ihn ausfiel. Er wurde (im Jan. 1312) bei Großenhain gefangen und nach Tangermünde gebracht, wo er in harter Gefangenſchaft gehalten wurde. Sein Unglück gab ſeinen Feinden Muth. Die Erfurter, dann die von Nordhauſen und Mühlhauſen und die Aebte von Fulda und Hersfeld überfielen an mehreren Orten ſein Land, verwüſteten es und ſchleiften mehrere ſeiner Burgen. Um nicht alles zu verlieren, mußte er ſeine Loslaſſung unter ſehr harten Bedingungen erkaufen. Er mußte verſprechen, die ganze Lauſitz abzutreten, 32,000 Mark Silber als Löſegeld zu zahlen, und dazu mehrere Städte im Meißniſchen als Unterpfand einzuſetzen, endlich auch ſeine Tochter Eliſabeth an Waldemars

Neffen, Albrecht von Anhalt, zu vermählen und ſie mit dem Oſterland als Heurathsgut auszuſtatten. Einer Sage zufolge ward er durch die Treue ſeiner Vaſallen der Erfüllung dieſer harten Bedingungen überhoben. Seine Vaſallen, heißt es, wollten nicht in die von ihm gemachten Zuſagen willigen. Um ſie dazu zu nöthigen, ſchickte Waldemar den gefangenen Friedrich mit einer zahlreichen Bedeckung an ſie ab; aber dieſe Bedeckung ward von ihnen unterwegs überwältigt und Friedrich befreit. Einer der Vaſallen ſoll davon ſamt ſeinen Nachkommen den Namen “Löſer” erhalten haben. Doch fehlt es dieſer Sage an ſicherer Beglaubigung. Wahrſcheinlicher iſt es, daß Friedrich nur auf obige Bedingungen die Freiheit erhielt, daß aber dieſe Bedingungen durch ſpätere Unterhandlungen (1317) gemildert wurden (wobei jedoch die Lauſitz und mehrere, an der Elbe gelegene Oerter den Brandenburgern verblieben), und daß es erſt bei den Stürmen, die nach Waldemars Tode (1319) Brandenburg betrafen, Friedrich'n gelang, das ganze Meißnerland wieder an ſich zu bringen. — Glücklicher war er gegen die übrigen Feinde. Denn kaum war er wieder in Freiheit, ſo trieb er die Aebte von Fulda und Hersfeld zurück, und nöthigte ſie, anſehnliche Geldſummen zu zahlen. Eben ſo zwang er die Städte Mühlhauſen und Nordhauſen den ihm zugefügten Schaden zu erſetzen. Zuletzt brachte er auch Erfurt in ſolches Bedrängniß (1316), daß es den in Anſpruch genommenen, landgräflichen Rechten und Gütern entſagen und auſſer andern Entſchädigungen 10,000 Mark Silber als Strafe erlegen mußte.

In allen dieſen Kriegen hatte ſich **Friedrich** durch Muth und Kühnheit ausgezeichnet. Nie hatte er ſich den Gefahren entzogen, vielmehr überall den Seinigen ein Beiſpiel kräftiger Anſtrengungen gegeben. Freilich ward er dabei oft von ſtürmiſchen Leidenſchaften hingeriſſen, und beſonders mag man ihm gewaltſames Streben nach Herrſchaft zum Vorwurf machen; aber geſtehen muß man auch, daß etwas Großartiges in ſeinem Weſen lag, und daß er bei mehreren Gelegenheiten eine Zartheit des Gefühls offenbarte, die man bei einem ſo wildſtürmenden Krieger nicht erwarten möchte. So hing er, um früher Erwähntes nicht zu wiederholen, mit Innigkeit an allem, was er als Gottesfurcht erkannte; ſo opferte er, um tapfere Freunde, die bei der Eroberung Freibergs durch König Adolf (1297) in deſſen Hände gefallen waren, zu retten, Meißen und andere Städte auf; ſo erließ er nach dem Sieg bei Lucca, als er für die Losgebung der Gefangenen große Summen gewonnen hatte, allen ſeinen Unterthanen auf ein ganzes Jahr alle Abgaben; ſo gab er denjenigen kein Gehör, die nach der Rückkehr der innern Ruhe ihm riethen, ſich der Güter der Vaſallen, die während des Krieges gegen ihn Parthei genommen hatten, zu bemächtigen. Und welche Regentenſorgfalt bethätigte er, als ſeine letzten Jahre in Ruhe verſtrichen. Er ſtellte die öffentliche Sicherheit her, zerſtörte auſſer andern Raubſchlöſſern, die Schlöſſer Raspenberg und Eckartsberge in Thüringen (1321), beförderte den Anbau ſeiner durch Krieg verwüſteten Länder, und unterſtützte nothleidende Unterthanen. Beſonders ſorgte er für ſeinen Lieblingsſitz, die Wartburg. Hier ließ er die Gebäude, die ein zündender Blitzſtrahl im Jahre 1317 verwüſtet hatte, wieder aufführen, Gärten anlegen, in der Kirche zwei neue Altäre errichten, und den großen Saal mit Abbildungen der wichtigſten Auftritte ſeines Lebens ausſchmücken.

Eine ungetrübte Heiterkeit des Geiſtes, die ſelbſt durch die bitterſten Unglücksfälle nicht zerrüttet werden konnte, hatte ihn ſein Leben hindurch begleitet, weshalb er auch "der Freudige" genannt wird. Aber noch am Abend ſeiner Tage wurde er dieſes ſchönen Eigenthums großer Geiſter verluſtig. Veranlaſſung hierzu gab Folgendes. Im April des Jahres 1322 wurde zu Eiſenach in ſeiner Gegenwart ein Schauſpiel aufgeführt, das die bibliſche Erzählung von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen zum Inhalt hatte, und damit endigte, daß die thörichten Jungfrauen, vom Bräutigam ausgeſchloſſen, bitterlich weinend, die Hilfe der Heiligen und der Jungfrau Maria vergebens anriefen und keine Seligkeit fanden. Dieſes Schauſpiel machte einen qualvollen Eindruck auf das Gemüth des Landgrafen. Aufgewachſen und gealtert in dem Glauben an die alles vermögende Fürſprache der heiligen Jungfrau, wurde er durch das, was er hier ſah und hörte, irre in dieſem Glauben und voll Angſt und Verzweifelung an der eigenen Seligkeit. “Was iſt,” rief er aus, “was iſt der Chriſten Glaube, und was iſt unſre Hoffnung, wenn der Sünder nicht einmal auf Fürbitten der Mutter Gottes und aller Heiligen Gnade und Vergebung erhalten kann?” Vier Tage lang ängſtigte er ſich ab mit ſolchen Zweifeln, da traf ihn am fünften Tage ein Schlagfluß, der ihn lähmte und der Sprache beraubte. In dieſem jammervollen Zuſtande, ganz untüchtig zur Regierung, lebte er noch über zwei Jahre. Erſt am 16. Nov. 1324 ſtarb er, 67 Jahre alt.

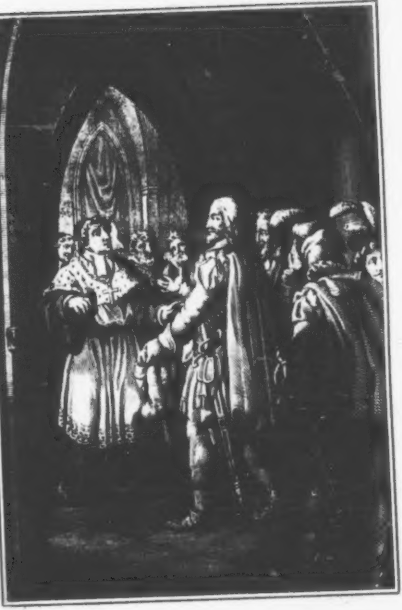
XIX.

XIX.

Züge aus dem Leben Rudolfs von Habsburg.

Rudolf von Habsburg (geb. d. 1. Mai 1218, geſt. d. 15. Jul. 1291) war ein Günſtling des Glücks: denn auſſer ſeiner Tapferkeit, Klugheit und Biederkeit verdankte er vorzüglich dem Glücke ſeine und ſeines Hauſes Erhebung; aber das zeichnet ihn vor ſo vielen andern Günſtlingen des Glückes aus, daß er in der Fülle desſelben nie übermüthig, eroberungsſüchtig oder anmaßlich wurde, ſondern eben ſo bieder, einfach und leutſelig blieb, als vor ſeiner Erhebung. Ein offenes und freudiges Ritterherz begleitete ihn ſein ganzes Leben hindurch, und als Beherrſcher Deutſchlands glich er einem redlichen und verſtändigen Hausvater, der Ordnung in ſeinem Hauſe zu erhalten, ſein Anſehn als Familienhaupt zu behaupten und den Wohlſtand ſeiner Kinder zu begründen und zu erheben weiß. Eben darum geſchah es, daß er die Achtung ſeiner Mit- und Nachwelt gewann, daß Fürſten, vorher größer als er, ihn nicht beneideten, daß das Volk ihn liebte, und daß, wie von ſeiner Mannhaftigkeit und Entſchloſſenheit, ſo auch von ſeiner Biederkeit und Freundlichkeit ſo vieles erzählt wird. Einige dieſer Erzählungen mögen zur Bezeichnung dieſes denkwürdigen Fürſten hier eine Stelle finden.

B. W. T. I.



Rudolph I

behauptet kaiserliches Ansehen

Ehe **Rudolf** zum Oberhaupt des deutſchen Reiches erwählt wurde, führte er, wie andere Ritter und Herren in den Zeiten der Geſetzloſigkeit und Verwirrung, die Waffen. In der Schweiz, im Elſaß und in Schwaben hatte er Fehden auf Fehden, bald um ſeine Beſitzungen zu vergrößern, bald um ſeine Rechte zu verwahren und zu erweitern, bald um Städte gegen den Uebermuth geiſtlicher und weltlicher Großen zu ſchützen. Und dabei zeigte er ſo viel Entſchloſſenheit und Schlauheit, und wiederum ſo viel Biederkeit und Treuherzigkeit, daß er nicht nur ſeine Güter und Rechte vermehrte, ſondern auch das Vertrauen und die Achtung ſeiner Nachbarn gewann: einige derſelben, wie Zürich und Straßburg wählten ihn zu ihrem Schirmherrn, noch mehrere zu ihrem Schiedsrichter. Einſt war er (um das Jahr 1272) mit dem Abt von St. Gallen, Berthold von Falkenſtein, wegen einiger zu dieſer Abtei gehörigen Lehnsgüter, wofür er die Huldigung nicht leiſten wollte, in Streit gerathen, und ſchon ſtand der Abt, zum Kampf gerüſtet, zu Wyl im Thurgau, als **Rudolf** die Nachricht erhielt, daß einige ſeiner Ritter zu Baſel erſchlagen worden wären. Dieſe Unthat forderte ſchnelle und blutige Rache; aber gefährlich ſchien es, zwei Kriege zugleich zu führen. Da ſprach er ohne langes Ueberlegen zu ſeinen Rittern und Reiſigen: "Findet ihr, daß es edler iſt, Freunde zu rächen, als den eignen Vortheil zu bedenken, ſo machen wir Frieden mit dem Abt von St. Gallen.” Seine Freunde fanden dieß recht, und riethen ihm, Schiedsrichter zu wählen. Er aber antwortete: “Es bedarf keines Schiedsrichters; ich ſelbſt will mich vertreten.” Sogleich ritt er, nur von wenigen umgeben, nach Wyl. Dort ſaß der Abt mit vielen Herren und Rittern bei Tiſch, über den Krieg gegen Rudolf ſinnend, und gerieth in großes Erſtaunen, als ihm gemeldet ward, daß ſein Feind unbewaffnet und ohne Fried und Geleit in ſeine Burg komme. Rudolf aber trat mit der Zuverſicht eines mannhaften Gemüths in den Speiſeſaal und ſprach: “Herr Abt “von St. Gallen, genug des Haders, durch den “wir unſre Feinde vermehren! Ihr ſeyd mein “Lehnsherr, ich euer Dienſtmann, der bereit iſt, “ſich in das zu fügen, was Schiedsrichter entſchei- “den. Zwiſchen uns ſoll forthin kein Krieg ſeyn!” Der Abt, noch voll Erſtaunens über das, was er ſah und hörte, vermochte nicht zu antworten; doch bat er den Grafen, an ſeiner Tafel Platz zu nehmen*). Nun erzählte Rudolf, was zu Baſel geſchehen war, und ſchilderte dieß als eine Sache, die den ganzen Adel angehe, mit ſo eindringlicher Kraft, daß alle Anweſende ergriffen wurden. Kurz, die eben noch ſeine Feinde geweſen waren, wurden ſeine Freunde, und zogen mit ihm gemeinſchaftlich gegen Baſel.

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. L.

Mit Geiſtlichen war er in Fehden, wenn ſie übermüthig, anmaßend oder ſeinen Rechten entgegen waren (weshalb er auch als Graf von Habsburg zweimal mit dem Kirchenbann belegt wurde); aber Ehrfurcht bewies er ehrwürdigen Prieſtern, ihrem Amte und der Religionsübung überhaupt. Auf einer Jagd in der Gegend ſeiner Stammfeſte Habsburg begegnete er einſt einem Prieſter, der einem Kranken das heilige Abendmahl reichen wollte. Der Weg war vom Regen verdorben, und ein angeſchwollenes Waldwaſſer hinderte den Prieſter weiter zu gehen. Da ſtieg Rudolf von ſeinem Pferde, und bot es dem Prieſter an mit den Worten: "Es würde mir übel anſtehen zu reiten, indeß der, welcher den Leib des Herrn trägt, zu Fuße geht." Als ihm nachher der Prieſter das Pferd zurückgeben wollte, weigerte er ſich, es anzunehmen. "Wie "könnte ich," ſprach er, "förderhin auf einem "Pferde reiten, das meinen Herr Gott getragen "hat." — Als der redliche Erzbiſchof Werner von Eppenſtein (1262) nach Rom reiſete, um dort das Pallium aus den Händen des Pabſtes zu empfangen, gab ihm Rudolf zum Schutz gegen Räuber das Geleite von Straßburg bis über die Alpen, und gewährte ihm auch auf der Rückkehr Sicherheit und freundliche Bewirthung. Hierdurch gerührt, gelobte ihm Werner Vergeltung. Und der Erzbiſchof hielt, was er gelobte. Er vornehmlich war es, der Rudolfs Thronbeſteigung beförderte.

Während Rudolf Baſel belagerte (1273), empfing er die Nachricht von ſeiner Erhebung auf den deutſchen Thron (30. Sept. 1273). Er ſelbſt ward durch das Unerwartete überraſcht, und noch mehr ſeine Feinde. Unwillig ſchlug ſich der Biſchof von Baſel vor die Stirn und rief: "Sitze feſt, Herr Gott, oder Rudolf wird deinen Platz einnehmen!" Die baſeler Bürgerſchaft aber machte ſogleich mit ihm Friede, öffnete ihm die Thore, und leiſtete ihm den Eid der Treue. Er ging darauf nach Mainz, wo er die Reichsinſignien in Empfang nahm bis auf das Reichsſcepter, das in den Zeiten der Verwirrung abhanden gekommen war, und dann nach Aachen, wo er von dem Erzbiſchof von Cöln feierlichſt gekrönt wurde (3. Nov. 1273). Gleich darauf forderte er die deutſchen Fürſten auf, ihm wegen der Lande, die ſie vom Reiche zu Lehen trugen, zu huldigen. Viele der anweſenden Fürſten ſuchten ſich dieſer Aufforderung zu entziehen, weil, wie ſie ſagten, das Reichsſcepter fehle, auf welches dieſe Huldigung gewöhnlich geleiſtet wurde. Aber mit der Geiſtesgegenwart, die überall eingreifend wirkt, ergriff Rudolf ein nahes Kruzifix, hob es in die Höhe und ſprach: "Dieſes Sinnbild der Erlöſung ſey mir ein Scepter gegen alle, die mir und dem Reiche treulos ſind.“ Darauf reichte er das Kruzifix den Fürſten hin. Sie küßten es und leiſteten darauf die verlangte Huldigung.

Das deutſche Reich war, als Rudolf den Thron beſtieg, in der größten Zerrüttung. In den Zeiten des Interregnums hatte jeder, der Macht in ſich fühlte, um ſich gegriffen, Reichsgüter ſich angemaßt, Schwächere unterdrückt, und alle Arten von Gewaltthätigkeiten und Räubereien verübt. Geſunken war die Achtung eines Reichsoberhaupts, verdrängt deſſen oberrichterliche Gewalt, das Fauſtrecht herrſchte, geſetzliche Ordnung ſchien verſchwunden. Auch Rudolf war, wie ſchon bemerkt, in früheren Jahren dem Strom der Zeiten gefolgt; jetzt aber, da das Feuer ſeiner Leidenſchaften abgekühlt war (er war bereits 55 Jahre alt), und er die Bedeutung der mit der Reichsregierung übernommenen Pflichten deutlich erkannte, jetzt trat ſein Sinn für Recht und Ordnung kräftig und beharrlich hervor. Er ſchrieb daher den deutſchen Fürſten, daß es ſein Vorſatz ſey, Ordnung und Ruhe in dem lang zerrütteten Reiche wiederherzuſtellen, und den Unterdrückten Schutz und Sicherheit wider die Gewaltthätigkeiten der Mächtigen zu verſchaffen. Eben ſo ſchrieb er auch den Zollaufſehern: “Ich höre, daß ihr Reiſende zu ungebührlichen “Abgaben zwingt, und unerträgliche Laſten ihnen "auflegt; aber ich ſage euch, haltet eure Hände "rein vom ungerechten Gute, und nehmet nur was "euch zukommt; denn ihr ſollt wiſſen, daß ich mit "aller meiner Macht mich beſtreben werde, Gerechtigkeit zu üben, und Ordnung und Ruhe zu erhalten." Bei ſolchen Worten ließ er es nicht bewenden, ſondern bewährte ſie durch die That. Theils durch Gewalt der Waffen, theils durch Drohungen zwang er den Herzog von Niederbaiern und die Grafen in Schwaben und Burgund zur Unterwerfung; aber vor allem richtete er ſeine Macht gegen den mächtigen, ſtolzen und kampfluſtigen Ottokar, König von Böhmen und Mähren und Herrn von Oeſtreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Zweimal zog er gegen ihn: zuerſt 1276, wo er ihn durch drohende Vorkehrungen nöthigte (2. Nov. 1276) auf die zuletzt genannten Länder zu verzichten, und für Böhmen und Mähren die Belehnung zu empfangen; dann (als Ottokar den Krieg erneuert hatte) im Jahre 1277, wo er in der blutigen Schlacht auf dem Marchfelde (26. Aug. 1278) Niederlage und Tod über ihn brachte. Nachdem er ſo den mächtigſten und gewaltſamſten der Ruheſtörer überwältigt hatte, bekämpfte er auch die übrigen. Denn weit entfernt, ſeine Macht auf einem Kreuzzug, wie Pabſt Gregor X. wünſchte, oder auf einer Fahrt nach Italien, wie ſeine Vorfahren im Reich, zur Erlangung zung der Kaiſerkrone zu vergeuden, gebrauchte er ſie vielmehr, um das deutſche Reich im Innern wieder zu befeſtigen. Eben darum ſuchte er die Reichsgüter wieder zuſammen zu bringen, das Anſehn eines Reichsoberhauptes und deſſen oberrichterliche Gewalt zu erneuern, und ſogenannte Landfrieden zu ſtiften, oder Verbindungen für gewiſſe Oerter und Zeiten zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und zur Verfolgung deſſen, der ſie ſtörte. Schon im Jahre 1276 nöthigte er den Markgrafen von Baden und andere Große in Schwaben, Franken und Elſaß widerrechtlich eingezogene Reichsgüter herauszugeben, und die Städte in Freiheit zu ſetzen, die ſie zur Unterwerfung gezwungen hatten. Auf dem Reichstage zu Nürnberg (9. Aug. 1281) bewirkte er, daß jegliche Verleihung oder Veräusſerung, die ſeit der Thronentſetzung Kaiſers Friedrich II. vorgekommen wäre, für ungültig erklärt, und daß ein Landfriede für Franken aufgeſtellt und beſchworen wurde. Auf gleiche Weiſe erneuerte er zu Mainz (Dec. 1281) einen Landfrieden für die Fürſten, Herren und Städte am Rhein, und zu Erfurt (1290) für Thüringen. Damit aber ſolche Verfügungen in Kraft kämen oder blieben, durchzog er ſelbſt alle Gegenden Deutſchlands, ließ die geſchloſſenen Landfrieden beſtätigen, ernannte unbeſcholtene Männer zu Friedensrichtern, oder ſaß ſelbſt zu Gericht, und gebrauchte, wo es nöthig war, die äuſſerſte Strenge ohne Anſehn der Perſon. In Schwaben ließ er (1284) fünf Raubſchlöſſer niederreiſſen, in Thüringen (1290) auf sechs und sechzig, und neun und zwanzig Räuber, die zu Ilmenau gefangen waren, hinrichten. Durch ſolchen Ernſt wurde das Fauſtrecht beſchränkt, Deutſchland beruhigt, und Ordnung erneuert. Darum ſagt auch ein gleichzeitiger Schriftſteller, Volemar: "Ruhe und Friede folgte auf Krieg und Zerrüt"tung. Der Landmann nimmt den Pflug wieder "zur Hand, der lange Zeit ungebraucht im Win"kel lag; der Kaufmann, der aus Furcht vor Räu"bern zu Hauſe blieb, durchreiſet jezt das Land "mit gröſter Sicherheit, und die Räuber und Bö"ſewichter, die zuvor öffentlich und ohne Scheu "herumſchwärmten, ſuchen ſich in wüſten Gegenden "zu verbergen."

Während Rudolf auf ſolche Art für den Wohlſtand des deutſchen Reiches ſorgte, ſorgte er zugleich auch für den Glanz und die Macht ſeines Hauſes. Denn nicht genug, daß er ſechs ſeiner Töchter mit angeſehenen Fürſten vermählte*), ſo brachte

---

*) Rudolf hatte von ſeiner erſten Gemahlin, Gertrud, der Tochter Burkhards von Hohenberg, Grafen in Schwaben, die er 1240 geheurathet hatte, zehen Kinder, drei Söhne und ſieben Töchter. Seine Söhne waren: Albrecht, Rudolf und Hartmann, von denen die beiden letzteren noch

vor

brachte er auch Oeſtreich, Steiermark, Krain und die wendiſche Mark an ſein Haus. Aber er handelte hierbei, wie in andern Stücken, als ein Gerechtigkeit und Ordnung liebender Herr. Zuvörderſt bewarb er ſich um die Einwilligung der deutſchen Fürſten; dann fand er ſich mit denen ab, welche auf die genannten Länder Anſpruch machen konnten, und nun erſt belehnte er mit denſelben, auf dem Reichstage zu Augsburg (27. Dec. 1282), ſeine beiden Söhne Albrecht und Rudolf. Späterhin (1. Jun. 1283) überließ er ſie erſterem allein, auf Bitten der Stände, denen es läſtig dünkte, zween Herzogen zu gehorchen.

In ſeinem ganzen Betragen zeigte er die Leutſeligkeit und Einfachheit eines wahrhaft großen Mannes, und dabei eben ſo viel Munterkeit als Gerechtigkeitsliebe. Gern gönnte er auch Leuten vom nie-

---

vor ihm ſtarben (1290 u. 1281), und erſterer ſpäterhin (1298) ſein Nachfolger wurde. Von ſeinen Töchtern verheurathete er die älteſte Mathilde, an Ludwig den Strengen, Pfalzgrafen in Oberbaiern, die zweite, Agnes, an Albert, Herzog von Sachſen, die dritte, Hedwig, an Otto, Markgrafen in Brandenburg, die vierte, Katharine, an Otto, Herzog von Unterbaiern, die fünfte, Jutta, an Wenzel, Ottokars Sohn, König von Böhmen, und die ſechste, Clementia, an Karl II., König von Neapel; die ſiebente Euphemia, ward Nonne. — Nach dem Tode Gertrudens 1281 vermählte ſich Rudolf, bereits 66 Jahre alt, zum zweiten Male (1284) mit Agnes, der Tochter Ottos, Grafen von Burgund. Dieſe Ehe blieb kinderlos.

niedrigſten Stande den Zutritt. Einſt ſagte er zu ſeinen Kriegsleuten, die einen armen Mann verhinderten zu ihm zu kommen: "Bin ich darum König geworden, um von andern Menſchen entfernt zu leben?" Nur vor Schmeichlern, befahl er, ſolle man ſeine Thüre verſchließen. "Sie ſind Wölfe," ſagte er, "die den Eſel krauen, bis er einſchläft, und dann ihn freſſen." In früheren Zeiten war er heftig und auffahrend; ſpäterhin zeigte er eine ſeltene Mäßigung. Als ſeine Freunde dieß bemerkten, gab er ihnen die treffliche Antwort: "Es hat mich wohl oft gereuet, was ich in auffahrender Hitze that; aber nie was ich mit Sanftmuth vollführte." Beweiſe ſolcher Sanftmuth gab er mehrere. Nach der heißen Schlacht auf dem Marchfelde wurde ein Ritter, der ihn in der Schlacht vom Pferde geſtoßen hatte, gefangen vor ihn geführt. Man erwartete ein Todesurtheil zu hören. Er aber entließ den Gefangenen mit den Worten: "Da ſey Gott vor, daß ich einem ſo tapfern Ritter das Leben raube!" — Späterhin hatte ihm bei einem Luſtſchießen ein Schütze unvorſätzlich die Hand verwundet. Viele von ſeinem Gefolge verlangten, daß der Schütze mit Verluſt der rechten Hand beſtraft werden ſollte: Rudolf aber gab dieß nicht zu. "Hätte dieſer Schütze, ſprach er, "früher, ehe er mich traf, die rechte Hand verloren, ſo würde es mir dienlich geweſen ſeyn; jetzt aber kann es mir nichts nützen, wenn man ihm die Hand abhauet.“ — Zu Mainz trat er einſt in das Haus eines Bäckers, um ſich zu wärmen; aber die Bäckersfrau, die ihn nicht kannte, überhäufte ihn mit Scheltworten, goß, da er nicht weichen wollte, Waſſer auf ein glühendes Kohlenbecken, und trieb ihn ſo durch Rauch und Dampf aus dem Hauſe. Er lachte darüber, und rächte ſich dadurch, daß er ſich nachher der Bäckersfrau als Reichsoberhaupt zu erkennen gab, und ihr befahl, die Schmähungen, die ſie gegen ihn ausgeſtoßen hatte, zu wiederholen. — Als ſeine zweite Gemahlin, die junge und ſchöne Agnes, Klage führte, daß der Biſchof von Speier ſie beim Ausſteigen geküßt habe, ſo ließ er dem Biſchof ſagen: “derſelbe ſolle das Agnus Dei küſſen, aber ſeine Agnes ungeküßt laſſen.” — Nur gegen St. Gallen vergaß er den alten Groll nicht. Noch als Reichsoberhaupt behandelte er dieſe Abtei mit einer Härte, die dem Gewaltigen gegen den Schwächern nicht geziemt.

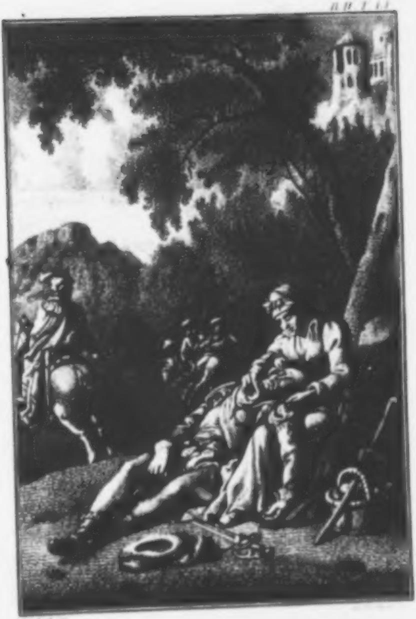
Einfach in ſeiner ganzen Lebensweiſe, war er auch einfach in ſeiner Kleidung. Er pflegte zu ſagen: “Die Majeſtät beſtehe im Prunk fürſtlicher Tugenden, nicht im Prunk der Gewänder.” Gewöhnlich trug er einen grauen Mantel, oft nur ein durchnähetes Wams, und einſt ſah man ihn dasſelbe mit eigenen Händen flicken. Nur wo es nöthig ſchien, ſein Anſehn auch durch äuſſern Prunk zu behaupten, ſah er auf Kleiderpracht. So verwendete er, als er mit dem Pabſte Gregor X. im Jahre 1275 zu Lauſanne zuſammenkam, 900 Mark Silber oder auf 18000 fl., um ſich und ſein Gefolge prächtig zu kleiden. — Nicht minder war er auch in Speiſe und Trank genügſam. Als ſeine Soldaten auf einem Zuge gegen die Grafen von Burgund über Mangel an Lebensmitteln murrten, zog er eine Rübe aus dem Felde, ſchabte die daran hängende Erde ab, und verzehrte ſie im Angeſicht ſeines Heeres mit den Worten: "Wo ſich noch ſolche Speiſe findet, werden wir nicht Hungers ſterben. Nur vorwärts! Haben wir den Sieg, dann finden wir auch Vorräthe in den Kornhäuſern der Feinde!" Als er nach dem Siege auf dem Marchfelde (1278) in Mähren und Böhmen vordrang, litt ſein Heer großen Durſt. Nur für ihn konnte man ein Gefäß voll Waſſer aufbringen. Er aber wies es zurück, wie einſt Alexander in gleicher Lage. "Ihr alle," ſprach er, "habt für mich gefochten, ſo will ich nun für euch alle dürſten, und nichts voraus haben vor dem Geringſten unter euch." — Obgleich unter den Waffen erzogen und an ein kriegeriſches Leben gewöhnt, hatte er doch Gefühl für den Werth der Wiſſenſchaften. Als ihm, da er noch Graf war, einſt ein Gelehrter zu Straßburg ein Werk überreichte, das eine Schilderung des Kampfes der Deutſchen gegen die Römer enthielt: ſo gab er dieſem Schriftſteller die goldene Kette, die er um den Hals zu tragen pflegte. Einer ſeiner Begleiter murrte über dieſes Geſchenk als über eine unzeitige Großmuth. Er aber erwiederte: “Verdiente Männer, die unſere Thaten loben, begeiſtern uns zu neuen Edelthaten. Könnte ich nur mehr leſen, und Gelehrten etwas von dem geben, was ich an ſo viele untüchtige Kriegsleute verſchwenden muß!”

Durch ſo viele Tugenden, als Rudolf in ſich vereinigte, hat er bei geringen Mitteln mehr ausgerichtet, als andere bei vielen Mitteln durch ſtürmiſche Gewalt. Und ſo kann ſein Beiſpiel zeigen, daß es, um Gutes und Großes zu bewirken, weniger der Macht bedarf, als deſſen, was alle ſich aneignen können, redlicher Geſinnungen und edelmüthiger Feſtigkeit.

XX.

Die Ermordung Albrechts I.

Eine dringende Warnung vor Habſucht und Herrſchſucht enthält das Leben und Ende des deutſchen Königs Albrecht I. Er, der älteſte Sohn und zweite Nachfolger Rudolfs von Habsburg, hatte und that manches Lobenswürdige: er war thätig, entſchloſſen und tapfer, wie ſein Vater, er hielt das kaiſerliche Anſehn aufrecht, befeſtigte den Landfrieden und zwang die Fürſten am Rhein, die Schiffahrt auf dieſem Strome frei zu geben; aber ihm fehlte ſeines Vaters Milde, Leutſeligkeit und Biederkeit, er war finſter, verſchloſſen, herriſch und habſüchtig. Sein Vater hatte Mäßigung im Glücke gezeigt, hatte nicht bloß Länder, ſondern auch Herzen zu gewinnen gewußt, und ſo war ihm das Streben nach Vergrößerungen nicht übelgedeutet worden; Albrecht dagegen ohne Mäßigung, und unbekümmert um Liebe und Anhänglichkeit, ſtieß durch Härte und Selbſtſucht die Herzen Vieler von ſich, und ſo verfehlte er nicht nur das Ziel ſeines Strebens (Unglück verfolgte ihn im Unrecht), ſondern er verlor auch die Achtung der Mit- und Nachwelt, und bereitete ſich ein ſchaudervolles Ende.



Die Ermordung Albrechts I

Unter den Vielen, die ſeine Herrſch- und Ländergier beleidigte, war vorzüglich ſein Neffe Johann von Schwaben gegen ihn erbittert. Dieſer Johann, nicht bösartig, aber unbeſonnen und leidenſchaftlich, war der einzige Sohn jenes Rudolfs, dem (gemeinſchaftlich mit Albrecht) ſein Vater König Rudolf erſt das Herzogthum Oeſtreich, dann das Herzogthum Schwaben, oder richtiger die habsburgiſchen Herrſchaften und Vogteien in Helvetien, Elſaß und Schwaben (die einen Theil des aufgelöſeten Herzogthums Schwaben ausmachten) übertragen hatte. Die Mutter war Agnes, die Tochter Ottokars, einſt Königs von Böhmen. Erſt nach ſeines Vaters Tode ward Johann zu Prag geboren (1289). Daſelbſt ward er unter den Augen ſeines Oheims mütterlicher Seits, Wenzel II., erzogen, bis ihn Albrecht, ſein Oheim väterlicher Seits, der die Verwaltung ſeiner Erbgüter übernommen hatte, zu ſich nahm. Hier zum Jüngling herangereift, forderte er mehrmals theils in Perſon, theils durch Andere die Herausgabe ſeiner Erbgüter, wahrſcheinlich der Grafſchaften Kiburg, Lenzburg und Baden; aber vergebens. Albrecht ſprach ihm zwar dieſe Erbgüter nicht ab; aber er weigerte ſich, die Verwaltung derſelben ihm zu überlaſſen, weil er zu jung, zu verſchwenderiſch und noch der Leitung bedürftig ſey. Gleichwohl bedachte er ſeine Söhne, die nicht älter waren

ren als Johann, mit Gütern und Würden. Johann glaubte daher, daß ſein Oheim ihm ſeine Erbgüter entziehen wolle, um ſich und die eigenen Söhne mit ſelbigen zu bereichern. Die Erbitterung, die dadurch in ihm entſtand, wurde vermehrt durch die Aufreizungen mehrerer Ritter und Herren in Schwaben und Helvetien, die, wie er, durch Albrechts ſteigende Habſucht litten. Vorzüglich waren es die Ritter Rudolf von der Wart, Walther von Eſchenbach, Rudolf von Palm und Konrad von Tegerfeld, Johanns Erzieher, die den leidenſchaftlichen Jüngling noch mehr entflammten. Unter ſolchen Umſtänden erhob ſich in ihm ein ſchrecklicher Gedanke: der Tod Albrechts ſchien ihm das einzige Mittel, zum Beſitz ſeiner Erbgüter zu gelangen; und er vereinigte ſich mit den obengenannten Rittern zu dem verruchten Entſchluß, ſeinen Oheim zu ermorden.

Gelegenheit hierzu fand ſich bald. Albrecht war, um ſich zu neuen Kriegen zu rüſten, im Frühling 1308 in die habsburgiſchen Erbländer gekommen, und hatte auch die Reichsfürſten zu ſich berufen, um mit ihnen wegen eines Zuges gegen Böhmen und Thüringen zu unterhandeln. Von Rheinfelden, wo er ſein Hoflager hatte, durchzog er das Aargau. Ein großes Gefolge begleitete ihn, und unter demſelben befanden ſich die Verſchworenen.

nen. Eine leiſe Warnung ſoll ihm durch einen derſelben zugekommen ſeyn; aber er achtete ihrer nicht. Noch zu Baden, wo er zum Mittag ſpeiſte, ließ ihn ſein Neffe um Herausgabe der Erbgüter bitten; aber er hieß ihn das Ende des böhmiſchen Feldzuges abwarten. Bei Tiſche wurden dem Könige Maienkränze überbracht (es war der 1. Mai 1308); den ſchönſten derſelben und überdieß die köſtlichſten Speiſen gab er dem Neffen; aber dieſer fand hierin keine Aufheiterung, ſondern neue Kränkung. Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und geſteigerte Erbitterung entflammte ihn zur Ausführung ſeines ſchrecklichen Vorhabens.

Von Baden aus wollte Albrecht nach Rheinfelden reiten, wo ſeine Gemahlin ihn erwartete. Als er an die Reuß gekommen war, drängten ſich die Verſchwornen auf die ſchmale Fähre, um zuerſt mit ihm hinüber zu kommen. Leopold, Albrechts zweiter Sohn, war mit dem übrigen Gefolge noch auf dem rechten Ufer der Reuß, und Johann verhinderte die Fähre, ſie herüber zu holen. Nicht ahnend, was ihn hier treffen ſollte, ritt Albrecht durch die Kornfelder am Fuße ſeiner Stammfeſte, der alten Habsburg, hin, munter und im Geſpräch mit dem Ritter Walther von Caſtelen, der ihm zur Seite war. Nach kurzer Weile kam Johann hinter ihm drein und flüſterte ſeinen Mitverſchwornen zu: “Wartet nicht mehr.” Sogleich fiel Eſchenbach dem König in die Zügel, und Johann rannte ihm mit den Worten: “Das iſt Lohn des Unrechts!” den Speer in den Hals. Wart war betäubt: er legte, wie er noch in den letzten Augenblicken ſeines Lebens betheuerte, keine Hand an den König; Palm aber durchbohrte ihn mit dem Schwerte, und Eſchenbach traf ſein Haupt. Nach einem lauten Schrei ſank er ohnmächtig vom Pferde. Eine arme Frau, die in der Nähe war, eilte herzu, und in ihrem Schooße gab er ſeinen Geiſt auf*).

Wie ganz anders erſcheint dem Menſchen eine böſe That, ehe er ſie vollführt, und wie ganz anders, wenn er ſie vollführt hat. Das mußten auch Albrechts Mörder erfahren. Noch vor wenig Augenblicken fanden ſie in ſeinem Tode ihr größtes Glück, und jetzt, da er, ein Sterbender, vom Pferde ſank, ergriff ſie Entſetzen vor dem Ungeheuern, was ſie gethan hatten. Ihre Leidenſchaft war plötzlich verſtummt, ihr Gewiſſen erwacht. Verfolgt von Walther von Caſtelen (den das Ungeheure für den erſten Augenblick betäubt zu haben ſcheint), bald auch von mehreren, flohen ſie auf verſchiedenen Wegen auseinander. In Wildniſſen und durch Verkleidungen ſuchten ſie vor der Rache und vor ihrem Gewiſſen ſich zu ſchützen, und in Noth und Jam-

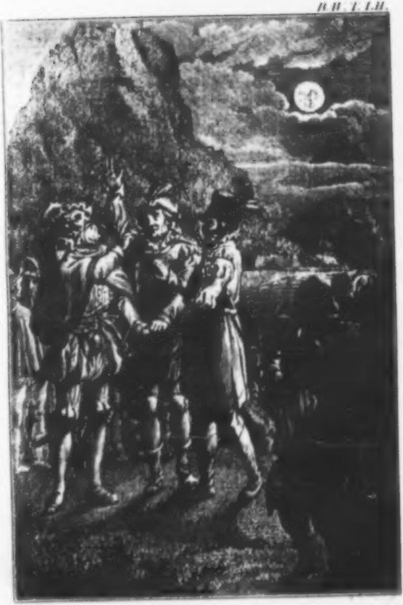
---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LI.

mer brachten ſie den Reſt ihrer Tage hin. Johann ſelbſt ſoll in armſeliger Kleidung lange durch die Schweiz umhergeirrt, und endlich in einem Kloſter zu Piſa geſtorben ſeyn. So folgt Fluch der Miſſethat; aus ihrem Boden kann nicht Ehre und Freude hervorſprießen.

Albrechts Gattin und Kinder geriethen bei der Nachricht von ſeiner Ermordung anfangs in die größte Beſtürzung: ſie fürchteten einen allgemeinen Aufſtand; aber bald wich dieſe Beſtürzung dem glühenden Durſt nach Rache, und dem Schatten des Ermordeten wurden grauſenhafte Todtenopfer gebracht. Vorzüglich waren es Leopold, Albrechts zweiter Sohn, und Albrechts dritte Tochter Agnes, vormals des Königs von Ungarn Andreas III. Gemahlin (1296—1301), welche die ſchrecklichſte Blutrache übten. Allenthalben ſtellten ſie den Verſchwornen nach, erbrachen und zerſtörten deren Burgen, und ließen deren Freunde, Anhänger und Knechte erbarmungslos hinrichten. Mehr als tauſend ſchuldloſe Männer, Weiber und Kinder verloren auf ſolche Weiſe das Leben. Von den Mördern fiel nur einer, Rudolf von der Wart, in ihre Hände, und dieſer eine ward unter den grauſamſten Martern hingerichtet: mit zerſchlagenen und zerriſſenen Gliedern wurde er noch lebend auf das Rad geflochten, auf welchem er drei Tage in ſchrecklicher Quaal hinbrachte. Friedrich der Schöne, der älteſte unter den noch lebenden Söhnen Albrechts, von ſanfter Gemüthsart, ſah das Blutvergießen mit Abſcheu; aber ihm erwiederte die ſonſt ſanfte Mutter: “Ich merke wohl, daß du deines “Vaters Leichnam nicht geſehen haſt, wie entſtellt er “war. Mit Spinnen und Nähen wollte ich mein “Leben hinbringen, wüßte ich nur, daß Albrecht “lebte.” Auf dem Orte, wo er getödtet worden war, ließ ſie mit großem Aufwand ein Kloſter errichten, das reichlichſt ausgeſtattet wurde. Sie nannte es Königsfelden, und vertrauerte, wie nach ihr ihre Tochter Agnes, in der Nähe deſſelben ihr Leben. — Wie viel Menſchenglück und Lebens-Frohgenuß kann durch Eine Miſſethat zerſtört werden!

B.II.T.I.II.



Die Stiftung des Schweizerbundes

XXI.

Die Stiftung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft.

Als Helvetien oder, wie es jetzt genannt wird, die Schweiz mit dem burgundiſchen Reiche, wozu es gehört hatte, an das deutſche Reich gekommen war (1032), gab es daſelbſt eine Menge kleiner Herren geiſtlichen und weltlichen Standes, aufblühende Städte und in den Thälern am Vierwaldſtettenſee, in Schwyz, Uri und Unterwalden, freie Männer, Schweizer, von welchen die Eidgenoſſenſchaft und Unabhängigkeit Helvetiens ausgegangen iſt. Dieſe, meiſt Hirten oder Landleute (doch waren auch Edle und pflichtige Leute unter ihnen), lebten mit ihren Heerden in ſtiller Verborgenheit, voll Ehrfurcht für das Herkommen der Väter, voll Liebe zu uralten Rechten und Freiheiten, unbeſcholten in ihrem Betragen, als ſolche, die keinen Feind verdienten und keinen Feind fürchteten. Sie ſtanden unter Obrigkeiten ihrer Wahl, einem Landammann und Richtern, übrigens unter unmittelbarem Schutz des Reiches, dem ſie freiwillig ſich unterworfen hatten, und erkannten die Reichs- oder Landvoigte, die von Reichswegen über ſie geſetzt wurden, nur auf Zuſicherung ihrer Rechte und Freiheiten an.

Die Reichsvoigtei oder Statthalterſchaft verwaltete in Helvetien von 1127 bis 1218 das Haus der Zäringer, weil Konrad von Zäringen durch rühmlichen Sieg über den burgundiſchen Grafen Rainold von Chalons Helvetien bei dem deutſchen Reiche erhalten hatte. Als der Mannsſtamm der Zäringer 1218 ausgeſtorben war, kamen deſſen Güter erſt an das Haus Kiburg, dann mit dieſem an das Haus Habsburg (1264). Von nun an war letzteres in den nördlichen Gegenden Helvetiens das mächtigſte und, da es bald darauf (1272) die deutſche Krone gewann, das angeſehenſte. Doch nicht zufrieden mit dem, was es beſaß, ſuchte es noch mehreres an ſich zu bringen und, wie Oeſtreich, ſo auch die freien Schweizer ſich zu unterwerfen. Aber gerade dadurch erregte es Erbitterung, und führte die folgenreiche Stiftung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft herbei. Ganz beſonders geſchah dieß durch Albrecht I.

Albrecht I., Sohn und Nachfolger des deutſchen Königs Rudolfs von Habsburg, aber nicht der Erbe ſeiner Klugheit, Biederkeit und Freundlichkeit, wollte die Unterwerfung der freien Schweizer, auf die ſchon Rudolf (doch mehr durch gewinnende Unterhandlungen als zurückſtoßende Gewalt) hingeſtrebt hatte, ſchnell und ſchonungslos vollenden. Als bald nach ſeiner Thronbeſteigung (1298) Ge-

Geſandte der Waldſtetten um Beſtätigung ihrer Verfaſſung ihn baten, antwortete er: "er gedenke nächſtens eine Veränderung ihres Zuſtandes ihnen antragen zu laſſen"; und nicht lange nachher ließ er ihnen entbiethen, ſie möchten ſich dem erblichen Schutze ſeines Hauſes unterwerfen. Sie erwiederten: "ſie wollten bei dem Zuſtande ihrer Väter verharren", und baten den König nochmals denſelben zu beſtätigen und ihnen von Reichswegen Voigte zu ſetzen. Darauf gab ihnen Albrecht nichtswürdige Männer zu Voigten, einen Beringer von Landenberg, der zu Sarnen in Unterwalden, und einen Hermann Geßler von Brunek, der zu Küßnacht in Schwyz ſeinen Sitz hatte. Beide ſuchten das Schweizervolk dem Hauſe Habsburg zu unterwerfen, und verfuhren dabei mit trotzigem Uebermuth und empörender Willkür. So ließ Geßler in Uri eine Feſte bauen, die den Namen "Zwing Uri unter den Stecken" führen ſollte; und als er einſt durch Steinen im Lande Schwyz ritt, und das ſchön gezimmerte Haus ſah, das Werner Stauffacher, ein angeſehener und biederſinniger Landmann, ſich erbaut hatte, ſagte er mit verachtendem Hohn: "Kann man leiden, daß das Bauernvolk ſo ſchön wohnt?" Andrerſeits ließ Landenberg einen bejahrten Bauer zu Unterwalden, Heinrich im Melchthale, um einer geringen Sache willen ein Geſpann ſchöner Ochſen wegnehmen.

men. Als der Greis über dieß Verfahren jammerte, ſagte des Voigts Knecht: "Wenn die Bauern Brod eſſen wollen, ſo können ſie ſelbſt den Pflug ziehen." Ueber dieſe Rede wurde der Sohn des Bauern, Arnold, ſo aufgebracht, daß er mit ſeinem Stock auf den Knecht ſchlug und ihm einen Finger brach. Arnold entfloh aus Furcht vor Landenbergs Zorn; und nun ließ dieſer Arnolds Vater ergreifen und ihm beide Augen ausſtechen.

Solche Gewaltthätigkeiten und Kränkungen des angeſtammten Freiheitsſinnes verwundeten und erbitterten das Herz des frei- und biederſinnigen Schweizervolkes. Bei dem Kaiſer fanden ſie keinen Schutz: ihre Boten wurden nicht vorgelaſſen, ihre Klagen nicht gehört. Nichts blieb ihnen alſo übrig, als ſelbſt ſich Recht zu ſchaffen. Schon nach König Rudolfs Tode, als beunruhigende Nachrichten über die Sinnesart ſeines Sohnes Albrecht nach der Schweiz kamen, hatten ſie ihren uralten Bund erneuert, der darauf hinging, mit aller Macht und Anſtrengung einander wider die zu helfen, welche ihnen oder einem von ihnen Gewalt anthun würden: die jetzige Noth führte ſie auf dieſen Bund und deſſen Erneuerung zurück. Dieß geſchah zuerſt durch Walter Fürſt von Atthinghauſen aus Uri, Werner Stauffacher aus Schwyz, und Arnold vom Melchthal aus Unterwalden. Alle drei, wohlbegüterte und wohlgeſinnte Landleute, denen Freiheit und Ehre des Vaterlandes mehr galt als ungeſtörte Ruhe in Knechtſchaft, beſchloſſen, daß jeder ſeine Verwandte und Landesleute erforſchen, und die, welche für Freiheit erglüheten, zu gemeinſchaftlicher Berathſchlagung mitbringen ſollte. Darauf kamen ſie in der Nacht des 7. Nov. 1307 auf dem Rütli (einer Wieſe in einer einſamen Gegend am Ufer des Waldſtettenſees) zuſammen, jeder begleitet von zehn rechtſchaffenen Männern ſeines Landes. Als nun dieſe drei und dreißig verſammelt waren, gaben ſie ſich mit bewegten Herzen die Hände darauf, daß ſie die von den Vätern ererbte Freiheit behaupten und ſich von ihren Zwingherren befreien, daß keiner in dieſen Sachen nach eigenem Gutdünken verfahren und keiner den andern verlaſſen wolle, daß aber hierbei dem Hauſe Habsburg an Gütern, Rechten und eignen Leuten nichts entfremdet und kein Blut vergoſſen werden ſolle. Als alle deſſen feſt entſchloſſen waren, hoben Walter Fürſt, Werner Stauffacher und Arnold vom Melchthal ihre Hände auf zum Himmel und ſchwuren zu Gott, mannhaftig die Freiheit mit einander zu behaupten. Zugleich hob jeder der übrigen ſeine Hand auf und ſchwur daſſelbe bei Gott und den Heiligen*). Zur

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LII.

Ausführung ihres Vorhabens wurde der nächſte Neujahrstag feſtgeſetzt.

Ehe dieſer eintrat, ereignete ſich etwas, was dazu diente, die Erbitterung und den Freiheitseifer der Schweizer noch mehr zu entflammen. Der Landvoigt Geßler hatte, um die Schweizer zu prüfen oder zu kränken, auf dem Markte zu Altdorf einen Hut auf eine Stange ſtecken laſſen, und verlangte, daß alles Volk vor dieſem Zeichen der herzoglichen Würde ſich beugen ſollte. Mehrere der Schweizer mochten der drohenden Gewalt nachgegeben haben; aber Wilhelm Tell, der Schwiegerſohn Walter Fürſt's, aus dem Orte Bürglen in Uri, ausgezeichnet durch Entſchloſſenheit, Redlichkeit und Vaterlandsliebe (er war einer der Verſchwornen) weigerte ſich deſſen. Darauf wurde er ergriffen und vor den Landvoigt geführet, der mit unmenſchlichem Hohn Unmenſchliches ihm zumuthete: "Er ſolle, da er ein guter Schütze ſey, einen Apfel von dem Kopfe ſeines Sohnes ſchießen; fehle er beim erſten Schuße, ſo müſſe er ſterben." Tell erbot ſich ſogleich zu ſterben. Als aber Geßler ihm drohete, wenn er nicht gehorche, den Knaben vor ſeinen Augen zu tödten: nahm er zwei Pfeile hervor, den einen ſteckte er in ſeinen Koller, den andern legte er auf ſeine Armbruſt, betete und ſchoß den Apfel von dem Haupte des Kindes.

Als nun der Landvoigt ihn fragte: "wozu er einen zweiten Pfeil in den Koller geſteckt habe?" antwortete er freimüthig: "Mit dieſem würde ich dich erſchoſſen haben, wenn ich meinen Sohn getroffen hätte." Sogleich ließ nun der Landvoigt den kühnen Tell ergreifen, binden und auf ein Schiff bringen, um ihn über den Waldſtettenſee nach Küßnacht zu ſchaffen. Aber ganz anders ging es, als er erwartet hatte. Als das Schiff in der Nähe des Rütli war, erhob ſich ein furchtbarer Sturm und drohete daſſelbe an dem Felſenufer zu zerſchmettern. In dieſer Noth befahl Geßler, dem Tell, den er als einen kräftigen und erfahrenen Schiffer kannte, die Feſſeln abzunehmen und das Steuerruder zu überlaſſen. Tell, nun frei, brachte das Schiff glücklich vor dem grauſenhaften Felſenufer vorbei bis an den Arenberg. Hier aber erſah er ſich die Gelegenheit. Schnell ergriff er ſein Schießzeug und that, das Schiff vom Ufer zurückſtoßend, einen kühnen Sprung nach dem glatten Felſen; dann kletterte er den Felſen hinan und floh durch das Land Schwyz. Auch Geßler entkam dem Sturme, aber nicht dem Zorne des von ihm tief gekränkten Mannes. Denn als er bei Küßnacht gelandet war und nun in einer hohlen Gaſſe hinaufzog, ſchoß Tell aus dem Gebüſch auf ihn, und ſtreckte ihn todt zu Boden. — Dieſe That Tells, die als ein gerechtes Aufſtreben gegen ungerechte

rechte Gewalt geprieſen wird*), war den Schweizern eine mächtige Ermunterung das auszuführen, was ſie beſchloſſen hatten.

Am 1. Jan. 1308 ward, wie verabredet war, dazu geſchritten. Mit Liſt und ohne Blutvergießen bemeiſterten ſie ſich der Burgen Roßberg, Sanen, Schwanau in Unterwalden und Schwyz; der neuerbaute Zwinghof in Uri wurde eingenommen, die Voigte vertrieben. Darauf kamen die Verbündeten von Schwyz, Uri und Unterwalden, deren Zahl mit ihrem Glücke ſtieg, am 7. Jan. abermals zuſammen, und ſchloſſen auf zehn Jahre den Bund zur Behauptung ihrer Freiheit.

Vergebens ſuchte **Albrecht I.** den Abfall der Schweizer zu rächen: ſein Tod kam ſeiner Rache zuvor, und ſein Nachfolger auf dem deutſchen Throne, **Heinrich von Luxemburg**, beſtätigte (1309 und 1310), wie ſpäterhin **Ludwig der Baier** (1316 und 1328) aus Abneigung gegen Oeſt-

---

*) „Solche Thaten", ſagt der berühmte Geſchichtſchreiber der Schweizer, **Joh. v. Müller** (Geſch. der ſchweiz. Eidgenoſſenſchaft, Th. I, 618), dem ich hier, wie billig, gefolgt bin, „ſolche Thaten werden darum gerühmt, auf daß für Zeiten, wo die uralte Freiheit eines friedſamen Volkes überlegener Macht nicht widerſtehen könnte, zum Lohn der Unterdrucker ſolche Männer aufgemahnt werden. Geſetzmäßige Regenten ſind heilig; daß Unterdrucker nichts zu fürchten haben, iſt weder nöthig noch gut."

Oeſtreich den Waldſtetten Reichsunmittelbarkeit und Unabhängigkeit von ausländiſchen Gerichten. Von nun an befeſtigten, erweiterten und erhoben ſie immer glücklicher ihren Bund. Schon am 8. Dec. 1315, vielleicht auch früher, verwandelten ſie ihr zehnjähriges Bündniß in den ewigen Bund zu Brunnen (im Lande Schwyz). Darauf nahmen ſie nach und nach fünf Städte mit deren Diſtricten in ſelbigen auf: Lucern 1333, Zürich 1351, Glaris und Zug 1352, Bern 1353, welche nebſt den drei Waldſtetten, Schwyz, Uri und Unterwalden, ſpäterhin den Namen der alten Orte erhielten. Denn ihnen traten in dem folgenden Jahrhunderte noch fünf Cantone bei, nämlich Freiburg und Solothurn 1481, Baſel und Schafhauſen 1501 und zuletzt Appenzell 1513, welche die neuen Orte hießen, ſo daß nun der Bund dreizehn Cantone umſchloß, wozu noch einige zugewandte Orte kamen.

Von Selbſtſtändigkeit oder völliger Unabhängigkeit war anfangs nicht die Rede, ſondern nur von Erhaltung der uralten Verfaſſung. Die Waldſtetten wollten, als ſie ihren Bund ſchloſſen oder erneuerten, frei bleiben wie ſie waren; ſie wollten dem Reiche angehören, dem ſie ſich freiwillig unterworfen hatten, aber nicht dem Hauſe Habsburg zu eigen ſeyn, nicht von deſſen Voigten gemißhandelt werden. Dazu hatten ſie ſich vereinigt, fern von dem Gedanken, ſich zu vergrößern, oder Andern Rechte zu entreißen, oder ſich vom deutſchen Reiche loszuſagen. Noch im Jahre 1323 ſchwuren ſie dem Reichsvoigt Kaiſers Ludwigs des Baiern, dem Grafen Johann von Aarberg: "dem Reiche, ſo lange ſie nicht von demſelben verlaſſen würden, in allem, wie ihre Voreltern, unterthan zu ſeyn"; und in dem Bundesbrief mit Zürich vom Jahr 1351 erkennen ſie "alle Rechte des Königs und heiligen römiſchen Reiches an." Allein ſo wie ſich ihr Bund durch mannhafte Thaten befeſtigte und durch den Zutritt faſt aller helvetiſchen Orte erweiterte, ſo erhob er ſich auch aus einem Verein der Waldſtette gegen die Bedrückung habsburger Voigte zu einer ſelbſtſtändigen, helvetiſchen Eidgenoſſenſchaft. Nun erſt fingen ſie an, ſich vom deutſchen Reiche loszureißen. Zwar ſuchte Kaiſer Maximilian I. ſie zur Abhängigkeit von demſelben zurückzuführen: er bot deshalb ſeine Tyroler und den ſchwäbiſchen Bund gegen ſie auf; aber ſie behaupteten in einer Reihe von Schlachten und Siegen (1499) ihre Selbſtſtändigkeit, und in dem Frieden zu Baſel (22. Sept. 1499) wurden ſie der Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts und aller durch den Reichstag auferlegten Geldbeiträge entbunden, und dabei das Recht, mit fremden Mächten, ſelbſt gegen das deutſche Reich zu unterhandeln, ihnen nicht abge-

ſprochen. Beſtätigt aber und allgemein anerkannt
vard ihre Unabhängigkeit vom deutſchen Reiche in
em weſtphäliſchen Frieden. Doch blieben ſie, ob-
gleich vom deutſchen Reiche getrennt, in Hinſicht
uf Sprache, Denk- und Sinnesart fortwährend
Deutſche.

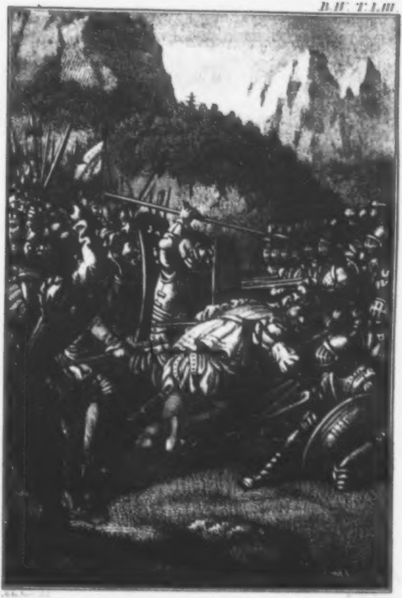
In ſich ſelbſt hatte der Bund einen nur loſen
Zuſammenhang. Er beruhete nicht auf einem ge-
neinſchaftlichen Oberhaupte oder Rathe (nur in
uſſerordentlichen Fällen ſammelte ſich eine Tage-
ätzung), ſondern auf Eiden und wechſelſeitigen
Bündniſſen. Zwar bildeten die Waldſtetten den Mit-
lpunkt der Eidgenoſſenſchaft, weshalb dieſe auch
en Namen "der ſchweizeriſchen" erhielt, und die
lten Orte hatten mehrere Vorzüge; aber jeder Can-
on behielt ſeine beſonderen Einrichtungen und Rechte,
nd blieb, was er für ſich ſeyn und werden mochte.
Nur für das Ganze waren alle Eins; nur in der
Vertheidigung ihrer gemeinſamen Rechte und Frei-
eiten gegen das Haus Habsburg und gegen alle,
e ſie antaſteten, fanden ſie ihren Vereinigungs-
unkt. Und ſo lange dieſer Geiſt der Eintracht und
Vaterlandsliebe den Bund beſeelte, wurde der Man-
el wohlgeordneter Formen nicht vermißt.

XXII.

Tapfre Thaten der freien Schweizer.

Wie glühendes Gefühl für Freiheit und Vaterland zu tapfern Thaten begeiſtert, und große Siege eben ſo zuverſichtlich verheißt als glorreich verleihet, das bezeugen die Tage bei Morgarten, Semspach und Näfels — Tage der Schlachten und zugleich Tage eines unvergänglichen Ruhmes, an welchen die Schweizer ihren Bund gegen Oeſtreich behaupteten und ein preiswürdiges Muſter der Mitwelt aufſtellten und der Nachwelt hinterließen.

Herbeigeführt wurden dieſe Schlachten hauptſächlich durch das Beſtreben Oeſtreichs, die Zurückweiſung ſeiner Vergrößerungsverſuche durch Unterjochung der freien Schweizer zu rächen. Nachdem nämlich Albrecht I. durch den Tod gehindert worden war, ſolche Rache zu üben, ſuchte zuerſt ſein zweiter Sohn, Herzog Leopold, dieſelbe zu vollſtrecken. Ihn, einen überaus heftigen und leidenſchaftlichen Herrn, erbitterte vieles zugleich. Denn nicht genug, daß er die Freiheit der Waldſtetten nicht ertragen konnte, ſo zürnte er auch darüber, daß ſie bei der zwieſpältigen Königswahl (1314) nicht für ſeinen Bruder, Friedrich den Schönen, ſondern für deſſen Gegner, Ludwig den Baier, ſich er-



Arnold von Winkelried
in der Schlacht bei Sempach 1386.

erklärt, ferner daß ſie das im Lande Schwyz gelegene und unter ſeinem Schirm ſtehende Kloſter Einſiedeln, von dem ſie lange und vielfältig beeinträchtigt worden waren, feindſelig überfallen hatten (1. März 1314). Er ſammelte daher zu Baden im Aargau einige von der oberſchwäbiſchen Ritterſchaft, ferner die Ritterſchaften ſeiner Grafſchaften, Habsburg, Kiburg und Lenzburg, und ſeine Bundsgenoſſen in ganz Helvetien, zuſammen (wie einige ſagen) auf 20,000 Mann. Mit dieſem Heere ſollte von verſchiedenen Seiten her der Angriff geſchehen. Graf Otto der Jüngere von Straßberg ſollte mit 4000 Mann in die Landmark der Unterwaldner, Leopold ſelbſt wollte mit zwei Haufen auf Zug rücken. Als dieſer Plan in dem Kriegsrathe gefaßt wurde, ſagte der luſtige Rath des Herzogs, Jenny von Stockach: "Liebe Herren, ihr rathſchlaget wohl, wie ihr in dieſes Land hinein, nicht aber wie ihr wieder herauskommen wollt!" Doch Herzog Leopold verharrte in ſeiner Verblendung. Nichts ahnend von den Wundern, deren ein begeiſtertes Volk fähig iſt, drohete er, "dieſe Bauern mit ſeinem Fuße zu zertreten", und nahm viele Stricke zur Wegführung oder Hinrichtung der Vorſteher mit ſich.

Dagegen erkannten die Schweizer die Gefahr, die ihnen drohete, doch ohne vor ihr zu erbeben, oder zu vernachläßigen, was die Klugheit rieth. Sie verſchanzten die Eingänge des Landes, brachten ein Heer von 1300 Mann zuſammen (nämlich 400 von Uri, 300 von Unterwalden und 600 von Schwyz), und nahmen, nachdem ſie knieend Hilfe von Gott erflehet hatten, auf dem Berge Sattel am Paſſe von Morgarten, drei Stunden von Zug, eine ſichere Stellung. Funfzig der Ihrigen, die bei inneren Partheiungen aus dem Vaterlande vertrieben worden waren, baten jetzt um Erlaubniß, mit ihnen zu kämpfen. Sie, nicht geneigt, um der Gefahr willen ein Geſetz abzuändern, weigerten ſich, ſie innerhalb der Landmarken aufzunehmen. Und dieſe Weigerung unterdrückte nicht den Vaterlandsſinn jener Tapfern: ſie ſtellten ſich auſſerhalb der Landmarken bei Morgarten und leiteten den folgenden Sieg ein.

Am 15. Nov. 1315, morgens 9 Uhr, erfolgte derſelbe. Die Schaaren Herzogs Leopold drangen in den Paß bei Morgarten, die Reiterei voran, das Fußvolk hinterdrein. Sogleich erhoben jene funfzig ein ſchallendes Kriegsgeſchrei und wälzten und ſchleuderten große Steine auf die dicht gedrängten Reihen der Feinde hinab. Dadurch geriethen dieſe in Unordnung und Verwirrung. Kaum ſahen dieß die 1300 Schweizer am Berge Sattel, ſo ſtürzten ſie mit Keulen, Hellbarden und Spießen hinab und den Feinden in die Seite. Dieſe, auf einen engen Raum zuſammengedrängt und ſchon in Unordnung gebracht, konnten von ihren Streitmaſſen keinen Gebrauch machen. So wurden mehrere Tauſende derſelben und mit ihnen die Blüthe der helvetiſchen Ritterſchaft von den Eidgenoſſen erſchlagen, oder in den nahen See getrieben, oder von den eigenen Pferden zertreten. Leopold ſelbſt entging dem Tode. Auf abgelegenen Pfaden gelangte er nach Winterthur, aber todtenbleich und in tiefſter Traurigkeit. Dagegen wendeten ſich die Unterwaldner noch an demſelbigen Tage gegen das andere feindliche Heer unter dem Grafen Otto dem Jüngern. Dieſer aber, als er das Siegesgeſchrei hörte und Haufen gegen ſich anrücken ſah, die, wie er wußte, gegen den Herzog gekämpft hatten, zog ſich mit den Seinigen zurück. Doch die Unterwaldner ereilten ihn, thaten ihm vielen Abbruch und trieben ihn bis auf die Gebirge ſeitwärts von Lucern.

Dieſer erſte Sieg der Eidgenoſſen, von ihnen in kurzer Zeit und ohne großen Verluſt erfochten, machte ſie im Auslande berühmt und gab ihrem Bunde in ihrem eigenen Lande Anſehn und Feſtigkeit. In dankvoller Freude über denſelben nahmen ſie jene Funfzig in das Vaterland wieder auf und beſchloſſen, den Tag bei Morgarten alljährlich als einen Apoſteltag zu feiern, "weil an demſelben der

Herr ſein Volk heimgeſucht, gerettet von ſeinen Feinden und ihm den Sieg gegeben habe*)."

Auch nach dieſen Vorgängen hörte Oeſtreich nicht auf, den Bund zu befeinden. Zwar ſchloß Herzog Leopold 1318 mit ihm einen einjährigen Frieden, den ſein Bruder Albrecht der Lahme (von 1330 bis 1358 Herr aller öſtreichiſchen Länder) erneuerte; aber gerade dieſer Albrecht ſuchte den immer mehr zunehmenden Bund theils durch Kriegsgewalt zu unterdrücken (1352 und 1354), theils durch Liſt zu trennen. Doch beides vergebens! Die Eidgenoſſen, voll Muth und Wachſamkeit für ihre Freiheit, erweiterten und befeſtigten ihren Bund, und Albrecht ſah ſich am Abend ſeiner Tage genöthigt, einen Waffenſtillſtand mit ihnen zu ſchließen, der ſich nach ſeinem Tode (1358) zu einem dreißigjährigen Frieden verlängerte. Dieſer Friede wurde ziemlich genau gehalten, bis gegenſeitige Erbitterung zu neuen Schlachten hinführte.

Von Albrechts Söhnen hatte nach dem Tode des zweiten (Friedrichs, 1364) und des erſten (Rudolfs, 1365) der dritte, Albrecht, die Beherrſchung Oeſtreichs, der vierte aber, Leopold, die Beherrſchung des Elſaß und aller habsburgiſchen

---

*) ſ. Müllers Geſch. ſchweiz. Eidgenoſſenſch. Th. II, 48 f.

ſchen Herrſchaften in Schwaben und Helvetien übernommen. Dadurch war letzterer, ein feuriger Jüngling (geb. 1349), als Ritter ohne Tadel, aber überaus ehrgeizig und leidenſchaftlich, mit den Eidgenoſſen in nahe Berührung gekommen. Unwillen und Verachtung gegen ſie erfüllte ihn. Er ſah ſie als abgefallene Unterthanen an und ſuchte Krieg mit ihnen, um ſeinen Vater und Oheim an ihnen zu rächen. Was er ſuchte, war leicht zu finden. Durch die Amtleute, die er in ſeinen helvetiſchen Beſitzungen anſtellte, und durch die Zölle, die er daſelbſt anlegte, wurden die Eidgenoſſen gekränkt und beeinträchtigt; und andrerſeits reizten auch ſie den Herzog durch Eingriffe in deſſen Beſitzungen. Namentlich überfielen Lucerner das habsburgiſche Schloß Rothenburg in ihrer Nähe, wo ein neuer Zoll war, und ſchleiften deſſen Befeſtigungen; ferner nahmen ſie die Einwohner von Sempach eines habsburgiſchen Städtchens zu den Ihrigen auf, oder ertheilten ihnen das Bürgerrecht, und die Eidgenoſſen von Zürich, Zug, Schwyz, Uri und Unterwalden machten ſich zu ihrem Beiſtand auf (1386) und brachen mehrere Schlöſſer ihrer Feinde.

Durch ſolche Vorgänge tief erbittert, ſchwur **Leopold**, die Schweizer und ihren trotzigen Bund ſchwer zu ſtrafen. Mit ihm vereinigten ſich viele der helvetiſchen Fürſten und Herren, um Väter, Brüder und Verwandte an ihnen zu rächen, und ſo brachte er zu Baden im Aargau ein glänzendes Heer von mehr als 4000 Reitern mit einer großen Zahl Fußvolks zuſammen. Dagegen hatten die Schweizer eine der Zahl und dem Anſehn nach geringe Mannſchaft aufzuſtellen. Die ſchwäbiſchen Städte, die vorher ihren Bund geſucht hatten, verſagten die erbetene Hilfe; Bern wich der Mahnung um Beiſtand kaltſinnig aus; nur die von Uri, Schwyz, Unterwalden, Zürich, Lucern und Glaris traten zuſammen und legten ſich, ungefähr 1600 Mann, in die Stadt Zürich, wo ſie den Hauptangriff erwarteten. Aber nicht hier, ſondern bei Sempach ſollte der entſcheidende Schlag erfolgen.

Herzog Leopold nämlich ließ nur einen Theil ſeines Heeres unter Johann von Bonſtetten gegen Zürich anrücken, mehr um es in Furcht zu halten, als um es unmittelbar anzugreifen; mit dem andern aber, oder dem Haupttheile ſeines Heeres, an deſſen Spitze er ſelbſt ſtand, rückte er das Aargau hinauf, um das abtrünnige Sempach zu ſtrafen und Lucern einzunehmen, ehe die Mannſchaft der Eidgenoſſen ſich getrauen möchte, Zürich zu verlaſſen. Doch kaum hatten die Eidgenoſſen dieſen Plan erſpähet, als ſie Zürich der Tapferkeit ſeiner Bürger überließen und nach Sempach eilten, welches, un-

ungefähr drei Stunden von Lucern, an einem See liegt, der mit Wieſen und Kornfeldern, weiterhin mit waldigen Anhöhen umgeben iſt. Am 9. Jul. 1386 kamen ſie, ungefähr 1400 Mann (die Züricher waren in ihrer Stadt zurückgeblieben, dagegen hatten ſich noch unterwegs mehrere zu den Eidgenoſſen geſellt), daſelbſt an und beſetzten den auf der Anhöhe liegenden Wald.

Mit Verachtung blickte das ſtattliche Heer des Herzogs Leopold auf dieſe armſelig ausgerüſtete Bürger und Bauern, ohne zu ahnen, welche Kraft in ihrem Muthe liege. Mehrere Ritter ſprengten an die Mauer von Sempach, um den Einwohnern Hohn zu ſprechen; einer hielt einen Strick in die Höhe mit den Worten: "das für den Schultheiß!" und alle vermaßen ſich, allein, ohne Hilfe des Fußvolks das ſchlechte Landvolk zu ſchlagen. Vergeblich warnte ein kriegserfahrener Ritter, Herr von Haſenburg, vor ſolchem Uebermuth: er wurde ein Haſenherz geſcholten. Der Herzog ſelbſt, an dem Sieg nicht zweifelnd, ließ das Fußvolk hinter ſich und befahl den Rittern abzuſitzen (vielleicht gedachte er des bei Morgarten durch die Verwirrung der Pferde erlittenen Unglücks) und dicht zuſammengedrängt, mit vorwärts gerichteten Lanzen gegen die von den Schweizern beſetzten Anhöhen anzurücken.

Jetzt ſchien es den Schweizern Zeit, ihren Feinden zuvorzukommen. Nachdem ſie kniefällig den Allmächtigen um Beiſtand angeflehet hatten, ſtürzten ſie ſich in vollem Laufe, mit lautem Kriegsgeſchrei gegen die Oeſtreicher. Aber ſchlecht bewaffnet, wie ſie waren (viele trugen am linken Arme Breter ſtatt der Schilde) konnten ſie die dichten Reihen der wohlgerüſteten Oeſtreicher nicht durchbrechen; wie ein Wald voll eiſerner Stacheln ſtarrten ihnen deren Lanzen entgegen; ihrer ſechzig wurden bei dem erſten Anlauf zu Boden geſtreckt, und das Glück des Tages ſchien für ſie an der Undurchdringlichkeit der feindlichen Schaaren zu ſcheitern. Da rief begeiſtert von Vaterlandsliebe ein wahrhaft Edler, Arnold Strutthan von Winkelried in Unterwalden, ſeinen Kriegsgefährten zu: “Ich will euch eine Gaſſe machen! Sorgt für “mein Weib und meine Kinder! Liebe Eidgenoſſen, gedenket meines Geſchlechts!” Und mit dieſen Worten ſprang er aus den Reihen der Seinigen gegen den Feind, umfaßte ſo viele Lanzen der Oeſtreicher als er konnte, drückte ſie gegen ſeinen Leib, und zog ſie im Fallen mit ſich zu Boden*). Dieſe hochherzige Hinopferung ward ſeines Vaterlandes Heil und ſein ewig blühender Ruhm. Sie entſchied den Sieg. Denn ſeine Kriegsgefährten ſtürzten ihm nach, drangen über ſeinen Leichnam in die Gaſſe, die er ihnen geöffnet hatte, und brachten über die unbehilfliche Maſſe der gepanzerten Ritter Verwirrung und Tod. Vergebens wollten dieſe zu ihren Roſſen zurückeilen: die Nachhut war mit denſelben entflohen. Da wurden viele von ihnen durch das Schwert der Eidgenoſſen getödtet, andere erſtickten in dem Gedränge, einige verſchmachteten bei der großen Hitze des Tages. Auf 2000 Oeſtreicher verloren ihr Leben, unter denſelben 656 Grafen und Herren, ja ſogar auch Herzog Leopold. Dieſer hätte einem ſolchen Schickſal entgehen können; aber ſein ritterlicher Sinn führte ihn in das Gewühl der Schlacht und des Todes. Als ſeine Hauptleute ihn baten, ſich der Gefahr zu entziehen, ſprach er mit mannhafter Entſchloſſenheit: “Soll denn Leopold von weitem zuſehen, wie ſeine “Ritter für ihn ſterben? Nein, hier in meinem “Lande und für mein Volk will ich mit euch ſie“gen oder ſterben!” Als die öſtreichiſche Fahne in Gefahr war (ſchon zwei Ritter, die nach einander ſie getragen hatten, waren niedergeworfen), da eilte er herbei, ergriff die blutige Fahne und ſchwang ſie hoch empor. Seine Ritter drängten ſich um ihn und baten ihn von neuem ſeines Lebens zu ſchonen; mehrere von ihnen fielen an ſeiner Seite; er aber ſprach: “Es iſt ſo mancher Graf und “Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit “ihnen ehrlich ſterben!” Plötzlich ſtürzte er zu Bo-

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LIII.

Boden, und konnte ſich in der ſchweren Rüſtung nicht wieder emporhelfen. Da erſtach ihn ein ungenannter Mann aus Schwyz, dem er vergeblich ſich zu erkennen gegeben hatte. Seinen Leichnam fand man nachher mit vielen Wunden unter einem Leichenhaufen.

Die Eidgenoſſen ſelbſt verloren auf 200 der Ihrigen, und erſchöpft durch die Mühen der Schlacht, oder abgehalten durch die Begierde nach Beute, verſäumten ſie es, die Flüchtigen zu verfolgen. Aber nicht verſäumten ſie es, im Gefühl ihrer Freude dem Allmächtigen, dem Geber derſelben, demüthigſt zu danken. Am Tage nach der Schlacht verwilligten ſie einen Waffenſtillſtand zur Beerdigung der Todten. Darauf beſtatteten ſie die Ihrigen feierlichſt zu Lucern und ordneten, wie nach dem Tage bei Morgarten, ein jährliches Feſt zum Andenken ihres glorreichen Sieges an.

Aber mit dieſem Siege hatten ſie den Kampf für ihre Freiheit noch nicht beendigt. Der junge Herzog Leopold, Sohn des hier erſchlagenen, und viele des helvetiſchen Adels ſuchten die erlittene Niederlage zu rächen, und an vielen Orten Helvetiens wurde gekämpft, größtentheils glücklich für die Schweizer. Doch erſt nach drei Jahren kam es bei Näfels abermals zu einem Haupttreffen, ſen, das vornehmlich der Glarner Namen und Ruhm verherrlichte.

Seit 1388 hatten die Oeſtreicher ihre Waffen gegen die von Glaris gewendet, als die öſtreichiſche Stadt Weſen am walenſtädter See, von den Glarnern zum Bunde gebracht (1386), durch eine Meuterei zu den Oeſtreichern zurückgekehrt war. Ungefähr 1000 Glarner ſtanden am Eingang ihres Thales und vertheidigten ſich gegen 2600 Oeſtreicher muthig und nachdrücklich, bis zunehmendes Bedrängniß ſie nöthigte, um Frieden zu bitten. Aber die Forderung Oeſtreichs, dem Bunde zu entſagen und ſich völlig zu unterwerfen, entflammte ihren Freiheitsſinn und erhöhete ihr Kraftgefühl: ſie beſchloſſen alles an die Bewahrung ihrer Freiheit zu ſetzen. Darauf rückten die Oeſtreicher unter dem Grafen Johann von Werdenberg zu Sargans, umgeben von einem zahlreichen helvetiſchen Adel, zuſammen ungefähr 6000 Mann herbei, und am 9. April 1389 kam es bei Näfels, ſüdlich unter Weſen, nicht weit vom Walenſee, zu einer entſcheidenden Schlacht. Ein Theil der Oeſtreicher griff den befeſtigten Paß bei Näfels, wo die Glarner ſtanden, an, ein andrer Theil zog hinter ſie, um ihnen in den Rücken zu fallen. Der Anführer der Glarner, Matthias von Buel, konnte dem Andrang der Oeſtreicher nicht widerſtehen;

hen; er wich zurück, die Schanzen wurden durchbrochen, und die Oeſtreicher ſtrömten in das Land, plünderten, was ſie fanden, und verheerten Näfels. Aber zu früh überließen ſie ſich der Siegesfreude! Matthias von Buel hatte indeſſen ſeinen kleinen Haufen am Berge Rüti aufgeſtellt, und dort mehrere Schaaren an ſich gezogen. Eine Zeitlang war es ihm genug, das Anrücken der öſtreichiſchen Reiterei durch wiederholte Steinwürfe zurückzuhalten, dann aber brach er nach kurzem Gebete ſtürmiſch hervor. Sein unerwarteter und gewaltſamer Angriff brachte den Theil der Oeſtreicher, der vor ihm ſtand, in Beſtürzung und Verwirrung. Gleich darauf folgte noch größere. Aus dem hintern Thal erhob ſich ein Feldgeſchrei, das den Glarnern neuen Zuzug verkündigte; ſie erwiederten dieß Geſchrei und ſo brauſend und ſchmetternd, daß das ganze Gebirge davon erſchallte. Da ergriff auf einmal plötzliches Schrecken das öſtreichiſche Heer; es floh, die Glarner hinterdrein. Viele von den Oeſtreichern und von dem helvetiſchen Adel, zuſammen 183 Ritter und mehr als 2500 Mann wurden von ihnen erſchlagen, und ſehr viele ertranken im walenſtädter See, da die weſener Brücke unter ihnen zuſammenbrach. Auch der andre Haufen, der den Glarnern in den Rücken fallen ſollte, wagte nicht weiter vorzudringen, ſondern floh noch vor dem Angriff zurück. Die Glarner aber übernachteten, alter Sitte gemäß, auf dem Schlachtfelde. Am andern Morgen plünderten und verheerten ſie die Stadt Weſen; ſpäterhin verordneten ſie, daß der Sieg bei Näfels alljährlich gefeiert werden ſollte.

Durch ſolche Kämpfe erreichten die Schweizer das Ziel ihrer Wünſche, Behauptung und Befeſtigung ihrer Freiheit. Oeſtreich ſah ſich genöthigt, mit ihnen Waffenſtillſtand und Frieden zu ſchließen, und dabei ihren Bund zu beſtätigen. Nach und nach verlor es alle ſeine Beſitzungen in Helvetien; einige durch Veräusserungen, vornehmlich an Zürich und Bern, die letzten im Jahre 1417 durch Gewalt der Waffen, als Graf Friedrich von Oeſtreich-Tyrol zur Unterſtützung des Pabſtes Johann XXIII. gegen das coſtnitzer Concilium ſich aufgelehnt hatte, und deshalb vom Kaiſer Sigismund geächtet worden war. — Aber wie bei den Lombarden nach Befeſtigung ihres Bundes der Geiſt ſich verlor, der denſelben ins Leben gerufen hatte, ſo ging es auch bei den Schweizern. Neben der reinen Vaterlands- und Freiheitsliebe, die die Stifter des Schweizerbundes beſeelt hatte, ſchoß Selbſtſucht auf; das Glück ihrer Waffen verleitete ſie zu Eroberungen; unter ihnen entſtand Eiferſucht, mitunter auch innerer Krieg, und ihre ſpätern Kämpfe hatten weniger Beſchirmung ihrer Freiheit als Vergrößerungen ihres Gebiets und eiteln Geldgewinn zum Gegenſtand. Darum erregen ſie auch nicht die Theilnahme, welche den Schlachten von Morgarten, Sempach und Näfels ewig bleiben wird.

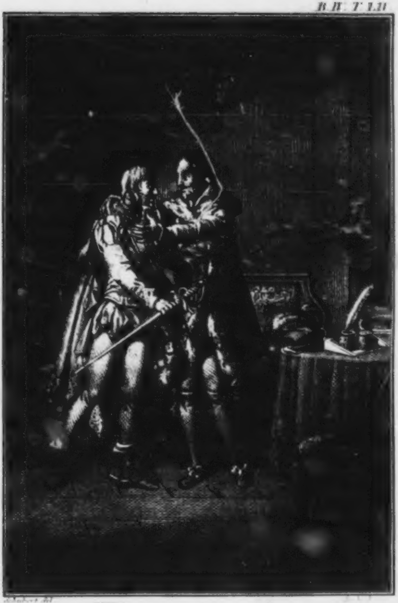
XXIII.

Friedrich von Oeſtreich und Ludwig der Baier.

Das wahrhaft Edle und Schöne hat das Eigene, daß ſeine Züge, wie bekannt ſie immer ſeyn mögen, ſtets mit neuer Kraft und Anmuth zu jedem, fürs Gute empfänglichen Gemüthe ſprechen. Dieß bewährt ſich auch durch das Leben und Wirken Friedrichs von Oeſtreich. Jahrhunderte ſind hingegangen, und noch weilt man gern bei den Zügen ſeines ſeltenen Edelmuthes; Jahrhunderte werden hingehen, und immer wird man mit Freude und Bewunderung zu dieſen Zügen zurückkehren.

Er, der Sohn des deutſchen Königs Albrecht I. und Eliſabeths, der Tochter Meinhards Grafen von Tyrol und Kärnthen, geboren im Jahre 1291, war ganz das Abbild ſeines edeln Großvaters, Rudolfs von Habsburg. Wie dieſer zeichnete er ſich aus durch große Anlagen und liebenswürdige Eigenſchaf-

B.II. T.I.II



Schubert del.

Friedrich von Oestreich
und
Ludwig der Baier

ſchaften; fehlte ihm vielleicht deſſen klare Beſonnenheit und umſichtige Thätigkeit, ſo war er doch, wie dieſer, tapfer, hochſinnig, überaus redlich, mild und einnehmend in ſeinem ganzen Weſen. Dabei kam ihm ein gefälliges Aeuſſere zu Statten: er war groß und wohlgebaut, hatte ein ſchönlockiges Haar und freundliche Geſichtszüge, weshalb er auch der Schöne genannt wurde. Wie er für Großes überhaupt empfänglich war, ſo ſuchte er auch die Größe ſeines Hauſes zu erhalten und zu befördern. Schon nach ſeines Vaters Tode bewarb er ſich um die deutſche Krone; aber er mußte für den Unwillen büßen, den Albrechts Ländergier erzeugt hatte. Heinrich von Luxemburg wurde ihm vorgezogen (1308). Erſt als dieſer geſtorben war, gelang es ihm durch ſeine Verbindungen mit dem Erzbiſchof von Cöln, dem Kurfürſten Rudolf von Sachſen-Wittenberg, dem Pfalzgrafen Rudolf von Baiern, der mit dem eignen Bruder Ludwig in bittrer Feindſchaft lebte, und dem Herzog Heinrich von Kärnthen, der wegen ſeiner Anſprüche auf Böhmen eine Wahlſtimme behauptete, zu Frankfurt am 19. Oct. 1314 zum Oberhaupt des deutſchen Reiches gewählt, und darauf am 25. Nov. von dem Erzbiſchof von Cöln zu Bonn gekrönt zu werden. Aber ſein nächſter Vetter machte ihm die Krone ſtreitig.

Ludwig von Baiern, der Sohn des Herzogs von Oberbaiern, Ludwig des Strengen, und Mathildens, der Tochter Rudolfs von Habsburg, ſtand auf vielfache Weiſe Friedrich'n nahe. Beide waren Enkel Rudolfs von Habsburg, beide faſt gleichalterig (Ludwig war im Jahre 1282 geboren), beide zuſammen aufgewachſen (nach ſeines Vaters Tode, 1294, war Ludwig von ſeiner Mutter an dem Hofe Albrechts I. zu Wien erzogen worden). Auch in ihrem Seyn und Weſen trafen beide zuſammen. Denn wie Friedrich, ſo war auch Ludwig mit vielen Vorzügen des Geiſtes und Körpers ausgeſtattet. Er war ſchön und kräftig von Geſtalt, heiter und freundlich in ſeinem Benehmen, munter und ſcherzhaft im Geſpräch, klug und thätig bei ſeinen Unternehmungen. Nur über ſeinen moraliſchen Character ſind die Angaben verſchieden, je nachdem Freunde oder Feinde über ihn urtheilen; jedoch ſcheint man mit Recht behaupten zu können, daß er ein regſames Gefühl für Recht und Wahrheit beſaß, aber nicht die hohe Gutmüthigkeit Friedrichs, nicht ausdauernde Feſtigkeit in ſeinen Entſchließungen. Schon einmal war er wegen der Vormundſchaft über die jungen Herzoge von Niederbaiern, die der daſige Adel Friedrich'n zuwenden wollte, mit ſelbigem in Kampf gerathen; aber dieſer Kampf, den ſein Sieg bei Gamelsdorf unweit Mosburg (9. Nov. 1313) entſchied, war nur ein Vorſpiel des längern und wichtigern Kampfes, den beide gleich darauf um die deutſche Krone führen ſollten. Denn wie Friedrich, ſo wurde auch Ludwig nach Heinrichs VII. Tode auf den deutſchen Thron berufen. Eine Parthei, die dem öſtreichiſchen Hauſe feind war, namentlich die Erzbiſchöfe von Mainz und Trier, der König Johann von Böhmen, der Kurfürſt Waldemar von Branbenburg, und Johann Herzog von Sachſen-Lauenburg, der auf die ſächſiſche Kurſtimme Anſpruch machte, wählten ihn zu Frankfurt am 20. Oct. 1314 zum Reichsoberhaupte. Noch kurz vorher, wahrſcheinlich in dem Frieden nach dem Treffen bei Gamelsdorf, hatte er ſeinem Vetter Friedrich verſprochen, ihm bei den Bewerbungen um den deutſchen Thron auf keine Weiſe hinderlich zu ſeyn; aber die Reize einer Krone und die Zuſicherungen eines kräftigen Beiſtandes von Seiten ſeiner Parthei machten ihn ſeinem Verſprechen untreu. Er ließ ſich wählen, und ward (einen Tag ſpäter als Friedrich zu Bonn) am 26. Nov. 1314 zu Aachen von dem Erzbiſchof von Mainz gekrönt. An ein friedliches Abkommen zwiſchen beiden Gekrönten war nicht zu denken; alſo mußten auch hier die Waffen über das Recht entſchieden.

Beide Gekrönte waren einander an Kräften ziemlich gleich. Ludwig hatte, auſſer den Kurfürfürſten, die ihn gewählt, die Biſchöfe und Grafen in Weſtphalen, die Stadt Cöln (trotz des Widerſpruchs ihres Erzbiſchofs) und alle Städte am Niederrhein bis Selz auf ſeiner Seite. Mit Friedrich dagegen hielten es Selz und die Städte am Oberrhein, im Elſaß und dem übrigen Schwaben, die Könige von Ungern und Neapel, durch Bündniſſe und Verwandtſchaften ihm zugethan. Aber ſeine Hauptſtütze war ſein Bruder Leopold, mit dem er von Kindheit auf zur innigſten Bruderliebe verbunden war. Dieſer, ein trefflicher Krieger, und darum "der Ruhm der Ritterſchaft" genannt, kühn, raſtlos thätig und beharrlich in ſeinem Zürnen wie in ſeinem Lieben, kämpfte für die Sache ſeines Bruders wie für die eigene, und bei dem Feuer, das in ihm brannte, mit noch mehr Hitze und Nachdruck als Friedrich. Als Herr der vordern habsburgiſchen Lande, ſtand er bei dem Adel in Schwaben in vorzüglichem Anſehn, und ſo konnte er von dieſer Seite aus mit Kraft für ſeinen Bruder wirken.

Acht Jahre lang (1314—1322) ward der Krieg zuerſt jenſeits des Rheins in der Gegend von Speier, dann in Schwaben und Baiern geführt, ohne daß er zur Entſcheidung kam. Beide Theile ſcheueten ſich lange, Alles an Alles zu ſetzen; ſie ſchieden, wo ſie ſich fanden (wie vor

Speier 1314, und vor Eßlingen 1315), ohne entſcheidenden Kampf; oder ſie waren nach andern Seiten hin beſchäftigt, wie Leopold mit Bekämpfung der Schweizer und Ludwig mit Verdrängung ſeines Bruders Rudolf. Mittlerweile gewann Ludwig an Anſehn und Einfluß im deutſchen Reiche, doch war er nicht im Stande, durch eigene Macht ſein Baiern gegen Verheerungen zu ſchützen. Trauernd mußte er aus ſeinen Burgen zuſehen, wie ſeine Erblande von den erbitterten Oeſtreichern überfallen und verwüſtet wurden, und ſchon kam er auf den Gedanken, der Uebermacht zu weichen und dem Reiche zu entſagen. Da erhielt er, als er deſſen am meiſten bedurfte, neuen Beiſtand. Der König Johann von Böhmen und deſſen Bruder Balduin Erzbiſchof von Trier, ferner Friedrich Markgraf von Baden, Friedrich Burggraf von Nürnberg, die Grafen von Montfort, Oettingen, Hohenlohe und Henneberg, und drei wackere Kriegshauptleute, Seifried von Schweppermann, Konrad von Bayrbrunn und Albrecht Rindsmaul, ein flüchtiger Steiermärker, kamen ihm zu Hilfe. Dadurch brachte er ein Heer von 1500 Reitern und 30,000 Fußgängern zuſammen, und nun entſchloß er ſich zu einem entſcheidenden Treffen. Aber ohne Vertrauen in eigne Einſicht übergab er den Oberbefehl dem tüchtigen Feldhauptmann von Nürnberg, Seifried von Schweppermann.

Auch Friedrich war zu einem entſcheidenden Treffen entſchloſſen. Er war, während ſein Bruder Leopold in Schwaben und am Oberrhein Ludwigs Anhänger bedrängte und namentlich die Güter des Grafen von Montfort verheerte, von Oeſtreich aus in Baiern eingefallen. Mit ihm waren, auſſer ſeinen jüngern Brüdern, Karl König von Ungern, Heinrich Herzog von Kärnthen, Friedrich Erzbiſchof von Salzburg und noch einige Biſchöfe. Seine Mannſchaft mochte ſich auf 2200 ſchwerbewaffnete Reiter, 4000 leichte ungeriſche Reiter und 24,000 Mann Fußvolks belaufen. In der Gegend von Mühldorf traf er auf ſeinen Gegner. Seine Freunde riethen ihm, die Ankunft ſeines Bruders Leopold, der mit Verſtärkungen herbeirückte, abzuwarten, und glücklich wäre er vielleicht geweſen, hätte er auf dieſen Rath gehört; aber ſein zartes Herz empfand die unſeligen Folgen des Kriegs zu tief, als daß nicht jeder Verzug der entſcheidenden Schlacht ihm eine Verlängerung des Menſchenelends zu ſeyn ſchien. "Schon genug des Blutes", ſagte er, "ſchon genug der Thränen von Witwen und Waiſen, und zu viel des Elends, das unſer Ehrgeiz über die Chriſtenheit gebracht hat! lieber entſagen will ich meinem guten Rechte, lieber rühmlich unterliegen; aber auf keine Weiſe den Streit aufſchieben."

So erfolgte am 28. Sept. 1322 die entſcheidende Schlacht bei Mühldorf in Baiern. Von Sonnenaufgang an wurde von beiden Seiten mit heldenmüthiger Anſtrengung gekämpft, Friedrich ſelbſt zeichnete ſich durch hohe Tapferkeit aus, und um Mittag ſchien ſich der Sieg auf ſeine Seite zu neigen: die Böhmen wurden von ihm hart bedrängt; allein gegen Abend entſchied eine Kriegsliſt. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg hatte ſich mit 400 Reitern in einem nahen Gehölz in Hinterhalt gelegt. Plötzlich erſchien er auf dem rechten Flügel der Oeſtreicher unter Trompetengeſchmetter mit öſtreichiſchen Fähnlein, nicht anders, als rückten Leopolds Hilfsſchaaren heran. Friedrich ſelbſt glaubte dieß, und ſeine Haufen erhoben ein lautes Freudengeſchrei. Aber wie erſchraken ſie, als die vermeinten Freunde auf ihre erſchöpften Reihen ſich warfen. Dieß Schrecken brachte ſie in Unordnung und lähmte ihren Widerſtand. Sie flohen. Aber nur wenige entkamen, viele wurden getödtet oder gefangen genommen, und unter dieſen Prinz Heinrich, Friedrichs Bruder. Friedrich ſelbſt beſtand, während die Seinigen flohen, den Kampf faſt allein, bis ſein Pferd, von Pfeilen durchbohrt, unter ihm niederſtürzte. Jetzt, von der Menge der Feinde und namentlich von Albrecht Rindsmaul überwältigt, ergab er ſich. Er ließ den Burggrafen von Nürnberg rufen, und überreichte ihm ſein Schwert, der Burggraf aber ſtellte ihn dem König Ludwig vor. Dieſer empfing ihn mit den Worten, die, je nachdem ſie ausgeſprochen wurden, Hohn oder Freundlichkeit andeuten konnten: "Vetter, gern ſehen wir euch!" Friedrich beſchämt und zerknirſcht antwortete nichts. Darauf wurde er auf das feſte Schloß Trausnitz in der Gegend von Regensburg, und ſein Bruder Heinrich nach Böhmen in Gewahrſam gebracht. Ludwig aber freute ſich des gewonnenen Sieges, er belohnte die Seinigen, und ehrte beſonders das Verdienſt ſeines Kriegsoberſten. Als er nach den Anſtrengungen der Schlacht Erquickungen begehrte, und in der ausgeplünderten Gegend nichts für ihn aufzutreiben war als wenige Eier, ſo vertheilte er ſie heiter unter ſeine Freunde mit den Worten: "Jedem ein Ei, aber dem frommen Schweppermann zwei!"

Leopold war indeſſen bis über den Lech langſam vorgerückt, wähnend, der entſcheidende Kampf ſey noch fern; denn die Boten, die ſein Herbeirücken beſchleunigen ſollten, waren von den Mönchen des Kloſters Fürſtenfeld aufgefangen worden. Wie tief, wie ſchreckhaft wurde er nun erſchüttert, als er die Nachricht von der Niederlage und Gefangennehmung des heißgeliebten Bruders empfing. Mehrere Tage brachte er einſam, ohne Speiſe und Trank hin, ſich ſelbſt über ſein Zögern die bitterſten Vorwürfe machend. Dann richtete er all ſein Streben dahin, ſeinen Bruder zu befreien und Rache zu nehmen. In Baiern zu bleiben und den übermächtigen Sieger geradezu anzugreiſen, ſchien ihm bei der Schwäche ſeiner Streitkräfte gefährlich. Eben ſo fand er es auch bedenklich, das Kloſter Fürſtenfeld wegen des Auffangens der an ihn gerichteten Boten zu züchtigen. Er zog ſich zuvörderſt nach Baſel. Während nun Ludwig dem ganzen Reiche als einzigen Oberherrn ſich zeigte, Landfrieden anordnete, Zölle aufhob, und die erledigte Mark Brandenburg ſeinem Sohne übertrug, eroberte und verheerte Leopold mehrere Oerter in Elſaß und Schwaben, die ſich für Ludwig erklärten. Zugleich ſuchte er ſich durch Bündniſſe, namentlich mit dem König von Ungern zu ſtärken. Weiterhin bewog er den Herzog Heinrich von Kärnthen, ſich für ſeines Bruders Befreiung zu verwenden, er lieferte an Ludwig'n die Reichsinſignien, ja er verſchmähete ſelbſt Zauberkünſte nicht; aber vergebens: Friedrich blieb in Gefangenſchaft. Mehr nützte es ihm, daß bald nach der Schlacht von Mühldorf Johann, König von Böhmen, erzürnt, daß Ludwig die Mark Brandenburg ſeinem eignen Hauſe und nicht ihm, dem böhmiſchen Könige, zugeſprochen hatte, von ſelbigem ſich abwendete. Denn hierdurch wurde nicht nur Ludwigs Macht geſchwächt, ſondern auch

Prinz Heinrich, den König Johann in Gewahrſam hielt, wurde von dieſem für ein Löſegeld von 9000 Mark Silber und gegen Verzichtleiſtung des öſtreichiſchen Hauſes auf Böhmen, in Freiheit geſetzt (26. Febr. 1324). Am meiſten aber kam es Leopold'n zu Statten, daß der Pabſt Johann XXII., bei dem Verſuch ganz Italien ſich zu unterwerfen, mit Ludwig in Streit gerieth, den Bannfluch gegen ihn ausſprach (1. Oct. 1324), ihn der Krone unwürdig erklärte, und den franzöſiſchen König Karl IV. ermunterte, Deutſchland und die Kaiſerkrone an ſich zu bringen. Leopold ſelbſt, von Rachgier geblendet, bot hierzu die Hand: lieber wollte er einen Fremdling, als den Gegner ſeines Hauſes, Ludwig von Baiern, auf dem deutſchen Throne ſehen. Er machte daher des Pabſtes Bannflüche allerwärts bekannt, vereinigte ſich zu Bar an der Aube mit Karl IV. (27. Jul. 1324) und unterhandelte dann (zu Renſe im Jan. 1325) mit den Erzbiſchöfen von Mainz und Cöln und mit päbſtlichen und franzöſiſchen Geſandten über Ludwigs Abſetzung und Karls Erhebung. Auch gewann er um eben dieſe Zeit im offenen Feld einen Sieg über ſeinen Gegner. Ludwig belagerte Burgau, um dieſe öſtreichiſche Feſte in Schwaben, von welcher aus Leopold Baiern und die ſchwäbiſchen Reichsſtädte angreifen ließ, zu vernichten; aber Leopold rückte plötzlich herbei und überfiel

fiel Ludwig'n ſo nachdrücklich, daß dieſer geſchlagen fliehen und ſein ganzes Lager und Kriegsgeräthe zurücklaſſen mußte.

So viele Feindſeligkeiten häuften Kummer und Sorgen auf Ludwig; wie konnte er bei den Stürmen, die Leopold und der Pabſt gegen ihn erregten, ſeiner Krone froh und ſicher ſeyn? Es ward ihm daher zum Bedürfniß, ſich mit dem öſtreichiſchen Hauſe auszuſöhnen und dazu den gefangenen Friedrich wieder in Freiheit zu ſetzen. Demnach begab er ſich allein, oder nur von wenigen begleitet, im März 1325 nach Trausnitz.

Friedrich, durch Gram in dreijähriger Gefangenſchaft körperlich und geiſtig geſchwächt, erſchrak bei der Nachricht von der Ankunft ſeines Gegners. Er machte ſich auf ſeinen Tod gefaßt. Doppelt groß war daher die Ueberraſchung, als er hörte, daß ihm auf Entſagung des Reichs die Freiheit wiedergegeben werden ſollte. Freudig willigte er ein. Darauf einigten ſich (6. März 1325) zwei Räthe beider Partheien, der Marſchall Diedrich von Pillichdorfer öſtreichiſcher Seits und baierſcher Seits der Graf Berthold von Henneberg, über die Bedingungen, unter denen Friedrich in Freiheit und Ludwig wegen der Zukunft ſicher geſtellt werden ſollte. Von einem Löſegelde war nicht die

Rede; dagegen ſollte Friedrich allen Anſprüchen auf die deutſche Krone zu Gunſten Ludwigs entſagen, alles, was er und ſeine Brüder dem Reiche entzogen, zurückgeben, ſich ſamt ſeinen Brüdern mit Ludwig'n gegen deſſen Feinde und namentlich auch gegen den, "der ſich Pabſt nenne", verbinden, ſeine noch junge Tochter Eliſabeth mit Ludwigs Sohn Stephan verloben. Ueberlebte Friedrich Ludwig'n und käme nach deſſen Tode die Krone an ihn, ſo ſollte er deſſen Söhne mit ihren Ländern und namentlich mit der Mark Brandenburg aufs neue belehnen, oder, käme ein andrer zur Regierung, ſie in dem Beſitze derſelben ſchützen, wogegen auch Friedrich und ſeine Brüder alles, was ihnen von den früheren Kaiſern zugeſprochen worden war, behalten ſollten. Das Vergangene ſollte vergeſſen, niemand deshalb zur Strafe gezogen und alle Gefangene herausgegeben werden. Endlich ſollte Friedrich dieſen Vertrag beſchwören, und könnte er ihn nicht erfüllen, ſich wieder zum Gefängniß ſtellen. — Friedrich leiſtete den verlangten Schwur, genoß gemeinſchaftlich mit Ludwig das heilige Abendmahl, und ward der Gefangenſchaft entlaſſen.

Mit der Gewiſſenhaftigkeit eines redlichen Mannes ſuchte er nun dem beſchwornen Vertrage nachzukommen. Er machte ſeine Entſagung auf die deutſche Krone durch öffentliche Schreiben kund, er erkannte Ludwig'n öffentlich als ſeinen König und Herrn, er ermahnte ſeine Brüder und vormalige Verbündete zur Unterwerfung und Treue gegen ihn, und ſuchte ſelbſt den Pabſt mit ihm auszuſöhnen. Aber bald fühlte er, daß er mehr verſprochen hatte, als er halten konnte: an der Erbitterung ſeines Bruders und an dem Starrſinn des Pabſtes ſcheiterten alle ſeine Bemühungen. Beide erklärten ſich mit Heftigkeit gegen den abgeſchloſſenen Vertrag; Leopold ſetzte die Feindſeligkeiten gegen Ludwig mit voriger Erbitterung fort, der Pabſt aber deutete (in einem Brief an Friedrich vom 12. Mai und an Leopold vom 26. Jul. 1325) den Vertrag von Trausnitz für erzwungen und ungiltig, ſprach Friedrich'n von allen eingegangenen Verbindlichkeiten frei und bedrohete ihn mit dem Banne, wenn er denſelben nachkäme.

Aber nicht die Drohungen des Pabſtes, nicht die Aufforderungen eines innigſt geliebten Bruders, nicht Ehrgeiz, nicht Rache konnten Friedrich'n von der Bahn des Rechts abwenden. Wie vierzig Jahre ſpäter Johann der Gute, König von Frankreich, in ähnlicher Lage äuſſerte: "und wäre "Treue und Glaube von der Erde verſchwunden, "ſie müßten ſich doch im Munde und Herzen der "Könige finden", ſo dachte und handelte auch

Friedrich von Oeſtreich. Theuer war ihm die Freiheit, aber noch theurer ſein gegebenes Wort, und kein Zureden des Pabſtes konnte die Stimme ſeines Innern betäuben. Da er nicht halten konnte, was er gelobt hatte, ging er auf eignen Antrieb nach München, und ſtellte ſich als Gefangenen bei Ludwig ein (25. Jun. 1325). Aber auch Ludwig zeigte Gefühl für Edelſinn. Innigſt gerührt über ſo viel Herzensgüte umarmte er **Friedrich**'n und behandelte ihn forthin nicht als einen gefangenen Feind, ſondern als ſeinen trauteſten Freund*). Er lebte, wie es heißt, mit ihm unter Einem Dache, aß und trank mit ihm an Einer Tafel, ſchlief mit ihm in Einem Bette; und als er nach Brandenburg gerufen ward, ſeinem bedrängten Sohne daſelbſt Hilfe zu leiſten, ſo vertraute er ihm die Verwaltung Baierns, überzeugt, daß dadurch ſein Erbland, wie auch geſchah, vor Leopolds nie raſtenden Anfeindungen am ſicherſten geſchützt werden würde.

Jeden unbefangenen Sinn mußte und muß noch jetzt das Große und Edle in der Handlungsweiſe beider Fürſten ergreifen; aber weder Leopold noch der Pabſt wurden dadurch ergriffen. Beide ſetzten vielmehr ihre Feindſeligkeiten mit ungeſchwächter Erbitterung fort, und Ludwig wurde bald überzeugt, daß er durch den Vertrag zu Trausnitz das nicht

---

*) Hierher gehört das **Kupfer Taf.** LIV.

nicht erreichen könne, was er durch denſelben beabſichtigt hatte. Nur durch einen mildern Vertrag durfte er hoffen, den ſtürmiſchen Leopold für ſich zu gewinnen, oder von der Verbindung mit dem Pabſte und dem König von Frankreich loszureißen. Er ſchloß daher, nicht ohne deſſen Theilnahme, zu München am 7. Sept. 1325 einen zweiten Vertrag mit Friedrich, deſſen Hauptpunkte folgende waren: Er und Friedrich wollten zuſammen regieren, alle wichtigen Angelegenheiten, und beſonders die Ertheilung großer Lehen, einſtimmig vollziehen und gemeinſchaftlich alle ihre Feinde bekämpfen; beyde als römiſche Könige und Brüder wollten Ein Hofgericht, Einen Hofſchreiber und Ein Siegel mit dem Namen beider Könige haben; zöge der Eine von ihnen nach Italien, ſo ſolle der Andre die Regierung in Deutſchland führen. — Auch dieſer Vertrag wurde von Zeugen verbürgt, und von beiden Fürſten beſchworen.

Es erweckt eine traurige Empfindung, wenn gerade die ehrwürdigſten Handlungen, deren die Geſchichte erwähnt, in Zweifel gezogen werden. Solche Zweifel erſcheinen als ein Verrath an der Menſchheit, weil ſie ihr vorleuchtende Muſter entziehen und den Glauben an menſchliche Tugend ſchwächen. Und doch darf ſie der Geſchichtſchreiber, dem Darſtellung des Wahren erſtes Geſetz ſeyn ſoll, nicht übergehen. In einem ſolchen Falle befinden wir uns hier. Man hat die Erzählung von der Rückkehr Friedrichs zur Gefangenſchaft nach München und dem, was darauf folgte, als hiſtoriſch unbegründet verworfen, weil nicht die älteren Zeitbücher, ſondern erſt ſpätere Schriftſteller derſelben erwähnen, und dieß alles ein Mährchen genannt, das aus Verwechſelung mit einer ähnlichen aber ſpätern Thatſache entſtanden ſey. Doch gegen dieſes Verfahren läßt ſich manches einwenden. Offenbar thöricht iſt es, irgend eine Thatſache darum als ein Mährchen zu verſchreien, weil Aehnliches früher oder ſpäter geſchah; aber unzuläßig ſcheint es auch wegen des Stillſchweigens der Zeitbücher oder wegen der Verſchiedenheit in den Angaben gleichzeitiger und ſpäterer Schriftſteller die Wahrheit obiger Erzählung überhaupt zu beſtreiten. Es konnte mehreren Zeitgenoſſen ergehen, wie dem Pabſte Johann XXII., der Friedrichs ſeltene Redlichkeit als etwas Unglaubliches anſah, und nicht begriff, wie zwei Männer, die ſo viele Jahre mit der größten Erbitterung um den Thron gekämpft hatten, ohne Trug ſich ausſöhnen und zum freundſchaftlichen Verkehr ſich vereinigen konnten. Gewiß iſt es ferner, daß beide oben erwähnte Verträge zwiſchen Friedrich und Ludwig abgeſchloſſen wurden; denn für ihre Aechtheit ſprechen noch vorhandene Urkunden, die Andeutungen in den Brieſen des Pabſtes, die Zeugniſſe gleichzeitiger Schriftſteller und viele darüber angeſtellte Unterſuchungen*). Waren aber dieſe Verträge wirklich abgeſchloſſen, ſo konnte dieß nur in Folge ſolcher Ereigniſſe geſchehen, als wir oben geſchildert haben. Hierzu kommt, daß es unbezweifelt gewiß iſt, daß Friedrich bald nach ſeiner Entlaſſung aus der Gefangenſchaft nach München zurückkehrte, und daß Ludwig das größte Vertrauen in ihn ſetzte: beides aber läßt ſich am ſicherſten aus der aufgeſtellten Erzählung erklären. Endlich iſt auch gewiß, daß zu den Unterhandlungen zwiſchen Friedrich und Ludwig nur wenige hinzugezogen und die Verträge ſelbſt anfangs als ein Geheimniß behandelt wurden, weil man bei beiden den Widerſpruch des Pabſtes fürchtete, und weil namentlich der letzte nicht ohne Einwilligung der Stände des Reiches abgeſchloſſen oder in Kraft geſetzt werden konnte. Denn wenn ſchon ein römiſcher König nur mit Beiſtimmung des Reiches von einem römiſchen Kaiſer ernannt werden konnte, ſo konnte noch weniger eine Reichstheilung oder Regierungsgemeinſchaft, wie die hier verabredete, ohne Beiſtimmung des Reiches Statt finden. In der That ſcheint auch Friedrich eigentlich nur den Königsnigstitel behalten, nicht aber einen völlig gleichen Antheil an der Reichsregierung gewonnen, noch weniger denſelben, geſetzt daß er ihn auch anfangs hatte, bis an das Ende ſeines Lebens behauptet zu haben. Der Fortgang der Begebenheiten macht dieſes wahrſcheinlich.

---

*) Man ſehe Baumann Voluntarium Imperii Consortium inter Fridericum Austriacum et Ludovicum Bavarum, pag. 98 f. und Mannert Kaiſer Ludwig VI. oder der Baier, Landshut 1812, S. 210—245.

Der Widerſpruch, den Ludwig und Friedrich bei Abſchließung des zweiten Vertrags fürchten mußten, erfolgte. Die Kurfürſten verwarfen dieſen Vertrag als einen Eingriff in ihre Wahlrechte, und der Pabſt ſtimmte ihnen nicht nur bei, ſondern ſchilderte es auch als eine Verletzung der Kirchenrechte, daß ein Gebannter einen ſolchen Vertrag abgeſchloſſen habe, und ermunterte den franzöſiſchen König in der Bewerbung um die deutſche Krone thätiger zu ſeyn. Herzog Leopold blieb dabei nicht unthätig. Er hatte zu dem zweiten Vertrage, der den Anſprüchen ſeines Bruders und dem Zwecke ſeines ſeitherigen Strebens entſprach, ſeine Einwilligung gegeben, und ſuchte nun die Fürſten und Städte beſonders am Rhein zur Zuſtimmung zu nöthigen. Aber ehe noch der Reichstag zu Speier, der im März 1326 wegen dieſes Gegenſtandes gehalten werden ſollte, zu Stande kam, verzehrte ihn ſeine raſtlosfeurige Thätigkeit. Ein hitziges Fieber raffte ihn hinweg, zu Straßburg am 28. Febr. 1326 im vier und dreißigſten Jahre ſeines Alters.

Sein Tod ſtörte die ſeitherigen Verhältniſſe zwiſchen beiden Königen. Ludwig, nun ohne Furcht vor dem kühnen und gewaltſamen Leopold, achtete nicht mehr auf den mit Friedrich abgeſchloſſenen Vertrag, ja er widerſprach demſelben öffentlich: die Mißbilligung, die derſelbe erregte, konnte ihm einen ſcheinbargiltigen Vorwand hierzu geben. Friedrich aber, ſchon durch ſeine lange Gefangenſchaft gebeugt und noch mehr niedergeſchlagen durch ſeines Bruders Tod, hatte den Muth und Ehrgeiz zu allen großen Unternehmungen verloren. Zwar behielt er den königlichen Titel bis an ſeinen Tod; aber er that nichts, um ſein königliches Anſehn in Deutſchland geltend zu machen, als daß er etwa Belehnungen ertheilte; ſelbſt als Ludwig nach Italien zog (1327), blieb er ruhig. Auch mit ſeinem jüngern Bruder, Otto dem Kühnen, der von ihm eine neue Gütertheilung zu erzwingen ſuchte, machte er, ſobald er konnte, Frieden, und überließ ihm die Güter, die Leopold in Schwaben beſeſſen hatte.

Nach ſo manchen bittern Erfahrungen, die ſein Leben getrübt hatten, brachte er ſeine letzten Jahre auf dem abgelegenen Bergſchloſſe Guttenſtein in Unteröſtreich ganz ſchwermüthig hin. Hier ſtarb er am 13. Jan. 1330, und in der Karthauſe zu Mauerbach, die er geſtiftet hatte, wurde er begraben — ein edler Fürſt! Krone und Lebensglück konnte ihm die Uebermacht ſeiner Gegner rauben, aber nicht den unverwelklichen Ruhm ſeltener Treue und Redlichkeit.

XXIV.

Züge aus dem Leben Kaiſers Maximilian I.

Maximilian I., der Sohn Kaiſers Friedrich III. und der portugieſiſchen Prinzeſſin Eleonore, geboren den 22. März 1459, ſeit 1477 durch Vermählung mit Maria, Tochter Karls des Kühnen, Herr der burgundiſchen Staaten, ſeit 1486 römiſcher König, und ſeit 1493 Nachfolger ſeines Vaters in allen Würden und Ländern desſelben — iſt als Menſch und als Regent gleich ausgezeichnet und merkwürdig. Um dieß zu erweiſen, wollen wir hier nicht den Gang ſeiner Thaten und Schickſale, den wir oben angedeutet haben*), wiederholen, ſondern nur die Züge auffaſſen, die ſein Weſen bezeichnen.

Die herrlichſten Gaben des Körpers und Geiſtes waren ihm verliehen. Er war ſtark und ſchön gebaut, hatte einen wahrhaft majeſtätiſchen Anſtand, und vereinigte mit gewaltiger Stärke eine unglaubliche Gewandtheit, mit ſtürmiſchen Aufwallungen die liebenswürdigſten Eigenſchaften, Gutmüthigkeit, Freundlichkeit, Offenheit, Scherzhaftigkeit. Ueberaus lebhaft, thätig, ruhmbegierig und bis zur Verwegenheit kühn, fühlte er ſich zu dem Manchfaltigſten hingezogen, am meiſten zu dem Auſſerordentlichen, Abenteuerlichen und Gefahrvollen. Vergnügen gewährte es ihm, mit der Gefahr zu ſcherzen, gleich den Helden des Alterthums mit Löwen, Ebern und Bären zu kämpfen, oder auf den Geländern hoher Thürme herumzugehen, bei Gemſenjagden den kühnſten Alpenjägern auf ſchreckensvollen Klippen voranzueilen, daß den Zuſchauenden das Sehen darüber verging. So gerieth er als Jüngling einſt in Tyrol bei dem Verfolgen einer flüchtigen Gemſe auf die St. Martinswand oder den Zirlberg, eine hohe und ſchroffe Felſenſpitze an der Straße nach Insbruck. Er konnte nicht wieder herab, und niemand zu ihm hinaufkommen; kaum, daß ſeine Stimme vernommen wurde. Er ſchien des Hungers oder der Erſtarrung Beute zu werden, und von ferne zeigten ihm als einem Sterbenden Prieſter das heilige Sacrament. Erſt am dritten Tage gelang es einigen kühnen Bergknappen (ihm galten ſie Engel!), Seile ihm zuzuwerfen, mit denen er herabgezogen und ſo vom nahen Tode befreit wurde.

---

*) ſ. Hiſtor. Bilderſ. IV, 1, 96—104.

An Geſchicklichkeit in ritterlichen Uebungen, wie an Gefühl für ritterliche Ehre wich er keinem ſeiner Zeitgenoſſen; ja in ihm ſammelten ſich gleichſam die letzten Strahlen des verlöſchenden Rittergeiſtes. Nie ſchlug er daher das Anerbieten eine Lanze zu brechen aus; mitunter vergaß er dabei wohl gar, was er ſeiner Würde ſchuldig war. Als er ſeinen erſten Reichstag zu Worms hielt (1495), forderte ein hochberühmter franzöſiſcher Ritter, Claudius von Batré, jeden Deutſchen, der es wagen wolle, auf, eine Lanze mit ihm zu brechen. Niemand wagte es, dieſen Kampf zu beſtehen: der Ruf der Unüberwindlichkeit, in welchem der Ritter ſtand, ſchreckte alle zurück. Nur Maximilian, der Kaiſer, brannte vor Begierde, die Ehre des Vaterlands gegen den prahlenden Franzoſen zu retten; er nahm die Herausforderung an, und erſchien völlig gerüſtet in den Schranken. Der Kampf begann, die Lanzen brachen, und die Kämpfenden griffen zu den Schwertern. Maximilian empfing einen Hieb in die Bruſt. Dieß verdoppelte ſeine Anſtrengungen, und endlich gelang es ihm, den Franzoſen zu überwinden.

Aber wie leidenſchaftlich er für ritterliche Uebungen und ritterliche Ehre erglühete, eben ſo thätig war er für Geiſtesübungen aller Art. Er kannte alle damals in Europa gewöhnliche Sprachen, und wußte ſich im Latein, Deutſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, Engliſchen und Böhmiſchen mit vieler Geläufigkeit auszudrücken. Seine Beredſamkeit hatte viel Kräftiges und Eindringliches. Er kannte und übte alle damals bekannten Künſte und Wiſſenſchaften, ſogar der Kochkunſt und des Harniſchſchmiedens war er kundig. Aber Muſik, Dichtkunſt, Malerei und Baukunſt waren ihm am wertheſten. Unter den ernſtern Studien zog ihn am meiſten Mathematik und Geſchichte an: jene, um des Kriegsweſens willen, das er zur Kriegskunſt erhob, dieſe, um der Ehre ſeines Hauſes willen, deſſen Thaten ſamt den eignen er im glanzvollſten Lichte auf die Nachwelt zu bringen ſuchte. Eben darum ſchickte er vertraute Freunde durch ganz Deutſchland, die Stammbäume ſeines Hauſes und die Grabſchriften auf die Fürſten desſelben zu ſammeln. Er ſelbſt ſchrieb mehrere Schriften über verſchiedene Zweige des menſchlichen Wiſſens, oder dictirte ſeinen Geheimſchreibern Erzählungen ſeiner Thaten und Abenteuer, oder ermunterte andre, ſolche zu ſchildern. Auf ſolche Weiſe entſtanden zwei Werke, der Teuerdank und Weiß-Kunig, die als Abbild ſeines Lebens und des Geſchmacks ſeiner Zeit ein beſonderes Anſehn erlangt haben.

Der Teuerdank, das berühmteſte deutſche Gedicht im ſechzehnten Jahrhundert, nicht von Maximilian ſelbſt, wohl aber mit ſeinem Verwiſſen von ſeinem Geheimſchreiber, Melchior Pfinzing (geb. zu Nürnberg 1481, geſt. als Probſt zu Mainz 1535) verfaßt, mit Holzſchnitten nach Maximilians Angabe vom Maler Hans Schäufelin ausgeſchmückt und dem Kaiſer Karl V. (damals erſt König von Spanien) zugeeignet, erſchien zuerſt im Jahr 1517 prachtvoll gedruckt, und nachher in vielen andern Ausgaben. Es enthält eine allegoriſche Schilderung der Gefahren, welche Maximilian vorzüglich bei Bewerbung um die Hand Mariens von Burgund zu beſtehen hatte. Die wirklichen Namen und Vorfälle ſind in bildliche umgeſtaltet, und dem Hauptgegenſtand viele Ereigniſſe aus Maximilians früherm und ſpäterm Leben eingewebt. Der Name Teuerdank ſoll nach der eignen Angabe des Verfaſſers einen Helden anzeigen, der auf Abenteuer denkt. — Das andre Werk, der Weiß-Kunig, iſt von Maximilian ſelbſt entworfen, von ſeinem Geheimſchreiber Marcus Treizſauerwein ausgeführt, und von Hans Burgmaier, einem Schüler Albrechts Dürer, mit 237 Holzſchnitten ausgeſtattet. Es enthält die Geſchichte Friedrichs III. und ſeines Sohnes Maximilians, aber nicht in offenkundiger Erzählung, ſondern in geheimnißvoller Umhüllung. Keine Perſon, kein Land, keine Stadt wird mit dem eigentlichen Namen benennt, ſondern wie im Teuerdank, deſſen Sei-

Seltenſtück dieſes Werk iſt, mit allegoriſcher Andeutung. So wird z. B. das aufrühriſche Flandern die braune Geſellſchaft, der König von Frankreich der blaue, der König von England der rothe, der König von Spanien der ſchwarze, er ſelbſt, der deutſche Kaiſer, der weiße König genannt, oder vielmehr der Weiſe; denn es wird mit dieſem Beiwort auf ſeine Weisheit gedeutet. Lange Zeit war dieſes merkwürdige Werk nur als Handſchrift auf der wiener Hofbibliothek vorhanden; erſt im Jahre 1775 erſchien es unter dem Titel: "Der Weiß-Kunig, eine Erzählung von den Thaten Kaiſers Maximilian I.", zum erſten Male im Druck.

Indem Maximilian, vielleicht nur aus Begierde ſich und ſein Haus verherrlicht zu ſehen, zu dieſen und ähnlichen Werken Veranlaſſung gab, trug er zugleich zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften bei. Doch that er dieß auch auf andre Weiſe. Mit allen ausgezeichneten Gelehrten und Künſtlern ſeiner Zeit lebte er in Verbindung, viele derſelben waren ſeine Tiſchgenoſſen, und wurden von ihm zu hohen Würden und Aemtern erhoben, noch mehrere empfingen von ihm Anregung und Stoff zur Uebung ihrer Talente. Durch ihn ward ferner die kaiſerliche Hofbibliothek zu Wien angelegt, der ſächſiſche Kurfürſt Friedrich der Weiſe zur Stiftung der Univerſität Wittenberg ermuntert, Holzſchneide- und Kupferſtecherkunſt empor gebracht. Ueberhaupt war er äuſſerſt ideenreich, immer mit den verſchiedenartigſten Gegenſtänden beſchäftigt. Um nichts zu vergeſſen, hielt er ſich ein Memorien- oder Gedächtnißbuch, in welchem er kurz andeutete, was ihm begegnete, oder was ihm einfiel, oder was er auszuführen beſchloſſen hatte.

Als Regent erſcheint er in einem zwiefachen Lichte, anders bei ſeinen auswärtigen Unternehmungen, anders bei der Verwaltung des Innern. Bei ſeinen auswärtigen Unternehmungen oder bei den Kriegen, die er führte, und den Verbindungen, die er einging, ſpielte er meiſtens eine ſeiner Würde unangemeſſene Rolle. Nirgends konnte er etwas Bedeutendes ausrichten, ſelten ſeinen Worten Nachdruck geben, gewöhnlich nicht halten, was er verſprochen hatte. Die Urſachen hiervon lagen theils in ihm ſelbſt, theils in äuſſeren Umſtänden. Er war zu lebhaft und veränderlich, ſein Thatendurſt trieb ihn von einem Unternehmen zum andern; er ließ ſich daher in zu Vielerlei ein, und führte ſelten etwas völlig aus: einſt wollte er ſogar Pabſt werden. Er war ferner unwirthſchaftlich, prachtliebend, verſchwenderiſch-freigebig, mit einem Worte kein Staatswirth; daher fehlte es ihm immer an Geld, oder dem Mittel, große Unternehmungen zu Stande zu bringen; und wenn er Geld erhielt, ſo war es bald zu andern Zwecken, als wozu es beſtimmt war, verſchleudert, und er mußte entweder unwürdige Hilfsmittel ergreifen oder ſeine Unternehmungen aufgeben. Hierzu kam, daß die, mit denen er am häufigſten in Verkehr gerieth, die Könige Ferdinand der Katholiſche und Ludwig XII., der Pabſt und Venedig, entweder ſchlauer und verſchlagener waren als er, oder doch von ſeinen Schwächen Nutzen zu ziehen wußten. Endlich wurde er auch vom deutſchen Reiche nicht gehörig unterſtützt; denn bei allen nachdrücklichen Vorſtellungen deſſen, was die Noth und Ehre des deutſchen Reichs erheiſchte, ſagten ihm die Stände entweder keine Hilfe zu, oder nur kärgliche, und leiſteten ſelbſt dieſe ſo langſam, daß darüber der rechte Augenblick für ihn verloren ging.

Aber wie kläglich auch ſeine Unternehmungen nach auſſen hin erſcheinen, ſo rühmlich und wohlthätig erſcheint ſeine Verwaltung des Innern im Bezug auf ſeine Erbſtaaten wie auf Deutſchland überhaupt. Unter ihm wurde zum Heil für ganz Deutſchland das Fauſtrecht aufgehoben, der ewige Landfrieden hergeſtellt, das Reichskammergericht angeordnet, die Eintheilung in zehen Kreiſe mit deren Kreishauptleuten bewerkſtelliget, die Stiftung des Poſtweſens eingeleitet, die Rechtspflege und das

Po:

Polizeiweſen verbeſſert, Künſte und Wiſſenſchaften, wie ſchon oben gezeigt wurde, befördert. — Ganz beſonders machte er ſich um ſeine öſtreichiſchen Erbländer verdient. Denn wie traurig auch der Zuſtand war, in welchem er ſie übernommen hatte, und wie häufig er ſelbſt in Kriege verwickelt war, ſo gelang es ihm doch, Ordnung und Wohlſtand über ſie zu bringen. Er verband ſie enger unter einander und mit dem deutſchen Reiche, ſtellte, namentlich in Schwaben und Vorarlberg, wo noch keine Stände waren, Bürger und Bauern als ſolche auf, ſtiftete gute Polizeieinrichtungen, beſonders Armenanſtalten (die erſten in Deutſchland!). Den allgemeinen Landfrieden, den er über ganz Deutſchland gebracht hatte, hielt er in ſeinen Erbſtaaten aufrecht; er theilte dazu dieſelben in Aemter, errichtete für alle Theile der Landesverwaltung beſondere Collegien, und ſetzte über dieſe einen allgemeinen Gerichtshof, der allmählich zum Reichshofrath erwuchs. Ganz vorzüglich lag ihm die Kriegsverfaſſung am Herzen. Er verordnete dazu eine allgemeine Landesbewaffnung, wenn ein Feind einbräche, führte ein ſtehendes Heer und gute Kriegszucht bei demſelben ein, und machte die vorher ſchwerfälligen Kriegshaufen beweglicher, indem er ſie in Regimenter, Rotten und Fähnlein eintheilte, und ſchwere und leichte Reiterei unterſchied. Auch erfand er eine neue Art von Lanzen, und verbeßerte das Gießen und Richten des Feuergeſchützes, das er ſelbſt ſehr gut zu handhaben wußte. — Und wie ſehr hat er endlich die Größe ſeines Hauſes erhoben! Durch glückliche Heurathen oder kluge Benutzung günſtiger Umſtände brachte er die Niederlande, Spanien, Ungern und Böhmen an dasſelbe, und vereinigte mit demſelben das über hundert Jahr davon getrennte Tyrol. Mit Recht verdient er daher der zweite Stifter des Hauſes Oeſtreich zu heißen. Denn wie Rudolf von Habsburg, dem er überhaupt in Rückſicht auf Thätigkeit, Gutmüthigkeit und Sorge für geſetzliche Ordnung glich, den erſten Grund zu dieſer Macht legte, ſo hat er dieſelbe zu einer der Hauptmächte Europas emporgebracht, und dadurch die vielen Denkmäler ſeines Lebens und Wirkens auf das Folgenreichſte vermehrt.

XXV.

Cosmo und Lorenzo von Medici.

Wie das Haus der Medici überhaupt eines der berühmteſten unter den Fürſtenhäuſern Italiens iſt, ſo ſind insbeſondere Cosmo und Lorenzo von Medici die glanzvollſten Zierden dieſes Hauſes, — beide groß durch Talente, durch Tugenden und durch die erfolgreichſte Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften.

Florenz, das ſich ſeit, dem Untergang der Hohenſtaufen, durch ſeine glückliche Lage wie durch die Betriebſamkeit ſeiner Einwohner zu der wichtigſten Stadt Toskanas erhoben und, nach langen Kämpfen zwiſchen den vornehmſten Familien des Adels, Volksfreiheit behauptet hatte, war die Vaterſtadt der Medici. Dieſe, urſprünglich der Arzneikunde befliſſen (wovon ſie, wie es heißt, den Namen und in ihrem Wappen drei Pillen führten), ſpäterhin glückliche Kaufleute, die allenthalben Waarenniederlagen und Wechſelbanken hatten, gelangten durch Handel zu Reichthümern und durch deren klugen Gebrauch zur Herrſchaft. Den Weg dazu öffnete Johann von Medici, geb. 1360, der eigentliche Stifter der Größe dieſes Hauſes. Im Beſitz unermeßlicher Schätze, die er durch Thätigkeit und

Glück im Handel erworben hatte, zeigte er Freundlichkeit, Freigebigkeit und patriotiſchen Sinn. Dadurch wußte er ſeine Mitbürger, wie eiferſüchtig ſie auch auf ihre Freiheit waren, ſo für ſich zu gewinnen, daß ſie ihn bei allen Staatsgeſchäften befragten, und ihm ohne ſein Nachſuchen die wichtigſten Staatsämter übertrugen.

Die Grundſätze, nach denen er gehandelt hatte, ſuchte er, und nicht ohne Erfolg, auf ſeine Nachkommen überzutragen. Dem Tode nahe ſprach er zu Cosmo und Lorenzo, ſeinen Söhnen: "Ich "fühle, daß die Zeit meines Lebens verlaufen iſt; "aber ich ſterbe zufrieden, da ich euch, meine Söhne, "in Wohlſtand und Geſundheit zurücklaſſe. Folget ihr meinem Beiſpiele, ſo werdet ihr in eurer "Vaterſtadt Ehre und Auszeichnung behaupten. "Nichts macht mir jetzt mehr Vergnügen, als der "Gedanke, daß ich durch mein Betragen niemand "wiſſentlich beleidigt, ſondern mich ſtets bemüht "habe, allen nach meinen Kräften zu dienen. Ich "rathe euch, dasſelbe zu thun. Was Staatsämter "betrifft, ſo bitte ich euch, um eurer Sicherheit "willen nur ſolche anzunehmen, welche euch durch "die Geſetze oder durch den guten Willen eurer "Mitbürger zukommen; denn nur die Ausübung "der Macht, welche durch Gewalt erlangt iſt, nicht "der, welche der freie Wille zugeſtanden hat, ver-

"anlaßt Haß und Zwietracht." — Nicht lange darauf ſtarb er (20. Febr. 1428), und ſein Anſehn ſamt ſeinen Grundſätzen vererbte ſich auf ſeinen älteſten Sohn Cosmo.

Cosmo, geb. 1389, hatte ſchon bei Lebzeiten ſeines Vaters nicht nur Handelsgeſchäfte ſondern auch Staatsangelegenheiten mit glücklichem Erfolg betrieben. Jetzt nach dem Tode ſeines Vaters erlangte er die oberſte Leitung des florentiniſchen Freiſtaates nicht durch Gewalt, ſondern durch kluge Mäßigung, Dienſtfertigkeit und Großmuth. Ehrenſtellen ſchlug er eher aus, als daß er gierig darnach ſtrebte; er war zufrieden mit dem Titel eines Bürgers von Florenz; doch nahm er an allen Staatsgeſchäften Antheil, und wußte es ſo zu leiten, daß die Staatsämter, die er ſelbſt nicht bekleiden konnte oder wollte, mit Männern beſetzt wurden, auf deren Ergebenheit er rechnen konnte. Auf ſolche Art beſchwichtigte er die Eiferſucht der Vornehmen und den Freiheitsſinn des Volkes, und indem er mit ſeinen Reichthümern und ſeinen Rathſchlägen dem Staate nur zu dienen ſchien, wurde er in der That der Beherrſcher desſelben. Aber noch war ſeine Herrſchaft nicht geſichert. Vielmehr wußte es einer ſeiner Gegner, Rinaldo d'Albizi, dahin zu bringen, daß er im Regierungspalaſte verhaftet und dann auf zehn Jahre verbannt wurde (1433). Doch wie ſchon während ſeiner Verhaftung, ſo wurde auch während ſeiner Verbannung das Wohlwollen und Anſehn offenkundig, deſſen er in und auſſer Florenz genoß. Er wendete ſich nach Venedig. Dort wurde er nicht als Privatmann, ſondern als Fürſt vom Senate bewillkommt, und kaum war ein Jahr verfloſſen, als auf Betrieb der Freunde ſeines Hauſes Albizi verbannt und Cosmo nach Florenz zurückgerufen wurde (1434).

Mit lautem Jubel wurde der Zurückkehrende empfangen, und von nun an bis an ſeinen Tod, dreiſſig Jahre hindurch (1434 — 1464), blieb er geachtet und geehrt an der Spitze des florentiniſchen Freiſtaates, ohne daß Eiferſucht unter den Vornehmen oder Mißtrauen unter dem Volke ſich gegen ihn erhob. Er wußte Beleidigungen zu verzeihen: nie unternahm er das Mindeſte gegen die Republik und ſeine Gegner. Dagegen kettete er durch Freigebigkeit und Großmuth Volk und Adel an ſich: es war kein angeſehener Bürger in Florenz, dem er nicht bedeutende Summen vorgeſchoſſen hätte. An der Spitze von Heeren erſchien er nicht: Feldherrentalente ſcheinen ihm gemangelt zu haben; aber mit Klugheit leitete er die auswärtigen Angelegenheiten, und die Fürſten Italiens bewarben ſich um ſeine Freundſchaft, weil er ſie mit ſeinen

Reichthümern unterſtützen konnte. Im Innern hielt er die Partheien in Schranken, Ruhe und Ordnung aufrecht. Er vermochte alles, weil er nichts wollte, was dem Volkswillen entgegen ſchien, und alles vermied, was den Verdacht herrſchſüchtiger Geſinnungen und Abſichten erregen konnte. Darum auch verheurathete er ſeine Söhne nicht an Fürſtentöchter, ſondern an Töchter edler Florentiner. Nach dem Tode des Neri Capponi, ſeines alten Gegners (1455), hätte er vielleicht Oberherr des Staates auch dem Namen nach werden können; aber er zog es vor, als erſter Bürger den Staat zu leiten. Weder in ſeiner Lebensweiſe noch in ſeiner Umgebung ſuchte er einen Vorzug vor andern angeſehenen Bürgern. Dagegen ſchmückte ihn am Abend ſeines Lebens die Dankbarkeit der Florentiner mit dem Ehrennamen “Vater des Vaterlandes.”

Aber wie ausgezeichnet ſeine Staatsverwaltung iſt, ſo iſt doch noch ausgezeichneter und denkwürdiger, was er für das Aufleben der Künſte und Wiſſenſchaften that.

Schon ſeit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts war durch Petrarca und Boccacio die Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften, beſonders des griechiſchen und römiſchen Alterthums, erwacht, und in Cosmo's Jugendjahren war durch den gelehrten Griechen Emanuel Chryſoloras, der (zuerſt 1391) als Geſandter von Conſtantinopel nach Italien kam, und ſpäterhin (ſeit 1396) in Florenz lehrte, das Studium der griechiſchen Litteratur und Sprache neu angeregt und verbreitet worden. Von nun an wurden die Werke der Alten mit ſolcher Begierde aufgeſucht, daß das Auffinden einer alten Handſchrift einer wichtigen Eroberung gleich ſchien. Auch Cosmo wurde von dieſer Liebe für alte Litteratur und Kunſt ergriffen. Von Jugend auf war er den Wiſſenſchaften ergeben (ſein wißbegieriger und nach dem Großen aufſtrebender Geiſt führte ihn zu denſelben hin), und bis zu ſeinem Tode fand er in dem Umgang mit Gelehrten, die immer Zutritt zu ihm hatten, die angenehmſte Erheiterung. Hierzu kam, daß auch politiſche Rückſichten ihn zu einem Gönner und Beſchützer der Gelehrten machen konnten. Durch ſie ward ſein Anſehn in und auſſer Florenz befördert; ſie verherrlichten ihn in ihren Schriften, verbreiteten den Ruhm ſeiner Tugenden, beſonders ſeiner Freigebigkeit, und lenkten immer mehr die öffentliche Meinung zu ſeinem Gunſten. — Aber ſie hatten auch vollgiltige Urſache dazu! Denn groß und wichtig war, was er für ſie und ihre Beſtrebungen that. Er zog Männer von Ruf und Gelehrſamkeit nach Florenz, und ſein Haus ſtand allen ausgezeichneten Gelehrten ſeiner Zeit offen.

Den Griechen, die vor und nach der Eroberung Conſtantinopels als Lehrer der griechiſchen Litteratur nach Italien kamen, ſo wie den gelehrten Italienern, die ſich durch ſie bildeten und bald mit ihnen wetteiferten, gewährte er die freundlichſte Aufnahme, die freigebigſte Unterſtützung und ehrenvolleſte Aufmunterung. Um das Studium der platoniſchen Philoſophie, die zu ſeiner Zeit durch den gelehrten Griechen Gemiſtus Pletho in Italien bekannt wurde, und die ſeinem hohen Geiſte beſonders zuſprach, empor zu bringen, ließ er den Sohn ſeines Leibarztes, Marſilius Ficinus, von Jugend auf für dieſelbe erziehen, und errichtete eine platoniſche Akademie zu Florenz, vorzüglich zur Erklärung der Schriften des Plato. Mit raſtloſem Eifer ſuchte er, was damals ſo ſchwer hielt und ſo große Koſten und Mühen erforderte, die Schriften des Alterthums aus der Verborgenheit, in der ſie begraben lagen, ans Licht zu ziehen. Dieſer Eifer fand Belohnung. Durch ſeine Reichthümer, durch ſeine über Aſien, Afrika und Europa verbreiteten Handelsverbindungen, ſo wie durch zwei zu ſeiner Zeit eintretende Ereigniſſe, die Eroberung von Conſtantinopel und die Erfindung der Buchdruckerkunſt, gelang es ihm, viele hundert Handſchriften in lateiniſcher, griechiſcher, hebräiſcher, arabiſcher, chaldäiſcher und indiſcher Sprache zuſammenzubringen und neue Drucke hinzu zu fügen. Dieſe Sammlung ſung wurde die Grundlage der berühmten "Mediceiſchen Bibliothek." Eine andre Sammlung griechiſcher und römiſcher Handſchriften, die der Florentiner Niccolo Niccoli angelegt hatte, brachte er nach deſſen Tode (1436), indem er deſſen Schulden bezahlte, an ſich. Aber weit entfernt, mit ſolchen Schätzen zu geizen, beſtimmte er ſie zum öffentlichen Gebrauch. Er ſtellte daher dieſe Bibliothek in dem Kloſter des heiligen Marcus, das er auf eigene Koſten erbaut hatte, auf und ernannte zum Aufſeher derſelben den gelehrten Thomas von Sarzana, der nachmals als Pabſt Nicolaus V. Stifter der vaticaniſchen Bibliothek wurde. — Aber auch die bildenden Künſte fanden durch ihn Unterſtützung. Wie er die Baukunſt beförderte (mit großem Koſtenaufwande ließ er zu Florenz herrliche Paläſte aufführen, die er mit koſtbaren Vaſen, Statuen, Büſten, Gemmen und Münzen des Alterthums ausſchmückte), ſo beförderte er auch die Malerei, die Bildnerei, die Gießerei in Kupfer und Erz. Jedes Talent fand durch ihn Ermunterung.

In den letzten Tagen ſeines Lebens zog er ſich von allen öffentlichen Geſchäften zurück, und lebte auf ſeinen Landſitzen, vornehmlich beſchäftigt mit dem Anbau ſeiner Ländereien, oder mit dem Studium der platoniſchen Philoſophie. Doch fuhr er da-

dabei fort, durch Rath und That für den Wohlſtand des Staates und ſeines Hauſes zu ſorgen. Seine Geiſteskräfte blieben bis zu ſeinem Hinſcheiden ungeſchwächt, und mit der Ruhe des Weiſen ſahe er dem Tode entgegen. Durch philoſophiſche Betrachtungen und kirchliche Gebräuche bereitete er ſich zu demſelben vor, ordnete die Angelegenheiten ſeines Hauſes, gab den Seinigen väterliche Ermahnungen und bat ſie unter andern auch, ſein Leichenbegängniß ſo geräuſchlos als möglich zu vollziehen. Am 1. Aug. 1464 entſchlief er im 75. Jahre ſeines Alters, werth der Thränen, welche die Mehrzahl der Florentiner ihm nachweinte. Die Tugenden des Menſchen und Staatsbürgers hatten ihn geſchmückt.

Er hatte zwei Söhne, Piedro und Johann. Von dieſen war der jüngere noch vor ihm 1461 (41 Jahre alt) geſtorben; der ältere aber, der ihn überlebte, war ſchwächlich an Geiſt und Körper. Cosmo hatte daher gefürchtet, daß mit dieſem der Glanz ſeines Hauſes, der eigentlich nur von der Perſönlichkeit der Häupter deſſelben ausging, erbleichen möchte. Doch hatte er ſich wiederum zu frohen Hoffnungen erhoben, wenn er auf die vielverſprechenden Talente ſeiner Enkel, der Söhne dieſes Piedro, Lorenzo und Julian, hinſchaute. Eben darum hatte er auch in der Nähe des Todes den Piedro dringend aufgefordert, die weitere Ausbildung dieſer Jünglinge mit aller Sorgfalt zu fördern. Was er ſterbend gefürchtet und gehofft hatte, geſchah. Der ſchwache und kränkliche Piedro that nichts, um das Anſehn ſeines Hauſes zu erheben: er lebte größtentheils auf ſeinen Landgütern; Kränklichkeit erlaubte ihm nicht, ſich der Staatsſachen mit Eifer anzunehmen; doch zeigte er wie ſein Vater Eifer für Wiſſenſchaften und beförderte, wie dieſer gewünſcht hatte, die Aufbildung ſeiner Söhne. Auch ſtarb er ſchon nach fünf Jahren (3. Dec. 1469) 53 Jahre alt, und nun kamen ſeine beiden talentvollen Söhne an die Spitze ſeines Hauſes, von denen beſonders Lorenzo den Glanz und Ruhm deſſelben aufs neue erhob und für immer verherrlichte.

Lorenzo, geb. den 1. Jan. 1448, entfaltete von Kindheit auf die herrlichſten Anlagen des Geiſtes und Herzens. Ausgebildet wurden dieſe durch ſein regſames Streben, durch geſchickte Lehrer, durch das Beiſpiel und die Ermunterungen ſeines Vaters und Großvaters und insbeſondere durch die zärtliche Sorgfalt ſeiner Mutter, Lucretia, einer der gebildetſten Frauen ihrer Zeit. Er machte daher frühzeitig ſchnelle und bedeutende Fortſchritte in der alten Litteratur und Philoſophie, in der Beredſamkeit, Dichtkunſt und Muſik. Selbſt körperliche Uebungen betrieb er mit dem glücklichſten Erfolge. Als er zum Jüngling herangereift war, ließ ihn ſein Vater die Hauptſtaaten Italiens beſuchen, ſowohl um die Einrichtungen derſelben kennen zu lernen, als auch um Verbindungen anzuknüpfen, die zur Wohlfahrt ſeiner Vaterſtadt und ſeines Hauſes beitragen konnten. So kam er 1465 nach Piſa, dann 1466 nach Rom, Venedig und Mailand. Im ein und zwanzigſten Jahre heurathete er (1. Jun. 1469), nach dem Rathe ſeines Vaters, Clariſſa, die Tochter Jakobs Orſini, eines edlen Römers, und immer behandelte er ſeine Gemahlin mit Achtung. Auch mit ſeinem Bruder Julian lebte er in der zärtlichſten Vertraulichkeit, durch mehr als ein Band an ihn gekettet; denn auch Julian entfaltete die herrlichſten Talente und erglühete für Künſte und Wiſſenſchaften.

Gleich nach ſeines Vaters Tode ward dem Lorenzo von ſeinen Mitbürgern die oberſte Leitung der florentiniſchen Republik angetragen. Er nahm dieſen Antrag an, wählte aber auch diejenigen ſeiner Mitbürger, die als einſichtsvolle und rechtſchaffene Männer anerkannt waren, zu ſeinem Beirath. Mit ihnen leitete er die innern und äuſſern Angelegenheiten von Florenz, ohne dabei ſeines Hauſes und ſeiner Studien zu vergeſſen. So verſtrichen neun Jahre größtentheils ruhig, als plötzlich eine

Verſchwörung gegen ihn losbrach, die vornehmlich vom Pabſte Sixtus IV. ausging.

Sixtus IV. hatte anfangs mit Lorenzo in freundſchaftlichem Verkehr geſtanden; ihm hatte er, als derſelbe mit fünf andern florentiniſchen Geſandten zu ſeiner Erhebung Glück wünſchte (1471), das einträgliche Amt eines Schatzmeiſters des päbſtlichen Stuhles übertragen. Als aber Lorenzo dem Beginnen des Pabſtes, ſeine Neffen oder Söhne auf Koſten Andrer mit Würden und Aemtern zu verſorgen, und namentlich dem einen derſelben, dem Grafen Hieronymus Riario, auf gewaltthätige Weiſe Beſitzungen zu verſchaffen, ſich entgegen ſtellte, und gegen den Pabſt und Neapel, das mit dieſem verbündet war, ein Bündniß zwiſchen Mailand, Venedig und Florenz zu Stande brachte (1474), durch welches die Ruhe Italiens und die Sicherheit des florentiniſchen Gebietes erhalten werden ſollte: ſo verwandelte ſich jener freundſchaftliche Verkehr in glühenden Haß und wilde Verfolgung. Um ſich zu rächen, verband ſich Sixtus IV. mit den Pazzi's, die nächſt den Mediceern die reichſte und angeſehenſte Familie in Florenz ausmachten und mit Neid und Eiferſucht gegen dieſe erfüllt waren. Ihnen und namentlich dem Franz Pazzi übertrug er das Schatzmeiſteramt, das er dem Lorenzo entzog. Darauf verſchwor ſich ſein Neffe oder Sohn

Graf Hieronymus Riario unter Vermittelung des Erzbiſchofs von Piſa, Franz Salviati, den die Medici nicht als Erzbiſchof anerkennen wollten, mit eben dieſem Franz Pazzi gegen das Haus der Medici. Sie wollten dasſelbe vernichten und unter dem Schutze des Pabſtes die höchſte Gewalt zu Florenz an ſich bringen. Dieſer Verſchwörung traten bei Jakob Salviati, des Erzbiſchofs Bruder, Jakob Poggio, ein junger Gelehrter von aufflammendem Ehrgeize, Bernhard Bandini, ein feuriger Anhänger des Hauſes Pazzi, Baptiſta Monteſecco, ein päbſtlicher Feldhauptmann, Anton Maffei, ein Prieſter zu Volterra, Stephan von Bagnone, ein päbſtlicher Schreiber, und noch mehrere andre, deren Namen nicht genannt werden. Weil aber von der Anhänglichkeit der Florentiner an das Haus der Medici das Schlimmſte zu fürchten war, ſo bewirkte der Pabſt durch ſeine Verbindung mit dem König von Neapel, daß ein Heer von 2000 Neapolitanern unvermerkt gegen Florenz anrücken ſollte, um in Bereitſchaft zu ſtehen, ſobald die beiden Medici, Lorenzo und Julian gefallen wären.

Anfangs wollten die Verſchwornen ihr Vorhaben zu Fieſole, wo Lorenzo ſich aufhielt, ausführen. Als ſie aber daſelbſt nur ihn, nicht ſeinen Bruder, den Kränklichkeit zurückhielt, antrafen:

ſo änderten ſie ihren Mordplan und erwählten (ein ſchreckliches Zeichen ihrer verruchten Geſinnungen!) das Heiligthum einer chriſtlichen Kirche zur Ausführung deſſelben. In der Kirche Reparata, ſo verabredeten ſie, ſollten am nächſten Sonntage, ſobald die Hoſtie beim Hochamte erhoben würde, Franz Pazzi und Bernhard Bandini den Julian, und Monteſecco den Lorenzo ermorden; zugleich ſollte der Erzbiſchof Salviati des Regierungspalaſtes ſich bemächtigen, und Jakob Pazzi die Bürger durch Freiheitsgeſchrei zum Aufruhr treiben. Monteſecco ſcheuete ſich, den ihm übertragenen Mord in einem Gotteshauſe zu vollziehen; aber das Schreckliche, vor welchem das Gewiſſen eines Soldaten zurückbebte, übernahmen zwei Geiſtliche, Stephan von Bagnone und Anton Maffei.

Der Sonntag, der zu dieſem Verbrechen beſtimmt war (26. April 1478), erſchien. Der junge Cardinal Riario, der Neffe des Grafen Hieronymus Riario, kam mit einem großen Gefolge, unter welchem ſich die Verſchwornen befanden, nach Florenz und ſtieg in dem Palaſte der Medici ab. Ohne zu ahnen, was erfolgen würde, empfing ihn Lorenzo mit zuvorkommender Freundlichkeit, und begab ſich, ſobald es dazu Zeit war, mit ihm und deſſen Gefolge in die Kirche Reparata. Sie war voll Menſchen und der Gottesdienſt begonnen. Aber Julian war noch nicht zugegen. Da nun die Verſchwornen Vereitelung ihres Mordplanes fürchteten, wenn nicht beide zuſammen getödtet würden, ſo eilten Franz Pazzi und Bernhard Bandini zum Julian, um ihn zur Kirche zu führen. Unterwegs ſchlangen ſie, als geſchähe es aus Liebkoſung, mehrmals die Arme um ihn, um zu entdecken, ob er ohne Panzer und Waffen ſey. Er war es; nicht einmal den Dolch, den er ſonſt zu tragen gewohnt war, hatte er bei ſich; ſorglos wie ein Lamm zur Schlachtbank ging er mit ihnen. In der Kirche angelangt, nahmen ſie ihren Platz dicht hinter ihm, wie die Prieſter Maffei und Bagnone in Lorenzos Nähe. Blutdürſtend warteten ſie auf das verabredete Zeichen. Da ertönt das Glöcklein, der Leib des Herrn, die geweihete Hoſtie, wird emporgehoben, alles Volk wirft ſich nieder. Jetzt ſtößt Bandini ſeinen Dolch in Julians Bruſt. Noch mehrere Wunden bringt ihm Franz Pazzi bei, und mit ſolcher Wuth, daß er ſich ſelbſt in den Schenkel verwundet. Zugleich überfallen die beiden Prieſter den Lorenzo; aber er wird nur leicht verwundet. Der Stoß, den Maffei gegen deſſen Kehle führt, trifft nur den Nacken, und ſchnell rafft ſich Lorenzo auf. Auch im gefahrvollſten Augenblicke beſonnen, reißt er ſeinen Mantel von der Schulter, wickelt ihn wie zum Schilde um ſeine Linke, zieht mit der Rechten den Degen, und treibt die andringenden Mörder zurück. Dieſe eben ſo feig als boshaft, fliehen. Als dieß Bandini ſieht, dringt er mit dem Dolche, der ſo eben Julians-Bruſt durchbohrt hat, auf Lorenzo ein. Doch dieſer wird durch ſeine Freunde gerettet. Franz Nori, einer ſeiner Diener, ſtellt ſich zwiſchen ihn und Bandini und empfängt den Todesſtoß, der ſeinem Herrn beſtimmt war. Andre Vertraute bringen den Lorenzo in die Sacriſtei und verſchließen deren eiſerne Thüren. Zugleich erholt ſich die ganze Verſammlung von der erſten Beſtürzung. Nun entflammt ein furchtbarer Aufſtand, die Mörder fliehen, und der gerettete Lorenzo wird von vielen Florentinern umgeben auf Umwegen in ſeinen Palaſt zurückgebracht.

Inzwiſchen iſt auch der andere Theil des Verſchwörungsplanes, der die Beſitznahme des Regierungspalaſtes zum Ziel hatte, geſcheitert, geſcheitert durch die Ungeſchicklichkeit oder Verzagtheit des Erzbiſchofs Franz Salviati. Dieſer hatte ſich, ſobald das verabredete Zeichen in der Kirche gegeben worden war, mit einem Gefolge von dreißig Perſonen nach dem Regierungspalaſte begeben, wie zu einem Ehrenbeſuche. Mit Liſt wollte er ſich deſſelben bemächtigen; aber ihn verließ die Beſonnenheit in dem entſcheidenden Augenblicke. Durch ſein

Zögern und Zagen ward er ſein eigener Verräther; und als Petrucci, der Gonfaloniere (oder Vorſteher der ausübenden Gewalt), ein entſchloſſener Mann, die Wache herbeiruft, geſteht er ſein Vorhaben und entflieht. Petrucci ſetzt ihm nach; vergebens! Dagegen ergreift Petrucci den Jakob Poggio, wirft ihn zu Boden und überliefert ihn der Wache. Die übrigen Senatoren bewaffnen ſich, vertheidigen den Eingang zum Palaſt gegen Jakob Pazzi, der ihn mit ſeinem Anhang zu erſtürmen ſucht. Sie treiben ihn, als ſie Verſtärkung erhalten, zurück. Jetzt erſt erfährt Petrucci, was in der Kirche Reparata geſchehen iſt. Dadurch aufs höchſte erbittert, läßt er ſogleich den Jakob Poggio an den Fenſtern des Regierungspalaſtes aufknüpfen. Gleiches oder ähnliches Schickſal haben die übrigen Verſchwornen, die im Palaſte ergriffen werden, und tobend drängt ſich das Volk durch die Straßen und mordet, wen von den Verſchwornen es findet. Der Cardinal Riario wird durch Lorenzo's Vermittelung gerettet; aber Franz Pazzi, der Erzbiſchof von Piſa und ſein Bruder, ferner Jakob Pazzi und ſein Neffe werden aufgeknüpft; die Prieſter Maffei und Bagnone, in einem Benedictinerkloſter ergriffen, werden in Stücke gehauen; Monteſecco nach einigen Tagen enthauptet. Vor ſeiner Enthauptung bekannte er, daß die ganze Verſchwörung vom

Pabſte ausgegangen ſey. Bandini ward erſt nach einem Jahre zu Conſtantinopel ergriffen, vom Sultan Mahomed II. ausgeliefert und zu Florenz hingerichtet.

Gerettet war alſo Lorenzo, und klar und deutlich hatte ſich die Liebe der Florentiner für ihn kund gethan. Aber getrübt wurde ſeine Freude durch den Verluſt eines Bruders, den er zärtlich geliebt hatte, durch das blutdürſtende Toben des Volkes, dem er umſonſt Einhalt zu thun ſuchte, durch die Rachgier des Pabſtes und durch die Drohungen des Königs von Neapel. Um die Gefahren, die von dieſer Seite her ſich erhoben, von ſich abzuwenden, ſchilderte er den Staaten Italiens und den Königen Frankreichs und Spaniens die Argliſt des Pabſtes und ermunterte die Florentiner zum Zurücktreiben der Feinde. Er ſelbſt zog Truppen herbei und verſah Florenz mit dem Nöthigen, um eine Belagerung auszuhalten. Dagegen erklärte der Pabſt den Tod des Erzbiſchofs von Piſa und die Verhaftung des Cardinals Riario für die abſcheulichſten Verbrechen, nahm alles, was die Medici's und andere Florentiner in Rom beſaßen, in Beſchlag, ermunterte den König von Neapel zum Krieg gegen Florenz, ſprach über Lorenzo und deſſen Anhang fürchterliche Bannflüche aus und belegte Florenz mit dem Interdict, wobei er zugleich, von Leidenſchaftlichkeit hingeriſſen, die ſämmtliche Geiſtlichkeit des florentiniſchen Gebietes ihrer Würden und Aemter entſetzte. Aber gerade durch letzteres ſchadete er ſich ſelbſt. Die florentiniſche Geiſtlichkeit, die, mit ihm vereinigt, den Sturz des Lorenzo hätte bewirken können, trat nun gegen ihn auf, und hielt in der Kirche Reparata eine Verſammlung, in welcher die Schändlichkeiten des Pabſtes aufgedeckt, und Lorenzo und die Florentiner gegen deſſen Beſchuldigungen gerechtfertiget wurden.

Doch Sixtus IV. beharrte bei ſeinem Vorhaben, den Lorenzo zu ſtürzen. Er bewog den König von Neapel, die Auslieferung oder Verbannung desſelben von den Florentinern zu fordern, und ſie im Weigerungsfalle mit einem verheerenden Kriege zu bedrohen. Aber jetzt zeigten die Florentiner, wie viel ihnen Lorenzo gelte. Sie erklärten dem Könige von Neapel, daß ſie lieber das äuſſerſte Ungemach erdulden, als ihn verrathen wollten, deſſen Wohlfahrt mit der Wohlfahrt ihres Freiſtaates ſo innig verbunden ſey; und obſchon Lorenzo ſelbſt in einer rührenden Rede ſie aufforderte, nicht an ihn, ſondern an das Heil von Florenz zu denken, ſo beharrten ſie doch bei ihrer Erklärung; ja eben dieſe ſeine Aufforderung beſtärkte ſie in der Liebe zu ihm.

Der Krieg begann. Päbſtliche und neapolitaniſche Truppen rückten in das florentiniſche Gebiet, und Verheerungen bezeichneten ihren Weg; aber mehreres konnten ſie nicht ausrichten. Der Herzog von Ferrara, Herkules von Eſte, der den Oberbefehl des florentiniſchen Heeres übernommen hatte, ſtand ihnen tapfer entgegen, und bald endigte ein Waffenſtillſtand den Feldzug (1478). Während deſſelben verſuchte Lorenzo abermals den Pabſt zu verſöhnen, und abermals vergebens. Der Krieg nahm daher im nächſten Frühjahr 1479 ſeinen Fortgang. Mit abwechſelndem Glücke wurde er geführt, und bald wieder durch einen Waffenſtillſtand aufgeſchoben. Jetzt erſt, da die Gefahr näher rückte, und größere Leiden ſie bedrängten, wankte der Muth der Florentiner. Da entſchloß ſich Lorenzo zu einer hochherzigen Handlung. Mit Gefahr ſeines eignen Lebens wollte er ſeine Vaterſtadt erretten; ſich ſelbſt ſeinen Feinden dahin geben, um Florenz zu befreien. Im Dec. 1479 verließ er Florenz und ging nach Neapel. Er wurde daſelbſt ehrenvoll empfangen; Freundlichkeit und Freigebigkeit empfahl ihn, und mit hinreißender Beredſamkeit ſprach er zum König. Der König wurde gerührt und ſchloß mit ihm Frieden (6. März 1480). Aber der Pabſt hörte nicht auf, den König aufs neue zu beſtürmen, und Lorenzo hatte von Glück zu ſagen, daß er unverſehrt nach Florenz zurückkommen konnte. Erſt als die Türken in Unteritalien gelandet waren, Otranto eingenommen hatten, und ganz Italien bedroheten (1480), erklärte ſich der Pabſt zur Ausſöhnung mit den Florentinern geneigt. Wie hätte er auch jetzt, da feſtes Zuſammenhalten des ganzen Italiens ſo nöthig war, den Krieg mit denſelben unterhalten zu können? Darauf ſchickte Florenz zwölf der angeſehenſten Bürger an ihn, die ihm Unterwerfung angelobten. Er genehmigte ihre Unterwerfung, berührte ihren Rücken mit einer Ruthe und nahm den ausgeſprochenen Bannfluch zurück (3. Dec. 1480).

Größer und glänzender ſtand nun Lorenzo nach hergeſtelltem Frieden da. Gewachſen war ſein Anſehn im Innern von Florenz; gewachſen ſein Anſehn nach auſſen hin; die Verſchwörung, die ihn gänzlich zu Boden ſtürzen ſollte, hatte dazu gedient, ihn höher zu erheben. Er konnte daher eine andere Verſchwörung, die Graf Hieronymus Riario gegen ihn angeſtiftet hatte (1481), mit Leichtigkeit unterdrücken, die Vertreibung der Türken aus Otranto bewerkſtelligen helfen, und ſeinen Lieblingsplan, Italiens Ruhe zu befeſtigen, weiter verfolgen. Beſonders förderlich hierzu war ihm der Tod des hartnäckigen Pabſtes Sixtus IV. (1484). Denn der Nachfolger deſſelben, Innocenz VIII., war ſanfter und nachgiebiger und hegte Achtung für Lo-

Lorenzo's Redlichkeit und Einſicht. Er ließ ſich daher auch durch Lorenzo von einem Unternehmen abbringen, das dem päbſtlichen Stuhle vortheilhaft, aber der Ruhe Italiens höchſt nachtheilig werden konnte.

Die Neapolitaner, gegen ihren König Ferdinand I., der ihre Rechte beſchränken oder unterdrücken wollte, erbittert, hatten den Pabſt aufgefordert, Neapel als ein Lehen des päbſtlichen Stuhles einzuziehen. Schon Sixtus IV. hatte ihnen hierzu Beiſtand zugeſichert, und Innocenz VIII., noch dringender vom neapolitaniſchen Adel beſtürmt, ſendete ein Heer zu ihrer Unterſtützung ab. Jetzt hätte Lorenzo ſich mit dem Pabſte gegen Neapel verbinden und wegen früherer Beleidigungen an letzterem ſich rächen können; aber höher als Rachſucht galt ihm die Erhaltung des Friedens. Als der König von Neapel Schutz bei ihm ſuchte, bewirkte er durch ſeine Geſchicklichkeit im Unterhandeln, daß der Pabſt von ſeinem Vorhaben abließ und Neapel wieder zum Genuß des Friedens gelangte (1486). Dagegen gewann er bald darauf dem Pabſte die aufrühreriſche Stadt Oſimo.

Ueberhaupt bewies er als Staatsmann die größte Klugheit und Rechtlichkeit. Wohl überzeugt, daß er und Florenz nicht bei dem Krieg, ſondern nur bei dem Frieden gewinnen könnte; benutzte er das Anſehn und Zutrauen, das ihm allenthalben genoß, um den Frieden in Italien zu ſtiften und zu erhalten. Er ſuchte daher den Beſitzſtand aufrecht zu erhalten, Fürſten und Städte zu verſöhnen, die kleineren Staaten gegen die größeren zu ſchützen, und Italien zu Einem Ganzen zu verbinden. Und da er, wie erzählt wird, nur was löblich und ſeiner würdig war, ſprach und that, ſo nahm man ihn gern zum Vermittler oder Schiedsrichter bei den wichtigſten Angelegenheiten. So ward Italien durch ihn glücklich, und hier beſonders Florenz. Wie er das Beſtehen dieſes Freiſtaates gegen äuſſere Feinde ſicherte, ſo ſicherte er auch im Innern Ruhe und Ordnung und erhob deſſen Glanz und Ruhm. Als der Friede mit dem Pabſte wiederhergeſtellt war, drang er darauf, daß eine Anzahl von 70 Bürgern in Form eines Senats über alle öffentlichen Angelegenheiten rathſchlagen ſollte. Freilich ward dadurch der Umſturz der demokratiſchen Verfaſſung herbeigeführt; aber ſeiner Meinung nach ſollte durch dieſe Einrichtung die Regierung des Staates, die vorher zum Nachtheil des Staates beſtändig wechſelte, einen höhern Grad von Dauerhaftigkeit und Stärke erhalten. Um die Schulden abzutragen, die der Krieg verurſacht hatte, hielt er die ſtrengſte Aufſicht über die Einkünfte und Ausgaben des Staates. Dabei verſchonte er die Bürger mit neuen Abgaben und sorgte für ihren Wohlſtand durch Beförderung ihres Kunſtfleiſſes.

Doch wie ſein Groſsvater war er nicht bloß Staatsmann, ſondern auch Freund und Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte, und dauernder und denkwürdiger als alle übrigen Verdienſte ſeines glorreichen Lebens ſind die, die er ſich in dieſer Rückſicht erwarb. Was er für den Wohlſtand von Florenz und für die Ruhe Italiens that, ging bald nach ſeinem Tode wieder unter; aber was er für die Wiſſenſchaften und Künſte that, lebt fort und verewiget ſeinen Namen neben dem Namen ſeines Groſsvaters.

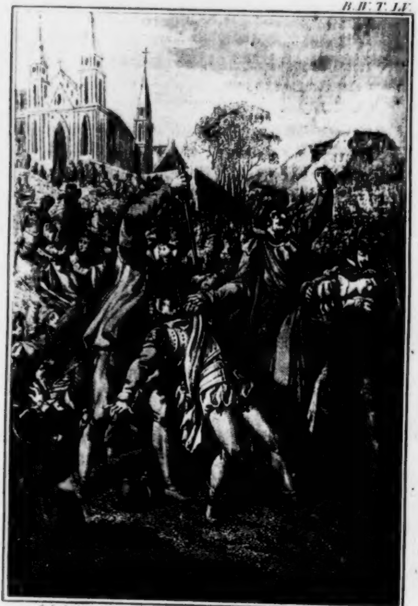
Schon in ſeiner Jugend beſeelte ihn eine feurige Liebe für Wiſſenſchaften und Künſte: er ſelbſt war Dichter und Redner; und noch in ſeinen ſpäteren Jahren hielt er die für die glücklichſten Stunden ſeines Lebens, die er den Studien oder dem Umgang mit Gelehrten widmen konnte. Dieſe Liebe aber war es, was ihn trieb, ſchlummernde Talente zu wecken, Gelehrte zu begünſtigen, zu wiſſenſchaftlichen Unternehmungen zu ermuntern, und für den Anbau der Künſte und Wiſſenſchaften weder Koſten noch Mühen zu ſcheuen. Auf ſeinen Antrieb wurden die berühmteſten griechiſchen Schriftſteller ins lateiniſche überſetzt, alte Handſchriften aufgeſucht, verglichen und dann mit verbeſſertem Texte abgedruckt. Und ſo ward die von ſeinem Großvater angelegte Bibliothek von ihm ſo anſehnlich erweitert, daß ſie gewöhnlich nach ſeinem Namen Bibliotheca Mediceo-Laurentiana genannt wird. Er ſtiftete ferner, wie auch ſein Großvater gethan haben ſoll, zu Florenz für die griechiſche Sprache eine öffentliche Schule, die von vielen Ausländern beſucht wurde. Die Univerſität zu Piſa, welche Stadt ſeit 1406 zum florentiniſchen Gebiete gehörte, erhob er aus ihrem Verfall zu neuem Leben (1472); und der Akademie für das Studium der platoniſchen Philoſophie, die gleichfalls ſein Großvater angelegt hatte, ſuchte er unter andern auch dadurch Feſtigkeit zu geben, daß er ein Feſt zum Andenken an Plato anordnete, das alljährlich am 7. Nov., dem angeblichen Geburts- und Sterbetag dieſes griechiſchen Weltweiſen, gefeiert wurde. — Nicht minder beförderte er auch die bildenden Künſte. Denn eben die Liebe, die ihn trieb die literariſchen Schätze des Alterthums aufzuſuchen und zu ſammeln, trieb ihn auch zum Aufſuchen und Sammeln der alten Kunſtwerke. Er brachte daher eine große Anzahl alter Statuen, Büſten, geſchnittener Steine und Münzen zuſammen, und erweiterte ſo die von Cosmus begründete Sammlung zum Museum Florentinum. Aber beim Sammeln ließ er es nicht bewenden: er ſorgte auch für die zweckmäßige Benutzung dieſer Sammlung. Er führte junge Künſtler in dieſelbe, ließ ſie zur würdigen Nachahmung der Alten ſich bilden und ſetzte Ehrengeſchenke für deren Fortſchritte aus. Und ſo geſchah es, daß auf ſeinen Antrieb eine zahlreiche Menge von Kunſtarbeiten verfertiget, daß Malerei, Bildnerei und Baukunſt immer mehr vervollkommnet, daß Florenz der Vereinigungspunkt wie der berühmteſten Gelehrten ſo auch der größten Künſtler wurde.

In ſeinem Privatleben liebte Lorenzo mehr als ſeine Vorfahren äuſſern Glanz. Die Handelsgeſchäfte gab er auf, angeblich weil ſeine Faktoren mehr für ſich als für ihn arbeiteten; dagegen benutzte er, was fürſtlicher ſchien, ſeine Reichthümer zur Vermehrung und Verbeſſerung ſeiner Beſitzungen. Seinen Kindern — er hatte deren ſieben, vier Töchter und drei Söhne, unter denen der jüngere, Johann (geb. 1475), als Pabſt Leo X. am merkwürdigſten geworden iſt — war er ein zärtlicher Vater, ſeinen Freunden ein treuer Freund. Härte und Rachgier waren ihm fremd: Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften hatte ſeinen Empfindungen Zartheit und Milde verliehen. Er beſaß eine bewundernswerthe Geſchicklichkeit, Menſchen für ſich zu gewinnen; von den verwickeltſten Geſchäften konnte er zu gelehrten Unterhaltungen,

von

von dieſen zu muntern Scherzen übergehen. Täglich erſchien er unter dem Volke, miſchte ſich in deſſen Spiele und ging mit dem gemeinſten Bürger wie mit ſeines Gleichen um. Aber am meiſten zog ihn der Umgang mit Künſtlern und Gelehrten an. Mochte er in Florenz oder auf ſeinen Landgütern leben, immer hatte er ſelbige um ſich. Der berühmte Michel Angelo, der größte unter den Künſtlern ſeiner Zeit, lebte mit ihm in einem Palaſte, ſpeiſte mit ihm an einer Tafel. Auch faßte er bei zunehmender Kränklichkeit den Gedanken, allen Staatsgeſchäften zu entſagen und ganz ſeinen gelehrten Freunden zu leben. Doch ehe er dieſen Entſchluß ausführen konnte, überraſchte ihn der Tod. Ruhig ſtarb er in der Fülle ſeines Ruhmes, den 8. April 1492, im 45. Jahre ſeines Alters, beweint von allen Florentinern. Sie fühlten was ſie mit ihm verloren.

Vergleicht man ihn mit ſeinem Großvater, ſo mag man wohl behaupten, daß Cosmo als ſchöpferiſcher Geiſt höher ſteht als Lorenzo, indem jener die Bahn brach, die dieſer nach einem ſolchen Vorbilde und bei erhöhetem Anſehn und vermehrten Mitteln leichter und erfolgreicher wandeln konnte. Dagegen aber war Lorenzo vielſeitiger, in gelehrter Bildung weiter als Cosmo, und ſein Intereſſe an Künſten und Wiſſenſchaften, frei von allen poli-



Schubert del. Mene Haas sc. 1828.

Die sicilianische Vesper.

litiſchen Rückſichten, einzig aus ſeelenvoller Liebe zu denſelben hervorgehend. Cosmo hatte dem erwachenden Eifer für Künſte und Wiſſenſchaften Leben eingehaucht; Lorenzo aber verlieh dieſem Eifer weitere Ausbreitung und dauernde Feſtigkeit. Demnach verdienen beide Wohlthäter der Menſchheit zu heißen, und wo nur und ſo lange nur das Aufleben der Künſte und Wiſſenſchaften geprieſen wird, wird auch ihr Name mit Ruhm und Achtung genannt werden.

XXVI.

Die ſicilianiſche Vesper.

Die ſicilianiſche Vesper, die als ein Todtenopfer für den Schatten des unglücklichen Konradin betrachtet werden kann, war nicht das Werk langer Vorbereitungen und weitläuftiger Verbindungen, ſondern der plötzliche Ausbruch einer langgenährten Erbitterung, das blutgierige Aufwallen eines tief gekränkten Volkes, welches, unbekümmert um die Folgen, erlittene Schmach in dem Blute ſeiner Peiniger auszutilgen ſucht.

Seitdem nämlich Karl von Anjou Herr von Neapel und Sicilien geworden war (1266), hatte er ſamt ſeinen Franzoſen durch Stolz, Habſucht und Ungerechtigkeit ſeine neuen Unterthanen erbittert. Vor der Nähe des Königs, der Macht ſeines Heeres, und der Wachſamkeit und Ergebenheit ſeiner Anhänger ſchwieg der Haß der Neapolitaner; aber deſto lauter äuſſerte er ſich in Sicilien, das am treueſten den Hohenſtaufen angehangen hatte und nun der Willkür von Statthaltern Preis gegeben war, die mit ihrem Anhang noch ärger wütheten, als der König mit ſeinem Hofe. Vergebens baten die Unterdrückten den König um Abſtellung ihrer Beſchwerden: die, denen dieſe Abſtellung übertragen ward, vermehrten ſie; vergebens wendeten ſie ſich an den Pabſt, als den Oberlehnsherrn ihres Landes: König Karl, hierüber entrüſtet, ließ die Abgeſendeten einkerkern.

Als Rächer ſo vieler Bedrückungen erhob ſich Johann von Procida, aus Salerno gebürtig, Herr der kleinen Inſel Procida bei Neapel und mehrerer andern Güter, reich an Kenntniſſen wie an Fähigkeiten, der Arzneikunde mächtig und voll lebendiger Vaterlandsliebe. Je mehr er ſelbſt als ein alter Anhänger der Hohenſtaufen von den Franzoſen gehaßt und verfolgt wurde, deſto mehr fühlte er das allgemeine Leiden ſeines Vaterlandes; und je mehr er dieß fühlte, deſto feſter wurde in ihm der Entſchluß, die Franzoſen aus Sicilien zu vertreiben und die Krone dieſes Landes an Peter III., König von Aragonien zu bringen. Es galt nämlich Peter III. wegen ſeiner Gemahlin Conſtantie, der Tochter Manfreds, als einziger Erbe der Hohenſtaufen und mithin auch des Königreichs Sicilien. Um nun ſein Vorhaben zur Ausführung zu bringen, wußte Procida nicht nur den Haß der Sicilianer gegen die Franzoſen zu verſtärken, ſondern auch geheime Verbindungen anzuknüpfen und durch ſie Unterſtützungen zu finden. Im Einverſtändniß mit den vornehmſten Sicilianern begab er ſich nach Conſtantinopel, und Kaiſer Michael Paläologos, den Karl mit Krieg bedrohete, ſicherte ihm reichliche Geldunterſtützungen zu. Er begab ſich ferner nach Rom, und Pabſt Nicolaus III. (1277—1280), der Karls allzugroße Macht zu beſchränken wünſchte, erlaubte, daß Peter III. die Rechte ſeiner Gemahlin auf Sicilien geltend machen durfte. Um ſo leichter konnte nun Procida den König von Aragonien, den er ſchon früher mit ſeinen Planen bekannt gemacht hatte, zu einem feſten Entſchluß bewegen. Unter dem Vorwand eines Kreuzzugs gegen Tunis rüſtete ſich derſelbe zur Erkämpfung der Krone Siciliens.

Doch ehe noch dieſe Rüſtungen beendigt waren, ereignete ſich eine Schreckensbegebenheit in Sicilien, die das Beginnen des Procida mächtig beförderte, obſchon ſie unabhängig von demſelben entſtanden zu ſeyn ſcheint. Die Ungerechtigkeit und rohe Ausgelaſſenheit der Franzoſen hatte die Sicilianer aufs äuſſerſte gebracht; ihre Geduld war erſchöpft, und ſie geriethen in einen Aufſtand, der in wenigen Tagen jahrelange Leiden mit ſchrecklichem Blutvergießen rächte. Dieſen Aufſtand nennt man die ſicilianiſche Vesper, und Anfang und Fortgang deſſelben war folgender.

Einer alten Sitte gemäß zogen am Oſtermontage, den 30. März 1282, die Einwohner von Palermo ſchaarenweiſe nach Montreale, unweit der Stadt, um dort in der Kirche zum heiligen Geiſte die Vesper zu hören. Kurz vorher hatte der franzöſiſche Statthalter zu Palermo befohlen, daß kein Eingeborner Waffen tragen, und daß ſeine Kriegsleute verborgenen Waffen nachſpüren ſollten. Dieſer Befehl ſtemmte ſich gegen eine alte Volksſitte, an hohen Feſttagen mit Schwert und Lanze in die Kirche zu gehen, und erregte darum neue Erbitterung. Gleichwohl blieben die Palermitaner ruhig; der wiederkehrende Frühling ſprach zu ihren Herzen; ſie zogen munter einher, oder ſaßen auf dem jungen Graſe und pflückten Blumen. Aber auf einmal erhob ſich ein ſchreckliches Getümmel. Ein Franzoſe, Drouhet, hatte unter dem Volke eine edle Jungfrau bemerkt, die mit ihren Eltern, Brüdern und Bräutigam einherzog. Ihre Schönheit hatte ſeine Begierde gereizt, und unter dem Vorwande, verborgene Waffen bei ihr zu ſuchen, hatte er ſie mit frechen Händen betaſtet. Vor Scham und Schrecken ſank die edle Jungfrau ohnmächtig in die Arme ihres Bräutigams, und von Wuth entbrannt ſchrie ihr Vater: "Nieder mit dem Buben!" Sogleich ſtürzt eine große Volksmenge herbei; einer aus derſelben, ein kühner Jüngling, dringt auf den Frevler ein, entreißt ihm das Schwert und durchbohrt ihn*). Dieſe raſche That iſt die Looſung zu einem allgemeinen Aufſtand. Während die Glocken von Montreale zur Vesper läuten, erſchallt auf dem Gefilde der Aufruf: "Sterben müſſen die Franzoſen! Sterben müſſen ſie!" — und dem Aufruf folgt die blutige That. Alle hier befindlichen Franzoſen werden ergriffen, niedergeſchmettert, getödtet. In ſtürmiſcher Bewegung eilt dann das Volk in die Stadt zurück, und erneuert hier das ſchreckliche Morden. Kein Alter, kein Geſchlecht wird verſchont; ſelbſt das Kind im Mutterleibe, wenn der Vater ein Franzoſe iſt, wird getödtet: Grauſamkeit geſellt ſich zur Rachgier. Und nicht bloß Palermo und ſeine Umgegend bleibt der Schauplatz ſolcher Auftritte. Wie ein loderndes Feuer verbreiten ſie ſich über ganz Sicilien, und in kurzer Zeit ſind alle Franzoſen, viele Tauſende an der Zahl, auf dieſer Inſel vertilgt.

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LV.

Auſſer ſich vor Schrecken vernahm König Karl die Nachricht von dieſem Blutvergießen. Unbeweglich ſtand er da, zornig biß er in ſeinen Stock, und wüthend rief er endlich aus: "So will ich denn der ganzen Nachwelt ein Beiſpiel geben, worüber alle Rebellen zittern ſollen!" Geſchreckt durch ſolche Drohungen, wie durch die Kraft, mit der König Karl ſie zur Wirklichkeit bringen konnte, wendeten ſich die Einwohner Meſſina's und Palermo's an ihn und den Pabſt, um Gnade zu erflehen. Vergebens! Der neue Pabſt, Martin IV., Karls Freund, ließ das Kreuz gegen ſie predigen; Karl aber ſetzte, ſobald ſeine Rüſtungen beendiget waren, nach Sicilien über. Am 6. Jul. 1282 erſchien er mit einem furchtbaren Heere vor Meſſina, und bald brachte er dieſe feſte Stadt in ſolches Gedränge, daß ſie in ſeine Hände gefallen ſeyn würde, wenn nicht der erſehnte Retter herbeigekommen wäre.

Peter von Aragonien, der im Jul. 1282 mit einer Flotte von 50 Galeeren, 800 Reitern und gegen 10,000 Mann Fußvolk nach Afrika geſegelt war, landete, durch Procida und die vornehmſten Sicilianer flehendlichſt herbeigerufen, am

30. Aug. zu Trepani. Gleich darauf wurde er zu Palermo gekrönt. Dann eilte er ſeine Ueberlegenheit zur See zu benutzen, und die franzöſiſche Transportflotte anzugreifen. Dadurch war Karl genöthigt, um nicht von Neapel abgeſchnitten und in Sicilien durch Hunger aufgerieben zu werden, die Belagerung von Meſſina aufzugeben. Am 26. Sept. räumte er mit ſeiner ganzen Macht Sicilien.

Doch hiermit war der Krieg nicht geendigt. Zwar ruhete er im Jahre 1283, wo Karl ſeinen Gegner zu einem Zweikampfe herausforderte, der jedoch nicht zu Stande kam; allein im Jahre 1284 erhob er ſich von neuem, und abermals unglücklich für Karl'n. Seine Flotte ward in der Nähe von Neapel geſchlagen, und ſein Sohn, Karl der Lahme, der ſie anführte, gefangen. Letztrer würde dem Schatten Konradins zum Opfer gebracht worden ſeyn, wenn nicht die edelmüthige Conſtantie ſich für ihn verwendet hätte. Karl ſelbſt überlebte den Verluſt Siciliens nicht lange. Durch ſo viele Schläge, die kurz nach einander ihn trafen, hatte er alles Vertrauen zu ſich und ſeinem Glücke verloren. Reue über ſo manche Ungerechtigkeiten ſeines Lebens, zu denen auch die Hinrichtung Konradins gehörte, ergriff ihn, und am 17. Jan. 1285 ſtarb er, 65 Jahre alt. Sicilien aber kam nimmer an ſein Haus zurück. — So offenbart ſich alſo auch an ſeinem Beiſpiel das Walten einer ewigen Gerechtigkeit, die früh oder ſpät den Ungerechten ſtrafend heimſucht!

XXVII.

Abälard und Heloiſe.

Peter Abälard war im Jahre 1079 zu Palais, einem Dorfe unweit Nantes in der Bretagne, geboren. Obgleich der Sohn eines Edelmanns hatte er doch zu den Waffenkämpfen, die damals die vorzüglichſte Beſchäftigung der Edelleute ausmachten, keine Neigung; ſein aufſtrebender und forſchbegieriger Geiſt führte ihn zu den Wiſſenſchaften. Zum Lehrer derſelben fühlte er ſich berufen, und ſtatt der Waffenkämpfe ſuchte er Kämpfe mit Gelehrten über gelehrte Gegenſtände. Er reiſte daher ſeit ſeinem ſiebzehnten Jahre (1096) in Frankreich umher und drängte ſich zu berühmten Gelehrten, um von ihnen zu lernen, oder um mit ihnen zu disputiren. So kam er ein und zwanzig Jahre alt nach Paris (1100), wo damals Wilhelm von Campelle als Lehrer der Philoſophie, oder der Rede- und Disputirkunſt in ſo hohem Anſehn ſtand, daß er die Säule der Lehrer genannt wurde. Er wurde deſſen Schüler und gewann durch Wißbegier und Scharfſinn deſſen Zuneigung. Aber bald verwandelte ſich dieſe in Haß. Der Schüler zeigte ſich dem Lehrer an Geiſt und Disputirkunſt überlegen, plagte ihn mit ſpitzfindigen Fragen und Einwürfen, und errichtete, um ihn zu verdunkeln, eine Schule zu Melun, dann zu Corbeil bei Paris, wo er ihn und deſſen Anhang mit glänzendem Erfolge beſtritt. Zuletzt gelang es ihm, ſeinen Gegner völlig zu überwinden und deſſen Lehrſtuhl in Paris einzunehmen.

Aber nicht zufrieden mit dem Ruhme, den er ſich auf dem Felde der Philoſophie erworben hatte, ſuchte er auch im Fache der Theologie zu glänzen. Er begab ſich daher (1113) nach Laon, um dort den berühmten Lehrer der Theologie, Anſelmus, zu hören. Aber er fand bei demſelben, wie er ſelbſt in dem erſten ſeiner Briefe ſchreibt, Rauch ſtatt Licht, Blätter ſtatt Früchte. Er verließ daher dieſen Lehrer, durchdrang mit eigener Kraft das Gebiet der Theologie, und ertheilte, um lehrend zu lernen, Unterricht in derſelben. Der Beifall, den er ſich dadurch erwarb, reizte den Neid oder die Eiferſucht des Anſelmus. Dieſer verbot ihm den Unterricht zu Laon. Dadurch ward er genöthigt, ſich nach Paris zu wenden, wo er den Unterricht über Theologie fortſetzte.

ſetzte. Hoch und herrlich ſtieg ſein Anſehn. Eine große Zahl wißbegieriger Jünglinge und Männer ſtrömte ihm zu und hörten ihn mit ſtaunender Verehrung. So lebte er einige Jahre im Wohlſtande, umſtrahlt von dem Ruhme des ſcharfſinnigſten Lehrers, der alle Dunkelheiten des menſchlichen Wiſſens erhelle, und ſelbſt von denen, die, ohne die Tiefe ſeines Geiſtes zu ahnen, bloß auf Aeuſſerliches ſahen, bewundert wegen ſeiner ſchönen Geſtalt und wegen ſeines anziehenden Vortrags. Auch zeigte er, was von dem tiefen Denker kaum zu erwarten war, gefälligen Witz und die Gabe des Geſangs. Noch in ſpäteren Zeiten rührten ſeine Lieder manches ſeinen Gefühlen verwandte Herz. Aber eben dieſe Lebensfreude, die ihn umglänzte, führte das herbſte Lebensleid über ſeine Tage.

Fulbert, Canonicus zu Paris, hatte ihn in ſein Haus aufgenommen, damit er die ſchöne und geiſtreiche Heloiſe, Fulberts Nichte, damals etwa achtzehn Jahr alt, in den Wiſſenſchaften unterrichten ſollte; aber Fulbert hatte, wie Abälard ſelbſt ſpäterhin bekannte, das Lamm dem Wolfe vertraut. Denn Abälard, hingeriſſen von der Liebenswürdigkeit Heloiſens, flüſterte ihr Liebe ſtatt Weisheit zu, und inniger und dauernder, als er zu lieben vermochte, erglühete für ihn Heloiſe. In grenzenloſer Empfindung, die das Glück und der

Schmerz ihres Lebens wurde, lebte ſie nur für ihn; und ihre Tugend erlag ihrer Liebe.

Lange merkte Fulbert nichts von dem Verhältniß zwiſchen Abälard und Heloiſen, und als er es merkte, und im Zorn darüber Abälard'n aus ſeinem Hauſe ſtieß, war es zu ſpät. Heloiſe war ſchwanger, und Abälard entführte ſie nach ſeiner Heimath in die Bretagne, wo ſie ihm einen Sohn gebar, von dem man jedoch nichts weiter weiß, als daß ihn der Vater Aſtrolabium nannte. Jetzt ließ ſich Abälard mit Heloiſen trauen, aber heimlich, um weder ſeine Lehrſtelle, noch ſeine Ausſicht auf Kirchenämter zu verlieren. Fulbert war oder ſchien ausgeſöhnt, und Heloiſe kam wieder zu ihm. Als aber Fulbert das Geheimniß dieſer Ehe zum öffentlichen Gerede machte, und Heloiſen, die dieſem Gerede widerſprach (ſie hatte nur das Glück des Geliebten, nicht ihr eigenes vor Augen), unfreundlich und mit Härte behandelte: ſo entriß ihm Abälard aufs neue die Nichte, und brachte ſie in das Nonnenkloſter von Argenteuil, wo er den vertrauteſten Umgang mit ihr fortſetzte. Fulbert war auſſer ſich, als er dieß hörte, und ſein Zorn trieb ihn zur ſchrecklichſten Rache. Zur Nachtzeit ließ er Leute in Abälards Wohnung eindringen, die ihn überfielen, banden und entmannten. Schaam über die erlittene Schmach bemächtigte ſich Abälard's, lard's, und bitterer Gram umdüſterte ſein vorher heiteres Gemüth. Umſonſt ſuchten ihn ſeine Freunde zu tröſten, umſonſt ließ die Obrigkeit zween der Thäter, deren ſie habhaft werden konnte, die Augen ausſtechen: er kam der Verzweiflung nahe, mochte nicht mehr in der Welt leben, und begrub ſich hinter den Mauern des Kloſter St. Denys (1119). — Auch Heloiſe, um ſeinetwillen von grenzenloſem Schmerze ergriffen, blieb forthin dem Kloſterleben zugethan, ſein Loos ſollte das ihrige ſeyn, wie ſein Wunſch immer ihr Wille war.

Aber auch im Kloſter fand Abälard nicht, was er ſuchte: es war ſein Schickſal von nun an mit ſeinem zerrütteten Gemüthe umher getrieben zu werden, bis er erſt am Abend ſeiner Tage die erſehnte Ruhe fand. Voll menſchenfeindlicher Bitterkeit, eiferte er gegen das ausſchweifende Betragen der Kloſterbrüder. Dadurch zog er ſich den Haß derſelben zu, und dieſer Haß nöthigte ihn, das Kloſter zu verlaſſen. Er floh in das benachbarte Gebiet des Grafen von Champagne, und fing hier wiederum zu lehren an. Auch hier fand er großen Beifall, aber auch hier erhob ſich gegen ihn der Neid oder die Eiferſucht derer, deren Ruhm der ſeinige verdunkelte. Sie warfen ihm Irrthümer, vornehmlich in ſeiner Lehre von der Dreieinigkeit, vor, und ein Concil zu Soiſſons (1121) verdammte ſeine Lehre, nöthigte ihn das über dieſelbe abgefaßte Werk zu verbrennen, und verwies ihn wieder in das Kloſter St. Denys. Von neuem wurde er hier gemißhandelt, beſonders als er behauptete, daß der Schutzheilige dieſes Kloſters und des ganzen franzöſiſchen Reichs, Dionyſius, einſt Beiſitzer des Areopagus, keineswegs als Stifter des Chriſtenthums in Gallien angeſehen werden könne. Jetzt wurde er als ein Staatsverbrecher verſchrieen, und nur durch ſchleunige Flucht entging er der Rache ſeiner Kloſterbrüder. Abermals nahm er ſeine Zuflucht zu dem Grafen von Champagne. Hier erhielt er die Erlaubniß, ſein Kloſterleben, wo er wolle, fortzuſetzen. Er wählte ſich dazu das wüſte Thal am Fluſſe Arduſſon zwiſchen Nogent und Troyes. Daſelbſt lebte er in einer Hütte von Stroh und Schilfrohr, die er ſich erbaut hatte, wie ein Einſiedler. Doch bald wurde ſein Aufenthaltsort bekannt, und eben ſo bald ſtrömte eine Menge lernbegieriger Schüler ihm zu. Gern theilten ſie, um ihn zu hören und von ihm zu lernen, das Rauhe ſeines Lebens mit ihm, und durch ihre thätige Betriebſamkeit erhob ſich hier ein Kloſter, das er, dankbar eingedenk des ſtärkenden Troſtes, den er nach vielen Stürmen in dieſer Wüſte gefunden hatte, **Paraklet** oder den Tröſter nannte. Aber er blieb nicht daſelbſt. Aus Furcht neuer Anfeindungen nahm er den Ruf, Abt des Kloſters des heiligen Gildas zu Ruits in der Bretagne zu werden, an. Im Jahre 1128 begab er ſich dahin. Doch fand er auch dort keine bleibende Stätte! Denn als er die verfallene Kloſterzucht wiederherſtellen und entwendete Kloſtergüter wieder einziehen wollte, ſo gerieth er mit den Mönchen, denen ſeine finſtere Strenge mißfiel, und mit den Großen, die ſich auf Koſten des Kloſters bereichert hatten, in bittern Streit; ſein Leben kam darüber in Gefahr, und er fühlte ſich nach acht Jahren bewogen (1136), dieſe Abtei völlig aufzugeben.

Inzwiſchen war ſeine Heloiſe ſamt den Nonnen, denen ſie vorſtand, von den Mönchen zu St. Denys aus Argenteuil vertrieben worden, und er hatte ihr ſein Kloſter Paraklet zum Nonnenkloſter eingeräumt. Freudig hatte ſie dieſen Beweis noch unerloſchener Liebe angenommen, und unter ihrer Pflege gedieh dieſes Kloſter zu der ſchönſten Blüthe. Er ſelbſt beſuchte es anfangs, bis er vernahm, daß ſeine Beſuche übel gedeutet würden. Heloiſe aber konnte ſich ſo leicht nicht von ihm trennen. Als ſie die Schilderung ſeiner unglücklichen Schickſale, von ihm ſelbſt für einen Freund entworfen, geleſen hatte, ſchrieb ſie ihm, was heiße und unauslöſchliche Liebe ihr eingab. Er antwortete kalt, mit Hinweiſung auf die Tröſtungen der

Religion. Dann bat ſie ihn ſchriftlich um Regeln für ſich und ihre Nonnen und um Rath bei vorkommenden Schwierigkeiten. Er that, was ſie wünſchte. Aber dieſer Briefwechſel gewährte ihm keine Ruhe. Im Innern von Gram und Trübſinn gequält, hatte er auch von auſſen her die beſchwerlichſten und kränkendſten Kämpfe zu beſtehen.

Zu ſeinen Gegnern geſellte ſich jetzt der berühmte Bernhard, Abt von Clairvaux. Dieſer der Meinung, daß Kirchenlehren ohne weitere Prüfung im Glauben angenommen werden müßten, warnte vor dem Forſcher Abälard, als vor einem Erſchütterer des Kirchenglaubens. Dagegen erklärte ſich Abälard entſchloſſen, auf dem Concilium zu Sens (Jun. 1140), dem die angeſehenſten Biſchöfe und Aebte, ja ſelbſt König Ludwig VII., beiwohnten, ſeine Lehren gegen die Einwürfe des Abts von Clairvaux zu vertheidigen. Aber Bernhard fürchtete deſſen Disputirkunſt und war daher nicht geneigt, ſich darauf einzulaſſen. Behauptend, daß Glaubenslehren keinen Gegenſtand künſtlicher Disputationen ausmachen dürften, legte er dem Concil einzelne Sätze aus Abälards Schriften als Anklagepunkte vor, und forderte letztern auf, dieſe Sätze zu widerrufen oder zu beweiſen. Jetzt merkte Abälard wohl, daß es darauf abgeſehen ſey, ihn zum Ketzer zu machen. Er ſchwieg daher zum Erſtaunen Aller, und das Concil verdammte ſeine Lehrſätze. Zwar appellirte er an den Pabſt, aber das half ihm nichts. Auf Bernhards Bericht trat Pabſt Innocenz II., ohne den Verklagten vorher zu hören, dem Verdammungsurtheil des Concils bei, und befahl, daß Abälards Schriften verbrannt, er ſelbſt als Ketzer zum beſtändigen Stillſchweigen angehalten, und lebenslänglich in einem Kloſter verwahrt werden ſollte.

Doch ehe dieſes Urtheil nach Frankreich kam, hatte Abälard einen Freund gefunden, der ihm für die letzten Tage ſeines Lebens Ruhe verſchaffte. Dieſer Freund war Peter der Ehrwürdige, Abt des Kloſters Clugny, ein liebreicher Mann, der Getrennte gern vereinigte und den verfolgten Forſcher wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Redlichkeit hochſchätzte. Als Abälard auf dem Wege nach Rom bei ihm einkehrte, nahm ihn Peter mit offenen Armen auf, ſprach ihm Ruhe zu, ſöhnte dann den vielvermögenden Bernhard mit ihm aus, und bewog auch den Pabſt zu geſtatten, daß Abälard im Kloſter zu Clugny den Reſt ſeiner Tage ruhig hinbringen durfte. Daſelbſt lebte nun Abälard, wie in einer ſichern Freiſtatt, ruhig nach langen Stürmen, beſchäftigt mit Gebet, Studien und erbaulichen Unterhaltungen, ein Muſter der Frömmigkeit und des Fleißes. Als Kränklichkeit ihn ergriff, brachte man ihn zu ſeiner Erholung in die Abtei St. Marcel zu Chalons an der Saone. Aber hier ſtarb er, den 21. April 1142, drei und ſechzig Jahre alt.

Die Verirrungen ſeiner Jugend, die Ausbrüche ſeiner Ruhmbegier und andrer Leidenſchaften hat er ſchwer gebüßt durch das Unglück ſeines Lebens; aber verherrlicht hat er auch ſein Leben durch tiefes Forſchen nach Wahrheit und durch heiligen Eifer für lautern Chriſtenſinn. Reich war er an Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten, noch reicher an neuen Gedanken und Anſichten. Das Studium der Alten, beſonders des Ariſtoteles und Plato (beide kannte er aus lateiniſchen Ueberſetzungen), hatte ſeinen Geiſt genährt und gebildet, er war zu ſeiner Zeit der berühmteſte Lehrer der Philoſophie und Theologie, und erſt durch ihn erhielt die Univerſität zu Paris weit verbreitetes Anſehn. Aber ſein größtes Verdienſt iſt, daß er zu einer Zeit, wo Blindgläubigkeit oder Trägheit im Denken gewöhnlich war, das Nachdenken weckte und zur Prüfung der Kirchenlehren hinführte. Dieß Verdienſt ſeines Lebens hat ſeine Wirkſamkeit weit über ſeinen Tod hinaus erſtreckt. Denn ſeine Lehren kamen, vornehmlich durch Peter den Lombarden (der aus Italien nach Frankreich ſich wendete), in die Schulen und begründeten die Scholaſtik oder phi-

lophiloſophiſche Theologie, welche mit Vorausſetzung der Wahrheit des herrſchenden Lehrbegriffs die Wahrheit desſelben zu erforſchen ſuchte, und eben dadurch bei allen unnützen Spitzfindigkeiten, die ſie mit ſich führte, viel Nützliches leiſtete, oder die Grundlage der Religionswiſſenſchaft wurde. Bei ſolchen Betrachtungen mag ſich der Menſchenfreund tröſten, wenn er mit Wehmuth betrauert, daß Abälards Leben unter den ärgerlichſten Kämpfen ſich verzehrte.

Dagegen mochte es Heloiſen ein Troſt ſeyn, daß der viel geplagte Geliebte nun endlich die erſehnte Ruhe gefunden habe. Ihn begrub ſie, wie er es gewünſcht hatte und Peter von Clugny es erlaubte, in dem von ihm geſtifteten Kloſter Paraklet. Daſelbſt überlebte ſie ihn noch ein und zwanzig Jahre. Erſt am 17. Mai 1163 ſtarb ſie mit dem Ruhme einer frommen, zartfühlenden und durch ſeltne Kenntniſſe ausgezeichneten Frau. Wie ſie im Leben mit unwandelbarer Liebe an ihm, ihrem Geliebten, gehangen hatte, ſo wollte ſie auch im Tode nicht von ihm laſſen. Sie wurde daher ihrem Wunſche gemäß neben ihn begraben, und das Andenken an ſie hat ſich für immer mit dem Andenken an ihn vereinigt.

XXVIII.

Die Aufhebung des Ordens der Tempelherren.

Der Orden der Tempelherren, geſtiftet im Königreiche Jeruſalem 1118 zur Beſchirmung des heiligen Landes und zur Unterſtützung der Kreuzfahrer, und beſtätigt vom Pabſte Honorius II. auf der Kirchenverſammlung zu Troyes 1127, war anfangs ſo arm, daß die Ritter nur vom Almoſen lebten und ihrer zwei auf Einem Pferde ritten*), ſpäterhin aber ſo reich, daß er an Einkünften und Beſitzungen Königreichen gleich kam. Theils durch die Willfährigkeit ſeiner Mitglieder (dieſe beſtanden ſpäterhin aus den Söhnen der reichſten und angeſehenſten Familien), theils durch den Geiſt damaliger Zeit, der jedes für das heilige Grab begonnene Unternehmen überreichlich unterſtützte, theils durch die Dankbarkeit der Fürſten, denen er bei ihren Kreuzfahrten hilfreich beigeſtanden hatte, oder die ſeine nützliche Wirkſamkeit ehrten, erhielt er die anſehnlichſten Schenkungen. Er beſaß daher ſchon ſechs und zwanzig Jahre nach ſeiner Stiftung

---

*) Wenigſtens wird von dem Stifter des Ordens, Hugo von Payens, und deſſen Freunde Gottfried von St. Omer erzählt, daß beide mit Einem Streitroſſe ſich begnügten, und daß darum das Ordensſiegel zwei Ritter auf Einem Pferde reitend darſtellte. ſ. Wilken's Geſch. der Kreuzzüge, Th. II, S. 553. und die daſelbſt angeführten Beweisſtellen.

tung (ums Jahr 1144) auf 9000 Balleien, Comthureien, Priorate und Tempelhöfe, und am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ſoll er in Frankreich, Spanien, England, Schottland, Deutſchland, Ungern und Italien, zuſammen auf 40,000 Herrſchaften inne gehabt, und jährlich auf zwei Millionen Thaler Einkünfte bezogen haben*). Dabei genoß er wichtige Vorrechte und großes Anſehn. Der Pabſt hatte geſtattet, daß der Orden ſamt ſeinen Geiſtlichen nur unter dem römiſchen Stuhle ſtehen, daß er allein von angeordneten Interdicten ausgenommen, und daß ſeine Beſitzungen, namentlich in Aſien, von geiſtlichen Zehnten befreit ſeyn ſollten. Dem Range nach ſtanden die Tempelherren den Königen gleich; auch wurden ſie zu den wichtigſten Staatsangelegenheiten gezogen, bald zur Vermittlung bei Streitigkeiten der Fürſten, bald zu Vormundſchaften über unmündige Fürſten. Ihr Großmeiſter führte den Titel “von Gottes Gnaden” und hielt einen glänzenden Hofſtaat.

Aber gerade ihr Reichthum und Anſehn wurde ihr Verderben und die Haupturſache ihres Untergangs. Anfangs hatten ſie ſich durch den Verein klöſterlicher und ritterlicher Tugenden, durch Demuth und Genügſamkeit, durch tapfre Thaten und

ſtreifreiwillige Bereitwilligkeit zum Märtyrertode empfohlen; aber je reicher ſie wurden, deſto mehr erhob ſich unter ihnen der Hang zum Wohlleben, die Begierde nach Herrſchaften und Schätzen und ſtolze Verachtung Andrer. Die Gelübde der Keuſchheit, der Armuth, des Gehorſams und der Beſchützung der Pilger wurden häufig von ihnen verletzt. Andrerſeits zog ihnen ihr Glück Neid und Eiferſucht zu. Die Mönchsorden grollten, weil ihnen durch die Templer reiche Gaben entzogen würden; die Biſchöfe grollten, weil ſich die Templer ihrer Gerichtsbarkeit nicht unterwerfen wollten; und ſelbſt Fürſten fühlten ſich durch die ſtolze Anmaßlichkeit der Templer beleidigt. Es erhoben ſich daher ſchon ſeit dem Ausgange des zwölften Jahrhunderts Klagen wider ſie, die im dreizehnten Jahrhundert immer lauter und dringender wurden. Doch würden ſie darum ihren Untergang nicht gefunden haben, wenn nicht die Hab- und Herrſchgier eines Königs, die Rachſucht eines vielgeltenden Miniſters und die Schwäche eines Pabſtes ſich gegen ſie vereiniget hätte.

---

*) ſ. Anton's Geſch. des Tempelherrenordens, Leipzig 1781, S. 261.

Philipp IV., König von Frankreich (1285—1314), ein kräftiger Regent, aber eben ſo habſüchtig und herrſchſüchtig als argliſtig und fühllos, haßte die Tempelherren (ſie waren ſeinem Streben nach Unumſchränktheit entgegen) und ſeine Geldgier trachtete

tete nach ihren reichen Beſitzungen, von denen ein großer Theil in Frankreich lag. Genährt und verſtärkt wurde ſein Haß durch ſeinen Vertrauten, den Kanzler **Wilhelm von Nogaret**, der es dem Tempelorden nicht vergeben konnte, daß durch denſelben ſein Vater als Ketzer verurtheilt worden war. Der Pabſt aber, ſeit 1305 **Clemens V.**, war viel zu ſchwach und abhängig, als daß er des Königs Leidenſchaft zu zügeln, oder hemmende Hinderniſſe ihr entgegen zu ſetzen vermocht hätte. Hatte er doch nach des Königs Willen ſeinen Wohnſitz nach Frankreich verlegt und bei ſeiner Stuhlbeſteigung dem König die Erfüllung wichtiger Forderungen eidlich zuſichern müſſen. Und dieſe Schwäche des Pabſtes oder dieſe Demüthigung der päbſtlichen Gewalt, die dem König ſo unerwartet gelungen war, wie ſehr mußte ſie ihn nicht ermuthigen, auch den ſtolzen und reichen Orden der Templer niederzuſchmettern.

Gelegenheit zur Ausführung dieſes Vorhabens gab ihm die Ausſage von Verbrechern. Zu Beziers — ſo lautet die wahrſcheinlichere Erzählung — ſaß ein daſiger Bürger mit einem verbrecheriſchen Tempelherrn im Gefängniß. Da beide die nahe Hinrichtung fürchteten, ſo beichteten ſie einander ihre Sünden, wie ſolches in einem Zeitalter, wo man Miſſethätern den Beichtvater verſagte, gewöhnlich

lich war. Da vernahm der Bürger, er wird Squin de Florian genannt, die ärgſten Abſcheulichkeiten des Tempelordens. Um das verwirkte Leben zu retten, hinterbrachte er ſie dem König (1306); der König aber ergriff dieſe Ausſage zum Verderben des Ordens. Er theilte ſie daher dem Pabſte mit, und unterhandelte mit ihm über den Untergang der Tempelherren.

Der Hauptſitz derſelben war, ſeitdem 1291 Ptolemais, die letzte Feſte der Chriſten in Paläſtina, in die Hände der Ungläubigen gefallen war, die Inſel Cypern, wo jedoch der Orden keine Beſitzungen hatte. Dort lebte der damalige Großmeiſter Jakob von Molai, gebürtig aus Burgund, unkundig der Wiſſenſchaften (er konnte, wie die meiſten Adeligen ſeiner Zeit, weder leſen noch ſchreiben), aber von hellem Verſtand, tapfer, redlich geſinnt und untadelich in ſeinem Betragen. Ihn und ſeinen Orden in Cypern anzugreifen, war den Abſichten des Königs zuwider: man mußte ſuchen, ihn nach Frankreich zu locken. Demnach erließ der Pabſt unter dem 6. Jun. 1306 ein Schreiben an ihn, worin er ihn einladete, nach Frankreich zu kommen, um ſich mit ihm über die Wiedereroberung des heiligen Grabes und über die Vereinigung des Johanniter- und Templerordens zu berathen. Jakob von Molai folgte dieſer Einladung. Er verließ Cypern mit ſechzig Rittern und dem Ordensſchatz, kam nach Frankreich (1306), wurde daſelbſt ehrenvoll empfangen, und bezog zu Paris den Tempelhof. Ach, ohne es zu ahnen, hatte er ſich ſeinen Henkern überliefert.

Nach abermaligen Unterhandlungen mit dem Pabſte erließ König **Philipp** geheime Befehle an alle Beamte ſeines Reiches, an Einem Tage und zu Einer Stunde alle Tempelherren in Frankreich zu verhaften. Dieſe Befehle wurden möglichſt genau vollzogen. Am frühen Morgen des 13. Oct. 1307 wurden in Frankreich alle Tempelherren plötzlich überfallen und gefänglich eingezogen. Die Zahl der Verhafteten betrug allein in Paris 140; und unter ihnen befand ſich der Großmeiſter **Jakob von Molai**. Zugleich bemächtigte ſich der König ihrer Güter, Schätze und Schriften, ſo wie ihres Tempelhofes zu Paris, den er als den eignen Palaſt bezog. Zur Beſchönigung dieſes Gewaltſtreichs ließ er die Abſcheulichkeiten bekannt machen, deren die Tempelherren beſchuldiget wurden: wie ſie Gott und Jeſum verleugneten, das Kreuz anſpieen, unnatürliche Lüſte trieben, in ihren geheimen Verſammlungen ein ungeſtaltetes Götzenbild unter dem Namen Baphomet anbeteten, Kinder brateten und mit dem Fette derſelben jenes Götzenbild beſtrichen, und mehrmals aus Geiz die Kreuzfahrer in Paläſtina an die Sarazenen verrathen hätten. Dieſe angeblichen Verbrechen der Tempelherren zeigte Philipp auch dem Könige von England und andern europäiſchen Fürſten, in deren Ländern Tempelherren ſich befanden, an und forderte ſie auf, nachdrücklichſt gegen die Angeſchuldigten zu verfahren. Aber man konnte oder mochte ſich anderwärts nicht ſo leichtſinnig oder böslich wie in Frankreich von der Schuld der Tempelherren überzeugen.

Gern hätte der Pabſt, der, wie die Theologen zu Paris, des Königs Verfahren gegen die Tempelherren als einen Eingriff in die päbſtlichen Rechte anſah, die Unterſuchung allein übernommen: wirklich befahl er auch den Biſchöfen und Inquiſitoren, denen Philipp IV. das Richteramt in dieſer Sache übertragen hatte, von ſelbigem abzulaſſen, und verlangte vom König die Auslieferung der Templer und ihrer Güter und Schätze; aber Philipp IV. war dazu nicht geneigt. Einen Hauptvortheil glaubte er zu verlieren, wenn er das Verfahren gegen die Templer aus den Händen ließ. Der Pabſt wurde daher genöthigt, jenen Biſchöfen und Inquiſitoren das fernere Verfahren gegen die Templer wieder zu überlaſſen. Umſonſt bedung ſich dabei der Pabſt aus, daß die Unterſuchung wider den Großmeiſter und die angeſehenſten Ordensglieder ihm verbleiben, und daß die Ordensgüter unter beſtimmte Verwalter geſtellt, und zur Wiedereroberung des heiligen Landes verwendet werden ſollten. Auch hieran kehrte ſich der König nicht, wie der weitere Verfolg dieſer Erzählung zeigen wird.

Inzwiſchen hatte der Prozeß wider die Templer begonnen. Aber wenn je ein Prozeß mit Ungerechtigkeit geführt wurde, ſo war es dieſer. Der König wollte der Welt zeigen, daß die Templer die abſcheulichſten Menſchen, ihr Orden der verruchteſte aller Vereine ſey. Er ernannte daher zu Richtern Männer, die gegen ſie erbittert waren, gebrauchte als Zeugen Verbrecher und abtrünnige Brüder, und ließ Drohungen und Martern, Verſprechungen und Gunſtbezeigungen anwenden, um den Gefangenen Geſtändniſſe abzunöthigen, wie er ſie wünſchte. Tempelherren, die ſich und den Orden der angegebenen Abſcheulichkeiten ſchuldig bekannten, wurden gelind behandelt; dagegen wurden die, welche nichts gegen den Orden ausſagten, auf die Folter gebracht und, wenn ſie die Geſtändniſſe, die ihnen die Folterqual abgepreßt hatte, widerrieſen, als rückfällige Ketzer verbrannt. So wurden zu Paris im Mai 1310 neun und funfzig und zu Senlis um dieſelbe Zeit neun Tempelherren auf dem Scheiterhauſen hingerichtet. Sie ſtarben mit Betheuerung ihrer und ihres Ordens Schuldloſigkeit, und erregten durch die Standhaftigkeit, mit der ſie den Tod litten, das Mitleiden des Volkes. Aber ihre Richter achteten darauf nicht, und eben ſo wenig wurde auf die Vertheidigung geachtet, die ſie vor dem Pabſte verſuchten, und in welcher ſie alle Beſchuldigungen des Ordens als durchaus falſch, lügenhaft und ſchändlich angaben.

Als die eingeſammelten Ausſagen dem Könige und dem Pabſte ausreichend ſchienen, ſchritt letztrer auf Betreiben des erſtern zur Aufhebung des Tempelherrenordens. Hierzu wurde am 16. Oct. 1311 eine Kirchenverſammlung zu Vienne eröffnet. Aber noch immer erklärten ſich viele Stimmen für den Orden. Der Pabſt ſprach daher die Aufhebung desſelben nicht in einer öffentlichen Sitzung, ſondern in einem geheimen Conſiſtorium aus (3. April 1312), zu welchem er nur die Cardinäle und Biſchöfe berief, die ſeiner Meinung beigetreten waren, und in der Bulle, die er deshalb erließ (2. Mai 1312), erklärte er, daß er den Orden nicht nach der Strenge des Rechts, ſondern nur aus Vorſorge und päbſtlicher Machtfülle aufhebe, um (wie er früher geäuſſert hatte) ſeinen lieben Sohn, den König von Frankreich, nicht zu ärgern. Die Schätze und Beſitzungen des Ordens ſprach er unter gewiſſen Einſchränkungen den Johannitern zu, zur Wiedereroberung des heiligen Landes; doch befanden ſie ſich ſchon größtentheils in den Händen des Königs Philipp, und nur weniges und selbſt dieſes nur unter vielen Mühen und Aufopferungen haben die Johanniter erhalten. Das Urtheil über die Ordensglieder überließ der Pabſt den Provinzialſynoden: die Unſchuldigen, war ſeine Meinung, ſollten einen mäßigen Jahrgehalt von den Ordensgütern erhalten; die, welche ſich ſchuldig bekannten, mild behandelt, die aber, welche ihre und ihres Ordens Schandthaten nicht eingeſtehen oder der richterlichen Unterſuchung und Entſcheidung ſich entziehen würden, als Ketzer behandelt werden. Nur über den Großmeiſter und einige andere angeſehene Beamte des Ordens behielt ſich der Pabſt das Urtheil vor.

Er wollte ſie auf Lebenslang gefangen ſetzen. Weil aber der Großmeiſter die Ausſage, die ihm früherhin abgepreßt worden war, ſpäterhin vor einer päbſtlichen Commiſſion zu Paris 1309 widerrufen hatte: ſo ſchien es dem Pabſte nothwendig, daß derſelbe ſamt ſeinen Genoſſen die Schandthaten des Ordens noch einmal öffentlich bekenne: hierdurch, meinte er, alle Zweifel an der Abſcheulichkeit des Ordens niederzuſchlagen und die Gerechtigkeit des päbſtlichen Verfahrens überzeugend darzuſtellen. Es erſchienen daher zwei Cardinäle zu Paris. Hierauf wurden am 18. März 1314 der Großmeiſter Jakob von Molai, der Großprior von der Normandie Guido und noch zwei andre angeſehene Ordensbeamte auf ein Gerüſte am Eingang zur Hauptkirche gefeſſelt hingeſtellt; der Cardinal von Albano verlas ein Verzeichniß der Laſter und Verbrechen, deren ſich die Templer ſchuldig gemacht haben ſollten, und nun ſollte der Großmeiſter dieſe Angaben durch ſein Bekenntniß bekräftigen. Aber unerwartet erklärte er, daß ſein Orden rein und unſträflich ſey, daß nur die Furcht vor der Folter früherhin ihn dahin gebracht habe, die demſelben gemachten Vorwürfe zu bejahen, und daß er bereit ſey, für die Unſchuld desſelben zu ſterben. Alles erſtaunte über dieſen Auftritt, das Volk gerieth in Bewegung, und die Cardinäle ließen die Gefangenen in das Gefängniß zurück führen. Der König aber, heftig erbittert, hielt ſogleich einen Staatsrath, in welchem ohne Zuziehung einer geiſtlichen Perſon beſchloſſen wurde, daß der Großmeiſter und Großprior noch an demſelbigen Abend verbrannt werden ſollten: nur den beiden andern Ordensbeamten, die den Widerruf geſcheut hatten, wurde das Leben geſchenkt. Dieſer Beſchluß ward alſobald vollzogen. Bei langſamen Feuer wurden der Großmeiſter und Großprior mehr verbraten als verbrannt. Aber wie groß auch die Quaalen waren, die ſie zu erdulden hatten, ſo betheuerten ſie doch ſtandhaft bis zu den letzten Augenblicken ihres Lebens die Unſchuld und Rechtgläubigkeit ihres Ordens. —

Späterhin erzählte man, der Großmeiſter habe auf dem Scheiterhaufen ausgerufen: "O Clemens, ungerechter Richter und grauſamer Henker, ich lade "dich binnen vierzig Tagen vor den Richterſtuhl "des allerhöchſten Richters" — und auf ähnliche Art habe er dann auch den König geladen, innerhalb eines Jahres vor dem Richterſtuhl Gottes zu erſcheinen. Zuverläßig gewiß iſt dieſe Angabe nicht (gleichzeitige Schriftſteller wiſſen davon nichts); aber ſie erſcheint als ein Urtheil über das Verfahren des Pabſtes und des Königs. Weil beide nicht lange nachher ſtarben — der Pabſt im April, der König im November des Jahres 1314, — ſo ward ihr Tod als Strafe ihrer Ungerechtigkeit gegen den Tempelorden angeſehen.

Und wahr bleibt es, daß das Verfahren gegen den Tempelorden höchſt ungerecht war. Zwar kann nicht geleugnet werden, daß der Orden ausgeartet war, und daß unter den Gliedern desſelben grobe Ausſchweifungen herrſchten; auch iſt es wahrſcheinlich, daß bei dem Aufenthalte des Ordens in Aſien manche daſelbſt gangbare Meinung über das Höhere und Geheimnißvolle des geiſtigen Lebens Eingang bei denſelben gefunden habe, und daß ſolche Meinungen durch das berüchtigte Bild Baphometus, das man bald als Bild des ſchaffenden Gottes, bald als Bild der Weisheit anſieht, bezeichzeichnet wurden; ja man kann auch behaupten, daß manche Ordensglieder ihre Abſcheulichkeiten mit dem Schleier des Geheimniſſes verhüllten: aber aus dem allen folgt nicht, daß der Orden als Orden der ungeheueren Abſcheulichkeiten ſchuldig war, deren er angeklagt wurde, oder daß die Regeln deſſelben erlaubten, was demſelben vorgeworfen wird. Bei der Art, wie der Prozeß eingeleitet und geführt wurde, iſt höchſtens ſo viel wahrſcheinlich, daß der Orden Geheimniſſe hatte, aber keineswegs, worin dieſe beſtanden, oder von welcher Art die Anſichten, Lehrſätze und Gebräuche waren, die in ihm herrſchten; und ſelbſt die Vorwürfe, die in unſern Tagen dem Orden gemacht worden ſind*), ſind noch nicht ſo erwieſen, daß ein Verdammungsurtheil mit Sicherheit darauf gebaut werden kann. Bedauern können und mögen wir nicht, daß der Orden aufgehoben wurde (er hatte ſeine Beſtimmung

---

*) Herr v. Hammer (Mysterium Baphometi revelatum, Wien 1818) hat aus Münzen, Geräthſchaften und Verzierungen, die in ehemaligen Tempelhöfen gefunden worden ſind, zu zeigen geſucht, daß die Templer ſchändlichen Lehrſätzen und Gebräuchen wirklich angehangen hätten. Gegen dieſe Beſchuldigung ſucht Rauſchnick (Darſtellung des ritterlichen Ordens der Tempelherren, in der Vorzeit, einem Taſchenbuch, herausgegeben von Juſti, 1821, S. 310 f.) den Orden (mit unverkennbarer Vorliebe für denſelben) zu vertheidigen. — Gewichtiger iſt was darüber Menzel, Geſchichte der Deutſchen Th. V, S. 144 ff. beigebracht hat.

mung überlebt), aber verabſcheuen müſſen wir die Art, wie dieſe Aufhebung geſchah.

XXIX.

Von dem Wahnſinn Karls VI.

Als **Karl VI.**, geboren 1369 und ſeit 1380 König von Frankreich, im Jahr 1388 die Regierung übernommen hatte, zeigte er viele Merkmale eines hellen Verſtandes und einer thätigen Regentenſorgfalt. Er umgab ſich mit einem Staatsrath, der aus geachteten Männern beſtand, ſchaffte drückende Auflagen ab, und ſteuerte vielen Unordnungen, die während ſeiner Minderjährigkeit eingeriſſen waren. Aber, leider! hatten dieſe guten Anfänge keinen Beſtand. **Karl VI.** verfiel in Wahnſinn, Frankreich in Zerrüttung, und die Oheime des Königs trifft der harte, und doch nicht grundloſe Vorwurf, daß ſie, wie zu dieſer Zerrüttung, ſo auch zu jenem Wahnſinn mitwirkten.

Seitdem **Karl VI.** die Regierung übernommen hatte, waren ſeine Oheime, die Herzöge von Berri und Burgund, die während ſeiner Minderjähjährigkeit die Regierung an ſich geriſſen hatten, von allem Antheil an derſelben ausgeſchloſſen. Nicht einmal zu dem Staatsrath, den Karl VI. gebildet hatte, waren ſie zugelaſſen worden. Ihre Herrſchſucht und Habgier fühlte ſich dadurch tief gekränkt. Sie tadelten daher das Betragen ſeiner Miniſter, ſtellten ſich ſeinen Maßregeln entgegen, und äuſſerten bedeutſam, wie Froiſſart erzählt*): "So könne es nicht bleiben; und es werde ſich bald entſcheiden, was der König thun müſſe, da er auf den Rath ſeiner Oheime nicht achte." Dieß war beſonders der Fall, als der König einen Zug gegen den Herzog von der Bretagne unternahm.

Johann V., Herzog von der Bretagne, hatte den Herrn von Craon, der den Connetable von Cliſſon, einen der neuen Miniſter des Königs, durch Meuchelmörder hatte überfallen laſſen (14 Jan. 1392), in Schutz genommen, und weigerte ſich trotz aller Befehle des Königs den Verbrecher auszuliefern. Der König hierüber erzürnt, beſchloß den ungehorſamen Herzog mit Heeresmacht zu züchtigen; aber den Herzögen von Berri und Burgund war dieſes Beginnen zuwider. Sie erklärten den Herzog von der Bretagne für unſchuldig, und ſuchten den Zug des Königs nach der Bretagne auf alle Art zu hintertreiben. Nichts deſtoweniger beharrte der König darauf, und ſie ſahen ſich genöthigt, mit ihren Truppen nach Mans, dem Sammelplatz des königlichen Heeres, zu ziehen (Jul. 1392).

---

*) Man ſehe Froissart Histoire et Chronique memorable de mes temps — en quatre volumes, Paris 1577. T. IV. p. 159. Ueberhaupt folge ich bei dieſer Erzählung, die von verſchiedenen Schriftſtellern verſchiedentlich geſchildert wird, dem gleichzeitigen und wahrheitliebenden Froiſſart (geb. 1357, geſt. 1397), der, erſt Sekretär bei der Gemahlin Eduards III., dann bei dem König von Frankreich Johann dem Guten, die Geſchichte der franz. und engl. Könige ſeiner Zeit mit Umſicht und Sorgfalt ſchrieb.

Schon im Anfang dieſes Jahres hatte Karl VI. an einem hitzigen Fieber darnieder gelegen, und dabei Anfälle von Geiſtesverwirrung gezeigt; zu Oſtern war er wieder hergeſtellt worden; doch war ſeine Geſundheit keineswegs befeſtigt. Dieß zeigte ſich beſonders jetzt während ſeines Aufenthalts zu Mans, weshalb auch ſeine Aerzte von dem Zuge nach der Bretagne ihm abriethen, mit der Bemerkung, daß Ruhe ihm nöthiger ſey als angeſtrengte Bewegung. Er aber, voll Begierde ſein Vorhaben auszuführen, verſicherte: er ſey geſünder als ſie, und Reiten und Arbeiten ſey ihm zuträglicher als Ruhe. Demnach brach er am 5. Aug. 1392, Vormittags zwiſchen 9 und 10 Uhr von Mans auf. Es war auſſerordentlich heiß, der König finſter und in ſich gekehrt, ſchwach an Körper und Geiſt, ohne Luſt zu Speiſe und Trank. Ungeachtet der großen

Hitze trug er über seiner Rüſtung einen Ueberrock von ſchwarzem Sammet, eine rothe Mütze und einen mit Perlen beſetzten Hut. Nicht weit von Mans führte ihn der Weg in einen Wald. Kaum war er in demſelben als plötzlich ein Mann im bloßen Kopf, ohne Strümpfe und Schuhe, nur mit einem weißen Hemde bekleidet, gleich einem Wahnſinnigen zwiſchen zwei Bäumen hervorſprang, das Pferd des Königs am Zügel ergriff, und laut ſchrie: "König, reite nicht weiter! du biſt verrathen!" Der König entſetzte ſich vor dieſem unvermutheten Anblick; er erbleichte, zitterte und konnte kein Wort reden. Einige ſeines Gefolges ſprengten herzu und ſchlugen auf die Hände des Unbekannten. Dieſer ließ die Zügel des Pferdes los, ſprang in den Wald zurück, und niemand fragte ihn: wer er ſey? woher er komme? wie er auf dieſe Anrede verfallen ſey? oder wer ſie ihm in den Mund gelegt habe? Es iſt daher noch jetzt zweifelhaft, ob dieſer Menſch wirklich ein Wahnſinniger oder ein erkaufter Betrüger war.

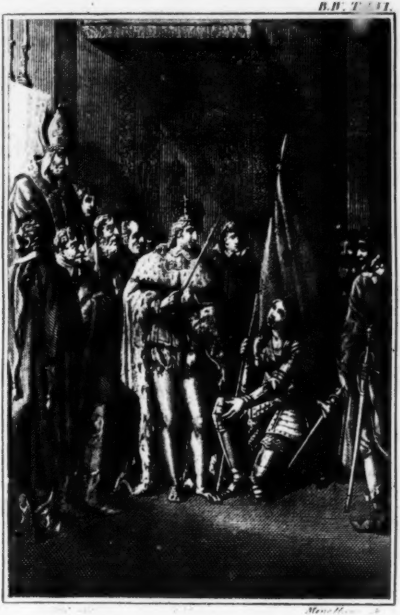
Still und in ſich gekehrt, ſetzte der König ſeinen Weg weiter fort. Als er aus dem Walde herauskam (es war um 12 Uhr Mittags), mußte er über eine große, ſandige Ebene, welche die Sonnenhitze glühend heiß gemacht hatte. Alles troff von Schweis, auch der König, überdieß durch Kleidung und Rüſtung beſchwert. Nur wenige ritten um ihn, um den Staub nicht zu vermehren. Die meiſten waren in verſchiedenen Haufen von ihm entfernt, wenig auf ihn achtend, als auf einmal ein neuer Unfall ſie erſchreckte. Von den Pagen, die dem König folgten, ließ der eine die Lanze, die er trug, unverſehends auf den Helm des andern fallen. Das dadurch entſtandene Geräuſch weckte den König wie aus einem tiefen Traum zur wüthigen Raſerei. Er glaubte ſich verrathen, ſah nichts als Feinde um ſich, und ſchreiend: "Vorwärts! vorwärts! auf dieſe Verräther!" zog er das Schwerdt, und hieb mit demſelben nach ſeinen Begleitern. Sie ſprengten auseinander, einige hierhin, andere dorthin. Sein Bruder, der Herzog von Orleans, kam auf ihn zu; er kannte ihn nicht, hieb nach ihm, und nur durch eilige Flucht entkam der Herzog. Wie Froiſſart meldet, wurde niemand von ihm getödtet. Erſt als er durch langes Umſichhauen ermattet war, gelang es einem Ritter aus der Normandie, Wilhelm Martell, ihn von hinten zu erfaſſen, und ſeinen Arm feſtzuhalten. Nun entwand man ihm das Schwerdt, hob ihn ſanft vom Pferde und entkleidete ihn, um ihn zu erfriſchen. Seine Oheime und ſein Bruder kamen zu ihm: er erkannte ſie nicht. Wild rollte ſein Auge; aber er ſprach kein Wort, und verſank in eine faſt todtähnliche Erſchlaffung. So brachte man ihn nach Mans, und von da nach dem Schloſſe

Creil an der Oiſe. Seine Oheime aber bemächtigten ſich ſogleich der Regierung, und im Beſitz derſelben erklärten ſie den Zug nach der Bretagne für aufgehoben, verabſchiedeten das aufgebotene Heer, und zogen die bisherigen Staatsräthe zur Verantwortung. Einige derſelben wurden verhaftet, andere, wie der Connetable von Cliſſon, entkamen durch die Flucht.

Allmählich gelang es den Aerzten des Königs, unter denen Wilhelm von Harſely mit beſonderm Ruhm genannt wird, den König wiederherzuſtellen; und ſo groß anfangs die Betrübniß der Franzoſen über die Geiſteszerrüttung ihres Königs geweſen war, ſo groß war nun ihre Freude über ſeine Geneſung. Indeſſen blieb der König ſehr ſchwach; er konnte oder durfte (nach dem Willen ſeiner Oheime) keine Staatsgeſchäfte betreiben, und nach einigen Monaten gerieth er in eine furchtbare Gefahr, die ihn aufs neue in Wahnſinn ſtürzte.

Die Vermählung einer Hofdame der Königin mit einem Ritter von Vermandois gab Gelegenheit zu einem Hoffeſte, und dieſes zu einer Maskerade (29. Jan. 1393). Um den König zu erheitern, redete ihm ſein Stallmeiſter Hongrinen von Genſay zu, mit fünf andern die Maske eines Wilden anzulegen. Dieß geſchah. Der König und mit ihm fünf andere — der junge Graf von Joigny, Karl von Poitiers (Sohn des Grafen von Valentinois), Jouan de Foix, Herr von Nanthoillet, und Hongrimen von Genſay — ließen ſich vom Kopf bis zu den Füßen in knapp anliegende Leinwand kleiden und dieſe mit Pech oder Harz überziehen, worein Haare oder Werg eingeklebt wurde. Dieſer Anzug machte dem König Vergnügen; er dankte dem Ritter, der ihm dazu gerathen hatte. Um Gefahr zu vermeiden, wurde befohlen, daß alle Fackeln entfernt werden ſollten. Nun kam der Aufzug der Wilden in den Saal: der König voran und die fünf andern hinter ihm, mit Ketten zuſammen geſchloſſen, um den Aufzug ſchauerlicher zu machen. Der König trennte ſich bald nach ſeinem Eintritt in den Saal von den übrigen; er ging auf die Seite, wo die Damen ſaßen, und kam, bei der Königin vorbei, zur Herzogin von Berri, ſeiner Tante, die ihn feſthielt, um ſeinen Namen zu erforſchen. Auch der Herzog von Orleans, des Königs Bruder, wurde von gleicher Neugier beſeelt, und dadurch Anſtifter des fürchterlichſten Ereigniſſes. Er war erſt ſpät mit vier Rittern und mehreren Fackelträgern in den Saal gekommen und hatte von jenem Befehl, daß alle Fackeln entfernt werden ſollten, nichts gehört. Jetzt riß er einem ſeiner Diener die Fackel aus der Hand und trat damit zu einer der fünf tanzenden

Masken, um bei hellem Lichte zu erforſchen, wer ſie ſey. Aber er kam ihr zu nahe; das Harz an der Maske fing Feuer; in dem Augenblicke ſtand ſie in Flammen, und gleich darauf auch die übrigen. Sie ſchrieen nach Hilfe, aber man wußte nicht, wie man ihnen Hilfe leiſten ſollte. Einige Ritter eilten herzu, um das Feuer zu erſticken; aber das Harz hing ſich brennend an ihre Hände, und ſie konnten es nicht löſchen. Einer der Brennenden, Herr von Nantholllet, machte ſich von der Kette los, ſprang nach dem Schenktiſch, und warf ſich in einen Spülbottig. Dadurch rettete er ſich. Von den vier andern ſtarben zwei auf der Stelle, zwei andre, Jouan de Foix und der Graf von Joigny wurden noch lebend in ihre Wohnung gebracht, ſtarben aber wenige Tage darauf unter groſſen Schmerzen. Inzwiſchen war der König gerettet. Die Herzogin von Berri, der er ſich zu erkennen gegeben hatte, hatte in dem Augenblick des Schreckens Beſonnenheit genug, ihren Mantel um den König zu wickeln, ihn ſo vor dem Feuer zu ſchützen und aus dem Saale zu bringen. Aber der Eindruck, den die ſchreckliche Gefahr, in der er geſchwebt, und der furchtbare Tod ſeiner Gefährten auf ihn gemacht hatte, nagte an ſeinem Innern. Wenige Monate darauf gerieth er aufs neue in Wahnſinn (20. Juni 1393). Vergebens ſuchte man ihn zu heilen, vergebens hielt man öffentfentliche Gebete und Umgänge, vergebens wendete man ſich an Hexenmeiſter: der König blieb, ſo lange er lebte (bis 1422), ſchwach an Geiſt, und gerieth noch öfters in Geiſteszerrüttung. Um ihn zu zerſtreuen, unterhielt man ihn mit dem Kartenſpiel, das wahrſcheinlich durch die Araber in Spanien aufgekommen war, ſeit dem vierzehnten Jahrhundert in Italien, Frankreich und Deutſchland bekannt wurde, und von nun an ſich ſchnell durch alle Stände verbreitete. — Uebrigens benutzten die Oheime des Königs deſſen Geiſtesſchwäche und Geiſteszerrüttung, um die Regentſchaft an ſich zu reißen, und ihre Herrſchſucht wie ihre Entzweiung brachte großes Unheil über Frankreich.



Meno Haas sc.

Die Jungfrau von Orleans
bei der Krönung Karls VII zu Rheims.

XXX.

Die Jungfrau von Orleans.

Es iſt ſchwer in dem, was von der Jungfrau von Orleans erzählt wird, Wahrheit und Dichtung zu unterſcheiden. Das Unerwartete, Glänzende und Wundervolle ihrer Reden und Thaten hat den Schleier des Wunderbaren um ihr Seyn und Thun gezogen, und ihre Freunde und Feinde haben ſich bemüht, dieſen Schleier zu verdichten: letztere, um ſie als eine Zauberin, erſtere, um ſie als eine von Gott begeiſterte Prophetin darzuſtellen. Auch die richterlichen Unterſuchungen, die über ſie verhängt worden ſind, haben bei der Flüchtigkeit und Partheilichkeit, mit der ſie betrieben wurden, mehrere ihrer Lebensumſtände übergangen, andere gefliſſentlich entſtellt. Eben daher ſind bei allen Forſchungen neuerer Zeiten noch viele Fragen unbeantwortet geblieben. Doch hat durch eben dieſe Forſchungen der Jungfrau Leben und Wirken an deutlicher Anſicht gewonnen, und völlig zur Gewißheit iſt es geworden, daß ſie eine auſſerordentliche Erſcheinung war, dergleichen nur auſſerordentliche Zeiten hervorbringen, eben ſo merkwürdig durch ihre Perſönlichkeit als durch ihre Thaten, und würdig, daß ein groſſer Dichter unſerer Zeiten ihren Ruhm verherrlichte.

Ihr eigentlicher Name war Johanna oder Jeanne d'Arc. Sie war in dem Dorfe Dom-Remi bei Vaucouleurs, unweit der weſtlichen Grenze Lothringens geboren. Wenn? iſt unentſchieden, entweder ums Jahr 1402 oder 1412; denn als ſie zuerſt im franzöſiſchen Lager erſchien (1429), war ſie nach den Angaben der Engländer 27, aber nach denen der Franzoſen erſt 17 Jahr alt. Ihre Eltern waren gemeine Landleute, wenig bemittelt, aber im Rufe der Arbeitſamkeit, Redlichkeit und Gottſeligkeit. Von ihnen ward ſie zu allem Guten angehalten. Sie lernte von ihrer Mutter das Vaterunſer, den engliſchen Gruß und den Glauben, aber weder leſen noch ſchreiben, was wohl die Eltern ſelbſt nicht verſtanden. Alle Geſchäfte der Landwirthſchaft betrieb ſie mit ſorglichem Fleiß: ſie ſpann Wolle, pflügte den Acker, weidete die Heerde, wartete der Pferde; aber erweiſen läßt es ſich nicht, daß ſie in einem Wirthshauſe als Magd gedient, daſelbſt die Pferde zur Tränke geführt, und dabei das Reiten erlernt habe. Nur als ihr Dorf von den feindſeligen Burgundern überfallen, und ſie dadurch ſamt den Ihrigen zur Flucht genöthigt worden war, lebte ſie einige Tage mit ihren Eltern in einem Wirthshauſe zu Neufchateau. — Wie ihr früher Fleiß, ſo wird auch ihre Sanftheit, thätige Menſchenliebe und innige Gottesfurcht gerühmt. Sie pflegte der Kranken, war hilfreich gegen Arme, ging täglich zur

Kirche

BIBL. UNIVERS. LIPS.

und genoß häufig das heilige Abendmahl. Dabei verrieth ſie frühzeitig Anlage zur Schwärmerei. In der Nähe ihres Dorfes ſtand ein Wunderbaum, eine ſchöne Buche, die nach einer alten Sage von Feen umgeben war, und nicht weit davon war eine eben ſo merkwürdige Quelle. Dort pflegte ſie öfters mit ihren Geſpielinnen in ſchönen Nächten zu ſingen und zu tanzen. Aber ſeit ihrem dreizehnten Jahre vermied ſie Geſang und Tanz, und lebte mehr in ſich gekehrt, und ſo eifrig mit Andachtsübungen beſchäftigt, daß ſie dadurch das Geſpötte ihrer Geſpielinnen auf ſich zog. Engel und Heilige waren ihr, wie ſie ſelbſt nachmals ausſagte, ſeit dieſer Zeit erſchienen, und erfreuten ſie nachher, wenn ſie inbrünſtig betete, öfters mit ihrem Beſuch. Doch redete ſie damals mit Niemand von den Erſcheinungen oder Offenbarungen, die ſie hatte, ſondern lebte ein ſtilles, zurückgezogenes Leben, bis der Drang ihres Herzens (ſie nannte ihn Ruf oder Befehl der Gottheit) auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens ſie hinführte. — Nur dreizehn Monate hat ſie auf demſelben zugebracht; aber welche große und wunderbare Umänderung der Lage Frankreichs hat ſie in dieſer kurzen Zeit bewirkt!

Tief geſunken war das Glück Frankreichs! Der ganze nördliche Theil bis zur Loire war in den

Händen der Engländer, und ſchon wurde (ſeit dem Oct. 1428) Orleans, der Schlüſſel zum ſüdlichen Frankreich, von ihnen belagert. Karl VII., der König hieß, ohne es zu ſeyn — nicht einmal die Krönung und Salbung zu Rheims hatte er erhalten können — ſchien rettungslos verloren. Ohne Vertrauen auf ſich und ſein Glück, war er auch ohne Hoffnung ſich wieder zu erheben. Von Tage zu Tage ärmer an Geld und Truppen, und von Tage zu Tage durch neue Unglücksboten erſchreckt, wollte er das Schloß Chinon, nahe an dem ſüdlichen Ufer der Loire, ſeinen bisherigen Aufenthalt, verlaſſen, nach dem ſüdlichen Frankreich, dem Delphinat oder Languedoc, hinziehen, oder wohl gar den Kampf gegen die Engländer aufgeben, und in Spanien oder Schottland eine Freiſtatt ſuchen. — Dieſe traurige Lage des Reichs und ſeines liebenswürdigen Königs mußte mit Angſt und Mitleiden alle wohlgeſinnten Franzoſen erfüllen, und der Gegenſtand ihrer Geſpräche und Sorgen ſeyn. Auch Johanne ward davon ergriffen, und in ihrer Seele erwachte der Gedanke, König und Vaterland zu retten.

Nie darf man die Zeiten einer gewaltigen Noth mit dem Maßſtab der Zeiten der Ruhe meſſen. Wo auſſerordentliche Umſtände eintreten, werden auſſerordentliche Kräfte wach, und Dinge geſehen, an die in den Zeiten der Ruhe niemand gedacht haben würde. Jede Feuers- und Waſſersnoth kann uns davon überzeugen; wie weit mehr noch die furchtbaren Schrecken eines furchtbaren Krieges. Haben wir ſelbſt doch in den Zeiten des großen Kampfes gegen die Rieſenmacht Napoleons erfahren, daß unter uns auſſerordentliche Kräfte rege wurden, und daß ſelbſt Mädchen und Frauen ſich in die Reihen der Krieger miſchten, um für die Rettung des Vaterlandes mitzuwirken. Edle Seelen treibt die Liebe zum Vaterland, und dieſe Liebe kann, wie die Geſchichte aller Jahrhunderte bezeugt, Wunderdinge verrichten. Auch Johanna konnte durch die Noth ihres Vaterlandes und durch Liebe zu ihrem Vaterlande zur Rettung desſelben ſich aufgefordert fühlen; aber beſonders mußte ſie durch den Glauben ihrer Zeiten und durch die Perſönlichkeit ihres Weſens hierzu beſtimmt werden. Nach dem Glauben ihrer Zeiten erſchienen Engel und Heilige den Menſchen; Wundererſcheinungen wurden in der Nähe ihres Dorfes wahrgenommen: dort ſtand ein Feenbaum, dort ſprudelte eine Zauberquelle; und eine alte Weisſagung verkündete, daß ein Mädchen von der lothringiſchen Grenze kommen würde, um Frankreich zu erretten. Sie ſelbſt war mit einer ſchwärmeriſchen Einbildungskraft begabt, ihr frommer Sinn führte ſie in allem, was ſie that und empfand, zu Gott und den

Heiligen, und ihre körperliche Beſchaffenheit mußte die Reizbarkeit ihres Weſens erhöhen. Wie leicht konnte es alſo geſchehen, daß ſie jene Weisſagung auf ſich anwendete, daß ſich, ihr unvermerkt, ihre Gedanken und Entſchließungen in göttliche Eingebungen und Offenbarungen verwandelten, und daß ſie himmliſche Erſcheinungen zu ſehen und Stimmen zu hören glaubte, die ihr zuriefen: Orleans zu entſetzen, den König zur Krönung nach Rheims zu führen und Frankreich zu befreien. Dieſer Glaube gab ihr Heldenkraft und Kindesdemuth. Fern von aller Verzagtheit, die ſonſt ihrem Geſchlechte eigen zu ſeyn pflegt, erwachte in ihrer Seele die gewiſſe Zuverſicht, ſie werde mit Gott und durch Gott die Retterin Frankreichs werden.

Von dieſer Zuverſicht getrieben, verließ ſie ihre Eltern, denen ſie bis dahin mit kindlichem Gehorſam gedient hatte. Mit ihrem Oheim mütterlicher Seits, Durand Lapart, ging ſie, als wollte ſie deſſen Frau im Wochenbette beiſtehen, im Februar 1429 nach Vaucouleurs. Dort ſuchte und fand ſie Zutritt bei dem daſigen Befehlshaber Baudricourt, dem ſie ihr Vorhaben oder ihre himmliſche Berufung enthüllte, um durch ihn an den Hof zu Chinon zu gelangen. Baudricourt begegnete ihr anfangs mit Kaltſinn (er hielt ſie für eine Schwärmerin) und rieth ihrem Oheim, Durand Lapart, ihr

Ohrfeigen zu geben und ſie ihren Eltern zurück zu bringen. Doch nach und nach wurde er für ſie gewonnen; ſey es, weil er ſelbſt ihren Ueberzeugungen glaubte, oder weil er von ihrer Begeiſterung neue Begeiſterung der Franzoſen erwartete. Auch erregten ihre Ausſagen und Verſprechungen ſchon in Vaucouleurs großes Aufſehn, und beſonders nahmen ſich zwei Ritter ihrer an. Baudricourt ſchrieb daher ihretwegen an Karl VII., und ſchickte ſie, nach erhaltener Erlaubniß, in Mannskleidern, zu Pferde und im Geleite der erwähnten Ritter und zweier Bedienten an den franzöſiſchen Hof zu Chinon.

Unterwegs erwarb ſie ſich durch ihre Reden, wie durch ihre Gottesfurcht und Züchtigkeit Ehrfurcht von Seiten ihrer Begleiter. Als ſie in Chinon angekommen war, dauerte es eine Zeitlang, ehe ſie bei dem König vorgelaſſen wurde: Karl VII. war lange ungewiß, ob er ihren Eingebungen vertrauen oder ſelbige für teufliſches Blendwerk halten ſollte. Als ſie endlich Zutritt erhielt, erkannte ſie ſogleich den König, obſchon ſie ihn noch nie geſehn, und er ohne alle Zeichen ſeiner Würde unter den Haufen ſeiner Hofleute ſich gemiſcht hatte. Sie wiederholte ihm, was ſie dem Befehlshaber Baudricourt von ihrem himmliſchen Auftrage geſagt hatte, und entdeckte ihm, zur Bewährung ihrer Ausſagen, ein Geheimniß, welches auſſer ihm niemand wußte. Um ihre göttliche Sendung auſſer allen Zweifel zu ſetzen, ließ Karl VII. zuerſt von einer Verſammlung Geiſtlicher, dann von dem Parlament zu Poitiers ſie prüfen, und letzteres, wie erſtere, that den Ausſpruch: Johanna ſey von Gott zur Rettung Frankreichs geſendet.

Gefaßt ward nun der Entſchluß, ihr als einer göttlichen Prophetin die Führung des Heeres anzuvertrauen. Sie erhielt dazu ihrem Verlangen gemäß ein Schwerdt, das in der Katharinenkirche zu Fierbois aufbewahrt war, und das ſie nach allen Kennzeichen beſchrieb, — vielleicht weil ſie es, als ſie auf der Reiſe nach Chinon durch Fierbois gekommen und in die daſige Kirche zum Beten gegangen war, daſelbſt bemerkt hatte. Ferner erhielt ſie eine weiße, mit Lilien überſäete Fahne, worauf Gott mit der Weltkugel in der Hand abgebildet war, und die Worte ſtanden: "Jeſus Maria." Dieſe Fahne trug ſie, ihrer eigenen Aeuſſerung nach, um das Schwerdt nicht brauchen zu dürfen. Hierauf wurde ſie in Mannskleidern, vom Kopf bis zu den Füßen gepanzert, auf ein Streitroß geſetzt, und mit dem Anſehn und Gefolge eines Feldherrn nach Blois geſendet zu den franzöſiſchen Truppen, die Orleans entſetzen oder wenigſtens mit neuer Zufuhr verſehen ſollten. Der Glaube an ihre göttliche Sendung zog ihr voran.

Als ſie zu Blois angekommen war, drang ſie ſogleich bei den Soldaten auf Religionsübungen und gute Sitten. Sie befahl, daß alle beten, die Meſſe hören, beichten und das heilige Abendmahl genießen ſollten; ſie beſchränkte das Fluchen, Spielen und Plündern; ſie vertrieb alle lüderlichen Dirnen aus dem Lager, und ſprach den Soldaten Muth und Troſt ein. Den Engländern ließ ſie ihre Ankunft kund thun, und befahl ihnen, im Namen Gottes ihr ſogleich Platz zu machen. Darauf traf ſie Anſtalten, um die Zufuhr nach Orleans zu bringen und ſich ſelbſt in dieſe hart bedrängte Stadt zu werfen.

Am 29. April 1429 langte ſie vor Orleans an, und während die Beſatzung nach einer andern Seite hin einen Ausfall that, brachte ſie die Lebensmittel glücklich in die Stadt. Am Abend kam ſie ſelbſt nach Orleans, wo ſie als eine himmliſche Retterin empfangen wurde. Am 4. Mai, als eine zweite Zufuhr vor Orleans erſchien, rückte ſie mit dem Grafen von Dunois aus, und ungeſtört ging der Zug mitten zwiſchen zwei Schanzen der Engländer hindurch. Jetzt entflammte ſie den Muth der Franzoſen zu muthigen Angriffen auf die Schanzen der Engländer. Auch dieſe Angriffe glückten; eine Schanze nach der andern wurde den Engländern entriſſen; mehrere Tauſende von ihnen verloren in verſchiedenen Gefechten das Leben, und ſie ſahen ſich endlich genöthigt, die Belagerung von Orleans aufzugeben (8. Mai, 1429). Denn nicht bloß die Franzoſen, auch die Engländer waren von der Gewalt des Glaubens getroffen; aber beide Theile auf verſchiedene Weiſe. Die Franzoſen glaubten durch die Jungfrau Hilfe von Gott zu erhalten; ſie hofften zu ſiegen, weil ſie nun fühlten, ſiegen zu können; Glaube und Hoffnung richtete die von Verzweifelung Niedergebeugten wieder auf; ſie hielten ſich für unüberwindlich. Die Engländer hingegen, die anfangs das Auftreten des Mädchens verhöhnt hatten, verloren ihre vorige Herzhaftigkeit und Zuverſicht. Vormals ſo ſtolz auf ihre Siege und ſo kühn in Treffen, waren ſie jetzt wie vom Erſtaunen gelähmt, und erwarteten nicht ohne Aengſtlichkeit den Ausgang der Dinge. Kurz, Muth und Selbſtvertrauen war von den Engländern auf die Franzoſen übergegangen: — ein merkwürdiges Beiſpiel von der Gewalt des Glaubens!

Vollbracht war alſo das Erſte, was Johanna, die nun den Namen "Jungfrau von Orleans" erhielt, verſprochen hatte, und mit erhöhetem Muthe ſetzten die Franzoſen unter ihrer Anführung ihre Siege weiter fort. Sie eroberten die Stadt Jargeau, wo der engliſche General Suffolk gefangen wurde, und ſchlugen am 18. Jun. das engliſche

Heer bei dem Dorfe Patai, wo der tapfre Talbot in ihre Hände fiel. Ueberall war die Jungfrau unter ihnen; ſie entzog ſich keiner Mühſeligkeit und nahm an allen Vorfällen des Kriegs Theil, nur nicht am Tödten: noch ſpät verſicherte ſie, niemand getödtet zu haben, — eine Verſicherung, die ihrer Weiblichkeit Ehre bringt. Obſchon ſie bei Orleans von einem Pfeile über der Bruſt verwundet, und bei Jargeau von einem Steinwurf, der ihren Kopf traf, betäubt wurde, ſo wurde dadurch ihr Muth nicht niedergeſchlagen. Gleich den bewährteſten Helden erhob ſie ſich über Furcht und Schmerz. Dabei war ſie auſſerordentlich mäßig und züchtig: ſelbſt ihre erbittertſten Feinde haben keinen Vorwurf der Unkeuſchheit gegen ſie aufgebracht. In ihrem ganzen Weſen war Kraft und Hoheit mit Demuth und Gutmüthigkeit vereinigt: ſie war keines Betrugs fähig. Man hat gezweifelt, ob ſie wirklich das Heer anführte, oder ob nicht vielmehr die Feldherren (und namentlich Graf Dunois) bei allem Schein ihr zu folgen, ihre Führer waren; und wahr iſt es, daß die Feldherren oft der Jungfrau Rathſchläge verwarfen und nach eigner Einſicht die von ihr angegebenen Züge und Angriffe änderten. Aber eben ſo wahr iſt es auch, daß ſie, wenigſtens bis zur Krönung des Königs, mit der ſtandhafteſten Zuverſicht, oft gegen den Widerſpruch der Feldherren ihre Plane durchſetzte. Der geſunde

Verſtand, den ſie bei allem Mangel an gelehrter Bildung zeigte, der Nachdruck, den ſie ihren Rathſchlägen und Aufforderungen zu geben wußte, und der glückliche Erfolg, der ihre Unternehmungen begleitete, mußte nothwendig das Vertrauen der Feldherren zu ihr befeſtigen, das durch das Auſſerordentliche ihres Weſens begründet war. Gleichwohl mag man mit Recht behaupten, daß ihr Hauptverdienſt darin beſtand, daß ſie die Begeiſterung, die ihre Seele erfüllte, dem Heere mittheilte, und dadurch Muthloſe in Helden umſchuf.

Nachdem ſie Orleans befreit, Jargeau erobert und die Engländer im offenen Felde bei Patai geſchlagen hatte, beſtand ſie darauf, daß die Krönung Karls VII. zu Rheims vollzogen werden ſollte. Zwar war Rheims noch in den Händen der Feinde, und der weite Weg dahin von denſelben beſetzt; aber die Hauptmacht der Engländer hatte ſich unter dem Herzog von Bedford nach Paris zurückgezogen, die Treue der Städte, die auf dem Wege nach Rheims lagen, wankte, und die Franzoſen fühlten ſich im Glauben an den göttlichen Beiſtand, den ihnen die Jungfrau brachte, begeiſtert, ſelbſt das Unmöglich-Scheinende zu wagen. Auch Karl VII. beſchloß, den Aufforderungen ſeiner kriegeriſchen Prophetin zu folgen. Sonſt aus Schlaffheit von dem Schauplatz des Krieges entfernt, ſtellte er ſich jetzt an die Spitze ſeines Heeres, und brach auf nach Rheims.

Das wichtige Unternehmen gelang. Die von den Engländern beſetzten Städte, auf welche Karl ſtieß, wurden bezwungen oder unterwarfen ſich ohne Schwertſtreich. Rheims ſelbſt verjagte die engliſche Beſatzung und ſendete Karl'n die Stadtſchlüſſel entgegen. So zog er wie im Triumph in Rheims ein, und wurde am 17. Jul. daſelbſt gekrönt und geſalbt. Während dieſer Feierlichkeit ſtand die Jungfrau ihm zur Seite, in völliger Rüſtung, mit ihrer Fahne in der Hand, und nach geſchehener Salbung des Königs warf ſie ſich ihm zu Füßen, umfaßte ſeine Kniee, und wünſchte ihm unter tauſend Freudenthränen Glück*). "So iſt denn endlich", ſagte ſie, "der Wille Gottes erfüllt, daß ihr, edler König, nach Rheims gekommen ſeyd und die Krönung empfangen habt, zum Zeichen, daß ihr der wahre König ſeyd, dem das Reich angehören muß." Der König dankte ihr für die ausgezeichneten Dienſte, die ſie ihm geleiſtet hatte, und von allen Herren des Hofes erhielt ſie Beweiſe der verdienten Achtung. Auch hatte ſie hier die Freude, ihren Vater und Oheim wieder zu ſehen.

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LVI.

Aber mit dieſer Krönung Karls VII., der die freiwillige Unterwerfung vieler Städte, als Laon, Soiſſons, Beauvais, Compiegne ꝛc. folgte, hatte die Jungfrau den Gipfel ihres Glückes erreicht. Von nun an war ihr Glücksſtern im Untergehen. Sie ſelbſt mochte dieß fühlen! Denn wenn ſchon nicht erwieſen werden kann, daß ſie jetzt, wie ſpätere Schriftſteller behaupten, nach ihrer Heimath und zu den Beſchäftigungen ihres Standes und Geſchlechts zurück verlangt habe: ſo iſt doch das gewiß, daß Beſorgniſſe bevorſtehender Unfälle in ihr aufſtiegen, und daß ſie den Oberbefehl nicht wieder übernahm.

Ihre Ahnungen wurden nur allzuſehr durch den Erfolg gerechtfertiget. Sie zog (im Sept. 1429) mit vor Paris, auf welches König Karl, während der Herzog von Bedford in der Normandie beſchäftigt war, einen Angriff thun ließ. Allein der Angriff mißlang; die franzöſiſchen Truppen wurden mit großem Verluſt zurückgeſchlagen, und die Jungfrau verwundet. Späterhin (am 22. Mai 1430) warf ſie ſich in die Stadt Compiegne, welche damals von dem Herzog von Burgund belagert wurde. Gleich am folgenden Tage nach ihrer Ankunft (23. Mai 1430) that ſie mit 600 Mann einen Ausfall auf die Seite, wo die Burgunder unter Johann von Luxemburg ſtanden. Aber dieſer Ausfall mißglückte, und die Franzoſen mußten ſich zurück ziehen. Die Jungfrau, beim Rückzug, wie immer, die letzte, ritt langſam hinterdrein, um ihn zu decken, und kehrte ſich mehrmals gegen den Feind, um ihn zurückzutreiben; und ſchon war ſie nahe dem Thore von Compiegne, als ſie, von Freunden verlaſſen und von Feinden umringt, in die Hände der letzteren gerieth. Ein kühner Kriegsmann erfaßte ſie und zog ſie vom Pferde. In dem Augenblicke kam Lyonnel, Baſtard von Vendome, ein Aftervaſall des Herzogs von Burgund, herzu. Ihm ergab ſie ſich.

Ihre Gefangennehmung erregte die größte Freude unter den Engländern. Jetzt, glaubten ſie, könnten ihre vorigen Siege, jetzt ihre vorige Macht in Frankreich wiederhergeſtellt werden. Der Herzog von Bedford ließ daher das “Herr Gott dich loben wir” zu Paris ſingen, veranſtaltete Freudenfeſte, und erkaufte die Jungfrau für 10,000 Livres von den Burgundern. Ruhig hatte ſie das Loos der Gefangenſchaft erſt zu Beaulieu, dann zu Beaurevoir ertragen: auch hatte man ſie anfangs anſtändig behandelt; als ſie aber erfuhr, daß ſie nicht in burgundiſchen Händen bleiben, ſondern den Engländern übergeben werden ſollte, wagte ſie einen gefährlichen Sprung vom Thurme zu Beaurevoir. Vergebens! Schwer verwundet wurde ſie ergriffen, den Engländern übergeben, nach Rouen gebracht und mit ſchweren Ketten gefeſſelt.

Sie hatte nichts verbrochen, was eine harte Behandlung oder eine Strafe ihr zuziehen konnte; aber ihre auſſerordentlichen Thaten wurden ihr zum Verbrechen angerechnet, und die Religion ſelbſt zum Werkzeug ihres Verderbens gemißbraucht. Doch waren es nicht eigentlich die Engländer, ſondern ihre eignen Landsleute, die den Scheiterhaufen für ſie errichteten. Die Univerſität zu Paris, damals in den Händen der Engländer, verlangte ihre Hinrichtung, und der Biſchof von Beauvais, Pierre Cauchon, ein Feind ſeines Volkes, leitete den Prozeß gegen ſie ein, der dadurch noch abſcheulicher wurde, daß man durch ſcheinbare Beobachtung geſetzlicher Formen das Anſehn der Rechtlichkeit ihm zu geben ſuchte. Unter dem Vorwand, als habe ſie Teufelskünſte getrieben, und ſey der Hexerei, Zauberei und Abgötterei ſchuldig, wurde ſie vor ein geiſtliches Gericht zu Rouen gezogen.

Vier Monate hindurch (vom Febr. bis Mai 1431) wurde ſie mit Fragen über ihre Offenbarungen gequält, mit Beſchuldigung der Ketzerei und Hexerei beängſtigt, und bei Tag und Nacht auf das Härteſte behandelt; und doch blieb ſie unverzagt und unerſchütterlich in ihrem Glauben. Noch im Gefängniſſe glaubte ſie ſich von Engeln und Heiligen umgeben. Man drohete ihr mit der Folter; unbefangen und im Tone der Unſchuld erwiederte ſie: "Wenn der Schmerz mir Geſtändniſſe auspreſſen ſollte, ſo werde ich doch ſtets behaupten, daß ich nur durch Gewalt gezwungen ſie ausgeſprochen habe." Es kam nicht zur Folter; aber aus ihren Ausſagen und aus den Deutungen ihres öffentlichen Lebens wurden zwölf Artikel gebildet, in welchen ihre Offenbarungen für Teufelswerk erklärt, Ketzerei ihr vorgeworfen, und unter andern als Gotteslöſterung angegeben wurde, daß ſie, ein Weib, von Gott den Befehl bekommen haben ſollte, Mannskleider zu tragen. In Folge dieſer Artikel ward ſie zum Flammentode verdammt.

Am 23. Mai 1431 ward ihr im Gefängniß dieß Urtheil vorgeleſen. Sie hörte es mit Standhaftigkeit. Auch als ſie am folgenden Tag (24. Mai) auf den Richtplatz geführt wurde und ſchon neben dem Scheiterhaufen ſtand, blieb ſie unverzagt. Erſt als ein Geiſtlicher ſie ermahnte, ihrem Irrthum zu entſagen und ſich der Kirche zu unterwerfen, und als dann ihr Urtheil nochmals vorgeleſen wurde, brach ihr Muth. Sie rief: ſie wolle ſich der Kirche unterwerfen und alles thun, was die Richter befehlen würden. Nun mußte ſie ihre Zaubereien und Ketzereien nach einer Formel, die man ihr vorlas, abſchwören und dann dieſe Formel mit einem Kreuz unterzeichnen. Hierauf wurde ſie in ihr voriges Gefängniß zurückgebracht, wo ſie auf immer bei Waſſer und Brod bleiben ſollte. Aber der unmenſchlichen Wuth ihrer Verfolger war es nicht genug, daß die Unglückliche durch den Widerruf oder die Abſchwörung ſcheinbar erniedrigt war, ſie ſollte auch einen martervollen Tod erleiden, und leicht ward es den Rachgierigen, denſelben herbeizuführen.

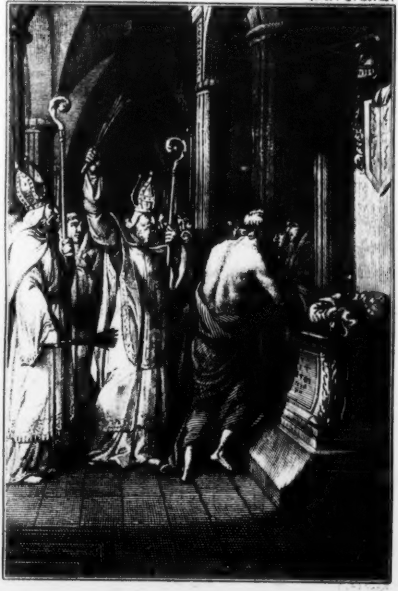
Johanna hatte bei ihrem Widerruf unter andern verſprechen müſſen, nie wieder Mannskleider anzulegen; aber man hatte (vielleicht um ſie zur Untreue gegen dieſes Verſprechen zu reizen) die Mannskleider in ihrem Gefängniß gelaſſen. Als ſie nun, ſey es, weil ſie des Ruhmes gedachte, den ſie in Mannskleidern erlangt hatte, oder weil ſie der ſchamloſen Zudringlichkeit der Soldaten entgehen wollte, oder weil man ihr die Frauenkleider weggenommen hatte, einige Tage nachher Mannskleider anlegte: ſo galt dieß als ein Rückfall in ihre vorige Ketzerei, dem ungeſäumt die Strafe des Verbrennens nachfolgen müſſe. Schon am 30. Mai 1431 wurde dieſes ſchreckliche Urtheil auf dem Marktplatz zu Rouen an ihr vollzogen.

Bei Ankündigung desſelben that ſie einen Schrei des Entſetzens: ſie jammerte, daß ſie ſo grauſam behandelt werden ſollte; aber das war faſt der einzige Tribut, den ſie der natürlichen Liebe zum Leben und Wohlſeyn brachte. Ihr Glaubensmuth kehrte in ſie zurück und verherrlichte ihr ſchmerzvolles Ende. Schon vorher hatte ſie ſich wegen ihres Kleinmuths Vorwürfe gemacht: ihre himmliſchen Freunde, äuſſerte ſie, wären darüber ungehalten, daß die Furcht vor dem Flammentod ihr jenen Widerruf abgepreßt habe; und jetzt, in dem letzten Augenblick bewies ſie die edle Standhaftigkeit einer Gott ergebenen und Gott vertrauenden Seele. Sie betete, küßte mit Inbrunſt das Crucifix, das man ihr reichte, und beſtieg unverzagt den Scheiterhaufen. Hoch ſchlugen die Flammen empor; man hörte ſie immer fort beten, oder nach Weihwaſſer verlangen, oder den Namen "Jeſus" rufen. Sie mochte fühlen, was der Dichter ſie ſagen läßt: "Kurz iſt der Schmerz und ewig währt die Freude!"

Als ſie langſam verbrannt war, wurden ihre Gebeine in die Seine geworfen: man wollte damit ihr Andenken von der Erde vertilgen. Aber aus tiefer Herabwürdigung erhob es ſich zu der verdienten Verherrlichung. Nach vier und zwanzig Jahren gelang es ihren Verwandten, den Pabſt

Calixtus III. zu einer Prüfung ihres Proceſſes zu bewegen. Bei der Unterſuchung, die deshalb angeſtellt wurde, kam das höchſt ungerechte Verfahren, deſſen ſich ihre Feinde ſchuldig gemacht hatten, an den Tag. Sie wurde darauf (7. Jul. 1456) zwar nicht für eine Heilige, aber für unſchuldig, unſträflich und rechtgläubig erklärt. Nun wurden ihr zu Ehren zu Rouen feierliche Umgänge veranſtaltet, und auf dem Platze ihrer Hinrichtung ein Kreuz aufgepflanzt. Späterhin ward ihr eine Ehrenſäule in Rouen errichtet. Aber noch ſchöner, und für alle Zeiten unvergänglich hat die Dichtkunſt ihren Ruhm verherrlicht.

B. W. T. LVII.



Heinrich II
am Grabe des Thomas Becket

XXXI.

Heinrich II. und Thomas Becket.

Der Kampf zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht, von welchem im Mittelalter kein europäiſcher Staat unberührt blieb, erſchütterte auch England mehrere Male, unter kräftigen wie unter ſchwachen Königen und immer zum Nachtheil des Thrones. Dieß erfuhr auch Heinrich II., der erſte König Englands aus dem Hauſe Anjou (1154—1189), ein trefflicher Herr, ausgezeichnet durch große Geiſtesgaben und im Beſitz weit ausgebreiteter Macht.

Mit dem Gefühl, daß es dem Wohl ſeines Landes und der Würde ſeiner Krone unangemeſſen ſey, wenn die Geiſtlichkeit ſeines Landes ſich der Gerichtsbarkeit des Königs entziehe, nur vom Pabſt Befehle annehme, und ſo als Staat im Staate beſtehe, hatte er den engliſchen Thron beſtiegen (1154); und nur die Rückſicht auf das Alter und die Verdienſte Theobalds, damaligen Erzbiſchofs von Canterbury, hatte ihn abgehalten, ſeinem innern Gefühl ſogleich zu folgen. Doch kaum war Theobald todt (1162), als er zur Ausführung ſeines Vorhabens zu ſchreiten begann. Am ſicherſten, meinte er, würde ihm dieſe gelingen, wenn er ſeinen Vertrauten, den Kanzler Thomas Becket, auf deſſen Ergebenheit er rechnen zu können glaubte, zur Würde eines Erzbiſchofs von Canterbury und damit zum Primas des engliſchen Reiches beförderte. Aber wie bitter ward er in ſeinen Erwartungen getäuſcht!

Thomas Becket, der Sohn angeſehener Eltern, geboren zu London 1117, gebildet auf der Univerſität zu Paris, ſpäterhin auf der zu Bologna, dann durch Unterhandlungen mit dem römiſchen Hofe, zu denen ihn ſein Gönner, der Erzbiſchof Theobald, gebraucht hatte, war hervorſtrahlend durch Schönheit der Geſtalt, Herrlichkeit der Geiſtesgaben und großen Umfang an Kenntniſſen und Erfahrungen. Im Umgang mit Andern zeigte er Freigebigkeit, Freundlichkeit und Gewändtheit; aber auch Eigenſinn und Unerſchütterlichkeit bei dem, was er einmal beſchloſſen hatte. Ihn trieb, wie es ſcheint, der Ehrgeiz, ein auſſerordentlicher Mann zu ſeyn, und in jeder Lage ganz das, was dieſe Lage erforderte. So hatte er als Kanzler des Königs ſeine Perſon mit dem höchſten Glanze umgeben. Durch die Pracht ſeines Gefolges, durch die Koſtbarkeit ſeines Geräthes, durch die Größe ſeiner Geſchenke hatte er England und Frankreich, wohin er als königlicher Abgeordneter geſendet worden war, in Erſtaunen geſetzt. Täglich hatte ſich eine Menge der vornehmſten Perſonen zu ſeiner köſtlichen Tafel ge-

gedrängt, und es wird als ein Zeichen ſeines Aufwands und zugleich als ein Zeichen der Sitten ſeiner Zeit bemerkt, daß er den Lehmboden ſeiner Zimmer täglich im Winter mit reinem Stroh und im Sommer mit friſchem Graſe und Laube beſtreuen ließ, damit ſich diejenigen Gäſte, die an ſeiner Tafel keinen Platz fanden, auf denſelben niederlaſſen konnten, ohne ihre Kleider zu beſchmutzen. Er ſelbſt hatte mitten unter den Herrlichkeiten, die er zur Schau oder zum Genuſſe darbot, ſehr mäßig gelebt. Dem Könige war er, als Vertrauter und erſter Diener, faſt immer zur Seite geblieben, wie bei Jagden und Wettſpielen ſo auch bei allen ernſten Geſchäften. Jetzt, da ihn Heinrich II. zum Erzbiſchof von Canterbury erheben wollte, war er ſelbſt anfangs dagegen: — vielleicht mochte er mit ſich in Streit liegen, ob er ſeine Größe auf der einmal betretenen Bahn des Weltlebens weiter verfolgen, oder ob er im geiſtlichen Stande durch Kampf mit der weltlichen Macht, das hieß mit ſeinem Könige, eine andere Art von Größe erringen ſollte. Aber der König blieb, trotz alles Einredens ſeines Lieblings und trotz aller Warnungen, die ſich ihm von andern Seiten her entgegen drängten, bei ſeinem Beſchluß, und zeigte dadurch, daß es ihm bei aller Fülle von Geiſtesgaben an tief eindringender Menſchenkenntniß gebrach. Thomas Becket wurde Erzbiſchof von Canterbury (1162), und ein ſiebenjähriger Kampf erfolgte (1163—1170), der den Erzbiſchof zum Märtyrertode und zur Ehre eines Heiligen erhob, dagegen aber den König nach vielen Stürmen zu den ſchmählichſten Demüthigungen hinführte.

Wohl würde man dem Thomas Becket Unrecht thun, wenn man ſeinen Kampf mit dem König einem verderbten und undankbaren Herzen zuſchreiben wollte: ihn leitete die Anſicht, die er im Geiſte ſeiner Zeit von ſeinem neuen Berufe aufgefaßt hatte. Kirche und Staat erſchienen ihm als zwei ſich widerſtrebende Mächte, von denen letztre, als die irdiſche, erſtrer, als der himmliſchen Macht, untergeordnet ſey. Kurz, die Sache der Kirche ſahe er an als die Sache Gottes, ſich ſelbſt, den Primas des Reichs, als den geiſtlichen Vater des Königs und des Volkes, der Unterwürfigkeit fordern könne. Wie er nun vorher, als Kanzler, ganz für den König und den Staat leben zu müſſen geglaubt hatte, ſo glaubte er nun ganz für die Kirche leben zu müſſen, und zwar ſo, daß er nicht nur die Pflichten, die ſie vorſchrieb, genau erfüllte, ſondern auch die Anſprüche, zu denen ſie berechtigte, geltend machte. Das Beiſpiel muthiger Behauptung kirchlicher Rechte und Anmaßungen, das einſt Anſelmus, einer ſeiner Vorfahren auf dem erzbiſchöflichen Stuhle von Canterbury unter Wilhelm II. und Heinrich I. gegeben hatte, ſcheint ihm vorgeleuchtet zu haben, —

wenn anders ein Mann von ſeiner Entſchloſſenheit eines Beiſpiels bedurfte.

Kaum war er in ſeine neue Würde eingetreten, als er, gleichſam der Welt und allen Weltfreuden entſagend, die eitle Pracht, die ihn bisher umglänzt hatte, von ſich ſtieß und gegen ſich ſelbſt die äußerſte Strenge übte. Von nun an trug er ein grobes Haartuch auf bloßem Leibe, Brod und Waſſer war ſeine tägliche Nahrung, und öfters zerfleiſchte er ſeinen Rücken mit Geißelhieben. Das heilige Abendmahl empfing er als ein Büßender unter Thränen und Seufzern; den Zehnten ſeines Einkommens vertheilte er unter die Armen; vielen derſelben wartete er bei Tiſche auf, einigen wuſch er täglich die Füße, und nur mit den Mönchen ſeines Stiftes oder mit Geiſtlichen hielt er Umgang; die meiſte Zeit verwendete er auf Andachtsübungen. Der König hatte geglaubt, Becket werde auch als Erzbiſchof von Canterbury das Amt eines Kanzlers fortführen; Becket aber ſchickte dem Könige das Siegel oder die Beſtallung zur Kanzlerwürde zurück, gleichſam als vertrage ſie ſich nicht mit ſeinem neuen Berufe. Bald darauf nahm er Kirchengüter, die in die Hände weltlicher Großen gekommen waren, in Anſpruch, beſetzte Pfarrdienſte, ohne auf die Rechte der Weltlichen zu hören, entzog Geiſtliche, die ſich grober Verbrechen ſchuldig gemacht hatten, der weltlichen Gerichtsbarkeit und zeigte auf alle Weiſe Widerſpruch gegen die weltliche Macht.

Jetzt mochte der König einſehen, wie ſehr er ſich in der Wahl des Thomas Becket zum Erzbiſchof von Canterbury getäuſcht hatte, und welche Stürme ihm ferner bevorſtanden; gleichwohl beharrte er bei ſeinem Vorhaben, die Gerichtsbarkeit, welche die Geiſtlichkeit ſich angemaßt hatte, wenn auch nicht aufzuheben, doch zu beſchränken. Er verlangte daher auf einem Reichstage zu Weſtminſter (1163), daß, nach den alten Geſetzen und Gebräuchen des Reichs, Geiſtliche, die eines ſchweren Verbrechens überwieſen wären, ihrer geiſtlichen Würde entſetzt und weltlichen Richtern zur Beſtrafung übergeben werden ſollten. Allein die Prälaten, von Becket geleitet, widerſprachen dieſem Verlangen, und Becket erklärte im Namen aller übrigen Geiſtlichen, daß ſie nur in ſofern ſich nach demſelben richten könnten, als es nicht der Ehre Gottes und den Vorrechten ihres Standes entgegen ſey. Erſt nach langem Widerſtreben, als die übrigen Prälaten, einzeln von dem Könige gewonnen, ihn verlaſſen hatten, und als ihm vom damaligen Pabſte Alexander III. angedeutet worden war, er könne ſich in den Willen des Königs fügen, — erſt dann erklärte er, er wolle die alten

Geſetze und Gebräuche Englands ohne allen Vorbehalt anerkennen. Dem König war dieſe Erklärung angenehm, doch verlangte er, Becket möchte ſie öffentlich wiederholen. Er veranſtaltete hierzu eine andere Verſammlung geiſtlicher und weltlicher Großen ſeines Reiches zu Clarendon, einem königlichen Schloſſe in der Nähe von Salisbury (Jan. 1164). Damit aber auch künftigen Streitigkeiten zwiſchen dem Staate und der Kirche vorgebeugt würde, ſo ließ er hier in ſechzehn Artikeln die Rechte feſtſetzen, die nach den alten Geſetzen und Gebräuchen Englands der weltlichen Macht gebührten. Durch dieſe Artikel, die den Namen der Conſtitution von Clarendon erhielten, wurde namentlich die Gewalt der geiſtlichen Gerichtshöfe, das Berufen nach Rom und das Ausſprechen des Banns und Interdicts beſchränkt.

Unverzüglich gaben die Barone dieſen Artikeln ihre Beiſtimmung und ſetzten, wie es der König verlangt hatte, ihre Siegel unter dieſelben. Auch die Prälaten wagten keinen Widerſpruch. Nur Becket, der ſchon bei der Eröffnung dieſes Reichstags zur Erneuerung ſeiner frühern Erklärung nur mit Mühe hatte bewogen werden können, ſträubte ſich Artikeln beizuſtimmen, die ihm alle Freiheiten und Vorrechte der Kirche umzuſtoßen ſchienen. Doch gab er endlich der Zudringlichkeit der Barone und

Prälaten nach, ſetzte ſein Siegel unter die vorgelegten Artikel und verſprach eidlich, ſie mit aller Treue, ohne Betrug und Vorbehalt zu beobachten. Allein nicht lange darauf reuete ihn ſeine Willfährigkeit; und als Pabſt Alexander III. die Conſtitution von Clarendon, die ihm zur Beſtätigung vorgelegt worden war, verworfen hatte, gab er die tiefſte Betrübniß über die gegebene Einwilligung zu erkennen. Er enthielt ſich aller Amtsübungen, unterzog ſich den härteſten Büßungen, um ſeine große Sünde, ſo nannte er ſeine Einwilligung, auszuſühnen, und forderte nachdrücklich die engliſche Geiſtlichkeit auf, die Ehre Gottes, ſo nannte er die Anmaßungen der Kirche, zu vertheidigen.

Heinrich II. war über dieſes Verfahren des Erzbiſchofs entrüſtet. Er betrachtete ihn als einen Undankbaren, als einen Störer der öffentlichen Ruhe, als einen Beleidiger der königlichen Majeſtät. Um ihn zu beſtrafen, forderte er von ihm Gelder und Güter zurück, die er ihm vorher in den Tagen der Freundſchaft geſchenkt hatte, und befahl ihm Rechenſchaft über ſeine Verwaltung der Kanzlerwürde abzulegen. **Becket** wurde dadurch nicht gebeugt; ja ſein Muth ſtieg um ſo höher, je mehr er Hinderniſſe fand. Mit den Zeichen ſeiner Würde bekleidet, und dem Kreuze in der Hand, begab er ſich in die Reichsverſammlung, die der Kö-

König, um über ihn zu richten, nach Nordhampton berufen hatte (Oct. 1164). Hier erklärte er den Abgeordneten des Königs, — der König ſelbſt hatte ſich vor ihm zurückgezogen, — daß er der Conſtitution von Clarendon nie gehorchen, nie die geforderte Rechnung ablegen, nie den König und deſſen Vaſallen, ſondern ſtets nur Gott und den Pabſt als ſeine Richter anerkennen werde. Hierauf verließ er die Verſammlung und bald nachher auch England. Schon früher hatte er dieß verſucht, aber widrige Winde hatten ihn zurückgehalten; jetzt gelang es ihm, von Sandwich glücklich nach Grävelingen in Flandern zu kommen (1164). Hier wie in Frankreich wurde er ehrenvoll empfangen; denn dem Grafen von Flandern wie dem König von Frankreich kam jeder Umſtand erwünſcht, der England in Unruhe und Verwirrung ſetzen konnte. Aber noch mehr nahm ſich der Pabſt des flüchtigen Erzbiſchofs an. Nicht genug nämlich, daß er die Geſandtſchaft, die König Heinrich zu ſeiner Rechtfertigung ſchickte, verächtlich zurückwies, und den Erzbiſchof feierlich zu Sens empfing: ſo erklärte er auch letztern aufs neue zum Erzbiſchof von Canterbury, wies ihm das Kloſter Pontigny zum einſtweiligen Aufenthalte an und verſchaffte den vielen Anhängern deſſelben, die Heinrich aus England verwieſen hatte, ein ſicheres und befriedigendes Unterkommen.

Heinrich ſäumte dagegen nicht, Rache zu nehmen und die Conſtitution von Clarendon aufrecht zu erhalten. Er zog die Einkünfte von Canterbury ein, nahm die Güter des Erzbiſchofs und ſeiner Anhänger in Beſchlag, hielt die Bezahlung des Peterpfennigs zurück, unterſagte allen Laien und Geiſtlichen ſeines Reiches, unter Androhung der härteſten Strafen, an den Pabſt oder den Erzbiſchof zu appelliren und von ihnen Befehle oder Bullen anzunehmen. Auch zeigte er ſich nicht abgeneigt, den Gegenpabſt Paſchalis III., der vom Kaiſer Friedrich I. beſchützt wurde, als rechtmäßigen Pabſt anzuerkennen.

Aber vergeblich waren alle dieſe Verfügungen! **Becket** unterließ nichts, um dem König allerwärts Feinde zu erregen, und ſich als einen Märtyrer darzuſtellen, auf deſſen Untergang der Untergang der kirchlichen Freiheiten gebaut werde. Die Conſtitution von Clarendon ſo wie die Beſchlüſſe, die auf dem Reichstage zu Nordhampton gegen ihn gefällt worden waren, erklärte er für nichtig, und belegte alle Räthe des Königs, die ſich nach jener Conſtitution richten und die Einkünfte von Canterbury zum Vortheil der Krone verwalten würden, mit dem Bann. Der König ſelbſt mußte den Bann fürchten, und je mehr er wegen ſeiner Beſitzungen in Frankreich die Feindſchaft des Pabſtes fürchtete, um ſo mehr wünſchte er mit dieſem und dem Erzbiſchof ſich auszuſöhnen. Andrerſeits war aber auch Alexander III., vom Kaiſer Friedrich I. und einem Gegenpabſt bedrängt, zur Ausſöhnung geneigt. Es wurden daher verſchiedene Friedensunterhandlungen eingeleitet, allein lange Zeit vergebens, bis endlich im Jahr 1170 eine Ausſöhnung zu Stande kam. **Heinrich** II. gab nach. Ohne über den Streitpunkt ſelbſt zu entſcheiden, ob nämlich die Conſtitution von Clarendon fortdauern ſolle oder nicht? — die Entſcheidung dieſer Frage ward auf einen andern Vergleich verſchoben — geſtattete er, daß **Becket** und ſeine Anhänger zu ihren Aemtern und Einkünften zurückkehren, und daß alle die, welche während **Beckets** Entfernung im Bißthume Canterbury geiſtliche Würden und Pfründen erlangt hätten, ſie aufgeben, und andre, von **Becket** erwählt, ſie erhalten ſollten. Nach Abſchluß dieſes Friedens kamen der König und der Erzbiſchof bei Fretval an der Grenze von Touraine abermals zuſammen (24. Jul. 1170), und bald darauf kehrte letztrer nach England zurück, wo er von Geiſtlichen und Laien mit großem Jubel empfangen wurde (1. Dec. 1170).

Aber wie nimmer ein Friede, den nur der Drang der Umſtände, nicht die Ausſöhnung der Gemüther hervorgebracht hat, von langer Dauer iſt, ſo konnte es dieſer um ſo weniger ſeyn, da bei demſelben der eigentliche Streit gar nicht ausgeglichen, und Stoff zu neuem Hader vorhanden war.

Heinrich hatte während Beckets Abweſenheit, als er fürchtete, mit dem Banne belegt und der Regierung entſetzt zu werden, ſeinen älteſten Sohn Heinrich zu ſeinem Mitregenten angenommen und dieſen durch den Erzbiſchof von York, Roger, krönen laſſen. Dieſes Verfahren ſah Becket als einen Eingriff in ſeine Rechte an, weil ihm als Erzbiſchof von Canterbury die Krönung zukam, und weil der junge König gekrönt worden war, ohne die Freiheiten der Kirche beſchworen zu haben. Er hatte daher bei dem Pabſte bewirkt, daß der Erzbiſchof von York, und die Biſchöfe von London, Salisbury und andere, die an dieſer Krönung Antheil genommen hatten, mit dem Bann und der Entfernung von ihrem Amte beſtraft werden ſollten. Dieſes Strafurtheil, das er vor ſeiner Rückkehr nach England geſchickt hatte, wollte er nach ſeiner Rückkehr, wie ſehr er auch darum gebeten wurde, nicht unbedingt zurücknehmen. Darauf eilten die von ihm beſtraften Prälaten nach der Normandie zum König, und erbitterten ihn aufs neue gegen den Erzbiſchof.

Heinrich II. hatte gehofft, Becket würde nach ſeiner Rückkehr gemäßigter und nachgiebiger ſich zeigen; um ſo mehr gerieth er in Zorn, als er vernahm, mit welcher Härte und Unbeugſamkeit derſelbe jetzt verfuhr. Als nun der Erzbiſchof von York zu ihm ſagte: "er werde, ſo lange Becket lebe, niemals Ruhe und Frieden haben", brach er in den Ausruf aus: "Habe ich nur feige Diener um mich her, deren keiner von einem beſchwerlichen Prieſter mich befreien kann." Dieſe im höchſten Unmuth ausgeſprochenen Worte faßten vier Ritter ſeines Gefolges, Reginald Fitz-Urſe, Wilhelm von Traci, Hugo von Moreville und Richard Brito, als eine Aufforderung zur Ermordung des Erzbiſchofs auf. Eiligſt verließen ſie den König und begaben ſich aus verſchiedenen Häfen der Normandie nach England. Einige Drohworte, welche ihnen entfallen waren, ließen ihr Vorhaben ahnen. Der König ſendete daher einen Boten ihnen nach, mit dem Befehl, ſie ſollten nichts gegen den Erzbiſchof unternehmen. Allein der Bote konnte ſie nicht erreichen. Schon hatten ſie ſich nach England eingeſchifft und bald trafen ſie auf einem Schloſſe des von Becket gebannten Ritters Ranulf von Brock, in der Nähe von Canterbury, zuſammen. Hier verabredeten ſie die weitere Ausführung ihres Vorhabens, zogen Bewaffnete an ſich, und eilten ſo nach Canterbury.

Als ſie daſelbſt angekommen waren (29. Dec. 1170), gingen ſie unbewaffnet nach dem Palaſt des Erzbiſchofs. Es war in den Nachmittagsſtunden. Sie fanden ihn ſeiner Gewohnheit gemäß in Geſellſchaft einiger Geiſtlichen und Mönche. Nach einigem Schweigen forderten ſie im Namen des Königs, der Erzbiſchof ſolle die Biſchöfe vom Banne befreien und dem jungen König, deſſen Krönung er nicht anerkenne, Genugthuung leiſten. Becket erwiederte, es ſtehe nicht in ſeiner Macht, den Bann zurückzunehmen, den der Pabſt ſelbſt ausgeſprochen habe, und nie habe er dem jungen König die Krone rauben wollen. Hierauf erfolgte von beiden Seiten ein heftiger Wortwechſel. Die Ritter beſchuldigten den Erzbiſchof, er habe den letzten Vergleich mit dem Könige gebrochen; und der Erzbiſchof verſicherte, er werde nie vom Gehorſam gegen den Pabſt abweichen. Als dann die Ritter weiter verlangten, er müſſe, weil es der König befehle, mit ſeinem Anhang England verlaſſen: ſo verſicherte er, er werde nie wieder durch das Meer von ſeiner Kirche ſich trennen, vielmehr ſey er bereit zu ihrer Vertheidigung zu ſterben. Hierauf zogen ſich die Ritter zurück, um ſich zu bewaffnen; der Erzbiſchof aber blieb bei ſeinem Entſchluß. Kein Gedanke an Flucht kam in ſeine Seele. Nur ſo viel gab er ſeinen Freunden nach, daß er ſich, als die Ritter zurückkehrten, in die Kirche führen ließ, gleichſam um hier dem Abendgottesdienſt beizuwohnen. Die Mönche wollten die

Thüren der Kirche verrammeln; er aber verwies es ihnen, indem er bemerkte: "Die Kirche ſey keine Feſtung und er ſey entſchloſſen, zu leiden, nicht zu kämpfen." Jetzt ſtürzten die Ritter, geharniſcht, mit Schwerdt und Beil bewaffnet, und von einem wilden Gefolge begleitet, in die Kirche. "Wo iſt der Verräther?" riefen ſie, dann: "Wo iſt der Erzbiſchof?" Thomas Becket ſtand am Altare, als dieſer Ruf erſcholl. Unerſchüttert trat er den Drohenden entgegen und rief: "Hier bin ich!" — "Du mußt ſterben", ſchrieen ſie ihm zu; "du darfſt nicht länger leben!" — "Ich bin", erwiederte er, "bereit zu ſterben, damit die Kirche Freiheit und "Frieden erhalte; aber wenn ihr nach meinem Leben "trachtet, ſo verbiete ich euch im Namen Gottes "und unter Androhung meines Fluches einem der "Meinigen, er ſey Geiſtlicher oder Laie, ein Leid "zuzufügen." Sie wollten ihn hierauf aus der Kirche ſchleppen: denn nicht gern mochten ſie das Gotteshaus mit dem Blute des erſten Prieſters deſſelben beflecken; aber er umfaßte einen Pfeiler des Chors, ſtieß den Ritter Wilhelm von Tracl, der Hand an ihn legte, zu Boden, und häufte Scheltworte auf den Ritter Reginald von Fitz-Urſe. Da hieb dieſer nach ihm und verwundete ihn am Kopfe. Der Erzbiſchof ſank neben den Altar hin, faltete ſeine Hände zum Gebet und empfahl Gott und den Heiligen ſeine Seele und das Heil der Kirche. Jetzt traf ihn ein zweiter, bald darauf ein dritter Streich. Ohne einen Seufzer auszuſtoßen, verſchied er. "Er iſt todt", riefen die Mörder und eilten davon. Anfangs begaben ſie ſich in die weſtlichen Gegenden Englands, ſpäterhin nach Rom und von da nach Jeruſalem, wo ſie unter vielen Büßungen ihren Tod erwarteten.

Erſchütternd, wie das Ende des Thomas Becket, war die Nachricht von demſelben. In der Empfindung des Mitleids und der Bewunderung, die ſeine Entſchloſſenheit und Hochſinnigkeit erregte, verlor ſich der Unwille über ſeinen unbeugſamen Eigenſinn und Stolz. Man gedachte nicht mehr deſſen, was er gethan, ſondern nur deſſen, was er gelitten und wie er gelitten hatte. Er galt als ein Märtyrer, der ſich mit Glaubensmuth und Glaubensfreudigkeit für die Kirche hingeopfert habe, und weit höhere Verehrung, als im Leben, wurde ihm im Tode geweihet. Sein Leichnam wurde in ein prächtiges Begräbniß gebracht, häufige Wallfahrten geſchahen zu demſelben, Wunderſagen verherrlichten daſſelbe, und ehe zwei Jahre vergingen (1172), wurde der Abgeſchiedene von dem Pabſte unter die Heiligen verſetzt.

Heinrich ſelbſt gerieth auf die Nachricht von Beckets Ermordung in die äuſſerſte Beſtürzung.

Er rief Gott zum Zeugen ſeiner Unſchuld an, ſchloß ſich ein, mied allen Umgang und wollte weder Speiſe noch Trank zu ſich nehmen. Bald aber fühlte er, wie nothwendig es für ihn ſey, den gefährlichen Folgen vorzubeugen, die jener Mord für ihn und ſein Reich haben konnte. Er ſchickte daher Geſandte an den Pabſt, um ihn zu begütigen und ſeiner Unterwerfung zu verſichern. Die Geſandten fanden den Pabſt Alexander III. zu Frascati im heftigſten Zorn, und der fürchterlichſte Fluch wider den König und ſein Reich ſchien nahe. Indeſſen blieben die geſchickten Unterhandlungen der Geſandten bei der ſchwierigen Lage, in der ſich damals Alexander III. befand, nicht ohne Erfolg. Die Flüche, die der Pabſt ausſprach, gingen nur auf die Thäter, Mitſchuldigen und Beförderer der Ermordung Beckets; der König ſelbſt, deſſen Unſchuld ſeine Geſandten beſchworen, wurde mit dem Banne verſchont. Doch beauftragte der Pabſt eigene Abgeordnete, um des Königs Antheil an jenem Mord zu unterſuchen und deſſen Unterwerfung anzunehmen.

Im Jahr 1172 kamen dieſe päbſtlichen Abgeordnete in der Normandie an. Sobald Heinrich dieß hörte, ſchiffte er, damals mit der Eroberung Irlands beſchäftigt, nach der Normandie, um mit ihnen zu unterhandeln. Anfangs wollten dieſe Unterhandlungen nicht gedeihen: die Forderungen der päbſtlichen Abgeordneten waren zu groß und drückend für den König, als daß er ihnen beiſtimmen konnte; doch gelang es endlich einigen ſeiner Geiſtlichen, einen Vergleich zu Stande zu bringen. Der König leiſtete einen feierlichen Eid, daß der Mord des Thomas Becket nicht mit ſeinem Wiſſen und Willen vollbracht ſey, und daß es ihn innigſt betrübe, wenn er durch unvorſichtige Aeuſſerungen oder auf irgend eine Weiſe Veranlaſſung dazu gegeben habe. Zugleich verſprach er, aus ſeinem Schatze an die Tempelherren ſo viel zu zahlen, daß zweihundert Ritter zur Vertheidigung des heiligen Grabes ein Jahr lang unterhalten werden könnten, und in eigener Perſon drei Jahre lang wider die Ungläubigen zu fechten. Ferner verſprach er, das Appelliren nach Rom zu geſtatten und alle Verordnungen wider die kirchliche Freiheit, die unter ihm ergangen waren (alſo auch die Conſtitution von Clarendon), zurückzunehmen, dem Erzſtifte von Canterbury alle Güter, die daſſelbe vor der Entweichung des Thomas Becket beſeſſen, zurückzugeben, endlich allen, die als Anhänger des Thomas Becket ausgewandert waren, ungehinderte Rückkehr und ungeſchmälerten Wiederbeſitz ihrer Güter und Würden zu geſtatten. Dieſe Bedingungen mußte Heinrich II., dann auch deſſen Sohn, der junge König, zu größerer Bekräftigung derſelben, be-

beſchwören; und nun erſt wurde er ſamt den in den Bann gethanen Biſchöfen, in den Schooß der Kirche wiederaufgenommen.

Aber noch kam Heinrich II. nicht zur Ruhe. Stürme auf Stürme folgten, er gerieth in Krieg mit ſeinen Söhnen und dem König von Frankreich, in England erhob ſich ein Aufſtand, und der König von Schottland überfiel plündernd den nördlichen Theil ſeines Reiches. Alle dieſe Stürme ſchilderte der Klerus und betrachtete der Aberglaube als Strafgerichte, die wegen der Ermordung des "heiligen Thomas" (dieſen Namen führte der canoniſirte Becket) über England ergingen. Der König ſelbſt mochte ſich in ſeinem Gewiſſen beunruhigt fühlen, und bei den ſchwierigen Umſtänden, in denen er ſich befand, mußte es ihm wichtig ſeyn, das Volk und die Geiſtlichkeit für ſich zu gewinnen. Kurz, um den innern und äuſſern Frieden zu erlangen, entſchloß er ſich, eine Wallfahrt zum Grabe Beckets zu unternehmen und daſelbſt öffentlich einen Beweis zu geben, wie ſehr es ihn ſchmerze, den Tod dieſes Heiligen veranlaßt zu haben. Am 8. Jul. 1174 führte er dieſen Entſchluß aus.

Er ſchiffte von der Normandie nach England. Als er zu Southampton gelandet war, eilte er mit einem kleinen Gefolge nach Canterbury. Sobald er die daſige Kirche erblickte, ſtieg er vom Pferde, legte alle Zeichen der königlichen Würde ab, kleidete ſich in das Gewand eines Büßenden, und ging baarfuß und ſchweigend zur Kirche. Hier warf er ſich weinend und ſeufzend mit dem ganzen Körper vor dem Grabe des Heiligen nieder und betete mit ausgebreiteten Armen. Unterdeſſen ließ er durch den Biſchof von London der verſammelten Menge verkündigen, daß er, obſchon unſchuldig an der Ermordung des Erzbiſchofs, einer Kirchenbuße ſich unterwerfe, weil er durch unvorſichtige Reden einige ſeiner Ritter dazu veranlaßt habe. Hierauf mußten die anweſenden Geiſtlichen und Mönche mit Ruthen in den Händen ſich nahen. Er entblößte ſeinen Rücken und bot ihn den Streichen dar, welche jene, einer nach dem andern, gegen ihn führten. Jeder der Biſchöfe gab ihm fünf, jeder der übrigen Geiſtlichen und Mönche drei Ruthenſtreiche *). Er ertrug dieſe demüthigende und ſchmerzhafte Buße mit Ruhe und verharrte betend auf dem Grabe des Heiligen bis zur Frühmette geläutet wurde. Nach Beendigung derſelben erhob er ſich, betete an den Altären und an den Gräbern der Heiligen und kehrte dann zu Beckets Grabe zurück. Erſt als er die Meſſe gehört und Waſſer mit dem Blute des Märtyrers vermiſcht

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LVII.

getrunken hatte, verließ er die Kirche, und ſcheidend verſprach er ihr eine jährliche Rente von vierzig Pfund zu Wachskerzen, die beſtändig am Grabe Beckets brennen ſollten.

Je kräftiger und mächtiger Heinrich II. war, um ſo auffallender erſcheinen die Demüthigungen, denen er ſich hier unterzog; und vergleicht man ſie mit denen, die faſt hundert Jahre früher (1077) der deutſche Kaiſer Heinrich IV. zu Canoſſa erlitt, ſo kann man ſich der Bemerkung nicht erwehren, wie viel auch Könige und Kaiſer dem Fortſchreiten der Zeiten und der gereiſten Frucht desſelben, der Reformation, zur Befeſtigung ihrer Würde zu verdanken haben.

XXXII.

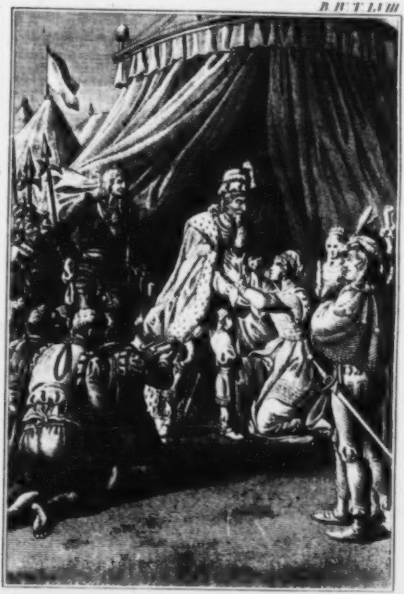
Denkwürdigkeiten aus der Regierungsgeſchichte Eduards III.

Die thatenreiche Regierung Königs Eduard III. (1327—1377) ſo wie die Fortbildung der Verfaſſung Englands unter ihm, iſt ſchon oben im Umriſſe angedeutet worden*). Demnach ſollen hier nur einzelne Denkwürdigkeiten aus ſeinem Regentenleben und beſonders aus ſeinem Kampfe mit Frankreich geſchildert werden.

Als mit Karl IV., dem dritten Sohne Philipps IV., der Mannsſtamm der alten Capetinger in Frankreich erloſchen war (1328), machte Eduard III. als Sohn der Iſabelle, der Schweſter Karls IV., Anſpruch auf den franzöſiſchen Thron. Zwar galt in Frankreich das Geſetz, daß die Krone nie auf die weibliche Linie übergehen ſollte, zwar war eben deshalb ein Brudersſohn Philipps IV., der Prinz von Valois, Philipp VI., auf den franzöſiſchen Thron erhoben worden (1328), und Eduard ſelbſt hatte wegen ſeiner Beſitzungen in Frankreich als Vaſall ihm gehuldigt (1329); aber leidenſchaftliche Liebe zum Krieg und zur Herrſchaft riß den engliſchen König über die Schranken des Rechts. Er nahm den Titel eines Königs von Frankreich an und

---

*) ſ. Hiſtor. Bilderſ. IV. Band, 1 Th. S. 157—161.



Eduard III

und die Einwohner von Calais

und begann (1339), nachdem er ſich auf dem Thron von England befeſtiget und durch Bündniſſe mit den Flandrern und dem deutſchen Kaiſer, Ludwig dem Baier, geſtärkt hatte, den blutigen Krieg, der, die Ruhepunkte mit eingerechnet, weit über hundert Jahre Frankreich erſchütterte und England erſchöpfte.

Der Anfang dieſes Krieges beſtand in Streifereien, die Eduard von Flandern aus unternahm, worauf er nach England zurückkehrte. Erſt im folgenden Jahre erfolgte die Seeſchlacht bei Sluis (23. Jun. 1340), in welcher Eduard einen vollſtändigen Sieg errang. Mehr als die Hälfte der franzöſiſchen Schiffe fiel in ſeine Hände und auf 20.000 Franzoſen und Genueſen wurden von ihm gefangen oder getödtet. Aber noch weit wichtiger als dieſer Sieg war der, den er vornehmlich durch die Tapferkeit ſeines trefflichen Erbprinzen bei Creſſy (26. Aug. 1346) errang.

Er war im Jul. 1346 abermals in Frankreich, und zwar in der Normandie mit einem Heere von 30.000 Mann eingefallen, und hatte nicht bloß dieſe Provinz verheert, ſondern war auch bis in die Nähe von Paris hingeſtreift. Aber bald ſah er ſich in einer höchſtgefährlichen Lage. Während er nämlich, nur auf Raub und Beute bedacht, allzuraſch vorwärts gedrungen war, hatte Philipp VI.

ein Heer von 120,000 Mann zuſammengebracht und ſich in den Rücken des engliſchen Heeres ſo geſtellt, daß dieſes in Gefahr gerieth, von England abgeſchnitten und gänzlich aufgerieben zu werden. Doch die Verrätherei eines franzöſiſchen Gefangenen zeigte dem engliſchen König eine Furth durch die Somme. Bei Abbeville gelangte er über dieſen Fluß, und hier entſchloß er ſich, troß der Uebermacht der Franzoſen ein Treffen zu liefern. Er ſtellte daher nicht weit von dem Flecken Creſſy an einer etwas ſchrägen Anhöhe ſein Heer in drei Haufen, umgab es zu beiden Seiten, um es gegen die franzöſiſche Reiterei zu ſichern, mit Graben, ermunterte es durch kräftige Zuſprache, und erwartete ſo mit ruhiger Beſonnenheit und kühner Zuverſicht den Angriff der Franzoſen.

Getrieben von ſeinem Zorn und im blinden Vertrauen auf die Mehrzahl ſeines Heeres — es war viermal ſtärker als das engliſche — war Philipp VI. den Engländern nachgeeilt. Schon das Erreichen derſelben war ihm die Bürgſchaft eines gewiſſen Sieges. Vergebens riethen ihm einige Ritter, die die Stellung der Engländer erkundſchaftet hatten, das Treffen bis auf den folgenden Tag zu verſchieben. Die Ungeduld, die den König trieb, trieb auch ſein Heer. Ohne Halt zu machen, drängte es ſich, nicht gehörig geordnet, dem

Feinde entgegen. Aber bald und ſchrecklich mußte es für ſeine Unbeſonnenheit büßen.

Den erſten Haufen der Engländer führte der Prinz von Wallis an, wegen ſeiner Rüſtung gewöhnlich der ſchwarze Prinz genannt, erſt 15 Jahre alt (geboren 1331) und ſeit kurzem zum Ritter geſchlagen, aber an Kühnheit und Tapferkeit den bewährteſten Feldherren gleich und dabei mit den liebenswürdigſten Eigenſchaften geſchmückt. Mit mannhafter Beſonnenheit empfing er den Vortrab der Franzoſen, der aus genueſiſchen Armbruſtſchützen beſtand und brachte ihn in Verwirrung und Beſtürzung. Darauf warf er ſich auf den zweiten Haufen der Franzoſen. Aber hier gerieth er in große Gefahr. Dieſer Haufen war weit ſtärker als der ſeinige, und focht mit kühnerm Muthe als der erſte. Doch der ſchwarze Prinz vertraute auf ſich, ſo wie der König, ſein Vater, auf ihn. Denn als der König, der von einem Hügel herab das Treffen überſchaute und leitete, aufgefordert wurde, dem bedrängten Prinzen Hilfe zu ſenden, gab er zur Antwort: "Kehret zu denen zurück, die euch geſendet haben, und ſaget ihnen, ſie ſollten meinen Sohn die Spornen gewinnen laſſen. Die Ehre dieſes Tages ſoll ihm angehören und denen, die um ihn ſind." Auf dieſe Antwort des Königs warf ſich der ſchwarze Prinz mit erhöhetem Muthe gegen den zweiten Haufen der Franzoſen, und es gelang ihm dieſen wie den erſten zu ſchlagen. Auch der Anführer desſelben, der Graf von Alençon, Philipps VI. Bruder, befand ſich unter den Todten. Vergebens verſuchte jetzt König Philipp ſelbſt, den Sieg zu erringen, oder wenigſtens dieſe Niederlage zu rächen; er konnte nichts ausrichten. Die Truppen, die er herbeiführte, geriethen durch die ſchon geſchlagenen in Verwirrung, wurden, wie ſie, geworfen und zerſtreut, und der König mußte, trotz der ritterlichen Entſchloſſenheit, die ihn beſeelte, das Schlachtfeld verlaſſen. — Als die Schlacht, die Nachmittags nach drei Uhr begann und ſchon gegen Abend beendigt war, dieſen Ausgang genommen hatte, fiel König Eduard ſeinem Sohn um den Hals, küßte ihn und rief: "Mein "lieber Sohn, gebe Gott, daß du ſo fortfährſt! "Ja du biſt mein Sohn; denn heute haſt du be"wieſen, daß du würdig biſt zu regieren." Der Prinz aber warf ſich vor ſeinem Vater nieder und ehrte ihn als ſeinen König.

Unter den vielen Franzoſen, die in und nach dieſer Schlacht das Leben verloren, — man ſchätzt ihre Zahl auf 36000 Mann — befand ſich auch der alte Böhmenkönig Johann, der, mehr Ritter als König, lange Jahre hindurch an allen Kriegs- und Staatshändeln ſeiner Zeit Antheil genommen hatte. Von Kriegsluſt und alter Anhänglichkeit an Frankreich getrieben, hatte er ſich mit ſeinem Sohne, dem nachmaligen Kaiſer Karl IV., und vielen deutſchen und böhmiſchen Rittern zu dem franzöſiſchen Heere begeben. Die Niederlage, die dieſes Heer jetzt erlitt, traf ſein Innerſtes. Obgleich vor Alter blind, verlangte er in das Getümmel der Schlacht geführt zu werden, "um tüchtige Schwertſtreiche zu thun." Die Ritter, die um ihn waren, erfüllten ſein Verlangen und banden, um ihn zu leiten, den Zügel ſeines Pferdes zu beiden Seiten an die Zügel ihrer Pferde. So gelangte er zu den Feinden und hieb gewaltig auf ſie los, bis er und ſeine Begleiter getödtet wurden. Am andern Morgen fand man dieſe drei unter den Erſchlagenen und ihre Pferde noch wie zuvor zuſammengeknüpft. — Noch verdient als eine Merkwürdigkeit bemerkt zu werden, daß bei dieſer Schlacht zuerſt der Gebrauch des groben Geſchützes erwähnt wird. Es berichtet nämlich der Geſchichtſchreiber Villani, ein Florentiner, daß König Eduard an die Spitze ſeines Heeres Bombarden geſtellt habe. Aber es iſt zweifelhaft, ob dieß auf Pulver und Kanonen zu beziehen iſt. Denn die engliſchen und franzöſiſchen Schriftſteller dieſer Zeit reden weder bei dieſem Treffen, noch bei der zehn Jahre ſpäter erfolgten Schlacht von Maupertuis von Pulver und Kanonen. Auch ſetzt die gewöhnliche Sage, die den

Franziscanermönch Barthold Schwarz zum Erfinder des Pulvers ſtempelt, dieſe Erfindung in das Jahr 1354, alſo acht Jahre nach der Schlacht bei Creſſy. Vielleicht waren die Bombarden, deren Villani gedenkt, nur Wurfmaſchinen, mit denen die Engländer glühende Kugeln auf die Franzoſen hinſchleuderten.

Nach dieſem großen Siege ſchien dem König von England nichts wichtiger, als einen Platz zu gewinnen, der ihm die Verbindung mit England, den Eintritt in Frankreich und im Fall eines Rückzugs die Schwierigkeiten desſelben erleichterte. Er warf ſich daher mit ſeinem Heere vor Calais (Sept. 1346). Aber er ſahe bald, daß die Eroberung dieſer Stadt ſehr ſchwierig, und ein gewaltſames Anſtürmen vergeblich ſeyn würde. Calais hatte feſte und wohlverwahrte Mauern, war mit allen Mitteln zur Vertheidigung hinlänglich verſehen und ſtand unter einem Befehlshaber, Johann de Vienne, der Muth und Vaterlandstreue, ihm eigne Tugenden, auch in ſeinen Untergebenen anzufachen wußte. Am räthlichſten ſchien es daher dem engliſchen König, dieſen Platz auszuhungern. Er ließ deshalb Calais zu Lande und zu Waſſer einſchließen, und verſorgte ſeine Soldaten gegen das Ungemach des herannahenden Winters. Wirklich erreichte er auch das Ziel ſeiner Wünſche. Nachdem die Bürgerſchaft von Calais faſt ein Jahr lang vergebens ſich angeſtrengt hatte, die Engländer zurückzutreiben, und nun die Qualen der Hungersnoth nicht länger ertragen konnte, bat ſie ihren Befehlshaber, die Uebergabe unter billigen Bedingungen zu bewirken. Demnach rief Johann de Vienne von der Mauer herab einem engliſchen Ritter zu: er wolle die Stadt den Engländern übergeben, nur verlange er, daß den tapfern Einwohnern Erhaltung des Lebens und der Freiheit zugeſichert werde. Der engliſche Ritter, Sir Walter Manny, erwiederte: ſein König ſey durch den hartnäckigen Widerſtand und durch die Beſchwerlichkeiten, die er dadurch erlitten, ſo erbittert, daß er keine Bedingung eingehen werde, die ſeiner Rache Grenzen ſetzen ſollte. Darauf gab ihm Johann de Vienne zu bedenken, daß tapferm Muthe und pflichttreuer Ausdauer Achtung gebühre, daß der König von England gewiß von ſeinen Kriegern dasſelbe erwarte, was ſie für ihren König und für ihr Vaterland gethan hätten. "Iſts aber gewiß", fuhr er fort, "daß wir ſterben ſollen, ſo wollen wir unſer Leben ſo theuer als möglich verkaufen. Doch hoffe ich, daß ihr ſelbſt, tapfrer Ritter, bei eurem König für uns ſprechen werdet." Manny fühlte das Gewichtige dieſer Vorſtellungen und redete dem König zu, der unglücklichen und heldenmüthigen Einwohner von Calais zu ſchonen; aber es hielt ſchwer einen König, der, wenn ihn die Laune ergriff, äuſſerſt hart, ja grauſam ſeyn konnte, auf andre Gedanken zu bringen. Nur eine Beſchränkung, nicht eine Aufhebung ſeines Vorhabens konnte der Ritter bei ihm bewirken, und dieſe Beſchränkung ſelbſt zeugte von der Härte ſeines Gemüths. Er erklärte nämlich, das Leben der Einwohner zu ſchonen unter der Bedingung, daß ſechs der angeſehenſten Bürger im bloßen Kopfe, baarfuß, mit Stricken um den Hals und den Stadtſchlüſſeln in den Händen in ſein Lager geſchickt, und ſeiner Willkür überlaſſen würden.

Dieſe Erklärung erregte die größte Beſtürzung in Calais. Wie ungerecht ſchien es, daß wenige für alle und darum büßen ſollten, weil ſie wie ihre Mitbürger ihrer Pflicht gegen König und Vaterland getreu gehandelt hatten! Wie ſchrecklich ſchien es, unter den edelſten Bürgern ſechs zu einem gewiſſen Tode auszuwählen! Wie unwahrſcheinlich, daß ſolche freiwillig ſich dazu darbieten würden! Und doch geſchah dieß. Während Jammer und Wehklagen die Stadt erfüllte, trat einer von den vornehmſten Einwohnern, Euſtache de St. Pierre, hervor und erbot ſich zum Opfer für ſeine Freunde und Mitbürger. Dieſes Beiſpiel großmüthiger Hingebung wirkte wie jedes große Beiſpiel. Aufgemuntert dadurch that nun ein Andrer, dann ein Dritter und Vierter daſſelbe Anbieten, und in kurzer Zeit war die verlangte Zahl vollſtändig. In dem Aufzuge, wie ihn Eduard verlangt hatte, erſchienen dieſe edeln Bürger am 4. Aug. 1347 im engliſchen Lager und warfen ſich dem König zu Füßen. Und Eduard zeigte ſo wenig Gefühl für Seelengröße, daß er befahl, dieſe Edeln hinzurichten. Alle Ritter ſeines Gefolges, ſelbſt ſein Sohn, der ſchwarze Prinz, baten für ſie. Vergebens! Endlich verwendete ſich für ſie auch Eduards heldenmüthige Gemahlin, Philippe, die Tochter des Grafen von Holland Wilhelms III., die nach einem Siege über die Schottländer zu ihm ins Lager gekommen war. Sie warf ſich ihm zu Füßen und beſchwor ihn mit Thränen, ſein Andenken vor einem unauslöſchlichen Brandmahl zu verwahren*). Ihren Bitten und Thränen gelang, was dem hohen Sinn jener Vaterlandsfreunde hätte gelingen müſſen. Eduard ſchenkte ihnen das Leben. Hierauf führte ſie die Königin in ihr Zelt, ließ ihnen Speiſe und Trank vorſetzen, ſchenkte ihnen Geld und Kleider und entließ ſie in Sicherheit. Der König aber nahm noch an demſelbigen Tage (4. Aug. 1347) Beſitz von Calais. Alle Franzoſen wurden daraus vertrieben, nur Engländer durften es bevölkern, und über 210 Jahre (bis 1558) blieb es in den Händen der Engländer, gleichſam als ein Thor, durch das ſie, ſo oft ſie wollten, mit großen Armeen in Frankreich eindringen konnten.

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LVIII.

Nach einem oft verletzten Waffenſtillſtand, der zwiſchen Frankreich und England ſeit 1347 Statt gefunden hatte, erneuerte ſich 1355 der offenbare Krieg zwiſchen beiden Reichen. **Eduard III.** überfiel jetzt Frankreich von zwei Seiten. Von Calais brach er ſelbſt, von Guyenne **der ſchwarze Prinz** hervor, und durch beider Heere wurden weite Strecken verheert und verwüſtet, ohne daß der damalige König von Frankreich **Johann der Gute** (1350—1364) dieß zu hindern vermochte.

Ermuthigt durch den glücklichen Anfang ſeines Unternehmens, erneuerte der ſchwarze Prinz im Jahre 1356 den Krieg. Mit einem Heere von 12,000 Mann, wovon nicht der dritte Theil Engländer waren, drang er von Guyenne nach der Loire, um von dort die Normandie und die engliſchen Truppen daſelbſt zu erreichen. Aber er konnte nicht über die Loire kommen, und die Annäherung des Königs Johann — derſelbe hatte endlich ein Heer von 60,000 Mann zuſammen gebracht, —

nöthigte ihn, ſich nach Guyenne zurück zu ziehen. Doch ehe er daſſelbe erreichte, wurde er bei Maupertuis (nahe bei Poitiers) von dem König Johann eingeholt. Jetzt ſchien es um ihn geſchehen zu ſeyn. Das franzöſiſche Heer war faſt fünfmal ſtärker als das ſeinige und konnte alſo daſſelbe einſchließen, aushungern und ohne Schwertſchlag vernichten. Selbſt der ſchwarze Prinz fühlte das Schwierige ſeiner Lage in der Maße, daß er dem Cardinal Perigord, der als Friedensvermittler in ſein Lager kam, erklärte: "er wolle alle Bedingungen eingehen, die mit ſeiner und Englands Ehre beſtehen könnten;" ja er erbot ſich: "er wolle, wenn man ihm freien Abzug zugeſtände, alle Eroberungen, welche er in dieſem und dem vorigen Feldzuge gemacht habe, zurückgeben und binnen ſieben Jahren nicht wieder gegen Frankreich dienen." Als aber König Johann, in ſtolzer Zuverſicht auf die Gewißheit des Sieges, verlangte, daß Prinz Eduard nebſt hundert ſeiner vornehmſten Ritter ſich ihm gefangen geben, und daß zu ihrer Auslöſung die Stadt Calais den Franzoſen zurückgegeben werden ſollte: da erwachte das edle Selbſtgefühl des Prinzen. Laut erklärte er: "England ſolle nimmer ein Löſegeld für ihn bezahlen, welches Schickſal ihn auch treffen möge." Inzwiſchen war der Tag mit Unterhandlungen hingegangen, und der Prinz hatte dabei Zeit gewonnen, ſeine wohlgewählte

Stellung zu verſchanzen, ſein Heer zu ordnen und einen Hinterhalt von dreihundert Reitern und eben ſo viel Bogenſchützen zu bilden. So gerüſtet erwartete er die Schlacht, die am 19. Sept. 1356 bei Maupertuis oder Poitiers erfolgte.

Schon der Anfang derſelben war unglücklich für die Franzoſen: ſie konnten ſich dem engliſchen Heere nicht anders als durch ein ſchmales Thal nahen, das auf beiden Seiten von engliſchen Bogenſchützen beſetzt war, und erlitten durch deren ſichertreffende Geſchoſſe großen Verluſt; aber noch weit unglücklicher für ſie war der Fortgang und Ausgang dieſer Schlacht. Diejenigen ihrer Truppen, denen es endlich gelungen war, durch das enge Thal zu dringen, wurden von dem wohlgeordneten Heere des ſchwarzen Prinzen mit Nachdruck empfangen und mit vielem Verluſte geworfen. Zu gleicher Zeit fiel der Hinterhalt, den der Prinz gebildet hatte, auf den zweiten Haufen der Franzoſen, und brachte ihn in Verwirrung. Endlich wurde auch der dritte Haufen, den König Johann anführte, geſchlagen; ja der König ſelbſt ſamt einem vierten Sohn, dem Prinzen Philipp, gefangen. Ueberhaupt wurden auf funfzehn- bis ſechzehntauſend Franzoſen gefangen, auf ſechstauſend getödtet und die übrigen zerſtreut.

So auſſerordentlich und unerwartet der Ausgang dieſer Schlacht war, ſo auſſerordentlich und unerwartet war auch die Mäßigung, die der ſchwarze Prinz bewies, — eine Mäßigung, die man von ſeiner Jugend und ſeinem Glücke kaum erwarten konnte. Er empfing den gefangenen König in ſeinem Zelte mit allen Zeichen der Hochachtung und des Mitleids, tröſtete ihn in ſeinem Unglücke und ſchrieb ſeinen Sieg nicht ſich oder ſeiner Klugheit und Tapferkeit, ſondern dem unerforſchlichen Walten des Kriegsglücks oder einer höhern Fügung zu. Hierauf ließ er eine prächtige Mahlzeit für den König und deſſen Gefolge bereiten. Während derſelben ſtand er hinter dem König und weigerte ſich an deſſen Tafel Platz zu nehmen, weil, wie er ſagte, es einem Unterthan nicht zukomme, ſich in Gegenwart eines Königs zu ſetzen. Das Edle dieſes ruhmwürdigen Betragens rührte den gefangenen König, ſeine Leidensgefährten und die Siegesgenoſſen des Prinzen. König Johann, größer im Unglück als im Glücke, erklärte: "bei allem erlittenen Verluſt ſey es ihm ein Troſt, daß ein ſo tapfrer und leutſeliger Prinz den Sieg gewonnen habe"; die mit ihm gefangenen Franzoſen vergoſſen Thränen der Freude und der Bewunderung, und die den ſchwarzen Prinzen umgebenden Ritter behandelten nach ſeinem Beiſpiel ihre Gefangenen mit Großmuth und entließen ſie ge-

gegen ein mäßiges Löſegeld, durch welches jedoch, wie durch die Beute auf dem Schlachtfelde, das engliſche Heer gar ſehr bereichert wurde.

Indeſſen vergaß der ſchwarze Prinz auch die Anforderungen der Klugheit nicht. Er brachte den gefangenen König vorerſt nach Bordeaux, ſchloß dann, weil er zu ſchwach war, um ſeine Vortheile weiter zu verfolgen, einen Waffenſtillſtand mit Frankreich auf zwei Jahre (24. Mai 1357), und eilte hierauf mit dem König nach England. Hier landete er zu Soutwark. Als er in London einzog, wurde er von einer ungeheuern Menge Volks empfangen. König Johann ſaß im königlichen Schmuck auf einem koſtbaren Zelter, der Prinz ritt in unſcheinbarem Anzug auf einem kleinen Pferde neben ihm, und Eduard III. ging dem Gefangenen entgegen und empfing ihn mit ſo viel Höflichkeit, als wäre er ein Monarch, der ihn zu beſuchen käme. — So vielen Einfluß auf die Milderung der Sitten hatte der Geiſt des Ritterthums damaliger Zeiten!

Vier Jahre lang blieb Johann in der Gefangenſchaft. Erſt durch den Frieden von Bretigni (8. Mai 1360) wurde er wieder in Freiheit geſetzt. Am 28. Oct. 1360 trennte er ſich vom König Eduard unter vielen Freundſchafts-Verſicherungen, und am 13. Dec. kam er nach Paris zurück. Man wollte ihm zureden, die harten Bedingungen des Friedens von Bretigni zu brechen; aber der beſchworene Frieden war ihm heilig. Oft äuſſerte er: "Wenn Treue und Wahrheit von der Erde verſchwunden wären, ſo müßten ſie doch im Munde und Herzen eines Königs zu finden ſeyn;" ja er ging endlich als einer ſeiner Söhne, den er als Geißel geſtellt hatte, entflohen, und andere Schwierigkeiten wegen der Friedenspunkte entſtanden waren, freiwillig nach England zurück (1363), wo er am 8. Apr. 1364 ſtarb.

Noch verdient als eine beſondere Merkwürdigkeit aus der Regierungsgeſchichte Eduards III. die Stiftung des **Ordens vom blauen Hoſenbande** erwähnt zu werden.

Veranlaſſung hierzu gab, wie erzählt wird, Folgendes. Während eines prachtvollen Hoffeſtes, das **Eduard** III. in dem von ihm erbauten Schloſſe zu Windſor 1349 anſtellte, verlor ſeine Geliebte, die Gräfin von Salisbury, ihr Strumpfband. Der König ſah es, hob es auf und band es um ſein Knie. Einige Hofleute lachten dazu. Da rief er aus: Honny soit, qui mal y pense, und machte das Strumpfband zum Zeichen eines Ordens, dem die erwähnten Worte zur Aufſchrift dienten.

Wahr iſt es, dieſe Erzählung kommt bei keinem der gleichzeitigen Schriftſteller vor; aber ſie entſpricht dem Geiſte der Galanterie, die damals bei der Ritterſchaft herrſchte, und insbeſondere dem Geiſte Eduards III., der den Ritterſitten innig zugethan war. Auch läßt ſich auſſerdem ſchwerlich erklären, wie ein Knieband mit ſolcher Aufſchrift das Zeichen eines Ritterordens werden konnte. Aber wenn ſchon eine Galanterie die erſte Veranlaſſung zu dieſem Orden gegeben haben mag; ſo konnte doch ſein Zweck auf Höheres hingerichtet werden, nämlich auf eine engere Verbindung des Königs mit den Rittern ſeines Reichs und auswärtiger Länder. — Uebrigens blieb die Zahl der Mitglieder dieſes Ordens, um ſeinen Werth zu erhöhen, immer auf fünf und zwanzig Ritter eingeſchränkt.

XXXIII.

Leben und Wirken des Cardinals Ximenes.

Wichtig und anziehend, wie das Leben und Wirken derer, die, ohne Ausſicht auf Glanz und Ruhm geboren, durch vorzügliche Geiſtesfähigkeiten ſich emporſchwingen, troß aller Anfeindungen ihre Größe behaupten und ſelbſt von Seiten ihrer Feinde ſich Achtung [illegible]wingen, — iſt auch das Leben und Wirken des Cardinals Franziscus Ximenes de Cisneros. Dieſer, geboren 1437 zu Torrelaguna (oder Turrilacuna, nicht weit von Salamanca im Königreiche Leon), war der Sprößling eines alten aber verarmten Geſchlechts, das aus Cisneros im Königreiche Leon abſtammte. Seine Eltern waren ohne Reichthum, Anſehn und Einfluß: ſein Vater, Alfons Ximenes, hatte als Einſammler der Kirchengelder, die der Pabſt dem königlichen Schatze verwilligte, ein ſehr beſchränktes Einkommen. Er wurde daher von ſeinen Eltern zum geiſtlichen Stande beſtimmt; nur in demſelben konnte er hoffen, ſeinen Unterhalt, vielleicht auch hohe Würden zu erlangen. Und dieſe Hoffnung ging in glänzende Erfüllung. Mit Eifer und glücklichem Erfolg befleißigte ſich der Jüngling der Wiſſenſchaften, und bald brachte er es auf der Univerſität zu Salamanca ſo weit, daß er Andre unterrichten,

ten, und mit dem Gelde, das er dadurch gewann, ſeine Eltern unterſtützen konnte. Hierauf begab er ſich nach Rom, wo er die Geſchäfte eines Sachwalters betrieb, und ſich dadurch ſo empfahl, daß er ein päbſtliches Breve (Schreiben) erlangte, welches ihm auf die erſte Kirchenpfründe, die in ſeiner Heimath erledigt werden würde, Anwartſchaft ertheilte. Mit dieſem Breve kehrte er nach Spanien zurück, um daſelbſt ſeiner Mutter und ſeinen Brüdern, die durch den Tod ſeines Vaters in groſſe Bedrängniß gerathen waren, beizuſtehen. Aber jetzt gerieth er unverſchuldet in widrige Händel. Denn als er zufolge des päbſtlichen Breve's eine eben erledigte Pfründe zu Uçeda in Beſitz nehmen wollte, widerſetzte ſich ihm der damalige Erzbiſchof von Toledo, Alfonſo Carillo. Dieſer hatte die erledigte Pfründe einem Andern zugedacht, oder ſah, wie viele andre Biſchöfe damaliger Zeit, die päbſtliche Anwartſchafts-Ertheilung als eine Beeinträchtigung ſeiner Rechte an, — kurz, er verlangte, daß Ximenes den Anſprüchen, die ihm das päbſtliche Breve zuſprach, entſagen ſollte, und ließ ihn, da er ſich deſſen weigerte, gefangen ſetzen. Doch ſchon jetzt zeigte Ximenes den unerſchütterlichen Muth und die Klugheit, wodurch er ſpäterhin hervorſtrahlte, und ſchon jetzt, wie ſpäterhin, erreichte er dadurch ſeine Abſichten. Er behauptete ſeine Anſprüche, wurde des Gefängniſſes entlaſſen, und nun erſt nahm er, um den Erzbiſchof nicht weiter gegen ſich zu erbittern, ſtatt der Pfründe von Uçeda, die Stelle eines Capellan zu Siquenca an. Als ſolcher erwarb er ſich durch Fleiß, ausgebreitete Kenntniſſe und ein würdevolles Betragen, die Gunſt des Cardinals Mendoza, damals Biſchofs von Siguenca. Dieſer ernannte ihn zum Vicar oder Mitgehilfen bei der Aufſicht über die Diöces von Siguenca, und beförderte bald nachher ſeine weitere Erhebung.

Ihm aber mißfiel das Leben in der Welt; er ſehnte ſich nach Einſamkeit, um ungeſtört nach Wahrheit und Gottſeligkeit ſtreben zu können. Er gab daher ſeine Stellen und Pfründen auf und trat zu Toledo in den Franziskanerorden. Und wie er immer ganz das war, was Pflicht und Umſtände ihm zu ſeyn geboten: ſo lebte er auch jetzt ganz nach der Regel des Ordens, in den er getreten war. Dadurch erwarb er ſich auch im Mönchsleben Ruhm und Achtung, ſo daß Viele bei ihm Rath und Beruhigung ſuchten. Er aber begab ſich, um ſolchen Störungen auszuweichen, mit Erlaubniß ſeiner Obern in das Kloſter Caſtannar, nicht weit von Toledo in einem Caſtanienwald. Späterhin ſchickten ihn ſeine Obern nach dem Kloſter Salceda, wo er gleichfalls ſolche Achtung gewann, daß ihn die Mönche zu ihrem Guardian oder Vorſteher ernannten.

Aber es war ſeine Beſtimmung nicht, ſeine Tage in Klöſtern zuzubringen. Die Vorſehung hatte für ihn einen höhern Wirkungskreis auserſehen, und zur Ausführung ihres Willens bediente ſie ſich des Cardinals Mendoza. Dieſer nämlich, der indeſſen erſt Erzbiſchof von Sevilla, dann Erzbiſchof von Toledo geworden war, verſchaffte ihm die Stelle eines Beichtvaters bei der Königin Iſabelle (1492), — eine wichtige Stelle, weil die Königin ihren Beichtvater nicht bloß über Gewiſſensangelegenheiten, ſondern auch über Staatsgeſchäfte zu befragen pflegte. Auf ſolche Art gelangte Ximenes zuerſt zur Theilnahme an den Staatsangelegenheiten Spaniens. Aber noch höher ſtieg ſein Einfluß, als er im Jahr 1495, nach dem Tode ſeines Gönners Mendoza, durch die Königin Iſabelle, deren Zutrauen er in vollem Maße gewonnen hatte, die Würde eines Erzbiſchofs von Toledo erhielt. Denn dadurch wurde er Großkanzler und Primas von Spanien, erhielt im Staatsrathe die erſte Stimme nach dem König, auſſerordentlich große Einkünfte und zugleich Gelegenheit, der Königin Iſabelle, ihrem Gemahl Ferdinand dem Katholiſchen, König von Aragonien, und ganz Spanien die wichtigſten Dienſte zu leiſten. Er ließ dieſe Gelegenheit nicht unbenutzt. Als Iſabelle am 26. Nov. 1504 (53 Jahr alt) geſtorben war, und Philipp von Oeſtreich, Herr der Niederlande, als Gemahl ihrer blödſinnigen Tochter Johanna, ihrem Teſtamente gemäß, auf dem Throne Caſtiliens ihr folgen ſollte: ſo bewirkte Ximenes, daß Ferdinand der Katholiſche, wenigſtens bis zur Ankunft Philipps in Spanien die Regentſchaft behielt, die ihm durch Iſabellens Teſtament zugeſprochen worden war. Als dann Philipp (im Febr. 1506) nach Spanien gekommen war, und nun Ferdinand die Regierung Caſtiliens ihm überlaſſen und nach Aragonien zurückkehren mußte: ſo wußte Ximenes auch unter dem neuen König ſeinen vorigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu behaupten. Als hierauf König Philipp, nachdem er kaum ſieben Monate lang in Spanien geherrſcht hatte, am 25. Sept. 1506 plötzlich geſtorben war: ſo erhielt Ximenes während der Minderjährigkeit des älteſten Sohnes Philipps, des nachmaligen Kaiſers Karl V., die Verwaltung Caſtiliens und die Sorge für deſſen blödſinnige Mutter. Aber war es Gefühl des Rechts, oder Unzufriedenheit über die Anfeindungen der Großen, oder Scheu vor Ferdinand dem Katholiſchen, — kurz er brachte es dahin, daß letzterm die Regentſchaft über Caſtilien übertragen wurde. Aus Dankbarkeit dafür verſchaffte ihm Ferdinand die Cardinalswürde und bald darauf die Stelle eines Großinquiſitors von Spanien (1506). Als endlich Ferdinand ſtarb (23. Jan. 1516) bekam Ximenes die Zügel der Regierung

rung abermals in ſeine Hände. Denn noch auf ſeinem Sterbebette hatte Ferdinand, wiewohl ungern, ſeinen älteſten Enkel, den ſchon erwähnten Karl, zum Erben der Kronen Aragoniens und Caſtiliens und, ſo lange dieſer in den Niederlanden verbleiben würde, den Cardinal Ximenes zum Reichsverweſer ernannt. Aufs neue hatte jetzt Ximenes mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht nur die Abgeneigtheit vieler ſpaniſchen Großen, ſondern auch das Mißtrauen des jungen Königs — Karl, damals erſt ſechzehn Jahr alt, ließ ſich von den niederländiſchen Großen, beſonders dem Grafen Chievres, ſeinem vormaligen Hofmeiſter, regieren — und die Eiferſucht dieſer Großen, die eben ſo in Spanien wie in den Niederlanden zu herrſchen ſuchten, trat ihm allerwärts feindlich entgegen. Aber noch hatte ihn, den bereits neun und ſiebzigjährigen Greis, jene Geiſtesſtärke nicht verlaſſen, durch die er in den Tagen ſeiner Jugend ſich emporgeſchwungen hatte. Mit Weisheit und Nachdruck führte er die Zügel der Regierung, und ſeiner raſtloſen Wachſamkeit und Thätigkeit gelang es, nicht nur ſich ſelbſt in ſeiner Würde als Regent zu behaupten, ſondern auch Karln den Beſitz der ſpaniſchen Krone zu ſichern, und die innern und äuſſern Angelegenheiten Spaniens heilſam zu leiten. Mit Strenge hielt er auf Gerechtigkeit und Ordnung; Männer, die dem Staate nützlich ſeyn könnkonnten, zog er hervor, unredliche und widerſpenſtige hielt er im Zaum, und ſorgfältig ſah er darauf, daß jeder in ſeinem Berufe das Schuldige leiſtete. Die erſchöpften Staatskaſſen wußte er wieder zu füllen. Dazu ſtellte er über die königlichen Einnahmen und deren Verwendung genaue Unterſuchungen an, wobei er Freunde und Feinde mit gleicher Unerſchrockenheit und Unpartheilichkeit behandelte; ja als er bemerkte, daß die Schätze Spaniens nach den Niederlanden wanderten, wo Karl einen ungeheuern Aufwand machte, ſo wagte er es, den König ſelbſt zur Sparſamkeit zu ermahnen. Auch vergaß er nicht, die Küſten gegen die Angriffe der afrikaniſchen Mauren, beſonders des berüchtigten Seeräuber Barbaroſſa zu ſchützen und den Genueſern, die in dem Hafen von Karthagena ſpaniſche Schiffe angegriffen hatten, kräftig zu begegnen.

Wer hätte nicht meinen ſollen, daß ſo vielen Verdienſten dankbare Anerkennung von Seiten Karls zu Theil geworden wäre? Aber das geſchah nicht! Zu groß war die Zahl von Feinden, die ſich Ximenes durch ſein durchgreifendes Verfahren zugezogen hatte, zu groß die Furcht der niederländiſchen Großen, er möchte den König beherrſchen und ſie ihres Einfluſſes berauben, — als daß nicht dieſe, wie jene, den König gegen ihn einzunehmen ſuchten.

ten. Lange hatten ſie daher den letzten zurückgehalten, nach Spanien zu gehen, und als endlich, da das ſpaniſche Volk über die Abweſenheit des Königs immer ſchwieriger, und die Bitte des Cardinals, der König möchte in Spanien erſcheinen, immer dringender wurde, Karl nach Spanien kam (im Sept. 1517): ſo wußten ſie es ſo einzuleiten, daß er mit dem Cardinal nicht perſönlich zuſammen traf, und ihm ſogar den Abſchied ertheilte, oder ihn unter dem Vorwande, daß er in ſeinem Alter und nach ſo vielen Arbeiten der Ruhe bedürfe, vom Hofe in ſeine Diöces verwies.

Dieſe letzte Kränkung erlebte Ximenes nicht. Er war dem König; für den er ſo vieles gethan hatte, bis Aranda am Duero entgegen gereiſet. Unterwegs war es ſeinen Feinden, wie es heißt, gelungen, ihm, als er in einem Dorfe Mittagstafel hielt, Gift beizubringen. Er ſelbſt meinte, er ſey durch einen Brief vergiftet worden, den er einige Monate zuvor aus den Niederlanden erhalten habe. Gewiſſer iſt, daß er plötzlich in eine ſchleichende Abzehrung verfiel, die ſeinen von Jahren und Arbeiten erſchöpften Körper völlig aufrieb. Gleichwohl ſetzte er, auch in ſeiner Krankheit, ſeine Arbeiten unermüdlich fort, und noch ſterbend gab er dem König ſchriftlich Rath, wie er ſich gegen die Großen zu verhalten habe. Am 8. Nov. 1517 ſtarb er über achtzig Jahre alt zu Roa, wohin er ſich der reinern Luft wegen begeben hatte.

Unſtreitig war er einer der größten Männer, die Spanien jemals hervorgebracht hat. Zwar beſaß er nicht die Tugenden, welche Liebe einflößen, dagegen aber die Eigenſchaften, welche Achtung erzwingen: einen hellen Verſtand, einen unerſchütterlichen Muth und eine ausdauernde Feſtigkeit bei dem, was er ſich einmal vorgenommen hatte. Furcht kannte er ſo wenig als Eigennutz, dagegen war Ehrbegier und Herrſchſucht in ſeinem Gemüthe lebendig; aber ſeine Ehrbegier war auf Rühmliches gerichtet und das Herriſche in ihm konnte leicht aus dem Gefühle ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit hervorgehen. In ſeinem Privatleben liebte er Prunkloſigkeit und Mäßigkeit. Als Erzbiſchof von Toledo und dadurch im Beſitz der reichſten Einkünfte lebte er anfangs ſo einfach als vorher, und ſeine Wohnung glich mehr einem Franziskanerkloſter als dem Palaſte des Primas von Spanien. Erſt die Ermahnungen des Pabſtes, ſeinem hohen Stande gemäß zu leben, vermochten ihn größern Aufwand zu machen; dennoch verwendete er das Wenigſte ſeiner Einkünfte für ſich, das Meiſte zur Unterſtützung der Armen oder zum Beſten der Kirche und des Staates. Er genoß nur die Speiſen, die ihm ſein Mönchsorden erlaubte, ſchlief nie auf Betten und trug unter den Prunkgewändern ſeiner Würde ſein hárenes Ordenskleid, das aber unter jenen hervorragte, ſo daß man meinen konnte, er ſuche Hoheit in Demuth.

Als Regent hatte er die Maxime, daß der Gehorſam der Unterthanen keine ſichre Stütze habe, wenn er nicht durch Strenge und Furcht erhalten würde; und als Beweis, wie ſehr er dieſer Maxime gemäß handelte, kann Folgendes gelten. Die Großen Caſtiliens waren über die Strenge, mit der er während ſeiner Regentſchaft gegen ſie verfuhr, entrüſtet. Sie ließen ihn daher durch drei Abgeordnete erſuchen, ihnen die Vollmacht zu zeigen, kraft deren er ſo gebieteriſch verfahre. Zwar wußten ſie, daß er durch das Teſtament Ferdinands zum Regenten ernannt und durch einen Brief Karls als ſolcher beſtätigt ſey; aber dieſer Brief, meinten ſie, ſey nur als eine Höflichkeit zu betrachten, und Ferdinand, der nur Statthalter in Caſtilien geweſen, habe nicht das Recht gehabt, ihn zum Regenten zu ernennen. Als nun die Abgeordneten dieß Anbringen dem Cardinal gemeldet hatten, antwortete er ihnen: ſie möchten den folgenden Tag wiederkommen. Da ſie wiederkamen, führte er ſie auf den Thurm eines Schloſſes, wo ſeine Schätze aufbewahrt lagen, und ließ ſie ans Fenſter treten. Hier zeigte er ihnen zweitauſend

Soldaten, die vor dem Schloſſe in Schlachtordnung aufgeſtellt waren, und große Feldſtücke, die eben abgefeuert wurden. Dabei ſagte er ihnen: "Das iſt die Vollmacht, die ich vom Könige empfangen habe, und mit der ich Spanien regiere und regieren werde, bis der König ſelbſt kommt." Aber nicht bloß die Strenge, mit der er regierte, zeichnete ihn aus, ſondern auch der Scharfblick, womit er Verwickeltes durchſchaute, der ſtandhafte Muth, womit er Schwieriges unternahm und auszuführen ſuchte, und der unermüdliche Eifer für alles, was er als gerecht und heilſam erkannte. Einen größern Meiſter in der Regierungskunſt als ihn hat Spanien nicht hervorgebracht, und wohl verdient er dem franzöſiſchen Miniſter Richelieu, der ſelbſt ihn als ein großes Muſter betrachtete, zur Seite geſetzt zu werden.

Als Oberhaupt der ſpaniſchen Geiſtlichkeit bethätigte er den größten Eifer für den Wohlſtand der Kirche. Seit er (im Jahr 1493) zum Provinzial oder Oberaufſeher ſeines Ordens im Königreiche Caſtilien ernannt worden war, arbeitete er an der Wiederherſtellung der verfallenen Kloſterzucht, ohne ſich durch die vielen Schwierigkeiten, die mit dieſer Arbeit verbunden waren, abſchrecken zu laſſen. Seit er (im Jahr 1495) Erzbiſchof von Toledo geworden war, gab er nützliche Verordordnungen, die ſpäterhin als allgemeine Kirchengeſetze angenommen worden ſind. So verordnete er zuerſt, daß in allen Pfarrkirchen Seelen- und Taufregiſter gehalten würden, in welche letztere die Namen der Kinder, Eltern und Pathen mit Angabe des Jahres und Tages der Taufe eingezeichnet werden ſollten; ſo beſtand er ferner auf Vereinfachung und ſtrenge Gerechtigkeit bei allen Rechtshändeln in ſeinem Kirchenſprengel; ſo ſchaffte er auch die Erlegung des Zehnten von allen Sachen, die verkauft oder eingetauſcht wurden, ab — eine große Erleichterung für das Volk, dem dieſe Abgabe ſehr drückend geweſen war.

Zur Beförderung gelehrter Kenntniſſe, insbeſondere um tüchtige Gottesgelehrte zum Dienſte der Kirche zu bilden, ſtiftete er im Jahre 1500 die Univerſität zu Alkala, die er mit geſchickten Lehrern, prächtigen Schulgebäuden, reichen Einkünften und nützlichen Freiheiten verſah. Zu gleichem Zwecke veranſtaltete er durch eine Geſellſchaft von Gelehrten eine neue Ausgabe der heiligen Schrift, welche den Originaltext der Bibel ſammt den wichtigſten unter den alten Ueberſetzungen enthält. Dieſe erſte Bibel-Polyglotte wurde im Jahre 1517 vollendet, und erhielt, weil ſie zu Alkala (ſonſt Complutum genannt) erſchien, den Titel Biblia Complutensia. Er verwendete auf dieſes Un-

Unternehmen über 50,000 Thaler, da er, um den Text zu berichtigen, aus allen Gegenden Handſchriften herbeiſchaffte, und die Gelehrten, denen er dieſe Arbeit übertrug, ſehr reichlich beſoldete. Ferner ließ er eine neue Ausgabe des Ariſtoteles anfangen, die aber bei ſeinem Tode noch nicht vollendet war. Auch veranſtaltete er einen neuen Abdruck der Kirchenbücher auf Pergament und ſchenkte jedem Kirchſpiel ein Exemplar davon. Ueberdieß ließ er zum Beſten des Volkes mehrere Abhandlungen über religiöſe, ſo wie über landwirthſchaftliche Gegenſtände auf ſeine Koſten drucken.

Je höher ſolche Verdienſte zu ſchätzen ſind, um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß dieſer ſonſt ſo hellſehende Mann in Hinſicht auf Nichtchriſten und deren Bekehrung von einer Verblendung befangen war, die ihn zu unchriſtlichen Gewaltthätigkeiten hinriß. Nachdem Granada (1492) erobert worden war, beſtand er darauf, daß die muhamedaniſche Religion in ganz Granada ausgerottet, und daß alle Mauren, denen doch bei ihrer Unterwerfung freie Religionsübung zugeſichert worden war, zum Chriſtenthum gebracht werden ſollten. Durch Geſchenke und Gewalt gelang es ihm, daß viele Mauren ſich taufen ließen. Da aber eine große Zahl derſelben nur dem Scheine nach Chriſten war, und in der Stille dem alten Glauben nachhing: ſo ge-

gebrauchte er nun gegen ſie die härteſte Strenge. Er ließ die, deren er habhaft werden konnte, in finſtere Kerker ſperren und auf die Folter bringen; er nahm ihnen ihre Kinder, um ſie in der chriſtlichen Religion zu erziehen, und ließ über 5000 arabiſche Schriften, vornehmlich Korans und andre Lehrbücher des Islams verbrennen. Darüber erhob ſich (1499 und 1500) ein Aufſtand der Mauren in Granada, wobei Ximenes faſt das Leben verlor. Doch gelang es ihm, glücklich zu entkommen, den Aufſtand zu unterdrücken und die Mauren theils niederzumachen, theils zu nöthigen, ihren Glauben abzuſchwören, oder gegen Entrichtung großer Summen auszuwandern. Gleiches Schickſal brachte er auch auf die in Spanien befindlichen Juden. Damit aber die, welche durch Annahme des Chriſtenthums von Todesſtrafe oder Mißhandlungen ſich zu ſchützen geſucht hatten, dem Chriſtenthume treu blieben: ſo wurde die Inquiſition mit allen ihren Abſcheulichkeiten in furchtbare Thätigkeit geſetzt. Ximenes ſelbſt geſtattete, wie Llorente angibt*), in den eilf Jahren ſeines Amtes als Großinquiſitor (1506—1517) die Verurtheilung von 52,855 Perſonen, von denen 3564 verbrannt wurden. Um endlich den noch in Spanien be-

---

*) ſ. Llorente's, vormaligen Secretärs der Generalinquiſition, kritiſche Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition — überſetzt von Höck. Gemünd 1819, Th. I. S. 185.

befindlichen Mauren ihren Stützpunkt zu entziehen und zugleich auch die Beſitzungen Spaniens zu erweitern, unternahm er ſelbſt einen Kriegszug nach Afrika. Nachdem er ſchon im Jahre 1505 durch den General Cordova den wohlgelegenen Hafen von Maçarquivir hatte erobern laſſen, ging er im Jahr 1509 in eigener Perſon und auf eigene Koſten mit ungefähr 16,000 Mann nach Afrika. Am 18. Mai landete er zu Maçarquivir und gleich darauf beſtand er auf einen Angriff gegen die Mauren. Er ſelbſt erſchien vor dem Heer im erzbiſchöflichen Schmucke auf einem Maulthier, begleitet von ſeiner ganzen Geiſtlichkeit, welche Loblieder auf das Kreuz Chriſti ſang. Ein Franziskanermönch eröffnete den Zug auf einem weißen Pferde, den Degen über die Kutte, und mit dem erzbiſchöflichen Kreuze und der Fahne in der Hand. Mit feuriger Kraft forderte der ſchon zwei und ſiebenzigjährige Greis die Soldaten zur Tapferkeit auf, und nur mit Mühe konnte man ihn bewegen, dem Grafen von Navarra die Anführung des Heeres zu überlaſſen. Das Unternehmen ſelbſt gelang. Denn nicht nur wurden die Mauren, die zwiſchen Maçarquivir und Oran ſtanden, völlig geſchlagen, ſondern auch Oran, eine der ſchönſten und feſteſten Küſtenſtädte, ohne großen Widerſtand erobert. Gern hätte nun der Cardinal dieſe Siege weiter verfolgt; aber er ſtand davon ab, vornehmlich weil er fürchtete durch zu lange

Abweſenheit von Spanien ſeinen Einfluß daſelbſt zu verlieren. Am 23. Jun. kam er nach Karthagena zurück.

Nur wenn man annimmt, daß **Ximenes** die feſte Ueberzeugung hegte, daß auſſerhalb der Kirche kein Heil zu finden ſey, läßt ſich ſeine Verblendung in Hinſicht auf die Bekehrungen wenn auch nicht rechtfertigen, doch entſchuldigen. Daß aber eine ſolche Ueberzeugung in ihm lebte, beweiſen mehrere ſeiner Aeuſſerungen. Als man ihm vorſtellte, es ſey ungerecht, jemand durch Geld oder Gewalt zum Chriſtenthume zu bringen, erwiederte er: "Man erweiſe widerſtrebenden Seelen eine Gnade, wenn man ſie in den Weg des Heils hineinſtoße." Und als man ihm weiter rieth, mit der Bekehrung der Mauren nicht ſo raſch zu verfahren, äuſſerte er: "Wo es auf das Seelenheil ankomme, dürfe man keine Zeit verlieren." Auch gab er bei aller Härte ſeines Weſens wohlwollende Geſinnungen zu erkennen. Er ſorgte für Arme und Gebrechliche, für Wittwen und Waiſen. Auch der Indianer in dem neuentdeckten Amerika, die von den Spaniern ſo ſchrecklich gemißhandelt wurden, nahm er ſich menſchenfreundlichſt an. Als noch Iſabelle und Ferdinand der Katholiſche lebten, rieth er ihnen Mönche nach dem neuen Welttheil zu ſchicken, die den Indianern das Chriſtenthum predigen und den Gewaltthätigkeiten der Spanier ſteuern ſollten. Als er (1516) Regent von Spanien geworden war, ſchickte er ſelbſt fromme und redliche Männer nach Amerika, um den Beſchwerden der Indianer abzuhelfen. Und als der edle Biſchof de las Caſas voll gutmüthiges Eifers für die Indianer rieth, man möchte Neger aus Afrika nach Amerika ſchicken, um durch ſie das Schickſal der Eingebornen zu erleichtern: ſo widerſetzte er ſich, wiewohl vergebens, dieſem Vorſchlag, der ihm eben ſo ungerecht als unklug ſchien. Seine Schuld war es alſo nicht, daß die Amerikaner ſo ſchrecklich gemißhandelt wurden und daß der Negerhandel aufkam. Aus allem aber, was von ihm erzählt wird, läßt ſich wohl mit Recht die Behauptung folgern, daß ſeinen Talenten und Verdienſten Achtung, und ſeinen Schwächen Entſchuldigung gebührt.

XXXIV.

Matthias Corvinus.

Der große König der Ungern, Matthias Corvinus, geboren zu Coloswar in Siebenbürgen, 27. März 1443, zeichnete ſich ſchon als Knabe durch ungemeine Anlagen und ſeltene Geſchicklichkeiten und Kenntniſſe aus. Er ſtrahlte in allen körperlichen Uebungen hervor, ſchrieb, was damals ſelten war, eine zierliche Handſchrift und erlernte unter der Leitung geſchickter Lehrer, der beiden Vitez, die in Italien die Werke der Alten ſtudirt hatten, frühzeitig mehrere Sprachen. Auch widmete er ſich mit erfolgreichem Eifer der Beredſamkeit, der Mathematik, der Baukunſt und allen Kriegswiſſenſchaften, und zeigte Empfänglichkeit für Kriegsruhm und Vaterlandsehre, ſo daß man ſchon in dem Knaben den künftigen Staatsmann, Helden und Gelehrten ahnen konnte.

Sein Vater, Johann Corvinus, gewöhnlich Johann von Hunyad genannt*), hatte ſich durch die auſſerordentliche Kühnheit und Tapferkeit, die er vorzüglich im Kampfe gegen die Türken bewies, von niedriger oder zweideutiger Herkunft zum Woiwoden von Siebenbürgen, dann zum Generaliſſimus Ungerns (supremum capitaneum armorum nennt er ſich ſelbſt), hierauf während der Minderjährigkeit des unmündigen Königs Ladislavs zum Reichsverweſer emporgeſchwungen, und ſo der Größe ſeines Sohnes vorgearbeitet. Gleichwohl konnte dieſer nur unter den drohendſten Gefahren zu derſelben gelangen.

---

*) Den Namen Corvinus führte er von ſeinem Geburtsorte, dem Dorfe Hollos oder Rabendorf, an der ſiebenbürgiſchen und

Johann von Hunyad ſtarb (11. Auguſt 1456), und ſeine beiden Söhne, Ladislav und Matthias, traf der Haß, den ſein ſchnelles Emporſteigen bei den ungeriſchen Großen und beſonders bei dem reichen und mächtigen Grafen Ulrich von Cilley gegen ihn erregt hatte. Sein ganzes Geſchlecht, verlangte dieſer Haß, ſollte vertilgt werden, und wenig fehlte, daß dieſes geſchehn wäre. Zwar wurde der Graf Ulrich von Cilley durch Ladislav Corvinus getödtet (10. Nov. 1456); aber dagegen wurde dieſer auf Befehl des jungen Königs Ladislav hingerichtet (17. März 1457), und

Mat-

---

und wallachiſchen Grenze, einem Aufenthalte vieler Raben, den Namen Hunyad aber von dem ſiebenbürgiſchen Flecken dieſes Namens, nahe bei Belgrad, den Kaiſer Sigismund ihm geſchenkt hatte

Matthias Corvinus als Gefangener erſt nach Wien, dann nach Prag gebracht. Ein Glück für ihn war es, daß der junge König Ladislav ſchon am 23. Nov. 1457 zu Prag ſtarb, und daß er nun unter die Aufſicht Georg Podiebrads kam. Dieſer, damals Statthalter, bald darauf König von Böhmen, ſelbſt ein talentvoller Mann und darum die Talente Andrer leicht erkennend und ehrend, nahm ſich des Jünglings an, milderte die Härte ſeiner Gefangenſchaft und trug dazu bei, daß er aus dem Gefängniß zum Throne gelangte.

Nachdem nämlich der ungeriſche Thron durch den Tod des Königs Ladislav erledigt worden war, trugen die Freunde des hunyadiſchen Hauſes darauf an, daß Matthias Corvinus auf denſelben erhoben werden ſollte, und vorzüglich war es ſein Oheim mütterlicher Seits, Michael Szilagyi, der durch Ueberredung und Gewalt dieſe Erhebung bewirkte. Am 24. Jan. 1458 wurde Matthias Corvinus, erſt funfzehn Jahre alt, zu Peſt zum König ausgerufen. Georg Podiebrad aber, mit dem man ſchon früher wegen Befreiung und Unterſtützung des Gewählten unterhandelt hatte, gab ihm nicht nur (jedoch für 40,000 Ducaten) die Freiheit, ſondern verlobte ihn auch, zur Befeſtigung gegenſeitiger Freundſchaft, mit ſeiner Tochter Katharine und begleitete ihn bis an die Grenze des ungeriſchen Reichs.

Glück und Freude ſchien ihm entgegen zu kommen. Mit großen Feſtlichkeiten wurde er zu Ofen empfangen; die Anmuth und Würde ſeines Betragens erwarb ihm Liebe, man ahnete in ihm troß ſeiner Jugend einen weiſen und kraftvollen Regenten; der Pabſt Calixtus IV. beſtätigte ihn als König, hoffend, er werde wie ſein Vater ein Schrekken der furchtbaren Türken werden; der Oberfeldherr in Oberungern, Johann Griſkra von Brandeis, der ihm Gehorſam verweigerte, wurde aus Ungern vertrieben. Aber es war ſein Loos nicht, in Ruhe zu herrſchen, vielmehr ſollten ſchon am Anfang ſeiner Regierung drohende Stürme ſich erheben. Die Feinde ſeines Hauſes vereinigten ſich gegen ihn und ernannten (17. Febr. 1458) den deutſchen Kaiſer Friedrich III. zum König von Ungern, und Friedrich verweigerte nicht nur die Ablieferung der ungeriſchen Krone (mit der Eliſabeth, Ladiſlavs Mutter, 1440, zu ihm geflohen war), ſondern nahm auch die Ernennung zum König von Ungern an, ließ ſich als ſolchen (4. März 1459) zu Wieneriſch-Neuſtadt ausrufen und ſchickte Truppen nach Ungern, die, in Gemeinſchaft mit den Truppen ſeiner daſigen Parthei, den König Matthias unterdrücken ſollten. Der neue Pabſt Pius II., dem dieſe Kronſtreitigkeit vorgelegt wurde, ſchwankte aus Schlauheit in ſeiner Entſcheidung; ein Krieg mit den Türken drohete auszubrechen; die lehnsfürfürſten an der türkiſchen Grenze, in Servien und Bosnien, in der Wallachei und Moldau waren von zweifelhafter Treue; Oberungern wurde von räuberiſchen Böhmen verheert, und Matthias ſelbſt zeigte eben ſo viel Undankbarkeit als Unvorſichtigkeit, indem er noch in dem erſten Jahre ſeiner Regierung, um ganz unabhängig zu herrſchen, ſeinem Oheime Szilagyi, dem Gründer ſeiner Erhebung, die Würde eines Statthalters entzog: — kurz es ſchien, als würde er den Thron eben ſo ſchnell wieder verlieren, als er ihn beſtiegen hatte. Doch alle dieſe Vorgänge dienten nur dazu, ſeine Talente zu bewähren und das Urtheil derer zu rechtfertigen, die ihn auf den Thron gerufen hatten. Er zog die meiſten der ungariſchen Großen, die auf des Kaiſers Parthei ſtanden, durch große Verſprechungen an ſich und ließ ſich von ihnen aufs neue huldigen; ſeinen Oheim Szilagyi ließ er gefangen nehmen, ſöhnte ſich dann wieder mit ihm aus, und ein Glück für ihn war es, daß derſelbe bald darauf, von den Türken gefangen, zu Conſtantinopel ſtarb (1460). Den Pabſt gewann er für ſich durch die größte Nachgiebigkeit; die räuberiſchen Böhmen ſchlug er mehrmals, und vernichtete (1465) ihren Bund; den Türken ſtellte er ſich muthvoll entgegen; mit dem Kaiſer Friedrich III., gegen deſſen Truppen er 1458 und 1459 mit abwechſelndem Glücke kämpfte, ſchloß er am 4. Aug.

1459 einen Waffenſtillſtand und am 13. Jul. 1463 auf Vermittelung des Pabſtes zu Wieneriſch-Neuſtadt einen Frieden. In demſelben wurde ausgemacht, daß der Kaiſer den Titel eines Königs von Ungern und die ungerſchen Städte und Schlöſſer, die er ſeither pfandweiſe beſeſſen, fernerhin behalten, dagegen aber die Feſtung Oedenburg und die ungerſche Krone für 40,000 Ducaten herausgeben und den König Matthias als ſeinen Sohn anerkennen ſollte. Auf ſolche Art kam die ungerſche Krone, nachdem ſie vier und zwanzig Jahre lang (1440 — 1464) in öſtreichiſchen Händen geweſen war, wieder nach Ungern, und nun erſt ließ ſich Matthias zu Stuhlweißenburg (29. März 1464) feierlichſt krönen, um ſich dem Volk als ächten König zu zeigen, und dadurch ſeine Regierung zu befeſtigen. — Es würde zu weit führen, wollten wir alle Vorgänge dieſer thatenreichen Regierung namhaft machen. Wir begnügen uns daher zu zeigen, wie ſie durch Kriege und noch mehr durch rühmliche Anſtalten für den innern Wohlſtand des ungerſchen Reiches merkwürdig geworden iſt.

Den größten Theil ſeiner Regierung war Matthias in den Waffen, bald gegen die Türken, bald gegen die Böhmen und Polen, bald gegen die Oeſtreicher, mitunter auch gegen ungerſche Große, und oft gegen mehrere Feinde zugleich.

Der Krieg mit den Türken, der ſich, die Ruhepunkte mit eingerechnet, faſt durch ſeine ganze Regierung zog, war mehr ein Abhalten oder Zurücktreiben der Angriffe und Ausbreitungen der Türken, als ein nach Einem Plane fortgeſetztes Bekämpfen derſelben. Entſcheidende Schlachten und folgenreiche Eroberungen kamen in dieſem Kriege nicht vor. Die Macht der Türken war der Macht der Ungern überlegen, und Matthias noch überdieß in zuviel andere Händel verwickelt, als daß er alle ſeine Kraft und Thätigkeit allein auf die Türken hätte wenden können. Doch wurde er durch das, was er that, eine Vormauer der abendländiſchen Chriſtenheit und gewann dadurch nicht nur großen Ruhm, ſondern auch den Beſitz von Bosnien (1462), der Moldau (1467) und der Wallachei (1474). Ja auch aus Otranto in Italien half er (1481) die Türken vertreiben.

Der Krieg gegen Böhmen und Polen entſtand (1468) aus den Aufreizungen des Pabſtes und der Herrſchſucht des Königs Matthias. Der Pabſt hatte den böhmiſchen König Georg Podiebrad, erbittert über deſſen Geneigtheit zu den Huſſiten, im Jahr 1463 in den Bann gethan, hierauf den ungerſchen König aufgefordert, dieſen Bannfluch zu vollſtrecken, und ihm dabei Hoffnungen zur Krone Böhmens gemacht; Matthias aber hatte ſich durch dieſe Vorſpiegelungen ſo verblenden laſſen, daß er, uneingedenk der Dankbarkeit, die er dem Podiebrad ſchuldig war, den Aufforderungen des Pabſtes zu folgen verſprach (2. Oct. 1465). Nachdem er nun erſt einen Aufſtand des Statthalters von Siebenbürgen mit leichter Mühe, dann einen Aufſtand des Woiwoden der Moldau unter großen Schwierigkeiten beſeitigt hatte (1467), wendete er (1468) ſeine Waffen gegen Böhmen. Dabei gab er ſich, gleichſam als fühle er ſelbſt das Entehrende des Undanks und der Herrſchſucht, für einen Beſchützer der Religion aus, indem er öffentlich erklärte, daß er nicht gegen Podiebrad, ſondern nur gegen die Huſſiten für die Erhaltung der katholiſchen Kirche kämpfe. Anfangs (Mai, 1468) ſtanden die Könige von Ungern und Böhmen, beide einander ſcheuend, einen Monat lang am Fluſſe Taya unthätig einander entgegen. Darauf gerieth Matthias durch Podiebrads Liſt in große Gefahr, aus der er ſich nur durch betrügeriſche Unterhandlungen befreite. Als aber in Böhmen ſelbſt auf Veranſtaltung des Pabſtes Unruhen ausbrachen, gelang es ihm, Mähren zu erobern (1468 und 1469), dann in Ollmütz (3. Mai 1469) zum König von Böhmen ſich ernennen zu laſſen und die Stände von Schleſien und der Lauſitz zu nöthigen, zu Breslau (1. Jun. 1469) ihm zu huldigen. Beſtürzt über dieſen Verluſt drei ſeiner Länder (denn Mähren, Schleſien und die Lauſitz gehörten damals zu Böhmen), und überzeugt, daß er allein zur Wiedererlangung derſelben zu ſchwach ſey, bewirkte Podiebrad, daß Wladislav, Sohn des polniſchen Königs Kaſimir III., von den böhmiſchen Ständen zu Prag zu ſeinem Nachfolger erwählt wurde (Jul. 1469). Wirklich geſchah es auch, daß, als Podiebrad (22. Mai 1471) ſtarb, dieſer Wladislav den böhmiſchen Thron beſtieg. Matthias konnte dieß nicht hindern, ja er gerieth jetzt in Gefahr, ſein eigenes Reich zu verlieren. Viele der vornehmſten Ungern, ſelbſt alte Freunde des hunyadſchen Hauſes, hatten aus wilder Erbitterung über ſeine Geldforderungen und andre Willkürlichkeiten die Krone Ungerns dem polniſchen Prinzen Kaſimir, Wladislavs Bruder, angeboten (1471), und dieſer war dem Anerbiethen gefolgt und mit einem Heere von 20,000 Mann bis Erlau in Ungern eindrungen. Jetzt galt es Geſchwindigkeit und Klugheit, um ſich zu behaupten, und Matthias bewährte beides zu ſeinem Ruhm und Vortheil. Er eilte mit ſeinen Kriegsvölkern aus Schleſien und Mähren nach Ungern zurück, und hielt zu Ofen (21 Sept. 1471) einen Reichstag. Hier bewirkte er durch bewegliche Vorſtellungen und ſchmeichelhafte Verſprechungen, daß ein großer Theil der Vornehmen ſich wiederum für ihn erklärte, und daß er ein Heer von 18,000 Mann zuſammenbrachte, mit

wel

welchem er die Polen vertrieb und Ungern beruhigte. Dann drang er ſelbſt in Polen ein und nöthigte (1474) den polniſchen König Kaſimir III. und deſſen Sohn Wladislav zu einem Waffenſtillſtand auf drei Jahre. Hierauf erfolgte zwiſchen ihm und Wladislav der Friede zu Olmütz (6. Dec. 1478), wobei ausgemacht wurde, daß Wladislav die Krone Böhmens, Matthias hingegen den Beſitz von Mähren, Schleſien und der Lauſitz nebſt dem Titel eines Königs von Böhmen behalten ſollte. Die Streitigkeiten mit Polen wurden in dem Frieden zu Sirad (2. April 1479) ausgeglichen.

Einen dritten Hauptkrieg hatte Matthias mit dem Kaiſer Friedrich III. zu führen. Nachdem die erſten Händel, die Matthias gleich im Anfang ſeiner Regierung mit ihm gehabt hatte, durch den Frieden zu Wieneriſch-Neuſtadt, wie ſchon oben erwähnt worden iſt, beſeitiget worden waren (1463), erhoben ſich ſeit Podiebrads Tode neue Streitigkeiten zwiſchen beiden. Friedrich III. verſagte dem König Matthias die Belehnung über Böhmen, ſchlug ihm die Hand ſeiner Tochter Kunigunde ab, unterſtützte die Polen gegen ihn, und erlaubte den Oeſtreichern Streifereien in Ungern. Hierüber erbittert, kündigte Matthias dem Kaiſer den Krieg an (1477). Das Glück war ihm günſtig. Er drang an drei Orten in Oeſtreich ein, berennte Wien und brachte einen großen Theil von Oeſtreich in ſeine Gewalt. Dadurch wurde der Kaiſer genöthigt, den Frieden zu Kornneuburg einzugehen (1. Dec. 1477), wobei er unter andern verſprach, 100,000 Gulden an Kriegskoſten zu bezahlen. Als aber der Kaiſer dieſes Verſprechen nicht hielt, ſo entbrannte (1480) der Krieg aufs neue. Jetzt war Matthias noch glücklicher als zuvor. Er eroberte Wien (2. Jun. 1485), überwältigte ganz Oeſtreich ſammt einem Theil von Steiermark, Kärnthen und Krain (1486), ließ ſich 1487 von den öſtreichiſchen Ständen huldigen und blieb bis an ſeinen Tod in dem Beſitz dieſer Eroberungen.

Dieß waren die wichtigſten Kriege, die Matthias führte. Aber noch merkwürdiger und wohlthätiger, als durch ſie, wurde ſeine Regierung durch ſeine Anſtalten für die Sicherheit, Ordnung und Ausbildung ſeines Reiches.

Seine Neigung zu Kriegen und Eroberungen trieb ihn zuerſt zur Verbeſſerung des ungerſchen Kriegsweſens. Bis zu ſeiner Zeit gab es in Ungern nur Lehnsmiliz, die Hauptſtärke beſtand in der Reiterei, an genauem Zuſammenhange und einhelliger Wirkſamkeit der einzelnen Haufen fehlte es, ſo wie an Kriegszucht und Unterwürfigkeit. Matthias aber, der das Nachtheilige hiervon erfahren und an der römiſchen Kriegsverfaſſung, die er kannte und ſchätzte, ein vorleuchtendes Muſter gefunden hatte, — führte zuerſt ein ſtehendes Kriegsheer ein, brachte das Fußvolk empor, gab Vorſchriften für den Kriegsdienſt, ſetzte gleichförmige und unausgeſetzte Waffenübungen feſt, verbot die ſonſt gewöhnlichen Befehdungen, die er als eine Zerrüttung des Staates und Kriegsweſens anſah, und ſuchte dagegen durch Belohnungen tapfrer Krieger den kriegeriſchen Geiſt zu wecken und zu nähren. Zum Kern ſeines Kriegsheeres erhob er die ſchwarze Garde oder die Panzerträger (genannt nach den ſchwarzen Panzerhemden, die ſie trugen): er ſelbſt übte ſie in den Waffen und ſchärfte ihnen tief ein, nicht von dem Platze zu weichen, auch wenn ſie den Tod vor Augen ſähen. Auſſer dieſer ſchwarzen Garde hatte er bei ſeinen Heeren leichte Reiterei (Hußaronen), Fußknechte und Büchſenmeiſter, welche die Schießgewehre abfeuerten. Doch waren letztere damals noch ſehr unvollkommen und das Pulver ſelten und theuer.

Auch für geſetzliche Ordnung und Rechtspflege ſorgte Matthias. Er hatte dazu gleich nach ſeiner Krönung auf dem Reichstage zu Ofen (April 1464) gute Geſetze gegeben; aber bei den beſtändigen Kriegen, die er führte, hatten Verbrechen und Ausſchweifungen ſo überhand genommen, und er ſelbſt hatte ſich ſo viele Willkürlichkeiten erlaubt, daß die Stimme der Geſetze verhallt ſchien, und die Stände ſich laut beſchwerten. Er veranſtaltete daher eine neue Sammlung von Geſetzen, und ließ ſie unter dem Namen des großen Geſetzes (Decretum majus) auf dem Reichstage zu Ofen 1486 von den Ständen bekräftigen. Durch dieſe Geſetze, die überhaupt auf Herſtellung der Ordnung und Sicherheit hinzielten, wurde unter andern den Unordnungen und Gewaltthätigkeiten bei den Gerichten geſteuert, der gerichtliche Zweikampf auf ſehr wenige Fälle beſchränkt, jede vorſätzliche Mordthat mit Todesſtrafe bedroht. Verboten wurden den Soldaten Räubereien und jede Art von Willkürlichkeit; aber auch dem Könige ſollte nicht geſtattet ſeyn, bloß auf eine angebrachte Klage jemands Habe einzuziehen und Güter zu verſchenken, zu deren Verſchenkung er kein Recht habe. Damit aber auch die Geſetze, die er gab, gehörig beobachtet würden, ſo ſuchte er die genaueſten Nachrichten von der Verwaltung der Gerechtigkeit in ſeinen Ländern einzuziehen und beſtrafte Ungerechtigkeiten, wo er ſie fand, mit Strenge und Unpartheilichkeit. Daher wurde es nach ſeinem Tode zum Sprichwort: "König Matthias iſt todt, und mit ihm iſt die Gerechtigkeit geſtorben."

Am glänzendſten erſcheint der Ruhm dieſes Königs ſieht man auf das, was er für den Anbau der Wiſſenſchaften und der geiſtigen Bildung ſeines Volkes gethan hat. Denn obſchon ſeine Lage und ſein Ehrgeiz ihn immer zu Kriegen hinzog: ſo kannte und ehrte er doch den Werth wiſſenſchaftlicher Bildung, zu der er ſelbſt ſich emporgeſchwungen hatte, zu ſehr, als daß er ſich nicht bemühet hätte, ſie in ſeinem Reiche zu befördern. Er ſtiftete oder erneuerte daher mit Genehmigung des Pabſtes die Univerſität zu Ofen (1465) und legte daſelbſt für Lehrer und Lernende, ſo wie zum eignen Gebrauch, eine Bibliothek an, die bei ſeinem Tode über 50,000 Bände enthalten haben ſoll. Er brachte nämlich in dieſelbe nicht nur alle Werke, die in den damals neuen Druckereien erſchienen, ſondern auch eine Menge Handſchriften, die er theils von Gelehrten kaufte, die bei der Eroberung Conſtantinopels nach Ungern und Italien geflüchtet waren, theils in andern Bibliotheken und vornehmlich zu Florenz mit vielen Koſten abſchreiben ließ. Jährlich ſoll er über 30,000 Ducaten auf dieſe Bibliothek verwendet haben. Zugleich ließ er auf ſeinem Schloſſe zu Ofen (1472) durch einen Deutſchen, Andreas Heß, eine Buchdruckerei anlegen, und eben daſelbſt auch eine Sternwarte. Ueberdieß zog er eine Menge fremder Gelehrten aus verſchiedenen europäiſchen Ländern in ſein Reich.

Durch ſolche Anſtalten, noch mehr aber durch ſein eigenes Beiſpiel und durch die Achtung, die er den Gelehrten bewies, ermunterte er die Vornehmern ſeiner Nation zum Fleiß in den Wiſſenſchaften. Aber auch ſeine zweite Gemahlin **Beatrix**, eine Tochter des neapolitaniſchen Königs Ferdinand I.*), eine ſehr gebildete Frau, trug zur weitern Fortbildung der Ungern vieles bei. Sie brachte Gelehrte mit ſich nach Ungern, beförderte den Geſchmack an Künſten und Wiſſenſchaften, und führte ſelbſt den König zu feineren Sitten. Schade nur, daß Matthias ſeine Nation nicht zu der Stufe von Bildung, auf welcher er ſtand, erheben konnte, und daß bald nach ſeinem frühen Tode — er ſtarb zu Wien, den 5. April 1490, ſieben und vierzig Jahre alt — verheerende Stürme über Ungern einbrachen.

Aber wie bald auch ſeine wichtigſten Anſtalten zu Grunde gingen, und wie bald auch ſein Geſchlecht erloſch — es ſtarb mit ſeinem unehelichen Sohne Johannes Corvinus, den er vergebens zu erheben ſuchte, (1504) aus — ſo lebt doch mit unverwelklichem Ruhme ſein Andenken in der Geſchichte fort. Denn mag ihm auch vorgeworfen werden, daß er leicht den Eingebungen ſeiner lei-

---

*) Die erſte Gemahlin des Königs Matthias, **Katharina**, die Tochter Podiebrads, war 1464 geſtorben, und mit **Beatrix** vermählte er ſich den 22. Dec. 1476.

denſchaften unterlag und dadurch zur Eroberungsſucht, Willkürlichkeit, Undankbarkeit, Argliſt und Unzuverläſſigkeit verleitet wurde: ſo darf man auch nicht vergeſſen, daß er als ein Jüngling zur Regierung gelangte, daß er bei einem feurigen Gemüth faſt immer in höchſt ſchwierigen Lagen ſich befand, und daß ſeine Fehler von ſeinen rühmlichen Eigenſchaften weit überſtrahlt werden. Solche rühmliche Eigenſchaften aber waren ſein heller Geiſt, ſeine ungemeine Kraft, das Verſchiedenartigſte zu umfaſſen, ſeine raſtloſe Thätigkeit und ſein lebendiges Streben, ſein Reich zu beglücken; und durch ſie iſt er zu dem Ruhme gelangt, der größte König von Ungern zu heißen.

XXXV.

Scanderbeg's Heldenthaten und Abenteuer.

Ein Schrecken der Türken war Georg Caſtriota, genannt Scanderbeg. Wie ſein großer Zeitgenoſſe, Johann von Hunyad, erhob er ſich aus der Niedrigkeit zu einem furchtbaren Anſehn; unerſchrocken, wie dieſer, trat er, beſchränkt auf ein kleines Gebiet und auf kleine Schaaren, den größten Heeren der Türken entgegen, und durch die Niederlagen und Demüthigungen, die er auf ſie häufte, erwarb er ſich den Ruhm eines ausgezeichneten Helden. Aber nicht genau iſt der Gang ſeiner Thaten und Schickſale bekannt. Denn je furchtbarer zu ſeiner Zeit die Türken erſchienen, und je unerwarteter ſeine Siege waren, um ſo mehr wurden von den Geſchichtſchreibern der Chriſten (während die türkiſchen ſeiner kaum gedenken) ſeine Thaten zu Wundern erhoben, ſeine Niederlagen verheimlicht oder ſeine Schickſale entſtellt *). Folgendes ſcheint mir wie das Wichtigſte, ſo auch das Wahrſcheinlichſte aus dem Leben dieſes Helden zu ſeyn.

Scan-

---

*) Selbſt das Hauptwerk von Scanderbegs Leben und Thaten von Marinus Barletius, Prieſter zu Scodra in Epirus: (de vita et rebus gestis Scanderbegi, Epirotarum principis, libri XIII. Argentorati 1537. und beſonders abgedruckt im Chronicis Turcicis, Francofurti 1578) trägt das Gepräge der Ausſchmückungen und Unzuverläſſigkeiten an ſich.

Scanderbegs Vater, Johann Caſtriota, war Erbfürſt oder Despot in Albanien (dem alten Epirus und einem Theil von Illyrien), deſſen Hauptort Kroja, unweit Durazzo, jetzt ein Steinhaufen, auf einem hohen und ſteilen Felſen lag. Zu ſchwach oder zu feig, um den gefürchteten Türken Widerſtand zu leiſten, hatte er ihnen zum Unterpfand ſeiner Unterwürfigkeit oder Treue ſeine vier Söhne als Geißeln übergeben (um 1412). Der jüngſte dieſer Söhne war Georg Caſtriota, geboren um 1403, alſo neun Jahre alt, als er den Türken überliefert wurde. Wie ſeine Brüder wurde auch er zur muhamedaniſchen Religion gebracht; aber während ſeine Brüder unter dem Sclavenhaufen ſich verloren, hob er ſich über denſelben empor. Ausgezeichnet durch Schönheit, Körperkraft und Geiſtesſtärke, ward er der Liebling des Sultans Amurath I. (1421—1451), und gleichſam zum Zeichen des Beifalls, den er fand, oder der Erwartungen, die er erregte, erhielt er den Namen Scanderbeg oder Iscander-Beg, d. i. Herr Alexander. Je mehr er nun an Jahren und Kräften fortſchritt, deſto mehr gab er in Schlachten und Zweikämpfen Beweiſe ſeiner Kühnheit und Gewandtheit und deſto höher ſtieg er in der Gunſt des Sultans, der ihn zu den ſchwierigſten Kämpfen rief und Heere und Provinzen ſeiner Leitung untergab. Aber bei allen dieſen Auszeichnungen konnte er nicht vergeſſen, daß er der Sohn eines vormals freien Fürſten war, und Haß gegen die Unterdrücker ſeines Hauſes und Landes glühete in ihm auf.

Sein Vater ſtarb (um 1432), ſeine drei älteren Brüder kamen durch Gift oder auf andere Weiſe um, und Amurath II. ließ Kroja und das übrige Erbe Scanderbegs, ſtatt es ihm zu überlaſſen, durch türkiſche Truppen beſetzen. Solche Vorgänge mußten in Scanderbegs Herzen ſeinen Haß gegen den Sultan erhöhen, und zugleich das Verlangen entflammen, das väterliche Gebiet wieder an ſich zu bringen und als unabhängiger Fürſt zu beherrſchen. Aber er verſchloß dieſe Regungen in ſeinem Innern, und während er ihnen in der Stille nachhing, wußte er den Sultan durch den Schein der Ergebenheit zu täuſchen. Endlich als er ums Jahr 1438 oder 1442 mit dem Paſcha von Romanien gegen die Servier und Ungern geſendet und, wie er es wünſchte und beförderte, vom Johann von Hunyad geſchlagen worden war, — ſchien es ihm Zeit, ſein Vorhaben auszuführen. Mit einigen ſeiner Freunde, beſonders ſeinem Neffen Ameſa, flüchtete er vom Schlachtfelde nach Albanien. Der Ruf ſeiner Thaten war ihm vorangezogen und ſeine Landsleute erwarteten ihn mit Hoffnung und Vertrauen. Aber die Beſitznahme Al-

Albaniens hing von der Beſitznahme Krojas ab, und dieſe feſt und wohlverwahrte Stadt konnte nur durch Liſt, nicht durch Gewalt in ſeine Hände kommen. Er ergriff daher auf der Flucht den Geheimſchreiber des Paſcha von Romanien und zwang ihn, unter Androhung des Todes, an den Befehlshaber von Kroja einen Brief zu ſchreiben, worin derſelbe im Namen Amuraths angewieſen wurde, den Oberbefehl über Kroja ſogleich an Scanderbeg abzutreten. Unmittelbar darauf tödtete er den Geheimſchreiber und deſſen Gefolge, damit ſein Plan noch länger verborgen bliebe, und eilte dann nach Kroja, wo der vorgezeigte Brief ihm Eingang und Oberbefehl verſchaffte. Kaum aber hatte er dieß erſte Ziel ſeiner Wünſche erreicht, ſo kündigte er ſich als einen Feind der Türken und ihres Sultans an. Durch die Truppen, die er auf der Flucht geſammelt hatte, ließ er alle Türken zu Kroja niederhauen, die ausgenommen, die den muhamedaniſchen Glauben abſchworen; er ſelbſt trat zum Chriſtenthum zurück, rief alle Epiroten zur Freiheit, und wurde von ihnen zum Fürſten und Heerführer ernannt.

Von nun an bis an ſeinen Tod, alſo auf 24 bis 28 Jahre, kämpfte er mit der größten Anſtrengung, lange Zeit auch mit ausgezeichnetem Glücke gegen die Türken. Aber nicht möglich iſt es, die

Reihenfolge ſeiner Heldenthaten genau anzugeben: ſo ſchwankend und unzuverläſſig ſind die Nachrichten hierüber, ſo ſehr fehlt es ihnen an Zeit- und Ortsbeſtimmungen. Nur im Allgemeinen läßt ſich der Gang bezeichnen, den ſein Kampf mit den Türken nahm, und ſelbſt dieſer nicht durchaus mit Zuverläſſigkeit.

Zuerſt vertheidigte er ſeine Abtrünnigkeit gegen die Befehlshaber des Amurath: ſie wurden zurückgeſchlagen, oft ehe ſie es ahneten, daß Niederlage und Verderben ihnen nahe. Dann kämpfte er gegen Amurath ſelbſt, der ein- oder zweimal in Epirus eindrang: nur die Burg Sfetigrate konnte Amurath erobern, aber nicht das feſte Kröja; mit Schimpf und Verluſt mußte er die Belagerung desſelben aufgeben, und wie bei ſeinem Eindringen, ſo wurde er auch bei ſeinem Abziehen unaufhörlich vom Scanderbeg angegriffen und gefährdet. Das Anerbiethen, das er dieſem machte, Epirus gegen Zinszahlung ruhig zu beſitzen, ward ſtolz zurückgewieſen. — Nach Amuraths Tode (1451) ſtand Scanderbeg kühn und kräftig dem mächtigen Muhamed II., dem Eroberer Conſtantinopels (1453), entgegen, aber nicht mit dauerndem Glück; vielmehr ſcheint ſein Leben von nun an ein Wechſel von Sieg und Flucht geweſen zu ſeyn. Er ſchlug, wie erzählt wird, die Feldherren zurück, die Muhamed gegen ihn ſchickte, und drang ſelbſt in das angrenzende Macedonien ein. Zwei ſeiner Freunde, ſein Feldherr Moſes und ſein Neffe Ameſa, ließen ſich zur Untreue gegen ihn bewegen, aber er wußte ihren Abfall für ſich unſchädlich zu machen; Muhamed ſchickte Meuchelmörder gegen ihn, aber er entging ihnen und brachte es ſo weit, daß Muhamed ihm Friedensvorſchläge thun ließ. Erſt als Muhamed ſelbſt (1465) in Epirus eindrang, ſcheint er unterlegen zu haben. Denn ſelbſt aus den Erzählungen glorreicher Siege, die ihm noch zu dieſer Zeit ſein Landsmann Marinus Barletius zuſchreibt, leuchtet die Vermuthung hervor, daß er, der Uebermacht Muhameds weichend, Epirus verließ und in Rom und Venedig Hilfe ſuchte. Nicht vergeblich ſoll dieſes Suchen geweſen ſeyn: er bekam Geld und Truppen; aber ehe er wieder nach Epirus zurückkehren konnte, ſtarb er auf der venetianiſchen Inſel Liſſa, Dalmatien gegenüber, den 17. Jan. 1466, drei und ſechzig Jahre alt.

Aber wenn er auch zuletzt in dem Kampfe gegen die Türken unterlag, ſo bleibt ihm doch der Ruhm, daß er außerordentliche Kühnheit und ſiegreiche Kraft gegen ſie bewährte. Freilich wurde er dabei unterſtützt durch die anderweitigen Händel, in welche die Türken zu gleicher Zeit verwickelt waren, durch die Lage und Beſchaffenheit ſeines Landes, durch den kriegeriſchen Geiſt ſeines Volkes und durch den Beiſtand, den er von Venedig, von einigen benachbarten Fürſten und von kühnen Abenteurern erhielt; allein wie ſchon dieß für die Größe ſeiner Thaten ſpricht, daß ihm ſolcher Beiſtand zu Theil wurde, ſo zeugt es auch von Geiſtesſtärke, daß er die Umſtände, die ihm nützlich ſeyn konnten, ſo gut zu benutzen wußte. So oft die Feinde ſich näherten, ſchickte er Weiber, Kinder und Greiſe auf die nahen Inſeln, Vieh und Lebensvorrath ward in die feſten Plätze gebracht, und Feuerzeichen verkündigten ſeinen Schaaren, wohin ſie ſich zu begeben hätten. Dann brach er unerwartet aus Bergſchluchten und Wäldern hervor, und überraſchte, erſchöpfte oder vernichtete die Feinde. Er ſelbſt leuchtete ſeinen Kriegern voran durch Muth in der Gefahr, durch Schnelligkeit im Entſchließen, durch Beharrlichkeit im Ausführen. Nie ſcheuete er das größte Gewühl der Gefahr; auf zwei bis dreitauſend Türken ſoll er mit eigner Fauſt getödtet, mehrmals ſoll er mit ſeinen gewaltigen Hieben ſeine Gegner geſpalten haben. Als er einſt in Amuraths Lager eindrang, hatte ihn die Hitze des Kampfes zuweit von ſeinem Heere mitten unter die Türken geführt; ſchon gab ihn ſein Feldherr Moſes verloren; er aber ſchlug ſich mit den Wenigen, die um ihn waren, durch das Heer der

Türken und kam glücklich wieder zu den Seinigen. — Erſt nach ſeinem Tode fiel ſein Land in die Hände der Türken, und als dieſe auch in Liſſa eingedrungen waren, bemächtigten ſie ſich ſeiner Gebeine, ließen ſie in Gold und Silber einfaſſen und trugen ſie als Schutz- und Trutzmittel an ſich, — ein Zeugniß ſeiner Heldenthaten, und ein Beweis der Achtung, die er durch ſie ſelbſt bei ſeinen Feinden errungen hatte.

XXXVI.

Götz von Berlichingen und Peter Bayard.

Gleichſam als die letzten Ritter nach altem Gepräge ſind Berlichingen und Bayard zu betrachten. Beide, ausgezeichnet durch Heldenmuth und Treuherzigkeit, lebten faſt zu gleicher Zeit, am Ausgang des funfzehnten und zum Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts. Der Zeit nach, in welche ihre wichtigſten Thaten fallen, könnte man ſie eher zur folgenden als zur gegenwärtigen Periode rechnen; aber ihrer Bildung nach gehören ſie zum Schluſſe des Mittelalters, und deshalb ſoll auch hier von ihnen geredet werden.

Das Leben Götz'ens (oder Gottfrieds) von Berlichingen iſt uns zum Theil durch ihn ſelbſt bekannt. Auf Bitten ſeiner Freunde und zur Rechtfertigung ſeines Wandels beſchrieb er noch im hohen Greiſenalter, "als ein alter, erlebter und betagter Mann" (S. 176), unter der Regierung Kaiſers Ferdinand I. (S. 149 und 171), alſo ſeit dem Jahre 1558, die Abenteuer und Gefährlichkeiten, die er in der Zeit ſeines Ritterlebens beſtanden hatte*). Wichtig kann man dieſe Lebensbeſchreibung nennen, als ein Abbild der Wildheit des räuberiſchen Fauſtrechts und der Beſchaffenheit ehrlicher und unehrlicher Fehden; aber anziehend iſt ſie nicht, vielmehr höchſt ermüdend und langweilig. Es fehlt ihr an Klarheit und Vollſtändigkeit, die Schreibart iſt verworren, oft fängt der Ritter einen Satz an, ohne ihn zu endigen, oft verliert er ſich, nach Art geſchwätziger Alten, aus einer Erzählung in die andere, ſtellt, was ſpäter folgen ſollte, voraus und läßt es häufig an genauen Orts-

---

*) Zum erſten Male erſchien die "Lebensbeſchreibung Herrn Götzens von Berlichingen, zugenannt mit der eiſernen Hand." — zum Drucke befördert durch Verono Frank von Steigerwald, Nürnberg 1731. In unſeren Tagen haben die Herren Guſtav Büſching und Friedr. Heinr. von Hagen, Breslau 1813, einen neuen Abdruck derſelben veranſtaltet. Auf dieſe Ausgabe beziehen ſich die obenſtehenden Seitenzahlen, weil dieſelbe jetzt in mehreren Händen iſt als jene veraltete.

und Zeitangaben fehlen *). Doch bleibt es immer merkwürdig, daß er, ein Ritter, der nur ein Jahr lang die Schule beſuchte (S. 4.) und faſt immer in Fehden lag, auf den Gedanken gerieth, ſein Leben zu beſchreiben, und man kann es als ein Zeichen der Raſtloſigkeit ſeines Geiſtes und ſeines lebendigen Gefühls für Rittterehre anſehen, daß er da, wo Alter und Widerwärtigkeiten von Kriegsthaten ihn zurückhielten, mit der Aufzeichnung ſeiner Thaten ſich beſchäftigte, um ſeine Feinde zu beſchämen und ſich vor der Nachwelt zu rechtfertigen.

Das Jahr ſeiner Geburt iſt nicht genau bekannt: er ſelbſt gibt es nicht an; da er aber bei Erwähnung des Schweizerkriegs, der 1499 anhob, äuſſert, er ſey damals ein Junker von 17 oder 18 Jahren geweſen, und da ferner auf ſeinem Grabſtein zu Schönthal zu leſen iſt, er ſey im Jahre 1562 etliche und achtzig Jahre alt geſtorben: ſo kann man mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß er ums Jahr 1480 oder 1481 geboren wurde. Sein Vater war Kilian von Berlichingen, Herr zu Hornberg und Jaxthauſen im Wirtembergiſchen, ſeine Mutter eine geborne von Thüngen. Als Knappe diente er zuerſt ſeinem Vetter, dem Ritter Konrad von

---

*) Er ſelbſt ſchreibt (S. 93): "Ich habe ſo viele Sträuße (Kämpfe) gehabt, daß ich irrig bin und es zum Theil vergeſſen habe."

von Berlichingen, mit dem er ſeinen erſten großen Ritt auf den Reichstag zu Worms machte (1495); dann dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu Onolsbach in Franken, mit dem er für Kaiſer Maximilian I. nach Burgund, Lothringen und Brabant zog (1497). Im Jahr 1500 that er, wie er (S. 23) ſchreibt, "den Harniſch an", d. h. er zog nun als Ritter auf eigene Abenteuer aus*), bald um Freunden zu dienen bei ihren Angriffen oder Gefährlichkeiten, bald um Bedrückten Recht zu ſchaffen, bald um eigene Feinde zu züchtigen und ihnen Güter und Schätze abzujagen. Seine Fehden aber waren alle nur von kurzer Dauer. "Ich bin", ſchreibt er S. 82, "gegen alle meine "Feinde, gegen die ich Fehde gehabt, allewege mit "Gottes Gnaden und Hilfe bald zur Ruhe und "Frieden gekommen, und weiß keine Fehd' oder "Feindſchaft ſo ich gehabt, ſie ſey klein oder groß, "die über zwei Jahre gewährt hätte, und etwan "nicht alſo lang." — Ermüdend und doch nicht belehrend wäre es, alle Fehden, die er aufgezeichnet hat, hier wieder zu erzählen: die meiſten derſelben ſehen einander ganz ähnlich. Wir reden daher nur von denjenigen, die für ihn die erheblichſten waren.

---

*) Von einer feierlichen Aufnahme unter die Ritter, wie wir ſie oben (hiſt. Bilderſ. Bd. IV. Th. S. 496) geſchildert haben, iſt hier nicht die Rede.

Bei dem Kriege, der nach dem Tode Georgs des Reichen, Herzogs von Baiern-Landshut (1. Dec. 1503), zwiſchen deſſen Schwiegerſohn, dem Pfalzgrafen Ruprecht, und deſſen Vettern, Albrecht und Wolfgang, Herzogen zu München, um die reiche Hinterlaſſenſchaft des Verſtorbenen entſtand (1504), war Götz auf die Seite der letzteren gezogen worden. Unter vielen Scharmützeln rückte er bis vor Landshut; aber hier wurde er ſchwer verwundet. Durch eine Feldſchlange der Nürnberger wurde ſein linker Arm zerſchmettert, ſo daß die Hand nur noch an der Haut hing. Er wurde darauf nach Landshut gebracht und von denen, gegen die er gekämpft hatte, mit Sorglichkeit gepflegt. Aber er hatte große Schmerzen zu beſtehen; die Hand wurde ihm abgelöſet; er lag auf ſieben Monate (vom 25. Jul. 1504 bis Faſtnacht 1505) krank darnieder und war tief bekümmert, daß er hinfort zu einem Kriegsmann untauglich ſeyn würde. Da kam er auf den Gedanken, ſich eine eiſerne Hand machen zu laſſen, die er von nun an als die eigene brauchte, und wovon er den Beinamen “mit der eiſernen Hand” erhielt.

Im Jahr 1513 kündigte er den Nürnbergern Fehde an, weil ſie einen ſeiner Freunde gefangen und einen ſeiner Knechte verwundet hatten. Er that ihnen großen Abbruch, indem er zu Lande und am Mainſtrom ihren Kaufleuten auflauerte und ſich mehrmals der Waaren bemächtigte, die dieſe nach Frankfurt zu fahren ſuchten. Die Nürnberger verklagten ihn deshalb bei dem Kaiſer; dieſer ſprach über ihn und ſeinen Bruder die Acht, und er mußte eine große Geldſumme als Buße erlegen. — Als Herzog Ulrich von Wirtemberg zufolge ſeiner Händel mit der Stadt Reutlingen, gleich nach dem Tode Kaiſers Maximilians I. (1519), von dem ſchwäbiſchen Bunde vertrieben wurde, gerieth Götz, der ihm beiſtand, abermals in Unglück. Er wurde zu Meckmühl an der Jaxt ergriffen und nach Heilbronn gebracht, wo er viertehalb Jahre gefangen ſaß. Er hätte früher loskommen können, wenn er, wie von ihm verlangt wurde, Urfehde geſchworen, d. h. eidlich verſichert hätte, allen Fehden abzuſagen und Frieden zu halten. Aber das wollte er nicht. Er ſollte darauf in den Thurm geworfen werden; allein ſeine Freunde, Franz von Sickingen und Georg Freunsberg, bewirkten durch Unterhandlungen und Drohungen, daß er ritterliches Gefängniß bekam, und am 4. Oct. 1522 gab ihm der ſchwäbiſche Bund die Freiheit gegen das Verſprechen, 2000 Gulden zu zahlen für die Knechte, die ihn gefangen hatten, und weder ſeine Gefangenſchaft, noch was ſich während derſelben begeben hatte zu rächen.

Am ſchlimmſten für ihn wurde der Bauernkrieg, der ſich 1525 in Schwaben erhob. Er war gegen das Beginnen der Bauern, und gern wäre er auf Seiten des Kurfürſten von der Pfalz getreten, aber er wartete vergebens auf Verhaltungsbefehle: der Brief des Kurfürſten an ihn wurde ihm unterſchlagen. Indeſſen ließen ihn die Bauern auffordern, er möchte zu ihnen kommen, weil ſie etwas mit ihm zu verhandeln hätten. Scheuend die wilde Wuth der furchtbar gewordenen Bauern und ſeinem eigenen Geſinde mißtrauend, folgte er dieſer Aufforderung. Da verlangten die Bauern von ihm, er ſollte ihr Hauptmann werden. Anfangs ſträubte er ſich gegen dieſes Anſinnen: er hielt es ſeiner Ehre und Pflicht zuwider, und glaubte es bei Gott und dem Reiche nicht verantworten zu können, wenn er, ein Edelmann, mit rebelliſchen Bauern ſich vereinigte; doch endlich gab er den Bitten ſelbſt vieler vom Adel nach, die ihm vorſtellten, er könne viel Unheil verhüten, wenn er an die Spitze der Bauern ſich ſtellte. Er nahm auf einen Monat die Hauptmannsſtelle an, aber nur mit der Bedingung, daß die Bauern gegen ihre Obrigkeiten, wie es frommen und gehorſamen Unterthanen gebühre, ſich verhalten und auch keines Fürſten oder Edelmanns Haus brennen und beſchädigen ſollten. Doch dieſe Bedingung wurde nicht erfüllt. Die Bauern waren über ſeine Forderung aufgebracht, ſie ſetzten ihr tolles, meuchelmörderiſches Weſen fort und droheten ihm, wenn er widerſtrebe, den Tod. Seine Hauptmannſchaft währte daher nicht über acht Tage; doch blieb er, wie er gelobt und geſchworen hatte, vier Wochen lang bei den Bauern. Dabei verhielt er ſich als ein redlicher Mann, entwendete niemandem das Geringſte, verhütete, wo er nur konnte, Raub und Mordbrennerei; kurz, er lebte mit Ehren mitten unter ehrloſen Bauern. Aber ſein guter Ruf hatte durch ſeine Verbindung mit ihnen gelitten; der ſchwäbiſche Bund ſtellte ihm nach; er wurde zu Augsburg ergriffen und daſelbſt auf einen Thurm gefangen geſetzt. Während dieſer Gefangenſchaft beſchrieb er mit eigner Hand, um ſich zu rechtfertigen, ſein Verfahren in dem Bauernkrieg. Erſt nach zwei Jahren wurde er entlaſſen (1530). Dabei mußte er verſprechen, alle Koſten, die ſeine Gefangenhaltung verurſacht hatte, zu bezahlen, ſich gleich nach ſeiner Befreiung auf ſein Schloß Hornberg zu begeben, die Markungen desſelben nicht zu überſchreiten und keine Nacht auſſerhalb desſelben zu bleiben; ferner ſich dem zu fügen, was die Biſchöfe von Mainz und Würzburg an ihn zu fordern haben würden, bei Strafe von 25,000 fl. ſich an keinem Mitgliede des ſchwäbiſchen Bundes zu rächen, und ſechzehn Bürgen zu ſtellen, die für ihn gut ſagten. Er leiſtete dieſe Verſprechungen und hielt ſie. Sechzehn Jahre lang lebte er ruhig auf ſeinem Schloſſe Hornberg, die beſchworene Urfehde genau beobachtend. Späterhin zog er in Dienſten des Kaiſers nach Wien gegen die Türken, die er aber nicht erreichte, dann nach Frankreich (1544), wo aber, wie er andeutet (S. 171), mehr geſengt und gebrennt als gekämpft und geſiegt wurde. — Die letzten Tage ſeines hohen Alters ſcheint er in Ruhe auf ſeinem Schloſſe Hornberg verlebt zu haben. Daſelbſt ſtarb er am 23. Jul. 1562, und im Kloſter Schönthal wurde er neben ſeinen Vätern begraben.

Nach unſeren Ueberzeugungen von dem Werthe geſetzlicher Ordnung und der Achtung des Eigenthums Andrer glich ſein Thun und Treiben dem Thun und Treiben eines Räuberhauptmanns. Doch anders waren die Ueberzeugungen, die ihn belebten. Zwar war ſchon zu ſeiner Zeit (ſeit dem Jahre 1495) der ewige Landfriede und das Reichskammergericht aufgeſtellt worden; aber der Geiſt des Fauſtrechts hatte die deutſchen Ritter zu lange und zu tief ergriffen, als daß ſich die Kraftvolleren unter ihnen ſogleich von demſelben losſagen konnten. Gewohnt, ſich und Andern mit dem Schwerte Recht zu ſchaffen, und Fehden für ehrlich haltend, ſobald nur ſelbige gehörig angeſagt waren, ſahen ſie den ewigen Landfrieden als eine Beſchränkung ihrer hergebrachten Freiheiten und die Förmlichkeiten des Reichsgerichts als Verdrehungen des Rechts an. Auch Götz von Berlichingen war von ſolchen Vorſtellungen ergriffen. Er hielt darum für recht und erlaubt, zu dem Schwerte zu greifen, wenn er ſeine und ſeiner Freunde Rechte gekränkt ſah, und dann ihren und ſeinen Feinden ſo viel Schaden zuzufügen, als er vermochte; und da er ſich bewußt war, hierbei alles das zu thun, was Ritterehre (ihm das Höchſte!) gebot, ſo glaubte er trotz der Unordnungen und Räubereien, die er veranlaßte, auf Achtung Anſpruch machen zu können. — Loben müſſen wir ihn, daß er ganz das war, was er ſeyn wollte, nemlich ein tapfrer und redlich geſinnter Ritter, muthig und raſtlos thätig im Kampfe, beſonnen und gelaſſen im Unglück, treu und pünktlich im Worthalten, und hilfreich und dienſtfertig gegen Andere; aber doch können wir ihn nicht für einen großen Mann und verdienſtvollen Deutſchen halten, da er mehr an ſich als an das Vaterland dachte und der Ausbildung Deutſchlands durch geſetzliche Ordnung mehr entgegen als förderlich war.

Weit höher, als er, an uneigennütziger Vaterlandsliebe und an welthiſtoriſcher Wichtigkeit ſteht der franzöſiſche Ritter Peter Bayard, geboren im Jahre 1476 auf dem Schloſſe Bayard unweit

Grenoble, der Sprößling ruhmvoller Ahnen, deren tapfre Thaten ihm Vorbild und Antrieb wurden*).

Schon in ſeinem Knabenalter erwarb er ſich, wie durch ſein Betragen, ſo auch durch ſeine Geſchicklichkeit zu allen ritterlichen Uebungen Beifall und Liebe. Seit ſeinem dreizehnten Jahre diente er als Page zuerſt dem Herzog von Savoyen, dann, von dieſem dem König von Frankreich übergeben, dem Prinzen von Ligny, der ihn in ſeinem ſiebzehnten Jahre des Pagendienſtes entließ und unter ſeine Ritter aufnahm. Im Jahr 1494 folgte er dem franzöſiſchen Heere, das Karl VIII. zur Eroberung Neapels nach Italien führte**), und auf dem Rückzug, den dieſer König bald darauf antreten mußte, zeichnete er ſich in der Schlacht bei Fornovo (6. Jul. 1495) ſo rühmlich aus, daß ihm Karl VIII. ein Geſchenk von 500 fl. überreichen ließ.

Im Jahre 1499 kam er, als Ludwig XII., ſeit 1498 Karls VIII. Nachfolger, Mailand zu erobern

---

*) Das Leben Bayard's iſt von ſeinem Schreiber Jacques de Mailles geſchildert: Histoire du Chevalier Bayard par son loyal serviteur. Grenoble 1651. Einen gehaltvollen Auszug daraus enthält der "Wintergarten von St. Schütze. 1r Band, S. 291—408. Frankfurt a. M. 1819.

**) Dieſe und die folgenden Begebenheiten, an denen Bayard Theil nahm, ſind oben (hiſt. Bilderſ. Bd. IV. Th. I. S. 219—[illegible]) im Zuſammenhange erzählt.

obern ſuchte, abermals nach Italien. Das Unternehmen gelang. Ludwig Moro, Herzog von Mailand wurde vertrieben, und die Franzoſen bemächtigten ſich Mailands. Aber bald kam der Vertriebene zurück, und der Kampf erneuerte ſich. Jetzt wurde Bayard, der in der Zwiſchenzeit der Ruhe am Hofe zu Savoyen durch ritterliche Geſinnungen und Thaten ſich Ruhm erworben hatte, von einem Unfall betroffen. Indem er mit kühnem Muthe einen geſchlagenen Haufen bis nach Mailand verfolgte, wurde er hier von der Uebermacht umringt und gefangen. Aber die Tapferkeit, die er bei dieſem Unfall, ſo wie das würdevolle Betragen, das er als Gefangener bewies, gewann ihm die Achtung des Herzogs. Ohne Löſegeld gab ihm dieſer die Freiheit, ja auch Streitroß und Waffen zurück.

Nicht minder ritterlich bewies er ſich auf dem Zuge der Franzoſen nach Neapel (1501). Hier kämpfte er auf Leben und Tod gegen einen ſpaniſchen Ritter, der ſeiner unbefleckten Rittterehre geſchmähet hatte. Er ſiegte und zeigte ſich nun eben ſo großmüthig nach dem Kampfe als tapfer während desſelben. Weiterhin rettete er die franzöſiſche Armee von einem gefährlichen Ueberfall, indem er lange Zeit, allein und mit ausdauerndem Muthe eine Brücke über den Garigliano gegen die Spanier vertheidigte. Auch bewies er in eben dieſem

Kriege, wie fremd ihm Geldgier und Eigennützigkeit war. Einſt hatte er einen Schatz von 15,000 Ducaten den Spaniern abgenommen; aber, ohne nur einen Heller davon für ſich zu behalten, vertheilte er dieſes Geld unter ſeine Kriegsgeſellen. Und ſolche Erhebung über den perſönlichen Vortheil, immer das Zeichen wahrer Größe, bewies er noch öfters. Bei der Erſtürmung von Brescia (18. Febr. 1512), wo er ſeine Gensdarmes zu Fuße anführte, wurde er in den obern Theil des Schenkels gefährlich verwundet. Zwei ſeiner Leute trugen ihn aus dem Gefechte und dann, als Brescia erobert war, in eines der ſtattlichſten Häuſer daſelbſt. Dieß Haus gehörte einem reichen Edelmann; aber dieſer war entflohen; nur ſeine Gemahlin war mit ihren zwo erwachſenen Töchtern zurückgeblieben. Sie befand ſich in großen Aengſten. Doch Bayard nahm ſich ihrer an und rettete ſie vor Plünderung und Mißhandlung. Als ihm darauf die Edelfrau voll freudiger Dankbarkeit ein anſehnliches Geldgeſchenk überreichte, ſo nahm er es zwar an, weil er es, ohne ſie zu kränken, nicht zurückweiſen konnte, gab es aber ſogleich den Töchtern als einen Beitrag zu ihrer Ausſtattung.

Als beſtändiger Theilnehmer an allen damaligen Kriegszügen der Franzoſen, trat er, von ſeiner Verwundung wieder geneſen, aufs neue wieder

in die Schlachtreihen der Franzoſen und half ihnen
den Sieg bei Ravenna (14. April 1512) erringen,
der ihrem tapfern Anführer Gaſton de Foix das
Leben koſtete. Darauf zog er ſich mit ihnen, da
ihr eigenes Vaterland bedroht wurde, nach Frank-
reich zurück. Auf dieſem Rückzuge wurde er, da
er eine Brücke bei Pavia vertheidigte, aufs-neue
verwundet, und als er darauf zu ſeiner Wieder-
herſtellung nach Grenoble gebracht worden war,
ergriff ihn ein bösartiges Fieber, das ihn dem Tode
nahe brachte. Da entſtand um ihn lautes Weh-
klagen, und viele Gebete erhoben ſich für ihn zum
Himmel; denn wer ihn kannte, liebte ihn wegen
ſeines Heldenmuths und ſeiner Menſchenfreundlich-
'eit. Und der Himmel erhörte dieſe Gebete. Er
enaß, gleichſam um nun zu zeigen, daß er auch
en ſchwerſten und glorreichſten Sieg, den Sieg
ber ſich ſelbſt, erringen könne. Als Lebenskraft
nd Lebensfreude in ihn zurückgekehrt war, ward
hm auf ſein Verlangen von einem ſeiner Diener
in ſchönes Mädchen ins Schlafgemach geführt.
r erglühete bei ihrem Anblick; als aber das Mäd-
en ſich ihm zu Füßen warf, ihm mit heißen
hränen bekannte, daß ihre Mutter aus Armuth
e gezwungen habe, hierher zu kommen, und ihn
ehentlich bat, ſie nicht zu entehren: ſo ward er
f gerührt. Von edleren Empfindungen durch-
ungen, rief er aus: "Nein, ſo niedrig denkt Bayard
nicht,

nicht, daß er dir, liebes Kind, deine Unſchuld rauben ſollte!" Und ſogleich hüllte er ſie in ſeinen Mantel und führte ſie zu einer ſeiner Verwandten, wo ſie die Nacht über bleiben ſollte. Am andern Morgen aber ließ er die Mutter des Mädchens zu ſich kommen, machte ihr gerechte Vorwürfe über ihr unmütterliches Betragen und gab Geld, daß ſich das Mädchen an einen Mann, der ſie liebte, verheurathen konnte.

Aufs neue erſchien er nun in den Kriegen, die Frankreich in den letzten Tagen Ludwigs XII. gegen Spanien, England, Oeſtreich und die Schweiz zu führen hatte, und aufs neue bewährte ſich ſein Heldenmuth und der Ruhm, den er ſich dadurch erwarb. In der für Frankreich unglücklichen Schlacht bei Guingate (17. Aug. 1513) gerieth er mit mehreren Rittern in Gefangenſchaft; aber aus Achtung ſeiner Tapferkeit erhielt er bald und ohne Löſegeld die Freiheit. — Nach dem Tode Ludwigs XII. (1. Jan. 1515) zog er mit deſſen Nachfolger Franz I. nach Italien und kämpfte in der Rieſenſchlacht von Marignano (14. und 15. Sept. 1515), die den Schweizern den Ruhm und die Selbſttäuſchung der Unüberwindlichkeit entzog. Nach derſelben verlangte König Franz, damals erſt ein und zwanzig Jahre alt, voll Sinnes für Ritterehre und hocherfreut über dieſen wichtigen Sieg, daß

Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, ihn noch auf dem Wahlplatze zum Ritter ſchlagen ſollte. Bayard, eben ſo beſcheiden als tapfer, ſuchte ſich dieſem Verlangen zu entziehen; aber vergebens! Der König ließ ſich vor ihm auf die Kniee nieder, worauf Bayard deſſen Nacken nach Ritterſitte mit der flachen Schwertklinge berührte, und dann das Schwert küßte mit einem Wonnegefühl, als habe er jetzt den ſchönſten Lohn ſeines ritterlichen Lebens erhalten.

Späterhin kämpfte er noch in dem erſten Krieg, den Franz I. mit Kaiſer Karl V. ſeit 1521 führte. Ruhmvoll vertheidigte er ſechs Wochen lang mit ungefähr tauſend Mann das ſchwach befeſtigte Mezieres in der Champagne gegen die überlegene Macht, die Karl V. dahin geſendet hatte. Die beiden Anführer der Belagerung, Franz von Sickingen und der Graf von Naſſau, mußten ſich zurückziehen, und Bayard erhielt zur Belohnung ſeiner rühmli-hen Tapferkeit von ſeinem König den Orden des heiligen Michael. Doch bald darauf war er unglücklich, aber nicht durch eigene ſondern durch remde Schuld. Unter dem Admiral Bonnivet, em es weniger an Muth als an Feldherrnblick mangelte, war er 1523 nach Italien gezogen. Daſelbſt übertrug ihm Bonnivet die Beſetzung des Dorfes Rebec unweit Mailand, ohne ihm doch die dazu nöthige Mannſchaft zu geben. Vergebens bat er um Verſtärkung: Bonnivet hörte ihn nicht; und was er beſorgt hatte, geſchah. Er wurde zur Nachtzeit von dem ſpaniſchen Feldherrn Pescara überfallen und konnte nur mit Mühe und unter großen Verluſten ſich zurückziehen. Im folgenden Winter litt das franzöſiſche Heer an Hunger und anſteckenden Krankheiten, und ſahe ſich darum im Frühling 1524 zum Rückzug genöthiget. Aber Bonnivet leitete dieſen Rückzug nicht mit gehöriger Umſicht. Die Spanier unter Pescara folgten ihm und bei dem Uebergang über die Seſia, unfern Romagnano, wurde er von ihnen angegriffen und ſein Heer in Verwirrung gebracht. Verwundet übertrug er die weitere Anführung des Heeres dem tapfern Bayard. Bayard übernahm ſie mit den Worten: "Es iſt zwar ſpät; aber meine Seele gehört Gott und mein Leben dem Staate!" Aber während er nun mit längſtbewährter Tapferkeit die andringenden Feinde zurückhielt, wurde er tödtlich verwundet. Jetzt ließ er ſich von ſeinem Stallmeiſter unter einen Baum niederſetzen mit dem Geſichte gegen die Feinde und bereitete ſich zum Sterben. Sein Schwert mit dem kreuzförmigen Griff galt ihm als Crucifix; er küßte es mit Inbrunſt, beichtete ſeinem Stallmeiſter, und übertrug ihm Grüße an den König, an die Prinzen und an den Adel von Frankreich. Das Getümmel der Schlacht tobte neben ihn hin; Freunde und Feinde kamen vorüber, aber wer ihn ſah, bezeigte ihm Achtung. Die Spanier errichteten über ihm ein Zelt und brachten ihm einen Prieſter. Auch der Connetable von Bourbon, ein franzöſiſcher Prinz, der aus Rache König und Vaterland verlaſſen und ſich zu den Spaniern gewendet hatte, kam auf ihn zu und bedauerte ihn. Hochherzig erwiederte der Sterbende: "Bedauert mich nicht, "denn ich ſterbe als ein rechtſchaffener Mann; euch "aber bedauere ich, weil ich ſehe, daß ihr wider "euren König, euer Vaterland und euern Eid die "Waffen führt." — Bald darauf ſtarb er, am 14. April 1524, acht und vierzig Jahre alt, von Freunden und Feinden hochgeehrt und mit dem bleibenden Ruhme, als Held ohne Furcht und Tadel gelebt zu haben.

XXXVII.

XXXVII.

Franz Petrarca.

Unter allen Männern von Geiſt und Gelehrſamkeit, welche das vierzehnte Jahrhundert erzeugte, ragt Petrarca an Verdienſten, Einfluß und Ruhm weit hervor. Er ſtand gleichſam in dem Mittelpunkt aller litterāriſchen Erſcheinungen ſeiner Zeit, ihn, den Dichter und Gelehrten, ehrten und bewunderten Fürſten und Gelehrte, und wie bis jetzt, ſeit länger als vier Jahrhunderten, ſo wird auch fernerhin von Geſchlechte zu Geſchlecht der Ruhm ſeines Namens ſich verpflanzen. Billig iſt es daher, daß auch hier der Gang ſeines Lebens und das Weſentliche ſeiner Verdienſte wenigſtens kürzlich dargeſtellt werde.

Franz Petrarca, der Sprößling einer florentiniſchen Familie, war den 20. Jul. 1304 zu Arezzo im Toscaniſchen geboren, keineswegs unter glänzenden Umſtänden. Sein Vater Petracco, ein geachteter Rechtskundiger, war in den Zeiten wilder Partheiungen aus Florenz vertrieben worden und durfte trotz aller Verſuche, die er deshalb wagte, nie wieder dahin zurückkehren. Er begab ſich daher mit ſeiner Gattin und ſeinen Kindern

im

im Jahr 1313 von Piſa, wo er ſich eine Zeitlang aufgehalten hatte, an den päbſtlichen Hof zu Avignon und, weil ihm der Aufenthalt daſelbſt zu koſtſpielig war, (1315) nach Carpentras, einem kleinen Städtchen unweit Avignon. Aber je weniger äußere Glücksumſtände dem jungen Petrarca*) zu Statten kamen, deſto mehr begünſtigten ihn, auſſer einem empfehlenden Aeuſſeren, die herrlichſten Geiſtesgaben, ein ſcharfblickender Verſtand, eine lebendige Phantaſie und eine ſeelenvolle Zartheit der Empfindung. Er faßte daher ungemein ſchnell, was ihm gelehrt wurde, und las ſchon in ſeiner zarten Jugend die Werke des Cicero, die ihm ſein Vater als Muſter gerichtlicher Beredſamkeit anempfahl. Sein Vater wünſchte, er ſollte ſich der Rechtswiſſenſchaft widmen, und brachte ihn daher erſt nach Montpellier, dann nach Bologna; und vier Jahre (1319 — 1323) hörte er dort und drei Jahre hier (1323 — 1326) die Vorträge der berühmteſten Rechtsgelehrten. Aber er konnte der Rechtswiſſenſchaft keinen Geſchmack abgewinnen und beſchäftigte ſich lieber mit den Rednern und Dichtern

---

*) „Der Name Petrarca“, ſagt Sismondi (Geſch. der ital. Freiſtaaten im Mittelalter (Thl. V. S. 289), „den der toscaniſche Dichter trug, war eine bloße Umwandelung des perſönlichen Namens ſeines Vaters, Petracco oder Peter. Wahrſcheinlich führte damals dieſe Familie noch keinen Namen, ein in dieſem Jahrhunderte unter Plebejern nicht ſeltener Fall.“

tern des römiſchen Alterthums. Einſt hörte dieß ſein Vater. Voll Unwillens hierüber eilte er zu ihm, und als er ihn beim leſen der Alten überraſchte, entriß er ihm deren Werke und warf ſie, ohne auf ſeine Bitten und Thränen zu achten, ins Feuer. Nur den Virgil und Cicero ließ er ihm von allen Werken, die er mit großen Mühen und Koſten ſich verſchafft hatte.

Im Jahr 1326 verlor er ſeinen Vater, nachdem ihm ſchon ein Jahr früher (oder um dieſelbe Zeit) ſeine Mutter geſtorben war. Er verließ daher Bologna und reiſte mit ſeinem Bruder Gerhard nach Avignon, um ſeine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Mangel an äuſſeren Glücksgütern vermochte ihn und ſeinen Bruder in den geiſtlichen Stand zu treten; doch nahm er weder jetzt noch ſpäterhin ein ihn feſſelndes Amt an, ſondern begnügte ſich mit einer Pfründe, die ihm ſeinen Unterhalt verſchaffte. Auch empfing er auſſer der Tonſur keine höhere Weihe. Uebrigens lebte er nun gänzlich für Philoſophie, Poeſie, Beredſamkeit und Geſchichte: die Schriften der Alten, in der Philoſophie Cicero, Seneca, Plato (den er aus Ueberſetzung kannte), in der Geſchichte Livius, und in der Poeſie vornehmlich Virgil und Horaz, waren ſeine Führer. Hatte er ſchon vorher durch ſeine hervorſtrahlenden Geiſtesgaben Aufmerkſamkeit erregt, ſo bekam er jetzt immer mehr Freunde und Bewunderer durch ſein unabläſſiges Streben nach allen, vorhandenen und zu ſeiner Zeit erreichbaren Kenntniſſen. Am engſten aber und innigſten verband ſich mit ihm Jacob Colonna, der ihn ſchon zu Bologna geſehen hatte, und durch den er mit dem angeſehenen Hauſe der Colonna und mit vielen gebildeten und einflußreichen Männern ſeiner Zeit in nähere Verbindung kam.

So hatte er das drei und zwanzigſte Jahr erreicht, als er die Frau kennen lernte, deren Schönheit und Tugend ihn zu den ergreifendſten Liedern begeiſterte, und die eben ſo mit ihm, wie Heloiſe mit Abälard, zur Unſterblichkeit gehen wird. Es war am 6ten April 1327 in der Kirche der heiligen Clara zu Avignon, wo er zum erſten Male dieſe Frau erblickte. Wer kennt nicht ihren Namen? — Aber ſo bekannt der Name Laura iſt, ſo wenig wiſſen wir von ihrer Herkunft und ihren Schickſalen, und ſelbſt dieß Wenige nicht mit ausgemachter Gewißheit. Nur mit Wahrſcheinlichkeit hat man in neueren Zeiten angenommen, daß ſie, eine Tochter des Ritters Adalbert, Herrn von Noves (einem Flecken in der Nähe von Avignon), ums Jahr 1307 geboren, ſeit zwei Jahren verheurathet und wahrſcheinlich ſchon Mutter war, als Petrarca zum erſten Male ſie ſah *). Petrarca bot alles auf, ſie für ſich zu gewinnen, bewies ihr zuvorkommende Gefälligkeiten, ſagte ihr zärtliche Betheuerungen, beſang ſie in den ſchmelzendſten Tönen. Vergebens! Zwar mochte ſie bei den Huldigungen, die er, der liebliche Dichter, in blühender Jugend und von einnehmender Bildung ihr darbrachte, nicht ungerührt bleiben; aber ſie behauptete ſo viele Herrſchaft über ſich, daß ſie ihre Gefühle nicht laut werden ließ. Zartheit und Züchtigkeit leitete ihr Betragen, und wie ſie ihn, den Liebenden, wohl mit freundlichen Blicken und Worten zu beruhigen und zu erkräftigen ſuchte, wenn er dem Schmerze einer unbelohnten Liebe zu unterliegen ſchien, ſo führte ſie auch den Leidenſchaftlichen zu ſeiner Pflicht zurück, wenn er die Schranken derſelben zu durchbrechen gelüſtete. Auf ſolche Weiſe veredelte ſie ſeine Liebe allmählich dahin, daß er in ihr nur die Tugend und Schönheit und jede weibliche Vollkommenheit ſchwärmeriſch bewunderte, daß er nur die Freude an ihr, und die Klagen der Sehnſucht nach ihr, aber nie einen unlautern Wunſch ausſprach, kurz daß ſeine Liebe zu ihr eine Liebe im Geiſte des Ritterthums wurde. — Wie wenig aber der Ritter, ſo wenig ward auch er

---

*) Die Nachrichten über Laura hat geſammelt und zuſammengeſtellt Manſo in ſeinen „Vermiſchten Schriften“, Leipzig 1801. Thl. II. S. 4 — 38.

durch dieſe veredelte Liebe abgehalten, ſeiner Sinnlichkeit anderwärts Befriedigung zu verſchaffen. Zum Beweis hiervon dient, daß ihm, noch während Laura lebte, zwei Kinder, ein Sohn Johann (1337) und eine Tochter Franciſca (1343) geboren wurden. Und eben ſo wenig hielt ihn ſeine Liebe von wiſſenſchaftlichen und ruhmbringenden Beſtrebungen zurück. Wie früher, ſo fuhr er auch, ſeitdem Laura ſein Herz gefeſſelt hatte, fort, gelehrte Arbeiten zu betreiben, ſich mit der Welt und die Welt mit ſich bekannt zu machen. Wißbegier, Ruhmſucht und jene Geiſtesunruhe, die ſich bei Menſchen voll lebendiger Phantaſie gewöhnlich findet, ließ ihn ſelten an einem Orte oder bei einem Unternehmen ausharren.

Im Jahr 1330 reiſte er mit ſeinem Freunde Jacob Colonna nach deſſen biſchöflichen Sitze zu Lombes, einer Stadt auf der Oſtſeite der Pyrenäen. Aber ſchon im Winter dieſes Jahres war er wieder in Avignon, wo er in dem Hauſe der Colonna als ein Glied der Familie lebte. Im Jahre 1331 reiſte er, vornehmlich um ſeine Welt- und Menſchenkenntniß zu vermehren, nach Paris und von da nach den Niederlanden und in einige deutſche Städte, als Lüttich, Aachen, Cöln. Nach acht Monaten kam er nach Avignon zurück. Drei Jahre (1332 — 1335) lebte er nun daſelbſt ſeiner Liebe und ſeinen Studien; da ergriff ihn aufs neue die Reiſeluſt. Er reiſte (1335) nach Rom. Schon lange hatte er ſich den Anblick dieſer ihm ehrwürdigen Stadt gewünſcht, jetzt fand dieſer Wunſch Befriedigung. Er ſah die Ueberreſte der alten Roma, fand ſie herrlicher und lehrreicher, als er erwartet hatte, und ward durch ſie in ſeiner Liebe für das Alterthum befeuert. Von Rom aus unternahm er eine Seereiſe bis nach England, von der er im Sommer 1336 nach Avignon zurückkam. Aber nun wollte es ihm in dem Geräuſche dieſer wilden Stadt nicht gefallen: nach langem Umherſchwärmen ſehnte er ſich in die Einſamkeit. Er begab ſich daher in das durch ihn merkwürdig gewordne Thal Vaucluſe (Vallis clausa), einige Meilen oſtwärts von Avignon.

Schon in ſeinem Knabenalter hatte er dieſes ſtille freundliche Thal, über welches die Natur alle ihre Lieblichkeit und Erhabenheit ausgegoſſen zu haben ſcheint, liebgewonnen; noch werther war es ihm in ſeinen Jünglingsjahren darum geworden, weil er hier Gelegenheit hatte, ſeine geliebte Laura öfters zu ſehen und ungeſtört ſeinen Empfindungen und ernſten Studien nachzuhängen; und jetzt beſchloß er, ſich gänzlich daſelbſt niederzulaſſen. Er kaufte alſo daſelbſt ſich an, richtete ſich, am Abhange eines, vom Flüßchen Sorgue beſpülten

Hügels eine anſtändige Wohnung ein und ließ alle ſeine Bücher dahin bringen. Nur zwei Diener waren um ihn, ſelten bekam er Beſuch, nichts ſtörte ihn. Und er nützte dieſe ihn erfreuende Muße, um die Werke, die ihm ſein Genius eingab, zu entwerfen oder zu vollenden. Lange Zeit beſchäftigt mit der römiſchen Geſchichte, faßte er hier den Gedanken, den zweiten puniſchen Krieg oder ſeinen Lieblingshelden Scipio Africanus in einem lateiniſchen Epos, das er Africa nannte, darzuſtellen. Wirklich brachte er auch einen großen Theil dieſes Gedichts, von dem er ſich den höchſten Dichterruhm verſprach, unter raſtloſen Anſtrengungen zu Stande, und bald wurde mit großen Erwartungen von ſelbigem geredet; aber er verlor allmählich die Luſt zu dieſer Arbeit und hinterließ ſie unvollendet. Auch war es ſeine Beſtimmung nicht, auf immer in dieſem Thale zu bleiben. Eine hohe Ehrenbezeigung war ihm beſchieden, die ihn nach vier Jahren auf den Schauplatz der Welt zurückrief.

Während er in ſeiner Einſamkeit zu Vaucluſe lebte, erhielt er am Morgen des 23ſten Auguſt 1340 ein Schreiben von dem Senate zu Rom und am Abend desſelbigen Tages ein Schreiben von dem Kanzler der Univerſität zu Paris, und wie ihn jenes aufforderte, ſich nach Rom zu verfügen, um auf dem Capitolio mit der Lorbeerkrone geſchmückt zu werden, ſo berief ihn dieſes nach Paris, um dort gleiche Ehre zu empfangen. Er war hoch erfreut über ſolche Einladungen, die ſeiner Rühmbegierde die herrlichſte Befriedigung verhießen, und nach kurzem Bedenken, welche er vorziehen ſollte, entſchied er ſich für Rom. Um aber vorher ſeine Würdigkeit darzuthun, beſchloß er, einer feierlichen Prüfung ſich zu unterwerfen. Er ſchiffte daher im Februar 1341 von Marſeille nach Neapel zu dem gelehrteſten König damaliger Zeit. Hier wurde er auf das Ehrenvolleſte empfangen und nach dreitägiger Prüfung vom König Robert nicht nur des Lorbeers für würdig erklärt, ſondern auch mit vielen Zeichen der wohlwollendſten Geſinnungen überhäuft. Darauf begab er ſich nach Rom, wo er am erſten Oſtertage (8. April 1341) unter vielen Feierlichkeiten auf dem Capitolio gekrönt wurde. Sein Freund, der Senator Graf Orſo. d'Anguillara, ſetzte ihm mit den Worten: „die Krone lohnt der Vortrefflichkeit!“ den Lorbeerkranz auf, alles Volk wünſchte Segen ihm und dem Capitolio, und er ſelbſt rief dreimal Heil dem römiſchen Volke, dem Senator und der Freiheit, und ſprach das Lob der Helden der römiſchen Vorzeit in einem Sonette aus. Von dem Capitolio zog er dann wie im Triumphe nach der Peterskirche, wo er den empfangenen Kranz als ein Weihgeſchenk an einer Säule aufhing.

Dieſe Krönung Petrarca's, eine Andeutung der höchſten Dichterehre, verherrlichte ſeinen Ruhm und erweiterte ſeine Wirkſamkeit. Er ſtand nun da als der erſte Dichter ſeiner Zeit, in ihm war der Werth der Wiſſenſchaften geehrt, auf ihn war die Achtung der Großen hingewendet, und die öffentliche Meinung erkannte ihn als einen Mann von ſo ſtaunenswürdigen Kenntniſſen, daß er eben ſo wohl Staatsangelegenheiten als wiſſenſchaftliche Gegenſtände beurtheilen und verhandeln könne. Er wurde daher vom Pabſte, von Fürſten und von Städten zu wichtigen Staatsgeſchäften gebraucht, und wie wechſelnd früher ſein Aufenthaltsort geweſen war, ſo wechſelnd ward derſelbe auch jetzt.

Von Rom begab er ſich nach Parma (1341), von da nach Avignon (Febr. 1342), um den neuen Pabſt Clemens VI. im Namen des römiſchen Volkes einzuladen, ſeinen Wohnſitz nach Rom zu verlegen. Der Pabſt aber ſendete ihn nach Neapel, um nach dem Tode Königs Robert (1343) die päbſtlichen Lehnrechte über Neapel geltend zu machen. Allein er richtete bei dieſer Sendung ſo wenig wie bei jener Einladung aus. Von Neapel kehrte er über Rom und Parma nach Avignon und Vaucluſe zurück (1344); aber nur auf kurze Zeit. Denn bald darauf war er wieder auf Bitten ſeiner Freunde in Parma und Verona, dann (Dec. 1344) in Avignon. Gern hätte ihn der Pabſt auf immer an den päbſtlichen Hof geknüpft: er trug ihm daher wichtige Aemter an; Petrarca aber lehnte alle ſolche Anträge ab: die glänzendſten Würden, die er leicht hätte erhalten können, galten ihm nichts gegen ein freies, den Wiſſenſchaften gewidmetes Leben. Das Unternehmen des Cola Rienzi, der, während die Päbſte in Avignon regierten, unter dem Vorgeben, die altrömiſche Freiheit zu erneuern, ſich als Tribun an die Spitze der Römer geſtellt hatte (1347), ergriff ihn: es ſchien ihm mit demſelben die hohe Herrlichkeit der alten Roma zurückzukehren, und er ſäumte nicht, es zu empfehlen. Erſt ſpäterhin, als er ſah, zu welchen Unordnungen und Gewaltthätigkeiten es hingeführt hatte, erklärte er ſich dagegen und, ſtatt nach Rom zu gehen, wie er anfangs willens geweſen war, begab er ſich nach Parma (1347) und von da nach mehrern Städten Italiens. Als er zu Verona war, traf ihn ein harter Schlag. Hier erfuhr er, daß ſeine Laura am 6ten April 1348 zu Avignon geſtorben ſey. Tiefer Schmerz ergriff ihn. Seit zwanzig Jahren war ſie der Gegenſtand ſeiner Verehrung und ſeiner Sehnſucht geweſen; nie hatte er aufgehört ſie zu lieben; auch jetzt konnte er ſich von ihrem Andenken nicht losreißen. Noch immer weihete er ihr die zärtlichſten Lieder, und war ſchon die lebende als der Abglanz himmliſcher Tugend und Schönheit ihm erſchienen, ſo erſchien ihm nun die Abgeſchiedene als eine verklärte Heilige, die ihn tröſtete, wenn er weinte, und ihm winkte ihr zu folgen, wenn er voll ſchmerzvoller Sehnſucht zu ihr aufſchauete.

Indeſſen war ſein Schmerz nicht ſo groß, daß er nun den Geſchäften und Studien, die ſeinen Ruhm bezeugten und vermehrten, entſagt hätte. Noch immer blieb er in Verbindung mit dem Pabſte, mit den vornehmſten Städten Italiens, mit dem damaligen Kaiſer Karl IV. und mit den angeſehenſten Gelehrten ſeiner Zeit; noch immer wurde er bald als Geſandter, bald als Friedensvermittler gebraucht, war bald in Italien, bald in Frankreich, einmal ſogar in Deutſchland, und zu verwundern iſt, wie er unter dieſem zerſtreuenden Wechſel von Geſchäften und Wohnſitzen ſo anhaltend und fruchtbringend gelehrte Arbeiten betreiben konnte.

Die letzten zwanzig Jahre ſeines Lebens brachte er faſt gänzlich in Italien hin, bald zu Mailand, bald zu Venedig, am meiſten zu Padua, und überall mit hoher Achtung behandelt. Avignon, wo er unter dem Pabſt Innocenz VI. für einen Zauberer gehalten wurde, und Vaucluſe, wo er ſeine Laura nicht mehr fand, ſcheinen ihm verleidet worden zu ſeyn, und in Italien, ſeinem Vaterlande,

lande, wünſchte er zu ſterben. Dieſer Wunſch ward ihm im hohen Alter gewährt. Nahe bei Padua, in dem lieblichen Flecken Arqua am Abhange eines Hügels, der auf der einen Seite mit Gehölz, auf der andern mit Weinreben und Wieſengründen umgeben iſt, hatte ihm Franz von Carrara ein Haus geſchenkt. Daſelbſt lebte er (ungefähr ſeit 1370) in Geſellſchaft ſeiner Tochter Franciſca, ihres Gemahls de Broſſano und eines wackern Geiſtlichen. Alter und Kränklichkeit drückte ſeine Körperkräfte nieder, aber frei und thätig blieb ſein Geiſt, noch immer mit gelehrten Arbeiten beſchäftigt, und unter Leſen und Schreiben überraſchte ihn der Tod. Am Morgen des 19ten Jul. 1374 fanden ihn ſeine Hausgenoſſen in ſeinem Arbeitszimmer über ein Buch hingebeugt. Er ſchien zu ſchlummern; aber ſein Leben war dahin. Ein Schlagfluß hatte demſelben in der vergangenen Nacht ein Ende gemacht. Darauf wurde er in der Kirche zu Arqua mit großem Gepränge, einem Zeichen der Verehrung, die er im Leben genoſſen hatte, begraben.

Und er hatte ſie verdient, dieſe Verehrung! Denn groß ſind die Verdienſte, die er ſich durch ſein Streben und Wirken erworben hat.*) Schon

---

*) Ausführlich ſind die Verdienſte Petrarca's geſchildert von Herder (in den Briefen zur Beförderung der Humanität, ſ. deſſ.

als Dichter und Philoſoph leiſtete er Vieles und Großes, indem er ſein Wiſſen durch eine zahlreiche Menge von Schriften gemeinnützig machte, zur ächten Lebensweisheit ermunterte, Begeiſterung für Poeſie entzündete, zur Läuterung des Geſchmacks hinführte und die italieniſche Sprache, die vor ihm nur wenig angebaut war, vervollkommnete und harmoniſch bildete. Aber das Hauptverdienſt ſeines Lebens und Strebens iſt, daß er die Kenntniß des Alterthums wieder erweckte und dadurch die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften vorbereitete. Sein für alles Große und Schöne empfängliches Gemüth trieb ihn dazu. Schon als Knabe liebte er die Alten, ſammelte ihre Werke und las ſie mit raſtloſem Eifer, ohne noch ihren innern Werth zu verſtehen. Und in dieſer Liebe zum Alterthum beharrte er ſein ganzes Leben hindurch. Auf allen ſeinen Reiſen und durch alle ſeine Verbindungen forſchte er nach alten Handſchriften, nach Münzen
und

ſ. deſſ. ſämmtliche Werke, Bd. VII. S. 159 ff.); von Manſo (Nachträge zu Sulzers Theorie ꝛc. IV. B. 1. St. S. 148—246); von Bouterweck (Geſch. der Poeſie u. Beredſ. Thl. I. S. 154 ff.); von Heeren (Geſch. des Studiums d. griech. u. röm. Litteratur, Thl. I. S. 258 ff.); und von Fernow (Franz Petrarca, dargeſtellt von Fernow. Nebſt dem Leben des Dichters, herausgegeben von Ludwig Hain, Leipzig 1818), deren Werke mir hier zu Führern gedient haben. Die Mémoires pour la vie de François Petrarque par *l'Abbé de Sades.* Amsterd. 1764—1767, 3 Tom. enthalten nur eine reiche Materialienſammlung, aber keine anziehende Darſtellung.

und andern Ueberbleibſeln des Alterthums, wodurch er deren viele der Vergeſſenheit entriß. Aber bei dieſem Sammlerfleiß ließ er es nicht bewenden; vielmehr führte er auch zum richtigen Gebrauch der geſammelten Schätze. Er zeigte nämlich, wie man den Geiſt des Alterthums eben ſo wohl aus den Denkmälern als aus den Schriften desſelben erkennen, und wie man letztere nicht bloß um der Sprache willen, ſondern noch weit mehr um den hohen Sinn derſelben aufzufaſſen, zur Bildung des Geiſtes und Geſchmackes ſtudiren müſſe. Er ſelbſt hatte die Erfahrung gemacht, wie ſehr durch unabläſſiges Leſen der Alten der Geſchmack veredelt werde. — Zunächſt und am meiſten richtete er ſeinen Eifer für das Alterthum auf die römiſchen Schriftſteller: denn in ſeinen Jugendjahren war die Kenntniß des Griechiſchen in Italien faſt wie ausgeſtorben; aber er erkannte auch den Werth des Griechiſchen und machte auf die Vortrefflichkeit der Griechen aufmerkſam. Mittelſt Ueberſetzungen hatte er den Homer und Plato kennen gelernt, und noch in ſpäteren Jahren ſeines Lebens, ungefähr ums Jahr 1342, lernte er von dem Mönche Barlaam aus Calabrien, der lange Zeit in Griechenland gelebt hatte, zu Avignon das Griechiſche. Je höher aber Petrarca in der öffentlichen Meinung ſtand, und je ausgebreiteter ſeine Verbindungen waren, um ſo mehr wirkte er durch Wort und

Beiſpiel. Wie er, ſuchten nun auch Andre als Dichter und Alterthumsforſcher zu glänzen; immer eifriger wurde das von ihm angeregte Sammeln alter Handſchriften und Denkmäler betrieben, immer tiefer in die Kenntniß des Alterthums eingedrungen, und ſo den großen Beſtrebungen der Mediceer, die einige Jahrzehnte nach ihm auftraten, vorgearbeitet. Mit Recht gebührt ihm alſo der Ruhm zur Fortbildung der Menſchheit kräftig mitgewirkt zu haben.

XXXVIII.

Die Reformatoren vor Luther.

Jahrhunderte lang waren die Völker des Abendlandes im blinden Glauben dem gefolgt, was die Geiſtlichkeit verkündigte. Nur gegen die drückenden Anmaßungen, nicht gegen die Lehren derſelben hatten ſich bisweilen einzelne Stimmen unter ihnen erhoben. Allein da das Streben nach Licht und Wahrheit dem Menſchen zu eigenthümlich iſt, als daß es auch bei den größten Hinderniſſen von auſſen völlig unterdrückt werden kann, da das Herrliche des Chriſtenthums auch mitten aus den Verunſtaltungen durch Menſchenſatzungen hervorſchimmerte, und da die Bibel auch in den finſterſten

Zeiten, wenigſtens in Ueberſetzungen und von Einzelnen geleſen wurde: ſo fing man nach und nach zu ahnen an, daß in der Kirche nicht alles ſo ſey, wie es ſeyn ſollte. Dieß war beſonders der Fall, als mit den Zeiten der Kreuzzüge die Begriffe heller und das Nachdenken lebendiger wurde. Von nun an erhob ſich ein Geiſt des Zweifelns, Prüfens und Forſchens, der erſt gegen das Aeußere der Kirche, gegen die Herrſchaft der Geiſtlichen und den Ceremoniendienſt, dann aber auch gegen das Innere oder die herrſchenden Lehren gerichtet war. Hatte man vorher nichts von Religionsſecten in den Abendländern gehört, ſo traten nun ſeit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert nicht bloß einzelne Denker, ſondern ganze Partheien oder Secten hervor, die der Pabſtmacht widerſtrebten und, um dieſe ſiegreich zu bekämpfen, auf die urſprünglichen Lehren des Chriſtenthums und deren Quelle, die heilige Schrift, zurückgingen und ſo die Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts vorbereiteten. Solche Männer und Secten, von denen hier ausführlich geredet werden ſoll, waren **Arnold von Brescia**, die **Waldenſer**, **Johann Wiklef** und **Johann Huß**.

Einer der erſten, welcher das Pabſtthum mit dem Feuereifer glühender Liebe für Recht und

Wahrheit angriff, war Arnold, gebürtig aus Brescia oder Brixen, geboren am Anfang des zwölften Jahrhunderts. Als Jüngling, voll Kraft und Feuer für alles Große, hatte er den tiefſinnigen Abälard zu Paris zum Lehrer gehabt und durch ihn zu hohen Ideen von der Kirche und wahrhaft chriſtlichen Lehrern ſich emporgeſchwungen. Um ſo widerlicher war ihm die Entartung der Kirche und ihrer Lehrer, und um ſo ſtürmiſcher ſtrebte er denſelben entgegen, ohne der langſam, aber ſicher wirkenden Kraft der Wahrheit Raum zu geſtatten.

Kaum war er in ſeine Vaterſtadt Brixen zurückgekehrt, ſo eiferte er gegen die Ausartung der Geiſtlichen, gegen ihren Stolz, ihre Ueppigkeit und Anmaßlichkeit. Die Quelle davon fand er in dem Uebermaß der Macht und Reichthümer der Geiſtlichen. Er behauptete daher, den Geiſtlichen gebühre weder Macht noch Reichthum, beides gehöre den weltlichen Fürſten, und nur dann werde es mit der Kirche beſſer werden, wenn die Kirche alle weltlichen Güter dem Staate zurückgebe, und die Geiſtlichen mit der Sorge für das Seelenheil, als ihrem Berufe, und mit freiwilligen Gaben oder Zehnten, als ihrem Einkommen, ſich begnügten. Seine feurigen Reden machten ihn zu einem Manne des Volkes, aber regten auch den Haß der Geiſtlichlichkeit gegen ihn auf. Zwar konnte ſeine Sittlichkeit und Rechtgläubigkeit nicht in Anſpruch genommen werden; aber ſeine Angriffe auf die Geiſtlichkeit galten als Ketzerei — wie damals alles, was dem Intereſſe des Pabſtes und der Geiſtlichkeit entgegen war. Demnach verklagte ihn der Biſchof von Brixen in Rom, und der damalige Pabſt Innocenz II. erklärte ihn auf der Kirchenverſammlung im Lateran 1139 für ſchuldig, gebot ihm Stillſchweigen und verwies ihn aus Italien.

Er begab ſich nach Frankreich (1140). Aber auch hier konnte er nicht lange bleiben. Denn da er ſeinen ehemaligen Lehrer Abälard gegen deſſen Feinde lebhaft vertheidigte, wendete ſich der Haß derſelben gegen ihn, und auf die Klagen Bernhards, Abts von Clairvaux, befahl der Pabſt, daß er in ein Kloſter gefänglich eingeſchloſſen werden ſollte. Er entging dieſem Befehl durch eilige Flucht und fand in Zürch eine Freiſtätte (1141). Der Biſchof von Coſtnitz, zu deſſen Diöces Zürch gehörte, duldete ihn, und ſelbſt der päbſtliche Legat, Cardinal Guido von Caſtello, ein Freund Abälards, bezeugte ihm Achtung und Freundſchaft. Er fuhr daher fort, in Zürch, ſo wie vormals in Brescia, ſeine Grundſätze über die Ausartung der Geiſtlichkeit und deren Abſtellung vorzutragen.

Einige Jahre darauf erſchien er in Rom, als die Römer, aus mehreren Gründen über die päbſtliche Regierung entrüſtet, die uralte Verfaſſung ihrer Stadt wieder herzuſtellen ſuchten, und deshalb das Capitol eingenommen, einen Senat angeordnet und an die Spitze deſſelben einen Patricius erwählt hatten (1143). Dieß Beginnen der Römer entſprach zu ſehr den Ideen, von denen er erfüllt war, als daß er dazu ſchweigen konnte. Er trat daher unter ihnen auf, eiferte laut gegen die Herrſchaft des Pabſtes, ſprach für das Vorhaben, die alte Verfaſſung des römiſchen Reiches wieder herzuſtellen, und bewog die Römer, den deutſchen König Konrad III. zu bitten, den Sitz des Kaiſerthums nach Rom zu verlegen. Zwar achtete Konrad nicht auf dieſe Bitten, aber doch konnten weder Pabſt Lucius II. (1144), noch deſſen Nachfolger Eugenius III. (1145 — 1153) und Anaſtaſius IV. (1154) die Ruhe völlig wieder herſtellen: Arnold blieb in Rom, geſchützt von den Großen und geliebt von dem Volke. Erſt dem Pabſt Hadrian IV. (1154 — 1159) gelang es, dieſen Feind des Pabſtthums zu unterdrücken und das päbſtliche Regiment in Rom wieder zu befeſtigen. Er befahl dem Arnold ſich zu entfernen, und als derſelbe dennoch unter dem Schutze der Großen in Rom blieb, und einer der Cardinäle von einem Anhänger Arnolds auf öffentlicher Straße tödtlich verwundet worden war: ſo verbot Hadrian allen Gottesdienſt in Rom. Das Volk hierüber bekümmert (denn noch nie war Rom mit dem Interdicte belegt worden), nöthigte die Senatoren, ſich mit dem Pabſte wieder auszuſöhnen, und ihm die Verbannung Arnolds und ſeines Anhangs zu verſprechen. Nun mußte Arnold Rom verlaſſen. Als er auf der Flucht wär, gelang es einem päbſtlichen Legaten, ihn zu ergreifen; aber ein Graf von Campanien befreite ihn und führte ihn auf eines ſeiner Schlöſſer.

Bald darauf kam Kaiſer Friedrich I. nach Italien (im Oct. 1154). Ihn baten die Geſandten des Pabſtes um die Auslieferung Arnolds, und Friedrich verſprach ſie, ſey es nun, weil er dem Pabſte gelobt hatte, die römiſche Kirche zu ſchützen und ihm die Römer zu unterwerfen, oder weil er ſelbſt den Arnold für einen Ketzer und Unruheſtifter hielt, und es als Pflicht anſah, einen ſolchen den päbſtlichen Gerichten zu übergeben. Kurz, er nöthigte den Grafen von Campanien, den Arnold auszuliefern, und übergab ihn dann dem Pabſte. Hadrian aber ließ ihn (im Jun. 1155) aufhängen, ſeinen Leichnam verbrennen und die Aſche in die Tiber werfen.

So ſtarb Arnold! Den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen galt er als ein Ketzer und Aufrührer; aber das Urtheil der Nachwelt hat ihn geehrt als einen Bekämpfer kirchlicher Ausartungen, und als einen muthvollen Vertheidiger chriſtlicher Freiheit. Freilich konnte er das nicht bewirken, was ſpäteren Jahrhunderten vorbehalten war; aber ihm gebührt der Ruhm, zur Erweckung des menſchlichen Geiſtes das Seinige beigetragen, und Ideen angeregt zu haben, die nach und nach immer mehr ins Leben eintreten ſollten.

Noch weiter als Arnold gingen die Waldenſer, die bald nach ſeinem Tode im ſüdlichen Frankreich ſich erhoben. Denn wenn Arnold nur gegen die Macht und Reichthümer der Geiſtlichkeit und für chriſtliche Freiheit eiferte, ſo drangen dagegen die Waldenſer in das Innere der römiſchen Kirche ein, und weckten zu freieren Unterſuchungen über den Urzuſtand des Chriſtenthums und über die Ausartungen der damals herrſchenden Kirche.

Wenn und wie die Waldenſer entſtanden ſind, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben. Einige, namentlich die Schriftſteller der evangeliſchen Brüdergemeinde, haben ihren Urſprung aus den Tagen der Apoſtel hergeleitet; andre ſetzen ihn (mit größrer Glaubwürdigkeit) in das zwölfte Jahrhundert, und nennen einen Peter Waldus als den Stifter der Waldenſer. Zu Lyon, ſagen ſie, lebte zwiſchen 1160 und 1180 ein Kaufmann oder reicher Bürger, **Peter Waldus**, der ſich einige bibliſche Bücher, namentlich die Evangelien, und mehrere Schriften der älteſten Kirchenväter ins Franzöſiſche überſetzen ließ. Das Leſen dieſer Ueberſetzungen führte ihn zu der Ueberzeugung, daß in der römiſchen Kirche nicht alles ſo ſey, wie es ſeyn ſollte, und dieſe Ueberzeugung zu dem Entſchluß, gleich den Apoſteln und erſten Chriſten zu leben und zu lehren. Er verkaufte daher ſeine Habe, vertheilte das dafür gewonnene Geld unter die Armen und lehrte öffentlich, was er von den Lehren Jeſu und der Apoſtel wußte. Viele Männer und Weiber, beſonders aus den niedern Ständen, ſammelte er um ſich; dieſe ſchickte er aus, das Evangelium weiter zu verkündigen und zu reineren Sitten zu ermahnen. Der Erzbiſchof von Lyon verbot ihm, als einem Laien, das Predigen und Erklären der heiligen Schrift; er aber des Glaubens, daß nach den Worten der Schrift, jeder Bruder den andern ermahnen, warnen und tröſten ſolle, widerſetzte ſich dieſem Verbot, äuſſernd, man müſſe Gott mehr gehorchen als den Menſchen. Mehreres wird von ihm nicht erzählt, und man weiß nicht, wenn und wo er geſtorben iſt. Einige behaupten, er habe, flüchtig vor ſeinen Feinden, ſich nach Böhmen gewendet, und daſelbſt ſein Ende gefunden. — Aber alle dieſe Nachrichten ſind ſo unzulänglich und unbefriedigend, daß man an ihrer Aechtheit zu zweifeln verſucht wird. Vielleicht ſind ſie nur als Sagen zu betrachten, die ihren Grund haben in der Gewohnheit, eine merkwürdige Erſcheinung an einen beſtimmten Urheber zu knüpfen; und vielleicht iſt es richtiger, den Namen der Waldenſer von den Thälern (Vaux oder Vallées), in denen ſie ſich aufhielten, als von einem Kaufmann Peter Waldus abzuleiten. Daß aber in dem ſüdlichen Frankreich eine ſo merkwürdige Secte, als die Waldenſer, auftrat, darf nicht befremden. Denn in dem ſüdlichen Frankreich hatte ſich ſeit den Zeiten der Römer ununterbrochen ein Schimmer der Cultur und eine regſame Geiſtesthätigkeit erhalten. Dafür ſpricht ſchon die dort frühzeitig erwachte Liebe zur Poeſie, und das beſtätigen auch die verſchiedenen Religionsſecten, die ſich vor und und nach den Waldenſern daſelbſt erhoben, ohne daß man einen beſtimmten Stifter derſelben angeben kann.

Auch die Lehre der Waldenſer läßt ſich nicht genau angeben. Sie ſelbſt haben keinen Inbegriff ihrer Lehre aufgeſtellt, da ſie dieſelbe nur mündlich auszubreiten ſuchten; man kennt ſie nur aus den Anſchuldigungen, die ihnen gemacht werden. Wie aber wahrſcheinlich iſt, daß ſie nicht alles das lehrten, was ihnen beigemeſſen wird, ſo iſt es auch wahrſcheinlich, daß ſie ſich in ihren Meinungen und Lehren nicht immer gleich blieben. Doch kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß ſie behaupteten: wahres Chriſtenthum ſey nicht aus den Traditionen, noch aus den Beſchlüſſen der Kirchenverſammlungen, ſondern aus der heiligen Schrift zu ſchöpfen, und die wahre chriſtliche Kirche ſey die, welche in Lehre und Verfaſſung der erſten am ähnlichſten komme. Sie verwarfen daher das Anſehn des Pabſtes, den ſie das Haupt der Irrthümer nannten, wollten nichts von reichen und müſſigen Prälaten, nichts von Vorrechten der Geiſtlichkeit wiſſen. Nach ihrer Meinung ſollte in der Kirche keiner größer ſeyn als der andre, weil Chriſtus alle ſeine Schüler Brüder genannt habe, und jeder fromme Laie ein Prieſter ſeyn, weil die Apoſtel ſelbſt Laien geweſen wären. Alle Lehren und Gebräuche der römiſchen Kirche, von welchen in der Bibel nichts vorkommt, ſahen ſie als unchriſtlich an. Sie verwarfen daher die Lehre vom Ablaß und vom Fegfeuer, ferner die Seelenmeſſen, die Anrufungen der Heiligen, die Eheloſigkeit der Prieſter. Beim Predigen und Austheilen der Sacramente bedienten ſie ſich der Sprache ihres Landes.

Sehr ſchnell verbreitete ſich ihre Lehre im ſüdlichen Frankreich, und von dort aus über die Alpen

pen nach Italien und andrerſeits über die Pyrenäen nach Spanien. Der Beifall des Volkes kam ihnen entgegen; ſie ſelbſt ließen es nicht an Lehreifer fehlen (ſie meinten es darin den Apoſteln gleich thun zu müſſen), und während die Anmaßungen und Ausſchweifungen der römiſchen Geiſtlichkeit ſehr anſtößig geworden waren, empfahlen ſie ſich durch ein unbeſcholtenes Betragen: Lug und Trug wurde von ihnen verabſcheut, ſo wie Unmäßigkeit und Unkeuſchheit, Habſucht und Herrſchſucht.

Aber je mehr ſie ſich ausbreiteten, und je mehr ſie der herrſchenden Kirche entgegentraten, deſto mehr wurden ſie verfolgt. Schon daß ſie als Laien ſich erkühnten, öffentlich zu predigen und die Bibel zu erklären, wurde ihnen als Verbrechen angerechnet. Im Jahr 1184 belegte ſie Pabſt Lucius III. auf der Kirchenverſammlung zu Verona, vornehmlich wegen ihres unberufenen Predigens mit dem Bann. Im Jahr 1199 befahl Innocenz III. dem Biſchof von Metz die ranzöſiſche Ueberſetzung bibliſcher Bücher, welche ie Waldenſer verbreitet hatten, zu unterdrücken, und m Jahr 1215 verdammte er auf einer Kirchenverammlung im Lateran die Waldenſer als ſolche, die ie ſich des Lehramts widerrechtlich anmaßten. Als ber dieſe Verdammungen nichts fruchteten, als die Valdenſer dem Anſehn und Einkommen der Geiſtlichlichkeit immer mehr Abbruch thaten, und von mächtigen Herren, namentlich von den Grafen von Foix und Toulouſe geſchützt wurden: ſo ſchien es dem Pabſte nöthig, ernſtlichere Maßregeln gegen ſie zu gebrauchen. Demnach wurde auf Befehl Innocenz III. ein blutiger Krieg in Frankreich gegen ſie und ihre Beſchützer geführt (1209 — 1229), und nach Beendigung desſelben vom Pabſt Gregor IX. (um 1230) das Ketzergericht oder die Inquiſition gegen ſie angeordnet. Dadurch wurden ſie niedergedrückt, aber nicht ausgerottet. Eine nicht geringe Anzahl von ihnen blieb im ſüdlichen Frankreich; noch mehrere von ihnen flüchteten ſich in die rauhen Thäler von Piemont und Savoyen; einige von ihnen ſollen ſogar nach Böhmen und Mähren gekommen ſeyn, wo ſie ſich unter den Huſſiten und mähriſchen Brüdern verloren.

Nach ſolchen Vorgängern gewann das Licht der Wahrheit in dem Fortgang der Zeiten immer mehr Stärke und Kraft. Deutlich ergiebt ſich dieß aus dem Leben und Wirken Johann Wiklefs, Doctors der Theologie zu Oxford und Pfarrers zu Lutterworth im Kirchſpiele von Lincoln. Wenn die Waldenſer im zwölften und dreizehnten Jahrhundert nur die Ahnung einer beſſern Religionserkenntniß und Kirchenverfaſſung angeregt hatten, ſo führte Wiklef im vierzehnten Jahrhundert zu der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit derſelben; wenn jene, Leute aus dem Volke, ſich nur an das Volk gewendet hatten, ſo wendete ſich dieſer, ein ſcharfſinniger Gelehrter, an Gelehrte und leitete ihren Forſchungseifer auf die Bahn, die zur Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts hinführen mußte. Von der Beſtreitung der Bettelmönche ging er zur Beſtreitung des Pabſtes, von dieſer zu Verbeſſerungen der Lehre, Gebräuche und ganzen Verfaſſung der Kirche und, um dieſe Verbeſſerungen zu bewähren, zur Ueberſetzung und weitern Verbreitung der heiligen Schrift. Und ſo wurde er bei aller Spitzfindigkeit und Leidenſchaftlichkeit, von der man ihn nicht freiſprechen kann, der Lehrer Huſſens, und der wichtigſte Vorgänger Luthers und Zwingli's.

Er war ums Jahr 1324 in der Pfarre Wikliffe bei Richmond in der Grafſchaft Yorkſhire geboren. Nachdem er auf der Univerſität zu Oxford lange Zeit mit dem Studium der Philoſophie und Theologie, beſonders aber mit dem Leſen der Bibel und den Erklärungen derſelben ſich beſchäftigt hatte, trat er im Jahr 1360 zuerſt gegen die Bettelmönche auf. Mit Nachdruck beſtritt er ihre Eingriffe in die Rechte der Univerſität Oxford, und auf das Einleuchtendſte zeigte er das Unchriſtliche und Nachtheilige ihres Wirkens. Als bald darauf König Eduard III. wegen des Tributs, den Johann ohne Land dem römiſchen Stuhle zugeſagt hatte (1213) mit dem Pabſte in Streit gerieth, nahm Wiklef ſich des Königs an, und rechtfertigte die Verweigerung des Tributs in einer beſondern Schrift (1367). Dadurch erwarb er ſich die Gunſt Eduards III. Im Jahr 1374 wurde er von ihm mit noch andern nach Brügge geſchickt, um dort wegen mehrerer Beſchwerden des Königs über den päbſtlichen Stuhl mit päbſtlichen Geſandten zu unterhandeln. Hier lernte er die Geringfügigkeit der Gründe, mit denen die Pabſtmacht vertheidigt wurde, näher kennen. Dieſe Kenntniß, ſo wie fortgeſetztes Studium der Bibel, und der Beifall und Widerſtand, den er fand, führte ihn zu immer kühneren Schritten. Von nun an nannte er den Pabſt den Antichriſt; von nun an erklärte er in Schriften und Vorleſungen, man müſſe den Glauben aus der heiligen Schrift ſchöpfen, und könne die Ausſprüche des Pabſtes und aller Kirchenlehrer nur in ſo fern gelten laſſen, als ſelbige mit der heiligen Schrift übereinſtimmten; von nun an verwarf er die Eheloſigkeit der Geiſtlichen, die Verehrung der Heiligen, die Lehren vom Ablaß, von der Ohrenbeichte, von der Brodverwandlung und viele von den Cäremonien, wobei er lehrte, daß wahre Frömmigkeit nicht in der Beobachtung äuſſerer Gebräuche, ſondern in der Reinheit des Herzens und Lebens zu ſuchen ſey. Doch ging er, von Neuerungsſucht ergriffen, oft zu weit und ſtellte Sätze auf, die ſelbſt von den Reformatoren des ſechszehnten Jahrhunderts als ſchädliche Spitzfindigkeiten angeſehen wurden.

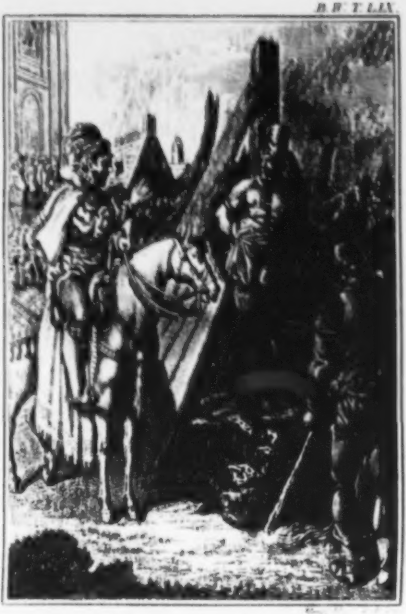
Sein Beginnen zog ihm Verfolgungen zu. Schon im Jahr 1376 verklagten ihn ſeine Gegner, beſonders die Mönche, wegen irriger Lehrſätze bei dem Pabſte, und Gregor XI. befahl dem Erzbiſchof von Canterbury ſtreng gegen ihn zu verfahren. Allein es war nicht leicht, dieſem Befehle Gnüge zu leiſten. Zwar ſtarb Wiklefs mächtigſter Gönner, Eduard III. (21. Jul. 1377); aber der Herzog von Lancaſter, der im Namen des jungen Königs Richard II. das Staatsruder führte, nahm ſich ſeiner an, begleitete ihn in eigner Perſon in die Parlamentskirche zu London (19. Febr. 1378) und entzog ihn dem Urtheile, das erbitterte Prälaten und Mönche daſelbſt über ihn fällen wollten. Späterhin (aber noch in dem Jahr 1378), als in einer zweiten Verſammlung, die der Erzbiſchof von Canterbury zu Lambeth nicht weit von London gegen ihn veranſtaltete, nahm ſich auch das Volk ſeiner ſo lebhaft an, daß die verſammelten Prälaten auch hier ſich nicht getrauten, ihn zu verdammen.

Um ſo thätiger fuhr er fort, ſchriftlich und mündlich die Herrſchaft des Pabſtes zu beſtreiten. Das eben damals (1378) ausgebrochene Kirchenſchisma bot ihm dazu neuen Stoff. Und damit alle ſeine Landsleute ſich überzeugen möchten, was wahres Chriſtenthum ſey, ſo überſetzte er ſeit 1380 die Bibel ins Engliſche, behauptend (was die römiſche Kirche verneinte), daß alle Chriſten das Recht hätten, die Bibel in ihrer Landesſprache zu leſen.

Hierauf erklärte ein Concilium zu London (1382) viele ſeiner Lehrſätze für ketzeriſch und noch mehrere für irrig, und der Pabſt befahl ihm, ſich in Rom zu ſtellen. Allein obſchon vom Pabſte bedroht, von dem Concilium verdammt und von ſeiner Lehrſtelle zu Oxford verdrängt, brachte er doch ſeine letzten Tage auf ſeiner Pfarre zu Lutterworth ruhig zu und ſtarb daſelbſt, ſeinen Grundſätzen getreu, den 31ſten December 1384. Erſt nach ſeinem Tode wurde gegen ihn mit ohnmächtigem Zorne gewüthet. Seine Anhänger wurden als Ketzer und Aufrührer verfolgt; ſeine Gebeine wurden nach einem Befehl des Conciliums zu Coſtnitz, das ihn als einen Erzketzer verdammte (1415), ausgegraben und verbrannt (1428). Darauf blieb in England ſein Wirken lange Zeit, wenn auch nicht vergeſſen, doch ohne bedeutende Nachwirkung. Aber darum erloſch nicht das von ihm angezündete

Licht. Seine Lehrſätze erhielten ſich in ſeinen Schriften, pflanzten ſich fort durch ſeine Schüler und gelangten vornehmlich nach Böhmen, wo ſie ſeit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts große Bewegungen veranlaßten.

Böhmen war für neue Religionsanſichten empfänglich. Hier herrſchte ſeit der erſten Annahme des Chriſtenthums, das durch griechiſche Lehrer eingedrungen war, eine Vorliebe für die Lehren und Gebräuche der griechiſchen Kirche, die auch nachher, da die römiſch-katholiſche Kirche in Böhmen zur Herrſchaft gelangte, nicht völlig ausgerottet werden konnte. Ferner hatten ſich viele Waldenſer, aus Frankreich vertrieben, nach Böhmen geflüchtet und daſelbſt in der Stille, aber gewiß nicht ohne Erfolg ihre Meinungen über das Anſtößige der römiſchen und das Nachahmungswürdige der älteſten chriſtlichen Kirche verbreitet. Hierzu kam, daß in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts (1348) durch Kaiſer Karl IV. zu Prag eine Univerſität geſtiftet worden war, die den Geiſt des Prüfens und Forſchens anregen und begünſtigen mußte. Wirklich traten auch ſchon unter der Regierung Karls IV. in Böhmen drei Prediger auf — Konrad Stieckna (ſt. 1369), Johann Milicz (ſt. 1374) und Matthäus von Janow (ſt. 1394), die,



Schwerer Haß

[illegible] Richter in T.

die, bekannt mit der heiligen Schrift und der älteſten chriſtlichen Kirche, nicht nur gegen die Sittenloſigkeit der Geiſtlichkeit und das Verderbliche des Mönchsweſens eiferten, ſondern auch die Pabſtmacht angriffen und zu einer Verbeſſerung der Kirche und der Sitten ermahnten. Endlich hatte auch die Vermählung Anna's, der Tochter Karls IV., mit dem engliſchen König Richard II. (1382) mehrere Böhmen nach England, und wiederum die Verfolgung der Wiklefiten in England viele Engländer nach Böhmen geführet. Dadurch waren Wiklefs Meinungen und Schriften in Prag bekannt worden, die nach ſolchen Vorgängen lebhaften Beifall daſelbſt finden mußten. — Nicht wundern darf man ſich alſo, daß gerade in Böhmen ein Johann Huß auftrat, und das Haupt einer ſtürmiſchen Parthei wurde.

Johann Huß, geboren den 6ten Jul. 1373 in dem Flecken Huſſinecz im ſüdlichen Böhmen, war auf der Univerſität zu Prag gebildet. Eben daſelbſt wurde er 1396 Magiſter der freien Künſte, um 1398 öffentlicher Lehrer, und ſeit 1402 Prediger an der Kirche Bethlehm und Beichtvater der Königin Sophie, der Gemahlin Wenzels. Unbeſcholtenheit und Wohlwollen im Betragen, Eindringlichkeit und Faßlichkeit im Vortrag, Eifer für die böhmiſchen Nationalrechte, lebendiges Gefühl für lauteres Chriſtenthum und zuletzt auch Standhaftigkeit im Leiden zeichnete ihn aus. In enger Verbindung lebte er mit Hieronymus von Faulfiſch, gewöhnlich Hieronymus von Prag genannt, einem böhmiſchen Edelmann, der (was damals bei Edelleuten ſelten war) voll Liebe zu den Wiſſenſchaften, mehrere Univerſitäten beſucht hätte (unter andern auch Oxford, woher er Wiklefs Schriften nach Prag gebracht haben ſoll), und ſeit 1399 öffentlicher Lehrer auf der Univerſität zu Prag geworden war. Gemeinſchaftlich mit ihm erwirkte Huß — entweder aus Rache gegen Feinde, oder aus patriotiſchem Gefühle — daß durch einen königlichen Befehl (13. Oct. 1409) die Stimmenmehrheit, welche bisher die Deutſchen oder Ausländer auf der Univerſität Prag gehabt hätten, den Böhmen zugewendet wurde, oder daß jene ſtatt drei Stimmen, nur eine behielten, und dagegen die Böhmen drei Stimmen bekamen. Hierüber erbittert, wanderten auf 5000 Ausländer, Studenten und Profeſſoren, im October 1409 von Prag aus — eine Auswanderung, die zur Stiftung der Univerſität Leipzig (2. Dec. 1409) hinführte.

Inzwiſchen war Huß auch als Reformator aufgetreten. Anfangs nur ein ſtrenger Sittenprediger, war er ſo weit von Reformationsverſuchen entfernt, daß er einem ſeiner Freunde, der ihm

Wiklefs Schriften zeigte, den Rath gab, ſie zu verbrennen oder in die Moldau zu werfen, damit nicht der Saame zu Unruhen durch ſie ausgeſtreut würde. Aber als er ſelbſt dieſe Schriften geleſen hatte, war er von ihrem Inhalte ſo ergriffen worden, daß er nicht nur in Vorleſungen ſie empfahl und durch Ueberſetzungen verbreitete, ſondern auch als Eiferer gegen die Irrthümer und Ausartungen der Kirche auftrat. Doch griff er nicht ſowohl die Lehren als die Verfaſſung der Kirche an, und ſeine Meinungen enthielten wenig Neues und Eignes, ſondern meiſtens nur Erneuerungen und weitere Fortſetzungen deſſen, was andere Reformatoren vor ihm gelehrt hatten. So lehrte er wie Arnold von Brescia, daß es das ſicherſte Beſſerungsmittel der Geiſtlichen ſeyn würde, wenn man ihnen ihre überflüßigen Einkünfte abnähme, wozu der König berechtigt wäre, da ſie ſolche bisher ſo ſchändlich gemißbraucht hätten. Ueber die Pabſtgewalt lehrte er wie Wiklef. Er behauptete nämlich, daß alle Biſchöfe und Prieſter eben ſo wohl Nachfolger der Apoſtel wären, als der Pabſt und die Cardinäle; daß nicht der Pabſt, ſondern Chriſtus das Haupt der Kirche ſey, und daß die Kirche gar wohl ohne Pabſt beſtehen könne; ferner, daß man den Chriſtenglauben aus der heiligen Schrift ſchöpfen müſſe, und dem Pabſt nur in ſofern glauben dürfe, als derſelbe ihr gemäß lehre. Den Ablaß ſahe er als etwas Ungereimtes an, weil nur Gott Sünden vergeben könne; ein reuevolles Bekenntniß vor Gott galt ihm mehr, als das Beichten vor einem ſündigen Prieſter, und keiner, meinte er, könne ein Prieſter, Biſchof oder auch ein weltlicher Herr ſeyn, der in Todſünden lebe.

Wegen dieſer und ähnlicher Lehren, ſo wie wegen der Veränderung, die er auf der Univerſität zu Prag bewirkt hatte, zog er ſich erſt vielerlei Anfeindungen und zuletzt ein qualvolles Ende zu. Der Erzbiſchof von Prag Sbinko, der, um ihn zu kränken, im Jahr 1403 Wiklefs Lehren verdammen ließ, verklagte ihn bei dem Pabſte (1409), worauf nicht nur Wiklefs Schriften verbrannt, ſondern auch Huſſen das Predigen verboten wurde. Da er aber fortfuhr zu predigen, und von dem übelunterrichteten Pabſte an den beſſer zu unterrichtenden appellirte: ſo wurde er von dem Pabſte Johann XXIII. nach Rom beſchieden (1410). Zwar nahm ſich König Wenzel, deſſen Gemahlin und viele böhmiſche Großen ſeiner an, und verhinderten ſein perſönliches Erſcheinen in Rom. Doch als Huß im Jahr 1412 die Kreuzbulle, in welcher Pabſt Johann XXIII. allen denen einen vollkommenen Ablaß verſprach, die ihm in ſeinem Kriege gegen den König von Neapel Ladislav beiſtehen würden, nachdrücklichſt beſtritt, und daraus

aus ſturmvolle Bewegungen in Prag entſtanden: ſo konnte oder wollte' König Wenzel ihn nicht länger ſchützen. Nun wurde Huß mit dem Bann, und Prag, auf ſo lange als er daſelbſt wäre, mit dem Interdicte belegt. Demnach ſah er ſich genöthigt, dieſe Stadt zu verlaſſen (7. Jun. 1413). Aber er hörte darum nicht auf, in ſeinem Geburtsorte Hußinecz und an andern Orten gegen das Pabſtthum zu predigen und zu ſchreiben, und appellirte von dem Urtheile des Pabſtes an Chriſtum, als das wahre Oberhaupt der Kirche. Auch kam ſeine Parthei in Prag bald wieder empor, ſo daß er ſchon im Auguſt 1414 dahin zurückkehren konnte.

Inzwiſchen war das Concilium zu Coſtnitz zuſammenberufen worden, und Kaiſer Sigismund verlangte, daß auch Huß daſelbſt erſcheinen und ſich wegen ſeiner Lehren verantworten ſollte. Huß war dazu bereit. Er war ſich bewußt, nicht den Glauben der Kirche, ſondern nur die Mißbräuche derſelben, gegen die ſich viele Andre ſeiner Zeit erklärten, angegriffen zu haben, und er hoffte, ſeine Gegner durch die Beiſtimmung einer Kirchenverſammlung niederzuſchlagen, die eben deshalb veranſtaltet war, um eine Reformation an dem Haupte und den Gliedern der Kirche vorzunehmen. In Böhmen waren jetzt alle Klagen wider ihn zum Schweigen gebracht; ſelbſt der neue Erzbiſchof von

Prag, ja ſogar der Ketzerrichter, Niklas von Nazareth, bezeugten ihm ſchriftlich, keine Irrlehren an ihm wahrgenommen zu haben. Auch erlangte er auf Verwenden ſeines Königs Wenzel, der ſich jetzt wieder für ihn erklärt hatte, vom Kaiſer Sigismund die Zuſicherung des kaiſerlichen Schutzes. Gleichwohl mochten auch bange Ahnungen in ſeiner Seele aufſteigen. Denn in dem Schreiben, das er bei ſeinem Abſchiede an die Böhmen erließ, gedenkt er der vielen und mächtigen Feinde, die er in Coſtnitz finden würde, und fordert ſeine Freunde auf, nicht nur dem reinen Glauben getreu zu bleiben, ſondern auch Gott zu bitten, daß er entweder ohne Verletzung ſeines Gewiſſens zu ihm zurückkehren, oder ſtandhaft nach dem Beiſpiele des Erlöſers den Tod erleiden möge.

Am 11ten Oct. 1414 trat er ſeine Reiſe an mit drei der angeſehnſten Edelleute, die ihm König Wenzel zu Begleitern mitgegeben hatte. Zu Nürnberg empfing er den kaiſerlichen Schutzbrief, und am 3ten Novemb. gelangte er nach Coſtnitz. Hier verſprach ihm auch Pabſt Johann XXIII. Schutz und Sicherheit. Aber ſchon am 28ſten November wurde er auf die Anklage zwei prager Geiſtlichen, Peter von Palecz und Michael de Cauſis, ſeiner erbittertſten Feinde, die zu ſeinem Verderben nach Coſtnitz gereiſet waren, trotz des kaiſerlichen Schutzbriefes und troß der Zuſicherungen des Pabſtes gefangen geſeßt. Zugleich wurden einige Prälaten zur Unterſuchung der wider ihn erhobenen Klagen ernannt.

Kaiſer Sigismund, der erſt zu Weihnachten 1414 nach Coſtniß kam, war anfangs gegen dieß Verfahren ſehr erbittert. Er drang auf Huſſens Befreiung und wollte ſogar die Thüren ſeines Gefängniſſes aufſprengen laſſen. Allein die römiſche Geiſtlichkeit verhinderte die Vollſtreckung dieſes Befehls und wußte den wankelmüthigen Kaiſer zu überreden, daß er nicht verbunden ſey, Huſſen, als einem Keßer, Treu' und Glauben zu halten. Demnach hörte der Kaiſer nicht auf die nachdrücklichen Gegenvorſtellungen der Freunde Huſſens; ja er erklärte nachmals ſelbſt: er ſey gar nicht befugt, denjenigen zu beſchüßen, der entweder ein Keßer oder einer Keßerei verdächtig ſey. So wurde Huß durch die ewig tadelnswerthe Wortbrüchigkeit des Kaiſers dem Haſſe ſeiner Feinde und einem ſchrecklichen Geſchicke Preis gegeben.

Am Anfang des Februars 1415 wurde er aus dem Hauſe des coſtnißer Domherrn, wo er bis dahin feſtgehalten worden war, in ein enges Gefängniß in einem Dominicanerkloſter, ſpäterhin (im März 1415) in ein drittes auf dem Schloſſe Gotteben leben gebracht. Vergebens beſchwerten ſich die Böhmen über dieſes Verfahren gegen ihren geliebten Lehrer, vergebens erboten ſie ſich, für ihn Bürgen zu ſtellen, vergebens verlangten ſie, daß er ſeiner Bande erledigt und vernommen werden möchte: das Concil erklärte ihn für einen Erzketzer, der weder freizulaſſen noch durch Bürgen zu vertreten ſey. Am 5ten Jun. 1415 wurde er zu einem Verhör vorgelaſſen. Aber dieß Verhör verdiente nicht ſolchen Namen. Denn kaum hatte er angefangen, ſich gegen die ihm vorgeworfenen Ketzereien zu vertheidigen, ſo erhob ſich ein ſo allgemeines Schreien, Toben und Schimpfen, daß er nicht weiter reden konnte. Beſſer ging es in dem zweiten und dritten Verhör, am 7ten und 8ten Jun., denen Kaiſer Sigismund in Perſon beiwohnte. **Huß** hörte hier die Klagen, die gegen ihn vorgebracht waren, meiſtentheils Behauptungen gegen den Pabſt, den Klerus und die Kirchengebräuche, die ſelbſt von vielen Gliedern des Conciliums ausgeſprochen worden waren, und die ihm nicht zum Verbrechen hätten angerechnet werden können, wenn nicht ſeine Richter ſeine Feinde geweſen wären. Er vertheidigte ſich dagegen mit Kraft und Würde; aber das half ihm nichts. Er wurde ſchuldig befunden, nicht weil er es war, ſondern weil man ihn dafür erkennen wollte. Man drang in ihn, er ſolle alle ihm vorgeworfenen Irrthümer abſchwören, und als er ſich deſſen weigerte — denn lieber wollte er ſterben als das abſchwören, was er als Wahrheit erkannte — ſo wurde er für einen hartnäckigen Ketzer erklärt, der nicht verdiene, weiter gehört zu werden, und in ſein Gefängniß zurückgeführt.

Darauf geſchah, was ſich vorherſehen ließ. Als er nicht zum Widerruf gebracht werden konnte, ſchritt das Concil zu ſeiner Verdammung (6. Jul. 1415). In einer feierlichen Sitzung, der auch Kaiſer Sigismund beiwohnte, wurden die ihm Schuld gegebenen Irrthümer verleſen. Er wollte ſich dagegen vertheidigen; aber das Reden wurde ihm verboten. Da fiel er auf die Kniee und flehete zu Gott als dem höchſten und allwiſſenden Richter. Nur gegen allzuharte Beſchuldigungen wagte er noch Einwendungen; auch bemerkte er, daß er auf das Wort des Kaiſers, vor jeder Gewaltthat ſicher zu ſeyn, nach Coſtnitz gekommen wäre. Bei dieſer Bemerkung ſah er den Kaiſer ſtarr an, und Schaamröthe überzog deſſen Geſicht. Doch vergebens! Das Urtheil ward gefällt, daß Huſſens Bücher verbrannt, und er ſelbſt als ein hartnäckiger Ketzer gleiches Schickſal haben ſollte. Er hörte dieß Urtheil mit ruhiger Ergebung, und gleichſam von dem Geiſte des Heilands durchdrungen und von des Heilands Beiſpiel geſtärkt, betete er knieend, Gott möchte ſeinen Feinden ihr ungerechtes Urtheil vergeben. Die Zeichen der prieſterlichen Würde wurden ihm abgenommen, und eine papierne, mit drei Teufeln bemalte Mütze ihm aufgeſetzt; er gedachte dabei des Heilands, dem der Hohn ſeiner Feinde eine Dornenkrone aufgedrückt hatte. Die Biſchöfe ſprachen die Worte: „Wir übergeben deine Seele den Teufeln," und er, wie Stephanus, der erſte Märtyrer, ſetzte hinzu: „ich befehle ſie meinem Herrn Jeſu Chriſto!" Auf dem Wege zum Richtplatz ſah er lachend ſeine Bücher verbrennen und verſicherte dem Volke ſeine Unſchuld. Dabei betete er oft: „Jeſu Chriſte, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein," und knieend wiederholte er dieſe Worte, als er den Holzſtoß erblickte. Schon war er an den Pfahl angebunden, als der Kurfürſt von der Pfalz, Ludwig, dem als Schirmvoigt des Conciliums die Vollziehung der Urtheile deſſelben übertragen war, noch einmal zu ihm hintritt und ihn fragte: „ob er ſeine Ketzereien abſchwören wolle?" Er antwortete: „er wolle die Wahrheit, die er verkündigt habe, mit dem Tode beſiegeln"*). Darauf wurde der Scheiterhaufen angezündet. Noch aus den emporſchlagenden Flammen hörte man ihn beten: „Chriſte, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein." Unbegründet aber iſt, daß er ausgerufen habe: „Ihr „bratet jetzt eine Gans" (Huß bedeutet im Böhmiſchen

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LIX.

ſchen eine Gans), „aber in hundert Jahren wird ein „Schwan kommen, den werdet ihr nicht verbrennen „können.“ Erſt eine ſpätere Zeit hat dieſen Ausruf ihm zugeſchrieben. Er wurde, erzählen Augenzeugen, plötzlich ſtill: die Flammen, die ihn umloderten, ſcheinen ihn bald erſtickt zu haben. Als ſie niedergebrannt waren, wurde ſeine Aſche in den Rhein geworfen.

Ein Jahr nach ſeinem Tode wurde auch ſein treuer Freund, Hieronymus von Prag, mit gleicher Ungerechtigkeit und gleicher Marter hingerichtet. Ungerufen und ohne freies Geleit, bloß um ſeinen Freund zu unterſtützen und um ſich ſelbſt zu vertheidigen, war er auf die Nachricht von Huſſens Gefangennehmung nach Coſtnitz geeilt. Vergebens ſuchte er dort Schutz bei dem Concil: er wurde als Ketzer betrachtet und, als er ſchon auf dem Rückweg nach Böhmen war, ergriffen und in Ketten nach Coſtnitz gebracht. So lange Huß noch lebte, wurde nichts über ihn entſchieden. Als aber die Böhmen auf die Nachricht von Huſſens Tode in Aufſtand geriethen, dem Concilium die bitterſten Vorwürfe der Ungerechtigkeit machten und die Freigebung des Hieronymus forderten, da wurde die Sache desſelben aufs neue vorgenommen. Man glaubte die Böhmen zum Schweigen zu bringen, wenn Huſſens Lehren durch den lebhafteſten Freund und Vertheidiger derſelben verdammt würden, und ſuchte daher den Hieronymus zum Widerruf zu bewegen. Hieronymus erlag anfangs der Liebe zum Leben und den Drohungen und Verſprechungen des Conciliums. Am 11ten September 1415 verdammte er öffentlich die von dem Concilium verdammten Lehrſätze Huſſens und Wiklefs, und noch näher und beſtimmter am 23ſten September, wo er hinzuſetzte, daß er dieß freiwillig und ungezwungen thue. Aber wenn er durch ſolche Verleugnung ſeiner Ueberzeugungen Freiheit und Leben zu erhalten hoffte, ſo hatte er ſich geirrt. Er blieb in dem Gefängniß, ſeine Feinde fürchteten ihn und drangen auf ſeinen Tod. Da erwachte in ihm die Liebe zur Wahrheit aufs neue und beſiegte die Schrecken des Todes. Als er am 26ſten Mai abermals vor ſeinen Richtern erſcheinen mußte, wo er die Abſchwörung der Meinungen Huſſens wiederholen ſollte, erhob ſich in ihm die ganze Kraft ſeines beſſern Seyns. In einer feurigen Rede bekannte er, daß nur die Furcht vor den Flammen ihm den Wiederruf entlockt habe, deſſen er ſich jetzt als ſeiner größten Sünde ſchäme, und daß er Huſſens und Wiklefs Leben und Lehre als heilig und wahr erkenne. Auf ſolches Bekenntniß ſäumten die verſammelten Väter nicht länger, das Todesurtheil über ihn, als einen rückfälligen Ketzer, auszuſprechen. Am 30ſten Mai 1416 wurde daſſelbe an ihm vollzogen, und er erlitt den Flammentod mit einer Standhaftigkeit, die ſelbſt ſeine Feinde bewundern mußten. Er verlangte ausdrücklich, daß der Scheiterhaufen nicht hinter, ſondern vor ihm angezündet würde; „denn,“ ſprach er, „wenn ich dieſen Anblick gefürchtet hätte, würde ich nicht hier ſeyn.“ Und als er einen Bauer Holz zu ſeinem Scheiterhaufen zutragen ſah, rief er lächelnd aus: „O heilige Einfalt!“ Kein Stoiker, ſchreibt ein Augenzeuge ſeiner Hinrichtung, hat jemals den Tod ſo ſtandhaft erduldet als er.

Treffliche Glaubenshelden, nicht umſonſt habt ihr gelebt und gelitten! Nur euren Körper, nur euer Leben konnte die Wuth eurer Feinde vernichten; aber nicht das Licht der Wahrheit, das von euch ausging. Ueberſtrahlt ſeyd ihr worden von ſpäteren Forſchern nach Wahrheit, die glücklicher waren wie ihr, weil ihre Zeiten reifer waren als die eurigen; aber ihr habt ihnen vorgeleuchtet, und durch euer Streben und Sterben iſt die größere Reife ſpäterer Geſchlechter vorbereitet worden. — So iſt kein Kampf für das Gute vergebens! Auch das anfängliche Mißlingen eines wahrhaft heilſamen Beginnens führt endlich zu einem glücklichen Gelingen. Das Reich der Geiſter iſt unabhängig von äuſſerer Gewalt.

XXXIX.

XXXIX.

Die Einführung des Schießpulvers und der ſtehenden Heere.

Wie die Beſchaffenheit des Kriegeweſens überhaupt auf den Beſtand oder Verfall, auf die Sicherheit oder Zerrüttung, auf die Vergrößerung oder Auflöſung der Staaten großen Einfluß hat, ſo haben auch wiederum zwei Umänderungen des Kriegsweſens nicht nur auf deſſen Geſtaltung, ſondern auch auf die Geſtaltung der Staaten den bedeutendſten Einfluß gehabt: wir meinen die Einführung des Schießpulvers und der ſtehenden Heere. Von beidem ſoll hier geredet werden.

1) Von der Erfindung des Schießpulvers.

Ungewiß iſt es, wenn und wo das Schießpulver erfunden, wenn und wo es zuerſt zum Kriege gebraucht wurde. Eine alte Sage macht es zu einer deutſchen Erfindung. Zu Freiburg, heißt es, lebte ein Franziscanermönch, Barthold Schwarz, der ſich mit chemiſchen Verſuchen beſchäftigte. Einſt habe er (im Jahr 1354 oder 1378 oder 1380), um eine Arznei zu bereiten, eine Miſchung von Salpeter, Kohlen und Schwefel in einen Mörſer gebracht und dieſen mit einem Stein bedeckt; da ſey plötzlich, als er in der Nähe Feuer anſchlug, ein Funke in dieſe Miſchung gefallen, hierdurch dieſe entzündet und der darauf liegende Stein in die Höhe geſchleudert worden. Dieſe Erſcheinung habe den Mönch zu weiterm Nachdenken und dadurch zu der Idee geführt, eiſerne Röhre zu verfertigen, dieſe mit Pulver zu laden und zum Schießen zu gebrauchen. Aber wie oft auch dieſe Angabe wiederholt worden iſt, ſo unzuverläſſig erſcheint ſie. Selbſt ihr erſter Erzähler ſtellt ſie als eine Sage auf*), ſchwankend iſt die Zeitbeſtimmung, nicht in Deutſchland ſondern im ſüdlichen Spanien erſchallt zuerſt der Donner des Geſchützes, und man hat Urſache anzunehmen, daß Europa nicht aus Deutſchland, ſondern aus Spanien die erſte Kenntniß des Schießpulvers und Feuergewehrs erhalten hat. Im ſüdlichen Spanien finden ſich die erſten Spuren von beidem. Schon bei

---

*) Polydorus Vergilius von Urbino (ſt. 1555) de rerum inventoribus, libri VIII. Basil. 1575 p. 124 fängt ſeine Erzählung mit den Worten an: *Fertur homo ad exitium humanum natus servasse aliquando domi in mortario pulverem sulphureum etc.* Auch nennt er nicht den Namen Barthold Schwarz, ſondern ſagt vielmehr: tam mortiferae machinae repertor pro mercede, opinor, accepit, ut nomen ejus perpetuo occultaretur. Dagegen nennen dieſen die bald nach dem Vergilius lebenden Geſchichtſchreiber Achilles Gaſſer (Annal. Augsburg. ap. Menken. Tom. I. p. 1491) und Aventinus (Annal. Bojor. Lipsiae 1710. pag. 763).

bei einer Belagerung von Alicante durch einen mauriſchen König (1331) wird einer Kriegsmaſchine erwähnt, die mittelſt des Feuers eiſerne Kugeln gegen die Mauern ſchleuderte. Aber noch deutlicher iſt die Angabe, daß, als der König von Caſtilien, Alfonſo XI. Algeſiras belagerte (1342), die Araber daſelbſt aus Donnermaſchinen durch entzündetes Pulver eiſerne Kugeln abſchoſſen, welche die Kriegsmaſchinen der Caſtilianer zerſtörten. Da nun andere Nachrichten darauf hindeuten, daß das Schießpulver ſchon längſt in China und Indien bekannt war*): ſo wird es wahrſcheinlich, daß die Araber die Kenntniß desſelben aus Aſien nach dem ſüdlichen Spanien brachten, und daß es von dort aus durch ſchriftliche oder mündliche Nachrichten dem übrigen Europa bekannt wurde. Nicht unwahrſcheinlich aber iſt es, wie Hoyer vermuthet**), daß der erwähnte Barthold Schwarz dergleichen Nachrichten erhielt, daß er dieſe nach angeſtellter Prüfung der erſtaunlichen Wirkungen des Schießpulvers, bekannt machte, daß er ferner zur Verfertigung und Anwendung des Schießpulvers Anleitung gab, und daß er darum als Urheber einer Erfindung galt, deren Mittheiler oder Verbreiter

---

*) Beckmann Beiträge zur Geſchichte der Erfindungen. Thl. V., 573.

**) Hoyer Geſchichte der Kriegskunſt. Götting. 1797. Thl. I, 1. S. 42.

breiter er war. — Gewiſſer aber als dieſe Vermuthungen iſt es, daß erſt in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts das Schießpulver und Feuergeſchütz in Europa bekannt wurde, und daß am Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts dieſe Kenntniß ſich über die Staaten Europa's verbreitet hatte. Doch hörte darum der Gebrauch der alten Kriegswerkzeuge nicht ſogleich auf, vielmehr dauerte dieſer neben jener Erfindung noch lange fort, theils weil die Verfertigung des Schießpulvers und die Behandlung des Feuergeſchützes viele Schwierigkeiten hatte, theils auch weil der Geiſt des Herkommens, vielleicht auch die Scheu vor einem ſo mörderiſchen Zerſtörungsmittel der ſchnellen und allgemeinen Anwendung des Pulvers und Feuergeſchützes entgegen trat. Noch länger aber dauerte es, ehe dieſe neue Erfindung zu der Ausbildung gelangte, welche ſie jetzt erreicht hat. Erfindungen werden oft ſchnell durch einen glücklichen Gedanken oder durch einen günſtigen Zufall herbeigeführt; aber nur durch langes Nachdenken und durch lange Erfahrung werden ſie vervollkommnet.

2) Von dem Aufkommen der ſtehenden Heere.

Faſt gleichzeitig mit dem Schießpulver kam die Einführung ſtehender Heere in Europa auf. Wie in den Staaten des Alterthums, ſo war auch in den germaniſchen Staaten urſprünglich jeder freie Mann verbunden, Kriegsdienſte zu leiſten, ſobald das allgemeine Aufgebot kraft eines Beſchluſſes der Volksverſammlung erfolgte. Allmählich aber erhob ſich neben dieſem allgemeinen Aufgebot, oder dem Heerbann, der Lehnsdienſt, oder der Kriegsdienſt durch Vaſallen. Denn die Aufſtellung des Heerbannes hing von dem Beſchluß der Nationen ab, und oft war es eben ſo umſtändlich als ſchwierig, ſolchen Beſchluß zu erwirken. Dagegen waren die Lehnsleute durch ihren Lehnseid verbunden, auf bloßes Begehren des Lehnsherrn mit ihren Untergebenen gerüſtet zum Kampfe zu erſcheinen und ihm gegen jeden Feind beizuſtehen. Aber auch der Lehnsdienſt ſagte auf die Dauer den Fürſten nicht zu. Er ſtellte eine Miliz, die unzulänglich und nicht ganz in der Gewalt der Fürſten war. Die Befehlshaber bei derſelben wurden nicht nach der Wahl der Fürſten angeſtellt, ſondern die Vaſallen ſelbſt führten ihre Untervaſallen an, und bei ihrem Streben nach Unabhängigkeit gehorchten ſie ihrem Oberherrn nur ſo weit und ſo lange, als ihnen gut dünkte. Gewöhnlich erſchien auch dieſe Lehnsmiliz langſam, kam nicht in ausreichender Anzahl zuſammen und diente nur auf beſtimmte Zeit. Demnach ſchien es den Fürſten zur Behauptung oder Erweiterung ihrer Gewalt nöthig, neben der Lehnsmiliz eine Soldmiliz aufzuſtellen, oder

Schaaren von Miethlingen unter einem Hauptmann für Sold in ihre Dienſte zu nehmen, die, ſo lange ein Krieg dauerte, in ihren Dienſten blieben, dann aber abgedankt wurden und demjenigen dienten, der ihnen das Meiſte bot. Dergleichen Soldmiliz finden wir in England ſchon unter Stephan von Blois (1135 — 1154) und unter Heinrich II. (1154—1189), ferner in Frankreich unter Philipp II. (1180 — 1223) und Philipp IV. (1285—1314), um dieſelbe Zeit in Italien, dann ſeit den Zeiten Wenzels (1378—1400) in Deutſchland, wo ſie ſpäterhin den Namen Lanzkenets oder Lanzenknechte erhielt.

Der Uebergang von dieſer Soldmiliz zu einer ſtehenden Miliz oder ſolcher, welche auch in Friedenszeiten unterhalten und zum Kriege gebildet wird, lag nahe, ward aber nicht alſobald bewirkt, theils weil es den Fürſten bei noch mäßigen Einkünften an Geld zum Unterhalt ſtehender Truppen fehlte, theils weil die Nothwendigkeit derſelben noch nicht ſogleich empfunden wurde. Allein das Streben der Fürſten nach Vermehrung der Gewalt, und andrerſeits der Hang zur Bequemlichkeit von Seiten der Unterthanen entfernte allmählich dieſe Hinderniſſe, und die Aufſtellung ſtehender Heere kam zu Stande.

Schon Pabſt **Johann XXII.** (1314—1334) kam auf den Gedanken, ſtehende Truppen aufzuſtellen: er hatte mehr als ſiebzig Grafen und Ritter im beſtändigen Solde, die das kleine Heer anführen und leiten mußten, das er in Italien unterhielt.*) Bald nach ihm (um 1362) wurde bei den Türken die ſtehende Kriegsſchaar der Janitſcharen geſtiftet, die ſchon bei ihrer Stiftung auf 12,000 betrug. Doch das erſte erfolgreiche Beiſpiel ſtehender Heere gab Frankreich unter **Karl VII.** (1422—1461). Dieſer nämlich errichtete (um 1445), nach Beendigung des ſchwierigen Krieges mit England, zuerſt eine ſtehende Reiterei oder funfzehn ſogenannte Ordonnanz-Compagnieen, die ungefähr aus 9000 Mann beſtanden und, zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit, auch in Friedenszeiten unterhalten wurden. Dann leitete er auch die Aufſtellung eines ſtehenden Fußvolks, das den Namen der Freiſchützen (Francs Archers) erhielt, ein. Er befahl nämlich im Jahr 1448, daß jedes Kirchſpiel einen erfahrenen Krieger ausſuchen ſollte, der, mit Bogen und Pfeilen ausgerüſtet, auf den erſten Wink zu Felde ziehen könnte. Die Mittel aber zur Unterhaltung dieſer ſtehenden Truppen gewann König Karl dadurch, daß er mit Bewil-

---

*) Man ſehe die von **Mannert** (Kaiſer Ludwig IV. S. 185) angeführte Stelle des Albert. Argentor., apud Urstis. II. pag. 125.

Bewilligung der Stände eine allgemeine Kriegsſteuer (Taille) einführte. Dieſes Beiſpiel fand bald weitere Nachahmung. Nicht nur Karls Nachfolger folgten ihm hierin, ſondern bald ſahen ſich auch andre Fürſten bewogen, ein Gleiches zu thun. So führten z. B., wie ſchon oben (S. 419 u. 264) erwähnt worden iſt, König Matthias Corvinus (1458 — 1490) in Ungern, Kaiſer Maximilian I. (1493 — 1519) in Oeſtreich ſtehende Truppen ein, und nach und nach alle Staaten Europa's. Wie aber Frankreich das erſte Beiſpiel ſtehender Truppen gegeben hatte, ſo ging es auch in Vermehrung und Ausbildung derſelben andern Staaten voran. Seit dem Ausgange des ſiebzehnten Jahrhunderts gab es überall in Europa große Maſſen derſelben, die als Stützen der Staaten und als Maßſtab zur Beurtheilung ihrer Stärke angeſehen wurden.

3) Wichtigkeit der Einführung des Schießpulvers und der ſtehenden Truppen.

Ungemein wichtig, ja wahrhaft epochemachend ſowohl in Hinſicht auf das Kriegsweſen als in Hinſicht auf die Verfaſſung der Staaten iſt die Einführung des Schießpulvers und der ſtehenden Heere zu nennen.

Was zuerſt die Einführung des Schießpulvers betrifft, ſo hat ſie die ganze Geſtaltung des Kriegsweſens verändert. Vorher kam es im Kriege nur auf Tapferkeit und Körperkraft an; der Dienſt des Soldaten beſtand nur darin, Wache zu halten, im Treffen mit Muth zu kämpfen, den Fahnenträger beſtändig vor Augen zu haben; der Befehlshaber oder Officiere gab es nur wenige: jeder Lehnsherr bei der Lehnsmiliz, und bei der Soldmiliz jeder Hauptmann führte ſeine Untergebenen an, und dieſe konnten in vielen Stücken dem eigenen Eingeben folgen. Nun aber kam es vorzüglich auf Gewandheit und Fertigkeit an, die nur durch fleißige Uebung zu erlernen iſt; die Zahl der Officiere oder Befehlshaber nahm zu, die Subordination oder Unterwürfigkeit der Untergebenen wurde ungleich ſtrenger; die Heere glichen immer mehr Maſchinen, die durch ein künſtlich zuſammengefügtes Räderwerk in Bewegung geſetzt werden. Ferner, die Rüſtungen, die vorher gegen Pfeile und Bolzen, gegen Spieße und Lanzen ausreichend geweſen waren, wurden nun gegen die Gewalt der vom Pulver geſchleuderten Kugeln unzureichend und unnütz; andre Bewaffnungen, andre Stellungen, andre Dienſtweiſen kamen auf. Artillerie wurde eingeführt, Zahl und Anſehn der Reiterei verringert, und ein gut geübtes Fußvolk zum Kern der Heere erhoben. Umgebildet wurde die Verſchanzungszungskunſt wie das ganze Kriegsbauweſen, und das Studium der Mathematik wurde für den Kriegsſtand unentbehrlich; — kurz, der Krieg wurde überhaupt zur Kunſt und zu einem wichtigen Bildungsmittel des menſchlichen Geiſtes.

Wie aber die Einführung des Schießpulvers vornehmlich auf die Umgeſtaltung des Kriegsweſens so hat die Einführung der ſtehenden Heere vornehmlich auf die Umgeſtaltung der Staaten hingewirkt.

Mehr als Reichsgeſetze und als Reichsgerichte hat ſie der Wildheit des Fauſtrechts und den Räubereien geſteuert, welche durch die in Friedenszeiten entlaſſene Soldmiliz entſtanden. Dagegen hat ſie aber auch mehr als jedes andre Mittel die Fürſtengewalt erhöhet, indem ſie die Hauptbedingungen der Macht, Geld und Truppen, in die Hände der Fürſten brachte, dadurch die vormalige Wichtigkeit der Landſtände verringerte, und das Intereſſe der Fürſten von dem Intereſſe der Völker trennte, ſo daß auch die Kriege von nun an weit mehr Fürſten- oder Herrſcher- als Nationalkriege wurden. Ferner hat ſie Geld zur Grundlage der Monarchieen gemacht, indem nun der Fürſt das Meiſte ausrichten konnte, der das meiſte Geld hatte, um Soldaten aufzubringen und zu unterhalten. Eben deshalb hat ſie auch eine drückende Laſt von Auflagen oder Abgaben über die Völker gebracht, da die Koſten zur Unterhaltung ſtehender Heere nun zehnmal ſo viel erforderten als ſonſt zur Staatsverwaltung überhaupt nothwendig geweſen war. Endlich wird auch nicht ohne Grund behauptet, daß ſie der Sittlichkeit der Völker nachtheilig war, indem ſie einen Stand im Staate ſchuf, der theils durch die Wildheit der Kriege, theils durch die Muße des Friedens zu Rohheiten und Ausſchweifungen vorzüglich hingeneigt wurde.*) — Wohl mag man alſo Urſache haben, über die Einführung ſtehender Heere zu klagen, ſo wie man über die Einführung des Schießpulvers geklagt hat, weil dadurch der Rittergeiſt herabgebracht, der Tapfere dem Feigen gleichgeſtellt, und das mörderiſche Hinwürgen der Menſchen vermehrt worden ſey. Aber bemerken müſſen wir doch, daß Erfindungen und Einrichtungen an ſich das Wohl und das Wehe der Menſchen nicht befördern, ſondern der gute oder ſchlimme Gebrauch, der von ihnen gemacht wird. So können auch Arzneien zu ſchädlichen Giften, und Gifte zu heilſamen Arzneien werden.

---

*) Ausführlicher als hier geſchehen konnte, behandelt dieſen Gegenſtand von Rotteck, über ſtehende Heere und Nationalmiliz. Freiburg 1816. Man vergleiche damit von Dohm Denkwürdigkeiten, Thl. IV. S. 314.

XL.

Die Erfindung der Buchdruckerkunſt.

Nächſt der Erfindung der Buchſtabenſchrift gibt es keine andere, die mehr auf Verbreitung und Fortpflanzung der Wiſſenſchaften und der Geiſtesbildung hingewirkt hat, als die Erfindung der Buchdruckerkunſt. Vor dieſer Erfindung konnten alte und neue Belehrungen nur mühſam und koſtſpielig durch Abſchriften erhalten und verbreitet werden; die Bücher waren ſelten und theuer; nur wenige gelangten zum Beſitz oder Gebrauch derſelben. Aber mit und nach dieſer Erfindung konnten die geiſtigen Schätze des Alterthums mit geringeren Koſten einer ſpätern Zeit überliefert, neue Meinungen und Anſichten ſchnell verbreitet, die Finſterniſſe des Irrthums und des Aberglaubens kräftig zurückgedrängt, die Wiſſenſchaften zu einem Gemeingut der Menſchheit erhoben werden. Billig verweilen wir alſo bei den Fragen, wie iſt dieſe Erfindung veranlaßt? wie, wann, wo und durch wen iſt ſie erwirkt worden? Durch die gründlichen Forſchungen gelehrter Freunde der Buchdruckerkunſt, welche Buſch ſorgfältig geſammelt hat *), iſt die Beantwortung dieſer Fragen erleichtert worden.

Ver:

---

*) Buſch, Handbuch der Erfindungen, Th. II. S. 272 bis 358.

Veranlaßt wurde die Erfindung der Buchdruckerkunſt durch das Verlangen nach Büchern, durch das Beſtreben, die Vervielfältigung derſelben zu erleichtern und durch die ihr vorangehende Erfindung der Holzſchneidekunſt. Nachdem nämlich ſeit dem Entſtehen der Univerſitäten und mit der erwachenden Liebe für das römiſche Alterthum das Verlangen nach Büchern immer lebendiger wurde, das Abſchreiben der Bücher aber immer mehr als unzureichend erſchien, mußte man auf den Gedanken kommen, Bücher durch ein anderes Mittel als durch Abſchreiben zu vervielfältigen. Man erſah dazu zuerſt die Holzſchneidekunſt, die ſeit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in Deutſchland aufgekommen war. Hatte man doch ſchon Spielkarten und Heiligenbilder auf Holztafeln eingeſchnitten und dieſe mit Unterſchriften verſehen: wie hätte man nicht verſuchen ſollen, kurze Aufſätze oder kleine Schriften in Tafeln von Holz einzuſchneiden. Aber dieſes Verfahren war nicht minder mühſam wie das Abſchreiben der Bücher, noch koſtſpieliger als dieſes und unanwendbar auf Schriften von größerm Umfang. Man gerieth daher auf den Gedanken, einzelne Buchſtaben in Holz oder Blei zu ſchneiden, dieſe zu Wörtern zu verbinden und mit Schwärze zu überziehen, ſo ganze Seiten und Bogen zu bedrucken, ſie dann wieder auseinander zu nehmen und zu andern Seiten und Bogen zu benutzen. — Lange Zeit hat man darüber geſtritten, wenn, wo und von wem dieſe Erfindung gemacht worden ſey; jetzt aber iſt es auſſer Zweifel geſetzt, daß Johann Guttenberg der Urheber dieſer Erfindung, und Straßburg der Ort war, wo er auf ſie gerieth, daß dieſes ungefähr in den Jahren 1436 bis 1440 geſchah, und daß ſeine Erfindung von ihm und Peter Schoiffer nachher zu Mainz weiter ausgeführt wurde.

Johann von Sorgenloch, auch Gänſefleiſch und Guttenberg genannt, nach dem Namen zweier Häuſer, die ſeine Familie in Mainz beſaß, war der Sprößling eines alten ritterlichen Geſchlechts, geboren zu Mainz 1397 oder 1400. Bei einem Aufſtand der daſigen Bürger gegen den Adel begab er ſich nach Straßburg. Wenig bemittelt, aber ausgeſtattet mit einem regſamen und zu mechaniſchen Arbeiten geſchickten Geiſte, beſchäftigte er ſich hier erſt mit Steinſchneiden, Steinſchleifen und Spiegelpoliren, dann mit Vervielfältigung der Bücher durch Eingraben der Schrift in Holztafeln. Ein gewiſſer Andreas Dritzehen ſchoß ihm dazu 80 Goldgülden vor, und ſeit 1435 druckte er auf ſolche Weiſe A-B-C-Tafeln. Dieſes Beginnen führte ihn zur Erfindung der Buchdruckerpreſſe, dann weiter zur Erfindung der beweglichen Buchſtaben. Daß er dieſe Erfindung ſchon in

Straßburg machte, ergibt ſich aus einem Prozeß, den 1438 und 1439 die Erben des Andreas Dritzehen wegen Rückzahlung jener 80 Goldgülden mit ihm führten. Denn in den Akten, welche ſich auf dieſen Prozeß beziehen, wird von Guttenbergs Buchdruckerpreſſe, Lettern und andern auf die Buchdruckerkunſt bezüglichen Dingen geredet. Doch völlig unbekannt iſt es, welche Bücher er damals druckte, und in welches Materiale, ob in Holz oder Blei, er ſeine Lettern einzeln ſchnitt.

Der Verluſt des angeführten Prozeſſes führte ihn (1445) von Straßburg nach Mainz zurück. Hier bezog er ſein Haus „zum guten Berge," wovon er den Namen Guttenberg erhielt, und ſetzte ſeine Verſuche, mit ausgeſchnittenen Holztafeln und und einzelnen Buchſtaben zu drucken, eine Zeitlang auf eigne Koſten fort. Allein bald fehlte es ihm hierzu an Geld. Er verband ſich daher im Jahr 1449 mit dem reichen Bürger und Goldſchmidt in Mainz Johann Fauſt oder Fuſt, und ward durch ihn nicht bloß mit Geld unterſtützt, ſondern auch, was das Wichtigſte war, mit Peter Schoiffer, einem Geiſtlichen aus Gernsheim, in Verbindung gebracht. Dieſer Mann, der noch im Jahr 1449 als Bücher- oder Schönſchreiber in Paris gelebt hatte, brachte durch ſeinen erfinderiſchen Geiſt Guttenbergs Erfindung zu ihrer Vollendung.

Guttenberg hatte ſeine beweglichen Lettern in Holz oder Blei einzeln geſchnitten: ein Verfahren, das eben ſo mühſam als koſtſpielig war; Schoiffer aber erfand die Kunſt, ſie nach ſinnreicher Vorrichtung zu gießen. Er ſchnitt dazu Patrizen (Urformen der Buchſtaben) erhaben in Stahl, ſchlug dieſe in Matrizen (Nachformen) von Blei oder Kupfer ab, und goß dann in dieſe eine Miſchung von Metallen, die der Gewalt der Preſſe länger und ſicherer, als bloß bleierne und zinnerne Lettern, widerſtehen konnten. Dadurch gelang es nun, viele tauſend Buchſtaben von gleicher Bildung, Größe und Dicke in kurzer Zeit und ohne große Mühe zu Stande zu bringen. Ferner, Guttenberg hatte erſt mit Tinte, dann mit Lampenruß gedruckt; Schoiffer aber erfand die Buchdruckerſchwärze, welche er aus Kienruß und gekochtem Leinöl bereitete. Dieſe Erfindungen wurden zwiſchen den Jahren 1450 und 1455 bewerkſtelliget.

Die größten Schwierigkeiten der Buchdruckerkunſt waren alſo überwunden, ein Abdruck der Pſalmen, dann einer lateiniſchen Bibel wurde begonnen, und ein bedeutender Gewinn ließ ſich von dieſem Unternehmen erwarten. Aber der habſüchtige Fauſt wollte dieſen Gewinn allein einerndten. Er hatte Guttenbergen nach und nach 1600 Goldgülden,

gülden, gegen Verpfändung deſſen Druckerzeugs, auf Zinſen geliehen. Nun, da bereits zwölf Bogen von der lateiniſchen Bibel abgedruckt waren, verklagte er Guttenbergen wegen nicht bezahlter Zinſen, und dieſer, der nicht bezahlen konnte, wurde ſeines Druckerzeugs verluſtig erklärt. Alle ſeine Lettern und übrigen Druckgeräthſchaften wurden ſeinem Gegner zugeſprochen. Hierauf ſetzte Fauſt in Verbindung mit Peter Schoiffer, dem er ſeine Tochter Chriſtina zur Gattin gab, das gewinnverſprechende Unternehmen weiter fort, und wahrſcheinlich vollendeten beide ſchon im Jahre 1456 den Abdruck der lateiniſchen Bibel in drei Foliobänden und 1457 den Abdruck der Pſalmen. Mit dieſen Druckſchriften reiſte Fauſt (um 1462) nach Paris, um ſie daſelbſt zu verkaufen. Dieß gelang um ſo mehr, je wohlfeiler ſie abgelaſſen werden konnten. Bisher hatte ein Bibelexemplar vier- bis fünfhundert Goldgülden gekoſtet, Fauſt hingegen verkaufte ein ſolches erſt für ſechzig, dann für dreißig Goldgülden. Hierüber ſchrieen alle, die ſich ſeither von dem Abſchreiben der Bücher genährt hatten, beſonders Mönche, und deren gab es nur allein in Paris und Orleans auf 10,000. *) Unkundig der neuen Erfindung nannten ſie Fauſten einen Schwarzkünſtler und Teufelsbanner,

---

*) Siehe Breitkopf „über die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt,“ Leipzig 1779, S. 43.

bannet, und es erhob ſich die Sage, er habe mit dem Teufel ein Bündniß gemacht und ſey zuletzt von ihm geholt worden. Gewiß aber iſt, daß er 1466 zu Paris ſtarb, und daß Peter Schoiffer, der unterdeſſen in ſeiner Werkſtätte zu Mainz unausgeſetzt gearbeitet hatte, der alleinige Erbe ſeiner Druckerei wurde. Aber auch Guttenberg hatte ſeit 1456 zu Mainz eine neue Druckerei angelegt, wozu ihn der mainziſche Syndicus Konrad Homery mit Geld unterſtützte. Späterhin (1465) nahm ihn der mainzer Kurfürſt Adolf von Naſſau an ſeinen Hof; aber bald darauf ſtarb er im Anfang des Jahres 1468.

Was er angeregt und begonnen hatte, ohne dafür nach Verdienſt ſich belohnt zu ſehen, wurde noch in den letzten Jahren ſeines Lebens weiter verbreitet. Denn wie ſehr man anfangs auch bemüht war, die neue Erfindung als ein Geheimniß zu bewahren — die Arbeiter mußten den Eid der Verſchwiegenheit ſchwören — ſo wurde ſie doch bald auſſerhalb Mainz bekannt: zuerſt vielleicht durch die, welche Guttenberg in Straßburg zu Gehilfen gehabt hatte (ſchon 1454 druckte Albrecht Pfiſter zu Bamberg); dann und gewiſſer ſeit 1462, als Adolf von Naſſau, der wider Dither von Yſenburg zum Erzbiſchof von Mainz ernannt war, dieſe Stadt eroberte (27. October 1462).

Bei den Unordnungen und Gewaltthätigkeiten, die dieſer Eroberung folgten, zerſtreuten ſich die Buchdruckergehilfen und brachten die neue Kunſt in mehrere deutſche Städte. So wurde ſie 1467 in Cöln, 1468 in Augsburg, 1470 in Nürnberg, 1473 in Ulm, 1484 in Wien, 1488 in Prag eingeführt. Von Deutſchland kam ſie zuerſt nach Italien, dann nach Frankreich, Spanien, in die Niederlande, und allmählich in alle Staaten Europa's.

Unnöthig ſcheint es, noch etwas zum Lobe dieſer Erfindung hinzuzufügen: zu unverkennbar iſt ihr Einfluß auf die Fortbildung des menſchlichen Geiſtes, als daß er beſonders erörtert werden müßte. Nur folgende Bemerkungen mögen hier eine Stelle finden.

Erſtens, wahr iſt es, die Buchdruckerkunſt iſt oft gemißbraucht worden zur Befriedigung niedriger Leidenſchaften, zur Verbreitung ſchädlicher Irrthümer, Verkehrtheiten und Laſter; auch haben manche ſie als eine Beſchränkung des Selbſtdenkens betrachtet. Aber überhaupt kann der Mißbrauch des an ſich Lobenswerthen die eigenthümliche Trefflichkeit deſſelben nicht aufheben, und was insbeſondere die Buchdruckerkunſt betrifft, ſo überwiegt der Vortheil, den ſie ſchafft, den Nachtheil, zu dem ſie gemißbraucht werden kann. — Zweitens, ihre Erfindung fiel in die glücklichſte Zeit. Schon war, als ſie ins Leben trat, das Lumpenpapier erfunden, das weit mehr als das koſtbare Pergament und das unhaltbare Baumwollenpapier zum Bücherdruck und zur Verbreitung deſſelben ſich eignete. Ferner war gerade damals eine Liebe für die wiſſenſchaftlichen Schätze des Alterthums lebendig geworden, die auf Erhaltung und Verbreitung dieſer Schätze und damit auf Verfeinerung des Geſchmacks und höhrer Geiſtesbildung hinſtrebte. Wie erwünſcht mußte alſo eine Kunſt erſcheinen, die ganz dazu geſchaffen war, jene Schätze des Alterthums vor gänzlicher Vernichtung zu retten, das Verlangen nach Mittheilung derſelben zu befriedigen und Licht und Geſchmack zu verbreiten. Eben darum geſchah es auch, daß die Buchdruckerkunſt in den verſchiedenſten Ländern leichten und ſchnellen Eingang fand. — Endlich mag der Deutſche mit patriotiſchem Hochgefühl bemerken, daß, wenn auch Italien das erſte Land des neuen Europa war, in welchem Liebe zum Alterthum, Eifer für Wiſſenſchaften, Streben nach Geſchmacksbildung ſich erhob, doch Deutſchland es war, das die Buchdruckerkunſt und damit ein Mittel hervorbrachte, durch welches die Erhaltung der edelſten Denkmäler geſichert, und die ſegensreiche Reformation eben ſo wohl vorbereitet als befördert wurde.

XLI.

Die Eroberung Conſtantinopels.

Kaum hatte Muhamed II. den Thron ſeiner Väter beſtiegen (1452), als er den Gedanken faßte, mit der Eroberung Conſtantinopels dem abgelebten griechiſchen oder oſtrömiſchen Kaiſerthume ein Ende zu machen. Mit allem Feuer eines leidenſchaftlichen Jünglings (er war damals erſt 21 Jahre alt) entbrannte er für dieſen Gedanken, überzeugt, daß die Eroberung Conſtantinopels alle andern Siege überſtrahlen und ſeinen Ruhm über den Ruhm aller ſeiner Verfahren erheben würde. Begierig ergriff er daher alles, was zu dieſem Ziele hinführen konnte. Er baute (1452) ganz in der Nähe von Conſtantinopel auf der weſtlichen Seite des Bosporus ein Schloß (auf der öſtlichen oder aſiatiſchen Seite hatte ſchon ſein Großvater ein Schloß errichtet), um den Verkehr von Conſtantinopel zu ſperren und das umliegende Gebiet zu verheeren; er nahm Riſſe von der feindlichen Stadt auf, um zu beſtimmen, wo Batterien errichtet, Minen gegraben, Leitern angelegt werden ſollten; er zog viele Truppen in der Gegend von Adrianopel zuſammen und ſchickte andre nach dem Peloponnes, um des Kaiſers Brüder, die daſelbſt wohnten, in Schranken zu halten; er ließ Schiffe bauen, um

Conſtantinopel auch auf der Seeſeite angreifen zu können, und Kanonen gießen, die an Größe alles, was man damals von Geſchütz kannte, weit übertrafen. Die größte ſeiner Kanonen ſchoß nach Verſicherung eines damaligen Schriftſtellers auf 600 Pfund, und um ſie vor Conſtantinopel zu ſchaffen, wurden 60 Ochſen und 450 Menſchen erfordert, von denen 200 auf beiden Seiten der Kanone angeſtellt wurden, um ſie im Gleichgewicht zu halten, und 250 vorausgeſchickt wurden, um zum Fortbringen derſelben die Wege zu ebenen und zu ſichern.

Der damalige Kaiſer zu Conſtantinopel, Conſtantin IX. (1448 — 1453) ahnete, was ihm bevorſtand, und ſuchte durch fügſame Nachgiebigkeit den drohenden Sturm abzuwenden; aber vergebens! Muhamed, in ſeinen Leidenſchaften wild und unnachgiebig, blieb feſt bei ſeinem Entſchluſſe, und die Nachgiebigkeit, die ihm bewieſen wurde, diente nur dazu, ſeine Anmaßlichkeit zu ſteigern und ſeine Ueberzeugung von der Schwäche Conſtantinopels zu bekräftigen. Eben ſo vergeblich war es, daß Conſtantin die abendländiſchen Fürſten und den Pabſt um Beiſtand anflehete und Vereinigung der griechiſchen mit der römiſchen Kirche verſprach: er erbitterte dadurch die Prieſter und das Volk zu Conſtantinopel und gewann nichts bei dem Pabſte und den abendländiſchen Fürſten; erſtrer traute ſeinen Verſprechungen nicht und zürnte über die Halsſtarrigkeit der Griechen, und letztre waren viel zu ſehr in ihren eignen Staaten beſchäftigt, oder gegen die ihnen drohende Gefahr verblendet, oder gegen die Griechen ſeit den Zeiten der Kreuzzüge erbittert, als daß ſie dem bedrängten Conſtantinopel Beiſtand geleiſtet hätten. Verlaſſen alſo von äußerer Hilfe, mußte Kaiſer Conſtantin auf ſich ſelbſt, auf die Feſtigkeit ſeiner Hauptſtadt und auf den patriotiſchen Geiſt ſeines Volkes bauen. Und wirklich that er, eines beſſern Looſes würdig, was in ſeinen Kräften ſtand. Er verſtärkte die Befeſtigung der Stadt, verſah ſie mit allem Nöthigen und ermunterte die Einwohner zur tapfern und ſtandhaften Gegenwehr. Aber ſeinem Volke fehlte es an Gemeingeiſt: von den hunderttauſend Einwohnern, die Conſtantinopel in ſich faſſen mochte, ergriffen nur 4900 die Waffen; die übrigen zogen ſich feig zurück, verbargen ihre Schätze oder flohen. Ganze Familien wichen noch vor der Belagerung aus der Stadt, und in den Augenblicken der größten Gefahr erhoben ſich Glaubensſtreitigkeiten unter den Zurückbleibenden.

Am 6ten April 1453 begann die denkwürdige Belagerung zu Waſſer und zu Lande. Ein türkiſcher Admiral legte ſich mit zwei bis dreihundert

Schiffen vor die Mündung des Haſens, und Muhamed ſelbſt erſchien auf der Landſeite mit einem Heere, das von einigen auf 80,000, von andern auf 258,000, von noch andern auf 400,000 Mann angegeben wird. Ein furchtbares Geſchütz war dieſem Heere beigeſellt, und ſogleich wurden Batterien angelegt, Schanzen aufgeworfen, und Streitthürme aufgeführt, die den Mauern an Höhe gleichkamen.

Aber wie groß auch Muhameds Macht war, ſo war ſein Unternehmen doch nicht leicht. Conſtantinopel war ſtark durch ſeine Lage und Befeſtigung. Auf zwei Seiten vom Meere beſpült, war es gegen die Landſeite hin mit tiefen Graben, und einem doppelten Wall und Mauerwerk verſchanzt; der Haſen war mit vielen Schiffen verſehen, und durch eine große Kette geſperrt, die von Schiffen unterſtützt wurde. Einige Schiffe der Genueſen und Venetianer waren aus Rückſicht auf die Gefahr, die ihnen drohete, der bedrängten Stadt zu Hilfe gekommen; überdieß hatten ſich zwei- bis dreitauſend Freiwillige eingefunden, und unter ihnen der edle Genueſe Johann Juſtiniani, der allein durch ſeine Geſchicklichkeit im Kriegsweſen ein ganzes Heer aufwog. Eben deshalb hatte ihn Kaiſer Conſtantin zum Oberbefehlshaber aller ſeiner Truppen ernannt und ihm die Herrſchaft über Lesbos verſprochen, wofern er den Feind zur Aufhebung der Belagerung zwingen würde. Wirklich vollbrachte auch Juſtiniani ruhmwürdige Thaten. Mit ſeinen Freiwilligen ſchlug er die Feinde bei ihren häufigen Stürmen zurück, ſtürzte ihre Streitthürme um und vernichtete, wo er nur konnte, ihre Minen und Schanzen. Ueberall, wo Hilfe nöthig war, geſchäftig, ließ er die Mauern, die durch des Sultans Geſchütz niedergeriſſen waren, wieder aufrichten und die Graben reinigen. Auch auf der Seeſeite konnte der Sultan anfangs nichts ausrichten. Vergebens war es, daß er mit ſeinen Schiffen den Hafen ſperren ließ: vier genueſiſche Schiffe und eines mit kaiſerlicher Flagge ſchlugen ſich durch ſeine Flotte und kamen in den Hafen; vergebens war es, daß er ſelbſt in den Hafen zu dringen ſuchte: er konnte die Kette, die ihn verſchloß, nicht ſprengen.

Hierüber bis zur Wuth erbittert und überzeugt, daß die Stadt nur dann zu erobern ſey, wenn vom Hafen und Land zugleich gegen ſie angeſtürmt werden könnte, faßte Muhamed den ſeltſamen Plan, ſeine Schiffe zu Lande in den obern Theil des Hafens zu bringen. Er ließ dazu einen Weg von dem Bosporus bis an die obere Seite des Hafens ebenen, bedeckte denſelben mit Walzen, Balken und Bretern, die mit Fett beſtrichen

chen waren, ſetzte dann auf ſelbige ſiebzig bis achtzig Schiffe und brachte ſie in einer Nacht, acht italieniſche Meilen weit, glücklich in den Hafen. Hierauf ließ er am ſchmalſten Ort desſelben durch Tonnen oder Fäſſer, die zuſammengebunden und mit Balken und Bretern belegt wurden, eine Schiffbrücke oder ſchwimmende Batterie errichten, um auch von der Seeſeite her die Stadt beſchießen und beſtürmen zu können.

Als die Griechen dieß Unerwartete ſahen, wurden ſie ſehr beſtürzt. Immer deutlicher wurde ihnen nun der Untergang ihres Reiches, und Kaiſer Conſtantin ſchickte Abgeordnete an Muhamed II. mit dem Erbieten, ſich für ſeinen Vaſallen zu erklären und ihm jährlich ſo viel Tribut zu entrichten, als er fordern würde; nur ſollte er von Conſtantinopel abziehen. Vergebens! Der Siegerſtolz des Sultans verlangte die Uebergabe Conſtantinopels, und ſein Machtgebot wußte dieſe Uebergabe zu erzwingen.

Nachdem alles zum Hauptſturm vorbereitet war, beſtimmte er den 29ſten Mai zur Ausführung desſelben. Die Nachricht von dieſem Vorhaben verbreitete in Conſtantinopel Angſt und Schrekken. Man flehete zum Himmel um Gnade, man trug das Bild der Maria in feierlichen Aufzügen umher. Conſtantin ſelbſt verſammelte am Abend des 28ſten Mai die vornehmſten ſeiner Krieger, um ſie aufzumuntern und ihnen ihre Poſten anzuweiſen. Dann zog er in die Sophienkirche und empfing das heilige Abendmahl. Als er von hier in ſeinen Palaſt zurückgekehrt war, nahm er im Vorgefühl des nahen Todes von den Seinigen Abſchied. Hierauf ſtieg er zu Pferd, um die Wachen zu beſuchen und die Bewegungen des Feindes zu erforſchen, und als das Stürmen begann, ſtellte er ſich mit Juſtiniani und 3000 Griechen und Lateinern an das Thor Karſia auf der Landſeite, wo wegen eines beträchtlichen Mauerbruchs der Hauptangriff zu erwarten war.

Um drei Uhr des Morgens begann der Sturm. Muhamed ließ ihn durch ſolche Truppen machen, auf die er am wenigſten hielt. Sie wurden zurückgetrieben. Auch die Janitſcharen konnten anfangs nichts ausrichten: mit rühmlicher Tapferkeit vertheidigten ſich die Chriſten. Aber ihre Zahl war viel zu gering, als daß ſie der Uebermacht der Feinde hinlänglichen Widerſtand leiſten konnten. Und als nun immer neue Schaaren der Türken anrückten und ſchon an mehreren Orten durch die äuſſere Mauer eindrangen; als ferner Juſtiniani verwundet ſeinen Platz verlaſſen hatte; und als endlich der Kaiſer ſelbſt, der noch immer mit Heldenmuthe kämpfte, mitten im Gewühle von Türken, die ihn nicht kannten, getödtet worden war: da gerieth das chriſtliche Heer in Verwirrung und Flucht, Widerſtand und Ordnung hörte auf, und die Türken drangen ohne Aufenthalt in die Stadt. Der noch übrige Theil derſelben ergab ſich auf Bedingungen.

Das Schickſal der eroberten Stadt war erträglich, wenigſtens im Vergleich mit jener Eroberung Conſtantinopels durch die Kreuzfahrer in den Jahren 1203 und 1204. Die Stadt ward nicht, wie damals, durch Feuersbrünſte verheert, oder durch Rohheit verwüſtet. Auch die Zahl der Getödteten war nicht allzugroß: nur bei ihrem Einbringen hatten die Türken auf zwei- bis dreitauſend der Einwohner getödtet; der übrigen verſchonten ſie, nicht ſowohl aus Mitleid als vielmehr aus Habſucht, weil ſie für das Verkaufen oder Losgeben der Gefangenen anſehnliche Summen erwarteten. Doch wurde die große und reiche Stadt drei Tage lang geplündert, und dabei manches herrliche Denkmal des Alterthums vernichtet. Muhamed ſelbſt zeigte Großmuth und Wildheit, je nachdem Leidenſchaften in ihm aufwogten oder ruheten. Er kaufte griechiſche Große ſeinen eignen Soldaten, von denen ſie zu Gefangenen gemacht worden waren, ab und ließ wiederum viele von denen, die er losgekauft hatte, hinrichten, wenn ſie ſeiner Wolluſt oder Härte ſich widerſetzten. Uebrigens, entſchloſſen, Conſtantinopel zur Hauptſtadt ſeines Reiches zu machen, ſchonte er der Stadt, ihrer Kirchen, Paläſte und andrer öffentlichen Gebäude und verſprach den Einwohnern ſeinen Schutz, ja ſogar freie Religionsübung.

So ging mit der Eroberung Conſtantinopels das griechiſche oder oſtrömiſche Kaiſerthum zu Grunde, nachdem es ſeit dem Tode des großen Theodoſius 1058, und 977 Jahre länger als das weſtrömiſche Kaiſerthum beſtanden hatte. Zum Beſitz ſeiner herrlichen Länder gelangte ein aſiatiſches Volk, das mitten unter den chriſtlichen Staaten, unter die es ſich drängte, ſeine fremdartigen Sitten, ſeine fremdartige Verfaſſung und ſeine das Chriſtenthum anfeindende Religion hartnäckig beibehielt. Bei der wildaufſtrebenden Kraft, die es zu Eroberungen trieb, drohete es den europäiſchen Staaten Verderben und Vernichtung. Schon hatte es durch die Schlachten bei Nikopolis (1396) und bei Varna (1444) der abendländiſchen Chriſtenheit ſeine Furchtbarkeit fühlbar gemacht, und nach Ueberwältigung Conſtantinopels konnte es wohl auch Ungern überwältigen, dann nach Italien, Deutſchland, ja ſelbſt nach Frankreich ſeine Arme ausſtrecken. Angſt und Schrecken verbreitete daher die Nachricht von der Eroberung Conſtantinopels über die abendländiſche Chriſtenheit, und der Pabſt forderte dringend erſt zu Frankfurt (1454), dann zu Mantua (1455) die deutſchen und italieniſchen Fürſten, ſo wie Frankreich und Burgund zu einem Kreuzzuge gegen die Türken auf. Vieles wurde ihm verſprochen; aber der Kreuzzug kam nicht zu Stande. Es fehlte an Gemeingeiſt und feſtem Zuſammenhalt von Seiten der chriſtlichen Fürſten. Der damalige Kaiſer Friedrich III. war bei ſeiner Lage und Geiſtesſchwäche zu einem ſo großen Unternehmen nicht geeignet, und die übrigen Fürſten hielt Selbſtſucht oder Verblendung in Unthätigkeit. Nur Ein Fürſt, Matthias Corvinus, König von Ungern, ſtrengte ſich, wie ſein Vater Johann von Hunyad, an, das weitere Vordringen der Türken zu hindern; aber kaum konnte er ſich ihrer erwehren, geſchweige denn, daß er ſie aus ihren Eroberungen zu vertreiben vermochte. Die Türken blieben alſo in Europa, ein Schrecken für Ungern, Italien und Deutſchland. Indeſſen mochten ſie ſelbſt bei dem Widerſtande, den ſie in Ungern, dann in Deutſchland bei den Belagerungen Wiens fanden, zu der Ueberzeugung gelangen, daß es für ſie nicht wohlgethan ſey, ſich weiter in Europa auszubreiten. Und als ſpäterhin unter Sultanen, die im Harem, nicht im Lager erzogen waren, das erſte Feuer ihres kühnen Muthes verrauchte, trat an die Stelle des wilden Eroberungsgeiſtes das beßre Streben, das Errungene zuſammen zu halten und zu behaupten.

Doch nicht bloß durch die wechſelnden Schickſale Conſtantinopels, nicht bloß durch die Schreckniſſe, die ſie verbreiteten, nicht bloß durch die Leiden der Beſiegten und den Ungeſtüm der Sieger iſt die Eroberung Conſtantinopels wichtig; bedeutender und anziehender wird ſie für uns, wenn wir den Einfluß betrachten, den ſie auf die Fortbildung des weſtlichen Europa's hatte.

In Conſtantinopel hatte ſich während des ganzen Mittelalters, troß aller Ausartung und Verkehrtheit ſeiner Einwohner, ununterbrochen das Mechaniſche der Künſte und ein Schimmer der Cultur, gleichſam ein Nachglanz der alten Herrlichkeit erhalten. Seit Conſtantins des Großen Zeiten beſtanden hier Bibliotheken und gelehrte Schulen, nicht bloß für Geiſtliche, ſondern für die vornehme Jugend überhaupt; gelehrte Kenntniſſe galten für einen weſentlichen Theil der feinen Bildung; Gelehrte wurden zu den erſten Stellen des Staats erhoben; ſelbſt viele Kaiſer, beſonders aus der Familie der Comnenen, zeichneten ſich durch Gelehrſamkeit aus, und in jedem Jahrhundert gab es hier Männer, die ſich durch eigene Schriften, oder durch Sammlung früher vorhandener, oder durch Auszüge aus denſelben hervorthaten. Ja noch im funfzehnten Jahrhundert, ſo traurig auch damals die innere und äuſſere Lage des griechiſchen Kaiſerthums war, ſtarb das Studium der alten Litteratur in Conſtantinopel nicht aus. es blieb fortdauernd ein Haupttheil des Jugendunterrichts und ward noch von den letzten Kaiſern gepflegt.

Das Wohlgefallen an dieſem Studium hatte ſich bei dem häufigen Verkehr mit dem Abendlande, den beſonders Kreuzzüge und religiöſe Fehden beförderten, allmählich von Conſtantinopel nach Italien verpflanzt. Seit dem vierzehnten Jahrhundert hatte es hier ausgezeichnete Männer ergriffen und durch ſie auch die Großen Italiens. Aus den Schriften der alten Römer lernte man ahnen, wie weit herrlicher die Schriften der alten Griechen ſeyn müßten. Fürſten ſtrebten daher, die Schriften der alten Griechen zuſammen zu bringen, und Privatgelehrte, dieſelben durch Abſchriften zu vervielfältigen. Aber bei aller Mühe und allem Koſtenaufwande rückte man nur langſam in dieſem Streben fort. Es mangelte an den wichtigſten Werken der griechiſchen Litteratur und noch mehr an Sprach- und Sachkenntniß, um ſie zu verſtehen. Dieſem Mangel wurde nun durch den Untergang des griechiſchen Kaiſerthums abgeholfen. Schon als Conſtantinopel bedrohet, noch mehr als es erobert war, flüchteten von dort aus viele Gelehrte nach dem Abendlande und beſonders nach Italien. Dieſe Flüchtlinge brachten, auſſer mancherlei Geſchicklichkeiten in Künſten und Gewerben, viele Werke des griechiſchen Alterthums und Sprach- und Sachkenntniſſe zum Verſtehen und Erklären derſelben mit ſich. Sie wurden daher, bei der hier ſchon erwachten Liebe für alte Litteratur, die Lehrer wißbegieriger Jünglinge und Männer, und die Bücher, die ſie verbreiteten, führten zur weitern Kenntniß des Alterthums und zum tiefern Eindringen in ein Studium, das der Bildung des Geſchmacks, der freiern Anſicht der Kunſt und Natur, und darum auch dem Anbau aller Wiſſenſchaften wohlthätig zu Statten kommt. Befördert aber und weiter verbreitet wurde dieſes Studium durch edle Fürſten, wie die Mediceer, Cosmo und Lorenzo, waren, durch das Hinſtrömen wißbegieriger Ausländer nach Italien, durch die neuerfundene Buchdruckerkunſt, die faſt gleichzeitig mit dem Fall von Conſtantinopel aufkam, und durch den Briefwechſel der Gelehrten, der damals die Stelle gelehrter Zeitungen erſetzte.

So ward alſo der Untergang des griechiſchen Kaiſerthums dem Reich der Wiſſenſchaften heilbrinbringend, und obſchon man nicht behaupten kann, daß dieſer Untergang die erſte und einzige Urſache des Wiederauflebens der klaſſiſchen Litteratur in Italien war *): ſo muß man doch geſtehen, daß er zur Erhebung und Verbreitung deſſelben ſehr vieles beitrug.

XLII.

Die Entdeckung Amerika's.

Das denkwürdigſte Ereigniß am Schluſſe des Mittelalters, mit deſſen Darſtellung wir die Erzählungen aus demſelben am füglichſten beſchließen können, iſt die Entdeckung Amerika's, eben ſo wichtig an ſich als wichtig durch ihre unabſehbaren Folgen.

Nicht, wie andre Entdeckungen, iſt dieſe durch einen glücklichen Zufall bewerkſtelliget worden, ſondern durch gereiftes Nachdenken, durch ſcharfſinnige Benu-

---

*) **Heeren** (Geſchichte des Studiums der griechiſchen und römiſchen Litteratur, Thl. I. S. 293) ſagt: „Wenn man die Geſchichte des vierzehnten und der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts mit Aufmerkſamkeit ſtudiert hat, ſo kann man mit Sicherheit behaupten, daß die griechiſche Litteratur auch ohne den Fall von Conſtantinopel nach Italien, vielleicht nur langſamer gewandert ſeyn würde. Wären die griechiſchen Muſen nicht nach Italien **geflüchtet**, ſo würde man ſie **geholt** haben.“

Benutzung gemachter Erfahrungen und durch ausdauernden Muth. Aber wie andre große Begebenheiten, ſo ward auch dieſe durch vorangehende Ereigniſſe vorbereitet. Beſonders dienten hierzu die großen Entdeckungen, welche von den Portugieſen ſeit der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts (1418) auf der Weſtſeite Afrika's gemacht wurden und am Ausgang deſſelben Jahrhunderts (1498) den Seeweg nach Oſtindien aufſchloſſen.*) Denn durch dieſe Entdeckungen ward nicht nur die Anſicht der Erde erweitert, die Schiffahrtskunſt verbeſſert, die Scheu vor Beſchiffung unbekannter Meere gemindert und ein lebendiger Eifer für immer weitere Entdeckungen angeregt, ſondern auch der Mann erweckt und gebildet, deſſen hoher Geiſt die Entdeckung Amerika's bewerkſtelligte.

Dieſer Mann, Chriſtoph Columbus, der Sprößling einer angeſehenen, aber durch mancherlei Umſtände verarmten Familie, war zu Genua im Jahr 1446 oder 1447 geboren. Schon in früher Jugend äuſſerte er die entſchiedenſte Neigung und Geſchicklichkeit zum Seeleben: ſchnell und leicht lernte er alle darauf Bezug habende Künſte und Wiſſenſchaften. Seit ſeinem vierzehnten Jahre (1461) ging er zur See, zuerſt nach den Häfen am mittelländiſchen Meere, dann nach dem atlantiſchen

---

*) S. hiſtor. Bilderſaal, Bd. IV. Th. I. S. 178 ff.

tiſchen Meere bis zur Inſel Island. Im Kampfe gegen die Feinde ſeines Vaterlandes, Venetianer und Türken, erwarb er ſich Ruhm und Reichthum. Ein Unfall führte ihn nach Portugal (1471). Als er einſt unweit der portugieſiſchen Küſte gegen einige venetianiſche Schiffe kämpfte, gerieth ſein Schiff ſammt dem feindlichen, das er geentert hatte, in Brand. Doch er, auch in den ſchwierigſten Lagen beſonnen, erhaſchte ein ſchwimmendes Ruder und erreichte die über zwei Seemeilen weit entlegene Küſte Portugals. Gar bald empfahl er ſich hier, wo Geſchicklichkeit im Seeweſen geachtet wurde, erhielt Dienſte, that Seereiſen nach den canariſchen und azoriſchen Inſeln und heurathete die Tochter eines erfahrnen Seehelden, **Bartholomäus Pereſtrello**, der ſchon an den erſten Entdeckungen der Portugieſen mitwirkenden Antheil genommen hatte. Durch ihn erhielt er Seekarten und Tagebücher, aus denen er mit den Grundſätzen und Weiſen bekannt wurde, nach welchen die Portugieſen bei ihren Entdeckungen verfuhren. Dieſe Bekanntſchaft weckte ſein Nachdenken, und ſein kühner Geiſt ſtrebte es den Portugieſen zuvorzuthun. Dieſe hatten bis jetzt gemeint, einen Seeweg nach Oſtindien zu finden, wenn ſie oſtwärts um Afrika ſegeln könnten; ihm aber drängte ſich nach langem Nachſinnen und nach ſorgfältiger Vergleichung neuerer Erfahrungen mit den Muthmaßungen alter

Schriftſteller der Gedanke auf, daß daſſelbe Ziel weit eher und gefahrloſer zu erreichen ſey, wenn man weſtwärts, quer durch das atlantiſche Meer ſegle. Einſichtsvolle Freunde, denen er dieſen Gedanken (ſeit 1474) mittheilte, beſtärkten ihn in demſelben. Hierauf ſuchte er zur Ausführung deſſelben den Beiſtand einer europäiſchen Macht; aber nicht anders, als ſollte er auf alle Leiden und Widerwärtigkeiten ſeines ſpätern Lebens vorbereitet werden, mußte er ſchon hierbei lange Jahre hindurch das Quälende des Zögerns und das Kränkende des Zurückweiſens erfahren.

Zuerſt wendete er ſich (1482) an ſeine Vaterſtadt Genua; aber ſeine Landsleute hatten kein Vertrauen zu ihm und keine Luſt zu einer weiten und gewagten Seereiſe. Er wendete ſich darauf an den König von Portugal, Johann II. (1483); aber ſein Vertrauen wurde gemißbraucht: heimlich wurde ein anderer als er zur Beſchiffung des atlantiſchen Meeres ausgeſendet, und als dieſer, erſchreckt durch widrige Winde und die unabſehbare Weite des Weges, bald und fruchtlos zurückkehrte, ſein Plan als thörigt und unnütz verworfen. Nun erſt (1484) wendete er ſich nach Spanien, während er zu gleicher Zeit, beſorgt wegen ſeiner Aufnahme am ſpaniſchen Hofe, ſeinen Bruder Bartholomäus nach England ſendete; aber auch dieſes doppelte

Beginnen ſchien gänzlich zu ſcheitern. Sein Bruder ward auf der Reiſe nach England von Seeräubern ergriffen, beraubt und einige Jahre gefangen gehalten; und als es demſelben endlich gelang, von ihnen befreit, nach England zu kommen, befand er ſich in ſolcher Armuth, daß er erſt geraume Zeit mit dem Zeichnen und Verkauf von Landkarten ſich beſchäftigen mußte, um ſo viel Geld zuſammen zu bringen, daß er in anſtändiger Kleidung bei Hofe erſcheinen konnte, wo er vom König Heinrich VII. wenigſtens nicht ungünſtig aufgenommen wurde. Columbus ſelbſt hatte inzwiſchen acht Jahre lang in Spanien vielerlei Kränkungen zu erfahren. Ferdinand der Katholiſche, der mit ſeiner Gemahlin, Iſabelle von Caſtilien, gemeinſchaftlich daſelbſt regierte, war bei ſeiner argwöhniſchen und eigennützigen Denkart zu kühnen und auſſerordentlichen Entwürfen nicht geneigt, und Iſabelle, obſchon hochſinniger und unternehmender, fühlte ſich beſchränkt durch Geldmangel und einen ſchwierigen Krieg mit den Mauren in Granada. Auch hatten ſich die Spanier bis dahin noch nicht auf Seezügen verſucht, und die Männer, denen der Hof die Prüfung des vorgelegten Planes übertragen hatte, erklärten denſelben für unausführbar. Columbus wurde daher nach fünf Jahren vergebliches Harrens zurückgewieſen. Zwar wurde er nach einiger Zeit auf Empfehlung des Johann

Perez, Priors des Kloſters Rabida bei Palos, wiederum an den Hof berufen; aber ſeine Gegner wußten ſeine Hoffnungen abermals zu vereiteln. Tief gekränkt wollte er nun nach England gehen, als endlich ſein Geſuch Genehmigung fand. Granada ward am 2ten Januar 1492 erobert, und in der Freude über dieſe Eroberung öffnete ſich das Herz Iſabellens den Vorſtellungen und Bitten der Freunde Columbens, eines Quintanella und Santangel. Innigſt gerührt befahl ſie, den Columbus augenblicklich zurückzurufen, verſprach jede ſeiner Bedingungen zu genehmigen, und erbot ſich ſogar, ihre eignen Juwelen zu verpfänden, um das nöthige Geld zuſammen zu bringen. **Columbus**, der gern jedes Ungemach verſchmerzte, wo es der Ausführung ſeines großen Planes galt, kehrte ſogleich an den Hof von Santa Fé (bei Granada) zurück und fühlte ſich durch die gütige Aufnahme, die er bei der Königin fand, für alle ſeitherigen Kränkungen entſchädigt. Am 17ten April 1492 kam ein Vertrag mit ihm zu Stande. Es wurde ihm zugeſagt, daß er (und nach ihm ſeine Erben) in allen Meeren, Inſeln und Ländern, die er entdecken würde, Oberadmiral und Unterkönig ſeyn; daß ohne ſeine Beiſtimmung kein Statthalter daſelbſt angeſtellt werden; daß er den zehnten Theil von dem reinen Gewinn, den ſeine Entdeckungen einbringen würden, genießen; daß er, oder ein von ihm ernannter Richter alle Streitigkeiten, die über Handelsſachen in den zu entdeckenden Ländern ausbrechen würden, entſcheiden; und daß er den achten Theil zu den Koſten des bevorſtehenden Seezuges beitragen, dafür aber auch den achten Theil des Gewinnſtes desſelben genießen ſollte.

Nach Abſchluß dieſes Vertrags wurde zur Ausführung des Vorhabens geſchritten; aber die Feinde Columbens wußten es gegen den Willen Iſabellens dahin zu bringen, daß die Zurüſtungen weder der Würde des Hofes noch der Wichtigkeit des Vorhabens angemeſſen waren. Nur drei unbeträchtliche Schiffe, die den Namen Santa Maria, Pinta und Nigna erhielten, wurden in dem Hafen zu Palos ausgerüſtet und mit Lebensmitteln auf zwölf Monate verſehen; nur aus 90 Mann, worunter nur wenige Edelleute vom Hofe Iſabellens waren, beſtand die Schiffsmannſchaft; und nur auf 24,000 Thaler belief ſich der Aufwand, der auf dieſe Ausrüſtung verwendet wurde. Dennoch war Columbus damit zufrieden: es lag ihm zuviel an der Ausführung ſeines großen Gedankens!

Nachdem nun alle nöthigen Vorkehrungen vollendet waren, machte er ſich zur Abreiſe fertig. Schon am 12ten Mai 1492 nahm er Abſchied von dem König und der Königin; am 2ten Auguſt zog er mit allen ſeinen Gefährten nach dem Kloſter Rabida, wo er mit ihnen beichtete, das heilige Abendmahl genoß und Gott um das Gelingen ſeines Unternehmens anflehete. Darauf ſegelte er am 3ten Auguſt kurz vor Aufgang der Sonne aus dem Hafen von Palos ab. Er ſelbſt befand ſich als Oberadmiral auf dem größten ſeiner kleinen Schiffe, der Santa Maria, und die Brüder Pinzon, zwei ſpaniſche Edelleute und im Seeweſen wohlerfahren, befehligten die beiden andern Schiffe: Martin Pinzon die Pinta und Vincenz Pinzon die Nigna.

Columbus ſteuerte zuerſt den canariſchen Inſeln zu, und ſchon hier war es nöthig anzuhalten, um die ſchlecht gebauten Schiffe auszubeſſern. Doch war die Fahrt bis dahin ohne bedeutenden Anſtoß fortgegangen. Aber als nun Columbus am 6ten Sept. von der canariſchen Inſel Gomera weſtwärts in ein noch unbekanntes, noch nie befahrenes Meer ſchiffte, hatte er nicht nur mit den Schwierigkeiten einer ſolchen Fahrt, ſondern weit mehr mit der Aengſtlichkeit und Verzagtheit ſeiner Gefährten zu kämpfen, und es bedurfte ſo vieler Wachſamkeit, Standhaftigkeit, Menſchenkenntniß und Gewandheit, als er beſaß, um die Kleinmüthigen zu ermuthigen und die Widerſtrebenden zu beſchwichtigen. Er verbarg ihnen die Weite des

Weges, den ſie zurücklegten, deutete ihnen die auffallenden Naturerſcheinungen, die ſich ihnen zeigten, und ermunterte ſie durch Ausſichten auf große Reichthümer, die ſie am Ziel ihrer Reiſe finden würden. Als aber immer weiter die Fahrt ſich hinzog, als Tage kamen und Tage vergingen, und kein Land ſich ihnen zeigte, ſondern immer nur der weite Himmel und das unabſehbare Meer vor ihren Blicken lag, da ging ihre Aengſtlichkeit und Verzagtheit in Wuth und Verzweiflung über. Alle Bande des Gehorſams löſeten ſich, und unter mörderiſchen Drohungen verlangten ſie von ihm, augenblicklich umzukehren. Jetzt blieb ihm nur Eins übrig. Er verlangte von ſeinen Gefährten, „ſie „ſollten ihm nur noch drei Tage weiter folgen; „zeige ſich dann kein Land, ſo wolle er die Unter„nehmung aufgeben und nach Europa zurückſegeln.“ Er wagte nicht allzuviel, indem er ſich auf eine ſo kurze Zeitfriſt beſchränkte: die Nähe des Landes wurde immer gewiſſer. Das Senkblei erreichte den Grund des Meeres, die Züge der Vögel nahmen zu und beſtanden auch aus Landvögeln; man ſah Zimmerholz ſchwimmen, fing einen Baumaſt mit ganz friſchen rothen Beeren; die Luft ward milder und während der Nacht veränderlich. Columbus befahl daher am Abend des 11ten October die Segel einzuziehen und genaue Wacht zu halten, um nicht mit Gewalt ans Land getrieben zu werden.

Kurz vor Mitternacht bemerkte er in der Ferne ein Licht, und bald nach Mitternacht erſchallte von der Pinta, die den übrigen Schiffen voraus war, das Freudengeſchrei: „Land! Land!“ Mit der Beklemmung der Ungeduld und Ungewißheit erwarteten die Schiffenden den Anbruch des Tages. Er erſchien (12. Oct. 1492), und vor ihnen lag eine reizende Inſel. Freude und Jubel, Beſchämung und Reue erfüllte nun die Schiffenden. Unaufgefordert und inbrünſtig ſangen ſie das Danklied „Herr Gott dich loben wir ꝛc.,“ baten dann auf ihren Knieen den Columbus um Verzeihung und gelobten ihm im Gefühl ſeiner Weisheit den unverbrüchlichſten Gehorſam.

Mit feſtlichem Gepränge, fliegenden Fahnen und lautſchallender Kriegsmuſik ruderten ſie der Inſel zu. Columbus ſelbſt war der erſte, der ſie betrat. In einem reichen Kleide, mit dem bloßen Degen in der Hand, ſchritt er ans Land; ſeine Mannſchaft folgte ihm, und alle knieeten nieder und küßten den ſo lange erſehnten Boden. Darauf errichteten ſie ein Kreuz, dankten Gott für das Glück ihrer Reiſe und nahmen für die Krone Caſtiliens Beſitz von dem neuentdeckten Lande.

Während dieſes geſchah, wurden ſie von vielen Eingebornen umgeben, die mit Verwunderung eine Begebenheit anſtaunten, die ſie nicht begriffen und deren Folgen ſie nicht ahneten. Aber auch die Europäer waren voll Erſtaunens über das viele Neue, was ſie ſahen. Ganz andre Stauden und Bäume, ganz andre Thiere, ganz andre Menſchen, als ſie in ihrer Heimath zu ſehen gewohnt waren, fanden ſie hier. Die Inſel ſchien fruchtbar, war aber wenig angebaut. Von den Eingebornen wurde ſie Guanahani genannt; Columbus aber gab ihr zum Dank für die gefundene Rettung den Namen St. Salvador. Sie iſt eine der lukayſchen oder Bahama-Inſeln. Die Einwohner, gutmüthige Wilde, nackt, kupferfarbig und ohne Bärte, anfangs ſcheu und ſchüchtern, wurden bald mit den Spaniern vertraulich, als ihnen dieſe Schellen, Glaskorallen, Spiegel und andre Kleinigkeiten ſchenkten. Sie gaben dafür, was ſie beſaßen, rohe Lebensmittel und Baumwolle. Gold hatten ſie nicht, nur Goldbleche, die ſie als Zierrathen in ihren Naſen trugen. Auf die Frage, woher ſie dieſelben bekämen, wieſen ſie nach Süden. Hierdurch bewogen, brach Columbus nach Süden auf. Jetzt entdeckte er mehrere kleine Inſeln, dann die große Inſel Cuba, und am 6ten December Haiti, von ihm Hiſpaniola, ſpäterhin St. Domingo genannt. Hier zeigten ſich Spuren von Reichthümern, aber noch nicht das eigentliche Goldland, nach welchem alle begierig waren. Doch auſſer

Stand, jetzt dieſes Goldland aufzuſuchen — ſein größtes Schiff, Santa Maria, ſcheiterte am 24ſten December, und mit der Pinta hatte ſich Martin Pinzon heimlich entfernt — beſchloß **Columbus**, nach Europa zurückzukehren. Er legte daher mit Beiſtimmung der Einwohner von Hispaniola, die er durch Freundlichkeit gewann, auf der Nordſeite ihrer Inſel eine kleine Feſtung, Navidad, an, ließ daſelbſt 38 Spanier unter Anführung des Diego d'Arada zurück, ermahnte ſie zu einem liebreichen Betragen gegen die Einwohner und trat am 4ten Januar 1493 mit dem einzigen Schiffe, das er noch hatte, die Rückreiſe nach Europa an.

Der Anfang derſelben war glücklich. Am dritten Tage (den 6. Jan.) traf er mit der Pinta zuſammen, deren treuloſem Befehlshaber er verzieh, und ein günſtiger Wind begleitete ihn bis zum 14ten Februar. Jetzt aber erhob ſich ein furchtbarer Sturm, der den Schiffenden den Untergang drohete. Alle ſchrieen, beteten oder fluchten; nur **Columbus** bewährte auch hier die Standhaftigkeit eines großen Geiſtes. So lange er konnte, wendete er alle Geſchicklichkeit zur Rettung ſeiner beiden Schiffe an, und als ihm ſelbſt dieſe Rettung unmöglich ſchien, ſuchte er wenigſtens ſeine Entdeckung für Europa zu erhalten. Er beſchrieb auf Pergament die Reiſe, die er vollführt, die Länder, die er entdeckt, und die Colonie, die er daſelbſt zurückgelaſſen hatte; verſiegelte dann dieſes Schreiben und richtete die Aufſchrift an den König von Spanien, mit dem Bemerken, daß wer es unerbrochen demſelben einhändigen würde, tauſend Ducaten Belohnung erhalten ſollte. Hierauf wickelte er es in ein geöltes Tuch, ſchloß dieſes in einen Wachskuchen, legte letztern in eine ſorgfältig verſchloſſene Tonne, und warf die Tonne in die See. Aber es bedurfte dieſer Vorſicht nicht, um eine ſo wichtige Entdeckung zu erhalten. Der Wind legte ſich, die See wurde ruhig, und am 16ten Februar gelangte Columbus auf die azoriſche Inſel St. Maria. Hier erholte er ſich von den erlittenen Beſchwerden und verſah ſich mit neuen Lebensmitteln. Doch kaum war er wieder abgeſegelt, als er in neue Gefahren gerieth. Abermals erhob ſich ein furchtbarer Sturm, und nach zwei ſchreckvollen Tagen ſahe er ſich genöthigt in den Tejo einzulaufen (4. März). So gelangte er, ſtatt nach Spanien, zuerſt nach Portugal. Fünf Tage blieb er daſelbſt, wo er nun die beſchämen konnte, die ihn vorher als einen eiteln und betrüglichen Abenteurer zurückgewieſen hatten. Dann ſegelte er nach Spanien und am 15ten März 1493 lief er in denſelben Hafen von Palos ein, den er vor ſieben Monaten und eilf Tagen verlaſſen hatte.

Jetzt genoß er den ſchönſten Lohn ſeiner preiswürdigen Anſtrengungen. Unter dem Geläute der Glocken, dem Donner des Geſchützes und dem lautſchallenden Jubel des Volkes ſtieg er ans Land. Sein frommer Sinn führte ihn zuerſt in die Kirche, um Gott für die glückliche Vollendung ſeiner gefahrvollen und wichtigen Reiſe zu danken. Dann ließ er dem königlichen Paare ſeine Ankunft melden, und Ferdinand und Iſabelle ladeten ihn ein, ſogleich nach Barcellona, wo ſich damals der Hof befand, zu kommen, um einen ausführlichen Bericht ſeiner Anſtrengungen und der Erfolge derſelben zu erſtatten. Mit Freuden folgte er dieſer Einladung, und ſein Zug nach Barcellona glich einem Triumphzuge der altrömiſchen Feldherren; allenthalben drängte ſich das Volk herbei und begrüßte ihn mit Bewunderung und Ehrfurcht. Und wie mußte er ſich belohnt fühlen, als er nun feierlich in Barcellona einzog, noch mehr angeſtaunt, als alle Menſchen, Thiere, Pflanzen und andere Erzeugniſſe der neuen Welt, die er mit ſich führte; und als dann Ferdinand und Iſabelle von dem Throne, auf dem ſie im königlichen Schmucke saßen, vor ihm aufſtanden, ihn, der knieend ihre Hand küſſen wollte, aufhoben und auf einen für ihn bereiteten Stuhl niederſetzen ließen. Mit würdevollem Anſtand und zugleich mit jener edlen Beſcheidenheit, die wahrhaft großen Männern eigen iſt, erſtattete er jetzt einen umſtändlichen Bericht von ſeiner Reiſe; und kaum hatte er geendigt, als der König und die Königin niederknieeten, und Gott für eine Entdeckung dankten, die ihrem Reiche Ruhm und Vortheil und dem chriſtlichen Glauben weite Verbreitung verſprach. Dann aber bethätigten ſie auch ihren Dank gegen Columbus. Sie beſtätigten ihm die ſchon zugeſagten Rechte, erhoben ihn mit ſeiner Familie in den Adelſtand und ertheilten, was ihn am meiſten erfreute, den Befehl, unverzüglich eine ſtarke Flotte auszurüſten, womit er die bereits entdeckten Länder und noch mehrere, wie er zuverſichtlich hoffte, in Beſitz nehmen könnte. Dabei wurde auch des Pabſtes nicht vergeſſen. Ferdinand und Iſabelle wendeten ſich an ihn, um durch ihn ein Recht auf die neue Welt zu erhalten. Und gern ſprach ihnen der Pabſt, damals Alexander VI., ein geborner Spanier, die neue Welt, die er weder beſaß noch kannte, zu (4. Mai 1493): er ſah hierin eine Vermehrung ſeiner Macht. Um aber den Portugieſen, denen früher (1452) eine ähnliche Schenkung gemacht worden war, nicht wehe zu thun, zog er eine Linie von einem Pole zum andern, hundert Seemeilen weſtwärts von den azoriſchen Inſeln, und befahl, daß alles, was oſtwärts dieſer Linie liege, den Portugieſen, was aber weſtwärts derſelben liege, den Spaniern zukommen ſollte. Späterhin ward dieſe Linie, auf Antrag der Portugieſen, weiterhin nach Weſten gezogen. Das neuentdeckte Land aber bekam, da man es nach der Meinung des **Columbus** für einen Theil Indiens hielt, den Namen **Weſtindien**. Erſt in der Folge, als der Florentiner **Amerigo Vespucci** mit dem Spanier Ojeda eine Entdeckungsreiſe nach dem feſten Lande der neuen Welt unternommen (1499) und dann eine Beſchreibung der letztern herausgegeben hatte, die mit der größten Theilnahme geleſen wurde, geſchah es, daß dieſe neue Welt nach dem Namen ihres erſten Beſchreibers **Amerika** genannt wurde.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier alle weitern Entdeckungen, die durch jene erſte veranlaßt wurden, umſtändlich ſchildern wollten: wie z. B. der kühne **Nugnez de Balboa** nach muthiger Bekämpfung vieler Schwierigkeiten, von der Landenge Panama aus, das große Südmeer entdeckte (1513) und der Portugieſe **Ferdinand Magellan**, der erſte Weltumſegler (10. Auguſt 1519 — 7. Sept. 1522), dasſelbe zuerſt beſchiffte; wie die goldreichen und ſchon geordneten Reiche Mexiko und Peru, jenes von **Ferdinand Cortes** (1519 — 1521), dieſes von **Franz Pizarro** (1531 — 1535) aufgefunden und erobert wurden; wie ferner die Engländer unter **Cabot** die Küſte von Neufoundland 1496, die Portugieſen unter

Cortereal die Küſte von Labrador (1500) und unter Cabral Braſilien (1500) entdeckten; wie 1512 Florida, 1515 die Gegend am Ausfluſſe des la Plata, 1533 Californien, 1534 Canada aufgefunden wurde ꝛc. Nur die erſte Entdeckung Amerika's ſollte hier dargeſtellt werden. Doch ſind wir es dem Ruhme und Verdienſte Columbens ſchuldig, den Fortgang ſeiner Unternehmungen und den Ausgang ſeiner Schickſale wenigſtens kürzlich anzudeuten.

Noch dreimal reiſte Columbus nach der neuen Welt und entdeckte auſſer vielen Inſeln auch das feſte Land von Amerika. Am 25ſten Sept. 1493 trat er ſeine zweite Reiſe an mit 17 Schiffen, 1500 Mann und verſehen mit allem, was zu großen Eroberungen und Niederlaſſungen nöthig ſchien. Jetzt kam er zuerſt nach den Inſeln Deſirade (Deſeade), Guadeloupe, Portorico, und mehrern andern der Antillen. Das Fort Navidad zu Hispaniola fand er ſammt den daſelbſt zurückgelaſſenen Spaniern vertilgt: die rohe Ausgelaſſenheit der letzteren hatte den Zorn der gutmüthigen Einwohner bis zu deren Vertilgung geſteigert. Er legte daher auf der Nordſeite von Hispaniola eine Stadt an, die er Iſabelle nannte und drang in das Innere der Inſel bis zu dem Gebirge Cibao, das einen ergiebigen Bergbau darbot. Darauf machte er im Jahr 1494 weitere Entdeckungen auf dem caraibiſchen Meere, wo er unter andern Jamaika fand. Aber neue Kümmerniſſe trafen ihn, als er nach Hiſpaniola zurückkehrte. Die Goldgier ſeiner Gefährten und ſeines Hofes und der Unwille beider über getäuſchte Erwartungen nöthigten ihn, die Eingebornen mit Menſchen, Pferden und Hunden zu bekriegen und ihnen drückende Abgaben an Goldkörnern und Baumwolle aufzulegen (1495). Und doch konnte er den Verleumdungen ſeiner Gefährten und dem Mißtrauen eines argwöhniſchen Hofes nicht entgehen. Ein ſpaniſcher Kammerjunker Aguado kam mit königlichen Vollmachten zur Unterſuchung ſeines Betragens nach Hiſpaniola. Um dieſem Schimpf zu entgehen, kehrte er 1496 nach Spanien zurück. Hier ward er ehrenvoll aufgenommen, gewann aufs neue das Zutrauen des Hofes, und die Ausrüſtung einer Flotte zu einer neuen Anſiedelung in der neuen Welt wurde ihm verſprochen. Aber auf Betrieb ſeiner Feinde vergingen zwei Jahre, ehe dieſe Ausrüſtung zu Stande kam. Um ſie zu beſchleunigen, that er einen Vorſchlag, der höchſt ſchädliche Folgen hatte. Er erbot ſich Verbrecher, die das Leben verwirkt hätten, mit ſich zu nehmen und ſie zu Anſiedlern in der neuen Welt zu machen.

Erſt am 4ten Juli 1498 konnte er ſeine dritte Reiſe antreten mit ſechs Schiffen von ziemlicher Größe. Dießmal ſchiffte er ſüdlicher und entdeckte die Inſel Trinidad, das feſte Land am Ausfluß des Orinoco, Paria und Cumana, dann die Perleninſeln Cuagua und Margarita. Aber zu Hispaniola traf er große Zerrüttungen. Zwar hatte ſein Bruder Bartholomäus auf der Südſeite dieſer Inſel eine neue Stadt angelegt, St. Domingo, nach welcher nun die ganze Inſel benannt wurde; aber ein Spanier, Franz Roldan, den er als Oberrichter zurückgelaſſen hatte, hatte mit andern Spaniern einen Aufſtand gegen ihn und ſeinen Bruder erhoben. Nur mit großer Mühe konnte er den Aufſtand ſtillen, und gleich darauf wurde er ſelbſt ein Opfer ſeiner redlichen Anſtrengungen. Die verleumderiſchen Berichte, die die Aufrührer über ſein Verfahren an den ſpaniſchen Hof abſendeten, fanden dort, wo Eiferſucht, Neid und Argwohn einheimiſch waren, mehr Glauben als die von ihm erſtatteten Berichte. Eingenommen gegen ihn ſendeten Ferdinand und Iſabelle den Ritter Franz de Bovadilla nach Hispaniola mit der Vollmacht, Columbens Betragen zu unterſuchen und, falls die wider ihn angebrachten Beſchuldigungen gegründet wären, ihn abzuſetzen und die Regierung zu übernehmen. Bovadilla machte von der ihm übertragenen Gewalt den ſchnödeſten Mißbrauch.

Gleich bei ſeiner Ankunft bemächtigte er ſich der Wohnung und Schätze des Columbus und behandelte ihn als einen überwieſenen Verbrecher. Ohne ihn zu hören, ließ er ihn und ſeinen Bruder gefangen nehmen, in Ketten legen und auf ein Schiff bringen, das ihn nach Spanien führen ſollte. Columbus ertrug dieſes alles mit der Würde der Unſchuld, ja er gab nicht einmal zu, daß der, über ſolche Mißhandlung gerührte Schiffscapitain ihm die Ketten abnehmen durfte. So kam er am 23ſten November 1500 gefeſſelt nach Spanien. Hier ſchämten ſich ſelbſt Ferdinand und Iſabelle des Verfahrens gegen ihn. Sie ließen ihn ſogleich frei und ladeten ihn ein, nach Hofe zu kommen. Er erſchien, rechtfertigte ſich mit Nachdruck und Würde und bewirkte dadurch ſo viel, daß Bovadilla ſogleich abgeſetzt wurde. Aber noch wirkte ihm Eiferſucht und Argwohn entgegen: die ihm verliehene Würde eines Unterkönigs wurde ihm, wie oft und dringend er auch darum bat, nicht zurückgegeben, vielmehr wurde der Ritter Nicolaus d'Ovando als Statthalter nach Hispaniola geſendet. Tief empfand Columbus das Ungerechte und Kränkende dieſes Verfahrens. Er nahm daher die Ketten, mit denen er gefeſſelt worden war, überall mit ſich und verlangte, daß ſie ihm nach ſeinem Tode mit ins Grab gelegt werden ſollten.

Nur eines konnte er noch von dem ſpaniſchen Hofe erlangen, nämlich die Einwilligung zu einer neuen Reiſe, um mitten durch die von ihm entdeckten Länder eine Durchfahrt nach Indien, die er hier gewiß zu finden hoffte, aufzuſuchen. Demnach trat er am 9ten Mai 1502, begleitet von ſeinem Bruder Bartholomäus und ſeinem Sohne Ferdinand, von Cadix aus ſeine vierte und letzte Reiſe nach der neuen Welt an. Nur vier Schiffe waren ihm mitgegeben, und die ſchlechte Beſchaffenheit derſelben nöthigte ihn, ſich zuerſt nach Hispaniola zu wenden. Hier kam er am 29ſten Juni an; aber er wurde ſchmählich von St. Domingo zurückgewieſen und mußte in einer andern Gegend dieſer Inſel eine Zuflucht ſuchen. Nach einigen Wochen verließ er ſie wieder, um eine neue Straße in das indiſche Weltmeer aufzufinden. Jetzt entdeckte er die ganze Küſte des feſten Landes von dem Vorgebirge Gracias a Dios bis zum Hafen von Portobello; aber die geſuchte Durchfahrt fand er nicht, und wüthende Stürme, ſo wie die gänzliche Untauglichkeit ſeiner Schiffe nöthigten ihn, ſich nach Jamaika zu wenden. Kaum konnte er dieſe Inſel erreichen (24. Jan. 1503); die zwei ihm noch übrigen Schiffe zertrümmerten auf dem Strand, und an Wiederherſtellung derſelben war nicht zu denken. Jetzt befand er ſich in der trübſeligſten Lage. Abgeſchnitten von der übrigen Welt, ſchien er unter Wilden ſein Leben beſchließen zu müſſen. Da wagten zwei ſeiner Vertrauten zu ſeiner Rettung das eigne Leben. In ausgehöhlten Baumſtämmen ruderten ſie dreißig Seemeilen weit auf dem Weltmeer nach Hispaniola. Sie kamen glücklich daſelbſt an, aber acht Monate vergingen, ehe ſie von dem hartherzigen Ovando Hilfe für ihren geliebten Columbus erbitten konnten. Indeſſen hatte dieſer die herbeſten Leiden auf Jamaika zu beſtehen. Die Eingebornen, von den habſüchtigen Spaniern trotz aller ſeiner Warnungen gemißhandelt, entzogen ihm den nöthigen Beiſtand und ſeine eigenen Leute empörten ſich wider ihn. Gegen jene nützte ihm in den gefahrvollſten Augenblicken ſeine Kenntniß der Sternkunde: er ſagte ihnen eine Mondfinſterniß voraus, wodurch er ſo hohe Ehrfurcht bei ihnen gewann, daß ſie ihm Lebensmittel, an denen es ihm gänzlich mangelte, im Ueberfluß darbrachten; aber gegen dieſe mußte er die Gewalt der Waffen gebrauchen, um ſie zu dem ſchuldigen Gehorſam zurückzuführen. So hatte er über ein Jahr auf Jamaika hinbringen müſſen, als endlich zu ſeiner Rettung Schiffe aus Hispaniola herbei kamen, mit denen er am 13ten Auguſt 1504 auf dieſe Inſel gelangte. Hier wurde er ſcheinbar mit Ehrenbezeigungen empfangen, aber in der That auf vielfache Weiſe gekränkt. Nach vielen Bitten erlaubte ihm Ovando nach

Spanien abzuſegeln (12. Sept. 1504); aber ſo ſchlecht waren die Schiffe, die er ihm übergab, daß er nur mit Mühe Spanien erreichte (Dec. 1504.). Und was konnte er hier ausrichten? Seine einzige Stütze, die Königin Iſabelle, hatte ihm eben der Tod entriſſen (26. Nov. 1504), Caſtilien war voll Verwirrung und Unruhe, und Ferdinand hörte nicht auf ſeine Bitten und Klagen: er erſchien als ein Ueberläſtiger. Der Gram über ſo viele Kränkungen nagte an ſeinem Leben und beſchleunigte ſeinen Tod. Er ſtarb zu Valladolid, den 20ſten Mai 1506 im 59ſten Jahre ſeines Alters, und zu St. Domingo auf Hiſpaniola wurde er begraben mit den Ketten, die er einſt getragen hatte.

Selten haben die Urheber großer Entdeckungen und Erfindungen und andere Wohlthäter der Menſchheit das Lebensglück genoſſen, das ſie verdienten. Neid und Eiferſucht ihrer Zeitgenoſſen hat ihnen mit Undank gelohnt; Verfolgungen und Qualen ſind über ſie gekommen, und erſt die Nachwelt hat ihnen durch Ehre und Ruhm vergolten, was ihre Mitwelt an ihnen verſchuldete. So muß, wer Großes leiſten will, auch zu großen Opfern bereit ſeyn: das Große und wahrhaft Erſprießliche kann nur unter Mühen und Thränen reifen. Auch Columbus mußte dieß erfahren. Ungerecht und undankbar wurde er von dem Könige und vielen der Spanier behandelt; aber bei der Nachwelt blühet ihm der unverwelkliche Ruhm, durch ſeinen hohen Geiſt und ausdauernden Muth die wichtige und folgenreiche Entdeckung Amerika's bewerkſtelliget zu haben.

Ja, wichtig und folgenreich muß dieſe Entdeckung genannt werden! Um dieß zu bewähren, ſey es genug, hier nur einige Folgen anzudeuten, die ſie für Europa überhaupt, für Spanien insbeſondere und für Amerika hatte.

Nicht für Spanien allein, ſondern für ganz Europa ward die Entdeckung Amerika's errungen. Denn ganz Europa hat durch ſie an wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, an Betriebſamkeit, an Reichthümern und an Erweiterung ſeines Einfluſſes gewonnen. Wie ganz anders geſtaltete ſich nun den Europäern die Anſicht und Kenntniß der Erde, die Natur- und Menſchenkunde! Wie ganz anders wurde nun der Gang des Handels und der Schiffahrt, wie weit reger und verbreiteter der Unternehmungsgeiſt, wie weit lebhafter und ausgedehnter der Verkehr unter den verſchiedenſten Völkern und damit der Austauſch der Ideen! Ferner, welche Manchfaltigkeit neuer Lebensmittel, Gewürze, Arzneien und Färbeſtoffe wurde nun bekannt; welche ungeheure Maſſe von Reichthümern an Gold und Silber, an Perlen und Edelſteinen wurde nun in Umlauf geſetzt, und welchen Einfluß hatte dieſes auf die Preiſe der Dinge! Auch gelangte Europa jetzt erſt zum Gefühl ſeiner Ueberlegenheit an Geiſteskraft und Geiſtesbildung; es faßte den kühnen Gedanken einer Weltherrſchaft; und wirklich gelang es dem kleinſten Welttheil über einen großen Theil der übrigen Welttheile ſeine Herrſchaft zu verbreiten.

Nur ein Land Europa's, Spanien, das am erſten und meiſten durch dieſe Entdeckung zu gewinnen ſchien, verlor am meiſten. Den Glanz und Reichthum, den es von ſelbiger einerndete, erkaufte es mit ſeiner Entvölkerung und Entartung. Unter der Regierung Ferdinands und Iſabellens war das ſpaniſche Volk eines der thätigſten und angeſehenſten Europa's; aber ſchon ſeit der Regierung Philipps II. verlor es an Thatkraft und Anſehn. Viele ſeiner Bürger und gerade die kühnſten und kräftigſten wurden ihm durch die neue Entdeckung entzogen. Denn wer nur über das Loos der Niedrigkeit ſich zu erheben ſtrebte, oder wer begierig nach Reichthümern war, und für die Befriedigung jenes Strebens und dieſer Begierde Gefahren gering achtete, der zog nach Amerika, als dem Lande, das Ruhm und Reichthum jedem Kühnen darbot. Ferner, je ſchneller und reichlicher von dort Reichthümer nach Spanien floſſen, um ſo mehr entwöhnten ſich die Spanier der Thätigkeit und Geduld, die zum Betrieb eines langſam, aber ſicher nährenden Gewerbes erforderlich iſt. Darüber kamen Fabriken und Manufakturen, Handel und Ackerbau in Spanien zum Verfall; kaum erzeugte es noch den nothdürftigſten Lebensunterhalt für ſeine Einwohner, und bald mußte es, trotz ſeiner Bemühungen alle Ausländer von dem Verkehr mit Amerika auszuſchließen, die Schätze der neuen Welt mit dieſen theilen. Von Engländern, Holländern, Franzoſen und Deutſchen mußte es die Fabrikate, deren es für ſich und ſeine amerikaniſchen Beſitzungen bedurfte, einkaufen, und nicht lange dauerte es, daß dieſe thätigeren Nationen unmittelbaren Handel mit Amerika trieben. Dadurch theilte ſich der Strom von Reichthümern, der aus Amerika nach Europa floß, in unzählige Bäche, und Spanien wurde bei aller Zufuhr von Schätzen arm, während andre Länder bei regſamen und ausdauerndem Fleiße reich wurden. Demnach lehrt Spaniens Beiſpiel auf das Ueberzeugendſte, daß der Wohlſtand eines Volks keineswegs von der Maſſe des ihm zuſtrömenden Reichthums abhängt, und daß ganzen Völkern, wie einzelnen Menſchen, plötzlich erworbener Reichthum oft mehr zum Schaden als zum Vortheil gereicht.

Blicken wir endlich auf Amerika hin, ſo zeigen ſich die erſten Wirkungen der Entdeckung dieſes Welttheils für ihn ſelbſt ſehr traurig. Die Spanier ſahen das Volk Amerika's als ein niedriges Geſchlecht an, das kaum den Namen Menſchen verdiene, und durch die Schenkung des Pabſtes wähnten ſie zur Unterjochung desſelben berechtigt zu ſeyn. Mit aller Härte tyranniſcher Herren wütheten ſie gegen dasſelbe und gebrauchten ihre Ueberlegenheit an Kriegsgeſchicklichkeit, Schießgewehr, Pferden und Hunden zu deſſen Unterdrükkung. Mehr als die Hälfte der urſprünglichen Einwohner Amerika's wurde eben ſo wohl durch das Schwert als durch unmenſchlich harte Behandlung und Arbeit vertilgt. Aber wie in der phyſiſchen Welt ſchreckhafte Stürme, die große Verheerungen anſtiften, oft dazu dienen, Fruchtkörner nach weitentlegenen Klippen und Felſen zu treiben und eine Schöpfung voll Leben da zu ſchaffen, wo ſonſt alles öde und wüſte ſeyn würde: ſo dienen in der Menſchenwelt wilde Leidenſchaften, die das Lebensglück Vieler zertrümmern, oft dazu, eine beßre Zukunft herbeizuführen. Dasſelbe gilt auch in Bezug auf Amerika! Während die unglücklichen Amerikaner durch die wilde Leidenſchaftlichkeit der Spanier gemißhandelt wurden, wurde der Same beßrer Zeiten unter ihnen ausgeſtreut. Alle Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, alle Wiſſenſchaften und Künſte der Europäer kamen dahin und fanden langſamen, aber ſicher wirkenden Eingang. Selbſt das Chriſtenthum, das mit unchriſtlicher Härte den Amerikanern aufgedrungen wurde, kann und wird immer mehr ſeinen wohlthätigen Einfluß auf die Bildung roher Gemüther offenbaren. So erhebt ſich Amerika unter den Einflüſſen der von Europa ihm zugeführten Cultur; ſchon iſt daſelbſt mehr als ein Freiſtaat entſtanden; und wer weiß, ob nicht Amerika von der Vorſehung dazu beſtimmt iſt, der Herrlichkeit Europa's, namentlich deſſen Uebergewichte über andere Erdtheile ein Ende zu machen.

Ueberhaupt ſind die Folgen der Entdeckung Amerika's für uns noch unüberſehbar; erſt einer ſpäteren Zeit werden ſie deutlicher werden, und nur der unendliche Geiſt, der alles umfaßt und das Unglück Einzelner zum Glück des Ganzen lenket, vermag ſie zu überſchauen und zu leiten.

Inhaltsverzeichniß.

Zweiter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von den Kreuzzügen bis zur Reformation.

(Fortſetzung.)

XI. Erzählung von den Welfen und den Weibern von Weinsberg . . Seite 3

XII. Friedrich Barbaroſſa und die Lombarden — 12

XIII. Der Fall Heinrichs des Löwen . . — 51

XIV. Kaiſer Friedrich II. . . . . — 77

XV. Der unglückliche Konradin . . . — 110

XVI. Die deutſche Hanſe . . . . — 127

1) Von dem Emporkommen der deutſchen Städte; 2) von dem Entſtehn und der Beſchaffenheit der Hanſe; 3) von dem Handel und der Macht der Hanſe; 4) von dem Verfall der Hanſe; 5) von der Wirkſamkeit der Hanſe.

XVII. Die Fehmgerichte . . . . . — 147

1) Einige Worterklärungen; 2) von dem Entſtehn der Fehmgerichte; 3) Beſchaffenheit der Fehmgerichte: wo wurden ſie gehalten? in weſſen Namen und Auftrag? von wem? worüber? wie? 4) Furchtbarkeit, allmählicher Untergang und Würdigung der Fehmgerichte.

XVIII. Friedrich der Gebiſſene, Landgraf von Thüringen . . . . . — 169

XIX. Züge aus dem Leben Rudolfs von Habsburg . . . . — 190

XX. Die Ermordung Albrechts I. . . — 204

XXI. Die Stiftung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft . . . . . — 211

XXII. Tapfre Thaten der freien Schweizer — 222

XXIII. Friedrich von Oeſtreich und Ludwig der Baier . . . . . . — 236

XXIV.

XXIV. Züge aus dem Leben Kaiſers Maximilian I. . . . . . Seite 285
XXV. Coſmo und Lorenzo von Medici . . . — 286
XXVI. Die ſicilianiſche Veſper . . . — 293
XXVII. Abälard und Heloiſe . . . — 300
XXVIII. Die Aufhebung des Ordens der Tempelherren . . . . . — 311
XXIX. Von dem Wahnſinn Karls VI. . — 324
XXX. Die Jungfrau von Orleans . . — 333
XXXI. Heinrich II. und Thomas Becket . . — 353
XXXII. Denkwürdigkeiten aus der Regierungsgeſchichte Eduards III. . . . — 374
1) Die Schlacht von Creſſy 1346; 2) die Eroberung von Calais 1347; 3) die Schlacht von Maupertuis 1356; 4) Stiftung des Ordens vom blauen Hoſenbande.
XXXIII. Leben und Wirken des Cardinals Ximenes . . . . . — 391
XXXIV. Matthias Corvinus, König von Ungern — 408
XXXV. Scanderbegs Heldenthaten und Abenteuer . . . . . . — 424
XXXVI. Götz von Berlichingen und Peter Bayard . . . . . — 431
XXXVII. Franz Petrarca . . . . — 449
XXXVIII. Die Reformatoren vor Luther . — 464
1) Arnold von Brescia; 2) die Waldenſer; 3) Johann Wiklef; 4) Johann Huß.
XXXIX. Das Schießpulver und die ſtehenden Heere . . . . . . — 494
1) Von der Erfindung des Schießpulvers; 2) von dem Aufkommen der ſtehenden Heere; 3) Wichtigkeit der Einführung des Schießpulvers und der ſtehenden Heere.
XL. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt — 505
XLI. Die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken 1453 . . . — 514
XLII. Die Entdeckung Amerika's . . — 527

Vierzehn Kupfer
zum
# hiſtoriſchen Bilderſaal

Vierten Bandes zweiter Theil. Wohlfeilere Ausgabe

Tafel. XLVI. Kaiſer Friedrich I. im Kampfe gegen die Lombarden.
Kaiſer Friedrich I., genannt Barbaroſſa, hielt auf die Nachricht von dem Abfall der Lombarden und des Bundes, den ſie geſchloſſen hatten, eine Verſammlung zu P (21. Sept. 1167), die als Anfangspunkt ſeines Kampfes gegen den Lombardenbu angeſehen werden muß. Er ſprach die Reichsacht über dieſen Bund und, indem nach Ritterſitte ſeinen Handſchuh mitten in die Verſammlung warf, betheuerte feierlichſt, er werde die Frechheit der Rebellen züchtigen.

XLVII. Heinrich der Löwe demüthiget ſich vor Kaiſer Friedrich I.
Der kräftige Herzog zu Baiern und Sachſen, Heinrich der Löwe, war durch Kai Friedrich I. geächtet und ſeiner Herzogthümer entſetzt worden (Würzburg, Jan. 11 Anfangs hatte er ſich dieſer harten Verfügung widerſetzt, aber bald ſah er ſich nöthigt, der Uebermacht zu weichen. Auf einer Fürſtenverſammlung zu Erfurt (N 1181) warf er ſich dem Kaiſer, vormals ſeinem Freunde, zu Füßen und überl ſeine Sache der Gnade deſſelben.

XLVIII. Kaiſer Friedrich II.
Kaiſer Friedrich II. befand ſich zu Turin, umgeben von einigen ſeiner Großen, er die Nachricht empfing, daß der Pabſt Innocenz IV. Bannfluch und Thron ſetzung über ihn ausgeſprochen habe (16. Jul. 1245). Er gerieth in den heftigſ Zorn, ließ ſein Schmuckkäſtchen herbeibringen, öffnete es, und nahm aus demſel eine ſeiner Kronen. Dann rief er mit donnernder Stimme: „Noch habe ich me Krone nicht verloren, und Trotz der Angriffe des Pabſtes und der Beſchlüſſe der S node will ich ſie nicht ohne blutigen Kampf verlieren.“

XLIX. Konradin auf dem Blutgerüſte zu Neapel.
Konradin, der Enkel Friedrichs II., unglücklich im Kampfe gegen Karl von Anj der ihm ſein Erbreich, das Königreich beider Sicilien, entriſſen hatte, war bei T liacozzo geſchlagen, dann gefangen und zum Tode verurtheilt worden. Am 29. O 1268 wurde dieſes Urtheil vollzogen. Konradin wurde mit ſeinen Unglücksgefährt unter denen Friedrich von Oeſtreich beſonders genannt wird, auf das Blutgerü gebracht. Eine unzählbare Volksmenge umringte daſſelbe, und Karl von An befand ſich mit ſeinem Hofe auf einem nahen Thurme. Der Richter Robert v Bari las das gefällte Todesurtheil nochmals vor, das Volk murrte und Konra widerſprach. Vergebens! Da zog er ſeinen Handſchuh aus und warf ihn als eine A forderung zur Rächung ſeines Todes unter die verſammelte Menge. Einer der A weſenden ſoll den Handſchuh aufgehoben und dem Fürſten von Aragonien üb bracht haben.

L. Rudolf von Habsburg.
Rudolf von Habsburg gerieth, ehe er deutſcher König wurde, mit dem Abt v St. Gallen und mit der Stadt Baſel in Händel. Gefährlich ſchien es ihm, z Fehden zugleich zu führen. Er begab ſich daher, ohne Fried' und Geleit und von Wenigen umgeben, in die Burg ſeines Feindes, des Abts von St. Gallen. E ſtaunt trat ihm dieſer entgegen, aber bald ward er von Rudolfs mannhafter E ſchloſſenheit ſo gerührt, daß er ſich nicht nur mit ihm ausſöhnte, ſondern auch ihm gegen Baſel vereinigte.

afel. LI. Die Ermordung Albrechts I.

Am Fuße ſeiner Stammveſte, der alten Habsburg, ward Kaiſer Albrecht I. von ſeinem Neffen, Johann von Schwaben, und deſſen Mitverſchworenen mörderiſch überfallen und tödlich verwundet. Nach einem lauten Schrei ſank er ohnmächtig vom Pferde. Eine arme Frau, die in der Nähe war, eilte herzu und in ihrem Schooße gab er ſeinen Geiſt auf. Die Mörder aber flohen, von dem erwachten Gewiſſen getrieben, auf verſchiedenen Wegen auseinander.

LII. Die Stiftung des Schweizerbundes.

In der Nacht des 7. Nov. 1307 kamen Walter Fürſt, Werner Stauffacher und Arnold vom Melchthal, jeder begleitet von zehn rechtſchaffenen Männern ſeines Landes, auf dem Rütli, einer einſamen Gegend am Ufer des Waldſtätterſees, zuſammen, und ſchwuren zu Gott, mannhaftig die angeſtammte Freiheit zu behaupten und ſich von ihren Zwingherren zu befreien.

LIII. Arnold von Winkelried.

In der Schlacht bei Sempach (9. Jul. 1386) ſuchten die Eidgenoſſen lange Zeit vergebens die dichten Reihen der wohlgerüſteten Oeſtreicher zu durchbrechen: wie ein Wald voll eiſerner Stacheln ſtarrten ihnen deren Lanzen entgegen. Da rief voll Heldenmuth und Vaterlandsliebe Arnold von Winkelried ſeinen Gefährten zu: „Ich will euch eine Gaſſe machen! Sorgt für mein Weib und meine Kinder!“ Mit dieſen Worten ſprang er aus den Reihen der Eidgenoſſen, umfaßte ſo viele Lanzen der Oeſtreicher als er konnte, drückte ſie gegen ſeinen Leib und zog ſie im Fallen mit ſich zu Boden. Seine hochherzige Hinopferung entſchied den Sieg.

LIV. Friedrich von Oeſtreich und Ludwig der Baier.

Friedrich von Oeſtreich im Kampfe um die Kaiſerkrone gegen Ludwig den Baier geſchlagen und gefangen (28. Sept. 1322), dann unter gewiſſen Bedingungen von ſeinem Gegner freigegeben (6. März 1325), kehrte, da er nicht [illegible] konnte, was er verſprochen hatte, freiwillig zu Ludwig'n zurück und übergab ſich als Gefangenen. Und Ludwig, innigſt gerührt über ſo viele Herzensgüte, umarmte Friedrich'n, und behandelte ihn forthin nicht als einen Gefangenen, ſondern als ſeinen trauteſten Freund.

LV. Die ſicilianiſche Veſper.

Am zweiten Oſterfeiertage des Jahres 1282 zogen die Einwohner von Palermo ſchaarenweiſe nach Montreale, um dort in der Kirche zum heiligen Geiſte die Veſper zu hören. Da geſchah es, daß ein Franzoſe ein vornehmes Mädchen unanſtändig behandelte. Ohnmächtig ſank ſie in die Arme ihres Bräutigams; ihr Vater aber forderte die Rache des Volkes gegen den Frevler auf, und ein kühner Sicilianer entriß dem Franzoſen das Schwert und tödtete ihn. Dieſe raſche That war das Zeichen zu einem allgemeinen Aufſtand gegen die Franzoſen, die damaligen Herren von Sicilien. In kurzer Zeit wurden alle Franzoſen in Sicilien getödtet.

LVI. Die Jungfrau von Orleans bei der Krönung Karls VII. zu Rheims.

Als König Karl VII. (17. Jul. 1429) zu Rheims gekrönt und geſalbt worden war, warf ſich die Jungfrau von Orleans, ſeine Retterin, jetzt in dem glänzendſten Augenblicke ihres Lebens und Wirkens, ihm zu Füßen und wünſchte ihm unter [illegible] Freudenthränen Glück.

LVII. Heinrich II. am Grabe des Thomas Becket.

Ermordet war der Erzbiſchof von Canterbury Thomas Becket, zwar nicht auf Befehl aber doch auf eine unvorſichtige Aeußerung des engliſchen Königs Heinrich II. (29. Dec. 1170). Darauf ſahe ſich dieſer genöthigt, deshalb Kirchenbuße zu thun. Am 8. Jul. 1174 ging er baarfuß, im Gewand eines Büßenden in die Kirche von Canterbury zu dem Grabe des Ermordeten. Hier entblößte er ſeinen Rücken, und jeder der anweſenden Biſchöfe mußte ihm fünf, und jeder der übrigen Geiſtlichen und Mönche drei Ruthenſtreiche geben.

Tafel. LVIII. Eduard III. und die Einwohner von Calais.

Als der engliſche König Eduard III. Calais ſo weit gebracht hatte, daß es ſich e geben mußte, erboten ſich ſechs der angeſehenſten Einwohner, zur Rettung ihrer M bürger ihr Leben hinzugeben. Sie kamen am 4. Aug. 1347, wie es der König ve langt hatte, in bloßen Füßen, mit Stricken um den Hals und mit den Sta ſchlüſſeln in das brittiſche Lager, wo ſie ſich dem König zu Füßen warfen. Verg bens baten die engliſchen Ritter, vergebens der ſchwarze Prinz, des Königs helde müthiger Sohn, für ſie. Erſt den Bitten und dem Fußfall der Königin gelang e des Königs harten Sinn zu beugen. Er hob ſeine Gemahlin auf und ſchenkte nen ſechs edeln Einwohnern von Calais das Leben.

LIX. Johann Huß vor ſeinen Richtern zu Coſtnitz.

Als Huß ſchon auf dem Scheiterhaufen ſtand, angekettet an den daſelbſt errichtete Pfal, und bedeckt mit einer papierenen Mütze, auf welcher drei Teufel gemalt w ren, ritt der Kurfürſt von der Pfalz zu ihm hin, und fragte ihn, ob er ſeine Leh ren abſchwören wolle? Er antwortete: „Ich will die Wahrheit, die ich verkünd get habe, mit dem Tode beſiegeln.“ Darauf wurde der Scheiterhaufen angezünde

---

Von der im v. J. angekündigten, durch Herrn Prei Schulze umgearbeiten neuen Auflage der Moraliſchen Bilderbibel von K. F. Loſſius; fün Bände mit 74 Kupfern,

iſt der erſte Band bereits erſchienen, und die übrigen vie werden unverzüglich folgen.

Ueber den bey der Umarbeitung dieſes Werkes zu befol genden Plan hat ſich der Herr Herausgeber in der Ankündi gung folgendermaßen ausgeſprochen:

„Viele verehrliche Beſitzer der moraliſchen Bilderbibel und deren Fortſetzung, des hiſtoriſchen Bilderſaales, haben gewünſcht, daß beide Werke auf gleiche Weiſe eingerichtet, oder daß in der moraliſchen Bilderbibel, eben ſo wie in dem hiſtoriſchen Bilderſaale, zuerſt zuſammenhängende Ueberſichten der wichtigſten hiſtoriſchen Ereigniſſe, dann Schilderungen einzelner merkwürdiger Begebenheiten und Perſonen aufgeſtellt werden möchten. Gern möchten wir dieſem Wunſche entſprechen: allein die Verſchiedenheit des Zweckes beider Werke hindert uns, ihm völlig nachzukommen.“

„Beide Werke haben zwar den gemeinſamen Hauptzweck, durch Mittheilung hiſtoriſcher Kenntniſſe auf die Verſtandes- und Herzensbildung der Jugend hinzuwirken, und machen zuſammen Ein Ganzes aus. Aber die moraliſche Bilderbibel iſt für die frühere Jugend beſtimmt und der hiſtoriſche Bilderſaal für die reifere, oder für Jünglinge, die eines ernſtlichern Studiums der Geſchichte fähig ſind. Wie nun zwar gleicher Lehrſtoff verſchiedenen Altern mitgetheilt werden kann, aber die Behandlung deſſelben nach der Verſchiedenheit derer, denen er vorgetragen wird, verſchieden ſeyn muß: ſo iſt auch der Vortrag und die Behandlung des hiſtoriſchen Stoffes anders in der moraliſchen Bilderbibel, anders in dem hiſtoriſchen Bilderſaale. Dort werden nur die merkwürdigſten Perſonen und Begebenheiten aus der bibliſchen und nicht-bibliſchen Geſchichte dargeſtellt, das ſittliche Gefühl zu üben und zu ſtärken: das Hiſtoriſche iſt dort dem Moraliſchen untergeordnet; hier aber wird tiefer in das Gebiet der Geſchichte eingedrungen, der

Zuſammenhang der Begebenheiten gezeigt, ihre Urſachen und Wirkungen entwickelt: kurz das hiſtoriſche iſt hier vorherrſchend, ohne daß dabei des moraliſchen vergeſſen wird.“

„Dieſe Verſchiedenheit beider Werke ſollte und konnte bei der neuen Auflage der moraliſchen Bilderbibel nicht verwiſcht werden, da das Ganze auf das ſtufenweiſe Fortſchreiten der Verſtandes-Entwickelung gegründet iſt. Es bleibt daher der moraliſchen Bilderbibel ihre weſentliche Einrichtung, die gemüthvolle Darſtellung einzelner Begebenheiten und Perſonen, eben ſo wie die vortrefflichen Kupfer bleiben, die ſelbiger beigegeben ſind. Dagegen ſoll Unrichtiges und Weitſchweifiges entfernt, und eine hiſtoriſche Einleitung vorausgeſchickt werden, die kurz und bündig die hauptſächlichſten Begebenheiten der alten Geſchichte bis zur Stiftung des Chriſtenthums, oder bis zu der Zeit, wo der hiſtoriſche Bilderſaal anhebt, umfaßt. Dadurch, hoffe ich, werden die einzelnen Erzählungen, die in der moraliſchen Bilderbibel vorkommen, einen Zuſammenhalt erhalten, den man vorher daſelbſt vermißte, und das Ganze wird, wie man gewünſcht hat, hinfort eben ſo wie der hiſtoriſche Bilderſaal bei dem hiſtoriſchen Unterricht gebraucht werden können.“

⁂

In der Vorausſetzung, daß dieſe neue Auflage gleichen Beifall, wie die erſte, erhalten werde, laſſe ich von neuem dieſelben billigen Vorauszahlungspreiſe eintreten, wie ſie für jene beſtanden haben, nämlich:

3 Thlr. 12 Gr. (6 fl. 18 kr.) für jeden Band der beſſern Ausgabe auf Schreibpapier mit ausgeſuchten Kupferabdrücken und

2 Thlr. 12 Gr. (4 fl. 30 kr.) für jeden Band der wohlfeilern Ausgabe auf Druckpapier.

Gotha, im Jul. 1822.

Juſtus Perthes.

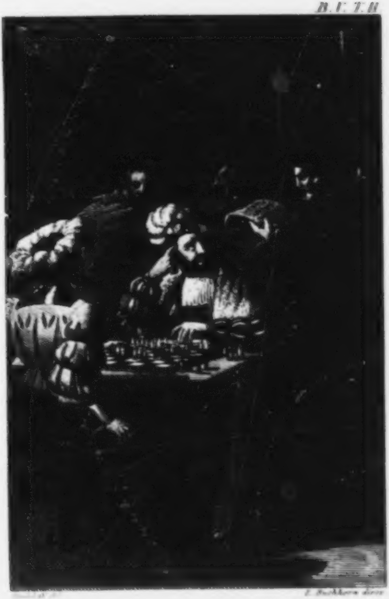
Für den Buchbinder.

Das Kupfer, T. LII, wird dem Titel gegenüber gebunden.

Die größte Vorſicht iſt beim Binden dieſes friſch gedruckten Bandes anzuwenden, indem unvorſichtiges Schlagen und Preſſen leicht Text, wie Kupfer verderben kann.

Dieſe Kupfererklärung iſt hinter das Inhaltsverzeichniß anzubinden.

B. V. T. II



[illegible] L. Buchhorn direx

Kurfürst Johann Friedrich

vernimmt die Ankündigung seines Todesurtheils.

Geſchichte
der
neuen Zeiten.

Von

Chriſtian Ferdinand Schulze,
Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

Erſter Band.

Mit zehn Kupfern,
nach Zeichnungen von Heideloff und Wolf.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 1827.

Hiſtoriſcher Bilderſaal

oder

Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geſchichte.

Ein Lehr- und Leſebuch für gebildete Stände

von

Chriſtian Ferdinand Schulze,

Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

Fünften Bandes erſter Theil.

Mit zehn Kupfern

nach Zeichnungen von Heideloff und Wolf.

Beſſere Ausgabe. Ladenpreis: 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 1827.

[illegible] 17 [illegible]

[illegible] 17 [illegible] 3

[illegible]

2 ——— 267.59

Vorrede.

In dieſem Theile des hiſtoriſchen Bilderſaales, der wegen mancherlei Störungen jetzt erſt erſcheinen kann, ſollte die erſte Periode der neuen Geſchichte ihrem ganzen Umfange nach behandelt werden. Aber die Schilderung ſo vieler wichtigen Perſonen und Begebenheiten, als in den Zeiten von der Reformation bis zur franzöſiſchen Revolution vorkommen, ließ ſich bei der für dieſes Werk gewählten Darſtellungsweiſe in Einen Band nicht zuſammendrängen. Der Verfaſſer ſahe ſich daher genöthigt, ein Verfahren zu wiederholen, zu dem er ſchon vorher hingeführt wurde, oder die Darſtellung dieſer Periode,

riode, wie die der vorhergehenden, zu trennen und im gegenwärtigen Theile nur die Zeiten von der Reformation bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges abzuhandeln. — Wie nöthig dieſes Verfahren war, kann ſich ſchon aus der angewachſenen Bogenzahl ergeben, welche die der früheren Bände weit überſchreitet.

Uebrigens iſt ſich das Aeuſſere gleichgeblieben. Der Verleger hat auch bei dieſem Bande für Schönheit des Druckes, des Papiers und der Kupfer geſorgt; und da ſeit dem Erſcheinen des vorigen Theiles Herr Schubert in Dresden, nach deſſen vortrefflichen Zeichnungen die früheren Kupfer zu dieſem Werke ausgefertigt wurden, geſtorben iſt, ſo hat er andern achtungswürdigen Künſtlern, namentlich den Herren Heideloff in Nürnberg und Wolf in Berlin die Zeichnungen übertragen, deren rühmliche Leiſtungen die verdiente Anerkennung hoffentlich finden werden. — Was den Inhalt dieſes Bandes anbetrifft, ſo kann der Verfaſſer ohne Anmaßlichkeit verſichern, daß er ſich beeifert hat, die groſſen Begebenheiten und Charactere, die hier geſchildert werden, richtig aufzufaſſen und einleuchtend darzuſtellen. Ueberhaupt iſt bei dem Verfaſſer und Verleger die Liebe zu dieſem Werke, troz der Reihe von Jahren, die ſeit deſſen erſten Erſcheinen verfloſſen iſt, nicht erkaltet. Möge dieß auch bei den Gönnern und Beförderern desſelben der Fall ſeyn!

Um den fernern Ankauf dieſes Werkes zu erleichtern, hat ſich der Verleger entſchloſſen, die Theile desſelben, die ſich auf die neue Geſchichte beziehen, als ein beſonderes Ganze abzulaſſen. Es iſt daher dieſem Theile ein doppelter Titel beigefügt worden, von denen der eine auf die Fortſezung des ganzen Werkes, der andre auf die neue Reihenfolge der Bände, welche die Geſchichte der neuen Zeit behandeln, ſich bezieht.

Das Erſcheinen des folgenden Theiles, welcher die Darſtellung merkwürdiger Begebenheiten und Charactere aus den Zeiten von dem weſtphäliſchen Frieden bis zur franzöſiſchen Revolution enthalten wird, ſoll ſo viel als möglich beſchleuniget werden.

Gotha, den 8. Nov. 1826.

Chriſtian Ferdinand Schulze.

Der

neuen Geſchichte

Erſte Periode

von der

Reformation bis zur franzöſiſchen Revolution

1517 — 1789.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von der Reformation bis zur franzöſiſchen Revolution,

1517 — 1789.

Einleitung.

So wie das Leben einzelner Menſchen, die durch Thatenglanz oder Charactergröße hervorſtrahlen, um ſo anziehender erſcheint, je weiter ſich deren Seyn und Wirken vor unſeren Blicken entfaltet: ſo fühlen wir uns auch von der Geſchichte des Menſchengeſchlechts um ſo mehr angezogen, je weiter wir in derſelben vorwärts ſchreiten, oder je näher wir unſeren Zeiten kommen.

Dieſe Bemerkung drängt ſich uns auf, indem wir jetzt aus der Geſchichte des Mittelalters zu der Geſchichte der neueren Zeiten übergehen. Wohl mögen die Begebenheiten der alten und mittleren Zeiten hin und wieder größer oder rieſenhafter erſcheinen, da ſie aus weiter Ferne uns entgegentreten und, gleich der Sonne im Untergehen, wie mit einem Nebelglanze umfloſſen ſind; aber gewiß werden wir zu den Begebenheiten der neueren Zeiten mehr hingezogen, da ſie deutlicher, als jene, hervortreten, mit unſeren eignen Erfahrungen zuſammenſtimmen und in ihren Wirkungen noch fortdauern.

Doch wie anziehend die Geſchichte der neueren Zeiten iſt, ſo ſchwierig iſt es auch, einen klaren Ueberblick derſelben zu gewinnen; denn groß und mannigfaltig iſt die Maſſe wichtiger Begebenheiten, die ſie aufſtellt, und enger, als die der alten und mittleren Zeiten, ſind dieſe unter einander verſchlungen. Um ſie ſo zuſammen zu ſtellen, daß ſie dem Verſtande deutlich und dem Gedächtniſſe behältlich werden, müſſen wir ſie an gewiſſe Hauptpunkte knüpfen. Was aber eignet ſich hierzu mehr als das Auffaſſen der Ideen, die als vorherrſchende anzuſehen ſind?

Am Anfange der Periode, zu der wir uns hinwenden, erblicken wir die Völker und Staaten, die gleichſam den Mittelpunkt der allgemeinen Geſchichte ausmachen, ergriffen von Ideen für Religion und Kirche. Der Ruf zur Freiheit im Denken und Glauben, der von Luther ausging, der Aufruf zur Bekämpfung der Pabſtmacht, zur Wiederherſtellung des reinen Chriſtenthums, zu einer Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit, den dieſer Gottbegeiſterte mit lichtvoller Klarheit und gewaltiger Kraft ausſprach, ergriff die Gemüther der Menſchen. Fürſten und Völker, Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte,

lehrte, Wahrheitsfreunde und Wahrheitsfeinde wurden von der Reformation in Bewegung geſetzt; auf öffentliches und häusliches Leben, auf Kirche und Staat, auf Wiſſenſchaften und Künſte, auf Aufklärung und Sitten hatte ſie Einfluß; die wichtigſten Begebenheiten in religiöſer und politiſcher Hinſicht gingen aus ihr hervor.

Aber Eine Idee, und wäre ſie auch noch ſo erhaben, kann nicht auf immer die Menſchen erfüllen; ſie verliert durch Zeit und Gewohnheit ihre Spannkraft; bald treten andre neben ſie hin, erheben ſich über ſie und reißen alles mit ſich fort, bis dieſe wieder von anderen verdrängt werden. So war es auch in Rückſicht der kirchlichen und religiöſen Ideen, die die Reformation erweckt hatte. Nachdem lange für und gegen ſie geſtritten worden war, erkaltete das Intereſſe für ſie, noch während des großen Kriegs, den ſie in Deutſchland angeregt hatte. Dringender und auffallender, als je, trat nun in den einzelnen Staaten die Selbſtſucht hervor. Von Seiten der Fürſten zeigte ſich das Verlangen, ihr Gebiet durch Verbindungen, Kriege und Friedensſchlüſſe zu ſichern und zu vergrößern und ihre Throne durch die Kräfte ihrer Unterthanen mit Glanz zu umgeben, und von Seiten der Völker das Streben, ſich der Laſten, die ihnen hierdurch aufgebürdet wurden, zu entledigen und zu bürgerlicher Freiheit zu gelangen. Kurz, die Ideen, die ſich ſeit dem Ende des dreißigjährigen Krieges oder ſeit der Regierung Ludwigs XIV. als vorherrſchende ankündigten, waren nicht mehr kirchlicher, ſondern politiſcher Art, und das Intereſſe, das Fürſten und Völker von nun an vornehmlich beſchäftigte, iſt ein politiſches zu nennen.

Demnach kann man die gegenwärtige Periode als einen Zeitraum kirchlicher und politiſcher Bewegungen betrachten, und an das zwiefache Intereſſe, das ſich in ihr hervorthat, die Hauptbegebenheiten derſelben knüpfen. Sie wird daher in zwei Abtheilungen geſondert, von denen die erſte die Zeiten des kirchlichen Intereſſe, die zweite die Zeiten des politiſchen Intereſſe darſtellt. Jene geht von dem Anfang der Reformation bis zu dem Ende des dreißigjährigen Krieges, dieſe von dem weſtphäliſchen Frieden oder der Regierung Ludwigs XIV. bis zur franzöſiſchen Revolution. Jene wird in dem vorliegenden Bande unſers hiſtoriſchen Bilderſaales, dieſe in dem nächſt folgenden Bande desſelben behandelt werden.

Erſte Abtheilung.

Die Zeiten des kirchlichen Intereſſe,

oder

vom Anfange der Reformation bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges,

1517 — 1648.

Die wichtigſten Punkte, auf welche wir in dieſer Abtheilung unſere Aufmerkſamkeit zu richten haben, ſind erſtens die Reformation ſelbſt, deren Entſtehen, Fortgang und Folgen, und die ihr zur Seite ſtehende Regierung Karls V.; zweitens die Vorbereitungen des dreißigjährigen Krieges oder die Geſchichte der Staaten, die an demſelben Antheil nahmen; drittens dieſer merkwürdige Krieg und der ihn beſchließende weſtphäliſche Frieden.

Erſtes Kapitel.

Von der Reformation und der Regierung Karls V.

I. Von der Reformation.

Die Kirchenverbeſſerung im ſechzehnten Jahrhundert war ein lang vorbereitetes Werk, hervorgehend aus dem Verderbniß der Kirche und aus dem fortgeſchrittenen Streben nach Licht und Wahrheit.

Während die Päbſte Jahrhunderte lang nur dahin geſtrebt hatten, ihre Herrſchaft geltend zu machen und zu erweitern, war die Kirche in Verderbniß gerathen. Das Chriſtenthum war zum Pabſtthum geworden; ſtatt der Lehren der Bibel (die dem Volke entzogen und ſelbſt vielen Gelehrten unbekannt war), wurden die Satzungen der Päbſte vorgetragen; ſtatt der Verehrung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit, beſtand ein eitler, betäubender und an das Heidenthum hinſtreifender Ceremonientand; ſtatt der ernſten Hinweiſung auf wahre Sinnes- und Lebensbeſſerung, wurde der Ablaß oder die käufliche Vergebung der Sünden gepredigt; ſtatt zu belehren und zu überzeugen, forderte man blinden Gehorſam in Religionsſachen. Die Päbſte ſelbſt, die ſich für Statthalter

Chriſti und Nachfolger Petri ausgaben, mißbrauchten die Religion zu einem Werkzeug ihrer Habſucht und Herrſchſucht. Unter verſchiedenen Vorwänden belaſteten ſie nicht bloß Einzelne, ſondern, ſo weit ihr Anſehen reichte, ganze Völker mit drückenden Schatzungen und zogen dadurch ungeheure Summen nach Rom. Dabei erklärten ſie jeden Widerſpruch gegen ihre Forderungen und jeden Zweifel an ihren Lehren als fluchwürdige Ketzerei, die ſie mit Bannflüchen und Scheiterhaufen bedrohten. — So lag die Kirche noch im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts im Argen, und keine Hoffnung war vorhanden, daß die Päbſte ſelbſt eine wahre Kirchenverbeſſerung einleiten und durchführen würden; denn eben dieß Verderben war zum Theil von ihnen ausgegangen, es ſchmeichelte ihrem nach irdiſchen Gütern hingerichteten Sinne, und nachdrücklich hatten ſie bis jetzt ihre Anmaßungen gegen Reichstage und Kirchenverſammlungen behauptet und alle die verfolgt und unterdrückt, die gegen das Verderben der Kirche geeifert hatten.

Doch was von ihnen nicht zu erwarten war, ſollte durch das Fortſchreiten der Zeiten geſchehen. Nachdem nämlich, beſonders im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts, durch das wiederauflebende Studium der Sprachen und Schriften der Alten und durch wichtige Entdeckungen und Erfindungen, durch welche die verſchiedenartigſten Kräfte aufgeregt wurden, eine größere Geiſtesthätigkeit entwickelt worden war, war auch das Streben nach Licht und Wahrheit lebendiger, hierdurch das Verderben der Kirche anſchaulicher, und durch beides die Sehnſucht nach Abſtellung desſelben allgemeiner und dringender geworden. Gereift waren alſo die Zeiten für eine Kirchenverbeſſerung! Aber deſſenungeachtet war auch nicht eins der in der Kirche herrſchenden Uebel abgeſtellt worden; vielmehr waren dieſe ſo tiefgewurzelt und wurden, wie ſchon bemerkt, von den Päbſten ſo hartnäckig in Schutz genommen, daß ſie nicht von ſelbſt dem ſtillwirkenden Einfluſſe des fortgeſchrittenen Zeitgeiſtes wichen, ſondern nur durch kräftige und beharrliche Angriffe ausgerottet werden konnten. Es bedurfte alſo eines gewaltigen, unerſchütterlichen, dabei gelehrten, gottesfürchtigen und eindringlichen Lehrers, der das, was Tauſende fühlten, zur Sprache brachte, oder die Ideen, von denen Tauſende bewegt wurden, ins Leben rief. Und einen ſolchen Lehrer erhielt nach Gottes Rath die damalige Welt an **Luther**, durch den am Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts die Kirchenverbeſſerung hervortrat, der Sonne gleich, die Licht und Wärme verbreitet.

D. Martin Luther, der Sohn armer, aber frommer Eltern, geboren zu Eisleben 10. Nov. 1483, gebildet auf der Schule zu Magdeburg und Eiſenach und (ſeit 1501) auf der Univerſität zu Erfurt, ſeit 1505 Auguſtinermönch und ſeit 1508 Profeſſor zu Wittenberg, ward nicht durch Ausſichten auf Ruhm und Reichthum (Eigennutz, wie Menſchenfurcht, war ſeinem hochherzigen Gemüthe fremd), ſondern allein durch ſeinen gottesfürchtigen Sinn, durch ſeine Ueberzeugung von der freien Gnade Gottes in Chriſto Jeſu vermocht, das Verderbniß der Kirche zu beſtreiten und auf die Rückkehr zum Evangelium zu dringen. Er fing damit an, daß er in 95 Streitſätzen, die er am 31. Octbr. 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg anſchlug, den ärgerlichen Ablaßhandel, den der Dominicanermönch Johann Tezel im Namen des Pabſtes Leo X. in Sachſen predigte, öffentlich beſtritt. Eine eigentliche Kirchenverbeſſerung, oder gar eine Kirchentrennung hatte er damals nicht im Sinne. Bald aber führte der Beifall, den er fand (binnen vierzehn Tagen wurden ſeine Theſes in ganz Deutſchland bekannt), der Widerſpruch, der ihm entgegengeſetzt wurde (ſchon im Octbr. 1518 zu Augsburg, im Jan. 1519 zu Altenburg, im Jun. 1519 zu Leipzig hatte er ſchwierige Kämpfe zu beſtehen), und ſein fortgeſetztes Nachforſchen in den Urquellen und in der Geſchichte des Chriſtenthums ihn weiter. Hatte er anfangs nur den Mißbrauch des Ablaſſes beſtritten, ohne den Ablaß ſelbſt zu verwerfen, ohne das Pabſtthum anzugreifen, und ohne die Lehren, in deren Bekenntniß er aufgewachſen war, zu beſtreiten: ſo erklärte er nun die Pabſtmacht als eine unchriſtliche, erhob über ſie die Ausſprüche der Kirchenverſammlungen und über beide die heilige Schrift, als die einzig ächte Erkenntnißquelle chriſtlicher Wahrheit; er verwarf nun die Lehren von der Ohrenbeichte, von der Verehrung und Anrufung der Heiligen, von der Eheloſigkeit der Prieſter, von den Kloſtergelübden, von dem Fegefeuer, von den Seelenmeſſen, von den ſieben Sacramenten ꝛc., und erklärte, daß das, was in der heiligen Schrift ein Reich des Antichriſts genannt werde, nichts anders, als das Pabſtthum ſey. Vergebens wurde er von dem Papſte mit dem Banne belegt (Jun. 1520): er ſagte ſich von der römiſchen Kirche los, indem er die Bannbulle nebſt andern päbſtlichen Schriften öffentlich zu Wittenberg verbrannte (10. Dec. 1520); vergebens wurde er auf dem Reichstage zu Worms (17. und 18. Apr. 1521) zum Widerruf aufgefordert: er vertheidigte ſich mit mannhaftem Muthe voll Gottvertrauens und Glaubensſtärke; vergebens wurde er eben daſelbſt geächtet, ſeine Lehre verdammt und das Verbrennen aller ſeiner Schriften anbefohlen (26. Mai 1521): ihn rettete ſein Kurfürſt auf die Wartburg (4. Mai 1521), und ſeine Lehren und Schriften fanden immer mehr Eingang und Verbreitung. Seine Anhänger, bis dahin zerſtreut und ohne Zuſammenhalt, bildeten ſich nun zu Einer Partei, und es geſtaltete ſich die evangeliſche oder lutheriſche Kirche, gebaut auf die heilige Schrift, deren Lehren Luther durch ſeine Ueberſetzung derſelben (1522 bis 1534) und durch ſeinen Katechismus (1529) zu einem Gemeingute machte.

Unterſtützt wurde er hierbei von den Freunden der neuerwachten Gelehrſamkeit, vornehmlich von ſeinem treuen Amtsgenoſſen und Verehrer, **Philipp Melanchthon**, (geb. zu Bretten im Badiſchen, 16. Febr. 1497, gebildet von dem berühmten Reuchlin zu Tübingen und ſeit 1518 Profeſſor zu Wittenberg), einem Manne von vielumfaſſenden Kenntniſſen, hellem Geiſte und ſeltner Gottesfurcht (ſt. 1560); unterſtützt wurde er ferner von den Kurfürſten von Sachſen, **Friedrich dem Weiſen** (1486 bis 1525), der das Beginnen der Reformation emporkommen ließ, **Johann dem Standhaften** (1525 bis 1532), der ſich laut und nachdrücklich für ſie erklärte und die Aufrichtung der evangeliſchen Kirche beförderte, und **Johann Friedrich dem Großmüthigen** (1532 bis 1554), der, ihr treulichſt ergeben, für ſie kämpfte und duldete. Auch unterſtützten Luthern einige Ritter, wie der feurige und geiſtreiche **Ulrich von Hutten**, dann **Franz von Sickingen** und **Sylveſter von Schaumburg**; beſonders aber kam ihm die Beſchaffenheit und Verfaſſung Deutſchlands zu Statten, die es zu keinen durchgreifenden Maßregeln gegen ihn kommen ließ. Und ſo fuhr er, der mit dem Banne und der Reichsacht belegte, bis an ſeinen Tod (18. Febr. 1546) unaufhaltſam fort, ſchriftlich und mündlich für die Befeſtigung und Ausbreitung der Kirchenverbeſſerung zu wirken, innigſt überzeugt, daß es nicht ſeine, ſondern Gottes Sache ſey, für die er kämpfe, und daß nicht irdiſche Gewalt, ſondern Gott ſelbſt zu einem glücklichen Ausgang ſie führen werde.*)

Neben ihm, doch unabhängig von ihm hatte durch dasſelbe Streben nach Wahrheit und Gottesfurcht auch in der Schweiz die Reformation begonnen. Hier nämlich war Ulrich Zwingli, Sohn eines Ammannes zu Wildhauſen in der Grafſchaft Toggenburg (geb. 1. Jan. 1484 und gebildet auf der Univerſität zu Wien, erſt Schullehrer zu Baſel, dann Prediger ſeit 1506 zu Glarus, ſeit 1516 zu Einſideln und ſeit 1519 zu Zürch) als Reformator aufgetreten, und hatte nicht nur den kirchlichen, ſondern auch den bürgerlichen Zuſtand ſeines Landes zu verbeſſern geſucht. In letzterer Hinſicht eiferte er für althelvetiſche Tugenden und gegen die Dienſtbarkeit im Solde der Ausländer; in erſtrer Hinſicht aber war es ſein Erſtes und Letztes, das reine Evangelium zu predigen. Denn gebildet und erleuchtet durch ein anhaltendes Studium der Bibel, ſo wie der Schriften und Sprachen der Alten, ferner durch die Feldzüge nach Italien, denen er als Feldprediger der Glarner beigewohnt hatte (1512 bis 1515), mit der römiſchen Kirche näher bekannt, fand er in den Lehren, Gebräuchen und Einrichtungen dieſer Kirche viel Aergerliches. Er predigte daher, wie ſeine Anhänger verſichern, ſchon ſeit 1516 das Evangelium zu Glarus; aber erſt ſeit 1519, als der Ablaßprediger Bernhardin Samſon in der Schweiz erſchienen war, that er kühnere Schritte. Der Schweizer Freiheitsſinn kam ſeinem Beginnen zu Statten. Noch in demſelben Jahre, in welchem er zu Zürch aufgetreten war (1519), wurde hier der Ablaßhandel verboten, dann 1520 allen Pfarrern und Seelſorgern geboten, das Wort Gottes zu predigen; und ſeit 1523 wurden auf ſeinen Vorſchlag die Meſſe, das Cölibat, das Beichtgeld, das Weihwaſſer, die letzte Oelung, die Frohnleichnams-Proceſſion und andre Kirchengebräuche in Zürch abgeſchafft, die Reliquien vergraben und die Bilder aus den Kirchen weggenommen. Die Geiſtlichen fingen an, ſich zu verheurathen, und Zwingli ſelbſt heurathete (2. Apr. 1524) eine adelige Witwe, Anna Reinhard, die ihm mehrere Kinder gebar, von denen ein Sohn und eine Tochter ihn überlebten. Zürch vertheidigte ſich wegen der Reformen, die er veranlaßt hatte, gegen die Eidgenoſſen (1524) und fand Freunde, aber auch bittere Gegner. Denn während die Kantone Bern, Baſel, Appenzell, Glarus und Schafhauſen der Reformation beitraten, erklärten ſich die Kantone Lucern, Uri, Schweiz, Unterwalden und Zug heftig gegen dieſelbe und ergriffen vereinigt gegen Zürch und Bern die Waffen. Bei Waldkappel kam es zur Schlacht und Zwingli, der als Feldprediger ſeine Mitbürger begleitet hatte, fand in derſelben ſeinen

---

*) Was hier nur angedeutet iſt, iſt ausführlicher in der erſten Erzählung des zweiten Abſchnitts „D. Martin Luther,“ geſchildert.

Tod (10. Oct. 1531). Aber das Licht, das er in der Schweiz aufgepflanzt hatte, ging nicht mit ihm unter. Es wurde von Andern, die ſich nach ihm gebildet hatten, erhalten und verbreitet, und vornehmlich von Johann Calvin, Profeſſor zu Genf, der als der eigentliche Stifter der reformirten Kirche zu betrachten iſt.*)

Doch

---

*) Johann Calvin, geb. zu Noyon im nördlichen Frankreich, 10. Jul. 1509, erhielt ſeine erſte Bildung zu Paris und widmete ſich anfangs der Rechtswiſſenſchaft. Doch als er die Bibel und die Lehrſätze der Reformatoren hatte kennen gelernt, trat er zur Theologie über (1533). Wegen ſeiner freien Meinungen verdächtig und erſchreckt durch die Verfolgungen der Reformirten in Frankreich, flüchtete er erſt (1534) nach Baſel, wo er ſein Hauptwerk, institutio religionis christianae, ſchrieb, dann (1536) nach Genf, wo ſeit 1535 die Reformation eingeführt, und das Streben, ſich von Savoyen loszureißen und einen Freiſtaat zu bilden, lebendig war. Hier zeigte er ſich als einen eifrigen Kämpfer für Reinheit der Lehre und Strenge der Kirchenzucht, zog ſich aber dadurch ſo viele Feinde zu, daß er (23. April 1538) mit mehreren ſeiner Partei aus Genf verbannt wurde. Er ging nach Baſel, dann nach Straßburg, damals einer deutſchen Reichsſtadt, wo er die franzöſiſchen Flüchtlinge ſammelte und ſtrenge Sittenzucht unter ihnen einführte, ſein theologiſches Syſtem ausbildete und ſich verheurathete. Aber bald fühlte Genf, wie viel es an ihm verloren hatte; es rief ihn daher unter großen Verſprechungen zurück. So kam er am erſten Sept. 1541 wieder nach Genf, wo er die Reformation befeſtigte, eine ſtrenge Kirchenordnung und Kirchenzucht einführte und eine Univerſität errichtete (1558), deren erſter Rector Theodor Beza war. Zu bedauern iſt, daß er bei dem vielen Guten, das er ſtiftete, zuweilen von ſeiner Hitze zu liebloſer Härte ſich hinreißen ließ! So bewirkte er, daß der Spanier Servet, der als Flüchtling nach Genf gekommen war, als Gottesläſterer verbrannt wurde (27. Oct. 1553). Ueberhaupt hatte er wegen der ſtrengen Sit-

ten

Doch nicht nur in der Schweiz, ſondern auch in Deutſchland und allerwärts, wo immer ſie ſich erhob, hatte die Reformation mit Hinderungen und Anfeindungen zu kämpfen. Unter ihren eignen Bekennern thaten ihr manche Eintrag, indem ſie ſich durch das Verkennen ihres Weſens und Strebens zu Unternehmungen verirrten, die ein gehäſſiges Licht auf ſie warfen. Dahin gehören die Bilderſtürmereien zu Wittenberg durch Karlſtadt (1522), die Schwärmereien der Wiedertäufer, beſonders zu Münſter 1534, und die Bauernaufſtände, die ſich bald von Schwaben bis Sachſen hinwälzten (1524 und 1525). Ja ſelbſt unter den Häuptern der Reformation, Luther und Zwingli, entſtanden Streitigkeiten (vornehmlich über die Lehre vom heiligen Abendmahle), die eine beklagenswerthe Trennung der Reformirten und Lutheraner herbeiführten.

Aber weit drohender war, was von Seiten der römiſchen Kirche geſchah, um die Reformation zu unterdrücken und das Pabſtthum mit neuen Bollwerken zu befeſtigen. Zwar kann man bemerken, daß die Päbſte dem erſten Beginnen der Reformation nicht mit

Kirchenzucht, auf die er hielt, viele Kämpfe zu beſtehen. Erſt ſeit 1555 war ſein Sieg entſchieden, und Genf erlangte unter ſeinem Einfluß auch in Hinſicht der Ehrbarkeit der Sitten großen Ruhm. Er ſtarb am 27. Mai 1564, im 55. Jahre ſeines Alters, geehrt von den Freunden und hochgeachtet von denen, die den Segen ſeines Wirkens begriffen.

mit der ſonſt gerühmten Klugheit begegneten, und daß namentlich Leo X. durch ſein Schwanken zwiſchen Gelindigkeit und Strenge die Wirkſamkeit ſeiner Unternehmungen gegen ſie erſtickte; aber bemerken kann man auch, daß die Päbſte das, was ſie anfangs verſäumt hatten, ſpäterhin mit verdoppeltem Eifer nachzuholen ſuchten. Da Bannflüche und Interdicte ihre Kraft verloren hatten, ſo wurde die weltliche Macht gegen die Reformation aufgeregt, Verbindungen katholiſcher Fürſten (deren erſte ſchon 1525 zu Deſſau zu Stande kam) gegen ſie bewirkt, und die Fürſten (wie in Spanien, Frankreich ꝛc.) ermuntert, gewaltſam gegen ſie zu verfahren. Ein anderes Mittel zur Bekämpfung der Reformation bot ſich den Päbſten in dem Orden der Jeſuiten dar, der — geſtiftet von Ignaz von Loyola 1537, beſtätigt vom Pabſte 1540, und ausgebildet von den Ordensgeneralen Lainez (ſt. 1565) und Aquaviva (ſt. 1615) — den Plan verfolgte, das Pabſtthum zu ſchirmen und die Reformation zu Boden zu ſchlagen, und bei ſeiner ſchleichenden und argliſtigen Betriebſamkeit, überaus einflußreich wurde. Aber auch das Concilium zu Trient (von 1545 bis 1563 unter mancherlei Unterbrechungen gehalten), durch welches die Lehre der Römiſchkatholiſchen genauer beſtimmt, und die der Griechen und Proteſtanten mit neuen Bannflüchen belegt ward, wurde gegen die Reformation gerichtet, ſo wie endlich die verſchärften Inquiſitionsgerichte und Büchercherzenſuren, welche letztere zuerſt vom Pabſte Alexander VI. (1496) angeordnet, von Leo X. (1515) auf alle aus dem Griechiſchen, Hebräiſchen und Arabiſchen überſetzten Bücher ausgedehnt, und auf den Reichstagen zu Nürnberg (1522) und Augsburg (1530) beſonders gegen die Schriften der Reformatoren gerichtet wurden.

Doch mit dem allen erreichte die römiſche Kirche ihr Vorhaben nicht. Denn was auch die Freunde und Beſchützer der alten Finſterniß verkehren mochten, ſie konnten das aufgegangene Sonnenlicht nicht zurückhalten: immer höher ſtieg es heran, und immer weiter verbreitete es ſeine wohlthätigen Strahlen. Bis zum Jahre 1555, wo der augsburgiſche Religionsfriede geſchloſſen wurde, hatte die Reformation ſchon in allen Theilen Deutſchlands und in vielen andern Ländern Europas Eingang gefunden: im Jahre 1524 wurde ſie in Preußen, 1527 in Schweden, faſt zu gleicher Zeit (1536) in Dänemark und Norwegen eingeführt; und ſelbſt da, wo ſie theilweiſe wieder zurückgeſtoßen wurde, drang ſie ein, wie in den Niederlanden, in Frankreich, in Navarra; ferner in Böhmen, Ungern, Siebenbürgen, Polen, ja auch in Italien und Spanien. In England ſagte ſich Heinrich VIII. (ſeit 1531) vom Pabſte los, doch nicht aus Liebe zur evangeliſchen Wahrheit, ſondern aus anderen Gründen, von denen weiter unten die Rede ſeyn wird.

Der Urſachen dieſer ſchnellen Verbreitung der Re-

for-

formation gab es mehrere. Schon Luthers Perſönlichkeit trug hierzu bei, ſein Feuereifer, ſein Glaubensmuth, ſeine unerſchütterliche Beharrlichkeit im Erforſchen und Verbreiten der Wahrheit; dann die Erfindung der Buchdruckerkunſt, die (ſeit 1516) in Deutſchland eingeführten Poſten, durch welche die neue Lehre leicht und ſchnell in Umlauf gebracht werden konnte; ferner die Schaaren von Jünglingen, die, durch Luthers und Melanchthons Ruf gelockt, in Wittenberg zuſammenſtrömten und die dort aufgefaßten Lichtſtrahlen in ihre Heimath zurückbrachten. Ueberhaupt aber wirkte zur Verbreitung und Befeſtigung der Reformation die Macht der Wahrheit und das Verlangen nach Wahrheit. Denn hat die Wahrheit ſchon an ſich eine einflußreiche Gewalt, ſo iſt dieſe um ſo größer, je mehr das Zeitalter, dem ſie verkündiget wird, für ſie empfänglich iſt; dann läßt ſie ſich nicht zurückhalten, verbreitet ſich ſchnell und weiß ſich Eingang zu verſchaffen, auch wo ſie Widerſtand findet. So war es auch hier! Luthers Lehren enthielten unverkennbare Wahrheiten, dieſe entſprachen den Wünſchen und Bedürfniſſen der Zeit und fanden darum überaus ſchnellen Umlauf. Ferner kam der Reformation zu Statten, daß ſie dem weltlichen Intereſſe der Fürſten entſprach, oder zur Vermehrung der Macht und Einkünfte derſelben hinwirkte. Zwar können und mögen wir nicht behaupten, daß Rückſicht auf zeitliche Vortheile die erſte und einzige Triebfeder geweſen ſey, welche die Fürſten bewog, weg, der Reformation beizutreten: warum ſollten nicht auch ſie von der Macht der Wahrheit ergriffen worden ſeyn? — aber eben ſo wenig können und mögen wir leugnen, daß ſich in die Aufnahme und Beförderung der Reformation viel Menſchliches miſchte, oder daß die Fürſten um ſo geneigter wurden der Reformation beizutreten, je mehr ſie durch ſelbige Gelegenheit fanden, die Macht und den Uebermuth des geiſtlichen Standes zu zügeln, ſich der oft drückenden Gewalt des Pabſtes zu entledigen und viele geiſtliche Güter einzuziehen (ſeculariſiren). Endlich wurde das Emporkommen der Reformation beſonders durch die Regierung Kaiſers Karl V. gefördert, indem dieſe, anfangs nach vielen andern Seiten hingerichtet, jener Zeit und Gelegenheit verſchaffte, Wurzel zu faſſen und ſich ſo zu erheben, daß ſie, als Karl ſeine Kräfte gegen ſie vereinigte, nicht wieder unterdrückt werden konnte. Um dieſes zu erweiſen und mehreres, was auf die Geſchichte dieſer Zeit und auf den Gang der Reformation Einfluß hatte, zu erörtern, wenden wir uns jetzt zur Darſtellung der Regierung Karls V.

II. Von der Regierung Karls V.

Als Kaiſer Maximilian I. bald nach dem Hervortreten der Reformation geſtorben war (17. Jan. 1519), wurde unter mehreren Kronbewerbern, auf Rath des Kurfürſten von Sachſen, Friedrich des Weiſen, der die ihm angebotene Kaiſerkrone weislich ausgeſchlagen hatte, Maximilians Enkel Karl V., in Frankfurt (28 Jun. 1519), zum Oberherrn des deutſchen Reichs gewählt und darauf (am 23. Oct. 1520) als ſolcher in Aachen gekrönt, nachdem er zuvor eine Wahlcapitulation von 34 Artikeln, oder die Erhaltung und Beſchützung der hergebrachten Rechte und Freiheiten der deutſchen Fürſten, beſchworen hatte.

Karl V., der Sohn Philipps des Schönen, Herrn der Niederlande, und Johanna's, der Tochter Iſabellens und Ferdinands des Katholiſchen, geboren zu Gent 24. Febr. 1500, war ein mächtiger, talentvoller, und einflußreicher Herr. Er beſaß, außer der deutſchen Krone und einem Antheile an dem öſt'reichiſchen Staate (den er jedoch ſchon am 7. Febr. 1522 ſeinem Bruder Ferdinand überließ), ſeit 1506 die geſammten Niederlande und ſeit 1516 ganz Spanien ſammt den dazu gehörigen Ländern im neuentdeckten Amerika, und dem Königreiche Beider-Sicilien. Mit dieſem ausgedehnten Länderbeſitz vereinigte er einen vielumfaſſenden Geiſt, ausgebreitete Kenntniſſe, raſtloſe Thätigkeit und, was zur Staatsklugheit gehört, Faſſung, Mäßigung und Geduld bei verwickelten Geſchäften. Auch Ehr- und Herrſchſucht war ihm eigen. Dagegen fehlte ihm Muth zu großen Planen und durchgreifenden Maßregeln. Er war zu kalt und verſchloſſen, als daß er Völker zu ſich hinreißen und zu mißtrauiſch, zu ängſtlich und zu bedächtig, als daß er ſich über die Zeitumſtände erheben konnte.

Mächtig war ſeine Zeit bewegt; aber er war es nicht, der dieſe Bewegungen hervorbrachte, ſondern nur nach ſelbigen ſeine Plane richtete, oder mit ſeiner Macht auf ſie einwirkte. Herrlich trat die Reformation hervor als ein Aufſchwung zur Wahrheit und Glaubensfreiheit; aber ihn ergriff ſie nicht von dieſer erhabenen Seite, ſondern nur als ein politiſches Ereigniß, an welches ſich Plane der Herrſchſucht knüpfen ließen. Ueberhaupt war er mehr Verſtand als Herz, geſchickter ſeinen Vortheil klug zu berechnen, als für große Ideen aufzuflammen. Darum brachte er auch bei aller Macht, die er beſaß, und bei allen Fähigkeiten, die ihn über gewöhnliche Menſchen erhoben, nichts Großes zu Stande, und merkwürdiger wurde ſeine Regierung mehr wegen deſſen, was unter ihm, als wegen deſſen, was durch ihn geſchah. Am wichtigſten aber ſind in derſelben ſeine Kriege mit Franz I. und ſeine Stellung zu der in Deutſchland aufwogenden Reformation.

1) Karls V. Kriege mit Franz I.

Die Urſache ſeiner vier Kriege mit Franz I. (ſeit dem 1. Jan. 1515 König von Frankreich) lag in den Feindſeligkeiten, die ſeit der Vermählung Mariens, der Erbin von Burgund und den Niederlanden, mit Maximilian I. Frankreich und Oeſtreich entzweiten, dann in den Händeln, die zwiſchen Ludwig XII. und Ferdinand dem Katholiſchen wegen Neapels und Navarras Statt gefunden hatten, drittens in dem Character der beiden Fürſten, Karl V. und Franz I., die beide ehrgeizig, herrſchſüchtig und kriegsluſtig waren. Veranlaſſung aber zum erſten Ausbruch dieſer Kriege gab Mailand, das Franz durch die zweitägige Schlacht bei Marignano (13. und 14. Sept. 1515) an ſich gebracht hatte. Um dieſes Lehen des deutſchen Reiches ihm wieder zu entreißen, verband ſich Karl (1520) mit Heinrich VIII., König von England, und dem Pabſte. So entbrannte, während in Spanien ſelbſt ein bedenklicher Aufſtand wüthete (1521 und 1522), der erſte Krieg zwiſchen Karl und Franz (1521 bis 1526), der in den Niederlanden, in Navarra, am hartnäckigſten aber in Italien geführt und hier durch die Schlacht bei Pavia (24. Febr. 1525) zu Karls Gunſten entſchieden wurde. Franz, in dieſer Schlacht gefangen, wurde nach Madrid gebracht und daſelbſt zu einem Frieden genöthigt (14. Jan. 1526), in welchem er ſich anheiſchig machen mußte, auf Mailand, Neapel und Genua zu verzichten, das Herzogthum Burgund herauszugeben, den Herzog von Bourbon, der ſich von ihm zu Karln gewendet hatte, in die abgeſprochnen Güter und Würden wieder einzuſetzen, Karls Schweſter, Eleonore, verwitwete Königin von Portugal, zu heurathen und ſeine beiden älteſten Söhne als Geißeln abzuliefern.*) Hierauf wurde er auf dem Grenzfluße Andaye freigegeben (18. März 1526). Doch kaum war er in Freiheit, als er, der ſchon vor Unterzeichnung und Beſchwörung des madrider Friedens heimlich gegen denſelben proteſtirt hatte, einem neuen Bündniß gegen Karl V. beitrat. Dieſes neue Bündniß hatte Clemens VII. (ſeit 1523 Pabſt) mit Florenz, Venedig, Mailand, England und Frankreich (Cognac, 22. Mai 1526) abgeſchloſſen, und eigentlicher Zweck desſelben war, Karln, deſſen Uebermacht in Italien der Pabſt fürchtete, aus Mailand und Neapel zu verdrängen. Aber dieſer Zweck wurde nicht erreicht! Der nun folgende zweite Krieg zwiſchen Karl und Franz (1526 bis 1529), der größtentheils in Italien geführt wurde, ging ganz anders, als der Pabſt erwartet hatte. Der Herzog von Bourbon, im Dienſte Karls V., vollendete mit der Einnahme der Feſtung zu Mailand (24. Jul. 1526) die Eroberung dieſes Herzogthums und rückte dann, verbunden mit dem berühmten deutſchen Feldhauptmann Georg von Freundsberg, der ihm 12000 Lanzenknechte zugeführt hatte, gegen Rom. Zwar ſtarb Georg Freundsberg auf dem Wege dahin, und der Herzog von Bourbon fiel gleich bei dem Anfang der Erſtürmung Roms (6. Mai, 1527); gleichwohl ward Rom erobert und ſchrecklich geplündert, und der Pabſt ſieben Monate lang in Gefangenſchaft gehalten.*) Erſt nach dieſen Vorgängen war ein franzöſiſches Heer nach Italien gerückt (Jan. 1528), das Rom befreite (17. Febr. 1528) und ſich des Königreichs Neapel bis auf die Hauptſtadt deßſelben bemächtigte. Aber bei Belagerung derſelben ſcheiterte dieß Glück! Philipp von Oranien vertheidigte Neapel mit beharrlichem Muthe (Apr. bis Aug. 1528); eine tödtliche Seuche brach unter dem franzöſiſchen Heere aus; Andreas Doria, Anführer der Genueſen, bisher franzöſiſcher Admiral, trat, von den Franzoſen ſchimpflich behandelt, auf Karls Seite und entſetzte Genua; die noch übrigen Belagerungstruppen der Franzoſen mußten capituliren, und ein anderes franzöſiſches Heer, das unter St. Pol in Oberitalien eingefallen war, wurde durch den kaiſerlichen General Leyva zerſtreut (Jun. 1529). Nicht länger konnte oder mochte nun der Pabſt mit Karln im Kriege leben. Er ſchloß daher mit ihm zu Barcellona (20. Jun. 1529) Frieden, kraft deſſen der Pabſt in ſeine Länder wieder eingeſetzt, Florenz dem Hauſe Medici (aus welchem Clemens VII. ſtammte) überlaſſen, und Mailand dem Herzoge Franz Sforza zurückgegeben werden ſollte. Aber auch zwiſchen Karl und Franz kam ein Frieden zu Stande, den Karls Tante, Margarethe von Oeſtreich, und Franzens Mutter, Luiſe von Savoyen, zu Cambrai vermittelten (traité des Dames, 5. Aug. 1529). Durch denſelben wurde der madrider Friede erneuert, doch mit den Zuſätzen, daß Karl auf die Abtretung Burgunds nicht dringen und Franzens Söhne ausliefern; und daß dagegen Franz für die Befreiung ſeiner Söhne zwei Millionen Thaler zahlen, der Oberlehnsherrſchaft über Artois und Flandern entſagen und die Vermählung mit Eleonoren ungeſäumt vollziehen ſollte.

---

*) Man ſehe im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes die Erzählung „Gefangennehmung und Losgebung Königs Franz I.“

---

*) Man ſehe „die Eroberung Roms durch Karls V. Truppen" in der zweiten Erzählung des zweiten Abſchnitts.

Von jetzt an ruhete der Krieg faſt ſieben Jahre (1529 bis 1536) zwiſchen beiden Fürſten. Während dieſer Zeit ließ ſich Karl vom Pabſte zu Bologna (22. und 24. Febr. 1530) zum König der Lombardei und zum Kaiſer krönen, gab Malta an die aus Rhodos (1522) vertriebenen Johanniterritter (24. März 1530), hielt zu Augsburg einen merkwürdigen Reichstag (Jun. bis Nov. 1530), von welchem weiter unten geredet werden wird, ließ ſeinen Bruder Ferdinand zum römiſchen König wählen (Cöln, 5. Jan. 1531) und ſtand ihm gegen die Türken bei, die ihm Ungern entreißen wollten, war 1532 in Italien und 1533 in Spanien, um hier, wie dort, Ruhe und Ordnung zu erhalten, und unternahm im Jahre 1535 gegen den furchtbaren Seeräuber Hayraddin Barbaroſſa, — der als Herr von Algier (ſeit 1516) und Tunis (ſeit 1531) und als Admiral der türkiſchen Seemacht, lange Zeit das Schrecken der Küſten Spaniens und Italiens war — einen Kriegszug, der eben ſo glücklich als glorreich für ihn ausfiel. Geleitet von Andreas Doria, dem berühmteſten Seehelden damaliger Zeit, ſchiffte er von Cagliari nach der afrikaniſchen Küſte (14. Jul. 1535), ſchlug daſelbſt den Hayraddin, eroberte Goletta, dann auch Tunis, wobei ſchrecklich gewüthet wurde, und befreite 20,000 Chriſtenſclaven, die ihm die Eroberung von Tunis erleichtert hatten. Zwar ward die Macht des Hayraddin dadurch nur geſchwächt und das Unweſen der Seeräuberei nicht vernichtet; gleichwohl ſtrahlt dieſes Unternehmen in Karls Regentenleben am glänzendſten hervor, weil die von ihm befreiten und beſchenkten Chriſtenſclaven ſeinen Ruhm in allen Ländern Europas dankbar verkündigten, am meiſten aber weil er hierbei, auf mehr als ſeinen eignen Vortheil ſehend, im Geiſte des alten Ritterweſens gehandelt hatte.

Indeſſen hatte Franz, der den Verluſt von Mailand nicht verſchmerzen konnte, auf einen neuen Krieg geſonnen, und dazu mit den Proteſtanten in Deutſchland, mit König Heinrich VIII. von England, mit dem Pabſte Clemens VII. und, da alle dieſe den erwarteten Beiſtand ihm nicht leiſten konnten oder mochten, ſogar mit den Türken (was damals für einen chriſtlichen König als entehrend galt) Verbindungen angeknüpft (Febr. 1535); dann, um ſich den Weg nach Mailand zu bahnen, Savoyen und Piemont unter nichtigen Vorwänden beſetzt und, als der Herzog von Mailand, Franz Sforza, kinderlos geſtorben war (24. Oct. 1535), die Belehnung mit Mailand vom Kaiſer verlangt. Karl war anfangs zu einem neuen Krieg mit Franz nicht geneigt: er war von dem Zuge nach Tunis noch erſchöpft; er hielt daher den franzöſiſchen König mit leeren Vorſpiegelungen hin, und forderte ihn erſt dann, als er ſich wieder verſtärkt hatte, zum Zweikampfe oder Kriege heraus (Rom, 17. Apr. 1536). Franz nahm letztern an, und ſo kam es zum dritten Krieg zwiſchen beiden (1536 bis 1538), der hauptſächlich in Piemont und in der Provence geführt wurde. In Piemont war Karl glücklich; aber als er in die Provence eingerückt war (Jul. 1536), fand er ſie völlig verwüſtet, gerieth dadurch in Hungersnoth und mußte ſich unter großen Verluſten nach Italien zurückziehen (Sept. 1536). Da nun im folgenden Jahre 1537 die Franzoſen in den Niederlanden und in Italien, die Türken aber in Ungern ſiegreich eindrangen: ſo ließ er ſich die Friedensvermittelung, zu der ſich der (ſeit 1534) neue Pabſt Paul III. erbot, gefallen. Auch Franz, wie immer, der Anſtrengungen bald müde, war zu ſelbiger geneigt. Beide kamen daher nach Nizza, wohin ſich auch der Pabſt begeben hatte, und hier brachte dieſer, wenn auch nicht einen förmlichen Frieden, doch einen Waffenſtillſtand auf zehn Jahre zu Stande (18. Jun. 1538), zufolge deſſen jeder Theil das behalten ſollte, was er damals beſaß. Die Belehnung mit Mailand, über welche dieſer Krieg zunächſt entſtanden war, blieb unentſchieden.

Während dieſer Unterhandlungen in Nizza hatten beide, Karl und Franz, obgleich in Einer

Stadt vereinigt, es nicht über ſich vermocht, einander zu ſehen. Erſt einen Monat nachher kamen ſie zu Aiguesmortes zuſammen (14. und 15. Jul); und im folgenden Jahre (1539) reiſ'te Karl, um einen Aufſtand der Genter zu unterdrücken, auf Franzens Einladung durch Frankreich, wo er auf das ehrenvollſte empfangen wurde und einige Wochen verweilte (Dec. 1539 bis Jan. 1540).*) Doch war damit die Feindſchaft zwiſchen beiden noch nicht aufgehoben; und da Mailand fortwährend in Karls Händen blieb, da ferner zwei franzöſiſche Geſandte, die nach Venedig und Conſtantinopel beſtimmt waren, im Mailändiſchen durch Karls Dienſtleute ermordet worden waren (4. Jul. 1541), und da endlich Karl bei einem zweiten Zuge nach Afrika, um dem Chayraddin auch Algier zu entreißen, durch widrige Stürme den größten Theil ſeiner Armee und Flotte verloren hatte (Oct. 1541): ſo erhob Franz einen vierten Krieg gegen ihn (1542 bis 1544). Dießmal ſchien ſich das Glück ganz auf ſeine Seite zu neigen. Er war verbunden mit dem Sultan Soleiman II., mit Venedig, Dänemark und Schweden und mit dem deutſchen Herzog Wilhelm von Cleve, dem Karl Zütphen und Geldern vorenthielt. Aber bald erhob ſich Karl aus den Bedrängniſſen, in denen er ſich anfangs befand. Er unterwarf ſich den Herzog von Cleve (7. Sept. 1543), bewog

---

*) Ausführlich iſt dieſe merkwürdige Reiſe Karls durch Frankreich in der dritten Abtheilung der zweiten Erzählung des zweiten Abſchnitts geſchildert.

wog Dänemark und Schweden ſich mit ihm zu vereinigen (im Mai 1544) und brach, vereinigt mit Heinrich VIII., in Frankreich ein. Hier wollte er durch die Champagne nach Paris vordringen; aber das Zurückbleiben des Königs von England, der ſich mit der Belagerung von Boulogne beſchäftigte, und ein drückender Mangel an Lebensmitteln hielt ihn auf, und machte ihn zu dem Frieden geneigt, den Franz ihm antragen ließ. Es kam daher zu dem Frieden von Creſpy (18. Sept. 1544), in welchem ausgemacht wurde, daß beide Theile einander zurückgeben ſollten, was ſie ſeit dem Waffenſtillſtand zu Nizza einander entriſſen hatten. Dabei entſagte Karl allen Anſprüchen auf Burgund, Franz allen Anſprüchen auf Neapel, Flandern und Artois, und beide verſprachen, ihre Macht gemeinſchaftlich gegen die Proteſtanten und Türken zu wenden. Wegen Mailands verlor ſich Karl abermals in Winkelzüge. Er verſprach dieſes Herzogthum an Franzens zweiten Sohn, den Herzog von Orleans, abzutreten, doch nur dann, wenn ſich dieſer mit ſeiner Tochter Marie oder mit ſeiner Nichte Anna vermählen würde. Da nun der Herzog von Orleans im folgenden Jahre ſtarb (8. Sept. 1545), ſo belehnte er öffentlich ſeinen eignen Sohn Philipp II. mit Mailand, und Franz, dem Tode nahe (er ſtarb 31. März 1547), hatte weder Luſt noch Kraft dieſes abzuwehren.

So hatte Karl durch ſeine vier Kriege mit Franz nichts weiter gewonnen, als daß er Mailand an ſein

Haus brachte. Dagegen war er durch ſie gehindert worden, ſeine Macht gegen die Verfaſſung des deutſchen Reichs zu wenden und das Emporkommen der Reformation zu unterdrücken oder nach Gefallen zu leiten. Erſt jetzt, da er einen dauerhaften Frieden mit Frankreich erwarten durfte, ſchritt er zu dieſem Unternehmen.

2) Karls V. Stellung gegen die Reformation.

Karl war, wie ſchon oben bemerkt wurde, nicht dazu geeignet, ein Freund und Beförderer der Reformation zu ſeyn. Zwar konnte er Verſchiedenheit der Meinungen dulden, doch war er nicht ſo freiſinnig, daß er ſich zu Ideen erheben konnte, die ſeinen despotiſchen Grundſätzen und dem Glauben, in welchem er geboren und erzogen war, entgegen traten. Er war und blieb daher ein Gegner der Reformation. Schon auf dem Reichstage zu Worms erließ er (26. Mai 1521) eine Achtserklärung gegen Luther und deſſen Lehre; aber theils durch ſeine Kriege mit Frankreich, theils durch den überaus ſchnell und weit ſich verbreitenden Beifall, den die Reformation fand, wurde er von der Vollſtreckung des wormſer Edicts zurückgehalten. Auch ſein Bruder Ferdinand, dem er während ſeiner Abweſenheit die Stelle eines Reichsverweſers übertragen hatte, konnte dieſe nicht bewirken: er mußte vielmehr zugeben, daß auf einem Reichstage zu Speier (25. Jun. 1526) der Schluß gefaßt wurde, daß in Hinſicht des wormſer Edicts jeder

Reichsſtand ſich ſo verhalten ſollte, wie er es vor Gott und dem Kaiſer verantworten könnte. Und als er auf einem andern Reichstag zu Speier (1529) den Reichsſchluß bewirkte, daß das Edict von Worms vollſtreckt, und die neue Partei ſich aller weiteren Neuerungen bis auf ein allgemeines Concilium enthalten ſollte: ſo konnte er es nicht hindern, daß dieſe dagegen proteſtirte (25. Apr. 1529), wovon ſie den Namen „der Proteſtanten" erhielt. Karl war hiermit ſehr unzufrieden: er belegte die evangeliſchen Geſandten, die ihm dieſe Proteſtation zu Piacenza überbrachten, mit Arreſt (13. — 20. Oct. 1529). Doch bald gewann er es über ſich, um die Hilfe des Reichs gegen die Türken (die 1529 bis Wien vorgedrungen waren) zu gewinnen, einen mildern Ton anzuſtimmen. Er erklärte, daß er im Sommer des Jahres 1530 einen Reichstag in Augsburg halten, dort auf den Grund der Sachen eingehen und die verſchiedenen Meinungen, wo möglich, ausgleichen wolle. Wirklich eröffnete er auch in eigner Perſon dieſen Reichstag zu Augsburg (20. Jun. 1530) und ließ ſich daſelbſt das von Melanchthon abgefaßte Glaubensbekenntniß der Lutheraner vorleſen (25. Jun.); aber, obſchon dieſes Glaubensbekenntniß, das einen Inbegriff der wichtigſten Lehrſätze der Lutheraner enthielt, deutlich zeigte, daß ihr Glaube auf die Bibel begründet ſey und nicht den Vorwurf der Ketzerei verdiene, und obwohl manche durch dasſelbe bewogen wurden, der neuen

Partei beizutreten: ſo machte es doch auf **Karln** keinen günſtigen Eindruck. Er befahl den Katholiken, eine Widerlegung (Confutatio) desſelben einzureichen, die gleichfalls öffentlich vorgeleſen wurde (3. Aug.), nahm die Schutzſchrift, welche die Lutheraner ihr entgegenſetzten, nicht an, und ſchloß endlich dieſe Verhandlungen mit der Erklärung (22. Sept., und als Reichsabſchied bekannt gemacht am 19. Nov. 1530): die Proteſtanten ſollten bis zum 15. Apr. 1531 erklären, ob ſie zur chriſtlichen Kirche (d. h. zur römiſch-katholiſchen, oder zum Pabſtthume) zurückkehren wollten, inzwiſchen Friede und Einigkeit halten, nichts vom Glauben drucken laſſen, nicht fremde Unterthanen an ſich ziehen, und die eingezogenen Kirchengüter herausgeben, weshalb auch Spolienklagen beim Reichskammergerichte zugelaſſen werden ſollten. Nach dieſem Reichsabſchiede erwirkte er, trotz des Widerſpruchs der Proteſtanten, die Wahl ſeines Bruders Ferdinand zum römiſchen König (Cöln, 5. Jan. 1531).

Durch dieſes gewaltſame Verfahren erſchreckt, ſchloſſen die Proteſtanten (zu Schmalkalden, 27. Febr. 1531) ein Vertheidigungsbündniß auf fünf Jahre, zu deſſen Häuptern ſie den Kurfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen erwählten. Doch kam es jetzt nicht zum Aeuſſerſten. **Karl** nämlich, von den katholiſchen Ständen in Deutſchland, die ſeine Uebermacht fürchteten, ohne Unterſtützung gelaſſen und bedroht von den Türken, die abermals in Ungern einfielen, ſahe ſich jetzt auſſer Stand, ſeine Drohungen zu vollziehen. Er ließ daher mit den Proteſtanten neue Unterhandlungen anknüpfen, die zu dem Vergleich von Nürnberg (welchen man gewöhnlich den erſten Religionsfrieden nennt) hinführten (23. Jul. 1532). In demſelben wurde den damaligen Anhängern des augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes bis zu den Entſcheidungen einer allgemeinen Kirchenverſammlung Religionsfreiheit oder Einſtellung der Reichsbeſchlüſſe von Worms und Augsburg verſprochen, dagegen von ihnen Ferdinand als römiſcher König anerkannt und Hilfe gegen die Türken verwilliget. Dieſen Vergleich oder Frieden beſtätigte Karl zu Regensburg (2. Aug. 1532), wo er zugleich ſein neues Strafgeſetzbuch „die Karolina“ bekannt machte. — Doch bei der damals herrſchenden Leidenſchaftlichkeit konnte der Friede nicht von langer Dauer ſeyn! Bald erhoben ſich daher von beiden Seiten und an verſchiedenen Orten offene und heimliche Anfeindungen, die endlich nach einem Wechſel von Unterhandlungen und Drohungen den ſchmalkaldiſchen Krieg herbeiführten.

Als nämlich Karl V. mit dem Frieden von Creſpy (1544) ſeine Kriege mit Franz geendiget ſah, beſchloß er den ſchmalkaldiſchen Bund, der ſich 1536 erneuert und ſchon oft ihm widerſetzt hatte, nachdrücklich zu bekämpfen, nicht um gegen die Lehre desſelben zu verfahren (das ſollte durch das am 13. Dec. 1545 eröffnete Concilium zu Trient geſchehen); als vielmehr um ſein kaiſerliches Anſehn gegen denſelben geltend zu machen. Er verband ſich deshalb heimlich (19. Jun. 1546) mit dem Herzog **Moritz** von Sachſen *), dem er Ausſichten auf die ſächſiſche Kur eröffnete, und mit dem Pabſte **Paul** III. (26. Jun. 1546), der ihm Geld und Truppen verſprach, errichtete in Deutſchland Werbeplätze, ſuchte aus Italien und den Niederlanden (er ſelbſt befand ſich damals in Regensburg) Truppen an ſich zu ziehen, und erklärte beide Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes, den Kurfürſten von Sachſen **Johann Friedrich** und den Landgrafen von Heſſen **Philipp**, in die Reichsacht (20. Jul. 1546). Gleichwohl war er damals noch nicht hinlänglich gerüſtet, und leicht hätte er überwältigt werden können, wenn die Bundeshäupter beſonnener, entſchloſſener und einträchtiger gehandelt hätten. Aber gerade ein ſolches Handeln fehlte ihnen! Zwar brachten ſie in den erſten Tagen des Auguſtmonates 1546 ein Heer von 50,000 Mann bei Donauwerth zuſammen, weshalb **Karl** von Regensburg nach Landshut ſich zurückzog; doch noch immer den erſten Angriff ſcheuend,

---

*) Herzog **Moritz**, von der albertiniſchen Linie des ſächſiſchen Hauſes, geb. 1521, war ſeit 1541 ſeinem Vater, Herzog Heinrich, in der Regierung über Meißen gefolgt und hatte ſich, um ſelbſtändig handeln zu können, 1543 von dem ſchmalkaldiſchen Bunde losgeſagt, doch mit der Erklärung, daß er dem evangeliſchen Glauben beſtändig treu bleiben würde.

ſcheuend, als wäre nur dieſer eine Verletzung des kaiſerlichen Anſehns, ſetzten ſie dem Kaiſer nicht nach; ja ſie riefen ſogar den Feldhauptmann der ihnen beigetretenen oberdeutſchen Städte, den tapfern Ritter Sebaſtian Schärtlin, der, um Karln die Verbindung mit Italien zu verlegen, die Ehrenberger Clauſe (oder Schanze) in Tyrol beſetzt hatte, zurück, und erließen dagegen mehrere Ausſchreiben zur Verkündigung ihrer Schuldloſigkeit. Als dann Karl, durch herbeigezogene Truppen verſtärkt, wieder vorgedrungen und bis Ingolſtadt gekommen war, begnügten ſie ſich ſein Lager drei Tage lang zu beſchießen (31. Aug. — 2. Sept.). Dann knüpften ſie wieder Unterhandlungen mit ihm an, und zogen endlich (23. Nov.), aus Furcht vor deſſen Forderung, ſich ihm auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, und zugleich erſchreckt durch das Beginnen des Herzogs Moritz, der das Kurfürſtenthum Sachſen, deſſen Beſchützung ihm von ſeinem Vetter Johann Friedrich anvertraut worden war, feindlich angefallen hatte, getrennt in ihr Land zurück. Der Landgraf ging nach Heſſen, wo er ſich einer unzeitigen Ruhe überließ, und der Kurfürſt nach Sachſen, wo er dem Herzog Moritz das Eroberte und mehr noch als dieſes wieder abnahm (Schlacht bei Rochlitz, 2. März 1547). Aber nicht an der Elſter und Mulde, ſondern an der Donau hätte Johann Friedrich ſein väterliches Erbe wieder erobern ſollen; denn ſo lange der Kaiſer unbeſiegt war, gab es für ihn und ſein Land keine Sicherheit. Hiervon mußte er ſich bald und ſchmerzlich überzeugen. Kaiſer Karl nämlich, der während des Winters 1546—1547 die Freunde und Anhänger des ſchmalkaldiſchen Bundes in Oberdeutſchland ſich unterworfen hatte, rückte im Anfang des Frühlings 1547 mit verſtärkter Heeresmacht nach Sachſen. Hier gewann er die Schlacht bei Mühlberg auf der Lochauer Heide (24. Apr.), in welcher der Kurfürſt geſchlagen und gefangen wurde. Anfangs ſprach er ihm das Leben ab; ſpäterhin (19. Mai 1547) ſchloß er mit ihm die Wittenberger Capitulation, kraft deren Johann Friedrich auf Freiheit, Kurwürde und Länder verzichten mußte *). Er ſelbſt mußte dem Kaiſer als Gefangener folgen, und ſeine Kurwürde und Länder kamen an Herzog Moritz, der jedoch den Kindern des unglücklichen Kurfürſten und dieſem ſelbſt, zum jährlichen Unterhalte, die Städte und Aemter Jena, Orlamünde, Kahla, Weimar, Gotha, Eiſenach, Kreuzburg ꝛc. einräumen mußte, woraus für die erneſtiniſche Linie des Hauſes Sachſen neue Fürſtenthümer entſtanden. Von Wittenberg zog Karl nach Halle. Hier unterwarf ſich ihm Landgraf Philipp im Gefühl gebrochener Kraft und im Vertrauen auf des Kaiſers Gnade; aber er wurde gefangen genom-

---

*) Ausführlicher ſind die hier angedeuteten Begebenheiten dargeſtellt in der vierten Abtheilung der zweiten Erzählung des zweiten Abſchnitts.

genommen (19. Jun. 1547). Auch die niederſächſiſchen Städte bis auf Magdeburg, das hartnäckig widerſtrebte, mußten ſich dem Kaiſer unterwerfen Doch drang er hier ſo wenig, als in den übrigen proteſtantiſchen Städten und Ländern, die er ſich unterworfen hatte, auf Abſtellung der evangeliſchen Lehre und Kirchenverfaſſung. Erſt als er den Reichstag zu Augsburg hielt (1. Sept. 1547 — 26. Oct. 1548), wo er nach eignem Gutdünken Moritz'en mit der Kur und den Ländern des unglücklichen Johann Friedrich belehnte, den Ständen beſondere Zuſammenkünfte und Verbindungen verbot, eine neue Einrichtung des Reichskammergerichts anordnete, ſeine Niederlande (als burgundiſchen Kreis) dem deutſchen Reiche einverleibte: — erſt da ließ er ſich bewegen, das ſogenannte Interim oder eine einſtweilige Richtſchnur in Religionsſachen aufzuſtellen (15. Mai 1548), durch welche zwar nicht die Zurückgabe der eingezogenen Kirchengüter gefordert, dagegen den Proteſtanten faſt jeder Lehrſatz der römiſchen Kirche aufgedrungen und ihnen bloß der Kelch im Abendmahle, die Prieſterehe und die Abſchaffung einiger Feiertage geſtattet wurden. Doch nicht nur die Proteſtanten waren mit dieſem Interim ſehr unzufrieden, ſondern auch die Katholiken, denen es als ein Eingriff des Kaiſers in die Kirchengewalt und als eine Hinopferung der Kirchengüter erſchien. Um nun durch ein Beiſpiel von Strenge zu ſchrecken und dadurch ſeinem Interim Anſehn zu verſchaffen, ſprach

Karl gegen die Stadt Magdeburg, die ſich am lauteſten und nachdrücklichſten gegen daſſelbe erklärt hatte, die Reichsacht aus, deren Vollziehung er dem Kurfürſten Moritz übertrug. Aber gerade dadurch bekam dieſer Gelegenheit, der Retter der proteſtantiſchen Kirche und der deutſchen Freiheit zu werden.

So lange er des Kaiſers bedurfte, um durch ihn zu Macht und Anſehn zu gelangen, war Kurfürſt Moritz auf deſſen Seite geweſen; jetzt aber, da er erlangt hatte, wonach ſein Ehrgeiz ſtrebte, und da er alle ſeine Verwendungen für die Befreiung ſeines Schwiegervaters, des Landgrafen von Heſſen, vergeblich ſahe, und von ſeinen Glaubensgenoſſen und Reichsmitſtänden des Mitwirkens zur Unterdrückung der evangeliſchen Lehre und deutſchen Freiheit beſchuldigt wurde, — jetzt mochte er nicht länger mit dem Kaiſer zuſammenhalten; und während ſeine Mitſtände einer düſtern Zukunft entgegenſtarrten, traf er unvermerkt die klügſten Anſtalten, um den Kaiſer durch Ueberraſchung zu zwingen, die evangeliſche und deutſche Freiheit anzuerkennen. Unter dem Vorwand, die ihm übertragene Achtsvollziehung zu bewerkſtelligen, zog er ein Heer zuſammen, knüpfte während der langſam betriebenen Belagerung Unterhandlungen mit den Magdeburgern an, und machte ihre Stadt, als er ſie endlich eingenommen hatte (2. Nov. 1551), zu einem Waffenplatze. Zugleich verband er ſich mit dem Kurfürſten von Brandenburg, Joachim II., mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg, mit dem Markgrafen Albrecht von Culmbach, mit dem Herzog Johann Albert von Mecklenburg, mit dem Prinzen Wilhelm von Heſſen, dem Sohne des gefangenen Landgrafen, und mit dem Könige von Frankreich, Heinrich II. (zu Friedewalde, 5. Oct. 1551), dem er gegen Hilfsgelder die dem deutſchen Reiche gehörigen Biſthümer Metz, Toul und Verdun zuſagte (— eine unpatriotiſche Zuſage, die dem franzöſiſchen Reiche zeigte, wie es ſich auf Koſten des deutſchen Reiches vergrößern könnte!). Nach ſolchen Vorkehrungen brach er gegen Karl V., der ſich damals ohne Heeresmacht in Insbruck befand, am 20. März 1552 von Thüringen auf, nahm am 3. Apr. Augsburg ein, ſchlug am 18. Mai die kaiſerlichen Truppen bei Reuten, erſtürmte am 19. Mai die Ehrenberger Clauſe und drang am 23. Mai bis Insbruck. Nur mit Mühe konnte Karl nach Villach entkommen. Da nun zu gleicher Zeit Heinrich II. in die Niederlande einfiel, und die Türken Ungern bedrohten: ſo bevollmächtigte Karl ſeinen Bruder Ferdinand, mit dem Kurfürſten Moritz den Paſſauer Vertrag (31. Jul. 1552) abzuſchließen, in welchem ausgemacht wurde, daß einerſeits Moritz alle weiteren Angriffe gegen den Kaiſer aufgeben und ſeine Truppen gegen die Türken führen, und daß anderſeits der Kaiſer den Landgrafen von Heſſen, wie den Kurfürſten Johann Friedrich völlig freigeben, das Interim aufheben, den Proteſtanten Religionsfreiheit geſtatten und dieſe Religionsfreiheit auf einem, binnen ſechs Monaten zu haltenden Reichstage

tage bekräftigen ſollte, damit alle Stände, wenn auch nicht einig in ihren Meinungen, doch einträchtig neben einander leben möchten.

Aber länger als ſechs Monate dauerte es, ehe dieſer Reichstag gehalten wurde; denn Karl kämpfte in den Niederlanden gegen Heinrich II. (aber ohne Glück: nicht einmal Metz konnte er ihm entreißen) bis zum Waffenſtillſtand von Vaucelles (5. Febr. 1555), und Moritz gegen den Markgrafen Albrecht von Culmbach, vorher ſeinen Verbündeten, jetzt einen räuberiſchen Friedensſtörer, wobei er, in der Schlacht zu Sievershauſen (9. Jul. 1553) tödtlich verwundet, im drei und dreißigſten Jahre ſeines Alters das Leben verlor (11. Jul. 1553). Erſt am 5. Febr. 1555 wurde der verſprochene Reichstag von Ferdinand zu Augsburg eröffnet, auf welchem nach vielen Schwierigkeiten der Religionsfriede zu Stande kam (26. Sept. 1555). Durch dieſen merkwürdigen Religionsfrieden wurde den Anhängern der augsburgiſchen Confeſſion völlige Religionsfreiheit, der Beſitz der eingezogenen Kirchengüter und das Wachsthum ihrer Partei zugeſtanden, doch ſollten die geiſtlichen Stände, die zur augsburgiſchen Confeſſion überträten, ihre Würden und Güter verlieren: ein Zuſatz (der geiſtliche Vorbehalt oder das Reservatum ecclesiasticum genannt), gegen den die Evangeliſchen nachdrücklich proteſtirten.

So hatte nun die evangeliſche Kirche ihr Beſtehen erkämpft; ſie war von Seiten des deutſchen Reichs anerkannt

erkannt, und ſie erſchien hier, neben der römiſchen, als eine ſelbſtändige Kirche. Fürwahr ein wichtiges Ergebniß, welches gleichſam einen Ruhepunkt in der Geſchichte der Reformation bildet, der uns zu Betrachtungen über ihr Weſen und ihre Folgen einladet.

III. Ueber das Weſen und die Folgen der Reformation.

Oft und bitter hat man der Reformation vorgeworfen, daß ſie Haß und Verfolgungen, Krieg und Blutvergießen herbei geführt habe. Leugnen können und mögen wir dieſes nicht; aber behaupten müſſen wir, daß hierin keineswegs ein gegründeter Vorwurf gegen ſie enthalten iſt. Das Emporkommen eines neuen und beſſern Zuſtandes iſt, wie im Reiche der Natur, ſo auch im Reiche der Sittlichkeit ſtets mit gewaltſamen Bewegungen verbunden: kein Frühling tritt hervor ohne Stürme; und ſo iſt auch noch keine Umwälzung in der Kirche und im Staate friedlich und ohne Blutvergießen erſchienen. Jedes Gute muß ſeinen Kampfweg gehen, um ſich zu läutern und zu erheben; auch das Wort Gottes muß, wie Zwingli ſagte, Widerſtand haben, damit man ſeine Kraft ſehe. Und war es anders, als die Religion der Liebe und des Friedens, die Religion Jeſu, hervortrat? Iſt nicht auch um ihretwillen Haß und Verfolgung, Krieg und Blutvergießen entſtanden? Das, was etwas an ſich iſt, muß gewogen werden, nicht das Gute oder Böſe, was neben ſeiner Ausſaat emporkeimt. So wenig nun im Weſen der Religion Jeſu, ſo wenig lag auch im Weſen der Reformation ein Hinſtreben nach Haß und Verfolgung, nach Krieg und Blutvergießen. Ihre Urheber haben es nie gewollt, daß ſie mit dem Schwerte verfochten und geſchützt werde. Nur die Verirrungen verblendeter Eiferer, die ſich für oder gegen ſie bekannten, führten ein widriges Getriebe wilder Leidenſchaften und mit dieſem Haß und Verfolgung, Krieg und Blutvergießen herbei. Sie ſelbſt hatte ein großes, erhabenes Ziel! Sie ſtrebte nach Licht und Wahrheit, nach Wiederherſtellung der reinen Lehre Jeſu, nach Anbetung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit. Und betrachten wir die Umſtände, unter denen ſie auftrat und emporkam, und den Zuſtand der Kirche und Staaten, wie er vor ihr war und durch ſie wurde: ſo müßten wir verblendet oder undankbar ſeyn, wenn wir die Reformation ſchmähen, oder ſie nicht als ein Werk der göttlichen Weltregierung ehren ſollten. Ja, wie viel Gehäßiges und Beklagenswerthes auch in ihrer Begleitung war, überwogen wird daſſelbe durch das Herrliche und Erfreuliche, was ſie ſchuf, oder durch den geſegneten Einfluß, den ſie auf geiſtige und bürgerliche Fortbildung hatte.

Groß und wichtig iſt ihr Einfluß auf geiſtige Fortbildung. Denn wie ſie aus dem zugenommenen Streben nach Licht und Wahrheit hervor ging, ſo hat ſie auch wiederum

Licht und Wahrheit verbreitet,“ und nicht bloß über die von ihr gegründete (evangeliſche) Kirche, ſondern auch über die von ihr bekämpfte (römiſche) Kirche, die trotz alles Widerſtrebens das Licht nicht ganz zurückhalten konnte, das die Reformation verbreitete, und eben dadurch ſich genöthigt fühlte, manche Mißbräuche zu beſchränken. Insbeſondere hat die Reformation, im Kampfe gegen den Glaubenzwang, die Rechte der Vernunft im Forſchen und Prüfen geltend gemacht, den Unterſuchungsgeiſt geweckt und ihn nach den verſchiedenſten Richtungen hingelenkt. Sie hat ferner den Gottesdienſt von vielen ſinnverwirrenden, herzbeſtrickenden und ſittenverderbenden Gebräuchen gereinigt; ſie hat das Schul- und Erziehungsweſen neu belebt und verbeſſert; ſie hat die Weltgeſchichte mit großen Beiſpielen bereichert, indem ſie neben wilden Leidenſchaften auch erhabene Tugenden weckte; und ſie hat endlich durch ihr Entſtehen und Fortſchreiten, mit dem Glauben an die göttliche Weltregierung, den Glauben an den endlichen Sieg des Guten aufs neue bekräftigt und beſtärkt.

Nicht minder groß und wichtig iſt ihr Einfluß auf die Fortbildung des geſellſchaftlichen Zuſtandes. Hier deutete ſie das Verhältniß an, in welchem Kirche und Staat zu einander ſtehen ſollten; denn nach dem Worte des Meiſters: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gotte, was Gottes iſt,“ ſollte die Kirche nicht mehr einen Staat im Staate bilden, oder wohl gar ſich über denſelben erheben, ſondern als ein Verein zur Befriedigung des religiöſen Bedürfniſſes unter der Oberaufſicht des Staates beſtehen. Den Fürſten verſchaffte die Reformation vermehrte Gewalt und Einkünfte, indem ſie Kirchengüter ihnen zuführte, von der Oberherrſchaft des Pabſtes ſie befreite, mit ihren Völkern ſie näher vereinigte; doch wies ſie auch die Fürſten an, von der erlangten Macht einen mäßigen und billigen Gebrauch zu machen, milde, der fortgeſchrittenen Bildung angemeſſene Geſetze zu geben, und es für rühmlicher zu halten über Freie zu herrſchen, als Knechten zu befehlen. Darum beſteht auch in proteſtantiſchen Ländern mehr Freiheit als in katholiſchen, und eben darum ſind jene nicht ſo, wie dieſe, zu politiſchen Revolutionen geneigt *). Aber auch in ſo fern würde die Reformation den Völkern heilſam, daß ſie deren Kräfte aufregte, neue Ideen in ihnen anfachte und ſie durch beides zu neuer Thätigkeit und zu Fortſchritten in der Cultur hinführte. Ueberhaupt entflammte ſie in den Staaten, vorzüglich des nördlichen und ſüdweſtlichen Europas, manchfaltige Bewegungen, veränderte ihre Einrichtungen und führte zu neuen Verbindungen wie zu neuen Kriegen. Um dieß zu erweiſen, und zugleich auf die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, des wichtigſten von allen, die aus der

---

*) Dieſe Bemerkung, die man in unſeren Tagen gegen neue Verunglimpfungen der Reformation und proteſtantiſchen Kirche oft wiederholt hat, iſt ſchon vor länger als zwanzig Jahren von Villers (Darſtellung der Reform. Luthers, ihres Geiſtes und ihrer Wirkungen, überſ. von Stampeel. Zweite Aufl. S. 87) aufgeſtellt worden.

der Reformation entſtanden, vorzubereiten, müſſen wir die Geſchichte der Staaten, die an demſelben Antheil nahmen, erörtern.

Zweites Kapitel.

Die Vorbereitungen des dreißigjährigen Krieges, oder Geſchichte derjenigen Staaten, die an demſelben Antheil nahmen.

Deutſchland, die Niederlande, Spanien, Frankreich, England, Dänemark und Schweden ſind die Staaten, deren Geſchichte wir hier von den Zeiten der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege zu ſchildern haben.

I. Deutſchland.

Bald nach dem augsburger Religionsfrieden (26. Sept. 1555) legte **Karl V.**, ergriffen von Schwermuth und Unzufriedenheit über geſcheiterte Plane, ſeine Krone freiwillig nieder: ſeinem Sohn **Philipp** übertrug er zu Brüſſel (28. Oct. 1555) die Niederlande,

lande, dann (15. Jan. 1556) Spanien und alle dazu gehörigen Länder; und ſeinem Bruder Ferdinand (27. Aug. 1556) die deutſche Krone, worauf er nach Spanien eilte (17. Sept. 1556), dort in das Kloſter St. Juſt zu Eſtremadura ſich begab und in demſelben am 21. Sept. 1558 ſtarb *). Auf ſolche Art kam, nach Beſeitigung mancher Schwierigkeiten, die theils der Pabſt, theils die Stände des deutſchen Reichs gegen die willkürliche Uebertragung der deutſchen Krone an Ferdinand erhoben, letzterer zur Herrſchaft über Deutſchland (14. März 1558), und das habsburgiſche oder öſtreichiſche Haus beſtand nun in zwei Linien, von denen die ältere über Spanien, die jüngere über Oeſtreich und Deutſchland herrſchte.

Ferdinand I. (geb. 1543, reg. 1558—1564) war weniger ehrgeizig und unternehmend als ſein Bruder, und ſeine Regierung floß ohne groſſe Ereigniſſe dahin. Die Stürme unter der vorigen Regierung hatten Deutſchland ermattet, und der (1555) abgeſchloſſene Religionsfriede äuſſerlich beruhiget. Doch dauerten die Gährungen im Innern fort. Von Seiten der Katholiken traten Jeſuiten, päbſtliche Nuntiaturen (d. i. päbſtliche Geſandſchaften) und die Beſchlüſſe des (1563 geſchloſſenen) tridentiner Conciliums den Proteſtanten entgegen, und von

Seiten

---

*) Man ſehe im zweiten Abſchnitte die zweite Erzählung, wo Num. 5. die Abdankung und das Lebensende Karls V. geſchildert wird.

Seiten der Proteſtanten erheben ſich häufige Klagen über Bedrückungen und den geiſtlichen Vorbehalt, und ärgerliche Streitigkeiten unter ihnen ſelbſt; denn nicht genug, daß Lutheraner und Reformirte einander anfeindeten, ſo waren auch die Lutheraner ſelbſt in Zwieſpalt und theilten ſich in die gemäßigten und ſtrengen. Bei allen dieſen Gährungen zeigte Ferdinand eine weiſe Mäßigung, zu der ihn, auſſer ſeiner Perſönlichkeit, Furcht vor den Türken (denen er, um Friede zu haben, einen jährlichen Tribut auszahlen ließ) und Streitigkeiten mit dem Pabſte (erſt wegen ſeiner Anerkennung, dann wegen des tridentiner Conciliums) beſtimmten. Um ſeinem Hauſe, das er ſchon durch den Erwerb Böhmens und Ungerns (1526) vergrößert hatte, die deutſche Krone zu erhalten, bewirkte er, daß ſein älteſter Sohn **Maximilian** zum römiſchen Könige erwählt wurde (24. Nov. 1562). Eben dieſem vermachte er Ungern, Böhmen und das Erzherzogthum Oeſtreich, ſeinem zweiten Sohne **Ferdinand** Tyrol und Vorderöſtreich, und ſeinem dritten Sohne **Karl** Steiermark, Kärnthen und Krain. Die Primogenitur war in ſeinem Hauſe noch nicht eingeführt. Dieß geſchah erſt nach ſeinem Tode (er ſtarb 25. Jul. 1564) durch ſeinen Sohn und Nachfolger.

Maximilian II., ſo hieß derſelbe, (geb 1527, reg. 1564 — 1576) war ein vielſeitig gebildeter, gerechter, duldſamer Herr, ernſtlich bemüht Ruhe und Ordnung im deutſchen Reiche zu erhalten. Eben deßhalb ſprach er auch gegen den fränkiſchen Ritter **Wilhelm von**

Grumbach, der den Biſchof von Würzburg durch Meuchelmörder ermordet und Würzburg mit Krieg überzogen hatte, ſo wie gegen deſſen Beſchützer, den Herzog von Sachſen, Johann Friedrich den Mittlern, die Reichsacht aus (13. Mai 1566), welche August, Kurfürſt von Sachſen, mit vieler Härte vollzog. Gotha, wo ſich Johann Friedrich mit Grumbach aufhielt, wurde belagert (24. Dec. 1566 — 13. Apr. 1567) und verlor, als es ſich ergeben hatte, das Schloß Grimmenſtein und einen Theil ſeiner Befeſtigungen; Grumbach mit ſeinem Anhange wurde hingerichtet, und Herzog Johann Friedrich nach Oeſtreich abgeführt, wo er acht und zwanzig Jahre, bis an ſeinen Tod (1595), in Gefangenſchaft blieb. — Indeſſen hatte Maximilian beſonders Religionsduldung zu befördern geſucht. Selbſt zu derſelben geneigt und dem Proteſtantismus nicht abhold, bezeigte er nicht nur ſein Mißfallen über die Religionsverfolgungen in Frankreich und den Niederlanden, ſondern geſtattete auch dem proteſtantiſchen Adel in Oeſtreich manche Religionsfreiheiten. Dennoch konnte er die in Deutſchland herrſchende Gährung nicht unterdrücken; Mißtrauen und Anfeindungen der verſchiedenen Religionsparteien gegen einander dauerten fort und ſprachen ſich auf jedem Reichstage in gegenſeitigen Beſchwerden aus.

Noch drohender traten ſie hervor unter dem ſaumſeligen und unentſchloſſenen Sohn und Nachfolger Maximilians, Rudolf II. (geb. 1552, reg. 1576 — 1612), der zwar Achtung für gelehrte Kenntniſſe und mancherlei Geſchicklichkeiten beſaß; aber eingeſchüchtert durch ſeine Erziehung am ſpaniſchen Hofe und durch ſeinen Umgang mit Jeſuiten zu freiſinnigen Ideen ſich nicht erheben konnte, und hingegeben der Alchymie und Aſtrologie, ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen, ſich um Regierungsgeſchäfte wenig bekümmerte, obſchon er, nach Art eigenſinniger Schwächlinge, nicht leiden mochte, wenn Andre ſich in ſelbige miſchten. Merkwürdig iſt es, daß unter ihm auf dem Reichstage zu Augsburg (1582) der neue Gregorianiſche Kalender, auf Empfehlung des Pabſtes Gregorius XIII., von den Katholiken angenommen *) und in Bezug auf die Stimmen weltlicher Fürſten ausgemacht wurde, daß jedes deutſche Fürſtenhaus auf Reichstagen ſo viele Stimmen führen ſollte, als es gerade damals hatte. Aber noch weit merkwürdiger, wenigſtens für damalige Zeiten, waren die Streitigkeiten der Katholiken und Proteſtanten in Deutſchland, die den dreißigjährigen Krieg vorbereiteten. Im Erzſtift Cöln hatte der Kurfürſt Gebhard, aus dem Hauſe Truchſeß von Waldburg, voll Liebe zur Gräfin Agnes von Mansfeld ſich öffentlich zur Reformation bekannt (19. Dec. 1582) und die Geliebte geheurathet (2. Februar 1583). Er

---

*) Dieſer neue Kalender — der das Jahr nicht, wie der Julianiſche, auf 365 Tage und ſechs volle Stunden, ſondern auf 365 Tage, 5 Stunden und 54 Minuten beſtimmt — wurde damals von den Proteſtanten aus blindem Religionseifer verworfen. Erſt im Jahre 1701 nahmen ſie ihn an.

glaubte dabei ſein Erzbiſthum behalten zu können, weil die Proteſtanten den geiſtlichen Vorbehalt nicht anerkannt hatten. Aber vom Pabſte mit dem Banne belegt, von den Lutheranern verlaſſen (weil er der reformirten Kirche beigetreten war) und von ſpaniſchen Kriegsvölkern, die aus den Niederlanden herbeizogen, bedrohet, mußte er ſein Erzbiſthum verlaſſen und nach Straßburg flüchten, wo er 1602 ſtarb. Statt ſeiner wurde der baierſche Prinz Ernſt, bereits Biſchof zu Lüttich, Erzbiſchof von Cöln. — An dieſe Unruhen knüpften ſich andre in Straßburg (1592), wo die katholiſchen Domherren den proteſtantiſchen Domherren Einkünfte abſprachen, dann bewirkten, daß der zum Biſchof erwählte, proteſtantiſche Prinz, Johann Georg von Brandenburg, dem katholiſchen Prinzen Karl von Lothringen weichen mußte. — Zu Donauwerth, einer zum ſchwäbiſchen Kreiſe gehörigen Reichsſtadt, hatten ſich die lutheriſchen Einwohner einer, vom Abte des daſigen Kloſters unternommenen, öffentlichen Proceſſion (1605 u. 1606) ſtürmiſch widerſetzt. Darauf hatte der Reichshofrath, bei dem ſich der Abt beklagte, die Unterſuchung und Beſtrafung dieſes Vorgangs dem Herzog von Baiern, Maximilian, dem ſie nicht zukam, übertragen und, als deſſen Geſandte ſchimpflich zurückgewieſen waren, die Acht über Donauwerth ausgeſprochen (1607). Demnach hatte Herzog Maximilian dieſe Stadt erobert (im Dec. 1607), ſie zu einer baierſchen Landſtadt umgewandelt und ihr den katholiſchen

Glauben aufgedrungen. — Dieſes Verfahren gegen eine proteſtantiſche Reichsſtadt, ſo wie die Aeußerung der Katholiken auf dem Reichstage zu Regensburg (1608), daß ſie an den Religionsfrieden ſich nicht gebunden achteten und ihn, wenigſtens nicht ſo, wie die Proteſtanten wünſchten, beſtätigen wollten, bewog die Proteſtanten nach alter Sitte ſich zu verbinden oder, auf Betrieb des Kurfürſten von der Pfalz Friedrich IV., zu Ahauſen im Ansbachiſchen (4. Mai 1608) einen neuen Bund zu ſchließen, der den Namen Union erhielt *). Dagegen ſchloſſen die katholiſchen Fürſten unter dem Herzog von Baiern Maximilian (zu Würzburg, 10. Jul. 1609) einen Bund, welcher die Lige genannt wurde, „zur Aufrechthaltung der alten Religion und Verfaſſung des Reiches." Beide Bünde traten drohend gegen einander und einen Anlaß zum offenen Kriege ſchien ihnen der damals entſtandene Jülichſche Erbfolgeſtreit zu geben.

Als nämlich mit Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensberg und Ravenſtein, der Mannsſtamm deſſelben erloſchen war (25. März

---

*) Kurſachſen nahm an dieſem Bunde keinen Antheil, ſey es nun, weil es denſelben, ſeiner Aeußerung nach, für eine Spaltung des deutſchen Reichs hielt, oder, was wahrſcheinlicher iſt, aus gereizter Empfindlichkeit, weil es nicht die Leitung deſſelben haben ſollte, oder aus religiöſem Bedenken, weil Kurpfalz, das an der Spitze deſſelben ſtand, der reformirten Kirche zugethan war.

(25. März 1609); nachdem der Kurfürſt von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Burgau, die insgeſammt mit Schweſtern des verſtorbenen Herzogs vermählt waren, dann das Haus Sachſen, wegen einer ihm vom Kaiſer Friedrich III. ertheilten und vom Kaiſer Maximilian I. beſtätigten Anwartſchaft, Anſpruch auf die erledigten Länder, deren Unzertrennlichkeit feſtgeſetzt worden war. Kurbrandenburg und Pfalzneuburg kamen ihren Mitbewerbern zuvor. Sie bemächtigten ſich (31. März 1609) jener Länder und verbanden ſich, als auch der Kaiſer ſie an ſich bringen wollte, zum einſtweiligen Gemeinbeſitze (10. Jul. 1610). Für ſie bewaffnete ſich die Union, Frankreich, und Holland; gegen ſie erhob ſich die Liga. Ein wilder Krieg drohete auszubrechen und ſchon wurden die kaiſerlichen Truppen aus Jülich vertrieben. Doch ließen ſich beide Theile für jetzt noch beſänftigen (Oct. 1610), und Kurbrandenburg und Pfalzneuburg blieben im Beſitz der erledigten Länder.

Aber nicht nur über Deutſchland brachte die ſchlechte Regierung Rudolfs II. viel Unheil, ſondern auch über ihn ſelbſt. Gegen ihn erhoben ſich ſeine Brüder und an ihrer Spitze Matthias. Zuerſt ſchloſſen ſie, um einen ſchmachvoll mit den Türken geführten Krieg zu endigen, einen Vertrag mit Achmed I. (1606) und erklärten den Erzherzog Matthias zum Haupte des öſtreichiſchen Hauſes (25. Apr. 1606).

Hierauf nöthigte Matthias ſeinen Bruder Rudolf, ihm Oeſtreich ob und unter der Ens und das Königreich Ungern abzutreten und die Nachfolge in Böhmen zuzugeſtehen (29. Jun. 1608). Für den Beiſtand, den ihm hierbei die Proteſtanten in Oeſtreich geleiſtet hatten, mußte er ihnen Religionsfreiheiten verwilligen. Dieß trieb die Proteſtanten (oder Utraquiſten) in Böhmen, dem Kaiſer Rudolf den merkwürdigen Majeſtätsbrief abzunöthigen (11. Jul. 1609), der ihnen freie Religionsübung zuſicherte, die Anlegung neuer Kirchen und Schulen erlaubte, die Univerſität zu Prag und ein eigenes Conſiſtorium einräumte. Aber Kaiſer Rudolf hatte von dieſer Verwilligung keinen Gewinn. Als er, aus Haß gegen ſeinen Bruder Matthias, ſeinem Vetter dem Erzherzog Leopold den böhmiſchen Thron zuzuwenden ſuchte, und deshalb ein beträchtliches Heer nach Böhmen zog: ſo wendeten ſich die böhmiſchen Stände, die ſich durch dieſes Beginnen bedroht glaubten, an Matthias. Dieſer kam herbei und zwang ſeinen Bruder, ihm auch Böhmen, Schleſien und die Lauſitz abzutreten (11. Apr. 1611). So aller ſeiner Erbländer beraubt, mußte Rudolf die Unterſtützung der Kurfürſten anſprechen, die ihn mit leeren Vertröſtungen hinhielten. Ein Glück für ihn war es, daß er wenige Monate nachher ſtarb (20. Januar 1612).

Sein Bruder **Matthias**, der ihm nun auch als Kaiſer folgte, (geb. 1557, reg. 1612—1619) bewies im Beſitze der Kronen, die er auf ſeinem Haupte vereinigte, nicht die Thätigkeit und Entſchloſſenheit, die er bei dem Erwerb derſelben gezeigt hatte. Er that eben ſo wenig, als Rudolf, zur Unterdrückung der vielen Gährungen, die in Deutſchland aufwogten, und ſeine Regierung iſt eigentlich nur durch den Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs, von dem wir weiter unten reden werden, merkwürdig geworden.

II. Die Vereinigten Niederlande.

Die Niederlande, ſeit König Heinrich I. (923) zum deutſchen Reiche gehörig, beſtanden aus ſiebzehn Landſchaften: Luxemburg, Namur, Artois, Hennegau, Limburg, Brabant, Flandern, Mecheln, Antwerpen, ferner Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Zütphen, Oberyſſel, Friesland und Gröningen, von denen die neun erſteren, oder die ſüdlicheren, unter dem Namen Belgien, die acht übrigen, oder die nördlichen, unter dem Namen Batavien den Römern bekannt geweſen waren. Lange Zeit unter einzelnen Herren, die als Vaſallen des deutſchen Reiches über ſie herrſchten, waren ſie nach und nach durch Vermächtniſſe, Kauf und Unterhandlungen an die Herzoge von Burgund, aus dem Hauſe Valois gekommen, deren Reihe Philipp der Kühne (1363) anfing, und Karl der Kühne (1477) beſchloß. Nach Abſterben derſelben fielen ſie (doch ohne Burgund, das Ludwig XI. als franzöſiſches Lehn einzog,) durch Vermählung Mariens, der Erbtochter Karls des Kühnen, mit Maximilian I. (1477)

(1477) an das Haus Habsburg *), zuerſt an Maximilians und Mariens Sohn Philipp den Schönen (1482 — 1506), dann an deſſen Sohn Karl V. (1506 — 1555), dann an deſſen Sohn Philipp II., König von Spanien.

Damals befanden ſie ſich im geſegneten Wohlſtande. Gleichſam in der Mitte zwiſchen dem Süden und Norden Europa's, am Meere und an ſchiffbaren Flüſſen gelegen, waren ſie zu einem regen Unternehmungsgeiſte erwacht, der ſie zu Gewerbthätigkeit, Handel und Schiffahrt, und dadurch zu Reichthum und Cultur hingeführt hatte; ihre Erzeugniſſe ſtanden in hohem Anſehn; ihre Städte, beſonders Gent, Brügge und Antwerpen, waren, ſeit der Entdeckung Amerika's und des neuen Weges nach Oſtindien, die blühendſten Manufactur- und Handelsplätze. Dabei genoſſen ſie verſchiedene und wichtige Freiheiten, die ſie von ihren ehemaligen Herren erkauft oder erzwungen hatten, und deren Bewahrung ihnen als das Unterpfand ihres Wohlſtandes galt. So lebte in ihnen Sinn für bürgerliche Freiheit und mit dieſem zugleich Sinn für religiöſe Freiheit und Empfänglichkeit für die Reformation, die, durch Fremde ihnen zugeführt, beſonders in ihren nördlichen Landſchaften Aufnahme und Verbreitung fand.

Aber dieſer Freiheitsſinn, der ſich in religiöſer, wie

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. IV, 1, 96.

wie in bürgerlicher Hinſicht bei ihnen zeigte, mißfiel ihren Beherrſchern. Schon Karl V., der zuerſt alle ſiebzehn Landſchaften vereinigte, hatte ihm zu ſteuern geſucht: er hatte daher geiſtliche Gerichtshöfe angeordnet, die, ohne Inquiſitionsgerichte zu heißen, mit der Härte und Willkür derſelben verfuhren; er hatte den ſonſt unabhängigen Gerichtshof zu Mecheln dem königlichen Rathe zu Brüſſel unterworfen, hatte viele Steuern erpreßt, fremde Truppen eingelagert und die wichtigſten Stellen an Ausländer vergeben. Darüber waren ſchon unter ihm Unruhen ausgebrochen. Aber weil er, unter den Niederländern geboren und erzogen, mit ihnen umzugehen verſtand, und durch ſein Anſehn ihr Anſehn, durch ſeine Macht ihren Handel erhob, blieben ſie ihm ergeben, und ſchienen völlig beruhigt, als er die Regierung über ſie (28. Oct. 1555) ſeinem Sohne Philipp II. übertrug. Doch anders wurde es unter dieſem! Jetzt konnten ſich Regent und Unterthanen nicht befreunden. Zuwider waren ihm die lebendigen und freiſinnigen Niederländer, und zuwider war er, der finſtere, bigotte, despotiſchgeſinnte, durch Sitte und Sprache nur den Spaniern angehörige Monarch den Niederländern. Um ſo weniger mochten ſie es ertragen, daß er zur Unterdrückung der Reformation und zur Vermehrung ſeiner Gewalt Eingriffe in ihre Rechte that, die ſpaniſche Inquiſition einzuführen ſuchte, die Zahl der Bißthümer vermehrte, ſtrenge Glaubensbefehle erließ, ſpaniſche Truppen herbeizog, und dem ſpaniſchen Adel die wichtigen Stellen in den Niederlanden übertrug.

Indeſſen hielten ſie ihren Unwillen anfangs zurück. Erſt als **Philipp II.** die Niederlande, ohne ſie je wieder zu betreten, verlaſſen (1559), ſeiner Halbſchweſter **Margarethe**, Herzogin von Parma, die Regentſchaft übertragen und den Biſchof von Arras, **Granvella**, zu ihrem Rathgeber ernannt hatte, brach der Sturm hervor. Jetzt traten Prinz **Wilhelm von Oranien**, Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, und Graf **Lamoral von Egmont**, Statthalter von Artois und Flandern, als Sprecher für die Rechte und Freiheiten der Niederländer auf, bewirkten die Entfernung des verhaßten Granvella (1564), drangen auf Erhaltung der angeſtammten Freiheiten und auf Duldung der Proteſtanten. Andre vom verarmten und mißvergnügten Adel, unter denen die Grafen **Heinrich von Brederode** und **Ludwig von Naſſau** (ein Bruder Wilhelms von Oranien) beſondert erwähnt werden, errichteten (Nov. 1565) zur Abſchaffung der Inquiſition und Glaubensbefehle einen Bund, der den Namen **Geuſen**- oder Bettlerbund erhielt und der Regentin Nachgibigkeit abnöthigte (5. Apr. 1566). Als aber im Vertrauen auf den Beiſtand dieſes Bundes von den Proteſtanten öffentliche Kampfpredigten gehalten, Bilderſtürmereien oder Verwüſtungen der Kirchen und Klöſter verübt und andere Frevel begangen wurden (1566); und andrerſeits König Philipp II. ſich nachdrücklich gegen den Geuſenbund erklärte, und die Regentin mit einem in Deutſchland geworbenen Heere die Unruheſtifter glücklich bekämpfte: ſo ſagten ſich die Katholiken von dem Bunde los, Mißtrauen und Verzagtheit löſete ihn auf, und die Ruhe wurde, wenigſtens ſcheinbar, wieder hergeſtellt.

Jetzt ſtand es bei Philipp II. die Niederländer feſter als je, an ſich zu ketten: es bedurfte hierzu nur einiger Milde und Nachgiebigkeit. Aber von beiden weit entfernt, ſendete er den unbeugſamen und unmenſchlichen Herzog von Alba zu den Niederländern, um ſie wegen des Vergangenen zu beſtrafen und für die Zukunft in engen Gehorſam zu zwängen. Alba kam, aus Italien über Lothringen, am 22. Aug. 1567 nach Brüſſel. Im Beſitz unumſchränkter Gewalt (weshalb auch die Regentin vor ihm zurückwich ,25. Dec. 1568), erneuerte er die ſpaniſche Inquiſition, errichtete ein Blutgericht (Rath der Unruhen) und ließ durch daßſelbe die edelſten und reichſten Niederländer, unter ihnen die Grafen Egmont und Hoorne (5. Jun. 1568), überhaupt, wie er ſelbſt ſpäterhin rühmte, auf 18,000 hinrichten und ihre Güter einziehen *).

Aber der wichtigſte war ihm entflohen: Wilhelm

---

*) Man ſehe im zweiten Abſchnitt die dritte Erzählung: „Wilhelm Prinz von Oranien und Lamoral Graf von Egmont.“

helm von Oranien, „der Verſchwiegene“ genannt, ein Mann von anerkannter Klugheit, Umſicht und Redlichkeit und dadurch im Beſitz des Vertrauens des größten Theils der Nation, deren Beſtes er wollte. Vor Albas Ankunft in Brüſſel hatte er ſich in ſeine Geburtsſtadt Dillenburg im Naſſauiſchen zurückgezogen; aber ſchon im Mai 1568 kam er zurück mit einem Heere, das größtentheils aus Ausgewanderten beſtand. Anfangs konnte er nichts ausrichten: er mußte ſich vor der ſpaniſchen Uebermacht zurückziehen (Aug. 1568). Doch als Alba nach ſo vielen Grauſamkeiten durch eine drückende Beſteuerung alle Niederländer ohne Unterſchied der Religion gegen ſich aufgebracht hatte (1569); als von den Waſſergeuſen (ſo nannte man die Niederländer, die ſich den Spaniern zur See widerſetzten), unter Anführung des Grafen von der Mark, die Häfen von Brielle und Vlieſſingen (1. Aug. 1572) eingenommen und dadurch die nördlichen Landſchaften für Behauptung der Freiheit entflammt worden waren; und als Wilhelm ſelbſt die meiſten Städte Hollands und Seelands für ſich gewonnen, und es dahin gebracht hatte, daß er auf einer Verſammlung zu Dordrecht (15. Jul. 1575) zum Statthalter von Holland, Seeland, Utrecht und Friesland erklärt wurde: da bekam ſein Wirken und Streben nachdrückliche Bedeutung und ein beſtimmtes Ziel. Vergebens ſuchten die königlichen Statthalter Alba (bis 1573), dann Ludwig von Requeſenz (1573—1576), dann

Johann von Oeſtreich (1576—1578), ein Halbbruder Philipps II., dann **Alexander von Parma** (ſeit 1578), ein Sohn der oben erwähnten Margarethe, ihn zu unterdrücken: ſie fanden von Seiten desſelben nachdrücklichen Widerſtand und von Seiten Spaniens nicht genugſame Unterſtützung. Wurde **Wilhelm** auch zu Zeiten geſchlagen, wie auf der Mookerheide (in der Gegend von Nimwegen, 14. Apr. 1574), wo ſeine Brüder Ludwig und Heinrich von Naſſau fielen, ſo erhob er ſich doch bald wieder von erlittenen Niederlagen und behauptete durch die Waſſergeuſen das Uebergewicht zur See. Und konnte er auch die geſammten Niederlande nicht für ſich gewinnen (in den zehn ſüdlichen Landſchaften widerſtrebte ihm die Eiferſucht der Großen, das Mißtrauen der Katholiſchen und die Ueberlegenheit der ſpaniſchen Landmacht), ſo gelang es ihm doch die ſieben nördlichen Landſchaften, in denen kein Nebenbuhler ihm entgegen trat und der proteſtantiſche Glaube herrſchend wurde, unter einander und mit ſich zu vereinigen. Nachdem er nämlich durch manche traurige Erfahrung ſich überzeugt hatte, wie wenig er auf die ſüdlichen Landſchaften rechnen konnte, bewirkte er die berühmte **Union zu Utrecht** (23. Janu. 1579), die anfangs nur Holland, Seeland, Utrecht, Gröningen, dann auch Geldern, Friesland, Oberyſſel umfaßte und den Freiſtaat der „**Vereinigten Niederlande**“ herſtellte, indem ſie zuerſt niederländiſche Länder von verſchiedener Verfaſſung zu Einer Republik vereinigte. Zwar erklärte ſie anfangs, nur Glaubensfreiheit und ſtändiſche Privilegien beſchützen, nicht aber von Spanien ſich losſagen zu wollen; doch als Philipp II. über den Prinzen Wilhelm abermals die Acht ausſprach (Apr. 1580): ſo kündigte ſie ihm als einem Tyrannen allen Gehorſam auf (26. Jul. 1581).

Aber das Beſtehen dieſes neuen Freiſtaates ſchien damals ſehr zweifelhaft. Die Verbündeten ſelbſt hatten noch kein Vertrauen zu ſich und ſehnten ſich nach dem Schutze fremder Herrſcher; die ſüdlichen Landſchaften ſöhnten ſich nach und nach mit Spanien wieder aus; Prinz Wilhelm von Oranien, der allein den neuen Freiſtaat durch die Klugheit, mit der er ihn ins Leben gerufen hatte, im Leben erhalten zu können ſchien, wurde von einem Meuchelmörder, den ſpaniſches Geld gedingt hatte, zu Delft erſchoſſen (10. Jul. 1584) *), und der kriegskundige Prinz von Parma, der noch bis zum Jahre 1592 die Spanier in den Niederlanden anführte, ſchritt ſiegreich vorwärts und entriß den vereinigten Niederländern einen Platz nach dem andern, ja auch das feſte und wichtige Antwerpen (10. März 1585). In dieſen Zeiten der größte Gefahr wollte ſich der neue Freiſtaat erſt dem König von Frankreich unterwerfen; aber Heinrich III. lehnte dieß Anerbieten ab: dann der Königin von England; aber Eliſabeth mochte damals

---

*) Man ſehe die ſchon angeführte dritte Erzählung im zweiten Abſchnitt.

mals noch nicht geradezu mit Spanien brechen; erſt ſpäterhin ſchickte ſie Geld und Truppen und ihren Liebling den Grafen Leiceſter als Oberſtatthalter, der aber mit den Niederländern ſich nicht befreunden konnte und bald wieder zurückkehren mußte (Dec. 1587). Doch ging darum der neue Freiſtaat nicht unter! Ihn rettete der Untergang der „unüberwindlichen Flotte" (1588), die ihn vernichten ſollte, ihn ſicherte die Staatsklugheit des Landſyndikus (oder Großpenſionärs) von Holland, Olden-Barnevelt, und die Kriegsgeſchicklichkeit des Prinzen Moritz von Oranien, des zweiten Sohnes Wilhelms von Oranien. Denn Olden-Barnevelt war es, der den Ränken des Grafen Leiceſter glücklich widerſtrebte und für den neuen Freiſtaat die Generalſtaaten zu Haag oder den Verein von Abgeordneten der einzelnen Staaten oder Landſchaften, in deſſen Händen die Regierung ſeyn ſollte, einrichtete; und Moritz von Oranien war es, der durch glückliche Feldherrntalente den Bund nach auſſen hin befeſtigte und erhob. Erſt zwanzig Jahr alt (geb. 14. Nov. 1567), als ihm auf Barnevelts Rath die Oberanführung der Heere des neuen Freiſtaates, dann die Statthalterſchaft übertragen wurde (14. Nov. 1587), eröffnete er ſeine Heldenbahn mit der Einnahme von Breda (1590), und ſchon nach ſechs Jahren hatte er die Spanier aus dem ganzen Gebiet der Union vertrieben. Noch während er hiermit beſchäftigt war, ermunterte er die Seinen, die portugieſiſchen Niederlaſſungen in Oſtindien, die mit Portugal ſeit 1580 zu Spanien gehörten, zu erobern: den Weg hierzu zeigte ihnen Cornelius Houtmann, der ſie 1595 zum Vorgebirge der guten Hoffnung führte. — Schade nur, daß Moritz, um ſeine Macht zu vermehren, die Fortdauer des Krieges betrieb, dann, um den edlen Barnevelt zu unterdrücken, auf die Seite der Gomariſten (der ſtrengen Calviniſten) trat und, nachdem er die Gegner derſelben, die Arminianer (oder gemäßigten Calviniſten) auf der Synode zu Dordrecht hatte verdammen laſſen (1618), eben dieſen Barnevelt, dem er ſeine Erhebung zu verdanken hatte, auf das Blutgerüſte brachte (13. Mai 1619). Hierdurch verdunkelte er ſeinen Ruhm und gab Veranlaſſung zu einer **antioraniſchen Partei**, die bis zum Ende des niederländiſchen Freiſtaates fortdauerte.

Inzwiſchen war Spanien des langen und verderblichen Krieges mit den **Holländern** (ſo nannte man jetzt die Vereinigten Niederländer, weil Holland durch Macht und Reichthum allen andern Landſchaften voranging) ſchon längſt müde geworden. Aber **Philipp II.** konnte es nicht über ſich gewinnen, mit ihnen einen Frieden einzugehen, der ihm eine Entwürdigung ſeines Anſehns zu ſeyn ſchien. Eben darum ſetzte auch ſein Nachfolger **Philipp III.** (ſeit 1598) den Krieg fort, bis er ſich genöthigt ſah, mit ihnen zu Antwerpen (22. Apr. 1609) einen zwölfjährigen Waffenſtillſtand abzuſchließen, in welchem er ihre Unabhängigkeit, doch nicht mit beſtimmten Worten, anerkannte und ihnen insgeheim freie Schiffahrt nach Oſtindien zuſicherte. Nach Ablauf dieſes zwölfjährigen Waffenſtillſtandes (1621), als bereits der dreißigjährige Krieg ausgebrochen war, erneuerte ſein Sohn **Philipp IV.** den Krieg gegen ſie, ohne doch ſeine Abſicht zu erreichen. Zwar entwickelte der General **Spinola** eine ſolche Ueberlegenheit, daß weder **Moritz**, noch nach deſſen Tode (1625) deſſen Bruder **Friedrich Heinrich** (1625—1647), ein talentvoller Feldherr, etwas gegen ihn ausrichten konnte. Als aber Spinola entfernt war (1627), und Frankreich erſt heimlich (ſeit 1630), dann öffentlich (ſeit 1635) die Niederländer unterſtützte, und dieſe nun nicht bloß zu Lande, ſondern auch zu Waſſer in Aſien und Amerika den Spaniern empfindlichen Abbruch thaten, — ſie entriſſen ihnen in Oſtindien 1619 Java (wo ſie Batavia gründeten), 1623 die Gewürzinſeln, 1641 Malacca, 1644 Ceylon, und in Amerika ſeit 1636 Braſilien — mußten die Spanier in dem weſtphäliſchen Frieden (30. Janu. 1648) ihnen völlige Unabhängigkeit, anſehnliche Stücke von Brabant, Limburg und Flandern (welche den Namen Generalitätslande erhielten) und alle in Oſtindien und Braſilien gemachte Eroberungen zugeſtehen.

So entſtand und behauptete ſich mitten in Europa die Republik der Vereinigten Niederlande, die, durch Noth zu jeder Art der Anſtrengung getrieben, vermittelſt ihrer Gewerbthätigkeit, Schiffahrt, Reichthümer und

Staatsklugheit hoch emporſtieg und im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts ein bedeutendes Gewicht im europäiſchen Staatenſyſtem hatte, während der Theil der Niederlande, der bei Spanien geblieben war, ja Spanien ſelbſt, immer tiefer hernieder ſank.

III. Spanien.

Spanien, das am Schluſſe der vorigen Periode durch Ferdinand den Katholiſchen und Iſabelle von Caſtilien vereinigt und emporgebracht worden war*), ſtieg am Anfang der gegenwärtigen unter dem Enkel dieſes Königspaares, Karl, der in Spanien der Erſte, in Deutſchland der Fünfte genannt wurde, zu einer furchtbaren Höhe. Denn Karl, von 1516 bis 1556 König von Spanien, brachte zu den Beſitzungen dieſes Reiches die Niederlande, Mailand und die unter ihm entdeckten Länder Amerikas, erhob nach auſſen Spaniens Anſehn durch viele, größtentheils glücklich geführte Kriege, und vermehrte im Innern die Macht der Krone durch Beſchränkung der Rechte und Freiheiten der Cortes. Indeſſen ſchoß neben dieſem Glanze das Verderben auf. Karl kam nur ſelten nach Spanien und war, wenn er dort weilte, nicht ſowohl mit Beförderung des innern Wohlſtandes, als mit gewaltſamer Unterdrückung der Nationalfreiheiten, mit Erwei-

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſaal, Th. IV, 1, S. 171 ff.

terung der königlichen Gewalt und mit Aufbringung der Gelder, die er zu ſeinen Kriegen brauchte, beſchäftigt. Schon er hinterließ beträchtliche Schulden.

Doch bei den Kräften, die Spanien beſaß, und bei den Hilfsquellen, die der Fleiß der Niederländer und das Gold Amerikas darbot, hätte ein weiſer Nachfolger den eingeriſſenen Uebeln leicht wieder abhelfen können. Aber Spanien hatte das Unglück in Karls Sohn und Nachfolger, Philipp II. (geb. 21. Mai 1527 von Iſabelle, der Tochter Emanuels, Königs von Portugal, reg. 1556 — 1598), einen Regenten zu erhalten, dem es zwar nicht an Thätigkeit und Aufmerkſamkeit auf die Begebenheiten ſeiner Zeit fehlte, der aber durch Stolz auf ſeine königliche Gewalt, durch finſtern Despotismus, ſtarre Blindgläubigkeit und trotzigen Eigenſinn die Macht und Größe Spaniens hinopferte. Kein König war, als er zur Regierung gelangte, ſo mächtig und angeſehen, als er. Er gebot über das große und ergibige Spanien; Mailand, Neapel, Sicilien, Sardinien, die Niederlande und das neu entdeckte Amerika gehorchte ſeinen Befehlen; furchtbare Heere und Flotten, erfahrene Generale und Miniſter ſtanden ihm zur Seite, die Schätze der alten und der neuen Welt floſſen ihm zu: aber er machte von dem allen keinen weiſen Gebrauch.

Freilich glückte es ihm in dem Kriege mit Heinrich II. durch ſeine Feldherren die Franzoſen bei St. Quentin (10. Aug. 1557) und bei Grävelingen (13.

(13. Jul. 1558) zu ſchlagen und den Frieden zu Chateau-Cambreſis zu ſchließen (3. Apr. 1559), durch den er Mailand und Neapel behauptete, einige Grenzplätze an den Niederlanden erhielt und ſeinem General, dem Herzog Emanuel Philibert, wieder zum Beſitz von Savoyen verhalf; ferner glückte es ihm, daß ſein Halbbruder Johann von Oeſtreich einen glänzenden Seeſieg im Meerbuſen von Lepanto über die Türken errang (1571), durch welchen ein großer Theil der türkiſchen Seemacht vernichtet und Conſtantinopel in Schrecken geſetzt wurde; auch glückte es ihm, als Sebaſtian, König von Portugal, auf einem Zuge nach Afrika (1578) umgekommen und mit deſſen Oheim, dem Cardinal Heinrich, der unächt-burgundiſche Stamm erloſchen war, Portugal durch ſeinen Alba zu erobern, und dieſes durch Handel und wichtige Colonieen blühende Reich mit Spanien zu vereinigen (1580). Aber was waren dieſe Vortheile gegen die Nachtheile, die er, von unſeliger Verblendung befangen, ſeinem Reiche zufügte?

Indem er bürgerliche und religiöſe Freiheit in den Niederlanden zu unterdrücken ſuchte, brachte er Spanien um den vollen Beſitz derſelben und Portugal um Handel und Colonien; indem er die Moriſkos (oder die im Königreiche Granada zurückgebliebenen, getauften Mauren) zwingen wollte (1508), wie in Hinſicht der Religion, ſo auch in Hinſicht auf Kleidung, Sitte und Sprache ganz Spanier zu werden, trieb er ſie zu einem Aufſtande, der mehr als

Hunderttauſend derſelben das Leben raubte (1568 — 1570); indem er übertriebene Zölle und Handelsbeſchränkungen einführte (z. B. daß nur aus Sevilla und nur einmal im Jahre alle nach Amerika beſtimmten Waaren abgehen ſollten), ſchwächte und vernichtete er die Handelsthätigkeit der Spanier; indem er die Schrecken der Inquiſition verſchärfte und auf blinden Gehorſam in Religions- und Staatsſachen drang, lähmte er den Geiſt ſeiner Nation, der ſich unter ſeinem Vater in allen Theilen der Künſte und Wiſſenſchaften hervorgethan hatte; und indem er endlich, voll eiteln Stolzes auf ſeine Macht oder aus Herrſchſucht und Rachgier Kriege auf Kriege häufte, ohne doch ſelbſt je an der Spitze ſeiner Heere zu erſcheinen, vergeudete er die Schätze ſeines Reiches und machte den anhebenden Verfall desſelben ſichtbar. Das war namentlich der Fall bei ſeinen Kriegen mit der Königin Eliſabeth und mit König Heinrich IV.

Um die Königin Eliſabeth zu züchtigen, die ſeine Hand ausgeſchlagen, die Niederländer unterſtützt und dem, was er Ketzerei nannte, Vorſchub gethan hatte, rüſtete er, verſehen mit päbſtlicher Vollmacht zur Unterjochung Englands, eine Flotte aus, dergleichen Europa noch nie geſehen hatte, und die er ſelbſt „die große Armada,“ oder „die unüberwindliche Flotte“ nannte. Am 30. Mai 1588 fuhr ſie unter dem Oberbefehl des Herzogs von Medina-Sidonia aus dem Hafen von Liſſabon. Allein wilde Stürme, die Entſchloſſchloſſenheit engliſcher Seehelden und die Beweglichkeit der leichtern engliſchen Schiffe brachte ihr den Untergang (Jul. — Oct. 1588). Mit einem Gleichmuth, den ihm ſein Stolz eingab, vernahm Philipp das Unglück derſelben. Als der Herzog von Medina-Sidonia zitternd vor ihm erſchien, ſagte er zu ihm: „Faſſen Sie ſich; gegen Menſchen habe ich Sie geſendet, nicht gegen Stürme und Klippen." — Was ihm gegen England nicht gelungen war, glaubte er bald darauf gegen Frankreich erreichen zu können. Nachdem er ſchon lange die Ligue in Frankreich zur Ausrottung der daſigen Proteſtanten heimlich unterſtützt hatte, ſtreckte er nach dem Tode Heinrichs III. (1589) ſeine Hand nach der franzöſiſchen Krone aus, die er entweder auf ſein Haupt, oder auf das Haupt ſeiner Tochter Iſabelle (die ihm von ſeiner dritten Gemahlin, Eliſabeth von Valois, geboren worden war) bringen wollte. Aber vergebens opferte er gegen Heinrich IV. Menſchen und Schätze auf: er konnte gegen die Klugheit und Tapferkeit ſeines großen Gegners nichts ausrichten, und mußte in dem Frieden zu Vervins (2. Mai 1598) denſelben als König von Frankreich anerkennen. Bald nach dieſem Frieden ſtarb er (13. Sept. 1598) in dem Kloſter Eskurial, das er mit ungeheueren Koſten hatte aufführen laſſen *). Er hinterließ Spanien erſchöpft, in

---

*) Zum Andenken an den Sieg ſeiner Truppen bei St. Quentin, der am Laurentiustage (10. Aug. 1557) erfochten worden war, beſchloß

in der öffentlichen Meinung erniedrigt und bedrückt mit einer Schuldenlaſt von faſt 140 Millionen Ducaten. Von ſeinen Kindern folgte ihm, nachdem ſein älteſter Sohn erſter Ehe, Don Karlos im Gefängniß geſtorben war (24. Jul. 1568) *), ſein Sohn Philipp III., den ihm ſeine vierte Gemahlin, Anna von Oeſtreich, geboren hatte.

Unter Philipp III. (geb. 18. Apr. 1578, reg. 1598 — 1621), ſank Spanien noch tiefer herab. Er ſelbſt war ein äuſſerſt ſchwacher und bigotter Fürſt, unfähig ſelbſt zu handeln, eher zum Mönch als zum Regenten tauglich, und ſeine Führer, erſt der Herzog von Lerma (der ihm, um deſto mehr Einfluß zu haben, mit Mißtrauen gegen jedermann erfüllte), dann (ſeit 1618) der Herzog von Uzeda, leiteten ihn zu thörichten Maßregeln. Jener bewog ihn, die Moriſkos völlig auszurotten oder zu vertreiben (1609 und 1610), wodurch Spanien über eine halbe Million ſeiner

---

beſchloß Philipp dieſem Heiligen zu Ehren in der Nähe von Madrid, zu Eſkurial, ein Gebäude aufzuführen, das eine Kirche, ein Kloſter und einen Palaſt in ſich faſſen und ſeiner äuſſern Geſtalt nach einem Roſte, dem Marterwerkzeuge, auf dem Laurentius geſtorben war, gleichen ſollte. Faſt zwei und zwanzig Jahre dauerte der Aufbau dieſes Gebäudes, und über acht Millionen Ducaten wurden auf daſſelbe verwendet.

*) Das Leben und der Tod des Prinzen Karl iſt in der vierten Erzählung des zweiten Abſchnitts ausführlich geſchildert.

ner thätigſten und geſchickteſten Einwohner verlor; dieſer aber bewog ihn, um durch Verbindung mit Oeſtreich die Niederländer zu unterdrücken, an dem dreißigjährigen Kriege Antheil zu nehmen. Dieß geſchah anfangs mit Glück, ſo lange Spinola, ein talentvoller Feldherr, die Spanier anführte, dann aber zum offenbaren Nachtheil Spaniens. Die Niederländer blieben frei, und augenfällig wurde der Verfall der ſpaniſchen Macht.

IV. Frankreich.

Frankreich, das am Ende der vorigen Periode zu einem mächtigen, im Innern geordneten und nach auſſen um ſich greifenden Reiche ſich erhoben hatte, führte am Anfange der gegenwärtigen Periode viele Kriege mit auswärtigen Mächten (1515—1559), gerieth hierauf durch innere Parteiungen in Zwieſpalt und Zerrüttung (1559—1598), wurde dann durch Heinrich IV. wieder beruhigt, geordnet und erhoben (1598—1610) und unterlag endlich (beſonders ſeit 1624) einem drückenden Hofdeſpotismus.

Die Kriege nach auſſen, die es am Anfang dieſer Periode führte, waren eigentlich eine Fortſetzung der Kriege, die Karl VIII. und Ludwig XII. durch ihre Eiferſucht gegen das Haus Habsburg und durch ihre Abſichten auf Mailand und Neapel angeregt hatten *).

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſaal, Th. IV, 1, S. 253 ff.

Franz I., der Sohn Karls, Grafen von Angouleme, Vetter und Nachfolger Ludwigs XII. (geb. 1494, reg. 1515—1547, vermählt erſt mit Claudia, der Tochter Ludwigs XII., dann mit Eleonora, der Schweſter Karls V.), ein feuriger, ehrſüchtiger Herr, tapfer und voll Verlangen nach Heldenruhm, ein Freund und Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, aber auch den Zerſtreuungen und üppigen Ausſchweifungen zugethan, ſuchte vor allem die Abſichten ſeines Vorgängers gegen Mailand durchzuſetzen. Er war anfangs glücklich: durch ſeinen Sieg bei Marignano (13. und 14. Sept. 1515) fiel das Herzogthum Mailand in ſeine Hände. Aber bald darauf gerieth er mit Karl V., wie oben erzählt worden iſt, in vier Kriege (1521—1526; 1526—1529; 1536—1538; 1542—1544), durch die er, ohne etwas zu gewinnen, Mailand verlor und große Gefahren über ſein Reich brachte. Doch ſorgte er, beſonders ſeit dem Tode ſeiner Mutter, Luiſe von Savoyen (22. Sept. 1531), ſo glücklich für die Finanzen, daß er einen vollen Schatz hinterließ. Dabei brachte er Künſte und Wiſſenſchaften in Ehren und Anbau, verbeſſerte die Rechtspflege und das Kirchenweſen und vergrößerte die königliche Macht, indem er Bretagne völlig mit Frankreich vereinigte (1532), die Beſetzung der geiſtlichen Stellen durch ein Concordat (Dec. 1515) an ſich brachte, die Auflagen vermehrte und die Großen ſeines Reiches durch Aemter und Ehrenſtellen an den Hof kettete und durch Aufwand ſchwächte.

Und troß aller Bedrängniſſe, in die er das Reich ſtürzte, blieb ihm ſein Volk mit Liebe zugethan, weil er, wie ein franzöſiſcher Schriftſteller ſagt, alle Tugenden und Fehler desſelben theilte.

Die Kriege gegen das Haus Habsburg, die ihn ſo lange beſchäftigt hatten, ſetzte ſein Sohn und Nachfolger Heinrich II. (geb. 1518, reg. 1547—1559, vermählt ſeit 1533 mit Katharine von Medicis), auf Antrieb des ſächſiſchen Kurfürſten Moritz, dann des Pabſtes, fort. Dabei gewann er die deutſchen Bißthümer Metz, Toul und Verdun (Waffenſtillſtand zu Vaucelles bei Cambrai, 5. Febr. 1556), und ſpäterhin (8. Jan. 1558) die Stadt Calais, die er den mit dem Pabſte verbundenen Engländern entreißen ließ. Dagegen verlor er gegen Spanien die Schlachten bei St. Quentin (10. Aug. 1557) und Grävelingen (13. Jul. 1558) und mußte in dem Frieden zu Chateau-Cambreſis (3. Apr. 1559) die ſchon oben, in der Geſchichte Spaniens erwähnten Opfer bringen. — Von nun an ruheten auf lange Zeit Frankreichs Kriege mit dem Auslande; dagegen folgten Kriege im Innern, die von Religionsgährungen ausgingen, dann bei herannahendem Ende des Hauſes Valois Religions- und Erbfolgekriege zugleich wurden.

Schon unter Franz I. war die Reformation, beſonders von der Schweiz her in Frankreich eingedrungen, wo ihre Anhänger den Namen Hugenotten erhielten *), und ſchon Franz I. und nach ihm Heinrich II. hatten durch Strafgeſetze, Verfolgungen und Hinrichtungen ſie zu unterdrücken geſucht. Aber vergebens! Sie breitete ſich immer weiter aus, und ſelbſt die Prinzen vom Geblüte, die Bourbons, traten ihr bei. Dagegen ſuchten die Guiſen (lothringiſche Prinzen, benannt nach dem kleinen Herzogthume Guiſe in Lothringen, das dem älteſten von ihnen gehörte) den Katholicismus zu vertheidigen, dann auch, als das Erlöſchen des Hauſes Valois immer näher rückte, die Bourbons, die ein Erbrecht auf die Krone hatten, zu unterdrücken und, wo möglich, den Thron zu beſteigen. Auf ſolche Weiſe entſtanden, in den Tagen Heinrichs II. zwei Parteien, die der Guiſen und die der Bourbons. An der Spitze der erſtern ſtanden damals Herzog Franz von Guiſe und ſein Bruder der Cardinal Karl von Lothringen, an der Spitze der letzteren Anton von Bourbon (König von Na-

---

*) Ueber die Entſtehung des Namens „Hugenotten“ iſt man ungewiß. Einige ſagen, derſelbe ſey in Tours aufgekommen, weil dort die Proteſtanten nur bei Nacht geſpenſterartig erſchienen wären, wie, der Sage nach, der alte König Hugo. Andre leiten ihn von den proteſtantiſchen Predigern in Flandern her, welche ihre Zuhörer Huytgenooten (d. i. Hausgenoſſen oder Familienglieder) anzureden pflegten. Noch andre meinen, er ſey mit der Reformation aus der Schweiz gekommen, wo man die gegen Savoyen verbundenen proteſtantiſchen Genfer und Freiburger ſpottweiſe Eidgenoſſen oder nach verdorbener Ausſprache Eignots genannt habe.

Navarra) und deſſen Bruder Prinz Ludwig von Condé, und dieſen zur Seite der ehrwürdige Admiral von Coligny und deſſen Bruder der Oberſt von Andelot. — König Heinrich II. ſah dieſem Aufkommen feindlicher Parteien zu, ohne demſelben entgegen zu wirken. Er war zu ſchwach, um ſelbſt zu regieren, und überließ die Regierung ſeiner Maitreſſe, Diane von Poitiers, die er zur Herzogin von Valentinois erhob, und den Guiſen, die er, trotz aller Warnungen ſeines Vaters, dem Throne immer näher führte, indem er den Herzog Franz von Guiſe zum Feldherrn und deſſen Bruder, den Cardinal von Lothringen, zum Miniſter wählte. Er ſelbſt beſchäftigte ſich am liebſten mit Turnieren und fand dabei ſeinen Tod. Denn als er zur Feier der Vermählung ſeiner Tochter Eliſabeth mit dem Könige von Spanien Philipp II. ein Turnier angeſtellt und den Grafen von Montgomery aufgefordert hatte, eine Lanze mit ihm zu brechen, wurde er von dieſem mit dem Schaft einer zerſplitterten Lanze ſo in das Auge getroffen (29. Jun.), daß er wenige Tage nachher ſtarb (10. Jul. 1559).

Nach ſeinem Tode verſtärkte ſich die Macht der Guiſen, da ſein Sohn und Nachfolger Franz II. (1559—1560), erſt ſechszehn Jahre alt, ein Schwächling an Leib und Seele, deſſen Gemahlin (ſeit 1558) Marie Stuart, eine Nichte der Guiſen, und deſſen Mutter Katharine von Medicis, die die Regierung leitete, eine Anhängerin derſelben war. Dieß bewog die

Bourbons zu einer Verbindung mit den Hugenotten, um mit ihnen ihre Gegner, die Guiſen und die übrigen Umgebungen des Königs, zu ſtürzen. Aber ihr Vorhaben wurde entdeckt und beſtraft; ſelbſt der König von Navarra und der Prinz von Condé, die in Gefangenſchaft geriethen, würden ihr Leben verloren haben, wäre nicht bald darauf König Franz II. geſtorben (5. Dec. 1560), und bei Katharinen die Furcht entſtanden, durch die Herrſchaft der Guiſen alles Antheils an der Regierung verluſtig zu werden.

Jetzt folgte, unter der Vormundſchaft Katharinens, Franzens Bruder, Karl IX. (geb. 1550, reg. 1560—1574), unter dem die bereits begonnenen Unruhen in offene Kriege übergingen. Ein Angriff der Guiſen auf die Hugenotten zu Vaſſy (am 1. März 1562) gab hierzu das Signal, und von beiden Theilen wurden dieſe Kriege mit abſcheulichen Grauſamkeiten geführt. In dem erſten derſelben (1562 — 1563), geendigt durch den Vergleich zu Orleans (12. März) oder durch das Toleranz-Edict von Amboiſe (19. März 1563), verloren der König Anton von Navarra, der Marſchall St. Andre und der Herzog Franz von Guiſe das Leben; in dem zweiten (1567 — 1568), geendigt durch den kurzen, kaum ſechs Monate dauernden Frieden zu Longjumeau (27. März 1558), der Connetable von Montmorency; in dem dritten (1568—1570), geendiget durch den Frieden zu St. Germain en Laye (8. Aug. 1570), der Prinz Ludwig von Condé, an deſſen Stelle deſſen Sohn, Heinrich von Condé, und der junge Heinrich von Navarra (nachmals Heinrich IV.) zu Häuptern der Hugenotten ernannt wurden. Daß in dieſen drei Kriegen letztere nicht erlagen, ſondern vielmehr Religionsfreiheit und vier Sicherheitsplätze (Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac) erkämpften, hatten ſie vornehmlich den Feldherrntalenten des Admirals von Coligny, und dem Beiſtand zu danken, den ſie von England an Geld und Geſchütz und von Deutſchland (oder Kurpfalz) an Truppen erhielten. Dagegen ſuchte nun die Hofpartei, da offene Gewalt nichts vermocht hatte, die Hugenotten durch heimtückiſche Argliſt zu unterdrücken. Sie ſtellte ſich daher freundlich gegen ſie, feierte Verſöhnungsfeſte, vermählte die Schweſter des Königs Karl IX. mit Heinrich, König von Navarra (18. Aug. 1572), und verhängte, als dadurch die vornehmſten Häupter der Hugenotten nach Paris gelockt worden waren, das grauſenhafte Blutbad über ſie (24. Aug. 1572), das den Namen der pariſer Bluthochzeit, oder der Bartholomäusnacht führt *). Aber die Urheber dieſer Abſcheulichkeit erreichten ihre Abſichten nicht. Der König von Navarra und der Prinz Heinrich von Condé, die gezwungen worden waren, zur katholiſchen Kirche

---

*) Man ſehe im zweiten Abſchnitt die fünfte Erzählung: „die pariſer Bluthochzeit.“

Kirche überzutreten, gingen, ſo bald ſie konnten, zur proteſtantiſchen Kirche zurück, und die Partei der Hugenotten dauerte fort; ja ſie war noch ſtark genug, mit Benutzung ihrer Sicherheitsplätze, einen vierten Krieg (1572—1573) zu führen, in welchem ſie nach dem muthvollſten Widerſtand, den ſie vornehmlich zu Rochelle leiſtete, aufs neue freie Religionsübung erkämpfte (6. Jul. 1573).

Nicht lange darauf ſtarb Karl IX (30. Mai 1574), ohne männliche Nachkommen: ſeine Mutter, heißt es, habe ihm Gift beibringen laſſen, um ihren Lieblingsſohn Heinrich, der damals (ſeit dem Oct. 1573) König von Polen war, auf den franzöſiſchen Thron zu bringen. Wirklich gelang dieß. Heinrich III. (geb. 1551, reg. 1574 — 1589), entwich aus Polen und ward König von Frankreich. Aber er war eben ſo ſchwach als ſeine Brüder, mit allen Laſtern ſeiner Mutter ausgeſtattet, dabei den lüderlichſten Ausſchweifungen hingegeben und zwiſchen den Parteien, die ihn umgaben, hin und herſchwankend. Anfangs bekriegte er zu widerholten Malen (1574—1576, dann 1577, dann 1579 und 1580) und ohne bedeutenden Erfolg die Hugenotten, mit denen ſich auch die Katholiken, die eine Umbildung des Reiches wünſchten, verbunden hatten. Dann als die Guiſen, an deren Spitze damals Herzog Heinrich von Guiſe ſtand, ihm furchtbar wurden und ſelbſt die Bürgerſchaft in Paris gegen ihn aufgewiegelt hatten, nahm er gegen dieſe Partei und ließ, um ſich wegen mancher Demüthigungen, die er erfahren hatte, zu rächen, den Herzog Heinrich von Guiſe (23. Dec.) und am folgenden Tage (24. Dec. 1588) deſſen Bruder, den Cardinal Ludwig von Guiſe, ermorden. Darüber gerieth die Partei der Guiſen, angeführt vom Herzog von Mayenne, dem jüngern Bruder der Ermordeten, in Aufſtand und erklärte ihn für abgeſetzt. Um ſich auf dem Throne zu behaupten, verband ſich Heinrich III. mit dem damaligen Haupte der Hugenotten, Heinrich von Navarra, (3. Apr. 1589) und belagerte mit ihm gemeinſchaftlich Paris. Aber während dieſes geſchah, wurde er von einem ſchwärmeriſchen Mönch, **Jacob Clement**, in ſeinem Hauptquartier zu St. Cloud erſtochen (1. Aug. 1589). Mit ihm erloſch das Haus der Valois.

Jetzt hatte **Heinrich** IV. (geb. 13. Dec. 1553, ſeit 1572 König von Navarra) das meiſte Recht zum Throne: er war der nächſte Verwandte des Hauſes Valois, und Heinrich III. hatte ſterbend ihn zu ſeinem Nachfolger ernannt; aber der Pabſt, der König von Spanien und die Ligue traten ſeiner Thronbeſteigung entgegen, Paris und der größte Theil Frankreichs war gegen ihn in Waffen, und der Herzog von Mayenne, damals das Haupt der Guiſen und der Ligue, ließ Heinrichs Oheim, den alten Cardinal von Bourbon, unter dem Namen **Karl** X. zum König erwählen (21. Nov. 1589). Doch **Heinrich** IV. überwand alle Hinderniſſe, die ſich zwiſchen ihn und den Thron drängten, überwand ſie durch das Glück, das mit ihm war (ſchon am 10. Mai 1590 ſtarb der alte Cardinal von Bourbon), durch den Beiſtand, den Hugenotten, Engländer und Deutſche ihm leiſteten, und noch mehr durch die Klugheit, Tapferkeit, Großmuth und Leutſeligkeit, die ihn auszeichnete. Mehrmals ſiegte er über ſeine Feinde, am glänzendſten zu Ivri am 14. März 1590. Aber bald fühlte er, daß zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft und zur Erlangung des Friedens eine Religionsveränderung für ihn nothwendig ſey. Er trat daher zu St. Denys (25. Jul. 1593) öffentlich zur katholiſchen Kirche über und empfing (25. Febr. 1594) zu Chartres die Krönung. Hierauf unterwarf ſich ihm Paris (22. März 1594), dann das übrige Frankreich; der Pabſt ſprach ihn (17. Sept. 1595) vom Banne los, der Herzog von Mayenne ſuchte und erhielt Verzeihung, und der König von Spanien erkannte ihn in dem Frieden zu Vervins (2. Mai 1598) als König von Frankreich an. Nun erſt hatte er ſeinen Thron geſichert und konnte ſeinem edlen Eifer, der Wohlthäter Frankreichs zu werden, Genüge leiſten. Und er that dieß, unterſtützt von ſeinem treuen und einſichtsvollen Miniſter, dem Herzog von Sully. Er gab, um ſeine vormaligen Glaubensgenoſſen zu befriedigen und den Samen zu neuen Unruhen zu erſticken, das Edict von Nantes (13. Apr. 1598), das den Hugenotten Religionsfreiheit, Sicherheitsplätze und Zutritt zu allen Aemtern und [illegible] geſichert; er ſtellte die öffentliche Sicherheit und Wohlfahrt her; er brachte Ordnung in die Staatseinkünfte und ſammelte einen anſehnlichen Schatz; er erhob Ackerbau und Gewerbthätigkeit, Handel und Schiffahrt, Wiſſenſchaften und Künſte, und führte ſeine Unterthanen einem ſeltenen Wohlſtand entgegen. Zuletzt wollte er nach auſſen hin Frankreichs Anſehn erheben und dazu die Macht des Hauſes Habsburg in deſſen beiden Linien, der deutſchen und ſpaniſchen, brechen. Aber ehe er die Ausführung dieſes Planes, zu dem auch die Stiftung eines europäiſchen Staatenbundes gehörte, beginnen konnte, wurde er von Franz Ravaillac ermordet (14. Mai 1610). — In ihm verlor Frankreich ſeinen größten König, der durch körperliche und geiſtige Vorzüge, am ſchönſten durch wahrhaft landesväterliches Wohlwollen hervorſtrahlte *).

Weit verſchieden von ihm war ſein Sohn und Nachfolger **Ludwig XIII.** (geb. 27. Apr. 1601, und ſeit 1615 vermählt mit Anna Maria, der Tochter Philipps III.), der als Unmündiger zur Regierung kam und nie mündig wurde, abhängig erſt von ſeiner Mutter **Maria von Medicis** und deren Lieblingen, dem Florentiner **Concini** (Marſchall d'Ancre) und deſſen Frau (bis 1617), dann von ſeinem Kammerpagen de

---

*) Eine weitere Ausführung des hier kurz Angedeuteten findet ſich in der letzten Erzählung des zweiten Abſchnitts „Leben und Tod Heinrichs IV.“

Luines, der vom Falkenjäger zum Connetable und Großſiegelbewahrer emporſtieg, endlich vom Cardinal Richelieu (Biſchof von Luçon), der (geb. 1585), im Jahre 1621 Mitglied des Staatsraths und im Jahre 1624 erſter und einziger Miniſter wurde. Schwäche und Ränkeſucht bezeichneten die Schritte der erſteren Führer des Königs: die großen Plane Heinrichs IV. wurden aufgegeben, Sully verſtoßen, der von ihm geſammelte Schatz vergeudet, Hofcabalen und Zerrüttungen brachen wieder hervor. Auch wußten jene Führer ſich nicht zu behaupten: der Marſchall d'Ancre wurde auf Befehl des Königs meuchelmörderiſch erſchoſſen (24. Apr. 1617), ſeine Frau enthauptet, und die Königin Mutter nach Blois verwieſen, und de Luines war ſeinem Sturze nahe, als er ſtarb (15. Dec. 1621). Dagegen brachte Richelieu, ein umſichtiger, kräftiger und beharrlicher Mann, aufs neue Kraft und Feſtigkeit in die Verwaltung des Staates, erhöhete deſſen Macht und Einfluß nach auſſen und behauptete ſich trotz der Anfeindungen und Verfolgungen bis an ſeinen Tod. Sein Hauptſtreben ging dahin, im Innern die königliche Macht und nach auſſen Frankreichs Anſehn und Einfluß zu erheben. Er bekämpfte daher in Frankreich die Proteſtanten und brachte es nach der Einnahme von Rochelle (28. Oct. 1628) dahin, daß ſie aufhörten eine politiſche Partei zu ſeyn, wobei ſie jedoch ihre Religionsfreiheit nicht verloren. Dagegen unterſtützte er die Proteſtanten in Deutſchland während des dreißigjährigen Krieges, und trat ſeit 1635 öffentlich gegen Oeſtreich und Spanien auf. Hierdurch führte er Frankreich zur Beſitznahme einerſeits des Elſaſſes und Breisgaus und andrerſeits Cataloniens und Rouſſillons, überhaupt zu bedeutendem Einfluß auf die Angelegenheiten Europas und insbeſondere Deutſchlands. Indem er aber auch ſich ſelbſt durch alle Arten von Gewaltſtreichen zu behaupten ſuchte, und deshalb eben ſo bewundert als gehaßt verſchied (4. Dec. 1642), erhob er zugleich den Despotismus der franzöſiſchen Könige, der nach Ludwigs XIII. Tode (14. Mai 1643), unter deſſen Nachfolger Ludwig XIV. und dem von Richelieu zum Miniſter empfohlenen Cardinal Mazarini, gewaltthätig hervorbrach.

V. England.

Wie Frankreich, ward auch England von Stürmen heimgeſucht, die aus der Reformation hervorgingen und ſich mit Streitigkeiten vermiſchten, die auf Thronfolge, Herrſcherrechte und Volksfreiheit Bezug hatten. Herbeigeführt aber wurden dieſelben vornehmlich durch die Halbheit und Launenhaftigkeit, mit der Heinrich VIII. in politiſchen, ehelichen und religiöſen Verhältniſſen verfuhr.

Heinrich VIII. (geb. 1491, reg. 1509—1547), der Sohn und Nachfolger Heinrich VII., mit dem das Haus Tudor (1485) auf den engliſchen Thron gekommen war *); war zwar mit guten Anlagen und vielerlei Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten ausgerüſtet, aber überaus leidenſchaftlich, eigenſinnig, ehrſüchtig und wollüſtig und daher nicht im Stande, einen großen, weitgreifenden Plan mit Umſicht und Feſtigkeit zu verfolgen. Eben ſo wenig vermochte dieß ſein Miniſter und Günſtling, der Cardinal **Wolſey**, Erzbiſchof von York, der bei allen Talenten, die er beſaß, und bei aller Geſchicklichkeit, mit der er den König unvermerkt leitete (1514—1529; er ſtarb 1530), leicht jedem ſich hingab, der ſeinem Stolze oder ſeiner Habgier ſchmeichelte, und wiederum mit Rachſucht denen entgegentrat, die ſeinen Leidenſchaften nicht dienten. In dem langwierigen Kampfe zwiſchen Franz I. und Karl V. wollte Heinrich VIII. Schiedsrichter ſeyn; oft äuſſerte er, „wem er geneigt wäre, der würde gewiß ſiegen,“ und ſeine Stellung, ſo wie der Wetteifer, mit dem Franz I. und Karl V. um ſeine Freundſchaft buhlten, konnte dieſer Aeuſſerung Gewicht geben; aber, getrieben von ſeiner Leidenſchaftlichkeit, ſchwankte er erfolglos zwiſchen beiden Nebenbuhlern. Erſt war er (1522—1523) auf Karls Seite, dann (1524) neutral, dann (1526—1529) auf Franzens Seite, dann (1544) wieder auf Karls Seite, bis er 1546 mit Franzen Friede machte, ohne etwas Erſprießliches für England oder Europa erwirkt zu haben;

wie

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſaal, Th. IV, S. 165

Nicht minder launenvoll oder veränderlich war er in ſeinen ehelichen Verbindungen. Seine erſte Gemahlin (ſeit 1509) war die Tochter Ferdinands des Katholiſchen und Iſabellens von Caſtilien (geb. 1485), erſt Gemahlin ſeines (1502) verſtorbenen Bruders Arthur, Katharina von Aragonien, von der ihm die nachmalige Königin Marie die Katholiſche geboren wurde (1516); er verſtieß ſie (1526) unter nichtigen Vorwänden und ließ ſich von ihr ſcheiden (1531), um eine jüngere und ſchönere Frau heurathen zu können. Dieſe war Anna von Boleyn, die ihm die nachherige Königin Eliſabeth gebar (1533). Einige Jahre nachher, als er ihrer überdrüßig geworden war, ließ er ſie unter dem Vorwande des Ehebruchs enthaupten (19. Mai 1536) und heurathete eine ihrer Hofdamen, Johanna Seymour. Dieſe ſtarb im Kindbette (14. Oct. 1537), nachdem ſie ihm einen Sohn, den nachherigen König Eduard VI. (12. Oct. 1537) geboren hatte. Seine vierte Gemahlin Anna von Cleve ſchickte er wegen ihrer Häßlichkeit nach Deutſchland zurück (im Januar 1540). Seine fünfte Gemahlin Katharina von Howard (ſeit dem 8. Aug. 1540) ließ er wegen erwieſener Untreue enthaupten (19. Febr. 1542). Auch ſeine ſechſte Gemahlin Katharina von Parr (12. Jul. 1543) wollte er unter dem Vorwande ketzeriſcher Meinungen hinrichten laſſen; aber ſie wußte ihn wieder zu gewinnen, überlebte ihn und heurathete nach ſeinem Tode (er ſtarb am 28. Jan. 1547) den Lord Johann Seymour.

Von dieſer ſeiner Veränderlichkeit in ehelichen Verbindungen, die für England wichtige Folgen hatte, ging zunächſt die Religionsveränderung aus, die er in England einführte. Beim Anfang der Reformation ſchrieb er gegen Luthern (1521) das Buch von den ſieben Sacramenten, das ihm vom Pabſte den Ehrentitel „Vertheidiger des Glaubens“ verſchaffte; aber ſpäterhin, als er ſich von ſeiner erſten Gemahlin wollte ſcheiden laſſen (1526), und Pabſt Clemens VII. aus Furcht vor dem Neffen derſelben, Karl V., der Scheidung widerſtrebte, er aber eigenmächtig dieſe Scheidung und die Ehe mit Anna Boleyn vollzog (1531), nun der Pabſt Scheidung und Ehe für ungültig erklärte (1534) und zuletzt (1538) ihn mit dem Bann belegte und alle Engländer des Gehorſams gegen ihn entband: da brach er alle Verbindungen mit dem Pabſte ab, unterſagte alle Berufungen und Geldzahlungen an den päbſtlichen Stuhl, und führte, mit Beiſtimmung des Parlaments, den Supremateid ein, durch den er ſich zum Oberhaupt der evangeliſchen Kirche erklärte und geiſtliche und weltliche Beamte verpflichtete, ihn als ſolches anzuerkennen. Weiterhin ließ er die Klöſter eingehen und ſtellte (1539) neue Glaubensartikel auf, kraft deren die Verehrung der Bilder und der Reliquien, das Fegefeuer, das Mönchsgelübde und das Primat des Pabſtes verworfen, dagegen die Lehren von der Ohrenbeichte, von der Meſſe, von der Brodverwandlung, von der Entziehung des Kelchs im Abendmahl und von der Eheloſigkeit der

Prieſter als giltig angenommen, werden ſollten. Dieſe halbe Reformation, die nicht aus dem hohen Gefühl für Wahrheit, ſondern aus niedrigen Abſichten hervorging und kein Beitreten zu den Proteſtanten, ſondern nur ein Losſagen vom Pabſte ſeyn ſollte, befriedigte nicht die Proteſtanten, deren es damals ſchon viele in England gab, erbitterte die Katholiſchen, und gab die Looſung zu den blutigſten Stürmen. Heinrich ſelbſt war bei ſeiner Eigenſinnigkeit durch den Widerſpruch, den er fand, ſo erbittert, daß er gegen Katholiken und Proteſtanten mit gleicher Grauſamkeit verfuhr und mehrere vortreffliche Männer, unter andern den ehrwürdigen Kanzler Thomas Morus, hinrichten ließ (1535). Ueberhaupt verfuhr er als ein unumſchränkter Herr und wußte das Parlament ſo einzuſchüchtern, daß es ſich überall nach ſeinem Willen bequemte.

Beſſere Zeiten ſchienen einzutreten, als ſein Sohn Eduard VI. (geb. 1537, reg. 1547—1553) zur Regierung kam und, erſt 10 Jahre alt, von ſeinem Oheim Eduard Seymour, Herzog von Sommerſet, und dem verſtändigen Erzbiſchof von Canterbury, Thomas Cranmer, geleitet wurde. Mit weiſer Mäßigung und ohne alle gewaltſame Maßregeln gegen Andersdenkende wurde jetzt in der Reformation fortgeſchritten. Der junge König ward in der proteſtantiſchen Lehre unterrichtet, die Glaubensartikel Heinrichs VIII. wurden aufgehoben, die Meſſe, Ohrenbeichte und Bilderverehrung abgeſchafft, den Laien der Kelch im Abendmahle gereicht, und nur Heinrichs Verfügungen gegen die päbſtliche Gewalt erneuert. Aber bei Eduards Jugend und bei der Schwäche ſeines Führers, des Herzogs von Sommerſet, erhoben ſich in kurzem aus der Maſſe des vorher niedergehaltenen Gährungsſtoffes neue Unruhen. Der Herzog von Sommerſet wurde geſtürzt (1552) von dem ränkevollen Grafen von Warwick (Herzog von Northumberland), der nun an der Spitze des Staatsraths das Reich regierte und, um daſſelbe an ſein Haus zu bringen, den ſchwachen und kränklichen König beredete, ſeine Schweſtern Marie und Eliſabeth, als unächt erklärte Kinder Heinrichs VIII., von der Thronfolge auszuſchließen, und dagegen eine Enkelin der jüngern Schweſter Heinrichs VIII., Johanna Grey, die Warwick mit ſeinem Sohne Guilford Dudley verheurathet hatte, zur Thronfolgerin zu ernennen. Wenige Tage nach dieſer Verfügung ſtarb Eduard VI. (6. Jul. 1553), und Johanna Grey, erſt 17 Jahre alt, wurde von dem Anhang ihres Schwiegervaters zu London als Königin ausgerufen (10. Jul.). Aber bei aller ihrer Liebenswürdigkeit fand ſie keinen Anhang: das Näherrecht der Töchter Heinrichs VIII. ward von der Nation anerkannt, und die älteſte derſelben, Maria, obſchon mehr gehaßt als geliebt, auf den Thron erhoben. Ohne Widerſtreben, ja mit Freudigkeit verließ nun Johanna den Thron, den ſie neun Tage zuvor mit Unwillen beſtiegen hatte. Aber weder Unſchuld noch Jugend konnte ſie retten. Die leidenſchaftliche

Maria ließ erſt Johannens Schwiegervater, den Herzog von Northumberland hinrichten (22. Aug. 1553), und ſie ſelbſt nebſt ihrem Gemahl gefangen ſetzen, dann, als ſich ein Aufſtand für ſie erhoben hatte, beide enthaupten (12. Febr. 1654) *). Mit gleicher Härte und Leidenſchaftlichkeit verfuhr Maria, „die Katholiſche“ genannt, während ihrer ganzen Regierung (1553—1558). Voll blinden Eifers für die katholiſche Lehre, in der ſie erzogen war, und erbittert über die Zurückſetzung, die ſie in früheren Zeiten hatte erfahren müſſen, ſtellte ſie den Katholicismus wieder her, hob alle gegen denſelben erlaſſenen Verfügungen auf und ließ die ärgſten Verfolgungen gegen die Proteſtanten zu. Viele derſelben wurden martervoll hingerichtet, unter andern der ehrwürdige Thomas Cranmer (21. März 1556), noch mehrere mußten auswandern. Volksliebe galt ihr eben ſo wenig, als Gerechtſame des Volkes. Gleichſam zum Hohn deſſelben vermählte ſie ſich mit dem ſpaniſchen König Philipp II. (24. Jul. 1554), der ſie zu einem Krieg mit Frankreich bewog, in welchem Calais für England verloren ging (1558). Glücklicherweiſe ſtarb ſie bald und ohne Kinder zu hinterlaſſen (13. Nov. 1558), worauf ihre Halbſchweſter Eliſabeth zum Thron gelangte, deren Regierung wohlthätig für England wurde.

Eli-

---

*) Man ſehe die ſiebente Erzählung im zweiten Abſchnitte: „Johanna Grey.“

Eliſabeth (geb. 1533, reg. 1558—1603), unter Gefahren und Leiden aufgewachſen, war eben dadurch zu der umſichtigen Klugheit, Mäßigung und Thätigkeit, aber auch zu der Argliſt, Verſtellungskunſt und Eigenwilligkeit hingeführt worden, mit der ſie während ihrer langen Regierung die innern und äuſſern Angelegenheiten ihres Reiches leitete. — Das Erſte, was ſie in Bezug auf die innern Angelegenheiten vornahm, war die Herſtellung der Reformation oder die Anordnung des Kirchenweſens, wozu der Wunſch ihres Volkes und die unbeſonnene Hitze, mit der Pabſt Paul IV. ihr Anrecht zum Throne verwarf, ſie beſtimmte. Sie verfuhr dabei nicht ohne Mäßigung, aber auch mit herriſchem Eigenſinn. Bald nach dem Anfang ihrer Regierung (im Jan. 1559) ließ ſie durch das Parlament die von ihrer Vorgängerin erlaſſenen Verfügungen zur Herſtellung des Katholicismus zurücknehmen, den Suprematеid erneuern und ſich das Recht zuſprechen, die Kirche zu reformiren, die Kirchengebräuche anzuordnen und Biſchöfe zu ernennen. Duldung verſchiedener Religionsparteien neben einander lag nicht in ihrem Sinne, ſondern mögliche Gleichförmigkeit oder Vereinigung der Parteien. Sie nahm daher nicht Luthers oder Calvins Reformation an, ſondern ſtellte, faſt wie ihr Vater, eine Kirche nach katholiſchen und proteſtantiſchen Grundſätzen auf. Sie ließ das Gerüſte der alten Hierarchie beſtehen (von dem nur die Meſſe, das Mönchsweſen und die Pabſtherrſchaft weggeſchafft wurden),

den), brachte die Oberaufſicht über die Kirche vom Pabſt an die Krone, behielt Biſchöfe und Erzbiſchöfe bei, die im Namen der Krone das Kirchenregiment leiten und Sitz und Stimme im Oberhauſe haben ſollten, ordnete prunkvolle Kirchengebräuche an, die nur wenig von den katholiſchen abwichen, und gab den Glaubenslehren der Proteſtanten eine ſolche Einkleidung, daß ſie auch den Katholiken wenig anſtößig erſcheinen möchten. Die ſo von ihr geordnete Kirche erhielt, weil ſie die herrſchende ſeyn und Biſchöfe (Episcopi) an ihrer Spitze ſtehen ſollten, den Namen „biſchöfliche,“ oder „hohe Epiſcopalkirche,“ und ihr Glaubensbekenntniß wurde im Jahre 1671 in 39 Artikeln zuſammengefaßt. Aber die Abſicht der Königin, ihre Unterthanen in Hinſicht auf Religion zu vereinigen, wurde nicht erreicht, und konnte noch weniger in einer Zeit erreicht werden, in der auf den Unterſchied der Glaubenslehren mit dem eigenſinnigſten Eifer geſehen wurde. Viele ihrer Unterthanen, die ſich nach Calvins Grundſätzen gebildet hatten, beſtanden darauf, daß nicht Biſchöfe, ſondern Aelteſte (Presbyters) die Kirche leiten, daß in Religionsſachen kein menſchliches Anſehn gelten, und daß im äuſſern Betragen Sittenſtrenge herrſchen ſollte. Man nannte ſolche Puritaner und Presbyterianer, oder auch Dissenters und Non-Conformisten, mit welchem Namen man jetzt noch die bezeichnet, die ſich nicht zur herrſchenden oder biſchöflichen Kirche bekennen. Um ſie, die wegen ihres Hanges zu bürgerlicher, wie zu religiöſer Freiheit der Königin mißfielen, zu unterdrücken und zugleich die neuen Einrichtungen zu ſichern, ordnete Eliſabeth den „Gerichtshof der hohen Commiſſion“ an (1584), der eine nicht minder gehäſſige Gewalt als das Inquiſitionsgericht erhielt. Doch konnte ſie die Puritaner nicht unterdrücken, deren Anzahl ſchon in Eliſabeths Tagen bedeutend anwuchs, und nur durch ihre Wachſamkeit und Strenge im Zaum gehalten wurde.

Das Zweite, was Eliſabeths Regierung im Betreff der innern Angelegenheiten beſonders merkwürdig machte, war das Emporbringen des Gewerbfleißes, Handels und Seeweſens der Engländer. Freilich waren es vornehmlich ihre Händel mit Philipp II. und ihre Verbindungen mit den Niederländern, was ſie darauf hinführte, und ſie belaſtete das Leben und die Betriebſamkeit ihrer Unterthanen durch die Ertheilung von Monopolien, durch die ſie ihre Einkünfte und mit denſelben ihre Gewalt zu vermehren ſuchte; aber das Lob gebührt ihr, daß ſie deutlich erkannte, auf welchem Wege England zu Macht, Reichthum und Anſehn gelangen könne, und daß ſie dazu zweckdienliche Verfügungen traf. Sie ermunterte zum Ackerbau, durch Freigebung der Kornausfuhr und Austrocknung moraſtiger Gegenden; ſie belebte den innern Verkehr durch Verbeſſerung der Münze, Anlegung von Landſtraßen und Pflaſterung der Städte; ſie verbeſſerte die Manufacturen und Fabriken, beſonders die Wollwebereien, durch Aufnahme der Niederländer, die Philipps II. Despotismus vertrieb; ſie beförderte den Handel durch Errichtung der königlichen Bank, deren eigentlicher Stifter Thomas Gresham war, durch Benutzung der bereits (1513) entdeckten Fahrt nach Archangel zu einem Handel mit Rußland (1569), der zum Handel mit Perſien hinführte, durch Eröffnung des Handels mit der Levante (1583) und durch Einrichtung einer oſtindiſchen Compagnie (1600). Ganz beſonders erhob ſie das Seeweſen, indem ſie die Seemacht der Krone anſehnlich vermehrte, ihre reicheren Unterthanen antrieb Schiffe zu bauen, und den Entdeckungsgeiſt kühner Seefahrer belebte. Unter ihr umſegelte erſt **Franz Drake** (15. Nov. 1577 bis 3. Nov. 1580), dann **Thomas Cavendiſch** (21. Jul. 1586 bis 9. Sept. 1588) die ganze Erdkugel, wodurch den Engländern alle Meere bekannt und neue Erzeugniſſe (namentlich Kartoffeln, Rauchtaback, und ſpäterhin Thee) nach Europa gebracht wurden. Doch wollte die Anlage der Colonieen unter ihr noch nicht gedeihen. Namentlich war dieß der Fall, als Walter Raleigh 1584 nach Nordamerika ſegelt und hier in dem Lande, das er zu Ehren der Eliſabeth „Virginien" nannte, eine Colonie anlegte. Dieſelbe ging bald wieder zu Grunde und gewann erſt unter Jacob I. fortdauernden Beſtand.

Merkwürdig wurde drittens Eliſabeths Regierung in Betreff der inneren Angelegenheiten durch die Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften. Schon unter

Heinrich VIII. hatten Künſte und Wiſſenſchaften in England Aufnahme gefunden; aber erſt unter Eliſabeth kamen ſie empor, theils weil dieſe Königin den Großen ihres Reiches mit ihrem Beiſpiele vorleuchtete (ſie ſelbſt ehrte Gelehrſamkeit, und beſaß viele gelehrte Kenntniſſe), theils weil ſie durch Aufregung des Unternehmungsgeiſtes und des Widerſtandes gegen den Pabſt den Geiſt ihres Volkes belebte, theils weil ſie öffentliche Schulen anlegte und geſchickte Lehrer anſtellte. Auch traten unter ihr viele geiſtvolle und gelehrte Männer auf, wie z. B. der Philoſoph Frank Bacon von Verulam (geb. 1560, geſt. 1626), der mit tiefem Scharfſinn das Gebiet des menſchlichen Wiſſens durchmuſterte, und der Dichter Wilhelm Shakeſpeare (geb. 1564, geſt. 1617), der mit hinreißender Kraft und Lieblichkeit das Erhabenſte und das Alltäglichſte darzuſtellen im Stande war, ein Menſchenkenner und Menſchenmaler, wie wenige vor ihm und nach ihm.

Im Betreff der auswärtigen Angelegenheiten wurde Eliſabeths Regierung vorzüglich durch ihre Händel mit Maria Stuart und mit Philipp II. merkwürdig. Die Händel mit Maria Stuart, Königin von Schottland, erzeugt durch Mariens Anſprüche auf den engliſchen Thron, und durch weibliche Eitelkeit in Flammen erhalten, brachten Unglück über Schottland, Verderben über Marien und Unehre über Eliſabeth. Da nämlich Maria Stuart bei ihren Anſprüchen auf den engliſchen Thron von Frankreich, vom Pabſte und von den Katholiken in England unterſtützt wurde, und England von Schottland aus am leichteſten verwundet werden konnte: ſo unterhielt Eliſabeth, um ihren Thron zu ſichern, die gehaßte Nebenbuhlerin zu unterdrücken und Schottland an ſich zu bringen, die Unruhen, die ſchon früher in dieſem Nachbarlande entſtanden waren. Das unkluge und leidenſchaftliche Verhalten Mariens kam ihr dabei zu Statten. Marie mußte aus Schottland nach England flüchten und Schutz bei Eliſabeth ſuchen (Mai 1568). Eliſabeth aber, ohne Großmuth, nur den Eingebungen ihrer Eigennützigkeit und Eiferſucht folgend, ließ ſie erſt in Verwahrung bringen, dann gefangen ſetzen und endlich hinrichten (8. Febr. 1587) *). So widrig Eliſabeth bei dieſen Händeln erſcheint, ſo glanz- und ruhmvoll erſcheint ſie dagegen bei ihren Händeln mit Philipp II. durch die muthvolle Unerſchrockenheit und weiſe Vorſicht, mit der ſie den Drohungen desſelben entgegentrat, und dadurch nicht bloß den Glauben, die Freiheit und Selbſtändigkeit Englands rettete, ſondern auch deſſen Anſehn erhob und ihr Volk zu großen Unternehmungen begeiſterte. — Das Weſentliche dieſer Händel war Folgendes.

Philipp II., erbittert gegen Eliſabeth, die ſeine Hand ausgeſchlagen, die Niederländer gegen ihn unterſtützt und durch kühne Seefahrer ſeinen Colonieen

---

*) Ausführliche Nachrichten über **Maria Stuart** enthält die **achte** Erzählung im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes.

in Amerika Abbruch gethan hatte, dann aufgereizt vom Pabſte, der ſie (25. Febr. 1569) mit dem Banne belegt, ihre Unterthanen des Gehorſams gegen ſie entbunden und ihre Krone dem König von Spanien zugeſagt hatte, endlich auch durch Maria Stuart zur Rache aufgefordert, beſchloß nach vielen kleineren Befehdungen mit einem Hauptſchlage England und die Niederländer ſich zu unterwerfen. Er ſendete dazu die Armada oder unüberwindliche Flotte ab (1588). Aber vergebens! Durch Stürme und die beſonnene Tapferkeit der engliſchen Seehelden, namentlich eines Howard (Graf von Nottingham), Dracke, Hawkins und Frobiſher wurde dieſe Flotte, als ſie durch den Kanal gezogen war, größtentheils vernichtet und zerſtreut. So befreit von einer drohenden Gefahr, erhob ſich Eliſabeth zum Angriffskrieg gegen Spanien: ſie trat in nähere Verbindung mit Holland und Frankreich und unterſtützte beide gegen Spanien; ſie ſchickte ihre Flotten aus, um die Zufuhr weſtindiſcher Schätze nach Spanien aufzufangen und die ſpaniſchen Colonieen zu befehden, ja ſie griff Spanien ſelbſt an, wo Howard und Eſſex am 1. Jul. 1596 Cadix eroberten und alle dort befindlichen Schiffe verbrannten. Bei ſolchem Krieg gegen Spanien beharrte ſie bis an ihren Tod.

In den letzten Jahren ihres Lebens hatte ſie vornehmlich mit den aufrühreriſchen Katholiken in Irland, die von Philipp II. aufgeregt und unterſtützt wurden, zu kämpfen. Schon hatte ſie mehrere Verſuche zur

Un=

Unterdrückung derſelben gemacht, als ſie ihren Liebling den Grafen von Eſſex (1599) mit einem anſehnlichen Heere nach Irland ſchickte. Aber auch Eſſex vermochte nichts auszurichten und verlor durch ſein eigenmächtiges Verfahren erſt die Gunſt der Eliſabeth, ſodann, als er einen Aufſtand begonnen hatte, das Leben (25. Febr. 1601). Zwei Jahre darauf ſtarb Eliſabeth, am 24. März 1603, im 70. Jahre ihres Alters und im 45. ihrer Regierung *). — Mit ihr endigte die Regierung des Hauſes Tudor, und es folgte nun mit Jacob I., dem Sohne der unglücklichen Maria Stuart, den Eliſabeth kurz vor ihrem Tode zu ihrem Nachfolger ernannt hatte, die Regierung des Hauſes Stuart, die zwar über die Grenze des gegenwärtigen Abſchnittes hinausgeht, aber um deswillen hier zu erzählen iſt, weil erſt unter ihr der Kampf, den die Reformation in England angeregt hatte, durchgekämpft wurde.

Unglücklich war das Haus Stuart, und nicht ohne eigne Schuld; denn nie befreundete es ſich mit der Nation, und ohne auf den Freiheitsdrang derſelben zu achten, ſtrebte es, fern von aller Mäßigung, deren Schein ſelbſt die eigenwilligſten unter den Tudors nicht ganz verſchmähet hatten, mit blinder Lei-

---

*) Ueber Eliſabeths Charakter und Lebensende ſ. die neunte Erzählung im zweiten Abſchnitte.

denſchaftlichkeit dem Katholicismus und Deſpotismus zu. Furchtbare Stürme kamen dadurch, wie über die Stuarts, ſo über ganz England. Doch während jene denſelben unterlagen, behauptete ſich dieſes, ja es ſchritt ſeiner gegenwärtigen Größe näher und gewann namentlich an Gewerbfleiß, Handel, Seemacht und Colonieen.

Jacob I. (geb. 1566, reg. 1603—1625), mehr zum Gelehrten als zum Regenten gebildet und aufgewachſen unter einem wilden Parteigewühl, das ihn bald tief erniedrigte, bald hoch erhoben hatte, war voll thörichter Einbildungen auf ſeine Gelehrſamkeit und auf die Unbeſchränktheit ſeiner Königsgewalt. Die Presbyterianer und Puritaner, in deren Lehren er erzogen worden war, haßte er wegen ihrer Freiheitsgeſinnungen und weil ſie ſeinen Herrſcherſtolz mehrmals gekränkt hatten; dagegen ſah er die Katholiken als Stützen der monarchiſchen Gewalt an und ſtimmte ihnen bei bis auf den Lehrſatz von der päbſtlichen Obergewalt über die Kirche und die Könige. Er erklärte ſich daher, ſobald er König von England geworden war, für die von Eliſabeth eingerichtete Episcopalkirche, ſchalt die Puritaner gefährliche Sectirer und gab günſtige Geſinnungen für die Katholiken zu erkennen. Eben deshalb ſchloß er Frieden mit Spanien (1604), in welchem er die Beſchützung der Niederländer aufgab. Rühmlich war es, daß er die Verbindung Englands und Schottlands einleitete (er nahm daher den Titel „König von Großbritannien" an), daß er Irland durch Anbau und geſetzliche Einrichtung aus tiefer Zerrüttung zu erheben ſuchte, daß er die Colonie-Anlagen Englands in Nordamerika unterſtützte und dem Emporkommen des Handels und Gewerbfleißes wenigſtens nicht entgegen war; aber er gewann damit keine Liebe bei ſeinen Unterthanen, ſelbſt nicht bei den Katholiken. Weil er, die unter der vorigen Regierung erlaſſenen Beſchlüſſe gegen die Katholiken nicht zurücknahm und die Vertreibung der Jeſuiten aus England anbefahl (1604), ſo traten mehrere fanatiſche, von Jeſuiten geleitete Katholiken gegen ihn zuſammen und ſtifteten die ſogenannte Pulververſchwörung. Sie wollten nämlich ihn, ſeinen Sohn und das ganze Parlament durch eine unter dem Parlamentsſaale angelegte Pulvermine mit Einem Schlage tödten. Dieß ſollte am 5. Nov. 1605 geſchehn, und ſchon waren alle Vorkehrungen in der Stille bewerkſtelliget, als der Warnungsbrief eines der Verſchworenen an ein Parlamentsmitglied zur Entdeckung, Vereitelung und Beſtrafung dieſes teufeliſchen Vorhabens hinführte. Jacob ließ ſich hierauf den Suprematseid ſchwören (1606); aber die Parteilichkeit, die er für die Katholiken zu äuſſern fortfuhr, ſetzte ihn bei den Anhängern der neuen Lehre herab und erregte bei ihnen den Verdacht, daß er heimlich Katholik ſey. Späterhin erhielt dieſer Verdacht dadurch Gewicht, daß er für ſeinen Sohn eine katholiſche Prinzeſſin zur Gemahlin verlangte (erſt, 1618—1622,

die

Gemahlin Philipps III., dann, 1624, die Schweſter Ludwigs XIII., Henriette Marie), und daß er ſeinen proteſtantiſchen Schwiegerſohn, Friedrich von der Pfalz, ohne Unterſtützung ließ, bis ihn endlich die Erbitterung über die von Spanien zurückgewieſene Brautbewerbung zum Krieg gegen Spanien und Oeſtreich beſtimmte. Hierzu kam noch, daß er die Staatsſchätze verſchwenderiſch vergeudete, während er das Volk mit willkürlichen Auflagen bedrückte, daß er die Puritaner, deren Grundſätze ſich mit ihrer Anzahl immer weiter verbreiteten, verächtlich behandelte, daß er ſtets und ohne Rückhalt von ſeiner unumſchränkten Königsgewalt ſprach und die Rechte des Parlaments öffentlich beſtritt (1621). Kein Wunder war es alſo, daß die Nation gegen ihn erbittert, zur Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten gereizt und zu einer Gährung erregt wurde, die ſich bald nach ſeinem Tode (er ſtarb am 27. März 1625) unter ſeinem Sohne und Nachfolger Karl I. furchtbar entladete.

Karl I. (geb. 1609, reg. 1625 — 1649) zwar mit mancherlei Kenntniſſen und vielen Tugenden des häuslichen Lebens ausgeſtattet, aber nicht mit Klugheit und Entſchloſſenheit und ohne Zutrauen zu ſich ſelbſt, vermehrte durch ſeine Schwächen, beſonders durch ſeinen Hang zum Katholicismus und Despotismus, die Gährungen, die ſeines Vaters Regierung erregt hatte. — Gleich anfangs mißfiel vieles an ihm, z. B. daß er die Vermählung mit der katholiſchen Prinzeſſin Henriette

Marie, mit der ihm ſein Vater verlobt hatte, vollzog (am 11. Mai 1625), daß er den verhaßten Miniſter ſeines Vaters, Herzog von Bukingham, beibehielt und ſein erſtes und zweites Parlament, das dieſen zur Rechenſchaft zog, aufhob (1625 und 1626), daß er den Katholiken in England Religionsfreiheit ertheilte, daß er die Unumſchränktheit der Königsgewalt auf den Kanzeln einzuſchärfen befahl, daß er ohne Zuſtimmung des Parlaments Abgaben erhob. Gegen ſolche Willkür erhob ſich nachdrücklichſt das dritte Parlament, das er im Jahre 1628 zuſammenberief. Zuerſt brachte es, zur Sicherung der perſönlichen Freiheit und der Unverletzbarkeit des Eigenthums ein (noch geltendes) Geſetz auf, das man die Bittſchrift für die Rechte (Petition of right) nannte, um anzudeuten, daß die alten Rechte geſchützt werden ſollten. Als nun der König, nach langen Zögerungen und Ausflüchten, dieſes Geſetz genehmiget hatte (7. Jun. 1828), machte ihm das Parlament beſonders das Pfund- und Tonnengeld (oder die Erhebung des Zolles für ein- und ausgehende Waaren) ſtreitig. Schon aus ſolchen Ereigniſſen hätte er abnehmen können, wie ſehr ſeine Eingriffe in die kirchlichen Einrichtungen und bürgerlichen Freiheiten mißfielen; aber er ließ ſich dadurch nicht warnen. Als er das dritte Parlament, unmittelbar nach dem Zwiſte über das Pfund- und Tonnengeld, aufgehoben hatte (1629), regierte er eilf Jahre lang (1629—1640) ohne Parlament, ganz willkürlich, geleitet vom Grafen

Strafford in weltlichen und vom Biſchof Laud in kirchlichen Angelegenheiten (Buckingham war am 23. Aug. 1628 zu Portsmouth meuchelmörderiſch getödtet worden). Indeſſen wurde ein Krieg mit Spanien, den er (1625 — 1630) zur Unterſtützung Friedrichs von der Pfalz, und ein Krieg mit Frankreich, den er (1627 — 1630) zur Unterſtützung der Hugenotten unternommen hatte, eben ſo kraftlos geführt als ruhmlos geendigt. Doch noch größere Erbitterung erregte er, als er ſich vom Biſchof Laud, einem ſchwärmeriſchen Eiferer für die biſchöfliche Kirchenverfaſſung, zur Einführung einer neuen prunkvollen Liturgie, die ſich der katholiſchen ſehr näherte, bereden ließ (1636). Dieſe Liturgie wollte er in Schottland mit unnachſichtlicher Gewalt durchſetzen (1637), während er zugleich Abgaben und Geldſtrafen willkürlich anordnete. Darüber erhob ſich lautes Mißvergnügen! Viele Engländer wanderten aus, beſonders nach Nordamerika; die Schotten aber geriethen in Aufſtand, ſtifteten den Covenant (März 1638), d. i. einen Verein zur Rettung der ſchottiſchen Kirchenfreiheit, hoben die biſchöfliche Regierung auf und ergriffen die Waffen. Karl zog gegen ſie (1639), mußte aber, weil es ihm an Geld und ſeinen Truppen an Kampfluſt fehlte, und er auch von dem vierten Parlamente, das er im Apr. 1640 eröffnete und aufhob, keine Unterſtützung erhalten konnte, Waffenſtillſtand ſchließen (Nov. 1640). Um zum Frieden und zu neuen Geldzuflüſſen zu gelangen, rief er (Nov. 1640) ein fünftes Parlament zuſammen,

men, das das langwierige heißt, weil es unter verſchiedenen Umſtänden bis zum Jahre 1653 fortdauerte, und das blutdürſtige, weil es des Königs Tod herbeiführte. Kaum war dasſelbe eröffnet, als es, unter Leitung der Puritaner, mit dem Streben hervortrat, das königliche Anſehn zu vernichten und die Königsgewalt in eine Volksherrſchaft umzuwandeln. Anfangs ſuchte Karl durch Nachgibigkeit ſich zu behaupten: er gab zu, daß ſeine Günſtlinge, Graf Strafford und Biſchof Laud, als Hochverräther gefangen geſetzt und hingerichtet (1641 und 1645), daß das Recht, das Parlament aufzuheben, ihm abgeſprochen, daß die beiden höchſten Gerichtshöfe in weltlichen und kirchlichen Sachen, die Sternkammer und die hohe Commiſſion abgeſchafft, daß die Biſchöfe, Stützen der königlichen Macht, aus dem Parlamente ausgeſchloſſen, und daß Frieden und Bündniſſe mit den Schotten errichtet wurden (1641). Doch da er endlich einſah, wie das Parlament, durch Nachgibigkeit gereizt, immer weiter ging, ein gräßliches Blutbad, das (im Oct. 1641) in Irland gegen die Proteſtanten verübt wurde, ihm Schuld gab, eine bittere Rüge ſeiner ganzen Regierung bekannt machte (Remonſtranz, 22. Nov. 1641) und ſich die Verfügung über die Miliz und den alleinigen Beſitz der geſetzgebenden Gewalt zueignete (1642): ſo wollte er nun durch Gewaltſtreiche ſeine königliche Würde behaupten. Aber er machte ſich dadurch gehäſſiger und ſeine Bedrängniß immer größer; ſelbſt ſein Leben wurde bedroht. Er verließ

ließ daher London (10. Jan. 1642), begab ſich nach Hamptoncourt, dann nach York, ſammelte ſeine Anhänger, die vornehmlich aus dem hohen Adel beſtanden, und ſuchte nun mit einer Thätigkeit, die er vorhin nicht gezeigt hatte, ſeinen Gegnern Abbruch zu thun. Dagegen erklärte ihn das Unterhaus (denn ſchon damals gab es in der That kein Oberhaus) für einen Feind des Vaterlandes. Und ſo kam es zum innern Kriege (1642 — 1645), in welchem der König, nach anfänglichem Siege, in den Schlachten bei Marſtonmoore (2. Jul. 1644) und bei Naseby (unweit Harborough, 14. Jun. 1645) völlig unterlag. Seine Gemahlin floh mit ihren Kindern nach Frankreich, er aber nach Oxford und von da nach Schottland, wo man ihn als einen Gefangenen behandelte.

Unterdeſſen hatte ſich mitten unter den Puritanern die Partei der Independenten erhoben, die auf Abſchaffung aller Kirchenregierung und auf Umänderung der Staatsregierung hinarbeitete, oder die königliche Gewalt umzuſtürzen und eine freie Republik mit völliger Gleichheit des Ranges und Standes einzuführen ſuchte. Sie beſtand aus den ausgelaſſenſten Schwärmern und zu ihrem Haupte erhob ſich Oliver Cromwell (geb. 1599), der im Beſitze vieler Talente, beſonders ſchlau und tapfer, Religionsſchwärmerei zu entzünden und zum Aeuſſerſten zu ſteigern verſtand und die grauſame Entſchloſſenheit hatte, ſich vor keinem Mittel, das zur Ausfühführung ſeiner Plane dienen konnte, zu ſcheuen *). Zu ſeiner Stütze machte er das Heer, das er, wie das Parlament, mit Independenten erfüllte. Auf ſeinen Antrieb geſchah es, daß die Schotten den König an das engliſche Parlament auslieferten (30. Jan. 1647), und daß dann die Armee gegen das Parlament ſich auflehnte, zum ſelbſtändigen Körper ſich erhob, des Königs ſich bemächtigte (3. Jun. 1647) und nach London ſich wendete (6. Aug. 1647), das von ihr in Abhängigkeit gerieth. Vergebens ſuchte jetzt **Karl** nach Frankreich zu entfliehen (Nov. 1647): er ward eingeholt und ſtrenger als vorher behandelt; vergebens ergriffen Walliſer und Schottländer zu ſeiner Befreiung die Waffen: ſie wurden von Cromwell geſchlagen (März u. Aug. 1648); vergebens unterhandelte der König mit dem Parlamente. Cromwell eilte, als er Schottland und England beruhiget hatte, nach London zurück, unterbrach die dort angeknüpften Unterhandlungen mit dem König, ſtieß aus dem Parlament alle ihm verdächtigen Mitglieder, und ſtellte einen „hohen Gerichtshof“ in Weſtminſter auf, vor welchem der König in Perſon erſcheinen mußte. Mit Würde und Entſchloſſenheit vertheidigte ſich der König. Umſonſt! Er wurde am 27. Jan. 1649 „als Hochverräther, Mörder und Feind ſeiner Nation“ zum Tode verurtheilt und drei Tage darauf enthauptet (30. Jan.)

---

*) Man ſehe im zweiten Abſchnitte die zehnte Erzählung: „Oliver Cromwell und die Hinrichtung Königs Karl I.“

(30. Jan.) zu London öffentlich enthauptet. Nun wurde das Oberhaus völlig aufgehoben (man ſcheuete die Lords als Königlich-Geſinnte), das Königthum abgeſchafft, und England für eine Republik erklärt. An der Spitze derſelben ſollte ein Parlament ſtehen, das man (weil es kein Oberhaus, ja auch von dem vormaligen Unterhauſe nur wenige Glieder hatte) das Rump- oder Rümpf-Parlament nannte, und dieſem zur Seite ein Staatsrath von 38 Perſonen, der alles, was dem Parlamente vorgelegt ward, vorher unterſuchen und die geſetzausübende Gewalt haben ſollte. Der aber, der das Ganze leitete, war **Cromwell**, Mitglied des Staatsrathes und Oberfeldherr aller Truppen in England.

Mit tiefem Schmerze betrauerte der beſſere Theil der Nation dieſe Vorgänge, und bald erhoben ſich in allen drei Reichen Aufſtände für Karl II., den älteſten Sohn des enthaupteten Königs. Doch Cromwell wußte dieſen Aufſtänden zu begegnen. Zuerſt bezwang er Irland (1649), darauf Schottland (Schlacht bei Dunbar, 3. Sept. 1650), wohin Karl II. in Perſon gekommen war (März 1650); dann England (1651), wohin ſich Karl II. von Schottland aus gewendet hatte. Hier erfolgte die Hauptſchlacht bei Worceſter (3. Sept. 1651), die Karln ſo empfindlich traf, daß er nach Frankreich zurückflüchten mußte. Dieſes Waffenglück verſchaffte der neuen Republik und ihrem Führer nicht nur Ruhe im Innern, ſondern auch ſolches Anſehn im Auslande, daß viele europäiſche Staaten um deſſen Freundſchaft ſich bewarben: Aber zur Erhaltung der neuen Einrichtungen war Krieg nöthig; und da die Holländer Cromwelln auf vielfache Weiſe, beſonders durch Unterſtützung der Stuarts und durch Zurückſetzung ſeiner Geſandten beleidigt hatten: ſo richtete er ſeine kriegeriſchen Unternehmungen vornehmlich gegen ſie. Er gab daher die berühmte Navigationsacte (Oct. 1651), deren Hauptpunkt war, daß kein fremdes Schiff andre Güter in engliſche Häfen einführen ſollte, als ſolche, die Erzeugniſſe des Landes wären, aus denen das Schiff herkäme. Dieſe Acte, deren wichtigen Einfluß auf die Emporbringung der engliſchen Schiffahrt und Handelſchaft erſt ſpäterhin deutlich erkannt wurde, traf damals am meiſten die Holländer, deren Handel nach England größtentheils in Waaren beſtand, die ſie aus dem Auslande herbeiführten. Sie wurden daher durch die Einbuße, die ſie vermittelſt dieſer Acte in ihrer Frachtſchiffahrt erlitten, ſo wie durch das herriſche Benehmen, mit dem die neue Republik ihre Klage hierüber beantwortete, zu einem Seekrieg gereizt, der, von 1651 bis 1654 mit abwechſelndem Glücke geführt, damit endigte, daß Holland verſprechen mußte, die Stuarts aus ſeinem Gebiete zu entfernen und vor den engliſchen Schiffen in der Nordſee die Flagge zu ſtrecken.

Indeſſen hatte Cromwell das Rump-Parlament, als es damit umging, ihm ſeine Stütze, die Landarmee, zu entziehen, mit 300 Soldaten aus einander gejagt (20. Apr. 1653) und an die Stelle deſſelben ein anderes Parlament geſetzt (4. Jun. 1653), das größtentheils aus ſchwärmeriſchen Handwerkern beſtand und das Barebone-Parlament hieß, weil in demſelben der Lederhändler Preiſegott Barebone vorzüglich durch lange und ſonderbare Gebete ſich hervorthat. Aber müde des Verſteckes, hinter dem er ſelbſt gewirkt hatte, ließ er nach einem halben Jahre (12. Dec. 1653) auch dieſes Parlament aus einander gehen und ſich durch den Rath der Officiere zum Protector der Republiken England, Schottland und Irland ernennen (16. Dec. 1653). Von nun herrſchte er bis an ſeinen Tod (1653—1658) mit einem wahrhaft königlichen Anſehn, das auch vom Auslande anerkannt wurde. Holland mußte, wie ſchon erwähnt wurde, im Frieden (1654) die Uebermacht Englands zur See anerkennen; Spanien und Frankreich bewarben ſich um Cromwells Freundſchaft, und er vereinigte ſich mit letzterm (1655) und entriß dem erſtern die Inſel Jamaica (1655) und die Städte Mardyk und Dünkirchen. Im Innern ſtellte er Friede und Ordnung wieder her, zeigte Eifer für Gerechtigkeit, erklärte ſich für Gewiſſensfreiheit und gab ſeinen Feinden zu verſtehen, ſie könnten ruhig leben, wenn ſie ſeine Regierung nicht beunruhigten; Schottland ließ er von Monk, Irland von ſeinem Sohne Heinrich regieren, und England theilte er, um es in genauer Aufſicht zu halten, in elf Generalſchaften. Doch vermochte er die Engländer nicht völlig mit ſeiner Regierung verſöhnen. Das erſte Parlament, das er (1654) zuſammenmenberief, fing an, ſein Regierungsrecht zu unterſuchen, das zweite, das er 1656 eröffnete, bot ihm, um ihn gehäßig zu machen, die Königskrone an; Verſchwörungen erhoben ſich gegen ihn, ihn ſelbſt ergriff Furcht und Gewiſſensangſt. Zwar hob er beide Parlamente auf, entſagte der Krone aus Scheu vor dem Geiſte, den er ſelbſt in der Armee angefacht hatte; aber der innern Unruhe, die ihn quälte, konnte er ſich nicht entſchlagen, und ein Glück für ihn war ſein frühzeitiger Tod (3. Sept. 1658), der ihn der Schmach überhob, die Herrſchaft wieder zu verlieren, die er durch viele Abſcheulichkeiten errungen hatte.

Nach ſeinem Tode wurde ſein Sohn **Richard Cromwell** (geb. 4. Oct. 1626) von einem ſchnell verſammelten Parlamente zum Protector ausgerufen (4. Sept.) und von den Generalſtatthaltern in Schottland und Irland als ſolcher anerkannt; aber es fehlte ihm an Ehrgeiz, Scharfſichtigkeit und Entſchloſſenheit ſich zu behaupten: er war von ſanfter Gemüthsart, ſcheuete ſcharfe Maßregeln und liebte das Landleben. Ein Mann von ſolchem Character paßte nicht zu einem Nachfolger Cromwells. Da nun die Häupter der Armee, Lambert und Fleetwood, ſich gegen ihn erklärten, legte er die übernommene Würde ohne Widerſpruch nieder (22. Apr. 1659), wanderte aus und hielt ſich unter verſchiedenen Namen in verſchiedenen Ländern auf, bis er Erlaubniß erhielt, nach England zurückzukehkehren, wo er am 13. Juni 1712 auf ſeinem Landgute ſtarb.

Sein Zurücktreten hatte England in eine wahre Anarchie gebracht, die jedoch ſchon nach einem Jahre mit der Wiederherſtellung des Königthums endigte. Anfangs ſuchten die Häupter der Armee durch das Rump-Parlament, das ſie wieder zuſammen gerufen hatten (8. Mai 1659), zu regieren; dann, da ſie daſſelbe als unfügſam gegen ihren Willen vertrieben hatten (13. Oct 1659), durch eine Sicherheits-Commiſſion von 23 Mitgliedern. Doch bald erfolgte von Schottland aus der Schlag, der ſie vernichten ſollte. Georg Monk, ein kluger, redlicher Patriot und geſchickter General, von Cromwell zum Statthalter in Schottland ernannt, aber erfüllt mit dem reinen Streben, das Königthum zu erneuen, drang gegen Ende des Jahres 1659 von Schottland nach England, unter dem Vorgeben, das Parlament wiederherzuſtellen. Lambert und Fleetwood vermochten nichts gegen ihn, da ein Theil ihrer Armee zu ihm überging und bei dem Volke der Rauſch des Fanatismus und Freiheitsdranges vorüber war. Monk gelangte daher ohne Mühe nach London (3. Febr. 1660), wo er, nach Aufhebung der Sicherheits-Commiſſion, ein neues freies Parlament mit Ober- und Unterhaus einſetzte (15. Apr.) und durch daſſelbe bewirkte, daß das Königthum wieder hergeſtellt und Karl II. zum König erklärt wurde (Reſtaurationsacte vom 8. Mai 1660). Karl II. befand ſich damals, auf Monks Betrieb, in Holland. Von dort wurde er durch eine Geſandtſchaft das Parlaments nach England herübergeholt, und am 29. Mai 1660 feierlich in London eingeführt. Aber während man bei dieſer Umgeſtaltung der Verfaſſung auf Amneſtie und Religionsfreiheit gedrungen hatte, hatte man die Beſtimmung der Rechte des Königs und der Nation verabſäumt, — eine Verſäumniß, die bald nach dem Jubel, den die Rückkehr des Königthums erregt hatte, neuen Streit und Hader herbeiführte.

Karl II. (geb. 1630, reg. 1660—1685) war durch das Unglück, das ihn und ſein Haus betroffen hatte, von den Fehlern desſelben nicht abgebracht worden. Er war, wie ſein Vater und Großvater, zum Katholicismus und Despotismus geneigt, von dem Beiſpiele Ludwigs XIV., an deſſen Hofe er eine Zeitlang gelebt hatte, verblendet, dabei zwar munter, ſcherzhaft und leutſelig, aber auch leichtſinnig, verſchwenderiſch und wollüſtig, und überhaupt ohne Klugheit und Feſtigkeit, um nach einer ſo wildbewegten Zeit die Parteien zum Schweigen und den Thron wieder zu Anſehn zu bringen. Nur anfangs, ſo lange ihn die Grafen Monk und Clarendon leiteten, zeigte er ſich gemäßigt: er trat mit dem Parlamente in gutes Vernehmen, rächte nur an wenigen die Revolutionsgräuel, ließ den neuen Beſitzern die eingezogenen Güter, ſtellte nach dem Wunſche vieler das Episcopat und das Stimmrecht der Biſchöfe im Oberhauſe wieder her.

Als aber Clarendon geſtürzt (1667), Monk geſtorben (1669), und ein geheimer Staatsrath (der aus den Lords Clifford, Arlington, Bukingham, Aſhley und Lauderdale beſtand und nach den Anfangsbuchſtaben ihrer Namen ſpöttiſch die Cabal genannt wurde), an deren Stelle getreten war (1669), ſuchte er geflißentlich den katholiſchen Glauben und mit ihm die Unumſchränktheit der königlichen Gewalt einzuführen. Er genehmigte es, daß ſein Bruder und wahrſcheinlicher Nachfolger, Jakob, Herzog von York, zur katholiſchen Kirche übertrat (1671) und die katholiſche Prinzeſſin Maria von Eſte heurathete (1673; — auch er hatte eine Katholikin, Katharina, Prinzeſſin von Portugal, zur Gemahlin genommen, 1662), wodurch viele Katholiken nach England kamen; er ertheilte, ohne das Parlament zu befragen, allen Non-Conformiſten und alſo auch den Katholiken freie Religionsübung (Indulgenzacte vom 15. März 1672, die er jedoch nach einem Jahre, 1673, wieder zurücknehmen mußte); er übertrug an Katholiken wichtige und einträgliche Stellen, ſtrafte nach Willkür, und achtete wenig das Parlament. Auch in Rückſicht auf auswärtige Angelegenheiten folgte er mehr ſeinen Launen als dem Intereſſe Englands. Im Jahr 1662 verkaufte er Dünkirchen mit Mardyk an Frankreich, um Geld für ſeine Verſchwendungen zu gewinnen; 1664 bis 1667 führte er einen eben ſo unnöthigen als unglücklichen Seekrieg mit Holland, während deſſen der holländiſche Admiral Ruyter in die Themſe drang (10. Jun. 1667) und mehrere engliſche Kriegsſchiffe daſelbſt verbrannte, worauf in dem Frieden zu Breda (21. Jun. 1667) den Holländern Surinam (gegen Neu-York) abgetreten und eine Milderung der Navigationsacte verwilliget werden mußte. Zwar verband er ſich darauf mit Holland und Schweden, um Frankreich von der Beſitznahme der ſpaniſchen Niederlande abzubringen (Friede zu Aachen 1668); aber gleich nachher trat er wieder mit Ludwig XIV. zuſammen, um das proteſtantiſche Holland zu unterdrücken (1672), und nur die Erklärung des Parlaments gegen dieſen Krieg und daher entſtandener Geldmangel nöthigte ihn, mit Holland Friede zu ſchließen (London 19. Febr. 1674). Doch blieb er mit Ludwig im geheimen Bunde, um durch ihn Geld zu bekommen und die Rechte und Freiheiten Englands zu unterdrücken.

Dieß Verfahren des Königs war im Ganzen gegen den Geiſt ſeines Volkes. Doch gab es unter demſelben auch ſolche, die daſſelbe billigten und förderten. Dieß gab Anlaß zu den Parteinamen Torys und Whigs, oder zu den Hof- und Landparteien, die noch jetzt nicht ganz erloſchen ſind. Dem Parlamente ſelbſt fehlte es nicht an Entſchloſſenheit, die kirchlichen Einrichtungen und bürgerlichen Freiheiten Englands zu vertreten, und eben dadurch brachte es zwei Acten auf, durch welche die engliſche Conſtitution fortgebildet wurde: nämlich zur Aufrechthaltung der Episcopalkirche die

Teſtacte vom 29. März 1673, welche alle Katholiken vom Parlamente und von allen hohen Staatsämtern ausſchließt, dann zur Abwehr willkürlicher Verhaftungen oder zur Sicherung perſönlicher Freiheit die Habeas-Corpus-Acte vom 5. Mai 1679, welche befiehlt, daß jeder gefangen genommene Britte die Urſache ſeiner Gefangennehmung ſogleich erfahren, binnen 24 Stunden verhört und, wenn er kein Capitalverbrechen begangen hat, gegen Bürgſchaft entlaſſen werden ſoll. — Wie durch dieſe Acten, die noch jetzt beſtehen, die Verfaſſung Englands weiter ausgebildet wurde, ſo wurde auch mitten unter den Stürmen, die Karls II. Regierung erregte, der bürgerliche Wohlſtand Englands weiter gebracht. Zwar wurde London 1665 von einer Peſt heimgeſucht, die viele Tauſende in und um London wegraffte, dann von einer Feuersbrunſt (3. Sept. 1666), die binnen drei Tagen und drei Nächten 89 Kirchen, 13,200 Privathäuſer und 26 Magazine in Aſche legte; aber vorübergehend waren dieſe Schreckniſſe; die Volksmenge erneuerte ſich wieder, und London wurde ſchöner, als es vor dem Brande geweſen war. Dagegen diente es zum fortdauernden Gewinn Englands, daß die Seemacht, der Handel, die nordamerikaniſchen Colonieen, die Künſte und Wiſſenſchaften ſich anſehnlich erhoben. Unter den Colonieen wurde beſonders merkwürdig Penſilvanien, das der berühmte Quäker, William Penn 1681 gründete, und unter den Gelehrten dieſer Zeiten ragen Iſaac Newton (geb. 1642, geſt. 1727) und

John Milton (geb. 1608, geſt. 1674) vorzüglich hervor. Aber dieſes Fortſchreiten Englands ging von dem aufgeregten Geiſte der Nation aus, nicht von Karl II., der zwar belehrende und erheiternde Schriften gern las, aber um den Wohlſtand Englands ſich wenig bekümmerte, deſto mehr ſeiner Neigung zum Despotismus und Katholicismus nachhing und eben dadurch mehrere Verſchwörungen gegen ſein Leben veranlaßte. Wahrſcheinlich iſt es auch, daß er an den Folgen einer Vergiftung ſtarb (6. Febr. 1685).

Das Ungewitter, das ſich über ihn zuſammen gezogen hatte, traf ſeinen Bruder und Nachfolger, Jacob II., vorher Herzog von York (geb. 1633, reg. 1685—1688). Zwar beſtieg derſelbe, obſchon er als Katholik und heimlicher Parteigänger der Jeſuiten verhaßt war und nach früheren Parlamentsverhandlungen (1680) von der Thronfolge ausgeſchloſſen ſeyn ſollte, ungehindert den Thron, indem er gleißneriſch verſprach, daß er die kirchlichen Einrichtungen und bürgerlichen Freiheiten Englands ſchützen wollte; aber bald zog er ſich den Haß aller Parteien zu und machte ſich dadurch des Thrones verluſtig. Denn nachdem er den Aufſtand, der vom Herzog Monmouth, einem natürlichen Sohne Karls II., erregt worden war, furchtbar unterdrückt hatte, ſuchte er, als wäre ihm alles geſtattet, den katholiſchen Glauben und die unumſchränkte Königsgewalt in England herrſchend zu machen. Er vermehrte daher die Zahl der Katholiken, bildete ſeinen geheimen

Rath aus Katholiken, ſtellte die hohe Commiſſion wieder her, hob die Teſtacte und alle gegen die Non-Conformiſten ergangenen Geſetze auf, trug dem Pabſte die Unterwerfung ſeiner drei Königreiche an und drang auf allgemeine Duldung und unbeſchränkten Gehorſam. Eine Zeitlang duldeten dieß die Engländer ſchweigend, in der Hoffnung beſſerer Zeiten, wenn Jacobs protestantiſche Töchter, aus deſſen erſter Ehe mit einer Gräfin von Clarendon, Maria (ſeit 1677 Gattin des Prinzen von Oranien, Wilhelm III.), oder Anna (ſeit 1683 mit dem däniſchen Prinzen Georg vermählt), zur Regierung kommen würden. Als aber von der zweiten Gemahlin des Königs, Maria von Eſte, ein Sohn geboren oder untergeſchoben wurde (10. Jun. 1688) — denn bedeutende Zweifel erhoben ſich gegen deſſen Aechtheit — und nun die Fortdauer der jetzigen Uebel unvermeidlich ſchien: ſo vereinigten ſich nach und nach die Whigs gegen den König und riefen deſſen Schwiegerſohn, Wilhelm III., zur Sicherſtellung der engliſchen Kirche und Verfaſſung aus den Niederlanden nach England. Dieſer folgte dem Rufe und rüſtete ſich in der Stille zu einem Einfall in England. Anfangs konnte und mochte Jacob dieſes nicht glauben, ja er wies ſogar den Beiſtand, den Ludwig XIV. ihm anbot, zurück. Als er endlich, von der Annäherung ſeines Schwiegerſohnes überzeugt, die Engländer mit ſich ausſöhnen und viele ſeiner despotiſchen Maßregeln zurücknehmen wollte, war es zu ſpät. Am

5. Nov. 1688 landete Wilhelm bei Torbay im Kanal, unweit Exeter, und bald ſtrömte alles ihm zu, ſelbſt die Armee, ja ſogar des Königs Tochter Anna und deren Gemahl. Jetzt verwandelte ſich Jacobs Starrſinn in Muthloſigkeit. Er knüpfte Unterhandlungen mit Wilhelm an, gab ſie wieder auf und beſchloß, aus Furcht vor dem Schickſale ſeines Vaters, nach Frankreich zu flüchten. Am 10. Dec. ging ſeine Gemahlin mit dem Neugebornen (dem nachmaligen Prätendenten), am 23. Dec. er ſelbſt, nicht ohne geheimes Mitwirken Wilhelms, dem Jacobs Flucht erwünſcht war, von Rocheſter nach Frankreich, wo er noch 13 Jahre (bis 1701) lebte. An demſelben Tage, an welchem er aus England geflohen war, rückte Wilhelm in London ein. Hierauf ſprach ein in der Eile berufenes Parlament (die National-Convention genannt), am 22. Jan. 1689 die Abſetzung Jacobs, der die Reichsgeſetze gebrochen, den Thron verlaſſen und dadurch der Regierung ſich begeben habe, aus und erklärte, daß Wilhelm und deſſen Gemahlin den Thron beſteigen, Wilhelm aber allein die königliche Gewalt ausüben, und Anna ſeine Nachfolgerin ſeyn ſollte. Am 11. April wurde Wilhelm mit ſeiner Gemahlin feierlich als König gekrönt. Aber nicht unbedingt mochte die Nation ſich ihm hingeben, nicht wiederholen ein Verſehen, das ſie bei der Thronbeſteigung Karls II. begangen hatte. Wilhelm mußte daher die Bill of right oder die Beſtimmung der Rechte und Freiheiten des

engliſchen Volkes anerkennen und beſtätigen. Und ſo wurde durch dieſe Revolution, der Schottland alſobald, Irland erſt durch Waffengewalt gezwungen beitrat, die engliſche Nationalfreiheit, die durch die Willkür der Tudors und Stuarts ſo oft angetaſtet und erſchüttert worden war, aufs neue geſichert und befeſtiget.

VI. Dänemark und Schweden.

In den Zeiten, da die Reformation begann, war Dänemark der erſte und mächtigſte Staat im nördlichen Europa: noch hatte der ruſſiſche Coloß ſich nicht erhoben, von Preußen war noch nicht die Rede, und Schweden und Norwegen waren noch durch die calmariſche Union (1397) an Dänemark geknüpft, faſt wie Schottland und Irland an England. — Aber Dänemark konnte ſich auf ſeiner Höhe nicht behaupten! Schweden riß ſich von demſelben los, erkämpfte die Selbſtändigkeit und gewann nicht nur das Uebergewicht über Dänemark, ſondern auch den erſten Rang unter allen nordiſchen Staaten. — Vielen Antheil an dieſer Veränderung hatte die Reformation, indem ſie den Geiſt aufregte und Gelegenheit darbot Macht, Ruhm und Gebietsvergrößerung zu erlangen; doch eigentlich herbeigeführt wurde dieſe Veränderung durch den Heldengeiſt, die Vaterlandsliebe, Heldenkraft und Regentenweisheit Guſtav Waſas.

Guſtav Waſa, an Schickſalen, Vorzügen und Verdienſten dem angelſächſiſchen Könige Alfred dem

Großen ähnlich, war zwar aus einem der angeſehenſten Häuſer Schwedens entſproſſen, aber keineswegs unter Anſprüchen und Ausſichten zum Throne geboren (1490). Erſt die tiefſte Erniedrigung ſeines Vaterlandes diente dazu, ihn zu erheben. Denn als er, um die abſcheulichen Gewaltthätigkeiten der Dänen zu rächen, einen Aufſtand gegen ſie erregt, und Schweden von ihnen befreit hatte (1521 — 1523), wurde er durch die Dankbarkeit ſeines Volkes auf den ſchwediſchen Thron erhoben (6. Jun. 1523), den er bis an ſeinen Tod (1560) behauptete und für ſeine Nachkommen erblich machte *).

Schweden war, als er es übernahm, in furchtbarer Zerrüttung. Während der Herrſchaft der Dänen und des Kampfes gegen dieſelbe war Zucht und Ordnung verfallen, die Krone arm an Einkünften, der Adel anmaßend, die Geiſtlichkeit übermächtig; Gewerbfleiß, Handel und wiſſenſchaftliche Bildung lagen darnieder, und die Handelsherrſchaft der Hanſe laſtete drückend und ſchmachvoll auf Schweden. Aber von allen dieſen Uebeln wußte Guſtav Waſa ſein Vaterland zu befreien. Durch heilſame Geſetze und ſorgfältige Aufſicht ſtellte er Zucht und Ordnung wieder her und durch Aufnahme der Reformation, die er durch zwei Schüler Luthers, Olaus und Lorenz Petri, geborne Schweden, hatte kennen gelernt, gelang es ihm, die Uebermacht der Geiſtlichkeit zu brechen und das Anſehn und die Einkünfte der Krone zu vermehren. Auf dem Reichstage zu Weſterås (1527) bewirkte er, trotz des heftigſten Widerſpruchs der Geiſtlichkeit, daß ein großer Theil der Kirchen- und Kloſtergüter zu den Krongütern gezogen und die Einkünfte der Geiſtlichen nach Gutdünken des Königs beſtimmt wurden. Zugleich ließ er hier auch Veränderungen im Gottesdienſte anordnen, welche die Einführung der Reformation vorbereiteten. Denn nicht mit ſtürmiſcher Haſt wollte er die neue Lehre einführen, ſondern allmählich. Erſt im Jahre 1544 auf dem Reichstage zu Weſterås wurde ihre allgemeine Annahme angeordnet. Den Adel ſchonte er, um ihn bei Bekämpfung der Geiſtlichkeit auf ſeiner Seite zu haben; eben deshalb theilte er mit demſelben die eingezogenen Kirchengüter und überließ ihm alle Güter, die ſeit den Zeiten Karl Knutſons von dem Adel an die Kirchen verſchenkt worden waren. Doch fühlte er, daß auch der Adel in Schranken zu halten ſey, und räumte daher, was auch in früherer Zeit geſchehen war, dem Bürger- und Bauernſtande Sitz und Stimme auf den Reichstagen ein. — Der drückenden Handelsherrſchaft der Hanſe trat er, ſobald er konnte, entgegen, und führte deshalb einen ſechsjährigen Krieg mit Lübeck (1530—1536), durch welchen er die Handelsfreiheiten der Lübecker in Schweden

---

*) Von Guſtavs früheren Schickſalen und den Gefahren und Anſtrengungen, unter denen er zum Thron gelangte, handelt die eilfte Erzählung im zweiten Abſchnitt.

den erſt beſchränkte, dann völlig vernichtete. Hierzu half ihm ein Handelstractat, den er (1550) mit England und den Niederlanden ſchloß, noch mehr aber ſein erfolgreiches Bemühn, Ackerbau, Gewerbfleiß, Handel und Schiffahrt in ſeinem Reiche empor zu bringen. Aber er drang auch auf beſſere Kindererziehung, verbeſſerte die Einrichtungen der Univerſität Upſala, und zog viele Gelehrte und Künſtler nach Schweden. Zugleich erhob er Schwedens Anſehn nach außen. Schon er trat (1542) mit Frankreich in Verbindung, und führte (1555—1557) einen glücklichen Krieg mit Rußland zur Behauptung Finlands. Um immer gerüſtet zu ſeyn, errichtete er aus deutſchen Truppen das erſte ſtehende Heer in Schweden. Nur Ein Vorwurf trift ihn, der nämlich, daß er ſein Reich, das er 1544 als ein Erbreich erhalten hatte, durch Theilungen zerſtückelte und dadurch abermaligen Zerrüttungen zuführte. Zwar beſtimmte er ſeinen Sohn erſter Ehe Erich XIV. zu ſeinem Thronfolger, aber aus allzu großer Vorliebe für ſeine Söhne zweiter Ehe verlieh er dem älteſten derſelben, Johann, Finland unter dem Titel eines Großfürſtenthums, dem zweiten, Magnus, (der 1595 ohne Nachkommen ſtarb) Oſtgothland, dem dritten, Karl, Südermannland mit Nerike und Wärmeland.

Sein Geiſt ruhete nicht auf ſeinen Söhnen, und Schweden ſchritt nach ſeinem Tode (29. Sept. 1560) bis zur Regierung ſeines großen Enkels Guſtav Adolfs mehr rückwärts als vorwärts. **Erich XIV.** (1560—1569) war von wilder Gemüthsart, jähzornig, oft auch trübſinnig, aber wohl nicht ſo ſchlimm, als er geſchildert wird: wenigſtens äuſſerte er in den erſten Zeiten ſeiner Regierung Fähigkeiten und rühmlichen Regenteneifer. Er ſorgte für die Bevölkerung und Ausbildung ſeines Reiches, gewann im Kriege mit Rußland und Polen (1561—1563) Eſthland, und ſetzte den Dänen, die deßhalb Krieg mit ihm anfingen (1563), wenigſtens zur See tapfern Widerſtand entgegen. Aber ſein Trübſinn, der allmählich in Wahnſinn überging, und ſein gleißneriſcher Bruder Johann, der ihn ſchon bei des Vaters Lebzeiten angeſchwärzt hatte, brachte ihn um Volksliebe, Thron, Leben und Nachruhm. Als er nämlich aus furchtbarem Argwohn die Häupter der Sturen und mit ihnen viele edle Schweden, die er als ſeine Gegner betrachtete, hatte hinrichten laſſen (1566), dann aus Reue hierüber in Wahnſinn verfallen war, wendete ſein Bruder **Johann** das ganze Reich von ihm ab, nahm, vereint mit dem jüngern Bruder Karl, ihn gefangen (1568), bewirkte ſeine Abſetzung (1569) und ließ ihn (1577) im Gefängniß durch Gift tödten.

Noch mehr Unglück und Verwirrung brachte **Johann** während ſeiner Regierung (1569—1592) über Schweden. Nicht im Stande, die Dänen mit Erfolg zu bekämpfen, mußte er mit ihnen Frieden ſchließen (Stettin 1570) und ihnen auſſer Bleckingen, Halland und Schonen, was ſie ſchon früher in Schweden beſaßen,

ſen, auch Jämtland, Herjedalen und die Inſel Gottland überlaſſen, ja überdieß 150,000 Thlr. für Kriegskoſten bezahlen. Auch in dem Kriege mit Rußland, der ſich 1570 wegen Eſthlands erneuerte, war er nach einem glücklichen Anfange zuletzt unglücklich: er mußte das von ihm eroberte Karelen und Ingermannland (1590) an Rußland zurückgeben. Doch am meiſten ſchadete er ſeinem Reiche durch ſeinen Abfall von der proteſtantiſchen Lehre, zu dem ihn wahrſcheinlich ſeine katholiſche Gemahlin Katharina, Prinzeſſin von Polen, verleitete. Nachdem er nämlich die Jeſuiten aufgenommen und eine, der katholiſchen ähnliche Liturgie eingeführt hatte (1575), trat er (1580) heimlich zur katholiſchen Kirche, ließ in den Lehren derſelben ſeinen einzigen Sohn Siegmund erziehen und bewirkte im Jahre 1587 deſſen Ernennung zum König von Polen. Darüber erhob ſich gegen ihn der Unwille des ſchwediſchen Volkes, den ſein Bruder Karl aus herrſchſüchtigen Abſichten noch höher ſteigerte, und er war der Gefahr nahe, den Thron zu verlieren, als er im Jahre 1592 ſtarb.

Sein Sohn Siegmund (1592 — 1632), der faſt immer in Polen blieb, hieß zehen Jahre lang König in Schweden, ohne es wirklich zu ſeyn, und verlor dieſen Thron auch dem Namen nach durch die Liſt und Herrſchſucht ſeines Oheims des Herzogs Karl. Denn während Siegmund von Polen her die religiöſe und bürgerliche Freiheit Schwedens bedrohete, riß Karl, unter dem Vorwand für das Heil des Staates und der evangeliſchen Kirche zu ſorgen, alle Gewalt an ſich, ward erſt Reichsvorſteher (1595), dann, als er Siegmunds Angriffe auf Schweden zurückgewieſen hatte, regierender Erbfürſt (1599) und zuletzt, nachdem er die Stände bewogen hatte, ſeinem Neffen den Gehorſam aufzuſagen (1600) und ſelbigen abzuſetzen (1602), König von Schweden (22. März 1604).

Aber auch Karls IX. Regierung (1604–1611) war ſehr ſtürmiſch, drückend und unbeliebt. Zwar beſaß Karl Herrſcherkraft, unermüdliche Thätigkeit und gelehrte Bildung, brachte durch ſein perſönliches Anſehn die allgemeine Unzufriedenheit zum Schweigen, und trug Sorge für die Verwaltung des Innern: namentlich verbeſſerte er das Gerichts- und Schulweſen, hielt die Einnehmer und Verwalter der öffentlichen Einkünfte in ſtrenger Zucht, verordnete eine Landesvermeſſung zur genauen Beſtimmung der Abgaben, legte mehrere Städte an, ſah auf Gewerbfleiß und Handel, und nahm ſich der wiſſenſchaftlichen Bildung und darum auch der Univerſität Upſala an. Doch ſein leidenſchaftlicher Charakter, dem Mäßigung fremd war, und beſonders ſeine Herrſchſucht und Rachgier, trieb ihn zu Ungerechtigkeiten, Grauſamkeiten und Kriegen. Schon im Jahre 1604 unternahm er, um ſeinen Neffen, den polniſchen König Siegmund, von einem Angriff auf Schweden abzuhalten, einen Krieg gegen Polen, den er ſeine ganze Regierung hindurch in Liefland und Eſthland führte, ohne etwas Bedeutendes auszurichten. Glücklicher war er bei einem Krieg in Rußland, den er im Jahre 1609 zum Beiſtand des Zars Waſſiley begann. Während des Zars Gegner von den Polen unterſtützt wurden, drang ſein Heer (Febr. 1610) in Moskau ein und unterwarf ſich Kexholm und Nowgorod. Aber ehe er noch dieſen Krieg beendigen konnte, gerieth er in einen Krieg mit Dänemark, den Grenzſtreitigkeiten, Handelsſtörungen und Nachbareiferſucht erzeugt hatten. Gleich im Anfang desſelben verlor er Calmar an die Dänen (Mai 1611), nur mit Mühe konnte er das ſüdliche Schweden gegen ſie ſchützen, und wenige Monate nachher ſtarb er (30. Oct. 1611).

Düſter waren alſo die Ausſichten, unter denen ſein berühmter Sohn und Nachfolger, Guſtav Adolf (geb. 1594, reg. 1611 — 1632) den Thron beſtieg. Polen, Ruſſen und Dänen, ſtanden gegen Schweden in den Waffen, Unzufriedenheit herrſchte im Innern, Siegmund machte neue Verſuche, den ſchwediſchen Thron an ſich zu bringen, und Guſtav hatte das ſiebzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet. Gleichwohl wußte er allen dieſen Schwierigkeiten zu begegnen und die Periode des größten Glanzes über Schweden herbeizuführen *). Auf Betrieb des verſtändigen Reichsrathes (nachmaligen Reichskanzlers), Axel Oxenſtierna, ward

er

---

*) Nähere Nachrichten über Guſtav Adolfs Leben und Tod enthält die zweite Erzählung im zweiten Abſchnitte.

er auf dem Reichstage zu Nyköping (16. Dec. 1611) für mündig und zum rechtmäßigen Herrſcher erklärt. Er ſelbſt entfaltete gleich bei ſeiner Thronbeſteigung die großen Eigenſchaften, die ihn des Thrones wie des Nachruhms würdig machten. Durch ſein leutſeliges und doch kräftiges, verſtändiges und würdevolles Verfahren gewann er die Liebe und Ergebenheit ſeines Volkes, die er ſpäterhin durch den Glanz ſeiner Kriegsthaten und durch ſeine Sorge für Schwedens Wohlſtand bekräftigte und erhöhete. Unter den Kriegen, die ihm ſein Vater hinterlaſſen hatte, ſuchte er zuerſt den mit Dänemark beizulegen, der in dem Mittelpunkte ſeines Reiches und mit der größten Erbitterung geführt wurde. Aber noch fehlte es ihm an Kriegserfahrung und Streitmitteln, und erſt nach einem harten Kampfe, in welchem Siege und Verluſte manchfaltig wechſelten, gelang es ihm, unter Englands Vermittelung, den Frieden zu Siöröd (an der Grenze von Bohus) 26. Januar 1613 abzuſchließen, in welchem der ſtettiner Frieden beſtätigt wurde und Schweden ſich verpflichtete, gegen Zurücknahme der däniſchen Eroberungen, eine Million Reichsthaler binnen 6 Jahren zu zahlen und einen Theil der Inſel Oeſel an Dänemark abzutreten. Durch dieſen Frieden gegen Dänemark wenigſtens in etwas geſichert (denn Mißtrauen und Nachbareiferſucht dauerte zwiſchen beiden Staaten fort), wendete Guſtav ſeine Waffen gegen Polen und Rußland. Hier, wo ſein hohes Feldherrntalent ſich ausbildete, war er glücklicher. Zuerſt zwang er Rußland zu dem Frieden von Stolbowa (einem Dorfe zwiſchen Tikwin und Ladoja, 27. Febr. 1617), durch welchen Kexholm, Karelen und Ingermannland an Schweden abgetreten, und dieſer Krone der Beſitz von Eſthland und Livland zugeſagt wurde. Am längſten dauerte es, ehe Polen zur Ruhe gebracht wurde. Zwar hatten die Polen anfangs keinen rechten Eifer für einen Krieg, der weniger ihre Republik, als ihren damaligen König Siegmund anging; aber die gewaltſamen und glänzenden Fortſchritte, die Guſtav (1616 — 1626) in Livland, Curland, Litthauen und Polniſch-Preußen machte, und die Hilfstruppen, die Oeſtreich ihnen ſchickte, trieben ſie zur Fortſetzung des Kriegs, bis endlich durch Vermittelung Englands und vorzüglich Frankreichs ein ſechsjähriger Waffenſtillſtand (zu Altmark unweit Stuhm und Marienwerder, 26. Sept. 1629) abgeſchloſſen wurde, kraft deſſen Livland und in Preußen die Städte Memel, Elbing und Pillau den Schweden verblieben. Nun erſt, nachdem er ſeinem Reiche Ruhe und Ausdehnung verſchafft, ſeine Kriegstalente ausgebildet und ſich ein Heer aufgezogen hatte, das zu den kühnſten Unternehmungen geſchickt und willig war, begann ſeine Theilnahme an dem dreißigjährigen Kriege, die ſeinem Leben ein frühes Ende, aber ſeinem Namen unſterblichen Ruhm brachte.

Während unter ſo wechſelvollen Ereigniſſen Schweden ſeiner Größe entgegenging, hatte auch **Dänemark** einen Wechſel von Ereigniſſen erfahren, die eben ſo auf Schweden einwirkten, wie die Ereigniſſe in Schweden auf Dänemark.

Schon der kühne und glückliche Aufſtand, den Guſtav Waſa im Jahre 1521 erhoben hatte, wirkte mächtig auf Dänemark ein. Denn nicht nur entzog er Schweden der däniſchen Oberherrſchaft, ſondern er ermunterte auch die däniſchen Großen gegen ihren König Chriſtian II., der ihre Anmaſſungen gewaltſam beſchränkte und darum von ihnen nicht minder als von den Schweden gehaßt wurde, ſich aufzulehnen, ihn abzuſetzen und ſeinen Oheim **Friedrich** I., Herzog von Holſtein und Schleswig, auf den däniſchen Thron zu erheben (20. Januar 1523). Wie hierdurch die Thronbeſteigung Guſtav Waſas unterſtützt wurde, ſo unterſtützte dieſe wiederum die Regierung **Friedrichs** I. (1523 — 1533): beide Könige fühlten ſich genöthigt, zur Befeſtigung ihrer wankenden Throne zuſammen zu halten. Als nun Chriſtian II. nach acht Jahren (1531) in Norwegen den Verſuch machte, die verlorne Herrſchaft wieder an ſich zu reißen, wurde er geſchlagen, gefangen und bis an ſeinen Tod (1559) in Gefangenſchaft gehalten. Gleichwohl konnte Friedrichs Sohn **Chriſtian** III. erſt nach vielen Schwierigkeiten, die theils die Geiſtlichkeit, theils die Hanſe mit Hilfe des Bürger- und Bauernſtandes ihm entgegenſtellte, den beſteigen (1536), und mußte dem Adel, der ihn zu ſelbigem verholfen hatte, die drückendſten Vorrechte einräumen, ſogar das Recht des Krieges, falls der König die Rechte des Adels verletzen würde. Auch die beiden folgenden Könige, Friedrich II. und Chriſtian IV. wurden vielfach durch den Adel beſchränkt, der, als Staatsrath, die höchſte Gewalt beſaß. Doch waren die Regierungen dieſer Fürſten im Ganzen wohlthätig für Dänemark. Chriſtian III. (1536 — 1559) vereinigte die Herzogthümer Holſtein und Schleswig mit Dänemark, entriß den Norwegern wegen des Beiſtandes, den ſie dem König Chriſtian II. geleiſtet hatten, das Wahlrecht und den Reichsrath, und führte die Reformation ein (1536), der ſchon ſein Vater durch Verſtattung der Religionsfreiheit den Zugang geöffnet hatte. Sein Sohn Friedrich II. (1559—1588) entriß der Landſchaft Ditmarſchen in Holſtein die Freiheit, die ſie bisher unter dem Schutze des Erzbiſchofs von Bremen genoſſen hatte, befeſtigte die däniſche Herrſchaft über den Sund, brachte die Staatseinkünfte in Ordnung und behauptete in dem Kriege, den er mit Schweden führte (1563 — 1570), begünſtigt von den Verwirrungen, die nach Guſtav Waſas Tode daſelbſt ausgebrochen waren, das Uebergewicht Dänemarks über Schweden. Mit noch größerem Glanze regierte ſein Sohn Chriſtian IV. (1588—1648), bis er durch die Laſt der Jahre und durch die Schläge des Unglücks darniedergebeugt wurde. Obgleich eingeſchränkt durch einen herrſchſüchtigen Adel, behauptete er doch königliches Anſehn, führte in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein das Erbrecht ein (1608—1609), verbeſſerte die Land- und Seemacht, beförderte den Handel nach Island, Grönland und Oſtindien, wo er Tranquebar, auf der Inſel Coromandel, anlegen ließ (1619), und führte einen glücklichen Krieg gegen Schweden (1611—1613). Doch war dieß das letzte Mal, daß Dänemark das Uebergewicht über Schweden hatte; von nun an erhob ſich dieſes, geleitet von ſeinem Guſtav Adolf, über jenes, und Chriſtian IV. ſelbſt hatte den Kummer, die Erhebung Schwedens und den Verfall ſeines Reiches zu erleben, beſonders ſeitdem er an dem dreißigjährigen Kriege einen Antheil genommen hatte (1625—1629), der eben ſo unglücklich für ihn und ſein Reich ausfiel, als der Antheil, den Guſtav Adolf an dieſem Kriege nahm, zur Verherrlichung Schwedens beitrug.

Drittes Kapitel.

Von dem dreißigjährigen Kriege und dem weſtphäliſchen Frieden.

1) Wichtigkeit des dreißigjährigen Krieges. — Urſachen, Veranlaſſungen und Ausbruch desſelben.

Von den Staaten, die vornehmlich an dem dreißigjährigen Kriege Antheil nahmen, wenden wir uns zu dieſem Kriege ſelbſt. Wohl verdient er einer beſonderen Aufmerkſamkeit, da alles, was einen Krieg wichtig machen kann, in ihm vereiniget iſt. Wichtig war er erſtens wegen ſeiner Begründung; denn nicht von gemeiner Kriegsluſt oder Eroberungsſucht, noch von Nationaleiferſucht ging er aus, ſondern von der Reformation, oder von dem Streben nach Freiheit im Glauben und dem Gegenſtreben, dieſe Freiheit zu unterdrücken; er bezog ſich auf die, das höchſte Intereſſe des Menſchen berührende Streitfrage, ob in Sachen der Religion Glaubenszwang oder Glaubensfreiheit herrſchen ſollte. Wichtig war er zweitens wegen der Männer, die in demſelben auftraten, und wegen der Schlachten, die in demſelben geliefert wurden, nach welcher Seite wir hinblicken, ſinden wir Fürſten; Helden und

Staatsmänner, die durch ihre Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet ſind, und Schlachten, in denen denkwürdige Kraftanſtrengungen und Aufopferungen ſich hervorthaten und abwechſelnde Glücksveränderungen erwirkt wurden. Wichtig iſt er drittens durch ſeine Ausdehnung; kein anderer Krieg iſt, wie dieſer, dreißig Jahre lang ohne Unterbrechung geführt worden, in keinen andern Krieg haben ſich ſo viele Kriege verſchmolzen, und an keinem der früheren Kriege haben ſo viele Staaten Europas Antheil genommen, als an dieſem, weshalb er auch, obſchon Deutſchland immer der Hauptſchauplatz desſelben blieb, kein deutſcher, auch nicht ein öſtreichiſcher, noch ein ſchwediſcher Krieg zu nennen iſt, ſondern ein europäiſcher. Wichtig iſt er endlich wegen des verderblichen Einflußes, den er, wenigſtens in ſeinen nächſten Erfolgen, auf Deutſchland hatte; er verwüſtete, zerrüttete und verwilderte unſer Vaterland, er machte die ſchon eingetretene Schwächung des deutſchen Reiches augenſcheinlich, er beförderte die Erſchlaffung des Reichsverbandes und führte Deutſchland zur Abhängigkeit von fremden Mächten.

Je wichtiger aber dieſer Krieg iſt, deſto mehr fühlen wir uns getrieben, die *Urſachen* und *Veranlaſſungen* desſelben zu entwickeln. — Wahr iſt es, vielerlei Abſichten und Beſtrebungen miſchten ſich während deſſen Dauer in denſelben; aber eben ſo wahr iſt es auch, daß die eigentliche Urſache desſelben in der Reformation lag, oder in dem durch dieſe angeregten

Parteikampfe. Seitdem die Reformation ſich erhoben und verbreitet hatte, beſtand auch ein Kampf zwiſchen ihren Anhängern und Gegnern: immer mehr ſuchten jene ſich zu befeſtigen und auszubreiten, immer mehr dieſe ihre alten Anmaßungen zu behaupten. Zwar war zur Beilegung dieſer Parteikämpfe der Religionsfriede zu Augsburg 1555 abgeſchloſſen worden, aber derſelbe hatte ſie nur niedergedrückt, nicht ausgetilgt und Punkte in ſich aufgenommen (wie das Reservatum Ecclesiasticum), die zu ihrer Fortdauer hinführen mußten. Proteſtanten und Katholiken ſtanden auch nach demſelben voll Mißtrauen und Erbitterung einander gegenüber; geriethen bald wieder in vielfache Streitigkeiten und vereinigten ſich gegen einander in Bündniſſe, von dene · das der Proteſtanten die Union und das der Katholiken die Lige genannt wurde. Dieß geſchah, wie oben gezeigt worden iſt, unter Kaiſer Rudolf II., deſſen Schwäche und Schlaffheit die obwaltenden Gährungen beförderte. Aber auch der Nachfolger desſelben, Matthias (1612 — 1619), war nicht im Stande, ſie zu unterdrücken, ja ſie gediehen unter ihm zum furchtbarſten Ausbruch. Gleich im Anfang ſeiner Regierung erhielt der (oben S. 53 erwähnte) jülichſche Erbfolgeſtreit eine ſolche Wendung, daß ein furchtbarer Krieg unabwendlich ſchien. Kurbrandenburg und Pfalzneuburg hatten, um die Streitigkeiten, in die ſie durch den Geſammtbeſitz der jülichſchen Länder gerathen waren, zu beſeitigen, den Beſchluß

ſchluß gefaßt, daß der Pfalzgraf von Neuburg, Wolfgang Wilhelm, die Tochter des Kurfürſten von Brandenburg, Johann Siegmund, heirathen ſollte. Beide waren deshalb (1613) zuſammengekommen. Aber der Pfalzgraf verlangte ſtürmiſch das ganze jülichſche Erbe als Mitgift, und der Kurfürſt, der dieſem Verlangen entgegen war, ließ ſich von ſeiner ungeſtümen Hitze ſo weit treiben, daß er einſt bei der Tafel dem mit ihm ſtreitenden Pfalzgrafen eine Ohrfeige gab. Dieſer Schlag trennte beide auf immer. Voll glühender Rachgier heurathete der Pfalzgraf eine baierſche Prinzeſſin und trat, um die Lige und Spanien zu gewinnen, zur katholiſchen Kirche über (1614). Dagegen trat der Kurfürſt, um die Holländer an ſich zu ziehen, von der lutheriſchen zur reformirten Kirche. Von dem an war die Union ſamt den Holländern für Brandenburg, die Lige aber ſamt den Spaniern für Pfalzneuburg, und Spanier und Holländer fielen in die jülichſchen Länder ein. Der Kaiſer vermochte nicht, beide Theile zurück zu weiſen, oder die Streitenden zur Ruhe zu bringen. Nur durch Englands und Frankreichs Vermittelung geſchah es, daß zu Xanten im Cleviſchen ein Vergleich abgeſchloſſen wurde (22. Nov. 1614), kraft deſſen Kurbrandenburg und Pfalzneuburg um die Verwaltung der jülichſchen Lande looſten, und erſteres dabei Cleve, Mark und Ravensberg, letzteres Jülich und Berg erhielt. Aber Spanier und Holländer blieben in den jülichſchen Landen, und durch jenen Vergleich war eben ſo wenig der Streit um dieſe Länder ausgeglichen, als die Ruhe in Deutſchland hergeſtellt.

Matthias ſelbſt empfand in eigener Perſon die Spaltungen und Gährungen im deutſchen Reiche. Gleich der erſte Reichstag, den er 1613 in Regensburg hielt, ward durch die Klagen der Proteſtanten über die Stimmenmehrheit der Katholiken und über die Anmaßlichkeit des Reichskammergerichts zerriſſen; der Kaiſer erhielt keine Unterſtützung gegen die Türken und gegen Bethlen Gabor, der ſich mit Hilfe der Türken zum Fürſten von Siebenbürgen erhoben hatte, und konnte keinen zweiten Reichstag zuſammen bringen. Da er die Bündniſſe der Katholiken und Proteſtanten, oder die Lige und Union als Grund und Vermehrung dieſer Spaltungen anſahe, ſo ſuchte er beide aufzuheben; aber die Katholiken wollten ihr Bündniß nicht auflöſen, woſern dieß nicht auch von den Proteſtanten geſchähe, und die Proteſtanten fanden es um ſo nöthiger, ihr Bündniß feſtzuhalten und zu erneuern (23. Apr. 1617), je mehr ſie die Geſinnungen deſſen fürchteten, den Matthias zu ſeinem Nachfolger erkoren hatte.

Kaiſer Matthias nämlich, alt und kinderlos, hatte, mit Beiſtimmnng ſeiner gleichfalls kinderloſen Brüder, ſeinen Vetter Ferdinand zu ſeinem Erben beſtimmt, den er am 29. Jun. 1617 zum König von Böhmen und am 1. Jul. 1618 zum König von Ungern krönen ließ. Aber Ferdinand — ein Sohn des Erzherzogs Karl, des jüngern Bruders Maximilian II., und alſo Enkel Ferdinand I., geb. 9. Jul. 1578 und ſeit 1596 Herr von Steiermark, Kärnthen und Krain — war ein abgeſagter Feind der Proteſtanten. Erzogen zu Ingolſtadt (1590—1596) von Jeſuiten, die immer ihn leiteten (der Jeſuit Lamormain war ſein Beichtvater), und getrieben von ſeiner blindgläubigen Mutter, der baieriſchen Prinzeſſin Maria, die noch auf ihrem Todtenbette (1608) die Unterdrückung der Proteſtanten ihm zur Pflicht machte, hielt er feſt an dem Wahn, daß alles Glück ſeiner Regierung von ſeinem Eifer für die katholiſche Religion abhange und daß er der ewigen Verdammniß ſich ſchuldig machen würde, wofern er nicht jedes Mittel gebrauchte, um ſeine proteſtantiſchen Unterthanen zur katholiſchen Kirche zurückzuführen. Er hatte daher zu Loretto, dann zu Rom das Gelübde gethan, lieber alle Güter und das Leben ſelbſt zu verlieren, als zwei Religionen in ſeinen Staaten zu dulden, und dieſem Gelübde gemäß, bald nach dem Anfange ſeiner Selbſtregierung, in Steiermark, Kärnthen und Krain den Proteſtantismus gewaltſam unterdrückt. Wenn alſo die Katholiken innerhalb und auſſerhalb des deutſchen Reiches mit großen Hoffnungen auf ihn blickten: ſo mußten die Proteſtanten in Furcht gerathen, als ſie hörten, daß er der Nachfolger Kaiſers Matthias ſeyn ſollte, und zu verdenken war es ihnen nicht, daß ſie zu ihrer Selbſtvertheidigung ihr Bündniß erneuerten.

So war ganz Deutſchland mit Mißtrauen und Feindſeligkeiten, mit Gährungen und Spaltungen erfüllt, fällt, als ſich in Böhmen ein Vorfall ereignete, der die längſt angeſchürte Kriegsflamme zum Ausbruch brachte.

In dem Majeſtätsbriefe, den Kaiſer Rudolf II. für die Utraquiſten oder Proteſtanten in Böhmen ausgeſtellt hatte (11. Jul. 1609), war das Recht, neue Kirchen und Schulen anzulegen, nur den Ständen, den Rittern und den königlichen Städten zugeſtanden worden, nicht aber den Unterthanen; für ſich und wider Willen ihrer Gutsherren durften dieſe in Religions- und Kirchenweſen keine Neuerung vornehmen. Nun begab es ſich (1617), daß die Proteſtanten zu Kloſtergrab, das dem Erzbiſchof von Prag gehörte, und die zu Braunau, das unter dem Abte des daſigen Kloſters ſtand, neue Kirchen bauten. Von Seiten der Prälaten, ſo wie von Seiten des Kaiſers wurde ihnen dieſer Bau unterſagt. Da ſie aber gleichwohl denſelben fortſetzten, ſo nahm der Abt zu Braunau die daſelbſt erbaute Kirche in Beſchlag, und der Erzbiſchof zu Prag ließ die zu Kloſtergrab zuerſt verſchließen, dann niederreißen. Vergebens beklagten ſich die böhmiſchen Proteſtanten über dieſes Verfahren: ihre Klagen wurden zurückgewieſen, vornehmlich, wie ſie glaubten, auf Anſtiften der kaiſerlichen Räthe, die im Namen des Kaiſers, der in Wien war, die Regierung verwalteten, namentlich des Kammerpräſidenten Slawata und des Burggrafen Martinitz. Die Erbitterung, die ſie hierüber ergriff, ſteigerte zu gewaltthätiger Rachgier der Graf Heinrich Matthias von Thurn, ein ungeſtümer Feuerkopf, aber ein guter Soldat, voll Eifer für den Proteſtantismus (er vorzüglich hatte dem Kaiſer Rudolf den Majeſtätsbrief abgenöthigt) und voll Haß gegen die kaiſerliche Regierung, die ihm, als einem Verdächtigen, das Amt eines Burggrafen von Karlſtein entzogen hatte. Von ihm angeführt drangen die eben damals in Prag anweſenden proteſtantiſchen Stände, zahlreich und meiſtens bewaffnet, am 28. Mai 1618 auf das königliche Schloß zu Prag, wo die kaiſerlichen Räthe verſammelt waren. Hier ergriffen ſie, nach bitterm Wortwechſel, unter ſtürmiſchem Geſchrei erſt den Burggrafen Martinitz, dann den Kammerpräſidenten Slawata und zuletzt den Secretär Fabricius, einen Schmeichler und Anhänger von beiden, und warfen dieſe drei nach einander aus dem Fenſter des Saales in den Schloßgraben. Die Höhe betrug an 40 Ellen, dennoch blieben die Hinabgeworfenen am Leben: ein Miſt- oder Kehrichthaufen, auf den ſie fielen, diente zu ihrer Erhaltung.

Dieſe Gewaltthat gilt als der Anfangspunkt des dreißigjährigen Krieges; und mit Recht! Zwar war der Krieg, der durch ſie erzeugt wurde, zunächſt nur ein Krieg zwiſchen dem Hauſe Oeſtreich und den Proteſtanten in Böhmen; aber bald mußte derſelbe ein allgemeiner Krieg werden, — theils weil die böhmiſchen Unruhen aus Religionshändeln hervorgingen und darum bei den Katholiken und Proteſtanten in Deutſchland einen ſolchen Antheil erregten, daß beide in ihnen ihre eigene Sache zu ſehen vermeinten; theils weil Oeſtreich mit Spanien und Italien, Böhmen aber mit Deutſchland, wo des brennbaren Stoſſes ſo viel verbreitet war, in Verbindung ſtand; theils endlich, weil ſowohl die böhmiſchen Proteſtanten zu ihrer Vertheidigung, als auch Oeſtreich zu ihrer Unterdrückung und zur Züchtigung ihrer Anhänger ſolche Maßregeln ergriffen, daß der Krieg auch dann noch fortdauerte, als ſchon der Aufſtand in Böhmen gedämpft war.

2) Gang des dreißigjährigen Krieges.

Man kann den auf ſolche Art entſtandenen Krieg nach dem Wechſel des Uebergewichts in drei Abſchnitte theilen. Zuerſt, von 1618 bis 1630 behauptete Oeſtreich das Uebergewicht: es unterwarf ſich mit Hilfe der Lige erſt Böhmen (1618—1621), hierauf das ſüdliche Deutſchland (1622—1625), dann das nördliche (1625—1630) und erreichte eine furchtbare Höhe. Zweitens, von 1630 bis 1634 behauptete Schweden das Uebergewicht: Guſtav Adolf und ſeine Feldherren trieben die Oeſtreicher aus dem nördlichen Deutſchland, drangen in das ſüdliche, löſeten die Macht der Lige auf und erſchütterten den kaiſerlichen Thron. Drittens, von 1634 bis 1648 behaupteten Oeſtreich und Schweden abwechſelnd das Uebergewicht: denn obſchon Oeſtreich unter Ferdinand III. wieder emporkam, ſo wurde es doch durch die von Frankreich kräftig unterſtützten Schweden vielmals

mals geſchlagen und durchaus zurückgehalten, die vorige Größe wieder zu erreichen. — Nach dieſen drei Abſchnitten wollen wir hier die Hauptbegebenheiten des dreißigjährigen Krieges darſtellen.

A. Erſter Abſchnitt des dreißigjährigen Krieges, 1618–1630.

Gern hätte Kaiſer Matthias, den zunehmende Schwäche friedliebend gemacht hatte, den Aufſtand der Böhmen durch Unterhandlungen beſeitiget; aber er vermochte es nicht. Denn einerſeits drang ſein Vetter, der zum böhmiſchen König beſtimmte Ferdinand, unabläßig darauf, daß nur durch Waffengewalt das Vergehen der Böhmen beſtraft, und das Anſehn der Religion und des öſtreichiſchen Hauſes geſichert werden könne; und andrerſeits ſchürten auch die böhmiſchen Proteſtanten, überzeugt, daß ihr Verfahren gegen die kaiſerlichen Räthe keine Verzeihung finden könnte, die Kriegsflamme an. Sie erwählten dreißig Directoren zur Landesverwaltung, nahmen die kaiſerlichen Beamten in Eid und Pflicht, bemächtigten ſich der öffentlichen Einkünfte, verjagten die Jeſuiten, warben Truppen, an deren Spitze ſie den Grafen Thurn ſtellten, traten mit Schleſien, Mähren, der Lauſitz, ja ſelbſt mit den Proteſtanten in Oeſtreich in Verbindung und überfielen die böhmiſchen Städte, die es mit dem Kaiſer hielten. Matthias ſchickte daher ein Heer unter dem Grafen Boncquoi und Dampierre nach Böhmen; aber vergebens! Graf Thurn, unterſtützt von dem Grafen Ernſt von Mansfeld, einem kühnen und gewandten Parteiführer, der ihm ein Hilfscorps der Union von 4000 Mann zugeführt und (am 21. Nov. 1618) Pilſen erſtürmt hatte, brachte alle böhmiſche Städte, bis auf Budweis, auf ſeine Seite und rückte durch Mähren, das er zum Antheil an dem Aufſtand nöthigte, gegen Wien vor (Januar 1619). Um dieſe Zeit ſtarb Matthias (20. März 1619). Sogleich trat, wie ſchon vorher beſtimmt worden war, Ferdinand II. als ſein Nachfolger auf; doch unter den bedenklichſten Umſtänden! In Deutſchland hatte er eine ſtarke Partei gegen ſich; Böhmen war im wilden Aufſtand; Mähren, Schleſien und die Ober- und Niederlauſitz waren in denſelben verwickelt; Ungern wurde von den Türken und deren Schützling, dem ſiebenbürgiſchen Fürſten Bethlen Gabor bedroht; und die Oeſtreicher verſagten die Huldigung, zogen mit den aufrühreriſchen Böhmen vor Wien und belagerten den neuen Regenten in ſeiner Hofburg. Aber Ferdinand zeigte mitten unter den drohendſten Gefahren eine unerſchütterliche Standhaftigkeit und — fand Rettung. Ein Theil der Reiterei des Generals Dampierre entſetzte Wien (22. Jun.), Graf Mansfeld wurde bei Budweis von Boucquoi geſchlagen (9. Jun.), und die Böhmen mußten zurück, um ihre Hauptſtadt gegen den vordringenden Sieger zu ſchützen. Ferdinand konnte alſo nach Frankfurt gehen, wo er zum deutſchen Kaiſer am 28. Aug. erwählt und am 9. Sept. gekrönt wurde.

Inzwiſchen hatten die Böhmen am 27. Aug., mit Zuſtimmung der Stände Schleſiens, Mährens und der Ober- und Niederlauſitz, Ferdinand II. ihrer Krone verluſtig erklärt und ſelbige dem Kurfürſten von der Pfalz, Friedrich V., angetragen, voll des Glaubens, derſelbe würde als Haupt der Union, als Neffe des Prinzen Moritz von Oranien und als Eidam des Königs Jacob I. den Beiſtand der Union, Hollands und Englands ihnen zuführen. Schon früher hatte Friedrich V. (geb. 1596 und ſeit 1610 Kurfürſt), nach dieſer Krone geſtrebt; aber jetzt war er unſchlüſſig, ob er ſie annehmen oder ausſchlagen ſollte. Ihn warnte ſein beſſeres Gefühl, ſeine verſtändige Mutter, Luiſe Juliane, die Tochter Wilhelms von Oranien, ſein Schwiegervater Jacob I., ſein Vetter Herzog Maximilian von Baiern, der Kurfürſt von Sachſen und andre deutſche Fürſten. Doch trotz dieſer Warnungen, trieb ihn ſeine Begierde nach Macht und Glanz, das Zureden ſeiner Räthe und das noch kräftigere ſeiner Gemahlin, einer Königstochter, und ſeines Hofpredigers Scultetus, zur Annahme der böhmiſchen Krone. Am 4. Nov. 1619 wurde er mit ungemeiner Pracht zu Prag gekrönt; auch die Nebenländer Böhmens, Mähren, Schleſien und die Lauſitz, erkannten ihn als König an. — Aber gar bald verſtummte der Jubel, mit dem man ihn empfangen und gekrönt hatte, und kaum ein Jahr verſtrich, als er, nicht ohne Schuld, die angenommene Krone wieder verlor. Denn während er, ein zwar gütiger und freigebiger, aber auch leichtſinniger und prachtliebender Herr, der mehr den Herrlichkeiten ſeiner neuen Würde, als deren Befeſtigung lebte, brachte er die Böhmen gegen ſich auf durch ſeinen Hang zu Verſchwendungen, durch ſeine Vorliebe zum Calvinismus und durch die Vergebung der wichtigſten Aemter an Ausländer. Sie unterſtützten ihn daher nicht, ſo wie es nöthig war, und unter ihren Heeren riß Mangel und Unordnung ein, beſonders ſeitdem er den Oberbefehl dem Grafen von Thurn abgenommen und an ſeine Generale, Chriſtian von Anhalt und Georg von Hohenlohe, übertragen hatte. Aber auch die, auf deren Beiſtand er gerechnet hatte, zeigten ſich ohne Theilnahme und Feſtigkeit. Sein Schwiegervater Jacob I. verſagte ihm die erbetene Unterſtützung; Bethlen Gabor ließ ſich durch Ferdinand II. zu einem Waffenſtillſtand bereden (Januar 1620), und die Union wurde durch Frankreich zu der Erklärung bewogen (Ulm, 3. Jul. 1620), mit der Lige Frieden zu halten und ſich in die Angelegenheiten Böhmens nicht einzumiſchen.

Dagegen ergriff Ferdinand II. mit Geiſt und Nachdruck die kräftigſten Maßregeln. Wie er den Bethlen Gabor zur Ruhe brachte, ſo beruhigte er auch Ungern und Niederöſtreich (Oberöſtreich wurde erſt ſpäter vom Herzog Maximilian bezwungen). Er bat ferner Frankreich um Hilfe, das den Frieden in Deutſchland zu erhalten verſprach; er gewann Kurſachſen, das für ihn die Lauſitz eroberte und Schleſien im Zaum hielt, und verband ſich mit dem Pabſt, der ihm Hilfsgelder zuſchickte, und mit Spanien, das von Italien und den Niederlanden her Unterſtützung ſchaffen konnte und wirklich den General Spinola mit 25,000 Mann aus den Niederlanden in die Unterpfalz einrücken ließ. Aber die wirkſamſte von allen ſeinen Verbindungen war die mit dem Herzog Maximilian von Baiern, ſeinem Vetter und Jugendfreund, dem Haupte der Lige, den er durch das Verſprechen, ihm die pfälziſche Kurwürde zuzuwenden, alle Kriegskoſten zu erſetzen und dafür Oberöſtreich als Unterpfand zu überlaſſen, für ſich gewann (8. Oct. 1619). Dieſe Verbindung gab den Ausſchlag. Maximilian, klug und tapfer, begeiſtert für ſeinen Glauben und fähig, in wichtigen Augenblicken entſchloſſen zu handeln, entflammte die Katholiken für die Rettung des Hauſes Oeſtreich, zog ſelbſt an der Spitze der ligiſtiſchen Truppen nach Oberöſtreich (Jul. 1620), das ſich ihm unterwerfen mußte, rückte dann, als er ſich in Niederöſtreich mit dem Grafen Boucquoi vereinigt hatte (8. Sept.), mit einem Heere von etwa 50,000 Mann in Böhmen ein und gerade vor Prag, um die Böhmen mit Einem Streiche zu bezwingen. So kam es am 8. Nov. 1620 zu der entſcheidenden Schlacht auf dem Weißen-Berge bei Prag. Die Böhmen und Pfälzer unter Chriſtian von Anhalt wurden völlig geſchlagen, und Friedrich, der erſt von einem Gaſtmahle zum Anſchauen der Schlacht gerufen werden mußte, wurde durch den Ausgang derſelben ſo betäubt, daß er mit ihr alles verloren hab, ohne an die Mittel zu denken, die ihm noch zu Gebote ſtanden. Weder auf ſich, noch auf die Böhmen vertrauend, verließ er in der folgenden Nacht Prag ſo verblendet, daß er ſelbſt die Reichskrone und ſeine geheimſten Papiere daſelbſt zurückließ. Er floh über Breslau und Berlin nach den Niederlanden, und verlor mit Böhmen zugleich auch ſeine Erblande. Aber wie traurig auch ſein Schickſal war, trauriger war das Schickſal Böhmens. Mähren, Schleſien und Lauſitz, die ſich gleichfalls dem Kaiſer wieder unterwerfen mußten, wurden als Verführte ſchonend behandelt; aber gegen Böhmen, wo ſich der Aufſtand entzündet hatte, wendete ſich der furchtbarſte Ingrimm des Kaiſers. Nach einer Friſt von ſieben Monaten wurden die Häupter des Aufſtandes, die man ergreifen konnte, hingerichtet (Jun. 1621), die, welche entflohen waren, entehrt, die, welche ſich freiwillig angaben, ihrer Güter beraubt; ferner wurden die Privilegien oder Vorrechte der Böhmen, damit auch das Wahlrecht und der Majeſtätsbrief, vernichtet, die Proteſtanten (über 30,000 Familien) vertrieben und die Jeſuiten zurückgerufen und in die vorigen Güter und Würden wieder eingeſetzt. — Schrecklich war dieſes Strafgericht: denn nicht genug, daß Böhmen durch dasſelbe ſo viele Tauſende ſeiner beſten Bürger verlor; es verlor auch das rege Leben, das vorher in ſeiner Mitte geherrſcht hatte, und ſank von der Höhe, zu der es ſeit den Zeiten der Luxemburger aufgeblüht war. Doch wäre Ferdinand II. bei dieſem Strafgerichte ſtehen geblieben, der Krieg wäre geendigt geweſen. Aber Rachgier, Glaubenswahn, vielleicht auch Eigennützigkeit trieben ihn, den unglücklichen Friedrich von der Pfalz und mit ihm die Unirten völlig zu unterdrücken, und ſo den Krieg nach Deutſchland zu verſetzen.

Am 22. Januar 1621 ſprach er über Friedrich von der Pfalz und deſſen Parteiführer in Böhmen und Schleſien — den Fürſten Chriſtian von Anhalt, den Grafen Georg von Hohenlohe und den Markgrafen Georg von Brandenburg-Jägerndorf — ohne ſie vorzuladen und ohne die Reichsſtände zu befragen, als über Beleidiger der kaiſerlichen Mojeſtät und Störer des Landfriedens, die Reichsacht aus, die er dann eben ſo eigenwillig oder widerrechtlich, als er ſie ausgeſprochen hatte, vollſtrecken ließ: — in der Oberpfalz von Maximilian von Baiern, in der Unterpfalz von den Spaniern. Dumpfer Schrecken ergriff hierüber die Proteſtanten, die Union löſete ſich auf (im Apr. 1622), und nur drei ſchwach begüterte deutſche Herren hatten Muth, für die Sache des unglücklichen Friedrich zu kämpfen, nämlich der Markgraf von Baden-Durlach, Georg Friedrich, aus Eifer für die Freiheit des Reichs und der Religion und aus Widerwillen gegen Ferdinand II., der ihm die Erbfolge in Baden-Baden entziehen wollte; der Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Adminiſtrator von Halberſtadt, aus Liebe zur Gemahlin des unglücklichen

Friedrich und aus Haß gegen die katholiſche Geiſtlichkeit (wie auch ſein doppelter Wahlſpruch: „Alles für Gott und für ſie," und „Gottes Freund und der Pfaffen Feind" andeutete), und Ernſt Graf von Mansfeld, aus Kriegsbegier und aus Anhänglichkeit an die einmal vertheidigte Sache. Aber alle drei konnten nichts ausrichten. Denn wiewohl der Graf von Mansfeld den General der Lige, Tilly, bei Wisloch beſiegte (29. Apr. 1622), ſo ſiegte dieſer gleich darauf bei Wimpfen (6. Mai) über den Markgrafen von Baden, und über den Herzog Chriſtian bei Höchſt (19. Jun.), dann bei Stadtloo im Münſterſchen (6. Aug. 1623). Ja Friedrich ſelbſt ſahe ſich ſchmählich getäuſcht, als er (auf Verſicherung ſeines Schwiegervaters, daß ihm der Kaiſer verzeihen würde, wenn er die Waffen völlig niederlegte) ſeine Vertheidiger der Dienſte entlaſſen hatte, die ihm bisher von ihnen geleiſtet worden waren. Denn nun eroberte Tilly die Plätze in der Unterpfalz, die Friedrichen treu geblieben waren, am 16. Sept. 1622 Heidelberg (deſſen koſtbare Bibliothek Maximilian von Baiern dem Pabſte ſchenkte), am 2. Nov. Manheim und ſpäterhin (1623) Frankenthal. Der Kaiſer aber übertrug auf dem Kurfürſtentag zu Regensburg (23. Febr. 1623) „aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit" die pfälziſche Kurwürde nebſt der Oberpfalz und der diesſeit des Rheins gelegenen Unterpfalz an Maximilian von Baiern, der ihm dafür das verpfändete Oberöſtreich zurückgeben mußte. Gegen dieſe Verfügung, die eben ſowohl der kaiſerlichen Wahlcapitulation, als der bisherigen Religionsgleichheit im Kurcollegio entgegen war, ſträubten ſich vornehmlich die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg; aber der Kurfürſt von Sachſen wurde durch Erinnerung an die Uebertragung der ſächſiſchen Kur an Herzog Moritz und beſonders dadurch beſchwichtigt, daß ihm der Kaiſer, als Erſatz für die bei Bezwingung der Lauſitz und Schleſiens aufgewendeten Kriegskoſten, die Lauſitz pfandweiſe überließ (Juni 1623), und den Kurfürſten von Brandenburg nöthigte ſpäterhin (1627) ein Einfall des kaiſerlichen Generals Wallenſtein in die Kurmark, ſich in den Willen des Kaiſers zu fügen.

Abhängig vom Kaiſer war nun ganz Oberdeutſchland, unterjocht die Mitglieder der vormaligen Union, geſchlagen, zerſtreut und aufgerieben die Heere, die für Friedrich gefochten hatten; kein einziger proteſtantiſcher Fürſt in Deutſchland hatte eine nur etwas bedeutende Kriegsmacht im ſchlagfertigen Zuſtande; auch Bethlen Gabor, der ſeit dem Jahre 1620 den Krieg zweimal erneuert hatte (wobei die kaiſerlichen Generale Boucquoi und Dampierre gefallen waren), hatte aufs neue (1624) Friede geſchloſſen: aber noch immer legte der Kaiſer die Waffen nicht aus den Händen; noch immer hielt er die Heere der Lige gerüſtet, noch immer blieb er in enger Verbindung mit Spanien, das damals (ſeit 1621) den Krieg gegen die Niederländer an den Weſtgrenzen Deutſchlands aufs neue begonnen hatte. Wozu dieſe fortdauernde Rüſtung und drohende Stellung? Mußte ſie nicht die Gemüther in Gährung erhalten? mußte ſie nicht die Furcht erzeugen, daß der Kaiſer noch andere und größere Entwürfe hege? Ja, wahrſcheinlich wurde es, daß er es auf Unterjochung der proteſtantiſchen und deutſchen Freiheit abgeſehen habe, daß er Niederdeutſchland, eben ſo wie Oberdeutſchland, entwaffnen und hier wie dort den Proteſtantismus unterdrücken wolle.

Selbſt Frankreich fing an, Oeſtreichs und Spaniens Abſichten zu fürchten, beſonders ſeitdem letzteres Miene machte, ſich in der Pfalz feſtzuſetzen: es knüpfte daher mit England, das jetzt zum Krieg gegen das Haus Habsburg geneigt war, und durch dieſes mit Dänemark und Schweden Verbindungen an. Aber weit nähere Gefahr, als den Reichen England und Frankreich, drohete dem niederſächſiſchen Kreiſe, der ſchon einmal (1622) von Tilly, bei Verfolgung des Herzogs von Braunſchweig, heimgeſucht worden war, und jetzt eben dieſen Tilly an ſeinen Grenzen im Heſſiſchen, ſah. Um ſich gegen ihn zu ſichern, rüſteten ſich die meiſten Stände dieſes Kreiſes, namentlich die Herzoge von Mecklenburg und Braunſchweig, und der brandenburgiſche Prinz Chriſtian Wilhelm, Adminiſtrator von Magdeburg; an ihre Spitze aber trat der König von Dänemark, Chriſtian IV., der, als Oheim der Gemahlin Friedrichs von der Pfalz, als eifriger Proteſtant und als Herzog von Holſtein, zum Kriege gegen das gewaltthätige

Oeſtreich ſich berufen fühlten. Doch auch dieſes Unternehmen ging ſchmählich zu Grunde und diente nur dazu, Oeſtreichs Uebermacht, die es vermindern ſollte, zu vermehren. Denn einerſeits war Chriſtian IV. zwar thätig, kriegsluſtig, ruhmbegierig und, geſtärkt durch Bündniſſe mit England und Holland, an der Spitze eines anſehnlichen Heeres, dem auch die alten Feinde Oeſtreichs, Herzog Chriſtian von Braunſchweig und Ernſt Graf von Mansfeld von den Niederlanden aus zuzogen; aber er war nicht geſchickt, einen Bund feſt zuſammen zu halten und große Streitmaſſen ſicher zu leiten, und andrerſeits wußte Oeſtreich dieſem neuen Unternehmen, das im Jahre 1625 begann, mit verſtärktem Nachdruck zu begegnen. Jetzt nicht mehr zufrieden, mittelſt der Lige Siege zu erringen, oder begierig, ſich von derſelben unabhängig zu machen, ſtellte es, neben dem ligiſten General Tilly, auch einen eignen auf, nämlich den durch Reichthum, Herrſcherkraft und großen Ruf ausgezeichneten General Wallenſtein (geb. zu Prag 1583), der das Verſprechen, ohne Oeſtreichs Beläſtigung ein Heer von 40,000 Mann zu werben und zu unterhalten, zu Vieler Schrecken löſete und dafür den Titel „Herzog von Friedland" vom Kaiſer erhielt.

Beide Generale, Tilly und Wallenſtein, ſollten, wie es hieß, gemeinſchaftlich handeln, aber Eiferſucht trennte ſie, vielleicht auch die Politik des Hauſes Oeſtreich. Tilly wendete ſich nach der Weſtſeite von

Niederſachſen, nöthigte zuerſt den Landgrafen von Heſſen-Caſſel, der Verbindung mit Dänemark zu entſagen, ſchlug dann den däniſchen König, den er ſchon 1623 bei Hannover zurückgedrängt hatte, entſcheidend bei Lutter am Barenberge (27. Aug. 1626), vertrieb ihn von der Elbe und aus ganz Niederſachſen und verfolgte ihn durch Holſtein und Schleswig. Wallenſtein aber, aus Schwaben und Heſſen kommend, wendete ſich auf die Oſtſeite des niederſächſiſchen Kreiſes, ſchlug (am 25. Apr. 1626) bei Deſſau den Grafen von Mansfeld, verfolgte ihn, der durch Schleſien, Mähren, Ungern und Siebenbürgen rückte, bis Mähren und ſchützte dadurch die öſtreichiſchen Erbländer. Doch konnte er ihn nicht erreichen. Mansfeld, auch im Unglück Muth und Beſonnenheit bewährend, blieb ihm ſtets zuvor, kam zum Bethlen Gabor und zog, da er bei dieſem die gehoffte Unterſtützung nicht fand, nach Venedig. Auf dem Wege dahin, in Dalmatien, ſtarb er, am 20. Nov. 1626. Einige Monate früher war auch ſein Kampfgenoſſe, Chriſtian von Braunſchweig, geſtorben (6. Mai 1626).

Von der Verfolgung Mansfelds kehrte Wallenſtein durch Brandenburg, das er zur Anerkennung des Kurfürſten von Baiern nöthigte, nach Niederſachſen zurück, verheerte dann, als ſich Tilly zur Beobachtung der Holländer ins Bremiſche gezogen hatte, Holſtein und Schleswig (1627). Von da wendete er ſich nach Mecklenburg und Pommern, von ſeinem Glücke, wie ſeinem herrſchſüchtigen Gemüthe zu immer höheren Planen geführt. Sein furchtbares Heer, deſſen Unterhaltung alle Länder, durch die er zog, ausſaugte, hatte er bis auf 100,000 Mann vermehrt; vom Kaiſer hatte er es erlangt, daß Mecklenburg, deſſen Herzoge wegen ihrer Verbindung mit Dänemark geächtet worden waren (Januar 1627), ihm zugeſprochen wurde (19. Januar 1628), ſo wie das Fürſtenthum Sagan in Schleſien. Hiermit zum Reichsfürſten ernannt, dann auch zum Admiral der Oſtſee, ging er eine Zeitlang damit um, die Herrſchaft über letztere und deren Küſten an Oeſtreich zu bringen, oder, wie ſeine Feinde ſagten, für ſich ſelbſt einen mächtigen Staat im Norden zu bilden, deſſen Grundlage Mecklenburg ſeyn ſollte. Eben dazu wünſchte er Stralſund in ſeine Gewalt zu bringen. Unter dem Vorwand, daß ſie kaiſerliche Beſatzung zurückgewieſen habe, belagerte er dieſe Stadt (ſeit dem 13. März 1628). Aber obſchon er betheuert hatte, ſie zu erobern, auch wenn ſie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, ſo erreichte er hier ſeine Abſichten nicht. Stralſund von den Dänen, von den Hanſeaten, dann von den Schweden geſchützt, widerſtand hartnäckig, und er mußte nach einer Einbuße von 12,000 Mann wieder abziehen (24. Jul. 1628).

Deſto geneigter war er nun, um Dänemarks Freundſchaft für ſeine weiteren Plane zu gewinnen, mit Chriſtian IV. Frieden zu ſchließen. Auch Chriſtian IV. durch wiederholte Niederlagen in Schrecken geſetzt, war dazu geneigt, ſo wie die Liga, die der Kriegsanſtrengungen müde war; und ſelbſt Kaiſer Ferdinand II., weil er im Norden Ruhe zu haben wünſchte, um das auszuführen, was er eben unternommen hatte. So kam durch Tilly und Wallenſtein der Friede zu Lübeck zu Stande (12. Mai 1629), der dem däniſchen König zwar keinen Verluſt an Land und Leuten, wohl aber Verluſt an gutem Rufe zuzog, da er, um ſein Intereſſe zu verwahren, das Intereſſe aller ſeiner Bundesgenoſſen ſchimpflich hinopferte. Er erhielt nämlich, ohne die Kriegskoſten zu bezahlen, ſeine verlorenen Länder zurück, dagegen ſollte er alles Einziehens geiſtlicher Güter, alles Einmiſchens in die Angelegenheiten Deutſchlands und alles Unterſtützens Friedrichs von der Pfalz und der Herzoge von Mecklenburg ſich enthalten. — König Guſtav Adolf hatte Geſandte nach Lübeck geſchickt, die für die Wiedereinſetzung der Herzoge von Mecklenburg, ſeiner Vettern, ſprechen ſollten; aber ſie wurden, auf Wallenſteins Betrieb, ſchimpflich zurückgewieſen.

Das aber, was der Kaiſer damals unternommen hatte, war ein Gewaltſtreich gegen den Proteſtantismus und die deutſche Freiheit, die überall die Proteſtanten erbittern und die Beruhigung Deutſchlands abermals verzögern mußte. Er hatte nämlich, ohne einen Reichstag zu halten, bloß mit Genehmigung der vier katholiſchen Kurfürſten, das lange vorbereitete Reſtitutionsedict erlaſſen (6. März 1629), d. i. eine Verordnung, welche bei Strafe der Reichsacht befahl, daß alle ſeit dem paſſauer Vertrage (1552) eingezogenen geiſtlichen Güter, Stifter und Klöſter den Katholiken zurückgegeben und wieder mit katholiſchen Prälaten beſetzt, die Wohlthaten des Religionsfriedens nur auf die Anhänger der unveränderten augsburgiſchen Confeſſion (alſo nicht auf die Reformirten) angewendet, und die proteſtantiſchen Unterthanen katholiſcher Fürſten zur katholiſchen Kirche zurückgebracht werden ſollten. — Im Gefühl ſeiner jetzigen Uebermacht zögerte Ferdinand II. nicht mit der Vollziehung dieſer Verordnung. Im ſüdlichen Deutſchland, namentlich in Augsburg wurde der Anfang gemacht, dann in Franken, Weſtphalen und Niederſachſen, kurz überall, wo kaiſerliche Truppen ſtanden, damit fortgeſchritten. Zugleich verlangte auch der Kaiſer, daß, ſtatt des kurſächſiſchen Prinzen Auguſt, ſein Sohn Leopold Wilhelm, Adminiſtrator von Magdeburg werden und zugleich auch die Bißthümer Paſſau, Straßburg und Bremen und die Abtei Hersfeld innehaben ſollte. Aber gerade durch ſolches Verfahren zog ſich Ferdinand II. die heftigſten Stürme und mit ihnen den Verfall ſeiner Uebermacht herbei.

Mit lautem Klaggeſchrei, doch für jetzt zum Widerſtande zu ſchwach, vernahmen die Proteſtanten die Bekanntmachung und Vollziehung des Reſtitutionsedicts: ſie ſahen in demſelben das Grab ihrer religiöſen Freiheit. Aber auch die Fürſten der Lige waren mit demſelben unzufrieden: ſie glaubten durch dasſelbe nichts anders zu erhalten, als was ihnen gebühre, und dabei

bei die Ausſicht auf Erſatz der von ihnen aufgewendeten Kriegskaſſen und auf Beſtand der deutſchen Freiheit zu verlieren. Hiezu kam die Erbitterung aller Deutſchen, der Katholiken und Proteſtanten ohne Unterſchied, über die Gewaltthätigkeiten und Erpreſſungen der kaiſerlichen Heere und ihres eigenwilligen und übermüthigen Anführers. So erhob ſich auf dem Kurfürſtentage, den Ferdinand II. (vom 19. Jul. bis 3. Nov. 1630) zu Regensburg hielt, um die Wahl ſeines Sohnes zum römiſchen König zu erwirken, ein wilder Sturm. Hier drang ſelbſt ſein alter Freund, Maximilian von Baiern, unterſtützt von Frankreich, mit dem nachdrücklichſten Ernſte darauf, daß Wallenſtein, der überall die furchtbarſten Gewaltthätigkeiten verübt und ſich in ganz Deutſchland als ein unbeſchränkter Dictator betragen habe, ſeiner Dienſte entlaſſen und die kaiſerliche Armee vermindert werden ſollte. Und Ferdinand II., von ſo vielen Seiten und ſelbſt von einem Pfaffen, dem Pater Joſeph, dem Abgeſandten Richelieus, beſtürmt, ſahe ſich jetzt, zum erſten Male! zur Nachgibigkeit genöthigt. Er verabſchiedete Wallenſtein, der voll zurückgehaltenen Ingrimms auf ſeine Güter in Böhmen zog, und verminderte um 18,000 Mann ſein Heer, das nun, bloß aus 40,000 Mann beſtehend, ſamt dem ligiſtiſchen Heer (das 30,000 Mann ſtark war), dem General Tilly untergeordnet wurde. Ja, überdieß mußte der Kaiſer zugeben, daß die Wahl ſeines Sohnes zum römiſchen

König auf einem andern Reichstag und die Vollziehung des Reſtitutionsedicts bis zum Ende des Jahres 1631 verſchoben wurde. — Auf ſolche Art ward Oeſtreichs Macht durch die verwundet, die Oeſtreichs Freunde hießen, und vermindert zu einer Zeit, wo es an dem mantuaniſchen Erbfolgeſtreit zu ſeinem Schaden Antheil genommen hatte (1627—1630), und wo ſchon ein neuer Feind ihm drohete, der, furchtbarer als alle früheren, eine unerwartete Umänderung in den Angelegenheiten Deutſchlands und der Proteſtanten hervorbrachte.

B. Zweiter Abſchnitt des dreißigjährigen Krieges, 1630—1635.

Während der Kurfürſtentag zu Regensburg gehalten wurde, war Guſtav Adolf, (ſeit 1611) König von Schweden, auf deutſchem Boden gelandet, um an dem Kriege in Deutſchland Antheil zu nehmen.

Vieles beſtimmte ihn hierzu. Denn, wie auf der einen Seite ſein religiöſes Gefühl oder ſeine innige und lebendige Anhänglichkeit an dem proteſtantiſchen Glauben ihn nöthigte, den Bitten ſo vieler in Böhmen und Deutſchland bedrängten Proteſtanten zu folgen, die von ihm die Rettung oder Erhaltung ihres Glaubens erwarteten: ſo trieben ihn auf der andern Seite auch Beweggründe gereizter Empfindlichkeit und lockender Hoffnungen. Der Kaiſer hatte ihn auf mancherlei Art beleidigt: er hatte ihn nicht als König von Schweden

den anerkennen wollen, hatte Polen gegen ihn erbittert und unterſtützt, hatte Briefe, die Guſtav in Polen an Bethlen Gabor geſchrieben, aufgefangen und bekannt gemacht, hatte die Herzoge von Mecklenburg, Guſtavs Verwandte, geächtet und, trotz der Verwendungen Guſtavs, nicht wieder hergeſtellt, hatte zugegeben, daß Guſtavs Geſandte von den Friedensunterhandlungen zu Lübeck zurückgewieſen und an der Oſtſee Veranſtaltungen getroffen wurden, die Schweden mit der Beeinträchtigung ſeines Handels, ſeiner Schiffahrt und ſeiner Selbſtändigkeit bedrohten. Endlich war es wohl auch die Hoffnung, in Deutſchland Eroberungen zu machen, und der Wunſch, ſein Reich in nähere Verbindung mit dem gebildeten Theile Europas zu bringen, was Guſtav zu dieſem Kriege trieb. Denn nicht zu verkennen iſt, daß er ſchon im Jahre 1614, noch ehe er jene Beleidigung Oeſtreichs erfahren, Geneigtheit gezeigt hatte, der Union beizutreten, daß er ihr ſeit dem Jahr 1622 von neuem ſeinen Beiſtand anbot, und daß er, wäre nicht Dänemark ihm zuvorgekommen oder der polniſche Krieg durch Oeſtreich verzögert worden, er ſchon früher in Deutſchland aufgetreten ſeyn würde. Aber die Hinderniſſe, die damals ihn zurückhielten, waren jetzt beſeitigt. Dänemark war ſeit dem 12. Mai 1629 vom Kriegsſchauplatze abgetreten; Frankreich ermunterte ihn zu einem Kriege in Deutſchland, der Oeſtreichs Uebermacht beſchränken ſollte, und erwirkte daher die Beendigung des Krieges in Polen durch einen ſechsjährigen Waffenſtillſtand (26. Sept. 1629), und andrerſeits hatte ſich Oeſtreichs Macht dem Geſtade der Oſtſee drohend genähert. Nicht länger ſäumte er alſo, ſein Vorhaben auszuführen.

Ohne noch ein Bündniß mit Frankreich oder mit den Proteſtanten in Deutſchland abgeſchloſſen zu haben, verließ er Stockholm (20. Mai 1630) und landete (am 30. Jun.) zu Uſedom. Das Heer, das er mit ſich brachte, beſtand kaum aus 14,000 Mann; aber es waren wohlgeübte, an ſtrenge Zucht gewöhnte und mit hohem Muthe beſeelte Truppen, und binnen eines Monates ſtieg die Zahl ſeines Heeres durch die Truppen, die er an ſich zog, auf 20,000 Mann, ſpäterhin noch höher durch den Zulauf der Proteſtanten und derer, die von Oeſtrich entlaſſen worden waren.

Sein erſtes Abſehen war dahin gerichtet, feſten Fuß in Deutſchland zu faſſen, um ſeinen Rücken oder ſeine Verbindung mit Schweden zu ſichern, ſein zweites, ſich durch Bündniſſe zu ſtärken. Und beides gelang ihm! Zuerſt gewann er den Ausfluß der Oder, beſetzte Stralſund und Rügen, nahm Wolgaſt ein (7. Jul.) und zwang den Herzog von Pommern, ſich mit ihm zu verbinden und ihm Stettin zu überlaſſen (26 Jul.). Dann ging er (im Sept. 1630) nach Mecklenburg, wo er ſeine Vettern, die vertriebenen Herzoge, wieder einſetzte (5. Januar 1631). Hierauf wendete er ſich von

Pommern nach Brandenburg und eroberte mehrere feſte Plätze, z. B. Frankfurt an der Oder (2. Apr.) und Landsberg an der Warte (18. Apr.). Indeſſen hatte er die Proteſtanten in Deutſchland, ſelbſt die katholiſchen Kurfürſten, zugleich auch Frankreich, England und Holland aufgefordert, ſich mit ihm zu verbinden; und nicht vergebens! Holland verwilligte ihm monatliche Hilfsgelder, England Truppen und Geld, und Frankreich ſchloß ein förmliches Bündniß mit ihm zu Bärenwalde (13. Januar 1631), kraft deſſen es ſich verpflichtete, fünf Jahre lang ihm jährlich 400,000 Rthlr. zu zahlen, wogegen er ein Heer von 36,000 Mann in Deutſchland unterhalten und in den Orten, die er erobern würde, den katholiſchen Glauben unangetaſtet laſſen ſollte. Unter den deutſchen Fürſten aber kam ihm zuerſt der Landgraf Wilhelm von Heſſen-Caſſel mit einem Bündniß entgegen (9. Nov. 1630). Dagegen zögerten die andern mit ihrem Beitritte entweder aus Mißtrauen gegen ihn, oder aus Furcht vor dem Kaiſer., Kurbrandenburg konnte nur durch das Heranrücken der ſchwediſchen Waffen bewogen werden (3. Mai 1638), ſich mit ihm zu verbinden und ihm einige feſte Plätze einzuräumen.

Während er auf ſolche Art den Grund zu ſeinen nachmals ſo rieſenmäßigen Fortſchritten legte, kam ihm mancherlei zu Statten. Je höher Oeſtreichs Uebermacht und die Zügelloſigkeit der öſtreichiſchen Heere geſtiegen war, um ſo leichter war es ihm, Parteien zu finden, die ſich ihm anſchloſſen. Ferner, Oeſtreich, voll Stolz auf ſeitherige Siege, ſahe mit Verachtung auf ihn, und meinte ihn eben ſo leicht, als Chriſtian IV., beſiegen zu können. Von dieſer Verblendung befangen, wendete es keinen feſten Ernſt an, den erſten Unternehmungen Guſtavs mit Nachdruck zu begegnen. Zwar hatte es, als er nach Deutſchland kam, in Pommern und Brandenburg ein Heer von 16,000 Mann unter Torquato di Conti; aber dieſes war nicht im Stande, ihn aufzuhalten oder zurück zu ſchlagen. Tilly ſtand damals an der niederſächſiſchen Grenze, gegen den Landgrafen von Heſſen-Caſſel hingerichtet, Wallenſtein aber in Schwaben, und ward bald darauf, wie bereits erzählt worden iſt, mit einem Theile ſeines Heeres abgedankt. Hierzu kam, daß Oeſtreich, gerade wie ſolche, die unerſchütterlich feſtzuſtehen wähnen, während alles unter ihnen wankt, durch unzeitige Härte diejenigen zurückſtieß, die es durch Schonung hätte gewinnen können. Das war namentlich mit Sachſen der Fall!

Sachſen, ſo wenig, wie Brandenburg, geneigt, ſich einem fremden König hinzugeben, aber auch unwillig gegen den Kaiſer wegen des Reſtitutionsedicts und der willkürlichen Erpreſſungen, überhaupt gewilligt, nach Art der Schwachen, nach dem Erfolge ſich zu entſcheiden, — ſuchte mittelſt einer bewaffneten Neutralität ſeine Selbſtändigkeit zu behaupten, und veranlaßte deshalb eine Verſammlung der proteſtantiſchen

Fürſten zu Leipzig. Auf dieſem „Convent von Leipzig“ (6. Febr. bis 3. Apr. 1631) wurde ausgemacht, dem König von Schweden Durchzug und Unterſtützung abzuſchlagen, dagegen von dem Kaiſer Zurücknahme des Reſtitutionsedicts, Entfernung der kaiſerlichen Truppen aus den Reſidenzen proteſtantiſcher Fürſten und Einſtellung aller Erpreſſungen zu verlangen und, um dieſes Verlangen und jenes Abſchlagen geltend zu machen, ein Heer von 40,000 Mann aufzuſtellen. Hätte der Kaiſer ſeinen Unwillen gegen dieſen Convent bezähmen können, er würde Sachſen und viele der proteſtantiſchen Stände wenigſtens in Ruhe erhalten und ihre Streitkräfte dem Könige von Schweden entzogen haben; aber hingeriſſen von ſeiner Heftigkeit, antwortete er dem Kurfürſten Sachſen in bittern Ausdrücken (14. Mai 1631), verbot den proteſtantiſchen Ständen alle Truppenwerbung und ſchreckte die Anhänger des „Leipziger Convents“ im ſüdlichen Deutſchland durch Waffengewalt, während Tilly im nördlichen Deutſchland durch ſein Verfahren wider Magdeburg und Sachſen die Erbitterung gegen den Kaiſer verdoppelte.

Die Stadt Magdeburg, ſchon im Jahre 1629 (vom 12. März bis 27. Sept.) von Wallenſtein eingeſchloſſen, weil ſie ſich geweigert hatte, kaiſerliche Truppen aufzunehmen und zu verſtärken, wurde im Jahre 1631 (ſeit dem 30. März) von Tilly aufs neue belagert, weil ſie gegen die Anordnung des Kaiſers ihren vorigen Adminiſtrator, den wegen ſeines Beitritts zu Chriſtian IV. geächteten brandenburgiſchen Prinzen **Chriſtian Wilhelm** wieder aufgenommen und mit Schweden Verbindungen angeknüpft hatte. Eine Zeitlang vertheidigte ſie ſich, unter der Leitung des ſchwediſchen Generals von Falkenberg, mit Muth und Nachdruck; aber am 10. Mai 1631 ſchlug ihre Stunde. Durch Pappenheims kühnes Anſtürmen fiel ſie in Tillys Hände, worauf dieſer die ſchrecklichſte Verheerung unter den furchtbarſten Gräueln über ſie ergehen ließ. Bis auf zwei Kirchen, ein Kloſter, und einige Hütten an der Elbe wurde ſie eingeäſchert, und von 35,000 Einwohnern, die ſie vor der Eroberung gehabt hatte, hatte ſie nach der Eroberung nur etwa 400. **Tilly** ſelbſt zog am Ende des Maimonates von Magdeburg über Thüringen (wo er den Fürſten von Schwarzburg und Weimar feindſelig begegnete) nach Heſſen, um den Landgrafen wegen deſſen Verbindung mit Schweden zu züchtigen. Aber es kam dazu nicht. Die Fortſchritte Guſtavs an der Havel und Elbe und die Bedrängniſſe, in die dadurch Pappenheim gerieth, den Tilly im Magdeburgiſchen zurückgelaſſen hatte, riefen letztern zum Kampf gegen den König von Schweden. Doch da er dieſem nicht beikommen konnte, wendete er ſich (im Aug. 1631) gegen den Kurfürſten von Sachſen, um ihn mit Gewalt zu nöthigen, den Beſchlüſſen des leipziger Convents zu entſagen, ſeine Truppen abzudanken und ſich unbedingt dem Kaiſer zu unterwerfen.

Von Halle aus rückte er gegen Merſeburg, Naumburg, Weiſſenfels, Zeitz, plünderte dieſe Städte, belagerte Leipzig und zwang es, ſich zu ergeben (5. Sept.). Aber gerade durch dieſes Beginnen trieb er den wankenden Kurfürſten Johann Georg in die Arme des Königs von Schweden, worauf ein Umſchlag der Kriegsbegebenheiten erfolgte, der Niederlagen über Tilly, den vorher Unbeſiegten, und viele Demüthigungen und Schreckniſſe über Oeſtreich brachte.

Guſtav Adolf hatte Magdeburgs Fall, wie er ſelbſt ſchrieb, nicht abwehren können, weil ihn das zögernde Mißtrauen der Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen aufgehalten hatte, oder, wie ihm vorgeworfen wurde, nicht abwehren wollen, um durch Magdeburgs Untergang die proteſtantiſchen Fürſten aus unthätigem Schlummer zu wecken. Jetzt aber, da der Kurfürſt von Sachſen, von Tilly gedrängt, als ein Flehender ſich an ihn wendete, hielt nichts ihn zurück, dieſem beizuſtehen. Er ſchloß daher mit ihm im Lager von Werben (1. Sept.) ein Bündniß (wobei unter andern ausgemacht wurde, daß der Kurfürſt den ſchwediſchen Truppen einen monatlichen Sold zahlen und kein Theil ohne den andern Friede machen ſollte), rückte am 3. Sept. bei Wittenberg über die Elbe und vereinigte ſich am 4. Sept. bei Düben mit den ſächſiſchen Truppen. Darauf kam es am 7. Sept. zu der merkwürdigen Schlacht bei Breitenfeld, unweit Leipzig, durch welche Oeſtreich eine erſchütternde Niederlage erlitt.

Denn vernichtet wurde Tilly's furchtbares Heer; über 7,000 desſelben fielen in der Schlacht, noch mehrere Tauſende wurden nach derſelben getödtet und gefangen, und kaum 2,000 brachte Tilly, der ſelbſt verwundet und in Gefahr gerathen war, gefangen zu werden, nach Halle und von da nach Niederſachſen, wo er ſich durch die kaiſerlichen Beſatzungen wieder verſtärkte; vernichtet wurde ferner das Uebergewicht, das Oeſtreich bisher in Deutſchland behauptet hatte, und der Krieg, mit dem es bisher Andere erſchreckt und gequält hatte, wurde ſeinen Erbſtaaten und den Ländern ſeiner Verbündeten zugewälzt. Nachdem nämlich Guſtav die Oeſtreicher vom Schlachtfeld und aus der Umgegend desſelben vertrieben hatte, verabredete er mit dem Kurfürſten von Sachſen den Einfall in die Ländern des Kaiſers und der Lige. Der Kurfürſt übernahm es durch die Lauſitz nach Böhmen und Oeſtreich, er ſelbſt, in die Main-, Rhein- und Donaugegenden vorzudringen.

Mit verſchiedenem Geiſte und Erfolge wurde dieſer Plan ausgeführt. Die Sachſen zogen, nachdem ſie ihr Land von den Kaiſerlichen befreit hatten, unter Arnheim durch die Lauſitz nach Böhmen, nahmen (am 11. Nov. 1631) ohne Schwertſtreich Prag ein, das auf keinen Angriff vorbereitet war und von Wallenſtein aus Rache gegen den Kaiſer verlaſſen wurde, und ſchlugen die kaiſerlichen Heere, die Götz und Tiefenbach aus Schleſien herbei geführt hatten. Sie hätten leicht bis Oeſtreich vordringen können, wäre nicht in ihrem wankelmüthigen Kurfürſten die tiefgewurzelte Ergebenheit gegen den Kaiſer und die vorige Eiferſucht gegen den König von Schweden abermals rege geworden, und hätte nicht ihr Anführer, vorher in öſtreichſchen Dienſten, heimlich mit Wallenſtein zuſammengehalten.

Weit raſcher und nachdrücklicher verfuhr Guſtav Adolf, während Baner und andre ſeiner Generale die Oeſtreicher aus Niederſachſen und Weſtphalen vertrieben und ſelbſt Magdeburg einnahmen (im Oct. 1631). Durch ſein Kriegsglück zu kühneren Schritten emporgehoben, begünſtigt von dem Anſehn und Vertrauen, das ihn umgab, und unterſtützt von vielen proteſtantiſchen Fürſten, unter denen ſich die von Heſſen und Weimar beſonders hervorthaten, zog er als Sieger und Herr in das ſüdweſtliche Deutſchland. Von Halle drang er nach Erfurt, das nach freiwilliger Ergebung (15. Sept. 1631) ihm huldigen mußte, von da über den thüringer Wald durch die Grafſchaft Henneberg ins Bißthum Würzburg. Hier bemeiſterte er ſich Königshofens (30. Sept.), Schweinfurts (1. Oct.) und Würzburgs ſamt der Feſtung Marienberg (5. — 8. Oct.) und nahm die Huldigung vom ganzen Bißthume an. Bamberg wurde vom Grafen Horn zur Uebergabe genöthigt. Guſtav ſelbſt wendete ſich, nachdem er ſowohl Tilly'n, der aus Niederſachſen und Weſtphalen neu verſtärkt herbeigerückt war, als auch den Herzog Karl von Lothringen, der auf eigene Koſten ein Heer für

Oeſtreich geworben, zurückgetrieben hatte, nach den Rheingegenden hin. Aſchaffenburg, Hanau, Frankfurt, Höchſt fielen in ſeine Hände. Am 7. Dec. drang er bei Stockſtadt über den Rhein, nahm am 8. Dec. Oppenheim ein und beſetzte am 13. Dec. Mainz, das die Spanier ihm auf Bedingungen übergaben. Er erbeutete daſelbſt 80 Kanonen, gegen 600 Centner Pulver und eine herrliche Bibliothek, die er nach Schweden ſendete, und mit 80,000 Fl. mußten die Einwohner die Plünderung abkaufen. Hierauf vertrieb er die Spanier und Oeſtreicher aus dem Erzſtifte Mainz, aus der Wetterau und aus der Pfalz, aber den vertriebenen Kurfürſten von der Pfalz, der ſchon zu Frankfurt zu ihm gekommen war (16. Nov.) und von ihm die Wiedereinſetzung in ſeine Lande erwartete, hielt er mit leeren Ausflüchten hin. Nach einigen Monaten wendete er ſich, auf die Nachricht, daß Tilly den Grafen Horn aus Bamberg vertrieben habe und Schweinfurt bedrohe, wieder nach Franken: am Rhein ließ er ſeinen Kanzler Oxenſtierna mit einem Theile ſeines Heeres zurück. Unweit Kitzingen vereinigte er ſich mit dem Grafen Horn. Sein Heer belief ſich jetzt auf 40,000 Mann. Tilly wich vor ihm zurück, um, wie Kurfürſt Maximilian verlangte, Baiern zu ſchützen. Unangefochten zog alſo Guſtav in Nürnberg ein (21. März 1632), wo er mit großem Jubel empfangen wurde, bemächtigte ſich dann der Stadt Donauwerth (23. März) und rückte an den Grenzfluß Baierns, den Lech. Hier, bei Rain, hatte ſich Tilly gelagert, um die Schweden von dem Eindringen in Baiern abzuhalten. Ihm gegenüber, am linken Ufer des Lechs, lagerte ſich **Guſtav**. Schwierig war der Uebergang, doch **Guſtav** bewirkte ihn durch Muth und Tapferkeit. Unter einer furchtbaren Kanonade, bei welcher Tilly tödtlich verwundet wurde (5. Apr. 1632), ſetzte er über und gewann den Sieg, der Baiern ihm öffnete. Sogleich nahm er Neuburg ein (6. Apr.), dann das von den Oeſtreichern beſetzte Augsburg, wo er ſich huldigen ließ. Nur Ingolſtadt, wo damals der Kurfürſt Maximilian ſich aufhielt und Tilly ſtarb (20. Apr.), und Regensburg, das von baierſchen Truppen beſetzt war, konnte er nicht erobern; dagegen ergaben ſich ihm Mosburg (25. Apr.), Freiſingen (5. Mai) und die Hauptſtadt Baierns, München (7. Mai). Er ſtand nun auf dem höchſten Punkte ſeines Glückes!

Indeſſen hatte **Ferdinand** II. den Feldherrn, den er auf dem Kurfürſtentage zu Regensburg ſeinen und deſſen Feinden hingeopfert hatte, wieder an die Spitze ſeiner Heere gerufen. Schon ſeit dem October 1631 war am kaiſerlichen Hofe dieſe Zurückberufung in Anregung gebracht worden; aber ſchwer wurde es dem Kaiſer, einen Schritt zu thun, der eben ſo von Demüthigungen zeugte, als er zu Demüthigungen hinführte. **Wallenſtein** nämlich, der damals zu Znaim in Mähren ſich aufhielt, benutzte die Noth des Kaiſers, um demſelben alle Bedingungen abzupreſſen, die Stolz und Rachſucht ihm eingaben. Zwar ließ er ſich bald bereden, ein Heer von 40,000 Mann aufzuſtellen (ſchon im März 1632 hatte er es zuſammen gebracht); aber den Oberbefehl übernahm er erſt nach langem Weigern und nicht anders, als daß die Leitung des Heeres ohne alle Einſchränkung, das Recht der Begnadigungen und Beſtrafungen bei demſelben und die freie Verfügung über alle im Reiche eroberte Provinzen ihm zugeſtanden wurde; ferner, daß alle öſtreichiſchen Erblande ihm und ſeinem Heere, wenn er es bedürfe, offen ſtehen, daß zu ſeiner Belohnung ein öſtreichiſches Land ihm angewieſen, und daß ſeine Anſprüche auf Mecklenburg bei dem künftigen Frieden mit eingeſchloſſen ſeyn ſollten. So zum Generaliſſimus des ganzen Hauſes Oeſtreich ernannt, unter Bedingungen, die ihn ſeinem Herrn faſt gleichſtellten, fing er damit an, daß er Prag wieder eroberte und die Sachſen aus Böhmen vertrieb (Apr. — Mai 1632). Aber dabei ließ er es bewenden! Wie ſehr auch der Kurfürſt von Baiern ihn und den Kaiſer um Hilfe gegen die Schweden bat; er blieb in Böhmen: Rachgier gegen den Kurfürſten hielt ihn zurück. Erſt die Annäherung Guſtavs an die öſtreichiſche Grenze oder das Gerücht, als fürchte er das Feldherrntalent des ſchwediſchen Königs, bewog ihn, dieſem entgegen zu rücken und ſich mit dem Kurfürſten Maximilian und deſſen Heere bei Eger zu vereinigen (25. Jun.). So mußte es nun dahin kommen, daß die größten Feldherren damaliger Zeit, Guſtav Adolf und Wallenſtein" mit einander kämpften.

Guſtav nämlich, da er die Verbindung Wallenſteins und des Kurfürſten nicht hindern konnte, und beide zuſammen, auf 60,000 Mann ſtark, an Truppenzahl ihm überlegen waren, hatte Baiern verlaſſen und ein feſtes Lager bei Nürnberg bezogen (9. Juni); Wallenſtein aber war ihm nachgerückt und hatte ihm gegenüber gleichfalls eine feſte Stellung eingenommen. Ueber acht Wochen (Jun. — Aug. 1632) ſtanden beide kampfbegierig einander gegenüber; aber keiner getrauete den andern anzugreifen, weil jeder die Feſtigkeit der Stellung des andern fürchtete, bis endlich Guſtav, verſtärkt durch den Zuzug vieler Truppen, am 24. Aug. einen Angriff auf das wallenſteiniſche Lager wagte. Doch vergebens, er konnte den Sieg nicht erringen! Nach einem großen Verluſte an Todten und Verwundeten (er ſelbſt gerieth in Lebensgefahr), mußte er in ſein Lager zurückweichen. Hierauf blieb er noch vierzehn Tage lang in demſelben, dann wendete er ſich (8. Sept.) nach Baiern, um den Krieg abermals in dieſes Land zu wälzen. Aber bald mußte er von dieſem Vorhaben abſtehen. Wallenſtein, der fünf Tage länger (bis 13. Sept.) vor Nürnberg geblieben war, folgte ihm nicht, ſondern zog ſich durch Franken, wo er ſich vom Kurfürſten Maximilian trennte, ins Voigtland und von da nach Sachſen, woſelbſt er (am 22. Oct.) Leipzig eroberte, dann auch Weißenfels, Merſeburg, Halle und Naumburg beſetzte. Nun konnte Guſtav weder ſeine Verbindung mit Schweden, noch ſeinen wankenden Bundesgenoſſen, den Kurfürſten von Sachſen, Preis geben; er verließ daher Baiern und zog abermals nach Sachſen. Seinen Weg nahm er durch Franken und Thüringen. Bei Arnſtadt vereinigte er ſich mit Herzog Bernhard von Weimar, den er mit 12,000 Mann zur Beobachtung Wallenſteins vorausgeſchickt hatte. Zu Erfurt nahm er Abſchied von ſeiner Gemahlin (29. Oct.). Am 1. Nov. vertrieb er die kaiſerlichen Truppen aus Naumburg; und am [illegible] Nov. aus Weißenfels. Anfangs hatte er nicht die Abſicht, ihnen eine Schlacht zu liefern. Da er aber hörte, daß Wallenſtein den Grafen Pappenheim mit einem Theile des Heeres abgeſchickt hatte, um die Moritzburg bei Halle zu erobern, dann dem Kurfürſten von Cöln gegen die Holländer Beiſtand zu leiſten: ſo entſchloß er ſich, ihm entgegen zu rücken. Und ſo erfolgte die Schlacht bei Lützen (6. Nov. 1632), die nicht ſowohl durch Ausgang oder Ergebniß, als vielmehr durch die Tapferkeit und Anſtrengung, mit der von beiden Seiten gekämpft wurde und beſonders durch den Tod Guſtav Adolfs merkwürdig geworden iſt. Um 11 Uhr Vormittags begann ſie, und ſchon hatte Verluſt und Gewinn von beiden Seiten gewechſelt, als Guſtav, von mehreren Schüſſen getroffen, mitten im Getümmel darnieder ſank. Aber ſein Tod, ſtatt den Muth der Seinigen zu ſchwächen, entflammte ihn zur Wuth. Um ſeine Leiche erhoben ſie den heißeſten Kampf, und unter Leitung Herzogs Bernhard, der ſich an ihre Spitze ſtellte, brachten ſie die Oeſtreicher zum Weichen. Da erſchien Pappenheim, von Halle herbeigerufen, auf dem Schlachtfelde, und mit ihm neue Hoffnung für die Oeſtreicher und neue Arbeit für die Schweden. Faſt noch hartnäckiger und blutiger, als der vorige, wurde der erneuerte Kampf. Aber Pappenheim empfing eine tödtliche Wunde, und mit ihm entſank den Oeſtreichern der Muth. Beſtürzung und Verwirrung ergriff ſie; ſie flohen. Das öſtreichiſche Geſchütz und das Schlachtfeld verblieb den Schweden, als Zeichen und Unterpfand des Sieges. Wallenſtein, der eiligſt nach Leipzig geflüchtet war, zog ſich wenige Tage nachher nach Böhmen, und Sachſen war zum zweiten Male durch die Tapferkeit der Schweden von den Verheerungen und Erpreſſungen der Oeſtreicher gerettet.

Aber eine tiefe Wunde hatte dieſer Sieg den Schweden geſchlagen, deren Schmerz dem Schmerze einer Niederlage gleichkommen mußte. Ihr König, der ſie zu Kampf und Sieg geführt hatte, war dahin [*], und mit ihm ein großer Theil des Glanzes, der Achtung und der Furcht, die ſein ehrfurchtgebietendes Weſen erzeugt hatte. Jetzt fehlte es ihnen an einem

---

[*] Von Guſtav Adolfs Tod, Verdienſten und Eigenthümlichkeiten handelt die zwölfte Erzählung im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes.

Haupte; das mit gleichem Ansehn ihre Angelegenheiten leitete; das Selbstgefühl ihrer Verbündeten, das vor ihrem Könige sich scheu zurückgezogen hatte, trat kecker hervor; nicht mehr, mochte man Großes von ihnen erwarten, und viele, nicht nur von der katholiſchen, ſondern auch von der proteſtantiſchen Partei meinten zuverſichtlich, die Schweden würden ſich nicht länger in Deutſchland halten können. Und doch hielten ſie ſich und konnten noch eine Zeitlang das Uebergewicht, das ihres Königs Siege ihnen verſchafft hatte, behaupten, da Frankreich jetzt thätiger als vorher ſie unterſtützte, da Wallenſtein, ſeinen eignen Plänen folgend, nicht mit Nachdruck gegen ſie handelte, und da an ihrer Spitze die trefflichſten Männer ſtanden, als Axel von Oxenſtirna, Graf Guſtav Horn und Herzog Bernhard von Weimar.

Axel von Oxenſtierna, ſchwediſcher Reichskanzler, leitete nach Guſtavs Tode die ſchwediſchen Angelegenheiten in Deutſchland mit der ihm eignen Einſicht, Kräftigkeit und Geſchicklichkeit. Zwar gelang es ihm nicht, ein allgemeines Bündniß aller Proteſtanten in Deutſchland zu erwirken — vorzüglich Kurſachſen widerſtrebte aus Neid und Eiferſucht einem ſolchen Bündniß; dagegen gelang es ihm auf einer Zuſammenkunft zu Heilbronn (13 Apr. 1633), wo ſich auch von Frankreich, England und Holland Geſandte einfanden, vier deutſche Kreiſe, die fränkiſchen, ſchwäbiſchen, ober- und niederrheiniſchen, zu Einem Bunde zu vereinigen. Er ſelbſt wurde als Director dieſes Bundes anerkannt und ihm ein jährlicher Beitrag von zwei und einer halben Million Thaler zur Unterhaltung der Kriegsmacht bewilliget; doch wurden ihm, unter dem Namen Gehilfen, Aufſeher zur Seite geſetzt (ein consilium formatum), mit deren Gutachten er alle wichtigen Angelegenheiten beſonders die Verwaltung der Kriegskaſſe leiten ſollte, jedoch ſo, daß ihm die Anordnung in Kriegsſachen verblieb. Um ſeinerſeits das Vertrauen der deutſchen Stände zu gewinnen und zu befeſtigen, übergab er zu Heilbronn den Nachkommen des unglücklichen Friedrichs, der am 19. Nov. 1632, bald nach Guſtavs Tode, geſtorben war, die pfälziſchen Länder, dann als ſchwediſche Lehen dem Herzog von Württemberg die in deſſen Lande gelegenen geiſtlichen und habsburgiſchen Güter, dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel die Stifter Fulda, Paderborn, Corvey und Münſter, dem Herzog Bernhard von Weimar Bamberg und Würzburg, doch mit Ausnahme der Feſtungen Königshofen und Würzburg. Außerdem vertheilte er viele deutſche Güter an ſchwediſche Officiere, um ſie bei ihrem aufrühreriſchen Murren über fortdauernde Beſchwerden zufrieden zu ſtellen.

Unterſtützt durch dieſe Thätigkeit des ſchwediſchen Kanzlers behaupteten die ſchwediſchen Heere noch im Jahre 1633 allerwärts in Deutſchland das Uebergewicht. In mehrere Haufen vertheilt, ſiegten ſie im Elſaß, in Schwaben, in Baiern, in Niederſachſen und in Weſtphalen; ſie drangen ſüdlich bis zum Bodenſee, wo ſie unter ihrem Grafen Horn, nachdem dieſer mehrere Städte im Elſaß erobert hatte, Coſtnitz (jedoch vergeblich) belagerten, und trieben ein ſpaniſches Heer von 14,000 Mann, das der Herzog von Feria, auf Bitten des Kaiſers (der mißtrauiſch gegen Wallenſtein wurde), aus Mailand durch Schwaben nach dem Elſaß geführt hatte, zurück. Insbeſondere aber bedrängte Herzog Bernhard, der von Sachſen nach Franken und ſpäterhin nach der Donau gezogen war, Baiern, eroberte Regensburg, drang bis an die Mündung der Iſar und nahm ſeine Winterquartiere in der Oberpfalz.

Indeſſen hatte Wallenſtein von der lützner Schlacht bis zum Mai 1633 in Böhmen ſich aufgehalten, dann, ſtatt die Schweden in Deutſchland anzugreifen, gegen die Schweden und Sachſen in Schleſien und der Lauſitz ſich gewendet (im Mai 1633), und auch da ſeine Zeit größtentheils mit Unterhandlungen hingebracht. Als Horn und Bernhard in Baiern eingefallen waren, hatte er dem kaiſerlichen General Altringer, der gegen ſie ſtand, wiederholt befohlen, ſich bloß vertheidigungsweiſe zu verhalten, bis er ſelbſt die Feinde in Schleſien geſchlagen haben würde. Dieß gelang ihm. Bei Steinau an der Oder ſchlug er die Schweden und nahm ſogar ihren Anführer den Grafen Matthias von Thurn gefangen (11. Oct. 1633); aber ſogleich ſetzte er auch dieſen alten Feind des Hauſes Oeſtreich unter nichtigen Vorwänden in Freiheit. Nicht lange nachher ließ er Liegnitz, Glogau, Frankfurt an der Oder und Landsberg an der Warte erobern; aber die Schweden aus Baiern zu vertreiben ließ er ſich nicht bewegen. Auf vieles Bitten des Kaiſers näherte er ſich endlich von Schleſien aus der baierſchen Grenze und ließ Cham berennen; aber gleich darauf kehrte er nach Pilſen zurück, um, wie er vorgab, Böhmen zu decken. — Was er eigentlich mit dieſem zweideutigen Betragen wollte, iſt ungewiß; gewiß aber, daß er durch dasſelbe die Schweden im Uebergewicht erhielt und den Verdacht verrätheriſcher Meutereien auf ſich ladete. Man beſchloß daher in Wien ſeinen Untergang. Um ſich dagegen zu ſchützen, vielleicht auch andre Plane durchzuführen, ſuchte er ſich ſeines Heeres zu verſichern (Pilſen am 11. und 12. Jan. 1634) und mit den Schweden und Sachſen ſich gegen den Kaiſer zu verbinden. Aber bei ſeinem Zögern in den entſcheidenden Augenblicken überraſchten ihn die Maßregeln des Kaiſers. Als er auf die Nachricht, daß Prag für ihn verloren und er öffentlich als Verräther erklärt worden ſey, von Pilſen nach Eger gezogen war, wurde er auf Anſtiften der Oberſten Lesley, Buttler und Gordon, von Meuchelmördern, an deren Spitze der Hauptmann Devereux ſtand, getödtet (25. Febr. 1634) *).

C. Drit.

---

*) Weitere Angaben über Wallenſteins Leben und Tod enthält die dreizehnte Erzählung im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes.

C. Dritter Abſchnitt des dreißigjährigen Krieges, 1634—1648.

Wichtigen Einfluß auf den Umſchwung des dreißigjährigen Kriegs hatte Wallenſteins Tod. Die öſtreichiſchen Waffen, von Wallenſtein zurückgehalten, wurden nun mit Nachdruck in Bewegung geſetzt, und den Schweden das Uebergewicht, das ſie bisher behauptet hatten, entriſſen, ſo daß ſie fernerhin nur durch fremde Hilfe ſich behaupten konnten, wobei ſie jedoch furchtbar blieben und mit Anſehn und Gewinn den Krieg endigten.

Jetzt nämlich, da Wallenſtein ermordet worden war, wurde der Sohn des Kaiſers, der nachmalige Kaiſer Ferdinand III., zum Generaliſſimus des öſtreichiſchen Heeres ernannt und Graf Gallas als Rathgeber ihm beigegeben. Ein großes Heer, verſtärkt durch Spanier und Lothringer, ſammelte ſich um ihn. Mit dieſem drängte er die Schweden aus der Oberpfalz, eroberte Regensburg und Donauwerth und belagerte Nördlingen. Zum Entſatz dieſer Stadt rückten Herzog Bernhard und Graf Horn herbei; und in der Nähe derſelben kam es zu einer Hauptſchlacht, in welcher die Schweden die empfindlichſte Niederlage erlitten (6. Sept. 1634). Sie verloren über 12,000 an Todten, über 6000 an Gefangenen (unter denen ſich auch Graf Horn befand), faſt alles Geſchütz und Gepäck, und nur ein kleiner Theil ihres Heeres, meiſtens Reiterei, rettete ſich durch die Flucht, und ward vom Herzog Bernhard bei Frankfurt geſammelt. Mit dieſer Niederlage bei Nördlingen war das entſchiedene Uebergewicht, das die Schweden bisher gehabt hatten, dahin; dahin auch das Vertrauen zu ihnen. Dagegen erhob ſich wieder Oeſtreich ſamt der Partei der Katholiken. Es beſetzte Württemberg, Würzburg und ganz Franken, trieb (1635) die Franzoſen, die über den Rhein gegangen waren, zurück, entriß den Schweden Mainz, Frankenthal und andre Städte am Rhein, trennte den heilbronner Bund und bewog den Kurfürſten von Sachſen zum Frieden von Prag, (30. Mai 1635).

Dieſer Friede, eigentlich ein Separatfriede zwiſchen Oeſtreich und Kurſachſen, ſollte als ein allgemeiner Friede, wohl gar als ein Reichsgeſetz gelten. Denn nur als Nebenſache wurde es angeſehn, daß kraft desſelben Kurſachſen die pfandweiſe übernommene Lauſitz als böhmiſches Lehen beſitzen, der kurſächſiſche Prinz Auguſt das Erzſtift Magdeburg erhalten und vier Aemter desſelben (Querfurt, Jüterbock, Dahme und Burg) an Kurſachſen fallen ſollten. Dagegen waren die Hauptpunkte dieſes Friedens folgende: der augsburgiſche Religionsfriede ſollte beſtätigt, die Ausführung des Reſtitutionsedicts auf 40 Jahre hinausgeſchoben, inzwiſchen aber die ſeit dem paſſauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter in dem Zuſtande gelaſſen werden, in welchem ſie am 12. Nov. 1627 geweſen waren. Den Ständen, die dieſem Frieden bei-

tre-

treten würden, wurde Amneſtie verſprochen, doch mit Ausnahme der Pfalz, Badens, Württembergs und der kaiſerlichen Unterthanen in Böhmen und Oeſtreich. Den Herzogen von Mecklenburg ſollte, wenn ſie dem Frieden beiträten, ihr Land, das ſchon Guſtav Adolf ihnen zurückgegeben hatte, und dem Kurfürſten von Brandenburg die Anwartſchaft auf Pommern zugeſtanden werden. Endlich ſollte Kurſachſen zur Wiedereroberung deſſen, was Frankreich und Schweden vom deutſchen Reiche an ſich geriſſen hätten, thätig mitwirken und dazu auch die Reichsſtände anhalten, die dieſem Frieden beitreten würden. — Dieſer einſeitig und willkürlich abgeſchloſſene Friede mißfiel der Mehrzahl der deutſchen Stände und beſonders den Proteſtanten, da alle Reformirte von demſelben ausgeſchloſſen, durch denſelben das Reſtitutionsedict nicht aufgehoben, und Pfalz, Württemberg und Baden von der Verzeihung ausgenommen waren. Gleichwohl traten, um nur einige Erleichterung von den Kriegsdrangſalen zu finden, Sachſen-Weimar, das Haus Anhalt, Brandenburg, Mecklenburg, Braunſchweig-Lüneburg, der ganze niederſächſiſche Kreis und viele Reichsſtädte dem prager Frieden bei. Nur Heſſen beharrte ſtandhaft bei den Schweden. Dagegen war es dem Kurfürſten von Sachſen nicht genug, ſich von ihnen losgeſagt zu haben, er erklärte ihnen auch, im Bunde mit Oeſtreich, den Krieg (6. Oct. 1635).

Wie mißlich war nun die Lage der Schweden!

Durch die Niederlage bei Nördlingen ſo darnieder geworfen, daß man an ihrem Wiederaufkommen zweifelte, durch vieljährige Kriege an Menſchen und Geld erſchöpft, und von den meiſten ihrer Verbündeten verlaſſen, — was konnten ſie anders wählen, als entweder Deutſchland mit Hinopferung ihrer Eroberungen und Hoffnungen zu räumen, oder durch ausländiſche Hilfe ſich länger zu behaupten. Ihr hochſinniger Reichskanzler Oxenſtierna entſchied für letzteres und wendete ſich, um Beiſtand zu erhalten, hauptſächlich an Frankreich. Frankreich aber, jetzt bei dem Verfall der ſchwediſchen Macht nicht mehr, wie bei Guſtavs Siegen und Eroberungen, in Beſorgniß geſetzt, war zur thätigſten Unterſtützung der Schweden um ſo geneigter, je mehr es durch ſie ſeinen Plan, — Oeſtreich zu ſchwächen und ſich auf Koſten Deutſchlands zu vergrößern, — zu erreichen hoffte. Es erneuerte daher, nach einem vorläufigen Vertrage mit Oxenſtierna (1. Nov. 1634), das Bündniß mit Schweden, (28. Apr. 1635), das ſchon Guſtav zu Bärenwalde abgeſchloſſen hatte, bewirkte die Fortdauer des Waffenſtillſtandes zwiſchen Polen und Schweden auf ſechs und zwanzig Jahre (7. Oct. 1635), wobei freilich Schweden auf Polniſch-Preußen verzichten mußte, und ſchickte nach einer Kriegserklärung vom 19. Mai 1635 Heere gegen die Spanier in die Niederlande und Italien, und ohne Kriegerklärung gegen die Oeſtreicher an den Rhein. Zu gleicher Zeit ſchloß es, um ſich von den Schweden unabhängig zu machen, ein beſonderes Bündniß mit dem Herzog Bernhard (zu St. Germain en Laye, 27. Oct. 1635), der deshalb in Perſon nach Paris gereiſet war. Kraft dieſes Bündniſſes ſtellte Herzog Bernhard ein eigenes, von den Schweden abgeſondertes Heer von 18000 Mann auf, erhielt zur Unterhaltung desſelben jährlich vier Millionen Livres, und für ſeine Perſon einen Jahresgehalt von anderthalb Millionen Livres und Ausſichten auf den Beſitz des Elſaß. — Durch dieſe Bündniſſe, ſo wie durch die Heere, die es am Rhein, in Italien und in den Niederlanden aufſtellte, trug Frankreich dazu bei, daß Oeſtreichs Macht getheilt, und Schweden in den Stand geſetzt wurde, ſich zu erholen und das geſunkene Anſehn von neuem zu erheben.

Dieß geſchah zuerſt durch den ſchwediſchen General Baner, einen geſchickten Feldherrn, der Guſtavs Scharfblick, doch ohne deſſen großartige Denkart beſaß. Er hatte in Niederſachſen an der Elbe die Ueberreſte der Schweden geſammelt, Mecklenburg und Pommern gegen die Sachſen vertheidigt und war dann, verſtärkt durch die ſchwediſcheu Truppen, die er, nach Verlängerung des Waffenſtillſtandes mit Polen, aus Polniſch-Preußen an ſich gezogen hatte, in Sachſen eingefallen, das jetzt ſchrecklich die Rache der Schweden empfinden mußte. Zur Hilfe der Sachſen rückte der kaiſerl. General von Hatzfeld herbei, und Baner mußte vor dem verbündeten Heere nach der Oder zu-

zurückweichen. Doch unvermuthet erhob er ſich von neuem, überfiel ſeine Gegner bei Wittſtock und erfocht hier (24. Sept. 1636) einen glänzenden Sieg über das kaiſerlich-ſächſiſche Heer. Hierauf trieb er die Kaiſerlichen aus Thüringen und kehrte nach Sachſen zurück, wo er furchtbare Verheerungen anſtiftete, Naumburg (Dec. 1636) und Torgau (5. Jän. 1637) einnahm, und Leipzig belagerte (Mai 1637), bis er durch das abermalige Herbeirücken eines überlegenen kaiſerlichen Heeres genöthigt wurde, Sachſen zu verlaſſen und bis Pommern ſich zurückzuziehen.

Um dieſe Zeit war Kaiſer Ferdinand II. geſtorben (15. Febr. 1637), ein Herr von vielen lobenswerthen Eigenſchaften, aber auch, wie ſchon oben bemerkt wurde, ſo hartnäckig, ſo unduldſam und von Spaniern und Jeſuiten ſo abhängig, daß er eben dadurch zur Fortdauer des Krieges, der ſeine ganze Regierung erfüllte, beigetragen hat. Merkliche Veränderungen brachte ſein Tod nicht hervor. Denn da er noch kurz vor demſelben die Wahl ſeines Sohnes zum römiſchen Könige bewirkt hatte (22. Sept. 1636), ſo folgte ihm dieſer ungehindert auf dem deutſchen Throne, wie im Beſitze der öſtreichiſchen Erbſtaaten, und da die Vermächtniſſe, Plane und Wünſche der kriegführenden Mächte ſo verwickelt und ſo verſchieden geworden waren, ſo konnte auch Ferdinand III. (1637 — 1657) das Ende des Krieges nicht ſogleich herbeiführen, obſchon er freiſinniger dachte, als ſein

Vater, und den Jammer der Kriegsdrangſale aus Erfahrung kannte. Noch eilf Jahre dauerte unter ihm der Krieg fort, und in weiterem Umfange und unter ärgeren Verheerungen, als vorher. Denn da jetzt mehrere an dem Kriege Antheil genommen hatten, als im Anfange desſelben, ſo breitete ſich der Krieg weiter aus; ganz Deutſchland und ſelbſt die öſtreichiſchen Staaten wurden in den letzten eilf Jahren von demſelben heimgeſucht. Da ferner die kriegführenden Mächte jetzt größtentheils erſchöpft waren, ſo trachteten ſie mit wilderer Haſt, als vorher, nach Unterhalt und Beute. Beſonders hauſeten die Schweden, die anfangs gute Mannszucht bewieſen hatten, jetzt ärger als einſt Wallenſteins Schaaren, da es ihnen oft an dem Nöthigſten gebrach, und ſie wegen des Undanks, den ſie erfahren hatten, jeder Schonung ſich entbunden glänbten. Und zu den unzähligen Plünderungen nnd Verheerungen geſellten ſich in den letzten Jahren Mißwachs, Hunger und Peſt, ſo daß das, was Deutſchland früherhin erlitt, mit dem nicht zu vergleichen iſt, was es jetzt erleiden mußte. Dabei hat der Krieg ſelbſt nicht mehr das Anziehende als im Anfang! Denn er iſt nicht mehr ein Kampf für die edelſten Güter, für religiöſe und bürgerliche Freiheit, ſondern vielmehr für Beute und Eroberungen; den Kriegsunternehmungen, obſchon ſie oft durch Kühnheit und Schnelligkeit der Mäſrche und wechſelvolle Ereigniſſe überraſchen, fehlt es an Einheit und Be-

Beſtimmtheit. Die einzelnen Kriegshaufen führten ihn gleichſam für ſich, nicht nach Einem Plane, nicht von Einem Haupte geleitet; ſie ziehen umher, plünderen und kämpfen, wie das Bedürfniß der Truppen oder die Ausſicht auf Gewinn ſie in Bewegung ſetzt. Es iſt daher nicht leicht möglich, die letzten Ereigniſſe des dreißigjährigen Krieges in einer kurzen Ueberſicht anſchaulich darzuſtellen. Am räthlichſten ſcheint es uns, ſie an die Thaten der Feldherren, die aus Guſtavs Heldenſchule hervorgingen, namentlich an die Thaten **Bernhards**, **Baners**, **Torſtenſons** und **Wrangels** zu knüpfen, da dieſe vor allen Heerführern damaliger Zeiten ſich auszeichneten und am kräftigſten auf den Ausgang dieſes Krieges einwirkten.

Herzog **Bernhard** von Weimar, ſeit ſeinem Bündniß mit Frankreich, nicht mehr ſchwediſcher, ſondern franzöſiſcher General, führte, von franzöſiſchen Aufſehern umgeben, in den Jahren 1636 bis 1639 am Oberrhein, in der Schweiz, im Breisgau und im Elſaß den Krieg gegen die Oeſtreicher nicht immer mit Glück, aber immer mit Kühnheit und überraſchendem Nachdruck. Beſonders glücklich war er im Jahre 1638. Nachdem er frühzeitig aus dem Bißthume Baſel, wo er den Winter zugebracht hatte, aufgebrochen war, eroberte er die Städte Laufenburg, Seckingen, Waldshut, ſiegte bei Rheinfelden über die Oeſtreicher (21. Febr. 1638) und gewann in Folge dieſes Sieges Rheinfelden und Freiburg. Darauf unternahm er die Belagerung von Breiſach, das er nach vielen Anſtrengungen und mehrmaligen Kämpfen mit den Oeſtreichern, die es entſetzen wollten, zur Uebergabe nöthigte (7. Dec. 1638). Aber indem er nun, von ſeinem Waffenglück zu großen Planen hingeleitet, der Abhängigkeit von Frankreich ſich entledigen, Breiſach und das ganze Elſaß für ſich nehmen und, durch Vermählung mit der verwitweten Landgräfin von Heſſen, auch Heſſen an ſich bringen wollte, zerfiel er mit Frankreich und ſtarb, wahrſcheinlich an franzöſiſchem Gifte, zu Neuburg am Rhein (8. Jul. 1639) in der Blüthe ſeines Lebens. (34 Jahre alt). Frankreich bemächtigte ſich darauf ſeiner Eroberungen und insbeſondere ſeines Heeres, das der franzöſiſche General Guebriant, bis an ſeinen Tod (im Nov. 1643) Befehlshaber desſelben, erſt nach der Wetterau, dann Thüringen führte, um ſich mit der ſchwediſchen Hauptmacht in Verbindung zu ſetzen.

Die ſchwediſche Hauptmacht ſtand ſeit 1635 unter **Baner**, der, wie oben erzählt wurde, im Jahre 1637 durch die Uebermacht der Oeſtreicher nach Pommern hin gedrängt worden war. Er nahm dieſes Land, deſſen Regentenhaus mit dem Herzog Bogislav XIV. am 10. März 1637 erloſch, trotz aller Anſprüche Brandenburgs für die Krone Schweden in Beſitz, konnte es aber nur unter vielen Schwierigkeiten gegen den Andrang der Oeſtreicher behaupten (1637 und 1638). Doch als er durch neuen Zuzug aus Schweden verſtärkt worden war (1639), trieb er die Oeſtreicher aus Pommern nach Böhmen und Schleſien; und brach ſelbſt in Böhmen ein, wo er einige Städte eroberte und furchtbare Verheerungen anrichtete, Dieß bewog den Kaiſer, ſeinen Bruder, den Herzog Leopold, jetzt Oberbefehlshaber der kaiſerlichen Armee, ſamt den Feldherren Piccolomini und Hatzfeld gegen ihn zu ſchicken. Durch dieſe wurde er, im Frühling des Jahres 1640, nicht nur aus Böhmen verjagt, ſondern auch durch Sachſen und Thüringen bis an die Weſer hin getrieben. Doch bald erhob er ſich zu neuer Kraft und zu neuen Planen. Im Januar 1641 brach er von der Weſer auf, um den Reichstag, den Ferdinand III. zur Vereinigung der deutſchen Stände gegen Schweden und Franzoſen und damit zur Beendigung des Krieges (im Sept. 1640) zu Regensburg zuſammen gebracht hatte, zu vertreiben und wohl gar den Kaiſer und deſſen Umgebungen gefangen zu nehmen. Vereint zu Erfurt mit dem franzöſiſchen General Guebriant, rückte er durch Thüringen und Franken bis an die Donau, und ſchon war er vor den Mauern Regensburgs, als ein plötzlich eintretendes Thauwetter ihn zum Rückzuge nöthigte. Nun wollte er in Mähren eindringen; aber da Guebriant, aus Furcht durch ihn Bernhards Heer zu verlieren, ihn verließ, und da die ganze kaiſerliche Macht gegen ihn gerichtet wurde: ſo mußte er durch Böhmen und das Voigtland nach Niederſachſen zurückweichen. Unter vielen Gefahren und großen Verluſten gelang es ihm, dasſelbe

ſelbe zu erreichen, und bald darauf ſtarb er zu Halberſtadt, am 10. Mai 1641.

Seine Stelle erſetzte Torſtenſon, der im Oct. 1641 mit ſechs- bis achttauſend Mann friſcher Truppen aus Schweden kam, ein kühner Soldat, wie Baner unter Guſtav Adolf zum Feldherrn gebildet, reich an überraſchenden Planen, ſchnell und gewandt in deren Ausführung, wie es die Umſtände erforderten, ſtreng und freundlich gegen ſeine Soldaten, und immer thätig, trotz ſeines Podagras, das ihn öfters nöthigte, ſein Heer in der Sänfte zu begleiten. Nachdem er dasſelbe von der Verwilderung, in die es ſeit Baners Tode gerathen war, zur Ordnung zurückgebracht, und die Oeſtreicher zum Rückzug aus Niederſachſen genöthiget hatte, drang er durch das Brandenburgiſche nach Schleſien (1642), eroberte daſelbſt Glogau und Schweidnitz und faſt den ganzen weſtlichen Theil Schleſiens, dann in Mähren die wichtige Stadt Olmütz, ja er würde bis nach Wien vorgerückt ſeyn, hätte nicht die Hauptmacht Oeſtreichs unter Piccolomini und dem Erzherzog Leopold ſich gegen ihn geſammelt und ihn nach Schleſien zurückgedrängt. Von da wendete er ſich nach der Lauſitz, dann nach Kurſachſen und belagerte Leipzig. Und hier erfolgte, da Leopold und Piccolomini aus Böhmen herbeigerückt waren, bei demſelben Breitenfeld, wo Guſtav Adolf vor eilf Jahren ſeinen erſten großen Sieg in Deutſchland errungen hatte, eine heiße Schlacht (23. Oct. 1642). Auch Torſtenſon ſiegte auf dieſem, die Schweden begeiſternden Schlachtfelde. Die Oeſtreicher mußten nach Böhmen entweichen und Leipzig nach vier Wochen (28. Nov.) ſich ergeben. Der Reichthum dieſer Stadt an Geld und Waaren kam dem erſchöpften Heere der Schweden zu Statten; aber die Erholung, die es daſelbſt fand, war von kurzer Dauer. Denn noch im Dec. 1642 zog Torſtenſon vor Freiburg, das er (jedoch vergeblich) belagerte, dann im Januar 1643 nach Schleſien, Böhmen und Mähren, wo er Olmütz entſetzte und ein feſtes Lager bezog, aus dem er bis nach Wien ſtreifte, Kriegsſteuern ausſchrieb, und Siebenbürgen zum Krieg gegen Oeſtreich aufforderte. Um dieſe Zeit hatte Dänemark, aufgeregt von Oeſtreich und voll Eiferſucht gegen Schweden, das ihm einſt unterthan, jetzt an Waffenruhm und Anſehn weit überlegen war, Feindſeligkeiten erhoben, die auf den Ausbruch eines bedenklichen Krieges hindeuteten. Dieſem mußte Schweden zuvorzukommen ſuchen. Torſtenſon verließ daher Mähren (Sept. 1643), drang, ſeine Abſichten ſchlau verbergend, durch Schleſien und Brandenburg in das däniſche Gebiet ein, und unterwarf ſich Schleswig und Jütland. Nirgends vermochten die Dänen, ihn aufzuhalten. Auch die Oeſtreicher, die unter Gallas ihm bis Holſtein nachgerückt waren, Kiel erobert und mit däniſchen Kriegshaufen ſich vereinigt hatten, vermochten nichts gegen ihn. Nachdem er auf däniſchem Boden, der ſeit Tillys Einfall

fall von keinem Feind bedroht worden war, sein Heer abermals geſtärkt hatte, trieb er die Oeſtreicher aus Holſtein (1644), verfolgte ſie und rieb ſie in wiederholten Gefechten (im Nov. und Dec. 1644) ſo auf, daß nur ein kleiner Theil von ihnen nach Böhmen zurückkam. So von ſeinen Bundesgenoſſen verlaſſen und von Feinden bedrängt, ſuchte Dänemark Frieden, den es zu Brömſebroo (ſüdlich unter Calmar) am 13. Aug. 1645 unter harten Bedingungen erhielt. Es mußte Jämtland, Herjedalen und die Inſeln Gottland und Oeſel auf immer, und Halland pfandweiſe auf dreißig Jahre den Schweden abtreten, und ihnen überdieß Befreiung vom Zoll und von Unterſuchungen im Sunde und bei Glücksſtadt zugeſtehen. Inzwiſchen hatte Torſtenſon den Krieg gegen Oeſtreich fortgeſetzt. Er war in Böhmen eingedrungen und hatte die Oeſtreicher unter Hatzfeld ſamt den mit ihnen vereinten Truppen der Baiern und der Lige unter Götz und Johannes von Werth bei Jankau (zwiſchen Prag und Tabor) am 24. Febr. 1645 ſo nachdrücklich geſchlagen, daß Hatzfeld mit 3,000 Mann gefangen, und Götz mit 2,000 andern getödtet wurde. Nach dieſem Siege war er wiederum bis gegen Wien vorgedrungen; aber wiederum vergebens! Das Mißlingen der langen Belagerung von Brünn, das Zurücktreten des ſiebenbürgiſchen Fürſten Ragoczy von der Verbindung mit ihm und die Erſchöpfung ſeiner Armee nöthigte ihn zum Rückzug. Und nun legte er (im Nov. 1645), durch Kränklichkeit

keit und Anſtrengungen geſchwächt, ſeine Befehlshaberſtelle wieder.

Sein Heer, gleichfalls erſchöpft, konnte ſich in Böhmen, wo es damals ſtand, nicht länger behaupten. Darum führte ſein Nachfolger in der Befehlshaberſtelle, **Guſtav Wrangel**, ein tüchtiger General, der ſeither unter ihm gedient hatte, das Heer nach dem Niederrhein, um es dort mit dem franzöſiſchen Heere zu vereinigen und durch dieſe Vereinigung zu neuen Unternehmungen zu ſtärken. Dieß gelang! Zwar beſtand das franzöſiſche Heer nicht mehr, das **Guebriant** einſt übernommen und ſeit der Trennung von Baner in Baden und Württemberg mit wechſelndem Glücke angeführt hatte: am Todestage dieſes Generals (24. Nov. 1643) war es von den Oeſtreichern bei Tuttlingen überfallen und auseinander geſprengt worden; dagegen hatte ſich am Rhein ein neues franzöſiſches Heer unter Turenne geſammelt, das im Jahre 1644 die Städte und Feſtungen Speier, Worms, Manheim, Mainz und Philippsburg eroberte, im Jahre 1645 durch Schwaben bis an die Grenze von Franken drang, hier mit verſchiedenem Erfolge gegen die Oeſtreicher kämpfte, und im Jahre 1646 in Heſſen mit Wrangel ſich vereinigte, worauf beide, **Wrangel** und **Turenne** durch Schwaben in Baiern eindrangen.

In trauriger Lage befand ſich jetzt der Kurfürſt von Baiern, der beharrlichſte Anhänger Oeſtreichs.

Schrecklich wurde ſein Land von den Franzoſen und Schweden verheert; die Hauptlaſt des Krieges lag auf ihm; abgetreten vom Kriegsſchauplatze waren Kurbrandenburg und Kurſachſen, die ihre Länder durch Neutralitätsverträge gegen die Verheerungen der Schweden zu retten ſuchten. So bedrängt, ſchloß Kurfürſt Maximilian einen Neutralitäts- oder Waffenſtillſtands-Vertrag mit Frankreich und Schweden (Ulm, 14. März 1647), kraft deſſen er alle Truppen aus Schwaben ziehen und ſich auf Baiern beſchränken mußte, wogegen ſein Land von Einlagerungen und Durchzügen befreit ſeyn ſollte. Darauf trennten ſich die Franzoſen und Schweden: jene zogen durch Württemberg und Baden und zwangen Mainz und Darmſtadt, wie früher Cöln, die Neutralität anzunehmen; dieſe aber zogen zuerſt an den Bodenſee, wo ſie Bregenz, dann nach Franken, wo ſie Schweinfurt, ferner nach Böhmen, wo ſie Eger eroberten. Doch als Maximilian, bedrängt von ſeinen Soldaten und beleidigt von den geſteigerten Forderungen der Schweden, den Waffenſtillſtand aufgeſagt (28. Sept. 1647) und den Oeſtreichern abermals Beiſtand geleiſtet hatte, wodurch Wrangel genöthiget worden war, Böhmen zu verlaſſen und ſich unter großen Gefahren nach Lüneburg zu flüchten: ſo vereinigte ſich Turenne aufs neue mit ihm, und beide brachen zum zweiten Male in Baiern ein (im Mai 1648). Die Oeſtreicher, dann auch die Baiern, die ihnen Widerſtand leiſteten, wurden geſchlagen, Kurfürſt Maximilian entfloh nach Salzburg; und ſein unglückliches Land wurde noch ärger, als vorher, verheert, bis endlich die Schweden durch ihre eigenen Verwüſtungen in Mangel geſetzt, ſich nach Schwaben zurückziehen mußten. Indeſſen fiel ein ſchwediſches Streifcorps unter Königsmark, dem der Pfalzgraf Karl Guſtav, nachmaliger König von Schweden, Verſtärkung zugeführt hatte, in Böhmen ein, und bemächtigte ſich daſelbſt, von einem Verräther geleitet, eines Theils der Stadt Prag, der ſogenannten Klein-Seite (26. Jul. 1648). — Das war das letzte wichtige Ereigniß im dreißigjährigen Kriege; bald darauf erſcholl die Nachricht von dem endlichen Abſchluß des heißerſehnten Friedens. Und ſo endigte der Krieg in eben dem Lande, in welchem er begonnen hatte.

3) Von dem weſtphäliſchen Frieden.

Viele Zeit und Mühe koſtete die Einleitung zum Frieden, noch mehrere der Abſchluß deſſelben. Schon als der prager Friede (30. Mai 1635) abgeſchloſſen worden war, fingen im Betreff eines allgemeinen Friedens Unterhandlungen an. Darauf wurde der Reichstag zu Regensburg, der ſich nach Baners Abzug wieder verſammelt hatte, mit dem Beſchluß geendigt (10. Oct. 1641), daß, um Rang und Religionsſtreitigkeiten zu vermeiden, der Friede in zwei Congreßörtern, nämlich in den weſtphäliſchen Städten Münſter und Osnabrück, dort von den Katholiken, hier von den Proteſtanten, unterhandelt, beiderlei Friedensſchlüſſe aber als einer angeſehen werden ſollten. Auch wurden noch in demſelben Jahre (25. Dec. 1641) zwiſchen den kaiſerlichen, franzöſiſchen und ſchwediſchen Geſandten, unter Dänemarks Vermittelung, Friedenspräliminarien abgeſchloſſen, doch nur im Betreff der Auswechſelung der Geleitsbrieſe und des Anfangs der Friedensunterhandlungen, der auf den 25. März 1642 feſtgeſetzt wurde. Aber viel ſpäter erfolgte dieſer Anfang. Denn erſt im Januar 1643 beſtätigte der Kaiſer jene Präliminarien; erſt in den Jahren 1643 und 1644 verſammelten ſich mit abgemeſſener Langſamkeit die Geſandten der kriegführenden Mächte an den Congreßörtern und mit ihnen, als Vermittler, Geſandte von Venedig (Aloyſius Contarini, 16. Nov. 1643) und vom Pabſte (Fabius Chigi, 19. Mai 1644); erſt am 10. Apr. 1645 wurde der Congreß mit Ueberreichung der Vollmachten in die Hände der Vermittler eröffnet; erſt am 1. Jun. 1645 übergaben die Franzoſen und Schweden ihre Vorſchläge; und erſt am Ausgange dieſes Jahres wurden die Unterhandlungen mit Nachdruck betrieben.

Die Urſachen dieſer widrigen Langſamkeit bei allen Schreckniſſen und Qualen des langdauernden Krieges laſſen ſich leicht auffinden. Denn erſtens waren die kriegführenden Mächte zur Beſchleunigung des Friedens nicht ſehr geneigt, da ſie, bei dem öftern Umſchwung des Kriegsglückes, einen Umſchwung desſelben zu ihrem Vortheil und mit demſelben Anſprüche auf größere Forderungen oder mindere Entſagungen erwarteten.

teten. Ferner waren ſie durch die lange Dauer des Krieges ſo [illegible] erbittert gegen einander, und dabei die Verhältniſſe ſo mannichfaltig und verwickelt geworden, daß es Zeit und Mühe koſtete, dieſe und jene auszugleichen. Hierzu kam drittens, daß Spannung und Mißtrauen zwiſchen den Verbündeten (namentlich zwiſchen Frankreich und Schweden), ja ſelbſt zwiſchen den Abgeordneten einer und derſelben Geſandtſchaft (wie bei der ſchwediſchen und der franzöſiſchen) herrſchte, und daß Kleinlichkeiten, wie Titel, Rang und äuſſeres Cäremoniel oft eben ſo viel galten und eben ſo viel Streit erregten, als Verhandlungen der wichtigſten Staats- und Kirchenſachen. Erſt dem **Grafen von Trautmannsdorf**, der am 19. Nov. 1645 in Münſter eintraf, gelang es, doch mit vieler Mühe, die Unterhandlungen ihrem Ziele zuzuführen *), und

---

*) **Maximilian Graf von Trautmannsdorf**, der jüngſte Sohn des kaiſerlichen Kriegspräſidenten Johann Friedrich Grafen von Trautmannsdorf, geboren zu Grätz 1580, geſt. zu Wien 1650, war in der evangeliſchen Lehre erzogen, dann aber zur katholiſchen Kirche übergetreten. Nachdem er ſchon unter Kaiſer Matthias im Kriegsdienſte gedient hatte, wurde er vom Kaiſer Ferdinand II., der ſeine Talente, Geſchicklichkeit und Ergebenheit gegen das Kaiſerhaus erkannte, zum Staatsminiſter erhoben. Als ſolcher ſchloß er das Bündniß zwiſchen Ferdinand II. und Maximilian von Baiern (8. Oct. 1619), dann den prager Frieden (30. Mai 1635) und noch viele andre Unterhandlungen ab. Er war zum Unterhändler gleichſam geſchaffen. Denn er war muthig und einſichtsvoll, ohne hartnäckig und anmaßlich zu ſeyn; ehrlich und offen, ohne die Linie der Klugheit zu überſchrei-

und wiewohl er nicht bis zum völligen Abſchluß des Friedens bei dem Congreſſe blieb (er ging im Julius 1647 von Münſter nach Wien zurück): ſo war er es doch eigentlich, der die wichtigſten Schwierigkeiten, die dem Frieden entgegentraten, beſeitigte und dadurch bewirkte, daß nach drei Jahren die Unterhandlungen beendigt und am 24. Oct. 1648 der Friede zu Münſter von den geſammten öſtreichiſchen, franzöſiſchen, ſchwediſchen und reichsſtändiſchen Geſandten unterzeichnet wurde.

Dieſer Friede betraf — auſſer den Verträgen mit der Schweiz (14. Mai 1648) und den Niederlanden (30. Januar 1648), die beide für freie und unabhängige Staaten erklärt wurden, — vorzüglich drei Hauptpunkte, nämlich Genugthuungen, Religionsangelegenheiten und Reichsſachen.

Im Bezug auf die *Genugthuungen* oder Entſchädigungen und Wiedereinſetzungen wurde Folgendes verfügt: *Schweden* erhielt deutſches Geld und deutſches Land; ſtatt der 20 Millionen Thaler, die es zur Be-

zah-

ſchreiten; ſeine Geduld und Thätigkeit war unübertrefflich; nicht leicht überwältigte ihn Empfindlichkeit oder Verdruß über Hartnäckigkeit des Widerſpruchs, und immer reich an Planen, wußte er, wenn ihm der eine nicht gelungen war, leicht einen andern anzuknüpfen. Dabei genoß er allgemeines Vertrauen. Und ſo gelang es ihm, die ſtreitenden Partheien einander zu nähern und das ſchwierige Friedensgeſchäft dem Ende zuzuführen.

zahlung und Abdankung ſeiner Truppen anfangs gefordert hatte, bekam es von den deutſchen Kreiſen (mit Ausnahme Oeſtreichs und Baierns) 5 Mill. Thlr., und ſtatt der kaiſerlichen Erblande, die es in Anſpruch genommen hatte, Vorpommern mit Rügen, einen Theil von Hinterpommern mit Stettin und der Inſel Wollin, ferner die mecklenburgiſche Stadt Wismar und die Bißthümer Bremen und Verden als Herzogthümer; es ward dadurch ein deutſcher Reichsſtand, doch mit beſonderen Vorrechten. — Der Krone Frankreich wurden die deutſchen Bißthümer Metz, Toul und Verdun, die ſie ſchon ſeit 1552 beſeſſen hatte, förmlich zugeſagt, dann was das Haus Oeſtreich im Elſaß beſaß (aber nicht die dortigen Reichsſtädte, die, wie mehrere Abteien und Grafſchaften daſelbſt bei dem deutſchen Reiche bleiben ſollten), ferner der Sundgau, die Stadt Breiſach und das Beſatzungsrecht von Philippsburg. — Kurbrandenburg erhielt den Reſt von Hinterpommern und, zur Entſchädigung ſeiner gerechten Erbanſprüche auf ganz Pommern, die Stifter Magdeburg, Halberſtadt, Minden und Camin, erſteres als Herzogthum, die drei letzteren als weltliche Fürſtenthümer. — Mecklenburg erhielt, zur Entſchädigung für die Abtretung der Stadt Wismar, die Bißthümer Schwerin und Ratzeburg als Fürſtenthümer und zwei Johanniter-Commenden, Mirow und Nemerow. — Braunſchweig-Lüneburg erhielt für die Anſprüche, die Prinzen ſeines Hauſes auf die Verwaltung der ſeculariſirten und vertheilten Stiftern Magdeburg, Bremen, Halberſtadt und Ratzeburg zu machen hatten, die Klöſter Walkenried und Gröningen, und, was ſonderbar war, daß das Bißthum Oſnabrück mit einem proteſtantiſchen Prinzen des hannöverſchen Hauſes, und dann wieder mit einem katholiſchen Biſchofe beſetzt werden ſollte. — Heſſen-Caſſel, das keine Anſprüche auf Entſchädigungen hatte, erhielt, auf Betrieb der Krone Schweden, wegen ausdauernder Anhänglichkeit an dieſelbe, die Abtei Hirſchfeld als ein weltliches Fürſtenthum und die Aemter Schauenburg und Sachſenhagen, die bis dahin zum Stifte Minden gehört hatten, ferner zur Schadloshaltung und Abdankung ſeiner Soldaten 600,000 Thlr., die von den Stiftern Mainz, Cöln, Paderborn, Münſter und der Abtei Fulda gezahlt werden ſollten. — Dem Hauſe Kurſachſen wurde der Beſitz der ſchon im prager Frieden zugeſagten vier Aemter beſtätigt. — Baiern behielt, was es ſchon inne hatte, die pfälziſche Kur und die Oberpfalz nebſt der Grafſchaft Cham. — An Pfalzbaiern aber, an die Söhne und Nachkommen des unglücklichen Friedrichs wurde die Unterpfalz und eine neue (die achte) Kurwürde zugeſtanden, und dabei ausgemacht, daß mit dem Erlöſchen des bairiſchen Hauſes (das im Jahre 1777 erfolgte), die baieriſche Kur und die Oberpfalz an Pfalzbaiern zurückfallen ſollte. — Auch den übrigen deutſchen Fürſten und Herren, die am Kampfe gegen Oeſtreich Antheil genommen hatten, als dem Herzoge von Würtemberg, dem Markgrafen von Baden-Durlach, den Häuſern Solms, Yſenburg, Hohenlohe ꝛc. wurde Amneſtie und damit Wiedereinſetzung in ihr Gebiet bewilliget. — Nur Oeſtreich, das am Anfang des Krieges triumphirt hatte, gewann am Ende deſſelben nichts, und konnte den Verluſt an eignen Erblanden nur dadurch abwenden, daß es, trotz alles Widerſpruchs ſeiner Glaubensgenoſſen, in die Seculariſationen geiſtlicher Güter willigte.

Der zweite Hauptpunkt des Friedens bezog ſich auf *Religionsangelegenheiten*. Im Betreff derſelben wurde der Religionsfriede vom Jahre 1555 erneuert und dabei ausgemacht, daß Lutheraner und Reformirte mit den Katholiken völlige Rechtsgleichheit genießen ſollten, doch nur im Bezug auf das deutſche Reich, nicht im Bezug auf einzelne deutſche Länder und Städte. Um den Streit wegen des geiſtlichen Vorbehalts zu beſeitigen, und um über die geiſtlichen Güter, die während des Krieges abwechſelnd in proteſtantiſchen und katholiſchen Händen geweſen waren, zu entſcheiden, wurde das Jahr 1624 als Normaljahr beſtimmt, oder ausgemacht, daß der Zuſtand der geiſtlichen Güter (mit Ausnahme derer, die an Schweden, Brandenburg, Mecklenburg ꝛc. abgetreten wurden) ſo verbleiben ſollte, wie er am 1. Januar 1624 geweſen war. Eben ſo ſollte es auch mit der Religionsübung evangeliſcher Unterthanen katholiſcher Landesherren gehalten werden. Wo ihnen im Jahre 1624 freie Religionsübung nicht geſtattet war, da wurde ihnen nichts anderes zugeſtanden, als das trübſelige Recht, aus dem Lande wegzuziehen.

Im Bezug endlich auf den dritten Hauptpunkt, die Reichsſachen betreffend, wurde verfügt, daß den deutſchen Reichsſtänden in ihren Gebieten die Landeshoheit, die ſie ſeither nur dem Herkommen gemäß geübt hatten, geſetzlich zukommen ſollte und damit zugleich das Recht, Bündniſſe mit auswärtigen Mächten, nur nicht gegen Kaiſer und Reich, zu ſchließen; ferner, daß alle wichtigen Reichsgeſchäfte (z. B. Beſchlüſſe über Krieg, Frieden, Bündniſſe, Beſteuerungen ꝛc.) nur mit Beiſtimmung des Reichstages, bei dem alle Stände freies Stimmrecht hätten, entſchieden und ohne ſolche Beiſtimmung Geſetze vom Kaiſer weder gegeben noch gedeutet werden; dann, daß den Reichsſtädten bei allen reichsſtändiſchen Verſammlungen ein Stimmrecht gebühren, daß alſo letztere hinfort aus drei Collegien, dem kurfürſtlichen, dem fürſtlichen und reichsſtädtiſchen beſtehen, und auf denſelben, vornehmlich bei Religionsangelegenheiten nicht Stimmenmehrheit, ſondern gütliche Ausgleichungen entſcheiden ſollten. — Auſſerdem wurde auch die Einrichtung und der Geſchäftskreis des Reichskammergerichts und des Reichshofraths näher beſtimmt.

Lange Zeit iſt dieſer Friede als ein Meiſterſtück der Staatskunſt geprieſen worden, aber mit allzufreigebigem Lobe. Denn erſtens erſcheint er mangelhaft und unvollſtändig im Bezug auf Staatsſachen. Er ſollte als ein allgemeiner Friede gelten — weshalb auch die Angelegenheiten der Schweiz und der Niederlande auf demſelben ausgeglichen wurden; — aber der damalige Kampf zwiſchen Frankreich und Spanien und zwiſchen Spanien und Portugal wurde durch denſelben nicht beſeitigt. Er ſollte als ein Reichsgrundgeſetz allen Ständen des Reiches zur Richtſchnur dienen; aber unentſchieden blieb durch denſelben der jülichſche Erbfolgeſtreit und die Wiederherſtellung der Reichsfreiheit der Stadt Donauwerth, unentſchieden blieb das Verfahren bei Achtserklärungen deutſcher Reichsſtände und die Einrichtung des Reichs-Steuerweſens und des Reichs-Poſtweſens. Dieſe Gegenſtände wurden mit noch andern auf den nächſten Reichstag verwieſen. Zweitens hatte dieſer Friede auch in Rückſicht der Religionsangelegenheiten manches Mangelhafte. Er gab nicht eine allgemeine Religions- und Kirchenfreiheit, oder erlaubte nicht allen Gliedern des deutſchen Reichs ihrem Glauben zu leben, ſondern ſetzte der Gewiſſensfreiheit beengende Grenzen, bezog ſie nur auf die Stände des Reichs, nicht auf die Unterthanen, ſchloß die öſtreichiſchen Staaten, die doch auch zu dem deutſchen Reiche gehörten, gänzlich von derſelben aus, und ließ durch alles dieß den Samen zu bittern Reibungen, Anfeindungen und Bedrückungen zurück. Drittens ſchwächte dieſer Friede die Macht und Einheit des deutſchen Reichs. Denn wie durch denſelben die Schweiz und die Niederlande förmlich vom deutſchen Reiche abgeſondert wurden: ſo wurde durch denſelben auch die Macht des Kaiſers und dadurch die Centralkraft des deutſchen Reichs vermindert. Der deutſche Kaiſer galt zwar noch immer als das Oberhaupt, und ihm blieben die ſogenannten Reſervatrechte, als die Oberlehnsherrlichkeit, die oberrichterliche Gewalt, das Recht der Standeserhöhungen und der Ertheilung gewiſſer Privilegien; aber was konnte er als Haupt des Reiches ausrichten, da die unmittelbaren Reichsſtände die Landeshoheit erlangt hatten, da ohne ihre Beiſtimmung in Reichsſachen nichts von Wichtigkeit unternommen werden durfte, und da auf Reichstagen nicht nach Stimmenmehrheit, ſondern nach gütlicher Uebereinkunſt entſchieden werden ſollte. So mußte, wie ſchon während des dreißigjährigen Krieges Bogislav Philipp Chemnitz (unter dem Namen Hippolytus a Lapide) in ſeinem Aufſehen erregenden Werke de ratione status in imperio nostro etc. 1641) gezeigt hatte, die Verfaſſung des deutſchen Reichs immer mehr zur Ariſtokratie ſich hinneigen, immer mehr die Langſamkeit in den Verhandlungen zunehmen und immer mehr das Reich als ein kraftloſes Ganze erſcheinen.

Dieſe Schwächung des deutſchen Reiches offenbarte ſich ſchon bei dem Friedensſchluß. Denn Schweden

den und Frankreich waren es, die ihn beſtimmten, die durch denſelben große Stücke von Deutſchland an ſich brachten, und die unter dem Vorwand der Garantie oder Gewährleiſtung desſelben eine Art Oberaufſicht über Deutſchland ſich anmaßten. Und welche Mühe koſtete es, dieſen Frieden zu Stande zu bringen! Viele Stimmen erhoben ſich gegen denſelben; Pabſt Innocenz X. erklärte denſelben (3. Januar 1651) für nichtig, beleidigt durch die Seculariſationen, gegen welche ſchon ſein Geſandter während der Unterhandlungen Widerſpruch eingelegt hatte; die Franzoſen wollten aus den von ihnen eroberten Feſtungen nicht weichen, und die Schweden ſamt den Heſſen blieben unter den Waffen, bis ihnen die verſprochenen Summen bezahlt worden waren. Erſt im Juni des Jahres 1650 wurde Deutſchland von ihnen geräumt.

Doch wie vieles gegen den weſtphäliſchen Frieden bemerkt werden kann, ein großes Gut blieb er auch bei ſeinen Mängeln, und werth des Dankes und der Freudenfeſte, die ſeinetwegen gefeiert wurden. Denn durch ihn wurde dem furchtbaren dreißigjährigen Kriege ein Ziel geſetzt, und Deutſchland befähiget, ſich wieder zu erheben; durch ihn wurde religiöſe und bürgerliche Freiheit aufrecht erhalten und die Gerechtſame des Proteſtantismus aufs neue anerkannt; durch ihn erhielt die Verfaſſung Deutſchlands, vorher größtentheils nur vom Herkommen abhängig, eine geſetzliche Grundlage und öffentliche Anerkennung. Endlich auch das europäiſche Staatenſyſtem, und, die dasſelbe erhaltende und ſchützende Idee des Gleichgewichts wurde durch ihn befeſtiget und geſtärkt, — was um ſo wichtiger war, da eben damals die Herrſchſucht kühner, als früher, hervortrat, und die Zeiten des kirchlichen Intereſſe in die des politiſchen übergingen.

Zweiter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von der Reformation bis zur franzöſiſchen Revolution.

I.

Dr. Martin Luther.

Vor allen ſeinen Zeitgenoſſen ſtrahlt Luther hervor, ausgezeichnet durch Geiſteskraft und Glaubensmuth, noch ausgezeichneter durch unermüdliche, uneigennützige und einflußreiche Thätigkeit, am ausgezeichnetſten durch die großen Wirkungen, die von ihm ausgingen. An ihm zeigt ſich, wie auch ein Einzelner, ſelbſt aus dem niedern Stande, durch innere Kraft und von äuſſern Umſtänden begünſtigt, ſein Zeitalter mit ſich fortzureißen vermag; zu ihm hat die Nachwelt aufzublicken, wenn ſie kräftigende und erhebende Beiſpiele ſucht; und bei ihm muß die Geſchichte verweilen, um den Anfang und erſten Fortgang der Reformation zu bezeichnen.

Martin Luther, der Sohn eines Bergmannes zu Möhra (einem Dorfe zwiſchen Eiſenach und Salzungen), wurde zu Eisleben, wo ſeine Eltern damals ſich aufhielten, am 10. Nov. 1483 geboren und am 11. Nov., dem Martinstage, daſelbſt getauft. Seine Eltern, **Hans Luther** und **Margarethe**, geb. **Lindemann** (aus Franken gebürtig), waren arm, aber gottesfürchtig, und ihr Beiſpiel gewöhnte ihn frühzeitig zum Beten und zum Fleiß in allem Guten. Von ſeinem Vater und ſeinen erſten Lehrern wurde er ſehr hart und ſtreng gehalten; aber wie immer große Strenge in der Erziehung weniger ſchadet als allzugroße Nachgibigkeit, ſo hatte auch **Luther** ſpäterhin Urſache, ſich dieſer Strenge zu erfreuen: durch ſie wurde er zu einer ſorgfältigen Beobachtung ſeiner Pflichten hingeführt. Die erſten Anfangsgründe erlernte er auf der Schule zu Mansfeld; dann (1497) kam er auf die Schule zu Magdeburg, und nach einem Jahre (1498) auf die Schule zu Eiſenach, wo man beſſeres Fortkommen für ihn hoffte. Doch mußte er hier, wie in Magdeburg, ſein Brod durch Currentſingen zu erwerben ſuchen; erſt als die Ehefrau des Bürgers **Cotta**, gerührt durch ſein andächtiges

Singen und Beten ihn bei ſich aufgenommen hatte, wurde er von Nahrungsſorgen befreit. In ſeinem achtzehnten Jahre (1501), bezog er, ausgerüſtet mit Schulkenntniſſen und einer großen Geſchicklichkeit in der Muſik, die er ſein ganzes Leben hindurch hochſchätzte, die Univerſität Erfurt. Hier widmete er ſich, dem Wunſche ſeines Vaters zufolge, anfangs der Rechtswiſſenſchaft und Philoſophie, und ſchon im Jahre 1503 wurde er Lehrer der letztern. Aber, ſo wenig als Rechtshändel, ſagte die damalige Philoſophie ſeinem Gemüthe zu. Ihn dürſtete nach höherer Gotteserkenntniß, wozu auch das Leſen der Bibel, die er auf der Univerſitäts-Bibliothek zu Erfurt zum erſten Male in ſeinem Leben geſehen hatte, ihn entzündete; Zweifel quälten ihn, ob er bei ſeinem jetzigen Berufe der Gnade Gottes verſichert ſeyn könnte; und eine harte Krankheit, vielleicht Folge dieſer beängſtigenden Zweifel, befiel ihn. Als dann ſein Freund Alexis von Mördern überfallen und getödtet, er ſelbſt bei einem furchtbaren Gewitter, das neben ihm einſchlug, wunderbar erhalten worden war, faßte er den Entſchluß, der Welt zu entſagen und ſein Leben Gott zu weihen. Er wurde daher zu Erfurt (17. Jul. 1505) Auguſtinermönch, hoffend, durch das Kloſterleben zur Gottſeligkeit und Gemüthsruhe zu gelangen. Sein Vater und ſeine Freunde waren mit dieſem Schritte ſehr unzufrieden und ſuchten ihn zu ſeiner vorigen Beſtimmung zurückzuführen; aber vergebens! Wie immer beharrlich bei dem, was er für recht und gut erkannt hatte, konnte er auch jetzt von dem gefaßten Entſchluß nicht abwendig gemacht werden.

Doch fand er im Kloſter, wenigſtens anfangs, nicht das, was er hoffte. Die niedrigſten Arbeiten wurden ihm aufgetragen: er mußte das Kloſter reinigen, die Kirchthüren auf- und zuſchließen, mit dem Bettelſack durch die Stadt gehen rc. Dabei gerieth er in einen ſolchen Trübſinn, daß er einſt in ſeine Zelle ſich einſchloß und vielleicht Hungers geſtorben wäre, hätte man ihn nicht durch Muſik, die er innigſt liebte, wieder erheitert. Noch mehr wirkte zu ſeiner Beruhigung und Erhebung Dr. Joh. von Staupitz, Aufſeher der Auguſtinerklöſter in Thüringen und Meißen *), der die herrlichen Anlagen ſeines Geiſtes erkannte. Einſt als ihm Luther ſeine innere Unruhe und Bangigkeit klagte, verwies er ihn auf Chriſtum,

„bei

---

*) Johann von Staupitz, der dadurch große Verdienſte um die Reformation hatte, daß er Luthern auf den höheren Schauplatz ſeiner Wirkſamkeit führte, war von Geburt ein meißniſcher Edelmann, hatte auf verſchiedenen Univerſitäten ſtudirt und zu Tübingen die Doctorwürde erlangt. Seiner bediente ſich Kurfürſt Friedrich der Weiſe zur Gründung der Univerſität Wittenberg (1502). Anfangs billigte er Luthers Unternehmungen und vertheidigte ſie zu Augsburg 1518; doch hatte er nicht Muth genug, ſich öffentlich für die Reformation zu erklären, und Vorwürfe, die Luther deshalb ihm machte, entzweiten ihn mit demſelben. Er verließ dabei Sachſen und ging als Hofprediger nach Salzburg (1522), wo er 28. Dez. 1524 ſtarb.

„bei dem er finden werde," was er ſuche; denn er ſey das Licht, die Wahrheit und das Leben." Noch klarer und eindringlicher ward ihm dieſer Troſt, als er, abermals von einer ſchweren Krankheit ergriffen, ſein Herz einem alten Kloſterbruder öffnete, und dieſer ihm zuredete, wie durch den Glauben an die durch Chriſtum geoffenbarte Gnade Gottes Vergebung der Sünden erlangt werden könne. Jetzt ging ihm ein Licht auf; in dem Gedanken, „wir werden durch den Glauben gerecht," fand er den Leitſtern für ſein ganzes übriges Leben. Da er nun auch, auf Verwendung Staupitzens und der Univerſität, von niedriger Arbeit befreit worden war: ſo erhielt er mit der innern Ruhe und Freudigkeit Muth und Muße zum Studiren. Er las die heilige Schrift (auch im Kloſter fand er ſie) mit großem Eifer; benutzte alle ihm zugänglichen Hilfsmittel zu ihrer Erklärung, machte ſich mit den Werken alter und neuer Kirchenlehrer bekannt, und übertraf bald an Fleiß, Kenntniſſen und Genauigkeit in Erfüllung ſeiner Ordensregeln alle ſeine Kloſterbrüder. Er wurde daher ſchon im Jahre 1507 zum Prieſter geweiht. Doch es war ſein Schickſal nicht, in den engen Kloſtermauern zu bleiben. Die Vorſehung wollte ihn zu einem höhern Wirkungskreis führen, und der ſchon erwähnte Dr. Johann von Staupitz war das Werkzeug, deſſen ſie ſich hierzu bediente. Auf ſeine Empfehlung wurde Luther als Profeſſor nach Wittenberg berufen.

Im Jahre 1508 kam Luther nach Wittenberg, wo er anfangs nur philoſophiſche, dann auch theologiſche Vorleſungen hielt. Auch machte er auf Staupitzens Rath einen Anfang mit Predigen, womit er ſo viel Beifall gewann, daß ihn die Bürgerſchaft zu Wittenberg zu ihrem Stadtprediger ernannte. Dieſer gute Fortgang ſeiner Beſtrebungen erhob ihn über die Schüchternheit, die ihn bisher oft niedergedrückt hatte; mit dem Gefühle ſeiner Kraft wuchs ſeine Kraft, und immer lebendiger, wie dieſe, wurde auch ſein Vertrauen zu Gott. So in ſich bekräftiget und von Andern geachtet, wurde er von ſeinem Gönner Johann von Staupitz im Jahre 1510 nach Rom geſendet, um eine Angelegenheit des Auguſtinerordens vom Pabſte entſcheiden zu laſſen. Aeuſſerſt wichtig war der Eindruck, den dieſe Reiſe in ihm zurückließ! Mit grenzenloſer Verehrung des Pabſtes, als des Statthalters Chriſti, war er nach Rom gereiſet; aber mit ſehr verminderter Achtung gegen ihn kehrte er zurück. Dort am Hofe „Seiner Päbſtlichen Heiligkeit" hatte er ein engelreines und gottſeliges Leben zu finden geglaubt, und hatte die üppigſten Sitten gefunden und einen Verfall des Gottesdienſtes und einen Leichtſinn beim Beten, der ihn mit tiefem Unwillen erfüllte. Er hatte dort fühlen lernen, daß Rom die wahre chriſtliche Kirche nicht in ſich faſſe, und äuſſerte daher ſpäterhin: „Ich wollte nicht tauſend Goldgülden nehmen, daß ich Rom nicht ſollte geſehen haben."

Bald nach ſeiner Rückkehr wurde er, gleichfalls auf Saupitzens Veranlaſſung, Doctor der Theologie (12. Oct. 1512), dabei ſchwur er, ſein Lebelang die heilige Schrift zu erforſchen und zu predigen. Dieſem Schwur blieb er unverbrüchlich treu: von nun an war die Erforſchung und Predigt des göttlichen Wortes ſein unabläſſiges Streben. Er ſtudirte dazu die griechiſche und hebräiſche Sprache, hielt Vorleſungen über die Pſalmen und Briefe Pauli, empfahl ſchon damals die Bibel als die einzig lautere Quelle des wahren Chriſtenthums und hob aus derſelben die Lehre hervor, daß nur allein durch Gottes Gnade Vergebung zu finden ſey. Er fand Beifall! Schaaren von Zuhörern drängten ſich zu ihm, die meiſten ſeiner Amtsgenoſſen traten ſeinen Grundſätzen bei, und eine Gelegenheit, ſie weiter zu verbreiten, bot ſich ihm dar, als er von Staupitz, während dieſer in den Niederlanden war, den Auftrag erhielt, im Jahre 1516 den Zuſtand der Auguſtinerklöſter in Thüringen und Meißen zu unterſuchen. So war er ſchon auf dem Wege zu einer Kirchenverbeſſerung, als ihn auch eine äuſſere Veranlaſſung zu ſelbiger aufforderte.

Der damalige Pabſt Leo X., verſchwenderiſch und prachtliebend, bedurfte Geld, vornehmlich zum Ausbau der Peterskirche in Rom. Er ließ daher Ablaß predigen, und in ſeinem Namen durchzog Johann Tezel Franken und Sachſen als Ablaßprediger. Mit gottesläſterlicher Unverſchämtheit behauptete dieſer Dominicanermönch: „der Ablaß ſey die höchſte und wertheſte Gabe Gottes, die den Sünder auch ohne Reue und Buße rechtfertige, jede Sünde vergebe und die Seele aus dem Fegfeuer löſe." Auf ſeinem Opferkaſten ſtanden die Worte: „Sobald das Geld im Kaſten klingt, ſobald die Seel' in Himmel ſpringt." Dieſen ärgerlichen Handel ſetzte Tetzel bis Jüterbock ungeſtört fort, und aus dem nahen Wittenberg ſtrömten Viele ihm zu, um Ablaßzettel zu kaufen.

Luther erfuhr dieß zuerſt im Beichtſtuhle. Einige Wittenberger, die bei ihm beichteten, bekannten ſich grober Sünden ſchuldig, ohne doch Reue und Buße zu bezeigen; und, als er ihnen dieß verwies, beriefen ſie ſich auf die erkauften Ablaßzettel. Darüber empörte ſich ſein frommer und erleuchteter Sinn; er erklärte, daß er nur dann Abſolution ihnen ertheilen könne, wenn er die Zeichen wahrer Buße bei ihnen ſehe. Aber dabei blieb er nicht ſtehen. Er eiferte auf der Kanzel gegen das Unweſen des Ablaſſes und für die Nothwendigkeit einer wahren Buße; er ſchrieb an die Biſchöfe von Meißen, Frankfurt, Zeitz und Merſeburg, dann auch an den Erzbiſchof von Mainz, der Tetzeln ausgeſchickt hatte: „ſie möchten, eingedenk ihres biſchöflichen Amtes, dahin wirken, daß Gottes Name nicht alſo geläſtert, und das arme Volk ſo jämmerlich verführt werde." Aber der Erzbiſchof von Mainz verachtete dieſe Bitte, und die anderen Biſchöfe gaben ihm zur Antwort: „ſie könnten und dürften wider ſolche des Pabſtes Geſchäfte nichts vornehmen." Tetzel ſelbſt ſchalt

Luthern öffentlich einen Ketzer, ließ auf dem Markte zu Jüterbock Feuer anzünden, zum Zeichen, daß er als Ketzermeiſter ihn verbrennen laſſen könnte, und fuhr in ſeiner Lobpreiſung des Ablaſſes fort. Darauf ſchlug Luther am 31. Oct. 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg fünf und neunzig Theſes oder Disputirſätze, in denen er behauptete, daß ſich der päbſtliche Ablaß nur auf die Kirchenſtrafen, nicht aber auf die göttlichen erſtrecke; daß Vergebung der Sünden allein von Gott durch wahre Reue erlangt werden könne; und daß Gott umſonſt, bloß aus Gnade verzeihe. — Dieß war der erſte große Schritt, den Luther, aus reiner Liebe zur Wahrheit und im gerechten Zorn über die Entehrung des göttlichen Wortes, zur Abſtellung ärgerlicher Mißbräuche that, ohne jedoch die großen Folgen zu ahnen, die derſelbe hätte. Jene Briefe und Predigten mußten in kleineren Kreiſen verhallen; aber dieſe Theſes waren an jeden Freund der Wahrheit gerichtet und den Gelehrten in- und auſſerhalb Deutſchlands zur Prüfung, Beſtreitung oder Bekräftigung übergeben. Mit Recht bezeichnet man daher mit dieſem erfolgreichen Schritte den Anfang der Reformation.

Groß war der Beifall, ſchnell auch die Verbreitung, die Luthers Theſes durch ganz Deutſchland fanden. Tetzel und deſſen Anhang bedrohete ihn mit dem Flammentode; Luther aber blieb, obſchon er noch allein ſtand, unerſchrocken. Er entwickelte ſeine Lehren auf einer Verſammlung der Auguſtinermönche zu Heidelberg (im April 1518), gab eine Erklärung oder Vertheidigung ſeiner Theſes heraus, und überſchickte ſie dem Pabſt mit der Bitte um eine Entſcheidung, in der er die Stimme Chriſti zu vernehmen hoffe. Hätte nun Leo X. den Ablaß oder wenigſtens die ärgerlichſten Mißbräuche desſelben abgeſtellt: vielleicht hätte er dadurch Luther'n, bei deſſen damals noch fortdauernder Ehrfurcht für den päbſtlichen Stuhl, zum Schweigen gebracht. Aber Leo X. befahl, Luther ſolle ſich binnen ſechzig Tagen zur Verantwortung in Rom ſtellen; und nur auf vieles Bitten des Kurfürſten von Sachſen und der Univerſität Wittenberg willigte er ein, daß Luther in Augsburg und dort vom Cardinal Cajetan verhört werden ſollte.

Luther reiſete, gegen den Rath ſeiner Freunde und ohne ſicheres Geleit, im Vertrauen auf Gott und ſeine gute Sache (im Oct. 1518) nach Augsburg. Hier erſchien er (am 12., 13. u. 14. Oct.) vor dem Cardinal, der ihn freundlich empfing, aber ſtreng von ihm forderte, er ſolle ſeine Irrthümer widerrufen, ſich künftig derſelben enthalten und in allen Stücken ſich dem Pabſte gehorſam beweiſen. Unerſchrocken erwiderte Luther, er ſey ſich keiner Irrthümer bewußt, und vertheidigte, was er gelehrt hatte, mit chriſtlichem Muthe. Doch verſprach er zu ſchweigen, wenn auch ſeinen Gegnern Stillſchweigen auferlegt würde. Damit war der Cardinal ſehr unzufrieden: er hieß ihn gehen und nicht wieder kommen, wenn er nicht nachgeben den wolle, und antwortete nicht auf das Schreiben, das Luther mit großer Unterwürfigkeit an ihn gerichtet hatte (17. Oct.). Demnach verließ Luther, auf Rath und mit Beihilfe ſeiner Freunde, ſchnell und heimlich Augsburg (20. Oct.) und kam am 31. Oct. wieder in Wittenberg an. Doch noch vor ſeiner Abreiſe von Augsburg hatte er, in Gegenwart einiger Zeugen, von dem übelberichteten Pabſt an den beſſer zu berichtenden appellirt, und dieſe Berufung nicht nur an den Dom zu Augsburg anſchlagen, ſondern auch dem Cardinal überſchicken laſſen. Dagegen verlangte der Cardinal (25. Oct.), der Kurfürſt von Sachſen ſolle Luthern nach Rom ſchicken; und der Pabſt beſtätigte unter dem 9. Nov. die ſeitherigen Ablaßpredigten und erklärte die Gegner derſelben für Ketzer. Dieß Verfahren trieb Luthern weiter: er appellirte (am 28. Nov.) von dem Pabſte an eine allgemeine Kirchenverſammlung.

Jetzt verſuchte Leo X. Luthern durch Milde zu gewinnen. Er übertrug ſeinem Kammerherrn, **Karl von Miltiz** (einem Edelmann aus dem Meißniſchen und Domherr zu Mainz), unter dem Vorwande, dem Kurfürſten von Sachſen eine goldene Roſe (ein Gnadenzeichen des Pabſtes) zu überbringen, die entſtandenen Streitigkeiten durch gütliche Unterhandlungen beizulegen. **Miltiz** ließ daher Luthern nach Altenburg kommen, und brachte ihn hier (3. Jan. 1519) ſo weit, daß er (3. März 1519) einen überaus ehrerbietigen Brief an den Pabſt ſchrieb und in demſelben, ohne zu widerrufen, dem päbſtlichen Stuhle und der römiſchen Kirche die tiefſte Ergebenheit bezeigte.

Aber was Miltitz aufzubauen geſucht hatte, zerſtörte wieder D. Johann Eck, Profeſſor der Theologie zu Ingolſtadt. Dieſer, ein gelehrter und gewandter Mann, aber auch heftig und ſtolz, glaubte mehr als alle Gegner Luthers auszurichten, oder durch die Feinheit ſeiner Disputirkünſte ihn niederſchlagen zu können. Er forderte daher ihn und andre wittenbergiſche Theologen zu einer öffentlichen Disputation nach Leipzig. Die Wittenberger nahmen die Herausforderung an, und vierzehn Tage lang (im Jun. 1519) wurde in Leipzig im Beiſeyn einer großen Menge Zuhörer öffentlich disputirt. Entſchieden wurde dadurch nichts, wohl aber die Sache der Reformation weiter gefördert; denn Luther bewährte hier das Gewicht ſeiner Behauptungen, lernte hier ſich überzeugen, daß die päbſtliche Gewalt auf eitle Anmaßungen gegründet ſey und gewann an Anhang und Unterſtützung.

Hierüber erbittert reiſete Eck (Jan. 1520) nach Rom und bewog den Pabſt, eine Bulle gegen Luthern zu erlaſſen (24. Jun.), in welcher ein und vierzig Sätze aus deſſen Schriften als ketzeriſch verdammt, das Verbrennen dieſer Schriften anbefohlen, er ſelbſt, wenn er nicht binnen ſechzig Tagen widerrufen würde, mit dem Banne bedroht, und allen deutſchen Obrigkeiten anbefohlen wurde, ihn und ſeine Anhänger gefangen zu nehmen und nach Rom zu ſenden. Zur Bekanntmachung

machung und Vollziehung dieſer päbſtlichen Bulle kam Eck triumphirend von Rom nach Deutſchland zurück. Doch betrog er ſich in ſeiner Hoffnung, Luthern zu vernichten. Zwar wurden an einigen Orten, als zu Cöln, Mainz und Löwen, Luthers Schriften verbrannt; aber an anderen Orten, vorzüglich Kurſachſens, durfte die Bannbulle gar nicht bekannt gemacht werden: das Volk zerriß ſie, und in Leipzig gerieth Eck in Gefahr, todtgeſchlagen zu werden. Luther ſelbſt gab, da er ſich überzeugte, daß die Bannbulle von dem Pabſte herrühre, alle Achtung gegen eine Macht auf, deren Rechte er ſchon früher bezweifelt hatte. Nun ſchrieb er ſein Werk von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche, nannte den Pabſt den Antichriſt, der die Wahrheiten der heiligen Schrift zu unterdrücken ſuche, und rechtfertigte alle ſeine Behauptungen, die in jener Bulle verdammt waren. Auch wiederholte er (17. Nov. 1520) ſeine Berufung an eine allgemeine Kirchenverſammlung und ſagte auf eine auffallende Weiſe dem Pabſte allen Gehorſam auf. Durch einen öffentlichen Anſchlag berief er die Studenten in Wittenberg zuſammen und zog am 10 Dec. 1520, Vormittags 9 Uhr, vor das daſige Elſterthor. Dort ward ein Scheiterhaufen errichtet und angezündet, und Luther warf eigenhändig die Schriften über das päbſtliche Recht, die wider ihn ergangene Bulle und einige Schriften ſeiner Gegner ins Feuer, wobei er die bibliſchen Worte (Joſ. VII, 25) ſprach: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet haſt; ſo betrübe und verzehre dich das ewige Feuer.“ Am folgenden Tage vertheidigte er dieſes Verfahren (durch welches er zunächſt das Verbrennen ſeiner Schriften rächen wollte) in ſeinem Collegio, und munterte dann ſeine Freunde auf, ſich mit ihm zu einer neuen Kirchengeſellſchaft zu vereinigen.

Zu ſolchen Fortſchritten führte ihn ſein Streben nach Wahrheit, ſein Leſen der heiligen Schrift, ſein unermüdetes Forſchen in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche. Dabei unterſtützten ihn mehrere Gelehrte, vor allem Philipp Melanchthon, werth neben Luthern das Haupt der Reformation und der Lehrer Deutſchlands zu heißen *). Auch war es ihm günſtig, daß ſein Landesherr, der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich der Weiſe, ihn ehrte und ſchätzte, und daß bei der herr-

---

*) Dieſer gelehrte, redliche und ſanftmüthige Mann war am 16. Febr. 1497 zu Bretten im Badenſchen geboren. Seinen Vater Georg Schwarzerde, einen Waffenſchmidt und Stückgießer, verlor er im 10. Jahre; aber ſein Großvater nahm ſich ſeiner an, und der berühmte Reuchlin trug zu Pforzheim und zu Tübingen zu ſeiner Ausbildung und Anſtellung bei. Am 25. April 1518 kam er als Profeſſor der griechiſchen Sprache nach Wittenberg und befreundete ſich daſelbſt mit Luthern, dem er mit unverbrüchlicher Liebe und Hochachtung zugethan blieb. Wie dieſer, ſuchte er das wahre Chriſtenthum aus der heiligen Schrift mittelſt gründlicher Auslegung derſelben zu erforſchen. — Mit Luthern verlor er ſeine Stütze; ſein übriges Leben war mit vielen Kümmerniſſen erfüllt. Er ſtarb 19. Apr. 1560.

herrſchenden Gährung gegen das Pabſtthum mehrere edle deutſche Ritter, als Ulrich von Hutten, Sylveſter von Schaumburg und Franz von Sickingen ſich ſeiner annahmen und ihm einen Zufluchtsort auf ihren Burgen verhießen. Doch den mächtigſten Schutz und den kräftigſten Antrieb fand er in ſich ſelbſt, in der tiefgefühlten Ueberzeugung, daß er Wahrheit lehre, in dem felſenfeſten Glauben, daß ſeine Sache Gottes Sache ſey und von Gott beſchützt werde, und in dem daraus entſtandenen Muthe, der mit jeder Gefahr zunahm, und ihn über Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit erhob. — Den deutlichſten Beweis hiervon gibt ſein Betragen zu Worms.

Noch ehe Luther ſich öffentlich vom Pabſte losgeſagt hatte, hatte Leo X. den damaligen Kaiſer Karl V. aufgefordert, Luthern und deſſen Anhänger zur Strafe zu ziehen. Der Kaiſer war der Reformation abgeneigt und bedurfte des Pabſtes zu ſeinen weltlichen Händeln; doch mochte er nicht, ſich von ihm abhängig machen, noch die Reichsfürſten, die Luthern ſchützten, beſonders den Kurfürſten von Sachſen, gegen ſich aufbringen. Er ſchlug daher einen Mittelweg ein, der, genau genommen, das päbſtliche Anſehn herabſetzte. Er forderte Luthern, obgleich dieſer ſchon als Ketzer vom Pabſte verdammt war, zur Verantwortung auf den Reichstag zu Worms, und zog eine geiſtliche oder kirchliche Sache vor weltliche Gerichte.

Am 6. März 1521 wurde Luther nach Worms

geladen, und am 26. März mit dem kaiſerlichen Geleite verſehen, das ihm der kaiſerliche Herold Kaspar Sturm überbrachte. In Begleitung desſelben, ferner ſeines Bruders Jacob, ſeiner Freunde Juſtus Jonas, Nicolaus Amsdorf und des berühmten Rechtsgelehrten Hieronymus Schurf trat er (am 2. Apr.) die Reiſe an. Auf dieſer Reiſe zeigte ſich die Verehrung, die er bereits genoß: mit großem Jubel wurde er allerwärts empfangen und begleitet. Aber auch Haß und Verfolgung gährte gegen ihn, und wie leicht konnte er unverſehends überfallen, oder zu Worms behandelt werden, wie hundert Jahre früher der redliche Huß zu Koſtnitz. Seine Freunde zitterten daher für ihn; doch er blieb ſtandhaft und erklärte: „Wenn gleich meine Feinde ein Feuer machen, das zwiſchen Wittenberg und Worms hinreicht, ſo will ich doch im Namen des Herrn erſcheinen, Chriſtum bekennen und denſelben walten laſſen." — Zu Weimar ſah er an den Straßenecken den wider ihn erlaſſenen Bannfluch des Pabſtes. Da fragte ihn der kaiſerliche Herold: „Herr Doctor, wollt ihr fortziehen?" — „Ja," antwortete er, „unangeſehen, daß man mich in „den Bann gethan und das in den Städten publicirt, „ſo will ich doch fortziehen." Zu Erfurt und Gotha predigte er mit großem Beifall. Als er nicht weit von Worms war, baten ihn ſeine Freunde noch einmal, daß er umkehren möchte; er aber gab ihnen zur Antwort: „Und wenn ſo viele Teufel zu Worms wären,

ren, als Ziegel auf den Dächern, ſo wollt' ich hinein.“ Am 16. April langte er daſelbſt an, und ſchon am 17. Apr. mußte er ſich vor die Reichsverſammlung ſtellen. Ungemein groß war das Gedränge. Alles wollte den kühnen Mönch ſchauen, der allein es wagte, dem mächtigen Pabſte zu widerſtreben. Man mußte ihn auf Seitenwegen zu dem Verſammlungsſaale hinführen. An der Thüre ſtand ein kaiſerlicher Feldhauptmann, Georg von Freundsberg, ein alter, bewährter Krieger. Dieſer klopfte ihn auf die Schultern und ſagte: „Mönchlein, Mönchlein, du geheſt jetzt „einen Gang, dergleichen ſich und mancher Oberſter „auch in der allerernſteſten Schlacht nicht gegangen „ſind. Biſt du aber auf rechter Meinung und deiner „Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort und „ſey getroſt; Gott wird mit dir ſeyn.“

Und Gott war mit ihm! Unerſchrocken trat er in den Saal ein, er, der arme Auguſtinermönch, vor den mächtigſten Kaiſer und vor die glänzenden Reihen der deutſchen Fürſten, Biſchöfe und Erzbiſchöfe. Hier legte man ihm ſeine Bücher vor und fragte: ob er ſie für die ſeinigen erkenne? und ob er widerrufen wolle? Das Erſte bejahete er; aber in Anſehung der zweiten Frage, erbat er ſich Bedenkzeit bis auf den folgenden Tag. Sie ward ihm gewährt. Darauf erklärte er am 18. Apr. vor derſelben Verſammlung: er könne nicht widerrufen, es ſey denn, daß man ihn mit Zeugniſſen der heiligen Schrift überführe, daß er falſch gelehrt

lehrt habe. Dieſe Erklärung ſchloß er mit den Worten: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir. Amen!“

Der feſte Muth und das unerſchütterliche Gottvertrauen, mit dem er geredet hatte, machte auf einen großen Theil der Anweſenden den Eindruck, den eine ſolche Geiſtesgröße auf empfängliche Gemüther zu machen pflegt. Kurfürſt Friedrich der Weiſe ſprach hocherfreut zu ſeinem Hofprediger: „O wie ſchön hat Pater Martin vor Kaiſer und Reich geredet!“ Der Kaiſer ſelbſt konnte ſich der Aeuſſerung nicht enthalten: „Dieſer Mönch ſpricht unerſchrocken und mit getroſtem Muthe!“ Auch traten viele Stände mit lauten Beſchwerden gegen den päbſtlichen Stuhl hervor. Dagegen ſuchten andere Luthern zu bereden, ſeine Sache der Entſcheidung des Reiches oder einer allgemeinen Kirchenverſammlung zu überlaſſen. Er aber wich von der Erklärung nicht ab, daß jede Entſcheidung nur nach der heiligen Schrift geſchehen müſſe, und wiederholte den Ausſpruch: „Iſt das Werk, das ich treibe, aus Menſchen, ſo wird es untergehen; iſt es aber aus Gott, ſo könnt ihr es nicht dämpfen.“

Aber wie Viele auch für Luther'n gewonnen wurden, ſo behielt doch der Haß ſeiner Gegner auf dem Reichstage zu Worms das Uebergewicht. Zwar konnte der Kaiſer nicht dahin gebracht werden, ihm das ſichere Geleit zu entziehen, vielmehr ſoll er denen, die ihn hierzu aufforderten, zur Antwort gegeben haben: „Und wenn nirgends in der Welt Treu' und „Glauben zu finden iſt, ſoll man ſie bei dem deutſchen „Kaiſer finden;“ aber er beſtand darauf, daß Luther geächtet werden ſollte, und befahl ihm, Worms zu verlaſſen. Luther reiſete am 26. Apr. wieder ab. Darauf ließ der Kaiſer am 26. Mai, als die meiſten Reichsſtände ſich wieder entfernt hatten, eine Verordnung bekannt machen, die Luther'n als einen hartnäckigen Ketzer in die Acht erklärte und jedermann befahl, ihn nach ein und zwanzig Tagen (ſo lange dauerte das zugeſicherte Geleit) gefangen zu nehmen und auszuliefern. Auch wurde ſeine Lehre verdammt, die Acht über ſeine Anhänger ausgeſprochen und das Verbrennen ſeiner Schriften anbefohlen.

Zwar fehlte es dem Kaiſer an Zeit und Macht, dieſe Verordnung, gewöhnlich das „Wormſer Edict“ genannt, zur Ausführung zu bringen; doch war die Gefahr, in die Luther gerieth, groß und dringend. Kurfürſt Friedrich der Weiſe beſchloß daher, ihn ſeinen Verfolgern wenigſtens eine Zeitlang zu entziehen und ließ ihm die Art und Weiſe, wie ſolches geſchehen ſollte, noch zu Worms eröffnen. Demnach geſchah es, als Luther auf der Rückreiſe nicht weit von Eiſenach in der Nähe des Schloſſes Altenſtein war (4. Mai 1521), daß der wartburger Amtshauptmann Hans von Berlepſch und deſſen Freund Burkard von Hund, Herr zu Altenſtein, mit zwei Knechten aus dem Walde ſprengten und mit verſtellter Gewalt Luthers Wagen angriffen. Sein Bruder Jacob, der neben ihm ſaß, ſprang beim Anblick der Reiter, ohne Abſchied zu nehmen, aus dem Wagen und lief in größter Angſt bis Waltershauſen. Luther ſelbſt wurde aus dem Wagen geriſſen, in den nahen Wald geführt, daſelbſt umgekleidet, auf ein Pferd geſetzt und um Mitternacht auf das Schloß Wartburg gebracht. Hier nannte man ihn Junker Görge und behandelte ihn als einen Staatsgefangenen, aber ſo gut, daß ſelbſt der Kellermeiſter ſich darüber wunderte.

Anfangs wußte man nicht, wohin Luther gekommen war; unter dem Volke ging die Sage: „der Teufel habe ihn geholt.“ Doch bald ward ſein Aufenthalt ruchbar; er ſelbſt kündigte ſich durch mehrere Schriften an. Denn nicht in träger Ruhe lebte er auf der Wartburg, ſondern unermüdet für das, was er als den Beruf ſeines Lebens erkannte, für das Wachsthum der Reformation. Dort ſchrieb er gegen den Ablaß, den der Erzbiſchof von Mainz aufs neue in Halle predigen ließ, und bewirkte die Abſtellung dieſes Predigens; von dort aus ließ er ſich gegen die Ohrenbeichte, die Seelenmeſſen, die Kloſtergelübde, die Eheloſigkeit der Geiſtlichen und andre Verfügungen des Pabſtthums vernehmen; dort fing er ſeine Kirchenpoſtille oder faßliche Erklärung der Sonntagsevangelien an. Doch das Wichtigſte von allem, was er auf der Wartburg arbeitete, war ſeine vortreffliche Ueberſetzung des neuen Teſtaments. Bei ſolchem Fleiße ergriffen ihn ſchwermüthige Vorſtellungen, dergleichen ihn im Anfange des Mönchſtandes gepeiniget hatten. Man ſuchte ihm durch Jagd und Spaziergänge Erholung und Stärkung zu verſchaffen; doch immer bildete er ſich ein, vom Teufel verfolgt zu werden. Einſt, heißt es, glaubte er ſogar den Teufel um ſich zu ſehen, und warf das Tintenfaß nach ihm. Noch jetzt zeigt man Spuren hiervon an einer Wand der Stube, die er auf der Wartburg bewohnte.

Indeſſen ereignete ſich mancherlei Denkwürdiges in Wittenberg. Man fing dort an, Klöſter aufzuheben und die ſtillen Meſſen abzuſchaffen; Geiſtliche traten in den Eheſtand, und Melanchthon gab das erſte Lehrbuch des evangeliſchen Glaubens (loci communes, 1521) heraus, das am deutlichſten zeigt, was die Reformatoren damals in Glaubensſachen lehrten. Doch dabei blieb es nicht! Mit dem hehren Aufſchwung, den die Reformation anregte, trat auch ein widriges Getriebe wilder Leidenſchaften hervor. Doctor Karlſtadt, Luthers Freund und Amtsgenoſſe, ein ungeſtümer, ſchwärmeriſcher Eiferer, ſuchte durch gewaltſames Verfahren das allmähliche Fortſchreiten der Reformation zu beſchleunigen. Er fing an gegen den öffentlichen Gottesdienſt zu ſtürmen, ertheilte ganz eigenmächtig zu Weihnachten 1521 in der Schloßkirche zu Wittenberg das heilige Abendmahl in deutſcher Sprache, unter beiderlei Geſtalt und ohne vorhergehende Beichte, verjagte mit mehreren ſeines Sinnes

Geiſtliche von den Altären und vernichtete die Bilder der Heiligen. Andere Schwärmer, die um eben dieſe Zeit nach Wittenberg gezogen waren, rühmten ſich beſonderer, göttlicher Eingebungen und drangen auf Abſchaffung der Kindertaufe.

Mit tiefem Unwillen vernahm dieß Luther. Denn wie feurig und reizbar auch ſein Gemüth war, ſo war er doch kein Schwärmer; und wie eifrig er auch die Verbeſſerung der Kirche wünſchte und betrieb, ſo war ihm doch ein ſolches ſtürmiſches Verfahren ein Gräuel. Nicht länger mochte er auf der Wartburg bleiben, obſchon ſein Kurfürſt dieſes wünſchte; denn wo es dem chriſtlichen Glauben galt, fragte er nicht nach der Gunſt ſeines Herrn, wie hoch er auch ſonſt ihn verehrte. Schon im November 1521 war er auf einige Zeit in Wittenberg geweſen; jetzt aber (am 4. März 1522) kehrte er offen zurück, um daſelbſt zu bleiben, und berichtete dieß von Borna aus ſeinem Kurfürſten.

In Wittenberg wieder angelangt (6. März 1522), predigte er acht Tage nach einander gegen das eingeriſſene Unweſen, und es gelang ihm, die Seinigen auf den Weg der Mäßigung und Klugheit zurückzuführen und die neuen Propheten zu entfernen. Dann gab er noch im Jahre 1522 ſeine Ueberſetzung des neuen Teſtaments heraus; worauf er ſogleich, unterſtützt von Melanchthon und andern gelehrten Freunden, die Ueberſetzung des alten Teſtaments begann, die in den nächſten Jahren ſtückweiſe erſchien, bis im Jahre 1534 die ganze Arbeit vollendet war. Nun war es leicht, ſeine Lehre nach dem von ihm empfohlenen Grunde zu prüfen: der Zugang zur Erkenntnißquelle des Chriſtenthums war allen Deutſchen geöffnet.

Doch war damit keine Ruhe gewonnen, vielmehr vervielfältigten ſich die ſtürmiſchen Bewegungen, da nicht nur die Pabiſten fortfuhren, der neuen Lehre entgegen zu wirken, ſondern auch unter den Anhängern derſelben Mißverſtändniſſe und Spaltungen eintraten. Luther gerieth dadurch in vielfache Händel, aber er beſtand ſie mit unerſchütterlichem Muthe. Freilich führte ihn ſein Eifer oft zu weit, es wurde ihm ſchwer, Widerſpruch zu vertragen, mit wildem Ungeſtüm fuhr er auf, wo er ſich angegriffen ſah, und zeigte ſich mitunter als ein ſtolzes, anmaßliches Parteihaupt. Aber er gehört zu den Menſchen, von deren Fehlern man reden kann, ohne daß ſie aufhören groß zu erſcheinen. Zu ſeiner Entſchuldigung ſagt der ſanfte Melanchthon: „die Härte, die er wider die Feinde der reinen Lehre in ſeinen Schriften gebraucht, entſtand nicht aus einem zänkiſchem Gemüthe, ſondern aus ſeinem großen Ernſte und Eifer für die Wahrheit.“ Ehren muß man ferner in ihm den Muth, der weder Angriff noch Gegenwehr ſcheuet, und die Geradheit, die ohne Rückhalt jedem Gegner ſich entgegenſtellt. Wenn aber ſo viele ſeiner Straf- und Schimpfreden uns widrig erſcheinen, ſo darf man nicht vergeſſen, daß eine rauhe und wilde Sprache damals herrſchender war als jetzt, daß er unter rohen Zeitgenoſſen aufgewachſen war, und bei der wildaufbrauſenden Hitze ſeines Weſens leicht über die Grenze der Mäßigung und Anſtändigkeit verleitet werden konnte. Und war, kann man endlich fragen, war dieſer Ungeſtüm bei ſo vielen Angriffen nicht nöthig? Würde er wohl bei Mäßigung, Sanftmuth und Nachgibigkeit ſo viel geleiſtet haben, als er wirklich geleiſtet hat?

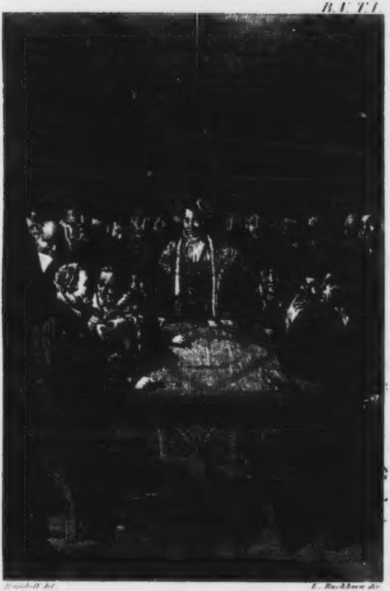
Es würde zu weit führen, wenn wir alle Streitigkeiten ſchildern wollten, die er zu beſtehen hatte. Wir reden daher nicht von ſeinen Händeln mit den Papiſten, nicht von denen mit König Heinrich VIII. von England, der (1521) ein Buch „von den ſieben Sacramenten" gegen ihn geſchrieben hatte, das Luther (1522) mit rückſichtsloſer Derbheit behandelte; auch nicht von ſeinem Streite mit Erasmus über den freien, oder (wie Luther behauptete) über den knechtiſchen Willen. Dagegen verweilen wir bei ſeinem folgenreichſten Streite, dem nämlich, der ihn mit Zwingli entzweite.

Ulrich Zwingli, Prediger zu Zürch, der Urheber der Reformation in der Schweiz, war, unabhängig von Luthern auf gleichen Wegen fortgeſchritten und zu gleichen Ergebniſſen gelangt; doch hatte er einige Lehre anders als Luther aufgefaßt, beſonders die Lehre vom heiligen Abendmahle. Hier behauptete er mit mehreren andern Gelehrten, daß Brod und Wein im heil. Abendmahle nur Zeichen des Leibes und

Blutes Chriſti wären; Luther aber nahm eine körperliche Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti an. Schon ſeit dem Jahre 1526 begann hierüber ein Streit, der in den folgenden Jahren immer hitziger und bitterer wurde. Um ihn beizulegen und dadurch unter den Evangeliſchen chriſtliche Liebe und Vereinigung ihrer Kräfte zu befördern, veranſtaltete der hochherzige Landgraf von Heſſen, Philipp der Großmüthige, damals der kräftigſte Beſchützer der Reformation, der die ihr drohende Gefahr am richtigſten erkannte und am thätigſten abzuwehren ſuchte, ein Geſpräch zwiſchen Luther und Zwingli zu Marburg. Leicht war Zwingli zu dieſem Geſpräch zu bewegen; Luther hingegen erſt nach einigem Widerſtande. Am 30. Sept. 1529 kam er mit ſeinen Freunden Philipp Melanchthon, Juſtus Jonas, Caspar Cruciger, Friedrich Myconius und Juſtus Menius, denen ſich auch mehrere andere, als Andreas Oſiander aus Nürnberg, Johann Brentius aus Schwäbiſch-Halle, Stephan Agricola aus Augsburg anſchloſſen, nach Marburg. Etwas früher war ſchon Zwingli mit dem gelehrten und ſanften Johann Oekolampadius aus Baſel, ferner mit den Predigern zu Straßburg Martin Bucerus und Caspar Hedio und mit den Rathsherren Ulrich Frank von Zürch und Rudolf Frei von Baſel daſelbſt eingetroffen. Der Landgraf nahm dieſe alle mit gleicher Freundlichkeit in ſeinem Schloſſe und an ſeiner Tafel auf, und auf ſeine Veranſtaltung mußten ſich zuerſt (1. Oct.), um die Einigung vorzubereiten, die Häupter beider Parteien mit den ſanftmüthigſten der beiderſeitigen Gegner, Luther mit Oekolampadius, Zwingli mit Melanchthon, insbeſondere unterreden. Aber ſchon bei dieſen Privatgeſprächen fand keine Einigung Statt. Darauf wurde an den beiden folgenden Tagen (2. u. 3. Oct.), im Beiſeyn des Landgrafen und ſeiner Hofleute, ſo wie der wichtigſten Perſonen beider Parteien, in einem Zimmer des Schloſſes von den Häuptern der Reformation ein ausführliches und offenes Geſpräch gehalten. Luther und Melanchthon, Zwingli und Oekolampadius ſaßen dazu an einem beſondern Tiſche. Das Geſpräch begann von einigen minder ſtreitigen Artikeln, über welche man ſich leicht verglich. Als aber die Rede auf die Lehre vom heiligen Abendmahle kam, konnte oder wollte man ſich nicht vergleichen. Die Schweizer beriefen ſich zur Vertheidigung ihrer Meinung auf Joh. VI., 35 ff., und ſtellten Luthern den Satz entgegen: Chriſtus habe einen wahren Körper und ſey im Himmel; ein wahrer Körper aber könne nicht allgegenwärtig und folglich auch der Leib Chriſti nicht an mehreren Orten zugleich ſeyn und körperlich genoſſen werden. Dagegen hielt ihnen Luther nicht Gründe, ſondern nur die Worte (die er auf dem Tiſche, an welchem ſie ſaßen, hingeſchrieben hatte): „das iſt mein Leib," und: „Ich hab' es von dem Herrn empfahen," hartnäckig entgegen und verlangte, daß ſie in dieſen Worten den überzeugendſten

Be-

B. I. T. I.



[illegible] del. L. Buchhorn sc.

Luther und Zwingli
zu Marburg.

Beweis finden ſollten *). Noch ſuchte der Landgraf am 4. Oct. eine Vereinigungsformel, die beiden Theilen zuſagen könnte, aufzufinden; aber auch das gelang ihm nicht, und er erreichte nach vielem Zureden nur ſo viel, daß beide vor ihrer Abreiſe die Artikel, über die ſie ſich vereiniget hatten, aufzeichneten und dabei mit folgenden Worten ſchloſſen: „Obſchon wir „uns bis jetzt nicht vereiniget haben, ob der wahre „Leib und das wahre Blut körperlich gegenwärtig „ſey; ſo wird doch ein Theil dem andern chriſtliche „Liebe, wie es das Gewiſſen eines jeden verlangt, er„weiſen, und jeder Theil Gott bitten, daß er uns „durch ſeinen Geiſt in der wahren Meinung befeſtige. „Amen." So ging man mit Freundſchaftsverſicherungen auseinander! Aber entſchieden war nun die Trennung der Lutheraner und Reformirten. Denn obſchon Luther im Jahre 1536 ſich den Reformirten näherte, und dieſe 1538 den Lutheranern beitraten; ſo war doch von keiner Vereinigung der Meinungen, ſondern nur von gegenſeitiger Schonung die Rede, und ſpäter (1544) fachte Luther in ſeinem kleinen Bekenntniß vom heil. Abendmahle den verglimmenden Streit wieder an, worauf beide Parteien noch hitziger und ſchonungsloſer, als vorher, einander bekämpften.

Wohl mag es Unwillen erregen, wenn man ſieht, wie Luther bei dieſem Streite von Einſeitigkeit und

Recht-

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. I.

Rechthaberei befangen erſcheint, weshalb man ſelbigen gern aus ſeinem Leben wegwünſchen möchte. Dagegen freut man ſich ſeiner, wenn man ſieht, wie er bei dem Bauernkrieg, der früher als das Geſpräch zu Marburg eintrat, mit Weisheit und Nachdruck für die bürgerliche Ordnung eifert.

Das deutſche Landvolk, gar manchfaltig geplaget, hatte das, was die Reformatoren von der chriſtlichen Freiheit oder von der Freiheit im Denken und Glauben gelehrt hatten, auf die Befreiung von Abgaben und Frohndienſten bezogen und, entflammt von dem Verlangen nach Erleichterung ſchwerer Laſten, ſich mächtig erhoben, um dieſe Erleichterung, die ihnen verweigert wurde, mit Gewalt zu erzwingen. So war der deutſche Bauernkrieg entſtanden, der zwar nicht von der Reformation, ſondern vom politiſchen Drucke ausging, aber doch der Reformation üble Nachrede brachte, weil die Bauern ihrem Aufſtande Religionsmeinungen beimiſchten oder ihn durch das vorgewendete Streben nach chriſtlicher Freiheit zu beſchönigen ſuchten. Seinen Anfang nahm er (1524) in Schwaben, wo ſchon ſeit 1521 das Landvolk ſchwierig war, wälzte ſich von dort lawinenartig fort und ergriff bald Elſaß, Lothringen, Franken und Thüringen. Die abſcheulichſten Ausſchweifungen, Mord, Raub, Brand wurden verübt; alle geiſtlichen und weltlichen Vorgeſetzten ſollten abgeſchafft, Gleichheit der Güter und Freiheit eingeführt werden. In Thüringen ſtellte ſich an die Spitze dieſer wilden Horden **Thomas Münzer** aus Stollberg am Harze. Schon früher war er, einſt Luthers Zuhörer, in Wittenberg als Prophet aufgetreten, beſonders gegen die Kindertaufe eifernd (1522). Jetzt hatte er nach mancherlei Umtrieben großen Anhang gefunden und durch denſelben die Stadt Mühlhauſen an ſich gebracht, wo er den Rath abſetzte, die Mönche verjagte und, wie er es nannte, ein Reich Chriſti ſtiftete, in welchem Gemeinſchaft der Güter herrſchen ſollte. **Luther**, der mit tiefem Kummer dieſe Mißdeutung ſeiner Lehre ſah, that, was er konnte, um derſelben zu ſteuern. Erſt redete er ſanft, ermahnte das Landvolk zum Gehorſam, die Obrigkeit zur Gerechtigkeit und Milde: dann aber, als die Aufrührer auf dieſe Ermahnung nicht achteten, erließ er eine harte „Strafſchrift wider die räuberiſchen und mörderiſchen Bauern,“ in der er nicht nur die Bauern aufs heftigſte ſchalt, ſondern auch die Obrigkeit aufforderte, „mit gutem Gewiſſen drein zu ſchlagen, ſo lange ſie eine Ader regen könne.“ Ja er reiſete ſelbſt durch mehrere Städte Thüringens, um durch ſeine Gegenwart und Predigten dem Aufruhr Einhalt zu thun. Wirklich blieb auch dieß Streben nicht ohne Erfolg. Doch gänzlich wurde der entſtandene Aufruhr erſt durch Gewalt unterdrückt. Wie in Schwaben, im Elſaß, in Franken und in Lothringen, ſo wurden auch in Thüringen die Aufrührer überwältigt. **Thomas Münzer** ward (am 15. Mai 1525) von ſächſiſchen, heſſiſchen und braunſchweigiſchen Truppen bei Frankenhauſen geſchlagen, daſelbſt gefangen und zu Mühlhauſen hingerichtet.

Aber durch alle dieſe Händel ließ ſich Luther keineswegs aufhalten, die Sache der Reformation durch Schriften, Predigten und vorleuchtendes Beiſpiel weiter zu fördern. Er forderte (1524) die Rathsherren aller Städte Deutſchlands auf, für die Verbeſſerung des Jugendunterrichts zu ſorgen, und ermahnte die Fürſten, die eingezogenen Kirchengüter auch hierzu zu benutzen. Im Jahre 1523 ſchrieb er eine neue Ordnung des Gottesdienſtes, die auch bald in Wittenberg Eingang fand; ſeit 1525 beſorgte er in Verbindung mit dem Kapellmeiſter Johann Walther das erſte evangeliſche Geſangbuch, wozu er ſelbſt ſehr treffliche Lieder und Geſangsweiſen lieferte. Im Jahre 1524 verließ er das Kloſter und legte die Mönchskutte ab; im Jahre 1525 weihete er, was ſonſt nur Biſchöfen zuſtand, einen Geiſtlichen (M. Georg Rörer, den er zum erſten evangeliſchen Prediger zu Wittenberg ordinirte); und in demſelben Jahre (13. Jun. 1525) verheurathete er ſich mit Katharina von Bora, einem armen, aber tugendhaften Fräulein, die vorher Nonne im Ciſtercienſer Kloſter zu Nimptſchen bei Grimma geweſen war. Sechs Kinder entſprangen aus dieſer Ehe.

Freude und Wonne mußte es dem frommen und unermüdet thätigen Manne ſeyn, daß der Himmel ſein redliches Arbeiten mit einem glücklichen Fortgang ſegnete. Dieß war zunächſt in Sachſen der Fall, wo nach dem Tode Friedrichs des Weiſen (5. Mai, 1525) der Bruder und Nachfolger deſſelben Johann der Standhafte öffentlich der Reformation beitrat und ſie in ſeinem ganzen Kurfürſtenthume einführte. Nun wurden hier die Klöſter eingezogen, die Meſſen abgeſchafft, die Gerichtsbarkeit der Biſchöfe aufgehoben, neue Kirchenordnungen eingeführt, und zur beſſern Einrichtung des Schul- und Kirchenweſens eine Viſitation oder Unterſuchung des Zuſtandes der Kirchen und Schulen nach Luthers Rath und Weiſung im ganzen Kurfürſtenthume Sachſen unternommen (1527 bis 1529). Luther ſelbſt unterzog ſich derſelben an vielen Orten; und je mehr ihn die Unwiſſenheit der Lehrenden und Lernenden bekümmerte, um deſto mehr bemühete er ſich ihr abzuhelfen. Er ſchrieb daher (1529) ſeine beiden Katechismen, den großen und kleinen, als Anleitungen zum Religionsunterricht. — Und nicht bloß in Kurſachſen wurde um dieſe Zeit die Reformation nach Luthers Sinn und Lehre eingeführt, ſondern auch in vielen anderen Gegenden Deutſchlands ja auch auſſerhalb Deutſchlands, als in Preußen, Schweden, Dänemark ꝛc. Er ſelbſt wirkte dazu durch ſeine Schüler und Schriften und noch mehr durch die Rathſchläge, die er, oft und vielfältig befragt, immer bereitwillig ertheilte.

Am meiſten nahm er an dem Fortgang der Reforformation in Deutſchland Antheil, wo, ſo lange er lebte, im Betreff derſelben ohne ſeine Mitwirkung nichts Wichtiges vollzogen wurde. Als Kaiſer Karl die Sache der Reformation auf dem Reichstage zu Augsburg vornahm (Jun. 1530), erſchien zwar Luther nicht in eigner Perſon (ſein Kurfürſt fand es nicht räthlich, ihn, den Gebannten und Geächteten, nach Augsburg mitzunehmen, und ließ ihn in Coburg, 17. Apr.); aber er wurde über alle Vorgänge daſelbſt befragt. Als dann die proteſtantiſchen Fürſten zu Schmalkalden ein Vertheidigungsbündniß ſchloſſen (29. März 1531), um ſich gegen drohende Angriffe zu ſichern, war auch Luther dabei gegenwärtig. Als ferner (23. Jul. 1532) der Religionsvergleich zu Nürnberg abgeſchloſſen wurde, trug er durch Ermahnungen und Warnungen vieles zur Bewerkſtelligung desſelben bei. Denn ſo ſtreitluſtig er auch war, ſo innig verabſcheute er den Krieg, weshalb er oftmals äuſſerte: daß er lieber einen zehnfachen Tod erdulden, als durch ſeine Lehre einen Krieg erzeugen wolle. Seiner Meinung nach ſollte man die Sache der Religion Gott anheim ſtellen, der werde eher und beſſer für ſie ſorgen, als irgend eine bewaffnete Macht. Wirklich kam es auch ſo lange er lebte nicht zum Krieg.

Dagegen hatte er in ſeinen letzten Lebenstagen viele andre Bekümmerniſſe zu ertragen. Nicht bloß krankhafte Zufälle ergriffen ihn, als Schwindel, Ohrenbraubrauſen, Steinſchmerzen (Folgen ſeiner übergroßen Anſtrengungen!); er ſahe auch ſein Anſehn auf der Univerſität Wittenberg vornehmlich durch die daſigen Rechtsgelehrten bei ſtreitigen Eheſachen angetaſtet. Dabei wurde er, der vorher offene, heitere und geſellige Mann finſter, verſchloſſen und argwöhniſch. So von innen und außen beſtürmt, verließ er in einer Aufwallung ſeines Unmuths (im Mai 1545) Wittenberg und begab ſich auf das ihm vom Kurfürſten geſchenkte Landgut Zeilsdorf bei Borna. Allein die Bitten der Wittenberger und die Ermunterungen des damaligen Kurfürſten — Johann dem Standhaften, (geſt. 16. Aug. 1532) war ſein Sohn Johann Friedrich gefolgt, — bewogen ihn, zurückzukehren. Er kam im Auguſt deſſelben Jahres wieder nach Wittenberg, doch mit dem Flehen zu Gott, daß er bald abgerufen werden möchte. Und ſein Flehen ward erhört. Was hätte auch die Vorſehung dem Lebensmüden nach ſo vielen Thaten der Unſterblichkeit Schöneres geben können, als einen ſanften Tod?

Kurz nach ſeiner Rückkehr baten ihn die Grafen von Mansfeld, nach Eisleben zu kommen, um eine Streitigkeit, die unter ihnen entſtanden war, beizulegen. Mit Bewilligung ſeines Kurfürſten machte er ſich mitten im Winter (23. Jan. 1546) auf die Reiſe, begleitet von drei Söhnen und ſeinem alten Diener Ambroſius Rutfeld. In Halle kehrte er (24. Jan.) bei ſeinem Freunde, dem Superintendenten D. Juſtus Jo-

Jonas, ein. Hier mußte er wegen des eingefallenen Thauwetters drei Tage verweilen. Während dieſer Zeit hielt er eine Predigt „über die Bekehrung des Apoſtels Paulus." Als er darauf am 28. Jan. über die ausgetretene Saale fuhr, drohete ein Sturmwind den Kahn, auf dem er ſich mit den Seinigen befand, umzuwerfen. Alle zagten, nur er nicht. Scherzend ſagte er zum Superintendenten Jonas, der ihn begleitete: „Mein lieber Doctor Jonas, wäre das dem Teufel nicht ein fein lieblich Wohlgefallen, wenn ich mit drei Söhnen und euch im Waſſer erſöffe!" — Er kam glücklich hinüber; doch hatte er ſich erkältet, ward von Bruſtbeklemmungen und Ohnmachten ergriffen, und langte krank und ſchwach in Eisleben an (28. Jan.). Gleichwohl war er auch hier unermüdet thätig: er arbeitete an dem ihm aufgetragenen Friedenswerk, prüfte und billigte eine ihm vorgelegte Kirchenordnung, ordinirte zwei Prediger und predigte viermal, zuletzt am 14. Febr. Am 17. Febr. fühlte er ſich aufs neue krank und ſchwach. Er mochte daher den Friedensunterhandlungen nicht beiwohnen, ſondern blieb auf ſeiner Stube, legte ſich aufs Ruhebette, ging dann wieder herum, betete und unterhielt ſich mit ſeinen Freunden. Todesgedanken ſtiegen in ihm auf, und bedenklich ſprach er die Worte: „Ich bin hier in Eisleben geboren; wie wenn ich hier auch ſterben ſollte?" Aber er blieb heiter beim Vorgefühl des Todes. Abends ging er in das Speiſezimmer zu ſeiner gewöhnlichen Tiſchgeſellſchaft. Bei Tiſche ſprach er viel von der Kürze des Lebens, von der Hoffnung der Ewigkeit und dem dereinſtigen Wiederſehen. Nach dem Abendeſſen kehrte er in ſein Zimmer zurück. Hier befielen ihn die heftigſten Bruſtbeklemmungen, bis er während des Reibens mit warmen Tüchern ein wenig einſchlummerte. Um 10 Uhr erwachte er wieder und ließ ſich in ſeine Kammer führen. Indem er ſich hier in das gewärmte Bette legte, reichte er ſeinen anweſenden Söhnen und Freunden die Hand und ſprach: „Betet zu unſerm Herr Gott für ſein Evangelium, daß es ihm wohlgehe, denn das Concilium zu Trient und der leidige Pabſt zürnt hart.“ So beſchäftigte ihn noch in ſeiner Todesſtunde der Gedanke an das große Werk ſeines Lebens! Schwer athmend ſchlief er ein. Um 1 Uhr nach Mitternacht erwachte er wieder, von Bruſtbeklemmungen gequält. Er ging in die Stube zurück und in derſelben einige Male auf und ab; dann legte er ſich aufs Ruhebette, klagend, daß es ihn hart auf der Bruſt drücke. Nun wurden Aerzte herbeigeholt; auch Albrecht von Mansfeld und deſſen Gemahlin erſchienen und brachten ſtärkende Tropfen, mit denen ſie ihm die Pulsader beſtrichen. Doch Hilfe war vergebens! Immer heftiger wurden die Bruſtbeklemmungen. Seine Freunde ſuchten ihn zu tröſten: „weil er ſchwitze werde Gott Gnade zu ſeiner Beſſerung geben.“ Er aber anwortete: „Es iſt „ein kalter Todesſchweis; ich werde meinen Geiſt aufgegeben, denn die Krankheit mehrt ſich." Dann fuhr er fort: „O mein himmliſcher Vater, ein Gott und „Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, du Gott alles „Troſtes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben „Sohn Jeſum Chriſtum geoffenbaret haſt, an den ich „glaube, den ich geprediget und bekannt, den ich ge„liebt und gelobt habe, den der leidige Pabſt und „alle Gottloſen ſchänden, verfolgen und läſtern. Ich „bitte dich, mein Herr Jeſu Chriſte, laß dir mein „Seelchen befohlen ſeyn. O himmliſcher Vater, ob ich „ſchon dieſen Leib laſſen und aus dieſem Leben hin„weggeriſſen werden muß; ſo weiß ich doch gewiß, „daß ich bei dir ewig bleiben und aus deinen Händen „mich niemand reißen kann." — Man reichte ihm Arzneien; dann betete er dreimal hinter einander: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt; „du haſt mich erlöſet, Herr du getreuer Gott." Jetzt wurde er ſtill; man rieb und rüttelte ihn, aber er ſchlug kein Auge auf. Da rief ihm Doctor Jonas zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt ihr auf die „Lehre von Chriſto, wie ihr ſie geprediget habt, auch ſterben?" — „Ja," erwiederte er deutlich, legte ſich dann auf die rechte Seite und ſtarb ſo ruhig und ſanft, daß die Umſtehenden noch lange glaubten, er ſchlummere. Es war in der Nacht zwiſchen zwei und drei Uhr, am 18. Febr. 1546, als er verſchied.

Ungemein groß war das Wehklagen bei der Nachricht von ſeinem Tode. Viele Tauſende hatten ihn als Vater geliebt, als Rathgeber geehrt, und mit tiefgefühlter Hochachtung aufgeſchaut auf ihn, den freimüthigen, unerſchütterlichen und gottesfürchtigen Religionslehrer. Schaarenweiſe ſtrömte daher Jung und Alt zu ſeiner Leiche; auch ſämmtliche Grafen von Mansfeld, der Fürſt Wolf zu Anhalt, der Graf Heinrich zu Schwarzburg und viele Edelleute kamen, um dem großen Todten das Opfer ihrer Liebe und Trauer zu bringen. Am 19. Febr. trug man die Leiche in die Andreaskirche zu Eisleben, wo D. Jonas unter vielen Thränen die Leichenpredigt hielt. Aber der Kurfürſt Johann Friedrich wollte nicht, daß Luther in Eisleben begraben würde. Innigſt betrübt über deſſen Tod, ſchrieb er an die Grafen von Mansfeld: „er hätte gewünſcht, daß ſie den alten, ausgearbeiteten Mann mit ihren beſchwerlichen Händeln hätten unverworren gelaſſen. Nun, da er todt ſey, ſolle ſein Körper in der Schloßkirche zu Wittenberg beſtattet werden." Demnach ward am 20. Febr. die Leiche von Eisleben abgeführt, begleitet von den Grafen von Mansfeld, deren Hofſtaat, dem Adel der umliegenden Gegend und einer zahlloſen Menge von Bürgern und Bauern. Auf dem ganzen Wege von Eisleben nach Wittenberg läuteten alle Glocken; von Ort zu Ort ſtrömten Menſchen herbei, und das Gedränge war oft ſo groß, daß der Leichenzug ſtill halten mußte. Am 22. Febr. traf derſelbe in Wittenberg ein. Die ganze Univerſität, der Rath und die

Bürgerſchaft war ihm entgegen gegangen, auch viele ehrbare Frauen und Mädchen. Darauf wurde die Leiche in die Schloßkirche gebracht und hier unter Gebeten, Thränen und Seufzern in die ihr angewieſene Gruft eingeſenkt. — So ward noch im Tode der Mann geehrt, der, groß durch ſeine Geſinnung, ſeinen Glauben und ſeine Berufstreue, Freiheit im Glauben und Denken erſtrebt, der die Chriſten zur Quelle ihrer Religion, zur Bibel, zurückgeführt, und die Kirche von vielen abergläubiſchen Gebräuchen und Meinungen gereinigt hat. Aber auch uns geziemt es, wie ſeinen Zeitgenoſſen, ſein Andenken zu ehren durch Bewahrung der Güter, die er erkämpfte, und durch Nachahmung der Tugenden, die er übte.

II.

Karl V. und Franz I.

Zu reich ſind die Lebensgeſchichten Karl V. und Franz I. an wichtigen und denkwürdigen Begebenheiten, als daß ſie hier ausführlich geſchildert werden könnten. Wir bleiben daher nur bei einzelnen Zügen ſtehen, um an denſelben manches Eigenthümliche dieſer berühmten Fürſten anſchaulich zu machen.

1) Gefangennehmung und Losgebung Königs Franz I.

Mit auſſerordentlicher Tapferkeit hatte Franz in der Schlacht von Pavia (24. Febr. 1525) gekämpft, ja als ſchon ſein Heer geſchlagen und zerſtreut, das Pferd unter ihm getödtet, und er von ſpaniſchen Reitern umringt war, fuhr er fort, wenn auch nicht mehr um Sieg, doch um Rettung zu kämpfen. Aber vergebens; er konnte ſeinen Feinden nicht entrinnen! Als er nun genöthigt war, ſich ihnen zu ergeben, nahm ihm einer den Degen, ein andrer die Ordenskette, noch andere riſſen ihm zum Zeichen, daß ſie an ſeiner Gefangennehmung Theil genommen hatten, Stücke vom Wappenrocke ab; vielleicht wäre er in dieſem Getümmel umgekommen, hätte nicht Pomperant, ein franzöſiſcher Edelmann, der mit dem Connetable, Herzog von Bourbon, aus franzöſiſchen in ſpaniſche Dienſte übergetreten war, ſich ſeiner angenommen und ihn gegen die Andringenden geſchützt. Als aber Pomperant ihm zuredete, ſich dem in der Nähe befindlichen Connetable zu ergeben, ergrimmte er über den Gedanken, bei einem treuloſen Unterthanen Hilfe zu ſuchen, und befahl, den kaiſerlichen General Lannoy, einen Niederländer von Geburt, herbeizurufen. Dieſer erſchien, und Franz erklärte ſich für deſſen Gefangenen. Lannoy aber warf ſich vor ihm nieder, küßte ihm die Hand und überreichte ihm den eignen Degen, mit den Worten: „Es ſchicke ſich nicht, daß ein ſo großer Monarch vor einem Unterthanen unbewaffnet erſcheine.“ Mit Recht konnte alſo König Franz ſeiner Mutter, Luiſe von Savoyen, die er zur Regentin

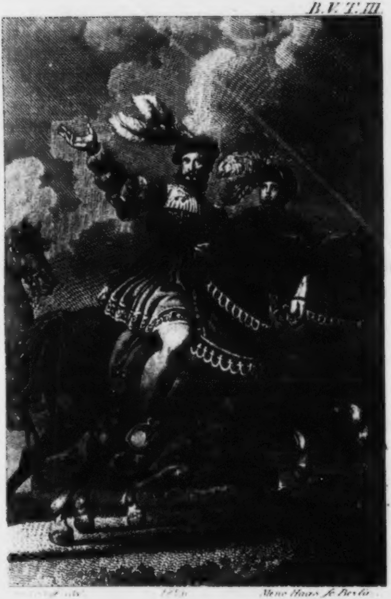
Frankreichs beſtellt hatte, das erlittene Unglück mit den Worten melden: „Madame, alles iſt verloren, nur nicht die Ehre!“

Er wurde zuerſt nach dem feſten Schloſſe Pizzighetone bei Cremona gebracht, dann, wie er wünſchte, nach Spanien (im Jun. 1525). Hier hoffte er mit Kaiſer Karl V., der damals in Spanien ſich aufhielt, perſönlich zu unterhandeln und von demſelben leidlichere Bedingungen zu erhalten, als ihm durch deſſen Abgeordnete vorgelegt worden waren. Allein er täuſchte ſich! Die Verſtellung und Selbſtſucht des Kaiſers trat ihm überall kränkend und drückend entgegen, und das Betragen desſelben gegen ihn verrieth durchaus keine Spur jener Großmuth, die zu den Tugenden edler Menſchen gehört und beſonders Fürſten ſchmücket. Als Franz nach Spanien gekommen war, vermied es Karl ihn zu ſehen und zu ſprechen, ließ ihn ſtreng bewachen und verbitterte deſſen Unglück durch Verhöhnung. So nahm er deſſen abtrünnigen Unterthan, den Herzog von Bourbon, mit vielen Ehrenbezeigungen in Toledo auf, obſchon ſeine eignen Unterthanen darüber Mißfallen bezeigten, und der Marquis von Villane, auf Bitten des Kaiſers, ſeinen Palaſt zu Toledo dem Herzog von Bourbon zur Wohnung einzuräumen, unumwunden erklärte: „ſeinem Herrn könne er nichts abſchlagen; aber er werde ſeinen Palaſt, ſobald ihn der Herzog verließ, niederreißen, weil da, wo ein Verräther gewohnt habe, ein Mann von Ehre nicht wohnen ken könne.“ — Erſt als Franz, durch viele Kümmerniſſe tief erſchüttert, in eine gefährliche Krankheit verfallen und dem Tode nahe gekommen war, reiſete Karl von Toledo nach Madrid, ging zu ihm und erheiterte ihn durch freundliche Worte und tröſtliche Vorſpiegelungen. Doch weit entfernt ſie zu bethätigen, beſtand er darauf, daß Franz, auſſer andern Opfern, Burgund abtreten, allen Anſprüchen auf Mailand, Neapel und Genua entſagen und den geächteten Herzog von Bourbon in die vorigen Güter und Würden wieder einſetzen ſollte. Lange ſträubte ſich dagegen Franz; lieber, gab er zu erkennen, wolle er ſich erſtechen, lieber ſeine Krone ſeinem älteſten Sohne abtreten, als ſolche Forderungen eingehen. Doch Sehnſucht nach Freiheit und Hoffnung auf einen nahen Glückswechſel beſtimmte ihn endlich, in dieſelben zu willigen. Aber er verfuhr dabei eben ſo unredlich, als Karl ungroßmüthig.

Kurz vor Unterzeichnung jener Forderungen, die die Grundlage des madrider Friedens (vom 14. Jan. 1526) ausmachten, ließ er ſeine Vertrauteſten zu ſich kommen und ſtellte in ihrer und eines päbſtlichen Geſandten Gegenwart die Erklärung aus, daß ſeine Einwilligung in den madrider Frieden mit Gewalt erzwungen und daher für null und nichtig anzuſehen ſey. Nach ſolcher Erklärung, zu welcher ihm der Pabſt ſchon im voraus Abſolution ertheilt hatte, und durch welche er Gewiſſen und Ehre retten zu können glaubte, ſchwur er am Altare auf das Evangelium: er wolle die eingegangenen Friedensbedingungen unverbrüchlich halten und, wenn er durch irgend einen Zufall daran gehindert würde, binnen ſechs Monaten in die Gefangenſchaft zurückkehren. Fürwahr eine ſchändliche Unredlichkeit oder Gewiſſenloſigkeit, weshalb auch Franz das Mißtrauen verdiente, mit dem er von Karl'n behandelt und fortwährend in Gefangenſchaft gehalten wurde.

Erſt als die Beſtätigung des abgeſchloſſenen Friedens aus Paris in Madrid angelangt war, — wurde Franz unter ſpaniſcher Bedeckung an den Grenzfluß Andaye gebracht, an deſſen rechtem Ufer, der franzöſiſchen Seite, ſein General Lautrec mit ſeinen beiden älteſten Söhnen, die als Geißeln gegen ihn ausgewechſelt werden ſollten, ihn erwartete (18. März 1526). Auf einer Barke, die mitten im Strome durch Anker befeſtiget war, erfolgte die Auswechſelung. Faſt zu gleicher Zeit kamen von beiden Ufern her Franz und ſeine Söhne auf derſelben zuſammen. Nur flüchtig umarmte er dieſe, ſprang ſogleich in Lautrecs Nachen und ſchiffte mit ihm ans franzöſiſche Ufer. Und kaum hatte er dasſelbe erreicht, als er eiligſt den Nachen verließ, den Boden ſeines Reiches küßte, dann ſchnell ein bereit ſtehendes Pferd beſtieg und freudig, die Hand über den Kopf ſchwingend, mit dem Ausruf:

„Nun



[illegible] del. [illegible] Meno Haas sc. Berlin.

Franz I. am Gränzfluſs Andeyo.

„Nun bin ich König!“

„Nun bin ich wieder König!“ in Frankreich hineinſprengte *).

2) Die Eroberung Roms durch Karls Truppen am 6. Mai 1527.

Pabſt Clemens VII., der zur Zeit, als der madrider Friede unterhandelt und abgeſchloſſen wurde, einen zweiten Krieg zwiſchen Karl V. und Franz I. eingeleitet hatte, wurde für die argliſtigen Umtriebe, deren er ſich dabei ſchuldig gemacht hatte, durch die Eroberung Roms hart beſtraft. Doch lag die nächſte Veranlaſſung hierzu nicht in dem ſittlichen Gefühl des Abſcheues gegen Treuloſigkeit und Hinterliſt, ſondern in dem drückenden Geldmangel, der das kaiſerliche Heer in Oberitalien bedrängte.

Der Connetable oder Herzog von Bourbon, den Karl V. zum Oberbefehlshaber dieſes Heeres ernannt hatte, konnte ſeinen Truppen, ſowohl denen, mit denen er (24. Jul. 1526) die Citadelle von Mailand eroberte, als denen, welche ihm der berühmte Feldhauptmann **Georg von Freundsberg** (Frunsperg), aus Deutſchland zuführte, keinen Sold ſchaffen. Vergebens hatte er ſich deshalb an Spanien gewendet: was er von dort an Geld mitgebracht hatte, war unzureichend und blieb ohne Nachſendung; vergebens hatte er im Mailändiſchen Geld erpreßt: es befriedigte nicht die Forderungen der Soldaten. Immer lauter und drohender ward ihr Toben. Nur durch glänzende Verſprechungen konnten ſie noch einigermaßen im Gehorſam erhalten, und nur durch Einnahme und Plünderung einer reichen Stadt konnten dieſe Verſprechungen befriediget werden. Nun aber gab es zur damaligen Zeit keine reichere Stadt, als Rom, die Hauptſtadt der Chriſtenheit, in welche ſeit langer Zeit aus verſchiedenen Ländern und durch verſchiedene Mittel große Schätze zuſammengefloſſen waren. Bourbon faßte daher, in Uebereinſtimmung mit Georg von Freundsberg, mit dem er ſich am 22. Febr. 1527 vereinigt hatte, den Plan, Rom zu erſtürmen und der Beutegier ſeines Heeres Preis zu geben. Freilich konnte dieſes Beginnen, nach der Vorſtellung der Katholiken von der Heiligkeit Roms und des Pabſtes, als gottlos erſcheinen; aber Bourbon ſetzte ſich über dieſe Vorſtellung hinweg: das Dringende ſeiner Lage und Bedürfniſſe machte ihn gegen alle Rückſichten blind; und zu ſeiner Entſchuldigung konnte dienen, daß der Pabſt ſeither und beſonders ſeit dem Anfange des Jahres 1526 eine ſtraffällige Feindſeligkeit gegen den Kaiſer bewieſen hatte, und bei dem ganzen kaiſerlichen Heere als Anſtifter des Ungemachs galt, von welchem dasſelbe bedrängt wurde. Demnach brach der Herzog in Verbindung mit Freundsberg, noch ehe der Winter verſtrichen war, mit einem Heere von ungefähr 20,000 Mann, das theils aus Spaniern, theils

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. III.

Italienern, theils aus Deutſchen beſtand, zur Eroberung Roms auf.

Der Zug dahin war mit unſäglichen Beſchwerden verbunden. Mitten durch feindliche Heere und feindliche Städte mußte ſich der Herzog durchſchleichen, mit Soldaten, denen es an Geld und Magazinen fehlte, und die eben darum in Mangel und durch Mangel in Aufſtand geriethen. Einer dieſer Aufſtände (am 15. März) war vorzüglich tobend und gefährlich. Vergebens ſuchte der Herzog, die Spanier, die zuerſt aufrühreriſch geworden waren, zu beruhigen; er mußte ſein Lager und Gepäck verlaſſen und Sicherheit bei **Freundsberg** ſuchen. Aber nun ſteckte die Flamme des Aufruhrs auch die Deutſchen an, und als **Freundsberg** mitten unter ſie trat, um ſie zu beſänftigen, wurde er vom Schlagfluß betroffen und mußte das Heer, dann auch Italien verlaſſen. (Er ſtarb im folgenden Jahre, 2. Aug. 1528, in ſeiner Herrſchaft Mindelheim). Doch eben dieſer Unfall beruhigte die Deutſchen, und bald kehrten auch die Spanier zum Gehorſam zurück, da der Herzog freundlich mit ihnen redete, ihnen alle ſeine Schätze überließ und jedes Ungemach mit ihnen theilte. — Und an Ungemach fehlte es nicht, beſonders in den unwegſamen Päſſen der Apenninen, in denen der größte Theil des Geſchützes und Fuhrweſens zurückbleiben mußte. Doch das Heer blieb ſeinem Führer getreu, überwand die größten Schwierigkeiten und erreichte ſein Ziel.

Der Pabſt ſelbſt hatte anfangs nicht geahnet, was ihm bevorſtand, und als er endlich die Annäherung eines drohenden Ungewitters nicht bezweifeln konnte, fehlte es ihm an wirkſamen Mitteln zur Abwendung desſelben. Zwar ſchloß er (am 15. März 1527) mit dem ſpaniſchen Vicekönig von Neapel, Lannoy, einen Vertrag ab, daß dieſer das Andringen Bourbons zurückhalten ſollte, wofür der Pabſt dem Kaiſer Geld und Freundſchaft verſprach; zwar ließ er ſpäterhin Roms Feſtungswerke ausbeſſern, Kriegsmannſchaften ausheben und Gelder unter ſie vertheilen; aber mit dem allen richtete er nichts aus. Bourbon, unabhängig von Lannoy, ließ ſich von letzterm keine Bedingungen vorſchreiben, ſein Heer verlangte mit drohendem Ungeſtüm die Fortſetzung des Zuges, und wohl wußte er, daß Rom nur ſchwachen Widerſtand leiſten, und die Wünſche ſeiner Soldaten ſattſam befriedigen könne. So kam er am 5. Mai 1527 gegen Abend vor Rom, ſchlug daſelbſt ſein Lager auf und ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern. Da dieſe Aufforderung, wie zu erwarten war, zurückgewieſen wurde, rüſtete er ſich zum Sturm, ließ Leitern verfertigen (Geſchütz fehlte ihm), ordnete ſein Heer und empfahl den Soldaten zu ruhen, damit ſie am folgenden Tage friſche Kräfte zum Stürmen und Plündern hätten.

Nach ſolchen Vorkehrungen rückte er am folgenden Morgen, unter dem Schutze eines dichten Nebels, unaufgehalten bis zu den Mauern von Rom, und ließ hier ſogleich die Leitern anlegen und den Sturm beginnen. Dabei gab er ſelbſt den Seinigen ein ermunterndes Beiſpiel. Als der Widerſtand der päbſtlichen Soldaten und die Gefahr des Hinaufklimmens ſie ſtutzig machte, ſprang er ſelbſt vom Pferde und drang, entſchloſſen zum Siege oder Tode, in die erſten Reihen vor. Hier ergriff er eine Sturmleiter, ſchlug ſie an die Mauer und fing an hinauf zu ſteigen, während er den Seinigen zurief, ihm zu folgen. Aber plötzlich traf ihn ein Schuß von der Mauer herab. Gelaſſen ertrug er ſein Schickſal, ja er hatte noch ſo viel Beſonnenheit, den zunächſt ſtehenden ſpaniſchen Hauptmann zu bitten, ſeinen Körper mit einem Mantel zu bedecken, damit die anrückenden Truppen nicht muthlos würden. Doch weit entfernt, daß ſein Tod, der ſich nicht verbergen ließ, die Truppen entmuthigte, befeuerte er ſie vielmehr zu neuer Tapferkeit. Sie alle riefen: „Blut und Rache für Bourbon!“ — und angeführt von Philibert Prinzen von Oranien, der an Bourbons Stelle trat, erklimmten ſie endlich, nach einem harten Kampfe, die Zinnen der Mauern und wurden Meiſter der Stadt.

Jetzt kam alles, was nur eine im Sturm eroberte Stadt von der zügelloſen Wuth wildaufgährender Soldaten fürchten kann, über Rom. Kirchen und Klöſter, Paläſte und Privathäuſer wurden mit gleicher Wildheit geplündert; kein Alter, Rang, Geſchlecht, ja nicht einmal die Freunde des Kaiſers wurden verſchont;

ſchont; Heiliges und Unheiliges wurde gemißhandelt; entfeſſelt wütheten die Leidenſchaften der Raubſucht und Blutgier, der Wolluſt, Grauſamkeit und Verheerungsſucht. Doch wer könnte die Gräuel ſchildern, die jetzt in Rom erfolgten, oder wer möchte es, könnte er es auch? Glaubwürdige Schriftſteller verſichern, daß bei keiner der früheren Eroberungen Rom ſo viel gelitten habe, als bei dieſer; daß es nicht von Gothen, nicht von Vandalen ſo heimgeſucht worden ſey, als von dieſen Truppen eines römiſch-katholiſchen Fürſten. Auch hörte dieſes Toben, Plündern, Morden, Schänden nicht mit der Einnahme Roms auf; es dauerte mehrere Monate hindurch. Ein Deutſcher, Augenzeuge dieſer Auftritte entweiheter Menſchlichkeit, Schärtlin, ſchreibt: „Zuerſt habe das Plündern ob der Erde begonnen; ſpäterhin habe man große Schätze auch unter der Erde gefunden."

Der Pabſt ſelbſt mußte die Schreckniſſe, die jetzt über Rom kamen, theilen. Er hatte bei dem Anfange des Sturmes vor dem Altare in der Peterskirche knieend gebetet, dann als die Stürmenden in Rom eindrangen, ſich mit ſeinen Cardinälen in die ſchwach befeſtigte Engelsburg geflüchtet, aus welcher er, ohne helfen zu können, die Leiden mit anſehen mußte, die Rom betrafen. Anfangs erwartete er Hilfe von dem Herzog von Urbino, dem Befehlshaber der Ligue oder der gegen den Kaiſer verbündeten Truppen in Italien: auch drang der Herzog bis in die Nähe Roms vor; aber aus Feindſchaft gegen das mediceiſche

ſche Haus, aus welchem Pabſt Clemens VII. abſtammte, zog er, ohne Hülfe zu leiſten, oder nur den Kampf mit den Kaiſerlichen zu verſuchen, wieder ab. So ward endlich der Pabſt genöthigt, ſich ſamt der Engelsburg und allem, was ſie umfaßte, zu ergeben (7. Jun. 1527), nach Abſchluß eines Vertrags (vom 6. Jun.), kraft deſſen er gelobte, alle feſten Plätze des Kirchenſtaats den Kaiſerlichen einzuräumen, ihnen 400,000 Ducaten in gewiſſen Friſten zu zahlen und ſo lange ihr Gefangener zu bleiben, bis dieſe Bedingungen erfüllt wären. Demnach blieb er ſechs Monate lang in Gefangenſchaft; und als er endlich, zufolge neuer Vergleiche, am 7. Dec. in Freiheit geſetzt werden ſollte, entwiſchte er in der Nacht vorher nach Orvieto, aus Furcht neuer Hinderniſſe oder neuer Mißhandlungen.

Das Gerücht von dieſen Vorgängen verbreitete ſich bald im Auslande und machte verſchiedenartige Eindrücke. Die Lutheraner in Deutſchland frohlockten: ſie ſahen in dem, was dem Pabſte widerfuhr, ein göttliches Strafgericht; aber die Römiſch-Katholiſchen in Frankreich, England und anderen Ländern brachen in die lauteſten Verwünſchungen aus, ja in Spanien ſtellten die vornehmſten Prälaten den Gottesdienſt ein, gingen in Trauerkleidern an Hof, und forderten vom Kaiſer Befreiung des Pabſtes. **Karl** ſelbſt betrug ſich nach ſeiner Weiſe. Um ſich dem Unwillen ſeiner ſpaniſchen Unterthanen und der katholiſchen Mächte Europas

pas zu entziehen, ſtellte er ſich, als ob er die tiefſte Betrübniß über jene Vorgänge zu Rom empfände. Er ſchrieb an die mit ihm verbündeten Fürſten, Rom ſey ohne ſein Mitwiſſen angegriffen und erobert worden; er verbot die Luſtbarkeiten, die wegen der Geburt ſeines Sohnes Philipp angeordnet worden waren, legte mit ſeinem Hofe Trauer an, erlaubte dem päbſtlichen Geſandten in Spanien Gelder für den Pabſt einzuſammeln, und ließ durch ganz Spanien Gebete und Proceſſionen für die Befreiung des Pabſtes anſtellen. Aber er täuſchte dadurch nicht! Bekannt war es, daß er vorher mit dem Pabſte in Streitigkeiten gelebt hatte; am Tage lag es, daß ſeine Generale nicht würden Rom angegriffen haben, wenn ſie gefürchtet hätten, ſeinem Sinne zuwider zu handeln; und deutlich ſprach gegen ihn, daß er die Befreiung des Pabſtes, für die er beten ließ, ſeinen Generalen nicht ernſtlich und unbedingt anbefahl. Aber ſo wenig als er durch ſein Betragen täuſchte, ſo wenig zog er auch von jenen Vorgängen in Rom wahren Vortheil; vielmehr verlor er durch ſie ein bedeutendes Heer. Durch Raubgier, [illegible] und Ausgelaſſenheit entarteten die kaiſerlichen Soldaten in Rom; ſchwer hielt es, ſie zum Dienſte zu bewegen: ſie folgten ihren Führern nur ſo weit ſie wollten; und viele Tauſende von ihnen erlagen anſteckenden Krankheiten. Endlich da ein franzöſiſches Heer unter Lautrec herbei kam, verließen ſie Rom nach einem zehnmonatlichen Aufenthalte (17. Febr. 1528)

1528) und zogen nach Neapel; aber kaum 8,000 Mann waren noch von ihnen übrig.

3) Karls Reiſe durch Frankreich.

Nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes zu Nizza, den Paul III. (ſeit 1534 Pabſt) zur Beilegung des dritten Krieges zwiſchen Karl V. und Franz I. vermittelt hatte (18. Jun. 1538), ſchien es, als ob beide Fürſten ihren alten Groll beſeitigt und ſich völlig ausgeſöhnt hätten. Schon zu Aiguesmortes waren ſie freundſchaftlich zuſammen gekommen (14. u. 15. Jul. 1538), und als ſpäterhin ein Aufſtand zu Gent, der Geburtsſtadt Karls, ausgebrochen war, wies Franz nicht nur die Genter zurück, die ihm mit ihrer Stadt ganz Flandern anboten, ſondern meldete auch Karln ihre Anſchläge. Solche Großmuth hielten viele von Karls Räthen für eine Argliſt; Karl aber, der ſeines Gegners Character kannte, ſah in ihr eine Aeuſſerung der ritterlichen Sinnesart, deren Franz fähig war, und beſchloß Vortheil von ihr zu ziehen. Er ließ den König erſuchen, daß, da er nothwendig in Perſon nach den Niederlanden ſich begeben müſſe, und der Weg zur See bei ſtürmiſcher Jahreszeit gefährlich ſey, ihm geſtattet ſeyn möchte, durch Frankreich zu reiſen. Gern willigte Franz in dieſes Geſuch; ja er ſoll ſogar, zugleich mit jener Meldung von den Anſchlägen der Genter, den Kaiſer zur Reiſe durch Frankreich eingeladen, und ihm dieſelbe ohne alle Bedingungen zugeſtanden haben: denn Freude machte es ihm Großmuth zu zeigen, und vielleicht hoffte er durch Großmuth das zu gewinnen, was er durch Waffengewalt nicht hatte erreichen können. Wirklich heißt es auch, Karl habe Franz'en Hoffnung gemacht, den Streit über Mailand zu deſſen Gunſten beizulegen, dabei aber ſich bedungen, daß während ſeines Aufenthalts in Frankreich dieſe Sache nicht zur Sprache gebracht würde, damit es nicht ſcheine, als ſey ihm etwas abgenöthigt worden.

Nach ſolchen Verhandlungen reiſete Karl am 11. Nov. 1539 von Madrid ab und erſchien, nachdem er ſeinen Miniſter Granvella voraus geſchickt hatte, um die Geſinnungen der Franzoſen gegen ihn zu erforſchen, im December mit zwölf Begleitern (ſieben Niederländern und fünf Spaniern, deren Namen Sepulveda nennt) im Reiche ſeines langjährigen Gegners. Ausgeſucht glänzend war der Empfang. An der Grenze kamen ihm die beiden älteſten Söhne des Königs mit dem Connetable Montmorency entgegen und erboten ſich, zur Verbürgung ſeiner Sicherheit nach Spanien zu gehen: was er jedoch ablehnte und dagegen die Prinzen zu Reiſegeſellſchaftern annahm. Von allen Städten und Burgen, zu denen er bei Fortſetzung der Reiſe kam, wurden ihm die Thorſchlüſſel feierlichſt entgegengetragen und überall ſah er ſein Wappen neben dem franzöſiſchen aufgeſtellt, nicht anders, als wäre er hier ein Herrſcher, nicht ein Fremder. Franz ſelbſt kam mit der Königin bis Chatelherault ihm entgegen, empfing ihn mit Umarmungen und allen Zeichen der Freundſchaft und Hochachtung, und begleitete ihn bis Fontainebleau, wo er funfzehn Tage lang unter vielen Luſtbarkeiten mit ihm verweilte. Dann eilte er ihm voraus nach Paris, damit alle Ehrenbezeigungen dem Kaiſer allein gelten ſollten. So zog Karl am 1. Jan. 1540 unter großem Gepränge in Paris ein und genoß daſelbſt die glänzendſten Freudensbezeigungen und Feſtlichkeiten. Doch mitten unter denſelben ergriff ihn Unruhe und Beſorgniß, gleichſam als ob das Andenken an die Art, mit der er Franzen vor vierzehn Jahren in Madrid behandelt hatte, ihn verfolgte, und die Furcht der Wiedervergeltung ihn peinigte. Franz aber blieb der gegebenen Zuſicherung getreu: er ſcheuete ſich während Karls Anweſenheit in Frankreich irgend etwas gegen deſſen Perſon zu unternehmen, oder ihm wegen Mailands etwas abzunöthigen, obſchon es ihm nicht an Aufforderungen hierzu fehlte. So ſprang eines Tages, als Karl eben zu Pferde geſtiegen war, der zweite Sohn des Königs, der Herzog von Orleans, hinter deſſen Sattel, umfaßte ihn und ſagte: „Jetzt, Ew. Majeſtät, ſeyd Ihr mein Gefangener!“ — Zu einer andern Zeit ſagte der König Franz, indem er ſeine Geliebte, die Herzogin von Etampes (Fräulein Anna von Piſſeleu), ihm vorſtellte: „Dieſe ſchöne Dame räth mir, euch nicht eher aus Paris zu laſſen, als bis ihr den madrider Frieden widerrufen habt.“

Karl'n waren ſolche Erinnerungen oder Anmahnungen empfindlich; aber er wußte ſich zu helfen. Seine Ueberraſchung bei dem Muthwillen des Herzogs von Orleans verbarg er hinter einem ſchweigenden Lächeln, und dem Könige erwiederte er: „Iſt der Rath der Herzogin gut, ſo muß man ihn befolgen.“ Zugleich ſäumte er nicht, die Herzogin für ſich zu gewinnen. Als ſie am folgenden Tage vor der Abendtafel ihm Waſchwaſſer reichte, ließ er einen koſtbaren Ring zu ihren Füßen fallen; und als ſie ihm denſelben zuſtellen wollte, nahm er ihn nicht an, ſondern überließ ihn ihr mit den verbindlichen Worten: „der Ring iſt in ſchönen Händen.“ Indeſſen mochten ſolche Vorgänge die Angſt, die ihn ergriffen hatte, vermehren und ſeine Abreiſe beſchleunigen. Er verließ Paris am 7. Jan. 1540 unter Ehren- und Freudenbezeigungen, begleitet vom König Franz und deſſen Gemahlin bis an die niederländiſche Grenze, und von deſſen beiden älteſten Prinzen bis Valenciennes. Und nun erſt, da er im eignen Gebiete war, ließ ihn Franz an die Abtretung des Herzogthums Mailand erinnern. Er aber gab ausweichende Antworten, und belehnte dann, uneingedenk ſeiner Verſprechungen und Freundſchaftsäuſſerungen, ſeinen Sohn Philipp erſt in der Stille (14. Oct. 1540), ſpäterhin öffentlich mit dem Herzogthum Mailand. So wenig wußte er Großmuth mit Großmuth zu vergelten! — Wohl möchten daher, wenn es erlaubt wäre, das Sittliche nicht nach dem innern Gehalte, ſondern nach dem Erfolge zu beurtheilen; diejenigen Recht haben, die der Meinung des Hofnarren Triboulet beiſtimmten. Dieſer nämlich hatte auf die Nachricht von der Reiſe Karls durch Frankreich deſſen Namen in ſeine Schreibtafel unter die Zahl der Narren eingetragen, weil er dieſe Reiſe für eine Unbeſonnenheit hielt. Als hierauf König **Franz** fragte: „Was würdeſt du aber ſagen, wenn ich den Kaiſer ſicher durch mein Land reiſen laſſe?“ erwiederte der Hofnarr: „Dann würde ich den Namen des Kaiſers auslöſchen und den eurigen an deſſen Stelle ſetzen!“

4) Die Eroberung Wittenbergs durch Karl V.

Merkwürdig iſt es, daß unter Karls Regierung nicht nur die Hauptſtadt der römiſch-katholiſchen Kirche, Rom, ſondern auch Wittenberg, damals die Hauptſtadt der lutheriſchen Kirche, erobert wurde. Wie jenes geſchah, iſt bereits erzählt worden; wie dieſes geſchah, ſoll hier erörtert werden.

Der ſchmalkaldiſche Krieg, der im Sommer 1546 an der Donau begonnen hatte, wurde im Frühling des folgenden Jahres durch die Schlacht bei Mühlberg oder auf der Lochauer Heide (am 24. Apr. 1547) ſo unerwartet ſchnell entſchieden, daß **Karl** ſelbſt, hierdurch überraſcht und erfreut, die Worte Cäſars: „ich kam, ich ſah und ſiegte,“ doch mit der Aenderung: „und ſiegte mit Gottes Hilfe," auf ſich anwendete *). Während dieſer Schlacht war ſein Hauptgegner, der Kurfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, nachdem er erſt den rechten Augenblick zur Schlacht verſäumt, dann aber mit der rühmlichſten Tapferkeit gekämpft hatte, verwundet und gefangen und noch auf dem Schlachtfelde vom Herzog von Alba zum Kaiſer hingeführt worden. Beim Anblick des Kaiſers zog er den Handſchuh aus und wollte vom Pferde ſteigen; aber bei ſeiner Dickleibigkeit, Rüſtung und Erſchöpfung wurde dieß ihm ſchwer, weshalb Karl ſelbſt ihm andeutete, auf dem Pferde zu bleiben. Er ſprach darauf: „Allergnädigſter Kaiſer, ich bin Ew. Majeſtät Gefangener und bitte um ein fürſtliches Gefängniß." Seit dem Ausbruche des ſchmalkaldiſchen Krieges hatte er in Aufſchriften an ihn die Worte gebraucht: „Karl von Gent, der ſich Kaiſer nennt." Hieran gedenkend, rief Karl ihm höhniſch zu: „Jetzt alſo nennt ihr mich euren Kaiſer, nicht ſo vorher! Man wird euch begegnen, wie ihr verdient!" Noch härter und drohender fuhr ihn Karls Bruder, der römiſche König Ferdinand, an, der ihm Schuld gab, er habe das ganze kaiſerliche Haus zu Grunde richten wollen. Bei dieſen Vorwürfen ſchwieg der Unglückliche, um ſeinen Gegner nicht zu erbittern, und ging dann, ohne Trotz oder Kleinmuth blicken zu laſſen, mit dem ſpaniſchen Ober-

---

*) Sepulveda Lib. XXV. cap. 13.

Oberſten Alphonſo Vives, der zu ſeiner Bewachung beſtimmt wurde, ab.

Einige Tage nachher zog **Karl** vor Wittenberg (4. Mai), um mit deren Eroberung den ſchmalkaldiſchen Krieg zu beendigen. Aber dieſe Stadt, damals der Hauptſitz des Kurhauſes Sachſen, war wohl befeſtigt, und wurde unter der Leitung der Kurfürſtin, Sibylle von Cleve, mit Entſchloſſenheit vertheidigt. **Karl** ließ daher den Wittenbergern durch einen Herold ſagen: „Der Kurfürſt ſolle die verweigerte Uebergabe ihrer Stadt mit dem Leben büßen"; dann, um dieſer Drohung Nachdruck zu geben, über ihn als einen Aufrührer und Majeſtätsverletzer das Todesurtheil ausſprechen (10. Mai). Dieſes Todesurtheil wurde dem Kurfürſten angekündiget, als er eben mit dem Herzog **Ernſt von Braunſchweig**, ſeinem Mitgefangenen, Schach ſpielte. Mit ruhiger Gelaſſenheit, ohne im geringſten Angſt oder Beſtürzung zu verrathen, hörte er es an und ſagte dann: „Ich glaube nicht, daß der Kaiſer ſo mit mir verfahren wird; ſollte er aber meinen Tod feſtbeſchloſſen haben, ſo bitte ich, mir es zu melden, damit ich für meine Gemahlin und Kinder Verfügungen treffen kann." Nach dieſen Worten forderte er den Herzog Ernſt zur Fortſetzung des angefangenen Spieles auf *).

Aber nicht ſo unerſchrocken, als er, vernahm ſeine Ge-

---

*) Hierauf bezieht ſich das Titelkupfer, Taf. II.

Gemahlin das gefällte Todesurtheil. Um ſein Leben zu retten, erbot ſie ſich, Wittenberg zu übergeben, und da zu gleicher Zeit auch ihr Bruder, der Herzog Wilhelm von Cleve, ferner der Kurfürſt Joachim von Brandenburg, ja ſelbſt der Herzog Moritz von Sachſen für das Leben des Unglücklichen baten, ſo erklärte Karl: er wolle ihm dasſelbe ſchenken, doch unter gewiſſen Bedingungen, von denen folgende die wichtigſten waren: der Kurfürſt ſolle zeitlebens ſein Gefangener bleiben, ſogleich die Feſtungen Wittenberg und Gotha überliefern und den gefangenen Markgrafen Albert von Brandenburg ohne Löſegeld in Freiheit ſetzen, für ſich und ſeine Nachkommen auf die Kurwürde und alle ſeine Länder verzichten (von welchen jedoch ihm und ſeinen Kindern ſo viele Städte und Länder in Thüringen eingeräumt werden ſollten, als zu einem jährlichen Einkommen von 50,000 Gulden gehörten), allen Verbindungen wider den Kaiſer entſagen, nicht wieder in ſolche treten und dem Reichskammergericht Folge leiſten; endlich ſich in Abſicht auf Religionsangelegenheiten allem dem, was der Kaiſer und das tridentiner Concilium entſcheiden würde, unterwerfen. — Nur durch die Thränen und Bitten ſeiner Gemahlin, Kinder und Freunde ließ ſich der Kurfürſt bewegen, obige Bedingungen anzunehmen; aber keine Bitten und Lockungen konnten ihn bewegen, den letzten Punkt einzugehen, oder wider ſein Gewiſſen ſich in Religionsſachen den willkürlichen Entſcheidungen des Kaiſers oder eines

Conciliums zu überlaſſen. „Lieber,“ erklärte er, „wolle „er ſterben, als einen ſolchen Punkt unterſchreiben.“ — Und ſeine Standhaftigkeit erreichte ihr Ziel. Der Kaiſer ſtand von dieſem Punkte ab und ließ die kirchlichen Angelegenheiten in Sachſen (für jetzt wenigſtens) unverändert, worauf Johann Friedrich obige Punkte genehmigte (19. Mai) und (am 21. Mai) unterzeichnete.

Als nun, zufolge dieſer „wittenberger Capitulation,“ Wittenberg den kaiſerlichen Truppen übergeben worden war (23. Mai) kam die Kurfürſtin Sibylle mit ihrem zweiten Sohne, mit ihrem Schwager Johann Ernſt und deſſen Gemahlin Katharine, der Tochter des römiſchen Königs Ferdinand, zum Kaiſer ins Lager, warf ſich vor ihm nieder und bat um Schonung für ihren Gemahl. Und Karl hatte Mitleiden mit ihr. Zwar gab er den Gefangenen nicht los, aber er erlaubte ihm, ſeine Gemahlin zu ſehen und mit ihr, doch unter ſicherer Bedeckung, auf acht Tage nach Wittenberg zu gehen. Er ſelbſt begab ſich am 25. Mai Nachmittags dahin, begrüßte die Kurfürſtin und ihren Gemahl und beſah die Stadt. Als er zur Schloßkirche kam, wo Luther begraben liegt, ſollen einige ſeiner Begleiter, namentlich der Herzog von Alba und der Biſchof von Artois, ihn aufgefordert haben, den Leichnam dieſes Erzketzers ausgraben und verbrennen zu laſſen. Er aber gab ihnen, wie es weiter heißt, zur Antwort: „Laßt ihn ruhen bis zum Tage des allgemei-

„meinen Weltgerichts! Ich führe keinen Krieg mit „den Todten!“ — Eine hochſinnige Antwort! Schade nur, daß ſie nicht gehörig verbürgt iſt. Denn weder Sleidan in ſeiner Zeitgeſchichte, noch Dr. Bugenhagen in ſeiner „wahrhaftigen Hiſtorie, wie es uns zu Wittenberg in dem vergangenen Kriege ergangen iſt,“ führen ſie an, ſondern erſt ſpätere Schriftſteller *). Doch ausgemacht wahr iſt es, daß Karl Wittenberg mit lobenswerther Schonung behandelte, und daß die Leiden und Schreckniſſe, welche ſeine Truppen über Rom verhingen, durch ihn von Wittenberg entfernt blieben.

5) Karls Abdankung und Tod.

Nachdem Karl V., ſeit funfzig Jahren Herr der Niederlande, ſeit vierzig Jahren König von Spanien und ſeit ſieben und dreißig Jahren römiſch-deutſcher Kaiſer durch den Glanz und die Zahl ſeiner Kronen die erſte Stelle unter den Fürſten Europas behauptet und durch die Manchfaltigkeit ſeiner Unternehmungen die europäiſche Welt bewegt und erſchreckt hatte, verließ er im ſechs und funfzig Jahre ſeines Alters freiwillig ſeine Thronen, um in der Stille der Einſamkeit den Reſt ſeines Lebens zu beſchließen.

Auffallend und wunderbar muß es uns, wie der damaligen Welt, erſcheinen, daß ein ſo herrſchſüchtiger

Herr,

---

*) Man ſehe Sagittarii Historia Joannis Friderici. Jenae 1678, pag. 58.

Herr, wie Karl V., in einem Alter, wo die Begierde nach Glanz und Herrſchſucht gewöhnlich noch unverloſchen iſt, und in einer Lage, in der kein Zwang von auſſen ihn bedrängte, ganz freiwillig Kronen entſagte, deren Zahl zu vermehren und deren Glanz zu erweitern er bis dahin auf das eifrigſte geſucht hatte. Aber erklären läßt ſich dieſe Erſcheinung! Er ſelbſt gab als Urſache derſelben ſeine Kränklichkeit an, die ihn hindete, die ſchweren Regierungsſorgen länger zu tragen; und wahr iſt es, daß er ſeit früher Jugend an der Gicht litt, die ihn in ſpäteren Tagen, beſonders ſeit ſeiner Flucht von Insbruck und ſeit der vergeblichen Belagerung von Metz ſo anhaltend und ſo ſchmerzhaft heimſuchte, daß er im Jahre 1555 neun Monate lang ſich von allem Umgange und von allen Geſchäften zurückzog, und in Schwermuth verſunken (vielleicht ein Erbtheil ſeiner wahnſinnigen Mutter!) nicht einmal dazu gebracht werden konnte, irgend einen Brief oder Befehl zu unterſchreiben. Doch nicht Kränklichkeit und Schwermuth allein war es, was ihn bewog, ſeine Kronen niederzulegen, ſondern auch der Verdruß über mißlungene Plane, Furcht ſeinen Ruhm zu überleben, und Beſorgniß im Betreff ſeine Sohnes Philipp. Vergebens hatte er in vielen Kriegen mit Franzen deſſen Macht zu zertrümmern geſucht: Franzens Sohn, Heinrich II., ſtand mächtig und drohend ihm gegenüber; vergebens hatte er durch Unterhandlungen und Waffengewalt die Reformation zu unterdrücken geſucht:

ein Reichsfürſt, von ihm ſelbſt erhoben, hatte ihm alle Früchte ſeiner im ſchmalkaldiſchen Kriege errungenen Siege entriſſen und den Proteſtanten in Deutſchland freie Religionsübung verſchafft; vergebens hatte er gehofft, einſt alle ſeine Kronen an ſeinen einzigen Sohn Philipp II. zu bringen: der Verſuch, den er 1550 auf dem Reichstage zu Augsburg machte, die deutſche Krone demſelben zuzuwenden, war ihm mißlungen. Ja dieſer Sohn, dem er ſchon 1540 Mailand, dann bei deſſen Vermählung mit Maria der Katholiſchen, Königin von England (15. Jul. 1554), das Königreich Neapel abgetreten hatte, betrug ſich ſchon ſo eigenwillig und unehrerbietig gegen ihn, daß er fürchten mußte, in die Nothwendigkeit zu kommen, ihm nachzugeben oder mit den Waffen zu begegnen. Endlich läßt ſich bemerken, daß auch Hochmuth in ſeine ſcheinbare Demuth ſich einmiſchen, oder daß zu eben der Zeit, wo er das Eitle irdiſcher Größe am lebhafteſten zu fühlen ſchien, das eitle Streben ihn ergreifen mochte, von einem Schauplatze, den er mit dem Glanze und Schrecken ſeines Namens lange erfüllt hatte, auf eine glänzende und merkwürdige Weiſe zu ſcheiden. Wahrſcheinlich wird dieß, wenn man auf die vielen Züge der Ehrſucht in ſeinem Leben zurückblickt; wahrſcheinlich ferner, wenn man hört, wie ihm die freiwillige Thronentſagung Diocletians (im Jahre 305) als ein ermunterndes Beiſpiel vor Augen ſchwebte, und noch mehr, wenn man auf die Art ſieht, wie er ſeine Abdankung vollzog. Denn nicht auf einmal legte er ſeine Kronen nieder, ſondern nach und nach, und nicht wie einer, der das Geräuſchvolle flieht, ſondern wie der, der am Weltgepränge Freude findet.

Zuerſt entäuſſerte er ſich der Niederlande. In dieſer Abſicht beſchied er ſeinen Sohn Philipp aus England, wo ſich derſelbe als Gemahl der Königin Marie ſeit dem 19. Julius 1554 aufgehalten hatte, ſo wie auch die niederländiſchen Stände zu ſich nach Brüſſel und veranſtaltete dann (am 28. Oct. 1555) eine glänzende Verſammlung. Er ſetzte ſich auf den Thron; ihm zur Rechten ſein Sohn Philipp, zur Linken ſeine Schweſter Marie, verwitwete Königin von Ungern, bisherige Statthalterin der Niederlande; weiterhin ſtellte ſich ein ſchimmerndes Gefolge des höhern Adels; vor ihm ſtanden die verſammelten Stände der Niederlande. Eröffnet wurden die Verhandlungen durch den Präſidenten des Rathes von Flandern, den Staatsrath Imanuel Philibert, der auf Karls Befehl den Zweck dieſer Verſammlung andeutete, und die Urkunde vom 25. Oct. 1555 vorlas, kraft welcher Karl der Regierung über die Niederlande entſagte, die Bewohner derſelben ihrer ihm geleiſteten Eide entband und ſie auf ſeinen Sohn Philipp, als ihren nunmehrigen Herrn, hinwies *). Darauf erhob ſich Karl

und

---

*) Einen weitläuftigen Auszug aus dieſer Abdankungsurkunde findet man in Godelevaei historiola de abdicatione seu re-

nun-

und hielt, auf den Prinzen von Oranien geſtützt (er war nicht im Stande ſich ohne Beihilfe aufrecht zu erhalten), eine Rede in franzöſiſcher Sprache, die er theilweiſe ablas. Er hob von dem Satze an: ein guter Fürſt müſſe, ſo lange er könne, den Staat leiten und ſchützen; könne er es wegen Krankheit nicht, ſo müſſe er ſeine Würde auf den übertragen, dem ſie am erſten zukomme, um bei Niederlegung der Herrſchaft gleiche Liebe, wie durch Führung derſelben zu beweiſen. Dieſen Satz wendete er dann auf ſich an. Gern, ſagte er, habe er ſich den vielen Mühen ſeiner beſchwerdevollen Regierung unterzogen, ſo lange es ihm ſeine Geſundheit erlaubt hätte; nun aber, durch Alter und Krankheit erſchöpft, fühle er ſich auſſer Stand länger zu regieren; er trete darum von der Regierung zurück, und übergebe ſie ſeinem Sohne, der mit Jugend und Geſundheit Kraft und Eifer für ſie verbinde, und dem nun die Stände Treue ſchwören und halten ſollten. — Hierauf wendete er ſich an ſeinen Sohn, der aufſtand, das Haupt entblößte, vor ihm auf die Knie fiel und ihm die Hand küßte. Karl umarmte ihn, legte dann ſeine Hand auf deſſen Haupt, erklärte ihn im Namen der heiligen Dreifaltigkeit zum Herrn der Niederlande und vermahnte ihn für dieſelben zu ſorgen und Liebe ihnen zu beweiſen,

was

---

nuntiatione imperii et regnorum a Carolo V. facta, in Schardii Scriptt. Rerum Germanic. Tom. II, pag. 1897 ss.

was er als den ſchönſten Beweis kindlicher Erkenntlichkeit anſehen werde. „Es ſteht", ſetzte er hinzu, „in eurer Gewalt durch eine weiſe und tugendhafte Regierung das auſſerordentliche Zeichen meiner väterlichen Liebe zu rechtfertigen und der Welt zu beweiſen, daß ihr des Vertrauens würdig ſeyd, das ich auf euch ſetze. Achtet immer die Religion, ſchützt den katholiſchen Glauben, haltet die Geſetze eueres Landes heilig, thut niemand wiſſentlich unrecht". — „Und ſollte jemals die Zeit kommen, wo ihr euch nach der Ruhe des Privatlebens ſehnet, ſo wünſche ich, daß ihr alsdann einen Sohn von ſolchen Eigenſchaften haben möget, dem ihr euer Scepter mit eben der Zufriedenheit abtreten könnet, mit der ich euch jetzt das meinige abtrete". — Nach Endigung dieſer Rede ſank er erſchöpft und faſt ohnmächtig in ſeinen Lehnſtuhl zurück. Nun erhob ſich Philipp, der bis dahin geknieet hatte, dankte ſeinem Vater und verſicherte, daß er den Wünſchen desſelben mit Eifer nachkommen werde. Da rief Karl mit bewegtem Herzen aus: „Mich dauert mein Sohn, auf deſſen Schultern jetzt eine ſo ſchwere Laſt kommt, daß er unter Beſchwerden und Mühen ſein Leben hinbringen wird". Er weinte; auch die ganze Verſammlung war gerührt, und viele, ergriffen von dem, was ſie ſahen und hörten, vergoſſen Thränen. Selbſt Philipp gab Rührung zu erkennen. Er deutete der Verſammlung an, daß, da er der franzöſiſchen Sprache nicht mächtig genug ſey, um ſeine Geſinnungen in ſelbiger auszudrücken, der Biſchof von Arras, Cardinal Granvella, in ſeinem Namen reden ſollte. Dieß geſchah in einer weitläufigen Rede, die dann der Staatsrath Jacob Maſius (Maes), ein geſchickter Rechtsgelehrter und Redner, im Namen der Stände eben ſo weitläufig beantwortete. Als dieſe Reden gehalten waren, erklärte die Königin Marie, daß ſie die Statthalterſchaft, die ſie bisher im Namen ihres Bruders, des Kaiſers Karl, verwaltet habe, niederlege und um Verzeihung bitte, wenn ſie nicht überall ſo, wie der Kaiſer oder die Stände gewünſcht hätten, verfahren ſey. Der vorher erwähnte Jacob Maſius antwortete ihr im Namen der Stände mit Dank und Lob für ihr Verfahren. Nun zog ſich der Kaiſer, geſtützt auf die Schultern des Prinzen von Oranien, in ſeine Zimmer zurück und dieſe Feierlichkeit war geendigt.

Einige Zeit nachher, am 15. Januar 1556 *), übertrug Karl unter gleichen Feierlichkeiten ſeinem Sohne Philipp auch die Regierung über Spanien und alle davon abhangende Länder in der alten und der neuen

---

*) Dieſe Zeitangabe ergibt ſich aus der von Arnoldi (Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten, Leipzig 1817, S. 29—33) mitgetheilten Erzählung des Prinzen Wilhelm von Oranien, die einen Auszug aus der Rede enthält, welche Karl bei der Niederlegung der ſpaniſchen Krone hielt, und welche mit [illegible] die Stadt Cordova, das Sepulveda (Tom. II, pag. 5[illegible]) mittheilt, größtentheils zuſammenſtimmt.

neuen Welt. — Die kaiſerliche Würde behielt er noch etwas länger, nicht, weil es ihm ſchwer wurde, ſich von ihr zu trennen, ſondern weil er noch einen Verſuch machte, ſelbige, wie ſeine übrigen Kronen, an ſeinen Sohn zu bringen. Erſt als ſein Bruder Ferdinand ſich wiederholt geweigert hatte, die deutſche Krone aufzugeben, zu der er durch Karl ſelbſt im Jahre 1531 berufen worden war, gab er dieſen Verſuch auf, und trat an ſeinen Bruder das deutſche Reich völlig ab, kraft einer Urkunde vom 27. Aug. 1556, die er durch den Prinzen Wilhelm von Oranien dem Kurfürſten-Collegium zufertigen ließ.

Bei dieſer Entäuſſerung aller ſeiner Länder hatte ſich Karl nichts weiter vorbehalten, als daß Philipp von den Einkünften Spaniens ihm jährlich 100,000 Kronen zur Beſtreitung ſeines Haushalts und ſeiner Almoſen auszahlen ſollte. Zu ſeinem künftigen Aufenthalte aber hatte er das Kloſter St. Juſt bei Placencia in Eſtremadura erwählt, deſſen reizende Lage ihn ſchon vor vielen Jahren (1542) ſo angezogen hatte, daß er zu ſeinen Begleitern ſagte: „Dieß iſt „ein Ort, wo ein zweiter Diocletian mit Vergnügen „ſein Leben beſchließen könnte.“ Darum hatte er auch, ehe er noch ſeine Kronen niederlegte, daſelbſt eine Wohnung für ſich erbauen und einrichten laſſen. — Gern wäre er nach Niederlegung der ſpaniſchen Krone ſogleich dahin abgegangen, hätte ihn nicht theils das Zureden der Aerzte, die ihm eine Seereiſe bei ſtürmiſcher

ſcher Jahreszeit widerriethen, theils die Unterhandlung eines Waffenſtillſtands mit Frankreich, (der zu Vaurelles bei Cambrai, 5. Febr. 1556, zu Stande kam), theils die eben erwähnte Verhandlung mit ſeinem Bruder Ferdinand zurückgehalten. Erſt im Sept. 1556 hatte er alle Hinderniſſe beſeitigt, und nun ſäumte er nicht, ſich nach Zuitburg in Seeland zu begeben. Hier, wo die Flotte bereit ſtand, die ihn nach Spanien bringen ſollte, nahm er von ſeinem Sohne Philipp unter vielen Umarmungen Abſchied (beide ſahen einander nie wieder); aber ſeine beiden Schweſtern, die verwitweten Königinnen von Frankreich und Ungern, Eleonore und Marie, die ihn in die Einſamkeit des Kloſterlebens begleiten wollten, folgten ihm zu Schiffe und fuhren am 17. Sept. 1556 unter dem Donner der Kanonen mit ihm von Zuitburg ab.

Glücklich erreichte er Spanien. Am 28. Sept. landete er zu Laredo in Biscaja. Daſelbſt warf er ſich, als er aus dem Schiffe geſtiegen war, zur Erde, küßte ſie und rief: „Nackend bin ich aus meiner Mutter Leibe gekommen, und nackend komme ich zu dir als zu meiner zweiten Mutter und übergebe dir meinen Körper und meine Gebeine“. Dann ein Crucifix, das er immer bei ſich trug, hervorziehend, dankte er dem Herrn für die glückliche Ankunft in Spanien, wo er ſein Leben zu beſchließen gedenke. Gichtſchmerzen hatten ihn während der Seereiſe auf's neue ergriffen. Er ließ ſich daher theils auf einem Tragſeſſel, theils in einer Sänfte weiter ſchaffen, und kam ſo von Laredo nach Burgos. Hier zuerſt machte er die Erfahrung, daß er nicht mehr Regent ſey. Nicht ſo, wie ſonſt, wurde er empfangen; nur wenige vom Adel, und dieſe nicht in Hofpracht, machten ihm die Aufwartung; und Philipp ließ ihn einige Wochen warten, ehe er ihm auch nur einen Theil des feſtgeſetzten Jahrgeldes auszahlte. Mit Unwillen ertrug dieß Karl und äuſſerte dabei, es thue ihm leid ſeine Kronen niedergelegt zu haben. Nach Andern ſoll er dieſe Reue ſchon früher, ja noch an dem Tage ſeiner Abdankung empfunden haben.

Von Burgos reiſete er nach Valladolid, wo er von ſeiner Tochter Johanna und ſeinem Enkel Karl begrüßt wurde, aber bald auch beide wieder entließ, ſowie auch ſeine beiden Schweſtern, obſchon dieſe innigſt wünſchten, bis zu ſeinem Ende um ihn zu bleiben. Hierauf eilte er dem Hieronymitenkloſter St. Juſt zu. Als er in die Nähe deßſelben gekommen war, beſoldete und verabſchiedete er die Leibwache und das übrige Gefolge, das ihn bis dahin begleitet hatte, und behielt nur etwa zwölf Bedienten um ſich. Mit ihnen bezog er (24. Febr. 1557) die Wohnung, die er an das Kloſter hatte anbauen laſſen. Sie war ſehr einfach, hatte nur ein Stockwerk und umfaßte nur ſechs Zimmer für ihn; von denen vier, wie Mönchszellen, kahle Wände hatten, zwei größere mit braunem Tuche ausgeſchlagen, und alle mit dem

prunk-

prunkloſeſten Hausgeräthe verſehen waren. Eine Thüre aus dieſen Zimmern führte in den Garten, eine andere in die Kloſterkapelle.

Hier brachte er das erſte Jahr geſünder, als vorher, und, wie es ſchien, zufrieden hin, gleich einem Weiſen, dem zum Lebensglück äußrer Glanz überflüßig, nützliche Thätigkeit aber nothwendig iſt. Allen Prunk hatte er von ſich entfernt; überaus einfach war ſeine Tafel und ſeine Kleidung, und freundlich ſein Umgang mit ſeiner Umgebung. Dem Gange der Weltbegebenheiten ſchaute er nur von weitem zu. Selten geſtattete er Vornehmen, die ihn zu ſprechen wünſchten, den Zutritt; dagegen ließ er die, die mit Briefen von ſeinen Kindern und ſeinen Schweſtern an ihn geſchickt wurden, vor ſich, befragte ſie über das Befinden der Seinigen, und ſahe es gern wenn er über Hauptſachen, als Kriege und Friedensſchlüſſe, zu Rathe gezogen wurde. Am meiſten beſchäftigte er ſich mit Abwartung des Gottesdienſtes, mit Leſen der Schriften des Auguſtinus und Bernhard, und mit Geſprächen über religiöſe Gegenſtände. Seine Zeitvertreibe aber beſtanden darinn, daß er ſeinen Garten bebaute, daß er auf einem kleinen Pferde, dem einzigen, das er hielt, in ein nahegelegenes Gehölze ritt, wobei ihn ein einziger Bedienter zu Fuß begleitete, und daß er, unterſtützt von dem berühmten Mechaniker Turriano, mechaniſche Arbeiten, beſonders Uhren, verfertigte. Einſt, da er lang und immer vergebens geſucht hatte, wenigſtens zwei derſelben ſo zu ſtellen, daß ſie völlig gleich gingen, äuſſerte er mit wehmüthiger Reue, wie thöricht er ſo lange verſucht habe, Millionen von Menſchen zum gleichförmigen Denken über Religionsſachen zu ſtimmen. *)

Solche Aeußerungen, vielleicht auch ſeine Geſpräche über Religionsſachen mögen die Meinung gegen ihn erregt haben, daß er noch im Kloſter zu St. Juſt dem katholiſchen Glauben untreu geworden ſey und zum proteſtantiſchen ſich hingeneigt habe. Beweiſen läßt ſich dieſes nicht, obſchon ſein Beichtvater und Prediger nach ſeinem Tode als Ketzer verfolgt wurden.**) Gewiß dagegen iſt es, daß er am Ende ſeines Lebens eine ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an die katholiſche Kirche äuſſerte. Denn ſeitdem (im Febr.

---

*) Hormair im Leben Karl V. (öſtr. Plutarch, Th. VI, 116) erzählt: Karl hatte die vorzüglichſten Momente ſeines thatenreichen Lebens nach ſeinen eignen Angaben rings an den Wänden abmalen laſſen und zwiſchen denſelben die Bildniſſe ſeiner vorzüglichſten Gegner. Stundenlang ſaß er vor jenem des ſächſiſchen Kurfürſten Johann Friedrich, und man hörte ihn, die Fauſt vor der Stirne geballt, ausrufen: „O hätte ich den gelaſſen, wie er war, auch ich wäre geblieben, der ich geweſen bin.“ — Iſt dieſe Angabe wahr, von der ich jedoch in den mir zugekommenen Quellen keine Spur gefunden habe, ſo liegt in ihr eine neue Hindeutung auf die Reue, die Karl'n wegen ſeiner Abdankung ergriff.

**) Man ſehe über dieſen Punkt Llorente's kritiſche Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition rc. — überſetzt von Höck. Gemünd 1820. Th. II, S. 186 ff.

des Jahres 1558) mit Erneuerung ſeiner Gichtſchmerzen, die Schwermuth und Verwirrung ſeines Geiſtes ſich erneuerte, lebte er ganz wie ein Mönch, hatte nur Mönche zu ſeinen Geſellſchaftern, und betrieb nur mönchiſche Andachtsübungen. Tag und Nacht ſang er Bußlieder, und dabei geißelte er ſich im geheim ſtrenger als ein Mönch. Endlich kam er gar auf den Gedanken, noch bei ſeinen Lebzeiten ſein Leichenbegängniß zu feiern. Er ließ dazu ſein Grabmahl in der Kapelle des Kloſters St. Juſt aufrichten und zog, in ein Todtengewand gekleidet, mit allen Mönchen und allen ſeinen Bedienten im feierlichen Aufzuge in dieſe Kapelle. Dort ließ er ſich in den Sarg legen und betete mit allen Anweſenden für die Ruhe ſeiner Seele. Als die Verſammlung auseinander gegangen war, ſtieg er wieder aus dem Sarge, warf ſich am Hochaltare nieder, betete von neuem und ging dann in ſein Zimmer zurück. Aber dieſe unerhörte Todesfeier hatte ihn ſo erſchüttert, daß er gleich am folgenden Tage in ein tödtliches Fieber verfiel und am 21. Sept. 1558 im 59 Jahre ſeines Alters verſchied. — So verließ er, in Schwermuth verſunken und unzufrieden mit ſich und der Welt, erſt den Schauplatz ſeiner Thaten, dann das Leben ſelbſt.

III.

Wilhelm Prinz von Oranien

und

Lamoral Graf von Egmont.

Unter den Niederländern ſtrahlten, als der Aufſtand derſelben begann, Prinz **Wilhelm von Oranien** und Graf **Lamoral von Egmont** hervor, beide ausgezeichnet durch edle Herkunft, hohe Würden und mannigfaltige Talente, beide voll Liebe für Recht, Freiheit und Vaterland, und beide die Opfer der Argliſt, Rachſucht und Verblendung ihrer Feinde.

Wilhelm, geboren zu Dillenburg am 14. Apr. 1533, der Sohn des Grafen Wilhelm von Naſſau-Dillenburg und der Gräfin Juliane von Stollberg, durch das Teſtament ſeines Vetters Renatus Erbe (ſeit 1544) des Fürſtenthums Oranien, war im Schoße der proteſtantiſchen Kirche erzeugt und erzogen, aber ſeit ſeinem eilften Jahre am Hofe zu Brüſſel zur katholiſchen Kirche hingeführt worden, bis er ſpäterhin (wahrſcheinlich während ſeines Aufenthalts in Deutſchland, 1568), wiederum Proteſtant, zur calviniſchen Lehre ſich bekannte. Kaiſer Karl V, der ſchon im Knaben den großen Mann ahnete, zeichnete ihn frühzeitig aus durch das Vertrauen, das er ihm ſchenkte, und durch ehrenvolle Aufträge, die er ihm ertheilte, und führte ihn ſo zu dem Anſehn, das er ſpäterhin genoß und durch Thaten rechtfertigte. Darum konnte ſelbſt Philipp II., obſchon er ihn haßte, weil er ihn fürchtete, nicht umhin, ihn zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht zu ernennen. — Auch Lamoral Graf von Egmont (geb. 1522) war von erlauchter Herkunft, der Sprößling eines der älteſten und angeſehenſten Geſchlechter der Niederländer, deſſen Herrſchaft vom Kaiſer Maximilian I. zu einer Gräfſchaft erhoben worden war. Er ſelbſt erhöhete den Glanz ſeines Hauſes durch ſeine Vermählung mit der Herzogin Sabina von Baiern, die ihm eilf Kinder gebar, und durch die Siege über die Franzoſen, die er bei St. Quentin (1557) und Grävelingen (1558) für Spanien errang. Als Philipp II. die Niederlande verließ (1559), ſtand Egmont den niederländiſchen Provinzen Artois und Flandern als Statthalter vor.

Eben ſo ausgezeichnet, als durch Herkunft, Reichthümer und Würden, waren beide durch Talente und Sinnesart. Beide verbanden Redlichkeit und Wohlwollen mit vielen Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten, haßten Unrecht und Bedrückungen, und waren eben darum den widerrechtlichen und gewaltthätigen Eingriffen Philipps in die Rechte und Freiheiten der Niederländer entgegen. Doch hatte jeder von ihnen ſeine beſonderen Eigenthümlichkeiten. Wilhelm war mehr Staatsmann als Feldherr, Egmont mehr Feldherr als Staatsmann. Jener hatte einen aufgeklärtern Geiſt, durchdringendern Blick und feſtern Character; dieſer war arg'oſer, gutmüthiger, heitrer und geſelliger. Jener baute mehr auf ſich als auf Andre, verſtand Andre zu erforſchen und ſeine Geheimniſſe in ſich zu verwahren, ſprach wenig, beobachtete deſto mehr, und immer geſchäftig, auch wenn er ruhig ſchien, betrieb er, wozu er ſich entſchloſſen hatte, mit Nachdruck und Beharrlichkeit; dieſer liebte Offenheit und Mittheilung, Glanz und Vergnügungen, baute auf Verdienſte und Hoffnungen, ergab ſich gern einem argloſen Vertrauen, und konnte darum leichter getäuſcht werden als jener. Im Schoße der katholiſchen Kirche geboren und erzogen, blieb er derſelben bis an ſeinen Tod getreu, ohne doch das Herrſch- und Verfolgungsſüchtige derſelben, das ſeinem menſchenfreundlichen Weſen zuwider war, billigen zu können.

In früheren Jahren hatte beide das ihnen gemeinſame Streben nach Ehre und Anſehn einander entfrembet. Als aber Margarethe von Parma die Oberſtatthalterſchaft in den Niederlanden erhalten hatte (1559), wodurch die Ausſichten beider auf dieſe Würde vereitelt waren, und nun der Cardinal Granvella als erſter Rathgeber Margarethens, alle Angelegenheiten der Niederländer leitete, ſie ſelbſt mit Argwohn ſich umlauert und ihr Vaterland durch die Herrſchſucht und Blindgläubigkeit Philipps bedrohet ſahen: ſo knüpfte der gleiche Verdruß, die gleiche Beſorgniß und der gleiche Wunſch, die Anmaſſungen Philipps und ſeines Miniſters, des Cardinals Granvella, abzuwehren, die vertrauteſte Freundſchaft zwiſchen beiden. Nicht dachten ſie damals an eine Losreiſſung von Spanien, oder an die Stiftung einer Republik, ſondern nur an die Bewahrung alter Rechte und an die Vertheidigung der angeſtammten Freiheit gegen Glaubenszwang und Herrſcherwillkür. Schmerzlich war es ihnen, ihr Vaterland, ſonſt einen ſelbſtändigen Staat, jetzt als Provinz eines fremden Reiches, Spaniens, zu erblicken; aber noch weit ſchmerzlicher und unerträglicher, Sclaven der Spanier zu ſeyn: nur als freie Männer wollten ſie unter Spanien leben. Aber dieß Wollen und Streben mißfiel dem König Philipp; es galt ihm als Aufruhr, und er ſuchte jene Vertheidiger der Rechte und Freiheiten der Niederländer zu entzweien, um ſie dann leichter zu unterdrücken. Aber vergebens verwendete hierzu die Oberſtatthalterin Margarethe von Parma Liſt und Gewandtheit: ſie hielten feſt an einander. Erſt als Alba ſich nahete, nun für beide es unvermeidlich wurde, entweder offenbar mit Spanien zu brechen, oder ſich demſelben blindlings zu unterwerfen, und Egmont nicht Muth und Kraft genug hatte, dem Glanze ſeines ſeitherigen Lebens zu entſagen und ſich mit allem, was ihm theuer war, in Gefahr zu begeben, — erſt da trat eine Trennung zwiſchen ihnen ein. Verblendet von ſpaniſcher Argliſt, oder eingewiegt in das eitle Vertrauen auf die Unbeſcholtenheit ſeiner Geſinnungen und auf die Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Krone Spaniens, hoffte Egmont von

Philipp Verzeihung wegen ſeines ſeitherigen Betragens und blieb, nachdem er ihm den Eid der Treue aufs neue geleiſtet hatte (1566), bei Albas Annäherung in Brüſſel. Wilhelm dagegen, der die Abſichten Philipps und Albas richtiger durchſchauete, faßte, da Alba ſich näherte, den feſten Beſchluß, jetzt nach Deutſchland zu entfliehen und erſt dann in den Niederlanden wieder aufzutreten, wenn er Kräfte geſammelt hätte, um den Spaniern mit Nachdruck und Erfolg begegnen zu können.

Ehe er dieſen Beſchluß ausführte, verſuchte er noch einmal ſeinen Freund Egmont zur Flucht zu bereden. Hierzu benutzte er eine Zuſammenkunft (am 10. Apr. 1567) zu Willebröck, einem Dorfe zwiſchen Brüſſel und Antwerpen, die die Regentin Margarethe zwiſchen ihm, dem Geheim-Secretär Berti und den Grafen Egmont und Mansfeld veranſtaltet hatte, um ihn zu bewegen, in den Niederlanden zu bleiben. Nachdem er feſt und unerſchütterlich dem Zureden dieſer drei Männer widerſtanden hatte, führte er ſeinen Freund Egmont bei Seite zu einem Fenſter, ſtellte ihm mit aller Kraft der feſteſten Ueberzeugung und zärtlichſten Freundſchaft die Gefahren vor, die den Häuptern der Niederländer von Seiten der ſpaniſchen Argliſt und Gewaltthätigkeit droheten, und bat ihn, dringender als je, ſich dieſen Gefahren zu entziehen. Und als Egmont, verblendet von dem Wahn, der ihn ergriffen hatte, keine Gefahr ahnete und fortgehends aufäuſſerte, der König werde ihnen, wenn er die Provinzen beruhiget finde, alles verzeihen und verwilligen; da rief **Wilhelm** mit Schmerz und Unwillen aus: „Dich wird dieſe Gnade des Königs ins Verderben „ſtürzen, ja ich ſehe es voraus, — o möchte ich mich „täuſchen! — mit deinem Leichnam wirſt du die „Brücke ſeyn, über welche die Spanier in dieſes Land „ſetzen werden." Als er dieß geſagt hatte, ſchloß er ihn feſt und innig in die Arme, beide weinten, ſie mußten fühlen, daß ſie ſich jetzt auf immer trennten *).

Wenige Monate nachher ging, was **Wilhelm** geahnet hatte, in ſchreckliche Erfüllung. Zwar warnte ſein guter Schutzgeiſt noch einmal den Grafen **Egmont**, ſich den Spaniern zu überlaſſen; denn als er dem Herzog entgegen kam, um ihn zu bewillkommen, entſchlüpften dieſem die in ſeinem Munde bedeutenden Worte: „Da kommt ein großer Ketzer!" — Aber **Egmont** blieb auch gegen dieſe Warnung verblendet. Herzog **Alba**, ſchnell ſeine Uebereilung erkennend und verbeſſernd, wußte ihn durch verſtellte Freundſchaftsbezeigungen und glatte Worte bald wieder einzuſchläfern, ladete ihn in Brüſſel häufig zu vertraulichen Unterredungen und Gaſtereien, und ließ ihn dann, als es ſich dieſer am wenigſten verſah, zugleich mit dem Grafen **Hoorne** in ſeinem Hauſe zu Brüſſel gefangen nehmen (9. Sept. 1567) und unter ſtarker Bedeckung nach

---

*) Hierher gehört das Kupfer, Taf. IV.

B.V. T.II.

Heideloff del. Gottschick sc.

Abschied des Prinzen von Oranien
vom Grafen von Egmont.

nach Gent abführen (am 22. Sept.). Faſt neun Monate wurden beide daſelbſt gefangen gehalten. Indeſſen erfolgten von Seiten ihrer Verwandten und Freunde dringende, aber vergebliche Verwendungen für ſie. Sie ſelbſt beſtritten zuerſt die Anmaßung des Blutrathes zu Brüſſel über ſie, Ritter des goldenen Vlieſſes, zu ſprechen, und vertheidigten ſich dann ſo kräftig und ſo eindringlich, daß jeder unparteiiſche Richter ſie würde freigeſprochen haben. Aber was half ihnen dieß? Herzog Alba hatte ihren Tod beſchloſſen und ließ am 4. Jun. 1568, nachdem er ſie am 3. Jun. von Gent nach Dendermonde und am 4. Jun. von Dendermonde nach Brüſſel hatte bringen laſſen, das Urtheil über ſie ausſprechen, daß ſie, des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig, enthauptet, ihre Häupter, ſo lange es dem Herzog gefiel, auf eiſerne Pfähle geſteckt, und ihre Güter eingezogen werden ſollten.

Als **Egmont** dieſes Urtheil tief in der Nacht durch den Biſchof von Ypern, Martin Rithow, vernahm, gerieth er anfangs in Entſetzen; doch faßte er ſich bald wieder, und gedachte mit Wehmuth der Seinigen und des Heils ſeiner Seele. Gegen Morgen ſchrieb er an den König Philipp II. einen Brief, in welchem er nochmals ſeine Unſchuld bezeugte, an ſeine früheren Verdienſte erinnerte, und um Schutz und Gnade für ſeine Gattin, ſeine eilf Kinder und ſeine Dienerſchaft flehete. Dann beichtete er und brachte den übrigen Theil des Morgens mit Gebeten und andern Andachtsübungen hin. Gegen Mittag des 5. Jun. 1568 wurde er zum Blutgerüſte geführt, das auf dem Markte errichtet und mit ſchwarzem Tuche behängt war. Der Biſchof von Ypern und der ſpaniſche Hauptmann Julian Romero begleiteten ihn auf daſſelbe. Auch jetzt, heißt es, umnebelte ihn die Verblendung, die ihn in dieſes Schickſal geführt hatte: noch hoffte er begnadigt zu werden. Erſt als Romero auf ſeine Frage, ob noch Hoffnung für ihn ſey? mit den Achſeln zuckte, entſagte er derſelben, legte ſeinen Hut und damaſtenen Mantel ab, knieete nieder, betete, küßte das Crucifix, das ihm gereicht wurde, zog eine Nachtmütze über die Augen, betete wieder und empfing den letzten Streich durch den Nachrichter. — Bald nach ihm betrat auch Graf von Hoorne das Blutgerüſt und endete auf ähnliche Art. Die Körper beider wurden dann in Särge gelegt, die Köpfe aber zwei Stunden lang auf eiſerne Pfähle, die am Blutgerüſte ſtanden, aufgeſteckt. Aber ganz Brüſſel betrauerte den Tod beider Grafen; ſelbſt ſpaniſche Soldaten wurden, wie es heißt, bis zu Thränen gerührt.

Auch **Wilhelm von Oranien** ſtarb eines gewaltſamen Todes, aber nicht durch eigene Schuld, ſondern durch heimtückiſchen Meuchelmord, der bei aller Vorſicht ſchwerlich zu vermeiden war, und der mitten in der Fülle ſeines Ruhmes und unter Thaten der Unſterblichkeit ihn traf. Mit der Macht, die er in Deutſchland geſammelt, und der größern, die ihm Aldas rohe und grauſame Willkür in den Niederlanden zugeführt hatte, hatte er ſeit 1568 die Spanier zu Lande und zu Waſſer bekämpft, hatte ſeit 1579 die ſieben nördlichen Provinzen zu einem Bündniſſe vereinigt, und ſie ſeit 1581 von Spanien losgeriſſen und der Selbſtändigkeit entgegengeführt. Aber eben dadurch hatte er den grimmigſten Zorn der Spanier gegen ſich entflammt, die ihn als einen Beleidiger der Majeſtät ächteten und, indem ſie ſeine Ermordung als eine gottſelige Handlung ſchilderten und einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzten, eben ſowohl die Gewinnſucht als den Fanatismus gegen ihn waffneten.

Schon im Jahre 1582 kam er zu Antwerpen dem Tode nahe. Ein herabgekommener Kaufmann daſelbſt, Namens Anaſtro, hatte, um den auf Wilhelms Kopf geſetzten Preis zu verdienen, ſeinen Handlungsdiener Johann Jauregui, einen jungen Menſchen von zwei und zwanzig Jahren, zur Ermordung des Prinzen beredet, und der Dominikanermönch Anton Timmermann hatte ihm im Beichtſtuhle Verzeihung wegen dieſer That verheißen, wenn er ſie zur Ehre Gottes, zum Dienſte des Königs und zum Beſten des Vaterlandes unternähme. Am darauf folgenden Sonntag, dem 18. März 1582, ſtärkte er ſich hierzu durch den Genuß des heiligen Abendmahls und ſchritt dann ſogleich zur Ausführung. Er drängte ſich zu dem Prinzen, als dieſer von der Tafel aufgeſtanden war, ſtellte ſich, als wollte er ihm eine Schrift überreichen, und ſchoß ihn dabei ſo durch den Kopf, daß der Schuß bei dem rechten Ohr hinein- und bei dem linken Kinnbacken herausfuhr. Entſetzen und Wuth ergriff die Anweſenden; ſie fielen über den Mörder und haueten ihn nieder. Erſt als Beſonnenheit zurückgekehrt, und man durch die Ausſtellung des Leichnams des Verbrechers ſeinen Mitgenoſſen auf die Spur gekommen war, wurde das ganze Gewebe dieſer finſtern Bosheit entdeckt; aber nur der Dominikaner Timmermann konnte eingezogen und hingerichtet werden; der Kaufmann Anaſtro war nach Spanien geflüchtet. Indeſſen war der Prinz, anfangs einem Todten ähnlich, durch die geſchickte Behandlung verſtändiger Aerzte und durch die unermüdliche Sorgfalt ſeiner Gemahlin, Charlotte von Bourbon (die am 5. Mai 1582 erſchöpft von dieſer Sorgfalt und jenem Entſetzen ſtarb), glücklich geheilt worden, und ſchon am 2. Mai 1582 konnte er der kirchlichen Feier beiwohnen, die zum Danke für ſeine Wiederherſtellung angeordnet worden war.

Aber was dem Jauregui und nach ihm andern Verblendeten nicht gelungen war, das gelang endlich einem Burgunder, Balthaſar Gerhard, zu Delft am 10. Jul. 1584. Er hatte ſich, unter dem Namen Franz Guion, als ehemaliger Geheimſchreiber des Grafen von Mansfeld in die Dienſte des Prinzen gedrängt, und war von ihm in Angelegenheiten der Vereinigten Staaten nach Frankreich zum Herzog von Anjou geſendet worden. Nach dem Tode deſſelben war er nach Delft zu-

zurückgekommen und zum Bette des Prinzen, das dieſer einer Unpäßlichkeit wegen hütete, zugelaſſen worden. Schon damals würde er (wie er ſpäter auf der Folter ausgeſagt hat) denſelben getödtet haben, wäre er nur mit einer Waffe verſehen geweſen. Doch bald wußte er ſich eine ſolche zu verſchaffen. Als ihm der Prinz, um ihn aus Holland wegzuſchicken, Geld zu Kleidungsſtücken gegeben hatte, kaufte er ſich für dasſelbe zwei Piſtolen und Kugeln, die er in Stücke ſchnitt, vielleicht auch, wie einige vermuthen, mit Gift verſah. Am folgenden Tage (10. Jul. 1584) nahete er ſich dem Prinzen, als dieſer zur Tafel ging, und bat um einen Paß, aber mit ſo verwirrter Miene und Stimme, daß er Argwohn erregte. Wirklich fragte auch die damalige Gemahlin des Prinzen, Luiſe von Coligny (Tochter des berühmten Admirals Coligny, ſeit dem 12. Apr. 1583 Gemahlin Wilhelms und durch ihn Mutter des Prinzen Friedrich Heinrich): „wer der Menſch mit der widrigen Miene ſey?“ Wilhelm erwiederte: „derſelbe verlange einen Paß, den man jetzt ausfertige.“ Nicht ahnend, was ihm bevorſtand, ſetzte er ſich darauf zur Tafel. Inzwiſchen bewaffnete ſich Gerhard, durchſtrich dann den Hof und die Stallung des Palaſtes, um einen Ausgang zur Flucht zu ſuchen, und ſtellte ſich hierauf mit einem Mantel über der linken Schulter und den Piſtolen unter demſelben an die Thüre des Speiſeſaales. Und als nun der Prinz Mittags um 2 Uhr ſich von der Tafel erhoben

ben hatte und eben in den Hof gehen wollte, ereilte ihn der Böſewicht und feuerte die eine ſeiner Piſtolen, die mit drei Kugeln geladen war, gegen ihn ab. Die Kugeln fuhren dem Prinzen durch den Leib, und mit den Worten: „Mon Dieu, mon Dieu, aye pitié de moi et de ton pauvre peuple,“ ſank er zur Erde. Er wurde in den Saal, in welchem er eben geſpeiſt hatte, geſchafft und ſtarb wenige Augenblicke nachher. Der Mörder, der zu entfliehen ſuchte, wurde ergriffen, und auf der Folter bekannte er, daß ein Franziskaner zu Dornik, ein Jeſuit zu Trier und der Prinz Alexander von Parma ſein Vorhaben gewußt und gebilliget hätten. Er wurde unter fürchterlichen Martern, die er jedoch in Hoffnung der Märtyrerkrone ſtandhaft erduldete, am 14. Jul. hingerichtet. Der Prinz aber wurde am 4. Aug. feierlich zu Delft begraben. Lang und innig trauerten um ihn die Vereinigten Niederlande: ſie fühlten, was er ihnen geweſen war, und wie viel ſie ihm zu verdanken hatten.

IV.

Don Karlos.

Lange war man gewöhnt, im Don Karlos das ſchuldloſe Opfer der Tyrannei eines unnatürlichen Vaters zu erblicken. Das Schreckliche, daß ein Vater ſeinen Sohn zum Tode verurtheilen läßt, die herrſchende

Vorſtellung von Philipps Despotenſinn, dem jede empörende That zugetraut werden könne, und die rührenden Schilderungen von den letzten Schickſalen des Don Karlos, die von niederländiſchen und franzöſiſchen Schriftſtellern ausgingen und von unſerm geiſt- und gemüthvollen Schiller ſo ergreifend dargeſtellt worden ſind, daß ſie Abſcheu gegen den Vater und Mitleid mit dem Sohne erzeugen mußten: — dieß alles hatte zu jener Gewöhnung hingeführt. Zwar hatten ſpaniſche, oder im ſpaniſchen Dienſte ſtehende Schriftſteller *) auf die geiſtige und körperliche Verkrüppelung des Prinzen, auf ſeinen wilden Jähzorn, auf ſeine rohen Ausſchweifungen und auf die drangvolle Lage des Vaters, entweder ſein Leben und die Wohlfahrt des Staates in Gefahr zu ſetzen, oder ſeinen Sohn zu verurtheilen, aufmerkſam gemacht; aber man trauete ihnen nicht als täuſchenden oder getäuſchten Parteigängern, und ihre Stimme ward durch die herrſchenden Gefühle des Abſcheues und Mitleids übertönt. Erſt in neueren Zeiten haben die genauen, auf Acten gegründeten Unterſuchungen des unparteiiſchen Llorente **)

viele

---

*) Wir nennen vornehmlich den Jeſuiten Famian Strada (de bello Belgico. Dec. I. lib. VII. p. 218 ff. Mogunt. 1651) und den ſpaniſchen Hauptmann, der zu Karlos Zeiten im königl. Palaſte zu Madrid angeſtellt war, Ludwig Cabrera (Relatio vitae et mortis Caroli Infantis etc. — ex Hispanica lingua in Latinam conversa ab Adamo Eberto. Mediol. 1715).

**) Johann Anton Llorente, vormals Secretär der Geneviele Angaben jener Schriftſteller gerechtfertiget und wenigſtens ſo viel auſſer Zweifel geſetzt, daß Don Karlos den Tod verwirkt hatte, und daß er nicht durch das Inquiſitionsgericht, ſondern durch ein Gutachten des Staatsrathes, das Philipp beſtätigte, verurtheilt wurde. — Demnach finden auch wir uns veranlaßt, in nachſtehender Erzählung vornehmlich dieſem wahrheitsliebenden Forſcher zu folgen.

Don Karlos war zu Valladolid am 8. Jul. 1545 geboren. Seine Mutter, Maria von Portugal, ſtarb vier Tage nach ſeiner Geburt, und ſeinen Vater, Philipp II., ſah er in ſeiner Kindheit ſelten, da dieſer theils in England, theils in den Niederlanden lebte. Er erhielt daher ſeine Erziehung unter der Leitung ſeiner Tante Maria und deren Gemahls, des nachmaligen Kaiſers Maximilian II. Auch nahm ſich ſein Großvater, **Karl V.**, ſeiner Erziehung an, doch nicht ſo, daß er ihn unter ſeinen Augen aufbilden ließ (er ſah ihn erſt bei ſeiner letzten Rückkehr nach Spanien 1556, als Karlos bereits eilf Jahre alt war), ſondern nur in ſo fern, daß er Lehrer für ihn aufſuchte und anordnete. Aber dieß alles war vergeblich. So wie das Aeuſſere des Prinzen ungefällig war (er hatte das Anſehen eines magern und bleichen Jünglings, der eine

Fuß

---

ralinquiſition, Histoire critique de l'Inquisition d'Espagne, à Paris 1817 — überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Joh. **Karl Höck**. Gmünd, 1819—1821. Th. III S. 154—222.

Fuß war länger, als der andre, und die eine Schulter höher, als die andre), ſo verſchroben war auch deſſen Inneres oder Geiſtiges. Er wollte oder konnte nichts lernen, ſeine Begriffe waren und blieben verworren, und ſein Gemüth öffnete ſich nicht den Anregungen zum Guten: von früher Kindheit an zeigte er einen harten, widerſpenſtigen Sinn, einen unverträglichen Stolz und einen ungeſtümen Hang zu leidenſchaftlicher Hitze und Wildheit. Man bemerkte, wie er als Knabe denen, die ihn ermahnten, in einigen Stücken nachzugeben, antwortete: „Ich bin kein Bogen, daß ich mich von euch ſollte biegen laſſen;" oder wie er junge Kaninchen, die man ihm zu ſeiner Unterhaltung von der Jagd brachte, mit eigener Hand erwürgte und einen Gefallen darin zu finden ſchien, wenn er ſie zappeln und ſterben ſah.

Dieſe fehlerhaften Anlagen ſeines Gemüthes verſchlimmerten ſich mit den Jahren, wie viele Streiche, die von ihm erzählt werden, bezeugen. Als Jüngling ſchwärmte er bei Nacht auf den Straßen lüderlich umher; war er im Zorn, ſo zerbrach er alles, was ihm in die Hände fiel; ſeine Bedienung mißhandelte er auf eine unwürdige Weiſe; einen armen Schuſter, der ihm einſt ein Paar Stiefeln zu enge gemacht hatte, nöthigte er, die in Stücken geſchnittenen und gekochten Stiefeln zu eſſen. Ja ſelbſt die vornehmſten Perſonen wurden von ihm mit Mißhandlungen bedrohet, wie namentlich der

Herzog Alba, den er um ſo bittrer haßte, je mehr er ſich durch ihn zurückgeſetzt glaubte.

Um ihn zu beſſern beſchloß ſein Vater, ihn auf einige Zeit vom Hofe zu entfernen. Er ſendete ihn daher 1560, nachdem er ihn zuvor (22. Febr. 1560) von den Ständen zum Thronerben hatte erklären laſſen, auf die hohe Schule zu Alcala, wo er unter der Leitung geſchickter Lehrer und im Umgang mit den talentvollſten Jünglingen, Johann von Oeſtreich und Alexander von Parma, zu ſeinem Vortheile ſich umbilden und Liebe zu Sprachen und Wiſſenſchaften auffaſſen ſollte. Aber dieſe wohlgemeinte Abſicht wurde nicht erreicht. Der Prinz lernte jetzt ſo wenig, als vorher, beharrte bei ſeinen Unſittlichkeiten und brachte ſich durch dieſelben in Lebensgefahr. Denn als er einſt einem ſchönen Gärtnermädchen nachſetzte, ſtürzte er die Treppe hinunter und verwundete ſich dadurch ſo ſehr am Kopfe, daß man an ſeinem Aufkommen zweifelte. Nach Angabe des Jeſuiten Strada brachte man ihn dadurch wieder zur Geneſung, daß man den Leichnam des wunderthätigen Franziskanermönchs Diego über ihn legte; Llorente aber meldet, daß man den berühmten Arzt Veſalius aus Brüſſel herbei rief, der ihm die Hirnſchale öffnete, um das im Gehirn geſammelte Waſſer ausfließen zu laſſen.

Im Jahre 1564 kam er an den Hof zurück; aber nicht beſſer, als er ihn verlaſſen hatte, ja noch widriger, da die vorige Krankheit ſeine Begriffsverwirrung vergrößert und ſein Sinn und Weſen verſchlimmert hatte. Die Spannung zwiſchen ihm und ſeinem Vater nahm daher zu: der Vater wurde dem Sohne abgeneigter, und der Sohn, je mehr er ſich zurückgeſetzt, in ſeinen Lieblingswünſchen gehindert und von allen Regierungsgeſchäften ausgeſchloſſen ſah, um ſo mehr wider den Vater eingenommen, ja ſogar zu verbrecheriſchen Planen gegen ihn entflammt.

Wie dieſe verbrecheriſchen Plane entſtanden und worauf ſie hinzielten, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben. Gewöhnlich nimmt man an, daß Karlos mit ſeiner Stiefmutter, Philipps dritter Gemahlin, in unerlaubten Verbindungen geſtanden habe. Allein dieß iſt ſehr zu bezweifeln. Denn obſchon daraus, daß in den Klagen Philipps über ſeinen Sohn nichts von einem Liebesverſtändniß zwiſchen ihm und der Königin vorkommt, kein bündiger Zweifel gegen dasſelbe abgeleitet werden kann: Philipp konnte abſichtlich gerade dieſen Punkt übergehen; ſo folgt doch ſo viel daraus, daß die, welche ein ſolches Liebesverſtändniß annehmen, nur auf Wahrſcheinlichkeitsgründe bauen können. Doch auch ſolche ſind nicht vorhanden. Eine frühe Liebe, ſagt man, fand zwiſchen der Königin und dem Prinzen, dem ſie einſt verlobt worden war, Statt. Aber wie läßt ſich dieſes erweiſen? Wohl iſt es wahr, daß bei den Friedensunterhandlungen zu Chateau-Cambreſis anfänglich (1558) eine Vermählung zwiſchen dem Prinzen Karlos und der Prinzeſſin Eliſabeth von Valois zur Sprache kam;

allein der Prinz war damals erſt dreizehn Jahre alt, hatte bis dahin die Prinzeſſin nie geſehen, und ſchon bei dem wirklichen Abſchluß jenes Friedens (3. Apr. 1559) wurde ausgemacht, daß Philipp ſelbſt (damals 32 Jahre alt und ſeit dem 17. Nov. 1558, wo ſeine zweite Gemahlin, Marie, Königin von England, geſtorben war, Witwer) mit Eliſabeth von Valois vermählt werden ſollte, was auch am 2. Febr. 1560 im Beiſeyn des Prinzen Karlos geſchah. Wenn nun dieſer ſpäterhin, als er hörte, daß Eliſabeth ihm einſt zugeſagt worden war, ſich laut und bitter darüber beklagte, daß die zugeſprochene Braut ihm von ſeinem Vater entzogen worden ſey: ſo konnte dieſe Klage mehr aus ſeinem Eigenſinne und aus ſeinem Haße gegen ſeinen Vater, als aus einer Liebe gegen die Königin hervorgehen. Eben ſo wenig läßt ſich eine ſolche Liebe daraus folgern, daß der König ſeinen Sohn und ſeine Gemahlin mit Argwohn umlauerte, und daß die Königin (wie der Thürſteher des Prinzen erzählt) bei der Gefangennehmung des Prinzen in Thränen ſchwamm; denn jenes Umlauern konnte in der argwöhniſchen Sinnesart Philipps ſeinen Grund haben, und dieſe Thränen konnten aus dem innigen Schmerzgefühle entſtehen, das zarte Seelen bei einem verderblichen Familienzwiſte ergreift. Und wie konnte endlich der Prinz bei ſeinem rohen Ungeſtüm einer zärtlichen Zuneigung fähig ſeyn? oder wie konnte eine ſo gebildete und ehrſame Frau, als Eliſabeth, einen Prinzen von ſolchen

Eigenſchaften lieb gewinnen? Mit Recht mag man alſo das, was von einem Liebeshandel der Königin und des Prinzen angegeben wird, als eine Erdichtung anſehen. Dagegen gilt es als Wahrheit, daß Karlos an dem Aufſtand der Niederländer Antheil nahm und das Leben ſeines Vaters bedrohete.

Wie es kam, daß er ſich der Niederländer annahm, ob bloß aus Widerſpruchsſucht gegen ſeinen Vater, oder, wie einige andeuten, aus einer Hinneigung zum Proteſtantismus, — iſt unbekannt. Nur ſo viel wiſſen wir, daß er mit mehreren Niederländern, namentlich mit dem Grafen von Egmont und von Montigny, in Verbindung ſtand, ihre Sache eifrig in Schutz nahm und an die Spitze der Niederländer ſich zu ſtellen ſuchte. Er wollte daher im Jahre 1565 heimlich zu ihnen entfliehen; aber ſein Vorhaben wurde von dem Fürſten von Eboli verrathen und vereitelt. Als dann im Jahre 1567 der Herzog von Alba, ihm von allen Dienern ſeines Vaters der verhaßteſte, ſich bei ihm beurlauben wollte, um als Statthalter in die Niederlande zu gehen, gerieth Karlos in ſolche Wuth, daß er mit den Worten: „Ehe Ihr gehet, will ich Euch durchbohren!“ — ſeinen Dolch zückte und den Herzog erſtochen haben würde, hätte ihn dieſer nicht ſo feſt gepackt, daß er ſich nicht rühren konnte, und durch ſein Rufen Hofbediente herbeigezogen, vor denen der Prinz beſchämt zurückwich.

Jetzt erſt, als es ihm klar wurde, daß ſein Vater

ter ihm nimmer erlauben würde, in die Niederlande zu gehen, ſcheint in ihm der verruchte Gedanke, denſelben zu tödten, aufgeſtiegen zu ſeyn. Zu mehreren Perſonen ſagte er: „er wünſche eine Perſon umzubringen, die er haſſe,“ ohne doch dieſe Perſon namhaft zu machen. Eben ſo erklärte er zu Weihnachten (1567) in der Beichte: „er habe etwas gegen einen Menſchen und ruhe nicht eher, bis er ihn umgebracht habe.“ Da er hierauf weder von ſeinem Beichtvater, dem Dominikanermönch Diego de Chaves, noch von anderen Mönchen die Abſolution erhalten konnte, wendete er ſich an den Prior des Dominikanerkloſters von Atocha, Johann de Tabor. Dieſer fragte ihn: „wen er meine?“ Er antwortete: „es ſey ein Mann von ſehr vornehmen Stande.“ Als nun der Prior, um ihm ſein Geheimniß zu entlocken, fortfuhr: „Sagen Sie, gnädigſter Herr, was es für „ein Mann iſt; vielleicht iſt es möglich, Ihnen die Abſo„lution zu ertheilen, je nachdem Sie Genugthuung zu leiſten ſich vornehmen;“ ſo bezeichnete er den König ſeinen Vater als den Gegenſtand ſeines Haſſes und mordgierigen Planes. Und als dann der Prior mit verſtellter Ruhe weiter fragte: „Wollen Ew. Hoheit allein den „König ihren Vater tödten, oder dazu eines Andern ſich „bedienen?“ — ſo antwortete er weiter nichts, als daß er bei ſeinem Vorſatze beharren werde. Auf dieſe Erklärung wurde ihm die Abſolution abermals verweigert; dem Könige aber das Vorgegangene berichtet.

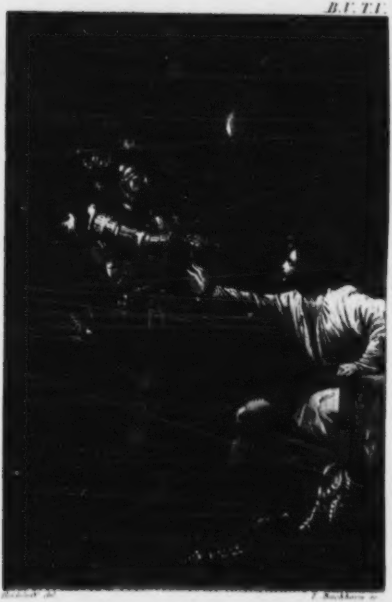
Am 17. Jan. 1568 verlangte der Prinz, um in die Niederlande zu entweichen, vom Generalpoſtmeiſter des Reichs, Raimund von Taxis, auf die folgende Nacht acht Pferde bereit zu halten. Aber dieſer, bekannt mit den in Madrid umlaufenden Gerüchten von dem Vorhaben des Prinzen, ließ ihm zur Antwort geben, daß alle Poſtpferde abgegangen wären, und begab ſich nach Escurial, um das Verlangen des Prinzen dem Könige zu hinterbringen. Jetzt glaubte Philipp nachdrücklich gegen ſeinen Sohn verfahren zu müſſen. Er eilte daher nach Madrid, berieth ſich hier mit ſeinem Staatsrathe und ließ dann in der Nacht des 18. Jan. den Prinzen verhaften. — Ueber die Art, wie dieſes geſchah, meldet Llorente nach dem Bericht eines Thürſtehers, der dabei zugegen war, Folgendes.

In der Nacht um 11 Uhr kam der König in völliger Rüſtung mit vielen ſeines Staatsrathes und ſeiner Leibgarden in das Zimmer, in welchem der Prinz ſchlief. Schon hatten Officiere ſich dem Bette desſelben genähert, ihm Dolch, Degen und eine geladene Büchſe weggenommen, als derſelbe, von dem Geräuſche erwachend, rief: „Wer da?“ — Man antwortete: „der Staatsrath iſt hier.“ Er ſprang aus dem Bette, um nach ſeinen Waffen zu greifen; und als er jetzt des Königs anſichtig wurde und beſtürzt fragte: „Was wollen Ew. Majeſtät von mir?“ erwiederte dieſer: „Du wirſt es erfahren!“ Der König ließ hierauf die Thüren und Fenſter des Zimmers vernageln, befahl ſeinem Sohne bis auf Weiteres in demſelben zu bleiben und übertrug dem Herzog von Feria die Bewachung und den Staatsräthen Quizeda, Lerma und Mendoza die Bedienung des Prinzen, mit der Weiſung, nichts von dem, was der Prinz befehlen werde, zu thun, bevor es ihm, dem Könige, gemeldet und von ihm genehmiget ſey *). Bei dieſen Worten ſchrie der Prinz laut: „Ew. Majeſtät würden beſſer „thun, mich zu tödten, als gefangen zu halten. Das „iſt ein großes Aergerniß für das Königreich! Thuen „Sie es nicht, ſo werde ich mich umzubringen wiſſen.“ Der König antwortete: „Das laſſe der Prinz wohl „bleiben, weil ſolche Handlungen ſich nur von Narren denken laſſen.“ — Der Prinz verſetzte: „Ew. „Majeſtät behandeln mich ſo übel, daß ich gezwungen „ſeyn werde, zu dieſem Aeuſſerſten zu ſchreiten, nicht „als Narr, ſondern als Verzweifelnder.“ — Als nun der König weggegangen war, bemächtigte ſich der Herzog von Feria der Schlüſſel, Schreibtiſche und Koffer des Prinzen, ließ dieß alles zum König tragen, ſchickte des Prinzen Kammerdiener und übrigen Bedienten fort, ſtellte im Zimmer zwölf Gardiſten mit einem Lieutenant auf, noch acht andere an der einen Thüre, die unvernagelt geblieben war, und blieb ſelbſt mit Mendoza und Lerma bei dem Prinzen. In den folgenden Nächten waren immer zwei Kammerherren, die ſich von ſechs zu ſechs Stunden ablöſeten, um ihn, deckten

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. 1.

B.V. T.I.



[illegible] del. J. Bachhorn sc.

Verhaftung des Don Karlos.

ten ihm den Tiſch und brachten ihm die Speiſen geſchnitten. Man ließ ihm kein Meſſer.

Dieſe Gefangennehmung des Prinzen konnte kein Geheimniß bleiben, wohl aber konnte viel Zweideutiges und Gehäſſiges über ſie in Umlauf kommen. Der König that daher gleich am folgenden Tage (19. Jan.) allen ſeinen Räthen, die er zu ſich beſchied, kund: „er habe ſeinen Sohn wegen Sachen, die den Dienſt Gottes und des Königreichs beträfen, verhaftet,“ und leitete dann, nach einer langen Berathung mit ſeinem Staatsrathe (am 20. Jan.), einen Prozeß gegen den Prinzen ein, den er des Verbrechens der beleidigten Majeſtät beſchuldigte. Zugleich meldete er auch den geiſtlichen und weltlichen Behörden ſeines Königreichs, ſondern dem Pabſte, dem deutſchen Kaiſer und den angeſehenſten Gliedern ſeines Hauſes dieſe Vorgänge, mit dem Betheuern, daß ſein Vaterherz von ſelbigen aufs ſchmerzlichſte ergriffen ſey. Der Pabſt, die Verwandten des Königs und unter dieſen am meiſten der biedre Kaiſer Maximilian II. verwendeten ſich nachdrücklich für den Prinzen; aber vergebens! Philipp beharrte trotz ſeiner Betheuerungen bei ſeinem Beginnen, und der Prinz blieb in Gefangenſchaft.

Dieſe fortdauernde Gefangenſchaft machte auf Don Karlos einen lebensgefährlichen Eindruck. Anfangs überließ er ſich den tobendſten Ausbrüchen ſeines Zornes; allmählich aber gerieth er in Verzweifelung. Er wollte, wie ſehr ihm auch zugeredet wurde, nicht beichten, beobachtete kein Maß im Eſſen und Trinken und brachte dadurch, wie durch ſeinen unbändigen Zorn, ſein Blut in furchtbare Wallung. Im Monat Junius ſchlug er jedes Nahrungsmittel aus und nahm eilf Tage lang nichts als mit Eis gekühltes Waſſer zu ſich, wodurch er ſich wiederum ſo ſehr ſchwächte, daß man an der längern Fortdauer ſeines Lebens zu zweifeln anfing. Als dann der König, von dem Zuſtande des Prinzen benachrichtiget, ihn beſuchte und einige tröſtende Worte zu ihm ſprach, nahm er wieder Speiſe zu ſich, aber ſo viel auf einmal, daß ſein geſchwächter Magen nicht mehr die Kraft hatte, ſie zu verdauen, und ein bösartiges Fieber verbunden mit einer Gallenaustretung und Ruhr eintrat.

Inzwiſchen war der gegen ihn eingeleitete Prozeß in Gang gekommen. König Philipp hatte dazu eine beſondere Commiſſion ernannt, bei der er ſelbſt den Vorſitz führte und nach ihm der Cardinal Eſpinoſa, der nicht bloß Präſident des Staatsrathes von Caſtilien, ſondern auch Großinquiſitor war, — ein Umſtand, der wahrſcheinlich die Sage veranlaßt hat, daß Philipp ſeinen Sohn durch das Inquiſitionsgericht habe hinrichten laſſen. Von dieſer Special-Commiſſion wurde der Prinz nicht verhört, ſondern man hielt ſich bloß an Zeugen-Ausſagen, an Briefe und Papiere, die man bei ihm gefunden hatte, und erklärte in Folge derſelben, daß Don Karlos, theils weil er den König ſeinen Vater habe ermorden, theils weil er mittelſt eines Bürgerkrieges, die Souveränität über die Niederlande habe an ſich reiſſen wollen, des Verbrechens der beleidigten Majeſtät und demnach des Todes ſchuldig ſey. Unter wiederholten Betheuerungen des Vaterſchmerzes beſtätigte Philipp dieſes gegen ſeinen (damals) einzigen Sohn ausgeſprochene Urtheil, „da ſeinem Reiche kein größeres Unglück widerfahren könne, als wenn es dereinſt von einem Könige beherrſcht würde, der aller Bildung, alles Talents und aller Tugend ermangelnd, ein Sklave der Laſter und Leidenſchaften, beſonders zornig, wild und blutdürſtig ſey.“ Doch verlangte er, um eine Hinrichtung ſeines Sohnes zu umgehen, daß es ſcheinen möchte, als ſey deſſen Tod durch Krankheit herbeigeführt worden. Man ſollte daher den Ausſchweifungen des Prinzen im Eſſen und Trinken, die ihn bald ins Grab ſtürzen würden, nachgeben und ihn dabei überzeugen, daß ſein Tod unvermeidlich, und folglich das Beichten zum Heile ſeiner Seele durchaus nothwendig für ihn ſey.

Um dieſem Verlangen des Königes zu entſprechen, deutete der Fürſt von Eboli, damals Mitglied jener Special-Commiſſion und Oberaufſeher über die Bewachung des Prinzen, dem Arzte desſelben, Dr. Olivarez, an, man müſſe dem Prinzen die Sterbeſtunde beſchleunigen, aber auch über ſeine Lage die Augen öffnen und ihn bewegen, ſich auf ſeinen Tod vorzubereiten. Demnach gab Olivarez am 20. Jul. dem Prinzen eine Arznei, nach welcher ſich deſſen Krankheit verſchlimmerte, und ſagte ihm dann: es ſey gut, wenn er ſich gefaßt mache, als guter Chriſt zu ſterben und die Sacramente zu empfangen. Jetzt erſt (21. Jul.) ließ der Prinz ſeinen gewöhnlichen Beichtvater, den ſchon oben erwähnten Diego de Chaves, zu ſich rufen, beichtete ihm, ließ durch ihn ſeinen Vater um Verzeihung bitten und empfing von ihm die Sacramente. Philipp antwortete auf das Geſuch des Prinzen: „er verzeihe ihm von ganzem Herzen, gebe ihm ſeinen Segen und hoffe, daß auch Gott ihm verzeihen werde“. Er wollte auch perſönlich ſeinen Sohn beſuchen, aber man bemerkte ihm: der Anblick des Vaters möchte die gute Faſſung des Sohnes ſtören. Doch als er in der Nacht vom 23. zum 24. Jul. hörte, daß Carlos dem Tode ganz nahe ſey, ließ er ſich nicht zurückhalten, ſondern ging in das Zimmer des Prinzen, ſtreckte die Arme zwiſchen die Schultern des Fürſten von Eboli und des Großpriors und gab ſeinem Sohne, ohne daß dieſer es gewahr wurde, den Segen. Heftig weinend ging er wieder weg. Bald darauf ſtarb der Prinz, früh um 4 Uhr, am 24. Jul. 1568, im kaum angetretenen vier und zwanzigſten Jahre ſeines Alters. Alle äuſſeren Kennzeichen eines natürlichen Todes ſtellten ſich bei ihm ein, und Philipp konnte ſich mit dem Schein eines verzeihenden Vaters umkleiden. Eben deßhalb veranſtaltete er auch dem Verſtorbenen ein feierliches Leichenbegängniß zu Madrid, wobei jedoch keine Leichenrede Statt finden durfte.

Wenige Monate nachher ſtarb die Königin Eliſabeth, am 23. Oct. 1568. Dieſes dem Tode des Prinzen ſo bald nachfolgende Hinſterben ließ einen Zuſammenhang beider Todesfälle vermuthen und führte zu der Sage, daß Philipp den Tod der Königin angeordnet habe, um auch an ihr das Liebesverſtändniß zu beſtrafen, das zwiſchen ihr und ſeinem Sohne Statt gefunden habe. Doch ſo wenig man Urſache hat (aus Gründen, die wir oben erwähnt haben) ein ſolches Liebesverſtändniß anzunehmen, ſo wenig kann man auch den ſchnellen Tod der Königin einer Gewaltthätigkeit Philipps zuſchreiben. Sie ſtarb an den Folgen einer zu frühen Niederkunft, die dreizehn Tage zuvor (am 10. Oct.) eingetreten war. Bemerken aber läßt ſich dabei, in welchem Rufe Philipp ſtand, daß man ſo viel Schreckliches ihm zutrauete.

V.

Die pariſer Bluthochzeit.

Als eine Abſcheulichkeit, die die Geſchichte Frankreichs und der römiſch-katholiſchen Kirche brandmarkt, iſt die pariſer Bluthochzeit oder die Bartholomäusnacht des 24. Aug. 1572 zu betrachten. Denn hier erblicken wir ein ſchaudervolles Hinwürgen vieler Tauſende ſchuldloſer und achtungswürdiger Menſchen; hier eine Mutter, die jedes beſſere Gefühl in ihrem Sohne erſtickt, ihn zur Heuchelei, zur Heimtücke, zum Menſchenmord beredet; hier einen König, der, dem gemeinſten Frevler gleich, ſelbſt die geſetzliche Ordnung zertritt, die wildeſten Leidenſchaften ſeines Volkes aufregt und ſchonungslos einen Theil desſelben durch den andern morden läßt; hier Unterthanen, die, vom Glaubenswahn verblendet, zu Meuchelmördern ihrer Mitbürger ſich entwürdigen und, jeder geſetzlichen Schranke entbunden, gleich reißenden Thieren wüthen; hier endlich ſehen wir, wie die katholiſche Kirche voll grimmigen Haſſes gegen die proteſtantiſche, die Dolche verſchärfte, die die Herrſchſucht geſchliffen hatte, unverholen jenes Blutbad billigte und Freudenfeſte zur Feier desſelben anordnete.

Vielleicht kann es zweifelhaft ſcheinen, ob es beſſer ſey, von ſolchen Abſcheulichkeiten zu ſchweigen, oder zu reden. Denn wahr iſt es, ſie empören das ſittliche Gefühl, ſie erſcheinen als eine Entweihung der königlichen Majeſtät, ſie nähren den Widerwillen gegen das Pabſtthum und können den Glauben an die Menſchheit erſchüttern. Aber ſie ſtellen auch edle Charactere auf, warnen vor Argliſt und Religionshaß, ermuntern zum treuen Feſthalten an den Segnungen der proteſtantiſchen Kirche, die unter Trübſal und Jammer erkämpft wurden, und führen zur Ehrfurcht und Ergebenheit gegen Fürſten und Herren, die, der Gottheit ähnlich, weiſe, gerecht und gütig, mit Vaterſorge alle ihre Unterthanen umſchirmen. Und wie wir überhaupt

haupt das Gute preiſen ſollen, damit es dankvolle Anerkennung, eifrige Nachahmung und durch beides den ſchönſten Lohn finde, den Menſchen ihm geben können: ſo ſollen wir auch das Böſe nicht verſchweigen, damit der Abſcheu gegen dasſelbe rege erhalten werde, und die Furcht vor brandmarkendem Nachruf die ſchrecke, die edle Beweggründe vom Böſen zurückzuhalten nicht vermögen.

Wenn und durch wen der erſte Gedanke der pariſer Bluthochzeit aufkam? ob ſie das Werk einer plötzlich empörten Leidenſchaft, oder die faule Frucht eines lang überlegten und mühſam eingeleiteten Planes war, und ob ſie zufällig oder abſichtlich ihre gräßliche Ausdehnung erhielt? — das alles läßt ſich nicht genau beſtimmen. Ihr Entſtehen iſt mit Dunkelheiten umhüllt. Und wie kann es auch anders ſeyn? Gräuelthaten, wie dieſe, ſchleichen im Dunkeln, ehe ſie ans Licht treten; ſie werden bei ihrer Entſtehung und Verbreitung als Geheimniſſe behandelt, und gern ſucht jeder, der zu ihrem Hervortreten mitwirkte, ſeinen Antheil an denſelben zu verbergen, um den Fluch derſelben von ſich auf Andre zu wälzen. Nur ſo viel läßt ſich mit Sicherheit behaupten, daß die Gräuelthat, von der hier die Rede iſt, aus Religionshaß und Herrſchſucht hervorging.

Der hartnäckige Widerſtand, den die Hugenotten trotz aller Niederlagen leiſteten, führte die Königin-

Mutter, die ſeit den Tagen Franz II. die Regierung leitete, Katharine von Medici, eine eben ſo bigotte, als herrſchſüchtige und ränkevolle Frau, zu der Ueberzeugung, daß nicht auf dem Wege offener Gewalt, ſondern nur durch liſtig angeſponnenen Betrug die Unterdrückung der Hugenotten bewirkt werden könnte *). Sie ließ daher den dritten hugenottiſchen Krieg durch einen Frieden endigen (zu St. Germain en Laye, 8. Aug. 1570), der den Hugenotten freie Religionsübung, Wiederherſtellung der eingezogenen Güter, Zutritt zu den Staatsämtern, vier Sicherheitsplätze, kurz mehr verwilligte, als ſie nach den glorreichſten Siegen hätten fordern können, und vermochte dann ihren Sohn, König Karl IX., den Häuptern der Hugenotten mit Aeuſſerungen der Freundſchaft und

Güte

---

*) Wahrſcheinlich iſt es, daß der Herzog von Alba bei einer Unterredung zu Bayonne (im Jun. 1565) zuerſt dieſen Gedanken bei Katharinen erregte. Denn Thuanus (Hist. XXXVI, p. 738) ſagt: Ad ultimum in Albani sententiam itum, qui ita Philippo videri ajebat; ut summa capita decuterentur etc. — Addit Franciscus Lanovius ex Albani ore hanc vocem exceptam, in ranunculis capiendis inutilem operam insumi, salmonum ac majorum piscium piscationi serio incumbendum esse etc. Katharine hatte daher ſchon nach dem Frieden von Longjumeau, der den zweiten hugenottiſchen Krieg endigte (1568), die damaligen Hugenotten-Häupter, den Prinzen Ludwig von Condé und den Admiral von Coligny, zu fangen geſucht (Aug. 1568); aber dieſe, gewarnt, entgingen der drohenden Gefahr durch ſchleunige Flucht, und der dritte hugenottiſche Krieg (Sept. 1568 bis Aug. 1570) war Folge dieſes Anſchlags und ſeiner Vereitelung.

Güte entgegen zu kommen, um dieſe dadurch an den Hof und dort in das Verderben zu locken.

An der Spitze der Hugenotten ſtanden damals die bourboniſchen Prinzen Heinrich von Navarra (nachmals König von Frankreich) und deſſen Vetter Heinrich von Condé *). Aber beide, noch jung und unerfahren, waren mehr dem Namen als der Wirklichkeit nach Häupter derſelben. Ihr eigentliches Haupt oder die Seele aller ihrer Unternehmungen war Caspar von Coligny, geboren 16. Febr. 1517, ſeit 1552 Admiral von Frankreich. Dieſer, ſeit ſeinem Aufenthalte in den Niederlanden, wo er nach der Einnahme von St. Quentin (1557) eine Zeitlang als ſpaniſcher Gefangener gelebt hatte, dem Proteſtantismus öffentlich zugethan, vereinigte in ſich ungeſchminkte Redlichkeit und Frömmigkeit mit den ausgezeichnetſten Feldherrentalenten. Er war tapfer und beſonnen in Gefahren, ſtandhaft im Unglück und reich an Hilfsmitteln, um Widerwärtigkeiten zu beſiegen oder zu mindern. Er beſaß daher das Vertrauen der Hugenotten, die er mit ſeinem Rathe und unerſchütterlichem Muthe leitete, und auf deren Beſtehen er den wichtigſten Einfluß hatte. Aber gerade deswegen ſuchte Ka-

---

*) Heinrich von Condé war der Sohn des Prinzen Ludwig von Condé, dieſer, der in der Schlacht von Jarnac (1569) getödtet wurde, Sohn des Prinzen Karl von Bourbon, Herzogs von Vendome, und Bruder Antons, des Vaters Heinrichs IV.

Katharine bei ihrem Haſſe gegen die Hugenotten ihn vor allem zu unterdrücken. Darum hatte ſie ihm ſchon zu Noyers im Jahr 1568 Nachſtellungen bereitet, darum im Jahre 1569 das pariſer Parlament veranläßt, ihn als einen Beleidiger der Majeſtät zu ächten und einen Preis von 50,000 Goldgülden auf ſeinen Kopf zu ſetzen, und darum erſahe ſie ihn auch jetzt als das erſte und wichtigſte Opfer ihrer Plane.

Auf ihren Rath oder wenigſtens mit ihrer Beiſtimmung ſendete Karl IX. am Anfange des Jahres 1571 nach Rochelle, wo damals der Admiral mit den Prinzen Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé ſich aufhielt. Abgeordnete, die den letzten Frieden erneuern, zur Befeſtigung desſelben eine Vermählung zwiſchen des Königs Schweſter Margarethe und dem Prinzen Heinrich von Navarra vorſchlagen und den Admiral einladen ſollten, zur Verabredung eines Krieges mit Spanien zu Gunſten der Niederländer an den Hof zu kommen. Dieſe glänzenden Anerbietungen ſchienen dem Admiral und ſeinem Anhang anfangs bedenklich: ſein heller Verſtand ſagte ihm, daß ſolche Freundlichkeit mit dem Haß und Verfolgungsgeiſte, den der Hof bisher gegen die Proteſtanten bewieſen, und mit den fortdauernden Bedrückungen der letzteren im Widerſpruche ſtänden, und ein warnendes Gefühl ließ ihn einen geheimen Plan zu ſeinem Verderben ahnen. Gleichwohl wünſchte er aus Vaterlandsliebe mit dem Hofe in Frieden zu leben, und äuſſerſt willkommen war ihm der Gedanke, ſeine Partei durch jene Vermählung verſtärkt zu ſehen und ſeinen Glaubensgenoſſen in den Niederlanden oder dem Prinzen Wilhelm von Oranien, ſeinem Freunde, gegen Spanien beiſtehen zu können. Er ſuchte daher auf verſchiedenen Wegen die wahren Geſinnungen Karls IX. und ſeiner Mutter zu erforſchen. Aber ſeine Nachforſchungen wurden durch die Argliſt des Hofes, dem ſie nicht unbekannt blieben, irre geleitet. Er hörte, daß der König den ihn umgebenden Hugenotten Güte und Freundlichkeit bewies, oft und vertraulich über den Krieg gegen Spanien mit ihnen redete und dem Admiral den Oberbefehl in dieſem Kriege beſtimmte; dann, daß die Guiſen aus Unwillen über die Auszeichnung, die den Hugenotten bewieſen würde, ſich vom Hofe entfernt hätten, daß die Königin Katharine und der Herzog von Anjou mit eben dieſer Auszeichnung unzufrieden wären, und daß der König ganz andre Geſinnung, als letztere, gegen die Hugenotten hegte. Bei ſolchen Nachrichten ward ſein ſonſt ſo heller Verſtand durch Ausſichten, die ſeinen Wünſchen ſchmeichelten, umnebelt; das Mißtrauen, das er bisher gegen den König gehegt hatte, verſchwand; und er begann an die Sinnesänderung desſelben zu glauben. Ein abermaliger Beweis, wie leicht auch einſichtsvolle Biedermänner von Argliſt und Bosheit umſtrickt werden können! Je weiter ſie ſelbſt von dieſen Entartungen der Menſchheit entfernt ſind, deſto ſchwerer wird es ihnen, an die Argliſt und Bosheit

Andrer zu glauben, oder die verſteckten Gewebe derſelben zu durchſchauen.

Nicht länger vermochte es alſo **Coligny**, den Einladungen des Königs, dem Zureden ſeiner Freunde und ſeinen eignen Wünſchen zu widerſtehen. Gegen Ende des Sommers 1571 kam er mit einem zahlreichen Gefolge nach Blois, wo damals der Hof ſich aufhielt, und wurde mit ungewöhnlichen Freudensbezeigungen aufgenommen. Mit Thränen in den Augen warf er ſich dem Könige zu Füßen; aber dieſer richtete ihn auf, nannte ihn „Vater" und rief: „Ein erwünſchterer Tag iſt mir nie erſchienen als dieſer, an dem ich durch eure Gegenwart den Krieg geendigt und die Ruhe meines ganzen Reichs geſichert ſehe! Jetzt habe ich euch, und ihr ſollt ferner nicht von meiner Seite weichen *)." Auch die Königin **Katharine** und des Königs Brüder, die Herzoge von Anjou und Alençon, empfingen ihn mit Freundlichkeiten und Schmeicheleien. Von nun an war er faſt immer um den König, und dieſer nahm ihn wieder in den Staatsrath auf, gab ihm 100,000 Livres als Erſatz für erlittene Kriegsſchäden, überließ ihm einen Theil der Einkünfte ſeines vor kurzem verſtorbenen Bruders, des Cardinals von Chatillon, ſöhnte ihn mit den Guiſen aus und erlaubte ihm nach einigen Wochen ſein Bißthum Chatillon zu beſuchen. Als dann **Coligny** im

---

*) Thuanus, lib. XLVIII. pag. 1018.

November desſelben Jahres (1571) an den Hof zurückgekehrt war, fuhr der König fort, ihn auf das freundſchaftlichſte zu behandeln, äuſſerte gegen ihn ein unbegrenztes Vertrauen, und beſprach ſich mit ihm vornehmlich über die Vermählung des Prinzen von Navarra, über den Krieg in den Niederlanden und über ein dahin gehöriges Bündniß mit der Königin Eliſabeth von England und mit den Proteſtanten in Deutſchland. Wirklich kam auch ein Bündniß mit England zu Stande (19. Apr. 1572), und Geſandte gingen nach Deutſchland, um ein ähnliches mit den daſigen Proteſtanten abzuſchließen. Vor allem aber wurde die Vermählung des Prinzen von Navarra mit des Königs Schweſter zur Richtigkeit gebracht (11. Apr. 1572). Dieß bewog die Mutter des Prinzen, Johanna, Königin von Navarra, dann den Prinzen ſelbſt, ſeinen Freund Heinrich von Condé und viele andere hugenottiſchen Großen an den Hof zu kommen, der ſie mit Ehrenbezeigungen empfing und mit ausgezeichneter Freundlichkeit behandelte.

Den Frauen iſt bei größerer Zartheit des Gefühls eine größere Regſamkeit des Ahnungsvermögens eigen, als den Männern. Dieß äuſſerte ſich auch bei der Königin von Navarra. Nur mit widerſtrebendem Herzen war ſie von Rochelle nach Blois gekommen; trübe Beſorgniſſe erfüllten ihre Seele, als ſie den franzöſiſchen Hof hatte näher kennen lernen; die Freundlichkeit, mit der derſelbe ihr und den Hugenotten entgegen

gegen kam, erſchien ihr als die Hülle eines ſchwarzen Verraths; nur mit Mühe konnte ſie ihre Empfindungen vor ihrer Feindin, der Königin Katharine, zurückhalten. Und wie gegründet waren ihre Ahnungen! Kaum war ſie in Paris eingetroffen, wo ſie zur Vermählung ihres Sohnes Vorkehrungen treffen wollte, als ſie nach fünftägiger Krankheit plötzlich verſchied (8. Jun. 1572). Das Gerücht meldet, daß ſie durch Handſchuhe vergiftet worden ſey. Aber nicht ihr Tod, nicht ihre Ahnungen, nicht die Warnungen ſeiner Freunde konnten die Verblendung des Admirals verſcheuchen. Im blinden Glauben an die Aufrichtigkeit des Königs folgte er dem Hofe nach Paris.

Zu Paris wurde am 18. Aug. 1572 die Vermählung der Prinzeſſin Margarethe mit dem König von Navarra (dieſen Titel führte Heinrich ſeit dem Tode ſeiner Mutter) unter großem Gepränge vollzogen und drei Tage lang (19. — 21. Aug.) mit den ausgeſuchteſten Luſtbarkeiten begleitet. Dabei ſchien das Vergangene vergeſſen, und ausgetilgt aller Zwieſpalt zwiſchen den Hugenotten und Katholiken, oder den Bourbons und Guiſen, die jetzt an den Hof zurückgekehrt waren. Zwar argwöhnten einige der Hugenotten mitten unter dieſer vergnüglichen Ruhe das Nahen eines gewaltigen Sturmes und verließen eiligſt Paris; aber der größere Theil von ihnen blieb ſorglos zurück. Coligny ſelbſt war von jedem Verdachte ſo fern, daß er die Warnungen, die ihm von vielen Seiten zukamen, mit Unwillen zurückwies.

Und nicht ohne allen Grund ſcheint ſein Glaube an die Sinnesänderung des Königs geweſen zu ſeyn. Wohl mochte Karl IX. anfangs heucheln, als er den Admiral zum erſten Male in Blois bewillkommte: — er war von Natur zur Heuchelei, wie zum Jähzorn, geneigt, und ſein Beichtvater hatte ihm eingeſchärft, er werde nie ruhig regieren, ſo lange er neben ſeiner Religion eine andere dulde. Auch ging die Rede, er habe nach dem freundlichen Empfang der Königin von Navarra ſeine Mutter gefragt: „ob er ſeine Rolle gut geſpielt habe?“ worauf Katharine geantwortet habe: „Recht ſchön aber dieſer Anfang werde wenig nützen, wofern er nicht ſo fortfahre*).“ Allmählich aber gewann der Admiral die Gewalt über ihn, die große Geiſter über ſchwache Seelen behaupten. Karl IX. lernte ihn bei fortgeſetztem Umgang achten und gab ſich ihm ſo hin, daß ſelbſt Katharine, der päbſtliche Geſandte und die Guiſen deshalb beſorgt zu werden anfingen. Doch bei ſeiner Geiſtesſchwäche war Karl IX. feſter Geſinnungen unfähig; bald gelang es daher ſeiner Mutter, ihn aufs neue gegen den Admiral einzunehmen. Damit er aber völlig von demſelben losgeriſſen und der ganzen hugenottiſchen Partei ein Hauptſchlag verſetzt würde, ſollte der Admiral ſterben. Dazu wurde, wie wahrſcheinlich iſt, zwiſchen Katharinen, ihrem Lieblingsſohn Heinrich und den Guiſen ein Plan verabredet und gleich nach Beendigung jener Hochzeitsfeierlichkeiten zur Ausführung desſelben geſchritten.

---

*) Thuanus lib. LII, pag. 1045. und Memoires de Sully, à Paris 1814. Tom. I. pag. 27.

Als der Admiral am 22. Aug. Vormittags 11 Uhr mit einigen ſeiner Freunde und Diener aus dem königlichen Palaſte, dem Louvre, nach ſeiner Wohnung zurückkehrte, zu Fuß und langſam, indem er ein Schreiben las, wurden aus dem Fenſter eines guiſiſchen Hauſes mit einem Schuß zwei Kugeln gegen ihn gefeuert. Die eine dieſer Kugeln zerſchmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, die andere verwundete ſeinen linken Arm. Seine Begleiter geriethen in ſchreckenvolle Beſtürzung; er aber blieb gefaßt. Er wies auf das Haus hin, aus welchem der Schuß geſchehn war, ließ ſogleich dem Könige den Vorfall melden, und ging, während dem Mörder vergebens nachgeſpürt wurde, (derſelbe war durch eine Hinterthüre entflohen), von ſeinen Begleitern unterſtützt, ruhig in ſeine nicht weit entfernte Wohnung. Als einige der Seinigen die Vermuthung äußerten: „Die Kugeln möchten vergiftet ſeyn;“ rief er ihnen zu: „Es wird nichts geſchehn, als was Gott beſchloſſen hat.“ Gleiche Faſſung bewies er auch nachher, da ihm der Finger abgelöſet und der Arm aufgeſchnitten wurde. Als in dieſen Augenblicken der König von Navarra und der Prinz von Condé zu ihm kamen, ſagte er:

„Das iſt alſo die ſchöne Ausſöhnung mit dem Herzoge von Guiſe, für die der König ſelbſt Bürge geworden iſt.“ Viele drangen in ihn, er möchte ungeſäumt Paris verlaſſen; er aber erklärte ſich nachdrücklich dagegen, um nicht, wie er ſagte, den König durch Mißtrauen zu beleidigen, oder einen neuen Bürgerkrieg zu entzünden.

Der König ſelbſt äuſſerte ein Benehmen, welches zu der Vermuthung hinführt, daß der Anſchlag gegen das Leben des Admirals ohne ſein Vorwiſſen verübt worden war. Eben mit dem Ballſpiel beſchäftigt, als ihm das Geſchehene gemeldet wurde, rief er heftig entrüſtet aus: „Werde ich denn niemals ruhig ſeyn können und täglich neue Händel haben?“ Und dabei blickte er den Herzog von Guiſe ſo zornig an, daß dieſer ſich eiligſt entfernte. Zugleich befahl er, daß dem Mörder nachgeſetzt würde, verordnete eine Unterſuchung des Vorgangs und ſuchte die Hugenotten, die um ihn waren, zu beruhigen. Nachmittags um 2 Uhr beſuchte er den Admiral. Seine Mutter, ſein Bruder Heinrich und einige Große begleiteten ihn, vielleicht um ihn nicht aus den Augen zu laſſen, oder um eine geheime Unterredung zwiſchen ihm und dem Admiral zu hindern. Mit Theilnahme in Miene und Worten erſchien er vor demſelben. „Ihr habt,“ rief er ihm zu, „die Wunde, ich den Schmerz; aber ich „ſchwöre, daß ich dieſe That auf eine Art beſtrafen „werde, die immer im Andenken bleiben ſoll.“ Coligny ny dankte ihm für dieſe Aeuſſerung des Wohlwollens, bezeugte ihm Ergebenheit und Vaterlandsliebe, und bat ihn, den Krieg in den Niederlanden nicht aufzugeben und die Hugenotten bei den ihnen zugeſicherten Freiheiten zu ſchützen. — Der König ertheilte dem Pflichteneifer des Admirals große Lobſprüche, und unterredete ſich auf deſſen Bitten eine Zeitlang mit ihm ins geheim, bis die Königin dieſe Unterredung unterbrach durch die Bemerkung, daß zu viele Anſtrengung dem Kranken ſchaden könne. Der König wendete ſich daher nach einer andern Seite, ließ ſich die aus dem Arme geſchnittene Kugel zeigen und ermahnte die Diener ihren Herrn treulich zu pflegen. So verſtrich eine Stunde, nach deren Verlauf er ſich wieder entfernte. Jetzt berathſchlagten ſich die Häupter der Hugenotten aufs neue, ob ſie in Paris bleiben oder ſich entfernen ſollten. Der Anſchlag gegen das Leben des Admirals ließ ſie Gefahr ahnen; aber die Aeuſſerungen des Königs beruhigten ſie, und ſie beſchloſſen zu bleiben.

Ganz andre Betrachtungen fanden indeſſen im Louvre Statt, wo jetzt erſt (am 22. und 23. Aug.), wie es ſcheint, das verruchte Blutbad, das mit dem Namen der pariſer Bluthochzeit bezeichnet iſt, verabredet wurde. Die Königin nämlich und ihre Partei fühlten, daß durch die Verwundung des Admirals ihre Plane mehr geſtört als gefördert worden waren. Sie ſahen die Hugenotten aus der Ruhe und Argloſigkeit, zu der ſelbige nur mit Mühe gebracht worden waren, aufgeſchreckt, und hatten damit nichts gewonnen, da ſelbſt der Admiral nach Ausſage der Aerzte bald wieder hergeſtellt werden würde; ſie fürchteten, der Admiral möchte nach ſeiner Wiederherſtellung dem Hofe noch ſchlimmeres Unheil, als vorher, zufügen, und meinten eine ſolche Gelegenheit, alle Hugenottenhäupter wie mit einem Schlage zu treffen, möchte nie wieder eintreten. Sie beſchloſſen daher, den Admiral mit allen Hugenotten zu ermorden. Nur der König von Navarra ſollte wegen ſeiner königlichen Würde und wegen ſeiner Verwandtſchaft mit dem Hofe, und der Prinz von Condé wegen der Fürbitten ſeines Schwagers, des Herzogs von Nevers, von dem allgemeinen Blutbade ausgenommen werden. Unentſchieden war es freilich noch, ob auch Karl IX. dieſem Beſchluſſe beitreten würde: bei dem Wohlwollen, das er für den Admiral aufgefaßt und dieſem eben erſt geäuſſert hatte, konnte er leicht andrer Meinung ſeyn. Aber er war ſchwach, wankelmüthig, furchtſam, zu jeder Frevelthat geneigt, und daher eben ſo leicht umzuſtimmen, als zu dem Abſcheulichſten hinzuführen. Das wußte die argliſtige Katharine, und ihr und ihren Umgebungen, unter denen der Marſchall von Retz genannt wird, gelang es, den König durch Vorſpiegelungen der Schreckniſſe, die ſeinem Leben und Anſehn von Seiten der Hugenotten droheten, und der Vorwürfe, die er wegen eines erkalteten Religionseifers auf ſich laden würde, dahin zu bewegen, daß er endlich, wie ein Raſender ausrief: „Weil es denn ſo ſeyn muß, ſo will ich, daß dieſer Coligny und mit ihm die ganze Ketzerbrut vertilgt werde, damit keiner übrig bleibe, der mir einen Vorwurf machen könne.“

Nach dieſer Zuſtimmung des Königs (am 23. Aug.) wurde die nächſtfolgende Nacht, mit der das Feſt des heiligen Bartholomäus begann, zur Ausführung des ſchrecklichen Vorhabens beſtimmt und dazu unter Leitung des Herzogs von Guiſe Vorkehrung getroffen. Die Truppen des Königs, ſo wie die katholiſche Bürgerſchaft zu Paris, ſchon vorher in Gährung gebracht, wurden zum Morde der Hugenotten aufgefordert; Waffen wurden ausgetheilt, die Plätze angezeigt, auf denen ſich jeder bewaffnet, mit einem weißen Kreuze auf dem Hute und einem weißen Tuch um den Arm, einfinden ſollte, die Zeichen des Ueberfalls verabredet, und daß die Häuſer der Katholiken erleuchtet ſeyn ſollten. Als Coligny, auf die Nachricht von bedenklichen Bewegungen der pariſer Truppen und Bürger, um Beſchützung ſeiner Wohnung bat, wurde ihm der Oberſt der Leibwache, Coſſeins, einer ſeiner ärgſten Feinde, mit ungefähr 50 Mann vom Könige zugeſendet. Zugleich erging der Befehl, daß alle Katholiken in der Nähe des Admirals ihre Häuſer verlaſſen und den hugenottiſchen Edelleuten einräumen ſollten; auch wurde der König von Navarra aufgefordert, ſich mit ſeinen Vertrauteſten in das Louvre zu begeben, ſo daß alſo die

Hugenotten zu Paris, wie eine zuſammengetriebene Heerde, von der Mordgier ihrer Henker leicht getroffen werden konnten.

Merkwürdig iſt es, als ein Zeichen von der Macht des Gewiſſens, daß, als der entſcheidende Augenblick nahete, der König wankte, ja auch Katharine und ihre Umgebungen in Angſt geriethen. Aber zu ſpät regte ſich in ihnen dieſes Gefühl der Menſchlichkeit. Schon hatte das Zeichen zum Morden ertönt; ſchon hatte das Blutvergießen begonnen, und nicht mehr möglich war es, den entfeſſelten Leidenſchaften Schranken zu ſetzen.

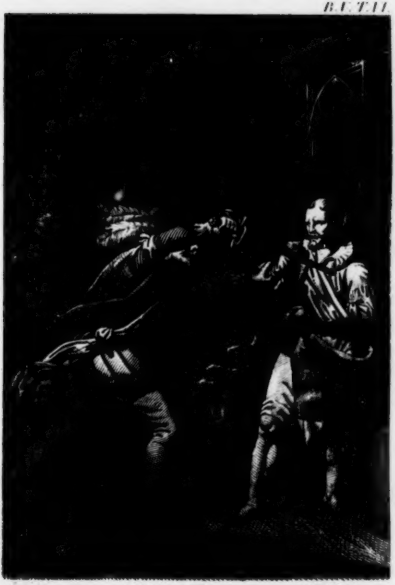
So bald nämlich, nach Mitternacht um 1 Uhr, das Zeichen mit einer Glocke gegeben worden war, hatte ſich der Herzog von Guiſe mit einigen Großen ſeiner Partei und dreihundert Soldaten nach dem Hauſe des Cardinals begeben, um mit der Ermordung dieſes Hauptes der Hugenotten, das Hinwürgen derſelben zu beginnen. Als er erſchien, befahl Coſſeins, im Namen des Königs das Thor zu öffnen. Dieß geſchah, und der, der es öffnete, wurde niedergeſtoßen. Fünf Schweizer, die in dem Innern des Hauſes Wache hielten, ſuchten den weitern Fortgang der Mörder zu hindern. Sie verrammelten die Treppe mit Tiſchen und Kiſten; aber die Mörderbande brach durch dieſen Verhack, tödtete die Schweizer und drang nach dem Gemach des Admirals. Dieſer, durch den Lärm aus dem Schlafe aufgeſcheucht, hatte ſich aus dem Bette erhoben. Als er nun die Lage der Dinge erkannte, rief er den wenigen, die um ihn waren, zu: „ſie möchten ſich retten, wenn ſie könnten; ſeine Stunde ſey gekommen, und er habe ſich ſchon längſt dazu vorbereitet.“ Sie flohen; er aber lehnte betend ſich an die Wand. Da drang, ſeinen Genoſſen, dem Italiener Petrucci und dem Franzoſen Sarlabour, vorauseilend, ein Deutſcher, der im Dienſte der Guiſen von Kindheit auferzogen war, Namens Beme oder Böhm, mit gezücktem Schwerte herein und ſchrie dem Admiral zu: „Biſt du Coligny?“ Unerſchrocken antwortete dieſer: „Ich bins; und du junger Menſch, ſollteſt Achtung haben für meine grauen Haare!“ Doch, ohne zu antworten, ſtieß ihm Böhm das Schwert durch die Bruſt *). Dasſelbe thaten die inzwiſchen hinzugekommenen beiden Andern, ſo daß der Admiral unter vielen Streichen ſtarb. Jetzt rief Böhm dem im Hofe harrenden Herzog von Guiſe zu: „Das iſt vollbracht!“ Dieſer aber verlangte, um ſich hiervon zu überzeugen, daß der Leichnam des Admirals heruntergeworfen werden ſollte; und als dieß geſchehen war, wiſchte er, um ſeiner Freude gewiß zu ſeyn, das Blut aus dem Geſichte des Todten, trat ihn mit dem Fuße und gab ihn der Wuth des Pöbels Preis.

Unterdeſſen hatte das Blutbad, mitten unter dem Läuten der Sturmglocken und dem Auflodern der Fa-

---

*) Hierher gehört das Kupfer, Taf. VI.

B.V.T.II.



Ermordung des Admirals von Coligny

Fackeln und Pechkränze, auch in andern Häuſern und Straßen, wo Hugenotten wohnten, begonnen und war mit wachſender Wildheit fortgeſchritten. Um das Volk aufzureizen, ſchrieen die Abgeordneten des Hofes den Bürgern von Paris zu: „Eine Verſchwörung des Admirals und aller Hugenotten gegeen das Leben des Königs, der Königin, des Königs Brüder und ſelbſt gegen Heinrich von Navarra ſey entdeckt worden; dieſer Verſchwörung müſſe man zuvorkommen; ſie möchten alſo keines der Hugenotten ſchonen und die Güter derſelben als eine rechtmäßige Beute an ſich bringen: ſo wolle es der König!" Und der Marſchall Tavannes rief mit Hohngelächter: „Nur immer zu mit dieſen Aderläſſen; ſie ſind im Auguſt ſo geſund, als im Mai!" — So aufgeregt fielen die, die anfangs vor dem Blutvergießen zurückgebebt hatten, mit wilder Wuth über ihre Mitbürger. In Straßen und Häuſern erhob ſich ein furchtbares Morden. Weder Vornehme noch Gemeine, weder Männer noch Weiber, weder Greiſe noch Kinder wurden verſchont; alles, was Hugenott hieß oder war, wurde niedergeſtochen, oder erſchoſſen, oder aus den Fenſtern geſtürzt oder in die Seine geſchleppt. Nur wenige der Hugenotten leiſteten einen vergeblichen Widerſtand; die meiſten wurden durch das Andringen der Mörder überraſcht, von der Uebermacht derſelben erdrückt und, wenn ſie einer Bande derſelben entronnen waren, von einer andern erwürgt. Nirgends gab es für ſie Sicherheit, nicht einmal im Louvre. Auch in dieſen Palaſt des Königs brach das Morden ein, traf hier die Vertrauten und Diener des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé, und verfolgte einige bis in das Schlafgemach der neuvermählten Königin. Ja, was dieſe Auftritte in ihrer ganzen Gräßlichkeit darſtellt, der König ſelbſt, er, der Vater ſeines Volkes ſeyn ſollte, **Karl IX.**, rief nicht nur ſeiner Garde zu, keines Hugenotten zu ſchonen, ſondern ſchoß auch mit langen Flinten, die man ihm nach einander laden mußte, unter die Unglücklichen, die, um ihren Verfolgern zu entgehen, über die Seine ſetzen wollten.

Ehe noch der Tag anbrach, ließ er den König von Navarra und den Prinzen von Condé zu ſich rufen. Als ſie erſchienen, erklärte er ihnen, daß, obſchon ſie es nicht verdient hätten, ihnen allein unter allen rebelliſchen Ketzern das Leben geſchenkt ſeyn ſollte; dagegen fordere er von ihnen treuen Gehorſam, Abſchwörung der Ketzerei und Rückkehr in den Schooß der katholiſchen Kirche. Sie gaben ausweichende Antworten: der König von Navarra bat um Schonung ſeines Gewiſſens und verſprach im übrigen Gehorſam; der Prinz von Condé, von hitziger Gemüthsart, antwortete kühner: „er könne von dem Glauben nicht laſſen, den er durch Gottes Gnade als den rechten erkannt habe." Darüber wurde der König heftig erzürnt, ſchalt ihn einen Aufwiegler, einen Hochverräther und eines Hochverräthers Sohn. Endlich gab er beiden Prinzen drei

Tage Bedenkzeit; und als ſie nach Verfluß derſelben abermals vor ihm erſchienen und abermals zweideutig antworteten, ſchrie er ihnen unter fürchterlichen Flüchen zu: „Meſſe; Tod oder Baſtille!“ Hierauf erreichte er einen Theil ſeiner Abſicht: die Prinzen entſchloſſen ſich, in die Meſſe zu gehen.

Drei Tage lang dauerte das Morden in Paris mit der gräßlichſten Wuth; aber noch länger dauerte es, ehe das aufgeregte Volk in die Schranken geſetzlicher Ordnung zurückgebracht werden konnte: nicht bloß Religionshaß, ſondern auch Rachgier und Raubſucht ſetzten dasſelbe in Flammen, weshalb auch viele Katholiken, die reich waren oder boshafte Feinde hatten, umgebracht wurden. Darauf entſtand auch in vielen Städten und Gegenden des franzöſiſchen Reiches ein ähnliches Blutbad gegen die Hugenotten. Denn theils ſchritten benachbarte Orte freiwillig zu Gewaltthaten, theils forderte ein königlicher Befehl (vom 28. und 30. Aug.) zu ſelbigen auf. Doch hatten einige Statthalter, wie die in der Provence, Dauphiné, Bourgogne und Auvergne den ehrenwerthen Muth, ſich dieſem königlichen Befehle zu widerſetzen. Namentlich ſchrieb der Befehlshaber zu Bayonne, d'Orthe, an den König: „Er habe unter den Seinigen nur brave Soldaten und gute Bürger, aber keinen Henker gefunden.“

Die Zahl der Ermordeten läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben: wer wäre auch im Stande geweſen, die Unglücklichen alle zu zählen, die in jener ſchaudervollen Nacht und in den darauf folgenden Tagen zu Paris, dann in den Provinzen Frankreichs fielen? Wir müſſen uns daher mit Vermuthungen begnügen. Dieſe berechnen, nach Sully's Angaben, die Zahl der binnen acht Tagen in Frankreich ermordeten Proteſtanten auf 70,000 *). Eine furchtbare Anzahl, die noch furchtbarer erſcheint, wenn man bedenkt, daß alle dieſe Tauſende nicht für irgend einen großen Zweck fielen, ſondern die bedauernswerthen Opfer des Religionshaßes, der Herrſchſucht, der Anmaßlichkeit, überhaupt der niedrigſten Leidenſchaften wurden.

Doch wurde die Abſicht, die Karl IX. oder ſeine Mutter und deren Anhang bei dieſem Blutbade hatten, nicht erreicht. Die Zahl der Hugenotten, welche demſelben entging, war größer als die, welche demſelben erlag. Ihre Partei dauerte fort, und ſie erhob ſich im Gefühl der erlittenen Unmenſchlichkeit bald wieder ſo drohend, daß Karl IX. ſchon nach zwei Monaten (am 28. Oct. 1572) aufs neue Schutz und Rückgabe ihrer Güter ihnen zuſichern mußte, ohne dadurch einen neuen Krieg im Innern Frankreichs abwenden zu können. Die Prinzen ſelbſt, Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé, gingen,

---

*) Memoires de Sully. Tom. I. p. 54: On fait monter à soixante-dix mille le nombre de protestants massacrés pendant huit jours dans tout le royaume.

gen, ſo bald ſie dem Hofe entrinnen konnten, zur proteſtantiſchen Kirche zurück, und die Bourbons wurden nicht, wie die Guiſen gewünſcht hatten, verdrängt, ſondern beſtiegen nach einer Reihe blutiger Kriege den franzöſiſchen Thron. Und ſo wenig die Urheber der pariſer Bluthochzeit ihre Abſichten erreichten, ſo wenig konnten ſie auch dem verdienten Abſcheu bei der Mit- und Nachwelt entgehen. Freilich wurde in den Hauptſitzen der römiſch-katholiſchen Kirche, zu Rom und zu Madrid, das gräßliche Blutbad mit Jubel vernommen, durch Freudenfeſte gefeiert und „ein heilſamer Staatsſtreich" genannt; aber in allen andern europäiſchen Städten und Ländern erregte dasſelbe gerechtes Schaudern und Entſetzen; ja ſelbſt in Frankreich wurde es von allen rechtlichen Katholiken verabſcheut *), und der biederſinnige Kaiſer Maximilian II., der Schwiegervater Karls IX., äuſſerte unverholen: „Wollte Gott, mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt; ich würde ihm treulich als Vater abgerathen haben." Auch ſtarb ein großer Theil derer, die zu dieſem Blutbade mitgewirkt hatten, eines gewaltſamen und ſchrecklichen

---

*) De Thou, damals Präſident des pariſer Parlaments, wendete wie ſein Sohn, der Geſchichtſchreiber, dem wir hier größtentheils gefolgt ſind, ſagt,' (lib. LII. pag. 1058), auf die pariſer Bluthochzeit die Verſe des Statius an:

Excidat illa dies aevo, nec postera credant
Saecula; nos certe taceamus, et obruta multa
Nocte tegi propriae patiamur crimina gentis.

lichen Todes: Karl IX. endigte unter furchtbaren Gewiſſensqualen (19. Mai 1574), nicht minder auch ſeine Mutter Katharine (5. Jan. 1589). — Und ſo bewährte ſich auch hier, daß auf dem Wege der Miſſethat kein Segen reift.

VI

Leben und Tod Heinrichs IV.

Ausgezeichnet war Heinrich IV. ſchon durch ſein Aeuſſeres, durch ſeine ſchöne Geſichtsbildung, ſeinen edlen, offenen Anſtand, ſein argloſes, freundliches Betragen; aber noch ausgezeichneter war ſein Inneres, in welchem alle Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Nationalcharakters gleichſam ausgeprägt waren, heller Verſtand, unerſchrockener Muth, lebhaftes Ehrgefühl, raſtloſe Thätigkeit, Beweglichkeit der Empfindungen, Gegenwart des Geiſtes bei unerwarteten Ereigniſſen, Heiterkeit und Scherz ſelbſt unter Gefahren und Drangſalen. Ja auch in ſeinen Schwächen, zu denen vorzüglich ſein Hang zu Liebeshändeln gerechnet wird, gehörte er den Franzoſen an. In einem noch edlern Sinne gehörte er ihnen an durch ſeinen thätigen Eifer für Frankreichs Heil und Ruhm, durch ſein väterliches Wohlwollen gegen ſeine Unterthanen und durch die umſichtige, raſtloſe und erfolgreiche Regentenſorgfalt, mit der er alle Zweige der Staatsverwaltung umfaßte. Darum preiſet auch Frankreich keinen ſeiner Könige, ſelbſt nicht Ludwig den Heiligen, mit ſolcher Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung, als Heinrich IV. Selbſt in den Zeiten der franzöſiſchen Revolution, in denen der Königsname verrufen war, wurde ſein Andenken geehrt, und noch mehr jetzt, ſeitdem das Haus Bourbon den franzöſiſchen Thron, auf welchen er zuerſt es führte, von neuem beſtiegen hat. Aber auch jeder, der Großes und Gutes zu ſchätzen weiß, fühlt ſich zu dieſem großen und guten König hingezogen und verfolgt ihn mit Theilnahme auf der wechſelvollen Bahn ſeines Regentenlebens, auf der er bald als glorreicher Held, bald als wohlmeinender Fürſt, erſt als Ueberwinder, dann als Vater ſeines Volkes, zuletzt als Opfer eines blinden Haſſes erſcheint. Zweckmäßig alſo iſt es, auch hier von ihm zu reden, und in einem kurzen Abriß ſeines Lebens vorzüglich die Züge aufzufaſſen, welche die Großartigkeit ſeines Charakters bezeichnen.

Heinrich IV. war zu Pau in der Provinz Bearn am 13. Dec. 1553 geboren. Sein Vater, Anton von Bourbon, ein Abkömmling Roberts, des älteſten Sohnes Ludwigs des Heiligen, und durch Vermählung König von Navarra, war ein ſchwacher und unſteter Mann, zwar tapfer im Kriege, aber ohne Selbſtändigkeit und eben ſo veränderlich in Liebeshändeln, als in der Religion und Politik; ſeine Mutter dagegen, Johanna, Erbtochter Alberts, Königs von Navarra, war eine vortreffliche Frau, von hellem Verſtande, muthvoller Entſchloſſenheit und innigem Gefühl für Recht und Wahrheit. Sie vornehmlich leitete nach dem frühen Tode ihres Vaters (1555) und ihres Gatten (1562) die Erziehung Heinrichs, ermunterte ihn zur Ertragung großer Beſchwerlichkeiten, führte ihm geſchickte Lehrer zu, und erfüllte ihn mit Liebe zu dem proteſtantiſchen Glauben und mit Widerwillen gegen die Gewaltthätigkeiten der Spanier. Doch mehr noch als die eigentliche Erziehung war das Leben ſelbſt ſeine Schule, indem es ihn frühzeitig zu Unruhen und Kriegen hinzog, an dem Böſen das Gute ihn lehrte, ihn gewöhnte, den größten Gefahren muthvoll entgegen zu gehen und mit hellem Blick das Nöthige aufzufaſſen, und ihn ſo zum Helden und König bildete.

Auf Antrieb des franzöſiſchen Hofes wurde er, wie in der vorhergehenden Erzählung gezeigt worden iſt, mit der Schweſter Karls IX., der Prinzeſſin Margarethe, vermählt und darauf in der furchtbaren Bartholomäusnacht durch die Drohungen Karls IX. zur katholiſchen Kirche hingetrieben. Aber ſo wenig als ſeiner Gemahlin, einer eigenſinnigen und ausſchweifenden Frau, war er auch der katholiſchen Kirche zugethan. Dieß merkte der Hof und behielt ihn faſt vier Jahre lang unter ſtrenger Aufſicht, gleichſam in einer Art von Gefangenſchaft. Während dieſer Zeit gab er dem Hange zu wollüſtigen Ausſchweifungen nach, doch blieb er frei von den übrigen Verderbniſſen des ſchamloſen Hofes: das Edlere und Beſſere in ihm behauptete ſeine Rechte. Als es ihm endlich (1576) gelungen war, während einer Jagd zu entfliehen, trat er öffentlich zur proteſtantiſchen Kirche zurück und kämpfte vereinigt mit ſeinen Glaubensgenoſſen gegen den feindlichgeſinnten Hof.

Die erſte große Waffenthat, die er in dieſem Kriege verrichtete, war die Eroberung von Cahors in Guyenne (an der Lot), die er unter den drohendſten Gefahren durch ausdauernde Anſtrengung erwirkte (1580), und der erſte große Sieg, den er über ſeine Gegner errang (20. Oct. 1587), war in der Schlacht bei Coutras zwiſchen Bourdeaux und Perigueux. Obſchon ſein Heer der Zahl nach weit ſchwächer war, als das Heer der Feinde, das der Herzog von Joyeuſe anführte, ſo entſchloß er ſich zu dieſer Schlacht. Mit richtigem Scharfblick benutzte er die Oertlichkeiten des Schlachtfeldes, mit kurzen, aber eindringenden Worten begeiſterte er ſeine kampfbegierigen Soldaten, und mit dem aufmunterndſten Beiſpiele heldenmüthiger Tapferkeit leuchtete er ihnen vor. Da ſich einige vor ihn ſtellten, um ihn zu ſchützen, rief er ihnen zu: „Bei Seite, ich bitte euch, bedeckt mich nicht, ich will mich zeigen!“ Er gewann den Sieg. Die königliche Armee wurde völlig geſchlagen; ſie verlor ihr Geſchütz und Gepäck, gegen 5000 Mann und ſelbſt ihren Anführer Joyeuſe. Hätte er nur dieſen Sieg eben ſo gut benutzt als errungen! Aber das geſchah nicht; wahrſcheinlich wegen jenes Leichtſinnes, mit dem er ſeinen Liebeshändeln nachhing.

Der Kampf gegen Heinrich III. dauerte alſo fort bis dieſer durch eine Reihe wechſelvoller Ereigniſſe gezwungen wurde, den Guiſen oder der Ligue, die ihn mit Abſetzung bedrohete, zu entfliehen und ſich nebſt ſeinem Anhange mit Heinrich von Navarra zu verbinden (Tours, 3. Apr. 1589). Beide rückten nun mit vereinigten Streitkräften, einem Heere von 30,000 Mann, vor Paris, um dieſe empörte Hauptſtadt zum Gehorſam unter den rechtmäßigen König zurückzuführen. Aber während ſie Paris belagerten, wurde Heinrich in ſeinem Lager zu St. Cloud von einem Mönch, Jacob Clement, getödtet. Dieſer, ein Zögling der Jeſuiten, war unter dem Vorgeben, er habe dem Könige einen Brief von Wichtigkeit zu überreichen, in deſſen Gemach gelangt (1. Aug. 1589) und hatte ihm, während der König den dargebotenen Brief las, ein vergiftetes Meſſer in den Unterleib geſtoßen. Zwar wurde er von dem herbeiſtürzenden General-Procurator, La Guesle, auf der Stelle getödtet; aber auch der König, der ſich das Mordmeſſer aus dem Unterleibe gezogen hatte, ſtarb bald darauf in der Nacht vom 2. zum 3. Aug.

Jetzt gehörte nach dem Rechte der Geburt, ſo wie nach dem Ausſpruche des Verblichenen dem König Heinrich von Navarra der franzöſiſche Thron; aber zwiſchen ihn und dieſen Thron drängten ſich ſo viele Hinderniſſe und drohende Gefahren, daß, nach Sully's Ausdruck*), alles, was Heinrich bis dahin getragen und erlitten hatte, für nichts zu rechnen war gegen das, was ihm bevorſtand. Gegen ihn erklärte ſich ſämt der Hauptſtadt der größte Theil Frankreichs, geleitet von einem mächtigen Bunde (Ligue), an deſſen Spitze einer der Guiſen, der Herzog von Mayenne, ſtand, der Heinrichs Oheim, den alten und ſchwachen Cardinal von Bourbon, unter dem Namen **Karl X.** zum König ausrufen ließ (21. Nov. 1589). Gegen ihn erklärte ſich ferner der König von Spanien, Philipp II., der den franzöſiſchen Thron für ſich oder ſeine Tochter zu gewinnen hoffte. Gegen ihn erklärte ſich drittens der Pabſt, der ihn als einen rückfälligen Ketzer mit dem Banne belegt hatte (10. Sept. 1585.) Und wie ſollte er dieſer Menge von Feinden begegnen? Mehrere Tauſende von denen, die Heinrich III. ihm zugeführt hatte, verließen ihn; andre, die bei ihm blieben, droheten Verrath oder Abfall; ja ſelbſt die Hugenotten, mit denen er ſo lange gekämpft hatte, wurden mißtrauiſch gegen ihn aus Furcht, er werde ſie und ihren Glauben verlaſſen. Und doch überwand er alle Hinderniſſe und Gefahren! Zu Statten kamen ihm hierbei manche äuſſere Umſtände: er ſtand vor Paris; ein bedeutender Theil des Heeres, das Heinrich

---

*) Memoires de Sully, à Paris 1814. Th. 1, 281.

rich III. ihm zugeführt hatte, blieb ihm getreu; der Marſchall von Biron, der für den größten unter den damaligen Feldherren Frankreichs galt, erklärte ſich für ihn und leiſtete ihm die wichtigſten Dienſte; die Hugenotten ließen ſich aufs neue für ihn gewinnen; die Königin Eliſabeth ſchickte ihm Geld und Truppen; auch aus Deutſchland erhielt er Truppen; und anderſeits fehlte es ſeinen Gegnern, den Ligiſten, an Einheit und Feſtigkeit der Entſchließungen: zwiſchen dem Herzog von Mayenne und dem König von Spanien herrſchte Mißtrauen und Uneinigkeit; und der alte Cardinal von Bourbon oder Karl X. ſtarb ſchon im folgenden Jahre (10. Mai, 1590). Doch mehr als alle äuſſeren Umſtände trugen die großen Eigenſchaften Heinrichs IV. zu ſeiner Erhebung bei. Durch Klugheit und Tapferkeit wußte er ſeine Feinde im Felde zu beſiegen, durch Großmuth und Leutſeligkeit den Geiſt des Widerwillens und des Mißtrauens zu entwaffnen, und das Vertrauen zu Gott und ſeiner gerechten Sache gab ihm Muth und Heiterkeit. Als kurz vor dem Treffen bei dem Schloſſe Arques unweit Dieppe (21. Sept. 1589), in welchem er zuerſt über den Herzog von Mayenne ſiegte, der Graf Belin als Gefangener zu ihm geführt wurde, und dieſer nach dem freundlichen Empfange, mit dem Heinrich ihm entgegen gekommen war, voll Verwunderung bemerkte, daß im Vergleich mit Mayenne's furchtbarem Heere nur wenige Kriegsmacht um den König ſey, ſagte er:

„Ihr ſehet nicht alle; denn ihr rechnet nicht dazu Gott und mein gutes Recht."

Einige Monate nach dem Treffen bei Arques erfocht er den wichtigen und glorreichen Sieg in der Schlacht bei Ivri (an der Eure, 14. März 1590), die dem Herzog von Mayenne, der mit ſpaniſchen Hilfstruppen herbei gezogen war, 10,000 Mann und alles mitgebrachte Geſchütz und Gepäck koſtete. Auch hier entfalteten ſich die ſchönen Eigenſchaften Heinrichs aufs deutlichſte und rührendſte. Vor der Schlacht betete er zu Gott, „ſeine Waffen zu begünſtigen, wenn er zur Ehre des göttlichen Namens und zum Segen Frankreichs ſie ergriffen habe; oder ihm das Leben mit der Krone zu nehmen, wenn er zur Zahl der Könige gehören ſollte, die Gott in ſeinem Zorne den Völkern gibt." Dann wendete er ſich zu ſeinen Soldaten. „Kammeraden," ſprach er, „wie ihr heute für mein Glück kämpfet, ſo kämpfe ich für das eurige. Ich will mit euch ſiegen oder ſterben. Behauptet eure Stellung, ich bitte euch. Solltet ihr ſie in der Hitze des Kampfes verlieren, ſo ſammelt euch bald wieder; davon hängt der Gewinn der Schlacht ab. Sammeln mögt ihr euch dort auf der Höhe zwiſchen den drei Bäumen zu meiner Rechten. Und wenn ihr eure Fahnen verliert, ſo verliert nur nicht meinen weißen Federbuſch aus den Augen; ihn werdet ihr immer auf dem Wege der Ehre und des Ruhmes finden." Wirklich gab er während der Schlacht, die bei der großen

Ueberzahl der Feinde lange unentſchieden blieb, Proben des unerſchrockenſten Heldenmuthes; er war überall gegenwärtig, leiſtete Hülfe, wo die Gefahr am größten war, und drang tief in die feindlichen Haufen ein. Und als endlich die Schlacht gewonnen war, bewährte er wiederum Klugheit und Großmuth. Seine Soldaten hieben ohne Unterſchied in die Feinde ein; er aber rief ihnen zu: „Schont der Franzoſen, nur die Ausländer macht nieder!“ Doch auch gegen die Ausländer bewies er ſich gnädig; namentlich ließ er die Schweizer, die ſich beim feindlichen Heere befanden, frei abziehen. Als dann der Marſchall von Biron, der an dieſem Tage die Reſerve gedeckt hatte, zu ihm ſagte: „Sire, ihr habt heute gethan, was Biron, und Biron, was der König hätte thun ſollen;“ erwiederte er mit Beſcheidenheit: „Man muß Gott loben, denn aller Sieg kommt von ihm.“

In Folge dieſes Sieges rückte er, nach Eroberung mehrerer kleinern Städte, abermals vor Paris (1590), das damals 300,000 Einwohner umfaßte und von dem Herzog von Nemours mit 8000 Mann beſetzt war. Viele riethen ihm ſogleich gegen dasſelbe anzuſtürmen; er aber konnte ſich nicht entſchließen, die Hauptſtadt ſeines Reichs den Schreckniſſen einer Erſtürmung auszuſetzen. Nur die Vorſtädte ließ er beſchießen und erſtürmen, die Stadt ſelbſt ſchloß er ein, um ſie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Aber auch daran hinderte ihn das natürliche Wohlwollen ſeines Herzens. Als er von der furchtbaren Hungersnoth, welche durch die Einſchließung in Paris entſtanden war, Nachricht erhalten hatte, rief er tief bewegt aus: „Ich wundere mich gar nicht, wenn die Häup„ter der Ligue oder die Spanier dieſen armen Leuten „ſo wenig Mitgefühl bezeigen: ſie ſind nur ihre Ty„rannen; ich aber bin ihr Vater und König, und kann „die Erzählung ihrer Leiden nicht anhören, ohne bis „auf den Grund meines Herzens gerührt zu werden, „und ohne Verlangen, ihnen Hilfe zu bringen *).“ Und er ließ es nicht bei Worten bewenden, ſondern erlaubte, daß einige tauſend Kranke und Schwache, die, um die Zahl der Verzehrer zu mindern, aus Paris vertrieben wurden, freien Abzug erhielten, und daß ſeine Offiziere und Gemeine den belagerten Pariſern Lebensmittel zuführten. So zog ſich die Belagerung drei Monate hin. Endlich, als der Herzog von Parma mit 15,000 Spaniern aus den Niederlanden herbeirückte, ſahe er ſich genöthigt, ſelbige aufzugeben.

Während ſich nun der Krieg weiter fortzog, und weder Waffengewalt, noch Güte und Großmuth ſeine Gegner beruhigen konnte, ward Heinrich zu der Ueberzeugung hingeführt, daß für die Erlangung des Friedens, für die Befeſtigung ſeiner Herrſchaft, für das Beſte des Staates und ſelbſt für das Heil beider Kirchen eine Religionsveränderung durchaus nothwendig für ihn ſey.

---

*) Mem. de Sully. Tom. 1, p. 285 f.

ſey. Auch konnte es geſchehen, daß bei den Religionsgeſprächen, die er damals veranſtaltete und fleißig beſuchte, der katholiſche Glaube in einem andern Lichte ihm erſchien, als damals, da er unter den Schreckniſſen der Bartholomäusnacht zu ihm hingetrieben worden war. Sully ſelbſt, ein eifriger Hugenott und Theilnehmer an den Beſchlüſſen Heinrichs, ſchreibt in ſeinen Denkwürdigkeiten (Th. I, S. 444): „Ich würde „mich an der Wahrheit verſündigen, wenn ich dem „Argwohn Raum ließ, daß allein Staatsklugheit, „Drohungen der Katholiken, Ueberdruß an den Kriegsbeſchwerden, Liebe zur Ruhe, Verlangen nach Freiheit von der Tyrannei der Fremden, ja ſelbſt die „Rückſicht auf das Heil des Volkes, ſo löblich dieſe „auch iſt, die letzten Entſchließungen des Königs beſtimmt hätten. So weit es mir erlaubt iſt, über das „Innere eines Fürſten zu urtheilen, den ich beſſer, als „irgend jemand, gekannt zu haben glaube, ſo waren „es wohl Beweggründe dieſer Art, die ihm zuerſt den „Gedanken einer Religionsveränderung zuführten, und „ich geſtehe, daß ich ſelbſt ihm keine anderen eingab, „feſt überzeugt, obgleich Calviniſt, daß Gott in der „katholiſchen Kirche nicht weniger geehrt wird, als in „der proteſtantiſchen. Aber in der Folge fühlte ſich der „König dahin geführt, die katholiſche Religion als die „weit ſicherere zu betrachten. Die Offenheit und Geradheit, die ich immer in dem Character dieſes Fürſten „bemerkt habe, läßt mich glauben, daß er eine Ver-

„ſtellung in dieſem Punkte während ſeines übrigen Lebens nicht gut beſtanden haben würde." — „Auch iſt „es nicht zu verwundern, daß er, der noch nie über „Religion ſo viel hatte reden hören, als in jenen Religionsgeſprächen, ſich auf die Seite hinziehen ließ, die „man ihm immer als die ſiegreiche darzuſtellen ſuchte." Trotz dieſer merkwürdigen Aeuſſerungen Sully's kann es zweifelhaft ſeyn, ob Heinrich von der Wahrheit des katholiſchen Glaubens innig überzeugt war, beſonders da er ſelbſt, als er gleich nach der Einnahme von Paris eine Meſſe hörte, zu ſeinen Vertrauten ſagte: „Paris iſt wohl einer Meſſe werth." Aber gewiß iſt es, daß er ſich in einer Lage befand, in der nicht allein Staatsklugheit und Eigennutz, ſondern auch Vaterlandsliebe und Menſchenfreundlichkeit ihn zum Uebertritt zur katholiſchen Kirche bewegen mußte. Er ſahe ſein Vaterland von einem wilden Kriege verheert, von Ausländern zerfleiſcht, mit Zerſtückelung und Verwilderung bedroht: wie ſollte er wohl gefühllos gegen die Leiden des Vaterlandes bleiben? Liguiſten und Spanier erklärten, ſie würden einen Nichtkatholiken nimmer als König von Frankreich anerkennen, ſelbſt viele Katholiken ſeiner Partei waren unzufrieden, daß er der Ketzerei, wie ſie ſeinen Glauben ſchalten, ſo hartnäckig nachhing: was blieb ihm alſo übrig, um die Liguiſten und Spanier zu entwaffnen, die geängſteten Gemüther der Seinigen zu beruhigen, ganz Frankreich mit ſich auszuſöhnen, als entweder mit der Krone Frankreichs zugleich ſeinen edelſten Entſchlüſſen zur Rettung und Beglückung dieſes Landes zu entſagen, oder zur katholiſchen Kirche überzutreten? — Er that das Letztere. Zu St. Denys am 25. Jul. 1593 nahm ihn der Erzbiſchof von Bourges in die katholiſche Kirche auf und ſprach ihn vom Banne los, jedoch nur vorläufig und unter der Bedingung der päbſtlichen Beſtätigung. Eine große Volksmenge jauchzte ihm fröhlich entgegen, und die Zahl ſeiner Anhänger vermehrte ſich.

Gleichwohl fand er noch immer Widerſtand. Der Herzog von Mayenne und der König von Spanien, die nicht ſo wohl der Religion als eigennütziger Zwecke wegen ihm entgegen waren, ſetzten den Kampf gegen ihn fort und bewogen den Pabſt, ihm die nachgeſuchte Losſprechung zu verweigern. Doch er ſchritt feſt und ſiegreich auf ſeiner Bahn vorwärts. Da Krönung und Salbung als weſentliche Bezeichnung der rechtmäßigen Könige Frankreichs galt, ſo ließ er (am 27. Febr. 1594) dieſe Feierlichkeit an ſich vollziehen und zwar zu Chartres, weil Rheims, wo ſie ſonſt vollzogen wurde, noch in den Händen ſeiner Feinde war. Bald darauf erreichte er ein Hauptziel ſeiner Wünſche, die Einnahme von Paris, das ſich ihm nach mancherlei Unterhandlungen am 22. März 1594 ergab. Noch an demſelben Tage zog er daſelbſt ein, bemächtigte ſich des Louvre und hörte die Meſſe in der Kirche zu Notre=Dame. Ein fröhliches Zujauchzen des Volkes kam ihm von allen Seiten entgegen, und er erhöhete dieſe Freude durch die kluge und großmüthige Mäßigung, die er bewies. Paris hatte lange und hartnäckig ihm widerſtanden; er aber enthielt ſich aller Gewaltthätigkeiten und ſteuerte denen, die dazu geneigt waren, ſo daß noch am Tage ſeines Einzuges die Kaufläden wieder geöffnet wurden. Viele ſeiner tödtlichſten Feinde geriethen hierbei in ſeine Hände; er aber rächte ſich an keinem derſelben, vielmehr ließ er ſie ungehindert abziehen, wie z. B. die päbſtlichen Geſandten und ſpaniſchen Truppen, die noch in Paris waren, oder kam ihnen mit Freundlichkeit entgegen, wie z. B. der Herzogin von Montpenſier, der Schweſter des Herzogs von Mayenne, die öffentlich ihren Haß gegen ihn ausgeſprochen hatte. Noch am Abend ſeines Einzugstages ſpielte er mit ihr ein Kartenſpiel. Für alle Franzoſen, die die Waffen gegen ihn getragen hatten, ließ er allgemeine Verzeihung verkündigen. Als mehrere ihn zur Rache aufforderten, erwiederte er: „Meine Siege kommen von Gott; und da „er mir vergibt, obgleich ich es nicht verdiene, ſo „will ich auch meinen Unterthanen vergeben!“ Durch ſolche Mäßigung gewann er mehr, als er durch rachſüchtige Härte hätte gewinnen können; er gewann Unterwerfung aus Vertrauen, Gehorſam aus Liebe.

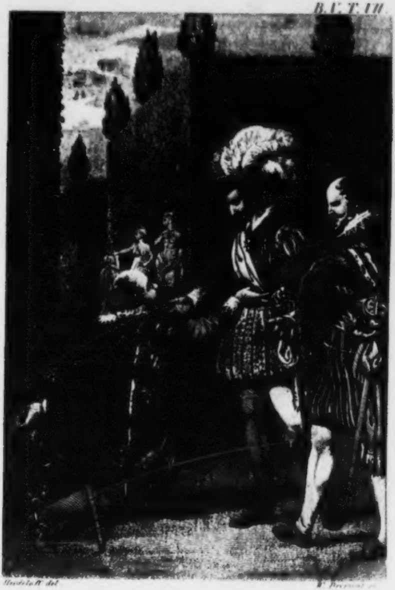
Dem Beiſpiele von Paris folgten die übrigen Städte Frankreichs und die Häupter der Ligue, z. B. die Herzoge von Guiſe und von Lothringen (1594), der Herzog von Mayenne (1596) und zuletzt (1598) der Herzog von Mercoeur, mit deſſen Unterwerfung die Ligue völlig aufhörte. Mit zuvorkommender Güte und argloſer Freundlichkeit kam er dieſen ſeinen ärgſten Feinden entgegen, und namentlich ſprach ſich in der Art, wie er den Herzog von Mayenne, der an der Spitze der Ligue die härteſten Drangſale und die drohendſten Gefahren ihm bereitet hatte, zu Gnaden aufnahm, das Eigenthümliche ſeines Weſens ſo deutlich aus, daß wir uns gedrungen fühlen, dieſen Auftritt nach den Angaben Sully's (Th. II., S. 256), der demſelben beiwohnte, hervorzuheben.

Nachdem der Herzog von Mayenne die Verſicherung erhalten hatte, daß ſein früheres Verhalten ungeahndet bleiben ſollte, reiſete er, um perſönlich ſeine Unterwerfung dem Könige zu bezeigen, von Soiſſons, ſeinem gewöhnlichen Aufenthalte, nach Monceaux. Hier traf er den König, der mit Sully allein, Hand in Hand, in der Sternallee des Parks ſpazieren ging. Er warf ſich vor ihm nieder, umfaßte deſſen Knie, verſicherte ihn ſeiner Treue und dankte ihm, daß er ihn von dem Stolze der Spanier und der Argliſt der Italiener befreit hätte*). Heinrich, der ihm entgegen gegangen war, ſobald er ihn kommen ſah, umarmte ihn, beeilte ſich ihn aufzuheben und umarmte ihn dann von neuem. Darauf führte er ihn mit einer Unbefangenheit, als wäre alles Vergangene nicht vor-

gefal-

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. VII.



Heideloff del.

Prevost sc.

Heinrich IV.

verzeiht dem Herzog von Mayenne

gefallen, durch den Park, und redete mit ihm über die Verſchönerungen deſſelben, ging aber dabei ſo ſchnell, daß der Herzog bei ſeiner Dickleibigkeit, ſeinen Gichtſchmerzen und der Schwüle des Tages nur mit Mühe folgen konnte und vieles litt, ohne zu klagen. Als der König ihn ganz erhitzt und ermattet erblickte, ſagte er leiſe zu Sully: „Wenn ich noch länger mit dieſem Dickleibigen ſpazierrn gehe, ſo bin ich ohne Mühe gerächt wegen aller der Uebel, die er mir zugefügt hat.“ Dann zum Herzoge von Mayenne gewendet, fuhr er fort: „Redet die Wahrheit, mein Vetter, ich gehe ein wenig zu ſchnell für euch!“ Der Herzog erwiederte, er ſey dem Erſticken nahe. „Haltet hier an,“ antwortete der König lächelnd, indem er ihn auf die Schultern klopfte, „denn bei Gott, das iſt die ganze Rache, die ihr von mir erfahren ſollt.“ Der Herzog von Mayenne, den ein ſo offenes Weſen tief rührte, ſtrengte ſich an, vor dem König nieder zu knien, küßte ihm die Hand und ſchwur ihm, daß er inskünftige ſelbſt gegen die eignen Kinder ihm dienen würde. „Nun wohl,“ ſagte der König, „ich „glaube es, und damit ihr recht lange mich lieben und „bedienen könnet, ſo gehet ins Schloß, ruhet daſelbſt „aus und ſtärket euch, denn ihr habt beides nöthig. „Ich will euch zwei Bouteillen Wein geben laſſen, dem ihr, „wie ich weiß, nicht gram ſeyd. Da iſt Rosny (Sully), „dem trage ich es auf, euch zu begleiten und in ein „Zimmer zu führen. Das iſt einer meiner älteſten Die-

„ner, dem es Freude macht zu hören, daß ihr mit „Liebe und Dienſte erweiſen wollt.“ Nach dieſen Worten ſetzte der König ſeinen Spaziergang fort; Sully aber blieb bei dem Herzog, brachte ihn in eine Laube zum Ausruhen, und ließ ihn dann zu Pferde ins Schloß zurückführen.

Je mehr es Heinrich'n gelang, auf dieſe und ähnliche Art ſeine Feinde innerhalb Frankreichs für ſich zu gewinnen, deſto mehr fühlten ſich ſeine Feinde auſſerhalb Frankreich, namentlich der Pabſt und der König von Spanien, gedrungen, ſich mit ihm auszuſöhnen. Die Ausſöhnung mit dem Pabſte hatte der ſpaniſche Hof lange hintertrieben; da aber der Pabſt bei Heinrichs zunehmendem Glücke fürchtete, ſeinen Einfluß auf Frankreich zu verlieren, und da Heinrich, um diejenigen zu beſchwichtigen, die ihn, den Gebannten, für keinen rechtmäßigen König anerkennen wollten, zu jeder Genugthuung ſich bereit erklärte: ſo kam, noch vor der Ausſöhnung mit dem Herzog von Mayenne, die Ausſöhnung mit dem Pabſte zu Stande. Am 17. Sept. 1595 ſprach Clemens VIII. den König Heinrich IV. vom Banne los. Doch geſchah dieß nicht ohne demüthigende Ceremonien. Heinrichs Geſandte mußten vor dem Pabſte hinknieen, im Namen ihres Königs die Ketzerei abſchwören und, während das Miſerere geſungen wurde, vom Pabſte Ruthenſtreiche erleiden. — Die Ausſöhnung mit Spanien verzog ſich noch einige Jahre, da Philipp II. nicht leicht von einem einmal gefaßten Plane abging und bei den Geldverlegenheiten, in denen Heinrich damals war, ſchon manchen Vortheil errungen, namentlich Calais und Amiens erobert hatte. Doch da er ſein Ende nahe fühlte, ließ er ſich endlich bewegen, unter Vermittelung des Pabſtes den Frieden von Vervins zu ſchließen (2. Mai 1598). Kraft dieſes Friedens, dem der von Chateau-Cambreſis (vom J. 1559) zu Grunde gelegt wurde, gaben beide einander das zurück, was ſie ſeit dieſem letzten Frieden einander entriſſen hätten. Nur die Grafſchaft Charlois blieb in Philipps Händen; dagegen mußte er ſeinen herrſchſüchtigen Abſichten auf Frankreich entſagen. — Jetzt erſt, da er ſeine Feinde auſſerhalb wie innerhalb Frankreichs zur Ruhe gebracht hatte; konnte Heinrich ſeinem ſehnlichſten Wunſche, Ordnung und Wohlſtand in ſeinem Reiche wieder herzuſtellen, volle Befriedigung verſchaffen.

Traurig war die Lage, in der ſich Frankreich damals befand. So viele Jahre der wildeſten Religionskriege hatten dasſelbe erſchöpft, verwirrt und verwildert. Ackerbau und Gewerbthätigkeit, Handel und Schiffahrt, Künſte und Wiſſenſchaften lagen darnieder. Die öffentliche Sicherheit ſchien gleichſam vernichtet; überall herrſchten Gewaltthätigkeiten und Räubereien; der Soldat mißbrauchte ſeine Waffen; der Adel brüſtete ſich in ſtolzer Anmaßung von Rechten und Einkünften, die der Krone gehörten; der Bürger war ohne Nahrung, der Landmann mit Abgaben und Plackereien belaſtet, der König faſt ohne Einkünfte. Aber ſo groß und verderblich dieſe Uebel waren, ſo feſt und ernſt war auch der Wille des Königs, ſie zu bekämpfen und auszurotten und die Krone, die er errungen hatte, zum Segen Frankreichs zu tragen.

Das Erſte und Wichtigſte, was ihm in dieſer Hinſicht zu thun oblag, war, die noch übrigen Religionsgährungen und mit ihnen einen Vorwand zu bürgerlichen Kriegen zu unterdrücken, wobei er zugleich ſeine vorigen Glaubensgenoſſen zufrieden ſtellen und ſeinen Verpflichtungen gegen ſie nachkommen konnte *). Er erließ daher, ſo bald der Abſchluß des Friedens mit Spanien nicht mehr zweifelhaft war, das berühmte Edict von Nantes (13. Apr. 1598), durch welches er den Hugenotten wiedergab, was ihnen ſchon der Hof Karls IX. zugeſtanden, aber ſeit der Bartholomäusnacht entriſſen hatte, nämlich freie Religionsübung, Sicherheitsplätze und Zutritt zu allen Aemtern und Würden. Und trotz alles Widerſpruchs, bei dem das Parlament und die Sorbonne zu Paris faſt ein Jahr lang beharrte, ſetzte er dieſes Edict durch. — Eben ſo beharrlich und kräftig ſtellte er auch auf andern Wegen die bürgerliche Ordnung her. Er verminderte die Zahl der Soldaten und nöthigte die abgedank-

---

*) Noch vor ſeiner Religionsveränderung erklärte er, in Rückſicht der Proteſtanten, wie Sully (Mem. Tom. I, pag. 400) ſagt: „Non, je ne saurois jamais les maltraiter, ni leur declarer la guerre, je les aimerai toujours.“

dankten zum Anbau wüſter Ländereien; er verordnete, daß, auſſer den Soldaten im Dienſte, niemand Schießgewehr tragen ſollte; er verbot die Duelle, reinigte die Straßen von Räubern, verordnete eine pünktliche Rechtspflege, trieb den Bürger zu ehrenden und nährenden Beſchäftigungen, verſchaffte dem Landmanne die möglichſten Erleichterungen, ermunterte den Adel zur Sparſamkeit und ſorgſamen Güterbewirthſchaftung, aber nöthigte ihn auch, der Steuerfreiheit und andern Anmaßungen zu entſagen, und ſuchte insbeſondere das Finanzweſen oder die Einkünfte der Krone in Ordnung zu bringen und die königlichen Kaſſen wieder zu füllen. Und nicht vergeblich waren dieſe Bemühungen! Das Gewühl der Parteien ſchwieg, die Wunden vernarbten, die der lange Krieg dem Reiche geſchlagen hatte, der Wohlſtand kehrte zurück. Der Ackerbau erhob ſich, denn der Landmann fühlte ſich erleichtert und für einen König begeiſtert, der ſich ſeiner väterlich annahm und oft erklärte: „er hoffe es noch dahin zu bringen, daß jeder Bauer Sonntags ſein Huhn im Topfe haben ſollte.“ Die Gewerbthätigkeit wurde emporgebracht, da der König den Seidenbau einführte und zu vielen Manufacturen von Seidenwaaren, Spitzen, Tüchern, Leinwand, Spiegeln ꝛc. ermunterte. Der Handel gedieh, da ihm gewährt wurde, was er am meiſten bedarf, Freiheit und Schutz. Mit ihm zugleich blühete die Schiffahrt auf: am 1. Jun. 1604 wurde die erſte franzöſiſche Compagnie für den Handel nach Oſtindien errichtet. Auch die Wiſſenſchaften und Künſte, die durch die lange Barbarei der bürgerlichen Kriege gleichſam verſcheucht worden waren, erhielten neues Leben. Die Schulen öffneten ſich wieder, die königliche Bibliothek und Univerſität zu Paris wurden umgeſtaltet, gelehrte Männer herbeigezogen und durch Beſoldungen und Auszeichnungen ermuntert, viele herrliche Bauwerke aufgeführt und beſonders Paris vergrößert und verſchönert. Dieß alles aber würde dem König nicht möglich geweſen ſeyn, hätte nicht ſeine Sorge für die Finanzen einen ſo glücklichen Fortgang gehabt. Und hier verdient beſonders Sully, der wichtigſte Rathgeber und Vertraute Heinrichs IV., geprieſen zu werden *). An der Spitze des Finanzrathes,

---

*) Maximilian de Bethune, Baron von Rosny und (ſeit 1606) Herzog von Sully, war 1559 zu Rosny von proteſtantiſchen Eltern geboren und blieb trotz aller Verfolgungen, ja auch trotz der Bitten des Königs dem proteſtantiſchen Glauben unverbrüchlich treu. In ſeinem zwölften Jahre (1571) wurde er von ſeinem Vater, einem angeſehenen Edelmann, der Königin Johanne zugeführt und blieb von dieſer Zeit an in Dienſten ihres Sohnes, Heinrichs IV. Er folgte ihm (1572) nach Paris, wo er durch Glück und Beſonnenheit den Schreckniſſen der Bartholomäusnacht entging, erhielt von deſſen Lehrern Unterricht in der Mathematik, Geſchichte und Stilbildung, und diente ihm ſpäterhin als tapferer Krieger und einſichtsvoller Geſchäftsmann, beſonders im Finanzfache, mit der treueſten Ergebenheit und unverdroſſenſten Thätigkeit. Mit ganzer Seele hing er ihm an und wurde wiederum von ihm wahrhaft geliebt (Toutes les marques, ſchreibt er Th. I: S. 591, d'une confiance entiere et pleine de tendresse, je les recus de ce bon prince). Heinrich er-

rathes, der auf ſein Angeben errichtet wurde, bewirkte er durch Entfernungen von Diebereien und Mißbräuchen aller Art, durch ſorgfältige Aufſicht und Sparſamkeit und durch Beförderung des Ackerbaues (den

Ge-

erkannte in ihm den verſtändigen, für das Beſte des Staates eifrigen Staatsmann, und den treuen Theilnehmer ſeiner Leiden und Freuden; er zog ihn daher bei allen Geſchäften und Ereigniſſen zu Rathe, übertrug ihm die ſchwierigſten Aufträge und vertraute ihm ſeine geheimſten Gedanken. Und Sully war weit entfernt, dieß Vertrauen zu mißbrauchen, oder durch niedrige Schmeicheleien und Nachgibigkeiten dem König zu liebkoſen; vielmehr widerſetzte er ſich oft deſſen Schwächen und drückte ſeinen Unwillen über deſſen Verſchwendungen unverholen aus. In ſeinen Denkwürdigkeiten vom J. 1603 ſchreibt er (Th. III, S. 365): „J'ai calculé ce que Henri dépensoit ordinairement chaque année en bâtimens, pour son jeu, pour ses maitresses, pour ses chiens de chasse, et j'ai trouvé, qu'il ne s'en alloit pas en tout cela moins de douze cent mille ecus, somme suffisante pour entretenir quinze mille hommes d'infanterie. Je ne pouvois m'en taire à lui même au hazard de le refroidir à mon egard eté." Noch deutlicher ſprach ſich der Ernſt und die Freimüthigkeit ſeines Weſens aus, als der König die Schwäche gehabt hatte, ſeiner Geliebten, dem Fräulein von Entragues, die Ehe zu verſprechen (1599). Heinrich zeigte die ſchriftliche Verſicherung hierüber ſeinem Sully vor, und dieſer zerriß das Papier. Hierüber erzürnt, rief Heinrich: „Was unterſteht ihr euch zu thun? Ich glaube, ihr ſeyd ein Narr?" — Ruhig antwortete Sully: „Ja, ich bin ein Narr; aber wollte Gott, ich wäre der einzige in Frankreich." Er zeigte hierauf, weßhalb dieſes Eheverſprechen für den König und das Reich ſchädlich ſey, und Heinrich hatte Geduld genug, ihn anzuhören, aber nicht Stärke genug, ſeinem Rathe zu folgen. Er ſtellte ein zweites Eheverſprechen auf und gerieth dadurch in große Verdrüßlichkeiten (Mem. de Sully, Tom. III, 501 ff.). — Späterhin im

J. 1607

Gewerbfleiß und das Colonieweſen achtete er zu wenig), daß 200 Millionen an Kronenſchulden abgetragen, und ein Schatz von 30 Mill. Livres geſammelt wurde. Vielleicht hätte er noch mehr erwirkt, hätte nicht

---

J. 1607, als Sully dem Könige wegen eines Liebeshandels, der gefährliche Folgen nach ſich ziehen konnte, die nachdrücklichſten Vorſtellungen gemacht hatte, gerieth Heinrich in ſolchen Zorn, daß er ihm bitter antwortete und ſogleich mit den Worten wegging: „Das iſt ein Menſch, den ich nicht mehr ausſtehen kann; „er thut nichts als mir zu widerſprechen und das ſchlecht zu finden, was ich will. Aber bei Gott, ich will ihn Gehorſam lehren; ich will ihn in vierzehn Tagen nicht ſehen.“ Allen Anweſenden ſchien der Fall des Miniſters unvermeidlich. Aber ſchon am andern Morgen um 7 Uhr kam der König, von fünf oder ſechs Perſonen begleitet, zu Sully, um mit ihm über die Befeſtigung von Calais zu reden. Ohne ſich melden zu laſſen, ging er in deſſen Zimmer. Er fand ihn über Staatsſachen beſchäftigt, und als er hörte, daß derſelbe ſchon ſeit drei Uhr für ihn gearbeitet hatte, wurde er noch mehr gerührt. Er ließ die Anweſenden hinausgehen und fing an von Dingen zu reden, auf welche Sully, da er ihnen nicht beiſtimmen konnte, kaltſinnig antwortete. Darauf ſagte der König, indem er ihm leiſe die Backe ſtrich: „Ach, ihr ſpielt den Verſchloſſenen und ſeyd wohl noch wegen „des Geſtrigen im Zorn! Ich bin es nicht mehr. Umarmt mich „und bleibt der Freimüthigkeit getreu, an die ihr gewöhnt ſeyd; „denn ich ſehe wohl, wenn ihr anders handeltet, ſo würde das ein „Zeichen ſeyn, daß ihr euch nicht mehr um meine Angelegenheiten „bekümmertet.“ — Dann fügte er mit der ihm eigenen Offenheit hinzu: „Obſchon ich manchmal böſe auf euch werde, ſo will ich, „daß ihr es ertragt; denn ich liebe euch nichts deſto weniger. Im „Gegentheil ſo bald ihr mir in Dingen, die nicht nach euerm „Geſchmacke ſind, nicht mehr widerſprechen würdet, würde ich „glauben, daß ihr mich nicht mehr liebtet“ (Mém. de Sully, T. IV. p. 331 ff.). Dieſes ehrenwerthe Verhältniß zwiſchen Sully und Heinnicht der König durch ſeine Schwächen, oder durch ſeine Liebe zu dem Bauweſen, zu dem Spiele, zu den Weibern und zu Jagdhunden ſo viele Summen verſchwendet. Eben daher geſchah es auch wohl, daß Sully zur Erhöhung der Einkünfte den erblichen Verkauf der obrigkeitlichen Bedienungen, namentlich der Gerichtsſtellen (der nach dem Namen des erſten Käufers, Karl Paulett, die Paulette genannt wurde) zuließ, obgleich derſelbe auf die Verwaltung der obrigkeitlichen Aemter nachtheilig einwirken mußte.

Gegen das Ende ſeiner Tage hing Heinrich einem rieſenhaften Gedanken nach, der gewöhnlich „der große Plan Heinrichs" (le grand dessin de Henri IV.) genannt wird. Er wollte die Macht des Hauſes Habsburg brechen und Europa in fünfzehn Staaten theilen (den päbſtlichen Staat, das deutſche Reich, Frankreich, Spanien, England, Ungern, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden, Savoyen, Venedig, den italieniſchen Staat, Holland und Helvetien), die zuſammen eine chriſtliche europäiſche Republik

Heinrich IV. dauerte bis zu des letztern Tode. Der rechtſchaffene und einſichtsvolle Miniſter blieb bei aller Sparſamkeit, die ihm eigen war, und bei allen Verläumdungen, die gegen ihn aufgebracht wurden, am Ruder des Staates. Als aber Heinrich IV. ermordet worden war, und nun die Staatsverwaltung eine verderbliche Veränderung erlitt, wurde Sully zurückgeſtellt, und durch ehrenrührige Kränkungen dahin gebracht, daß er ſeinen Aemtern entſagte und ſich vom Hofe gänzlich zurückzog. Er ſtarb im hohen Alter in ſeinem Schloſſe zu Villebon, am 21. Dec. 1641.

publik bilden und einen Gerichtshof aufſtellen ſollten, der die Beſtimmung hätte, ſich mit Beilegung aller politiſchen Streitigkeiten zu beſchäftigen und einen ewigen Frieden zu gewähren. Wahrhaft abentheuerlich erſcheint dieſer Plan, wenn man die Feindſeligkeiten, die er aufregen, oder die widerſtrebenden Kräfte, die er verbinden ſollte, genau erwägt; und unglaublich iſt es, daß **Heinrich** bei ſeinem hellen Verſtande dieß nicht erkannt hätte. Vielleicht irrt man alſo nicht, wenn man meint, daß die Vergrößerung Frankreichs auf Koſten des Hauſes Habsburg das Weſentliche dieſes Planes ausmachte, und daß derſelbe, nur um andre Mächte für ihn zu gewinnen, mit weltbürgerlichen Ideen umkleidet wurde. **Heinrich**, ſcheint es, ſuchte, nachdem er Frankreichs Wohlſtand im Innern wieder erhoben hatte, auch deſſen Macht nach auſſen wieder zu erheben; aber wie anders konnte dieß geſchehen, als wenn er in Verbindung mit andern Staaten das Haus Habsburg erniedrigte, von deſſen beiden Linien, in Spanien und Oeſtreich, Frankreich gleichſam umſchloſſen und ſeit langer Zeit befeindet wurde. Um jedoch andre Staaten zur Theilnahme an dieſem Vergrößerungsplan zu beſtimmen, mußte er ihnen Ausſichten theils zu Eroberungen, theils zu einem höhren Aufſchwung des geſammten chriſtlichen Europa eröffnen *). Wirklich wurden

---

*) Daß die Erniedrigung des Hauſes Habsburg das Erſte oder Wichtigſte in Heinrichs großem Plane ausmachte, ergibt ſich aus

den Savoyen, die Könige von Schweden, Dänemark, England, die Schweizer, die Holländer und die Proteſtanten in Ungern, Böhmen, Schleſien, Mähren und Oeſtreich für Heinrichs Plan gewonnen; ſelbſt der Pabſt war für denſelben nicht unzugänglich. Alle glaubten durch ihn Eroberungen machen zu können *). Heinrich ſelbſt rüſtete zwei Heere aus, von denen das eine nach Italien vorrücken ſollte, um die Fürſten dieſes Landes ſamt dem Pabſte völlig auf Heinrichs

Seite

---

aus deſſen unvorſichtigen Aeuſſerung am Anfange des Jahres 1610 (Mem. de Sully, V, 60): „que pour le coup, il alloit méttre si bas l'Espagne et toute la maison d'Autriche, qu'elle cesseroit desormais d'être un objet redoutable à la France etc." Sully aber, der deutlich zu erkennen gibt, daß der erſte Gedanke dieſes Planes von Heinrich IV. und der Königin Eliſabeth ausging, bemerkt in Rückſicht ſeiner (Mem. T. V, p. 47): „Je fis sans peine convenir Henri de tous les inconvéniens qu'il y auroit pour lui, à s'approprier des pays, qui seroient un eternel sujet de jalousie et de haine, et que tout bien pesé, le plus grand, le plus solid avantage, qu'il put se procurer par ses conquêtes, seroit celui d'acquerir, en les distribuant egalement, le droit d'être regardé comme le bienfaiteur et l'arbitre de toute l'Europe." Ueberhaupt läßt ſich Heinrichs Plan aus einzelnen Aeuſſerungen, die Sully'n im 27. Buche ſeiner Denkwürdigkeiten gleichſam unwillkürlich entſchlüpften, beſſer auffaſſen, als aus der weitläuftigen Schilderung desſelben im 30. Buche, die weder genau belehrend, noch gründlich überzeugend zu nennen iſt. — Nach Heinrichs Tode befand ſich Sully in einer Lage, in der ihm die Klugheit gebot, manches zu umſchleiern oder nur leiſe anzudeuten.

*) Mem. de Sully. Tom. V. pag. 57.

Seite zu ziehen; das andre aber, beſtehend aus 20,000 Mann franzöſiſchen Fußvolks, 4,000 Reitern und 6,000 Schweizern wurde nach den jülichſchen Landen geſchickt, deren eben erledigter Beſitz ſchon kriegeriſche Unruhen in Deutſchland veranlaßt hatte. Dieſes Hauptheer wollte Heinrich ſelbſt anführen, und ſchon hatte er für die Zeit ſeiner Abweſenheit ſeiner Gemahlin die Regentſchaft, ja auch die Krönung zugeſtanden, ſchon hatte er den Anfang des Feldzuges für den Mai 1610 beſchloſſen und ſchon den Tag ſeiner Abreiſe feſtgeſetzt, als er plötzlich ermordet wurde.

Nur ungern hatte er den hartnäckigen Bitten ſeiner damaligen Gemahlin Marie *) ſo weit nachgegeben, daß ſie Donnerstags den 13. Mai 1610 zu St. Denys gekrönt wurde, worauf Sonntags den 16. Mai ihr feierlicher Einzug in Paris erfolgen ſollte: eine

---

*) Seine erſte Gemahlin, Margarethe von Valois, mit der er am 18. Aug. 1572 vermählt worden war, hatte Heinrich wegen ihres ſchändlichen Lebenswandels verſtoßen; und als es ihm gelungen war, durch den Pabſt von ihr geſchieden zu werden (1599), hatte er die Tochter des Herzogs Franz von Florenz, Marie von Medici, geheurathet (1600). Aber auch mit dieſer lebte er in widrigen Verhältniſſen: ſeine Ausſchweifungen und ihre Geiſtesbeſchränktheit und rachſüchtige Eiferſucht traten dem Glücke der Ehe entgegen. — Unter den vielen Geliebten, die er hatte, ſind beſonders merkwürdig Gabrielle d'Etrées, Herzogin von Beaufort (ſie ſtarb 1599) und Henriette von Balzac d'Entragues, die er zur Marquiſe von Verneuil erhob. Sie ſtarb 1633.

eine innere Ahnung, oder ein Wink von auſſen ſagte ihm, daß er bei dieſen Krönungsfeierlichkeiten ſterben würde. Beſonders ergriff ihn am Tage ſeines Todes, Freitags den 14. Mai 1610, eine Angſt und Schwermuth, von der er ſich nicht losreißen konnte. Unruhig und faſt ſchlaflos hatte er die Nacht zugebracht; Vormittags hörte er in der Kirche der Barfüßer die Meſſe mit bemerkbarer Gemüthsbewegung; zum Mittag aß er nur wenig. Nach der Mahlzeit wollte er ausruhen, ſtand aber bald wieder auf, ging, von Bangigkeit getrieben, im Zimmer umher und warf ſich von neuem aufs Bette. Da er abermals nicht ruhen konnte, rief er einen Gardeoffizier und fragte ihn: „welch' Zeit es ſey?" Dieſer antwortete: „Vier Uhr," und ſetzte hinzu: „Sire, ich ſehe Ew. Majeſtät ſo bekümmert und niedergeſchlagen; es würde beſſer ſeyn, Sie genöſſen der friſchen Luft; das würde Sie erquicken." — „Wohlgeredet," antwortete der König: „ich will ins Arſenal und Sully beſuchen; er iſt unpäßlich und ich habe mit ihm zu reden." Er ließ alſo einen Wagen zum Ausfahren beſtellen und dieſen, weil das Wetter ſchön war und er die Vorbereitungen zum Einzug der Königin in Augenſchein nehmen wollte, zurückſchlagen. Darauf beſtieg er ihn mit mehreren ſeines Gefolges. Zu ſeiner Rechten ſetzte ſich der Herzog von Epernon, vor ihn, am linken Wagenſchlage, die Marſchälle Lavardin und Roquelaure, am rechten der Herzog von Montbazon und der Marquis de la Force; vorn im Wagen ſaßen der Marquis von Mirabeau und der Oberſtallmeiſter Liancourt. Nur eine kleine Anzahl von Edelleuten zu Pferde und von Bedienten zu Fuße begleiteten ihn. So trat der König ſeinen Todesweg an, verfolgt von ſeinem Mörder, **Franz Ravaillac.**

Dieſer ungefähr 32 Jahr alt, geboren zu Angouleme ums Jahr 1578, von niedriger Herkunft und widrigem Aeuſſern, erſt Schulmeiſter, dann Bettelmönch, dann mit Prozeſſen beſchäftiget, wobei er ſein Vermögen verloren und eine Gefängnißſtrafe ſich zugezogen hatte, war ſchon zu der Zeit, als Heinrich IV. um den ſanzöſiſchen Thron kämpfte, durch die Schmähreden der Ligue und ihrer Geiſtlichen gegen ihn entflammt worden. Auch nachher, da Heinrich zur katholiſchen Kirche übergetreten und zur Herrſchaft über Frankreich gelangt war, ſah er in ihm nur einen Feind des Pabſtes und der katholiſchen Kirche. Sein wüſtes Leben, ſein böſer Sinn und ſeine wildſchwärmeriſche Verblendung ließ ihn zu keiner Beſonnenheit gelangen und eigneten ihn zu einem Werkzeug derer, die dem Könige nach dem Leben trachteten. Zwar hat er vor Gericht behauptet, daß niemand um ſein Vorhaben gewußt, und niemand ihn zu ſelbigem aufgefordert habe; allein verſchiedene ſeiner unwillkürlichen Aeußerungen, die Eilfertigkeit und Nachläßigkeit, mit der das pariſer Parlament die Unterſuchung führte, die Mühe, die es ſich gab, die Unterſuchungsacten zu unterdrücken, und Sullys bedenkliches Schweigen ſo wie ſein Benehmen nach Heinrichs Tode machen es klar, daß Ravaillac nicht aus eigener Bewegung den König tödtete, ſondern vielmehr auf Antrieb einer Hofpartei, die mit Spaniern und Jeſuiten in Verbindung ſtand, und zu deren Theilnehmern ſelbſt die Königin Marie und der Herzog von Epernon gezählt werden. Auch wird von einer Verſchwörung geredet, die um 1608 zu Neapel gegen Heinrich IV. entſtand, dann in Spanien, Frankreich und Flandern ſich weiter ausbildete und Ravaillacs als ihres Werkzeugs ſich bediente *). Die Zeit, wo Heinrich zum Krieg gegen den Pabſt (ſo ward deſſen Plan gedeutet) abreiſen würde, hatte Ravaillac zur Ausführung ſeines verruchten Vorhabens beſtimmt. Schon am Morgen des 14. Mai, als Heinrich die Meſſe hörte, wollte er, wie er nachher geſtanden hat, ihn ermorden; er war daher in die Kirche der Barfüſſer ihm nachgeſchlichen, aber durch die Dazwiſchenkunft des Herzogs von Vendome verhindert worden. In den Nachmittagsſtunden lauerte er, in einen Mantel gehüllt, am Eingang des Louvre ihm auf, und als er hörte, daß der Wagen

---

*) Man ſehe die Nachträge zu den Mem. de Sully, Tom. V, 114 und Tom. VI, 110. — Bemerkenswerth iſt es auch, daß ſchon geraume Zeit vor Heinrichs Ermordung das Gerücht von derſelben verbreitet war, und er ſelbſt eine lebhafte Ahnung derſelben hatte. Wie jenes Gerücht auf eine weitverzweigte und da und dort hervorblitzende Verſchwörung hindeutet, ſo deutet dieſe Ahnung auf Winke hin, die dem Könige von ſelbiger gegeben wurden.

zum Ausfahren beſtellt würde, murmelte er für ſich: „Jetzt habe ich dich! jetzt biſt du verloren!“ Zwiſchen den beiden Thoren des Louvre wollte er das Abſcheuliche vollziehen; aber er ſahe ſich abermals verhindert, weil der Herzog von Epernon auf der Stelle ſaß, auf der er den König erwartet hatte. Er folgte daher dem Wagen nach, und fand unterwegs, was er ſuchte, Gelegenheit zur Ausführung ſeiner Unthat.

Als der Wagen des Königs in die Straße de la Ferroniere eingelenkt war, mußte er weil in dieſer an ſich ſchon engen Straße rechts ein Wagen mit Wein, links ein Wagen mit Heu ihm entgegen kam, Halt machen. Die Begleiter des Königs nahmen einen andern Weg; nur zwei Bediente blieben zurück, von denen der eine ſein Knieband befeſtigte, der andre vorauslief, um der Wagenverwirrung abzuhelfen. Jetzt ſprang Ravaillac mit dem einen Fuß auf einen nahen Stein und mit dem andern ins hintere Wagenrad und ſtieß ſein zweiſchneidiges Meſſer, daß er bis dahin unter ſeinem Mantel verborgen gehalten hatte, dem Könige, der ſich eben zum Herzog von Epernon hingewendet hatte, zwiſchen der dritten und vierten Ribbe in den Leib. Der König ſchrie: „Ich bin verwundet!“ Aber in demſelben Augenblicke brachte ihm Ravaillac mit der größten Geſchwindigkeit einen zweiten Stich bei, der in das Herz des Königs eindrang. Heinrich ſtieß einen tiefen Seufzer aus und verſchied. Einen dritten Stich fing der Herzog von

Epernon mit ſeinem Aermel auf. Voll Schrecken und Entſetzen ſprangen die, die mit dem Könige im Wagen wären, auf. Einige derſelben bemächtigten ſich des Mörders, der wohl hätte entfliehen können, hätte ihn nicht das Ungeheure ſeiner That gleichſam zum Stillſtehen gefeſſelt; die anderen beſchäftigten ſich mit dem Könige und ſchrieen: „der König iſt todt!“ Auf dieß Geſchrei drängte ſich das umſtehende Volk voll Beſtürzung zum Wagen. Der Herzog von Epernon aber rief: „Der König iſt nicht todt, ſondern nur ohnmächtig,“ ließ den Wagen zumachen und nach dem Louvre zurückfahren. Doch gar bald wurde der Tod des Königs zur ſchrecklichen Gewißheit, und die tiefſte Betrübniß erfüllte Paris, alle patriotiſche Franzoſen und beſonders den treuen Sully. Auſſer ſich vor Schmerz und Schrecken ſchrie er, als die Nachricht von Heinrichs Ermordung zu ihm drang: „So iſt es erfolgt, was dieſer arme Fürſt geahnet hat! O mein Gott erbarme dich ſeiner, unſrer und des ganzen Staates! Es iſt um Frankreich geſchehn, wenn Er todt iſt!“ Aber vergebens waren dieſe Klagen, vergebens die martervolle Hinrichtung Ravaillacs (am 27. Mai 1610): das verwaiſete Frankreich konnte ſeinen Retter und Beglücker nicht wieder erhalten und mußte nun zu ſeinem Nachtheil empfinden, wie wahr Heinrich geredet hatte, als er im Vorgefühl ſeines nahen Todes ſprach: „Erſt wenn ihr mich verloren habt, werdet ihr einſehen, was ich werth war.“

VII. Jo-

VII

Johanna Grey.

Franciska, die älteſte Tochter Mariens, der jüngſten Schweſter Heinrichs VIII., und **Heinrich Grey**, ſpäterhin zum Herzog von Suffolk ernannt, waren die Eltern der liebenswürdigen und unglücklichen **Johanna Grey**, die im Jahre 1537 geboren wurde.

Engliſche Schriftſteller nennen ſie ein Wunder ihrer Zeit, und ſie mag dieſen Namen verdienen, wenn man die ſeltene Fülle des Guten und Schönen erwägt, das ſich in ihr vereinigte. Denn nicht bloß körperliche, ſondern auch geiſtige Schönheit war ihr eigen, Bildung des Verſtandes, Frömmigkeit, Beſcheidenheit, und Sanftheit, die einen Hauptzug ihres Characters ausmachte. Der Sitte ihrer Zeiten gemäß, nach welcher auch Frauen, die auf Bildung Anſpruch machen wollten, mit den alten Sprachen vertraut ſeyn mußten, war ſie im Hebräiſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen unterrichtet worden, und bei dieſem Unterrichte hatte ſie eine ſolche Kenntniß des Griechiſchen und Lateiniſchen erlangt, daß ſie ſich in beiden Sprachen eben ſo geläufig, als im Engliſchen, ausdrücken konnte, und eine ſolche Liebe zur Gelehrſamkeit aufgefaßt, daß ihr die Vergnügungen, zu denen ſonſt Perſonen ihres Geſchlechtes und Standes hinneigen, ganz gleichgiltig wa-

waren. Plato und Demoſthenes waren ihre Lieblingsſchriftſteller, aber höher als beide ehrte ſie die Bibel, die ſie oft und andächtig in der Grundſprache las.

In ſtiller Eingezogenheit hatte ſie ihre Tage verlebt, bis endlich nicht ihr Wille und Betrieb, ſondern die Herrſchſucht des Herzogs von Northumberland ſie zum Throne und Schaffote hinriß.

Der Herzog von Northumberland, vorher Graf von Warwick, hatte nach dem Falle des Herzogs von Sommerſet eine ſolche Höhe erreicht, daß ihm nichts übrig blieb, als den Thron an ſein Haus zu bringen. Dieſes Ziel ſeiner Herrſchſucht hoffte er durch Johanna Grey zu erreichen, die aus königlichem Geblüte abſtammte, bei dem Volke beliebt war, und durch ihre Tugenden ſeine Ränke rechtfertigen konnte. Er vermählte ſie daher mit ſeinem Sohne Guilford Dudley (Mai 1553), und bewirkte dann durch argliſtige Verhandlungen, daß der von ihm geleitete, kränkliche und ſchwächliche König, Eduard VI., die Verordnungen Heinrichs VIII. im Betreff der Thronfolge umſtieß, ſeine beiden Halbſchweſtern, Marie und Eliſabeth, von ſelbiger ausſchloß und die Lady Johanna Grey zu ſeiner Nachfolgerin erklärte (21. Jun. 1553). Bald nach dieſer Erklärung ſtarb Eduard VI.

Anfangs verheimlichte der Herzog von Northumberland deſſen Tod, ſo wie er vorher die demſelben abgedrungene Erklärung verheimlicht hatte: er wollte zuförderſt die Prinzeſſin Marie in ſeine Gewalt bekommen und die Stadt London für ſeine Schwiegertochter gewinnen. Aber die Stadt London zeigte ſich parteilos, und Marie, heimlich gewarnt, entging der Gefahr, die ihr drohete, und rüſtete ſich zur Behauptung ihrer Rechte. Hierdurch ſahe ſich der Herzog genöthigt, am 10. Jul. 1553 mit Ausführung ſeines Vorhabens öffentlich hervorzutreten. In Begleitung des Herzogs von Suffolk, des Grafen von Pembrocke und andrer Herren vom hohen Adel, ging er an dieſem Tage nach Durhamhouſe, wo damals Johanna mit ihrem Gemahl ſich aufhielt. Daſelbſt that der Herzog von Suffolk ihr zu wiſſen, wie ſie, durch die Verfügungen Eduards VI. im Betreff der Thronfolge, Königin geworden, und wie der geheime Rath und die Stadt London bereit ſey, ſie als ſolche anzuerkennen. Als er dieß geſagt hatte, fiel er mit dem Herzog von Northumberland vor ihr nieder, und erzeigte ihr als Königin von England gebührende Ehrfurcht.

Leicht hatte ſich Johanna zu einer Vermählung mit dem Lord Guilford Dudley bewegen laſſen: dieſer, ſeinem ränkevollen und herrſchſüchtigen Vater ganz unähnlich, glich ihr an Liebenswürdigkeit des Herzens und Lebens; aber nicht ſo leicht war ſie zur Annahme der Krone zu bewegen. Ihr zartes Gefühl erkannte das Näherrecht der Prinzeſſin Marie, ihrem beſcheidnen Sinne war Herrſchſucht fremd, und bei ihrer Liebe zu den Wiſſenſchaften zog ſie das Stillleben des Gelehrten dem Prunkleben der Könige vor. Sie weigerte ſich daher, den Thron anzunehmen; redete für das Recht der Prinzeſſinnen Marie und Eliſabeth, erklärte ihre Furcht vor einer ſo gefährlichen und ſträflichen Unternehmung und verlangte in dem Privatſtande, in dem ſie geboren war, zu bleiben. „Wenn ihr,“ ſchloß ſie ihre Rede, „wenn ihr mich aufrichtig liebt, „ſo werdet ihr mir vielmehr ein ruhiges und ſicheres, „obgleich weniger glänzendes Glück wünſchen, als einen „erhabenen Stand, der den Anfällen des Sturmes aus„geſetzt iſt und einen gewaltigen Sturz nach ſich zieht.“ — Sie ahnete, was ihr bevorſtand; aber ſie war nicht feſt genug, ihrem richtigen Gefühle und ihren hellen Einſichten zu folgen, und dieſe Schwäche war, wie ſie ſelbſt bei ihrem Tode äuſſerte, ihr Unglück und ihre Schuld. Da ihr Schwiegervater, der Herzog von Northumberland, mit Aufmunterungen und Zuſicherungen in ſie drang, da ihr Vater und ihre Mutter ihr zuredeten, da ſelbſt ihr Gemahl, den ſie zärtlich liebte, ſie dringend bat, den Thron zu beſteigen, gab ſie endlich den Wünſchen, Bitten und Aufmahnungen der Ihrigen nach.

Damals war es Sitte, daß die Könige Englands die erſten Tage nach ihrer Thronbeſteigung im Tower zubrachten. Johanna ward daher nach dieſer Feſtung hingeführt. Im königlichen Prunke, aber mit ſchwerem Herzen zog ſie daſelbſt ein und mit trüben Ahnungen ihres Schickſals. Die Mitglieder des geheimen Rathes mußten, nach Northumberlands Willen,

len, ihr folgen, und noch an demſelben Abend (10. Jul. 1553) wurde Johanna in London als Königin ausgerufen.

Doch in wenig Tagen war ihr Königthum dahin! Die Nation erhob Marien zur Königin, nicht, weil ſie dieſelbe liebte oder Johannen haßte, ſondern weil ſie von der Rechtmäßigkeit der Anſprüche Mariens überzeugt und gegen die Ränke erbittert war, mit denen der Herzog von Northumberland dieſe von dem Throne verdrängt hatte. Schon als Johanna in London als Königin ausgerufen wurde, erfolgte kein Beifallsgeſchrei: die meiſten beobachteten ein tiefes Stillſchweigen, einige bezeigten ſogar Mißfallen, und die Strenge, mit der dieſe beſtraft wurden, erregte mehr Unwillen als Furcht. Zu gleicher Zeit ſtrömten der Marie, die ſich damals nach Suffolk begeben hatte, von allen Seiten Truppen zu. Vergebens ſuchte der Herzog von Northumberland ſie mit Waffengewalt zu unterdrücken: das Heer, das er gegen ſie führte, verließ ihn, er gerieth zu Cambridge in harte Bedrängniß und glaubte ſich nur dadurch retten zu können, daß er ſelbſt Marien als Königin ausrief. Indeſſen hatte der geheime Rath zu London ſeine Abreiſe und Verlegenheit benutzt, um aus dem Tower zu kommen, und gleich darauf (am 19. Jul.) Marien als Königin erklärt, die Stadt London zu gleicher Erklärung aufgefordert, und Truppen abgeſendet, um den Tower für die neue Königin zu beſetzen. Und hierzu bedurfte es keiner Gewaltthätigkeit. Der Herzog von Suffolk, der im Tower zurückgeblieben war, erkannte aus der Lage der Umſtände, daß Widerſtand vergeblich ſey, und forderte daher ſeine Tochter auf, den Thron wieder zu verlaſſen, den ſie vor neun Tagen auf ſeinen Rath und auf ſeine Bitten beſtiegen hatte.

Mit der Ruhe eines leidenſchaftloſen Gemüths empfing Johanna dieſe Nachricht, und mit ungeheuchelter Gleichmuth antwortete ſie ihrem Vater: „Glauben Sie mir, daß ich mich in dieſe Nachricht „beſſer finden kann, als in meine vorherige Erhebung. „Indem ich jetzt den Thron verlaſſe mit gutem Willen, folge ich den Bewegungen meines Herzens. Ich „bemühe mich dadurch die von Anderen begangenen „Fehler zu tilgen, wenn anders ſo große Fehler durch „freiwilligen Verzicht und aufrichtige Erkenntniß derſelben getilgt werden können."

Aber wie bereitwillig auch Johanna den Thron verließ, ſo konnte ſie dadurch ihre Gegnerin doch nicht verſöhnen; vielmehr ging, was ſie geahnet hatte, in Erfüllung. Sie ward ſogleich mit ihrem Gemahl als Staatsgefangene behandelt. Ihr Vater ward am 28. Jul., ihr Schwiegervater am 25. Jul. in Verhaft genommen; letzterer am 22. Aug. hingerichtet, erſterer auf Bitten ſeiner Gemahlin, die bei Marien vieles galt, wieder in Freiheit geſetzt (23. Aug.). Johanna aber ward (am 13. Nov.) vor Gericht gezogen, des Hochverraths für ſchuldig erklärt und zum

Tode verurtheilt. Doch wurde dieſes Urtheil für jetzt nicht vollzogen; vielleicht wollte Marie der Verurtheilten ſchonen, um das Volk, das mit der Jugend und Unſchuld Johannens Mitleiden hatte, nicht gegen ſich zu erbittern. Auch ließ ſie ihr eine mildere Behandlung angedeihen. Doch alle Hoffnung, die Johanna und ihr Gemahl damals hegen mochten, wurde bald zernichtet; als im Anfang des folgenden Jahres (1554) Thomas Wiat, um der verhaßten Vermählung Mariens mit Philipp II. entgegen zu wirken, einen Aufſtand angeſponnen hatte. Denn als dieſer Aufſtand, welchem auch Johannens Vater, der Herzog von Suffolk, beigetreten war, bei der Unbeſonnenheit oder Voreiligkeit der Verſchwornen bald wieder geſtillt, Wiat am 6. Febr., und der Herzog von Suffolk am 10. Febr. gefangen genommen worden waren, glaubte Marie nachdrücklicher verfahren zu können, oder ließ ſich von ihrem Staatsrathe überreden, daß zur Sicherung ihrer Regierung Johannens Hinrichtung nothwendig ſey. Sie beſchloß daher jenes Todesurtheil vollziehen zu laſſen, und ſchickte der Lady einen katholiſchen Geiſtlichen, den Abt von Weſtminſter Dr. Feckenham, der ſie zum Tode vorbereiten und mit der katholiſchen Kirche ausſöhnen ſollte. Eine Friſt von drei Tagen wurde ihr hierzu geſtattet.

Johanna hörte, was ihr bevorſtand, mit ruhiger Ergebung. Der Tod war ihr willkommen, und im Gefühl ihrer Unſchuld konnte ſie ihrem Vater, von dem ſie ſchriftlich Abſchied nahm, ſchreiben: „Mein ſchuldfreies Blut darf von dem Herrn Barmherzigkeit erflehen." Den Dr. Feckenham empfing ſie mit ſanfter Freundlichkeit und hatte Faſſung genug, ihren Glauben gegen ihn zu vertheidigen, wobei ſie jedoch äuſſerte, daß die Erörterung religiöſer Streitfragen wohl für Lebende gut ſeyn könne, aber nicht für Sterbende. Am Abend vor ihrem Tode (11. Febr. 1554) ſchickte ſie ihrer Schweſter ein griechiſches Teſtament, mit einem Briefe in griechiſcher Sprache. „Dieß Buch," ſchrieb ſie ihr, „wird dich lehren zu leben und zu ſterben." — Weiter ſetzte ſie hinzu: „Freue dich mit mir, daß ich bald das Verwesliche ablegen und das Unverwesliche anziehen werde." — „Gott ſchenke dir Gnade, in ſeiner Furcht zu leben und im wahren chriſtlichen Glauben zu ſterben." — „Verleugne nie die Wahrheit, um ein armſeliges Leben zu verlängern, ſo wird dich Gott auch nicht verleugnen." — „Lebe wohl und ſetze dein einziges Vertrauen auf Gott." — Am Tage der Hinrichtung (12. Febr.) bat ihr Gemahl, ihr das letzte Lebewohl ſagen zu dürfen. Marie ertheilte ihm hierzu Erlaubniß, aber nicht Johanna: ſie fürchtete, ein mündlicher Abſchied würde die Standhaftigkeit ſchwächen, die ihr nahes Ende erforderte; und, ſetzte ſie hinzu, die Trennung daure nur noch einen Augenblick, bald würden ſie ſich auf einem Schauplatze wiederfinden, wo Tod und Unglück ſie nimmer treffen, noch ihre Seligkeit ſtören würden.

Doch als ihr Gemahl zum Blutgerüſte geführt wurde, trat ſie zum Fenſter ihres Gefängniſſes, um ihm das letzte Lebewohl nachzurufen. Aus eben dieſem Fenſter ſahe ſie ſeinen enthaupteten Leichnam nach der Kapelle im Tower abführen. Auch dieſen Anblick ertrug ſie mit Standhaftigkeit! Und als ſie dann hörte, wie muthvoll er geſtorben wäre, fühlte ſie ſich gleichſam begeiſtert, ſo daß ſie in dieſen erſchütternden Augenblicken folgende drei Sätze (den erſten in griechiſcher, den zweiten in lateiniſcher, den dritten in engliſcher Sprache) in ihr Gebetbuch einzeichnete: „Wenn ſein gewaltſam getödteter Körper vor menſchlichen Richterſtühlen gegen mich zum Beweis dalieget, ſo wird ſein ſeliger Geiſt vor dem Throne Gottes meine Unſchuld vertheidigen.“ — „Ein Richterſpruch der Menſchen hat ſeinen Körper entſeelet, aber die göttliche Barmherzigkeit wird ſeiner Seele gnädig ſeyn.“ — „Verdient meine Schuld Strafe, ſo mag Jugend und Unerfahrenheit mich entſchuldigen. Gott und die Nachwelt werden mit Gnade widerfahren laſſen.“

Etwa eine Stunde nach dem Tode ihres Gemahls wurde ſie zum Blutgerüſte im Tower hingeführt. Dr. Feckenham begleitete ſie; aber ſie achtete nicht ſeiner Reden, ſondern ſah unverwandt auf ihr Gebetbuch, das ſie in den Händen hielt. Als ſie das Blutgerüſte beſtiegen hatte, bedurfte ſie einiger Augenblicke, um ſich zu erholen. Dann grüßte ſie die Umſtehenden mit ruhiger Miene, nahm Abſchied von Dr. Feckenham, dem ſie für ſeine gütigen Geſinnungen dankte, und hielt eine kurze Rede an die anweſenden Zeugen ihres Todes. Nicht klagte ſie über ihr Schickſal, ſie erkannte vielmehr das Verfahren gegen ſich für rechtmäßig, weil ſie gefehlt habe, wenn auch nicht aus Ehrſucht, doch aus Ehrerbietung gegen ihre Eltern, und ſchloß damit, daß ſie alle Anweſende aufforderte mit ihr und für ſie zu beten. Nach dieſen Worten kniete ſie nieder und betete. Als ſie ſich wieder erhoben hatte, gab ſie ihren Dienerinnen zum Andenken ihre Handſchuhe und ihr Schnupftuch, und dem Commandanten des Towers, Johann Gate, der ſie gleichfalls um ein Andenken bat, ihr Gebetbuch, in welches ſie das oben Angeführte eingezeichnet hatte. Hierauf befahl ſie ihren Dienerinnen ſie zu entkleiden und ihr die Augen zu verbinden. Der Nachrichter bat ſie knieend um Verzeihung: ſie hatte ihm nichts zu verzeihen, erſuchte ihn aber, hurtig ein Ende mit ihr zu machen. Mit verbundenen Augen nahete ſie ſich nun dem Blocke, kniete an demſelben hin, ſtreckte den Kopf vorwärts und rief: „Herr in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!“ In demſelben Augenblicke wurde ihr Kopf mit Einem Streiche von ihrem Körper getrennt. — So ſtarb Johanna in der Blüthe ihrer Jahre, wie von dem Strahlenkranze einer Heiligen umfloſſen, ein rührendes Beiſpiel der Sanftmuth und Gottergebenheit bei unverſchuldeten Leiden!

VIII.

Maria Stuart.

Maria Stuart, lange Zeit mit den härteſten Vorwürfen belaſtet, oder als Gattenmörderin, als wollüſtige Buhlerin und als Störerin der öffentlichen Ruhe Englands verſchrieen, hat in neueren Zeiten eifrige Sachwalter gefunden. Beſonders haben die Engländer Johann Whitaker (1787) und Georg Chalmers (1822) ſich ihrer Vertheidigung angenommen und dazu alles das aufzufinden und zuſammenzuſtellen geſucht, was zur Tilgung jedes Fleckens, der auf ihrem Leben haftet, dienen konnte. Menſchenfreundlich und ehrenwerth iſt ein ſolches Streben zu nennen; denn menſchenfreundlich und ehrenwerth iſt es, einer gekränkten Unſchuld ſich anzunehmen und eine niedergetretene Ehre aufzurichten. Doch darf dieß Streben nicht in parteiiſche Vorliebe ausarten, weil dann die Wahrheit eben ſo, wie auf dem entgegengeſetzten Wege verletzt wird. Dieß aber ſcheint bei den genannten Vertheidigern Mariens der Fall zu ſeyn. Von ihnen wird jede Begebenheit ſo gefaßt, daß ſie einen Schatten auf Eliſabeth und ein Licht auf Marien wirft; alles, was letzterer zur Laſt gelegt werden kann, gemildert und verwiſcht, dagegen das Wirken Eliſabeths und ihres Miniſters Burleigh mit den gehäſſigſten Farben dargeſtellt, und dieſen beiden ein unglaubliches Gewebe der abſcheulichſten Bosheiten zugeſchriegeſchrieben. Ein ſolches Verfahren macht mißtrauiſch gegen die Wahrheitsliebe jener Vertheidiger und ſetzt die Unbefangenheit ihrer Unterſuchungen und die Richtigkeit ihrer Reſultate in Zweifel. Eben daher mögen wir bei der hier folgenden Erzählung nicht ihren Deutungen, Lobſprüchen und Anſchuldigungen folgen, ſondern uns nur an offenkundige Thatſachen halten und das als Dunkelheit bezeichnen, was nie zu völliger Klarheit erhoben werden kann.

Maria Stuart, geboren den 7. Dec. 1542, war ſeit ihrem erſten Seyn von Widerwärtigkeiten umgeben. Ihr Vater, der König Schottlands, Jacob V., Neffe des engliſchen Königs Heinrichs VIII., ſtarb ſchon ſieben Tage nach ihrer Geburt und hinterließ ihr einen Thron, der von innen durch Parteiungen erſchüttert und von auſſen durch England mit Verluſt der Selbſtändigkeit bedrohet wurde. Ihre Mutter, Marie, Tochter des Herzogs Claudius von Guiſe, eine eifrige Katholikin, war wegen ihrer Geburt und wegen ihrer Anhänglichkeit an Frankreich verhaßt; nur unter vielem Widerſpruch der ſchottiſchen Großen behauptete ſie die Mitvormundſchaft über die unmündige Tochter, ja auch, als ſie die Regentſchaft erhielt (1558), konnte ſie bis an ihren Tod (10. Jun. 1560) nicht viel ausrichten. Zugleich hatte ſich, noch in Mariens zarteſter Kindheit, ein Streit über ihre Vermähmählung entſponnen. Ihr Großoheim, **Heinrich** VIII., wollte ſie, um Schottland an England zu bringen, mit ſeinem Sohne **Eduard** VI. vermählen, und nach Heinrichs Tode (1547) ſuchte der Führer ſeines Sohnes, Herzog von Sommerſet, dieſe Vermählung mit Gewalt zu erzwingen; aber der größere Theil des ſchottiſchen Adels war, aus Furcht England unterthan zu werden, dagegen und bewirkte, daß die junge Königin mit dem Dauphin verlobt und nach Frankreich gebracht wurde (1548). So geſchah es, daß **Maria** an dem franzöſiſchen Hofe erzogen wurde, an dem zwar feine Bildung, aber auch Leichtſinn, Sittenverderbniß und blinde Anhänglichkeit an die römiſch-katholiſche Kirche herrſchte; und unverkennbar iſt es, daß dieſes alles auf ihren Character und ihr nachmaliges Betragen einwirkte. Noch nicht ſechs Jahre alt war ſie, als ſie an den franzöſiſchen Hof kam, und noch nicht ſechzehn Jahre alt, als ſie mit dem damaligen Dauphin und nachherigen Könige Franz II., der ein Jahr jünger war als ſie, vermählt wurde (am 24. Apr. 1558).

Wenige Monate hernach (am 17. Nov. 1558) beſtieg Eliſabeth den engliſchen Thron. Ihr Erbrecht war zweifelhaft, beſonders in den Augen eifriger Katholiken, da der Pabſt die Ehe zwiſchen ihrer Mutter Anna Boleyn und Heinrich VIII. für ungiltig und hiermit ſie für ein uneheliches Kind erklärt hatte. Ward aber ſie, was der Pabſt aus mehreren Urſachen und auf mehreren Wegen zu bewirken ſuchte, von dem engliſchen Throne ausgeſchloſſen, ſo war die nächſte Erbin desſelben Maria Stuart, die Enkelin Margarethens, der älteſten Schweſter Heinrichs VIII. Maria Stuart ward daher von den Katholiken in England als rechtmäßige Königin anerkannt und nahm zum Zeichen ihrer Anſprüche auf Englands Thron, mit ihrem Gemahl Franz II. den Titel und das Wappen von England an. Dieß konnte Eliſabeth nicht gleichgiltig ertragen. Doch nicht bloß ihr Herrſcherſinn, auch ihre Eitelkeit fühlte ſich durch Marien gekränkt, da dieſe, mehr als ſie durch bezaubernde Schönheit und Anmuth hervorſtrahlte. Und ſo erhob nun zwiſchen beiden Königinnen jener unſelige Hader, dem endlich Maria unterlag.

Die nächſte Veranlaſſung ihrem Haſſe gegen Marien Befriedigung zu verſchaffen, fand Eliſabeth in der damalige Lage Schottlands. Hier hatte in den Zeiten Jacobs V. die Reformation Eingang und Fortgang gefunden, ein wilder Eiferer für dieſelbe, Johann Knox, ein Schüler Calvins, war daſelbſt aufgetreten, und ein großer Theil des Volkes hatte ſich zu der neuen Lehre bekannt. Maria aber, geleitet von ihrem Oheim, dem Cardinal von Guiſe, hatte von Frankreich aus die Unterdrückung der Reformation anbefohlen (Mai 1559). Darüber geriethen die bedrängten Proteſtanten in Aufruhr und ſuchten zu ihrer Rettung den Beiſtand der Königin Eliſabeth. Dieſe verband ſich mit ihnen (27. Febr. 1560), trieb die

Hilfsvölker, die aus Frankreich nach Schottland geſendet worden waren, in die Enge und errang den Vertrag von Edinburg (6. Jul. 1560), der zwiſchen ihnen und dem franzöſiſchen Heere abgeſchloſſen wurde. Kraft deſſelben ſollten engliſche und franzöſiſche Truppen Schottland räumen, Franz und Maria für alle Zeiten den Titel und das Wappen Englands aufgeben, und die im Aufruhr geweſenen Schotten Verzeihung erhalten. Dieſem Vertrage, der der Königin Eliſabeth Sicherung ihres Thrones, eine Partei in Schottland, und damit Ausſichten zur Unterdrückung Mariens und Schottlands gewähren ſollte, widerſprach Maria, weil ſie eben ſo wenig geneigt war, ihrer Gegnerin Vorſchub zu leiſten, als ihre Anſprüche auf den engliſchen Thron aufzugeben.

Bald darauf erzeugte der Tod ihres Gemahls Franz II. (5. Dec. 1560) eine wichtige Veränderung in ihrem Leben und in ihren Verhältniſſen zu ihrer Gegnerin. Jetzt nicht mehr Königin von Frankreich und von ihrer Schwiegermutter, der Königin Katharina von Medici, angefeindet, fehlte es ihr eben ſowohl an Macht, Frankreichs Kräfte zur Unterſtützung ihrer Plane in Schottland zu gebrauchen, als an Vorwand, von ihrem Königreiche entfernt zu bleiben. Sie entſchloß ſich daher, nach Schottland zurückzukehren, wohin auch der Tod ihrer Mutter und die Bitten ihrer Unterthanen ſie riefen. Am 25. Jul. 1561 verließ ſie Frankreich, aber mit ſchwerem Herzen: die

Ab-

Ahnung bevorſtehender Leiden mochte ihr Innerſtes durchſchauern! Lieb war ihr Frankreich geworden, wo ſie heitere Tage verlebt, anſprechende Sitten und Nahrung für ihren Geſchmack an Wiſſenſchaften und weiblichen Geſchicklichkeiten gefunden hatte; und widrig mußte ihr Schottland erſcheinen, wo die rohen Sitten eines trotzigen und unbändigen Volkes und der wüthige Eifer reformirter Prediger mit Widerſtand, Aufruhr und wilden Angriffen auf ihren Glauben ſie bedrohete. Sie konnte daher ihre Augen von der franzöſiſchen Küſte nicht wegwenden, und als dieſelbe endlich ihr entſchwand, rief ſie ſchmerzvoll aus: „Lebe wohl Frankreich! Lebe wohl! Dich werde ich nimmer wiederſchauen!“

Am 19. Aug. 1561 kam ſie glücklich in Schottland an, freundlich bewillkommt von ihren Unterthanen. Aber gar bald rechtfertigten ſich ihre trüben Ahnungen! Kaum würde die ſtarke Hand eines kräftigen Mannes die unbändigen und unbeſtändigen Schotten gezügelt haben; noch weit weniger konnte dieß ein Weib, wie Maria. Durch ihre Erziehung in Frankreich und durch ihr feſtes Beharren bei dem Katholicismus war ſie in Sitte und Glauben ihrem Volke fremd geworden. Zwar war ſie mild und nachſichtig, munter und freundlich in ihrem Betragen; aber ihre Milde und Nachſicht wurde von den eigenwilligen Großen als Schwäche gemißbraucht, und ihre Munterkeit und Freundlichkeit galt den reformirten Glaubenseifrern als leichtſinnige und ſündige Eitelkeit. Zwar machte ſie keinen Verſuch zur Wiederherſtellung des Pabſtthums, vielmehr bewilligte ſie die Ausübung des reformirten Glaubens und legte die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände der Reformirten; aber daß ſie ſelbſt bei dem katholiſchen Glauben beharrte und in ihrer Hauskapelle von katholiſchen Prieſtern, die ſie aus Frankreich mitgebracht hatte, die Meſſe halten ließ, war den reformirten Geiſtlichen ein Gräuel, die deshalb, was ſie mit Geduld ertrug, Schmähreden über ſie häuften und das Volk gegen ſie aufwiegelten. Und dabei fehlte es ihr an treuen Rathgebern. Sie hatte keinen Freund, auf den ſie ſich ſtützen konnte: die Großen, die ihr zur Seite ſtanden, ſuchten nur den eignen Vortheil und verleiteten ſie zu ſchädlichen Maßregeln. Mit ihrer Nachbarin Eliſabeth lebte ſie in geſpannten Verhältniſſen. Zwar führte ſie nach dem Tode ihres Gemahls nicht mehr Wappen und Titel von England; aber weil ſie fortfuhr dem edinburger Vertrage zu widerſprechen und das Verlangen äuſſerte, durch das engliſche Parlament, im Falle Eliſabeth keine Nachkommen bekäme, zu deren Thronfolgerin erklärt zu werden: ſo fuhr auch Eliſabeth fort, ſie anzufeinden und ihr überall Hinderniſſe und Schwierigkeiten entgegen zu ſtellen. Nur äuſſerlich zeigte ſich in den erſten Jahren (1561 — 1564) ein gutes Vernehmen zwiſchen beiden: ihre Streitigkeiten ruheten und ſie ſtanden mit einander in einem freundſchaftlichen Briefwechwechſel; aber die innere Abneigung und Widrigkeit dauerte fort. Eliſabeth arbeitete im Stillen der Maria entgegen und wußte die Vorgänge in Schottland ſo zu geſtalten oder zu benutzen, daß ſie auf den Untergang ihrer Gegnerin rechnen konnte.

Ohne auf den Widerſpruch Eliſabeths und auf die Meutereien feindſeliger Großen, an deren Spitze ihr Halbbruder, der ränkevolle Graf von Murray, ſtand, zu achten, vermählte ſich Maria (29. Jul. 1565) mit ihrem Vetter Heinrich Darnley, Sohn des Grafen Lenox (geb. 1546), der nach ihr der nächſte Thronerbe Englands war und wie dadurch, ſo auch durch Jugend und Schönheit ſie an ſich zog. Auf ihren Antrieb wurde er zum König und Mitregenten ausgerufen und die ihm entgegenſtehende Partei aufſäßiger Großen zurückgeſchlagen. Doch bald ſahe ſie ein, wie ſehr ſie ſich in ihm betrogen hatte, oder wie wenig ſein ſchönes Aeuſſere mit ſeinem Innern zuſammenſtimmte. Er war ein roher, geiſtloſer Mann, veränderlich, jähzornig, herrſchſüchtig, dem Trunke und der Wolluſt ergeben. Ihre Liebe zu ihm verwandelte ſich daher in Widerwillen und Verachtung. Hierüber aufgebracht ſann er auf Rache und unbedachtſam, wie er war, ließ er ſich zum Werkzeuge derer brauchen, die ſich wider ihn und Marien verſchworen hatten. Sie ſpiegelten ihm vor, daß David Rizzio, ein Piemonteſer, der ſeit 1561 aus Italien nach Schottland gekommen war, erſt als Sänger, dann als Geheimſchreiber und Rathgeber in Mariens Dienſten und bei ihr in großer Gunſt ſtand, aber als übermüthiger Fremdling dem ſchottiſchen Adel äufferſt verhaßt war, ſeine Gemahlin gegen ihn aufgebracht hatte; ſie entbrannten ferner ſeine Eiferſucht durch Vorſpiegelung eines Liebesverſtändniſſes zwiſchen Rizzio und Marien, und brachten es dadurch ſo weit, daß er in die Ermordung Rizzio's willigte und dieſe, um ſeiner Gemahlin wehe zu thun, auf die brutalſte Weiſe vollziehen ließ. Zu einer Zeit, als Maria ihrer Entbindung nahe war und eben mit Rizzio, der Gräfin von Argyle und einigen Hofleuten das Abendeſſen einnähm (9. März 1566), trat er in ihr Zimmer und ſetzte ſich an ihre Tafel. Bald nach ihm drangen die Verſchwornen bewaffnet herein, erklärend, daß ſie es mit Rizzio zu thun hätten. Dieſer floh, als er Gefahr ahnete, hinter den Rücken der Königin; aber einer der Verſchwornenen ſtach über deren Schulter nach ihm, und die übrigen ſchleppten ihn an die Thüre des Zimmers, wo ſie ihn mit vielen Stichen tödteten. Die Königin ſelbſt wurde als Gefangene behandelt. Entſetzen und Erbitterung ergriff ſie; gleichwohl behielt ſie Beſonnenheit, und verbeſſerte dadurch ihre Lage. Sie wußte ihren Gemahl und den Grafen Murray von den Verſchworenen zu trennen und erſtern durch verſtellte Freundlichkeit für ſich zu gewinnen, daß er mit ihr nach dem Schloſſe Dunbar zog. Hier ſammelte ſie ein Heer, mit dem ſie nach Edinburg zurückkehrte und die Verſchworenen vertrieb. Doch fanden dieſe in England Schutz und bald darauf Gelegenheit, nach Schottland zurückzukehren.

Am 19. Jun. 1566 wurde **Maria** von einem geſunden Prinzen, dem nachherigen Könige Schottlands und Englands Jacob I. entbunden. Aber dieſes glückliche Familienereigniß ſtellte die Eintracht zwiſchen ihr und ihrem Gemahl nicht wieder her. Sie konnte ſeinen Antheil an Rizzios Ermordung nicht vergeſſen, und er war erbittert, daß er von ihr verächtlich behandelt und von der Regierung ausgeſchloſſen wurde. Beide ſahen ſich daher nur ſelten, und obſchon ſie zu Zeiten ausgeſöhnt ſchienen, ſo lebten ſie doch in geſpannten Verhältniſſen, bis er durch einen geheimnißvollen Tod weggerafft wurde. Am 10. Febr. 1567 früh um zwei Uhr wurde das Haus, in welchem er ſich befand, durch Pulver in die Luft geſprengt, und ſein Leichnam am andern Morgen in dem angränzenden Garten gefunden. Als ſeinen Mörder nannte laut das Gerücht den Grafen **Bothwell**, einen Mann ſchön von Geſtalt, lüderlich von Sitten und jedes Verbrechens fähig. Und dieſer Mann ſtand ſeit Rizzios Tode mit der Königin in gutem Vernehmen, erhielt durch ſie nach Darnley's Ermordung ſchützenden Beiſtand und wurde drei Monate darauf, nachdem er von ſeiner Gemahlin geſchieden war, ihr Gemahl. Als nämlich am 24. April 1567 Maria von Stirling nach Edinburg zurückkehren wollte, wurde ſie von **Both-**

Bothwell und deſſen Reiſigen überfallen und auf das Schloß Dunbar geführt, hier als eine Gefangene behandelt und durch Bitten, Drohungen und gewaltſame Entehrung dahin gebracht, daß ſie Bothwell'n am 15. Mai 1567 heurathete.

Die Veranlaſſung zu dieſen Vorgängen, die den dunkelſten Punkt im Leben der Maria Stuart ausmachen, wird von verſchiedenen Schriftſtellern verſchiedentlich geſchildert. Sonſt gab man an, daß Maria Darnleys Mord eingeleitet oder wenigſtens bewilliget und befördert, hierauf aus ſinnlicher Zuneigung zum Grafen Bothwell ihre Entführung mit ihm verabredet, als freiwillige Gefangene bei ihm auf dem Schloſſe Dunbar in Unehre gelebt, dann, um ihren Ruf wieder herzuſtellen, ihn geheurathet habe. Jetzt gibt man an, daß ſie bei allen dieſen Vorgängen ganz unſchuldig ſey; daß Darnleys Ermordung von Eliſabeth und Burleigh mit den ſchottiſchen Rebellen Murray, Morton, Lethington ꝛc. verabredet, daß auf deren Anſtiften Darnleys Mord und das Anzünden der Pulvermine von Bothwell, den man durch Ausſichten auf Mariens Hand reizte, übernommen, daß dann, um Marien zu vernichten, die Beſchuldigung des Mordes auf ſie gewälzt und, um dieſer Beſchuldigung Nachdruck zu geben, ſie zur Vermählung mit Bothwell gezwungen worden ſey. Es iſt uns unmöglich zu beſtimmen, welche Angabe die richtige iſt. Die Frevel, die hier verübt wurden, wurden mit einem ſchwer zu lüftenden Schleier umzogen, ſo daß ſelbſt die damalige Zeit das Wahre ſchwerlich erkennen konnte, und die Vertreter beider Angaben haben gefliſſentlich nur das, was für ihre Meinung zeugen konnte hervorgehoben, und dagegen zu unterdrücken geſucht, was derſelben entgegen war. Mariens Briefe und Lieder an Bothwell, die vorzüglich zur Begründung ihrer Schuld angeführt werden, mögen, wie man in neueren Zeiten befriedigend gezeigt hat, unächt oder erlogen ſeyn; aber daraus folgt nicht, daß ſie von allem Antheil an den ihr vorgerückten Vergehungen frei war und in engelreiner Unſchuld lebte. Wie läßt ſich auch dieß von einer Fürſtin erwarten, die an dem Hofe einer Katharine von Medici erzogen war, die das Beiſpiel der ränkevollen Eliſabeth vor ſich ſah und den ungeſchlachtigen Adel Schottlands um ſich hatte? Gewiß iſt es, daß bei obigen Vorgängen der Schein gegen ſie iſt, daß die öffentliche Stimme ſie des Mordes und der Buhlerei beſchuldigte, und daß ſie ſelbſt da ſchwieg, wo es darauf ankam, ihre Unſchuld zu vertheidigen. Aber eben ſo gewiß iſt es auch, daß obige Vorgänge von ihren Feinden benützt wurden, um ihr nach einander Achtung, Thron, Freiheit und Leben zu entreißen.

Ihr Betragen nach Darnleys Tode, beſonders ihre Vermählung mit deſſen Mörder erbitterte das ſchottiſche Volk, das ohnehin durch die reformirte Geiſtlichkeit gegen ſie entzündet war. Um ſo leichter wurde es daher ihren Gegnern, ſie immer gehäßiger zu machen und einen Krieg gegen ſie zu erregen (Jun. 1567). Anfangs wollte ſie Gewalt mit Gewalt zurücktreiben, und ſchon ſchien es bei Carberyhil (in der Nähe von Edinburg), wo die beiderſeitigen Heere zuſammentrafen, zur Schlacht zu kommen, als ſie, das Mißliche ihrer Lage erkennend, — denn ihre eignen Leute waren nicht ſehr geneigt, für ſie zu fechten, — einen Vergleich mit ihren Gegnern abſchloß (15. Jun. 1567), kraft deſſen dieſe Unterwürfigkeit verſprachen, wofern ſie den Grafen Bothwell von ſich entfernte. Sie wär dazu bereit. Hierauf floh Bothwell erſt nach dem Schloſſe Dunbar, dann, geächtet, floh Schottland nach den nördlichen Inſeln und endlich unter manchen Abenteuern nach Dänemark, wo er gefangen genommen wurde und nach acht Jahren in Geiſtesverwirrung und Armuth ſtarb. Maria aber ward nach Edinburg, dann auf das Schloß Lochleven gebracht, vielen Beſchimpfungen Preis gegeben und als Gefangene behandelt. Denn die Verſchworenen hielten nicht den mit ihr geſchloſſenen Vergleich, ſondern riſſen alle Gewalt an ſich und zwangen ſie (24. Jul. 1567), die Regierung ihrem Sohne abzutreten. Dieſer, kaum ein Jahr alt, wurde darauf zum König gekrönt (29. Jul.) und dem Grafen Murray (22. Aug.) die Regentſchaft übergeben. Aber der Stolz und Eigenwille, mit dem er ſie verwaltete, erregte Gährungen gegen ihn. Während derſelben fand Maria Gelegenheit ihrem Gefängniß zu entfliehen (2.

Mai 1568) und Truppen an ſich zu ziehen, an deren Spitze ſie ihre Verzichtleiſtung und die Krönung ihres Sohnes als ungiltig widerrief und dem Grafen Murray befahl, die Regentſchaft nieder zu legen. Allein es gelang ihr nicht, ſich zu behaupten. Ihre Truppen wurde bei dem Dorfe Langſide in der Nähe von Glasgow geſchlagen (13. Mai 1568) und ſie ſahe ſich zur Flucht genöthiget. Aber wohin ſollte ſie fliehen? — Nach Frankreich? Dort, wo ſie einſt als Königin geglänzt hatte, mochte ſie nicht als eine Entthronte und Flüchtige erſcheinen. Nach England? Dort herrſchte Eliſabeth, die ſchon ſo viele Beweiſe feindſeliger Geſinnungen ihr gegeben hatte, und vor der ihre Freunde ſie warnten. Doch ſie war an der engliſchen Grenze, rückwärts konnte ſie nicht, und die Annäherung ihrer Verfolger bedrängte ſie. Sie überſchritt daher am 16. Mai 1568 die Grenze Englands und bat ihre Hauptfeindin um gaſtfreundliche Aufnahme und um Schutz und Beiſtand gegen ihre Unterthanen.

Der Königin Eliſabeth kam dieſes Ereigniß willkommen. Hatte ſie ſeither ſchon in der Stille an dem Verderben ihrer Nebenbuhlerin gearbeitet, und Adel und Geiſtlichkeit zur Empörung gegen ſie ermuntert, ſo fand ſie nun Gelegenheit ſelbige völlig zu unterdrücken, vielleicht auch ganz Schottland an ſich zu bringen. Ihr erſtes Vorhaben ging dahin, Marien in Gewahrſam zu halten und als Vorwand hierzu den übeln Ruf zu dämpfen, in den ſie gekommen war. Sie antwortete daher auf Mariens Bitte um perſönliche Zuſammenkunft: ſie könne ſie nicht eher vor ſich laſſen, als bis ſie ſich wegen der ihr vorgeworfenen Theilnahme an Darnleys Ermordung gereiniget habe. Dann verlangte ſie, Maria ſollte ſich einer Unterſuchung unterwerfen, und forderte zugleich die Schottländer auf, ihre Klagen vorzubringen. Lange ſträubte ſich Maria gegen dieſe Zumuthung, da ſie als unabhängige Fürſtin keinem Gerichte unterworfen werden könne. Doch endlich ließ ſie ſich durch die gleißneriſchen Verſprechungen Eliſabeths beſtimmen, Geſandte zu der Unterſuchung (oder Conferenz) abzuſenden, die von engliſchen Abgeordneten erſt (im Oct. 1568) zu York, dann (im Nov.) zu Weſtminſter gehalten wurde. Nach einigen Zögerungen klagte hier Murray (26. Nov.) ſie als Mörderin ihres Gemahls an und legte als Beweiſe ſeiner Anklage die ſchon oben erwähnten Briefe und Lieder vor. Eliſabeth nahm dieſe ohne Unterſuchung als gegründet an und forderte von Maria, ſich gegen dieſe Anklage zu vertheidigen. Aber die Geſandten der letztern, die gegen das Verfahren vergebens proteſtirten, verlangten, daß ihre Königin in Gegenwart der Vornehmen des engliſchen Adels und der auswärtigen Geſandten von Eliſabeth gehört werden möchte. Maria ſelbſt wies jede Anforderung, ſich zu vertheidigen, beharrlich zurück. — Wohl muß es als ehrenwerth anerkannt werden, königliche Rechte mit königlichem Sinne zu vertheidigen, und Mariens Aeuſſerung, mit der ſie den Vorſchlag Eliſabeths, der ſchottiſchen Krone zu entſagen und in England zu bleiben, zurückwies: „Meine letzten Worte ſollen die Worte einer Königin von Schottland ſeyn,“ — hat etwas Großartiges. Doch auch die Wahrheit hat ihre Rechte, und auch Könige ſind es ſich ſchuldig, ihren Ruf zu bewahren und den angetaſteten zu reinigen. Das aber that Maria nicht und ſchärfte eben dadurch den Verdacht gegen ſich. Denn nicht genug war es, daß ſie ſich vor Eliſabeth rechtfertigen wollte, ſie mußte ſich auch vor den Augen der Welt rechtfertigen, da ſie öffentlich und nicht ohne Wahrſcheinlichkeit großer Vergehungen beſchuldiget wurde. Indeſſen läßt ſich zu ihrer Vertheidigung bemerken, daß die Unterſuchung, vor welche ſie oder ihre Abgeordneten gezogen wurden, ein eitles Gaukelſpiel war, voll Ränke und Schurkereien. Sie wurde angeſtellt, nicht um Mariens Unſchuld zu bewähren, ſondern um ihre Gefangenhaltung zu beſchönigen, und Eliſabeth war nicht gewilliget, hier ein Urtheil zu ſprechen, ſondern den Streit unentſchieden zu laſſen, um deſto mehr Schottland und deſſen Königin von ſich abhängig zu machen. Sie brach daher, ſo bald es ihr gutdünkte (im Jan. 1569), die Unterſuchung ab, erlaubte dem Grafen Murray als Regent nach Schottland zurückzukehren und ließ Marien in ſtrengern Gewahrſam nehmen. Von Carlisle hatte ſie ſie ſchon am 16. Jul. 1568 nach Bolton in Yorkſire

ſire bringen laſſen, jetzt (26. Jan. 1569) ließ ſie ſie nach Tutbury in Straffordſire unter die Aufſicht des Grafen Shrewsbury bringen, und ſpäterhin nach andern feſten Schlöſſern und unter noch ſtrengere Aufſicht. Dabei ſetzte ſie die Verhandlungen mit ihr fort, um einen Vorwand zur Fortdauer ihrer Gefangenhaltung zu haben und durch denſelben Frankreich und Spanien, die ſich für ſie verwendeten, zu beſchwichtigen. Marien wieder loszugeben, war nicht ihr Plan; ſie war ſchon zu weit gegangen, um nicht von Unrecht zu Unrecht verleitet zu werden.

Inzwiſchen hatte die Liebenswürdigkeit Mariens, ihr langes und bitteres Leiden und ihr feſtes Beharren bei dem katholiſchen Glauben eine große Zahl von Anhängern in und auſſer England ihr zugewendet, die darauf ausgingen, ſie zu befreien und ihre Gegnerin wenigſtens zu beſchränken. Einer der erſten und vornehmſten derſelben war der Herzog von Norfolk, damals der angeſehenſte Lord in England, jung, reich, von einnehmender Bildung und gefälligen Sitten. Hingeriſſen von Mariens Schönheit, wollte er ſie heurathen und trat deswegen mit Murray und einem Theil des engliſchen Adels in Unterhandlungen. Aber ſein Vorhaben wurde der Eliſabeth verrathen, und dieſe ließ ihn (Oct. 1569) in den Tower gefangen ſetzen. Nach einiger Zeit ſtellte ſie ihn wieder in Freiheit. Da er aber bald darauf an einer Verſchwörung, die von päbſtlichen und ſpaniſchen Geſchäftsträgern zur Entthronung Eliſabeths eingeleitet worden war (1571), Antheil genommen hatte, wurde er aufs neue gefangen genommen (Sept. 1571) und am 2. Jun. 1572 hingerichtet. Aber damit wurden die Meutereien, die die Umtriebe des Papſtes und der Katholiken in und auſſer England erregten, nicht erſtickt. Noch viele Verſchwörungen und Empörungen entſtanden, die zunächſt auf Mariens Befreiung und weiterhin auf die Wiederherſtellung des Katholicismus in England abzielten. Doch wurden ſie insgeſammt bei der Wachſamkeit Eliſabeths und ihres Burleighs entdeckt und vereitelt, und dienten dazu, Eliſabeths Regierung zu befeſtigen, Mariens Gefangenſchaft zu verſchärfen und ihren Tod herbeizuführen.

Vornehmlich war dieß der Fall bei der Verſchwörung, die im Jahre 1586 von dem Seminarium zu Rheims, in welchem die ärgſten Anſchläge gegen Eliſabeth als verdienſtlich empfohlen wurden, ausging. **Anton Babington**, ein junger Edelmann und ſchwärmeriſcher Anhänger der katholiſchen Kirche, ſtellte ſich an die Spitze der Verſchworenen mit dem Vorhaben, Eliſabeth zu ermorden, Marien aber zu befreien und auf den Thron Englands zu erheben. Ob **Marie** in dieſe Verſchwörung ſich verwickelte, iſt ungewiß. Einige ſagen, ſie habe, von Frankreich aus gewarnt, keinen Antheil an derſelben genommen: ſie ſelbſt betheuerte dieß noch kurz vor ihrem Tode. Andre aber behaupten, Babington habe ſie von ſeinem Vorhahaben unterrichtet, und ſie habe daſſelbe gebilligt. Angenommen, daß dieſe Behauptung wahr iſt, ſo iſt doch aus derſelben kein Verbrechen Mariens abzuleiten. Bei der Widerrechtlichkeit und Argliſt, mit der Eliſabeth gegen ſie verfuhr, und bei den Kränkungen und Quälereien, die ſie ſeit achtzehn Jahren zu leiden hatte, iſt ſie wohl zu entſchuldigen, wenn ſie ſich berechtigt glaubte, jedes Mittel zur Erlangung ihrer Freiheit oder zur Wiederherſtellung ihrer königlichen Würde zu verſuchen. Aber in den Augen Eliſabeths galt eine ſolche Entſchuldigung als unſtatthaft, und ſchon die Vermuthung, daß Marie an jener Verſchwörung Antheil habe, diente ihr zum Anlaß oder zur Beſchönigung eines gewaltſamen Verfahren. Als nämlich Babingtons Verſchwörung entdeckt, und ein Briefwechſel zwiſchen Marien und Babington, der jedoch von ihren beſtochenen Schreibern Nawe und Curl herrühren ſoll, aufgebracht war, ſcheute ſich Eliſabeth nicht, zu den härteſten Maßregeln zu ſchreiten. Sie ließ ſogleich (25. Sept. 1586) Marien nach dem Schloſſe Fotheringay in Northamptonſire in enge Gewahrſam bringen, Geld und Papiere ihr wegnehmen und ihre ſchon genannten Schreiber als Gefangene nach London abführen, wo dieſe ausſagten, daß ſie auf Mariens Befehl Babingtons Briefe beantwortet hätten. Hierauf wurden im engliſchen Staatsräthe Unterſuchungen gegen Marien beſchloſſen, und fünf und vierzig Bevollmächtigte ernannt, um über „Marien, Tochter und Erbin Jacobs V., vormals Königs von Schottland, und verwittwete Königin von Frankreich" zu richten. Man bezeichnete ſie mit dieſem Titel, wie ſchon früher (1572) im engliſchen Parlamente geſchehen war, um anzudeuten, daß ſie nicht im Beſitze der Rechte einer unabhängigen Königin ſey.

Am 11. Oct. 1586 kamen die ernannten Bevollmächtigten nach Fotheringay, wo ſie Marien im Namen der Königin von England vor ſich ladeten. Anfangs weigerte ſie ſich dieſer Ladung zu folgen: ſie fand es unrecht und ſonderbar, daß ſie, eine Königin, einem Verhör vor Unterthanen und, da ſie nie den Schutz der Geſetze Englands genoſſen, den Beſtimmungen derſelben ſich unterwerfen ſollte. Gleichwohl ließ ſie ſich endlich bewegen, (14. Oct.) vor den Bevollmächtigten zu erſcheinen. Hier wurde ſie vornehmlich angeklagt, daß ſie an Babingtons Verſchwörung Theil genommen, ſie gewußt, gebilligt, unterſtützt und Mittel zur Ausführung derſelben angegeben habe. Begründet wurde dieſe Anklage auf Babingtons Geſtändniſſe, auf die Ausſagen der Schreiber Nawe und Curl und auf die Briefe, die dieſe in Mariens Namen geſchrieben haben ſollten. Aber Babington war bereits hingerichtet, die Schreiber Mariens wurden ihr nicht gegenüber geſtellt, und die Briefe, die gegen ſie zeugen ſollten, waren von ihr weder geſchrieben noch unterzeichnet. Alle dieſe Umſtände ſtellte Marie mit richtigem Blicke in ihrer Antwort auf und entwickelte daraus das Verläumderiſche der gegen ſie erhobenen Beſchuldigung. Einen Briefwechſel mit Babington geführt, oder an deſſen Verſchwörung Antheil genommen zu haben, leugnete ſie durchaus. Ueberhaupt führte ſie ihre Selbſtvertheidigung — ein Anwalt wurde ihr nicht beigegeben — mit Würde, Muth und Gewandheit.

Zwei Tage lang dauerten dieſe Verhandlungen; aber die Entſcheidung erfolgte erſt zu London, wohin die Bevollmächtigten am 16. Oct. zurückkehrten. Hier wurde bei einer Sitzung im Saale der Sternkammer auf das Zeugniß jener beiden Schreiber, die ihre Ausſagen beſchwören mußten, das Todesurtheil über Marien ausgeſprochen (25. Oct.), und dieſer Ausſpruch (27. Oct.) vom Parlamente beſtätigt, mit der Bitte an die Königin Eliſabeth, ihn öffentlich bekannt machen und ſogleich vollſtrecken zu laſſen, da ihr wie dem Reiche fortdauernd Gefahr drohe, ſo lange Marie noch am Leben ſey. Auch das Volk gab ſeine Beiſtimmung zu erkennen. Nur Eliſabeth äusserte unerwartete Bedenklichkeiten und zögerte mit Vollſtreckung eines Urtheils, das ſie ſelbſt veranlaßt hatte.

Vieles konnte ſie ermuntern zu dem Aeusserſten zu ſchreiten. Hielt ſie Marien fortdauernd gefangen, ſo mußte ſie auch, wie ſeither, fortdauernd in Angſt und Unruhe leben; gab ſie Marien los, ſo hatte ſie die Rache derſelben zu fürchten und dereinſt, wenn Marie ihre Thronfolgerin wurde, den völligen Umſturz aller Einrichtungen, die ſie in England getroffen hatte; ließ ſie aber Marien hinrichten, ſo war ſie von allen dieſen Aengſten befreit. Furcht von auſſen konnte ſie davon nicht zurückhalten. Sie brauchte England nicht zu fürchten; denn das engliſche Volk war ihr jetzt mehr als vorhin, mit Liebe zugethan und forderte Mariens Tod. Sie brauchte Schottland nicht zu fürchten; denn dort war die Partei Mariens niedergedrückt und Mariens Sohn Jacob durch ſeinen Liebling Grey, den Eliſabeth für ſich gewonnen hatte, gegen ſeine Mutter eingenommen; auch wurde er durch Ausſichten auf den Thron Englands und beſonders durch die Parlaments-Erklärung beſchwichtigt, „daß das Urtheil über Marien der Ehre und den Rechten Jacobs auf keine Weiſe Eintrag thun ſollte.“ Sie brauchte Frankreich nicht zu fürchten; denn dieſes Reich war durch innere Zwietracht zerrüttet, und arger Streit herrſchte dort zwiſchen König Heinrich III. und den Guiſen, Mariens Stammvettern. Nur Spanien war zu fürchten: von dort her drohete Philipp II. mit Rache, und ſchon verbreitete ſich das Gerücht von ſeiner Rüſtung gegen England. Aber gerade dieſer Umſtand mußte die Eliſabeth beſtimmen, Marien, die bei Philipps Angriffen ihr doppelt gefährlich werden konnte, eiligſt hinrichten zu laſſen. — Doch trotz aller dieſer Ermunterungen mußten auch viele Bedenklichkeiten ſich ihr aufdringen. Sie ſahe ein, wie viel ſie durch ihr unredliches und ungerechtes Verfahren gegen Marien in der öffentlichen Meinung verlieren mußte; wie man ihr zum Vorwurf machen konnte, daß ſie die Rechte der Gaſtfreundſchaft und Verwandſchaft, der Großmuth und Gnade ihrer Leidenſchaftlichkeit hingeopfert habe. Sie fürchtete ferner die königliche Würde, die ihr ſo theuer war, daß ſie nicht einmal gegen Philipp II. ungeziemende Ausdrücke ertragen konnte, durch Mariens Hinrichtung zu verletzen. Ja vielleicht waren es auch Regungen des Gewiſſens, die in dieſen entſcheidenden Augenblicken in ihr erwachten. Aber ſie war zu weit gegangen, um mit Schicklichkeit und Sicherheit zurücktreten zu können, und es blieb ihr nichts übrig als den Schein zu retten, oder der Welt vorzugaukeln, daß ſie der Stimme ihres Volkes, nicht der ihres Herzens folge.

Als die oben erwähnte Parlaments-Erklärung ihr vorgelegt wurde, äuſſerte ſie Betrübniß, betheuerte, daß ſie nicht wiſſe, wozu ſie ſich entſchließen ſolle, und forderte dann das Parlament auf, ihr zu zeigen, wie ſich mit dem Leben der Marie ihre eigene Sicherheit vereinbaren laſſe. Als hierauf das Parlament verſicherte, daß dieß unmöglich ſey, hielt ſie ſich gerechtfertiget, und nun konnten weder die Vorſtellungen des Königs Jacob, noch die Königs Heinrich III. ſie von ihrem Entſchluß zurück bringen. Am 6. Dec. 1586 ließ ſie der unglücklichen Marie das Urtheil ankündigen, doch die Vollſtreckung deſſelben aufs neue verſchieben. Zwar wünſchte ſie fortdauernd den Tod ihrer

rer Feindin, aber ſie wünſchte auch mit der Befriedigung ihres Haſſes den Ruhm der Großmuth zu vereinigen oder den Vorwurf der Gewaltthätigkeit von ſich auf Andre zu ſchieben. Gern hätte ſie geſehen, wenn die damaligen Wächter Mariens, die Ritter Paulet und Drury, ſelbige durch Gift oder auf andre Art heimlich hingerichtet hätten: ſie ließ ihnen dazu deutliche Winke zukommen; aber dieſe, zwar harte, aber ehrliche Männer, weigerten ſich einen Meuchelmord zu begehen. Nun begann ſie ein unwürdiges Spiel mit dem Staatsſecretair Daviſon. Als dieſer auf ihren Befehl das Todesurtheil ihr vorgelegt hatte (1. Febr. 1586), unterſchrieb ſie es unbedenklich und befahl ihm daſſelbe zum Kanzler zu bringen, damit das große Siegel Englands darunter geſetzt würde. Am folgenden Tage aber ließ ſie ihm ſagen: er möchte die Vollziehung ihres vorigen Befehls eine Zeitlang verſchieben; und als er zu ihr kam, ihr zu melden, daß das Todesurtheil bereits beſiegelt ſey, ſchalt ſie ihn wegen ſeiner Eilfertigkeit, doch befahl ſie ihm nicht, die Vollziehung abzuſagen, ſondern klagte nur über Paulets und Drurys Weigerungen, und daß Marie noch nicht ums Leben gebracht worden ſey. Daviſon, hierdurch in Verlegenheit geſetzt, wendete ſich an den verſammelten Staatsrath. Dieſer, mit Eliſabeths wahrer Geſinnung vertraut, nahm die Vollſtreckung des unterſchriebenen und beſiegelten Todesurtheils auf ſich, und beauftragte die Grafen Shrewsbury, Kent ꝛc. mit demſelſelben nach Fotheringay zu gehen und Marien hinrichten zu laſſen.

Indeſſen hatte Marie Zeit gehabt, ſich auf ihren Tod vorzubereiten. Langjähriges Leiden hatte ſie geläutert. Nicht mehr ſo unſtet und leidenſchaftlich als vorher, war ſie voll Güte, Sanftmuth und Gottergebenheit und ſtand am höchſten, da ſie am tiefſten erniedrigt wurde. Ohne Widerrede und ohne Kleinmuth hatte ſie (am 6. Dec. 1586) ihr Todesurtheil vernommen: ſie hatte nur um den Beiſtand eines katholiſchen Prieſters gebeten, dann in einem Briefe an Eliſabeth (19. Dec.) um öffentliche Hinrichtung, um Abſendung ihres Leichnams nach Frankreich, um Ablieferung ihrer Vermächtniſſe an ihre Diener und um deren Entlaſſung nach Frankreich; aber jener Beiſtand eines katholiſchen Prieſters war ihr verweigert worden, und auf dieſen Brief hatte ſie keine Antwort erhalten. Jetzt, als am 7. Febr. 1587 die Abgeſandten des Staatsrathes zu ihr kamen, um ihr zu melden, daß ſie am nächſten Morgen um 8 Uhr hingerichtet werden ſollte, erklärte ſie, daß ihr der Tod willkommen ſey, und betheuerte noch einmal, mit der Hand auf der Bibel, daß ſie an Babingtons Verſchwörung keinen Antheil genommen habe.

Als ſich die Abgeſandten wegbegeben hatten, ließ ſie ſich ihr Abendeſſen bringen, um ſich zu ſtärken. Sie aß wenig, blieb heiter und tröſtete ihre Diener, die bitterlich weinten. Nach dem Eſſen überlas ſie das

Verzeichniß ihrer Habſeligkeiten, beſtimmte, was jedem ihrer Diener davon zu Theil werden ſollte, ſchrieb an ihren Beichtvater, den ſie um ſeinen Segen bat, an den Herzog von Guiſe und an den König von Frankreich, denen ſie ihre Diener empfahl, und ging dann zur gewohnten Zeit zur Ruhe. Nach vier Stunden ſtand ſie wieder auf, brachte den übrigen Theil der Nacht in Andachtsübung hin und genoß dabei eine vom Pabſt geweihete Hoſtie, die ſie ſich ſchon längſt verſchafft hatte, ahnend, daß man ihr in ihren letzten Augenblicken den Beiſtand eines katholiſchen Prieſters und die Ausübung katholiſcher Kirchengebräuche nicht geſtatten würde. Gegen Morgen kleidete ſie ſich ſo prachtvoll an, wie ſie es an feſtlichen Tagen zu thun gewohnt war. Dann rief ſie ihre Diener zuſammen und vertheilte unter ſie, was ſie noch an Geld und Kleidern beſaß. Darauf beſchäftigte ſie ſich abermals mit Beten. Um 8 Uhr erſchien der Sheriff der Grafſchaft Northampton, um ſie in den zu ihrer Hinrichtung beſtimmten Saal abzuholen. Sie folgte ihm mit der Würde einer Königin und mit der Ergebung einer Märtyrerin. Ihr Haar war mit einem langen Schleier bedeckt, am Gürtel hing der Roſenkranz, in der Hand trug ſie ein Crucifix und ihr Gebetbuch. Vor dem Saale empfingen ſie die Grafen von Kent, Shrewsbury und andre Edeln. Auch ihr treueſter Diener, der Haushofmeiſter Andreas Melwill, war daſelbſt. Im tiefſten Schmerze warf er ſich weinend

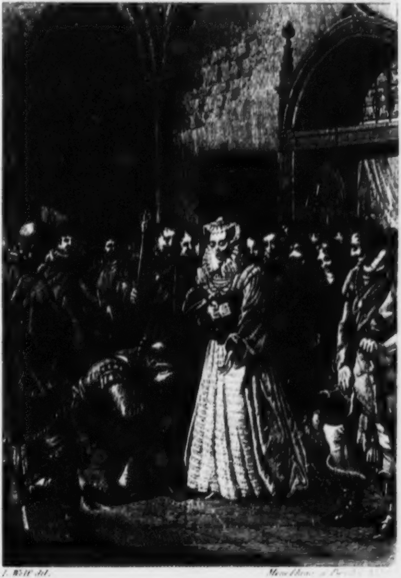
nend ihr zu Füßen *). Sie umarmte und tröſtete ihn. „Klage nicht,“ ſagte ſie zu ihm; „freue dich vielmehr deine Königin nun bald von ihren Leiden erlöſet zu ſehen!“ Dann trug ſie ihm auf, ihren Unterthanen zu bezeugen, daß ſie im feſten Glauben an ihre Religion und mit unveränderter Liebe gegen Schottland und Frankreich geſtorben ſey, und ihrem Sohne zu verſichern, daß ſie nichts gethan habe, was ſeinem Reiche, ſeiner Ehre oder ſeinen Rechten nachtheilig ſeyn könnte. Von Melwill wendete ſie ſich an die Grafen Kent und Shrewsbury und bewog ſie, daß Melwill, ihr Arzt und noch einige ihrer Diener und Dienerinnen ſie zur Hinrichtung begleiten durften. Darauf ging ſie mit feſtem Schritte dem Blutgerüſte entgegen, das am äuſſerſten Ende des Saales errichtet war. Ihr Muth wankte nicht, als ſie es beſtieg. Das Todesurtheil wurde vorgeleſen; ſie hörte mit Nachdenken zu. Als aber der Dechant von Peterborough in ſie drang, ſich zur proteſtantiſchen Kirche zu bekehren, unterbrach ſie ihn mehrmals, bis endlich ſelbſt der Graf von Kent mit Unwillen ihn abrief. Sie kniete dann nieder, betete eine Zeitlang, erhob ſich wieder, küßte das Crucifix und ſegnete mit demſelben die Umſtehenden. Der Nachrichter bat ſie knieend um Verzeihung; ſie antwortete: „Ich verzeihe allen, die meinen Tod gewünſcht oder herbeigeführt haben.“

Nach-

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel VIII.

B.V. T.VIII



J. Wolf del. [illegible]

Maria Stuart
auf ihrem Todeswege

Nachdem ſie Schleier und Oberkleid mit Beihilfe ihrer Dienerinnen abgelegt hatte, umarmte ſie dieſe noch einmal und gab ihnen durch Winke zu verſtehen, daß ſie nicht weinen ſollten. Sie ließ ſich dann die Augen verbinden und legte mit den Worten: „O mein Gott, laß mich nicht zu Schanden werden,“ ihr Haupt auf den Block. Zuletzt rief ſie: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geiſt!“ Da wurde ihr Haupt mit einem oder, wie andre ſagen, mit zwei und drei Hieben vom Körper getrennt. Jetzt ſchrie der Dechant von Peterborongh: „So müſſen alle Feinde der Königin Eliſabeth umkommen!“ Nur der Graf von Kent ſagte dazu, Amen! Die übrigen ſchwiegen; die tiefſte Rührung hatte alle ergriffen.

Eliſabeth empfing die Nachricht von Mariens Tode mit Aeuſſerungen des größten Erſtaunens und Zornes. Sie war oder ſchien ganz auſſer ſich, brach dann in Thränen, Klagen und Drohungen aus. Ihren Staatsräthen machte ſie die ärgſten Vorwürfe, ſchalt ſie Mörder der Marie und entfernte ſie auf einige Zeit aus ihren Augen. Und um Einen für Alle büßen zu laſſen, oder um die Welt und den Sohn der Hingerichteten wenigſtens durch Ein Opfer zu verſöhnen, verurtheilte ſie den Staatsſecretair Daviſon, als habe er ihren Willen überſchritten, zu einer Geldſtrafe von 10,000 Pf. St. und zu immerwährender Gefangenſchaft. Aber vergebens war ihre Verſtellung! Sie konnte mit derſelben nicht blenden; Mitwelt und Nachwelt machen ihr den Vorwurf, daß ſie mit dem ungerechteſten Verfahren gegen Marien die ſchnödeſte Heuchelei verbunden habe. Dagegen hat Mariens Schickſal, verherrlicht durch den Glanz eines frommen und würdevollen Todes, das menſchliche Gefühl in Anſpruch genommen und wird es in Anſpruch nehmen, ſo lange noch die Geſchichte von ihr redet und die Dichtkunſt ihr Andenken feiert.

IX.

Eliſabeth
und Robert Graf von Eſſex.

Vieles hat Eliſabeth zur Emporbringung Englands beigetragen, aber nichts zur Fortbildung ſeiner Verfaſſung oder ſeiner Freiheit; vielmehr ſuchte ſie den Freiheitsſinn ihrer Unterthanen zu unterdrücken, und erlaubte ſich die auffallendſten Gewaltthaten. Sie ließ, wen ſie wollte, gefangen ſetzen und hinrichten; ſie rief das Parlament zuſammen, nicht, um demſelben Antheil an der Geſetzgebung und Regierung zu geſtatten (Verhandlungen über Staats- und Kirchenſachen verbot ſie), ſondern um durch dasſelbe neue Geldzuflüſſe zu bekommen, und führte in demſelben eine überaus ſtolze Sprache. Kurz der Geiſt ihrer Regierung war ein despotiſcher, ohne Achtung für die Rechte und Freiheiten der Nation. Freilich kam Volk und Parlament mit Unterwürfigkeit ihr entgegen, auch das Beiſpiel ihres Vaters und Großvaters konnte ſie zu einem despotiſchen Verfahren beſtimmen; aber der eigentliche Grund hierzu lag in ihrem Character.

Sie war mit herrlichen Anlagen ausgeſtattet, beſaß einen durchdringenden Verſtand und viele gelehrte Kenntniſſe, zeigte eine ungemeine Wachſamkeit und Thätigkeit in Regierungsgeſchäften, konnte freundlich und anmuthig im Umgang ſeyn, und ſich mäßigen, wo es ihr nöthig ſchien. Aber nicht mit Unrecht iſt ſie in England ſelbſt „ein Heinrich VIII. im Frauenrocke“ genannt worden. Sie war, wie ihr Vater, eitel, ſtolz, herriſch; mehr zum Mißtrauen als zum Vertrauen, mehr zum Zorne als zum Wohlwollen, mehr zur Härte als zur Güte, mehr zur Heuchelei und Falſchheit als zur Wahrheit und Offenheit geneigt, und jeder Tücke fähig, wenn ſie dabei den Schein retten konnte. Und doch konnte ſie über die Herrſcherin das Weib nicht verleugnen! Sie war voll Einbildungen auf ihre Schönheit, ſuchte in den koſtbarſten und manchfaltigſten Kleidern zu glänzen, verlangte, daß jedermann ſie knieend anredete, geſtattete, daß ihr die ausſchweifendſten Schmeicheleien geſagt wurden, und haſchte, je älter ſie wurde, deſto mehr nach dem Scheine jugendlicher Schönheit und Munterkeit. Um ihre Unabhängigkeit zu behaupten, oder um nichts von ihrer Herrſchaft aufzuopfern, wollte ſie ſich nicht vermählen, obſchon das Volk ſie oft dazu aufforderte, und vierzehn Fürſten und Herren genannt werden, die ſich um ihre Hand bewarben. Gern prunkte ſie mit dem Titel „der jungfräulichen Königin," und ſah es ungern, wenn ihre Diener oder Dienerinnen ſich verheuratheten. Gleichwohl gab ſie ſich, wie erzählt wird, ihren Begierden hin und lebte mit vielen ihrer Günſtlinge in anſtößiger Vertraulichkeit. Der letzte derſelben war Graf **Eſſex**, von dem hier um ſo mehr geredet werden muß, je mehr ſich bei deſſen Leben und Sterben viele von den Eigenthümlichkeiten der Eliſabeth deutlich ausſprechen.

Robert Graf von Eſſex, geboren 1567, war ausgezeichnet durch Gaben und Verdienſte, ſchön von Geſtalt, voll jugendlichen Feuers und brennender Ruhmbegierde, zwar leicht reizbar, wild aufbrauſend und hochfahrend, aber auch offen, redlich und großmüthig und dabei tapfer, beredt und mit vielen gelehrten Kenntniſſen geſchmückt. Schon bei ſeinem erſten Erſcheinen am Hofe hatte er Eindruck auf das Herz der alternden Königin gemacht; doch erſt ſeit dem Tode des Grafen von Leiceſter (4. Sept. 1588) gelangte er zur Stelle eines begünſtigten Lieblings und damit zu wichtigem Einfluß. Bei ſeiner Kampf- und Ruhmbegierde nahm er vorzüglich an kriegeriſchen Unternehmungen Antheil. Am meiſten zeichnete er ſich bei der Eroberung von Cadix aus (1. Jul. 1596). Vornehmlich auf ſeinen Betrieb hatte ſich Lord Howard (nachheriger Graf von Nottingham) zum Angriff auf dieſe feſte und reiche Stadt bewegen laſſen; während des Angriffs hatte er, troß des Befehls der Königin, daß er von jeder perſönlichen Gefahr zurückbleiben ſollte, die rühmlichſten Beweiſe heldenmüthiger Tapferkeit gegeben, und nach dem glücklichen Ausgang des Angriffs hatte er mit der ihm eignen Großmuth das Blutvergießen gehemmt und die Gefangenen menſchenfreundlichſt behandelt. Mit Jubel wurde er daher bei ſeiner Rückkehr empfangen; ſelbſt die Königin zollte ihm Bewunderung und gab ihm im Aufwallen ihrer Liebe zu ihm einen Ring mit dem Bedeuten, daß, würde er jemals in Ungnade fallen, er dieſen Ring ihr zuſenden und dann die Rückkehr ihrer vorigen Gnade erwarten ſollte. Sie hatte Urſache ſeinen hochfahrenden Geiſt zu fürchten; denn gerade bei dieſem Geiſte vermochte er nicht zu der Unterwürfigkeit ſich herabzulaſſen, die ſie von jedem ihrer Diener und ſelbſt von ihren Lieblingen zu fordern und zu erhalten gewohnt war. Oft reizte er durch ſtolze Eigenwilligkeit ihr Mißfallen. Beſonders war dieß der Fall, als er ſich im Jahre 1590 ohne ihre Erlaubniß mit der Witwe des Philipp Sidney, einer Tochter des Miniſters Walſinghams, vermählte; nur ihre Liebe ſiegte damals über ihren Zorn, und ſie vergab ihm einen Schritt, den ſie ſchon bei mehreren Andern aufs härteſte geahndet hatte. Indeſſen ſuchte ſie, je eigenwilliger und aufbrauſender er war, deſto mehr ihn in Schranken zu halten: ſie trat daher oft ſeinen Wünſchen entgegen und geſtattete ihm nie ein völliges Uebergewicht über ſeinen Nebenbuhler. Gleichwohl konnte ſie nicht verhüten, daß es einſt zwiſchen ihm und ihr zu einem Auftritte kam, bei welchem eben ſo wohl ſie ihre Würde, als er alle Klugheit und Unterthanenpflicht vergaß.

Es war im Jahre 1598, als er ſich in der Rathsverſammlung über die Wahl eines Befehlshabers in Irland mit ihr ſtritt. Weder durch Gründe noch durch freundliches Zureden konnte er ſeinen Willen durchſetzen. Dieß reizte ſeinen Ungeſtüm und uneingedenk alles Wohlſtandes und aller ſchuldigen Ehrfurcht kehrte er der Königin mit einem verächtlichem Lächeln den Rücken zu. Hierüber heftig erzürnt, gab ſie ihm eine Ohrfeige mit den Worten: „Da gehe hin und laß dich hängen!“ Eine Kränkung wie dieſe ſetzte den Grafen in Flammen. Er ſchlug mit der Hand an ſeinen Degen und ſchwur, während der Großadmiral Howard ſich eiligſt zwiſchen beide warf, nicht von Heinrich VIII. würde er eine ſolche Kränkung ertragen! Schäumend vor Wuth ſtürzte er hierauf aus dem Palaſte und verſchloß ſich in ſeine Wohnung. Vergebens ſchrieb ihm ſein Freund, der Kanzler Egerton, er möchte ohne Aufſchub in tiefer Demuth die Verzeihung ſeiner Königin ſuchen, und nicht einen Streit unterhalten, der dem Unterthanen nicht gezieme und dem Vaterlande nachtheilig ſey; Eſſex antwortete, daß er die erlittene Beleidigung nicht verſchmerzen könne. Aber auch Eliſabeth konnte ſeine Entfernung nicht ertrügen! Sie that die erſten Schritte zu einer Verſöhnung, die, man weiß nicht beſtimmt wie? im kurzen zu Stande kam, räumte ihm ſeine vorigen Stellen wieder ein und ließ ihn dann ſo mächtig, als vorher, am Hofe erſcheinen. Doch wurde, wie es ſcheint, das vorige Vertrauen nicht völlig wieder hergeſtellt, und bald traten Vorgänge ein, die noch unglücklicher, als vorige, für beide ausſchlugen.

Im folgenden Jahre hatte es Graf Eſſex erlangt, daß er zum Statthalter von Irland und damit zum Bekämpfer des daſigen Aufſtandes ernannt wurde (12. Mai 1599). Ein Heer von 20,000 Mann zu Fuß und 1500 Mann zu Pferde wurde ihm übergeben, und man erwartete um ſo mehr von ihm, je mehr man auf ſeine Einſicht und Tapferkeit baute, und je mehr er ſelbſt das Benehmen der früheren Statthalter getadelt hatte. Aber er täuſchte alle Erwartungen. Durch Unvorſichtigkeit ſtürzte er ſein Heer ins Verderben; mit dem Anführer der Empörer, Tyrone, unterhandelte er, ſtatt ihn zu beſiegen, und voll Verblendung oder Uebermuth ſetzte er ſich über die Befehle ſeiner Königin hinweg. Dieß alles erbitterte die Königin, und unverholen gab ſie es ihm zu erkennen, doch mit dem Befehle, daß er noch länger in Irland bleiben ſollte, wozu ſie ihm eine Verſtärkung an Mannſchaft zuſendete. Er aber, fürchtend ihre Gnade bei längerer Entfernung gänzlich zu verlieren, ließ ſich von ſeinem Ungeſtüm abermals zu einer Tollkühnheit verleiten. Trotz jenes Befehls der nigin kehrte er (29. Sep. 1599) eiligſt zurück, drang mit unaufhaltſamer Haſt in ihr Schlafzimmer, fiel vor ihr, die eben aufgeſtanden war, nieder, küßte ihr die Hand und ſagte ihr die ſüßeſten Schmeicheleien. Einen Augenblick ſiegte ſeine Kühnheit! Die Königin, durch den Anblick ihres Lieblings überraſcht, ſah und hörte ihn mit Wohlgefallen. Aber als nach ſeinem Weggang der Zauber ſeiner Perſönlichkeit vor ihren Augen verſchwunden, und das Andenken an ſeine Vergehungen in ihr zurückgekehrt war, hielt ſie es für nothwendig, ſeine Vermeſſenheit zu ſtrafen und ſeinen Stolz zu demüthigen. Sie kündigte ihm daher, als er am Abend dieſes Tages ihr abermals aufwartete, gefänglichen Haft an, ließ ihn vor ihrem Staatsrathe verhören und übergab ihn dann dem Kanzler Egerton zur Verwahrung. Er betrug ſich gemäßigt, weil er durch Unterwürfigkeit ſie wieder zu gewinnen hoffte. Da aber dieß nicht ſobald erfolgte, ſtürzte ihn der Gram über den Verluſt ihrer Gnade und über den Sieg ſeiner Feinde in eine Krankheit die ſeinem Leben Gefahr drohete. Als dieß die Königin erfuhr, erwachte in ihr die vorige Liebe. Sie ſendete ihm Aerzte und ſtärkende Speiſen, und ließ ihm ſagen: ſie ſelbſt würde ihn beſuchen, wenn es ihre Ehre litte. Dieſes Zeichen von Wohlwollen trug zu ſeiner Geneſung bei. Nun aber flüſterten ſeine Feinde ihr zu: ſeine Krankheit ſey nur Verſtellung geweſen, um ihr Mitleiden anzuregen; und ſie wurde ihm aufs neue abgeneigt, erlaubte ihm zwar in ſeinem Hauſe zu wohnen, jedoch unter Aufſicht und fern von allen Geſchäften und aller Geſellſchaft.

Zwei Monate darauf wurde er abermals vor dem Staatsrathe verhört. Harte Vorwürfe wurden ihm gemacht, er beſtritt ſie nicht, ſondern legte unter vielen Zeichen der Reue ein Geſtändniß ſeiner Fehler und Thorheiten ab. „Nur eins," ſetzte er hinzu, „behalte er ſich vor, nämlich daß ſein treues und unbeflecktes Herz immer das Verlangen gehegt habe, der Königin aufs beſte zu dienen." Dieß Bekenntniß und die ausdrucksvolle Beredſamkeit, mit welcher er es vortrug, rührte viele ſeiner Richter zu Thränen. Doch wurde entſchieden, daß er auf ſeine Stelle verzichten und in ſeinem Hauſe, wie vorher ein Gefangener, erwarten ſollte, was die Gnade der Königin über ihn verfügen würde. Eliſabeth genehmigte dieſes Urtheil, und obſchon ſie ihm bald darauf (im Aug. 1600) die Freiheit wieder gab, ſo verbot ſie ihm doch bei Hofe zu erſcheinen. Er begab ſich auf den Landſitz ſeines Oheims, voll Hoffnung auf die völlige Rückkehr der Gnade der Königin.

Doch vergebens war ſein Hoffen! Eliſabeth erlaubte ihm nicht, ſie wieder zu ſehen, und als er in tiefer Unterwürfigkeit um Wiedererneuerung des ihm früher verwilligten Alleinhandels mit ſüßen Weinen nachſuchte, wies ſie dieß Nachſuchen mit der kränkenkenden Aeußerung zurück: „Einem unbändigen Pferde müſſe man den Hafer verkürzen."

Hierdurch gerieth des Grafen ſtolzer Geiſt aufs neue in die heftigſte Wallung. Er ſprach verächtlich von der Königin, äuſſerte, daß ihr Geiſt eben ſo zuſammen geſchrumpft ſey, als ihr Körper, und ſann auf Aufruhr. In Verbindung mit mehreren Edeln, ſelbſt mit dem ſchottiſchen König Jacob, und im Vertrauen auf den Beiſtand des Volkes wollte er den Palaſt einnehmen und die Königin nöthigen ſeine Feinde aus dem Staatsrathe zu entfernen, deren verkehrtes Benehmen, wie er ſagte, den ganzen Staat bedrückte. Aber ſein Anſchlag wurde verrathen und vereitelt, der Aufſtand des Volkes, auf den er gerechnet hatte, unterblieb, und er mußte ſich nach vergeblicher Gegenwehr in ſeinem eignen Hauſe gefangen geben. Nun wurde er nach dem Tower gebracht und am 18. Febr. 1601 von einer Jury von fünfundzwanzig Pairs des Hochverraths angeklagt und ſchuldig erklärt. Mit Ungeſtüm hatte er ſich anfangs vertheidigt und harte Beſchuldigungen auf ſeine Richter zurück gewälzt; dann, als das „ſchuldig" ausgeſprochen war, nur für das Leben ſeiner Freunde, nicht für das ſeinige gebeten: denn für dieſes, ſetzte er hinzu, ſey er nicht ängſtlich beſorgt. Doch bei Annäherung ſeines Todes zur Religion, für die er immer Gefühl gehabt hätte, zurückgeführt, ſuchte er durch ein reumüthiges Geſtändniß Vergebung, wenn auch nicht in dieſer, doch in einer andern Welt zu finden. Nicht mehr ſtolz, trotzig und hochfahrend, folgte er dem Zureden des Geiſtlichen, der um ihn war, gab ſelbſt des Hochverraths ſich ſchuldig und wurde bei ſeiner offenherzigen Reue zum Verräther an ſeinen Freunden.

Ueber dieſe Bekenntniſſe des Grafen, ſo wie über das Urtheil ſeiner Richter, gerieth Eliſabeth in Angſt und Unruhe. Die verſchiedenartigſten Empfindungen kämpften in ihr; ſie wünſchte ihren Liebling gerettet und ſcheuete ſich ihn frei zu ſprechen; ſie gedachte ſeiner Vergehungen, aber auch der herrlichen Eigenſchaften, die er beſaß, und der Ergebenheit, die er einſt ihr bezeigt hatte; ja vielleicht mochte auch der Vorwurf ſie quälen, daß ſie ſelbſt durch harte Behandlung ihn zum Aufruhr gereizt habe. Immer hoffte ſie, er werde ihre Gnade anflehen, und als ein Zeichen hiervon ihr den Ring zuſenden, von dem wir oben geredet haben. Da aber dieſe Zuſendung nicht erfolgte, da Eſſex eben deßhalb als ein Ungebändigter ihr erſchien, der trotzig ihre Gnade verſchmähte, und da einer ſeiner Anhänger einen Anſchlag gemacht hatte, ſie zu nöthigen, ihn loszugeben: da erhob ſich ihr Zorn aufs neue, ſie unterzeichnete den ſchon zurückgenommenen Todesbefehl, und er wurde am 25. Febr. 1601 enthauptet.

Aber Eliſabeths Ruhe war mit ſeinem Tode dahin! Weder Regierungsgeſchäfte noch Vergnügungen konnten ſie zerſtreuen; oft und mit Thränen redete ſie von ihm und beklagte ſeine Unbeſonnenheit. Dazu kam ihr Aerger über die Verzeihung, die das Rebellenhaupt Tyrone in Irland ertrotzt hatte, und über den Briefwechſel, den bei dem Verfall ihrer Geſundheit mehrere ihrer Hofleute mit dem König Jacob als ihrem wahrſcheinlichen Thronfolger unterhielten. Doch aufs tiefſte wurde ſie durch folgenden Vorfall erſchüttert.

Die Gräfin von Nottingham, dem Tode nahe, ließ ſie um einen Beſuch bitten, weil ſie ihr etwas zu entdecken habe, das auf ihrem Herzen laſte. Die Königin kam zum Bette der Sterbenden. Da zog dieſe einen Ring hervor und ſagte: „dieſen Ring habe ihr Graf Eſſex nach ſeiner Verurtheilung zukommen laſſen mit der Bitte, ihn als ein Zeichen, daß er um Gnade flehe, der Königin zu überreichen; aber aus Gehorſam gegen ihren Gemahl, einen Feind des Grafen Eſſex, habe ſie ihn zurückbehalten; dieß möge ihr die Königin vergeben." — Und dieſer Ring war gerade derjenige, den Eliſabeth als Unterpfand fortdauernder Liebe dem Grafen Eſſex gegeben, und auf deſſen Zuſendung ſie ſo ſehnlich geharret hatte. Schrecken und Abſcheu ergriff ſie, und überwältiget von dieſen Empfindungen, ſchüttelte ſie die ſterbende Gräfin, rief ihr zu: „Gott verzeihe euch, ich kann es nicht," und eilte in ihren Palaſt zurück.

Hier überließ ſie ſich ganz ihrer Verzweiflung. Sie weigerte ſich Arzeneien und Nahrungsmittel zu nehmen, ſaß oder lag bei Tag und Nacht auf dem Fußboden ihres Zimmers, ohne Schlaf, mit ſtarrem

Blicke, hartnäckig ſchweigend oder ſeufzend und ſtöhnend. So brachte ſie faſt vierzehn Tage zu. Und als ſie nun dem Tode immer näher kam, traf noch ein anderes Weh ihr brechendes Herz. In den Tagen ihrer Geſundheit und Wohlfahrt hatte ſie ſich geſcheuet, einen Nachfolger zu ernennen; oft, wenn man ſie darum bat, hatte ſie geäuſſert; „ſie zu nöthigen, einen Nachfolger zu ernennen, ſey ſo viel als ihr Leichentuch vor ihren Augen ausbreiten.“ Jetzt aber drangen ihre erſten Miniſter in ſie, ſich zu erklären, und ſie ernannte den ſchottiſchen König Jacob, den Sohn jener Maria Stuart, der ſie Freiheit und Leben geraubt hatte. Welche Empfindungen mußten bei dieſer Ernennung ihr Herz durchbeben? Sie erlag denſelben. Wenige Stunden darauf ſtarb ſie, am 24. März 1603 im ſiebzigſten Jahre ihres Lebens und im fünfundvierzigſten ihrer Regierung.

X.

Oliver Cromwell
und
die Hinrichtung Königs Karl I.

Nicht mit Stillſchweigen können wir vor einem ſo merkwürdigen Mann, wie **Cromwell** war, vorübergehen, aber auch nicht ausführlich ſein inhaltreiches

ches Leben ſchildern. Dazu gehören beſondere Schriften. Uns iſt es genug die vornehmſten Lebensumſtände desſelben hervorzuheben und dabei deutlich zu machen, wie er aus dem Dunkel des Privatſtandes zu königlicher Gewalt und Würde emporkam, oder auf welchen Wegen es ihm gelang, ſeinen König um Thron und Leben zu bringen, das Parlament zu unterdrücken und Englands Oberherr zu werden.

Oliver Cromwell, geboren den 25. Apr. 1599 in dem Flecken Huntingdon, war der Sohn adeliger, aber wenig bemittelter Eltern. Sein Vater hieß **Robert Cromwell**, ſeine Mutter **Eliſabeth**, Tochter des Ritters Stewart oder Stuart; beide lebten in beſchränkten Umſtänden auf eine anſtändige Art und ernährten eine zahlreiche Familie beſonders durch Bierbrauerei. Aber ihre ſtille und einfache Lebensweiſe entſprach nicht dem Character ihres berühmten Sohnes. Von Kindheit äuſſerte dieſer Spuren eines unruhigen und ehrſüchtigen Geiſtes; ſchon als Knabe ſoll er geträumt haben, er werde einſt der größte Mann in England werden. Auf der Univerſität Cambridge, die er 1616 bezog, that er ſich weder durch Fleiß und Fortſchritte noch durch gutes Betragen hervor, und als er nach zwei Jahren zurückkam, machte er ſeiner Mutter (ſein Vater war früher geſtorben) durch ſeine unordentliche Lebensweiſe vielen Kummer. Statt ſich mit dem Studium der Geſetze zu beſchäftigen, gab er ſich der Spielſucht, Trunkenheit und Wolluſt hin und verſchwendete dabei im kurzen den größten Theil des ihm zugefallenen Erbtheils.

Aber plötzlich fühlte er ſich zu einer völligen Lebensänderung bewogen, vielleicht weniger durch die Dürftigkeit, in die er ſich geſtürzt hatte, als durch den Einfluß der Puritaner, mit denen er in Verbindung gerathen war. Er ließ ab von ſeinen Ausſchweifungen, nahm ein ſtilles, ernſthaftes Weſen an und heurathete eine verſtändige Frau, Eliſabeth, die Tochter des Ritters Bouchier. Dabei hatte er das Glück, nach dem Tode ſeines Oheims Thomas Stewart ein Gut auf Ely zu erben, das ihm jährlich vier- bis fünfhundert Pfund einbrachte. Doch mit eben der Leidenſchaftlichkeit, mit der er vorher wilden Ausſchweifungen nachgehangen hatte, hing er nun Religionsſchwärmereien nach. Er fand ſich oft in den Verſammlungen der Puritaner ein, unterſtützte abgeſetzte oder verjagte Prediger, ließ ſie in ſeinem Hauſe Vorträge halten und hielt ſelbſt mit ſeinen Hausgenoſſen früh und abends lange Betſtunden. Hierüber aber wurden die nöthigen Landarbeiten verſäumt, und es kam in ſeinen Vermögensumſtänden abermals ſo zurück, daß er mit dem Gedanken umging, England zu verlaſſen und ſein Glück in Amerika zu verſuchen. Nur eine königliche Verordnung gegen Auswanderungen (1637) hinderte ihn, dieſes Vorhaben auszuführen.

Als Staatsbürger machte er ſich zuerſt im Jahre 1638 bemerklich durch den Widerſtand, den er einem an-

angeſehenen Lord, dem Grafen Bedford, bei der Austrocknung von Moräſten, die dieſer vornehmen wollte, entgegenſetzte. Er gab vor, dieſe Austrocknung ſey den Eigenthumsrechten Andrer nachtheilig, hintertrieb ſie und kam hiermit in den Ruf eines kräftigen Mannes, der da, wo Andre ſchwiegen, Widerſtand leiſten könne. Es gelang daher ſeinen und ſeiner Freunde Bemühungen, daß er von Seiten der Stadt Cambridge zum Mitglied des Parlaments, das im Nov. 1640 anhub, ernannt wurde, — eine Ernennung, die als der Anfangspunkt ſeiner nachmaligen Größe zu betrachten iſt.

Als er in das Parlament gekommen war, erregte er anfangs kein Aufſehn. Zwar ſchlug er ſich ſogleich zur Partei derer, die gegen den König auftraten, und eiferte heftig und frei gegen Mißbräuche in der Kirche und im Staate; aber ſeine Reden waren verworren und verriethen keinen feſten Plan. Er ſelbſt äuſſerte damals: „Ich kann zwar anzeigen, was ich nicht haben will, aber nicht, was ich haben will." Doch gelangte er durch den Widerſtand, den er dem Könige allerwärts entgegenſetzte, zu einer gewiſſen Bedeutſamkeit, ſo daß er zu allen Berathſchlagungen der Puritaner gezogen wurde und dadurch eine genaue Kenntniß von der Lage der Dinge und von den Charactern der Männer, die vorzüglich auf dieſelbe einwirkten, erhielt. Von dem Gedanken, ſich die Oberherrſchaft über England anzueignen, war er damals gewiß weit entfernt: wie hätte er auch, da noch ein König mit einem mächtigen Anhang an der Spitze ſtand, da erſt das Parlament anfing ſich dem Könige zu widerſetzen, und da viele hochangeſehene Männer ihn überſtrahlten, dieſen Gedanken faſſen können? Wahrſcheinlich ging damals ſein Streben nur dahin, ſich aus der Dunkelheit emporzuarbeiten, und einer der einflußreichen Männer zu werden. Das Mittel aber, das er hierzu ergriff, war einerſeits feſtes Anſchließen an das Parlament, beſonders an die Religionsſchwärmer in demſelben (die Independenten), die ſich einer noch höhern Heiligkeit beflieſſen als die Puritaner, und andrerſeits unabläſſliches Hinarbeiten auf Erregung eines innern Kriegs. Darum nahm er gegen den König Partei und eiferte für die Rechte des Parlaments oder der Nation; darum drang er auf die Ausfertigung der Remonſtranz, einer Schrift voll Beſchwerden über des Königs Regierung, die am 22. Nov. 1641 vom Parlamente an das Volk gerichtet wurde; darum beſtand er auf die Bill, durch welche dem Parlamente die Gewalt über den Gebrauch der Miliz übergeben werden ſollte (28. Febr. 1642), — eine Bill, welche den Ausbruch des innern Kriegs, durch dieſen den Umſturz der damaligen Verfaſſung Englands und mit demſelben Cromwells Erhebung herbeiführte.

Gleich beim Beginnen des innern Kriegs, in der Mitte des Jahres 1642, nahm er an demſelben Theil, und obſchon er noch nie Kriegsdienſte gethan hatte, entwickelte er doch bald die ausgezeichnetſten Feldherrntalente. Zuerſt ſammelte er im Auftrag des Grafen von Eſſex, eines der Befehlshaber der Parlamentsarmee, zu Cambridge einen Reiterhaufen, der bald zu einem Regimente anwuchs und von ihm zu pünktlicher Kriegszucht, aber auch zur ausgelaſſenſten Schwärmerei hingeführt und dadurch der geſetzwidrigſten Unternehmungen fähig gemacht wurde. An der Spitze dieſes Regiments verrichtete er kühne und glückliche Thaten und trug namentlich zu dem wichtigen Siege bei Marſtonmoore (unweit York, 2. Jul. 1644) vieles bei. Hierdurch zu Anſehn gelangt, ſuchte er die zu entfernen, die im Commando über ihn ſtanden und zur Partei der Puritaner oder Presbyterianer gehörten. Er klagte daher noch im Jahre 1644 den Grafen von Mancheſter, unter dem er eben als Generallieutenant gedient hatte, im Parlamente an: derſelbe habe die Gelegenheit, den König völlig zu unterdrücken verabſäumt; dann, als der Graf von Mancheſter die Gegenklage aufbrachte: „Cromwell gehe damit um, die Armee zum Widerſtande gegen das Parlament wie gegen den König zu verhetzen,“ bewog er die Prediger, daß ſie bei einem allgemeinen Bußtage (im Dec. 1644) auf allen Kanzeln gegen die Parteiungen im Parlamente und gegen die Selbſtſucht derjenigen Parlamentsglieder eiferten, die die wichtigſten Civil- und Militärſtellen an ſich geriſſen hätten. Hierauf lobte er im Parlamente den Eifer dieſer Prediger, als ſey er das Werk göttlicher Eingebung, drang auf Befolgung ihrer Weiſungen und erbot ſich ſelbſt, ſeine Stelle im Heere abzugeben, um mit ungetheilter Thätigkeit dem Parlamente dienen zu können. Auf ſolche Art erwirkte er die ſogenannte Abdankungs- oder Selbſtverleugnungs-Verordnung (3. Apr. 1645), kraft deren die Mitglieder beider Häuſer von allen Befehlshaberſtellen bei der Armee, ſo wie von allen Staatsämtern ausgeſchloſſen wurden. Demnach wurden die Grafen von Mancheſter, von Eſſer und andre ihrer Generalſtellen entſetzt, und Thomas Fairfax zum Oberanführer der Parlamentsarmee ernannt. Cromwell aber wußte es durch ſeine Anhänger dahin zu bringen, daß er neben ſeiner Parlamentsſtelle ſeine Stelle als Generallieutenant behielt. Zwar hatte er damit nur die zweite Stelle in der Armee; aber gerade dieſe ſagte ihm damals mehr zu als die erſte, weil ſie ihm Gelegenheit verſchaffte, hinter einem fremden Namen ſeine Abſichten zu verbergen, und weil Fairfax ein Mann war, der ſich gänzlich von ihm leiten ließ und bei großer Tapferkeit und Redlichkeit nicht [illegible] genug beſaß, ſich dem zu widerſetzen, was er als Unrecht erkannte.

Jetzt ſchon hatte Cromwell einen der wichtigſten Schritte zu ſeiner Erhebung gethan. Er hatte das Heer in Händen; die Vorſchläge, die er durch Fairfax oder in deſſen Namen ausſprechen ließ, leiteten dasſelbe; und immer höher ſtieg bei demſelben ſein Anſehn durch die Thaten, die er mit demſelben ausführte. Denn nun gelang es ihm, erſt den König zu entwaffnen (was in Folge ſeines entſcheidenden Sieges bei Näſeby, 14. Junius 1645, geſchah), dann auch das Parlament zu unterdrücken, wozu ihm dieſes gewiſſermaßen ſelbſt die Veranlaſſung darbot.

Nachdem nämlich der König von den Schotten, zu denen er geflohen war, an die Abgeordneten des Parlaments (30. Jan. 1647) ausgeliefert und auf das Schloß Holmby in der Grafſchaft Nordhampton gebracht worden war (16. Febr. 1647), wollte das Parlament, um unabhängig vom Heere zu herrſchen, dasſelbe theils abdanken, theils nach Irland ſchicken, ohne doch den noch rückſtändigen Sold demſelben auszuzahlen. Darüber wurde das Heer gegen das Parlament erbittert; es beſtürmte dasſelbe mit Gegenvorſtellungen, ſprach ſich dann die oberſte Staatsgewalt zu und errichtete ein Militär-Parlament, das aus einem Kriegsrath der vornehmſten Officiere, gleichſam einem Oberhauſe, und einem Rathe der Agitatoren oder Ausſchüſſe der Unterofficiere und Gemeinen, gleichſam einem Unterhauſe, beſtand. Dieß alles geſchah auf Cromwells Betrieb, ohne daß es dem Parlamente anfangs bekannt wurde. Denn lange Zeit täuſchte er dasſelbe durch die unterthänige Sprache, die er gegen dasſelbe führte, durch die Nachrichten, die er demſelben von allem, was bei dem Heere vorging, ertheilte und durch die Verſicherung: die Soldaten wären dem Parlamente durchaus ergeben, ſie würden fechten und nicht fechten, wie es demſelben gefiel, und dürſteten nur nach dem Ruhme, für Werkzeuge Gottes in der gerechten Sache des Parlaments angeſehn zu werden. Als dann die Soldaten ſich offenbar gegen das Parlament auflehnten, ſtellte er ſich, damals in London, höchſt entrüſtet, beſtritt ſelbſt die Vorſtellungen, die ſie an das Parlament gelangen ließen, und klagte über die Bosheit ſeiner Feinde, die ihn den Soldaten verdächtig gemacht hätten, ſo daß er nichts mehr über ſie vermöchte, ja von ihnen bedroht würde. Und als endlich ſein betrügeriſches Verfahren entdeckt und ſchon der Tag beſtimmt war, an dem er deshalb zur Strafe gezogen werden ſollte, flüchtete er, hiervon benachrichtigt, eiligſt von London zum Heere und begann mit Hilfe desſelben den offenen Kampf gegen das Parlament.

Dieſen Kampf fing er damit an, daß er ſich durch einen ſeiner Officiere des Königs bemächtigte (3. Jun. 1647) und ihn aus einem Gefangenen des Parlaments zu einem Gefangenen des Heeres machte. Sodann rückte er mit dem Heere gegen London. Darüber gerieth das Parlament in große Verlegenheit: was ſollte es dem meuteriſchen Heere entgegenſtellen, da es ſelbſt vom Volke, welches mit der drückenden Parlaments-Regierung unzufrieden war, keinen Beiſtand erwarten konnte? Es trat daher mit dem Heere in Unterhandlungen. Aber die Forderungen des letztern ſtiegen immer höher und erregten zuletzt, ſelbſt unter dem Pöbel der Hauptſtadt einen Aufſtand. Dieß benutzend rückte das Heer in London ein (6. Aug 1647), ſtellte daſelbſt die öffentliche Ruhe wieder her, entriß aber auch den ſeitherigen Gewalthabern alle Macht. Denn alle Parlamentsglieder, die zur Partei der Presbyterianer gehörten, wurden verjagt oder gefangen genommen, ihre Stellen aber mit Independenten, die ſchon das Uebergewicht im Heere hatten, beſetzt, ſo daß nun, ſtatt des Parlaments, das Heer, in beiden aber die Independenten herrſchten und mit dieſen Cromwell, der die Independenten leitete.

Nachdem er auf ſolche Weiſe einer der oberſten Gewalthaber in England geworden war, wendeten ſich ſeine Unternehmungen zunächſt wieder gegen den König. So lange es zweifelhaft geweſen war, ob das Heer, oder das Parlament die Obergewalt behaupten würde, hatte er den König, der als Gefangener dem Heere folgen mußte, mit Schonung, ja mit Merkmalen der Hochachtung behandelt und Unterhandlungen mit ihm angeknüpft, um in Nothfällen einen Anlehnungspunkt an ihm zu finden. Nun aber, da er das Parlament dem Heere unterworfen hatte, wurde ihm das Daſeyn des Königs hinderlich und drohend. War jetzt ſchon, wie nicht unwahrſcheinlich iſt, ſein Streben auf die Oberherrſchaft gerichtet, ſo mußte er fühlen, daß ſelbige, ſo lange der König lebte, nicht zu erlangen war; und war er noch nicht ſo weit in ſeinen Planen gekommen, ſo mußte er ſich doch überzeugen, daß bei Lebzeiten des Königs die Gewalt, die er bereits beſaß,

ſaß, keineswegs geſichert war. Denn noch immer beſtand eine Partei, die dem Könige zugethan war und bei dem Mitleiden, das das Volk mit deſſen Unglück hatte, leicht einen Aufſtand erregen, oder die Wiedereinſetzung desſelben erzwingen konnte. Aber was ſollte er in Rückſicht des Königs unternehmen? Sollte er ihn aus England verjagen? Das konnte nur dazu dienen, ihn im Auslande Mittel zur Wiedererlangung der verlornen Herrſchaft auffinden zu laſſen. Oder ſollte er ihn heimlich umbringen? Das mußte alle Abſcheulichkeit eines Meuchelmords auf ihn laden. Am räthlichſten ſchien es ihm, ein Verfahren einzuleiten, welches bei aller Ungerechtigkeit oder Vermeſſenheit den Schein der Gerechtigkeit haben und wenigſtens den Vorwurf des Königsmordes von ihm auf Andre bringen konnte. Hierzu benutzte er die Flucht, die der König, vielleicht auf Cromwells Veranſtaltung, am 11. Nov. 1647 unternommen hatte. Als nämlich der König, ohne gehörige Vorkehrungen und nur von drei ſeiner Anhänger begleitet, aus Hamptoncourt entflohen und auf der Inſel Wight wieder ergriffen worden war, berief Cromwell eine Officier-Verſammlung nach Windſor, um über das Schickſal desſelben zu rathſchlagen. Und hier wurde beſchloſſen, den König vor Gericht zu fordern und wegen ſeiner ſchlechten Regierung beſtrafen zu laſſen. Um dieſen Beſchluß zur Ausführung zu bringen, ſuchte Cromwell den König ſo gehäßig als möglich zu machen. Er ließ daher die Prediger gegen ihn eifern, ließ ihm Forderungen vorlegen, die derſelbe, ohne ſich zu entehren, nicht bewilligen konnte, erklärte dann, Gott habe des Königs Herz verhärtet, und erwirkte eine Parlaments-Verordnung vom 15. Jan. 1648, laut deren fernerhin keine Schreiben oder Befehle vom Könige angenommen, und diejenigen als Staatsverräther beſtraft werden ſollten, die ohne Erlaubniß des Parlaments mit ihm in Verbindung treten würden.

Aber neue Schwierigkeiten entſtanden durch die Königlichgeſinnten in Schottland und England. Erbittert durch die Schmach, die dem Könige widerfuhr, und nicht geneigt, ſich einer Soldatenregierung zu unterwerfen, von der ſie verächtlich behandelt wurden, rüſteten ſich die Schottländer zu einem Einfall in England; eben ſo erhoben ſich auch in Wales und den nördlichen Gegenden Englands zahlreiche Haufen gegen die Gewalthaber, und ein Theil der Flotte verließ voll Ingrimm gegen letztere die engliſchen Häfen und ſchiffte nach Holland zum älteſten Sohn des unglücklichen Königs. Auf ſolche Weiſe entſtand abermals ein innerer Krieg (Mai 1648), in welchem Viele, die vorher gegen den König gekämpft hatten, für ihn die Waffen ergriffen. Doch allen dieſen Vertheidigern des Königs fehlte es an Uebereinſtimmung der Geſinnungen und Plane. Dagegen wußte Cromwell raſch und kraftvoll ihnen zu begegnen. Zuerſt wendete er ſich gegen Wales und brachte dasſelbe zur Ruhe (Jul. 1648)

1648); dann zog er gegen die Schottländer, ſchlug ihre verſchiedenen Haufen, trieb ſie aus dem nördlichen England, das er damit zugleich entwaffnete, und drang ſelbſt in Schottland ein, wo er neue Siege erkämpfte (Aug. 1648).

Doch während er mit der Armee von London entfernt war, hatte das Parlament neuen Muth gefaßt, ſich der Soldatenregierung zu entziehen. Viele ſeiner vertriebenen Mitglieder waren zurückgekehrt, die Verfügungen vom 15. Jan. 1648 zurückgenommen und auf's neue Unterhandlungen mit dem Könige angeknüpft worden. Aber während dieſe bei den ausſchweifenden Forderungen des Parlaments und dem entſchloſſenen Widerſtreben des Königs, beſonders in Religionsſachen, zwei Monate lang nutzlos hingezogen wurden, gewann Cromwell Zeit, Schottland zur Ruhe zu bringen und an der Spitze ſeines ſiegreichen Heeres nach England zurückzukehren. Sogleich ließ er durch den Rath der Officiere das Parlament auffordern, die Unterhandlungen mit dem Könige aufzuheben und ſelbigen zur Beſtrafung für ſo viel vergoſſenes Blut öffentlich vor Gericht zu fordern; dann ließ er, um dieſer Aufforderung Nachdruck zu geben, nicht nur das Heer gegen London anrücken, ſondern auch den König abermals zu einem Gefangenen des Heeres machen und auf das Schloß Hurſt in der Nähe von Windſor bringen. Bei dieſen Vorgängen zeigte das Parlament anfangs ehrenwerthen Muth. Es wies die

Forderungen des Heeres zurück, machte demſelben wegen der abermaligen Gefangennehmung des Königs verdiente Vorwürfe, und ging damit um, Generale und Officiere wegen ihrer gewaltſamen Anmaßlichkeit für Verräther zu erklären. Aber kräftiger im Reden als im Handeln, mußte es der Uebermacht des Heeres erliegen. Nachdem dasſelbe am 2. Dec. 1648 in London eingerückt war, „reinigte es das Parlament“ (6. Dec.), das heißt, es ſchaffte den größten und beſten Theil der Deputirten, die von der Partei der Presbyterianer waren, aus demſelben hinweg und ließ in demſelben nur etwa funfzig bis ſechzig Deputirte, Leute vom niedrigſten Pöbel, die zu den wüthigſten und entſchloſſenſten Independenten gehörten.

Nicht länger ſäumte nun Cromwell zum Aeuſſerſten und Abſcheulichſten zu ſchreiten. Der Augenblick war ihm günſtig! Niedergedrückt war der bewaffnete Anhang des Königs in England und Schottland, niedergedrückt auch das Parlament; jener war jetzt ſo erſchöpft, daß er keinen Widerſtand leiſten, und dieſes ſo herabgewürdigt, daß es als Werkzeug zur Hinrichtung des Königs dienen konnte. Und ſo geſchah es! Auf ſeinen Betrieb beſchloß das Parlament (2. Jan. 1649), einen hohen Gerichtshof aufzuſtellen, der den König verurtheilen ſollte. Cromwell ſelbſt ward ein Mitglied dieſes Gerichtshofes, nahm aber die Stelle des Vorſitzenden nicht an, ſondern überließ dieſe dem Rechtsgelehrten Bradſhaw: er ſuchte auch hier, ſo viel als möglich hinter dem Verſtecke zu handeln, oder die Schuld des Schrecklichen, das er veranlaßte, Andern zuzuſchieben. Am 20. Jan. 1649 wurde dieß Blutgericht unter vielen Gebeten und andern Feierlichkeiten in Weſtminſterhall eröffnet. Der gefangene König, der einige Tage vorher nach London gebracht worden war, wurde vor dasſelbe geführt und daſelbſt angeklagt, „daß er, dem bei ſeiner Annahme zum König von England eine eingeſchränkte Gewalt anvertraut worden ſey, in der böſen Abſicht, eine uneingeſchränkte und tyranniſche Regierung einzuführen, auf verrätheriſche und boshafte Art wider das Parlament und das Volk, das von jenem repräſentirt werde, Krieg erregt habe und daher als Tyrann, Verräther, Mörder und öffentlicher Feind des gemeinen Weſens belangt werde.“

Mit Ruhe vernahm dieß der König. Obſchon man ihm alle äuſſerlichen Zeichen der königlichen Würde abgenommen hatte, ſo hatte man doch das innere Gefühl ſeiner Würde ihm nicht rauben können. Mitten unter den ärgſten Mißhandlungen hatte er, geſtärkt durch die Tröſtungen der Religion, die Majeſtät eines Königs behauptet, und auch jetzt betrug er ſich mit der Würde, die Erhabenheit der Seele, nicht Stolz iſt. Aufgefordert, ſich gegen die erhobene Anklage zu rechtfertigen, erwiederte er: „er könne das Gericht, vor welches man ihn gezogen habe, da es gegen alle Staatseinrichtung ſey, nicht anerkennen; ſelbſt die ganze Macht des Staates, wenn ſie auch frei [illegible] vereinigt wäre, habe kein Recht, ihn vor Gericht zu fordern, da ſeine Würde von Gott ſey. Wollte man ihn auf eine andere Art dazu auffordern, ſo würde er die Unſchuld ſeines Betragens und die Gerechtigkeit ſeines Vertheidigungskrieges deutlich erweiſen; aber hier könne und dürfe er ſich nicht rechtfertigen, um nicht als ein Verräther der Staatsverfaſſung zu erſcheinen.“ — Dagegen bemerkte der Vorſitzende: „ſeine Richter wären Abgeordnete des Volkes, der einzigen Quelle aller geſetzmäßigen Gewalt; er müſſe alſo dieß Gericht anerkennen und ſich verantworten.“ König Karl aber beharrte bei ſeiner Erklärung und nicht bloß in der erſten, ſondern auch in den zwei folgenden Sitzungen dieſes Gerichtshofes. Darauf wurde in der vierten Sitzung (am 27. Jan. 1649), nach Abhörung einiger Zeugniſſe, das Urtheil ausgeſprochen: „daß Karl Stuart, nachdem er, wegen Hochverraths, und andrer Verbrechen öffentlich angeklagt, ſich immerfort geweigert habe, zu antworten, für überführt zu achten ſey, und als Tyrann, Verräther, Mörder und öffentlicher Feind der Nation enthauptet werden ſolle.“

Schon als die Anſtalten zum Proceß des Königs getroffen wurden, hatten ſich Frankreich, Holland, Schottland und Karls Gemahlin und Kinder für ihn verwendet. Jetzt, da das Todesurtheil über ihn ausgeſprochen war, traten mehrere Edle unter den Engländern auf, die für ihn ſprachen und mit hochherzigem Sinne ſich als die Schuldigen aller Vergehungen, die dem Könige aufgebürdet würden, angaben. Aber vergeblich waren alle dieſe Verwendungen, vergeblich ſelbſt das Mitleiden des eingeſchüchterten Volkes! Die vielen Tauſende von Soldaten, die in und um London lagen, und deren wilde Schwärmerei durch Betſtunden und Predigten unterhalten wurde, unterſtützten das abſcheuliche Vorhaben. Sie ſelbſt aber wurden vornehmlich von Cromwell getrieben, der eigenhändig das Todesurtheil unterſchrieb, mehreren Oberſten, die mit ihrer Unterſchrift zögerten, heftig drohete und doch dabei äuſſerte: „nicht er verlange die „Hinrichtung des Königs, ſondern das Heer; er habe „gebetet und gefaſtet für den König, habe aber keine „Veränderung für ihn erhalten können; der Rath der „Officiere habe mit ihm zu Gott gerufen, aber es ſey „beſchloſſen, der König müſſe ſterben.“

Nur drei Tage wurden dem Könige geſtattet, ſich zum Tode vorzubereiten. Er brachte ſie in ruhiger Ergebung, gröſtentheils mit Leſen und Beten hin. Am 29. Jan. wurden ſeine noch in England anweſenden Kinder, die Prinzeſſin Eliſabeth und der Herzog von Gloceſter, zu ihm gelaſſen. Er nahm von ihnen rührenden Abſchied, trug der Prinzeſſin auf, die Königin ſeiner beſtändigen Liebe und Treue zu verſichern, und ermahnte den Prinzen, ſeinen jüngſten Sohn, nie zum Nachtheil der älteren Brüder die Krone anzunehmen.

men. Am folgenden Tage, ſeinem Todestage (30. Jan. 1649), ſtand er früh auf, ließ ſich ſorgfältig ankleiden und bereitete ſich durch Andachtsübungen zu ſeinen letzten Augenblicken vor. Darauf folgte er mit muthvoller Entſchloſſenheit denen, die ihn zur Hinrichtung abholten. Als er das Blutgerüſte, das vor dem königlichen Palaſte Whitehall errichtet war, betreten hatte, wollte er das Volk anreden; aber er ſahe ſich auf allen Seiten von Soldaten umringt, ſo daß ſeine Stimme nicht bis zum Volke dringen konnte. Er ſprach daher zu den Wenigen, die ihn umgaben, betheuerte nochmals ſeine Unſchuld, vergab allen ſeinen Feinden und ſprach den Wunſch aus, daß die ganze Nation ſich wieder vereinigen und ihrem rechtmäßigen Könige, ſeinem älteſten Sohne, ſich unterwerfen möchte. Der Biſchof Juxon, ſein Beiſtand in den letzten Stunden ſeines Lebens, ermahnte ihn zur Standhaftigkeit. Ruhig erwiederte er: „Ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen, bei der keine Unruhen Statt finden." Mit dieſen Worten legte er ſein Haupt auf den Block. Zwei verlarvte Männer waren als Nachrichter um ihn geſchäftig. Der eine hieb ihm mit Einem Streiche den Kopf ab; der andre hielt den abgeſchlagenen Kopf in die Höhe und rief: „Dieß iſt der Kopf eines Verräthers!" — Jammer und Abſcheu erfüllte das anweſende Volk bei dieſem Auftritte des Entſetzens; aber unter der Zuchtruthe eines wildſchwärmenden Heeres wagte es nicht, ſeine Ge-

Gefühle laut werden zu laſſen. In der Stille betrauerte es den König, der ſeine Leiden mit ſo hoher Würde getragen hatte und mit einem ſo ſtandhaften und verſöhnlichen Gemüthe geſtorben war.

Nur Cromwell mochte ſich mit ſeinen vertrauteſten Freunden der Hinrichtung des Königs erfreun, da ſie ihn zur Oberherrſchaft hinführte. Zwar wurde England jetzt in eine Republik umgewandelt, die durch das Parlament regiert werden ſollte; aber die Regierung des Parlaments war eben ſo nichtig oder gehaltlos, als der Name Republik. Denn dem entwürdigten Parlamente wurde ein Staatsrath beigegeben, der mehr als jenes vermochte, und Mitglied dieſes Staatsraths wurde Cromwell. Sodann wurde er auch, als Fairfax, niedergedrückt von ſpäter Reue über allzu große Nachgibigkeit, freiwillig das Commando niedergelegt hatte (1650), Oberbefehlshaber aller Truppen in England und damit eigentlicher Lenker der Republik, die nur durch die Waffen des Heeres beſtand. Mit vielerlei Gewaltthätigkeiten, aber auch mit Kraft und Glück leitete er ſie. Er ließ die vornehmſten Anhänger des Königs hinrichten; er unterdrückte die Aufſtände, welche die Königlichgeſinnten in Irland, Schottland und England erregt hatten (1649—1651); er trieb den Prinzen von Wales, der als König Karl II. nach Schottland und von Schottland nach England gekommen war, durch wiederholte Niederlagen nach Frankreich zurück; er bedrängte die Holländer, die den

Stuarts Unterſtützung gewährten, theils durch die Navigationsacte theils im offenen Seekampfe und nöthigte ſie, die Ueberlegenheit Englands anzuerkennen. — Doch wir mögen hier nicht wiederholen, was wir bereits im erſten Abſchnitte dieſes Bandes S. 108 erzählt haben. Unſerm Vorhaben getreu, verweilen wir nur bei der Art, wie Cromwell Protector oder anerkanntes Oberhaupt der Republik wurde.

Während des Krieges mit den Holländern (1651 — 1654) ſuchte das Parlament, unter dem Vorwande die Laſten des Volkes zu mildern, in der That aber um Cromwells Gewalt zu ſchwächen oder aufzuheben, eine Verminderung des Landheeres zu bewirken. Aber Cromwell'n entging der Zweck dieſes Vorhabens nicht und, begierig ſeine Macht zu befeſtigen und zu erweitern, faßte er den Entſchluß, dieſes ſogenannte langwierige oder Rumpf-Parlament aus einander zu treiben. Aber ſchwierig war dieſes Unternehmen, nicht, weil es ihm an Macht zu ſelbigem fehlte, ſondern weil er durch dasſelbe den Vorwurf einer offenbaren Verletzung der Volksrechte ſich zuziehen konnte. Um es zur Ausführung zu bringen, fing er damit an, daß er das Parlament gehäßig machte, über die Anmaßlichkeit und drückende Herrſchaft desſelben, ſo wie über den ärgerlichen Lebenswandel der Parlamentsglieder klagte, dann das Verlangen anregte, daß die Heiligen herrſchen oder die Regierungsgeſchäfte in den Händen kluger und frommer Leute ſeyn möchten. Nach ſolchen Einleitungen ließ er durch den Rath der Officiere dem Parlamente andeuten, es möchte auseinander gehen, damit auch Andre zur Regierung der Republik gelangen könnten. Aber das Parlament verwarf dieſen Antrag mit Unwillen, ſuchte ſeine Fortdauer zu behaupten und ſtellte dazu Berathſchlagungen über Ergänzungswahlen an. Dieß hörte Cromwell, als er eben mit ſeinen Officieren über die neue Einrichtung der Republik redete, und Zorn und Herrſchſucht trieb ihn an, das Parlament ſogleich durch einen Gewaltſtreich zu überraſchen (20. Apr. 1653). Mit dreihundert Soldaten zog er eiligſt gegen dasſelbe. In Weſtminſterhall angelangt, ließ er einen Theil ſeiner Soldaten an der Thüre des Parlamentſaales, einen andern an den Vorplätzen; er ſelbſt begab ſich in die Verſammlung und hörte anfangs den Verhandlungen über die Ergänzungswahlen ruhig zu. Nach einer Weile rief er den Generalmajor Harriſon herbei und ſagte ihm: „er halte das Parlament jetzt reif zur Aufhebung.“ Harriſon antwortete: „Sir, „das Werk iſt wichtig und gefährlich; überlegt es „ernſtlich, ehe ihr es anfangt.“ — „Ihr habt Recht,“ erwiederte Cromwell und ſaß wieder eine Zeitlang ſtille, bis die obwaltende Berathſchlagung ihrem Ende nahete. Da ſagte er abermals zu Harriſon: „Jetzt iſt es Zeit, jetzt muß ich's thun!“ Mit dieſen Worten ſtand er auf, hieß dem Sprecher ſchweigen und ergoß ſich in die ſchmählichſten Vorwürfe gegen das

Parlament und deſſen Glieder. Einige ſchalt er Trunkenbolde, andre Unzüchtige und Ehebrecher, noch andre ungerechte Leute, deren Lebenswandel ſich für das Bekenntniß des Evangeliums nicht ſchicke; allen aber warf er vor, daß ſie für das gemeine Beſte nichts thäten; ſondern nur für die Sache der Presbyterianer ſorgten. Da einige Parlamentsglieder gegen ihn ſich erhoben, trat er mitten in den Saal und rief: „Kommt, ich will dieſem Geſchwätz ein Ende machen!“ Dabei ſtampfte er mit dem Fuße. Und als auf dieſes Zeichen ſeine Soldaten herbeikamen, rief er dem Parlamente zu: „Macht euch fort! Macht ehrlicheren Leuten Platz! Ihr „ſeyd kein Parlament mehr; ich ſage es Euch, Ihr „ſeyd kein Parlament mehr! Der Herr hat nichts mehr „mit Euch zu thun; er hat andre Werkzeuge erwählt, „ſein Werk auszuführen.“ Während jetzt Harriſon den Sprecher ergriff und abführte, befahl er einem der Soldaten das Scepter wegzunehmen, und ſagte dann wieder zu dem Parlamente: „Ihr ſeyd es, die Ihr „mich hierzu genöthigt habt! Ich habe den Herrn Tag „und Nacht gebeten, er möchte mich lieber tödten, als „mich nöthigen dieß Werk zu thun.“ Und nun befahl er den Soldaten, alle Parlamentsglieder aus dem Saale wegzutreiben, ging zuletzt ſelbſt hinaus und ließ die Thüren zuſchließen. Mit ähnlicher Gewaltthätigkeit hob er am Nachmittage desſelben Tages (20. Apr. 1653) auch den, dem Parlamente ergebenen Staatsrath auf.

Vergebens waren die Klagen der verjagten Parlamentsglieder; Cromwell begegnete ihnen mit den härteſten Gegenklagen und beſchwichtigte die Nation durch Verminderung der Abgaben und durch Aufſtellung eines neuen Parlaments. Durch den Rath der Officiere, gegen den er noch immer Ergebenheit heuchelte, ſetzte er (am 4. Jun. 1653) ein neues Parlament ein, aber ein ſolches, das ſich nicht behaupten konnte. Es beſtand größtentheils aus unwiſſenden, ſchwärmeriſchen Handwerkern, die wohl lange Gebete und Predigten halten konnten, aber nichts von Regierungsgeſchäften verſtanden, und Kirche und Staat mit der größten Zerrüttung bedroheten. Bald wurde daher dieſes Parlament bei allen Parteien lächerlich und verächtlich, und bald ließen ſich einige aus demſelben, die es fühlten, daß ſie der übertragenen Gewalt nicht gewachſen wären, bereitwillig finden, dieſelbe in Cromwells Hände zurückzugeben; die übrigen wurden durch Cromwells Soldaten vertrieben (12. Dec. 1653). Hiermit war, wie es hieß, die höchſte Gewalt aufs neue an den Rath der Officiere zurückgekommen, und nun ſchien es Cromwell'n an der Zeit, als Beherrſcher Englands öffentlich aufzutreten. Er bewog daher den Rath der Officiere zu dem Beſchluß (15. Dec. 1653), daß er unter dem Titel „Beſchützer des gemeinen Weſens" die Verwaltung der öffentlichen Geſchäfte übernehmen und dieſe (laut eines Regierungsplans, den ſein General Lambert entworfen ſen oder vorgetragen hatte) neben einem Staatsrath von 13 bis 21 Perſonen ausüben ſollte. Dieß Vorhaben wurde ſogleich zur Ausführung gebracht. Am folgenden Tage (16. Dec.) wurde **Cromwell** unter vielen religiöſen Feierlichkeiten zu Weſtminſterhall als **Protector** eingeſetzt, und damit zum Oberherrn von England, Schottland- und Irland erklärt, — zwar dem Titel nach nicht König, aber der Wirklichkeit nach mächtiger, als je ein König von England geweſen war.

Er regierte, wie ſchon oben angedeutet worden iſt, mit Kraft, Umſicht und Mäßigung, und gelangte zu großem Anſehn in und auſſer England. Dennoch konnte er den Freiheitsſinn der Engländer nicht unterdrücken, und nur durch die ſtrengſte und argliſtigſte Wachſamkeit gelang es ihm, die Verſchwörungen, die gegen ihn angeſponnen wurden, zu entdecken und zu vereiteln*). Am ſchwierigſten wurde ihm die Leitung des Heeres, auf welchem ſeine Macht beruhete. Denn obſchon er durch ſtrenge Zucht, durch Vermehrung des Soldes und durch das Gewicht ſeines Kriegstalents

und

---

*) Wie in unſern Tagen **Napoleon**, ſo fand auch **Cromwell** nöthig, eine geheime Polizei einzuſetzen. Sein Schreiber Thurloe war damit beauftragt. Die Gehilfen deſſelben mengten ſich unter der Geſtalt der Königlichgeſinnten, oder der Presbyterianer oder der Independenten in alle Geſellſchaften und ſuchten alle Geheimniſſe auszuforſchen. S. **Cromwells** Leben in den **Britanniſchen Biographieen**, herausgegeben von Baumgarten. Halle 1754. Th. 1, S. 127.

und gebieteriſchen Characters daſſelbe im Gehorſam erhielt, ſo trat doch der Geiſt der Schwärmerei, den er früherhin in demſelben gehegt und genährt hatte, jetzt ſeiner Herrſchaft entgegen. Hatte das Heer ihn vorher als einen von Gott Begeiſterten oder Begünſtigten betrachtet (was vorzüglich ſeiner Erhebung zu Statten gekommen war), ſo fing es jetzt an, mißtrauiſch gegen ihn zu werden und betrachtete ſeine Herrſchaft als unvereinbar mit dem Reiche Chriſti, zu deſſen Herbeiführung er ſo oft ermahnt hatte. Beſonders laut und nachdrücklich erklärte ſich das Heer gegen den Vorſchlag des Parlaments, daß ihm der Königstitel ertheilt werden möchte; und gerade dieß bewog ihn einen Titel auszuſchlagen (8. Mai 1657), der ſeiner Ehrſucht ſchmeichelte, und öffentlich zu erklären, daß er unter dem Titel eines Königs die Regierung mit gutem Gewiſſen nicht annehmen könne. Doch benutzte er die Ergebenheit, die das Parlament ihm bezeigte, um die früher nur durch das Heer ihm zuerkannte Würde jetzt durch die Repräſentanten des Volkes ſich zuerkennen zu laſſen. Er ließ daher durch das Parlament ſich unter vielen Feierlichkeiten von neuem als Protector einſetzen (26. Jun. 1657) und zugleich einen neuen Regierungsplan (die unterthänige Bitte genannt) aufſtellen, durch welchen er unter andern auch das Recht erhielt, ſeinen Nachfolger zu ernennen.

Bei dem allen aber war ſeine Lage nichts weniger als beneidenswerth. Denn während er mit der

Laſt der öffentlichen Geſchäfte bedrückt war, ſahe er ſich auf allen Seiten von Gefahren bedroht. Die Zahl ſeiner Feinde mehrte ſich, in der Armee nahm ſein Einfluß ab, ſeine Anhänger geriethen unter einander in Streit; ſelbſt ein vorzüglicher Beförderer ſeiner Größe, der General Lambert, verließ ihn, er konnte zu keiner Partei Vertrauen haben, und die vielen Verſchwörungen, die ſich gegen ihn entſpannen, ließen ihn fürchten, daß irgend ein Zufall ſeiner Regierung ein Ende machen könnte. Er gerieth dadurch in Angſt, Mißtrauen und Argwohn; ſeine Stimmung wurde immer düſtrer. Hatte er anfangs gleich einem milden Fürſten zu regieren geſucht, ſo trieb ihn nun Mißtrauen und Argwohn zur Härte und Gewaltthätigkeit; war er vorher auf den Schlachtfeldern dem Tode kühn entgegengetreten, ſo ſchreckte ihn nun die Angſt vor Meuchelmördern. Er lebte das ſchaudervolle Leben eines Tyrannen! War er zu Hauſe, ſo erſchreckte ihn Geſellſchaft und Einſamkeit; erſchien er öffentlich, ſo hatte er zahlreiche Wachen, Piſtolen und Dolche bei ſich und einen Panzer unter ſeinem Kleide; reiſete er, ſo geſchah es ſchnell und eilfertig, unter bewaffneter Bedeckung und ſo, daß er Tag und Stunde der Abreiſe verbarg, einen andern Rückweg nahm und immer ſeine Schlafſtellen änderte. Deutlich ward es alſo auch an ſeinem Beiſpiele, daß eine Größe, die durch Sündlichkeiten erlangt wird, zur Ruhe und Freudigkeit des Lebens nicht hinführen kann.

Als endlich die geliebteſte ſeiner Töchter, Eliſabeth (geb. 1630), Gemahlin des Ritters Cleypoole, aus Kummer über die Hinrichtung ihres Lehrers und Freundes, des ehrwürdigen Gottesgelehrten Dr. Hewett (8. Jun. 1658), um deſſen Erhaltung ſie vergebens gebeten hatte, geſtorben war (6. Aug. 1658), ergriff ihn eine Traurigkeit, die im Verein mit der Angſt, die ihn ſchon früher gepeiniget hatte, ſein Lebensende beſchleunigte. Er bekam ein langſames Fieber, das bald in ein dreitägiges überging. Anfangs täuſchte er ſich oder Andre mit der Hoffnung der Wiedergeneſung; auch die Prediger, die er zum Gebete in ſeinem Palaſte verſammelt hatte, verſicherten, er werde wieder aufkommen. Doch bald nahm ſeine Krankheit ſo zu, daß die Nähe ſeines Todes nicht zu bezweifeln war. Jetzt ſchickte der Staatsrath Abgeordnete an ihn, damit er ſeinen Nachfolger im Protectorate ernennen möchte. Dieſe fanden ihn faſt bewußtlos und nicht im Stande, gehörig zu antworten. Sie fragten ihn daher bloß: ob er ſeinen Sohn Richard zu ſeinem Nachfolger ernenne? Dieß bejahete er. Bald darauf ſtarb er an eben dem Tage, den er immer für den glücklichſten in ſeinem Leben gehalten hatte, am 3. Sept. 1658, in einem Alter von 59 Jahren. Ein glänzendes Leichenbegängniß mit königlicher Pracht wurde ihm zu Ehren angeſtellt *).

---

*) Die Sage meldet, daß Cromwell, wie er noch lebend aus Furcht einſtiger Mißhandlungen befohlen habe, von ſeinen Freunden heim-

Es iſt ſchwer über ihn zu urtheilen: Haß und Schmeichelei haben die Nachrichten über ihn entſtellt; er ſelbſt hat bei ſcheinbarer Offenheit ſorgfältig ſein Inneres verſteckt und gefliſſentlich die Maſke angenommen, die den jedesmaligen Umſtänden anpaßte; ja auch der Glanz ſeines Glückes und die Größe der Vortheile, die er der Macht und Schiffahrt Englands zuführte, hat das Urtheil über ihn beſtochen. Nicht ohne Schein von Glaubwürdigkeit iſt er daher von Einigen als der ſchamloſeſte Heuchler und abſcheulichſte Böſewicht, von Andern als ein auſſerordentlicher, durch große Talente hervorragender Mann, der zum Herrſcher geboren war, geſchildert worden. Gewiß iſt es, daß er, obſchon ſein Aeuſſeres nicht hervorſtechend war (er hatte ein unfreundliches Anſehn und eine unangenehme Stimme), große und ausgezeichnete Fähigkeiten beſaß, beſonders ſcharfſichtige Beurtheilungskraft, muthvolle Entſchloſſenheit, ſtandhafte Thätigkeit und raſtloſe Wachſamkeit; gewiß iſt es auch, daß er mit die-

ſen

---

lich auf dem Schlachtfelde von Naſeby beerdigt worden ſey, und daß der Sarg, den man bei ſeinem Leichenbegängniß in der Weſtminſterabtei beiſetzte, nicht ſeinen, ſondern Karls I. Leichnam enthalten habe. Dieß ſey entdeckt worden, als Cromwells Leichnam auf Befehl Karls II. im Dec. 1660 an den Galgen gehenkt werden ſollte. Denn da habe es ſich gezeigt, daß an dem Körper, den man für Cromwells Körper hielt, der Kopf angenähet, und daß der Sarg Karls I. leer geweſen ſey. — Wir können nicht beſtimmen, in wie weit dieſe Sage gegründet iſt; nur ſo viel ſcheint gewiß, daß ſein Körper vor dem prächtigen Leichenbegängniß, das ihm zu Ehren veranſtaltet wurde, begraben war.

ſeine Fähigkeiten mit arglistiger Heuchelei vereinigte und eine ſchlaue Gewandtheit, Andre zu durchſchauen und ihre Schwächen zu ſeinem Vortheile zu benutzen. Wahrſcheinlich aber iſt es, daß heiße Ehrſucht die Quelle aller Abſcheulichkeiten war, die ihm vorgeworfen werden; wahrſcheinlich ferner, daß er, obgleich er die Religion oft zum Vorwand oder Schleier ſeiner Abſichten mißbrauchte, doch von religiöſen Vorſtellungen und Gefühlen ergriffen war, und ſeine Handlungen durch den glücklichen Ausgang, den ihnen die Vorſehung gegeben hätte, gerechtfertigt glaubte.

In ſeinem Privatleben war er ohne Prunk, mäßig und keuſch, bald ernſt, bald luſtig, oft den ſtrengſten Religionsübungen hingegeben, oft auch den gemeinſten Scherzen. Selbſt in den Zeiten, in denen er als Protector den königlichen Palaſt zu Whitehall bewohnte, hatte ſein häusliches Leben den Anſtrich des Klöſterlichen. Muſik und Dichtkunſt liebte er, auch bewies er Achtung für Künſte und Wiſſenſchaften und gewährte ausgezeichneten Gelehrten Unterſtützung; doch waren ſeine gelehrten Kenntniſſe beſchränkt. Sogar an der Geſchicklichkeit, ſich leicht und fließend auszudrücken, fehlte es ihm: ſeine Reden waren ermüdend lang, dunkel, verworren, aber immer verwebt mit den damals aufgeregten Religionsſchwärmereien und eben dadurch, wie Volksreden ſeyn müſſen, ihren Zeiten angemeſſen, oder den damals herrſchenden Vorſtellungen und Gefühlen entſprechend.

Faſt unwillkührlich wird man von ihm zu **Napoleon** hingeführt. Denn obſchon beide in vielen Stücken von einander verſchieden ſind und namentlich auch darin, daß **Cromwell** eine Revolution, wenn auch nicht herbeiführte, doch forttrieb und leitete, **Napoleon** aber einer andern Grenzen ſetzte: ſo ſind ſie doch in ihren Fähigkeiten, in ihrem Emporſtreben und in der Kräftigkeit ihrer Regierung einander ähnlich, und es zeigt ſich bei beiden deutlich, daß gleiches Streben zu gleichen Mitteln hinführt, die nur durch die Verſchiedenheit der Zeiten und Umſtände verſchiedentlich ſich geſtalten.

XI.

Guſtav Waſa's Thronbeſteigung.

Guſtav Waſa, geboren zu Lindholm in Upland am 12. März 1490, war der Sohn **Erich's**, eines ſchwediſchen Reichsrathes, der väterlicherſeits aus dem Hauſe **Waſa** und mütterlicherſeits aus dem Hauſe **Sture** abſtammte, zwei Häuſern, die mit den alten Königen Schwedens verwandt und durch Vaterlandsliebe und Regierungsfähigkeit ausgezeichnet waren. Für die Erziehung des Knaben und Jünglings ſorgten beſonders die Sturen, ſeine Vettern, damals Reichsverweſer. **Sten Sture der Aeltere** (Reichsverweſer von 1471 — 1504) nahm ihn zu ſich, flößte ihm großartige Geſinnungen und Empfindungen ein und ermunmunterte ihn zu Leibesübungen; Swante Sture (Reichsverweſer von 1504—1512) ſchickte ihn (1509) auf die Univerſität Upſala, wo er ſich mit den Wiſſenſchaften bekannt machte; und Sten Sture der Jüngere (Reichsverweſer von 1512—1520) zog ihn, da er von Upſala zurückgekehrt war (1512) an ſeinen Hof und verſchaffte ihm Gelegenheit, ſeine Anlagen geltend zu machen und ſich im Umgang mit dem gelehrten Biſchof von Linköping, Hemming Gadd, zum Staatsmann zu bilden.

Sein Hervortreten in's öffentliche Leben begann bei der Belagerung des Schloſſes Stäke (1517), das der herrſchſüchtige Erzbiſchof von Upſala Guſtav Trolle, der abgeſagte Feind der Sturen, zur Ausführung verrätheriſcher Abſichten befeſtiget und beſetzt hatte. Hier trieb er die Dänen, die dem belagerten Erzbiſchof Hilfe bringen wollten, zurück und nöthigte letztern, ſich und ſein Schloß zu ergeben, worauf derſelbe in einer Verſammlung der ſchwediſchen Reichsſtände zu Stockholm förmlich abgeſetzt wurde (23. Nov. 1517). Im folgenden Jahre nahm Guſtav Antheil an dem Siege, den Sten Sture in der Nähe von Stockholm über die Truppen erfocht (22. Jul. 1518), die der Dänenkönig Chriſtiern oder Chriſtian II. auf Schiffen herbeigeführt hatte Bei den darauf folgenden Unterhandlungen ward Guſtav nebſt fünf andern angeſehenen Schweden als Geiſel nach dem Schiffe Chriſtierns abgeſchickt; dieſer aber ließ, wider alles

Völkerrecht, ihn und ſeine Gefährten ergreifen und als Gefangene nach Dänemark abführen.

Dieſes ungerechte Verfahren war gleichſam die Einleitung zu allen den Abſcheulichkeiten, durch welche der herrſchſüchtige und grauſame Chriſtiern die Herrſchaft über Schweden anfangs erhielt und ſpäterhin verwirkte. Denn als er jene edlen Schweden nach Dänemark gebracht hatte, kehrte er nach Schweden zurück (1519), um den Bann zu vollſtrecken, den Pabſt Leo X. auf ſein Anſtiften wegen Abſetzung des verrätheriſchen Erzbiſchofs Trolle über Sten Sture und ganz Schweden ausgeſprochen hatte. Glück und Uebermacht gab ihm den Sieg. Sten Sture wurde in der erſten Schlacht tödtlich verwundet (9. Febr. 1520), und bald darauf fiel Schweden, nun ohne Anführer und darum ohne Einheit, in däniſche Hände. Nur Stockholm leiſtete unter der Leitung der Witwe Sturens, einer Frau von männlichem Muthe, nachdrücklichen Widerſtand, bis es endlich den Verführungskünſten Chriſtierns unterlag. Am 7. Sept. 1520 hielt dieſer ſeinen feierlichen Einzug in Stockholm und wurde hier, wie in andern Theilen Schwedens, als König anerkannt. Er hatte dabei Vergeſſenheit des Vergangenen und Aufrechthaltung der Geſetze und Freiheiten Schwedens verſprochen; aber er hielt dieß Verſprechen nicht. Nachdem er ſich (am 4. Nov. 1520) zum König von Schweden hatte krönen laſſen, ſetzte er, unter dem Vorwande die durch den päbſtlichen Bannfluch ausgeſprochenen Strafen vollziehen zu laſſen, ein Blutgericht nieder, das gerade die edelſten und kräftigſten der Schweden als Ketzer zum Tode verurtheilte. Darauf erfolgte (am 8. und 9. Nov. 1520) das berüchtigte Blutbad. Nur allein in Stockholm wurden, auſſer vielen hundert Schweden niederes Standes, vier und neunzig der Vornehmſten, unter ihnen Guſtavs Vater, hingerichtet, eine noch gröſſere Zahl in andern Städten und Gegenden Schwedens, manche unter grauſamen Martern. **Chriſtiern** ſelbſt reiſete nach Verübung des „Stockholmer Blutbads“ in Schweden umher, ließ daſelbſt die, die er als Gegner fürchtete, hängen oder enthaupten, rädern oder erſäufen. Auch von den Frauen und Töchtern der Hingerichteten ließ er einige hinrichten, andre, als Guſtavs Mutter, Cäcilie, und Chriſtinen, Sturens Witwe, als Gefangene nach Dänemark abführen. Darauf ging er ſelbſt nach Kopenhagen zurück, wähnend, daß nun ſeine Herrſchaft über Schweden hinlänglich befeſtiget ſey. Aber er täuſchte ſich! Gerade der, den die Vorſehung beſtimmt hatte, das ſtockholmer Blutbad zu rächen und Schweden zu befreien, **Guſtav**, war ihm entgangen.

Guſtav war, nachdem er im Jahre 1518 nach Dänemark gebracht worden war, anfangs in ſtrenger Gefangenſchaft gehalten, dann ſeinem Vetter Erich Baner, der mit 6000 Reichsthalern für ihn Bürgſchaft leiſtete, zur Aufſicht übergeben worden. Bei dieſem, auf dem Schloſſe Callö in Jütland, hörte er, wie Schweden mit dem ſchrecklichſten Verderben von Chriſtiern bedroht wurde. Vaterlandsliebe wallte in ihm auf, zur doppelten Qual wurde ihm ſeine Gefangenſchaft, und er beſchloß zu entfliehen. Bei einem Spaziergange entkam er, gelangte dann in Bauernkleidung nach Flensburg, miſchte ſich daſelbſt unter niederſächſiſche Viehhändler und wurde von ihnen nach Lübeck gebracht (Sept. 1519). In Lübeck begab er ſich auf das Rathhaus und bat um Unterſtützung zur Ueberfahrt nach Schweden. Aber ſein Vetter Baner war ihm nachgeeilt und forderte den Senat zu Lübeck auf, ihn anzuhalten und auszuliefern. Eine Zeitlang ſchwankte der Senat: er fürchtete Chriſtierns Zorn und Uebermacht; doch endlich entſchied er für das, was ihm recht und nützlich dünkte. Er nahm den Flüchtling in Schutz und beförderte deſſen Abreiſe nach Schweden. Auf ſolche Weiſe gelangte Guſtav (im Mai 1520) wieder in ſein Vaterland, das eben damals nach Sten Stures Tode der Uebermacht der Dänen unterlag.

In der Gegend von Calmar war er gelandet. Sogleich begab er ſich in dieſe Stadt und ermunterte ſie, die von den Dänen bedroht, aber noch nicht erobert war, zum tapfern Widerſtande. Allein er fand kein Gehör; man gebot ihm, ſich zu entfernen, und drohete ihm mit Auslieferung an die Dänen. Er begab ſich daher von neuem auf die Flucht und gelangte mitten zwiſchen däniſchen Völkern, die ihm nachſpürten,

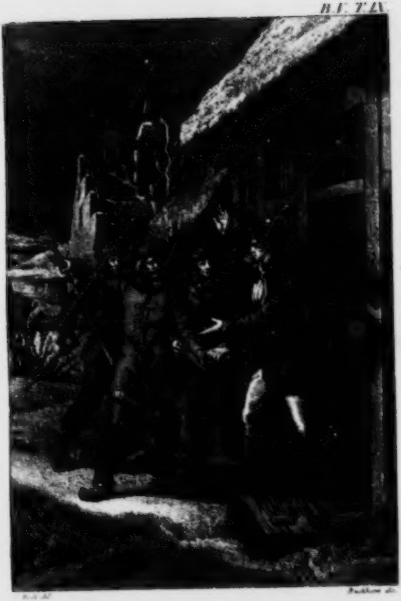
ten, glücklich auf das Schloß Terna in Südermannland. Dort bei dem Gemahl ſeiner Schweſter, dem Reichsrathe Brahe, wollte er ſich kund geben, Leute um ſich ſammeln und mit Gewalt nach Stockholm vordringen. Aber ſein Schwager und ſeine Schweſter baten ihn mit Thränen, ſich und ſie nicht unglücklich zu machen. Er zog alſo weiter auf das ſeiner Familie zugehörige Schloß Refsnäs unweit Gripsholm. Während er daſelbſt auf Mittel ſann, ſein Vaterland zu befreien, traf ihn die Schreckensbotſchaft von dem ſtockholmer Blutbade, von der Hinrichtung ſeines Vaters, von der Gefangennehmung ſeiner Mutter, von dem grauſenhaften Tode ſo vieler edlen, ihm nahverwandter Schweden. Dieß alles empörte ſein Inneres. Aber wie ſollte er Rache nehmen? wie ſeinem niedergebeugten Vaterlande aufhelfen? Er ſtand allein: ſeine Landsleute waren durch die Gewaltthätigkeiten der Dänen niedergeſchlagen, viele auch dem Vaterlande abgewendet worden; er ſelbſt konnte ſich nicht öffentlich zeigen: überall war er von däniſchen Völkern umgeben, auf ſeinen Kopf war eine große Summe geſetzt, und der Tod allen denen gedroht, die ihn beherbergen würden. Wem ſollte er ſich anvertrauen? mit wem ſich verbinden? — In dieſer Noth richtete er die Blicke auf die nordweſtlichen Gegenden ſeines Vaterlandes nach Dalekarlien oder Dalarne. Dort, wußte er, wohnten zwar arme, aber redliche Bauern, Menſchen, die durch angeſtammte Kraft und Freiheitsliebe ausgezeichnet und bis jetzt von den Schreckniſſen und Verführungen der Dänen noch unberührt waren. Nur von ihnen konnte er Schutz, Beiſtand und Förderung ſeines großen Vorhabens erwarten. Er verließ daher das Schloß Refſnäs und eilte den Dalbauern zu. Aber unterwegs verließ ihn treulos der einzige Bediente, den er bei ſich hatte, mit allem, was er an Koſtbarkeiten beſaß; beim Verfolgen desſelben verlor er ſein einziges Pferd und überall ſah er ſich von Feinden umringt. Um ſich unkenntlich zu machen, ſchnitt er ſein ſchönes Haar ab, ſetzte einen runden Huth auf den Kopf, zog ein grobes Wams an und nahm die Axt auf die Schulter. So kam er, ein armſeliger Flüchtling, gleich einem Arbeit ſuchenden Taglöhner in Dalekarlien an.

Bei einem reichen Bauer, Andreas Pehrſon, im Kirchſpiele Rankehytta, unweit Falun, fand er Dienſte als Dreſcher; aber bald machte ſein Anſtand und die Feinheit ſeines Hemdes ſeine Mitarbeiter auf ihn aufmerkſam. Sein Brodherr ließ ihn zu ſich kommen und erkannte ihn, da er mit ihm in Upſala ſtudiert hatte; doch mochte er aus Furcht vor Chriſtiern ihn nicht bei ſich behalten, ſondern beſchwor ihn, tiefer in das Gebirge zu flüchten. Guſtav wanderte daher weiter und gerieth in neue Gefahren. Denn als er über einen Fluß oder See ging, brach das Eis unter ihm zuſammen; und als er in Ornäs dem Gutsbeſitzer Arend Pehrſon, der einſt unter ihm gedient hatte, te, ſich anvertraute, rief dieſer ſchlechtdenkende Mann, um die auf Guſtavs Kopf geſetzte Belohnung zu gewinnen, die Dänen herbei. Doch deſſen Gattin, edler als er, rettete den Unglücklichen. Während der Mann zu den Dänen gegangen war, gab ſie ihm Pferd und Schlitten, um eiligſt entfliehen zu können. Hierauf gelangte er in das Kirchſpiel Swerdſiö zu einem Pfarrer, den er gleichfalls in Upſala hatte kennen lernen. Dieſer beherbergte ihn acht Tage lang und brachte ihn dann, um ihn gegen umherſchweifende Dänen zu ſchützen, zu einem redlichen Bauer, Namens Nilſon, im Dorfe Iſala. Während er bei dieſem weilte, kamen däniſche Soldaten gerade in die Stube, in der er eben am Ofen ſtand. Doch Nilſon, von den Dänen befragt, antwortete: er wiſſe nichts von Guſtav; und ſein Weib trieb dieſen als einen faulen Knecht unter Schlägen zur Thüre hinaus. Als nun die Soldaten abgezogen waren, führte ihn Nilſon in einem mit Stroh beladenen Wagen nach Rättwick. Unterwegs kamen Dänen, die das Stroh, in welches er gepackt war, mit Spießen durchſtachen. Er bekam dadurch eine Wunde in's Bein, und ſein Blut träufelte vom Wagen herab. Doch ſchnell ſchnitt Nilſon eines ſeiner Pferde in den Fuß, um den Dänen ſagen zu können, daß hiervon die blutige Spur herrühre. Zu Rättwick fing Guſtav an, die Dalbauern zum Aufſtand gegen die Dänen zu ermuntern. Als ſie um ihre Kirche verſammelt waren, trat er vor ihnen auf, ſchilderte ihnen die Noth des Vaterlandes und forderte ſie auf, dasſelbe zu befreien. Seine Reden gingen ihnen zu Herzen, und ſie verſprachen zu den Waffen zu greifen, doch nur, wenn ihre Nachbarn dasſelbe thäten. Dieß bewog ihn, ſich nach Mora, dem größten und volkreichſten Kirchſpiel in Dalarne, zu begeben, wo er am Weihnachtsfeſte 1520 mit gleichen Schilderungen und gleichen Aufforderungen, wie zu Rättwick, auftrat. Aber auch hier richtete er nichts aus. Die Gemeinde ſcheute ſich den Krieg in ihre friedlichen Thäler zu ziehen; ſie meinte, die Grauſamkeiten der Dänen gingen mehr den Adel als den Bauernſtand an, und hegte kein Zutrauen zu dem ihr unbekannten Fremdling. Zwar ſchützte ſie ihn gegen einen Angriff von Seiten der Dänen; aber ſie gab ihm auch zu verſtehen, daß er ſich einen andern Aufenthaltsort ſuchen möchte.

Mit ſchwerem Herzen zog er im Anfang des Jahres 1521 weiter. Die Wünſche und Hoffnungen, mit denen er Dalekarlien betreten hatte, waren unbefriedigt geblieben; der Anhang und Beiſtand, auf den er gerechnet hatte, hatte ſich nicht gezeigt; ſtatt feuriger Vaterlandsliebe war ihm kalte Bedenklichkeit entgegengetreten; nirgends hatte er einen ſichern Anhaltspunkt gefunden. Was ſollte er thun? Nichts ſchien ihm übrig, als Schutz und Hilfe im Auslande zu ſuchen. Voll dieſes Gedankens ſchritt er den Weſterthälern zu, und ſchon nahete er ſich der norwegiſchen Grenze, als

ihm

B.V. T.IV.



[illegible] del. Buchhorn sc.

Anfang der Erhebung Gustav Wasa's.

ihm plötzlich eine freudige Umänderung ſeines Geſchickes entgegen leuchtete.

Kaum war er nämlich von Mora weggegangen, als ſich dort zwei ſchwediſche Edelleute, Olofſen und Michelſon, Flüchtlinge wie er, nach einander einfanden, die das, was er von der Dänen Grauſamkeit erzählt hatte, beſtätigten und, um die Bauern in Furcht zu ſetzen, hinzufügten, Chriſtiern werde die Thäler mit neuen Steuern belegen und allen Bauern einen Arm und einen Fuß abhauen laſſen, damit ſie zum Kriegsdienſte untüchtig würden; dann, als ſie von Guſtav hörten, zu wiederholten Malen verſicherten, er ſey der einzige Mann, der die Bauern und das ganze Vaterland retten könne. Dieſe Ausſagen und Verſicherungen erweckten bei den Bauern zu Mora Furcht und Reue: ſie bebten vor der Zukunft, bedauerten ihr Verhalten gegen Guſtav und beſchloſſen ihn zurückzurufen und unter ſeiner Anführung die Waffen zu ergreifen. Sogleich ſchickten ſie ihm Eilboten auf Schrittſchuhen nach, die ihn zurückbringen ſollten. Dieſe Eilboten trafen ihn nahe an der norwegiſchen Grenze, im Kirchſpiele Lima *). Freudig hörte er, was ſie ihm meldeten; ſein Herz lebte zu neuen Hoffnungen auf; er folgte ihnen und fand ſich nicht getäuſcht, als er nach Mora zurückkam. Hier empfing ihn jetzt das Volk mit Ehrfurcht, ver-

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. IX.

ſicherte ihm treue Ergebenheit und verſprach ſeiner Leitung zu folgen. Sechzehn der Rüſtigſten boten ſich ihm als Leibwächter an; zweihundert andere ſtellten ſich um ihn als Kampfgenoſſen. Gefunden hatte er alſo, was er ſo lange geſucht hatte, Hilfe und Beiſtand gegen den Tyrannen, und eröffnet war ihm hiermit der Weg zur Befreiung ſeines Vaterlandes und, was vielleicht damals noch nicht vor ſeiner Seele lag, zur Beſteigung des Thrones. Seine Abholung von Lima war der Anfangspunkt ſeiner Erhebung!

Schnell und anſehnlich nahm ſein Anhang zu. Als ſein erſtes Unternehmen, die Erſtürmung des Kupfergebirgs bei Falun ihm gelungen war (28. Jan. 1521), hatte er ſchon auf 3000 Mann unter ſeinen Befehlen, dann (im Mai 1521) auf 15000. Aus allen Theilen Schwedens ſtrömten Streitbare voll patriotiſchen Sinnes ſeinen Fahnen zu. Mit raſtloſem Eifer bildete er dieſe Mannſchaft zu einem geordneten Heere, vertheilte ſie in Haufen unter Oberſten und Hauptleuten, übte ſie täglich in den Waffen, lehrte ſie Glieder ſchließen und öffnen, hielt ſie in ſcharfer Zucht, aber zeigte ihnen auch die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit und Theilnahme, und wußte nicht weniger Liebe als Furcht um ſich zu verbreiten.

Mit Schrecken vernahmen der däniſche Vicekönig zu Stockholm Jöns Baldenake, der Erzbiſchof Trolle und wer ſonſt zum däniſchen Anhange in Schweden gehörte, die Kunde von dem Aufſtande der Dalbauern.

Sie ſcheueten den Kampf mit Leuten, die, an Kälte und Hitze, an Hunger und Durſt gewöhnt, bei ſchwerer Arbeit ein kraftvolles Alter erreichen und, wenn es ihnen an Korn fehlt, aus geſtoſſener Baumrinde ihr Brod backen. Ihre eignen Truppen, der Zahl nach gering, waren durch langes Rauben entartet, und von Dänemark war keine Hilfe zu erwarten, da Chriſtiern auch dort vom Aufruhr bedrohet war. Nur mit Mühe brachte der Erzbiſchof Trolle einen Haufen von 6000 Mann zuſammen; aber derſelbe wurde von den Dalbauern geſchlagen und zerſtreut. Gleich darauf kündigte Guſtav (Mai 1521) dem Dänenkönig förmlich den Krieg an, brach aus Dalekarlien hervor, nahm erſt Weſterås, dann Upſala ein und rückte gegen Stockholm, während er durch Andre — denn ſchon war er ſtark genug ſeine Macht theilen zu können — verſchiedene Städte und Gegenden Schwedens einnehmen und beſetzen ließ. Aber tapfer vertheidigten die Dänen die Hauptſtadt Schwedens, und die Seeſeite derſelben blieb offen, da es Guſtaven an Schiffen fehlte, und die Lübecker, die er deshalb angeſprochen hatte, damals noch nicht geneigt waren, ihm mit ihren Schiffen beizuſtehen. Vergebens alſo ſtrengte er ſich an, Stockholm zu erobern.

Doch noch mehr beunruhigte ihn das Unbeſtimmte ſeiner Stellung. Zwar war es ihm gelungen, viele Tauſende ſeiner Landsleute zum Kampf gegen Chriſtiern zu erheben und ihr Anführer zu werden; aber er hatte keine andre Gewalt über ſie, als die, die er durch ſeine Perſönlichkeit gewonnen hatte; ein Oberbefehl war ihm nicht übertragen; ſeinen Unternehmungen und Anordnungen fehlte der geſetzliche Anſtrich; und noch hatte ſich keiner der geiſtlichen und weltlichen Großen für ihn erklärt; ja manche vom Adel und noch mehrere vom Klerus fingen an, ihn als einen anmaßlichen Emporkömmling und unzuverläßigen Anhänger der Kirche mit Unwillen zu betrachten. Um ſich von dieſer Seite zu ſichern, mußte er ſich ein verfaſſungsmäßiges Anſehn zu verſchaffen ſuchen. Er ſchrieb daher einen Reichstag zu Wadſtena in Oſtergothland aus. Und nicht umſonſt! Aus allen Theilen Schwedens kamen Abgeordnete zu demſelben; und als er denſelben (am 24. Aug. 1521) mit einer Rede eröffnet hatte, in welcher er die Abſcheulichkeiten des Dänenkönigs und die Pflicht, das Vaterland zu rächen und zu befreien, eindringlich ſchilderte, erhielt er, was er gewünſcht hatte. Voll Rührung und Dank prieſen die Anweſenden ſeine ſeitherigen Unternehmungen und verſprachen ihm treue Folgſamkeit und eifrige Vaterlands-Vertheidigung; ja einige erklärten ihn zum König, da nur mit der Krone ſeine Verdienſte würdig belohnt werden könnten. Er aber ſchlug dieſes Anerbieten aus, wahrſcheinlich weil ſein heller Verſtand ihm ſagte, daß es noch nicht an der Zeit ſey, die Krone anzunehmen. Er war zufrieden, daß man ihn zum Reichsverweſer und Oberhauptmann des Königreichs Schweden ernannte, wobei ihm eine größere Gewalt, als je ein ſchwediſcher Reichsverweſer beſeſſen hatte, eingeräumt wurde.

Jetzt im Beſitz geſetzlicher Macht konnte er mit größerm Nachdruck, als vorher, auftreten und leichter, als vorher, die Mittel zur Ausführung ſeines Vorhabens aufbringen. Und er ſäumte nicht, mit Kraft und Ueberlegung auszuführen, was er mit Glück und Kühnheit begonnen hatte. Denn nicht nur vermehrte er ſeine Kriegsmacht, ſondern richtete auch, was bei der damaligen Verwirrung und Zerrüttung durchaus nothwendig war, die Landesregierung ein, legte Münzſtätten an, ſchaffte Getreide herbei, ſtellte ſeine Vertrauteſten als Landshauptleute an, ließ Andre, auf die er baute, zu Biſchöfen wählen, ſchrieb deshalb an den Pabſt und zugleich auch an Könige und Fürſten, denen er die Vorgänge in Schweden und die Urſachen ſeines Aufſtandes ſchilderte, um ſo die öffentliche Meinung und mit ihr Verbindungen zu gewinnen. Dabei ſetzte er den Kampf gegen die Dänen eben ſo glücklich als eifrig fort. Seine Oberſten eroberten viele der von den Dänen beſetzten Städte und Schlöſſer; er ſelbſt zog unter ſeinen Kriegshaufen umher, um allenthalben die Unternehmungen zu leiten. Nur drei der wichtigſten Plätze, die Seeſtädte Stockholm, Calmar und Abo, widerſtanden hartnäckig ſeinen Angriffen. Am meiſten war ihm am Beſitz der erſtern, der Hauptſtadt des Reichs, gelegen. Er rückte daher im Oct.

1521

1521 abermals vor dieſelbe und bedrängte ſie ſo, daß die vorzüglichſten Urheber und Beförderer des ſtockholmer Blutbades, die Erzbiſchöfe Trolle, Slaghöke und Baldenake, aus ihr nach Dänemark entwichen. Aber der däniſche Admiral Norby führte ihr von der Seeſeite her Lebensmittel und Mannſchaften zu und ermuthigte ſie zu öfteren Ausfällen. Bei einem derſelben (im März 1522) erlitten die Schweden, während Guſtav entfernt war, eine bedeutende Niederlage. Immer deutlicher ward es ihm dadurch, daß alle Mühe zur Eroberung Stockholms vergeblich ſeyn würde, ſo lange es ihm an einer Flotte fehlte. Er wendete ſich daher, da Schwedens Seemacht unter den Unionskönigen gänzlich verfallen war, an die Lübecker und erhielt nach langem Bitten und großen Verſprechungen, daß ſie ihm nach und nach achtzehn wohlausgerüſtete Schiffe und neunhundert Mann bewährter Landtruppen zuſendeten (im Mai 1522). Aber die Lübecker verfuhren mit argliſtiger Zweideutigkeit: ſie wollten den Krieg verlängern, um deſtomehr zu gewinnen, und widerſtrebten dem Fortgang der Schweden, um ſie in Abhängigkeit zu erhalten. Umſonſt kam Guſtav ſelbſt auf ihre Flotte und bat ſie, zu einem Angriffe auf die däniſchen Schiffe und damit zum Untergange derſelben mitzuwirken: ſie hörten ihn nicht, und er mußte ſeinen Unwillen verbergen, um ſie nicht zu offenbaren Feinden zu machen. Aber deſto mehr ſtrengte er ſich an, mit ſeiner eignen Kriegsmacht Stockholm zu erobern.

obern. Er ſchloß es noch enger, als zuvor, ein, beſetzte die umliegenden Inſeln, die er durch Brücken verband, verhinderte dadurch die Zufuhr und brachte die Belagerten in die äuſſerſte Bedrängniß. Gleichwohl war es nicht ſein Anſtürmen, ſondern eine Regierungsveränderung in Dänemark, was ihn zum Herrn von Stockholm machte.

Während er Schweden zur Freiheit und Selbſtändigkeit zu erheben ſuchte, war der oben erwähnte Aufruhr in Dänemark zur Reife gelangt. Die Willkürlichkeit und Grauſamkeit, die Chriſtiern in ſeinem angeſtammten Königreiche, ſo wie in Schweden, verübte, hatte ſeine däniſchen Reichsräthe und Biſchöfe gegen ihn empört. Auf einer ihrer Verſammlungen zu Wiborg in Jütland (20. Jan. 1523) erklärten ſie ihn für abgeſetzt und ſeinen Oheim Herzog Friedrich von Holſtein zu ihrem König. Vergebens ſuchte er Unterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen: ſie wurden zurückgewieſen. Dieß beugte ſeinen Stolz; Kleinmuth, Verzagtheit und Verzweifelung ergriff ihn, und ohne von den Mitteln, die ihm noch zu Gebote ſtanden, Gebrauch zu machen, raffte er die Schätze ſeines Reichs, deren er habhaft werden konnte, zuſammen und entwich mit ihnen auf zwanzig Schiffen nach den Niederlanden (14. Apr. 1523), um im Auslande durch mächtige Verwandte und Freunde Hilfe gegen ſeine rebelliſchen Unterthanen zu ſuchen. Seine Flucht galt als eine Bekräftigung der Beſchlüſſe der Reichsſtände, und nie gelang es ihm, den Thron, den er in Kleinmuth aufgegeben hatte, wieder zu beſteigen. Sein Oheim Friedrich I. blieb König von Dänemark und Norwegen, und vererbte beide Reiche auf ſeine Nachkommen.

Dieſes Ereigniß kam Guſtav'n ſehr zu Statten. Zwar mißlang ihm der Verſuch während der Verwirrungen in Dänemark, Schonen und den Theil von Norwegen, der ſeit der calmariſchen Union von Schweden getrennt worden war, wieder an Schweden zu bringen; dagegen aber ergab ſich ihm, als Norby auf die Nachricht von Chriſtierns Abſetzung nach Dänemark abgeſegelt war, Calmar und Oeland (im Apr. 1523), und Stockholm, jetzt ohne Ausſicht auf Hülfe, fing an wegen der Uebergabe zu unterhandeln.

Noch ehe dieſelbe zu Stande kam, berief Guſtav die ſchwediſchen Stände zu einem Reichstage zu Strengnäs (zu Pfingſten 1523), um in den Augenblicken, in denen Schwedens Verhältniſſe beſtimmt werden mußten, auch ſein Verhältniß zu Schweden beſtimmen zu laſſen. Daß er damit den Thron bezweckte, iſt wahrſcheinlich, doch nicht ausgemacht; gewiß aber, daß er ihn hier erhielt. Die Einleitung hierzu, machte der neue Erzbiſchof von Upſala, Knut. Dieſer, vorher Guſtavs Kanzler, zeigte den verſammelten Ständen, wie nothwendig es ſey, einen Inländer zum König zu wählen, der Weisheit und Tapferkeit beſitze, um Schweden zu ſchützen, und Macht und Anſehn, um Eintracht und Ordnung wieder herzuſtellen. Seine Rede ſprach aus, was alle fühlten, und deutete auf den, den alle ihm König zu haben wünſchten. Es bedurfte daher keiner Wahl. Bürger und Bauern, Adelige und Geiſtliche ſchrieen durcheinander: „Guſtav ſoll König ſeyn! der Himmel ſelbſt hat ihn dazu erkoren!" — Guſtav hörte dieß mit unveränderter Miene und bewährte eine kluge Zurückhaltung, die vielleicht das Andenken an Karl Knutſons Schickſal oder an die Veränderlichkeit der Volksgunſt ihm eingeben konnte. Er dankte den Ständen für die Liebe, die ſie ihm bezeigten, weigerte ſich aber die Krone anzunehmen. Doch die wiederholten Bitten der Anweſenden, ſelbſt des päbſtlichen Nuntius, Johann Magnus, eines gebornen Schweden, der mehr den Vortheil ſeines Vaterlandes als des päbſtlichen Stuhles im Auge hatte, bewogen ihn endlich in den Antrag der Stände zu willigen. Und ſo ward er auf dem Reichstage zu Strengnäs, am 6. Jun. 1523, zum König von Schweden ausgerufen!

Als der Reichstag zu Ende war, zog er abermals gegen Stockholm. Bereits aufs äuſſerſte gebracht, konnte dieſe Hauptſtadt nicht länger widerſtehen: ſie ergab ſich daher auf milde Bedingungen, am 21. Jun. 1523. Am folgendem Tage hielt Guſtav ſeinen feierlichen Einzug, in königlicher Pracht, umgeben von einem glänzenden Gefolge und unter dem freudigſten Jubelgeſchrei des Volkes, das ihn als Retter und Befreier, als König und Herrn der Schweden begrüßte.

grüßte. Wie ganz anders war nun ſeine Lage, als damals, da er zu den Dalbauern flüchtete! Er ſelbſt fühlte dieß und in der Fülle der Freude und des Glücks vergaß er deſſen nicht, der ſeine Schickſale geleitet und ihn aus der Niedrigkeit zu dieſer Höhe erhoben hatte. Er zog daher in die Hauptkirche, warf ſich hier vor dem Altare nieder und dankte mit lauter Stimme dem Allerhöchſten für die Rettung des Vaterlands und für ſeine Erhebung zum Throne.

Noch vor dem Ende dieſes Jahres (1523) mußten die Dänen auch aus Finland weichen, wodurch Guſtav zu dem Beſitze des ganzen ſchwediſchen Reiches gelangte, den er bis an ſeinen Tod behauptete. Zwar erhoben ſich ſpäterhin mancherlei Verſchwörungen gegen ihn, ſelbſt von Seiten der Dalbauern, die den Grund zu ſeiner Erhebung gelegt hatten; aber ſie wurden durch ſeine Wachſamkeit entdeckt und durch ſeine Klugheit und Macht vereitelt. Zwar verlangte Friedrich I., jetzt König von Dänemark und Norwegen, die Unterwerfung Schwedens kraft der calmariſchen Union; aber die Furcht vor Guſtavs Macht und Tapferkeit und die noch größere vor Chriſtierns Rückkehr nöthigte ihn, ſeine Anſprüche auf Schweden aufzugeben, Guſtav'n als König anzuerkennen und mit ihm ein Bündniß wider ihren gemeinſchaftlichen Feind zu ſchließen (1524). Hiermit erreichte die calmariſche Union völlig ihr Ende; Schweden war wiederum ein ſelbſtändiges Reich, und erhob ſich unter der weiſen und kraftvollen Regierung Guſtav Waſa's zu Macht und Anſehn.

XII.

Guſtav Adolf.

Guſtav Adolf, der Sohn Königs Karl IX. und Chriſtinens, der Tochter des Herzogs Adolf von Holſtein-Schleswig, war am 9. Dec. 1594 auf dem königlichen Schloſſe zu Stockholm geboren. Mit herrlichen Anlagen ausgeſtattet, hatte er auch das Glück, daß die Sorgfalt ſeiner Eltern geſchickte Lehrer und Aufſeher ihm zuführte, unter deren Leitung die Kräfte ſeines Körpers und Geiſtes geweckt und geſtärkt, und die Lebhaftigkeit ſeines Weſens auf alles Schöne und Gute hingeleitet wurde. So erlernte er frühzeitig nicht nur alle ritterlichen Geſchicklichkeiten, ſondern auch Sprachen und Wiſſenſchaften: unter den Sprachen beſonders die lateiniſche, und unter den Wiſſenſchaften beſonders Mathematik und Geſchichte. Auch bildete ſich beim Leſen der Alten ſein Talent zur Beredſamkeit, durch welches er während ſeines thatenreichen Lebens faſt eben ſo viel als durch Waffengewalt bewirkte.

Die erſten Beweiſe ſeiner Beredſamkeit äuſſerte er auf dem Reichstage zu Oerebro (im Dec. 1610), wo er über die drohende Nähe eines Kriegs mit Dänemark auf eine Art redete, die die Stände mit Gefühlen der Vaterlandsliebe und mit frohen Erwartungen in Rückſicht ſeiner erfüllte; und ſeine erſte Waffenthat verrichtete er in eben dieſem Kriege mit Dänemark, der im Mai 1611 ausbrach. Hier erſtürmte er mit 1500 Reitern die von den Dänen unweit Calmar angelegte Feſte Chriſtianopel. — Bald darauf ſtarb ſein Vater (30. Oct. 1611), und er trat, obgleich erſt 17 Jahre alt, auf Betrieb des Reichsrathes Axel Oxenſtierna, eines eben ſo verſtändigen als patriotiſch geſinnten Mannes, die Selbſtregierung an. Was er während derſelben vollführte, oder wie durch ihn Dänemark von der Unterjochung Schwedens zurückgehalten, Rußland und Polen beſiegt und zur Abtretung wichtiger Länder genöthigt, und das von ihm gerettete Schweden erhoben, vergrößert, zum Gefühl und Gebrauch ſeiner Kräfte geführt und mit dem ſüdlichen Europa in eine vorher nie Statt gefundene Verbindung gebracht wurde; ferner, wie er in Deutſchland die glänzendſten Waffenthaten verrichtete, das ſtolze Oeſtreich demüthigte und die religiöſe und bürgerliche Freiheit Deutſchlands rettete, — das alles iſt ſchon oben in der Geſchichte Schwedens und des dreißigjährigen Kriegs gezeigt worden. Hier iſt es genug, einige Züge aus ſeinem Leben aufzuſtellen, an denen die Größe ſeines Characters, oder die Eigenthümlichkeit ſeines Weſens erkannt werden kann.

Stark und ſchön, wie ſein Körper, war auch ſein Geiſt, hell und durchdringend ſein Verſtand, vielumfaſſend und ausdauernd ſeine Thatkraft, zart und reich ſein Gemüth, voll Würde und Freundlichkeit ſein Betragen. Er war gerecht und ſtreng, aber auch mild und leutſelig; er hatte Gefühl für ſeine königliche Würde, aber er achtelete auch die Würde und Verdienſte Andrer; er ſorgte für ſeinen und ſeines Reiches Vortheil, aber er erhob ſich auch zu großartigen, weltbürgerlichen Ideen. Heldenmuth und Religiöſität machte den Grundzug ſeines Characters aus. Und ſo war er ein vortrefflicher Staatsmann, Regent, Feldherr und Chriſt, überhaupt einer der größten Fürſten nicht nur ſeiner Zeit, ſondern aller Jahrhunderte. Nur zwei Fehler werden ihm vorgeworfen, nämlich Neigung zum Zorn und zum Kriege. Aber ſein Zürnen war ihm gleichſam von ſeinem Vater angeerbt, und er wußte es ſpäterhin zu mäßigen, nie war es von Dauer, nie ſo groß, daß es die Güte ſeines Herzens unterdrückt hätte; und den Krieg, in welchem er Meiſter war, unternahm er nie aus Eitelkeit oder Eroberungsſucht, ſondern um ſeinem Vaterlande und ſeinem Glauben zu dienen, und mitten im Kriege verleugnete er nie ſeine Menſchlichkeit und Religioſität. Wohl mögen Andre den Krieg geſchickter oder glänzender geführt haben, menſchlicher, als er, hat ihn keiner geführt. Und wie vieles that er, bei aller Liebe zum Kriege, für den innern Wohlſtand ſeines Reiches! Gleich im Anfang ſeiner Regierung, ſobald er Dänemark beruhigt hatte (1613), befeſtigte er die Städte Calmar, Elfsburg, Jönköping, erbaute die Stadt Gothenburg, die, von ſeinem Vater gegründet, während des däniſchen Kriegs faſt ganz verheert war, von neuem, gab gute Verordnungen über das Berg- Münz- und Zollweſen, verbeſſerte die Gerechtigkeitspflege und knüpfte Handelsverbindungen mit Holland an. Späterhin ſchuf er neue Ordnungen des Adels und Reichsrathes, führte fünf Reichscollegien, nämlich der Juſtiz, des Kriegs, der Admiralität, der Kanzlei und der Kammer, ein, erhob Manufacturen und Fabriken, beförderte, zur Emporbringung des ſchwediſchen Handels und zur Verbreitung des Chriſtenthums, die Errichtung einer Handelsgeſellſchaft nach Oſt- und Weſtindien (1626), legte Kirchen und Schulen an, zog Gelehrte, unter andern den berühmten Hugo Grotius, nach Schweden, unterſtützte die Univerſität Upſala und ſtiftete eine neue zu Abo. — Dieſe väterliche Fürſorge, die er über alle Theile der Staatsverwaltung verbreitete, verbunden mit dem Glanze ſeiner Thaten, gewann ihm die Herzen ſeiner Unterthanen; ohne Murren trugen ſie die Laſten, die ſeine Kriege über ſie brachten; nie erhob ſich während ſeiner Regierung ein Aufſtand; ſein Volk, wie ſein Heer, war ihm mit grenzenloſem Vertrauen ergeben.

Aber auch er wußte, wo es ſeyn mußte, Opfer zu bringen, und gab davon ſchon in den erſten Jahren

ren ſeiner Regierung einen rührenden Beweis. Damals erglühete er mit allem Feuer eines jugendlich ſchönen Herzens für die reizende Gräfin Ebba Brahe, die Tochter eines ſchwediſchen Großen. Sie liebte ihn wieder, aber bewachte ihren Ruf, wie ihren Wandel; er fand nur ſelten Gelegenheit ſie zu ſprechen und knüpfte daher einen Briefwechſel mit ihr an, von dem ſich noch einige Ueberreſte erhalten haben. Sein ſehnlichſter Wunſch war, die Geliebte zu heurathen und mit ihr ſeinen Thron zu theilen. Aber ſeit den Zeiten Königs Johann II. war feſtgeſetzt, daß kein König von Schweden die Tochter eines Unterthanen heurathen ſollte, und ſeine Mutter hielt über dieſen Beſchluß, vielleicht mehr aus Stolz als aus Liebe zu geſetzlicher Ordnung. Doch verfuhr ſie mit Klugheit: ſie mochte fühlen, daß Leidenſchaften durch offnen Widerſtand mehr entzündet als gedämpft werden. Als Guſtav um ihre Einwilligung nachſuchte, ſtellte ſie ſich, als hätte ſie nichts wider ſeine Liebe zur Gräfin Brahe; aber ſie beſtand darauf, daß die Vermählung der Liebenden, da beide noch ſehr jung wären, auf einige Jahre verſchoben würde: ſie hoffte, daß bei ſolchem Aufſchub wichtige Geſchäfte den König zerſtreuen und das Feuer ſeiner Liebe verlöſchen würden. Und ſo geſchah es! Guſtav ließ ſich aus Ergebenheit gegen ſeine Mutter und die Geſetze des Landes den Aufſchub gefallen, und ward während desſelben ſo mit Regierungsarbeiten beſchäftigt und in ſolche Verbindungen gezogen (wie z. B. mit der Tochter des holländiſchen Kaufmanns Cabeljau), daß er ſeiner Ebba vergaß. Die Liebenden blieben daher für immer getrennt. Ebba heurathete (1618) den Grafen De la Gardie, einen geſchickten Feldherrn, der in dem ruſſiſchen Kriege Schwedens Macht und Anſehn erhoben hatte; und Guſtav vermählte ſich am 25. Nov. 1620 mit der brandenburgiſchen Prinzeſſin Marie Eleonore (geb. 1599), der Tochter des Kurfürſten Siegmund. Rückſichten auf den Nutzen, den die Freundſchaft des Hauſes Brandenburg dem ſchwediſchen Reiche bei deſſen Krieg in Polen gewähren konnte, ſcheinen dieſe Ehe eingeleitet zu haben; aber gegenſeitige Werthſchätzung diente zu ihrer Befeſtigung und Beglückung. Beide, Guſtav und Marie Eleonore, lebten, bis der Tod ſie trennte, in Liebe und Treue.

Vieles vereinigte ſich in Guſtav, ihm die Herzen Andrer zu gewinnen. Schon ſein würdevolles und liebreiches Aeuſſere hatte eine anziehende Kraft; aber er konnte auch, ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben, mit jedermann freundlich umgehen, haßte Schmeicheleien, ſah es gern, wenn man vertraulich mit ihm redete, wußte Talente aufzufinden und an die rechte Stelle zu ſetzen. Darum waren auch ſo viele ausgezeichnete Männer in ſeinen Dienſten, und ein Axel Oxenſtierna, den er zum Reichskanzler ernannte, ſein vorzüglichſter Freund und Rathgeber. Doch ließ er ſich von ſeinen Freunden nicht blindlings leiten;

er wußte seine Ueberlegenheit zu behaupten und konnte, wo es nöthig war, mit Strenge verfahren. Als Beiſpiel hiervon kann Folgendes angeführt werden. Während ſeiner Feldzüge in Polen und Preußen bemerkte er, daß Zweikämpfe oder Duelle in ſeinem Heere einriſſen, ſogar unter den gemeinen Soldaten. Er verbot ſie bei Todesſtrafe. Nicht lange darauf baten ihn zwei angeſehene Officiere, die mit einander in Streit gerathen waren, um Erlaubniß zu einem Zweikampf. Ihr Anbringen ſetzte ihn in Zorn; doch faßte er ſich und erklärte, daß, wenn ſie durchaus einander die Hälſe brechen wollten, er ſelbſt dabei zugegen ſeyn würde. Zur beſtimmten Zeit kam er mit einigen Soldaten und einem Scharfrichter an den beſtimmten Platz, ließ die Soldaten um die Kampfbegierigen einen Kreis ſchließen und rief letzteren zu: „Wohlan, fechtet, bis der eine bleibt!" dem Scharfrichter aber befahl er, ſobald einer den andern getödtet hätte, dem Ueberlebenden den Kopf abzuhauen. Bei dieſer Anordnung geriethen jene Officiere in Schrecken und Beſchämung; und nach kurzem Bedenken warfen ſie ſich vor dem König nieder, baten um Vergebung und verſprachen, auf ſein Verlangen ihren Streit ruhen zu laſſen und bis in den Tod Freunde zu bleiben. Von dieſer Zeit an unterblieben die Zweikämpfe unter ſeinen Soldaten. — Späterhin, als er im Lager vor Nürnberg ſtand (19. Jun. — 8. Sept. 1632) erbitterten ihn die Plünderungen, Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten, die, trotz ſeiner wiederholten Verbote, vornehmlich durch die Deutſchen, die in ſeinem Heere dienten, eingeriſſen waren. Er ließ daher alle Anführer in ſein Zelt rufen und vermahnte ſie ernſtlich gute Kriegszucht zu halten, wobei er beſonders die Deutſchen alſo anredete*): „Ihr Fürſten, ihr Grafen, ihr „Herren, ihr Edelleute, ihr ſeyd diejenigen, die ihr „Untreue und Frevel an eurem eigenen Vaterlande beweiſet, welches ihr ſelbſt ruinirt, verderbt und verheeret! Ihr Obriſten, ihr Officiere vom höchſten bis „zum niedrigſten, ihr ſeyd diejenigen, die ihr ſtehlet „und raubet, ohne Unterſchied, keinen ausgenommen! „Ihr beſtehlet eure Glaubensgenoſſen, ihr gebet mir „Urſache, daß ich einen Ekel an euch habe; und Gott, „mein Schöpfer, ſey mein Zeuge, daß mir das Herz „in meinem Leibe gället, wenn ich euer einen anſchaue, „daß ihr der guten Geſetze und meiner Gebote ſolche „Frevler und Verbrecher ſeyd und Urſache gebet, daß „man öffentlich ſagt: der König, unſer Freund, thut „uns mehr Schaden als unſre Feinde. Ihr hättet, „wo ihr rechte Chriſten wäret, zu bedenken, was ich

---

*) Ich führe dieſe Rede an, wie ſie **Khevenhiller** (Annal. Ferdinand. Th. XII, S. 158, Leipzig 1726) wahrſcheinlich nach **Chemnitz** (ſchwediſchen in Deutſchland geführten Krieg, Stettin 1653, S. 404) mittheilt. **Mittag** (Leben Guſtav Adolfs, Leipzig 1740, S. 195) gibt einen Auszug derſelben; und **Harte** (Leben Guſtav Ad., herausgegeben v. Böhme, Leipz. 1760. Th. II, S. 370) und **Schiller** (Geſchichte des dreißigj. Krieges, Th. VI, S. 433) haben ſie nach ihrer Weiſe umgeſtaltet und verſchönert.

„an euch bewieſen und bis anhero gethan habe, wie
„ich meinen königlichen Leib und Leben für euch und
„eure Freiheit, um eures zeitlichen und ewigen Gutes
„und Wohlfahrt willen hazardire. — Ich habe eurethalben
„meine Krone ihres Schatzes entblöſſet und in
„die 40 Tonnen Goldes aufgewendet, dagegen habe
„ich von euch und eurem deutſchen Reiche nicht ſo viel
„bekommen, daß ich mich damit nur ſchlecht bekleiden
„könnte; ja ich wollte eher bloß geritten ſeyn, als
„mich mit dem Eurigen bekleidet haben. Ich habe
„euch alles gegeben, was mir Gott in meine Hand
„gegeben hat, ich habe nicht, reverenter zu melden,
„einen Sauſtall behalten, den ich nicht unter euch getheilt
„hätte. Keiner unter euch hat mich jemals um
„etwas angeſprochen, das ich ihm verſagt hätte: denn
„mein Brauch iſt es, keinem eine Bitte fehlſchlagen zu
„laſſen. Wo ihr mein Gebot und Ordnung in acht
„genommen, wollte ich euch die eroberten Länder alle
„ausgetheilt haben: ich bin, Gott ſey Lob und Dank!
„reich genug, begehre nichts von dem eurigen; und
„wenn ihr auch alſo Gott vergeſſen und eure Ehre
„nicht bedenken oder gar euch von mir ſetzen wollt und
„gleich zu entlaufen gedenket, ſoll doch die ganze Chriſtenheit
„erfahren, daß ich mein Leben für euch, als
„ein chriſtlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten
„begehrt, auf dem Platze laſſen will; wollet
„ihr rebelliren, ſo will ich mich zuvor neben meinen
„Schweden und Finnen mit euch herumhauen, daß die

„Stücke von uns wegfliegen ſollen. — Ich bitte euch
„durch die Barmherzigkeit Gottes, gehet in euer Herz
„und Gewiſſen, bedenket wie ihr haushaltet und wie
„ihr mich betrübet,' ſo gar daß mir die Thränen in
„den Augen ſtehen möchten. Ihr handelt übel mit
„mir wegen eurer böſen Disciplin, nicht aber wegen
„eures Fechtens, denn darin habt ihr gehandelt, wie
„redliche und rechtſchaffene Cavaliers und dafür ich
„euch viel obligirt bin. Bitte daher nochmals durch
„die Barmherzigkeit Gottes, gehet in euer Herz und
„Gewiſſen und bedenket, wie ihr dermaleinſt eures
„Thuns halber Rechenſchaft geben wollt vor Gott.
„Mir iſt ſo wehe bei euch, daß mich verdreußt, mit
„einer ſo verkehrten Nation umzugehen. Wohlan, nehmet
meine Erinnerung und Vermahnung zu Herzen;
„mit eheſten wollen wir an unſern Feinden ſehen, was
„ein ehrliches Gemüth und rechter Cavalier iſt." —
Dieſe nachdrückliche Rede machte auf alle Anweſenden
tiefen Eindruck: ſie wurden erſchüttert und gelobten
Beſſerung. Aber Guſtav ließ es dabei nicht bewenden.
Als ihm vor einem Korporalszelt einige geraubte Kühe
gezeigt wurden, ergriff er mit eigenen Händen den
Verbrecher und führte ihn zum Profoß mit den Worten:
„Komm, mein Sohn, es iſt beſſer ich ſtrafe dich,
„als daß Gott nicht allein dich, ſondern um deinetwillen
auch mich und uns alle mit einander ſtrafe." —
Ueberhaupt wußte er mit ſeinen Soldaten trefflich umzugehen.
Zwar forderte er vieles von ihnen, hielt ſie

in ſcharfer Zucht und war hart und unerbittlich, wo Strafe nöthig war; aber wiederum lebte er unter ihnen wie ein Vater unter ſeinen Kindern, ſorgte, daß es ihnen nie an Sold, Kleidung und Lebensmitteln, den Verwundeten nie an Pflege fehlte, beachtete und belohnte jedes Verdienſt, unterzog ſich ſelbſt jeder Mühſeligkeit und Gefahr und ermunterte ſie mehr durch ſein Beiſpiel als durch ſeine Befehle zu großherzigen Anſtrengungen. Eben darum waren ſie ihm mit leidenſchaftlicher Ergebenheit zugethan und folgten ihm willig, wohin er ſie führte.

Verherrlichet wurde ſeine Heldengröße durch ſeine ungeheuchelte Gottesfurcht. Sein ganzes Herz war Gott zugewendet; was er that, glaubte er zur Ehre Gottes thun zu müſſen; von ihm erwartete er Beiſtand, ihm verdankte er ſeine Siege. — Von den vielen Aeuſſerungen dieſes ſeines religiöſen Sinnes wollen wir nur einige anführen. Kaum war er auf der Inſel Uſedom gelandet (24. Jun. 1630), als er auf die Kniee nieder fiel und um glücklichen Fortgang ſeines Unternehmens flehete, „daß er allein zur Ehre Gottes und zu Hilfe und Troſt der bedrängten Kirche unternommen habe." Darauf ermahnte er auch ſeine Officiere, „von Grund ihres Herzens inbrünſtig zu beten," hinzufügend: „Je mehr Betens, deſto mehr Siegens; denn fleißig gebetet, iſt halb geſtritten und geſiegt." — Als darauf (am 26. Jul. 1630) der Herzog von Pommern vor Stettin zu ihm kam und noch zweifelhaſt war, ob er ſich mit ihm verbinden ſollte, erwiederte er: „Ich habe das Vertrauen, die Vorſehung wird mir beiſtehen und meine Abſichten gelingen laſſen.“ — Als ihn im Lager bei Werben (Jun. 1631) der Geheimerath Steinberg beim Bibelleſen traf und darüber Verwunderung zeigte, ſagte er: „Da ſuche ich mir Troſt in Gottes Wort; denn ich merke, daß der Teufel keinem Menſchen mehr nachſtellt, als denen, die von ihrem Thun Gott allein Rechenſchaft zu geben haben.“ — Als ihn bei Wittenberg die Theologen dieſer Stadt (am 3. Sept. 1631) begrüßten, ſagte er zu ihnen: „Ihr Herren, wir haben aus dieſem Orte das Licht des Evangeliums zu uns in Schweden bekommen; welches nun aber bei euch will durch die Feinde verdunkelt werden: ſo müſſen wir nun zu euch kommen, dasſelbige Licht nächſt Gott wiederum anzuzünden.“ — Als er bei der Berennung Ingolſtadts (20. Apr. 1632) durch eine Kanonenkugel vom Pferde geriſſen wurde, und darauf ſeine Räthe und Feldoberſten ihn dringend baten, er möchte über ſein theures Leben ſorgfältiger wachen, antwortete er: „Er habe kein furchtſames Herz und ſey verſichert, daß ihm ohne Gottes Willen nichts begegnen könne.“ — Und wie er ſelbſt für Gottesfurcht begeiſtert war, ſo ſuchte er auch ſeine Soldaten für ſie zu begeiſtern. Er forderte ſie daher zum Singen und Beten auf, ordnete bei jedem Regimente Feldprediger an, ließ beſondere Gebete ausfertigen, die bei den täglichen Betſtunden von jedem

Soldaten nachgeſprochen werden mußten, und hielt ſtreng über fromme Zucht und Sitte. — Bei dem allen war er kein blinder Eifrer für ſeinen Glauben. Zwar wird ihm vorgeworfen, daß er das Geſuch der Reformirten, in Frankfurt am Main eine Kirche für ſich zu erbauen, mit harten Worten zurückwies (1631); aber dagegen weiß man auch, daß er, als er das katholiſche Würzburg eingenommen hatte (5. Oct. 1631), beſtimmt erklärte: „er wolle in den gottesdienſtlichen Einrichtungen nichts ändern; Pabiſten und Proteſtanten wären beide Gottes Werk.“ Dabei gab ſich ſeine Religioſität durch die ſchönſten Früchte zu erkennen: ſie erhob ſeine große Seele über Mißtrauen und Argwohn und führte ihn zur Demuth und Menſchlichkeit. Als ihm nach der Einnahme von Landshut (29. Apr. 1632) die daſigen Bürger die Stadtſchlüſſel knieend überreichten, ſprach er zu ihnen: „Stehet auf! Gott, nicht mich müßt ihr anbeten!“ Als ihm einige Tage nachher bei ſeinem Einzuge in München (5. Mai 1632) einige ſeiner Obriſten zuredeten, das Schickſal Magdeburgs an München zu rächen, oder an Baiern zu vergelten, was Baiern verſchuldet hätte: ſo zeigte er den lebhafteſten Unwillen gegen dieſe Zumuthung. Er erhielt Ruhe und Ordnung in München, ließ den katholiſchen Gottesdienſt fortbeſtehen und behandelte die katholiſche Geiſtlichkeit mit Merkmalen der Ehrerbietung.

Beſonders ſchön und rührend trat ſein religiöſer

Sinn in den letzten Tagen ſeines Lebens hervor. Als er am 29. Oct. zum letzten Male von ſeiner Gemahlin Abſchied nahm und Todesahnungen in ihm aufſtiegen, rief er ihr zu: „Gott ſey mit euch! Sehen „wir uns auch in dieſer Welt nicht wieder, ſo werden „wir uns doch in einer andern Welt wieder ſehen und „ſprechen.“ — Als ihn bald darauf (am 2. Nov. 1632) bei ſeinem Einzuge in Naumburg das Volk mit außerordentlichem Freudengeſchrei bewillkommte und faſt vergötterte, ſprach er zu ſeinem Hofprediger Dr. Fabricius: „er ſehe, daß er überall, wohin er komme, mit großem Frohlocken empfangen und in großen Ehren gehalten werde; es vergeſſe aber das Volk dabei des Gebets, werde ſicher und traue auf Menſchen mehr als auf Gottes Hilfe. Dieß ſey ihm mißfällig, und er halte dieß für ein böſes Anzeichen, daß Gott ſeiner Armee ein Unglück begegnen laſſen oder ihn ſelbſt durch einen zeitlichen Tod hinwegnehmen werde.“*). — Was er ahnte, geſchah. Kurz darauf erfolgte der Tag bei Lützen und mit demſelben ſein Tod!

Am Morgen dieſes merkwürdigen Tages (6. Nov. 1632) umritt er ſein Heer, ermunterte durch kräftige Anreden erſt die ſchwediſchen, dann die deutſchen Regimenter zur Tapferkeit im bevorſtehenden Kampfe und gab ihnen zum Loſungsworte: „Gott mit uns!“ Ein dichter Nebel hinderte ihn, die Schlacht ſo früh, als er wünſchte, anzufangen. Inzwiſchen ließ er unter Begleitung der Feldmuſik erſt den 46. Pſalm: „Gott iſt unſre Zuverſicht und Stärke ꝛc.,“ dann den 67 Pſalm: „Gott ſey uns gnädig und ſegne uns ꝛc.“, endlich ein von ihm ſelbſt verfertigtes Lied: „Verzage nicht, du Häuflein klein, obſchon die Feinde willens ſeyn, dich gänzlich zu zerſtören ꝛc.,“ von ſeinem Heere abſingen. Erſt gegen 11 Uhr verzog ſich der Nebel. Da rief er mit lauter Stimme: „Nun wollen wir dran! Das „walt' der liebe Gott! Jeſu, Jeſu, Jeſu hilf mir „heut' ſtreiten zu deines heiligen Namens Ehr!“ Mit heißer Kampfbegier ſtürzten die Schweden dem kaiſerlichen Heere zu; aber viele Mühe koſtete das Ueberſchreiten der Gräben, die längs der Landſtraße zwiſchen beiden Heeren ſich hinzogen und von Wallenſtein mit Scharfſchützen beſetzt waren. Zwar brachte der König mit dem rechten Flügel, den er ſelbſt anführte, die ihm gegenüber ſtehenden Feinde bald in Unordnung; allein ſein Mittelpunkt und linker Flügel wurden zurückgetrieben und bedrängt, und als er zur Hilfe herbeikam, verurſachten jene Gräben neue Hinderungen. Da rief er in Unwillen aus: „Wenn ihr nach Paſſirung ſo vieler Flüſſe, nach Erſteigung ſo vieler „Mauern und nach Beſtürmung ſo vieler Feſtungen „nicht das Herz habt, euch zu wehren: ſo haltet wenigſtens Stand und ſehet mich ſterben!“ Sie antworteten: „Gern wollten ſie ſiegen oder ſterben, nur möchte er ſein theures Leben ſchonen." Doch ihn riß ſeine Kampfbegier oder ſein Schickſal fort. An der Spitze des Regiments Stenbock eilte er auf die kaiſerlichen Cüraſſiers los, die jenſeit der Gräben ſtanden; aber ſein Regiment konnte ihm nicht ſchnell genug folgen; nur wenige blieben um ihn. Da erhielt er (es war Mittags gegen 1 Uhr) einen Schuß, der ihm den linken Arm zerſchmetterte. Die um ihn waren, ſchrieen: „Der König iſt verwundet!" Er aber, den Eindruck dieſes Geſchreies fürchtend, rief: „Es iſt nichts! Folgt mir! Feuer!" Doch überwältigt von Schmerz und Kraftloſigkeit, ſagte er in franzöſiſcher Sprache zum Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg, der ihm zur Seite ritt: „Mein Vetter, ich habe genug; ſucht mich von hier wegzubringen." Aber bald darauf erhielt er einen zweiten Schuß in den Rücken, der ihn durchdrang. Da ſank er mit dem Ausruf: „Mein Gott, mein Gott!" vom Pferde und gab ſeinen Geiſt auf. Sogleich erhob ſich um ſeinen Leichnam ein heißer Kampf, bis es endlich der wuthvollen Erbitterung der Schweden gelang, ihn den Feinden zu entreißen.

---

*) Einſtimmig melden dieß Chemnitz, S. 477, Puffendorf, S. 114 und Khevenhiller Th. XII, S. 196.

Man hat gefragt, wie und von wem Guſtav den tödtlichen Schuß empfing? Aber dieſe Frage gehört ja denen, die leichter aufgeworfen als beantwortet werden können. Nach Wallenſteins Bericht an Kaiſer Ferdinand II.*) war es ein kaiſerlicher Musketikeliret, der, von ſeinem Corporal aufmerkſam gemacht, ihn verwundete, und ein kaiſerlicher Officier, Namens Falkenberg, der ihn tödtete. Dagegen behaupten Andre, er ſey durch Meuchelmord gefallen, entweder auf Oeſtreichs oder auf Frankreichs (d. i. Richelieus) Anſtiften. Der ſchwerſte Verdacht haftet in dieſer Hinſicht auf den ſchon erwähnten Franz Albert, Herzog von Sachſen-Lauenburg. Dieſer war, heißt es, von früher Jugend an gegen Guſtav erbittert, weil er von demſelben einſt am ſchwediſchen Hofe einer Unanſtändigkeit wegen eine Ohrfeige bekommen hatte; dieſer betrug ſich, heißt es ferner, während des dreißigjährigen Krieges ſehr zweideutig: erſt war er in öſtreichiſchen, ſeit den Vorgängen bei Nürnberg (Jul. 1630) im ſchwediſchen, gleich nach der lützner Schlacht in kurſächſiſchen Dienſten, dann ein Anhänger der Plane Wallenſteins, endlich wieder, nachdem er den lutheriſchen Glauben abgeſchworen hatte, in öſtreichiſchen Dienſten; dieſer ſtand, fährt man weiter fort, ſelbſt während der lützner Schlacht mit Wallenſtein in gutem Vernehmen, meldete ihm Guſtavs Tod, trug eine grüne Binde, das Abzeichen der Oeſtreicher, das ihn, wie er ſelbſt ſagte, vor feindlichen Kugeln ſchützte, und war in dem Augenblick, da Guſtav verwundet und getödtet wurde, zunächſt, vielleicht ganz allein um ihn. — Doch wie groß auch der Verdacht iſt, der den Herzog Franz Albert trifft, erwieſen iſt er nicht. Der Herzog ſelbſt hat ſich über denſelben bitterlich und im Tone gekränkter Unſchuld beklagt, und, was am wichtigſten iſt, Oxenſtierna, der ihm nie gewogen war und im Lager vor Nürnberg ſeinen König vor ihm warnte, erwähnt in ſeinem Berichte an den ſchwediſchen Reichsrath nichts von einer ſolchen Frevelthat des Herzogs von Sachſen-Lauenburg, nichts von einer gegen ihn erhobenen Beſchuldigung, überhaupt nichts von einer meuchelmörderiſchen Ermordung des Königs, ſondern ſchildert den Tod desſelben als ein unglückliches Geſchick. Und warum will man die Wehmuth über Guſtavs frühen Tod durch den Zuſatz einer Abſcheulichkeit erhöhen? Iſt es nicht gewiß, daß ſeine Kampfbegier ihn mitten unter den Kugelregen der Feinde riß? und iſt es alſo nicht wahrſcheinlich, daß dasſelbe Geſchick, das oft die drohendſten Gefahren von ihm abgelenkt hatte, ſich endlich gegen ihn wendete und ihn da nicht verſchonte, wo tauſend Andre fielen? — Und wie leicht konnte endlich bloß wegen der Wichtigkeit, die Guſtavs Leben und Tod hatte, die Meinung rege werden, ſein Hinſcheiden ſey einem Verbrechen zuzuſchreiben? — Ueberhaupt laſſen ſich die nähern Umſtände von Guſtavs Tode, wie oft und ſorgfältig ſie auch unterſucht worden ſind, nicht mit Beſtimmtheit angeben; denn er ſtarb im Getümmel der Schlacht, weggeriſſen von dem Haufen der Seinigen, umhüllt von dem Dunkel eines nebelvollen Tages. Selbſt das, was wir oben nach Vergleichung der verſchiedenen Angaben verſchiedener Schriftſteller erzählt haben, mag bloß als Wahrſcheinlichkeit gelten. Nur ſo viel iſt ausgemacht gewiß, daß er bei Lützen ſtarb, nachdem er erſt durch den linken Arm, dann durch den Leib geſchoſſen war*).

---

*) Khevenhiller Th. XII. S. 157.

Auch über die Abſichten, die Guſtav in den letzten Zeiten ſeines Kriegs in Deutſchland hegte, iſt man verſchiedener Meinung. Als er nach Deutſchland kam, war es wohl, wie er ſo oft und unter den feierlichſten Betheuerungen verſicherte, ſeine Hauptabſicht, den proteſtantiſchen Glauben und mit ihm die deutſche Freiheit gegen Oeſtreichs drohende Uebermacht zu ſchützen und zu ſichern, ohne doch dabei dem billigen Wunſch zu entſagen, ſich in Deutſchland für den Aufwand zu entſchädigen, den der Krieg daſelbſt ihm koſten würde. Aber als das Glück ihn ſtaunenswürdig begünſtigte, als er im raſchen Fortſchreiten Eroberungen auf Eroberungen häufte und die wichtigſten Städte und Länder Deutſchlands in ſeinen Händen hatte, ſcheinen ganz andere Wünſche in ihm emporgekommen zu ſeyn. Nun ſtrebte er wohl nach einer Oberhoheit über Deutſchland; wenigſtens nahm er (z. B. in Augsburg) Huldigungen an, nicht als Schutzherr, ſondern als Oberherr, vertheilte deutſche Länder als ſchwediſche Lehen, behielt das Hochſtift Würzburg für ſich, und war nicht geneigt die eroberte Pfalz ungeſchmälert an Friedrich V. zurückzugeben. Ja man behauptet ſogar, was ſich jedoch nicht beweiſen läßt, daß er die Kaiſerwürde an ſich bringen wollte. Wahrſcheinlich iſt es alſo, daß auch er bei aller Größe ſeines Geiſtes den Verſuchungen eines beſtändigen Glückes ausgeſetzt war, und bei ſeinem Gefühl für ſeine Königswürde und bei ſeiner Liebe zu ſeinem Reiche und Volke damit umging, die Macht und Herrſchaft der Krone Schwedens auf Koſten Deutſchlands zu vergrößern. Eben deßhalb kann man wohl mit Schiller behaupten, daß er die wohlthätige Hälfte ſeiner Laufbahn vollendet hatte, daß ſein ſchneller Abſchied von der Welt dem deutſchen Reiche die Freiheit ſicherte, und daß das Glück ihn mit der ſeltenen Gunſt begnadigte, in der Fülle ſeines Ruhmes und in der Reinigkeit ſeines Namens zu ſterben.

---

*) Die königliche Leiche wurde zuerſt nach Weißenfels gebracht und daſelbſt einbalſamirt, dann nach Wittenberg, wo zwo Leichenreden gehalten wurden. Von da kam ſie am 15. Jun. 1633 nach Wolgaſt und am 22. Jun. nach Stockholm, wo ſie in der königlichen Gruft beigeſetzt wurde.

XIII.

Wallenſteins Tod.

Wie eine furchtbar große Erſcheinung, gleichſam mit einem geheimnißvollen Dunkel umzogen und von der Dichtkunſt verherrlicht, tritt **Wallenſtein** in der Geſchichte auf. Nicht ſtrahlt er als Menſch durch ſittliche Größe hervor; vielmehr war er den wilden Leidenſchaften der Ehrſucht, Habſucht und Rachſucht hingegeben: Liebe zum Recht; ſo wie Menſchenfreundlichkeit und Schonung waren ſeinem finſtern Gemüthe fremd, und ſelbſt die Freigebigkeit und Gerechtigkeit, die er übte, verlor ihr Ehrenwerthes, weil beide nicht von Edelmuth, ſondern von Eigenſinn und Eigennutz ausgingen, und jene oft an Verſchwendung, dieſe oft an Grauſamkeit grenzte. Auch als Feldherr ſtrahlt er nicht durch neue Erfindungen und entſcheidende Siege hervor; in Stellung und Gebrauch der verſchiedenen Waffengattungen folgte er der ſpaniſchen Weiſe, wie ſie von den Niederlanden her in Deutſchland bekannt war; die Geſchicklichkeit Heere anzuwerben und zu unterhalten, in der er hervorragte, hat er nur weiter gebracht, aber nicht erfunden; und wie viele Schlachten er auch ſiegend beendigt, wie hoch er auch über die öſtreichiſchen Feldherren ſeiner Zeit ſich erhoben, und wie wirkſam er auch der Sache Oeſtreichs aufgeholfen hat: ſo hat er doch nie ſo entſcheidende Siege errungen, wie ſeine Zeitgenoſſen Maximilian, Tilly und Guſtav Adolf; letztern, ſeinen großen Gegner, konnte er nur aufhalten, nicht beſiegen, noch weniger unterdrücken. Dagegen ſtrahlt er durch ſeine Perſönlichkeit hervor, durch den Aufſchwung ſeines hochfahrenden Geiſtes über das Alltägliche, durch die Gewalt, die er über Andre behauptete, durch den Ausdruck des Herrn und Gebieters, der über ſein ganzes Weſen ſich ergoß. Er war wie zum Herrſcher geboren! Sein Aeuſſeres erregte Schrecken und Ehrfurcht; ſein Wille forderte Unterwerfung auch in Kleinigkeiten, und der königliche Glanz und Aufwand, den er troß seiner Mäßigkeit liebte, verbreitete um ihn königliches Ansehn. Dabei äusserte er im Unglück, wie im Glück, etwas Seltenes und Großartiges, und wußte durch Kriegsgeschicklichkeit und Reichthum, durch Belohnungen und Bestrafungen, durch Vertraulichkeit und Verstecktheit, durch Reden und Schweigen eine so hohe Meinung von sich zu erregen, daß Tausende sich zu ihm drängten, und ihm die Ehre blieb, auch wenn der Sieg von ihm wich, und das Glück ihn verließ. — Bewundernswerth möchte es seyn, daß er zu einer Zeit, wo Religionshaß alles bewegte, Religionsduldung hegte; doch diese Duldsamkeit scheint weniger einer veredelten Religiosität als dem Mangel derselben angehört zu haben. Denn mehr als Religion, ja mehr als die Sterne, von denen er sich leiten ließ, galt ihm sein Ich. Befriedigung seiner selbstsüchtigen Wünsche war die Quelle und das Ziel seiner Entwürfe und Thaten.

Nicht das Leben dieses merkwürdigen Mannes mögen wir hier ausführlich beschreiben; nur bei seinem Tode wollen wir verweilen, um zur Beantwortung der Frage hinzuleiten, was in Schillers berühmten Trauerspiele der Dichtung und was der historischen Wahrheit zugehört. Aber nöthig scheint es, zur Vervollständigung dieser Schilderung einen kurzen Abriß von Wallensteins früherm Leben vorauszuschicken.

Albrecht von Wallenstein oder, wie er eigentlich hieß, Albrecht Wenzel Eusebius von

Waldſtein, geboren zu Prag am 14. Sept. 1583, war aus einer alten böhmiſchen Familie entſproſſen. Seine Eltern ließen ihn in der proteſtantiſchen Glaubenslehre, zu der ſie ſich bekannten, auferziehen und erſt auf der Schule zu Goldberg in Schleſien, dann (1599) auf der Univerſität zu Altdorf bei Nürnberg unterrichten. Aber der wildausgelaſſene und ſtarrſinnige Jüngling zeigte weder Luſt noch Geſchick zum Studiren. Sein Vater brachte ihn daher (1600) als Edelknaben zu dem Markgrafen von Burgau, Karl, nach Innsbruck. Dort ereignete es ſich (1604), daß er, eingeſchlummert auf einem Geländer des Bogenganges im Schloſſe zu Ambraß (nahe bei Innsbruck) zwei Stock hoch hinabſtürzte und völlig unbeſchädigt blieb. Dieſes wunderſame Ereigniß brachte wichtige Veränderungen in ihm hervor! Von nun hielt er ſich für einen beſondern Schützling des Glückes und zu großen Thaten beſtimmt, trat zur katholiſchen Kirche über und fing an ſeine Talente zu bilden. Seit dem Jahre 1606 durchreiſete er Deutſchland, Holland, England, Frankreich und Italien. Am längſten verweilte er zu Padua, wo er ſich mit den Wiſſenſchaften, am meiſten mit Staatskunſt, Mathematik und Sterndeuterei beſchäftigte. Von Reiſen zurückgekehrt, wohnte er einem Feldzuge in Ungern gegen die Türken bei, heurathete dann (1610) eine zwar bejahrte, aber reiche und vornehme Witwe und wurde, als ſie nach vier Jahren ſtarb (1614), Erbe ihrer ganzen Verlaſſenſchaft und dadurch Herr eines ſehr groſſen Vermögens. Aber Geld liebte er nur als Mittel zur Befriedigung ſeiner Ehrſucht, und verwendete es daher vornehmlich zur Erbauung Aufſehn erregender Paläſte und zur Werbung und Unterhaltung von Truppen. So führte er im Jahr 1617 dem Erzherzog Ferdinand, nachmaligem Kaiſer Ferdinand II., als dieſer im Friaul Krieg mit den Venetianern führte, zweihundert Reiter, die er auf ſeine Koſten angeworben hatte und beſoldete, zum Entſatz von Gradiska zu, und that ſich dabei durch Wachſamkeit, Herzhaftigkeit und Freigebigkeit hervor, weshalb ihm Ferdinand nach geendigtem Kriege die Stelle eines Oberſten bei der mähriſchen Miliz und den Titel eines Grafen und Kammerherrn verſchaffte. Um ſich in der Gunſt deſſelben und bei Hofe in Anſehn zu erhalten, heurathete er (1618) die Tochter des Grafen Karl von Harrach, des vorzüglichſten Lieblings Ferdinands, Iſabelle Katharine, eine Frau von groſſer Schönheit, Gottesfurcht und Sanftmuth. Sie gebar ihm eine Tochter Maria Eliſabeth, welche nachmals mit dem Grafen Rudolf von Kaunitz ſich vermählte.

Als die böhmiſchen Unruhen zum Ausbruch gekommen waren (1618), blieb Wallenſtein nach richtiger Berechnung ſeines Vortheils und der Macht Ferdinands II. auf deſſen Seite, und ſuchte auch Mähren von der Verbindung mit den aufrühreriſchen Böhmen abzuhalten. Aber dieß war vergeblich! Er ſahe ſich vielmehr genöthigt, Mähren zu verlaſſen und nach Wien zu flüchten; doch brachte er die öffentlichen Gelder, deren er ſich bemächtigt hatte, auf 96000 Rthlr., mit ſich. Mit einem Theile dieſer Gelder warb er tauſend Reiter an, die er dem General Boucquoi zuführte. In Verbindung mit dieſem verrichtete er viele tapfre Thaten. Er nahm an dem Sieg bei Budweis über den Grafen von Mansfeld (9. Jun. 1619), an der Sicherung der Rückkehr Ferdinands II. von Frankfurt nach Wien (im Oct. 1619) und an der Entthronung Friedrichs von der Pfalz (8. Nov 1620) mitwirkenden Antheil, brachte dann Mähren wieder zum Gehorſam und ſchützte es gegen die Angriffe des Bethlen Gabor. Doch trafen ihn auch harte Vorwürfe. Der Fürſt Karl von Lichtenſtein, nach der Schlacht am Weiſſen-Berge zum Statthalter Böhmens ernannt, beſchuldigte ihn, ſeiner Pflicht als Beſchützer Mährens nicht Gnüge geleiſtet zu haben. Aber Wallenſtein ging ſelbſt nach Wien, und wußte durch das Geld, das er mit ſich brachte, nicht nur dieſe Beſchuldigung niederzuſchlagen, ſondern auch Lobredner zu gewinnen, ſo daß ihm der Kaiſer zur Belohnung früherer Dienſte die böhmiſche Herrſchaft Friedland überließ (1622) und im folgenden Jahre (1623) zum Fürſten von Friedland ihn ernannte.

Bei dem Fortgange des dreißigjährigen Krieges ſuchte er ein beſonderes Commando zu erhalten. Doch gelang ihm dieß erſt im Jahre 1625, als er ſich erbot,

bot, ein Heer von 50,000 Mann ohne Unkoſten des Hauſes Oeſtreich ins Feld zu ſtellen. In kurzer Zeit hatte er, was unglaublich ſchien, 25000 Mann zuſammen, die er bald anſehnlich vermehrte, und er trat nun mit dem Titel Herzog von Friedland, als kaiſerlicher General in Deutſchland auf. — Was er als ſolcher verrichtete, oder wie er erſt den Grafen von Mansfeld bei Deſſau ſchlug (25. Apr. 1626) und bis Ungern verfolgte, dann den Kurfürſten von Brandenburg erſchreckte (1627) und den König von Dänemark bedrängte und zum Frieden nöthigte (12. Mai 1629), Mecklenburg eroberte und vom Kaiſer erhielt (1628); wie er eine Seemacht an der Oſtſee gründen und dazu Stralſund erobern wollte; und wie er dabei eine größere Gewalt ſich anmaßte, als vorher ein kaiſerlicher General gehabt hatte, eigenmächtig alles anordnete und leitete, durch ſtolzen Uebermuth, rohe Gewaltthätigkeiten und unſägliche Bedrückungen den Haß der deutſchen Fürſten und die Verwünſchungen ihrer Unterthanen auf ſich ladete und zu Regensburg ſeiner Feldherrnwürde entſetzt wurde (im Nov. 1630), dann aber, als Tilly bei Leipzig geſchlagen und Guſtav Adolf in's ſüdliche Deutſchland vorgedrungen war, wiederum vom Kaiſer aufgeſucht und zum Generaliſſimus des ganzen öſtreichiſchen Hauſes ernannt wurde (Apr. 1632), und nun Böhmen wieder eroberte und mit Guſtav Adolf kämpfte, — das alles iſt ſchon oben in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges erzählt worden. Hier, wo ſein gewaltſames Ende geſchildert werden ſoll, haben wir nur zu zeigen, wie dasſelbe herbeigeführt und bewerkſtelligt wurde.

Schon die Art, wie **Wallenſtein** das Commando zum zweiten Male übernommen, die Demüthigungen, zu denen er dabei den Kaiſer genöthigt, und die Verwilligungen, die er dabei ihm abgedrungen hatte, hatten den wiener Hof gegen ihn entrüſtet: er ſtand höher da als jeder andre, und bei der Armee noch höher als der Kaiſer. Vermehrt hatte er dieſe Entrüſtung durch die Nichterfüllung der Hoffnungen, die man zu ſeiner Kriegsgeſchicklichkeit gehegt hatte, durch den Eigenſinn, mit dem er die übernommene Gewalt handhabte, und durch das Zweideutige, das ſich in ſeinem Betragen zeigte. Den großen Schwedenkönig, den er, wie er früherhin geäuſſert hatte, mit Ruthen aus Deutſchland heraustreiben wollte, hätte er nicht unterdrücken können: auch nach dem Tode desſelben herrſchten die Schweden in Deutſchland; er aber war vor ihnen nach Böhmen geflüchtet, wo er, gleichſam um die Schuld der erlittenen Niederlage von ſich auf Andre zu wälzen, diejenigen ſeiner Officiere und Soldaten, die ſich bei Lützen pflichtſcheu bewieſen hatten, hinrichten ließ (14. Febr. 1633), und andrerſeits die, die er für ſich gewinnen wollte, wie Piccolomini und Holk, königlich belohnte. Darauf zog er (im Mai 1633), ſtatt die Hauptmacht der Schweden in Deutſchland zu bekämpfen, nach Schleſien gegen die ſchwächeren Heere der Schweden und Sachſen, und knüpfte dort, ſtatt ſie zu ſchlagen, verſteckte Unterhandlungen mit ihnen an, die ſich wohl dahin deuten ließen, als wolle er die Sachſen von den Schweden trennen und einen allgemeinen Frieden herſtellen, aber auch gegen den Kaiſer und deſſen Erblande gerichtet ſeyn konnten. Noch höher ſtieg der Verdacht gegen ihn, als er das Haupt der böhmiſchen Unruheſtifter, den alten Grafen Matthias von Thurn, den er bei Steinau gefangen hatte (11. Oct. 1633), in Freiheit ſetzte, dann die Schweden ungehindert in Baiern einbrechen, Regensburg erobern und bis an die Weſtgrenze Oeſtreichs vordringen ließ. Jetzt hielt ihn der wiener Hof der Verrätherei ſchuldig, und ſeine Feinde, deren er viele hatte (beſonders war der ſpaniſche Geſandte Ognate gegen ihn), fingen an den Kaiſer zu ſeinem Untergange aufzufordern. Doch lange dauerte es*), ehe ſich Ferdinand II. von Wallenſteins Schuld überzeugen konnte, oder etwas gegen ihn verfügen wollte. Erſt da der Graf Maximilian von Trautmannsdorf nach einer Reiſe in Wallenſteins Lager als Kläger gegen ihn aufgetreten war, wurde ſein Sturz beſchloſſen. Aber geradezu, gegen ihn zu verfahren, ſchien bei der

---

*) So erzählt Khevenhiller, Annales Ferdinandei, Th. XII, S. 1132 f.

Macht, die er in den Händen hatte, eben ſo unthunlich als gefährlich. Man ſuchte daher auf dem Schleichwege der Argliſt ihm beizukommen, oder ſeine Macht zu ſchwächen und ihm gleichſam Handlungen abzunöthigen, die jedes Verfahren gegen ihn rechtfertigen konnten. Befohlen wurde ihm, was dem mit ihm errichteten Vertrage entgegen war, das erſchöpfte Böhmen zu räumen, ſeine Armee wider die Schweden gen Paſſau und Regensburg zu führen und 6000 Reiter dem Cardinalinfanten auf deſſen Zuge aus Italien nach den Niederlanden zuzuſenden. Alle Vorſtellungen, die er gegen dieſe Befehle machte, blieben unbeantwortet, oder wurden mit Kaltſinn zurückgewieſen. Bei dieſem Verfahren wallte Stolz und Rachſucht in ihm auf. Nicht der eignen Verſchuldung gedenkend, redete er nur von dem Unrecht des wiener Hofes, der wichtige Dienſte mit Undank lohne und, von ihm gerettet, auf ſeinen Untergang ſinne. Eine zweite Abſetzung ſchien ihm nahe. Um ihr zuvorzukommen, faßte er, wie es heißt, ausſchweifende Plane: er wollte Böhmen an ſich bringen, den Kaiſer und das ganze Haus Oeſtreich darniederſtürzen und die Länder desſelben nach Willkür vertheilen. Ob dieß wirklich ſeine Abſicht war, iſt ungewiß; gewiß aber iſt, daß er jetzt in engere Verbindung mit Schweden und Sachſen, ja auch in Verkehr mit Frankreich trat, und daß er die Armee, die er über ganz Böhmen verbreitete, gegen den Kaiſer zu verhetzen und mit feſten Banden an ſich zu locken ſuchte.

Durch ihre Oberſten glaubte er ſich ihrer verſichern zu können. Er berief daher, nachdem er ſchon einzelne derſelben, auf ſeine Seite gebracht hatte, ſämmtliche Oberſten in ſein Standlager zu Pilſen. Zwei und vierzig derſelben erſchienen, unter ihnen auch Graf Piccolomini, auf welchen er, im Vertraun auf die Sterndeuterei, blindgläubig baute. Am 11. Jan. 1634 ließ er ihnen durch den Feldmarſchall Illo erſt die Forderungen des Kaiſers, daß die Armee mitten im Winter Böhmen räumen, Regensburg entſetzen und den Cardinalinfanten nach den Niederlanden geleiten ſollte, vorlegen; dann, als ſie ihre Unzufriedenheit mit dieſen Forderungen ausgeſprochen hatten, eröffnen, daß er beſchloſſen habe, den Feldherrnſtab niederzulegen, da er mit Undank behandelt werde und nicht im Stande ſey, ihre Aufopferungen und Dienſte würdig zu belohnen. Dieſe Mittheilungen erregten eine ſtürmiſche Bewegung unter den Anweſenden. Sie riefen, man dürfe nicht zugeben, daß der Herzog abdanke, und ließen ihn durch Abgeordnete bitten, bei ihnen auszuharren. Er ſtellte ſich, als wolle er bei ſeinem Entſchluſſe beharren. Erſt einer zweiten Geſandtſchaft verſprach er, das Commando zu behalten, doch ſollten auch ſie ihm treu bleiben und an Eidesſtatt ihm zuſagen, ſich nicht von ihm zu trennen. Jetzt legte Illo den Oberſten eine (von Wallenſteins Geheimſchreiber Neumann verfaßte) ſchriftliche Erklärung vor, des Inhalts, daß, da Wallenſtein bei ihnen bleiben wolle, ſie ſich verbindlich machten, ehrbar und getreu an ihn zu halten und alles, was zu ſeiner und der Armee Erhaltung gereiche, nach Möglichkeit zu befördern, — mit der Clauſel, „ſo lange Wallenſtein in kaiſerlicher Majeſtät Dienſten verbleiben und ſie zur Beförderung derſelben gebrauchen werde.“ Dieſe Erklärung ward gebilligt, und die Unterſchrift beſchloſſen. Hierauf behielt Illo die Oberſten zu einem Gaſtmahle bei ſich, und legte ihnen nach Beendigung desſelben eine andre Abſchrift obiger Erklärung, in welcher die Clauſel fehlte, zum Unterſchreiben vor. Er hatte gemeint, das Unterſchreiben werde ohne nochmaliges Leſen oder Prüfen erfolgen; aber er irrte ſich! Der Betrug wurde bemerkt, und viele der Oberſten, obgleich vom Wein erhitzt, ſchlugen das Unterſchreiben ab, und konnten nur durch Illo's und Terzky's Schimpfen und Drohen zu ſelbigem vermocht werden.

Jetzt merkte Wallenſtein, daß er der Armee nicht ſo mächtig ſey, als er ſich einbildete, und betroffen hierüber ſuchte er durch ſeine Perſönlichkeit auf ſie zu wirken. Er ließ daher am folgenden Morgen (12. Jan. 1634) ſämmtliche Oberſten vor ſich kommen und verſicherte, nach wiederholten Klagen über den Undank des wiener Hofes, daß er, da er vernommen, welche

Schwierigkeiten und bedenkliche Aeuſſerungen bei Unterzeichnung deſſen, was er zu ſeiner Sicherheit begehrt, erhoben worden wären, bei ſeinem erſten Entſchluſſe verbleiben und ſich zur Ruhe begeben wolle. Dieſe Rede rührte die Oberſten. Sie gingen, als ſie ſich im Vorzimmer zu neuen Berathſchlagungen vereinigt hatten, abermals zum Herzog, baten ihn, das, was geſtern im Rauſche geſchehen, nicht in Ungnade aufzunehmen, verpflichteten ſich zu neuer Unterſchrift und beſchworen ihn, das Commando nicht niederzulegen, wogegen ſie ihm Anhänglichkeit bis in den Tod zuſicherten. Er ſtellte ſich nach einiger Weigerung abermals nachgibig, und jene Erklärung ohne Clauſel ward von den anweſenden zwei und vierzig Oberſten unterzeichnet.

Doch nicht völlig war Wallenſtein zufrieden geſtellt: einige der vornehmſten Generale, wie Gallas, Altringer und Coloredo hatten ſich nicht nach Pilſen verfügt und für ihn erklärt. Gern hörte und beförderte er daher das Anerbieten des Grafen Piccolomini, den Altringer herbeizuſchaffen. Aber Piccolomini ward an ihm zum Verräther. So wie er ſchon früher dem wiener Hofe Wallenſteins Entwürfe und Unternehmungen heimlich gemeldet hatte, ſo beredete er jetzt den Grafen Altringer, nach Wien zu eilen und dort das zu Pilſen Vorgegangene zu melden, während er ſelbſt in Oberöſtreich, kraft des Commanmando, das ihm Wallenſtein übertragen hatte, ein Heer für den Kaiſer ſammelte.

Altringer kam nach Wien und ſchilderte die Größe und Nähe der dunkel geahneten Gefahr. Sogleich ward Rath gehalten und, nach Eingeben des ſpaniſchen Geſandten Ognate, eine Bekanntmachung an die Armee ausgeſtellt (24. Jan.), in welcher die Abſetzung Wallenſteins angezeigt und die Armee an den Grafen Gallas verwieſen und mit ſchmeichelnden Verheißungen begütiget wurde; worauf am 8. Febr. ein Befehl erfolgte, kraft deſſen Wallenſtein für einen Rebellen erklärt und Gallas aufgefordert wurde, ſich ſeiner und ſeiner wichtigſten Anhänger zu bemächtigen. — Mit Liſt ſuchte Gallas dieſen Befehlen nachzukommen. Er begab ſich nach Pilſen, um den Stand der Sachen zu erforſchen und, wen er könnte, für den Kaiſer zu gewinnen, entſchlüpfte wieder unter dem Vorwande, den Grafen Altringer herbeizubringen, wußte dann in der Stille da und dort Befehlshaber und Gemeine und die Städte Budweis und Tabor, ja auch Prag auf die Seite des Kaiſers zu ziehen und machte nun erſt die kaiſerlichen Befehle öffentlich bekannt.

Einige Wochen verſtrichen, ehe Wallenſtein die Falle erkannte, die ihm geſtellt ward: ſein Glaube an die Geſtirne, mit dem ihn der zweideutige Seni, der früher in kaiſerlichen Dienſten ſtand, umgarnte, und an die Treue ſeiner Soldaten, die doch, wie ſich bei ſeinem Tode zeigte, nur Furcht und Hoffnung an ihn kettete, verblendete ihn. Erſt das Ausbleiben des **Gallas** und **Piccolomini**, dann das Entweichen mehrerer andern Officiere und das Anhalten ſeiner Boten machte ihn beſorgt. Er befahl daher, daß niemand im Heere von andern, als von ihm oder Jllo und Terzky, Befehle annehmen ſollte, trat mit den Schweden und Sachſen in regern Verkehr, ſuchte die, die um ihn waren, durch Vorſpiegelungen und Verheißungen noch feſter an ſich zu ketten und ſendete den Grafen Terzky mit Truppen ab, Prag zu beſetzen. Aber vergebens! **Terzky** kam mit der Nachricht, die er unterwegs erhalten hatte, daß Prag dem Kaiſer zugewendet und Wallenſtein für einen Rebellen erklärt worden ſey, nach Pilſen zurück. Nun erſt fühlte **Wallenſtein**, daß er nicht länger daſelbſt verbleiben dürfe. Er begab ſich daher am 22. Febr. in Begleitung ſeiner Freunde Jllo, Terzky, Kinsky und Neumann und der Generale Buttler und Leßley, und umgeben von einer großen Reiterſchaar nach der Grenzfeſtung Eger; wo er eine lenkſame Beſatzung, einen treuergebenen Commandanten, nahe Verbindung mit den Schweden und durch alles dieß Sicherung und Ausführung ſeiner Plane zu finden hoffte. Aber ganz anderes, als er erwartet hatte, erfolgte.

Kaum war er in Eger angelangt (am 24. Febr. 1634, Abends nach 4 Uhr), ſo eröffneten **Leßley** und Buttler dem Commandanten Gordon die Befehle des Kaiſers, die durch Gallas an Buttler gelangt waren, und Gordon, obſchon dem Herzog, der ihn vom Gemeinen zum Oberſten erhoben hatte, zum Danke verpflichtet, ließ ſich leicht gegen ihn einnehmen. Darauf berathſchlagten ſich dieſe drei, wie ſie den kaiſerlichen Befehlen nachkommen könnten, und Wallenſteins unvorſichtige Aeußerungen gegen Lesley, daß nun ſeine Vereinigung mit den Schweden erfolgen und ſeine Plane gegen den Kaiſer losbrechen ſollten, trieb ſie zur Eile, und das Dringende der Gefahr und das Unſichere einer Gefangennehmung zu dem Entſchluß, den Herzog ſammt ſeinen Vertrauteſten zu ermorden. Noch am Abend des Tages, an welchem er gefaßt war (25. Febr. 1634), wurde dieſer Entſchluß auf folgende Art ausgeführt.

Gordon veranſtaltete ein Abendeſſen auf der Burg, zu welchem Wallenſteins vertrauteſte Freunde, die Generale Illo, Terzky und Kinsky und der Rittmeiſter Neumann eingeladen wurden. Ehe ſie erſchienen, wurde der Oberwachtmeiſter Geraldino nebſt ſechs buttleriſchen Dragonern in ein Nebenzimmer geführt, und in ein anderes der Hauptmann Deveroux, und ſo das Tafelzimmer von allen Seiten beſetzt. Fröhlich begann dann das Mahl, und ohne Rückhalt ſprachen die Geladenen ihre Erbitterung gegen den Kaiſer und deſſen Miniſter und ihre Hoffnung auf Wallenſtein und die Schweden aus. Doch beim Auftragen des Nachtiſches gab Lesley das Zeichen zum Aufziehen der Schloßbrücken, nahm alle Thorſchlüſſel zu ſich und ließ dem Geraldino ſagen, daß nun keine Zeit zu verlieren ſey. Da traten von der einen Seite Geraldino und ſeine ſechs Dragoner in das Tafelzimmer, ſchreiend: „Es lebe das Haus Oeſtreich!" und von der andern Seite Deveroux gleichfalls mit Dragonern und mit dem Rufe: Wer iſt gut kaiſerlich? Zugleich ſprangen Buttler, Gordon und Lesley auf, ſchrien: Vivat Ferdinandus! und warfen die Tafel um. Kinsky ward im erſten Augenblicke, noch ſitzend, niedergeſtoßen; dann Illo, als er nach ſeinem Degen, der an der Wand hing, langte; Terzky nach langer und hartnäckiger Gegenwehr. Neumann entfloh, hart verwundet, bis unten an die Treppe, wo er von den dort ſtehenden Soldaten den Todesſtoß empfing. Nach dieſer blutigen Verletzung des Gaſtrechts eilte Lesley in die Stadt, um die Soldaten von dem Vorgegangenen zu benachrichtigen und zur Treue gegen den Kaiſer zu ermuntern. Dieß gelang ihm, und bald konnte er zu Buttler und Gordon in das Schloß zurückkehren, wo nochmals über Wallenſteins Tod oder Gefangennehmung berathſchlagt und deſſen Ermordung nochmals beſchloſſen wurde. Ohne Zögern begab ſich nun Buttler mit dem Hauptmann Deveroux nach Wallenſteins Wohnung auf dem

Markte im Hauſe des Bürgermeiſters Pachhäbel. Unten am Thore blieb er ſtehen; Deveroux aber drang mit ſechs Hellebardierern in das Haus und gerade auf Wallenſteins Schlafzimmer. Die Wache ließ ihn, weil öfters Bericht abgeſtattet werden mußte, die Treppe hinauf; ein Kammerdiener, der Lärm machen wollte, wurde ſogleich niedergeſtoßen; ein andrer entfloh.

Kurz vorher hatte Wallenſtein mit ſeinem Aſtrologen Seni, wie dieſer nachher erzählte, über ſeine Lage die Sterne befragt und in Hoffnung auf die nahe Verbindung mit den Schweden behauptet, die Gefahr ſey für ihn vorüber. Seni hatte dieß verneint, dann ſich verabſchiedet, und Wallenſtein ſich zu Bette begeben. Aber wahrſcheinlich erſchreckt durch das Getöſe, das zu ihm drang, war er aufgeſprungen und im bloßen Hemde ans Fenſter geeilt, vielleicht um zu hören, was es gebe, oder um die Wache zu rufen. So fand ihn Deveroux, der in dieſem Augenblicke die zwiefach verriegelte Thüre aufſprengte, mit ſeinen Genoſſen eindrang und ihm entgegenſchrie: „Biſt „du der Schelm, der das kaiſerliche Volk zu dem „Feinde überführen und Ihrer kaiſerlichen Majeſtät die „Krone vom Haupte reißen will? Jetzt mußt du ſter„ben!“ Hier hielt er einige Augenblicke an, vielleicht um eine Antwort abzuwarten, vielleicht auch um Muth zur Ermordung ſeines Oberfeldherrn zu ſchöpfen. Dann

noch

noch einmal ſchreiend: „Du mußt ſterben!“ drang er mit der Partiſane auf ihn ein. Ruhig und unerſchrocken ſtand **Wallenſtein** da, breitete die Arme aus und empfing vorn in die Bruſt den Stoß, der ſeinem Leben ein Ende machte.

Kein Schwert erhob ſich für ihn; von allen, die er einſt bereichert und erhoben hatte, war keiner, der ſeinen Tod rächte; Furcht und Entſetzen hatte ſeine Umgebungen ergriffen. Ungehindert zogen daher die Mörder mit der Leiche, die ſie in einen rothen Teppich gewickelt hatten, in das Schloß zurück, und begruben ſie nach einigen Tagen mit Illos, Terzkys und Kinskys Leichen in Illos Schloſſe zu Mies. Erſt ſpäterhin (1536) erwirkte Wallenſteins Gemahlin vom Kaiſer die Erlaubniß, daß ſein Leichnam in der von ihm geſtifteten Karthauſe zu Waltiz bei Gitſchin beigeſetzt wurde. Nur die Leiche Neumanns, der noch bei der letzten Mahlzeit geäuſſert hatte, „er wolle ſeine Hände im öſtreichiſchen Blute baden,“ wurde unter dem Galgen begraben. Von Wallenſteins Anhängern aber, die man an verſchiedenen Orten eingezogen hatte, wurden allein zu Pilſen vier und zwanzig hingerichtet. Dagegen, wurden die Mörder glänzend belohnt. **Buttler** und **Deveroux** wurden, als ſie mit der Nachricht von Wallenſteins Ermordung nach Wien gekommen waren, mit Freuden empfangen und mit Gnadenketten und Gütern (aus Terzkys Nachlaß) beſchenkt, Buttler

übr-

B.I.T.V.

Wallensteins Tod.

überdieß zum Grafen und Kammerherrn ernannt. Auch **Gallas**, **Gordon**, **Lesley** und alle andern Officiere, die zu Wallenſteins Ermordung mitgewirkt hatten, erhielten anſehnliche Belohnungen an Geld, Titeln und Gütern, wozu Wallenſteins Beſitzungen eingezogen wurden, von denen der Kaiſer nur Sagan für ſich zurücknahm.

Aber trotz dieſer Belohnungen und Beſtrafungen konnte der Kaiſer dem Vorwurf einer blutigen Gewaltthat nicht entgehen: ſein eigenes Gewiſſen mochte ihn derſelben anklagen und bei Mit- und Nachwelt ſolche Anklage befürchten laſſen. Er ließ nämlich, wahrſcheinlich um ſich ſelbſt zu beruhigen, dreitauſend Seelenmeſſen für die Ermordeten leſen*) und, um die gegen ihn erhobenen Stimmen zu beſchwichtigen, eine Bekanntmachung ausgehen, in welcher der Verlauf obiger Begebenheiten ausführlich dargeſtellt wurde, und gleiche Darſtellungen auch an den König von Dänemark, an die Kurfürſten des Reichs und an ſeine Landshauptleute gelangen**). Und doch äuſſerte ſelbſt ſein

---

*) Daß dieß geſchehen ſey, ſagt **Khevenhiller** (Ann. Ferdinand., XII, 1164); aber bei ſeiner parteliſchen Vorliebe für Ferdinand II. gibt er an, es ſey geſchehen, »um Barmherzigkeit ihren Seelen zu erzeigen, und in der Hoffnung, ſie möchten etwa in ihrem letzten Athem Reue und Leid über ihre Sünden gehabt haben.»

) **Khevenhiller XII, 1175

ſein Enkel, Kaiſer Leopold I., Zweifel an der Schuldhaftigkeit Wallenſteins *). Um ſo weniger iſt es der ſpätern Nachwelt zu verargen, wenn ſie die Wahrheit der Vorwürfe, die dem Ermordeten gemacht werden, in Zweifel zieht. Wohl mochte Wallenſtein bei ſeiner Ehr- und Rachſucht eines meuteriſchen Planes gegen das Haus Oeſtreich fähig ſeyn und bei ſeiner Leidenſchaftlichkeit manches ſträfliche Wort gegen den Kaiſer ausgeſprochen haben **); aber daraus folgt nicht, daß er wirklich damit umging, das Königreich Böhmen an ſich zu bringen und das Haus Oeſtreich in deſſen beiden Linien zu ſtürzen. Auch rührt dieſe Beſchuldigung nicht her von den Schweden, mit denen er deshalb unterhandelt haben ſoll, ſondern ſie gründet ſich bloß auf die Angabe des Unterhändlers Seſina, der unter großen Verſprechungen nach Wien beſchieden wurde, um über Wallenſteins Verkehr mit den Schweden Auskunft zu geben, und deſſen Zeugniß eben deshalb verdächtig iſt. Vielleicht beſtand Wallenſteins

---

*) Als Kaiſer Leopold I., — erzählt Murr (Beiträge zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges ꝛc. Nürnberg 1790, S. 351) zufolge einer alten Handſchrift des Rathsherrn Minetti zu Eger, — im Jahre 1673 durch Prag reiſete, zeigte ihm daſelbſt ein Miniſter den wallenſteiniſchen Palaſt und nannte ihn das Haus eines Rebellen. Aber Leopold fragte ihn: »Weißt du es für gewiß, daß Wallenſtein ein Rebell war?«

**) ſ. Chemnitz ſchwediſcher in Deutſchland geführter Krieg, Th. II, S. 325.

Verbrechen bloß darin, daß er durch ſein herriſches Betragen den Kaiſer und deſſen Hof beleidigte, daß er, ohne den wiener Hof zu befragen, Unterhandlungen mit den Schweden und Sachſen anknüpfte, wozu er jedoch kraft der ihm verliehenen Gewalt befugt war, und daß er endlich, um dem Schimpf einer zweiten Abſetzung zu entgehen, durch Verbindung mit Schweden und Sachſen und durch Gewinnung ſeiner Soldaten mit Gewalt bei ſeinem Commando ſich zu behaupten ſuchte. War es nun Recht, läßt ſich fragen, daß der Kaiſer ihn nicht nach Wien ladete, um ihn zu hören? daß er bloß auf die Ausſage ſeiner Feinde ihn verdammte? und daß er ihn, dem er Dank ſchuldig war, jedem Mordknechte Preis gab? Zur Entſchuldigung des Kaiſers läßt ſich hierauf antworten, daß Wallenſtein ſchon dadurch, daß er ſich mit Gewalt in ſeinem Commando zu behaupten ſuchte, etwas unternahm, was überhaupt und beſonders in den damaligen Kriegszeiten den ganzen öſtreichiſchen Staat zerrütten und dem Untergange zuführen konnte; ferner, daß der Kaiſer erſt dann, als Wallenſtein das Heer durch jene Clauſel ſich verpflichtet und alſo aus einem öſtreichiſchen zu einem wallenſteiniſchen erklärt hatte, Aechtung und Tod gegen ihn ausſprach; und daß endlich bei der Nähe der drohendſten Gefahr — denn ſchon rückten die Schweden herbei, um ſich mit Wallenſtein zu verbinden und die wichtigen Päſſe von Eger und Ellenbogen zu beſetzen, — und bei der Gewalt, die Wallenſtein in Händen hatte, nicht auf dem weitläuftigen Wege rechtlicher Formen, ſondern nur durch ein plötzliches Zufahren oder durch einen Gewaltſtreich gegen ihn verfahren werden konnte. Bedenklich bleibt immer ein ſolcher Gewaltſtreich als eine Verletzung des Rechts, und wahr iſt es, man ſoll Frevel nicht durch Frevel überbiethen; aber auſſerordentliche Umſtände können auſſerordentliche Maßregeln rechtfertigen, und zur Erhaltung des Ganzen muß oft der Einzelne hingeopfert werden.

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von der Reformation bis zur franzöſiſchen Revolution.

Seite.

Einleitung: Ueber das Anziehende der Geſchichte der neueren Zeiten; — Eintheilung derſelben nach den Ideen, die in ihr hervortreten; — Plan zur Darſtellung derſelben. . 1 — 6

Erſte Abtheilung: Die Zeiten des kirchlichen Intereſſe, oder vom Anfang der Reformation bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. . . 7 — 204

Erſtes Kapitel: Von der Reformation und der Regierung Karls V.

I. Von der Reformation.

1) Urſachen der Reform. — 2) Luthers und Zwinglis Auftreten und Wirken. — 3) Hinderungen der Reformation, a) von Seiten derer, die ſich zu ihr bekannten; b) von Seiten der römiſchen Kirche. — 4) Schneller Fortgang der Reform. und Urſachen deſſelben. . . 8 — 21

II. Von der Regierung Karls V.

Karls Herkunft, Macht und Character. — 1) Karls Kriege mit Franz I.: Urſachen und Veranlaſſungen: a) erſter Krieg, 1521 — 1526; b) zweiter Krieg, 1526 — 1529

Seite.

(Karls Kaiſerkrönung und Zug gegen Tunis); c) dritter Krieg, 1536 — 1538; d) vierter Krieg, 1542 — 1544. — 2) Karls Stellung gegen die Reformation: Karls Widerwille gegen dieſelbe. — Was während ſeiner Kriege mit Franz in ſeinem Namen gegen ſie in Deutſchland geſchah: Reichstag zu Worms 1521, — zu Speier 1526 und 1529 — zu Augsburg 1530. — Stiftung des ſchmalkaldiſchen Bundes, 1531. Vergleich zu Nürnberg 1532 — Schmalkaldiſcher Krieg 1546 und 1547. — Moritz wird Kurfürſt von Sachſen — Interim 1548 — Moritz tritt gegen Karl'n auf — Paſſauer Vertrag 1552 — Religionsfriede zu Augsburg 1555. . . . 21 — 43

III. Ueber das Weſen und die Folgen der Reformation.

Widerlegung der Vorwürfe, die der Reform. gemacht werden – Darſtellung ihres Zweckes — und Andeutung ihres Einfluſſes in Rückſicht auf geiſtige Cultur — und auf die Fortbildung des Staatslebens . 43 — 47

Zweites Kapitel: Die Vorbereitungen des dreißigjährigen Krieges, oder Geſchichte derjenigen Staaten, die an demſelben Antheil nahmen.

I. Deutſchland: Ende der Regierung Karls V. — Ferdinand I. — Maximilian II. — Rudolf II. — Matthias. . . 47 — 58

II. Die Vereinigten Niederlande: Zuſtand der Niederlande, als ſie an Spanien kamen — Abfall derſelben von Spanien — Unien zu Utrecht — deren Gefahren — Erhebung — und Anerkennung. . 58 — 67

III. Spanien: Furchtbarkeit Spaniens unter Karl I. und Philipp II. — Verfall Spaniens noch in den Tagen Philipps II. — dann unter Philipp III. . . 67 — 73

Seite.
IV. Frankreich: Kriege nach auſſen unter Franz I. und Heinrich II. — Zerrüttungen im Innern durch Religions- und Kronſtreitigkeiten unter Franz II., Karl IX. und Heinrich III. — Untergang des Hauſes Valois — Thronbeſteigung der Bourbons mit Heinrich IV., der Frankreich wieder beruhigt und erhebt — Anfang des Hofdeſpotismus unter Ludwig XIII. (Richelieu) 73 — 85
V. England: Heinrich VIII. — Eduard VI. — Johanna Grey — Maria die Katholiſche — Eliſabeth — Regierung des Hauſes Stuart — Jacob I. — Karl I. — Unterdrückung und Hinrichtung deſſelben — England als Republik — Oliver Cromwell — Richard Cromwell — Reſtaurationsacte durch Georg Monk — Karl II. — Jacob II. — Vertreibung deſſelben — Wilhelm III. 85 — 120
VI. Schweden und Dänemark: Schwedens Erhebung durch Guſtav Waſa. — Zerrüttung Schwedens unter Erich XIV. — Johann — Siegmund und Karl X. — Verherrlichung Schwedens durch Guſtav Adolf — Abſetzung Chriſtians II. in Dänemark. — Wechſelvolle Schickſale Dänemarks unter Friedrich I. — Chriſtian III. — Friedrich II. und Chriſtian IV. . . 120 — 132

Drittes Kapitel: Von dem dreißigjährigen Kriege und dem weſtphäliſchen Frieden.

I. Wichtigkeit des dreißigjährigen Krieges — Urſachen — Veranlaſſungen und Ausbruch deſſelben. 133 — 141
II. Gang des dreißigjährigen Krieges: 1) Oeſtreich im Uebergewicht, 1618 — 1630. — 2) Schweden im Uebergewicht, 1630 — 1634. — 3) Oeſtreich und Schweden behaupten abwechſelnd das Uebergewicht, 1634 — 1648. 141 — 193
III. Von dem weſtphäliſchen Frieden: Veranſtaltungen deſſelben — Verdienſte des

Seite.
Grafen Max. v. Trautmannsdorf — drei Hauptpunkte des Friedens: Genugthuungen, Religionsangelegenheiten, Reichsſachen. — Bemerkungen über dieſen Frieden. . 189—204

Zweiter Abſchnitt.

Schilderungen einzelner Begebenheiten und Charaktere aus der Periode von der Reformation bis zur franzöſiſchen Revoluzion.

Seite.
I. Dr. Martin Luther. . 204—242
II. Denkwürdigkeiten aus dem Leben Karl V. und Franz I.: . . .
  1) Gefangennehmung und Losgebung Königs Franz I. . . 242—247
  2) Die Eroberung Roms durch Karls Truppen. 247—255
  3) Karls Reiſe durch Frankreich. . 255—259
  4) Die Eroberung Wittenbergs durch Karl V. 259—264
  5) Karls Abdankung und Tod. . 264—276
III. Wilhelm Prinz von Oranien und General Graf von Egmont. . . 277—288
IV. Don Karlos. . 288—303
V. Die pariſer Bluthochzeit. . . 303—326
VI. Leben und Tod Heinrichs IV. . 326—357
VII. Johanna Grey. . . 358—367
VIII. Maria Stuart. . . . 368—396
IX. Eliſabeth und Graf Robert von Eſſex. 396—407
X. Oliver Cromwell und die Hinrichtung Königs Karl I. . . . 407—436
XI. Thronbeſteigung Guſtav Waſa's. . 436—455
XII. Guſtav Adolf. . . 455—474
XIII. Wallenſteins Tod. . . . 474—496

Verlag
von
Juſtus Perthes
in Gotha.

Um den Pränumerations-Preis iſt fortdauernd durch alle Buchhandlungen zu haben:

K. F. Loſſius moraliſche Bilderbibel. Zweite Auflage, umgearbeitet von Chr. Ferd. Schulze. 5 Bände mit 74 Kupfern nach Schubert'ſchen Zeichnungen. gr. 8. 1824.

Prän.-Preis der beſſern Ausgabe auf Schreibpap. 17 Thlr. 12 Gr. (31 Fl. 30 Kr.).

— — der wohlfeilern auf Druckpap. 12 Thlr. 12 Gr. (22 Fl. 30 Kr.).

Zur Vervollſtändigung der erſten Auflage von Loſſius Bilderbibel iſt den Beſitzern derſelben zu empfehlen:

Geſchichte der alten Welt, oder Darſtellung der wichtigſten Begebenheiten von den älteſten Zeiten bis zur Stiftung des Chriſtenthums. Von Chr. Ferd. Schulze. gr. 8. (22 B.) 21 Gr. (1 Fl. 35 Kr.)

Dieſes Buch iſt ein beſonderer Abdruck der der zweiten Aufl. der Bilderbibel vorangeſetzten hiſtoriſchen Einleitung, die kurz und bündig die hauptſächlichſten Begebenheiten der alten Geſchichte, bis zur Stiftung des Chriſtenthums, oder bis zu der Zeit, wo der hiſtoriſche Bilderſaal anhebt, umfaßt. Es iſt deshalb zunächſt für die Beſitzer der erſten Auflage der Bilderbibel, denen dasſelbe als eine weſentliche Zugabe dargeboten wird, beſtimmt. Zugleich aber kann dieſes Buch, das von der alten Geſchichte ſo viel enthält, als der heranreifenden Jugend von ſelbiger zu wiſſen nöthig iſt, als ein Ganzes für ſich beſtehen und beim Jugendunterrichte gebraucht werden. Daß es dieſer Abſicht entſprechend iſt, dafür bürgt nicht blos das kritiſche Zeugniß eines berühmten Geſchichtsſchreibers (ſ. Leipz. Allg. Literatur-Zeitung. 1823. No. 321.), ſondern auch die in öffentlichen Schulen wie in Privatanſtalten erfolgte Einführung deſſelben als Lehrbuch.

Geſchichte des Gymnaſiums zu Gotha, dargeſtellt von Chr. Ferd. Schulze. gr. 8. 1824. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Zur Feier des dritten Jubelfeſtes des Goth. Gymnaſiums (21 Dec. 1824) erſchien vorſtehendes Werk, das nicht nur über die Entſtehung, Fortbildung und gegenwärtige Einrichtung dieſer Lehranſtalt genaue Auskunft giebt, ſondern auch als ein Beitrag zur Ge-

Alle Karten beider Schul-Atlaſſe werden auf den Wunſch mehrerer Unterrichts-Anſtalten einzeln zu 2 Gr. abgelaſſen.

Unſere Erde mit ihrem Monde. Ein Beitrag zur allgemeinern Verbreitung der Einſicht in das Weltgebäude, von F. C. L. Gräf.

Dieſe Schrift, aus 104 Seiten Text in gr. 8., drei großen Folio-Kupfertafeln und zwei kleinern beſtehend, koſtet deſſungeachtet nur 21 Gr. (1 Fl. 35 Kr.). Sie behandelt einige der anziehendſten ſich uns täglich darſtellenden Erſcheinungen mit großer Klarheit und Faßlichkeit, ſo daß ſie jedem Gebildeten, und beſonders Privatlehrern, ſo wie der Jugend willkommen ſeyn wird — man ſehe die empfehlende Beurtheilung derſelben, in No. 81. der Leipz. Bl. für literariſche Unterhaltung. 1826.

Zehn Kupfer
zum
# hiſtoriſchen Bilderſaal.

Fünften Bandes erſter Theil. Beſſere Ausgabe.

Nachricht: Dieſer Theil koſtet im Pränum. Preis 3 Thlr. 12 Gr. ſächſ. od. 6 Fl. 18 Kr. rhein., wofür ihn alle frühere Theilnehmer an dieſem Werke erhalten.

Tafel I. Luther und Zwingli zu Marburg.

Um die Evangeliſchen zu chriſtlicher Liebe und feſtem Zuſammenhalten zu vereinigen, hatte der Landgraf von Heſſen, Philipp der Großmüthige, die Häupter der Reformation zu einem Religionsgeſpräch in Marburg vereinigt. Am 2. und 3. Oct. 1529 hatte daſſelbe in ſeinem Schloſſe Statt. Luther nebſt Melanchthon und Zwingli nebſt Oekolampadius, und beide von ihren Freunden umgeben, ſaßen einander gegen über, an einem Tiſche, auf welchem Luther mit Kreide die Worte geſchrieben hatte: „das iſt mein Leib.“ — Auch der hochſinnige Landgraf, den man hier im Hintergrunde ſieht, wohnte dieſem Religionsgeſpräche bei.

II. Kurfürſt Johann Friedrich vernimmt die Ankündigung des über ihn gefällten Todesurtheils.

Nachdem der Kurfürſt von Sachſen Johann Friedrich der Großmüthige in der Schlacht auf der Lochauer Heide (am 24. Apr. 1547) gefangen und in das Lager vor Wittenberg gebracht worden war, ließ Kaiſer Karl das Todesurtheil über ihn ausſprechen. Dieß wurde dem Kurfürſten angekündigt, als er eben mit ſeinem Mitgefangenen, dem Herzoge Ernſt von Braunſchweig, Schach ſpielte. Mit ruhiger Gelaſſenheit hörte er es an und ſagte dann: „Ich glaube nicht, daß der Kaiſer ſo mit mir verfahren wird; ſollte er aber meinen Tod feſt beſchloſſen haben, ſo bitte ich, es mir zu melden, damit ich für meine Gemahlin und Kinder Verfügungen treffen kann.“ Nach dieſen Worten forderte er den Herzog Ernſt zur Fortſetzung des angefangenen Spieles auf.

III. Franz I. am Grenzfluſſe Andaye.

Nach Abſchluß des madrider Friedens (14. Jan. 1526) ſollte der bei Pavia gefangene König Franz I. die Freiheit wieder erhalten. Er wurde daher unter ſpaniſcher Bedeckung an den Grenzfluß Andaye gebracht, dort auf einer Barke, die mitten im Strome ſtand, gegen ſeine Söhne ausgewechſelt, dann in einer franzöſiſchen Barke an das Ufer gefahren (18. März 1526). Kaum hatte er dieſes betreten, als er ein bereitſtehendes Pferd beſtieg und voll Freude über die wieder erlangte Freiheit davon ſprengte, die Hand über den Kopf ſchwingend und ausrufend: „Nun bin ich wieder König!“

IV. Abſchied des Prinzen von Oranien und Grafen von Egmont.

Auf Antrieb der Regentin Margarethe waren Oranien und Egmont, begleitet von dem Geheimſchreiber Berti und dem Grafen von Mansfeld, zu Willebroek, zwiſchen Brüſſel und Antwerpen, zuſammen gekommen (1. Apr. 1567). Oranien ſollte durch Egmont, Berti und Mansfeld bewogen werden in den Niederlanden zu bleiben. Aber feſt und unerſchütterlich widerſtand er dieſem Anſinnen. Darauf führte er ſeinen Freund Egmont von jenen beiden abſeits in eine Fenſterhalle und redete ihm zu, ſich durch ſchleunige Flucht der ſpaniſchen Rache zu entziehen. Vergebens! Egmont beharrte in dem Wahne, der König Philipp II. werde ihm alles verzeihen und bewilligen. Innigſt gerührt umarmte Oranien den verblendeten Freund; beide weinten; ſie mußten fühlen, daß ſie ſich auf immer trennten.

Tafel V. Verhaftung des Don Karlos.

Am 18. Jan. 1568 in der Nacht um 11 Uhr kam König Philipp II. in völliger Rüſtung und begleitet von vielen ſeines Staatsrathes und ſeiner Leibgarden in das Schlafzimmer ſeines Sohnes Karlos. Schon hatten Offiziere dem Bette des Prinzen ſich genähert, ihm Dolch, Degen und eine geladene Büchſe weggenommen, als derſelbe von dem Geräuſch erwachend, im Bette ſich aufrichtete und rief: „Wer da?“ — dann, als er des Königs anſichtig wurde, beſtürzt fragte: „Was wollen Ew. Majeſtät von mir?“ — Ruhig antwortete der König: „Du wirſt es erfahren!“ — kündigte dann ſeinem Sohne Arreſt an und ließ ihn in demſelben Zimmer auf das ſtrengſte bewachen.

VI. Die Ermordung des Admirals Coligny.

Bei dem ſchrecklichen Blutvergießen, das mit dem Namen der pariſer Bluthochzeit bezeichnet iſt (24. Aug. 1572), war der edle Admiral Coligny eines der erſten und merkwürdigſten Opfer. Ein Deutſcher, Namens Beme, drang, ſeinen Genoſſen, dem Italiener Petrucci und dem Franzoſen Sarlaboux, voraneilend, nach Mitternacht um 1 Uhr in Colignys Schlafzimmer. Aufgeſchreckt durch den Lärm hatte der Greis das Bette verlaſſen und ſtand betend an der Wand. — „Biſt du Coligny?“ ſchrie ihm der Mörder zu. „Ich bins und du, junger Menſch ſollteſt Achtung haben für meine grauen Haare.“ Doch ohne zu antworten ſtieß ihm Beme das Schwert durch die Bruſt.

VII. Heinrich IV. verzeiht dem Herzog von Mayenne.

Als der Herzog von Mayenne, der mächtigſte unter den Feinden Heinrichs IV., ſelbigem nicht mehr Widerſtand leiſten konnte, ſuchte und erhielt er Verzeihung. Er reiſte daher nach Monceaux, um perſönlich ſeine Unterwerfung dem König zu bezeigen. Er traf ihn in der Sternallee des dortigen Parks, mit Sully ſpazieren gehend. Hier warf er ſich vor ihm nieder, umfaßte deſſen Knie und verſicherte ihn ſeiner Treue. Heinrich, der ihm entgegen gegangen war, ſobald er ihn ſah, umarmte ihn, beeilte ſich, ihn aufzuheben, und umarmte ihn dann von neuem.

VIII. Maria Stuart auf ihrem Todeswege.

Mit der Würde einer Königin und mit der Ergebung einer Heiligen betrat Maria Stuart ihren Todesweg (8. Febr. 1587). Als ſie, gekleidet wie an feſtlichen Tagen, die Zimmer ihres Gefängniſſes verlaſſen hatte, um in den zu ihrer Hinrichtung beſtimmten Saal zu gehen, warf ſich ihr Haushofmeiſter, Andreas Melwill, voll Schmerz und Jammer ihr zu Füßen. Sie tröſtete ihn, gab ihm Aufträge an ihre Unterthanen und ging dann mit ihren Dienerinnen zu dem Blutgerüſte.

IX. Anfang der Erhebung Guſtav Waſa's.

Schon wollte Guſtav Waſa Schweden verlaſſen um Hilfe im Auslande zu ſuchen, und ſchon nahete er ſich dazu mitten im Winter (1520) der norwegiſchen Grenze, als ihn in dem Kirchſpiele Lima die Boten der Dalekarlier auf ihren Schlittſchuhen einholten und nach Mora zurückführten. Von nun an hatte er, was er ſehnlich gewünſcht hatte, Beiſtand und Unterſtützung, und ehe zwei Jahre vergingen nicht nur die Dänen aus Schweden vertrieben ſondern auch die ſchwediſche Krone erlangt. — Seine Abholung von Lima war der Anfangspunkt ſeiner Erhebung.

X. Wallenſteins Tod.

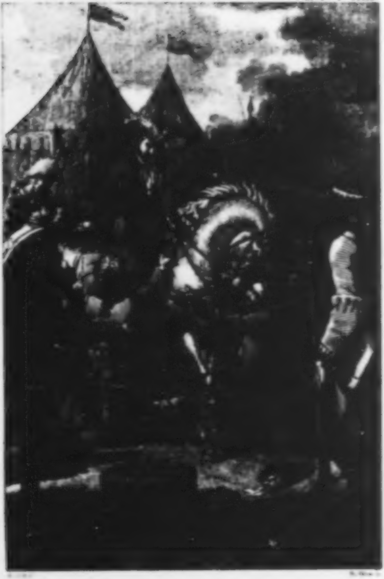
Aufgeſchreckt durch das Toben und Jammern, das er hörte, hatte Wallenſtein eben ſein Lager verlaſſen und nach dem Fenſter ſich hinbegeben, als Hauptmann Deveroux mit mehreren andern in ſein Zimmer drang und ihm zuſchrie: „Biſt du der Schelm, der kaiſerliches Volk zu dem Feinde überführen und kaiſerlicher Majeſtät die Krone vom Haupte reißen will? Jetzt mußt du ſterben!“ Wallenſtein antwortete nicht, hob die Arme in die Höhe und empfing ſo vorn in die Bruſt den tödtlichen Stoß, der ſeinem Leben ein Ende machte.

Für den Buchbinder.

Das Kupfer, T. II., wird dem Titel gegenüber geheftet.

Die größte Vorſicht iſt beim Binden dieſes friſch gedruckten Bandes anzuwenden, da unvorſichtiges Schlagen und Preſſen leicht Text, wie Kupfer verderben würde.

Dieſe Kupfererklärung iſt nicht zu verwerfen, ſondern nach dem Inhaltsverzeichniß anzubinden.



Prinz Eugen

[illegible] noch als ein [illegible] Mann, den Oberbefehl

Geſchichte
der
neuen Zeiten.

Von

Chriſtian Ferdinand Schulze,
Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

Zweiter Band.

Mit zehn Kupfern,
nach Zeichnungen von Heideloff.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 1829.

Hiſtoriſcher Bilderſaal

oder

Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geſchichte.

Ein Lehr- und Leſebuch für gebildete Stände

von

Christian Ferdinand Schulze,

Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

Fünften Bandes zweiter Theil.

Mit zehn Kupfern

nach Zeichnungen von Heideloff.

Beſſere Ausgabe. Ladenpreis: 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 1829.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorrede.

Nachdem in dem vorhergehenden Bande dieſes Werkes die erſte Abtheilung der Periode von der Reformation bis zur franzöſiſchen Revolution dargeſtellt worden iſt, folgt nun in dem vorliegenden Bande die zweite Abtheilung derſelben, welche die Zeiten des politiſchen Intereſſe behandelt, oder von der Regierung Ludwigs XIV. bis zum Jahre 1789 hinreicht. Aber nicht, wie ich hoffte, iſt die Behandlung dieſer Abtheilung in dieſem Bande zum

Ende gebracht worden. Denn dem Plane gemäß, den ich in der Einleitung vorgezeichnet habe, müſſen, nach Darſtellung der politiſchen Begebenheiten von Ludwig XIV. bis zum Tode Friedrichs II. (ſo weit reicht dieſer Band), die Geſchichten der Staaten des weſtlichen und öſtlichen Europas während des achtzehnten Jahrhunderts, die Entſtehung des nordamerikaniſchen Freiſtaates und die Vorbereitungen der revolutionairen Zeiten erörtert werden. Dieß ſoll in dem nächſten Bande geſchehen.

Schwer iſt es, die verſchiedenartigen und doch ſo eng verflochtenen Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts in eine leichtfaßliche Ueberſicht zu bringen: welchen Plan dazu man wähle, immer wird man genöthigt ſeyn, einiges zu wiederholen, und anderes vorauszuſetzen, was erſt ſpäterhin in ſeinem Zuſammenhange begriffen werden kann. Auch bei dem Plane, den ich hier zur Darſtellung der Begebenheiten des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts entworfen habe, wird man manchen

Wiederholungen begegnen, und einiges (wie z. B. bei der Geſchichte der Theilung und Zertrümmerung Polens) ſchon erörtert finden, was erſt ſpäteren Zeiten angehört. Aber eine ſattſame Erfahrung bei dem hiſtoriſchen Unterricht, den ich ſowohl auf dem Gymnaſium zu Gotha als in Privatſtunden ſeit vielen Jahren ertheilt habe, hat mich überzeugt, daß der hier befolgte Plan den Bedürfniſſen derer entſpricht, die für das Studium der Geſchichte gewonnen werden ſollen, oder in demſelben ſich befeſtigen wollen.

In hiſtoriſchen Werken für den akademiſchen Unterricht kann eine auf Synchronismus gebaute Zerſplitterung oder Vereinzelung der Begebenheiten (wie ſich ſolche in den Lehrbüchern von Johannes v. Müller, von Dreſch, von Heeren und Wachsmuth findet) wohl an ihrer Stelle ſeyn; aber für den Schulunterricht iſt es weit beſſer, große Gruppen von Begebenheiten zuſammen zu ſtellen: die Ueberſicht und das Behalten derſelben wird dadurch erleichtert. Und was ſchadet es auch, wenn dabei Wiederholungen vorkommen? Können ſie nicht dazu dienen, daß das ſchon einmal Gehörte oder Gelernte genauer aufgefaßt und treuer bewahrt wird?

Was die Erzählungen betrifft, die ſich im zweiten Abſchnitte dieſes Werkes finden, ſo ſind ſie im Bezug auf den hier behandelten Geſchichtstheil ausgehoben, zuſammengeſtellt und, wie ich mir bewußt bin, mit Sorgfalt behandelt. Sie machen den Haupttheil dieſes Werkes aus; denn wie ſie demſelben den Namen „hiſtoriſcher Bilderſaal" geben, ſo iſt auch der erſte Abſchnitt, oder die Darſtellung der politiſchen Begebenheiten, zunächſt nur dazu beſtimmt, ihre Beziehung auf die allgemeine Geſchichte zu bezeichnen. Freilich muß bei dieſer Einrichtung in den einzelnſtehenden Erzählungen hin und wieder auf das zurückgewieſen werden, was im erſten Abſchnitte dargeſtellt wurde; dagegen aber geſtattet dieſelbe, ähnlich den Excurſen in philologiſchen Werken, eine genauere und ausführlichere Zeichnung der einzelnen Begebenheiten und Charaktere, und kann als ein Mittel betrachtet werden, bei dem Vortrage der allgemeinen Geſchichte hervorragende Erſcheinungen erkennbarer und behältlicher darzuſtellen. Ich erinnere dieß deshalb, weil ſich gegen dieſe Eigenthümlichkeit meines hiſtoriſchen Bilderſaales, nachdem ſie ſeit langen Jahren von Vielen gebilliget worden iſt, erſt kürzlich in der Allg. Schulzeitung vom 19. September 1827 eine tadelnde Stimme erhoben hat.

Was endlich die Kupfer betrifft, mit denen dieſer Band ausgeſtattet worden iſt, ſo ſind die Zeichnungen zu denſelben durchaus von Herrn Heideloff in Nürnberg, der auch hier ſein Künſtlertalent bewährt hat; die Kupferſtiche aber rühren von mehreren Künſtlern her, deren Namen unter jedem einzelnen Kupfer zu finden ſind.

Noch füge ich hinzu, daß Verfaſſer und Verleger ſich beeifern werden, den folgenden Band, der bis zum Ausbruch der franzöſiſchen Revolution hinführen wird, ſobald als möglich erſcheinen zu laſſen.

Gotha den 29. Sept. 1828.

Chriſtian Ferdinand Schulze.

Der

neuen Geſchichte

Erſte Periode

von der

Reformation bis zur franzöſiſchen Revolution

1517 — 1789.

Zweite Abtheilung.

Die Zeiten des politiſchen Intereſſe.

1648 — 1789.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten vom weſtphäliſchen Frieden bis zur franzöſiſchen Revolution, 1648 -- 1789.

Einleitung.

Als die lebendige Theilnahme an religiöſen Ideen, oder das kirchliche Intereſſe, welches die Reformation aufgeregt und Leidenſchaftlichkeit unterhalten hatte, noch während des dreißigjährigen Krieges erkaltet war, traten Zeiten hervor, in denen Kabinette und Völker nicht mehr durch religiöſe oder andre großartige Ideen, ſondern vornehmlich durch das Streben der Fürſten, ihr Beſitzthum und den Glanz ihrer Thronen zu vermehren, oder die Macht- und Glanzvermehrung Andrer zu hindern, in Bewegung geſetzt wurden. Dieſe Zeiten nennt man die Zeiten des politiſchen Intereſſe, weil in denſelben eine Politik vorwaltete, die von jenem Streben und Gegenſtreben ausging und darum bald auf Vergrößerung nach innen und auſſen, bald auf Niederdrückung Andrer,

drer, bald auf Verbindungen der Staaten zur Herſtellung eines Gleichgewichts der Macht hinarbeitete.

Schon die Reformation hatte, indem ſie die Gewalt der Fürſten durch Bekämpfung der Hierarchie und durch Einziehung der geiſtlichen Güter vermehrte und Parteien ſchuf, die den Selbſtſüchtigen zu Vergrößerungswerkzeugen ſich darboten, eine ſolche Politik eingeleitet; gefördert aber wurde ſie durch den Ausgang des dreißigjährigen Krieges, der das Gewinnſchaffende politiſcher Verbindungen deutlich zeigte; und vorherrſchend wurde ſie durch das verführeriſche Beiſpiel, das der ruhm- und herrſchſüchtige König von Frankreich, Ludwig XIV., gab. An ihm ſahe man, wie er, lange Zeit mit dem glücklichſten Erfolge, durch Waffengewalt, Unterhandlungen und Geldreichthum im Krieg und Frieden ſeine Macht auf Koſten ſeiner Nachbaren erweiterte und ein eben ſo glänzendes als furchtbares Anſehn gewann. Aber zugleich lernte man auch, wie, um einem ſolchen Beginnen entgegen zu arbeiten, ein Gleichgewicht der Macht aufrecht zu erhalten ſey und dazu ebenfalls Unterhandlungen, Waffengewalt und Geldreichthum angewendet werden müſſe. Von dem an traten die Staaten enger zuſammen, oder beobachteten einander ſorgfältiger; der Norden und Oſten Europas wurde in die allgemeinen Staatshändel Europas eingeflochten, das Geſandtſchaftsweſen, das ſchon vor der Reformation entſtanden war, wurde über ganz Europa ausgedehnt, und zu Verbindungen und Trennungen, wie zu Unterhandlungen und zur Erforſchung der Plane Andrer benutzt; die Zahl ſtehender Heere, die immer bereit wären, den Unterhandlungen Nachdruck zu geben, wurde vergrößert; und, da dieſe Heere und jene Geſandtſchaften, ſo wie überhaupt der Glanz der Throne nur durch Geldreichthum unterhalten werden konnte, ſo wurden die Quellen desſelben ergibiger gemacht und mit neuen vermehrt.

Indem auf ſolche Art Fürſtengewalt und Fürſtenglanz gefördert wurde, wurden die Völker vielfach bedrückt: ſie mußten größere Steuern und Zölle entrichten, mußten die Laſt vermehrter Truppenaushebungen und verheerender Kriege ertragen, mußten zugeben, daß ſie von ihren Fürſten abgeriſſen, oder an andre abgetreten, vertauſcht und verhandelt wurden. Doch wurden ſie auch auf der Bahn der Cultur weiter geführt, da es der eigne Vortheil der Fürſten erheiſchte, den Wohlſtand der Völker emporzubringen. Denn um die Sicherheit der Throne zu fördern, wurde für Ruhe, Ordnung und Geſetzlichkeit im bürgerlichen Leben geſorgt; um die Macht der Throne zu fördern, wurden die Quellen des Staatsreichthums vermehrt, und alſo Acker- und Bergbau, Gewerbe und Handel, See- und Colonialweſen erhoben; und um den Glanz der Throne zu fördern, wurden Künſte und Wiſſenſchaften mit allen ihren Erzeugniſſen gepflegt und geſchützt, und ſo ſchlummernde Kräfte geweckt, Aufklärung und Geſchicklichkeiten weiter gebracht. Je mehr aber die Völker an Cultur zunahmen, deſto aufmerkſamer wurden ſie auf ihre Rechte, deſto empfindlicher gegen den Druck, den ſie zu leiden hatten, und deſto begieriger, zur bürgerlichen Freiheit zu gelangen. Es regten ſich daher ſchon am Schluſſe dieſer Periode verſchiedene Freiheitsverſuche, und vorbereitet wurden die Zeiten der franzöſiſchen Revolution.

Wie aber laſſen ſich die ſo verſchiedenartigen und wiederum ſo eng verflochtenen Begebenheiten, von denen hier die Rede ſeyn ſoll, am füglichſten ordnen? Meiner Meinung nach iſt 1) von der Regierung Ludwigs XIV. und den von ihm erregten Kriegen; 2) von dem nordiſchen Kriege; 3) von den Staatshändeln oder Unterhandlungen und Kriegen vornehmlich im weſtlichen Europa von 1715 — 1786; 4) von der Entkräftung des weſtlichen Europas, namentlich Portugals, Spaniens, Frankreichs und beſonders des deutſchen Reiches; 5) von dem Wechſel des Uebergewichts im nordöſtlichen Europa, oder von den Schickſalen Dänemarks, Schwedens, Rußlands und Preußens; 6) von dem verſchiedenen Schickſale der großen Seemächte Holland und England nebſt Darſtellung der Entſtehung des nordamerikaniſchen Freiſtaates; 7) von der zunehmenden Cultur Europas im achtzehnten Jahrhundert und der Vorbereitung der revolutionären Zeiten zu reden. Nach dieſem Plane, der wohl zu manchen Wiederholungen hinführt, aber auch eine leichtfaßliche Ueberſicht der Hauptbegebenheiten darbietet, ſoll der hier folgende Abſchnitt der allgemeinen Geſchichte dargeſtellt werden.

Erſtes Kapitel.

Von der Regierung Ludwigs XIV. und den von ihm erregten Kriegen.

Zu der Zeit, als der weſtphäliſche Friede geſchloſſen wurde, regierte in Frankreich Ludwig XIV., der ſo viele Erſchütterungen veranlaßte und auf nahe und ferne, auf kleine und große Staaten eine ſolche Einwirkung erlangte, daß man die Geſchichte ſeiner Zeit (1643 — 1715) vorzugsweiſe das „Zeitalter Ludwigs XIV.“ genannt hat.

Ludwig XIV., geboren den 5. Sept. 1638, der Sohn Ludwigs XIII. und Anna's, der Tochter des ſpaniſchen Königs Philipp III., ſtrahlte hervor durch ein majeſtätiſches Aeußeres, durch Sinn und Geſchmack für das Schöne und Große und durch den Glanz, den er um ſich verbreitete; aber er war ohne ſittliche Würde und, wie in früheren Jahren dem Stolze, der Ruhmbegier, Herrſchſucht, Prachtliebe und Wolluſt, ſo in ſpäteren Jahren der Frömmelei hingegeben. Hierdurch wurde ſeine Regierung verderblich für viele ſeiner Nachbarſtaaten und für ſein eigenes Reich. Denn wie er die Ruhe und den Wohlſtand vieler Staaten ſtörte, ſo brachte er auch ſein Reich, das anfangs glänzend und furchtbar durch ihn erhoben wurde, zuletzt in Erſchöpfung, Verwirrung und Zerrüttung, und nicht mit Unrecht behauptet man, daß die erſten Anfangspunkte der franzöſiſchen Revolution in dem Ausgang ſeiner Regierung zu ſuchen ſind. *) — Am leichteſten können wir dieſelbe überblicken, wenn wir die Zeiten ſeiner Minderjährigkeit und die Zeiten ſeiner Selbſtregierung und bei dieſer die Geſtaltung der innern und äußeren Angelegenheiten erwägen.

Schon der Anfang ſeiner Regierung war von ſturmvollen Bewegungen begleitet. Da er, noch nicht fünf Jahre alt, auf den Thron erhoben wurde (14. Mai 1643): ſo bemächtigte ſich der Regentſchaft und Vormundſchaft, durch einen Parlamentsſchluß vom 18. Mai, ſeine Mutter Anna, und durch ſie ihr Vertrauter, der Cardinal Mazarin, ein talentvoller, aber auch herriſcher, habgieriger und argliſtiger Mann, der, wie Richelieu, die Macht der Krone und mit derſelben die ſeinige zu erheben ſuchte. Aber ſeine und der Königin Anna Regierung erregte Mißvergnügen. Die Prinzen von Condé, von Conti, von Longueville ꝛc. waren unzufrieden über die Macht anmaßlicher Ausländer, das Parlament über Gewaltſtreiche, die von denſelben ausgingen, und beide Theile verhetzten das Volk, das über harte Auflagen zu klagen Urſache hatte. Aus dieſem Gegenſtreben entſtand ein innerer Krieg (1648 — 1653), der die Frage entſcheiden

---

*) Eine ausführlichere Charakteriſtik Ludwigs XIV. und ſeiner Regierung folgt im zweiten Abſchnitt, Num. I.

ſcheiden ſollte, ob Mazarin oder wer ſonſt im Namen des unmündigen Königs zu regieren habe, und der nach dem damals beliebten Schleuderſpiel der pariſer Jugend „Krieg der Fronde“ oder Schleudrer genannt wurde, weil die Gegner Mazarins gegen ihn, wie einſt David gegen den Goliath, furchtbare Schleuderwürfe richteten. Zu Paris (im Aug. 1648) fing dieſer Krieg an, aber bald verbreitete er ſich durch das Getriebe der Großen über alle Theile Frankreichs und wurde dem Hofe anfangs ſo gefährlich, daß die Regentin (am 6. Januar 1649) mit dem jungen Könige und dem Miniſter von Paris nach St. Germain en Laye entfliehen und Mazarin zweimal (Febr. 1651 und im Aug. 1652) den Hof verlaſſen mußte. Aber der Mangel an Eintracht, der unter ſeinen Gegnern Statt fand, die Argliſt, mit der er ſie umſtrickte, der Beiſtand, den der große Feldherr Turenne dem Hofe leiſtete, und die Sehnſucht nach Frieden, die unter dem Volke erwachte, führte allmählich den verhaßten Miniſter zu einem vollſtändigen Siege. Er kam am 3. Febr. 1653 wie im Triumphe nach Paris zurück, ſein Hauptgegner, der Prinz von Condé, mußte, als Majeſtätsverbrecher geächtet, bei den Spaniern Schutz ſuchen, und das Volk ſamt den Großen unterwarf ſich der Krone, ſo daß von nun an das Gewühl der Parteien ſchwieg und die talentvollſten Männer, die der innere Krieg geweckt und hervorgehoben hatte, ihre Ehre darinn fanden, dem Könige zu dienen.

So herrſchte nun Mazarin unbeſchränkter als zuvor:

ſeine Gegner waren niedergedrückt, und der König, — obſchon er noch während des innern Krieges, ſobald er das vierzehnte Jahr erreicht hatte, für volljährig erklärt worden war (5. Sept. 1651), — blieb unter der Leitung des Miniſters, an den ihn Erziehung und Gewohnheit kettete. Beeifert aber war Mazarin bei ſeiner Reichsverwaltung, Frankreichs Anſehn nach auſſen hin zu erheben oder, wie vor ihm Sully und Richelieu, Oeſtreich und Spanien zu demüthigen. Dieß hatte er ſchon bei dem Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens, durch welchen Frankreich die Zuſicherung des Beſitzes von Metz, Toul und Verdun, ferner das öſtreichiſche Elſaß, den Sundgau, die Stadt Breisach und das Beſatzungsrecht von Philippsburg erhielt, zu erkennen gegeben, und dieß zeigte er auch nachher. Als Kaiſer Ferdinand III. (1657) geſtorben war, ſuchte er die Kaiſerkrone für Frankreich zu gewinnen, oder wenigſtens dem Hauſe Habsburg zu entreißen; dann ſchloß er (1658) mit mehreren deutſchen Fürſten ein Bündniß, unter dem Vorwande, den weſtphäliſchen Frieden aufrecht zu erhalten, in der That aber um Uneinigkeiten im deutſchen Reiche zu unterhalten und Oeſtreich zu ſchaden. Beides gelang ihm nicht! Dagegen gelang es ihm, Spanien durch den Krieg, der 1635 begonnen hatte, zu bedrängen und es endlich zu dem pyrenäiſchen Frieden zu nöthigen, der am 7. Nov. 1659 auf der Faſaneninſel im Fluße Bidaſſoa am Fuße der Pyrenäen abgeſchloſſen wurde. Kraft desſelben mußte Spanien die Grafſchaften Rouſſillon, Perpignan und Conflans, ferner den größten

Theil von Artois und einige Städte in Flandern, Hennegau und Luxemburg an Frankreich abtreten und in eine Vermählung der älteſten Tochter Philipps IV., Maria Thereſia, mit Ludwig XIV. willigen. Ausſichten auf die Thronfolge Spaniens walteten dabei ob, obſchon Maria Thereſia und Ludwig XIV. noch vor ihrer Vermählung, die am 9. Jan. 1660 vollzogen wurde, für ſich und ihre Nachkommen allen Anſprüchen auf die Länder Philipps IV. entſagen mußten. — Nicht lange darauf ſtarb Mazarin (am 9. März 1661) mit Hinterlaſſung eines ungeheuern Vermögens, das er auf Koſten des Staates zuſammengeſcharrt hatte. Dem König kam ſein Tod erwünſcht; denn ſchon war ihm bei ſeiner Ruhm- und Herrſchbegier die Abhängigkeit von Mazarin zum drückenden Joche geworden. Ohne alſo wieder einen Premierminiſter zu wählen, trat er, kaum zwei und zwanzig Jahre alt, die Selbſtregierung an, begierig jede Art von Glanz um ſich zu verbreiten und alles allein und nach ſeinem Willen zu leiten.

Hiermit begann eine glänzende Periode Frankreichs. Denn wie **Ludwig** Sinn für Großes und Schönes hatte, ſo hatte er auch das Glück und Geſchick, für jedes Fach die ausgezeichnetſten Männer aufzufinden, durch deren Betriebſamkeit Frankreichs Kräfte geweckt, verſtärkt und erhoben wurden. Am hervorſtrahlendſten unter dieſen war Colbert, der, unter dem Titel „Generalcontroleur der Finanzen“, von 1661 bis 1683 mit der rühmlichſten und erfolgreichſten Thätigkeit für die Verherrlichung

Frankreichs arbeitete. Zwar war bloß das Finanzweſen zunächſt der Gegenſtand ſeiner Arbeiten; aber indem er die Staatseinkünfte durch Beförderung des Wohlſtandes Frankreichs ergibiger und manchfaltiger zu machen ſuchte, erſtreckten ſich ſeine Sorgen und Anſtrengungen auch auf Bevölkerung, Gewerbe, Handel, See- und Colonialweſen, Künſte und Wiſſenſchaften. Um die Bevölkerung zu befördern, begünſtigte er die Ehen, und erließ Vätern, die zehn Kinder hatten, alle Abgaben; um den Gewerbfleiß und Handel zu heben, ermunterte er zur Anlegung von Fabriken und Manufacturen aller Art, hob er drückende Zölle auf, legte er Straßen, Kanäle und Häfen an; um das See- und Colonialweſen zu beleben, errichtete er eine kräftige Seemacht für Frankreich, eine oſt- und weſtindiſche Handelsgeſellſchaft und Niederlaſſungen in Amerika und Aſien; endlich um Künſte und Wiſſenſchaften wegen ihres Einflußes auf die Belebung und Verherrlichung der Staatskräfte empor zu bringen, ſtiftete er Akademieen für Malerei, Bildnerei und Baukunſt, für Wiſſenſchaften und Inſchriften, die Sternwarte und den Pflanzengarten zu Paris, vermehrte die daſige Bibliothek, verſchönerte viele Städte, beſonders Paris, mit Prachtgebäuden und vollendete die wichtigſte von allen Bauunternehmungen, den Kanal von Languedoc (1664 — 1680), der das mittelländiſche Meer mit dem atlantiſchen verbindet. Und während er auf ſolche Art waltete, gaben andre Männer, wie Vauban, Turenne, Condé, Louvois ꝛc. dem Kriegsweſen einen neuen Aufſchwung:

ſchwung: durch ſie wurden Feſtungen erbaut und neu befeſtigt, ſtehende Truppen mit Uniformen und Bajonetten errichtet, Artillerieſchulen, Cadettencompagnieen und Bürgermilizen gegründet, und zur Belohnung verdienter Krieger der Orden des heil. Ludwigs und das Hospital der Invaliden geſtiftet. Nicht fruchtlos blieben ſo vielfältige Anordnungen und Arbeiten. Frankreich wurde blühend und furchtbar; neues Leben ergoß ſich über dasſelbe; alle Kräfte desſelben entwickelten ſich zum Dienſte des Königs, die ausgezeichnetſten Männer in Kabinets- und Kriegsgeſchäften traten auf und neben ihnen die trefflichſten Alterthumsforſcher, Redner und Dichter, die mit ihrem Ruhme den Ruhm ihrer Nation verherrlichten und der Sprache Frankreichs den glanzvollſten Aufſchwung zuführten.

Den ruhm- und herrſchſüchtigen König reizte dieſe auflebende Kraft ſeines Reiches und die unumſchränkte Gewalt, die er in demſelben behauptete, zur Erweiterung ſeiner Herrſchaft nach auſſen. Aber auch die äuſſeren Umſtände waren hierzu einladend. Oeſtreich und Spanien waren durch vorhergehende Kriege erſchöpft und ſtanden unter ſchwachen Regenten; Portugal, wo ſich ſeit 1640 das Haus Braganza auf den Thron geſchwungen hatte, ſuchte Frankreichs Beiſtand; eben ſo England, das kaum (1660) einer erſchütternden Revolution entgangen war; in Holland und Helvetien war der Enthuſiasmus für Freiheit im Erlöſchen, und wie letzteres ſich Frankreich zum Dienſte darbot, ſo verſäumte erſteres ſich zum Kriege gegen dasſelbe zu rüſten. Italien und Deutſchland waren in Parteien getheilt und ohnmächtig als Ganzes, die nordiſchen Reiche noch zuſehr mit ſich beſchäftigt, die Türken entfernt und von der Politik Frankreichs geleitet. Nur durch Verbindungen, durch welche auch Schwache erſtarken, konnten dieſe Staaten gegen Frankreich etwas ausrichten; aber noch lagen ſolche Verbindungen fern, und Ludwig konnte hoffen, ſie durch ſeine Umſicht und Unterhandlungskünſte abzuwenden oder zu trennen. Seine Regierung ward daher eine kriegeriſche, obſchon er ſelbſt, genau genommen, kein Krieger war.

Sein erſter Krieg war gegen die ſpaniſchen Niederlande gerichtet. Zum Vorwande brauchte er das in einigen niederländiſchen Provinzen geltende Abwälzungsrecht (jus devolutionis), kraft deſſen bei dem Tode eines Vaters, der Kinder aus mehreren Ehen hinterließ, jedem derſelben das zufiel, was der Vater in der Ehe, in der ſie geboren waren, erworben hatte. Zwar konnte dieſes Recht von ihm nicht in Anſpruch genommen werden, da es, nur ein Privatrecht, nicht auf Fürſtenhäuſer anwendbar war, und Ludwig bei ſeiner Vermählung mit Marie Thereſie auf alle Beſitzungen ſeines Schwiegervaters unbedingten Verzicht geleiſtet hatte; aber Erwägungen dieſer Art hielten ihn nicht zurück. Nachdem Philipp IV. am 17. Sept. 1665 geſtorben war, brach er im Mai 1667 mit 35000 Mann in die ſpaniſchen Niederlande ein, und ſchnell eroberte er (Jun. — Aug.) einen

nen großen Theil von Flandern, dann auch (im Febr. 1668) die ganze Franche Comté. Spanien, in Ohnmacht verſunken und unter dem Schwächling Karl II., war nicht im Stande, ihn zurückzutreiben; auch der damalige Kaiſer Leopold I. unternahm nichts gegen ihn, obſchon dieſer Gewaltſtreich auch dem deutſchen Reiche Gefahr drohete: dagegen ſuchten die Holländer dieſen Mißbrauch der Uebermacht abzuwenden, und ihr Großpenſionär, Johann van Witt, vereint mit dem engliſchen Miniſter zu Haag, William Temple, erwirkte im kurzen ein Bündniß zwiſchen Holland, England und Schweden (23. Jan. 1668). Dieſe „Triplealliance" ſchreckte den franzöſiſchen König: auf ſo viele Feinde war er noch nicht gefaßt; und ſo ſchloß er den Frieden zu Aachen (2. Mai 1668), kraft deſſen er die Franche-Comté an Spanien zurückgab, dagegen von den ſpaniſchen Niederlanden zwölf Plätze in Flandern an ſich riß.

Aber ſein Stolz fühlte ſich tief gekränkt, daß ein ſo kleiner Staat wie Holland es gewagt hatte, ſeinen Entwürfen entgegen zu wirken und als Schiedsrichter zwiſchen Königreichen aufzutreten. Voll Rachgier hierüber wollte er Holland vernichten und zur Erreichung dieſes Zieles verſtärkte er ſich durch Bündniſſe. Den König von England, Karl II., verlockte er durch Zuſicherung einer jährlichen Subſidie von drei Mill. Livres und durch Ausſichten auf den Beſitz von Seeland zu dem Verſprechen (10. Dec. 1670), mittelſt der engliſchen Flotte zur Eroberung Hollands mitzuwirken; Schweden gewann er durch Geld (14. Apr. 1672), ſich von den Holländern zu trennen und ihm Beiſtand zuzuſagen; den Herzog von Lothringen, Karl III., der den Holländern eine Hilfsmacht von 40,000 Mann angeboten hatte, vertrieb er (1670) und, um ſich einen Weg nach Holland zu bahnen, ohne die ſpaniſchen Niederlande berühren zu dürfen, ſchloß er Subſidienverträge mit den Biſchöfen von Münſter und Oſnabrück und dem Kurfürſten von Cöln (1669 — 1672); ja er bewog auch den Kaiſer Leopold I., indem er durch Geld auf deſſen Miniſter, den Fürſten von Lobkowitz, einwirkte, zu dem geheimen Verſprechen (1. Nov. 1671), bei einem Kriege, der zwiſchen Frankreich, England, Schweden und Holland auſſerhalb der Reichsgrenzen geführt werden möchte, parteilos zu bleiben. — Und was hatten die Holländer ihm entgegen zu ſetzen? Nirgends bot ſich ihnen kräftiger Beiſtand dar; bedeutend war wohl ihre Seemacht, aber vernachläßigt war ihre Landmacht: Parteiungen im Innern zwiſchen den gemäßigten und eifrigeren Republikanern, oder den Oraniern und Antioraniern, hatten letztere in Verfall und um tüchtige Anführer gebracht; auch war die Statthalterwürde ſeit dem Tode Wilhelms II. (6. Nov. 1650) nicht wieder beſetzt worden; nur mühſelig konnte Johann van Witt, als „Großpenſionär von Holland", die Republik leiten (1650 — 1672). Eifrigſt ſuchten daher die Holländer, den drohenden Sturm von ſich abzuwenden oder den rach- und eroberungsgierigen König zu beſänftigen. Vergebens! Am 6. Apr. 1672 erließ Ludwig

wig XIV. eine Kriegserklärung gegen Holland und im Mai brach er mit mehr als hunderttauſend Mann und umgeben von den kriegskundigſten Feldherren und Miniſtern, einem Turenne, Condé, Luxemburg, Vauban, Louvois ꝛc., in dasſelbe ein, während der Biſchof von Münſter, Bernhard von Galen, Oberyſſel und Friesland überfiel und England den Kampf zur See begann.

Geweiht ſchien nun Holland dem Untergange! Zwar kämpfte der Seeheld Ruyter kräftig im Kanal (7. Jun. 1672); aber er konnte die Engländer von dem Eindringen in die Zuiderſee nicht zurückhalten, und zu Lande wurden von den Franzoſen eine Menge Städte und Feſtungen ſchnell erobert; Geldern und Utrecht fielen, Amſterdam, an deſſen Beſtand das Schickſal der Republik hing, entging dem nahen Falle nur durch Aufziehen der Schleuſſen bei Muiden, und abermals flehete Holland vergebens um Frieden. Und doch wurde es gerettet! Ludwig XIV., der in einem überſchwemmten Lande den Krieg in Perſon nicht fortſetzen wollte und nach den Triumphfeierlichkeiten in Paris ſich ſehnte, verließ ſchon am 26. Jul. 1672 ſeine Armee, deren Kräfte theils durch die Beſetzung ſo vieler Städte, theils durch die Uneinigkeit ihrer Anführer ſich zerſplitterten; in der Zuiderſee trat eine ſo lange Ebbe ein (15. Jul.), daß die Engländer zu landen nicht vermochten; und ſpäterhin folgte ein ſo lauer Winter, daß das Amſterdam umgebende Gewäſſer nicht gefror und die Franzoſen umſonſt mit Schlittſchuhen ſich verſehen hatten;

ten; in Amſterdam ſelbſt brach (im Jul. 1672) ein Aufſtand aus, der zwar alles zu zertrümmern ſchien und dem achtungswürdigen **Johann van Witt** einen ſchrecklichen Tod zuzog (21. Aug.), aber auch den talentvollen Sohn Wilhelms II., **Wilhelm III.** (geb. 24. Nov. 1650), als Statthalter an die Spitze brachte und dadurch zur Rettung Hollands mitwirkte. Hierzu kam, daß Holland nun auch von auſſen Beiſtand erhielt. Denn war auch der große Kurfürſt von Brandenburg, **Friedrich Wilhelm**, der, beſorgt wegen ſeiner jülich-cleviſchen Länder und durch Verwandſchaftsbande an Holland geknüpft, gleich beim Ausbruch des Krieges mit 20,000 Mann den Holländern zu Hilfe gekommen war, bald darauf genöthiget worden, mit Frankreich (zu Voſſem bei Löwen, 6. Jun. 1673) einen Frieden zu ſchließen, kraft deſſen er Waffenruhe verſprach, wofern das deutſche Reich in Ruhe bliebe: ſo ergriffen doch im Jahre 1673 **Spanien** und **Oeſtreich** für Holland die Waffen. Im folgenden Jahre wurde in **England** Karl II. durch ſein Parlament genöthigt, mit Holland Friede zu ſchließen (19. Febr. 1674), und in **Deutſchland** bewirkte der Uebermuth, den Ludwig XIV. in den zu Cöln eingeleiteten Friedensunterhandlungen zeigte, und die Laſt, die er durch Kriegsſteuern und Durchmärſche den deutſchen Staaten aufbürdete, daß ein Reichskrieg wider Frankreich beſchloſſen wurde (31. März 1674), worauf Dänemark den Verbündeten beitrat (10. Jul.), Cöln und

Münſter dem Bunde mit Frankreich entſagen mußten (22. Apr.), und der Kurfürſt von Brandenburg als Reichsfürſt den Krieg gegen daſſelbe erneuerte. Von allen europäiſchen Mächten blieb nur noch Schweden für Frankreich in den Waffen.

Von nun an änderte ſich das Weſen und der Schauplatz dieſes Krieges. Er war nicht mehr ein Krieg zwiſchen Holland und Frankreich, ſondern ein Krieg Hollands, Spaniens, Oeſtreichs, des deutſchen Reichs, Brandenburgs und Dänemarks gegen Frankreich und Schweden; und nicht mehr waren die vereinigten Niederlande, ſondern Deutſchland und die ſpaniſchen Niederlande Hauptſchauplätze deſſelben. Ludwig aber behauptete ſich auch gegen ſo viele Feinde. Doch ging der Krieg von 1674 bis 1678 ohne große Ereigniſſe fort: Städte wurden erobert, Schlachten geſchlagen und viele Gegenden Deutſchlands dieß- und jenſeit des Rheins verwüſtet; aber entſchieden wurde dadurch nichts. Oeſtreich und Spanien führten den Krieg nicht mit Nachdruck. Weit kräftiger und unternehmender zeigte ſich dagegen der große Kurfürſt. Um ihn vom Rhein zu entfernen, bewog Ludwig die Schweden zu einem Einfall ins Brandenburgiſche (Dec. 1674). Friedrich Wilhelm zog daher, wie es Ludwig gewünſcht hatte, gegen ſie und ſchlug ſie, was nicht in Ludwigs Plane lag, bei Rathenau (15. Jun.) und bei Fehrbellin (18. Jun. 1675), worauf er in Schwediſch-Pommern erobernd eindrang. Andrerſeits geſchah es, daß der franzöſiſche Marſchall **Turenne**, der ſich im Elſaß furchtbar gemacht und von da über den Rhein geſetzt hatte, eben als es zu einer Schlacht zwiſchen ihm und dem kaiſerlichen General Montecuculi kommen ſollte, durch einen **Kanonenſchuß** bei Saßbach unweit Offenburg getödtet wurde (27. Jul. 1675), worauf die Deutſchen über den Rhein gingen und ſelbſt in Frankreich einfielen, aber bald wieder zurückweichen mußten.

Nicht lange nachher führte ermattende Anſtrengung zur Sehnſucht nach Frieden. Aber theils die Uneinigkeit der Verbündeten, theils die Argliſt des franzöſiſchen Königs zog die ſchon 1676 angeknüpften und ſeit 1677 zu Nimwegen eröffneten Unterhandlungen in die Länge. Erſt in den Jahren 1678 und 1679 kam ein allgemeiner Friede zu Stande und zwar ſo, daß Ludwig mit jedem ſeiner Gegner insbeſondere ſich verglich. Die Holländer, zu deren Vernichtung der Krieg begonnen hatte, erhielten durch den Frieden vom 10. Aug. 1678 alles ihnen Entriſſene zurück; dagegen verlor Spanien (im Friedensſchluß vom 17. Sept. 1678) die ganze Franche-Comté und viele Städte in den Niederlanden. Oeſtreich ſamt dem deutſchen Reiche trat (im Frieden vom 5. Febr. 1679) Freiburg im Breisgau an Frankreich ab, und erhielt dafür das Beſatzungsrecht von Philippsburg und neue Bekräftigung des weſtphäliſchen Friedens; doch mußte es Lothringen in Ludwigs Händen laſſen, da der Herzog

Karl XI. daſſelbe unter den harten Anforderungen Frankreichs nicht zurücknehmen wollte. Auch Brandenburg und Dänemark, die, um Schweden niederzudrücken, am längſten in den Waffen blieben, mußten endlich in die Forderungen Frankreichs, an Schweden das Entriſſene zurückzuſtellen, willigen *); doch erhielt Brandenburg, außer einigen Geldvergütigungen, einen Landſtrich von Schwediſch-Pommern an der rechten Seite der Oder.

Hoch und glänzend ſtand jetzt Ludwig! Er hatte gegen die verbündeten Hauptſtaaten Europas gekämpft und ihre Verbindung getrennt; ſeine Macht war vermehrt, ſein Name gefürchtet. Im Innern ſeines Reiches waren jetzt Gewerbe und Handel, Künſte und Wiſſenſchaften emporgekommen, und mit ihnen jener Glanz des Lebens und jene Verfeinerung der Sprache und Sitten, durch welche Fremde ſchaarenweiſe nach Frankreich und an den Hof Ludwigs XIV. hingezogen wurden. Wo war unter den Staaten des damaligen Europas irgend einer, der an Glanz und Wohlſtand dem franzöſiſchen gleich kam? und wo unter den damaligen Fürſten Europas irgend einer, der ſich an Macht und Ruhm mit Ludwig XIV. meſſen konnte? Paris gab ihm den Beinamen des Großen! Aber dieß alles war ihm nicht genug. Er wollte nicht nur der erſte, er wollte auch der gefürchtetſte Monarch in Europa ſeyn,

alles

---

*) Friede mit Brandenburg zu St. Germain en Laye 29. Jun. 1679 und mit Dänemark zu Fontainebleau 2. Sept. 1679.

alles ſollte vor ſeinem Willen ſich beugen oder erzittern. Mit welchem frechen Mißbrauche ſeiner Uebermacht er dieſem Ziele nachſtrebte, erfuhr zunächſt Deutſchland und Spanien, ferner Algier, Tripolis, Genua, der Pabſt, ja ſein eigenes Reich.

Gleich nach dem nimwegiſchen Frieden raubte er Spanien und dem deutſchen Reiche noch mehr als vorher im Kriege. Denn nicht nur behielt er viele der Städte, die er zufolge des nimwegiſchen Friedens herausgeben ſollte, zurück und nöthigte die Reichsſtädte und Reichsritterſchaft im Elſaß ihm zu huldigen, ſondern er errichtete auch (1681) in Beſançon, Breiſach, Metz und Tournay beſondere Commiſſionen oder Gerichtshöfe, Reunions- oder Vereinigungs-Kammern genannt, die alles, was zu den im weſtphäliſchen, aachner und nimwegiſchen Frieden ihm abgetretenen Städten und Landſtrichen einſt gehört, oder mit denſelben in Lehnsverbindungen geſtanden hatte, ausmitteln und mit dem franzöſiſchen Reiche vereinigen ſollten. Durch dieſe unerhörten Räubereien riß er auſſer einzelnen Flecken und Städten ganze Grafſchaften und Fürſtenthümer, z. B. vom deutſchen Reiche Mömpelgard, faſt ganz Zweibrücken, Saarbrücken ꝛc. und von den ſpaniſchen Niederlanden Luxemburg ꝛc. an ſich. Vergebens klagten Oeſtreich und Spanien über dieß freche Verfahren, das alle Sicherheit des Beſitzſtandes gefährdete; vergebens ſuchte letzteres den übermüthigen König durch Nachgibigkeit und Drohungen zu begütigen; vergebens veranſtaltete erſteres, eben damals von den Ungern und Türken bedrängt, einen Congreß zu Frankfurt (im Aug. 1681); noch während deſſelben entriß Ludwig dem deutſchen Reiche die wichtige Reichsſtadt Straßburg (30. Sept.). Ja endlich galt es als eine Gnadenbezeigung, daß er zu Regensburg (15. Aug. 1684) einen zwanzigjährigen Stillſtand der Reunionen verwilligte, während deſſen er das ſchon Geraubte (und hiermit auch Straßburg) behalten ſollte.

Einen Anſchein von Recht konnte es haben, daß er die Raubſtaaten Algier (1683 und 1688) und Tripolis (1685), die auch an den franzöſiſchen Küſten ſich vergangen hatten, heftig bombardiren ließ; doch wollte er hiermit nicht ſowohl Räubereien ſtrafen, als ſeiner damals aufblühenden Seemacht im mittelländiſchen Meere Anſehn verſchaffen. — Eine ähnliche Behandlung erlitt durch ihn die Republik Genua. Unter dem Vorwande, ſie habe Spanien gegen ihn unterſtützt, ließ er am 16. März 1684 Genua bombardiren und nöthigte dadurch den Dogen (Lascara) mit vier Rathsherren nach Verſailles zu kommen und ſich auf eine vorgeſchriebene Art vor ihm zu demüthigen. Auch der Pabſt mußte ſeinen Uebermuth empfinden. Gegen ihn behauptete er im Jahre 1682 durch ein Nationalconcilium das Beſetzungsrecht der franzöſiſchen Biſthümer, die Einziehung der Einkünfte in den erledigten und andre Freiheiten der gallikaniſchen Kirche; dann im Jahre 1687 die Quartierfreiheit in Rom, kraft deren die Häuſer der Geſandten als Zufluchtsörter der

Verfolgten und alſo auch der Verbrecher galten. Als Pabſt Innocenz XI. dieſes, der öffentlichen Sicherheit nachtheilige Recht abſchaffen wollte und den franzöſiſchen Geſandten, der auf daſſelbe beſtand, mit dem Bann belegte, verfügte Ludwig Hausarreſt über den päbſtlichen Nuntius in Paris und Einziehung des päbſtlichen Avignon (1688). Erſt mit dem folgenden Pabſte verglich er ſich dahin (1693), daß dieſer die Beſchlüſſe des Nationalconcils vom Jahre 1682 anerkannte, wogegen er dem Rechte der Quartierfreiheit entſagte. — Ja gegen ſein eigenes Reich mißbrauchte er ſeine furchtbare Gewalt. Denn um Unterwerfung der Gewiſſen und Einheit des Glaubens in ſeinem Reiche zu erzwingen und dadurch, wie ſeine Pfaffen ihm verſpiegelten, ſeinen Thron zu ſichern und ſich den Himmel zu verdienen, hob er das Edict von Nantes auf (22. Oct. 1685) und geſtattete die abſcheulichſten Verfolgungen der Hugenotten, wodurch Hunderttauſende derſelben zur Auswanderung gezwungen und die Reichthümer und Geſchicklichkeiten derſelben dem Auslande zugewendet wurden *).

So vielen Gewaltſtreichen, als Ludwig XIV. übte, konnte nur durch enge Verbindung mehrerer Staaten begegnet werden. Dieß fühlte vornehmlich der geiſt- und kraftvolle Wilhelm III., und bei ſeiner Sorge nicht nur für Hollands, ſondern auch für Europas Freiheit und Sicherheit ſtrengte er ſich an, eine ſolche Verbindung

---

*) Ausführlicher iſt dieß erzählt in der erſten Erzählung des zweiten Abſchnitts.

zu Stande zu bringen. Schon im Jahre 1681, als Ludwig mit den Reunionskammern begann, verband er ſich mit Schweden zur Aufrechthaltung des weſtphäliſchen und nimwegiſchen Friedens; dann (6. Febr. 1683) errichtete er zwiſchen Oeſtreich, Spanien, Schweden und Holland ein Schutzbündniß. Zwar hatte er darauf, bei richtiger Würdigung der Lage und Kleinmuth der Verbündeten, zur Annahme des Waffenſtillſtandes, der am 15. Aug. 1684 zu Regensburg abgeſchloſſen wurde, gerathen; da aber Ludwig auch nach dieſem Waffenſtillſtande fortfuhr, Feindſeligkeiten gegen das deutſche Reich zu üben, da er namentlich im Elſaß die Beſitzungen des deutſchen Ordens und der Univerſität Freiburg einzog und nach dem Tode des pfälziſchen Kurfürſten Karl, mit dem die pfalz-ſimmerſche Linie erloſch (26. Mai 1685), den größten Theil der Hinterlaſſenſchaft deſſelben für ſeine Schwägerin, die Schweſter des verſtorbenen Kurfürſten, Charlotte Eliſabeth, die an den Herzog von Orleans vermählt war, unrechtmäßiger Weiſe in Anſpruch nahm, ohne auf die Einreden des neuen Kurfürſten von der Pfalz, Philipp Wilhelm, und des deutſchen Kaiſers zu achten: ſo bewirkte Wilhelm III. den großen Bund von Augsburg (9. Jul. 1686), den Holland, Oeſtreich, Spanien, Schweden, die Häuſer Baiern und Sachſen und mehrere Reichskreiſe zur Aufrechthaltung des weſtphäliſchen und nimwegiſchen Friedens und damit zur Sicherſtellung des deutſchen Reiches abſchloſſen.

Ludwig ließ ſich dadurch nicht ſchrecken: er ſelbſt ſcheute den Krieg nicht und noch mehr wurde er zu ſelbigem ermuntert durch ſeinen Miniſter Louvois, der ſich ihm unentbehrlich zu machen ſuchte. Mit frechem Uebermuthe nöthigte er dem Erzſtifte Cöln den Biſchof von Straßburg, Wilhelm Egon, der ihm Straßburg in die Hände geſpielt hatte, zum Kurfürſten auf (Aug. 1688), und als der Kaiſer, der Pabſt und die Kurfürſten von Baiern und Pfalz dagegen waren, ließ er zur Unterſtützung deſſelben Truppen ins Cölniſche rücken und viele Oerter in der Pfalz beſetzen. Erſt nachdem er ſolche Feindſeligkeiten in der Pfalz begonnen hatte, erklärte er dem deutſchen Reiche den Krieg (3. Oct. 1688), worauf vom Winter von 1688 bis zum Sommer 1689 die abſcheulichſten Bedrückungen, Verheerungen und Mordbrennereien in der Pfalz begannen, welche die deutſchen Fürſten abhalten ſollten, wider Frankreich ſich zu regen und, falls ſie ſich regten, in Frankreich einzufallen *). Aber dieſe Schrecklichkeiten vermehrten den Haß gegen Frankreich! Der Reichskrieg ward gegen daſſelbe beſchloſſen (11. Febr. 1689); kräftiger und einträchtiger, als je, eilten die deutſchen Fürſten zur Rettung des gemeinſamen Vaterlandes herbei; und da Ludwig zu gleicher Zeit den vertriebenen König Jacob II. in Schutz nahm und Wilhelm III. von dem Throne Englands (den er im Januar

---

*) Ausführlich wird die Verwüſtung der Pfalz, die 1200 Oerter von Pforzheim bis Oppenheim und unter dieſen die blühenden Städte Heidelberg, Mannheim, Speier und Worms betraf, in der erſten Erzählung des zweiten Abſchnitts geſchildert.

nuar 1689 beſtiegen hatte) zu verdrängen ſuchte: ſo brachte letztrer eine Verbindung Englands, Hollands, Spaniens, Oeſtreichs und des deutſchen Reiches gegen ihn zu Stande (Wien, 12. Mai 1689), der allmählich auch Dänemark (1689) und Savoyen (1690) beitraten. Und ſo erhielt dieſer Coalitionskrieg (1688 — 1697) einen Umfang, dergleichen keiner der früheren Kriege gegen Frankreich gehabt hatte.

Auf fünf verſchiedenen Punkten, am Rhein, in den Niederlanden, in Italien, an dem Fuße der Pyrenäen und auf dem Meere wurde gekämpft, und Ludwig mußte fünf, ja einige Male ſechs Heere aufſtellen. Gleichwohl behauptete er bei der Einheit, die in ſeinen Maßregeln herrſchte, und den vielen Kräften, die ihm zu Gebote ſtanden, die Ueberlegenheit über ſeine zahlreichen Gegner. Nur gegen England war er unglücklich: ſeine Truppen wurden, als ſie, nach anfänglichem Glücke zur See (bei Dieppe, 10. Jul. 1690), mit König Jacob II. in Irland gelandet waren, vertrieben (1690), dann, als ſie eine Landung in England verſuchen wollten, zur See bei La-Hogue (29. Mai 1692) geſchlagen. Dagegen fochten ſie zu Lande größtentheils glücklich, beſonders unter Luxemburg in Flandern und unter Catinat in Savoyen und Piemont. Aber auch dadurch kam es zu keiner Entſcheidung, indem die Verbündeten bei ihrer Mehrzahl erlittene Verluſte leicht erſetzen konnten. Ludwig ſelbſt fühlte allmählich, daß die Aufſtellung und Unterhaltung ſo vieler Heere ſein Reich erſchöpfte, ohne bedeutenden Gewinn zu ſchaffen; und da er bei dem herannahenden Abſterben des ſpaniſch-habsburgiſchen Hauſes Spanien an ſich bringen wollte, wozu er neuer Streitkräfte und Verbündeter bedurfte: ſo bot er ſelbſt nach acht Kriegsjahren die Hand zum Frieden, und zeigte beim Abſchluß desſelben eine unerwartete Mäßigung. Zuerſt verglich er ſich mit Savoyen. Im Frieden zu Turin (29. Aug. 1696) gab er dem Herzoge von Savoyen, Victor Amadeus II., alle Eroberungen ſamt der Grafſchaft Pignerol zurück und vermählte deſſen Tochter, Maria Adelheide, mit ſeinem älteſten Enkel, dem Herzoge von Bourgogne. Darauf verglich er ſich unter Vermittelung Schwedens mit den übrigen Mächten (ſeit dem 9. Mai 1697) auf einem Schloſſe bei Ryswik, einem Dorfe zwiſchen Delft und Haag, wobei die Erneuerung des weſtphäliſchen und nimwegiſchen Friedens und hiermit gegenſeitige Herausgabe gemachter Eroberungen zur Grundlage diente. Im Frieden mit England, Holland und Spanien am 20. September 1697 erkannte er Wilhelm III. als König von England an, verwilligte den Holländern einen Handelsvergleich und gab an Spanien faſt alle Reunionen zurück, behielt aber den weſtlichen Theil von Domingo. Mit dem Kaiſer und Reiche kam der Friede erſt am 30. Oct. 1697 zu Stande. Auch hier gab Ludwig gemachte Eroberungen und Reunionen auſſerhalb des Elſaſſes zurück, Kehl und Philippsburg an das Reich, Breiſach und das breisgauiſche Freiburg an den Kaiſer, Zweibrücken an den König von Schweden, das Herzogthum Lothringen (mit Ausnahme von Longwy und Saarlouis) an den Sohn des (1690 zu Wels verſtorbenen) Herzogs Karl IV., Leopold Joſeph, und begnügte ſich im Betreff der Anſprüche der Herzogin von Orleans auf die pfalz-ſimmerſche Hinterlaſſenſchaft mit 300,000 Fl.; dagegen behielt er Straßburg und die Herrſchaft über die Reichsſtädte und Reichsritterſchaft im Elſaß, leiſtete keinen Erſatz für die Verwüſtungen in der Pfalz und verlangte ſogar, daß in den von ihm zurückgegebenen Orten die Religionsverhältniſſe ſo, wie er ſie feſtgeſetzt hatte, verbleiben ſollten.

Nur wenige Jahre dauerte dieſer Frieden. Denn obſchon Ludwig, in Jahren vorgerückt, zur Frömmelei ſich hingewendet hatte, und ſein Reich durch den eben geendigten Krieg, durch die Verfolgungen der Hugenotten und durch das Abſterben der ausgezeichnetſten Staatsmänner und Feldherren ermattet war: ſo führte doch ſeine noch immer rege Glanz- und Vergrößerungsſucht, bald nach dem ryswiker Frieden, einen neuen Krieg, den **ſpaniſchen Erbfolgekrieg** herbei (1701 — 1713). Dieß geſchah auf folgende Weiſe.

Als mit der Hinfälligkeit Karls II., ſeit 1665 Königs von Spanien, das habsburgiſche Haus in Spanien dem Ausſterben ſich nahete, erhoben Kaiſer Leopold I., König Ludwig XIV., der Kurfürſt von Baiern, Maximilian Joſeph und der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, Anſprüche auf die ſpaniſche Monarchie: der erſte als Aelteſter der jüngern Linie des Hauſes Habsburg, als Sohn der jüngern Tochter Philipps III. und als Gemahl der jüngern Schweſter Karls II., Margarethe Thereſie; der zweite als Sohn der ältern Tochter Philipps III. und als Gemahl der ältern Schweſter Karls II., Marie Thereſie; der dritte für ſeinen Sohn, behauptend, daß die Rechte der Margarethe Thereſie nach deren Tode (1673) auf das einzig von ihr hinterlaſſene Kind, Marie Antonie, und durch dieſe (geſt. 1692) auf deren und ſeinen Sohn Joſeph Ferdinand (geb. 1692) übergegangen wären; der vierte endlich, der jedoch nur einen Theil des groſſen Reiches verlangte, als Urenkel Katharinens, der Tochter Philipps II. — Unter dieſen Bewerbern war Ludwig der regſamſte, ſchlaueſte, mächtigſte und darum gewichtigſte. Zwar hatte er bei ſeiner Vermählung mit Marie Thereſie auf alle ſpaniſchen Länder Verzicht geleiſtet; aber wie er ſchon durch den Krieg vom Jahre 1666 — 1668 gezeigt hatte, daß er auf dieſe Verzichtleiſtung wenig achtete: ſo erhob er auch jetzt gegen dieſelbe Einſprüche oder Ausflüchte, ſchickte einen gewandten Unterhändler, Marquis v. Harcourt, nach Madrid (Dec. 1697), der Ludwigs Abſichten auf die ſchlaueſte Weiſe in Spanien förderte, und erklärte, um das Bedenkliche einer Vereinigung der Kronen Spaniens und Frankreichs auf Einem Haupte zu beſeitigen, daß er ſeine Anſprüche auf ſeinen zweiten Enkel Philipp, Herzog von Anjou, übertrage. Zu gleicher Zeit trat er, um, wenn nicht das Ganze, doch einen Theil der ſpaniſchen Monarchie zu gewinnen und den wichtigſten ſeiner Gegner Wilhelm III. zu beſchwichtigen, mit dieſem in Unterhandlung und ließ ſich ſcheinbar den Vorſchlag desſelben gefallen (11. Oct. 1698), daß der Kurprinz von Baiern Spanien, die Niederlande und die Colonieen, Philipp von Anjou das Königreich Beider-Sicilien ſamt den ſpaniſchen Plätzen und Inſeln an der Küſte von Toskana (den Stato delgi Preſidi), und der Erzherzog Karl, der zweite Sohn Kaiſers Leopold, den dieſer zum ſpaniſchen Thron beſtimmt hatte, das Herzogthum Mailand erhalten ſollte.

Mit tiefer Erbitterung hörte Karl II. von dieſem Theilungsvertrage; er fühlte, wie anmaßlich und beleidigend es war, daß fremde Mächte noch bei ſeinen Lebzeiten und ohne ihn zu befragen, ſeine Länder vertheilten, und ernannte (am 28. Nov. 1698) den Kurprinzen von Baiern zum einzigen Erben der ganzen ſpaniſchen Monarchie. Allein dieſer Kurprinz ſtarb am 16. Febr. 1699 im ſiebenten Jahre ſeines Alters an den Blattern. Jetzt ſchloſſen Wilhelm III. und Ludwig XIV. einen neuen Theilungsvertrag ab (13. März 1700), kraft deſſen der Erzherzog Karl Spanien, die Niederlande und die Colonieen, und Philipp von Anjou das Königreich Beider-Sicilien, den Stato delgi Preſidi, das Finale und, ſtatt Mailand (was an den Herzog von Lothringen fallen ſollte), Lothringen und Bar erhalten ſollte. Karl II. ward hierüber noch entrüſteter als vorher, und voll Unwillens gegen Frankreich, das ihm während ſeiner Regierung ſo viele Kränkungen zugefügt hatte, und voll Vorliebe für Oeſtreich, das er als ſein Stammhaus betrachtete, wollte er nun den Erzherzog Karl zum Erben ſeiner ganzen Monarchie ernennen, nur ſollte derſelbe ſogleich mit 15,000 Mann nach Spanien kommen. Aber theils die Furcht des Kaiſers vor den Drohungen Ludwigs und Wilhelms, die Mine machten, ihren Theilungsvertrag mit Waffengewalt durchzuſetzen, theils die ſteife Förmlichkeit des wiener Hofes, der eben ſo wohl Bedenken fand, den Erzherzog Karl mit Truppen, als ohne großes Gefolge nach Spanien reiſen zu laſſen, ſtörte dieſen Plan. Indeſſen gelang es dem ſchlauen Harcourt, die Abneigung des ſpaniſchen Hofes gegen Frankreich zu beſiegen, beſonders den dort vielgeltenden Cardinal Pontocarrero für ſich zu gewinnen und durch dieſen dem ſchwachen König einzureden, daß die Ernennung eines Enkels Ludwigs XIV. das einzige Mittel ſey, die Zerſtückelung der ſpaniſchen Monarchie abzuwenden. Karl II. wendete ſich deßhalb an den Pabſt Innocenz XII. und, da auch dieſer den Wünſchen Ludwigs XIV. beiſtimmte (6. Jul. 1700), erklärte er, obſchon mit widerſtrebendem Herzen, in einem Teſtamente vom 2. Oct. 1700, den Herzog Philipp von Anjou zum einzigen Erben der ganzen ſpaniſchen Monarchie. — Wenige Wochen darauf, am 1. November 1700, ſtarb er im 39ſten Jahre ſeines Alters.

Ludwig XIV. zögerte, als ihm das Teſtament Karls II. zur Annahme vorgelegt wurde. Er fühlte, daß er durch dieſelbe einen Krieg herbeiführen würde, der bei der Erſchöpfung ſeines Reiches und der Erbitterung ſeiner Gegner ihm nachtheilig werden konnte; aber er fühlte auch, daß er, ſelbſt wenn er bei dem Theilungsvertrage beharrte, einem neuen Kriege nicht entgehen, daß die Nichtannahme des Teſtaments als ein Zeichen der Ohnmacht Frankreichs gelten, und daß dagegen bei Annahme des Teſtaments Frankreich, vereinigt mit Spanien, die erſte Macht Europens werden würde. Hingeriſſen von dieſen Vorſtellungen nahm er das Teſtament an (10. Nov. 1700), erklärte (am 16. Nov.) ſeinen Enkel zum König von Spanien und ſendete ihn am 4. Dec. nach Madrid, indem er ihm, um anzudeuten, daß Spanier und Franzoſen hinfort Ein Volk ausmachen ſollten, die Worte nachrief: il n'y a plus de Pyrenées! *).

So beſtieg der Herzog von Anjou (geb. 19. Dec. 1683) unter dem Namen Philipp V. den ſpaniſchen Thron (14. Apr. 1701). Ganz Spanien ſamt allen Colonieen und Nebenländern unterwarf ſich ihm, ja er wurde in den erſten Augenblicken der Ueberraſchung ſelbſt von England, Holland, Portugal und Savoyen anerkannt. Aber Ludwig XIV. ließ ſich durch dieſen Anſchein des Beifalls nicht täuſchen: er verſtärkte ſein Heer, das er ſeit dem ryswiker Frieden auf dem Kriegs-

fuß

---

*) Voltaire Siècle de Louis XIV. Tome II. 258.

fuß gelaſſen hatte, beſetzte die wichtigſten Plätze in den Niederlanden, gewann für ſich die Herzöge von Savoyen und Mantua, verband ſich, um auch in Deutſchland Parteien zu finden, vornehmlich mit den Kurfürſten von Baiern und Cöln (Dec. 1700), die er durch das Verſprechen der beſtändigen Statthalterſchaft in den Niederlanden an ſich kettete, und unterſtützte die wiederum in Ungarn durch Rakozi ausgebrochenen Unruhen. Gewiß war es ihm, daß von Oeſtreich her der erſte und nachdrücklichſte Kampf erfolgen würde; und er irrte ſich nicht! — Kaiſer Leopold, bei dem Verluſte einer ſo großen Erbſchaft erbittert über Ludwigs Ränke und über ſeine eigene Fahrläßigkeit, wurde durch dieſe Erbitterung zu einer ihm ſonſt fremden Entſchloſſenheit und Thätigkeit getrieben. Noch ehe er andere Verbündete hatte als das eben auflebende Königreich Preußen, ſchickte er (im Mai 1701)* ſeinen Kriegshelden Eugen mit 30,000 Mann nach Italien, um zuförderſt das Herzogthum Mailand, als ein erledigtes Reichslehen, in Beſitz nehmen zu laſſen.

So entſtand abermals ein Krieg, der zunächſt nur den Anſchein eines Erbfolgeſtreites zwiſchen Frankreich und Oeſtreich hatte, in der That aber wiederum ein Kampf für die Freiheit und Sicherheit Europas gegen die Vergrößerungsverſuche Frankreichs war. — Der Gang, den er nahm, läßt ſich auf folgende Art bezeichnen. Zuerſt (1701 — 1705) bildete ſich der Bund gegen Frankreich und fing an empor zu kommen; hierauf (1705 — 1711) gerieth Ludwig XIV. durch wiederholte Niederlagen in große Bedrängniß; endlich aber (1711 — 1714) führten ihn Standhaftigkeit, Klugheit und unerwartete Vorgänge zu einem günſtigen Frieden. — Wie dieß alles erfolgte, kann hier nur angedeutet, nicht erörtert werden.

Der Anfang des neuen Krieges war günſtig für Oeſtreich. Noch im Jahre 1701 gewann es durch den Prinzen Eugen, der auf ungebahnten Wegen nach Italien gekommen war, und bei Carpi (7. Jul.) und Chiari (1. Sept.) ſiegte, faſt das ganze Herzogthum Mantua. Gereizt durch dieſe kühne und glückliche Entſchloſſenheit und beleidigt durch die Verſchmähung des Theilungsvertrags und durch die neuen Vergrößerungsplane Frankreichs, trieb nun der wichtigſte unter den Gegnern Ludwigs XIV., Wilhelm III., England und Holland zu einem Bündniß mit Oeſtreich (Haag am 7. September 1701), um, wie es hieß, „dem Hauſe Oeſtreich wegen ſeiner Erbanſprüche auf Spanien eine gerechte und billige Genugthuung und den Seemächten im Betreff ihrer Länder, Schifffahrt und Handlung Sicherheit zu verſchaffen". Zwar war England anfangs nicht zu einem neuen Krieg mit Frankreich geneigt; aber es entflammte für denſelben, als Ludwig, dem ryswiker Frieden entgegen, nach dem Tode Jacobs II. (6. Sept. 1701) deſſen Sohn als König Jacob III. nach England zu führen drohete; und obſchon Wilhelm III. bald nach dem Ausbruch des Krieges (am 8. März 1702) ſtarb, ſo blieb doch in England die Königin Anna, ſeine Nachfolgerin, und in Holland der Landſyndicus Heinſius, der nun das größte Anſehn daſelbſt hatte, bei den von ihm getroffenen Maßregeln. — Früher als England und Holland war das Haus Hohenzollern, das ſeit dem 18. Jan. 1701 die Königswürde in Preußen angenommen und bei dem deshalb mit Oeſtreich geſchloſſenen Krontractate ſich anheiſchig gemacht hatte (6. Nov. 1700), dem Kaiſer Truppen zuzuſenden, mit Oeſtreich vereinigt; jetzt erneuerte es dieſe Vereinigung (20. Jan. 1702). Ferner erklärte das ganze deutſche Reich, bis auf Baiern und Cöln, den Krieg an Frankreich (6. Oct. 1702), das die Reichslehen und Reichsgrenzen feindlich behandelt hatte. — Endlich trat auch Portugal (16. Mai 1703), aus Furcht ſeine Selbſtſtändigkeit durch Ludwig XIV. zu verlieren, und Savoyen (25. Oct. 1703), beleidigt durch franzöſiſchen Uebermuth, gewonnen durch engliſches Geld, und begierig die Königswürde zu erlangen, dem großen Bunde bei. Ja in Spanien ſelbſt bildete ſich eine öſtreichiſche Partei; denn als der Erzherzog Karl, des Kaiſers zweiter Sohn, über Holland und England nach Liſſabon (7. März 1704) und von da nach Catalonien gekommen war (22. Aug. 1705), wo er (am 9. Oct.) Barcellona einnahm, wendete ſich ganz Catalonien, Aragonien, Valencia und die Balearen auf deſſen Seite. — So hatte alſo Ludwig XIV. ſieben Mächte, Oeſtreich, England, Holland, Preußen, das deutſche Reich, Portugal und Savoyen ſamt halb Spanien gegen ſich, und nur einen Theil von Spanien ſamt den Kurfürſten von Baiern und Cöln für ſich; — und doch hielt er ſich aufrecht!

In den drei erſten Jahren (1701 — 1703), in denen die Parteien ſich bildeten, wurde der Krieg in Italien, am Oberrhein, in den Niederlanden und in Spanien mit wechſelndem Glücke geführt. Der erſte wichtige Schlag erfolgte (1704) in Baiern. Nachdem nämlich der Kurfürſt von Baiern, in Verbindung mit franzöſiſchen Truppen, Oeſtreich vielfältig beſchäftiget und bedrohet und das Vordringen der Reichsarmee gegen Frankreich aufgehalten hatte, ward auf Rath des Prinzen Eugen der Plan gefaßt, denſelben nachdrücklichſt zu bekämpfen. Eugen ſelbſt zog nach Schwaben und Baiern, ſo wie vom Oberrhein her der Prinz Ludwig von Baden mit dem Reichsheere, und der Herzog von Marlborough, der ſeither in den Niederlanden mehrere Plätze den Franzoſen entriſſen hatte. Vergebens ließen Marlborough und Ludwig von Baden dem Kurfürſten, als ſie deſſen Verſchanzungen am Schellenberge bei Donauwerth erſtürmt hatten (2. Jul. 1704), Friedensanträge thun: Maximilian Emanuel baute auf Frankreichs Beiſtand, da eben der franzöſiſche Marſchall Tallard bei Augsburg zu ihm geſtoßen war (3. Aug.), und auf die Stellung, die er mit dieſem bei Höchſtädt eingenommen hatte. Aber Unglück traf ihn! Während der Prinz von Baden Ingolſtadt belagerte, erfochten **Eugen** und **Marlborough** *) bei **Höchſtädt** oder bei dem Dorfe Blindheim oder **Blenheim** (nach welchem die Engländer die Schlacht vom 13. Aug. 1704 benennen) einen entſcheidenden Sieg. Die Baiern und Franzoſen verloren 12,800 an Todten, 20,800 an Gefangenen, unter letzteren auch den Marſchall Tallard. Von der ganzen Armee derſelben, die auf 60,000 Mann angegeben wurde, konnten ſich kaum 20,000 Mann wieder zuſammenfinden. In Folge dieſes Sieges wurde nicht nur ganz Baiern mit allen vorher von dem Kurfürſten in Schwaben und Tyrol eroberten Plätzen von den Verbündeten eingenommen, ſondern auch der Kurfürſt ſamt den franzöſiſchen und baierſchen Truppen über den Rhein getrieben.

Nicht lange darauf kam nach dem Tode **Leopolds I.** (5. Mai 1705) ſein kräftiger Sohn Joſeph I. zur Regierung (1705 — 1711). Dieſer, aufgewachſen im Haſſe gegen Frankreich und weit entſchloſſener als Leopold, ſprach über die Kurfürſten von Baiern und Cöln (1706) und ſpäterhin (1707) über den Herzog von Mantua, als über Reichsfeinde die Acht aus, ſetzte den Krieg mit verſtärktem Eifer fort, und ſah ſeine Unternehmungen durch ein günſtiges Geſchick gefördert. Abwechſelnd war das Glück nur in Deutſchland und Spanien: in Deutſchland brachen (im Jahre 1707)

---

*) Das Leben beider Helden, **Eugens** und **Marlboroughs**, iſt in der dritten Erzählung des zweiten Abſchnitts geſchildert.

1707) die Franzoſen abermals ein und brandſchatzten Schwaben und Franken, und nicht die Kraft der Reichsarmee, ſondern nur Mangel an Unterhalt trieb ſie zum Rückzug; und in Spanien kam, nachdem die wichtige Feſtung Gibraltar von dem heſſen-darmſtädtiſchen Prinzen Georg am 4. Aug. 1704 mit engliſchen und holländiſchen Truppen überwältigt, und der Erzherzog Karl zu Madrid (am 2. Jul. 1706) als König Karl III. ausgerufen worden war, König Philipp V. wieder ſo empor, daß er ſchon am 22. Sept. 1706 Madrid aufs neue beſetzte, dann im Jahre 1707 Aragonien und Valencia ſich unterwarf und den Erzherzog auf die Behauptung von Barcellona beſchränkte. Dagegen trat in Italien und in den Niederlanden das Kriegsglück entſchieden auf die Seite der Verbündeten.

In Italien führte Prinz Eugen ſeit 1705 wieder den Oberbefehl, um dem von Frankreich hart bedrängten Herzog von Savoyen Rettung zu ſchaffen. Anfangs konnte er nichts ausrichten: er wurde vielmehr bei Caſſano vom Herzoge von Vendome zurückgedrängt (16. Aug. 1705) und Turin, von deſſen Beſitz der Beſitz der Lombardei abhing, von ſelbigem belagert. Doch im Jahre 1706, als er zum Entſatz dieſer Stadt herbeigeeilt war, gewann er (am 7. Sept.) den entſcheidenden Sieg bei Turin, zufolge deſſen die Franzoſen (Generalcapitulation mit Oeſtreich, Mailand vom 13. März 1707) nicht nur die Lombardei, ſondern allmählich auch ganz Italien verlaſſen mußten.

Denn nun (1707) nahm der öſtreichiſche General Daun, faſt ohne Widerſtand zu finden, Neapel für Karl III. ein und nöthigte (15. Jan. 1709) den Pabſt Clemens XI. denſelben als König von Spanien anzuerkennen. Die Engländer aber beſetzten (1708) Sardinien und unternahmen, vereint mit den Oeſtreichern, einen, jedoch vergeblichen Angriff auf Toulon. — Gleiche Niederlagen trafen die Franzoſen in den Niederlanden, die ſeit 1706 der Hauptſchauplatz des Krieges wurden. Marlborough, der nach dem Sieg bei Höchſtädt wieder in den Niederlanden aufgetreten war, erfocht (23. Mai 1706) bei dem Dorfe Ramillies, ſüdlich unter Löwen, über den franzöſiſchen Marſchall Villeroi einen Sieg, der den Franzoſen über 20,000 Mann, einen großen Theil ihres Geſchützes und Gepäckes und die wichtigſten Oerter in Brabant und Flandern koſtete. Vergebens ſtrengte ſich Ludwig XIV. an, das Verlorene wieder zu gewinnen: Marlborough, jetzt in Verbindung mit Eugen, ſiegte bei Oudenarde (11. Jul. 1708) über die Herzoge von Bourgogne und Vendome, die mit einander in Zwietracht waren, eroberte Gent, Brügge ꝛc., ja ſogar die franzöſiſche Grenzfeſtung Lille (8. Dec.); und als dann im Jahre 1709 ein neues Heer unter dem Marſchall Villars ihm entgegen gerückt war, erfocht er, mit Eugen, nach der Einnahme von Tournay (21. Aug.) einen dritten Sieg in der heißen Schlacht bei Malplaquet (unweit Mons, am 11. Sept.), der (nach Eugens Bericht) den beiderſeitigen Armeen auf

40,000

40,000 Mann koſtete. Die nächſte Folge dieſes Sieges war die Einnahme von Mons (22. Oct.) und (am 24. Jun. 1710) von Douai.

Durch ſo viele Verluſte und Niederlagen gerieth Ludwig XIV. in tiefe Bedrängniß. Vergebens hatte er die Kräfte ſeines Reiches angeſtrengt, um nach allen Seiten hin ſeine Feinde zu bekämpfen: ſeine Heere waren zuſammen geſchmolzen, ſeine Kaſſen geleert, ſein Reich erſchöpft, ſeine Reſidenz bedroht. Nichts blieb ihm übrig, als um Frieden nachzuſuchen. Aber auch hierbei ſchien ihn das Glück zu verlaſſen! Seine erſte, ernſtlich gemeinte Friedensunterhandlung im Haag (März — Mai 1709) ſcheiterte an den übertriebenen Forderungen der ſiegtrunkenen Verbündeten. Auch die zweite Friedensunterhandlung, die er, nach der Schlacht bei Malplaquet, zu Gertruidenburg (Apr. — Jul. 1710) anknüpfte, zerſchlug ſich aus gleichem Grunde. Bereit war er zu großen Opfern: er wollte der ſpaniſchen Monarchie zu Gunſten Oeſtreichs entſagen, wollte den Holländern einen vortheilhaften Handelstractat und Barrieren, d. i. Beſetzungen der Grenzfeſtungen in den ſpaniſchen Niederlanden, zugeſtehen, wollte die in England feſtgeſetzte Thronfolge anerkennen und dem deutſchen Reiche Straßburg und andre ſeit dem weſtphäliſchen Frieden entriſſene Plätze wieder erſtatten; zuletzt wollte er ſogar Hilfsgelder zur Entthronung ſeines Enkels Philipp V. zahlen. Als man aber von ihm verlangte, er ſollte auch die neuerbauten Grenzfeſtungen

Hüningen, Neubreiſach, Fortlouis ꝛc. ſchleifen, ſeine Verbündeten, die Kurfürſten von Baiern und Cöln, ihrem Schickſale überlaſſen und, was das härteſte war, ſeinen eignen Enkel mit ſeinen eignen Truppen binnen zwei Monaten aus Spanien vertreiben: da wallte ſein Stolz auf, jener edlere Stolz, der ſich keiner Entehrung Preis geben mag. Er brach die Unterhandlung ab, regte noch einmal alle Kräfte ſeines Volkes auf, ſetzte den Krieg in Spanien, Deutſchland und den Niederlanden unter großen Bedrängniſſen muthig fort und — ward gerettet, gleichſam zur Belohnung ſeiner ehrenwerthen Standhaftigkeit, gerettet durch unerwartete Ereigniſſe an den Höfen zu London und Wien. Zu London verlor (Aug. 1710) Marlborough die Gnade der Königin Anna, ſeine Partei, die Whigs oder Republikaniſchgeſinnten wurden niedergedrückt, und die Königlichgeſinnten (Tory's), die zum Frieden geneigt waren, kamen empor; in Wien aber ſtarb am 17. Apr. 1711 Kaiſer Joſeph I. an den Blattern, im drei und dreißigſten Jahre ſeines Alters, ohne männliche Nachkommen zu hinterlaſſen, ſo daß alle ſeine Kronen ſeinem jüngern Bruder Karl, der ſeither den Titel König von Spanien geführt hatte, zufielen. Beide Ereigniſſe brachten in den Anſichten und Geſinnungen der Seemächte, die bei dieſem Kriege das meiſte Gewicht hatten, eine große Veränderung hervor. Bedenklich ſchien es ihnen, eben dieſem Karl, der jetzt Herr aller öſtreichiſchen Länder und deutſcher Kaiſer wurde, auch

Spanien zu überlaſſen, wodurch das Gleichgewicht Europas noch mehr gefährdet werden mußte, als wenn der zweite Enkel Ludwigs XIV. in Spanien regierte; und insbeſondere war England, ſeitdem die Tory's die Oberhand daſelbſt hatten, zum Frieden geneigt. Es knüpfte daher, während es noch bis 1712 ſcheinbarlich den Krieg fortſetzte, ſchon ſeit dem Anfang des Jahres 1711 geheime Unterhandlungen mit Frankreich an, und ſchloß am 8 Oct. 1711 Friedenspräliminarien ab, die zu den vielen Friedensſchlüſſen hinführten, welche im Jahre 1713 zu Utrecht und im Jahre 1714 zu Raſtadt und Baden zu Stande kamen.

Zu Utrecht nämlich, wo ſeit dem 29. Jan. 1712 ein Friedenscongreß eröffnet worden war, ſchloß zuerſt Frankreich (11. Apr. 1713) mit England, Holland, Savoyen, Portugal und Preußen Friede, dann Spanien (am 13. Jul.) mit England, Savoyen und (am 26. Jan. 1714) Holland und Portugal. Am längſten widerſtrebte Kaiſer Karl VI. Erbittert über getäuſchte Hoffnungen und abtrünnige Verbündete ſetzte er, auch ohne letztere, ſamt dem deutſchen Reiche den Krieg gegen Frankreich fort; aber vergebens. Wie ſeine Truppen ſchon im Jahre 1712, als ſie ohne Englands Beihilfe fochten, bei Denain (ſüdl. von Valenciennes, 24. Jul.) vom Marſchall Villars geſchlagen wurden, ſo waren ſie noch weniger im Jahre 1713 den Franzoſen gewachſen, die nun, von andern Feinden frei, ihre Geſammtkraft gegen ſie wenden konnten. Die wichtigſten Städte am Rhein, als Speier, Worms ꝛc., ferner Landau und Freiburg in Baden wurden durch den Marſchall Villars dem Kaiſer und Reiche entriſſen. Da überzeugte Prinz Eugen, der dieß zu verhindern nicht im Stande war, den Kaiſer, daß es nothwendig ſey, Frieden zu ſchließen. Hierauf erfolgte derſelbe zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich zu Raſtadt am 6. März 1714 und einige Monate ſpäter (am 7. Sept.) zu Baden im Aargau zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reiche.

Die Hauptpunkte, die allen dieſen Friedensſchlüſſen zu Grunde lagen, waren, daß Ludwigs Enkel Philipp V. als König von Spanien und Weſtindien anerkannt, jedoch die Kronen Spaniens und Frankreichs nie auf Einem Haupte vereinigt, ferner, daß die europäiſchen Nebenländer der ſpaniſchen Monarchie zur Befriedigung der ſeitherigen Gegner Ludwigs und Philipps verwendet werden ſollten. Einiges that Frankreich zum Gewinn derſelben hinzu. England, das bei dieſen Friedensſchlüſſen am meiſten gewann, erhielt von Frankreich: Anerkennung der Thronfolge des Hauſes Hannover, Schleifung des Hafens von Dünkirchen, Erneuerung früherer Handelsverträge und Abtretung großer Länder in Nordamerika, namentlich die Hudſonsbai mit den daran liegenden Ländern, Terreneuve mit Ausnahme des Caps Breton, ganz Akadien (jetzt Neuſchottland) nach ſeinen alten Grenzen, den franzöſiſchen Antheil an der Inſel Chriſtoph; und von Spanien: Gibraltar und Minorka, den Aſſientotractat, d. i. den ausſchließlichen Negerhandel nach Weſtindien, auf dreißig Jahre. Auch vereinigten ſich bei dieſem Frieden Frankreich und England zu dem Grundſatz, der ſpäterhin für ganz Europa wichtig wurde, daß freies Schiff freies Gut mache. — Holland, dem der Krieg über 600 Millionen Gulden gekoſtet hatte, verlor mehr als es gewann: es erhielt nichts als einen vortheilhaften Handelstractat und zur Sicherung ſeiner Grenzen gegen Frankreich eine Barriere oder das Beſatzungsrecht von acht niederländiſchen Grenzfeſtungen (als Namur, Mons, Tournay ꝛc.); dagegen mußte es Lille und andere franzöſiſche Grenzplätze an Frankreich zurückgeben. — Savoyen erhielt von Frankreich: Erweiterung ſeiner Grenzen auf der Weſtſeite von Piemont bis zu der Spitze der Alpen und damit Feneſtrelles, Exiles und andre Oerter: und von Spanien: Sicilien, Montferrat ſamt vier mailändiſchen Herrſchaften und Anſprüche auf die Thronfolge in Spanien, wenn das Haus Bourbon daſelbſt ausſtürbe. — Portugal erhielt von Spanien: die Colonie St. Sacramento am La Plataſtrom; und von Frankreich die Länder am Nordcap zwiſchen dem Oyapoc- und Amazonenſtrom. — Preußen erhielt von Frankreich und Spanien Anerkennung des Königstitels und des Beſitzes von Neufchatel und Valengin, und zur Entſchädigung ſeiner Anſprüche an das Fürſtenthum Oranien, die es an

Frankreich übertrug, das Oberquartier von Geldern. — Oeſtreich endlich erhielt für ſich die ſpaniſchen Niederlande, Mailand, Neapel und Sardinien, und für das deutſche Reich die demſelben eben entriſſenen Städte (bis auf Landau, das Frankreich behielt) und Mantua, deſſen Herzog während des Krieges unbeerbt in Frankreich geſtorben war; dagegen mußten die treuen Anhänger Ludwigs, die Kurfürſten von Cöln und Baiern, in ihre vorigen Länder und Würden wieder eingeſetzt werden.

Bald nach dieſen Friedensſchlüſſen ging die Regierung Ludwigs XIV. zu Ende; aber ganz anders, als ſie begonnen hatte, gleichſam als ſollte ſich hier das Walten einer gerechten Vergeltung offenbaren. Traurig war der Zuſtand ſeines Reiches! Zwar war es ihm zuletzt noch gelungen, den ſpaniſchen Thron an ſein Haus zu bringen; aber wie theuer hatte er dieſes Glück erkauft! Entſchwunden war der Wohlſtand, zu dem ſich Frankreich in Colberts Tagen erhoben hatte; verſiecht ſchienen alle Quellen eines friſchen und gedeihlichen Volkslebens; verfallen waren Gewerbe, Handel und Seemacht, zerrüttet der Staatsſchatz, und eine Schuldenmaſſe von drittehalbtauſend Millionen Livres aufgewachſen. — Wie traurig war ferner der Zuſtand ſeines Hofes! Dieſer Hof, ſonſt der Sitz der Freude, war jetzt der Sitz einer düſtern Frömmelei und Ränkeſucht. Denn jemehr Ludwig im Alter fortgeſchritten, durch Ausſchweifungen entnervt und durch Unglücksfälle erſchüttert war, deſto mehr floh ihn die Freude, und deſto mehr gab er ſich ſeinen jeſuitiſchen Beichtvätern (erſt La Chaiſe, dann Le Tellier) und der Frau von Maintenon hin, die er nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin heimlich geheurathet hatte (1685) *), und wurde von ihnen zu vielen unheilbringenden Schritten verleitet und in die Streitigkeiten der Jeſuiten und Janſeniſten (Vertheidigern der Denkfreiheit) verwickelt. — Und wie traurig war endlich der Zuſtand ſeiner Familie! Seine Kinder und Enkel ſanken vor ihm ins Grab, von allen rechtmäßigen Nachkommen blieb ihm nur ein Urenkel, ein Kind von fünf Jahren (Ludwig XV.), und vermehrt wurde das Schmerzliche ſo vieler Todesfälle durch den Verdacht, daß ſie durch Giftmiſcherei herbeigeführt worden wären. Unter ſolchen Umſtänden ergriff ihn endlich eine ſchmerzvolle Krankheit, die langſam ſeinem Leben ein Ende machte. Er ſtarb am 1. Sept. 1715 im ſiebzigſten Jahre ſeines Lebens, belaſtet mit den Verwünſchungen ſeines Volkes, das durch ſeine Glanz- und Herrſchſucht in großes Elend geſtürzt worden war. **)

---

*) Von den romanhaften Schickſalen dieſer merkwürdigen Frau (geb. 1635, geſt. 1719) handelt die zweite Erzählung im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes.

**) Eine Charakteriſtik des Lebens und der Regierung Ludwigs XIV. enthält die erſte Erzählung im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes.

Zweites Kapitel.

Der nordiſche Krieg,

nebſt Schilderungen der gleichzeitigen Geſchichten Polens, Dänemarks, Rußlands und Schwedens.

Von dem weſtlichen Europa müſſen wir jetzt nach dem nördlichen und öſtlichen unſre Blicke hinwenden. Denn zu eben der Zeit, als der Weſten durch den ſpaniſchen Succeſſionskrieg in ſturmvolle Bewegung gerieth, wurde der Norden und Oſten durch den nordiſchen Krieg erſchüttert, der noch größere Veränderungen hervorbrachte, als jener, — Veränderungen, die nicht bloß auf den Norden, ſondern auf ganz Europa ſich erſtreckten und in ihren Folgen noch ſichtbar ſind. Doch bevor wir zur Schilderung deſſelben übergehen, müſſen wir, um deſſen Urſachen und manchfaltige Beziehungen deutlich zu machen, einen Abriß der Geſchichten der Hauptſtaaten, die an demſelben Antheil hatten, vorausſchicken.

I. Einiges aus der Geſchichte Polens, Dänemarks, Rußlands und Schwedens.

1) Polen.

Polen war damals, als der nordiſche Krieg ausbrach, großen Umfangs, aber voll Parteiungen, Verwirrungen und Zerrüttungen. Woher dieſe kamen, und wohin dieſe führten, werden wir weiter unten bei der Geſchichte der Theilung Polens zu erörtern haben; hier bemerken wir Folgendes. — Nach dem Ausſterben der Jagellonen *) ward Polen von ſeinem herrſchſüchtigen Adel, der hier allein die Nation ausmachte, für eine Republik erklärt, an deren Spitze ein Wahlkönig ſtehen ſollte. Aber zehn Monate dauerte es, ehe ſich der Adel über die Wahl eines neuen Königs vereinigen konnte. Endlich gelang es dem Gelde und Zureden des franzöſiſchen Geſandten zu Warſchau, daß der Prinz Heinrich von Valois am 16. Mai 1573 erwählt und am 21. Febr. 1574 zu Krakau gekrönt wurde. Doch bald wurde er des Lebens in Polen überdrüßig und verließ heimlich dieſes Reich (18. Jun. 1574), als er nach dem Tode ſeines Bruders Karls IX. auf den franzöſiſchen Thron gelangen konnte. Vergebens von den Polen zurückgerufen, wurde er (26. Mai 1575) des polniſchen Thrones entſetzt, und der Fürſt von Siebenbürgen, Stephan Bathori, auf denſelben erhoben. Stephan (1575 — 1586), ein kräftiger Herr, behauptete Livland im Kriege gegen die Ruſſen, machte die Koſaken der Ukraine zur Schutzwehr gegen Türken und Tartaren und ſtiftete zur Handhabung rechtlicher Ordnung drei Reichsgerichte; aber dem Parteigewühle im Innern konnte er nicht ſteuern. Noch weniger konnte dieß der ſchwediſche Erbprinz

---

*) Die frühere Geſchichte Polens bis zum Ausſterben der Jagellonen (1572) ſ. im hiſtor. Bilderſaale Th. IV, 1, 193 — 200.

prinz Siegmund III., der, mütterlicherſeits ein Enkel des letzten Jagellonen, nach ihm durch eine der inneren Parteien auf den polniſchen Thron gelangte. Seine lange Regierung (1587 — 1632) war ein langes Gewebe von Unruhen und Verluſten. Nur gegen Rußland war er glücklich, indem er während der Verwirrungen, die daſelbſt dem Ausſterben des Hauſes Rurik (1598) folgten, die Landſchaften Smolensk, Tſchernigow und Severien eroberte und nahe daran war, ſeinen Sohn Wladislaw auf den ruſſiſchen Thron zu ſetzen. Dagegen verlor er im Kriege mit den Türken die Wallachei und Moldau (1621) und im Kampfe mit den Schweden (deren Thron ihm 1592 zugefallen und 1602 entriſſen worden war) Livland und mehrere Städte in Polniſch-Preußen (1629). Vergebens ſuchte er ſeine Herrſchaft erblich zu machen; nur durch Wahl folgten ihm ſeine beiden Söhne Wladislaw IV. (1632 — 1648) und Johann Kaſimir (1648 — 1668), beide von verſchiedener Gemüthsart und bloß darin einander gleich, daß beide dem Adel Vergünſtigungen zugeſtehen, oder Kronrechte abtreten mußten. Wladislaw, ein tapfrer und wohlgeſinnter Herr, nöthigte die Ruſſen im Frieden zu Wiasma (1634), die Provinzen Smolensk, Tſchernigow und Severien abzutreten, (zum letzten Male unterlag hier Rußland den Polen!) und gewann bei Erneuerung des Waffenſtillſtandes mit Schweden (1635) die polniſch-preußiſchen Städte, die letzteres vorher behauptet hatte. Doch konnte er die aufrühreriſchen Koſaken nicht unterjochen und die

Religionsunruhen, die unter dem zunehmenden Einfluß der Jeſuiten ſich erhoben, nicht zum Schweigen bringen. — Sein kraftloſer Bruder **Johann Kaſimir**, vormals Jeſuit und Cardinal, verlor an Schweden (Friede zu Oliva, 1660) ganz Livland, Eſtland und die Inſel Oeſel, an Brandenburg (Vertrag zu Wehlau, 1657, beſtätigt im Frieden zu Oliva) die Oberhoheit über Preußen, und an Rußland (Waffenſtillſtand zu Andruſſow 1656 und beſtätigt 1667) die ſchon genannten Provinzen Smolensk, Tſchernigow und Severien ſamt der Ukraine auf der Oſtſeite des Dnieprs; ſeinem aufrühreriſchen Adel aber mußte er zugeſtehn (1652), daß das Veto oder der Einſpruch eines einzigen Landboten alle Verhandlungen eines Reichstages vernichten konnte. Müde ſo vieler Unfälle und durch den Tod ſeiner Gemahlin völlig niedergebeugt, legte er (am 17. Sept. 1668) freiwillig die Regierung nieder und ging nach Frankreich, wo er im Jahre 1672 in Ruhe ſtarb. Nach ſeiner Abdankung beſchloſſen die Polen, daß künftighin keiner ihrer Könige der Regierung entſagen ſollte, und wählten nach ſieben Monaten in ſturmvoller Reichsverſammlung (19. Jun. 1669) unter vielen Thronbewerbern, zu denen auch die Königin Chriſtine gehörte, einen Abkömmling der alten litthauiſchen Großherzoge, **Michael Wisniowieki** (1669—1673), der ohne Macht und Anſehn und eben ſo unfähig als ungeneigt war zu regieren. Er konnte die Unruhen im Innern nicht bezähmen, kämpfte unglücklich gegen Koſaken und Türken und verlor dabei Kaminiek in Podolien. Als er dann einen ſchimpflichen Frieden einging, in welchem er den Türken Kaminiek und einen jährlichen Tribut von 22,000 Ducaten verſprach, verwarf der Reichstag dieſen Frieden und der Kron-Großfeldherr, Johann Sobieski, erfocht bei Chocim (10. Nov. 1673) einen glorreichen Sieg über die Türken. Gleich darauf ſtarb Michael, und Sobieski ward unter dem Namen Johann III. König von Polen (1674 — 1696). In ihm erhielt Polen den kräftigſten und gefeiertſten ſeiner Wahlkönige. Muthvoll und meiſtens glücklich kämpfte er gegen die Türken, am glorreichſten vor Wien, das er, als es nahe daran war, in die Hände der Türken zu fallen, am 12. Sept. 1683 entſetzte; worauf er, obſchon vom Kaiſer Leopold mit Undank behandelt, den Kampf gegen die Türken in Ungern weiter fortſetzte *). Doch konnte er die Eiferſucht und Mißgunſt der polniſchen Großen nicht überwältigen und verſchärfte die Widrigkeit derſelben durch ſein Streben nach Bereicherung ſeiner Familie und durch auffallende Nachgibigkeit gegen ſeine Gemahlin. — Nach ſeinem Hinſcheiden (17. Jun. 1696) gelang es dem Kurfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt dem Starken, durch verſchwenderiſche Beſtechungen, durch ſein zeitiges Eintreffen mit einem ſächſiſchen Heere und durch die Verwendungen Oeſtreichs, ſeine Mitbewerber, unter denen der franzöſiſche Prinz von Conti der vorzüg-

---

*) Man ſehe die vierte Erzählung im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes.

züglichſte war, zu verdrängen und am 5. Sept. 1697 unter dem Namen **Auguſt II.** die polniſche Krone zu erhalten. Aber ein großer Theil der Polen blieb ihm abgeneigt, und wegen der ſächſiſchen Truppen, die er vertragswidrig um ſich behielt, weckte und verſchärfte er den Argwohn gegen ſich. Freilich erhielt er durch Vermittelung der Seemächte im karlowitzer Frieden (25. Jan. 1699) Podolien ſamt einem Theil der Ukraine von den Türken zurück; aber als er nun, verblendet von Glanz- und Eroberungsluſt, in Verbindung mit Rußland und Dänemark den nordiſchen Krieg begann (1700), brachte er großes Unheil über Polen wie über ſein Stammland Sachſen.

2) Dänemark.

Dänemark, einſt der wichtigſte Staat im Norden, ward beſonders durch ſeine Eiferſucht gegen Schweden und durch ſeine Händel mit dem Hauſe Holſtein-Gottorp zum nordiſchen Kriege hingetrieben. Schon Chriſtian IV., von deſſen Regierung (1588 — 1648) wir bereits geredet haben *), hatte am Ende ſeiner Tage das Emporkommen Schwedens mit Unwillen geſehen und mit Unglück gegen daßſelbe gekämpft. Noch herbere Niederlagen erlitt ſein Sohn und Nachfolger **Friedrich III.** (1648 — 1670) durch die Schweden, die unter ihrem Karl X., wie wir nachher bei der ſchwediſchen Geſchichte erzählen werden, ſein ganzes Reich dem Untergange nahe brachten (1657 — 1660). Aber gerade dieſes Unglück führte ihn aus tiefer Erniedrigung zu Macht und Anſehn. Denn die Bürgerſchaft und Geiſtlichkeit, die den Grund dieſes Kriegsunglücks in der alle Staatskraft lähmenden Adelsherrſchaft fand, bewirkte auf einem Reichstage zu Kopenhagen (16. Oct. 1660), daß die Adelsherrſchaft niedergedrückt und der Krone Erbrecht und unumſchränkte Gewalt zugeſprochen wurde. Von dem an regierte Friedrich III., vorher durch den Adel aufs drückendſte beſchränkt, ohne Reichsrath und Reichstag mit unumſchränkter Gewalt und gebrauchte dieſe zur Wiederbelebung der Macht und des Wohlſtandes Dänemarks. Dagegen ließ ſein Sohn Chriſtian V. (1670 — 1699) den Adel wieder empor kommen und den Wohlſtand Dänemarks wieder hinſinken. Wohl brachte er die durch den Tod des Grafen Anton Günther (1667) erledigten Stammgüter ſeines Hauſes, Oldenburg und Delmenhorſt, an die däniſche Krone (1676), trotz des Widerſpruchs ſeines Schwagers, des Herzogs von Holſtein-Gottorp, Chriſtian Albrecht; aber indem er dabei ſelbigen gefangen nahm und nöthigte, Tönningen und die Souverainität über Schleswig ihm abzutreten (1675), ſchürte er die folgenreiche Erbitterung des Hauſes Gottorp gegen Dänemark an; und indem er ſich (1674) gegen das mit Frankreich verbundene Schweden erhob, brachte er, ohne irgend einen Gewinn davon zu tragen, eine große Schuldenlaſt über ſein Reich. Frankreich nöthigte ihn (Friede zu Fontainebleau 1679) an Schweden das Eroberte und an das Haus Gottorp die abgedrungenen Rechte und Beſitzungen zurückzugeben. Dieſe Wiederherſtellung des Hauſes Gottorp, das er im Jahre 1684 abermals beſetzte, mußte er unter Vermittelung des Kaiſers und der Seemächte im Vergleich zu Altona 1689 aufs neue anerkennen. Als aber nach dem Tode Chriſtian Albrechts (1694) deſſen Sohn Friedrich Herzog von Holſtein-Gottorp geworden war, fing er mit dieſem Hauſe neue Streitigkeiten an, die den nordiſchen Krieg herbeiführten. Denn da der Herzog Friedrich bei ſeinem Schwager, dem Schwedenkönig Karl XII., Schutz ſuchte (er hatte Karls ältere und von ihm heißgeliebte Schweſter Hedwig Sophie zur Gemahlin): ſo verband ſich Chriſtian V. (1698) mit Polen und Rußland gegen Schweden. Bald darauf ſtarb er (25. Aug. 1699); aber ſein Sohn und Nachfolger Friedrich IV. (1699 — 1730) blieb ſeinen Planen getreu. So ging der vom Vater eingeleitete Krieg auf den Sohn über, der ſich dazu mit Sachſen (Polen) und Rußland noch enger verband.

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſaal, Th. V, I, 131. f.

3) Rußland.

Anders waren die Verhältniſſe und Beſtrebungen Rußlands. — Kaum hatte es ſich nach Befreiung von der mongoliſchen Herrſchaft (ſeit 1477) zu erkräftigen und zu erheben angefangen *), als es bei dem Ausſterben ſeines Regentenhauſes oder der Fürſten aus dem Hauſe Ruriks aufs neue in Zerrüttung und Ohnmacht verſank. Thronſtreitigkeiten (1598 — 1613) waren die

Ur-

---

*) ſ. [illegible] Th. II. S. [illegible]

Urſache hiervon. Gleich nach dem Tode Feodors I., des letzten Zars aus rurikſchem Stamme, beſtieg deſſen Schwager Boris Ghodunow (1598) den Thron; aber gegen ihn trat ein Mönch auf (1604), der ſich für den Bruder Feodors, Demetrius, ausgab und von Polen und Ruſſen unterſtützt wurde. Aus Verzweifelung ſich gegen ihn behaupten zu können, tödtete ſich Boris durch Gift (20. Jan. 1605) und wenig Monate darauf wurde ſein Sohn Feodor II., der ihm gefolgt war, getödtet (Jun. 1605). Den Demetrius aber verdrängte (Mai, 1606) der Knäs Waſſilij. Als dieſer regierte, erſchien ein zweiter Demetrius, der ſich als einen Sohn Feodors I. ankündigte, und nach Hinrichtung deſſelben (1607) ein dritter Demetrius, der ſich wieder für den erſten ausgab. Um ſich gegen ſolche Aufſtände, die von den Polen gefördert wurden, zu ſichern, rief Waſſilij die Schweden zum Beiſtand. Doch nun wurde Rußland von Schweden und Polen zugleich zerfleiſcht und kam in Gefahr, von beiden getheilt zu werden. Denn während die Schweden im Norden, namentlich in Karelen und Ingermanland ſich ausbreiteten, Nowgorod einnahmen und den zariſchen Thron an Karl Philipp, den zweiten Sohn ihres Königs Karl IX., zu bringen ſuchten, ward auf Betrieb der Polen der Zar Waſſilij abgeſetzt (17. Jul. 1610), ihres damaligen Königs (Siegmunds) Sohn, Wladislaw, zum Beherrſcher Rußlands ernannt (17. Aug. 1610) und, da ſich eine Partei dagegen ſträubte, Moskau angezündet

(30.

(30. März 1611) und Smolensk vom König Siegmund erobert (13. Jun. 1611). Gegen dieſe Zerrüttung und Herabwürdigung ihres Vaterlandes vereinigten ſich endlich patriotiſch geſinnte Ruſſen, und ihnen gelang es, zuförderſt die Polen zu verjagen (Oct. 1612). Hierauf erwählten ſie den Sohn ihres hochgeachteten Patriarchen, **Michael Feodorowitſch Romanow**, einen Seitenverwandten des letzten Zars aus rurikſchem Stamme, zu ihrem Oberhaupte (21. Febr. 1613), übertrugen ihm den Thron mit unumſchränkter Gewalt als ein Eigenthum ſeines Hauſes und ſchwuren ihm, ſeiner Gattin und ſeinen Nachkommen unverbrüchliche Treue. Auf ſolche Art kam Rußland an das Haus Romanow, durch welches es zu ſeiner gegenwärtigen Größe hinaufſtieg.

Michael behauptete bei weiſer Mäßigung und Umſicht während einer langen und kräftigen Regierung (1613 — 1645) den Thron gegen innere und äuſſere Feinde und befreite Rußland von den Schweden und Polen. Doch konnte er dieß nur unter großen Opfern bewirken. In dem Frieden mit Schweden (zu Stolbowa 1617) mußte er Kexholm, Karelen und Ingermanland, und in dem Frieden mit Polen (zu Wiasma 1634) mußte er Smolensk, Tſchernigow und Severien ſamt allen Anſprüchen auf Eſtland, Finland und Curland abtreten. — Glücklicher war ſein Sohn **Alexei** (1645 — 1676). Zwar konnte er gegen die Schweden nichts ausrichten, obſchon er ſie zu einer Zeit angriff (1656), als ſie mit den Polen im Kriege waren, und anfangs glückliche Er-

Eroberungen in Livland machte: er mußte vielmehr in dem Frieden zu Kardis (einem Dorfe an der Grenze zwiſchen Eſtland und Livland, 2. Jul. 1661) den Frieden von Stolbowa erneuern. Dagegen zeigte er ſich den Polen überlegen. Er brachte die Koſaken der Ukraine, die im Aufruhr gegen Polen ſich ihm zugewendet hatten, an ſich (1654), — eine für Rußland ſehr wichtige Erwerbung! — drang erobernd in Litthauen ein, wo die wichtigſten Städte in ſeine Hände fielen, und nöthigte endlich die Polen nach langem Kampfe (1654 — 1656 und 1658 — 1667) ihm die obengenannten Provinzen Smolensk, Tſchernigow und Severien ſamt der Ukraine jenſeits des Dnieprs wieder abzutreten. Eben ſo glücklich war ſein Sohn **Feodor III.** (1676 — 1682) im Kampfe gegen die Türken (1678 — 1680), die ihm die Zaporoger Koſaken ſamt ihren Anſprüchen auf die Ukraine an der Oſtſeite des Dnieprs abtreten mußten. Aber auch für die Ausbildung des Innern wurde von beiden Zaren geſorgt. **Alexei** gab zur Ordnung der Rechtspflege ein Geſetzbuch (1649), arbeitete an einer Verbeſſerung der Kirchenbücher (die aber nicht zu Stande kam), zog Künſtler, Handwerker und Krieger aus dem Auslande, errichtete zum Handel mit Perſien eine Schiffahrt auf dem kaspiſchen Meere und knüpfte Handelsverbindungen mit Holland und Venedig. Auch entſtand durch ihn ein Handelsgericht zu Moskau, eben daſelbſt eine Tuchweberei, Papiermühle und Glashütte, eine Gewehrfabrik zu Tula, und eine Briefpoſt (1668) von Moskau nach Riga. Doch behielt er bei aller Unterſtützung der Handwerker und Kaufleute den Alleinhandel mit den wichtigſten Gegenſtänden der Ausfuhr in ſeinen Händen und mochte bei aller Nachahmung des Auslandes hergebrachten Gewohnheiten nicht entgegentreten. Hierin ging Feodor etwas weiter. Das Nachtheilige erblicher Vorzüge fühlend, ließ er die Dienſtliſten, die zu verderblichen Rangſtreitigkeiten führten, am 12. Jan. 1682 verbrennen und verordnete, daß Vorzüge und hohe Aemter nicht nach dem Range der Abkunft verliehen, ſondern durch eigene Verdienſte erworben werden müßten. Auch gründete er eine Schule zu Moskau, in der griechiſche und lateiniſche Sprache, Dichtkunſt und Rednerkunſt gelehrt werden ſollte, ſchmückte Moskau mit ſteinernen Gebäuden, legte Stutereien an, verordnete eine allgemeine Vermeſſung der Grundſtücke (1680) und gewährte, wie ſein Vater, kunſtreichen und gewerbtreibenden Ausländern Schutz und Gunſt. Auf ſolche Weiſe arbeiteten beide Zaren dem Wirken und Streben Peters des Großen vor, der der eigentliche Schöpfer der gegenwärtigen Größe Rußlands wurde.

Peter I. oder der Große (geb. 1672), erſt zehn Jahre alt, als er nach Feodors Tode, mit Uebergehung des ältern, aber ſchwachſinnigen Bruders Iwan, auf den ruſſiſchen Thron erhoben wurde, hatte durch die Herrſchſucht ſeiner Halbſchweſter Sophie und durch die Meutereien der Strelitzen viele Gefahren zu beſtehen, ehe er zum ſichern Beſitz des Thrones und zur Selbſtregierung gelangen konnte. Erſt am 7. Sept. 1689 bemächtigte er ſich derſelben. Von nun an bis an ſeinen Tod (1725) ſtrebte er kräftig, raſtlos und erfolgreich darauf hin, das fortzuſetzen, was ſein Vater und Bruder begonnen hatten, oder ſein Reich nach europäiſcher Weiſe zu bilden und zu einem mächtigen Mitſtande des europäiſchen Staatenſyſtems zu erheben. Wie er dazu europäiſche Kenntniſſe, Geſchicklichkeiten, Sitten und Einrichtungen demſelben zuführte, ſo führte er ihm auch eine nach europäiſcher Weiſe gebildete Land- und Seemacht zu, und wußte dieſe zur Eroberung der Länder, die ihm für ſeine Zwecke am wichtigſten waren, geltend zu machen. Sicher im Betreff der öſtlichen Grenzen ſeines Reiches, — indem kurz vor dem Anfang ſeiner Selbſtregierung (am 27. Aug. 1689) ein Vertrag mit China zu Stande gekommen war, der das nördlich vom Amur fortlaufende Gebirge zur Grenze beſtimmte, — ſuchte er zuerſt Aſow, den Schlüſſel zum ſchwarzen Meere, zu erobern. Er ſetzte daher den Krieg mit den Türken, der während ſeiner Minderjährigkeit unglücklich geführt worden war (1687 und 1688), fort und griff im Jahre 1695 Aſow an. Aber vergeblich ließ er daſſelbe mehrmals beſtürmen: er opferte dabei über 20,000 Menſchen hin und konnte, da es ihm an einer Flotte fehlte, Aſow nicht erobern. Erſt bei dem zweiten Feldzuge (1696), als er auf ſein Bitten aus Oeſtreich, Brandenburg und Holland Ingenieurs und

Kanoniere erhalten und zu Woroneſch eine Flotte erbaut hatte, gelang ihm dieſe Eroberung (19. Jul. 1696). Er übertrug hierauf die Fortſetzung des Türkenkrieges ſeinen Generalen, unternahm zu ſeiner und ſeines Reiches Bildung eine Reiſe nach Deutſchland, Holland und England (Apr. 1697—Sept. 1698) und hatte die Freude, daß bald nach ſeiner Rückkehr der Friede mit den Türken (zu Karlowitz am 25. Jan. 1699 auf zwei Jahre, dann zu Conſtantinopel am 3. Jul. 1700 auf dreißig Jahre) abgeſchloſſen und in demſelben Aſow und das dazu gehörige Gebiet am aſowiſchen Meere ihm überlaſſen wurde. Gleich nach dieſem Frieden erklärte er (am 19. Aug. 1700), einverſtanden mit den Königen von Polen und Dänemark, den Krieg an Schweden, um die ſchwediſchen Länder am finniſchen Meerbuſen, die ihm zur Beförderung des ruſſiſchen Handels und Seeweſens, überhaupt zum Verkehr mit dem übrigen Europa höchſt wichtig waren, zu gewinnen. Doch ſchwierig und gefahrvoll war dieß Beginnen, da Schweden, damals im Zenith ſeiner Größe, ein mächtiges Uebergewicht im Norden behauptete.

4) Schweden.

Durch Guſtav Adolf, bis zu deſſen Tode wir die Geſchichte Schwedens bereits erzählt haben *), war Schweden hoch empor gekommen: es beſaß am finniſchen Meerbuſen Finland, Kexholm, Ingermanland, den größ-

---

*) ſ. [illegible], Bd. [illegible], S. 179 und 175.

größten Theil von Livland, hatte Anſprüche auf Eſtland und einige Städte in Polniſch-Preußen, war in ſeinem Innern geordnet, fühlte ſich ſtark und angefeuert zu großen Thaten und galt als die erſte Macht des europäiſchen Nordens. Dieſe Herrlichkeit Schwedens erhielt ſich auch nach Guſtavs Tode unter deſſen Tochter Chriſtine (geb. 8. Dec. 1626, reg. 1632 — 1654). Während ihrer Minderjährigkeit führten die fünf oberſten Reichsbeamten die Regentſchaft mit Kraft und Weisheit; die auswärtigen Angelegenheiten leitete der einſichtsvolle Großkanzler Axel von Oxenſtierna, und die tüchtigen Feldherren, denen Guſtavs Heldengröße zum Vorbild diente, behaupteten das Gewicht der ſchwediſchen Waffen gegen Oeſtreich und Dänemark. So übernahm Chriſtine, als ſie 1644 die Selbſtregierung antrat, einen kräftigen und gutgeleiteten Staat, und glänzend war auch der größte Theil ihrer Regierung. Der Friedensſchluß zu Brömſebro (1645) und der zu Osnabrück (1648) verſchafften dem ſchwediſchen Reiche einen neuen Zuwachs an Ländern: bei jenem gewann es Jemtland, Herjedalen, die Inſeln Gottland und Oeſel, und Halland pfandweiſe auf dreißig Jahre, bei dieſem den größten Theil von Pommern nebſt den Inſeln Rügen und Wollin, die Stadt Wismar und die Herzogthümer Bremen und Verden *). Im Innern herrſchte Ruhe und Ordnung, alle Zweige der Gewerbthätigkeit wurden gefördert, und der Schimmer

ge-

---

*) ſ. Haſſel, [illegible], Bd. V, S. [illegible]

gelehrter Bildung über Schweden gebracht. Dennoch waren weder die Schweden mit Chriſtinen, noch Chriſtine mit den Schweden zufrieden. Die Schweden ärgerte ihr Hang zur Verſchwendung, ihre Entfernung von einheimiſchen Sitten, ihr Widerwille gegen den Eheſtand, ihre Vorliebe für ihre Lieblinge (meiſt Fremde) und ihre Hinneigung zur katholiſchen Kirche; ſie ſelbſt aber, eben ſo eitel und launenhaft, als talentvoll und gelehrt, achtete das ſchwediſche Volk ihrer unwerth, beſchäftigte ſich lieber mit prunkender Weisheit als mit Regierungsangelegenheiten und ſehnte ſich nach einem ganz ungebundenen Leben, nach dem Genuß der Herrlichkeiten Italiens und nach dem Uebertritte zur römiſchen Kirche. Sie legte daher am 16. Jun. 1654 zu Gunſten ihres Vetters Karl Guſtav die Krone feierlichſt nieder, verließ Schweden, und trat zu Brüſſel (am 24. Dec. 1654) zur katholiſchen Kirche über *).

Ihr Nachfolger, Karl Guſtav, ein Sohn des Pfalzgrafen von Zweibrücken, Johann Kaſimir's und Katharinens, der Schweſter Guſtav Adolf's, (geb. 8. Nov. 1622, reg. 1654 — 1660) als König Karl X. genannt, der ſich durch Fügſamkeit in Chriſtinens

---

*) Ueber ihr ferneres Thun und Treiben, oder wie ſie 1655 nach Rom zog, wo ſie ihren Wohnſitz nahm, dann durch ihre Launen getrieben zweimal nach Frankreich und mehrmals nach Deutſchland und Schweden reiſte, wie ſie 1660 und 1667 wiederum den ſchwediſchen und 1668 den polniſchen Thron zu beſteigen ſuchte, und wie ſie endlich nach vielen Streitigkeiten zu Rom am 19. Apr. 1689 ſtarb — ſ. die „Lebensbeſchreibung der Königin Chriſtine" im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes.

ſtinens Launen den Weg zum Throne gebahnt hatte und doch einer der entſchloſſenſten und thätigſten Männer war, verſchaffte der ſchwediſchen Krone vermehrtes Anſehn. Zwar konnte er bei der Kürze und den Stürmen ſeiner Regierung für das Innere wenig leiſten, ſelbſt die Einziehung der verſchleuderten Krongüter, die ihm an Herzen lag, nur anbefehlen, nicht ausführen; deſto mehr aber that er ſich in den Kriegen mit Polen und Dänemark hervor. Veranlaßt wurden dieſe Kriege theils durch den Polenkönig Johann Kaſimir, der, nach Chriſtinens Abdankung, die längſt zurückgewieſenen Anſprüche ſeines Vaters auf die ſchwediſche Krone wieder hervorſuchte, theils durch Karl X., der zu ſeiner Befeſtigung und zu Verherrlichung Schwedens Krieg wünſchte. Als nämlich Karl X. hörte, daß Johann Kaſimir Bedenken trage, ihn als König von Schweden anzuerkennen, überfiel er Polen (im Jul. 1655). Warſchau (30. Aug.), Krakau (17. Oct.) und ein großer Theil des Landes gerieth in ſeine Hände, und er gewann, als Johann Kaſimir im folgenden Jahre aus Schleſien, wohin ſelbiger vor ihm geflohen war, mit friſchen Hilfsvölkern zurückkehrte, den Sieg in der dreitägigen Schlacht vor Warſchau (18 — 20. Jul. 1656), der ihn zum Herrn von Polen zu machen ſchien. Zu dieſem Siege hatte der große Kurfürſt von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, der ſich kurz vorher (15. Jul. 1656) mit Schweden vereinigt hatte, beigetragen; ihm ward dafür von Karl X. im Vertrage zu Labiau

(10. Nov. 1656) die Souverainität über Preußen zugeſtanden. Doch trat eben derſelbe, da er Schwedens Uebermacht fürchtete und von Polen, deſſen Vaſall er vorher geweſen war, gleichfalls als ſouverainer Herzog anerkannt wurde (Vertrag zu Welau, 19. Sept. 1657), den vielen Feinden bei, die ſich im Jahre 1657 gegen Karl X. erhoben. Das Kriegsglück nämlich, das Karl X. in Polen hatte, ſetzte Holland, Oeſtreich, Rußland und Dänemark gegen ihn in Bewegung und beſonders zeigte ſich letzteres voll bittrer und drohender Feindſeligkeiten gegen Schweden. Karl verließ daher Polen, ehe er noch den Krieg daſelbſt beendigt hatte, und zog (im Sommer des Jahres 1657) gegen Dänemark. Er nahm ſeinen Weg durch Pommern und Mecklenburg, eroberte ſchnell die däniſchen Provinzen Holſtein, Schleswig, Jütland und drang (im Febr. 1658) über den gefrornen großen und kleinen Belt in Seeland ein. Hierdurch erſchreckt, bequemte ſich der Dänenkönig Friedrich III. zu dem Frieden von Roeskilde (26. Febr. 1658), in welchem er, außer andern Bewilligungen, Holland, Schonen, Blekingen, Bahus, das Amt Drontheim und die Inſel Bornholm an Schweden abtrat. Bald aber ſchien dieſer Gewinn dem eroberungsſüchtigen Karl zu klein. Er erneuerte daher den Krieg (im Aug. 1658), mit dem Vorhaben, Dänemark zu vernichten. Aber bei dieſem Beginnen ſcheiterte ſein Glück! Zwar eroberte er Kronenburg (6.

Sept.); aber er verſäumte, Kopenhagen, als es in der erſten Beſtürzung über den erneuerten Krieg war, anzugreifen; und als ſeine Flotte im Sunde von den Holländern geſchlagen (9. Nov. 1658) und ſein Angriff auf Kopenhagen zurückgewieſen worden war, mußte er die Belagerung dieſer Stadt aufgeben; brandenburgiſche und öſtreichiſche Truppen griffen ihn in Holſtein, Fünen und Pommern an; er konnte während des Jahres 1659 nirgends etwas ausrichten, und plötzlich ereilte ihn der Tod (am 22. Febr. 1660). Jetzt beeiferte ſich die ſchwediſche Regentſchaft, im Namen ſeines unmündigen Sohnes Karls XI. (geb. 24. Febr. 1655) Frieden zu ſchließen. Mit Polen, Oeſtreich und Brandenburg kam derſelbe zu Oliva zu Stande (3. Mai 1660), wobei Polen allen Anſprüchen auf Schweden entſagte, Livland, Eſtland und Oeſel an Schweden abtrat, dafür das Verlorene zurückerhielt und beide Theile die Unabhängigkeit Preußens anerkannten. Mit Dänemark wurde zu Kopenhagen Friede geſchloſſen (6. Jun. 1660), und in demſelben das ſchon zu Roeskilde Abgetretene (bis auf Drontheim und Bornholm) aufs neue an Schweden abgelaſſen, und dem Herzog von Holſtein-Gottorp, dem Schwiegervater Karls X., abermals Souverainität zugeſagt. Mit Rußland endlich wurde am 2. Jul. 1661 zu Kardis der Friede von Stolbowa erneuert.

Aber nicht ſo weislich, als für die auswärtigen Angelegenheiten, wurde für die innern geſorgt. Strei-

tigligkeiten und Parteiungen erhoben ſich, der Adel ſtrebte nach Machtvergrößerung, und beſonders ſuchte der Regentſchafts- oder Vormundſchaftsrath eine unumſchränkte und dauernde Gewalt zu erhalten. Dabei geriethen die Finanzen in Unordnung, die öffentlichen Anſtalten, das Heer, die Seemacht verfielen, und die Erziehung des jungen Königs wurde abſichtlich vernachläßigt. Dennoch arbeitete ſich **Karl XI.** (1660 — 1697) bei ſeinem hellen und kräftigen Geiſte und bei ſeinem Gefühl für die Hoheit ſeines Berufes zu einem kräftigen und heilbringenden Regenten empor. Im Jahr 1672 trat er die Selbſtregierung an. Unglücklich war er in dem Kriege, in welchen ihn Ludwig XIV. (ſeit 1674) verwickelte: ſeine Schweden, die in Brandenburg eingefallen waren, wurden bei Rathenau (15. Jul.) und Fehrbellin (18. Jun. 1675) von dem großen Kurfürſten überfallen und geſchlagen, er verlor einen großen Theil von Pommern, und kaum konnte er der Dänen, Holländer und Reichstruppen, die ihn als Verbündeten Frankreichs angriffen, ſich erwehren. Doch erhielt er, auf Verwenden Ludwigs XIV., in dem Frieden zu Nimwegen mit Holland (10. Aug. 1678) und dem deutſchen Reiche (5. Febr. 1679), in dem Frieden zu St. Germain mit Brandenburg (29. Jun. 1679), und in dem Frieden zu Fontainebleau mit Dänemark (26. Sept. 1679) das Verlorene, bis auf einen Theil von Pommern, zurück. Nach dieſem unglücklichen Kriege, während deſſen ſeine Talente ſich entwickelt hatten, ſuchte er (ſeit 1680) ſein zerrüttetes Reich wieder zu ordnen, die königliche Macht zu erheben, den hohen Adel, der während ſeiner Unmündigkeit Rechte, Güter und Einkünfte ſich angemaßt hatte, zu beſchränken und die königlichen Einkünfte durch Einziehung der früherhin veräußerten oder verſchenkten Krongüter zu erhöhen. Freilich verfuhr er dabei oft mit Härte, Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit; aber er erreichte ſeine Abſicht. Der vornehme Adel, der Reichsrath und die Reichsſtände geriethen in Abhängigkeit, die königliche Macht wurde unumſchränkt, Ordnung wurde in die Verwaltung gebracht, das königliche Einkommen vermehrt, die Land- und Seemacht verſtärkt und das Betreiben der Gewerbe und Wiſſenſchaften gefördert.

II. Der nordiſche Krieg.

Je kräftiger und glänzender Schwedens Wohlſtand durch Karl XI. emporblühete, um ſo ſtärker und dringender ward die Eiferſucht der Nachbarſtaaten, Dänemarks, Polens und Rußlands, gereizt. Als nun Karl XI. am 5. Apr. 1697 geſtorben, und ſein Sohn Karl XII. (geb. 1682, reg. 1697 — 1718), erſt funfzehn Jahre alt, König geworden war, faßten dieſe drei Staaten den Plan, ſich, wie oben ſchon angedeutet wurde, wegen erlittener Verluſte an Schweden zu rächen, oder auf deſſen Koſten zu erheben. Dänemark wollte, was es im kopenhager Frieden (1660) verloren, und Schleswig, was es zuletzt noch im altonaer Vergleich

(1689)

(1689) dem Hauſe Holſtein-Gottorp hatte abtreten müſſen, wieder erobern; in Polen ſuchte Auguſt II. Livland für ſich zu gewinnen; und in Rußland wünſchte Peter I. die ſchwediſchen Beſitzungen am finniſchen Meerbuſen an ſich zu bringen. Willig alſo hörten dieſe drei Mächte auf die Zuflüſterungen des livländiſchen Edelmanns Patkull, der ſie in ihrem Vorhaben beſtärkte. Sie vereinigten ſich daher in den Jahren 1698 und 1699 gegen Schweden und begonnen im Jahre 1700 den Krieg, doch zu verſchiedener Zeit und an verſchiedenen Punkten. Sie rechneten dabei auf Karls Jugend und Unerfahrenheit und maßen ſeine Kraft nach ſeinen Jahren; aber ganz anders, als ſie erwartet hatten, trat er hervor.

Wohl hatte Karl XII. noch keine große Meinung von ſich erregt, mehr mit ſeinen Vergnügungen als mit Regierungsangelegenheiten ſich beſchäftiget und friedfertige Geſinnungen geäuſſert; aber in ihm lag eine rieſenartige Kraft, die nur eines Anſtoßes von auſſen bedurfte, um Schrecken erregend hervorzutreten. Und ſo geſchah es! Kaum hörte er von der ihm drohenden Verbindung Dänemarks, Polens und Rußlands, als er beſchloß, ſeinen Feinden zuvorzukommen; und kaum hatte er dieſen Beſchluß gefaßt, als er durch die Kühnheit ſeines Muthes, durch das Raſtloſe ſeiner Thätigkeit und durch die eiſerne Starrſinnigkeit, die er in allen Lebensverhältniſſen zeigte, Freunde und Feinde überraſchte.

Er wendete ſich zuerſt gegen die Dänen, die ſeinen Schwager, den Herzog von Holſtein-Gottorp, angegriffen, deſſen Schloß Gottorp erobert und Tönningen vom 1. bis 24. Mai, unter vielen Anſtrengungen, jedoch vergeblich, belagert hatten. Am 26. Jun. 1700 ſchiffte er von Karlskrona gegen Seeland, landete daſelbſt (4. Aug.) unter dem Schutz einer engliſchen und holländiſchen Flotte, die zu ſeinem Beiſtande erſchienen war, und bedrohete Kopenhagen. Hierdurch erſchreckt, ſchloß der Dänenkönig **Friedrich IV.** den Frieden von Travendahl (19. Aug.), in welchem er dem Herzoge von Holſtein-Gottorp aufs neue ſeinen Antheil an Schleswig überlaſſen und allen Verbindungen gegen Schweden entſagen mußte.

Hierauf eilte **Karl** (1. Oct. 1700) mit 20,000 Mann gegen die Ruſſen und Polen, von denen dieſe am 12. Febr., jene am 19. Aug. den Krieg ihm erklärt hatten. Die Polen und Sachſen, die ſeit dem März 1700 Riga belagert hatten, wichen vor ihm zurück, und er wendete ſich ſogleich nach Narwa, das von dem ruſſiſchen Heere unter dem Zar Peter eingeſchloſſen wurde. Raſch zufahrend und ohne das Verhältniß der Truppenzahl zu berechnen, griff er die Ruſſen an und erkämpfte über ſie, die mehr einem verworrenen Haufen, als einem wohlgeordneten und einträchtig geleiteten Heere glichen, einen vollſtändigen Sieg (30. Nov.). Aber eben dieſer Sieg, der die Bewunderung Europas auf ihn lenkte, führte ihn zu einer

über.

übermüthigen Geringſchätzung der Ruſſen: er betrachtete ſie als untüchtige Soldaten; ſtatt den Feldzug gegen ſie fortzuſetzen, und ſie ſo weit zu treiben, daß ſie ihm unſchädlich wurden, ließ er gegen ſie nur einige ſchwache Haufen und zog mit ſeinem Hauptheere, nachdem er den Winter bei Narwa zugebracht hatte, im Frühjahr 1701 nach Livland gegen die Polen und Sachſen.

Auch hier war er glücklich! Die Polen und Sachſen unter Flemming ſuchten ihm den Uebergang über die Düna zu verwehren; aber mit Entſchloſſenheit und Liſt ſetzte er in der Nähe von Riga über dieſen breiten und reißenden Fluß und ſchlug die ihm entgegenſtehenden Feinde (20. Jun. 1701). Dieſer Sieg brachte Livland und Curland in ſeine Hände, führte ihm in Polen und Littauen Parteigänger zu, und öffnete ihm das weitere Vordringen in Polen. Vergebens ſuchte ihn König Auguſt durch Unterhandlungen aufzuhalten. Voll wilder Erbitterung gegen denſelben verlangte Karl, daß die Polen einen andern König wählen ſollten; und nachdem er Warſchau beſetzt, den König Auguſt bei Cliſſow (20. Jul. 1702), dann bei Pultusk (1. Mai 1703) geſchlagen, Krakau, Thorn, Elbingen und Poſen erobert, und in dem getheilten Lande eine Partei für ſich gewonnen hatte, wurde von den Polen König Auguſt abgeſetzt (14. Febr. 1704) und auf Karls Empfehlung der ehrenwerthe Woiwode von Poſen, Stanislaus Lesczinski, zum König ausgerufen (12.

Jul. 1704) und zu Warſchau gekrönt (4. Oct. 1705). Um dieß zu hintertreiben, hatte Auguſt alle Kräfte ſeines Erblandes angeſtrengt; aber er konnte den mächtigen Schwedenkönig nur aufhalten, nicht niederdrücken, und ſahe ſich im Jahre 1706 mit dem Verluſte ſeines Erblandes bedrohet. Karl nämlich brach, als es ihm gelungen war, die Ruſſen von Litthauen zu verſcheuchen und durch den Sieg ſeines Generals Rhenſkiold bei Frauſtadt an der ſchleſiſchen Grenze (14. Febr. 1706) die Sachſen völlig aus Polen zu vertreiben, durch Schleſien in Sachſen ein (im Sept. 1706) und drang bis Altranſtedt, drei Stunden von Leipzig. Hier endlich verwilligte er den Geſandten Auguſts einen Frieden (24. Sept. 1706), kraft deſſen Auguſt auf Polen und den Titel König von Polen verzichten (nur „König" ſollte er fernerhin heißen), den Stanislaus Lescinski als König von Polen anerkennen, alle gefangene Polen und ſchwediſche Ausreißer (namentlich den ſchon erwähnten Patkull) ausliefern, und den Schweden Winterquartiere und Unterhalt in Sachſen zugeſtehen mußte. Dieſen harten Frieden, der anfangs, ſo lange Auguſt noch bei den Ruſſen war, geheim gehalten wurde, ſuchte derſelbe durch perſönliche Unterhandlungen zu mildern. Er begab ſich daher in das ſchwediſche Lager bei Altranſtedt (17. Dec. 1706); aber er richtete nichts aus. Ja Karl blieb noch über acht Monate in Sachſen, erhob daſelbſt nach Willkür harte Kriegsſteuern und Werbungen, und achtete nicht der Klagen des deutſchen Reiches über ſeinen Einfall in Sachſen. Doch trat er mit Frankreich, das damals gegen das deutſche Reich Krieg führte, nicht in Verbindung: — vielleicht mehr aus Eigenſinn oder Widerwillen gegen Frankreich, als aus Rückſicht auf das Anbringen Englands und Oeſtreichs. Erſt im Sept. 1707 verließ er Sachſen mit einem neuverſtärkten Heere, um nun Rußland, wie Dänemark, Polen und Sachſen zu demüthigen. Aber zu ſpät! Den rechten Augenblick hatte er verſäumt, und ganz anders, als er ſie verlaſſen hatte, ſollte er die Ruſſen wiederfinden.

Denn während er in Polen und Sachſen verweilte, hatte Peter der Große, dem das Unglück bei Narwa zur Warnung und Weiſung gedient hatte, ſein Heer beſſer gerüſtet, geordnet und geübt, Ingermanland (wo er ſchon im Mai 1703 Petersburg anlegte) erobert, die ſchwediſchen Kriegsvölker in Eſtland und Livland zurückgetrieben und glückliche Einfälle in Curland, Litthauen und Polen unternommen. Aber des allen achtete Karl nicht, und ſtatt ſeinen Gegner da, wo es am räthlichſten ſchien, in Livland und Eſtland, anzugreifen, wollte er ihm in Moskau den Frieden vorſchreiben. Aber auch bei dieſem Plane zeigte er nicht die ihm ſonſt eigene Raſchheit und Feſtigkeit. Faſt ein Jahr brachte er in Polen zu, um daſelbſt den Thron ſeines Schützlings zu befeſtigen; und als er dann nach einigen glänzenden Gefechten in Litthauen (im Jun. und Jul. 1708) bis in die Gegend von Smolensk vorgedrungen war (Sept. 1708), ließ er ſich durch die Hinderniſſe, die er auf dem Wege dahin gefunden hatte, und durch den Koſaken-Hetmann Maſeppa, der ihm den Beiſtand der Koſaken vorſpiegelte, zu einem Zuge in die Ukraine verleiten. Von dem an traf ihn Unglück auf Unglück! Sein General Löwenhaupt, der ihm von Curland her Mannſchaft und Pferde, Kriegs- und Lebensbedürfniſſe zuführen ſollte, wurde bei Liesna am Dniepr (unweit Propoisk) von den Ruſſen angegriffen und nach einem dreitägigen Kampfe (7 — 10. Oct.) völlig beſiegt, verlor Gepäck und Geſchütz ſamt dem größten Theil ſeiner Mannſchaften und Pferde und konnte kaum mit 6000 Mann ſich durchſchlagen und ſeinen König erreichen. So blieb Karl ohne die ihm nöthige Verſtärkung und dieß in einem Lande, wo es ihm an Unterhalte fehlte, wo er von den Koſaken, auf deren Beiſtand er gerechnet hatte, verlaſſen wurde, und wo ein furchtbar ſtrenger Winter große Verheerungen unter ſeinen Truppen anrichtete. Nach dieſem Winter, dem ein Verderben bringendes Thauwetter folgte, belagerte er Pultawa in der Ukraine (ſeit dem Mai 1709); aber er konnte dieſe Stadt nicht erobern und wurde, als er die zu ihrem Entſatz herbei eilenden Ruſſen zurücktrieb (28. Jun.), in den Fuß verwundet. Hierauf erfolgte am 9. Jul. 1709 die Schlacht bei Pultawa, in welcher die Schweden ſo nachdrücklich und entſcheidend geſchlagen wurden, daß ihr ganzes Heer ſich auflöſete und Karl über den Dniepr und Bug zu den Türken nach Bender flüchten mußte. — Mit dieſem Schlage verwelkten alle Früchte ſeiner früheren Siege! Das tapfere Heer, die Stütze ſeiner Macht, war dahin; er ſelbſt, ein Flüchtling unter den Türken, mußte den Schutz und Beiſtand der Ungläubigen anſprechen, und ſein Reich verlor das furchtbare Anſehn, das es ſeit Guſtav Adolf behauptet hatte.

Doch vielleicht wären die Folgen der Schlacht bei Pultawa nicht ſo kläglich für ihn und Schweden geworden, hätte er nicht durch ſeinen langdauernden Aufenthalt in der Türkei (Jul. 1709 — Oct. 1714), zu dem ihn Rachſucht und Starrſinnigkeit trieben, das Unheilbringende derſelben vermehrt. Denn während er hier unaufhörlich die Türken zum Kampfe gegen die Ruſſen ermunterte, dann, als im Jahre 1711 der Krieg zwiſchen den Türken und Ruſſen entzündet, und Peter mit ſeinem ganzen Heere am Pruth eingeſchloſſen, aber durch Hinopferung Aſows von dem Großvezier wieder befreit worden war, die bitterſten Klagen führte und dem Angriffe der Türken, die ihn mit Gewalt entfernen wollten, mit wilder Kühnheit ſich widerſetzte (12. Febr. 1713), bis er vor ſeiner Wohnung zu Warnitza gefangen genommen und nach Demotika gebracht wurde, — brachen von allen Seiten Feinde gegen Schweden los. Gleich nach der Schlacht bei Pultawa erklärten Auguſt II. und Friedrich IV. die Friedensſchlüſſe von Altranſtedt und Travendahl für ungiltig und vereinigten ſich wieder mit Rußland. Auguſt II. ging (im

Oct. 1709) mit einem ſächſiſchen Heere nach Polen und beſtieg daſelbſt wiederum den Thron, den Stanislaus Lescinski verlaſſen hatte; die Dänen fielen (im Nov. 1709) in Schonen ein, das ſie jedoch, vom ſchwediſchen General Stenbock bei Helſingborg (am 11. März 1710) geſchlagen, bald wieder verlaſſen mußten; Peter endlich, der gleich nach der Schlacht bei Pultawa die Schweden aus Polen vertrieben und am 21. Dec. 1709 einen glänzenden Triumph in Moskau gefeiert hatte, brach im Jahre 1710 in Finland ein, wo er Wiburg eroberte, und unterwarf ſich ganz Eſtland und Livland. Inzwiſchen verabredeten die Seemächte ſamt dem deutſchen Kaiſer, aus Beſorgniß, der nordiſche Krieg möchte mit dem noch fortdauernden ſpaniſchen Erbfolgekriege ſich verſchmelzen, für die ſchwediſch-deutſchen Länder einen Neutralitätsvertrag (Haager Concert, vom 31. März 1710), kraft deſſen im nördlichen Deutſchland die Waffen ruhen ſollten. Die Dänen und Polen, ſo wie die Stände des deutſchen und ſchwediſchen Reiches, nahmen dieſen Vertrag an; auch Preußen trat ihm bei: Karl aber ließ, um ſich von niemand abhängig zu machen, auf dem Reichstage zu Regensburg (30. Nov. 1710) gegen denſelben proteſtiren, mit der Erklärung, daß er ſeine Feinde aufſuchen und angreifen werde, wo und wenn er ſie fände. Der Krieg ward alſo nach einiger Unterbrechung von Dänen, Sachſen und Ruſſen im nördlichen Deutſchland fortgeſetzt, Schwediſch-Pommern überfallen, und das ſchwediſche Beſitzthum Bremen und

Verden von den Dänen erobert (1712). Zwar hielt der ſchwediſche General Stenbock das Anſehn der ſchwediſchen Waffen noch eine Zeitlang aufrecht: mit einem friſchen Heere von 12,000 Mann, das er aus Schweden nach Stralſund brachte, beſiegte er die Dänen bei Gadebuſch im Mecklenburgiſchen (20. Dec. 1712), drang dann in Holſtein ein, verheerte Altona mit unmenſchlicher Wildheit (9. Jan. 1713) und beſetzte Tönningen; aber bei Oldesworth unweit Tönningen wurde er von Dänen, Sachſen und Ruſſen ſo umringt, daß er mit ſeinem ganzen Heere in Gefangenſchaft gerieth (16. Mai 1713), worauf die Dänen das Beſitzthum des Herzogs von Holſtein-Gottorp einzogen, Hannover und Preußen mit Verſuchen, ſich auf Schwedens Koſten zu bereichern, hervortraten, und von letzteren auch Stettin (21. Sept.) den Schweden entriſſen wurde.

Jetzt endlich, da die Hoffnung Rußland durch Hilfe der Pforte zu beſiegen verſchwand, und er die Nachricht erhielt, daß man in Schweden damit umgehe, ſeine jüngere Schweſter Ulrike Eleonore auf den ſchwediſchen Thron zu erheben und mit Dänemark und Rußland Frieden zu ſchließen, — jetzt endlich faßte Karl XII. den Entſchluß, in ſeine Staaten zurückzukehren. Am 2. Oct. 1714 trat er ſeine Reiſe an und nach einem abenteuerlichen Ritte durch Siebenbürgen, Ungern und Deutſchland kam er am 22. Nov. um Mitternacht nach Stralſund. In der traurigſten Lage fand er ſein Reich! Heer und Schatz waren erſchöpft, Handel und Credit lagen darnieder, die Länder am ſinniſchen Meerbuſen befanden ſich in den Händen Rußlands, von allen vormaligen Beſitzungen in Deutſchland gehörte ihm nur noch Wismar und Stralſund, und dabei vermehrte ſich die Zahl ſeiner Feinde, da Preußen, um das in Beſchlag genommene Stettin zu behaupten, mit Dänen und Sachſen ſich verband (Febr. 1715), und der König von England als Kurfürſt von Hannover, um ſich den Beſitz der von den Dänen (im Jun. 1715) erkauften Herzogthümer Bremen und Verden zu ſichern, dieſer Verbindung beitrat (Nov. 1715). Gleichwohl fuhr Karl fort, mit unwandelbarer Hartnäckigkeit gegen ſo viele Feinde zu kämpfen. Ueber ein Jahr blieb er in Stralſund und vertheidigte es gegen Dänen, Preußen und Sachſen, die es belagerten. Erſt als ihm nach Verluſt von Uſedom, Rügen und mehrerer Auſſenwerke die Erhaltung dieſer Feſtung unmöglich ſchien, verließ er ſie (21. Dec. 1715), um nach Schweden zurück zu kehren; worauf am 23. Dec. Stralſund und am 19. April des folgenden Jahres auch Wismar den Belagerern ſich ergab.

Als Karl nach Schweden zurückgekommen war (23. Dec. 1715), war ihm Dänemark wie der nächſte, ſo auch der läſtigſte ſeiner Feinde, da es im Vertrauen auf Rußlands Beiſtand mit einem Einfall in Schonen drohete. Er bot daher die noch übrigen Kräfte ſeines Reiches gegen dasſelbe auf und fiel (März 1716) mit 20,000 Mann in Norwegen ein. Aber er konnte Bedeutendes nicht ausrichten und mußte aus Mangel an Lebensmitteln ſich bald wieder zurückziehen. Indeſſen hatte er auf Rath des Freiherrn von Görz — der vormals in Dienſten des Herzogs von Holſtein-Gottorp, jetzt in Karls Dienſten ſtand und deſſen volles Vertrauen beſaß, — Unterhandlungen mit dem gewichtigſten ſeiner Feinde, dem Zar Peter I. angeknüpft, und dieſer, nicht mehr in gutem Einverſtändniſſe mit den übrigen Verbündeten, verſprach, gegen die förmliche Abtretung der bereits eingenommenen Provinzen dahin mitzuwirken, daß Karl die verlornen deutſchen Länder, oder ſtatt derſelben Hannover und Norwegen erhalten ſollte. Aber ehe noch dieſe Unterhandlungen zum Abſchluß gediehen, hatte Karl bei einem zweiten Einfall in Norwegen ſeinen Tod gefunden. Denn als er Friedrichshall belagerte, wurde er am 11. Dec. 1718 in den Laufgräben (wahrſcheinlich durch einen Meuchelmörder) erſchoſſen *).

Sein Tod führte den Frieden, zugleich aber auch eine Veränderung der Regierung herbei. Denn wie das ganze Reich, erſchöpft und zerrüttet und beſonders in der letzten Zeit des langen Krieges bei dem entſtandenen Geldmangel und dem gewaltſamen Verfahren zur Abhilfe desſelben hart bedrückt, nach Frieden ſich ſehnte, ſo ſehnten ſich die ſchwediſchen Großen, unzufrieden über die Einbuße an Gütern und Rechten, die ſie

---

*) Von dem Leben und Tode Karls XII. handelt die ſechſte Erzählung im zweiten Abſchnitt dieſes Bandes.

ſie unter den beiden letzten Regierungen erfahren hatten, nach Wiederherſtellung ihres früheren Anſehns. Vielleicht war es ihr Werk geweſen, daß Karl XII. bei Friedrichshall plötzlich fiel; gewiß aber geſchah es durch ſie, daß der Freiherr von Görz, dem man die drückendſten Maßregeln des verſtorbenen Königs zuſchrieb, am 13. Febr. 1719 hingerichtet, und eine neue, ihrer Herrſchſucht zuſagende Reichsverfaſſung aufgeſtellt wurde.

Karl XII., ohne Kinder und Brüder, hatte nur zwei Schweſtern, Sophie Hedwig (geb. 1681) und Ulrike Eleonore (geb. 1688), von denen jene, einſt Gemahlin des Herzogs Friedrich IV. von Holſtein-Gottorp, im Jahre 1708 geſtorben war und einen Sohn, Karl Friedrich, hinterlaſſen hatte, und dieſe ſeit 1715 mit Friedrich, Erbprinzen von Heſſen-Caſſel, jetzt Generaliſſimus des ſchwediſchen Heeres, vermählt, doch kinderlos war. Der nächſte zum Thron war alſo der junge Herzog Karl Friedrich! Aber um ihre ehrgeizigen Wünſche deſto beſſer zu befriedigen, wählten die Reichsräthe und Reichsſtände nicht ihn, ſondern die Prinzeſſin Ulrike Eleonore, die bei ihrer Schwäche der unumſchränkten Gewalt leicht entſagte, dem Reichsrath die Mitregierung zugeſtand und öffentlich erklärte, daß ſie nur durch Wahl, nicht durch Erbrecht die Krone erlangt habe. Auch ihr Gemahl, ein kraftloſer Herr, nahm unter eben dieſen Bedingungen die Krone an, die ſie mit Beiſtimmung der

Stände ihm übertrug (2. Mai 1720). Schweden alſo, das ſeither nicht durch Geſetze, ſondern durch die von Herrſcherkraft unterſtützte Willkür Karls XI. und XII. eine unumſchränkte Monarchie geweſen war, wurde von nun an eine Ariſtokratie, an deren Spitze ein König ſtand. Die Großen behaupteten als Reichsſtände und Reichsräthe die eigentliche Obergewalt, und der König galt eigentlich nur als Vollſtrecker ihres Willens.

Das nächſte und wichtigſte Geſchäft dieſer neuen Regierung war, ſich mit den Feinden Schwedens auszugleichen; aber ſie wich dabei von dem politiſchen Syſtem ab, das der Freiherr von Görz eingeleitet hatte. Statt die mit Rußland angeknüpften Unterhandlungen zum Abſchluß zu bringen, trat ſie mit England zuſammen, welches den Frieden mit Polen (Sachſen), Hannover, Preußen und Dänemark vermittelte. Mit Polen oder Sachſen wurde zuerſt ein vorläufiger Vergleich (7. Nov. 1719), der erſt im Jahre 1732 die Geſtalt eines Friedens erhielt, dahin abgeſchloſſen, daß der Friede von Oliva erneuert, Auguſt II. als König von Polen anerkannt, aber auch verpflichtet wurde, dem entthronten Stanislaus Lesczinski, der den Königstitel behalten ſollte, eine Million Thaler zu bezahlen. — Hannover, oder Georg I. als Kurfürſt von Hannover, behielt im Frieden vom 20. Nov. 1719 die Herzogthümer Bremen und Verden und zahlte eine Million Thaler an Schweden. So behielt auch Preußen im Frieden vom 1. Febr. 1720 die Inſeln Wollin und Uſedom, die Stadt Stettin, überhaupt Vorpommern bis an die Peene, und zahlte zwei Millionen Thaler an Schweden. — Im Frieden mit Dänemark (vom 3. Jun. 1720) kam Rügen, Stralſund und Wismar an Schweden zurück, dagegen entſagte letzteres der Zollfreiheit im Sunde, zahlte 600,000 Rthlr. und ließ Dänemark im Beſitz des holſtein-gottorpiſchen Antheils an Schleswig. — Nur Rußland blieb noch, beleidigt durch den Umſchlag der ſchwediſchen Politik, in den Waffen und führte jetzt (1719 — 1721) unter ſchrecklichen Verheerungen den Krieg in Finnland, ja ſogar in Schweden, wo es einige Male landete. Vergebens rechnete Schweden auf den Beiſtand einer engliſchen Flotte: ſie erſchien, aber keine Hilfe mit ihr. Es mußte daher Rußland zu begütigen ſuchen und die Bedingungen annehmen, unter denen Peter I. den Frieden von Nyſtadt (10. Sept. 1721) verwilligte. In dieſem Frieden trat es Livland, Eſtland, Ingermanland, die Bezirke von Kexholm und Wiburg nebſt allen Inſeln zwiſchen Curland und Wiburg ab, und erhielt dafür die Zurückgabe des übrigen Finnlands, zwei Millionen Reichsthaler und das (Schwedens Schwäche ankündigende) Verſprechen, daß ſich Rußland in Schwedens innere Angelegenheiten nicht einmiſchen wollte.

Auf ſolche Art endigte der nordiſche Krieg mit dem Untergange der Herrlichkeit Schwedens. Denn indem es durch den langen und verderblichen Krieg erſchöpft, durch die neuaufgekommene Ariſtokratie einem Parteigewühle im Innern hingegeben, und durch die eben erwähnten Friedensſchlüſſe aller ſeiner Nebenländer bis auf Vorpommern und Rügen beraubt war, verlor es ſeine ſeitherige Ueberlegenheit, verſank in Ohnmacht, ward von dem Einfluße des Auslandes abhängig und erſchien bis zum Jahre 1772 in den Kriegen mit Rußland und beſonders im ſiebenjährigen Kriege eben ſo zerrüttet als entartet. Dagegen war **Rußland** an die Stelle getreten, die Schweden bisher eingenommen hatte: es behauptete das Uebergewicht im Norden, und war durch Aufnahme europäiſcher Kenntniſſe, Geſchicklichkeiten und Staatseinrichtungen aus einer aſiatiſchen eine europäiſche Macht geworden, die bald auch in die Staatshändel des weſtlichen Europa eingriff. Dieß alles verdankte es ſeinem großen Zar (ſeit dem nyſtädter Frieden „Kaiſer" genannt), **Peter dem Erſten**, der, Krieger und Herrſcher zugleich, die Erhebung ſeines Reiches als die Aufgabe ſeines hohen Berufs erkannte und für daſſelbe nicht nur eine neue See- und Landmacht ſchuf, ſondern auch Handwerke, Handel und Verkehr mit dem Auslande emporbrachte, die geſetzliche Ordnung verbeſſerte, das Kirchenweſen neu einrichtete und wiſſenſchaftliche und geſellige Bildung förderte *). Frühzeitig ſtarb er (8. Febr. 1725);

---

*) Ausführlich iſt dieß erörtert in den **Bemerkungen aus dem Leben Peters des Großen** im [illegible] Abſchnitte dieſes Bandes.

aber was er für Rußland gewirkt hatte, erhielt ſich unter ſeinen nächſten Nachfolgern (Katharina I. 1725 — 1727 *), Peter II. ſt. 1730, Anna ſt. 1740, Iwan ſt. 1741, Eliſabeth ſt. 1762) und ward durch ſeine ſpäteren Nachfolger, ſeit Katharina II. (1762 — 1796) weiter gefördert.

Neben Rußland arbeitete ſich ſeit dem nordiſchen Kriege Preußen kräftig empor, das im Jahre 1701 ein Königreich geworden war, welches den Oſten und Weſten Europas vermittelte. Zwar griff es nach der Theilnahme an dem nordiſchen Kriege, durch die es einen Theil von Pommern gewonnen hatte, unter ſeinem ſorgſamen und haushälteriſchen König Friedrich Wilhelm I. (1713 — 1740) in die europäiſchen Staatshändel nur entfernter Weiſe ein; dagegen erwarb es ſich unter demſelben König die Mittel zu größrer Bedeutſamkeit, einen vollen Schatz und ein gutgeübtes Heer. — Auf welche Weiſe aber Rußland und Preußen in die Angelegenheiten des weſtlichen Europa einzuwirken anfingen, das wird im folgenden Kapitel gezeigt werden, welches von den Begebenheiten, die nach dem ſpaniſchen Erbfolgekriege eintraten, beginnen muß.

---

*) Ueber Katharina I. und deren Regierung ſ. die achte Erzählung in dem zweiten Abſchnitte dieſes Bandes.

Drittes Kapitel.

Staatshändel, oder Unterhandlungen und Kriege vornehmlich im weſtlichen Europa von 1715 bis 1786.

Als die beiden Kriege, die am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts das öſtliche und weſtliche Europa erſchüttert hatten, der nordiſche und der ſpaniſche Erbfolgekrieg, geendigt waren, blieb Europa, wie nach einem langen Sturme, noch lange in Bebung. Denn gereizt war durch dieſe Kriege die Empfindlichkeit über erlittenen Verluſt, gereizt die Begierde nach Vergrößerungen, gereizt das Streben, durch politiſche Verbindungen ſelbſtſüchtige Abſichten zu erreichen, oder die ſelbſtſüchtigen Abſichten andrer Staaten zu vereiteln. Es erfolgte daher eine Zeit des eiferſüchtigen Beobachtens der Staaten unter einander, des Anknüpfens und Auflöſens politiſcher Verbindungen, des Aufziehens und Zertheilens kriegeriſcher Ungewitter, kurz eine Zeit diplomatiſcher Gährungen, die theils durch Unterhandlungen erſtickt wurden, theils zu Kriegen hinführten. Die wichtigſten Gegenſtände dieſer diplomatiſchen Gährungen oder europäiſchen Staatshändel waren: 1) die Vergrößerungsverſuche der Königin Eliſabeth und ihres Rathgebers Alberoni, 2) die Handelscompagnie zu Oſtende, die pragmatiſche Sanction Karls VI. und die Thronfolge Polens im Jahre 1733, 3) die Erbfolge in Oeſtreich, 4) das Emporkommen Preußens, 5) die Theilung Polens, 6) die Verſuche Oeſtreichs, Baiern an ſich zu bringen. Von dieſen Staatshändeln ſoll hier geredet werden. Aber mit Unmuth fühlt man ſich dabei erfüllt! Denn ſie bezweckten nicht Völkerbeglückung, ſondern nur Herrſchervergrößerung und dienten der Befriedigung ungeſtümer Leidenſchaften und ſelbſtſüchtiger Wünſche; ſie regten die Vergrößerungsgier und gegenſeitige Eiferſucht der Staaten auf und brachten Laſten und Leiden über die Völker; ſie erzeugten eine Politik, die, fern von Offenheit, Schleichwege liebte, in künſtlicher Verwirrung der Angelegenheiten ſich gefiel, nicht nur den Gegner, ſondern auch den Bundsgenoſſen zu täuſchen ſuchte, häufig an die Stelle des Rechts einen Mißbrauch der Gewalt ſetzte und dadurch zum Mißtrauen und Argwohn gegen die Regierungen hinführte. Doch auch in dieſen Zeiten der Selbſtſucht erſtickte das Göttliche im Menſchen nicht! Es kündigte ſich an in Sorgen und Kämpfen für Recht und Wahrheit, für Freiheit und Vaterland; es brach hervor in Männern und glänzte in Thaten, die eines unſterblichen Nachruhms würdig ſind. Zugleich bildete ſich Europa immer mehr zu Einem Ganzen, indem jene Staatshändel ſich über unſern ganzen Welttheil verbreiteten, den Oſten und Norden desſelben zu dem Weſten und Süden hinzogen, und England befähigten, während ſelbiges zur Aufrichtung ſeiner Seeherrſchaft ſchritt, tiefer als vorher in die Angelegenheiten des Feſtlandes einzugreifen.

1. Staatshändel, erregt durch die ſpaniſche Königin Eliſabeth und ihren Rathgeber Alberoni, 1716 — 1720.

Die erſten Bewegungen des ſüdlichen und weſtlichen Europas nach Beendigung des ſpaniſchen Erbfolgekrieges gingen von Spanien aus. Zwar war der neue ſpaniſche König Philipp V. (1700 — 1746) ein ſchwacher Herr, mißtrauiſch gegen ſich und Andre, aus Trägheit und Gewohnheit die Einſamkeit ſo wie das beſtändige Einerlei des Lebens liebend; aber ſeine zweite Gemahlin Eliſabeth, Prinzeſſin von Parma, aus dem Hauſe Farneſe (geb. 1692 und ſeit dem 25. Dec. 1714 Königin von Spanien), eine Frau voll Stolz und Herrſchſucht, hatte, was ihm abging, einen regen Unternehmungsgeiſt, der ſie zu kühnen und weitgreifenden Planen hinführte. Denn ſo wie ſie gleich nach ihrem Eintritte in Spanien die Prinzeſſin Urſini, die vorher den König und deſſen Reich beherrſcht hatte, durch einen kühnen Gewaltſtreich entfernte: ſo arbeitete ſie, als ſie Mutter geworden war, darauf hin, ihren Söhnen Karl und Philipp, — die, da ſchon von der erſten Gemahlin Philipps V., Luiſe Gabriele von Savoyen (geſt. 14. Febr. 1714), Söhne vorhanden waren, keine Ausſicht auf die Thronfolge hatten, — Herrſchaften in Italien zu verſchaffen. Dabei

bei ſuchte ſie auch den Herzog von Orleans, damaligen Regenten Frankreichs, zu verdrängen und, im Fall der ſchwächliche König Ludwig XV. ſtürbe, den franzöſiſchen Thron an ihren Gemahl zu bringen. Aufgeregt und ermuntert zu ſolchen Planen wurde ſie durch ihren Rathgeber, den Cardinal Julius Alberoni, einen ränkevollen Italiener, zwar von niedriger Herkunſt, — er war der Sohn eines Gärtners, — aber von großen Gaben, geſchickt um argliſtige Plane künſtlich anzuſpinnen und raſtlos thätig an ihrer Ausführung zu arbeiten. Ihn hatte Eliſabeth mit ſich aus Italien nach Spanien gebracht und gern folgte ſie, ſeiner Klugheit vertrauend, ſeinen Eingebungen.

Die Umſtände ſchienen ihren und ſeinen Entwürfen förderlich. Spanien, noch voll Schmerz über den Verluſt der wichtigſten Nebenländer, beſonders der italieniſchen, war begierig, ſie wieder zu erhalten, und hatte mit Oeſtreich noch keinen förmlichen Frieden geſchloſſen, weshalb es auf das, was ſelbiges von ſpaniſchen Ländern an ſich gebracht hatte, noch Anſpruch machen konnte; Oeſtreich, wo der ſchwache Karl VI. regierte, hatte ſeit 1715 abermals mit den Türken Krieg zu führen; Frankreich, nicht mehr wie in den Tagen Ludwigs XIV. mit den Bourbons in Spanien einverſtanden, ward von dem Herzog Philipp von Orleans, deſſen Ausgelaſſenheit oder Lüderlichkeit vielen ein Gräuel war, geleitet; in England hatte ſich das Haus Hannover, das 1714 den engliſchen Thron beſtieg,

ſtieg, noch nicht befeſtiget; und Holland war durch den vorhergehenden Krieg erſchöpft, über den geringen Gewinn, den es aus demſelben gezogen hatte, mißmuthig und gegen England, von dem es zuletzt hintergangen worden war, unwillig.

Auf ſolche Umſtände bauend, ſchritt Alberoni zur Ausführung ſeiner Plane. Denn während er in England, Frankreich und Oeſtreich Unruhen zu erregen ſuchte, hob er im Innern Spaniens die Finanzen, ſo wie die Land- und Seemacht, aus tiefer Zerrüttung wieder empor, ließ dann, unter dem Vorwande den Venetianern gegen die Türken beizuſtehen, eine wohlbeſetzte Flotte auslaufen und überfiel mit ihr erſt die Inſel Sardinien (1717), dann die Inſel Sicilien (1718), von denen, ſeit dem utrechter Frieden, die erſte dem Kaiſer, die andre dem Herzoge von Savoyen, beide aber vorher zu Spanien gehörten und noch viele Anhänger dieſer Macht in ſich faßten. Das Glück ſchien ihn zu begünſtigen! Seine Flotten und Heere beſetzten am 22. Aug. 1717 Sardinien, eroberten am 13. Jul. 1718 Palermo, ſpäterhin auch (am 29. Sept.) Meſſina. Aber wie bald verſchwand dieſe kurze Gunſt des Glückes! Sein Unternehmen, das er dadurch zu beſchönigen ſuchte, daß Spanien in die Abtretung der italieniſchen Nebenländer noch nicht gewilliget und der Kaiſer auf die ſpaniſche Krone noch nicht verzichtet hätte, galt ſeinen Gegnern als ein offenbarer Friedensbruch, und Georg I., der in dem dauernden

Beſtand des utrechter Friedens die Sicherung ſeines Thrones erblickte, trat ihm mit Waffengewalt und Unterhandlungskünſten erfolgreich entgegen.

Kaum ahnete er das Beginnen Alberonis, als er am 4. Jan. 1717 mit Frankreich und Holland eine Tripleallianz zur Aufrechthaltung des utrechter Friedens und zur Ausgleichung noch obwaltender Zwiſtigkeiten abſchloß, — eine Verbindung, die, da auch Oeſtreich nach geendigtem Türkenkriege (21. Jul. 1718) ihr beitrat (2. Aug. 1718), zur Quadrupleallianz ſich erweiterte. Um eben dieſe Zeit ſchickte er eine Flotte unter dem Admiral Byng in das mittelländiſche Meer, die am 11. Aug. 1718 in der Nähe Siciliens am Vorgebirge Paſſaro die ſpaniſche ſchlug. Da aber Alberoni fortfuhr, den Forderungen der Verbündeten ſich zu widerſetzen und durch heimliche Aufwiegelungen in Frankreich den Regenten, in England das Haus Hannover vom Throne zu ſtürzen ſuchte: ſo wurden noch wirkſamere Maßregeln gegen Spanien ergriffen. England und Frankreich (am 9. Jan. 1719), dann auch Oeſtreich, erklärten an Spanien den Krieg. Darauf drangen franzöſiſche Truppen in Biscaya ein und eroberten daſelbſt St. Sebaſtian (17. Aug. 1719); engliſche Truppen landeten bei Vigo und brandſchatzten Galizien (Oct. 1719); öſtreichiſche Truppen ſetzten unter dem Grafen von Mercy von Neapel nach Sicilien und eroberten daſelbſt Meſſina (20. Oct. 1719). Dieſer Ernſt erſchreckte den ſpaniſchen Hof, und da endlich auch Holland, das anfangs jedes ernſtlichen Einmiſchens in dieſe Angelegenheit ſich enthalten hatte, mit einem Angriffe drohete, falls Spanien die ihm angetragenen Bedingungen länger zurückweiſen würde: ſo ſahe ſich dieſes zur Nachgiebigkeit gezwungen. Alberoni wurde als Friedensſtörer aus Madrid und Spanien verwieſen (5. Dec. 1719: er begab ſich als Cardinal nach Rom), und darauf der von der Quadrupelallianz zur Befeſtigung des utrechter Friedens aufgeſtellte Vergleich angenommen (Haag 17. Febr. 1720). Demnach entſagte Spanien von neuem und förmlich allen Anſprüchen auf die im utrechter und raſtadter Frieden abgetretenen Länder und erhielt dagegen für den Prinzen Karl, den älteſten Sohn der Königin Eliſabeth, die Anwartſchaft auf Toſkana, Parma und Piacenza bei dem nahen Ausſterben der Häuſer Medici und Farneſe. Zugleich mußte der Herzog von Savoyen die Inſel Sicilien an Oeſtreich abtreten und erhielt dagegen Sardinien ſamt dem Königstitel. Wegen andrer, noch nicht abgethaner Streitfragen ſollte ein Congreß zu Cambrai allernächſt eröffnet werden.

II. Staatshändel im Betreff der Handelscompagnie zu Oſtende, der pragmatiſchen Sanction und der Thronfolge in Polen,

1724 — 1738.

Die Streitfragen, die durch den Congreß von Cambrai (Apr. 1724 — Jun. 1725) abgethan werden

den ſollten, betrafen, unter mehreren andern, des Kaiſers Karl VI. oſtindiſche Handelscompagnie und pragmatiſche Sanction. Mit beidem hatte es folgende Bewandniß.

Auf Rath ſeines groſen Feldherrn und Staatsmannes, des Prinzen Eugen, hatte Kaiſer Karl VI., um die Gewerbthätigkeit der Niederländer wieder emporzubringen, eine oſtindiſche Handelscompagnie zu Oſtende, die ſeit 1716 als Privatgeſellſchaft entſtanden war, vielfältig unterſtützt und im Jahre 1722 zu einer öffentlichen, unter kaiſerlichem Schutze ſtehenden Handelscompagnie erhoben. Doch mehr noch als dieſe, ja mehr als irgend ein andrer Gegenſtand beſchäftigte ihn die Erbfolge in ſeinem Hauſe. Denn je weniger über ſelbige feſte Beſtimmungen vorhanden waren, je näher ihm der Gedanke an das Ausſterben ſeines Hauſes trat, — von allen männlichen Sprößlingen deſſelben war er allein noch übrig, — und je ſchreckhafter ihm die Stürme vorſchwebten, die beim Ausſterben der habsburg-ſpaniſchen Linie über Spanien ergangen waren, deſto eifriger ſuchte er die Erbfolge im Hauſe Oeſtreich feſtzuſtellen. Er erließ daher ſchon am 19. Apr. 1713 ein Erbfolgegeſetz, das er die pragmatiſche Sanction nannte, des Inhalts, daß alle öſtreichiſchen Länder für immer ungetheilt beiſammen bleiben, nach dem Rechte der Erſtgeburt vererbt werden, und bei Ermangelung männlicher Nachkommen auf die weiblichen übergehen ſollten, und zwar zuerſt auf ſeine Töchter und deren Nachkommen, dann auf ſeines verſtorbenen Bruders Joſeph Töchter und deren Nachkommen. — Noch war er damals nicht ohne Hoffnung männlicher Nachkommenſchaft; und wirklich wurde ihm am 13. Apr. 1716 ein Sohn geboren. Als aber dieſer am 4. Nov. deſſelben Jahres ſtarb, und dann nur Töchter ihm geboren wurden, — Maria Thereſia am 13. Mai 1717, Maria Anna am 14. Sept. 1718, und Maria Amalia 1724, die bald nach der Geburt ſtarb: — ſo wurde es ihm zur dringendſten Herzens- und Regierungsangelegenheit, ſeine pragmatiſche Sanction geltend zu machen, oder es dahin zu bringen, daß ſie von den Töchtern ſeines Bruders, von den Ständen ſeiner Staaten und von den Hauptmächten Europas anerkannt werden möchte. Doch hierbei begegnete er vielen Schwierigkeiten. Leicht konnte er zwar von den Töchtern ſeines Bruders Joſeph; leicht auch von den Ständen ſeiner Staaten dieſe Anerkennung erhalten: ſie waren von ihm abhängig und wünſchten mit ihm, daß die öſtreichiſchen Staaten ungetheilt blieben, und Erbfolgeſtreitigkeiten verhütet würden. Aber ſchwer war es, die Hauptmächte Europas zur Anerkennung der pragmatiſchen Sanction zu bewegen; denn willkommen war ihnen die Ausſicht auf eine Schwächung oder Zertheilung der öſtreichiſchen Staaten. Nur wenn ſie dabei gewinnen konnten, mochten ſie ihre Beiſtimmung zu dem Verlangen des Kaiſers geben.

Dieß zeigte ſich zuerſt auf dem Congreß zu Cambrai!

brai! Denn hier erklärten ſich England und Holland, dann auch Frankreich und Spanien nicht nur gegen die neue Handelscompagnie zu Oſtende, von der ſie Beeinträchtigung ihres Handels befürchteten, ſondern auch gegen die pragmatiſche Sanction, die ſie als eine Befeſtigung der öſtreichiſchen Macht und als eine Aufforderung zur Beſchützung derſelben betrachteten. Karl VI. konnte alſo auf dem Congreß zu Cambrai weder in dem einen, noch in dem andern Punkte durchdringen. Doch plötzlich ſchien eine Beleidigung, die Spanien von Frankreich erlitt, ihn zum Ziele ſeiner Wünſche zu führen.

Der franzöſiſche Hof hatte die ſpaniſche Prinzeſſin Marie Antonie Victorie, die 1718 geboren, ſeit 1721 mit Ludwig XV. verlobt und ſeit 1722 nach Verſailles gebracht worden war, am 5. Apr. 1725 unter dem Vorwande ihrer unreifen Jugend zurückgeſchickt und Ludwig XV. mit Marien, der Tochter des vormaligen Königs von Polen, Stanislaus Lesczinski, vermählt (2. Sept. 1725). Ueber dieſen Schimpf tief entrüſtet, rief Philipp V. ſeinen Geſandten von Cambrai zurück (wodurch die völlige Auflöſung dieſes Congreſſes herbeigeführt wurde) und trat mit dem Kaiſer, bisher ſeinem erbittertſten Feinde, zu einem geheimen Bündniſſe gegen Frankreich und die Seemächte zuſammen (Wien 30. Apr. 1725). Dabei wurde von Spanien die oſtendeſche Compagnie und die pragmatiſche Sanction anerkannt; von Oeſtreich aber die Anwartſchaft des Prinzen Karl und deſſen Erben auf Toscana, Parma und Piacenza beſtätigt und zur Wiedereroberung Gibraltars und Minorkas Beiſtand verſprochen.

Kaum war dieſes Bündniß ruchbar geworden, ſo vereinigten ſich England, Frankreich und Preußen, um ſich gegen daſſelbe ſicher zu ſtellen, zu einem Gegenbündniſſe, das, weil es auf dem hannöverſchen Schloſſe Herrnhauſen (3. Sept. 1725) abgeſchloſſen wurde, den Namen „hannöverſche Allianz" bekam. — So ſtanden nun zwei Bündniſſe gegen einander, die, voll gegenſeitigen Mißtrauens, durch Herbeiziehung mehrerer Verbündeten ſich zu verſtärken ſuchten. Oeſtreich nämlich zog Rußland an ſich (Wien 8. Aug. 1726), brachte ferner Preußen von der hannöverſchen Allianz auf ſeine Seite (Wuſterhauſen 12. Okt. 1726), wobei letzteres die pragmatiſche Sanction anerkannte, und ſuchte das deutſche Reich, jedoch vergebens! in ſeine Pläne zu verflechten (1727). England aber gewann in den Jahren 1726 und 1727 Holland, Dänemark, Schweden, ja auch einige Stände des deutſchen Reiches, als Heſſencaſſel und Braunſchweig-Wolfenbüttel für die hannöverſche Allianz.

Bei allen dieſen Bündniſſen hieß es, daß ſie nur darum geſchloſſen würden, um die Ruhe Europas aufrecht zu erhalten; aber immer mehr erhitzten ſich dabei die Verbündeten, und es war nahe daran, daß ohne eine allgemeine wichtige Urſache verheerende Kriegs-

flam.

flammen über Europa aufſchlagen; denn ſchon ſchickten England und Holland Flotten aus, ſchon fing Spanien an, Gibraltar zu belagern; ſchon rüſtete Frankreich ſeine Heere gegen den Kaiſer. Doch gerade die Hauptmächte, England, Frankreich und Oeſtreich, wünſchten, bei aller Erbitterung gegen einander, den Frieden. Durch Drohungen wollten ſie ſchrecken, aber nicht Krieg führen. Sie ſahen es daher nicht ungern, daß der Pabſt, dem wegen der Ruhe Italiens bange war, eine Friedensvermittelung übernahm oder Friedensvorſchläge zur Sprache brachte. Und ſo kam, nachdem ſich Spanien, ohne Oeſtreich zu befragen, mit Frankreich und England zu Sevilla (9. Oct. 1729) verglichen hatte, durch Georg II. (ſeit dem 11. Jun. 1727 König von England) der Vergleich von Wien zu Stande (16. März 1731), in welchem England die pragmatiſche Sanction anerkannte und dagegen der Kaiſer verſprach, die Handelscompagnie zu Oſtende ſogleich und für immer aufzuheben und zu geſtatten, daß, um dem ſpaniſchen Prinzen Karl die Beſitznahme der ihm verheißenen Länder zu ſichern, eine ſpaniſche Beſatzung von 6000 Mann in Toſkana, Parma und Piacenza eingelagert werden ſollte. Dieſem Vergleich trat auch Spanien (6. Jun. 1731), dann auch Holland (am 20. Febr. 1732) bei.

Hingeopfert hatte alſo der Kaiſer ſeine oſtendeſche Handelscompagnie, hingeopfert ſeiner pragmatiſchen Sanction, die nun von Spanien, Rußland, Preußen, England und Holland anerkannt worden war. Um hierzu auch Frankreich und das deutſche Reich zu bewegen, trat er mit beiden in Unterhandlungen. Aber erklärten das deutſche Reich und Dänemark ſich ihm beyfällig (11. Jan. 1732), ſo blieben doch die Kurfürſten von Baiern und Sachſen entgegen und ſchrieben den Töchtern Joſephs, mit denen ihre Kurprinzen vermählt waren, ein näheres Recht auf die öſtreichiſchen Staaten zu, als den Töchtern Karls VI. *). Eben ſo blieb auch Frankreich der pragmatiſchen Sanction entgegen. Unter ſolchen Umſtänden erregte eine ſtreitige Thronbeſetzung in Polen abermals ſturmvolle Bewegungen.

Als nämlich Auguſt II., König von Polen, am 1. Febr. 1733 geſtorben war, brachte es Ludwig XV. dahin, daß ſein Schwiegervater Stanislaus Leszinſki, der deßhalb, als Kaufmann verkleidet, heimlich durch Deutſch-

---

*) Kaiſer Joſeph I., der ältere Bruder Karls VI., hatte zwei Töchter hinterlaſſen: Maria Joſepha, die 1719 an den damaligen Kurprinzen von Sachſen, nachmaligen König von Polen, Auguſt III., und Maria Amalie, die 1722 an den damaligen Kurprinzen von Baiern, Karl Albert, nachmaligen Kaiſer Karl VII., vermählt war. Wenn nun nicht die pragmatiſche Sanction das Recht der Erſtgeburt gelten und die Erbfolge an die weibliche Linie übergehen ließ: ſo ſchienen die Töchter Joſephs I. nach [illegible] näheres Recht zu haben, als die Töchter Karls VI. Zwar hatte Karl VI. ſie bei ihren Vermählungen auf ihr Erbrecht an die öſtreichiſchen Staaten Verzicht leiſten laſſen; aber wie wenig ſolche Verzichtleiſtungen beachtet werden, hatten frühere Beiſpiele hinlänglich gezeigt.

Deutſchland nach Polen gekommen war, wieder auf den polniſchen Thron erhoben wurde (12. Sept. 1733). Aber Rußland erklärte ſich für Auguſt III., den Sohn des verſtorbenen Königs, und mit Rußland Oeſtreich, das dadurch den Beitritt Kurſachſens zur pragmatiſchen Sanction erlangte. Sogleich rückten ruſſiſche Heere in Polen ein und bewirkten, daß Auguſt III. am 6. Oct. 1733 zum König ausgerufen, und Stanislaus Leſcinski, obſchon eine franzöſiſche Flotte ihm zum Beiſtand kam, aus Polen vertrieben wurde. Um dieſen Schimpf zu rächen, erklärte Ludwig XV. den Krieg an Oeſtreich (10. Oct. 1733) und verband ſich dazu mit Sardinien, das nach Gebietsvergrößerungen in Oberitalien, und mit Spanien, das nach Beſitzungen für die Söhne ſeiner Königin trachtete. Dem Kaiſer war dieſer Krieg, der ſeine Plane verrückte, eben ſo widrig als nachtheilig. Zwar gelang es ihm, das deutſche Reich zur Theilnahme an demſelben zu bewegen (26. Febr. 1734) und ein ruſſiſches Heer von 10000 Mann unter dem Grafen von Laſcy zu ſeinem Beiſtande nach Deutſchland zu bringen; aber er hatte davon keinen Gewinn. Die Seemächte, England und Holland, blieben neutral, und auf beiden Schauplätzen des Krieges, in Italien und am Rhein, traf ihn Schlag auf Schlag. Savoyiſche und franzöſiſche Truppen entriſſen ihm Mailand und die ganze Lombardei bis auf Mantua; ein ſpaniſches Heer bemächtigte ſich Neapels und Siciliens und erklärte den Infanten Karl zum König Beider-

Sicilien; und ein franzöſiſches Heer am Rhein eroberte die Feſtungen Kehl, Philippsburg, Trarbach und ganz Lothringen. Durch ſolche Schläge erſchüttert und andrerſeits durch die Ausſicht auf die Anerkennung ſeiner pragmatiſchen Sanction angelockt, fügte ſich Karl VI. in die „Präliminarien“, die die Seemächte vorgezeichnet hatten, und Frankreich zu Wien am 3. Oct. 1735 mit ihm abſchloß. Laut derſelben wurde Auguſt III. als König von Polen anerkannt, Parma und Piacenza dem Kaiſer zugeſprochen, und die pragmatiſche Sanction genehmiget; dagegen aber mußte der Kaiſer das ganze Königreich Beider-Sicilien und einige Diſtricte von Mailand, und das deutſche Reich ganz Lothringen hinopfern. Um nämlich Frankreich und den König Stanislaus Lesczinski zu befriedigen, wurde ausgemacht, daß Lothringen an letztern und nach deſſen Tode an Frankreich fallen ſollte *). Dafür ſollte Franz Stephan (ſeit 1729 Herzog von Lothringen und jetzt der Verlobte der kaiſerlichen Prinzeſſin Maria Thereſia, mit der er ſich 1736 vermählte) das Großherzogthum Toſcana und, bis ſelbiges erlediget ſeyn würde, jährlich viertehalb Millionen Livres erhalten **). Um ferner den Infanten Karl zu befriedigen, ſollte er das Kö-

---

*) Stanislaus Lesczinski nahm Lothringen nicht an, ſondern trat es ſogleich gegen ein Jahrgeld von zwey Millionen Livres an Frankreich ab.

**) Johann Gaſton, der letzte Sprößling der Mediceer, ſtarb am 9. Jul. 1737, worauf Franz Stephan ſogleich Großherzog von Toſcana wurde.

nigreich Beider-Sicilien ſamt dem Stato delgi Preſidi (d. i. die Seeplätze von Toskana, die Spanien vor 1701 beſaß) bekommen; doch ſollte er den Anſprüchen auf Toskana, Parma und Piacenza entſagen, die pragmatiſche Sanction anerkennen und, im Fall der ſpaniſche Thron an ihn käme, das Königreich Beider-Sicilien an ſeinen Bruder oder einen andern Prinzen ſeines Hauſes abgeben. Um endlich auch den König von Sardinien zu befriedigen, wurde ihm von dem Herzogthume Mailand das Gebiet von Novara und Tortona nebſt einigen andern mailändiſchen Herrſchaften zugeſprochen, wofür er gleichfalls die pragmatiſche Sanction anerkennen ſollte. — Gegen ſolche Beſchlüſſe, die ohne ihr Zuthun und nicht zu ihrer Zufriedenheit abgefaßt waren, erhoben Sardinien, Spanien und der Infant Karl lebhafte Widerſprüche; doch gaben ſie ihnen endlich ihre Beiſtimmung, als Frankreich ſich gegen ſie mit Oeſtreich zu verbinden drohete. Als nun endlich auch das deutſche Reich, dem die Eroberungen der Franzoſen zurückgegeben wurden, den Kaiſer zur Abtretung Lothringens ermächtiget hatte (18. Mai 1736), wurden jene Präliminarien zu einem Definitivfrieden erhoben, der zu Wien am 18. Nov. 1738 zwiſchen Frankreich und Oeſtreich abgeſchloſſen und von den Bundsgenoſſen beider Theile, — auf Seiten Frankreichs von Sardinien, Spanien und dem Infanten Karl, und auf Seiten Oeſtreichs von Rußland, Sachſen und dem deutſchen Reiche, — unterzeichnet wurde. Auf ſolche Art gediehen die Plane Eliſabeths und Alberonis zur Ausführung, und die Beſitzungen Oeſtreichs, Frankreichs, Spaniens und Sardiniens im Betreff Italiens und Lothringens zu dem Beſtand, den ſie bis zum Ausbruch des franzöſiſchen Revolutionskrieges hatten. — Aber nicht lange dauerte die Ruhe, die durch den wiener Frieden wieder hergeſtellt worden war! Denn kaum waren zwei Jahre verſtrichen, als ein neuer Krieg abermals einen großen Theil von Europa in Bewegung ſetzte und aufs neue zeigte, wie wenig auf Verträge und Verſprechungen zu bauen ſey.

III. Die Erbfolge in Oeſtreich, oder der öſtreichiſche Erbfolgekrieg, ſamt dem erſten und zweiten ſchleſiſchen Kriege,

1740 — 1748.

Am 20. Oct. 1740 ſtarb Karl VI., ſechs und funfzig Jahre alt. Sogleich nahm ſeine älteſte Tochter Maria Thereſia (geb. 1717) von allen öſtreichiſchen Erbländern Beſitz und ernannte ihren Gemahl Franz von Lothringen (ſeit 1737 Großherzog von Toskana) zu ihrem Mitregenten, doch mit Vorbehalt ihrer Regierungsgewalt. Gegründet war ihre Erbfolge oder Thronbeſteigung auf die pragmatiſche Sanction, die von den Ständen der öſtreichiſchen Staaten, ſo wie von den Hauptmächten Europas anerkannt worden war. Nur der Kurfürſt von Baiern, Karl Albert, konnte damals als ihr Gegner gelten, da er dieſe Sanction nie anerkannt hatte und als Abkömmling Anna's, der Tochter Kaiſers Ferdinand I., die bei ihrer Vermählung mit dem baierſchen Herzog Albrecht V. (1546) ſich und ihren Nachkommen das Recht der Erbfolge, im Fall der öſtreichiſche Mannsſtamm erlöſchen würde, vorbehalten hatte, — ein näheres Recht auf die öſtreichiſche Monarchie zu haben behauptete, als Maria Thereſia. Eben deshalb ließ er ſeinen Geſandten zu Wien gegen den Regierungsantritt der Maria Thereſia proteſtiren (3. Nov.) und, als auf dieſe Proteſtation nicht geachtet wurde, von Wien abreiſen (20. Nov.). Doch wahrſcheinlich hätte er, bei dem Mangel an innerer und äuſſerer Kraft, nur Worte, nie Waffen gegen Oeſtreich erhoben, wäre nicht von eben den Mächten, die vorher die pragmatiſche Sanction anerkannt hatten, ein Krieg entflammt worden, der der öſtreichiſche Erbfolgekrieg genannt wird.

Das Signal zu dieſem Kriege gab Friedrich II., damals acht und zwanzig Jahre alt (geb. 24. Jan. 1712) und ſeit einigen Monaten (31. Mai 1740) König von Preuſen, deſſen Beſtimmung es war, durch die Kraft ſeines groſen Geiſtes nicht nur auf Oeſtreich, ſondern auf ſein Zeitalter überhaupt mächtig einzuwirken. Voll jugendlicher Ehrbegier hegte er, wie er ſelbſt ſchreibt *), das Verlangen, ſeinen Namen berühmt zu machen, ſein Reich, das damals in der Reihe der Staa-

ten

---

*) ſ. Histoire de mon temps par Frederic II (Berlin 1788) Tom. I pag. 120 et 125

ſen noch tief und unbeachtet ſtand, zu erheben, und dazu den günſtigen Augenblick, wo Deſtreich im Bedrängniß war, zu benutzen. Er beſchloß daher, im Vertrauen auf die Armee und Schatzkammer, die ihm ſein Vater hinterlaſſen hatte, Schleſien in Beſitz zu nehmen. Aber auch das Unrecht bedarf eines beſchönigenden Vorwands. Demnach ſuchte **Friedrich** veraltete und durch frühere Ausgleichungen mit Deſtreich beſeitigte Anſprüche auf vier ſchleſiſche Fürſtenthümer, Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, – hervor, behauptete, daß die von ſeinem Vater geleiſtete Anerkennung der pragmatiſchen Sanction für ihn keine Verbindlichkeit habe, da Deſtreich der Bedingung derſelben, dem Könige bei der Erbfolge in Jülich und Berg beizuſtehen, nicht nachgekommen ſey, und ließ der **Maria Thereſia** erklären, daß er für die Abtretung Schleſiens ſie als Erbfolgerin ihres Vaters anerkennen, ihr gegen ihre Feinde beiſtehen und ihrem Gemahl zur Kaiſerwürde verhelfen wolle. Doch ehe noch dieſe Erklärung nach Wien gelangt war und ehe er noch einen Verbündeten hatte, brach er (am 23. Dec. 1740) mit 28,000 Mann in das wehrloſe Schleſien ein. Schnell beſetzte er einen großen Theil von Niederſchleſien ſamt Breslau, eroberte Glogau am 9. März 1741, ſiegte durch den Grafen von Schwerin und den Prinzen Leopold von Deſſau bei Mollwitz (in der Nähe von Brieg, am 10. Apr.) über den öſtreichiſchen General Neuperg, und trat nun erſt einer Verbindung bei, die ſich inzwiſchen gegen Oeſtreich gebildet hatte.

An der Spitze dieſer Verbindung ſtand Frankreich. Seit Jahrhunderten feindlich gegen Oeſtreich geſinnt und durch Friedrichs Beiſpiel gereizt, faßte es jetzt den Entſchluß, die öſtreichiſche Monarchie zu zerſtückeln, die kaiſerliche Krone von Oeſtreich an Baiern zu bringen und ſich dazu mit denen zu verbinden, die aus irgend einem Grunde ſich durch die Hinterlaſſenſchaft Karls VI. zu bereichern ſuchten. Zu dieſen gehörte vor allen Spanien, welches unter dem eiteln Vorwande, daß einſt (1617) Philipp III. dem ſteiermärkiſchen Prinzen (nachmaligen Kaiſer) Ferdinand II. die Erbfolge in Oeſtreich unter der Bedingung zugeſagt hatte, daß nach Erlöſchen des habsburg-öſtreichiſchen Hauſes Oeſtreich an die habsburg-ſpaniſche Linie kommen ſollte, ſcheinbarlich auf die ganze öſtreichiſche Monarchie Anſpruch machte, in der That aber die Abſicht hatte, den zweiten Sohn der Königin Eliſabeth, Philipp, zum König der Lombardei zu erheben, und ſich alſo mit Frankreich dahin vereinigte, die öſtreichiſch-italieniſchen Staaten in Beſitz zu nehmen. — So wie Spanien, ſo trat auch der König Beider-Sicilien, der, ein ſpaniſcher Prinz, der ſpaniſchen Politik folgte, und der König von Sardinien, der Erbanſprüche auf Mailand erhob, den Planen Frankreichs bei; in Deutſchland aber gewann Frankreich vornehmlich den Kurfürſten von Baiern, den es durch Vorſpiegelung eines mächtigen Beiſtandes zum Krieg gegen Oeſtreich und zur Erſtrebung der Kaiſerkrone verlockte. Demnach ſchloß dieſer mit Frankreich und Spanien das Bündniß zu Nymphenburg (18. Mai 1741), dem nach und nach, auſſer dem König von Preuſſen und dem König Beider-Sicilien, der Kurfürſt von Cöln und ſein Vetter, der Kurfürſt von der Pfalz, dann auch der Kurfürſt von Sachſen beitraten, von denen letzterer als Gemahl der älteſten Tochter Kaiſers Joſeph I. auf die ganze öſtreichiſche Monarchie Anſpruch machte.

Noch während ſolcher Vorkehrungen ſchritten Spanien und Frankreich zum Kriege. Spanien ſchickte in den Jahren 1741 und 1742 zwei Heere nach Italien: das eine durch Frankreich und Savoyen, das die Lombardei erobern, das andere auf Schiffen ins Neapolitaniſche, das von dort aus die Angriffe des erſtern unterſtützen ſollte. Frankreich aber ſchickte (im Sommer 1741) zwei Heere nach Deutſchland: das eine, 40,000 Mann ſtark, unter dem Marſchall Maillebois nach Weſtphalen, um Holland und Hannover abzuhalten, der Maria Thereſia beizuſtehen; das andere, erſt 40,, dann 50,000 Mann ſtark, durch Schwaben und Baiern gegen Oeſtreich, und an die Spitze deſſelben trat der Kurfürſt Karl Albert, als Generallieutenant des Königs von Frankreich. Demnach wurden Italien und Deutſchland aufs neue Schauplätze des Krieges.

Am heftigſten entbrannte derſelbe auf deutſchem Boden. Hier hatte Karl Albert noch vor der Ankunft des franzöſiſchen Heeres mit ſeinen baierſchen Truppen Oeſtreich angegriffen und Paſſau durch Ueberraſchung eingenommen (31. Jul. 1741). Nach Ankunft des franzöſiſchen Heeres (im Sept. 1741) beſetzte er ganz Oberöſtreich, nahm daſelbſt die Huldigung an (Linz 2. Oct.), drang dann nach Niederöſtreich, und kam bis in die Nähe von Wien. Hier aber wendete er ſich plötzlich nach Böhmen, um dieſes Königreich, das bereits 22,000 Sachſen unter Rutowski angegriffen hatten, an ſich zu bringen. Dieß gelang ihm. Am 26. Nov. eroberte er im Verein mit Franzoſen und Sachſen Prag und am 19. Dec. ließ er ſich daſelbſt zum König krönen. Bald darauf erhielt er, auf Betrieb ſeiner Verbündeten, auch die deutſche Krone. Am 24. Jan. 1742 wurde er zu Frankfurt zum deutſchen Kaiſer erwählt und am 11. Febr. als ſolcher unter dem Namen Karl VII. gekrönt.

So in Deutſchland und Italien von Preußen, Frankreich, Spanien, Neapel, Sardinien, Baiern, Sachſen und anderen Reichsfürſten angegriffen, befand ſich Maria Thereſia in einer höchſt gefährlichen Lage. Zwar konnte die öſtreichiſche Monarchie, gut geleitet, noch immer große Kräfte entwickeln; aber ſie war durch viele vorhergehende Kriege geſchwächt und durch Zwietracht unter ihren Generalen und Miniſtern in Zerrüttung. Die Armee, die aus 176,000 Mann beſtehen ſollte, beſtand nur aus 82,000 Mann, und die Einkünfte, die im Jahre 1733 noch 28 Millionen Gulden betragen hatten, betrugen jetzt kaum 20 Mill. Gulden *). Wie leicht konnte es alſo dahin kommen, wohin es Frankreich bringen wollte, daß die öſtreichiſche Monarchie zerſtückelt wurde! Doch der Beiſtand des Königs von England Georg II., die Treue der Ungern, die Feſtigkeit der Maria Thereſia, und die Mißhelligkeit und Verkehrtheit von Seiten ihrer Feinde wendete dieſe Zerſtückelung ab **).

Georg II., aufgewachſen im Haſſe gegen Frankreich und gleich ſeinem Vater voll Eifer für die Erhaltung des politiſchen Gleichgewichts, auch wohl gerührt von der drangvollen Lage, in der ſich Maria Thereſia befand, leiſtete ihr den thätigſten Beiſtand. Obgleich ſchon wegen des Schleichhandels, den die Engländer in Amerika trieben, im Krieg mit Spanien (ſeit 1739) und anfangs nicht geneigt, England auch in einen Landkrieg zu verwickeln, ſäumte er doch nicht, ſie zu unterſtützen. Er bewog das brittiſche Parlament (Apr. 1741), ihr anſehnliche Hülfsgelder zu verwilligen und verſprach ihr (in einem Vertrag zu Hannover 24. Jun. 1741) nicht nur die pragmatiſche Sanction, die er anerkannt hatte, zu vertheidigen, ſondern auch ihren Gemahl zur Kaiſerwürde zu befördern. Dieſem Verſprechen getreu, ſammelte er im Hannöverſchen ein Heer von 30,000 Mann, das größtentheils aus Hannoveranern und däniſchen und heſſiſchen Söldlingen beſtand. Aber die Gefahren, mit denen ſein Hannover einerſeits von den Preußen, andrerſeits von den in Weſtphalen eingedrungenen Franzoſen bedrohet wurde, bewogen ihn, mit Frankreich einen Vergleich abzuſchließen (27. Sept. 1741), in welchem er verſprach, als Kurfürſt von Hannover neutral zu bleiben, die Unternehmungen des Königs von Preußen nicht zu ſtören und zur Kaiſerwahl des Kurfürſten von Baiern ſeine Stimme zu geben, wogegen er die Zuſicherung erhielt, daß ſein Kurfürſtenthum völlig unangetaſtet bleiben ſollte. Aber dieſer Vergleich hinderte ihn nicht, als König von England der bedrängten Fürſtin beizuſtehen, ſie in Italien zu unterſtützen und zu ihrem Gunſten mit Sardinien und Holland zu unterhandeln.

---

*) L'Histoire de mon temps, Tom. I, pag. 32.

**) Man [illegible] die [illegible] Erzählung im zweiten Abſchnitt [illegible] [illegible].

Nähern und wirkſamern Schutz fand Maria Thereſia in ſich und in der Treue der Ungern. Sie ſelbſt, eine Frau von hochſinnigem Geiſte, bewährte mitten in den größten Gefahren Beſonnenheit und heldenmüthige Standhaftigkeit. Anfangs wohl ſuchte ſie durch Unterhandlungen und Verſprechungen Preußen, Frankreich und Baiern zu begütigen, auch knüpfte ſie Verbindungen mit Rußland an; als aber jene Unterhandlungen und Verſprechungen vergeblich waren, und Rußland wegen Unruhen im Innern und wegen eines Krieges mit Schweden, den Frankreich erregt hatte, keine Hilfe leiſten konnte, beſchloß ſie eher alles zu wagen, als in eine Zerſtückelung ihrer Staaten einzuwilligen. Sie wendete ſich deßhalb an die Treue ihrer Ungern und wußte auf dem Reichstage, den ſie im Sommer des Jahres 1741 zu Presburg hielt, die verſammelten Stände ſo für ſich zu begeiſtern, daß ſie ſich erboten, Gut und Blut an die Rettung ihrer Königin zu ſetzen, und gleich darauf anſehnliche Heere aufſtellten, die einen Umſchwung des Krieges herbeiführten.

Aber auch die Mißhelligkeit und Verkehrtheit der Feinde trug hierzu bei. Denn unter ihnen fand kein Vertrauen, kein gemeinſamer Plan Statt; vielmehr durchkreuzten ſich ihre Wünſche und Anſprüche. Ganz nach eignem Gutdünken handelte Preußen; Spanien und Sardinien geriethen wegen der Beſetzung Mailands mit einander in Streit; Franzoſen und Baiern, ſo wie Baiern und Sachſen waren unter ſich uneins; ſelbſt die franzöſiſchen Generale Broglio und Belleisle waren in Zerwürfniß und wurden von dem damaligen Principalminiſter Frankreichs, dem Cardinal Fleury, aus Eigendünkel und Sparſamkeit nicht gehörig unterſtützt. Und wie unpolitiſch war es, daß der Kurfürſt Karl Albert, ſtatt nach Wien zu rücken, das voll Furcht und ohne hinreichende Beſatzung ihm nicht lange widerſtanden haben würde, nach Böhmen zog, — weil er fürchtete, die Sachſen möchten ihm in der Beſitznahme dieſes Reiches zuvorkommen, oder weil er wünſchte, eine Krone auf ſein Haupt zu bringen, die er auf demſelben zu befeſtigen nicht im Stande war.

Wie klüglich wußte dagegen Maria Thereſia die Vortheile, die ſich ihr darboten, zu benützen, und wie ſchnell kam ſie dadurch aus tiefer Noth wieder empor! Unterſtützt von den Streitkräften der Ungern und den Hilfsgeldern der Britten, ſtellte ſie noch im Herbſte des Jahres 1741 zwei neue Heere auf. Das eine derſelben drang nach Böhmen, wo es für jetzt ſich damit begnügte, eine feſte Stellung bei Budweis zu beziehen, um dadurch den Feind in Schranken zu halten; das andre aber richtete ſich gegen Oberöſtreich und Baiern, befreite im Anfang des Jahres 1742 Oeſtreich von allen Feinden, überzog dann Baiern und nahm faſt zu eben der Zeit, wo Karl VII. die Kaiſerkrone erhielt, die Hauptſtadt desſelben, München, ein (13. Febr.). Um eben dieſe Zeit ſtieg auch in Italien das Kriegsglück Oeſtreichs wieder empor. Weder das ſpaniſch-neapolitaniſche Heer, das aus dem Neapolitaniſchen nach der Lombardei zog, noch das andre ſpaniſche Heer, das durch Frankreich und Savoyen gedrungen war, konnte etwas ausrichten; denn eine engliſche Flotte, die Neapel bedrohete, nöthigte jenes ſich zurückzuziehen, und dieſes wurde in ſeinem Fortgange gehindert, als Sardinien, nach einem Streite mit Spanien über Mailand, auf Oeſtreichs Seite trat (Febr. 1742).

Nur über den kräftigen Preußenkönig konnte der Glücksſtern Oeſtreichs ſich nicht erheben. Umſichtig und raſtlos ſeinen beſtimmt aufgefaßten Plan verfolgend, hatte Friedrich II. nach der Schlacht bei Mollwitz (10. Apr. 1741) ganz Schleſien eingenommen, war (1. Nov.) dem nymphenburger Bündniß beigetreten und hatte ſich, als Kaiſer Karl VII. Baiern verlor, mit den franzöſiſchen und ſächſiſchen Truppen, die von Böhmen her zu ihm fließen, vereinigt (Febr. 1742), um durch Mähren nach Wien vorzudringen. Zwar mißlang dieſes Unternehmen; denn als er ſchon bis Iglau und ſeine Streifhaufen bis in die Nähe von Wien gekommen waren, nöthigten ihn Zwiſtigkeiten, in die er mit ſeinen Verbündeten gerathen war, ſich nach Böhmen zurückzuziehen. Dagegen aber gewann er bei Czaslau (17. Mai 1742) einen wichtigen Sieg über den Bruder des Gemahls der Maria Thereſia, den Prinzen Karl von Lothringen. Nicht länger ſäumte nun Maria Thereſia, angetrieben von Georg II. und ihrem Miniſter von Bartenſtein, durch Hinopferung Schleſiens mit Preußen Friede zu machen, und Friedrich, der ſeine Streitkräfte geſchwächt und zerrüttet ſah, hier erreichen konnte, was er wünſchte, und auf den Beiſtand ſeiner Verbündeten nicht rechnete, trennte ſich von ihnen und ſeinen Verpflichtungen gegen ſie. So kam es zum Frieden von Breslau (11. Jun., beſtätigt zu Berlin am 28. Jul. 1742), durch welchen Preußen ganz Schleſien (jedoch mit Ausnahme der Städte Jägerndorf, Troppau und einiger Diſtricte an der Oppe) nebſt der Grafſchaft Glatz mit allen Hoheitsrechten erhielt. Auch Sachſen, das bei der Fortſetzung des Krieges keinen Gewinn, wohl aber Gefahr für ſich ſah, ſchloß ſich an dieſen Frieden an (23. Jul.) und erneuerte, ohne Entſchädigung zu erhalten, die Anerkennung der pragmatiſchen Sanction.

Jetzt von zwei Feinden befreit, kämpfte **Maria Thereſia** nachdrücklicher als zuvor gegen die Franzoſen und Baiern. Und nicht vergebens! Zuerſt eroberten ihre Truppen unter dem Prinzen von Lothringen Böhmen (Jun. — Dec. 1742), wobei das Heer des Marſchalls Belleisle durch Kälte, Hunger und Schwert größtentheils aufgerieben wurde. Darauf brachten ſie Baiern, das, während Oeſtreichs Hauptmacht in Böhmen ſtand, an **Karl VII.** zurückgekommen war, aufs neue in ihre Gewalt, ſo daß **Karl VII.**, am 8. Jun. 1743 aus München flüchtend, zum zweiten Male ſein Stammland den Oeſtreichern überlaſſen mußte. Zwar eilte der franzöſiſche Marſchall Noailles ihm zu Hilfe; aber Georg II., der nach Preußens Zurücktreten des Neutralitätsvertrags ſich entbunden glaubte und mit einer Armee (die wegen Vertheidigung der pragmatiſchen Sanction die **pragmatiſche** genannt wurde) in Deutſchland erſchienen war, ſchlug den Marſchall bei Dettingen am Main (27. Jun.), nöthigte ihn über den Rhein zurück zu flüchten und folgte ihm bis Worms. Hier bewog er den König von Sardinien mit England und Oeſtreich ein Schutz- und Trutzbündniß einzugehen (13. Sept.), und dabei zu verſprechen, ein Heer von 45,000 Mann für Oeſtreich in Italien zu unterhalten, wo wogegen er die Zuſicherung erhielt, daß er von England Hilfsgelder, und von Oeſtreich auſſer einigen mailändiſchen Herrſchaften das 1713 von Karl VI. an Genua verpfändete Finale bekommen ſollte. Mochte nun auch Frankreich nach Fleury's Tode (29. Jan. 1743) nachdrücklicher hervortreten, mit Spanien enger ſich verbinden, in England Unruhen zu erregen ſuchen und die Freunde Oeſtreichs, Savoyen und Holland, in große Bedrängniß bringen; — es konnte ſeine Zwecke nicht erreichen: England blieb ruhig, Savoyen fand Rettung, und das geängſtigte Holland wurde durch das Eindringen der Oeſtreicher in Elſaß und Lothringen von den Franzoſen geräumt.

Dieß zunehmende Emporkommen Oeſtreichs, ſo wie deſſen Verbindung mit Sachſen (30. Dec. 1743 und 13. Mai 1744), das auf Preußens aufwachſende Macht eiferſüchtig war, führte den König Friedrich II. auf den Gedanken, daß Oeſtreich, ſobald es in Italien und den Niederlanden Frieden hätte, ihm Schleſien entreißen würde, und ſeine Staatsklugheit rieth ihm, einem ſolchen Vorhaben zuvor zu kommen. Er trat daher mit Frankreich und Baiern, von denen er ſich bei dem breslauer Frieden abgewendet hatte, wieder zuſammen, ſchloß mit beiden, ſo wie mit Kurpfalz und dem König von Schweden (als Landgrafen von Heſſen-Caſſel) die Union zu Frankfurt (22. Mai 1744), angeblich „zur Aufrechthaltung des deutſchen

Reiches und deſſen Oberhauptes", und erklärte am 22. Aug. abermals den Krieg an Oeſtreich.

Neue Bedrängniß kam dadurch über Maria Thereſia. Während ihre Hauptmacht im Elſaß gegen die Franzoſen ſtand, fiel Friedrich II. von drei Seiten her in das unbeſchützte Böhmen (Aug. 1744), und eroberte in kurzer Friſt für Kaiſer Karl VII., wie er ſagte, die Hauptſtadt Prag (16. Sept.), dann Tabor, Budweis, Frauenberg und ganz Böhmen oſtwärts der Mulde. Und als nun die öſtreichiſche Hauptmacht ſich gegen ihn gewendet hatte, drangen franzöſiſche, baierſche und heſſiſche Truppen unter dem baierſchen Feldmarſchall von Seckendorf in Baiern ein, vertrieben die Oeſtreicher, und ſetzten den Kaiſer und Kurfürſten Karl VII. abermals in den Beſitz ſeiner Hauptſtadt. Doch abermals bewährte ſich die Standhaftigkeit und das Glück der Maria Thereſia. Wie ſie den Prinzen von Lothringen mit dem öſtreichiſchen Hauptheere aus dem Elſaß gegen Friedrich II. herbei rief, ſo belebte ſie auch, um Schutz gegen die Baiern und deren Verbündete zu finden, aufs neue den Eifer ihrer Ungern; und beides mit glücklichem Erfolge. Prinz Karl von Lothringen ſetzte im Angeſicht der Franzoſen bei Speier über den Rhein (23. Aug.), zog durch Schwaben und Baiern nach Böhmen und wußte, ohne ein Haupttreffen zu liefern, durch geſchickte Märſche und Stellungen die Preußen von Ort zu Ort zu drängen, ſo daß ſie nach Schleſien hinziehen mußten und nicht nur ganz Böhmen ſamt Prag (26 Nov.), ſondern auch Oberſchleſien verloren. Dieſes Unglück der Preußen wirkte auf Karl VII. zurück; denn nun wurde er von den Oeſtreichern ſo bedrängt, daß er wahrſcheinlich ſein Stammland zum dritten Male verloren hätte, hätte nicht der Kummer über ſeine Lage und über die Verheerung ſeines Landes ſeinen Tod beſchleuniget. Er ſtarb, acht und vierzig Jahre alt, am 20. Jan. 1745, und ſein Sohn, Maximilian Joſeph, ſahe ſich bald nachher genöthigt, aus München zu flüchten und zu Füßen mit Oeſtreich Frieden zu ſchließen. In dieſem Frieden (22. Apr. 1745) wurden ihm ſeine baierſchen Lande zurückgegeben, dagegen mußte er allen Anſprüchen auf die öſtreichiſche Monarchie entſagen, die pragmatiſche Sanction anerkennen und ſeine Kurſtimme zur Kaiſerwahl dem Gemahl der Maria Thereſia zuſprechen. — Einige Monate nachher wurde letztrer, unter dem Namen Franz I., zum Kaiſer erwählt (13. Sept.) und gekrönt (4. Oct.), worauf der Reichstag und der Reichshofrath, die beide bisher in Frankfurt geweſen waren, wieder an ihre vorige Stelle kamen.

Um eben dieſe Zeit neigte auch der Krieg mit Preußen ſeinem Ende zu, doch nicht ſo, wie **Maria Thereſia** gewünſcht und gehofft hatte. **Friedrich II.** hatte ſich von den Drangſalen, in die ihn der unglückliche Ausgang des vorjährigen Feldzugs geſtürzt hatte, wieder erholt und zu neuen Siegen geſtärkt. Nach einigen glücklichen Scharmützeln gewann er den Sieg bei

Hohenfriedberg (nördlich von Schweidnitz, 4. Jun. 1745) über Karl von Lothringen, drang dann abermals in Böhmen ein, und erfocht, voll Geiſtesgegenwart bei plötzlicher Ueberraſchung, einen zweiten Sieg über eben dieſen Feldherrn bei dem Dorfe Sorr unweit Trautenau (30. Sept.); doch konnte er auch jetzt in Böhmen ſich nicht behaupten, ſondern mußte, um ſeine Armee zu ergänzen und zu unterhalten, wieder nach Schleſien zurückziehen. Schon damals trug er bei Oeſtreich und England auf Frieden an, und Georg II. verſprach ihm (Hannover 26. Aug.), gegen Anerkennung des Kaiſers Franz I., Erneuerung des breslauer Friedens. Dagegen faßte Maria Thereſia den Plan, in Gemeinſchaft mit Sachſen einerſeits durch die Lauſitz und andrerſeits durch Sachſen in Brandenburg einzudringen, Berlin einzunehmen und die preußiſchen Beſitzungen zu zerſtückeln. Doch Friedrich erfuhr dieſen Plan und wußte ihn durch ſchnelles Entgegenwirken zu vereiteln. Während er ſelbſt aus Schleſien durch die Oberlauſitz nach Sachſen zog und auf dem Wege dahin eine Schaar Sachſen bei Hennersdorf ſchlug (23. Nov.) und den Prinzen von Lothringen nach Böhmen zurücktrieb, drang auf ſeinen Befehl der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau mit einem andern preußiſchen Heere von Halle in die Gegend von Dresden vor und gewann daſelbſt bei Keſſelsdorf (15. Dec.) einen entſcheidenden Sieg über die Sachſen, worauf Dresden ſich ergeben mußte (18. Dec.). Durch dieſen Schlag erſchüttert, ſchloſſen Oeſtreich und Sachſen mit Preußen Friede (Dresden den 25. Dec.). In dieſem Dresdner Frieden, dem auch Kurpfalz und Heſſen-Caſſel beitraten, ſprach Oeſtreich dem König von Preußen Schleſien aufs neue zu; dagegen erkannte dieſer die Maria Thereſia als Erbfolgerin ihres Vaters und ihren Gemahl als Kaiſer an. Sachſen verſprach eine Million Thaler an Friedrich II. zu zahlen, und dieſer, Sachſen ſogleich zu räumen.

Nachdem auf ſolche Weiſe der zweite ſchleſiſche Krieg geendiget war, dauerte der öſtreichiſche Succeſſionskrieg nur noch in Italien und in den Niederlanden fort; aber er galt jetzt weniger der Erbfolge in Oeſtreich, als der Eiferſucht Frankreichs gegen England und Oeſtreich und wurde mit abwechſelndem Erfolge geführt.

In Italien waren die Oeſtreicher im Ganzen glücklich. Zwar hatten ſich daſelbſt ihre Feinde vermehrt: denn zu den Franzoſen und Spaniern waren auch die Genueſen getreten (1745), beleidigt durch das Anſinnen Oeſtreichs, das ihnen verpfändete Finale ohne Empfang der Rückzahlung an Sardinien abzugeben; auch hatten die Verbündeten daſelbſt manche Vortheile errungen: ſie hatten ſich der Herzogthümer Mailand und Parma bemächtigt und den König von Sardinien ſo bedrängt, daß er kaum noch in ſeinem Stammlande Savoyen und Piemont ſich behaupten konnte; aber bald erhob ſich Oeſtreichs Glücksſtern über dieſe Schwierigkeiten.

Als nach dem Dresdner Frieden Maria Thereſia neue Verſtärkungen nach Italien ſchicken konnte, gewann ſie und der König von Sardinien das Verlorene wieder; und noch mehr kam es ihr zu Statten, daß der König von Spanien, Philipp V., am 9. Jul. 1746 ſtarb. Denn der Sohn und Nachfolger desſelben, Ferdinand, aus der erſten Ehe Philipps entſproſſen, ſeiner Stiefmutter Eliſabeth abgeneigt und geleitet von ſeiner Gemahlin Maria von Portugal, einer Freundin der Maria Thereſia, ließ ſogleich die ſpaniſchen Truppen aus Italien abziehen, ſo daß nur noch Genueſen und Franzoſen, und letztere in geringer Zahl, den Oeſtreichern daſelbſt entgegenſtanden. Hierauf bemächtigten ſich die Sardinier des Finale und die Oeſtreicher der Stadt Genua (6. Sept. 1746); ja letztere drangen ſogar in das ſüdliche Frankreich ein. Aber Mangel an Lebensmitteln und ein Aufſtand in Genua (5. — 9. Dec.), durch welchen die Oeſtreicher aus dieſer Stadt vertrieben wurden, nöthigte ſie zur Rückkehr, und vergeblich war ihr Verſuch, Genua zum zweiten Male zu erobern. Doch trieben ſie einen Einfall der Franzoſen ins Piemonteſiſche zurück. Die Engländer aber kämpften glücklich zur See, indem ſie nicht nur einen großen Theil der franzöſiſchen Seemacht vernichteten, ſondern auch mehrere franzöſiſche Colonieen in Nordamerika eroberten.

Dagegen behaupteten die Franzoſen in den Niederlanden das Uebergewicht. Unter dem Marſchall von Sachſen *) ſiegten ſie bei dem Dorfe Fontenoy (unweit Tournay, 11. Mai 1745) über den Herzog von Cumberland, den Anführer der engliſch-öſtreichiſchen Truppen in den Niederlanden. Als dann der Prätendent Karl Eduard, ein Enkel Jacobs II., durch Franzoſen nach Schottland gebracht (1745), der Herzog von Cumberland mit dem größten Theile der engliſchen Truppen deshalb nach England zurückberufen (1746), und die Oeſtreicher dadurch geſchwächt waren: ſo gelang es dem Marſchall von Sachſen, die geſammten öſtreichiſchen Niederlande bis auf Luxemburg und Limburg zu erobern und einen zweiten Sieg, über den Prinzen von Lothringen, bei Rocoux (in der Nähe von Lüttich, 11. Oct. 1746) zu erkämpfen. Hierauf griff er im folgenden Jahre 1747 auch das holländiſche Flandern an und errang, als der Herzog von Cumberland (nach der Niederlage des Prätendenten bei Culloden, 26. Apr. 1747) aus England zurück gekehrt war, einen dritten Sieg in der Nähe von Maſtrich bei Laufelt (2. Jul. 1747), worauf er die Feſtung Bergopzoom (16. Sept.), ſpäterhin auch Maſtrich (7. Mai 1748) einnahm. — So in den Niederlanden bedrängt,

wen-

---

*) Moritz, Graf von Sachſen, einer der größten Kriegshelden ſeiner Zeit, war ein Sohn des ſächſiſchen Kurfürſten und Königs von Polen, Auguſt II., und der ſchönen Gräfin von Königsmark, geboren 1696, zum Krieger gebildet unter Eugen, ſeit 1722 in franzöſiſchen Dienſten und 1744 Marſchall von Frankreich. Er ſtarb 1750 und Ludwig XV. ließ ihm zu Straßburg ein prächtiges Denkmahl errichten.

wendete ſich Maria Thereſia, um Hilfe zu erhalten, an Rußland, mit welchem ſie im Jahre 1746 ein Schutzbündniß geſchloſſen hatte; und Rußland ſendete 37,000 Mann durch Polen nach Deutſchland. Aber dieſe kamen nur bis Franken. Denn ehe ſie den Kriegsſchauplatz erreichten, war der längſt gewünſchte Friede erwirkt.

Dieſer Friede, den zuerſt England, Holland und Frankreich zu Aachen am 30. Apr. 1748 verabredeten, dann auch Oeſtreich (25. Mai) und (im Oct. und Nov.) die übrigen betheiligten Mächte annahmen, hatte die gegenſeitige Rückgabe der während des Krieges gemachten Eroberungen und die erneuerte Gewähr der pragmatiſchen Sanction zur Grundlage. Ausgenommen wurden von dieſer Gewähr und jener Zurückgabe erſtens viele von den franzöſiſchen Colonieen, welche die Engländer erobert hatten, ferner Parma, Piacenza und Guaſtalla, welche der ſpaniſche Prinz Philipp, dann das Finale, welches Genua, einiges von Mailand, was Sardinien erhielt, endlich Schleſien und Glatz, was dem König von Preußen aufs neue zugeſichert wurde. Der während des Krieges vertriebene Herzog von Modena wurde wiederhergeſtellt, und das Haus Hannover im Beſitz des brittiſchen Thrones und ſeiner deutſchen Erbſtaaten anerkannt. — So hatte alſo Frankreich den Zweck, den es beim Anfange des öſtreichiſchen Erbfolgekrieges verfolgte, nicht erreicht: Oeſtreich war unzerſtückelt und das europäiſche Gleichgewicht

wicht aufrecht geblieben; ja Frankreich hatte, ohne einen Vortheil zu erndten, ſeine Menſchenmenge verringert und ſeine Schuldenmaſſe vergrößert. Dagegen hatten England und Rußland an Einfluß auf die politiſchen Angelegenheiten Europas zugenommen, und **Preußen** zu bedeutender Wichtigkeit ſich emporgeſchwungen. Aber gerade dieß veranlaßte nach acht Ruhejahren einen neuen Krieg, der wegen ſeiner Dauer der ſiebenjährige und wegen ſeiner Grundurſache (er ging aus der Wegnahme Schleſiens hervor) der dritte ſchleſiſche Krieg genannt wird.

IV. Der ſiebenjährige oder dritte ſchleſiſche Krieg, 1756 — 1763.

Maria Thereſia konnte es nicht verſchmerzen, daß ſie Schleſien hatte abtreten müſſen; denn wenn ſchon der Verluſt eines ſo ſchönen und reichen Landes ihr wehe that, ſo war es ihr noch weit ſchmerzhafter, daß gerade Preußen ihr dasſelbe entriſſen hatte, — Preußen, das erſt durch Oeſtreichs Gunſt zu einem Königreiche erhoben worden war, und das bis zu Friedrichs II. Zeiten ſich allen Anſichten und Anforderungen Oeſtreichs willig gefügt hatte. Ja wenn ſie ſelbſt dieſe Kränkung ihres Stolzes hätte vergeſſen können, ſo würden die Einflüſterungen des ſächſiſchen Hofes, den der überſtrahlende Glanz des Hauſes Brandenburg und die im vorigen Kriege von eben demſelben erlittene Demüthigung erbitterte, an ſelbige ſie erinnert haben. Alſo trotz des breslauer, dresdner und aachner Friedens ſuchte ſie Schleſien wieder zu gewinnen und Preußen zu der vorigen Unterwürfigkeit zurückzuführen, oder völlig zu Grunde zu richten. Aber nicht mit eignen Kräften allein konnte oder mochte ſie dieſen Plan durchſetzen. Sie hatte daher ſchon im Jahre 1746 Rußland zu einem Vertheidigungsbündniß gegen Preußen aufgereizt und im Jahre 1747 Sachſen aufgefordert, demſelben beizutreten. Nun, nach dem aachner Frieden, ſuchte ſie alle europäiſchen Höfe von Preußen abzuwenden und für ſich zu gewinnen. Nur mit England, das im vorigen Kriege ihr beigeſtanden hatte, mochte ſie ſich nicht wieder verbinden: ſie war gegen dieſe Macht eingenommen, weil ſie alle im aachner Frieden erlittenen Verluſte der Wankelmuth und Eigennützigkeit derſelben zuſchrieb. Dagegen wendete ſie ſich an Frankreich auf Rath ihres Miniſters, des Grafen Kaunitz *), der ſelbſt im Jahre 1750 nach Paris reiſete, um zwiſchen Oeſtreich und Frankreich ein Bündniß einzuleiten. Aber wie leicht es ihm war, den Hof zu Verſailles gegen den Hof zu Berlin zu erbittern, ſo ſchwer wurde es ihm, Frankreich mit Oeſtreich zu verbinden: war doch Frankreich ſeit Jahrhunderten in Feindſchaft mit Oeſtreich; hatte es doch noch im letzten Krieg dahin geſtrebt, Oeſtreichs Monarchie völlig zu zer-

---

*) Die merkwürdigſten Lebensumſtände dieſes merkwürdigen Staatsmannes ſind in der neunten Erzählung des zweiten Abſchnittes dieſes Bandes kurz angegeben.

zertrümmern, und jetzt ſollte es ein Bündniß mit Oeſtreich eingehen, bei dem es ſelbſt nichts gewinnen, ſondern nur zu Oeſtreichs Vergrößerung mitwirken konnte? — Erſt die Streitigkeiten, die in Nordamerika zwiſchen Frankreich und England entſtanden, gaben Veranlaſſung zum Abſchluß dieſes Bündniſſes und damit zum Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges.

In Akadien oder Neu-Schottland, das in dem Frieden zu Utrecht nach ſeinen alten (d. i. unbeſtimmten) Grenzen von Frankreich an England abgetreten worden war, ſuchten die Engländer nach dem Lorenzoſtrom, wo die Franzoſen Beſitzungen hatten, ſich auszubreiten; und andrerſeits ſuchten die Franzoſen am Ohio Feſtungen und Colonieen anzulegen, wodurch ſie dem damals brittiſchen Virginien nachtheilig und gefährlich wurden. Die Streitigkeiten hierüber waren ſeit dem Jahre 1754 ohne Kriegserklärung in Thätlichkeiten übergegangen, bei denen die Engländer, durch ihre Uebermacht zur See, Verluſte über die Franzoſen brachten. Nun fürchtete Georg II., die Franzoſen möchten, um ſich dafür zu rächen, Hannover überfallen, und da ſein Stammland über alles ihm am Herzen lag: ſo ſuchte er mit einer der Continentalmächte ſich zu verbinden. Aber mit welcher ſollte er ſich verbinden? Mit Oeſtreich war er ſeit dem aachner Frieden in Spannung und von dem entfernten Rußland konnte er bei plötzlich eintretender Gefahr ſchleunige Hilfe nicht erwarten. Er trat daher, ſo wenig er ſonſt mit ihm zuſammenſtimmte, mit Friedrich II. in Verbindung; und dieſer, hoffend durch England auch Rußland für ſich zu gewinnen, ſchloß ſich an ihn an. Demnach wurde zu London am 16. Jan. 1756 zwiſchen England und Preußen ein Defenſiv-Bündniß abgeſchloſſen, kraft deſſen beide Mächte zur Beſchützung ihrer Beſitzungen ſich vereinigten, oder, wie es in dem Vertrage hieß, ſich verbindlich machten, den Frieden in Deutſchland aufrecht zu erhalten und ſich dem Einzug fremder Heere in die deutſchen Staaten gemeinſchaftlich zu widerſetzen. Frankreich hatte dieſes Bündniß nicht erwartet; um ſo mehr ward es durch dasſelbe erbittert. Von ſolcher Empfindung hingeriſſen, ſchloß es (Verſailles 1. Mai 1756) das vorher abgelehnte Bündniß mit Oeſtreich, auf die Bedingung, daß beide Mächte für ihre europäiſchen Staaten einander Gewähr leiſteten und im Falle eines Angriffs ein Hilfsheer von 24,000 Mann einander verſprachen. Aber auch Rußland fühlte ſich durch das Bündniß zwiſchen England und Preußen beleidigt; es hob daher ſeine ſeit 1742 beſtehende Verbindung mit England auf, trat dem franzöſiſch-öſtreichiſchen Bündniſſe bei, und traf Anſtalten, daß ein Heer von 50,000 Mann gegen die preußiſchen Grenzen ſich hinzog. So des Beiſtandes von Seiten Frankreichs und Rußlands gewiß, rüſtete ſich Maria Thereſia in Böhmen zum Kriege, und ſuchte zugleich den König von Preußen zu irgend einer Feindſeligkeit zu reizen, um dann als Angegriffene erſcheinen und die von Frankreich und Rußland zugeſagte Hilfe in Anſpruch nehmen zu können!

Dem Scharfblicke Friedrichs II. entging die Gefahr nicht, die ihm drohete: er kannte der Maria Thereſia Geſinnungen gegen Preußen und durch einen Geheimſchreiber zu Dresden (Menzel), den ſein Geſandter daſelbſt durch Beſtechungen gewonnen hatte, erhielt er die Abſchriften aller Verhandlungen zwiſchen Sachſen, Oeſtreich und Rußland, aus denen ihm klar wurde, daß dieſe drei Mächte auf dem Punkte ſtanden, ihn zu bekriegen. Was ſollte er thun? Sollte er warten, bis ſeine Feinde ihre Plane vollſtändig zur Reife gebracht hatten? oder ſollte er ihnen zuvorkommen und ſie angreifen, ehe ſie noch völlig gerüſtet waren? Er ſelbſt war, wie er erzählt *), anfangs unſchlüſſig. That er jenes, ſo gab er ſich der Willkür ſeiner Feinde und ſeinen Staat den ärgſten Schreckniſſen hin; that er dieſes, ſo konnte er als Friedensſtörer erſcheinen und den Unwillen Frankreichs und Rußlands gegen ſich ſteigern, aber er konnte auch den Krieg von dem Herzen ſeiner Staaten abwenden und durch Ueberraſchung wichtige Vortheile gewinnen **). An

Mit-

---

*) Oeuvres posthumes de Frédéric II. à Berlin 1788. Tom. III. p. 79.

**) Man muß, ſagt Friedrich in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges (Oeuvres posthumes, T. III., p. 81), den gehäſſigen Namen eines Angreifenden nicht ſcheuen, wo es dem Wohle des Vaterlandes gilt: puisque le véritable agresseur est sans doute celui, qui oblige l'autre à s'armer et à le pre-

Mitteln hierzu fehlte es ihm nicht: ſeit dem dresdner Frieden hatte er unabläßig zum Kriege ſich vorbereitet und ſeine Kriegsmacht wie ſeine Staatskaſſe, ſo viel er konnte, ergänzt, vermehrt und geordnet. Endlich war ſein Entſchluß gefaßt. Nachdem er am 26. Jun. 1756 den wiener Hof hatte befragen laſſen: wem die Rüſtungen in Böhmen gelten ſollten? und ob Preußen Krieg oder Frieden von Oeſtreich zu erwarten habe? — und ihm auf eine unbeſtimmte und ausweichende Art geantwortet worden war, erklärte er dieſe Antwort für eine Kriegserklärung und drang (am 20. Aug. 1756) mit 60,000 Mann nach Sachſen, das er zum Mittelpunkt ſeiner Kriegsunternehmungen auserſehen hatte, weil er von dort aus Schleſien und ſeine brandenburgiſchen Staaten decken, die Elbe ſich ſichern und unbedenklicher in Böhmen einfallen konnte.

Der Gang des auf ſolche Art entſtandenen Krieges war im Allgemeinen folgender. Anfangs, von 1756 bis zum Oct. 1758, war Friedrich größtentheils glücklich und erlangte durch ſeine Siege über Sachſen, Oeſtreicher, Franzoſen, Ruſſen, Schweden und Reichstruppen Anſtaunen und Bewunderung; dann, vom 14. Oct. 1758 bis zum Jan. 1762, gerieth er, obſchon noch immer ſiegreich, bei der Ueberzahl ſeiner Feinde und der Verminderung ſeiner Streitkräfte in große Bedrängniſſe; zuletzt, 1762 — 1763, erhob er ſich

venir par l'entreprise d'une guerre moins difficile, pour en éviter une plus dangereuse.

ſich aus denſelben durch das Zuſammentreffen günſtiger Umſtände und endigte den Krieg zur Verherrlichung Preußens. — Wie dieß alles ſich ereignete, ſoll hier kürzlich gezeigt werden.

Nachdem Friedrich am 20. Aug. 1756 auf drei verſchiedenen Punkten in Sachſen eingedrungen war, fiel dasſelbe binnen wenig Wochen völlig in ſeine Hände. Denn obſchon der damalige Kurfürſt von Sachſen und König von Polen, Auguſt III., und ſein Miniſter der Graf Brühl die feindſeligſten Geſinnungen gegen Preußen hegten, ſo hatten ſie doch verſäumt, ſich gegen dasſelbe in Vertheidigungsſtand zu ſetzen: für Kriegsvorräthe war nicht geſorgt, das Heer, das 30,000 Mann ſtark ſeyn ſollte, belief ſich kaum auf 17,000 Mann, und man hatte es, um Friedrich'n bis zum Herbeikommen der Oeſtreicher aufzuhalten, in das feſte Lager bei Pirna zuſammen gezogen, ohne doch für deſſen Unterhalt hinreichend geſorgt zu haben. Friedrich rückte daher (am 10. Sept.) in Dresden ein, wo er ſich der Urkunden des gegen ihn geſchloſſenen Bündniſſes bemächtigte (die er ſogleich zur Rechtfertigung ſeines Einfalls in Sachſen bekannt machen ließ), und ſchloß dann das Lager des ſächſiſchen Heeres ein, um es durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Die Oeſtreicher, unter Brown, wollten dasſelbe entſetzen; er aber zog ihnen mit einem Theile ſeines Heeres entgegen, ſchlug ſie (am 1. Oct.) bei Lowoſitz, einem böhmiſchen Dorfe, und nöthigte dann das ausgehungerte, von aller Hilfe abgeſchnittene und bei einem Ausfall in Verwirrung gerathene Heer der Sachſen, ſich zu ergeben (15. Oct.). Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, während dieſes Krieges gegen Preußen nicht zu dienen, entlaſſen; die Unterofficiere aber und Gemeinen mußten in preußiſche Dienſte treten. Darauf begaben ſich August III. und der Graf Brühl, mit preußiſchen Päſſen verſehen, von der Feſtung Königſtein, auf die ſie bei Friedrichs Einfall in Sachſen geflüchtet waren, nach Polen, wo ſie bis nach Beendigung des Krieges blieben; Friedrich aber nahm ſeine Winterquartiere in Sachſen, und behandelte daſſelbe mit vieler Härte.

Aber was bis jetzt ſich ereignet hatte, war nur ein ſchwaches Vorſpiel des Krieges, der nun erſt, im Jahre 1757, in volle Flammen ausbrechen ſollte. Oeſtreich nämlich legte, durch Friedrichs Einfall in Sachſen eben ſo überraſcht als erbittert, überall Minen zu deſſen Verderben. Denn nicht nur beſchleunigte und verſtärkte es die eignen Rüſtungen in Böhmen, ſondern forderte auch das deutſche Reich, Rußland, Frankreich Schweden, Spanien und Holland zum Beiſtand auf; ja die ſtolze Maria Thereſia ſchrieb eigenhändig an die Marquiſe von Pompadour, die Buhlerin Ludwigs XV., die ſie ihre Baſe nannte, um durch ſie Frankreich zu erhöheter Theilnahme an dem Kriege gegen Preußen zu bewegen. Und nicht vergebens war ihr Betreiben! Zwar ließen ſich Spanien und Holland nicht gewinnen; ſie wollten neutral bleiben; dagegen ließ die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth, aus Haß gegen Friedrich, der ſie durch Spöttereien beleidigt hatte, auf 100,000 Mann gegen Preußen ziehen; Frankreich machte ſich anheiſchig (1757 und 1758), ſtatt der 24,000 Mann, die es zu ſtellen verſprochen hatte, 80- bis 100,000 Mann nach Deutſchland zu ſchicken und an Oeſtreich und Schweden Hilfsgelder zu zahlen; Schweden, verleitet durch Frankreichs Vorſpiegelungen, den ſeit 1720 verlornen Theil von Pommern wieder zu gewinnen, erklärte (am 21. Mai 1757) den Krieg gegen Preußen und ſtellte dazu 16,000 Mann; und das deutſche Reich, obſchon es den Antrag auf Achtserklärung des Kurfürſten von Brandenburg zurückwies, beſchloß doch (17. Jan. 1757), zur Ahndung des von Friedrich vollzogenen Landfriedensbruchs, eine Reichs-Executionsarmee von 60,000 Mann unter Anführung des Prinzen von Hildburghauſen aufzubringen; — wobei auch Frankreich und Schweden erklärten, daß ſie, als Garants oder Gewährleiſter des weſtphäliſchen Friedens, die wirkſamſten Mittel zur Aufrechthaltung der deutſchen Reichsverfaſſung ergreifen würden.

Dieſen fünf gegen ihn vereinten Mächten, die von den verſchiedenſten Seiten her ihn bedroheten, konnte Friedrich bei aller Anſtrengung ſeines Staates kaum 200,000 Mann entgegenſetzen. Nur allein mit England war er verbunden; aber Mißtrauen herrſchte zwiſchen ihm und Georg II., und die Hilfsarmee, die er durch dieſe Verbindung erhielt, belief ſich auf etwa 50,000 Mann, war aus hannöverſchen, braunſchweigiſchen, heſſiſchen, gothaiſchen und waldeckiſchen Truppen zuſammengeſetzt, hatte den Herzog von Cumberland, der hierzu nicht taugte, zum Anführer, und ſollte eigentlich nur das Kurfürſtenthum Hannover ſchützen. Gleichwohl faßte Friedrich, im Vertrauen auf ſich und auf die Geſchicklichkeit und Treue ſeiner Truppen, den kühnen Entſchluß, ſo vielen Feinden zu begegnen. Er ſtellte daher die Hilfsarmee, wie es das hannöverſche Miniſterium betrieb, an der Weſer auf; dem General Lehwald mit 22 — 24,000 Mann übertrug er die Vertheidigung Preußens und Pommerns gegen die Ruſſen und Schweden; er ſelbſt übernahm die Vertheidigung Sachſens und Schleſiens gegen Oeſtreicher, Franzoſen und Reichstruppen, beſchloß ſeine Feinde einzeln anzugreifen und zu ſchlagen, ehe ſie ſich wechſelſeitig vereinigen und unterſtützen konnten, und überraſchte alle durch die Schnelligkeit, Kühnheit und Ueberlegſamkeit, die in ſeinen Kriegsunternehmungen ſich zeigte.

Im April des Jahres 1757 wendete er ſich zuerſt gegen ſeinen Hauptfeind, die Oeſtreicher. Auf vier verſchiedenen Wegen ließ er ſein Heer in Böhmen eindringen, bemächtigte ſich ſogleich einiger Magazine daſelbſt und trieb die Oeſtreicher nach einigen glücklichen Scharmützeln bis unter die Mauern von Prag. Hierauf kam es bei Prag am 6. Mai zu einer blutigen Schlacht. Mit 64,000 Mann überfiel er die Oeſtrei-

Heer, die 76,000 Mann ſtark, unter Brown und Karl von Lothringen auf wohlverſchanzten Bergen ſtanden, und nach heißen Anſtrengungen und großen Verluſten — er verlor auf 18,000 Mann *) und unter dieſen den Helden Schwerin, ſeinen Lehrmeiſter in der Kriegskunſt, — gewann er durch geſchickte Benutzung günſtiger Augenblicke einen vollſtändigen Sieg. Die Oeſtreicher verloren auf 24,000 Mann an Gefangenen und Todten, unter ihnen den General Brown, der wenige Tage darauf an ſeinen Wunden ſtarb; Prag wurde ſogleich zur Uebergabe aufgefordert, dann, da es dieſelbe verweigerte, belagert; und ſchon mochte Friedrich wähnen, daß er im kurzen mit dieſer Hauptſtadt ganz Böhmen erobern würde, als auf einmal die Lage der Dinge ſich änderte. Der Feldmarſchall Daun, zum Entſatze Prags abgeſendet, näherte ſich mit 60,000 Mann. Um ihn zurückzuſchlagen, ließ Friedrich das ſchleſiſche Heer unter dem Herzog von Bevern herbeikommen, und zog ſelbſt mit einem Theile der Belagerungstruppen herbei; aber er wurde, als er am 18. Jun. den öſtreichiſchen Feldmarſchall bei Collin an-

---

*) S. Oeuvres posthumes de Frédéric II. Tom. III, p. 126. — Die Angaben in Betreff der Zahl der Kämpfenden und der Gebliebenen habe ich hier, wie bei andern Schlachten des ſiebenjährigen Krieges, aus Friedrichs Geſchichte deſſelben entnommen, nicht, weil ich an deren Genauigkeit glaube, — gewiß enthalten ſie, wie die Bulletins zu Napoleons Zeiten viel Willkürliches und Einſeitiges, — ſondern weil ſie auf die Größe der Schlachten hindeuten und die Anſichten aufſtellen, die Friedrich von ſelbigen hegte.

griff, ſo nachdrücklich geſchlagen, daß er, nach eignem Geſtändniß, 8000 Mann ſeiner beſten Infanterie verlor *), darauf die Belagerung Prags aufheben und Böhmen verlaſſen mußte. Vielleicht hätte er gar nicht aus Böhmen entkommen oder Sachſen und die Lauſitz erreichen können, wenn Daun, dem es nie an Ueberlegſamkeit, oft aber an entſchloſſener Thätigkeit fehlte, den errungenen Sieg beſſer benutzt hätte.

Doch nicht in Böhmen allein, ſondern auch im Oſten und Weſten, oder in Preußen und Niederſachſen wurde Friedrich um dieſe Zeit hart bedrängt.

Von Oſten her fielen die Ruſſen, mehr als 100,000 Mann, unter Apraxin, zu Ende des Junius in Preußen ein, eroberten am 5. Jul. die Feſtung Memel, plünderten und verwüſteten das platte Land und ſchlugen am 30. Aug. bei Großjägerndorf unweit Wehlau den General Lehwald. Ein Glück für die Preußen war es, daß die Ruſſen dieſen Sieg nicht weiter verfolgten, ſondern ſich freiwillig zurückzogen, — auf Anordnung des Miniſters Beſtuchef, der hierdurch, da eben die Kaiſerin Eliſabeth gefährlich krank war, ihrem Nachfolger, Peter III., einem Verehrer Friedrichs, ſich gefällig machen wollte. Dieſer Rückzug der Ruſſen machte

---

*) Laut Retzow's Charakteriſtik der wichtigſten Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges u., (Berlin [illegible], Th. 1, S. [illegible]), verlor Friedrich in der Schlacht von Collin [illegible] Offiziere und 13,447 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, nebſt 45 Stück Geſchütz.

machte dem hartbedrängten Generale Lehwald Luft. Schnell wendete er ſich gegen die Schweden, die am 13. Sept. über die Peene, die damalige Grenze zwiſchen Schwediſch- und Preußiſch-Pommern, gegangen und in das Brandenburgiſche eingefallen waren, und trieb ſie nach Stralſund und Rügen zurück.

Nicht minder furchtbar war die Gefahr, die von Weſten dem König von Preußen drohete. Ein franzöſiſches Heer von 100,000 Mann, unter dem Marſchall d'Etrées, ſchritt von den Niederlanden über den Rhein, nahm das unvertheidigte Weſel ein, drang über die Weſer, und ſchlug am 26. Jul. bei Haſtenbeck unweit Hameln den Herzog von Cumberland, der, wie ſchon erwähnt worden iſt, das buntzuſammengeſetzte Hülfsheer anführte. Nach dieſer Niederlage, die das ganze Hülfsheer in große Bedrängniß brachte und den Verluſt von Hameln, Hannover und Caſſel herbeizog, ſchloß der Herzog von Cumberland mit dem Herzog von Richelieu, der dem Marſchall d'Etrées im Commando gefolgt war, unter Vermittelung Dänemarks, die Convention zu Kloſter-Seven (am 8. Sept.), des Inhalts, daß die Truppen von Heſſen, Braunſchweig, Gotha und Waldeck in ihre Heimath gehen, die hannöverſchen aber auf dem rechten Elbufer bei Stade ruhig zuſammenbleiben ſollten. Aber weder Friedrich II. noch Georg II. waren mit dieſer Convention zufrieden: jener nicht, weil ſie ſeine ganze weſtliche Flanke entblößte, dieſer nicht, weil ſie das ganze Kurfürſtenthum Hannover der Willkür der Franzoſen überließ; und als nun der große Pitt in das brittiſche Miniſterium gekommen war und Friedrich bei Roßbach, wie wir ſogleich erzählen werden, geſiegt hatte, hob Georg II. die beſagte Convention auf (26. Nov. 1757) und willigte ein, daß das Hilfsheer mit Hinzufügung preußiſcher Truppen wieder erneuert und daß, wie Friedrich II. wünſchte, Ferdinand, Herzog von Braunſchweig, an die Spitze desſelben geſtellt wurde. Von nun an erhob ſich dasſelbe zu großen Thaten, angeführt von einem Feldherrn, der durch ſeltene Gaben des Geiſtes und Herzens ausgezeichnet war, und ermuntert durch die beiden großen Siege, die Friedrich ſelbſt gegen Ende des Jahres 1757 errang.

Der erſte dieſer Siege ward über franzöſiſche und Reichstruppen erfochten. — Ein zweites franzöſiſches Heer, unter dem Prinzen Soubiſe, einem Günſtling der Marquiſe von Pompadour, war vom Elſaß her über Hanau nach Thüringen aufgebrochen und hatte ſich mit der Reichsarmee, die von dem Prinzen Joſeph Friedrich von Hildburghauſen zu Fürth bei Nürnberg geſammelt worden war, in der Nähe von Erfurt vereinigt. Die Beſtimmung dieſer vereinigten Heeresmaſſe war, zunächſt Sachſen zu befreien. Je wichtiger aber Sachſen für Friedrich war, um ſo nöthiger ſchien es ihm, dieſes Vorhaben zu vereiteln. Er übertrug daher dem Herzog von Bevern und dem General von Winterfeld die Beobachtung der

Oeſtreicher in der Lauſitz und in Schleſien, verließ die Lauſitz, wo er ſeit ſeinem Rückzug aus Böhmen geſtanden hatte und zog am 30. Aug. von Dresden nach Thüringen. Hier verſtrich einige Zeit mit Märſchen und Gegenmärſchen, wobei Friedrich am 13. Sept. Erfurt einnahm und am 15. Sept. auf einige Stunden in Gotha weilte, und am 19. Sept. General Seydlitz mit 1500 Mann Kavallerie 12,000 Mann Franzoſen und Reichstruppen aus Gotha vertrieb. Erſt als Friedrich bis in die Gegend von Leipzig ſich zurückgezogen und hier den rechten Augenblick erſehen hatte, erfolgte am 5. Nov. die Schlacht bei Roßbach, unweit Lützen, die beſonders durch den Eindruck, den ſie auf Sieger und Beſiegte machte, wichtig wurde*). Durch das kühne Hervorſtürmen Seydlitz'ens mit der Reiterei und durch die geſchickte Stellung ſeiner Batterien ſiegte hier Friedrich mit 22,000 Mann ſchnell und leicht über 70,000 Feinde. Die Franzoſen und Reichstruppen, von einem paniſchen Schrecken betroffen, ergriffen eine ſchimpfliche Flucht, und Sachſen blieb in Friedrichs Händen.

Dieſem denkwürdigen Sieg folgte bald ein zweiter! Auch Schleſien, das während Friedrichs Aufenthalts in Thüringen und Sachſen größtentheils für ihn verloren ging, ſollte von ihm wieder gewonnen werden.

---

*) Man ſehe Oeuvres posth. de Frédéric II. Tom. III. p. 222. Tempelhof Th. I. S. 271, und Charakteriſtik des ſiebenj. Krieges Th. I. S. 28.

Die Oeſtreicher nämlich hatten am 7. Sept. in der Nähe von Görlitz den preußiſchen Heerestheil unter Winterfeld überfallen und geſchlagen, wobei ſelbſt Winterfeld, ein Mann von ſeltnen Talenten und Friedrichs Vertrauter, das Leben verlor; ſie hatten unter Haddik einen Streifzug nach Berlin unternommen, der dieſe Hauptſtadt der preußiſchen Monarchie vom 16. bis 18. Oct. in ihre Hände brachte; ſie hatten ferner am 12. Nov. das mit Vorräthen aller Art erfüllte Schweidnitz erobert, am 22. Nov. den Herzog von Bevern in der Nähe von Breslau geſchlagen, am 24. Nov. ihn gefangen und noch an eben dieſem Tage Breslau eingenommen. Friedrich eilte daher von Sachſen nach Schleſien, erreichte am 28. Nov. die Oder, zog dort die Reſte ſeines geſchlagenen Heeres an ſich, flößte denſelben neuen Muth ein und rückte dann mit 33,000 Mann gegen die 60,000 Oeſtreicher, die Karl von Lothringen ihm entgegen führte. So kam es am 5. Dec. bei Leuthen, nördlich unter Breslau, zu der denkwürdigen Schlacht, in der ein vollſtändiger Sieg Friedrichs meiſterhafte Anſtrengungen krönte. Die Preußen verloren 2660, die Oeſtreicher weit über 21,000 Mann, dann Breslau (am 20. Dec.), Liegnitz (am 29. Dec.) und ganz Schleſien bis auf Schweidnitz. Auf ſolche Art erhob ſich Friedrich über ſein Unglück und ſtand am Ende des merkwürdigſten Jahres des ſiebenjährigen Krieges wieder aufrecht da, angeſtaunt von Freunden und Feinden.

Alle ſeine Staaten, bis auf die weſtphäliſchen, waren von Feinden geräumt; und Sachſen war ihm geblieben. Er nahm daſelbſt, nachdem er Breslau verlaſſen hatte, ſeine Winterquartiere und erhielt von England (11. Apr. 1758), das unter Pitts Einfluß ſeine Heldengröße zu verehren anfing, die Zuſicherung einer jährlichen Subſidie von vier Millionen Thaler.

Nicht minder auffallend, als im Jahre 1757, wechſelten im Feldzuge des Jahres 1758 Gewinn und Verluſt. So war es zunächſt im Weſten bei Herzog Ferdinand! Er hatte, ſobald er an die Spitze ſeines Heeres getreten war (24. Nov. 1757), die Franzoſen, die ſchon Magdeburg bedroheten, von der Elbe, dann (im erſten Viertel des Jahres 1758) aus Niederſachſen, Heſſen und Weſtphalen vertrieben, hierauf bei Emmerich (2. Jun.) den Rhein überſchritten und nach ſeinem Siege bei Crefeld (23. Jun.) die öſtreichiſchen Niederlande heimgeſucht. Aber während er daſelbſt weilte, erhielt das franzöſiſche Hauptheer, das ihm gegenüber ſtand, Verſtärkung und einen Contades zum Anführer, und das andere franzöſiſche Heer in Deutſchland, unter dem Prinzen Soubiſe, drang von Hanau gegen Caſſel, wo es über die Heſſen (23. Jul.) ſiegte und dann bis zur Weſer rückte. Ferdinand gerieth dadurch in Gefahr, von Weſtphalen und Niederſachſen abgeſchnitten zu werden. Um dieſer Gefahr zu entgehen, zog er ſich aus den öſtreichiſchen Niederlanden über den Rhein bei Rees zurück (am 10. Aug.).

Jetzt konnte er nur vertheidigungsweiſe gegen die überlegene Schaar, die ihm entgegen ſtand, verfahren; doch hielt er ſie von dem Eindringen in das Herz der preußiſchen Staaten zurück.

Aehnlichen Glückswechſel und dazu einen erſchütternden Schlag erfuhr Friedrich ſelbſt im Jahre 1758. Nachdem er den Feldzug mit der Eroberung der Feſtung Schweidnitz (16. Apr.) eröffnet hatte, brach er, um die Oeſtreicher von ſeinen Staaten und von der Verbindung mit den Ruſſen abzuziehen, in Mähren ein, wo er (ſeit dem 27. Mai) Olmütz belagerte. Als aber Daun zum Entſatz herbeigerückt und durch Loudon ihm die Zufuhr abgeſchnitten war, mußte er (1. Jul.) dieſe Belagerung aufheben und Mähren verlaſſen. Unter vielen Schwierigkeiten, die er jedoch glücklich beſiegte, kam er nach Böhmen. Dort hörte er, daß die Ruſſen, die nach Wiedergeneſung ihrer Kaiſerin Eliſabeth den Krieg im Jan. 1758 erneuert und abermals Preußen in Beſitz genommen hatten, bis Cüſtrin, das ſie am 15. Aug. durch Bombenfeuer verheerten, vorgedrungen wären und dadurch die Schweden zum abermaligen Vordringen ermuthiget hätten. Er eilte daher gegen ſie und griff ſie bei Zorndorf (öſtlich von Cüſtrin) am 25. Aug. an. Heiß war die Schlacht! Ohngefähr 30,000 Preußen kämpften gegen 50,000 Ruſſen, die den hartnäckigſten Widerſtand entgegenſetzten, ſo daß Friedrich ausrief: „Dieſe Leute ſind eher todt zu ſchlagen, als zu überwinden". Doch gelang es endlich ihm und ſeinem Seydlitz ſie zu überwältigen. Sie verloren auf 19,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen *), zogen ſich nach Landsberg an der Warte, dann, nach einem vergeblichen Angriff auf Colberg, theils nach Polen, theils nach Preußen. Friedrich aber ſendete einen Theil ſeines Heeres gegen die Schweden, um dieſe, was auch gelang, in ihr Pommern zurückzutreiben. Er ſelbſt zog mit dem Hauptheere nach Sachſen, um ſeinem Bruder Heinrich gegen die Uebermacht der Oeſtreicher beizuſtehen.

Bei ſeiner Annäherung zog ſich der Feldmarſchall Daun, der bisher den Prinzen Heinrich bedrängt und Dresden bedrohet hatte, in ein feſtes Lager bei Stolpen. Friedrich folgte, lagerte ſich (10. Oct.) in deſſen Nähe bei Hochkirchen unweit Bautzen, und wurde, während er hier keinen Angriff beſorgte, von dem ſonſt ſo bedächtlichen Daun am 14. Oct. früh um 4 Uhr überfallen. Er gerieth in die größte Bedrängniß, verlor ſein Lager, den größten Theil ſeines Geſchützes und Gepäckes und eine Truppenzahl von 3000 Mann, wie

er

---

*) In den Oeuvres posthumes de Frédéric II. à Berlin 1788, heißt es (Th. III. S. 310): die Preußen hätten in der Schlacht von Zorndorf nur 1200 Mann verloren. Wahrſcheinlich iſt dieſe, mit Ziffern, nicht mit Buchſtaben verzeichnete Angabe unter die Druckfehler zu zählen. Selbſt Archenholz (Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Berlin 1793 Th. I. S. 261) ſagt, daß die Preußen in der Schlacht von Zorndorf 10,000 an Todten und Verwundeten und 1400 an Gefangenen und Vermißten verloren hätten, und Retzow (I. 321) beſtimmt deren Zahl auf 11,000.

er angibt, oder von 9000 Mann, wie Andre melden: doch rettete er ſich durch ſeine Geiſtesgegenwart, ſeine Kriegsgeſchicklichkeit und ſein Glück. Sein Gegner, den erhaſchten Sieg nicht benutzend, zog ſich in das vorige Lager zurück; er aber durch den erlittenen Unfall zur raſtloſeſten Thätigkeit entflammt, verſtärkte ſich eiligſt und war ſchon nach eilf Tagen auf dem Weg nach Schleſien, den Daun ihm zu verſperren geſucht hatte. In Schleſien entſetzte er die von den Oeſtreichern belagerten Feſtungen Neiſſe (6. Nov.) und Coſel (15. Nov.). Dann kehrte er nach Sachſen zurück, wo er Dresden gegen den Angriff der Oeſtreicher ſchützte und Daun'n nöthigte, ſich nach Böhmen zurückzuziehen. Hierauf nahm er ſeine Winterquartiere zu Breslau.

Den folgenden Feldzug im Jahre 1759. nennt er ſelbſt den unglücklichſten von allen *). Nur der Herzog von Braunſchweig war im Ganzen genommen glücklich. Zwar gelang es ihm nicht, den Franzoſen Frankfurt am Main, das ſie unter Soubiſe überrumpelt hatten (2. Jan.), zu entreißen: er wurde bei dem Flecken Bergen am 13. Apr. zurückgeſchlagen; wohl aber gelang es ihm, ſie unter Broglio und Contades bei Minden am 1. Aug. zu beſiegen, und noch am Ausgange dieſes Jahres einerſeits Münſter und andrerſeits Fulda zu erobern. Dagegen ward Friedrich ſelbſt

---

*) Oeuvres posthumes Tom. IV, 20. Retzow bemerkt (Th. II, S. 67), daß in dieſem Feldzuge Friedrichs Unglück durch Leidenſchaftlichkeit und Uebereilung erzeugt und vergrößert wurde.

ſelbſt von den härteſten Niederlagen und Verluſten betroffen. Er ſtand am Anfang dieſes Feldzuges — während ſein Bruder Heinrich von Sachſen nach Böhmen und Franken ſtreifte, den Oeſtreichern Magazine wegnahm und die Reichsarmee bis nach Nürnberg zurücktrieb, — in Niederſchleſien, um die Abſichten der Feinde zu erlauern und Schleſien, Sachſen und Brandenburg, wenn es nöthig ſeyn würde, zu decken. Daun, in ähnlicher Abſicht ihm gegenüberſtehend, gab ihm keine Gelegenheit zum Kampfe, wohl aber das Beginnen der Ruſſen. Die Ruſſen nämlich drangen im Frühling des Jahres 1759 unter Soltikow in einzelnen Schaaren aus Polen gegen die Oder, um ſich mit den Oeſtreichern zu vereinigen. Friedrich hegte den Plan, ſie einzeln, wie ſie hervordrangen, aufzureiben. Aber die Generale Dohna und Wedel, die er ihnen entgegenſtellte, wurden geſchlagen, und die Ruſſen gelangten bis nach Frankfurt an der Oder, vereinigten ſich (am 3. Aug.) mit 18,000 Oeſtreichern unter Loudon und bedroheten Berlin. Friedrich übertrug daher ſeinem Bruder Heinrich den Oberbefehl in Schleſien und Sachſen, eilte den Ruſſen entgegen, und griff ſie, als er bei Frankfurt über die Oder geſetzt hatte, am 12. Aug. bei Kunnersdorf an. Er hatte ohngefähr 40,000 Mann, die Ruſſen aber 60,000 Mann, die in einem wohlbefeſtigten Lager ſtanden. Gleichwohl ſchien nach einem ſchrecklichen Gemetzel der Sieg abermals ſeine Anſtrengungen zu krönen. Aber als er den Kampf immer weiter fortſetzte und ſeine Soldaten von der Hitze des Tages und der blutigen Arbeit ganz ermattet waren, entriß ihm Loudon den Sieg, und die herbeſte Niederlage kam über ihn. Er verlor den größten Theil ſeines Geſchützes, 8000 Mann an Todten (unter ihnen den Dichter Kleiſt) und 3000 an Gefangenen, hatte auf 18,000 Verwundete, und ſein ganzes Heer wurde ſo zerſtreut, daß er am Abend dieſes Schlachttages kaum 5000 Mann zuſammen behielt. Er befand ſich in einer verzweifelungsvollen Lage, und hätten die Ruſſen ihren Sieg benutzet, es wäre, wie er ſelbſt ſchreibt *), um Preußen geſchehen geweſen. Aber ſie hatten, ihrem eignen Geſtändniß gemäß, auf 24,000 Mann verloren, und ſtatt mit Nachdruck auf ihn loszugehen und ihn völlig zu erdrücken, blieben ſie lange Zeit unthätig in ihrem Lager, feierten ihr Waffenglück und geriethen mit den Oeſtreichern aus gegenſeitiger Eiferſucht in Zerwürfniß. Deſto zeitgemäßer handelte Friedrich! Er ging über die Oder zurück, ſammelte ſchnell ſeine zerſtreuten Truppen, rief andre aus Pommern und Brandenburg, ließ Geſchütz aus den Feſtungen herbeikommen, und ſtand nach wenig Tagen an der Spitze eines Heeres von 28,000 Mann. Jetzt ſuchte er zuförderſt Berlin zu decken; dann, als die Ruſſen gen Schleſien zogen, folgte er ihnen und bewog ſie durch geſchickte Stellungen und Entziehung der Zufuhr, ſich nach Polen zu

wei-

---

*) Oeuvres posth. T. IV, 37.

wenden, während ſein Bruder Prinz Heinrich mit eben ſo viel Muth als Beſonnenheit die Oeſtreicher unter Daun in der Lauſitz beſchäftigte. Hierauf richtete er ſeinen Marſch nach Sachſen, wo indeſſen Leipzig, Torgau, Wittenberg, ja auch (am 4. Sept.) Dresden ihm entriſſen worden war. Er nahm ſein Lager bei Wilsdruf, um Dresden wieder zu erobern. Hierzu ſchien es ihm nöthig, das Daun'ſche Heer, das in der Gegend von Dresden ſtand, zum Rückzug nach Böhmen zu zwingen. Er ſchickte daher den General Fink mit 11,000 Mann nach Freiberg und Dippoldiswalde. Aber Fink ließ ſich von den Oeſtreichern einſchließen und mußte, nach einem unglücklichen Treffen bei Maxen (20. Nov.), mit ſeinen Truppen das Gewehr ſtrecken. Bald darauf wurde auch der preußiſche General Dierke, als er, von den Oeſtreichern gedrängt, bei Meißen über die Elbe ſetzen wollte, mit 1400 Mann gefangen: — harte Schläge, die den König, der ſchon einen ſo großen Theil ſeiner Armee bei Kunnersdorf verloren hatte, eben ſo ſchmerzten als entrüſteten! Doch behauptete er den größten Theil von Sachſen, den ſein General Wunſch wieder erobert hatte und verſtärkte während des Winters — obſchon ihm bei der ſtrengen Kälte und den beſtändigen Scharmützeln mit den nahen Oeſtreichern viele Soldaten dahin gerafft wurden, — durch neuen Zuzug ſein Heer. Dagegen wurden die Friedensunterhandlungen, die er inzwiſchen einzuleiten ſuchte, ſchnöde zurückgewieſen:

Frankreich und Oeſtreich hatten ſich noch am 30. Dec. 1758 zur eifrigen Fortſetzung des Krieges vereinigt, durch beide wurde die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth in ihrer Erbitterung gegen Friedrich beſtärkt, und alle drei Mächte rechneten darauf, bei Fortſetzung des Kampfes den ſchon geſchwächten Helden völlig zu Grunde zu richten. Er mußte alſo durch Muth und Ausdauer ſich zu retten ſuchen.

Aber immer ſchwieriger wurde ihm dieſer ſchwierige Krieg! Seine Kaſſen waren erſchöpft, weshalb er bei allen Opfern ſeiner treuen Preußen auch zu widrigen Maßregeln, als Verſchlechterung der Münze, ſeine Zuflucht nehmen mußte; ſein Heer beſtand kaum noch aus 90,000 Mann, größtentheils Ausländern und unerfahrnen Neulingen, die durch Liſt und Gewalt in ſeine Dienſte gebracht worden waren; die Länder, die noch in ſeinen Händen ſich befanden, waren durch die Laſten und Drangſale des Krieges ausgeſogen und zerrüttet, und immer enger wurde, bei der Uebermacht ſeiner Feinde, der Raum, in welchem er frei ſich bewegen konnte. Doch fuhr er fort zu thun, was in ſeinen Kräften ſtand. Bei Eröffnung des Feldzuges im Jahre 1760 ſtellte er in Schleſien, das die Oeſtreicher unter Loudon und die Ruſſen unter Soltikow ihm entreißen wollten, den Prinzen Heinrich und General Fouquet auf; in Pommern gegen die Schweden den Prinzen Eugen von Würtemberg; gegen die Franzoſen ließ er dem kriegserfahrnen Herzog von Braunſchweig den Oberbefehl, und er ſelbſt behielt in der Nähe von Dresden die Vertheidigung Sachſens gegen Daun. Aber bald veränderten Umſtände dieſe Anordnung!

In Schleſien eröffnete Loudon im Jun. 1760 mit 28 — 31,000 Oeſtreichern den Kampf, ſiegte durch ſeine Uebermacht über Fouquet bei Landshut (23. Jun.), nahm dieſen tapfern General gefangen und richtete mit ihm eine Schaar von 8000 Preußen zu Grunde; worauf auch die wichtige Feſtung Glatz (am 26. Jul.) den Oeſtreichern ſich ergeben mußte. Ganz Schleſien ſchien nun für Friedrich'n verloren; aber Loudon wußte oder konnte die gewonnenen Vortheile nicht gehörig benutzen, und Prinz Heinrich verhinderte den Verluſt von Breslau und die Vereinigung der Ruſſen und Oeſtreicher. Hierauf zog Friedrich, der indeſſen durch Märſche und Gegenmärſche Daun'n beſchäftigt und Dresden vergeblich belagert und beſchoſſen hatte (14. — 26. Jul.), durch die Oberlauſitz nach Schleſien. Hier ſiegte er in der Schlacht bei Liegnitz (15. Aug.) über Loudon und brachte durch dieſen Sieg, den er thätigſt zu benutzen wußte, das halbverlorene Schleſien wieder in ſeine Hände. Denn nun vereinigte er ſich mit ſeinem Bruder Heinrich bei Breslau, die Ruſſen verließen die Oder, und Daun, der ihm von Sachſen her gefolgt war, zog ſich, um Böhmen zu ſchützen, in die Gebirge. Aber Schleſien ſchien auf Koſten Sachſens und Brandenburgs gerettet!

Denn während Friedrich jenes rettete, wurden ſeine Preußen durch Oeſtreicher, Würtemberger und Reichstruppen aus Sachſen gedrängt, Torgau und Wittenberg ihm entriſſen, und Berlin von Ruſſen und Oeſtreichern eingenommen. Am 3. Oct. mußte es ſich dem ruſſiſchen General Tottleben ergeben; ſechs Tage darauf drang auch der öſtreichiſche General Lascy daſelbſt ein, und nun wurde es mit wilder Härte behandelt. Doch ſchon am 12. Oct. wurde es wieder von Feinden geräumt, als das Gerücht von Friedrichs Annäherung erſcholl. Friedrich nämlich hatte, auf die Nachricht von dieſen Vorfällen, Schleſien verlaſſen (7. Oct.), um zunächſt ſeine Hauptſtadt zu befreien. Da ihm auf dem Marſche nach Berlin der Abzug der Ruſſen und Oeſtreicher gemeldet wurde, wendete er ſich wieder nach Sachſen, nahm hier Düben, Leipzig und Wittenberg ein und ſiegte in der Schlacht bei Torgau (3. Nov.) über Daun. Blutig war dieſe Schlacht: ſie koſtete den Preußen 13 bis 14,000, den Oeſtreichern 20,000 Mann, und ſchon war ſie für jene verloren, als noch am Abend die Generale Zieten und Saldern den Sieg errangen. Durch denſelben gewann Friedrich Meißen ſamt einem großen Theile Sachſens, und er konnte (im Dec. 1760) ſeine Winterquartiere in Leipzig nehmen, das zu harten Kriegsſteuern gezwungen wurde.

Im folgenden Jahre (1761) war nur der Herzog Ferdinand von Braunſchweig, bei deſſen Heere auch im vorigen Jahre Gewinn und Verluſt abgewechſelt hatte, ziemlich glücklich, obſchon die Franzoſen (unter Broglio und Soubiſe) an Zahl ihm weit überlegen waren, und Englands Eifer, ihn zu unterſtützen, ſeit dem Tode Georgs II. (25. Oct. 1760) erkaltete. Dagegen geriethen Friedrich in Schleſien, Prinz Heinrich in Sachſen, Prinz Eugen von Würtemberg in Pommern in die größte Bedrängniß. Friedrich nämlich, der am 4. Mai nach Schleſien aufgebrochen war, konnte die Vereinigung der Ruſſen und Oeſtreicher, die er lange Zeit durch kunſtreiche Märſche und Stellungen gehindert hatte, nicht zurückhalten: ſie erfolgte am 12. Aug. zwiſchen Jauer und Striegau, und er kam in ſeinem feſten Lager bei Bunzelwitz unweit Schweidnitz, wo er mit 50,000 Mann (vom Aug. bis zum Sept.) ſtand, in Gefahr, von den Oeſtreichern und Ruſſen, die über 130,000 Mann beiſammen hatten, völlig aufgerieben zu werden. Nur der Zwieſpalt zwiſchen ſeinen Gegnern und der Mangel an Lebensmitteln, der unter ihnen eintrat, rettete ihn. Die Ruſſen unter Butturlin trennten ſich von den Oeſtreichern (10. Sept.), gingen, als eine preußiſche Streifſchaar hinter ihrem Rücken ihre Magazine zerſtörte, am 13. Sept. über die Oder nach Polen und ließen nur 20,000 Mann unter Czernichef bei den Oeſtreichern in Schleſien zurück. Loudon, der allein den Preußen ſich nicht ausſetzen wollte, zog ſich in die Gebirge, und Friedrich konnte am 25. Sept. das Lager bei Bunzelwitz verlaſſen. Er zog ſich nach Münſterberg, dann nach Strehlen. Doch bald darauf verlor er Schweidnitz, das Loudon durch Ueberraſchung am 1. Oct. eroberte. Dadurch gerieth Oberſchleſien in die Hände ſeiner Feinde, und obſchon er Niederſchleſien von Strehlen bis Glogau beſetzt hielt, ſo war doch ſeine Stellung gefahrvoll, da Loudon bei Freiburg, und Czernichef bei Glatz ſtanden. Aber auch in Sachſen wurden die Preußen hart bedrängt. Prinz Heinrich konnte der Reichsarmee und der Oeſtreicher unter Daun ſich kaum erwehren; und obſchon er bald dieſen bald jener die Spitze bot und ſeine Stellung zwiſchen Meißen und Noſſen behauptete, ſo fehlte es doch ſeinem Heere oft an Sicherheit wie an Lebensbedarf. In Pommern endlich gelang den Ruſſen in dieſem Jahre, was ſie im vorigen vergebens verſucht hatten, die Eroberung Colbergs. Der Prinz von Würtemberg, der ihnen hier entgegenſtand, konnte dieſe Eroberung nicht zurückhalten; Colberg fiel am 16. Dec., und die Ruſſen nahmen ihre Winterquartiere in Pommern und in der Neumark und bedroheten Berlin. Hierzu kam noch, daß England, ſeit der hochſinnige Pitt, der ſich kräftigſt für Preußen verwendet hatte, aus dem Miniſterium getreten, und Bute deſſen Nachfolger geworden war (5. Oct. 1761), dem König Friedrich die vertragsmäßigen Hilfsgelder verſagte, um ihn dadurch zu nöthigen, in die für ihn beſtimmten Bedingungen einzugehen. Alle dieſe Vorgänge deuteten auf Friedrichs nahen Untergang; er ſelbſt gerieth in düſtre Beſorgniſſe, und dem wiener Hofe ſchien ſein Untergang ſchon ſo unvermeidlich und leicht, daß er die Vermittelung Englands verwarf und (im Dec. 1761) das öſtreichiſche Heer um 20,000 Mann verminderte. Doch dieſer Uebermuth ſollte beſtraft, und der Niedergebeugte wieder erhoben werden! Gerade in den ſchrecklichſten Augenblicken, da Friedrich ſelbſt für den nächſten Feldzug alles fürchtete, erſchien ihm Rettung.

Am 5. Jan. 1762 ſtarb ſeine Todfeindin, die Kaiſerin Eliſabeth. Ihr Nachfolger, Peter III., der ſchon als Herzog von Holſtein Friedrich'n geachtet und geliebt hatte, blieb auch als Kaiſer dieſer Achtung und Liebe getreu und gab dieß durch die überraſchendſten Beweiſe zu erkennen. Er rief ſeine Truppen von dem öſtreichiſchen Heere ab, ſchloß am 16. März mit Friedrich Waffenſtillſtand und am 5. Mai einen Frieden, bei dem er das freundſchaftlichſte Wohlwollen, nicht eigennützige Staatsklugheit obwalten ließ. Denn obſchon ihm die Höfe zu Wien und zu Verſailles Preußen zugeſagt hatten, ſo gab er doch dieſes Königreich ſamt allen andern Eroberungen ohne alle Entſchädigung zurück und verſprach auſſerdem, allen Verbindungen gegen Friedrich zu entſagen und deſſen Feinde mit ihm auszuſöhnen. Von dieſen war Schweden, das mehr zu ſeinem Schimpf als zu ſeinen Ehren an dieſem Kriege Theil genommen hatte, ſogleich zum Frieden geneigt: es ſchloß ihn (zu Hamburg am 22. Mai 1762) auf Erneuerung aller vorigen Verhältniſſe, wie ſie durch den letzten Frieden mit Preußen (am 1. Febr. 1720) beſtimmt worden waren *). Dagegen waren Oeſtreich und Frankreich noch nicht zum Frieden geneigt. Peter III. ließ daher (im Jun. 1762) die 20,000 Ruſſen unter Czernichef, die vorher in den Reihen der Oeſtreicher geſtanden hatten, von der Weichſel nach Schleſien zurückkehren, damit ſie unter Friedrichs Leitung die Oeſtreicher zum Frieden nöthigen ſollten.

Jetzt wieder im Beſitz von Preußen und Pommern und nicht mehr genöthigt, ſeine Macht gegen verſchiedene Feinde zu vertheilen, wendete Friedrich ſeine verſtärkte Kraft gegen die Oeſtreicher in Schleſien. Doch konnte er ihnen einen harten Schlag nicht beibringen, da ſich Daun durch feſte Stellungen ſeinen Angriffen entzog. Auch wurde ſchon am 9. Jul. 1762 ſein Freund und Verehrer Peter III. vom ruſſiſchen Throne geſtürzt, und deſſen Nachfolgerin Katharina II., anfangs gleichen Haß, wie die verſtorbene Kaiſerin Eliſabeth, gegen Friedrich hegend, rief ſogleich die ruſſiſchen Truppen aus Schleſien zurück und bedrohete Preußen mit Krieg. Doch als ihr die Rathſchläge, die Friedrich dem entthronten Peter III. gegeben, und die Achtung, die er dabei gegen ſie bezeigt hatte, bekannt geworden waren, änderte ſich ihre Stimmung, und ſie ließ ihm erklären, daß ſie den zwiſchen Rußland und Preußen am 5. Mai geſchloſſenen Frieden

---

*) ſ. oben Seite 81 f.

den beſtätige, aber bei dem noch fortdauernden Kriege Neutralität beobachten wolle. Auch dieß war für Friedrich ein großes Glück, und er wußte es zu benützen! Schon hatte er, als die Ruſſen noch bei ihm waren, den Feldmarſchall Daun am 21. Jul. bei Burkersdorf angegriffen und zum Weichen gebracht, dann ebendenſelben, der das belagerte Schweidnitz zu entſetzen ſuchte, bei Reichenbach (am 16. Aug.) zurückgeſchlagen und Schweidnitz (am 9. Oct.) zur Uebergabe genöthigt. Nachdem er auf ſolche Weiſe den Beſitz Schleſiens ſich wieder geſichert hatte, zog er nach Sachſen, wo gleichfalls ſeine Waffen in dieſem Feldzuge glücklich geweſen waren. Denn hier hatte Prinz Heinrich die Oeſtreicher und Reichstruppen (im Mai 1762) bei Döbeln zurückgetrieben und ſich den Zugang zum Erzgebirge geöffnet; ſpäterhin am 29. Oct. hatte er, unter Mitwirken des Grafen Seidlitz, die Oeſtreicher und Reichstruppen bei Freiberg ſo nachdrücklich geſchlagen, daß er das Erzgebirge behaupten und Dresden und Böhmen bedrohen konnte. Als nun Friedrich am 6. Nov. nach Meißen gekommen war, wurde am 24. Nov. zwiſchen Preußen und Oeſtreich ein Waffenſtillſtand für den künftigen Winter abgeſchloſſen, kraft deſſen das öſtreichiſche Heer in Sachſen auf Dresden und in Schleſien auf Glatz beſchränkt blieb. Da aber dieſer Waffenſtillſtand ſich nur auf Sachſen und Schleſien bezog, ſo hinderte er den König nicht, den General Kleiſt mit einer Schaar von 10,000 Mann nach

Franken und Baiern zu einem Streifzuge auszuſchicken, wodurch mehreren Reichsſtänden auſſer großen Geldſummen eine Neutralität abgenöthigt wurde, die eine völlige Auflöſung der Reichsarmee herbeizuführen drohete. — Aber auch der Herzog von Braunſchweig hatte in dieſem Jahre ſeine ausgezeichneten Feldherrntalente glorreich bewährt; er hatte Niederſachſen und Weſtphalen glücklich gegen die Franzoſen behauptet und war ſeinem Hauptzwecke, dieſelben aus Heſſen zu vertreiben, nachgekommen. Am merkwürdigſten war ſein Sieg bei Wilhelmsthal unweit Caſſel (24. Jun.) und die Eroberung Caſſels (1. Nov.), nach welcher auch hier ein Waffenſtillſtand eintrat, dem bald der allgemeine Friede folgte.

Am Anfange des Jahres 1762 ſchien derſelbe noch weit entfernt, da Englands Waffenglück die Zahl der kriegführenden Mächte vermehrt hatte. Denn wie Friedrich den Landkrieg, ſo hatte England den Seekrieg rühmlichſt beſtanden. Nur Minorka hatten die Franzoſen den Engländern entriſſen (29. Jun. 1756); dagegen hatten ſie in Amerika, Afrika und Aſien die wichtigſten Beſitzungen verloren. In Amerika nämlich hatte England das Cap Breton (26. Jul. 1758) und, nach Zerſtörung einer franzöſiſchen Flotte, durch den Sieg, den der heldenmüthige General Wolf bei Quebeck mit ſeinem Blute errang (13. Sept. 1759), ganz Canada erobert; ferner die Inſeln Guadeloupe (1. Mai 1759) und Dominique (7. Jun. 1761). In Afrika hatte es ſich der franzöſiſchen Beſitzungen am Senegal und der Inſel Goree bemächtigt. In Aſien endlich hatte es im Jahre 1761 die Franzoſen aus Pondicherie (15. Jan.), Mahe (10. Febr.), überhaupt aus Oſtindien vertrieben. Betroffen von ſolchen Verluſten, die auch eine Beeinträchtigung ſeines Handels und ſeiner Seemacht in ſich ſchloſſen, hatte Frankreich mit Spanien den bourboniſchen Hausvertrag (pacte de famille, 15. Aug. 1761) errichtet, kraft deſſen die beiden Zweige des Hauſes Bourbon zu gemeinſamer Hilfsleiſtung oder Beſchützung aller ihrer Länder ſich verbanden. Hierdurch ward auch Spanien zur Theilnahme an dieſem Kriege gezogen; ja ſelbſt Portugal, das Franzoſen und Spanier dem Einfluß der Engländer entreißen wollten. Doch ſo wenig das Bündniß mit Oeſtreich den Franzoſen nützte, ſo wenig nützte das Bündniß mit Frankreich den Spaniern. England nämlich fand durch deren Theilnahme an dem Kriege erwünſchte Gelegenheit, ſeine Seeherrſchaft und Eroberungen zu erweitern. Es gewann in Amerika die weſtindiſchen Inſeln Martinique (14. Febr. 1762), dann Granada, St. Lucie, St. Vincent, ferner (11. Aug.) das reiche Havanna auf der Inſel Cuba. Gleichwohl war es unter der Leitung des Miniſters Bute zum Frieden geneigt, theils weil es ſeine Nationalſchuld durch den koſtſpieligen Krieg auſſerordentlich vermehrt ſah, theils weil es ſeinen Zweck, die Seeherrſchaft zu behaupten und ſeinen Gegnern, Schiffe, Handel und

Colonieen zu entreißen, erreicht hatte. Noch mehr aber, als England, wünſchten Frankreich und Spanien, ſo wie die übrigen kriegführenden Mächte, den Frieden. Bei ſolcher Stimmung der Gemüther kam derſelbe im Anfange des Jahres 1763 zu Stande. Doch ſchloß ihn jeder Theil für ſich. Rußland und Schweden hatten hiermit den Anfang gemacht; ihnen folgte England. Am 3. Nov. ſchloß es zu Fontainebleau einen Präliminarfrieden, der zu Paris am 10. Febr. 1763 in einen Definitivfrieden umgewandelt wurde. Kraft desſelben erhielt England von Frankreich die Inſel Minorka, ferner in Amerika ganz Akadien (Neu-Schottland), ganz Canada, Cap Breton, die Inſel Granada und die vormals neutralen Inſeln St. Vincent, Dominique und Tabago. Dafür gab es in Amerika Guadeloupe, Martinique und einige kleinere Inſeln, in Afrika Goree (doch nicht das Land am Senegal) und in Aſien alles, was Frankreich vor dem Ausbruch des Krieges beſeſſen hatte, an ſelbiges zurück. Zugleich wurde ausgemacht, daß Deutſchland von den franzöſiſchen, und Portugal von den ſpaniſchen Truppen unverzüglich geräumt, und daß von Spanien (gegen Cuba und die Philippinen, die es zurück erhielt) Florida bis an den Miſſiſſippi, und an der Hondurasbai eine Zahl von Factoreien zum Fällen und Einſchiffen des Färbeholzes an England abgetreten werden ſollte. Für Preußen wurde bei dieſem Frieden nichts bedungen, als Neutralität und Räumung der preußiſchen Länder in

Weſtphalen; denn wie es ſelbſt in dem erſten und zweiten ſchleſiſchen Kriege ſeine Bundsgenoſſen verlaſſen hatte, ſo wurde es jetzt von England verlaſſen und der Willkür ſeiner Feinde Preis gegeben. Doch waren auch dieſe zum Frieden ernſtlich geneigt: Sachſen, weil es durch den langen, faſt immer auf ſeinem Boden geführten Krieg ganz zerrüttet war; und Oeſtreich, weil es bei ſeinem drückenden Geldmangel und bei dem Zurücktreten Rußlands und Englands der Hoffnung entſagen mußte, Schleſien wieder zu erobern und Preußen zu demüthigen. Es ließ daher durch Sachſen auf Frieden antragen. Darauf wurde am 30. Dec. 1762 auf dem Luſtſchloſſe Hubertsburg bei Meißen die Friedensunterhandlung eröffnet, und am 15. Febr. 1763 der Hubertsburger Friede abgeſchloſſen. Der Hauptpunkt desſelben war, daß beide Theile das Eroberte einander zurückgeben ſollten. Dabei wurde Friedrich'n der Beſitz Schleſiens aufs neue beſtätigt, wogegen er ſich für Oeſtreichs Anſprüche auf Modena und für die Erhebung des Erzherzogs Joſeph auf den deutſchen Thron erklärte. Dem Kurfürſten von Sachſen verſprach er, in einem mit ihm beſonders abgeſchloſſenen Vergleiche, die geſammten ſächſiſchen Länder binnen drei Wochen zu räumen, alle Kriegsgefangenen und Geiſſeln ohne Löſegeld in Freiheit zu ſetzen, und die weggenommenen Feſtungen, Artillerie und Urkunden in gutem Zuſtande zurückzugeben. Mit dem deutſchen Reiche, das bereits am 11. Febr. 1763 ſich neutral erklärt, dann die Zufertigung dieſes Friedensſchluſſes erhalten hatte, wurde kein beſondrer Friede abgeſchloſſen.

Auf ſolche Art endete der ſiebenjährige Krieg, der vielen Hunderttauſenden das Leben raubte *), zu Englands und Preußens Verherrlichung! Denn wie Frankreich und Sachſen am meiſten bei demſelben verloren hatten, ſo hatte England am meiſten bei demſelben gewonnen: ſein Uebergewicht zur See war entſchieden, ſeine Colonieen waren vermehrt, ſeine Reichthümer durch die Schätze Oſt- und Weſtindiens vergrößert, überhaupt ſein Anſehn und Einfluß geſtiegen. Aber auch Preußen hatte bei demſelben gewonnen. Zwar hatte es keine Vergrößerungen erhalten: vielmehr waren durch den Krieg ſeine Länder zerrüttet, ſeine Kaſſen erſchöpft, ſeine Heere zuſammengeſchmolzen; aber gewonnen hatte es im Innern an Kräftigkeit und nach auſſen an Anſehn. Erhöhetes Selbſtgefühl herrſchte nun im preußiſchen Heere, Nationalſinn im preußiſchen Volke; eine Stelle unter den Hauptmächten Europas hatte Preußen eingenommen, und Oeſtreichs Einfluß auf Deutſchland ſo gemindert, daß von nun bis zum Ende des deutſchen Reichs Deutſchland gleichſam in zwei Hälften, in eine preußiſche und öſt-

---

*) Nach Retzows (Th. II. S. 454) Angabe verloren während des ſiebenjährigen Krieges über 800,000 Soldaten das Leben und bloß in den brandenburgiſchen Staaten über [illegible] [illegible] Menſchen.

öſtreichiſche, wie in eine proteſtantiſche und katholiſche getheilt war. Und wie hoch war das Anſehn Friedrichs geſtiegen! Ruhmreicher als alle Fürſten ſeiner Zeit ſtand er da; bewundert und nachgeahmt wurde er als Krieger und Regent; und ſeine Stimme hatte bei allen Staatshändeln Europas bedeutendes Gewicht! *)

Um ſich und ſeinem Staate das neuerrungene Anſehn zu ſichern, arbeitete er gleich nach beendigtem Kriege an Wiederherſtellung ſeines Heeres und Staates; und ſeiner weiſen Thätigkeit gelang es, die Wunden zu heilen, die der Krieg geſchlagen hatte. Um aber auch ſolche Schreckniſſe, als er eben überwältiget hatte, von Preußen abzuwenden, ſuchte er zugleich die Verbindung mit einer großen Macht. Oeſtreich war ihm noch immer abgeneigt, und durch Oeſtreich Frankreich. Auch mit England konnte er ſich nicht wieder befreunden. Er verband ſich daher (11. Apr. 1764) auf acht Jahre mit Rußland zu gegenſeitiger Gewährleiſtung ihrer beiderſeitigen Beſitzungen und zur Truppen- und Geldlieferung im Falle eines Angriffs. Aber eben dieſes Bündniß mit Rußland, wo damals Katharina II., eine unabläßig nach Vergrößerung trachtende Fürſtin, regierte, half das erſte wichtige Ereigniß, das dem ſiebenjährigen Kriege folgte, die unſelige Theilung Polens, herbeiführen.

V.

---

*) Man vergleiche hiermit die Bemerkungen über den ſiebenjährigen Krieg im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes.

V. Die Theilung Polens, ſamt der Zertrümmerung dieſes Reiches.

Verderblich iſt die Zwietracht der Mächtigen, noch verderblicher ihre Eintracht, wenn ſie zur Unterdrückung der Schwächern ſich wendet. Das mußte Polen erfahren; und die Zerfleiſchung dieſes Staates, und ſeine endliche Verſtoßung aus der Reihe ſelbſtſtändiger Staaten, gilt als ein furchtbares Ereigniß in der neuen Geſchichte. Denn es erſchütterte das Zutrauen zu der Rechtlichkeit der Regierungen, es zerſtörte den Glauben an einen, auf Sicherheit des Beſitzſtandes gegründeten Rechtszuſtand, den man das europäiſche Gleichgewicht nannte, und ſtellte das Beiſpiel einer unheilbringenden Politik auf, das bald weitere Nachahmung fand. Doch ſind die erſten Urſachen dieſes Ereigniſſes nicht in der Herrſchſucht oder Gewaltthätigkeit der Nachbarſtaaten zu ſuchen, ſondern in der rückſichtsloſen Selbſtſucht des größten Theiles des polniſchen Adels und in den hieraus entſtandenen Spaltungen und Zerrüttungen Polens, durch welche die Habſucht der Nachbarſtaaten gereizt, und Polen zu einem morſchen Gebäude wurde, das bei gewaltſamer Erſchütterung von auſſen leicht zuſammen fallen mußte. — Deutlich wird dieß bei einem kurzen Rückblick auf die Geſchichte dieſes Staates.

Schon unter den Jagellonen, deren Regierung (1386 — 1572) als das goldene Zeitalter Polens geprieſen wird, ward der Untergang Polens eingeleitet.

Zwar ſtand unter denſelben Polen höher als ſeine Nachbarſtaaten, Rußland, Ungern und Oeſtreich; Preußen gehörte ihm ſeit dem Vergleich zu Thorn (1466) zum Theil als völliges Beſitzthum, zum Theil als Lehn; Livland hatte ſich ihm ſeit 1561 unterworfen; und die Reformation hatte noch in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts Eingang und Duldung in Polen gefunden. Aber im Innern keimte das Verderben auf! Der Adel, der hier allein die Nation ausmachte, ſann nur auf Erweiterung ſeiner Rechte und Anmaßungen. Er machte daher Polen aus einem Erbreich zu einem Wahlreiche, beſchränkte bei jeder Wahl und jedem Reichstage die Macht des Königs, drückte Städte, Bürger und Bauern (welche letztere durchaus Leibeigene waren) und damit das Emporkommen eines dritten Standes darnieder, und beſtand darauf, daß nur der Edelmann Staatsbürger, und jeder Edelmann dem andern gleich ſey. Dabei geſchah nichts für die Aufbildung des Volkes (ſelbſt Gewerbe und Handel blieben größtentheils in den Händen der Juden), nichts für die Befeſtigung und Erkräftigung des Reiches; vielmehr gerieth Polen, während Schweden, Rußland und Oeſtreich zu größerer Feſtigkeit und Macht gelangten, bei den herrſchſüchtigen Beſtrebungen des Adels in Parteiungen; und ſelbſt die Reformation, ſtatt hier, wie anderwärts, zur Förderung der Cultur und Verfaſſung beizutragen, vermehrte die innern Uebel, indem ſie, da nur Ein Theil des Adels ihr beitrat, Spaltungen und Religionsverfolgungen herbeiführte.

Doch erſt nach dem Ausſterben der Jagellonen (1572) traten dieſe Uebel ſamt ihren Urſachen recht ſichtlich und verderblich hervor. Nicht mehr an ein Regentenhaus, das ſeit 186 Jahren den Thron behauptet hatte, geknüpft, fühlte ſich der Adel ungebundener und zu größeren Anmaßungen berechtigt. Er erklärte Polen für eine Republik, an deren Spitze ein König ſtehen ſollte, ſprach ſich auf ewige Zeiten das Wahlrecht zu, verfügte, daß bei Lebzeiten eines Königs nie deſſen Nachfolger erwählt werden dürfte, und verkaufte den Thron größtentheils an Ausländer, die am meiſten verwilligten, oder von dem Auslande am ſchlaueſten und kräftigſten unterſtützt wurden. Dadurch erhob ſich neben der Herrſchſucht des Adels der Einfluß des Auslandes; bei jeder neuen Thronveränderung nahm die Verwirrung im Innern und die Bevormundung von auſſen zu, und immer verderblicher wurde beides, je ſchlaffer und ohnmächtiger die meiſten derer waren, die jetzt den Thron beſtiegen *).

Am traurigſten wurden die Zeiten Polens nach dem Tode des Königs **Johann Sobieski** (1696). Noch

---

*) Die Namen dieſer Könige aus verſchiedenen Häuſern, deren Regierung ſchon oben S. 59 f. beſchrieben worden iſt, ſind: **Heinrich von Valois** 1573 — 1574, **Stephan Bathori** 1575 — 1586, **Siegmund III.** 1586 — 1632, **Wladiſlaw IV.** 1632 — 1648, **Johann Kaſimir** 1648 — 1668, **Michael Wisniewiecki** 1669 — 1673, **Johann Sobieski** 1674 — 1696.

Noch ſtand, als dieſer Held lebte, Polen in Anſehn; noch wagte keine der benachbarten Mächte dasſelbe geringſchätzig zu behandeln oder Unwürdiges ihm zuzumuthen; auch verdunkelte der Glanz des Waffenruhms, den er über Polen gebracht hatte, viele der inneren Uebel dieſes Reiches. Aber wie änderte ſich dieß unter der Regierung der beiden ſächſiſchen Kurfürſten, die als Könige von Polen August II. und August III. heißen. Bittre Leiden brachten ſie durch Annahme der polniſchen Krone, um deretwillen ſie zur katholiſchen Kirche übertraten, über ihr Stammland Sachſen; aber tiefer greifend und länger dauernd waren die Leiden, die ſie über Polen brachten. Denn während ſie, ohne feſte Politik und ohne wahren Eifer für Polens Heil und Glanz, nichts zur Erkräftigung und Ausbildung desſelben thaten, ja vielmehr dem Parteigewühle nachgaben, Kronrechte hinopferten, Glaubensverfolgungen zuließen, und eine verderbliche Pracht und Ueppigkeit beförderten, führten ſie Polen zu neuen Zerrüttungen und zur Abhängigkeit von Rußland.

Dieß geſchah ſchon unter August II. (1697 — 1733), als er, unglücklich im Kampfe gegen Karl XII., die polniſche Krone an den edelſinnigen Woiwoden Stanislaus Lescinski verlor (1705) und nach Karls Niederlage bei Pultawa (1709) ſelbige wieder auf ſein Haupt brachte. Denn indem er hierzu den Beiſtand Rußlands herbeirief, machte er Polen abhängig von dieſer Macht, die nun anfing, in die inneren An-

Angelegenheiten Polens ſich einzumiſchen; und indem er gegen das Ende ſeiner Regierung Religionsverfolgungen (namentlich zu Thorn 1724) zuließ und die Diſſidenten oder Nichtkatholiken ihrer Rechte beraubte, bot er eben dieſer Macht eine Partei dar, deren ſie ſich zum größten Nachtheile der Selbſtändigkeit Polens bedienen konnte *). — Aber noch höher erhob ſich der Einfluß Rußlands unter Auguſt III. (1733 — 1763). Gern hätte, wie wir oben erzählt haben, Frankreich und ein großer Theil der Polen nach dem Tode Auguſts II. (1. Febr. 1733) den vormaligen König Stanislaus Lesczinski wieder auf den Thron erhoben; Rußland aber, verbunden mit Oeſtreich, ließ ein Heer in Polen einrücken und erzwang durch daſſelbe die Wahl Auguſts III. (6. Oct.) und die Ver-

trei-

---

*) Wie eigenmächtig Preußen und Rußland ſchon damals von Polen dachten, und wie ſchon damals der Gedanke an eine Theilung dieſer Republik ſich regte, erſieht man aus einem Berichte des Grafen Rabutin, öſtreichiſchen Geſandten am petersburger Hofe, der am 28. Sept. 1725 unter andern Folgendes ſchrieb (ſ. Büſching's Magazin, Halle 1777, Th. XI, 517): „Es ſind von Zeit zu Zeit verſchiedene Theilungs-Anſchläge dem Czaren (Peter I.) von Preußen proponiret worden, weil aber der König Auguſtus auch mit zu dieſer Partage gezogen werden ſollen, hat der Zar, welcher lieber eine unter ſich uneinige Republik, als einen mächtigen ſouverainen König zum Nachbar verlanget, niemalen etwas davon hören wollen, ſondern beſtändig dem König in Preußen zur Antwort geben laſſen: „Es wäre ihm an Acquiſition mehrerer und faſt wüſter Länder, da ihm ohnedieß Polen, ſo gut als wenn es ſein wäre, offen ſtünde, nicht gelegen, daß er um deswillen die Republik über den Haufen werfen und ſich einen mächtigen Nachbar auf den Hals ziehen ſollte ꝛc."

treibung des von Frankreich unterſtützten Staniſlaus Leſczinski, der dann im wiener Frieden (1738) auf den polniſchen Thron-Verzicht leiſten mußte. Auf ſolche Art durch ruſſiſche Macht zum polniſchen Throne gelangt, blieb Auguſt III. während ſeiner Regierung von derſelben Macht abhängig. Er mußte es geſchehen laſſen, daß Rußland über die Beherrſchung des Herzogthums Curland, das damals zu Polen gehörte, nach Willkür entſchied, und daß während des ſiebenjährigen Krieges, an welchem Polen ſelbſt keinen Antheil nahm (wie es überhaupt unter Auguſt III. in einer erſchlaffenden Thatloſigkeit verharrte), ruſſiſche Heere durch Polen zogen, daſelbſt ſich einlagerten und auch nach dem hubertsburger Frieden daſelbſt verblieben.

Bald nach dieſem Frieden ſtarb Auguſt III. (5. Oct. 1763); und als nun Staniſlaus Auguſtus, Graf von Poniatowski (geb. 17. Jan. 1732), ein Günſtling Katharinens II., durch Rußlands Macht und Preußens Beiſtimmung König von Polen geworden war (7. Sept. 1764), geſchah es, daß dieſe Republik erſt getheilt, dann völlig aufgelöſt wurde. Denn wiewohl Staniſlaus Auguſtus ein gutgeſinnter Herr war, reich an Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten und liebenswürdig in ſeinem Betragen; ſo fehlte es ihm doch an Kraft und Macht zur Beſchützung und Erhaltung eines Reiches, das im Innern durch Partheiungen zerriſſen und von außen durch Gewaltige beſtürmt wurde.

Mit religiöſen Streitigkeiten fing ſeine Regierung an. Die hartbedrückten Diſſidenten baten auf dem Reichstage (1766) um Wiederherſtellung der ihnen entriſſenen Rechte; mehrere der auswärtigen Mächte verwendeten ſich für ſie, und der König ſamt einem Theile der Großen war geneigt, ihrer Bitte zu willfahren. Aber viele polniſche Magnaten, einige aus Unwillen gegen den König und Rußland, andre aus blindem Eifer für die katholiſche Kirche, waren hartnäckig dagegen und trieben dadurch die Diſſidenten zu enger Vereinigung (Conföderation) unter einander und zur Verbindung mit Rußland (Jun. 1767). Dieſes zögerte nicht, die Diſſidenten und andre Unzufriedene unter ſeinen Schutz zu nehmen, und ließ dann durch ſeinen Geſandten zu Warſchau, Graf Repnin, der dort an der Spitze eines großen ruſſiſchen Heeres ſtand, die Biſchöfe von Krakau und Kiew, nebſt andern polniſchen Großen, die ihm entgegen waren, am 12. Oct. 1767 als Gefangene nach Sibirien wegſchleppen und durch den eingeſchüchterten Reichstag die Rechte der Diſſidenten und, was ihm ſonſt gefiel, beſtimmen. Nicht ſcheuete es ſolche Gewaltſtreiche, da es ſeine Macht und Polens Ohnmacht erkannte, mit Preußen im Bunde ſtand, England durch einen Handelstractat für ſich gewonnen hatte, und Frankreich und Oeſtreich von vorigen Kriegen erſchöpft waren. Aber die Eifer für den katholiſchen Glauben und für die alte Freiheit ihres Vaterlandes waren durch dieſe Gewaltſtreiche tief er-

erbittert und verbanden ſich zur Niederdrückung der Diſſidenten und zur Wiederherſtellung der Selbſtändigkeit Polens. Vorzüglich zweckte hierauf ab die „Conföderation zu Bar" in Podolien (geſchloſſen im Febr. 1768); ja dieſe verlangte ſogar, daß Stanislaus Auguſtus abgeſetzt werden ſollte, und auf ihr Anſtiften geſchah es, daß derſelbe, während (ſeit 1768) der Krieg im Innern, den Rußland unterſtützte, entbrannt war, als Gefangener aus Warſchau weggeführt wurde (3. Nov. 1770). Nur durch eine ſeltſame Verkettung von Umſtänden gelangte er wieder zur Freiheit und Herrſchaft *).

Inzwiſchen hatte die Pforte, aus Beſorgniß, die Vermehrung der ruſſiſchen Macht in Polen möchte auch ihr Gefahr bringen, an Rußland den Krieg erklärt (30. Oct. 1768), und zu hoffen war, daß Polen dadurch aus Zerrüttung und Schmach gerettet werden würde. Aber eben dieſer Krieg beförderte, was durch ihn gehindert werden ſollte. Rußland kämpfte mit unerwartetem Glücke gegen die Türken, und Oeſtreich und Preußen mochten eben ſo wenig Rußlands Eroberungen in der Türkei als deſſen Ausbreitung in Polen ruhig anſehen. Anfangs ſchien es, nachdem Friedrich II und Joſeph II erſt zu Neiße in Schleſien (im Aug. 1769), dann (im Sept. 1770) zu Neuſtadt in Mäh-

ren

---

*) Man leſe die völlige Erzählung im zweiten Abſchnitte dieſes Theiles, der „von der Gefangennehmung und Befreiung des Königs Stanislaus Auguſtus" handelt.

ren zuſammengekommen waren, als ob Oeſtreich und Preußen ſich mit Türken und Polen gegen Rußland vereinigen würden: beide Mächte beſetzten (1770) mit ihren Truppen die polniſchen Grenzen, Oeſtreich unter dem Vorwande, die Grenzen zwiſchen Ungern und Polen genau zu beſtimmen, Preußen unter dem Vorwande, eine Peſt abzuhalten, die aus der Türkei nach Polen gekommen ſey; auch nahm Oeſtreich acht Millionen Gulden als Hilfsgelder von den Türken. Bald aber vereinigten ſich Oeſtreich und Preußen zum Nachtheile der Türken und Polen mit Rußland, und dieſe drei Mächte beſchloſſen, ein Drittel des wehrloſen Polens, das mit ihnen im Frieden lebte, an ſich zu reißen und ſelbiges unter ſich zu vertheilen. Wer dieſen Gedanken zuerſt ausbrachte, — ob Friedrich II. und deſſen Bruder Prinz Heinrich, oder Katharina II., oder Joſeph II. und deſſen Miniſter Kaunitz — iſt ungewiß: die Theilenden verſchleierten ihr Beginnen, bis es öffentlich hervortrat, und ſchoben dann, als es verdienten Tadel fand, die erſte Anregung deſſelben einander zu. Gewiß aber iſt es, daß der Theilungsvertrag zwiſchen Rußland, Oeſtreich und Preußen zu Petersburg abgeſchloſſen wurde (5. Aug. 1772). Oeſtreich nahm ſich Gallizien, Lodomirien und die Grafſchaft Zips, zuſammen auf 1389 Quadratmeilen; Preußen Polniſch-Preußen (jetzt Weſtpreußen), doch mit Ausnahme der Städte Thorn und Danzig, ferner das Gebiet von Großpolen bis an die Netze, ſo weit ſie bei ihren Ueberſchwemmungen ſich ausbreitet (oder das Netzdiſtrict, ſonſt Pommerellen genannt), zuſammen auf 336 Quadratmeilen; **Rußland** das Land zwiſchen der Düna, der Drutſch und dem Dniepr, oder das polniſche Liefland, die Hälfte des Palatinats Polozk, die Palatinate Witepsk und Mſcislaw und einen Theil von Minsk, zuſammen auf 2000 Quadratmeilen. Demnach wurden von der Republik Polen, die damals gegen 13,000 Quadratmeilen umfaßte, alſo mit Ausſchluß Rußlands das größte unter den europäiſchen Reichen war, 3465 Quadratmeilen abgeriſſen. Europa erſchrack über dieſen Mißbrauch der Uebermacht, der als eine Verletzung des Rechts und eine Gefährdung der Sicherheit aller ſchwächern Staaten erſchien *); allein keine der europäiſchen Mächte trat zur Rettung Polens auf. Polen ſelbſt, im Innern zerrüttet und von außen durch drei Mächte bedroht, erhob nur Klagen und mußte, nachdem es ein Jahr lang ſich dagegen geſträubt hatte, auf einem Reichstage (Aug. — Sept. 1773) die Verfügungen über ſeine Zerſplitterung anerkennen. Zum Troſte oder zum Hohne deſſelben erklärten die theilenden Mächte, daß ſie allen weiteren Anſprüchen auf die Republik Polen entſagten und das ihr noch übrige Gebiet gewährleiſteten.

Aber wie im Privatleben, ſo zieht auch im Staatsleben eine Ueberſchreitung des Rechts mehrere andere nach ſich. Dieß zeigte ſich auch hier. Dieſer erſten Theilung Polens folgte (1793) eine zweite, dieſer zweiten eine dritte (1795) und mit dieſer die völlige Auflöſung Polens. Die Erörterung dieſer Vorgänge gehört zwar, ſtreng genommen, nicht hierher, wo wir die Staatshändel Europas bis zum Tode Friedrichs II. zu ſchildern haben; gleichwohl ſcheint es nicht unpaſſend, des Zuſammenhanges wegen hier anzudeuten, wie das begonnene Trauerſpiel zu Ende geführt wurde.

---

*) „Welche Verſtändigung" — ſagt Heeren (Handb. der Geſch. des europ. Staatenſyſtems, [illegible], 2. Th. S. [illegible]) „war nicht nothwendig, [illegible]"

Bald nach der erſten Theilung Polens ſuchte König Stanislaus Auguſtus durch Verbeſſerung der Sitten und Verfaſſung ſein Reich zu erkräftigen; aber Rußland, das fortwährend gebietenden Einfluß auf Polen behauptete, und eine demſelben anhängige Partei arbeitete ihm entgegen. Erſt als Rußland, verbunden mit Oeſtreich, ſeit 1787 gegen die Türken und andrerſeits gegen die Schweden Krieg führte, brachte er eine Reichsverfaſſung zu Stande, die den Thron erblich und kräftig machen ſollte, und von dem Reichstage am 3. Mai 1791 angenommen und feierlichſt beſchworen wurde. Aber das zweideutige Benehmen Preußens führte den Umſturz dieſer Verfaſſung ſamt dem völligen Umſturz Polens herbei.

Preußen nämlich, voll Beſorgniſſe über die Verbindung Oeſtreichs und Rußlands und deren Fortſchritte gegen die Türken, hatte ſich ſeit dem 29. März 1790 mit Polen verbunden, dann die neue Verfaſſung Polens anerkannt (16. und 23. März 1791) und wiederholte

holte Zuſicherung ſeiner Theilnahme an Polens Erkräftigung gegeben. Doch als Rußland nach Beſeitigung des Krieges mit den Schweden (Frieden zu Werelä, 14. Aug. 1790) und mit den Türken (Frieden zu Jaſſy, 19. Jan. 1792) ſich gegen die neue Verfaſſung Polens erklärte (18. Mai 1792), die Gegner derſelben, die zu Targowicz einen Bund geſchloſſen hatten, in Schutz nahm, und ein Heer von 70,000 Mann gegen Polen anrücken ließ, durch welches das polniſche Heer (am 17. Jul. 1792) bei Dubienka nachdrücklich geſchlagen und Warſchau beſetzt wurde: trat Preußen, damals im Krieg gegen das revolutionirte Frankreich, von den übernommenen Verbindlichkeiten zurück, verband ſich mit Rußland gegen Polen und erklärte (16. Jan. 1793), daß es zur Abwehr demokratiſcher Geſinnungen, die von Frankreich her in Polen eingedrungen wären, und des Geiſtes der Meuterei, der bereits Großpolen verwirre, mehrere Bezirke Großpolens beſetzen und die Uebelgeſinnten niederhalten werde. Mit dieſer Erklärung rückten preußiſche Truppen in Polen vor, nahmen Danzig (am 4. Apr.) und „ſchloſſen", wie ſie ſagten, „den gefährlichen Staat in engere Grenzen ein".

Welch Schrecken für die Patrioten Polens! Im Vertrauen auf Preußens Beiſtimmung und Schutz hatten ſie die neue Verfaſſung angenommen, und jetzt ſahen ſie ſich von demſelben Preußen, das ſich für ſie erklärt hatte, verlaſſen und angegriffen. Doch verzagten

ten ſie nicht! Sie ergriffen die Waffen für ihr Vaterland und deſſen neue Verfaſſung, und kämpften da und dort mit Glück und Ruhm. Aber ihr ſchwacher und wankelmüthiger König verließ ſelbſt das Werk, das er geſchaffen hatte, trat auf die Seite der Ruſſen und der Targowiczer Conföderation (23. Jul. 1792) und hinderte den Kampf gegen die Ruſſen, ſo wie dieſe den Kampf gegen die Preußen. Und nun wurde (am 29. Sept. 1792) der Reichstag zu Grodno ſamt dem Könige durch ruſſiſche Waffen genöthiget, die neue Verfaſſung zu vernichten, und gleich darauf von Preußen und Rußland Polen aufs neue zerſtückelt; was Oeſtreich zugab, damit nicht Preußen vom Kriege gegen Frankreich ſich losſagte.

Bei dieſer zweiten Theilung Polens nahm Preußen, laut einer Erklärung vom 25. März 1793, außer den Städten Thorn und Danzig, den größten Theil von Großpolen (der Angabe nach über 750 Quadratmeilen), was nun Südpreußen genannt wurde; Rußland aber nahm, laut einer Erklärung vom 29. Apr. 1793, einen großen Theil von Litthauen und Kleinpolen und den Ueberreſt der Ukraine, der Angabe nach 4553 Quadratmeilen *). Zuſammen wurden jetzt über 5300 Quadratmeilen den Polen entriſſen, ſo daß ihnen noch etwas über 4000 Quadratmeilen übrig blieben. Auch dieſen Raub mußte ein Reichstag zu Grodno,

---

*) Nach andern Angaben nahm Preußen damals [illegible] und Rußland [illegible] Quadratmeilen.

Grodno, umringt und gemißhandelt von ruſſiſchen Soldaten, trotz ſeines Sträubens genehmigen (an Rußland den 24. Jul., an Preußen den 2. und 23. Sept. 1793), und dabei verſprechen, ohne Rußlands Einwilligung keine Veränderung der Verfaſſung, keinen Krieg und keinen Vertrag mit irgend einer ausländiſchen Macht einzugehen.

Aber je ſchmählicher ſolche Mißhandlungen waren, deſto höher ſteigerten ſie den Ingrimm und Rachedurſt der polniſchen Patrioten. Ohne noch auf den Beiſtand irgend einer Macht rechnen zu können, begannen ſie im März 1794 den Kampf der Verzweifelung mit Rußland und Preußen, angeführt von Kosciusko, einem edlen Polen, voll Heldenmuth und Vaterlandsliebe, der das Vertrauen der edelſten ſeiner Landsleute beſaß und darum von ihnen zum unumſchränkten Oberbefehlshaber oder Dictator ernannt wurde *). Getrieben von Vaterlandsliebe erweckte, begeiſterte und vereinigte er die Polen, und durch ihn ſiegten ſie bei Raclawicz über die Ruſſen (am 4. Apr.), brachten Warſchau zum Aufſtande (am 17. und 18. Apr.), wo die ruſſiſche Beſatzung größtentheils niedergehauen und gefangen wurde, vertheidigten Warſchau zwei Monate lang gegen das Anſtürmen der Preußen und erhoben überall, wo ſie konnten, muthvoll den Krieg. Aber bald mußten ſie der Uebermacht der Ruſſen, die von

meh-

---

*) Das Leben und Wirken dieſes edlen Patrioten wird in der zweiten Erzählung des zweiten Abſchnittes dieſes Bandes geſchildert.

mehreren Seiten her in Polen eindrangen, unterliegen. Bei Macziewicz wurde Kosciusko am 10. Oct. nach einem rühmlichen Kampfe geſchlagen, verwundet und gefangen, dann das Heer der Polen, dem der große Feldherr fehlte, überwältigt und aufgelöſet, und Warſchau zur Uebergabe genöthigt. Am 4. Nov. erſtürmte Suworow Praga, die Vorburg Warſchaus am rechten Ufer der Weichſel, und verfuhr dabei wie einſt Tilly zu Magdeburg: unſägliches Blut wurde vergoſſen und Praga durch Feuer verheert. Hierdurch in Schrecken geſetzt, ergab ſich Warſchau am 9. November.

Jetzt ſchritten Rußland, Preußen und Oeſtreich (welches letztere ſeit dem 30. Jun. 1794 gleichfalls Truppen nach Polen geſendet hatte, um da nicht zurückzuſtehen, wo ſeine Nachbarn ſich bereicherten) zur dritten Theilung Polens, und zur völligen Auflöſung dieſes Staates. Aber erſt nach langwierigen und bitteren Unterhandlungen unter ihnen wurde (am 24. Oct. 1795) Folgendes entſchieden. Preußen bekam den noch übrigen Theil Großpolens und einen Theil Kleinpolens, der zu der Woiwodſchaft Krakau gehörte, nebſt Warſchau und einem, ihm gegenüber am rechten Ufer der Weichſel liegenden Diſtrict von ſechs Meilen, ferner den Theil von Litthauen am linken Ufer des Niemen, und einen Theil von Maſuren und Podlachien am rechten Ufer des Bugs, zuſammen auf 990 oder nach anderen Angaben 1229 Quadratmeilen; Oeſtreich

reich bekam das Land zwiſchen dem Bug und der Weichſel, den größten Theil der Woiwodſchaft Krakau und der Palatinate Sendomir und Lublin auf der linken Seite der Weichſel und der rechten Seite der Piliczа, zuſammen auf 866 Quadratmeilen; **Rußland** endlich nahm alles Uebrige an ſich, das ganze Großfürſtenthum Litthauen auf der rechten Seite des Niemen, anſehnliche Stücke in Kleinpolen und das Herzogthum Curland mit Semgallen, zuſammen auf 2047 Quadratmeilen. Einen Monat nach Feſtſtellung dieſer Theilung, am 25. Nov. 1795, mußte der unglückliche König **Stanislaus Auguſtus** ſeine Entthronung und die gänzliche Auflöſung Polens unterzeichnen und nach Petersburg gehen, wo er am 12. Febr. 1798 ſtarb. — Auf ſolche Art wurde Polen, ein legitimer Staat, durch legitime Fürſten zertheilt und aus der Reihe der Staaten verſtoßen.

VI. Staatshändel im Betreff Baierns.

Daß das, was in und mit Polen geſchah, nicht ohne Nachwirkung auf die fernere Geſtaltung der Politik blieb, zeigte ſich zunächſt bei der baierſchen Erbfolge, die wenige Jahre nach der erſten Theilung Polens eintrat.

Als am 30. Dec. 1777 der baieriſch-wittelsbachiſche Mannsſtamm mit Maximilian Joſeph erloſchen war, war das Haupt der pfälziſch-wittelsbachiſchen Linie, **Karl Theodor**, Kurfürſt von der Pfalz (geb.
1724),

1724), nächſter Erbe deſſelben; denn begründet war ſein Erbrecht durch das deutſche Lehnrecht, und beſonders durch den Vertrag von Pavia, kraft deſſen, wenn eine der wittelsbachiſchen Hauptlinien ausſtürbe, alle Länder derſelben an die andre übergehen ſollten. Dieſer Vertrag vom Jahre 1329 *), durch alte und neue Hausverträge oft erneuert, war vom Kaiſer und Reich, namentlich auch im weſtphäliſchen Frieden, beſtätiget worden. Allein Kaiſer Joſeph II. ſtreckte, von derſelben Politik geleitet, welche die Theilung Polens veranlaßt hatte, ſeine Hand nach einem Lande aus, das ihm ſehr wünſchenswerth erſchien, nicht nur weil es eine Bevölkerung von dreizehnhunderttauſend Menſchen und ein Einkommen von mehr als einer Million Gulden hatte, ſondern auch weil es für die öſtreichiſchen Staaten ſo wohlgelegen war. Um nun daſſelbe an ſich zu bringen, ſuchte er veraltete Lehnsanſprüche hervor und ließ, ſo bald er von der tödtlichen Krankheit des Kurfürſten Maximilian Joſeph hörte, Truppen nach der baierſchen Grenze ziehen, die gleich nach dem Tode deſſelben ganz Niederbaiern beſetzten und daſelbſt die Huldigung erzwangen.

Der Kurfürſt Karl Theodor erhob dagegen keine Einſprüche; denn ſchwach, furchtſam und ohne eheliche Nachkommen, war er theils durch Drohungen ſo geſchreckt, theils durch das Verſprechen, daß ſeine unehelichen Kinder vortheilhaft verſorgt werden ſollten, ſo

ge-

---

*) ſ. hiſtor. Biblioth. Th. II. 1. S. 78.

gewonnen, daß er zu Wien am 3. Jan. 1778 einen Vertrag mit Oeſtreich abſchließen ließ, in welchem er ohne Rückſicht auf die Rechte und Vortheile ſeiner Seitenverwandten, namentlich ſeines muthmaßlichen Erbens, des Herzogs Karl von Pfalz-Zweibrücken (geb. 1746), Niederbaiern oder den Baieriſch-Straubing'ſchen Landesantheil dem Hauſe Oeſtreich abtrat. Aber ganz Deutſchland ward von dieſem Ereigniſſe ergriffen und vor allem Friedrich II. Freilich hatte er früherhin, als er Schleſien und einen Theil von Polen an ſich brachte, ganz Aehnliches gethan; aber jetzt, im hohen Alter, ein Freund der beſtehenden Ordnung und fürchtend, daß dieſer Vergrößerungsverſuch Oeſtreichs nicht bloß dem deutſchen, ſondern auch dem preußiſchen Reiche Gefahr bringen würde, konnte er denſelben weder als Reichsfürſt, noch als König von Preußen zulaſſen. Er bewog daher den Herzog von Zweibrücken, ſich auf dem Reichstag zu Regensburg gegen den Vertrag vom 3. Jan. 1778 zu erklären und Preußens und Frankreichs Beiſtand anzurufen: was auch am 16. März 1778 geſchah. Zugleich nahm auch, gleichfalls auf ſeinen Betrieb, der Herzog von Mecklenburg die Landgrafſchaft Leuchtenberg (die ſeinem Hauſe vom Kaiſer Maximilian I. im Jahre 1502 zugeſprochen worden war), und der Kurfürſt von Sachſen, als Schweſterſohn Maximilian Joſeph's, die baieriſche Allodialerbſchaft (deren Betrag auf 47 Millionen Gulden angegeben ward) in Anſpruch.

Entſchloſſen alſo, die Rechte und Anſprüche Andrer zu vertreten, und überzeugt, daß Frankreich den Vergrößerungsverſuch Oeſtreichs nicht unterſtützen, und daß Rußland ihm Beiſtand leiſten würde, forderte Friedrich den wiener Hof erſt freundlich dann drohend auf, von dem Verfahren gegen Baiern, das er als ein unrechtliches ſchilderte, abzulaſſen und Baiern, als ein untheilbares und unveräußerliches Erbgut, dem Herzog von Zweibrücken nicht vorzuenthalten. Dagegen ſuchte der wiener Hof ſein Verfahren zu beſchönigen, und erklärte zuletzt, daß er gegen jeden Reichsſtand, der als Vormund und Richter ſeiner Mitſtände aufträte, ſich zu vertheidigen wiſſen werde. Nach ſolchem Schriftwechſel kam es noch im Sommer des Jahres 1778 zu dem baierſchen Erbfolgekrieg. Denn wenn auch Friedrich wünſchte, die obwaltende Streitigkeit lieber durch Unterhandlungen als durch Waffen beizulegen, wobei ſein ſchon erworbener Waffenruhm gefährdet werden konnte: ſo wünſchte dagegen Kaiſer Joſeph Krieg zu führen, um Waffenruhm zu erringen. Er ſammelte daher ein Heer in Böhmen, Friedrich dagegen in Schleſien und Brandenburg, und nach vergeblichen Unterhandlungen begann der Krieg.

Friedrich drang, aber nicht mit dem Muthe und der Raſchheit voriger Jahre, am 5. Jul. aus Schleſien nach Böhmen, nahm Nachod ein und rückte, das Land verheerend, bis Welsdorf in die Gegend von Kö-

Königsgrätz, wo Joſeph oberhalb des Zuſammenfluſſes der Adler und Elbe ein feſtes Lager bezogen hatte. Zu gleicher Zeit brach das andere preußiſche Heer, das ſich unter dem Prinzen Heinrich bei Berlin geſammelt und bei Dresden mit den ſächſiſchen Truppen vereiniget hatte, über Schlukenau und Rumburg in Böhmen ein, nahm Gabel, wo die Oeſtreicher den Angriff nicht abwarteten, nöthigte den General Loudon ſich zurückzuziehen und ſtreifte bis Prag. Aber zu einer entſcheidenden Schlacht kam es nicht; denn Joſeph, ſo wie auch Loudon blieben in der eingenommenen feſten Stellung, und Friedrich zog ſich, nachdem er in Böhmen vieles verwüſtet hatte, nach Schleſien (im Sept.), ſo wie Prinz Heinrich nach Sachſen, wo er längs der böhmiſchen Grenzen ſeine Winterquartiere nahm.

Indeſſen hatte Maria Thereſia, die den Frieden eben ſo wünſchte als ihr Sohn den Krieg, gleich im Anfange des Feldzuges (ſeit dem 17. Jul.) mit Preußen beſondere Unterhandlungen angeknüpft, und Friedrich hatte ſie bei ſeiner Neigung zum Frieden nicht zurückgewieſen; aber ſie hatten zu keiner Ausgleichung der ſchroff einander entgegenſtehenden Forderungen hingeführt. Maria Thereſia wählte daher gleich nach beendigtem Feldzuge einen andern Weg: ſie forderte Frankreich und Rußland zur Friedensvermittelung auf, und erreichte damit ihre Abſichten. Denn Frankreich war, während es damals einen Seekrieg mit England führte, nicht geneigt, ſich in einen Landkrieg zu

Gunſten Oeſtreichs zu verwickeln, und Rußland oder deſſen Kaiſerin Katharina II. wurde durch die Achtung, welche Maria Thereſia ihr bezeigte, zu dem Entſchluß geleitet, ſtatt den Preußen, wie ſie früher erklärt hatte, Beiſtand zu leiſten, den Frieden zu bewerkſtelligen. Mochte alſo auch Joſeph II. noch ſo eifrig den Krieg fortzuſetzen ſuchen und dazu im Winter 1779 die Feindſeligkeiten an der ſchleſiſchen Grenze erneuern und das ſchleſiſche Städtchen Neuſtadt (28. Febr.) einäſchern laſſen: der Friede kam doch auf Betrieb ſeiner Mutter zu Stande. Am 13. Mai 1779 wurde derſelbe zu Teſchen unterzeichnet und zwar unter Bedingungen, die den Wünſchen und Abſichten Friedrichs entſprachen. Denn kraft deſſelben wurde der Vertrag vom 3. Jan. 1778 vernichtet; Oeſtreich gab Baiern an Karl Theodor, dem der Herzog von Zweibrücken folgen ſollte, zurück und behielt von ſelbigem nur das Innviertel, oder das Land zwiſchen dem Inn und der Salza, etwa vierzig Quadratmeilen. Sachſen wurde wegen der Allodialerbſchaft mit ſechs Millionen Gulden, die Karl Theodor in beſtimmten Friſten bezahlen ſollte, und mit der Souverainetät über die Grafen von Schönburg, die Böhmen bisher behauptet hatte, entſchädigt; Mecklenburg erhielt wegen ſeiner Anſprüche auf Leuchtenberg das privilegium de non appellando, d. i. das Recht der höchſten Gerichtsbarkeit oder die Befreiung von der Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte. Friedrich ſelbſt gewann nichts an Land und Leuten, — nur ſeine rechtlich gegründeten Anſprüche auf Ansbach und Baireuth wurden anerkannt; aber um ſo mehr gewann er an Achtung und Vertrauen. Er, der vorher als ein ſelbſtſüchtiger Gewalthaber und als ein Spötter der deutſchen Reichsverfaſſung gegolten hatte, galt jetzt als ein Vertreter des Rechts, als ein Vertheidiger der bedroheten Freiheit Deutſchlands, und laut wurde geprieſen, daß er durch keine Verlockungen ſich habe abbringen laſſen, die Behauptung des rechtlichen Beſitzthums dem perſönlichen Intereſſe vorzuziehen. Dagegen hatte Kaiſer Joſeph das Vertrauen verſcherzt, das ihm als Reichsoberhaupte zukommen ſollte; man fing an ſeine Schritte mit Argwohn zu betrachten.

Gleichwohl konnte er dem Verlangen nach Baiern nicht entſagen. Als er nach dem Tode ſeiner Mutter (29. Nov. 1780) jeder hemmenden Feſſel entledigt zu ſeyn glaubte, verſuchte er, dieſes Land, das er durch Waffengewalt nicht hatte gewinnen können, durch Tauſch an ſich zu bringen. Er bot daher im Jahre 1784 dem Kurfürſten Karl Theodor für ganz Baiern und die Oberpfalz die öſtreichiſchen Niederlande an (doch ohne Luxemburg und Namur), mit dem Titel eines Königreichs Burgund und unter dem Verſprechen von drei Millionen Gulden für ihn, den Herzog von Zweibrücken und deſſen Bruder.

Bedenklich ſchien dieſer Tauſch! Denn wenn auch die öſtreichiſchen Niederlande an Umfang, Volksmenge und Einkommen den baieriſchen Landen ziemlich gleichkamen, was aber ſehr beſtritten ward; ſo mußte doch Oeſtreich bedeutend an Macht gewinnen, wenn es, ſtatt der ihm entfernt liegenden und ſchwer zu behauptenden Niederlande, das angrenzende Baiern an ſich brachte und ſo ſeine Staaten abrundete und eine der Freiheit oder damaligen Verfaſſung Deutſchlands drohende Verſtärkung erhielt. Gleichwohl willigte der ſchwache Karl Theodor ohne Widerrede in den Tauſch, und Frankreich und Rußland, die Garants des teſchner Friedens, ließen ſich beſchwichtigen: erſteres, im Bunde mit Oeſtreich, wurde durch den Antrag von Luxemburg und Namur gewonnen, und letzteres, gewonnen durch die von Oeſtreich nicht gehinderte, ja wohl unterſtützte Beraubung der Pforte, ließ ſich bewegen, zu dem Tauſchvorhaben mitzuwirken. Denn da nicht von den baierſchen Ständen (die man um ihre Einwilligung gar nicht befragte), ſondern nur von dem Herzog Karl von Zweibrücken Widerſpruch erwartet wurde, ließ die Kaiſerin Katharina durch den Grafen Romanzow (im Anfange des Jahres 1785) dem Herzoge mündlich erklären: er möchte jenem Tauſche, in welchen der Kurfürſt Karl Theodor bereits eingewilliget habe, beiſtimmen, wozu ihm acht Tage Bedenkzeit geſtattet ſeyn ſollten; übrigens würde, wie der Geſandte hinzufügte, auch im Falle ſeiner Weigerung, der Tauſch, der von Rußland und Frankreich gebilliget ſey, Statt finden. Aber der Herzog ließ ſich durch ſolche Drohungen nicht ſchrecken: er wußte, an wen er ſich zu halten hatte. Einverſtanden mit Preußen erklärte er ſich noch vor Ablauf der ihm gebotenen Friſt gegen den angetragenen Tauſch und ließ das Nachtheilige deſſelben den Höfen zu Petersburg und Verſailles vorſtellen.

Doch wahrſcheinlich wäre ſeine Stimme verhallt, hätte ihr nicht Friedrich II., der jetzt wie ein Wächter der hergebrachten Ordnung und Verfaſſung des deutſchen Reiches waltete, Nachdruck verſchafft. Durch ihn bewogen, traten Frankreich und Rußland von ihrer Beiſtimmung zu dem Tauſchvorhaben zurück; ja Katharina II. erklärte: ſie habe die Geſinnungen des Herzogs von Zweibrücken nur ausforſchen, keineswegs beſtimmen wollen. Zugleich aber ſuchte Friedrich die deutſchen Fürſten zur Abwehr jenes Tauſches, wie jedes andern Eingriffs in die Verfaſſung und Ordnung Deutſchlands zu verbinden, und dazu den deutſchen Fürſtenbund zu errichten, oder einen Verein deutſcher Fürſten, geiſtlicher und weltlicher, katholiſcher und proteſtantiſcher, zu gegenſeitigem Beiſtande, wenn ihre Rechte und Freiheiten von irgend jemand verletzt würden. Ein ſolcher Verein war bei der Furcht vor der Vergrößerungsſucht des Kaiſers erwünſcht und entſprach dem Vertrauen, das ſich Friedrich durch die vorige Rettung Baierns erworben hatte. Er wurde daher zuerſt (23. Jul. 1785) zwiſchen Preußen, dem Könige von England als Kurfürſten von Hannover und dem Kurfürſten von Sachſen abgeſchloſſen; dann traten ihm bei die Herzoge von Braunſchweig, Mecklenburg, Zweibrücken, Gotha, Weimar, der Biſchof von Osnabrück, der Landgraf von Heſſen-Caſſel, die Fürſten von Anhalt, die Markgrafen von Ansbach und von Baden, ja endlich auch der Kurfürſt von Mainz. Dagegen erklärten ſich Kaiſer Joſeph und ſein Miniſter gegen den Fürſtenbund, den ſie als eine Zerreißung des deutſchen Reiches und als eine Verſchmelzung der Intereſſen Deutſchlands und Preußens ſchilderten. Etwas Wahres lag allerdings in dieſer Erklärung; doch wurde der Bund nicht durch ſie, ſondern durch die folgenden Ereigniſſe vernichtet, und für jetzt wirkte er dazu mit, daß Kaiſer Joſeph ſeinen Tauſchplan aufgab. Karl Theodor wurde aller wegen des Tauſches eingegangenen Verbindlichkeiten entbunden, und Friedrich hatte die Freude und den Ruhm, Baiern zum zweiten Male dem pfälziſch-wittelsbachiſchen Hauſe erhalten zu haben.

Nicht lange nachher ſtarb er, den 17. Aug. 1786, und Begebenheiten, ſchon längſt im Stillen vorbereitet, traten hervor, welche in den Staatsverhältniſſen Europas die unerwartetſten Erſchütterungen hervorbrachten und der Politik eine ganz andre Richtung gaben. Doch ehe wir zu denſelben fortgehen können, müſſen wir zur Geſchichte der einzelnen Staaten ſeit dem Tode Ludwigs XIV. bis zur franzöſiſchen Revolution zurückgehen, und dann die allgemeinen Begebenheiten entwickeln, die dieſe vorbereiteten. Beides ſoll in dem folgenden Bande dieſes Bilderſaales geſchehen.

Zweiter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus den Zeiten vom weſtphäliſchen Frieden bis zur franzöſiſchen Revolution.

I.

Schilderung Ludwigs XIV. und ſeiner Regierung.

Nicht ohne Anſchein von Wahrheit konnten die ausſchweifendſten Schmeicheleien oder Huldigungen Ludwig XIV. dargebracht werden. — Schon durch ſeine Perſönlichkeit ragte er hervor. An Größe und Würde der Geſtalt, an Gewandtheit und Anmuth des äuſſern Anſtandes, an Lieblichkeit und Erhabenheit des Blickes und der Rede kam keiner ſeiner Hofleute ihm gleich, ſo daß es ihm auch als Privatmanne nicht an verführeriſchen Reizen gefehlt haben würde. Ja noch im ſpätern Alter, als ſeine Jugendſchönheit längſt verblüht war, hatten ſeine Züge und Geſtalt etwas Rührendes und Majeſtätiſches. An gelehrten Kenntniſſen fehlte es ihm: — Mazarin hatte, um ihn in Geiſteskindheit und dadurch in Abhängigkeit zu erhalten, ſeine Geiſtesbildung vernachläſſigt, ihn von Geſchäften entfernt und zu Vergnügungen und Ausſchweifungen hingeführt; — aber er beſaß bildſame Anlagen, Verſtand und richtiges Urtheil, war ſeit ſeinem Eintritte in die Welt von den ausgezeichnetſten und geiſtreichſten Perſonen jeglicher Art umgeben und konnte, bei ſeinem Gefühl für Großes und Schönes, leicht Großes und Schönes ſich aneignen. Dabei war er thätig, wachſam, ſelbſt um Kleinigkeiten bekümmert, litt nicht, daß in Staatsſachen irgend etwas ohne ſeine Beiſtimmung geſchah und arbeitete täglich mit ſeinen Miniſtern. In ſeinem ganzen Benehmen zeigte er eine Haltung und Würde, die ihm dann noch Ehrfurcht erzwang, als das Glück ihn verlaſſen, und die Schwächen des Alters ſich eingeſtellt hatten. Durch Stolz und Herablaſſung, durch Ernſt und Freundlichkeit, durch Härte und Belohnungen wußte er zu erſchrecken und zu gewinnen. Seine Blicke, ſeine Worte, ſein Lächeln hatte er in ſeiner Gewalt; ſelten überließ er ſich dem Zorne; aufmerkſam auf ſich, ſprach er gewöhnlich nichts, als was er wollte und wie er es wollte, in gewählten und gehaltreichen Ausdrücken. Mit wenig Worten und Blicken vermochte er, wie St. Simon ſagt*), Menſchen oft ſo für ſich einzunehmen, daß ſie bereit waren, Gut und Blut, Talente und Ehre, ſelbſt Religion und Gewiſſen für ſeinen Beifall hinzuopfern.

---

*) St. Simon, Oeuvres complettes pour servir à l'histoire des cours de Louis XIV., de la Regence et de Louis XV. à Strasbourg 1791. Tom. I. pag. 101.

So glänzend, als ſeine Perſönlichkeit, war auch, eine lange Reihe von Jahren hindurch, ſeine Regierung. Denn ſo lange Colbert, ein wahrhaft großer Mann *), ſie leitete, erhob ſich Frankreich zu einer glän-

---

*) Jean Baptiſte Colbert, geboren zu Rheims 1619, zeigte ſeit ſeinen Jünglingsjahren bei frühreifenden Talenten eine lebendige Vorliebe für Handel, Fabrik- und Finanzweſen. Nach verſchiedenen Bildungsreiſen trat er (1648) bei dem Staatsſecretair Le Tellier in Dienſte und wurde durch dieſen mit dem Miniſter Mazarin bekannt, der ſeinen Werth erkannte und ſeine Erhebung beförderte. Noch in ſeinen letzten Augenblicken ſagte Mazarin zu Ludwig XIV.: „Ich bin Ew. Majeſtät alles ſchuldig; aber einen Theil meiner Schuld glaube ich abzutragen, indem ich Ihnen Colbert zuführe." — Von dieſer Zeit an (1661) bis zu ſeinem Tode (1683) leitete Colbert die Angelegenheiten Frankreichs, jedoch nur unter dem Titel: „General-Controleur der Finanzen," und ſo, daß er den Anſchein zu erhalten wußte, als ging alles, was er that, vom Könige aus. Und Ludwig XIV. erkannte die Größe ſeiner Verdienſte, überhäufte ihn mit Gunſtbezeigungen und ſchützte ihn wider die Angriffe des Neides und Haſſes. Ruhig ſtarb Colbert im 64. Jahre ſeines Alters, 1683. — Man ſehe Colberts Verdienſte um die Staatsverwaltung Ludwigs XIV., meiſt nach der Preisſchrift des Herrn Necker, der Colbert'n zum Vorbild nahm, in Schillers Allg. Samml. hiſtor. Memoiren 2. Abth. 25. Bd, S. V — XLIV. — Sehr wahr ſagt Johannes von Müller (Allg. Geſch. Th. III, S. 181): „Man muß Colbert nicht bloß nach dem beurtheilen, was er war und nach damaliger Entwickelung ſtaatswirthſchaftlicher Begriffe ſeyn konnte, ſondern auch nach dem, was er unter einem

glänzenden Höhe des Wohlſtandes. Statt der Zerrüttung des Innern, die Mazarin aus Sorgloſigkeit, oder aus Herrſchſucht und Habgier veranlaßt hatte, herrſchte nun Ordnung und Unterwürfigkeit, die Bevölkerung und Bebauung des Bodens nahm zu, Gewerbthätigkeit, Handel und Seeweſen, Künſte und Wiſſenſchaften kamen empor; ein Zeitalter des Auguſtus entſtand, und Ludwig XIV. erndtete das Lob, wie Voltaire ſagt *), daß er bis zum ryswicker Frieden ſeinem Reiche mehr Gutes that, als zwanzig ſeiner Vorgänger. — Und welche furchtbare Kraft entfaltete damals Frankreich nach auſſen hin! Ums Jahr 1688 hatte er, nach Voltaire's (Th. II. S. 24) Angabe, ein Heer, das, die Seetruppen mitgerechnet, 450,000 Mann betrug; und wenn vor ihm oft eine einzige Macht, wie England, Spanien oder Oeſtreich, den Franzoſen Schrecken eingejagt hatte, ſo kämpfte er gegen dieſe drei Mächte zuſammen und noch dazu gegen Holland, das deutſche Reich und einen Theil von Italien, und man fühlte, wie ſehr er zu fürchten war.

Zu dieſem Glanze ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Regierung kam endlich auch der Glanz ſeines Hofes. Dieſer Hof, an welchem alles, was ſchön und glänzend

---

einem deſpotiſchen und verſchwenderiſchen Herrn ſeyn konnte: er durfte oft nicht auf die beßte, er mußte auf die ſchnellſte Manier denken, dem Hofe und Heere unermeßliche Summen zu verſchaffen.

*) **Voltaire**, le Siècle de Louis XIV. à Francfort 1753. Tom. III p. 30

zend hieß, oder was die Phantaſie aufregen und beſchäftigen, oder was zur Verherrlichung des Königs und ſeines Reiches dienen konnte, vereinigt war, erſchien als der Schauplatz der prunkendſten und geſchmackvollſten Feſte, als der Mittelpunkt der abgeſchliffenſten Feinheiten und Artigkeiten, als ein Muſterbild für alle europäiſche Höfe. Denn wie damals die franzöſiſche Sprache die Sprache aller Gebildeten und, ſtatt der lateiniſchen, die Sprache für Staatsunterhandlungen wurde, ſo wurde auch die Hofhaltung Ludwigs XIV. ein vorleuchtendes Beiſpiel für alle europäiſche Höfe.

Aber dieſer Lichtſeite der Perſönlichkeit, Regierung und Hofhaltung Ludwigs XIV. ſteht eine widerliche Schattenſeite entgegen, und eben er, den die Schmeichelei „den Beglücker Frankreichs, den Herrn von Krieg und Frieden, den Ausſpender von Kronen, den Zuchtmeiſter der Nationen, den Eroberer, den Einzig-Großen und Herrlichen, den Unſterblichen nannte“ *), kann mit vollem Rechte als ein Schreckbild der Glanz- und Herrſchſucht betrachtet werden.

Bei aller Majeſtät, die ihn äuſſerlich umgab, fehlte es ſeinem Innern an ſittlicher Würde. Er war der Wolluſt, Prachtliebe, Ruhmgier hingegeben, überhaupt der ausſchweifendſten Selbſtſucht, die vornehmlich als Streben nach grenzenloſer Herrſchaft und Größe in ihm hervortrat. Schon von früher Jugend an war er hierzu

ge-

---

*) St. Simon. Tom. I. pag. 98.

geneigt. Als er, ſechzehn Jahre alt, hörte (1654), das ſich das Parlament verſammelt hätte, um wegen einiger königlichen Edicte Vorſtellungen zu machen, reiſete er auf der Stelle in Jagdkleidern von Vincennes nach Paris, trat mit Stiefeln und Sporen, die Reitgerte in der Hand, in die Verſammlung und verbot mit drohendem Ernſte alle Berathſchlagungen über ſeine Befehle. — Dieſer Hang zum Despotismus, genährt durch Schmeicheleien, wuchs mit den Jahren. Ueberall, im Staate wie am Hofe, wollte er unumſchränkt ſeyn, nichts ſollte ohne ſeinen Willen geſchehen, alles vor ſeinem Willen ſich beugen. Er glaubte, was ſeine Höflinge ihm einredeten, daß er Gut und Blut ſeiner Unterthanen zu ſeiner Größe verwenden konnte, und gab einſt einem Parlamentspräſidenten, der ihm wegen drückender Auflagen Vorſtellungen machen wollte und dieſe damit anfing: „der Staat, Sire....“, ſchnell einfallend die Antwort: „der Staat, das bin ich!“ — Das Volk galt ihm nichts, er ſich alles, und von ſich ſelbſt hegte er die ausſchweifendſten Meinungen. Er hielt ſich für ein auſſerordentliches Weſen, forderte daher Verehrung und Unterwürfigkeit, nahm die ausgelaſſenſten Schmeicheleien willig auf und vertheilte, um auch im Auslande gelobt zu werden, Geſchenke und Jahrgehalte an Gelehrte in Italien, Holland und Deutſchland. Aeuſſerungen der Bewunderung und ein furchtſames, kriechendes Betragen waren die Mittel ihm zu gefallen. Größe und Verdienſtlichkeit ſeiner Unterthanen war ihm nur in ſo fern lieb, als ſie ſeinen Ruhm vermehrte, oder als ein Nachbild ſeiner Größe erſchien. Denn alles Große und Verdienſtliche ſollte von ihm ausfließen, und die Welt ſollte glauben, daß, was Herrliches in Frankreich geſchehe, von ihm herkomme. Er hütete ſich daher, als die großen Miniſter und Generale, die ihm in früheren Jahren trefflich gedient hatten, mit Tode abgegangen waren, ſolche, die jenen an Geiſt und Verdienſt gleichkommen oder ſeine Eiferſucht reizen konnten, an deren Stelle zu ſetzen: er wählte nur mittelmäßige Köpfe zu wichtigen Stellen, und ſie waren ihm um ſo lieber, je bereitwilliger ſie ſich zeigten, ſich von ihm unterrichten oder bilden zu laſſen.*). Hatte er gegen irgend jemand ein Vorurtheil gefaßt, ſo ließ er ſich äuſſerſt ſelten davon abbringen **). Und doch erreichte er ſeine Abſicht nicht! Während er ſich unbeſchränkt und unabhängig wähnte, wurde er geleitet von denen, die ſeine Schwächen zu benutzen wußten; während er glaubte, alles nach ſeinem Willen einzurichten, galt ſein Wille, als er alt und ſchwach geworden war, nur in den wenigen Fällen, wenn er mit den Planen ſeiner Buhlerinnen, Miniſter und Prieſter übereinſtimmte. Eben daher kam es, daß, obſchon er von Natur nicht bösartig war, das Aergſte und Abſcheulichſte unter ihm geſchehen konnte. — Auch ſein Hof, anfangs von den glänzendſten Freuden und Feſten belebt, bekam, ſeitdem er durch Alter und Ausſchweifungen der Zerſtreuungen und Ueppigkeiten müde war und von der Frau von Maintenon geleitet wurde, ein düſteres Anſehn. Die Feſte hörten auf, Frömmelei herrſchte als Mode, Langweile ſtellte ſich ein, Heuchelei, Ränke, Verfolgungen und Giftmiſcherei ſchlugen ihren Sitz auf, und ſchändlich wurden oft die achtungswürdigſten Männer gemißhandelt *). — Und wie ſehr litt endlich der ganze Staat in den letzten Zeiten ſeiner Regierung, als er Schwächlinge oder Unfähige zu Miniſtern und Feldherrn wählte und, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, von der Frau von Maintenon und ſeinen jeſuitiſchen Beichtvätern, erſt La Chaiſe, dann (ſeit 1709) Le Tellier geleitet wurde. Nun wurden Fehler auf Fehler begangen, die der König kaum ahnete; das friſche, thätige Leben, das Colbert angeregt hatte, verſchwand; Verwirrungen und Unordnungen traten hervor, die Finanzen geriethen in Zerrüttung, eine

---

*) St. Simon, Tom. 1, pag. 88 ff.

**) St. Simon, Tom. 1, pag. 114. — Es wurde dem Könige auch Paris zuwider, weil er als Kind, in dem Kriege mit der Fronde, aus dieſer Hauptſtadt des Reichs hatte flüchten müſſen, und dieſer Widerwille gegen Paris koſtete dem Königreiche die vierzig Millionen Livres, die zum Aufbau des prächtigen Verſailles (es wurde 1687 vollendet) verwendet wurden. — ſ. Duclos, Geheime Memoires aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Berlin 1792. Th. 1, S. 51.

---

*) Am deutlichſten erſieht man dieß aus den ſchon angeführten Denkwürdigkeiten des Herrn von St. Simon und aus den Briefen der zweiten Gemahlin des Herzogs Philipp I. von Orleans, Charlotte Eliſabeth, geb. Prinzeſſin von der Pfalz, an die Prinzeſſin Karoline von Ansbach. Straßburg 1789.

eine Schuldenlaſt von drittehalb tauſend Millionen Livres entſtand, und das Volk ſeufzte unter den härteſten Bedrückungen. „Sündlich wäre es“, ſagt Duclos (I. 137), „die Gräuel des Despotismus zu beſchönigen, die Ludwig übte und zuließ“. Ja er ſelbſt fühlte ſich am Ende ſeines Lebens zu dem Bekenntniſſe und Wunſche gedrungen, daß ſein Nachfolger anders, als er, regieren möchte.

Als das Schrecklichſte in der Schattenſeite ſeiner Regierung ſind die Verfolgungen der Hugenotten und die Verwüſtungen der Pfalz zu betrachten, und von beiden Ereigniſſen muß hier um ſo mehr geredet werden, je mehr deren Erörterung zur Schilderung Ludwigs und ſeiner Regierung beiträgt.

Seit dem Edicte von Nantes, das Heinrich IV. zur Beruhigung ſeiner ehemaligen Glaubensgenoſſen gegeben hatte *), war die Religionsfreiheit der Hugenotten unangefochten geblieben; ſelbſt Richelieu, obſchon er die Hugenotten entwaffnete, oder, um ſie der Krone zu unterwerfen, ihrer feſten Plätze beraubte, hatte ſelbige nicht angetaſtet. Erſt Ludwig XIV. entriß ſie ihnen, ohne allen rechtlichen Grund und unter ſchrecklichen Gewaltſtreichen. — Er ſelbſt, in der Unwiſſenheit aufgewachſen und blindlings glaubend, was ſeine

---

*) 13. Apr. 1598. — S. hiſtor. Bilderſaal V. Bd., 1. Th. S. 344.

ſeine Pfaffen ihm vorſagten, kannte nicht das Eigenthümliche der Hugenotten, nicht ihre Abweichungen vom katholiſchen Glauben; aber zuwider war ihm ihr Seyn und Weſen, wie jedes Streben nach Freiheit und jede Abweichung von ſeiner Denkart. Um ſo leichter ließ er ſich alſo von ſeinem Beichtvater La Chaiſe, von ſeinem Kanzler Le Tellier, deſſen Sohn dem Miniſter Louvois und von ſeiner damaligen Geliebten, der Frau von Maintenon, die ſelbſt früherhin Hugenottin geweſen war, zur Ausrottung derſelben bereden. Mochte auch Colbert, ſo lange er lebte (aber er ſtarb ſchon im Jahre 1683), die Hugenotten als gewerbfleißige und nützlichthätige Unterthanen in Schutz nehmen: jene Vertrauten wußten die ſchwachen Seiten des Königs zu faſſen und dadurch ihre Abſichten durchzuſetzen. Sie ſchilderten ihm die Ausrottung der Hugenotten als einen Sieg der wahren Religion über die Ketzerei, durch den er ſeine Sünden abbüßen und die ewige Seligkeit erhalten könne; ſie ſtellten ihm vor, daß es eines großen Königs würdig ſey, Unterwerfung der Gewiſſen und Einheit des Glaubens unter ſeinem Volke zu erzwingen; ſie redeten ihm ein, daß er dadurch ſeinen Thron ſichern und ein Unternehmen ausführen werde, das ſeinen Vorfahren nicht gelungen wäre: — und der ruhmſüchtige und frömmelnde König wurde durch ſolche Vorſpiegelungen zur Ausrottung der Hugenotten entflammt. Schon im Jahre 1681 wurde da-

damit begonnen, daß man den Hugenotten Kirchen entriß, ihnen die Ehe mit Katholiken verbot, Kinder ihnen wegnahm, ſie von allen Pachtungen und Zünften, von Hof- und Staatsſtellen verdrängte, Prieſter ausſchickte, ſie zu bekehren, ja auch durch Beſtechungen ſie von ihrem Glauben abzuwenden ſuchte. Als ſie dann auf Auswanderungen ſannen und von Seiten Englands, Dänemarks und Hollands Einladungen erhielten, wurde das Auswandern bei Galeerenſtrafe ihnen verboten, und die Härte gegen ſie verdoppelt. Verzweifelung trieb ſie in einigen Gegenden zum Widerſtande; aber ſie wurden leicht bezwungen und grauſam beſtraft: mehr als 50,000 derſelben wurden durch Scheiterhaufen, Rad und Galgen hingerichtet, als nach Colberts Tode der unmenſchliche Louvois an die Spitze der Staatsgeſchäfte gekommen war. Seit dem Ende des Jahres 1684 wurden in alle Städte und Schlöſſer der Proteſtanten Truppen abgeſendet, die das vollenden ſollten, was man mit Beſtechungen und Miſſionen begonnen hatte. Und nun blieb kein Stand, kein Alter, kein Verdienſt und keine Tugend verſchont; wer von den Hugenotten durch die vorausgeſendeten Prieſter und Provinzaufſeher zur Abſchwörung ſeines Glaubens ſich nicht bewegen ließ, wurde aufs wildeſte gemißhandelt; und damit keiner entfliehen möchte, wurden die Grenzen ſo ſtreng als möglich bewacht und innerhalb derſelben gleichſam Treibjagden gegen die Hugenotten veranſtaltet und deren Wohnungen und Fluren verwüſtet *). Als nun durch ſolches Verfahren mehr als eine Million gezwungen worden war, zur katholiſchen Kirche ſich zu bekennen, oder die Meſſe zu hören und das heilige Abendmahl nach katholiſcher Weiſe zu genießen, und Ludwig von allen Seiten her die Nachricht erhielt (Biſchöfe und Provinzaufſeher ſuchten ſich dadurch bei ihm einzuſchmeicheln), daß allerwärts Bekehrungen erfolgt wären, und daß es nur noch wenige Hugenotten gäbe: ſo erfolgte am 22. Oct. 1685 die Aufhebung des Edicts von Nantes. Hiermit ſollte, wie man meinte, die Vereinigung der noch übrigen Hugenotten mit der katholiſchen Kirche, und ſo das völlige Erlöſchen der verhaßten Partei bewirkt werden. Aber man hatte ſich verrechnet! Viele von denen, die durch Drohungen und Martern zur katholiſchen Kirche getrieben worden waren, blieben ihrem calviniſtiſchen Glauben in der Stille zugethan; noch mehrere ließen ſich von demſelben nicht abbringen, ſetzten heimlich ihre Verſammlungen fort und erregten während des ſpaniſchen Succeſſionskrieges in den cevenniſchen Gebirgen (1703), unter dem Namen Camiſards, einen Aufſtand, den Ludwig nicht mit Waffengewalt, ſondern nur durch Nachgiebigkeit beſeitigen konnte (1704). Und wie groß war endlich die Zahl derer, die Frankreich verließen,

und

---

*) Da hierbei vornehmlich die Dragoner die ärgſten Ausſchweifungen begingen, ſo hat man dieſe Soldatenſendungen „Dragonaden" genannt.

und ihren Gewerbfleiß, Handel und Reichthum dem Auslande zuführten! Denn trotz der harten Verordnungen gegen das Auswandern, und trotz der ſorgfältigſten Bewachung der Grenzen, flohen mehr als 500,000 Hugenotten aus Frankreich und ließen ſich in Holland, Deutſchland und England nieder. In Holland bildete der Prinz von Oranien, nachmals König von England, Wilhelm III., ganze Regimenter von franzöſiſchen Ausgewanderten; in Deutſchland füllten ſich viele Städte mit ihnen an; und beide Länder, ſo wie England, gewannen durch ſie, was Frankreich mit ihnen an Bevölkerung, Gewerbthätigkeit und Wohlhabenheit verlor. Nur Jeſuiten konnten auf ihren Kanzeln den König ſelig preiſen, der durch ſeine Bekehrungen den Apoſteln gleich gekommen ſey! Wer unbefangen urtheilte, mußte ſein Verfahren gegen die Hugenotten als eine Verblendung gegen die Wohlfahrt des Reiches, als einen Frevel des Deſpotiſmus und Fanatiſmus betrachten.

Eben ſo ſchrecklich als dieſe Verfolgungen der Hugenotten ſind die Gräuelthaten in der Pfalz. — Unter den nichtigſten Vorwänden ließ Ludwig ſeit dem Ende des Septembers 1688 das deutſche Reich überfallen, verleitet vom eignen Uebermuthe und von den Eingebungen ſeines Miniſters Louvois, den wiederum die widrigſten Antriebe in Bewegung ſetzten. Als der König, erzählt man *), das Schloß zu Trianon neu

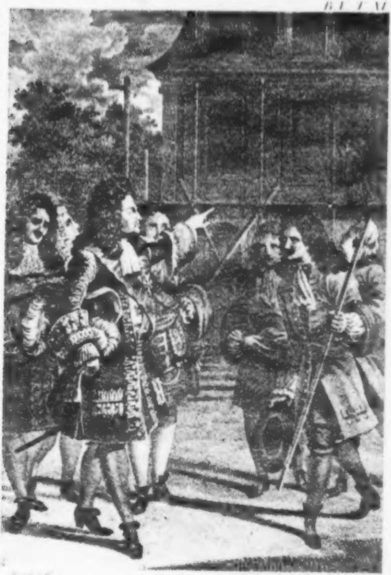
---

*) St. Simon, Tom I. pag. 22, und nach ihm Duclos, Th. S. 141.

aufbauen ließ, bemerkte er, daß eines von den Fenſtern ſchmäler oder kleiner war, als die anderen. Louvois, der die Aufſicht über dieſen Bau führte, behauptete das Gegentheil und ſo hartnäckig, daß Ludwig das Fenſter ausmeſſen ließ, und dem ſtolzen Miniſter, nach überwieſenem Unrecht, im Beiſeyn vieler Hofleute und Arbeiter harte Worte ſagte *). Hierüber tief ergrimmt, rief Louvois, als er nach Hauſe gekommen war, im Kreiſe ſeiner Freunde: „Es iſt aus; ich bin mit dem Könige zerfallen! Mich ſo zu behandeln wegen eines Fenſters! Es bleibt mir kein Ausweg als ein Krieg: der wird ihn beſchäftigen, von dem Bauweſen abhalten und mich ihm nöthig machen. Und bei Gott, er ſoll ihn haben!“ — Gleich darauf ſchürte er den Krieg in Deutſchland an, den er — unter dem Vorwande, die deutſchen Fürſten durch Schreckniſſe zurückzuſcheuchen und, wenn ſie die Waffen gegen Frankreich ergriffen, aller Waffenplätze und Unterhaltsmittel zu berauben, in der That aber um ihn je wüthiger deſto langwieriger und ſich dadurch deſto unentbehrlicher zu machen — im Namen des Königs mit dem Befehle eröffnete (im Oct. 1688), daß die ganze Pfalz an beiden Ufern des Rheins bis zu den Thoren von Mainz verwüſtet werden ſollte. Und dieſer ſchreckliche Befehl wurde von den franzöſiſchen Soldaten, die des Königs und Miniſters frecher Uebermuth angeſteckt zu haben ſchien, unter Anführung des Generals Melac mit

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XI.



Ludwig XIV im Louvre

mit ſchrecklicher Grauſamkeit vollzogen. Alle Städte, Flecken und Dörfer von Pforzheim bis hinab nach Oppenheim, zuſammen an 1200 Ortſchaften, wurden ausgeplündert und eingeäſchert, die aufblühenden Saaten abgemähet, die Weinberge verwüſtet, und die Vorräthe an Getraide und Wein zerſtreut und zerſtört. Die Einwohner, die nie den Franzoſen etwas zu Leide gethan, vielmehr an Geld und Lebensmitteln dargereicht hatten, was nur von ihnen gefordert worden war, wurden ihrer Habe, wie ihrer Wohnungen, beraubt und, ſchändlich gemißhandelt, auf das franzöſiſche Gebiet hingetrieben. Nichts Heiliges blieb unverletzt, keine fromme Scheu in Ehren; ſelbſt die Gräber wurden durchwühlt, die Leichen ihres Schmuckes beraubt, geweihete Hoſtien umher geworfen, Crucifixe und Heiligenbilder zertrümmert und auf Kanzeln Schändlichkeiten getrieben *).

Am ſchrecklichſten war bei dieſem Wüthen das Schickſal der blühenden Städte Heidelberg, Manheim, Speier und Worms. — Zu Heidelberg wurde am 2. März 1689, nachdem bereits die ganze Umgegend verwüſtet worden war, zuerſt das kurfürſtliche Schloß völlig ausgeplündert, durch Feuer verheert und theilweiſe, ſamt der Neckarbrücke, geſprengt; dann die Stadt an mehreren Orten zugleich angeſteckt. Doch verbrannten nicht viel über dreißig Privathäuſer, weil der

---

*) Am ausführlichſten beſchreibt dieſe Schändlichkeiten das Theatrum Europaeum. Tom. XIII. pag. 635 – 640

der franzöſiſche Befehlshaber de Teſſe, gerührt durch das Leiden und Wehklagen der Einwohner, ihnen rieth, in ihren Häuſern naſſes Stroh anzuzünden, damit, durch deſſen Qualm irregeleitet, die zur Brandſtiftung befehligten Soldaten glauben ſollten, daß dieſe Häuſer ſchon in Brand geſetzt worden wären. — In Manheim, wohin ſich die franzöſiſchen Truppen aus Heidelberg gewendet hatten, wurde am 3. März 1689 bekannt gemacht, daß alle Gebäude niedergeriſſen werden ſollten. Zwei Tage darauf (am 5. März) geſchah hiermit der Anfang. Da aber das Niederreißen der Häuſer den Soldaten zu langweilig wurde, ſo ſchritt man zum Abbrennen derſelben, und bald war die ganze ſchöne Stadt in einen Schutthaufen verwandelt. Ein Theil der Einwohner hatte ſich über die Neckarbrücke geflüchtet; aber bald wurde auch dieſe zerſtört, und die Zurückgebliebenen mußten, beraubt ihrer Habe und ohne zu wiſſen wohin, die Trümmer ihrer Stadt verlaſſen. — Als dann bei Annäherung deutſcher Truppen die Franzoſen weiter rückten, traf ein eben ſo ſchreckliches Schickſal die Reichsſtädte Speier und Worms. Nachdem beide den ganzen Winter hindurch, unter wiederholten Zuſicherungen ihrer Erhaltung, die ärgſten Quälereien und Beſchränkungen geduldig ertragen hatten, wurde ihnen am 23. Mai 1689 angekündigt, daß alle Einwohner ohne Unterſchied die Stadt räumen, aber nicht über den Rhein gehen, ſondern im franzöſiſchen Gebiete ſich niederlaſſen ſollten.

Vergebens war alles Bitten und Flehen: ſie mußten auswandern, und die Habe, die ſie mit ſich nahmen und die ſie zurückließen, ihren Peinigern überlaſſen. Darauf wurden am Pfingſtdienſtage (31. Mai) beide Städte durch Feuer und auf andre Art zerſtört, daſelbſt Keller und Gewölbe aufgebrochen und alle Vorräthe, die ſich in ihnen fanden, geraubt. Ja zu Speier wurden auch die Gräber erbrochen und die Leichen ihrer Koſtbarkeiten entkleidet und auf offenen Plätzen umhergeworfen.

Nie war von den roheſten Barbaren größeres Elend angerichtet worden, als von dieſen Soldaten des allerchriſtlichſten Königs, von Soldaten, die zu einem Volke gehörten, das ſich das gebildeteſte nannte. Und wenn ſchon nicht behauptet werden kann, daß Ludwig dieſe Mordbrennereien angeordnet habe, ja vielmehr eingeſtanden werden muß, daß ſie ſeinem Character zuwider waren, und daß der Barbar Louvois, als er auch Trier zerſtören wollte, bei ihm in Ungnade fiel: ſo trifft ihn doch der Vorwurf, daß ſie in ſeinem Namen und unter ſeiner Regierung verübt wurden, und daß er nichts that, um ſie zu verhüten und zu vergütigen *).

Die

---

*) Selbſt Voltaire (le Siècle de Louis XIV. Tome II. p. 22) ſagt: Louvois avait en effet donné ces conseils; mais Louis avait été le maître de ne les pas suivre.

Die letzten Jahre Ludwigs waren ſo trübſelig, als glänzend der Anfang ſeiner Regierung geweſen war, — nicht anders als ſollte er, der den frechſten Stolz und Uebermuth bewieſen hatte, durch die Hand der Allmacht an ſeine Abhängigkeit von ihr erinnert werden, und in den Schreckniſſen, die ſie über ihn verhängte, die Schreckniſſe abbüßen, die er über viele Tauſende gebracht hatte.

Unfälle auf Unfälle trafen ihn in den Zeiten des ſpaniſchen Erbfolgekriegs: ſeine Truppen wurden aus Italien und den Niederlanden getrieben, die ſeiner Feinde drangen in Frankreich ein, ſein ganzes Reich gerieth an den Abgrund des Verderbens; er mußte um Frieden bitten, und ſein Stolz fühlte ſich tief gekränkt durch die Forderungen und Zumuthungen, die von aufgeblähten Feinden an ihn ergingen. Als er dann durch die ehrenwerthe Standhaftigkeit, mit der er den ſchimpflichen Antrag, den eignen Enkel mit den eignen Truppen vom ſpaniſchen Throne zu verſtoßen, zurückgewieſen hatte, und durch die wichtigen Veränderungen, die an den Höfen zu Wien und London eingetreten waren, der drohenden Gefahr entgangen und zu einem annehmlichen Frieden gelangt war: ſo wurde er von ſeinem herrſchſüchtigen Beichtvater, dem Jeſuiten Le Tellier, in die Streitigkeiten der Jeſuiten und Janſeniſten verwickelt, die die Ruhe ſeines Reiches, ſeines Hofes und ſeines Herzens erſchütterten. — Während er ſo von auſſen beſtürmt wurde, trafen ihn auch häusliche Leiden:

er ſahe an ſeiner Seite eine blühende Nachkommenſchaft hinſterben; im Jahre 1711 am 14. Apr. ſtarb ihm der einzige Sohn aus rechtmäßiger Ehe in einem Alter von faſt funfzig Jahren; im Jahre 1712 am 12. Febr. die heitere und gutmüthige Dauphine, Marie Adelheide, geb. Prinzeſſin von Savoyen; am 18. Febr. deren Gemahl, der zweite Dauphin, Herzog von Burgund, ein liebenswürdiger Prinz, deſſen edle Grundſätze herrliche Hoffnungen erregten *), und am 8. März der Sohn dieſer beiden, der dritte Dauphin, in einem Alter

---

*) Von ihm ſagt Voltaire (le Siècle de Louis XIV, Tom. II, p. 335): la France attendait du Duc de Bourgogne un gouvernement tel, que les Sages de l'antiquité en imaginèrent; — und [illegible] verbürgen folgende Grundſätze beweiſen, die Duclos (Th. 1, S. 61) anführt, und in denen man den jüngern Fénelon erkennt. „Die Könige ſind für die Unterthanen gemacht, nicht die Unterthanen für die Könige". — „Könige müſſen mit Mäßigkeit ſtrafen, weil ſie Hüter der Geſetze ſind, Belohnungen ertheilen, weil dieſe Schulden ſind, nie Geſchenke machen, weil ihnen nichts eigen gehört und ſie nur auf Koſten des Volkes verſchenken können". — „Dem Volke iſt das Nothdürftigſte nur dann geſichert, wenn der Fürſt ſich das Ueberflüſſige verſagt". — Man erſtaunt, ſolche Grundſätze am Hofe Ludwigs XIV. zu finden, und noch mehr, wenn man vernimmt, welche Rathſchläge dem Könige ſelbſt von ſeinem Beichtvater ertheilt wurden. [illegible] erzählt St. Simon, Tom. IV, pag. 171 f.): während des Unglücks im ſpaniſchen Erbfolgekriege ſei ſeinem Rathgeben auf den Gedanken eingekommen worden wär, einen Zehnten von allem Eigenthum jeder Gemeinheit und jeder Privatperſon zu erheben, und ihn das Gewiſſen quälte, ob er das Eigenthum ſeiner Unterthanen an ſich ziehen dürfe; da gab ihm ſein Beichtvater, der Jeſuit Le Tellier, den Beſcheid, „daß alles Eigenthum der Franzoſen Eigenthum des Königs ſei, und daß, wenn er es nähme, er nur das nehme, was ihm gehöre".

ter von ſechs Jahren; dann im Jahre 1714 am 4. Mai der Herzog von Berry, dritter Sohn des erſten Dauphins. Von allen rechtmäßigen Nachkommen blieb dem ergrauten Könige nur ein Urenkel, ein Kind von fünf Jahren. Vermehrt wurde das Schmerzliche ſo vieler Todesfälle durch den Verdacht, daß ſie durch Giftmiſcherei herbei geführt worden wären, und das Gerücht nannte (wahrſcheinlich mit Unrecht) den Neffen des Königs, den Herzog von Orleans, als den Urheber derſelben. Namentlich war dieß der Fall, als der zweite Dauphin und deſſen Gemahlin geſtorben waren. Von dem an ergriff den König der tiefſte Schmerz; er fühlte ſich von denen verlaſſen, die er am meiſten geliebt hatte, fürchtete, wie ſie vergiftet zu werden, und fand keinen Troſt in der Frömmelei. Vergebens ſuchte man ihn durch Concerte, Schauſpiele und Erinnerungen an ſeine vorige Größe zu erheitern: die Oede, die er fühlte, war nicht auszufüllen; die Freude floh ihn ſelbſt bei dem Genuß der Freude; Langweile lagerte ſich um ihn her. Um Ruhe zu finden, gab er ſich der Frau von Maintenon, ſeinem natürlichen Sohne, dem Herzoge von Maine, dem Zöglinge und Schützlinge der Maintenon, und ſeinem Beichtvater le Tellier völlig hin; aber dieſe verlockten ihn zu thun, was ſie wollten, und er als Unrecht erkannte. Sie redeten ihm ein, die Janſeniſten unter Mitwirkung des Pabſtes zu unterdrücken (1714), dann ſeine unehelichen Söhne den Prinzen vom Geblüte gleichzuſtellen und ihnen, im Fall des Abſterbens der letztern, den Thron zuzuerkennen (Edict vom 2. Aug. 1714, beſtätigt am 15. Mai 1715); endlich ein Teſtament ausfertigen zu laſſen, in welchem dem Herzoge von Maine zum Nachtheile des Herzogs von Orleans die Regentſchaft übertragen wurde. Am 2. Aug. 1714 unterzeichnete er dieß Teſtament, und wenige Tage darauf übergab er es dem Parlamente, doch mit dem Schmerze, daß es ihm abgedrungen wäre, und mit der Ueberzeugung, daß es, wie das Teſtament ſeines Vaters, bald nach ſeinem Tode für ungültig erklärt werden würde.

Unter dieſen Umſtänden mußte ihm der Tod willkommen ſeyn, der ihn im Jahre 1715 abrief. — Schon ſeit dem April d. J. bemerkte man eine auffallende Veränderung ſeines Aeuſſern; aber erſt in der letzten Hälfte des Auguſtmonates deſſelben Jahres überfiel ihn die Krankheit, die ſeinem Leben ein Ende machte. Seine Füße ſchwollen, der kalte Brand zeigte ſich an denſelben, er fühlte ſich nach und nach abſterben; aber er erduldete große Schmerzen mit bewunderungswerther Standhaftigkeit *). Zur Frau von Maintenon ſagte er: „Ich glaubte, ſterben wäre ſchwerer", und zu ſeinen Dienern: „Warum weinet ihr? Habt ihr

---

*) Nach Ausſage der Jeſuiten ſoll die Ruhe und Standhaftigkeit, die Ludwig in ſeinen letzten Augenblicken bewies, daher gerührt haben, daß er ſich auf ſeinem Sterbelager heimlich in den Orden der Jeſuiten aufnehmen ließ. — Man ſehe St. Simon, Tom. IV. pag. 231 f.

ihr mich für unſterblich gehalten?“ *) Ruhig ordnete er mehreres, ſelbſt ſein Leichenbegängniß betreffendes an, empfing die Sacramente der katholiſchen Kirche und nahm Abſchied von dem Herzog von Orleans, den er wegen des Teſtaments und wegen der Regentſchaft zufrieden geſtellt haben ſoll, dann von der Frau von Maintenon, die er dem Schutze des Herzogs von Orleans anempfahl, von ſeinem ganzen Hofe und ſelbſt von dem fünfjährigen Dauphin, den ihm deſſen Erzieherin, Frau von Ventadour, vorhalten mußte. Zu ihm ſprach er die merkwürdigen Worte: „Mein liebes Kind, du wirſt bald König eines großen Reichs ſeyn. Was ich dir am nachdrücklichſten empfehle, iſt, daß du nie vergißt, was du Gott ſchuldig biſt. Erinnere dich immer, daß du ihm alles zu verdanken haſt, was du biſt. — Suche den Frieden mit deinen Nachbarn zu erhalten. Ich habe den Krieg zu ſehr geliebt, ahme mir darin nicht nach, auch nicht in dem übertriebenen Aufwande, den ich gemacht habe. — Hole in allen Dingen Rath ein, und ſuche den beſten zu unterſcheiden und ihm immer zu folgen. — Erleichtere die Lage deines Volkes, ſobald es dir möglich ſeyn wird und thue, was ich unglücklicher Weiſe ſelbſt nicht thun konnte **)“. — Freitags am 30. Aug. verlor er das Be-

---

*) Voltaire, Tom. II, 233.

**) Voltaire, Tom. II, pag. 234. Duclos I, 124. — St. Simon (VI, 2[illegible]) äußert, daß das, was der König dem Dauphin ſagte, nicht ganz treu überliefert worden ſey.

Bewußtſeyn, doch kehrte es auf Augenblicke wieder zurück, und er ließ Sterbegebete anſtimmen und ſprach das Ave Maria. Endlich am 1. Sept. 1715 früh nach acht Uhr ſtarb er, ſieben und ſiebzig Jahre alt, ſanft und ruhig, in ſeinen letzten Augenblicken nur von Bedienten umgeben, die ihm die Augen zudrückten.

Sein Tod wurde höchſtens nur von ſeiner nächſten Dienerſchaft beklagt. Die Höflinge hatten ſich ſchon während ſeiner Krankheit einer neuen Sonne, dem Herzoge von Orleans, zugewendet; ſelbſt die Frau von Maintenon hatte ihn in ſeinen letzten Augenblicken verlaſſen, und das Volk, erbittert über die Laſten und Leiden, die es durch ihn und unter ihm getragen hatte, freute ſich ſeines Endes als des Anfanges beſſerer Zeiten. Als er am 9. Sept. unter dem Zuſtrömen vieler Tauſende zu St. Denys begraben wurde, ſahe man von allen Seiten, noch während der Leichenfeierlichkeiten, das Volk tanzen, ſingen, trinken und ſich einer wilden Freude überlaſſen. — Als tadelnswerther Leichtſinn erſcheint dieſes Betragen des Volkes, aber zugleich auch als ein Todtengericht über Ludwig XIV., der, weit entfernt von volksthümlicher Geſinnung, allen Glanz ſeines Hofes, alle Pracht ſeiner Feſte und Paläſte und allen Ruhm ſeiner Eroberungen mit dem Marke ſeines Volkes erkauft und in den letzten Jahren ſeiner Regierung unſägliches Elend über Frankreich gebracht hatte. Nur wer Liebe geſäet hat, kann Thränen erndten!

II.

Frau von Maintenon.

Neben Ludwig XIV. muß **Frau von Maintenon** genannt werden, merkwürdig durch den tiefgreifenden und langdauernden Einfluß, den ſie auf ihn und ſeine Regierung behauptete, durch den Glanz von Talenten und Heiligkeit, den ſie um ſich verbreitete, und durch den romanhaften Schwung ihres Schickſals, der ſie aus tiefer Niedrigkeit zu glanzvoller Höhe hinführte.

Geboren war ſie unter den armſeligſten Umſtänden, im Gefängniß zu Niort in Poitou, am 27. Nov. 1635. Ihr Vater, Conſtant d'Aubigné, ein hugenottiſcher Edelmann, zwar talentvoll und unternehmend, aber auch wilden Leidenſchaften hingegeben, war wegen ſeines ſtraffälligen Lebens auf königlichen Befehl gefangen geſetzt worden, und ſeine Gemahlin, Johanne de Cardillac, eine gebildete und gutmüthige Frau, der katholiſchen Kirche zugethan, hatte aus Liebe zu ihm freiwillig die Gefangenſchaft mit ihm getheilt. Nach wieder erlangter Freiheit zog er mit ſeiner Familie (1639) auf die Inſel Martinique. Dort glaubte er ſich erheben zu können, und war auch anfangs daſelbſt glücklich; bald aber verſcherzte er ſein Glück durch Ausſchweifungen und ſtarb in Schulden (1646). Nach ſeinem Tode ging ſeine Witwe nach Frankreich zurück, um einige von den Gütern ihres verſtorbenen Schwiegervaters für ihre Kinder zu retten. Auf ſolche Art kam Franziska d'Aubigné (dieß war der eigentliche Name der Frau von Maintenon) aus dem Gefängniß, in welchem ſie geboren war, als vierjähriges Kind nach Amerika und als eilfjähriges von Amerika nach Frankreich zurück. Hier konnte ihre Mutter, wegen der ehemaligen Güter ihres Schwiegervaters in Prozeſſe verwickelt, dadurch öfters nach Paris hingezogen und kaum im Stande, durch Handarbeiten den eigenen Unterhalt zu gewinnen, nur wenig für ſie ſorgen: auch ſtarb dieſelbe ſchon im Jahre 1649. — Franziska bedurfte alſo des Schutzes ihrer Verwandten, die zu Rochelle und Niort wohnten, und fand zuerſt ein Unterkommen bei ihres Vaters Schweſter, Frau von Vilette, dann bei einer andern Verwandten, Frau von Neuillant. Aber wie jene, eine Hugenottin, ſie in der calviniſtiſchen Lehre zu befeſtigen ſuchte, ſo ſuchte dieſe, eine eifrige Katholikin, ſie der katholiſchen Kirche zuzuführen. Und das gelang! Im Kloſter der Urſulinerinnen zu Niort trat ſie von dem calviniſtiſchen Glauben, in dem ſie getauft und erzogen war, zu dem katholiſchen über. Gleichwohl mußte ſie durch die Liebloſigkeit der Frau von Neuillant viel Kränkendes und Demüthigendes erdulden, ja oft die niedrigſten Mägdedienſte verrichten. Was allein ihre damalige Lage verſüßte und für ihr ferneres Leben von großer Wichtigkeit wurde, war, daß ſie mit Frau von Neuillant von Zeit zu Zeit nach Paris und daſelbſt zu dem heitern Dichter **Scarron** kam, deſſen Haus damals ein Sammelplatz ſehr angeſehener und, auf Bildung Anſpruch machender Männer, war. Hiermit trat ſie in die große Welt ein, die Reize ihrer aufblühenden Schönheit und Talente fanden Bewunderung, und ſie gelangte zu der Geiſtesbildung, die nachmals ſie auszeichnete, und zu den Bekanntſchaften, die ihr Emporkommen vorbereiteten. **Scarron** ſelbſt wurde von ihrer Liebenswürdigkeit und Bedrängniß ſo ergriffen, daß er ihr ſeine Hand bot. Sie nahm ſein Anerbieten an und wurde (1653) in der Blüthe ihrer Schönheit und Jugend (ſie war damals achtzehn Jahre) die Gattin eines Dichters, der über vierzig Jahre alt, mißgeſtaltig und gichtbrüchig war und nichts beſaß, als eine ſtets heitere Laune, einen geringen Ertrag von ſeinen Schriften und einen Gnadengehalt, den ihm der damalige Oberaufſeher der Finanzen reichte. Gleichwohl gelten die Jahre dieſer Ehe für die glücklichſten ihres Lebens. Die Heiterkeit ihres Gemahls ſtimmte auch ſie zur Heiterkeit, ſie hatte Vertrauen zu Andern und zu ſich ſelbſt, ſie ſahe ſich von vielen geachtet und geliebt, und fühlte ſich geehrt durch den Ruf einer auſſerordentlichen Frau, die in vorwurfsfreier Aufführung ihren Ruhm ſuche. Schon im Jahre 1660 ſtarb ihr Gemahl, und ſie gerieth bei den Schulden, die er hinterließ, aufs neue in Noth. Doch ihre Freunde und Anbeter verließen ſie nicht, ſondern verſchafften ihr Unterſtützungen, die ſie jedoch nur ſelten annahm, um ihren Ruf zu erhalten. Aus eben dieſem Grunde zog ſie erſt zu den Urſulinerinnen in der Jacobsſtraße, dann zu den Hospitaliterinnen in der Vorſtadt St. Marceau. Doch beſuchte ſie auch das Haus des Marſchalls d'Albert, der ſie zärtlich liebte, und fand dadurch Gelegenheit, mit den vornehmſten Herren und Frauen bekannt zu werden.

Am wichtigſten wurde ihr hier die Bekanntſchaft mit der Frau von Montespan, der damaligen Buhlerin des Königs, die, ohne es zu ahnen und zu wollen, ihre Erhebung herbeiführte. Denn hingeriſſen von dem geiſtreichen und anmuthig-beſcheidnen Betragen der Witwe Scarron, beredete die Frau von Montespan den König, erſt (1666) einen Gnadengehalt von 2000 Livres derſelben zu verwilligen, dann (1669) die Kinder, die ſie dem Könige gebar, ebenderſelben zur Erziehung zu übergeben. Hierdurch wurde die Witwe Scarron dem Könige bekannt. Doch mißfiel ſie ihm damals wegen ihres Strebens, ihre Weisheit und Tugend geltend zu machen. Er nannte ſie eine „Precieuſe“ oder „Pedantin“, und ſie mußte ſich, wenn er ſie bei der Frau von Montespan traf, entfernen. Erſt als er ſahe, mit welcher Sorgfalt ſie ſeine und der Montespan Kinder erzog, als er die Briefe las, die ſie als Führerin eines derſelben, des Herzogs von Maine, aus den Bädern von Barege ſchrieb, und als er ſelbſt zur Frömmelei hinneigte, fing er an, ſie zu ſchätzen und ihr religiöſes Betragen zu ehren. Von nun an erhöhete er ihren Gehalt und verlieh ihr anſehnliche Geſchenke. Dadurch wurde ſie in den Stand geſetzt, das adelige Gut Maintenon in der Nähe von Verſailles zu kaufen (Dec. 1674), von welchem ſie den Namen Frau von Maintenon annahm oder erhielt.

Mit ſcheelſüchtigen Augen blickte jetzt die herrſchſüchtige und eigenſinnige Montespan auf die von ihr empfohlene Maintenon: ſie ahnete in ihr eine Nebenbuhlerin und ſuchte ſie zu entfernen. Aber zu ſpät! Sie ſelbſt wurde zurückgeſetzt und ſchimpflich verſtoßen. Denn jemehr den König ihre üblen Launen quälten, je mehr bei der Ueberſättigung ſeiner ſinnlichen Begierden die Bußpredigten der Jeſuiten ihn erſchütterten, und jemehr die Frau von Maintenon in geiſtreichen Unterhaltungen ihn zu tröſten und zu erheitern wußte, um deſto mehr fühlte er ſich zu ihr hingezogen und mit Vertrauen und Liebe zu ihr erfüllt. Doch wagte er nicht, wie Beaumelle ſagt, ihr etwas Ungeziemendes zuzumuthen oder einen verführeriſchen Antrag zu machen: der Glanz von Religioſität, der ſie umgab, hielt ihn in Schranken, er hegte Achtung für ihre Tugend *). Um

---

*) La Beaumelle, der umſtändlichſte unter den Biographen oder Lobrednern der Frau von Maintenon (ſ. Mémoires pour servir à l'histoire de Madame de Maintenon et à celle du Siècle passé. VI. Tomes. à la Haye. 1756), ſagt von dem Könige und ihr (Th. II. 68): Dès que l'estime lui eut oté l'espérance de la séduire, l'idée même de la tenter, le plaisir de la voir lui tient lieu de tous les plaisirs — certain par sa fermeté, qu'elle etoit superieure à toutes les foiblesses.

Um ſie noch mehr in ſeine Nähe zu bringen und täglich Gelegenheit zu haben, ſie zu ſehen, erhob er ſie (1680) zur Putzdame (Dame d'atour) der erſten Dauphine. Seitdem lebte ſie am Hofe, und ſchon damals äuſſerte ſie eine Würde, als hätte ſie immer in großen Verhältniſſen ſich befunden, und eine Religioſität, als hätte ihr Inneres nur Raum für Gottesfurcht und Menſchenliebe. Hierdurch erzwang ſie ſich Achtung, und ſelbſt die Königin gewann ſie lieb, da ſie den König ihr wieder zuführte, den die Frau von Montespan von ihr entfernt hatte.

Endlich als die Königin geſtorben war (30. Jul. 1683), wurde ſie heimlich die Gemahlin des Königs. Wie dieß geſchah, oder durch welche Verhandlungen dieſe Ehe herbeigeführt und zu welcher Zeit ſie abgeſchloſſen wurde, iſt nicht genau bekannt: ſie wurde in der Stille vorbereitet und immer als ein Staatsgeheimniß behandelt. Nur wahrſcheinlich iſt es, daß der König durch das Bedürfniß, ſich an eine Frau anzuſchließen, zu der er Liebe und Vertrauen hegte, und durch die in ihm erwachte Scheu vor ſündlichen Ausſchweifungen zur Vermählung mit der Frau von Maintenon beſtimmt wurde; daß ſie ſelbſt dieſe Vermählung betrieb, indem ſie bald die Leidenſchaft des Königs reizte, bald ſein Gewiſſen rührte *); und daß endlich der

---

*) Dieß behauptet St. Simon (Mémoires Tom. II. pag. 39), und ſelbſt Beaumelle deutet darauf hin, wenn er ſagt (Tom. II. pag. 130): Il lui paroissoit honteux d'aimer à l'age où l'on cesse de plaire, et elle s'accusoit d'artifice et de foiblesse.

Beichtvater des Königs, der Jeſuite La Chaiſe, eine heimliche Heurath in Vorſchlag brachte, durch die einerſeits die Wünſche und das Gewiſſen des Königs befriedigt, und andrerſeits der Schein einer Entwürdigung des königlichen Hauſes und Thrones abgewendet werden könnte *). — Vollzogen aber ward dieſelbe aller Wahrſcheinlichkeit nach zu Verſailles gegen Ende des Jahres 1685 **), durch Harley, Erzbiſchof von Paris, im Beiſeyn des Beichtvaters La Chaiſe und zweier Zeugen, des Marquis von Montchevreuil und des erſten Kammerdieners des Königs, Bontems. — Bekannt wurde dieſe Vermählung dem Hofe: eine Menge ſicherer Anzeichen verriethen ſie; aber nie wurde ſie öffentlich verkündigt, nie die Frau von Maintenon, wie ſehr ſie es auch wünſchte und erſtrebte ***), öffentlich als Königin anerkannt. Der Miniſter Louvois, der dem Abſchluß der Vermählung am eifrigſten entgegen geweſen war, erhob auch gegen die öffentliche Anerkennung derſelben die dringendſten Vorſtellungen, und zog ſich dadurch den Haß der Maintenon zu, deſſen Opfer er wahrſcheinlich wurde.

Die

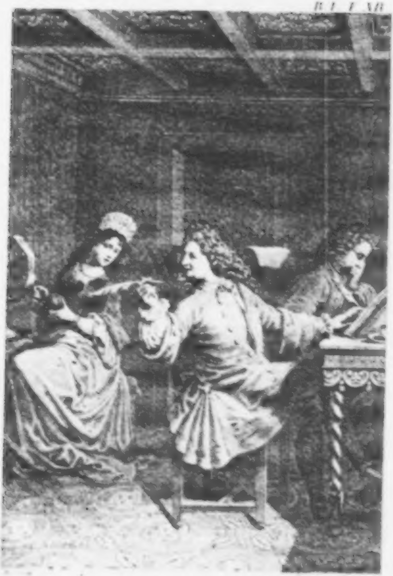
---

*) La Beaumelle Mémoires etc. Tom. III, 40.

**) Umſtändlich und überzeugend hat dieß Bredow im Leben der Frau von Maintenon (Minerva, für's Jahr 1813. Leipzig bei Fleiſcher. S. 275 ff.) erwieſen.

***) St. Simon (Mémoires, Tom. II, pag. 30 ff.) erzählt, ſie habe den König durch ein erdichtetes Wunder zur öffentlichen Anerkennung ihrer Ehe bewegen wollen.

[illegible] XII



[illegible] XII

[illegible]

Die äuſſere Geſtaltung ihres Lebens wurde durch ihre Vermählung mit dem König wenig verändert. Zwar wohnte ſie jetzt im Schloſſe zu Verſailles ganz in der Nähe des Königs; aber ſie hatte keinen Hofſtaat um ſich, ſpeiſete auch nicht an der öffentlichen Hoftafel, ſondern lebte eingezogen in ihren prunkloſen Zimmern, die ſie ſelten verließ, war nur von wenigen Dienern umgeben und nahm, wenn ſie öffentlich erſchien, den Rang nach den Prinzeſſinnen ein. Dagegen vermehrten ſich die Vertraulichkeiten des Königs für ſie, und ihr Einfluß auf ihn, den Hof und den Staat. Täglich erſchien der König mehrmals in ihrem Zimmer, und bald geſchah es, daß er daſelbſt in ihrem Beiſeyn mit ſeinen Miniſtern arbeitete und die wichtigſten Anordnungen traf. Dabei wußte ſie ihn auf die ſchlaueſte Weiſe nach ihrem Willen zu leiten. Während der Verhandlungen zwiſchen ihm und den Miniſtern ſchien ſie ganz unbefangen, beſchäftigt mit Leſen, Stricken, oder Garnwickeln, hörte ſchweigend zu und ſprach nur, wenn der König ſie befragte, und immer mit beſcheidener Zurückhaltung *); aber insgeheim hatte ſie vorher mit den Miniſtern verabredet, was dieſe dem Könige vortragen oder anempfehlen ſollten, und war der König ihr manchmal entgegen, ſo wußte ſie zur rechten Zeit zu ſchweigen und zu einer andern Zeit, wenn er beſſer gelaunt war, ihre Wünſche zu erneuern und durchzuſetzen, wobei ſie den auf ſeine Herrſchaft eifer-

---

*) Hieher gehört das Kupfer Taf. XII

eiferſüchtigen König ſorgfältig in dem Wahn erhielt, daß nur geſchehe, was er wolle *). Auf ſolche Art konnte ſie, gleich einer Zauberin, aus dem Kreiſe, den ſie um ſich gezogen hatte, dreißig Jahre lang Frankreich beherrſchen, Miniſter und Generale ernennen und ſtürzen, Pfründen und Gnadengehalte vertheilen und verweigern, die Verheurathungen der königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen befördern und verhindern, und deren Händel ausgleichen oder verwirren. Eben daher war ſie das Augenmerk des ganzen Hofes. Wer etwas vom Könige wünſchte, wendete ſich an ſie; ſelbſt die königlichen Prinzeſſinnen machten ihr die Aufwartung; von der zweiten Dauphine wurde ſie Tante genannt, und die Gemahlin des vertriebenen Königs von England, Jacobs II., ſuchte eifrigſt ihr Wohlwollen.

Doch bei dem allen war ſie nicht glücklich! Sie ſelbſt ſchrieb einſt an eine Freundin: „Ich wähnte mich glücklich, als alle meine Wünſche befriedigt waren, aber dieſer Rauſch dauerte nur drei Wochen **)“. Und wie konnte es auch anders ſeyn? Zwar war ſie ſchon bei den Drangſalen ihrer frühern Jugend gewöhnt worden, ſich nach fremden Characteren zu richten und konnte daher (was ihre Gewalt befeſtigte) leichter, wie irgend eine andre, in die Launen und Schwächen des Königs ſich fügen; aber wie viele Mühe und Anſtrengung mußte es ihr koſten, einen abgelebten König zu unterhalten, der bei Geiſtesleere und körperlicher Unbehaglichkeit ein angefangenes Geſpräch nicht fortſetzte, und für Concerte, Schauſpiele, Lobreden und was ſonſt ihn ergötzt hatte, abgeſtumpft war. Und wie weit ſchwerer mußte es für ſie werden, die Langweile und Verdrüßlichkeit desſelben zu beſiegen, als die Niederlagen und Demüthigungen, die ihn während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges trafen, dann die vielen Todesfälle in ſeiner Familie, die wie Meuchelmorde erſchienen, und zuletzt die Streitigkeiten der Jeſuiten und Janſeniſten um ihn her, ſeine Verſtimmung ſo vermehrten, daß er zuweilen ſie hart anfuhr und doch von ihr verlangte, ihm immer mit einem freundlichen Geſichte entgegen zu kommen. In dieſen Zeiten ſagte ſie zu ihren Vertrauten: „Welche Pein, einen Mann zu vergnügen, der nicht mehr vergnüglich iſt“ *). Dazu kam, daß ſie fühlen mußte, wie verhaßt ſie dem Volke war, das ſeine Laſten und Leiden ihren Rathſchlägen zuſchrieb, und wie ſie ſelbſt am Hofe und unter denen, die am meiſten ihr ſchmeichelten, die bitterſten Gegner hatte. Ihr ward daher das lange Leben zur langen Laſt; ſie wünſchte ſich den Tod; und

---

*) ſ. St. Simon II, 94. Düclos I, 156. Selbſt La Beaumelle meldet dieß (III, 169) mit dem Zuſatze: Madame de Maintenon, qui dans ces petits conseils n'étoit d'abord que compagnie, ensuite temoin, y fut bientôt quelque chose de plus. — Le destin de l'état se décidoit dans son appartement.

**) La Beaumelle Th. III, S. 63.

---

*) La Beaumelle, Tom. IV, pag. 187: Quel supplice, disoit elle a Madame de Bolingbroke, d'amuser un homme, qui n'est plus amusable.

und noch lag der König im Todeskampfe (1. Sept. 1715), als ſie in die Erziehungsanſtalt zu St. Cyr (in der Nähe von Verſailles), die ſie ſelbſt geſtiftet hatte, ſich zurückzog. Daſelbſt, fern von Hof- und Staatsſachen, verwendete ſie ihre letzten Tage zu Andachtsübungen, Erziehungsſorgen und Almoſengeben, wofür ſie beſſer als zur Regierung eines großen Reiches zu paſſen ſchien. Doch blieb ſie noch immer im Andenken der Welt. Der neue Regent, Philipp von Orleans, mit dem ſie vorher in geſpannten Verhältniſſen gelebt hatte, beſuchte ſie und verwilligte ihr eine jährliche Pfründe von 48,000 Livres, und als Peter der Große im Jahre 1717 nach Paris kam und daſelbſt alles Merkwürdige aufſuchte, kam er auch zu ihr. Er fand ſie als Kranke im Bette und betrachtete ſie eine Zeitlang mit ſchweigender Aufmerkſamkeit: vielleicht mochte er bei ihrem Anſchauen ſich ſeiner Gemahlin Katharina erinnern, die, wie jene, aus tiefer Niedrigkeit bis zum Throne emporgekommen war. Als er nach ihrem Krankſeyn ſich erkundigt, und ſie mit ſchwacher Stimme ihm erwiedert hatte: „Mein Alter iſt meine Krankheit“, entgegnete er, „das Bewußtſeyn, Frankreichs Wohlthäterin geweſen zu ſeyn, und der tägliche Anblick der Mädchen zu St. Cyr, für die ſie jetzt noch mütterlichſt ſorge, müſſe ihr ihre Krankheit erleichtern *)“. — Dieß war das letzte denkwürdige

---

*) Man ſehe das Leben Peters des Großen, von Halem, Th. II, 200.

dige Ereigniß in ihrem Leben. Zwei Jahre nachher ſtarb ſie, am 15. Apr. 1719, im vier und achtzigſten Jahre ihres Alters, beweint von dem Stifte, deſſen Stifterin und Wohlthäterin ſie geweſen war.

Verſchieden waren die Urtheile über ſie: zu St. Cyr betrachtete man ſie als eine Heilige, am Hofe zu Verſailles als eine frömmelnde Heuchlerin, in Frankreich als eine böſe Rathgeberin des Königs, und in ganz Europa als eine herrſchſüchtige Sultanin. Und ſchwer war es, und ſchwer iſt es, über ſie zu urtheilen: denn ſie lebte als Geliebte und Gemahlin Ludwigs XIV. in tiefer Zurückgezogenheit und ſuchte gefließentlich ihr Weſen und Wirken zu verſchleiern; ſie zeigte ſich unter verſchiedenen Umſtänden auf eine verſchiedene Art, bald voll Sanftmuth, Menſchenfreundlichkeit und Gottesfurcht, bald voll ſtolzer Anmaßungen und widriger Rachgier; und endlich hatte ihr Emporkommen, ihr Einfluß auf den König und ihr Eingreifen in die wichtigſten Hof- und Staatsſachen den Neid, Spott und Haß der Prinzen und Prinzeſſinnen, der Hofleute und Miniſter gegen ſie erregt, ſo daß ſie von ſelbigen eben ſo verſchmähet und verläſtert, als von denen geprieſen und bewundert wurde, die durch ſie Geldgeſchenke, Ehrenſtellen und andre Wünſche erreicht hatten. Nicht zu verkennen iſt, daß ſie eine geiſtreiche und vielſeitig gebildete Frau war, daß ſie Sinn für das Schöne und Gute im Menſchenleben hatte, daß ſie ein ehrbares Leben führte, eben ſo fern von Habſucht als von Wolluſt, und daß ſie einer Montespan, Fontanges, Dubarry, Pompadour und vielen andern königlichen Buhlerinnen, von denen die Geſchichte Frankreichs redet, weit vorzuziehen iſt. Aber nicht zu verkennen iſt es auch, daß ſie Tugend und Gottesfurcht wenigſtens anfangs als ein Mittel brauchte, um Aufſehn zu erregen, ſich empor zu ſchwingen und ſich auf ihrer Höhe zu behaupten, und vielleicht erſt in ihren letzten Jahren ein wahres Gefühl für ſelbige hegte; nicht zu verkennen iſt es, daß eine Wechſelwirkung zwiſchen ihr und den Jeſuiten Statt fand, indem ſich die Jeſuiten ihrer bedienten, um den König zu einem Andächtler zu bilden und dadurch von ſich abhängig zu machen, und wiederum ſie der Jeſuiten ſich bediente, um durch ſie die Hand des Königs zu erlangen und deſſen Gunſt ſich zu ſichern; nicht zu verkennen iſt es endlich, daß ſie einen verderblichen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Frankreichs hatte, namentlich auf die Zurückſetzung verdienter Männer und auf die Verfolgungen der Hugenotten. Ueberhaupt kann man an ihrem Beiſpiele ſehen, wie nachtheilig und entehrend es für einen Staat iſt, wenn nicht Weisheit, Recht und Geſetze, ſondern Weiberliſten und Weiberlaunen denſelben beherrſchen.

III.

Eugen und Marlborough.

Wie in der Geſchichte Griechenlands Pelopidas und Epaminondas neben einander genannt werden, ſo in der Geſchichte des ſpaniſchen Erbfolgekrieges Eugen und Marlborough, — beide die Haupthelden dieſes Krieges, beide groß als Feldherren und Staatsmänner, beide, obſchon auf Einer Bahn des Ruhmes wandelnd und verſchiedenen Ländern und Fürſten angehörig, fern von Neid und Eiferſucht, in unverbrüchlicher Eintracht und Vertraulichkeit, einander gegenſeitig ehrend und wie von Einem Geiſte beſeelt. — Je ſeltner ſolche Menſchen und Freunde gefunden werden, um ſo dringender iſt es von ihnen zu reden.

Franz Eugen war geboren zu Paris am 18. Oct. 1663. Sein Vater, Eugen Moritz, aus dem Hauſe Savoyen-Carignan, war mit dem Titel Graf von Soiſſons Gouverneur der Champagne und General der Schweizer-Regimenter in franzöſiſchen Dienſten, und ſeine Mutter, Olympia Mancini, eine Nichte des Cardinals Mazarin, eine Zeitlang Geliebte Ludwigs XIV., dann von ihm verſtoßen und aus Frankreich vertrieben. Schon gekränkt durch dieſen Schimpf, der ſeiner Mutter widerfuhr, fühlte ſich Eugen noch mehr gegen Ludwig XIV. erbittert, als derſelbe ihm eine Reitercompagnie abſchlug, „weil er zu ſchwächlich“, dann eine Abtei, „weil er mehr fürs Vergnügen, als für die Kirche geſchaffen ſey". Er ging daher im Jahre 1683, als Ludwig einigen franzöſiſchen Prinzen erlaubt hatte, im Kampfe gegen die Pforte Ruhm zu ſuchen, aus Frankreich und trat in öſtreichiſche Dienſte, eben als die Türken Wien belagerten.

Schon in der Schlacht, durch welche dieſe Kaiſerſtadt entſetzt wurde (12. Sept. 1683), und bei der ihr folgenden Vertreibung der Türken aus Ungern that er ſich ſo hervor, daß er die Aufmerkſamkeit des öſtreichiſchen Oberbefehlshabers auf ſich zog und am 11. Dec. d. J. ein Dragonerregiment erhielt. Von nun an bildete er ſich unter dem Herzog Karl von Lothringen, unter dem er damals diente, zum Feldherrn, und ſchnell ſtieg er zu den höchſten Militärwürden empor. Im Jahr 1684 wurde er Generalmajor, im Jahr 1688 Generallieutenant, im Jahr 1693 Generalfeldmarſchall und 1703 Präſident des kaiſerlichen Hofkriegsrathes. Vergebens ließ ihn Ludwig XIV. im Jahre 1696 unter glänzenden Verheißungen einladen, nach Frankreich zurückzukehren: er wies dieſe Einladung zurück, und blieb Oeſtreich getreu, an welches Ehr- und Dankgefühl ihn kettete.

Für Oeſtreich kämpfte er zuerſt gegen die Türken (1683 — 1688), dann gegen die Franzoſen in Italien (1690 — 1696), zum Beiſtand des Herzogs von Savoyen, Victor Amadeus II., den er durch geſchickte Unterhandlungen (1689) auf die Seite des Kaiſers gebracht hatte. Doch konnte er bei der leichtfertigen Wankelmüthigkeit des Herzogs nichts weiter ausrichten, als daß er im Jahre 1692 aus Savoyen in Frankreich eindrang und dort die Dauphiné verheerte, gleichſam zur Vergeltung der franzöſiſchen Mordbrennereien in der Pfalz. Weit herrlicher erhob ſich ſein Ruhm in ſeinem zweiten Kampfe gegen die Türken (1697 — 1699) und hier beſonders durch die Schlacht bei Zenta an der Theiß (11. Sept. 1697), die erſte, die er als einziger Oberbefehlshaber leitete, und die glänzendſte, die je von den Oeſtreichern über die Türken gewonnen wurde. Auf 20,000 der letzteren blieben in derſelben, auf 10,000 kamen um, als ſie über die Theiß ſetzen wollten, und auf 4000, ſamt einem unſäglichen Reichthume an Geſchütz und Gepäcke, fielen in die Hände der Oeſtreicher, denen dieſer Sieg kaum tauſend Mann gekoſtet haben ſoll.

Dabei ereignete ſich Folgendes. Eben als Eugen beſchäftigt war, die Türken bei Zenta anzugreifen, überbrachte ihm ein Eilbote von Wien den beſtimmten Befehl, kein Treffen zu liefern, da, wenn es unglücklich ablief, kein Mittel vorhanden ſey, eine neue Armee aufzubringen. Er aber, ſchon zu weit vorgerückt, als daß er ohne Verluſt an Ehre und Truppen ſich zurückziehen konnte, ſteckte den Befehl in die Taſche, begann die Schlacht und erkämpfte den Sieg. Hoch erfreut über denſelben reiſete er nach Wien. Er rechnete auf einen glänzenden Empfang. Wirklich kamen ihm auch die Wiener frohlockend entgegen, mit Aeuſſerungen dankbarer Freude. Aber Kaiſer Leopold empfing ihn mit eiſiger Kälte, hörte ohne Theilnahme ſeinen Bericht und entließ ihn ohne Dank. Gleich darauf mußte Graf Schlick im Namen des Kaiſers ihm den Degen abfordern und Arreſt ankündigen. Er reichte den Degen dar mit tiefem Unwillen, doch ohne ein Wort zu ſprechen *), und ging als Verhafteter in ſeine Wohnung. Schnell wurde dieſer Vorgang in der Stadt bekannt, mit dem Zuſatz: „Eugen ſollte, weil er dem kaiſerlichen Befehl nicht gehorcht, vor ein Kriegsgericht gezogen und zum Tode verurtheilt werden". Da ſammelte ſich das Volk um ſeine Wohnung, und ließ ihm durch Abgeordnete ſagen, daß es ihn gegen jeden Angriff ſchützen wolle. Er ward zu Thränen gerührt, dankte für dieſe Aeuſſerungen der Liebe, bat aber auch die Bürger, ſich ruhig zu verhalten und ihre Pflichten nicht zu verletzen. Doch es kam nicht zum Aeuſſerſten! In kurzer Friſt ſchickte der Kaiſer, aus Furcht oder Reue, ihm den Degen zurück und übertrug ihm aufs neue die Anführung der öſtreichiſchen Armee in Un-

---

*) Dieß ſagt er ſelbſt in den Denkwürdigkeiten, die unter ſeinem Namen erſchienen ſind — Mémoires du Prince Eugène de Savoie écrits par lui même. Weimar, 1809. pag. 32 — und ſetzt hinzu: On a prétendu, qu' j'avois dit: „la voilà encore fumante du sang des ennemis. Je consens à ne la plus reprendre si ce n'est pas pour être utile au service de sa Majesté". — La moitié de cette phrase seroit une gasconnade et l'autre moitié une basse résignation. Ma rage étoit muette. J'allais aux arrêts dans mon hôtel etc.

Ungern. Eugen erwiederte, daß er, um den Ränken des Kriegsrathes fernerhin nicht ausgeſetzt zu ſeyn, die öſtreichiſche Armee nur mit der Vollmacht, ſie ſo zu leiten, wie er es dem Beſten des Kaiſers gemäß erachtete, anführen würde; und der Kaiſer gewährte ihm dieſe Vollmacht, doch nicht öffentlich, ſondern heimlich, durch ein von ihm unterzeichnetes Handſchreiben. Hiermit zufrieden, zog Eugen im Jahre 1698 wieder nach Ungern, konnte aber dießmal nichts ausrichten, da die Türken an Macht ihm überlegen waren, und der Kriegsrath zu Wien ihn nicht gehörig mit Geld und Truppen unterſtützte. Lieb war es ihm daher, daß bei der Ausſicht auf einen neuen Krieg mit Frankreich, unter Vermittelung Englands und Hollands, zu Karlowitz (26. Jan. 1699) ein Friede oder Waffenſtillſtand auf 25 Jahre abgeſchloſſen wurde, kraft deſſen die Türken auf Siebenbürgen und alles Land zwiſchen der Donau und Theiß (bis auf Temeswar) Verzicht leiſteten.

In dem nun folgenden ſpaniſchen Erbfolgekrieg (1701 — 1713) gelangte Eugen, abermals im Kampfe gegen Frankreich, zur Vollendung ſeines Feldherrnruhms. Sein Marſch nach Italien im Jahre 1701 und ſeine Siege bei Carpi (7. Jul.) und Chiari (1. Sept.) über die franzöſiſchen Generale Fremont und Villeroi, ſo wie ſein Angriff auf Cremona (1. Febr. 1702), wobei er den Herzog von Villeroi gefangen nahm, ferner der glänzende Sieg bei Turin (7. Sept. 1706), 1706), durch den er die Franzoſen nöthigte, Italien zu räumen und ſelbſt in Frankreich bis Toulon vordrang, ſo wie die Siege bei Höchſtädt (13. Aug. 1704), bei Oudenarde (11. Jul. 1708) und bei Malplaquet (11. Sept. 1709), die er gemeinſchaftlich mit Marlborough erkämpfte, verbürgten und verherrlichten ſeinen Ruhm. Nur am Ausgange dieſes Krieges verließ ihn das Glück: er verlor, als ſich die Engländer von ihm getrennt hatten, bei Marchiennes und Denain (24. Jul. 1712) durch Villars Magazine und Truppen und konnte im Jahre 1713, als die ganze Macht Frankreichs am Rheine gegen ihn ſtand, dieſelbe nicht überwältigen, ſo daß er ſelbſt ſeinem Kaiſer zu dem Frieden rieth, den er am 6. März 1714 zu Raſtadt mit Villars abſchloß.

Gleich darauf, im Kriege gegen die Türken (1716 — 1718), ſtrahlte ſein Feldherrngeiſt und Siegerglück aufs neue hervor. Er ſiegte bei Peterwardein (5. Aug. 1716), und nahm Temeswar ein (13. Oct.); er errang im folgenden Jahre (1717), während er Belgrad belagerte, unter den ſchwierigſten Umſtänden den Sieg bei Belgrad (15. Aug.), dem die Einnahme dieſer und andrer Feſtungen ſamt eines großen Theils von Servien folgte; und ſchon hatte er im Jahre 1718 unter Siegeshoffnungen Veranſtaltungen zu einer abermaligen Hauptſchlacht getroffen, als ihm durch einen Eilboten gemeldet wurde, daß am 21. Jul. zwiſchen

Oeſtreich und der Pforte zu Paſſarowitz Friede geſchloſſen worden ſey.

Hierauf mußte er noch einmal in einem Alter von ein und ſiebzig Jahren auf dem Kriegsſchauplatz erſcheinen. Als nämlich der polniſche Thronfolgekrieg (1733) ausgebrochen war, erhielt er Befehl, das öſtreichiſche Heer gegen das franzöſiſche am Rhein anzuführen. Herzlich wurde er von ſeinen alten Soldaten (27. Apr. 1734) in der Nähe von Philippsburg empfangen; ſie drängten ſich ihm entgegen, riefen ihm zu: „Es lebe unſer Vater!“ warfen ihre Hüte in die Luft, umarmten ſeine Kniee und das Pferd, auf dem er ritt *). Aber der Erfolg entſprach nicht ihren und ſeinen Wünſchen! Er legte, wie er ſelbſt ſchreibt, in dieſem Feldzuge keine Ehre ein, verdiente aber auch keine Vorwürfe **). — Nach hergeſtelltem Frieden (Wien, 3. Oct. 1735) lebte er zu Wien in Zurückgezogenheit, ſtand dem Kaiſer mit ſeinem Rathe bei und erwartete ruhig den Tod. Plötzlich erſchien ihm derſelbe. Als er ſich am 20. Apr. 1736 zu Bette begeben hatte, traf ihn ein Schlagfluß, der ſeinem Leben ein Ende machte.

---

*) Hieher gehört das Kupfer Taf. XIII.

**) Auf dieſem Feldzuge ſahe ihn Friedrich II., damals Erbprinz; aber er ſahe in ihm nur noch einen Schatten des großen Eugen. Cette tête, qui avoit si long temps travaillé pour le bien de la maison Imperiale fut hors d'état de continuer ce même travail et de lui rendre les mêmes services. — cf. Histoire de mon temps. Tom. I. P. à Berlin, 1788.

Nur ſein feuriges Auge kündigte den großen Mann an; übrigens aber hatte ſein Aeuſſeres nichts Hervorragendes. Er war klein und ſchwächlich von Geſtalt, hatte ein magres Geſicht und eine lange Naſe, die er beſtändig mit ſpaniſchem Schnupftabak, den er in beiden Weſtentaſchen trug, anfüllte. Auch ſuchte er nicht durch Kleiderpracht ſein Aeuſſeres zu heben: im Felde trug er meiſtens einen kapuzinerfarbenen Ueberrock, der vorn mit Tabak überzogen war. Hervorragend aber war ſein Geiſt, die Vielſeitigkeit ſeiner Bildung und die Verdienſtlichkeit ſeines Wirkens. Mit ganzer Seele lebte er ſeinem Feldherrnberuf. Seine Soldaten hielt er in ſtrenger Zucht, aber eifrigſt ſorgte er auch für ihre Beköſtigung, Beſoldung, Bekleidung und Bewaffnung, war aufmerkſam auf jedes Verdienſt, und gab ſelbſt das rühmlichſte Beiſpiel des Pflichteneifers und unerſchrockenen Muthes: mehr als dreizehnmal wurde er verwundet, und ſein Lieblingswunſch war, zu ſterben wie Turenne. Seine Feinde und deren Plane ſuchte er genau zu erforſchen; nie verließ er ſich auf Meldungen oder Berichte, ſondern ſuchte in eigner Perſon die Stellungen feindlicher Heere und die Beſchaffenheit belagerter Feſtungen zu erforſchen. Kriegsrath hielt er ſelten; gewöhnlich war er ſich ſelbſt ein Rathgeber. — Nicht minder war er auch als Staatsmann ausgezeichnet. Schon ſeit 1688 wurde er bei den wichtigſten Staatsangelegenheiten als Geſandter bald nach Savoyen, bald nach Holland, bald nach England, bald

an

die deutſchen Höfe geſendet, um dem Kaiſer Verbindungen, Hülfsgelder und Truppen zu verſchaffen. Nach Joſephs I. Tode (1711) warb er um die Stimmen aller Kurfürſten für Karl VI., und ſeit 1718 war er eigentlich der erſte Miniſter Oeſtreichs, ohne deſſen Rath und Mitwirkung nichts von Bedeutung geſchah. Die Armee ſah er, als die Stütze oder Schutzwehr des Staates an *); aber er umfaßte auch die übrigen Gegenſtände der Staatsverwaltung mit hellem und ſicherm Blicke. Er unterſtützte und förderte die Handelscompagnie, die ſich ſeit 1716 zu Oſtende gebildet hatte; zu Trieſt ließ er den Hafen erweitern (1728), und weislich rieth er ſeinem Kaiſer, ſich nach der Schlacht bei Pultawa Schwedens, als eines Gegengewichts gegen Rußlands Vergrößerungsverſuche, anzunehmen, die Proteſtanten gegen die Katholiken zu ſchützen, und ſich nicht allzutief mit Rom und der Geiſtlichkeit einzulaſſen **). — In ſeinem Privatleben, ja ſelbſt im Kriege zeigte er die Feinheit eines gewandten Hofmannes und in ſeinem ganzen Betragen etwas Würdevolles.

---

*) Im Jahre 1703 ſagte er zum Kaiſer Leopold: Votre armée, Sire, est la Monarchie; sans elle elle sera encore aux Turcs, aux Français, ou peut-être l'un de ces jours aux Hongrois. (Man ſehe die oben erwähnten Mémoires du Prince Eugène, pag. 56). Als Kaiſer Karl VI. die Anerkennung ſeiner pragmatiſchen Sanction durch Unterhandlungen betrieb, bemerkte Eugen: ein wohlgeübtes Heer und ein vollgefüllter Schatz ſey der beſte Garant der pragmatiſchen Sanction (ſ. l'Histoire de mon temps par Fréd. II. Berlin 1788, Tom. I, p. 31).

**) ſ. Mémoires du Prince Eugène, pag. 111, 161, 167, 112.

les. Er liebte Künſte und Wiſſenſchaften, ſammelte Gemälde, Zeichnungen und die beſten Werke lateiniſcher, italieniſcher und franzöſiſcher Schriftſteller, beſchäftigte ſich mit ihnen, ſo oft er von Kriegs- und Staatsgeſchäften frei war und ſchöpfte Vergnügen aus der Unterhaltung mit gelehrten Männern. Prunkſucht und Habgier waren ihm fremd, wie Neid und Ränkeſucht. Nie überhob er ſich ſeines Glückes, nie verkleinerte er Andre, und leicht wußte er Freunde zu gewinnen und zu behalten. Dieß bewährte er beſonders in Rückſicht Marlborough's, zu deſſen Schilderung wir nun fortgehen.

Johann Churchill, erſt Graf, dann Herzog **von Marlborough**, geboren zu Aſhe in Devonſhire am 24. Jun. 1650 von wenig begüterten Eltern, bildete ſich in den Niederlanden, wo er ſpäterhin die glänzendſten Thaten verrichtete, und unter Franzoſen, denen er ſpäterhin die empfindlichſten Niederlagen beibrachte, zum ausgezeichneten Feldherrn. Nachdem er nämlich ſchon einigen kriegeriſchen Unternehmungen beigewohnt hatte, zog er im Jahre 1672 als Grenadierhauptmann unter dem Herzog von Monmouth mit 6000 Mann, welche der brittiſche König Karl II. zum Dienſte der Franzoſen ſchickte, in die Niederlande und gewann hier durch das Mannhafte ſeines Benehmens, ſo wie durch die Anmuth ſeines Aeuſſern die Liebe des franzöſiſchen Marſchalls Turenne, der ihn „den ſchönen Engländer" nannte, ſeine Kühnheit durch ſchwierige Aufträge ehrte und ihn als Oberſten eines engliſchen Regiments in franzöſiſchen Dienſten (1674) mit ſich nach Deutſchland nahm, überhaupt zur Ausbildung ſeiner Feldherrntalente vieles beitrug. Nach Turenne's Tode (1675) kam er nach England zurück, und ward durch den Herzog von York, an deſſen Hof er in ſeinem zwölften Jahre als Page gekommen war, zum Kammerherrn und Inhaber eines Infanterie-Regiments ernannt und zu den wichtigſten Unterhandlungen gezogen; dann, als der Herzog von York unter dem Namen Jacob II. den engliſchen Thron beſtiegen hatte (1685), mit dieſer Botſchaft nach Frankreich geſendet und zum Lord und Generallieutenant erhoben. Dagegen leiſtete er auch dem König Jacob weſentliche Dienſte, ſtand ihm bei, als der Herzog von Monmouth den Thron an ſich reißen wollte, und ſein Verdienſt vornehmlich war es, daß der Aufſtand desſelben unterdrückt wurde (9. Jul. 1685). Aber er blieb ſeinem König und Wohlthäter nicht treu. Als er ſah, daß Jacob II. die Kirche und Freiheit Englands vernichten wollte, trat er (1688) auf die Seite Wilhelms von Oranien, forderte ihn auf, die engliſche Krone anzunehmen, ging, als derſelbe am 5. Nov. 1688 in England gelandet war, mit dem Heere zu ihm über und bewog auch die zweite Tochter Jacobs, Anna, ſamt ihrem Gemahle, dem däniſchen Prinzen Georg, demſelben

ben beizutreten. Doch auch dem neuen Könige Wilhelm blieb er nicht treu! Denn obſchon er von ihm die wichtigſten Staats- und Kriegsämter und (1689) den Titel Graf von Marlborough erhielt, und obſchon er für ihn in Holland und Irland kühn und eifrigſt kämpfte: ſo unterhielt er doch, um ſich im Fall einer Staatsveränderung zu ſichern, einen verrätheriſchen Briefwechſel mit dem nach Frankreich geflüchteten König Jacob, und trat bei den Streitigkeiten, die ſich zwiſchen Wilhelm III. und der Prinzeſſin Anna erhoben, auf die Seite der letztern. Hierüber erbittert, entſetzte ihn einſt Wilhelm III. aller ſeiner Aemter und ließ ihn als einen Hochverräther in den Tower bringen. Doch bald gab er ihm Freiheit und Würden zurück! Denn achtſam auf alles, was ſeine Regierung befeſtigen konnte, wünſchte er den Anhang, den Marlborough ſchon damals im Parlamente hatte, für ſich zu gewinnen, und von Marlboroughs Talenten überzeugt, ſuchte er von denſelben Gebrauch zu machen. Eben deshalb ernannte er ihn (1698) zum Aufſeher des Herzogs von Gloceſter, des jungen Sohnes der Prinzeſſin Anna (der jedoch bald nachher ſtarb), ertheilte ihm bei dem Ausbruch des ſpaniſchen Erbfolgekrieges den Oberbefehl über die Truppen, die er in den Niederlanden ſammelte, und übertrug ihm den Abſchluß des großen Bündniſſes zwiſchen England, Holland und Oeſtreich, das am 7. Sept. 1701 zu Stande kam; ja noch kurz vor ſeinem Tode empfahl er ihn der Prinzeſſin Anna, ſeiner Nachfolgerin, als den Mann, der unter allen Engländern am fähigſten ſey, Kriegs- und Staatsgeſchäfte zu leiten.

Als nun am 8. März 1702 Wilhelm III. geſtorben war, gelangte **Marlborough** auf den Gipfel ſeines Einfluſſes und Ruhmes. Denn Anna, jetzt Königin, ehrte in ihm den talentvollen Feldherrn und Staatsmann, und war durch ſeine Gemahlin **Sara Jennings** (die er 1681 geheurathet hatte), ihre innigſte Freundin und Vertraute, ſo für ihn eingenommen, daß ſie ihn hoch erhob und willig ſeinen Rathſchlägen folgte. Sie ernannte ihn zum Oberanführer aller engliſchen, in und außer England befindlichen Truppen, erhob ihn (1702) zum **Herzog von Marlborough**, beehrte ihn mit dem Orden des blauen Hoſenbandes und verlieh auch ſeinen Freunden Ehren und Würden: ſein Eidam, Graf von **Sunderland**, wurde Staatsſecretair und der Schwiegervater einer ſeiner Töchter, Lord **Godolphin**, Großſchatzmeiſter. Auf ſolche Weiſe zu dem bedeutendſten Anſehn und Einfluß in England gelangend, fand **Marlborough** im ſpaniſchen Erbfolgekrieg erwünſchte Gelegenheit, ſeine militäriſchen Talente durch die glänzendſten Kriegsthaten zu bewähren und ganz Europa mit dem Ruhme ſeines Namens zu erfüllen.

Es iſt hier nicht der Ort, ſeine Feldzüge während dieſes Krieges zu ſchildern: viel zu weit würde es uns führen, wenn wir von ſeinen kunſtreichen Märſchen und

Stellungen, oder von den Eroberungen, die er machte, und den Schlachten, die er gewann, reden wollten; ſelbſt die Schilderung ſeiner Hauptſchlachten, namentlich der bei Höchſtädt (13. Aug. 1704), bei Ramillies (23. Mai 1706), bei Oudenarde (11. Jul. 1708) und bei Malplaquet (11. Sept. 1709) würde das Maß unſrer Kräfte und die Grenzen dieſes Buches überſchreiten. Dagegen müſſen wir, um das Mühevolle ſeiner Siege und den Fortgang ſeiner Schickſale zu bezeichnen, auf die vielen Schwierigkeiten aufmerkſam machen, die er theils von Seiten der Holländer und der übrigen Verbündeten, theils von Seiten ſeiner Gegner in England zu beſtehen hatte.

Hatte es ihm Mühe gekoſtet, zu bewirken, daß auch nach Wilhelms III. Tode das holländiſche Heer mit dem engliſchen vereinigt blieb und ihm der Oberbefehl über dieß vereinigte Heer überlaſſen wurde, ſo koſtete es ihm noch ungleich größere Mühe, dasſelbe zu leiten. Der Stolz der holländiſchen Generale ſträubte ſich, von ihm Befehle anzunehmen; die Langſamkeit und Unentſchloſſenheit der holländiſchen Regierung (oder der Generalſtaaten) trat oft ſeinen Planen, ſie hemmend und vereitelnd, entgegen, und Abgeordnete derſelben, die dem Namen nach als Rathgeber, in der That aber als Aufſeher ihm beigegeben waren, hielten ihn oft zurück, da, wo er des glücklichſten Erfolgs gewiß war, ein Treffen zu liefern. Eben ſo erregten ihm auch die übrigen Verbündeten, oder Oeſtreich, das deutſche Reich, Preußen und Hannover, oft läſtige Schwierigkeiten: bald ließen ſie es an den nöthigen Hilfstruppen fehlen oder zögerten mit Abſendung derſelben, bald widerſetzten ſie ſich ſeinen wohldurchdachten Entwürfen und nöthigten ihn ſie aufzugeben, wie namentlich durch den Anführer des Reichsheeres, den Markgrafen Ludwig von Baden, im Jahre 1705 geſchah. Um ſo mehr iſt es zu bewundern, daß er nie ein Treffen verlor! Aber er durchblickte auch Menſchen und Umſtände, wie alle ſchweren Aufgaben des Krieges, beſaß eine ſeltene Geſchicklichkeit, Heere, die aus den Truppen verſchiedener Mächte zuſammengeſetzt ſind, zu leiten, verſtand es eben ſo gut, einen ganzen Feldzugsplan zu entwerfen, als über alle Einzelnheiten des Dienſtes zu wachen, und zeigte eben ſo große Gewandtheit in den Kabinetten als Unterhändler, wie auf den Schlachtfeldern als Feldherr. Solche Gewandtheit bewährte er namentlich an den Höfen zu Wien, Berlin und Hannover, bei denen er oft die ſchwierigſten Anträge glücklich durchſetzte. Ja ſelbſt der rauhe König von Schweden, Karl XII., den er in deſſen Lager zu Altranſtädt beſuchte (17 — 19. Apr. 1707), um ihn von einer Verbindung mit Frankreich abzuhalten, äuſſerte Achtung für ihn. — Dabei hatte er das ſeltene Glück, in dem Prinzen Eugen einen Freund zu finden, der ihn verſtand und ehrte und, fern von Eiferſucht, Neid oder Mißtrauen, die wichtigſten Kriegsunternehmungen mit ihm verabredete und ausführte. Als er im Jahre

1704 nach der Donau zog, um dort die Franzoſen und Baiern zu bekämpfen, lernte er zu Mindelheim den edlen Eugen kennen; ſeitdem wurden beide Helden Freunde und blieben es, mit unwandelbarem Sinne im Glück und Unglück, ſich gegenſeitig ſchätzend und liebend.

Doch nicht ſo glücklich als in Ueberwältigung der Schwierigkeiten, die von Seiten der Verbündeten ihm entgegentraten, war Marlborough in Bekämpfung der Hinderniſſe und Anfeindungen, die in England gegen ihn ſich erhoben; ja er mußte denſelben endlich unterliegen. — Schon die argwöhniſche Eiferſucht, mit der die Engländer über ihre Freiheit wachen, und ihre Abneigung gegen Landkriege mußte ſie mit Beſorgniß gegen einen Feldherrn erfüllen, der an der Spitze eines zahlreichen und ihm ergebenen Heeres, Staats- und Kriegsgeſchäfte mit gleicher Geſchicklichkeit behandelte, überdieß das Vertrauen der Königin beſaß und ſie und ihre Miniſter nach Gutdünken leitete. Er erfuhr daher bei allen ſeinen Unternehmungen Widerſpruch und ſahe ſich am Schluſſe jedes Feldzuges genöthigt, nach England zu gehen und einige Wintermonate daſelbſt zu verweilen, um für ſeine weiteren Unternehmungen Beiſtimmung und Unterſtützung zu erringen. Hierzu kam, daß England ſeit den Zeiten Karls II. in die Parteien der Torys und Whigs, oder der Hof- und Land-, d. i. der monarchiſch- und republikaniſch-geſinnten Parteien getheilt war, die ſich gegenſeitig zu verdrängen ſuchten. Marlborough ſelbſt, auf Seiten der Whigs, zeigte eine kluge Mäßigung, um keine Partei völlig von ſich abzuwenden; aber ſeine Gemahlin war den Whigs mit einem Ungeſtüm zugethan, den ſie nicht einmal vor der Königin, der Freundin der Torys, zu mäßigen wußte. Dadurch wurde die Königin allmählich ihr abgeneigt; an die Stelle der vorigen Zärtlichkeit trat Kaltſinnigkeit, und je länger je mehr wurde ein Bruch zwiſchen beiden Frauen unvermeidlich. Gewöhnlich nimmt man an, derſelbe ſey dadurch herbeigeführt worden, daß die Herzogin ein Paar ſchöne und koſtbare Handſchuhe der Königin verweigerte, dann im Beiſeyn derſelben deren neue Freundin, Milady Maſham, verhöhnte, indem ſie eine Schaale mit Waſſer über deren Kleid ausſchüttete. Allein nach den genauen Unterſuchungen des neueſten und ſorgfältigſten Biographen Marlboroughs *) gab Folgendes zu dieſem Bruche Veranlaſſung. Während die Königin Anna durch das eigenſinnige und übermüthige Weſen der Herzogin ſich gekränkt fühlte, wußte Milady Maſham, eine arme Verwandte der Herzogin und von dieſer zur Kammerfrau empfohlen, die Zuneigung der Königin zu gewinnen. Kaum bemerkte dieß die Herzogin, als ſie der Königin in einem Tone ſchrieb, der wohl

den

---

*) Herzogs Johann von Marlborough Leben und Denkwürdigkeiten nebſt deſſen Original-Briefwechſel, aus den Familien-Archiven zu Blenheim und andern Quellen gezogen von Wilhelm Coxe (2. Aufl. London 1820). Überſetzt von J. A. v. G. Wien 1820 — 1822. 6 Bände.

den früheren, aber nicht den jetzigen Verhältniſſen angemeſſen war. Hierüber entrüſtet, gab ihr die Königin eine nachdrückliche Antwort, brach den Umgang mit ihr ab und entfernte ſie endlich, am Anfang des Jahres 1711, auf eine kränkende Art von allen Hofdienſten.

In dieſen Sturz ſeiner Gemahlin wurde auch Marlborough verwickelt. Denn ſo wie die Königin mit der Herzogin zerfiel, ſo wurde ſie auch dem Gemahl derſelben abgeneigt; immer mehr wendete ſie ſich den Torys zu, an welche Milady Maſham, vereint mit dem Secretair der Königin, Harley, nachmals Lord Oxford, ſie kettete; und immer mehr hörte ſie auf den Wunſch nach Frieden und auf die Klagen über den Herzog, der, wie verlautete, aus Ruhmſucht und Habgier den Krieg verlängere. Nun überließ ſie die Militärbeförderungen nicht mehr dem Herzog, ſondern vergab die erledigten Stellen wider ſeinen Willen, auf Empfehlung der Maſham, und in der Mitte des Jahres 1710 entſetzte ſie des Herzogs Verwandte und Freunde, die Grafen Sunderland und Godolphin, ihrer Stellen und bildete ſich ein neues Miniſterium aus den eifrigſten Torys.

Frühzeitig hatte Marlborough dieß gegen ihn aufſteigende Ungewitter bemerkt, und lange war es ihm gelungen, durch ſeine Beredſamkeit und Siege ſich auf ſeiner Höhe zu behaupten: ſelbſt das neue Miniſterium vom Jahre 1710 wagte es nicht, ihn von der

Armee zu entfernen, obſchon es ihn durch beſtochene Schriftſteller verläumden ließ und mit Frankreich wegen des Friedens heimlich in Unterhandlungen trat. Ja noch im Jahre 1711 unternahm er einen Feldzug in den Niederlanden, wobei er jedoch, da die neuen Miniſter ihm Truppen und Generale entzogen, und Eugen nach Kaiſers Joſeph I. Tode (17. Apr. 1711) mit dem größten Theile der öſtreichiſchen Truppen nach Deutſchland rücken mußte, keine Schlacht wagen und nur die Feſtung Bouchain erobern konnte. Als er hierauf im Nov. 1711 nach England zurückkam, brach der Sturm gegen ihn los. Er wurde von den neuen Miniſtern vor dem Parlamente angeklagt, daß er große Summen von den Kriegsgeldern an ſich gebracht habe. Nicht ohne Grund war dieſe Anklage, und vergebens vertheidigte er ſich; die Königin entſetzte ihn aller ſeiner Würden und Aemter, und das Parlament verurtheilte ihn zur Wiederbezahlung der Gelder, die er an ſich gezogen hatte. Während dieſer Vorgänge kam Prinz Eugen nach London (16. Jan. 1712), um den Abſchluß eines Separatfriedens zwiſchen England und Frankreich zu hintertreiben. Er nahm ſich dabei ſeines Freundes treulichſt an. Aber ſo wenig ihm die Hintertreibung jenes Friedens gelang, ſo wenig gelang ihm auch die Verwendung für den in Ungnade geſtürzten Freund. Nur die Achtung aller Redlichen für ſein ruhmwürdiges Betragen konnte ihm nicht entgehen, und begleitete ihn nach Deutſchland zurück. Bald folgte ihm Marlborough. Denn tief gekränkt durch die Beleidigungen, die ihn jetzt trafen, und innigſt betrübt über das Abſterben ſeines Freundes Godolphin, verließ er am 14. Nov. 1712 mit ſeiner Familie England. Er ging von Dover nach Oſtende, Antwerpen, Aachen und Frankfurt am Main. Auch beſuchte er mit ſeiner Gemahlin die Herrſchaft Mindelheim, die Kaiſer Joſeph I. ihm zur Belohnung des Sieges bei Höchſtädt geſchenkt hatte, und die bald nachher im Frieden zu Raſtadt (1713) vom Kaiſer Karl VI., ohne Entſchädigung für ihn, an Baiern zurückgegeben wurde.

Auf die Nachricht vom nahen Ende der Königin Anna ging er nach England zurück, und traf am 4. Aug. 1714, nachdem Anna drei Tage vorher geſtorben und Georg I. zum König ausgerufen worden war, in London ein. Mit freudigem Jubel empfing ihn das Volk, aber mit abgemeſſener Zurückhaltung der neue König, der ihm von früher Zeit her zürnte, oder zu ihm, der ſo oft in der Treue gegen ſeine Gebieter gewankt hatte, kein Vertrauen hegte. Doch konnte Georg auch nicht vergeſſen, daß ſeine Thronbeſteigung von Marlborough ſelbſt, während deſſen Aufenthalts in Deutſchland, gefördert, und Englands Waffenruhm durch deſſen Thaten verherrlicht worden war. Er übertrug ihm daher aufs neue die oberſten Kriegsämter und bediente ſich ſeiner zur Unterdrückung eines Aufſtandes der engliſchen Leibwache und zur Vertreibung des Prätendenten, der in Schottland gelandet war. Aber nicht lange mehr konnte **Marlborough** thätig ſeyn. Eine plötzliche Lähmung ſeiner Kräfte, vielleicht die Folge ſeines hochgeſtiegenen Alters und vielfältiger Anſtrengungen, nöthigte ihn, ſich von allen Geſchäften zurückzuziehen und den Reſt ſeiner Tage auf ſeinem Landhauſe zu Blenheim im Kreiſe ſeiner Kinder und Freunde zu verleben. Und hier ſtarb er am 16. Jun. 1721, im zwei und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters.

Gewiß war er ein hervorſtrahlender, mit vielen und herrlichen Gaben reichlich ausgeſtatteter Mann, freundlich im Privatleben, voll Zärtlichkeit gegen ſeine Familie, ohne Eiferſucht auf die Verdienſte Andrer, gemäßigt in heitern und trüben Tagen. Doch mehr auf ſeinen Vortheil, als auf den Vortheil ſeiner Oberherren bedacht, bewies er denſelben nicht feſte Treue; und von Geiz oder Habgier ergriffen, war er eines gehäßigen Eigennutzes fähig, und benutzte den Krieg als ein Mittel, um Schätze auf Schätze, oft auf niedrigen Wegen, zu häufen. Höher als er ſteht daher **Eugen**, wenn auch nicht als Feldherr und Staatsmann, doch als Menſch und Staatsbürger. Denn ſtandhaft war Eugen ſeinen Oberherren ergeben, und fern von Selbſtſucht fand er in der Verherrlichung Oeſtreichs den eignen Ruhm, getreu ſeinem Wahlſpruch: „Oeſtreich über alles!“

IV.

Johann Sobieski
entſetzt Wien, am 12. Sept. 1683.

Die vorzüglichſte That im Heldenleben des Königs von Polen, Johann III. (Sobieski), iſt die Entſetzung Wiens. Durch ſie hat er die Größe ſeines Feldherrntalents bewährt, durch ſie Oeſtreich und ganz Deutſchland gegen das Despotenjoch der Türken, und das Licht des chriſtlichen Glaubens gegen die Nebel des muhamedaniſchen geſchützt, durch ſie ſeinen Ruhm dem Ruhme jenes Karl Martells gleichgeſtellt, der einſt durch den Rettungsſieg bei Tours und Poitiers (732) daſſelbige leiſtete. Billig verweilen wir alſo bei dieſem Ereigniß und ſuchen deſſen Entſtehn und Vollendung zu ſchildern.

Hart bedrückt durch Oeſtreich, war Ungern ſchon ſeit dem Jahre 1670 in Gährung, als Graf Emerich von Töckely, getrieben von Vaterlandsliebe und Ehrgeiz, ermuntert von Frankreich und im Bunde mit den Siebenbürgen und Türken, ums Jahr 1678 an die Spitze der Mißvergnügten trat. Oeſtreich machte ihm vielerlei Verſprechungen; er aber trauete denſelben nicht, trat mit den Türken näher zuſammen und übergab Ungern ihrer Oberhoheit. Dagegen ernannten ſie ihn zum König dieſes Landes und ſendeten ſo große Heerſchaaren herbei, daß es deutlich wurde, ihr Abſehen ſey auf mehreres, als auf die Behauptung Ungerns gerichtet. Mit einem Heere von 200,000 Mann brach der Großvezier Kara Muſtapha im Sommer des Jahres 1683 in Ungern ein und nahm ſeine Richtung gegen Wien.

Kaiſer Leopold gerieth in große Beängſtigungen. Zwar hatte er ſchon das deutſche Reich um Beiſtand angeſprochen und mit einigen deutſchen Fürſten, namentlich mit den Kurfürſten von Baiern und Sachſen, Hilfsverträge geſchloſſen und mit dem Polenkönig Johann Sobieski ſich dahin vereinigt (31. März 1683), daß dieſer ihm ein Heer von 40,000 Mann zuzuführen verſprach und dieſes Verſprechen durch einen feierlichen Eid bekräftigte; — aber die Gefahr war nahe, und die Hilfe fern! Er flüchtete daher am 7. Jul. mit ſeiner Familie erſt nach Linz, dann nach Paſſau und überließ die Vertheidigung Wiens dem Grafen von Stahremberg, der die Befeſtigungswerke in der Eile verbeſſerte, einen Theil der Vorſtädte niederreißen ließ und Bürger und Studenten aufforderte, ſich an die Beſatzung anzuſchließen. Das Heer des Kaiſers, kaum 40,000 Mann, ging, nachdem es 12,000 Mann zur Verſtärkung der Beſatzung Wiens abgegeben hatte, unter ſeinem Anführer, dem Herzoge Karl von Lothringen, bei Wien über die Donau, um den Türken zur Seite und im Rücken Abbruch zu thun und mit dem aus Polen erwarteten Hilfsheere ſich zu vereinigen.

Wenige Tage nach der Flucht des Kaiſers, am 14. Jul., traf der Großvezier Kara Muſtapha vor Wien ein und eröffnete am 18. Jul. die Laufgräben. Hart und beängſtigend wurde die Belagerung für die Einwohner! Zwar war der Graf von Stahremberg ein umſichtiger, entſchloſſener und raſtlos thätiger Vertheidiger Wiens, zwar that die Beſatzung, was von ihr verlangt wurde, und rühmlichſt ſtrengten Studenten und Bürger ſich an; aber ſchwach waren die Befeſtigungswerke, an Lebensmitteln war Mangel, Krankheiten und Niederlagen verminderten täglich die Zahl der Vertheidiger, immer drohender wurden die Angriffe der Türken, immer zerſtörender ihre Schüſſe und Minen; durchlöchert war bereits das kaiſerliche Schloß, geborſten und halb eingefallen die Baſteien, nahe der Augenblick, wo Wien fallen mußte. Fiel aber Wien, dann ſtand ganz Oeſtreich den Türken offen, dann war die Herrlichkeit des Hauſes Habsburg dahin, dann konnte das ganze deutſche Reich das Schickſal des oſtrömiſchen Kaiſerthums erleiden.

Doch da die Gefahr am größten war, erſchien die erſehnte Hilfe. Denn als ſchon der Kurfürſt von Sachſen, Johann Georg III., auf 12,000 Mann, auf 10,000 Mann der Kurfürſt von Baiern, Maximilian, und 8000 Mann der fränkiſche und ſchwäbiſche Kreis herbei geführt hatten, traf auch der König von Polen mit ſeiner Hilfsmacht vor Wien ein. Mit dringenden Bitten hatten der Herzog von Lothringen und der Kaiſer ſelbſt ihn einladen laſſen, ſeine Ankunft zu beſchleunigen, und ihm den Oberbefehl über das ganze zum Entſatz beſtimmte Heer übertragen; ja der öſtreichiſche und päbſtliche Geſandte zu Warſchau hatten fußfällig ihn beſchworen, Wien und die Chriſtenheit zu retten. Er ſelbſt fühlte ſich in ſeinem Innern hierzu gedrungen. Er hatte daher auf eigene Koſten Aushebungen gemacht, hatte, ohne die Ankunft der litthauiſchen Truppen abzuwarten, am 18. Jul. Warſchau verlaſſen und war nach einigem Aufenthalt in Krakau, wo ſich ſein Heer verſammelte, durch Schleſien und Mähren mit einigen tauſend Reitern vorausgeeilt. Aber zu Tuln an der Donau fand er die Brücke, die zu ſeinem Uebergange bereit ſeyn ſollte, noch nicht vollendet, und die Truppen, die er erwartet hatte, noch nicht verſammelt. Erſt ſeit dem 5. Sept. ſetzte er dort über die Donau, vereinigte ſich dann mit den übrigen Heerführern und Truppen, und führte nun die vereinigte Macht, ungefähr 60,000 Mann, über den ſteilen und waldigen Kalenberg. Am 11. Sept. erreichte er deſſen Höhe, von welcher herab er Wien und das türkiſche Lager erblicken konnte.

Nicht ahnete Kara Muſtapha, was ihm bevorſtand; er wußte nicht einmal, daß Johann Sobieski, das Schrecken der Türken, an der Spitze ſeiner Gegner ſtand. Im blinden Vertrauen auf die Maſſen ſeines Heeres wähnte er, daß die Chriſten nicht wagen würden, ihn anzugreifen, und verſäumte daher den Kalenberg zu beſetzen und ſein Heer zuſammen zu ziehen; ja er ließ, als ſchon das chriſtliche Heer gegen ihn im Anmarſch war, Wien beſtürmen. Um ſo größer war ſeine Beſtürzung, als am 12. Sept. unter Johann Sobieski der Kampf begann. Unaufhaltſam drang die Reiterei, die er auf dem rechten Flügel anführte, gegen das türkiſche Lager; Kara Muſtapha vermochte nicht ſie zurückzuſchlagen: ſie brach in ſeine verworrene Maſſen ein. Schrecken ergriff ihn; er eilte mit Zurücklaſſung ſeiner reichen Habe ſich zu retten, und ſeine Flucht zog die ſtürmiſche Flucht ſeines Heeres nach ſich. Das ganze Lager der Türken mit allem Geſchütz und Gepäck, mit allen Lebensmitteln für Menſchen und Pferde, und mit allen Reichthümern und Koſtbarkeiten, die daſelbſt aufgehäuft waren, fielen in die Hände der Chriſten. Den größten Theil dieſer Beute brachte König Johann, der mit der erſten Linie in das türkiſche Lager eindrang, an ſich, und mit Recht konnte er an ſeine Gemahlin ſchreiben: „Sie können nicht zu mir ſagen, was die Weiber der Tartaren ihren Männern ſagen, wenn ſelbige ohne Beute zurückkehren: du biſt kein Kriegsmann, weil du mir nichts zurückgebracht haſt"! *) Schon von dem Schlachtfelde

---

*) Man ſehe die lieblichen und belehrenden „Briefe des Königs von Polen Johann Sobieski an die Königin Marie Kaſimire während des Feldzugs von Wien". Aus dem Polniſchen ins Franzöſiſche überſetzt vom Grafen Plater und herausgegeben von N. A. v. Salvandy. Deutſch

ſelbe aus ſchickte er viele der erbeuteten Koſtbarkeiten und Geſchütze nach Polen; aber zugleich machte er auch anſehnliche Geſchenke an die Fürſten und Herren, die mit ihm dieſen Sieg errungen hatten.

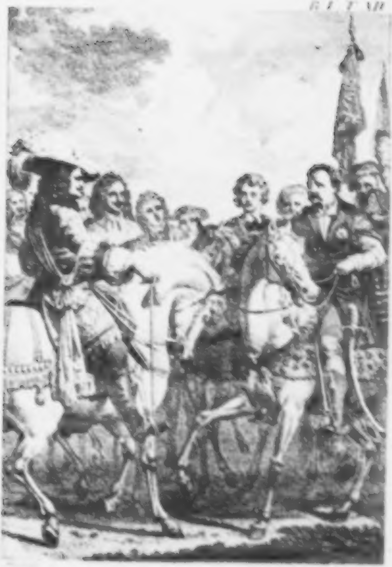
Gerettet war alſo die Hauptſtadt Wien und in der Freude über ihre Rettung wallte ihr Dank auf gegen ihren Retter. Noch auf dem Schlachtfelde erhielt König Johann die innigſten und lebhafteſten Glückwünſche, und, als er am folgenden Tage (13. Sept.) in Wien einzog, drängte ſich ihm alles entgegen, jauchzte ihm freudig zu, nannte ihn Vater und Retter, küßte ihm Hände, Füße und Kleider. Nur mit Mühe konnte er durch das Gedränge in die Kirche kommen. Dort, wo er Gott für den erhaltenen Sieg dankte, wurde das Tedeum geſungen und gepredigt über den ſinnreich gewählten Text (Joh. 1. 6): „Es ward ein Menſch von Gott geſandt, der hieß Johannes.“ — Nach geendigtem Gottesdienſte ſpeiſete er bei dem Stadtcommandanten, dem Grafen Stahremberg, worauf er in ſein Lager zurückkehrte, begleitet, wie er empfangen worden war, von dem Zudrängen und Zujauchzen eines dankerfüllten Volkes.

Aber ſo heiß und erfreulich die Dankbarkeit der

Wiener

Deutſch von F. X. Dechsle. Heilbronn 1827, S. 47. Ihnen, als einer wichtigen Quelle, ſind wir hier vornehmlich gefolgt. — Noch bemerken wir: die Gemahlin des Königs, Marie Kaſimire, war die zweite Tochter des Marquis d'Arquien, Gardehauptmanns bei dem Herzog von Orleans, dem Bruder Ludwigs XIV.

Wiener für ihn erglühete, ſo kalt und widrig betrug ſich gegen ihn Kaiſer Leopold. Erbittert über die Demüthigungen ſeines Stolzes, da er bei ſeiner Rückkehr nach Wien (Abends am 13. Sept.) — nicht wie König Johann von freudigen Begrüßungen empfangen worden war; dann beherrſcht von dem Gedanken, daß ein Erbfürſt und Kaiſer, wie er, auf der Stufenleiter des Ranges weit höher ſtehe, als ein Wahlfürſt und König von Polen, wie Johann, — war er ganz ohne Dankbarkeit für den Retter ſeiner Hauptſtadt und des deutſchen Reiches. Das Gefühl der Verbindlichkeit, die er ſelbigem ſchuldig war, wurde ihm zur drückenden Laſt, und gern hätte er es vermieden, ihn zu ſehen. Da dieß nicht thunlich war, warf er die Frage auf, wie er ihn empfangen ſollte? Der wackere Herzog von Lothringen erwiederte: „Mit offnen Armen, denn er hat Wien gerettet!“ Aber Kaiſer Leopold konnte zu ſolcher Seelengröße ſich nicht erheben. — Nach gegenſeitiger Verabredung fand endlich am 15. Sept. die Zuſammenkunft Statt, zu Pferde und auf offnem Felde, zwiſchen dem polniſchen und öſtreichiſchen Lager. Der Kaiſer, glänzend geſchmückt, mit einem reich geſtickten Kleide, einem Federhute und einer Leibbinde voll Saphiren und Diamanten, ſaß auf einem ſpaniſchen Pferde und war begleitet von dem Kurfürſten von Baiern und einem zahlreichen Gefolge von Hofcavalieren und Miniſtern: Trompeter ritten voraus, Leibgardiſten und Bediente folgten. Der König hingegen, in derſelben



[illegible]

[illegible] Leopold I.

Kleidung, die er am Tage der Schlacht getragen hatte, ritt ein behendes Pferd polniſcher Art und war begleitet von ſeinem Sohn und vielen ſeiner Generale. Als beide einander gegenüber gekommen waren, grüßten ſie einander ziemlich höflich, aber kalt. Der König bewillkommte den Kaiſer lateiniſch und mit wenigen Worten; dieſer antwortete, gleichfalls lateiniſch, aber in gewählten Ausdrücken. Als dann der König ſeinen Sohn dem Kaiſer vorſtellte, griff dieſer nicht einmal an den Hut, und eben ſo bei Vorſtellung der tapferen Polen, die zur Erringung des Rettungsſieges mitgewirkt hatten *). Tief kränkte dieſes Zeichen des Stolzes und Undankes den König: er drehete ſein Pferd und ritt nach kurzem Gruße in ſein Lager zurück. Von nun an ſchien es, als ob der Kaiſer mit ſeinem Hofe ganz vergeſſen hätte, was Johann Sobieski mit ſeinen Polen für ihn gethan hatte. Die Höflinge, die ſich vorher zu den Polen gedrängt hatten, wendeten ſich jetzt von ihnen weg; weder Futter noch Lebensmittel wurde ihnen gereicht; für die im Kampfe Verwundeten und Getödteten wurde nicht geſorgt, und mit den übrigen der Beute wegen vielfacher Streit erhoben. „Der Kaiſer war", wie Johann Sobieski ſchreibt **), „um ſeinen Retter unbekümmert, zu ſeinem alten Hochmuthe zurückgekehrt."

Troz

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. VII.

**) Man ſehe die eben angeführten Briefe [illegible] 67.

Trotz dieſes Undanks fuhr Johann Sobieski fort, den Verpflichtungen, die er übernommen hatte, nachzukommen; denn er betrachtete den Kampf gegen die Türken als einen Kampf für Polen und für die ganze Chriſtenheit; und wenn der erlittene Undank ihn kränkte, ſo fand er Troſt in ſeinen Herzensergießungen an ſeine Gemahlin und in dem Gedanken, daß Gott und der Ruhm ſeine Belohnung ſey *). Er verfolgte daher die Türken nach Ungern, erfocht auch hier, nach einer Niederlage bei Parkan (am 7. Oct.), in die ihn ſeine Verwegenheit geſtürzt hatte, mehrere Siege und beſchloß dieſen Feldzug mit der Vertreibung der Türken aus Ungern.

V.

Chriſtine, Königin von Schweden.

Nicht ohne ein gewiſſes Grauen wenden wir uns zur Schilderung des Lebens und Charakters der Königin Chriſtine. Denn wenn hier auf der einen Seite Herrliches und Glänzendes uns anſpricht, ſo zeigt ſich auf der andern Seite Widriges und Unheimliches, und wir begegnen faſt eben ſo viel Schmähungen, die über dieſe Königin ausgeſprochen, als Lobpreiſungen, die ihr gezollt wurden. Freilich können wir von ihrem Leben und

---

*) Ebendaſelbſt S. 117, 121 und 136.

Wirken, das als ein geſchloſſenes Ganze vor uns liegt, unbefangener reden, als ihre Zeitgenoſſen, deren Anſichten und Urtheile oft durch einzelne ihrer Reden und Handlungen beengt und geblendet, oft auch durch Vorliebe und Abgunſt beſtimmt wurden; aber auch uns wird das Urtheil über ſie ſchwer, da ſie in ihren Schriften und Handlungen ſo verſchiedentlich ſich gezeigt, und der Parteigeiſt in die Ueberlieferungen von ihr ſo vielfältig ſich eingemiſcht hat. Demnach beſcheiden wir uns gern, daß nur das, was wir von ihrem Lebensgang erzählen, als zuverläßig gelten kann, die Schilderung aber ihres Seyns und Wirkens bloß als Ausdruck der Ideen, die wir von ſelbigem aufgefaßt haben, anzuſehen iſt.

Chriſtine, die Tochter des großen Guſtav Adolf und Marien Eleonorens, einer brandenburgiſchen Prinzeſſin, war am 8. Dec. 1626 geboren. Ihre Eltern hatten die Geburt eines Sohnes erwartet, und ihr erſtes Schreien ſchien dieſe Erwartung zu bekräftigen. Ihre Mutter war daher über die Geburt einer Tochter tief betrübt, und konnte, ſchreibt Chriſtine *), „ſie in ihren erſten Lebensjahren nicht leiden, weil ſie ein Mädchen und häßlich war, wie eine Mohrin". Ueberhaupt ſtand ſie mit ihrer Mutter nie in einem zärtlichen Verhältniſſe.

---

*) ſ. Leben der Königin Chriſtine von ihr ſelbſt beſchrieben (im Jahr 1681, aber nur bis zum Jahre 1633 reichend) in (Arkenholz) hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten die Königin Chriſtine von Schweden betreffend (Leipzig, 1760). Th. III, S. 20.

hältniſſe. Verſchiedenheit des Innern und Aeuſſern trennte beide: ſie war munter, kühn, unternehmend, mehr Knabe als Mädchen; ihre Mutter aber hatte, wie ſie ſelbſt ſchreibt, alle Tugenden und alle Fehler ihres Geſchlechts. Dagegen wurde ſie von ihrem Vater zärtlich geliebt. Als man ihm ihr Geſchlecht entdeckt hatte, rief er ſcherzend aus: „ſie wird geſchickt werden, denn ſie hat uns alle betrogen“; gern ſcherzte er mit ihr, weckte und belebte ihren kühnen Sinn und beförderte ihre Erhebung. Schon wenige Monate nach ihrer Geburt (1627) ließ er ihr von den Ständen des Reichs huldigen, und ehe er nach Deutſchland abging (1630), dieſe Huldigung erneuern. Sie wurde daher, gleich nach ihres Vaters Tode (6. Nov. 1632), auf Veranſtaltung der Reichsſtände als Königin ausgerufen, die Vormundſchaft und Regentſchaft während ihrer Minderjährigkeit den fünf oberſten Reichsbeamten, die Aufſicht aber über ihre Erziehung der Schweſter ihres Vaters, **Katharine**, und deren Gemahle, dem Pfalzgrafen von Zweibrücken, **Johann Kaſimir**, übertragen. Zu ihrem Lehrer wurde der damalige Hofprediger und nachherige Biſchof von Sterngnäs, **Johann Matthiä**, den ſchon ihr Vater hierzu auserſehen hatte, beſtellt.

Unter der Leitung dieſes ſanften und gelehrten Mannes (1633 – 1642) machte ſie bei den auſſerordentlichen Fähigkeiten, die ihr eigen waren, auſſerordentliche Fortſchritte. Sie lernte, auſſer den neueren

Sprachen, der deutſchen, italieniſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen, auch die alten, die griechiſche und lateiniſche, und konnte ſchon in ihrem achtzehnten Jahre die Schriften des Lucian, Thucydides und Tacitus, die ihr beſonders gefielen, in den Grundſprachen leſen, und bildete durch dieſe und andre Meiſterwerke der Griechen und Römer ihren Geſchmack. Dabei erlernte ſie auch Alterthumskunde, Philoſophie und Geſchichte, und täglich brachte der Kanzler Axel von Oxenſtierna, ſeitdem er aus Deutſchland zurückgekehrt war (1636), einige Stunden bei ihr zu, um ſie mit den Staatsgeſchäften und deren Behandlung bekannt zu machen. Sie hörte ihm aufmerkſam zu und gewöhnte ſich dadurch, verworrene Sachen leicht zu faſſen. Auch zeigte ſie Muth und Geſchick zu Leibesübungen, beſonders zum Jagen und Reiten, und konnte Hitze und Kälte, ſo wie Hunger und Durſt ohne Beſchwerde ertragen. Dagegen war ihr alles, was ſie an ihr Geſchlecht erinnerte, zuwider. Nie wendete ſie Sorgfalt auf ihren Putz, nie mochte ſie eine weibliche Handarbeit erlernen; ſelbſt ihre Kleidung, Haltung und Stimme hatte etwas Männliches. Doch anziehend war ihr Aeuſſeres, ihre hohe und breite Stirne, ihre feurigen Augen und ihre ſchön gebogene Naſe; auch war ſie, wenn nicht Launen ſie bewegten, freundlich und einnehmend.

Als ſie das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatte (8. Dec. 1644), übernahm ſie, auf Antrag der Reichsſtände, die Selbſtregierung, die ſie zehen Jahre lang mit Kraft und Anſehn führte. Der Reichsadel war während ihrer Unmündigkeit hoch empor gekommen; ſie aber, nach Unumſchränktheit hinſtrebend, ſuchte deſſen Macht zu ſchwächen. Sie verlangte daher von allen Staatsangelegenheiten unterrichtet zu ſeyn, verfügte über dieſelben nach eignem Gutdünken und wußte ihre Meinungen und Abſichten gegen die Einreden der Reichsräthe und Reichsſtände geltend zu machen. Eben deshalb vermehrte ſie die Zahl der Reichsräthe und der Edelleute, unterhielt unter ihnen Spaltungen und betrieb den Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens, da ſie in Friedenszeiten beſſer als in Kriegszeiten ihre Regierungsgewalt befeſtigen zu können meinte. Ganz vorzüglich ſuchte ſie den mächtigen Einfluß des Großkanzlers Axel von Oxenſtierna zu vermindern. Denn obſchon ſie ihm, dem hochverdienten Manne, bald nach dem Antritte ihrer Selbſtregierung, die Würde eines Grafen mit einem anſehnlichen Landgute verlieh (1645): ſo war doch ſein Anſehn und Herrſcherſinn ihrer Herrſchſucht mißfällig; auch fürchtete ſie, es möchte das, was ſie zum Beßten des Reiches thun würde, ſeiner Regierungsweisheit zugeſchrieben werden. Sie zeigte daher Kaltſinn und Mißtrauen gegen ihn, hörte mehr auf den Grafen Magnus de la Gardie, ihren damaligen Liebling, und auf den Hofkanzler Adler Salvius, als auf ihn, wies mehrere ſeiner Verfügungen und Rathſchläge zurück, und behandelte ſeinen Sohn, den Reichsrath Johann von Oxenſtierna, während

rend der Unterhandlung des weſtphäliſchen Friedens, eben ſo widrig als ungerecht. Durch ſo viele Kränkungen erbittert, wollte der Großkanzler (im Jahre 1648) ſeine Aemter niederlegen und auſſerhalb Schwedens leben. Wirklich war ſie auch bereit, ihn zu verabſchieden; aber die öffentliche Meinung war für ihn, und auf Vorſtellung des Reichsrathes ſahe ſie ſich genöthigt, ihn um Zurücknahme ſeines Geſuchs zu bitten, worauf er bis an ſeinen Tod (1655) an allen Staatsgeſchäften ehrenwerthen Antheil zu nehmen fortfuhr.

Mit beſondrer Vorliebe griff Chriſtine in die auswärtigen Angelegenheiten ein. Sie unterhandelte in eigner Perſon mit den fremden Miniſtern und Geſandten, leitete den Abſchluß des Friedens mit Dänemark (zu Brömſebroo, 1645) und mit Oeſtreich (zu Osnabrück, 1648), und ſuchte die Händel, die wegen der Königswahl (1648) in Polen, und wegen der Fronde in Frankreich (1648 — 1653) entſtanden waren, ſo wie den zwiſchen Frankreich und Spanien noch fortdauernden Krieg beizulegen. Indeſſen verſäumte ſie auch nicht das Innere. Sie ſah auf Recht und Ordnung, ſorgte für Verbeſſerung der Geſetze und des gerichtlichen Verfahrens, pflegte alle Zweige der Gewerbthätigkeit, die ſchon ihr Vater gefördert hatte, brachte die Landwirthſchaft, den Bergbau, die Handwerke, Manufacturen und Fabriken empor, errichtete und erweiterte Handelsgeſellſchaften. Ganz vorzüglich ſuchte ſie ihr Reich mit dem Glanz der Künſte und Wiſſenſchaften zu ſchmücken. Selbſt von Liebe zur Gelehrſamkeit beſeelt und mit den vielſeitigſten Kenntniſſen, die ſie täglich zu erweitern ſuchte, erfüllt, forderte ſie Jünglinge und Männer auf, ihrem Beiſpiele zu folgen. Hierzu ſtiftete ſie neue Schulen, gründete die Univerſität zu Abo (1640), vermehrte die Einkünfte der Univerſität zu Upſala, beſetzte ſie mit gelehrten Ausländern, deren wiſſenſchaftlichen Verhandlungen ſie öfters beiwohnte, errichtete eine Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften zu Stockholm, unterſtützte junge Schweden zu wiſſenſchaftlichen Reiſen ins Ausland und rief die erſten Gelehrten damaliger Zeiten nach Schweden, z. B. einen Freinsheim, Carteſius, Salmaſius, Iſaac Voſſius, Bochart, Huetius ꝛc. Aber auch geſchickte Künſtler aller Art, als Muſiker, Maler, Bildhauer, Baumeiſter, Münzmeiſter, Buchdrucker ꝛc. zog ſie herbei, und mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit brachte ſie die herrlichſten Kunſt- und BüAherſammlungen an ſich. Und nicht ganz vergebens war dieſer Eifer! Schweden, bis zu ihrer Zeit, wohl reich an tüchtigen Staatsmännern und Feldherren, aber arm an Gelehrten, gewann an gelehrten Kenntniſſen; ſelbſt die erſten unter den ſchwediſchen Staatsmännern fingen an, die Werke der Alten zu ſtudiren und aus denſelben Klarheit, Würde und Anmuth zur Darſtellung ihrer Ideen zu ſchöpfen.

Aber wie viel ſie auch zur Verherrlichung ihrer Regierung that, dennoch erregte ſie Mißvergnügen. Anlaß

laß hierzu gab zuerſt ihre Abneigung vor der Ehe. Viele Fürſten und Herren bewarben ſich um ihre Hand, und laut wünſchten die Schweden, ſie vermählt zu ſehen; ſie aber wies, wie einſt Eliſabeth von England, jeden Antrag dieſer Art zurück, weil ſie in der Ehe das Grab ihrer Unabhängigkeit zu finden fürchtete und, wie ſie ſelbſt ſagte, „um eines Mannes willen ſich ihrer Freiheit nicht begeben wollte" *). Große Hoffnung zu ihrer Hand hegte ihr Vetter, der Pfalzgraf Karl Guſtav. Schon in früher Jugend war er ihr zum Gemahl beſtimmt worden; ihr Lehrer Matthiä, ſo wie ſeine Mutter, die Pfalzgräfin Katharine, ihre Erzieherinn, hatten ſie für ihn zu gewinnen geſucht; immer bewies er ihr die zärtlichſte Aufmerkſamkeit, und ſie ſelbſt nährte in ihm Hoffnungen. Doch je näher er ſeinem Ziele zu ſeyn glaubte, deſto mehr wich ſie ihm aus, nicht anders, als ob ſie mit ſeinen Wünſchen ein Spiel triebe. Dagegen beſtimmte ſie ihm, was ihre Hand ihm vorzüglich wünſchenswerth machen konnte. Denn als auf einem Reichstage im Jahre 1649 die Stände abermals die Bitte erneuerten, ſie möchte ſich vermählen; ſo that ſie im Reichsrathe (am 23. Febr.) den unerwarteten Vorſchlag, man möchte den Prinzen Karl Guſtav zu ihrem Thronfolger ernennen, damit allem Unheil vorgebeugt würde, wenn ſie, ohne einen Nach-

---

*) Auch äuſſerte ſie (ſ. Pufendorfs Anecdoten, S. 76): „ſie würde es nicht ertragen können, daß man mit ihr umging, wie der Bauer mit ſeinem Acker".

Nachfolger zu hinterlaſſen, ſterben ſollte, — vielleicht auch, weil ſie dadurch neuen Eheanträgen ausweichen und die ehrgeizigen Wünſche der ſchwediſchen Großen im Betreff der Beherrſchung des Reiches zurückweiſen wollte. Vergebens riethen ihr die Reichsräthe und unter denſelben Oxenſtierna dieß Vorhaben aufzugeben; vergebens machten ſie ihr bemerklich, wie ſie, erſt drei und zwanzig Jahre alt, ihre Geſinnungen in Rückſicht der Ehe und des Prinzen leicht ändern könnte, und welche Widrigkeiten entſtehen würden, wenn ſie mit einem andern, als dieſem Prinzen, ſich vermählte: ſie blieb bei ihrem Vorhaben mit jenem Eigenſinn, den ſie immer bewies, wo ſie Widerſpruch fand, und bewirkte es durch die Reichsſtände (10. März 1649), daß der Prinz Karl Guſtav zu ihrem Nachfolger ernannt wurde. Als nun derſelbe im Jahr 1650 aus Deutſchland nach Schweden zurückkam, wurde er von den Reichsſtänden feierlichſt zum Erbprinzen in Schweden erklärt (20. Oct. 1650), „falls die Königin ohne Kinder ſterben ſollte", und erhielt den Titel königliche Hoheit und ein jährliches Einkommen von 50,000 Reichsthalern zu ſeiner Hofhaltung; doch muſte er auch der Königin vollkommenen Gehorſam zuſchwören und verſprechen, ohne ihren Befehl in die Reichsgeſchäfte nicht einzugreifen, ſich mit den Verfügungen über ſeinen Unterhalt zu begnügen und die Reichsräthe im Beſitz der Krongüter, die ſie ſchon erhalten hatten oder noch erhalten könnten, zu laſſen. Wenige Tage nachher (am 30. Oct.)

ließ ſich Chriſtine, gleichſam zum Beweis, daß die Regierung in ihren Händen bleiben ſollte, mit einer Pracht, die bisher noch nie in Schweden geſehen worden war, zu Stockholm krönen; der Erbprinz aber begab ſich bald nach dieſer Feierlichkeit, um keinen Anſtoß zu erregen, erſt nach Gripsholm, dann auf die Inſel Oeland, die ihm die Königin überlaſſen hatte. Daſelbſt lebte er von allen Staatsgeſchäften getrennt, beſchäftigt mit dem Anbau Oelands, und betrug ſich durchaus mit kluger Vorſicht.

Doch nicht allein durch ihren Widerwillen gegen den Eheſtand erregte **Chriſtine** Mißvergnügen, ſondern auch durch ihr Betragen. Die Großen ſahen mit Unwillen, daß ſie, bei aller Eiferſucht auf ihre Herrſcherrechte, von ihren Lieblingen ſich beherrſchen ließ, manche der letzteren aus der Niedrigkeit zu den vornehmſten und einträglichſten Bedienungen erhob, und Ausländer den Schweden vorzog und mit Geſchenken überhäufte: dem Volke war ihre Entfernung von einheimiſchen Sitten, die Art ihrer Luſtbarkeiten und ihre Vorliebe für franzöſiſche Lebensweiſe anſtößig; und die Geiſtlichen eiferten wider ihre Freigeiſterei und Vertraulichkeit mit Katholiken. Beſonders anſtößig wurde ihr Umgang mit dem franzöſiſchen Arzt **Bourdelot**, der, von Salmaſius empfohlen, im Jahre 1651 nach Schweden kam und ſich durch vielerlei Geſchicklichkeiten, aber auch durch niedrige Schmeicheleien und ſchamloſe Verſpottung alles Hergebrachten bei ihr ſo beliebt machte, daß ihr ſeitheriger Liebling, der Graf Magnus de la Gardi, bei ihr in Ungnade fiel und die Schweden laut klagten, daß dieſer Ausländer ihnen den Zutritt zu ihrer Königin verſperre und ungeſcheut ihren Glauben verläſtre. Im Jahre 1653 fühlte ſie ſich gedrungen, ihn zu verabſchieden. Aber was half dieß? Nun ſchmeichelte ſich der ſpaniſche Geſandte Pimentelli in ihr Vertrauen, ward ihr ſteter Geſellſchafter und wirkte verderblich, wie Bourdelot, auf ihre Denk- und Handlungsweiſe ein.

Am dringendſten wurde das Mißvergnügen über ihren Hang zu Verſchwendungen. Der Zuſtand des Reiches nach ſo langen und erſchöpfenden Kriegen erforderte eine weiſe Sparſamkeit; aber die Königin verſchleuderte die Schätze des Reiches, um einen glänzenden Hofſtaat zu unterhalten, um Feſte und Luſtbarkeiten zu vollziehen, die, im Geſchmacke der Ausländer, den Schweden mißfielen, um Kunſt- und Büchersammlungen zuſammenzubringen, die ſie bald wieder den Schweden entriß, und um Lieblinge und auswärtige Gelehrte zu belohnen, die ihr ſchmeichelten und, wie man behauptete, ſie verdarben. Von den fünf Millionen Thalern, die ſie laut des weſtphäliſchen Friedens aus Deutſchland zu ziehen hatte, erließ ſie aus unzeitiger Großmuth faſt zwei Millionen, und um die ſchwediſchen Großen zu befriedigen, fuhr ſie fort, wie ſchon während ihrer Minderjährigkeit geſchehen war, die Krongüter zu veräuſſern. Um nun den Ausfall an Einkünften erſetzen und ihre Bedürfniſſe beſtreiten zu können, ſchritt ſie zu neuen und gehäſſigen Auflagen. Dadurch wurde beſonders der Bauernſtand bedrückt und zu lauten Klagen veranlaßt. Schon auf dem Reichstage im Jahre 1644 forderte dieſer die Zurückgabe aller veräuſſerten Krongüter, aber vergebens; dann auf dem Reichstage im Jahre 1650, und abermals vergebens: ſeine Forderung wurde als ein Empörungsverſuch betrachtet. Ja auch die Herabſetzung der Steuern, die er auf dem Reichstage im Jahre 1652 verlangte, wurde ihm verweigert. Hierüber gerieth er in eine Gährung, die mit jedem Tage bedenklicher wurde.

Der Königin entging dieſe Gährung nicht; aber verblendet durch Eigenliebe und Schmeicheleien, ſuchte ſie den Grund derſelben nicht in ſich, ſondern in dem rohen Ungeſtüm des Volkes, und weit entfernt das, was Mißbilligung erregte, zu vermeiden, that ſie vieles, was dieſelbe vermehrte. Denn je mehr ſie bei der aufwallenden Gährung des Volkes gegen dasſelbe eingenommen ward, deſto mehr gab ſie ſich ihren Studien, ihren Luſtbarkeiten, ihren Lieblingen und alle dem hin, was dem Volke anſtößig war. Immer größer wurde dadurch der Zwieſpalt zwiſchen ihr und ihrem Volke; ſie achtete dasſelbe ihrer unwerth; die Regierung wurde ihr zur drückenden Laſt; ſie fing an, ſich nach einer Lage zu ſehnen, wo ſie ganz ungehindert ihren

Neigungen und Wünſchen leben konnte, und gerieth ſo auf den Gedanken ihre Krone niederzulegen.

Im Jahre 1651 ließ ſie dem Erbprinzen kund thun: er möchte ſich anſchicken die Regierung anzutreten, da ſie geſonnen ſey, ſelbiger zu entſagen; er aber, fürchtend, ſie meine es nicht ernſtlich und wolle ihm eine Falle ſtellen, erſuchte ſie ſchriftlich und mündlich die Regierung fortzuſetzen. Hierauf erklärte ſie (am 25. Oct. 1651) im Reichsrathe, ſie ſey geſonnen, die Verwaltung des Reichs dem Erbprinzen zu übergeben und ein eingezogenes Leben zu führen, weil ſie dadurch dem Reiche Sicherheit und dem Volke Ruhe verſchaffen könne. Umſonſt bemühten ſich die Reichsräthe, ſie von dieſem Vorhaben abzubringen: ſie konnten nichts weiter bewirken, als daß daſſelbe der Verſammlung der Reichsſtände vorgelegt werden ſollte. Dieſe Verſammlung kam noch im Jahre 1651 zu Stande, und in derſelben redete der edle und verſtändige Oxenſtierna ſo eindringlich und rührend gegen das Vorhaben der Königin, daß ſie endlich verſprach, die Regierung beizubehalten, wenn man ihr nie wieder Heurathsanträge machen würde. Aber ſie war durch die Rede des Großkanzlers nur überwältigt, nicht zur Umänderung ihrer Sinnes- und Lebensweiſe gebracht worden. Ihr Widerwille gegen die Regierungsgeſchäfte blieb derſelbe, ſo wie ihre Sehnſucht nach einem freien und ungebundenen Leben. Hierzu kam, daß gerade zur damaligen Zeit (1651 — 1654) die ſchon genannten Ausländer Bourdelot und Pimentelli in Schweden eintrafen, die ſich ihres Vertrauens bemächtigten, das Leben in Italien und Frankreich anlockend ihr vormalten, ihre religiöſen und politiſchen Grundſätze erſchütterten, ſie mit Liebe zur katholiſchen Kirche erfüllten und heimlich Jeſuiten ihr zuführten, die ihre Glaubensänderung bewirkten. Aber als Katholikin konnte ſie die Regierung über Schweden nicht fortſetzen; da nach alten Reichsgeſetzen, ja noch zu Zeiten ihres Vaters (1617) verordnet worden war, daß jeder Schwede, der zum Pabſtthume abfiele, alle Rechte eines Schweden verlieren ſollte. Immer tiefer wurzelte alſo in ihr der Gedanke an die Thronentſagung, ſo daß ſie endlich im Jahre 1654 den Entſchluß faßte, unwiderruflich die Regierung niederzulegen.

Wie auffallend es alſo auch ſcheinen mag, daß eine junge, erſt acht und zwanzigjährige Königin, voll Feuer, Thätigkeit, Ruhm- und Herrſchbegierde den Thron verließ, ſo leicht läßt ſich dieſes aus dem bisher Geſagten erörtern. Nicht glaubhaft iſt es, daß ſie, wie ſie damals ſagte, aus Sorge für die Ruhe ihres Reiches die Regierung niedergelegt habe: denn ſolche Sorge konnte ſie durch Beibehaltung der Regierung weit ſicherer bethätigen; und ſpäterhin widerſprach ſie ſich ſelbſt, indem ſie während ihres Aufenthalts zu Rom ausſagte: „ſie habe aus Liebe zur katholiſchen Kirche auf die Krone verzichtet.“ Dagegen iſt es wahrſcheinlicher, daß Ueberdruß an den Sorgen und Arbeiten der Regierung, Hinneigung zum Papſtthume und zu den Herrlichkeiten Italiens und Frankreichs, und Ehrgeiz oder Ruhmbegier zur Niederlegung ihrer Krone ſie hintrieb. Denn ſo groß ihr Hang zu dem Seltſamen und Abenteuerlichen war, ſo groß war auch ſeit einiger Zeit ihr Ekel an den Regierungsgeſchäften, ſo daß ſie eines Tages (im Jahre 1653), als zwei Schreiber einiges zur Unterſchrift ihr vorlegten, zum Erbprinzen ſagte: „wenn ich dieſe Leute erblicke, ſo glaube ich den Teufel zu ſehen;“ dann: „ich höre alle Tage einerlei und ſehe wohl, daß ich mich wieder den Wiſſenſchaften widmen muß*).“ Ferner, jeder Zwang war ihr zuwider; ſie wollte ihre Zeit nach eigener Wahl verwenden, wollte ungehindert zum Pabſtthume übertreten, wollte in Italien und Frankreich leben, wo ſie Befriedigung ihrer Wißbegierde, reizende Vergnügungen und anſchmeichelnde Verehrung ſich verſprach. Endlich mochte ſie auch fürchten, bei längerer Regierung den Ruhm zu verlieren, da das Volk mit ihr unzufrieden war, da ſie bei der Verwirrung der öffentlichen Einkünfte — (die Kronenſchulden beliefen ſich damals auf 10 Millionen Geldes**) — mit dem ſeitherigen Glanze nicht fortregieren konnte, und da ein neuer Krieg mit Dänemark und Polen, wozu ſchon alle Anzeichen vorhanden waren, nahe bevorſtand. Dagegen mochte ſie hoffen an Ruhm bei der Mit- und Nachwelt zu gewinnen, wenn es von ihr hieß, daß ſie zu einer Zeit, wo Schweden im höchſten Glanze und ſie ſelbſt noch im jugendlichen Alter ſtand, den Thron verlaſſen habe, um in völliger Freiheit der Erforſchung der Weisheit und ſich ſelbſt leben zu können. Doch Anderes erfolgte! Wohl erregte ihre freiwillige Thronentſagung allgemeine Verwunderung, und ſie ward beſonders von den Gelehrten, die ihr ſchmeichelten, und von den Katholiken, zu denen ſie übertrat, als eine hochſinnige Frau geprieſen; dagegen gaben ihr Viele Schuld, ſie habe aus Leichtſinn und Eitelkeit die Krone von ſich geſtoßen; und bald traf es ein, was Oxenſtierna ihr vorausgeſagt hatte, daß ſie ihre Thronentſagung bereute.

---

*) Arkenholz, Th. I. 412 und Lundblad's Geſchichte des Königs Karl X. Guſtav. Ueberſetzt aus dem Schwediſchen von einem Pfälzer. Berlin 1829. Th. I, S. 142.

**) Arkenholz, Th. I. 172. Note.

Eingeleitet und ausgeführt wurde dieſe Thronentſagung auf folgende Weiſe. Am 11. Febr. 1654 eröffnete ſie dem nach Upſala berufenen Reichsrathe, daß ſie unwiderruflich entſchloſſen ſey, die Regierung zu Gunſten des Erbprinzen niederzulegen und alſo nicht des Reichsrathes Gutachten, ſondern nur deſſen Beiſtand zu ihrem Vorhaben erwarte. Noch einmal verſuchten es jetzt die Reichsräthe, durch Bitten und Warnungen ſie umzuſtimmen; allein umſonſt! Sie beſtand darauf, daß ihr Vorhaben ſammt den Bedingungen, unter denen ſie die Krone niederlegen wollte, den Reichsſtänden zur Genehmigung vorgelegt werden ſollte. Dieß

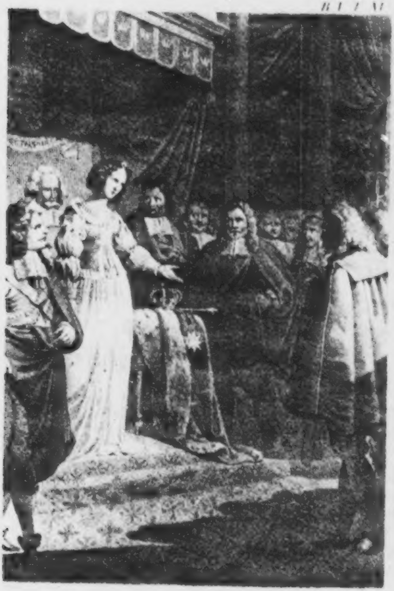
[illegible]

geſchah zu Upſala am 21. Mai 1654. Leicht willigten hier die Reichsſtände in ihre Abdankung, aber ungern in die Forderungen, die ſie im Betreff ihrer fernern Rechte und Einkünfte machte. Erſt nach langem Streite wurde ausgemacht, ſie ſollte zu ihrem Unterhalte die jährlichen Renten der Stadt und des Schloſſes Norköping, der Inſeln Oeland, Gottland, Oeſel, Wollin und Uſedom, der Stadt und des Schloſſes Wolgaſt und einiger Güter in Pommern und Mecklenburg, die zuſammen auf 240,000 Rthlr. berechnet wurden, beziehen; aber dieſe Inſeln, Städte, Schlöſſer und Güter ſollten nicht als ein freies und unabhängiges Beſitzthum, ſondern nur als ein Leibgedinge ihr angewieſen werden, das zwar ihr wie der Krone huldigen, und Beamte von ihr erhalten, doch nach ihrem Tode an die Krone zurückfallen ſollte. Auſſerdem wurde ihr zugeſtanden, den Titel und die Würde einer Königin zu behalten, zu leben, wo ſie wollte, niemand unterwürfig und verantwortlich zu ſeyn, und über ihr Gefolge und ihre Hausbedienten eine völlige Herrſchaft und Gerichtsbarkeit zu behaupten.

Nachdem dieß alles feſtgeſetzt war, legte ſie am 16. Jun. ihre Krone feierlichſt nieder. Am Morgen dieſes Tages früh 7 Uhr, erſchien ſie in der Verſammlung des Reichsrathes und ließ daſelbſt zuerſt die Urkunde vorleſen, in welcher ſie der ſchwediſchen Krone auf ewig entſagte und ſelbige unter den eben erwähnten Bedingungen dem Prinzen Karl Guſtav und deſ-

ſen

II I I V



Die Königin Christine
entsagt dem schwedischen Throne

ſen Nachkommen abtrat; dann eine zweite Urkunde von Seiten des Prinzen, in welcher dieſer verſprach, ſie im Genuſſe aller ihr zugeſtandenen Rechte und Einkünfte zu ſchützen, ſie allezeit als ſeine Mutter zu ehren und für ihre Vortheile eine beſondere Sorge zu tragen. Als beide Urkunden unterſchrieben waren, ſetzte ſie ſich die Krone auf, umkleidete ſich mit dem königlichen Mantel, nahm in die Rechte das Scepter und in die Linke den güldnen Reichsapfel, und ging ſo unter dem Vortritt zweier Reichsräthe, von denen der eine das Reichsſchwert, der andre den goldnen Schlüſſel ihr vortrug, in den großen Saal des Schloſſes, wo die Reichsſtände verſammelt waren. Dort beſtieg ſie den Thron; hinter ihr ſtellte ſich der Oberkammerherr und der Hauptmann ihrer Leibwache, ihr zur Seite, doch nicht auf das Throngerüſte, der Erbprinz. Nun ließ ſie jene beiden Urkunden abermals vorleſen, nahm die von dem Erbprinzen unterſchriebene in Empfang, übergab ihm die von ihr unterſchriebene, und ließ ſich hierauf von den Großbeamten der königlichen Ehrenzeichen entkleiden, die auf einen nahen Tiſch gelegt wurden. Als dieß geſchehen war, trat ſie an den Rand des Throngerüſtes und hielt eine rührende Rede erſt an die Stände, die ſie an den Glanz ihrer und ihres Vaters Regierung erinnerte, dann an den Thronfolger, dem ſie ſeine Pflichten ans Herz legte.*) Rührung ergriff die ganze Verſammlung.

---

*) Hieher gehört das Kupfer Tafel XV.

Die Stände dankten ihr für alles, was ſie zum Beſten des Reichs gethan hatte, und der Prinz bat ſie, den Thron wieder zu beſteigen. Da ſie ſich deſſen nochmals geweigert hatte, nahm er die Huldigungen der Reichsſtände an, und führte dann die Königin in ihr Zimmer. Noch an demſelben Tage, Nachmittags, wurde er in der Kirche zum König gekrönt.

Dagegen eilte Chriſtine Schweden zu verlaſſen. Längſt ſchon hatte ſie hierzu Vorkehrungen getroffen, indem ſie am Anfang des Jahres 1654 die Kronjuwelen, ſilbernes und goldenes Geſchirr, und die Bücher, Münzen, Bildſäulen und Gemälde, die ſie auf Koſten des Reiches geſammelt hatte, in mehr als hundert Ballen und Kiſten, nach Gothenburg zum Einſchiffen abgeſchickt hatte*). Das Volk war gegen ihre Abreiſe und äuſſerte laut, man ſolle ſie nicht aus Schweden ziehen laſſen, damit ſie nicht die ihr angewieſenen Einkünfte im Auslande verzehren und dem evangeliſchen Glauben untreu werden möchte: denn ſchon war es ruchbar, daß ſie der katholiſchen Kirche beitreten würde. Dem Könige aber war ihre Abreiſe, ſo wie ihre Glaubensänderung angenehm, weil beides den Beſitz des Thrones ihm ſicherte. Er hatte daher auch zwölf Kriegsſchiffe zu Calmar ausrüſten laſſen, die nach Deutſchland ſie überführen ſollten. Aber ſie machte hiervon keinen Gebrauch. Nachdem ſie noch am Abend des 10. Jun. Upſala verlaſſen hatte, reiſete ſie am 21. Jun., unter dem Vorgeben, daß ſie den Geſundbrunnen zu Spaa gebrauchen wolle, von Stockholm in Mannskleidern durch Halland, das damals zu Dänemark gehörte, ſetzte über den Sund und zog von Helſingör nach Hamburg.

---

*) Alles zuſammen, was ſie aus Schweden mitnahm, wird in einer unter ihrer Aufſicht erlaſſenen Schrift über ihre Abdankung auf ſechs Millionen Thaler, von Andern nur auf zwei Millionen Thaler geſchätzt, ſ. Arckenholz Th. I. 420, und Th. III. 174.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Hamburg, wo ſie noch dem lutheriſchen Gottesdienſte beiwohnte (aber während desſelben im Virgil las), reiſete ſie nach Münſter, dann nach Antwerpen. Hier legte ſie wieder Frauenkleider an, gab den ſchwediſchen Abgeordneten, die ſie dringend erſuchten ihren Glauben nicht zu ändern und nach Vollendung ihrer Reiſe nach Schweden zurückzukehren, eine ausweichende Antwort, und entzweite ſich, bei ihrer damaligen Parteilichkeit für Spanien, mit dem franzöſiſchen Geſandten Chanut, dem ſie ſonſt zugethan geweſen war.*) Von Antwerpen reiſete

---

*) In früheren Zeiten war Chriſtine in Bezug auf Politik ganz franzöſiſch geſinnt; aber ſeitdem der ſpaniſche Geſandte Pimentelli ihr Vertrauen gewonnen hatte (1653), war ſie, was wahrſcheinlich mit ihrer Glaubensänderung zuſammenhing, lebendig für Spanien entflammt. Einen auffallenden Beweis hiervon gab ſie kurz vor ihrer Abdankung, indem ſie dem portugieſiſchen Geſandten des Hauſes Braganza (mit dem Schweden ſeit 1641 in vertraulichen Verhältniſſen geſtanden hatte) am 12. Mai 1654 erklären ließ: ſie halte den Herzog von Braganza für einen widerrechtlichen Herrſcher, da die Herrſchaft über Portugal dem Könige von Spanien gebühre und befehle daher dem portugieſiſchen Geſandten das ſchwediſche Reich zu verlaſſen. Alle ſchwediſchen

Greſetzte ſie nach Brüſſel, und hier war es, wo ſie am 24. Dec. 1654 in einem Zimmer des erzherzoglichen Palaſtes, in Gegenwart des damaligen Erzherzogs Leopold, des ſpaniſchen Geſandten Pimentelli, der vor ihr Schweden verlaſſen hatte, und einiger ſpaniſchen Großen, zur römiſch-katholiſchen Kirche übertrat, indem ſie vor dem Dominicanermönch Guemes, den Pimentelli im Jahre 1653 als Geſandtſchaftsſecretär nach Schweden gebracht hatte, das römiſch-katholiſche Glaubensbekenntniß ablegte, das ſchriftlich abgefaßt, von ihr und allen Zeugen unterſchrieben und nach Rom geſchickt wurde, wo es noch jetzt aufbewahrt wird.

So auffallend wie ihre Thronentſagung muß auch ihr Uebertritt zum Pabſtthum erſcheinen. Wie kam es, fragen wir, daß ſie, die Tochter des großen Guſtav Adolf, der für die Vertheidigung des evangeliſchen Glaubens gekämpft und geblutet hatte, dieſen Glauben verließ? Wie kam es, daß ſie bei der Schärfe ihres Verſtandes und der Fülle und Tiefe ihrer Gelehrſamkeit den Ungrund ſo vieler Lehren der katholiſchen Kirche nicht erkannte? *)

Die

Großen waren über dieſen Befehl betroffen, und derſelbe wurde, ſobald Chriſtine Schweden verlaſſen hatte, zurückgenommen; ſ. Arckenholz Th. I, 427 und Rühs Geſch. Schwedens, Th. IV, 351.

*) Was „über die Bekehrung der Königin Chriſtine von Schweden" in der berliner Monatsſchrift (Berlin, 1787) Th. II, S. 127 – 165 geſagt wird, iſt oberflächlich und nicht ge-

Die Katholiken ſchilderten ihre Glaubensänderung, die ſie „Bekehrung“ nannten, als Folge einer göttlichen Eingebung, durch die ihr die Irrthümer der evangeliſchen Lehre kund worden wären[*]; ſie ſelbſt ſchreibt in dem Berichte, den ſie über die Urſachen ihrer Glaubensänderung, unter dem Datum „Innsbruk vom 3. Nov. 1655,“ bekannt machen ließ[**]: „ſie habe von Jugend auf kein rechtes Genügen in der lutheriſchen Lehre gefunden; dieß habe ſie begierig gemacht, auch andrer Glaubensgenoſſen Lehrſätze und Geſpräche über Glaubensſachen anzuhören. Dadurch wären ihre Zweifel gewachſen, die weder das Leſen der Schriften, noch das Anhören der Reden lutheriſcher Gottesgelehrten hätten verſcheuchen können. So habe ſie ganzer fünf Jahre mit Zweifeln und Prüfen zugebracht, bis endlich (1651) mit der portugieſiſchen Geſandtſchaft zwei Jeſuiten in Stockholm angelangt wären; dieſe hätten ſie von der Wahrheit des römiſch-katholiſchen Glaubens überzeugt und ihren Uebertritt durch Unterhandlun-

---

gehörig begründet. Es dient mehr dazu, auf die Ränke der Jeſuiten aufmerkſam zu machen, als genügend die Gründe zu erörtern, die Chriſtinens Uebertritt zum Pabſtthume herbeiführten. Weit Beſſeres kann man aus den Angaben beim Arkenholz, die wir hier zuſammenſtellen wollen, ſchöpfen.

[*] Auch merkten es die Katholiken als ein Wunderwerk an, daß eben damals, als Chriſtine zu Brüſſel ihr Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, und der Pater Guemes das Absolvo te ausſprach, ſämmtliches Geſchütz rund um die Stadt abgefeuert wurde. ſ. Arkenholz Th. I, 431.

[**] Man findet dieſen Bericht bei Arkenholz, Th. I, 535 ff.

lungen zu Rom vermittelt". — „Darauf", heißt es am Schluſſe dieſes Berichts, „entſchloß ſich die Köni-„gin am Ausgang des Aprils im Jahre 1652 katho-„liſch zu werden und ihren Thron zu verlaſſen, weil „ſie wohl einſahe, daß es ihr unmöglich fallen würde, „die katholiſche Religion jemals in ihren Ländern ein-„zuführen, und daß ſie ihre Regierung nicht fortſetzen „könne, ohne ſich in Gefahr eines Zwanges zu ſetzen, „vieles wider den wahren Glauben, den ſie annehmen „wollte, zu begehen". — Aber wie unnöthig es iſt, ihren Kirchenwechſel von einem Wunderwerke abzuleiten, ſo unſtatthaft iſt es auch, ihrem Berichte unbedingt zu glauben. Wahr ſcheint es freilich, daß, wie ſie hier ſagt, Jeſuiten ihren Kirchenwechſel einleiteten und vermittelten; aber in dem Uebrigen zeigt ſich viel Unzuläſſiges. Sie ſelbſt widerſpricht ſich. Denn wenn ſie hier ſagt, daß das Auffinden zweifelhafter Lehren in der lutheriſchen Kirche zum Pabſtthum ſie hingeführt habe; ſo ſagt ſie ſpäterhin zum Grafen Flemming: „Sie habe nicht deswegen den Glauben ihrer „Väter verläugnet, weil ſie falſche Lehren darinne ge-„funden, ſondern andrer dringender Urſachen „wegen, die ſie genöthiget, wenigſtens dem Scheine „nach zum römiſch-katholiſchen Glauben ſich zu be-„kennen".*) Ferner, wenn ſie hier ſchreibt, daß ſie von Jugend auf kein Genügen in der lutheriſchen Kirche gefunden und fünf Jahre lang mit Zweifeln und Prüfen zugebracht habe; ſo gab ſie dagegen im Jahre 1652, alſo zwei Jahre vor ihrem Kirchenwechſel, dem Biſchof von Graſſe, **Godeau**, der ihr zugemuthet hatte, zur katholiſchen Kirche überzutreten, die Antwort: „Ich bin über„zeugt, daß das, was ich glaube, ſo beſchaffen iſt, daß „man es glauben muß. Ich dürfte alſo wünſchen, daß „Sie bei ſo vielen ſchönen Einſichten, die Ihren Geiſt „erleuchten, auch noch diejenigen haben möchten, die ich „in dieſem Stücke beſitze".*) Ueberhaupt ſind ihre Aeuſſerungen ſchwankend und unzuverläſſig, da ſie zur Verſtellung hinneigte und ſich mehr von Laune und Umſtänden, als von Wahrheitsliebe leiten ließ. Demnach findet man auch nicht ſo wohl in ihren Aeuſſerungen, als vielmehr in ihrem Character und in dem Einfluſſe, den Katholiken über ſie erhielten, Aufſchluß über ihren Kirchenwechſel.

---

*) Arkenholz, Th. I. 529. Note.

Sie war, wie man in ihrem Leben oft bemerken kann, wankelmüthig und veränderlich; leicht ging ſie mit einer gewiſſen Hitze und Flüchtigkeit von einer Partei oder Meinung zur andern; gern mochte ſie das durchſetzen, wobei ſie Widerſpruch und angehäufte Schwierigkeiten fand; begierig war ſie, durch Sonderbares und Unerwartetes Aufſehn und Staunen zu erregen. Bei ſolcher Eigenthümlichkeit ihres Weſens wurde ſie von den auswärtigen Gelehrten, die an ihrem Hofe lebten und ihres Vertrauens ſich bemächtigten, zu Zweifeln an den Religionslehren, zu Spöttereien über dieſelben hingeleitet. Namentlich wird es dem Claudius Salmaſius und dem Arzte Bourdelot vorgeworfen, daß ſie durch freche Spottreden und ſchamloſe Behauptungen das Gemüth der Königin, das ihr erſter Lehrer Matthiä zur Duldſamkeit in Sachen der Religion hingewendet hatte, ganz irre geleitet hätten.*) Auch iſt es wahrſcheinlich, daß erſt durch dieſen Bourdelot der Gedanke eines Kirchenwechſels in ihr angeregt wurde. Denn obgleich ſie ſelbſt ſchreibt, daß ſie ſchon im Jahre 1648 während einer ſchweren Krankheit das Gelübde katholiſch zu werden, gethan habe;**) ſo zeigte ſie doch vor dem Jahre 1652 noch keine Hinneigung zur katholiſchen Kirche.***) Erſt

---

*) Arkenholz, Th. I. 247.

---

*) Arkenholz (I, 252) führt folgende Worte des berühmten Nicolaus Heinſius an: „In Schweden iſt man vollkommen überzeugt, daß die Königin durch Zuthun Salmaſii und Bourdelots ins Verderben gerathen ſey". — Wie dieß geſchehen, erörtert Schröckh im „Leben der Königin Chriſtine", (ſ. deſſen Allgemeinere Biographie, Th. II, S. 249—254).

**) Arkenholz, Th. III, 216. Note.

***) Beim Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens (1648) nahm ſie ſich der Proteſtanten in Frankreich an, mit dem Bedeuten, daß ſie ihr Gewiſſen verletzen und eine Untreue an Gott begehen würde, wenn ſie nicht für die Proteſtanten redete (Arkenholz, I, 226). — Im Jahre 1651 redete ſie in einem Briefe an den Herzog von Orleans von den Vorzügen des evangeliſchen Glaubens vor dem römiſch-katholiſchen. (Arkenholz, I. 192.) — Im März des Jahres 1652 forderte ſie den Prinzen Friedrich von Heſſen-Eſchwege, der zum Pabſtthume hinneigte, ſchriftlich auf, ſeinen Glauben nicht zu ändern, „da es ihm nicht unbekannt ſeyn könne, wie ſehr die Abtrünnigen bei denen verhaßt

ſeyn,

Erſt als Bourdelot (ſeit 1651) in ihr Vertrauen ſich eingeſchmeichelt hatte, und Jeſuiten, vielleicht nicht ohne deſſen Mitwirken, in Stockholm erſchienen waren, wurde ſie beſtimmt, zur katholiſchen Kirche überzutreten*), was der ſpaniſche Geſandte Pimentelli, der 1652 nach Schweden kam, kräftigſt beförderte**). Und ſo war ſie, wie ſie ſelbſt ſpäterhin äuſſerte und die Schweden nochmals (1668) ihr vorwarfen,***) zum Pabſtthume ſchon abgefallen, als ſie noch in Schweden regierte, in die lutheriſche Kirche ging und auf lutheriſche Weiſe das heilige Abendmahl feierte.

Erfreulich wäre es wohl dem Pabſte geweſen, wenn ſie auch ganz Schweden, damals das erſte der proteſtantiſchen Reiche, zur katholiſchen Kirche hätte bewegen können; aber das war ihr, wie ſie ſelbſt in dem oben erwähnten Berichte ſchreibt, nicht möglich, und der Pabſt mußte ſich mit der Freude begnügen, daß die Tochter Guſtav Adolfs, die wegen ihrer Fähig-

---

ſeyen, von deren Meinung ſie abfallen, und bei denen, zu deren Meinung ſie ſich hinwenden; und wie ſehr der Ruhm eines Fürſten von der Meinung abhange, die man von ſeiner Standhaftigkeit hege". Auch ſetzte ſie hinzu: „Ich kann mir nicht vorſtellen, daß Sie eine Handlung vornehmen wollen, die meines Erachtens ganz dazu geeignet iſt, eine unheilbare Reue zu ſchaffen, und einen ewigen Vorwurf in Ihrem Herzen zurückzulaſſen". (Arkenholz, I. 222).

*) Arkenholz, I. 487.

**) Ebendaſelbſt, I. 224. 505 und 489.

***) Ebendaſ., II, 124.

bigkeiten und Kenntniſſe geprieſene Königin Chriſtine zur römiſchen Kirche ſich bekannte und wohl auch einige Schweden aus ihrem Gefolge zu ſelbiger verlockte. Doch zeigte ſie ſich nicht als eine eifrige Katholikin; ja es ſchien, als wenn ſie mit Verleugnung ihres Glaubens allen Forderungen weiblicher Züchtigkeit entſagt hätte. Sie lebte ohne alle weibliche Bedienung, in wilden Ergötzlichkeiten, freier und ausgelaſſener als je, hielt wenig auf die Gebräuche der katholiſchen Kirche und ſpottete über Heiligenbilder, wie über den Roſenkranz, den ihr der Pabſt als eine Erinnerung zu größrer Andacht zuſchickte.*) Und in ſpäteren Jahren, als der berühmte **Peter Bayle** bei ihren nachdrücklichen Aeuſſerungen gegen die Dragonaden Ludwigs XIV. in einer Zeitſchrift die Bemerkung machte, man könne dieſelbe als einen Ueberreſt proteſtantiſcher Geſinnungen anſehen, erklärte ſie (1686), erbittert über dieſen Spott, daß ſie zwar nicht auf franzöſiſche, ſondern auf römiſche Weiſe, oder nach Art der Apoſtel Petrus und Paulus katholiſch ſey.*) — Wichtig iſt es, auf ſolche Thatſachen zu achten: ſie werfen ein Licht auf den Charakter der Königin **Chriſtine** und dienen zur Grundlage bei der nun folgenden Schilderung der ferneren Ereigniſſe ihres Lebens.

Drei Vierteljahr lang (vom 23. Dec. 1654 bis zum 22. Sept. 1655) blieb **Chriſtine** in Brüſſel, be-

---

*) Belege hierzu findet man bei **Arkenholz** Th. I. 498. 542. 555.

) **Arkenholz, Th. II. S. 190.

beſchäftigt mit wechſelnden Vergnügungen und ernſten Vorbereitungen zur Reiſe nach Italien. Sie ſchrieb deßhalb an **Alexander VII.** (ſeit dem 7. April 1655 Pabſt), und dieſer bezeigte ihr in ſeinem Antwortſchreiben*) nicht nur über ihren Uebertritt zur katholiſchen Kirche, ſondern auch über ihr Vorhaben Rom zu beſuchen, freudvolles Lob; zugleich aber bat er ſie, ſie möchte, um in Italien mit allen Ehrenbezeigungen, die er ihr zugedacht hätte, aufgenommen zu werden, vorher öffentlich zur katholiſchen Kirche ſich bekennen, und zwar zu Innsbruck, wo ein päbſtlicher Abgeordneter ſie erwarten ſollte. Und ſo geſchah es! Als ſie über Cöln, Frankfurt und Augsburg nach Innsbruck gekommen war, legte ſie in der daſigen Domkirche am 3. Nov. 1655 vor dem Stiftsherrn der St. Peterskirche, Lucas Holſtenius, den ihr der Pabſt entgegen geſchickt hatte, und in Gegenwart einer großen Verſammlung öffentlich ihr neues Glaubensbekenntniß ab. Acht Tage darauf zog ſie weiter nach Italien. In den päbſtlichen Staaten, die ſie am 21. November erreichte, wurde ſie um ſo glänzender empfangen, je mehr der Pabſt hoffte durch das koſtſpielige Gepränge, das er ihr zu Ehren veranſtaltete, proteſtantiſche Fürſten und Unterthanen zur Glaubensänderung zu reizen. In Rom, wohin ſie am 19. Dec. kam, hielt ſie am 24. Dec. zu Pferde und als Amazonin gekleidet einen

---

*) Man findet daſſelbe bei **Arkenholz** Th. I. Anhang, S. 125, Num. 60.

prachtvollen Einzug. Derſelbe ging bis zur St. Peterskirche. Dort ſtieg ſie die Stiegen hinauf, nahete ſich dem Pabſte, küßte ihm nach dreimaligen Kniebeugen Pantoffel und Hände, und empfing von ihm die Firmelung, den Beinamen Alexandra und das heilige Abendmahl.

Die erſten Wochen und Monate zu Rom verfloſſen ihr in den ergötzlichſten Freuden, die der Reiz des Neuen, das Anſchauen ſo vieler Herrlichkeiten, der Umgang mit ſo vielen gelehrten und ausgezeichneten Männern und die reiche Gelegenheit, ihren Witz und ihre Gelehrſamkeit geltend zu machen, ihr darbot. Aber als der erſte Rauſch gegenſeitiger Bewunderung vorüber war, gerieth ſie in verdrießliche Händel. Sie zerfiel mit den Spaniern, die ſie zu einem Werkzeuge ihrer Plane machen wollten, und mit den vornehmen Römern, die ihr Stolz beleidigte. Sie wendete ſich daher wieder auf die Seite der Franzoſen und ging im Sommer des Jahres 1656 zu Schiffe nach Frankreich.

Der Ruf großer Weisheit ging ihr voran: die franzöſiſchen Geſandten und Gelehrten, die von ihr beſchenkt worden waren, hatten ihren Ruhm verkündigt; und ſie wurde in Frankreich ſo ehrerbietig, als ob ſie noch regierende Königin wäre, aufgenommen. Am 8. Sept. 1656 hielt ſie zu Pferde unter vielem Gepränge einen öffentlichen Einzug in Paris; dann begab ſie ſich nach Compiegne, wo ſich damals der Hof aufhielt.

hielt. Hier erregte die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes, ihre genaue Kenntniß Frankreichs und das Neue und Seltſame, in ihrer Art ſich zu kleiden und zu betragen, ein Staunen und Bewundern, vor dem die Spöttereien, die manche gegen ſie erhoben, verſtummten. Aber es kam ihr auch zu Statten, daß ſie nur ſo lange bei Hofe blieb, als die Luſt an dem Neuen noch fortdauerte und ihre Mängel von ihren glänzenden Eigenſchaften verdunkelt wurden.*) — Am 23. Sept. verließ ſie Compiegne und bald darauf auch Frankreich und gelangte über Turin in den Kirchenſtaat. Jetzt ging ſie nicht nach Rom, ſondern nach Peſſaro, angeblich wegen einer anſteckenden Seuche, die damals in Rom herrſchte, und ſchon nach einem Jahre kehrte ſie nach Frankreich zurück (im Sept. 1657), getrieben von dem Geiſte der Unruhe, der ihr eigen war, von der Begierde den Frieden zwiſchen Frankreich und Spanien zu vermitteln, und von der Sehnſucht nach den Annehmlichkeiten, die ſie daſelbſt gekoſtet hatte. Aber ſie fand ſich in ihren Erwartungen getäuſcht, und zwar durch ihre eigene Schuld, da ſie jetzt in dem königlichen Schloſſe zu Fontainebleau eine ſchreckhafte Gewaltthat verübte, die die allgemeine Stimmung gegen ſie wendete.

Ueber dieſe Gewaltthat wurden, wahrſcheinlich auf ihre Veranlaſſung, von ihrem Hofe und von dem

---

*) So urtheilte ſchon damals Frau von Motteville. — Man ſehe ihren Bericht über Chriſtinen bei Arkenholz, Th. I, 569.

Prior der Trinitarier zu Fontainebleau, Le-Bel, ausführliche Berichte bekannt gemacht, die dem Weſentlichen nach Folgendes enthalten*). — Seit ihrer Ankunft zu Fontainebleau hatte Chriſtine den Marquis Monaldeſchi, ihren Oberſtallmeiſter, im Verdacht einer Untreue, und aus den Briefen an ihn, die ſie auffing, wurde ſie überzeugt, daß er verrätheriſch mit ihren Angelegenheiten umging und die Unredlichkeit, deren er ſich ſchuldig machte, einem andern ihrer abweſenden Bedienten zuſchieben wollte. Gleichwohl hatte er die Unverſchämtheit, einſt, da er wähnte ſeine Büberei ſey ihm gelungen, zur Königin zu ſagen: „Ew. Majeſtät ſind verrathen, und der Verräther iſt entweder der Ew. Majeſtät bekannte Abweſende, oder ich bin es ſelbſt". Als dann die Königin ihn fragte: „Was verdient der, der ſo verrätheriſch an mir handelt?" antwortete er ohne Zögern. „Derſelbe verdient „ohne Barmherzigkeit auf der Stelle umgebracht zu „werden, und ich erbiete mich dieſes Strafurtheil zu „vollziehen, oder es auszuſtehen, wenn ich der Verräther bin". — „Gut", erwiederte die Königin, „erinnert euch dieſer Worte; ich verſichere euch, daß ich „es ihm gewiß nicht vergeben werde". — Erſt das Ausbleiben der Briefe, die er erwartete, machte den Marquis beſorgt, und ſein Benehmen erregte den Verdacht, daß er entfliehen wollte. Die Königin ließ ihn daher am 10. Nov. 1657 in die Hirſchgallerie des kö-

---

*) Man findet dieſe Berichte bei Arkenholz, Th. II, S. 2—9.

königlichen Schloſſes zu ſich rufen. Er erſchien nach einigem Zögern, bleich und zitternd. Anfangs redete ſie mit ihm von gleichgiltigen Dingen; als aber auf ihr Geheiß der Prior der Trinitarier, Le-Bel, mit dem Packt aufgefangener Briefe, das ſie ihm verſiegelt übergeben hatte, und von der andern Seite der Hauptmann ihrer Leibwache mit zween ihrer Soldaten in beſagter Gallerie erſchienen waren, änderte ſie das Geſpräch. Nun machte ſie dem Marquis, dem ſie jene Briefe vorzeigte, die bitterſten Vorwürfe wegen ſeiner Verrätherei. Lange ſchob der Marquis alle Schuld auf Andere; erſt als er keine weiteren Ausflüchte nehmen konnte, fiel er der Königin zu Füßen und bat um Gnade. Ohne ihm etwas darauf zu erwiedern, befahl die Königin dem Prior, daß er dem Marquis die Beichte abnehmen, und dem Hauptmanne, daß er das Urtheil vollziehen ſollte. Sogleich entblößten der Hauptmann und ſeine Soldaten die Schwerter. Voll Entſetzen richtete ſich jetzt der Marquis auf und zog die Königin von einer Ecke der Gallerie in die andere, flehend, ſie möchte ſeine Rechtfertigung vernehmen. Sie hörte ihn eine Zeitlang mit Geduld an; dann ſagte ſie ihm: „es ſey beſſer für ihn, daß er ſterbe, als daß er ohne Ehre beim Leben bleibe"; und wendete ſich zum Prior mit den Worten: „Mein Vater, ich überlaſſe euch dieſen Menſchen; ſorget für ſeine Seele und bereitet ihn zum Tode". — Im Hinausgehen ſetzte ſie, doch ohne den Marquis anzuſehen, hinzu:

„Gott ſey euch ſo gnädig, als ich gerecht gegen euch bin". Als die Königin hinausgegangen war, warf ſich der Marquis dem Prior zu Füßen und beſchwor ihn, er möchte Gnade für ihn erbitten. Dieß verſuchte der Prior. Er ſtellte der Königin unter andern vor: ſie befinde ſich im Palaſte des Königs von Frankreich und müſſe bedenken, ob derſelbe das, was ſie thun wolle, gut heißen werde. Sie antwortete: „Sie „nehme Gott zu Zeugen, daß ſie, fern von allem perſönlichen Haſſe wider den Marquis, nur deſſen abſcheuliche Verrätherei, die ihres gleichen nicht habe, „beſtrafen wolle. Was den König betreffe, ſo habe „er ſie nicht als eine gefangene oder flüchtige Perſon „aufgenommen; ſie ſey Meiſterin ihres Willens, könne „ihren Bedienten allenthalben und zu aller Zeit Recht „anthun laſſen und brauche von ihrem Thun und Laſſen niemanden als Gott Rechenſchaft zu geben". Als dann der Prior bat: „die Königin möchte, damit ihre That Andern nicht übereilt oder gewaltſam erſchiene, den Verbrecher dem Gerichte des Königs übergeben, wo, der Ordnung nach, Recht über ihn geſprochen würde; ſo antwortete ſie: „Ich habe eine unumſchränkte Herrſchaft über meine Leute, und ſollte mich „genöthigt ſehen, wider einen verrätheriſchen Hausbedienten, von deſſen Verbrechen ich von ihm geſchriebene und beſiegelte Zeugniſſe in den Händen habe, „bei Andern Recht zu ſuchen"? — „Wohl iſt es ſo", erwiederte der Prior, aber Ihre Majeſtät ſind ſelbſt eine theilnehmende Perſon"! — „Nein, nein, mein Pater", fiel ſie ein, „ich ſelbſt will es den König wiſſen laſſen! Kehren Sie zurück und ſorgen Sie für das Heil ſeiner Seele"! Mit dieſen Worten entließ ſie ihn. — Zum Marquis zurückgekehrt, ermahnte ihn der Prior unter Umarmungen und Thränen, ſich auf ſeinen Tod gefaßt zu machen, und nahm ihm die Beichte ab. Noch ſetzte der Unglückliche die Hoffnung auf den Hofprediger der Königin, der eben hereintrat. Ihn bat er, für ihn Gnade zu erwirken. Aber auch des Hofpredigers Verwendungen waren vergeblich: die Königin ließ einen nochmaligen Befehl zur Hinrichtung ergehen. Nun drangen die Soldaten mit ihren Schwertern auf den Marquis ein. Da verlor er, als er mit der rechten Hand nach dem gezückten Degen des Hauptmanns griff, drei Finger, und ſein Leiden verzögerte ſich, weil er ein Panzerhemde unter ſeinen Kleidern trug. Erſt nachdem er vielfach verwundet worden war, erhielt er den tödtlichen Stoß durch den Hals.

Ohne die Glaubwürdigkeit dieſer einſeitigen Berichte in Anſpruch zu nehmen, wollen wir bloß bemerken, daß ſie nur dazu ausgefertiget zu ſeyn ſcheinen, um die Gewaltthat, die Chriſtine gegen den Marquis Monaldeſchi verübt hatte, zu rechtfertigen, daß aber ſelbſt aus ihnen und namentlich aus den Reden des Priors das Frevelhafte dieſer Gewaltthat hervorleuchtet, und daß man wohl behaupten kann, Chriſtine ſey bei ihrem Verfahren gegen den Marquis nur einer gereizten Empfindlichkeit gefolgt, und keineswegs den Forderungen des Rechts und des Wohlſtandes. Denn wenn ihr auch bei Niederlegung ihrer Krone Titel und Gewalt einer regierenden Königin zugeſtanden worden war, und wenn ſie auch das Recht hatte, von ihrer Herrſchergewalt ſelbſt in fremden Ländern Gebrauch zu machen, — was noch nicht völlig ausgemacht iſt; — ſo war es doch rechtswidrig, daß ſie in ihrer eignen Sache als Klägerin und Richterin auftrat, daß ſie die Beſchaffenheit und Strafwürdigkeit der Schuld des Monaldeſchi nie erörterte, und daß ſie keine genaue Unterſuchung über ihn veranſtaltete; kurz daß ſie mit Umgehung aller Rechtsformen ihn umbringen ließ. Unanſtändig aber war es, daß ſie, die mit allen Merkmalen des Zutrauens und der Freundſchaft in Frankreich aufgenommen worden war, die Rechte und das Ehrgefühl des Königs verletzte, indem ſie die franzöſiſchen Gerichtshöfe umging und den königlichen Palaſt, in welchem ſie als Gaſt lebte, mit dem Blute eines Ermordeten befleckte.

Von dieſer Seite betrachtete auch der franzöſiſche Hof dieſen Vorgang. Er gab daher ſeinen Unwillen dadurch zu erkennen, daß er die Königin einige Monate in Fontainebleau ließ, ohne ſie zu beſuchen oder nach Paris einzuladen. Auch fand ſie, als ſie endlich (im Febr. 1658) nach Paris gekommen war, nicht den Beifall, der ihr vorher ſo laut und allſeitig entgegen gekommen war. Hierüber erzürnt, ſchrieb ſie im Aufwallen ihrer Leidenſchaftlichkeit einen beleidigenden Brief an Mazarini*) und unterhandelte mit Cromwell wegen einer Reiſe nach England. Cromwell aber, der früherhin, da ſie noch regierende Königin geweſen war, ihre Freundſchaft geſucht hatte, lehnte jetzt ihr Anſuchen ab, da ihm ihr Erſcheinen in England aus mehr als einer Hinſicht bedenklich ſeyn mußte. Sie reiſete daher über Toulon und Livorno (im April 1658) nach Rom zurück.

Immer mehr mußte ſie jetzt das Läſtige ihrer Lage und Reue über ihre Thronentſagung empfinden. Die Beſchäftigung mit den Künſten und Wiſſenſchaften, der ſie ſich in Rom aufs neue widmete, konnte ſie dieſer Empfindung nicht überheben. Mit Frankreich und Spanien war ſie zerfallen; mit den vornehmen Römern lebte ſie in geſpannten Verhältniſſen; der Reiz der Neuheit war dahin, ihr Geſchmack an dem Ausländiſchen geſättigt, und es fehlte ihr an Geld, da ſie eine ſchlechte Haushälterin war und bei dem damaligen Kriege zwiſchen Schweden und Polen (1656—1660) ihre Jahrgelder nicht beziehen konnte: ſie verpfändete daher ihr Geſchmeide und Silbergeräthe, gerieth auf den ſonderbaren Gedanken (den ſie jedoch bald wieder aufgab), mit öſtreichiſchen Truppen Pommern zu erobern

---

*) Man findet dieſen Brief, der als ein Beitrag zur Charakteriſtik der Königin Chriſtine merkwürdig iſt, in den Pieces intereſſantes & peu connues pour servir à l'histoire &c. à Bruxelles 1785. Tom. IV. pag. 164—166.

obern, daß nach ihrem Tode dem Hauſe Oeſtreich verbleiben ſollte, und mußte froh ſeyn, daß ihr der Pabſt (1658) ein Jahrgeld von 12000 Scudi ausſetzte, wobei er ihr zugleich in dem Cardinal **Azzolini** einen ſorgfältigen Aufſeher über ihren Hofſtaat zuordnete. Kein Wunder war es alſo, wenn ſie unter dieſen Umſtänden mehrmals verſuchte, ſich wieder auf den Thron zu erheben.

Den erſten Verſuch hierzu unternahm ſie, als ihr Nachfolger **Karl** X. geſtorben war (7. Febr. 1660). Jetzt reiſete ſie (am 20. Jun. 1660) von Rom nach Schweden, um, wie ſie ſagte, ihre Geldangelegenheiten zu ordnen, in der That aber, um die ſchwediſche Krone auf ihr Haupt zu bringen, im Fall der erſt fünfjährige und ſchwächliche König **Karl** XI. ſterben ſollte. Allein vergebens war ihr Beginnen! Schon zu Hamburg mußte ſie vernehmen, wie ſehr man ſchwediſcherſeits wünſchte, ſie möchte von Schweden entfernt bleiben. Doch ließ ſie ſich dadurch nicht zurückhalten. Am 10. Oct. 1660 kam ſie nach Stockholm. Daſelbſt wurde ſie mit vielen Ehrenbezeigungen empfangen. Aber da ſie gleich nach ihrer Ankunft eine katholiſche Kapelle einrichten, und frei und öffentlich die Meſſe leſen ließ; und da gefürchtet wurde, ſie möchte Unruhen im Reiche erregen und zu Gunſten des römiſchen Hofes die Regierung an ſich reißen: ſo erhob ſich Unwillen und Murren gegen ſie. Zwar beſtätigte man ihr den Genuß der vorher verwilligten Güter und Gelder; aber man ließ ihre Kapelle niederreißen (23. Dec.), vertrieb die Pfaffen und Italiener aus ihrem Gefolge und nöthigte ſie ihre Thronentſagung unbedingt zu erneuern. Aus Verdruß hierüber begab ſie ſich in die ihr zugehörige Stadt Norköping; und da ihr auch hier verwehrt wurde, katholiſchen Gottesdienſt zu halten: ſo verließ ſie voll bittern Unwillens ihr Vaterland (im Mai 1661) und ging nach Hamburg zurück.

Nach einem langen Aufenthalte in Hamburg reiſete ſie, im Sommer des Jahres 1662, wieder nach Rom. Aber als ſie daſelbſt theils mit den vornehmen Römern, theils mit Ludwig XIV. in neue Händel gerathen war, erneuerte ſie den Verſuch, ſich wieder in Schweden feſtzuſetzen. Doch zum zweiten Male vergebens! Schon das Anbringen ihres Hauptmanns Adami, den ſie 1665 nach Schweden geſendet hatte, um ihr freie Religionsübung daſelbſt auszuwirken, wurde zurückgewieſen; und als ſie ſelbſt von Hamburg, wo ſie im Sommer 1766 eingetroffen war, im Mai des Jahres 1667 nach Schweden kam, forderte man von ihr gleich bei ihrem Eintritte, ſie ſollte ſich der öffentlichen Ausübung des katholiſchen Gottesdienſtes enthalten, den Meßprieſter, den ſie mitgebracht hatte, zurückſchicken, nie etwas gegen die von ihr geleiſtete Thronentſagung unternehmen, und ſich weder in die Hof- noch Landesangelegenheiten einmiſchen. Dieſe

Forderungen verletzten ihren Stolz, und ſie kehrte eiligſt nach Hamburg zurück.

Der Ingrimm, mit dem ſie Schweden verlaſſen hatte, veranlaßte ſie, wie es ſcheint, zu dem Gedanken, ihre Anhänglichkeit an dem katholiſchen Glauben durch eine auffallende Handlung in Hamburg zu bethätigen. Sie veranſtaltete nämlich auf die Nachricht von der Thronbeſteigung des Pabſtes Clemens IX., die am 15. Jun. 1667 Statt gefunden hatte, in der lutheriſchen Reichsſtadt eine öffentliche Feierlichkeit (am 15. Jul.), wobei ſie ihren Palaſt erleuchten und an demſelben nicht nur den Namen und das Wappen des Pabſtes ſondern auch den Sieg der katholiſchen Kirche über die evangeliſche ſinnbildlich darſtellen ließ. Dieſe Darſtellung erbitterte den Pöbel, den dieſe Feſtlichkeit herbei gezogen hatte; er warf mit Steinen nach den Bildern und ſtürmte, als ihre Bedienten unter die Volkshaufen ſchoſſen, mit wilder Wuth gegen den Palaſt. Kaum konnte ſie ſich durch eine Hinterthüre zum ſchwediſchen Geſandten retten. Erſt als der Stadtrath den Aufſtand geſtillt hatte, kam ſie, wie im Triumph, in ihren Palaſt zurück. Noch über ein Jahr blieb ſie hierauf in Hamburg, beſchäftigt durch Unterhandlungen neuen Einfluß auf Schweden zu gewinnen, wegen ihres Unterhalts neue Verfügungen zu treffen, oder die ſchwediſch-deutſchen Länder an ſich zu bringen. Aber ſie konnte nichts weiter erhalten, als daß ihr geſtattet wurde, die Einkünfte, die ſie aus Schweden

den bezog, in jedem ihr beliebigen Lande zu verzehren.

So von Schweden zurückgewieſen, ſuchte ſie nun den polniſchen Thron, den Johann Kaſimir am 17. Sept. 1668 freiwillig verlaſſen hatte, an ſich zu bringen. Sie knüpfte deshalb durch einen Pater Unterhandlungen mit den Polen an*), und kehrte noch im Jahre 1668 nach Rom zurück, um durch Vermittelung des Pabſtes ihr Vorhaben durchzuſetzen. Aber auch dieß gelang ihr nicht! Die Polen achteten nicht auf ihr Anbringen, die Empfehlung des Pabſtes blieb unberückſichtigt, und ein litthauiſcher Edelmann Michael Wisniowieki wurde ihr vorgezogen.

Von nun an bis an ihren Tod, alſo noch 21 Jahre lange blieb Chriſtine in Italien und größtentheils in Rom, und machte keine weiteren Verſuche, wiederum einen Thron zu beſteigen; aber die Neigung zum Herrſchen verließ ſie ſo wenig als das Launenvolle ihres Weſens. Sie entzweite ſich wieder mit den vornehmen Römern, die ihr Stolz beleidigte (1670), gerieth bei dem unglücklichen Kriege, den Schweden auf Frankreichs Veranlaſſung (ſeit 1674) gegen Brandenburg führte, in drückenden Mangel, weshalb ſie laute Klagen gegen den franzöſiſchen Hof erhob, miſchte ſich zudringlich in die europäiſchen Staatshändel und ſchickte ſogar zu dem nimwegiſchen Friedenscongreß (1678) einen Geſandten. Doch konnte ſie nirgends etwas durchſetzen und erhielt zu Nimwegen bloß die Zuſicherung, daß ihr ihre Jahrgelder richtig ausgezahlt werden ſollten.

---

*) Arkenholz, Th. III, S. 390 – 391.

Bald darauf gab ſie auch Veranlaſſung, daß man ihr Feſthalten an den katholiſchen Glauben in Zweifel zog. Denn obſchon ſie noch gern mit Proſelytenmacherei beſchäftigt war und unter andern auch der berühmten Madame Dacier zuredete, zum Pabſtthume überzutreten*): ſo zeigte ſie doch, wie ſich von ihrer Gelehrſamkeit und Eigenwilligkeit erwarten ließ, keine blinde Anhänglichkeit an den katholiſchen Glauben. Die Dragonaden in Frankreich nannte ſie einen falſchen Triumph der Kirche; bei dem Streite zwiſchen den Jeſuiten und Janſeniſten neigte ſie ſich auf die Seite der letzteren, welche als Vertheidiger der Geiſtesfreiheit galten; die Jeſuiten aber ſchalt ſie „ein verdammtes Gezüchte", und äuſſerte, „daß der Aberglaube und die Rathſchläge der Jeſuiten, Mönche und Pfaffen unfehlbar alle diejenigen in's Verderben ſtürzen würden, die ſich von ihnen beherrſchen ließen"**).

Endlich gerieth ſie ſelbſt mit dem Pabſte, dem ſie immer die auffallendſte Demüthigung bewieſen hatte, in Streit. Auch hierzu gab ihr launenvoller und eigenwilliger Sinn die Veranlaſſung. Innocenz XI., ſeit 1676 Pabſt, wollte die Quartierfreiheit zu Rom, welche die Häuſer der auswärtigen Geſandten und ihrer Diener zu einer Freiſtätte aller Verbrecher machte, abſchaffen, um den Unordnungen zu ſteuern, die aus derſelben hervorgingen. Der ſpaniſche und öſtreichiſche Geſandte gaben dazu ihre Beiſtimmung, und Chriſtine, der, wie den Geſandten gekrönter Häupter, die Quartierfreiheit zugeſtanden worden war, entſagte derſelben freiwillig, obſchon ſie ſonſt ihr königliches Anſehn eifrigſt behauptete.*) Dagegen wollte Ludwig

---

*) Man ſehe Chriſtinens Brief an dieſelbe, vom 22. Mai 1678, bei Arkenholz, Th. II, 223—225.

**) Man findet dieſe Aeuſſerungen in ihren Briefen (vom 21. Dec. 1688 und 22 Januar 1689) an ihren Geſchäftsführer oder Statthalter Olivenkrans; ſ. Arkenholz, Th. II, 355 u. 357.— Wahrſcheinlich hatte ſie alſo am Schluſſe ihres Lebens ganz andere Begriffe von der katholiſchen Kirche, als in frühern Jahren, da ſie zu ſelbiger übertrat.

---

*) Es iſt wichtig wegen des Folgenden, den Brief mitzutheilen, den Chriſtine am 17. Febr. 1687 deshalb an den Pabſt ſchrieb. Er findet ſich bei Arkenholz, Th. II, S. 299, und lautet, wie folgt: „Heiligſter Vater! Um Ew. Heiligkeit gerechteſte Abſichten in Abſchaffung der ärgerlichen Quartierfreiheiten zu unterſtützen, trage ich Ihnen die meinigen an, in deren ruhigem und ungeſtörtem Beſitze ich von der Billigkeit und Gefälligkeit der Vorfahren Ew. Heiligkeit bisher erhalten worden bin. Ich trete Ihnen dieſe auf ewig ab, behalte mir auch nichts als die den Wohnungen meiner Dienſtleute gebührende Achtung vor. Ich beſcheide mich zwar, daß ich Ew. Heiligkeit nichts anbiethe, als was Ihnen ohnedieß ſchon zugehört; allein wir können auch Gott nichts andres geben, als was ohnedieß ſchon ſein iſt, und dennoch nimmt er ein ſolches Opfer nicht nur gnädig an, ſondern belohnt es auch, nach ſeiner unermeßlichen Güte, mit unausſprechlichen und ewigen Gütern. Ich meines Orts begehre und verlange nichts von Ew. Heiligkeit, ſondern bitte nur, Dieſelben wollen das Beiſpiel, das ich hierdurch gebe, genehm halten. Vielleicht wird daſſelbe nicht ganz ohne Nutzen ſeyn, falls Ew. Heiligkeit ſich deſſelben bei gegenwärtigen Umſtänden, wie Die-

wig XIV. ſeine Geſandten in dem Beſitz der alten Freiheit ſchützen und erwiderte, als ihm der Pabſt das Beiſpiel der ſpaniſchen und öſtreichiſchen Geſandten vorhielt: „er ſey gewohnt, Beiſpiele zu geben, nicht Beiſpielen zu folgen“, und, „er we[illegible] die Quartierfreiheit behaupten, es möge koſten, was es wolle.“ Hierüber entſtand ein heftiger Streit zwiſchen dem Pabſte und dem Könige von Frankreich. Chriſtine ſahe demſelben anfangs mit ſcheinbarer Gleichgiltigkeit zu. Als aber ein Verbrecher von der Thüre ihres Wagenſchoppens von der päbſtlichen Schaarwache weggeſchleppt worden war, und der Pabſt ihre Diener, die ſelbigen wieder in Freiheit geſetzt hatten, vor Gericht ziehen wollte (im Jun. 1687), erklärte ſie ſich, ihrer vorigen Entſagung ganz entgegen, nachdrücklich für die Quartierfreiheit. Der Pabſt gab ihr ſeinen Unwillen hierüber auf vielfache Weiſe zu erkennen, unter andern auch dadurch, daß er ihr das Jahrgeld von 12000 Scudi's, das ſie ſeit langen Jahren aus der päbſtlichen Schatzkammer empfangen hatte, entzog. Sie aber äuſſerte hierüber eine laute Freude, verband ſich mit Frankreich und ſpottete öffentlich des Pabſtes und ſeiner Regierung.

Den Ausgang dieſes Streites erlebte ſie nicht. Ein bösartiges Fieber, das ſchon im Februar des Jah-

res

Dieſelben es am füglichſten erachten werden, bedienen wollen. Ich verharre mit der allergrößten Verehrung Ewr. Heiligkeit ergebenſte und gehorſamſte Tochter Chriſtina Alexandra.“

res 1689 ſie befallen hatte, kehrte im April deſſelben Jahres mit vermehrter Stärke zurück, und deutlich wurde es, daß ihr Ende herannahe. Jetzt, zum Sterben ſich vorbereitend, ließ ſie den Pabſt wegen ihres ſeitherigen Benehmens gegen ihn um Verzeihung bitten und empfahl ihm zugleich ihre Bedienten. Sie erhielt die erbetene Verzeihung, unterſchrieb dann ihr Teſtament, empfing die Sacramente und ſtarb ſanft und ruhig am 19. April 1689. Ihr entſeelter Körper wurde einbalſamirt, dann in der St. Dorotheenkirche zur Schau ausgeſtellt und auf Geheiß des Pabſtes in der St. Peterskirche begraben.

Nicht leicht hat eine Fürſtin im Leben ſo viele Lobredner unter den Gelehrten der verſchiedenſten Länder gefunden, als Chriſtine, und nicht leicht konnte die Schmeichelei den Anſchein verdienter Lobpreiſungen mehr gewinnen, als bei ihr. Sie war ausgezeichnet durch ſeltene Gaben: ein lebhafter Geiſt, eine leichte Auffaſſung ſelbſt des Schwierigen, ein ſicheres Gedächtniß, eine männliche Kühnheit, eine eindringliche Beredſamkeit war ihr eigen; dabei beſaß ſie eine ausgebreitete Gelehrſamkeit in Sprachen und Wiſſenſchaften, einen geläuterten Geſchmack in Sachen der Kunſt, und eine genaue Kenntniß alter und neuer Zeiten. Auch ihre Regierung konnte geprieſen werden: denn unter ihr war Schweden nach langen Kriegsjahren wiederum mit den Segnungen des Friedens erfreut worden, es hatte an äuſſerm Wohlſtand und geiſtiger Bildung zugenommen, und nie galt es angeſehener, mächtiger und glänzender, als zu ihrer Zeit. Und wie großartig mußte es endlich erſcheinen, wenn man ihre Thronentſagung als einen Beweis betrachtete, daß ſie zu ihrem Glücke einer Krone nicht bedürfe, und daß ſie in der ſtillen und ungeſtörten Beſchäftigung mit Künſten und Wiſſenſchaften einen reichlichen Erſatz für allen äuſſern Glanz des Lebens fand. — Aber je tiefer man in ihr Seyn und Wirken eindringt, deſto mehr erſcheint dieſes Herrliche und Glänzende als ein täuſchendes Blendwerk, und deſto düſtere Schatten verbreiten ſich über ihren Ruhm. Denn deutlich wird es aus ihrer Lebensgeſchichte, wie Eitelkeit, Launenhaftigkeit, leidenſchaftlicher Ungeſtüm und Hang zu dem Seltſamen und Aufſehen-Erregenden die Grundzüge ihres Charakters ausmachten, wie eben dadurch das Glück ihrer Regierung getrübt und geſchwächt, und ſie ſelbſt zu den auffallendſten Erſcheinungen in ihrem Leben, zur Thronentſagung und Glaubensänderung hingeführt wurde. Widrig erſcheint auch die Abneigung, die ſie gegen ihr Geſchlecht hegte oder heuchelte, indem ſie die Tugenden des Weibes verleugnete, und wiederum durch ihre Wankelmüthigkeit und Verſtellungsſucht zu erkennen gab, daß ſie die Fehler desſelben theilte. Ja ſelbſt ihre Liebe zu den Wiſſenſchaften und die große Gelehrſamkeit, die ſie beſaß, kann mehr prunkend als heilbringend genannt werden; denn ihr Reich und die Wiſſenſchaften ärndeten davon wenig Nutzen, und ſie ſelbſt wurde durch ſelbige verſchroben, von dem Leben mit ihrem Volke abgewendet und zu verderblichen Verſchwendungen hingezogen. — Nicht ohne Unwillen können wir alſo von ihr ſcheiden, da wir uns überzeugt fühlen, daß ſie von ihren herrlichen Anlagen keinen weiſen Gebrauch machte, daß ſie ihre Beſtimmung verkannte, und daß ſie ſelbſt der Gelegenheit, viel Gutes zu ſtiften, ſich beraubte und um die Ehre eines ungetrübten Nachruhms ſich betrog.

VI.

Karl XII., König von Schweden.

Wichtig und anziehend iſt das Leben Karls XII. Zwar zeigt es nicht das Glänzende eines Eroberers, der die vaterländiſchen Grenzen ſichert und erweitert, nicht das Großartige eines Königs, der den Pflichten ſeines hohen Berufs treulich nachlebt, nicht das Rührendſchöne des Menſchenfreundes, dem die Beglückung Andrer Bedürfniß und Freude iſt; — dagegen zeigt es einen Helden, der mit ſeltener Ausdauer Beſchwerden und Schreckniſſe ertrug, freudig die drohendſten Gefahren beſtand und unerſchütterlich in allen Lebensverhältniſſen ſich gleichblieb; es zeigt den Wechſel des

Schickſals, dem auch die Gewaltigſten der Erde, auch die blühendſten der Reiche unterliegen; es zeigt, wie außerordentliche Kraft und Willensſtärke Anſtaunen und Theilnahme erregt, aber auch wie verderblich ſie werden kann, wenn im Beſitz derſelben ein Regent mehr auf Befriedigung ſeines Eigenwillens als auf Beglückung ſeines Volkes ſinnt. Nicht unzweckmäßig iſt es alſo, hier die wichtigſten Auftritte dieſes merkwürdigen Lebens zu ſchildern.

Karl XII., der Sohn Königs Karl XI. und der Königin Ulrike Eleonore, geb. Prinzeſſin von Dänemark, war am 27. Jun. 1682 geboren. Zuerſt unter den Augen ſeiner Mutter, einer ſanften und frommen Frau, auferzogen, wurde er zur Rechtlichkeit und Gottesfurcht hingeführt; dann, ſeit ſeinem achten Jahre beſondern Lehrern übergeben, wurde er nach der Vorſchrift ſeines Vaters, eines kräftigen und raſtlos thätigen Mannes, zu dem angehalten, was ihn zu einem chriſtlichen, verſtändigen und unternehmenden König bilden konnte. Er wurde daher im Chriſtenthume, in der Geſchichte und Mathematik unterrichtet, mit der Staats- und Kriegsverfaſſung Schwedens bekannt gemacht und zum Erlernen des Deutſchen, Franzöſiſchen und Lateiniſchen, ſo wie zu verſchiedenen Leibesübungen hingeleitet. Mehr als alles andre zogen ihn letztere an. Schon in ſeinem ſiebenten Jahre konnte er trefflich reiten, und eine große Freude machte es ihm, ſeinen Vater zu den Muſterungen begleiten an den Uebungen der Truppen Theil nehmen zu dürfen. Ueberhaupt äuſſerte er ſeit ſeiner früheſten Jugend, bei einem feurigen und ruhmbegierigen Geiſte, einen Hang zum Sonderbaren. Das Tanzen war ihm zuwider, eben ſo auch das Franzöſiſche. Wohl lernte er letzteres verſtehen, aber nie konnte er dahin gebracht werden, ſelbiges zu ſprechen. Dagegen lernte er das Lateiniſche fertig ſprechen, und unter den Schriftſtellern, die er in dieſer Sprache las, gefiel ihm beſonders Curtius um des Helden willen, den derſelbe ſchildert. Einſt fragte ihn ſein Lehrer: „was er vom Alexander denke?" Er antwortete, „daß ich ihm gleichen möchte"; und als jener die Bemerkung machte: „Alexander habe nur drei- und dreißig Jahre gelebt", erwiderte er: „iſt das nicht lange genug, wenn man Königreiche erobert hat?" Da ſoll ſein Vater, als er dieß hörte, ausgerufen haben: „Sehet hier ein Kind, das einſt mich übertreffen und weiter gehen wird als der große Guſtav".*)

Beim Tode ſeines Vaters (5. April 1697) war er erſt funfzehn Jahre alt, und nach dem Teſtamente deßſelben ſollte ſeine Großmutter Hedwig Eleonore

(ſeine

---

*) So erzählt **Voltaire** (Histoire de Charles XII. à Strasbourg, 1821, pag. 10). Dagegen behauptet **Nordberg** (Leben Karl XII. — überſetzt von Heubel. Caſſel 1746. Th. I. S. 18), Karl XII. habe nicht in früher Jugend, ſondern erſt im Jahre 1702, als er in Polen nach einem ſchweren Falle das Bette hüten mußte, den Curtius geleſen. — Vielleicht liegt alſo obiger Angabe Voltaire's nichts weiter zum Grunde, als daß Karl XII. dem Alexander ähnelte, oder ſich ihn zum Ideale aufſtellte.

(ſeine Mutter war ſchon am 26. Febr. 1693 geſtorben) nebſt fünf Räthen die Vormundſchaft und Regentſchaft führen. Er aber, voll Strebens nach Unumſchränktheit, wünſchte nicht bloß König zu heißen, ſondern auch zu ſeyn, und auf Veranſtaltung des Reichsraths Piper hoben die Reichsſtände noch im Jahre 1697 die Vormundſchaft und Regentſchaft auf und erklärten den jungen König für mündig (9. Nov.). Hierauf übernahm er die Regierung und ließ ſich am 14. Dec. desſelben Jahres krönen, wobei er die Krone, die der Erzbiſchof von Upſala in Händen hielt, mit eignen Händen auf ſein Haupt ſetzte.

Damals hatte man keine große Meinung von ihm. Er bekümmerte ſich wenig um Regierungsangelegenheiten, beſchäftigte ſich meiſtens mit Jagen und Schießen, oder mit verwegenen Ritten, oder mit den Uebungen ſeiner Leibwache; ja er äuſſerte nicht einmal Neigung zum Kriege und gab keinen Anlaß zu Feindſeligkeiten, ſo daß man glaubte, ihn durch Freundſchaftsverſicherungen einſchläfern zu können. Erſt der Krieg, zu dem er hingetrieben wurde, führte ihn zum Kriege, entwickelte ſeine Anlagen, und zeigte der erſtaunten Welt, welche rieſenartige Kraft ihm eigen war.

Der Gang dieſes Krieges iſt oben dargeſtellt worden. Hier iſt es daher genug, nur die Züge hervorzuheben, an denen das Eigenthümliche Karls XII., das Rechtliche ſeiner Geſinnungen und das Furchtbare ſeiner Despotenlaunen, ſeine raſtloſe Thätigkeit und ſeine eiſerne Starrſinnigkeit, ſein Feldherrntalent und ſein Ehrgeiz erkannt werden kann.

Schon ſein Benehmen bei dem Beginnen des Krieges zeugte von ſeiner Rechtlichkeit und Entſchloſſenheit. Weit davon entfernt, ſeine Nachbarſtaaten, Dänemark, Polen und Rußland, zu bekriegen, hatte er vielmehr mit ihnen, ſo wie mit Oeſtreich, Frankreich, England und Holland, freundſchaftliche Unterhandlungen gepflogen und von ihnen Zuſicherungen fortdauernder Freundſchaft erhalten. Um ſo mehr war er erſtaunt und erbittert, als er von den Feindſeligkeiten hörte, die Polen und Dänemark gegen Schweden erhoben, und von den Verbindungen, die ſie mit Rußland abgeſchloſſen hatten. Viele ſeiner Reichsräthe meinten, man müſſe das drohende Ungewitter durch Unterhandlungen abzuwenden ſuchen; er aber rief entſchloſſen aus: „Wir haben eine gerechte Sache; Gott wird uns helfen! Ich will die Sache erſt mit dem Einen abthun, und hiernächſt kann ich allezeit mit dem Andern ſprechen"*). — Von nun an lebte er nur für den Krieg. Er gab ſeine ſeitherigen Vergnügungen und Spiele auf, härtete ſich ab durch freiwillige Entſagungen, ſchloß ſich an die älteſten Officiere, die unter ſeinem Vater und Großvater gedient hatten, vertraulich an, nahm Muſterungen vor, ſorgte für die Ausrüſtung ſeiner Land- und Seemacht und erſuchte

---

*) So ſteht dieſe Aeuſſerung bei Nordberg, Th. I, S. 133; etwas anderes lautet ſie bei Voltaire, S. 39.

England und Holland um Unterſtützung ſeines Schwagers, des Herzogs von Holſtein-Gottorp, der von den Dänen angegriffen worden war, und für deſſen Beſitzthum Holland und England ſich verbürgt hatten. Nach ſolchen Vorbereitungen verließ er am 8. Mai 1700 Stockholm, ohne es jemals wieder zu ſehen.

Am 26. Jun. ſchiffte er ſich zu Karlskrona ein und ſegelte mit einer Flotte von acht und dreißig großen Kriegsſchiffen und vielen kleinen Fahrzeugen, an welche ein holländiſches und engliſches Geſchwader ſich anſchloß, gerade nach Seeland. Als er in die Nähe dieſer Inſel zwiſchen Helſingör und Kopenhagen gekommen war, ſprang er, ungeduldig über das ſich verzögernde Landen, und ermuntert durch das Beiſpiel des Majors Numers, ins Waſſer und ſchritt, unerſchreckt durch das Pfeifen der feindlichen Kugeln, mit ſeinen Soldaten dem Ufer zu. Er erreichte und behauptete dasſelbe (4. Aug. 1700). Die Dänen flohen erſchrocken zurück, und Kopenhagen flehete um Schonung. Er verwilligte dieſe, ertheilte den Einwohnern von Seeland Schutzbriefe und hielt ſtrenge Mannszucht unter ſeinen Soldaten; dagegen drohete er aber auch, Kopenhagen und ganz Dänemark zu verwüſten, wenn deſſen König nicht ſogleich Friede ſchließen würde. Dieß wirkte. Wenige Wochen nachher (am 19. Aug.) kam der Friede mit Dänemark zu Travendahl zu Stande, worauf Karl ohne einen Vortheil für ſich ausbedungen zu haben, nach Schonen zurückkehrte.

Nicht geringere Beweiſe von Entſchloſſenheit gab er in den nun folgenden Kriegen gegen Ruſſen und Polen. Als er zum Entſatz Narwa's, das (ſeit dem 17. Sept.) von den Ruſſen belagert wurde, hineilte, trieb ihn die Heftigkeit ſeines Weſens raſch vorwärts. Nur ein Theil ſeines Heeres konnte ihm folgen, und ſeine Generale und Freunde riethen ihm, die Ankunft der übrigen Heerestheile abzuwarten, da der Feinde ſo viele wären. Er aber antwortete: „Und wenn ihrer „noch einmal ſo viele ſind, ſo will ich doch Narwa „erlöſen; denn ich weiß, daß ich Gott bei mir habe „und eine gerechte Sache". So zog er mit den 8000 Mann, die um ihn waren, den 80,000 Mann, die zu dem feindlichen Heere gehörten*), muthig entgegen und erfocht (am 30. Nov. 1700) den denkwürdigen Sieg bei Narwa. Während der Schlacht ſchonte er ſich keineswegs. Er verlor, als er durch einen Graben dem feindlichen Lager zuritt, einen ſeiner Stiefeln: aber er ließ ſich dadurch nicht zurückhalten; er wurde am Halſe leicht verwundet, und ſein Pferd unter ihm getödtet: aber unerſchrocken beſtieg er ein andres Pferd und ſetzte den Kampf fort, bis er ihn mit ſeinen Schweden, denen ſein Muth begeiſternd vorleuchtete, glorreich entſchieden hatte. Ein großer Theil der Ruſſen wurde ge-

---

*) Die Zahl der Schweden wird überall gleichartig, die Zahl der Ruſſen verſchiedentlich angegeben. Nach Angabe des ruſſ. Generals Gordon zählte das ruſſiſche Heer bei Narwa nur [illegible] Mann. ſ. das Leben Peter des Großen von Halem Th. I, S. 187 und von Bergmann II, 31 und 36.

getödtet und über 30,000 derſelben ſtreckten vor ihm die Waffen. Nur die Oberſten behielt er als Gefangene zurück, die übrigen, Führer und Gemeine, ließ er nach Rußland zurückgehen *).

Von den Ruſſen wendete er ſich im Jahre 1701 gegen die Polen und Sachſen. Dieſe ſuchten ihm den Uebergang über den Dünafluß ſtreitig zu machen, der in der Nähe von Riga eine bedeutende Breite und hohe Ufer hat. Doch Karl ließ ſich dadurch nicht zurückhalten. Klüglich benutzte er den Wind, der den Feinden entgegen wehete, ſchickte ihnen Schiffe mit angezündeten Heuhaufen entgegen, und während der Rauch den Feinden alle Ausſicht in die Ferne entzog, ſetzte er auf eigends dazu gebauten Fahrzeugen über die Düna und erreichte deren linkes Ufer. Anfangs wurde er daſelbſt, als er noch mit Anordnung ſeiner Truppen beſchäftiget war, von den Feinden zurückgedrängt; doch bald

---

*) Der Zar Peter war nicht bei der Schlacht geweſen, ſondern zu eben der Zeit, als Karl gegen ihn anrückte, abgereiſet, um, wie er vorgab, neue Heereshaufen ſamt Geſchütz herbei zu führen. Im Bezug hierauf erſchien nachmals in Schweden eine ſehr anzügliche Medaille. Auf der einen Seite derſelben ſah man einen Mann mit einer Mütze und einem hermelinen Mantel, ſeine Hände nach dem Kanonenfeuer ausſtreckend, mit der Umſchrift: „Peter ſaß am Feuer und wärmte ſich". Auf der andern Seite ſah man eben dieſen Mann eiligſt fliehen, dabei Schwert und Mütze verlieren und die Augen ſich trocknen, — mit der Umſchrift: „Und er ging hinaus und weinte bitterlich" (Nordberg I, 233). — Doch iſt auch damals Peter, vom Schrecken ergriffen, zurückgeflohen, ſo hat er nachmals dieſe Schmach durch Tapferkeit und Siege glorreich ausgelöſcht.

bald griff er von neuem an und errang einen glänzenden Sieg (20. Jun. 1701), durch den ganz Livland von den Sachſen befreit wurde.

Von nun an weilte er über fünf Jahre in Polen. Denn kaum hatte er daſelbſt durch ſeine Siege und durch die Partei, die in dieſem getheilten Lande ihm beitrat, ein mächtiges Anſehn erkämpft, als er mit dem ihm eigenen Starrſinn darauf beſtand, daß König Auguſt abgeſetzt und ein andrer auf den polniſchen Thron erhoben werden ſollte. Dieß Unternehmen war ſchwierig, und ſelbſt ſeine Vertrauteſten riethen: „er möchte ſich in die polniſchen Angelegenheiten nicht zu ſehr vertiefen und dabei die Ruſſen aus den Augen verlieren, die ſich aufs neue verſtärkten und ſchon einige Vortheile über die in Ingermannland zurückgelaſſenen Schweden gewonnen hatten"; aber ſiegtrunken antwortete er: „Und wenn ich über funfzig Jahre in Polen bleiben ſollte, ich werde nicht eher von hier weggehen, als bis ich den König Auguſt entthront habe". — Das Glück, das ſo augenſcheinlich ihn begleitete, verſtärkte ſeine Starrſinnigkeit und zugleich flößte es ihm den Glauben ein, daß die Vorſehung beſonders über ihn wache. Voll dieſes Glaubens ſtürzte er ſich in die augenſcheinlichſten Gefahren und antwortete, als man ihn (1702) vor herumſchwärmenden und ſeiner Perſon auflauernden Feinden warnte: „Ich habe genug Wache, da ich Gott bei mir habe". Eben ſo ſagte er, als man ihm im Jahre 1705 wegen ſeiner Kühnheit neue Vorſtellungen machte: „Ich hoffe, Gott wird mich bewahren! Im übrigen mag es gehen, wie es will, doch ſoll niemand mich lebendig in ſeine Gewalt bekommen" *).

Von Polen aus rückte er im Sept. 1706, ohne deshalb bei dem Kaiſer anzufragen, durch Schleſien nach Sachſen. Ungehindert drang er durch die Lauſitz und das meißner Land bis Altranſtedt in der Nähe von Lützen; daſelbſt nahm er aus Achtung für das Andenken ſeines großen Ahnherrn, Guſtav Adolf, ſein Hauptquartier **), und ſchloß (am 24. Sept. 1706) mit König Auguſt Frieden. Die Härte dieſes Friedens ſuchte König Auguſt durch Beſuche bei ſeinem Gegner zu mildern. Er traf ihn (am 17. Dec.) zu Güntherſsdorf in der Behauſung des Grafen Piper, und jeder Groll zwiſchen beiden ſchien ausgetilgt. Sie grüßten und umarmten einander mit großer Zärtlichkeit und ritten mit einander ins ſchwediſche Hauptquartier. Hier ſpeiſeten ſie mit einander und beſprachen ſich bis tief in die Nacht ***). Am folgenden Morgen reiſete Auguſt

---

*) Nordberg I, 316 und 586.

**) Als er am 4. Jun. 1707 das Schlachtfeld beſah, auf welchem Guſtav Adolf gefallen war, und bei dem Steine ſtand, der deſſen Todesort bezeichnet, rief er bewegt aus: „Ich habe mich bemüht zu leben, wie er; vielleicht ſchenkt mir einſt Gott einen ſo rühmlichen Tod, wie ihm". — So Voltaire, S. 120. Bei Nordberg, der gleichfalls von Karls Verweilen auf dem lützner Schlachtfelde redet (Th. II. S. 18) findet ſich dieſer Ausruf nicht.

***) Voltaire (S. 127) erzählt, Auguſt habe bei der erſten Zuſamguſt nach Leipzig zurück, und Karl ſtattete ihm daſelbſt am 21. Dec. den Gegenbeſuch ab. Nachher kam Auguſt noch öfters ins ſchwediſche Hauptquartier und ſuchte auch in verſchiedenen Schriften friedliche Geſinnungen auszudrücken. Aber weder durch dieſe Schriften, noch durch jene Beſuche konnte Karl von deſſen Aufrichtigkeit überzeugt oder dahin gebracht werden, daß er irgend etwas von den Friedensbedingungen nachließ; er beſtand vielmehr mit eigenſinniger Härte darauf, daß König Auguſt den unglücklichen Patkull ausliefern und dem neuen König von Polen, Stanislaus Lesczinski, die Juwelen und das Archiv der polniſchen Krone überſchicken und zur Thronbeſteigung Glück wünſchen mußte.

Ein Jahr lang blieb Karl in Sachſen, das er durch ungeheure Erpreſſungen erſchöpfte. Um dieſe Zeit ſtand er auf dem Gipfel ſeiner Macht! Man betrachtete ihn als einen unüberwindlichen Helden; mit Bewunderung, Angſt und Hoffnung blickte die Welt auf ihn; Frankreich, England, Holland und Oeſtreich ſuchten ſeine Freundſchaft. Er ſelbſt, durch den Krieg mit Liebe zum Kriege erfüllt und durch das Glück ſeiner Waffen zu dem Glauben verleitet, daß ihnen nichts widerſtehen könnte, hing immer eifriger dem Kriege nach,

und

ſammenkunft mit Karl'n, deſſen ungeheuere Stiefeln ins Auge faſſend, das Geſpräch auf ſelbige hingelenkt, und fügt hinzu: „Welche Kleinigkeiten machten die Unterredung zwiſchen zwei Königen aus, von denen der eine dem andern eine Krone raubt." — Nordberg (Th. I, 6[illegible]) weiß hiervon nichts.

und zeigte ſich dabei immer mehr als einen kühnen Abenteurer und ſtarrſinnigen Gebieter. Doch ſeiner Lebensweiſe blieb er auch in der Fülle des Glückes getreu. Er ſtand, wie vorher, um vier Uhr des Morgens auf, kleidete ſich allein an, ſpeiſete einfach und ſchnell, trank keinen Wein, enthielt ſich der Frauen, war täglich zu Pferde und übte ſeine Soldaten.

Im Anfang des Septembers 1707 brach er mit einem Heere von 44,000 Mann gegen Rußland auf, um über den Zar Peter gleiches Schickſal wie über den König Auguſt zu verhängen. Sein Weg führte ihn bei Dresden vorbei. Da ergriff ihn der abenteuerliche Gedanke, den König Auguſt in deſſen Reſidenz zu beſuchen. Plötzlich verließ er ſein Heer, ritt, von ſechs oder ſieben Begleitern umgeben, in Dresden ein und ließ ſich aufs Schloß führen, gleichſam als wollte er vom Könige, als einem Freunde, Abſchied nehmen. Und König Auguſt, der ihn am grimmigſten haßte, war durch dieſe Kühnheit ſo überraſcht, daß er da, wo er ihn in ſeiner Gewalt hatte, keine Maßregeln gegen ihn treffen konnte. Er frühſtückte mit ihm, zeigte ihm die Feſtungswerke von Dresden und umarmte ihn, da er abreiſete. Nach drei Stunden kam Karl wieder zu ſeinem Heere, das mit Schrecken ſeine Reiſe nach Dresden vernommen hatte. „Wir würden", ſagten ſeine Generale zu dem Zurückkehrenden, „wir würden Dresden erſtürmt haben, wenn man Ihre Majeſtät daſelbſt zurückgehalten hätte". Ruhig antwortete er: „Das würde man nicht gewagt haben!“ — Als dann am folgenden Tage die Nachricht erſcholl, daß König Auguſt eine auſſerordentliche Berathſchlagung hielt, ſagte der ſchwediſche Geſandte von Strahlenheim zum ſächſiſchen General Flemming: „Sie werden heute überlegen, was ſie geſtern hätten thun ſollen“ *).

Von Sachſen rückte Karl nach Polen, wo die Ruſſen eingefallen waren und, um ihren Einfluß zu vermehren, die inneren Gährungen vermehrt hatten. Sie wichen vor ihm nach Litthauen zurück, und Staniſlaus Lesczinski wurde aufs neue als König von Polen anerkannt. **Karl** aber entweihete das Glanzvolle der Macht, die ihn damals umgab, durch ein grauſames Verfahren gegen den unglücklichen Patkull.

Johann Reinhold Patkull, von Geburt ein livländiſcher Edelmann, hatte, als Abgeordneter der livländiſchen Ritterſchaft, zu Stockholm im Jahr 1690 mit vieler Freimüthigkeit für die Rechte und Freiheiten des livländiſchen Adels und gegen das ungerechte und unbillige Verfahren bei der Wiedereinziehung der Krongüter geredet. Durch dieſes Reden, ſo wie nachher durch verſchiedene anſtößige Schriften und Schritte hatte er den Zorn Königs Karl XI. gegen ſich entflammt. Er ſollte daher bei ſeiner abermaligen Anweſenheit in Schweden (1694) zur Strafe gezogen werden; aber er entging derſelben durch heimliche Flucht

---

*) Voltaire, S. 138.

(Oct. 1694). Doch wurde das Todesurtheil über ihn ausgeſprochen und das Verbrennen ſeiner Schriften vom Scharfrichter vollzogen. Nach einem langen Aufenthalte in der Schweiz, wo er Pufendorfs Werke über die menſchlichen und bürgerlichen Pflichten ins Franzöſiſche überſetzte und ſeinen Freunden erklärte, und nach kurzen Durchflügen durch Italien und Frankreich, war er (im Oct. 1698) nach Polen gekommen und daſelbſt in Dienſte Königs Auguſt getreten. Jetzt beſtärkte er, voll Haß gegen Schweden, ſeinen neuen Herrn in deſſen Vorhaben Livland wieder an ſich zu bringen, und trat dazu in Unterhandlungen mit Dänemark und Rußland: doch hat er noch am Ende ſeines Lebens geleugnet, daß er der erſte Anſtifter des nordiſchen Krieges geweſen ſey. Im Jahr 1700 brach er als ſächſiſcher Generalmajor mit dem ſächſiſchen Heere in Livland ein; aber der livländiſche Adel, auf deſſen Beiſtimmung er gerechnet hatte, trat ihm, aus Furcht vor den Schweden, nicht bei, ſondern erklärte ihn für einen Verläumder und Ehrenſchänder. Nicht lange nachher trat er aus ſächſiſchen Dienſten in ruſſiſche (um 1701). Aber das Vertraun, das er bei dem Zar genoß, und die Freimüthigkeit, mit der er die Fehler der ruſſiſchen Großen rügte, machte ihn in Rußland verhaßt; und noch mehr haßte man ihn in Sachſen, da er ſich über die Verſchwendungen des Königs Auguſt und der Günſtlinge deſſelben nachdrücklich äuſſerte. Er wurde daher, da er als ruſſiſcher Geſandter nach Polen

len gekommen war, auf Befehl Königs Auguſt ergriffen (20. Dec. 1705) und nach Sachſen, erſt auf den Sonnenſtein, dann auf den Königsſtein gebracht. Vergebens verwendete ſich der Zar für ihn: man beſchwichtigte denſelben dadurch, daß man Patkull'n verrätheriſche Abſichten gegen Rußland und Sachſen vorwarf. Als Karl XII. im Frieden zu Altrannſtedt auf Patkulls Auslieferung drang, war König Auguſt dieſem Verlangen anfangs entgegen: wohl nicht, weil ihn der Gedanke an die Unrechtlichkeit eines ſolchen Verfahrens beunruhigte, als vielmehr weil er fürchtete, der Zar möchte an den ſächſiſchen Truppen, die noch mit den ruſſiſchen vereiniget waren, Rache nehmen. Denn ſobald er hörte, daß ſeine Truppen auf der ſächſiſchen Grenze angelangt wären, befahl er die Auslieferung des Gefangenen. Hierauf empfing ihn der ſchwediſche Generalmajor Meierfeld (am 8. Apr. 1707), und er mußte als ſchwediſcher Gefangener dem ſchwediſchen Heere nach Polen folgen *). In Kaſimir angelangt, ließ Karl XII. das Urtheil über ihn ausſprechen, daß er als Majeſtätsverbrecher und Urheber des Krieges gerädert und geviertheilt werden ſollte. Von einer Unterſuchung ſeiner Vergehungen und einer Zu-

---

*) Nordberg (Th. II, S. 11.) behauptet, daß alles das ungegründet ſey, was Voltaire (S. 129 ff.) von einer Unterhandlung zwiſchen Patkull und dem Befehlshaber auf dem Königsſtein erzählt, ſo wie auch daß Patkull im ſchwediſchen Lager mehrere Monate lang mit einer eiſernen Kette an einen Pfahl angeſchloſſen worden ſey.

laſſung ſeiner Vertheidigung war hierbei nicht die Rede. Mit Schrecken vernahm der Unglückliche das über ihn ausgeſprochene Todesurtheil, das ohne Milderung zu Kaſimir am 10. Oct. 1707 an ihm vollzogen wurde. Doch die Schmach dieſer Hinrichtung hat ſich von ihm auf ihre Urheber gewendet. Denn wie einerſeits den König August der Vorwurf trifft, daß er, den Geſetzen des Völkerrechts entgegen, ſich an dem Geſandten eines ihm befreundeten Herrſchers vergriff und denſelben den Händen eines leidenſchaftlichen Feindes überlieferte, ſo trifft andrerſeits den König Karl der Vorwurf, daß er ſeine Macht mißbrauchte, um leidenſchaftliche Rache, nicht gerechte Strafe, gegen einen Mann zu üben, den die muthige Vertheidigung angeſtammter Rechte und Freiheiten in ein ſturmvolles Leben geſtürzt hatte.

Faſt ein Jahr lang weilte Karl in Polen; dann drang er in Rußland ein (1708). Aber hiermit endete ſein Glück, und nicht ohne eigene Schuld! In dem weiten und wüſten Lande verwirrten ſich ſeine Plane; er vergaß über dem Abenteuerlichen das Nothwendige, und ließ ſich durch Umſtände und Launen leiten. Statt nach Livland und Eſtland zu ziehen, um ſich in Verbindung mit ſeinem Reiche zu erhalten, wendete er ſich nach Moskau; und als er auf dem Wege nach Moskau bis in die Nähe von Smolensk gekommen war, wendete er ſich (im Sept. 1708) nach der Ukraine, ohne den General Löwenhaupt, der ihm aus Liv=

Livland Mannſchaften, Pferde, Geſchütz und Lebensbedürfniſſe zuführen ſollte, zu erwarten. Hierdurch ſtürzte er dieſen wackern General in eine drangvolle Lage, in welcher derſelbe nach einem dreitägigen Kampfe mit den Ruſſen (7 — 10. Oct.) faſt alles verlor, was er mit ſich bringen ſollte. Das Verderbliche dieſer Verkehrtheiten mußte Karl bald darauf ſchrecklich büßen. In der Ukraine, die vor ihm von den Ruſſen verheert worden war, fand er wenig oder nichts zum Unterhalt ſeiner Truppen; der Beiſtand der Koſaken, den Maſeppa ihm zugeſichert hatte, blieb aus; am Ausgang des Jahres 1708 trat ein furchtbarer Winter ein, der beim Mangel an zureichender Bekleidung und Nahrung doppelt verderblich für ſein Heer wurde; und als der Winter vorüber war, erfolgte ein ſo plötzliches Tauwetter, daß das ganze Land, in welchem er ſtand, gleichſam in einen großen See verwandelt wurde, und viele ſeiner Soldaten und Pferde umkamen. Noch nachtheiliger wurde ihm, daß jetzt ein ganz andrer Geiſt unter den Ruſſen waltete. Denn weit mehr Ueberlegung, Feſtigkeit und Geſchicklichkeit zeigte ſich in ihren Unternehmungen, als damals, da ſie bei Narva geſchlagen wurden. Sie zogen dem ſchwediſchen Heere zur Seite, wurden aus Angegriffenen Angreifende, und thaten den Schweden in kleinen Gefechten großen Abbruch. Aber durch alles dieſes ließ ſich Karl nicht zur Beſonnenheit bringen. Rückſichtslos drang er vorwärts; und noch zeigten ſeine Soldaten, bei aller Noth, die ſie drückte, Muth und Kampfbegier, da er alle Beſchwerden mit ihnen theilte und ſich ſelbſt am wenigſten ſchonte.

Um die Ruſſen aus der Ukraine zu treiben, belagerte er ſeit dem 1. Mai 1709 Pultawa an der Worskla. Eifrigſt ſuchten die Ruſſen dieſe Stadt, in welcher große Vorräthe aufgehäuft waren, zu entſetzen, aber lange Zeit vergebens: er trieb ſie mehrmals zurück. Da geſchah es, als er am 28. Jun. ſie über die Worskla zurückgeſchlagen hatte, daß ihn noch am Ufer dieſes Fluſſes eine Kugel traf, die durch das Gelenke ſeines linken Fußes ging. Er blieb noch eine Zeitlang zu Pferde; aber dadurch verſchlimmerte er ſeine Wunde. Er mußte endlich vom Pferde gehoben werden, und nur durch tiefe Einſchnitte konnte man Kugel und Knochenſplitter aus der Wunde ziehen. Dabei ertrug er die größten Schmerzen mit der größten Ruhe.

Während er darnieder lag, ſetzte ſich der Zar, um einen Hauptſtreich gegen die Schweden zu unternehmen, mit ſeinem ganzen Heere in Bewegung. Kaum aber hörte dieß Karl, als er, obſchon verwundet und an Streitkräften viel ſchwächer als ſein Gegner, den Entſchluß faßte, demſelben zuvorzukommen. Er gab dazu am 8. Jul. die nöthigen Befehle und übertrug, da er ſelbſt kein Pferd beſteigen konnte, dem General Rhenſkiöld die Ausführung. Und ſo kam es am 28. Jun. oder 9. Jul. 1709 zu der entſcheidenden Schlacht bei Pultawa, die Verderben über ihn und Schweden brachte. Anfangs fochten ſeine Schaaren mit Muth und Glück: ſie trieben den Feind zurück und erſtürmten mehrere Schanzen; aber bald folgte das herbeſte Unglück. Es fehlte ihnen an Geſchütz, an Pulver, an Mannſchaften und, was das Verderblichſte war, an der alleinigen, umſichtigen und kräftigen Leitung ihres Königs: ſie geriethen in Verwirrung und wurden, als die Ruſſen ſich wieder geſammelt hatten, geſchlagen und nach verſchiedenen Seiten hingetrieben. Ihr Anführer, General Rhenſkiöld (man ſagt, er habe ſich aus Verzweifelung den Feinden hingegeben), ward gefangen, ſo auch der Graf Piper, und die ſchwediſche Armee, die ſo lange das Schrecken ihrer Feinde geweſen war, völlig aufgelöſet.

Karl ſelbſt konnte nur unter großen Mühſeligkeiten der Gefangenſchaft entfliehen. Er hatte der Schlacht auf einem Tragſeſſel beigewohnt; aber der Tragſeſſel wurde unter ihm zerſchoſſen, ſo wie das Pferd, auf welches er hierauf gehoben worden war. Nach Verluſt der Schlacht überließ ihm der Oberſte ſeiner Trabanten, Gjerta, der ſelbſt verwundet und nicht im Stande war, einige Schritte weit zu gehen, das eigene Pferd, und nun flüchtete er mit den Ueberreſten ſeines Heeres, die ſich nach und nach um ihn ſammelten, unter Gefahren und Drangſalen dem Dniepr zu. Hier wollte er noch einmal den Kampf gegen die nachrückenden Ruſſen erneuern, und nur mit großer

Mühe konnte ihn Graf Löwenhaupt von dieſem Gedanken abbringen. Am 10. Jul. ſetzte er über den Dniepr. Löwenhaupt aber, der das jenſeitige Ufer nicht erreichen und mit den zerrütteten und entmuthigten Heereshaufen eine Schlacht nicht wagen konnte, mußte ſich dem ruſſiſchen Generale Menſchikow ergeben. Ueberhaupt geriethen in und nach der Schlacht bei Pultawa über 18,000 Schweden in ruſſiſche Gefangenſchaft, in der ſie ſehr hart behandelt wurden.

Doch auch **Karls** Lage war traurig! Mit dem Hetmann Maſeppa und ungefähr 2000 Mann war er über den Dniepr gekommen; aber dort war kein Dorf, kein Brod zu finden: das ganze Land war eine wilde Einöde, wo man am Tage unerträgliche Hitze, bei Nacht erſtarrende Kälte zu ertragen hatte. Erſt nach fünf qualvollen Tagen (14. Jul.) wurde der Bug erreicht, und General Poniatowski, der als Abgeſandter des Königs **Stanislaus Lesczinski** zugegen war, und Karls Flucht nach der Türkei leitete, erwirkte durch Herbeiſchaffung von Fahrzeugen, die der Paſcha zu Okzakow verweigert hatte, die Ueberfahrt; doch fielen auch am Bug 300 Schweden in die Hände der nachſetzenden Ruſſen. Jetzt entſchloß ſich **Karl** nach Bender zu gehen und ließ dieß dem türkiſchen Hofe anzeigen. Der Ruf ſeiner Kriegsthaten, der bis zu den Türken gedrungen war, und die Verbindungen, die er mit ihnen während ſeines Aufenthalts in Polen angeknüpft hatte, bahnten Eingang ſeinen Wünſchen. Vergebgeblich ließ der Zar den Sultan erſuchen, den König und den Hetmann ſamt allen ihren Mannſchaften an Rußland abzuliefern: es wurde ihm abgeſchlagen, und Karl fand die ehrenvollſte Aufnahme zu Bender. Anfangs wohnte er in der Nähe dieſer Stadt unter Zelten; als der Winter nahete, wurde ihm nicht weit davon ein Haus errichtet. Späterhin im Jahre 1711, als das Austreten des Dnieſters ſeine Wohnung unter Waſſer geſetzt hatte, legte er eine Viertelmeile von Bender bei dem Dorfe Warnitza eine neue Wohnung an, die er von Steinen aufführen und nach Art der Feſtungen mit einem Walle umgeben ließ.

Herr und Meiſter ſeiner Gefühle zeigte er auch in ſeiner jetzigen Lage keine Gemüthsveränderung. Unter allen Schlägen des Schickſals behauptete er eine unerſchütterliche Standhaftigkeit. Ihm blieb daher die Bewunderung der Welt; ſeine entfernten Unterthanen, wie ſeine nächſten Umgebungen, gehorchten ihm aus Liebe und Furcht eben ſo pünktlich im Unglücke als im Glücke; und ſelbſt die Türken lernten den ungebeugten Helden achten, der ſich der Weiber wie des Weins enthielt, in allen Stücken die ſtrengſte Mäßigkeit und Ernſthaftigkeit zeigte, und täglich zweimal dem Gebete beiwohnte.

Sein wichtigſtes Vorhaben war jetzt, die Niederlage bei Pultawa zu rächen. Aber verlaſſen von eignen Kräften, verlaſſen von allen ehemaligen Freunden und Bundsgenoſſen, verlaſſen von der ganzen Chriſtenheit,

heit, glaubte er ſeine Abſicht nur durch die Türken erreichen zu können. All ſein Streben ging alſo dahin, durch Unterhandlungen und heimliche Ränke die Türken zum Krieg gegen den Zar zu reizen, oder die Ruſſen durch die Türken zu beſiegen. Mochte er auch fühlen, wie nöthig ſeine Rückkehr nach Schweden ſey; mochten auch die Holländer durch ihren Geſandten zu Conſtantinopel ihm den Antrag machen laſſen, ihn zur See nach Schweden zu bringen: ſo beharrte er doch mit der ihm eignen Hartnäckigkeit bei ſeinem Streben und brachte dadurch Verwirrung, Erſchöpfung und Zerſtückelung über ſein Reich, ohne das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen.

Nur einmal führte ihn ein günſtiges Geſchick dieſem Ziele nahe, — gleichſam um es ihm auf immer zu entrücken! Im Jahre 1711 war es ihm gelungen, die Türken zum Krieg gegen Rußland zu bewegen, und Peter gerieth am Pruth, mehr durch eigene Unvorſichtigkeit als durch die Geſchicklichkeit des Großveziers Mehemet Baltadſchi, in Gefahr gänzlich aufgerieben zu werden. Schon war er von den türkiſchen Truppen umſchloſſen; ſchon fehlte es ihm gänzlich an Lebensmitteln; ſchon verlor er unter dem heftigen Schießen der Türken und unter den häufigen Angriffen der Tartaren Menſchen, Pferde und Gepäck; ja ſelbſt der Rückzug, den er verſuchte, mißlang: er wurde noch enger eingeſchloſſen. In dieſen Augenblicken der größten Gefahr rettete die Klugheit ſeiner Gemahlin Kathatharine (wie er ſelbſt bei ihrer Krönung öffentlich bezeugte) ihn, ſein Heer und ſein Reich. Auf ihren Rath wurden Unterhandlungen mit dem verkäuflichen Großvezier angeknüpft, und dieſer durch reichliche Beſtechungen und noch größere Verheißungen dahin gebracht, daß das Beſchießen des ruſſiſchen Lagers augenblicklich aufhörte und gleich darauf ein Waffenſtillſtand, dann ein Friede zu Stande kam, bei welchem für den König von Schweden nichts als eine ungehinderte Rückkehr ausbedungen wurde. Eben als dieß geſchehen war (12. Jul. 1711), langte Karl im Lager des Großveziers an. Früherhin hatte er dasſelbe vermieden, weil er ſich ſcheute, daſelbſt eine untergeordnete Rolle zu übernehmen; jetzt aber kam er in ſtürmiſcher Eile, weil ihm durch Poniatowski gemeldet worden war, daß der Großvezier damit umgehe, dem hartbedrängten Zar Abzug und Frieden zuzugeſtehen. Grimmig zürnend forderte er den Großvezier zur Fortſetzung des Kampfes auf; aber umſonſt! Mehemet Baltadſchi beharrte bei dem, was er dem Zar zugeſtanden hatte. Ohne Abſchied zu nehmen, verließ ihn Karl und begab ſich zu dem Tartarchan, ſeinem Freund, um wenigſtens dieſen zur Erneuerung der Feindſeligkeiten zu bewegen. Als auch dieſes nicht glückte, ritt er voll tiefer Erbitterung (am 14. Jul.) nach Bender zurück: er fühlte, daß der Augenblick, der ihn wieder erheben konnte, unwiederbringlich dahin war. Gleichwohl ließ er von ſeinem Vorhaben nicht ab! Eifrigſt ſuchte er jetzt den Großvezier zu ſtürzen und die Pforte aufs neue zum Krieg gegen Rußland zu treiben. Jenes gelang ihm, aber nicht dieſes. Nicht nur Mehemet Baltadſchi, ſondern noch mehrere andre Großveziere, die ihm entgegen waren, wurden abgeſetzt; doch der Krieg gegen Rußland, den er im November des Jahres 1712 abermals erregte, fand keinen Fortgang. Am 3. Jul. 1713 wurde der Friede zwiſchen Rußland und der Pforte erneuert.

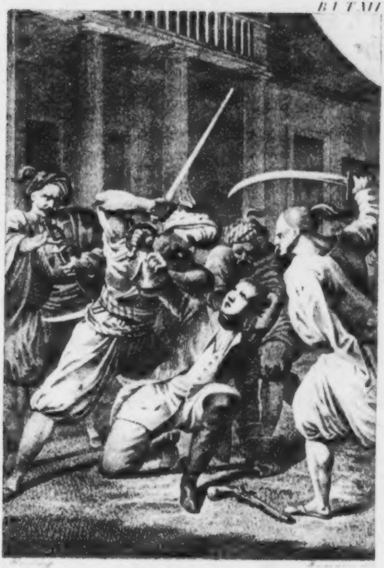
Hatten ſchon vorher die türkiſchen Großen, denen Karls Anklagen und Ränke gefährlich wurden, bald durch Härte, bald durch Freundlichkeit ihn zu entfernen geſucht, ſo beſtanden ſie nun mit verdoppeltem Eifer auf deſſen Abreiſe. Er ſelbſt war noch nicht dazu geneigt, entweder weil er die Hoffnung, Rußland durch die Pforte zu beſiegen, noch nicht aufgegeben hatte, oder weil ſeine Eigenſinnigkeit ihn trieb, den Wünſchen der Türken und ſeiner Umgebungen entgegen zu handeln. Zwar ſtellte er ſich zur Abreiſe geneigt und verlangte von der Pforte Geld zur Bezahlung ſeiner Schulden; aber als er 1200 Beutel (jeden zu 500 Thlr.) erhalten hatte, forderte er neue Vorſchüſſe und erhob neue Vorwände zur Beſchönigung ſeines längern Verbleibens. Jetzt wurde ſelbſt der Sultan gegen ihn aufgebracht; er hielt ihn für einen beſchwerlichen und undankbaren Gaſt, deſſen er ſich baldigſt entledigen müſſe, und ließ ihm andeuten, ſich ungeſäumt auf die Rückreiſe zu begeben. Stolz und zornig wies Karl dieſes Anſinnen zurück. Nun trug der Sultan kein Bedenken, den türkiſchen Großen zu Bender, dem Seraskier und dem Janitſcharenaga, ſo wie dem Tartarchan, zu befehlen, den König mit Gewalt zur Abreiſe zu nöthigen und, wo er Widerſtand leiſten würde, ſeiner und ſeiner Leute ſich zu bemächtigen; doch ſollte dabei ſeiner geheiligten Perſon, ſo viel als möglich geſchont werden. Zufolge dieſes Befehls fing der Seraskier damit an, daß er die Janitſcharenwache, die zu Ehren des Königs um deſſen Wohnung aufgeſtellt war, zurückrief, den Unterhalt, welchen die Pforte zu ſeiner Hofhaltung verordnet hatte, einzog, und bei Lebensſtrafe verbot, Lebensmittel an die Schweden zu verkaufen. Da alles dieß nichts wirkte, gab er Befehl, daß die Janitſcharen und Tartaren, die unter ihm ſtanden, gegen des Königs Wohnung anſtürmen ſollten. Aber Karl war nicht der Mann, der ſich durch Drohungen und Schreckniſſe erſchüttern ließ. Er hatte nur einige Officiere und Hausbediente und gegen dreihundert Soldaten um ſich; gleichwohl ſetzte er ſeine Wohnung in Vertheidigungsſtand und war entſchloſſen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Vergebens baten ihn ſeine Officiere und Prediger, es nicht aufs äuſſerſte kommen zu laſſen: er hieß ſie ſchweigen und blieb ſtarrſinnig bei ſeinem Vorhaben, gleichſam als freute es ihn, nach einer langen Ruhe die Waffen wieder zu ergreifen und mit einer Handvoll Leute gegen ein ganzes Heer zu kämpfen. „Seine Einbildungskraft kitzelte ſich ſchon im voraus mit dieſem auſſerordentlichen Gefechte" *).

Am 11. Febr. 1713 rückte das türkiſche Heer, 3000 Janitſcharen und 14,000 Tartaren, mit 12 Kanonen gegen ſeine Verſchanzungen, und das Schießen begann. Aber der Baron von Grothuſen, einer der treueſten Freunde Karls, wußte durch Geſchenke und Zureden die Janitſcharen vom Kampfe gegen den König abzubringen. Doch als am folgenden Tage (12. Febr.) die Janitſcharen von ihren Befehlshabern wieder gewonnen und von Karls wildem Eigenſinne beleidigt worden waren, rückten ſie, vereint mit den Tartaren, aufs neue gegen ihn an. In wenig Augenblicken wurden ſeine Verſchanzungen erſtürmt und ſeine dreihundert Schweden zu Gefangenen gemacht. Nun wollte er mit ſeiner Dienerſchaft ſein Wohnhaus vertheidigen. Er begab ſich in dasſelbe; aber ſchon war es mit Feinden erfüllt, doch gelang es ihm, unter einem ſchrecklichen Gemetzel, bei welchem ſein Leben in die größte Gefahr gerieth, die Türken aus demſelben zu vertreiben. Darauf ſteckten ſie das Dach in Brand, und bald machte ein erſtickender Qualm und das Herabfallen brennender Balken das längere Verbleiben in dem

---

*) Dieß ſagt einer ſeiner Vertrauteſten, der holſteiniſche Geſandte zu Bender, Friedrich Ernſt von Fabrice (zuverläßige Geſchichte Karls XII. während ſeines Aufenthaltes in der Türkei. Hamburg 1759, S. 214), der über dieſe Vorfälle zu Bender die genaueſten und glaubwürdigſten Nachrichten mittheilt.

B I T XII



Karl XII

unterliegt im Kampfe zu Warnitza

dem Hauſe unmöglich. **Karl** gab daher zu, daß das Thor geöffnet wurde: er wollte in ein anderes ſeiner Häuſer, das zu ſeiner Kanzlei gehörte, flüchten. Aber indem er heraustrat, blieb er mit ſeinen Sporen hängen, ſtolperte und fiel nieder. Augenblicklich ſtürzten die Janitſcharen herzu, bemächtigten ſich ſeiner und entriſſen ihm Degen und Piſtolen; doch ſchonten ſie ſeiner, obgleich er, wie das Gerücht ging, funfzehn der ihrigen mit eigner Hand getödtet hatte. Es war ihnen darum zu thun, ihn am Leben zu erhalten *). Er ſelbſt zeigte, ſobald er ſich entwaffnet ſah, nach der leidenſchaftlichſten Hitze die größte Ruhe. Ohne fernern Widerſtand zu leiſten, aber auch ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben, ließ er ſich von den Janitſcharen führen, wohin ſie wollten. Auf ſolche Art endigte dieſer ſonderbare Sturm, der ſieben volle Stunden gedauert hatte.

Karl wurde nun als Gefangener zuerſt nach Bender in das Serail des Seraskiers gebracht, dann in langſamen Zügen nach Demotika, einer kleinen Stadt ſechs Stunden ſüdlich von Adrianopel, die er am 28. März erreichte, und am 9. April auf das Schloß Demirtaſch, ganz in der Nähe von Adrianopel, um mit dem Sultan und Großvezier, die ſich damals zu Adrianopel aufhielten, ſchneller unterhandeln zu können. Als dieſe Unterhandlungen abgebrochen waren, ging er (im Nov. 1713) nach Demotika zurück. Die Behandlung, die er ſchon zu Bender, dann auf der Reiſe und ſpäterhin zu Demotika und Demirtaſch genoß, war die ehrenvollſte. Der Sultan wollte wieder gut machen, was geſchehen war, und verdoppelte die Merkmale der Freundſchaft und Hochachtung. Er beſtrafte ſogar die, die den Sturm zu Warnitza gegen ihn geleitet hatten, gab ihm aufs neue Geld und Lebensmittel, ſetzte viele Schweden, die bei jenem Sturme gefangen worden waren, in Freiheit und ſuchte den König durch neue Verſprechungen zu beſchwichtigen. Er aber blieb ſo unfügſam als vorher, drang nachdrücklichſt auf Erneuerung des Krieges gegen den Zar, machte keine Anſtalten zur Abreiſe und hielt ſich, um einer Zuſammenkunft mit dem Großvezier auszuweichen, viele Monate lang im Bette, obſchon er nie geſünder war, als damals. Je unglücklicher er ſich fühlte, um ſo eifriger ſuchte er ſeine königliche Würde zu behaupten. Erſt nach einem Jahre, als er ſahe, daß alle ſeine Hoffnungen die Ruſſen durch die Türken zu beſiegen, dahin ſanken, als er hörte, daß eine Partei in Schweden damit umging, ſeine jüngere Schweſter Ulrike Eleonore zur Regentin zu erheben und mit Dänemark und Rußland Frieden zu ſchließen, und als er ſich nun überzeugte, daß ein längerer Aufenthalt unter den Türken ihm und ſeinem Reiche ſchadenbringend ſey, entſchloß er ſich, die Türkei zu verlaſſen. Er ließ daher (im Aug. 1714) dem Großvezier anzeigen, daß er durch Ungern und Deutſchland in ſeine Staaten zurückreiſen wollte. Mit

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XVI.

Freuden vernahm dieß die Pforte, und willig unterſtützte ſie ſein Vorhaben durch Herbeiführung der nöthigen Wagen, Pferde, Lebensmittel und Begleiter.

Am 2. Oct. 1714 brach er von Demotika auf nach Demirtaſch, wo er im Namen des Sultans ein prächtiges Zelt, einen mit Diamanten geſchmückten Säbel, eilf arabiſche Pferde und eine Begleitung von vielen hundert Reitern und von ſechzig Wagen mit Lebensmitteln erhielt. Am 3. Oct. reiſete er weiter nach der Donau. Aber der feierliche Zug ging täglich nicht weiter, als etwa vier Meilen, und vergeblich war es, daß er zur Eile trieb, vergeblich, daß er einige Male ſchon früh um 2 Uhr zum Aufbruch blaſen ließ. Dieſe Langſamkeit war ihm eben ſo zuwider, als die Ausſicht auf die Feſtlichkeiten, die Kaiſer Karl VI. zu ſeinem Empfange angeordnet hatte: er wollte ſein Unglück nicht zur Schau tragen und fürchtete die Nachſtellungen ſeiner Feinde. Er verabſchiedete daher, ſobald er ſich der ſiebenbürgiſchen Grenze genähert hatte, zu Piteſti, die türkiſche Begleitung und nahm, als er auf dem öſtreichiſchen Boden angekommen war (7. Nov.), von ſeinen Schweden, die er aufforderte, ſeinetwegen unbekümmert zu ſeyn und ſobald, als möglich, nach Stralſund zu kommen, nur den Obriſtlieutenant Düring als Begleiter mit ſich. Um ſich unkenntlich zu machen, ſetzte er eine ſchwarze Perücke und einen Hut mit goldenen Treſſen auf, zog einen braunen Rock an, warf über denſelben einen blauen Mantel und legte ſich den Namen eines deutſchen Officiers bei. So ritt er mit ſeinem Begleiter von Poſt zu Poſt durch Siebenbürgen. Doch ſchon am Ende der erſten Tagereiſe, die er ohne auszuruhen gemacht hatte, war der Obriſtlieutenant Düring, eines ſo ſtarken Ritts noch ungewohnt, ganz von Kräften gekommen, und zugleich hörten die reitenden Poſten auf. Er mußte daher auf dem Wege durch Ungern ſich der Wagen bedienen. Aber ſobald Poſtpferde wieder zu erhalten und Dürings Kräfte neu geſtärkt waren, erſetzte er die ihm läſtige Säumniß durch unaufhörliches Reiten bei Tag und Nacht. Von Wien über Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Hanau, Caſſel, Braunſchweig, Güſtrow, Tribſee bis Stralſund blieb er mit ſeinem Begleiter zu Pferde, und kam nicht weiter zur Ruhe, als wenn am Mittage oder Abend geſpeiſet oder die Pferde gewechſelt wurden. So legte er 286 Meilen in vierzehn Tagen zurück. Am 22. Nov. bald nach Mitternacht kam er glücklich nach Stralſund. Er ſchrie der Schildwache zu: er komme aus der Türkei als Abgeſandter des Königs von Schweden und müſſe augenblicklich mit dem Befehlshaber der Feſtung, dem General Dücker, ſprechen. Der Officier der Wache antwortete: es könne nicht eher geſchehen, bis zur gewöhnlichen Zeit am Morgen; er aber berief ſich auf die Wichtigkeit ſeiner Sendung. Der General Dücker, dem dieß gemeldet wurde, ließ zurückſagen: man ſolle den Ankommenden ohne Verzug die Thore öffnen. Dieß geſchah. Sogleich eilte der König zum General und traf ihn, der ihm entgegen gehen wollte, vor deſſen Thüre auf der Gaſſe. Wie groß war nun das Erſtaunen und die Freude des Generals, als er den König erkannte, und wie groß das Erſtaunen und die Freude aller Einwohner Stralſunds, als ihnen die glückliche Rückkehr ihres Königs bekannt wurde! Er blieb bei dem General und ruhete daſelbſt während des 22. Novembers von ſeinem langen und beſchwerlichen Ritte aus. Aber ſchon am nächſtfolgenden Tage, dem 23. Nov., kehrte er zu ſeiner gewohnten Thätigkeit zurück. Er empfing die ihm aufwartenden Behörden, muſterte die Truppen, beſah die Vertheidigungswerke um Stralſund und traf Anſtalten zur Fortſetzung des Krieges. Auch ließ er den auswärtigen Höfen ſeine Rückkehr aus der Türkei melden.

Ein Jahrlang blieb er in Stralſund, und während dieſer Zeit fuhr er fort den Heldenmuth zu bewähren, der ihn in früheren Jahren zu Glück und Unglück geführt hatte; denn noch immer trieb es ihn, an allen ſchwierigen Unternehmungen perſönlich Antheil zu nehmen. So war er, als die Preußen Uſedom angriffen (20. Jul. 1715), dann als ſie mit den Dänen auf Rügen landeten (15. Nov.), mitten im Gefechte, bei welchem letztern ſein Pferd unter ihm erſchoſſen, und ſeine Bruſt von einer Flintenkugel geſtreift wurde. So blieb er ferner, als Stralſund von Dänen, Preußen und Sachſen ſeit dem Oct. 1715 durch Feuer geängſtiget wurde, auf den gefährlichſten Punkten, obſchon um ihn und neben ihm Bomben niederfielen. Erſt als dieſe Stadt rettungslos war, verließ er ſie, den dringendſten Vorſtellungen ſeiner Freunde nachgebend, und ſegelte (21. Dec. 1715) nach Schweden zurück. Hier landete er am 23. Dec. zu Trelleborg, worauf er ſich nach Yſtadt und Karlskrone begab. Doch in ſeine Hauptſtadt Stockholm kehrte er nicht zurück: es ſchien, als wollte er ſie, die er vor funfzehn Jahren ſo hoffnungsreich verlaſſen hatte, nicht eher wieder betreten, als bis er durch neue Siege den Glanz früherer Zeiten um ſich erneuert hätte. Aber dieſe Freude wurde ihm nicht zu Theil! Das Unglück, das ihm, nicht ohne ſeine Schuld, entgegen getreten war, konnte er mit aller ſeiner Standhaftigkeit und Starrſinnigkeit nicht überwältigen; es kettete ſich an alle ſeine Unternehmungen, lähmte die Schwingen ſeines Geiſtes und führte ihn einem frühzeitigen Tode zu.

Im Jahr 1716 unternahm er, da er Deutſchland und Polen nicht erreichen konnte und auf Rath ſeines neuen Günſtlings, des Freiherrn von Görz, mit Rußland Unterhandlungen angeknüpft hatte, einen Einfall in Norwegen. Aber von vielen Hinderniſſen umringt und in ſeinem Beginnen nicht mehr ſo raſch und feſt, als vorher, machte er nur unbedeutende Fortſchritte, und mußte dieſen Feldzug, der viele ſeiner Leute wegraffte, aus Mangel an Lebensmitteln bald wieder aufgeben. Nach zwei Jahren, als er ſich wieder

der verſtärkt hatte, was bei der Erſchöpfung ſeines Reiches nur langſam geſchehen konnte, erneuerte er (1718) den Einfall in Norwegen. Doch auch dießmal vermochte er nichts von Bedeutung auszurichten: nirgends gelang es ihm, die Dänen zu einer Schlacht zu bringen, allenthalben ſtellte der bergige und dürre Boden ſeinen Heereshaufen ſchreckhafte Schwierigkeiten entgegen, und er ſelbſt fand bei der Belagerung von Friedrichshall ſeinen Tod. — Am Abend des 11. Dec. hatte er ſich in die Laufgräben begeben, um das Fortrücken derſelben zu unterſuchen. Nur zwei Franzoſen waren um ihn: der Kriegsbaumeiſter Megret, der die Arbeit in den Laufgräben leitete, und der Generaladjutant Siquier (oder Sikert, wie ihn Nordberg nennt). Bei einem Winkel des Laufgrabens hielt er an, lehnte ſich mit den Armen an die Bruſtwehr und mit dem Kopfe auf die Arme, und ſahe den Arbeiten der Schanzgräber, die ſich vor ihm befanden, zu. Ihm gegenüber ſpielte eine feindliche Batterie. Plötzlich ſank er mit einem tiefem Seufzer auf die Bruſtwehr hin. Er war todt. Eine Kugel, die auf der rechten Seite der Schläfe eingedrungen und auf der linken Seite derſelben hinausgefahren war, hatte ſeinem Leben ein Ende gemacht. Siquier meldete dieß dem Grafen Schwerin, der ſich hinter ihm in dem Laufgraben befand, und man beſchloß den Tod des Königs zu verbergen, bis er dem Prinzen von Heſſen, dem Gemahl der Ulrike Eleonore, der Schweſter Karls XII., gemeldet worden wäre. Man wickelte alſo die königliche Leiche in einen Mantel und ließ ſie in der Stille wegtragen. Doch ſchon am folgenden Tage wurde des Königs Tod unter den Soldaten bekannt. Aber die Veranlaſſung desſelben blieb unbekannt, und noch jetzt ſchwebt über dieſelbe ein düſtres Dunkel.

Gewiß kam der Schuß, der ſeinem Leben ein Ende machte, nicht aus der Feſtung: das bezeuget die Beſchaffenheit der Wunde, die für eine Kanonenkugel zu klein war, und die Stellung, in der man ſeine Leiche fand. Eben ſo gewiß iſt es, daß er, beſonders ſeit ſeiner Rückkehr nach Schweden, eine mächtige Partei in Schweden gegen ſich hatte *), und daß über die Art ſeines Todes keine Unterſuchung veranſtaltet wurde. Wahrſcheinlich wird es daher, daß er nicht durch die Dänen, gegen die er kämpfte, ſondern auf Anſtiften der Partei, die nach ſeinem Tode ſich der Regierung bemächtigte und ſeinen Freund und Rathgeber, den Freiherrn von Görz, auf das Schaffot führte, getödtet wurde. Aber völlig dunkel bleibt es, durch wen er den mörderiſchen Schuß erhielt. Daß nicht Siquier ihn getödtet habe, behaupten Voltaire und Nordberg **); aber über Megret ſchweigen beide.

Uebrigens wurde ſein Tod nicht ſehr betrauert; er ſchien vielmehr den Schweden erwünſcht. Denn wenn auch der frühere Glanz ſeiner Thaten, ſeine Standhaftigkeit und Würde im Unglück, und ſo manche Eigenſchaft, durch die er ſich auszeichnete, ſeine Unterthanen zu ihm hinzog und ſie ſo ergriff, daß ſie alle ihre Kräfte aufboten, um ihn zu unterſtützen und das zu leiſten, was er von ihnen forderte: ſo war doch das vielfache Elend, das er durch ſeine Starrſinnigkeit beſonders in den letzten Jahren bei dem gänzlichen Verfall der Staatseinkünfte, über ganz Schweden gebracht hatte, ſo drückend und ſchrecklich, daß ſein Tod als eine Erlöſung von grenzenloſen Leiden erſcheinen mußte. Auch der Geſchichtſchreiber kann nur mit Unwillen von ihm ſich trennen. Wohl, meint er, hätte Karl bei ſeiner Einſicht, Ehrliebe, Uneigennützigkeit und Standhaftigkeit ein Wohlthäter ſeines Volkes werden können; aber indem er ganz willkürlich herrſchte, indem das Durchſetzen ſeiner Plane und die Sorge für ſein Heer ihm mehr galt, als das Glück ſeines Volkes; indem er durchaus mehr Soldat als König war, mehr einem wildhinſtürzenden Waldſtrome, als einer wohlthuenden Sonne glich, wurde er die Geißel ſeines Volkes, der Zerſtörer der Macht und Größe ſeines Reiches.

---

*) Man ſehe Rühs Geſchichte Schwedens, Th. V, S. 549. 551 und 601.

**) Voltaire, S. 365 und Nordberg Th. II, S. 751.

VII.

Peter der Große.

Von Karl XII. wenden wir uns zu Peter dem Großen, von dem Zerſtörer zu dem Erbauer! Wohl waren beide einander gleich an ausdauernder Willenskraft, aber verſchieden war bei beiden die Aeuſſerung und Richtung dieſer Willenskraft. Während Karl nur von ſeinen Empfindungen und Leidenſchaften ſich fortreißen ließ, verfolgte Peter deutlich durchdachte Plane; während Karl nur im Kriege ſich auszeichnete, war Peter ausgezeichnet als Feldherr und Regent; während Karl Heldenkraft und Heldenruhm als das Höchſte anſah, erkannte Peter in der Erhebung ſeines Reiches die Aufgabe ſeines Lebens; während Karl nur den gegenwärtigen Augenblick im Auge hatte, dachte Peter auch an die Nachwelt und ſuchte Nachruhm zu verdienen. So konnte Karl wohl Staaten erobern und zertrümmern; aber Peter konnte auch Staaten gründen und erheben; und ſo wurde Karls Lebensgeſchichte eine Geſchichte der Zerrüttung Schwedens, und dagegen Peters Lebensgeſchichte, wie jetzt gezeigt werden ſoll, eine Geſchichte der Aufbildung Rußlands.

Peter, der dritte Sohn des Zaren Alexei und der zweiten Gemahlin desſelben, Natalie, aus dem adeligen Hauſe Naryſchkin, war am 30. Mai (alten Stils) 1672 geboren. Schon in früher Jugend ſtrahlte aus ſeinem kräftig aufblühenden Körper Geiſteskraft hervor, die von ſeiner Mutter (ſein Vater ſtarb ſchon am 30. Jan. 1676) verſtändig geleitet wurde. Damals zog ihn beſonders die vaterländiſche Geſchichte an, die ihm in geſchriebenen, mit Gemälden verzierten Jahrbüchern vorgelegt wurde.

Nach dem Tode ſeines älteſten Bruders Feodor III. (27. Apr. 1682) wurde er mit Uebergehung des zweiten, aber ſchwachſinnigen Sohnes Alexei's, Iwan, zum Zaren, und ſeine Mutter zur Regentin ausgerufen. Aber ſeine herrſchſüchtige Halbſchweſter Sophie war hiermit unzufrieden, und auf ihr Anſtiften erhoben die Strelitzen *) am 15. Mai 1682 einen furchtbaren Aufſtand, durch welchen es nach vielem Blutvergießen dahin kam, daß Iwan und Peter zu Zaren, Sophie aber zur Regentin ernannt wurde (23. Jun.). Doch nach einiger Zeit (im Sept. 1683) geriethen die Strelitzen, aufgeregt von fanatiſchen Prieſtern und herrſchſüchtigen Großen, gegen eben die Regierung, die ſie dem Staate aufgedrungen hatten, in Aufſtand. Beim Ausbruch desſelben floh Sophie mit

---

*) Die Strelitzen oder Strelzi (Schützen), die erſte reguläre Miliz in Rußland, waren von Iwan II. (1555—1584) errichtet und zur Leibwache beſtimmt worden. Aber im Gefühl ihrer Stärke wurden ſie übermüthig und, wie die Prätorianer zu Rom und die Janitſcharen zu Conſtantinopel, ein Schrecken derer, deren Schutz ſie ſeyn ſollten. Als Peter zur Regierung kam, betrug ihr Corps 30,000 Mann, von denen 15,000 unter dem Namen des Hoffußvolks in Moskau lagen.

mit den beiden Zaren in das feſte Dreifaltigkeitskloſter in der Nähe von Moskau. Die Meuterer drangen ihr nach, und ſchon droheten ſie, das Kloſter zu erſtürmen und dort alles Lebende zu tödten, als die Nachricht von der, dem Hofe zu Hilfe eilenden Heeresmacht ſie erſchreckte und vom wildeſten Toben zu kleinmüthiger Verzagtheit hintrieb. Sie unterwarfen ſich und erduldeten die ihnen zugemeſſene Strafe (mehr als dreißig derſelben wurden hingerichtet); Iwan aber und Peter blieben Zare, und Sophie fuhr fort den Staat zu beherrſchen, geleitet vom Fürſten Gholizyn. Für Peters Ausbildung that ſie nichts; vielmehr mochte es ihr bei ihrem herrſchſüchtigen Sinne lieb ſeyn, wenn derſelbe auf dem Dorfe Preobraſchenskoi (unweit Moskau), wo er mit ſeiner Mutter lebte, in Unwiſſenheit und Rohheit aufwuchs. Doch die Vorſehung nahm ſich ſeiner an! Denn wie ſie ihn zu einem auſſerordentlichen Werkzeuge ihrer großen Plane beſtimmt hatte, ſo führte ſie ihm auch den Mann zu, der ihn zu großen Dingen befeuerte und ſeinem aufſtrebenden Geiſte eine beſtimmte Richtung gab.

Dieſer Mann war Franz Jacob Lefort, aus Genf gebürtig. Sein Vater, ein Kaufmann daſelbſt, hatte ihn zu gleichem Berufe erzogen; aber ſein unruhiger Geiſt trieb ihn von Kaufmannsgeſchäften zu Kriegsdienſten, und aus der Heimath in fremde Länder. Er trat erſt in franzöſiſche, dann in holländiſche, dann in ruſſiſche Dienſte. Um letztere anzutreten

ten (1675), ſchiffte er von Holland nach Archangel. Aber er fand ſeine Erwartungen daſelbſt nicht befriedigt und wendete ſich deshalb nach Moskau. Hier wußte er ſeine Geſchicklichkeiten geltend zu machen, kam in anſehnliche Verbindungen und wurde Petern, als dieſer das Deutſche und Holländiſche zu erlernen wünſchte, zum Lehrer empfohlen. Auf ſolche Art mit dem Zar bekannt (ſeit 1682), wurde er bald deſſen Vertrauter, indem er deſſen wißbegierigen Geiſt mit dem Reichthum ſeiner, wenn ſchon nur oberflächlichen Kenntniſſe und Erfahrungen beſchäftigte, ihn auf die Mängel ſeines Reiches aufmerkſam machte und in ihm das Verlangen entflammte, ſich und ſein Volk nach dem Muſter der Europäer zu bilden. Vielleicht geſchah es auch durch ihn, daß Peter mit Franz Timmermann, einem geſchickten Artillerieofficiere, aus Straßburg gebürtig und ſeit Alexei's Zeiten in Moskau dienend, bekannt und von dieſem in den Regeln der Kriegskunſt unterrichtet wurde (ſeit 1684); gewiß aber war er es, der Petern bewog, aus Jünglingen, die mit ihm von gleichem Alter waren, eine Soldatenſchaar, wie zum Spiel und Zeitvertreib zuſammenzubringen und ſolche nach europäiſcher Weiſe zu bilden. Peter ſelbſt trat in dieſelbe als Gemeiner, um Andern ein Beiſpiel zu geben, daß hoher Rang nur an Dienſtgeſchicklichkeit geknüpft ſeyn ſollte. Gar bald wuchs dieſe Schaar, da Jünglinge aus den edelſten Geſchlechtern ihr zuſtrömten, zu einem Heerhaufen heran und wurde nun in zwei Compagnien vertheilt, von denen die eine zu Preobraſchenskoi, die andre in dem nahen Dorfe Semenowskoi ſtand; weshalb beide, als ſie Garderegimenter geworden waren, nach dieſen Dörfern benannt wurden. Ihr erſter Hauptmann war Lefort, und ihr erſtes Beginnen war der Beiſtand, den ſie Petern leiſteten, als er ſich der Alleinherrſchaft bemächtigte.

Lange Zeit hatte Peter ſich gehütet, den Argwohn ſeiner Schweſter gegen ſich zu reizen. Aber je läſtiger ihm die Abhängigkeit von ihr wurde, deſto feſter wurde in ihm der Gedanke, ſich dieſer Abhängigkeit zu entledigen. Er fing damit an, daß er den Liebling und Rathgeber Sophiens, den Fürſten Gholizyn geringſchätzig behandelte; dann Sophien, die ſich Regentin und Selbſtherrſcherin nannte, von einem öffentlichen Aufzug zu Moskau ausſchloß (28. Jun. 1689). Aufgebracht hierüber wollte ſie ihn durch die Strelitzen ermorden laſſen. Er aber, hiervon benachrichtigt, eilte in das feſte Dreifaltigkeitskloſter und rief dorthin alle, die es mit ihm gut meinten. Sogleich traten ſeine Spielſchaaren und alle in ruſſiſchen Dienſten ſtehende Ausländer ihm bei. Zu ſpät ſuchte jetzt Sophie ſich mit ihm auszuſöhnen: ihre Anhänger wurden unterdrückt und zum Theil hingerichtet, ſie ſelbſt mußte in ein Nonnenkloſter, und Gholizyn nach Sibirien wandern. Iwan, zufrieden mit dem Herrſchertitel, entſagte aller Herrſchergewalt *); und Peter trat nun,

ſieb=

---

*) Iwan behielt den Zartitel bis an ſeinen Tod, 29. Jan. 1696.

ſiebzehn Jahre alt, am 7. Sept. 1689 ſeine merkwürdige Selbſtregierung an.

Ergriffen von dem Streben, ſein Reich zu einem europäiſchen Reiche umzubilden und zu einem blühenden und mächtigen Mitgliede des europäiſchen Staatenſyſtems zu erheben, arbeitete er zuerſt an Bildung ſeiner Landmacht. Er zog daher viele Ausländer (auch Hugenotten aus Frankreich) nach Rußland, gab der Art, wie er ſeine preobraſchenskiſche und ſemenowskiſche Garde gebildet hatte, weitere Anwendung und ſuchte, was freilich erſt allmählich gelang, europäiſche Kriegszucht in ſeinem ganzen Heere einzuführen.

Mit gleichem Eifer ſchuf er ſeinem Reiche eine Seemacht. Die früher von Alexei für das kaspiſche Meer errichtete Flotte war wieder untergegangen; aber noch hatte ſich in den Speichern zu Moskau ein engliſches Boot erhalten, das einſt dem Zaren Iwan Waſſiljewitſch vom Könige von England geſchenkt worden war. Der Anblick desſelben überzeugte ihn von der Mangelhaftigkeit der ruſſiſchen Fahrzeuge und erweckte in ihm das Verlangen nach Schiffbau. Er ließ ſogleich (1691) einen holländiſchen Schiffszimmermann, Car-

Verheurathet im Jahr 1686 mit Proscepia Soltikow, hinterließ er drei Töchter, von denen die jüngere Proscepia bald nach ihrer Geburt (1695) ſtarb; die ältere, Katharine, vermählt mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin, wurde Mutter jener Anna, die eine Zeitlang (1740 – 1741) Regentin Rußlands war, und die zweite, Anna, herrſchte 1730 — 1740 als Kaiſerin über Rußland.

Carſten Brand, der ſeit Alexei's Zeiten in Moskau lebte, herbeirufen, befahl ihm dieſes Boot auszubeſſern und befuhr mit demſelben die Gewäſſer um Moskau. Von dieſer Zeit an war die Luſt und Liebe zum Seeweſen ſo groß und lebendig in ihm, als vorher ſeine Scheu vor dem Waſſer. Er rief Schiffszimmerleute aus Holland herbei, ließ durch ſie Schiffe erbauen, errichtete eine Flotte zu Archangel, dem einzigen Seehafen, den Rußland damals hatte, und beſchiffte in eigner Perſon (1693 und 1694) das weiße Meer.

Was er auf ſolche Weiſe begonnen hatte, ſetzte er bis an das Ende ſeines Lebens fort, und nicht vergebens! Seine raſtloſen Beſtrebungen wurden von glänzenden Erfolgen gekrönt; die ruſſiſche Land- und Seemacht ſtieg unter ihm zu einer ſtaunenswerthen Höhe empor, und rühmlich zeigte ſie ſich ſchon in dem Kriege mit den Türken (1695 — 1699), und noch mehr in dem Kriege mit den Schweden (1700 — 1721). Doch bald wäre er gleich am Anfange ſeiner Umbildungen ein Opfer derſelben geworden, hätte nicht ſein Muth und ſein Glück ihn errettet.

Erbittert über die Beſchränkungen ihres Uebermuthes, ſo wie über Peters Neuerungen, entſpannen mehrere Häupter der Strelitzen und des Adels, nicht ohne Mitwirkung Sophiens, eine Verſchwörung, die den Zar vernichten ſollte. Schon ſaßen die Verſchworenen im Hauſe des Okolnitſch (Oberbeamten) Sokownin zu Moskau zuſammen und erwarteten den Ausbruch einer angegeſchürten Feuersbrunſt, um im Getümmel derſelben den Zar zu tödten, als zwei von Reue ergriffene Mitverſchworene das Geheimniß dieſes verruchten Anſchlags dem Zar entdeckten. Es war am 2. Februar 1697 Abends acht Uhr, als ihm in der Wohnung ſeines Lieblings Lefort dieſe Entdeckung gemacht wurde. Sogleich ließ er dem Hauptmanne ſeiner Leibwache, Lapuchin, ſchriftlich den Befehl zukommen, um eilf Uhr mit ſeiner Compagnie das Haus Sokownins zu beſetzen und alle daſelbſt Anweſende gefangen zu nehmen. Er ſelbſt von Unruhe getrieben und dabei vergeſſend, daß er den Hauptmann erſt um eilf Uhr dorthin beſtellt hatte, fuhr mit einem Adjutanten (Dentſchtſchik) ſchon um zehn Uhr nach Sokownins Hauſe. Als er daſelbſt ankam, war er nicht wenig verwundert, keinen ſeiner Soldaten zu finden. Gleichwohl ging er voll Muth und Entſchloſſenheit in das Haus und dort gerade in das Zimmer, in welchem die Verſchwornen verſammelt waren. Sein Erſcheinen ſetzte ſie in Erſtaunen, und dieß Erſtaunen verwirrte ihre Anſchläge. Sie wagten nichts gegen ihn, als er, vorgebend, er habe an ihrer Geſellſchaft Theil nehmen wollen, ſich zu ihnen ſetzte und einige Gläſer mit ihnen leerte. Erſt nach einiger Zeit flüſterte einer der Strelitzen dem Sokownin zu: „Es iſt Zeit, Bruder!“ — worauf dieſer erwiederte: „Noch nicht!“ Als dieß Peter vernahm, ſprang er auf, ſchlug dem Sokownin mit geballter Fauſt ins Geſicht und rief: „Für mich iſt es

Zeit, Schurke! Fort, bindet die Hunde!“ Ein Glück für ihn war es, daß in demſelben Augenblicke, mit dem Glockenſchlage eilf Uhr, der Hauptmann Lapuchin mit ſeiner Mannſchaft in das Zimmer trat. Durch dieſen Anblick erſchreckt, ergaben ſich die Verſchwornen ohne Widerſtand. Er aber wendete ſich zornig gegen den Hauptmann, der, ſeiner Meinung nach, nicht zur beſtimmten Stunde erſchienen war, und ſchlug ihn ins Geſicht. Doch da dieſer durch Vorzeigung des ſchriftlichen Befehls ſich rechtfertigte, küßte er ihn, erklärte ihn für einen rechtſchaffenen Officier und übertrug ihm die Bewahrung der Verhafteten. Gleich darauf kehrte er zu Lefort zurück, erzählte was ihm begegnet war, und ließ dann (am 5. März) die Häupter der Verſchwornen hinrichten.

Immer eifriger verfolgte er nun ſein Vorhaben, die Kriegs- und Staatseinrichtungen der Europäer in ſeinem Reiche einzuführen. Er ſchickte daher (ſeit dem März 1697) viele junge Ruſſen nach Italien, Deutſchland und Holland, damit ſie ſich mit dem Kriegs- und Seeweſen dieſer Länder genau bekannt machen, und ſchrieb ihnen vor, wie ſie reiſen und was ſie vornehmlich beachten ſollten. Er ſelbſt folgte ihnen am Ausgange des Märzmonates 1697, um ſich ſelbſt zu bilden und mit eignen Augen in Hütten und Paläſten, in Werkſtätten und Studierzimmern zu erforſchen, wie den Bedürfniſſen ſeines Reiches abgeholfen werden könnte. Zur Erreichung dieſes Zweckes wollte er nicht als Zar reiſen. Er miſchte ſich daher unter eine große Geſandtſchaft, die (von **Lefort** geleitet und auf 270 Perſonen umfaſſend) angeblich, wie es ſonſt ſchon ruſſiſche Sitte geweſen war, Europa durchziehen und im Namen des Zars Verbindungen mit auswärtigen Höfen anknüpfen oder erneuern ſollte.

Dieſe Reiſe — auf der er nach allem, was im Staats- und Privatleben Neues ihm vorkam, gelehrig ſich erkundigte und an jedem Abend das aufzeichnete, was er am Tage Neues geſehen und gehört hatte, — ging durch die damals ſchwediſchen Länder Eſtland und Livland (wo er ſich durch Zurückweiſungen zu Riga gekränkt fühlte), dann durch Curland und Preußen. Von da zog er durch das Brandenburgiſche und Hannöverſche nach Holland. Hier verweilte er am längſten, um das holländiſche Seeweſen genau kennen zu lernen. Er bezog daher eine kleine Wohnung im Dorfe Sardam, wo der Schiffbau am lebhafteſten betrieben wurde, ließ ſich in die Liſte der Schiffszimmerleute unter dem Namen Peter Michailow einſchreiben, arbeitete ſelbſt, in Matroſentracht, unter den Schiffszimmerleuten und Matroſen, mit denen er vertraulich umging, und ließ ein Schiff von ſechzig Kanonen bauen, das er mit vielen Kriegsbedürfniſſen und vielen für ruſſiſche Dienſte gewonnenen Perſonen nach Archangel ſchickte. Zugleich machte er ſich mit den Oel-, Säge- und Papiermühlen zu Sardam bekannt, beſah die Merkwürdigkeiten Amſterdams, und beſuchte die Lehrer der Anatomie,

tomie, Chirurgie, Naturgeſchichte und Mathematik, ſo wie die Werkſtätten der Weber und Schmidte, um hier und dort zu lernen. Am 8. Jan. 1698 ſchiffte er, auf Einladung Königs Wilhelm III. nach England. Hier, wo er ſich gleichfalls mit der Schiffbaukunſt am meiſten beſchäftigte *), blieb er drei Monate, zog, wie in Holland, viele geſchickte Handwerker, Künſtler, Wundärzte, Kannonire und Seeofficiere in ſeine Dienſte und ſchickte ſie in ſein Reich. Von England ging er (am 23. Apr.) nach Holland zurück, blieb daſelbſt bis zum 15. Mai, und zog dann über Cleve, Halberſtadt, Leipzig, Dresden und Prag nach Wien, wo er beſonders wegen der Friedensunterhandlungen mit den Türken Verabredungen traf; und ſchon wollte er nach Italien gehen, als die Nachricht von einem abermaligen Aufſtande der Strelitzen, die, aufgereizt von einem Theile der Geiſtlichkeit und Bojaren, Sophien auf den ruſſiſchen Thron bringen wollten, ihn in ſein Reich zurückrief. Er verließ daher Wien am 19. Jul., eilte durch Polen, wo er folgenreiche Unterhandlungen mit dem neuen Könige Auguſt I. pflog, und kam am 25. Aug. wieder nach Moskau. Er fand den Aufſtand

durch

---

*) Das engliſche Seeweſen gefiel ihm ſo ſehr, daß er ſagte: „wenn er nicht geboren wäre, um Zar von Rußland zu ſeyn, ſo möchte er Admiral von Großbritannien ſeyn" (ſ. Büſchings Magazin für Hiſtorie und Geographie. Hamburg 1769, Th. III, S. 185). Aber, möchte man fragen, iſt dieſe Aeußerung wirklich von ihm, oder vielleicht nachgebildet der Aeußerung Alexanders des Großen, als er den Diogenes geſehen hatte?

durch Gordons Thätigkeit bereits geſtillt, und ihm blieb nur die Beſtrafung der Aufrührer. Sie war blutig! Der größte Theil der Strelitzen wurde aufgerieben (der Ueberreſt nach einem nochmaligen Aufſtande zu Aſtrakan, im Jahre 1707 für aufgelöſet erklärt); auch Sophie als Mitſchuldige hart behandelt.

Aber nicht genug war es ihm, dieſe Meutereien zu beſtrafen; noch mehr lag es ihm am Herzen, die Kenntniſſe und Erfahrungen, die er auf ſeiner Reiſe eingeſammelt hatte, zur Wohlfahrt ſeines Reiches in Anwendung zu bringen. Unterſtützt wurde er hierin, nachdem im Jahre 1699 die beiden wichtigſten ſeiner früheren Rathgeber, Lefort und Gordon, geſtorben waren, vornehmlich durch Menſchikow, den er aus tiefer Niedrigkeit hoch empor hob *), da ſich derſelbe durch Talente, Herzhaftigkeit, Ergebenheit und eifrige Theilnahme an allen Unternehmungen Peters empfahl. — Dieß zeigte er auch in dem Kriege, den Peter jetzt zur weitern Bewerkſtelligung ſeiner Plane gegen Schweden begann.

---

*) Alexander Danilowitſch Menſchikow war, wie die verſchiedenen Angaben lauten, der Sohn eines Bauern, oder eines Paſtetenbäckers, oder eines Corporals. Von Lefort empfohlen, wurde er erſt Bedienter des Zars, dann deſſen Gefährte bei der preobraſchenskiſchen Garde, endlich als deſſen Liebling vom Kaiſer Joſeph I. 1706 in den Reichsfürſtenſtand erhoben. Er ſtand ſo feſt in Peters Vertrauen, daß dieſer, wenn er auch manchmal noch ſo aufgebracht wider ihn war, ihm allezeit ſeine Huld von neuem ſchenkte. ſ. Schmidt Phiſelbecks Materialien zu der ruſſiſchen Geſchichte. Riga 1777. Th. I. S. 256.

Nachdem nämlich der Krieg mit den Türken durch den Frieden zu Karlowitz beendigt worden war (25. Jan. 1699), erklärte Peter, einverſtanden mit Polen und Dänemark, (am 19. Aug. 1700) den Krieg an Schweden, um die ſchwediſchen Länder Ingermanland und Eſthland zu gewinnen und dadurch die Oſtſee ſeinem Reiche zu öffnen. Der Anfang dieſes Krieges, deſſen Hauptbegebenheiten oben geſchildert worden ſind, war unglücklich; Peter wurde bei Narwa ſchmählich geſchlagen (30. Nov. 1700) und ſein Reich ſchien der Zertrümmerung geweihet. Ja noch ſpäterhin, als er ſich von dieſer Niederlage wieder erholt, Ingermanland und Eſthland an ſich gebracht, und den entſcheidenden Sieg bei Pultawa, der Schwedens Größe darnieder ſtürzte, erkämpft hatte (9. Jul. 1709), gerieth er bei dem, auf Karl XII. Betrieb erneuerten Krieg mit den Türken, aus Unvorſichtigkeit oder Siegerſtolz, in eine ſo drangvolle Lage am Pruth, daß er nur durch die Klugheit ſeiner Gemahlin und durch die Verkehrtheit des türkiſchen Oberanführers, mit Hinopferung Aſows und der Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere, der völligen Vernichtung entgehen konnte (12. Jul. 1711). Doch ſelbſt dieß Unglück wurde ihm heilſam. Die Niederlage bei Narwa, die ihm das noch Unreife ſeiner Verbeſſerungen des ruſſiſchen Heeres zeigte, trieb ihn zur eifrigſten Fortbildung ſeiner Landmacht, und die Gefahr am Pruth führte ihn zu größrer Beſonnenheit und verdoppelte ſein Beſtreben, den Verluſt von Aſow durch Sicherung und Erweiterung ſeiner Eroberungen am finniſchen Meerbuſen zu erſetzen. Kräftig und glorreich trat nun ſeine Macht hervor! Auſſer Eſthland und Ingermanland unterwarfen ſich Finnland und Livland; nach Deutſchland und Dänemark drangen ſeine Heere; ſeine Flotten, wie durch einen Zauberſchlag entſtanden, erſchienen ſiegreich in der Oſtſee; und ihm, als dem Haupte der gegen Schweden erhobenen Verbindung, wurde bei ſeinem Aufenthalte zu Kopenhagen (1716) der Oberbefehl über die in der Oſtſee vereinigte Flotte der Ruſſen, Dänen und Engländer übertragen. Doch das ſchnelle Emporkommen ſeiner Macht erregte die Eiferſucht ſeiner Verbündeten; ſie fürchteten ſeinen Entwurf, zur Behauptung der Herrſchaft auf der Oſtſee auch Mecklenburg an ſich zu bringen, wurden noch mißtrauiſcher, als er, bewogen durch ihre Eiferſucht und durch die Schlauheit des Grafen Görz, heimliche Unterhandlungen mit Karl XII. anknüpfte, und ſchloſſen, ohne ihn zu befragen, nach Karls Tode mit Schweden Friede (1719 und 1720); ja England trat ſogar feindſelig gegen ihn auf. Aber ſchon war er ſich ſelbſt genug; und bei der Macht, zu der er Rußland emporgehoben hatte, bei der Erſchöpfung, in die Schweden gerathen war, und bei der Scheu Englands, ernſtlich gegen Rußland zu kämpfen, erreichte er, was er durch den nordiſchen Krieg erſtrebt hatte. Der Friede von Nyſtadt (10. Sept. 1721), in welchem ihm Livland, Eſthland, Ingermanland

land und die Bezirke von Kerholm und Wiburg nebſt allen Inſeln zwiſchen Curland und Wiburg von Schweden abgetreten wurden, entſchied für Rußlands Größe und für die Befeſtigung und Erweiterung aller der Veranſtaltungen und Einrichtungen, die Peter zu deſſen Erhebung getroffen hatte. Mit Recht ſah' er alſo dieſen Frieden als eins der glänzendſten Ereigniſſe ſeiner Regierung an, feierte ihn mit vielen Feſten und nahm dabei (am 22. Oct. 1722) den Kaiſertitel an, der ſeinen nunmehrigen Rang unter den europäiſchen Fürſten beſtimmen ſoll'e. Mochten nun auch mehrere der letzteren mit Anerkennung dieſes Titels zögern, ſo war doch ſchon, was derſelbe beſagte, Rußland eine der Hauptmächte Europas.

Indeſſen hatte Peter, ehe noch der nordiſche Krieg zu Ende war, im Jahre 1716 eine zweite große Reiſe ins Ausland unternommen. Auch bei dieſer Reiſe richtete er ſein Augenmerk auf alles, was zur Ausbildung ſeines Reiches dienlich ſeyn konnte, beachtete, wie vorher, wiſſenſchaftliche Studien und zog, wie vorher, geſchickte Künſtler und Handwerker in ſeine Dienſte; doch unternahm er ſie hauptſächlich zum Betreiben ſeiner politiſchen Plane. Er wünſchte damals, zur Behauptung der Herrſchaft über die Oſtſee an den deutſchen Küſten, namentlich in Mecklenburg ſich feſtzuſetzen; aber aus Furcht vor Rußlands aufſtrebender Größe waren ſelbſt ſeine damaligen Bundsgenoſſen ihm hierbei entgegen. Um dieſe zu begütigen, begab er ſich in Perſon nach Deutſchland und Dänemark; und als er hier nicht die gewünſchte Befriedigung fand, ſuchte er dieſe in Holland und Frankreich zu gewinnen. In dieſer Abſicht ging er, nachdem er am Anfang des Jahres 1716 zuerſt in Danzig, dann in Wismar die Kriegsunternehmungen ſeiner Heere und Flotten geleitet und im Sommer die Heilquellen zu Pyrmont gebraucht hatte (6 — 16. Jun.) *), über Mecklenburg, das ſeine Truppen beſetzt hatten, nach Kopenhagen, wo er, wie ſchon erwähnt, den Oberbefehl über die in der Oſtſee vereinigten Flotten der Ruſſen, Dänen und Engländer auf kurze Zeit übernahm, aber eben ſo wenig Dänemarks Abſichten auf Schonen unterſtützen mochte, als er bei ſeinen Abſichten auf Mecklenburg von Dänemark und England unterſtützt wurde. Er ging hierauf durch Mecklenburg nach Havelberg, wo er ſich mit dem König von Preußen unterredete, und trat gegen Ende des Jahres 1716 die Reiſe nach Holland und Frankreich an. Er fuhr die Elbe hinab nach Altona und ging dann über Stade und Bremen nach Amſterdam. Auch jetzt beobachtete er genau das holländiſche Seeweſen; dabei faßte er aber, mehr als bei ſeinem erſten Aufenthalte in Holland, Künſte und Wiſ-

---

*) Schon in den Jahren 1711 und 1712 war er ſeiner Geſundheitsumſtände wegen nach Karlsbad gereiſet. Bei der erſten dieſer Reiſen hatte er zu Torgau eine Zuſammenkunft mit dem berühmten Philoſophen Leibnitz, der ihn ermunterte, ſein Volk auch zu den Künſten und Wiſſenſchaften zu führen. ſ. Halem, Leben Peters des Großen, Th. II, S. 88 und 362.

Wiſſenſchaften ins Auge und kaufte eine anatomiſche und eine naturhiſtoriſche Sammlung, die er nach Petersburg bringen ließ. Während des Winters von 1716 und 1717 blieb er in Holland und beſuchte mit ſeiner Gemahlin, die ihm bis dahin gefolgt war, mehrere Städte, als Leiden, Haag, Rotterdam, Utrecht. Erſt im April 1717 reiſete er, ſeine Gemahlin zu Haag zurücklaſſend, durch die öſtreichiſchen Niederlande nach Frankreich. Am 7. Mai 1717 traf er in Paris ein und blieb daſelbſt bis zum 20. Jun. Während dieſer Zeit beſah er die ihm wichtigſten Merkwürdigkeiten dieſer großen Stadt. Beſonders zog ihn das Arſenal, das Gießhaus, das Invalidenhaus an, ferner die Münze, die Fabrik der Gobelins-Tapeten, die Sternwarte und die Akademie der Wiſſenſchaften, deren Mitglied er wurde. Auch wohnte er den Sitzungen der Sorbonne und des Parlaments bei, unterhielt ſich mit mehreren Gelehrten, ſah das Denkmal des Cardinals Richelieu *) und beſuchte die Frau von Maintenon zu St.

---

*) Am Grabe Richelieus — erzählt Voltaire (Histoire de l'Empire de Russie sous Pierre le Grand, Leipzig, 1764. Tom. II, pag. 105) und nach ihm Halem (Leben Peters II. 198) — wurde Peter weniger von der Schönheit dieſes Denkmals, als von der Größe des Mannes, dem es gewidmet war, ergriffen. Er umarmte die Statue und rief: „Großer Mann, dir würde ich die Hälfte meiner Staaten gegeben haben, um von dir zu lernen, die andre Hälfte derſelben zu regieren". — Etwas abweichend erzählt dieß Lacretelle (Histoire de France, Tom. I, p. 201) mit folgenden Worten: En visitant le beau mausolée du Cardinal de Richelieu dans l'eglise de la Sorbonne, Pierre par-

St. Cyr. Von Paris ging er durch die öſtreichiſchen Niederlande zurück nach Amſterdam, traf daſelbſt mit ſeiner Gemahlin wieder zuſammen, und reiſte dann mit ihr über Cleve, Magdeburg, Berlin, wo er ſich einige Tage aufhielt, nach Petersburg, das er am 21. Oct. glücklich erreichte. Aber den Hauptzweck ſeiner Reiſe hatte er nicht erreicht! Weder Holland noch Frankreich bezeigten Luſt, ſeine Plane im Bezug auf Mecklenburg zu unterſtützen; namentlich wich der Herzog von Orleans, damals Regent von Frankreich, einem Bündniſſe gegen England, das Peter im Sinne hatte, aus und beredete ihn (worin ihn der König von Preußen beſtärkte), ſeine Truppen aus Mecklenburg nach Livland zu ziehen. Nur ein Freundſchafts- und Handelstractat, dem auch Preußen beitrat, wurde zwiſchen Frankreich und Rußland abgeſchloſſen.

Wenn ſchon dieß Verfehlen ſeines Hauptzwecks den Zar verſtimmte, ſo gerieth er noch mehr in Verſtimmung, als er nach ſeiner Rückkehr neue Klagen über Veruntreuungen und Gewaltthätigkeiten ſeiner vornehmſten Staatsdiener vernahm. Er veranſtaltete ſogleich ſtrenge Unterſuchungen und ließ die Schuldigen hart beſtrafen. Doch den bitterſten Kummer erregte ihm ſein eigener Sohn erſter Ehe, Alexei, deſſen widerſpenſtiges und meuteriſches Betragen ſeine Rückkehr be-

---

parla avec le plus grand enthousiasme de ce ministre. „Je donnerais", disait il, „la moitié de mes états pour avoir un Richelieu".

beſchleuniget hatte und ihn jetzt zu dem Aeuſſerſten hintrieb.

Peter war zweimal verheurathet. Zuerſt hatte er auf Rath ſeiner Mutter die Tochter eines ruſſiſchen Großen, Eudoxia Feodorowna Lapuchin, geheurathet (27. Jan. 1689); aber, beleidigt durch ihre Empfindlichkeit gegen ſeine Liebeshändel und durch ihr Widerſtreben gegen ſeine Neuerungen, hatte er ſie im Jahre 1698 verſtoßen und unter dem Vorwande der Theilnahme an dem Aufſtande der Strelitzen in ein Kloſter eingeſchloſſen. Dann hatte er ſich mit der Livländerin Katharine (von deren Herkommen, Schickſalen und Talenten in der folgenden Erzählung geredet werden wird) erſt heimlich (1707), dann öffentlich (1712) vermählt. Die Söhne, die dieſe ihm gebar, ſtarben in früher Jugend dahin. Dagegen war ihm von ſeiner erſten Gemahlin ein Sohn geblieben, Alexei, geb. am 18. Febr. 1690. Aber dieſer wuchs nicht zu ſeiner Freude auf und, leider! nicht ohne ſeine Schuld. Denn da er ſich anfangs wenig um ihn bekümmerte und deſſen frühe Erziehung verblendeten Weibern und Pfaffen überließ; ſo bekam der Prinz eine verderbliche Richtung. Nicht ohne Fähigkeiten (beſonders wird ſeine ſchnelle Faſſungsgabe gerühmt), wurde er nur auf theologiſche, nicht auf politiſche Gegenſtände hingeführt, mit Widerwillen gegen Kriegsübungen, mit Abſcheu gegen alle Neuerungen, mit Haß gegen ſeinen Vater erfüllt. Auch blieb dieſe verkehrte

Richtung ſeines Geiſtes nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf ſein Betragen. Er war wilden Ausſchweifungen hingegeben und zeigte ſich eben ſo roh und herzlos, als eigenſinnig und hartnäckig. Zu ſpät verſuchte Peter, ihn auf beſſere Wege zu führen; zu ſpät nahm er ihn mit zu Felde und übertrug ihm Regierungsgeſchäfte: alles dieß fruchtete nichts. Selbſt die wohlwollende und geiſtreiche Gemahlin, die Peter ihm zuführte (zu Torgau, am 25. Oct. 1711), Charlotte Chriſtine Sophie, Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, konnte Alexei's widerſpenſtigen Sinn nicht bezähmen; ſie ward unwürdig von ihm behandelt und ſtarb — nachdem ſie ihm zwei Kinder, eine Tochter, Natalie (1714), und einen Sohn, Peter (1715) geboren hatte, am 1. Nov. 1715. Mit Kummer ſahe jetzt Peter von ſeinem Sohn auf die Zukunft ſeines Reiches! Was ſollte aus den Umbildungen Rußlands, die ſeine ganze Seele beſchäftigten, werden, wenn Alexei zum Throne käme? War nicht zu fürchten, daß dieſer, ſtatt ſie zu erhalten und weiter zu fördern, ſie niedertreten und vernichten würde? Voll dieſer Beſorgniß verlangte er noch im Jahre 1715 von ſeinem Sohne, ſich ernſtlich zu beſſern, oder der Thronfolge zu entſagen und in ein Kloſter zu gehen. Alexei ſchien ſich in letzteres zu fügen; aber bald zeigte ſich ſeine Widerſpenſtigkeit. Als ſein Vater im Jahre 1716 im Auslande war, erregte er, in Verbindung mit Pfaffen und einigen

Großen, die Peters Neuerungen haßten und Wiederherſtellung des Altväteriſchen wünſchten, gefahrdrohende Umtriebe. Peter erfuhr dieß und befahl, Alexei ſollte zu ihm nach Kopenhagen kommen. Dieſer ſtellte ſich, dieſem Befehle Folge zu leiſten; aber, ſtatt nach Kopenhagen zu gehen, floh er, um der Gewalt ſeines Vaters und der Verzichtleiſtung auf den Thron zu entgehen, nach Wien und von dort nach Neapel. Doch auf das Verſprechen der Verzeihung kam er am 1. Febr. 1718 nach Moskau zurück und erklärte hier aufs feierlichſte, daß er auf die Thronfolge, deren er unwürdig ſey, verzichte und alle Mitwiſſer und Theilnehmer ſeiner Vergehungen angeben wolle. Als aber über letztere ſtrenge Unterſuchungen und Strafen verhängt wurden, kamen die Beſtrebungen des Prinzen aufs neue zur Sprache und deutlich wurde es, daß er damit umgegangen war, ſich durch verbrecheriſche Mittel (wohl gar durch Vatermord) des Thrones zu bemächtigen. Peter berief daher, eine große Zahl geiſtlicher und weltlicher Großen zu einem Gerichte nach Petersburg, wohin er auch ſeinen Sohn bringen ließ; und dieſes Gericht ſprach das Todesurtheil aus, das am 6. Jul. dem Prinzen angekündigt wurde. — Wie dasſelbe vollzogen wurde, iſt ungewiß: Einige ſagen (ſehr unwahrſcheinlich!), der Prinz ſey durch die Anhörung des Todesurtheils, Andere (was wahrſcheinlicher klingt), er ſey durch einen Schlag mit der Knute, den ihm Peter vor Gericht gegeben, um ihn zum Geſtändniß zu bringen, ſo getroffen worden, daß er auf der Stelle erkrankte und in der folgenden Nacht im Gefängniß ſtarb; Andere behaupten, er ſey am folgenden Tage (7. Jul.) auf der Feſtung zu Petersburg enthauptet worden; und noch Andre geben an, man habe ihn auf Anſtiften Katharinens im Gefängniß die Adern geöffnet. Am unwahrſcheinlichſten iſt wohl die Sage, daß Peter ihn durch Gift habe hinrichten laſſen. Aber wie dem auch ſey, gewiß iſt es, daß der Tod des Prinzen ein Opfer war, das Peter der neuen Geſtaltung Rußlands brachte.

Dieſe neue Geſtaltung Rußlands war es, die Peter'n mehr als Vaterliebe am Herzen lag, in der er den Beruf, die Freude und den Ruhm ſeines Lebens fand, und für die er mit unabläſſigem Eifer wirkte. Denn wie er während ſeiner ganzen Regierung an der Ausbildung ſeiner Land- und Seemacht arbeitete, ſo arbeitete er auch ſeit der Rückkehr von ſeiner erſten Reiſe und ſelbſt während der Stürme des nordiſchen Krieges an der Vergrößerung des Anbau's, Handels und Verkehrs mit dem Auslande, an der Vervollkommnung der geſetzlichen Ordnung, an der Verbeſſerung des Kirchenweſens, an der Beförderung wiſſenſchaftlicher und geſelliger Bildung; und ſtaunenswerth iſt es, was er in allen dieſen Hinſichten bewirkte[*].

---

[*] Wie Rußland in Hinſicht auf Handel, bürgerliche Ordnung, Kirchenweſen, wiſſenſchaftliche und geſellige Bildung vor Peter geſtaltet war, zeigt Ewers (Geſchichte der Ruſſen, Th. I. S.

Das Wichtigſte, was er zur Vergrößerung des Anbaues, Handels und Verkehrs vollbrachte, war die Beſitznahme der ſchwediſchen Länder am finniſchen Meerbuſen und die Erbauung der Stadt und Feſtung Petersburg. Und wie kühn, wie raſch und ausdauernd verfuhr er hierbei! Kaum hatte er ſich von der Niederlage, die er bei Narwa erlitten, einigermaßen erholt und, während Karl XII. in Polen und Sachſen weilte, in Ingermanland ſich ausgebreitet und daſelbſt die Feſtung Nöteburg, nahe am Ladogaſee, erobert (11. Oct. 1702), — die er Schlüſſelburg nannte, weil ſie ihm der Schlüſſel zu den ſchwediſchen Ländern am finniſchen Meerbuſen werden ſollte, dann auch die Feſtung Nyenſchanz an der Mündung der Newa (1. Mai 1703) und zwei ſchwediſche Schiffe, die ſelbiger zu Hilfe kommen ſollten, weggenommen (2. Mai): als er da, wo bisher nur einige armſelige Fiſcherhütten ſtanden, Petersburg anlegte (27. Mai 1703). Große Schwierigkeiten ſetzte der durchwäſſerte Boden ihm entgegen; aber er wußte ſie zu überwältigen: hunderttauſende von Menſchen wurden dazu herbei getrieben und mußten mit unſäglicher Anſtrengung arbeiten. Zuerſt hatte er bei dieſer Stiftung die Abſicht, einen feſten Punkt am finniſchen Meerbuſen zum Waffenplatz gegen Schweden und zur Schiffahrt auf der

---

I, S. 425—528) und wie nach ihm, zeigt Bergmann (Peter der Große als Menſch und Regent, Th. I, S. 8—92).

der Oſtſee zu gewinnen. Aber als nach ſeinem Siege bei Pultawa ſeine Plane ſich erweiterten, als der Beſitz der ſchwediſchen Länder am finniſchen Meerbuſen geſichert ſchien, und als der neue Bau, trotz aller Schwierigkeiten überraſchend ſchnell und ſchön hervortrat: da beſchloß er Petersburg zum Regierungsſitz des ruſſiſchen Reichs zu machen und dazu alle hohen Reichscollegien dorthin zu verlegen. Denn wie Conſtantin dem Großen, ſo ſchien auch Peter dem Großen eine neue Hauptſtadt zur Befeſtigung ſeiner neuen Einrichtungen nothwendig. Ganz beſonders ſollte dieſe neue Hauptſtadt zur Beförderung des Handels dienen. Eben dieſen beförderte er aber auch auf andre Weiſe. Er eröffnete Salz- und Bergwerke, errichtete Fabriken und Manufacturen aller Art, gab den Handel frei mit Verzichtleiſtung auf den Alleinhandel der Krone, ſtiftete zur Leitung und Erweiterung des Handels ein Handelscollegium, Handelscompagnieen und Handelsverträge mit auswärtigen Mächten, namentlich mit Holland und Frankreich, und ſuchte zur Erleichterung des innern Verkehrs die Flüſſe und Meere, die ſein Reich beſpülen, zu verbinden. Schon im Jahre 1696, als er Aſow erobert hatte, dachte er darauf, den Don und die Wolga und ſomit das caspiſche und ſchwarze Meer zu verbinden; und obſchon dieß Unternehmen nicht zu Stande kam: ſo wurde doch die Woronesch durch Herbeiziehung einiger kleinen Flüſſe ſo erweitert, daß man von der Moskau in den Don ſchiffen konnte.

Um's Jahr 1709 bemühte er ſich die Wolga mit dem Ladogaſee und ſomit das caſpiſche Meer mit dem baltiſchen zu vereinigen. Noch mehr lag ihm in ſeinen letzten Lebensjahren die Vereinigung der Wolchow und Newa am Herzen, um dadurch der langweiligen und gefährlichen Fahrt auf dem Ladogaſee auszuweichen und ſeiner neuen Hauptſtadt eine leichte und ſichere Zufuhr aus dem Innern ſeines Reiches zu verſchaffen. Im Jahre 1719 ließ er dazu den Ladogacanal beginnen, den ſeit 1723 der General von Münnich weiter fortführte.

Vieles that er auch für die Vervollkommnung der geſetzlichen Ordnung oder der Staatsverwaltung überhaupt. Schon im Jahre 1694 gab er Geſetze zur Beförderung der öffentlichen Sicherheit; im Jahre 1699 ſuchte er, um Bedrückungen und Unterſchleifen zu ſteuern, die Erhebung der Staatseinkünfte zu ordnen; im Jahre 1700 verbeſſerte er die Rechtspflege durch Einführung der Protocolle und Beſtrafung falſcher Zeugen; im Jahre 1711 ſetzte er an die Stelle der Bojaren den dirigirenden Senat und übertrug ihm die Oberaufſicht über das Gerichts-, Finanz- und Kriegsweſen; im Jahre 1714 errichtete er zur Aufhilfe des ruſſiſchen Landvolks eine Commiſſion, die alle Bedrückungen, deren ſich hohe und niedere Staatsbeamten ſchuldig gemacht hatten, unterſuchen und die Schuldigen zur Strafe ziehen ſollte. Doch noch weit mehr für die Einrichtung des Innern that er nach ſeiner zweiten Reiſe, als ſich ſeine Begriffe über Staatsverwaltung aufgeklärt hatten. Jetzt ſtellte er geſetzliche Ordnungen für die Land- und Seemacht, neue Rangbeſtimmungen für die Hof-, Staats- und Kriegsbeamten auf, befahl, daß jeder Edelmann bei bürgerlichen Aemtern, eben ſo wie beim Kriegsweſen, von unten hinauf dienen ſollte, führte, nach dem Muſter der franzöſiſchen, eine Polizei ein und befahl die Ausarbeitung eines neuen Geſetzbuches, deſſen Anfang wenigſtens noch bei ſeinem Leben zu Stande kam. — Auch richtete er das Poſtweſen ein, ließ zum Behuf der Kopfſteuer alle Einwohner ſeines Reiches zählen, und beſtimmte zur Zeitrechnung den julianiſchen Kalender, den er am 1. Jan. 1700 einführen ließ *).

Am ſchwierigſten war ihm die **Verbeſſerung des Kirchenweſens.** Düſtrer Aberglaube und drückende Prieſterherrſchaft laſtete, als er zur Regierung kam, auf Rußland, und er ſelbſt war unter den Einflüſſen des Aberglaubens und der Prieſterherrſchaft erzogen und zur genauen Beobachtung der Kirchengebräuche angehalten worden. Aber ſein Geiſt erhob ſich über die Vorurtheile ſeines Volkes; die Einrichtungen der evangeliſchen Kirche, die er auf ſeinen Reiſen hatte kennen lernen, leuchteten ihm vor, und er wußte die Hinderniſſe, die ſich ihm entgegenſtellten, zu beſeitigen. Das Wichtigſte, was er in dieſer Hinſicht bewirkte, war die Aufhebung des Patriarchats. Seit 1589 beſtand zu Moskau ein von dem Patriarchen zu Conſtantinopel ganz unabhängiger Patriarch, als Oberhaupt der ruſſiſch-griechiſchen Kirche. Dieſer aber war bei dem Anſehn, das er behauptete, und der Theilnahme an allen Reichsgeſchäften, die er ſich anmaßte, den Regenten oft ſchon hinderlich geworden, und den härteſten Widerſpruch gegen ſeine Neuerungen hatte Peter von ihm zu erwarten. Er beſchloß daher, als bald nach ſeiner erſten Reiſe der Patriarch Hadrian geſtorben war (15. Oct. 1700), das Patriarchat abzuſchaffen. Doch um Anſtoß zu vermeiden, ließ er es zuvörderſt unbeſetzt und durch einen Exarchen oder Stellvertreter verwalten. Erſt nach zwanzig Jahren, als ſeine Macht durch glückliche Erfolge geſtärkt und das Volk an das Nichtdaſeyn eines Patriarchen gewöhnt war, ſetzte er (14. Febr. 1720) an die Stelle des Patriarchen ein Collegium von Biſchöfen unter dem Namen einer „heiligen dirigirenden Synode“, welche, mit dem Senate in gleichem Range, unter der Leitung des Zars über alle geiſtliche Angelegenheiten die Oberaufſicht führen ſollte. Außer dieſer Verfügung, durch die er die Kirche dem Staate unterwarf, brachte er auch andre Aenderungen im Kirchenweſen auf. Schon im Jahre 1699 hatte er die Strenge der Faſten bei ſeinen Truppen gemildert und die vorher ſteuerfreien Kloſterländereien mit Abgaben belegt, und in den Jahren 1701 bis 1703 mehrere Verordnungen zur Beſchränkung des Mönchsweſens gegeben*). Doch noch weiter ging er ſeit 1720, als Haupt der griechiſchen Kirche! Er drang auf eine Verbeſſerung des Gottesdienſtes und machte es der heiligen Synode zur Pflicht, genaue Aufſicht über Kirchen und Schulen zu führen, Lehrbücher anzuordnen und den Geiſtlichen Verhaltungsregeln vorzuſchreiben. Er ſuchte das Kloſterleben für den Staat nützlich zu machen, indem er den Klöſtern die Pflege abgelebter Soldaten und armer Waiſenkinder übertrug und den Mönchen insbeſondere anbefahl, von der müſſigen und umherſchweifenden Lebensart abzulaſſen und ſich zu Predigern zu bilden. Er beſchränkte die Geiſtlichen, indem er die Pfaffengewalt dem Spotte preisgab, die Erhebung der Einkünfte geiſtlicher Güter einem beſondern Collegium übertrug, und dieſem befahl, davon ein beſtimmtes an die Kir-

---

*) Vorher war es in Rußland Sitte, die Jahre von Erſchaffung der Welt zu zählen und ſie mit dem September, „weil in dieſem Monate die Welt erſchaffen ſey“, zu beginnen. Peter aber wollte auch in Hinſicht des Kalenders Rußland mit dem übrigen Europa gleichſtellen; und weil der gregorianiſche Kalender, da er vom Pabſte kam, in der griechiſchen Kirche Aergerniſſe erregen konnte, auch damals noch nicht allgemein angenommen war, ſo wählte er den julianiſchen.

---

*) Zu bemerken iſt, daß Peter (1719) die Jeſuiten vertrieb, „weil ſie neben der Abwartung des Gottesdienſtes auch Briefwechſel unterhielten und ſich, außer der Seelſorge, gern in Geſchäfte miſchten, die ſie nichts angingen" (ſ. Halem II. 296). Auch äußerte er: „Die Jeſuiten ſind wohl in Künſten und Wiſſenſchaften erfahren; ſie heucheln aber mit ihrer Frömmigkeit und brauchen ihre Lehranſtalt zu Ränken" (ſ. Bergmann I. 324). Doch haben ſie nach ihm wieder Aufnahme und Unterſtützung in Rußland gefunden.

chen, Klöſter und biſchöflichen Sitze zu verabreichen und das Uebrige zur Unterhaltung der Schulen und Hospitäler zu verwenden. Er ſuchte das Volk dem Aberglauben zu entreißen, indem er gegen den Bilderdienſt und die übertriebene Verehrung der Heiligen eiferte, betrügeriſche Wunderthäter entlarvte und eine beſſere Bildung des Geiſtes und Lebens verbreitete.

Denn auch für die **Beförderung der geſelligen und wiſſenſchaftlichen Bildung** that er vieles, wohl fühlend, daß Staatenbildung auf Geiſtesbildung beruhen müſſe. Schon als er von ſeiner erſten Reiſe zurückgekommen war, befahl er, um auch durch Gleichheit der äuſſern Tracht ſeine Ruſſen mit den übrigen Europäern auszugleichen, die langen Kleider und Bärte abzulegen: nur Bauern und Geiſtliche durften ihre langen Bärte behalten*). Zugleich empfahl er beſſere Einrichtungen der Geſellſchaften und Reiſen ins Ausland als ein vorzügliches Bildungsmittel. Aber er empfahl auch das Betreiben der Künſte und Wiſſenſchaften, ermunterte zur Bearbeitung der ruſſiſchen Geſchichte, brachte wiſſenſchaftliche Sammlungen nach Rußland, legte botaniſche Gärten an, vermehrte und verbeſſerte die Buchdruckereien und ſtiftete in allen großen Städten ſeines Reiches, beſonders in Moskau, Schulen, in denen Leſen, Schreiben, Rechnen, Griechiſch, Latein, Deutſch und andere Sprachen ge-

---

*) Welchen Werth die Ruſſen vor und zu Peters Zeiten auf ihre Bärte ſetzten, zeigt **Bergmann** I, 44 und 188.

gelehrt werden ſollten. Endlich ordnete er noch eine Akademie der Wiſſenſchaften an (10. Febr. 1724), die aber erſt nach ſeinem Tode eröffnet wurde. Durch dieſelbe ſollten zunächſt Schulbücher ausgefertiget, Schullehrer gebildet, aber auch die Verbindungen mit dem Auslande gefördert werden.

Durch dieſe und ähnliche Aenderungen riß Peter den alten Zuſtand Rußlands nieder und baute einen Staat auf, der, nach europäiſcher Weiſe gebildet, ſchon unter ihm ein bedeutendes Uebergewicht im Norden erhielt und nach ihm auch dem weſtlichen Europa furchtbar wurde. Doch nicht leicht wurde ihm ſo Vieles und Großes zu bewirken. Zwar kam ihm bei der Erhebung Rußlands mehreres zu Statten: von auſſen die Verblendung ſeiner Nachbarn, der Türken, Polen und Schweden, die Richtung des weſtlichen Europas gegen Frankreich, und die Schwäche, in die Frankreich und Oeſtreich nach dem ſpaniſchen Succeſſionskriege geriethen; und von innen die Unterwürfigkeit, zu der das ruſſiſche Volk gewohnt war, und die unumſchränkte Gewalt, die er über dasſelbe behauptete. Gleichwohl hatte er auch gegen große Schwierigkeiten zu kämpfen! Vorurtheile, Eigennützigkeit und Rohheit traten ihm entgegen; den altgläubigen Ruſſen waren ſeine Schöpfungen ein Gräuel; hartnäckig war ihr Widerſpruch gegen das Neue und Ausländiſche und viele Verſchwörungen und Aufſtände, die ſich gegen ihn erhoben, und ſelbſt die oben erwähnten Meutereien ſeines Sohnes

halhatten hierin ihren Grund. Ja auch die weite Ausdehnung ſeines Reiches und die Verſchiedenartigkeit der Landſtriche und Einwohner trat hindernd ihm entgegen. Nur ein Mann, wie Peter, konnte dieſe Schwierigkeiten beſiegen, und er beſiegte ſie durch ſeine leidenſchaftliche Liebe für die Verherrlichung ſeines Reiches, durch ſeinen hellen Verſtand, durch ſeine unbeugſame Willenskraft und durch ſeine raſtloſe und umſichtige Thätigkeit. Fähig eine Menge von Gegenſtänden wichtiger und geringfügiger Art zugleich zu umfaſſen, ging er von dem Einen zum Andern, ohne bei dem Zweiten und Dritten das Erſte zu vergeſſen oder von dem abzulaſſen, was er ſich vorgenommen hatte. Fern von einem prunkenden Hofceremoniel, ſo wie von jeder Kleiderpracht, war er jedermann zugänglich, der ſich ihm mit Bittſchriften oder Verbeſſerungsvorſchlägen nahete, und ſich um alles bekümmernd, war er überall gegenwärtig, legte ſelbſt Hand an, beobachtete die Ausführung ſeiner Befehle und ahndete ſchnell und ſcharf die Uebertretung derſelben. Nach jeder Rückkehr von Reiſen und Kriegszügen unternahm er Unterſuchungen über das Benehmen ſeiner Staatsbeamten und beſtrafte Dienſtverſäumniſſe, Unterſchleife und Bedrückung ohne Anſehn der Perſon. Freilich verfuhr er oft allzu raſch und herriſch, ſuchte manches durch Gebote augenblicklich zu erzwingen, was nur langſam gedeihen konnte, war leidenſchaftlich in ſeinem Zürnen und Strafen, übernahm wohl ſelbſt das Amt eines

Büttels und ſchlug mit ſeinem Stocke (Dubina, einem dicken ſpaniſchen Rohre, das er immer mit ſich führte), wen er als Schuldigen betraf, mochte derſelbe hohen oder niedrigen Standes ſeyn[*]. — Aber wer ſollte ihn nicht deshalb entſchuldigen? Auf dem Wege der Sanftmuth und Nachgiebigkeit kann der Staatsumbildner wohl nie ſein Ziel erreichen; er bedarf gewaltſamer Maßregeln, und wird um ſo mehr zu denſelben hingeführt, je mehr er Widerſpruch findet, oder je roher und widerſtrebender das Volk iſt, unter dem er lebt und wirkt. Beſonders mußte dieß bei Peter der Fall ſeyn, da er, aufgewachſen unter einem ſolchen Volke, aufbrauſend und leidenſchaftlich war, dem Jähzorn wie der Wolluſt und Trunkliebe zuneigte, und den Rieſenkampf gegen die Vorurtheile ſeines Volkes zu beſtehen hatte[**]. Und verkennen läßt es ſich nicht, daß er gerade durch ſein gewaltſames Verfahren ſo vieles zum Heile Rußlands zu Stande brachte. — Eher könnte man ihm den Vorwurf machen, daß er die Befeſtigung und das Fortſchreiten ſeiner Anordnungen dem Zufalle überließ, da er ſeinen Unterthanen keine Theilnahme an der Regierung zugeſtand und keinen in ſeinem Geiſte fortwirkenden Thronfolger ernannte, obſchon die Cultur, die er ſeinem Reiche gegeben hatte, mehr eine aufgedrungene als eine tief eingedrungene war, mehr den herbeigerufenen Ausländern als den Inländern angehörte. Aber bemerken müſſen wir auch, daß er zum Despotismus gewöhnt war und im Gefühl ſeiner Kraft und ſeines redlichen Strebens, unumſchränkte Herrſchergewalt für die ſicherſte Grundlage ſeines Reiches hielt. Und daß er die Nothwendigkeit eines tüchtigen Thronfolgers erkannte, ergibt ſich theils aus ſeinen Aeuſſerungen im Betreff Ludwigs XIV. *), theils aus ſeinem Verfahren gegen ſeinen Sohn Alexei, theils aus ſeinem Geſetze vom 5. Febr. 1722, kraft deſſen es dem Herrſcher Rußlands frei ſtehen ſollte, wen er wollte, zur Thronfolge zu be-

---

[*] Halem, III, 45. 130 und 222.

[**] Trotz ſeiner Wildheit und Härte gab Peter rührende Beweiſe eines zarten Ehrgefühls. Als bei den Unterhandlungen am Pruth (1711) der Großvezier auf Auslieferung Kantemirs, des Fürſten von der Moldau, der ſich von den Türken zu den Ruſſen gewendet hatte, lebhaft beſtand: ſo ſchlug er, wie bedrängt auch ſeine Lage war, dieſe Forderung auf das Beſtimmteſte ab, indem er erklärte: „Ich kann den Türken eher alles Land bis Kunska abtreten, weil Hoffnung vorhanden iſt, es wieder zu erobern; aber ich will auf keine Weiſe mein Wort brechen und einen Prinzen ausliefern, der meinetwegen ein Fürſtenthum aufgeopfert hat, denn die einmal verſcherzte Ehre kann man nicht wieder erlangen". G. Schmidt-Phiſeldecks ruſſiſche Geſchichte, Th. II, 1. 214.

---

*) „Einſt“, erzählt Büſching (Magazin III. 186), — „bemerkte Peter, daß Ludwig XIV. ſo wenig zur Erhaltung ſeiner Einrichtungen gethan hatte. Er hätte, meinte Peter, den Herzog von Orleans zu ſeinem Nachfolger erklären ſollen; denn es ſey nicht genug, daß ein Monarch ſich während ſeines Lebens bemühe, ſein Reich groß und blühend zu machen, er müſſe auch nach ſeinem Tode ſein Werk zu erhalten ſuchen und dazu einen paſſenden Nachfolger, wäre es auch aus der Mitte ſeiner Unterthanen, erwählen.“

berufen. Aber ehe er es ahnete, überraſchte ihn der Tod, und als er im Sterben ſeinen Nachfolger beſtimmen wollte, konnte er nicht mehr ſchreiben und ſprechen.

In den letzten Jahren ſeines Lebens ſuchte er den Handel auf dem caspiſchen Meere und dort beſonders den Handel mit perſiſcher Seide für Rußland zu gewinnen. Schon ſein Vater hatte dieſen Plan gefaßt und die Ausführung desſelben eingeleitet; aber vergebens! Peter war glücklicher. Nachdem er das caspiſche Meer hatte unterſuchen laſſen, und es ihm dabei klar geworden war, wie er, zur Sicherung des erwünſchten Handels, die perſiſchen Provinzen an der Weſtſeite dieſes Meeres an Rußland bringen müßte, begann er (im Mai 1722) einen Krieg mit Perſien. Er ſelbſt nahm Derbent (23. Aug.) ein, und mehreres eroberten, als er nach Moskau zurückgekehrt war, ſeine Kriegsoberſten. Da nun zu gleicher Zeit Unruhen in Perſien eintraten, ſo fühlte ſich dieſes zu einem Frieden bewogen (12. Sept. 1723), in welchem es die Provinzen an der Weſt- und Südſeite des caspiſchen Meeres, Dagheſtan, Schirwan, Ghilan, Mazandern und Aſtarabad, nebſt den Städten Derbent und Baku, an Rußland abtrat.

Bald darauf veranſtaltete Peter eine Entdeckungsreiſe. Am Anfange ſeiner Selbſtregierung (um 1690) war den Ruſſen Kamtſchatka bekannt geworden; aber noch waren die Küſten dieſes Landes und die Gewäſſer,

ſer, von denen es beſpült wurde, nicht erforſcht. Peter ſendete daher im Jahre 1724 den Capitain Bering aus, der, im Eismeer an den Küſten Sibiriens hinſchiffend, unterſuchen ſollte, ob Aſien und Amerika (wie ſeit Alexei's Zeiten die Sage ging) wirklich getrennt und eine Fahrt vom Eismeer in den großen Ocean möglich ſey. Dieß Unternehmen gelang. Bering entdeckte (1728) die nach ſeinem Namen genannte Straße und fand dort Amerika (1738) und die aleutiſchen Inſeln (1741). Doch ehe dieſes geſchah, war Peter dieſem Erdenleben entrückt.

Noch nicht drei und funfzig Jahre alt, ſtarb er zu Petersburg, am 28. Januar alten, oder am 8. Febr. neuen Stils des Jahres 1725. Ein düſtres Dunkel ſchwebt über ſeinen Tod; denn ungewiß iſt es, ob die Folgen der Luſtſeuche, oder einer plötzlichen Erkältung, oder eines lang verhaltenen Uebels im Unterleibe, oder einer Vergiftung ſeinem Leben ein Ende machte; aber hell und gewiß iſt es, daß Rußland in ihm einen großen Wohlthäter verlor, der trotz ſeiner Mängel eines bleibenden Ruhmes würdig iſt; und mit vollem Rechte den Geſetzgebern und Staatenbildnern des Alterthums zur Seite geſtellt zu werden verdient.

VIII.

Katharine I.

Wie neben Ludwig XIV. **Frau von Maintenon** genannt werden muß, ſo neben **Peter dem Großen Katharine**, — jener ähnlich, wenn auch nicht an Sitte, Weſen und Herrſchmitteln, doch an Talent und Glück ſich empor zu ſchwingen und auf einem hohen Poſten ſich zu behaupten.

Genau läßt ſich das Herkommen und frühere Leben **Katharinen's** nicht angeben: ſie ſelbſt ſuchte in ihrer Hoheit ihre vorige Niedrigkeit zu verbergen, und die Schmeichelei war geſchäftig, ihre früheren Verhältniſſe zu verſtecken, oder mit täuſchendem Farbenglanz zu ſchmücken; doch mit Gewißheit kann man annehmen, daß, obſchon ſie höher ſtieg, als Frau von Maintenon, und nicht bloß öffentlich anerkannte und gekrönte Gemahlin, ſondern auch Nachfolgerin ihres Gemahls wurde, ſie urſprünglich tiefer ſtand als dieſe. Denn vergleicht man die verſchiedenen Angaben über ihr Herkommen*), ſo wird es wahrſcheinlich, daß ſie nicht, wie Frau von Maintenon, aus dem Adelſtande, ſondern aus dem Bauernſtande abſtammte. Ihre Eltern, wenigſtens ihre Voreltern mütterlicherſeits, waren Bauern, die, wie es heißt, von Litthauen nach Liv-

land

---

*) Sie ſind zuſammengeſtellt in **Schmidt-Phiſeldeck's** Materialien zu der ruſſiſchen Geſchichte, Riga 1777, Th. 1, S. 198—221.

land ſich gewendet hatten. Daſelbſt wurde ſie im Kirchſpiele Ringen (im Bezirke Dorpats) im Jahre 1684 oder 1689 geboren*), und erhielt den Namen „Marthe“. Ihr Vater wird von Einigen Samuel, von Andern Skowodrnoski genannt; noch Andre ſagen, ſie ſey ein unehliches Kind geweſen, geboren von einer leibeignen Bäuerin zu Ringen. Nach dem Tode derſelben habe ſie, als eine verlaſſene Waiſe, erſt der Küſter dieſes Dorfes, ihr Pathe, dann der Pfarrherr Glück, Präpoſitus in der livländiſchen Stadt Marienburg (am Peipusſee), aus mitleidigem Erbarmen zu ſich genommen und in den Lehren der lutheriſchen Kirche unterrichtet. Während ſie bei ihm war und wahrſcheinlich harte Arbeit verrichtete (noch ſpäterhin waren ihre Hände ſehr hart), wurde ſie mit einem ſchwediſchen Dragoner bekannt, der ſie, mit Beiſtimmung des Präpoſitus, heurathete (1702), doch gleich darauf ſie wieder verlaſſen mußte, als das damals ſchwediſche Marienburg in die Hände der Ruſſen fiel. Jetzt bemächtigte ſich ihrer der ruſſiſche Oberbefehlshaber Scheremetew, oder, wie Andre ſagen, der damals unter ihm dienende General Bauer. Aber dieſem oder jenem wurde ſie vom Fürſten Menſchikow und letzterem von Peter dem Großen entriſſen. Denn als Peter einſt bei Menſchikow geſpeiſet und ſie daſelbſt erblickt hatte, wurde er durch ihren Anblick ſo entflammt, daß er ſie ſogleich zu ſich rief, ſie in ſeinen Palaſt nahm, ihr einen Hofſtaat einrichtete und ſie „gnädige Frau“ zu nennen befahl (1703). Wenige Jahre darauf, als ſie ſich in ſeiner Gunſt befeſtigt, die ruſſiſche Sprache erlernt und den griechiſchen Glauben angenommen hatte, wobei ſie die Namen „Katharine Alexejewna“ erhielt, ließ er ſich heimlich mit ihr vermählen (Nov. 1707). Kurz vor ſeinem zweiten Feldzuge gegen die Türken, ließ er ſie ſeinen Unterthanen als ſeine Gemahlin ankündigen (6. März 1711), und als ſie am Pruth durch ihre Klugheit und Entſchloſſenheit ſeine und ſeines Heeres Rettung herbei geführt hatte, ließ er ſie (am 19. Febr. 1712) zu Moskau in der Iſaakskirche als ſeine Gemahlin ſich antrauen, endlich (am 18. Mai 1724) ebendaſelbſt unter vielen Feierlichkeiten zur Kaiſerin krönen.

---

*) Beſtimmt weiß man das Jahr ihrer Geburt nicht. Zwar heißt es, daß ſie bei ihrem im Jahre 1727 erfolgten Abſterben 38 Jahr alt war, und ſie ſelbſt ſoll behauptet haben (ſ. Büſching's Magazin, Th. IX, S. 374), daß ſie am 5. April 1689 geboren worden ſey; aber man kann ſich auf dieſe Angaben nicht verlaſſen, und nicht glaublich iſt es, daß ſie bei ihrer erſten Verheirathung (1702) erſt dreizehn Jahr alt geweſen ſey.

Mit feiner und einſchmeichelnder Gewandtheit wußte ſie ſich in ihre Erhebung zu finden und, was noch mehr für ihre Talente ſpricht, ſich in derſelben zu behaupten. Sie konnte ſich, nach Peters Ausdruck, zur Kaiſerin ſchaffen, ohne es zu vergeſſen, daß ſie fern vom Throne geboren war. Als ſeine ſtete Geſellſchafterin erwarb ſie ſich Kenntniſſe von Staatsgeſchäften;

durch Leutſeligkeit und Fürſprache gewann ſie die Großen, das Volk und die Soldaten; geſchmeidig wußte ſie ſich in die Launen ihres Gemahls zu fügen, ertrug ohne Murren ſeine Liebeshändel, wußte ſeine ungeſtüme Heftigkeit zu mäßigen, zeigte, was ihn beſonders erfreun mochte, Uneigennützigkeit und Eifer für ſein Streben Rußland zu bilden und zu erheben, nahm, ohne ſich aufzudrängen oder über Zurückweiſungen zu klagen, an allen ſeinen ſchwierigen Unternehmungen Antheil, und ſtand ihm in den gefährlichſten Augenblicken am Pruth rathend und ermunternd zur Seite*). Bei ihrem Verfahren leuchtete ihr, wie es ſcheint, Fürſt Menſchikow vor, der wiederum in ihr eine Stütze fand und deshalb zu ihrer Erhebung mitwirkte. Denn wie zwiſchen den jeſuitiſchen Beichtvätern Ludwigs XIV. und der Frau von Maintenon, ſo ſcheint auch zwiſchen Katharinen und Menſchikow eine Wechſelwirkung Statt gefunden zu haben**): beide bedurften einander, um ſich zu erheben und auf der erklimmten Höhe zu behaupten.

---

*) In einem Berichte des öſtreichiſchen Geſandten am petersburger Hofe, Grafen Rabutin, vom 28. Sept. 1725 (ſ. Büſching's Magazin XI, 490) wird angeführt, daß Katharine auch darum ſo feſt in Peters Gunſt geſtanden habe, weil er geſehen, daß ſeit der Verbindung mit ihr ihm alles gelungen ſey, und er fürchtete, daß er, wenn er ſie verſtieße, auch ſein Glück von ſich ſtoßen würde.

**) Auch Voltaire (Histoire de la Russie, Tom. II. p. 219) ſagt: le Prince Menzikow fut lié avec l'Imperatrice Katharine dans tous les temps.

Aber wie ſehr auch die Geiſtesgewandtheit Katharinens Lob verdient, ſo wenig gilt dieß von ihrem ſittlichen Betragen. Vorgeworfen wird ihr, daß ſie aus Rückſicht auf ihre Kinder zu dem traurigen Ende des Zarowitſch Alexei mitgewirkt, daß ſie ein unordentliches Leben geführt, daß ſie die eheliche Treue, die ihr nach allem, was ſie ihrem Gemahle zu verdanken hatte, doppelt hätte heilig ſeyn ſollen, verletzt, und daß ſie endlich in Gemeinſchaft mit Menſchikow zur Verkürzung der Tage ihres Gemahls beigetragen habe. Als Peter, erzählt man, Katharinen bei einem Liebesverſtändniß mit dem Kammerherrn von Mons, das deſſen Schweſter, die Generalin von Balk, unterſtützte, überraſcht hatte, züchtigte er ſie eigenhändig mit Stockſchlägen und ließ einige Zeit darauf den Kammerherrn und deſſen Schweſter unter dem Vorwande der Beſtechlichkeit „und um andrer Urſachen willen" zur Strafe ziehen (im Nov. 1724). Vergebens verwendete ſich Katharine für beide: der Kammerherr wurde hingerichtet und ſeine Schweſter erlitt fünf Knutenſtreiche und Verweiſung nach Sibirien; Katharine ſelbſt mußte harte Worte von ihrem Gemahle hören *) und mit ihm unter dem Rade hinfahren,

---

*) Als Katharine (erzählt Voltaire II, 215 und nach ihm Schmidt-Phiſeldeck Materialien ꝛc. I, 228 und Halem III, 104) für den Kammerherrn von Mons und deſſen Schweſter bat, befand ſie ſich mit Peter'n vor einer Fenſterſcheibe von venetianiſchem Spiegelglaſe. Peter, mit ihr grollend, ſagte: „Sieh die-

ren, auf welchem der Kopf des enthaupteten Kammerherrn von Mons angenägelt war. Damals ſchien es, als habe ſie Peters Gunſt auf immer verloren, und als ſollte der Sohn des hingerichteten Alexei, oder Peters und Katharinens Tochter **Anna**, die am 24. Nov. 1724 mit dem Herzog von Holſtein-Gottorp verlobt wurde, die Thronfolge erhalten. Da nun zu gleicher Zeit der Fürſt **Menſchikow** wegen verübter Unterſchleiſe und Bedrückungen in Ungnade gefallen war und einen völligen Umſturz ſeines Glückes zu fürchten hatte*), ſo ſoll von ihm und ihr Peters Lebensende beſchleunigt worden ſeyn. Auf Gerüchte dieſer Art deutet nicht nur **Voltaire** hin, ſondern auch der öſtreichiſche Graf **Rabutin**, der lange Zeit am petersburger Hofe lebte**).

Pe-

---

dieſes Glas: es war eine verächtliche Materie, das Feuer hat es veredelt, und jetzt iſt es eine Zierde dieſes Palaſtes; aber ein Schlag von meiner Hand vermag es zu dem Staube, aus dem es hervorgegangen iſt, zurückzubringen." Mit dieſen Worten zerſchlug er die Glasſcheibe. Schmerzvoll ſahe ſie ihn an und ſprach: „Aber war dieſe Zerſtörung eine deiner würdige That? und iſt durch ſie dein Palaſt ſchöner geworden?"

*) **Schmidt-Phiſeldecks** Materialien ꝛc., Th. I, S. 268.

) S. deſſen ſchon erwähnten Bericht in **Büſching's Magazin XI, 497. — Doch leitet Graf Rabutin ſelbſt Peters Tod von der Luſtſeuche her, und vorgeworfen wird dem Grafen, daß er gegen Peter und Katharinen parteiiſch eingenommen geweſen ſey. Auch iſt zu beherzigen, was **Voltaire** (Th. II, 216) ſchreibt: Il y a une distance immense entre le mécontentement passager, que peut causer un mari sévère, et la résolution désespérée d'em-

Peter ſtarb, ehe er einen Nachfolger ernannt hatte, und es war zweifelhaft, wer ihm folgen würde. Die meiſten der ruſſiſchen Großen erklärten ſich für das Erbrecht Peters II., des damals zehnjährigen Sohnes des hingerichteten Alexei. Doch Menſchikow war ihnen entgegen, und noch hatte Peter nicht völlig ausgeathmet, als er durch Gewinnung der Garden, deren Befehlshaber er war, und durch Ueberraſchung und Betäubung der Großen, die für Peter II. geſtimmt waren, es dahin brachte, daß Katharine zur regierenden Kaiſerin ernannt wurde. Sie zeigte ſich dafür erkenntlich! Denn wie ſie gleich nach ihrer Thronbeſteigung die Generalin von Balk aus Sibirien zurückrief und in die vorigen Ehrenſtellen wieder einſetzte, ſo überließ ſie auch die Leitung des Staates dem Fürſten Menſchikow, der demnach, obſchon wegen ſeines Geizes und Stolzes verhaßt, der eigentliche Regent Rußlands wurde.

Da es ihm vorzüglich darauf ankam, die neue Regierung zu ſichern, ſo wurden die Großen durch

Nach-

---

d'empoisonner un epoux et un maitre, au quel on doit tout. Le danger d'une telle entreprise eut été aussi grand que le crime. Il y avoit alors un grand parti contre Catherine en faveur du fils de l'infortuné Czarowitz. Cependant ni cette faction, ni aucun homme de la cour soupçonnèrent Catherine, et les bruits vagues, qui coururent, ne furent, que l'opinion de quelques étrangers mal instruits, qui se livrèrent sans aucune raison à ce plaisir malheureux de supposer des grands crimes à ceux, qu'on croit interessés à les commettre.

Nachſicht bei ihren Unterſchleifen und durch Beförderung ihrer Streitigkeiten, die Soldaten durch Geſchenke, das Volk durch Milderung der Kopfſteuer gewonnen. Aus eben dieſem Grunde wurde das Cabinets-Collegium (beſtehend aus ſieben Gliedern und unter ihnen Menſchikow) errichtet (im Febr. 1726), das über alle innere und äuſſere Angelegenheiten entſcheiden und vor allen andern Collegien, ſelbſt vor dem Senate, den Vorrang haben ſollte. Uebrigens wurden die Einrichtungen Peters geſchützt und, was er eingeleitet hatte, durchgeführt. So wurde z. B. die von Peter vorbereitete Vermählung der Prinzeſſin Anna mit dem Herzog von Holſtein-Gottorp am 12. Jun. 1725 vollzogen, zugleich auch der von Peter errichtete Alexander-Newskiorden zum erſten Male ausgetheilt, und die von Peter geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften am 6. Jan. 1726 eröffnet. Mit vorzüglicher Sorge wurden die auswärtigen Angelegenheiten betrieben, gleichſam um dadurch innere Gährungen abzuleiten. So wurde der Krieg gegen Perſien mit verſtärkter Macht und, bei den inneren Zerrüttungen dieſes Reiches, mit Glück fortgeſetzt; die Wahl des Grafen Moritz von Sachſen zum Herzog von Curland wurde hintertrieben, und die politiſche Verbindung mit dem weſtlichen Europa unterhalten; ja Rußland griff jetzt, da es ſich (6. Aug. 1726) mit Oeſtreich und Spanien gegen Dänemark, Frankreich und England verbunden hatte, noch thätiger als vorher in die politiſchen Angelegenheiten des weſtlichen

lichen Europa ein, vornehmlich um dem Herzoge von Holſtein-Gottorp das ihm im nordiſchen Kriege entriſſene Schleswig wieder zu verſchaffen. Doch kam es nicht zum Kriege! Die Staaten des weſtlichen Europas verglichen ſich, und **Katharine** oder **Menſchikow** fanden es ihrem Intereſſe angemeſſener, die gegen Dänemark beabſichtigten Feindſeligkeiten einzuſtellen.

Im Innern blieb es, während **Katharine** regierte, bei allen Aeuſſerungen des Mißvergnügens, ruhig; aber am Hofe trieb Selbſtſucht und Argliſt ihr verderbliches Spiel. Der Herzog von Holſtein-Gottorp trachtete nach der Thronfolge, und **Katharine** war, wie es ſcheint, ihrem Tochtermanne hierbei förderlich; aber ihm und ihr war die Partei des jungen Großfürſten entgegen, und ſelbſt **Menſchikow**, den Großen ſchon längſt wegen ſeines Stolzes und Geizes verhaßt, wurde allmählich auch **Katharinen** ein Ueberläſtiger. Während er bei dem jungen Großfürſten, als künftigem Kaiſer, ſich einzuſchmeicheln und es dahin zu bringen ſuchte, daß dieſer ſeine Tochter, und ſein Sohn deſſen Schweſter heurathen ſollte, ſuchte **Katharine** ſich ſeinem Einfluſſe zu entreißen, zog ihm den Herzog von Holſtein-Gottorp vor, achtete auf die Klagen, welche die verwitwete Herzogin von Curland *) gegen ihn erhob und wollte ihn auf dem

Wege

---

*) **Anna**, Iwans Tochter, geb. 1693, vermählt 1710 mit Friedrich Wilhelm, Herzog von Curland, ſeit 1711 Witwe, und von 1730 — 1740 Kaiſerin von Rußland.

Wege von Curland nach Petersburg gefangen nehmen laſſen. Allein der Herzog von Holſtein-Gottorp, oder deſſen vielgeltender Miniſter Graf von Baſſewitz verhinderte dieß: Menſchikow kam wieder empor und bewog die ſchon kränkelnde Katharine zu einem Teſtamente, in welchem ſie Peter II. zu ihrem Nachfolger und die Tochter Menſchikows zu deſſen Gemahlin beſtimmte. Nicht lange darauf (im April 1727) wurde ſie gefährlich krank, und als, nach einem kurzen Anſchein der Wiedergeneſung, ihre Krankheit, ein Bruſtgeſchwür verbunden mit Waſſerſucht, zurückkehrte, ſtarb ſie am 17. Mai 1727.

Einige haben gemeint, daß Menſchikow, ſicher der Gunſt des Großfürſten Peter, ihren Tod beſchleuniget habe. Doch hat man nicht nöthig, ihr frühes Abſterben von einer Vergiftung abzuleiten; denn wohl konnte es die Folge ihres unmäßigen und unordentlichen Lebens ſeyn, da ſie dem Genuſſe ſtarker Getränke, beſonders des tokaier Weines, hingegeben war und ſelbſt in Herbſt- und Frühlingsnächten, wenn das Wetter helle war, ſpazieren ging. Hatte aber Menſchikow, um ſeine Regierungsgewalt zu befeſtigen, ihren Tod beſchleuniget; ſo mußte er für dieſe wie für viele andre Unthaten ſeines Lebens unter der folgenden Regierung büßen. Denn wie feſt er auch in Peters II. Gunſt zu ſtehen glaubte, und wie mächtig er ſich wähnte, ſo wurde er doch durch den Fürſten Dolghoruki geſtürzt. Noch im Jahre 1727 bemächtigten ſich die

Dolghoruki's des Kaiſers, und Menſchikow wurde erſt nach der Ukraine, dann auf dem Wege dahin nach Sibirien verwieſen und aller ſeiner Schätze beraubt. Betäubt durch den Schlag, der ihn niederſtürzte, traf er keine Anſtalten zur Gegenwehr und ertrug ſein Unglück bis zu ſeinem Tode — er ſtarb in Sibirien im Jahre 1729 oder 1731, — mit rühmlicher Standhaftigkeit, oder wie Andre ſagen, mit tiefer Schwermuth.

IX.

Maria Thereſia und die Ungern.

Am Anfange des öſtreichiſchen Erbfolgekrieges von Preußen, Baiern und Franzoſen hart bedrängt, nahm Maria Thereſia ihre Zuflucht zu den Ungern. Zwar waren dieſe oft aufrühreriſch geweſen, beſonders unter Kaiſer Leopold I., dem Großvater der Bedrängten, und Frankreich hatte darauf gerechnet, daß ſie die jetzige Noth des Hauſes Oeſtreich benutzen würden, um ihre alte Selbſtſtändigkeit oder wenigſtens die ihnen von Leopold I. entriſſenen Vorrechte wieder zu erkämpfen; aber Maria Thereſia verſtand es zu ihren Herzen zu reden und durch das Vertrauen, das ſie ihnen bewies, ihren Edelmuth zu beleben und ihre Kräfte zur Rettung Oeſtreichs zu vereinigen.

Gleich nach ihrem Regierungsantritte (20. Oct. 1740) hatte ſie zu ihrer Krönung und zur Wahl eines Palatinus (Reichsverweſers) einen Reichstag nach Preßburg ausgeſchrieben, der am 18. Mai 1741 begann. Sie ſelbſt traf am 20. Jun. in Preßburg ein, und gewann ſchon Vieler Herzen, als ſie am folgenden Tage in ungeriſcher Nationaltracht vor den verſammelten Ständen erſchien und die Erklärung ausſprach, daß ſie jederzeit gegen das Reich als eine mütterlich geſinnte Königin ſich erzeigen würde. Doch waren die Stände keineswegs geneigt, ſich unbedingt ihr hinzugeben, vielmehr legten ſie ihr mancherlei Anträge zur Sicherung und Erweiterung ihrer Freiheiten vor. Sie hatte daher ſowohl vor, als nach ihrer Krönung, die am 25. Jun. erfolgte, manchen Kampf zu beſtehen, und es bedurfte großer Klugheit, um weder die Stände zu beleidigen, noch den königlichen Rechten etwas zu vergeben.

Inzwiſchen kam zu der Ueberwältigung Schleſiens, die König Friedrich II. im December vorigen Jahres begonnen hatte, im Jul. dieſes Jahres (1741) der Einfall der Baiern und Franzoſen in Oeſtreich, durch welchen Wien, ja die ganze öſtreichiſche Monarchie in Gefahr gerieth. Dringender als je erſchien es daher, die Ungern um Hilfe anzuſprechen, und Maria Thereſia ſäumte nicht, dieſes zu thun. Am 11.

Sept. trat ſie im Trauergewande nach ungeriſcher Art, umgürtet mit dem königlichen Schwerte und auf dem Haupte die apoſtoliſche Krone tragend, in die Mitte der ungeriſchen Stände und ſprach folgende Worte *):
„Die betrübte Lage meiner Angelegenheiten hat mich
„bewogen, den getreuen Ständen des werthen ungeriſchen
„Reichs über den feindlichen Einfall in mein Erbland
„Oeſtreich, über die dieſem Reiche bevorſtehende
„Gefahr und über die Erwägung der Gegenmittel ſchriftlich
„Anzeige zu machen. Jetzt gilt es dem Königreich
„Ungern, meiner Perſon, meinen Kindern und meiner
„Krone. Von allen verlaſſen, nehme ich meine Zuflucht
„zu der Treue der hochgeachteten Stände, zu den
„Waffen und der alten Tapferkeit der Ungern und ermahne
„inſtändig, die Stände und Behörden mögen
„in dieſer überaus großen Gefahr über die Sicherung
„meiner Perſon, meiner Kinder, der Krone und des
„ganzen Reiches ſich unverzüglich berathen und das
„Beſchloſſene zugleich zur Ausführung bringen. Was
„mich anbetrifft, ſo ſollen die getreuen Stände und
„Behörden in allem, was zum Glücke dieſes Reiches
„und zum Glanze ſeines Volkes dienen kann, mein königliches
„Wohlwollen und Mitwirken erfahren“. Dieſe Rede der Königin und der Hinblick auf ſie, die jung und

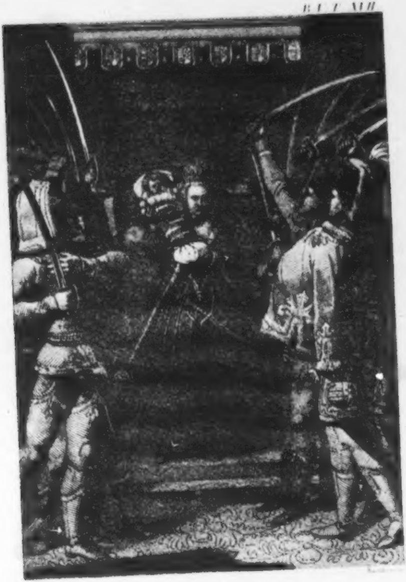
---

*) Man findet dieſe Rede, die in lateiniſcher Sprache (welche den Ungern bei öffentlichen Unterhandlungen gewöhnlich iſt) gehalten wurde, in Coxe's Geſchichte des Hauſes Oeſtreich, — Deutſch herausgegeben von Dippold und Wagner. Leipzig 1817, Bd. IV, S. 128.

und ſchön in harter Bedrängniß und doch unverzagt vor ihnen ſtand, rührte tief die ganze Verſammlung, und voll Bewunderung ihrer Hoheit, voll Mitleid mit ihrer Bedrängniß und voll Dank für das Vertrauen, das ſie ihnen bezeigte, zogen ſie wie zum Schwure ihre Säbel empor und riefen einmüthig: „Wir wollen ſterben für unſre Königin Maria Thereſia!“ Thränen erfüllten bei dieſem Zurufe das Auge der Königin, und dieſe Thränen erhöheten wiederum die Begeiſterung der Stände. Noch an demſelben Tage wurde beſchloſſen, Geld und Mannſchaft zur Aufhilfe der Königin zu ſtellen; ſchon am folgenden Tage (12. Sept.) erfolgte ein Aufgebot der ganzen Nation; und ehe zwei Monate vergingen, hatten ſich zwei beträchtliche Heere zum Dienſte der Maria Thereſia gebildet, die bald einen Umſchwung ihres Glückes herbeiführten.

Aber auch von einer andern Seite zeigte ſich die Willfährigkeit der Stände. Hatten ſie ſich anfangs aus Furcht vor Beeinträchtigung ihrer Rechte geweigert, den Gemahl ihrer Königin, den Großherzog Franz, als deren Mitregenten anzuerkennen: ſo gaben ſie jetzt ihre Einwilligung dazu, als ihnen vorgeſtellt wurde, daß, um der Königin die Kriegsſorgen zu erleichtern, die Mitregentſchaft ihres Gemahls nöthig ſey. Demnach leiſtete der Großherzog am 21. Sept. 1741 in Gegenwart der Königin und der Stände den ihm vorgelegten Eid als Mitregent. Hierbei ereignete ſich abermals ein rührender Auftritt, den man

oft



Maria Theresia und die Ungarn

oft mit jenem ſchon erwähnten verwechſelt hat. Die Königin hatte ihren erſt vor ſechs Monaten (am 13. März 1741) gebornen Erbprinzen, den nachmaligen Kaiſer Joſeph II., am 20. Sept. nach Preßburg und daſelbſt am 21. Sept. in die Reichsverſammlung bringen laſſen. Als nun ihr Gemahl nach geleiſtetem Eidſchwur ausrief: „Mein Blut und Leben für die Königin und das Königreich Ungern!" — nahm ſie den lieblichen Knaben auf den Arm und zeigte ihn der Verſammlung, gleichſam deren Beiſtand für ihn erflehend; und neu begeiſtert brachen die Stände abermals in die Worte aus: „Wir wollen für unſere Königin und ihre Familie ſterben! ſterben für Maria Thereſia, unſern König!" — So ſtärkte der Anblick einer liebenswürdigen Königin und eines hilfsbedürftigen Kindes das Rechtsgefühl eines biedern Volkes zur Abwehr des Unrechts, von welchem beide durch wortbrüchige Mächte bedroht wurden *).

Und würdig war Maria Thereſia der Liebe und Treue! — Schon ihr Aeuſſeres konnte ihr Herzen zuwenden: ſie war ſchön, mild und ausdrucksvoll ihr Blick, bezaubernd die Anmuth ihrer Stimme, ehrfurchtgebietend die Würde ihres Weſens. Doch noch würdiger der Liebe und Treue zeigte ſich ihr Inneres im öffentlichen und häuslichen Leben! Freilich hatte ſie auch ihre Schwächen: ſie war herrſchgierig und eiferſüchtig auf ihr Anſehn, ſo daß ſie die Beherrſchung

ihrer

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XVII.

ihrer Staaten nicht einmal mit ihrem Gemahle theilen wollte, und ſo ſtolz und ehrgeizig, daß ſie eine Kränkung ihres Stolzes und Ehrgeizes nicht leicht vergaß. Aber wohl läßt ſich zu ihrer Entſchuldigung bemerken, daß ihr Stolz wie ihre Herrſchſucht von ihrer Erziehung und dem Gefühl ihrer Kraft ausging. Von Jugend auf war ſie, als die einzige Erbin der öſtreichiſchen Monarchie, mit hohen Begriffen von der Würde und Macht ihres erlauchten Hauſes erfüllt, dann, als ſie zur Regierung gelangt war, von ihrem erſten Miniſter Bartenſtein in ihrer Eiferſucht auf ihr Machtanſehn beſtärkt worden. Aber ſie beſaß auch wahrhaft große Eigenſchaften, vielerlei Kenntniſſe, Sinn und Geſchicklichkeit für Geſchäfte, unermüdliche Thätigkeit, Geiſt und Muth die Zügel der Regierung mit eignen Händen zu führen, überhaupt mehr Regentengaben und mehr Regententugenden, als die meiſten ihrer Vorfahren. Auch hörte ſie bei aller Eigenwilligkeit, zu der ſie hinneigte, auf die Vorſtellungen Andrer. Am meiſten vertraute ſie der Einſicht und Ergebenheit des Grafen (nachherigen Fürſten) von Kaunitz, der faſt vierzig Jahre lang an der Spitze der öſtreichiſchen Staatsgeſchäfte ſtand *). Doch war ſie darin von ihm verſchie-

den,

---

*) Wenzel Anton Graf von Kaunitz-Rittberg, entſproſſen aus einem mähriſchen Geſchlechte, dem auch die Reichsgrafſchaft Rittberg in Weſtphalen gehörte, war geboren im Jahre 1711, ſtudirte in Leipzig, trat hierauf in eine der Staatskanzeleien Wiens, wurde während des öſtreichiſchen Succeſſionskrieges

Geden, daß ſie Religion und Moral mit Staatsklugheit zu verbreiten ſuchte. Eben darum machte ihr auch die Theilung Polens (1772) unſäglichen Kummer: ſie konnte ſelbige mit ihren religiöſen und moraliſchen Grundſätzen nicht vereinigen *); und nur durch den Drang äuſſerer Um-

---

Geſandter zu Turin, dann Aufſeher in den öſtreichiſchen Niederlanden. Im Jahr 1748 ſchloß er für Oeſtreich den aachner Frieden; 1750 — 1753 war er als Geſandter in Paris; 1753 wurde er Hof- und Staatskanzler; 1764 Reichsfürſt, und 1794 ſtarb er. Seitdem er das Bündniß zwiſchen Oeſtreich und Frankreich zu Stande gebracht hatte (1756), galt er für den größten Staatsmann ſeiner Zeit; und ſeitdem er Hof- und Staatskanzler geworden war, konnte man ihn als den eigentlichen Regenten Oeſtreichs anſehen. Nur für die Verwaltung des Innern ließ er den Staatsrath fortbeſtehen; und nur in den ſeltenen Fällen, wo er die möglichen Folgen eines wichtigen Entſchluſſes nicht allein auf ſich nehmen wollte, verſammelte er die übrigen Miniſter. Schwierig war ſeine Stellung zwiſchen Maria Thereſia und dem Kaiſer Joſeph, deren Gemüthsart und Beſtrebungen weit von einander abwichen, und beſonders hatte er beim baieriſchen Erbfolgekriege von dieſem Zwieſpalt zwiſchen Mutter und Sohn viel zu leiden; aber er wußte ſich zu behaupten, und als er nach dem teſchner Frieden (1779) um ſeine Entlaſſung bat, drangen Mutter und Sohn in ihn, das Staatsruder länger zu behalten. Ueberhaupt war er reich an Verſtand, an tiefen Staatskenntniſſen, an kühnen Planen, ein tüchtiger Arbeiter, undurchdringlich in ſeinen Geheimniſſen und über niedrigen Eigennutz erhaben; aber er war auch überaus ſtolz und eitel, um Kleinigkeiten bekümmert, voll Sonderbarkeiten in ſeinem Weſen und unbedenklich in der Wahl ſeiner Mittel. Er hegte den Grundſatz: „in der Politik dürfe man nichts für unmöglich halten, und ein gewandter Mann dürfe alles verſuchen"; aber darum war ſeine Politik oft nur ein Ränkeſpiel, und recht ſchien ihm alles, was Oeſtreichs Macht und Glanz befördern konnte.

*) Man ſehe was ſie hierüber mit dem franzöſiſchen Geſandten Breteuil redete bei Flassan Histoire de la diplomatie Française, VII, 125.

Umſtände und beſonders durch den Ehrgeiz ihres Sohnes und durch die Politik ihres Staatsminiſters wurde ſie zu ſelbiger hingeriſſen. Dagegen war ſie hoch erfreut, als es ihr, trotz alles Widerſtrebens ihres Sohnes, gelungen war, den teſchner Frieden zu bewirken: es war ihr, wie ſie mehrmals verſicherte, eine große Freude, ferneres Blutvergießen verhütet zu haben und im Frieden ſterben zu können. — Für das Glück ihrer Völker ſorgte ſie, wie eine gute und verſtändige Mutter, beſonders nach den Stürmen des ſiebenjährigen Krieges; und obſchon ſie von Anhänglichkeit an das Hergebrachte befangen war, ſo that ſie doch vieles, um Mißbräuche abzuſtellen und Recht und Ordnung geltend zu machen. Sie vermehrte durch weiſe Haushaltung die Einkünfte ihres Staates, beſchränkte die Anmaßungen der Geiſtlichkeit, verbeſſerte die Rechtspflege (wobei ſie auch die Folter abſchaffte), und förderte den Gewerbfleiß durch Belohnungen, den Ackerbau durch Beſchränkungen der Jagdfreiheiten und Leibeigenſchaft. Auch richtete ſie ihre Aufmerkſamkeit auf die Bildung ihres Volkes. Sie ſtiftete dazu Erziehungshäuſer, verbeſſerte die öffentlichen Schulanſtalten, gründete mehrere Akademieen für Künſte und Wiſſenſchaften und bahnte der Denkfreiheit Eingang, indem ſie der Aufhebung des Jeſuiterordens beitrat.

Eben ſo ruhmwürdig war ſie auch in ihrem Privatleben. Immer zeigte ſie, obſchon von Herrſchbegier befangen, edle Weiblichkeit, und ſchon dadurch ſtehet ſie höher als alle Regentinnen neuerer Zeiten. Mit unverbrüchlicher Treue hing ſie an ihrem Gatten, deſſen Gedächtniß (er ſtarb im Jahre 1765) ſie bis an ihren Tod ehrte; zärtlich liebte ſie ihre Kinder, deren ſie funfzehn gebar; huldvoll war ſie gegen treue Diener, überaus wohlthätig gegen Hilfsbedürftige und voll Glauben und Vertrauen zu Gott. Und ſo ſtarb ſie, am 29. Nov. 1780, im vier und ſechzigſten Jahre ihres Lebens und im ein und vierzigſten ihrer Regierung, geprieſen als weiſe Regentin, als treue Gattin, als ſorgſame Mutter, als fromme Chriſtin.

X.

Bemerkungen über den ſiebenjährigen Krieg.

Von allen Kriegen, die im vorigen Jahrhunderte geführt worden ſind, hat keiner die allgemeine Theilnahme mehr in Anſpruch genommen, als der ſiebenjährige oder dritte ſchleſiſche Krieg. Die Zeitgenoſſen redeten von ihm mit Staunen und Bewunderung, nannten ihn den wichtigſten und merkwürdigſten aller Kriege und feierten ihn in Erzählungen und Liedern. Ja noch in unſeren Tagen, obſchon ſeit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution bis zum Sturze Napoleons weit größere Kriege mit weit größeren Erfolgen eingetreten ſind, hat ſich das Anſtaunen und Bewundern des ſiebenjährigen Krieges nicht verloren: noch reden von demſelben unſere Greiſe, noch lebt er fort in den Liedern eines **Gleim**, **Rammler**, **Kleiſt**; noch werden die Erzählungen, die ſich auf ihn beziehen, mit Theilnahme geleſen und beſonders das Geſchichtswerk des königlichen Helden, der in demſelben um Seyn und Nichtſeyn kämpfte.

Woher dieſe Theilnahme, dieſe Bewunderung? — Nicht liegt die Urſache derſelben in ſeiner Begründung: denn nicht, wie der dreißigjährige Krieg, entſtand er aus einer großen, das eigentliche Intereſſe der Menſchheit berührenden Streitfrage, ſondern er ging hervor aus der Eroberung Schleſiens, die **Friedrich** II. aus Eroberungs- und Ruhmbegier unternommen hatte, und aus der dadurch gereizten Empfindlichkeit der Kaiſerin Maria Thereſia. Auch liegt die Urſache dieſer Theilnahme nicht in den Veränderungen, die jener Krieg hervorbrachte: denn er ließ den Beſitzſtand auf dem feſten Lande Europas unverändert, gewährte bloß den Engländern in Rückſicht auf Seeherrſchaft und auſſereuropäiſche Colonieen neuen Zuwachs, und erſcheint in ſeinen Wirkungen nur dann wichtig, wenn man die Umbildungen erwägt, die möglicherweiſe eingetreten ſeyn würden, wenn in demſelben Preußen niedergedrückt oder vernichtet worden wäre; weshalb auch, doch erſt nach dem hubertsburger Frieden, **Friedrich** II. als Schützer der proteſtantiſchen Freiheit und der Verfaſſung Deutſchlands geprieſen wurde. — Wir müſſen alſo die Theilnahme, die der ſiebenjährige Krieg erregt, bloß in ihm ſelbſt ſuchen, oder in der Art, wie er geführt und geendiget wurde. Und hier bietet ſich Vieles zum Staunen und Bewundern dar!

Wie überall der muthvolle Kampf des Schwächern gegen den Stärkern oder des Einzelnen gegen Viele Theilnahme und Bewunderung erregt: ſo mußte auch im ſiebenjährigen Kriege Friedrichs Kampf gegen fünf Mächte, von denen jede an Umfang oder Volkszahl ihm überlegen war, Theilnahme und Bewunderung erregen. Erhöhet wurde dieſe durch die Menge großer Schlachten und tapfrer Thaten, die ſich in dieſem Kriege zuſammendrängten, durch den Wechſel unerwarteter Siege und Niederlagen, der in demſelben überraſcht, und durch das einem Drama ähnliche Ende desſelben, indem zuletzt das Schickſal vermittelnd einſchritt und durch den Tod der Kaiſerin Eliſabeth den König rettete, als er ſelbſt an Rettung zu verzweifeln anfing. Ganz vorzüglich aber mußte die Mit- und Nachwelt von der heldenmüthigen Anſtrengung und Ausdauer des großen Königs, ſeiner tapfern Generale und ſeines treuen Volkes ſich angezogen fühlen.

Schon vor dem ſiebenjährigen Kriege hatte Friedrich II. durch ſein Feldherrntalent und ſeine Regentenſorgfalt, die ſich über alle Theile der Staatsverwaltung verbreitete, die Achtung Europas ſich erworben;

aber weit höher ſtieg dieſe während des ſiebenjährigen Krieges, da er in demſelben die Größe ſeines Geiſtes und ſeine Meiſterſchaft in der Kriegskunſt, ſeinen ſchnellen und ſcharfen Umblick, ſeine raſtloſe Thätigkeit, ſeine muthvolle Entſchloſſenheit, ſeine ausdauernde Standhaftigkeit eben ſo glorreich als augenſcheinlich bewährte. Nicht nur alle Angelegenheiten des Krieges, ſondern auch die politiſchen Angelegenheiten mußte er leiten; kaum hatte er einen Feind geſchlagen, ſo mußte er gegen einen andern ziehen; oft von den empfindlichſten Niederlagen an mehreren Orten zugleich betroffen, mußte er nach den verſchiedenſten Seiten hin Hilfe ſchaffen. Dennoch ermattete er nicht! Immer thätig und größtentheils heiter, ſchritt er von einer Arbeit zur andern, war, wo er nur eine günſtige Gelegenheit erſpähete, der Angreifende, und wußte nach jeder Schlacht ſeine Armee bald wieder herzuſtellen, oder ſchlagfertig zu machen *); und beging er auch aus allzugroßem Selbſt-

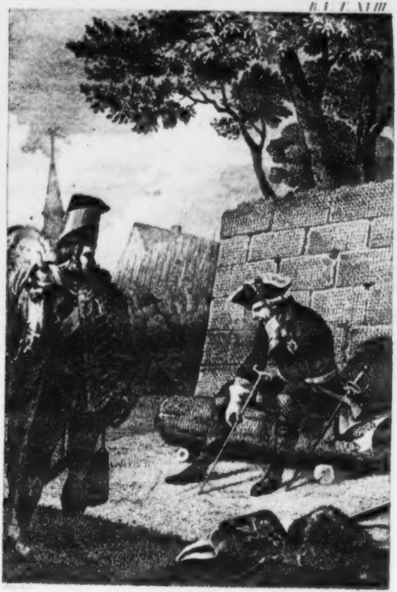
ver-

---

*) In Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges ꝛc. Berlin 1785 Th. II, S. 8 heißt es: „Nichts iſt bei dieſem merkwürdigen Kriege auffallender als die Geſchwindigkeit, mit der die preußiſche Armee wieder hergeſtellt wurde. — Durch ſechs Hauptſchlachten, die ſie (im Jahre 1757) geliefert, und durch die mit den größten Strapazen verbundenen ſchnellen Bewegungen, um überall dem Feinde die Spitze zu bieten, war ſie bis auf den dritten Theil ihrer urſprünglichen Anzahl geſchmolzen, und dennoch am Anfange des Aprils (1758) wieder vollzählig und mit allen Bedürfniſſen verſehen. Eine Menge Kriegsgefangene, gereizt durch den hohen Ruhm, den ſich der preußiſche Soldat in dem vorigen Feldzuge erworben, nahmen freiwil-

lig

B. I. T. XIII



Friedrich II
nach der Schlacht bei Kollin

vertrauen oder aus unzeitiger Geringſchätzung ſeiner Feinde da und dort Fehler (er ſelbſt geſteht dieß in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges!), ſo wußte er ſie doch meiſterhaft zu verbeſſern. Dieß bewährte er beſonders nach den Niederlagen bei Collin, bei Hochkirchen und bei Kunnersdorf.

In der Schlacht bei Collin (18. Jun. 1757) erlitt er die erſte große Niederlage. Hatte er während dieſer Schlacht ſeiner Reiterei, die den Feind anzugreifen zauderte, die Worte zugedonnert: „wollt ihr denn ewig leben?" — ſo hörte man ihn, als er das Schlachtfeld verließ, ſchmerzvoll ausrufen: „Meine Huſaren, meine wackeren Huſaren, ſie gehen alle drauf!" Und als er nun bei Nimburg auf der rechten Seite der Elbe ſeine Truppen ſammelte, ſahe man ihn auf einer Brunnenröhre ſitzen und mit ſeinem Stocke Figuren in den Sand zeichnen *); der Anblick der geſchlagenen Truppen, der Rückblick auf geſcheiterte Hoffnungen und der Hinblick auf die Schreckniſſe der Zukunft beugte ihn nieder; auch er war Menſch und fühlte menſchlich. Aber ſein Muth und ſeine Beſonnenheit war darum nicht gebrochen; er gab auf, was er nicht fortſetzen

---

lig Dienſte, und was noch an dem vollzähligen Beſtande der Regimenter fehlte, wurde bald durch die Einrichtung erſetzt, nach der in den preußiſchen Staaten jedem Regimente ein gewiſſer Bezirk angewieſen iſt, aus dem es ſeine Rekruten heben und ſich wieder vollzählig machen kann ꝛc.

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XVIII.

ſetzen konnte (die Belagerung Prags und die Beſetzung Böhmens) und rettete, was er erhalten konnte (die Trümmer ſeines Heeres und den Beſitz von Sachſen).

Der Ueberfall bei Hochkirchen (14. Oct. 1758), den er durch Eigenſinnigkeit und Verachtung ſeiner Gegner herbeiführte, indem er im Angeſicht des Feindes ein unhaltbares Lager bezogen hatte, brachte ihn dem Untergange nahe. Begünſtigt durch die Finſterniß der Nacht brachen die öſtreichiſchen Schaaren unter Daun und Loudon in das Lager des Königs, bemächtigten ſich ſeines Geſchützes, tödteten ſeine in den Zelten ſchlafenden Soldaten und verſcheuchten die erwachten, die ihren Schwertern und Kugeln entrannen. Da zeigte Friedrich, welche Beſonnenheit in Augenblicken der größten Gefahr ihm eigen war, und zu welcher Kriegszucht er ſein Heer aufgebildet hatte. Schnell ſammelte er ſeine Schaaren, ſtellte ſie ſo gut es die Finſterniß und Ueberraſchung geſtattete und kämpfte fünf Stunden lang mit dem überlegenen Feinde. Er verlor dabei den größten Theil ſeines Geſchützes und Gepäckes und auf neuntauſend ſeiner Soldaten; viele ſeiner Generale wurden verwundet, ſein Freund der Marſchall Keith und ſein Schwager der Prinz Franz von Braunſchweig getödtet, neben ihm zwei ſeiner Pagen; er ſelbſt erhielt eine (jedoch leichte) Wunde und kam in Gefahr, von den Oeſtreichern gefangen zu werden. Dennoch verließ ihn nicht ſeine Beſonnenheit und Standhaftigkeit! Er führte ſein Heer meiſterhaft zurück, lagerte

gerte ſich kaum eine Meile vom Schlachtfelde auf den bauzner Höhen und wußte in kurzer Zeit ſein Heer wieder mit Menſchen und Kriegsbedürfniſſen zu verſtärken und ein ſo furchtbares Anſehn zu gewinnen, daß die Oeſtreicher von ihrem Glücke keinen Gewinn ziehen konnten.

Noch ſchmerzlicher, als der Ueberfall bei Hochkirchen, war für ihn die Niederlage bei Kunnersdorf (am 12. Aug. 1759), die er gleichfalls durch eigenſinniges Feſthalten an ſeinen Ideen ſich zugezogen hatte. Denn als er ſchon den linken Flügel der Ruſſen geſchlagen hatte, und die meiſten ſeiner Heerführer ihm riethen, vom Kampfe abzulaſſen, da die Feinde auf ihrem rechten Flügel ſtark verſchanzt und ſeine Soldaten ermattet wären: ſo beſtand er, um an Einem Tage mit der Vernichtung des Feindes dieſen Kampf zu endigen, auf Fortſetzung deſſelben. Aber ſeine Hartnäckigkeit ſchuf Verderben! Das ganze Heer, das er hier anführte, wurde zertrümmert; viele Tauſende deſſelben getödtet und gefangen, ſein Geſchütz ihm entriſſen, zwei Pferde unter ihm erſchoſſen, ſeine Kleider von Kugeln durchlöchert, und nur durch den Heldenmuth und die Unterthanentreue ſeines Flügeladjutanten Götz und des Rittmeiſters von Prittwitz entging er der Gefahr, gefangen zu werden. Tief ſchmerzte ihn jetzt die Vereitelung der nahen Siegeshoffnung und der Verluſt ſo vieler braven Soldaten; um ſich ſahe er nur Schreckniſſe; er fürchtete den Untergang ſeines

Reiches und wünſchte ſich den Tod. Doch erlag er auch hier nicht dem Kleinmuth. Unter dem Schutz der Nacht zog er ſeine noch übrigen Soldaten, etwa 5000 Mann, zuſammen und beſetzte einige Anhöhen, die der Feind nicht anzugreifen wagte. Am andern Morgen begann er ſein zerrüttetes Heer wieder zu ordnen und zu verſtärken, und nach wenigen Tagen ſtand er wieder an der Spitze eines Heeres, das, 28,000 Mann ſtark und mit allem Nothwendigem verſehen, dem Feinde die Spitze bieten konnte. Ueberhaupt erſchien er nie größer, als im Unglück, ſo daß ſelbſt Niederlagen, die ihn tief beugten, zur Verherrlichung ſeines Ruhmes dienten.

Doch nicht allein ſtand Friedrich! Wie immer ein großer Fürſt von großen Dienern umgeben iſt, da er Talente aufzufinden, aufzuregen und auf die rechte Stelle zu bringen weiß; ſo war auch er von großen Heerführern umgeben, deren Thaten und Verdienſte er ſelbſt in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges dankbar ehrt. Zu ſolchen Heerführern gehörte — außer dem Herzoge und dem Erbprinzen von Braunſchweig, die beide größtentheils abgeſondert von ihm in Niederſachſen, Heſſen und Weſtphalen den Krieg mit Einſicht und Heldenkraft führten, — vorzüglich ſein Bruder, Prinz Heinrich (geb. 23. Febr. 1726, geſt. 3. Aug. 1802), deſſen Thaten, wie Friedrich ſchreibt, ſein Lob ſind, da ſie von einem glücklichen Verein der

Klugheit und Kühnheit zeugen *); — ferner Graf Curt Chriſtoph von Schwerin (geb. 26. Oct. 1684, geſt. 5. Mai 1757), der Friedrichs Lehrmeiſter in der Kriegskunſt war, ihm die erſte Schlacht, die Schlacht bei Mollwitz, gewann und für ihn in der Schlacht bei Prag den Heldentod ſtarb **); — ferner Hans Karl von Winterfeld (geb. 1709), der im Rathe und Felde durch große Eigenſchaften ſich auszeichnete und als Freund von dem Könige geliebt wurde: in einem Gefechte bei Görlitz (7. Sept. 1757) tödtlich verwundet, ſtarb er in folgender Nacht mit großer Standhaftigkeit bei vielen Schmerzen *); — ferner Heinrich Auguſt de la Motte Fouquet (geb. in Holland 1698, geſt. 2. Mai 1773), ein Freund und Rathgeber Friedrichs und geſchickt, deſſen Plane ſchnell zu faſſen und ſicher zu verfolgen: in der Schlacht bei Landshut (23. Jun. 1760) wurde er, ohne an Ruhm zu verlieren, geſchlagen, verwundet und gefangen **); — ferner Friedrich Wilhelm von Seidlitz (geb. zu Cleve 1722, geſt. 1773): ſchon frühzeitig durch Thätigkeit, Unerſchrockenheit und Einſicht ſich empfehlend, wurde er ſpäterhin der geſchickteſte Anführer der Reiterei und erwarb ſich beſonders in den Treffen bei Collin, Zittau, Gotha, Roßbach, Zorndorf, Hochkirchen und Freiberg den ausgezeichnetſten Ruhm; — ferner Hans Joachim von Zieten (geb. 1699, geſt. 26. Jan. 1786), geachtet vom Könige und Volke wegen ſeiner Mannhaftigkeit, Biederkeit und Beſonnenheit in Gefahren, ein Schrecken der Feinde durch die Geſchicklichkeit, mit der er die leichte Reiterei anführte, deren Gebrauch er zuerſt die Preußen lehrte, und ein Retter der letzteren in den Schlachten von Hochkirchen, Liegnitz und Torgau. — Durch ſolche Oberanführer, denen Andre in minder hohen Poſten nacheiferten, — wie der als Dichter, Held und Chriſt ausgezeichnete Major Ewald Chriſtian von Kleiſt, (geb. zu Zeblin in Pommern am 7. März 1715, tödtlich verwundet in der Schlacht von Kunnersdorf am 12. Aug. 1759) — wurde das ganze preußiſche Heer aufgeregt, ſich den größten Gefahren und den beſchwerlichſten Anſtrengungen muthig zu unterziehen. Zwar beſtand dasſelbe gegen das Ende des Krieges nur zum Theil aus Eingebornen und Bewährten: einen weit größern Theil desſelben machten Neulinge und Ausländer aus, die entweder freiwillig oder gezwungen durch Liſt und Gewalt zu den preußiſchen Fahnen getreten waren; aber die Kriegszucht, die in Friedrichs Heere herrſchte, erſetzte, was dem gemeinen Soldaten an Erfahrung und Begeiſterung abging, und es bewährte ſich hier, was Friedrich wiederholt bemerkt*), daß im Kriege die Geſchicklichkeit und Entſchloſſenheit eines Generals weit mehr wirkt, als die Maſſe der Soldaten.

---

*) Oeuvres posthumes de Fréderic, Berlin 1788. Tom. IV. pag. 384: „Il seroit superflu de faire ici le panegyrique de Son Altesse Royale; le plus bel éloge, qu'on puisse en faire, est de rapporter ses actions. Les connoisseurs y remarqueront aisement ce mélange heureux de prudence et de hardiesse si rare et si desiré, qui unit et rassemble le plus de perfections que la nature puisse accorder pour former un grand homme de guerre".

**) Als er in der Schlacht bei Prag (5. Mai 1757) den Theil des preußiſchen Heeres, den er anführte, in Verwirrung erblickte, riß er, der 73jährige Greis, voll Eifer und Muth einem Junker die Fahne aus der Hand und ritt vor ſein Regiment, ihm zurufend: „Heran, meine Kinder, heran!" Aber kaum hatte er daſſelbe wieder in Ordnung gebracht, und kaum war er einige Schritte vorgerückt, als ihn ein Kartätſchenſchuß dergeſtalt traf, daß er todt vom Pferde ſank (terminant ainsi une vie glorieuse par une mort, qui la couvert d'un nouveau lustre. Oeuvres posthumes, Tom. III. pag. 152). Sein Fall half dem preußiſchen Heere auf! Die Fahne, die er ſterbend noch in der Hand hielt, ward durch den General Manteufel aufgehoben. So aufgefordert, den Tod des geliebten Feldherrn zu rächen, ſtürmten die Preußen mit verdoppeltem Muthe gegen den Feind und errangen den Sieg.

---

*) Als dem König Winterfelds Tod gemeldet wurde, ſoll er ſchmerzlich gerührt ausgerufen haben: „Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden; aber nie werde ich wieder einen Winterfeld antreffen". ſ. Retzow's Charakteriſtik des ſiebenj. Krieges ꝛc. Berlin 1802, Th. I, S. 220.

**) Oeuvres posthumes, Tom. IV. pag. 87: loin que ce désastre put préjudicier à la réputation de ce brave officier depuis si long-temps et si solidement établie, il en relève l'éclat, en fournissant un exemple de ce que peuvent la valeur et la fermeté contre le nombre, quelque supérieur qu'il soit. — Auch Retzow (Charakteriſtik ꝛc. II, 197 ff.) rühmt Fouquet's kriegeriſche Tapferkeit und Geſchicklichkeit, tadelt aber deſſen Härte, durch die er ſich in Schleſien verhaßt gemacht habe.

Aber auch das preußiſche Volk erwarb ſich in dieſem Kriege hohen Ruhm. Angefeuert durch die Ge-

---

*) Oeuvres posth. Tom. III, 207. Tom. IV, 161.

Gefahren, in denen es ſchwebte, und durch die Heldengröße, mit der ſein König ihm vorleuchtete, war es voll Sinn für König und Vaterland. Bereitwillig ertrugen daher preußiſche Unterthanen aller Provinzen und aller Stände jede Anſtrengung und Aufopferung, die von ihnen gefordert wurde; ja viele brachten freiwillig Geld, Lebensruhe, ja das Leben ſelbſt ihrem Könige dar. Bald errichteten ſie, wie Archenholz erzählt *), auf eigene Koſten eine Landmiliz, bald rüſteten ſie Schiffe aus, um die Küſten zu decken, bald lieferten ſie ihre theuer erkauften Pferde zum Heere, bald verbargen ſie mit Lebensgefahr die königlichen Gelder und Magazine, um ſie dem Feinde zu entziehen und dem Könige zu erhalten. Reiche entſagten den gewohnten Bequemlichkeiten, Arme entließen mit Freuden ihre Kinder zum Kriegsdienſt, alle waren ſtolz auf den Namen „Preuße", den die Großthaten des Königs und ſeines Heeres verherrlichten, und den auch ſie, wetteifernd mit dem Heere, zu verherrlichen ſuchten. Wo aber eine ſolche Sinnes- und Handelsweiſe unter einem Volke herrſcht, da iſt es der herrlichſten Triumphe eben ſo fähig als würdig.

Doch wie viel auch die Heldengröße Friedrichs, die Tapferkeit ſeines Heeres und der aufgeregte Patriotismus ſeines Volkes zu dem Ausgange beitrug, den der ſiebenjährige Krieg hatte, keinen geringen Antheil

---

*) Archenholz Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, Berlin 1793, Th. I, 110 und 538. Th. II, 315.

theil hieran hatten auch äuſſere Umſtände. Wenn bei Friedrich Einheit im Entſchließen und Handeln und ein kräftiges Zuſammenwirken ſeines Volkes und Heeres Statt fand; ſo herrſchte dagegen bei ſeinen Feinden Mißtrauen und Zwieſpalt in Geſinnungen und Handlungen: vorzüglich waren die Ruſſen und Oeſtreicher faſt immer uneins, da dieſe jenen alle Laſt des Krieges aufzubürden ſuchten. Wenn Friedrich, niemanden als ſich ſelbſt verantwortlich, über die Kräfte ſeines Heeres und Volkes gebieten und daher jede ihm günſtig ſcheinende Gelegenheit benützen und durch Schnelligkeit in ſeinen Unternehmungen überraſchen und zuvorkommen konnte; ſo waren dagegen die ihm gegenüberſtehenden Generale beſchränkt durch die Vorſchriften und Launen ihrer Regierungen, oder durch die Staatsklugheit und Widrigkeit ihrer Verbündeten, ſo daß ſie oft günſtige Augenblicke und theuer errungene Vortheile unbenutzt laſſen mußten. Wenn endlich Friedrich und ſeine Preußen dieſen Krieg mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte führten, im Gefühl der Wichtigkeit, die er für ſie hatte, oder der Gefahren, die ihnen als Beſiegten droheten, und des Ruhmes, der ihnen als Siegern zu Theil werden mußte; ſo kämpften dagegen ſeine Feinde ohne dieſen heiligen Ernſt, mehr von Staatsklugheit, als von Kampfbegier getrieben. Die Schweden und Reichsvölker ſahen ſich wider ihren Willen zu dieſem Kriege genöthigt; Rußland und Frankreich mochten nicht alle ihnen inwohnenden Kräfte aufbieten:

dort ſuchte Eliſabeth ihren Unwillen gegen Friedrich zu zeigen, hier wollte eine Maitreſſenregierung, die die Staatskräfte zerrüttete, dem neuen Bündniß mit Oeſtreich nachkommen; aber beide Mächte trugen Bedenken, Oeſtreich zu vergrößern*). Nur **Oeſtreich** führte den Krieg mit anhaltender Erbitterung; doch war dieſe Erbitterung, die der wiener Hof gegen Preußen hegte, mehr auf die Oberanführer, als auf das Heer übergegangen; ja ſelbſt die Oberanführer, erſt **Brown** und **Karl von Lothringen**, dann **Daun**, **Nadaſti** und **Loudon** waren oft gegen einander eiferſüchtig und mißtrauiſch, wollten ſich gegen Verantwortlichkeit ſicher ſtellen, und vermieden daher manches günſtige Wagniß und ſuchten häufig bloß durch das Blut der Ruſſen, Franzoſen und Reichsvölker ihrem Hofe Vortheile zu verſchaffen. — Aber auch unter dieſen Umſtänden, deren weisliche Benutzung Friedrichs Ruhm iſt, erſcheint ſein Kampf gegen fünf Mächte eben ſo ſchwierig und gefahrvoll, als herrlich und bewundernswerth, und immer verdient er in der Geſchichte gefeiert zu werden als ein denkwürdiges Beiſpiel, wie viel auch bei geringen Mitteln durch umſichtige Geiſteskraft, einträch-

---

*) Wahrſcheinlich iſt es auch, was **Retzow** (Charakteriſtik des ſiebenjähr. Krieges, Th. II, S. 114) bei Schilderung der Schlacht von Kunnersdorf behauptet, daß der damalige Anführer der Ruſſen, Soltikow, aus Rückſichten auf Peter III. es gefliſſentlich verabſäumte, die preußiſche Armee nach deren Niederlage bei Kunnersdorf völlig zu vernichten.

trächtiges Zuſammenwirken und heldenmüthiges Ausharren erwirkt werden kann.

XI.

Gefangennehmung und Befreiung des Königs Stanislaus Auguſtus, am 3. Nov. 1771.

Unglücklich iſt der zu nennen, dem ſein Geſchick einen Beruf zuweiſet, deſſen Forderungen ſeine Kräfte überſteigen, oder Lagen und Umſtände zuführt, die auch für die geſchmeidigſte Klugheit und für die gewaltigſte Kraft allzu ſchwierig ſind. Unglücklich iſt daher auch **Stanislaus Auguſtus** zu nennen, der am 7. Sept. 1764 auf Rußlands Betrieb zum König von Polen erwählt wurde. Gewiß war er einer der Rechtſchaffenſten, Gebildetſten, Menſchenfreundlichſten und Liebenswürdigſten ſeines Volkes, für geſellige Tugenden gleichſam geſchaffen; aber ſeine Kraft reichte nicht aus für die Würde, die er bekleidete: Heldenſtärke war ihm fremd, und die Krone zu ſchwer für ſein Haupt; und hätte er auch als König eines wohlgeordneten und in Frieden beſtehenden Staates Ruhm und Achtung verdienen können: — gewiß ſind viele andre Könige, die in Zeiten der Ruhe Ruhm erlangten, nicht kräftiger geweſen, als er; — ſo vermochte er dieß nicht als König des verworrenen Polen und zwar zu einer

Zeit, wo der polniſche Thron von den wildeſten Stürmen umtobt wurde.

Gleich anfangs, als er Nachgiebigkeit gegen das übermüthige Rußland und Milde gegen die Diſſidenten zeigte, erbitterte er einen großen Theil der Polen gegen ſich. Dieſe vereinigten ſich zu Bar in Podolien (1767) gegen ihn und Rußland, verlangten, daß er, den ſie *einen Sclaven und Handlanger Rußlands* nannten, abgeſetzt werden ſollte, und entzündeten eine Verſchwörung, zufolge deren er mitten in ſeiner Reſidenzſtadt Warſchau ergriffen und als Gefangener fortgeſchleppt wurde.

Ohngefähr vierzig Polen, die zur Conföderation von Bar gehörten, vereinigten ſich zu Czenſtochow, den König zu ergreifen und ihn lebend oder todt dem Haupte ihrer Conföderation, dem General Pulawski, zu überliefern. An ihrer Spitze ſtanden drei Edelleute, Lubowski, Strawinski und Kosinski. Von dieſen geleitet, begaben ſie ſich, verkleidet als Bauern, mit einem Fuder Heu, in welchem ſie ihre Sättel, Waffen und Kleider verborgen hatten, unvermerkt nach Warſchau und trafen daſelbſt Vorkehrungen zur Ausführung ihres verruchten Vorhabens. Am 3. Nov. 1771 brachten ſie daſſelbe zur Ausführung. Als der König bei tiefer Finſterniß, Abends zwiſchen 9 und 10 Uhr, von einem Beſuche bei dem Fürſten Czartoryski, ſeinem Oheim, begleitet von etwa funfzehn Perſonen, in den königlichen Palaſt zurückfuhr, überfielen ſie ſeinen

Wagen in der Kapuzinerſtraße, nicht weit von der Wohnung des Fürſten. Sie zwangen den Kutſcher zu halten, ſchoſſen und ſtürmten nach dem Wagen und zerſtreuten die königliche Begleitung bis auf einen Heiducken, Namens Butzack, der ſich vor den König ſtellte, um ihn mit ſeinem Körper, wie mit einem Schilde, zu decken. Er wurde getödtet. Jetzt ſprang der König, um in der Dunkelheit zu entfliehen, aus dem Wagen; aber die Räuber ergriffen ihn unter fürchterlichen Flüchen bei den Haaren, verwundeten ihm den Hirnſchädel durch einen Säbelhieb, und ſchleppten ihn mitten zwiſchen ihren Pferden durch die Straßen Warſchau's. Da er nicht ſchnell genug ihnen folgen konnte, ſetzten ſie ihn auf ein Pferd, ſprengten mit ihm nach dem Graben, der damals Warſchau umgab, und nöthigten ihn über denſelben zu ſetzen. Erſt bei dem zweiten Verſuche gelang dieß; doch brach das Pferd des Königs ein Bein, und der König ſelbſt fiel in den Schlamm des Grabens und verlor beim Herauswinden aus demſelben ſeinen Pelz und einen ſeiner Stiefel, ſo wie er ſchon früher bei dem Anfalle in der Kapuzinerſtraße ſeinen Hut und Haarbeutel verloren hatte. Gleich darauf wurde ihm auch der Schwarz-Adlerorden, den er ſamt einem Kreuze von Diamanten am Halſe trug, entriſſen. Nur das Schnupftuch und die Schreibtafel wurde ihm gelaſſen.

Nachdem er auf ſolche Weiſe aus Warſchau entführt worden war, entfernte ſich der größte Theil der

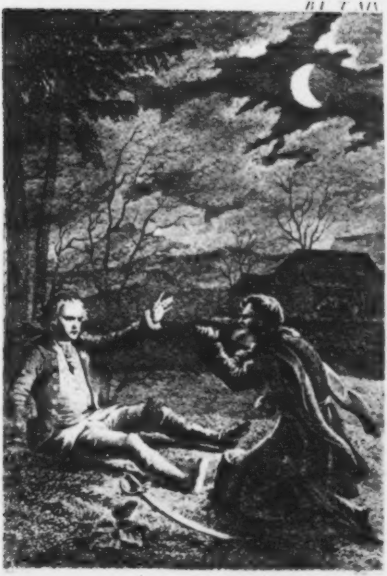
Räuber, um ihrem Haupte, dem Generale Pulawski, das Geſchehene zu melden. Nur ſieben von ihnen, unter Leitung des Kosinski, blieben um den König. Aber in der Finſterniß verloren ſie ihre Richtung, geriethen auf die beſchwerlichſten Wege, auf denen ſie zu Pferde nicht fortkommen konnten, und kamen, ohne zu wiſſen wohin, in die Nähe des Dorfes Burakow. Als dieß der König merkte, rief er ihnen zu: „Gehet nicht dahin, dort ſind Ruſſen!" Wahrſcheinlich fürchtete er, daß, wenn die Ruſſen ihn mit Gewalt zu befreien ſuchten, die Räuber unfehlbar ihn tödten würden; aber den Räubern erſchien ſein Zuruf als ein Ausdruck ſeiner milden Geſinnung und als ein Zeichen, daß er ihnen nicht entfliehen wollte. Kosinski hielt daher ſeine Mitſchuldigen von der Ermordung des Königs zurück und beredete ſie, ihn ſchonender zu behandeln und Hut und Stiefeln ihm zu geben, was ihm bei den Schmerzen ſeines verwundeten Kopfes und Fußes ſehr zu Statten kam. Kaum waren ſie nun nach einer entgegengeſetzten Richtung geritten, ſo hörten ſie eine ruſſiſche Patrouille in der Nähe. Sogleich entfernten ſich vier von ihnen, und die drei übrigen ſetzten den Weg nach dem Walde von Bielano, eine Stunde von Warſchau, fort. Jetzt rief ſie eine ruſſiſche Schildwache an, worauf zwei von ihnen entflohen, und nur noch Kosinski bei dem Könige blieb. Beide waren zu Fuße, und kaum konnte der König weiter gehen; aber der Räuber drohete ihm mit dem Säbel und ermunterte ihn mit der Vorſpiegelung, daß ſie jenſeit des Waldes einen Wagen finden würden. So kamen ſie bis zum Kloſter Bielano.

Schon auf dem Wege dahin hatte Kosinski nachdenklich ausgerufen: „Du biſt doch mein König!“ — worauf Stanislaus ihm geantwortet hatte: „Ja ich bin der König, und ein guter König, der euch nichts Arges thun will“. Jetzt war der Räuber noch merklicher erſchüttert, und wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Da rief ihm Stanislaus zu: „Ich ſehe, daß ihr nicht wiſſet, welchen Weg ihr nehmen ſollt: Laßt mich in dieſes Kloſter gehen und ſorgt für eure Sicherheit“. — „Nein“, erwiederte Kosinski, „ich habe geſchworen“. Hierauf in der Dunkelheit weiter gehend, geriethen ſie in die Nähe des kurſächſiſchen Schloſſes Mariemont, das nur eine halbe Stunde von Warſchau entfernt liegt. Der König konnte bei ganz erſchöpfter Kraft nicht weiter fort und erhielt es von Kosinski, daß ſie einige Augenblicke ausruheten. Beide ſetzten ſich auf die Erde, und der König benutzte dieſe Augenblicke der Ruhe, um mit ſeiner ſanfteindringlichen Beredſamkeit das Herz des Räubers zu erſchüttern. Er ſtellte ihm vor, wie abſcheulich ein Angriff auf die geheiligte Perſon des Königs ſey, und wie kein Eid ihn verbinden könnte, eine ſolche Schandthat zu begehen. Kosinski hörte ihm mit Aufmerkſamkeit zu und ſagte, nur noch die Gefahr bedenkend, der er ſich ſelbſt ausſetzen würde: „Aber wenn ich dich nach Warſchau zurückführe, was wird die Folge ſeyn? Man wird mich ergreifen und hinrichten". Darauf antwortete der König: „Ich gebe euch mein Wort, kein Leid ſoll euch widerfahren, und wenn ihr meinem Worte nicht glauben wollt, ſo rettet euch, dieweil es noch Zeit iſt; wenn dann meine Leute euch verfolgen ſollten, ſo will ich ſie nach einem andern Wege, als ihr genommen habt, hinweiſen". Jetzt konnte ſich Koſinski nicht länger halten. Er warf ſich dem Könige zu Füßen, erkannte ſein Verbrechen und flehete von der Großmuth des Königs Verzeihung *). Der König wiederholte ihm die ſchon gegebene Zuſicherung und brach mit ihm auf, um in einer nahe gelegenen Mühle Sicherheit und Obdach zu gewinnen. Daſelbſt angelangt, mußte er lange vor der Thüre ſtehen: man hielt beide für Räuber. Erſt als der König den erſchrocknen Inwohnern Muth und Zutrauen eingeſprochen hatte, wurden ſie eingelaſſen. Sogleich meldete der König in wenigen Zeilen dem General Cocceji, Befehlshaber der königlichen Garde zu Warſchau, daß er, wie durch ein Wunder, aus den Händen der Räuber gerettet ſey und in der Mühle bei Mariemont ſich befinde, wo der General ihn abholen ſollte.

Dieſes Handſchreiben, das durch einen ſichern Boten aus der Mühle nach Warſchau befördert wurde, ſetzte die ganze Stadt in freudige Bewegung. Hatte man vorher die Nachricht von der Gefangennehmung und

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XIX.



König Stanislaus Augustus
gelangt wieder zur Freiheit

und Entführung des Königs mit furchtbarem Entſetzen vernommen, ſo daß man in der Beſtürzung nicht wußte, ob man den Räubern nachjagen ſollte oder nicht, da man in der Dunkelheit ihren Pfad nicht erſpüren, oder ſie wohl gar zu dem Aeuſſerſten treiben konnte: ſo war nun die Freude und der Jubel deſto größer, als die Nachricht erſcholl, der König ſey gerettet und befinde ſich in der Nähe von Warſchau. Sogleich eilte der General Cocceji mit einigen Soldaten nach der Mühle. Dort fand er den König auf der Erde liegend, mit einem Mantel des Müllers bedeckt und ſchlafend. Er fiel ihm zu Füßen, küßte ihm unter Freudenthränen die Hände und rief zu wiederholten Malen! „Mein König! mein König!" Kaum hörten dieß der Müller und die Seinigen, als ſie, von Erſtaunen und Ehrfurcht ergriffen, vor dem Könige ſich niederwarfen, ohne ihre Empfindungen durch Worte ausdrücken zu können. Der König dankte ihnen und kehrte — es war des Morgens um 5 Uhr — in dem Wagen, den Cocceji hatte herbeiführen laſſen, und umgeben von ſeinen Soldaten nach Warſchau zurück. Mit lauter und inniger Freude wurde er daſelbſt empfangen; alles drängte ſich zu ihm, um überzeugt zu ſeyn, daß er gerettet ſey, daß er lebe. Selbſt Kosinski, der ihn begleitete, wurde freudig empfangen: man vergaß, um der Rettung des Königs willen, daß er einer der Räuber des Königs geweſen war, und ſahe in ihm nur deſſen Befreier. Auch hielt ihm der König das gegebene Wort.

Zwar wurde er, um durch ihn die Unterſuchung gegen die Räuber einzuleiten, ſo lange in Gewahrſam gehalten, bis dieſe eingezogen und beſtraft worden waren; dann aber wurde er aus Polen entlaſſen und bis an ſeinen Tod durch Geldgeſchenke vom Könige unterſtützt. Eben ſo bezeigte der König ſeinen Dank gegen den Müller, der ihn aufgenommen, und gegen den Heiducken Butzack, der ſich für ihn hingeopfert hatte: jenem ſchickte er ein Geſchenk von hundert Ducaten, mit der Weiſung, ſeine Thüre nie vor Unglücklichen zu verſchließen; dieſen aber ließ er feierlichſt beerdigen und ſetzte der Mutter deſſelben einen Jahrgehalt aus.

Aber die Großmuth des Königs und die Freude, die ihm hier entgegen kam, konnte die Stürme nicht zerſtreuen, die ſeinen Thron bedroheten; ja es ſchien ſpäterhin, als wenn ihn ſein Geſchick nur deshalb gerettet hätte, um ihn den bitterſten Drangſalen entgegen zu führen. Denn nach einer langen und traurigen Regierung, die eine lange Kette von Leiden und Mißhandlungen für ihn war, mußte er es endlich erleben, daß ſein Reich zerriſſen, zertheilt und zerſtört, und er ſelbſt durch eben die Hand, die ihn aus dem Privatſtande auf den Thron erhoben hatte, von dem Throne in den Privatſtand zurückgeſtürzt wurde. Leider trug er ſelbſt hierzu bei durch ſeine Schwäche und Wankelmüthigkeit, und ſchmerzvoll fühlte er ſich im Jahre 1793, als er von dem ſchmählich behandelten

Reichstage zu Grodno zurückkehrte, zu dem Ausrufe gedrungen: „Das iſt mein trauriges Loos, daß ich immer das Beſte meines Landes wollte, und ihm dennoch nichts als Uebles brachte“ *).

XII.

Thaddäus Kosciusko.

Einer der vorzüglichſten Helden, die in der neueren Geſchichte glänzen, war **Thaddäus Kosciusko**, freilich nicht merkwürdig durch das, was er vollbrachte, aber merkwürdig durch das, was er wollte, durch das edle Gefühl für Recht und Vaterland, das bis an ſeinen Tod ihn beſeelte, durch die Begeiſterung, die er anfachte, durch den Heldenmuth, mit dem er kämpfte, durch das Unglück, das ſeine ſchönſten Hoffnungen zerſtörte, und durch die ſtille Größe, mit der er dieſes Unglück trug. Geachtet wurde er daher von Feinden und Freunden, und geachtet wird er bleiben, ſo lange die Tugenden des Helden und Vaterlandsfreundes in Ehren gehalten werden.

---

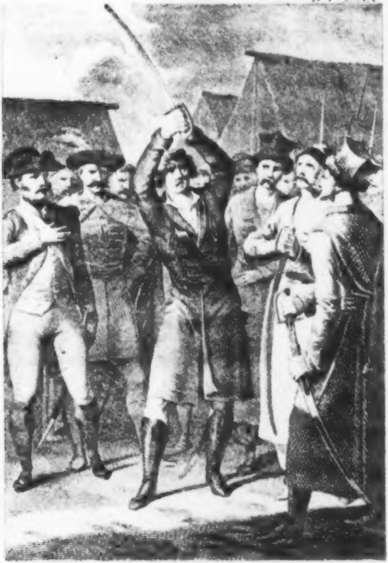
*) **Oginski's** Denkwürdigkeiten über Polen und die Polen vom Jahre 1788 bis 1815. Deutſch von Fr. Gleich. Leipzig 1827, Th. I, S. 212.

Er war im Oct. 1746 auf dem Landgute Siechnowicz im Litthauiſchen, unweit Brzesc am linken Ufer des Bugs, geboren und äuſſerte ſchon frühzeitig eine feurige Liebe für Recht und Wahrheit, und Luſt und Geſchick zu körperlichen und geiſtigen Uebungen. Sein Vater, ein unbegüterter, aber redlicher und verſtändiger Landedelmann, der früherhin als Soldat ſich ausgezeichnet hatte, brachte ihn in die Kriegsſchule nach Warſchau. Daſelbſt that er ſich durch den emſigſten Fleiß und die glücklichſten Fortſchritte, die er beſonders in der Geſchichte und Mathematik machte, bald ſo hervor, daß er auf Empfehlung ſeiner Lehrer ein königliches Reiſeſtipendium erhielt, um ſich im Auslande für die Kriegswiſſenſchaften weiter auszubilden. So reiſete er im Jahr 1769 nach Frankreich, wo er theils zu Paris, theils zu Breſt dem Zwecke ſeiner Reiſe treulich nachlebte. Reich an Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten wollte er nur ſeinem Vaterlande nützlich werden: auch wurde er, in dasſelbe zurückgekommen, zum Hauptmanne ernannt; aber eine unglückliche Liebe, der der Vater der Geliebten, der Marſchall von Litthauen, Sosnowski, aus Familienſtolz entgegen trat, trieb ihn, ſein Vaterland zu verlaſſen und nach Nordamerika zu gehen, wo damals der Kampf für Recht und Freiheit entbrannt war. Er begab ſich daher nach Frankreich, ſchiffte dort mit den Truppen und Kriegsbedürfniſſen, die Frankreich zufolge des Bündniſſes vom 8. Febr. 1778 den Nordamerikanern zuführte, ab und traf am

5. Jul. desſelben Jahres in der Mündung des Delaware ein.

Der Aufenthalt in Amerika wurde ihm zur Vorſchule für ſeine Beſtimmung. Bald fand er, als Hauptmann einer Compagnie Freiwilliger, daſelbſt Gelegenheit, den Reichthum ſeiner Kenntniſſe, die Kühnheit ſeines Muthes, das Raſtloſe und Umſichtige ſeiner Thätigkeit, und das Menſchenfreundliche und Anſpruchsloſe ſeines Weſens zu bewähren. Hierdurch gewann er zuerſt die Achtung des berühmten Generals Lafayette, dem er beigegeben war, dann die Achtung und Liebe des Oberfeldherrn Washington, die beſonders wichtig für ihn wurde. Denn nicht genug, daß er von dieſem großen Manne, der in der Fülle eigner Verdienſte fremde Verdienſte gern anerkannte, zum Obriſtlieutenant befördert und als Adjutant in deſſen Nähe gezogen wurde; ſo fand er auch in ihm das Muſter, dem er nachſtrebte, und durch ihn die Ideen, die der Leitſtern ſeines nachmaligen Handelns wurden. Aber auch andre große Männer, z. B. ein Benjamin Franklin und Thomas Jefferſon gewannen den edlen Polen lieb, der bei jeder Gelegenheit als Menſch und Krieger ſich auszeichnete. Er wurde daher nach hergeſtelltem Frieden (20. Jan. 7783) zum General, zum Mitglied des Cincinnatusordens und zum Bürger des nordamerikaniſchen Freiſtaates ernannt und erhielt ein anſehnliches Jahrgeld nebſt einem Landgute, deſſen Einkünfte er, wo er wollte, verzehren konnte. Gern hätte man ihn für immer in Amerika behalten, und ihm ſelbſt gefiel es in dem neuen Freiſtaate, wo er viel Rühmliches gewirkt hatte, und Achtung und Zuneigung von allen Seiten ihm entgegenkam; aber ſein Herz zog ihn nach der Heimath. Am 4. Dec. 1783 ſchied er in tiefer Rührung von ſeinem väterlichen Freunde Washington und einige Zeit darauf ſchiffte er nach Europa zurück und kam über Frankreich wieder in ſein Vaterland (1786).

Um dieſe Zeit war es, daß König Stanislaus Auguſtus damit umging, Polen von innen heraus durch Verbeſſerung der Sitten, Einrichtungen und Verfaſſung wieder zu erheben. Freudigen Antheil an dieſem Beginnen nahm Kosciusko, und bald erwarb er ſich durch ſeine Einſicht und Thätigkeit hohes Vertrauen. Er wurde 1789 als Generalmajor angeſtellt und mit der Bildung des Fußvolkes beauftragt. Emſig betrieb er dieſe und tapfer kämpfte er unter Joſeph Poniatowski, dem Neffen des Königs, gegen Rußland, als dieſes zum Umſturz der neuen Verfaſſung und zur Unterdrückung Polens im Sommer des Jahres 1792 ein Heer herbeirücken ließ. Aber trotz aller Geſchicklichkeit und Anſtrengung, die er in dieſem Feldzuge bewährte, und trotz aller rühmlichen Thaten, die er verrichtete, konnte er keine Hilfe ſchaffen. Das polniſche Heer wurde bei Dubienka am Bug (17. Jul. 1792)



Kościusko

verpflichtet sich zum Kampfe für sein Vaterland

1792) geſchlagen, und der wankelmüthige König **Stanislaus Auguſtus** erklärte ſich (23. Jul.), weil Rußland es verlangte, für den targowiczer Bund oder für die Abſchaffung der neuen Verfaſſung, die er ſelbſt aufgeſtellt und beſchworen hatte, und befahl ſeinen Truppen die Waffen niederzulegen. Unter dieſen Umſtänden konnte **Kosciusko** ſein unglückliches Vaterland nicht retten. Aber der Wunſch und die Hoffnung hierzu flammte feurig in ſeiner Seele, und ehe er jetzt den Säbel in die Scheide ſteckte, hielt er ihn mit beiden Händen empor und rief: „Gott, Gott! laß mich ihn nur noch einmal für das Vaterland ziehen!“ *) Getrieben von dieſem Verlangen, und um nicht Augenzeuge, geſchweige Theilnehmer der Schmach des Vaterlandes zu ſeyn, wies er die glänzenden Anerbietungen, mit denen man ihn ruſſiſcherſeits zu verlocken ſuchte, zurück und flüchtete von Polen nach Sachſen.

Hier weilten mehrere ſeiner Landsleute, edle Polen, die, gleich ihm, ihr Vaterland verlaſſen hatten, um demſelben von auſſen her Hilfe zu verſchaffen. Die ſchimpfliche Behandlung, die demſelben auf dem Reichstage zu Grodno (23. Sept. 1793) widerfuhr, und die Zerfleiſchung, die es dabei erdulden mußte, beſtärkte ſie in ihrem Vorhaben, und je weniger ſie von fremden Mächten Hilfe erhalten konnten, deſto mehr ſtreng-

ten

---

*) Hierher gehört das **Kupfer Tafel** XX.

ten ſie ſich an, durch eigne Kraft und Thätigkeit ihr Vaterland zu rächen und zu retten. Zu ihrem Oberanführer wählten ſie Kosciusko, als den erfahrenſten und kräftigſten, deſſen feurige Vaterlandsliebe und Tapferkeit allgemein anerkannt wurde.

So bereitete ſich in der Stille der Aufſtand vor, der mit dem Frühling des Jahres 1794 zum Ausbruch kam. Denn als der ruſſiſche Miniſter zu Warſchau, General Igelſtröm, befahl, daß das polniſche Heer, damals 30,000 Mann ſtark, bis zum 15. März 1794 auf 15,000 Mann vermindert werden ſollte, erhob ſich in den erſten Tagen des Märzmonates der Oberſte Madalinski zu Pultusk, um ſich dieſem Befehle zu entziehen. Muthig und gewandt brach er mit ſeinem Heerhaufen aus der Gegend von Oſtrolenko hervor, ſetzte nicht weit von Warſchau über die Weichſel, vertrieb oder vermied die preußiſchen und ruſſiſchen Truppen, denen er nahe kam, und brachte glücklich ſeinen Heerhaufen nach Krakau, wo bereits Kosciusko erſchienen war.

Kosciusko nämlich war, nachdem er während des Winters die geeignetſten Vorkehrungen getroffen, Polen heimlich durchſtreift und daſelbſt Hoffnungen und Unternehmungsgeiſt angeregt hatte, am 24. März zu Krakau, das der Stützpunkt ſeiner Unternehmungen ſeyn ſollte, angelangt. Mit Ehrfurcht, Freude und

Hoffnung war er daſelbſt empfangen und noch in den erſten Augenblicken ſeiner Ankunft zum Dictator oder oberſten und einzigen Befehlshaber mit unumſchränkter Macht ernannt worden. Voll jener feurig-raſtloſen Thätigkeit, die ihn für das Vaterland durchglühete, hatte er ſogleich das ganze Volk zum Kampf der Verzweifelung aufgerufen, für Aufſtellung, Ausrüſtung und Unterhalt einer großen Kriegsmacht geſorgt, friedliche Geſinnungen gegen Oeſtreich erklärt und den Oberſten Madalinski unterſtützt. Hierauf gelang es ihm am 4. Apr. bei dem Dorfe Raclawicz (vier Meilen ſüdlich von Warſchau) über einen ruſſiſchen Heerhaufen, den Tormaſow anführte, zu ſiegen. Dieſer Sieg, an ſich unbedeutend oder unentſcheidend, vermehrte das Vertrauen zu ihm. Er erſchien ſeinen Landsleuten wie ein von Gott zu ihrer Rettung geſendeter Held; ſchaarenweiſe ſtrömten ſie ihm zu, unbedingt folgten ſie ſeinen Befehlen, willig brachten ſie die größten Opfer. Selbſt Warſchau, wo, nach lang niedergehaltener Gährung, am 17. Apr. ein furchtbarer Aufſtand ausbrach, bei welchem die Ruſſen theils vertrieben, theils getödtet wurden, unterwarf ſich ſeinen Befehlen (19. Apr.), ohne Widerrede des Königs, der ohne Macht und Anſehn daſelbſt weilte.

Jetzt arbeitete Kosciusko dahin, Warſchau und deſſen Vorburg, Praga, zu befeſtigen, die inneren Verhältniſſe zu ordnen und mitten unter dem Toben des

Krieges ein geſetzmäßiges Verfahren geltend zu machen. Denn weit entfernt von den Grundſätzen der Jacobiner damaliger Zeit, denen Freiheit und Zügelloſigkeit eins waren, ſtrebte er nach einer durch Geſetze geleiteten und Geſetze ehrenden Freiheit. Eben darum hatte er ſeine Anhänger ſchon am 24. März zu Krakau ſchwören laſſen, die heilige Sache des Vaterlandes nicht durch ſolche Auftritte, als damals Frankreich befleckten, zu entweihen; eben darum hatte er gleich darauf die Conſtitution vom 3. Mai 1791, als den Zeitpunkt ihrer Beſtrebungen, erneuert; eben darum erklärte er ſich nachdrücklich gegen die mörderiſchen Auftritte, die am 27. und 28. Jun. zu Warſchau ſich ereigneten und ließ die ergriffenen und überführten Anſtifter derſelben hinrichten. Er ſelbſt kam den übernommenen Verpflichtungen auf das eifrigſte nach, mißbrauchte nicht die ihm übertragene Gewalt zur Befriedigung ſelbſtſüchtiger Abſichten, überhob ſich nicht der Würde eines unumſchränkten Feldherrn oder Dictators, die ihn, den Sohn eines armen Edelmanns, über alle Polen, ja über den König ſelbſt ſtellte, ſondern blieb ſo beſcheiden und leutſelig, und lebte ſo einfach und genügſam, als vorher. Ohne Abzeichen ſeines hohen Ranges ging er in einem Ueberrock von grauem Tuche einher, mit dem Säbel über der rechten Schulter und einer viereckigen Mütze, an der ein kurzer Federſtutz befeſtiget war. Seine Tafel beſtand in derber Hausmannskoſt; einige Schütten Stroh bildeten im Zelte ſeine Lagerſtätte;

ſtätte; kein Schwarm von Bedienten umgab ihn. Fern von Prachtliebe, Herrſchſucht und Habgier, richtete er all' ſein Streben dahin, ſeinem Vaterlande zu dienen und ſelbiges in ſittlicher wie in politiſcher Hinſicht zu erheben. Dazu ſtrengte er raſtlos den ganzen Reichthum ſeiner Kräfte an, dazu ſorgte er emſigſt für die Leitung der inneren Staatsangelegenheiten, wie für die Bedürfniſſe ſeiner Truppen, dazu führte er eben ſo kräftig die Feder wie den Säbel. Aber der Erfolg entſprach nicht ſeinen Wünſchen und Anſtrengungen. Die Uebermacht der Ruſſen und Preußen, und die Eiferſucht, das Mißtrauen, die Halbheit und der Verrath einiger Polen ſtürzte ihn nach wenigen Monaten aus ſeinem Himmel voll Hoffnungen.

Schon am 6. Jun. wurde er von den Ruſſen und Preußen bei Szechoczin zurückgeſchlagen. Gleich darauf ging Krakau für ihn verloren, das am 15. Jun. von den Preußen beſetzt wurde. Zwar gelang es ihm, das ſchwach befeſtigte Warſchau, wohin er ſich nach der Schlacht bei Szechoczin gezogen hatte, gegen die Angriffe der Preußen zwei Monate lang ſo meiſterhaft und glücklich zu vertheidigen, daß die Belagerer, denen zugleich ein Aufſtand in Südpreußen drohete, am 6. Sept. wieder abziehen mußten. Aber als er nun gegen die Ruſſen, die unter Suworow aus Litthauen der Weichſel ſich naheten, und am 18. und 19. Sept. die Polen unter Sierakowſki bei Krupzyoe

zyoe

zyce und Brzesk am Bug überwältiget hatten, einen entſcheidenden Schlag führen wollte, wurde er am 10. Oct. zur Schlacht bei Macziewicz (einem Landgute unweit Lublin) genöthiget, die ſeinem Kampfe für Polens Freiheit und Wohlfahrt ein Ende machte. Auch hier bewährte er die Kriegsgeſchicklichkeit und Heldenmüthigkeit, die ihn auszeichnete. Alle Kräfte ſtrengte er an, die Ruſſen zu beſiegen oder wenigſtens das wankende Kriegsglück feſtzuhalten. Als dann bei der Uebermacht der Ruſſen der Kampf immer trübſeliger wurde, und die Hilfe, die ſein Unterfeldherr Poninski ihm bringen ſollte, ausblieb, ſtürzte er ſich mit ſeinem Generalſtabe an der Spitze ſeiner Reiterei mitten in die Feinde. Vergebens! Sein Heer wurde gänzlich geſchlagen; er ſelbſt verwundet und gefangen. „Nachdem er nämlich", heißt es in einem ruſſiſcherſeits abgefaßten Berichte *), „ſeine letzten Kräfte vergeblich aufgeboten hatte, ſuchte er auf ſeinem ſchnellen Pferde zu entkommen; aber er wurde von einigen Koſaken von Ferſen's Convoy-Commando, dem Cornet Pilipinko und

---

*) Ueber die Art der Gefangennehmung Kosciusko's ſind die Berichte verſchieden: ſeine Begleiter, flüchtig und erſchüttert, konnten ſchwerlich die einzelnen Umſtände dieſes Ereigniſſes genau auffaſſen; noch weniger er ſelbſt, bei der Betäubung, in die er durch ſeine Verwundung gerieth. Eben deshalb ſcheint es räthlich, dem ruſſiſchen Berichte zu folgen, den man in dem „Verſuch einer Kriegsgeſchichte des Grafen Alexander Suworow" ꝛc. von Friedrich Anthing (Gotha, 1799. Th. III. S. 61) findet.

und einem Unterofficier (beide gehörten zu den Charkow'ſchen leichten Reitern) eingeholt. Schon hatte er zwei Hiebe bekommen, einen in den Hals und einen andern auf den Kopf. Als er nun auf das Aufgebot, Pardon zu nehmen, nichts erwiederte, ſo gab ihm ein Koſak mit der Lanze einen Stich in den Rücken, daß er ohne Bewußtſeyn vom Pferde ſtürzte und unfehlbar, da man ihn nicht kannte, getödtet ſeyn würde, hätte nicht ein neben ihm flüchtender Officier den Koſaken zugeſchrieen, ſeiner zu ſchonen, da er der Anführer ſey". Allgemein ſetzt man hinzu, er habe darnieder ſinkend ausgerufen: „Finis Poloniae!" Aber wahrſcheinlich kam der Ausruf nicht von ihm, der bewußtlos vom Pferde ſtürzte, ſondern von einem der ihn begleitenden Freunde oder einem andern ſeiner Verehrer, der es innig empfand, daß an den Untergang Kosciusko's der Untergang Polens geknüpft war. Wirklich fühlten dieß alle ſeine Anhänger und herzzerreißend war daher der Schrecken und die Beſtürzung, als die Nachricht von ſeiner Niederlage und Gefangennehmung in Warſchau eintraf. Laut erſcholl der Jammerruf: „Kosciusko iſt nicht mehr! das Vaterland iſt verloren!"

Während nun die einzelnen Haufen ſeiner Anhänger, deren Muth durch ſeinen Fall gebrochen war, zurückgetrieben, Praga, die Vorburg Warſchau's (am 4. Nov.) unter ſchrecklichem Blutvergießen erſtürmt, Warſchau

ſchau dadurch zur Uebergabe gezwungen (9. Nov.), der Ueberreſt des Aufſtandes unterdrückt und die Republik Polen völlig zertrümmert wurde, — lebte Kosciusko in ruſſiſcher Gefangenſchaft. Von den Koſaken, die ihn gefangen genommen hatten, war er, ſobald ſie wußten, wer er ſey, mit Schonung und Achtung behandelt worden: ſie hatten ihn, den Schwerverwundeten und Betäubten, auf ihre Picken gelegt und in ein nahes Kloſter getragen, wo er verbunden und gepflegt wurde. Hierauf war er zufolge eines Befehls des Grafen Suworow erſt zu dem älteſten Anführer der ruſſiſchen Kriegsvölker, dem Grafen Romanzow, unweit Kiow, dann nach Petersburg und daſelbſt in feſte, aber leidliche Gewahrſam gebracht worden. Mit Würde ertrug er ſeine Gefangenſchaft, während derſelben mit Leſen, oder Zeichnen, oder Drechſeln beſchäftigt; nur ſelten übermannte ihn der Schmerz über geſcheiterte Hoffnungen, und nie war es ſein Loos, ſondern nur das Loos ſeines zerriſſenen und niedergetretenen Vaterlands, was ſeiner Bruſt Seufzer entlockte.

Als Katharine II. geſtorben war (17. November 1796), bezeigte ihr Sohn und Nachfolger Paul I. Anerkennung und Achtung der Heldenmüthigkeit und Vaterlandsliebe Kosciusko's. Er kam (im Dec. 1796) zu ihm in das Gefängniß, ſetzte ihn, wie viele andre Polen, gegen das Verſprechen, nicht wieder gegen Rußland zu dienen, in Freiheit, ſchenkte ihm eine große Anzahl Bauern und 12,000 Rubel, beſtimmte ihm anſehnliche Jahrgelder und forderte ihn auf, ruſſiſche Dienſte zu nehmen. Aber wie ſehr auch **Kosciusko** ſich gedrungen fühlte, die Großmuth des Kaiſers zu ehren, ſo fühlte er noch mehr ſich gedrungen, die ihm gemachten Anträge abzulehnen. Auch das Schwert, das ihm der Kaiſer überreichte, wies er zurück. „Ich bedarf“, ſprach er, „nicht mehr des Schwertes, da ich nicht mehr ein Vaterland habe“. Nur das Geſchenk von 12,000 Rubeln nahm er an, weil er des Geldes benöthigt war. Nicht lange nachher (im Frühjahre 1797) ſchiffte er ſich zu Kronſtadt ein, um nach Amerika zu gehen. Auf der Reiſe dahin verweilte er einige Wochen in Hamburg, um ſeine geſchwächte Geſundheit zu ſtärken. Als dieß die nach Frankreich geflüchteten Polen hörten, ſchrieben ſie an ihn mit Ausdrücken der innigſten Verehrung und Dankbarkeit. Neue Huldigungen ſeiner Verdienſte erhielt er, als er nach London kam; und hier ſahe er ſich in den Stand geſetzt, das von Rußlands Kaiſer erhaltene Geſchenk, das ihn wie eine Laſt drückte, zurück zu ſchicken. — Noch größere Ehren widerfuhren ihm bei ſeiner Ankunft in den nordamerikaniſchen Staaten: dort hatte man die Verdienſte, die er ſich daſelbſt erworben, nicht vergeſſen und bezeugte dieß durch die Achtung, die man ihm bewies, und durch die Geldſumme, die man als rückſtändigen Sold ihm auszahlte. Und wie mußte ſein Herz bewegt und geſtärkt werden, als er jetzt den Mann, der ihm auf ſeiner Lebensbahn Vorbild und Antrieb geweſen war, den edlen Washington, wieder ſah! Welcher Austauſch von Erfahrungen und Ermunterungen, von Rührungen und Tröſtungen mußte da Statt finden!

Von den Vereinigten Staaten wendete er ſich im Jahre 1798 nach Frankreich, woſelbſt er bis zum Jahre 1814 blieb. Eine Unterhandlung, die jene ihm übertrugen, bot hierzu den Vorwand; doch die eigentliche Urſache hierzu lag wohl in der Hoffnung, die er mit vielen ſeiner Landsleute theilte, durch Frankreichs Hilfe ſein Vaterland wieder aufrichten zu können. Aber er ſahe ſich in dieſer Hoffnung getäuſcht. Denn wie groß auch die Achtung war, die man ihm in Frankreich bewies, und wie geneigt man daſelbſt war, die ausgewanderten Polen zu Legionen zu vereinigen, die zu Frankreichs Waffenglück rühmlichſt mitwirkten; ſo wenig geſchah doch von Seiten Frankreichs zur Wiederherſtellung der Republik Polen. Auch Napoleon meinte es mit ſelbiger nicht ernſtlich, und ſuchte nur ſeinen Vortheil, indem er einen Theil von Polen unter dem Namen Herzogthum Warſchau wieder herſtellte. Kosciusko konnte kein Vertrauen zu ihm faſſen und mochte ihm im Jahre 1806 nicht nach Polen folgen. Selbſt der Aufruf an die Polen, der unter ſeinem Namen vom 1. Nov. 1806 in franzöſiſchen Blättern er-

erſchien, war nicht von ihm, wie er ſelbſt nach Napoleons Sturze im Jahre 1814 öffentlich erklärte.

Gleichſam abgeſtorben den großen Weltbegebenheiten lebte er, der nun alternde Held, mit ſeinem Freunde Joſeph Zeltner aus Solothurn ein ehrenwerthes Stillleben in der Gegend von Fontainebleau, zuweilen auch unter ſeinen Freunden in Paris, unterſtützt durch die Jahrgelder, die ihm die Vereinigten Staaten auszahlen ließen, und aufgeſucht von denen, die ſeinem Geiſte und Streben Bewunderung zollten. Als Kaiſer Alexander im Jahre 1814 nach Paris gekommen war, wendete ſich **Kosciusko** an ihn mit der Bitte, eine allgemeine Amneſtie für alle Polen zu erlaſſen, Polen wieder herzuſtellen, ſich zum König desſelben zu erklären, daſelbſt eine Verfaſſung, die der engliſchen gleichkäme, einzuführen, öffentliche Schulen zur Volksbildung zu errichten und die Leibeigenſchaft aufzuheben. Dabei verſprach er, wenn man ſeiner bedürfte, in Perſon nach Polen zurückzukehren. Kaiſer Alexander gab ihm (unterm 4. Mai) eine tröſtliche Antwort, und er verließ Frankreich, müde der Stürme, von denen es damals heimgeſucht wurde, und voll Hoffnungen für ſein Vaterland, die durch eine zweite Unterredung mit Kaiſer Alexander (zu Braunau, im Jun. 1815) in ihm beſtärkt wurden. So der Erfüllung ſeiner Wünſche gewärtig, begab er ſich nach Solothurn. Hier brachte er im Schooße der Familie Zeltner, liebend und geliebt, den Reſt ſeiner Tage zu, durch viele Beweiſe einer ſeltnen Großmuth und Menſchenfreundlichkeit ihn ſchmückend. Und hier ſtarb er, nach einem kurzen Krankenlager, ruhig und ſanft am 15. Oct. 1817, und hinterließ den Ruhm und das Beiſpiel einer durch thätige Menſchenliebe verklärten Vaterlandsliebe!

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten vom weſtphäliſchen Frieden bis zur franzöſiſchen Revolution.

Seite.

Einleitung: Von den Zeiten des politiſchen Intereſſe, — ihre Bedeutung, Entſtehung und Aeuſſerung; — Plan zur Darſtellung derſelben 1 — 6

Erſtes Kapitel: Von der Regierung Ludwigs XIV. und den von ihm erregten Kriegen . . . . 6 — 47

I) Ueber Ludwig XIV. u. ſeine Regierung überhaupt 6

II) Ludwigs XIV. Minderjährigkeit: Krieg der Fronde; Mazarin's Herrſchaft 7

III) Ludwigs Selbſtregierung:

A) Geſtaltung des Innern, vornehmlich durch Colbert 11

B)

Seite.

B) Geſtaltung des Aeuſſern, oder Ludwigs Kriege und Staatshändel 13

a) Krieg gegen die ſpaniſchen Niederlande . 14

b) Rachekrieg gegen die Holländer . . 15

c) Ludwigs Verfahren gegen Deutſchland und Spanien (Reunionskammern), gegen Algier und Tripolis, gegen Genua, den Pabſt und die Hugenotten in Frankreich . . . 21— 24

d) der Coalitionskrieg und ryswicker Frieden 24— 28

e) der ſpaniſche Erbfolgekrieg und utrechter und raſtadter Frieden . . . . . . 29— 46

IV) Ausgang der Regierung Ludwigs XIV., oder trauriger Zuſtand ſeines Reiches, ſeines Hofes und ſeiner Familie bei ſeinem Abſterben . . . . 46— 47

Zweites Kapitel: Der nordiſche Krieg, nebſt den gleichzeitigen Geſchichten Polens, Dänemarks und Schwedens . . . . . . 48— 84

I. Einiges aus der Geſchichte Polens, Dänemarks, Rußlands und Schwedens . . . . 48— 68

1) Polen: Ausſterben der Jagellonen. Wahlkönige: Heinrich von Valois, Stephan Bathori, Siegmund III., Wladislaw IV., Johann Kaſimir, Michael, Johann III. (Sobieski), Auguſt II. . . . . 48— 53

2) Dänemark: Ausgang der Regierung Chriſtians IV.; Friedrich III., Chriſtian V. (Händel mit dem Hauſe Gottorp), Friedrich IV. 53— 55

3) Rußland: Ausſterben des Hauſes Rurik; Thronſtreitigkeiten 1598 — 1613; das Haus Romanow gelangt zum Thron; Michael, Alexei, Feodor III.; Peter der Große und Iwan; Peters Selbſtregierung und Streben, ſein Reich zu bilden und zu erheben . . 55— 61

4)

Seite.

4) Schweden ſeit dem Tode Guſtav Adolfs: Regierung und Abdankung der Königin Chriſtine; Karl X. und deſſen Kriege in Polen und Dänemark; Karl XI., Karl XII. . 61 — 68

II. Der nordiſche Krieg . . . . 68 — 84

1) Urſachen dieſes Kriegs 69

2) Gang deſſelben . . . . 70 — 79

3) Regierungsveränderungen in Schweden und Friedensſchlüſſe zu Stockholm und Nyſtadt: Rußlands Erhebung; Preußens Aufleben 80 — 84

Drittes Kapitel: Staatshändel oder Unterhandlungen und Kriege vornehmlich im weſtlichen Europa von 1715 — 1786 . . . . . . 85 — 182

I. Staatshändel erregt durch die ſpaniſche Königin Eliſabeth und ihren Rathgeber Alberoni, 1716 — 1720 . . 87

II. Staatshändel im Betreff der Handelscompagnie zu Oſtende, der pragmatiſchen Sanction und der Thronfolge in Polen, 1724 — 1738 . . . 91

III. Die Erbfolge in Oeſtreich, oder der öſtreichiſche Erbfolgekrieg ſamt dem erſten und zweiten ſchleſiſchen Kriege, 1740 — 1748 101

IV. Der ſiebenjährige oder dritte ſchleſiſche Krieg, 1756 — 1763 . . 121

V. Die Theilung Polens ſamt der völligen Zertrümmerung dieſes Reiches 158

VI. Staatshändel im Betreff Baierns, oder Oeſtreichs Verſuch Baiern an ſich zu bringen; 1) durch Waffengewalt 1778 (baierſcher Erbfolgekrieg, Friede zu Teſchen 1779); 2) durch Tauſch 1784 und 1785 (Stiftung des deutſchen Fürſtenbundes) 173

Zweiter Abſchnitt.

Darſtellung einzelner Begebenheiten und Charaktere aus den Zeiten von dem weſtphäliſchen Frieden bis zur franzöſiſchen Revolution . . . .

Seite.

I. Schilderung Ludwigs XIV. und ſeiner Regierung (Verfolgung der Hugenotten und Verwüſtungen der Pfalz) . 183 - 205
II. Frau von Maintenon . . 206—218
III. Eugen und Marlborough . 229—239
IV. Johann Sobieſki entſetzt Wien 240—248
V. Chriſtine, Königin von Schweden 248 - 293
VI. Karl XII., König von Schweden 293—327
VII. Peter der Große . . . 328—362
VIII. Katharina I. . . . . 363—373
IX. Maria Thereſia und die Ungern 373—381
X. Bemerkungen über den ſiebenjährigen Krieg . . . . . . 381—395
XI. Gefangennehmung und Befreiung des Königs Stanislaus Auguſtus, am 3. Nov. 1771 . . . . 395—403
XII. Thaddäus Kosciusko . . 403—418

Zehn Kupfer
zum
# hiſtoriſchen Bilderſaal.

Fünften Bandes zweiter Theil. Beſſere Ausgabe.

Nachricht. Dieſer Theil koſtet im Pränum. Preis 3 Thr. 12 Gr. ſächſ. oder 6 fl. 18 Kr. rhein., wofür ihn alle frühere Theilnehmer an dieſem Werke erhalten.

Tafel XI. Ludwig XIV. und Louvois.

Als König Ludwig XIV. das Schloß zu Trianon neu aufbauen ließ, bemerkte er, daß eines von den Fenſtern kleiner war, als die anderen. Der Miniſter Louvois, der die Aufſicht über dieſen Bau führte, behauptete das Gegentheil und ſo hartnäckig, daß Ludwig XIV. das Fenſter ausmeſſen ließ und dem ſtolzen Miniſter nach überwieſenem Unrecht, im Beiſeyn vieler Arbeiter und Hofleute, harte Worte ſagte. Hierüber ergrimmt, ſchürte Louvois den Krieg an, der im October 1688 mit ſchrecklichen Verheerungen der Pfalz begann.

„ XII. Ludwig XIV. und Frau von Maitenon.

Nachdem es der Frau von Maintenon gelungen war, die Gemahlin Ludwigs XIV. zu werden, wußte ſie die Leitung der Angelegenheiten Frankreichs auf die ſchlaueſte Weiſe an ſich zu bringen. Sie bewog den König in ihrem Zimmer mit ſeinen Miniſtern zu arbeiten. Dabei ſchien ſie ganz unbefangen, beſchäftigt mit Leſen oder Garnwickeln, hörte den Verhandlungen zwiſchen dem Könige und den Miniſtern ſchweigend zu, und ſprach nur, wenn der König ſie befragte. Aber insgeheim hatte ſie vorher mit den Miniſtern verabredet, was dieſe dem Könige vortragen oder anempfehlen ſollten; und war der König ihr manchmal entgegen, ſo wußte ſie zu ſchweigen und zu einer andern Zeit, wenn er beſſer gelaunt war, ihre Wünſche zu erneuern und durchzuſetzen.

„ XIII. Prinz Eugen übernimmt als ſiebzigjähriger Greis den Oberbefehl.

Als nach Ausbruch des polniſchen Thronfolge-Krieges der Held Eugen, damals ein und ſiebzig Jahr alt, noch einmal das öſtreichiſche Heer gegen die Franzoſen anführen ſollte, begab er ſich in das Lager vor Philippsburg. Hier wurde er von ſeinen Soldaten aufs herrlichſte empfangen (27. April 1734). Sie drängten ſich ihm entgegen, riefen ihm zu: „es lebe unſer Vater!“ warfen ihre Hüte in die Luft, und umarmten ſeine Kniee und das Pferd, auf dem er ritt. Er aber erwiederte ihre Liebe durch väterliche Freundlichkeit.

„ XIV. Zuſammenkunft des Königs Johann Sobieski mit dem Kaiſer Leopold I.

Nachdem der Polen König Johann Sobieski Wien gerettet hatte (12. Sept. 1683), wurde dem ſtolzen Kaiſer Leopold I. die Verbindlichkeit, die er demſelben ſchuldig war, zur drückenden Laſt, und kaum konnte er es über ſich gewinnen, ihn zu ſehen. Erſt am 15. Sept. hatte er mit ihm eine Zuſammenkunft auf offnem Felde zwiſchen dem polniſchen und öſtreichiſchen Lager. Da erſchien der Kaiſer glänzend geſchmückt, auf einem ſpaniſchen Pferde und begleitet von vielen Hofcavalieren und Miniſtern; der König hingegen, weniger glänzend, auf einem polniſchen Pferde und begleitet von ſeinem Sohne und ſeinen Generalen. Als beide einander gegenüber gekommen waren, begrüßten ſie ſich höflich, aber kalt. Der König ſtellte ſeinen Sohn dem Kaiſer vor; aber dieſer griff nicht einmal an den Hut, und eben ſo bei Vorſtellung der tapferen Polen, die zur Erringung des Rettungsſieges mitgewirkt hatten. Tief kränkte dieß Zeichen des Stolzes und Undankes den König; er drehete ſein Pferd und ritt nach kurzem Gruße in ſein Lager zurück.

„ XV. Die Königin Chriſtine entſagt dem ſchwediſchen Throne.

Als die Königin Chriſtine beſchloſſen hatte, die ſchwediſche Krone feierlichſt niederzulegen, erſchien ſie am 16. Jun. 1654 in der Mitte der ſchwediſchen Reichsſtände. Dort beſtieg ſie den Thron; hinter ihr ſtellte ſich der Oberkammerherr, ihr zur Seite der Erbprinz; und als ſie ſich der königlichen Ehrenzeichen, die auf einen nahen Tiſch gelegt wurden, entäußert hatte, trat ſie an den Rand des Throngerüſtes und hielt eine rührende Rede erſt an die Reichsſtände, dann an den Thronfolger, dem ſie ſeine Pflichten dringend ans Herz legte.

Tafel XVI. Karl XII. unterliegt im Kampfe zu Warnitza.

Nach ſeiner Niederlage bei Pultawa (8. Jul. 1709) war **Karl XII.** zu den Türken geflüchtet. Von ihnen gaſtfreundlich aufgenommen, hatte er ſich zu Warnitza bei Bender eine Wohnung gebaut. Aber bald zeigte er ſich der Pforte als ein Ueberläſtiger, ſo daß der Sultan Befehl gab, ihn mit Gewalt zur Abreiſe zu nöthigen, oder mit ſeinen Leuten gefangen zu nehmen. Zufolge dieſes Befehls rückten am 12. Febr. 1713 Janitſcharen und Tartaren vor ſeine Wohnung, und er hatte die Kühnheit mit ſeinen wenigen Leuten gegen ſie zu kämpfen bis er endlich, als er aus ſeinem brennenden Hauſe heraustrat, ſtolperte und niederfiel. Augenblicklich ſtürzten die türkiſchen Soldaten herzu, ergriffen ihn und entriſſen ihm Degen und Piſtolen; doch ſchonten ſie ſeiner, obſchon er, **wie das Gerücht ging**, funfzehn der ihrigen mit eigener Hand getödtet hatte.

„ XVII. Maria Thereſia und die Ungern.

Dort bedrängt von Franzoſen, Baiern und Preußen, nahm **Maria Thereſia** ihre Zuflucht zu den Ungern. Am 21. Sept. 1741 erſchien ſie auf dem Reichstage zu Presburg, in Trauerkleidern, nach Sitte der Ungern, umgürtet mit dem königlichen Schwerte und mit der königlichen Krone auf dem Haupte. Ihr Anblick rührte die Ungern, noch mehr ihre herzergreifende Rede, und als ſie endlich ihren Sohn, ein kaum halbjähriges Kind, auf die Arme nahm und dem Schutze der **Verſammlung** anempfahl, zogen alle ungeriſchen Magnaten ihre Säbel und riefen begeiſtert: „Wir wollen für unſern König, Maria Thereſia, ſterben!“

„ XVIII. Friedrich II. nach der Schlacht bei Collin.

Als Friedrich II. nach der Schlacht bei Collin (18. Jun. 1757) ſeine geſchlagenen Truppen bei Nimburg auf der rechten Seite der Elbe ſammelte, ſah man ihn auf einer Brunnenröhre ſitzen und mit ſeinem Stocke Figuren in den Sand zeichnen; die erlittene Niederlage hatte ihn tief erſchüttert. Aber ſein Muth war nicht gebrochen, und bald erhob er ſich wieder zu neuen Siegen.

„ XIX. Der gefangene König von Polen, Stanislaus Auguſtus, gelangt wieder zur Freiheit.

Am 3. Nov. 1771 war der letzte König von Polen, Stanislaus **Auguſtus**, von ungefähr vierzig Verſchwornen Abends zwiſchen 9 und 10 Uhr aus Warſchau entführt worden. Aber bald darauf hatten ſich die Räuber in der Finſterniß der Nacht und aus Furcht eines Ueberfalls zerſtreut; zuletzt war nur noch einer derſelben, Koſinski, um den König. Und dieſen einen wußte der König, als beide, um auszuruhen, ſich auf die Erde niedergeſetzt hatten, ſo zu erſchüttern, daß derſelbe den Säbel wegwarf, vor dem König niederkniete und ihn um Verzeihung bat. Stanislaus verzieh ihm und ging dann mit ihm in eine nahgelegene Mühle, wo er ein Obdach und bald auch Gelegenheit zur Rückkehr nach Warſchau fand.

„ XX. Koſciusko verpflichtet ſich zum Kampfe für ſein Vaterland.

Von Vaterlandsliebe durchglühet, hatte Koſciusko in der Schlacht bei Dubienka (17. Jul. 1792) gegen die Ruſſen, die ſein Vaterland unterdrücken wollten, tapfer gekämpft. Aber vergebens! Die Polen wurden geſchlagen und ihr wankelmüthiger König befahl ihnen, die Waffen niederzulegen. Auch Koſciusko mußte dieſem Befehle gehorchen. Doch ehe er den Säbel in die Scheide ſteckte, hielt er, mitten unter weinenden Soldaten, mit beiden Händen ihn empor und rief: „Gott, Gott, laß mich ihn nur noch einmal für das Vaterland ziehen!“ Aber vergebens war es, daß ſein Gebet Erhörung fand. Er unterlag und mit ihm Polen der Uebermacht der Ruſſen.

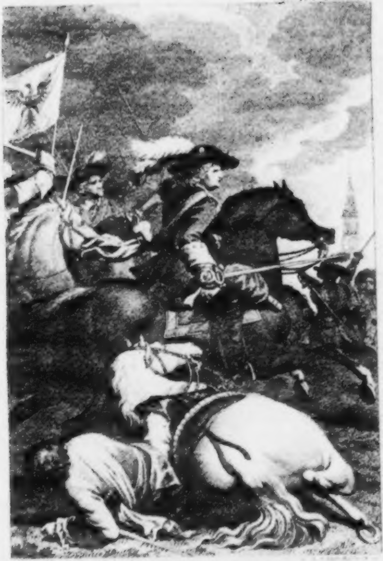
Für den Buchbinder.

Das Kupfer, T. XVIII., wird dem Titel gegenüber gebunden.

Die größte Vorſicht iſt beim Binden dieſes friſch gedruckten Bandes anzuwenden, da unvorſichtiges Schlagen und Preſſen leicht Text, wie Kupfer verderben würde.

Dieſe Kupfererklärung iſt nicht zu verwerfen, ſondern nach dem Inhaltsverzeichniß anzubinden.

Bl. LXXVIII



Friedrich Wilhelm
in der Schlacht bei Fehrbellin

Geſchichte

der

neuen Zeiten.

Von

Chriſtian Ferdinand Schulze,

Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

Zweiter Band.

Mit zehn Kupfern

nach Zeichnungen von Heideloff.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 1831.

Hiſtoriſcher Bilderſaal

oder

Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geſchichte.

Ein Lehr- und Leſebuch für gebildete Stände

von

Chriſtian Ferdinand Schulze,

Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

Fünften Bandes dritter Theil.

Mit zehn Kupfern

nach Zeichnungen von Heideloff.

Beſſere Ausgabe. Ladenpreis: 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 1831.

D 17 10.53
5.17.53
vvrs

Vorrede.

Mit dieſem Theile iſt die Periode von der Reformation bis zur franzöſiſchen Revolution beendigt. Denn nachdem im vorigen Theile die allgemeine Geſchichte von Ludwig XIV. bis zum Jahre 1789 behandelt worden war, ſo iſt nun, dem vorgezeichneten Plane gemäß, die Specialgeſchichte der Hauptſtaaten Europas während des achtzehnten Jahrhunderts, dann das Entſtehen der nordamerikaniſchen Freiſtaaten und der revolutionaiten Zeiten dargeſtellt, und hiermit der Uebergang zur Geſchichte der franzöſiſchen Revolution angebahnt worden.

Auf dieſen Inhalt des erſten Abſchnitts beziehen ſich die Schilderungen einzelner Begebenheiten und Charaktere im zweiten Abſchnitte. Sie, der Haupttheil des Ganzen, ſuchen hervorragende Erſcheinungen erkennbar zu machen, oder das zu näherer Anſchauung zu bringen, was im erſten Abſchnitte nur angedeutet werden konnte. Je wichtiger aber die hier behandelten Begebenheiten und Charaktere ſind, deſto mehr hat ſich der Verfaſſer bemüht, ſie, mit Benutzung aller ihm zugänglichen Quellen und Hilfsmittel, genau aufzufaſſen und eindringlich darzuſtellen. Beigefügt ſind dieſen Schilderungen zehn Kupfer nach den vortrefflichen Zeichnungen Herrn Heideloffs in Nürnberg.

Zweifelhaft waren Verfaſſer und Verleger, ob ſie dieſes Werk mit dieſem Theile ſchließen, oder bis zu den neueſten Ereigniſſen fortführen ſollten. Sie fürchteten die Willigkeit der Käufer zu ermüden,

müden, wenn ſie daſſelbe, das bereits zu mehreren Theilen, als anfangs beabſichtiget wurde, herangewachſen und dadurch im Preiſe geſtiegen iſt, weiter fortſetzten, und der Abſchluß der Zeiten vor Ausbruch der franzöſiſchen Revolution konnte als Abſchluß deſſelben gelten. Doch da in der Vorrede zum erſten Theile verſprochen worden war, daſſelbe bis zu den neueſten Ereigniſſen fortzuführen; da daſſelbe als ein mangelhaftes Ganze erſcheinen würde, wenn ihm die Geſchichte unſrer Tage abgehen ſollte: da gerade dieſem Theile der Geſchichte die lebhafteſte Theilnahme ſich zuwendet; und da der Beifall, den dieſes Werk gleich anfangs fand, auch bei dem langſamen Fortrücken deſſelben ſich erhalten hat: ſo fühlen Verfaſſer und Verleger ſich bewogen, eine Fortſetzung deſſelben hiermit anzukündigen.

Dieſe Fortſetzung ſoll in zwei Theilen nach eben dem Plane, der dem Ganzen zum Grunde liegt und den Beifall der Leſer gefunden hat, bearbeitet werden. Auch die äuſſere Ausſtattung, in Hinſicht auf Druck und Papier, ſoll dieſelbe bleiben. Nur ſcheint es zweckmäßig, in Hinſicht der Kupfer eine Aenderung eintreten zu laſſen, oder, ſtatt wie bisher einzelne Begebenheiten durch Kupfer zu veranſchaulichen, nur die Portraits merkwürdiger Perſonen darzuſtellen. — Der erſte Theil dieſer Fortſetzung ſoll, wenn nicht Hinderungen eintreten, binnen Jahresfriſt erſcheinen.

Gotha, den 20. Aug. 1831.

Chriſtian Ferdinand Schulze.

Der

neuen Geſchichte

Erſte Periode

von der

Reformation bis zur franzöſiſchen Revolution

1517 — 1789.

Zweite Abtheilung.

Die Zeiten des politiſchen Intereſſe.

1648 — 1789.

Fortſetzung.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten vom weſtphäliſchen Frieden bis zur franzöſiſchen Revolution.

(Fortſetzung.)

Viertes Kapitel.

Das weſtliche Europa,

oder die Geſchichten Portugals, Spaniens, Frankreichs und des deutſchen Reichs vornehmlich im achtzehnten Jahrhundert.

Von den europäiſchen Staatshändeln während des achtzehnten Jahrhunderts, die uns im vorigen Kapitel beſchäftigten, wenden wir uns zu den einzelnen Staaten Europas, die an denſelben mehr oder weniger Antheil nahmen. Wir beginnen hierbei von den Staaten des weſtlichen Europas, Portugal, Spanien, Frankreich und dem deutſchen Reiche, die damals das Gemeinſame hatten, daß ſie, während in ihrem Innern manches Gute geſchah und, beſonders in Frankreich und Deutſchland, Geiſtesbildung emporkam, in ihrer äußern Ankündigung nicht die Kraft und Stärke zeigten, durch die ſie ſich in früheren Zeiten hervorgethan hatten. Je auffallender dieſe Erſcheinung iſt, deſto mehr muß es uns als Aufgabe gelten, bei der Geſchichte dieſer Staaten bemerkbar zu machen, wie ihre Entkräftung herbeigeführt wurde.

I. Portugal.

Der Glanz und der Wohlſtand, zu welchem Portugal ſeit dem funfzehnten Jahrhundert unter dem unächt-burgundiſchen Hauſe (1383 — 1580) aufgeblüht war, verwelkte mit dem Hinwelken und erloſch mit dem Verlöſchen dieſes Hauſes. Denn als nun Portugal in ſpaniſche Hände kam*), verlor es mit ſeiner Selbſtändigkeit auch ſeine Herrlichkeit. Zwar ſollte es als ein beſonderes Königreich beſtehen und ſeine Verfaſſung und Vorrechte behalten; aber der ſpaniſchen Regierung galt es als eine eroberte Provinz, und den Feinden Spaniens, den Engländern und Holländern, als ein ſpaniſches Beſitzthum. Während es alſo durch dieſe ſeiner Colonieen in Aſien, Afrika und Amerika und ſeines Alleinhandels mit oſtindiſchen Waaren verluſtig wurde, mußte es von jener Druck und Schmach erleiden. Die zugeſtandenen Verſprechungen wurden nicht gehalten, die wichtigſten Bedienungen an Spanier verliehen, die königlichen Güter und Ein-

künfte

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſaal Bd. V, 1, S. 60.

Künſte veräußert oder verſchleppt, die Adeligen zu Kriegsdienſten in weiter Ferne genöthigt, die widrigſten Auflagen angeordnet und ſelbſt auf die Geiſtlichen ausgedehnt. Sechzig Jahre lang (1580—1640) dauerte dieſe Herrſchaft! Da führte endlich die Erbitterung gegen Spanien einen Aufſtand herbei, durch welchen die Selbſtändigkeit Portugals erneuert und das Haus Braganza auf den portugieſiſchen Thron erhoben wurde.

Die Vornehmſten unter dem Adel und Klerus, an deren Spitze der Erzbiſchof von Liſſabon Roderich von Cunha ſtand, vereinigten ſich, Portugal der ſpaniſchen Herrſchaft zu entreißen und es dem Herzog Johann von Braganza, dem reichſten und angeſehenſten unter den portugieſiſchen Großen und einem Abkömmling des Königs Emanuel, zu unterwerfen. Der Herzog ſelbſt wies dieſes gefahrdrohende Wagniß anfangs zurück; doch da ſeine entſchloſſene und herrſchſüchtige Gemahlin, Luiſe, Tochter des ſpaniſchen Herzogs von Medina-Sidonia, ihm Muth einſprach, und da Philipp IV. aus Argwohn ihn aufforderte, nach Madrid zu kommen und mit dem portugieſiſchen Adel gegen das empörte Catalonien zu ziehen, entſchloß er ſich dasſelbe zu beſtehen. Darauf erhoben ſich (am 1. Dec. 1640) die Verſchwornen zu Liſſabon, bemächtigten ſich des königlichen Palaſtes, wobei einige Spanier getödtet wurden, nöthigten die Statthalterin Margaretha (verwitwete Herzogin von Mantua) zum Abzug und rieſen den Herzog von Braganza, der noch zu Villaviçioſa weilte, unter dem Namen Johann IV. zum König von Portugal aus. Er ſelbſt traf am 6. Dec. in Liſſabon ein und nahm den ihm errichteten Thron in Beſitz; das ganze Reich folgte der Hauptſtadt, ſo daß in wenig Tagen die Spanier aus Portugal vertrieben waren; und eine Reichsverſammlung, die im Jan. 1641 zuſammentrat, genehmigte das Geſchehene und ſprach dem Hauſe Braganza den portugieſiſchen Thron zu, doch ohne deſſen Macht und Befugniſſe durch Reichsgrundgeſetze zu beſtimmen. Der Adel glaubte durch eigene Gewalt ſich ſchützen zu können, und die Bedürfniſſe des Volkes wurden nicht beachtet.

Spanien, damals durch Kriege mit Holland und Frankreich und durch eine Empörung der Catalonier beſchäftigt und erſchöpft, war außer Stand, dem Abfall der Portugieſen kräftigſt zu begegnen; und vergebens griff es zu den Kniffen der Argliſt: die Verſchwörung gegen das Leben des neuen Königs, die es unterſtützte, wurde verrathen und vereitelt (Aug. 1641). Dagegen eilten die Feinde Spaniens, Frankreich, Holland, Schweden und England die Wiedergeburt Portugals anzuerkennen und zu unterſtützen: Frankreich, von Richelieu geleitet, ſchickte Geld und Truppen, Schweden Waffen. Doch mit Holland gerieth Portugal bald nach dem erſten Bündniß (vom 13. Jan. 1641) in langwierige Händel, da einerſeits die Holländer von den Portugieſen aus Braſilien (1651), und andrerſeits die

Portugieſen von den Holländern aus Ceylon vertrieben wurden.

Ehe noch dieſe Händel beigelegt waren, ſtarb Johann IV. (6. Nov. 1656) und hinterließ den neuerrichteten Thron ſeinem Hauſe. Aber dieſes Haus blieb weit hinter dem unächt-burgundiſchen zurück; kein einziger Regent aus demſelben ragte durch Kraft und Weisheit hervor; keiner vermochte das portugieſiſche Reich zu wahrer Selbſtändigkeit zu erheben oder das verlorene Beſitzthum ihm wieder zu verſchaffen. Schon Johann IV. beſaß mehr Gutmüthigkeit, als Kraft, und war mehr durch günſtige Umſtände, als durch gewichtige Talente zum Thron gelangt. Noch weit mehr aber galt dieß von ſeinem Sohn und Nachfolger Alfons VI. (1656 — 1667), deſſen ganze Regierung als ein Gewebe der widrigſten Ränke anzuſehen iſt.

Alfons VI. (geb. 1643), erſt dreizehn Jahr alt, als er zur Regierung gelangte, geiſtig und körperlich ſchwach, in der Erziehung vernachläſſigt, daher von rohen Sitten, ſtand zuerſt unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Luiſe, die in Gemeinſchaft mit den Jeſuiten ihn dem Volke verächtlich gemacht haben ſoll, um ſtatt ſeiner zu regieren. Am 23. Jun. 1662 wurde ſie genöthigt, ihm die Regierung zu übergeben. Nun beherrſchte Graf Caſtello Melhor den König, und ſuchte die Jeſuiten, die Beiſtände der Königin Mutter, vom Hofe zu entfernen. Hierüber erbittert, arbeiteten dieſe an des Königs und des Grafen Untergang. Befördert wurde ihr

Streben durch die junge Königin Marie Franziska Eliſabeth, aus dem Hauſe Nemours, einer Seitenlinie des Hauſes Savoyen. Caſtello Melhor hatte ſie dem König Alfons zugeführt (2. Aug. 1666) in der Hoffnung durch ſie ſeinen Einfluß zu befeſtigen; ſie aber, eben ſo herrſchſüchtig als wollüſtig, verband ſich mit den Jeſuiten und dem Bruder des Königs, Peter, verdrängte den Grafen Caſtello Melhor (15. Sept. 1667) und die übrigen Freunde des Königs, floh dann (am 21. Nov.) aus dem königlichen Palaſt in das Nonnenkloſter da Esperanza zu Liſſabon, kündigte ihrem Gemahl, als einem Schwächling, die Ehe auf, und bewirkte mit ihrem Anhang einen Volksaufſtand (23. Nov.). So bedrängt und von Freunden verlaſſen, mußte Alfons der Regierung zu Gunſten ſeines Bruders Peter entſagen. Er wurde darauf, als ein Geiſtesſchwacher, bis an ſeinen Tod in Gefangenſchaft gehalten, erſt im Palaſte zu Liſſabon, dann auf der azoriſchen Inſel Terceira, zuletzt in dem feſten Schloſſe Cintra, wo er (1683) ſtarb. Peter aber regierte, begünſtigt von den Jeſuiten und durch dieſe vom Pabſte, — der ihm ſogar erlaubte, die Gattin ſeines noch lebenden Bruders zu heurathen (2. Apr. 1668), — bis zu Alfons Tode unter dem Titel Regent, dann unter dem Königstitel (1683 — 1706).

Das Erſte und Wichtigſte, was unter ſeiner Regierung geſchah, war die endliche Ausgleichung mit Spanien. Vergebens hatte dieſes den Verſuch, Portugal wieder zu unterjochen, oft erneuert. Den ſpaniſchen Einfaſt bald nach Johanns IV. Tode (1657) hatte der Sieg der Portugieſen bei Elvas vereitelt (1659); und als nach dem pyrenäiſchen Frieden (7. Nov. 1659), in welchem Ludwig XIV. verſprochen hatte, den Portugieſen nicht beizuſtehen, drei ſpaniſche Heere nach Portugal gezogen waren, wurde dieſes vornehmlich durch die Siege des Grafen von Schomberg, den der Marſchall Turenne, ein naher Anverwandter der Gemahlin Alfons VI. und Peters II., mit 4000 Mann den Portugieſen zu Hilfe geſchickt hatte, gerettet (1663 und 1665). Hierauf war Spanien ſelbſt, bei dem Einfall Ludwigs XIV. in die ſpaniſche Niederlande, in ſolche Bedrängniß gerathen (1667), daß es nicht länger zögerte, mit Portugal Frieden zu ſchließen. In dieſem Frieden, den England vermittelte (13. Febr. 1668), ward Portugal als ein freies, ſelbſtändiges Reich anerkannt, von welchem Spanien nichts als Ceuta in Afrika behielt. — Auch mit Holland kam jetzt eine Ausgleichung zu Stande. Denn nachdem der ſchon im Jahre 1661 verabredete Frieden durch neue Streitigkeiten vereitelt worden war, vereinigte man ſich nun (1669) dahin, daß Portugal für den fernern Beſitz Braſiliens eine Summe von acht Millionen Cruſaden bezahlen, und jeder Theil, was er in Oſt- und Weſtindien wirklich beſaß, behalten ſollte: wodurch den Portugieſen in Oſtindien faſt nur Goa, Diu und einige Factoreien verblieben.

Aber frei von den Spaniern und im Frieden mit den Holländern, gerieth nun Portugal unter den Einfluß

fluß der Mächte, durch deren Einfluß es Freiheit und Friede erlangt hatte. Während des ſpaniſchen Succeſſionskrieges wurde es erſt (1701) von Frankreich zur Verbindung mit dem neuen ſpaniſchen Könige Philipp V., dann (1703) von England zum Krieg gegen Frankreich und Philipp V. gezwungen, ſo wie zu einem Handelsvertrage (1705), welcher den Engländern die zollfreie Einfuhr engliſcher Manufacturwaaren und die ungehinderte Ausfuhr der in Portugal geſammelten Schätze zugeſtand, und ſo die Portugieſen den Engländern gleichſam zinsbar machte und dieſen den Hauptgewinn der in Braſilien (1698 und 1723) entdeckten Gold- und Diamantengruben zuführte.

Noch während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges ſtarb **Peter II.** (9. Dec. 1706), und ihm folgte ſein älteſter Sohn **Johann V.** (geb. 1689, reg. 1706 — 1750). Aber auch dieſer König, obſchon nicht ohne Thätigkeit und Kenntniſſe, war ein ſchwacher Herr und voll Widerſprüche in ſeinem Verfahren. Aus Liebe zu den Wiſſenſchaften errichtete er (8. Dec. 1720) eine königliche Akademie der Geſchichte, die manches Heilſame anregte, und aus Liebe zur Gerechtigkeit verbeſſerte er (1729) das Verfahren der Inquiſition; aber der Frömmelei hingegeben und von Jeſuiten geleitet, betrieb er nichts mit größerm Eifer und größerm Aufwand als die Erhebung der königlichen Kapelle in Liſſabon zu einem Patriarchate und den Aufbau des Kloſters Mafra. Durch

Vermittelung Englands gewann er im Frieden zu Utrecht (1713) von Spanien die Colonie San Sacramento und von Frankreich die bisher ſtreitigen Länder am Nordcap zwiſchen dem Amazonenſtrome und dem Napoc; auch gelang es ihm, die Streitigkeiten, in die er mit dem Pabſte (1722—1732) und mit Spanien (1735) gerieth, glücklich beizulegen, ja er erhielt ſogar vom Pabſte für ſich und ſeine Nachkommen den Titel „des Allergetreueſten Königs“ (Regis Fidelissimi, 1748); aber unter ihm gerieth die Land- und Seemacht, ſo wie der Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel in Verfall, die Colonieen wurden nicht gehörig gepflegt und benutzt, und die Staatsſchätze verſplittert. In den letzten acht Jahren ſeines Lebens (1742—1750) wurde er durch Gicht und Schwermuth ſo niedergebeugt, daß er nicht mehr regieren konnte und alle Staatsgewalt in die Hände ſeines Beichtvaters, des Mönchs Kaspar von Aveiro kam, dem es durchaus an Kraft und Einſicht zur Regierung fehlte.

Zu neuer Kraft ſchien ſich Portugal zu erheben unter Johanns Sohne und Nachfolger Joſeph I. (geb. 1714, reg. 1750—1777). Zwar war Joſeph ſelbſt ein ſchwacher Herr, ohne die nöthigen Regierungskenntniſſe, mißtrauiſch gegen ſich, furchtſam und leichtgläubig; aber ſein günſtiges Geſchick führte ihm im Marquis von Pombal einen Miniſter zu, der Muth und Kraft hatte, Portugals Umbildner zu werden. Aus niedern Verhältniſſen hatte ſich dieſer durch

Glück und Schlauheit zum Staatsminiſter emporgeſchwungen, und als ſolcher wußte er das Vertrauen ſeines Königs dergeſtalt zu gewinnen und feſtzuhalten, daß während deſſen ganzer Regierungszeit alle Regierungsmacht in ſeinen Händen lag. In ſeinem Streben und Wirken ähnlich dem Cardinal Richelieu, ſuchte er vor allem die königliche Macht der Abhängigkeit vom Adel und Klerus zu entziehen und ſich ſelbſt gegen alle Angriffe ſeiner Feinde zu behaupten. Aber zugleich arbeitete er auch umſichtig und raſtlos an der Erhebung Portugals, und ſuchte dazu die Land- und Seemacht zu verſtärken, die Geſetze und Staatswirthſchaft zu verbeſſern, die ausländiſchen Beſitzungen zu befeſtigen und anzubauen, den Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel zu beleben, Wiſſenſchaften und Geiſtesbildung emporzubringen, und nach Außen hin dem portugieſiſchem Staate Anſehn zu verſchaffen. Zwei große Schreckniſſe traten unter ihm ein: am 1. Nov. 1755 wurde Liſſabon und ein großer Theil Portugals von einem furchtbaren Erdbeben heimgeſucht, und am 3. Sept. 1758 um Mitternacht geſchah ein mörderiſcher Angriff auf das Leben des Königs *); **Pombal** aber wußte beidem zu begegnen. Nach den Zerſtörungen jenes Erdbebens zeigte er eine rühmliche Sorge für die Rettung der Verunglückten und für die Wiederherſtellung Liſſabons, und dieſen mörderiſchen Angriff benutzte er, um den ihm feindſeligen hohen Adel zu unterdrücken, die Jeſuiten, die ihm widerſtrebten, vom Hofe und aus dem ganzen portugieſiſchen Reiche zu entfernen und die Aufhebung ihres Ordens (1773) herbeizuführen. Dabei verfuhr er oft mit grauſenhafter Härte, wodurch er ſeinen Ruhm verdunkelte und die Schmähungen ſeiner Feinde beglaubigte; doch ließ er nicht ab, ſo lange er konnte, für Portugals Wohlſtand thätig zu ſeyn.

---

*) Ausführlich ſind beide Ereigniſſe und zugleich Pombals Leben in der erſten und zweiten Erzählung des zweiten Abſchnittes dieſes Bandes geſchildert.

Mit dem Tode ſeines Königs (24. Febr. 1777) erloſch ſeine Herrſchaft und damit das meiſte von dem, was er zum Heile Portugals erſtrebt und erwirkt hatte. Denn als nun die älteſte Tochter Joſephs, Maria Franziska (geb. 1734, reg. 1777—1792) Königin und ihr Oheim Peter (ſeit 1760 mit ihr vermählt) Mitregent geworden war, wurde Pombal niedergeſtürzt: er mußte am 4. März 1777 ſeinen Abſchied nehmen, und kaum konnte er in Ruhe ſterben (5. Mai 1782). Nun gelangte Adel und Geiſtlichkeit wieder zur Herrſchaft, die Inquiſition trat wieder mit ihren Schrecken hervor, die nützlichen Anſtalten, die Pombal geſtiftet hatte, verfielen, und Portugal gerieth abermals in Erſchlaffung und in Abhängigkeit von England. Die Königin ſelbſt wurde nach dem Tode ihres Gemahls (1786) wahnſinnig, weßhalb ihr Sohn der Prinz von Braſilien Johann die Regentſchaft übernahm (1792). Sie ſtarb am 20. März 1816 in Braſilien.

II. Spanien.

Wie Portugal gerieth auch Spanien in Schwäche und Zerrüttung, obſchon ſelbige bei dem großen Umfange dieſes Staates nicht gleich ſo ſichtbar hervortrat, als bei dem kleinen Portugal. Schon unter dem ſpaniſch-habsburgiſchen Hauſe, und namentlich ſeit dem Ausgange der Regierung Philipps II., begann ſein Verfall durch die Schwächen der Könige, durch unglückliche Kriege und durch verkehrte Regierungsmaßregeln. Während die Nachbarſtaaten, Frankreich, England und Holland in lebendiger Bewegung fortſchritten, blieb Spanien zurück. Wohl erhob ſich bei der Kraft und Gluth des Nationalgeiſtes die Nationallitteratur, und großartige Dichter, wie ein Cervantes (geb. 1547, geſt. 1616) und ein Calderon (geb. 1600, geſt. 1687), traten auf; aber von Seiten der Regierung wurden Anordnungen und Einrichtungen getroffen, die den Geiſt der Nation lähmten, die Bevölkerung und den Anbau des Reiches ſchwächten und die Schätze desſelben dem Auslande zuführten.

Augenſcheinlich wurde der Verfall, als mit Karl II. der ſpaniſch-habsburgiſche Stamm ausſtarb (1. Nov. 1700). Nicht im Stande war jetzt Spanien über die Beſetzung ſeines Thrones und den Zuſammenhalt ſeiner Länder ſelbſtändig zu entſcheiden, ſondern Fremde waren es, die demſelben einen König aufzudringen ſuchten, die als Freunde und Feinde dasſelbe beſetzten und verheerten, und im Frieden zu Utrecht (1713) beſtimmten, daß Philipp V., aus dem Hauſe Bourbon, König von Spanien ſeyn, und daß dieſes auf ſeine europäiſchen Nebenländer, Belgien, Mailand, Neapel, Sicilien, Sardinien, Minorka, ja auch auf die wichtige, in ſeinen Grenzen gelegene Feſtung Gibraltar verzichten, und in Amerika den Portugieſen die Colonie St. Sacramento und den Engländern die Herbeiführung der Neger (Aſſientovertrag) überlaſſen ſollte.

Neues Leben ſchien jedoch mit dem neuen Regentenſtamm über Spanien zu kommen. Denn durch den Krieg, der das Haus Bourbon auf den ſpaniſchen Thron brachte, waren die Spanier aufgeregt, und zu neuen Anſichten, Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten hingeführt worden. Auch ließ es ſich von dem neuen Regentenſtamme, der aus dem verfeinerten Frankreich kam, erwarten, daß er an der Ausbildung und Erkräftigung Spaniens arbeiten und die Culturfortſchritte Frankreichs auf ſelbiges übertragen würde. Doch dieſe Erwartung fand keine Befriedigung. Das Walten des Katholicismus und Despotismus hatte den Geiſt der Spanier zu tief niedergedrückt, als daß er plötzlich ſich wieder erheben, oder bei der Aufregung, die er ſo eben empfangen hatte, verbleiben konnte. Der neue Regentenſtamm ſelbſt beharrte bei den Grundſätzen des vorigen, zeigte mehr nachgiebige Gutmüthigkeit als ſelbſtthätige Regentenkraft,

kraft, und was Gutes unter ihm geſchah, geſchah meiſtentheils durch unternehmende und hellblickende Miniſter, oder durch den Drang der Umſtände.

Schon Philipp V. (geb. 1683, reg. 1700—1746), war ein ſehr ſchwacher Herr, äußerſt träge und bigott, von ſeinen Umgebungen und den feſtgeſetzten Formen des Lebens abhängig, zuletzt faſt kindiſch. In ſeinen erſten Regierungsjahren ließ er ſich von Ludwig XIV., von dem Cardinal Portocarrero, von der Prinzeſſin Urſini, die als Oberhofmeiſterin ſeiner erſten Gemahlin, einer Prinzeſſin von Savoyen, nach Spanien gekommen war (1701), leiten. In dieſer Zeit verordnete er (1713), daß nur beim gänzlichen Erlöſchen des Mannsſtammes der ſpaniſche Thron an die weibliche Linie kommen ſollte, entzog den Landſchaften Catalonien, Aragonien und Valencia, die im ſpaniſchen Erbfolgekriege gegen ihn gekämpft hatten, den Ueberreſt alter Freiheiten, und ertheilte den Franzoſen große Handelsvortheile in Spanien und im ſpaniſchen Amerika. Doch als er ſich nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin (14. Febr. 1714) mit der Prinzeſſin von Parma, Eliſabeth, einer eben ſo unternehmenden als herrſchſüchtigen Frau, vermählt hatte (25. Dec. 1714), und Ludwig XIV. geſtorben war (1. Sept. 1715), änderten ſich die Verhältniſſe. Die Prinzeſſin Urſini wurde aus Spanien verwieſen, die Freundſchaft mit den Bourbons in Frankreich erkaltete, und größere Regſamkeit nach Innen und Außen erhob ſich. Denn da Eliſabeth, wie bereits an einem andern Orte erzählt worden iſt *), ihren Söhnen, — die, weil ſchon von Philipps erſter Gemahlin zwei Söhne vorhanden waren, keine Ausſicht zur Thronfolge hatten, — Länderbeſitz verſchaffen wollte, ſuchte ſie, vereint mit dem Cardinal Alberoni, die Kräfte Spaniens zu großen Unternehmungen nach Auſſen zu ſtärken. Es wurde daher der Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel gefördert, das Finanzweſen geordnet, die Land- und Seemacht emporgebracht, und eine mächtige Kriegsflotte ausgerüſtet, von der das vormals ſpaniſche Italien erobert werden ſollte (1717). Anfangs ſchien dieſes Unternehmen zu mißlingen. Durch die Quadrupelalliance, die Georg I. ihm entgegenſtellte, wurde Spanien zur Nachgibigkeit gezwungen; Alberoni mußte Spanien verlaſſen (1719), und Eliſabeth ſich begnügen, daß ihrem älteſten Sohne Karl die Anwartſchaft auf Parma, Piacenza und Toskana zugeſprochen wurde (Haag, 17. Febr. 1720). Doch bei den Staatshändeln, die bald darauf entſtanden **), kam es durch eine Verkettung von Umſtänden dahin, daß im wiener Frieden (18. Nov. 1738) der Infant Karl das Königreich Beider-Sicilien ſammt dem Stato delgi Preſidi in Toskana erhielt, wogegen er ſeine Anwartſchaft auf

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V, 2, 87. ff.

**) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V. 2. S. 91—101.

Parma, Placenza und Toskana aufgeben und verſprechen mußte, das Königreich Beider-Sicilien, falls der ſpaniſche Thron an ihn kommen ſollte, ſeinem Bruder oder einem andern Prinzen ſeines Hauſes zu überlaſſen. Ja endlich, als Spanien an dem öſtreichiſchen Erbfolgekriege Antheil genommen hatte (wobei es jedoch wenig ausrichtete), und wegen des engliſchen Schleichhandels in Amerika mit England (ſeit 1739) in einen Seekrieg gerathen war (wobei es wichtige Plätze in Amerika verlor), geſchah es, daß im aachner Frieden (1748) auch Eliſabeths zweiter Sohn, Philipp, eine Herrſchaft in Italien erhielt (nämlich Parma, Piacenza und Guaſtalla, was Oeſtreich demſelben abtrat), und daß England zu Gunſten Spaniens den Aſſientotractat aufgeben und was es demſelben während des Seekrieges entriſſen hatte, zurückerſtatten mußte.

An allen dieſen Begebenheiten hatte Philipp V., der noch vor Abſchluß des aachner Friedens geſtorben war (9. Jul. 1746), keinen Antheil genommen, ja er hatte ſogar, von Schwermuth und Frömmelei getrieben, am 15. Jan. 1724 zu Gunſten ſeines älteſten Sohnes Ludwig die Regierung niedergelegt, und ſich mit ſeiner Gemahlin in klöſterliche Einſamkeit nach St. Ildephonſo begeben. Als aber Ludwig nach wenigen Monaten geſtorben war (31. Aug.), hatte er ſich von ſeiner Gemahlin und deren Anhang bereden laſſen, die Krone wieder anzunehmen (5. Sept.). Doch immer mehr hatten ſeine Schwächen zugenommen, und alle Regierungsgewalt war bis an ſeinen Tod in den Händen ſeiner Gemahlin geblieben.

Ihm folgte ſein zweiter Sohn erſter Ehe, Ferdinand VI. (geb. 17. Sept. 1713, reg. 1746 — 1759). Auch dieſer verrieth große Schwächen und zuletzt ſo wenig Regierungsthätigkeit, daß er kaum zur Unterzeichnung ſeines Namens gebracht werden konnte; aber er hatte das Glück an ſeinen Miniſtern, dem Ritter Carvajal, dem Marquis von Enſenada und dem vormaligen General und Geſandten Richard Wall gute Rathgeber zu finden, weßhalb auch manches Nützliche unter ihm geſchah. So wurde z. B. im Jahre 1752 eine Akademie der bildenden Künſte geſtiftet; im Jahre 1753 mit Pabſt Benedict XIV. ein Concordat abgeſchloſſen, das der Krone geſtattete bei großen Staatsbedürfniſſen die Kirchengüter in Anſpruch zu nehmen und niedere Kirchenämter zu vergeben; und ſeit dem Jahre 1754 wurden Vorkehrungen zu einer nach Kopfzahl und Vermögensbeſtand geordneten Beſteuerung getroffen, und der Verkehr zwiſchen den Colonieen und dem Mutterlande befördert. In Rückſicht der auswärtigen Angelegenheiten wendete ſich Ferdinand, geleitet von ſeiner Gemahlin Maria Barbara, Tochter des Königs von Portugal Johanns V., ferner von dem italieniſchen Sänger Farinelli, der ſchon unter Philipp V. Anſehn und Einfluß am madrider Hofe erlangt hatte, und zuletzt (ſeit 1754) von dem Irländer Wall, den ihm England empfohlen hatte, auf die Seite Oeſtreichs und Englands. Bei dem Kriege, der 1755 zwiſchen Frankreich und England in Amerika entſtand, blieb er neutral. Der Tod ſeiner Gemahlin, die nach langer Krankheit am 27. Aug. 1758 ſtarb, beugte ihn ſo darnieder, daß er untröſtlich und wirrſinnig den Thron verließ und ſich nach Villavicioſa begab, wo er am 10. Aug. 1759 ſtarb.

Da er kinderlos den Thron verlaſſen hatte, ſo kam derſelbe an ſeinen Stiefbruder **Karl III.** (geb. 20. Jan. 1716, reg. 1759 — 1788), der deshalb die Krone Beider-Sicilien, die er bisher (1738 — 1759) getragen, ſeinem dritten Sohne Ferdinand überließ, da der älteſte blödſinnig war, und der zweite in Spanien nachfolgen ſollte. Bei vielen Launen und Sonderbarkeiten war Karl III. weit kräftiger und thätiger als ſeine beiden Vorgänger, aufgeregt durch den langen Aufenthalt in Italien und durch ſeine Vorliebe für Frankreich. Von dieſer Vorliebe hingeriſſen, ſchloß er den bourboniſchen Hausvertrag (15. Aug. 1761), kraft deſſen die beiden Zweige des Hauſes Bourbon zu gemeinſamer Hilfsleiſtung und Beſchützung aller ihrer Länder ſich verbanden und den Spaniern in Frankreich ſo wie den Franzoſen in Spanien gleiche Rechte und Freiheiten, wie den Eingebornen, zuſprachen. Durch dieſen Vertrag, den Frankreich eingeleitet hatte, um ſich durch Spaniens Kräfte gegen Englands Seemacht zu ſtärken, ward Spanien noch am Ausgang des ſiebenjährigen Krieges zum Kampfe gegen England hingezogen. Bei demſelben erlitt es große Verluſte, konnte gegen Portugal, das auf Englands Seite blieb, nichts ausrichten, und mußte im pariſer Frieden (10. Febr. 1763) Florida bis an den Miſſiſippi und die Factoreien an der Hondurasbai den Engländern überlaſſen, wogegen es (1765) Louiſiana von Frankreich erhielt. Hierauf wurde es durch eben dieſen bourboniſchen Hausvertrag in den nordamerikaniſchen Krieg verwickelt (1779 — 1783). In dieſem war es glücklicher. Denn obſchon es Gibraltar lang und vergebens belagerte (1779 — 1782), ſo entriß es doch den damals von vielen Feinden bedrängten Engländern, auſſer einer reichen Kauffahrteiflotte (1780), Weſtflorida und Minorca, und behielt dieſe Inſel nebſt ganz Florida im Frieden zu Verſailles (20. Jan. 1783). — Der Hauptgewinn aber, den es unter vielen Verluſten von dem bourboniſchen Hausvertrage zog, war, daß es durch denſelben zu einem lebhaften Verkehr mit Frankreich, zu einer regſamern Kraftanſtrengung und durch beides zu manchen Verbeſſerungen im Staats- und Kirchenweſen hingeführt wurde.

Bald nach Abſchluß dieſes Hausvertrages unternahm der Miniſter Squillace, den Karl III. mit ſich aus Neapel gebracht hatte, die Kirchengüter zu beſteuern, ſtatt der langen Mäntel und breiten runden Hüthe der Spanier franzöſiſche Trachten einzuführen und die Polizei zu Madrid zu ordnen. Dieſes Unternehmen

nehmen mißlang: Squillace wurde durch einen Volksaufſtand (25. März 1766) aus Spanien vertrieben. Dagegen gelang es dem Grafen Aranda (der ſchon früher großen Einfluß behauptet hatte und nun als Präſident von Caſtilien an die Spitze der Geſchäfte kam, 1766 — 1773), viele von den Ideen für Verbeſſerung des Staats- und Kirchenweſens, die damals in Frankreich angeregt und in Portugal durch Pombal gefördert wurden, auf Spanien überzutragen. Er beſchränkte das Inquiſitionsgericht dahin, daß es ohne königliche Genehmigung keine Verfügungen treffen durfte; er trat den Maßregeln, die Portugal und Frankreich gegen die Jeſuiten ergriffen hatten, bei, ſo daß ſeit dem 2. Apr. 1767 alle Jeſuiten aus Spanien entweichen mußten; er gab den Schulen, die bisher unter den Jeſuiten geſtanden hatten, eine veränderte Einrichtung, ſtiftete Freiſchulen zur Volksbildung, und begann Verbeſſerungen der Klöſter; er erwirkte das Verbot, päbſtliche Bullen ohne königliche Beiſtimmung bekannt zu machen, und erhob nachdrückliche Drohungen gegen den Papſt Clemens XIII., der den Neffen Karls III., den Herzog Ferdinand von Parma, wegen deſſen Verfügungen in Kirchenſachen hart behandelt hatte (30. Jan. 1768). Aber auch auf andre Weiſe zeigte Aranda, unterſtützt vom Grafen Campomanes, weiſe Fürſorge. Die Land- und Seemacht Spaniens wurde durch ihn verſtärkt; zur Bevölkerung und Bebauung wüſter Gegenden, ſo wie zur Emporbringung des Ackerbaus, der

Handwerke und Manufacturen wurden Coloniſten aus Deutſchland und Flandern herbeigezogen, und neue Niederlaſſungen angelegt; zur Beförderung des innern Verkehrs Kanäle, Landſtraßen, Poſten und Wirthshäuſer errichtet, und zur Beförderung des auswärtigen Verkehrs der Handel nach Amerika gegen eine Abgabe von fünf Procent allen Spaniern freigegeben. Auch wurde für die Verſchönerung der Hauptſtadt und andrer Städte, für Polizeiordnungen und Kornmagazine geſorgt. Trotz ſo vieler Verdienſte mußte Aranda im Jahre 1773 der Eiferſucht der Großen und der Erbitterung der Geiſtlichkeit weichen. Aber was er angefangen hatte, ſetzten nach ihm der Graf Florida Blanca als Staatsſecretair und Campomanes als Staatsrath weiter fort, und Aranda hatte die Belohnung, daß er von dem folgenden Könige Karl IV. wiederum zum Staatsminiſter ernannt wurde (1792).

Indeſſen war in der Staatsverfaſſung keine Veränderung erfolgt, und die neuen Verbeſſerungen wirkten wenig auf die Maſſe der Nation. Niedergehalten durch den Katholicismus und durch Nationalſtolz, konnte ſie ſich nicht leicht erheben, und freiſinnige Männer, wie der nützlichthätige und hellblickende Graf Olavide fielen als Opfer der Inquiſition (1775). Die Regierung ſelbſt ging unter dem folgenden König, Karl IV. (geb. 1748, reg. 1788 — 1808) wieder rückwärts. Denn nach einem guten Anfang unter dem Grafen Florida Blanca (1785 — 1792) und dem Grafen

Aranda (1792) ergab ſich Karl IV., bei ſeiner leidenſchaftlichen Liebe für die Jagd und für wohlbeſetzte Tafeln, ganz der Leitung ſeiner Gemahlin (einer Prinzeſſin von Parma) und ihres Günſtlings, Don Manuel Godoy, den er zum Herzog von Alcudia erhob. Da es dieſem, wie der Königin, an Regierungsweisheit fehlte, und da die Furcht vor der Einwirkung der Ideen, die in dem revolutionirten Frankreich aufgekommen waren, die Pfaffengewalt wieder emporbrachte: ſo gerieth Spanien aufs neue in Verfall und während desſelben in Händel mit Frankreich, die erſt Verluſte an Schätzen, Land und Leuten, dann eine völlige Regierungsveränderung nach ſich zogen.

III. Frankreich.

Die Geſchichte Frankreichs, ſo weit wir ſie hier zu erzählen haben (von 1715 bis 1789), iſt als die Einleitung zur Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu betrachten. Denn während dieſer Zeit bildeten ſich die Elemente, aus denen letztere erwuchs: die Verderbniſſe des Hofes und Staates, das Aufkommen neuer Ideen, die den hergebrachten Ordnungen des bürgerlichen und kirchlichen Lebens widerſtrebten, die immer höher ſteigende Schuldenlaſt, die ohne Umänderung der beſtehenden Verfaſſung nicht beſeitigt werden konnte. Dabei ſtand Frankreich, obſchon nicht mehr, wie zur Zeit des nimweger und ryswicker Friedens, der Freiheit Europas Gefahr drohend, noch in ſolchem Anſehn, daß das, was in demſelben angeregt wurde, nicht ohne Einwirkung auf das übrige Europa bleiben konnte.

Auf Ludwig XIV., bis zu deſſen Tode die Geſchichte Frankreichs in dieſem Werke erzählt worden iſt*), folgte deſſen Urenkel, Ludwig XV. (geb. 15. Febr. 1710, reg. 1715—1774). Dieſer Herr war mit einem königlichen Aeuſſern ausgeſtattet, und es gab eine Zeit, wo die Nation mit Hoffnung und Liebe zu ihm aufſchaute; aber ſein Inneres entſprach nicht ſeinem Aeuſſern, und bald ſollte es offenbar werden, daß es ihm an geiſtiger Kraft und ſittlicher Würde fehlte. Er floh die Geſchäfte, weil er ſich nach ſeinen Ausſchweifungen ſehnte, verſchwendete die öffentlichen Schätze, weil er nicht dem Wohl des Staates, ſondern nur ſeinen Lüſten lebte, und hielt ſeinen hoffnungsvollen Sohn von Kriegs- und Staatsgeſchäften zurück, weil er von ihm verdunkelt zu werden fürchtete. Große Begebenheiten ereigneten ſich unter ihm, noch größere bereiteten ſich im Stillen vor; aber er bekümmerte ſich wenig um die Gegenwart und gar nicht um die Zukunft. Statt ſeiner regierten erſt der Herzog von Orleans als Regent, dann der Herzog von Bourbon, hierauf der Cardinal von Fleury, beide als Premierminiſter, zuletzt ſeine Maitreſſen, und an ſolche Namen iſt die Schilderung ſeiner faſt ſechzigjährigen Regierung zu ketten.

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V, 2, S. 7—47.

Da er erſt fünf Jahre alt war, als er auf den Thron erhoben wurde, ſo bedurfte es einer Regentſchaft. Ludwig XIV. hatte dieſe in ſeinem Teſtamente ſeinem natürlichen Sohne dem Herzog von Maine übertragen; aber kaum war er todt (1. Sept. 1715), als ſein Neffe, Philipp Herzog von Orleans, mittelſt des Parlaments und der Janſeniſten, die er deshalb begünſtigte [*]), dieſelbe an ſich brachte, und bald darauf (2. Jul. 1717) dem Herzoge von Maine und deſſen Bruder, dem Grafen von Toulouſe, den Rang der Prinzen von Geblüte und mit dieſem das Thronfolgerecht entzog. Er verband ausgezeichnete Talente mit Kriegserfahrung und Staatsklugheit; aber er war zügellos in ſeinen Lüſten, hegte keine Achtung für Religion und Tugend, und beförderte durch die Aergerniſſe, die er mit ſeinen ſchlechten Geſellſchaftern gab, den Unglauben, das Sittenverderbniß und die Herabwürdigung des Thrones [**]). Doch am Erſchütterndſten für ſeine Zeit war ſein Verfahren in Finanzſachen.

---

[*]) Von den Janſeniſten und ihren Streitigkeiten, die als eine der Vorbereitungen der franzöſiſchen Revolution anzuſehen ſind, wird in der dritten Erzählung des zweiten Abſchnitts gehandelt.

[**]) Frédéric II. Mémoires de Brandebourg. T. II. p. 96: Le Régent, doué d'un génie supérieur avoit les défauts des esprits vifs et hardis; les plus vastes idées lui paroissoient aussi simples que les communes etc. — Seine eigne Mutter ſagte von ihm (ſ. Duclos Geheime Memoiren ꝛc. Berlin 1792. Th. I. S. 172): „er beſaß alle Talente, das einzige ausgenommen, ſie gut anzuwenden.“ Unter ſeinen Geſellſchaftern, die er ſelbſt Galg-

Ludwig XIV. hatte eine Schuldenmaſſe von drittehalbtauſend Millionen Livres hinterlaſſen, deren Zinſen ſo viel verſchlangen, daß von den Staatseinkünften nur wenig für die Staatsausgaben übrig blieb. Um Hilfe zu ſchaffen, ergriff der Regent, dem ein Staatsbankrout ſchimpflich, die Vermehrung der Steuern unzuläſſig, die Verſchlechterung der Münzen unzureichend, und das Erſparen langweilig und widrig erſchien, einen Plan, den der Schottländer Johann Law ihm vorlegte, durch Einführung eines Papiergeldes oder einer Zettelbank, die Staatsſchulden zu tilgen und den öffentlichen Schatz zu füllen. Law errichtete daher (im Mai 1716) mit einem durch Actien geſammelten Fonds von 6000 Millionen Livres eine Privatbank, die den Bedürfniſſen des Privathandels zu Hilfe kommen ſollte, und verband mit ihr (1717) Handelscompagnieen, denen, für Uebernahme eines Theiles der Staatsſchulden, der Handel nach dem Miſſiſippi und nach Afrika und Aſien nebſt wichtigen Privilegien zugeſprochen wurde. Anfangs ging dieß Unternehmen glücklich von Statten: die Zettelbank fand Zutrauen, weil ſie reichlichen Gewinn hoffen ließ, und die Zahl und der Preis ihrer Actien ſtieg,

---

linge oder Roué's nannte, war beſonders ſein Lehrer, der Abbé (nachheriger Cardinal und Biſchof von Cambrai) Dubois, jener, der ihn zu den abſcheulichſten Grundſätzen und den liederlichſten Ausſchweifungen verleitete. Er ſtarb im Aug. 1723. ſ. Duclos S. 166 ff. und St. Simon Th. II. S. 180.

ſtieg, weil Vornehme und Niedrige ihr Geld nirgends beſſer als bei ihr unterzubringen wähnten. Doch dieſer Wahn beſtand nur kurze Zeit. Denn als der Regent dieſe Privatbank in eine Staatsbank umwandelte (4. Dec. 1718), ohne den Actionärs ihre Einlagen anders als in Banknoten wieder zu erſtatten; als nun Frankreich mit einer Fluth von Banknoten, die gegen baares Geld nicht umgetauſcht werden konnten, gleichſam überſchwemmt wurde; und als der Befehl erging (Jan. 1719), daß niemand mehr als 500 Livres in Gold und Silber aufbewahren und alles Uebrige in die Bank liefern ſollte: ſo fing das Zutrauen zu dieſer Bank, gegen die ſich auch die Parlamente und geübteſten Finanziers erklärten, zu wanken an. Als aber vollends, bei dem hieraus entſtehenden Sinken der Banknoten, der Werth derſelben von der Regierung (21. Mai 1720) um die Hälfte herabgeſetzt, und dieſer Befehl als Erklärung eines Staatsbankrouts angeſehen wurde, weshalb man ihn nach wenigen Tagen zurücknahm: ſo ſtürzte das ſchwindelnde Syſtem völlig um und warf durch ſeinen Sturz auf 20,000 Familien in Armuth und Elend. Law ſelbſt zog davon keinen Gewinn: er mußte aus Frankreich flüchten (Dec. 1720) und ſtarb zu Venedig in Armuth (1729). Auch die Regierung zog davon keinen Gewinn: ihre Schulden dauerten fort; dagegen verlor ſie an Achtung und Vertrauen und mußte es als ein Glück anſehn, daß die Ruhe im Innern ungeſtört blieb.

Im Betreff der auswärtigen Verhältniſſe wich der Regent darin von Ludwig XIV. ab, daß er, ſtatt mit Spanien gegen England, mit England gegen Spanien ſich verband. Hierzu vermochte ihn theils ſein perſönlicher Unwille gegen Philipp V. und deſſen Miniſter Alberoni, theils ſein Streben den franzöſiſchen Thron an ſich und ſein Haus zu bringen, falls Ludwig XV. kinderlos ſtürbe. Er trat daher, wie bereits erzählt worden iſt*), als Alberoni das vormals ſpaniſche Italien für die Söhne ſeiner Königin zu erobern ſuchte, zu der Quadrupelalliance, die Georg I. (1717) gegründet hatte. Erſt als Alberoni vertrieben und Spanien zu dem Vergleich zu Haag (17. Febr. 1720) bewogen worden war, knüpfte er mit letzterem wieder Verbindungen an und bewirkte, daß die Tochter Philipps V., die erſt dreijährige Infantin Marie Victorie mit dem zwölfjährigen Ludwig XV. verlobt und zur Erziehung nach Paris gebracht wurde (9. Jan. 1722). Ludwig ſelbſt wurde am 25. Oct. 1722 zu Rheims geſalbt und am 22. Febr. 1723 für volljährig erklärt.

Wenige Monate darauf ſtarb der Herzog-Regent (2. Dec. 1723), und Frankreich wurde nun drittehalb Jahre lang (1732—1726) von dem Herzog Ludwig von Bourbon geleitet. Aber nur durch den Glanz ſeines Namens, ſeiner Schönheit und ſeines Aufwands, nicht durch den Gehalt großer Eigenſchaften zeichnete ſich dieſer Premierminiſter aus; ohne geiſtige Kraft war er abhängig von ſeiner Buhlerin, der Marquiſe von Prie. Um den König baldigſt zu vermählen, wurde von ihm deſſen Verlobte nach Spanien zurückgeſchickt (5. Apr. 1725), und Marie, die liebenswürdige Tochter des vertriebenen Königs Stanislaus Lescinski, zur Königin erkoren (2. Sept. 1725). Ueber dieſe Beleidigung tief entrüſtet, verband ſich Spanien mit Oeſtreich (30. Apr. 1725), und bald wäre darüber ein großer Krieg ausgebrochen, hätten ſich nicht, unter Englands Vermittelung, Spanien und Frankreich zu Sevilla (9. Oct. 1729) und die übrigen Mächte zu Wien (16. März 1731) verglichen*). — Den Weg dazu bahnte die Verweiſung des Herzogs von Bourbon, der durch die Schlauheit des Cardinals Fleury aus ſeinem Poſten verdrängt wurde (11. Jun. 1726), worauf dieſer, ſchon vorher nicht ohne Einfluß auf die Regierung, über ſechzehn Jahre (1726 — 1743) Frankreich leitete.

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V. 2. S. 89.

Fleury, der Sohn eines Steuereinnehmers, geboren im Jahre 1653, Biſchof zu Frejus, Lehrer Ludwigs XV. und ſeit 1726 Cardinal, war einer der ſeltenen Männer, die bis ins hohe Greiſenalter Luſt und Kraft zum Herrſchen und Gebieten behalten: 73 Jahre alt, als er die Zügel der Staatsverwaltung

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V, 2, S. 94. ff.

tung ergriff, hielt er ſie bis zu ſeinem 90. Jahre, in welchem er ſtarb, in ſeinen Händen. Durch hohe Geiſtesgaben und reine Sittlichkeit ſtrahlte er nicht hervor; er zeigte nur mittelmäßige Fähigkeiten, und dabei Unduldſamkeit, Hinterliſt und Herrſchſucht; aber er verſtand es, ſeine Fehler zu verdecken und ſeine Herrſchaft zu empfehlen durch Anſtändigkeit und Mäßigung in ſeinem Betragen, durch unermüdliche Thätigkeit und durch die Mittelmäßigkeit derer, die ihn umgaben. In ſeiner Staatsverwaltung that er ſich vornehmlich durch Uneigennützigkeit, Wirthſchaftlichkeit, Friedensliebe und Unterhandlungskünſte hervor, und durch ihn wurde die Regierung wieder mit Würde umkleidet und manche Wunde geheilt, die der ſpaniſche Erbfolgekrieg und das Law'ſche Syſtem dem franzöſiſchen Staate geſchlagen hatte. Aber er ließ auch aus allzugroßer Wirthſchaftlichkeit die Seemacht in Verfall gerathen, verfolgte aus Unduldſamkeit die Janſeniſten, hielt aus kleinlicher Eiferſucht aufſtrebende Talente zurück und wirkte aus unerſättlicher Herrſchluſt dazu mit, daß der König immer mehr von den Regierungsgeſchäften ſich entfernte und wollüſtigen Ausſchweifungen hingab. Trotz ſeiner Friedensliebe ſah er ſich zweimal zu Kriegen hingezogen: zuerſt zu dem polniſchen Thronfolgekrieg (1733—1735), dann zu dem öſtreichiſchen Erbfolgekrieg (1740—1748). Den erſtern unternahm er, um den Schwiegervater ſeines Königs nach dem Tode Auguſts II. wieder auf den polniſchen Thron zu erheben: dieß gelang nicht, doch wurde dabei Lothringen für Frankreich gewonnen *). Den zweiten unternahm er, um die öſtreichiſche Monarchie zu zerſtückeln und die Kaiſerkrone an das baierſche Haus zu bringen: auch dieß mißglückte, und nicht ohne ſeine Schuld, da er durch Kargheit und Eigenſinn wichtige Unternehmungen hinderte **).

Als er während dieſes Krieges geſtorben war (29. Jan. 1743), erklärte ſich Ludwig XV. zum Selbſtregieren bereit. Aber dieſes Aufflammen einer königlichen Geſinnung erloſch in wenig Tagen, und es erfolgte nun die ihn und Frankreich entehrende Maitreſſenregierung der Chateauroux, dann der Pompadour, zuletzt der Dubarry.

Der König nämlich, anfangs ſeiner frommen und ſanften Gemahlin treu, ward durch die Geſchäftloſigkeit, in der er ſich befand ***), und durch die Höflinge, die ſich durch ſeine Laſter erheben wollten, zu Liebſchaften verlockt, und ſtufenweiſe in die lüderlichſten Ausſchweifungen geſtürzt. Seit 1735 war, mit Beiſtimmung des Cardinals Fleury, Frau v. Mailly, geb. Fräulein von Nesle, ſeine erklärte Buhlerin. Aber bald wendete er ſich von ihr zu ihren Schweſtern, unter

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V, 2, S. 97. ff.

**) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V, 2, S. 104. ff.

***) Die Hauptbeſchäftigung des Königs war die Jagd. Wenn er nicht jagte, hieß es am Hofe: „le roi ne fait rien aujourdhui.“ ſ. Memoires par Mad. Campan. Tom. I. cap. I.

ter denen Frau von Tournelle, die von ihm den Titel Herzogin von Chateauroux erhielt, nach Fleury's Tode im eigentlichen Sinne zur Herrſchaft gelangte. Dieß glückte ihr vornehmlich dadurch, daß ſie den König ermunterte ſich mit den Regierungsgeſchäften zu befaſſen und an die Spitze ſeiner Truppen zu ſtellen. Wirklich ging auch der König noch während des öſtreichiſchen Erbfolgekrieges zur Armee in den Niederlanden (3. Mai 1744): dieß gefiel der Nation. Aber die Buhlerin hatte die Dreiſtigkeit, ungerufen ihm ins Lager von Ypern zu folgen: und dieß erregte allgemeinen Unwillen. Als nun der König (im Aug. 1744) zu Metz in eine gefährliche Krankheit verfiel, bewirkten die Prieſter, die Prinzen und alle, die es mit ihm wohlmeinten, daß er die Buhlerin zurückſchickte und die Gemahlin herbeirief. Unter ihrer Pflege wurde er geſund, und unter dem Jubel des Volkes, das damals ihn „den Vielgeliebten" nannte, kehrte er (im Nov. 1744) nach Paris zurück. Doch kaum daſelbſt angelangt, rief er die Chateauroux wieder zu ſich und entfernte ihre Feinde. Aber nur kurze Zeit konnte ſie ſich ihres Triumphes erfreuen. Sie verfiel (vergiftet, wie ſie ſelbſt äuſſerte) in eine Krankheit, die am 8. Dec. 1744 ihrem Leben ein Ende machte.

Bald nach ihrem Tode verlangte der wollüſtige König nach einer neuen Buhlerin, und jetzt bemeiſterte ſich ſeiner die Frau des Unterpächters Lenormand d'Etioles, Tochter des Metzgers Poiſſon, die neunzehn Jahre lang (1745—1764) unter dem Titel Marquiſe von Pompadour die Regierung Frankreichs leitete. Denn indem ſie den König in den Schlingen der Wolluſt hielt, Feſte und Vergnügungen ihm vorgaukelte, ihm, als ihre Reize alterten, neue Gegenſtände üppiger Ausſchweifungen zuführte, ja ſogar ein Bordell (den Hirſchpark) für ihn errichtete (1753), gewann ſie eine ſolche Herrſchaft über ihn, daß er blindlings ihren Eingebungen folgte und es ihr überließ, nach ihren Launen die Staatseinkünfte zu vergeuden, Miniſter und Feldherren ein- und abzuſetzen, über Krieg und Bündniſſe zu verfügen.

Das Erſte, was zu ihrer Zeit im Betreff der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs geſchah, war die Beendigung des öſtreichiſchen Erbfolgekriegs. Durch die Siege des Marſchalls von Sachſen bei Fontenoy (11. Mai 1745), bei Rocour (11. Oct. 1746) und bei Laufelt (2. Jul. 1747) nahm derſelbe als Landkrieg einen glücklichen Ausgang; dagegen endigte er als Seekrieg mit großen Verluſten des Handels, der Colonieen und der Seemacht Frankreichs. Dieſes gewann daher in dem Frieden zu Aachen (30. Apr. 1748) nichts an Land und Leuten und mußte ſich mit Wiedererſtattung deſſen begnügen, was es in Aſien und Amerika verloren hatte*). Hierauf entſtand nach ſechs Ruhejahren ein Krieg mit England (1754), an den ſich der ſiebenjährige Krieg kettete (1756), auf welchen die Pompadour eben ſo augenſcheinlich als verderblich einwirkte. Denn obſchon der Krieg mit England nicht von ihr ausging, ſondern von den Streitigkeiten am Lorenzo und Ohio, ſo kam doch durch ſie, — als ihrer Eitelkeit durch ein Handſchreiben der Maria Thereſia und durch den Gedanken, Schöpferin eines neuen politiſchen Syſtems zu werden, geſchmeichelt wurde, — das Bündniß mit Oeſtreich zu Stande (1. Mai 1756), das dem franzöſiſchen Staate ſtatt erträumter Vortheile wirkliche Nachtheile zuführte*). Denn während Frankreich alle ſeine Kräfte auf ſeine Seemacht hätte wenden ſollen, um bei der immer höher ſteigenden Seemacht Englands ſeinen Handel und ſeine Colonieen zu ſichern, ward es durch das Bündniß mit Oeſtreich zu einem Landkriege veranlaßt, in welchem es bloß für das Intereſſe Oeſtreichs focht und unter den von der Pompadour gewählten und geleiteten Feldherren nur Niederlagen und Schande einerndete. Vergebens ſchloß es, als es Flotten und Colonieen an die Engländer verloren hatte, den bourboniſchen Hausvertrag (15. Aug. 1761), um ſich durch Spaniens Kräfte gegen England zu ſtärken: auch

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V. 2, S. 118 f.

---

*) Die kurze Verbindung mit Oeſtreich, äußerte Voltaire, hat dem franzöſiſchen Staate mehr geſchadet, als der Jahrhundert lange Kampf gegen Oeſtreich. — Frankreich verlor im ſiebenjährigen Krieg auf [illegible] Menſchen (Frédéric Oeuvres posth. Tom. IV. pag. 415).

Spanien unterlag der Uebermacht Englands, und Frankreich ſah ſich nun genöthigt, einen ſchimpflichen Frieden zu unterzeichnen (Paris 1763). In dieſem Frieden mußte es, ohne etwas in Deutſchland zu gewinnen, in Europa die Inſel Minorka (die es am 29. Jun. 1756 erobert hatte), in Afrika das Land am Senegal, und in Amerika Canada, Akadien, das Cap Breton ſammt den dortigen Fiſchereien und die weſtindiſchen Inſeln Grenada, St. Vincent, Dominique und Tabago den Engländern überlaſſen *).

Noch folgenreicher als dieſe Verluſte waren die Veränderungen im geiſtigen Leben, die jetzt hervorzutreten anfingen. Seitdem die janſeniſtiſchen Streitigkeiten ſich gegen den Pabſt und den König richteten, oder an die Grenzen der päbſtlichen und königlichen Gewalt mahnten, wurde ein Unterſuchungs- und Widerſpruchsgeiſt angefacht, der erſt leiſe, dann immer dreiſter ſich zeigte. Schon in den letzten Tagen Ludwigs XIV., als ein heuchleriſches Frommthun am Hofe und ein gewaltthätiger Einfluß der Jeſuiten emporkam, ſprach ſich in Fenelons Telemach (er erſchien zu Paris 1699) und in Bayle's hiſtoriſch-philoſophiſchem Lexikon (es erſchien zuerſt zu Rotterdam, 1697) eine vernehmliche Mißbilligung des Hof-, Regierungs- und Kirchenweſens aus. Dieſes ſtieg, als der Herzog von Orleans durch ſchamloſe Lüder-

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V, 2, S. 151—156.

derlichkeit und freche Verhöhnung alles Heiligen, dann der Herzog von Bourbon durch das Regiment ſeiner Maitreſſe, zu Spott- und Schmähſchriften gleichſam herausforderte. Vergebens ſuchte hierauf der Cardinal Fleury das geſunkene Anſehn der Regierungs- und Kirchengewalt wieder zu erheben: er konnte die unſeligen Nachwirkungen der Regentſchaft nicht zerſtören und dem Guten, was er wollte und wirkte, nicht Haltbarkeit verleihen. Auch bekümmerte er ſich mehr um Politik und Finanzſachen als um den Geiſt ſeiner Zeit und um die im Stillen ſich geſtaltende Umänderung desſelben. So kam noch unter ihm die ſogenannte Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts empor, die, auf ſinnliche Wahrnehmungen gebaut, gegen den Staat wie gegen die Kirche ſich richtete, oder das Mangelhafte im bürgerlichen und religiöſen Leben rügte, ohne doch etwas Beſſeres aufzubringen, überhaupt mehr im Niederreißen als im Aufbauen ſich gefiel, und ſo den Wahn zerſtörte und den Glauben raubte.

Nach Fleurys Tode zeigte ſich, bei dem verächtlichen Betragen des Königs und der frechen Herrſchaft ſeiner Maitreſſen, noch deutlicher als vorher die Umänderung in der Denkart der Franzoſen; die öffentliche Meinung kehrte ſich immer lauter gegen den Thron. Selbſt die großen Fortſchritte, die damals die Nation in der Pflege des Ackerbaues, der Gewerbe, des Handels, der Künſte und Wiſſenſchaften machte, dienten, da ſie bloß durch die Nation, nicht durch die Regierung erwirkt wurden, zur Herabwürdigung der letztern. Der Gedanke drängte ſich der Nation auf, daß ſie zur Beförderung ihres Wohlſtandes der Regierung nicht bedürfe, ja daß bei derſelben dieſe ihr oft feindlich entgegen ſtehe*). Dazu kam, daß die Vornehmen, von dem Streben nach gelehrter Bildung ergriffen, für die neue Philoſophie, die auf eine einnehmende Art vorgetragen wurde, ſich intereſſirten, an deren Lehrer ſich anſchloſſen und aus Beſchützern und Gönnern Freunde und Schüler derſelben wurden. Natürlich mußte unter ſolchen Umſtänden die Wechſelwirkung zwiſchen Litteratur und Leben ſtärker werden, als je; denn wie die Schriftſteller durch die auffallenden Gebrechen im bürgerlichen und kirchlichen Leben eine beſtimmte Richtung gegen den Staat und die Kirche erhielten, ſo konnten ſie wiederum bei dem Anſehen, in dem ſie ſtanden, auf die Richtung der öffentlichen Meinung bedeutend einwirken. Aber eben ſo natürlich war es auch, daß ſie, angefeuert durch den Beifall und Einfluß, den ſie gewannen, immer dreiſter

und

---

*) **Lacretelle** Hist. de France, Tom. IV, p. 28: Cependant il est certain, que la nation Française ne fit jamais plus de pas vers sa prospérité que depuis la paix humiliante de Versailles. Mais ces pas, elle les fit par sa propre direction; et comme le gouvernement semblait plus souvent l'embarrasser, que la seconder dans sa marche, elle se plaignait plus de lui, quand elle commençait à s'enrichir, que lorsqu' elle éprouvait une gene cruelle etc.

und ſchonungsloſer in ihren Lehren und Rügen wurden. Dieß zeigte ſich zunächſt an ihren Häuptern, an einem Voltaire (geb. 1694, geſt. 1778), Montesquieu (geb. 1689, geſt. 1755) und Rouſſeau (geb. 1712, geſt. 1778); dann auch an vielen andern Schriftſtellern, die neben dieſen Häuptern auftraten, einem Helvetius, la Mettrie, Raynal, d'Argens, de Prades, d'Alembert, Diderot ꝛc., die insgeſammt Religions- und Staatseinrichtungen unverholen angriffen, und von denen die beiden letzteren, d'Alembert und Diderot, in Verbindung mit anderen Gelehrten, die Herausgabe eines Wörterbuchs begannen, durch welches alles das zuſammengeſtellt werden ſollte, was neue und kühne Wahrheit hieß, oder als Widerſpruch gegen Staat und Kirche galt *).

Die Regierung bemerkte kaum das Gefährliche dieſes Drängens und Treibens, oder ergriff, wenn ſie es bemerkte, nur halbe und unzureichende Maßregeln **). Wohl ließ ſie mitunter Schriften verbieten und verbrennen und deren Verfaſſer in die Baſtille ſetzen; aber ſie that nichts, um die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen, befriedigte kein Bedürfniß der Zeit, ſtellte keines der hartgetadelten Gebrechen ab, und ermunterte dagegen die Schriftſteller das Hergebrachte zu bekämpfen, wenn dieſes Bekämpfen (wie bei dem Streite gegen die Jeſuiten) ihrem Zwecke dienen konnte. So blieb alſo das Treiben und Wirken der Schriftſteller und führte von einer Umbildung in der Denkart zu einer Umbildung im Staate.

---

*) Zwei Bände dieſes Dictionnaire Encyclopédie (deſſen Bearbeiter die Encyklopädiſten genannt werden) erſchienen im Jahre 1751, ſie wurden im Jahre 1752 als der Religion und dem Staate gefährlich verboten, doch bald wieder zugelaſſen.

**) Lacretelle (T. IV. p. 41) ſagt von Ludwig XV.: le mouvement, qui se faisait dans l'opinion lui donnait une inquiétude vague. Jamais il ne parlait sans humeur ou sans un dédain affecté des philosophes, des encyclopédistes et surtout de Voltaire. „Ces hommes là", disait il, „perdront la monarchie"; et puis il semblait se consoler en pensant, qu' après tout il n' était point le monarque menacé.

Als Zeichen und Erfolg dieſer Umbildung der Denkart läßt ſich die Vertreibung der Jeſuiten betrachten. Schon während der janſeniſtiſchen Streitigkeiten, bei denen viele Abſcheulichkeiten der Jeſuiten ans Licht kamen, hatte ſich die öffentliche Meinung gegen ſie gewendet; noch mehr geſchah dieß durch die neuen Lehren der eben erwähnten Schriftſteller. Aber auch die Regierung war gegen ſie: das Parlament, erfüllt mit Janſeniſten, betrachtete ſie als Gegner der gallicaniſchen Kirchenfreiheit; dem Hofe galten ſie als Theilnehmer an dem Mordanſchlag, den ein wüſter Schwärmer Damiens (am 5. Jan. 1757) gegen das Leben des Königs unternommen hatte; und ſelbſt die mächtige Pompadour und der von ihr gewählte Miniſter Choiſeul ſahen in ihnen ihre Feinde. Veranlaſſung aber zum Ausbruch des Haſſes gegen ſie gab (1760) die Klage eines marſeiller Handelshauſes, das durch den Jeſuiten La Valette, der als Kaufmann in Martinique lebte, in großes Unglück gekommen war. Dieſe Klage gelangte, da die Jeſuiten für ihr Ordensmitglied nicht einſtehen wollten, zum Parlamente. Das Parlament unterſuchte daher die Verfaſſung des Ordens, fand dabei viel Schändliches und drang auf Aufhebung der Jeſuiten in Frankreich (6. Aug. 1762), worauf dieſelbe nach einigen Zögerungen (im Nov. 1764) vom Könige angeordnet wurde.

Wenige Monate vorher war die **Pompadour** geſtorben (15. Aug. 1764), und bald darauf traten andere wichtige Todesfälle ein: am 20. Dec. 1765 ſtarb der Dauphin, 36 Jahre alt; am 13 März 1767 ſeine liebenswürdige Gemahlin, **Marie Joſephe**, geb. Prinzeſſin von Kurſachſen; und am 25. Jun. 1768 die kindlichfromme Königin **Marie** (65 Jahre alt), die, ohne den Glauben an Gott und Menſchen zu verlieren, viel Widriges ſtilldulden ertragen hatte. Auf den ſtumpfſinnigen König machten alle dieſe Todesfälle keinen tiefgreifenden oder Beſſerung bewirkenden Eindruck. An die Wollüſte ſo gewöhnt, daß er auch im Alter ſich von ihnen nicht losreißen konnte, ließ er ſich von ſeinem Kammerdiener eine feile Buhlerin zuführen, Mamſell L'Ange, von ihm zur Gräfin **Dubarry** erhoben, die bis an ſeinen Tod (1768—1774) über ihn und Frankreich herrſchte und alle Schamloſigkeit, die unter dem Regenten Statt gefunden hatte, an den Hof zurückrief. Dabei erfolgte während ihrer Herrſchaft, um nur das Merkwürdigſte zu nennen, der Sturz des Miniſters Choiſeul, die Auflöſung der Parlamente und die zunehmende Zerrüttung der Finanzen.

Der Miniſter Choiſeul, ein Mann von hellem Verſtande und Freund der Ideen ſeiner Zeit, aber auch leichtſinnig und hinterliſtig in ſeinen Maßregeln, war durch die Pompadour (im Aug. 1758) ins Miniſterium gerufen worden; er hatte den bourboniſchen Hausvertrag (1761) und den pariſer Frieden (1763) abgeſchloſſen, hatte das Landheer verringert (da bei der Verbindung mit Oeſtreich und Spanien kein Landkrieg für Frankreich zu befürchten war) und dagegen die Seemacht verſtärkt (damit Frankreich künftige Kriege mit England beſſer als die vorigen beſtehen könnte), hatte die Inſel Corſika den Genueſen für 40 Millionen Livres abgekauft (Jan. 1768) und nach einem harten Kampfe mit dem Corſen Paoli dem franzöſiſchen Reiche unterworfen (Jun. 1769), und dem Pabſte Clemens XIII. wegen deſſen Verfahren gegen den Herzog von Parma, einen Bourbon, Avignon weggenommen (1768), das erſt an Clemens XIV., der ſich nachgiebiger bewies und den Jeſuiterorden aufhob, zurückgegeben wurde (1774). Aber troß dieſer Verdienſte fiel Choiſeul in Ungnade. Der König konnte ihn nicht leiden, aus Furcht, derſelbe möchte ein ſolches Uebergewicht ſich anmaßen wie Richelieu über Ludwig XIII., und noch mehr war die Dubarry gegen ihn eingenommen, weil er ihr nicht ſchmeichelte. Er wurde daher am 24. Dec. 1770 abgeſetzt und nach Chanteloup verwieſen. An ſeine Stelle kam der Herzog von Aiguillon, ein übelberüchtigter Mann, der wegen ſeines wilden Verfahrens in der Bretagne kaum der Juſtiz entgangen war, und ſo wenig Aufmerkſamkeit auf die auswärtigen Angelegenheiten zeigte, daß die erſte Theilung Polens (1773) ohne Zuſtimmung, ja ohne alle Berückſichtigung Frankreichs erfolgte.

Gleich nach Choiſeuls Sturze wurden auch die Parlamente unterdrückt. Während der ganzen Regierung Ludwigs XV. hatten zwiſchen dem Hofe und dem Parlamente zu Paris Händel Statt gefunden, da dieſes, eigentlich der oberſte Gerichtshof, ſeit Beſeitigung der Nationalverſammlungen (1614), unter dem Scheine die Volksrechte zu vertreten, dem Throne ſich oft entgegengeſtellt und zugleich auch die Anmaßungen der Jeſuiten und des Erzbiſchofs zu Paris bekämpft hatte. Es war daher ſchon im Jahre 1753 nach Pontoiſe verwieſen, doch bei dem drohenden Murren des Volkes im Jahre 1754 wieder zurückberufen worden. Aber es beharrte bei ſeinem Widerſtand. Nach Vertreibung der Jeſuiten (1764) verband es ſich mit den übrigen Parlamenten zu einem Ganzen. Dieſe Verbindung erklärte der König für aufrühreriſche Neuerung (3. März 1766) und ſchritt, da das Parlament, um Widerſtand zu leiſten, die Rechtspflege einſtellte, zu einer gewaltſamen Maßregel. Am 21. Jan. 1771 wurden die Parlamentsräthe in ihren Wohnungen zu Paris von Soldaten überraſcht, und Abſetzung und Verweiſung ihnen angekündigt, zugleich alle Parlamente in ganz Frankreich aufgehoben und ſtatt deren, da die Rechtspflege dieß erforderte, neue Gerichtshöfe, doch ohne politiſche Gerechtſame, unter dem Namen Conseils Souverains, angeordnet. Dieſer Gewaltſtreich erregte lauten Unwillen. Denn waren auch die Parlamente, die mehr für ihr Intereſſe als für das Beſte des Volkes kämpften, nicht ſehr beliebt, ſo ſah man doch in dem Verfahren gegen ſie, wie früher in dem Verfahren gegen Choiſeul, ein Zeichen zunehmender Willkür, das mit den Lehren der neuen Philoſophen im ſchneidenden Widerſpruche ſtand.

Dazu kam noch die Zerrüttung der Finanzen. Seit dem ſiebenjährigen Kriege nahm die Schuldenmaſſe, die derſelbe vermehrt hatte, mit jedem Jahre zu, da ſich der Hof zu keinen Erſparniſſen verſtand, des Königs Maitreſſen dem Staatsſchatze ungeheure Summen koſteten (nur allein die Dubarry ſoll auf 180 Millionen Livres verſchwendet haben!), und ſelbſt der Generalcontroleur Terray, ein Werkzeug der Dubarry, mit den öffentlichen Einkünften (ſeit 1771) räuberiſch verfuhr. Die Einnahmen reichten daher für die Ausgaben nicht zu, und die Staatsſchuld wuchs bis auf 4000 Millionen Livres.

Endlich ſtarb Ludwig XV. am 10. Mai 1774 an den Blattern oder den Folgen ſeiner Ausſchweifungen, nachdem ſein Körper ſchon bei ſeinem Abſterben von Fäulniß ergriffen war. Wie einſt ſein Urgroßvater, ſo ward auch er unter Flüchen und Verwünſchungen zu Grabe geleitet, und wie einſt zu ihm, ſo wendete ſich jetzt das Volk mit Freude und Hoffnung zu ſeinem Nachfolger, Ludwig XVI. Laut nannte es dieſen den Erſehnten (le Desiré) und deutſam ſchrieb es unter die Bildſäule Heinrichs IV. „Resurrexit“: ſeine dem Volke bekannten Tugenden ſchienen die Erwartungen zu begründen, die man zu ihm hegte. Nur die ſchauerlichen Ereigniſſe, die bei dem Einzuge ſeiner Gemahlin Statt gefunden hatten, konnten als trübe Anzeichen gelten[*]; wer aber hätte damals ahnen können, daß er vom Schickſale beſtimmt war, die Sünden ſeiner Väter abzubüßen?

Ludwig XVI.; der Enkel Ludwigs XV., Sohn jenes Dauphin, der im Jahre 1765 geſtorben war (geb. 23. Aug. 1754, reg. 1774—1792, und ſeit dem 16. Mai 1770 vermählt mit Marie Antoinette, Tochter der Kaiſerin Maria Thereſia, geb. 2. Nov. 1755), vereinigte in ſich viele ſchöne und ehrenwerthe Eigenſchaften: er war keuſch und einfach in ſeinen Sitten, hegte eine wohlwollende, menſchenfreundliche Geſinnung und wollte ernſt und eifrig das

---

[*] Man ſehe die vierte Erzählung im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes.

Wohl ſeines Volkes; aber ſein Wirken kam ſeinem Wollen nicht gleich: er war ohne gebieteriſche Kraft, von Umſtänden und fremden Eingebungen abhängig, furchtſam, wankelmüthig, mißtrauiſch gegen ſich, ſuchte Widrigkeiten durch Nachgeben zu beſeitigen und handelte darum ſeiner beſſern Ueberzeugung oft entgegen. Dabei war er, wie ſein ihm ähnlicher Zeitgenoſſe, der polniſche König Stanislaus Auguſtus, in eine Lage geſetzt, in der es auch einem geiſtesſtarken Könige ſchwer geworden ſeyn würde, das Rechte zu finden und das Gute zu thun.

Sein Wohlwollen und ſeine Schwäche offenbarte ſich gleich am Anfange ſeiner Regierung. Um dem Volke Erleichterung zu verſchaffen, erließ er die bei Thronveränderungen gewöhnlichen Abgaben, und um das Hof- und Staatsleben zu verbeſſern, beſchränkte er die Hofhaltung, verwies die ſchamloſe Dubarry in ein Kloſter, verabſchiedete die dem Volke verhaßten Miniſter und wählte andere, die die öffentliche Meinung für ſich hatten. Aber voll Mißtrauen gegen ſich, getraute er ſich nicht, ſelbſt zu regieren. Er nahm daher den hochbejahrten Grafen von Maurepas, den einſt die Pompadour geſtürzt hatte, zu ſeinem erſten Miniſter und hörte zugleich auf den Rath ſeiner Gemahlin, deren Geiſtesüberlegenheit ihn beherrſchte. Doch fehlte es der Königin, bei ihrer Scheu vor ernſter Beſchäftigung, an Regierungskenntniſſen (ſie folgte nur ihren Gefühlen und den Eingebungen ihrer Freunde), und dem Premierminiſter, der mit der Königin ſelten zuſammenſtimmte, an Scharfblick und ſittlicher Kraft: er ſuchte mehr ſein Anſehn bis an ſeinen Tod (21. Nov. 1781) zu behaupten, als den Staat zu heilen, mehr augenblicklichen Erſchütterungen auszuweichen, als deren Quellen zu verſtopfen. Durch ihn wurden die Parlamente wieder hergeſtellt (12. Nov. 1774), und durch ſein Mitwirken die Torturen und lettres de cachet (oder willkürlichen Verhaftungen) abgeſtellt; aber er konnte dadurch nicht, wie er hoffte, die öffentliche Meinung für den Thron gewinnen.

Die Gährungen im Innern dauerten fort, ja ſie ſtiegen ſelbſt bei den Verbeſſerungen, die die Regierung verſuchte, und wallten brauſend auf, als letztere an dem nordamerikaniſchen Kriege Antheil genommen hatte (ſeit 1778), und nun, ſelbſt mit ihrer Genehmigung, die Ideen, für welche die Nordamerikaner fochten, öffentlich verbreitet und Aufſtände gegen willkürliche Gewalt laut als löblich empfohlen wurden*).

Was aber dieſe Gährung endlich zum Ausbruch führte, war die Zerrüttung des Finanzweſens. Die Schuldenmaſſe, die bei Ludwigs XIV. Tode 2500, bei dem Tode Ludwigs XV. 4000 Millionen Livres betrug und während der Regierung Ludwig XVI.,

wu

---

*) Von dem Gange des nordamerikaniſchen Krieges und dem Antheile Frankreichs an demſelben wird unten im ſiebenten Kapitel geredet werden.

vornehmlich durch den nordamerikaniſchen Krieg, der dem franzöſiſchen Reiche 912 Millionen Livres gekoſtet hatte, auf 5000 Millionen Livres ſtieg, lag wie eine drückende Gewitterwolke über Frankreich. Mehr als die Hälfte der jährlichen Einkünfte mußte zur Bezahlung der jährlichen Zinſen verwendet werden; mithin fehlte es an Geld zu den nöthigen Staatsbedürfniſſen und zu den trotz der Einfachheit Ludwigs XVI. fortgehenden Verſchwendungen des Hofes. Neue Abgaben ließen ſich kaum erzwingen, da die ſchon vorhandenen für den Landmann und Bewohner der kleinen Städte, die am meiſten von ihnen betroffen wurden, faſt unerſchwinglich waren, und die höchſt ungleiche Vertheilung derſelben ſie doppelt drückend machte. Nur wenn die Staatslaſten über alle Stände und Landſchaften gleich vertheilt wurden, ließ wirkſame Abhilfe der Finanznoth ſich erwarten; aber eine ſolche Vertheilung konnte nicht ohne Erſchütterung der ſeitherigen Staatseinrichtungen eintreten.

Um Hilfe zu ſchaffen, wendete ſich Ludwig XVI. gleich nach ſeiner Thronbeſteigung an den Finanzminiſter Turgot. Dieſer, voll Verbeſſerungsideen, wie ſie von den damaligen Philoſophen, ſeinen Freunden, geprediget wurden, drang auf Freigebung des Getraidehandels, auf Aufhebung der Frohndienſte, auf Allgemeinheit der Beſteuerungen; aber für das Finanzweſen ſchuf er kein Heil; ja dasſelbe gerieth durch ihn in größere Unordnungen. Denn als er das alte Finanzgebäude umgeworfen hatte, wurde er, ehe er ein neues aufführen konnte, durch den Unwillen derer, denen ſeine Verbeſſerungen nachtheilig waren, geſtürzt (12. Mai 1776). Auch ſeine Nachfolger Clugny (er ſtarb noch im Jahre 1776) und Taboureau (er trat am 2. Jul. 1777 freiwillig ab) konnten nichts ausrichten. Deſto mehr verſprach Necker. Dieſer, geboren zu Genf (1734), Sohn eines daſigen Profeſſors, in Paris (ſeit 1750) zum Bankier gebildet, durch einige Schriften ſtaatswirthſchaftlichen Inhalts vortheilhaft bekannt und im Beſitz eines großen Vermögens, das er ſich durch Einſicht, Thätigkeit und kluge Benutzung der Umſtände erworben hatte, wurde, obſchon Ausländer und Proteſtant, am 2. Jun. 1776 Finanzrath und am 22. Oct. 1776 Generaldirector der Finanzen, denen er ſeit dem 2. Jul. 1777 allein vorſtand. Durch Uneigennützigkeit und Geſchicklichkeit in Bankiergeſchäften wußte er Anſehen zu erlangen und Erwartungen zu erregen. Um dem Finanzweſen aufzuhelfen, drang er auf Ordnung, Erſparniſſe und, wie Turgot, auf mehrere Verbeſſerungen, namentlich auf Aufhebung der Leibeigenſchaft und auf Provinzialverſammlungen, die zu einer beſſern Geſtaltung der Verwaltung des Innern hinführen ſollten; um Geld, vornehmlich für den nordamerikaniſchen Krieg, herbeizuſchaffen, ſchlug er den Weg der Anleihen und Anticipationen ein; und um für ſeine Finanzverwaltung Zutrauen zu finden, vielleicht auch um Volksgunſt zu erringen, erſtattete er (1781) einen Compte rendu, d. i. eine öffentliche Erklärung über den Zuſtand der Finanzen, wodurch er denſelben zu einer Angelegenheit der Nation machte. Aber eine gründliche Abhilfe der Finanznoth erfolgte durch ihn nicht, und bald ſtürzte ihn ſein Streben, ſtimmgebendes Mitglied im Staatsrathe zu werden. Er erhielt am 20. Mai 1781 ſeine Entlaſſung.

Hierauf wurde nach der kurzen und unwichtigen Finanzverwaltung der Staatsräthe Joly de Fleury und d'Ormeſſon (1781 — 1783) Calonne Finanzminiſter (1783 — 1787). Dieſer, ein leichtſinniger Verwalter des öffentlichen Schatzes und voll ſchwindelnder Plane, ſuchte durch Verſchwendungen den Mangel zu verbergen und Credit zu finden. Ueberwältigt aber von der Schuldenlaſt, behauptete er, daß das Deficit oder das Unzureichende der jährlichen Staatseinnahmen (er gab es auf 116, Andere auf 140 Millionen Livres an) auf die bisherige Weiſe nicht zu decken ſey, und bewog den König zur Veranſtaltung einer Assemblée des Notables, d. i. einer Verſammlung der vom Könige gewählten Stände, durch welche er (mit Umgehung des Parlaments, deſſen Widerſpruch er fürchtete) die neuen Auflagen und Verbeſſerungen, die er im Sinne hatte, rechtskräftig zu machen hoffte. Am 22. Febr. 1787 wurde dieſe Verſammlung, beſtehend aus 144 Mitgliedern, zu Verſailles eröffnet. Aber ſie erfüllte die Hoffnungen nicht, die Calonne gehegt hatte. Schon gegen die Vorſchläge zur Errichtung der Provinzialverſammlungen, zur Aufhebung der Zölle im Innern und der Getraideſperre, zur Ausgleichung der Salzſteuer, zur Veräuſſerung der Domainen und zur Vertheilung der Gemeindegüter machten die Verſammelten lebhafte Einwendungen; aber noch mehrere gegen die Einführung einer neuen Stempeltaxe, gegen die Erhöhung der Grundſteuer und gegen die gleichmäßige Beſteuerung*). Hierdurch gereizt, machte Calonne die Weigerung der Notablen in einer Druckſchrift öffentlich bekannt; aber damit zog er ſich den Unwillen des Königs und der Notablen zu, und er mußte am 9. Apr. 1787 ſeine Stelle niederlegen.

Statt ſeiner wurde der Graf von Brienne, Erzbiſchof von Sens, zum Chef des Finanzrathes erwählt. Dieſer hob die Verſammlung der Notablen als unnütz auf (25. Mai 1787), dann auch das Parlament (8. Mai 1788), als dieſes fortdauernd den Befehlen zu neuen Auflagen und Anleihen ſich widerſetzte und auf Zuſammenberufung der allgemeinen Reichsſtände, „die allein neue Steuern bewilligen könnten," beſtand.

---

*) Wenn der Verf. der Geſchichte der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XIV., Th. II. S. 79. im Bezug auf die Assemblée des Notables behauptet: „der geiſt„liche Stand, ſo wie alle übrigen, unterwarf ſich unbedingt der „gleichen Beſteuerung," ſo ſcheint er ſpätere Ereigniſſe (vom 5. Aug. 1789), die durch ein plötzliches Aufflammen des Patriotismus bedingt wurden, mit dieſen früheren verwechſelt zu haben.

Statt des pariſer Parlaments ſollte eine Cour pl[illegible]ère (oder Kammer von Prinzen, Pairs und den Vornehmſten der Geiſtlichkeit, des Militärs und der Civilobrigkeit) beſtehen und neue Gerichtshöfe ſtatt der übrigen Parlamente. Aber dieſe Neuerungen kamen nicht zu Stande, ſie erregten allgemeinen Unwillen; in der Bretagne wie in der Dauphiné brachen Unruhen aus; dringend forderte man die Zuſammenberufung der Reichsſtände. Der Kampf gegen die Regierung hatte begonnen! Unter dieſen Umſtänden ſah ſich Brienne genöthigt, ſeine Stelle niederzulegen, und Necker, der ſich der öffentlichen Meinung empfohlen hatte, ward zum zweiten Male für das Fach der Finanzen berufen und zum Generaldirector derſelben, mit Sitz und Stimme in dem Staatsrathe, vom Könige ernannt (25. Aug. 1788).

Auch jetzt ſuchte Necker durch Anleihen und Verzögerungen minder dringender Ausgaben wenigſtens der dringendſten Noth abzuhelfen; aber er ſuchte auch die Gährungen im Innern zu beſchwichtigen und die bisher befreiten Stände zur Beſteuerung zu nöthigen. Er beredete daher den König, nicht nur das Parlament wiederherzuſtellen (was am 23. Sept. 1788 geſchah), ſondern auch eine allgemeine Verſammlung der Stände auf den Mai des Jahres 1789 auszuſchreiben. Sollte aber durch dieſe Verſammlung, wie Necker wünſchte, das Mißverhältniß zwiſchen der Einnahme und Ausgabe beſeitigt, und den beiden privilegirten Ständen, Adel und Klerus, das Vorrecht der

Steuerfreiheit entriſſen werden: ſo konnte dieß nur geſchehen, wenn der dritte Stand (le tiers état) in der Ständeverſammlung, was bereits in den Provinzialverſammlungen aufgekommen war, das Uebergewicht erhielt. Necker berief daher, im Namen des Königs, 300 Deputirte vom Adel, 300 vom Klerus und 600 vom dritten Stande zur Ständeverſammlung. Aber gerade dieſe Veranſtaltung, die der innern Gährung abhelfen ſollte, brachte ſie zum Ausbruch. Mit der Ständeverſammlung, die am 5. Mai 1789 zu Verſailles eröffnet wurde, trat die ſturmvolle Revolution hervor.

IV. Deutſchland, oder das deutſche Reich und Oeſtreich.

Wenn der Theil der franzöſiſchen Geſchichte, den wir eben dargeſtellt haben, als Einleitung zur Geſchichte der franzöſiſchen Revolution gelten kann, ſo kann der Theil der deutſchen Geſchichte, zu welchem wir uns jetzt wenden, als Einleitung zur Geſchichte des Untergangs des deutſchen Reichs angeſehen werden. Denn wie dort ſich zeigte, auf welche Weiſe die franzöſiſche Revolution vorbereitet wurde; ſo zeigt ſich hier, wie das deutſche Reich ſeit dem weſtphäliſchen Frieden bis zum Tode Joſephs II. immer mehr an Einheit und Zuſammenhalt, eben dadurch an Kräftigkeit und Dauerhaftigkeit verlor und ſo ſeiner Auflöſung entgegenging.

Der Grund dieſer Erſcheinung lag zunächſt in der Verfaſſung des deutſchen Reichs. Zwar war dieſe Verfaſſung ihrer Grundidee nach löblich, indem ſie darauf ausging, despotiſcher Willkür zu ſteuern, das Recht geltend zu machen und den einzelnen deutſchen Fürſten in ihren Gebieten, ſo wie deren Unterthanen geſetzliche Freiheit zu ſichern. Aber die immer mehr zunehmende Erweiterung der Fürſtengewalt und Schwächung der Kaiſergewalt bei immer mehr abnehmendem Gemeinſinn brachte Verderben in die Verfaſſung und dadurch Kraftloſigkeit und Zerrüttung in das deutſche Reich. Namentlich war durch den weſtphäliſchen Frieden die Macht der deutſchen Reichsfürſten ſo erhoben und die Macht des deutſchen Kaiſers ſo geſchwächt, dabei der Sinn von dem Allgemeinen auf das Beſondere ſo hingelenkt worden, daß das deutſche Reich von nun an ein vielfach zergliederter Reichskörper wurde, dem es eben ſo an regem Gemeinſinn, als an feſtem Zuſammenhalt fehlte. Kaiſer und Reichsfürſten (letztere jetzt mit dem Namen „Reich" bezeichnet) ſtanden nun als Parteien bald neben, bald gegen einander, ſorgten zunächſt für das Ihrige, und für das Ganze nur da, wo etwa ein patriotiſches Gefühl aufflammte oder das eigene Intereſſe mit dem Intereſſe des Ganzen zuſammenfloß. — Ferner war der Umſtand, daß mehrere ſeiner Fürſten auswärtige Throne beſtiegen, und daß ſeine Kaiſer immer nur aus dem Hauſe Oeſtreich gewählt wurden, der Einheit und Feſtigkeit des deutſchen Reichs nachtheilig. Denn die Reichsfürſten, die auswärtige Throne beſtiegen, wurden dem Intereſſe des deutſchen Reichs entrückt, mochten immer weniger dem Kaiſer als ihrem Oberhaupte ſich unterwerfen und verwickelten das deutſche Reich in Kriege, die ſeiner Wohlfahrt entgegen waren; und indem der Kaiſerthron ſeit dem Jahre 1437 dem Hauſe Oeſtreich verblieb, wurden zwar Thronſtreitigkeiten (dergleichen Polen ſeit dem Ausſterben der Jagellonen betrafen) verhütet; dagegen aber der Kaiſerthron aus einem deutſchen zu einem öſtreichiſchen oder zu einem Mittel der Befeſtigung und Erhebung Oeſtreichs, nicht des deutſchen Reichs. — Drittens war es der Einheit und Feſtigkeit des letztern nachtheilig, daß unter den Gliedern deſſelben zwei, Oeſtreich und Brandenburg, zu einem überwiegenden Anſehn gelangten. Denn indem dieſe Mächte allen übrigen deutſchen Fürſten überlegen waren, blieben ſie dem Reichsverbande nur ſo lange zugethan, als ſie es ihrem Vortheil gemäß fanden; und indem ſie ſeit 1740 gegen einander auftraten, mußte der Zuſammenhalt des deutſchen Reichs immer mehr zerfallen, da nun die ſchwächeren Staaten deſſelben zu der einen oder der andern dieſer Mächte ſich hinneigten, und Deutſchland, ſeit den Zeiten der Reformation in ein katholiſches und proteſtantiſches getheilt, nun auch in ein öſtreichiſches und brandenburg-preußiſches ſich theilte. — Hierzu kamen endlich auch die Einflüſſe und Angriffe von Auſſen. Schon der weſtphäliſche Friede übertrug ſeine Garantie oder Gewährleiſtung den Franzoſen und Schweden, und geſtattete dadurch dieſen Mächten Einfluß auf das deutſche Reich. Darauf erfolgten die gewaltthätigſten Angriffe von Seiten Ludwigs XIV., die das deutſche Reich verheerten, verkürzten, verwirrten und auf jegliche Weiſe beeinträchtigten. Zwar führten ſolche Angriffe, ſo wie die vielen Türkenkriege, zu Vereinigungen des Kaiſers und Reiches; aber leider machten ſie auch die innere Schwäche und Zerrüttung und den Mangel an Gemeinſinn recht anſchaulich, da die bewilligte Reichshilfe nur langſam, oder unzulänglich, oder gar nicht erfolgte, und deutſche Fürſten bei Reichskriegen oft mit dem Reichsfeinde zuſammentraten. — Unter ſolchen Umſtänden wäre der Umſturz des deutſchen Reichs vielleicht früher erfolgt, hätten nicht die Familienverbindungen, in denen die deutſchen Fürſtenhäuſer mit auswärtigen Staaten ſtanden, den letzten Stoß zurückgehalten, und wäre nicht die Meinung aufgekommen, daß zur Erhaltung des politiſchen Gleichgewichts und alſo auch der europäiſchen Staaten, die Erhaltung des deutſchen Reichs nothwendig ſey.

Nur mit wehmüthigen Empfindungen können wir alſo auf den Zuſtand des deutſchen Reichs ſeit dem weſtphäliſchen Frieden hinblicken. Aber auch der Hinblick auf das deutſche Volk, wenn wir deſſen damalige politiſche Stellung betrachten, erregt wehmüthige Empfindungen. Von den Rechten, die es ehemals hatte, war nicht mehr die Rede; ausgeſchloſſen war es von den höheren Staatsämtern, von den Ständeverſammlungen (wo dieſe noch Statt fanden) und von allem Antheil an der Leitung des Staates; belaſtet war es mit Steuern, die nach der Einführung ſtehender Truppen und glänzender Hofhaltungen immer drückender wurden; entrückt war es dem Reiche und hingegeben ſeinen Landesherren, gegen deren Verfahren es bei der Saumſeligkeit der Reichsgerichte nur ſelten kräftigen Schutz fand. Doch erfreulich wird der Hinblick auf das deutſche Volk, wenn wir deſſen Streben und Wirken betrachten. Voll Kraft und Tüchtigkeit zu allem Guten, wendete es ſeinen Fleiß auf Anbau des Landes, der Gewerbe, des Handels, der Künſte und Wiſſenſchaften, förderte alles dieſes weiter und ging von der Nachahmungsſucht des Fremden zur Selbſtändigkeit, von beſchränkten zu freien Anſichten. Aufgeregt hierzu wurde es von kräftigen und patriotiſchen Männern, die aus ſeiner Mitte hervortraten; geleitet wurde es hierbei von Fürſten, die ihre Regierung durch Verbeſſerungen ihrer Länder auszuzeichnen ſuchten; und unterſtützt wurde es hierin durch die Verfaſſung des deutſchen Reichs, die, wie nachtheilig in politiſcher Hinſicht, ſo förderlich in Hinſicht des bürgerlichen und geiſtigen Lebens war. Denn indem ſie Unrecht und Willkür abzuhalten ſuchte, nährte ſie Liebe zum Recht und zur Freiheit; indem ſie Deutſchland in eine Menge einzelner Staaten zergliederte, beförderte ſie einen der Geiſtesbildung wohlthätigen Wetteifer der Beſtrebungen und Fortſchritte; und indem ſie die Pflege der Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften nicht an Eine große Hauptſtadt knüpfte, ſondern überall Regierungsſitze zuließ, die das Schöne und Glänzende aufzunehmen ſuchten, verbreitete ſie eine allſeitige Cultur über ganz Deutſchland, über das katholiſche, wie über das proteſtantiſche. — Wie ſich alſo das deutſche Volk erhob, während das deutſche Reich ſank, oder wie dieſes erſchlaffte, während jenes erſtarkte, hat die Geſchichte Deutſchlands ſeit dem weſtphäliſchen Frieden zu zeigen.

Fürchterlich war Deutſchland durch den dreißigjährigen Krieg verheert und verwildert. Doch ſchon unter der Regierung Ferdinands III. (1637—1657), eines milden und thätigen Herrn, und während der vierundzwanzig Ruhejahre, die dem weſtphäliſchen Frieden folgten (1648—1672), geſchah vieles zum Wiederanbau des deutſchen Bodens und deutſchen Geiſtes, beſonders durch landesväterlichgeſinnte Fürſten, z. B. den Herzog von Sachſen-Gotha Ernſt den Frommen und den großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm. Dagegen geſchah nichts zur Wiedergeburt oder Befeſtigung des deutſchen Reichs. Auf dem Reichstage, den Ferdinand III. vom Jun. 1653 bis zum Mai 1654 zu Regensburg hielt, — auf welchem das, was der weſtphäliſche Friede unerörtert gelaſſen hatte, ausgemacht werden ſollte, —

wurden Hauptgegenſtände nicht beſeitigt. Nur darin kam man überein, daß das Reichskammergericht verbeſſert, die Leitung des Corporis Evangelici wieder an Kurſachſen übertragen, und der Unterthan zur Unterhaltung der Heere und Feſtungen beſteuert werden ſollte. Alle übrigen Geſchäfte wurden, wie oft geſchah, einem andern Reichstage zugewieſen.

Wenn aber Ferdinand III. (er ſtarb am 2. Apr. 1657) das deutſche Reich nicht wieder erheben konnte, ſo konnte dieß noch weniger ſein Sohn und Nachfolger Leopold I. (geb. 1640, reg. 1658—1705), ein unkriegeriſcher, unentſchloſſener, von Kleinlichkeiten befangener, vom Stolz bethörter und von Jeſuiten geleiteter Fürſt. Bei dem Wichtigen, was unter ihm, aber nicht durch ihn geſchah, hatte das deutſche Volk und Reich viel Bitteres zu leiden.

Merkwürdig war es im Betreff des Innern, daß unter ihm die beſtändige Fortdauer (oder Permanenz) des Reichstags zu Regensburg ſeit 1663 zufällig aufkam, als die damals gehaltene Reichsverſammlung in unerwartete Länge ſich verzog; ferner, daß das Reichskammergericht von dem (durch die Franzoſen, 31. Mai 1689) verheerten Speier nach Wetzlar verlegt wurde, wo dasſelbe am 25. Mai 1693 ſeine erſte Sitzung hielt; dann, daß der Kurfürſt von Sachſen, nachdem er zur katholiſchen Kirche übergegangen war, zum polniſchen Throne gelangte (1697), daß das Haus Hannover, ſeit 1692 mit der Kurfürſtenwürde geſchmückt, die Anwartſchaft auf den engliſchen Thron erhielt (12. Jun. 1701), und (was für Oeſtreich, Deutſchland, ja ganz Europa erfolgreichſt war) daß der Kurfürſt von Brandenburg König in Preußen wurde (18. Jan. 1701). Für das deutſche Volk wurde nicht geſorgt; vielmehr wurden deſſen Laſten vermehrt und deſſen Freiheiten beſchränkt. Bisher hatte noch die alte Sitte gegolten, daß ohne Genehmigung des Kaiſers die Unterthanen wider ihren Willen von ihren Fürſten nicht mit Steuern belegt werden konnten. Jetzt aber verlangten die Reichsfürſten (26. Jan. 1667) auf dem Reichstage, daß ihre Unterthanen nicht nur die (ſonſt von Kammereinkünften beſtrittenen) Koſten der Landesvertheidigung und der Reichstage, ſondern auch alles, „was von ihnen und ſo oft es begehrt werde, gehorſamlich und unweigerlich hergeben ſollten, ſo daß über ſolche Dinge Klagen der Unterthanen von den Reichsgerichten nicht angenommen werden möchten.“ Erſteres geſtand der Kaiſer zu; aber gegen Letzteres erklärte er (im Febr. 1671), „einen jeden bei dem, wozu er berechtigt und wie es hergebracht ſey, zu laſſen,“ ſo daß alſo kein Reichsſtand ſeinen Unterthanen ohne deren Einwilligung Steuern auflegen ſollte. Gleichwohl wurden die Steuern, vornehmlich zum Nachtheil des Bürger- und Bauernſtandes, erhöhet und mit neuen (z. B. der Acciſe und dem Stempelpapier) vermehrt. Auch wurden ſonſt freie Städte zur Unterwerfung gezwungen, namentlich Münſter (1661) von ſeinem Biſchofe Bernhard von Galen, Erfurt, ſeit 1483 unter ſächſiſchem Schutze, vom Kurfürſten von Mainz Johann Philipp (1664), Magdeburg (1664) vom Hauſe Brandenburg, Braunſchweig (1671) vom Herzoge von Braunſchweig. Geſchah dieß alles auch ohne Zuthun, ja gegen den Willen des Kaiſers, ſo trifft ihn doch der Vorwurf, daß er ſich der Unterthanen und Städte nicht mit Nachdruck angenommen hat.

Im Betreff der auswärtigen Angelegenheiten waren unter Leopolds Regierung die Kämpfe mit Türken und Franzoſen das Wichtigſte.

Der Kampf mit den Türken begann, als der Kaiſer die Freiheiten Ungerns zu unterdrücken ſuchte und in Siebenbürgen den Fürſten Kemeny gegen den Fürſten Abaffy, den die Pforte begünſtigte, in Schutz nahm. Die Türken brachen (1662) in Ungern ein, eroberten daſelbſt Großwardein und Neuhäuſel und verbreiteten Schrecken um ſich, bis ſie in der Nähe der Raab bei St. Gotthard von dem öſtreichiſchen General Montecuculi, den ein Reichsheer, ja auch franzöſiſches Hilfsvolk unterſtützte, am 2. Aug. 1664 beſiegt wurden. Gleichwohl geſtattete der Kaiſer in dem Waffenſtillſtand (den er am 10. Aug. zu Basvar bei St. Gotthard auf zwanzig Jahre mit ihnen ſchloß), daß Abaffy Fürſt von Siebenbürgen bleiben, und die Pforte Großwardein und Neuhäuſel behalten ſollte. Die Türken hielten dieſen Waffenſtillſtand ſelbſt während des Krieges, den Oeſtreich und das deutſche Reich (1674 — 1678) gegen Frankreich führten. Erſt im Jahre 1683 erneuerten ſie den Kampf, aufgeregt vom ungeriſchen Grafen Emmerich von Tököly, der ſich an die Spitze der hartbedrängten Ungern geſtellt und zu ſeinem Schutze Türkenhilfe herbeigeführt hatte. Mit einem Heere von 200,000 Mann ſtürmten ſie durch Ungern bis vor Wien, das ſie vom 14. Jul. bis zum 12. Sept. 1683 belagerten. Doch Wien wurde von einem Reichsheere, beſonders von dem tapfern Könige der Polen, Johann Sobieski gerettet, und das Türkenheer aus Oeſtreich, bald auch aus Ungern vertrieben*). Darauf unterwarf ſich Abaffy als Vaſall dem Kaiſer (27. Oct. 1687), und Ungern mußte ſich aus einem Wahlreiche in ein Erbreich des öſtreichiſchen Hauſes verwandeln laſſen (31. Oct. 1687). — Während des Coalitionskrieges (1689 — 1697) ging der Kampf gegen die Türken ohne bedeutende Vorfälle fort; doch kaum war dieſer Krieg beendigt, als Prinz Eugen den wichtigen Sieg bei Zenta an der Theis (11. Sept. 1697) über die Türken gewann**). Dieſem Siege folgte (26. Jan. 1699) der Friede von Karlowitz, an welchem auch die übrigen Feinde der Pforte, Rußland, Polen und Venedig, Theil nahmen. Kraft desſelben kam Slavonien, Siebenbürgen (auf deſſen Beſitz Abaffy verzichtete) und ganz Ungern (mit Ausnahme des Banats von Temeswar, das den Türken verblieb) in die Hände der Oeſtreicher.

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V, 2, 240 ff.

**) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V, 2, 221.

Nicht ſo glücklich als den Kampf mit den ſchon erſchlafften Türken beſtand Oeſtreich und das deutſche Reich den Kampf mit den durch Ludwigs XIV. Ruhm- und Länderſucht aufgeregten Franzoſen; vielmehr mußte es in demſelben harte Verluſte und bittere Schmach erleiden*). In dem Frieden zu Nimwegen, der den Rachekrieg gegen Holland (1672 — 1678) beendigte, mußte das deutſche Reich, das ſeit 1674 an demſelben Antheil genommen hatte, Freiburg im Breisgau (gegen Philippsburg) abtreten und Lothringen in den Händen der Franzoſen laſſen. Bei dem frechen Reunionsverfahren Ludwigs (ſeit 1681) wurden ihm die Fürſtenthümer Zweibrücken, Saarbrücken, Mömpelgard und mehrere Reichsſtädte und Abteien am linken Rheinufer, ja auch die wichtige Reichsſtadt Straßburg entriſſen (30. Sept. 1687); und es ſah ſich (zu Regensburg, am 15. Aug. 1684) genöthigt, dieſe und alles, was bis zum 1. Aug. 1681 reunirt worden war, in Ludwigs Händen zu laſſen. Nicht langenachher nahm Ludwig das Allodium des Pfalz-Simmerſchen Hauſes, das mit Karl Kurfürſten von der

---

*) Da von den Händeln Oeſtreichs und des deutſchen Reichs mit Ludwig XIV. ſchon in dieſem Bilderſaale (Bd. V, 2, 15 — 46 und 196 ff.) geredet worden iſt, ſo werden ſie hier nur berührt.

Pfalz erloſchen war (26. Mai 1685), in Anſpruch, that Eingriffe in die Rechte und Güter des deutſchen Ordens in Elſaß, und ſuchte dann (im Aug. 1688) ſeinen Parteigänger den Biſchof von Straßburg, Egon von Fürſtenberg, dem Erzſtifte Cöln zum Erzbiſchof und Kurfürſten aufzudringen. Als Kaiſer und Reich ihm dagegen Vorſtellungen machten und zu ihrem Schutz mit Holland, Spanien und Schweden zu einem Bündniß zuſammentraten (Augsburg 29. Jul. 1686): ſchickte Ludwig (im Aug. 1688) franzöſiſche Truppen ins Cölniſche und Pfälziſche, und mit den ſchauderhafteſten Verwüſtungen der Pfalz *) wurde der Krieg eröffnet (Oct. 1688). Hierdurch aufgeregt, verbanden ſich Kaiſer und Reich mit England und Holland (Wien 12. Mai 1689), ſpäterhin auch mit Spanien und Savoyen. Aber ſie richteten nichts aus. Ludwig behauptete ſich in dieſem Coalitionskriege (1688 — 1697) gegen ſo viele Gegner, und nur ſeine Abſichten auf Spanien vermochten ihn, daß er im Frieden zu Ryswick (30. Oct. 1697) an Kaiſer und Reich alles auſſerhalb des Elſaſſes Reuniirte und Eroberte, ferner auch das Herzogthum Lothringen zurückgab und ſich im Betreff der Pfalz-Simmerſchen Erbſchaft mit 300,000 Thalern begnügte. Dabei beſtimmte er in einer „Clauſel," daß in allen von ihm zurückgegebenen Ortſchaften der von ihm angeordnete Katholicismus bleiben ſollte, und ließ zur Schmach des deutſchen Reichs die Geſandten desſelben von den Friedensverhandlungen zu Ryswick ausſchließen, ſo daß ſie nur durch die kaiſerliche Geſandtſchaft und nur ſo weit es dieſe für gut fand, von denſelben unterrichtet wurden. Bald nachher (im Mai 1701) begann durch Kaiſer Leopold der ſpaniſche Erbfolgekrieg, an welchem auch das deutſche Reich Antheil nahm (ſeit dem 6. Oct. 1702); doch mit Ausnahme der Kurfürſten von Baiern und Cöln, die Ludwig XIV. auf ſeine Seite verlockt hatte. Hiermit kamen neue Leiden über Deutſchland; es wurde abermals durch Parteiungen zerrüttet und von den Franzoſen heimgeſucht, und erhielt erſt einige Erleichterungen, als Eugen und Marlborough den wichtigen Sieg bei Höchſtädt errungen hatten (13. Aug. 1704).

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V, 2, S. 195 ff.

Wenige Monate nach dieſem Siege ſtarb Kaiſer Leopold (5. Mai 1705), und ihm folgte ſein älteſter Sohn Joſeph I. (geb. 26. Jul. 1678, ſeit dem 29. Jan. 1690 römiſcher König, reg. 1705 — 1711), ein kenntnißreicher, kräftiger, wohlmeinender und duldſamer Herr, der ſo wohl in ſeinen Erblanden als auch im deutſchen Reiche Herrſcherrechte zu behaupten wußte*). Er beſchränkte den Einfluß der Jeſuiten, nöthigte den Pabſt (1708) die Anſprüche Oeſtreichs auf Spanien anzuerkennen und unterdrückte den Aufſtand der Ungern, der noch bei Lebzeiten ſeines Vaters ſich wieder erneuert hatte. Die Kurfürſten von Baiern und Cöln (1706) und den Herzog von Mantua (1708), einen Vaſallen des deutſchen Reichs, belegte er mit der Reichsacht, weil ſie, ihren Reichspflichten zuwider, mit dem Reichsfeinde Ludwig XIV. ſich verbunden hatten. Dagegen ernannte er den Herzog von Marlborough, aus Dank für deſſen Sieg bei Höchſtädt, zum Reichsfürſten und erneuerte die Reichsſtandſchaft der Stadt Donauwerth. Auch befeſtigte er die Fortdauer des Reichstags zu Regensburg und regte das Reichskammergericht, das ſeit 1704, wegen heftiger Mißhelligkeiten unter ſeinen Mitgliedern, ins Stocken gekommen war, zu neuer Thätigkeit auf. Am meiſten beſchäftigte ihn während ſeiner kurzen Regierung der Kampf gegen Ludwig XIV. Um dabei durch den gleichzeitigen nordiſchen Krieg nicht gehindert zu werden, verglich er ſich mit dem Schwedenkönig Karl XII., der (1706) auf dem Wege von Polen nach Sachſen rückſichtslos durch Schleſien gezogen war, und ſuchte nach deſſen Niederlage bei Pultawa im Verein mit Holland und England (Haager Concert, 1710) feindliche Angriffe auf deſſen deutſche Lande abzuhalten *). Und überaus günſtig war ihm das Kriegsglück gegen Frankreich! Durch Eugens Sieg bei Turin (7. Sept. 1706) wurden die Franzoſen aus Italien, und durch Marl-

---

*) Mehreres über ihn enthält die fünfte Erzählung im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes.

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V. S. 76.

Marlboroughs Siege bei Ramillies (23. Mai 1706), bei Oudenarde (11. Jul. 1708) und bei Malplaquet (11. Sept. 1709) aus den Niederlanden vertrieben. Ludwig XIV. gerieth dadurch in große Noth! Doch Marlboroughs Sturz (1710) und Joſephs plötzlicher Tod (dieſer ſtarb an den Blattern, 17. Apr. 1711) verſchaffte ihm Rettung *). England erwirkte nun den Frieden von Utrecht (1713) und Karl VI., der Bruder und Nachfolger Joſephs, mußte, verlaſſen von England und Holland und bedrängt von Frankreich, den Frieden zu Raſtadt ſchließen (4. März 1714, ratificirt zu Baden 7. Sept. 1714), durch welchen er, ſtatt der ganzen ſpaniſchen Monarchie, die ſpaniſchen Niederlande, Mailand, Neapel und Sardinien, ſo wie Mantua, deſſen Herzog während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges unbeerbt in Frankreich geſtorben war, erhielt und die geächteten Kurfürſten von Baiern und Cöln in ihre Länder und Würden wieder einſetzen und die zum deutſchen Reiche gehörige Stadt Landau den Franzoſen überlaſſen mußte.

Ueberhaupt war Karl VI. (geb. 1685, reg. 1711 — 1740) nicht der Fürſt, der hell und kräftig zu handeln verſtand. Zwar reich an Kenntniſſen, Erfahrungen und Tugenden des Privatlebens, aber ſeinem Vater ähnlicher als ſeinem Bruder, war er, wie Eugen

---

*) Wie dieſes geſchah, iſt ſchon in dieſem Bilderſaal Bd. V, 2, S. 42. erörtert worden.

gen ſchreibt, „ein Schwächling an Leib und Seele.“ Die öſtreichiſchen Staaten, die er bei ſeinem Regierungsantritte in vollem Glanze fand, hinterließ er in Erſchöpfung und Verwirrung; die Verfügungen des deutſchen Reichstags gegen Handwerksmißbräuche (1731) und gegen Verwirrungen im Münzweſen (1738) brachte er nicht zur Ausführung. Mehr als alles beſchäftigte ihn ſeine pragmatiſche Sanction, die er am 19. Apr. 1713 erließ, und für deren Anerkennung er große Opfer brachte*). Mit den Türken, die während des ſpaniſchen Erbfolgekriegs Oeſtreich unangetaſtet gelaſſen hatten, gerieth er gleich nach demſelben, als er den Venetianern Morea, das die Türken an ſich zu reißen ſuchten, erhalten wollte, in Krieg (1716). Anfangs war er gegen dieſe glücklich: Eugen ſiegte über ſie bei Peterwardein (5. Aug. 1716), dann bei Belgrad (16. Aug. 1717), und es erfolgte unter Vermittelung der Seemächte der Friede zu Paſſarowitz (21. Jul. 1718), in welchem Temeswar, Servien mit Belgrad und ein Theil Slavoniens, Bosniens und der Wallachei von den Türken an Oeſtreich abgetreten wurde. Doch anders ging es, als Oeſtreich, durch Rußland bewogen, ſeit 1736 den Krieg gegen die Türken erneuerte, und nach Eugens Tode (20. Apr. 1736) Eiferſucht, Mißtrauen und Zwietracht unter den öſtreichiſchen Feldherren einriß. Jetzt wurden die öſtreichiſchen Heere allerwärts geſchlagen, und Graf Neiperg ſchloß (wie es heißt, auf Betrieb der Maria Thereſia und ihres Gemahls, denen das Ableben Karls VI. und mit demſelben der Ausbruch neuer Kriege nahe ſchien) den Frieden von Belgrad (18. Sept. 1739), in welchem Oeſtreich faſt alles, was es im paſſarowitzer Frieden gewonnen hatte, verlor, namentlich Belgrad mit Servien und die vorher gewonnene Wallachei.

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſaal Bd. V. 2, S. 92–100.

Nicht lange nach dieſem Frieden erloſch mit Karl VI. (20. Oct. 1740) der habsburg-öſtreichiſche Mannsſtamm. Sogleich nahm ſeine älteſte Tochter **Maria Thereſia** (geb. 13. März 1717) kraft der pragmatiſchen Sanction von allen öſtreichiſchen Erbländern Beſitz und ernannte (21. Nov.) ihren Gemahl **Franz Stephan** (geb. 1708, ſeit 1729 Herzog von Lothringen, ſeit 1736 Gemahl der Maria Thereſia und ſeit 1737 Großherzog von Toscana) zum Mitregenten, ohne doch die Regierungsgewalt mit ihm zu theilen. Aber kaum ſaß ſie auf dem Throne ihrer Väter, als Preußen, Frankreich, Neapel, Sardinien, Baiern und Sachſen, trotz der Anerkennung der pragmatiſchen Sanction, einen Krieg gegen ſie erhoben, der ſie zu unterdrücken und die öſtreichiſche Monarchie zu zerſtückeln drohte*). Allein **Maria Thereſia** behaup-

---

*) Von dem **öſtreichiſchen Erbfolgekriege** 1740 – 1748 ſ. in dieſem **hiſtor. Bilderſ.** Bd. V. S. 101 – 120.

behauptete ſich und ihr Erbe durch ihre Charakterkraft, durch die Treue der Ungern, durch den Beiſtand Englands und Rußlands und durch die Mißhelligkeiten und Verkehrtheiten ihrer Feinde. Nur Schleſien verlor ſie (in den Friedensſchlüſſen zu Breslau 1742 und Dresden 1745) an Preußen, und (in dem Frieden zu Aachen 1748) Parma, Piacenza und Guaſtalla an den ſpaniſchen Infanten Philipp: — wogegen ſie ſpäterhin Gallizien, das Innviertel und die Landvogtei Ortenau ſammt der Grafſchaft Falkenſtein für die öſtreichiſchen Staaten gewann.

Auch wußte ſie die Reichskrone ihrem Hauſe zu erhalten. Denn nachdem während des öſtreichiſchen Erbfolgekrieges der Kurfürſt von Baiern Karl Albert, unter dem Namen Karl VII., eine Zeitlang (1742 — 1745) deutſcher Kaiſer geweſen war, ohne doch kaiſerliches Anſehn behaupten zu können: ſo bewirkte Maria Thereſia, daß nach ſeinem Tode (20. Jan. 1745) ihr Gemahl Franz I. (am 13. Sept. 1745) zum Kaiſer erwählt wurde. Aber dieſer, ein ſchlaffer Herr, mehr von Begierde nach Geld als nach Ruhm ergriffen, führte eine ſehr unbedeutſame Regierung (1745 — 1765), denn während er vornehmlich mit Vergrößerung ſeines Privatſchatzes, den er mit aller Schlauheit eines Bankiers auf 20 Millionen Gulden erhoben haben ſoll, beſchäftigt war, griff er eben ſo wenig in die Angelegenheiten des deutſchen

Reiches als in die der öſtreichiſchen Monarchie kräftig ein. Statt ſeiner herrſchte ſeine Gemahlin!

Und ſie herrſchte in ihren Staaten, zwar nicht frei von Vorurtheilen und Fehlgriffen, aber wohlmeinend und wohlthätig, wie eine gute Mutter. Sie brachte Ordnung in die Finanzen, ſorgte durch ihren Sohn für das Kriegsweſen und fing an (1776), die Geſetzgebung durch Abſchaffung der Tortur und Beſchränkung martervoller Todesſtrafen zu verbeſſern, und den Bürger- und Bauernſtand vornehmlich durch Beförderung der Gewerbthätigkeit und Erleichterung der Leibeigenſchaft empor zu heben. Obſchon der römiſch-katholiſchen Kirche eifrigſt zugethan und von Andächtelei befangen, war ſie doch von Bedrückung und Verfolgung Andersgläubiger entfernt; ja ſie nannte ſich „eine Landesmutter aller ihrer Unterthanen," geſtattete den Proteſtanten einige Religionsfreiheiten, verbeſſerte das Kloſterweſen und trat (1773) der Aufhebung des Jeſuitenordens bei. Zugleich ſuchte ſie die Bildung ihres Volkes durch Schul- und Erziehungshäuſer für alle Stände und durch Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften emporzubringen. Auf ſolche Weiſe erhob ſie den öſtreichiſchen Staat höher, als er vorher geſtanden hatte, und wirkte, wie gleichzeitig Friedrich II., wohlthätig auf Deutſchland ein. Leider aber führten beide, — Friedrich durch die Wegnahme Schleſiens, und Maria Thereſia durch unbezähmte Erbitterung hierüber, — den ſiebenjährigen

Krieg herbei, der nicht nur einzelne deutſche Länder verheerte, ſondern auch das deutſche Reich aufs neue ſchwächte, indem er es gleichſam in zwei Hälften, in eine preußiſche und öſtreichiſche, theilte*).

Als zwei Jahre nach dieſem Kriege Franz I. geſtorben war (18. Aug. 1765), folgte ihm ſein älteſter Sohn Joſeph II. (geb. den 13. März 1741, reg. 1765—1790), ein ausgezeichneter Fürſt, helldenkend, wohlmeinend und überaus thätig; aber auch herriſch, raſch zufahrend und ohne umſichtige Prüfung der Rechtlichkeit und Ausführbarkeit ſeiner Entwürfe**).

Als Kaiſer wirkte er wenig zum Beſten des deutſchen Reichs! Denn obſchon er, voll Eifer für die Handhabung der Gerechtigkeit, gleich in den erſten Jahren ſeiner Regierung das Reichsgerichtsweſen zu verbeſſern ſuchte und deßhalb (unter dem 5. Apr. 1766) mehrere Mißbräuche beim Reichshofrathe abſtellte, dann (1767) eine Viſitation des Reichskammergerichts anordnete, die neun Jahre lang dauerte (1767—1776); ſo brachte er doch keine weſentlichen Verbeſſerungen zu Stande. Die Geſchäfte des Reichshofraths verloren ſich unter den Geſchäften der öſtreichiſchen Erblande, und die Viſitation des Reichskammergerichts erlag der

---

*) Von dem ſiebenjährigen Kriege (1756—1763) und deſſen Folgen iſt ſchon in dieſem Bilderſaale Bd. V, 2, 121—186 und 381—396 gehandelt worden.

**) Eine ausführliche Schilderung ſeines Lebens und Strebens folgt im zweiten Abſchnitt dieſes Bandes, Nr. 6.

Menge widriger Weitläuftigkeiten: nichts weiter kam für dasſelbe zu Stande, als daß die Zahl ſeiner Beiſitzer von 17 auf 50 vermehrt wurde. Dabei wurde die Verfaſſung des Reichs dem Kaiſer ſo zuwider, daß er häufig ſeinen Unwillen über ſie äuſſerte, ja auch den Beſtand derſelben gefährdete. Er nahm Antheil an der erſten Theilung Polens (1772), und ließ dadurch ein ſchlimmes Beiſpiel zu, das leicht auch zur Theilung des deutſchen Reiches verlocken konnte; er entzog den Hochſtiftern Paſſau (1783) und Salzburg (1784) alles, was zu deren Sprengel im Oeſtreichiſchen gehörte, und bedrohete dadurch die Rechte und Beſitzungen deutſcher Fürſten; er geſtattete, daß Katharina II. ſich in dem Frieden zu Teſchen (13. Mai 1779) zur Beſchützerin der Verfaſſung Deutſchlands erklärte, und ſtellte dadurch das deutſche Reich dem Einfluſſe Rußlands bloß*). Und als er endlich Baiern, das er durch Waffengewalt nicht hatte an ſich bringen können, durch Tauſch zu gewinnen ſuchte, was Preußens Friedrich verhinderte (1785), gab er Veranlaſſung zur Stiftung des Fürſtenbundes (23. Jul. 1785), der zwar ein Schutzbündniß zur Erhaltung der Reichsverfaſſung ſeyn ſollte, in der That aber eine Oppoſition gegen den Kaiſer war und leicht zu einer neuen Spaltung des deutſchen Reiches hinführen konnte*). Auch darf nicht unbemerkt bleiben, daß Joſeph das deutſche Reich, in Hinſicht auf Oeſtreich, als ein ausländiſches behandelte, da er die in ſelbigem erſchienenen Bücher eben ſo wohl, als die in Frankreich, England, Holland und Italien erſchienenen, ſeinen Buchhändlern nachzudrucken erlaubte.

---

*) Auch geſchah es aus Hinneigung zu Rußland, daß er dem Liebling Katharinens, Potemkin, die Würde eines deutſchen Fürſten verlieh (1776), und daß er die von Dänemark an den Großfürſten Paul (11. Dec. 1773) und von dieſem an die jüngere Linie des Hauſes Holſtein-Gottorp abgetretenen Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt zum Herzogthum Oldenburg erhob (1776).

Doch je weniger er für das deutſche Reich that, deſto mehr that er für ſeine Erblande. So lange ſeine Mutter lebte, vermochte er in denſelben wenig; denn obſchon ſie ihn nach dem Tode ſeines Vaters zum Mitregenten ernannt hatte, ſo hatte ſie ihm doch nur das Militärweſen überlaſſen. Kaum aber war ſie geſtorben (29. Nov. 1780), als er mit ſeinen längſt gehegten und ungern zurückgehaltenen Umgeſtaltungen haſtig hervortrat. Nach dem ihm vorleuchtenden Beiſpiel Friedrichs II. wollte er ſeine Staaten als Selbſtherrſcher leiten und in ihnen das Staats- und Kirchenweſen, das bürgerliche und geiſtige Leben verbeſſern. Hierauf bezogen ſich alle ſeine Anordnungen, Unterhandlungen und Kriege.

Widrig war es ihm, daß die öſtreichiſche Monarchie aus mehreren, von einander abgeſonderten und verſchiedentlich geſtalteten Staaten beſtand, die nur da-

---

*) Von den hier berührten Begebenheiten iſt ſchon in dieſem Bilderſaal Bd. V, S. 168, 174 und 179 gehandelt worden.

dadurch, daß Ein Fürſt über ſie regierte, zuſammen gehalten wurden; ferner, daß in dieſen Staaten Adel und Klerus den Bürger- und Bauernſtand darnieder drückte und der Fürſtengewalt hindernd entgegen trat. Er ſuchte daher die einzelnen öſtreichiſchen Staaten durch Gleichheit der Einrichtungen, der Verwaltung, der Sprache und Sitte zu einem gleichförmigen Ganzen zu bilden und das Ständeweſen zu verbeſſern, drang auf Aufhebung der Leibeigenſchaft, verordnete Begründung der Abgaben auf die Grundſteuer, die durch Ausmeſſung des Bodens und Berechnung des Ertrags beſtimmt werden ſollte, und veranſtaltete (ſeit 1785) neue Geſetzbücher, in denen Gleichheit vor dem Geſetze und, ſtatt der Todesſtrafen, Brandmarkung und Schiffzug anbefohlen wurde.

Das Kirchenweſen fand er der Denk- und Glaubensfreiheit entgegen, überladen mit unnützen Klöſtern und die Fürſtengewalt beſchränkend. Er erließ daher (15. Oct. 1781) ein Toleranzedict, das den Proteſtanten und nicht-unirten Griechen freie Religionsübung geſtattete; er hob von den 2024 Klöſtern mit etwa 63000 Mönchen und Nonnen, die er bei ſeinem Regierungsantritte in den öſtreichiſchen Staaten gefunden hatte, 700 Klöſter mit etwa 36000 Mönchen und Nonnen auf (1781 — 1788), und verwendete die Güter der aufgehobenen Klöſter zum allgemeinen Beſten, beſonders zur Ausſtattung der vielen von ihm geſtifteten Pfarreien; er unterwarf die geiſtlichen Orden

den der weltlichen Gerichtsbarkeit, gab den Biſthümern neue Einrichtungen, befahl den Biſchöfen päbſtliche Bullen nur dann anzunehmen, wenn ſie ihnen von der Regierung überſendet worden wären, und ſuchte ſo das Supremat in kirchlichen Dingen an ſich zu ziehen.

Das bürgerliche und geiſtige Leben ſeiner Unterthanen bedurfte auch nach dem, was bereits Maria Thereſia für ſelbiges gethan hatte, einer wirkſamern Erhebung. Joſeph beförderte daher Gewerbe und Handel, indem er dem Bürger- und Bauernſtand Achtung bewies, geſchickte Fremdlinge zu Tauſenden herbei zog, zur Anlegung neuer Fabriken und Manufacturen, ſo wie zur Verbeſſerung ſchon vorhandener durch Geldvorſchüſſe und Belohnungen ermunterte, feſſelnde Monopolien aufhob, das Eindringen fremder Waaren theils verbot, theils durch hohe Zölle erſchwerte, dagegen den Verkehr im Innern durch Verminderung der Zölle und durch Anlegung neuer Straßen und Kanäle, ja auch eines neuen Hafens zu Carlopago (im öſtreichiſchen Dalmatien) erleichterte und die Türken bewog (1784) ſeinen Unterthanen freie Schifffahrt auf der Donau und im ſchwarzen Meere zuzugeſtehen. — Eben ſo beförderte er Künſte und Wiſſenſchaften. Er ermunterte zur Betreibung derſelben, rief Fremde herbei, unterſtützte Einheimiſche, belebte die Akademie der bildenden Künſte durch ausgeſetzte Preiſe, ſtiftete öffentliche Bibliotheken, Sternwarten und Werkſtätte für Scheidekünſtler, ſo wie Lehrſtühle für Medicin und Naturlehre, gründete eine Univerſität zu Lemberg und hob den Preßzwang auf, indem er die Büchercenſur von den Geiſtlichen, die vorher allein ſie geübt hatten, an aufgeklärte Gelehrte brachte und freie Urtheile geſtattete. — Dabei verſäumte er nicht, ſich auch der Volksbildung thätigſt anzunehmen. Er ſtiftete eine Menge Schulen für Bürger und Landleute, widerſtrebte dem Aberglauben durch das Verbot der Wallfahrten und Prozeſſionen, und errichtete Armenanſtalten, Krankenhäuſer, Irrenhäuſer, ſo wie das Gebärhaus, Findelhaus und Taubſtummeninſtitut zu Wien. Selbſt der Juden nahm er ſich an, indem er ihnen das Betreiben des Ackerbaues, der Künſte und Handwerke und das Beſuchen der Schulen erlaubte.

Aber ſo viel Eifer für das Wohl ſeiner Staaten fand nicht die gebührende Anerkennung. Joſeph wurde verkannt, ſein Streben und Wirken verläſtert, und ſeinen Veränderungen, vorzüglich des Staats- und Kirchenweſens, Widerſpruch und ſtörende Hinderung entgegengeſtellt. Ueberall, beſonders in Ungern und Belgien, erklärten ſich Adel und Klerus gegen ihn, ja ſie machten den Bürger- und Bauernſtand gegen ihn mißtrauiſch, wie der Bauernaufſtand in Ungern unter Horja und Kloska (1784) bezeugte. Auch der Pabſt fühlte ſich durch Joſephs Eingreifen in Kirchenſachen ſo beunruhiget, daß er, da ſchriftliche Ver-

Vorſtellungen nichts ausrichteten, am 27. Febr. 1782 von Rom nach Wien reiſte, um durch das Außerordentliche eines ſolchen Beſuchs und durch ſeine Rednergaben den Kaiſer umzuſtimmen. Solchem Widerſtand ſetzte Joſeph Entſchloſſenheit entgegen. Er ließ ſich weder in Ungern noch in Böhmen krönen, vielmehr die Kronen beider Reiche nach Wien bringen, um, unabhängig von der Krönung, die hergebrachten Freiheiten des Adels und Klerus bekämpfen zu können; er weigerte ſich Ständeverſammlungen nach der ſeitherigen Art zu halten, weil bei denſelben Adel und Klerus nur für ihre Vortheile geſchäftig waren; und er wußte den Pabſt (der vom 22. März bis zum 22. Apr. 1782 ſich in Wien aufhielt) ſo zu behandeln, daß dieſer nichts über ihn ausrichten konnte.

Doch war er ſelbſt nicht ohne Schuld, daß heftiger Widerſtand gegen ihn ſich erhob und verbreitete. Er verfuhr zu haſtig, herriſch und neuerungsſüchtig, taſtete oft ſchonungslos die Rechte Andrer an, erließ Verordnungen ohne die nöthige Vorbereitung und Umſicht, und änderte manches bloß weil es alt, nicht weil es ſchädlich war. Ferner, zur Ausführung ſeiner neuen Einrichtungen hätte er der Ruhe und des Friedens bedurft; aber Vergrößerungsſucht und Sorge für den Verkehr und Wohlſtand ſeiner Unterthanen trieb ihn zu Händeln und Kriegen mit dem Auslande.

Durch den utrechter und raſtadter Frieden war zu Gunſten der Holländer der Barrieretractat (oder die Beſetzung belgiſcher Feſtungen durch holländiſche Truppen) und die Schließung der Schelde feſtgeſetzt worden *). Kaiſer **Joſeph** fand es (und wohl mit Recht!) dem Herrſcherrechte und Landeswohle ganz zuwider, fremde Truppen zur Beſetzung der eignen Städte aufzunehmen, und einen Strom denen zu verſchließen, die an demſelben wohnen. Doch, ſtatt durch gütliche Unterhandlungen ein langverjährtes Unrecht abzuwenden, verfuhr er höchſt gewaltthätig. Befehlshaberiſch nöthigte er die Holländer ihre Truppen aus den Barriereplätzen zurückzuziehen (was am 11. März 1782 geſchah); und eben ſo ſtürmiſch wollte er auch die Oeffnung der Schelde erzwingen. Im October 1784 ließ er ein öſtreichiſches Schiff die Schelde hinab-, und ein anderes die Schelde hinauffahren; aber jenes wurde von den Holländern weggenommen und dieſes durch Schüſſe zurückgetrieben. Hierüber ſchien ein blutiger Krieg zu entbrennen; doch Frankreich vermittelte den Frieden (8. Nov. 1785). Die Holländer mußten durch zwei Deputirte dem Kaiſer Abbitte leiſten, ihm zehn Millionen Gulden bezahlen (von denen Frankreich zwei Millionen zu zahlen übernahm) und ihm eine Grenzerweiterung zugeſtehen, wogegen er die fernere Verſchließung der Schelde zugab.

Nicht lange darauf (1787) verband er ſich mit Katharina II. gegen die Türken, denen er am 10.

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V. 2. S. 44.

Febr. 1788 den Krieg erklärte, um Bosnien und Servien, vielleicht auch die Wallachei und Moldau zu gewinnen. Hierzu ſtellte er ein Heer von 200,000 Mann an der Grenze Slavoniens auf. Aber Unglück folgte, da Joſeph wohl die Talente eines Soldaten, aber nicht die eines Feldherrn beſaß, und da Rußland, von den Schweden angegriffen, nicht mit voller Kraft gegen die Türken kämpfte. Joſeph konnte gegen letztere nichts ausrichten, mußte, von ihnen bedrängt, nach Temeswar zurück weichen (20. Sept. 1788) und verlor während dieſes Feldzugs theils in Gefechten, theils durch Seuchen auf 45- oder, wie Andre angeben, auf 70,000 Mann. Beſſer ging es im folgenden Feldzuge, da Joſeph, von Sorgen und Krankheit ergriffen, am 5. Dec. 1788 nach Wien zurückgekehrt war, und Loudon und Prinz Joſias von Coburg an der Spitze der öſtreichiſchen Truppen ſtanden. Loudon trieb die Türken aus Ungern und Slavonien und entriß ihnen auſſer andern Feſtungen auch Belgrad (8. Oct. 1789); und der Prinz von Coburg ſiegte, vereinigt mit den Ruſſen, bei Fockſchani (1. Aug.) und bei Martinjeſchte am Rimnik (22. Sept.). Am Ende dieſes Feldzugs hatten die Ruſſen und Oeſtreicher ſich aller Bollwerke, welche die türkiſche Grenze deckten, bemeiſtert.

Doch während dieß geſchah, brach eine Empörung in den öſtreichiſchen Niederlanden aus. Erbittert über Joſephs Eingriffe in ihre Gerechtſame, Freiheiten und Sitten, geleitet von dem Advocaten van Noot, dem Domherrn van Eupen und dem Officiere van der Merſch, und dabei heimlich unterſtützt von Preußen, griffen die Niederländer zu den Waffen (1789), vertrieben die Oeſtreicher, entriſſen ihnen alle Städte und Feſtungen bis auf Luxemburg, erklärten ſich (zu Breda 24. Oct.) für unabhängig, und errichteten (11. Jan. 1790) einen Bund, den ſie „das Vereinigte Belgien" nannten. — Mit einer ähnlichen Empörung droheten die Ungern. Denn aufgebracht über Joſephs Neuerungen, bedrückt durch die Laſten, die ihnen während des Türkenkriegs zugewälzt wurden, und gereizt durch den Aufſtand der Belgier, forderten ſie (1789) dringend und drohend Abſtellung der neuen Einrichtungen, Beſtätigung ihrer alten Geſetze, Sitten, Sprache, und Zurückgabe ihrer Krone. Auch in den übrigen Erblanden, beſonders in Böhmen und Tyrol, erhoben ſich bedenkliche Unruhen.

Auf ſo vielen Seiten bedroht, und heimgeſucht von einer tödtlichen Krankheit, die ihn ſeit dem Feldzuge 1788 ergriffen hatte, erklärte Joſeph den Ungern (28. Jan. 1790), daß er ſeine früheren Anordnungen zurücknehme und die Verfaſſung ſo wieder herſtelle, wie er ſie bei ſeinem Regierungsantritte gefunden habe. Aehnliche Erklärungen ließ er auch den Belgiern, Tyrolern und Böhmen zukommen. Aber die Belgier blieben in Aufſtand, die Ungern bezeigten eine beleidigende Freude über die erzwungene Nachgibigkeit des Kaiſers, und ihn ſelbſt raffte der Tod hinweg, ehe er noch die Erfolge ſeiner Rückſchritte erfahren konnte. Er ſtarb am 20. Febr. 1790 im 49. Jahre ſeines Alters, unglücklich im Leben durch den Widerſtand, den er bei ſeinem Wohlmeinen fand, unglücklich im Tode durch die Schreckniſſe, die auf ihn einſtürmten, und durch die Verwirrungen, die er zurückließ.

Da er keine Kinder hatte*), ſo folgte ihm ſein Bruder Leopold II. (geb. 5. Mai 1747, ſeit 1765 Großherzog von Toskana, wo er mit väterlicher Weisheit gewaltet hatte**), und Kaiſer 1790 — 1792). Eine verſtändige Mitte zwiſchen Nachgibigkeit und Strenge haltend, arbeitete er daran, die öſtreichiſchen Staaten im Innern zu beruhigen, und ſich mit den Türken und Preußen, welche letztere damals Oeſtreich bedroheten, auszugleichen. Er ſchloß daher mit Preußen die Convention zu Reichenbach (27. Jul. 1790), mit den Türken den Frieden zu Sziſtow in Bulgarien (4. Aug. 1791), beruhigte Ungern und Tyrol und brachte Belgien wieder an ſein Haus (10. Dec.). Aber er erkaufte den äuſſern Frieden durch Zurückgabe gemachter Eroberungen und den innern Frieden durch Abſtellung der meiſten jener Einrichtungen, die Joſeph zum Beßten der öſtreichiſchen Staaten getroffen hatte. Seit dieſer Zeit erfolgten in denſelben Rückſchritte auf Rückſchritte.

---

*) Joſeph war zweimal vermählt: erſtens mit Maria Eliſabeth, Tochter Philipps, Herzogs von Parma (6. Oct. 1760), dann, nach deren Tode (27. Nov. 1763), mit Maria Joſephe, Tochter Karls VII. (22. Jan. 1765). Aber letztere ſtarb (28. Mai 1767) ohne ihm Kinder geboren zu haben, und die beiden Töchter, die ihm ſeine erſte Gemahlin geboren hatte, ſtarben vor ihm in den Jahren 1763 und 1770.

**) In einem ſeiner Briefe vom Jul. 1786 (ſ. Briefe Joſephs des Zweiten, Leipzig 1821, S. 80) ſagt Joſeph von ihm: „Der Großherzog von Toskana iſt ein Prinz, der patriarchaliſche Vorzüge beſitzt; Vater ſeines Hauſes und ſeines Volkes zugleich, wird er von Jedermann geliebt; Toskana iſt unter ſeiner Regierung das glücklichſte Land in Italien.“

Doch nicht ſpurlos vorüberrauſchend, ſondern von dauerndem Einfluß war Joſephs Regierung! Für die öſtreichiſchen Staaten hat ſie einen Saamen ausgeſtreut, der, wie man ihn auch zu erſticken ſuchte, im Stillen fortwuchert, was im Betreff der Geſetzgebung, der Gewerbe, des Handels, der Kunſt und Wiſſenſchaft ſich ſchon augenſcheinlich gezeigt hat. Ja auch für ganz Deutſchland hat ſie, wie die gleichzeitige Regierung Friedrichs II., heilbringend gewirkt. Wie überhaupt die Zeit vom ſiebenjährigen Kriege bis zum franzöſiſchen Revolutionskriege eine herrliche Zeit für Deutſchland war, da es in derſelben einer ſeltenen Ruhe genoß und ſtaunenswürdig in ſeiner Bildung fortſchritt: ſo iſt wiederum das Jahrzehnt der Regierung Joſephs der herrlichſte Punkt dieſer Zeit. Die großen Beiſpiele, die Friedrich II. im nördlichen und Joſeph II. im ſüdlichen Deutſchland aufſtellten, zeigten ihre Wirkſamkeit. In allen deutſchen Staaten kam Bildung und Duldung, Kunſt und Wiſſenſchaft, Sprache und Sitte, Landbau, Gewerbthätigkeit und Handel empor. Ein Losreißen vom blinden Glauben zum freien Forſchen, ein Beſtreiten verjährter Vorurtheile, ein reges Streben nach Verbeſſerungen aller Art, beſonders des Schul- und Erziehungsweſens, that ſich überall kund; bei dem Gewicht, das die öffentliche Meinung durch Geſtattung der Denk- und Preßfreiheit erhalten hatte, wurde überall auf Abſtellung obwaltender Mißbräuche und Gebrechen gedrungen. Freilich geſchahen dabei manche Verirrungen; freilich griff, nach den Beiſpielen Friedrichs und Joſephs, die Herrſchergewalt um ſich; freilich wurden die Unterthanen, vornehmlich Bürger und Bauern, mit harten Laſten bedrückt; ja einige deutſche Fürſten verkauften ihre Landeskinder nach England zum Kampfe gegen die Nordamerikaner: aber trotz dieſer Verirrungen und Gebrechen erſcheint die hier bemerkte Zeit herrlicher als die ihr folgende, in welcher Deutſchland von dem Revolutionskriege heimgeſucht, das deutſche Reich umgeſtürzt, Mißtrauen zwiſchen Regenten und Unterthanen hervorgerufen, dann das Heil der Staaten in Verfinſterung oder Rückkehr zum Alten geſucht wurde.

Fünftes Kapitel.

Der Norden und Oſten Europas,

oder

die Geſchichten Dänemarks, Schwedens, Rußlands und Preußens ſeit dem nordiſchen Kriege.

Während die Staaten im weſtlichen Europa politiſch erſchlafften, erſtarkten im nordöſtlichen Europa **Rußland** und **Preußen**. Denn nachdem **Dänemark** das Uebergewicht, welches es bis zur Zeit der Reformation im Norden behauptete, im Laufe des dreißigjährigen Krieges an Schweden, **Schweden** aber dasſelbe im nordiſchen Kriege an **Rußland** verloren hatte, gelangte letzteres zu einer ſolchen Macht, daß es nicht nur allen ſeinen Nachbarn überlegen war, ſondern auch in die Staatshändel des weſtlichen Europa eingriff. Neben Rußland aber erhob ſich **Preußen** durch Waffenthaten, Staatseinrichtungen und Beförderung geiſtiger Bildung. Dagegen konnten **Dänemark** und **Schweden**, obſchon im Innern manches Gute ſchaffend und pflegend, nach Auſſen hin den Glanz früherer Zeiten nicht wieder erringen. — Dieſe Andeutungen ſollen in der hier folgenden Darſtellung der Geſchichten **Dänemarks**, **Schwedens**, **Rußlands** und **Preußens** weiter ausgeführt werden.

I. Dänemark.

Dänemark, ſeit 1448 unter Königen aus dem Hauſe Oldenburg*), von denen während des ganzen nordiſchen Kriegs **Friedrich** IV. regierte (1699 — 1730), hatte dieſen unglücklich begonnenen Krieg glücklich beendigt: in dem Frieden zu Friedrichsburg (3. Jun. 1720) mußte ſich Schweden zur Zahlung von 600,000 Thalern, zur Entrichtung des Sundzolles und zur Zuſicherung des holſtein-gottorpiſchen Antheils an Schleswig verpflichten. Doch überzeugt, daß es dieſes Glück nicht ſeiner Macht, ſondern der Gunſt der Umſtände zu danken habe, wendete ſich nun Dänemark vom Kriegführen zum Feſthalten des Friedens. Dabei verlor es an Anſehn und Einfluß nach Auſſen, gewann aber an Ordnung und Aufſchwung im Innern. Schon **Friedrich** IV. brachte, nach Beendigung des nordiſchen Krieges, durch Wirthſchaftlichkeit und umſichtige Thätigkeit die Finanzen in gute Ordnung. Doch mußte er noch erleben, daß faſt zwei Drittel ſeiner Reſidenzſtadt Kopenhagen von einer furchtbaren Feuersbrunſt eingeäſchert wurden (am 20. Oct. 1728).

Wiederhergeſtellt wurde Kopenhagen unter Friedrichs Sohn und Nachfolger **Chriſtian** VI. (1730 — 1746). Auch wurde unter demſelben der Handel nach

---

*) Ueber Dänemarks frühere Geſchichte ſ. in dieſem **hiſtoriſchen Bilderſaale** Bd. III, 91. IV, 182. V, 1, 130 und V, 2, 51.

nach Oſtindien, ſo wie nach Island und Grönland befördert, und zum Emporkommen der geiſtigen Bildung das Schulweſen verbeſſert und eine Gelehrten-Geſellſchaft zu Kopenhagen geſtiftet. Doch ſchadete es dem Reiche, daß Chriſtian VI., von Frömmelei befangen, Schwärmereien ſich hingab und ein Kirchen-Inſpectionscollegium errichtete, das viel Gutes hinderte und Schwärmereien verbreitete. Auch machte man es dieſem Könige zum Vorwurf, daß er Ausländer den Inländern vorzog, daß er ſtatt der aufgehobenen Frohndienſtbarkeit eine drückende Leibeigenſchaft einführte, daß er die Finanzen in Unordnung brachte und eine Staatsſchuld von zwei Millionen Thalern hinterließ. Dieſe Schuldenlaſt vermehrte ſich bei zunehmender Hofpracht unter Friedrich V. (1746 — 1766). Dagegen erwarb ſich dieſer König den Ruhm, daß er den Bedürfniſſen ſeines Reichs landesväterlichſt abzuhelfen ſuchte, und daß unter ihm, beſonders durch ſeinen weiſen Miniſter, den Grafen Joh. Hartwig von Bernſtorf, Handel, Schifffahrt und Wiſſenſchaftlichkeit in Dänemark emporkam.

Gegen das Ende ſeiner Regierung erneuerte ſich der alte Streit mit Holſtein-Gottorp und nahm, da Peter, vorher Herzog von Holſtein-Gottorp, ruſſiſcher Kaiſer geworden war (5. Jan. 1762), eine gefahrdrohende Richtung. Denn Peter III. wollte die Beeinträchtigung, die ſein Haus in früheren Zeiten durch Dänemark erlitten hatte, mit Rußlands Kriegsmacht

macht rächen. Hierzu ſammelte er ein ruſſiſches Heer in Pommern und Mecklenburg. Sein plötzlicher Sturz (9. Jul. 1762) rettete Dänemark. Doch völlig beigelegt wurden dieſe Händel erſt unter dem folgenden König Chriſtian VII. (1766 — 1808) durch die Kaiſerin Katharina II. Auf ihre Veranlaſſung überließ ihr Sohn, der Großfürſt Paul, der Erbe Peters III., die gottorpiſchen Beſitzungen in Holſtein und Schleswig an Dänemark und erhielt dagegen von Dänemark das Stammgut ſeines Hauſes, die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, die von ihm ſeinem Seitenverwandten, dem Fürſtbiſchof von Lübeck Friedrich Auguſt, abgetreten und ſpäterhin (1776) vom Kaiſer Joſeph II. zu einem Herzogthume erhoben wurden. Bald nach dieſem Vergleiche, — der am 22. Apr. 1767 zwiſchen Katharina II. und Chriſtian VII. abgeſchloſſen, aber erſt im Jahre 1773 vom Großfürſten Paul beſtätigt wurde, — erfolgte eine Ausgleichung mit Hamburg (27. Mai 1768). Sowohl Dänemark als Holſtein-Gottorp gaben die Anſprüche, die ſie ſeit langer Zeit auf Hamburg, als eine ehemals holſteiniſche Landſtadt, gemacht hatten, auf und erkannten ſie für eine freie und ſtimmfähige Reichsſtadt, wofür ſie freilich vier Millionen Mark Banco, die ihr Dänemark ſchuldete, hinopfern mußte. — Während dieſer politiſchen Verhandlungen ward auch die Sorge fürs Innere nicht vernachläſſigt. Der Handel nach Afrika und Aſien wurde befördert, und es begann die Aufhebung der Leibeigenſchaft, indem (1766) den Bauern im kopenhager Amte Freiheit von Frohndienſten und Eigenthumsrecht an den von ihnen bewohnten Höfen verwilliget wurde, — eine Anordnung, die zum Heile der Landwirthſchaft bald weitern Fortgang fand.

An dieſen und andern Vorgängen hatte jedoch Chriſtian VII. wenig Antheil. Schwach an Geiſt und verkehrt erzogen, war er, unfähig zur Selbſtregierung, abhängig von denen, die ſeines Vertrauens ſich zu bemächtigen wußten. Anfangs leitete ihn Bernſtorf, dann Struenſee (4. Sept. 1770 — 16. Jan. 1772), der, unterſtützt von der Königin Mathilde und dem Kammerherrn von Brandt, vom Leibarzte zum Miniſter ſich emporgeſchwungen und des Königs ſich ſo bemächtigt hatte, daß er durch ihn mit unumſchränkter Gewalt herrſchte. Viel Nützliches ward durch ihn angeregt und aufgeſtellt; aber ſein Emporkommen und Herrſchen trieb ſeine Feinde (an deren Spitze des Königs Stiefmutter, die verwitwete Königin Juliane und deren Sohn der Erbprinz Friedrich ſtanden) zu ſeinem Sturze. Auf Betrieb derſelben wurde er in der Nacht vom 16. zum 17. Jan. 1772 mit ſeinen Anhängern gefangen genommen und am 28. Apr. mit Brandt als Majeſtätsverbrecher hingerichtet; die Königin Mathilde aber am 6. Apr. als Ehebrecherin vom König geſchieden und nach Deutſchland gebracht (30. Mai), wo ſie bis an ihren Tod (10. Mai 1775) zu Celle lebte *). Der König aber gelangte dadurch nicht zur Selbſtändigkeit! Denn nach Struenſees Sturze ſtand er unter ſeiner Stiefmutter und dem Erbprinzen Friedrich, die wiederum vom Staatsrathe Guldberg geleitet wurden, der zwölf Jahre lang (1772—1784) das Staatsruder führte**). Am 14. Apr. 1784 wurde Guldberg unter Mitwirkung Rußlands von dem Kronprinzen Friedrich (geb. 1768, dem Sohne der Königin Mathilde) verdrängt, worauf dieſer, anfangs geleitet vom Grafen Andreas Peter von Bernſtorf (1784—1797), erſt als Mitregent ſeines Vaters, dann, nach deſſen Tode (1808), als König regierte.

Während dieſer Vorgänge geſchah manches Gute im Innern. So wie ſchon Struenſee das ganze

---

*) Ausführlich ſind dieſe Begebenheiten erörtert im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes Nr. 7.

**) Guldberg, der ſich wie Struenſee aus der Niedrigkeit emporgeſchwungen hatte, aber, vorſichtiger als dieſer, auf eine mächtige Partei ſich ſtützte und ſeinen Ehrgeiz unter der Maske der Demuth und Frömmigkeit zu verbergen wußte, war der Sohn eines Kaufmanns in Jütland. Geboren im Jahre 1731, ſtudirte er ſeit 1749 Theologie zu Kopenhagen, ward 1761 Profeſſor der Beredſamkeit und Geſchichte, dann Lehrer des Erbprinzen Friedrich. So gelangte er an den Hof und zu dem Vertrauen der Königin Juliane. Im Jahre 1770 wurde er zum Etatsrath, 1772 zum Kabinetsſecretair des Erbprinzen, 1777 in den Adelſtand und 1780 zum Geheimenrath erhoben. Nach ſeinem Sturze (1784) zog er ſich nach Schleswig zurück, wo er im Jahre 1808 ſtarb. — Man ſehe über ihn Höſt Struenſee und ſein Miniſterium Thl. II. S. 177—179 und S. 447—450.

Staatsweſen zu verbeſſern geſucht hatte, ſo geſchah dieß auch von Guldberg. Er brachte die Landesſprache, die Struenſee verdrängte, empor, verbeſſerte das Schulweſen und beförderte den Handelsverkehr durch Freigebung des oſtindiſchen Handels, durch Beitritt zur bewaffneten Neutralität (1780) und durch Anlegung des holſtein-ſchleswigiſchen oder kieler Kanals (um 1780), der die Oſt- und Nordſee verbindet. Nach ihm wurde mit Verminderung der Leibeigenſchaft fortgeſchritten, auch die Aufhebung des Negerhandels nach den däniſchen Inſeln am 16. März 1792 anbefohlen und die Ausführung dieſes Befehls auf den 1. Jan. 1803 feſtgeſetzt. Preßfreiheit, die ſchon Struenſee angeordnet hatte, wurde (1794) aufs neue geſtattet. — Im Betreff der auswärtigen Angelegenheiten ſtand Dänemark meiſtens unter dem Einfluſſe Rußlands. Es trat daher (1780) während des nordamerikaniſchen Krieges der von Rußland geſtifteten „bewaffneten Neutralität" bei, und überfiel (im Sept. 1788) Schweden, als dieſes gegen Rußland Krieg begonnen hatte; doch zog es ſich, auf Englands und Preußens Drohungen (ſeit 9. Oct. 1788) wieder zurück. Während des franzöſiſchen Revolutionskriegs, an welchem es keinen Antheil nahm, gewann es durch das Gedeihen des Handels und nützlicher Einrichtungen immer mehr an Wohlſtand, bis es im Jahre 1801 und 1807 von den Stürmen, die Napoleons Regierung erzeugte, hart betroffen wurde.

II. Schweden.

Schweden hatte den nordiſchen Krieg mit Verluſt ſeiner Hoheit und ſeines Wohlſtandes geendigt*). Von allen ſeinen Nebenländern war ihm nur Vorpommern und Rügen geblieben; an Menſchen und Geld war es erſchöpft; ſtatt eines kräftigen Königs war ein ohnmächtiges Königspaar auf ſeinen Thron gekommen, und ſtatt der unumſchränkten Königsgewalt, die ſeit 1680 beſtanden hatte, hatte ſich eine das Reich drückende und zerrüttende Ariſtokratie erhoben. Die Großen nämlich hatten, gleich nach Karls XII. Tode (11. Dec. 1718), alle Gewalt an ſich geriſſen und dazu, ſtatt des Sohnes der (1708 verſtorbenen) ältern Schweſter Karls XII. (des Herzogs von Holſtein-Gottorp, Karl Friedrichs), die jüngere Schweſter Karls XII., Ulrike Eleonore, auf den Thron erhoben. Dieſe hatte, wie von ihr verlangt wurde, der unumſchränkten Königsgewalt (am 21. Febr. 1720) entſagt, das Wahlrecht der Reichsſtände anerkannt und dem Reichsrathe die Mitregierung verwilliget. Unter gleichen Bedingungen und mit Genehmigung der Reichsſtände hatte (2. Mai 1720) ihr Gemahl Friedrich, Prinz von Heſſen-Caſſel, die Krone übernommen. Er regierte von 1720 bis 1751, aber ohne Kraft und Anſehn, bloß als Vollſtrecker des Willens der Großen. Denn nach der unter dem 23. Jun. 1720

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V, 3, S. 61 f. und 80 f.

1720 aufgeſtellten Reichsverfaſſung beſaßen die Reichsſtände, (beſtehend aus Adeligen, Geiſtlichen, Bürgern und unmittelbaren Kronbauern) die höchſte Macht, oder hatten das Recht, Geſetze zu geben, Steuern zu verwilligen, Krieg zu führen, den Münzfuß zu ordnen, die Mitglieder des Reichsrathes zu ernennen, den König und den Reichsrath zu beaufſichtigen. Aus der Mitte derſelben wurde während der Reichstage ein „geheimer Ausſchuß“ aufgeſtellt zur Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten und aller der Staatsgeſchäfte, die nicht in voller Verſammlung unterſucht werden konnten, oder deren Betreibung ihm vom Reichstage übertragen wurde. Ueber Vollſtrekkung aller vom Reichstage gegebenen Geſetze, ſo wie über das Betragen des Königs wachte der Reichsrath, der von einem Reichstage zum andern die Macht desſelben vertrat, und dem Könige nicht ſo wohl rathend als befehlend zur Seite war. Der Reichsrath aber beſtand nur aus Adeligen, der geheime Ausſchuß wurde größtentheils aus ihnen zuſammengeſetzt, und auf den Reichstagen hatten ſie das Uebergewicht. Alſo waren ſie als Reichsſtände, als Reichsräthe und als Mitglieder des geheimen Ausſchuſſes, Beherrſcher des Staates.

Doch bald geriethen ſie ſelbſt unter einander in Zwiſtigkeiten. Schon ſeit 1726 theilten ſie ſich in zwei Parteien, die anfangs nach ihren Häuptern, den Grafen Gyllenborg und Horn, benannt wurden.

Der Hauptpunkt ihres Streites betraf das politiſche Syſtem, das Schweden zu ſeiner Wiederherſtellung zu befolgen hätte. Von der Verbindung mit Frankreich erwartete die gyllenborgiſche, von der Verbindung mit Rußland die horniſche Partei das Heil des Staates. Die Verbindung mit dem nahen und übermüthigen Rußland galt aber als eine Hingebung in die Sclaverei, dagegen die Verbindung mit dem entfernten und Geldhilfe ſpendenden Frankreich als eine Erhebung zur vorigen Herrlichkeit. Daher wurde die horniſche Partei mit dem Namen „Mützen“ und die gyllenborgiſche mit dem Namen „Hüte“ bezeichnet.

Wohl regte ſich, ſelbſt während dieſes Parteikampfes, ein von der Zeit und dem Drange der Umſtände gebotenes Streben nach Verbeſſerungen. Man ſuchte den durch den nordiſchen Krieg zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen und dazu Gewerbe, Handel und Schifffahrt empor zu bringen; zur Richtſchnur bei gerichtlichen Verhandlungen erſchien (1736) ein ſeit Guſtav Adolf's Zeiten vorbereitetes Geſetzbuch; zur Belebung und Pflege des wiſſenſchaftlichen Eifers wurden gelehrte Geſellſchaften zu Upſala (1728) und zu Stockholm (1739 und 1753) errichtet, und der große Linné verherrlichte mit ſeinem Ruhme den Ruhm Schwedens*). Aber eine weſentliche Verbeſſerung oder

---

*) Karl von Linné, geb. 24. Mai 1707 zu Raſhult in Smaland, wurde ſchon von ſeinem Vater, einem Landpfarrer, zum

Wiederherſtellung des Reiches kam nicht zu Stande; vielmehr nahm bei dem ſelbſtſüchtigen Streben des Adels, bei den Verwirrungen des Parteigewühls und bei dem Mangel an baarem Gelde die Noth und der Verfall des Reiches zu.

Deutlich zeigte ſich dieß, als die Partei der Hüte ſeit 1739 ſich über ihre Gegner erhob und, verblendet von Frankreichs Geldſpende, bewirkte, daß, bald nach dem Ausbruche des öſtreichiſchen Erbfolgekrieges, der Krieg an Rußland erklärt wurde (24. Jul. 1741). Sie hoffte, bei den Thronſtreitigkeiten, die damals in Rußland Statt fanden, ganz Finnland wieder erobern

zu

Studium der Pflanzenkunde hingeleitet. Da er aber auf der Schule zu Wexiö keine Luſt zum Lernen zeigte, und die Lehrer ihn darum für träg und untauglich hielten: ſo gab ihn ſein Vater einem Schuhmacher in die Lehre. Allein der Arzt Rothmann, der des Jünglings Talente erkannt hatte, bewog die Eltern ihn aus ſolcher Lehre zurückzunehmen und ſeiner Neigung zur Naturkunde zu überlaſſen. Von dem an ſtudirte er ſeit 1727 zu Lund Botanik und Arzneiwiſſenſchaft mit dem lebendigſten Eifer und dem glücklichſten Erfolge. Im Jahre 1732 unternahm er eine botaniſche Wanderung nach Lappland, deren Frucht ſeine *Flora Lapponia* war. Seit 1735 auf der Univerſität zu Leyden, gelangte er zu ſeiner Reife. Im Jahre 1735 erſchien ſein *Systema Naturae*, im Jahre 1736 ſeine *Fundamenta botanicae*, im Jahre 1737 ſeine *Genera Plantarum*. Im Jahre 1738 ging er nach Schweden zurück, und wurde daſelbſt königlicher Leibarzt, dann (1742) Profeſſor der Botanik zu Upſala. Hier, wo 1745 ſeine *Flora Suecica* erſchien, ſtarb er am 10. Jan. 1778, im In- und Auslande hochgeehrt wegen der Helle und Ordnung, die er in das Studium der Pflanzenkunde gebracht, und wegen des Eifers, den er für den weitern Anbau der Naturgeſchichte angeregt hatte.

zu können; aber ihre Hoffnungen waren eitel. Die Schweden wurden bei Wilmanſtrand geſchlagen (3. Sept. 1741), mußten (4. Sept. 1742) Finnland räumen, und ſahen ſich bei ihren Unterhandlungen mit der Kaiſerin Eliſabeth genöthigt, erſt, da Ulrike Eleonore kinderlos geſtorben war (5. Dec. 1742), den Vetter des vorher zurückgewieſenen Karl Friedrichs, den Herzog von Holſtein-Gottorp und Biſchof von Lübeck Adolf Friedrich, zum Thronfolger zu wählen (23. Jun. 1743), dann in dem Frieden zu Abo (17. Aug. 1743) das Land von Wyburg bis an den Kymenefluß und damit die feſten Städte Nyſolt, Wilmanſtrand und Friedrichsham an Rußland abzutreten.

Noch mehr gerieth Schweden in Zerrüttung und Ohnmacht, als nach dem Tode Friedrichs (6. Apr. 1751) der von Rußland aufgedrungene König Adolf Friedrich regierte (1751 — 1771). Immer drückender zeigte ſich jetzt die Herrſchaft des Adels, immer verderblicher der Parteikampf desſelben. Nichts Gutes kam auf; denn was die eine Partei wollte, hintertrieb die andre. Um Geld herbei zu ſchaffen, geſchahen die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten; der Bürger- und Bauernſtand wurde niedergedrückt, dem Könige das Recht, Aemter zu vergeben, entriſſen und ihm überall Widerſtand entgegengeſtellt. Ohne auf ihn zu hören, erklärte der Reichsrath, angetrieben von Frankreich und Rußland, den Krieg an Preußen (1757): Schweden ſollte durch dieſen Krieg (1757 — 1762) ganz Pommern wieder gewinnen; aber es erndete von ſelbigem nur Schande *). Vergebens ſuchten einige patriotiſche Männer ſolchem Unweſen zu ſteuern: ſie wurden ergriffen und hingerichtet (namentlich die Grafen von Brahe und Horn 1756); vergebens legte der König, voll Unmuth über die Herabwürdigung ſeiner Krone, am 15. Dec. 1768 die Regierung nieder: er ward von dem Reichsrathe bewogen, ſie nach einigen Tagen (19. Dec.) wieder zu übernehmen. Auch der Reichstag, den er dem Reichsrathe abgedrungen hatte, ſchaffte keine Hilfe. Wie vorher blieb der König eingeſchränkt, Schweden im Innern zerrüttet, und von Auſſen her durch Rußland mit Verluſt ſeiner Selbſtändigkeit bedroht.

Doch anders ſollte es werden, als Adolf Friedrich geſtorben (12. Febr. 1771) und deſſen kräftiger Sohn Guſtav III. (geb. 1746, reg. 1771—1792) auf den Thron gekommen war, — ein reichbegabter Herr, ausgezeichnet als Regent, Feldherr, Redner und

---

*) Zu keiner Zeit erſchien das ſchwediſche Militär kläglicher und ſeines alten Waffenruhmes unwürdiger, als im ſiebenjährigen Kriege. Selbſt der Reichsrath Graf von Palmſtjerna ſchrieb von den ſchwediſchen Soldaten: „Wie Füchſe ſind ſie in des Feindes Land gegangen und wie Haſen wieder herausgelaufen" (ſ. Correspondance du Marquis de Montalembert. Tom. I, p. 302). Der Grund hiervon lag nicht in der Entartung der Nation, ſondern in der Abhängigkeit der Armee von den ſich oft widerſprechenden Befehlen des Reichsrathes und in dem Mangel an Kriegsbedürfniſſen. ſ. Retzow Charakteriſtik des ſiebenjährigen Krieges ꝛc. Thl. I, S. 390.

und Schriftſteller. Geleitet von Frankreichs Rathſchlägen, begünſtigt vom Bürger- und Bauernſtande und einem Theil des Adels (der größte Theil der Hüte war, aus Rache gegen die damals übermächtigen Mützen, auf ſeiner Seite) und unterſtützt von dem Heere, das er an ſich zu ziehen gewußt hatte, ſtürzte er am 19. Aug. 1772 die ſeitherige Verfaſſung und ſtellte (21. Aug.) die Monarchie wieder her, wie ſie zu Guſtav Adolfs Zeiten bis zum Jahre 1680 beſtanden hatte. Nur die Macht des Reichsrathes ward aufgehoben, aber die Gerechtſame der Reichsſtände aufs neue anerkannt*).

Glückliche Zeiten ſchienen nun für Schweden zurückzukehren, da der König von der erhaltenen Gewalt den wohlthätigſten Gebrauch machte und nach dem Vorbilde Friedrichs II. ſein Reich zu verbeſſern ſtrebte. Er ſteuerte dem Geld- und Getraidemangel, verminderte die Staatsſchulden und die Münzverwirrungen, ſtellte beim Gerichtsweſen die Folter und martervolle Strafen ab, beförderte die Bevölkerung des Reiches, erhob die Land- und Seemacht, den Land- und Bergbau, den Gewerbfleiß und Handel, belebte den Eifer für Künſte und Wiſſenſchaften, geſtattete Religions- und Preßfreiheit, und errichtete mehrere gemeinnützige Anſtalten, namentlich Armen- Kranken- und Waiſenhäuſer. Bei ſolchen Veranſtaltungen kam Schweden wieder empor, und während des nordamerikaniſchen Kriegs, da **Guſtav** III. der bewaffneten Neutralität (im Jul. 1780) beigetreten war, blühete deſſen Schifffahrt und Handel.

---

*) Das Weitere über dieſe Revolution und den, der ſie bewirkte, ſehe man unten in der achten Erzählung im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes.

Um aber auch Schweden nach Auſſen zu ſchätzen und zu erheben, ergriff Guſtav, im Einverſtändniß mit Preußen und England, gegen Rußland, während dieſes mit der Pforte beſchäftigt war, die Waffen (im Jun. 1788). Er ſelbſt ging nach Finnland. Aber als er daſelbſt Friedrichsham einnehmen wollte, brach im Heere eine Meuterei des gegen ihn erbitterten Adels aus (23. Aug.). Faſt zu gleicher Zeit fielen auch die Dänen, auf Rußlands Betrieb, in Schweden ein. Er gerieth dadurch in große Bedrängniß, doch verzagte er nicht und wußte Hilfe zu ſchaffen. Nach Schweden zurückgekehrt, gewann er die Dalekarlier für ſich, brachte durch Preußen und England die Dänen zur Ruhe (ſeit dem 9. Oct.) und bewirkte auf einem Reichstage (2. Febr. — 28. Apr. 1789), daß ihm, trotz alles Widerſtrebens des Adels, eine Vermehrung ſeiner Macht, namentlich auch das Recht Krieg anzufangen, zugeſprochen wurde. Hierauf ſetzte er den Krieg gegen Rußland fort, doch nicht mit dem Erfolge, den er ſich anfangs von demſelben verſprochen hatte. Der Feldzug im Jahre 1789 fiel im Ganzen unglücklich für die Schweden aus: zur See wurden ihre Linien- und Scheerenflotten mehrmals geſchlagen, und zu Lande mußten ſie aus dem ruſſiſchen ins ſchwediſche Finnland zurückweichen. Im folgenden Jahre (Apr. 1790) rückte Guſtav wieder ins ruſſiſche Finnland ein und übernahm, nach einigen glücklichen Gefechten bei Wilmanſtrand (15. Apr.) und Walkiala (30. Apr.), den Oberbefehl über die Scheerenflotte (9. Mai), um, während ſeine Generale in Finnland kämpften, Petersburg zu überrumpeln. Doch dieß gelang nicht. Schon Friedrichsham, in deſſen Nähe er (15. Mai) eine Abtheilung der ruſſiſchen Flotte ſchlug, konnte er nicht erobern, und ſein Bruder, der Herzog von Südermanland, der die ruſſiſche Flotte zu Reval zerſtören ſollte, wurde von ſelbiger zurückgeſchlagen (14. Mai) und mußte, als er eine andere ruſſiſche Flotte bei Kronſtadt angegriffen hatte, nach viertägigem Kampfe (3—6. Jun.) in den Sund von Wyburg flüchten. Hierdurch ſah auch Guſtav, der an dieſem Seetreffen Theil genommen und Landtruppen bis in die Nähe von Petersburg geſchickt hatte, ſich genöthigt, in dem Wyburger-Sunde Zuflucht zu ſuchen. Ihm folgten die ruſſiſchen Flotten und verſperrten ihm den Ausgang. Jetzt ſchien er vernichtet; aber ſein Heldenmuth rettete ihn. Das Aeuſſerſte wagend, ſchlug er ſich unter großen Anſtrengungen und Verluſten (er verlor dabei 41 Schiffe und gegen 7000 Mann) am 3. Jul. durch die feindlichen Flotten; und als wenige Tage darauf (am 9. Jul.) der Prinz von Naſſau ihn im Svenskaſunde angriff, erfocht er mit ſeiner Scheerenflotte einen glorreichen Sieg. Die ruſſiſche Scheerenflotte wurde zertrümmert und gegen 14000 Ruſſen fanden dabei ihren Untergang. Dieſer Sieg führte zum Frieden, da er jetzt beiden Theilen Bedürfniß war. Ohne Dazwiſchenkunft Preußens und Englands verglichen ſich zu Werelä am Kymenefluſſe (14. Aug. 1790) Rußland und Schweden dahin, daß der Beſitzſtand, ſo wie er vor dem Kriege geweſen war, verbleiben ſollte.

Hierauf wollte Guſtav der franzöſiſchen Revolution ſteuern, weshalb er mit Rußland ein Schutz- und Trutzbündniß abſchloß (19. Oct. 1791). Aber eine ſchwere Schuldenlaſt war wieder über Schweden gekommen, und die alte Erbitterung des Adels zu neuer Stärke angewachſen. Kaum gelang es daher dem König, auf dem Reichstage zu Geſle (23. Jan. — 24. Febr. 1792), die Reichsſtände zu nöthigen, die von ihm erwirkten Schulden als Staatsſchulden anzuerkennen; aber Gelder zu einem Krieg gegen Frankreich konnte er nicht erhalten, und bald nach dieſem Reichstag wurde er das Opfer einer Verſchwörung. Auf einem Maskenballe (am 16. März 1792) wurde er vom Hauptmann v. Ankarſtröm durch einen Piſtolenſchuß ſo verwundet, daß er am 29. März ſtarb. Doch wurde darum die Verfaſſung nicht geändert; vielmehr gingen die Rechte, die er der ſchwediſchen Krone errungen hatte, ungeſchmälert auf ſeinen Sohn Guſtav IV. (geb. 1. Nov. 1778) über, der anfangs unter der Vormundſchaft des Herzogs von Südermanland (1792 — 1796), dann bis zu ſeiner Abſetzung (1809) allein regierte.

III. Rußland.

Peter der Große (1682 — 1725), der in der Bildung, Erkräftigung und Erhebung des ruſſiſchen Reiches den Beruf, die Freude und den Ruhm ſeines Lebens fand, hatte das Emporkommen Rußlands auf eine Art eingeleitet, daß es fort und fort gedeihen mußte, wenn nur die Veranſtaltungen, die er hierzu getroffen, nicht abgeſtellt, noch mehr aber, wenn ſie weiter geführt wurden. Und ſo geſchah es, daß nach ſeinem Tode Rußland, auch unter ſchwachen Regenten, nicht nur an Länderumfang und Bildung, ſondern auch an Furchtbarkeit und Einfluß zunahm.

Während der kurzen, von Menſchikow geleiteten Regierung der Witwe Peters, **Katharina I.** (1725 — 1727) wurde die Akademie der Wiſſenſchaften, die Peter gegründet hatte, eröffnet (6. Jan. 1726) und ein Bündniß mit Oeſtreich abgeſchloſſen (26. Aug. 1726), das Rußland in die politiſchen Angelegenheiten des weſtlichen Europa verflocht. Zugleich aber erhob ſich am Hofe ein widriges Ränkeſpiel, das ſchon unter **Katharina I.**, noch mehr aber unter ihrem Nachfolger, **Peter II.**, dem Sohne des unglücklichen Alexei (geb. 10. Oct. 1715, reg. 17. Mai 1725 — 9. Febr. 1730), hervortrat. Menſchikow, der deſſen Thronbeſteigung bewirkt hatte, um deſto ſicherer die Regierung fortſetzen zu können, wurde von dem fürſtlichen Hauſe der Dolghoruki geſtürzt (Sept. 1727), die ſich des unmündigen Kaiſers bemächtigt hatten, und nun durch das „geheime Conſeil“ aus acht Perſonen, das ſie (1728) errichteten und über den Senat und alle Reichscollegia ſtellten, Rußland beherrſchten. Damals wurde der von Peter I. begonnene Krieg gegen Perſien mit einem Frieden beendigt (13. Febr. 1729), in welchem Rußland die Provinzen Aſterabat und Miſenderan an Perſien zurückgab, dagegen aber den Beſitz des Landſtrichs vom caspiſchen Meere bis an den Fluß Kur und die Mündung des Araxes behauptete.

Nach Peter II., der ſchon im dritten Jahre ſeiner Regierung, dem funfzehnten ſeines Lebens, an den Blattern ſtarb (9. Febr. 1730), ſuchte das geheime Conſeil, geleitet von den Dolghoruki's, eine Adels-Oligarchie einzuführen, wie damals in Schweden beſtand. Es überging daher die beiden Töchter Peters I. und übertrug die Krone an eine Prinzeſſin, die keine Erbanſprüche hatte und darum, wie man meinte, Beſchränkungen der Herrſchergewalt ſich leicht gefallen laſſen würde. Dieſe Prinzeſſin war Anna, eine Tochter Iwans, geb. 1693, ſeit 1710 Gemahlin Friedrich Wilhelms, Herzogs von Curland, und nach deſſen Tode (1711) Herzogin von Curland. Sie mußte, ehe ſie die Krone empfing, eine Acte unterzeichnen, kraft deren ſie ſich verpflichtete, nach dem Gutbefinden des geheimen Conſeils zu regieren, und ohne deſſen Beiſtimmung nichts über Staatsangelegenheiten zu verfügen. Kaum aber war ſie des Thrones ſicher, als ſie, auf Zureden ihres Lieblings Biron und ermuntert von einem Theile des Adels, dem die Herrſchaft der Dolghoruki's verhaßt war, die ihr abgenöthigte Acte zerriß, die Dolghoruki's nach Sibirien ſchickte (8. März 1730) und ſtatt des geheimen Conſeils ein Cabinet bildete, durch welches ſie ihre Befehle an den Senat und die Reichscollegia erließ.

Anna (1730—1740) war nicht ohne Herrſchertalente*); aber ſie überließ ihrem Liebling Biron (dem ſie 1737 das Herzogthum Curland verſchaffte) die Regierung des Innern und gab dadurch ihre Unterthanen der furchtbaren Willkür dieſes leidenſchaftlichen Mannes Preis. Neben ihm leiteten Graf Oſtermann als Staatsminiſter die politiſchen, und Graf Münnich als Feldmarſchall die militäriſchen Angelegenheiten**), beide zur Verherrlichung dieſer Regierung. Die Handelsverbindungen mit China wurden (von Kamtſchatka aus) belebt und erleichtert; den Perſern wurde, um ſie zufrieden zu ſtellen, in einem Grenzvertrage vom 1. Jul. 1732 das Land jenſeit des

---

*) Frédéric II. Histoire de mon temps. Tom. I, p. 61: Cette princesse avoit des qualités, qui la rendoient digne du rang, qu'elle occupoit; elle avoit d'élevation dans l'ame, de la fermeté dans l'esprit, bonne par tempérament, voluptueuse sans désordre.

**) Ueber das Leben und Weſen Birons, Oſtermanns und Münnichs, ſ. im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes Nr. 10.

Kur überlaſſen; die Polen wurden genöthigt (1733—1735), ſtatt des Stanislaus Leſcinski, den Frankreich vertrat, den Kurfürſten von Sachſen, Auguſt, als König anzunehmen, und die Türken, die Rußlands Einfluß auf Polen hindern wollten, mußten erfahren, daß Rußland das Uebergewicht über ſie zu erringen anfing. In dem Kriege gegen ſie (1735—1739) eroberten Münnich und Lascy Aſow (1736), Perekop (1736), Oczakow (1737) und Chocim (1739) und verheerten die Krimm und die Moldau. Doch da Oeſtreich, Rußlands Bundesgenoſſe, den Frieden zu Belgrad ſchloß (18. Sept. 1739); ſo trat auch Rußland, das bei der Ausſicht auf einen Krieg mit Schweden gegen die ungetheilte Macht der Türken allein nicht kämpfen wollte, dieſem Frieden bei (Oct. 1739). In demſelben behielt es von allen ſeinen Eroberungen bloß Aſow (doch geſchleift!) nebſt einigen Bezirken in der Ukraine und entſagte gegen Anerkennung des Kaiſertitels der Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere.

Im folgenden Jahre, am 28. Oct. 1740, ſtarb Anna. Ihrer Anordnung gemäß folgte ihr der Enkel ihrer Schweſter Katharina Iwan, Sohn des Herzogs Anton von Braunſchweig und Anna's, einer Tochter der eben genannten Katharina, ein Kind von zwei Monaten (geb. 23. Aug. 1740), ſtatt deſſen Biron als Reichsverweſer regieren ſollte. Aber dieſe Anordnung wurde in kurzer Zeit völlig vernichtet. Ehe noch ein Monat verſtrich, wurde Biron durch Münnich und Oſtermann geſtürzt und Iwans Mutter, Anna, zur Regentin erhoben (20. Nov.); und kaum hatte dieſe ein Jahr lang die Regentſchaft geführt, als ſie nebſt ihrem Sohne und ihrem ganzen Anhange durch den Leibarzt Leſtocq von Soldaten der preobraſchenſkoiſchen Garde gefangen genommen, und Eliſabeth, die zweite Tochter Peters des Großen, auf den Thron erhoben wurde (6. Dec. 1741). Jetzt kamen Münnich und Oſtermann als Majeſtätsverbrecher erſt auf das Schaffot, dann nach Sibirien, der junge Kaiſer aber mit ſeinen Eltern auf die Feſtung Riga, von da nach Oranienburg, ſpäterhin, von ſeinen Eltern getrennt, nach Schlüſſelburg, wo er (am 15. Jul. 1764) getödtet wurde*).

Eliſabeth (geb. 1709, reg. 1741 — 1762) war, wie Friedrich II ſagt**), nicht zum Herrſchen geboren: ſie war ohne Kraft, Kenntniß und Luſt zu den Regierungsgeſchäften, wilden Leidenſchaften zugethan und abhängig von Lieblingen, an die ſie die Einkünfte des Staates verſchleuderte. Anfangs war Leſtocq, durch den ſie auf den Thron erhoben worden war, ihr Rathgeber. Als dieſer (1748) geſtürzt worden war, leiteten Beſtuſchef, ſpäterhin Woronzow die inneren und auswärtigen Angelegenheiten. Am meiſten aber galt ihr Alexej Raſumowſky,

---

*) Eine weitere Erörterung dieſer Begebenheiten findet ſich im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes Nr. 10.

**) Histoire de mon temps. Tom. 1, pag. 211 ss.

mowsky, erſt ihr Bedienter, dann ihr Kammerherr, zuletzt ihr im Stillen angetrauter Gemahl. — Für das Innere geſchah nichts Erſprießliches; vielmehr wurde, während am Hofe Unzüchtigkeit, Angeberei und Verfolgungsſucht herrſchte, die Rechtspflege gehemmt, das Finanzweſen zerrüttet, und der Wohlſtand des Reichs herabgebracht. Mehr Regſamkeit zeigte ſich im Betreff der auswärtigen Angelegenheiten. Der Krieg mit Schweden, der ſchon unter der vorigen Regierung begonnen hatte (1741), wurde damit geſchloſſen, daß Rußland in dem Frieden von Abo (17. Aug. 1743), auſſer dem Landſtrich von Wyburg bis an den Kymenefluß, Einfluß auf Schweden erhielt, indem es demſelben einen ſchwachen Fürſten zum Thronfolger aufdrängte. Bald darauf erneuerte es die Verbindung mit Oeſtreich (1746) und beſchleunigte durch Abſendung eines Heeres von 37000 Mann die Beendigung des öſtreichiſchen Erbfolgekriegs (1748). Doch führte eben dieſe Verbindung, die 1754 und 1757 erneuert wurde, ſo wie eine perſönliche Erbitterung Eliſabeths und Beſtuſchefs gegen Friedrich II. zur Theilnahme an dem ſiebenjährigen Krieg, in welchem Rußland, nach Friedrichs Berechnung*), auf 120000 Menſchen verlor, ohne etwas zu gewinnen. Denn eben als Preußens Bedrängniſſe am größten waren, ſtarb Eliſabeth (5. Jan. 1762), und ihr Nachfolger entſagte aus leidenſchaftlicher Bewunderung Friedrichs in dem Frieden mit ihm (5. Mai 1762) allen Anſprüchen, die er auf preußiſche Länder machen konnte.

---

*) Oeuvres posthumes Tom. II. p. 113.

Dieſer Nachfolger war Peter III., Sohn der Schweſter Eliſabeths, Anna's, und des Herzogs von Holſtein-Gottorp, Karl Friedrichs (geb. 21. Febr. 1728, reg. vom 5. Jan. bis 9. Jul. 1762). Ihn hatte Eliſabeth bald nach ihrer Thronbeſteigung nach Rußland kommen laſſen (Febr. 1742) und, nachdem er zur griechiſchen Kirche getreten war, zu ihrem Thronfolger ernannt (18. Nov. 1742), dann mit der Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt, die in Rußland den Namen Katharina erhielt, am 1. Sept. 1745 vermählt. — Gewiß wollte er das Gute; aber er achtete nicht des Geiſtes und Bedürfniſſes ſeiner Ruſſen und ſuchte alles, was ſeinen Launen gefiel, geltend zu machen. Auch ſein Verfahren im Betreff der auswärtigen Angelegenheiten zog ihm Tadel zu. Wie er voll Liebe für Friedrich II. gleich nach ſeiner Thronbeſteigung Waffenſtillſtand, Friede und Bündniß mit Preußen ſchloß, ohne dabei eine Entſchädigung für Rußland zu bedingen: ſo wollte er, voll Haß gegen das in Dänemark regierende Haus, wegen der Beeinträchtigungen, die ſeine Vorfahren (die Herzoge von Holſtein-Gottorp) von ſelbigem erlitten hatten, furchtbare Rache nehmen. Er ließ daher die ruſſiſchen Truppen, die gegen Preußen gekämpft hatten, in Pommern und Mecklenburg zum Krieg gegen Dänemark ſich ſammeln, entbot zu ihnen andre aus Rußland und wollte in eigner Perſon ſie gegen Dänemark führen. Doch ehe es zu dieſem Rachekriege kam, verlor er ſelbſt Thron und Leben. Seine Gemahlin Katharina hatte mit ihren Vertrauten eine Verſchwörung gegen ihn angeſponnen, die, während er zu Oranienbaum weilte, zu Petersburg (am 9. Jul.) unter den Garden gegen ihn ausbrach, und ſchnell ſo emporwuchs, daß er bei ſeiner Beſtürzung und Sorgloſigkeit ſchon am 10. Jul. ſich genöthigt fühlte, ſeiner Gemahlin ſich zu überliefern und in einer ſchriftlichen Bekanntmachung ſeine Regierungsunfähigkeit und Thronentſagung zu erklären. Er wurde hierauf nach Ropſa, einem feſten Schloſſe in der Nähe von Petersburg, gebracht und daſelbſt am 16. Jul. getödtet *).

Katharina II. (geb. 1729, reg. 1762 — 1796) machte ihre Regierung für Rußland und ganz Europa merkwürdig. Tadeln muß man an ihr, daß ſie, einer argliſtigen Politik zugewendet, die Geſetze der Moral und Religion wenig beachtete und darum Unrecht beging und zuließ, wenn es ihr vortheilhaft ſchien, oder ihrer Glanz- und Ruhmſucht Befriedigung verſchaffen konnte; ferner, daß ſie bis zum Greiſenalter der Sinnlichkeit hingegeben war, und oft das Glück ihrer Unterthanen und die Schätze ihres Reichs von den Launen ihrer Lieblinge abhängig machte. Loben aber muß man ihren hellen Verſtand, ihren kräftigen Geiſt, ihre um-

---

*) S. über dieſe Begebenheiten im zweiten Abſchnitte Nr. 9.

umfaſſende und ausdauernde Thätigkeit, ihre Beſonnenheit in ſchwierigen Lagen und die Würde und Anmuth ihres Weſens, wo ſie gefallen wollte. Ein Glück für Rußland war es, daß ſie ihren Ruhm in deſſen Verherrlichung ſuchte! Denn eben dadurch geſchah es, daß durch ſie das ruſſiſche Reich anſehnlich vergrößert, deſſen Einwirken auf das europäiſche Staatenſyſtem vermehrt und deſſen Inneres beſſer angebaut und geordnet wurde.

Das ruſſiſche Reich vergrößerte Katharina mit Liſt und Gewalt vornehmlich auf Koſten der Polen und Türken. — Polen wurde von ihr, wie bereits erzählt worden iſt*), erſt in Abhängigkeit gehalten, dann in Gemeinſchaft mit Oeſtreich und Preußen dreimal getheilt (1772, 1792 und 1795) und völlig aufgelöſet. Bei der erſten Theilung brachte ſie 4000, bei der zweiten 4553 und bei der dritten 2047, zuſammen alſo 10600 Quadratmeilen an ſich mit Inbegriff des Herzogthums Curland (März 1795), das früherhin zu Polen gehört hatte. — Nicht minder willkürlich und raubſüchtig war ihr Verfahren gegen die Türken. Dieſe, beſorgt wegen Katharinens Machtvergrößerung in Polen und von Frankreich aufgeregt, hatten am 30. Oct. 1768 den Krieg an Rußland erklärt; aber ſie konnten die Unterdrückung Polens nicht abwenden und brachten Unheil über ſich ſelbſt. Während ein ruſſiſches Heer in die Krimm drang und die daſigen Tataren, die ſich für die Pforte gewaffnet hatten, nöthigte, der Verbindung mit derſelben zu entſagen, drang ein andres ruſſiſches Heer von der Ukraine über den Dnieſtr in die Moldau (1769) und eroberte nach anfänglichem Unglück Chotzim (9. Sept.). Im folgenden Jahre (1770) ſiegten die Ruſſen unter Romanzow (18. Jul.) am Pruth, worauf die Moldau, und (2. Aug.) am Kagul, worauf die Wallachei, und damit zugleich die feſten Städte Bender, Ackierman, Jaſſo und Brailow von ihnen eingenommen und die Tataren um Oczakow zur Unterwerfung gezwungen wurden. Inzwiſchen war ein eben ſo unerwartetes, als kühnes Unternehmen zur Ausführung gekommen. **Katharina** hatte (1769) eine Flotte von 36 Kriegs- und vielen Transportſchiffen unter Alexej Orlow, Spiritow und dem Engländer Elphingſton aus dem baltiſchen Meere in den Archipelagus geſendet, die nach einigen Stürmen glücklich ihre Beſtimmung erreichte und bald Bedeutendes ausführte. Sie trieb die Griechen in Morea zum Aufſtand (die jedoch nachher, von Rußland verlaſſen, in härtere Sclaverei geriethen), ſiegte bei Scio (5. Jul. 1770) über eine türkiſche Flotte, und verbrannte dieſelbe (7. Jul.) in der Bucht von Tſcheſme, in welche ſie ſich zuſammengedrängt hatte. Auch eine andre türkiſche Flotte wurde von ihr (17. Jul.) in der Nähe von Napoli di Romania geſchlagen. Späterhin (1772) erſchien auch im ſchwarzen Meere eine ruſſiſche Flotte, die aus dem aſow'ſchen Meere kam und zur Behauptung der Krimm beſtimmt war. — Die Revolution in Schweden, die erſte Theilung Polens und der Aufſtand Pugatſchefs im Innern Rußlands hielt den raſchen Fortgang dieſes Krieges auf. Als aber Romanzow (1774) zum zweiten Male über die Donau gegangen war, und nach einem Wechſel von Siegen und Niederlagen den Großvezier bei Schumla eingeſchloſſen hatte, kam es zum Frieden, der auch für Rußland nach dem Verluſt an Geld und Menſchen Bedürfniß war. Er wurde zu Kutſchuk-Kainardji (einem Dorfe unweit Siliſtria) am 21. Jul. 1774 abgeſchloſſen und überließ den Ruſſen Aſow, ſammt Taganrok und Kinburn, unbedingt, ferner das Land zwiſchen dem Dnepr und Bug, freie Schifffahrt durch die Dardanellen und auf allen türkiſchen Meeren, und eine Million Thaler als Kriegskoſten. Die Krimm und Kuban ſollte unter ihrem Chan unabhängig beſtehen; doch zog Rußland unter dem Vorwande, freie Schifffahrt auf dem aſow'ſchen Meere zu haben, die daſigen Feſtungen Jenikale und Kertſch an ſich.

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Th. V, S. 163 f.

Dieß Glück in dem erſten Kriege, den ſie führte, ſteigerte das Vertrauen der Kaiſerin zu den Kräften ihres Reiches und befeuerte ſie zu dem Plane, den Münnich ihr eingegeben und Voltaire in ihr bekräftigt haben ſoll, die Türken aus Europa zu treiben und auf den Trümmern des türkiſchen Reichs ein griechiſches oder orientaliſches Kaiſerthum zu erheben. Zur Ausführung dieſes Planes fing ſie damit an, daß ſie den Chan der Krimm und der Ebenen des Kuban (der kleinen Tatarei) nöthigte, ſein Land gegen ein reichliches Jahrgeld an Rußland abzutreten (1783). Die Bewohner dieſes Landes wurden unter ſchrecklichem Blutvergießen gezwungen, ſich zu unterwerfen (Apr. 1783), und die Pforte mußte, wie ſehr ſie ſich auch dagegen ſträubte, die Krimm bis zum Fluſſe Kuban, der hier die Grenze ſeyn ſollte, den Ruſſen zugeſtehen (8. Jan. 1784). Gleichzeitig wurde auch der georgiſche Prinz Heraklius, vorher von Perſien und der Pforte abhängig, bewogen, Georgien an Rußland abzutreten (1783). Letzteres bekam den Namen Kaukaſien; für die Krimm aber und die kleine Tatarei wurde der alte Name Taurien erneuert. Katharina ſelbſt unternahm, auf Potemkins Antrieb, eine Reiſe nach Taurien (Jan. bis Jun. 1787), bei welcher ſie zwar dieſes Land nicht näher kennen lernte, aber in ihrem Vorhaben, die Türken aus Europa zu vertreiben, beſtärkt wurde*). Doch ohne Oeſtreichs Beihilfe glaubte ſie dieß nicht bewerkſtelligen zu können. Sie trat daher mit Joſeph II. in nähere Verbindung. So beeinträchtigt und bedroht, erließ die Pforte (am 24. Aug. 1787) eine Kriegserkläerklärung und Katharinens zweiter Türkenkrieg (1787 — 1792) entbrannte. Auch jetzt waren die Ruſſen theils allein (in der Krimm und in Beſſarabien), theils vereinigt mit den Oeſtreichern (in der Moldau) größtentheils glücklich. Von ihrem Hauptheere, das Potemkin anführte, und von ihrem zweiten Heere unter Romanzow wurden Schlachten gewonnen (z. B. 1789 bei Fokſchani am 31. Jul., bei Martineſtje am 22. Sept.), wichtige Feſtungen erobert (z. B. Oczakow 17. Dec. 1788, Galacz 1. Mai 1789, Bender 15. Nov. 1789, Ismail 22. Dec. 1790) und dabei Menſchenblut in Strömen vergoſſen — (bei der Eroberung Oczakows durch Potemkin ſollen auf 25,000 Türken, und bei der Eroberung Ismail's durch Suwarow 15,000 Ruſſen und 35,000 Türken ums Leben gekommen ſeyn). Aber der Zweck dieſes Krieges wurde nicht erreicht. Oeſtreich ſchloß nach dem Tode Joſephs II., bewogen durch innere Unruhen und durch Preußens Drohungen und Vorſtellungen, den Frieden zu Sziſtow in Bulgarien (4. Aug. 1791), in welchem es alle Eroberungen zurückgab; und Rußland kam zu der Ueberzeugung, daß es ihm jetzt nicht gelingen werde, die Türken aus Europa zu vertreiben. Zwar ſetzte es auch nach Oeſtreichs Frieden den Krieg fort, um nicht den Forderungen Preußens und Englands nachzugeben; doch die Erſchöpfung ſeiner Finanzen und ſein Abſehen auf Polen trieb es bald zum Frieden zu Jaſſy (9. Jan. 1792), in welchem es ſich mit dem Lande zwiſchen dem Bug und Dnieſtr, und mit der Zuſicherung der Krimm, des Kuban und Georgiens begnügte.

---

*) Mehreres über dieſe Reiſe findet man im Leben Potemkins, im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes, Nr. [illegible]

Dieſem Krieg mit den Türken folgte die abermalige Zerſtückelung und endliche Auflöſung Polens (1792—1795), von der ſchon oben die Rede geweſen iſt; dann ein Krieg mit Perſien (1796), in welchem Katharina die perſiſchen Provinzen am caspiſchen Meere erobern wollte. Schon hatte auch ihr Feldherr Valerian Subow Derbent eingenommen, als ihr Tod den Frieden zu Tiflis herbeiführte (1797), durch welchen Rußlands Grenze an der Weſtſeite des caspiſchen Meeres bis zum Fluſſe Kur ausgedehnt wurde.

Doch nicht allein durch Kriege vermehrte Katharina Rußlands Macht und Anſehn, ſondern auch durch ihr Einwirken auf das europäiſche Staatenſyſtem. Schweden und Dänemark ſuchte ſie in Abhängigkeit von Rußland zu bringen, und nur Schweden behauptete durch die Revolution im Jahre 1772 und im Frieden zu Werelä 1790 ſeine Selbſtändigkeit; Dänemark aber konnte ſich ihrer Macht und Anmaßlichkeit nicht entziehen: lange Zeit zwiſchen Furcht und Hoffnung hingehalten, und von ihren Geſandten geringſchätzig behandelt, mußte es ihre Entſcheidung über Holſtein und Oldenburg (1768 und 1773) als eine Gnade annehmen und (1782) den Sundzoll für Rußland herabſetzen. Auch Preußen und Oeſtreich ſammt dem deutſchen Reiche empfand das Gewicht ihrer Macht und Launen. Anfangs war ſie mit Preußen im Bündniß (1764 und erneuert 1772) und noch beim Ausbruch des baierſchen Erbfolgekrieges (1778) ließ ſie an Oeſtreich die Aufforderung ergehen, auf Baiern Verzicht zu leiſten und ſich mit Preußen und Pfalzbaiern auszugleichen. Doch auf Anſuchen der Kaiſerin Maria Thereſia vermittelte ſie den teſchner Frieden (13. Mai 1779), gab dann das Bündniß mit Preußen auf und vereinigte ſich mit Oeſtreich (ſeit 1780), weil ſie desſelben gegen die Türken bedurfte, vielleicht auch weil ſie auf Friedrichs Ruhm und Anſehn eiferſüchtig war. Als Joſeph Baiern gegen die öſtreichiſchen Niederlande eintauſchen wollte, ſtimmte ſie ihm anfangs bei (1784); bald aber war ſie wiederum dagegen: überhaupt durfte ſeit dem teſchner Frieden auch im deutſchen Reiche nichts ohne ihre Genehmigung abgethan werden. — Gegen England war ſie ſeit ihrer Thronbeſteigung eingenommen; doch konnte ſie bei häufigen Geldverlegenheiten der Engländer nicht entbehren; ſie ſchloß daher mehrmals Handelsverträge mit ihnen ab. Als aber England im nordamerikaniſchen Kriege die Rechte neutraler Flaggen antaſtete; ſo bewirkte ſie gegen dasſelbe (1780) zur Beſchützung der Schiffahrt ihres Reiches ein Bündniß, „die bewaffnete Neutralität," dem nach und nach Schweden, Dänemark, Preußen, der deutſche Kaiſer und ſelbſt Portugal beitraten. — Den Holländern, die den Beitritt zu dieſem Bündniß zurückgewieſen hatten, zürnte ſie, doch nahm ſie ſich derſelben gegen England an, um von denſelben Anleihen beziehen zu können. — Mehr als zu England neigte ſie zu **Frankreich** hin, theils weil ſie dasſelbe bei ihren Unternehmungen gegen die Pforte zu gewinnen ſuchte, theils weil ihr an dem Lobe der franzöſiſchen Schriftſteller viel gelegen war. Doch als die franzöſiſche Revolution ausgebrochen war, faßte ſie einen ſolchen Ingrimm gegen dieſes Land, daß ſie alle politiſchen Verbindungen mit demſelben abbrach, in engere Verhältniſſe mit England trat und den franzöſiſchen Emigranten Geldunterſtützungen und Aufnahme gewährte. Gleichwohl mochte ſie gegen Frankreich nicht auftreten, um in ihren Unternehmungen gegen die Türken nicht geſtört zu werden.

Während ſie auf ſolche Weiſe die auswärtigen Angelegenheiten leitete und dabei den europäiſchen Staaten fühlbar machte, wie mächtig und eingreifend Rußland geworden war, ſorgte ſie auch für das Innere ihres Reiches, und merkwürdig iſt, was ſie in Hinſicht auf geſetzliche Ordnung, auf Bevölkerung und Anbau, auf Emporbringung der Gewerbe und des Handels, und auf Beförderung des geiſtigen Lebens theils anordnete, theils ausführte.

Zur Beförderung der geſetzlichen Ordnung wurde der Senat ſammt den andern Reichscollegien in Petersburg und Moskau neu umgeſtaltet (1763), ein neuer Reichsrath, in welchem ſie ſelbſt den Vorſitz führte, eingerichtet (1769) und die Abfaſſung eines allgemeinen Geſetzbuches angeordnet. Hierzu wurden Abgeordnete aus allen Theilen des Reichs einberufen (1766); die Kaiſerin ſelbſt zeichnete ihnen Anweiſungen für ihre Arbeiten vor, und eröffnete (1767) ihre Verſammlung. Aber das beabſichtigte Geſetzbuch kam nicht zu Stande: Schwierigkeiten, vornehmlich ſolche, die in der Verſchiedenheit der Beſtandtheile des ruſſiſchen Reiches ihren Grund hatten, traten dem Unternehmen ſtörend entgegen. Dagegen kam, um die Rechtspflege zu verbeſſern, eine neue Einrichtung der Gerichte und, um eine gleichförmige Verwaltung einzuführen, vielleicht auch um die oberherrliche Gewalt zu vermehren, eine neue Eintheilung des Reichs zu Stande. Das ganze Reich wurde (1775) in 43 Statthalterſchaften (38 für Europa, 5 für Aſien), jede Statthalterſchaft (zu 3—400,000 Männern) in Kreiſe (zu 20—30,000 Männern) getheilt und für jeden Kreis ein Landmeſſer, ein Phyſikus und fünf Wundärzte beſtimmt.

Zur Beförderung der Bevölkerung und des Anbaues ſuchte Katharina, nach dem Beiſpiel ihrer Vorfahren, Fremde unter Anerbietung wichtiger Vortheile ins Reich zu ziehen. Es wurden daher mehrmals (1763, 1765 und 1785) Ausländer eingeladen, ſich in Rußland niederzulaſſen, vortheilhafte Bedingungen, vor allem freie Religionsübung ihnen zugeſichert und (1763) eine eigene Behörde, unter dem Namen „Tudelkanzlei,“ zu deren Unterſtützung und Verſorgung errichtet. **Wirklich kamen auch gegen** 300,000 Ausländer nach Rußland, — **aber meiſtens** Menſchen, denen es an häuslichen **Tugenden** fehlte und die darum dem Staate wenig **nützten. Nützlicher** war es, daß **Katharina** über **zweihundert** Städte, meiſt an gutgewählten Stellen, **baute, neue** Colonieen an der Wolga anlegte und **zur Erhaltung** des Lebens ihrer Unterthanen Findelhäuſer **zu Moskau** und Petersburg errichtete, Armen- **und Kranken**anſtalten gründete, die Pockenimpfung, der ſie ſich ſelbſt unterzog, einführte und überall Aerzte und **Wund**ärzte anſtellte.

Zur Beförderung des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels wurden neue Dörfer, neue Manufacturen **und Fabriken, neue Straßen** und Kanäle angelegt, von denen **letztere das** caspiſche Meer mit dem ſchwarzen verbinden ſollten. **Zu Petersburg** wurde (1774) ein Handelsmagiſtrat und (1779) **eine Bank** errichtet, der Kaufmannſchaft wurden Ehren und Freiheiten verwilliget, der Verkehr mit dem Auslande durch Handelsverträge mit Frankreich (1766 und 1787), mit England (1767 und 1793), mit den Türken (1783) befördert. Durch ſolche Veranſtaltungen kam der ruſſiſche Handel empor; weit belebter als vorher ward der Verkehr mit China, und ſchon kamen ruſſiſche Handelsſchiffe nach Cadix und Livorno.

Auch für die Beförderung des geiſtigen Lebens war **Katharina II.** geſchäftig. Die Akademie der Wiſſenſenſchaften erhielt durch ſie (1768) neue Ordnungen, neue Freiheiten, neue Mitglieder und, um ſelbige für den Staat nutzbar zu machen, den Auftrag, Schriften zur Bildung des Volks und der Volkslehrer auszuarbeiten. Die Akademie der Künſte, die Eliſabeth gegründet hatte, wurde erweitert und mit einer Schule zur Bildung junger Künſtler verſehen, denen, wenn ſie ſich auszeichneten, Jahrgelder verliehen wurden, um zu ihrer Fortbildung Europa zu bereiſen. Sie ſelbſt ſtiftete eine Akademie zur Bereicherung und Berichtigung der ruſſiſchen Sprache (1783), ferner eine Erziehungsanſtalt für Töchter des Adels und Bürgerſtandes (1764) und in allen großen Städten Unterrichtsanſtalten für Knaben und Mädchen und Seminarien zur Bildung tauglicher Schullehrer. Ueberhaupt zeigte ſie Eifer und Theilnahme für alles, was den Geiſt nährt und erhebt. Sie beſchäftigte ſich mit Künſten und Wiſſenſchaften, ſtand mit den berühmteſten Schriftſtellern Frankreichs, mit Voltaire, Diderot, d'Alembert, in Verbindung und ſuchte deren Talente ihrem Reiche zuzuwenden, oder deren Lob für ſich zu gewinnen. Ihr Hof war der glänzendſte ihrer Zeit, und mit herrlichen Denkmälern der Bau- und Bildnerkunſt wurde Petersburg von ihr ausgeſchmückt. — So vieler Glanz, als ſie um ſich verbreitete, verdeckte viele Mängel ihrer Regierung, die nur denen klar wurden, die, unverblendet vom Schein, das ſelbſtſüchtige und oft rechtswidrige Verfahren Katharinens, die Anmaßlichkeit und Härte ihrer Günſtlinge, die Laſten und Leiden des Volkes und die Mißbräuche im Kriegs- und Staatsweſen näher betrachteten. Doch mußte jeder bei Katharinens Tode (17. Nov. 1796) zugeſtehen, daß das ruſſiſche Reich während ihrer Regierung an Größe, Macht, Bildung und Einfluß bedeutend zugenommen hatte.

IV. Preußen.

Auch Preußen erhob ſich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts auf eine ſtaunenswerthe Weiſe, mitten unter den ſchon geordneten und verknüpften Staaten Europas. Aus einem Herzogthume wurde es ein Königreich und errang eine Stelle unter den Hauptmächten Europas. Um zu zeigen, wie dieſes geſchah, gehen wir, — was wir bis hieher verſpart haben, — zu den erſten Anfängen und Aufſtrebungen des preußiſchen Staates zurück, und reden zuerſt von der Geſchichte Brandenburgs, dann von der Geſchichte Preußens, worauf die Geſchichte des preußiſchen Staates ſeit der Vereinigung Brandenburgs und Preußens bis zum Tode Friedrich Wilhelms II. folgen wird. Denn obſchon Preußen der preußiſchen Monarchie Namen und Würde gegeben hat, ſo iſt es doch nur als eine Provinz derſelben anzuſehen, Brandenburg aber als deren eigentlicher Kern und Mittelpunkt, und folglich die Geſchichte derſelben von letzterem zu beginnen.

1) Ueberſicht der Geſchichte Brandenburgs bis zur Vereinigung mit Preußen—1618.

Brandenburg, ſeit den Zeiten der Völkerwanderung ein Theil des Slavenlandes, wurde ſeit den Zeiten des deutſchen Königs **Heinrichs** I. ein Theil des Herzogthums Sachſen. **Heinrich** nämlich ſchlug (931) die Slaven an der Elbe, eroberte ihre Stadt Brannibor (von welcher der Name Brandenburg entſtanden ſeyn ſoll) und bildete aus dem Lande, das er ihnen entriß, eine nordſächſiſche Mark. Was er hier angefangen hatte, wurde nach ihm unter wechſelvollen Kämpfen von den Herzogen der Sachſen und deren Markgrafen weiter fortgeſetzt, und ſo kamen zur nordſächſiſchen- oder Altmark, auch Mark Salzwedel genannt, andre Marken, die ſeit dem zwölften Jahrhundert einen beſondern deutſchen Staat bildeten.

Der erſte Regent deſſelben und eigentlicher Gründer der brandenburgiſchen Macht war **Albrecht der Bär**, aus dem Hauſe der Grafen zu Ballenſtädt, die zu Askanien oder Aſchersleben ihren Sitz hatten. Kaiſer Lothar belehnte ihn wegen vieler Dienſte (1133) mit der Nordmark, und Kaiſer Konrad III., der ihm beim Anfange des Kampfes gegen die Welfen das ganze Herzogthum Sachſen übertragen hatte (1138), überließ ihm (1143), als er daſſelbe den Welfen wieder abtreten mußte, die Nord- oder Altmark zugleich mit der Oſtmark (oder der Niederlauſitz) als ein unmittelbares, von dem Herzogthum Sachſen getrenntes Fürſtenſtenthum, das (1157) den Namen Mark Brandenburg erhielt. Albrecht der Bär erweiterte dieſes Beſitzthum durch glückliche Kriege und Erbſchaften, und ſorgte für deſſen Anbau und Ausbildung. Er beförderte die Verbreitung und Befeſtigung des Chriſtenthums, zog thätige und geſchickte Ausländer, vornehmlich aus den Niederlanden, herbei, führte nützliche Handthierungen ein, legte Dörfer und Städte an, namentlich Berlin (1163). Nach ſeinem Tode (er ſtarb 1170) ſetzten ſeine Nachkommen, mitten unter verheerenden Kriegen und dem Gegenſtreben einer herrſchſüchtigen Geiſtlichkeit, ſein glückliches Beginnen fort, und beim Ausſterben derſelben (1319) war die Mark Brandenburg ſo vergrößert und erhoben, daß ſie aus den fünf Marken, der Alt-, Mittel-, Priegnitzer-, Uker- und Neumark beſtand, dazu die Mark Landsberg, die Lauſitz und einige Güter im Magdeburgiſchen, Meißniſchen, Braunſchweigiſchen und Anhaltiſchen umfaßte, mecklenburgiſche und pommerſche Herren unter ihre Lehnsleute zählte und im aufblühenden Wohlſtande ſich befand.

Aber dem Ausſterben der Askanier folgten Zerrüttungen, die auch dann noch fortdauerten, als Kaiſer Ludwig der Baier die Mark Brandenburg, als ein erledigtes Lehn, mit Genehmigung der Stände an ſein Haus gebracht hatte (1323), und von ſeinen Söhnen erſt Ludwig der Aeltere (1323 — 1351), dann Ludwig der Römer und Otto der Faule

(1351 — 1373) über dieſelbe regierten*). Zwar wurde ſie während dieſer Zeit durch die goldene Bulle zu einem Kurfürſtenthum erhoben (1356); aber ſie verlor an Umfang und Wohlſtand. Die Lauſitz, die Mark Landsberg, die Neumark und einiges von der Alt- und Ukermark ward von ihr abgeriſſen, und bei der Schwäche und Fahrläſſigkeit dieſer Regenten ſank Handel, Bildung, Wohlhabenheit und Bevölkerung.

Durch Unterhandlungen und Drohungen wurde das baierſche Haus von dem luxemburgiſchen verdrängt. Kaiſer Karl IV., ein Luxemburger, umſtrickte den ſchwachen und unachtſamen Kurfürſten Otto den Faulen mit argliſtigen Verträgen, überfiel ihn, als derſelbe dieſen entgegenhandeln wollte, mit Kriegsmacht und nöthigte ihn (zu Fürſtenwalde, 18. Aug. 1373), die Mark Brandenburg gegen 200,000 Goldgülden und einen mäßigen Jahrgehalt an Karls Söhne abzutreten. Doch die Regierung des luxemburgiſchen Hauſes (1373 — 1415) war eben ſo verderblich, als ſchnell vorübergehend. Zwar ſorgte Karl für die Mark Brandenburg eben ſo landesväterlich wie für ſeine Erblande, mit denen er ſie (1374) vereinigte: er rettete ſie vor der Zerſtückelung, von der ſie unter dem baierſchen Hauſe bedroht wurde, kam oft in dieſelbe, ſah auf Ordnung und Gerechtigkeitspflege, bewilligte den Städten Rechte und Freiheiten, beförderte Ackerbau, Gewerbthätigkeit und Handel und ließ zur beſſern Bewirthſchaftung des Landes ein Landbuch ausfertigen (1375), das ein Verzeichniß der Marken, ihrer Abtheilungen, Städte, Burgen, Dörfer und Einkünfte enthielt. Allein ſeine Regierung dauerte nur fünf Jahre (1373—1378), und ſein zweiter Sohn Sigismund, der ihm in Beſitz der Mark Brandenburg folgte, betrachtete dieſe bloß als ein Mittel zu Verſchwendungen und koſtſpieligen Unternehmungen. Nur ſelten beſuchte er ſie, meiſtens nur um Geld aus ihr zu erheben; und während er ſie durch ſeine Fahrläſſigkeit in Zerrüttung und Verwilderung gerathen ließ, veräußerte er einzelne Theile derſelben, wie die Neumark an den deutſchen Orden (1402), und verpfändete das übrige Ganze erſt (1388) an ſeine Vettern die Markgrafen von Mähren, Jobſt und Procopius, die es ausſaugten, dann (1411) an den Burggrafen von Nürnberg Friedrich von Hohenzollern, dem er ſie endlich (1415) mit allen Titeln und Würden für 400,000 Goldgülden verkaufte. Am 30. Apr. 1415 empfing dieſer zu Coſtnitz die feierliche Zuſage, am 26. Dec. 1415 zu Berlin die Erbhuldigung und am 18. Apr. 1417 zu Coſtnitz die Belehnung, die ihm die Mark Brandenburg ohne allen Vorbehalt erb- und eigenthümlich überließ. —

---

*) Ludwig der Aeltere (ſt. 1361) trat 1351 Brandenburg ſeinen beiden jüngern Brüdern ab. Von dieſen regierte Ludwig der Römer (er führte dieſen Beinamen, weil er zu Rom geboren war) anfangs allein, da ſein Bruder Otto noch unmündig war. Erſt ſeit 1360 nahm er ihn zum Mitregenten. Seit 1365, oder ſeit dem Tode Ludwigs des Römers, regierte Otto allein.

Hiermit erhob ſich der Glanz des Hauſes Hohenzollern, das von jenem Baiernherzog Taſſilo, der in den Tagen Karls des Großen lebte, abſtammen und einſt die Zollerſchen Lande in Schwaben beſeſſen haben ſoll. Aber hiermit erhob ſich auch der Glanz der Mark Brandenburg, die nun, aus den furchtbarſten Zerrüttungen gerettet und zu höherer Bildung hingeführt, zu einem angeſehenen Mitſtande erſt des deutſchen Reichs, dann des europäiſchen Staatenſyſtems emporſtieg.

Doch dieſe Erhebung und Aufbildung geſchah nicht plötzlich, ſondern allmählich, unter großen Stürmen und Mühen. Die drei erſten Kurfürſten aus dem hohenzollerſchen Stamme, — Friedrich I. (1415—1440) und ſeine beiden Söhne, Friedrich II. (1440—1470) und Albrecht Achilles (1470—1486), — kluge, tapfere und unternehmende Fürſten, verwickelten ſich zu ſehr in die Händel des deutſchen Reiches und der benachbarten Staaten, und hegten eine zu große Vorliebe für ihre fränkiſchen Beſitzungen, als daß ſie der Mark Brandenburg die nöthige Regentenſorgfalt widmen konnten. Wohl gewannen ſie durch ihre kriegeriſche Thätigkeit Macht, Anſehn und Einfluß, wohl brachten ſie zur Mark Brandenburg einzelne Gebietstheile, wie die Neumark (1445), ferner Kottbus und Peitz (1454 und 1462), und Croſſen und Züllichau (1482) ſammt der Oberhoheit über Pommern (1472), oder ſchloſſen Erbverbrüderungen, wie

Friedrich II. (1457) mit Sachſen und Heſſen; aber bei den vielen Kriegen, die ſie mit Böhmen, Polen, Ungern, Pommern ꝛc. führten, wurde das Innere vernachläſſigt, die Handhabung des Rechts und die Ordnung im Staatshaushalte ſank darnieder, und Adel und Städte traten den Regenten trotzig entgegen. Erſt als nach dem Tode des ritterlichen Kurfürſten Albrecht Achilles, kraft deſſen Anordnung vom Jahre 1473, die hohenzollerſchen Beſitzungen völlig getrennt wurden, nämlich ſo, daß Albrechts älteſter Sohn, Johann Cicero, die Mark Brandenburg ſammt der Kurwürde, und die beiden jüngeren Söhne, Friedrich und Sigismund, die fränkiſchen Beſitzungen, Ansbach und Baireuth, erhielten, und nun die Regentenſorgfalt der brandenburgiſchen Hohenzollern vorzüglich auf Brandenburg ſich hinwendete, nahm deſſen Ausbildung und Erhebung augenſcheinlich zu.

Dieß zeigte ſich ſchon unter Johann Cicero (1486 — 1499), einem wiſſenſchaftlich gebildeten Herrn. Er befliß ſich des Friedens, widerſetzte ſich dem Uebermuthe des Adels, beſſerte den Zuſtand der Finanzen und gründete eine Univerſität zu Frankfurt an der Oder. Noch mehr that ſein gleichfalls gebildeter Sohn und Nachfolger Joachim I. (1499 — 1535). Denn nicht nur eröffnete er die Univerſität zu Frankfurt (1. Mai 1506), ſondern er beförderte auch, ſtrenger und eifriger als ſein Vater, die öffentliche Sicherheit und geſetzliche Ordnung. An den Fehden ſeiner Zeit nahm er wenig Antheil, dagegen unterdrückte er, ſo viel ihm möglich war, die Räubereien des Adels, ſchützte das Aufleben der Städte und ſtiftete das Kammergericht zu Berlin (1516). Durch Erbſchaft gewann er die Grafſchaft Ruppin (1524). Dem Katholicismus eifrig zugethan, war und blieb er ein heftiger Gegner der Reformation, was er auf dem Reichstag zu Augsburg (1530) bewies. Dagegen traten ſeine Söhne, Joachim II., der ihm als Kurfürſt folgte (1535—1571), und Johann, dem er von ſeinen Staaten die Neumark mit Kroſſen vermacht hatte*), zur lutheriſchen Kirche über. Doch waren beide und vorzüglich Kurfürſt Joachim II., ängſtlichbedächtige Herren, keineswegs von dem Feuereifer eines Johann Friedrich und Philipp des Großmüthigen ergriffen. Bis zum 1. Nov. 1539 verſchob Kurfürſt Joachim II. ſeinen Uebergang zur lutheriſchen Kirche, trat dann nicht dem ſchmalkaldiſchen Bunde bei, leiſtete vielmehr im ſchmalkaldiſchen Kriege dem Kaiſer Karl V. Beiſtand und nahm theilweiſe deſſen Interim an. Erſt als mit dem augsburgiſchen Religionsfrieden (1555) die drohendſten Gefahren für die neue Kirche verſchwunden waren, zeigte er ſich als einen thätigen Beförderer derſelben. Indem er durch ſolches Benehmen, das wohl mehr klug als muthig zu nennen war, den Krieg von ſeinem Lande abwendete, nützte er demſelben auch dadurch, daß er zur Erhaltung der Ordnung und guter Sitten heilſame Geſetze gab, ein Conſiſtorium zur Beaufſichtigung der Kirchen und Schulen errichtete (1552), Berlin verſchönerte, Spandau und (durch ſeinen Bruder) Küſtrin befeſtigte. Zum brandenburgiſchen Beſitzthum brachte ſein Bruder (1557) die niederlauſitziſchen Herrſchaften Beeſkow und Starkow, und er (1554) die (damals noch nicht aufgehobenen) Bißthümer Brandenburg, Lebus und Havelberg. Beſonders merkwürdig wurde es, daß er (1537) mit dem Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau eine Erbverbrüderung ſchloß, kraft deren dieſe Fürſtenthümer bei dem Ausſterben des Hauſes Liegnitz an Kurbrandenburg, und im entgegengeſetzten Falle Kroſſen, Kottbus und Priz an das Haus Liegnitz fallen ſollten; ferner, daß er von Polen die Mitbelehnung auf Preußen und damit eine Ausſicht zum Beſitz desſelben erhielt (19. Jul. 1568). Bald nachher ſtarb er (3. Jan. 1571) und zehn Tage nach ihm ſein Bruder. Da letzterer kinderlos verſchied, ſo kam das ganze Gebiet Kurbrandenburgs wieder an Einen Herrn, nämlich an den Sohn des erſtern, **Johann Georg** (1571 — 1598). Dieſer, eben ſo haushälteriſch, als ſein Vater verſchwenderiſch geweſen war, vermehrte die Steuern, um die vorhandenen Schulden, die zu 2,600,000 Thaler angegeben werden, zu tilgen. Dagegen geſtattete er dem Handel große Freiheit, zog geſchickte Ausländer herbei, ſorgte für Erziehung und erhielt ſeinem Lande den Frieden, ſo daß es unter ihm an Bildung und Wohlhabenheit zunahm. Aus Vorliebe für den älteſten Sohn ſeiner dritten Gemahlin, Chriſtian, ſprach er dieſem in ſeinem Teſtamente die Neumark ſammt Kottbus zu. Doch kam es nicht zu dieſer abermaligen Zerſtückelung Kurbrandenburgs. Der älteſte Sohn erſter Ehe, Joachim Friedrich, der als Kurfürſt folgte (1598—1608), behauptete das Recht der Erſtgeburt oder die Untheilbarkeit des Länderbeſitzes für den Erſtgebornen, und ſtellte ſeine Stiefbrüder, Chriſtian und Joachim, dadurch zufrieden, daß er ihnen die (1603) erledigten Beſitzungen des hohenzollerſchen Hauſes in Franken, Ansbach und Baireuth, überließ*). Für ſeine jüngeren Söhne ſorgte er dadurch, daß er dem dritten, Chriſtian Wilhelm, die Adminiſtration von Magdeburg verſchaffte (1599), und ſeinem zweiten, Johann Georg, das Fürſtenthum Jägerndorf abtrat (1606), das ihm als ein Allodialgut von ſeinem Vetter, dem Markgrafen Georg Friedrich, geſchenkt worden war (1595). Die Vereinigung Preußens mit Brandenburg brachte er näher, indem er ſeinen älteſten Sohn mit der Tochter des blödſinnigen Herzogs von Preußen vermählte (1599), und Polen bewog, die vormundſchaftliche Regierung in Preußen ihm, freilich unter drückenden Bedingungen, zuzugeſtehen (1605). Noch Mehreres glückte ſeinem Sohn und Nachfolger **Johann Sigismund** (1608 — 1619), der mit gleicher Wachſamkeit und noch wirkſamerm Erfolge für die Vortheile ſeines Hauſes ſorgte. Nach einem bittern Streite mit dem Pfalzgrafen Wolfgang von Pfalz-Neuburg — wobei er zur reformirten Kirche übertrat, 18. Dec. 1613 — erhielt er (1614) Kleve, Mark und Ravenſtein*); dann gelang es ihm, was ſeine Vorfahren vorbereitet hatten, Preußen mit Brandenburg zu vereinigen. — **Wie** dieſes geſchah, und welches die früheren Schickſale Preußens waren, muß nun kürzlich gezeigt werden.

---

*) Gewöhnlich wird dieſer Johann, nach ſeiner Reſidenz, Markgraf von Küſtrin genannt. Er ſtarb 1571 ohne männliche Nachkommen.

---

*) Albrecht Achilles hatte dieſe Verfügung eingeleitet, indem er (1473) beſtimmte, daß die Marken dem jedesmaligen Kurfürſten ungetheilt gehören, und in den fränkiſchen Fürſtenthümern nie mehr als zwei Regenten ſeyn ſollten.

2) Ueberſicht der Geſchichte Preußens bis zur Vereinigung mit Brandenburg — 1618.

Preußen, oder das Land zwiſchen der Weichſel und Memel, ſchon im Alterthum bekannt als das Bernſteinland, ſoll ſeinen Namen erſt im eilften Jahrhundert von den Polen erhalten haben, die die Bewohner deſſelben — Letten, einen Zweig der Slaven, — **Po-Ruſſen**, d. i. die an oder bei den Ruſſen Wohnenden nannten**). Unter den Ländern Europas blieb es

---

*) ſ. **hiſtor. Bilderſ.** Bd. V, 1, S. 136.

) ſ. **Voigt, Geſchichte Preußens. Thl. I, S. 303 ff. — Auf ähnliche Art leiten wendiſche Sprachforſcher den Namen **Pom**-

es am längſten dem Heidenthume zugethan. Denn vergeblich ſuchten die Biſchöfe Adelbert und Bruno das Chriſtenthum daſelbſt einzuführen: jener wurde im Jahre 997, dieſer im Jahre 1008 von den heidniſchen Preußen erſchlagen; vergeblich brauchte Herzog Boleslaw von Polen das Schwert, um mit dem Chriſtenthume ſeine Herrſchaft daſelbſt auszubreiten (1015): Gehorſam und Glaube dauerte nur, ſo lange er im Lande war. Noch im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, als der Bernhardinermönch Chriſtian aus Pommern (ſeit 1208) Vornehme und Niedrige zur Taufe bewog, und deshalb vom Pabſte Innocenz III. (1215) zum Biſchofe in Preußen ernannt wurde, hatte das Beginnen einer chriſtlichen Kirche daſelbſt keinen ſichern Halt. Die Preußen, die in deren Aufkommen das Untergehen ihrer Heiligthümer und Freiheit erblickten, überfielen (1223) das neue Bißthum und den Herzog Konrad von Maſovien, der daſſelbe unterſtützte. Da kam letzterer durch den Biſchof Chriſtian auf den Gedanken, zur Bezähmung und Bekehrung der heidniſchen Preußen den deutſchen Orden herbei zu rufen und dieſem das Culmerland, und was er ſonſt den Preußen abnehmen würde, zuzuſichern. Mit dieſem Antrage wendete er ſich (1226) an den damaligen Hochmeiſter des deutſchen Ordens Her-

mern von Po (bei) und Mare (Meer) ab. ſ. Gebhardi's Geſchichte Pommerns. Halle 1793, S. 38.

Hermann von Salza. Dieſer nahm ihn an; auch Pabſt Honorius III. und Kaiſer Friedrich II. genehmigten ihn, und beide ſchenkten dem Orden das zu erobernde Land.

Hierauf kam im Jahre 1228 eine große Anzahl Ordensritter mit einem Haufen von Knappen und Knechten unter dem Landmeiſter **Hermann von Balk** nach Preußen. Hier erbauten und bezogen ſie zuerſt die Burg Neſſau am linken Weichſelufer, ſetzten dann (1231) über die Weichſel, vertrieben von derſelben die Preußen und erbauten (1232) die Städte Thorn, Culm und Marienwerder, nebſt mehreren Burgen.

Aber einen ſchwierigen und langdauernden Kampf hatte jetzt der Orden zu beſtehen; nur nach und nach konnten die eilf Landſchaften Preußens von ihm bezwungen werden; Zeiten und Umſtände traten ein, wo für ihn alles verloren ſchien, was er bereits unter heißen Anſtrengungen errungen hatte. Denn mit Eiſer, Kraft und Ausdauer ſtritten die Preußen für ihre alten Freiheiten, Sitten und Götter, und oft geſchlagen, erneuerten ſie, ſo oft ſich ihnen eine Gelegenheit darbot, den Kampf. Dazu kam, daß der Orden bald mit den Herzogen von Pommern und Cujavien, bald mit den Königen von Dänemark und der Hanſe, bald auch mit den Biſchöfen und Erzbiſchöfen in Preußen, die Neid und Habſucht gegen denſelben entflammte, gar häufig in Streit und Krieg verwickelt wurde. Zu

Statten aber kam den Ordensrittern der lang fortdauernde Zuzug von Kreuzfahrern (denn auch gegen die Preußen wurde das Kreuz gepredigt, und der Zug gegen ſie, wie gegen die Saracenen, als ein Ablaß verkündigt); dann, daß die Schwertbrüder*) mit ihnen zuſammentraten (1237) und ihnen dadurch Livland und Curland zuführten; ferner der Mangel an Einheit und Zuſammenhalt, der unter den Völkerſchaften Preußens, und die höhere Kriegsgeſchicklichkeit, die unter den deutſchen Rittern obwaltete. Demnach geſchah es, daß nach einem dreiundfunfzigjährigen Kampfe (1230—1283) mit der Ueberwältigung der Sudauer die Unterjochung Preußens vollendet wurde. Alle preußiſchen Landſchaften von der Weichſel bis Litthauen, und vom baltiſchen Meere bis zu Maſovien leiſteten dem Orden Gehorſam. Und jetzt erſt wurde der Sitz des Hochmeiſters nach Preußen verlegt (1309), und zwar in die ſeit 1274 erbaute **Marienburg**, die während der Blüthe der Ordensherrſchaft, als Mittelpunkt derſelben, glanzvoll aufblühete.

Die Ordensherrſchaft über Preußen war zerſtörend und ſtürmiſch, aber auch für Gegenwart und Zukunft heilbringend. Sie trat unter ſchreienden Gewaltwaltthätigkeiten die altpreußiſche Lebensweiſe, Religion und Freiheit darnieder, und reihete, nicht bloß aus Drang der Umſtände, ſondern auch aus Eroberungsſucht, Kriege an Kriege; aber durch ſie ward auch Preußen angebaut, zu einem deutſchen Staate umgebildet, zu dem Chriſtenthume, dem Beförderungsmittel geiſtiger, ſittlicher und religiöſer Bildung, hingeführt, mit gemeinnützigen Anſtalten ausgeſtattet und ſo auf die Bahn ſeiner gegenwärtigen Cultur und Wohlfahrt erhoben.

---

*) Der Biſchof Albert zu Riga hatte 1205, zur Befeſtigung des Chriſtenthums in Livland, einen Orden „der Ritterſchaft Chriſti" geſtiftet, deſſen Mitglieder Schwertbrüder genannt wurden, weil ſie neben dem Kreuze auch ein Schwert als Abzeichen auf ihren Mänteln trugen.

Zweihundert und zweiundvierzig Jahre (1283—1525) dauerte dieſe Herrſchaft. Zuerſt entartet durch Entartung der Ordensritter, dann geſchwächt und beſchränkt durch Polens angewachſene Macht, unterlag ſie endlich der Veränderung des Zeitgeiſtes. Nachdem nämlich die Ritter, nach Unterjochung Preußens, ihre Waffen gegen die heidniſchen Litthauer, von denen ihr Gebiet begrenzt und bedroht wurde, gewendet hatten, geriethen ſie durch die Litthauer in Kriege mit den Polen. Dieſe Kriege, anfangs mit wechſelndem Erfolge gefuhrt, wurden, als der Großherzog von Litthauen Jagello, unter dem Namen Wladislav II., König von Polen geworden war (1386), verderblich für die Ritter. Am 15. Jul. 1410 wurden ſie bei Tannenberg (öſtlich von Mohrungen) von Wladislav II. ſo nachdrücklich geſchlagen, daß ganz Preußen bis auf einige Burgen in die Gewalt des Siegers gerieth. Durch große Geldſummen erhielten ſie im Frieden zu Thorn (1411) den größten Theil des Verlornen zurück. Aber als ſich bald darauf der Krieg wieder erneuerte (1414) und abermals zu ihrem Unglück, ſo wurden ihnen von Wladislav III. in dem ewigen Frieden zu Brzesk (1436) die öſtlichen Landſchaften Samogitien und Sudauen abgenommen. Zu dieſen Verluſten kamen Zerwürfniſſe im Innern. Während die Ritter untereinander in Parteiungen zerfielen, erhoben ſich Adel und Städte in Preußen und erzwangen ſich Antheil an der Landesregierung (1430): ein Landrath, beſtehend aus ſechs Rittern, ſechs Geiſtlichen, ſechs adeligen und ſechs ſtädtiſchen Deputirten, wurde dem Hochmeiſter beigeſetzt. Bald darauf traten ſie zu einem Bunde zuſammen, der dem Orden lebhaft widerſtrebte; dann, von dieſem gedrängt, unterwarfen ſie ſich dem Schutze des Königs von Polen (1454). Hierdurch entſtand ein neuer Krieg mit Polen (1454—1466). Dieſer fiel noch unglücklicher, als der vorige, aus. Preußen wurde ſchrecklich verwüſtet und der Orden mußte in dem Frieden zu Thorn (19. Oct. 1466) das weſtliche Preußen (bis Elbingen) völlig an Polen abtreten und das öſtliche als ein polniſches Lehen anerkennen. Hiermit ging auch Marienburg, das zu Weſtpreußen gehörte, für den Orden verloren, und Königsberg (im Jahre 1225 zum Andenken an die Hilſe, die Böhmens König Ottokar dem Orden geleiſtet hatte, erbaut und benannt) wurde Hauptſitz des Ordens.

So beſchränkt erhielt ſich der Orden, bis Albrecht von Brandenburg Hochmeiſter deſſelben geworden war. Ihn, den Enkel des Kurfürſten Albrecht Achilles, den Sohn Friedrichs, Markgrafen von Ansbach, und Sophiens, der Schweſter des polniſchen Königs Sigismund, hatte der Orden auf den hochmeiſterlichen Stuhl erhoben (1511), um durch ihn Brandenburg und Polen für ſich zu gewinnen; aber gerade durch ihn wurde die Ordensherrſchaft in Preußen vernichtet. Wohl mochte es Albrecht anfangs mit derſelben treulich meinen und deren Selbſtändigkeit wieder herzuſtellen ſuchen: er verweigerte den ihm vom polniſchen König Sigismund abgeforderten Vaſalleneid, entſagte, um den Kurfürſten Joachim zu gewinnen, dem Wiedereinlöſungsrechte der Neumark und ſammelte, um den Polen Widerſtand leiſten zu können, Geld und Truppen — weshalb er auch Livlands Unabhängigkeit vom deutſchen Orden für 100,000 Gulden zugeſtand (1513); — aber die Macht der Umſtände und Meinungen riß ihn hin, dem Orden untreu zu werden. Als er wegen Verweigerung des Vaſalleneides mit dem König von Polen in Krieg gerathen war (1519), wurde er von demſelben ſo bedrängt, daß er um Waffenſtillſtand nachſuchte. Er erhielt ihn (1521) auf vier Jahre, und reiſte hierauf (1522) nach Deutſchland, um von dem Reichstage, der zu Nürnberg gehalten wurde, Beiſtand zu erhalten. Hier wurde er, während er vergebens Unterſtützung ſuchte, von Andreas Oſiander für Luthers Lehre begeiſtert; und als er dann nach Wittenberg gekommen war, ermunterte ihn Luther, die verkehrte Regel des Ordens aufzugeben, ſich zu verheurathen und Preußen zu ſeculariſiren. Indeſſen hatte ſchon durch ſeinen Stellvertreter, den Biſchof Georg von Polenz, die neue Lehre in Preußen Eingang geſunden, und der König von Polen kam ihm mit lokkenden Anträgen entgegen. Albrecht begab ſich daher nach Krakau und ſchloß mit Sigismund einen Frieden (8. Apr. 1525), kraft deſſen der Orden in Preußen aufgehoben, Oſtpreußen in ein erbliches, doch unter polniſcher Lehnsherrſchaft ſtehendes Herzogthum verwandelt und an Albrecht unter der Bedingung übergeben wurde, daß es nach Ausſterben ſeiner und ſeiner Brüder Nachkommenſchaft an Polen zurück fallen ſollte. Gleich nach dieſem Frieden führte Albrecht die lutheriſche Reformation in ganz Preußen ein, ernannte ſtatt der „Ordensgebietiger" vier Landräthe vom alten Adel, verwandelte die Klöſter in Schulen und die Komthureien in herzogliche Aemter, und vermählte ſich (1526) mit der däniſchen Prinzeſſin Dorothea. Auch errichtete er zu Königsberg nicht nur eine Univerſität (1543), ſondern auch einen oberſten Gerichtshof. Gegen dieſe Umkehrungen geſchah in Preußen ſelbſt nur unbedeutender Widerſtand. Aber laut und ſtürmiſch eiferten gegen ſie der Pabſt, der Kaiſer und der deutſche Orden. Pabſt Clemens VII. erklärte

Albrecht'n für einen Abtrünnigen, Kaiſer Karl V. belegte ihn (1533) mit der Reichsacht, und das Ordenskapitel zu Mergentheim ernannte den Ordensritter Walther von Kronberg zum Hochmeiſter und Adminiſtrator von Preußen. Doch vergebens! Der König von Polen nahm ſich Albrechts an; und dieſer regierte und ſtarb (20. März 1568) als erſter Herzog von Preußen.

Sein einziger Sohn Albrecht Friedrich folgte ihm (1568—1618). Aber dieſer (geb. 1553) war erſt minderjährig, dann (ſeit 1573) blödſinnig. Er ſtand daher anfangs, als Unmündiger, unter der Vormundſchaft der vier Landräthe; ſpäterhin, als er blödſinnig geworden war, übertrug Polen (1578) die Regentſchaft oder Adminiſtration an Georg Friedrich, Markgrafen von Ansbach, den nächſten Vetter des Herzogs (er war deſſen Vaters-Bruders Sohn). Als derſelbe, der größtentheils von Ansbach her Preußen regiert hatte, im Jahr 1603 kinderlos geſtorben war, übernahm der nächſte Verwandte, Joachim Friedrich, Kurfürſt von Brandenburg, als Mitbelehnter unter Beiſtimmung Polens die Adminiſtration Preußens (1603—1608). Sein Sohn und Nachfolger Kurfürſt Johann Sigismund, der ſich ſchon mit Anna, dem einzigen Kinde des blödſinnigen Herzogs vermählt hatte (1599), bewog den König von Polen, erſt (1609) die Vormundſchaft über denſelben ihm zu übertragen, dann (1611) ihm und ſeinen drei Brüdern, mit

Uebergehung der Markgrafen von Ansbach und Baireuth, die Belehnung auf Preußen zuzuſichern. Als nun **Albrecht Friedrich** geſtorben war (28. Aug. 1618), behauptete er den alleinigen Beſitz Preußens; und als er ſelbſt bald darauf ſtarb (1619), nahm ſein Sohn und Nachfolger **Georg Wilhelm** den Titel „regierender Herzog von Preußen“ an.

3) Geſchichte des preußiſchen Staates ſeit der Verbindung Preußens und Brandenburgs bis zum Tode Friedrich Wilhelms II., 1618 — 1797.

Verbunden waren alſo Brandenburg und Preußen, freilich noch nicht zur Gleichheit des Namens und der Verfaſſung, doch in ſo fern, daß beide unter Einem Regenten ſtanden. Aber dieſe Verbindung ſchien anfangs keinen Segen zu bringen. Der Kurfürſt **Georg Wilhelm** (1619 — 1640), unter dem ſie hervortrat, war ein fahrläſſiger und ſchwacher Herr, der im Wohlleben ſchwelgte, während ſein Land im Innern darbte, und ſeine Regierung war die unglückſeligſte, die je über Preußen und Brandenburg gekommen iſt. Preußen wurde von den Schweden bei deren Krieg mit Polen (1625 — 1629), Brandenburg während des dreißigjährigen Kriegs abwechſelnd erſt von den Mansfeldern, dann von den Oeſtreichern, dann von den Schweden heimgeſucht, und das weſtphäliſche Beſitzthum von Spaniern und Holländern verheert.

heert. Gewöhnlich nimmt man an, zum Unheil dieſer Regierung habe beſonders beigetragen, daß **Georg Wilhelm** von dem **Grafen von Schwarzenberg** geleitet wurde, der, Katholik, Ausländer und dem öſtreichiſchen Hofe zugethan, als Verräther gehandelt habe. Aber gründliche Forſchungen haben gezeigt, daß **Schwarzenberg** wohl eitel, habſüchtig und zweideutig, doch frei von den Verbrechen war, die ihm angeſchuldiget werden, und daß das Unglück, das zu ſeiner Zeit Brandenburg und Preußen traf, vornehmlich dem Wechſel des Kriegsglücks, der Schwäche des Kurfürſten und dem Mangel an Gemeingeiſt zuzuſchreiben iſt*). **Georg Wilhelm** wollte beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges Neutralität behaupten, doch ohne Geld, ohne Heer, ohne Verbindungen wurde er genöthigt, erſt mit Oeſtreich (1627), dann mit Schweden (1631) zuſammen zu treten. Erbittert aber die Schweden, die Pommern, auf welches er Erbanſprüche hatte, an ſich reißen wollten, und verlockt durch ihre Niederlage bei Nördlingen (1634) und durch die Eingebungen ſeines Miniſters, trat er (am 28. Aug. 1635) dem prager Frieden bei, und ward ſo wieder ein Verbündeter Oeſtreichs. Freilich erhielt er damit, daß der Kaiſer ihm den fernern Beſitz der eingezognen Güter und die Anwartſchaft auf Pommern zugeſtand; aber um ſo erbitterter fielen die Schweden über Brandenburg, das furchtbar zerrüttet, entvölkert und ausgeſogen wurde. Endlich, als Georg Wilhelm zu Königsberg am 2. Dec. 1640 geſtorben war, erſchien in deſſen Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm, dem unglücklichen Lande ein Retter und Beglücker.

---

*) ſ. **Beiträge zur Unterſuchung der gegen den Grafen Adam von Schwarzenberg erhobenen Beſchuldigungen** ꝛc. **Größtentheils aus archivaliſchen Quellen geſchöpft von J. W. C. Cosmar.** Berl. 1828. Ihm ſtimmt auch **Panſe** Geſchichte des preuß. Staates. Berlin 1830, Thl. IV, S. 116 ff. bei. — **Adam von Schwarzenberg**, geb. 26. Aug. 1584, widmete ſich anfangs dem öſtreichiſchen Kriegsdienſte, trat dann, wie ſein Großvater, als Rath in Dienſte des Herzogs von Jülich. Nach dem Tode des leztern nahm ihn das brandenburgiſche Haus in Dienſte (1610) und übertrug ihm die Behauptung und Regierung der jülichſchen Erblande. Als Statthalter derſelben lernte Georg Wilhelm ihn kennen und faßte ſolches Vertrauen zu ihm, daß er ihn 1619 mit ſich nach Berlin nahm und zum Miniſter machte. Während der Verbindung Brandenburgs mit Schweden (1631 — 1634) mußte er, ein Gegner der Schweden, ſich zurückziehen. Als aber Bran-

Friedrich Wilhelm, geboren zu Berlin 6. Febr. 1620, erzogen zu Küſtrin und Stettin, dann zu weitrer Bildung in Holland gereiſt, kündigte bald nach dem Antritte ſeiner Regierung und während der ganzen Dauer derſelben (1640 — 1688) eine Scharfſichtigkeit, Kraft, Entſchloſſenheit und Hochſinnigkeit an,

---

denburg ſich aufs neue mit Oeſtreich verbunden hatte (1635), ward er wieder brandenburgiſcher Miniſter. Er ſtarb nicht als Flüchtling zu Wien (wie es in den Memoires de Brandenbourg Tom. I. pag. 115 heißt), ſondern im Genuß ſeiner Würden, als brandenburgiſcher Statthalter, zu Spandau nach kurzer Krankheit, am 16. März 1641.

am, die ihm des Beinamens „des Großen“ würdig machte. In der traurigſten Lage fand er ſeine Länder: überall trat ihm Zerrüttung, Unſicherheit, Auflöſung des Rechts und der Ordnung entgegen; doch nach und nach gelang es ihm, aus den vorgefundenen Trümmern ein neues und feſtes Staatsgebäude aufzuführen, und nicht nur den Beſitz ſeiner Länder zu behaupten, ſondern auch dieſelben beinahe um die Hälfte zu vergrößern und durch Beförderung des Anbaus und der Geſittung zu erheben.

Als er zur Regierung kam, ſtand Schwarzenberg und eine durch dieſen gebildete öſtreichiſche Partei ihm entgegen; die Truppen hatten (1637) dem Kaiſer geſchworen, und die Befehlshaber zu Spandau, Berlin und Peitz weigerten ſich, ihm Treue zu ſchwören. Doch Schwarzenberg, der bei ſeinem Anſehn geſchont werden mußte, ſtarb ſchon nach drei Monaten (16. März 1641); der Commandant zu Spandau, von Rochow, ward als ein Hochverräther enthauptet, die Commandanten zu Berlin und Peitz wurden gefangen geſetzt, und Friedrich Wilhelm konnte nun ſeiner Feſtungen und Truppen verſichert ſeyn. Er vermehrte letztere, ſchaffte ſich Geld durch Erſparniſſe und neue Steuern (1641 brachte er die Acciſe auf) und ſchloß, um einige Ruhe für ſeine Staaten zu erhalten, (1641) einen zweijährigen Waffenſtillſtand mit Schweden, der nachher verlängert wurde. Zugleich eilte er, die Belehnung über Preuſen und ſeine deutſchen Staaten ſich zu verſchaffen: jene erhielt er zu Warſchau am 8. Oct. 1641, doch unter harten Bedingungen; dieſe zu Wien am 1. Jul. 1642, doch mit Ausnahme der jülichſchen Lande. Indeſſen dauerten die Stürme des dreißigjährigen Krieges fort, und während derſelben wurden die Marken noch häufig von Schweden und Oeſtreichern heimgeſucht. Endlich ward am 24. Oct. 1648 der weſtphäliſche Frieden geſchloſſen. In demſelben erhielt Friedrich Wilhelm Hinterpommern mit Ausnahme einiger Städte und Schlöſſer und, zur Schadloshaltung wegen ſeines Rechts auf ganz Pommern, das Erzſtift Magdeburg als Herzogthum und die Stifter Camin, Minden und Halberſtadt (mit der Grafſchaft Hohenſtein) als weltliche Fürſtenthümer. Nun erſt im vollen Sinne Herr ſeiner Länder, ſuchte er dieſe zu bevölkern, zu ordnen, zu erheben. Er zog daher viele Tauſende fleißiger und geſchickter Fremdlinge an ſich, beſonders aus den Niederlanden, aus Böhmen und Schleſien, half durch Wort und That den verarmten Landbewohnern auf, und vermehrte die Zahl ſeiner Truppen, die er auch nach dem weſtphäliſchen Frieden zuſammenhielt.

Dieß kam ihm zu Statten, als er ſich genöthigt ſah, an dem Kriege, den der Schwedenkönig Karl X. gegen Polen erhoben hatte (1655), Antheil zu nehmen*). Anfangs noch ohne ſelbſtändige Hal-

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſaal Bd. V, 2, S. 66.

tung, mußte er, obſchon geneigt, den Polen beizuſtehen, auf Seiten der Schweden treten; doch erhielt er, als er in der dreitägigen Schlacht bei Warſchau (18—20 Jul. 1656), in der zuerſt ſeine Kriegstalente ſich zeigten, zum Sieg der Schweden beigetragen hatte, von Karl X. in dem Vertrage zu Labiau (10. Nov. 1656) die Souverainität über das Herzogthum Preußen. Späterhin da er Schwedens Uebermacht fürchtete und von der Verbindung mit dem erſchlafften Polen ſichrern Gewinn erwartete, auch Holland, Dänemark, Oeſtreich und Rußland gegen Karl X. aufgetreten und dieſer gegen die Dänen gezogen war, wendete er ſich von den Schweden wieder zu den Polen, und ſchloß mit dieſen den Vertrag zu Welau (19. Sept. 1657), kraft deſſen auch von Polen ihm und ſeinen Erben die Souverainität in Preußen zugeſtanden wurde. Nachdem er nun in Polen und Pommern glücklich gegen die Schweden gekämpft hatte, bewirkte er, daß in dem Frieden zu Oliva (3. Mai 1660) Preußen als ein ſouveraines Herzogthum gemeinſchaftlich von Schweden und Polen anerkannt wurde. Die preußiſchen Stände, die in der Trennung von Polen eine Beeinträchtigung ihrer alten Freiheiten erblickten, wußte er dadurch zu beſchwichtigen, daß er (1657) einen höchſten Gerichtshof, zum Theil aus ſtändiſchen Deputirten, aufſtellte, von welchem die Streitigkeiten zwiſchen dem Herzog und den Ständen entſchieden werden ſollten; dann einen Vertrag mit ihnen abſchloß (12. März 1663), in welchem er ſich verpflichtete, die Steuern von den Ständen bewilligen zu laſſen und bloß diejenigen Rechte, die Polen gehabt hatte, in Preußen geltend zu machen. Erſt nach dieſem Vertrage huldigten ihm die Stände als ihrem ſouverainen Herzoge.

Dieß glückliche Beginnen, durch welches er die Erhebung Preußens zu einem Königreiche eingeleitet hatte, ermunterte ihn, auch fernerhin zum Beſten ſeines Hauſes und Staates an den europäiſchen Staatsbegebenheiten Antheil zu nehmen. Nachdem er im Jahre 1663 dem Kaiſer 2000 Mann nach Ungern wider die Türken geſendet, und mit Pfalz-Neuburg den langjährigen jülichſchen Erbfolgeſtreit dahin ausgeglichen hatte (1666), daß Cleve, Mark und Ravensberg bei Brandenburg, und Jülich, Berg und Ravenſtein bei Neuburg verbleiben ſollten, — ergriff er, beſorgt wegen ſeiner weſtphäliſchen Länder und durch Freundſchafts- und Verwandtſchaftsbande mit dem Hauſe Oranien verknüpft, im Jahre 1672 zum Beiſtand der Holländer gegen Ludwig XIV. die Waffen*). Doch von den Franzoſen bedrängt und von den Oeſtreichern nicht ſo, wie er erwartet hatte, unterſtützt, ſchloß er zu Voſſem (unweit Löwen, 6. Jun. 1673) mit Frankreich einen Frieden, in welchem er, gegen Zurückgabe ſeiner weſtphäliſchen Länder (mit Ausnahme der Fe-

Feſtungen

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V. S. 18.

ſtungen Weſel und Rees, die bis zum allgemeinen Frieden in den Händen der Franzoſen bleiben ſollten), dem Bündniſſe mit Holland entſagte und Waffenruhe verſprach, wofern er nicht als Mitſtand des deutſchen Reichs zu deſſen Vertheidigung aufgerufen werden würde. An dieſe Bedingung ſich haltend, zog er ſchon im folgenden Jahre, als der Reichskrieg wider Frankreich beſchloſſen worden war (31. März 1674), abermals zu Felde und kämpfte am Rhein mit den Kaiſerlichen gegen die Franzoſen. Ludwig XIV. bewog daher die Schweden zu einem Einfall in Brandenburg und Preußen. Dieſer erfolgte im Dec. 1674. Der ſchwediſche General Wrangel überfiel mit 16000 Schweden Hinterpommern und die von Truppen entblößten Marken und verübte ſchreckliche Räubereien und Verwüſtungen. Auf dieſe Nachricht eilte Friedrich Wilhelm aus Franken, wo er in Winterquartieren ſtand, zur Rettung ſeiner brandenburgiſchen Länder. Er überfiel die Schweden am 15. Jun. 1675 zu Rathenau und gewann am 18. Jun. den entſcheidenden Sieg bei Fehrbellin, durch welchen die Schweden aus den brandenburgiſchen Staaten vertrieben wurden. Sie flüchteten nach Vorpommern; aber er folgte ihnen und entriß ihnen (1675—1678) Stettin, Greifswalde, Stralſund, Wolgaſt und Wollin. Auch in Preußen, das ſie (1678) von Livland aus überfielen, konnten ſie ſich nicht halten. Er ſelbſt zog im Jan. 1679 von Pommern nach Preußen und trieb ſie nach Livland zurück. Doch Kaiſer Leopold brachte ihn um die Früchte dieſer Siege. Denn als derſelbe, ohne Brandenburgs Beitritt, den Frieden zu Nimwegen 5. Febr. 1679 geſchloſſen hatte, mußte Friedrich Wilhelm, um ſich vor den Drohungen Frankreichs zu retten, den Frieden zu St. Germain eingehen (29. Jun. 1679) und in demſelben ſeine Eroberungen in Vorpommern zurückgeben, wogegen er von Frankreich 300,000 Kronthaler und von Schweden das erhielt, was dieſes in Hinterpommern an Land, Städten und Zöllen ſeither beſeſſen hatte.

Dieſer Friede endigte die kriegeriſche Laufbahn des großen Kurfürſten, der nun bis an ſeinen Tod der Emporbringung ſeiner Staaten ſeine Zeit und Kräfte widmete. Zwar ließ er die auswärtigen Angelegenheiten nicht aus den Augen: gegen Spanien, das ihm die Zahlung rückſtändiger Hilfsgelder (1,800,000 Thaler) abſchlug, rüſtete er eine Kaperflotte aus; das deutſche Reich bewog er (1684) zur Hemmung der Reunionen einen Waffenſtillſtand mit Ludwig XIV. abzuſchließen; dem Kaiſer Leopold überließ er (1686), gegen den ſchwibuſſer Kreis (den jedoch ſein Erbprinz an Oeſtreich zurückzugeben heimlich verſprach), die im Jahre 1675 erledigten ſchleſiſchen Fürſtenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, und ſendete 8000 Mann gegen die Türken (1686), die den Oeſtreichern Ofen erobern halfen. Doch ſein Hauptaugenmerk war auf Anbau und Ausbildung ſeiner

Staaten gerichtet. Hierzu zog er einen großen Theil der (ſeit der Aufhebung des Edicts von Nantes, 1685) aus Frankreich entflohenen Proteſtanten an ſich*), wodurch nicht nur die Zahl ſeiner Unterthanen mit vielen Tauſenden gebildeter und fleißiger Bürger vermehrt und Berlin vergrößert, ſondern auch Ackerbau und Gewerbthätigkeit, geiſtige Bildung, feinere Sitte und Geſchicklichkeit zu vielerlei Künſten verbreitet wurde. Viele Waaren, die ſonſt vom Auslande bezogen werden mußten, wurden nun im Inlande verfertigt. Zur Beförderung des Handels und Verkehrs wurden Poſten angelegt und ein Kanal, der die Oder und Spree vereinigt. Auch wurde eine Flotte auf der Oſtſee und eine afrikaniſche Handelsgeſellſchaft und durch ſie eine brandenburgiſche Niederlaſſung in Guinea errichtet (1682), die jedoch, da ſie nichts einbrachte, bald wieder an die Holländer verkauft wurde. Zugleich ſorgte Friedrich Wilhelm für die geiſtige Bildung ſeiner Unterthanen, für Kirchen und Schulen, für Wiſſenſchaften und Künſte, und gab auch durch die Tugenden ſeines Privatlebens ein muſterhaftes Beiſpiel**). — Auf ſolche Weiſe erhub hob er ſeinen Staat zu großem Wohlſtand und zu anſehnlicher Macht. Als er am 29. Apr. 1688 ſtarb, umfaßte derſelbe 2042 Quadratmeilen mit 1,500,000 Einwohnern und einem ſtehenden Heere von 28500 Mann.

---

*) Ueber die Aufnahme der franzöſiſchen Proteſtanten in Brandenburg ſ. Dohms Denkwürdigkeiten Thl. V, S. 425 ff., — wo die Gründe, die den großen Kurfürſten zu ſelbiger bewogen, genau entwickelt werden. Friedrich II. (Mém. de Brandebourg Tom. I, pag. 191) gibt die Zahl der aufgenommenen Franzoſen auf 20,000 an.

**) Man ſehe die Charakteriſtik des großen Kurfürſten im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes Nr. 11.

Ihm folgte von ſeinen Söhnen erſter Ehe **Friedrich** III., als König **Friedrich** I. genannt (geb. 12. Jul. 1657, reg. 1688—1713). Dieſer, körperlich ſchwach und nur mit mäßigen Geiſtesgaben ausgeſtattet, ſo daß ſelbſt ſein Vater keine große Hoffnung zu ihm hegte, war eitel und prachtliebend, hielt Glanz der Größe für das Weſen der Größe und ward dadurch zur Vergeudung der Staatsſchätze und zur Bedrückung ſeiner Unterthanen verleitet. Gleichwohl hat er, indem ſeine Eitelkeit und Prachtliebe zur Verherrlichung ſeines Staates ſich hinrichtete, demſelben viel genützt. Während er die Kriegsſtürme von demſelben entfernt hielt, hat er deſſen Anſehn erhoben, deſſen Umfang vergrößert und deſſen Ausbildung gefördert.

Um ſeinem Staate Anſehn zu verſchaffen, nahm er, wie ſein Vater, an den wichtigſten Begebenheiten ſeiner Zeit Antheil. So unterſtützte er mit 6000 Mann ſeinen Vetter Wilhelm III., Erbſtatthalter von Holland, bei Beſteigung des engliſchen Thrones (1688); ſo trat er dem Coalitionskriege (1689—1697) bei und kämpfte (1689 und 1690) perſönlich am Rhein und in den Niederlanden gegen Frankreich; ſo überließ er (1691 — 1699) dem Kaiſer 6000 Mann gegen die Türken und Ungern und ſtand ihm auch im ſpaniſchen Erbfolgekriege mit 25,000 Mann bei. Dagegen blieb er bei dem nordiſchen Kriege, trotz aller Anlockungen der Gegner Karls XII., neutral. Am meiſten beförderte er das Anſehn ſeiner Länder dadurch, daß er die Königswürde an Preußen brachte. Den Weg dazu bahnte er ſich durch ſeine Hingebung an Oeſtreich. Doch gelang es ihm erſt nach langen Unterhandlungen und großen Opfern, daß Kaiſer Leopold den Kronentractat mit ihm abſchloß, 16. Nov. 1700. Am 16. Dec. machte er bekannt, daß er die Königswürde annehme, dann reiſte er nach Königsberg, wo er am 18. Jan. 1701 ſich und ſeiner Gemahlin die Krone aufſetzte und die Krönungsfeierlichkeit mit verſchwenderiſcher Pracht vollzog*).

Seinen Staat vergrößerte **Friedrich I.** nicht durch Kriege und Eroberungen, ſondern durch Erbſchaften, Unterhandlungen und Ankäufe; ſelbſt von dem Coalitionskriege, an dem er vielen Antheil genommen hatte, zog er keinen andern Vortheil, als daß er im Frieden zu Ryswick (1697) von den erſten Mächten Europas als eine gleichgeltende behandelt wurde. Dagegen gelang es ihm, von Sachſen die Erbvoigtei über die Stadt und Abtei Quedlinburg, die Reichsvoigtei zu Nordhauſen (1697) und das Amt Petersberg bei Halle (1698) für 300,000 Reichsthaler zu kaufen. Die Polen bewog er, die (1698) verpfändete Stadt Elbingen ihm zu überlaſſen. Nach dem Tode des kinderloſen Königs und Erbſtatthalters Wilhelm III. (1702) erhielt er zwar nicht, wie er hoffte, deſſen geſammte Erblande, aber doch die Grafſchaften Meurs und Lingen, dann auch das Fürſtenthum Neuſchatel und Valengin, welches letztere Wilhelm III. im Jahr 1694 für geleiſteten Beiſtand ihm zugewieſen hatte, und auch (1707) die Stände, im Vertrauen auf ſeine gerechte Regierung, ihm übertrugen. Im Jahr 1705 erkaufte er vom Grafen v. Solms-Braunfels die Grafſchaft Tecklenburg.

---

*) Ueber die Art, wie die Erhebung Preußens zu einem Königreiche vorbereitet und vollzogen wurde, und über die Folgen, die ſie hatte, ſ. im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes die Erzählung Nr. 12.

Durch Beſchützung der Geiſtesfreiheit, durch Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften und durch Erhaltung und Vermehrung nützlicher Anſtalten förderte er die Ausbildung ſeines Staates. Viele Tauſende, die, um Glaubensverfolgungen und Kriegsdrangſalen zu entgehen, aus Frankreich, der Schweiz und der Pfalz ausgewandert waren, fanden durch ihn Niederlaſſungen und Unterſtützungen. Zu Halle ſtiftete er (1694) die Univerſität, der er Lehrfreiheit geſtattete. Ebendaſelbſt nahm er zwei wegen ihrer Freimüthigkeit und religiöſen Denkart verfolgte Männer auf, Chriſtian Thomaſius und Auguſt Hermann Franke, von denen der erſte gegen Hexenprozeſſe und Zurückſetzung der deutſchen Sprache kämpfte, der andre das einflußreiche Waiſenhaus und Pädagogium zu Halle gründete (1698). In Berlin, das er anſehnlich vergrößerte und verſchönerte, ſtiftete er (1699) eine Bildhauer- und Maler-Akademie, und im Jahre 1700 die Akademie der Wiſſenſchaften, zu welcher Leibnitz den Plan entworfen hatte.

Aber bei allem Guten, was unter ihm emporkam, geſchah auch manches Widrige. Der Aufwand des Hofes überſtieg die Kräfte des Landes, und Günſtlinge, die einander anfeindeten und ſtürzten, beherrſchten die Schwäche des Königs. Dabei verfiel die Handhabung der Gerechtigkeit, der Polizei und guter Ordnung; der vom großen Kurfürſten geſammelte Schatz erſchwand, Domainen wurden verſchleudert, Schulden hürmten ſich auf, und die Unterthanen ſeufzten unter em Druck ſchwerer Abgaben. Doch Preußen hatte as Glück, nach dem Tode Friedrichs I. — er ſtarb ach langwieriger Krankheit, am 25. Febr. 1713 — nen König zu erhalten, der nicht nur die Fehler der rigen Regierung austilgte, ſondern auch die Größe nd Herrlichkeit der folgenden Regierung vorbereitete.

Dieſer König war Friedrich Wilhelm I. eb. 15. Aug. 1688, reg. 1713 — 1740), gleich em guten Kern in einer harten und rauhen Schale. waltete despotiſch, aber er waltete wohlthätig, tlich die nächſten Bedürfniſſe ſeines Staates er- nend, und unabläſſig bemüht ihnen zu entſprechen und Mittel zu großen Unternehmungen herbei zu ſchaffen*).

Die beiden Kriege, die am Anfange ſeiner Regierung obwalteten, der ſpaniſche Erbfolgekrieg, an welchem ſchon ſein Vater Antheil genommen hatte, und der nordiſche Krieg, dem er ſeit 1715 öffentlich beitrat, gingen bald vorüber und gewährten ihm Vergrößerungen. Im utrechter Frieden (11. Apr. 1713) gewann er von den ſpaniſchen Niederlanden den größten Theil des Herzogthums Geldern, und von Frankreich und Spanien Anerkennung des Königstitels und des Beſitzes der Fürſtenthümer Neuſchatel und Valengin. Im ſtockholmer Frieden (1. Febr. 1720) gewann er die Inſeln Wollin und Uſedom, Stettin, überhaupt Vorpommern bis zur Peene, wogegen er zwei Millionen Thaler an Schweden zahlte. — Bei den politiſchen Verwickelungen und Bewegungen, die Karls IV. pragmatiſche Sanction und die Zurückſendung der ſpaniſchen Infantin vom franzöſiſchen Hofe erzeugte (1725), war er erſt auf Seiten Englands (Bündniß zu Herrnhauſen, 3. Sept. 1725), dann, aus Widerwillen gegen Georg II., auf öſtreichiſcher Seite (Bündniß zu Wuſterhauſen, 12. Oct. 1726). Bei dieſer Verbindung mit Oeſtreich erkannte er die pragmatiſche Sanction an, doch unter der Bedingung, daß Oeſtreich bei dem Ausſterben der pfalz-neuburgiſchen Linie Preußens Anſpruch auf die Herzogthümer Jülich und Berg unterſtützen ſollte (was aber ſpäterhin nicht geſchah; vielmehr kam unter Oeſtreichs Begünſtigung das 1742 erledigte Jülich und Berg an Pfalz-Sulzbach). Ueberhaupt neigte er ſich bei politiſchen Verwickelungen gern zu Oeſtreich hin. Er nahm daher auch an dem polniſchen Thronfolgekrieg (1733—1735) zu Gunſten Oeſtreichs Theil, indem er demſelben 10,000 Mann zuſchickte und ſelbſt mit ſeinem Kronprinzen an den Rhein zog (1734). Doch hatte er von dieſem Kriege keinen Gewinn.

---

*) Man ſehe die Charakteriſtik Friedrich Wilhelms I. und ſeiner Regierung im zweiten Abſchnitt Nr. 13.

Noch mehr als durch Behandlung der auswärtigen Begebenheiten machte er ſeine Regierung merkwürdig durch die Verwaltung des Innern. Das Heer, das er als die Stütze ſeines Staates betrachtete, vermehrte er theils durch Werbungen im Auslande (wobei ſeine Vorliebe für rieſenartige Leute viele Geldausgaben und Ungerechtigkeiten veranlaßte), theils durch Aushebungen im Innern (wozu er 1733 das Cantonsſyſtem einführte, nach welchem jedem Regimente beſondere Landesbezirke beſtimmt waren, aus denen es jährlich, im Frieden 30, im Kriege 100 Mann ausheben ſollte). Die Truppen ſelbſt ließ er ſorgfältig einüben, durch harte Zucht zur Unterwürfigkeit und Pünktlichkeit abrichten, und jährlich zu Muſterungen führen, die er ſelbſt hielt. Die Feſtungen Weſel, Stettin, Magdeburg ließ er vervollſtändigen, Pulvermühlen, Stückgießereien, Gewehrfabriken, Zeughäuſer, Kornmagazine und was ſonſt zur Kriegführung gehörte, herſtellen, und zu Berlin eine Cadettenſchule (1717) eröffnen. — Wie für das Kriegsweſen ſorgte er für das Finanzweſen, das er als die Stütze des erſtern betrachtete: weshalb er auch die Kammer- oder Domainenkaſſe mit der Kriegskaſſe verband, und (1723) ein General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium bildete, in welchem er ſelbſt den Vorſitz führte. Und es gelang ihm durch ſtrenge Wirthſchaftlichkeit, durch ſorgfältige Aufſicht, durch Vermehrung und Erhöhung der Abgaben ſeine Einkünfte ſo emporzubringen, daß er nicht nur die vorhandenen Schulden tilgte und immer Geld zu nützlichen Anſtalten hatte, ſondern auch große Summen erſparte, die er entweder auf die Vergrößerung der Armee verwendete oder zur Bildung eines Schazzes niederlegte. — Aber auch in andrer Hinſicht ſorgte er für den Wohlſtand des Innern. Er nahm, um Bevölkerung und Anbau zu befördern, viele Tauſende um ihres Glaubens willen verfolgte Salzburger in das durch eine Peſt verödete Preußen auf (1732); er verwandelte (1717) die perſönliche Leibeigenſchaft der preußiſchen Bauern in eine ſogenannte Erbunterthänigkeit; er ließ wüſte Höfe und Feldmarken anbauen, und unterſtützte die Gewerbe, beſonders die Wollenmanufacturen (weshalb er auch ſeinen Unterthanen bei ſchwerer Strafe unterſagte, Wolle auszuführen

führen und ſich in andre, als inländiſche Zeuge zu kleiden); er verbeſſerte das Juſtizweſen (namentlich verbot er die Hexenprozeſſe und die Verſchleifung der Rechtshändel) und ſtiftete zur Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens Kirchenviſitationen und eine große Zahl von Dorfſchulen. Zu Berlin errichtete er ein Krankenhaus (Hospital de Charité, 1727), ein Findelhaus (1739) und das Collegium Medicum (1724); zu Potsdam, das er, jedoch mit despotiſcher Härte, zu einer anmuthigen Stadt umſchuf, errichtete er (1722) das große Waiſenhaus, wo auf 2500 Soldatenkinder erzogen werden ſollten. — Und ſo hinterließ er (er ſtarb am 31. Mai 1740) einen gut geordneten Staat, der auf 2300 Quadratmeilen und 2,240,000 Menſchen umfaßte, 7,400,000 Thaler Einkünfte hatte, frei von Schulden war, einen Schatz von 8,700,000 Thalern beſaß und dazu ein Heer von 76000 Mann, unter dem ſich jedoch wenigſtens 26000 Ausländer befanden *).

Dieſe Hinterlaſſenſchaft wußte ſein Sohn und Nachfolger **Friedrich** II. (geb. den 24. Jan. 1712, reg. 1740 — 1786) weislich zu benutzen, — er, der Stolz und Ruhm Preußens, das Vorbild vieler Fürſten, der ausgezeichnetſte Regent ſeiner Zeit, eben ſo groß als Staatsmann, wie als Feldherr, an Regie-

rungs-

---

*) Dieſe Angaben ſtellt **Friedrich** II. auf in der Histoire de mon temps Tom. I, pag. 26 und in den Memoires de Brandebourg Tom. II, pag. 125.

rungsweiſe ſeinem Vater ähnlich, aber an geiſtiger Kraft und Bildung ihm weit überlegen; nicht frei von den Fehlern der Launenhaftigkeit, Willkür, Spottſucht, aber auch Herr ſeiner ſelbſt, ſtandhaft, wohlwollend, voll Eifer für das Beſte ſeines Staates. Durch die Widerwärtigkeiten und Schreckniſſe, die ihn in ſeiner Jugend trafen, zum Ernſt und Nachdenken hingeleitet*), hatte er ſich zu ſeinem großen Berufe trefflich vorbereitet.

Mit zwei, ſeine Geiſtesrichtung bezeichnenden, Verordnungen begann er ſeine Regierung. Am 3. Jun. befahl er die Abſchaffung der Folter, und am 22. Jun. verkündigte er Freiheit des Glaubens: „alle Religionen," erklärte er, „müſſen geduldet werden; denn jeder muß nach ſeiner Art ſelig werden können." — Noch in demſelben Jahre wendete er ſich von dem Innern zum Aeuſſern. Der Tod Kaiſer Karls VI. (20. Oct. 1740) bot ihm Ausſicht und Anlockung dar, unter dem Vorwande unerledigter Anſprüche auf die vier ſchleſiſchen Fürſtenthümer Brieg, Wohlau, Jägerndorf und Liegnitz, Schleſien an ſich zu bringen und damit ſein Reich zu vergrößern und zu erheben. Im December 1740 rückte er in Schleſien ein; und es gelang ihm, im erſten ſchleſiſchen Kriege (1740—1742) ſich desſelben zu bemächtigen,

---

*) Man ſehe im zweiten Abſchnitte Nr. 11: „Jugendjahre Friedrichs II. und Charakteriſtik ſeiner Regierung."

gen, und im **zweiten** ſchleſiſchen **Kriege** (1744 und 1745) ſich deſſelben zu verſichern. Hiermit gewann er an zwei Millionen Menſchen und an drei Millionen jährlicher Einkünfte. Da er zu gleicher Zeit in Kraft alter Verträge Oſtfriesland an ſich brachte (Mai 1744): ſo umfaßte nun der preußiſche Staat über fünf Millionen Menſchen, hatte jährlich auf zehn Millionen Thaler Einkünfte und konnte ein Heer von 150,000 Mann aufſtellen*).

Nach dem zweiten ſchleſiſchen Kriege hatte **Friedrich** zehn Ruhejahre (1746—1756), die er weislich benutzte, um ſein Reich im Innern zu vervollkommnern und nach Auſſen hin zu ſichern. Schon nach dem erſten ſchleſiſchen Krieg, den er als ſeine Schule in der Kriegskunſt betrachtete**), wendete er ſeine Sorge aufs Innere, erneuerte die Akademie der Wiſſenſchaften, legte den Kanal von Plauen an, der die

Oder

---

*) Ueber den erſten und zweiten ſchleſiſchen Krieg ſ. **hiſtor. Bilderſaal** Bd. V, 2, S. 101. — Auf Oſtfriesland hatte ſchon der große Kurfürſt für ſeine Anſtrengungen im Reichskriege 1675—1679 vom Kaiſer Leopold die Anwartſchaft erhalten. Dieſe ward dem brandenburgiſchen Hauſe beſtätigt von Leopold I. 1694, von Joſeph I. 1705, von Karl VI. 1715. Als nun der letzte Fürſt von Oſtfriesland Karl Edzard am 25. Mai 1744 kinderlos geſtorben war, nahm Friedrich II., ehe noch die übrigen Prätendenten einen Schritt thun konnten, Oſtfriesland im Beſitz, wobei den Ständen die Erhaltung ihrer ſtändiſchen Verfaſſung und alten Rechte verſprochen wurde. ſ. **Wittermanns** Geſch. v. Oſtfriesland, S. 185 und 187.

**) Oeuvres posthumes. Tom. II, p. 183.

Oder und Elbe verbindet, und ermunterte zur Gewerbthätigkeit, beſonders zu Seidenmanufacturen. Nach dem zweiten ſchleſiſchen Krieg ſorgte er für Verbeſſerung der Rechtspflege, für Vermehrung der Einkünfte, für Emporbringung des Landbaus, der Gewerbe und des Handels: ſchon damals entſtanden durch ihn 280 Dörfer und Flecken*). Am meiſten aber ſorgte er für ſeine Kriegsmacht, um ſich im Frieden auf den Krieg, den er nahe vor ſich ſah, vorzubereiten. Er ergänzte und vermehrte daher ſein Heer, legte zur Sicherung Schleſiens, das er ſeiner Herrſchaft geneigt zu machen wußte, neue Feſtungen an, errichtete Magazine und brachte, was ſonſt zur Kriegführung gehört, zuſammen. Und richtig hatte er die politiſchen Verhältniſſe durchſchaut: noch einmal mußte er zur Sicherung Schleſiens, ja zur Rettung ſeines ganzen Reichs die Waffen ergreifen.

Dieſer Krieg (1756—1763), bald der dritte ſchleſiſche, bald der ſiebenjährige genannt, ein Krieg, der mehrmals ihn zu vernichten drohete, endigte bei den Heldenthaten, die er ſammt ſeinem Heere verrichtete, und bei dem ausdauernden Heldenmuthe, den er ſammt ſeinem Volke bethätigte, zu ſeiner und ſeines Reiches Verherrlichung. Zwar gewann er durch denſelben keinen Zuwachs an Land und Leuten; aber er trat aus demſelben mit einem Anſehn und Gewicht,

---

*) Oeuvres posth. Tom. III, 11—21.

wicht, das großen Eroberungen gleich galt. Anerkannt war er als der Held ſeiner Zeit, und Preußen in Deutſchland als Gegengewicht gegen Oeſtreich, und in Europa als eine Macht vom erſten Range*).

Nach dem ſiebenjährigen Kriege war es ſeine erſte und wichtigſte Sorge, die Wunden zu heilen, die durch denſelben ſeinem Reiche geſchlagen worden waren**). Er unterſtützte den Landmann mit Geld, Saatkorn und Pferden, gab große Summen zum Wiederaufbau eingeäſcherter Städte und Dörfer, erließ einigen Provinzen auf einige Zeit die Steuern und zog neue Anſiedler herbei. Doch nicht zufrieden, nur die Nachwehen des Kriegs zu entfernen, wollte er auch ſeinem Reiche Wohlſtand im Innern und Anſehn nach Auſſen ſichern. Hierzu ſchien ihm die Sorge für das Kriegsheer die erſte und wichtigſte. Denn nur dadurch, daß er ein zahlreiches, wohlgeübtes und ſchlagfertiges Heer unterhielt, glaubte er die Sicherheit und Furchtbarkeit ſeines Reiches behaupten zu können. Er widmete daher einen großen Theil ſeiner Zeit und ſeiner Einkünfte dem Heere, vermehrte es auf

*) Vom ſiebenjährigen Kriege und deſſen Wichtigkeit iſt ſchon in dieſem Bilderſaal Bd. V, 2, 121—158 und 381—395 geredet worden.

**) Man leſe, was er ſelbſt hierüber ſchreibt in den Memoires depuis la paix de Hubertsbourg. Sie ſtehen in den Oeuvres posth. Tom. V, pag. 5 ss.

auf 200,000 Mann, legte Magazine und Feſtungen an, ſtiftete Anſtalten zur Bildung junger Officiere, hielt ſelbſt jährliche Muſterungen, und zog den Soldatenſtand den übrigen Ständen und beim Soldatenſtand den Adel dem Bürgerſtande vor.

Nächſt dem Heere beſchäftigte ihn vorzüglich das Finanzweſen, und mit ſichtbarem Erfolge. Dadurch, daß er den Umfang und Wohlſtand ſeines Reiches vergrößerte, daß er die Erzeugung und den Verkauf des Salzes, Tabaks, Kaffees und Zuckers ſich ſelbſt vorbehielt oder gegen eine ſtarke Abgabe verpachtete, daß er mehr als einmal Veränderungen im Münzfuße feſtſetzte, Zölle und Acciſe ſteigerte, ſtreng auf Ordnung und Wirthſchaftlichkeit hielt und alle Rechnungen genau unterſuchen ließ, — dadurch gelang es ihm, die jährlichen Einkünfte ſeines Reiches auf 28 Millionen Thaler zu bringen und einen Schatz von 72 Millionen Thaler zu hinterlaſſen. Aber dabei zog er ſich auch manchen Tadel und laute Klagen zu, beſonders als er ſeit 1766 die Verwaltung der Zölle und Acciſe an eine von Franzoſen geleitete „Regie" oder „General-Zoll- und Acciſe-Adminiſtration" übertrug, die alle, auch die geringſten Lebensbedürfniſſe mit Abgaben belegte und dieſe Abgaben mit widriger Strenge eintrieb. Harter und laut verwünſchter Druck kam durch dieſe Einrichtung über das preußiſche Volk.

An die Sorge für Heer und Finanzen reihete Friedrich die Sorge für den Anbau des Landes.

Mehrere hunderttauſend Morgen ließ er aus Moräſten, Landſee und Sandwüſten zu tragbarem Lande umwandeln; über 500 Dörfer und Meiereien ließ er anlegen, Berlin und Potsdam verſchönern, und eifrig war er bemüht, die Landwirthſchaft, das Berg- und Forſtweſen, Gewerbe und Handel empor zu bringen. Und dabei vermehrte er die Zahl ſeiner Unterthanen nicht bloß durch Ländererwerb, ſondern auch durch Herbeiziehung neuer Anſiedler. Während ſeiner Regierung ließen ſich über 42,000 Familien in den preußiſchen Staaten nieder, und die Volksmenge in denſelben ſtieg von drei auf ſechs Millionen Menſchen.

Voll Eifer für Gerechtigkeit wollte er, daß alle ſeine Unterthanen, vom höchſten bis zum niedrigſten, der Bauer wie der Adelige, ſchnell und unparteiiſch Recht finden ſollten. Er ließ daher nach Beendigung des zweiten ſchleſiſchen Krieges durch den einſichtsvollen Großkanzler von Cocceji (geb. 1679, geſt. 1755) eine neue Prozeßordnung ausarbeiten, die (1749 und 1751) unter dem Titel „Project des Corporis juris Fridericiani" in zwei Theilen erſchien und vornehmlich gegen Verdrehung und Verſchleifung der Rechtshändel gerichtet war. Aber da er mit derſelben ſeine Abſicht nicht erreicht zu haben glaubte, und gegen die Einſicht und Redlichkeit derer, die das Recht handhabten, Mißtrauen faßte; ſo befahl er im Jahre 1780 dem Großkanzler v. Carmer, ein neues

Geſetzbuch auszuarbeiten, deſſen erſter Theil noch bei ſeinem Lebzeiten unter dem Titel „Entwurf eines allgemeinen Geſetzbuchs für die preußiſchen Staaten" im Jahr 1784 erſchien.

Auch die Nationalbildung der Preußen ſchritt unter ihm kräftig und glänzend weiter, aber nicht durch ſeine Anordnungen und hilfreiche Unterſtützungen, ſondern durch das allgemeine Fortſchreiten der Zeiten, durch das Beiſpiel von Bildung, mit der er ſeinem Volke vorleuchtete, durch die Aufregungen, die aus ſeinen Thaten hervorgingen, und dadurch, daß er keine ſtörenden Hinderungen dem Fortſchreiten entgegenſtellte, ſondern dasſelbe gewähren ließ und den Austauſch der Ideen durch Preßfreiheit begünſtigte. Im Ganzen widmete er der Ausbildung ſeines Volkes die Fürſorge nicht, die er auf andre Regierungszweige verwendete; vielmehr gaben ſeine Spöttereien über Religion ein Aergerniß, ſeine Zoll- und Acciſe-Einrichtungen verlockten zum Betrug und zu andern Unſittlichkeiten, und indem er die Dorfſchulen mit invaliden Soldaten beſetzte, hinderte er das Emporkommen derſelben. Dagegen ſorgte er für die von ihm (1744) neuerrichtete „Societät der Wiſſenſchaften" und für die Ausbildung tüchtiger Geſchäftsmänner.

Während er auf ſolche Weiſe im Bezug aufs Innere waltete, hielt er mit feſtem Blicke das Ausland im Auge und ergriff, von ſeinem Herzberg unterſtützt*), was ihm zu ſeines Reiches Vortheil zu dienen ſchien. Nach dem ſiebenjährigen Kriege ſchloß er zur Sicherung ſeines Reiches mit Rußland ein Bündniß auf acht Jahre (11. Apr. 1764). Bei Ablauf deſſelben vereinigte er ſich mit Rußland und Oeſtreich (1772) zur Theilung Polens**). Hierbei gewann er über 556 Quadratmeilen, nämlich Weſtpreußen (doch mit Ausnahme der Städte Thorn und Danzig) und Großpolen bis an die Netze, und ſo eine ununterbrochene Verbindung Preußens und Brandenburgs und einen Zuwachs an Handel und Zöllen. Aber die Art dieſes Erwerbs und die Härte, mit der er nach demſelben Danzig behandelte und ſein Gebiet an der Netze erweiterte, zog ihm ſchlimme Nachrede zu. Dagegen gewann er an Achtung, als er gegen das

---

*) **Ewald Friedrich von Herzberg**, geb. in Pommern 1725, frühzeitig mit der Geſchichte und dem Staatsrechte vertraut, hatte ſchon mehrere Jahre im geheimen Archive gearbeitet, ehe er das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. Die Staatsſchriften, die preußiſcher Seits während des ſiebenjährigen Kriegs erſchienen, waren ſein Werk und den Frieden zu Hubertsburg ſchloß er zu ſolcher Zufriedenheit ſeines Königs, daß dieſer ihm das Lob ertheilte: „Vous avez fait la paix, comme moi la guerre." Er beſaß viele Kenntniſſe, hellen Blick, unermüdliche Thätigkeit und einen ſeelenvollen Eifer für Preußens Ruhm und Größe. Nach Friedrichs II. Tode wurde er von deſſen Nachfolger in den Grafenſtand erhoben (1786); aber nach einigen Jahren (1791) als ein Ueberläſtiger entlaſſen. Er ſtarb 1795. ſ. Dohms Denkwürdigkeiten, Thl. I, S. 77. und Geſchichte Preußens (von Manſo), Thl. I, S. 124 und 200.

**) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V, 2, S. 157. f.

das Ende ſeines Lebens die Erhaltung des Beſtehenden zum Zielpunkte ſeiner Politik gemacht hatte, und dazu Oeſtreichs Abſichten auf Baiern erſt durch den baierſchen Erbfolgekrieg (1778 und 1779), dann (1784) durch kräftige Unterhandlungen vereitelte, und zur Erhaltung der Verfaſſung des deutſchen Reichs den deutſchen Fürſtenbund ſtiftete (im Jul. 1785)*). Auch ſchloß er mit dem neuentſtandenen nordamerikaniſchen Freiſtaate am 20. Sept. 1785 einen Freundſchafts- und Handelsvertrag auf gegenſeitige Freiheit des Handels.

Nicht lange nachher ſtarb er, am 17. Aug. 1786 im 75. Jahre ſeines Lebens und im 47. ſeiner Regierung, nachdem er bis zum Tage vor ſeinem Tode ſich den Regierungsgeſchäften unterzogen hatte. Bewunderung ſeiner Größe folgte ihm nach. Zwar hatte das Harte mancher ſeiner Maßregeln, beſonders im Betreff der Finanzen, unter ſeinem eignen Volke laute Klagen über ihn erregt**); doch bald wurde es auch in ſeinem Reiche allgemein anerkannt, was er demſelben geweſen, und wie durch ſeine umſichtige, kräftige und ausdauernde Thätigkeit Preußen zu einem blühenden, aufgeklärten und angeſehenen Staate emporgewachſen war.

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V, 2. S. 173—182.

**) ſ. Menzel Geſchichte unſerer Zeit ſeit dem Tode Friedrichs II. Breslau 1824 Thl. I S. 5. — Selbſt Dohm (Denkwürdigkeiten ꝛc. Thl. IV. S. 514.) ſagt: „Durch ſeine Finanzverwaltung verlor Friedrich einen großen Theil der Liebe und Achtung ſeines Volkes. Viele ſahen ihn nun nicht an als den gütigen Landesvater, ſondern als einen durch blutige Kriege abgehärteten Tyrannen, der immer auf Vergrößerung ſinne und daher von ſeinem eignen Volke durch Fremde Geld erpreſſe."

Da er kinderlos geſtorben war, ſo folgte ihm der älteſte Sohn ſeines älteſten (im Jahre 1758 verſchiedenen) Bruders, **Friedrich Wilhelm II.** (geb. 25. Sept. 1744, reg. 1786—1797). Dieſer, groß und ſtark, königliches Anſehns, arglos-wohlwollend und nicht ohne Kenntniſſe, bewährte im Anfange ſeiner Regierung eine Großſinnigkeit und Milde, die ſchöne Hoffnungen erweckte; doch unkundig ſeines hohen Berufs, — Friedrich II. hatte ihm keine Theilnahme an der Staatsregierung geſtattet, — und hingegeben ſeinen Schwächen, — namentlich der Glanzſucht, Wolluſt, Arbeitsſcheu und dem Hange zum Geheimnißvollen und Abergläubiſchen, — ließ er bald die Geiſteshelle, Selbſtthätigkeit und Regentenſorgfalt ſeines großen Vorgängers vermiſſen. Im Innern blieben die Regierungsformen, wie ſie unter Friedrich II. beſtanden hatten; aber ſie beſeelte nicht deſſen Geiſt, nicht deſſen Scharfblick und kräftiges Walten. Wohl geſchah, wenigſtens anfangs, manches Gute: das Widrige der Zölle, Acciſe, Handelsmonopole und des Militärweſens wurde gemildert, Landwirthſchaft, Gewerbthätigkeit und Handel unterſtützt, Berlin und Potsdam verſchönert, eine große Zahl von Kunſtſtraßen angelegt, auch Bildungsanſtalten für Ingenieurs,

genieurs, Artilleriſten, Chirurgen und Thierärzte, und Verſorgungsanſtalten für ausgediente und verkrüppelte Soldaten; das neue Geſetzbuch, das Friedrich vorbereitet hatte, wurde (1788) vollendet und (1794) eingeführt. Aber an das Gute, was anfangs geſchah, reihete ſich bald Schlimmes durch die Schwäche des Königs und durch das Zudrängen verblendeter oder betrügeriſcher Rathgeber, die ſich derſelben zu bemächtigen wußten. Denn ſtatt eines Grafen von Herzberg (der erſt zurückgeſetzt, dann völlig verdrängt wurde, 1791) und andrer einſichtsvoller und patriotiſcher Staatsmänner aus Friedrichs II. Schule, leiteten den König und durch dieſen den Staat vornehmlich Hans Rudolf von Biſchoffswerder und Johann Chriſtoph von Wöllner: jener, geb. 1741 im Sachſen, ſeit dem baierſchen Erbfolgekriege des damaligen Kronprinzen Geſellſchafter, ein Mann, der mit der Geiſterwelt im Bunde zu ſeyn vorgab; dieſer, geb. 1732, Sohn eines brandenburgiſchen Landgeiſtlichen, erſt Prediger, dann Landwirth, dann Kammerrath, 1786 in den Adelſtand erhoben und ſeit 1788 Staats- und Juſtizminiſter und Chef des geiſtlichen Departements, viel beſchäftigt mit Goldmacherei und Geiſterſeherei, voll eitler Anmaßungen und darum zur Verketzerung und Verfolgung Andrer geneigt. Von ſolchen Männern, die ihre Ehr- und Habſucht mit dem Schleier der Religion und des Geheimnißvollen zu verdecken ſuchten, durchaus aber großartiger Beſtrebungen unfähig waren, wurde der König verlockt, ſeine Unterthanen von der freien Denkart in Religionsſachen, die unter Friedrich II. ſich ausgebreitet hatte, zur ſogenannten Rechtgläubigkeit zurückzuführen und dazu Lehr- und Schreibfreiheit zu beſchränken. Er erließ daher (9. Jul. 1788) ein Religionsedict, das den Geiſtlichen jede Abweichung vom kirchlichen Lehrbegriff bei Strafe der Abſetzung verbot, dann (19. Dec. 1788) ein Cenſuredict, das alle in- und ausländiſche Bücher der Beurtheilung beſonderer Behörden unterwarf. Beide Geſetze fanden Widerſpruch; ſie waren dem obwaltenden Zeitgeiſte entgegen und erſchienen als eine Entwürdigung des Staates, der, wie durch Waffen, ſo auch durch Begünſtigung der Denkfreiheit groß geworden war. Nichts deſto weniger beſtanden die Rathgeber des Königs auf deren Durchführung. Es wurde daher (31. Aug. 1791) eine neue geiſtliche Prüfungsbehörde, beſtehend aus Finſterlingen (einem Hermes, Hillmer, Woltersdorf und Silberſchlag) angeordnet, welche den Glauben aller derer, die ſich um ein Kirchen- oder Schulamt bewerben würden, und ſo auch alle Lehranſtalten in Bezug auf Alt- und Neugläubigkeit unterſuchen ſollte; ferner das Cenſuredict (5. März 1792) verſchärft und dabei harte Strafen denen angedroht, welche die Landesgeſetze tadeln würden. Neben dieſer Beſchränkung der Geiſtesfreiheit, durch welche mancher edle Mann gekränkt und bedrückt wurde, kam eine wüſte Verſchwendung

dung auf; der Schatz, den Friedrich hinterlaſſen hatte, zerrann und binnen wenig Jahren war eine Schuldenlaſt von 28 Millionen Thalern aufgehäuft. Bemerkungen und Klagen der Beſſern wurden nicht gehört; die Günſtlinge des Königs verſperrten ihnen den Zugang zum Throne; Gewalt und Willkür herrſchten.

Wie aber dem Innern, ſo fehlte es auch dem Aeuſſern an weiſer Leitung. Geblendet von dem Glanze, zu welchem Friedrich II. Preußen erhoben hatte, glaubten Friedrich Wilhelm und ſeine Rathgeber bei den politiſchen Begebenheiten ihrer Zeit vermittelnd und entſcheidend einſchreiten zu müſſen; aber ſie hatten dazu weder Friedrichs Scharfblick und Kraft, noch einen hellgedachten und feſtgehaltenen Plan. Sie ſchwankten in ihren Maßregeln und wurden bald nach Oſten, bald nach Weſten hingezogen.

Nur im Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms II. trat Preußen mit dem Nachdruck und Anſehn der vorigen Regierung auf. Es vermittelte (Apr. 1787) den Verſuch des Landgrafen von Heſſen-Caſſel, ſich des Lippe-Bückeburgiſchen Landes zu bemächtigen; es nöthigte die Holländer durch ein Heer, das unter dem Herzog von Braunſchweig, jetzt Generaliſſimus, im Sept. 1787 in Holland eindrang, den verdrängten Erbſtatthalter Wilhelm V. wiederaufzunehmen, und ſchloß darauf Bündniſſe mit Holland (15. Apr. 1788) und England (13. Jun. 1788). Weniger Feſtigkeit zeigte es, als es, aufgefordert vom

Reichskammergericht, die Lütticher zu zwingen, ihren geflüchteten Biſchof wiederaufzunehmen, im Jahre 1789 mehrere Regimenter gegen Lüttich anrücken ließ, und dieſe wieder zurückzog, als es ſich mit dem Reichskammergerichte und den Kurfürſten von Cöln und Pfalz entzweit hatte. Doch recht auffallend erſchien, wie das Hochfahrende, ſo auch das Schwankende und Unſichere der Politik Preußens, als es, beſorgt wegen der Vergrößerung Rußlands und Oeſtreichs im Türkenkriege (ſeit 1787), dieſe Vergrößerungen zu vereiteln ſuchte. Vereint mit England und Holland reizte es Schweden zum Krieg gegen Rußland (Jan. 1788); mit den Polen trat es zuſammen (1789 und 1790) und ermunterte dieſe, ſich eine neue Verfaſſung zu geben und dadurch ſich mit Rußland zu entzweien; mit den Türken ſchloß es (31. Jan. 1790) ein Bündniß, in welchem es für die Beſitzungen der Türken Gewähr leiſtete; heimlich unterſtützte es den Aufſtand der Belgier (1789 und 1790) und an ſeinen öſtlichen Grenzen zog es Truppen gegen Oeſtreich und Rußland zuſammen. Ein Kampf mit dieſen beiden Mächten ſchien jetzt unvermeidlich; aber ein günſtiges Geſchick wendete die Gefahr deſſelben ab. Joſeph II. ſtarb und Oeſtreich bedurfte des Friedens, weßhalb Leopold II. mit Preußen die Uebereinkunft zu Reichenbach abſchloß (27. Jul. 1790), laut deren er von der Verbindung mit Rußland zurücktrat und Friede mit der Pforte verſprach. Auch Rußland glich ſich, aus Berückſichtigung ſeiner Finanzen und Plane, mit den Türken aus und ſchloß mit ihnen, doch ganz nach eignem Gutdünken, ohne Vermittelung Englands und Preußens, den Frieden zu Jaſſy (9. Jan. 1792). Nun verließ Preußen ſeine Verbündeten, die Türken, Polen, Schweden und Belgier, und verband ſich mit Oeſtreich (Pillnitz, 27. Aug. 1791) gegen das revolutionirte Frankreich und (am 4. Jan. 1793) mit Rußland gegen Polen. Aber durch dieſe zwiefache Verbindung ward es genöthigt, ſeine Kräfte, ſtatt ſie nach Einem Punkte zu vereinen, nach Oſten und Weſten zu theilen, oder gegen Franzoſen und Polen zu richten; es konnte alſo nirgends entſcheidend auftreten und erndete nur Unglück und Unehre.

Unglücklich war es im Kampfe mit Frankreich, der mit einem großſprecheriſchen Manifeſte (vom 26. Jun. 1792) anfing. Schon im erſten Jahre erlitt es große Unfälle in der Champagne; auch nachher (1793 und 1794) konnte es Bedeutendes nicht ausrichten; bald entzweite es ſich mit Oeſtreich, und ſchon am 5. Aug. 1795 ſchloß es mit der Republik Frankreich einen Separatfrieden zu Baſel, um von Weſten her Ruhe und Ausſichten zu Vergrößerungen, auf Koſten des deutſchen Reichs, zu gewinnen. — Glücklicher war es gegen Polen. In Verbindung mit Rußland vollzog es (1793) die zweite Theilung, dann (1795) die gänzliche Auflöſung dieſes Staates. Dabei gewann es auf 1750 Quadratmeilen mit den

Städten Danzig, Thorn und Warſchau; verlor aber durch die Art dieſes Erwerbs an Achtung und Zutrauen.

Rechtlich dagegen war der Erwerb der fränkiſchen Fürſtenthümer Ansbach und Baireuth; auf dieſelben hatte es alte Erbanſprüche, die noch zuletzt im Teſchener Frieden (1779) anerkannt worden waren. Am 2. Dec. 1791 trat ſie der kinderloſe Markgraf Chriſtian Friedrich, den eine Liebſchaft nach England zog, gegen eine Leibrente ab und am 28. Jan. 1792 erfolgte preußiſcher Seits die förmliche Beſitznahme dieſer Länder, die auf 160 Quadratmeilen und gegen 385,000 Einwohner umfaßten. Bald aber mußte die Reichsſtadt Nürnberg und die Reichsritterſchaft in Franken empfinden, daß Preußen auch hier gewaltthätig um ſich griff.

Ueberhaupt ward unter Friedrich Wilhelm II. der preußiſche Staat mit 2200 Quadratmeilen und $2\frac{1}{2}$ Million Menſchen vermehrt, ſo daß er nun 5800 Quadratmeilen und $8\frac{1}{2}$ Million Menſchen umſchloß. Aber mit dieſer Vermehrung ſeines äuſſern Umfangs hatte ſich ſeine Kraft und Bedeutſamkeit nicht vermehrt. Vielmehr war, wie die Ordnung und Feſtigkeit im Innern, ſo auch das Anſehn und die Würde nach Auſſen vermindert, als Friedrich Wilhelm II. am 16. Nov. 1797 in ſeinem 54. Jahre ſtarb. Erſt ſeinem Sohne Friedrich Wilhelm III. (geb. 3. Aug. 1770) war es vorbehalten, Preußen wieder zu ordnen und von einem furchtbaren Falle glorreich wieder zu erheben und zu verherrlichen.

Sechſtes Kapitel.

Von den Seemächten Holland und England.

Wie unter den Landmächten, ſo wechſelte auch unter den Seemächten das Uebergewicht. Seit der Entdeckung Amerikas und des neuen Wegs nach Oſtindien war dasſelbe von **Venedig** und **Genua**, die es in der zweiten Hälfte des Mittelalters behauptet hatten, an die **Portugieſen** und **Spanier** gekommen. Bald aber erhoben ſich auf Koſten derſelben die klügeren und thätigeren **Holländer** und **Engländer** zu einer ſolchen Höhe des Handels und der Schifffahrt, daß ſeit dem weſtphäliſchen Frieden beide vorzugsweiſe mit dem Namen der Seemächte bezeichnet wurden. Aber auch zwiſchen ihnen wechſelte das Uebergewicht. **Holland**, erſt den Engländern voran, blieb ſeit der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts hinter **England** zurück; und während jenes ſank, erhob ſich dieſes zu einer See- und Handelsmacht, dergleichen die Weltgeſchichte noch nicht geſehen hatte. Wie beides geſchah, ſoll hier kürzlich gezeigt werden.

I. Hol-

I. Holland.

Auf glänzender Höhe ſtanden die Vereinigten Niederlande oder Holland beim Ausgang ihres Freiheitskampfes (1648). Schifffahrt, Handel, Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften blüheten unter ihnen; ihre Seemacht war größer, als die des damals zerrütteten Englands; die ergiebigſten Colonieen in Aſien, Afrika und Amerika waren in ihren Händen; in ihren Privat- und Staatskaſſen häuften ſich Schätze, und Ueppigkeit blieb beim Anwuchs des Reichthums entfernt. Mit dieſem Wohlſtand im Innern verband ſich Anſehn und Einfluß nach Auſſen. Schon durch die Art, wie ſie ſich erhoben hatten, waren ſie mit den damaligen Hauptſtaaten Europas in Verbindung gekommen; nachher machte ihre Lage und Beſchaffenheit ſie zu einem Mittelpunkt politiſcher Unterhandlungen; und die Staatsklugheit, die ſie bei ihrer Theilnahme an den Angelegenheiten Europas bewieſen, verſchaffte ihnen das Anſehn eines Staates vom erſten Range. Hierzu kam, daß ſie, während ſich in anderen Staaten Glaubensbedrückungen hervorthaten, auf religiöſe Duldung hielten. Nur anfangs, bei den Streitigkeiten der Gomariſten und Arminianer, tobte auch unter ihnen der Geiſt der Unduldſamkeit; ſpäterhin aber gewährten ſie den aus Portugal und Spanien, aus Frankreich und England, aus Deutſchland und Polen um ihres Glaubens willen

Vertriebenen Aufnahme und Schutz. Ein Carteſius, Spinoza, Bayle und viele andere freiſinnige Denker genoſſen bei ihnen Denk- und Lehrfreiheit.

Doch neben dieſem Glanze keimte Verderben auf. Denn während von Auſſen her England ſeit Cromwell zu einer überlegenen Seemacht, und Frankreich ſeit Ludwig XIV. zu einer überlegenen Landmacht ſich erhoben, und beide die Macht und den Einfluß der Vereinigten Niederlande erſt ſchwächten, zuletzt niederdrückten, ſtanden im Innern Hollands die Oranier und Antioranier auf, Parteien, die aus dem Streben, die Statthaltergewalt, oder die Macht des Hauſes Oranien zu verſtärken und zu vermindern, hervorgingen und zur Trennung und Zerrüttung der Staatskräfte hinführten.

Unter dem zweiten Statthalter, Moritz von Oranien (1584—1625), waren dieſe Parteien entſtanden*); ſein Bruder Heinrich (1625—1647) hatte ſie durch die Liebe und Achtung, die ihm entgegenkam, niedergehalten; aber als deſſen Sohn und Nachfolger Wilhelm II. (1647—1650) mit gieriger Haſt nach unumſchränkter Gewalt oder Königswürde ſtrebte, erhoben ſich die Antioranier ſo gewaltig, daß ſie gleich nach deſſen Tode (6. Nov. 1650), auf Betrieb des Rathspenſionairs von Holland, Johann de Witt, die Statthalterwürde erſt unbeſetzt ließen, dann (1667) durch das immerwährende Edict aufhoben. Doch dabei blieb es nicht. Als Ludwig XIV. den Rachekrieg gegen Holland begann (1672), bewirkten die Oranier, daß die Statthalterwürde wieder hergeſtellt und dem Sohne Wilhelms II., Wilhelm III. (geb. 24. Nov. 1650, reg. 1672—1702) übertragen wurde, wobei Johann de Witt und deſſen Bruder Cornelius ein klägliches Ende fanden (20. Aug. 1672). Wilhelm III., ein kluger und kraftvoller Herr, erfüllte die Hoffnungen, die ſich an ſeine Erhebung knüpften. Er vereitelte durch ſeine Verbindung mit Oeſtreich, Spanien und England Ludwigs Abſichten auf Holland (im Frieden zu Nimwegen 1678 erhielt letzteres das Verlorene zurück), überwältigte das Parteigewühl (ſchon im Jahre 1674 wurde ihm für ſeinen Mannsſtamm die Erblichkeit der Statthalterwürde zugeſichert), und beſtieg, von Holland und Preußen unterſtützt, den engliſchen Thron, ſo daß nun Holland und England unter einem gemeinſchaftlichen Regenten ſtanden.

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V, 1, 65.

Aber dieſe Verbindung war für Holland mehr ſchädlich als nützlich; denn ſie veranlaßte die Holländer, da ſie von England nicht bedroht wurden, ihre Seemacht, den Stützpunkt ihrer Macht zu vernachläſſigen, und führte ſie zu Landkriegen, bei denen ſie, ohne Gewinn für ſich, Geldſummen hinopferten und dem Intereſſe Englands dienten. So ward Holland, als Wilhelm III. König geworden war, in den Coalitionskrieg (1688 — 1697) verwickelt, durch welchen es trotz aller Anſtrengungen nichts gewann, als daß ſein Erbſtatthalter als König von England anerkannt wurde. So mußte es gleich darauf an dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg (1701 — 1713) Theil nehmen, in welchem es den ſtolzen Ludwig demüthigen half, über 600 Millionen Gulden verwendete, und doch im Frieden zu Utrecht (1713) nichts weiter erhielt als einen neuen Handelsvertrag mit Frankreich, die Zuſage, daß die Schelde zum Vortheil des Handels der Stadt Amſterdam verſchloſſen bleiben ſollte, und einen Barrierevertrag mit Oeſtreich, kraft deſſen es zur Sicherung gegen Frankreich acht belgiſche Feſtungen längs der franzöſiſchen Grenzen gemeinſchaftlich mit Oeſtreich beſetzte.

Durch ſolche Erfahrungen und durch die im letzten Kriege aufgehäuften Schulden bewogen, beſchloß Holland, ſich den auswärtigen Staatshändeln zu entziehen und allein dem Handel zu leben. Aber dieſes Vorhaben war mehr anſchmeichelnd als weiſe*). Denn indem Holland von der Theilnahme an den europäiſchen Staatshändeln zurücktrat, ſank es in der öffentlichen

---

*) Man kann auf die Holländer anwenden, was Tacitus (Germ. 36) von den Cheruskern ſagt: Cherusci nimiam et marcentem diu pacem illacessiti nutrierunt; idque jucundius quam tutius fuit: quia inter impotentes et validos falso quiescas: ubi manu agitur, modestia et probitas nomina superioris sunt.

lichen Meinung und gab ſich geringſchätziger Behandlung Preis; und indem es von dem Handel lebte, trat an die Stelle des Gemeingeiſtes ein Krämergeiſt, der nur dem augenblicklichen Gewinn dient, und zu großartigen Unternehmungen unfähig macht. Dabei verfiel das Kriegsweſen, aufblühenden Talenten fehlte es an Gelegenheit ſich zu zeigen, und die Regierung mußte bei den Parteiungen im Innern und den Einwirkungen von Außen wechſelnde Veränderungen erfahren.

Als bald nach Anfang des öſtreichiſchen Succeſſionskrieges Wilhelm III. (8. März 1702) geſtorben und mit ihm das altoraniſche Haus erloſchen war, konnte der Enkel ſeiner zweiten Schweſter, Johann Wilhelm Friſo, Fürſt von Naſſau-Dietz und Statthalter von Friesland, Geldern und Gröningen, die Nachfolge, die er ihm zugedacht hatte, nicht erlangen. Die Erbſtatthalterwürde blieb fünf und vierzig Jahre lang (1702—1747) unbeſetzt, und die Regierung wurde ganz ariſtokratiſch. Jede Provinz regierte ſich ſelbſt durch eigene Statthalter, und die Geſammtangelegenheiten wurden von den Abgeordneten der Provinzen (den Generalſtaaten) und dem Großpenſionär oder Staatsſyndikus von Holland (ein ſolcher war der berühmte Heinſius, 1702—1720) geleitet. Doch wie vormals (1672), gaben auch jetzt (1747) die Schreckniſſe eines Kriegs Veranlaſſung zur Erneuerung der Statthalterwürde. Während des öſtreichiſchen Erbfolgekriegs wurden die Vereinigten Niederlande von Frankreich ſtürmiſch angegriffen (1746). Da bewirkte die oraniſche Partei, daß zur Wiedererhebung der tiefgeſunkenen Land- und Seemacht und damit zur Rettung der Republik der Sohn des obengenannten Johann Wilhelm Friſo (geſt. 1711), Wilhelm IV. (geb. 1. Sept. 1711), zum Erbſtatthalter mit ausgedehnterer Gewalt ernannt wurde. Gleich darauf erhielt Holland im Frieden zu Aachen (30. Apr. 1748) das, was es an Frankreich verloren hatte, zurück; aber es lebte nicht zu neuer Kraft auf und Wilhelm IV. (ſt. 1751) kam den Helden des altoraniſchen Hauſes nicht gleich.

Noch mehr galt dieß von ſeinem Sohn und Nachfolger Wilhelm V. (geb. 1748, reg. 1751 — 1794). Kaum drei Jahre alt, als er zur Erbſtatthalterwürde gelangte, ſtand er anfangs unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, dann (nach deren Tode 1759) des Herzogs Ludwig von Braunſchweig. Im Jahre 1766 trat er die Selbſtregierung an. Eine Zeitlang führte er ſie in Ruhe; aber wilde Stürme erhoben ſich gegen ihn ſeit dem nordamerikaniſchen Krieg. Während desſelben führte Holland den Nordamerikanern und Franzoſen Kriegsbedürfniſſe aller Art zu, zögerte aber, um nicht offenbar mit England zu brechen, der bewaffneten Neutralität, die Katharina II. geſtiftet hatte, beizutreten. Dieſe Halbheit brachte Unglück. England erklärte den Krieg (20. Dec. 1780), und

Holland verlor einen großen Theil ſeiner Handelsſchiffe und die Colonie Negapatnam auf Koromandel, die es im Frieden zu Paris (2. Sept. 1783) an England abtreten mußte. Um eben dieſe Zeit gerieth es auch mit Kaiſer Joſeph II. in Verluſt bringende Händel. Joſeph vernichtete (im Dec. 1781) den Barriertractat, drang (1784) auf Eröffnung der Schelde und drohete, da ſich Holland widerſetzte, mit Krieg. Frankreich vermittelte den Frieden (8. Nov. 1785), und die Schelde blieb geſchloſſen; aber Holland mußte 10 Millionen Gulden an Oeſtreich zahlen und demſelben die Feſtungen Lillo und Liefkenshöck an der Schelde überlaſſen.

Indeſſen hatte ſich während des Kriegs mit England die antioraniſche Partei, die ſich jetzt „Partei der Patrioten“ nannte, abermals erhoben. Sie beſchuldigte den Erbſtatthalter, er habe, aus Anhänglichkeit an England und in Hoffnung durch daſſelbe ſeine Gewalt zu vergrößern, die holländiſche Seemacht herabkommen laſſen. Dieſe Beſchuldigungen wies Wilhelm V. ſtolz zurück: er vertraute auf ſeine Verwandtſchaft mit Englands und Preußens Königen: — ſeine Mutter war eine Tochter Georgs II., und ſeine Gemahlin eine Schweſter Friedrich Wilhelms II.; — aber weder Georg II., noch Friedrich II. beeilten ſich ihm beizuſtehen. Dagegen traten die Patrioten gegen ihn auf, vertrieben (1784) ſeinen vormaligen Vormund, der noch immer ſein Rathgeber war, nöthigten

ten ihm ſelbſt zur Flucht und entſetzten ihn ſeiner Würde. Preußen und England machten gegen dieſes Verfahren Vorſtellungen; aber vergebens! Die Patrioten nahmen eine kriegeriſche Stellung an, errichteten Freicorps unter dem Rheingrafen von Salm, und wieſen die Gemahlin Wilhelms V., die von Nimwegen nach Haag reiſen wollte, zurück (28. Jun. 1787). Dieſe, ſeiner Schweſter widerfahrene Kränkung ſah Friedrich Wilhelm II. als eine perſönliche Beleidigung an. Er forderte dafür Genugthuung und ſchickte, da er ſie nicht erhielt, den Herzog Ferdinand von Braunſchweig mit 20,000 Mann gegen die Patrioten ab. Am 13. Sept. 1787 rückten die Preußen in Holland ein. Da ſank den Patrioten der Muth. Der Beiſtand Frankreichs, auf den ſie gerechnet hatten, blieb aus; ihnen ſelbſt fehlte es an Kraft und Entſchloſſenheit. Ihr Anführer, der Rheingraf von Salm entfloh, ihre Heere zerſtreuten ſich, ihre wichtigſten Städte, Utrecht, Haag, Amſterdam, ergaben ſich ohne Widerſtand, und ſchon nach acht Tagen war die vorige Ordnung der Dinge wieder hergeſtellt. Wilhelm V. kam am 20. Sept. nach Haag zurück und wurde in ſeine vorigen Rechte wieder eingeſetzt; die Patrioten mußten ſich ihm unterwerfen, und Preußen und England ſchloſſen mit ihm ein Bündniß (15. Apr. 1788) zur Aufrechthaltung der Verfaſſung.

Aber die Patrioten waren nur niedergedrückt, nicht vernichtet, noch weniger ausgeſöhnt mit dem Hauſe

Oranien. Sie erleichterten daher den Franzoſen die Beſitznahme Hollands, als dieſe (im Jan. 1795) unter Pichegru daſelbſt eindrangen und eine völlige Umkehr der Dinge hervorbrachten. Wilhelm V., der am 18. Jan. 1795 von Seeland nach England geflüchtet war, kam nie wieder nach Holland. Er ſtarb nach einem wechſelvollen Leben zu Braunſchweig am 8. Apr. 1806.

II. England.

Während auf ſolche Weiſe die Republik Holland ſank und endlich unterging, erhob ſich England zu einer ſtaunenswürdigen Größe. Der Grund hierzu war ſchon früh gelegt durch den aufſtrebenden Geiſt der Nation, durch die dem Aufblühen der Talente günſtige Verfaſſung und durch das, was verſtändige Regenten, ein Eduard III. (1327 — 1377), eine Eliſabeth (1558 — 1603), ein Cromwell (1649 — 1658) zur Beförderung des Gewerbfleißes, Handels und Seeweſens veranſtaltet hatten. Aber erſt ſeit Wilhelm III. trat, mit der conſtitutionellen Freiheit, Englands Macht, Wohlſtand und Einwirkſamkeit auf andre Staaten glänzend hervor.

Wilhelm III. (geb. 1650, ſeit 1672 Statthalter in Holland und ſeit 1688 König von England) war, wie ſchon mehrmals in dieſem Werke angedeutet worden iſt, ein umſichtiger und unternehmender Herr, kalt und einfach in ſeinem Weſen, aber voll großer Plane*). Obſchon die Engländer ihm oft Mißtrauen bezeigten, ſo daß er nach dem ryswicker Frieden die ſtehende Armee und ſelbſt ſeine holländiſche Leibwache entlaſſen mußte; und obſchon er in Holland mehr galt als in England, ſo daß man ſcherzhafterweiſe zu ſagen pflegte, „er ſey König in Holland und Statthalter in England:“ ſo war er doch voll Wohlmeinens für letzteres und beförderte deſſen Emporkommen nach Innen und Außen. Von ihm wurde gleich bei ſeiner Thronbeſteigung (11. Apr. 1689) die kirchliche und bürgerliche Freiheit, die von den Stuarts ſo oft bedroht worden war, anerkannt, und dieſe Anerkennung durch das Geſetz, welches dem Hauſe Hannover die Thronfolge zuſicherte (12. Jun. 1701), befeſtiget, dabei das Verhältniß des Parlaments zum König geſetzlich beſtimmt, und ſo die jetzige Verfaſſung Englands ausgebildet. Wilhelm ſelbſt drang auf religiöſe Duldung, gewährte Preßfreiheit, gründete die engliſche Bank (1694), erneuerte die oſtindiſche Handelscompagnie (1698), ſorgte für das Emporkommen der nordamerikaniſchen Colonien, ermunterte zur Ausfuhr des Getraides und beförderte das Aufblühen der engliſchen Manufacturen durch Aufnahme und Unterſtützung der aus Frankreich vertriebenen Hugenotten. In Hinſicht der auswärtigen Angelegenheiten war es ſein Vorzüglichſtes, Ludwigs Herrſchſucht und Anmaßungen durch Unterhandlungen, Verbindungen und Kriege niederzudrücken. Schon als Statthalter von Holland hatte er demſelben vielfach entgegen gewirkt; als König von England ſtiftete er gegen denſelben den großen Bund zwiſchen England, Holland, Spanien, Oeſtreich und dem deutſchen Reiche (12. Mai 1689), dem bald auch Dänemark und Savoyen beitraten. In dem Coalitionskriege (1689 — 1697), der hieraus entſtand, bezwang er das katholiſche Irland (1690 und 1691), wo Jacob II. gelandet war, verſchaffte durch den Seeſieg bei La Hogue (29. Mai 1692) der engliſchen Seemacht das Uebergewicht über die (von Colbert gebildete) franzöſiſche Seemacht, und bewirkte, daß er im Frieden zu Ryſwick (20. Sept. 1697) auch von Frankreich als Englands König anerkannt wurde. Als bald darauf Ludwig XIV., trotz der Theilungsverträge, die er mit ihm abgeſchloſſen hatte, Spanien an ſeinen Enkel brachte, und trotz des ryſwicker Friedens den Sohn Jacobs II. (letzterer war am 6. Sept. 1701 geſtorben) als König von England anerkannte: ſo bewog Wilhelm III. England, Holland und Oeſtreich zu einem neuen Bunde (7. Sept. 1701), der den ſpaniſchen Erbfolgekrieg und in demſelben herbe Demüthigungen für Ludwig XIV. herbeizog. Indem er aber auf ſolche Weiſe deſſen Streben nach einer Univerſalmonarchie vereitelte, führte er nicht nur England zu enger Verbindung mit Oeſtreich und zu einem gewichtigen Eingreifen in die europäiſchen Staatshändel, ſondern auch ganz Europa zu dem Syſtem eines politiſchen Gleichgewichts, das nach ihm weiter ausgebildet wurde.

---

*) Friedrich II., der keine große Meinung von ihm gehabt zu haben ſcheint, ſagt: (Mémoires de Brandenb. Tom. II. p. [illegible]) il gouvernait l'Europe par ses intrigues, en excitant la jalousie de tous les princes contre la puissance de Louis XIV, qu'il haïssait; [illegible] Malbourough à la guerre, où il fit presque toujours battu, [illegible] et vigilant à réparer ses pertes, c'était l'hydre de la fable, qui se reproduisait sans cesse.

Kurz nach dem Ausbruch des ſpaniſchen Erbfolgekriegs ſtarb er (8. März 1702); ſeine Gemahlin war ſchon vor ihm geſtorben; Kinder hatte er nicht. Ihm folgte daher, wie bei ſeiner Thronbeſteigung feſtgeſetzt worden war, ſeine Schwägerin, die zweite Tochter Jacobs II., Anna (geb. 16. Febr. 1665, reg. 1702 — 1714). Dieſe Fürſtin zeigte wenig Geiſt, und war abhängig von denen, die ſich ihres Vertrauens zu bemächtigen wußten, weshalb auch die Parteien der Whigs und Torys ſich unter ihr wiederum erhoben; dennoch wurde ihre Regierung für Englands Emporkommen ſehr wichtig. Unter ihr kam die völlige Vereinigung Schottlands und Englands zu Stande (1706 und 1707): das ſchottiſche Parlament wurde mit dem engliſchen zu Einem verbunden, Gleichheit der Rechte, der Abgaben, der Münzen und Gewichte eingeführt, wodurch beide Reiche, zuſammen Großbritannien genannt, an Ruhe und Kraft gewannen. Unter ihr ward ferner der ſpaniſche Erbfolgekrieg durch Marlborough ſo glücklich für England geführt, daß dieſes in dem Frieden zu Utrecht (11. Apr. 1713), außer Gibraltar und Minorka, wichtige Länder und Inſeln in Amerika und, beſonders durch den Aſſientovertrag mit Spanien*), Erweiterung ſeines Handels und ſeiner Seeherrſchaft erhielt.

Gern hätte Anna, deren neunzehn Kinder vor ihr ſtarben, ihrem Halbbruder Jacob III. die Thronfolge zugewendet; aber das gelang ihr nicht. Als ſie am 1. Aug. 1714 verſchied, folgte ihr, wie ſchon im Jahre 1701 beſchloſſen und im utrechter Frieden aufs neue beſtimmt worden war, in Georg I. das Haus Hannover, das durch die hannöverſche Kurfürſtin Sophie (ſie ſtarb den 18. Jun. 1714), die Mutter Georgs und Enkelin Jacobs I., mit dem Regentenſtamm der Stuarts verwandt war. Unter dieſem Hauſe erhob ſich England höher, als je; ſeine Gewerbthätigkeit, ſein Handel, ſeine Seemacht, ſein auswärtiges Beſitzthum und ſein Einfluß auf die Angelegenheiten Europas gelangte zu einer vorher nicht geahneten Größe.

Georg I. (1714—1727), obſchon König eines Volkes, deſſen Sprache und Sitte ihm fremd war, und von dem Anhang der vertriebenen Stuarts angefeindet, wußte durch Klugheit und Rechtlichkeit ſich Vertrauen zu verſchaffen**). Er ſchloß ſich, um auf eine Partei ſich ſtützen zu können, an die Whigs, die durch ihn wieder emporkamen, und wählte ſich (1721) Robert Walpole zum Miniſter, einen talentvollen Staatsmann, der (man ſagt, durch Beſtechungen der Parlamentsglieder) die Einigkeit zwiſchen dem Regenten und Volke beförderte. So unterſtützt, vermochte Georg ſeinen Thron gegen den Prätendenten, der 1715 nach Schottland kam, und gegen deſſen Anhang, der 1722 eine Verſchwörung ſtiftete, zu ſichern. Im Betreff der auswärtigen Politik folgte er ſeinem Vorgänger Wilhelm III. Wie dieſer griff er in alle Staatshändel ſeiner Zeit ein, aber nicht ſowohl durch Krieg, als durch Kriegsdrohungen und durch Unterhandlungen, die auf Verbindungen und Rüſtungen geſtützt waren. Am meiſten lag ihm daran, den utrechter Frieden, in deſſen Beſtand er eine Sicherung ſeines Thrones und Reiches erblickte, aufrecht zu erhalten. Er vereitelte daher durch eine Verbindung Englands, Frankreichs, Hollands und Oeſtreichs (1717 und 1718) die weitausſehenden Unternehmungen Alberonis und ſtellte (1725) dem Beginnen Oeſtreichs, die Handelscompagnie zu Oſtende zu erheben und Gibraltar an Spanien zu bringen, „die hannöverſche Allianz" entgegen*). Während des nordiſchen Kriegs trat

---

*) S. hiſtor. Bilderſ. Bd. 4, 2. S. 45.

**) Friedrich II. nennt ihn (Mémoires de Brandenb. Tom. II.

pag. 82.) un roi sans faste, politique sans fausseté et qui s'attira par sa conduite la confiance de toute l'Europe.

*) Von dieſen Vorgängen iſt ſchon in dieſem [illegible] Bd. 1. 2., 87 S. 94 S. und 78 S. geredet worden.

trat er mit Dänemark in Verbindung gegen Schweden und gewann dadurch die Herzogthümer Bremen und Verden, die ihm im Frieden zu Stockholm (20. Nov. 1719) zugeſtanden wurden. Freilich galt dieſer Gewinn nur ſeinem Stammlande Hannover, das er als einen Stützpunkt ſeiner Macht betrachtete und darum mit beſondrer Vorliebe pflegte*). Aber wie viel er auch für daſſelbe that, ſo hatte doch auch England Urſache, ſeine Regierung zu preiſen.

Mit gleichem Ruhm regierte nach ihm ſein Sohn **Georg II.** (geb. 1683, reg. 1727—1760), ein talentvoller und unternehmender Herr**). Große Vorliebe hegte auch er für ſein Geburtsland Hannover, für welches er, von den Ueberſchüſſen ſeines Einkommens in England, einen Schatz bildete; doch zeigte auch er für Englands Verherrlichung Eifer und Thätigkeit. Unterſtützt von Walpole, der ihm erſt im Jahre 1742 ſtarb, ſuchte er durch geſchickte und kräftige Unterhandlungen den Frieden zu vermitteln. Anfangs gelang ihm dieß! Im Jahre 1729 bewog er

Spa-

---

*) **Voltaire, Siecle de Louis XIV.** Francfort 1753. p. [illegible]: Il se regardoit comme l'electeur de Hannovre plutot que comme le roi d'Angleterre; toute son ambition etoit d'agrandir ses etats d'Allemagne; il repassoit presque tous les ans la mer pour revoir ses sujets, dont il etait adoré.

) **Frédéric II. Histoire de mon temps. Tom. I p. 80: **George II.** avoit des vertus, du genie, mais les passions vives à l'exces, ferme dans ses resolutions, plus avare qu'econome — et trop peu maitre de lui meme pour diriger une nation, qui fait son idole de sa liberté.

Spanien und Frankreich zum Frieden von Sevilla; im Jahre 1731 verglich er ſich mit Oeſtreich über die Aufhebung der oſtendiſchen Handelscompagnie und die Anerkennung der pragmatiſchen Sanction; im Jahre 1735 ſtillte er durch den Frieden zu Wien den Krieg, der (1733) wegen der Thronfolge in Polen entſtanden war. Und dabei beförderte er Englands Handel, Schifffahrt, Colonialweſen und nützliche Anſtalten im Innern. Erſt ſeit dem Jahre 1739 erhielt ſeine Regierung einen kriegeriſchen Charakter, als wegen des Schleichhandels, den die Engländer im ſpaniſchen Amerika trieben, ein Seekrieg zwiſchen ihnen und Spanien entſtanden war, der ſich (1741) in einen Landkrieg zur Beſchützung der Maria Thereſia und zur Aufrechthaltung des europäiſchen Gleichgewichts verflocht. An dem Landkrieg nahm Georg II. perſönlich Theil. Im Jahre 1743 Anführer eines Heeres in Deutſchland, ſchlug er die Franzoſen bei Oettingen am Main, verfolgte ſie bis Worms und bewog daſelbſt den König von Sardinien zu einem Bündniſſe mit England und Oeſtreich. Späterhin, als dieſer Krieg ſich in die Niederlande gezogen hatte (1745), waren ſeine Waffen unglücklich. Indeſſen hatten die engliſchen Admirale die Flotten der Spanier und Franzoſen geſchlagen und mehrere Colonieen derſelben eingenommen. Der Prätendent Karl Eduard, ein Enkel Jacobs II., der während dieſes Kriegs aus Frankreich nach Schottland kam (1745), Edinburg eroberte und in England eindrang, wurde von Georgs zweitem Sohne, dem Herzoge von Cumberland bei Culloden (26. Apr. 1746) geſchlagen und vertrieben. England konnte daher im Frieden zu Aachen (30. Apr. 1748) die Verluſte, die es zuletzt in den Niederlanden erlitten, mit den Vortheilen, die es zur See errungen hatte, ausgleichen, und es ſchloß dieſen Krieg, der ſeine Seeherrſchaft emporgebracht hatte, mit dem Ruhme, das Gleichgewicht auf dem feſten Lande aufrecht erhalten zu haben.

Nach ſechs Ruhejahren, in denen für den Wohlſtand des Innern und der auswärtigen Colonieen viel Nützliches geſchah, gerieth es, durch Grenzſtreitigkeiten am Lorenzo und Ohio, mit Frankreich in einen Krieg (1754), der, bei dem Streben Georgs II. ſein Hannover gegen Frankreich zu ſchützen, ein Bündniß mit Preußen (26. Jan. 1756) und durch dieſes Englands Theilnahme an dem ſiebenjährigen Kriege herbeizog. Doch nur anfangs unterſtützte England den König von Preußen mit Truppen und erſt am 11. Apr. 1758 ſicherte es ihm eine jährliche Subſidie von 4 Millionen Thalern zu. Dagegen ſah es den Seekrieg als Hauptſache an und führte ihn mit aller Kraft und mit dem glänzendſten Erfolge. Hierzu wirkte vornehmlich der große William Pitt (geb. zu London 1708, ſeit dem Oct. 1756 Miniſter, nachmals Lord Chatam, ſt. 1778). Durch die Kraft ſeines Charakters und Rednertalents beherrſchte er das

Parlament und begeiſterte die ganze Nation zur Kraftanſtrengung für ihre Seemacht, ihre Colonieen, ihren Handel und ihren Einfluß auf Europa *).

Noch vor Ende des ſiebenjährigen Kriegs (am 25. Oct. 1760) ſtarb Georg II., 77 Jahr alt. Ihm folgte ſein Enkel Georg III., der Sohn des (im Jahre 1751 verſtorbenen) Erbprinzen, Friedrich Ludwig, und Auguſtens, einer Tochter des Herzogs von Gotha Friedrichs II. Dieſer Herr (geb. 4. Jun. 1738, reg. 1760 — 1820) kam ſeinem Vorgänger an Geiſt und rühmlicher Thätigkeit nicht gleich, zeigte ſich oft abhängig von Vorurtheilen und Günſtlingen und gerieth zuletzt in Blödſinnigkeit, ſo daß ſeinem älteſten Sohne die Regentſchaft übertragen wurde; gleichwohl gelangte England unter ihm zur weiteſten Ausdehnung ſeines Beſitzthumes, ſeiner Seeherrſchaft, ſeines Handels und Einfluſſes. Denn nicht, wie in reinmonarchiſchen Staaten, wo alles von dem Könige ausgeht, iſt in England der Wohlſtand und das Fortſchreiten des Staates nur allein von der Perſönlichkeit des Königs abhängig, ſondern vielmehr von dem Geiſte ſeiner Rathgeber und der Umſicht und Kraft des Parlaments.

Der Krieg mit Frankreich, der unter Georg II. begonnen hatte, dauerte in den beiden erſten Regierungs-

---

*) ſ. die Schilderung Pitts und ſeines Nachfolgers des Lords Bute in Dohms Denkw. V. 327 ff.

rungsjahren **Georgs III.** fort und erhielt einen größern Umfang, da auch Spanien zufolge des bourboniſchen Hausvertrags (15. Aug. 1761) demſelben beitrat. Doch hatte England davon keinen Nachtheil, vielmehr konnte es nun ſeine Ueberlegenheit zur See recht nachdrücklich bewähren und die Zahl ſeiner Eroberungen vermehren; ja wahrſcheinlich würde es noch größere Vortheile errungen und das Bündniß mit Preußen feſter gehalten haben, wäre nicht Pitt, als ſein Rath, den Feindſeligkeiten Spaniens zuvorzukommen, verſchmähet worden war, aus dem Miniſterium getreten (5. Oct. 1761), und hätte nicht ſein Nachfolger **Bute**, vormals Erzieher Georgs III., ſich beeilt, den Frieden zu ſchließen (Paris, 10. Febr. 1763), der den Engländern die Oberherrſchaft in Nordamerika und neue Handelsvortheile verſchaffte.

Nach dieſem Frieden ſuchte England vornehmlich ſeine Staatsſchuld, die durch den ſiebenjährigen Krieg auf 146 Millionen Pfd. geſtiegen war, durch Erhöhung des Ertrags der öffentlichen Einkünfte zu mindern. Es drang daher (1765, 1766, 1772) auf Verbeſſerung der Zollordnung, auf Tilgung des Schleichhandels, auf Beſteuerung der nordamerikaniſchen Colonieen, und dabei wurde es zu dem hingeführt, was die erſte Hälfte der Regierung Georgs III. beſonders wichtig macht, zu **neuen Entdeckungen**, zu **neuen Erwerbungen** und zu dem **nordamerikaniſchen Kriege**.

Die neuen Entdeckungen wurden in der Südſee gemacht, nachdem ſelbige ſchon von den Holländern eingeleitet worden waren. **John Byron** entdeckte auf ſeiner Seereiſe um die Erde (1764—1766) die Byronsinſeln nahe am Aequator, die König-Georgs-Inſeln und auf der weſtlichen der beiden Falklandsinſeln den Hafen Egmont. — **Samuel Wallis** entdeckte auf ſeiner Seereiſe (Aug. 1766 — Mai 1768) die Inſel Wallis, die kleinen Scilly-Inſeln, Otaheiti und die Königin-Charlotten-Inſeln oder den Archipel von Santa-Crux. — **Philipp Cateret**, der mit Wallis zugleich abgeſegelt war (Aug. 1766), aber erſt im März 1769 zurückkehrte, entdeckte Neu-Hannover, die Admiralitäts-Inſeln, die Meerenge zwiſchen den Inſeln Neu-Irland und Neu-Britannien oder den St. Georgskanal. — **James Cook**, unter dieſen Seefahrern der berühmteſte (geb. 1729), unternahm drei Entdeckungsreiſen. Auf der erſten (Aug. 1768 — Jun. 1771) entdeckte er die Societäts-Inſeln und unterſuchte die Oſtküſte von Neu-Holland (Neu-Südwallis), wobei er die Straße zwiſchen Neu-Guinea und Neu-Holland, ferner die Cooksſtraße zwiſchen Neu-Seeland fand. Auf der zweiten Entdeckungsreiſe (Jul. 1772 — 1775), begleitet von Reinhold Forſter, Georg Forſter und Dr. Sparman, fand er Neu-Caledonien, die Inſeln Harrei und Palmerſton ꝛc. Auf der dritten Entdeckungsreiſe (ſeit dem Jul. 1776), auf der ihn Capitain

Clarke und Gore begleiteten, fand er die 17 Sandwichs-Inſeln. Auf der öſtlichſten und größten derſelben Owaihi wurde er (14. Febr. 1779) von den Einwohnern, die er vom Stehlen abhalten und für die Engländer gewinnen wollte, erſchlagen. Seine Begleiter retteten ſich und kamen über Kamſchatka (1780) nach England zurück. — Durch ſolche Entdeckungsreiſen wurde nicht nur die Erdkunde erweitert, namentlich Auſtralien (Südindien) zur Kenntniß der Europäer gebracht, ſondern auch die nautiſche Geſchicklichkeit der Engländer geſteigert und ihr Beſitzthum mit neuen Colonie-Anlagen vermehrt. So bauten ſie 1787 Neu-Südwallis auf Neu-Holland an, wo ſie Port-Jakſon, unweit Botanybai, gründeten und hier wie zu Norfolk-England Verbrecher anſiedelten.

So überraſchend, als dieſe Entdeckungen, waren auch die neuen Erwerbungen in Oſtindien, durch welche die Engländer ein Reich gewannen, das an Umfang und Bevölkerung das Mutterland weit übertrifft, und ſich faſt ausſchließlich des oſtindiſchen Handels bemächtigten.

Bis zum Jahre 1756 beſaß die von Eliſabeth (1600) geſtiftete und von Wilhelm III. (1698) erneuerte oſtindiſche Handelscompagnie nur einzelne Niederlaſſungen in Bengalen, unter denen Calcutta die vorzüglichſte war; aber während des ſiebenjährigen Kriegs fing ſie an, ihre Herrſchaft zu erweitern und ein großes Reich am Ganges zu ſtiften. Gelegenheit hierzu gab der Verfall des mongoliſchen Reichs zu Delhi, wo nach dem Tode des mongoliſchen Sultans, des mächtigen Aureng-Zeb (1658 — 1707), die Statthalter (Subah's und Nabob's) ſich unabhängig zu machen ſuchten, dazu die Engländer an ſich zogen und ihnen ſo Gelegenheit ſchafften, Reichthümer und Beſitzungen an ſich zu bringen. Auch zwei franzöſiſche Befehlshaber in Oſtindien, Labourdonnais und Dupleix, die anfangs (1746) den Engländern großen Abbruch gethan hatten, erleichterten ſpäterhin durch ihre Uneinigkeit deren Umſichgreifen, ſo wie (1756) der an ihre Stelle tretende Lally durch Mangel an Kenntniß und Gewandtheit. Der Mann aber, der zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges die Herrſchaft der Franzoſen in Indien vernichtete und dagegen die der Engländer erhob, war Lord Clive, von 1756 — 1767 Oberbefehlshaber daſelbſt. Nach Bekämpfung einzelner Nabobs (1757 — 1765) brachte er es dahin, daß der von den Maratten vertriebene Großmogul von Delhi, Schah Allum, (12. Aug. 1767) die Erhebung und Verwaltung der Einkünfte von Bengalen, Bahar und Oriſſa und damit die Beherrſchung dieſer Länder der Compagnie abtrat und ſich mit einem Jahrgehalte begnügte. Aber dabei blieb es nicht! Nach harten Kämpfen mit Hyder-Ally, Sultan von Myſore, mit deſſen Sohn Tippo-Saib und mit den Maratten, dem tapferſten Volke in Oſtindien, kam Größeres hinzu. Denn obſchon die Engländer in dem erſten Kriege mit Hyder-Ally (1767—1769) kaum ihre Beſitzungen behaupten konnten, und obſchon ſie in dem zweiten (1780—1784), den die Franzoſen während des nordamerikaniſchen Krieges erregten, durch Hyder-Ally und die mit ihm verbundenen Maratten anfangs in große Noth geriethen: ſo lernten ſie doch immer mehr in die daſigen Verhältniſſe ſich finden, ihre Gegner trennen und ſie einzeln beruhigen und bekämpfen. Vom Hyder-Ally zogen ſie die Maratten ab, und gaben ihnen im Frieden (17. Mai 1782) gemachte Eroberungen doch mit Vorbehalt des Handels zurück; nach Hyder-Allys Tode (1782) glichen ſie ſich unter denſelben Bedingungen mit deſſen Sohne Tippo-Saib aus (11. März 1784). Doch ſchon nach ſechs Jahren (1790) erneuerte ſich der Krieg. Jetzt waren die Engländer glücklicher als zuvor. Verbunden mit den Maratten nöthigten ſie den Tippo-Saib, die Hälfte von Myſore abzutreten (1792); und als derſelbe, bei ſeinem kriegeriſchen Sinne und den Aufreizungen der Franzoſen, neue Feindſeligkeiten erhob (1798), drangen ſie in ſein Gebiet, ſchlugen ihn in zwei Schlachten, erſtürmten ſeine Hauptſtadt Seringapatnam (wobei er ſeinen Tod fand, 4. Mai 1799) und zogen den größten Theil ſeiner Herrſchaft an ſich. Auf ſolche Weiſe brachten ſie in Oſtindien ein Reich zuſammen, das mehr als 13,000 Quadratmeilen und mehr als 30 Millionen Menſchen umfaßte und deſſen Einkünfte auf 100 Millionen Thaler angeſchlagen wurden.

Aber die oſtindiſche Compagnie, der dieſes Reich gehörte, hatte von demſelben wenig Gewinn. Beſtändige Kriege, Untreue der Geſchäftsführer und eine verkehrte Verwaltung des gewonnenen Landes (durch vier von einander unabhängige Gouverneurs) brachte die Geſellſchaft um den Gewinn, den ſie erwarten konnte. Auch ſchien es der engliſchen Regierung bedenklich, ſo große Beſitzungen einer Geſellſchaft von Unterthanen, die nur zum Handel privilegirt war, zu überlaſſen, oder einen Staat im Staate zu dulden. Es wurde daher ſchon im Jahre 1769 im Parlamente darauf angetragen, die Erwerbungen in Oſtindien mit der Krone zu vereinigen. Um dieß abzuwehren, verſtand ſich die Compagnie zu einer jährlichen Abgabe von 400,000 Pfd. St. Aber ſie konnte dieſe Zahlung nicht leiſten und gerieth bald in ſolche Verlegenheit, daß ſie die Regierung um einen Vorſchuß von 1,400,000 Pfd. St. anſprechen mußte. Dieß benutzte letztere, um die Verwaltung der Compagnieländer beſſer zu ordnen und von ſich abhängig zu machen. Sie ernannte (1773) den Gouverneur von Bengalen zum General-Gouverneur aller brittiſchen Beſitzungen in Oſtindien*), ſtellte ihm zur Seite einen Rath von vier Gliedern, der über alle wichtige Angelegenheiten mit ihm berathſchlagen ſollte, und machte die Compagnie verbindlich, alle Einrichtungen im Civil- und Militärweſen dem Könige zur Entſcheidung vorzulegen. Noch weiter ging im Jahre 1784 William Pitt, der jüngere Sohn des Lords Chatam (geb. 1759, ſeit dem 10. Dec. 1783 Miniſter), ein einſichtsvoller und kräftiger Staatsmann. Er brachte es im Parlamente dahin, daß die Oberleitung der Compagnie in allen Verwaltungs-Angelegenheiten einer Regierungs-Commiſſion, und alſo die Beherrſchung der oſtindiſchen Länder der Regierung des Mutterlandes untergeordnet wurde, und nur der Handel und deſſen Leitung der Compagnie allein überlaſſen blieb.

---

*) Der erſte General-Gouverneur war Warren Haſtings (1771 — 1785), der zwar als Krieger im Kampfe gegen die Maratten

Noch ehe dieß geſchah, war der wichtige Krieg, der unter dem Namen des nordamerikaniſchen bekannt iſt, geführt worden (1775—1783). In dieſem Kriege, von deſſen Entſtehn, Fortgang und Ende im folgenden Kapitel geredet werden ſoll, bewährte England mitten unter Gefahren und Verluſten die Macht und Größe, zu der es ſich bereits erhoben hatte. Dadurch wuchs nicht nur nach Auſſen ſein Anſehn und Einfluß, ſondern auch im Innern das Nationalgefühl, das Vertrauen zur Regierung und die Anhänglichkeit an die Geſetze und Staatseinrich-

tungen

ſich ausgezeichnete, aber als Menſch durch Bedrückungen und Ungerechtigkeiten harte Vorwürfe und einen ſchwierigen Staatsproceß ſich zuzog (1788).

tungen, die dieſen Wohlſtand begründet hatten. England wurde daher von dem Aufkommen neuer Meinungen nicht erſchüttert und ſein Wohlſtand ſtieg mitten unter den Stürmen der revolutionären Zeiten.

Siebentes Kapitel.

Von dem nordamerikaniſchen Kriege.

Je wichtiger der nordamerikaniſche Krieg ſo wohl an ſich als auch durch ſeine Folgen iſt, um ſo nöthiger ſcheint es, in einem beſondern Abſchnitte von demſelben zu reden. Wir wollen daher, nach einigen Bemerkungen über das Entſtehen und Aufblühen der nordamerikaniſchen Colonieen und deren Streitigkeiten mit dem Mutterlande, den Gang dieſes Krieges und deſſen Bedeutſamkeit darzuſtellen ſuchen.

1) Von dem Entſtehen und Aufblühen der engliſchen Colonieen in Nordamerika.

Im Jahre 1498 entdeckte der Venetianer Cabot; in Dienſten des engliſchen Königs Heinrichs VII., Neufundland; aber dieſe Entdeckung ward, da ſie nur Fiſche, nicht Gold und Silber darbot, wenig beachtet. Unter der Königin Eliſabeth verſuchte Walter Raleigh (1583) zwiſchen dem 30. und 40. Grade nördlicher Breite eine Niederlaſſung und gab ihr den Namen

men Virginien zu Ehren ſeiner, ſich Jungfrau nennenden Königin. Aber ſo wenig als jene Entdeckung entſprach dieſe Niederlaſſung den gehegten Erwartungen; ſie hatte daher keinen Beſtand. Erſt als unter der Regierung Jacobs I. der Seefahrer Bartholomäus Gosnald Pelzwerk aus Nordamerika nach England brachte (1605), erhob ſich hier das Verlangen, dort Niederlaſſungen zu gründen. Hierzu bildeten ſich (1606) zwei Geſellſchaften, die eine zu London, die andre zu Plymouth, und Jacob I. vertheilte unter beide das nordamerikaniſche Land vom 34. bis zum 45. Grade nördlicher Breite und bewilligte den Anſiedlern, „daß ſie und ihre Nachkommen die näm„lichen Freiheiten genießen ſollten, die ihnen zuſtändig „geweſen ſeyn würden, wenn ſie in England geblie„ben oder daſelbſt geboren wären*).“ Darauf beſetzten (1607) ungefähr hundert Anſiedler unter Thomas Gates die Halbinſel an der Nordſeite des Jamesfluſſes an der Cheſapeakbay und gründeten daſelbſt eine Stadt, die ſie zu Ehren ihres Königs Jamestown nannten. Bald folgten ihnen Andre, von denen mehrere Landſtriche beſetzt wurden. Die politiſchen Stürme, die unter Karl I. und Cromwell England erſchütterten, führten Schaaren von Anſiedlern herbei.

Am

---

*) ſ. Ramſay Geſchichte der Amerik. Revolution. Aus dem Engliſchen. Berlin 1794. Thl 1, S. 7.

Mit großen Schwierigkeiten hatten dieſe zu kämpfen. Der Boden, auf dem ſie ſich niederließen, war voll Moräſte, Sümpfe und ſtehender Gewäſſer; die Landesbewohner waren roh, räuberiſch, hinterliſtig; Mangel an Unterhalt und Begierde nach Reichthümern führte die Anſiedler zu Streit und Krieg, und drückende Verpflichtungen wurden ihnen von den Geſellſchaften zu London und Plymouth auferlegt. Unter ſolchen Umſtänden ſchienen die neuen Niederlaſſungen untergehen zu müſſen. Und doch geſchah es, daß ſie nicht nur beſtanden, ſondern auch emporkamen.

Dieß hatten die Anſiedler zunächſt ſich ſelbſt zu danken. Sie waren größtentheils Puritaner vom niedern Stande, die als Handwerker Gewerbe und Handthierungen kannten, und als Verfolgte zur Ertragung großer Beſchwerden geſchickt waren. Noth und Bedürfniß trieb ſie von Glaubensverfolgungen, die anfangs unter ihnen Statt fanden, zur Glaubensduldung und lehrte ſie die Schwierigkeiten des erſten Anbaus beſtehen und beſiegen. Ausgezeichnet unter ihnen war zuerſt John Smith (geb. in England 1579), der mit den erſten Anſiedlern nach Nordamerika gezogen war. Er erhielt Zucht und Ordnung unter ihnen und ſchützte ſie gegen Angriffe der Landesbewohner, weshalb er auch noch jetzt in Amerika der „Vater Virginiens“ genannt wird. Nach ihm (er ſtarb zu London 1631) erwarb ſich gleiche Verdienſte Lord Delaware. Dieſer, ein reicher und hochherziger

Mann, ſeit 1609 Gouverneur der virginiſchen Niederlaſſung, vermochte die Anſiedler, die wieder abziehen wollten, zum Bleiben, führte ſie zur Bebauung des Bodens, und bewirkte, als er (1611) nach England zurückgekehrt war, daß eine Verſtärkung von 300 Mann mit reichlichen Vorräthen ihnen zugeſendet wurde. Noch höhern Ruhm erwarb ſich der Quäker **William Penn**, geb. zu London 1644. Seitdem er Herr eines großen Vermögens geworden war, ging er mit dem Gedanken um, ein Land aufzuſuchen, wo es ihm gelingen könnte, religiöſe Bildung und Bruderliebe zur Grundlage eines bürgerlichen Vereins zu machen. Als ein ſolches bot ſich ſeinen Blicken Nordamerika dar. Er erbat ſich daher von Karl II., für eine Schuldforderung an die Krone, das Land am Delaware (40—42 Grad nördl. Breite), das noch unbeſetzt war. Unter dem 4. März 1681 wurde es ihm unter dem Namen „Pennſilvanien“ zum Eigenthum ertheilt. Sogleich ſendete er demſelben Anſiedler zu, denen er große Landſtriche verſprach und mit ſeinen Freunden folgte (im Aug. 1682). Kaum am Delaware angelangt, ſchritt er zum Anbau der Stadt Philadelphia, wo chriſtliche Parteien ohne Unterſchied des Glaubens wohnen und zu freien und glücklichen Menſchen ſich aufbilden ſollten. Auch baute er Germantown. Die Verfaſſung aber konnte er nicht ganz nach ſeinen Ideen zu Stande bringen. Er ſtarb 1718 als ſouverainer Eigenthümer von Pennſilvanien.

Aber auch von Seiten des Mutterlandes geſchah vieles zur Aufhilfe dieſer Colonieen. Wohl führte die Navigationsacte (1651), die ſie in Abhängigkeit vom Mutterlande halten ſollte, Beſchränkungen und Beſteuerungen ihres Handels herbei, und von Karl II. und Jacob II. wurden ſie hart behandelt; aber gleich nach Vertreibung der Stuarts wurde ihre Emporbringung ein Hauptgegenſtand der Regierung. **Wilhelm III.** begabte ſie mit einem neuen Freiheitsbrief (1691) und ermunterte ſie zum Anbau von Korn, Reis, Tabak und Flachs, ſo wie zur Aufbringung der Schiffsbaumaterialien, die England bisher von Schweden und Rußland bezogen hatte. Unter den Königen aus dem Hauſe Hannover wurden ihre Freiheiten vermehrt, große Summen für ſie verwendet, neue Anſiedler aus Schottland, Irland und Deutſchland ihnen zugeſendet und Kriege geführt, die, wie zu ihrer Sicherung, ſo auch zu ihrem Aufſchwung mitwirkten. Seitdem nämlich England die Länder zwiſchen dem Lorenzo und Delaware aufgefunden hatte, hatten ſich auch Franzoſen (1609) in Terre neuve (Neufundland), in Akadien (Neuſchottland) und in Canada (wo ſie Quebeck bauten), dann Holländer (1614) an der Hudſonsbay und (ſeit 1627) Schweden in Neujerſey (unweit des Delaware) niedergelaſſen. Doch die Schweden wurden (1655) von den Holländern, die Holländer von den Engländern (1664), und endlich von eben dieſen auch die Franzoſen nach zwei hartnäckigen Kriegen (1740 — 1748 und 1755 — 1762) vertrieben, ſo daß die Engländer einzige Herren der Länder von der Hudſonsbay bis zum Miſſiſippi, oder von Canada bis Florida wurden. Während dieſer Kriege hatten die nordamerikaniſchen Colonieen zu ihrer Vertheidigung die Waffen führen lernen; nach denſelben ſahen ſie ſich von eiferſüchtigen und feindſeligen Nachbarn befreit; und beides kam ihnen bei ihrem Aufſtreben zu Statten.

So durch vielerlei Umſtände von Innen und Auſſen begünſtigt, nahmen ſie an Umfang, Volksmenge, Freiheitsſinn und Erzeugniſſen auf ſtaunenswürdige Weiſe zu. Nachdem zuerſt Nordvirginien (auch Neuengland genannt) von den Engländern beſetzt worden war, breiteten ſich die dortigen Anſiedlungen je länger je weiter aus und ſonderten ſich in einzelne Theile. So entſtanden zwiſchen 1607 bis 1732 die dreizehn älteren Provinzen, nämlich 1607 Virginien, 1621 Maſſachuſet (mit Boſton 1627), 1622 Maine (das aber der erſten Unabhängigkeitserklärung nicht beitrat), 1633 Maryland (mit Baltimore), 1635 Neuhampſhire, 1635 Connecticut, 1634 — 1644 Rhodeisland, 1663 Karolina (ſeit 1729 in Nord- und Südkarolina getheilt), 1665 Newyork und Neujerſey (letzteres wurde 1738 vom erſtern getrennt), 1682 Pennſilvanien mit Delaware (letzteres wurde erſt ſeit der Unabhängigkeitserklärung 1776 eine abgeſonderte Provinz) und 1732 Georgien. Von dieſen Provinzen, deren Volksmenge im Jahre 1774 zuſammen auf drittehalb Millionen Menſchen betrug, hatte jede ihre beſondere Verfaſſung, die größtentheils demokratiſcher Art war; bei allen aber fand ſich eine der engliſchen ähnliche Regierungsform mit Provinzialverſammlungen oder Parlamenten. Auch waren ſchon im Jahre 1743 einige von ihnen zu ihrer Vertheidigung gegen Franzoſen und Indianer mit einander in Bündniſſe getreten. Land- und Bergbau, Gewerbe und Handel waren unter ihnen emporgekommen. Sie bauten Korn, Reis, Flachs, Tabak, Indigo, trieben mit dieſen Erzeugniſſen ſo wie mit Fiſchen, Leder, Pelzen, Holz- und Eiſenwaaren einen lebhaften und einträglichen Handel und gewannen bei nützlicher Thätigkeit an Geiſtesbildung.

2) Streitigkeiten und Bruch der Colonieen mit dem Mutterlande.

Je mehr ſie aber an Wohlſtand, Mündigkeit und Kraftgefühl zunahmen, deſto lebendiger regte ſich in ihnen der Freiheitsdrang, und deſto drückender erſchien ihnen die Abhängigkeit von England und die Beſchränkung, der ſie bei ihrem Handel unterworfen waren. Auch war das Verhältniß, in welchem ſie zum Mutterlande ſtanden, ob als Unterthanen oder als Mitbürger, nie klar ausgeſprochen. England nahm das Erſtere, ſie das Letztere an; und während jenes behauptete, daß das brittiſche Parlament die Macht beſitze, ſie zu allem zu verpflichten, behaupteten ſie, daß ihre Vorfahren durch die Anſiedlung in Amerika die weſentlichen Rechte eines Engländers weder verloren, noch aufgegeben hätten. Begründet war hiermit der Streit, der heftig und folgereich hervortrat, als England das Beſteuerungsrecht gegen ſie in Anſpruch nahm.

England verlangte nämlich, bald nach dem ſiebenjährigen Kriege, daß ſie zur Tilgung der Schulden, die dieſer, auch zu ihrem Beßten geführte Krieg verurſacht hätte, beiſteuern ſollten, und das Parlament zu London behauptete das Recht, dieſe Steuern zu beſtimmen. Es legte ihnen daher auf Betrieb des Lords Grenville eine Stempeltaxe auf (22. März 1765), oder verordnete, daß ſie zu allen im Handel und Wandel rechtskräftigen Urkunden Stempelpapier gebrauchen ſollten. Gewiß mußte es ihnen ſelbſt billig erſcheinen, zu den Summen, die ſie dem Mutterlande gekoſtet hatten und noch koſteten, beizuſteuern; aber unbillig, ja ungerecht erſchien ihnen die Art, wie dieſes geſchehen ſollte. Kraft der ihnen verliehenen Freiheiten glaubten ſie nur zu den Abgaben verbunden zu ſeyn, zu denen ſie ſelbſt ihre Beiſtimmung gegeben hätten. Sie ſahen es alſo als eine ungerechte Anmaßung des brittiſchen Parlaments an, daß dieſes, in welchem ſie ſelbſt nicht repräſentirt würden, ihnen Abgaben vorſchreiben wollte, und erhoben lauten Widerſpruch dagegen. Angefeuert wurden ſie zu ſolchem Widerſpruch theils durch die Oppoſitionspartei im brittiſchen Parlamente, theils durch die Flugſchriften eines hellblickenden, für Wiſſenſchaft und Vaterland lebenden Mannes **Benjamin Franklin**, der als Wortführer ſeines Volkes auftrat*). Wirklich nahm auch England die Stempeltaxe zurück (19. Mai 1766); aber nicht mit Anerkennung ihrer Unzuläſſigkeit, ſondern mit beigefügter Behauptung, daß dem brittiſchen Parlamente die Souverainetät über die Colonieen und daher auch das Beſteuerungsrecht zuſtehe. Dieſe Halbheit ſteigerte die Erbitterung: man ſtritt ja nicht um dieſe oder jene Steuer, ſondern um das Recht zu beſteuern, nicht um die Nothwendigkeit einer Abgabe, ſondern um die Unabhängigkeit der Colonieen von dem brittiſchen Parlamente. Als daher England den Verſuch machte, ſtatt der Stempeltaxe eine Zollabgabe aufzubringen, oder die Einfuhr einiger Waaren, namentlich des Glaſes, des Papiers, der Farben und des Thees mit Abgaben zu belegen (Jun. 1767), widerſprachen die Colonieen aufs nachdrücklichſte. Abermals gab England nach: geleitet vom Miniſter North hob es die neuen Zölle auf (22. Jul. 1770); doch abermals war dieſes Nachgeben nur ein halbes. Denn von den neuen Zöllen ließ es die Abgabe auf Thee beſtehen und übertrug den Alleinhandel mit demſelben der oſtindiſchen Compagnie, — um ſo der letztern aufzuhelfen und ſein Beſteuerungsrecht zu bewahren. Dieſe abermalige Halbheit reizte den Ingrimm der Nordamerikaner. Sie vereinigten ſich, keinen Thee von England zu beziehen, obſchon ſie ihn jetzt wohlfeiler haben konnten als ſonſt; und als im Dec. 1773 drei mit Thee beladene Schiffe der oſtindiſchen Compagnie in dem Hafen zu Boſton angekommen waren, verlangten die daſigen Einwohner, dieſe Schiffe ſollten ſogleich, ohne auszuladen, wieder abſegeln. Dieß geſchah nicht. Darauf überfielen junge Leute von Boſton, als Amerikaner verkleidet und von vielem Volke umringt, dieſe Schiffe (18. Dec. 1773), erbrachen 342 Theekiſten und warfen deren Ladung ins Meer.

---

*) Das Leben dieſes ehrwürdigen Mannes iſt im zweiten Abſchnitte Nr. 18. geſchildert.

Dieſer „Theeſturm zu Boſton" führte einen völligen Bruch zwiſchen Nordamerika und England herbei. England forderte Beſtrafung der Thäter und Schadenerſatz für die oſtindiſche Compagnie; aber es konnte weder das Eine noch das Andere erhalten. Es ließ daher Boſton ſperren und militäriſch beſetzen (1. Jun. 1774), hob alle Rechte und Freiheiten der ganzen Provinz Maſſachuſet, in welcher Boſton liegt, auf und traf noch andere, die Colonieen drückende Anordnungen (25. März und 20. Mai 1774). Dagegen traten dieſe, die in dem Verfahren des brittiſchen Parlaments das Grab ihrer Freiheiten erblickten, voll glühenden Zornes zuſammen. Wie ſie ſchon während des ſiebenjährigen Kriegs, auf Englands Betrieb, gegen Frankreich ſich vereinigt hatten, ſo vereinigten ſie ſich jetzt aus Freiheitsdrang gegen England. Der Anfang dazu geſchah am 5. Sept. 1774, wo die obengenannten Provinzen (mit Ausnahme Georgiens) einen Congreß zu Philadelphia eröffneten und auf demſelben Maßregeln gegen England verabredeten. Noch mochten ſie ſich von demſelben nicht losſagen; ſie betheuerten vielmehr ihre Anhänglichkeit an dasſelbe; doch wollten ſie ſich der Beſteuerung nicht unterwerfen, beſchloſſen Waaren weder von England zu beziehen, noch nach England zu ſchicken und ließen eine Darſtellung ihrer Beſchwerden und Beſorgniſſe nach London gelangen. Hier hatte ihr Verfahren Erbitterung erregt und wie nachdrücklich auch Pitt und Burke für ſie ſprachen: ſie wurden (1. Febr. 1775) für Rebellen erklärt. So kam es zum Krieg, in dem ſie erſt (1775—1778) allein, dann (1778—1783) mit fremdem Beiſtand kämpften und zu einem Ziele gelangten, das ſie beim Anfange des Streites noch nicht vor Augen gehabt hatten.

3) Gang des nordamerikaniſchen Kriegs.

Der Krieg begann mit einem Kampfe bei Lexington 19. Apr. 1775. Der engliſche General Gage, der mit vier Regimentern Boſton beſetzt hatte, wollte von dort aus die Kriegsvorräthe der Nordamerikaner zu Concord aufheben laſſen. Aber das gelang ihm nicht: die Engländer wurden bei Lexington zurückgetrieben. Ihnen ſchadete es gleich anfangs, daß ſie aus Geringſchätzung ihrer Gegner den Krieg mit zu wenigen oder unausreichenden Streitkräften begannen. Doch waren auch die Nordamerikaner anfangs noch keineswegs geſchickt, ſich mit dem mächtigen England zu meſſen oder Triumphe über dasſelbe zu erringen. Zwar hatten ſie ſchon im ſiebenjährigen Kriege mit Erfolg die Waffen geführt; zwar waren ſchon Freiwillige, die ſich „Söhne der Freiheit" nannten, unter ihnen zuſammengetreten, und ſeit 1774 Waffenübungen eingeleitet, Waffenvorräthe und Kriegsbedürfniſſe aller Art geſammelt worden, und Begeiſterung für Freiheit hatte ſich in ihnen und unter ihnen erhoben; aber noch fehlte es ihnen an geordneten Truppen, an Geld, an feſtem Zuſammenhalt und an einer das Ganze umfaſſenden Leitung. Doch bald führte die Noth und ihr gutes Glück zur Abhilfe deſſen, was ihnen fehlte. Auf einem zweiten Congreſſe zu Philadelphia (Mai 1775), dem ſich auch Georgien zugeſellte, traten ſie unter dem Namen „der dreizehn vereinigten Provinzen" zuſammen und beſchloſſen, daß auf den Credit ſämmtlicher Provinzen ein Papiergeld ausgegeben, daß von eben dieſen Provinzen ein Heer aufgebracht und unterhalten und daß der Virginier Georg Waſhington (geb. 1732), der ſich ſchon im ſiebenjährigen Krieg ausgezeichnet hatte, zum Oberanführer desſelben ernannt werden ſollte. Dieſe Ernennung erfolgte am 10. Jun. 1778. Von dem an gewann das Beginnen der Nordamerikaner einen glücklichen Fortgang.

Waſhington, ganz der Mann, deſſen ſie bedurften, rechtfertigte das Vertrauen, das ſie zu ſeinen Talenten und Tugenden hegten*). Wohl überzeugt, daß er mit ſeinen noch ungebildeten Truppen den eingeübten Schaaren der Engländer, deren Zahl durch erkaufte Soldaten aus Hannover, Braunſchweig, Heſſen, Waldeck und Ansbach im Jahr 1776 gewachſen war, in geregelten Schlachten nicht würde widerſtehen können, wich er jedem Haupttreffen aus und beſchränkte ſich auf kleinere Unternehmungen. Zwar mißlang ihm auch bei dieſen mehreres (z. B. der Verſuch im Winter 1775 Canada den Engländern zu entreißen); dagegen vertrieb er (17. März 1776) die Engländer aus Boſton und bewirkte, daß deren Angriff auf Südkarolina ſcheiterte (Jun. 1776). Als der engliſche General Howe von Halifax in Neuſchottland (wohin er aus Boſton geflohen war) im Jun. 1776 nach Longisland ſich gewendet, daſelbſt die Nordamerikaner am 27. Aug. geſchlagen, dann Neuyork und Rhodeisland, alſo den Mittelpunkt der nordamerikaniſchen Provinzen, beſetzt, und ſo die Sache der Freiheit in ſolche Gefahr gebracht hatte, daß viele Nordamerikaner an ſelbiger verzweifelten: ſo ſchaffte Waſhingtons Kraft und Entſchloſſenheit neue Zuverſicht und Stärke. Er drang im Winter (1776 — 1777) über den Delaware unter Howe's zerſtreute Armee, hob über 1500 Deutſche bei Trenton auf (25. Dec.) und ſchlug die Engländer bei Princetown (2. Jan.). Doch ein wahrhaft folgenreicher Schlag geſchah erſt im Oct. 1777 bei Saratoga. Der engliſche General Bourgoyne ſuchte mit einem zahlreichen Heer von Canada durch Neuyork nach den ſüdlichen Provinzen vorzudringen, um ſich am Hudſon mit Howe zu vereinigen. Aber Howe, ſtatt ihm entgegen zu rücken, beſchäftigte ſich mit der Einnahme Philadelphias; und Bourgoyne, der unter großen Beſchwerden in die Provinz Neuyork eingerückt war, wurde am 19. Sept. und 7. Oct. vom nordamerikaniſchen General Gates geſchlagen und dann bei Saratoga eingeſchloſſen, wo er ſich (am 16. Oct.) mit ſeinem noch übrigen Heer ergeben mußte*). Auch Philadelphia, das Howe nach einem Siege über Waſhington (11. Sept.) eingenommen hatte, konnte von den Engländern nicht behauptet werden: ſie mußten es im Jun. des folgenden Jahres räumen und der Congreß, der erſt nach Baltimore, dann nach Lancaſter und weiter nach York geflüchtet war, konnte in daſſelbe zurückkehren.

---

*) Von dem Leben und den Verdienſten Waſhingtons wird unten im zweiten Abſchnitt Nr. 15. ausführlich geredet.

Dieſe Begebenheiten gaben dem Kriege einen unerwarteten Umſchwung! Die Nordamerikaner, die anfangs nur die Abſicht gehabt hatten, ihre Rechte gegen das Mutterland zu vertheidigen, allmählig aber bei den Drangſalen des Kriegs und bei den Aufmahnungen entzündender Flugſchriften Liebe und Anhänglichkeit zu demſelben verloren und ſchon am 4. Jul. 1776 ſich für unabhängige Staaten erklärt hatten, um nicht als rebelliſche Unterthanen, ſondern als freie Bürger mit auswärtigen Mächten unterhandeln zu können, — verwarfen jetzt die milden Friedensvorſchläge, die England nach dem Tage bei Saratoga darbot, und ſtifteten am 8. Jul. 1778 eine „Conföderation"; d. h. die dreizehn vereinigten Provinzen traten, wie vormals die Niederländer und früher die Eidgenoſſen, zu einem Staatenbunde zuſammen, in welchem jede Provinz ihre eigene Verfaſſung behalten ſollte. — Wie aber dieſes Waffenglück den Nordamerikanern ſelbſt Vertrauen zu ſich einflößte, ſo gewann es ihnen auch das Vertrauen und den Beiſtand auswärtiger Mächte. Frankreich, das ſchon ſeit dem Anfange des Krieges, aus Begierde Englands Seeherrſchaft zu überwältigen und den Handel mit den Nordamerikanern an ſich zu ziehen, letztere heimlich unterſtützt hatte, ſchloß jetzt (6. Febr. 1778), aufgeregt durch ihr Waffenglück und durch die Vorſtellungen ihres Abgeſandten Franklin, mit ihnen einen Handels- und Freundſchaftstractat, in welchem es ihre Unabhängigkeit anerkannte und ihnen kräftige Unterſtützung verſprach. Hiermit hatte es Krieg gegen England ausgeſprochen, der ohne förmliche Kriegserklärung im April 1778 begann. Um in demſelben Englands Verderben zu beſchleunigen, ſendete es nicht nur zu wiederholten Malen (1778—1781) Flotten und Landheere den Nordamerikanern zu Hilfe, die deren Mangel an Geld und Truppen abhalfen, ſondern es trieb auch Spanien und den Sultan von Myſore, Hyder Ally, zum Krieg gegen England. Spanien ließ ſich zu demſelben bewegen (Jun. 1779) theils in Folge des bourboniſchen Hausvertrags, theils in Hoffnung Minorka und Gibraltar wieder an ſich bringen zu können; Hyder Ally aber ergriff die Waffen (1780), weil er die Engländer von Myſore und ganz Indien zu vertreiben wünſchte und ſich von Franzoſen und Maratten unterſtützt ſah. Zu gleicher Zeit (28. Febr. 1780) ſtiftete Rußland, um ſeine und überhaupt der Neutralen Schifffahrt zu ſichern und ſo den Grundſatz, der ſchon im utrechter Frieden ausgeſprochen worden war, „daß freies Schiff freies Gut mache,“ durchzuſetzen, „die bewaffnete Neutralität,“ zu der ſich ſogleich Schweden und Dänemark, ſpäterhin (1781) Preußen und Oeſtreich und zuletzt Portugal und Neapel (1782) mit Rußland vereinigten. Holland, zum Beitritt aufgefordert, ſchwankte: es wollte den Bruch mit England vermeiden. Dieſes aber kam den Holländern, deren Betragen während dieſes Kriegs ſchon längſt zweideutig geweſen war, zuvor und erklärte ihnen, als abtrünnigen Bundesgenoſſen, den Krieg (20. Dec. 1780), ehe ſie noch zu demſelben gerüſtet waren.

---

*) Bourgoyne gab die Macht, die er bei ſeiner Capitulation noch hatte, auf 3500 Mann an; aber nach amerikaniſchen Nachrichten belief ſie ſich auf 5752 Mann. ſ. Waſhingtons Lebensbeſchreibung von Marſhal. Hamburg 1806. Thl. III. S. 159.

Auf ſolche Art verbreitete ſich der im Jahre 1775 entſtandene Krieg weiter, als irgend ein anderer vor ihm. Denn nun wurde er nicht bloß in Nordamerika geführt, ſondern auch in den Antillen, in Aſien, an den Küſten Afrikas und an den Küſten von Europa; und England ſah ſich nun nicht bloß mit den Nordamerikanern im Kampfe, ſondern auch mit Frankreich, Spanien, Holland, mit Hyder Ally und mit den Maratten, und dazu von Rußland, Schweden und Dänemark in ſeinen Unternehmungen beengt und mit Krieg bedroht, falls es deren Handel und Schiffahrt ſtörte. Bei dieſer Ausdehnung des Kriegsſchauplatzes, bei dieſer Menge offener und heimlicher Feinde, bei dieſer Größe und Schwere ſeiner Anſtrengungen ſchien England erliegen zu müſſen. Und doch unterlag es nicht, ſondern hielt ſich aufrecht, muthig und kräftig, wie Friedrich II. im ſiebenjährigen Kriege, und endigte dieſen vielſeitigen Kampf zwar unter manchen Verluſten, doch mit unverwelklichem Ruhme. Darum theilt ſich auch das Intereſſe, das ſich am Anfang dieſes Kampfes den Nordamerikanern zuwendete, bei dem Ausgange desſelben zwiſchen Nordamerika und England.

Ein geordneter Kriegsplan konnte unter ſo vielen und verſchiedenartigen Kämpfern nicht wohl zu Stande kommen. Nur Frankreich trat bald mit Nordamerika, bald mit Spanien zu gemeinſamen Unternehmungen zuſammen; übrigens folgte jede der kämpfenden Parteien ihren eigenen, von Umſtänden abhängenden Entwürfen. England ſelbſt, von ſo vielen Seiten bedroht und angegriffen, mußte ſeine Streitkräfte zerſplittern. Daher findet ſich auch in den Kriegsvorgängen dieſer Zeit keine Einheit, und daher erfolgten mehr Treffen als Schlachten, mehr verwundende als entſcheidende Schläge. Als das Merkwürdigſte kann Folgendes gelten. In Europa gelang es den Spaniern, die Inſel Minorka den Engländern zu entreißen (8. Febr. 1782); aber Gibraltar konnten ſie auch bei langjähriger Belagerung (1779—1783) nicht wieder an ſich bringen: die ſchwimmenden Batterien, die der franzöſiſche Ingenieur Arcon dazu verfertigt hatte (1782), zerſtreute der Befehlshaber zu Gibraltar, Elliot, durch glühende Kugeln. — In Afrika wurde (1779) von den Franzoſen die engliſche Beſatzung am Senegal, von den Engländern das franzöſiſche Gorea erobert; doch gelang es letzteren nicht (1781), den Holländern das Cap der guten Hoffnung weg zu nehmen. — Dagegen entriſſen ſie in Aſien, während ſie den ſchwierigen Kampf mit Hyder Ally und den Maratten ebenſo ſchlau als muthig beſtanden, den Franzoſen Pondichery und Mahe (1779) und den Holländern Negapatnam (1781) und Trincomale auf Ceylon (1782), welches letztere ihnen jedoch die Franzoſen wieder abnahmen. — In den Antillen, wo lange mit wechſelnden Verluſten gekämpft wurde, errang endlich der engliſche Admiral Rodney in der zwölfſtündigen Seeſchlacht bei Guadeloupe (12. Apr. 1782) den Engländern das Uebergewicht. — In Nordamerika, wo Waſhington aus Mangel an Geld und Truppen lange (1778—1780) unthätig bleiben mußte, und nur durch den Beiſtand franzöſiſcher Flotten und Heere ſich erhalten konnte, die Engländer aber (1779 und 1780) manche Vortheile errangen, namentlich Georgien (1779) und Südkarolina (1780) eroberten, erfolgte im Jahre 1781 wiederum ein Hauptſchlag, dem gleich, der 1777 bei Saratoga Statt gefunden hatte. Der engliſche General Cornwallis war von Nordkarolina durch Virginien bis zur Cheſapeackbay vorgedrungen. Da vereinigten ſich Waſhington, Rochambeau und Lafayette gegen ihn, trieben ihn zurück und ſchloſſen ihn zu Yorktown ſo ein, daß er, von allen Seiten umringt, ſich mit ſeinem ganzen Heere (über 7000 Mann) und allem Kriegsvorrath ergeben mußte (19. Oct. 1781). Gleich darauf gelang es dem nordamerikaniſchen General Greene durch eine Reihe klug geordneter Streifzüge und Treffen die ſüdlichen Staaten, Karolina und Georgien, den Engländern wieder zu entreißen. Von dem an drängte ſich dieſen die Ueberzeugung auf, daß es ihnen unmöglich ſei, ſich die Nordamerikaner durch Waffengewalt zu unterwerfen.

4) Aus-

4) Ausgang und Bedeutſamkeit des nordamerikaniſchen Kriegs.

Von dieſer Ueberzeugung und von der Laſt des weitſchichtigen Kriegs gedrückt, fing England an den Frieden zu unterhandeln, als im März 1782, ſtatt des Lords North, erſt Rockingham, dann Shelburne an das Ruder kamen. Gern hätten dieſe mit jedem der Feinde Englands einzeln ſich ausgeglichen; doch weder Nordamerika, noch Frankreich und Holland wollten einen Partikularfrieden ſchließen. Es wurden daher allſeitige Friedensunterhandlungen zu Paris eröffnet, und daſelbſt der Präliminarfriede mit Nordamerika am 30. Nov. 1782, mit Frankreich und Spanien am 20. Jan. 1783 und mit Holland am 2. Sept. abgeſchloſſen, dann der Definitivfrieden am 3. Sept. zu Verſailles unterzeichnet. Im Frieden mit Nordamerika erkannte England die Freiheit, Unabhängigkeit und Souverainität der dreizehn Vereinigten Staaten an und erweiterte deren Grenzen gegen Canada. Im Frieden mit Frankreich überließ es demſelben in Amerika die Inſeln Lucie und Tabago und die Fiſchereien bei Neufoundland und an der Lorenzobay, in Afrika das Land am Senegal (doch mit Ausnahme der Feſtung James am Gambia, die den Engländern verblieb), in Aſien Pondichery mit erweitertem Umfang und in Europa das Recht die Feſtungswerke von Dünkirchen wiederherzuſtellen. — Im Frieden mit Spanien trat es Minorka und ganz

Florida ab und geſtattete demſelben das Fällen des Färbeholzes an der Hondurasbay. — Im Frieden mit Holland gewann es gegen Zurückgabe anderer Eroberungen Negapatnam und freie Schifffahrt in allen indiſchen Meeren.

Auf ſolche Art endigte der nordamerikaniſche Krieg! England hatte alſo ſeinen Zweck, die ſeiner Herrſchaft widerſtrebenden Colonien zu züchtigen und zu unterjochen, nicht erreicht: vielmehr waren dieſe zur Unabhängigkeit und Souverainität gelangt. Eben ſo wenig hatte auch Frankreich mit ſeinen Verbündeten den Zweck, England zu demüthigen, erreicht: vielmehr war dieſes bei allen Verluſten, die es erlitten, auf ſeiner Höhe geblieben und in der öffentlichen Meinung um ſo höher geſtiegen, je kraftvoller es allein und ohne Bundsgenoſſen gegen ſo viele Feinde gekämpft hatte; ja es konnte nun, da es für die koſtſpielige Regierung und Beſchützung Nordamerikas nicht mehr zu ſorgen hatte, von dem Handel mit demſelben größeren Gewinn ziehen, als vorher. Aber wenn ſchon dieſer Krieg nicht in der Weiſe wichtig wurde, wie England und Frankreich erwartet hatten, ſo wurde er dagegen welthiſtoriſch wichtig durch den Staat, den er ſchuf, und durch die Ideen, die er verbreitete.

Der nordamerikaniſche Staatenbund, der während deſſelben entſtanden war, bildete ſich bald nach demſelben zu einem Bundesſtaat, der ſchon Großes erreicht hat und wohl noch Größeres erreichen wird.

Auf Betrieb Waſhingtons vereinigten ſich die Vereinigten Staaten am 17. Sept. 1787 zu einer Unionsregierung, die über alle gemeinſame Angelegenheiten, namentlich über Bundesgeſetze, Steuern, Handels- und Geldweſen, Bündniſſe, Krieg und Frieden, über Vergehungen gegen den Bund, und über die Streitigkeiten der einzelnen Staaten oder der Bürger verſchiedener Staaten entſcheiden ſollte, alſo daß jeder der einzelnen Staaten ſich des Rechts begab, Aus- und Einfuhr mit Zöllen zu belegen, Truppen aufzuſtellen, Bündniſſe abzuſchließen, Münzen zu prägen und Papiergeld auszugeben. Eingerichtet ward die Unionsregierung nach der Verfaſſung der Bundesſtaaten. Wie nämlich jeder derſelben, doch mit verſchiedenen Schattirungen, ſeinen Congreß, ſeinen Präſidenten und ſeine von beiden getrennten Gerichte hatte, ſo wurde auch in der Unionsregierung die geſetzgebende, die ausübende und die richterliche Gewalt getrennt. Die erſte wurde einem, jedes Jahr zuſammenkommenden und aus zwei Abtheilungen (einem Senate und einem Hauſe der Repräſentanten) beſtehenden Congreſſe, die zweite einem auf vier Jahre von den einzelnen Staaten gewählten Präſidenten, die dritte einem von beiden Gewalten angeordneten Obergerichte, dem mehrere Untergerichte beigegeben wurden, übertragen. Religions- und Preßfreiheit wurde feſtgeſetzt, ſo wie Gleichheit der Rechte Aller und für jeden völlige Freiheit, ſeine Kräfte zur Erwerbung ſeines Unterhaltes rechtlich zu gebrauchen. Ein Unionsheer ſollte während des Friedens nicht beſtehen. So mäßig dieſer Bundesſtaat eingerichtet wurde, ſo ſchnell war auch ſein Wachsthum. Seit dem Ende des nordamerikaniſchen Krieges bis jetzt hat ſich ſein Gebiet weſtlich bis zur Südſee, ſüdlich bis zum Meerbuſen von Mexiko verbreitet, die Zahl ſeiner einzelnen Theile oder Staaten von dreizehn bis auf vier und zwanzig vergrößert, und ſeine Bevölkerung von zwei und einer halben Million auf zehn Millionen vermehrt.

Indem aber der nordamerikaniſche Krieg dieſen Freiſtaat ſchuf, verbreitete er zugleich Ideen über bürgerliche Freiheit und Gleichheit, die auf Amerika und Europa mächtig einwirkten. Denn hatte Amerika vorher duldend und ſchweigend ſeinen europäiſchen Herren gehorcht, ſo zeigte es nun, bei dem vorleuchtenden Beiſpiele der nordamerikaniſchen Staaten, das Streben, ſich von ſeinen Beherrſchern los zu reißen und zur Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit zu gelangen, ein Streben, das bereits zur That geworden und zu ſeinem Ziele gelangt iſt. Aehnliches geſchah auch in Europa! Hier hatte die Sache der Nordamerikaner während ihres Krieges die lebendigſte Theilnahme gefunden: die Erklärungen der Menſchenrechte, die man beim erſten Congreſſe zu Philadelphia aufgeſtellt hatte, waren von Frankreich aus bekannt gemacht und erläutert worden. Nach dem Kriege brachten die Europäer, die in Amerika gefochten, Kenntniß und Liebe republikaniſcher Einrichtungen zurück und regten das Verlangen auf, in ihrer Heimath dieſelben nachzubilden und Volksfreiheit herrſchend zu machen. Und ſo wurde Nordamerika, wie es Waſhington nannte,*) „eine Werkſtätte der Freiheit“ und der nordamerikaniſche Krieg der Vorläufer der revolutionären Zeiten, die mit der franzöſiſchen Revolution hervortraten.

Achtes Kapitel.

Von den Veränderungen des Zeitgeiſtes und den Vorbereitungen der revolutionären Zeiten.

Wie die Reformation eine Tochter der Fortſchritte des Zeitgeiſtes war, ſo war ſie auch wiederum eine Mutter der weitern Entwickelung desſelben. Durch ſie erhielt der menſchliche Geiſt eine Aufregung, die ihn zum Forſchen und Prüfen, und ſo zu Licht und Leben hinleitete. Freilich brachen bald nach ihrem Anfang aufs neue finſtere Zeiten hervor. Die durch ſie entſtandene neue Kirche wurde von Auſſen her, das heißt von Seiten ihrer Gegner ſchmählich verfolgt, bedrückt und bekriegt, und in ihrem Innern von einer ſtreitſüchtigen Rechthaberei und einer anmaßlichen Selbſtſucht

---

*) Marſhal Thl. IV, S. 347.

ſucht bedroht, die nur ihre Meinung für die rechte hielt, keine andre zulaſſen wollte, darum das Streben nach Licht und Wahrheit beſchränkte, vermeſſen oder engherzig Inhalt, Form und Grenzen des religiöſen Glaubens beſtimmte, und ſo gleichſam ein neues Pabſtthum in die neue Kirche brachte. Nur die ſchönen Künſte, namentlich Poeſie und Malerei, ſchwangen ſich während des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts in England, Frankreich, Spanien und Holland empor; aber das religiöſe und bürgerliche Leben gerieth in tiefen Verfall, und am Ende des dreißigjährigen Kriegs ſchien, namentlich in Deutſchland, der Geiſtesaufſchwung, den die Reformation angeregt hatte, gelähmt und vernichtet zu ſeyn. Doch ſo ſchien es bloß! Das Göttliche im Menſchen, das auch bei den größten Stürmen von Auſſen im Stillen fortwirkt, fand ſeine Vertreter, und behauptete ſeine Rechte. Und ſo entwickelte ſich aus der trüben Nacht, welche die evangeliſche Kirche umſponnen hatte, ſeit dem Ausgange des ſiebzehnten Jahrhunderts eine Morgenröthe, die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zum hellen Tag heranwuchs.

Von jetzt an zeigte ſich in den Hauptſtaaten Europas eine erhöhete Regſamkeit des menſchlichen Geiſtes. Alte und neue Sprachen, Künſte und Wiſſenſchaften, Gewerbe und Handel wurden mit neuem Eifer angebaut. Was nur die vergangenen Jahrhunderte vorgearbeitet hatten, wurde geſammelt, vermehrt,

mehrt, vervollkommnert und angewendet. Nach allen Seiten hin ſuchte man Licht zu bringen; das häusliche und geſellige, das geiſtige und bürgerliche Leben wurde von demſelben beleuchtet. Auch ins Staatsleben drang dieſes Streben ein, und ſchuf Verbeſſerungen im Juſtiz- und Polizei-, im Finanz- und Kriegs-, im Unterrichts- und Erziehungsweſen. Aufklärung wurde zur Mode, und dieſe Zeit das Jahrhundert der Aufklärung genannt. Wahr iſt es, man verfuhr mit der Aufklärung zu raſch. Man brachte Licht ohne Prüfung ſeines Gehalts, unbeſorgt, ob es erleuchte oder verblende; man überſchätzte den Verſtand auf Koſten des Gefühls; man meinte, Geiſt haben und Geiſt zeigen ſey das Erſte und Wichtigſte, und ſah den Beſitz von Kenntniſſen, feine und anſtändige Sitten und einen gefälligen Anſtrich des Lebens als den Gipfel der Bildung oder der Aufklärung an. Darüber ward das religiöſe Leben geringſchätzig behandelt, ja wohl gar, da man alles zu ergründen ſuchte und, was man nicht ergründen konnte, als unzuläſſig darſtellte, der Werth und Segen der Religion beſtritten. Doch welche Verirrungen und Ausartungen auch bei dem Streben nach Aufklärung vorkamen; dieſes Streben an ſich darf nicht geſcholten, nicht herabgewürdiget werden! Denn es entſprach dem Bedürfniß und der Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes, und in ihm ſpiegelt ſich, mitten unter den Verkehrtheiten, in die es gerieth, ein ehrenwerthes Verlangen nach Licht und Wahrheit, nach Verbeſſerungen des geſellſchaftlichen

Zuſtandes, nach Menſchenbeglückung. Und iſt es nicht den Menſchen beſchieden, daß ſie nur unter Mißgriffen und Verirrungen auf den rechten Weg gelangen ſollen?

Seinen Anfang nahm dieſes Streben nach Aufklärung, das ſich ſeit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hervorthat, in England und Frankreich. Verbreitet aber wurde es vorzüglich durch Friedrich II., der, durch franzöſiſche Aufklärer gebildet, ſich ſelbſt mit den Wiſſenſchaften und der Verbeſſerung ſeiner Staaten eifrigſt beſchäftigte, und durch den Glanz, der ihn umſtrahlte, Fürſten und Staatsmännern ein Vorbild wurde. Wie in Oeſtreich Joſeph II., in Rußland Katharina II., in Schweden Guſtav III. und in Deutſchland die Mehrzahl der Fürſten und Herren ihm nacheiferten, braucht hier, da es ſchon oben angedeutet worden iſt, nicht wiederholt zu werden. Nur bemerken wollen wir hier, daß Fürſten und Staatsmänner die Volksaufklärung ſchon darum begünſtigten, weil ſie in derſelben eine Vermehrung des Wohlſtandes ihrer Völker, und in dieſer Vermehrung einen Zuwachs der Macht und des Glanzes ihrer Throne erblickten.

Doch während ſo vieles für das Aufleben der geiſtigen Bildung und der bürgerlichen Gewerbe geſchah, manches auch zur Verbeſſerung der Staatsverwaltung, geſchah nichts zur Verbeſſerung der Staatsverfaſſung, vielmehr wurde dieſe drückender, als ſie in früheren Zeiten geweſen war. Seit dem Ende des dreißigjährigen Kriegs hatten die Fürſten ſich zu einer

Unumſchränktheit erhoben, die ihnen in früheren Zeiten nicht zugekommen war. Sie hatten die Machtmittel, Geld und Heere, an ſich gebracht, die alten Nationalfreiheiten unterdrückt, und die ſtändiſchen Verſammlungen entweder aufgehoben, oder, wo ſie dieſe noch fortdauern ließen, zu leeren Formen umgewandelt. Die Stimme des Volkes ward nirgends gehört. Alles war alſo der Willkür der Fürſten anheim geſtellt, und dieſe traten um ſo eingreifender hervor, da ſie, und unter ihnen ſelbſt ein Friedrich II., den Staat als eine Maſchine betrachteten, deren Räderwerk nur von ihnen Bewegung und Richtung erhalten müſſe, und das Volk als einen Haufen, der nur Pflichten, nicht Rechte habe, nach Umſtänden vertauſcht und verhandelt werden könne, durch ſtehende Truppen in Ordnung zu halten ſey, und durch ſeinen Erwerb die Staatsbedürfniſſe herbei ſchaffen müſſe. Dieſe Staatsbedürfniſſe aber waren ſeit dem Aufkommen ſtehender Truppen und glänzender Hofhaltungen höher, wie vormals, geſtiegen; weit mehrere Laſten, wie vormals, wurden daher dem Volke aufgebürdet; bald wurden neue Steuern aufgebracht, bald Acciſen und Zölle angeordnet, bald Ein- und Ausfuhrverbote erlaſſen, bald auch durch Fabriken auf Rechnung der Fürſten Handel und Gewerbe der Unterthanen beſchränkt. Ja, als wäre es nicht genug, daß das Volk, oder der Bürger- und Bauernſtand, von ſeinen Herrſchern bedrückt wurde, ſo mußte es auch noch den Druck des Adelſtandes ertragen, der, im alleinigen Beſitze der Hof- und Officierſtellen und der wichtigſten Staatsämter, mit hochfahrendem Stolz auf jenen herabſah, Anerkennung ſeiner Anſprüche forderte und die ſchwerſten Staatslaſten jenem zuwälzte. Indem aber ſo das Volk immer mehr verknechtet, und doch auf der andern Seite zur Aufklärung hingezogen wurde, entſtand ein Zwieſpalt zwiſchen den Staatseinrichtungen und der Volksbildung, aus demſelben Unzufriedenheit und Gährung und aus dieſer der Zündſtoff zu den revolutionairen Zeiten.

Lange ſchon war dieſer Zündſtoff vorhanden, ehe er in Flamme gerieth. Das Volk ſchwieg, weil es an Unterwürfigkeit gewöhnt war, weil es ſeine Kraft nicht fühlte, weil es das Beſſere nicht kannte, weil Staatseinrichtungen außer ſeiner Sphäre lagen und höchſtens nur dann, wenn deren Druck allzuhart war, von ihm beſprochen und beſeufzet wurden. Aber anders wurde es, als mitten unter den Fortſchritten der Aufklärung die, bald mit Freiſinnigkeit, bald mit Frechheit vorgetragene Philoſophie franzöſiſcher Schriftſteller ſich verbreitete und einen Kampf gegen das Hergebrachte erhob.

Nachdem nämlich in England, ſeit Wiederherſtellung der Freiheit (1689), eine Philoſophie über ſinnliche Erfahrung und mit ihr ein freches Beſtreiten des Kirchenglaubens aufgekommen war*), traten auch in

---

*) Frederic, Histoire de mon temps. Tom. I. pag. 92: La liberté de penser, dont jouit l'Angleterre, avoit beaucoup

Frankreich erſt leiſe, dann dreiſt Schriftſteller auf, die nach gleichen Grundſätzen verfuhren, und es bildete ſich hier die ſogenannte Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, die gegen Staat und Kirche ſich richtete, oder einen Kampf gegen das im bürgerlichen und religiöſen Leben Beſtehende führte. Als Haupt dieſer Philoſophie erſchien **Voltaire** (geb. 1694, geſt. 1778), der in ſeinen vielen Schriften bald die Rechte der Menſchheit gegen Ariſtokratie und Prieſterſtolz vertheidigte, bald Gefühle, die dem Menſchen heilig ſeyn ſollen, verläſterte; bald ernſt- und würdevoll Ungerechtigkeiten und Aberglauben, Schwärmerei und Heuchelei, Gewiſſenszwang, Ketzerhaß und Vorurtheile aller Art bekämpfte, bald höhniſch und bitter das Staats- und Kirchenweſen antaſtete und, Pabſtthum und Chriſtenthum vermengend, eben ſo gegen dieſes, wie gegen jenes ankämpfte. Neben ihm ſtanden **Montesquieu** (geb. 1689, geſt. 1755), der erſt in ſeinen „perſiſchen Briefen" die Fehler des Hoflebens witzig rügte, dann in ſeinem „Geiſt der Geſetze" die Vortheile repräſentativer Verfaſſungen anempfahl, und **Rouſſeau** (geb. 1712, geſt. 1778), der durch ſeine Erziehungslehre eine Umgeſtaltung des Erziehungsweſens zu bewirken ſuchte und in ſeinem Geſellſchafts- und Staatsvertrag auf Freiheit, Gleichheit und Volksſouverainität drang. Mit und nach dieſen hervorra-

genden

contribué aux progrès de la philosophie. Les hommes commencèrent d'examiner ce, qu'ils avaient stupidement adoré.

genden Schriftſtellern traten viele andre auf, die mit gleicher Neuerungsluſt Religions- und Staatseinrichtungen angriffen und beſtritten.

Der Einfluß dieſer Schriftſteller blieb nicht auf Frankreich beſchränkt, ſondern verbreitete ſich über ihr ganzes Zeitalter. Denn nicht genug, daß Frankreich ſchon lange als tonangebender Staat galt, und die franzöſiſche Litteratur, wie die franzöſiſchen Moden, überall Eingang gefunden hatte: ſo verſtanden es auch dieſe Schriftſteller, ſich dem Geiſte ihres Volkes und Zeitalters anzuſchmiegen und denſelben nach ihrem Sinne zu lenken. In der gefälligſten Sprache, die mit blendenden Gegenſätzen und Witzeleien prangte, bald hohen Ernſt, bald bittern Spott enthielt, trugen ſie ihre Lehren, Rügen, Aufmahnungen vor, ſprachen im Tone der Zuverſichtlichkeit leichtſinnig über alles ab, und wußten ſo einen überwältigenden Eindruck auf Phantaſie, Gefühl und Leidenſchaften zu machen. Dazu kam, daß ſie mit den Erſten ihres Volkes in Verbindung ſtanden und ſelbſt auswärtiger Fürſten Achtung und Freundſchaft auf ſich zogen. Voltaire namentlich, wenn auch wegen ſeiner Eigennützigkeit und Eitelkeit verlacht und wegen ſeiner Verläſterung des Chriſtenthums Vielen verhaßt, war der beliebteſte und geleſenſte Schriftſteller damaliger Zeit; viele Fürſten und Fürſtinnen, ſelbſt ein Friedrich II. und eine Katharina II., huldigten ſeinen Talenten, ſtanden mit ihm in Briefwechſel und ladeten ihn an ihre Höfe; alles, was von ihm ausging, wurde mit gieriger Haſt aufgefaßt, geleſen, verbreitet. Ergreifender, als er, hat kein Schriftſteller auf ſein Volk und ſeine Zeit eingewirkt.

Höchſt folgenreich war die Einwirkſamkeit dieſer Schriftſteller. Wohl kann man zugeben, daß ſie nicht die Revolution hervorgebracht haben, ſondern nur ausſprachen, was in der Zeit lag: ſie ſelbſt waren die Kinder ihrer Zeit, und immer iſt die Litteratur ein Spiegel des öffentlichen Lebens. Zugeben kann man auch, daß ſie die beſtehende Ordnung im Staate nicht umſtoßen wollten: ſie ſuchten nur, indem ſie der öffentlichen Meinung Vorſchub leiſteten, Aufſehen und Bewunderung zu erregen, und befanden ſich wohl im Kreiſe der Vornehmen und unter dem Schatten des Thrones. Bekennen muß man ferner, daß ſie die Geiſtesthätigkeit, die mit dem Namen der Aufklärung bezeichnet wird, beförderten, daß ſie Ungerechtigkeiten abwendeten, auf viele Verkehrtheiten aufmerkſam machten und das Beſſere anbahnten. Aber bekennen und zugeben muß man auch, daß ſie die Stoffe aufhäuften und aufſchürten, aus denen die revolutionairen Zeiten entbrannten. Denn erſtens wurde durch ſie die Aufmerkſamkeit des Volkes auf den Staat hingelenkt und ihr eine der Regierung feindliche und gefährliche Richtung gegeben. Indem ſie nämlich alles und jedes, was den Staat betraf, zur Unterſuchung zogen, die Verfaſſung und Verwaltung der Staaten, die Ungleichheit der Stände, das Lehnsweſen, die Bedrückungen des Bürger- und Bauernſtandes, die Vertheilung der Steuern, die Beſchaffenheit der Gerichte ꝛc., bewirkten ſie, daß das, was früher nicht beobachtet worden war, ein Gegenſtand des Nachdenkens, des Beſprechens, des Widerſpruchs wurde; indem ſie die Mängel und Gebrechen der Staats- und Kircheneinrichtungen ſchonungslos aufdeckten und verſpotteten, bewirkten ſie, daß das, was bisher als heilig gegolten hatte, an Anſehn und Achtung verlor; und indem ſie eine ideale Staatsverfaſſung vorſpiegelten, bewirkten ſie, daß die Unzufriedenheit mit der Gegenwart ſich vermehrte. Ganz andre Anſichten, Meinungen und Grundſätze, als vorher gegolten hatten, faßten durch ſie Wurzel; der blinde Glaube wich dem Zweifels-, Widerſpruchs- und Neuerungsgeiſte, und die Hauptſtütze der Staaten, Achtung vor dem Throne und Altare, wurde wankend. Zweitens, durch ſie wurde der dritte Stand zum Kampf gegen das Beſtehende aufgemuntert. Denn da ſie bei dem Vortrag der Menſchen- und Bürgerrechte Freiheit und Gleichheit empfahlen, oder lehrten, daß allen Staatsbürgern gleiche Rechte und Pflichten zukommen, und alle gleichen Antheil an der Verwaltung und Vertheidigung des Staates nehmen müßten, und dabei bemerkten, daß der dritte Stand eigentlich die Nation ausmache und alle Volksgewalt in ſich vereinige: ſo weckten ſie in dieſem das Gefühl ſeiner Rechte und ſeiner Kraft, und ermunterten ihn, dieſe zu gebrauchen, um jene zu behaupten. Drittens wurden durch ſie Parteiungen geweckt, die zur Erſchütterung der Staaten beitrugen.

Es war nämlich natürlich, daß ihre Lehren eben ſowohl Widerſpruch als Beifall fanden; denn wie die Einen ſich durch dieſelben empor gehoben fühlten: ſo fühlten ſich die Andern durch ſie herabgewürdiget. Natürlich war es alſo auch, daß, während jene ſich gegen das Beſtehende wendeten, dieſe daſſelbe eifrigſt feſtzuhalten ſuchten. Hieraus aber bildeten ſich die Parteien, die beim Ausbruch der revolutionairen Zeiten gegen einander auftraten und mit dem Namen der Ariſtokraten und Demokraten bezeichnet wurden.

Gefördert und verſtärkt wurden dieſe Einwirkungen der Lehren franzöſiſcher Schriftſteller durch den nordamerikaniſchen Krieg. Denn während deſſelben wurde es von der franzöſiſchen Regierung, da ſie ſich der Nordamerikaner gegen England annahm, geſtattet, daß die Lehren über unveräußerliche Menſchen- und Bürgerrechte unverholen verbreitet, und Begeiſterung für die Sache der Nordamerikaner oder, was damit eins war, für bürgerliche Freiheit angefacht wurde. Und als endlich ein glückliches Gelingen die Anſtrengungen der Nordamerikaner gekrönt hatte, hatte die Sehnſucht nach Staatsumänderungen ein beſtimmtes Ziel gefunden und zugleich eine Aufmunterung, dieſem Ziele nachzuſtreben.

Geſammelt hatten ſich alſo die Stoffe, aus denen die revolutionairen Zeiten hervorgingen. Gleichwohl wäre es möglich geweſen, letzteren vorzubeugen, hätten die Regierungen damals durch zeitgemäße Verbeſſerungen den Geiſt der Unruhe beſchworen, oder die obwaltende Unzufriedenheit und Gährung beſchwichtigt. Aber das geſchah nicht. So wenig als einſt die Päbſte vor der Reformation das Nahen derſelben durch Beſchränkung ihrer Anmaßungen oder durch Abſtellung ſchreiender Mißbräuche abzuwenden befliſſen waren: ſo wenig waren auch damals die Regierungen zu ſolchen Maßregeln geneigt. Immer mehr gediehen daher die revolutionairen Zeiten zur Reife, und ſchon kündigte ſich ihr Kommen, wie einſt das Kommen der Reformation, durch einzelne Aufſtände und Unruhen an. Holland erhob ſich gegen das Haus Oranien (1786), Belgien fiel von Oeſtreich ab (1787), Lüttich behauptete ſtändiſche Rechte gegen ſeinen Biſchof (1789), in Genf erhob ſich ein heftiger Kampf zwiſchen Ariſtokraten und Demokraten (1788). Dieſe Aufſtände und Unruhen wurden wieder niedergedrückt, wie die Reformationsverſuche vor Luther: Holland, Belgien, Lüttich wurden durch Waffengewalt bezwungen, und der Kampf in Genf durch Aufſtellung einer neuen Verfaſſung (13. Febr. 1789) beigelegt. Aber der Geiſt, der dieſe Aufſtände und Unruhen hervorgebracht hatte, wurde nicht beſchwichtigt, und während man noch mit ihrer Bekämpfung beſchäftiget war, erhob ſich die Revolution in Frankreich, die eine Bewegung anregte, deren Toben und Brauſen noch heute fortdauert.

Zweiter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charaktere aus den Zeiten vom weſtphäliſchen Frieden bis zur franzöſiſchen Revolution.

I.

Das Erdbeben zu Liſſabon.

Zu den erſchreckendſten Naturerſcheinungen, von denen die Geſchichte redet, gehört das Erdbeben zu Liſſabon am 1. Nov. 1755, — ein furchtbarer Aufruhr der Natur, bei dem alles, was die Einbildungskraft Schreckliches erfaſſen kann, zuſammentraf.

Heiter und ſtill erſchien der Morgen dieſes Tages den Einwohnern Liſſabon's. Warm war die Luft, kein Wind wehete, der röthliche ungeſunde Nebel, den man Tags vorher wahrgenommen hatte, war verſchwunden, und ſchaarenweiſe ſtrömten Einheimiſche und Fremde zu den Kirchen, in denen das Feſt Allerheiligen gefeiert werden ſollte. Da erhob ſich nach 9 Uhr Vormittags ein wilder Sturmwind, der bei einem entſetzlichen Brauſen den Tajo ungewöhnlich aufſchwellte, und gleich darauf gegen 10 Uhr erfolgte in verſchiedenen Stößen das furchtbare Erdbeben. Der Erdboden bewegte ſich, ſchwankte, zitterte; Flammen brachen hervor, doch nicht ſo wohl aus der Erde als aus den einſtürzenden Häuſern (da um dieſe Zeit faſt in allen Küchen Feuer brannte); zugleich gerieth das Meer in ſchreckhafte Bewegung und nach anderthalb Stunden erfolgte ein Auf- und Niederwallen des Tajo, ſo daß er erſt um ſechs Fuß höher ſtieg, als bei der höchſten Fluth, dann faſt eben ſo viel niedriger fiel, als bei der niedrigſten Ebbe.

Eine halbe Stunde nach dem erſten Erdſtoß geſchah ein zweiter und zwiſchen 12 und 1 Uhr ein dritter. Zuſammengenommen dauerten dieſe Stöße nur wenige Minuten. Aber wie grauſenhaft waren die Zerſtörungen und Beängſtigungen, die ſich in dieſe wenigen Minuten zuſammendrängten! Paläſte und Hütten, Kirchen und Klöſter, Speicher und Zollhäuſer brachen zuſammen und begruben viele Tauſende unter ihren Trümmern. Auf allen Seiten hörte man das Krachen einſtürzender Gebäude, das Brauſen des Meeres, das Angſtgeſchrei der Betäubten, das Gewimmer der Sterbenden. Jeden trieb die Liebe zum Leben, auf das geſchwindeſte ſeiner Wohnung zu entfliehen; wer die Straße gewonnen hatte, ſtrengte ſich an, der Stadt zu entkommen, um im Freien Sicherheit zu finden. Aber wie Viele wurden auf ihrer Flucht durch das Niederpraſſeln der Häuſer erſchlagen, wie Viele durch den Kalkſtaub einſtürzender Gebäude erſtickt, oder von den hervorbrechenden Flammen und dem aufbrauſenden Gewäſſer verſchlungen. Alles lief zitternd und bebend durch einander, und der Unterſchied der Stände verſchwand bei der Gleichheit der Angſt und Gefahr. Die angeſehenſten Herren und Frauen, durch das Erdbeben aus ihren Betten aufgeſchreckt, erſchienen in Nachtkleidern, und waren wie die Niedrigſten im Volke ohne Schmuck, ohne Geld, ohne Nahrungsmittel. Alle, nur bedacht das Leben zu retten, hatten Koſtbarkeiten, Reichthümer und Lebensmittel in ihren wankenden oder einſtürzenden Gebäuden zurückgelaſſen. Der König ſammt ſeiner Familie befand ſich glücklicherweiſe auf ſeinem Schloſſe zu Belem: wäre er in ſeinem Palaſte zu Liſſabon geweſen, gewiß hätte er das Loos ſo vieler Verunglückten getheilt, da dieſer Palaſt gleich anfangs durch Feuer und Erdbeben vernichtet, und niemand aus demſelben gerettet wurde. Freilich ſtürzte auch ein großer Theil des Schloſſes zu Belem ein; doch hatten der König und ſeine Familie Zeit zu entfliehen. Aber ſie waren in den erſten vierundzwanzig Stunden faſt ohne Bedienung und Brod, mußten in unbeſpannten Kutſchen ihren Aufenthalt nehmen und mehrere Tage lang unter Zelten leben.

Die Größe des Unglücks, das durch dieſes Erdbeben erzeugt oder veranlaßt wurde, läßt ſich eher ahnen als beſtimmen. Nur allein im Betreff Liſſabons wird bemerkt, daß der dritte Theil der Einwohner, etwa auf 30000 Menſchen, umgekommen, daß von den Gebäuden etwa 3500 Häuſer, kaum der achte Theil, ſtehen geblieben, und daß von den Schiffen im Hafen einige untergegangen und alle mehr oder weniger beſchädiget worden ſind. Aber wer konnte die Menge derer zählen, die durch dieſes Unglück in Krankheit, Armuth und Verzweiflung geſtürzt wurden? wer die Menge der Reichthümer und Koſtbarkeiten, die mit der Zertrümmerung der Kirchen, Paläſte, Speicher und Schiffe untergingen? Auch blieb es nicht bei dem Einen Erdbeben, das ſich am 1. Nov. 1755 ereignete; vielmehr zog dasſelbe eine ganze Reihe von Erdbeben nach ſich, die anfangs täglich, nachher während des gelinden Winters bis zum März 1756 nach längeren Unterbrechungen ſich wiederholten, und von denen einige, wie am 10. und 21. Dec. (1755), überaus heftig waren. Und was noch mehr beſagt, nicht auf Liſſabon allein blieb das Erdbeben beſchränkt, ſondern es erſtreckte ſich über ganz Portugal und verheerte mehr oder weniger alle Städte und Flecken dieſes unglücklichen Landes, beſonders die an der See gelegenen, zerriß Berge und überſchwemmte die Ebenen. Ja weit über Portugal hinaus, an den Küſten des atlantiſchen, deutſchen, baltiſchen und mittelländiſchen Meeres, in Nordamerika und den weſtindiſchen Inſeln, in den afrikaniſchen Reichen zu Fez und Marocco und den azoriſchen und canariſchen Inſeln,

ſeln, ja mitten in Deutſchland zu Salzungen und zu Töpliz in Böhmen wurden die Wirkungen dieſes Erdbebens verſpürt, ſo daß die Geſchichte, wie Kant bemerkt*), „kein Beiſpiel von einer ſo ausgebreiteten und im Verlauf von wenigen Minuten zugleich verſpürten Rüttelung aller Gewäſſer und eines großen Theils der Erde hat.“

Doch wie furchtbar auch ferne Länder und Städte durch die Fortwirkung dieſes Erdbebens erſchreckt wurden, furchtbarer und ſchrecklicher war das Loos, das den Ort betraf, aus deſſen Schooße dieß grauſenhafte Naturereigniß hervorging. Liſſabon, ſonſt eine der ſchönſten und reichſten Städte, war jetzt ein Schauplatz des Entſetzens, erfüllt mit Trümmern und Leichen. Ihre vormaligen Bewohner, ſo viele deren noch am Leben waren, irrten unſtät umher, in Angſt vor der Wiederkehr des Erdbebens; bei rauher Herbſtwitterung und eintretenden Regengüſſen waren ſie ohne Obdach, ohne Lebensmittel, ohne wärmende Kleidung und aller gewohnten Gemächlichkeiten beraubt. Und nicht genug, daß die zerſtörenden Kräfte der Natur ſo viel Schrecken und Elend über ſie gehäuft hatten, ſo wurde ſolches auch durch ſittliche Entartung vermehrt.

---

*) Geſchichte und Naturbeſchreibung der merkwürdigſten Vorfälle des Erdbebens, welches am Ende des 1755ſten Jahres einen großen Theil der Erde erſchüttert hat, von Immanuel Kant. Königsberg 1756, S. 12.

mehrt. Gleich nach der erſten Erderſchütterung, wird erzählt, legten Böſewichter Feuer an, oder unterhielten das ausgebrochene Feuer, um deſto ungehinderter ſtehlen zu können; und ſpäterhin ſuchten viele, ſonſt wohl rechtliche Menſchen, getrieben von Noth und Verzweifelung, ihre Lebensbedürfniſſe durch Raub zu befriedigen.

Indeſſen kam ſo vielem Menſchenelend auch Menſchenliebe hilfreich entgegen. Der König, der ſelbſt in Gefahr geſchwebt hatte, nahm ſich ſeines Reiches und Volkes treulichſt an. Nicht zog er, wie ihm angerathen wurde, nach Oporto oder Braganza, ſondern blieb, auf Pombals Betrieb, in der Gegend von Liſſabon, um deſto kräftiger zur Linderung der allgemeinen Noth wirken zu können. Und hierzu öffnete er die wenigen Kornmagazine, die noch unverſehrt geblieben waren, ließ Zelte und Hütten errichten, befahl den Schutt wegzuräumen und die Todten zu beerdigen, zog Truppen herbei, um das Volk in Ordnung zu halten und Räubereien abzuwehren, und ließ an vielen Orten Galgen errichten, um ergriffene Räuber ſogleich aufzuknüpfen. Aber auch von andern Seiten kam den unglücklichen Portugieſen Hilfe zu. Die Capitains der fremden Schiffe, die auf dem Tajo vor Anker lagen, überließen ihnen an Lebensunterhalt, was ſie entrathen konnten. Der König von Spanien, ſeine Gemahlin (eine portugieſiſche Prinzeſſin) und die angeſehenſten Großen ſeines Reiches überſendeten

deten Geld und Lebensmittel; eben ſo die deutſchen Seeſtädte und England, das außerdem auch Kleidungsſtücke, eiſerne Geräthſchaften und Baumaterialien herbeiſchickte. Frankreich bot große Geldſummen an, die aber der König nicht annahm.

Zweifelhaft war es anfangs, ob Liſſabon wieder hergeſtellt, oder ob bei der häufigen Wiederkehr des Erdbebens ein anderer Ort zur Reſidenzſtadt angebaut werden ſollte? Doch als ſeit dem März 1756 die Erderſchütterungen nachließen, nun die Furcht vor ihnen ſich minderte, und die Ueberzeugung, daß Liſſabon am beßten zu einer Reſidenzſtadt ſich eigene, hervortrat: entſchloß ſich der König auf Rath ſeines Pombals die verwüſtete Hauptſtadt wieder aufzubauen. Wie eifrig aber Pombal dieſe Maßregel empfohlen hatte, ſo eifrig arbeitete er auch an ihrer Ausführung. Er berief dazu aus England und anderen Ländern Maurer, Zimmerleute und Baumeiſter, entwarf mit ihnen Plane, nach denen der Wiederaufbau geſchehen ſollte, und nöthigte die Einwohner ſich nach dem vorgezeichneten Plane zu richten. Doch nicht ſo ſchnell, als ſie untergegangen war, konnte dieſe Reſidenzſtadt wieder hergeſtellt werden: erſt nach Verfluß vieler Jahre trat ſie aus ihren Trümmern hervor, und erſchien nun regelmäßiger und prächtiger, als vorher.

Aber warum mußte Liſſabon untergehen? warum mußten die Einwohner dieſer Stadt ſo Schreckliches erdulden? Dreuſt behaupteten die Jeſuiten, voll Erbitterung über die Zurückſetzungen und Beſchränkungen, die ſie ſchon damals von dem Miniſter Pombal erfahren hatten, „dieß Erdbeben ſey eine göttliche Züchtigung zur Ahnung öffentlicher Ungerechtigkeiten und Aergerniſſe“*), und auſſer ihnen gab es auch in Deutſchland mehrere Prediger, welche dasſelbe als ein Strafgericht Gottes ſchilderten**). Doch wer darf lieblos ſeine Mitmenſchen verdammen? wer darf vermeſſen ſich einbilden, daß er Gottes Rathſchlüſſe durchſchaue? Iſt das Glück, das dem Menſchen begegnet, kein Beweis ſeiner Würdigkeit, ſo kann auch das Unglück, das ihn trifft, nicht als Beweis ſeiner Unwürdigkeit oder Straffälligkeit gelten. Von unergründlichen Geheimniſſen iſt der Menſch umgeben; bekennen muß er, daß die Rathſchlüſſe der Gottheit unbegreiflich und unerforſchlich ſind; und furchtbare Naturereigniſſe ſollen ſich ihm darſtellen als Hindeutungen auf die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge, als Mahnungen an ſeine eigene Ohnmacht und Gebrechlichkeit, und als Bekräftigungen des Glaubens an die Allmacht des Ewigen, der den Himmel ausbreitet, wie einen Teppich, und die Feſten der Erde erſchüttert, wie den Halm zarter Pflanzen.

---

*) Dieß that namentlich der Jeſuit Gabriel Malagrida in ſeinem Buche: „Urtheile über die wahre Urſache des Erdbebens zu Liſſabon,“ das nachher auf königl. Befehl als ein, mit fanatiſchem und boshaftem Geiſte geſchriebenes Werk verboten, und durch Henkers Hand verbrannt wurde. Die deshalb ergangene Verordnung findet ſich im „Leben Pombals ꝛc.“ überſetzt von Jagemann. Deſſau 1782, Thl. II S. 241.

**) Hiervon zeugen die Predigten, die „den geſammelten Nachrichten von dem Erdbeben der Stadt Liſſabon und andrer Orte ꝛc. herausgegeben von J. H. M. (Frankfurt 1756),“ beigefügt ſind.

II.

Der Marquis von Pombal.

Schwierig iſt es, das Seyn und Wirken des Marquis von Pombal genau zu bezeichnen: er ſelbſt wußte ſeine Abſichten zu verſchleiern; ſeine Handlungen zeugten eben ſo wohl von Regierungskraft und Regierungsweisheit als von Eigennützigkeit und Hartherzigkeit; wie hoch ſeine Freunde ihn erhoben, ſo tief ſetzten ſeine Feinde ihn herab; und ihm ward endlich das Mißgeſchick, daß am Schluſſe ſeines Lebens ſeine Feinde über ihn triumphirten und ſein Andenken brandmarkten. Aber wie ſchwierig es iſt, ihn näher kennen zu lernen, ſo wichtig iſt dieſes auch, da ſeine Wirkſamkeit nicht nur Portugal und deſſen Colonieen gewaltig ergriff, ſondern auch durch die von ihm eingeleitete Aufhebung des Jeſuiterordens für ganz Europa bedeutend wurde.

Sebaſtian Joſeph von Carvalho und Melo, (ſeit dem 6. Jun. 1759) **Graf von Oeyras** und (ſeit dem 17. Sept. 1770) **Marquis von Pombal**, unter welchem Namen er am bekannteſten iſt, geboren im Jahre 1699, ſtammte aus einem armen adeligen Geſchlechte in Portugal. Sein Vater, Emmanuel von Carvalho, war Hauptmann unter der königlichen Reiterei, und ſeine Mutter, Thereſe, gehörte dem Hauſe Mendoza an. Nachdem er eine Zeitlang auf der Univerſität zu Coimbra mehr der Fechtkunſt als der Rechtswiſſenſchaft gelebt hatte, kehrte er nach Liſſabon zurück, wo er in Kriegsdienſte trat und durch Stärke, Muth und Fechtergeſchicklichkeit die Aufmerkſamkeit des Infanten Xaver auf ſich zog. Aber ſeine Hoffnung einer ſchnellen Beförderung blieb unbefriedigt. Er verließ daher den Kriegsdienſt und lebte eine Zeitlang im Kreiſe ſeiner Freunde und Verwandten. Im Jahre 1739 kam er mit einer Geſandtſchaft nach London, im Jahre 1745 als Geſandtſchaftsſecretair des Marquis Tancos nach Wien: an beiden Orten fand er Anregung zur Ausbildung ſeines Geiſtes, am letztern auch Gelegenheit ſich emporzuſchwingen. In Wien nämlich gewann er, ausgezeichnet durch ein ſchönes und gefälliges Aeuſſere, die Liebe der Gräfin von Daun, durch dieſe die Gunſt der Kaiſerin Maria Thereſia, und durch deren Empfehlung die Hand der jungen Gräfin und die Geſandtenſtelle, als Tancos Wien verlaſſen hatte. Doch konnte er, nach Liſſabon zurückgekehrt, keine Anſtellung erhalten; denn wie ſehr er auch die Jeſuiten, die bei Hofe in großem Anſehn ſtanden, durch Schmeicheleien für ſich einzunehmen wußte, ſo blieb doch König Johann V. ihm abgeneigt. Aber kaum war dieſer geſtorben (31.

Jul. 1750), ſo wurde er auf Empfehlung des königlichen Beichtvaters Moreira, eines Jeſuiten, und der verwitweten Königin Maria Anna, einer Tante und Freundin der Maria Thereſia, als Staatsſecretair der auswärtigen Geſchäfte angeſtellt; und kaum war er, wie jeſuitiſche Schriftſteller erzählen*), auf Fürſprache der Jeſuiten in der Gunſt des neuen Königs befeſtiget, ſo wußte er ſich ihm unentbehrlich zu machen und die Leitung der Staatsangelegenheiten an ſich zu bringen.

Neues Leben kam mit ihm über Portugal. Denn weit entfernt von der Fahrläſſigkeit jenes Mönchs Gaspard (oder Kaspar) von Aveiro, der unter dem vorigen Könige an der Spitze der öffentlichen Geſchäfte geſtanden hatte, ſuchte er, mit umſichtigem Blicke und raſtloſer Entſchloſſenheit, Portugal aus tiefer Erſchlaffung wieder zu erheben. Er verſtärkte daher die Land- und Seemacht, vertrieb die Korſaren, die Portugals Küſten umſchwärmten, ordnete die Staatswirthſchaft und ermunterte zum Feldbau, Gewerbfleiß und Handel. Um letztern, der damals faſt gänzlich in den Händen der Engländer war, emporzubringen, legte er Manufacturen und Fabriken an, ſtiftete Handelsgeſellſchaften und verordnete, daß ohne ausdrückliche Erlaubniß der Regierung kein Gold aus Portugal

---

*) ſ. das Leben des Marquis von Pombal ꝛc. aus dem Italieniſchen überſetzt von Jagemann. Deſſau 1782. Thl. I, S. 29 ff.

gal geführt, und dazu die aus Portugal abſegelnden Schiffe der Engländer unterſucht werden ſollten. Auch griff er ſchon in den erſten Jahren ſeiner Amtsführung die das Königthum bedrohende Macht und Anmaßlichkeit des Klerus und Adels an. So erwirkte er im Jahre 1752 den Befehl, daß ohne königliche Genehmigung von dem Inquiſitionsgerichte keine Auto da Fé veranſtaltet, überhaupt keine Strafen vollzogen; ſo verfügte er im Jahre 1753, daß die königlichen Herrſchaften und Güter in Afrika und Amerika, welche an Adelige gekommen waren, wieder mit der Krone vereinigt werden ſollten; und ſo ſuchte er ſeit dem Jahre 1751, wie weiter unten erzählt werden ſoll, die Jeſuiten aus Paraguay zu vertreiben. Und doch war damals ſeine Regierungsgewalt noch beſchränkt! Denn noch lebte die Mutter des Königs, die eine Freundin der Jeſuiten war und auf ihren Sohn einen mächtigen Einfluß behauptete.

Erſt als dieſelbe geſtorben war (14. Aug. 1754), erlangte Carvalho das volle Vertrauen des Königs, und nicht bloß durch die Ueberlegenheit, welche der Geiſtesſtarke über den Geiſtesſchwachen behauptet, ſondern auch, wie erzählt wird, auf andern, minder rühmlichen Wegen. Denn indem er, heißt es, die Wünſche des ſchlaffen und ausſchweiſenden Königs begünſtigte, ſich als den getreueſten ſeiner Unterthanen ihm darſtellte und ihn, den Mißtrauiſchen und Furchtſamen, mit Verdacht gegen die Großen und gegen den eignen Bruder, den Infanten Peter, erfüllte, der ihm dasſelbe Schickſal, das einſt den König Alfons VI. betroffen hatte, bereiten könnte, ſchmeichelte er ſich ſo ſehr bei ihm ein und wendete ihn ſo weit von Andern ab, daß er allein alles über ihn vermochte. Selbſt das furchtbare Erdbeben, von welchem Liſſabon am 1. Nov. 1755 heimgeſucht wurde, diente zur Vermehrung ſeines Anſehns und Einfluſſes. Denn während durch dasſelbe mehrere ſeiner Gegner ihren Untergang gefunden hatten, war er am Leben und ſein Haus unverſehrt geblieben: was dem Könige als Merkmahl einer beſondern Fürſorge für ſeinen Günſtling erſchien; und während er des Königs landesväterliche Geſinnungen zur Linderung der allgemeinen Trübſal unterſtützte und für die Auffindung der Verunglückten, für die Sicherung der Lebenden und für die Wiederherſtellung Liſſabons ſorgte, fand er Gelegenheit nach eignem Gutdünken zu ſchalten und Strafen und Wohlthaten nach Willkür zu verfügen. Auch erhielt er jetzt, da der hochbejahrte Secretair des Innern, Peter von Motta, geſtorben war, deſſen Stelle, die ihm die volle Gewalt eines erſten Staatsminiſters ertheilte und über die Vornehmſten des Reiches ihn erhob.

Aber je höher er, der Sprößling einer armen Familie, emporſtieg, und je gewaltthätiger er ſeinen Willen durchſetzte, deſto erbitterter wurden gegen ihn die Häupter des Adels und die Schüler Loyolas. Beide hatten vorher alles in Portugal vermocht; wie hätten

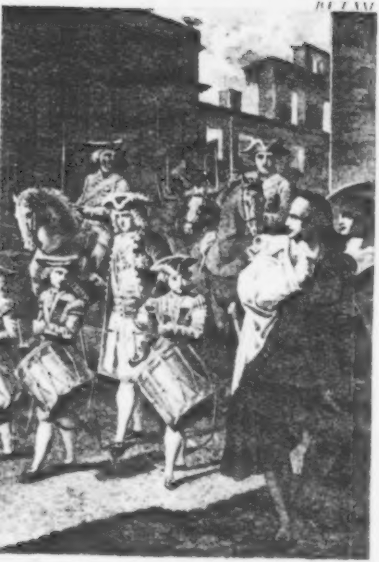
ten ſie es gelaſſen ertragen können, daß ſie jetzt von einem Emporkömmling beſchränkt und zurückgeſetzt wurden? Doch wußte er ſich gegen ſie zu behaupten und ſeinen Anordnungen Kraft zu geben. Er übertrug die wichtigſten Aemter und Würden ſeinen Verwandten und Freunden, ſetzte Belohnungen auf Anzeigen derer, die durch Wort und That ſich gegen die Regierung vergingen, und erklärte, nach Stillung eines Aufſtandes zu Oporto (1756), jeden Widerſtand gegen die Anordnungen des Königs (oder ſeines Miniſters) für ein Majeſtätsverbrechen. Doch erſt bei folgender Begebenheit gelang es ihm, den hohen Adel ſammt den Jeſuiten völlig niederzudrücken.

Als am 3. Sept. 1758 um Mitternacht König Joſeph von einer ſeiner Buhlerinnen, Donna Thereſe, Gemahlin des Marquis Ludwig von Tavora und Schwägerin des Herzogs von Aveiro, mit ſeinem Kammerdiener Tereira, nach ſeinem Schloſſe in Belem zurückkehrte, geſchah plötzlich auf den Wagen, in welchem er ſaß, ein mörderiſcher Angriff von drei Männern, von denen der eine nach dem Kutſcher und die beiden andern nach der Kutſche ſchoſſen. Aber der Schuß, der den Kutſcher treffen ſollte, verſagte, und die Schüſſe, die von hinten her in den Wagen drangen, gingen zwiſchen dem Könige und dem Kammerdiener hindurch, ließen letztern unbeſchädigt und verwundeten erſtern nur an dem obern Theil des rechten Armes. Sogleich fuhr der König zur nahen Wohnung

nung des Marquis von Angeya, ließ ſich daſelbſt verbinden und kehrte dann in ſeinen Palaſt zurück. Hier lebte er über drei Monate (bis zum 17. Dec.) ganz einſam, von niemand beſucht und bedient, als von ſeinem Wundarzte Soarez und ſeinem Miniſter Carvalho.

Die Nachricht von dieſem Vorgange ſetzte ganz Liſſabon in Bewegung; Carvalho aber ſuchte das Vorgegangene zu umſchleiern und über das Krankſeyn und Befinden des Königs verwirrende Gerüchte auszuſtreuen: — vielleicht, um dadurch das dunkle Getriebe des Mordanſchlags aufzuhellen; vielleicht auch, um die, die er für Urheber desſelben hielt oder ausgab, ſichrer zu machen und ſie nach aufgefundenen Beweiſen deſto unerwarteter und furchtbarer zu überraſchen. Und ſo geſchah es. Als er es wahrſcheinlich machen konnte, daß die Tavora's, namentlich das Haupt derſelben, der Herzog von Aveiro, Oberhofmeiſter des königlichen Palaſtes, ferner der Marquis Franz von Tavora und deſſen Schwiegerſohn der Graf von Antouguia, in Verbindung mit den Jeſuiten, aus Unzufriedenheit mit ihrer Zurückſetzung unter der gegenwärtigen Regierung, die Urheber jenes Mordanſchlags wären: ließ er dieſelben am 13. Dec. 1758 plötzlich verhaften, die Collegien der Jeſuiten mit Soldaten umringen und ein Gericht aufſtellen, in welchem er, ſelbſt die Prozeßführung übernehmend, als Ankläger und Richter erſchien. Was unter ſolchen Umſtänden zu erwarten war, erfolgte. Nachdem der Herzog von

Aveiro aus Furcht vor der Folter ſich ſelbſt und die übrigen Gefangenen für ſchuldig angegeben hatte (wobei er ausgeſagt haben ſoll, daß er durch den Pater Malagrida und andre Jeſuiten zum Königsmord verleitet worden ſey), wurde am 12. Jan. 1759 das Todesurtheil über eilf Perſonen ausgeſprochen: nämlich über den Herzog von Aveiro (der nach dem Kutſcher des Königs geſchoſſen haben ſoll), über den Marquis Franz von Tavora, deſſen Gemahlin Eleonore, deſſen beide Söhne, Ludwig und Joſeph von Tavora und deſſen Schwiegerſohn den Grafen von Antouguia; ferner über Romeiro, Hauptmann im Regimente Tavora, und über die Diener des Herzogs und Marquis, Johann Michael, Emanuel Alvarez, Anton Alvarez und Polykarp von Azevedo (von denen die beiden letztern auf den König ſelbſt geſchoſſen haben ſollen). Tags darauf (am 13. Jan.) wurde auf dem Markte zu Belem dieß Todesurtheil vollzogen. Zuerſt wurde die Marquiſin Eleonore von Tavora enthauptet, hierauf ihre Söhne und ihr Schwiegerſohn erdroſſelt und gerädert; dann ihr Gatte, der Hauptmann Romeiro und die Bedienten Johann Michael und Emanuel Alvarez lebendig gerädert, doch ſo daß ſie den erſten zerſchmetternden Schlag auf die Bruſt bekamen. Der Herzog von Aveiro wurde von unten hinauf gerädert, und zuletzt der Bediente Anton Alvarez (der Kammerdiener Polykarp von Azevedo war der Gefangennehmung und Hinrichtung durch ſchleunige Flucht entgangen)



Aufzug des Marquis von Pombal
durch die Straßen von Lissabon

gangen) lebendig ſammt dem Blutgerüſte und den auf ſelbigem befindlichen Leichen verbrannt. Ihrer Ehren und Würden waren die Erſten der Hingerichteten ſchon früher verluſtig erklärt worden; jetzt wurden auch ihre Wappen und Paläſte vernichtet, und der Boden, auf welchem letztere geſtanden hatten, gepflügt und mit Salz beſtreut. Gegen die Jeſuiten konnte aus Rückſichten auf die Kirche nicht mit gleicher Strenge verfahren werden; doch entgingen ſie darum dem Zorne des Miniſters nicht, und bald zeigte ſich Gelegenheit, ſie dieſen Zorn empfinden zu laſſen.

Niedergedrückt waren durch ſolches Verfahren die Großen, die der Regierung oder dem Miniſter entgegengeſtanden hatten, erſchreckt die übrigen, und öffentlich zeigte ſich nun der König, bei dem kirchlichen Dankfeſte, das am 13. Jan. zu ſeiner Rettung und Wiederherſtellung gefeiert wurde; auch erhielt bald darauf (am 6. Jun.) Carvalho zur Belohnung der bei dieſem Vorgange bewieſenen Treue gegen den König, mit den Gütern Oeyras und Pombal, den Titel „Graf von Oeyras.“ Gleichwohl blieb er voll Angſt und Unruhe. Nie erſchien er anders als umgeben von einer Compagnie Reiter, und dem Getöſe der Pauken und Trommeln, das dem Volke Schrecken einjagen ſollte*); niemand durfte ohne ausdrückliche Erlaubniß dem königlichen Palaſte ſich nahen; bei den Collegien der Jeſuiten wurden die Wachen verdoppelt; und ſchon am 17. Jan. 1759 wurde die Reviſion des gegen die Hingerichteten ausgeſprochenen Urtheils für immer verboten. Aber vergebens ſuchte Carvalho dadurch das Urtheil der Mit- und Nachwelt zu beſchwichtigen! Noch erleben mußte er, daß dieſes Verbot widerrufen, daß er laut und dringend der Ungerechtigkeit und Grauſamkeit angeklagt, und daß ſein Verfahren gegen die Hingerichteten und Eingekerkerten ein gräßlicher Juſtizmord genannt wurde. Ja ſelbſt die Wirklichkeit einer Verſchwörung gegen den König wurde geleugnet, und der Miniſter beſchuldigt, er habe dieſelbe erſonnen, um den König für die Unterdrückung der ihm verhaßten Großen zu gewinnen.

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XXI.

Der Herzog von Aveiro, ſagen Carvalho's Gegner, wollte bei dem nächtlichen Angriff am 3. Sept. 1758 nicht den König tödten, ſondern nur an deſſen Kammerdiener Teixeira, einem übermüthigen Manne, der ihn gröblich beleidigt hatte, Rache nehmen; in dem Wagen, auf welchen er mit ſeinen Bedienten ſchoß, vermuthete er den König nicht; denn dieſer Wagen gehörte eben jenem Teixeira, und vom Könige hieß es, daß er in ſeinem Zimmer unter Staatsgeſchäften vertieft ſey. Aber wie mährchenhaft klingt dieſe Angabe! Sollte wohl der Herzog von Aveiro einen Wagen mörderiſch angefallen haben, ohne beſtimmt zu wiſſen, wer in demſelben ſaß? oder läßt es ſich mit ſeinem Stolze vereinbaren, daß er zum

Men-

Meuchelmörder ſich erniedrigte, um einen Kammerdiener zu tödten, über den er ſich hoch erhaben dünkte? Unleugbar ſind in dem Prozeß gegen ihn und ſeine Leidensgenoſſen die Rechtsformen verletzt worden *); aber daraus folgt nicht, daß keine Verſchwörung gegen den König vorhanden war. Denn iſt es ſchon wahrſcheinlich, daß die Tavora's gegen den König, deſſen Wolluſt ihre Familie beſchimpfte, und deſſen Miniſter, der Einfluß und Güter ihnen entzog, voll Haß und Bitterkeit waren, und darum zu einer Verſchwörung gegen ihn geneigt ſeyn konnten: ſo wird dieß noch wahrſcheinlicher, wenn man hört, daß noch vor aller Unterſuchung, gleich bei der erſten Bekanntwerdung des geſcheiterten Mordplans, die Aveiro's und Tavora's als Urheber deſſelben von dem Gerücht bezeichnet wurden. Bedeutend erſchien es auch, daß ſie, vormals Feinde der Jeſuiten, ſeit einiger Zeit Freunde und Verbündete derſelben waren: leicht konnten ſie von dieſen, die den Königsmord nicht ſcheueten und gegen den Miniſter erbittert waren, zu einer Verſchwörung ermuntert werden. Am auffallendſten aber war es, daß der Jeſuit Malagrida, Beichtvater der Marquiſin Eleonore von Tavora, einige Monate vor dem verſuchten Königsmorde der erſten Hofdame, Anna de Lorena, geſchrie-

---

*) Man erſieht dieß aus dem „[illegible] [illegible] und Prozeß der verurtheilten Perſonen, wie ihn der Hof ſelbſt öffentlich bekannt machen laſſen.“ Frankfurt und Leipzig 1759.

geſchrieben hatte, ſie möchte den König vor der großen Gefahr warnen, die ihm im Monate September zuſtoßen würde. Nur jeſuitiſche Schriftſteller konnten dieſe Mittheilungen als Beweis der göttlichen Offenbarungen, deren Malagrida gewürdiget worden ſey, darſtellen*); andern erſchien ſie als Beweis von der Wirklichkeit einer Verſchwörung gegen den König und von dem Antheil, welchen die Jeſuiten an ſelbiger hatten. Und ſo erfaßte ſie auch Carvalho, der nun, nachdem er die ihm feindſeligen Großen ſo niedergebeugt hatte, daß ſie während Joſephs Regierung nicht wieder ſich zu erheben wagten, auch die Jeſuiten völlig zu unterdrücken ſuchte.

Die erſte Veranlaſſung zum Kampfe gegen ſie fand er, ſobald er Miniſter geworden war, bei Ausführung eines Umtauſches der portugieſiſchen Colonie St. Sacramento am La Plata gegen die ſpaniſchen Diſtricte in Paraguay, welche die Miſſionen von Uraguay hießen. Die Jeſuiten nämlich hatten ſeit dem Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts mit Erlaubniß der ſpaniſchen Regierung in Paraguay Miſſionen geſtiftet, die, verſtändig eingerichtet und mild geleitet, zu einem bedeutenden Staate angewachſen waren. Kein Fremdling durfte ſich dieſem Staate nahen; ein wunderſames Dunkel ſchwebte über ihm; aber um ſo mehr wurde von deſſen Größe und Reichthümern geweckt. Als nun die Portugieſen kraft jenes Tauſchvertrags ſich der Miſſionen von Uraguay bemächtigen wollten (1751), wurde ihr Heer von den Jeſuiten und deren Völkern zurückgeſchlagen, und ſo die Macht bekannt, zu welcher die Jeſuiten in Paraguay unvermerkt gelangt waren. **Carvalho** bewirkte daher, daß ſein Bruder, Franz Xaver Mendoza, mit einem anſehnlichen Kriegsheere nach Maranhao abgeſendet wurde (1753), um die Jeſuiten aus Paraguay zu vertreiben und den von ihnen geſtifteten Staat für die Krone Portugal in Beſitz zu nehmen. Nach vielen Schwierigkeiten gelang dieß im Jahre 1758; die Jeſuiten wurden, ſo weit man deren habhaft werden konnte, als Gefangene nach Portugal geſchafft. Aber je kräftiger **Carvalho** dieß durchſetzte, deſto erbitterter traten ihm die Jeſuiten in Portugal entgegen, wo ſie vorher die Regierung geleitet hatten und noch immer als Erzieher und Beichtväter der königlichen Familie vieles vermochten. Eifrigſt ſuchte er alſo ſie vom Hofe und aus ganz Portugal zu vertreiben, ja, wo möglich, völlig auszurotten. Auch hierin war er glücklich. Nachdem er ſchwere Beſchuldigungen gegen ſie erhoben hatte, willigte der König, trotz ſeiner Vorliebe für den Jeſuiten Moreira, ſeinen Erzieher und Beichtvater, ein (19. Sept. 1757), daß ſie vom Hofe entfernt, dann, als Pabſt Benedict XIV. eine Verordnung zur Reformation oder Reinigung und Verbeſſerung der portugieſiſchen Jeſuiten gegeben hatte (1. Apr. 1758), daß ihnen von Seiten des Cardinals Saldanha (am 15. Mai) alle Handels- und Wechſelgeſchäfte und (am 7. Jun.) alles Predigen und Beichthören in Liſſabon verboten wurde. Noch weiter führte der mörderiſche Angriff auf das Leben des Königs (3. Sept. 1758). Denn da die Jeſuiten als Mitverſchworene oder Anſtifter erſchienen, ſo ließ Carvalho nicht nur, wie ſchon bemerkt worden iſt, ihre Collegien mit Wachen umſtellen und eilf von ihnen, ehemalige Beichtväter am Hofe, und unter ihnen den Pater Malagrida, in die Gefängniſſe zu Belem ſchleppen, ſondern er wälzte auch auf den ganzen Orden das Verbrechen des Hochverraths, weil nach der Einrichtung dieſes Ordens die einzelnen Glieder desſelben ohne Beiſtimmung ihres Rectors oder Ordenshauptes ein ſolches Verbrechen nicht hätten unternehmen können. Er befahl daher (am 19. Jan. 1759), alle ihre Güter einzuziehen und öffentlich zu verſteigern, entriß ihnen alle Schulen im portugieſiſchen Reiche, und erließ (am 3. Sept. 1759) eine königliche Verordnung, kraft deren die Jeſuiten als Rebellen, Verräther, Ehrloſe und Hauptfeinde des Königreichs auf ewig aus allen portugieſiſchen Ländern verwieſen wurden. Hierauf ſendete er (am 16. Sept.) 113, dann (am Ende des Octobermonats) 121 Jeſuiten auf raguſaniſchen Schiffen, und über 300 andre, größtentheils Candidaten des Collegiums zu Coimbra, auf ſchwediſchen Schiffen nach Civita-Vecchia, ohne Sorge für ihr weiteres Fortkommen. Nur etwa hundert Jeſuiten, größtentheils Oberhäupter der Collegien und Procuratoren der Miſſionen, blieben in Portugal zurück, aber verſchloſſen in den Gefängniſſen zu Liſſabon, bis im Sept. 1766 auf Verwenden der Kaiſerin Maria Thereſia zwei und ſiebzig derſelben nach Civita-Vecchia entlaſſen wurden. Aus Braſilien und Maranhao wurden im Apr. 1760 auf 320 Jeſuiten nach Portugal und von da gleichfalls nach Civita-Vecchia geſchafft; und ſo auch die, die ſich bisher in dem portugieſiſchen Oſtindien, auf Madera und den Azoren aufgehalten hatten.

---

*) Man ſehe das oben angeführte Leben Pombals ꝛc. Thl. II. S. 177.

Den Pabſt Clemens XIII., einen Freund und Gönner der Jeſuiten, erbitterte dieß Verfahren. Er hatte (unter dem 11. Aug. 1759) dem Könige zugeſtanden, „wider jede geiſtliche Perſon nach Grundſätzen der Gerechtigkeit zu verfahren," aber auch ihn dringend aufgefordert, die Schuldigen wenigſtens nicht öffentlich zu beſtrafen, und nicht dem ganzen Orden entgelten zu laſſen, was etwa Einzelne aus demſelben verſchuldet hätten. Aber Joſeph I. oder Carvalho hatte nicht auf dieſe Aufforderung geachtet: das oben beſchriebene Verfahren gegen die Jeſuiten erfolgte, und der Pater Malagrida wurde nach einem Urtheile der Inquiſition, das der König beſtätigte, öffentlich erdroſſelt und verbrannt. Die Mißhelligkeiten, die deshalb zwiſchen dem römiſchen und portugieſiſchen Hofe entſtanden, führten zu einem völligen Bruche. Der päbſtliche Nuntius zu Liſſabon, Acciajuoli, der bei der Vermählung der älteſten Tochter Joſephs, Maria Franziska, mit deſſen Bruder, dem Infanten Peter, (6. Jun. 1760) ſeinen Palaſt nicht erleuchtet hatte, wurde auf königlichen Befehl aus Portugal, und andrerſeits der portugieſiſche Geſandte zu Rom mit allen Portugieſen aus dem Kirchenſtaate verwieſen. Erſt nach dem Tode Clemens XIII. (2. Febr. 1769), als Clemens XIV. (19. Mai) Pabſt geworden war, wurde das gute Vernehmen zwiſchen Rom und Liſſabon wiederhergeſtellt. Ein portugieſiſcher Geſandte kehrte (18. Aug. 1769) nach Rom, und ein päbſtlicher nach Liſſabon (28. Jun. 1770) zurück, und voll Freude hierüber ernannte König Joſeph ſeinen Miniſter zum Marquis von Pombal (17. Sept. 1770). Doch weit merkwürdiger war es, daß bald darauf Clemens XIV. ſich bewogen fühlte, einen Schritt zu thun, den Carvalho eifrigſt erſtrebte, und alle bourboniſchen Höfe dringend forderten. Denn nicht in Portugal allein, auch anderwärts hatten die Jeſuiten durch ihre freche Moral, durch ihre Einmiſchung in die Staatsangelegenheiten und durch das Betreiben von Handels- und Wechſelgeſchäften ſich verhaßt gemacht. Eine Aenderung ihrer Verfaſſung wollte ihr Ordensgeneral nicht zugeſtehen; mit den Worten: „Sint ut sunt, aut non sint" hatte er jeden Aufruf hierzu zurückgewieſen. Sie waren daher im

November 1764 aus Frankreich, im April 1767 aus Spanien, im November 1767 aus Neapel und im Januar 1768 aus Parma vertrieben worden. Unter ſolchen Umſtänden, glaubte Clemens XIV., könnte ihr Orden nicht länger aufrecht erhalten werden; und da er perſönlich ihnen abgeneigt war, weil ſie dem päbſtlichen Stuhle, deſſen Stütze und Schirm ſie ſeyn ſollten, oft Hohn geſprochen hatten: ſo unterzeichnete er am 21. Jul. 1773 die denkwürdige Bulle Dominus et Redemtor Noster etc., durch welche ein Orden aufgehoben wurde, der damals auf 20,000 Mitglieder und unter dieſen über 11,000 geweihete Prieſter zählte.

Hoch erfreut über dieſe Begebenheit, die ſeinen innigſten Wünſchen entſprach, war **Marquis von Pombal**. Er verordnete daher im Namen des Königs ein großes Dankfeſt, das zu Liſſabon am 29. Sept. 1774 in den Kirchen mit einem Tedeum und in der Stadt drei Abende nach einander mit Erleuchtung der Häuſer gefeiert wurde. Und er hatte Urſache ſich zu freuen! Ungehinderter als früherhin konnte er jetzt, da er die wichtigſten ſeiner Gegner unterdrückt ſah, das königliche Anſehn, auf welchem ſein eigenes wurzelte, erheben und ſeinem eignen Willen unbedingten Gehorſam verſchaffen.

Aber dabei war er auch eifrigſt bemüht, Portugals Macht und Wohlſtand zu erheben. Durch den Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg, den England am Ausgang des ſiebenjährigen Krieges mit einem Heere nach Portugal geſchickt hatte (1762), um ſelbiges gegen die Einfälle der Spanier zu ſchützen, ließ er die Land- und Seemacht der Portugieſen verbeſſern, wozu viele Ausländer herbeigezogen wurden (1762 —1764). Zur Erziehung des jungen Adels, welche ſonſt in den Händen der Jeſuiten geweſen, ſtiftete er ein adeliges Collegium (1769); der Univerſität Coimbra ertheilte er (1772) neue Geſetze und wiſſenſchaftliche Sammlungen; alle Städte und Flecken verſah er mit Schulen, den Klöſtern unterſagte er die Aufnahme neuer Mitglieder, die Sclaverei verminderte er, und den Unterſchied zwiſchen alten und neuen Chriſten, der ſich auf die Abſtammung von jüdiſchen Voreltern bezogen und zur Herabwürdigung einer großen Zahl von Portugieſen hingeführt hatte, ſchaffte er ab (1771). Dabei beſchäftigte ihn, wie am Anfange ſeiner Amtsführung, die Emporbringung des Ackerbaues, Gewerbfleißes und Handels: er verbot daher die Verbreitung des Weinbaus zum Nachtheil des Kornbaus, ermunterte zur Anlegung neuer Manufacturen und Fabriken, erklärte ſich gegen das Einbringen und Aufnehmen fremder Waaren, gab Handel und Schifffahrt frei, ſtiftete eine Handlungsſchule und verſchaffte in einem Vergleich mit Marocco (1774) den Portugieſen Sicherſtellung der Schifffahrt und Handelsvortheile. Auch Braſilien ward durch ihn erhoben, indem er die Eingebornen für eben ſo frei als die Portugieſen erklärte (1755), läſtige Steuern abſchaffte, den Handelsverkehr erleichterte und wüſte Gegenden durch Galeerenſclaven, die er dahin geſandt hatte, anbauen ließ. Liſſabon ſelbſt, durch ihn neuaufgebaut, wurde größer und herrlicher, als zuvor; namentlich ſtellte er durch das Einkommen von den Gütern der Jeſuiten die durch das Erdbeben zertrümmerten Kirchen wieder her. Auch errichtete er daſelbſt eine königliche Buchdruckerei. Bei allen dieſen Anſtalten ſetzte er ſeinen Vortheil keineswegs aus den Augen: wie ſein Anſehn, vermehrten ſich auch ſeine Reichthümer; aber mit Unrecht wird er beſchuldigt, nur für ſich Reichthümer geſammelt zu haben. Er ordnete die königlichen Einkünfte, vermehrte ſie durch Wiedervereinigung der Güter des Patriarchats mit den königlichen Gütern und füllte die königliche Schatzkammer mit großen Summen. Nicht minder leitete er die auswärtigen Angelegenheiten mit Kraft und Klugheit. England leiſtete, als es bei Verfolgung franzöſiſcher Schiffe an der Küſte von Lagos auch portugieſiſche Schiffe angetaſtet hatte, feierliche Genugthuung; und Spanien wurde, als es im Jahre 1762 Portugal angriff, mit Hilfe der Engländer zurückgeſchlagen.

Auf ſolche Art wirkte Pombal mit ungeſchwächter Kraft, raſtloſer Thätigkeit und umſichtigem Blicke, eigennützig und gemeinnützig, ſchreckend und erfreuend, bis zum Ableben ſeines ihm ganz ergebenen Königs. Kaum aber war Joſeph I. (am 24. Febr. 1777) geſtorben, als ſeine Regierungsgewalt vernichtet, und bittrer Gram über ſeine letzten Lebenstage gehäuft wurde. Denn als nun Joſephs ältere Tochter, Maria Franziska, Königin geworden war, trat ſogleich der langverhaltene Haß, den ſie, ihr Gemahl, ihre Mutter, der Klerus und Adel gegen den gewaltigen Miniſter in ſich genährt hatten, thätig hervor. Die Staatsgefangenen, die durch ihn eingekerkert worden waren, wurden in Freiheit geſetzt, die Verbannten, die er entfernt hatte, nach Portugal zurückgerufen; und dieſe, wie jene, forderten durch die Schilderung ihrer Leiden zur Rache gegen den Miniſter auf *). Jetzt wurde er laut als der ärgſte Tyrann verſchrieen; Verhöhnung traf ihn, wo er öffentlich erſchien, und er mußte mit eigenen Augen ſehen, wie ſeine Freunde geſtürzt, ſeine Verfügungen aufgehoben, und viele von den Ehrenſtellen und Einkünften, die er an ſich gebracht hatte, an Andre vergeben wurden. Nicht länger konnte oder mochte er nun Miniſter bleiben. Er nahm und erhielt daher (am 4. März 1777) ſeinen Abſchied und begab ſich mit ſeiner Gemahlin und einem Theil ſeiner Kinder, begleitet von ſeiner gewöhnlichen Wache, die vor der Volkswuth ihn ſchützen ſollte, auf ſeine Güter nach Pombal. Aber

---

*) Die Zahl derer, die durch Pombal theils hingerichtet, theils eingekerkert, theils aus Portugal in die Colonieen verwieſen worden waren, belief ſich, wie es in dem mehrmals erwähnten Leben Pombals ꝛc. Thl. II. S. 307. heißt, auf 9640, und von dieſen ſollen 3970 als ganz unſchuldig erklärt worden ſeyn.

Aber mit ſeiner Abſetzung waren ſeine Leiden nicht geendigt. Da jedermann erlaubt war, Klagen wider ihn zu erheben, traten zuerſt die vormals von ihm eingekerkerten, jetzt entfeſſelten Sprößlinge des Hauſes Tavora gegen ihn auf, bewirkten, daß ſie für unſchuldig erklärt wurden (17. Mai 1777), und drangen auf eine Reviſion oder Prüfung des Bluturtheils über die ſogenannten Königsmörder. Dieſes Geſuch wurde ihnen gewährt (9. Oct. 1780); ein beſonderer Gerichtshof erhielt den Auftrag die verlangte Prüfung vorzunehmen; und von dieſem wurde der Ausſpruch gethan (8. Apr. 1781), „daß alle todte und lebende Perſonen, welche kraft des Urtheils vom 12. Jan. 1759 theils hingerichtet, theils in Gefängniſſen geblieben waren, unſchuldig wären.“ Dieſer Ausſpruch wälzte eine ſchwere Schuld auf Pombal, und veranlaßte einen Prozeß, der ein grauſenvolles Ende zu nehmen drohete. Gleichwohl endigte derſelbe mit der Erklärung (am 16. Aug. 1781), daß Pombal'n, obſchon er als ein Miſſethäter exemplariſch beſtraft zu werden verdient hätte, wegen ſeines Alters und wegen der Milde der Königin die Lebensſtrafe geſchenkt werden ſollte; jedoch ſollte er bis auf weitere Verordnung wenigſtens zwanzig Stunden weit vom Hofe entfernt bleiben, und jedem geſtattet ſeyn, Anforderungen an ihn auf rechtlichem Wege zu verfolgen.

Bald nach dieſer Erklärung fand der hochbejahrte Greis die Ruhe im Grabe, die ihm unter ſeinen jetzigen Verhältniſſen wünſchenswerth ſeyn mußte. Fünf Jahre lang hatte er nach ſeiner Verabſchiedung auf ſeinen Gütern zu Pombal hingebracht, hatte das Bittre eines zerſtörten Lebensglückes empfunden, hatte Verfolgungen und Schmähungen durch mächtig gewordene Feinde erlitten, und ſich dabei vornehmlich mit Vertheidigung ſeiner Amtsführung*), mit Almoſengeben und Andachtsübungen beſchäftigt, als endlich Alter, Gram und Krankheit ſein Leben auflöſete. Er ſtarb zu Pombal am 5. Mai 1782, in einem Alter von drei und achtzig Jahren.

Gewiß war er ein Mann von hellem Verſtande, durchgreifender Entſchloſſenheit und umſichtiger und raſtloſer Thätigkeit, voll Eifer für den Wohlſtand ſeines Vaterlandes und für die Macht und den Glanz ſeines Königs; aber ungewiß iſt es, wie man über ſein Gemüth und ſeine Handlungsweiſe urtheilen ſoll. Zwar enthält die wider ihn erlaſſene Erklärung kein glaubwürdiges Zeugniß gegen ſein Verfahren: denn hätten die Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten, die man ihm vorwarf, erwieſen werden können, gewiß würde dieſes erörtert, und er mit der furchtbaren Strafe, die ſeine Feinde ihm zugedacht hatten, nicht verſchont worden ſeyn; auch läßt ſich zu ſeiner Vertheidigung ſagen, daß der hartnäckige Widerſtand, den er bei wohlgemeinten Beſtrebungen fand, zu ſchreckenden Gewaltſtreichen ihn hintrieb. Indeſſen ſcheint es doch, daß ihm bei aller Geiſteskraft die Eigenſchaften fehlten, die Liebe erwerben, Wohlwollen und menſchenfreundliche Schonung. Hart und rauh kündigte er ſich an, Furchtbarkeit galt ihm mehr als Liebe, Selbſtſucht miſchte ſich in ſeine Plane, und ohne zu bedenken, ob das Volk, dem er vorangeeilt war, für ſeine Anordnungen reif war, wollte er mit Despotenſinn augenblicklich erzwingen, was nur langſam gedeihen kann. Eben darum wurde es ſeinen Feinden leicht, die härteſten Beſchuldigungen gegen ihn aufzubringen, und eben darum ging auch von dem Guten, was er erſtrebt und erwirkt hatte, ſo vieles mit ihm unter.

---

*) Eine „Vertheidigungsſchrift des Marquis von Pombal, von ihm ſelbſt aufgeſetzt und an die Königin von Portugal gerichtet“ findet ſich in Dohm's Materialien für Statiſtik und neuere Staatengeſchichte. Lemgo 1781. Thl. III, S. 321—350. In derſelben ſucht er vornehmlich zu beweiſen, daß er ein mäßiges Einkommen gehabt, ſich nicht auf unrechtliche Art bereichert, und vieles zur Erhebung oder Verherrlichung Portugals gethan habe. — Dohm ſetzt hinzu: „Ich geſtehe, daß ich in der Art und dem Tone ſeiner Vertheidigung die Würde und Simplicität eines großen und ſchuldloſen Mannes zu finden glaube.“

III.

Die Janſeniſtiſchen Streitigkeiten.

Die Janſeniſtiſchen Streitigkeiten ſind ihrem Entſtehen nach rein theologiſche oder kirchliche Streitigkeiten: weshalb ſie der Kirchengeſchichte angehören. Allmählich aber wurden ſie zu einem Kampfe über die Grenze der päbſtlichen und königlichen Gewalt, bereiteten

teten dadurch die Stürme der Revolution mit vor und erhielten ſo eine politiſche Bedeutung: weshalb ſie auch in der Staatengeſchichte nicht übergangen werden dürfen. Darum ſoll auch hier von ihnen geredet werden und zwar ſo, daß wir den Punkt bezeichnen, von dem ſie ausgingen, den Gang, den ſie nahmen, und die Ideen, die ſie anregten.

Die Lehre über den freien Willen und die göttliche Gnade, oder über das gänzliche Unvermögen des Menſchen zum Guten, ſo daß er allein von der göttlichen Gnade bekehrt werden müſſe, dieſe Lehre, die einſt der Kirchenvater Auguſtinus aufgeſtellt, die Kirche jedoch nie völlig anerkannt hatte, war ſeit den Zeiten der Reformation aufs neue ein Gegenſtand des Streitens geworden, eben ſo wohl in der katholiſchen als in der proteſtantiſchen Kirche. In der katholiſchen Kirche hatten die Jeſuiten, ſo wie früher die Franziskaner, eine andere Meinung als Auguſtinus vorgetragen, und die Dominikaner, dieß bemerkend, hatten darüber in den Niederlanden und in Spanien einen Streit erhoben (ſeit 1552), der erſt (um 1612) vom Pabſt Paul IV. zum Schweigen gebracht wurde.

Dieſer Streit wurde um ſo verwickelter, da Auguſtinus in verſchiedenen Schriften und auf ungleiche Weiſe ſeine Lehren vorgetragen hatte. Zeitgemäß ſchien es daher, die Lehren dieſes Kirchenvaters aus deſſen Schriften auszuziehen, ſie bündig zu ordnen und ſo viel als möglich mit den Worten des Auguſtinus darzuſtellen. Dieß that ein niederländiſcher Gelehrter, **Cornelius Janſenius**, erſt Profeſſor zu Löwen, dann Biſchof zu Ypern, wo er 1638 ſtarb. Aus Liebe zum Auguſtinus, bei dem er ächtchriſtliche Weisheit zu finden meinte, und aus Abneigung gegen die Jeſuiten, die einſt ſeinen Vorgänger, den Profeſſor zu Löwen **Michael Bajus**, wegen Auguſtiniſcher Lehren verketzert und durch die Päbſte **Pius** V. (1567) und **Gregor** XIII. (1579) zur Widerrufung derſelben genöthigt hatten, hatte er einen großen Theil ſeines Lebens auf das Studium der Schriften des Auguſtinus verwendet und zwei und zwanzig Jahre lang an einer ſyſtematiſchen Darſtellung ſeiner Lehren gearbeitet. Kurz vor ſeinem Tode war er mit dieſer Arbeit zu Ende, und ſterbend übertrug er deren Herausgabe ſeinen Freunden. So erſchien zwei Jahre nachher (1640) ſein „Auguſtinus," ein Buch, das von Vielen mit Beifall geleſen wurde, doch wahrſcheinlich bald wieder vergeſſen worden wäre, hätten nicht die Jeſuiten ſtürmiſche Angriffe gegen daſſelbe erhoben *).

Damals ſtanden die Jeſuiten auf dem Gipfel ihres Anſehens und Einfluſſes, gleichſam wie eine feſtverbundene Phalanx, die den päbſtlichen Stuhl umgab

---

*) Der vollſtändige Titel dieſes Buches iſt: Augustinus, seu Doctrina S. Augustini de humanae naturae sanitate, aegritudine, medicina adversus Pelagianos et Massilienses. Leovardiae 1640. Fol.

und dem franzöſiſchen Throne ſich nahete, jenen wie dieſen bald ſchützte, bald ſchreckte, immer aber gegen die Reformation und das durch dieſe emporgekommene Licht evangeliſcher Wahrheit und Freiheit kämpfte. Nur ſo viel Licht ſollte der Welt zuſtrahlen, als ſie ſelbſt ihr zuſtrahlen zu laſſen für gut fanden. Was aber über ihre Beſtrebungen hinausging oder ihren Meinungen und Abſichten widerſprach, erſchien ihnen als gehäſſig, und, was ihnen als gehäſſig erſchien, ſuchten ſie mit unabläſſiger Verfolgungsſucht und ohne Berückſichtigung der Moralität der Mittel zu unterdrücken. Von den Lehren des Auguſtinus waren ſie abgewichen: der Auguſtinus des Janſenius galt ihnen daher als eine Zurechtweiſung, die ihren Stolz kränkte, und als ein Angriff auf ihren Orden, den ſie bekämpfen und unterdrücken zu müſſen glaubten. Sie verſchrieen alſo das Buch als ketzeriſch, da es die Lehre des Michael Bajus enthalte, die ſchon von zwei Päbſten verworfen worden wäre, richteten gegen daſſelbe öffentliche Disputationen und bewogen den Pabſt Urban VIII. daſſelbe zu verbieten (1643), dann den Pabſt Innocenz X. fünf Sätze aus demſelben, die ſie ihm zugeſendet hatten, in einer Bulle vom 31. Mai 1653 öffentlich zu verdammen, und hierauf den Pabſt Alexander VII. dieſe Verdammung zu erneuern (1656) und allen Geiſtlichen zu befehlen (1665), eine Eidesformel zu unterſchreiben, in welcher jene fünf Sätze verworfen und dem verſtorbenen Janſenius

Flüche nachgerufen wurden. Aber dieſe Verfügungen wirkten nicht, was deren Urheber erwartet hatten; vielmehr ſchufen ſie die Secte der Janſeniſten, die ſich zu dem lebhafteſten Widerſtande berufen fühlte.

Aus den ſpaniſchen Niederlanden, wo ſie von den Jeſuiten und der ſpaniſchen Regierung hart bedrängt wurden, hatten ſich die Anhänger des Janſenius nach Frankreich gewendet. Hier traten ſie mit Vielen, denen die Herrſchſucht der Jeſuiten verhaßt war, enge zuſammen, machten das Kloſter Portroyal bei Paris zu ihrem Hauptſitze und erwarben ſich Achtung durch den Ernſt und die Würde ihrer Beſtrebungen. Nicht genug nämlich war es ihnen, die Lehre des Auguſtinus zu ſchützen, oder zu lehren, daß der Menſch ohne Gott nichts vermöge; ſie empfahlen und förderten auch das Leſen der heiligen Schrift, drangen zum Verſtändniß derſelben auf gelehrte Kenntniſſe, und ſtellten eine ſtrenge Sittenlehre auf, die wahre Beſſerung des Herzens und Lebens zur Pflicht machte. Freilich waren ſie auch religiöſen Schwärmereien zugethan; aber eben dieſe Schwärmereien befeuerten ſie, muthig zu kämpfen für das, was ſie als wahr und gut erkannten. Solchen Aufſchwung nahmen ſie unter den achtungswürdigen Männern, die damals an ihrer Spitze ſtanden, unter einem Anton Arnauld (geb. 1612, geſt. 1694), einem Blaiſe Pascal (geb. 1623, geſt. 1662), einem Peter Nicole (geb. 1625, geſt. 1695). Auch traten ihnen die angeſehenſten Staatsbedienten, Mitglieder der Sorbonne und des Parlaments, mehrere Biſchöfe, ſelbſt Perſonen des königlichen Hauſes und viele Frauen bei, wie die Herzogin von Longueville, die Schweſter des großen Condé. Je mehr ſie aber Anhang fanden, deſto bedeutender mußte der Kampf werden, den ſie beſtanden; und je mehr ſich dieſer Kampf erhitzte, deſto weiter mußte er um ſich greifen.

Zuerſt kämpften ſie bloß gegen die Jeſuiten, deckten, was vornehmlich von Pascal mit ſeinem Spott und eindringlicher Kraft geſchah*), das Abſcheuliche in der Sittenlehre derſelben auf, und zeigten, wie dieſelbe zu allen Arten von Schändlichkeiten verführen müſſe. Dann aber, als, durch die Jeſuiten gereizt, die Päbſte wider ſie Partei nahmen, den Auguſtinus des Janſenius verboten und fünf Sätze aus demſelben als ketzeriſch verdammten, wendeten ſie ſich gegen den römiſchen Stuhl. Sie erklärten, daß ſie der reinen Lehre des Auguſtinus, zu der ſich die alte afrikaniſche Kirche bekannt hätte, zugethan wären; daß ferner jene fünf verdammten Sätze nicht mit Genauigkeit und nicht in dem Sinne des Janſenius angegeben

---

*) Berühmt und merkwürdig ſind Paſcal's Lettres provinciales ou lettres écrites par Louis de Montalte à un Provincial de ses amis et aux Pères Jésuites sur la Morale et la Politique de ces Pères. Paris 1656. Was Johann von Müller (Allgem. Geſch. Thl. III, S. 182) von Paſcal überhaupt rühmt: „er ſtellte die ganze Kraft und Feinheit der franzöſiſchen Sprache dar," das läßt ſich beſonders auf dieſe Briefe Paſcal's anwenden.

gegeben wären; daß es befremdlich ſey, die Leſer eines Buches nöthigen zu wollen, etwas in einem Buche zu finden, was nicht in demſelben ſtehe; und daß überhaupt der Pabſt, wenn auch nicht in Glaubensſachen, doch in Thatſachen ſich irren könne. Indem ſie aber ſolche Erklärungen aufſtellten, erhielt der begonnene Kampf eine ganz andere Richtung. Denn nun wurde nicht ſo wohl für die Lehren des Auguſtinus, als gegen die Unfehlbarkeit des Pabſtes und gegen deſſen Anmaßung, über zweifelhafte Geſchichtsfragen zu entſcheiden, geſtritten und die Denkfreiheit gegen dieſe Anmaßung in Schutz genommen.

Doch ſchon hatte ſich auch König Ludwig XIV. in dieſen Kampf gemiſcht. Entrüſtet über den Streit, der ſich in ſeiner Nähe erhob, wurde er von den Jeſuiten, die ihn umgaben, gegen die Janſeniſten als gegen gefährliche Ketzer eingenommen, ſo daß er dieſe durch geiſtliche und weltliche Macht zu unterdrücken ſuchte. Aber gerade dadurch veranlaßte er, daß ein Streit um Kirchenlehren zu einem Streit um die Grenzen der Staatsgewalt ſich hinwendete, oder eine Kirchenſache zur Staatsſache wurde. Er ſelbſt forderte den Pabſt zur Unterdrückung der Janſeniſten auf, und verlangte, daß die vom Pabſte Alexander VII. (1665) eingeſchickte Eidesformel vom Parlamente unter die Reichsgeſetze aufgenommen, daß demnach alle Geiſtliche ſeines Reiches gezwungen werden ſollten, ſie zu unterſchreiben, und daß die Widerſpenſtigen Aemter und Pfründen verlieren ſollten. Aber auch er, der mächtige Monarch, konnte bei dieſem Kampfe gegen geiſtige Kräfte ſeinen Willen nicht durchſetzen. Viele der Janſeniſten gaben eher ihre Stellen auf oder ließen ſich gefangen ſetzen, als daß ſie die Eidesformel unterſchrieben und dem Könige ein Recht in Lehrſachen zugeſtanden. Um den Streit zu vermitteln, verwilligte Clemens IX. (1668) den Janſeniſten, die vorgeſchriebene Eidesformel nicht unbedingt zu unterſchreiben, ſondern eine ihr Gewiſſen beruhigende Erklärung hinzuzuſetzen. Doch kam kein eigentlicher Friede zu Stande; die Erbitterung der Parteien dauerte fort, und äuſſerte ſich bald ſtärker, bald ſchwächer; ja ſelbſt der König hob im Jahre 1676 die Verwilligung des Pabſtes wieder auf und erzeugte dadurch neue Verfolgungen der Janſeniſten.

Während der großen Kriege, die Ludwig XIV. von 1672 bis 1678, dann von 1688 bis 1697 führte, und während der Händel, in die er ſelbſt mit dem Pabſte gerieth (1681 — 1690), ſo wie bei den Verfolgungen, die er über die Hugenotten verhängte (1683 — 1685), traten die janſeniſtiſchen Streitigkeiten in den Hintergrund; bald aber brachen ſie, abermals durch ein Buch erregt, mit neuen Stürmen hervor.

Paſchaſius Quesnel, aus Paris gebürtig, ein Dominikanermönch und Anhänger der Janſeniſten, hatte vom Jahre 1671 bis zum Jahre 1693 das

Neue Teſtament in franzöſiſcher Sprache herausgegeben mit moraliſchen Anmerkungen, die im Geiſte des Janſenius geſchrieben waren*). Anfangs wurde dieſes Buch mit ungetheiltem Beifall geleſen, von Biſchöfen empfohlen und verbreitet, und ſelbſt in Rom wohlgefällig aufgenommen. Erſt der Parteihaß der Jeſuiten brachte daſſelbe in übeln Ruf. Denn als der Cardinal und Erzbiſchof zu Paris, **Ludwig Anton von Noailles**, der bei ſeiner chriſtlichen Denkart mehr zu den Janſeniſten als zu den Jeſuiten hinneigte, dieſes Buch öfters anempfahl, ſuchten letztere ihm wehe zu thun und mit ihm zugleich die Janſeniſten zu ſtürzen. Sie beſchuldigten daher (ſeit 1698) Quesnel's Neues Teſtament des Janſenismus, ſuchten daſſelbe auf alle Art zu verketzern, und bewogen eben den Pabſt **Clemens** XI., der daſſelbe vorher gelobt hatte, im Jahre 1705 ein Breve zu erlaſſen, in welchem daſſelbe wegen des ihm eingeimpften Janſenismus verdammt, und deſſen Leſen verboten wurde. Hiermit nicht zufrieden, ſuchten ſie auch den König gegen Quesnel's Neues Teſtament, oder gegen den Cardinal Noailles und die Janſeniſten zu erbittern.

---

*) Es erſchien zuerſt 1671 unter dem Titel: le Nouveau Testament en français avec des réflexions morales sur chaque verset und umfaßte anfangs nur die vier Evangelien. In ſpätern Ausgaben, namentlich in der vom Jahr 1694, umfaßte es auch die übrigen Schriften des Neuen Teſtaments und erhielt den Titel: Pensées chrétiennes sur le texte des livres sacrés.

Und leicht gelang ihnen dieß! Denn hatte **Ludwig XIV.** ſchon in frühern Jahren die Janſeniſtiſchen Streitigkeiten mit Unwillen bemerkt, ſo ward er nun, vom Alter und Unglück gebeugt, der Frömmelei hingegeben und geleitet von ſeinem Beichtvater, dem Jeſuiten **Le Tellier** (ſ. 1709) und von der Frau von Maintenon, der Freundin der Jeſuiten, aufs innigſte gegen die Janſeniſten und was ihnen zuſagte, entrüſtet. Er ließ daher nicht nur den Hauptſitz derſelben, das Kloſter Portroyal bei Paris, — nicht anders als wäre es ein Sammelplatz unnatürlicher Laſter und ſtaatsgefährlicher Anſchläge — aufheben (1709) und völlig niederreißen (1710), ſondern erſuchte auch den Pabſt, ſich über Quesnel's Neues Teſtament genau und deutlich zu erklären. Hierauf erging von **Clemens XI.** am 8. Sept. 1713 die Bulle Unigenitus, in welcher Quesnel's Neues Teſtament als ein aufrühreriſches und verderbliches Buch nochmals verboten und 101 Sätze aus demſelben, wie ſie dem Pabſte von den Jeſuiten in Frankreich, namentlich von des Königs Beichtvater **Le Tellier**, mitgetheilt worden waren, als ketzeriſch verdammt wurden.

Dieſe Bulle ſollte, wie **Voltaire** ſagt*), ein Schisma hindern und brachte eigentlich ein Schisma hervor. Vielen erſchien ſie als ein Aergerniß, Andern als eine

---

*) **Voltaire**, Siècle de Louis XIV. à Francfort 1753, Tom. III, 185

eine Thorheit. Denn hatte ſchon früher das Verfahren des Pabſtes bei den fünf Sätzen aus dem Auguſtinus des Janſenius Erſtaunen und Unwillen erregt, ſo war man jetzt noch erſtaunter und unwilliger, da mehrere von den verdammten 101 Sätzen Lehren enthielten, die mit der heiligen Schrift genau zuſammenſtimmten, vom Auguſtinus deutlich vorgetragen und von der römiſchen Kirche angenommen waren. Es entſtand daher Zerrüttung in der franzöſiſchen Kirche, ſelbſt am königlichen Hofe Zwieſpalt, und unruhige Bewegung im Reiche. Um dieſe Aergerlichkeiten zu beſeitigen und die gewünſchte Ruhe zu finden, ſuchte Ludwig XIV. die Annahme der Bulle Unigenitus durch die Sorbonne, durch das Parlament und durch eine Verſammlung von Biſchöfen zu bewirken. Aber die Meinungen blieben getheilt. Mochten auch Manche dem Verlangen des Königs und Pabſtes ſich unbedingt fügen und namentlich die Jeſuiten Freude an demſelben finden; ſo erhoben dagegen Viele laute Mißbilligung. Sie ſahen die päbſtliche Bulle an als einen Eingriff in die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche, als eine Beſtreitung der heiligen Schrift und der Kirchenlehre, und erblickten in den Maßregeln des Königs einen Verſuch, die Kirche dem Staate zu unterwerfen. Sie wollten daher eben ſo wenig dem Pabſte unbedingt gehorchen, als dem Könige die Befugniß einräumen, über Glaubens- und Kirchenſachen nach Gutdünken zu verfügen. Selbſt der Cardinal

Noailles, der Vorſitzende in der Verſammlung der Biſchöfe, erklärte: er könne die Bulle nicht annehmen, bevor nicht der Pabſt die gegen ſie erhobenen Bedenklichkeiten gelöſet oder über die von ihm verdammten Sätze ſich näher erklärt habe. Aber dem Pabſte mißfielen ſolche Einreden; eifrigſt drang er auf unbedingte Annahme ſeiner Bulle.

Jetzt gerieth der König ſelbſt in Zweifel über das, was er thun und laſſen ſollte: die Ruhe ſeines Herzens, wie die ſeines Reiches, war durch dieſe Händel erſchüttert. Doch beſtürmt von ſeiner **Maintenon** und ſeinem Beichtvater, entſchloß er ſich gegen die Widerſtrebenden Gewalt zu brauchen. Er verwies daher den Cardinal Noailles vom Hofe, entzog andern Geiſtlichen, die der Bulle entgegen waren, Aemter und Pfründen, oder ließ ſie gefangen ſetzen, und nöthigte das Parlament, den Befehl, daß die Bulle Unigenitus im ganzen Reiche angenommen werden ſollte, in das Verzeichniß der Reichsgeſetze einzutragen (14. Febr. 1714).

Während ſo die Janſeniſten völlig zu unterliegen ſchienen, ſtarb Ludwig XIV. (1. Sept. 1715), und neue Hoffnungen lebten für ſie mit ſeinem Tode auf. Dem **Herzoge von Orleans**, der nun im Namen des unmündigen Königs Ludwigs XV. die Regierung führte, waren, bei ſeiner Gleichgiltigkeit gegen Sachen der Religion, die Jeſuiten und deren Beſtrebungen zuwider; eher hielt er es mit den Janſeniſten, durch deren Mitwirken im Parlamente die Regentſchaft ihm zugeſprochen war. Er verwies daher den Pater Le Tellier vom Hofe, hob den zurückgewieſenen Cardinal Noailles wieder hervor, gab den andern Geiſtlichen, die um der Bulle willen gefangen und abgeſetzt waren, Freiheit und Aemter zurück, und beſtand nicht auf Annahme der Bulle, ſondern erlaubte jedem, dieſelbe nach Willkür zu erklären. Doch es lag nicht in ſeiner Macht, den Sturm der Streitigkeiten, der ihn umtoſete, zu beſchwichtigen, und bald ergriff ihn der Drang der äuſſern Umſtände. Der Pabſt fuhr fort, auf die unbedingte Annahme der Bulle Unigenitus zu dringen und mehrere franzöſiſche Geiſtliche traten ihm hierin bei: ſie hießen deshalb „Acceptanten". Dagegen erhoben ſich die Gegner derſelben, — nicht bloß Janſeniſten, ſondern alle, denen die Ehre und Freiheit der gallikaniſchen Kirche am Herzen lag, — und appellirten (ſeit 1717), gerade wie anfangs die Reformatoren, von dem Pabſte und deſſen Bulle an ein allgemeines Concilium: ſie hießen deshalb „Appellanten". Da nun auch der Prinz-Regent, um ſeinem unſittlichen Führer Dübois den Cardinalshut zu verſchaffen, den Pabſt für ſich zu gewinnen wünſchte; ſo änderte er, wenn auch nicht ſeine Geſinnung, doch ſein Verfahren. Er trat (ſeit 1717) von der Seite der Janſeniſten und Appellanten auf die Seite ihrer Gegner, verbot wiederholt (1717 und 1719) das Disputiren über die beſtrittene Bulle, zwang das Parlament, ſie abermals einzuzeichnen (1720), erbat ſich von ausländiſchen Biſchöfen ein Gutachten über dieſelbe, und verfuhr, da dieſes für die Acceptanten ausfiel, mit Strenge gegen die Appellanten, ſo daß alſo die Janſeniſten aufs neue ins Gedränge kamen.

Nach dem Tode des Herzogs von Orleans (1723) wurden ſie noch härter gedrückt, als, nach der kurzen Staatsverwaltung des Herzogs von Bourbon (1723—1726), alle Staatsgewalt in die Hände des Cardinals Fleury kam (1726—1743). Fleury nämlich, ein Freund der Päbſte und Jeſuiten, ſuchte im Sinn derſelben den Kirchenfrieden wiederherzuſtellen. Er erneuerte daher die Annahme der Bulle und nöthigte das Parlament als Geſetz anzuerkennen, daß, wer dieſe Bulle verwerfe, zu keinem geiſtlichen Amte gelangen ſollte. Dabei duldete er keinen Appellanten in Frankreich und brachte ſelbſt den alten Cardinal Noailles dahin, daß dieſer (1728) die langbeſtrittene Bulle am Abend ſeines Lebens unterzeichnete. Von nun an zog ſich ein großer Theil der Janſeniſten nach den Vereinigten Niederlanden, in welche ſchon früher ihr Arnauld und Quesnel geflohen waren. Dort, wo ihnen Religionsfreiheit geſtattet wurde, gaben ſie die Gemeinſchaft mit dem römiſchen Stuhle völlig auf, ohne darum aufzuhören, ſich Mitglieder der katholiſchen Kirche zu nennen. Indeſſen waren viele von ihnen in Frankreich zurückgeblieben, die nach Fleury's Tode (1743) wieder hervortraten.

Aber nicht mehr, wie vorher, ſuchten ſie durch Gelehrſamkeit und ächtchriſtliche Frömmigkeit Achtung zu gewinnen. Schon in den Tagen des Cardinals Fleury legten ſie es darauf an, durch das Vorgeben von Wundern, die an den Gräbern ihrer Anhänger, namentlich am Grabe des Diaconus François de Paris (dieſer war im Jahre 1727 geſtorben), gleichſam als ein göttliches Zeugniß für ihre Unſchuld und Rechtgläubigkeit, geſchehen ſollten, oder durch Verzuckungen und Peinigungen, denen ſie ſich unterzogen, Aufſehen und Bewunderung zu erregen. Eine Zeitlang glückte ihnen dieß: ſelbſt ihre Feinde, die Jeſuiten, mochten, aus Rückſicht auf die von der römiſchen Kirche und von ihrem eigenen Orden vorgegebenen Wunder, die Wahrheit dieſer Wunderwerke nicht beſtreiten, ſondern begnügten ſich, ſelbige als Wirkungen des Teufels zu erklären. Aber bald wendete ſich der Unterſuchungsgeiſt, den ſie ſelbſt belebt hatten, gegen ſie, und ſie erſchienen nicht mehr als gelehrte und fromme Vertreter der Wahrheit und des Rechts, ſondern als heuchleriſche und betrügeriſche Schwärmer. Ihre Wunder, ſagt Voltaire, wurden das Grab ihres Ruhms. Mochten ſie nun auch bei allen Bedrängniſſen, die ſie von Seiten des Hofes und der Jeſuiten erfuhren, noch lange fortbeſtehen und ſelbſt den Orden der Jeſuiten (der im Jahre 1764 in Frankreich aufgehoben und im Jahre 1773 vom Pabſte aufgelöſet wurde) überleben; ſo war doch ihre Zeit vorüber: ſie hatten geleiſtet, was ihnen zu leiſten beſtimmt war, und die Jünger anderer Schulen, die ſich Philoſophen nannten, ſollten das weiter bringen, was von ihnen angeregt war.

Doch ſpurlos konnten ſie von der Bühne der Welterſcheinungen nicht abtreten. In den Tagen ihres beſſern Seyns hatten ſie Geiſtes- und Herzensbildung gefördert, hatten die Wahrheit und Würde einer ächtchriſtlichen Moral gegen die Caſuiſtik und den Probabilismus der Jeſuiten in Schutz genommen und, gleich den Pietiſten in der evangeliſchen Kirche, eine beſſere Behandlung der Religionswahrheiten und die Erhebung des Herzens zu Gott und die Lauterkeit des innern und äuſſern Lebens als die wahre Gottesverehrung nachdrücklichſt empfohlen. Aber noch folgenreicher war es, daß ſie zu Unterſuchungen über die Grenzen der päbſtlichen und königlichen Gewalt aufforderten und ein Widerſtreben gegen beide Gewalten aufregten. Jene Läuterungen der Moral und Religion, die von ihnen ausgingen, verloren ſich wieder bei den Stürmen der Zeit und ihrer eigenen Ausartung: ja ſie ſelbſt riefen durch das Gaukelſpiel ihrer Wunderwerke den Unglauben hervor; aber dieſer Unterſuchungs- und Widerſpruchsgeiſt hatte etwas Bleibendes; er begründete die Umänderung in der Denkart

art der Franzoſen und leiſtete ſo den Lehren der Philoſophen, die neben und nach ihnen auftraten, Vorſchub.

Indem nämlich die Janſeniſten die Lehre von der Unfehlbarkeit des Pabſtes antaſteten, die Freiheit der gallikaniſchen Kirche in Schutz nahmen, und die Möglichkeit zeigten, daß eine katholiſche Kirche auch ohne Pabſt beſtehen könne, wirkten ſie zu neuen Meinungen über das Pabſtthum und durch dieſe zu neuer Erſchütterung desſelben hin. Und indem ſie gegen die königliche Gewalt ankämpften, die nach Unterdrükkung der weltlichen Großen, nach Beſeitigung der Ständeverſammlung und nach Vertreibung der Hugonotten ganz unumſchränkt erſchien, richteten ſie die öffentliche Meinung gegen die Regierung, die zunächſt im Parlamente, wo die Janſeniſten am meiſten vermochten, bald aber auch in vielen Schriften angegriffen wurde. — Nicht ohne Grund kann man alſo behaupten, daß das Wirken und Streben der Janſeniſten, ihr Kämpfen und Dulden als eine der Vorbereitungen der franzöſiſchen Revolution anzuſehen iſt.

IV.

Die Vermählung der Erzherzogin Maria Antoinette mit Ludwig XVI.

Kann man im Menſchenleben Augenblicke bemerken, in denen das Schickſal warnend hervortritt, oder durch düſtre Zeichen auf eine Zukunft hindeutet, in der unter Schmerz und Jammer ſchaudervoll endigen ſoll, was unter Jubel und Hoffnung glanzvoll begann: ſo kann man ſolche Augenblicke auch bei der Vermählung der öſtreichiſchen Prinzeſſin Maria Antoinette, der Tochter der Kaiſerin Maria Thereſia, mit dem damaligen Dauphin, ſpäterhin König Ludwig XVI., bemerken.

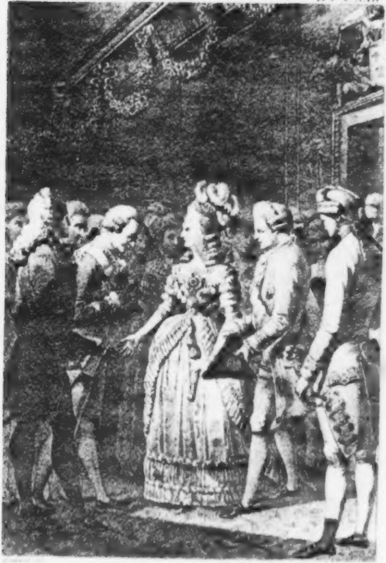
Dieſe Vermählung war das Werk des franzöſiſchen Miniſters, Herzogs von Choiſeul, der durch ſie die (ſeit 1756 beſtehende) Verbindung Frankreichs und Oeſtreichs befeſtigen, dadurch Frankreichs Gewicht gegen die anwachſende Macht Rußlands verſtärken, und ſich gegen ſeine Feinde auf ſeinem Poſten behaupten wollte. Um alſo der Politik zu dienen, wurde Maria Antoinette dem franzöſiſchen Throne zugeführt.

Auf einer Rheininſel bei Straßburg wurde ſie von dem öſtreichiſchen Abgeordneten, Fürſten von Stahremberg, dem franzöſiſchen Abgeordneten, Grafen von Noailles, am 7. Mai 1770 übergeben*). Hierzu war ein Pavillon errichtet, beſtehend aus kleineren

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XXII.

B. I. T. XXII



Einzug der Königin Maria Antoinette in Frankreich

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

„[illegible]
„[illegible]
„[illegible]
„[illegible]
„[illegible]
„[illegible]
„[illegible]
„[illegible]

ge[illegible]
ni[illegible]
te[illegible]
lo[illegible]
H[illegible]
die[illegible]

neten Zimmern auf beiden Seiten und einem großen Saal in der Mitte. Dieſer Saal, zur Feierlichkeit der Uebergabe beſtimmt, war mit gewirkten Teppichen aufgeſchlagen, auf welchen Bilder aus der Mytholo-gie der Griechen dargeſtellt waren: wie Jaſon erbebte ei dem Anblick ſeiner ermordeten Kinder, wie Creuſa, on Flammen ergriffen, mit dem Tode rang, und ie Medea in ihrem Drachenwagen furienartig über eide triumphirte. Als Göthe, damals in Straß-urg, dieſe ärgerliche Auswahl von Schildereien be-erkte, rief er lebhaft aus *): „Iſt es erlaubt, einer Königlichen Braut das Beiſpiel der gräßlichſten Hoch-zeit, die vielleicht jemals vollzogen worden iſt, beim erſten Schritte in ihr Land ſo unbeſonnen vors Auge zu bringen? Giebt es denn unter den franzöſiſchen Architecten, Decorateuren, Tapezierern gar keinen Menſchen der begreift, daß Bilder etwas vorſtellen, aß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß ſie Eindruck machen, daß ſie Ahnungen erregen!“

Noch lebhafter und ſtärker konnten trübe Ahnun-n ſich erheben, wenn man die damaligen Verhält-ſe des Hof- und Staatslebens in Frankreich beach-e. Der König Ludwig XV. war von einer ſcham-en Buhlerin, der Gräfin Dubarry, umſtrickt; der of in Parteien getheilt, die theils für, theils gegen Dubarry waren; die Staatskaſſe befand ſich in Zer-

---

*) J. Göthe, Aus meinem Leben Thl. II, S. 461.

Zerrüttung; die öffentliche Meinung hatte ſich gegen die Regierung gerichtet; das Volk klagte über das (ſeit 1768) zunehmende Steigen der Getraidepreiſe und hörte mit Unwillen, daß, trotz der allgemeinen Noth, zwanzig Millionen Livres zu den Vermählungsfeierlichkeiten verwendet werden ſollten*).

Indeſſen ſchien die Ankunft der königlichen Braut die Stimme des Unmuths zu erſticken. In einem Alter von funfzehn Jahren, ſchön und reizend, leutſelig und wohlwollend, erregte Maria Antoinette Freude und Bewunderung; ihre Lieblichkeit, ihre Talente, ihr Charakter waren der Gegenſtand aller Geſpräche, und ihre Reiſe von Straßburg nach Paris glich einem Triumphzug, an welchen Freude und Hoffnung ſich kettet. Am 14. Mai empfing ſie der König und ihr königlicher Bräutigam im Wald zu Compiegne; am 16. Mai erfolgte die Trauung, und ſogleich begannen die glanzvollſten und koſtſpieligſten Feſte zu Verſailles und Paris. Doch mit ihnen traten Ereigniſſe ein, die als neue Andeutungen des Unglücks dieſer Ehe gelten konnten.

Schon bei den Feſten, die zu Verſailles Statt fanden, that ſich Widriges hervor: Rangſtreitigkeiten miſchten ſich ſtörend in die Freude des Hofballes, und eine Schaar armer, nach Brod ſchreiender Menſchen ſtreifte um das Schloß herum. Doch wie unbedeutend erſchienen ſolche Widrigkeiten gegen das Schreckliche, womit dieſe Feſte ſchloſſen.

---

*) S. Lacretelle, Histoire de France, Tom. IV. p. [illegible]

Am 30. Mai veranſtaltete die Stadt Paris auf dem Platze, wo Ludwigs XV. Bildſäule ſtand, ein Feuerwerk, das an Glanz und Pracht jede andre Herrlichkeit dieſer Art übertreffen ſollte. Aber die nöthigen Vorkehrungen waren verabſäumt! Die Königsſtraße, die vom Ludwigsplatze zum Walle führte, lag voll Baumaterialien und hatte unbedeckte Graben; den Zugang zum Ludwigsplatze verſperrten eine Menge Kutſchen, die in großer Unordnung am Quai (oder Flußdamme) hielten; an einer ausreichenden Menge wachhabender Soldaten fehlte es: die wenigen Compagnieen, die die Stadtobrigkeit herbei gezogen hatte, verloren ſich unter dem Gewühl der Zuſchauer, und konnten eben ſo wenig Ordnung unter ihnen erhalten, als verhindern, daß mehrere Neugierige auf die ſchroffe Bruſtmauer des Flußdammes ſich ſtellten, wobei einige derſelben in den Fluß hinabfielen. Unter dieſen Umſtänden gerieth das Gerüſte, an welchem Tauſende von Raketen, Leuchtkugeln, Schwärmer ꝛc. angebracht waren, in Brand. Anfangs erſchien das als ein beabſichtigtes Schauſpiel; als aber die Flammen immer weiter ſich ausbreiteten, und nun das Gefährliche derſelben erkannt wurde: da erhob ſich das gräßlichſte Getümmel, das von Schelmen aus Raubſucht abſichtlich vermehrt wurde. Alles ſtürzte durch einander; die ganze Volksmenge bildete ſich zu einem furchtbaren Knäul, der immer mehr ſich verwirrte. Nur wenige konnten durch die Königsſtraße und auf dem Flußdamme hindurch kommen: wo Tauſende auf einmal durchbrechen wollten, wurden Tauſende deſto feſter eingeklemmt, und von dieſen viele niedergetreten, andre erdrückt, noch mehreren Arme und Beine gebrochen oder blutrünſtige Quetſchungen zugefügt. So wuchs von Augenblick zu Augenblick die Gefahr, das Geſchrei, der Schrecken, die Verzweiflung. Binnen einer halben Stunde blieben über 130 Menſchen todt auf dem Platze, und über tauſend andre waren ſo von Stößen und Schlägen getroffen, daß ſie in tödtliche Krankheiten verfielen. Unter den Vornehmen, die in dieſem Getümmel Leben und Geſundheit verloren, nennt man den Geſandten des Herzogs von Parma, der Arme und Beine brach, ferner den Secretair des Herzogs von Choiſeul, der ſchwer verwundet und eines Ringes von 25,000 Livres an Werth beraubt wurde. Der Herzog von Lauzun wäre todt gedrückt worden, hätte ihn nicht ein Grenadier in die Höhe gehoben, der aber ſelbſt dabei das Leben einbüßte*).

---

*) In der Notice sur la vie de Madame Campan par Barrière (vor ihren Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette, à Stuttgart. Tome 1, p. XXIV) wird im Bezug auf dieſe gräßlichen Vorfälle Folgendes erzählt: Ein junger Mann befand ſich mit ſeiner Braut in dem Gedränge. Er, vorangehend und ſie mit ſeinem Körper ſchützend, ſprach ihr Muth ein, und als ſie endlich rief: „ich kann nicht weiter, meine Kräfte verlaſſen mich!“ — ſchrie er ihr zu: „Es bleibt uns ein Rettungsmittel übrig, ſteige auf meine Schultern!“ Sie fühlte, daß dem [illegible] [illegible]

Kaum konnte der Tag eines Aufruhrs größeres Unheil anſtiften, als dieſer Abend, der der Freude geweihet ſeyn ſollte!

Den unempfindlichen König rührten dieſe Schrecklichkeiten wenig; aber deſto mehr nahm der zartfühlende Dauphin und ſeine Gemahlin ſie zu Herzen. Durch reichliche Geldſpenden ſuchten beide den Bedürfniſſen derer, die ihre Verſorger verloren hatten, abzuhelfen. Doch konnten ſie damit die Trauer nicht ſtillen, die der grauſenhafte Tod ſo Vieler erregt, noch Glück über eine Ehe bringen, die unter düſteren Anzeichen begonnen hatte.

Ja die Neuvermählte ſelbſt trug dazu bei, daß dieſe Anzeichen Gewicht erhielten. Wohl ſtrahlte ſie durch Anmuth und Würde, durch Munterkeit und Leutſeligkeit hervor; wohl äußerte ſie Liebe für ihren Gemahl, Theilnahme an dem Beſten des Reichs, Gutthätigkeit gegen Dürftige und Verlangen Menſchenglück zu befördern: weshalb ſie auch anfangs geliebt, geachtet und geprieſen wurde. Aber leichtſinnig, vergnügungsſüchtig und eitel, achtete ſie nicht auf ihren

Ruf

wurde, und das [illegible], ihr zu helfen, die er [illegible] hatte, trieb ihn an, alle Kräfte aufzubieten, um dem gefährlichen Getümmel zu entkommen. Endlich gelang ihm dieß. Abgehetzt und erſchöpft erreichte er [illegible], die er gefunden hatte. Aber als er nun nach ihr ſich umwandte, ſah er nicht ſeine Braut? [illegible] und ſich auf ſeine Schultern gelegt [illegible] und dem Verzweifeln.

Ruf und mochte weder Anſtrengungen noch Zwang ertragen. Oft überſchritt und verhöhnte ſie die hergebrachte Hofetikette, erlaubte ſich eine freiere Lebensweiſe, ließ ſich von ihrem Hang zu Putz und Vergnügungen zu großem Aufwand verleiten und miſchte ſich, von ihren Rathgebern getrieben, in Staatsgeſchäfte, von denen ſie keine Kenntniſſe beſaß. Durch alles dieſes zog ſie ſich üble Nachrede zu und bot dem Parteigeiſte, der ſich ſchon gegen den Hof und die Regierung gewendet hatte, Stoff zu Schmähungen. Am meiſten war dieß der Fall ſeit der berüchtigten Halsbandsgeſchichte.

Der eitle und leichtgläubige Cardinal, Ludwig Prinz von Rohan, eifrigſt bemüht, die Königin, die er liebte, für ſich zu gewinnen, hatte ſich durch eine verſchmitzte Betrügerin, die Gräfin La Motte, bereden laſſen, die Königin habe ihre Gunſt ihm zugewendet und ihn beauftragt, ein diamantenes Halsband, das die Juweliere Böhmer und Baſſange ihr angeboten hätten, für ſie zu kaufen*). In ſeinem und der Königin Namen (wozu ihm die La Motte einen Schein mit der nachgebildeten Handſchrift der

---

*) Madame Campan (Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette. Tom. II, p. 335 ss.) erzählt ausführlich, daß die Königin mit der Gräfin La Motte durchaus in keiner Verbindung geſtanden, gegen den Cardinal Rohan den innigſten Widerwillen empfunden und das von dem Juwelier Böhmer ihr angebotene Halsband zu kaufen ſich geweigert habe, weil es ihr an Geld gefehlt und ſie ſich gelobt hätte, den Staatsſchatz dazu in Anſpruch

Königin zugeſpielt hatte) kaufte er (am 24. Jan. 1785) dieß Halsband für 1,600,000 Livres, worauf die La Motte daſſelbe in ihre Hände zu bringen wußte und ihr Mann die Diamanten deſſelben in London verkaufte. Erſt als die verſprochene Zahlung ausblieb, und die Juwelier auf ſelbige drangen, kam die verübte Büberei zur Sprache. Der Cardinal wurde verhaftet (15. Aug. 1785) und in die Baſtille gebracht. Beſchuldiget wurde er, er habe die Juwelier um das koſtbare Halsband betrügen wollen und dazu den ehrwürdigen Namen der Königin gemißbraucht. Da er ſolche Schuld nicht auf ſich geladen zu haben meinte, ſo unterwarf er ſich, wie es die Königin verlangte, der Entſcheidung des Parlaments. Das Parlament übernahm dieſe Sache, und nach langwieriger Verhandlung wurde von demſelben (31. Mai 1786) der Cardinal freigeſprochen und der Gräfin La Motte, als einer argliſtigen Betrügerin, Staupenſchlag, Brandmarkung und lebenslängliches Gefängniß zuerkannt. Aber die Losſprechung des Cardinals galt als eine Demüthigung der Königin; und die giftigſten Schmähungen wurden über ſie ausgeſprochen, als es der La Motte gelungen war, aus dem Gefängniſſe zu entweichen, nach England zu kommen und dort das Ver-

gefallene

zu nehmen. — Genauer und ausführlicher werden dieſe Vorgänge geſchildert in der Geſchichte der Staatsveränderungen in Frankreich unter König Ludwig XVI. Leipzig, 1827., Bd. II, S. [illegible] — 79.

gefallene zum Nachtheile der Königin in einer ehrenrührigen Denkſchrift zu ſchildern. Von dem an ſtand die Königin im übeln Ruf, alles Schändliche wurde von ihr geredet, und ein Haß gegen ſie entflammt, der bald nach dem Ausbruch der Revolution die ärgſten Mißhandlungen gegen ſie häufte und ſie, wenige Monate nach der Hinrichtung ihres Gemahls, der Guillotine zuführte (16. Oct. 1793).

V.

Charakteriſtik Kaiſers Joſeph I.

Kaiſer Joſeph I., der Sohn Kaiſers Leopold I. und der Pfalzgräfin von Neuburg, Eleonore, geboren am 26. Jul. 1678, ſtrahlt unter den Regenten des Hauſes Habsburg durch Geiſteshelle und Thätigkeit, durch Entſchloſſenheit und Feſtigkeit, durch Heiterkeit und Leutſeligkeit rühmlichſt hervor. Zwar hat er große Thaten nicht vollbracht; aber er war derſelben fähig, und nur die Kürze ſeines Lebens (er ſtarb ſchon in ſeinem drei und dreißigſten Jahre) und die Stürme ſeiner Regierung (ſie war mit kriegeriſchen Unruhen erfüllt) hinderten ihn, zu leiſten, was er vermochte. Doch iſt ſein Leben und Streben nicht ohne Bedeutung vorübergegangen.

Fern vom Einfluß der Jeſuiten, unter der Oberaufſicht des vortrefflichen Fürſten Diedrich Otto von Salm erzogen, faßte er ſchon frühzeitig den Grundſatz auf, daß man Andersglaubende, die Gott ſelbſt dulde, nicht unterdrücken dürfe. Dieſem Grundſatz getreu, hegte er gemäßigte Geſinnungen in Glaubensſachen. Leicht ließ er ſich daher durch Karl XII. bewegen, den Proteſtanten in Schleſien Religionsfreiheit zuzugeſtehen, und gern geſtattete er den Proteſtanten in Ungern und Böhmen Begünſtigungen, die ſeine Vorfahren denſelben verweigert hatten. Den Jeſuiten war er abhold: ſie erſchienen ihm als Herrſchſüchtige und als Gegner der Religionsduldung. Er beſchränkte daher ihren Einfluß und entfernte ſie vom Hofe, mit Ausnahme des einen, den ihm ſein Vater zum Beichtvater empfohlen hatte. Als dieſer einſt, auf Befehl des Jeſuiterordens, nach Rom kommen ſollte, um dafür, daß er mehr dem Kaiſer, als dem Orden und dem Vatican anhing, geſtraft zu werden, nahm **Joſeph** ſich desſelben thätigſt an; und als ſelbſt der päbſtliche Nuntius auf deſſen Entfernung drang, erklärte er, daß, wenn dieſer Prieſter unumgänglich nach Rom müßte, alle Jeſuiten in den öſtreichiſchen Landen ihm dahin begleiten ſollten, von denen er dann keinen wiederſehen möchte. Dieſe in den damaligen Zeiten unerwartete, entſchloſſene Erklärung machte, daß die Jeſuiten von ihrem Vorhaben abſtanden*).

Daß **Joſeph** I. eben ſo wenig ſeinen Rechten

etwas

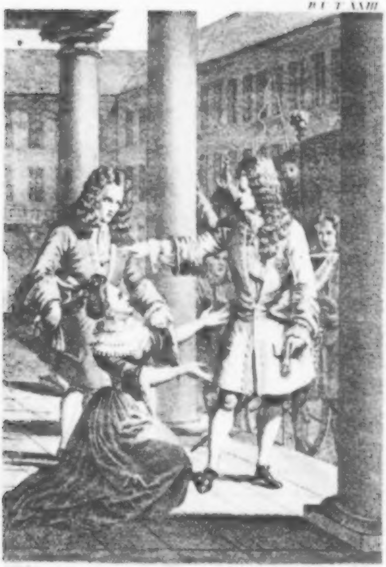
---

*) Dieß erzählt Kaiſer **Joſeph** II. in einem Briefe an den franzöſiſchen Staatsminiſter Choiſeul, im Jan. 1770. — ſ. Briefe von Joſeph dem Zweiten. Leipzig 1821. S. 12.

etwas vergeben, als ſelbige über Gebühr ausdehnen mochte, mußten nicht nur die Jeſuiten, ſondern auch der Pabſt erfahren. Denn obſchon er Ehrfurcht für den päbſtlichen Stuhl hegte, ſo gab er doch nicht zu, daß der Pabſt, bei dem Kampfe zwiſchen Frankreich und Oeſtreich, parteiiſch zu Frankreich hinneigte und Oeſtreichs Anſprüche auf Spanien zurückwies. Er ſchickte daher (1705) den päbſtlichen Nuntius aus Wien fort, und ließ durch ſeine Truppen den Kirchenſtaat beſetzen und brandſchatzen. Vergebens drohete der Pabſt mit dem Bann: Joſeph beharrte bei ſeinem Beginnen und nöthigte ihn (1708), ſeinen Bruder Karl als König von Spanien anzuerkennen und den kaiſerlichen Truppen den Durchzug durch den Kirchenſtaat nach Neapel zu geſtatten. Auf gleiche Weiſe behauptete er Herrſcherrechte gegen Frankreich, das unter ihm durch Eugen und Marlborough die erſchütterndſten Niederlagen erlitt, gegen die mit Frankreich verbundenen deutſchen Fürſten, über die er (1706) die Reichsacht ausſprach, und gegen die aufrühreriſchen Ungern, die er zu dem Vergleich von Szathmar, der gleich nach ſeinem Tode abgeſchloſſen ward (29. Apr. 1711), nöthigte.

In ſeinem ganzen Weſen war Ernſt und Förmlichkeit mit Heiterkeit und Leutſeligkeit gemiſcht. Aufgewachſen in einem ſtrengen Hofceremoniel, das ſein Vater mit der ängſtlichſten Pünktlichkeit beobachtet hatte, hielt auch er auf daſſelbe. Er liebte daher ein

B V T XXIII



Leutseligkeit Kaiser Joseph II.

ein prachtvolles Hofgepränge, legte Werth auf koſtbare Kleider und geſtattete denen, die Gehör bei ihm ſuchten, vornehmlich auswärtigen Geſandten, nur nach ihrem Stande und Range den Zutritt zu ſeinem erſten, zweiten und dritten Vorzimmer. Doch oft entriß ſich ſein lebhafter und wohlwollender Geiſt den Banden einer abgezirkelten Hofſitte und offenbarte eine herzgewinnende Leutſeligkeit und Wohlthätigkeit. Einſt, als er eben im Begriff war, auf die Jagd zu fahren, die er leidenſchaftlich liebte, drängte ſich eine arme Officierfrau zu ihm und umfaßte unter vielen Thränen ſeine Kniee, nicht anders, als ſollte er nicht eher in den Wagen ſteigen, bis er ihre Klagen und Bitten angehört hätte. Einer der umſtehenden Hofdiener wollte ſie zurückſtoßen; er aber verhinderte dieß und rief dem Höfling zu: „Laßt ſie! Sie iſt ein armes Weib; ich will ſie hören. Wer weiß, wenn ihr in ſolcher Noth wäret und keine andere Gelegenheit mit mir zu reden hättet, ob ihr mich nicht gar beim Kopfe nähmet." Darauf hörte er die Arme an, und erfüllte ihre Wünſche *). — Doch wußte er auch Unwürdige und Ungeſtüme zurückzuweiſen. Oft hatte ein Dominicanermönch, der Neapolitaner Gaudioſo, unter dem Vorwande, er habe Vieles für das Haus Oeſtreich gelitten, ſeine Wohlthätigkeit in Anſpruch genommen, und ihm mehrere Päckchen Ducaten abgenöthigt.

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XXIII.

nöthigt. Zuletzt wurde er dem Kaiſer ein Ueberläſtiger. Als er einſt öffentlich um ein Almoſen bat und auf die Frage, wie viel er nöthig habe, erwiederte: „Ein hundert, Ew. Majeſtät,“ (womit er Ducaten meinte); beſchied ihn der Kaiſer auf den andern Morgen zu ſich. Er erſchien, und der Kaiſer ſtellte ihm ein Paket mit hundert Groſchen, die wie eine Rolle Ducaten eingewickelt waren, unter den Worten zu: „Lernet, Pater, daß hundert Ducaten für einen Mann, der nicht arbeiten will, kein geringes Almoſen ſind. Dieß iſt für euern Müßiggang genug. Geht und kommt nicht wieder!“ Gaudioſo erſchrak und reiſte ſogleich von Wien nach Venedig.

Hang zur Jagd und zum geſelligen Vergnügen hielt den Kaiſer manchmal von den Geſchäften zurück, und die Kämpfe mit Frankreich, mit den Ungern und mit dem Pabſte nahmen vorzüglich ſeine Thätigkeit in Anſpruch; doch zeigte er auch Sorge für den Wohlſtand ſeiner Staaten. Er ſtiftete die Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte zu Wien, erbaute das Schloß Schönbrunn, ſuchte dem Landmann, den er durch ſeine Jagdluſt bedrückte, Erleichterungen der Leibeigenſchaft zu verſchaffen, und zeigte ſich wohlwollend gegen ſeine Unterthanen, wie gegen ſeine Diener. Daher wurde er auch im Leben geliebt und bei ſeinem frühen Tod (17. Apr. 1711) vielfach betrauert.

VI.

Züge aus dem Leben Kaiſers Joſeph II.

Höher, als Joſeph I., ſteht **Joſeph II.**, eine großartige Erſcheinung, ausgezeichnet durch das, was er that, noch ausgezeichneter durch das, was er wollte; ehrwürdig als Regent, noch ehrwürdiger als Menſch. Und doch iſt in ſeinem Leben Helles und Trübes, Erfreuliches und Widriges ſo auffallend gemiſcht, daß der Hinblick auf ihn eben ſowohl Wehmuth als Freude erregt. Um dieß klar zu machen, wollen wir zu dem, was oben von ſeiner Regierung geſagt worden iſt, hier einige Züge ſtellen, an denen die Eigenthümlichkeiten ſeines Weſens, die Licht- und Schattenſeiten ſeines Lebens und Strebens erkannt werden können.

Joſeph II., geboren am 13. März 1741, war mit vielen Anlagen zum Guten und Großen ausgeſtattet. Schön war ſein Aeuſſeres, ſein kräftiger wohlgebildeter Körper, der ausdrucksvolle Blick ſeiner blauen Augen, der die Lebhaftigkeit und Thatkraft ſeines Innern ankündigte; hell, regſam und vielumfaſſend ſein Verſtand, der Aberglaube und Vorurtheile zurückwies; menſchenfreundlich und wohlwollend ſein Gemüth, voll Eifer für ſeine Pflichten, voll Gefühl für Menſchenrechte und Menſchenwohl. Würde und Anmuth herrſchte in ſeinem Umgang mit Andern; er war heiter, freundlich, leutſelig, lebhaft-unterhaltend, witzig. Erſt ſpäterhin, da bittere Erfahrungen ihn verſtimmten, war er oft mißtrauiſch, eigenſinnig, herriſch. Doch in ſeinem ganzen Weſen zeigte ſich auch eine gewiſſe Unruhe und Raſchheit, die, ſammt der ehrgeizigen Begierde ſich hervorzuthun und ſeine Regierung auszuzeichnen, die Quelle ſeiner Mißgriffe und Verirrungen wurde. Denn ſie machte ihn heftig, jähzornig, neuerungsſüchtig, trieb ihn von dem Einen zum Andern und verwickelte ihn in ein grenzenloſes Vielerlei, ſo daß es ihm oft bei ſeinen Entwürfen an Umſicht und bei deren Ausführung an Feſtigkeit fehlte.

In früher Jugend erregte er keine großen Erwartungen. Wohl war er munter und lebhaft, und zeigte Fleiß und Geſchicklichkeit zu Leibesübungen und eine glückliche Anlage zur Erlernung fremder Sprachen; aber er fand kein Gefallen an geiſtigen Beſchäftigungen. Der Unterricht, den er (meiſt von Pfaffen) erhielt, zog ihn nicht an; das Sitzen und Auswendiglernen war ihm zuwider, und die Strenge ſeiner Eltern war ihm keine Ermunterung. Erſt als er während des ſiebenjährigen Kriegs von der Thatengröße Friedrichs II. und der Begierde ihm nachzueifern ergriffen wurde, ſtrebte er eifrigſt nach den Kenntniſſen, die der Beruf eines Regenten erfordert. Die lange Regierung ſeiner Mutter gab ihm hierzu Muße. Während derſelben las er die damals, auch von Friedrich II., geprieſenen Schriften der Franzoſen über Staatseinrichtungen und Staatswirthſchaft, achtete auf die Regierungsgrundſätze und Regierungsweiſen Friedrichs II., richs II., und ſuchte, was er Treffliches bei ihm und anderwärts fand, ſich anzueignen.

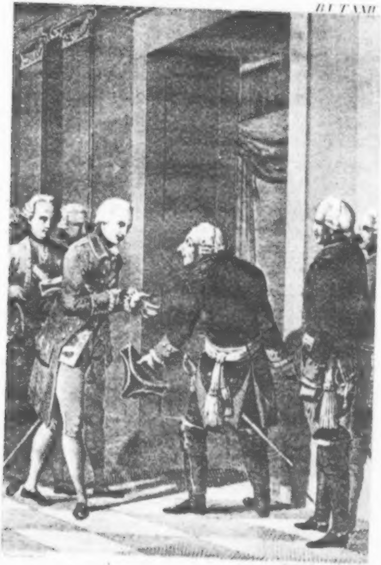
Vieles trugen zu ſeiner Bildung auch ſeine Reiſen bei. Als noch ſeine Mutter regierte, dann als er Selbſtherrſcher geworden war, bereiſte er ohne Gepränge, als ein ſchlichter Privatmann, meiſt unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein, alle ſeine Staaten, um ſich mit den Einrichtungen und Bedürfniſſen derſelben bekannt zu machen. Aber auch das Ausland ſuchte er auf, wie vor ihm Peter der Große. Er reiſte nach Italien, Frankreich, Spanien, Holland und Rußland, um von fremden Nationen zu lernen, was der ſeinigen nützlich ſeyn konnte, und im eignen Lande einheimiſch zu machen, was er im fremden Gutes fand. Er erkundigte ſich daher überall nach dem Zuſtande der Länder, die er bereiſte, betrachtete das Kriegs- und Gerichtsweſen, nahm Manufacturen und Fabriken, wiſſenſchaftliche und gemeinnützige Anſtalten, ſelbſt Gefängniſſe, in Augenſchein, ſuchte verdienſtvolle Männer auf und erforſchte die Staatskräfte und innern Verhältniſſe auswärtiger Höfe. Am merkwürdigſten unter ſeinen Reiſen wurden die zu Friedrich II. nach Schleſien und zu Katharina II. nach Rußland, bei denen er jedoch nicht darauf ausging, ſich zu unterrichten, ſondern politiſche Verbindungen und Entwürfe einzuleiten. Nicht unzweckmäßig ſcheint es, von beiden hier zu reden.

Nachdem er ſchon längſt gewünſcht hatte, den von ihm bewunderten Friedrich perſönlich kennen zu lernen, aber durch ſeine Mutter, die ihren Widerwillen gegen Friedrich nicht bekämpfen konnte, lange davon zurückgehalten worden war, führte ihn der, im Jahre 1768 zwiſchen Rußland und der Pforte ausgebrochene Krieg zur Befriedigung ſeines Wunſches. Bei dieſem Kriege ſchien den Höfen zu Berlin und Wien eine Verbindung nöthig. Um dieſe einzuleiten, wurde eine Zuſammenkunft Friedrichs und Joſephs verabredet. Am 25. Aug. 1769 kam Joſeph, unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein, begleitet vom Prinzen von Hradiſch, nach Neiſſe in Schleſien, wo er im biſchöflichen Palaſte abſtieg. Daſelbſt hatte ſich Friedrich zu ſeinem Empfange eingefunden. Als Joſeph dieß hörte, eilte er die Treppe hinauf, um dem Könige zuvor zu kommen; und als er ihn erblickte, rief er aus: „Nun ſehe ich mich am Ziele meiner Wünſche!“ Friedrich erwiederte: „Dieſer Tag iſt der glücklichſte meines Lebens!“ Er wollte ihm, dem Kaiſer, den Vortritt laſſen; Joſeph aber gab dieß nicht zu, ſondern ſagte mit der ihm eignen Anmuth: „Die Ehre des Vortritts gehört dem Aeltern. Der Sohn wird ſich denſelben nicht über einen „Vater anmaßen, von dem er ſo Vieles zu lernen „hat.“ Hiermit trat er ihm zur Linken*). Und ſo gingen beide in das Zimmer, und unterhielten ſich erſt

---

*) Hieher gehört das Kupfer Tafel XXIV.

B. V. T. XXII



Joseph II und Friedrich II

zu Neisse 1769

erſt in Gegenwart des Hofſtaates, dann allein, in einem beſondern Kabinet, vornehmlich, wie man glaubt, über die Angelegenheiten Rußlands und Polens. Beim Abſchied kamen ſie überein, einen beſondern Briefwechſel, ohne Einmiſchung ihrer Miniſter, zu führen. Damals ſoll Joseph ausgerufen haben: „Für Oeſtreich gibt's kein Schleſien mehr!"*) — Im folgenden Jahre, als die ſiegreichen Fortſchritte der Ruſſen gegen die Türken die Beſorgniſſe Oeſtreichs und Preußens vermehrten, erwiederte Friedrich dieſen Beſuch. Am 3. Sept. 1770 begab er ſich, von vielen ſeiner Großen begleitet, in das öſtreichiſche Luſtlager bei Neuſtadt in Mähren. Joseph empfing ihn mit der Achtung, die er für ihn fühlte. Scherzend ſagte Friedrich, der, wie ſeine Officiere, in öſtreichiſche Uniform gekleidet war, zum Kaiſer: „Ich bringe Ew. Majeſtät Rekruten;" und als er bei Tafel den General Loudon traf, rief er ihn zu ſich mit den Worten: „er wünſche ihn lieber neben ſich, als gegen ſich zu ſehen!" — Bei dieſer Zuſammenkunft zu Neuſtadt war auch Fürſt Kaunitz zugegen, und vielleicht wurde hier zuerſt der Plan zu einer Theilung Polens aufgebracht. Joseph ſelbſt, damals noch unter der Leitung ſeiner Mutter, überließ die politiſchen Verhandlungen

---

*) Dieſe Worte ſcheinen denen nachgebildet, die Ludwig XIV. ſprach, da er ſeinen Enkel als König von Spanien nach Madrid ſendete: Il n'y a plus de Pyrénées. ſ. Voltaire Siècle de Louis XIV. Tom. II, 258.

lungen dem Fürſten Kaunitz, zufrieden, daß ihn dieſer mit denſelben bekannt machte.

Zehen Jahre ſpäter hatte Joſeph zu ganz entgegengeſetzten Zwecken eine perſönliche Zuſammenkunft mit Katharina II. Jetzt war ihm an der Verbindung mit Preußen nichts mehr gelegen, er war gegen dasſelbe, das ihn von der Beſitznahme Baierns abgehalten hatte, erbittert, und wollte Rußland zu Oeſtreich hinziehen. Er begab ſich daher, abermals unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein, nach Mohilew am Dneper. Hier, wo er am 2. Jun. 1780 mit Katharina II. zuſammentraf, wußte er durch die Anmuth ſeines Weſens und ſeiner Unterhaltung die Kaiſerin und deren Liebling, den Fürſten Potemkin, ſo für ſich zu gewinnen, daß ſie ihn einladete, ihr nach Petersburg zu folgen. Er nahm dieſe Einladung an, reiſte über Smolensk und Moskau, blieb vom 28. Jun. bis Ende des Julimonats in Petersburg, und bewirkte, daß die Kaiſerin das ſeit 1764 zwiſchen Preußen und Rußland beſtehende Bündniß nicht wieder erneuerte. Bei ſeinem Abſchiede ſagte er ihr: „Ich habe mich gezeigt, wie ich bin, und werde die „wenigen Tage, die ich mit Ew. Majeſtät verlebt habe, „als die glücklichſten und lehrreichſten meines Lebens „betrachten." Sie konnte ſich der Thränen nicht enthalten; und als er ſich ihr nahete, ihr die Hand zu küſſen, ſchloß ſie ihn lebhaft in ihre Arme. — Eine zweite Zuſammenkunft beider Monarchen fand im Jahre

1787 zu Cherſon Statt, als Katharina damit umging, die Türken aus Europa zu vertreiben. Einem ſolchen Vorhaben konnte Oeſtreich nicht gleichgiltig zuſehen. Joſeph beſchloß daher, da eben Katharina in die ſüdlichen Theile ihres Reichs, namentlich in die neuerworbene Krimm reiſte, ſich abermals zu ihr zu begeben. Am 14. Mai 1787 kam er über Lemberg nach Cherſon, wo er die Ankunft der Kaiſerin erwartete. Auf die Nachricht von ihrer Annäherung eilte er ihr entgegen (18. Mai). Sie verließ, als ſie ihn kommen ſah, ihren Wagen, empfing ihn freundſchaftlich und fuhr mit ihm nach Cherſon. Vier Tage weilten beide daſelbſt unter prachtvollen Feierlichkeiten, durchreiſten dann die Krimm und trennten ſich erſt (13. Jan.) zu Berislaw am Dneper, nachdem ſie zu einem Bündniſſe zuſammengetreten waren. Nachrichten von dem zunehmenden Aufſtande der Niederländer beſchleunigten ſeine Rückkehr und erregten ſteigende Beſorgniſſe; gleichwohl unternahm er im folgenden Jahre (1788), als Rußlands Verbündeter, den Krieg gegen die Türken.

Wenden wir uns von ſeiner Bildung und ſeinen Reiſen zu ſeiner Regierungs- und Lebensweiſe! Dieſe, wie jene, war dem ihm vorleuchtenden Muſter Friedrichs nachgebildet. Wie Friedrich betrachtete er den Staat als eine Maſchine, ſich als den Lenker und Verwalter derſelben; wie Friedrich, ſo herrſchte auch er aus ſeinem Kabinet und knüpfte den Staat an ſeinen Willen. Er ließ daher Alles und Jedes zu ſeiner Kenntniß kommen, war jedermann zugänglich, nahm von allen Klaſſen ſeiner Unterthanen Bitten, Klagen und Vorſtellungen an, und gab oder ließ darauf Beſcheid geben. Doch ging dieß Selbſtregieren nicht von einer despotiſchen Sinnesart oder blinden Nachahmerei aus, ſondern von ſeiner innigen Ueberzeugung, daß er ſo das Beſte ſeiner Staaten, das er beabſichtigte, bewirken könne. „Das Wohl meiner Unterthanen,“ erklärte er in einem ſeiner Briefe *), „iſt meine Leidenſchaft.“ Und er gab tauſendfältige Beweiſe hiervon. Um alles, was ſeine Unterthanen anging, war er bekümmert, um ihr geiſtiges, wie um ihr leibliches Wohl. Er ging in die Kaſernen und Invalidenhäuſer der Soldaten, und ſorgte für ihre Pflege; er ging in die Gefängniſſe, und half gegründeten Beſchwerden ab; er ging in die von ihm errichteten Schulen, und theilte Preiſe aus. Als er im Jahr 1769 nach Steyermark kam, fuhr er in eine der daſigen Eiſengruben; und als er in eben dieſem Jahre durch Mähren reiſte, ergriff er mit eigner Hand den

---

*) Man ſehe die Briefe von Joſeph II. als charakteriſtiſche Beiträge zur Lebens- und Staatsgeſchichte dieſes unvergeßlichen Selbſtherrſchers. Leipzig 1821. S. 113. — Wahr iſt es, dieſe Briefe bezeichnen den Charakter Joſephs und ſeiner Regierung; aber bedauern muß man, daß zur Bewährung ihrer Aechtheit die Quelle, aus der ſie geſchöpft, nicht angegeben iſt. Auch iſt bei mehreren derſelben der Name der Perſonen, an die ſie gerichtet, und die Zeit, in der ſie geſchrieben ſind, nicht genau bemerkt.

den Pflug eines Landmanns, und ackerte einige Furchen. Den Augarten zu Wien ließ er verſchönern, zum geſelligen Vergnügen eröffnen und am Eingang mit der Inſchrift bezeichnen: „Allen Menſchen gewidmeter Beluſtigungsort von ihrem Schätzer“*).

Geleitet von Friedrichs Beiſpiele und der Philoſophie ſeiner Zeit, wollte er in ſeinen Staaten Menſchenrechte geltend machen, und dazu dem Glaubenszwange, der Prieſter- und Adelsherrſchaft ſteuern, und Freiſinnigkeit und Gerechtigkeit emporbringen. „In „einem Reiche, das ich regiere,“ ſchrieb er (1787) an den Erzbiſchof von Salzburg**), „muß nach meinen „Grundſätzen Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit „und Sklaverei des Geiſtes unterdrückt, und jeder Un„terthan in den Genuß ſeiner angebornen Freiheiten „eingeſetzt werden.“ In einem andern Briefe an van Switen (1787) ſagt er***): „Der Fanatismus „ſoll künftig in meinen Staaten nur durch die Ver„achtung bekannt ſeyn, die ich dafür habe. Niemand „werde mehr ſeines Glaubens wegen Drangſalen aus„geſetzt; kein Menſch müſſe künftig genöthigt ſeyn, „das Evangelium des Staates anzunehmen, wenn es „wider ſeine Ueberzeugung iſt; die Scenen der abſcheulichen

---

*) ſ. Charakteriſtik Joſeph des Zweiten, von Johann Pezzl. Dritte Aufl. Wien 1803, S. 25.

**) ſ. Briefe von Joſeph II. rc. S. 67.

***) Ebendaſelbſt, S. 118.

„ſcheulichen Intoleranz müſſen ganz aus meinem Reiche „verbannt werden.“ Bei ſolcher Geſinnung war er innigſt gegen die Jeſuiten entrüſtet. Ihnen warf er vor, daß ſie die Religion zum Deckmantel ehrgeiziger Entwürfe gemacht und durch ihre Intoleranz das Elend eines dreißigjährigen Kriegs verſchuldet hätten. „Wenn ich,“ ſetzte er hinzu, „zu irgend einem Haſſe „fähig wäre, ſo müßte ich diejenige Menſchengattung „haſſen, die einen Fenelon verfolgt und die Bulle in „Coena Domini hervorgebracht haben *).“ — Wie gegen die Jeſuiten war er gegen das Mönchthum überhaupt eingenommen. „Das Mönchthum,“ ſchreibt er **), „hat in Oeſtreich überhand genommen; die Anzahl „der Stifter und Klöſter iſt zum Außerordentlichen „emporgeſtiegen. Die Regierung hatte bis nun nach „den Regeln dieſer Leute kein Recht über ihre Perſon „gehabt, und ſie ſind die gefährlichſten und unnützeſten Unterthanen in jedem Staate, da ſie ſich der „Beobachtung aller bürgerlichen Geſetze zu entziehen „ſuchen und bei jeder Gelegenheit ſich an den Pontifex

---

*) Ebendaſelbſt, S. 14. — Die Bulle in Coena Domini, erlaſſen vom Pabſte Pius V. 1567 und vervollſtändigt vom Pabſte Urban VIII. 1627, verflucht alle Huſſiten, Wiklefiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calviniſten, Hugenotten ꝛc. und alle andern Ketzer, auch die ihnen glauben und ſie aufnehmen, ihre Gönner und Vertheidiger ꝛc. ſ. Schröckhs Kirchengeſchichte ſeit der Reformation, Thl. III. S. 388. Alljährlich wird dieſe Bulle oder Verfluchung am Gründonnerstag zu Rom öffentlich vorgeleſen.

**) Briefe Josephs II. S. 48.

„ſer Maximus nach Rom wenden." — Aber auch die Adelsherrſchaft war ihm zuwider. Er beſchränkte die Vorrechte des Adels, die er als ein Spiel des Zufalls betrachtete*), ſuchte denſelben an der Bedrückung des Landmanns zu hindern, dazu die Leibeigenſchaft aufzuheben, und äuſſerte unumwunden, „daß gerade der Landmann, dem bei allgemeinen Bedürfniſſen die größten Laſten aufgelegt würden, ein vorzügliches Recht auf den Schutz ſeines Königs haben müſſe**)". Anſtellungen und Beförderungen ohne Verdienſt und Würdigkeit verbot er; nicht die Geburt, ſondern die Befähigung ſollte bei denſelben berückſichtigt werden. „Es gehört," ſchrieb er im Jahre 1783 dem Kanzler, Grafen von Kollowrat***), „zu meinen Grundſätzen, daß fähige und brauchbare Leute vorrücken; aber das werde ich nie zugeben, daß denen Stellen zu Theil werden, die ſie zu verwalten keine hinlänglichen Kenntniſſe haben." — Ernſt und ſtreng hielt er auf Gerechtigkeit. Nur Vergehungen gegen ſeine Perſon konnte er mit Gelaſſenheit ertragen und verzeihen; aber Vergehungen gegen das Beſte des Staates ſtrafte er hart und ohne Anſehn der Perſon. Ja er äuſſerte, daß die Großen bei Staatsverbrechen noch härter beſtraft werden müßten, als Leute aus dem Volke, weil ſie, ihrer Stellung nach, dem Volke ein Muſter ſeyn ſollten. Man ſah daher unter ſeiner Regierung vormals Vornehme, als Verbrecher, den Verbrechern aus den niedrigſten Ständen gleichgeſtellt.

---

*) Briefe Josephs II. S. 107.

**) Ebendaſ. S. 26.

***) Ebendaſ. S. 62.

Wie Friedrich leuchtete auch Joſeph allen ſeinen Beamten durch eifrige Thätigkeit vor. Schon am frühen Morgen fingen ſeine Geſchäfte an. Sobald er aufgeſtanden war, arbeitete er in ſeinem Kabinet bald allein, bald mit ſeinen Secretairen; dann gab er denen, die ihn ſprechen wollten, Gehör und nahm ihre Bittſchriften an. Erſt gegen zwölf Uhr machte er ſich, reitend oder fahrend, Bewegungen im Freien. In den Nachmittagsſtunden war er wieder bei der Arbeit; ja häufig war er noch am ſpäten Abend mit dem Leſen eingegangener Briefe oder andern Regierungsarbeiten beſchäftigt. Und nicht genug war es ihm, eine Sache anzuordnen; er ſelbſt beſchäftigte ſich mit Ausarbeitung und Entwickelung derſelben. Die Grundſätze ſeines eignen Verfahrens ſprach er aus, indem er in einem Handſchreiben vom Jahre 1783 alle Stellen mit folgenden Worten zur Thätigkeit aufforderte*): „Wer dem Staate dient, muß ſich „gänzlich hintanſetzen, muß einen ſolchen Trieb zu „den Geſchäften haben, daß er nicht nach Stunden, „nach Tagen, nach Seiten ſeine Arbeiten berechnet, „ſondern alle ſeine Kräfte anwendet, die Geſchäfte vollkommen

---

*) Pezzl, Charakteriſtik Joſephs II. S. 87

„kommen auszuführen. Wer nicht Liebe zum Dienſte „des Vaterlands und ſeiner Mitbürger hat, wer für „Erhaltung des Guten ſich nicht von einem beſondern „Eifer entflammt findet, der iſt für Geſchäfte nicht „gemacht, nicht werth Ehrentitel zu beſitzen und Be„ſoldungen zu ziehen."

Mit ſeiner Thätigkeit ſtand die Einfachheit ſeines Weſens im Einklang. Er brauchte nur wenige Zeit zum Schlafen, gewöhnlich von abends 11 Uhr bis früh 5 Uhr; er ging einfach gekleidet, gewöhnlich im Soldatenrock; er aß die einfachſten Gerichte, meiſtens allein, wenig, ſchnell; ſelten trank er Wein, gewöhnlich Waſſer. Im Felde theilte er jede Mühſeligkeit und Gefahr mit ſeinen Soldaten. Hofpracht und Hofluſtbarkeiten liebte er nicht; dagegen vergnügte er ſich mit Muſik, Lectüre, Beſuch des Theaters, geſelliger Unterhaltung, im Kreiſe geiſtreicher Männer und Frauen, und mit Bewegung im Freien zu Fuß, zu Pferde, oder im Wagen. Zuwider war ihm das ſteife Ceremoniel, das bis zu ſeiner Zeit am wiener Hofe geherrſcht hatte. Erniedrigende Ehrenbezeigungen, z. B. das Kniebeugen und den Handkuß ſtellte er ab. Wenn er jemand bemerkte, den Furchtſamkeit hinderte, ſich ihm zu nahen, ſo trat er zu ihm und flößte ihm durch Wort und Miene Vertrauen ein.

Streng ſah er auf Wirthſchaftlichkeit. Wie er ſelbſt für ſeine Perſon jeden unnützen und üppigen Aufwand ſcheuete, ſo verlangte er auch im Staatshaus-

halte

halte Ordnung und Sparſamkeit. Er ordnete daher ein ſtrenges Rechnungsweſen an, zog übertriebene Gnadengelder ein und beſchränkte, wo er nur konnte, die Staatsausgaben. Doch von Menſchenfreundlichkeit beſeelt, ſuchte er überall, wo er Noth und Elend fand, Hilfe und Unterſtützung zu ſchaffen. Er verwendete daher große Summen auf Wohlthätigkeitsanſtalten, unterſtützte Gewerbtreibende mit Geſchenken und Vorſchüſſen. Bei Feuers- und Waſſersnöthen erſchien er rathend und helfend; täglich vertheilte er Geld an Arme; ja er ging ſelbſt in die Hütten der Armuth und brachte den Leidenden Troſt. So kam er einſt zu einem Officier, der, arm und Vater von zehn Kindern, eine verlaſſene Waiſe zu ſich genommen hatte. Gerührt von deſſen Edelmuth ſprach er: „Alle dieſe „Kinder ſollen von mir verpflegt werden, und Sie „ſollen ihnen ferner ein Beiſpiel der Tugend und Ehre „ſeyn. Ich werde für jedes jährlich 200 Fl. zahlen. „Gehen Sie morgen zu meinem Schatzmeiſter; er wird „Ihnen das erſte Vierteljahr zahlen." — Aber er verſtand es nicht bloß Bekümmerte zu erfreuen, ſondern auch die Freude der Fröhlichen zu erhöhen. Auf der Reiſe nach Frankreich (1777) traf er unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein in einem Poſthauſe ein, deſſen Beſitzer ihn bat, ſich eine Zögerung der Fortreiſe gefallen zu laſſen, weil er ſeine Pferde weggeſchickt hätte, um Freunde zur Taufe ſeines neugebornen Kindes herbeizuholen. Gern ließ Joſeph ſich dieſe Zögerung gefallen und bot ſich ſelbſt zum Pathen des Kindes an. Der Poſtmeiſter willigte ein. Und wie groß war ſein freudiges Erſtaunen, als Joſeph, da ſein Name in das Kirchenbuch eingetragen werden ſollte, ſich als Kaiſer zu erkennen gab und durch Geſchenke, die er dem Kinde und der Familie machte, die Freude dieſes Hauſes verherrlichte.

Und ſo viel Menſchenfreundlichkeit und Regentenſorgfalt ſollte verkannt werden! dieß Leben, das der Beglückung Andrer geweihet war, ſollte in Gram und Kummer ſich verzehren! er, der auf Dank und Liebe Anſpruch machen konnte, ſollte Undank und Haß erndten! Wer kann ohne Wehmuth bei dieſem Gedanken verweilen? und wer muß nicht den Menſchen und Fürſten bemitleiden, dem ein ſolches Loos zufiel?

Wohl geſchah dieß nicht ohne ſeine Schuld! Weil er den Geiſt und die Bildung ſeiner Völker nicht berückſichtigte, weil er wohlerworbene Rechte einzelner Stände und ganzer Provinzen gewaltthätig aufhob oder beſchränkte, weil er ſchonungslos einen herrſchſüchtigen Klerus und Adel gegen ſich aufbrachte, weil er eingewurzelte Vorurtheile plötzlich und ſtürmiſch abſtellen wollte, ohne dazu ſeine Beamten herangebildet zu haben*), weil er überhaupt zu haſtig, zu herriſch, zu neuerungsſüchtig verfuhr, überall änderte, auch wo es nicht Noth that, und Früchte ſehen wollte, wo er eben geſäet hatte*): — darum trat ihm allerwärts Haß, Undank, Widerſtand entgegen, darum wurden ſeine ſchönſten Erwartungen getäuſcht, darum mußt' er ſterbend klagen, daß er ſo Wenige glücklich und ſo Viele undankbar hinterlaſſe. Aber auch bei ſeinen Verirrungen flößt er uns Achtung ein, ſehen wir auf den Grund ſeiner Handlungen, auf ſeinen Eifer für das Wohl ſeiner Staaten, auf ſein Gefühl für Menſchenwürde und Menſchenrechte. Bedauern müſſen wir ihn, daß er bei ſolchem Gefühl ſolche Mißgriffe that, und unſer Bedauern mehrt ſich, wenn wir die Leiden betrachten, die den Ausgang ſeines Lebens erfüllten, und die Faſſung und Gottergebenheit, mit der er ſie ertrug.

---

*) Er ſelbſt klagte: „Ich werde faſt von Niemanden unterſtüzt, ſowohl in den Anlagen als in der Ausführung. Staatsbeamte, Dikaſterien, Große, Kleine, der Adel, der Bürger, die Prieſter, die Mönche, Alles häuft Hinderniſſe auf Hinderniſſe, und ſo wird

---

der Gang der Maſchine gehemmt." — ſ. Schneller, Oeſterreichs Einfluß auf Deutſchland und Europa. Thl. I, S. 197.

* Als man ihm einſt wegen ſeiner Eile im Aendern und Beſſern Vorſtellungen machte, antwortete er: „Von dem, was ich unternehme, will ich auch die Wirkung empfinden. Als ich den Prater, den Augarten zurichten ließ, nahm ich keine jungen Sproſſen, die erſt der Nachwelt dienen konnten; nein, ich wählte gleich Bäume, damit unter ihrem Schatten ich und meine Nebenmenſchen jetzt ſchon Vergnügen finden möchten." — ſ. Joseph II. peint par lui même, — par M. R... à Paris 1816. Tom. II. pag. 87. — Im Bezug auf dieſe Eile oder Haſtigkeit Joſephs bemerkte Friedrich II. ſehr treffend: „Schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, eh' er den erſten gethan hat." ſ. Büchels Biographie von La Motte Fouqué. Berlin, 1824. Thl. I, S. 197.

Krank war er von dem Feldzuge gegen die Türken, — bei dem er alle Beſchwerden und Gefahren mit ſeinen Soldaten getheilt und oft ganze Nächte zur Beſorgung der Regierungsgeſchäfte durchwacht hatte, — im Dec. 1788 nach Wien zurückgekehrt. Aber ſtatt hier Ruhe und Erholung zu finden, fand er die drückendſten Sorgen und Kümmerniſſe. Aus allen ſeinen Erbländern gingen betrübende Nachrichten ein; er hörte, daß ſeine Verfügungen allerwärts verläſtert wurden, daß Belgien die Empörung aufs Aeuſſerſte trieb, daß Ungern zum Aufſtand ſich erhob, daß Böhmen und Tyrol in Gährung waren. Und während ſich ſo im Innern ſeiner Staaten allerwärts Verwirrungen und Zerrüttungen zeigten, zeigte ſich ihm auch von Auſſen her viel Bedenkliches. Mit den Türken dauerte der Krieg fort; Preußen drohete mit Krieg; Holland und England bewieſen ſich abgeneigt, und von Frankreich, wo eben die Revolution ausbrach, war keine Hilfe zu erwarten. Wie unglücklich mußte ſich Joſeph bei dieſem Zuſtande ſeiner Staaten und bei ſeiner heißen Liebe für dieſelben fühlen! Mit verdoppeltem Eifer ſuchte er nun (im Jahr 1789) ſeine Unterthanen wieder mit ſich zu verſöhnen und ſo ſeinen Staat gegen Angriffe von Auſſen zu ſtärken. Aber wie ſollte dieß geſchehen? Vieles erwog er, vieles verwarf er, während ſeine Kräfte immer mehr abnahmen. Zuletzt, als der Tod ſich ihm nahete, beſchloß er, wie viel es ihm auch koſtete, die Verordnungen und Verfügungen, die er zum Beſten ſeiner Unterthanen getroffen hatte, und von deren Wohlthätigkeit er überzeugt war, zu widerrufen. Am 28. Jan. 1790 erließ er ein Schreiben an die **Ungern**, in welchem er ſeine früheren Anordnungen (nur nicht das Toleranzedict und die Aufhebung der Leibeigenſchaft!) zurücknahm, die ungeriſche Reichskrone zurückgab und die Verfaſſung ſo wiederherſtellte, wie er ſie bei ſeinem Regierungsantritte gefunden hatte. Aehnliche Erklärungen ließ er auch den Belgiern zukommen, um ſie wieder zu gewinnen, und den Tyrolern und Böhmen, um ſie in Ruhe und Gehorſam zu erhalten. Zugleich ſtellte er, ſtatt ſeiner ſeitherigen Kabinetsregierung, den vormaligen Miniſterrath wieder her.

Aber der Schmerz um den Zuſtand ſeiner Staaten und um die Hinopferung ſeiner wohlgemeinteſten Verfügungen ſollte nicht der einzige ſeyn, der ſein Lebensende umdüſterte. Als ſchon die Aerzte, auf ſein wiederholtes Verlangen ſich über ſeinen Zuſtand zu erklären, die Nähe des Todes ihm angedeutet hatten, — eine Andeutung, die er ohne Furcht und Klage, mit Standhaftigkeit hörte und zur Beſeitigung mehrerer Angelegenheiten benutzte, — traf ihn auch ein häusliches Leiden. Die Gemahlin ſeines Neffen, des (damaligen) Erzherzogs Franz (nachherigen Kaiſers), Eliſabeth aus dem Hauſe Würtemberg, die er väterlichſt liebte, ward durch den Anblick ſeiner Leiden ſo ergriffen, daß ſie in Ohnmacht ſank, dann zu frühzeitig

zeitig niederkam und nach Geburt einer Tochter ſtarb (18. Febr. 1790). Die Nachricht von ihrem Tode traf ihn aufs Erſchütterndſte; doch kaum hatte er ſich wieder geſammelt, als er mit Ergebung ausrief: „Herr, dein Wille geſchehe!“ Nach einigen Augenblicken ließ er ſich das neugeborne Kind bringen, nahm es in ſeine Arme und ſagte weinend: „Liebes Kind, wahres Ebenbild deiner liebenswürdigen, tugendhaften Mutter!“ Dann gab er es zurück mit den Worten: „Nehmt es weg; denn mein Ende naht!“ Nun ordnete er die Leichenbeſtattung für die Erzherzogin und für ſich an, ladete ſeinen Bruder und Erben ein, eiligſt nach Wien zu kommen, und nahm ſchriftlich Abſchied von ſeinen Miniſtern, von dem Heere, deſſen Treue und Muth er lobte, und den fünf Fürſtinnen, in deren Geſellſchaft er vergnügte Stunden zugebracht hatte. Oeffentliche Gebete ließ er für ſich nicht anordnen. „Wer mich liebt,“ ſagte er, „wird in der Stille für mich beten, und die mich nicht lieben, will ich nicht zum Beten nöthigen.“ Das Gefühl der Reinheit und Wohlthätigkeit ſeiner Beſtrebung gewährte ihm Troſt und Stärkung. Wenige Augenblicke vor ſeinem Tode rief er: „Als Menſch und Regent glaube ich meine Pflicht erfüllt zu haben!“ Dabei ſuchte und fand er Troſt in der Religion. Er unterwarf ſich allen Gebräuchen ſeiner Kirche, nahm einen Auguſtinermönch zum Beichtvater, und unter den

Gebeten deſſelben ſchlief er ein, am 20. Febr. 1790, früh nach fünf Uhr, im 49ſten Jahre ſeines Alters.

Von Vielen verkannt und verläſtert ſtarb er dahin. Doch bewährt hat ſich, und immer mehr bewähren wird ſich, was er einſt (im Jahr 1787) ſchrieb*): „Ich hoffe, daß, wenn ich nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unparteiiſcher dasjenige unterſuchen, prüfen und beurtheilen wird, was ich für mein Volk gethan habe.“

VII.

Johann Friedrich Struenſee.

Neben Pombal verdient Struenſee genannt zu werden. Beide, Zeit- und Schickſalsgenoſſen, haben aus der Niedrigkeit zu hoher Würde und Macht ſich emporgearbeitet; beide haben den Staat, deſſen Miniſter ſie waren, eine Zeitlang beherrſcht; beide haben das Beſte deſſelben nach einerlei Grundſätzen zu befördern geſucht; beide haben der Argliſt erbitterter Feinde unterliegen müſſen. Kräftiger und entſchloſſener war Pombal, dauernder ſeine Herrſchaft und (beſonders durch ſeinen Kampf gegen die Jeſuiten) einflußreicher ſein Walten; dagegen war Struenſee weniger rauh und hart und reicher an Bildung; und unſre Theilnahme erregt er, wie durch ſeine Perſönlichkeit, ſo auch durch ſeine Schickſale. Das Gemiſch des Großartigen und Kleinlichen, das ſich in ſeinem Leben zeigt, ſeine Geiſtesbildung und Eitelkeit, ſeine Thätigkeit und Zaghaftigkeit, ſeine Umſicht und Verblendung beſchäftigt unſre Aufmerkſamkeit; ſein plötzliches Emporkommen und plötzliches Hinſtürzen ergreift uns als eine ernſte Mahnung an die Veränderlichkeit des Irdiſchen; und die Leiden, die zuletzt über ihn und über eine liebenswürdige Königin kamen, erfüllen uns, wie beim Ausgange eines Drama, mit den Empfindungen des Mitleids und Abſcheus. Nicht ohne Theilnahme alſo wird man, wie ich hoffe, auch hier bei der Geſchichte ſeines Lebens verweilen*).

---

*) Briefe Joſephs II. S. 115.

Johann Friedrich Struenſee, der Sohn eines Pfarrers, war zu Halle am 5. Aug. 1737 geboren und daſelbſt erſt auf dem Waiſenhauſe, dann auf der Univerſität unterrichtet worden. Schnell und gedeihlich entwickelten ſich ſeine Fähigkeiten, ſo daß er ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre Student und in ſeinem zwanzigſten Jahre Doctor der Arzneikunde wurde.

---

*) Schon vieles iſt über Struenſee's Leben und Wirken geſchrieben worden; aber erſt vor kurzem hat daſſelbe bedeutende Aufklärungen erhalten, durch die Mémoires de M. de Falckenskiold, Officier Général au service de Sa Maj. le Roi de Dannemark, à l'époque du ministère et de la catastrophe du Comte de Struensée etc. à Paris 1826, — und durch das Werk des Doctors Jens Kragh Höſt, „Der däniſche Geheime Kabinetsminiſter Joh. Friedr. Struenſee und ſein Miniſterium" u. 2 Theile, Kopenhagen 1826 und 1827. — Beide Werke ſind bei der hier folgenden Schilderung benutzt worden.

Im Jahre 1758 folgte er ſeinem Vater von Halle nach Altona, wohin derſelbe als Pfarrer und Kirchenprobſt berufen worden war, und trat als Stadt- und Landphyſikus in däniſche Dienſte. Nach zwei Jahren (1760) wurde ſein Vater als Generalſuperintendent nach Rendsburg befördert; er aber blieb in Altona, richtete ſich daſelbſt eine eigene Haushaltung ein, und gewann durch vielſeitige Kenntniſſe (beſonders der damaligen franzöſiſchen Litteratur und Geſchichte), durch ſchriftſtelleriſche Thätigkeit *), durch ärztliche Geſchicklichkeit und gaſtfreies Benehmen Freunde und Gönner. Durch dieſe geſchah es, daß er, als König Chriſtian VII. im Jahre 1768 eine Reiſe durch Deutſchland, Holland, Belgien, England und Frankreich unternahm, zum königlichen Leibarzt für dieſe Reiſe ernannt wurde (5. Apr. 1768). Hiermit ward ihm der Weg zu ſeinem Emporkommen geöffnet. Denn nun trat er in das königliche Gefolge und erhielt Veranlaſſung, immer in der Nähe des Königs zu ſeyn und ſich ihm durch Vorleſen und Unterhaltung ſo angenehm zu machen, daß er nach geendigter Reiſe (Jan. 1769) zum beſtändigen Leibarzte des Königs, dann (im Mai 1769) zum wirklichen Etatsrath und dadurch zur Hoffähigkeit erhoben wurde.

Bald bemerkte er, wie ſchwach König Chriſtian VII. war,

---

*) Er ſchrieb mehrere Abhandlungen für Zeitſchriften. Man ſehe Höſt Th. 1. S. 20.

war, und wie ſehr derſelbe im Staats- und Privatleben von denen beherrſcht wurde, die zunächſt um ihn waren und mit Kraft auf ihn einredeten. Leicht konnte daher der Gedanke in ihm aufkeimen, dieſe Schwäche des Königs zu ſeiner Erhebung zu benutzen. Doch mußte er auch bemerken, wie eben dieſe Schwäche den König unzuverläſſig machte, wie die damaligen Günſtlinge, die Grafen von Holk, demſelben näher ſtanden, als er, und wie er alſo, um ſich in der Gunſt des Königs zu erhalten und zu erheben, eines Beiſtandes bedurfte. Einen ſolchen Beiſtand fand er an der Gemahlin des Königs.

Dieſe Gemahlin war **Karoline Mathilde**, eine engliſche Prinzeſſin, Schweſter Georgs III., geboren am 22. Jul. 1751, am 1. Oct. 1766 mit **Chriſtian VII.** vermählt, ſchön von Geſtalt, reich an Bildung und liebenswürdig in ihrem Benehmen. Das däniſche Volk hing ihr an, weil ſie ſanft, freundlich, herablaſſend war, die däniſche Sprache ſich aneignete und ſich mit dem Merkwürdigen des Reichs und der Hauptſtadt bekannt machte. Aber mit dem Könige, ihrem Gemahle, war ſie in Mißverhältniſſen; ſein Weſen und ſeine Vergnügungen ſagten ihr nicht zu; er war ihr langweilig, und ſie zeigte ſich zurückhaltend gegen ihn und eingenommen gegen deſſen Günſtlinge, die Grafen von Holk. Struenſee bemerkte ihre Unzufriedenheit, hörte ihre Klagen und überzeugte ſie, daß ihr Glück von ihrer Einigkeit mit dem Könige abhänge. Da er zu gleicher Zeit auch dem Könige zuredete, der Königin mit Freundlichkeit zu begegnen, ſo gelang es ihm, ein beſſeres Verhältniß zwiſchen beiden herzuſtellen. Schon hierbei gewann er die Gunſt der Königin; noch mehr aber, als er deren Sohne, dem jetzigen Könige Friedrich VI. (geb. 28. Jan. 1767) die Blattern mit dem glücklichſten Erfolge eingeimpft hatte (2. Mai 1770). Von dem an wurde er mit einem Gehalte von 1500 Rthlrn. zum Vorleſer bei dem König und zum Kabinetsſecretair bei der Königin mit dem Titel eines Conferenzrathes ernannt (14. Mai 1770). Möglich iſt es, daß die (damals neunzehnjährige) Königin zu dem wohlgebildeten und in vieler Hinſicht ausgezeichneten Manne*) Zuneigung faßte; aber daß ein ſträfliches Verhältniß zwiſchen beiden Statt fand, läßt ſich nicht erweiſen, und widerſtreitet dem ſittſamen Weſen der Königin und ihrer Ausſage in der Nähe ihres Todes**).

Im

---

*) Ihn ſchildert ſein Freund, der General Falkenſkjold (Mémoires p. 111), auf folgende Art: Struensee était jeune, blond, de riche taille, ayant les traits réguliers, hormis le nez, qui semblait un peu long, le teint frais, l'air gracieux sans être affecté, le sourire aimable, les yeux pleins de vivacité, de l'agilité dans les exercices du corps, sans prétentions d'y exceller, de l'agrément et du naturel dans les manières, de la politesse dans la conversation. À ces avantages extérieurs Struensee joignait beaucoup de connaissances et cette habitude d'application, ce désir d'apprendre, qui semblent les fruits d'une éducation bien dirigée.

**) Wenn der vom Parteigeiſt verblendete Generalfiscal Wivet in ſeiner „Klagſchrift," die eher eine Schmähſchrift zu heißen ver-

Im Einverſtändniß mit der Königin erwirkte Struenſee ſeine Erhebung. Während einer Reiſe, die der König und die Königin mit ihm und einem großen Gefolge im Sommer des Jahres 1770 nach Schleswig und Holſtein machten, gelang es ihm, die Grafen von Holk zu ſtürzen und ſeinen Freund, den Kammerherrn Enewald von Brandt, als beſtändigen Geſellſchafter und Beobachter des Königs anzuſtellen. Und kaum war dieſe Reiſe beendigt (24. Aug.), als er, von der Königin unterſtützt, ſich völlig des Königs und durch denſelben aller Staatsgeſchäfte bemächtigte. Bis dahin hatte, bei der Schwäche Chriſtian's VII., „das Geheime Conſeil“ regiert; jetzt aber bewog Struenſee den König, kraft des Königsgeſetzes vom Jahre 1660 alle Staatsgeſchäfte an ſich zu ziehen, oder wie Preußens König, Friedrich II., aus ſeinem Kabinette zu herrſchen. Der Anfang hierzu, der zugleich den Anfang der Regierung Struenſees bezeichnet, geſchah damit, daß am 4. Sept. 1770 drei Verordnungen ohne Theilnahme des Geheimen Con-

---

dert, dem Grafen Struenſee und der Königin [illegible] Verbindungen erwähnt (ſ. Dohms Materialien für Statiſtik und Staatengeſchichte. Lemgo 1777. Thl. I, S. 287 ff.) und Laveaux (Histoire de France, Tom. IV p. 334.) deren Vorwurf ohne weiteres wiederholt: ſo ſucht dagegen von Gehren im Leben Chriſtians VII. (in der Allgemeinen Encyclopädie von Erſch und Gruber Th. XVII. S. 44 ff.) zu erweiſen, wie ſchwach dieſer Vorwurf iſt, und wie viel man Urſache hat, an die Tugend der unglücklichen Königin zu glauben.

Conſeils aus dem Kabinete des Königs ergingen. Bald nachher wurde durch einen Kabinetsbefehl vom 24. Sept. die Wirkſamkeit des Geheimen Conſeils beſchränkt, hierauf der erſte Miniſter Graf von Bernſtorf, ein ausgezeichneter Staatsmann, entlaſſen (13. Dec.), dann eine Reihe anderer Hof- und Staatsdiener ihrer Stellen durch Kabinetsbefehle entſetzt, ohne daß ihnen ein Vergehen zum Vorwurfe gemacht werden konnte*), und am 27. Dec. das Geheime Conſeil gänzlich abgeſchafft. Von nun an ſollte, wie es hieß, der König zur Beförderung des allgemeinen Wohls ohne alle Behinderung regieren. Doch nicht der König, ſondern Struenſee war es, der nun regierte; denn durch ihn wurden die Beſchlüſſe des Königs beſtimmt und im Namen des Königs alle Staatsangelegenheiten geordnet und geleitet. Und damit es ihm hierzu nicht an äuſſerm Anſehn fehlte, ſo ließ er ſich am 18. Dec. 1770 zum Maître des Requêtes oder zum Berichterſtatter ernennen, wodurch er mit dem Rechte bekleidet wurde, dem Könige über Alles und Jedes Vorträge zu machen, — dann am 14. Juli 1771 zum Geheimen Kabinetsminiſter mit der Vollmacht über alle Staatsangelegenheiten im Namen des Königs und ſelbſt ohne deſſen Unterſchrift zu verfügen, — und am 30. Sept. 1771 zum Grafen. Gleiche Erhebung in den Grafenſtand erhielt auch der Kammerherr von Brandt, der, während Struenſee die Staatsgeſchäfte leitete, für die Beluſtigung des Königs ſorgen und dabei verhüten ſollte, daß irgend ein Anderer Einfluß auf denſelben gewinnen möchte. — So ſtand nun Struenſee auf dem Gipfel ſeiner Größe! Er hatte eine Macht und ein Anſehn, wie vor ihm kein däniſcher Miniſter; er gebot über den König und durch den König über das ganze Staatsweſen Dänemarks, und konnte, was ihm beliebte, verfügen. Daß er noch höher ſteigen, daß er, wie ſeine Feinde ihm Schuld gaben, ein zweiter Cromwell werden wollte, iſt völlig unwahrſcheinlich. Zu einem ſolchen Plane fehlte es ihm eben ſo wohl an Entſchloſſenheit als an Mitteln*).

---

*) Man ſehe das Urtheil wider Struenſee u. in Hohms Materialien Th. I. [illegible]

Nicht unwürdig zeigte er ſich ſeiner Erhebung. Bei ſeinem langen Aufenthalte in Dänemark, dann bei ſeinem Leben am Hofe hatte er, ein Mann von hellen und vielſeitigen Geiſtesgaben, den Zuſtand Dänemarks kennen gelernt, und ergriffen von den Lehren der franzöſiſchen Philoſophie ſeiner Zeit, denen auch Friedrich II. und Joſeph II. huldigten, ſuchte er als Miniſter überall Verbeſſerungen zu erwirken. Um Regelmäßigkeit und Feſtigkeit in den Geſchäftsgang zu bringen, beſtand er darauf (13. Dec. 1770), daß die Collegia die ihnen zugewieſenen Geſchäfte mit

---

*) Das ſagt er ſelbſt in ſeiner Vertheidigungsſchrift vom 14. Apr. 1772. ſ. Mémoires de Falkenskjold p. 120 und [illegible] Materialien Thl. I, S. 300.

Eifer und Nachdruck betreiben, über alle Vorgänge ihre Meinung kurz und klar in ſchriftlichen Berichten dem Könige vortragen, und deſſen (gleichfalls ſchriftlich erlaſſene) Beſcheide pünktlich zur Ausführung bringen ſollten. Unſittliche und ungeſchickte Leute ſollten von den Geſchäften entfernt, die Beamten von einem Orte zum andern verſetzt, ihre Gehalte feſt beſtimmt und die Sporteln ihnen abgenommen werden*). Um Ordnung in das Finanzweſen zu bringen, errichtete er nicht nur (29. Mai 1771) ein Finanzcollegium, das über alle Zweige der öffentlichen Ausgaben und Einnahmen die Oberaufſicht führen, dabei das Kameralweſen umfaſſen ſollte, ſondern er verfügte auch, daß Naturalabgaben in Geldabgaben umgewandelt, mehrere Stellen eingezogen, Gnadengehalte theils vermindert, theils aufgehoben, der Hofſtaat und die Briefportofreiheit beſchränkt werden ſollte**). Bei dem Kriegsweſen, zu deſſen Umbildung er den Obriſten von Falkenſkjold herbeirief, wurden die königlichen Leibwachen zu Fuß und zu Pferde aufgehoben, und den Officieren aller Regimenter gleiche Rechte und Vorzüge zugeſprochen. — In Rückſicht der Rechtspflege drang Struenſee vornehmlich auf Beſchleunigung der Prozeſſe, auf Gleichheit vor dem Geſetze, auf Milderung der Strafen. Für Kopenhagen, wo er den Stadtrath völlig umbildete, errichtete er einen allgemeinen Gerichtshof; zugleich drang er auch auf Verbeſſerung der Commiſſorialgerichte und der Gerichte auſſerhalb der Hauptſtadt. — Auch für das bürgerliche und geiſtige Leben ward von ihm geſorgt. Er erließ Verfügungen zum Emporbringen der Landwirthſchaft, der Gewerbe und des Handels, verminderte die Frohndienſte, gab den Kornhandel frei, hob Zünfte und Monopolien auf, erließ gute Polizeigeſetze, ſtiftete und verbeſſerte Armen- und Krankenhäuſer, ſchaffte überflüſſige Feiertage ab, beſtand auf Duldung der verſchiedenen Religionsparteien, geſtattete Preßfreiheit, nahm ſich des Schulweſens und der Erziehung verlaſſener Kinder an. Vorzüglich ſorgte er für die Erziehung des Kronprinzen, den er, nach Rouſſeaus Grundſätzen, zu einem naturkräftigen und menſchenfreundlichen Jüngling aufzubilden ſuchte.

---

*) S. diese Verfügungen bei Höſt Thl. 1. S. 288. 290 u. 291 f.

**) S. Höſt 1. 365 — 375. Hier wird bemerkt, daß unter Struenſee im Jahre 1771, nach Berichtigung aller Staatsausgaben, ein Ueberſchuß von 665,787 Thlrn. gewonnen wurde.

Bei dem Allen vergaß er ſich ſelbſt nicht. Wie Macht und Würden, ſo wußte er auch Reichthümer an ſich zu bringen; und wie das Beßte Dänemarks, ſo berückſichtigte er bei ſeinen Staatsveränderungen auch die Befeſtigung und Erweiterung ſeines Herrſchens. Dabei that er manche Mißgriffe: ſo z. B. darin, daß er, ein däniſcher Miniſter, ſich nicht die Mühe gab, die däniſche Sprache zu lernen, und darum verlangte, daß alle Eingaben an den König in deutſcher Sprache abgefaßt ſeyn ſollten; ferner darin, daß er die Veränderungen, die er traf, zu raſch und unvorbereitet erfolgen ließ, daß er das Lottoſpiel einführte, den Zwang des Stempelpapiers verſchärfte, und, um die Volksmenge zu vermehren, Findelhäuſer aufbrachte. Auch läßt ſich nicht leugnen, daß er bald mit parteiiſcher Vorliebe und Abgunſt, bald mit befehlshaberiſchem Stolze verfuhr, und voll eitler Eigenliebe den Rath und die Warnungen Andrer zurückwies. Dagegen aber verdient ſeine raſtloſe und vielſeitige Thätigkeit gebührende Anerkennung, und geſtehen muß man, daß er in der kurzen Zeit ſeines Herrſchens Vieles zum Heile Dänemarks vollbrachte.

Nicht volle ſiebzehn Monate (4. Sept. 1770—16. Jan. 1772) dauerte ſein Herrſchen. Je höher er ſtieg, deſto höher hob ſich Neid, Haß und Abſcheu gegen ihn. Der Hofadel ergrimmte, daß er, ein Bürgerlicher und Ausländer, ſich ſo hoch emporgeſchwungen hatte, und fühlte ſich im Betreff des Einkommens und Einfluſſes durch ihn verkürzt; die Beamten waren gegen ihn, weil er ihnen vermehrte Arbeit bei vermindertem Einkommen zuwies, und durch häufige Amtsveränderungen und Abſetzungen ſie erſchreckte; die Geiſtlichen klagten ihn als einen Freigeiſt an, der keine Achtung für Religion habe und den König vom Gottesdienſte zurückhalte; die Patrioten mochten es nicht ertragen, daß durch ihn die däniſche Sprache verdrängt und eine Macht in Anſpruch genommen würde, die der Staat nur dem König allein übertragen hätte.

Bei dem Heere hatte er keine Liebe, weil er demſelben nicht angehörte, und die von ihm verfügten Rangveränderungen und Aufhebungen der Leibgarden mißfielen. Auch die untern Volksklaſſen waren ihm, obſchon er Vieles für ſie that, nicht gewogen, weil ſie das Nützliche ſeiner Einrichtungen nicht begriffen, und Einſchränkungen und Bedrängniſſe, die ihnen widerfuhren, ihm allein zuſchrieben. Ja ſelbſt manche ſeiner Freunde wurden, da ſie durch ihn ihre Wünſche und Erwartungen nicht befriedigt ſahen, kaltſinnig, einige auch feindſelig gegen ihn. So von vielen Seiten her bedroht, hatte er nirgends einen feſten Halt.

Er aber verkannte das Gefährliche ſeiner Lage und achtete nicht auf die Warnungen, die ihm zukamen, nicht auf die Schmähſchriften, die gleichſam als Vorläufer ſeines Sturzes erſchienen. Sicher, wie er wähnte, der Gunſt des Königs, und ſicher der Zuneigung der Königin Mathilde, die ſich für ſeine Plane verwendete, hielt er ſeine Gewalt geſichert. Erſt ſeit dem Oct. 1771 bemerkte man aus ſeinem Verfahren, daß er Beſorgniſſe zu hegen anfing. Er hielt ſich, ſo viel als möglich, immer in der Nähe des Königs und der Königin auf, vermehrte die Zahl und den Sold der Schloßwachen, zog Truppen nach Kopenhagen, auf deren Ergebenheit er rechnen zu können vermeinte, ſuchte die ausgeſtreueten Schmähſchriften zu unterdrücken, und befahl, daß die Verfaſſer verläumderiſcher und aufrühreriſcher Schriften in Strafe verfallen und Schriften nicht anders als mit dem Namen des Verfaſſers oder Buchdruckers erſcheinen ſollten. Aber gewiß ahnete er nicht die Nähe ſeines Sturzes, noch weniger die Art, wie ſelbiger erfolgen ſollte. Denn während er nur gegen gewaltſame Unternehmungen des Volkes oder der Soldaten und Matroſen ſich zu ſichern ſuchte, und deshalb den Generalmajor von Gude zum Commandanten von Kopenhagen ernannte und durch ihn Truppen und Kanonen in Bereitſchaft halten ließ: — traf er keine Vorkehrungen ſich im Schloſſe ſelbſt gegen Ueberraſchungen zu ſichern, oder den Ränken vorzubeugen, die die verwitwete Königin Juliane und deren Anhang gegen ihn ſpann. Und doch ſollte gerade von dieſer Seite her der Schlag kommen, der ſo plötzlich als ſchrecklich von ſeiner Höhe ihn hinabſtürzte!

Die verwitwete Königin Juliane, Tochter des Herzogs von Braunſchweig-Wolfenbüttel Ferdinand Albrecht's, geboren 1729 und ſeit 1752 zweite Gemahlin des (im Jahre 1766) verſtorbenen Königs Friedrich V., demnach Stiefmutter Chriſtians VII., und ihr leiblicher Sohn, der Erbprinz Friedrich, hegten grimmigen Haß gegen Struenſee, weil ſie ſich durch ihn zurückgeſetzt und alles Einfluſſes auf die Regierung beraubt ſahen. Der Erbprinz ſelbſt, erſt 18 Jahre alt (geb. 11. Oct. 1753), ohne Talente, mehr eitel als herrſchſüchtig, wollte zunächſt die Beleidigungen rächen, die er durch Struenſee und deſſen Anhang erlitten zu haben meinte; ſeine Mutter aber, eben ſo herrſchſüchtig als argliſtig, wollte durch den Fall der Königin Mathilde und des Miniſters Struenſee die eigentliche Beherrſcherin des Reichs werden. Beide folgten den Eingebungen des Etatsrathes Guldberg, der, einſt Lehrer des Erbprinzen, nach Struenſees Poſten verlangte, und vereinigten mit ſich den Grafen Ranzau-Aſcheberg, den vormaligen Freund, jetzt bitterſten Feind Struenſees, den General-Kriegscommiſſär Beringſkjold, den Obriſten Köllek und den Generalmajor von Eickſtedt. Ihr Plan war, den verhaßten Miniſter durch eben das Mittel zu ſtürzen, durch welches er ſich erhoben hatte, oder ſich des Königs zu bemächtigen und in deſſen Namen Verderben über Struenſee, die Königin Mathilde und Andre dieſer Partei zu bringen. Zur Ausführung dieſes Planes wollten ſie anfangs den Grafen Brandt, den beſtändigen Geſellſchafter des Königs, auf ihre Seite ziehen: — wenigſtens laſſen die Briefe, die Brandt von unbekannter Hand am 8. Jul. und 19. Sept. 1771 erhielt, und in denen er aufgefordert wurde, den König aus Struenſees Gewalt zu befreien*), dieſes vermuthen. Da aber Brandt wohl in ſeiner Freundſchaft zu Struenſee wankte, aber doch ihm ergeben blieb und zu keinem feſten Entſchluſſe kommen konnte: ſo geriethen die Verſchwornen auf den

---

*) ſ. Höſt Thl. II, S. 81 und 99.

Gedanken ihn ſammt Struenſee und der Königin Mathilde zu ſtürzen.

Nicht anders als ſollte der Welt gezeigt werden, wie Hofränke in Hofluſtbarkeiten ſich miſchen, wurde ein Ball zur Einleitung dieſes Vorhabens beſtimmt. Am 16. Jan. 1772 wurde bis tief in die Nacht ein Maskenball bei Hofe gehalten, an welchem auch die Königin Mathilde und die Grafen Struenſee und Brandt in vollem Glanze, ohne Ahnung der ſie umſpinnenden Argliſt, Antheil nahmen. Indeſſen verſicherten ſich Köller und Eickſtedt der unter ihren Befehlen ſtehenden Schloßwache; und kaum war der Ball gegen 2 Uhr geendigt, als ſie die Officiere derſelben um ſich verſammelten und, im Namen der Königin Juliane und des Erbprinzen Friedrich, aufforderten, ſich der Grafen Struenſee und Brandt und anderer nahmhaft gemachten Perſonen zu bemächtigen und alle Zugänge zum Schloſſe zu beſetzen. Darauf drangen gegen 4 Uhr des Morgens (17. Jan.) die Verſchwornen, namentlich die Königin Juliane und der Erbprinz Friedrich ſammt Guldberg, Ranzau, Eickſtedt und Köller in das königliche Schlafgemach, weckten den König, riefen ihm zu, daß er und ſein Reich in großer Gefahr ſchwebe, und trieben den Erſchrockenen und Schlaftrunkenen, Papiere zu unterſchreiben, in welchen Eickſtedt zum Befehlshaber zu Kopenhagen ernannt und ſammt Köller bevollmächtigt wurde, alle zur Rettung des

des Königs und des Reiches dienlichen Maßregeln zu treffen. Sobald nun der König aufgeſtanden war, wurde er aus ſeinem Zimmer in das Zimmer des Erbprinzen geführt und daſelbſt genöthigt, erſt ſeiner Gemahlin zu ſchreiben, daß ſie, weil ſie gute Rathſchläge verſchmähet hätte, nach Kronenburg abgeführt werden ſollte, dann die vom Erbprinzen aufgeſtellten Befehle zur Verhaftung der Grafen Struenſee und Brandt und deren Anhangs mit ſeiner Namensunterſchrift zu bekräftigen.

Raſch und ſtürmiſch wurden dieſe Befehle zur Ausführung gebracht. Während Eickſtedt für die Sicherung des Schloſſes und der Stadt ſorgte, drang Köller mit drei Officieren in das Schlafgemach Struenſees. Dieſer, überraſcht und auſſer Stand ſich zu widerſetzen, ergab ſich der Uebermacht, und wurde als Gefangener erſt auf die Schloßwache, dann auf die Feſtung gebracht. Gleiches Schickſal traf den Grafen Brandt, dann die übrigen, die als Brandts und Struenſees Parteigänger galten. Auch die Königin Mathilde wurde in ihrem Schlafgemach überfallen. Mit würdevollem Muthe trat ſie ihren Verfolgern entgegen; doch wurde ſie genöthigt, dem königlichen Befehle Folge zu leiſten, und ſich als Gefangene unter Militärbegleitung nach Kronenburg abführen zu laſſen. In drei bis vier Stunden hatte man ſich aller, die dieſer Schlag treffen ſollte, bemächtigt. Nirgends regte ſich eine Stimme für ſie: — ein Beweis, wie ſchwach der Anhang Struenſees war, und wie viel ſelbſt die Königin in der Volksliebe verloren hatte. Aber die Verſchwornen ließen es auch nicht an Verhetzungen des Volkes fehlen; Struenſee wurde als ein Majeſtätsverbrecher, die Königin Mathilde als ſeine Buhlerin verſchrieen; Gerüchte von entſetzlichen Anſchlägen gegen die Perſon des Königs wurden verbreitet, in den Kirchen Dankgebete für die Rettung des Königs und Reiches erhoben, und dem Volke die wildeſten Ausgelaſſenheiten geſtattet: es durfte, ungehindert, ja wohl dazu aufgereizt, die Häuſer der Freunde Struenſees verheeren und plündern.

Mittlerweile mußte Struenſee die bitterſten Leiden erfahren. Aus einer glanzvollen Höhe plötzlich hinabgeſtürzt ins tiefſte Elend, verläſtert von denen, über die er vordem ſtolz hinweg geſehen hatte, und Feinden unterthan, die ihre Zurückſetzung und ſeine Erhebung grimmig an ihm rächen wollten, befand er ſich in einem für die verruchteſten Miſſethäter beſtimmten Gefängniſſe. Mit Ketten, die in der Wand befeſtigt und nur drei Ellen lang waren, war er an der rechten Hand und am linken Fuße angeſchloſſen; weder Meſſer noch Gabel wurde ihm beim Eſſen gereicht, auf einer Breterbank mußte er liegen. Heldenmüthigkeit, oder jene Kraft und Größe der Seele, die bei den Stürmen des Schickſals nicht verzagt, ſondern ſich muthig über dieſelben erhebt, war ihm fremd: um ſo ſchrecklicher mußte er von dem Umſturz ſeines

Glücks und der Laſt ſeiner Leiden erſchüttert werden. Bald jammernd und zagend, wünſchte er ſich den Tod, den er durch Hunger herbeiführen wollte; bald eiteln Hoffnungen Raum gebend, dachte er ſich ſeine Rettung als möglich, und beſchäftigte ſich leichtſinnig mit Romanlectüre. Erſt als die Lehren der Religion, die er anfangs von ſich gewieſen hatte, durch den Mund des verſtändigen und frommen Dr. Münter zu ſeinem Herzen drangen, erhob ſich ſein beſſeres Selbſt, und er fand in dem Glauben an Gott den Troſt und die Stärkung, deren er in ſeinen Schreckniſſen bedurfte.

Beſchloſſen war ſeine Hinrichtung, und es kam ſeinen Feinden nur darauf an, ihr Vorhaben vor den Augen der Welt mit dem Schein des Rechts zu umkleiden. Hierzu ward ein ſogenanntes Rechtsverfahren eingeleitet, bei dem aber die gröbſten Rechtswidrigkeiten hervortraten. Eine Commiſſion wurde ernannt (21. Jan.), die über ihn und ſeinen Anhang richten ſollte; aber ſie beſtand zum Theil aus ſeinen Feinden und wurde von ſeinen Feinden (der Königin Juliane und dem Erbprinzen Friedrich) geleitet. Die Beſchuldigungen, daß er verbrecheriſche Verbindungen mit der Königin Mathilde unterhalten, daß er dem Grafen Brandt eine Mißhandlung des Königs angerathen, daß er für den Kronprinzen, um ihn zur Regierung untüchtig zu machen, eine verderbliche Erziehung vorgeſchrieben, daß er die Souverainitätsrechte an ſich geriſſen, daß er ohne Genehmigung des Königs Kabinetsbefehle erlaſſen, daß er einen koſtbaren Schmuck der Königin veräuſſert, daß er Briefe an den König erbrochen, daß er, um Kopenhagen einzuſchüchtern, Kanonen und Truppen in Bereitſchaft geſetzt habe, — dieſe acht Beſchuldigungen, die gegen ihn aufgebracht wurden*), waren theils unerwieſen, theils ohne rechtlichen Grund zu ſeiner Verurtheilung. Bei dem zweiten Verhöre (21. Febr.) verlockten die Richter den Feigherzigen durch Lebenshoffnungen, die ſie ihm vorſpiegelten, vielleicht auch durch Androhung der Folter, zu Geſtändniſſen über ſeine Verbindungen mit der Königin Mathilde. Dieſe Geſtändniſſe, die auf Ehebruch hindeuteten, mußte er bei dem dritten Verhöre (25. Febr.) wiederholen und bekräftigen. Durch ſie war ſein Leben den Geſetzen verfallen! Ein eitles Gaukelſpiel war es nun, daß eine Selbſtverantwortung ihm abgefordert und ein Sachwalter (Uldal) ihm beigegeben wurde**): weder auf ſeine Selbſtverantwortung (vom 14. Apr.), noch auf die Vertheidigungsſchrift ſeines Sachwalters (vom 22. Apr.) wurde geachtet; vielmehr ſprachen die Richter am 25. und 26. Apr. über Struenſee und

---

*) Man ſehe die ſchon oben angeführte Klagſchrift des Generalfiscals Wivet in Dohms Materialien ꝛc. Thl. 1, S. 287 — 310.

**) Struenſee's Selbſtvertheidigung und Uldals Vertheidigungsſchrift finden ſich in Dohms Materialien I, 313 — 378 und in den Mémoires de Falkenskjold p. 165 ſſ. und 192 ſſ.

Brandt das Urtheil aus, daß beide ihrer Ehren und Würden entſetzt, ihre gräflichen Wappen vom Scharfrichter zerbrochen, ihnen erſt die rechte Hand, dann der Kopf abgehauen, dann ihre Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt werden ſollten. Dieſes Urtheil, das König Chriſtian VII. am 27. Apr. beſtätigte, wurde am 28. Apr. ſeinem ganzen Inhalte nach vollzogen.

Mit einer Seelenſtärke, die früher ihm fremd geweſen, und nun durch Religiöſität in ihm lebendig geworden war, betrug ſich Struenſee in den letzten Tagen ſeines Lebens. Gelaſſen hörte er das wider ihn gefällte Urtheil; mehr als ſein eignes Geſchick rührte ihn das Geſchick ſeines Freundes Brandt; der Nachwelt überließ er es, zu entſcheiden, ob ſeine Staatsverwaltung politiſchſchlecht geweſen ſey; mit chriſtlichem Sinne bereitete er ſich zum Tode vor; und auf dem Blutgerüſte unterwarf er ſich, nachdem er noch Worte der Verſöhnung und des Gottvertrauens geſprochen hatte, ſtandhaft den Qualen der Hinrichtung. So ſtarb er am 28. Apr. 1772 im 35. Jahre ſeines Lebens.

Die Rührung, die ſein Ende erweckt, wird durch den Hinblick auf die Königin Mathilde, deren Geſchick in das ſeinige verwickelt ward, erhöhet. Die Königin Juliane, deren Sohn, Erbprinz Friedrich, und der Günſtling beider, der Etatsrath Guldberg, wußten, daß die Königin Mathilde Einfluß auf den

König hatte und Mittel kannte, ſich der Herrſchaft zu bemächtigen: alſo wurde ihr Verderben beſchloſſen. Da man aber gegen ſie, eine engliſche Prinzeſſin, nicht wie gegen Brandt und Struenſee verfahren konnte: ſo begnügte man ſich, ſie vom Könige zu ſcheiden und aus Dänemark zu entfernen. Nachdem ſie alſo am 17. Jan. 1772 als Gefangene nach Kronenburg gebracht worden war, erſchien daſelbſt am 8. März eine Commiſſion, um ſie zu vernehmen. Hier legte ihr, wie erzählt wird *), der Staatsminiſter Schack-Rathlow die Geſtändniſſe Struenſee's vom 21. und 25. Febr. mit dem Bemerken vor, daß, wenn dieſe Geſtändniſſe falſch wären, Struenſee die härteſten Strafen erleiden würde. Die Königin erſchüttert, fragte ihn: ob er wohl glaube, daß Struenſee, wenn ſie dieſe Geſtändniſſe unterſchreibe, gerettet werden könne? Er antwortete mit einer tiefen Verbeugung. Da ergriff die Königin die Feder, um ihren Namen zu unterzeichnen. Aber kaum hatte ſie die erſte Sylbe deſſelben geſchrieben, als ſie in Ohnmacht ſank. Doch der Miniſter ergriff ihre Hand und ſetzte, dieſe führend, die fehlenden Sylben hinzu. Vergebens äuſſerte ſie ſpäterhin ihrem Sachwalter, ſie ſey ſich ihrer Unſchuld bewußt und hoffe durch den Mund ihrer Richter freigeſprochen zu werden. Auf die Geſtändniſſe Struenſee's, die mit ihrem Namen unterzeichnet waren,

---

*) Mémoires de Falkenskjold p. 234 und Höſt II, 266.

ren, und auf das Zeugniß ihrer Dienerinnen, die nach däniſchen Geſetzen nicht gegen ſie zeugen durften und auch nie mit ihr zuſammengeſtellt wurden, wurde ſie des Ehebruchs beſchuldigt und am 6. Apr. vom Könige geſchieden. Hierauf führte man ſie auf einem engliſchen Schiffe aus Dänemark nach Deutſchland, wo ſie das Schloß in der hannöverſchen Stadt Celle bezog. Daſelbſt lebte ſie drei Jahre lang in tiefer Trauer ein achtungswürdiges Stillleben. Fleißig beſuchte ſie den Gottesdienſt, gern ſprach ſie von Religion, freigebig bezeigte ſie ſich gegen Arme, war gütig und liebreich gegen Jedermann. Liebe und Achtung kam ihr daher entgegen, und heiße Thränen folgten ihr nach, da ſie am 10. Mai 1775 im 24. Jahre ihres Lebens als eine Lebensmüde entſchlief. Kurz vor ihrem Tode war der franzöſiſche Prediger zu Celle, Roques, den ſie zu ihrer Erbauung und zur Vertheilung ihrer Almoſen faſt täglich zu ſich rufen ließ, bei ihr. Da ſagte ſie, nachdem ſie mit ihm gebetet hatte: „Ich werde jetzt vor Gott erſcheinen! Ich betheuere, daß ich an den Verbrechen, deren man mich beſchuldiget hat, unſchuldig bin, und daß ich meinem Gemahle nie untreu war“*). — Sie alſo, wie Struenſee, ſtarben als Opfer der Herrſchſucht und Ungerechtigkeit ihrer Feinde!

*) Mémoires de Falkenskjold p. 231.

VIII.

Guſtav III.

Guſtav III., der Sohn des ſchwediſchen Königs Adolf Friedrich und der preußiſchen Prinzeſſin Luiſe Ulrike (einer Schweſter Friedrichs II.), geboren 24. Jan. 1746, gehört zu den ausgezeichnetſten Königen Schwedens. Begabt war er mit vielen und glänzenden Anlagen, die von den Grafen Teſſin und Scheffer trefflich entwickelt wurden; Ruhm erwarb er ſich als Regent, als Feldherr, als Redner, als Kenner und Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, und durch ihn wurde Schweden aus tiefer Zerrüttung zur Ordnung im Innern und zu Anſehn nach Auſſen zurückgeführt. — Mit Recht erſcheint alſo auch ſein Bild in dieſem Bilderſaale. Unzuläſſig aber wäre es, ſeine Lebens- und Regierungsgeſchichte ihrem ganzen Umfange nach hier darzuſtellen. Wir verweilen daher nur bei dem, was als das Wichtigſte in derſelben gilt, und die Eigenthümlichkeiten ſeines Weſens und Regierens am anſchaulichſten darſtellt, nämlich bei ſeinem Kampfe mit dem ſchwediſchen Adel, der durch ſeine ganze Regierung ſich hinzieht, und zuletzt ſeinen Tod herbeiführte.

Von früher Jugend auf mußte Guſtav bemerken, wie durch die Anmaßungen und Parteiungen eines herrſchſüchtigen Adels*) der Thron herabgewürdiget und das Reich zerrüttet wurde; und ſein zu großartigen Geſinnungen und Entſchließungen aufſtrebender Geiſt erfaßte den Gedanken, Thron und Reich durch Wiederverſtärkung der Königsgewalt zu erheben. Schon als Kronprinz, in einem Alter von 22 Jahren, war er anregend und mitwirkend bei einem Verſuche, der hierzu gemacht wurde. Als im Jahre 1768 die Partei der Hüte, aus Erbitterung gegen die Partei der Mützen, die ſeit 1765 das Uebergewicht errungen hatte, den König gegen die Anmaßungen des Reichsraths aufregte und der franzöſiſche Geſandte zu Stockholm Geldunterſtützungen darbot: ſo war er es, der dem Reichsrathe die Beſchwerden ſeines Vaters vortrug. Als aber damit nichts ausgerichtet wurde, ſo unternahm er, theils um ſich mit dem Reiche, das er einſt beherrſchen ſollte, näher bekannt zu machen, theils um die Geſinnungen des ſchwediſchen Volkes zu erforſchen, — im Sommer 1768 eine Reiſe in die nördlichen Provinzen Schwedens, namentlich nach Dalekarlien. Auf dieſer Reiſe lernte er den Nothſtand des Reichs in der Nähe kennen, vernahm die Klagen des Volkes über die ſchlechte Regierung des Reichsraths, und fand in der Liebe und Achtung, die ihm bewieſen wurde, eine Stütze für den Thron. Nach ſeiner Rückkehr ermuthigte er daher ſeinen Vater, einen kühnen Schritt zu thun. Darauf ließ Adolf Friedrich am 12. Dec. 1768 durch den Kronprinzen dem Reichsrathe erklären, daß er bei den obwaltenden Bedrängniſſen des

---

*) Von demſelben iſt ſchon oben im erſten Abſchnitte dieſes Theiles, S. 92 ff. geredet worden.

Reiches die ſchleunige Zuſammenberufung eines Reichstags nöthig finde, und, falls die Reichsräthe dieſelbe verweigerten, die Regierung niederlegen würde; nach dieſer Niederlegung dürfe ſein Name oder Stempel unter keine der Ausfertigungen des Reichsrathes geſetzt werden. Längſtens bis zum 15. Dec. wollte er auf die Erwiederung des Reichsrathes warten. Da dieſe nicht erfolgte, ſo erklärte der König, am 15. Dec. perſönlich im Reichsrathe, daß er deſſen Stillſchweigen als Antrieb zur Niederlegung der Regierung anſehe; ſein Sohn aber forderte den mit des Königs Namen bezeichneten Stempel zurück, ging dann, da dieſer ihm verweigert wurde, zu den Collegien oder Verwaltungsbehörden und zeigte ihnen an, daß der König die Regierung niedergelegt habe, und daß ſie alſo in deſſen Namen keine Verfügungen erlaſſen könnten. Dieſe Anzeige wirkte, was ſie wirken ſollte. Denn nun erklärten die Collegia: „daß, da Schweden eben ſo wenig ohne König, als ohne Reichsrath beherrſcht werden könne, ſie ihre Geſchäfte bis zur Zuſammenberufung eines Reichstages ruhen laſſen würden"; der Reichsrath aber ſah ſich durch dieſe Erklärung, die einen völligen Geſchäftsſtillſtand herbei ziehen mußte, genöthigt, in die Berufung eines Reichstages, der am 19. Apr. 1769 eröffnet werden ſollte, zu willigen. Dieß geſchah am 19. Dec. 1768; und ſogleich übernahm der König wieder die Regierung.

Aber dieſer Sieg über den Reichsrath blieb ohne bedeutende Folgen. Wohl wurde der verſprochene Reichstag (erſt, 26. Apr. — 6. Jun. 1769, zu Norköpping, dann, ſeit dem 14. Jun., zu Stockholm) gehalten: wohl wurden auf demſelben neun Reichsräthe abgeſetzt (23. Mai), und andre von der „Partei der Hüte" an deren Stelle gebracht; wohl wurde auch dem König für ſein Verfahren und ſeine Regentenſorgfalt gedankt: aber „die Hüte" verloren im Laufe dieſes Reichstags das Uebergewicht, das ſie am Anfange desſelben gehabt hatten, „die Mützen" kamen wieder empor, und der Reichstag ſchloß ſich (30. Jan. 1770), ohne daß irgend eine Beſchwerde des Königs abgeſtellt, oder irgend eine Veränderung in der Regierungsverfaſſung zu Stande gebracht worden wäre.

Indeſſen hatte ſich doch eine ſolche Veränderung als möglich gezeigt, und der Kronprinz ſchöpfte hieraus Muth, ſie mit Beihilfe Frankreichs wirklich zu machen. Er reiſte daher, unter dem Vorwande, die europäiſchen Hauptſtaaten kennen zu lernen, wozu die Reichsſtände, doch nicht ohne Grauen, die Genehmigung ertheilt hatten*), am Ausgang des Jahres 1770

---

*) Als am 15. Jan. 1770 von der Mehrzahl der Reichsſtände die Reiſe des Kronprinzen ins Ausland genehmiget wurde, bemerkten einige Reichsſtände, „daß eine ſolche Reiſe von gefährlichen „Folgen für das Reich ſeyn dürfte, da Hoheit und große Ta„lente nicht wider den, dem Menſchen nur allzueigenen Fehler, „ſeine Macht immer mehr auszubreiten, ſchützten, und folglich „zu befürchten ſtände, daß allerlei Anwendungen von einer unum„ſchränkten Regierung, welche Se. königl. Hoheit auf Dero Reiſe „zu kennen Gelegenheit bekommen möchten, auf das ſchwedi-

1770 durch Dänemark, Braunſchweig, Heſſen, Belgien nach Frankreich. Am 4. Febr. 1771 traf er in Paris ein. Hier knüpfte er mit den franzöſiſchen Prinzen eine folgenreiche Freundſchaftsverbindung und beſprach ſich mit Ludwig XV. und dem Miniſter d'Aguillon über die Wiederherſtellung der Königsgewalt in Schweden. Aber kaum hatte er ſich in Paris und mit Paris bekannt gemacht, als er die Nachricht erhielt, daß ſein Vater (am 12. Febr. 1771) geſtorben und die Thronfolge, auf Anerkennung der beſtehenden Verfaſſung, vom Reichsrathe ihm zuerkannt ſey. Er ertheilte ſogleich die ihm abverlangte Anerkennung, da vor der Hand kein andrer Ausweg ſich ihm zeigte, verließ dann Paris mit großen Geldſummen, die er unter dem Titel rückſtändiger Hilfsgelder erhalten hatte*), und kehrte nach Schweden zurück. Er nahm ſeinen Rückweg durch Deutſchland, beſprach ſich zu Berlin mit ſeinem großen Oheim, Friedrich II., und traf am 18. Mai in Schweden ein.

Mit Freude und Hoffnung empfing ihn das Volk, als er am 30. Mai in Stockholm einzog: die Anmuth ſeines Aeuſſern und ſein huldvolles Benehmen wendete ihm deſſen Herzen zu. Aber mit Bangigkeit

und

„ſche freie Reich, zur größten Kränkung der ſo herrlichen „ſchwediſchen Regierungsform, mit der Zeit gemacht werden könn„ten.“ — ſ. Büſchings Magazin (Thl. XII, S. 112), wo die wichtigſten der hierher gehörigen Schriften und Angaben zuſammengeſtellt ſind.

*) ſ. Lacretelle Histoire de France. Tom. IV. p. 221.

und Grauen ſchaute auf ihn die herrſchende Partei der Adeligen; denn hatte er ſchon als Kronprinz ſich ihnen widerſtrebend gezeigt, wie leicht mochte er als König bei ſeiner feurigen Ehrliebe und kühnen Entſchloſſenheit es wagen, die Schranken, mit denen ſie die königliche Macht umzogen hatten, zu durchbrechen. Klüglich würden ſie gehandelt haben, wenn ſie, um ſeinen aufſtrebenden Ehrgeiz zu beſchwichtigen, einige Machtvermehrungen ihm zugeſtanden hätten: ſelbſt manche von der Hutpartei gaben dieſen Rath; aber von Herrſchſucht verblendet, ergriffen ſie die verkehrteſte Maßregel, indem ſie die königliche Macht noch enger, als vorher, beſchränkten. Auf dem Reichstage, der am 25. Jun. 1771 begann, erkärte die „Partei der Mützen,“ daß die verwaltende, wie die geſetzgebende, Gewalt lediglich von dem Willen der Reichsſtände abhängig ſey, und daß alle Schwierigkeiten, die der König machen würde, ſich neuen Einſchränkungen zu unterwerfen, als gefährliche Eingriffe in die ſchwediſche Nationalfreiheit angeſehn werden ſollten*). Aus dem Reichsrathe wurden dann die entfernt, die es im Dec. 1768 mit dem Könige gehalten hatten, oder als Parteigänger desſelben galten; und in die neue „Verſicherungsacte,“ die dem Könige vor ſeiner Krönung zur Unterſchrift vorgelegt wurde, waren viele neue Beſchränkungen ſeiner Macht eingeſchaltet.

---

*) ſ. (Canzlers) Nachrichten zur genauen Kenntniß des Königreichs Schweden. Dresden, 1778. Thl. I. S. 165.

Guſtav benahm ſich bei dem Allen mit einer Beſonnenheit und Gewandtheit, die von ſeiner Jugend (er war damals erſt 26 Jahre alt) kaum zu erwarten war. Feſt entſchloſſen, ſeine Krone von den Beſchränkungen und Demüthigungen, zu denen ſie herabgewürdiget worden war, zu Macht, Anſehn und wohlthätiger Wirkſamkeit zu erheben, hielt er dieſen Entſchluß verborgen, bis ihm der rechte Augenblick, den er im Stillen vorbereitete, erſchienen war. Er wachte über ſeine Reden und alle ſeine Schritte. Wenn er öffentlich ſprach, äuſſerte er ſo viel Eifer für Schwedens Wohl und ſo viel Gleichgiltigkeit im Betreff ſeiner Herrſcherrechte, daß er ganz ohne Ehrgeiz und voll Vaterlandsliebe zu ſeyn ſchien. Ohne ſich für eine Partei zu erklären, gab er ſich das Anſehn, alle Parteien zum Heil des Vaterlandes verſöhnen zu wollen. Dazu empfahl er Vergleichsvorſchläge (von denen er wußte, daß ſie nicht angenommen werden würden) und forderte die Geſandten Rußlands und Englands (die ſein Verfahren belauerten) auf, zur Annahme derſelben mitzuwirken. In der Rede, mit der er am 25. Jun. 1771 den Reichstag eröffnete*), ſprach er nicht von Staatsveränderungen oder Verbeſſerungen, ſondern bloß von ſeiner Vaterlandsliebe und Achtung für die beſtehende Verfaſſung, von den

---

*) Vollſtändig ſteht dieſe Rede in Canzlers Nachrichten ꝛc. Thl. 1, S. 287 ff. und in der Collection des écrits de Gustave III. à Stockholm, 1803. Tom. I. p. 85 etc.

Gefahren der Uneinigkeit, und wie nothwendig Eintracht unter den Ständen ſey. Und als ihm am 5. März 1772 die neue Verſicherungsacte zur Unterſchrift vorgelegt wurde, unterſchrieb er ſie ohne Anſtand zu nehmen, „weil ſie doch nur auf des Reiches „Beſte, das immer ſein Ziel ſey, hingerichtet ſeyn könnte.“ Aber während er ſolche Ergebenheit gegen den Reichstag und Reichsrath äuſſerte, ſuchte er im Stillen das Volk und alle, denen der Parteikampf gegen die Krone fremd war, für ſich und ſeine Plane zu gewinnen. Freundlich nahm er die auf, die ſich ihm naheten, theilnehmend hörte er ihre Klagen und Wünſche, und willig gewährte er ihnen, wo er nur konnte, Hilfe und Beiſtand. Häufig und ergreifend redete er, — ſeit langer Zeit hatte man ſchwediſche Könige in ſchwediſcher Sprache öffentlich nicht reden hören, — von den Verwirrungen Schwedens und ſeinem Wohlmeinen, und im ganzen Reiche ließ er durch ſeine Anhänger mündliche und ſchriftliche Aeuſſerungen über die obwaltenden Aergerlichkeiten und über die Nothwendigkeit einer Umänderung der Staatsverfaſſung verbreiten.

Zu Statten kam ihm hierbei, daß der franzöſiſche Hof den Grafen von Vergennes, einen einſichtsvollen und gewandten Staatsmann, als Geſandten nach Stockholm zu ſeiner Unterſtützung geſchickt hatte; ferner, daß ein damals drückender Getraidemangel als Folge der Fahrläſſigkeit des Reichsrathes angeſehen wurde; am meiſten aber, daß die Parteien im Staate mehr, als jemals, in Zwietracht gerathen waren. Denn nicht nur war der Adel unter ſich uneinig, ſondern auch der Bürger- und Bauernſtand, hin und wieder auch der Klerus gegen den Adel. Die „Mützen“ entzogen den „Hüten“ immer mehr Macht und Einfluß; der Bauernſtand verlangte zu dem „geheimen Ausſchuſſe“ zugelaſſen zu werden, und der Klerus und Bürgerſtand bewirkte, daß (im Jul. 1772) eine außerordentliche Commiſſion niedergeſetzt wurde, die, beauftragt, früherhin abgethane Beſchuldigungen aufs neue zu unterſuchen, das Eigenthum und Leben vieler Vornehmen, beſonders von der „Hutpartei,“ bedrohete. Hiermit neigte ſich, wie die Sehnſucht der Unbefangenen, ſo auch die Partei der „Hüte,“ aus Beſorgniß für ihre Sicherheit, zu dem Könige hin. Doch entſcheidend gewann dieſer dadurch, daß er das Militär auf ſeine Seite zu ziehen wußte.

Bald nach ſeiner Rückkehr nach Schweden hatte er, unter dem Vorwande, neue Manoeuvres unter den Truppen einzuführen, gegen zweihundert Officiere, an deren Spitze der Obriſt von Sprengporten ſtand, um ſich verſammelt, mit denen er täglich die neuen Waffenübungen und Schwenkungen vornahm, und die er dabei ſo für ſich einnahm, daß ſie alles für ihn zu thun bereit waren *). Als dann ſeine Plane ihrer Vollen-

---

*) ſ. Histoire du règne de Gustave III. — par le chevalier d'Aguila. à Paris, 1815. Tom. I, pag. 248.

Vollendung naheten, ſchickte er ſeinen ältern Bruder Karl nach Schonen und ſeinen jüngern Bruder Friedrich nach Oſtgothland, um durch ſie Officiere, Soldaten und Volk für ſich zu gewinnen, während der Obriſt von Sprengporten in Finnland, wohin ihn der Argwohn des Reichsrathes entfernt hatte, auf gleiche Weiſe für ihn arbeitete. Nach ſolchen Vorkehrungen ließ er einen Aufſtand in Schonen beginnen. Zu Chriſtianſtadt kündigte am 12. Aug. 1772 der Hauptmann Hellichius, Befehlshaber daſelbſt, den Reichsſtänden den Gehorſam auf, weil ſie Noth und Zerrüttung über das Reich, und Schmach und Demüthigungen über den König gebracht hätten. Die Beſatzung und Bürgerſchaft zu Chriſtianſtadt trat ihm bei, und er ſetzte ſich in Vertheidigungsſtand. Einer ſeiner Officiere aber eilte als ein Ueberläufer aus Chriſtianſtadt nach Karlskrona zum Prinzen Karl, um ihm Veranlaſſung zu geben, die in Schonen liegenden Regimenter zuſammen zu ziehen und dabei für den König zu gewinnen.

Staunen und Beſtürzung erregte dieſer Vorgang unter den Machthabern zu Stockholm. Schon früherhin waren ihnen die Gährungen im Reiche und die Beſtrebungen des Königs nicht unbemerkt geblieben: manche Anzeichen hatten ſie verrathen, und die Geſandten Rußlands und Englands hatten auf ſie aufmerkſam gemacht; aber im Gefühl ihrer Macht hatten ſie wenig darauf geachtet, und weiter keine Vorkehrungen getroffen, als daß ſie vertraute Officiere aus ihrer Mitte in die ſchwediſchen Provinzen ausgeſchickt hatten, um in denſelben die beſtehende Ordnung aufrecht zu erhalten. Jetzt erſt, als am Abend des 16. Aug. der Oberſtatthalter von Rudbeck die Nachricht von dem Aufſtand zu Chriſtianſtadt nach Stockholm brachte, faßte der geheime Ausſchuß ſammt dem Reichsrathe nachdrückliche Maßregeln. Er erklärte den Hauptmann Hellichius für einen Aufrührer und Landesverräther, ernannte, ſtatt des Prinzen Karl, den Reichsrath Baron Funk zum Oberbefehlshaber in Schonen, befahl dem upländiſchen und ſüdermanländiſchen Regimente nach Stockholm zu kommen, ließ indeſſen die Hauptſtadt durch die bewaffnete Bürgerſchaft bewachen, übertrug dem Reichsrathe Grafen Kalling den Oberbefehl in derſelben, und bedeutete den König in Stockholm zu bleiben und ſeine Brüder zurück zu rufen.

Jetzt fühlte Guſtav, daß der Zeitpunkt gekommen ſey, um die Staatsveränderung, die er im Sinne hatte, zur Ausführung zu bringen. Zwar ſtellte er ſich anfangs, bei der Nachricht von des Hellichius Aufſtande, erſtaunt, befremdet und allen Mäßregeln des Reiches zugethan; aber am 19. Aug. warf er die Maske ab, und vollendete zu Stockholm die Revolution, die zu Chriſtianſtadt begonnen hatte.

Vormittags gegen 10 Uhr, als ſchon der Reichsrath und der geheime Ausſchuß verſammelt waren, verließ

ließ er das Schloß, nicht ohne Beſorgniſſe im Betreff ſeines Unternehmens *). Er begab ſich nach dem Zeughauſe zur Wachparade, wo er die Soldaten einige Schwenkungen vornehmen ließ, und ihnen ſeine Zufriedenheit bezeigte. Dann zog er mit ihnen, mitten unter vielen ihm ergebenen Officieren, ins Schloß. Während nun die auf- und abziehende Wache im äuſſern Schloßhofe unter'm Gewehr ſtand, berief er ſämmtliche Officiere in die Wachſtube. Hier ſchilderte er ihnen ſeine und des Vaterlands Bedrängniſſe und die Nothwendigkeit, das ariſtokratiſche Unweſen niederzuwerfen und die alte Würde und Freiheit der Nation

wieder

---

*) Dem franzöſiſchen Geſandten Grafen von Vergennes ſchrieb er am Abend des 18. Aug. 1772: Je vous prie de témoigner au Roi votre maître ma reconnaissance de l'amitié constante, qu'il me témoigne, et de lui dire, que j'espère me montrer demain digne d'un ami si fidèle. Ma bonne cause et la protection divine me soutiendront; mais si je succombe, j'espère que son amitié s'étendra sur les restes, que je laisse après moi, et qu'un Frère, dont le courage et l'attachement se sont montrés d'une manière si éclatante, et les braves sujets, qui auront tout sacrifié pour leur patrie, ne seront point abandonnés par le plus fidèle et le plus ancien allié de ma couronne. — ſ. Collection des écrits — de Gustave III. à Stockholm 1805. Tom. IV. pag. 52. — In der Lobrede auf König Guſtav III., gehalten vom Grafen Joh. Gabr. Oxenſtierna in der ſchwediſchen Akademie am 5. Mai 1794 (Leipzig 1795. S. 35) heißt es: Guſtav habe zu den Freunden, die ihn zur Ausführung der Revolution begleiteten, geſagt: „Wenn der Himmel das Ende meiner Tage beſchloſſen „hat, ſo habt gegen meinen Bruder Karl und mit dem Reiche, „welches er zu vertheidigen erbt, eben die Liebe, die ihr mir erwieſen habt. Bringt ihm mein blutiges Kleid; aber verhehlt „es ihm, wenn es eine ſchwediſche Hand war, durch die ich fiel."

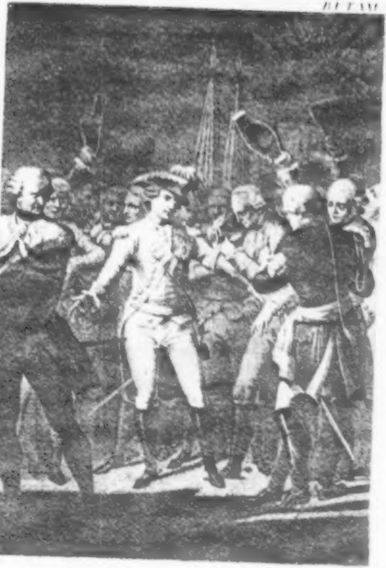
wieder zu erheben. Ergriffen von ſeiner feurigen Rede und zum Theil ſchon vorher gewonnen, ſtimmten ihm die anweſenden Officiere (bis auf drei, die ſogleich in Verhaft genommen wurden) unbedingt bei, leiſteten ihm den Eid der Treue, und wickelten ſich zum Abzeichen ihrer Ergebenheit ein weißes Tuch um den linken Arm, das ſeitdem ein Abzeichen der königlichen Partei wurde*). Wie aber die Officiere, ſo traten auch die im Schloßhofe verſammelten Soldaten dem Könige bei, als dieſer, aus der Wachſtube in den Schloßhof zurückgekehrt, herzergreifende Worte zu ihnen geredet hatte.

Das Gelingen dieſes erſten Schritts führte das Gelingen der folgenden Schritte herbei. Denn nun konnte Guſtav dem Reichsrathe, deſſen Verſammlungsſaal im Schloſſe war, Abſetzung und Verhaftung ankündigen und ihn und das Schloß von Soldaten einſchließen laſſen. Sofort begab er ſich mit der abziehenden Wache und umringt von einer großen Volksmenge, deren Beifallsgeſchrei, bei wiederholter Verkündigung ſeines Unternehmens, ihm zutönte, auf den Nordermarkt, wo der übrige Theil der eiligſt verſammelten Leibwache ihm huldigte, und hierauf in den Zeughof, wo er das Artillerieregiment zur Eidesleiſtung bewog und Schießbedarf an ſich brachte, den er zweckmäßig vertheilte. Mochte nun auch der Reichsrath

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XXV.

BI. XXI



Gustav III

pt der Revolution zu Stockholm am 19t Aug 1772

rath Einſpruch und Widerſtand gegen dieſe Vorgänge erheben: es fehlte ihm an Macht dem Könige zu ſchaden; mochte nun auch der Oberſtatthalter von Rudbeck, eins der Häupter der „Mützen,“ in den Straßen Stockholms Bürger und Soldaten zum Kampfe gegen den König auffordern: er fand keinen Anhang und wurde ſammt vielen ſeiner Partei verhaftet. Alle Verwaltungsbehörden, der Stadtrath und die Admiralität kamen dem Könige mit Huldigungen entgegen und binnen wenig Stunden und ohne Blutvergießen war ganz Stockholm dem unumſchränkten Willen des Königs unterworfen *). Das Volk freute ſich, die oberſte Macht in deſſen Händen zu ſehen, und die grimmigſten Gegner deſſelben, betäubt durch den raſchen Gang der Ereigniſſe, wagten nicht, ſich ihm zu widerſetzen: der geheime Ausſchuß ging auf die Nachricht von der Gefangennehmung des Reichsrathes von ſelbſt auseinander. Dabei ließ es der König an der nöthigen Thätigkeit und Wachſamkeit nicht fehlen. Noch

am

---

*) Verſchiedenartig wird der Verlauf der hier geſchilderten Vorgänge angegeben: — gleichartig von Canzler (Nachrichten u. S. 181—186), Büſching (Magazin XII, S. 120—125) und Poſſelt (Geſchichte Guſtav's III. Karlsruhe 1792, S. 160—177), anders von Sheridan (Geſchichte der letztern Staatsveränderung in Schweden. Berlin, 1781. S. 295—300) und d'Aguila (Hist. du règne de Gust. III. Tom. I, p. 252—[illegible]); doch ſtimmen alle Angaben, die ich hier zu vereinigen geſucht habe, darin zuſammen, daß Guſtav durch ſeine Verbindlichkeit und Volksfreundlichkeit erſt die Soldaten, dann das Volk, und durch beide den Sieg über die Ariſtokraten gewann.

am 19. Aug. ſchickte er den in die Nähe Stockholms gekommenen Regimentern Upland und Südermanland den Befehl zu, zu bleiben, wo ſie wären; während der Nacht vom 19. zum 20. Aug. mußten ſtarke Wachen, denen er ſich ſelbſt beigeſellte, die Stadt durchziehen; am 20. Aug. ließ er an verſchiedenen Plätzen Stockholms von den Truppen, dem Stadtrathe, den Collegien und der Bürgerwache den Unterthaneneid ſich ſchwören. Er ſelbſt beſchwur die Betheuerung, die er in dieſen Tagen oft wiederholte, daß er keine unumſchränkte Obergewalt verlange, ſondern die altſchwediſche Freiheit und die altſchwediſchen Geſetze, wie ſie unter Guſtav Adolf beſtanden hatten, wiederherſtellen wolle.

Am folgenden Tage (21. Aug.) verſammelte er, um für die neue Verfaſſung, die er bereits entworfen hatte, die Beiſtimmung der Stände zu gewinnen, letztere auf dem königlichen Schloſſe, das er allenthalben mit Truppen umſtellt hatte. Er ſelbſt erſchien, umgeben von Trabanten und Officieren, im Glanze der Majeſtät, mit der Krone auf dem Haupte, in der Verſammlung. Hier hielt er zuerſt eine kräftige Rede über das ſeitherige Verderbniß des Reichs, über die Fehler der Stände und über die Nothwendigkeit einer Staatsverbeſſerung*); dann ließ er die „neue Regierungsform“ oder Staatsverfaſſung vorleſen, durch welche an der Stelle des ſeitherigen Ariſtokraten-Deſpotismus eine gemäßigte Monarchie, wie ſie unter Guſtav Adolf und vor dem Jahre 1680 beſtanden hatte, kommen ſollte. Es ſollte alſo die geſetzgebende Gewalt dem Reichstage oder den Abgeordneten des Adels, Klerus, Bürger- und Bauernſtandes verbleiben, aber die geſetzausübende Gewalt ohne alle Einſchränkung dem Könige angehören, und der Reichsrath, ganz von ihm abhängig, nur zum Rathen, nicht zum Regieren beſtimmt ſeyn. Namentlich ſollte dem Könige zukommen das Begnadigungsrecht, die Beſetzung aller Stellen, auch der des Reichsrathes, der Oberbefehl über die Land- und Seemacht, die Verwaltung der öffentlichen Gelder und das Recht, den Reichstag, wenn und wo es ihm beliebe, zu verſammeln und zu entlaſſen; ihm die Gegenſtände der Berathung vorzulegen, und gemeinſchaftlich mit den, von ſelbigem ernannten geheimen Ausſchüſſen die geheimen Geſchäfte zu überlegen und zu entſcheiden. Dagegen ſollte der König alle alten Rechte und Befreiungen der Stände anerkennen, ohne Einwilligung der Stände weder neue Geſetze einführen, noch alte abſchaffen, neue Steuern nicht ausſchreiben (ausgenommen bei Kriegsbedrängniſſen), *keinen Angriffskrieg anfangen* und die Bank unter Aufſicht der Stände laſſen*). — Als dieſe neue Regierungsform verleſen worden war, fragte der König die Stände, ob ſie ſelbige annehmen wollten? In der Lage, in der ſie ſich befanden, gaben ſie ihre Beiſtimmung ohne Widerrede und leiſteten den Eid, den der König ihnen vorſagen ließ. Hierauf legte er ſeine Krone ab, zog ein Geſangbuch aus ſeiner Taſche und fing an das Tedeum zu ſingen, worein die ganze Verſammlung mit einſtimmte.

---

*) Man findet dieſe Rede in der Collection des écrits de Gustave III. Tom. I, pag. [illegible] — [illegible].

---

*) Eine Darſtellung dieſer Verfaſſung findet ſich in Canzlers Nachrichten Th. I. S. 296 – 319.

Beendigt war hiermit dieſe Verſammlung und zugleich eine Revolution, die nicht, wie in Frankreich und andern Staaten, von unten nach oben, ſondern von oben nach unten ging, das heißt, nicht von Unterthanen gegen den Thron, ſondern vom Thron gegen Unterthanen bewirkt wurde. Beendigt war ſie; weil, was der König gethan, überall in Schweden Beifall fand, und, was die Reichsſtände genehmigt hatten, dem Volke und Militär als Richtſchnur galt. Auch mußte wohl jeder unbefangene und patriotiſche Schwede die Nothwendigkeit einer Staatsveränderung und in dieſer Nothwendigkeit eine Rechtfertigung Guſtavs anerkennen. Denn ſollte Schweden aus der Zerrüttung und Erniedrigung, in die es gerathen war, ſich wieder erheben, ſollte es von Parteikämpfen befreit, gegen Rußlands Umſichgreifen geſchützt und vor dem damaligen Schickſale Polens verwahrt werden: ſo mußte die Königsgewalt wieder ſo verſtärkt werden, daß ſie Ordnung, Einheit und Kraft in die Angelegenheiten Schwedens bringen konnte. Aber eine ſolche Wiederherſtellung der königlichen Gewalt ließ ſich von dem guten Willen der Stände nicht erwarten; denn dieſe waren viel zu herrſchſüchtig, als daß ſie ihrer Macht freiwillig entſagt, und fühlten ſich viel zu mächtig, als daß ſie gütlichen Aufforderungen nachgegeben hätten. Nur durch Gewalt konnte ihre Gewalt gebrochen werden. Wer anders aber eignete ſich hierzu als der König? Ihm kam es zu, für das Beſte des Reichs zu ſorgen; er hatte die königlichen Rechte zu behaupten; er gerade, der das Ganze überſchaute, mußte am deutlichſten erkennen, was demſelben Noth that, und am ſchmerzlichſten empfinden, daß bei der Ariſtokraten-Herrſchaft der König weder Gutes thun noch Böſes verhindern konnte. Freilich wendete er, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, Täuſchungen an; aber konnte er, ehe er die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, ſeine Geſinnungen und Beſtrebungen offenbar machen? Loben müſſen wir die Klugheit und Beſonnenheit, die er in der Anlegung und Ausführung ſeines Planes bewies. Doch noch unbedenklicher ſollen wir Lob der Mäßigung und Regentenſorgfalt, die er nach vollbrachter Revolution zeigte.

In den erſten Augenblicken derſelben konnte es das Anſehen haben, als wenn Schweden aus einem Extrem in das andre, oder aus einer drückenden Adelsherrſchaft in eine drückende Königsherrſchaft verfallen würde. Doch der Edelſinn, der, neben der Klugheit, in Guſtavs Seele damals verwaltete, gebot ihm

Mäßigung. Er wußte und fühlte, daß den Schweden der Despotismus, mochte er vom König oder vom Adel kommen, zuwider ſey; lieber wollte er über ein freies als über ein ſclaviſches Volk herrſchen, und alſo mochte er auch die königliche Würde, indem er ihr ihren alten Glanz zurückgab, nicht aller Einſchränkungen entbinden. Eben ſo gemäßigt war ſein Verfahren im Betreff ſeiner Gegner. Rachgier, wie Blutgier, war ſeinem milden Herzen fremd. Obgleich jung, reizbar, ſiegend, vergab er die, ihm und ſeinem Vater früherhin zugefügten, Beleidigungen, ſetzte nach wenig Tagen die während der Revolution Gefangenen, ſobald ſie ihm und der neuen Verfaſſung Treue geſchworen hatten, in Freiheit, gab den meiſten von ihnen die vorigen Würden zurück, und beſtand nur darauf, daß die ſeitherigen Feindſeligkeiten zwiſchen den Parteien und darum auch die Parteinamen der „Hüte und Mützen“ aufhören ſollten. Und wie weiſlich gebrauchte er die neuerrungene Gewalt! Eifrigſt beſchäftigt mit der Wohlfahrt ſeines Reiches, brachte er nach allen Seiten Heilſames empor. Durch ihn kehrte Ruhe und Ordnung im Innern, Kraft und Anſehn nach Auſſen zurück; durch ihn erhob ſich die Land- und Seemacht, das Finanz- und Kriegsweſen, der Berg- und Landbau, der Gewerbfleiß und Handel, das Betreiben der Künſte und Wiſſenſchaften; und die ſechs erſten Jahre ſeiner ſelbſtändigen Regierung (1772—1778) gehörten zu den glücklichſten

Zeiten Schwedens*). — Aber, leider! war der Fortgang und Ausgang ſeiner Regierung nicht ſo erfreulich, als deren Anfang; und die Schuld hiervon lag eben ſo wohl in ihm ſelbſt, als in dem ihm abgeneigten Adel.

So ſchön und großartig, wie ſeine Jugend, blieb nicht ſein Alter. Zwar blieb ihm immer ſein Heldenmuth in Gefahren, ſeine Volksfreundlichkeit im Umgange mit ſeinen Unterthanen, ſeine Milde gegen Feinde, ſeine raſtloſe Thätigkeit; aber bei der Ruhm- und Nachahmungsſucht, die ihm eigen war, ergriff ihn Herrſchgier und Glanzluſt und verleitete ihn zu verderblichen Schritten. Nicht ſelbſtändig genug, um ſeinem beſſern Genius unverrückt zu folgen, gab er ſich allzuſehr den Eindrücken hin, den ſeine Vorbilder auf ihn machten. Dieſe Vorbilder aber waren nicht ſowohl die glorreichen Könige Schwedens, ein Guſtav Waſa und Guſtav Adolf, — obſchon er ſelbſt ſie öfters ſeine Vorbilder nannte, — als vielmehr Friedrich II. und der franzöſiſche Hof. Wie Friedrich II. nach dem ſiebenjährigen Kriege Preußen, ſo erhob Guſtav III. nach Beſiegung der Ariſtokratenherrſchaft Schweden aus tiefer Zerrüttung; wie Friedrich II. erklärte er ſich für den erſten Bürger ſeines

---

*) Eine Beſchreibung dieſer Zeiten und der wohlthätigen Einrichtungen, die Guſtav während derſelben traf, findet man bei Poſſelt S. [illegible] — [illegible] und bei d'Aguila Tom. 1, [illegible] — [illegible].

Staates; wie Friedrich II. wohnte er den jährlichen Muſterungen ſeines Heeres bei; wie Friedrich II. beſchäftigte er ſich gern mit der franzöſiſchen Litteratur, erklärte ſich zum Haupt und Beſchützer der ſchwediſchen Akademie, hielt Reden in derſelben und trat als Schriftſteller auf*); aber er wollte auch, wie Friedrich II., unumſchränkt regieren und ſuchte dazu der Schranken ſich zu entledigen, mit denen er ſelbſt bei Aufſtellung der neuen Regierungsform die königliche Macht umzogen hatte. Nur in Hinſicht ſeines Hofſtaates wich er von Friedrich II. ab, und nahm ſich den franzöſiſchen Hof, der ſeiner Glanzſucht entſprach und ihn in ſeiner Jugend bezaubert hatte, zum Muſter. Er ſuchte daher den Hof zu Stockholm nach Art des Verſailler Hofes einzurichten, führte ein franzöſiſches Theater und koſtbare Hofkleidung ein, gab glänzende Hoffeſte und ließ Carouſſels, Turniere, Bälle, Concerte, Schauſpiele (letztere liebte er leidenſchaftlich) mit einander abwechſeln. Doch wie er, indem er Friedrich'n nachahmte, zur Herrſchſucht hingeleitet wurde,

ſa

---

*) In der ſchon angeführten Sammlung ſeiner Werke (Collection des écrits politiques, littéraires et dramatiques de Gustave III. suivie de sa correspondance. Tom. I — IV. à Paris et Stockholm 1803 — 1805) finden ſich zuerſt ſeine Reden und Betrachtungen über die europäiſche Politik, dann ſeine (ſentimentalen) Schauſpiele, wozu der Stoff meiſtens aus der ſchwediſchen Geſchichte genommen iſt, zuletzt ſeine Briefe (aber gerade über die wichtigſten Momente ſeines Lebens nicht befriedigend). Deutlich wird aus allen dieſen Schriften die Gewandtheit ſeines Geiſtes und zugleich die Bildung deſſelben durch franzöſiſche Litteratur.

ſo leitete ihn dieſe Nachahmung des franzöſiſchen Hofes zu Verſchwendungen und durch Verſchwendungen zur Ueberſpannung der Kräfte ſeines Reiches und zur Belaſtung ſeiner Unterthanen. Dadurch aber erregte er Unzufriedenheit und ſtellte immer mehr den Angriffen eines erbitterten Adels ſich blos.

Und eben dieſer Adel trug dazu bei, daß das Glück ſeiner Regierung ſich trübte. Denn wie groß auch die Mäßigung war, die Guſtav bei der Revolution gezeigt hatte, und wie viel er auch zum Beſten des Reiches that; ſo konnten es die ſchwediſchen Großen doch nicht vergeſſen, was ſie ſonſt vermocht, und wie viel ſie bei der neuen Staatseinrichtung verloren hatten; ſelbſt die von ihnen, die zur Revolution mitgewirkt hatten, ſahen ſich, bei Guſtavs Herrſcherſinn, von der Mitregierung zurückgedrängt. Sie ſannen daher auf Rache, und ſetzten ihm, nachdem ſie von ihrer Betäubung oder von der Furcht vor ihm zurückgekommen waren, Widerſtand entgegen, erſt leiſe und bedenklich, dann offen, ſtürmiſch und verderblich. Deutlich erkennt man dieß bei Betrachtung der Reichstagsverhandlungen ſeit 1772. Der erſte Reichstag nach der Revolution fing (30. Oct. 1778) mit Eintrachtsbezeigungen an; aber gegen Ende desſelben that ſich der im Stillen ſchleichende Unwille hervor: die Großen verlangten eine Veränderung in der Regierungsform, und Guſtav ſchärfte ihnen, als er (26. Jan. 1779) den Reichstag entließ, nachdrücklich ein, feſt an die Verfaſſung ſich zu halten*). Bald darauf bezeigte ſich das Volk, wohl nicht ohne Mitwirken der Großen, darüber unzufrieden, daß Guſtav das Branntweinbrennen erſt aufgehoben, dann zu einem Vorrechte der Krone gemacht hatte (1775); ja in Dalekarlien erhob ſich darüber ein Aufſtand (1783). Dieſer Aufſtand wurde zwar in kurzer Zeit beigelegt; doch mußte Guſtav das Branntweinbrennen endlich wieder freigeben. Auf dem folgenden Reichstage (8. Mai — 23. Jun. 1786) wurde der Widerſtand gegen ihn weit heftiger. Er konnte von allen ſeinen Vorſchlägen nur den durchſetzen, daß, zur Unterſtützung des Volkes in Hungerjahren, Kornböden auf öffentliche Koſten errichtet werden ſollten. Dagegen beſtanden die Stände darauf, daß die Leiſtungen der außerordentlichen Steuern von ihrer Bewilligung abhängen, daß die jetzt bewilligten nur auf vier Jahre und mit Abzug eines Procents entrichtet werden ſollten, daß keiner, ſey er in Civil- oder Militärämtern, ſeine Stelle anders als nach ordnungsmäßigem Rechtsſpruche verlieren könne, und daß der König bei Reichstagsbeſchlüſſen der Meinung der Mehrheit beizutreten habe. Ueber ſolche Verfügungen war Guſtav höchſt unzufrieden, und ſprach dieſe Unzufriedenheit am Schluſſe des Reichstages in ſtolzen Worten aus, wobei er äuſſerte, daß es lange dauern würde, ehe die Reichsſtände wieder zuſammenberufen werden ſollten*). Doch ſchon nach zwei Jahren ſah er ſich genöthigt, wieder einen Reichstag zu halten. Dieß geſchah in Folge eines Aufſtandes, der gegen ihn ausbrach, als er eben einen Krieg gegen Rußland unternommen hatte.

---

*) Man findet dieſe Rede, die Poſſelt (S. [illegible]) und d'Aguila (Th. I, 357) verſtümmelt mittheilen, vollſtändig in der Collection des écrits etc. Tom. I, pag. 123 — 128.

Wohl konnte das eitle Streben, mit dem Ruhme des Regenten den Ruhm des Helden zu vereinen und auch ſo ſeinem Muſter, Friedrich II., und ſeinen Ahnherren, Guſtav Waſa und Guſtav Adolf, gleichzukommen, Guſtav III. zu dem Krieg mit Rußland hintreiben**); wohl konnte er, befangen von dieſem Streben, das Mißverhältniß überſehen, das, ſeit dem nordiſchen Kriege, zwiſchen Rußlands und Schwedens Macht eingetreten war: aber gewiß hatte er auch dringende Gründe zu einem Kriege gegen Rußland. Denn Rußland hegte feindſelige Geſinnungen gegen Schweden und ſuchte Polens Schickſal über dasſelbe zu bringen; es widerſtrebte daher fort und fort der neuen Regierungsform, und der Graf Raſumowsky führte zu Stockholm eine ſo ſtolze Sprache, wie der ruſſiſche Geſandte zu Warſchau. Wenn aber ein Krieg gegen Rußland den Schweden noch gelingen ſollte, ſo war es im Jahre 1788, da Rußland, ſeit 1787 im Krieg mit der Pforte, ſeine Streitkräfte nach dem Süden gewendet hatte, und England und Preußen den Schweden Unterſtützung verſprachen. Ein ſchneller und überraſchender Angriff auf das ruſſiſche Finnland konnte jetzt den Weg nach Petersburg öffnen.

---

*) Man ſehe dieſe Rede in der Collection des écrits etc. Tom. I, pag. 125—129.

**) Dieß gibt ſelbſt der Ritter d'Aquila, mehr Guſtavs Lobredner als Biograph, zu erkennen, indem er (Tom. II, pag. 57) ſagt: Gustave aimoit toutes les sortes de gloire etc.; (und pag. 59) il brûloit de se signaler par le même héroïsme que ses ancêtres etc.

Von ſolchen Hoffnungen und Beweggründen geleitet, begann Guſtav im Juni 1788 zu Waſſer und zu Lande den Krieg gegen Rußland: er ſelbſt ging (23. Jun.) von Stockholm nach Finnland und ſeinen ältern Bruder Karl, Herzog von Südermanland, ſendete er mit der großen Kriegsflotte (15 Linienſchiffen und 5 Fregatten) in den finniſchen Meerbuſen. Aber wie er, von leidenſchaftlicher Hitze getrieben, nicht wartete, bis die ruſſiſche Flotte von Kronſtadt nach dem Archipelagus abgegangen war; ſo fing er auch, der Verfaſſung entgegen, die er ſelbſt gegeben hatte, dieſen Krieg an, ohne die Einwilligung der Reichsſtände einzuholen. Freilich ließ ſich zu ſeiner Entſchuldigung bemerken, daß ſein Ziel nur durch Ueberraſchung und Schnelligkeit erreicht, und bei den Weitläuftigkeiten und Widerſprüchen eines Reichstages verfehlt werden konnte; auch kämpfte er, um nicht als Angreifender zu erſcheinen, erſt dann mit den Ruſſen, als dieſe (28. Jun.) auf die Schweden gefeuert hatten*).

ten*). Doch auf alles dieß wurde von den ſchwediſchen Großen nicht geachtet: mehr, als das Wohl des Vaterlandes, galt ihnen die Befriedigung ihrer Rachgier, und haſtig ergriffen ſie, unter dem Schein des Rechts, dieſen Anlaß, um ſich wegen des Verluſtes ihrer Herrſchaft an dem König zu rächen.

Eben als Guſtav Friedrichshamm angreifen wollte, brach eine Meuterei unter ſeinem Heere aus (23. Aug.). Einige der oberſten Befehlshaber, die ſich Patrioten nannten, weigerten ſich zu fechten, und forderten ihren Abſchied, „weil der König ohne Genehmigung der Stände keinen Angriffskrieg beginnen dürfe, und ſie ſtrafbar ſeyn würden, wenn ſie in einem Angriffskriege, ohne Wiſſen der Stände, bloß nach dem Willen des Königs dienten.“ Auch ganze Regimenter legten, von ihren Officieren geleitet, die Waffen nieder mit der Erklärung, ſie würden die Grenzen gegen Einfälle decken, aber keinen Schritt vorwärts thun.

Erſtaunt und ergrimmt war Guſtav über dieſen unerwarteten Abfall. Durch ihn ſah er auf einmal den Lauf ſeiner Unternehmungen gehemmt und ſich der Gefahr ausgeſetzt, zu der Nichtigkeit zurückgedrängt zu werden, aus der er die Königsmacht im Jahre 1772 erhoben hatte. Doch er verzagte nicht, und bewährte die Beſonnenheit und Entſchloſſenheit, die ihm in Gefahren eigen war*). Er führte das meuteriſche Heer, mit dem er jetzt nichts ausrichten konnte, am 24. Aug. über den Kymenefluß aus dem ruſſiſchen Gebiete in das ſchwediſche, übertrug ſeinem ältern Bruder, dem Herzoge von Südermanland, den Oberbefehl über dasſelbe und eilte, um Hilfe zu ſchaffen, nach Schweden zurück (26. Aug.). Kaum war er abgereiſet, als die abtrünnigen Officiere ganz eigenmächtig einen Waffenſtillſtand mit Rußland abſchloſſen (9. Sept.), wobei ſie deſſen Schutz für den ſchwediſchen Reichstag anſprachen, und an den Reichsrath zu Stockholm ihre Weigerung gegen den Angriffskrieg abſendeten, wobei ſie auf Zuſammenberufung eines Reichstages und auf Frieden mit Rußland antrugen.

---

*) ſ. d'Aguila Tom. II, pag. 98, und hierauf deutet auch Guſtav in der Rede, mit der er den Reichstag 2. Febr. 1789 eröffnete. ſ. Collection des écrits etc. Tom. I, pag. 143.

Indeſſen fand Guſtav in Stockholm, wohin er am 1. Sept. gekommen war, neue Hinderungen und Schreckniſſe. Denn während hier der Reichsrath ihm Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten entgegenſtellte und auf einen Reichstag drang, hörte er, daß die Dänen, auf Rußlands Betrieb, zu einem Einfall in Gothland ſich anſchickten, der noch im September, von Norwegen aus, erfolgte. Immer gefahrvoller wurde alſo die Lage des ſchwediſchen Reiches: ſein Umfang, ſeine

Geld-

---

*) Man überzeugt ſich hiervon, wenn man die Briefe lieſt, die er am 29. Aug. 1788 an den Baron von Stedingk und am 19. Sept. 1788 an den Prinzen von Heſſenſtein ſchrieb, ſ. Collection des écrits etc. Tom. I, p. [illegible] und [illegible].

Selbſtändigkeit, ſein Beſtand war bedroht; und immer drückender die Noth und Beſorgniß des Königs: Schmach und Erniedrigung ſchien ihm bereitet. Doch er blieb ſich gleich in ſeiner beſonnenen und entſchloſſenen Thätigkeit! Der Dänen ſich zu entledigen, die Meutereien des Adels zu überwältigen und den Krieg mit Rußland zu vollenden, das war die Aufgabe, die er vor ſich ſah, und die er eben ſo entſchloſſen als umſichtig, eben ſo kräftig als glücklich löſete.

Nachdem er die in Stockholm befindlichen Regimenter den Dänen entgegen geſchickt und Verſtärkungen der Flotte anbefohlen hatte, eilte er (12. Sept.) zu den Dalekarliern, wie einſt Guſtav Waſa*), und wirkte, wie dieſer, durch Volksfreundlichkeit und Beredſamkeit, daß ſich ſchnell viele Tauſende um ihn verſammelten, die er eben ſo wohl gegen die Dänen, als gegen den ſchwediſchen Adel brauchen konnte. Hierauf zog er durch Wärmeland, wo er neue Verſtärkungen gewann, gegen die Dänen, rettete Gothenburg vor ihren Angriffen und bewirkte durch England und Preußen, daß Dänemark, geſchreckt durch die Drohungen dieſer Mächte, (ſeit dem 9. Oct.) vom Krieg gegen Schweden abließ. Jetzt von einem auswärtigen Feinde befreit und durch ein ihm ergebenes Heer verſtärkt, konnte er es wagen, den meuteriſchen

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ. Bd. V, 1, S. 161 f.

Adel zu bekämpfen und die Gerechtſame ſeiner Krone zu erweitern. Er kehrte dazu am 19. Dec. nach Stockholm zurück und eröffnete hier den Reichstag (am 2. Febr. 1789) mit dem Antrag, alle Kräfte gegen Rußland anzuſtrengen, um einen ehrenvollen Frieden zu bewirken. Der ganze Bauernſtand und die Mehrheit des Klerus und Bürgerſtandes trat ihm bei; aber der Adel ſetzte ihm den hartnäckigſten Widerſtand entgegen, um die im Jahre 1772 verlorene Herrſchaft wieder zu erlangen, mochte auch Schwedens Wohlſtand dabei zu Grunde gehen. Solche Widerſetzlichkeit trieb den König zu Gewaltſtreichen. Sicher des Bürger- und Bauernſtandes und unterſtützt von ſeiner Leibwache, von der Bürgerſchaft zu Stockholm und von dem Heere der Dalekarlier, das er in die Nähe Stockholms gezogen hatte, ließ er am 20. Febr. dreißig Bevollmächtigte des Adels, die ſich am widerſpenſtigſten bezeigt hatten, gefangen nehmen, und legte dann (am 21. Febr.) den Ständen eine Verfaſſungs-Aenderung vor, die er „Vereinigungs- oder Sicherheitsacte“ nannte. Das Weſentlichſte ihres Inhalts war, daß der König bei unumſchränkter Regierung das Recht haben ſollte, Krieg anzufangen und Frieden zu ſchließen, daß der Reichsrath hinfort nur höchſter Gerichtshof im Reiche ſeyn und daß (was auf Belohnung der unteren Stände und auf Demüthigung des Adels abzielte) alle Schweden gleiche Freiheiten haben, alle das volle Recht des Land- und Güterbeſitzes genießen, und alle zu allen Staatsämtern gelangen ſollten; nur Hofdienſte ſollten dem Adel ausſchließlich verbleiben. Die Bevollmächtigten des Klerus und des Bürger- und Bauernſtandes ſtimmten dieſer Aenderung der Verfaſſung, die früher mit ihnen verabredet worden war, bei; aber heftig und beharrlich widerſetzte ſich der Adel, und vergeblich war es, daß der König denſelben (am 16. März) aufforderte, ihr beizutreten; vergeblich, daß er (am 17. März) den ihm ergebenen Landmarſchall, Grafen von Löwenhaupt, bewog, ſelbige im Namen des Adels und der Ritterſchaft zu unterſchreiben: der Adel proteſtirte gegen dieſe Unterſchrift. Müde ſolcher Widerſetzlichkeit, die den Krieg gegen Rußland immer weiter hinaus ſchob und immer ſchwieriger machte, beſchloß der König, wie im Jahre 1772, Ueberraſchung und Gewalt anzuwenden. Unvermuthet begab er ſich am 27. April, zwar ohne Gefolge, doch ſo daß Soldaten und Volk zu ſeinem Beiſtande in der Nähe waren, in die Verſammlung des Adels und wußte hier durch Rührung und Schrecken den Adel dahin zu bringen, daß derſelbe die Vereinigungs- oder Sicherheitsacte genehmigte.

Erreicht hatte er nun, was er wünſchte. Er war unumſchränkter Regent; der Adel war gedemüthigt, und der Reichstag hatte (am 8. Apr.) die vom König für den Krieg gemachten Schulden als Staatsſchulden anerkannt und Bezahlung der Anleihen, die der König fernerhin für den Krieg machen würde, verwilligt. Auch war die Widerſetzlichkeit in der Armee beſeitigt; das Heer in Finnland hatte die neue Acte angenommen, und die Officiere, die daſelbſt ſich gegen den König empört und mit Rußland unterhandelt hatten, waren als Gefangene nach Stockholm gebracht worden, wo Kriegsgericht über ſie gehalten wurde. Guſtav entließ daher am 28. Apr. den Reichstag und ging am 3. Jun. nach Finnland zurück, um auch über Rußland zu ſiegen.

Aber der rechte Augenblick dazu war verſchwunden! Denn während der Kämpfe, die Guſtav mit ſeinem Adel zu beſtehen hatte, und während des Waffenſtillſtandes, der von den ſchwediſchen Officieren in Finnland geſchloſſen worden war, hatte Rußland ſeine Streitkräfte am finniſchen Meerbuſen ſo verſtärkt, daß ſie den ſchwediſchen überlegen waren. Guſtav konnte alſo in den beiden Feldzügen 1789 und 1790 das nicht ausrichten, was er durch Ueberraſchung auszurichten gehofft hatte; vielmehr mußte er die Uebermacht der Ruſſen mehrmals hart empfinden. Doch endigte er dieſen Krieg, der mehr ein See- als ein Landkrieg war, mit großem Ruhm. Er brachte die Schrecken desſelben bis in die Nähe von Petersburg (im Jun. 1790), entkam (am 3. Jul.) durch heldenmüthige Anſtrengungen der Gefahr, im Wyburger Sunde, in welchem er eingeſchloſſen worden war, vernichtet zu werden, und gewann endlich (am 9. Jul.) einen entſcheidenden Sieg im Svenskaſunde*). Dieſem Siege folgte der Frieden von Werelä (14. Aug.), durch welchen er zwar keinen Zuwachs an Land und Leuten erhielt, aber ſein Beſitzthum, die Selbſtändigkeit Schwedens und die daſelbſt erhobene Königsmacht behauptete.

Nach dem Krieg mit Rußland dachte **Guſtav** an einen Krieg mit dem revolutionirten Frankreich. Weil er in ſeinem Reiche die dem Throne feindliche Partei niedergedrückt hatte, glaubte er eine ſolche auch in Frankreich niederdrücken zu können; weil er mit dem franzöſiſchen Königshauſe befreundet und von demſelben bei Wiederherſtellung ſeiner Königsmacht unterſtützt worden war, glaubte er für ſelbiges auftreten zu müſſen. Dazu kam vielleicht die Begierde, den Heldenruhm, den er eben erworben hatte, durch neue Kriegsthaten zu vergrößern, und der ſtolze Gedanke, daß, weil Vieles ihm gelungen war, alles ihm gelingen werde. Zu Spaa im Jun. 1791 beſprach er ſich über dieß Vorhaben mit den ausgewanderten franzöſiſchen Prinzen; dann ſchloß er (19. Oct. 1791) mit Rußland ein Schutz- und Trutzbündniß, das vornehmlich gegen die franzöſiſche Revolution, der auch **Katharina II.** zürnte, gerichtet war.

Aber während er mit ſolchen Planen umging, erhoben

---

*) Die Größe dieſes Sieges und ſeine Freude über denſelben ſchildert **Guſtav** in einem Briefe an den Baron Stedingk, Svenskaſund vom 14. Jul. 1790. ſ. Collection des écrits etc. Tom. IV. pag. [illegible].

erhoben ſich gegen ihn in ſeinem eignen Reiche neue Stürme, denen er unterliegen ſollte. Die unumſchränkte Herrſchaft, die er im Jahre 1789 an ſich gebracht hatte, dann der zerrüttete Zuſtand der Finanzen, den der Krieg mit Rußland und des Königs Verſchwendungen nach ſich gezogen hatten, und nun die Befürchtung eines neuen Kriegs gegen die franzöſiſche Nation, der dem Intereſſe Schwedens ganz entgegengeſetzt war, hatte den Adel aufs neue gegen ihn erbittert, und auch die übrigen Stände gegen ihn eingenommen. Unter dieſen Umſtänden war die Aufſtellung eines neuen Reichstages höchſt bedenklich. Gleichwohl war ſie nothwendig, wenn Ordnung der Finanzen und Geld zu einem neuen Krieg gewonnen werden ſollte. Guſtav hielt daher einen Reichstag (23. Jan. — 24. Febr. 1792), aber nicht in der leichtbeweglichen und ſtürmiſchen Hauptſtadt, ſondern in dem Städtchen Geſle am bothniſchen Meerbuſen, in der Nähe ſeiner treuen Dalekarlier; und bei der Macht, die er beſaß, und bei der raſtloſen Mühe, die er ſich gab, alles nach ſeinem Willen zu leiten, gelang es ihm, die Stände dahin zu bringen, daß ſie die während des vorigen Kriegs erwirkten Schulden übernahmen und binnen zehen Jahren zu tilgen verſprachen. Doch andre Zuſtimmungen, namentlich zu einer neuen Anleihe von zehen Millionen Thalern, die er für den franzöſiſchen Krieg zu verwenden gedachte, konnte er nicht erlangen. Unwillen und Erbitterung war gegen ihn geſchäftig, und im Stillen ſchlich eine Verſchwörung, die bald nach dem Schluſſe des Reichstages zum Ausbruch kam.

Wie und wenn dieſe Verſchwörung entſtand, wer ſie anregte und förderte, und wie weit ſie ſich verzweigte, läßt ſich nicht erörtern; bekannt iſt nur, daß ſie in der Erbitterung gegen den König ihren Grund und ihre Stütze hatte, daß viele der vornehmſten des Adelſtandes zu ihr gehörten*), und daß der Hauptmann von Ankarſtröm ihr Mitſtand und Werkzeug war.

Dieſer, damals etwa zwei und dreißig Jahre alt, ein wildkräftiger Mann, finſtern Blicks und voll trotziger Verwegenheit, hatte ſchon an dem Abfall der Regimenter in Finnland (1788) Antheil gehabt; dann, beſchuldigt ſchwediſche Bauern zum Aufſtande gereizt zu haben, war er gefangen geſetzt, aber auch, da man ihn deſſen nicht überführen konnte, wieder entlaſſen worden, mit der Andeutung, dieß geſchehe durch die Gnade des Königs. Dieſe Andeutung erzürnte ihn; er verlangte ſeine Freilaſſung als ein Recht, nicht als eine Gnade. Von der Zeit an war er, wie er nachmals vor Gericht bekannte, mit Racheplanen gegen den König beſchäftigt, und trat mit denen in Verbindung, die eine Umänderung der Verfaſſung durch den Tod des Königs zu bewirken ſuchten. Schon vor dem Reichstage zu Geflé, dann während desſelben wollte er ſein verruchtes Vorhaben ausführen; aber er fand Hinderungen, und verſchob es bis zu einem Maskenball am 16. März 1792.

---

*) Poſſelt S. 502. nennt, außer dem Hauptmann v. Ankarſtröm, die Grafen von Horn und Ribbing, den Freiherrn von Bielke, den General von Pechlin, den Garde-Obriſtlieutenant von Liljehorn, den Major von Hartmannsdorf und den Adjutanten von Ehrenſchwärd. Der Ritter d'Aquila, der im Jahre 1792 in Schweden war, ſtimmt ihm bei, deutet aber auch darauf hin (Tom. II. p. 347 a. und 423.), daß ſelbſt die Brüder des Königs, die Herzoge von Südermanland und Oſtgothland, Karl und Friedrich gegen den König eingenommen waren.

Noch hätte Guſtav dieſem Meuchelmord entrinnen können: er wurde am 16. März nach der Mittagstafel durch einen namenloſen Brief (vom Obriſtlieutenant Liljehorn, wie ſich nachher ergab) gewarnt, auf den Ball zu gehen, wo er getödtet werden ſollte; aber ſein Muth erhob ſich über dieſe Warnung. „Man kann mich," ſprach er zum Oberſtallmeiſter von Eſſen, der ihn bat, der Warnung Gehör zu geben, „man kann mich im Schloſſe, in der Kirche, auf der Straße tödten." Und ſo ging er Abends vom Schloſſe Haga nach Stockholm, daſelbſt erſt ins Schauſpielhaus, wo ein franzöſiſches Schauſpiel gegeben, dann nach 11 Uhr auf den Maskenball, der im Schloſſe gehalten wurde. Gegen ſechshundert Perſonen waren zu demſelben verſammelt. Mit Maske und Domino bekleidet und geführt von ſeinem Oberſtallmeiſter trat er in die Verſammlung. Aber kaum war er den Saal einmal auf- und abgegangen, als vor und hinter ihm ſchwarze Masken ſich zudrängten, und eine derſelben (Graf Ribbing) ihn auf die Schultern klopfte mit den Worten: Bon jour, beau Masque! An dieſem Zeichen erkannte Ankarſtröm den König, und ſogleich ſchoß er mit einer der Piſtolen, die er unter ſeinem Domino verborgen gehalten hatte, ihn in die Seite. Laut ſchrie der König, die Maske abwerfend: „Ich bin verwundet!“ Noch lauter ſchrieen die Verſchwornen: „Feuer! Feuer!“ um alles in Verwirrung zu ſezzen und Raum zur Flucht zu gewinnen. Sogleich wurde der König von ſeinen Getreuen in ein nahes Kabinet, dann auf ſein Zimmer gebracht, und ſeine Wunde unterſucht und verbunden; aber ſogleich wurden auch Anſtalten zur Entdeckung ſeines Mörders getroffen. Der Ballſaal wurde mit Wachen beſetzt und verſchloſſen; alle Anweſenden mußten ſich entlarven, und durften nur einzeln nach Aufzeichnung ihrer Namen den Saal verlaſſen. Dabei behaupteten die Verſchwornen und ſelbſt der Königsmörder eine ſo ſichre und unbefangene Haltung, daß man ſie nicht ausfindig machen konnte. Aber auf dem Platze, wo der König tödtlich verwundet worden war, hatte man neben der abgeſchoſſenen Piſtole eine zweite, ſcharf geladene und ein großes ſpitziges Küchenmeſſer, deſſen Schneide ſägenartig geſchärft war, gefunden; und dieſe Waffen, die der Mörder hatte fallen laſſen, um unentdeckt zu entkommen, führten zu ſeiner Entdeckung. Noch in derſelben Nacht ließ der Polizeiminiſter alle

Waffenſchmidte in Stockholm zu ſich rufen, und legte ihnen die genannten Waffen mit der Frage vor: ob ſie ſie kennten? Einer von ihnen erinnerte ſich, daß er ſie für den Hauptmann von Ankarſtröm zugerichtet hatte, und ſein Handelsbuch beſtätigte ſeine Ausſage. Hierauf wurde Ankarſtröm am 17. März Mittags um 12 Uhr, als er eben auf einem offnen Platze war, mitten unter vielen Menſchen verhaftet und zum Verhör abgeführt. Ohne Zögern geſtand er, daß er den König habe tödten wollen, um ſich perſönlich an ihm zu rächen; betheuerte aber, daß er keine Mitverſchworene habe, und bat, man möchte ihn auf der Stelle hinrichten. Bald nach ihm wurde eine große Zahl Mitverſchworner gefänglich eingezogen.

Noch lebte der König, den der Schuß nicht ins Herz, ſondern oberhalb der linken Hüfte, nahe am Rückgrathe, getroffen hatte; und ſeine Aerzte hofften anfangs, ihn am Leben erhalten zu können. Aber als nur wenige Nagelſpitzen aus der Wunde gezogen werden konnten, und das heftigſte Wundfieber eintrat, mußten ſie dieſe Hoffnung aufgeben. Indeſſen zeigte der König, mitten unter großen Schmerzen, die Standhaftigkeit und Beſonnenheit, die er während ſeines ganzen Lebens bewährt hatte. Gleich am folgenden Morgen nach ſeiner Verwundung (17. März) ernannte er einen Regentſchaftsrath, der während ſeiner Krankheit, unter dem Vorſitze ſeines Bruders des Herzogs von Südermanland, die Regierung leiten ſollte. Doch fuhr er ſelbſt fort, ſich mit den Staatsangelegenheiten zu beſchäftigen, erließ mehrere Befehle, dictirte Briefe, traf Veränderungen in ſeinem Teſtamente und gab ſeinem Sohne (der damals erſt 14 Jahre alt war) die väterlichſten Ermahnungen. Endlich, nach zwölf ſchmerzvollen Tagen machte der Tod ſeinen Leiden ein Ende. Er ſtarb am 29. März 1792, Vormittags nach zehn Uhr, im 47. Jahre ſeines Lebens und im 22. Jahre ſeiner Regierung.

Einen Monat ſpäter empfing ſein Mörder die verdiente Strafe. Das Urtheil, das am 17. Apr. über ihn ausgeſprochen wurde, lautete dahin, daß er, aller Ehren und Würden verluſtig erklärt, drei Tage nach einander und an verſchiedenen Plätzen Stockholms zwei Stunden lang an einen Pranger geſtellt und bei jeder Ausſtellung mit 25 Ruthenſtreichen auf den entblößten Rücken geſtäupt, dann die rechte Hand, und eine Viertelſtunde darauf der Kopf ihm abgehauen, und ſein Körper, in Stücke getheilt, aufgehängt werden ſollte. Trotzig hatte er dieſes Urtheil angehört, und trotzig ging er am erſten Tage (19. Apr.) an den Pranger; aber ſchon nach den erſten Ruthenſchlägen, und noch mehr, als nach den folgenden Stäupungen (20. und 21. Apr.) ſein Rücken zerfleiſcht war, war ſeine wilde Kraft gebrochen, und er ſo zerknirſcht und darnieder gebeugt, daß er die tiefſte Reue äuſſerte und den Troſt der Religion aufſuchte. Auch wurde nun die ihm zuerkannte Hinrichtung dahin gemildert, daß

Hand und Kopf in einem Augenblicke ihm abgehauen wurden (27. Apr.). — Von den übrigen Verſchwornen wurde keiner hingerichtet; ſey es, weil Guſtav vor ſeinem Tode gewünſcht hatte, ſie möchten ungeſtraft bleiben; oder ſey es, weil man die Macht und den Einfluß der vornehmen Häuſer, denen ſie angehörten, ſcheuete; oder ſey es, weil ſelbſt der Herzog von Südermanland, damals Regent, in Mißverſtändniſſen mit ſeinem ermordeten Bruder geſtanden hatte. Die Grafen Horn und Ribbing, die nach Ankarſtröm die ſchuldigſten waren, wurden auf immer aus Schweden verbannt; der alte General von Pechlin kam für den Reſt ſeiner Tage in Gefangenſchaft; die übrigen wurden vom Hofe entfernt. Doch wurde die beſtehende Verfaſung nicht, wie es das Vorhaben der Verſchwornen geweſen war, umgeſtürzt. Denn theils hatten die Verſchwornen keine wirkſamen Einleitungen hierzu getroffen, theils hatte die Abſcheulichkeit des Meuchelmordes das Volk für den Thron gewonnen; theils waren auch von Guſtav III. während der zwölf Tage, die von ſeiner Verwundung bis zu ſeinem Tod verſtrichen, die zweckmäßigſten Anſtalten zur Erhaltung der Ruhe getroffen worden. Die neue Verfaſſung wurde alſo aufs neue anerkannt und beſchworen. Und ſo blieb, obſchon Guſtav ſelbſt ein Opfer ſeiner Unternehmungen wurde, dem Throne die Machtfülle, die er ihm verſchafft hatte, und dadurch dem ſchwediſchen Reiche Einheit und Sicherung gegen die

Auflöſungen, die Polen, und gegen die Zerrüttungen, die Frankreich damals betrafen. Schweden aber hatte Urſache, das Andenken **Guſtavs**, wie es am 5. Mai 1794 von der ſchwediſchen Akademie geſchah*), zu preiſen. Denn war auch das Ende ſeiner Regierung nicht ſo erfreulich, als deren Anfang, und hatte auch **Guſtav** durch ſeine Glanz- und Herrſchſucht manche Bedrängniſſe über Schweden gebracht: ſo wurden doch ſeine Mißgriffe von Segnungen, ſo wie ſeine Schwächen von Tugenden weit überwogen.

IX.

Einiges aus dem Leben der Kaiſerin Katharina der Zweiten.

Katharina II. gehörte, wenn auch nicht durch Sitte und Bildung, doch durch Geburt und Abſtammung unſerm deutſchen Vaterlande an, das ſchon viele ſeiner Fürſtentöchter dem ruſſiſchen Throne zugeführt hat. Sie ſtammte väterlicherſeits aus dem Hauſe Anhalt-Zerbſt, mütterlicherſeits aus dem Hauſe Holſtein-Gottorp, und Stettin war der Ort, wo ſie am 2. Mai 1729 geboren und bis zu ihrem funfzehnten Jahre erzogen wurde. Ihre Eltern ſtanden mit dem preußiſchen Hofe in engen Verhältniſſen. Ihr Vater,

Chriſtian

---

*) Man ſehe die ſchon oben angeführte **Lobrede auf König Guſtav III. vom Grafen Oxenſtierna**. Aus dem Schwediſchen überſetzt von Dr. **Gröning**. Leipzig, 1798.

Chriſtian Auguſt, Fürſt von Anhalt-Zerbſt, war Generalmajor in preußiſchen Dienſten und Gouverneur zu Stettin, und ihre Mutter, Johanna Eliſabeth, Tochter des Herzogs Chriſtian von Holſtein-Gottorp, eine geiſtreiche Frau, voll Liebe für die franzöſiſche Litteratur, lebte mit Friedrich II., da dieſer noch Kronprinz war, in freundſchaftlichem Verkehr. Daher geſchah es auch, daß Friedrich II. der Begründer der Größe Katharinens wurde. Er nämlich war es, der der ruſſiſchen Kaiſerin Eliſabeth vorſchlug, die Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt nach Rußland kommen und, wenn ſie daſelbſt gefallen ſollte, mit dem Großfürſten Peter, Herzog von Holſtein-Gottorp, der Prinzeſſin Vetter*), dem ſeit 1742 die Thronfolge zugeſagt worden war, vermählen zu laſſen. Eliſabeth nahm dieſen Vorſchlag an. Demnach kam die Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt (im Febr. 1744) mit ihrer Mutter nach Rußland. Sie gefiel, wie zu erwarten war, durch Schönheit und Anmuth, und wurde, nachdem ſie zur griechiſchen Kirche übergetreten war, — wobei ſie, ſtatt ihrer früheren Namen, Sophie Auguſte Friederike, den Namen Katharina erhielt, — zu Moskau am 10. Jul. 1744 mit dem Großfürſten feierlich verlobt. Die Vermählung ſelbſt mußte hinausgeſchoben werden, da der Großfürſt auf dem Wege von Moskau nach Petersburg von bösartigen Blattern befallen wurde, die ihn lange bettlägerig hielten und ſein Geſicht entſtellten. Erſt am 1. Sept. 1745 wurde ſie zu Petersburg vollzogen.

---

*) Der Vater Peters III., Herzog Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp, war ein Bruder der Mutter Katharinens.

Aber dieſe Ehe war eine der unglückſeligſten. Beide Gatten, verſchieden an Bildung und Weſen, ſagten einander nicht zu. Peter (geb. 1728), nicht ohne Gefühl für das Gute und Nützliche, wie ſeine Achtung für Friedrich II. und ſein Regenteneifer in den erſten Tagen ſeiner Regierung bezeigen kann, war unbeſonnen, launenhaft, aufbrauſend, eigenſinnig, dem, was ihm Freude machte, blindlings hingegeben, ohne hervorſtrebenden Ehrzeiz, ohne wiſſenſchaftliche Kenntniſſe; ſeine Bildung war ſeit ſeinem vierzehnten Jahre, oder ſeit ſeinem Aufenthalt in Rußland (1742) gänzlich vernachläſſiget worden. Katharina hingegen, ausgeſtattet mit einem lebhaften Geiſte, der das Verſchiedenartigſte erfaſſen konnte, und von früher Jugend durch ihre Mutter und durch ihre Bekanntſchaft mit Friedrich II. zur franzöſiſchen Litteratur hingeführt, beſchäftigte ſich auch als Großfürſtin gern mit Sprachen und Wiſſenſchaften, und erwarb ſich in beiden manchfaltige Kenntniſſe. Aber wie der Glanz- und Ruhmſucht, war ſie auch der Herrſchſucht und Wolluſt zugethan. Sie fühlte ſich daher durch ihren Gemahl wenig befriedigt, wurde ihm je länger je mehr abgeneigt, und gab ſich, beſonders als ihre verſtändige Mutter, von der Ungnade der Kaiſerin Eliſabeth betroffen, Rußland hatte verlaſſen müſſen, den Liebeshändeln hin, die ſie erſt mit dem Kammerherrn von Soltikow, dann mit dem polniſchen Fürſten Poniatowski (nachherigem Könige Stanislaus Auguſtus) angeknüpft hatte. Indeſſen wußte ſie, ſo lange Eliſabeth lebte, den Schein eines ehelichen Einverſtändniſſes zu retten, und der Sohn, den ſie am 1. Oct. 1754 gebar, ward als Zeichen desſelben anerkannt. Als aber Eliſabeth (am 5. Jan. 1762) geſtorben und Peter III. Kaiſer geworden war, brach ihr Widerwille gegen ihren Gemahl ſichtbar hervor. Sie wußte, daß ſie durch ihre Untreue ſeinen Zorn verdient hatte; ſie fürchtete, daß er ſie verſtoßen und ihren Sohn für einen Baſtard erklären würde, und ihre Herrſchſucht dürſtete nach unumſchränkter Regierung. Um nun den Uebeln, die ihr droheten, zu entgehen und das Ziel, das ſie im Auge hatte, zu erreichen, ſuchte ſie ihren Gemahl zu ſtürzen. Hoffnung und Mittel hierzu fand ſie in der Art, wie Peter III. regierte.

Wohl mochte es Peter mit ſeinem Reiche gut meinen und gleich Friedrich II., ſeinem Vorbilde, der Beglücker desſelben zu werden ſuchen: wahrſcheinlich wird dieß durch ſeine Verordnungen zur Abſchaffung der Folter und geheimen Staatsinquiſition, zur Verbeſſerung der Sitten und des Kirchenweſens, zur Emporbringung des Ackerbaues, Gewerbfleißes und Handels, zur Bildung des Adels, der Geiſtlichkeit und des Militärs; ja auch der Eifer, mit dem er auf Pünktlichkeit und Thätigkeit in den Geſchäften drang, und das Verlangen, daß alle Staatsſachen zu ſeiner Kenntniß und Entſcheidung gebracht werden ſollten, läßt dieß vermuthen. Aber das Preiswürdige ſeines Strebens fand bei dem Unklugen ſeines Verfahrens weder Anerkennung noch Gedeihen. Mehr voreilig als bedachtſam, mehr eigenſinnig als kräftig, mit dem Geiſte und Weſen des Volkes, das er beherrſchte, unbekannt und doch guten Rath weder ſuchend noch beachtend, ſtellte er ſich dem Hergebrachten oder dem durch Herkommen Geheiligten entgegen, und erndete darum Haß ſtatt Liebe. Er brachte den Adel gegen ſich auf, weil er den Ausländern, namentlich ſeinen Holſteinern, den Vorzug gab, und von den Reicheren verlangte, daß ſie ihr Gold und Silber dem Staate gegen Kupfermünze überlaſſen ſollten. Er beleidigte das Heer, weil er es nach preußiſcher Art umgeſtaltete, ſeine holſteiniſchen Soldaten über die ruſſiſchen erhob, und einige Regimenter der ruſſiſchen Garde zu einem Feldzuge gegen Dänemark nöthigte. Vornehmlich aber fühlte ſich der Klerus durch ihn beleidigt, weil er die Kloſtereinkünfte und Kloſtergüter einzuziehen und die Geiſtlichkeit auf einen beſtimmten und mäßigen Gehalt zu beſchränken befahl, weil er die Zulaſſung zu den Kloſtergelübden vor Vollendung des dreißigſten Lebensjahres verbot, weil er mehrere Heiligenbilder aus den Kirchen wegſchaffen ließ, weil er

Hinneigung zur lutheriſchen Kirche, in der er geboren war, verrieth und den Erzbiſchof von Nowgorod, der ſich ſeinen Neuerungen widerſetzte, vertrieb, — den er jedoch wegen des Mißfallens, das er dadurch erregte, ſchon nach acht Tagen wieder einſetzte. Je mehr aber die Geiſtlichkeit über ihn zu klagen Urſache fand, deſto mehr wurde auch das Volk gegen ihn eingenommen, ſo daß man in ihm einen Regenten erblickte, der Staat und Kirche ſeinen Launen hinzuopfern vermöchte.

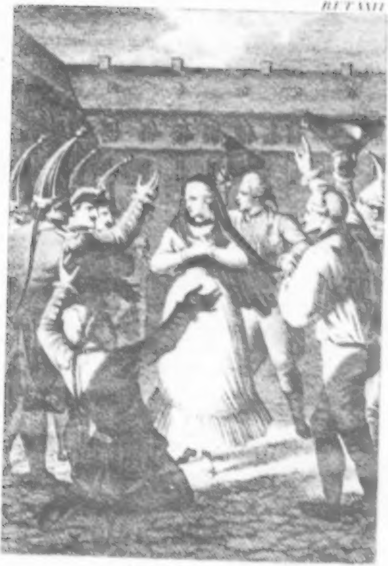
Eben ſo unklug war auch ſein Benehmen gegen ſeine Gemahlin. Denn während er einerſeits ſeinen Unwillen gegen ſie ſo wenig verbarg, daß er wohl gar äuſſerte, er werde ſie und ihren Sohn gefangen ſetzen laſſen, und ſich mit der Gräfin Eliſabeth von Woronzow, ſeiner Buhlerin, vermählen; zeigte er andrerſeits Nachſicht mit ihren Ausſchweifungen und Achtung für ihre Geiſtesüberlegenheit. Er ſtörte ihre Liebeshändel und Verbindungen nicht, überließ ihr die Domainen, die Eliſabeth beſeſſen hatte, verſicherte, ſie ſey geſchickter, als er, ein Reich zu regieren, und ſchmückte ſie bei dem Feſte der Waſſerweihe öffentlich mit den Zeichen der oberſten Gewalt, indem er ſelbſt als Officier vor ihr erſchien, die Officiere ſeines Regiments ihr vorführte und die Wachen ausſtellte.

Katharina wußte dieß alles zu ihrem Vortheile zu benutzen. Bei dem Feſte der Waſſerweihe, wo ſie im Glanze der oberſten Gewalt dem Volke ſich zeigen konnte, zog ſie durch Würde und Anmuth Aller Blicke an ſich, und je mehr Peter Klerus, Adel, Heer und Volk gegen ſich einnahm, deſto mehr wußte ſie, Klerus, Adel, Heer und Volk für ſich zu gewinnen. Täglich begab ſie ſich zum Gebet in die Kirchen von Petersburg und bezeigte den Popen Achtung; den Hofleuten begegnete ſie mit Freundlichkeit, und gegen das Volk und Heer führte ſie die Sprache einer Mutter. Im Geheimen aber vereinigte ſie ſich mit ihrer Vertrauten, der Fürſtin Daſchkow (einer Schweſter der Gräfin Woronzow), mit den Gebrüdern Orlow (von denen Gregorej Orlow damals ihr Liebling war) und durch dieſe mit dem Grafen Panin, dem Oberhofmeiſter des jungen Großfürſten, mit dem Hetman der Koſacken Raſumowsky, Obriſtlieutenant des iſmailowiſchen Garderegiments, mit dem Fürſten Wolkonsky, Senator und Obriſtlieutenant des Garderegiments zu Pferde, und mit mehrern Andern zum Sturze ihres Gemahls. Beſonders war es ihr förderlich, daß der Erzbiſchof von Nowgorod ſich für ſie erklärte, der die Geneigtheit der Mönche und durch dieſe die Geneigtheit des Volkes ihr zuwendete. Auch wußte ſie große Geldſummen herbei zu ſchaffen, um, wie einſt Eliſabeth, die Garden für ſich zu gewinnen.

Während ſolche Veranſtaltungen immer mehr zur Reife gediehen, befand ſie ſich zu Peterhof, einem Luſtſchloſſe ſechs und eine halbe Meile von Petersburg, ihr Gemahl aber zu Oranienbaum, einem Luſtſchloſſe am finniſchen Meerbuſen, in der Nähe von Kronſtadt, neun Stunden von Petersburg und etwa vier Stunden von Peterhof. Von dort aus wollte er am 9. Jul. (1762) nach Peterhof kommen, um das Peterfeſt daſelbſt zu feiern, oder, wie ſeine Gegner ſagen, um ſeine Gemahlin ſammt ihrem Sohne gefangen nehmen zu laſſen; dann wollte er den Kriegszug gegen Dänemark antreten. Die Zeit ſeiner Abreiſe war zur Ausführung der gegen ihn angelegten Verſchwörung beſtimmt; aber ein Zufall beſchleunigte deren Ausbruch. Ein Hauptmann der Garde, der nichts von der Verſchwörung wußte, errieth das Geheimniß derſelben durch die unvorſichtige Frage eines ſeiner Soldaten: „wenn man die Waffen gegen Peter ergreifen würde?“ Der Hauptmann zeigte, was er gehört hatte, bei der Regimentskanzlei an, und ſogleich wurde der Lieutenant Paſſek, der den Soldaten für die Verſchwörung gewonnen hatte, gefänglich eingezogen (8. Jul., Abends 9 Uhr), und Peter von dem Geſchehenen benachrichtigt. Jetzt fühlten die Verſchwornen, daß zur Ausführung ihres Vorhabens kein Augenblick zu verlieren ſey. Alſo eilte Alexis Orlow nach Peterhof, um Katharinen nach Petersburg zu führen, Gregorj Orlow aber ging mit einem ſeiner Freunde in die Kaſernen der Garden, um ſie auf das, was geſchehen ſollte, vorzubereiten.

Am 9. Jul., ungefähr um 2 Uhr nach Mitternacht, kam Alexis Orlow nach Peterhof. Unbemerkt drang er bis zum Schlafgemach Katharinens,

BET XXII



Catharina II

[illegible] auf den russischen Thron

nens, weckte die Schlafende und bewog ſie, ſogleich ſich anzukleiden und den Wagen zu beſteigen, der in der Nähe des Schloſſes ihrer wartete. Sie folgte ſeinem Zureden, entging der Aufmerkſamkeit der Wachen und fuhr mit ihrem Führer davon. Aber bei der allzugroßen Eilfertigkeit des Fahrens ſtürzten die erſchöpften Pferde nieder, und die Flüchtigen ſahen ſich genöthigt, einen Theil des Weges zu Fuße fortzuſetzen. Glücklicherweiſe begegnete ihnen ein Bauernkarren. Schnell nahm ihn Orlow in Beſchlag, ließ Katharinen ihn beſteigen, fuhr ſie dann eilfertig weiter, und gelangte um 7 Uhr des Morgens mit ihr nach Petersburg in die Kaſerne des iſmailowiſchen Garderegiments. Der Befehlshaber deſſelben, Hetman Raſumowsky, der ſo früh ſie nicht erwartet hatte, lag noch im Bette; auch die Soldaten waren theils noch unangekleidet, theils zerſtreut; nur ungefähr dreißig Soldaten empfingen ſie. Sie war beſtürzt, eine ſo kleine Anzahl zu finden; doch faßte ſie ſich ſchnell und ſagte mit feſter Stimme: „Sie ſey genöthigt, bei den Soldaten Hilfe zu ſuchen; noch in dieſer Nacht habe der Kaiſer ſie und ihren Sohn tödten laſſen wollen; nur durch die Flucht ſey ſie dem Tode entgangen, und jetzt vertraue ſie ganz der Ergebenheit der Soldaten.“ Alle Anweſenden ſchwuren, für ſie zu ſterben*). — Hiermit war das Signal zum Untergange Peters und zur Thronbeſteigung Katharinens gegeben! Denn während ſie noch zu den Anweſenden redete, eilten mit dem Hetman Raſumowsky die Soldaten des iſmailowiſchen Regiments herbei und leiſteten ihr den Eid der Treue. Dieſem Vorgange folgten die Garderegimenter Semenowskoy und Preobraſchinskoy, dann auch das Artillerieregiment und Arſenal. Die wenigen Soldaten, welche Huldigung verweigerten, wurden von den übrigen verhaftet; das Volk aber richtete ſich blindlings nach den Soldaten. Auch die Großen, die nichts von der Verſchwörung gewußt hatten, zeigten keinen Widerſtand, oder wurden, wenn ſie auf ſolchen zu ſinnen ſchienen, ergriffen und zur Ruhe gebracht.

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XXII.

So vom Volke und Heere unterſtützt, zog Katharina, um ihrem Beginnen die religiöſe Weihe zu geben, mit der Schaar ihrer Anhänger und unter dem Jubelruf des Volkes, in die kaſaniſche Kirche. Hier empfing ſie der Erzbiſchof von Nowgorod und begleitete ſie zum Altare, wo er, umgeben von den vornehmſten Geiſtlichen, die Kaiſerkrone ihr aufſetzte, ſie unter dem Namen Katharina II. zur Kaiſerin aller Ruſſen und ihren Sohn, den Großfürſten Paul, ſobald er mündig wäre, zu ihrem Nachfolger erklärte, dann das Tedeum anſtimmte, an welches die Menge ein freudiges Hurra knüpfte. — Von der Kirche begab ſich Katharina in den Palaſt, den einſt Eliſabeth bewohnt hatte. Während nun ihre Anhänger den Aufſtand durch die ganze Stadt verbreiteten, die in und um Petersburg liegenden Truppen verſammelten, die Garderegimenter, die ſchon auf dem Wege nach Narwa waren, eiligſt zurückriefen und andre Maßregeln zur Befeſtigung des Aufſtandes trafen, empfing Katharina den Eid der Treue von den ihr zuſtrömenden Großen und erließ Bekanntmachungen, in denen ſie die Abſetzung Peters und ihre Thronbeſteigung verkündigte. Abends 6 Uhr erſchien ſie zu Pferde in der alten Uniform der Garde, hielt Muſterung über ihre Truppen, deren Zahl ſich ſchon über 15000 Mann belief, und zog an der Spitze derſelben aus, um ſich der Perſon ihres unglücklichen Gemahls zu verſichern.

Indeſſen war dieſer am Morgen des 9. Juli von Oranienbaum, wo er der Schwelgerei und Wolluſt ſich hingegeben hatte, nach Peterhof aufgebrochen. An Anzeigen einer Revolution hatte es ihm nicht gefehlt; aber weil er in eine verderbliche Sorgloſigkeit verſunken und von verblendeten und verrätheriſchen Männern und Frauen umgeben war: ſo hatte er alle Anzeigen ſchnöde zurückgewieſen. Selbſt die Ausſagen wider den Lieutenant Paſſek hatten ihn aus ſeiner Verblendung nicht zurückrufen können: er hielt es für unmöglich, daß ſeine Gemahlin ſich wider ihn erheben könnte. Erſt als er auf dem Wege von Oranienbaum nach Peterhof Katharinens Entweichung, dann zu Peterhof deren Aufſtand und Thronbeſteigung erfuhr, gingen ihm die Augen auf, und ſo grenzenlos vorher ſeine

Sorgloſigkeit geweſen war, ſo grenzenlos wurde jetzt ſeine Rathloſigkeit. Er irrte in den Gärten von Peterhof umher, faßte einen Plan nach dem andern, und brachte keinen zur Ausführung. Auch die Frauen und Hofleute, die ihn umgaben, wußten ihm nicht zu rathen. Nur der alte Feldmarſchall von Münnich hatte Redlichkeit und Beſonnenheit genug, um ihn an das zu mahnen, was zu ſeiner Behauptung dienen konnte. Er rieth ihm erſt, an der Spitze ſeiner treuen Holſteiner nach Petersburg zu ziehen, dann, Kronſtadt zu beſetzen, dann, nach Reval und von da nach Pommern zu gehen, um ſich mit den daſelbſt befindlichen Truppen zu vereinigen. Aber alle dieſe Rathſchläge ſcheiterten an der Furchtſamkeit des Kaiſers und an der Feigheit und Treuloſigkeit derer, die demſelben zunächſt ſtanden. Nach Petersburg zu ziehen wagte er nicht; Kronſtadt ſuchte er zu beſetzen; aber, von da zurückgewieſen, ging er, ſtatt nach Reval, wieder nach Oranienbaum. Noch einmal redete ihm hier der treue Münnich zu, mit ſeinen holſteiniſchen Truppen der Kaiſerin entgegen zu rücken; er aber zog es vor, ihr zu ſchreiben, daß er, im Gefühl ſeiner Verſchuldung gegen ſie, den Thron mit ihr theilen; dann, daß er ihr den Thron gänzlich überlaſſen wolle, und ſie bitte, ihm einen Jahrgehalt und freien Abzug nach Holſtein zu verwilligen.

Katharina, die indeſſen mit ihrem Anhange nach Peterhof gekommen war, würdigte ihn anfangs keiner Antwort. Erſt auf ſeinen zweiten Brief ließ ſie ihn durch den Ueberbringer deſſelben, den Generalmajor Ismailow, auffordern, ſich ihr gänzlich zu überliefern. Peter folgte dieſer Aufforderung und begab ſich (am 10. Jul.) mit der Gräfin Woronzow nach Peterhof. Noch hofte er, daß ſeine Gemahlin ſich wieder mit ihm ausſöhnen würde. Aber kaum war er in Peterhof eingetroffen, als ſeine Buhlerin von ihm geriſſen und er ſelbſt ſeiner Kleider und aller Koſtbarkeiten, die er bei ſich trug, beraubt und in ein entlegenes Zimmer eingeſchloſſen wurde. Hierhin kam der Graf Panin und bewog ihn ſchriftlich die Erklärung auszuſtellen, „daß er unfähig ſey, das ruſſiſche Reich zu beherrſchen, und daß er darum frei und ungezwungen dem ruſſiſchen Throne für immer entſage.“ Nach Ausſtellung dieſer Erklärung führte ihn ein Officier mit einer ſtarken Bewachung als Staatsgefangenen nach Mopſa, einem Schloſſe des Hetman Raſumowsky, ungefähr fünf Meilen von Petersburg. Unverzüglich eilten nun die Großen, die ſeither Petern umgeben hatten, zu Katharinen, um ihr zu huldigen. Auch der alte Feldmarſchall von Münnich erſchien vor ihr und erklärte, „er werde hinfort mit eben der Treue ihr dienen, mit der er bisher ſeinem Herrn, der ihn aus Sibirien zurückgerufen, zugethan geweſen wäre.“ Und ſie nahm ihn, wie andre Freunde des Kaiſers, mit Wohlwollen auf.

Noch an demſelben Tage (11. Jul.) kehrte ſie nach Petersburg zurück, wo ſie wie im Triumphe einzog.

Beſtiegen hatte ſie alſo den Thron ihres Gemahls; aber noch keineswegs ſich im Beſitz desſelben befeſtigt. Wohl war ſie von dem Heere auf denſelben erhoben, und anerkannt vom Volke, Adel und Klerus; wohl ſuchte ſie durch die Belohnungen, die ſie unter ihre Anhänger vertheilte, durch das Verſprechen, dem Klerus Kloſtereinkünfte und Kirchengüter zurückzugeben, und durch die Hoheit und Volksfreundlichkeit, die ſie äuſſerte, ſich immer mehr beliebt zu machen; aber bald mußte ſie bemerken, daß ſich eine ihr feindliche Stimmung hervorthat.

Um dieſer Stimmung zu begegnen, ſchien ihr der Tod ihres Gemahls nothwendig. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie anfangs nur an ſeine Entthronung und Einſperrung, nicht aber an ſeine Ermordung dachte: auch ihre Vorgängerin Eliſabeth hatte, als ſie den unglücklichen Iwan vom Throne ſtürzte, ihn und deſſen Eltern nur gefangen nehmen, nicht hinrichten laſſen. Als aber zu Moskau Volk und Heer Mitleiden mit dem unglücklichen Kaiſer äuſſerte, als ſelbſt zu Petersburg das Volk, aus der erſten Betäubung erwachend, Unzufriedenheit über das Vorgegangene zu erkennen gab, und als die Garden Vorwürfe darüber hörten und ſich ſelbſt machten, daß ſie meineidig ihren Kaiſer verlaſſen und verrathen hätten: da ſchien Katharinen und ihrem Anhange die Lebenserhaltung Peters gefährlich.

lich. Beſchloſſen wurde alſo deſſen Ermordung, und ausgeführt wurde ſie von demſelben Alexis Orlow, der die Revolution mit der Abholung Katharinens von Peterhof begonnen hatte. Mit einigen ſeiner Vertrauten begab er ſich in das Schloß, in welches Peter eingeſperrt war. Hier brachte er ihm Gift bei. Peter merkte dieß an den Schmerzen, die es erregte, ſchrie nach Milch und kämpfte, da ſie ihm verweigert wurde, als ein Verzweifelnder gegen ſeine Mörder. Aber Orlow warf ihn zu Boden und hielt ihn feſt, bis ſeine Helfershelfer, der Officier Teplow und der Prinz Baratinsky, dem Unglücklichen die Kehle zugeſchnürt hatten*). So ſtarb Peter III. im 35. Jahre ſeines Alters, ſieben Tage nach ſeiner Entthronung, am 16. Jul. 1762. Seine Lei[illegible]urde nach Petersburg geſchafft, daſelbſt ausg[illegible]nd feierlich beſtattet, wobei Katharina eine [illegible]oidalkrankheit als Urſache ſeines Todes und tiefe Trauer über denſelben vorſpiegelte. Denn es lag ihr eben ſo ſehr daran, der Gewißheit ſeines Todes Anerkennung zu verſchaffen, als ihren A[illegible]il an demſelben zu verſchleiern.

Zwei Jahre darauf mußte auch der unglückliche

---

*) Verſchiedentlich werden die näheren Umſtände der Ermordung Peters angegeben, was bei Begebenheiten dieſer Art gewöhnlich der Fall iſt. Ich bin hier den mir wahrſcheinlichen Angaben gefolgt, die in der Vie de Catharine, Tom. I, pag. 72—80 enthalten ſind.

Iwan, der als unmündiges Kind Kaiſer geheißen und ſeit zwei und zwanzig Jahren als Gefangener gelebt hatte, eines gewaltſamen Todes ſterben. Ein Officier, Waſſilji Mirowitſch, ein Enkel jenes Mazeppa, der einſt von Peter I. zu Karl XII. abgefallen war, ließ ſich durch die Belohnungen, die man ihm verhieß, bewegen, auf der Feſtung Schlüſſelburg, wo der Unglückliche eingeſperrt war, zur Befreiung desſelben einen Aufſtand zu erheben (15. Jul. 1764). Aber als er im Begriff war, die Pforten des Gefängniſſes zu ſprengen, durchbohrten die beiden Officiere, die in demſelben mit eingeſchloſſen waren, den Unglücklichen, weil ihnen beſtimmt befohlen war, ihn zu tödten, ſobald ein Aufſtand zu deſſen Gunſten unternommen werden ſollte. Darauf öffneten ſie das Gefängniß und zeigten die blutige Leiche. Von dieſem Anblick erſchüttert, ergab ſich Mirowitſch. Einige Zeit nachher wurde er hingerichtet (26. Sept 1764); aber nicht als Majeſtätsverbrecher, ſondern als Störer der öffentlichen Ruhe. Man hat daraus geſchloſſen, daß Katharina auf verdeckte Weiſe an der Ermordung Iwans Antheil hatte; aber mit Beſtimmtheit läßt ſich dieſes nicht behaupten; und nur ſo viel iſt gewiß, daß deſſen Ermordung zur Sicherung ihres Thrones diente, da nun (auſſer ihrem erſt zehnjährigen Sohne) kein Thronerbe vorhanden war.

Doch auch auf andre Weiſe wußte Katharina ihren Thron zu befeſtigen. Sie ließ ſich, was ihr

Gemahl verabſäumt hatte, zu Moskau, der alten Hauptſtadt des Reiches, feierlichſt krönen (22. Sept. 1762) und blieb daſelbſt bis zur Mitte des folgenden Jahres; ſie ſorgte eben ſo raſtlos als einſichtsvoll für den Glanz des Reiches; ſie wußte die Anmaßungen derer, die ihr zur Regierung verholfen hatten, namentlich auch des Klerus und Heeres, niederzuhalten, und zeigte dabei Ehrfurcht für die Vorſchriften und Gebräuche der griechiſchen Kirche und Hochachtung für das Andenken ihres von der Nation hochgeachteten Vorfahren, **Peters des Großen.** Um dieſe Hochachtung zu bethätigen, ließ ſie in Petersburg zwiſchen dem Akademie- und Senatsgebäude ein Denkmal errichten, das Peter den Großen darſtellt, wie er in altheroiſcher Kleidung, mit dem Lorbeerkranze auf dem Haupte und mit ſeitwärts, über ſein Volk hingeſtreckter, rechter Hand im Galopp einen ſteilen Felſen hinanreitet. Zur Verfertigung dieſes Denkmals berief ſie (1766) den Profeſſor der Maler- und Bildhauerkunſt Falconet aus Paris nach Petersburg, der im Febr. 1768 das Model anfing, das er im Apr. 1770 fertig brachte, worauf am 24. Aug. 1775 der Guß und am 7. Aug. 1782 die öffentliche Weihe dieſes Denkmals erfolgte*).

---

*) Die Höhe des Reiters ſammt dem Pferde beträgt 17½, die Höhe des Reiters allein 11 Fuß, das Felsſtück, deſſen Herbeiſchaffung bei deſſen Schwere (ſie wurde zu drei Millionen Pfund berechnet) unſägliche Mühe koſtete, iſt 43 Fuß lang, 13 Fuß hoch und

Doch wie eifrig auch Katharina II. bemüht war, ihren Thron zu befeſtigen, lang dauerte es, ehe ſie ſich deßſelben ſicher ſah. Das Andenken an die Art ihrer Thronbeſteigung erhielt ſich und ward von dem Klerus erneuert, da ſie nicht, wie ſie bei ihrer Thronbeſteigung verſprochen hatte, die von Peter III. eingezogenen Kirchengüter und Kloſtereinkünfte zurückgab, ſondern zu deren Verwaltung eine Commiſſion anordnete und bloß die vornehmſten Geiſtlichen heimlich durch Geldgeſchenke zufrieden ſtellte. Daher erregten auch die Mönche häufig Aufſtände gegen ſie und ſtellten ſolche an, die ſich für Peter III. ausgaben. Unter dieſen erregte beſonders Pugatſchef großes Aufſehen, ein doniſcher Koſak, der einige Geſichtsähnlichkeit mit dem unglücklichen Kaiſer hatte. Er erhob 1773 in Kaſan einen Aufſtand, der ſich (1773 und 1774) weit und breit in den öſtlichen Gegenden Rußlands fortpflanzte und nach vielem Verwüſten und Blutvergießen nur durch Verrath geſtillt werden konnte. Erſt nach langer Zeit, als Katharina ihre Regierung durch Kriegsthaten und gute Staatseinrichtungen ausgezeichnet hatte, und ihre Unterthanen an Gehorſam gewöhnt waren, hörten die Unruhen

---

unten 21 Fuß breit. Das Ganze hat in ruſſiſcher und lateiniſcher Sprache die Aufſchrift: „Peter dem Großen Katharina die Zweite." — Ausführlich wird von dieſem Denkmale gehandelt in Bacmeiſters ruſſiſcher Bibliothek Thl. IV. S. 160—167 und Thl. VIII. S. 128 ff. und S. 219 ff.

Unruhen im Innern auf. Aber ſie ſelbſt konnte bei dem Andenken an ihre Thronbeſteigung der Furcht und Angſt ſich nicht entſchlagen; bis zum Ende ihres Lebens hegte ſie Mißtrauen gegen ihren Sohn, da ſie beim Anfang ihrer Regierung ſich verpflichtet hatte, ihm, ſobald er mündig geworden wäre, den Thron einzuräumen; und ſchon darum war es ihr ein Bedürfniß, an Günſtlinge ſich zu halten, in deren Thätigkeit, Wachſamkeit und Entſchloſſenheit ſie eine ſichere Stütze ihrer Regierung zu finden glaubte.

Von dem Glanze ihrer Regierung braucht hier nicht geredet zu werden: ſchon oben (im erſten Abſchnitte dieſes Bandes S. 110 ff.) iſt gezeigt worden, was ſie für das Innere und Aeuſſere ihres Reiches that, oder wie durch ſie Rußland auf Koſten der Polen, Tataren und Türken vergrößert, deſſen Einfluß auf Europa vermehrt und im Innern durch Beförderung geſetzlicher Ordnung und geiſtiger Bildung ein Same ausgeſtreut wurde, der fort und fort Früchte tragen und Rußland emporbringen kann. Nöthig dagegen ſcheint es, hier die Art, wie ſie regierte, und dadurch einige Eigenthümlichkeiten ihres Weſens bemerklich zu machen.

Das Beiſpiel Friedrichs II., das ſo vielen Regenten ſeiner Zeit vorleuchtete, leuchtete auch ihr vor, obſchon ſie ſelbſt es nicht geſtehen mochte. Wie Friedrich war ſie raſtlos beſchäftigt mit Entwürfen und Anſtalten zur Vergrößerung und Verherrlichung ihres Reiches; emſig hielt ſie Berathſchlagungen

gen über ſchwierige Gegenſtände, ſchrieb ſelbſt Geſetze und Anordnungen, las ſelbſt die eingelaufenen Schreiben, gab ſelbſt ihren Generalen und Geſandten Verhaltungsbefehle, und hatte noch Zeit genug, ſich mit auswärtigen Gelehrten und Künſtlern ſchriftlich zu unterhalten und ſich ihren Vergnügungen hinzugeben. Ruhe und Stille war nicht für ſie; und ſie hatte die ſeltene Kraft, von den ernſteſten Geſchäften zu den rauſchendſten Vergnügungen und wiederum von dieſen zu jenen überzugehen. Aber Geradheit und Zuverläſſigkeit war ihrem Weſen fremd; ihre Ruhmſucht führte ſie zur Heuchelei und Verſtellung; ihre Eitelkeit verlangte nach dem, was glänzte. Selbſt ihr Eifer für Philoſophie und Völkerbeglückung hatte mehr Schein als Wahrheit. Nicht um Philoſophie war es ihr zu thun, ſondern um den Beifall der tonangebenden Philoſophen, nicht um Völkerbeglückung, ſondern um Erweiterung und Verherrlichung ihrer Herrſchaft. Und da ſie den Glanz der Großmuth anzunehmen wußte, da ſie in vielen ihrer Bekanntmachungen von Menſchenrechten und deren Beförderung redete, da ſie Bücher über Humanität und Toleranz öffentlich lobte, einige ſogar überſetzte, da ſie, um die berühmteſten Schriftſteller ihrer Zeit für ſich zu gewinnen, franzöſiſchen Gelehrten mit Schmeicheleien und Geſchenken entgegenkam, einigen Jahrgelder und Einladungen nach Petersburg zukommen ließ, oder deren Bibliotheken (namentlich Voltaire's und d'Alemberts Bibliotheken) an ſich kaufte: ſo bewirkte ſie, daß ſie trotz ſo vieler Thaten des ärgſten Despotismus und der ſchnödeſten Rechtsverletzung von den beliebteſten Philoſophen ihrer Zeit hochgeprieſen wurde. Erſt als die franzöſiſche Revolution ausgebrochen war, und ſie nun den Gedanken auffaßte, daß durch die Philoſophen Frankreichs die Völker zur Freiheit gerufen würden, wendete ſie ſich von jenen ab, und verbot den Eingang fremder Zeitungen und Geſpräche über Politik, ſo daß immer mehr die Stimme der Wahrheit vor ihr verſtummen mußte*).

Wie aber in ihrem Weſen, ſo zeigte ſich auch in ihrer Regierung neben dem Glanze, den ſie um ſich verbreitete, eine düſtere Schattenſeite. Wohl vergrößerte ſie ihr Reich; aber die Art, wie ſie dabei verfuhr, war eine arge Verletzung des Völkerrechts. Wohl nahm unter ihr die Volksmenge Rußlands um mehr als ein Drittel zu; aber neben dieſen Menſchengewinn trat Menſchenverluſt: eine Peſt in Moskau (1770 und 1771) raffte auf 100,000 Menſchen hin, die Kriege gegen die Türken, Tataren, Polen und

---

*) Es ſpricht, wie Dohm (Denkwürdigkeiten ꝛc. Thl. I, S. 395) bemerkt, gegen Katharinens moraliſchen Charakter und für Maria Thereſens Edelſinn, daß dieſe eine entſchiedene Abneigung gegen jene hegte und ſelbige auch politiſchen Rückſichten nicht unterzuordnen vermochte. Alles mußte der Maria Thereſia im J. 1762 daran liegen, die Freundſchaft der neuen Kaiſerin Rußlands zu gewinnen; aber als ſich deren Botſchafter ihr vorſtellte, konnte ſie den Abſcheu nicht zurückhalten, den die Art, wie Katharina zum Throne gelangt war, in ihr erregte.

Schweden koſteten vielen tauſend Ruſſen das Leben, und im Jahr 1770 wanderten die Torguten, ein tatariſcher Stamm der Kalmücken, der ſeit 1696 an der Wolga in den Steppen zwiſchen Kaſan und Aſtrachan wohnte, auf 30,000 ſtreitbare Männer, die ſich den neuen Einrichtungen der ruſſiſchen Regierung und den Bedrückungen ruſſiſcher Befehlshaber nicht unterwerfen wollten, zu ihren unabhängigen Brüdern in der großen Tatarei und konnten durch Gewalt nicht zurückgebracht werden. Wohl herrſchte gegen das Ende ihrer Regierung Ruhe und Unterwürfigkeit im ruſſiſchen Reiche; aber deſto drückender trat nun Herrſcherwillkür hervor: denn nicht genug, daß Katharina nach Gutdünken regierte, ſo geſtattete ſie auch ihren Großen, wofern ſie nur Unterthänigkeit bezeigten, ein willkürliches Verfahren. Wie hart und willkürlich handelte Potemkin, und wie viele, die vor ihm ſich beugten, herrſchten eben ſo hart und willkürlich, wie er: gegen einen Großen Gerechtigkeit zu erhalten, war ſchwer, oft unmöglich. Selbſt die neue Eintheilung Rußlands in drei und vierzig Statthalterſchaften diente dazu, den Despotismus zu verſchärfen; denn durch dieſelbe wurden die ſtändiſchen Verfaſſungen in den Ländern, die Rußland von Schweden an ſich gebracht hatte, und die alten Freiheiten der doniſchen Koſaken aufgehoben. — Wenn endlich Geiſtes- und Geſchmacksbildung unter Katharinens Regierung weitern Eingang in Rußland fand; ſo läßt ſich doch bemerken, daß dieſe nicht tief eindrang, daß die Rohheit des Volkes ſammt deſſen Leibeigenſchaft fortdauerte und daß vieles Schöne als unternommen angekündiget wurde, was nicht ernſtlich gemeint war, und nie zur Ausführung gebracht wurde.

Das Glück, das Katharinen mit Anlagen zur Größe ausgeſtattet, das in Umſtände ſie geführt hatte, in denen ſie Größe und Ruhm erlangen konnte, das ſelbſt in den ſchwierigſten Lagen nicht von ihr wich, — dieß Glück begünſtigte ſie auch darin, daß ſie bis ins Greiſenalter einer ununterbrochenen Geſundheit genoß und endlich eines leichten und ſchnellen Todes ſtarb (17. Nov. 1796). Noch am Morgen des 17. Nov. befand ſie ſich wohl, trank ihrer Gewohnheit gemäß Kaffee und begab ſich in ihr Gemach. Als ſie nach einer halben Stunde aus demſelben nicht herauskam, gingen ihre Kammerfrauen voll Beſorgniß in dasſelbe hinein und fanden ſie auf dem Boden liegend. Ein Schlagfluß hatte ſie betroffen. Ihr Leibarzt Rogerſon ließ ihr zweimal die Adern öffnen. Sie kam wieder zu ſich, fühlte ſich etwas erleichtert, konnte aber nicht ſprechen, und Abends gegen 10 Uhr verſchied ſie, — im 35. Jahre ihrer Regierung und im 68. Jahre ihres Lebens.

Nur in dem Einen war ihr das Glück abhold, daß ſie für ihren Ruhm zu lange lebte. Denn gegen das Ende ihres Lebens und Herrſchens hatten ſich Meinungen über Völker- und Bürgerrechte geltend gemacht,

macht, die das Urtheil über ſie und ihre Regierung herabſtimmten; und der Ausgang ihres Verfahrens gegen Polen, und ihre Erklärungen gegen die franzöſiſche Revolution hatten über ihre Geſinnungen und Regierungsgrundſätze ein Licht verbreitet, das ihren frühern Ruhm verdunkelte. Sie ward daher bei ihrem Tode nicht, wie bei ihrem Leben, geprieſen, und gerade in Frankreich, wo einſt ihr Lob am glänzendſten ertönt hatte, erhob ſich nun der härteſte Tadel gegen ſie[*].

X.

Charakteriſtik einiger ruſſiſchen Staatsmänner.

Nicht mit Stillſchweigen können wir vor den Männern, die ſeit Peter I. bis zu Katharina II. auf den ruſſiſchen Hof und Staat bedeutenden Einfluß hatten, vorübergehen. Die Schilderung derſelben verleihet der Geſchichte Rußlands einen höhern Grad von Anſchaulichkeit, da ſie manche Eigenthümlichkeiten der Regenten erläutert, und zugleich zeigt, wie die Staatsangelegenheiten Rußlands geleitet wurden, und welchen Männern das Wohl desſelben hingegeben war. Wir wollen daher hier der Reihe nach von **Biron**, **Oſtermann**, **Münnich**, **Leſtocq**, **Orlow** und **Potemkin** Einiges mittheilen.

---

[*] Mit Recht bemerkt der Ritter d'Aguila (Histoire du règne de Gustave III. à Paris 1815. Tom. II, pag. 31) im Betreff Katharinens: „Si elle a été trop amèrement censurée par des écrivains irréfléchis, qui empêchera de croire aussi, qu'elle n'ait été trop louée par des exagérateurs séduits par sa munificence.

Ernſt Johann Biron (oder Büren), ein Curländer von niedrer Herkunft, hatte das unverdiente Glück, ohne große Eigenſchaften und wahre Verdienſte zur erſten Stufe im ruſſiſchen Staate zu gelangen. Er, der Sohn eines Forſtmannes im Dienſte des Herzogs von Curland, ward zu Mietau am 12. Nov. 1690 geboren, ſtudirte in Königsberg und ſuchte dann ſein Glück in Rußland. Da er es damals nicht fand, ging er nach Mietau zurück. Hier gewann er, ein ſchöner Mann, die Liebe der Herzogin Anna (um 1720) und durch dieſe den Weg zu ſeiner Erhebung. Schon als Herzogin von Curland ernannte ſie ihn erſt zum Secretair, dann zum Kammerjunker und Oberhofmeiſter; als Kaiſerin aber (ſeit 1730) erhob ſie ihn zum kaiſerlichen Kammerherrn, zum Oberkammerherrn, zum ruſſiſchen Grafen, und ſpäterhin (1737) brachte ſie es dahin, daß er von den curländiſchen Ständen zum Herzog von Curland erwählt wurde. Dabei überhäufte ſie ihn mit Reichthümern an Juwelen, Geldern und Gütern und geſtattete ihm ausſchließlichen Antheil an ihrer Regierung*). Auf ſolche Weiſe wurde er der

---

*) **Frédéric** Hist. de mon temps. I, 64: Biron, favori de l'impératrice Anna, était le seul, qui eût un ascendant marqué sur l'esprit de l'impératrice.

der angeſehenſte und mächtigſte Mann im ganzen ruſſiſchen Reiche. Aber je höher er ſtieg, deſto mehr trat auch das Harte und Widrige ſeines Weſens hervor. Wohl war er mit guten Fähigkeiten ausgeſtattet und ſchlau und gewandt im Verfolgen ſeiner Plane; aber er war ohne ſittliche Kraft und Würde, hochmüthig, herrſchgierig, habſüchtig, wilder Rachſucht und grauſenhafter Strenge hingegeben. Mehrmals behauptete er, daß ſich das ruſſiſche Volk nur durch Härte in Ordnung halten laſſe, und über 11,000 Menſchen ſollen durch ihn hingerichtet und verbannt worden ſeyn. Kein Wunder alſo war es, daß ſein Verfahren Erbitterung und Verſchwörungen gegen ihn aufregte. Glücklich entging er den letztern, ſo lange Anna lebte, und glücklich hätte er denſelben auch nach Annas Tode entgehen können, hätte er ſogleich Rußland verlaſſen und ſich in ſein Herzogthum Curland zurückgezogen. Doch Glanz- und Herrſchbegier trieb ihn in Rußland zu bleiben, und ſeine Herrſchaft daſelbſt unter einem andern Namen fortzuſetzen. Durch den Grafen Oſtermann hatte er die ſterbende Kaiſerin bewogen, ein Teſtament zu unterſchreiben, in welchem der Prinz Iwan, ein zweimonatliches Kind, zum Kaiſer, und er während deſſen Minderjährigkeit zum Regenten ernannt wurde. Am 28. Oct. 1740 trat er dieſe Regentſchaft an, und theils durch Gnadenbezeigungen, theils durch Schreckniſſe, theils durch den Beiſtand zweier Garderegimenter, von denen er das eine ſeinem Bruder Guſtav, das andre ſeinem Sohn Peter übertrug, ſuchte er ſie zu befeſtigen. Gleichwohl dauerte ſie nur zwei und zwanzig Tage! Er konnte weder das Volk, noch das Heer, noch die Großen für ſich gewinnen, gerieth mit den Eltern des jungen Kaiſers, die dieſen unter ihrer Aufſicht hielten, in Mißhelligkeiten, und wurde von dem Feldmarſchall **Münnich**, der ſich mit Iwans Mutter gegen ihn verbunden hatte, von ſeiner Höhe geſtürzt. **Münnich** ließ durch Soldaten der von ihm befehligten preobraſchenkoi'ſchen Garde, in der Nacht vom 19. zum 20. Nov. 1740, den Herzog in ſeinem Schlafzimmer überfallen und ihn, gebunden und mit verſtopftem Munde, erſt in den Winterpalaſt, dann in die Feſtung Schlüſſelburg bringen. Kein Arm und kein Mund regte ſich zu ſeiner Vertheidigung; um ſo leichter wurde es ſeinen Feinden, nach Willkür mit ihm zu verfahren. Nach dreimaligem Verhöre, in welchem Wahres und Unwahres ihm Schuld gegeben wurde, wurde (im Mai 1741) das Urtheil über ihn ausgeſprochen, daß er ſeiner Würden, Ehren und Güter entſetzt, und mit ſeiner Familie nach Pelim in Sibirien (600 Werſte hinter Tobolsk) zu ewiger Gefangenſchaft verwieſen werden ſollte. Im Jun. 1741 wurde dieſes Urtheil zur Ausführung gebracht; er wurde von Schlüſſelburg nach Pelim abgeführt. Doch plötzlich änderten ſich die Verhältniſſe in Petersburg. Der junge Kaiſer **Iwan**, ſammt ſeinen Eltern und deren Anhang, unter dieſem auch Münnich, wurde geſtürzt, und Eliſabeth auf den Thron erhoben (6. Dec. 1741). Dieſe Vorgänge gaben Birons Schickſale eine andre Wendung. Denn Eliſabeth, eingedenk, daß Biron ihre Einſperrung in ein Kloſter verhindert hatte, ließ ihn (noch im Dec. 1741) von Pelim nach Jaroslaw an der Wolga kommen, wo er während ihrer Regierung im Wohlſtande lebte. Nach ihrem Tode (1762) rief ihn Peter III. an den petersburger Hof zurück; und nach Peters Sturze erhob ihn Katharina II. durch Waffengewalt wiederum zum Herzog von Curland, um durch ihn ihre Abſichten auf Polen zu fördern. Das Unglück hatte ſeinen harten Sinn nicht erweicht! So lange er regierte, äuſſerte er eine ſolche Strenge, daß laute Klagen ſich wider ihn erhoben. Endlich übertrug er (1769) die Regierung ſeinem Sohne Peter. Doch blieb er in Mietau, wo er am 28. Dec. 1772 in einem Alter von 82 Jahren ſtarb. Auf die Nachricht von ſeinem Tode ließ Katharina II. ihren Hof Trauer anlegen, nicht wegen ſeiner ehemaligen Verbindungen mit der Kaiſerin Anna, ſondern weil er regierender Herr geweſen war und ihre Plane unterſtützt hatte.

Heinrich Johann Friedrich Oſtermann, ein ausgezeichneter Staatsmann, war der Sohn eines lutheriſchen Predigers zu Bockum in Weſtphalen, geboren ums Jahr 1675 oder 1678. Im Jahre 1699 ſtudirte er in Jena. Hier hatte er das Unglück, einen Studenten, mit dem er in Händel gerathen war, zu erſtechen. Er flüchtete daher nach Holland. Zu Amſterdam wurde er mit dem Viceadmiral Cornelius Cruys bekannt, der aus holländiſchen in ruſſiſche Dienſte getreten und von Peter I. beauftragt war, geſchickte Leute nach Rußland zu bringen. Cruys nahm ihn als Secretair in ſeine Dienſte und führte ihn nach Rußland. Des Deutſchen, Franzöſiſchen und Lateiniſchen mächtig, erlernte er nun auch das Ruſſiſche, und bald konnte er dasſelbe mit großer Fertigkeit reden und ſchreiben. Durch die Berichte, die er im Auftrag des Viceadmirals abgefaßt hatte, empfahl er ſich dem Zar. Dieſer berief ihn in die Staatskanzlei, zog ihn zur Verhandlung der wichtigſten Staatsſachen, und gab ihm vielfältige Beweiſe des Wohlwollens und Vertrauens. Als **Oſtermann** den nyſtädter Frieden zu Stande gebracht hatte (1721), verlieh ihm **Peter** mit dem Range eines Generalmajors anſehnliche Einkünfte *), dann, nach Abſchluß eines Vertrags mit Perſien (1723), den Rang eines Generallieutenants, und noch auf ſeinem Sterbebette (1725) empfahl er ihn als einen Miniſter, der das Beſte des ruſſiſchen Reichs kenne und vor Augen habe. Hier-

auf

---

*) Wahrſcheinlich geſchah es damals, daß **Oſtermann** zur griechiſchen Kirche übertrat und dabei, ſtatt ſeiner frühern Vornamen, den Vornamen **Andreas** annahm.

auf ernannte ihn Katharina I. zum Reichs-Vicekanzler, zum wirklichen Geheimenrath, zum Mitglied ihres Kabinetsrathes und zum Oberhofmeiſter ihres Nachfolgers; und während ihrer Regierung ſchloß er ein Bündniß mit Oeſtreich (1726) und bewirkte die Eröffnung der Akademie der Wiſſenſchaften, die Peter I. eingeleitet hatte. Peter II., zu deſſen Erziehung er einen vortrefflichen Plan aufgeſtellt hatte, ſchenkte ihm Vertrauen und Achtung. Unter der Kaiſerin Anna (1730 — 1740), die ihn in ihr Regierungskabinet aufnahm, zum Grafen erhob und mit anſehnlichen Gütern in Livland beſchenkte, förderte er das Poſtweſen, den Handel und die Verbindungen mit dem Auslande. Treu und geſchickt in den Geſchäften, dabei ſchlau und vorſichtig im Reden und Handeln, ſo daß es ſchwer war, ihn zu verſtehen und zu durchſchauen, und in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit Münnich, wußte er gegen die Lieblinge der Monarchen, denen er diente, ſich zu behaupten: ſo unter Katharina I. gegen Menſchikow, unter Peter II. gegen die Dolghorucki's, unter Anna gegen Biron. Man meinte damals, daß er die Kunſt verſtehe, ſich bei allen Ungewittern des Hofes, von denen Viele niedergeſchlagen wurden, aufrecht zu erhalten. Als Biron einſt mitten unter den Hofleuten ihm einen harten Verweis gegeben hatte, zog er ſich vom Hofe zurück und blieb, unter dem Vorwande einer Lähmung ſeiner Füße, fünf ganzer Jahre in ſeiner

Wohnung. Doch galt ſeine Stimme im Kabinete, als wäre er in demſelben anweſend; denn Anna ſuchte und achtete ſeinen Rath bei allen wichtigen Staatsangelegenheiten. Deshalb wendete ſich auch Biron wieder an ihn, und vermochte ihn, das oben erwähnte Teſtament aufzuſetzen, dann in einem Tragſeſſel zum Sterbebette der Kaiſerin Anna ſich bringen zu laſſen, um ſie zur Unterſchrift deſſelben zu bewegen. Gleichwohl beharrte Oſtermann im Unwillen gegen ihn, und wahrſcheinlich war er nicht ohne Antheil, als durch Münnich Biron geſtürzt und Iwans Mutter Anna zur Regentin erhoben wurde (20. Nov. 1740). Gern wäre er damals erſter Miniſter geworden; aber dieſen Platz nahm Münnich ein, und ihm wurde die (ihm nicht zuſagende) Würde eines Großadmirals neben der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten verliehen. Aber ſchon nach einem Jahre ſah er ſich von ſeiner Höhe geſtürzt. Als Eliſabeth durch Leſtocq auf den Thron gekommen war (6. Dec. 1741), wurde er, wie Münnich, verhaftet und als Majeſtätsverbrecher zum Tode verurtheilt, weil er die Kaiſerin Eliſabeth von der Thronfolge verdrängt, Iwan zu ſelbiger befördert und dazu das Teſtament der Kaiſerin Katharina I. unterdrückt haben ſollte. Am 7. Febr. 1742 brachte man ihn aufs Blutgerüſte. Hier mußte er das Todesurtheil hören, das über ihn ausgeſprochen war; und ſchon war er unter den Händen des Nachrichters und niedergebeugt, um den Todesſtreich zu empfangen, als ihm Begnadigung angekündiget wurde. Aber dieſe Begnadigung beſtand darin, daß er, ſtatt hingerichtet zu werden, nach Sibirien verwieſen wurde. So kam er nach Beresow in Sibirien. Hier lebte er, gepflegt von ſeiner Gattin, die ihm mit treuer Liebe in die Verbannung gefolgt war, bis an ſeinen Tod. Er ſtarb am 25. Mai 1747 in einem Alter von 69 oder 72 Jahren, und hinterließ den Ruhm, als ein Staatsmann von ſeltenen Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten vornehmlich durch glückliche Unterhandlungen zur Erhebung Rußlands kräftigſt mitgewirkt zu haben.

Burchard Chriſtoph von Münnich war am 9. Mai 1683 zu Neuhuntorf im Oldenburgiſchen geboren. Sein Vater, Obriſtlieutenant und zuletzt Geheimerath in däniſchen Dienſten, gab ihm eine gute Erziehung, erweckte in ihm Luſt und Geſchick zur Kriegs- und Waſſerbaukunſt, und ließ ihn in ſeinem ſechzehnten Jahre zur weitern Entwickelung ſeiner guten Anlagen nach Frankreich reiſen. So ausgerüſtet mit ſprachlichen und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und vornehmlich zum Kriegsmann gebildet, trat er zuerſt (1701) in darmſtädtiſche, dann (1705) in heſſencaſſelſche Dienſte, in denen er, unter den großen Kriegshelden Eugen und Marlborough, bei Malplaquet kämpfte. In der Schlacht bei Denain (24. Jul. 1712) wurde er von den Franzoſen gefangen, die ihn nach Cambray brachten, wo er mit dem berühmten Biſchof Fenelon bekannt wurde. Im Jahre 1716 trat er in polniſchſächſiſche, hierauf (1721) in ruſſiſche Dienſte, in denen er zu den höchſten Würden emporſtieg. Schon Peter I., der ihn wegen ſeiner Kenntniſſe in der Kriegs- und Waſſerbaukunſt lieb gewann, ernannte ihn (22. Mai 1722) zum Generallieutenant; Katharina I. ertheilte ihm den Alexanderorden, und Peter II. erhob ihn in den Grafenſtand. Noch höher ſtieg ſein Anſehn und Einfluß unter der Kaiſerin Anna, die bei dem Vertrauen, das ſie zu ihm hegte, ihm Gelegenheit gab, ſeine Talente geltend zu machen. Von ihr zum Generalfeldzeugmeiſter, dann (1732) zum Präſidenten des Reichskriegscollegiums und zum Generalfeldmarſchall erhoben, verbeſſerte er das ruſſiſche Kriegsweſen. Er gab den Leibgarden, den Feld- und Garniſonregimentern, dem Artillerie- und Geniekorps eine neue Einrichtung, ſtiftete das adelige Land-Cadettencorps zu Petersburg und das erſte ruſſiſche Küraſſierregiment, und führte im ganzen ruſſiſchen Heere eine ſtrenge Disciplin ein. Auch gab er durch ſiegreiche Kämpfe gegen Polen und Franzoſen (1734) und gegen Tataren und Türken (1736 — 1739) den ruſſiſchen Waffen Anſehn und Gewicht. Am meiſten zeichnete er ſich gegen Tataren und Türken aus. Mit kühnem Muthe alle

Schwierigkeiten überwindend, erzwang er den Eingang über Perekop in die Krimm, verheerte dieſe Halbinſel und drang dann (1739), nach Einnahme mehrerer Feſtungen und Gewinnung mehrerer Schlachten, verheerend in die Moldau ein. Noch nie waren die Ruſſen den Türken ſo furchtbar geworden, als damals. Bei dem Allen bewies ſich Münnich eben ſo rauh und hart, als kühn und raſch. Nichts ſchonte und ſcheute er, um ſeine Plane durchzuführen; menſchliches Zartgefühl ſchien ihm fremd; und je höher ſein Glück ſtieg, deſto höher ſtieg ſeine Ehrſucht. Wie das Kriegsweſen, ſuchte er auch die Staatsgeſchäfte an ſich zu bringen. So lange Anna lebte, hinderten dieß vornehmlich Biron und Oſtermann; aber nach Anna's Tode (1740), als das Kind Iwan zum Kaiſer und Biron zum Regenten erklärt worden war, erreichte er das Ziel ſeiner Wünſche. Mit Hilfe der preobraſchenkoi'ſchen Garde, zu deren Generallieutenant er (1739) ernannt worden war, gelang es ihm, den Regenten Biron zu ſtürzen und der Mutter Iwans die Regentſchaft zu verſchaffen. Nun wurde er zum Premierminiſter und Chef des Kabinets ernannt; bald darauf auch vom Kurfürſten von Sachſen, damaligem Reichsvicarius, in den deutſchen Reichsgrafenſtand erhoben. Aber er konnte nicht viel ausrichten. Die Regentin fürchtete ſeinen Ehrgeiz, und ihr Gemahl und Oſtermann, die beide von ihm ſich zurückgeſetzt ſahen, waren ihm allerwärts entgegen. Er bat daher (im Mai 1741) um ſeinen Abſchied, unter dem Vorgeben, daß er nach Deutſchland zurückkehren wollte. Der Abſchied wurde ihm mit einem Jahrgehalt von 15,000 Rubeln verwilliget. Er aber, hoffend, die Regentin würde dieſen Abſchied zurücknehmen, zögerte von Monat zu Monat mit ſeiner Abreiſe und brachte dadurch herbes Unglück über ſich. Denn als in der Nacht vom 5. zum 6. Dec. 1741 Eliſabeth des ruſſiſchen Thrones ſich bemächtiget hatte, wurde er mit den übrigen Anhängern der Regentin Anna gefangen genommen und, wie Oſtermann, als Majeſtätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Doch wie Oſtermann, ſo wurde auch ihm, nachdem er auf das Blutgerüſte gebracht und allen Schreckniſſen der Todesangſt preis gegeben worden war, plötzlich angekündigt, daß er mit dem Tode verſchont, aber als Gefangener nach Sibirien abgeführt werden ſollte. In Folge dieſer Verfügung kam er, begleitet von ſeiner Gemahlin, ſeinem Hausprediger und einigen Bedienten, nach Pelim in Sibirien, und dort in dasſelbe Haus, das er für Biron hatte erbauen laſſen.

Mit hohem Muthe ertrug er ſein Schickſal, ehrwürdiger im Unglücke, als im Glücke. An's Arbeiten gewöhnt und noch immer für das ruſſiſche Reich lebend, deſſen Verherrlichung ihm am Herzen lag, beſchäftigte er ſich eifrigſt mit Entwürfen zur Verbeſſerung der ruſſiſchen Provinzen und zur Zerſtörung des türkiſchen Reiches, oder verfertigte Zeichnungen, die ſich aufs Kriegsweſen bezogen, oder unterrichtete junge Leute in der Geometrie und Ingenieurkunſt*). Mitunter bearbeitete er auch den kleinen Garten, den er an ſeinem Hauſe hatte. Dabei richtete er ſeine Seele auf Gott. Er las fleißig in der heiligen Schrift, hielt täglich mit den Seinigen zwei Betſtunden und ſetzte über die meiſten Religionslehren ſeine Gedanken ſchriftlich auf.

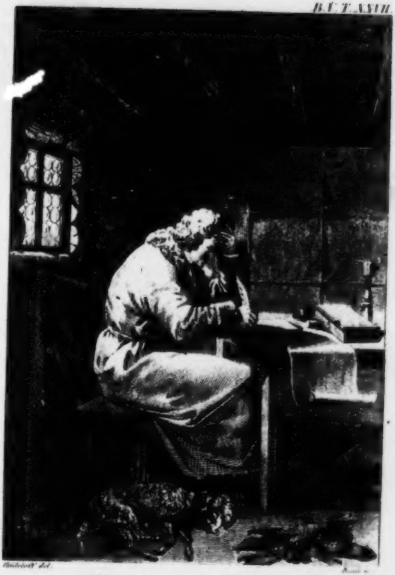
Zwanzig Jahre hindurch, oder ſo lange Eliſabeth regierte (1741—1762); dauerte ſeine Gefangenſchaft. Kaum aber war Eliſabeth geſtorben, als er durch Peter III. zurückgerufen wurde. Am 22. Febr. 1762, als er eben ſeine Hausbetſtunde gehalten hatte, empfing er die Nachricht ſeiner Befreiung. Tief gerührt warf er ſich mit ſeiner Gemahlin auf die Kniee, um Gott zu danken. Am 2. März reiſte er ab, und kam am 27. März nach Moskau und am 4. Apr. nach Petersburg. Peter III. empfing ihn mit Achtung, erklärte ihn zu ſeinem Generalfeldmarſchall und hing ihm den Andreasorden um. Auch Katharina II. bewies ihm, obſchon er ihren Gemahl mit Rathſchlägen gegen ſie unterſtützt hatte, Achtung und Vertrauen. Gern hörte ſie ſeinen Rath, oft beſprach ſie ſich mit ihm über ſeinen Entwurf zur Zerſtörung des türkiſchen Reiches. Auch ernannte ſie ihn, ſeine Kenntniſſe der

Ingen

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XXVII, das den Grafen Münnich darſtellt, wie er in ſeiner Verbannung mit Planen zur Verherrlichung des ruſſiſchen Reiches beſchäftiget iſt.

B. I. T. XXIII.



[illegible] del. [illegible]

Münnich in Sibirien.

Ingenieur- und Waſſerbaukunſt richtig würdigend, zum Generaldirector der ruſſiſchen Seehäfen am baltiſchen Meere. Und noch zeigte er in dieſem Poſten eine Einſicht und Thätigkeit, die man wohl von ſeinen Kenntniſſen, aber kaum von ſeinem hohen Alter erwarten konnte. Dabei ſorgte er, eingedenk des Troſtes und der Stärkung, den ihm während ſeiner Gefangenſchaft die Religion gewährt hatte, eben ſo wohlmeinend als erſprießlich für die lutheriſche Kirche und Schule in Petersburg. Endlich ſtarb er im 84. Jahre ſeines Lebens, am 27. Oct. 1767. — Friedrich II. nannte ihn den Eugen des Nordens, und Katharina II. ehrte ſeine Verdienſte durch den Ausſpruch: „Münnich iſt zwar kein Sohn, aber ein Vater des ruſſiſchen Reiches!“ *)

Johann Hermann Leſtocq, geboren zu Hannover am 29. Apr. 1692, iſt merkwürdig durch die Thronbeſteigung der Kaiſerin Eliſabeth, die er ohne Beiſtand eines ruſſiſchen Großen bewirkte, und durch den Wechſel von Glück und Unglück, den er dabei erfuhr. Sein Vater, ein Wundarzt, der ſeines Glaubens wegen unter Ludwig XIV. aus Frankreich geflohen war, hatte ihn zur Wundarzneikunſt angehalten, und

---

*) Dieß ſchreibt Büſching (Magazin Thl. III. S. 535), der mit dem Grafen von Münnich perſönlich bekannt war und Nachrichten über deſſen Lebensgeſchichte von ihm erhielt.

und kaum hatte er einige Geſchicklichkeiten in derſelben erlangt, als er, ergriffen von dem Gedanken, in Rußland ſein Glück zu machen, im Jahr 1713 nach Petersburg reiſte. Dort wußte er ſich durch ſeine Gewandtheit und chirurgiſche Geſchicklichkeit dem Zar Peter bald ſo zu empfehlen, daß dieſer ihn zum Wundarzt annahm und gern um ſich hatte. Aber der Neid eines Hofbedienten oder ſeine eigene Leichtſinnigkeit brachte ihn um die Gunſt des Zars und zog ihm eine Verbannung nach Kaſan zu (1718). Nach Peters Tode rief Katharina I. ihn zurück (1725), und ernannte ihn zum Wundarzte am Hofe ihrer Tochter Eliſabeth. Dadurch kam er in vertrauliche Verhältniſſe mit dieſer Prinzeſſin, vernahm ihre Klagen über Thronentwendung und hörte auf ihr Verlangen nach Thronbeſteigung. Er redete ihr alſo nach Peters II. Tode (1730) zu, ſogleich in deſſen Palaſt zu gehen und ſich den daſelbſt verſammelten Vornehmen als die rechtmäßige Thronfolgerin darzuſtellen. Doch vergebens; Eliſabeth konnte ſich hiezu nicht entſchließen. Erſt als Iwan Kaiſer und deſſen Mutter nach Birons Sturze Regentin geworden, und nun die Thronfolge ihr abermals verſperrt war, ja gänzlich entrückt zu ſeyn ſchien, wurde ihre Herrſchbegier mächtiger als ihre Furcht, und ſie beſchloß, das Wagniß zu beſtehen, das Leſtocq mit Klugheit einleitete und mit Glück ausführte. Um zuerſt Geld und Menſchen für ſie zu gewinnen, ſuchte Leſtocq den franzöſiſchen Geſandten zu Petersburg und die preobraſchenkoi'ſche Garde in der Stille auf ihre Seite zu ziehen. Beides gelang! Der franzöſiſche Geſandte, Marquis de la Chetardi, ſchoß nach und nach 40,000 Dukaten vor, weil Frankreich bei dem Ausbruch des öſtreichiſchen Erbfolgekrieges Rußland von Oeſtreich abzuziehen und mit ſich zu vereinigen wünſchte; und viele von der preobraſchenkoi'ſchen Garde traten der Eliſabeth bei, weil ſie in ihr die Tochter Peters des Großen ehrten und ſich ihrer Leutſeligkeit erfreuten.[1] Doch blieb dieß Beginnen Leſtocq's nicht unbemerkt. Auflaurer erſpäheten es; die Regentin Anna wurde gewarnt, und nur ihre Leichtſinnigkeit oder Unentſchloſſenheit hinderte ſie, dieſe Warnung zu benutzen. Um ſo mehr eilte Leſtocq, ſein Vorhaben auszuführen. Nachdem er durch ſeine Kundſchafter (namentlich den Muſikus Schwarz und den Gardeſoldaten Grünſtein) erfahren hatte, daß am Hofe der Regentin alles ruhig und nur die gewöhnliche Wache ausgeſtellt ſey, begab er ſich in der Nacht vom 5. zum 6. Dec. 1741 zur Eliſabeth und forderte ſie auf, jetzt das Beſchloſſene zu bewerkſtelligen. In dieſen entſcheidenden Augenblicken trat ihre Furchtſamkeit von neuem hervor. Doch Leſtocq zeigte ihr, daß es jetzt eben ſo gefahrvoll ſey, zurückzutreten, als vorwärts zu ſchreiten, und ſein Zureden ſetzte ihre Herrſchbegier in Flammen. Nachdem ſie vor einem Marienbilde Gebete und Gelübde verrichtet hatte, ſetzte ſie ſich in einen Schlitten und fuhr mit Leſtocq und ihrem Kammerjunker, dem Grafen Woronzow, nach der Hauptwache der preobraſchenkoi'ſchen Garde. Einige der ſchon gewonnenen Soldaten dieſes Regiments hatte Leſtocq vorausgeſchickt, um die Soldaten, welche daſelbſt die Wache hatten, auf die Ankunft und das Vorhaben der Prinzeſſin vorzubereiten. Als nun Eliſabeth zur Hauptwache kam, fand ſie die daſigen Soldaten verſammelt und bereit, ſie, die Tochter und Erbin Peters des Großen, als Kaiſerin anzuerkennen. Freilich waren derer, die ihr hier huldigten, nur zwei- bis dreihundert; aber ſchon dieſe waren hinreichend, eine Thronveränderung zu bewirken. Einen Theil derſelben ſchickte Leſtocq zur Gefangennehmung der Grafen Münnich, Oſtermann und Andrer; mit den übrigen aber führte er die Prinzeſſin zum kaiſerlichen Palaſte. Hier überraſchte er die Wache, bewog ſie der Eliſabeth als Kaiſerin knieend zu huldigen, und ließ, während dieß geſchah, durch dreißig Mann der mitgebrachten Soldaten die Regentin, deren Gemahl und Kinder und alſo auch den jungen Kaiſer überfallen und verhaften. Hierauf begab ſich Eliſabeth unter militäriſcher Begleitung in ihren Palaſt, in welchen auch die Gefangenen abgeführt wurden; Leſtocq aber eilte, die Thronbeſteigung Eliſabeths bekannt zu machen und zu bewirken, daß am folgenden Morgen alle in und um Petersburg liegenden Regimenter ſich vor deren Palaſt verſammelten und ihr den Eid der

Treue leiſteten. Auf ſolche Weiſe ward ſie durch Leſtocq's Klugheit von der Soldatengewalt auf den Thron gehoben!

Leſtocq erhielt dafür große Belohnung. Eliſabeth ernannte ihn zum wirklichen Geheimenrath, zum erſten Leibarzt und zum Director der mediciniſchen Kanzlei, bewog den Kaiſer Karl VII. ihn zum Reichsgrafen zu erheben, und geſtattete ihm bedeutenden Einfluß auf ihre Regierung. So ward durch ihn der Friede zwiſchen Rußland und Schweden vermittelt (1743), die Abſendung ruſſiſcher Truppen zur Unterſtützung Oeſtreichs gegen Frankreich verhindert (1744), und die Vermählung des Großfürſten Peter und der Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt (der nachherigen Kaiſerin Katharina II.) mit Friedrich II. verabredet (1744).

Aber ſein Einfluß wie ſeine Erhebung erregte Neid und Haß, und ſeine Freimüthigkeit wie ſeine Anhänglichkeit an den Thronfolger, den Großfürſten Peter, und deſſen Gemahlin erbitterte die Kaiſerin und ließ ſie deſſen, was er für ſie gethan hatte, vergeſſen. Es gelang daher ſeinen Feinden, dem Vicekanzler Beſtuſchef und dem Generalfeldmarſchall Apraxin, ihn zu ſtürzen. Auf ihr Anſtiften ließ ihn Eliſabeth am 24. Nov. 1748 gefangen nehmen und auf die petersburger Feſtung bringen. Hier, wo ſeine Feinde ſeine Richter waren, wurde er auf das Schnödeſte behandelt. Man warf ihm vor, daß er mit auswärtigen Mächten einen verrätheriſchen Briefwechſel geführt, daß er den Großfürſten Peter auf den Thron der Eliſabeth zu bringen geſucht habe; man preßte ihm durch Peitſchenhiebe Geſtändniſſe von Verbrechen ab, die er nie begangen hatte; und man ſprach endlich das Urtheil über ihn aus, daß er aller Würden, Güter und Gnadenzeichen entſetzt und in Gefangenſchaft gehalten werden ſollte. — Ueber vier Jahre (vom Nov. 1748 bis zum Apr. 1753) blieb er auf der petersburger Feſtung, dann wurde er nach Uſtjug-Welicki (in der archangelſchen Statthalterſchaft) abgeführt, wo er bis zum Tode der Kaiſerin Eliſabeth lebte. Der Nachfolger derſelben, Peter III., rief ihn zurück (1762), überſchickte ihm 1000 Rubel zum Reiſegelde und verlieh ihm aufs neue die Würde eines Geheimenrathes. Aber von ſeinen vorigen Reichthümern konnte er nur Weniges wieder erhalten. Dafür ertheilte ihm Katharina II. einen Jahrgehalt von 7000 Rubeln. Den Reſt ſeiner Tage verlebte er, fern vom Hofe und von Staatsgeſchäften, in glücklicher Zurückgezogenheit. Alter und Steinſchmerzen wurden ihm oft beſchwerlich; aber er blieb heiter und ſcherzhaft bis an ſeinen Tod. Er ſtarb am 23. Jun. 1767 in einem Alter von 75 Jahren.

Die Orlow's.

Erſt bei der Thronbeſteigung Katharina's II. und der Ermordung Peters III. erhielt der Name Orlow eine geſchichtliche Bedeutung. Fünf Brüder dieſes Namens, Söhne eines Oberofficiers der Strelizen, waren bei derſelben geſchäftig und gelangten durch dieſelbe zu Würde und Anſehn. Unter ihnen aber thaten ſich vornehmlich Gregorej und Alexis hervor.

Gregorej Orlow erhielt, wie ſeine übrigen Brüder, in dem von Münnich geſtifteten Landcadettencorps Unterricht in Sprachen und Wiſſenſchaften, und ward dann Lieutenant bei der Artillerie und Adjutant des Oberbefehlshabers derſelben, Peter Schuwalow. Sein Umgang mit der Geliebten dieſes Generals reizte deſſen Eiferſucht und brachte ihn in Gefahr nach Sibirien verwieſen zu werden; aber Katharina, damals Großfürſtin, die von ſeiner Schönheit, Männlichkeit und unglücklichen Liebſchaft gehört hatte, rettete ihn durch Fürſprache und ſchenkte ihm Liebe. So lange ſie Großfürſtin war, ſah ſie ſich genöthigt, dieſe Liebe und deren Folgen zu verheimlichen; ſobald ſie aber Kaiſerin geworden war, ſchien ihr dieſe Verheimlichung überflüſſig. Jetzt ſtellte ſie den Gregorej Orlow als ihren Liebling ihrem Hofe vor, räumte ihm im Winterpalaſte ganz in ihrer Nähe Zimmer ein, erhob ihn ſammt ſeinen Brüdern in den Grafenſtand, überhäufte ihn mit Ehren, Würden und Reichthümern und ließ für ihn den Marmorpalaſt erbauen; ja es gab eine Zeit, wo es wahrſcheinlich ſchien, daß ſie ſich mit ihm vermählen würde*). Aber er ſelbſt untergrub durch ſein trotziges und hochfahrendes Weſen das Gebäude ſeines Glückes. Fühlend, daß er der mächtigſte Mann im ruſſiſchen Reiche ſey, und wähnend, daß Katharina ſeiner nicht entbehren könne, überließ er ſich ganz ſeiner wilden Leidenſchaftlichkeit, ohne ſelbſt der Kaiſerin zu ſchonen**). Lange Zeit (1762 — 1772) ertrug dieß Katharina mit einer bei ihrem Herrſcherſtolze auffallenden Nachſicht: ſie konnte nicht vergeſſen, was er ihr geweſen war, und meinte nur durch ihn gegen Verſchwörungen geſichert zu ſeyn. Doch allmählich wurde er ihr durch ſein wildes rückſichtsloſes Betragen ein Ueberläſtiger, deſſen Entfernung ſie wünſchte, ohne doch den Muth zu haben, ſie zu befehlen. Sie ließ ihn 1771 nach Moskau gehen, um einer Peſt Grenzen zu ſetzen, die daſelbſt auf hunderttauſend Menſchen weggerafft hatte. Vielleicht hoffte ſie, daß er ſelbſt ein Opfer ſeiner

---

*) Ein Sohn, den ſie im J. 1762 oder 1763 ihm gebar, erhielt den Namen Bobrinsky. Sie ließ ihn in einer der Vorſtädte Petersburgs heimlich auferziehen und ging oft, um ihn zu ſehen, verkleidet zu ihm. Vie de Catharine II. etc. à Paris 1797. Tom. I, pag. 343. II, pag. 54.

**) „Amant rassasié de son bonheur, l'assiduité, qu'exigeoit Catharine, lui sembloit tres gênante. Il alloit courir des semaines entières à la chasse de l'ours, et il osoit se permettre alors des infidélités, qu'il ne cachoit pas assez à sa maitresse." Vie de Catharine II. etc. Tom. I, pag. 381.

Kühnheit werden möchte; aber er ſtillte die Peſt, entging der Anſteckung und wurde, als er nach Petersburg zurückkam, mit neuen Ehrenbezeigungen von Katharinen empfangen. Im folgenden Jahre (1772) ſendete ſie ihn nach Fokſchany in der Wallachei unter dem Vorwande, daß er dort mit den Türken Frieden ſchließen ſollte. Während er daſelbſt durch beleidigenden Uebermuth die Friedensunterhandlungen aufhielt, erwählte ſie, auf Betrieb des Grafen Panin, den Gardeofficier Waſiltſchikow zu ihrem Liebling. Kaum erfuhr dieß Orlow, als er, wie ein zweiter Eſſer, ungerufen zurückeilte. Vor den Thoren Petersburgs wurde er, auf Katharinens Befehl, angehalten und nach dem Schloſſe Gatſchina verwieſen (Sept. 1772). Doch ſie fürchtete das Toben ſeines Zornes und ließ daher nicht nur die Wachen vor ihrem Palaſte verdoppeln, ſondern auch Unterhandlungen mit ihm anknüpfen; und er ertrotzte große Geldſummen und die Erlaubniß das Schloß Sarskoe-Selo in der Nähe von Petersburg zu beziehen. Von dort aus ging er (im Dec. 1772) an den kaiſerlichen Hof und erſchreckte durch ſein dreiſtes Erſcheinen die Kaiſerin ſo, daß ſie ihn freundlich aufnahm und durch neue Geſchenke zu beſchwichtigen ſuchte. Doch mochte er ſelbſt die Spannung, die zwiſchen ihm und Katharinen eingetreten war, nicht ertragen, noch weniger, daß einige ſeiner Feinde, namentlich Graf Panin, jetzt einflußreicher waren, als er. Er reiſte daher nach Frankreich. Nach ſeiner Rückkehr fand er den Fürſten Potemkin als Liebling der Kaiſerin, und die Entſchloſſenheit desſelben hielt die ſeinige in Schranken. Nicht mehr konnte er, wie vorher, auf die Kaiſerin einwirken. Er zog ſich daher zurück, ging abermals auf Reiſen und hielt ſich dann bald in Moskau bald in Petersburg auf. Zuletzt gerieth er, wahrſcheinlich zufolge eines empfangenen Giftes, in Geiſteszerrüttung und ſtarb zu Moskau im April des Jahres 1783.

Auch ſein Bruder, Alexis Orlow, endigte nicht mit dem Glanze, zu dem ihn ſein Geſchick erhoben hatte. Ausgezeichnet hatte er ſich bei der Thronbeſteigung Katharinens; denn er war es, der Katharinen vom Schloſſe Peterhof nach Petersburg führte, daſelbſt zuerſt zur Kaiſerin ausrief, dann die Ermordung ihres Gemahls beſchleunigte. Hierbei ſoll er die Schramme an der linken Seite des Mundes erhalten haben, die ihm den Beinamen Balafré gab. Doch ſagen Andre, daß er mit dieſer Schramme ſchon in früheren Zeiten bei Händeln mit einem gemeinen Soldaten bezeichnet worden ſey. Katharina belohnte das, was er für ſie gethan hatte, durch die Würden und Reichthümer, die ſie ihm zuwendete. Auch ernannte ſie ihn, weil er es wünſchte, zum Oberbefehlshaber der Flotte, die ſie in ihrem erſten Türkenkriege von Kronſtadt in den Archipelagus ſchickte. Mit dieſer zerſtörte er, geleitet von den Rathſchlägen der engliſchen Admirale Elphingſton und Greigh, am 7. Jul.

1770

1770 die türkiſche Flotte in der Bucht von Tſchesme, wovon er den Beinamen Tſchesmenskoy erhielt. Als er hierauf nach Petersburg zurückgekommen war (15. März 1771), um ſeines Triumphs zu genießen und neue Mittel für neue Siege und Eroberungen aufzubringen, wurden ihm die größten Ehrenbezeigungen erwieſen. Er ging dann zu ſeiner Flotte zurück, die ihn zu Livorno erwartete. Dort brachte er mit ſchnöder Argliſt eine Tochter der Kaiſerin Eliſabeth, die unter dem Namen Prinzeſſin Tarrakakow in Rom lebte und Katharinen gefährlich ſchien, in ſeine Gewalt und ließ ſie nach Petersburg ſchleppen, wo ſie nach ſechs Jahren im Gefängniſſe ſtarb. Nach ſeines Bruders Fall ſank ſein Anſehn; er konnte ſich mit Potemkin nicht befreunden, bat daher um ſeine Entlaſſung und zog nach Moskau. Hier lebte er ruhig bis zu Katharinens Tode (1796). Als aber Kaiſer Paul wegen der Abſetzung und Ermordung Peters III. ihm bittern Unwillen zeigte, wendete er ſich nach Deutſchland. Von da ging er, erſt nach Pauls Ermordung (1801), nach Rußland zurück, wo er (1808) zu Moskau ſtarb.

Gregorej Alexandrowitſch Potemkin.

Die Schattenſeite der Regierung Katharina's II., ſchon im Leben der Orlows bemerkbar, tritt noch düſtrer im Leben Potemkins hervor, eines Mannes, der ſiebzehn Jahre hindurch als Liebling, Kuppler, Rathgeber und Führer dieſer Kaiſerin über die innern und äuſſern Angelegenheiten Rußlands gebot und ſie nach ſeinen Launen und Leidenſchaften leitete.

Er, der Sohn eines Majors, der aus Polen ſtammte, war in der Nähe von Smolensk im Sept. 1736 geboren. Von ſeinen Eltern zum geiſtlichen Stande beſtimmt, bezog er die Univerſität zu Moskau. Doch bald bemerkte man, daß er beſſer zum Soldaten, als zum Geiſtlichen ſich ſchicke. Er kam daher nach Petersburg und daſelbſt erſt in das Land-Cadettencorps, wo er in Kriegs- und Staatswiſſenſchaften unterrichtet wurde, dann als Fahnjunker oder Wachmeiſter unter die Garde zu Pferde. Bei der Unordnung und Ausgelaſſenheit ſeiner Lebensweiſe dauerte es lang, ehe er emporſtieg. Erſt mit der Thronbeſteigung Katharinens begann ſein Aufſchwung. Als damals (9. Jul. 1762) Katharina mit dem Degen in der Hand durch die Reihen der für ſie gewonnenen Garde ritt, bemerkte er, daß ihrem Degen die Quaſte fehlte. Sogleich knüpfte er die ſeinige los und überreichte ſie ihr *). Dieſe Dienſtbefliſſenheit, dann die Schönheit ſeiner Geſtalt und ſein mannhaftes Anſehn lenkte ihre Aufmerkſamkeit auf ihn. Schon am folgenden Tage erhob ſie ihn zum Hauptmann und Kammerjunker, dann ſchickte ſie ihn nach Schweden,

---

*) Vie de Catharine II etc. Tom. I, pag. 216.

den, um dort ihre Thronbeſteigung zu melden. Nach ſeiner Rückkehr ſuchte und fand er Zutritt zu ihren Umgebungen. Aber noch ſtanden ihm die Orlows entgegen. Der eine derſelben, Alexis, ſchlug ihn, als er bei einem Billardſpiel mit ihm in Streit gerathen war, mit dem Billardſtocke ſo ins Geſicht, daß er das eine Auge verlor, und der andre, Gregorej, ließ ihn vom Hofe entfernen. Aber ſeine Bitten rührten die Kaiſerin; ſie rief ihn zurück, und höher, als vorher, ſtieg ſein Anſehn und Einfluß. Als der Feldmarſchall Romanzow 1769 in die Moldau eingedrungen war, ging er als Generallieutenant zu deſſen Armee; doch bald kehrte er, unter dem Vorwand eine Siegesnachricht nach Petersburg zu bringen, zurück, um in der Nähe der Kaiſerin zu bleiben. Jetzt trug er, wie es ſcheint, dazu bei, daß Gregorej Orlow entfernt wurde. Doch erhielt er deſſen Stelle noch nicht! Durch den klugen Grafen Panin wurde der ſchmiegſame Gardeofficier Alexander Waſiltſchikow erklärter Liebling der Kaiſerin (im Sept. 1772). Hierüber ergrimmt, gab er ſich das Anſehn, als wolle er der Welt entſagen. Wirklich zog er ſich in ein Kloſter. Aber Katharina bewog ihn dasſelbe zu verlaſſen, erklärte ihn für ihren Liebling und verabſchiedete den Waſiltſchikow. Jetzt war ſein Glück entſchieden! Er bezog die Zimmer in der Nähe der Kaiſerin, die ſeither Waſiltſchikow und früher Orlow bewohnt hatten, wurde Beiſitzer im Conſeil der Kaiſerin, Generallieutenant derſelben, Obriſtlieutenant der preobraſchenſkoiſchen Garde, Generalgouverneur von Aſtrachan. Aber je höher er ſtieg, deſto höher ſtiegen auch ſeine Wünſche. **Bald nicht mehr zufrieden, der Liebling der Kaiſerin zu ſeyn, wollte** er auch ihr Mitherrſcher **werden; nichts** ſollte ohne ſeine Beiſtimmung **geſchehen; er allein** wollte ihre Entſchlüſſe **lenken und durch ſie über alles** entſcheiden. Und wirklich gelang ihm dieß, beſonders als Graf **Panin** geſtorben war, der die auswärtigen Angelegenheiten mit Geſchicklichkeit und zu großer Zufriedenheit Katharinens geleitet hatte*).

Das

---

*) **Nikita Iwanowitſch Graf von Panin**, der Sohn eines Italieners, der unter Peter I. nach Rußland gekommen und daſelbſt bis zum Generallieutenant geſtiegen war, geboren 1718, war erſt Soldat unter der Garde zu Pferde, dann, von der Kaiſerin Eliſabeth bemerkt und erhoben, Geſandter zu Kopenhagen, ſpäterhin zu Stockholm. Nach ſeiner Rückkehr aus Schweden wurde er mit der Erziehung des Großfürſten Paul beauftragt. Durch Katharina II., der er zur Thronbeſteigung behülflich geweſen war, wurde er zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Obgleich ſinnlichen Genüſſen oft hingegeben, bewährte er doch Eifer, Einſicht und Geſchicklichkeit zur Verherrlichung Rußlands. Am meiſten erwarb er ſich Ruhm, als er, unverblendet von Englands Geld und Potemkins Widerſpruch, die bewaffnete Neutralität zu Stande brachte (im Febr. 1780). Selbſt Katharina achtete und ehrte ſeine Klugheit und Rechtlichkeit. Erſt ſpät gelang es dem mächtigen Potemkin, ihn von den Geſchäften zurückzudrängen. Kurze Zeit nachher ſtarb er am 11. Apr. 1783, 65 Jahre alt. — Eine Schilderung ſeiner Eigenthümlichkeiten vom Grafen von Görz findet ſich in Dohms Denkwürdigkeiten Thl. II. Vorr. pag. XXIV. In der **Vie de Catharine II.** Tom. I. pag. 281. heißt es von ihm: Panin avoit de grands defauts sans doute; mais il étoit le seul, qui connut veritablement les affaires. Sa froide imagi-

Das Hauptmittel, durch welches Potemkin ſich erhob und auf ſeiner Höhe behauptete, war, daß er durch alle Künſte eines verſchlagenen Hofmannes Katharinen an ſich zu feſſeln wußte. Bald drängte er ſich zu ihr, bald überließ er ſie den Buhlen, die er ihr zuführte und deren Ergebenheit ihm gewiß war; bald ſtimmte er ihren Wünſchen bereitwillig bei, bald trat er ihnen trotzig entgegen; immer aber äuſſerte er den größten Eifer für die Sicherheit ihres Thrones und für Bewerkſtelligung deſſen, was ihrer Eitelkeit und Herrſchſucht ſchmeichelte. Man ſagt, die ſtolze Katharina ſey manchmal in Erſtaunen und Schrecken gerathen über die Gewalt, die ſie ihm eingeräumt hatte; aber die Entſchloſſenheit, die er ihr entgegenſtellte*), die Furcht vor Aufſtänden, die bei dem Andenken an die Art ihrer Thronbeſteigung ſie beſeelte,

daß

---

nation, sa melancolie, son orgueil, son entêtement et sur tout sa paresse deplaisoient beaucoup à Catharine; mais elle rendoit justice à ses talents et lui laissoit sa confiance.

*) In den Anekdoten zur Lebensgeſchichte des Ritters und Reichsfürſten Potemkin (Freiſtadt am Rhein, 1799) wird S. 29 erzählt: Einſt hatte die Kaiſerin den Klagen wider Potemkin ſo Gehör gegeben, daß ſie ihm vor dem ganzen Hofe ihre Ungnade ankündigte und den Hof unterſagte. Er aber fing, als die Kaiſerin ausgeredet hatte, zu lachen an und ſagte laut: „Auf ſolche Art verlaſſen nur Niedrigdenkende den Hof, aber kein Potemkin! Potemkin geht nicht aus der Stelle, es ſey denn, Ihre Majeſtät laſſen den Scharfrichter kommen und befehlen, ihm hier in Ihrer Gegenwart den Kopf abzuſchlagen; anders geht er nicht.“ Hierauf drehete ſich Katharina um und ſagte: „Was ſoll man mit einem ſo eigenſinnigen Menſchen machen? man muß ihn auch wider ſeinen Willen laſſen, was er iſt.“

das Zutrauen, das ſie zu ſeinen Talenten hegte, endlich auch die Gewohnheit, ihn zu befragen und ſich nach ſeinem Rathe zu richten, — dieß alles machte, daß er ihr unentbehrlich blieb, auch als er aufgehört hatte, ihr Liebling zu ſeyn. Sie ſah in ihm den Mann, der ihr zur Sicherung und Verherrlichung ihrer Regierung nothwendig ſey. Dazu kam, daß er von früher Jugend an mit der ruſſiſchen Geiſtlichkeit in Verbindung ſtand, die in ihm, wie er in ihr, eine Stütze fand*). Je mehr er aber der Kaiſerin und der Geiſtlichkeit verſichert war, deſto ſicherer konnte er über den Hof und Staat, über die Finanzen und das Kriegsweſen gebieten, den vornehmen Adel, ſelbſt die erfahrenſten Feldherren demüthigen, ja auch bei auswärtigen Mächten eine ſolche Bedeutſamkeit erlangen, daß ſie ihm mit Ehrenbezeigungen entgegen kamen, und daß ſelbſt ein Joſeph II. ihn zum deutſchen Reichsfürſten erhob (1776), und ein Friedrich II. ſich bereit erklärte, ihm zum polniſchen Thron zu verhelfen**).

Das

---

*) ſ. Vie de Catharine II. Tom. I, pag. 223.

**) Dohms Denkwürdigkeiten Thl. II. Vorr. S. XLV. — Um ein Beiſpiel von dem Glanze, den Potemkin um ſich verbreitete, und dem Uebermuthe, den er zeigte, aufzuſtellen, führe ich Folgendes an, was Oginski (Denkwürdigkeiten über Polen und die Polen. Leipzig 1827, Thl. I, S. 101) als Augenzeuge über deſſen Ankunft in Mohilew 1791 erzählt: „Dem Tage der Ankunft des Fürſten ging eine allgemeine Bewegung in einer Ausdehnung von mehr als funfzig Stunden in der Runde voraus. Das Geläute aller Glocken, Artilleriesalven und eine

Das Glänzendſte und vielleicht auch das Schrecklichſte in ſeiner Staatsverwaltung zeigte ſich in der Art, wie er Rußland nach Süden hin vergrößerte. Um ſich berühmt zu machen und der Eitelkeit und Herrſchſucht ſeiner Kaiſerin zu ſchmeicheln, ſchritt er gleich nach Panins Tode zu dem Plane, nicht bloß die Krimm, ſondern auch die ganze europäiſche Tatarei und ſelbſt die europäiſche Türkei dem ruſſiſchen Scepter zu unterwerfen. Zwar war erſt im Jahre 1774 zwiſchen den Ruſſen und Türken Friede geſchloſſen, und in demſelben die Unabhängigkeit der Krimm anerkannt worden; aber das kümmerte den nicht, der nie auf Menſchen- und Völkerrechte achtete. Um die Krimm zu unterjochen, fing er damit an, daß er Uneinigkeiten in der Familie des Chans dieſer Halbinſel ſtiftete. Als hierüber Unruhen entſtanden waren, ſchickte er ſeinen Vetter Paul Potemkin und den General

---

Wolke von Staub, durch die Equipage und Militärbegleitung des Fürſten veranlaßt, verkündigten die Annäherung deſſen, den man mit mehr Furcht und Beſorgniß, als mit Verlangen erwartete. Der ganze Haufen der Beamten des Gouvernements, der ganze aus den entfernteſten Winkeln herbeigeſtrömte Adel, alle Damen im höchſten Putze, die ſeit frühen Morgen den Mächtigen, vor dem Rußland zitterte, erwartet hatten, — mit Einem Worte, Alles, was ſich in den Sälen des Gouvernementspalaſtes verſammelt hatte, ſtürzte die Treppe hinunter, um den Fürſten aus dem Wagen ſteigen zu ſehen, der, in einen weiten Staubmantel gehüllt, durch den Haufen der demüthigen Höflinge ging, ohne ſie nur Eines Grußes oder Eines Blickes zu würdigen." — Noch andre Züge ſeines hoffärtigen und gemeinen Benehmens finden ſich in der Vie de Catherine II. Tom. II, pag. 313 ss.

neral Suworow mit ruſſiſchen Truppen, denen jede Gewaltthat erlaubt wurde, in die Krimm; und als dieſe verheert und viele Tauſende der Tataren getödtet oder als Leibeigene in das ruſſiſche Reich verſetzt worden waren, wurde dem Chan die Erklärung abgepreßt, daß er ſein Land auf ewige Zeiten und ohne alle Bedingung den Ruſſen unterwerfe. Hierauf ließ Potemkin im Namen der ruſſiſchen Kaiſerin die Krimm in Beſitz nehmen (Apr. 1783), dann, nach der Weiſe Ludwigs XIV., als dieſer die berüchtigten Reunionskammern aufſtellte, unterſuchen, was von den angrenzenden Ländern einſt zur Krimm gehört habe, und demnach Kuban, die Inſel Taman und was ſonſt zur Tatarei gerechnet wurde, in Anſpruch nehmen. Die Einwohner dieſer Länder wurden mit Waffengewalt zur Unterwerfung gezwungen: wer von ihnen die Huldigung verſagte, wurde niedergehauen. Auf ſolche Weiſe ſollen gegen 30,000 Tataren das Leben verloren haben*). Ihr Land wurde zu Einem Gouvernement, das den Namen Taurien erhielt, vereinigt und dem Fürſten Potemkin, als Statthalter mit unumſchränkter Gewalt, unterworfen. Indem er nun das Anſehn ſich gab, als wollte er den Wohlſtand desſelben erheben, in der That aber nur ſeine Bereicherung und die Eitelkeit ſeiner Kaiſerin berückſichtigte, brachte er unſägliche Leiden über dasſelbe. Wohl wurden

---

*) Dohm's Denkwürdigkeiten, Thl. II. S. 59.

den von ihm neue Städte, namentlich Nicolajew und Cherſon, gegründet, und neue Sitten und Bildungsweiſen eingeführt und anempfohlen; aber die alten Einwohner wurden ihres Eigenthums beraubt und in entfernte ruſſiſche Provinzen verſetzt, und den herbeigezogenen Fremden die glänzenden Verſprechungen, die ihnen gemacht worden waren, nicht gehalten.

Nach einigen Jahren bewog Potemkin die Kaiſerin nach Taurien zu reiſen, um ſeine Schöpfungen in Augenſchein zu nehmen und deren Huldigungen zu empfangen. Mit auſſerordentlicher Pracht trat ſie dieſe Reiſe, die vom Jan. bis Jun. 1787 dauerte, an, begleitet von den Großen ihres Reiches und von den öſtreichiſchen, franzöſiſchen und engliſchen Geſandten. Potemkin ſelbſt war ihr voraus geeilt, um Anſtalten zu ihrem Empfang zu treffen: ſie fand ihn erſt in Kiew. Was nur ihr Freude machen, oder ihrer Eitelkeit und Ruhmſucht ſchmeicheln konnte, wurde in Bewegung geſetzt; die glänzendſten Feſte wurden ihr zu Ehren veranſtaltet; ſelbſt auswärtige Fürſten, und zwar nicht bloß der König von Polen, Stanislaus Auguſtus, ſondern auch der deutſche Kaiſer Joſeph II., kamen ihr mit Huldigungen entgegen. Aber die wahre Beſchaffenheit der neuerworbenen Länder wurde ihr entrückt: Potemkin hatte dafür geſorgt, ſie mit Trug- und Blendwerk zu umgeben. Er hatte befohlen, daß Niemand ihr mit Bittſchriften nahen ſollte; er hatte aus fernen Gegenden tatariſche Horden herbeigetrieben, um durch ſie, was der Krimm an Volksmenge fehlte, zu erſetzen, er hatte längs des Weges, den Katharina nahm, von bemaltem Holzwerke den Schein von Dörfern aufgerichtet *). Zu Cherſon, das ſie am 13. Mai erreichte, hatte er, um das Anſehn dieſer Stadt zu vergrößern, Zelte aufſchlagen, Schiffe ausrüſten und an der weſtlichen Seite einen Triumphbogen mit der Aufſchrift: „Weg nach Conſtantinopel,“ aufrichten laſſen. Zu Sebaſtopolis in der Krimm ſtellte er der Kaiſerin das Schauſpiel einer aus dieſem Hafen ſegelnden Flotte dar. Wirklich wurde ſie auch von dem Anblick der neuerworbenen Länder ſo erfreut, daß ſie dem Fürſten Potemkin zum Zeichen ihrer Zufriedenheit den Beinamen Tauritſcheskoi oder des Tauriers ertheilte und dem Senate befahl, eine Lobrede auf ihn verfertigen und im ganzen Reiche verbreiten zu laſſen.

Die Türken hatten die Verbindung der Krimm und Kubans mit dem ruſſiſchen Reiche, wie viel ſie ihnen auch im Betreff auf Getreidezufuhr und Truppenverſtärkung ſchadete, geduldig ertragen, ja bereits am

---

*) Vie de Catharine II. Tom. II, pag. 326: Les bords du Dnieper étoient couverts de villages factices, de paysans élégamment vêtus et de nombreux troupeaux, qui se rendoient par des chemins de traverse dans les endroits où la flotte longeoit la côte et se reproduisoient sans cesse sous les yeux des voyageurs. La beauté de la saison ajoutoit encore à la magie du spectacle, qu'on présentoit à l'Impératrice, et tout faisoit de ce pays presque désert un pays délicieux.

am 8. Jan. 1784 anerkannt. Als aber während Katharinens Reiſe in die Krimm ein großes ruſſiſches Heer an ihren Grenzen verſammelt wurde, und ſie dann von einem auf dieſer Reiſe zwiſchen Katharina II. und Joſeph II. abgeſchloſſenen Bündniſſe hörten: ſo erklärten ſie, um ihren Feinden zuvorzukommen, auf Antrieb Englands und Preußens, den Krieg an Rußland (24. Aug. 1787). Dem übermüthigen **Potemkin** kam dieß erwünſcht. Jetzt glaubte er, die höchſten Kriegsehren an ſich bringen, jetzt die Türken aus Europa vertreiben zu können. Leicht wurde es ihm, zum Oberbefehlshaber des ruſſiſchen Heeres mit unumſchränkter Gewalt ernannt zu werden und den angeſehenen Romanzow, unter dem er früher gedient hatte, zu verdrängen (1789); auch gelang es ihm, da er Menſchenleben nicht achtete, daß unter ſchrecklichem Blutvergießen Oczakow (am 17. Dec. 1788), dann Bender (22. Sept. 1789) und Ismail (12. Dec. 1790) von den Seinigen erſtürmt wurde: aber die Eroberung Conſtantinopels oder die Vertreibung der Türken aus Europa konnte er nicht erzwingen. Indeſſen kam er in Gefahr von **Platon Subow**, der ohne ſein Zuthun Liebling der Kaiſerin geworden war und wider ſeinen Willen ſich behauptete, verdrängt zu werden. Er reiſte daher (im März 1791) nach Petersburg, wo er durch die ſtolze Zuverſichtlichkeit, mit der er auftrat, ſein Anſehn behauptete und neue Ehrenbezeigungen erzwang. Doch während er daſelbſt mit dem Glanze eines Herrſchers weilte, hatte der Fürſt Repnin, von der Kaiſerin ins geheim dazu beauftragt, nach einem Siege bei Maczyn an der Donau (10. Jul. 1791), Friedensunterhandlungen zu Jaſſy eröffnet. Auf die Nachricht hiervon eilte er nach Jaſſy, machte dem Fürſten Repnin, ohne deſſen Berufung auf die Kaiſerin zu beachten, die härteſten Vorwürfe und drohete die Friedensunterhandlung völlig umzuſtoßen und den Krieg zu erneuern. Aber er konnte, was er drohete, nicht zur Ausführung bringen. Plötzlich ergriff ihn, ſey es zufolge eines empfangenen Giftes, oder ſeiner ausſchweifenden Unmäßigkeit, ein heftiges Fieber. Er meinte, die Luft zu Jaſſy ſey ihm nachtheilig, und wollte daher nach Nicolajew am Bug ſich wenden. Aber auf dem Wege dahin nahm das Fieber ſo zu, daß er das Fahren nicht vertragen konnte. Um Linderung zu erhalten, ließ er ſich aus dem Wagen heben und auf einen über das Gras ausgebreiteten Teppich legen. Doch ſeine Stunde hatte geſchlagen. Kaum lag er im Freien, als er ſtarb, am 16. Oct. 1791, zwei und funfzig Jahre alt. Seine Leiche wurde erſt nach Jaſſy zurückgebracht, dann auf Katharinens Befehl zu Cherſon begraben.

Wohl mag er mancherlei Talente beſeſſen und dieſe durch Erfahrung gebildet haben: dieß ſagen Staatsmänner,

männer, die ihn kannten*); und wie hätte er ſonſt ſo lange ſich behaupten und ſo vieles wirken können? — Aber es fehlte ihm ganz an Güte und Wohlwollen. Das Intereſſe der Menſchheit war ihm fremd; ehrſüchtig und herrſchſüchtig, eigenſinnig und rachſüchtig, habſüchtig und verſchwenderiſch, veränderlich und ſonderbar in ſeinem Benehmen, ſuchte er nur ſeine Leidenſchaften und Launen zu befriedigen, wenn er Katharinens und Rußlands Glanz beförderte. Ueberall ſeine Herrſchaft zu zeigen, Vornehme zu demüthigen, wohl gar durch Schläge zu mißhandeln, ſelbſt die Geſandten fremder Mächte ſeine Macht fühlen zu laſſen, alles, was er wollte, durchzuſetzen und an ſich zu bringen, war ihm das eifrigſte Streben und der ſüßeſte Genuß. Gleichgiltig war es ihm, um welchen Preis er das, was er wollte, erreichte. Mit den Staatsgeldern ging er unredlich um; häufig ließ er ſich von fremden Mächten erkaufen, noch häufiger entzog er denen, die für ihn arbeiteten, oder ihm Waaren

---

*) Graf Görz ſchreibt in der Denkſchrift an den preußiſchen Kronprinzen, Friedrich Wilhelm, als dieſer 1780 nach Rußland reiſte (ſ. Dohms Denkwürdigkeiten Thl. II. Beil. XXVI.): C'est un homme, qui a du genie et des talents, mais dont l'esprit et le caractere n'invitent pas à l'aimer et à l'estimer. — Der Prinz von der Ligne fragt: Quelle est donc sa magie? und antwortet: du genie, et puis du genie et encore du genie (ſ. Biographie universelle. Tom. XXXV, pag. 511). Und Oginski (Denkwürdigkeiten über Polen ꝛc. Thl. I, S. 109) ſchreibt: „Er beſaß zwar wenig Kenntniſſe, aber einen ſehr ſcharfen Blick, einen Tact und ein natürliches Genie, das alles in Erſtaunen ſetzte."

ren lieferten, die ſchuldige Bezahlung. Weit entfernt, fremdes Verdienſt zu ehren, ſuchte er es vielmehr nieder zu drücken. — Und ein ſolcher Mann war ſiebzehn Jahre hindurch Regent Rußlands. Welchen Schatten wirft dieß auf den Charakter **Katharinens** und den Werth ihrer Regierung!

Wir können dieſen Abſchnitt nicht ſchließen, ohne noch Folgendes zu bemerken. Erſtens, die meiſten der hier geſchilderten Lieblinge und Staatsmänner waren ihrer Herkunft nach Ausländer; denn ſeit Peter dem Großen kam nach Rußland, wer ſein Glück im Auslande ſuchte, beſonders Franzoſen und Deutſche, weil Rußland damals dienſttüchtige Männer willig aufnahm, und in der öffentlichen Meinung als das Land galt, in welchem Geſchicklichkeit jeder Art zu Ehren und Reichthümer führen konnte. — Zweitens, die meiſten dieſer Staatsmänner fanden nach ſchnellem Steigen einen ſchnellen Sturz; doch waren es nicht ſowohl wahre Verdienſte, durch die ſie emporkamen, oder eigentliche Verbrechen, um deretwillen ſie geſtürzt wurden, ſondern durch Argliſt wurden ſie erhoben, und durch Argliſt geſtürzt, wobei meiſtens die Gardeſoldaten die Vermittler ihres Steigens und Fallens waren. — Drittens, das Emporkommen und Walten dieſer Staatsmänner machte die Verderbtheit des ruſſiſchen Hofes anſchaulich, brachte die wichtigſten Aemter und Würden oft an Verdienſtloſe und führte zur Verſchleuderung der öffentlichen Einkünfte*). Nur in ſolchen Fällen, wo Männer, wie ein Oſtermann oder Münnich, emporkamen, war es dem Reiche nützlich, weil dieſe neue Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten herbeiführten und in die inneren und äuſſeren Angelegenheiten einen neuen Aufſchwung brachten.

XI.

Friedrich Wilhelm,

der große Kurfürſt.

Als eine hohe, Ehrfurcht gebietende Erſcheinung tritt Friedrich Wilhelm uns entgegen. Ihn preiſt ſein groſſer Urenkel, Friedrich II., als den Vertheidiger und Wiederherſteller ſeines Landes, als den Schöpfer des Glanzes und Ruhmes ſeines Hauſes; ihn ſegnet Preußen als den Stifter der Macht und Größe, die es erreicht hat; und wo nur ſeine Verdienſte und Tugenden bekannt ſind, wird ſein Name mit Achtung genannt. Gern verweilen wir daher bei ihm und ſuchen, da wir die Fülle ſeines inhaltreichen Lebens hier nicht entfalten können, wenigſtens das Weſentlichſte ſeines Seyns und Wirkens anſchaulich zu machen.

---

*) Der Verf. der Vie de Catharine etc. Tom. II. p. 452—456 berechnet die Summen, die Katharina II. an ihre Buhler verſchleuderte, auf 88,820,000 Rubel. — Die jährlichen Einkünfte Rußlands betrugen nach eben dieſem Verf. (Tom. II. p. 461.) ungefähr 45,000,000 Rubel.

Friedrich Wilhelm, der einzige Sohn des brandenburgiſchen Kurfürſten Georg Wilhelm und Eliſabeth Charlottens, einer Tochter des Kurfürſten von der Pfalz Friedrich IV., war zu Cöln an der Spree am 6. Febr. 1620 geboren. Wegen der Stürme des dreißigjährigen Kriegs, die ſeit 1626 über Brandenburg kamen, brachte man ihn in ſeinem ſiebenten Jahre (1627) in das feſte Küſtrin. Daſelbſt erhielt er zum Hofmeiſter Joh. Friedr. v. Kalkhun, genannt Leuchtmar, zum Lehrer in Sprachen und Wiſſenſchaften den Secretair Jacob Müller; Vorträge über Religion mußten ihm die aus dem nahen Frankfurt herbeigezogenen Profeſſoren der Theologie halten. Um ihn körperlich zu kräftigen und zu bilden, gewöhnte man ihn zur Jagd und zum Reiten. Die Entfernung vom Hofe und der Ernſt der Zeiten beſchleunigte die Entwickelung ſeiner vortrefflichen Anlagen. Wie er ſich auf der Jagd hervorthat, daß er ſchon in ſeinem neunten Jahre Eber ſpießte, ſo lernte er auch bald die lateiniſche, polniſche, franzöſiſche und holländiſche Sprache. Um ihn den Gefahren einer anſteckenden Krankheit zu entziehen, führte man ihn (im Jahre 1632) nach Stettin zum Herzog von Pommern, Bogislav XIV. Von dort aus reiſte er (1633) nach Wolgaſt, um die Leiche ſeines großen Oheims, Guſtav Adolfs, als ſie von Weißenfels nach Schweden abgeführt wurde, in Augenſchein zu nehmen, und wahrſcheinlich iſt es, daß dieſer Anblick mächtig auf ihn wirkte, großartige Empfin=

Empfindungen in ihm weckte und zum Emporſtreben ihn begeiſterte. Jugendeindrücke ſind oft für das ganze Leben entſcheidend.

Nach der Vorſtellung damaliger Zeiten, daß die Erziehung eines Prinzen durch Reiſen ins Ausland ihre Vollendung erreichen müſſe, wurde er im Sommer 1634 mit ſeinem Hofmeiſter und Lehrer nach Holland abgeſchickt, damals dem Sammelplatz ausgezeichneter Gelehrten, Staatsmänner und Feldherren. Daſelbſt bezog er zuerſt die Univerſität Leyden, vornehmlich um Geſchichte zu ſtudiren; dann war er zu Arnheim, ferner zu Haag am Hofe des Statthalters. Als er hier von Verführung ſich umſtrickt ſah, eilte er in das holländiſche Lager vor Breda zu dem Statthalter Friedrich Heinrich. Erſtaunt und erfreut über dieſe Ankunft und deren Urſache, ſoll dieſer ausgerufen haben: „Vetter, Eure Flucht beweiſt mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda eroberte. Wer ſchon „ſo früh ſich ſelbſt zu überwinden weiß, dem wird „das Große ſtets gelingen"*). Von nun an lebte er meiſtens in der Nähe dieſes Helden und bildete ſich unter ihm zum Krieger und Staatsmann. Bald aber fürchtete ſein Vater, nach erneuerter Verbindung mit Oeſtreich (1635), daß ſein längerer Aufenthalt in Holland dem Kaiſer mißfallen werde; auch ward dem

---

*) ſ. Horn's Leben Friedrich Wilhelms des Großen ꝛc. Berlin, 1814. S. 9.

Vater (wahrſcheinlich durch Schwarzenberg) eingeredet, der Kurprinz gehe damit um, ſich die Regierung der kleveſchen Lande zu verſchaffen und eine Tochter des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz zu heurathen. Georg Wilhelm gab ihm alſo (1636) die Weiſung, nach Hauſe zurück zu kehren. Dagegen machte der Kurprinz, dem es in Holland gefiel, Einwendungen, indem er bald auf die Nützlichkeit ſeines daſigen Aufenthalts, bald auf die Schwierigkeiten der Rückreiſe, bald auf das Verlangen des Statthalters und auf die Bitten der kleveſchen Stände, länger bei ihnen zu bleiben, ſich berief. Ueber ein Jahr dauerten die deshalb geführten Unterhandlungen. Als endlich der Kurprinz merkte, daß ſein längeres Ausbleiben Anlaß zu Argwohn und Unwillen gab, reiſte er (1638) von Amſterdam nach Hamburg und von da nach Brandenburg, wo er am 8. Jun. in Spandau mit ſeinen Eltern zuſammentraf.

Aber in der Heimath gefiel es ihm nicht! Er fand das Land verwüſtet, das Volk mit unſäglichen Laſten bedrückt, ſeinen Vater in den Händen eines Miniſters, deſſen Staats- und Verwaltungsſyſtem ihm zuwider war; ja ſich ſelbſt hielt er von dieſem Miniſter bedroht. Mörder, meinte er, lauerten ihm bei der Jagd und im Schlafzimmer auf, und eine Krankheit (ein hitziges Fieber, dem die Maſern folgten), in die er unmittelbar nach einem Gaſtmahle bei Schwarzenberg verfiel (19. Jun. 1638), ſah er als eine

Wirkung von Gift an, das dieſer ihm beigebracht haben ſollte. Doch iſt es unglaublich, daß Schwarzenberg auf ſolche Miſſethat geſonnen, und wahrſcheinlich, daß Friedrich Wilhelm erſt in ſpäteren Jahren, als ſich nach dem Tode Schwarzenbergs die gräßlichſten Vorwürfe wider denſelben erhoben, dieſe Meinung aufgefaßt hat*). Denn damals blieb er mit dem Miniſter, wenn ſchon demſelben abgeneigt, äuſſerlich in gutem Vernehmen; er ſchrieb ihm häufig und ſuchte durch ihn ſeinen Vater für ſeine Wünſche zu gewinnen. Noch nicht ganz von ſeiner Krankheit wieder hergeſtellt, reiſte er, während Schwarzenberg im Brandenburgiſchen als Statthalter zurückblieb, am 20. Aug. 1638 mit ſeinem Vater nach Königsberg in Preußen. Und hier war es, wo ſein Vater am 3. Dec. 1640 ſtarb, und er die Regierung antrat.

Er war erſt zwanzig Jahre alt, und in Elend und Schmach waren die Länder, die er beherrſchen ſollte, zerrüttet im Innern und ohne Achtung nach Auſſen. Aber trotz ſeiner Jugend wußte er, was ihm zu thun oblag, und trotz der tiefen Erniedrigung ſeiner Länder brachte er ſie ſo empor, daß ſie am Ende ſeiner achtundvierzigjährigen Regierung im Innern zu Ordnung und Wohlſtand, nach Auſſen zur Selbſtändigkeit und Bedeutſamkeit geſtiegen waren.

---

*) Man ſehe Cosmar's Beiträge zur Unterſuchung der gegen den kurbrandenburgiſchen Geheimrath Grafen Adam von Schwarzenberg erhobenen Beſchuldigungen ꝛc. Berlin, 1828. S. 231—274.

Als Fürſt und Staatsmann zeigte er den Geiſt, der das Rechte erkennt, und die Kraft, die es durchzuſetzen vermag. Voll ſchöpferiſcher Entwürfe und doch nicht vorſchnell und ſtürmiſch, überlegte er ſorgfältig mit ſeinen Räthen, was zu thun ſey, und hatte er ſich für etwas entſchieden, ſo blieb er dabei, bis die Aenderung der Umſtände eine Aenderung ſeiner Maßregeln nöthig machte. Auf Alles und Jedes war ſeine verſtändige und ausdauernde Thätigkeit gerichtet. Im Betreff des Aeuſſern ſuchte er ſeinem Staate eine ſelbſtändige Haltung zu verſchaffen, und dieß gelang ihm bei kluger Benutzung der Verhältniſſe, eben ſo wohl durch Unterhandlungen als durch Waffengewalt. Im Betreff des Innern begründete er die Unumſchränktheit der Regierungsgewalt, wobei ihm das aus der Kriegsnoth entſtandene Hingeben der Unterthanen an den Landesherrn zu Statten kam. Aber er ſorgte auch für alles, was ſeinem Staate heilbringend war, für Bevölkerung und Anbau, für Feld- und Gartenwirthſchaft, für Gewerbe und Handel, für Schifffahrt und Poſten, für Steuer- und Militärweſen. Auch die geiſtige und religiöſe Bildung ſeiner Unterthanen wurde von ihm gefördert, da er ſelbſt geiſtige und religiöſe Bildung beſaß, und in derſelben eine Hauptſtütze ſeines Staates erkannte. Er legte daher Kirchen und Schulen an, hielt auf Einigkeit bei Verſchiedenheit des Glaubens, unterſtützte das Aufleben der Künſte und Wiſſenſchaften, ſammelte Bibliotheken, ſtiftete die Univerſität zu Duisburg (1655) und erhöhete die Einkünfte der Univerſität zu Frankfurt. — Man hat ihm Wankelmuth in ſeinen politiſchen Verbindungen zum Vorwurf gemacht; und wahr iſt es, er änderte dieſe häufig: am Anfange ſeiner Regierung und noch im Jahre 1656 ſtand er mit den Schweden zuſammen, aber im Jahre 1657 verließ er ſie und vereinigte ſich mit den Polen; vom Jahre 1672 bis 1679 war er im Bunde gegen Frankreich, dann hielt er ſich an Frankreich, bis er 1686 ſich abermals mit dem Kaiſer verband. Doch ihn trieb, wie Friedrich II. zu ſeiner Entſchuldigung ſagt*), der Drang wechſelnder Umſtände und das, was ihm als Aufgabe ſeiner Regierung erſchien, die Sicherung und Erhebung ſeines Staates. Auch Heftigkeit und Härte iſt ihm zum Vorwurf gemacht worden; und wahr iſt es, er gerieth leicht in Zorn und legte ſeinen Unterthanen, ſo wohl im Anfange ſeiner Regierung, da noch alle Drangſale des dreißigjährigen Kriegs auf denſelben laſteten, als auch ſpäterhin, da er ein ſtehendes Heer aufſtellte, drückende Steuern und Abgaben auf. Aber vergeſſen darf man nicht, daß es kräftigen Naturen eigen iſt, leicht aufzubrauſen und, was ſie als gut und nützlich erkannt haben, mit Nachdruck durchzuſetzen. Auch war ſein Zürnen nie dauernd, und mehr zur Güte als zur Härte geneigt, erließ oder milderte er, wo es ohne Verletzung des Staatswohls geſchehen konnte, die Strafen, die das Geſetz oder das Herkommen verlangte. Wenn er aber ſeine Unterthanen mit Steuern und Abgaben belegte und unter andern auch die Acciſe einführte (1641), ſo zwang ihn das dringende Bedürfniß, nicht Geldgeiz oder Habſucht. Auch mußten es ſeine Unterthanen bald fühlen, daß er bei allen Laſten, die er ihnen aufbürdete, ihr Beſtes wollte. Der Wohlſtand, zu dem ſie noch während ſeiner Regierung gelangten, diente zur Rechtfertigung ſeiner Maßregeln, und das Vertrauen zu ihm verbreitete ſich allmählich ſo weit, daß Nachbarſtaaten, wie Dänemark und Hamburg, ihn zum Vermittler ihrer Streitigkeiten wählten*), und daß viele Tauſende geſchickter und fleißiger Fremdlinge in ſeine Staaten zogen.

---

*) Mémoires de Brandenbourg. Tom. 1, pag. 201.

Wie als Fürſt und Staatsmann, ſo zeichnete er ſich auch als Feldherr aus. Den Ruhm eines einſichtsvollen, umſichtigen und entſchloſſenen Feldherrn erwarb er ſich zuerſt im Kriege gegen Polen (1656); er bekräftigte ihn dann im Kriege gegen Frankreich (1672 — 1674); aber am herrlichſten bewährte er ihn durch ſeinen Sieg bei Fehrbellin, der ſeine Staaten aus großen Drangſalen rettete**).

---

*) Mémoires de Brandenbourg. Tom. I, pag. 185.

**) Friedrich II. ſchreibt in Bezug auf dieſen Sieg und den Kurfürſten, der ihn errang, (Mémoires de Brandenb. T. I, p. 168): Il fut loué par ses ennemis, béni par ses sujets, et sa postérité date de cette fameuse journée le point d'élévation, où la maison de Brandenbourg est parvenue dans la suite.

Im December des Jahres 1674 waren gegen 16,000 Schweden unter dem Feldmarſchall Wrangel ohne vorhergegangene Kriegserklärung, auf Betrieb Ludwigs XIV., in die von Truppen entblößte Mark Brandenburg eingefallen, wo ſie die gräulichſten Räubereien und Verwüſtungen verübten. Dieß hörte der große Kurfürſt, als er, nach einem unglücklichen Kampfe gegen die Franzoſen am Rhein (1674), ſein Winterquartier nach Franken verlegt hatte. Auſſer Stand ſogleich Hilfe zu ſchaffen, traf er doch ſogleich Anſtalt, ſie vorzubereiten. Er ſprach den Beiſtand des deutſchen Reichs, doch vergeblich an, reiſte nach Holland, um wenigſtens Geldunterſtützungen zu gewinnen, und rüſtete ſich im Stillen, um die Schweden, ehe ſie ſich deſſen verſähen, anzugreifen. Dieß gelang. Am Ende des Maimonates 1675 brach er von Franken auf; am 11. Jun. erreichte er Magdeburg; am 14. Jun. überraſchte er eine Abtheilung der Schweden zu Rathenau, und kaum war dieſe theils niedergehauen, theils gefangen, als er gegen Fehrbellin am Rhin losdrang, wo das Hauptheer der Schweden ſtand. Es belief ſich auf 11,000 Mann, und ſchwierig war es, demſelben beizukommen. Er ſelbſt hatte nur 7000 Mann, meiſtens Reiterei, und weniges Geſchütz bei ſich. Gleichwohl beſchloß er den Angriff, im Vertrauen auf ſeine gerechte Sache, auf den Beiſtand Gottes, auf den Muth ſeiner Truppen und auf die Geſchicklichkeit ſeiner vorzüglichſten Generale, des

Feldmarſchalls Dörfling und des Landgrafen Friedrich von Heſſen-Homburg. So erfolgte die denkwürdige Schlacht bei Fehrbellin am 18. Jun. 1675. Den erſten Angriff that der Landgraf; aber von jugendlicher Hitze zur Unbeſonnenheit hingeriſſen, gerieth er bald in eine bedenkliche Lage. Doch der Kurfürſt, deſſen Scharfblicke nichts entging, bemerkte dieß, und ſeine Entſchloſſenheit ſchaffte Hilfe. Auf einem Sandhügel ließ er eine Batterie errichten, die auf das ſchwediſche Fußvolk todbringend feuerte, und während letzteres hierdurch in Unordnung gerieth, warf er ſich mit ſeiner Reiterei auf den rechten Flügel der Schweden. Ein Kugelregen kam ihm entgegen: er achtete deſſelben nicht; ſein Stallmeiſter Immanuel von Froben, der dicht hinter ihm ritt, ward von einer Stückkugel niedergeriſſen*): unerſchüttert drang er vorwärts, und bald ſah er ſeine heldenmüthigen Anſtrengungen belohnt. Die Schweden wichen zurück; ihr rechter Flügel warf ſich auf den linken und brachte dieſen in Unordnung. Die, die ſich retten konnten, flüchteten nach Fehrbellin, wo ſie hinter ſich die Brücke abbrachen. Doch lebhaft wurden ſie verfolgt und ſchon nach ſieben Tagen (25. Jun.) waren ſie gänzlich aus dem brandenburgiſchen Gebiete vertrieben.

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XXVIII. — — Zu bemerken iſt, daß Puffendorf (de rebus gestis Friderici Wilhelmi. Berolini. 1687. Tom. II, pag. 998) ganz kurz erzählt, der Stallmeiſter Froben ſey hinter dem Kurfürſten niedergeſchmettert worden. Ipse Elector aliquot alas e sinistro cornu ad strenue pugnandum animatas in hostem ducebat non sine maximo periculo, consertim fulminantibus Suecorum machinis, e quibus emissus globus Emmanuelem Frobenium, stabuli praefectum, retro istum equitantem, prosternebat. — Dagegen berichtet Friedrich II. (Mémoires de Brand. T. I, p. 166): der Kurfürſt habe am Anfange der Schlacht ein weißes Pferd geritten und dadurch die Aufmerkſamkeit der Schweden auf ſich gezogen, ſo daß dieſe ihr Geſchütz auf ihn richteten. Froben habe dieß bemerkt, und daher den Kurfürſten, unter dem Vor-

Auch in ſeinem Privatleben zeichnete ſich der groſſe Kurfürſt aus. Was er von ſeinen Unterthanen verlangte, übte er ſelbſt: er war raſtlos thätig, haushälteriſch, mäßig, keuſch, großmüthig und gottesfürchtig. Für alles Große und Schöne empfänglich, liebte er auch die Wiſſenſchaften und Künſte, unter jenen beſonders die Geſchichte, unter dieſen beſonders die Bau- und Gartenkunſt: der Luſtgarten zu Berlin ward von ihm angelegt. In ſeinen häuslichen Verhältniſſen war er nicht immer glücklich. Wohl lebte er ein und zwanzig Jahre lang (1646 — 1667) mit ſeiner Gemahlin, Luiſe von Oranien, einer holdſeligen Frau, in der erfreulichſten Ehe; aber ſie wurde ihm durch den Tod entriſſen (6. Jun. 1667), und nach wenigen Jahren ſtarb ihm auch ſein Lieblingsſohn Karl Emil, ein vielverſprechender Jüngling von neunzehn Jahren, auf dem ſeine ſchönſten Hoffnungen

---

wande, daß deſſen Pferd ſcheu ſey, bewogen, mit ihm die Pferde zu wechſeln. Gleich darauf ſey Froben, als er den Schimmel des Kurfürſten beſtiegen, von einer ſchwediſchen Kugel getödtet worden.

nungen ruheten. Seine zweite Gemahlin, Dorothea (geb. Prinzeſſin von Holſtein-Glücksburg, Witwe des Herzogs von Braunſchweig-Celle, Chriſtian Ludwig), zeigte wohl Liebe zu ihm und behauptete Einfluß auf ihn; aber ſie konnte ihm die erſte Gemahlin nicht erſetzen; auch verſtand ſie nicht, die Liebe der Brandenburger ſich zu erwerben, und lebte mit dem Kurprinzen Friedrich, ihrem Stiefſohne, in geſpannten Verhältniſſen, ſo daß dieſer voll Bitterkeit gegen ſie heimlich nach Caſſel flüchtete. Hierdurch aber fühlte ſich der Vater ſo beleidigt, daß er in ſeinem Teſtamente die Lande, die er in und nach dem weſtphäliſchen Frieden erworben hatte, unter die Söhne ſeiner zweiten Gemahlin theilte, und dem Kurprinzen nur die ältern Lande ſammt der Kur zuſprach. Durch Vermittelung einiger Fürſten erhielt der Prinz Vergebung; aber das Teſtament blieb, bis der Kurprinz, zur Herrſchaft gelangt, mit Beiſtimmung Oeſtreichs (dem er dafür den Schwibuſſer Kreis zurückgab) dasſelbe vernichtete.

Zu dem Kummer, den dieſe Vorgänge dem großen Kurfürſten bereiteten, kamen auch langjährige Gichtſchmerzen und endlich eine Waſſerſucht, die das Ende ſeines Lebens beſchleunigte. Im Vorgefühl desſelben bereitete er ſich zu demſelben auf ächtchriſtliche Weiſe vor. Am 27. Apr. 1688 verſammelte er, im Beiſeyn ſeiner Gemahlin und ſeines Kurprinzen, ſeine geheimen Räthe um ſich, ſprach mit ihnen noch einmal von Staatsſachen, dankte ihnen für treue Dienſte und empfahl ihnen den Kurprinzen, dem er unter våterlichen Ermahnungen die Regierung übergab. Dann nahm er Abſchied von ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern. Nach Beſeitigung des Irdiſchen wendeten ſich ſeine Blicke dem Himmliſchen zu. Der Reinheit ſeiner Beſtrebungen und Handlungen ſich bewußt, wiederholte er, als ſeine Hofprediger vor ihm erſchienen, die Worte Pauli: „Ich habe einen guten Kampf gekåmpft, ich habe den „Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort „iſt mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche „mir der Herr an jenem Tage geben wird.“ Er ſprach hierauf mit ſeinen Hofpredigern über Gegenſtånde des Glaubens und der Hoffnung, und nachdem er noch oft mit ihnen gebetet, auch ſeine Kinder zu widerholten Malen geſegnet hatte, rief er: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt!“ Gleich darauf entſchlief er, am 29. April, im 69. Jahre ſeines Alters und im 48. ſeiner Regierung. „So ſtarb er,“ ſchreibt Friedrich II.[*], „als ein großer Mann, nachdem er durch ein Leben voll Ruhm und Wunder den Beinamen des Großen gerechtfertiget hatte, den er von ſeinen Zeitgenoſſen erhielt, und den ihm die Nachkommenſchaft einſtimmig beſtåtigte.“

---

[*] Mémoires de Brandenb. Tom. I. pag. 207.

XII.

Preußens Erhebung zum Königreiche.

Wichtig und folgenreich nicht bloß für Brandenburg und Preußen, ſondern auch für Oeſtreich, Deutſchland und ganz Europa war die Umwandelung des Herzogthums Preußen in ein Königreich. Durch ſie wurde die Zahl der europäiſchen Kronen, die ſeit der Ernennung Siciliens (1130) und Portugals (1139) zu Königreichen, alſo ſeit faſt ſechs Jahrhunderten ſich gleichgeblieben war, mit einer neuen vermehrt, durch ſie wurden die brandenburgiſchen Staaten zu höherem Anſehn und zu feſterer Vereinigung hingeführt, durch ſie deren Einſchreiten unter die Hauptmächte Europas vermittelt, das, als die preußiſche Krone die Feuerprobe der drei ſchleſiſchen Kriege ſiegreich beſtanden hatte, offenkundig ſich zeigte. Nicht unzweckmäßig ſcheint es alſo, hier kürzlich zu erzählen, wie die Erhebung Preußens zu einem Königreiche vorbereitet und vollzogen wurde.

Schon der große Kurfürſt, Friedrich Wilhelm, hatte, indem er dem Herzogthum Preußen die Souverainität verſchaffte (1660) und, unbeſchadet ſeiner Pflichten als Reichsſtand, eine ſelbſtändige Stellung gegen Frankreich und Schweden kräftig und ſiegreich behauptete, die Stiftung der preußiſchen Krone vorbereitet; aber bewerkſtelliget wurde dieſelbe durch ſeinen

nen Sohn und Nachfolger, den Kurfürſten Friedrich III., der als König Friedrich I. heißt.

Wohl mochte zunächſt Ehrgeiz dieſen Fürſten treiben, gleich ſeinem Oheim, Wilhelm von Oranien, der 1688 den engliſchen, und gleich ſeinem Nachbar, dem ſächſiſchen Kurfürſten, Auguſt, der 1697 den polniſchen Thron beſtieg, auf einem Königsſtuhle zu ſitzen; wohl mochte ferner ſeine Prachtliebe durch den Gedanken an den Glanz einer Krone und einer Krönungsfeierlichkeit aufgeregt werden; aber unſtreitig war es auch ſeinem hellen Verſtande klar, daß er durch die Erhebung Preußens zu einem Königreiche für ſeine brandenburg-preußiſchen Staaten eine Vermehrung an Glanz, Anſehn und Einfluß und ſomit eine Fortſetzung deſſen, was ſein Vater angefangen hatte, gewinnen würde*).

Nach einem alten, noch im weſtphäliſchen Frieden befeſtigten Herkommen konnten Standeserhöhungen, alſo auch die der Reichsfürſten nur vom Kaiſer ausgehen.

---

*) So meint es Friedrich II., wenn er (Mémoires de Brandenbourg. Tom. II, pag. 15) ſchreibt: Ce qui fut en effet l'ouvrage de la vanité, se trouve dans la suite un chef d'oeuvre de politique. – C'étoit une amorce, que Fréderic III. jettoit à toute sa postérité et par la quelle il sembla lui dire: „Je vous ai acquis un titre, rendez vous en digne; j'ai jetté les fondemens de votre grandeur, c'est à vous d'achever l'ouvrage.“ Man vergleiche hiermit Schubert's Rede über die Erhebung Preußens zu einem Königreiche, in Pölitz Jahrbüchern der Geſchichte und Staatskunſt 1828. Aug. S. 139.

gehen. Friedrich ſuchte daher (ſeit 1694) durch Unterhandlungen, Verſprechungen und Beweiſe der Ergebenheit vor allem Oeſtreich für ſein Vorhaben zu gewinnen. Doch dauerte es auf ſechs Jahre, ehe dieſes in dasſelbe willigte. Viele kaiſerlichen Räthe, beſonders der Graf von Kinsky, waren demſelben entgegen: ſie fühlten, was auch Prinz Eugen bemerkte*), wie nachtheilig die Erhebung des Hauſes Brandenburg dem Hauſe Oeſtreich werden würde. Aber als Oeſtreich ſich in Verlegenheit ſah, nach abgeſchloſſenem Frieden mit den Franzoſen (1697) und Türken (1699) die Hilfsgelder, die Brandenburg zu fordern hatte, zurückzuzahlen; als es einen neuen Kampf mit Frankreich wegen der ſpaniſchen Thronfolge in der Nähe erblickte, und Brandenburgs Beiſtand bei demſelben nicht entbehren zu können vermeinte; und als endlich, nach vielen andern Beſtechungen, auch der Beichtvater des Kaiſers, der Jeſuit Wolf, von den preußiſchen Abgeordneten gewonnen worden war: — ſo ließ ſich Leopold I. geneigt finden, in die Wünſche Friedrichs III., denen ſchon Holland, England und Rußland beigeſtimmt hatten, einzuwilligen. Demnach wurde am 16. Nov. 1700 zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurfürſten von Brandenburg ein ſogenannter Kronentractat abgeſchloſſen. In demſelben wurde Friedrich III. als König in Preußen anerkannt; dagegen mußte er verſprechen, dem Hauſe Oeſtreich alle rückſtändigen Hilfsgelder zu erlaſſen, dem Kaiſer zu dem bevorſtehenden ſpaniſchen Erbfolgekriege 10,000 Mann zuzuſchicken und auf ſeine Koſten zu unterhalten, in allen Reichsſachen mit und für Oeſtreich zu handeln, bei künftigen Kaiſerwahlen nicht ohne erhebliche Gründe vom Hauſe Oeſtreich abzuweichen und ſeine Reichsländer in Verbindung mit dem Reiche zu laſſen. Auſſerdem mußte er dem Kaiſer und dem Kurfürſten von Mainz (letzterem als dem Primas des deutſchen Reichs) die ſchriftliche Verſicherung geben, daß durch die Stiftung der Krone Preußen keine Aenderung in der deutſchen Reichsverfaſſung geſchehen, und das Haus Brandenburg ſo wohl unter den Kurfürſten als auch im Fürſtenrathe ſeinen bisherigen Rang behalten werde.

---

*) Als Eugen hörte, daß Oeſtreich in die Erhebung Preußens zum Königreiche eingewilliget hatte, rief er: Que l'Empereur devroit faire pendre les Ministres, qui lui avoient donné un conseil aussi perfide. Dieß ſchreibt Friedrich II. in den Mém. de Brandenb. Tom. II. p. 26.

Gleich nach Abſchluß dieſes Vertrags ließ Friedrich III. bekannt machen (16. Dec.), daß er die Königswürde annehme, worauf er (am 17. Dec.) mit ſeiner Gemahlin, ſeinem Sohne, ſeinen Brüdern und ſeinem Hofſtaate von Berlin nach Königsberg abreiſte. Als er daſelbſt (29. Dec.) angekommen war, beſtimmte er den 18. Jan. 1701 zum Krönungsfeſte*). Darauf

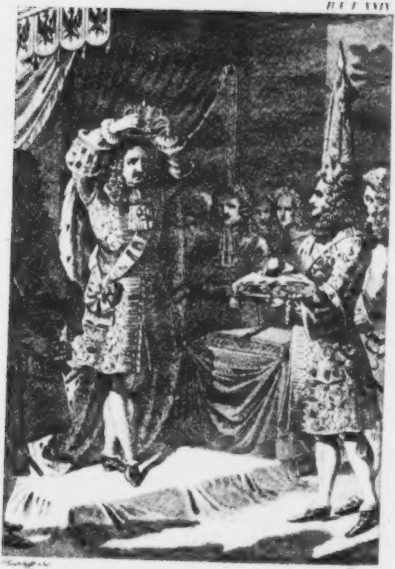
---

*) Eine ausführliche Beſchreibung deſſelben, der ich hier gefolgt bin, lieferte auf des Königs Befehl deſſen Ceremonienmeiſter

auf wurde zu Königsberg am 15. Jan. dasſelbe an fünf verſchiedenen Orten von Herolden verkündigt, am 16. Jan., einem Sonntage, von allen Kanzeln Gottes Segen für dasſelbe erflehet, am 17. Jan. zum bleibenden Andenken an dasſelbe der Orden des ſchwarzen Adlers von **Friedrich III.** geſtiftet und an die Größten und Vornehmſten ſeines Hauſes und Reiches vertheilt, und der 18. Jan. mit einem feierlichen Gottesdienſte eingeleitet.

Was nur die Hofpracht Glänzendes und die Förmlichkeit des Hoflebens Abgemeſſenes hat, wurde bei dieſem Feſte mit verſchwenderiſchem Aufwande in Anwendung gebracht. Das Wichtigſte aber war die Krönung ſelbſt, die **Friedrich** weder von den Geiſtlichen, noch von den Ständen annahm, ſondern ſelbſt verrichtete und der Salbung vorangehen ließ. Denn weil er das Königreich nicht durch der Stände Vorſchub übernahm, ſondern aus eigener Stiftung, und ſchon im Beſitze königlicher Macht und Hoheit ſich befand: ſo wollte er Krone und Scepter nicht von Andern ſich überreichen laſſen; und weil er, als ein chriſtlicher Fürſt, in der Gelangung zur Krone die Güte Gottes verehrte und die Verpflichtung, ſie ihm zu weihen, erkannte: ſo wollte er dieß durch kirchliche Gebräuche, namentlich durch die Salbung bezeigen, die eben deshalb der Selbſtkrönung folgen ſollte. Nach-

Joh. von Beſſer unter dem Titel: „Preußiſche Krönungsgeſchichte ꝛc. Cöln an der Spree, 1702 u. 1712. Fol.



Königskrönung zu Königsberg,
am 18. Januar 1701.

Nachdem er ſich in ſeinen Gemächern mit dem königlichen Purpur hatte bekleiden laſſen, begab er ſich in den Audienzſaal, wo die Großen ſeines Reichs verſammelt waren. Hier ſetzte er die Krone mit eigenen Händen auf ſein Haupt und ergriff mit eigenen Händen das Scepter; die übrigen Reichskleinodien, nämlich das Reichsſiegel, den Reichsapfel, das Reichsſchwert und das Reichsbanner überreichte er den dazu beſtimmten Großen*). Hierauf begab er ſich, mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand, begleitet von ſeinen Großen, von denen Graf Döhnhof auf einem ſammetnen Kiſſen eine Krone trug, zu den Zimmern ſeiner Gemahlin, um ſie zu krönen. Sie kam ihm bis an die Thüre ihres äuſſerſten Vorgemachs entgegen, und, indem ſie ſich vor ihm neigte, ſetzte er mit eigenen Händen ihr die Krone auf. Gekrönt verfügten ſich beide in das Audienzzimmer, ſetzten ſich auf den daſelbſt befindlichen Thron, und empfingen von den Hofleuten, Ständen und Collegien, die vor ihnen erſchienen, zum erſten Male die Huldigungen als König und Königin.

Gegen 10 Uhr Vormittags erfolgte, unter dem Geläute aller Glocken, der feierliche Zug zur lutheriſchen Schloßkirche, in welcher der König einſt getauft worden war und nun geſalbt werden ſollte. Sie war zu dieſem Behufe prächtig ausgeſchmückt und, dem

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XXIX.

Altar gegenüber, mit zwei Thronen verſehen, die drei Stufen hoch, ſchräg gegen einander ſtanden, und für den König und die Königin beſtimmt waren.

Als der prunkvolle Zug in der Kirche angelangt war, und alle, die zu demſelben gehörten, die ihnen beſtimmten Plätze eingenommen hatten, begann der Gottesdienſt mit dem Geſang: „Es wolle uns Gott gnädig ſeyn." Hierauf hielt der lutheriſche Oberhofprediger, Dr. von Sanden, ein kurzes Gebet vor dem Altar; dieſem folgte der Geſang: „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr'," dann predigte der reformirte Oberhofprediger Urſinus (über 1. Sam. 2, 30: „wer mich ehret, den will ich wieder ehren") von dem Lohne der Gottſeligkeit. Nach der Predigt wurde geſungen: „Komm Gott, Schöpfer, heil'ger Geiſt." Als dieſer Geſang zu Ende war, ging der König unter dem Schall der Trompeten und Pauken vom Throne zum Altar. Hier legte er Krone und Scepter auf ein Kiſſen, auf welches auch die übrigen Reichskleinodien gelegt wurden, kniete auf einem Fußſchemmel nieder und ließ (um anzuzeigen, daß keiner, als er, die Macht, ihn zu ſalben, ertheilen könne) durch ſeinen Oberkämmerer das Fläſchchen mit dem Salböl dem reformirten Oberhofprediger überreichen. Dieſer goß davon einiges auf die zwei vorderſten Finger ſeiner rechten Hand und beſtrich damit die Stirne und die Hände des Königs, indem er zweckdienliche Worte dazu ſprach, worauf die ganze Verſammlung unter Trompeten- und Paukenſchalle rief: „Amen! Amen! Heil dem König! Gott verleihe ihm langes Leben!“ Indeſſen wiſchte der Oberkämmerer das Oel von der Stirne und den Händen des Königs mit einem feinen Tuche, gab dieſes Tuch dem Oberhofprediger und nahm dagegen von ihm das Fläſchchen mit dem Salböl zurück. Der König aber erhob ſich, ſetzte die Krone wieder mit eigenen Händen auf ſein Haupt, erfaßte das Scepter wieder mit eigenen Händen und ging ſo zu ſeinem Throne zurück. Gleich darauf wurde die Salbung der Königin auf ähnliche Weiſe vollzogen.

Nun empfing der König die Huldigung der Geiſtlichkeit, wie früher im Audienzſaale die der weltlichen Großen. Die beiden Oberhofprediger traten mit den übrigen Geiſtlichen vor den Thron des Königs, neigten ſich vor ihm nieder und fleheten Segen auf ihn herab. Dann gingen ſie zum Altar zurück, riefen der Gemeinde die Worte zu: „Fürchtet Gott und ehret den König!“ und die Gemeinde antwortete in einem paſſenden Geſange. Darauf ward der Segen geſprochen, das Te Deum geſungen und zum Zeichen, daß des Königs Regierung eine gnädige ſeyn ſollte, ein allgemeiner Pardon vorgeleſen oder verkündigt, daß alle Gefangene — mit Ausnahme derer, die wegen einer Majeſtätsverletzung, oder wegen eines vorſetzlichen Mordes, oder Schulden halben gefangen ſäßen, — begnadigt und auf freien Fuß geſtellt werden ſollten.

Hiermit hatte die kirchliche Feierlichkeit ein Ende.

Der König und die Königin zogen mit ihrem Hofſtaate in das Schloß zurück, verfügten ſich dann zum Königsmahle und nahmen am Abend die Erleuchtung der Stadt in Augenſchein. Luſtbarkeiten und Freudenfeſte, die ſchon an dieſem Tage begonnen hatten, folgten mehrere Tage hinter einander, bis der König am 8. März nach Berlin zurückkehrte.

Anerkannt wurde die neue Krone ſogleich von dem polniſchen König Auguſt II., von Holland und England, beides damals unter Wilhelm III., von dem däniſchen König Friedrich IV., von der Schweiz, von Rußland, von Oeſtreich und den Fürſten Deutſchlands (mit Ausnahme Baierns und Cölns); ſpäterhin (1704) von Schweden, dann (im utrechter Frieden, 1713) von Frankreich und Spanien, und nach dem ſiebenjährigen Kriege von der Republik Polen (1764). Dagegen erhob Pabſt Clemens XI. und mit ihm der deutſche Orden laut ſeine Stimme, indem er behauptete, „das Errichten der Königreiche ſey ein Vorrecht der Päbſte, nicht der Kaiſer; überdieß ſey der Markgraf von Brandenburg ein Nichtkatholik, der ohne Beeinträchtigung der heiligen Kirche die Krone nicht tragen könne, am wenigſten die von Preußen, das dem deutſchen Orden gehöre.“ — Bei dieſer Weigerung verharrte der päbſtliche Stuhl ſechs und achtzig Jahre. Noch im Jahre 1782 gab Pius VI., als er während ſeines Aufenthalts zu Wien um Anerkennung der preußiſchen Krone von einem preußiſchen

Miniſter erſucht wurde, eine ausweichende Antwort. Erſt im Jahre 1787 wurde „der Markgraf von Brandenburg“ im römiſchen Staatskalender als „König von Preußen“ aufgeführt.

Groß waren die Geldſummen, die auf die Krönung verwendet worden waren, — man berechnet ſie auf ſechs Millionen Thaler; — aber groß waren auch, wie ſchon oben bemerkt wurde, die Folgen, die ſelbige nach ſich zog. Späterhin ſind andre Königreiche in Europa geſtiftet und eingeweihet worden, — im Jahre 1720 wurde Sardinien zum Königreiche erhoben; durch Napoleon entſtanden das Königreich Etrurien (1802), das Königreich Italien (1805), das Königreich Holland (1806), das Königreich Weſtphalen (1807) und die Königreiche Baiern, Würtemberg und Sachſen (1806); nach Napoleons Sturze das Königreich Hannover (1815); — aber die vier erſten der von Napoleon geſtifteten Königreiche ſind wieder untergegangen, und keines dieſer andern hat eine ſolche Bedeutſamkeit erreicht, als Preußen.

XIII.

Charakteriſtik Friedrich Wilhelms I. und ſeiner Regierung.

Eine ſonderbare Miſchung von Verſtändigkeit und Rohheit, von Frömmigkeit und Härte, von Gerechtigkeitsliebe

keitsliebe und Willkür, von edlem Stolz und widriger Gemeinheit zeigt ſich im Leben Königs **Friedrich Wilhelm I.**

Er durchſchaute mit hellem Verſtande die Lage und Bedürfniſſe ſeines Staates, und war unabläſſig bemüht, denſelben zu ordnen, zu ſichern, zu erheben; er bekümmerte ſich daher um Alles, auch um das Kleinſte, reiſte häufig in ſeinen Landen umher, hielt ſtreng auf die Ausführung ſeiner Verordnungen, prüfte die Wirthſchaften auf ſeinen Domainen und die ihm vorgelegten Rechnungen*), und war ſtreng und heftig, wo er ſeine Diener auf Untreue und Nachläſſigkeiten ertappte. Aber ſein Blick beſchränkte ſich auf das durch die Erfahrung Gegebene; ohne Aufſchwung zu dem Höhern hielt er ſich nur an das augenfällig Nützliche, deſſen Vortheil ſich nach Maaß und Zahl beſtimmen läßt; den Werth des Geiſtigen verkannte er.

Er wollte, wie ſein großer Sohn ſchreibt**), keinen andern Ruhm als den eines rechtſchaffenen Regenten; aber ſeine leidenſchaftliche Eigenſinnigkeit und Hitze machte ihn oft ungerecht und trieb ihn zu Mißhandlungen ſeiner Diener, ſelbſt ſeiner Familie. Widerſpruch gegen ſeine Anordnungen konnte er nicht ertragen;

---

*) Wie genau er dabei verfuhr, erſieht man aus ſeinen Bemerkungen zu den Rechnungen ſeines älteſten Sohnes, die Dohm (Denkwürdigkeiten ꝛc. Thl. V. 51) und Förſter (Friedrichs des Großen Jugendjahre. Berlin, 1823, S. 13) mitgetheilt haben.

**) Mémoires de Brandebourg. Tom. II, 169.

tragen; wo er ihn fand, gerieth er in ein Zürnen, das ihn häufig zu den furchtbarſten Gewaltthätigkeiten verleitete*).

Er hatte Achtung für Religion, beobachtete die Vorſchriften derſelben ohne Frömmelei, ſuchte ſeine Unterthanen zur Gottesfurcht zu führen, nahm ſich, weil er Duldung für Pflicht hielt, der Waldenſer in Savoyen, der Evangeliſchen im deutſchen Reiche, der Diſſidenten in Polen an, und arbeitete eifrig an der Vereinigung der Lutheraner und Reformirten. Aber ſeine Kenntniß des Chriſtenthums beſchränkte ſich auf das, was ihm in ſeiner Jugend von Gott und Jeſu, von Engeln und Teufeln, von Himmel und Hölle gelehrt worden war**). Menſchen und Menſchenrechte achtete er nicht, wo es der Befriedigung ſeiner Wünſche und Neigungen galt. Die Mennoniten duldete er nicht, weil ſie Kriegsdienſte verabſcheuen, und den Lehrer der Weisheit, den berühmten Wolf, ließ er aus Halle verweiſen, weil ihm eingeredet worden war, derſelbe ſuche zu beweiſen, daß der König kein Recht habe, Ausreiſſer zu beſtrafen, da ihr Vergehen Vorherbeſtimmung ſey***).

---

*) Seine Tochter die Markgräfin von Baireut, Friederike Sophie Wilhelmine, ſchreibt in ihren Memoires (à Brunswick 1810. Tom. 1, pag. 4): Son temperament vif et bouillant l'a porté souvent à des violences, qui lui ont causé depuis de cruels repentirs.

**) ſ. Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelaſſenes Werk vom Hofrath und Prof. Morgenſtern, Mitglied des Tabaks-Collegii Friedrich Wilhelms. 1793. S. 105.

***) Förſter, S. 18.

Er hatte Gefühl für königliches Anſehn: er wollte ſelbſt regieren, die neuerlangte Königswürde ſeines Hauſes und Staates mit Ehren behaupten, wollte keine Hilfsgelder von andern Mächten annehmen, um nicht von dieſen abhängig zu werden, und hielt bei auſſerordentlichen Gelegenheiten auf äuſſern Anſtand. Aber, ein Feind der Pracht und Verſchwendung, beſchränkte er auch an Ehrentagen den Aufwand*); bei aller Kraft und Neigung zum Selbſtregieren, wurde er oft von denen, die ſich in ſeine Launen zu ſchicken wußten, namentlich von dem Miniſter von Grumbkow und dem Grafen von Seckendorf, der als öſtreichiſcher Geſandte (1726) nach Berlin gekommen war, geleitet**); ſeinem Benehmen gegen andre Staaten fehlte es, weil er, um ſeine Soldaten zu ſchonen, dem Kriege mit Aengſtlichkeit auswich, oft an Feſtigkeit und Nachdruck; und wenn ſein Zorn aufflammte, was oft geſchah, tobte, ſchimpfte und prügelte er, wie einer aus der unterſten Volksklaſſe. Oft ſchlug er auch auf müſſige Spaziergänger, die ihm begegneten; ja er bildete ſich ein, „es gehöre zu einer ordentlichen Haushaltung unter den Bedienten zuweilen mit dem Stocke herumzufegen und dabei zu ſagen: du haſt lange her nichts bekommen; damit du nicht nachläſſig werdeſt, mußt du einmal etwas haben.“ *)

---

*) Als Peter der Große im Jahre 1716 durch die preußiſchen Staaten reiſte, ſchrieb Friedrich Wilhelm ſeinem Generaldirectorium: „Ich will 6000 Thaler deſtiniren, davor ſoll Finanzdirectorie ſo die Menage machen, daß ich den Zaaren defreyiren kann von Memel bis Weſel; in Berlin wird der Zaar aparte tractirt. Mit einen Pfennig gebe mehr dazu, aber vor der Welt ſollen ſie von 30 = à 40,000 Thalern reden, das mir koſte." ſ. Förſter, S. 6.

**) ſ. Mémoires de Frédérique Wilhelmine etc. Tom. I. p. 152.

Große Geldſummen verwendete er für neue Coloniſten, die er in Preußen aufnahm, für gemeinnützige Anſtalten und beſonders für das Kriegsweſen. Dagegen war er überaus ſparſam und knickerig im Betreff ſeines Hofes, ſeiner Familie und ſeiner eignen Perſon **). Gleich am Todestage ſeines Vaters ließ er ſich eine Liſte über alle am Hofe Angeſtellten überreichen, um im Betreff derſelben Einſchränkungen zu machen. Von hundert Kammerherren und Kammerjunkern, die ſein Vater gehabt hatte, behielt er nur acht; die übrigen entließ er, unter andern auch den Ceremonienmeiſter von Beſſer, deſſen Amt er für ganz unnütz hielt. Dabei verminderte er die großen Beſoldungen, die ſein Vater ausgeſetzt hatte: der Oberhofprediger Urſinus, der früherhin 6000 Thaler bezogen hatte, bekam von ihm nur 2000 Thaler ***). Seine Familie wurde auf das Nothdürftigſte eingeſchränkt.

---

*) Werke Morgenſterns, S. 204.

**) Mémoires de Frédérique etc. Tom I, p. 6: Son attachement excessif pour l'argent lui a attiré le titre d'avare. On ne peut cependant reprocher ce vice qu'à l'egard de sa personne et de sa famille.

***) Morgenſtern, S. 143. Buchholz Geſch. der Kurmark Brandenburg. Berlin, 1775. Thl. V, S. 6.

Als er dem Kronprinzen (1718) einen eignen Hofſtaat eingerichtet hatte, beſtimmte er zu den Ausgaben deſſelben nur 360 Thaler, über welche ihm genaue Rechnung abgelegt werden mußte*). Die Königin, der jährlich 80,000 Thaler ausgeſetzt waren, mußte von dieſer Summe die Kleider und das Linnenzeug für die königliche Familie, und Pulver und Blei für die Faſanen- und Rebhühnerjagd anſchaffen**). Er ſelbſt lebte wie ein ſchlichter Bürger***), begnügte ſich mit derber Hausmannskoſt, trug nur die Uniform ſeines Regiments, ließ auch wohl, der Sparſamkeit wegen, die Knöpfe von einem Rocke auf den andern ſetzen, und fand Erholung und Freude an den Muſterungen ſeiner Truppen, an Parforcejagden, an Puppenkomödien und an der Abendgeſellſchaft, die er ſein Tabakscollegium nannte. Zu dieſer, die meiſtens von Abends fünf Uhr bis gegen Mitternacht dauerte, ließ er Stabsofficiere, Miniſter, durchreiſende Standesperſonen und Gelehrte, auch wohl erfahrene und ehrbare Bürger zu Potsdam, Hofnarren und die, welche ſich als ſolche brauchen ließen, einladen. Alle Anweſende mußten Tabak rauchen und die, welche nicht rauchten,

---

*) Dohms Denkwürdigkeiten. Thl. V, S. 520.

**) Förſter. S. 6.

***) Sein Sohn ſchreibt von ihm (Mémoires de Brandenb. Tom. II, p. 36): Ennemi du faste et des dehors imposants de la Royauté, sa stoïque vertu ne lui permettoit pas même les commodités les moins recherchées de la vie.

ten, die Pfeife wenigſtens in den Mund nehmen. Daneben wurde Bier, ſpäterhin auch Butterbrod und Wein genoſſen, die Zeitungen geleſen, Bemerkungen über dieſelben gemacht, Tagesneuigkeiten beſprochen und mancherlei Späſe, bisweilen ſehr derbe, betrieben. „Der König,“ ſchreibt Morgenſtern (S. 186), „kam oft tiefſinnig und verdrießlich in dieſe Geſellſchaft, verließ ſie aber nie anders, als aufgemuntert und vergnügt.“ Weniger mochten die, denen in denſelben oft übel mitgeſpielt wurde, wie dem Profeſſor Paul Gundling widerfuhr*), derſelben ſich freuen. Ueberhaupt war es ſchwer, mit dem harten, eigenſinnigen und aufbrauſenden König gut durchzukommen. Dieß bezeugt ſeine Tochter an mehreren Stellen ihrer Denkwürdigkeiten; und er ſelbſt pflegte zu ſagen: „der ſey der glücklichſte in ſeinem Lande, der weit von ihm an einer Grenze etwas zu befehlen, ſonſt wenig mit ihm zu thun habe, immer erſt nach drei Jahren ihn einmal zu ſehen bekomme, und ihn dann mit gutem Gewiſſen ſehen könne.“

Eine leidenſchaftliche Vorliebe hegte er für das Soldatenweſen, oder für die Bildung eines zahlreichen und wohlgeübten Heeres, das ſeinen Staat auch ohne Krieg furchtbar machen und dadurch deſſen Sicherheit und Selbſtändigkeit erhalten ſollte. Aber, indem er das Soldatenweſen als Zweck und nicht als Mittel zum Zwecke des Staatslebens behandelte, den Soldatenſtand allen andern Ständen vorzog und im Betreff desſelben ſich alles erlaubte, belaſtete er ſich mit Lächerlichkeiten und Ungerechtigkeiten. Nicht genug war es ihm, ein zahlreiches Heer zuſammen zu bringen; dasſelbe ſollte auch aus rieſenartigen Leuten beſtehen. Er errichtete daher in allen deutſchen Reichsſtädten Werbeplätze, ließ überall großen Leuten nachſpüren und ſie durch Liſt und Gewalt in ſeine Dienſte ziehen, unterhandelte über ſie, wie über Staatsſachen, mit auswärtigen Mächten, und wer etwas von ihm zu erhalten wünſchte, durfte ihm nur große Rekruten ſchaffen*). Er meinte, „die großen Männer wären ihm von Gott vermacht, weil er ſie zu ſchätzen wiſſe," und war ſehr unwillig, wenn ſie ihm verweigert wurden**). Wirklich gelang es ihm auch, die größten Leute aus allen Ländern zuſammen zu bringen, und namentlich beſtand ſein Leibregiment (von ihm im Jahre 1714 errichtet und gewöhnlich die Potsdamer Garde genannt) aus rieſenartigen Leuten. Aber für das Zuſammenbringen derſelben verſchwendete der ſonſt ſo wirthſchaftliche König ungeheuere Summen. Im Jahre 1732 bezahlte er einen einzigen Rieſen mit 5000 Thaler; im Jahre 1735 kaufte er ſechs und vierzig rieſenartige Leute mit 43,000 Thalern; binnen zwei und zwanzig Jahren (1713—1735) koſteten ihm ſeine Werbungen auf zwölf Millionen Thaler*). Und hiebei kannte er, wie keine Sparſamkeit, ſo keine Gerechtigkeit. Nirgends waren große Leute vor ihm ſicher; ſeine Werber begingen, um ihrer habhaft zu werden, die ſchreiendſten Frevel, und wenn er von ſelbigen hörte, beſtrafte er ſie nicht. Am 10. März 1731 klagte ihm die Univerſität Halle, „daß ein Studioſus Juris, Joh. Gottl. Schindorf, der ſeit 1726 fleißig die Collegia abgewartet, von einigen Soldaten auf öffentlicher Straße ergriffen, in einen zugemachten Wagen geworfen und zum Stadtthore hinausgeführt worden wäre." Des Königs laconiſche Antwort war: „ſollen nicht raiſonniren; iſt mein Unterthan"**). Aber auch ſeine Behandlung der Soldaten hatte viel Widriges und Gehäſſiges. Zwar verſchonte er ſie mit allzuſtarken Anſtrengungen und allem, was ihrem äuſſeren Anſehn Eintrag thun konnte; dagegen aber führte er, geleitet vom Fürſten Leopold von Deſſau***), eine furchtbare Diſciplin ein. Das kleinſte Verſehen wurde mit Stockſchlägen, Deſertion zum erſten Male mit Spießruthen, dann mit dem Tode beſtraft; jedem Befehle des Obern mußte ſich der Untere fügen; wenn der Gemeine auch nur dem Corporal widerſprach, wurde er aufs härteſte beſtraft; das einzige „Raiſonnire nicht" machte alle ſtumm.

---

*) ſ. Morgenſtern, S. 171. ff.

---

*) Mémoires de Frédérique etc. Tom. I. p. 15. etc. 256.

**) Morgenſtern, S. 213.

---

*) ſ. Dohm IV, 18. Förſter, S. 7.

**) Förſter, S. 21. — Buchholz I, 163. erzählt, wie nachdrücklich der König Prediger, die gegen ſeine Werbungen eiferten, beſtraft habe.

***) Leopold von Deſſau, der Vertraute Friedrich Wilhelms I. und noch in den erſten Jahren Friedrichs II. ein angeſehener Heerführer der Preußen, geb. 1676, geſt. 1747, ſah raſches Schießen und pünktliches Gehorchen als Hauptſache bei der Bildung des Soldaten an. Er beſtand daher auf Einführung eiſerner Ladeſtöcke und neuer Handgriffe beim Exerciren und auf unbedingte Unterwürfigkeit und harte Beſtrafung jeder Dienſtverletzung.

Auffallend erſcheinen dieſe Eigenthümlichkeiten Friedrich Wilhelms I., und doppelt auffallend, wenn man bedenkt, daß er der Sohn eines prachtliebenden, verſchwenderiſchen Vaters und einer geiſtreichen und vielſeitig gebildeten Mutter war*), daß er in ſeinem fünfundzwanzigſten Lebensjahre zur Regierung gelangte, und daß zu eben dieſer Zeit der Glanz und Ton, der am Hofe Ludwigs XIV. herrſchte, die Höfe deutſcher Fürſten ergriffen hatte. Doch läßt ſich manches zur Erklärung dieſer Erſcheinung aufſtellen.

Von Natur ernſthaft und kräftig, wurde Friedrich Wilhelm (geb. 1688) von ſeinem erſten Oberhofmeiſter, dem General v. Dohna, einem ſtrengen Mann, zu dem Rauhen und Befehlshaberiſchen, das ſich in ſeinem Weſen ausſprach, hingeleitet, und durch ſeinen ungeſchickten Lehrer, den Schweizer Rebeur, der Liebe zur wiſſenſchaftlichen Bildung mehr abgewendet als zugewendet. Er zeigte daher ſchon als Knabe einen lebhaften Widerwillen gegen das koſtſpielige Schaugepränge am Hofe ſeines Vaters und eine entſchiedene Hinneigung zum Militär *). In ſeinem ſechzehnten Jahre (1704) begleitete er den Helden Marlborough, der nach Berlin gekommen war, um Preußen im Krieg gegen Frankreich zu befeſtigen, in die Niederlande, wo er der Belagerung von Tournay beiwohnte. Der Krieg gegen Frankreich machte ihm das franzöſiſche Weſen völlig zuwider; auch ſtarb ihm ſchon im Jahre 1705 ſeine Mutter, die ihn für franzöſiſche Literatur zu gewinnen geſucht hatte. Im Jahre 1708 wurde ihm von ſeinem Vater, als dieſer krankheitshalben nach Karlsbad reiſte, die Leitung der Staatsgeſchäfte übertragen. Dieß gab ihm Gelegenheit, die Zerrüttung des Staates und die Unredlichkeit mehrerer Günſtlinge kennen zu lernen, und wahrſcheinlich faßte er ſchon damals den Entſchluß, eine feſtgeordnete, wirthſchaftliche und aufs Militär geſtützte Regierung zu führen. Ganz beſonders aber wurde, wie mir ſcheint, ſeine Lebens- und Regierungsweiſe durch das Weſen und Walten Peters des Großen beſtimmt. Als er den Thron beſtieg, war Ludwigs XIV. Glücks-

---

*) Friedrich Wilhelms Eltern waren Friedrich I., von dem ſchon oben geredet worden iſt, und die hannöverſche Prinzeſſin Sophie Charlotte (geb. 1668, geſt. 1705), die Freundin des Philoſophen Leibnitz und Beförderin der Wiſſenſchaften und Künſte in Preußen. ſ. Erman Mémoires pour servir à l'histoire de Sophie Charlotte, reine de Prusse. Berlin, 1801.

ſtern

---

*) Mémoires de Frédérique etc. Tom. I. pag. 4: Depuis sa tendre jeunesse il a toujours montré un penchant décidé pour le militaire.

ſtern im Untergehen und dagegen Peters des Großen Glücksſtern im hellſten Glanze; an jenem konnte man ſehen, wie durch Pracht- und Eroberungsgier die Staatskräfte geſchwächt und zerrüttet, an dieſem, wie ſie durch verſtändiges Walten geſtärkt und vermehrt werden; mit jenem, der dem brandenburgiſchen Hauſe viel Uebles zugefügt hatte, ſtand Friedrich Wilhelm im Krieg, mit dieſem, der mehrmals nach Berlin kam, in freundſchaftlichen Verhältniſſen. War es alſo ein Wunder, wenn er ſich dieſen zum Muſter nahm, deſſen einfache Sitte, raſtloſe Thätigkeit und ſcharfe Aufſicht über alle Beamten nachahmte und ſo, wie dieſer, eine unumſchränkte Gewalt über ſeinen Hof und Staat übte?

Wenden wir uns von ſeinem Seyn und Weſen zur Betrachtung ſeiner Regierung, ſo finden wir auch bei dieſer viel Auffallendes und Sonderbares. Und wie könnte es auch anders ſeyn, da dieſe durch jenes beſtimmt wurde?

Beſchränkt in ſeinen Begriffen über das Seyn und den Zweck des Staates, betrachtete er denſelben nicht als eine Geſellſchaft freier Weſen zur Herrſchaft des Rechts und zur Fortbildung der Menſchheit, ſondern als eine Maſchine, deren Räder er einzuſetzen, anzuregen und in Bewegung und Richtung zu halten habe; oder als einen Haushalt, deſſen Wohlſtand davon abhange, daß der Hausvater durch Wort und Beiſpiel Gottesfurcht, Ordnung, Thätigkeit und Wirthſchaftlichkeit geltend mache, aber auch alles nach ſeiner Einſicht und Weiſe leite und nicht zugebe, daß die Kinder, auch wenn ſie mündig ſeyn ſollten, ein Wort mitreden. Nur durch Erfahrungen, nicht durch Studien gebildet, hegte er von letzteren eine geringe Meinung. Wohl ſorgte er für Schulunterricht, legte Dorfſchulen an und unterſtützte die Univerſität zu Halle; aber dieß alles that er, nicht um höhere Bildung zu fördern, ſondern um dem Staate tüchtige Arbeiter zu erziehen. Die von ſeinem Vater geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin wollte er, weil ſie ihm unnütz ſchien, aufheben, und nur die Vorſtellung, daß durch ſie Wundärzte für ſein Heer gebildet würden, hielt ihn davon zurück. Seine Regierung war alſo eine despotiſche; ſie hing ganz von ſeiner Willkür ab, und durch ſie wurde bürgerliche und geiſtige Freiheit, wenn auch nicht geradezu unterdrückt, doch ſehr beſchränkt *). Dagegen läßt ſich zu ihrem Ruhme bemerken, daß ſie, da er es mit dem Staate gutmeinte, deſſen nächſte Bedürfniſſe erkannte und ihnen abzuhelfen eifrigſt bemüht war, viel Gutes ſchuf, Ordnung und Zuſammenhalt in die Verwaltung brachte und größere Dinge vorbereitete. Darum ſagt auch Friedrich II., der mit kindlichem Sinne die Fehler ſeines Vaters nur

leiſe

---

*) Als ein auffallendes Beiſpiel ſeines Despotismus führt Schloſſer, Geſch. des achtzehnten Jahrhunderts I, 60. (aus Büſchings Beiträgen zu Lebensbeſchreibungen denkwürdiger Perſonen Thl. I, S. 320) ſein Verfahren bei dem Aufbau der Stadt Potsdam an.

leiſe und ſchonend berührt, und deſſen Verdienſte ausführlich und lobpreiſend darſtellt: „Les traces, que la sagesse de son gouvernement a laissées dans l'état, dureront autant, que la Prusse subsistera en Corps de Nation“*).

Als eine beſondere Eigenthümlichkeit ſeiner Regierung muß bemerkt werden, daß er zuerſt Preußen zu einem militäriſchen Staate bildete, d. h. zu einem Staate, deſſen Grundlage oder Grundkraft das Heer ſeyn ſollte**). Seine ganze Regierungsweiſe war militäriſcher Art; den Militärſtand, zu dem er ſich ſelbſt rechnete, zog er dem Civilſtande vor, und erſchwerte es dieſem, ſeine Rechte gegen jenen geltend zu machen; ſeinem Hofe gab er einen militäriſchen Anſtrich: alle Hofcavaliere mußten Militärs ſeyn***); die ganze Finanzverwaltung verband er mit der Verwaltung des Kriegsweſens und in allen Zweigen der Staatsverwaltung miſchte ſich die Berückſichtigung des Militärs ein†). Gleichwohl war er fern von Eroberungsſucht und Kriegsliebe,

---

*) ſ. Mémoires de Brandenbourg. Tom. II, pag. 109.

**) ſ. Schubert in den hiſtor. und literäriſchen Abhandlungen der königl. deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg. Königsberg, 1830. 1. Sammlung S. 27.

***) Mémoires de Fréderique etc. Tom. I, pag. 159: Il n'y avoit de grace à espérer que pour ceux, qui étoient dans le militaire.

†) Mémoires de Brandenbourg. Tom. II, pag. 109: Il établit alors (1720) veritablement son système militaire et le lia si étroitement avec le reste du gouvernement, qu'on ne put y toucher sans hazarder de bouleverser l'état même.

liebe, behauptend, „ein rechtſchaffener Fürſt müſſe ein guter Haushalter des Guts und Bluts ſeiner Unterthanen ſeyn*).“

Auch noch bei ſeinem Sterben ſprach ſich das Eigenthümliche ſeines Weſens aus. Schon oft von Gichtſchmerzen und Anfällen der Waſſerſucht heimgeſucht, beſonders ſeit dem Anfang des Jahres 1740, fühlte er, als er am 27. Apr. d. J. von Berlin nach Potsdam abreiſte, daß ſein Ende nahe. Am 27. Mai ließ er ſeinen letzten Willen aufſetzen und befahl dabei, in den Predigten, die zu ſeinem Gedächtniß gehalten werden würden, ihn weder zu loben noch zu tadeln, ſondern bloß zu melden, daß er ſich als König für einen großen Sünder gehalten habe, aber in der Hoffnung geſtorben ſey, bei dem Allerhöchſten durch das Verdienſt Jeſu Chriſti Gnade zu erhalten**). Andächtig betete er mit den Hof- und Feldpredigern Roloff, Oelsner, Cochius, die um ihn waren. Auch bat er die, die er etwa aus Ungeduld bei ſeinen Schmerzen beleidigt hätte, um Verzeihung. Am 31. Mai ganz früh ließ er die Rechnungen über ſein Leibregiment und über den Bau der Stadt Potsdam verbrennen, fühlend, daß er für beides zu viel verwendet habe, und wünſchend, daß dieß niemand erfahren möchte***). Er übertrug dann dem Kronprinzen die Regierung,

---

*) Mémoires de Brandenb. Tom. II, pag. 69.

**) Buchholz Geſch. der Kurm. Brandenburg. Thl. V, S. 206.

***) ſ. Morgenſtern, S. 241.

gierung, ſegnete ihn und alle ſeine Kinder, wie auch ſeine Gemahlin, vergab ſeinem Schwager, dem König Georg II., mit dem er ſeit früherer Jugend in Uneinigkeit gelebt hatte, ſprach von ſeinem Ausſcheiden aus dem Soldatenſtande, und von der Art, wie bei ſeiner Beerdigung gefeuert werden ſollte. Um 11 Uhr ließ er ſich auf einem Stuhlwagen ans Fenſter bringen, um noch einmal die Wachparade ſeines Leibregiments zu ſehen. Darauf wurde er ganz ſchwach; doch erholte er ſich wieder, betete nochmals mit ſeinen Geiſtlichen, ſegnete nochmals ſeine Gemahlin und Kinder, und beobachtete das Hinſchwinden ſeiner Kräfte, bis er Nachmittags zwiſchen 1 und 2 Uhr entſchlief, im 52. Jahre ſeines Lebens und im 28. ſeiner Regierung. „Er behielt,“ wie ſein großer Sohn ſchreibt *), „eine bewunderungswürdige Gegenwart des Geiſtes bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens, brachte ſeine Angelegenheiten in Ordnung als ein Staatsmann, unterſuchte den Fortgang ſeiner Krankheit als ein Naturkundiger und triumphirte über den Tod als ein Held.“

XIV.

---

*) Mémoires de Brandenb. Tom. II, p. 171.

XIV.

Friedrichs II. Jugendjahre und Charakteriſtik ſeiner Regierung.

Friedrich der Zweite, auch der **Einzige**, auch der **Große** genannt (geb. am 24. Jan. 1712, regierend 1740 — 1786), von mäßiger Körpergröße (er war etwas über fünf Fuß groß), aber mit ausserordentlichen Fähigkeiten ausgeſtattet, wurde durch die Art ſeiner Erziehung, durch widrige Ereigniſſe, die ihn in ſeiner Jugend trafen, und durch das Streben nach vielſeitiger Bildung, das ſich ſchon frühzeitig in ihm hervorthat, zu der Größe aufgebildet, die er als König und Feldherr behauptete.

Die erſte Erziehung erhielt er von Franzoſen, was wichtigen Einfluß auf die Richtung ſeines Geiſtes hatte. Eine Franzöſin, Madame de Rocoules, einſt die Wärterin ſeines Vaters, war auch ſeine Wärterin, und ein franzöſiſcher Ausgewanderter, Du Han de Jandun, den ſein Vater bei der Belagerung Stralſunds (1715) hatte kennen lernen, wurde ſein erſter Lehrer. Als er das ſiebente Jahr erreicht hatte, erhielt er den General von Finkenſtein zum Oberhofmeiſter und den Obriſten von Kalkſtein zum Unterhofmeiſter; der geiſt- und kenntnißreiche Jandun blieb ihm Lehrer, vornehmlich in der Geſchichte, Philoſophie und franzöſiſchen Literatur; der Major von Sonning unterrichtete ihn in der Mathematik und in den Kriegswiſſenwiſſenſchaften, und der Hofprediger Andreä in der Religion. Doch dieſer Religionsunterricht war, wie behauptet wird*), bei widriger Weitſchweifigkeit mehr abſtoßend als anziehend, mehr zur Polemik als zur Frömmigkeit hinführend. Auch wurde das kleinſte Verſehen mit Auswendiglernen langer Bibelſtellen und geiſtlicher Lieder voll myſtiſchen Unſinns beſtraft. Wie konnte alſo der Prinz für Religion gewonnen werden?

Sein Vater, **Friedrich Wilhelm I.**, verlangte, daß er ſich ganz nach ſeinem Willen fügen und zu einem tüchtigen Soldaten aufbilden ſollte: er mußte daher ſeit ſeinem ſiebenten Jahre das Exerciren lernen, mehrmals bei ſtürmiſcher Witterung vor dem Schloſſe Schildwache ſtehen und das Exercierreglement ſich einprägen; ſeine Spielzimmer wurden mit Waffen von allen Gattungen angefüllt, und für ihn eine Cadettenſchaar aus adeligen Knaben errichtet. Dagegen weckte und nährte in ihm ſeine Mutter, **Sophie Dorothea**, die Tochter Königs Georg I., Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften, mit denen ſie bekannt war, aber auch Widerſpruch gegen den Vater, dem ſie zu widerſprechen pflegte**). Er ſelbſt fand bei der

körper-

---

*) **Dohms** Denkwürdigkeiten, Thl. IV, S. 35.

**) Eine Schilderung der Mutter Friedrichs II., aber keineswegs zu ihrem Vortheile, findet ſich in den Denkwürdigkeiten ihrer Tochter, der Markgräfin von Baireut. Namentlich bemerkt die Tochter (Mémoires de Frédérique. Tom. I, pag. 12, 309 und 323), daß ſie bei aller Furcht vor ihrem Gemahl ihm immer widerſprach: „Il suffisoit, que le roi approuvât une chose pour qu'elle y trouvât à redire."

körperlichen Schwäche, die ihm in früheren Jahren eigen war, und bei ſeinem Aufſtreben zu dem, was den Geiſt bildet und ſchmückt, keine Freude an dem Soldatenſpiel und an den Vergnügungen des Vaters. Er entzog ſich, ſo oft er konnte, dem Tabakscollegium, den Parforcejagden und Puppenkomödien und ergötzte ſich dagegen mit dem Studium der Geſchichte, der franzöſiſchen Schauſpiele und der Muſik. Schon in ſeinem zehnten Jahre las er das Leben Karls XII., dann den Telemach, das Leben Heinrichs IV. und die moraliſchen Bemerkungen von Rochefaucault. Seine Mutter war ihm dabei behilflich. Durch ſie kam (1728) der berühmte Flötenſpieler Quanz vom dresdner Hofe an den berliner, der den Prinzen im Flötenſpielen unterrichtete. Bei dieſem Unterrichte pflegte der Prinz, aus Liebhaberei für franzöſiſche Moden, die Haare zu kräuſeln, einen Haarbeutel einzubinden und einen brokatnen Schlafrock anzulegen: alles dieß heimlich, hinter dem Rücken des Vaters. Einſt aber, als er in ſolcher Tracht mit Quanz Flöte ſpielte, überraſchte ihn der Vater. Kaum hatte der Prinz noch Zeit, ſeinen Muſiklehrer in ein Kamin zu ſchieben, den Schlafrock abzuwerfen und die Uniform anzuziehen. Doch ſein Haarputz verrieth ihn. Der Vater durchſuchte daher die Tapetenſchränke, fand den brokatenen Schlafrock und die franzöſiſchen Bücher, warf jenen ins Feuer und ließ dieſe an einen Buchhändler verkaufen*).

---

*) Ausführlich handelt hiervon Förſter, Friedrich des Großen Jugendjahre ꝛc. Berlin, 1823. S. 17.

Dieſe Verſchiedenheit der Geiſtesrichtung begründete den Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn. Vergrößert wurde derſelbe, als der Sohn, nach dem Willen der Mutter, aber wider Willen des Vaters, auf Vermählung mit einer engliſchen Prinzeſſin drang, als er ſeit einer Reiſe nach **Dresden** (im Jan. 1728) zu Ausſchweifungen hinneigte, Schulden machte und in vertrauliche Verhältniſſe mit den Lieutenants von Keith und von Katt gerieth, von denen letzterer, ein wilder Wüſtling, in Wolluſt und Unglauben lebte, und als die Vertrauten des Vaters, der Miniſter von Grumbkow und der Graf von Seckendorf, um dem Zwiſte am berliner Hofe Nahrung zu geben, Wahres und Falſches über das Betragen des Sohnes dem Vater zutrugen*). So gegen den Sohn eingenommen, mißhandelte der Vater ihn, den erwachſenen Jüngling, mit Schimpfworten, Schlägen und Fußtritten, und wähnend, derſelbe würde einſt den preußiſchen Staat ins Verderben ſtürzen, drang er mehrmals in ihn, der Thronfolge zu entſagen und ſie dem nächſten Sohne (Auguſt Wilhelm, geb. 1722, geſt. 1758), der ihm größere Willfährigkeit bezeigte, abzutreten. Doch ſtandhaft behauptete der Sohn ſeine Rechte. „Nur dann,“ äuſſerte er, „würde er der Thronfolge entſagen, wenn der König öffentlich erklärte, er (der Sohn) ſey nicht deſſen eheleiblicher Sohn.“ Daß

---

*) Mémoires de Frédérique. Tom. I, 152.

Friedrich Wilhelm dieß nie erklären würde, war ihm gewiß.

Oft ſetzte der Vater, wenn er den Sohn mit Schlägen und Schimpfworten mißhandelte, höhniſch hinzu: „Hätte mein Vater mich ſo behandelt, wie ich dich behandle, ich hätte mich tauſendmal davon gemacht. Aber du haſt kein Herz! du biſt ein Poltron"*). Dieſe Worte nahm ſich der Prinz zu Herzen und müde der Mißhandlungen, die er zu erleiden hatte, beſchloß er zu entfliehen und bei ſeinem Oheim dem Könige Georg II., dem Feinde ſeines Vaters, Schutz zu ſuchen. Lange Zeit hegte er dieſen Plan, den er ſeiner Mutter, ſeiner Schweſter, ſo wie ſeinen Vertrauten, Keith und Katt, mittheilte; endlich da er mit ſeinem Vater nach Weſel reiſen ſollte (im Sommer 1730), ſuchte er ſein Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Aber daſſelbe wurde verrathen, und **Friedrich** kam in Gefahr, das Leben zu verlieren**).

Als er in der Nähe von Frankfurt auf einem Dorfe mit dem Oberſten von Rochow und einem Kammerdiener in eine Scheuer einquartirt war, wollte er während der Nacht entfliehen. Schon hatte er dazu franzöſiſche Uniform angezogen und Pferde beſtellt. Aber ein Geräuſch machte die ihm zugegebene Bewachung munter, und er wurde von ihr zurückgehalten. Dem Könige wurde davon nichts gemeldet. Doch am andern Morgen (11. Auguſt 1730) erhielt derſelbe einen aufgefangenen Brief des Prinzen an Katt, in welchem der Prinz ganz unumwunden von ſeinem Fluchtplane redete und Katt'n einladete, ihm nach Holland und England zu folgen. Früher waren dem Könige über das Vorhaben des Prinzen nur Andeutungen zugekommen; jetzt aber hatte er einen ſichern Beweis in Händen. Er gerieth darüber in das furchtbarſte Zürnen und Toben, nannte ſeinen Sohn einen Schelm, einen Ausreiſſer, einen Verächter des königlichen und väterlichen Anſehns, und befahl dem General v. Waldow und dem Oberſten v. Rochow, ihn als Gefangenen auf ein Schiff im Main zu bringen und daſelbſt ſtreng zu bewachen. Er ſelbſt begab ſich am folgenden Tage (12. Aug.) auf dieſes Schiff, und mißhandelte ſeinen Sohn ſo barbariſch, daß die Wachhabenden, für deſſen Leben beſorgt, den König baten, den Prinzen auf ein andres Schiff bringen zu dürfen. Dieß wurde ihnen zugeſtanden, und ſo kam der Sohn, von dem Vater abgeſondert, nach Weſel. Dort ließ ihn der Vater durch den General von Moſel vor ſich führen. „Warum," fragte er ihn mit neuaufbrauſendem Zorne, „warum haſt du austreten wollen?" — „Weil Sie," antwortete der Prinz, „mich nicht wie

---

*) Mémoires de Fréderique etc. Tom. I. pag. 231.

**) Il fut près de subir le destin de Czarowitz Alexis, et l'Europe aurait vu dans un intervalle de dix ans deux souverains égorger leurs fils, l'un parceque son héritier avait repoussé les beaux arts, et l'autre parceque le sien les avait chéri avec trop d'ardeur. Lacretelle, Histoire de France. Tom. II. pag. 215.

„Ihren Sohn, ſondern wie Ihren Sklaven behandelt „haben." — „Du biſt ein infamer Deſerteur, der „weder Herz noch Ehre hat." — „So viel als Sie," entgegnete der Prinz; „ich habe nur thun wollen, was „Sie, wie Sie mir oft geſagt haben, an meiner Stelle „gethan haben würden." — Ueber dieſe Antwort gerieth der König in ſolche Wuth, daß er den Degen zog. Entſchloſſen aber faßte der General von Moſel den Arm des Königs. „Tödten Sie mich," rief er aus, „aber ſchonen Sie Ihres Sohnes!" Dadurch überraſcht, ſtockte die Wuth des Königs; er gab zu, daß der Prinz in den Arreſt zurückgeführt wurde. Als hierauf der General ihm weiter vorſtellte, daß er ja immer Herr der Perſon des Prinzen bliebe, daß es eine Ungerechtigkeit wäre, ihn ohne geſetzmäßiges Verhör zu verdammen, und daß der König eine unerläßliche Sünde begehen würde, wenn er ſelbſt das Scharfrichteramt gegen ſeinen Sohn unternehmen wollte: ſo gab er auch dieſen Vorſtellungen nach und ließ den Prinzen durch die Generale Doſſow, Waldow und den Oberſten von Rochow nach Mittenwalde bei Berlin, dann (5. Sept.) auf die Feſtung Küſtrin bringen, wo ihm nichts als Bibel und Gebetbuch gelaſſen, und nur vier Groſchen zum täglichen Unterhalt beſtimmt wurden.

Mit Muth und Würde ertrug der Prinz dieſe Schreckniſſe. Während der Reiſe von Weſel nach Mittenwalde und von dort nach Küſtrin machte er keine weitern Verſuche zur Flucht, und als der Miniſter von Grumbkow ihn zu Mittenwalde verhörte, ſagte er: „Ich glaube über alles erhaben zu ſeyn, was mir begegnen kann; mein Muth ſoll größer ſeyn als mein „Unglück." Dann, als eben derſelbe zu Küſtrin ihm drohete, ſprach er mit edlem Stolze: „Ich weiß nicht, „was Sie thun werden; aber nie werde ich mich vor „Ihnen demüthigen" *).

Indeſſen hatte ſich das Wüthen des Königs gegen alle, die um die Flucht des Prinzen gewußt hatten, gewendet. Der Lieutenant Keith, der in Weſel war, entkam durch eilige Flucht nach Holland und England: nur ſein Bildniß konnte am Galgen aufgehängt werden. Der Lieutenant Katt aber wurde am 15. Aug. zu Berlin gefangen genommen und von dem Könige, als dieſer am 27. Aug. nach Berlin zurückgekehrt war, mit Fußtritten, Stockſchlägen und Maulſchellen gemißhandelt. Selbſt die Königin und die Prinzeſſin Friederike mußten das Schreckliche ſeines Zornes empfinden. Schon von Frankfurt aus ſchrieb er der Königin harte Worte **), und als er, nach Berlin zurückgekehrt, ihrer anſichtig wurde, ſchrie er ihr von weitem zu: „Euer ungerathener Sohn iſt nicht mehr! Er iſt todt!" — „Was," ſchluchzte die Königin,

---

*) ſ. Förſter S. 86 und 88.

**) „J'ai fait arrêter le coquin de Fritz; je le traiterai comme son forfait et sa lâcheté le meritent; je ne le reconnais plus pour mon fils; il m'a déshonoré avec toute ma maison; un tel malheureux n'est plus digne de vivre. Mémoires de Frédérique etc. Tom. 1, pag. 243.

nigin, „Sie haben ihn getödtet?" „Ja," erwiederte er und verlangte nach den Briefſchaften des Prinzen, die in den Händen der Königin waren. Darauf wendete ſich ſein Zorn gegen die Prinzeſſin. „Infame Kanaille," rief er ihr zu, „du wagſt es, dich vor mir zu zeigen?" und dabei ergriff er ſie mit der einen Hand und verſetzte ihr mit der andern mehrere Schläge ins Geſicht, von denen einer ſie ſo hart an die Schläfe traf, daß ſie ohnmächtig niederſank. Voll Verzweiflung lief die Königin im Zimmer umher; die kleinern Kinder ſchrieen, oder ſuchten den Vater zu begütigen. Endlich wurde er etwas ſanfter und ſagte: „Der Fritz lebt noch!" Doch ſetzte er hinzu: „Fritz ſoll als Hochverräther ſterben, und die Prinzeſſin als ſeine Mitſchuldige ins Gefängniß kommen"*).

Am 25. Oct. verſammelte er ein Kriegsgericht zu Köpenick, das über den Prinzen und den Lieutenant von Katt, als über Majeſtätsverbrecher, Aufrührer und Deſerteurs das Todesurtheil ſprechen ſollte. Aber in dieſem Gericht beſtand die Mehrzahl aus Männern, die wohl einſahen, daß der Prinz des Hochverraths darum nicht ſchuldig ſey, weil er ſich ſchrecklichen Mißhandlungen hatte entziehen wollen, und die den Muth hatten, dem blutgierigen Verlangen des Königs entgegen zu treten. Sie verurtheilten Katt zu

lebens=

---

*) Diß alles meldet die Prinzeſſin ſelbſt. ſ. Mémoires de Fréderique etc. Tom. I. pag. 242 ſ. Bilderſ. V. 3.

lebenslänglicher Gefangenſchaft und verzögerten das Urtheil über den Prinzen. Für eben dieſen legten die Könige von Polen und Schweden, ja ſelbſt Kaiſer Karl VI. Fürbitten ein. Durch dieſe Fürbitten, wie durch jene Verzögerung, wurde der Zorn des Königs gemildert. Doch verlangte er wenigſtens ein Opfer; und ſo verurtheilte er ſelbſt (1. Nov.) den Lieutenant von Katt zum Tode, ließ ihn nach Küſtrin bringen, und daſelbſt am 6. Novemb. mit dem Schwerte hinrichten. Der Prinz ſollte, auf Befehl des Vaters, der Hinrichtung aus dem Fenſter ſeines Gefängniſſes zuſehen. Aber als der unglückliche Katt vor ihm vorbei auf das Schaffot geführt wurde, fiel er aus einer Ohnmacht in die andre; ein heftiges Fieber ergriff ihn; ſein Leben ſchwebte in Gefahr. Als er ſich wieder erholt hatte, wurde er ſanfter und fügſamer: das erſchütternde Ereigniß hatte ſeine Erbitterung beſänftigt. Als daher der Feldprediger Müller, der Katt'n zum Blutgerüſte begleitet hatte, ihm Nachgibigkeit einredete, dann der Miniſter von Grumbkow, der zu ihm nach Küſtrin gekommen war, ihn aufforderte, ſeinem Vater Unterwürfigkeit zu bezeigen, bat er dieſen ſchriftlich um Verzeihung. Der Vater verwilligte dieſe, unter der Bedingung, daß der Prinz ſchwören ſollte, ſich wegen des Vorgefallenen an niemand zu rächen, ſeinem Vater in allen Stücken zu gehorchen, ſich ohne deſſen Zuſtimmung nicht zu verheurathen, in der Furcht Gottes zu leben und die

Pflichten der Religion auszuüben. Der Prinz leiſtete dieſen Eid (17. Nov.) und wurde des engern Gewahrſams entlaſſen; doch mußte er in Küſtrin bleiben, daſelbſt von dem Kammerdirector Hille und dem Domainenrath Hünicke über Finanz-, Polizei- und Domainenverwaltung ſich unterrichten laſſen, täglich auf die Domainenkammer gehen und als jüngſter Rath in Finanz- und Polizeiſachen arbeiten. Auch durfte er keine Uniform tragen, kein Vergnügen genießen und Franzöſiſches weder leſen noch ſprechen. — Im Anfang des folgenden Jahres (1731) kam der König ſelbſt nach Küſtrin und ließ den Prinzen zu ſich rufen. Er warf ſich ſeinem Vater zu Füßen. Dieſer hob ihn freundlich auf, umarmte ihn und ſprach lange mit ihm, ohne das Vorgefallene zu erwähnen. Doch änderte er nichts in der Lage des Prinzen, und erlaubte ihm nicht, nach Berlin zurückzukehren.

Dieß geſchah erſt bei der Vermählung der Prinzeſſin Friederike mit dem Erbprinzen von Baireut (20. Nov. 1731). Am 23. Nov. erſchien der Prinz, bürgerlich gekleidet, in aller Stille bei Hofe, wo eben Ball war. Der König hielt ihm nochmals ſein Vergehen vor, ſagte ihm aber auch, daß er nie wieder davon reden würde, und ſtellte ihn der Königin mit den Worten vor: „Madame, da iſt nun auch der Fritz!" Aber die Königin zeigte wenig Freude*);

---

*) Sie war noch voll Aerger, daß die Prinzeſſin mit dem Erbprinzen von Baireut und nicht, wie ſie gewünſcht und geſtrebt

auch der Prinz zeigte ſich kalt und ſtolz. Deſto lauter und inniger war die Freude der Prinzeſſin, als ſie den Bruder wieder ſah, um deſſenwillen ſie ſo vieles gelitten hatte. Sie umarmte ihn, warf ſich ihrem Vater zu Füßen, führte ihm dann den Bruder zu und bat ihn, ſeine Liebe demſelben zu ſchenken. Die Umſtehenden weinten Freudenthränen. Auch der König freute ſich, da alles nach ſeinen Wünſchen ſich fügte; und er gab ſeine Freude durch Verlängerung der Hochzeitsfeierlichkeiten, ja auch dadurch zu erkennen, daß er viele Perſonen bürgerlichen Standes zu denſelben einladete*).

Zum Zeichen völliger Wiederausſöhnung gab er (am 30. Nov.) Uniform und Degen dem Prinzen zurück, übertrug ihm ein Infanterieregiment und beſtimmte Ruppin, wo dieſes Regiment lag, zu deſſen fernern Aufenthalte. Für jetzt mußte der Prinz (4. Dec.) nach Küſtrin und zu den Arbeiten der Domainenkammer zurückkehren; aber ſchon im März 1732 rief ihn der König wieder nach Berlin, ernannte ihn zum Präſidenten des Ober-Finanz- und Kriegsdirectoriums und verlobte ihn mit der Prinzeſſin von Braunſchweig-Bevern,

---

hatte, mit dem Kronprinzen von England vermählt worden war. „En effet elle n'aimoit pas ses enfans qu'autant qu'ils étoient relatifs à ses vues d'ambition.“ Mémoires de Frédérique etc. Tom. I, pag. 349.

*) Ueber die Rückkehr des Prinzen habe ich hier zuſammengeſtellt, was ſich in den Mémoires de Frédérique, Tom. I, pag. 343 ꝛc. und bei Dohm IV, S. 46 und Förſter S. 152 darüber findet.

Bevern, Eliſabeth Chriſtine (geb. 8. Sept. 1715, geſt. 1797). Die Vermählung erfolgte am 12. Jun. 1733. Doch nur die Hände, nicht die Herzen Beider wurden vereinigt: Friedrich lebte, ſo viel als möglich, abgeſondert von einer Gemahlin, die durch den despotiſchen Befehl des Vaters ihm aufgedrungen worden war; konnte aber Achtung und Freundſchaft ihr nicht verſagen, da ſie jederzeit Klugheit und Großmuth in ihrem Betragen zeigte *).

Im Juni des Jahres 1734 folgte der Prinz ſeinem Vater zum Kriegszug gegen die Franzoſen am Rhein: der Vater ging dahin durch ſein weſtphäliſches Gebiet, der Sohn durch das Gebiet von Baireut, um ſeine Schweſter zu beſuchen; im Lager vor Philippsburg trafen beide wieder zuſammen **). Hier lernte der Prinz den alten Helden Eugen kennen, und, von ihm zu jedem Kriegsrathe gezogen, wurde er mit der öſtreichiſchen Kriegsverfaſſung und deren Mängeln bekannt. Doch kaum zwei Monate dauerte dieſer Feldzug: der König mußte Krankheitshalben im September nach Potsdam zurückkehren, und der Prinz im October ihm nachfolgen. Im nächſten Jahre (1735) mußte letzterer nach Preußen reiſen, um daſelbſt Militär- und Kammerſachen zu unterſuchen, was er auch zur Zufriedenheit ſeines Vaters vollführte. Nach ſeiner Rückkehr bezog er das Schloß Rheinsberg (am Flüßchen Rhin, in der Nähe von Ruppin), das ihm ſein Vater (1734) erkauft hatte, und er nach ſeinem Geſchmack verſchönerte. Daſelbſt bereitete er ſich zu dem großen Berufe, welchem er entgegen ſah, eifrigſt und erfolgreich vor.

---

*) Die harten Urtheile der Prinzeſſin über ſie (Mémoires de Frédérique. Tom. II, 82 und 112) ſcheinen ungerecht, ſ. Dohm IV, 79 und 569.

**) Mémoires de Frederique. Tom. II, pag. 184 ꝛc.

Schon die Drangſale, die der rohe Ungeſtüm ſeines Vaters über ihn gehäuft hatte, hatten ihm zu ſolcher Vorbereitung gedient. Sie hatten ihn von der Leichtſinnigkeit zur Ueberlegſamkeit, von der Zügelloſigkeit zur Herrſchaft über ſich geführt, hatten ihn am Gehorchen das Befehlen gelehrt, hatten ihm Muth gegen Schläge des Unglücks eingeflößt. Auch wurde es ihm nützlich, daß er zu Küſtrin in Finanz- und Polizeiſachen Unterricht und Arbeit gefunden hatte: er wurde dadurch theoretiſch und praktiſch gebildet, und lernte die Verfaſſung des Landes und die Art des Geſchäftsganges kennen. Doch vorzüglich erhob er ſich während ſeines Aufenthalts zu Rheinsberg zu der Reife und Vielſeitigkeit der Bildung, die er als Regent und Feldherr entfaltete. Nicht genug war es ihm, ſeinen Vater durch Gehorſam und Achtungsbeweiſe zufrieden zu ſtellen, er ſuchte ſich auch das Weſen der bürgerlichen Geſellſchaft, den Zweck der Regierung, und die Grundſätze deutlich zu machen, nach denen er einſt herrſchen wollte. Hierzu ſtudirte er Geſchichte und Philoſophie, und eine Frucht dieſes

Studiums waren zwei damals von ihm ausgearbeitete Schriften, nämlich ſeine Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand des europäiſchen Staatenſyſtems und ſeine Widerlegung des Machiavelli. Zugleich trat er mit ausgezeichneten Gelehrten damaliger Zeiten, namentlich mit Voltaire (ſeit 1736) in Briefwechſel und ſammelte einen Kreis gelehrter Männer um ſich. Mit dieſen ergötzte er ſich in heitern Abendgeſellſchaften, die, nebſt Poeſie und Muſik, ſeine Erholungen ausmachten. Von ſeinem Vater erfuhr er hierin keine Störungen. Denn da er ſich ganz nach deſſen Willen fügte, bei ſeinem Regimente gute Ordnung hielt, die jährlichen Muſterungen pünktlich abwartete, alle Aufträge pünktlich ausführte, auch öfters nach Berlin und Potsdam kam: ſo faßte der Vater Vertrauen und Liebe zu ihm und hatte Nachſicht mit ſeinen Vergnügungen.

Am 31. Mai 1740 ſtarb ſein Vater, und er trat nun, 28 Jahre alt, die Regierung an. Man hatte damals keine große Meinung von ihm: er galt für einen Witzling, Schöngeiſt, Religionsſpötter. Aber wie bald änderte ſich das Urtheil über ihn, als er die Welt überraſchte durch die Thaten, die er im Kriege vollbrachte, durch die Regentenſorgfalt, die er im Frieden bethätigte, und durch die Umſicht und Feinheit, mit welcher er die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Nun kam ihm Achtung und Bewunderung entgegen, und man erkannte in ihm einen der auſſerordentlichen

Menſchen, die, ihrem Zeitalter vorzuleuchten, geſchaffen ſind.

Vieles und mehr, als man nach dem Zwieſpalte, der zwiſchen ihm und ſeinem Vater obgewaltet hatte, vermuthen ſollte, war von dieſem auf ihn übergegangen. Wie ſein Vater, ſah er Geld und Soldaten als die Hauptſtützen ſeines Staates an; weshalb er, wie jener, den Militärſtand dem Bürgerſtande vorzog und durch Erſparniſſe und Vermehrung der Einkünfte große Geldſummen zuſammenhäufte. Wie ſein Vater, betrachtete er den Staat als eine Maſchine und dieſe Maſchine als allein von ſeinem Willen abhängig; weshalb er, wie jener, willkürlich regierte, von dem Volke nie eine Mitſtimme, ſondern nur Gehorſam und Fertigkeit verlangte, und die Lehren über Völkerrecht und Völkerfreiheit, die er in ſeinen Schriften vortrug, in ſeinem Regieren nicht anerkannte. Wie ſein Vater, liebte er eine wohlgeordnete und anhaltende Thätigkeit, bekümmerte ſich um alles, entſchied über alles; weshalb er auch, wie jener, eine gute Zeiteintheilung ſorgſältig beobachtete, in alle Staatsangelegenheiten eingriff und weder Stände noch Collegien um ſich verſammelte, ſondern ſeine Miniſter über die ihnen übertragenen Geſchäfte einzeln abhörte und durch ſeine Kabinetsſecretaire ſeine Befehle ausfertigen ließ. Wie ſein Vater, war er, obſchon von Natur für zarte Empfindungen empfänglich, oft hart und rauh, launenhaft und jähzornig; weshalb er, wie jener, einzelne und ganze Klaſſen ſeiner Unterthanen (namentlich die Juden) auf eine widrige Weiſe behandeln, drückende Maßregeln ergreifen und beſonders bei ſeinen Militär- und Finanzeinrichtungen zu vielerlei Klagen Veranlaſſung geben konnte. Aber wie ähnlich er auch in vielerlei Rückſicht ſeinem Vater war: an Geiſteskraft und Geiſtesbildung war er demſelben weit überlegen. Was jenem Zweck war, war ihm nur Mittel; wo jener ſtehen geblieben war, ging er weiter; den höhern Aufſchwung ſeines Staates, der jenem höchſtens nur Wunſch und Hoffnung war, brachte er zur Wirklichkeit, und nie überließ er ſich ſolchen Rohheiten, als in dem Leben ſeines Vaters vorkamen.

Für die Staatsverfaſſung that er nichts, alles nur für die Staatsverwaltung! Er ließ die Staatsverfaſſung, wie er ſie gefunden hatte, und weit entfernt, Volksfreiheiten, von denen er in ſeinen Schriften redete, zu geſtatten, zog er die noch beſtehenden in engere Grenzen. Sein Zeitalter hatte ſich noch nicht zu Verbeſſerungen der Staatsverfaſſungen hingerichtet, und er ſelbſt war, im Gefühl ſeiner Kraft und im Bewußtſeyn ſeines Regenteneifers, für unbeſchränktes Selbſtherrſchen, alſo gegen alle Mitwirkung Andrer bei ſeiner Regierung. Aber eben dadurch machte er den Staat ganz von ſeiner Perſönlichkeit abhängig und ſtellte ihn verderblichen Verfügungen bloß, wenn ein ihm ungleicher Nachfolger regierte. In Hinſicht der Staatsverwaltung war ſein Wirken ungleich.

Bildung und Anwendung des Heeres, Behauptung des errungenen Anſehns und Beförderung einer ſchnellen und unparteiiſchen Gerechtigkeitspflege, die Aller Klagen hört und den Armen und Niedrigen gegen die Anmaßungen des Reichen und Vornehmen ſchützt, galt ihm als Hauptſache, und in dieſem allen hat er ſich hervorgethan und großen Ruhm erworben*). Weniger leiſtete er in Hinſicht der Finanzverwaltung, des

---

*) Dohm IV, 489. — Wie ſehr Friedrich II. auf unparteiiſche Gerechtigkeitspflege hielt, zeigt ſich in dem Prozeß des Müllers Arnold (1779). Dieſer hatte dem Könige klagend vorgeſtellt, wie ihm durch einen benachbarten Gutsbeſitzer ein Theil des Waſſerbedarfs entzogen und, da er deshalb den rückſtändigen Erbzins nicht habe entrichten wollen, ſeine Mühle (unweit Züllichau) von den Untergerichten des Grafen von Schmettau weggenommen worden ſey. Der König hatte ihn mit ſeiner Klage an die neumärkiſche Regierung zu Küſtrin, dann, da er hier ſeinen Prozeß verlor, an das berliner Kammergericht verwieſen, und letzteres insbeſondere zu richterlicher Genauigkeit aufgefordert. Aber auch dieſes Gericht entſchied gegen den Müller. Da ward der König, der in der Stille Zeugniſſe, die der Sache des Müllers günſtig waren, geſammelt hatte, aufs heftigſte entrüſtet. Er ſah in dem Verfahren der Richter eine Beugung des Rechts zu Gunſten der Vornehmern und beſchloß, durch ſtrenge Beſtrafung andre Richter von ähnlichen Ungerechtigkeiten abzuſchrecken. Er entſetzte den Vorſitzenden des berliner Kammergerichts, den Großkanzler von Fürſt, dem er perſönlich die bitterſten Vorwürfe machte, ſeines Amtes, verurtheilte zwei von deſſen Räthen zu einjährigem Gefängniß, verhängte gleiche Strafe über den Vorſitzenden der neumärkiſchen Regierung, den Grafen von Finkenſtein, und drei von deſſen Räthen, ließ das gefällte Urtheil aufheben und dem Müller Entſchädigung zukommen (ſ. Dohm I, 268 und 534). — Mochte er auch hierbei zu raſch, zu leidenſchaftlich, vielleicht gar ungerecht verfahren (was indeſſen bezweifelt wird, ſ. (Manſo's) Geſchichte des preuß.

Handels-, des Fabrik-, des Schul- und Kirchenweſens; ja er hat bei der Finanzverwaltung, ſo wie bei der Werbung zum Soldatendienſt, oft Maßregeln ergriffen, die für ſeine Unterthanen höchſt drückend und der Sittlichkeit und Vaterlandsliebe nachtheilig waren *).

Beſonders auffallend ſind in ſeinem Regentenleben ſein Mißtrauen, ſeine Geringſchätzung der Religion und ſeine Hinneigung zu den Franzoſen: — drei Punkte, über welche hier noch geredet werden ſoll.

Seit jenen Mißhandlungen, die er in ſeiner Jugend erlitten, hatte ſich, — obſchon er edel genug dachte, ſich deshalb nie an den Räthen ſeines Vaters zu rächen, oder gar das Andenken des letztern zu verunglimpfen, — etwas von Menſchenverachtung und Argwohn in ihm eingefunden, was ihm, trotz ſeiner philoſophiſchen Studien, immer eigen blieb und ihn im Kreiſe ſeiner Freunde zu bittrer, hart verwundender Satyre und in ſeinem Regentenleben hin und wieder zu Herabwürdigungen Einzelner und ganzer Stände veranlaßte und mit Mißtrauen gegen die Geſchicklichkeit, Redlichkeit und Treue derer, die ihm dienten, erfüllte. Solches Mißtrauen äuſſerte er gegen den Bürgerſtand, den er wenig achtete, und dem er Ehrgefühl und Talent abſprach, das

er

Staates. Thl. I. 77): ſo iſt doch ſein hierbei hervorleuchtendes Streben, auch dem Geringſten ſeiner Unterthanen Recht zu ſchaffen, ehr- und preiswürdig zu nennen.

*) Dohm IV, 519.

er nur bei dem Adel finden zu können meinte *). Solches Mißtrauen äuſſerte er gegen ſein Volk überhaupt, als er (1766) Franzoſen in ſein Reich berief, dieſen die Vermehrung und Eintreibung der Zoll- und Acciſegelder übertrug, und dadurch den Wohlſtand und ſelbſt die häusliche Ruhe ſeiner Unterthanen, die ihm kurz zuvor, im ſiebenjährigen Kriege, ſo viele Beweiſe der Anhänglichkeit und Treue gegeben hatten, der Willkür dieſer Fremdlinge bloßſtellte.

Eben ſo auffallend, als ſein Mißtrauen, war ſeine Geringſchätzung der Religion. Die Art, wie er in früheren Jahren im Chriſtenthume unterrichtet worden war, die Zweifel, in die er beim Studium der Philoſophie gerieth, und die ſpitzſindigen und unterhaltenden Angriffe auf Religion und Kirchenthum, die er

---

*) Oeuvres posthumes. Tom. V, pag. 167: D'ordinaire la noblesse a de l'honneur. Il ne faut pas disconvenir cependant, que quelquefois on rencontre du mérite et du talent chez des personnes sans naissance; mais cela est rare etc. Zur Vertheidigung Friedrichs führt Thiébault (Friedrich der Große, ſeine Familie, ſeine Freunde und ſein Hof ꝛc. Leipzig, 1828. Thl. II, 57) deſſen Worte an: „Der Adel iſt „nichts anderes, als der höhere Grad von Bildung, Ehre und „Vaterlandsliebe, den man billig bei Perſonen aus guten Familien, die einer ſorgſamern Erziehung als Andre genießen, voraus„ſetzen darf; iſt dieß nicht da, ſo iſt er nichts, gar nichts, ohne allen „Werth und ein Unkraut ſtatt etwas Nützliches zu ſeyn." — Wahr ſcheint uns das Letztere. Aber, wer ſollte nicht im Betreff des Erſtern fragen, ſind gute Familien nur die des Adels? Kann eine ſorgſame Erziehung, die den Geiſt zu dem Wahren, Guten und Schönen weckt und ſtärkt, nicht auch in den Familien des Bürgerſtandes Statt finden? Sind überhaupt Talent, Ehrgefühl, Vaterlandsliebe an Einen Stand geknüpft?

er bei franzöſiſchen Schriftſtellern, ſeinen Leitſternen, fand, ließen ihn das Chriſtenthum in einer Geſtalt erblicken, die ihn mit Vorurtheilen gegen dieſes, wie gegen die Religion überhaupt, erfüllte. Nur die Moral achtete er: er ſah in ihr eine Führerin zur Rechtſchaffenheit und Glückſeligkeit; und wenn er das Urchriſtenthum pries, ſo geſchah es, weil er in demſelben eine vortreffliche Moral fand, die, wie er meinte, erſt durch Prieſter verdreht worden ſey. Einen Welturheber erkannte er an, und ahnete deſſen Herrlichkeit in der Herrlichkeit der Natur; aber er glaubte nicht an eine Vorſehung, nicht an eine Unſterblichkeit der Seele, nicht an die übrigen Glaubenslehren des Chriſtenthums; ja er betrachtete ſie als einen Inbegriff von Irrthümern und Täuſchungen und entzog ſich dem öffentlichen Gottesdienſte und dem Genuſſe des heiligen Abendmahls *). Die Glaubens- und Denkfreiheit, die er jedem ſeiner Unterthanen zugeſtanden hatte, nahm er auch für ſich in Anſpruch; doch wenn er einſt (1768) an Voltaire ſchrieb, „Anſtändigkeit und Gehorſam gegen die Staatsgeſetze müſſe jeden Staatsbürger verpflichten, den eingeführten Gottesdienſt zu achten und ſich vor Aergerniſſen zu hüten“ **): ſo blieb er dieſer Regel nicht treu. Er bewahrte ſeine Zweifel und Meinungen nicht in ſeiner Bruſt, ſondern trug ſie zur Schau, und liebte es mit beißendem Witze über Religions- und Kirchenſachen zu reden und zu ſchreiben und mit Bibelſprüchen und Liederverſen einen anſtößigen Spott zu treiben*). Dieß aber führte um ſo mehr zu Aergerniſſen, je aufmerkſamer alles, was von ihm ausging, beachtet und beſprochen wurde. Auch ließ ſich bemerken, daß, wie ſein Beiſpiel überhaupt, ſo auch ſeine Geringſchätzung der Religion von Vielen, ſelbſt an deutſchen Fürſtenhöfen, nachgeahmt wurde.

---

*) Thiebault (Thl. I, S. 110) erzählt, daß Friedrich bis zu ſeinem Tode bei ſeinen Religionsmeinungen verblieb, doch gegen das Ende ſeines Lebens, das er mit Ruhe erwartete, weniger als ſonſt über religiöſe Gegenſtände ſprach.

**) Dieſer Brief ſteht in Förſters Friedrichs des Großen Jugendjahre ꝛc. S. 303 ff.

Auffallend endlich war, daß er in Hinſicht auf Sprache, Bildung und Umgang mehr den Franzoſen als den Deutſchen angehörte. Er ſprach das Franzöſiſche beſſer als das Deutſche; er ſchrieb ſeine Werke, ſelbſt die hiſtoriſchen, in franzöſiſcher Sprache, und ſein liebſter Umgang war mit Franzoſen, von denen einige zu ſeinen vertrauteſten Freunden gehörten. Und wie konnte es auch anders ſeyn? Seine erſte Erziehung hatte er von Franzoſen erhalten; franzöſiſche Schriften waren die erſten, die ihm vorgelegt wurden; franzöſiſche Philoſophie und Literatur gaben ſeinem Geiſte die erſte Nahrung und Richtung, und der geläuterte Geſchmack, der ihn in den Reden und Schriften der Franzoſen anſprach, nahm ihn gegen das Rauhe, Ungelenkige und Geſchmackloſe ein, was er in der deutſchen Literatur und bei deutſchen Gelehrten ſeiner Zeit fand. Deutſchlands Sprache und Literatur lag, als er zur Regierung kam, noch im Argen; erſt während ſeiner Regierung fing ſie an, aus ihrer Weitſchweifigkeit, Buntſcheckigkeit und Geiſtloſigkeit zu Wohllaut, Harmonie, Anmuth und Würde ſich zu erheben. Wie aber hätte er bei der Maſſe von Arbeiten, die ihn täglich umlagerte, der Fortbildung der deutſchen Literatur folgen können? und wie hätte er, der nur zu ſeiner Erholung ſich mit der Literatur beſchäftigte und ſich ſeit früher Jugend gewöhnt hatte, ſolche Erholung nur in den Schriften der Franzoſen zu finden, ihr folgen mögen? Gleichwohl entging ihm bei ſeinem umſichtigen Blicke das Aufblühen derſelben nicht völlig; ja er ſelbſt trug zu ſelbigem bei theils durch ſeine Thaten, die eine Aufregung des deutſchen Geiſtes waren (man denke an Gleim, Kleiſt, Rammler, Leſſing!), theils durch das Beiſpiel von Wiſſenſchaftlichkeit, mit dem er vorleuchtete, theils durch die Achtung, die er einigen deutſchen Gelehrten (wie

---

*) Als ihn einſt die Kirchenvorſteher der Nikolaikirche zu Potsdam baten, er möchte den Bau der Schwibbogen um dieſe Kirche unterſagen, weil ſelbige dadurch an Licht verliere, antwortete er ihnen: „Selig ſind die nicht ſehen, und doch glauben." (Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Großen. Herausgegeben von C. Hildebrandt. Halberſtadt, 1829. Bd. II, S. 134). — Als über die Einführung eines beſſern Geſangbuchs Streit entſtanden war, fügte er ſeinem deshalb erlaſſenen Befehle hinzu: „Jeder kann bei mir ſingen: Nun ruhen alle Wälder, und dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr." (Dohms Denkwürdigkeiten. Thl. IV, S. 478).

Wolf, Gellert, Garve!) bewies, und durch die Aufforderungen zur weitern Ausbildung der deutſchen Sprache und Literatur, die er in einer eigenen Schrift ausſprach*). Und nie ging ſeine Vorliebe für die Franzoſen ſo weit, daß er ſich ihnen ganz hingab, oder das Gute des deutſchen Weſens verkannte. In Kleidung und Lebensweiſe iſt er der deutſchen Sitte immer treu geblieben.

Von keinem Könige hat man eine ſolche Fülle von Anekdoten, als von ihm! Denn keiner hatte ſo viel Eigenthümliches im Krieg und Frieden, in Scherz und Ernſt; keiner konnte durch Wort und That, durch Blick und Geberde, ſo mächtig auf Andre wirken; keiner zog durch Vielſeitigkeit der Bildung, durch Schärfe des Witzes, durch Standhaftigkeit im Unglück, durch Mäßigung im Glücke und durch ausdauernde Erfüllung ſeiner Regentenpflichten die öffentliche Aufmerkſamkeit und Theilnahme mehr auf ſich, als er. Mag es alſo auch den meiſten dieſer Anekdoten an Zuverläſſigkeit oder Haltbarkeit fehlen: gewiß deutet ihre Menge und Manchfaltigkeit auf die Größe **Friedrichs** hin, oder gibt zu erkennen, wie auſſerordentlich ſeine Zeit von

---

*) De la littérature allemande, des défauts, qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger. Dieſe Schrift wurde von Friedrich zu Ende des Jahres 1779 ausgearbeitet, und ſie erſchien, zugleich mit einer deutſchen Ueberſetzung derſelben von **Dohm**, im Anfange des Jahres 1780. ſ. **Dohms** Denkwürdigkeiten. Thl. I, S. 257 und V, 154.

von ihm ergriffen wurde, und mit welchem Staunen und Bewundern ſie auf ihn blickte, daß ſie nicht müde wurde, von ihm zu reden und zu hören. Und die Huldigung, die er verdiente, hat mit ihm nicht aufgehört! Wie ſehr ſich auch ſeit ſeinem Dahinſcheiden die Anſichten über Staatsverfaſſungen und Staatseinrichtungen verändert haben, wie viele große, die Welt erſchütternde Begebenheiten ſeitdem eingetreten ſind, und wie ſehr der Held unſrer Tage, Napoleon, durch Genie und Thatenglanz die Aufmerkſamkeit beſchäftiget hat: Friedrichs Ruhm iſt dadurch nicht verdunkelt worden. Noch heute ſegnet Preußen ſein Andenken; noch heute gilt er als der erſte Regent des achtzehnten Jahrhunderts; und gewiß wird auch die fernſte Nachwelt erkennen, daß in ihm ein großer Geiſt über die Erde gegangen iſt!

XV.

Franklin und Waſhington.

Hoher Ruhm umſtrahlt die Namen Franklin und Waſhington, und erhebend iſt es, zu ihnen aufzuſchauen, als zu glänzenden Geſtirnen in der Geſchichte der Menſchheit. Wie könnten wir alſo von ihnen ſchweigen? oder wie könnten wir dieſe Abtheilung unſeres hiſtoriſchen Bilderſaals würdiger ſchließen, als mit der Schilderung dieſer edlen, verdienſtvollen Männer?

Wie das Genie ſich Bahnen bricht, auch wo große Hinderniſſe ſich ihm entgegenthürmen, wie das Fortkommen in der Welt nicht immer abhängig iſt von dem Glanze der Geburt und des Reichthums, und wie ſegensvoll es iſt, wenn Klugheit mit Redlichkeit, Thätigkeit mit Mäßigkeit, Geſchicklichkeit mit Anſpruchsloſigkeit im Bunde ſteht, — das zeigt ſich auf das Deutlichſte in Franklins Leben, das in moraliſcher wie in politiſcher Hinſicht gleich wichtig iſt*).

Benjamin Franklin, geboren zu Boſton am 17. Jan. 1706, war der jüngſte Sohn unbemittelter, aber ehrenwerther Eltern. Sein Vater, der ſich (1682) als Puritaner von England nach Boſton gewendet und daſelbſt eine Licht- und Seifenſiederei eingerichtet hatte, beſtimmte ihn anfangs zum geiſtlichen Stande und ſchickte ihn dazu (1714) in eine lateiniſche Schule. Doch ſchon nach einem Jahre nahm er, weil es ihm an Geld fehlte, den neunjährigen Knaben aus derſelben und ſtellte ihn bei ſeinem Gewerbe an. Der Sohn aber zeigte eben ſo viel Widerwillen gegen dasſelbe, als Begierde nach Büchern und Lectüre, und der Vater war verſtändig genug, dieſe Stimmung des Sohnes zu beachten. Er brachte ihn daher zu dem ältern Sohn, einem Buchdrucker zu Boſton, in die Lehre (1718). Jetzt erlernte und betrieb **Benjamin Franklin** mit Fleiß und Sorgfalt das Buchdruckergeſchäft; aber ſo oft er einen freien Augenblick hatte, früh, ehe die Tagesarbeit anging, Abends, wenn ſie beendigt war, Sonntags, wenn ſie ruhete, beſchäftigte er ſich mit Arithmetik, Geometrie und Philoſophie, machte ſich mit den Regeln der engliſchen Grammatik bekannt und übte ſich im Auffaſſen und Vortragen deſſen, was er durchdacht hatte. Um Geld zum Ankauf und Zeit zum Leſen nöthiger Bücher zu gewinnen, gewöhnte er ſich, ſtatt der Fleiſchſpeiſen, wohlfeile Pflanzenkoſt zu genießen. Anlaß zur Schriftſtellerei gab ihm die Zeitung, die ſeit 1721 in der Buchdruckerei ſeines Bruders erſchien und vielerlei Mitarbeiter hatte. Unvermerkt lieferte er zu derſelben Beiträge. Dieſe Beiträge, die Erſtlinge ſeiner Feder, fanden Beifall; aber eben dieſer Beifall erregte den Neid ſeines Bruders, der ihm hart begegnete, oft ſogar Schläge zutheilte. „Vielleicht,“ ſchreibt er*), „war dieſe harte und tyranniſche Behandlung ein Mittel, mir die Abneigung gegen willkürliche Macht einzuprägen, die mich während meines ganzen Lebens nicht verlaſſen hat.“ — Doch vermochte er es nicht, ſie lange zu ertragen. Mit dem wenigen Gelde, das er ſich durch Verkauf ſeiner Bücher verſchafft hatte, floh er (1723) von Boſton nach Neuyork und, als er dort keine Arbeit fand, weiter nach Philadelphia.

---

*) Franklin ſelbſt hat ums Jahr 1770 die erſte Hälfte ſeines Lebens (1706 – 1751) aufgezeichnet. Dieſe Selbſtbiographie ſammt Nachträgen zu derſelben findet man am vollſtändigſten in „Benjamin Franklin's Leben und Schriften, nach der von ſeinem Enkel, William Temple Franklin, veranſtalteten neuen londoner Original-Ausgabe; mit Benutzung des bei derſelben bekannt gemachten Nachlaſſes und früherer Quellen zeitgemäß bearbeitet von Dr. A. Binzer. Kiel, 1829. 4 Bände."

---

*) Franklins Leben ꝛc. Thl. I, S. 21.

In dem armſeligſten Zuſtande betrat er dieſe Stadt, die der Schauplatz ſeines größten Glanzes werden ſollte; doch fand er bald in derſelben was er für den Augenblick bedurfte, Erwerb durch Arbeit, belebenden Umgang und einen rathgebenden Gönner. Der Buchdrucker Keimer nahm ihn in Arbeit; er kam mit jungen Leuten, die, wie er, eine bildſame Lectüre liebten, in Bekanntſchaft, und der Gouverneur William Keith, dem er durch einen gutgeſchriebenen Brief bekannt geworden war, zeigte ihm Wege zum weitern Fortkommen. Von ihm ermuntert, faßte er den Plan nach England zu gehen, ſich daſelbſt mit den Erforderniſſen zu einer Buchdruckerei und zu einem Buchhandel zu verſehen und dann beides in Philadelphia anzulegen. Am 24. Dec. 1724 kam er, zum erſten Male, nach London. Aber die Empfehlungen und Geldunterſtützungen, die Keith ihm vorgeſpiegelt hatte, blieben aus, und er gerieth dadurch in drückende Verlegenheiten, bis er als Setzer und Drucker Arbeit fand, durch eine philoſophiſche Abhandlung „über Freiheit und Nothwendigkeit" ſich empfahl, und durch ſeine Geſchicklichkeit im Schwimmen Aufſehn machte. Indeſſen ſchien ſich ihm eine andre Laufbahn zu öffnen. Ein nordamerikaniſcher Kaufmann Denham, der ihn auf der Seereiſe nach England hatte kennen lernen, bot ihm eine Stelle in ſeinem Handelsgeſchäft an. Er ergriff dieſes Anerbieten und kehrte (im Jul. 1726) mit **Denham** nach Philadelphia zurück. Doch abermals ſah er ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht! **Denham** ſtarb im Febr. 1727, das Handelsgeſchäft desſelben zerfiel, und er mußte wiederum bei Keimer, ſeinem vorigen Brodherrn, als Buchdrucker arbeiten. Aber er hatte jetzt bei größerer Geſchicklichkeit größeres Anſehn und Einkommen. So mit ſeinem Looſe zufrieden und mit geiſtreichen Männern in Verbindung, vereinigte er ſich mit mehreren derſelben, jeden Freitag-Abend zuſammenzukommen und ſich gegenſeitig mitzutheilen, was ſie im Gebiete der Wiſſenſchaft oder des Menſchen- und Staatslebens Bemerkenswerthes gehört oder geſehen, geleſen oder geſchrieben hätten. Dieſe Geſellſchaft nennt er ſelbſt*) eine gute Schule der Philoſophie, Moral und Politik; aber ſie kann auch die Wiege der amerikaniſchen Freiheit heißen; denn, wie ſie unter ihren Gliedern Freiheitsideen aufregte, ſo diente ſie auch dazu, weitreichende Verbindungen anzuknüpfen und politiſche Anſichten in Umlauf zu bringen.

Unterſtützt von Mitgliedern dieſer Geſellſchaft und andern Freunden, brachte er nun den Gedanken, den einſt Keith ihm eingegeben hatte, zur Ausführung.

---

*) Franklins Leben ꝛc. Thl. 1, S. 72.

Im Jahre 1729 errichtete er eine Buchdruckerei zu Philadelphia, mit der er bald auch einen Buchhandel verband. Um beides emporzubringen, wendete er den vielſeitigſten und unermüdlichſten Fleiß an. Denn nicht genug, daß er bei jeder Arbeit ſeines Doppelgeſchäfts mitwirkte, ſo arbeitete er auch als Schriftſteller. Er ſchrieb ſeit 1729 eine politiſche Zeitung, ſeit 1732 einen Almanach „der arme Richard," der treffliche Lebensregeln aufſtellte, und auſſerdem mehrere Flugſchriften, ſo oft es galt, einen Gegenſtand von allgemeinem Intereſſe zu erörtern. Daneben ſtudirte er täglich einige Stunden in der auf ſeinen Betrieb (1732) errichteten Bibliothek und erlernte ohne Lehrer das Franzöſiſche und Italieniſche. Dieß Sprachſtudium war ihm nur Erholung oder, wie er ſchreibt*), „das einzige Vergnügen, das er ſich erlaubte."

Nicht unbelohnt blieb dieſer Fleiß. Durch ihn wurde er wohlhabend, beſonders als er (ſeit 1733) in mehreren Städten Nordamerikas Buchdruckereien und Buchhandlungen auf ſeine Rechnung anlegen ließ; und durch ihn wurde ſeine Klugheit und Rechtſchaffenheit offenkundig, ſo daß ſeine Mitbürger Vertrauen zu ihm faßten und Aemter und Würden ihm übertrugen. Er wurde 1736 zum Secretair der Generalverſammlung der Provinz Penſilvanien, 1737 zum Poſtmeiſter von Philadelphia, fernerhin zum Friedensrichter,

---

*) Franklins Leben ꝛc. Thl. I. S. 94.

richter, zum Aldermann und mehrere Jahre nach einander, ohne ſein Zuthun, zum Repräſentanten bei der Generalverſammlung Penſilvaniens ernannt.

So zum öffentlichen Leben hingerufen, bewährte er bald und vielfältig ſein Streben nach Gemeinnützigkeit. Er bewirkte zu Philadelphia die Verbeſſerung der Nachtwachen, die Einrichtung einer Feuerlöſch-Compagnie und einer Bürgermiliz, die Steinpflaſterung und nächtliche Beleuchtung der Straßen, die Stiftung eines Waiſenhauſes und einer Schule (1749), die nach und nach zu einer Univerſität emporwuchs. Dabei hörte er nicht auf, ſich mit den Wiſſenſchaften, beſonders mit der Phyſik, zu beſchäftigen, und bei den phyſikaliſchen Verſuchen, die er mit umſichtigem Nachdenken anſtellte, wurde er (1749) auf die Erfindung der Blitzableiter hingeführt, die ſeinem Namen auch in Europa Achtung verſchaffte. Beweiſe dieſer Achtung empfing er, als er in den Jahren 1768 und 1769, von England aus, eine Reiſe nach Holland, Deutſchland und Frankreich machte.

Doch auch in ſeinem Vaterlande wurde ſein Werth anerkannt. Bei allen Vorkommenheiten wurde er zu Rathe gezogen, zu jedem Ausſchuſſe gewählt, bei jedem ſchwierigen Handel zum Vermittler ernannt. Während aber hierdurch ſein Anſehn und Einfluß ſich verſtärkte, verſtärkte ſich auch ſeine Geſchicklichkeit in Behandlung öffentlicher Geſchäfte, ſeine Kenntniß der Befugniſſe und Bedürfniſſe der nordamerikaniſchen Colonieen, ſein Streben ſie ſittlich und bürgerlich zu erheben, und mit dem Vertrauen ſeiner Mitbürger zu ihm ſein Vertrauen zu ſich ſelbſt. So von Innen und Auſſen beſtimmt, wurde er bei dem Kampf ſeines Vaterlands mit England einer der erſten Parteiführer und wirkte, wie auf deſſen Anfang, ſo auch auf deſſen Ausgang unverkennbar ein. Durch Erinnerungen an hergebrachte Rechte und Aufmahnungen zur Freiheit trug er zur Anregung, und durch Unterhandlungen, die er eben ſo klug als kräftig führte, zur Beendigung dieſes Kampfes vieles bei.

Schon im Jahre 1757 wurde er von der Generalverſammlung Penſilvaniens nach England geſchickt, um zu bewirken, daß die Colonie-Eigenthümer die öffentlichen Laſten mittragen, oder daß deren Grundſtücke wie die der übrigen Einwohner beſteuert werden möchten. Die glückliche Beendigung dieſes Auftrags verbreitete ſeinen Ruf. Er wurde auch von den Colonieen Maſſachuſet, Maryland und Georgien zum Geſchäftsführer erwählt, und erhielt bei ſeiner Rückkehr nach Philadelphia (im Jul. 1762) den Dank ſeiner Mitbürger. Zwei Jahre nachher (1764) ſchiffte er abermals nach England, als Lord Grenville die Geſchäftsführer der nordamerikaniſchen Colonieen nach London beſchied, um ſich mit ihnen über die Einführung der Stempeltaxe und andrer Abgaben zu beſprechen. Jetzt blieb er eilf Jahre von ſeinem Vaterlande entfernt, doch immer mit dem Intereſſe deſſelben den beſchäftigt. Lebhaft widerſetzte er ſich der gehäſſigen Stempeltaxe, und die klare und kräftige Rede, die er (am 3. Febr. 1766) vor einem Ausſchuſſe des Parlaments hielt, hatte auf die Aufhebung derſelben bedeutenden Einfluß. Damit nicht zufrieden, vertheidigte er bei jedem Anlaß mündlich und ſchriftlich die Rechte ſeiner Landsleute. Zugleich redete er dieſen zu, ſich vom brittiſchen Parlamente keine Eingriffe in ihre Rechte gefallen zu laſſen, forderte ſie auf (7. Jul. 1773), einen allgemeinen Congreß zu berufen, und leitete ſo die erſten Schritte zur Vereinigung der nordamerikaniſchen Colonieen ein.

Wegen des Eifers, mit dem er für ſein Vaterland wirkte, mußte er durch die Miniſterpartei in England, die ihn als einen Aufwiegler betrachtete, eine ſchmerzliche Mißhandlung erleiden. Am 29. Jan. 1774 wurde er vor den brittiſchen Geheimenrath berufen, um wegen Bekanntmachung von Briefen der brittiſchen Regierung zu Maſſachuſet, die in ſeine Hände gekommen waren, vernommen zu werden. Hier erhob der Rechtsanwalt Wedderburn die kränkendſten Beſchuldigungen gegen ſeinen Charakter und gegen ſein Benehmen, bezeichnete ihn als einen argliſtigen, betrügeriſchen Mann, und warf ihm vor, daß er darauf ausgehe, Zwietracht und Spaltungen zu erregen. Schweigend hörte er dieſe Beſchuldigungen an: — ſeine Vertheidigung gegen ſie erſchien erſt nach ſeinem

Tode*); — aber bittrer Groll kochte in ſeinem Innern. Nun erſt wurde er Englands Feind; nun erſt ſtrebte er die nordamerikaniſchen Colonieen, die er vorher mit demſelben auszugleichen geſucht hatte, von demſelben zu trennen.

Voll dieſer Geſinnungen verließ er am 17. März 1775 England, und kam, als ſchon der Krieg zwiſchen England und Nordamerika entbrannt war, im Mai dieſes Jahres nach Philadelphia zurück. Die Achtung und Liebe ſeiner Mitbürger empfing ihn; aber ein tiefer Schmerz war ihm beſchieden. Sein einziger Sohn, Gouverneur zu Neujerſei, ſagte ſich von ihm los, trat auf die Seite der brittiſchen Regierung und ergriff gegen Vater und Vaterland die Waffen. „So tief," ſchrieb er ſelbſt**), „hat mich noch nie „etwas betrübt; ſo ſchneidend ſchmerzlich hat mich noch „nie etwas ergriffen, als daß mein einziger Sohn in „meinen alten Tagen mich verlaſſen, und nicht allein „verlaſſen, ſondern auch die Waffen gegen mich er„greifen konnte." Doch ertrug er auch dieſen Schmerz mit Hochſinn und arbeitete fort und fort, ſein Vaterland zum Kampf gegen England zu rüſten und zu ſtärken. Anfangs war er dazu in Nordamerika beſchäftigt; dann, da es fühlbar wurde, daß ohne fremde

---

*) Sie findet ſich in Franklins Leben ꝛc. Thl. I, S. 181 — 226.

**) Man ſehe ſeinen Brief an ſeinen Sohn vom 16. Aug. 1784 — in Franklins Leben ꝛc. Thl. II, S. 61.

Beihilfe Nordamerikas Freiheit nicht bewerkſtelliget werden könnte, übernahm er den Auftrag als bevollmächtigter Abgeſandter nach Frankreich zu gehen, um dieſe Macht, die ſchon beim Beginnen des obwaltenden Kampfes den Nordamerikanern Theilnahme gezeigt hatte, zu einem Bündniß gegen England zu bewegen.

Am 26. Oct. 1776 reiſte er mit ſeinen beiden Enkeln von Philadelphia ab, landete am 3. Dec. zu Auray in der Bretagne und begab ſich dann über Nantes nach Paris. Mit freudiger Theilnahme wurde er in Frankreich empfangen und behandelt; denn ſchon hatte er, der durch Alter und Verdienſte ehrwürdige Mann, und die Angelegenheit, die er vermitteln ſollte, hier großen Beifall gefunden. Aber noch war es ungewiß, ob auch der franzöſiſche Hof geneigt ſeyn würde, die Unabhängigkeit der Nordamerikaner anzuerkennen, einen Abgeſandten derſelben zu empfangen und offen mit England zu brechen. Franklin fand es alſo der Klugheit gemäß, fürs erſte öffentliches Aufſehen zu vermeiden. Er bezog mit den Seinigen das Dorf Paſſy zwiſchen Paris und Verſailles, erſchien dort ſelten, hier nie, und lebte ſcheinbar unbeſchäftigt als Schützling der franzöſiſchen Regierung. Doch in der Stille wußte er für die Sache ſeines Vaterlands ſo eindringlich zu reden und zu handeln, daß er die einflußreichſten Männer für ſie gewann, daß Menſchen aus allen Ständen und Gegenden ſich zu ihm drängten, um durch ihn Anſtellungen im nordamerikaniſchen

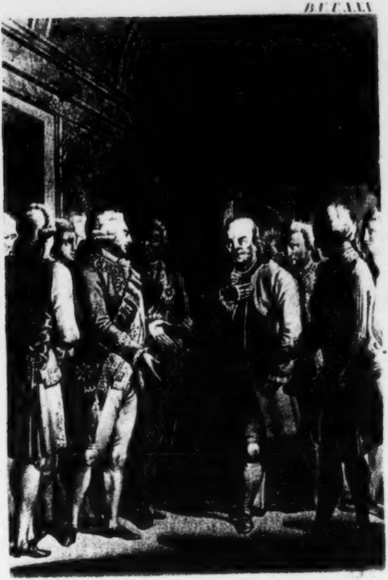
Heere zu erlangen, und daß die Regierung noch im Jahre 1777 die Nordamerikaner mit Geld- und Waffenſendungen heimlich unterſtützte. Selbſt mit Spanien wußte er ſchon damals durch den Grafen Aranda Verbindungen einzuleiten.

Erſt nach einigen Monaten konnte er in Frankreich unverholen auftreten. Denn als die Nachricht von dem Waffenglücke der Nordamerikaner bei Saratoga (17. Oct. 1777) nach Frankreich gekommen war und das Vertrauen zu letztern geſtärkt hatte, fand die franzöſiſche Regierung nicht länger Bedenken, ſich öffentlich für ſie zu erklären. Am 6. Dec. 1777 ließ ſie dieß dem nordamerikaniſchen Geſandten melden und am 6. Febr. 1778 ſchloß ſie mit ihm einen Vertrag, in welchem ſie die Unabhängigkeit der Nordamerikaner anerkannte, Handels- und Freundſchaftsverbindungen mit ihnen einging und ſich zur kräftigſten Unterſtützung derſelben verpflichtete. Gleich darauf wurde Franklin durch den franzöſiſchen Miniſter, Grafen von Vergennes, dem Könige und dem ganzen Hofe zu Verſailles vorgeſtellt.

Er kam, nicht wie Andre, die dem Könige vorgeſtellt wurden, in goldgeſtickten Kleidern, mit künſtlich aufgebautem und gepudertem Haare, ſondern in einem ſchlichten braunen Kleide, mit herabhängendem grauem Haare und einem runden Hute, — ein Abbild jener Einfachheit, welche von den franzöſiſchen Philoſophen damaliger Zeiten ſo hoch erhoben wurde.

Hatte

B.I.C.XXI



Benjamin Franklin,
am Hofe zu Versailles.

Hatte ſchon die Manchfaltigkeit ſeiner Verdienſte und die Sache, die er vertrat, die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt; ſo erregte nun auch das Ungewöhnliche und Neue ſeines prunkloſen Aeuſſern Staunen und Bewunderung. Als er vor Ludwig XVI. erſchien, redete ihn dieſer mit den Worten an: „Geben Sie den Vereinigten Staaten von Nordamerika „die Verſicherung meiner Freundſchaft und erlauben „Sie mir die Bemerkung, daß Sie durch Ihr Betragen während Ihres Aufenthalts in meinen Landen „meine höchſte Zufriedenheit ſich erworben haben"*). Er wurde darauf der Königin und allen zu Verſailles anweſenden Gliedern der königlichen Familie vorgeſtellt, und von allen gnädig empfangen. Als er über den Schloßhof zurückging, begleitete ihn die verſammelte Volksmenge mit lauten Beifallsbezeigungen. Späterhin, als er in die franzöſiſche Akademie aufgenommen wurde, begrüßte ihn der Vorſitzende derſelben, d'Alembert, mit dem ſinnvollen Vers: „Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis."

Jetzt unbeſchränkter, als vorher, in ſeinem Eifer für ſein Vaterland, führte er demſelben Menſchen, Waffen, Geld und Kriegsvorräthe aller Art zu, um es dadurch zur Freiheit und zum Frieden zu führen. Und er hatte die Freude, daß ein glänzender Erfolg ſeine raſtloſen Sorgen und Mühen krönte. Am 3.

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XXX.

Sept. 1783 unterzeichnete er mit den engliſchen Abgeſandten zu Verſailles den Definitivfrieden, durch welchen die Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit ſeines Vaterlandes auch von England anerkannt wurde. Nun, da er die Aufgabe ſeiner Sendung glücklich gelöſet hatte, ergriff ihn mit verſtärkter Kraft die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande. Doch erſt im Jahre 1785, nachdem der ihm beſtimmte Nachfolger Jefferſon in Frankreich eingetroffen war, fand dieſe Sehnſucht Befriedigung. Am 12. Jul. 1785 verließ er Paſſy und am 22. Jul. ſegelte er von Havre de Grace ab, aber nicht gerade nach Amerika, ſondern erſt an die Küſte Englands, nach Southampton, um alte Freunde wiederzuſehen und mit ſeinem abtrünnigen Sohne, der ſich in London niedergelaſſen hatte, eine Ausgleichung zu treffen. Als dieß geſchehen war, ſchiffte er (am 28. Jul.) nach Amerika, und troß der Steinſchmerzen, die ihn heimſuchten, ſchrieb er unterwegs eine Abhandlung über die Verbeſſerung der Schifffahrt und eine andre über die Verbeſſerung der Rauchfänge.

Glänzend und erfreulich mußte ihm der Tag ſeyn, an welchem er vor König Ludwig XVI. erſchien, dann der Tag, an welchem er den Frieden zu Verſailles unterzeichnete; aber gewiß noch glänzender und erfreulicher war ihm der Tag (24. Sept. 1785), an welchem er nach Philadelphia zurückkam. Jetzt ſah er ſeine Anſtrengungen für ſein Vaterland belohnt. Eine unzählbare Volksmenge empfing ihn mit Jubel, und während durch Kanonendonner und Glockengeläute ſeine Rückkehr der ganzen Umgegend verkündigt wurde, tönten ihm von allen Seiten Dank- und Segenswünſche entgegen. Am folgenden Tage (15. Sept.) überreichten ihm die Volksrepräſentanten eine Dankadreſſe; zugleich beeiferten ſich alle Behörden ihm Dank und Achtung zu bezeigen; und der Held ſeines Vaterlandes, der edle Washington ſchrieb ihm (am 25. Sept.): „Keiner kann größere Achtung für Sie hegen und kann mit größrer Freude Sie begrüßen, als ich"*).

Jetzt hätte er, ein neunundſiebzigjähriger Greis, von dem langen Tagewerke ſeines mühevollen Lebens ausruhen können; aber noch erhielt ihn die Munterkeit ſeines Geiſtes in Thätigkeit, und noch vertrauten ſeine Mitbürger der Weisheit ſeiner Rathſchläge. Er wurde daher erſt Beiſitzer des oberſten Stadtrathes, dann drei Jahre nach einander Präſident von Penſilvanien und im Jahre 1787 Mitglied der Commiſſion, die zur Veränderung der Bundeseinrichtung niedergeſetzt worden war. Durch dieſelbe kam eine neue Verfaſſung Nordamerikas zu Stande, die heute noch beſteht, und vieles trug er dazu bei, daß ſie Anerkennung fand**). — Thätigkeit und Heiterkeit blieben

---

*) Franklins Leben ꝛc. Thl. II. S. 75.

**) Die Rede, die er am Schluſſe der dazu verordneten Verſammlung (Sept. 1787) hielt (ſ. Franklins Leben ꝛc. Thl. II. S. 206 — 211), iſt ein ſchöner Beweis ſeiner Aufrichtigkeit und Gemeinſinnigkeit.

ben ihm bis in das ſpäteſte Alter: an ihm ſelbſt bewährte ſich der Rath, den er einſt einem ſeiner Freunde gab*): „Haltet euern Geiſt aufrecht, das wird auch euern Körper aufrecht erhalten.“ Eben ſo blieb ihm auch die Einfachheit ſeines Weſens, die ſich, wie in der Einfachheit ſeines religiöſen Glaubens, ſo auch in der Prunkloſigkeit ſeines ſchriftlichen Vortrags abſpiegelte. Seine letzte Arbeit fürs Gemeinwohl war auf das Sklavenweſen gerichtet. Schon hatte er eine Geſellſchaft geſtiftet, die auf Abſtellung des Sklavenhandels und zugleich auf Beſchützung und Verbeſſerung freier Neger hinarbeiten ſollte, als er am 12. Febr. 1789 eine Vorſtellung an den Congreß, dann am 9. Nov. ein offenes Schreiben an das Publicum erließ, um ſeine Mitbürger gegen den Sklavenhandel und für die Pflege freigewordener Neger zu begeiſtern; ja noch am 30. März 1790, alſo achtzehn Tage vor ſeinem Tode, ſchrieb er auf die Nachricht, daß im Congreß zu Gunſten des Sklavenhandels geredet worden wäre, eine ſatyriſche Gegenſchrift, um die, welche auf Vernunftgründe nicht hörten, durch Witzſpiele gegen dieſe Entehrung der Menſchheit einzunehmen**).

Unter ſolchen Arbeiten im Dienſte der Menſchheit nahete er ſich dem Ende ſeiner irdiſchen Laufbahn. Nachdem er ſchon lange an Stein- und Gichtſchmerzen

---

*) Franklins Leben ꝛc. Thl. II, S. 32.

**) Auch dieſe letzte Schrift Franklins iſt in Franklins Leben ꝛc. Thl. IV, S. 211 ff. abgedruckt.

zen gelitten hatte, wurden dieſe Leiden im Jahre 1789 ſo heftig, daß er faſt immer im Bette bleiben mußte und oft vom Arzte zur Linderung ſeiner Qualen Opium empfing. Am 13. Apr. 1790 fühlte er ſich von Schmerzen frei, und ſchon faßten die Seinigen neue Hoffnungen, als plötzlich der Ausbruch eines Lungengeſchwürs ihn in einen bewußtloſen Zuſtand verſetzte, in welchem er am 17. Apr. 1790 ſchmerzlos verſchied, der Sonne gleich, die nach einem ſchönen und ſegensreichen Tage heiter untergeht.

Die Achtung und Bewunderung, die er im Leben verdient und genoſſen hatte, ſprach ſich bei ſeinem Tode aus. Unter den größten Feierlichkeiten wurde er am 21. Apr. begraben; der Congreß in Nordamerika verordnete eine monatliche, die Nationalverſammlung in Frankreich eine dreitägige Trauer zu ſeinem Gedächtniß; und überall, wo man ſein Streben nach Wahrheit und Tugend, den Umfang ſeiner Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, den Scherz und Ernſt ſeiner Schriften, ſeine menſchenfreundliche Geſinnung und ſeine gemeinnützige Thätigkeit erkannte und ehrte, hat man ſeinem Andenken Achtung und Bewunderung gezollt.

Von ihm wenden wir uns zu Waſhington, der, gleich ihm, jedoch auf andern Wegen, um die nordamerikaniſchen Staaten ſich große Verdienſte erward und, gleich ihm, ein Gegenſtand der Achtung, Bewunderung und Nachahmung iſt.

Georg Waſhington, geboren am 22. Febr. 1732 zu Bridge-Creek in Virginien, ſtammte aus einer angeſehenen Familie, die ſich ſeit Cromwells Tagen von England nach Nordamerika gewendet hatte. Sein Vater war ein wohlhabender Pflanzer. Auf dem Landgute deſſelben wuchs er heran. Bewegung im Freien, Jagd und Landbau ſtärkten ſeinen Körper, und frühzeitig entwickelten ſich ſeine Geiſteskräfte trotz des mangelhaften Unterrichts, den er empfing. Zur Mathematik, vorzüglich zur Geometrie, fühlte er ſich hingezogen, noch mehr zu dem Kriegsweſen. Vom letztern ſuchte ſeine Mutter (ſeinen Vater verlor er ſchon in ſeinem zehnten Jahre) aus zärtlichen Beſorgniſſen ihn abzuhalten. Doch vergebens! Wohl verhinderte ſie, daß er in die brittiſche Marine eintrat; aber verhindern konnte ſie es nicht, daß er, als ſeine Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten Anerkennung gefunden hatten, in ſeinem neunzehnten Jahre (1751) zum Major bei der virginiſchen Miliz ernannt wurde.

Seine kriegeriſche Laufbahn eröffnete er im Dienſte Englands gegen die Franzoſen, mit denen er ſpäterhin gegen England kämpfen ſollte. Als zwiſchen Frankreich und England Streitigkeiten am Ohio ausgebrochen waren (1753), wurde er von dem engliſchen Gouverneur zu Virginien erſt als Botſchafter, dann als Kriegsoberſter mit etwa 300 Mann an den Ohio abgeſendet, um die Befeſtigungen der Franzoſen daſelbſt zu hintertreiben. Beide Aufträge vollzog er mit Klugheit und Entſchloſſenheit, aber nicht mit Glück. Seine Botſchaft wurde von den Franzoſen zurückgewieſen; und als er an der Spitze einer Truppenſchaar erſchien (1754) und ſchon eine Abtheilung der Franzoſen überfallen und getödtet hatte*), wurde er von der Uebermacht der Franzoſen zurückgeſchlagen und in eine Schanze eingeſchloſſen. Auch dieſe konnte er nicht behaupten; doch wurde ihm ein ehrenvoller Abzug verwilliget (Mai 1754).

Nicht lange nach dieſem erſten Unternehmen wurde der Unwille gegen die brittiſche Oberherrſchaft, die ihn ſpäter zum Kampfe gegen dieſelbe führte, in ſeiner Seele lebendig. Von Seiten Englands wurde verordnet, daß alle engliſchen oder königlichen Officiere vor den amerikaniſchen den Vorrang haben ſollten. Dieſe Verordnung erſchien ihm als eine Herabwürdigung ſeines Volkes und Standes, und verletzte ſein Ehrgefühl ſo tief, daß er ſich entſchloß, das Kriegsleben mit dem Landleben zu vertauſchen. Er bezog daher das Landgut Vernon, das er von ſeinem Bruder ererbt hatte. Doch das Zureden des engliſchen Generals Braddock und ſeine eigene Neigung zum Soldatenleben führte ihn bald wieder auf die vorige Bahn zurück. Er trat im Jahre 1756 als Freiwilliger in Braddocks Heer, und leiſtete den Engländern und ſeinen Landsleuten weſentliche Dienſte. Denn als der genannte General in einem blutigen Treffen gefallen war, rettete er die Ueberbleibſel des engliſch-nordamerikaniſchen Heeres. Hierauf zum Oberbefehlshaber der virginiſchen Truppen ernannt, vertheidigte er die weſtlichen Grenzen Virginiens, ſo gut er konnte, gegen die verheerenden Einfälle der Franzoſen. Aber die ihm zugeordneten Truppen waren unzureichend, ohne Kriegszucht und ohne Kriegsbedürfniſſe, und vergeblich war die Mühe, die er ſich gab, ſie zu verſtärken, zu rüſten, zu ordnen und zu leiten. Ueberall waren ihm die engliſchen Behörden entgegen; ſeine Rathſchläge wurden als anmaßliches Einmiſchen, ſeine Beſchwerden als achtungswidriger Tadel aufgenommen, und ſtatt Lob zu erndten, empfing er kränkende Verweiſe. Hierdurch aufs neue erbittert, zog er ſich am Schluſſe des Feldzugs 1758 abermals auf ſein Landgut zurück.

---

*) Franzöſiſche Schriftſteller, auch Lacretelle (Hist. de France, Tom. III, pag. 233), reden von dieſem Ueberfall, als von einer Verletzung des Völkerrechts. Dem aber widerſpricht nicht nur die Geradheit und Redlichkeit, die ſich ſchon früh in Waſhingtons Charakter hervorthat, ſondern auch die ehrenvolle Capitulation, die die Franzoſen gleich darauf mit ihm abſchloſſen. Würden dieſe bei ihrer Uebermacht ihm freien Abzug geſtattet haben, wenn er ſich einer Unthat gegen ſie ſchuldig gemacht hätte?

Von dem an lebte er ſechzehn Jahre (1759 — 1775) in landwirthſchaftlichen Geſchäften. Während dieſer Zeit brachte er theils durch das Vermögen, das ſeine Frau ihm zubrachte (1759), theils durch die

Geſchicklichkeit, mit der er ſein Landgut verwaltete, ſeinen Wohlſtand ſo empor, daß er einer der reichſten Bewohner Virginiens wurde. Zugleich nahm er auch an den politiſchen Vorgängen ſeines Vaterlandes Theil. Seine Mitbürger erwählten ihn erſt zum Mitglied der Provinzial-Verſammlung Virginiens, dann, als der Streit mit England wegen des Beſteuerungsrechtes entſtanden war, — gegen welches er gleich anfangs nachdrücklich ſich erklärte, — zum Abgeordneten Virginiens bei dem erſten Congreß, der im Sept. 1774 zu Philadelphia zuſammen kam. Als ſolcher wohnte er auch dem zweiten Congreſſe bei, der im Mai 1775, gleichfalls zu Philadelphia, begann; und hier geſchah es, daß er am 15. Jun. 1775 einſtimmig zum Oberfeldherrn der Vereinigten Colonieen ernannt wurde. Er nahm dieſe Ernennung an mit Dank für das Zutrauen, das ſich in ihr ausſprach, mit der Verſicherung, daß er für ſeine Verdienſte keine Vergeltung verlange, und mit dem Verſprechen, daß er am Ende derſelben über alle Ausgaben gewiſſenhafte Rechnung ablegen würde. So zu der Laufbahn hingerufen, auf welcher er ſich unverwelklichen Ruhm erwarb, begab er ſich ſogleich in die Provinz Maſſachuſet, in welcher der Krieg entbrannt war.

Es kann unſere Abſicht nicht ſeyn, die Kriegsthaten, die er erſt in Maſſachuſet, dann am Hudſon und Delaware, zuletzt in Virginien verrichtete, hier zu erörtern: das Weſentliche derſelben iſt ſchon oben angedeutet worden, und eine umſtändliche Darſtellung derſelben würde uns zu weit führen*). Um Waſhingtons Heldengröße anſchaulich zu machen, iſt es genug, die Schwierigkeiten, die ihm entgegentraten, die Art, wie er ſie bekämpfte, und ſein Benehmen nach Endigung des Kriegs zu ſchildern.

Nicht leicht wird ein andrer Held genannt werden können, der mit ſo vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätte, als er, ſeitdem die Vertheidigung und Erhebung ſeines Vaterlands in ſeine Hände gelegt war. — Den Truppen, die er in der Provinz Maſſachuſet verſammelt fand, fehlte es an Uebung, an Mannszucht, an tüchtigen Officieren, an Pulver, an Bayonetten, an Zelten. Die Regimenter der verſchiedenen Staaten hatten verſchiedene Einrichtungen und waren nur auf wenige Monate geworben. Unabläſſig drang er in den Congreß, dieſen Mängeln abzuhelfen; unabläſſig arbeitete er ſelbſt ihnen entgegen; aber während der ganzen Dauer des Krieges fühlte er ſich von ihnen bedrückt und in ſeinen Unternehmungen beengt. Wohl bildete er tüchtige Officiere und führte Ordnung und Uebung in ſeinen Heeren ein; aber die meiſten ſeiner Truppen blieben, da ſie ſo oft wechſelten, Neulinge. — Eben ſo viele Sorgen und Mühen erwuchſen ihm aus dem Unterhalt ſeines Heeres. Um Geld und Lebensmittel, woran es ſo oft gebrach, herbeizuſchaffen, mußte er ſich an den Congreß wenden. Aber dem Congreſſe fehlte es an Macht zur Ausführung gefaßter Beſchlüſſe: denn abhängig war er von der Beiſtimmung der dreizehn Staaten, die, auf ihre Souverainität eiferſüchtig, nicht leicht geneigt waren, ſich den Vorſchriften des Congreſſes zu unterwerfen, und von denen jeder mehr auf den eigenen Vortheil als auf den Vortheil des Ganzen ſah, und im Verhältniß zu den übrigen zu viel zu thun beſorgte. Als vollends das Bündniß mit Frankreich zu Stande gekommen, und durch daſſelbe die Furcht vor England vermindert war, zeigten ſie noch weniger Eifer, als vorher, das gemeinſame Unternehmen mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte zu unterſtützen. Waſhington gerieth daher im Jahre 1780 in ſolche Noth, daß er um ſich und vor ſich nur Kümmerniſſe erblickte*); und als er nun, beauftragt vom Congreſſe,

---

*) Wer eine ausführliche Schilderung der Kriegsthaten Waſhingtons zu leſen wünſcht, findet ſie in „George Waſhingtons Lebensbeſchreibung — von John Marſhall. Aus dem Engliſchen überſetzt. 5 Theile. Hamburg [illegible] — und kürzer in Ramſays Geſchichte der amerikaniſchen Revolution aus den Acten des Congreſſes der Vereinigten Staaten. Aus dem Engliſchen. 4 Theile. Berlin, 1794.

---

*) Damals ſchrieb er an ein Mitglied des Congreſſes: „Ich ſehe eine Regierung in dreizehn Regierungen ſich verwandeln, eine Armee ſich in dreizehn abtheilen, und ſtatt in dem Congreſſe die höchſte herrſchende Gewalt vereinigt zu ſehen, finde ich ihn von den verſchiedenen Staaten abhängig. Mit Einem Worte ich ſehe, daß der Congreß zu ſehr von der Wichtigkeit

greſſe, zu gewaltthätiger Erpreſſung der Nahrungsmittel ſchritt; ſo zeigte ſich bald, daß dieſes Mittel eben ſo gehäſſig, als unzureichend war. — Eine dritte Schwierigkeit, die oft hemmend und ſtörend ihm entgegen trat, lag in den Anfeindungen, denen er ausgeſetzt war. Nicht alle Nordamerikaner waren für die Sache der Freiheit. Einige hegten alte Liebe für England und ſahen das Losreißen von demſelben als einen Frevel an: man nannte dieſe die Partei der Loyaliſten; Andre wurden durch die Laſten und Leiden, die der Krieg über ſie verhängte, und durch die Verluſte, die er ihnen brachte, gegen ihn eingenommen; noch Andre, jedoch nur Wenige, waren eiferſüchtig auf die hohe Würde, die er bekleidete, und auf den Ruhm, den er ſich erwarb. Alle dieſe wirkten ihm feindlich entgegen. Selbſt im Congreſſe, ja auch im Heere gab es Parteiungen: dort ſtimmten Einige den Wünſchen und Anſichten **Waſhingtons** unbedingt bei, Andre aber waren ihm aus Furcht vor ſeinem Anſehn abhold; hier erhoben Viele aus Unzufriedenheit mit dem Ungemach und den Entbehrungen, die ſie zu tragen hatten, Meutereien, die beſonders im Anfang des Jahres 1781 in der Provinz Penſilvanien ſehr bedenklich wurden, und nur durch die Klugheit und Standhaftigkeit **Waſhingtons** beigelegt wer-

den

---

und dem Anſehn verliert, das ihm, als dem großen, Amerika repräſentirenden Corps zukommt, und bin wegen der Folgen beſorgt. ſ. **Marſhall**, IV. S. 148.

den konnten. Hierzu kam, daß er bei der weiten Ausdehnung des Kriegsſchauplatzes und bei der Beſchränktheit ſeiner Streitkräfte nicht überall Hilfe leiſten konnte, wo Hilfe Noth that, und daß er oft in ſcheinbarer Unthätigkeit lange Zeit hinbringen mußte, um einen günſtigen Augenblick zu erlauern. Wie nun die Provinzen, die, von England überfallen, keine Hilfe erhielten, über ſeine Parteilichkeit klagten, ſo klagten die, die ſeine Unthätigkeit ſich nicht erklären konnten, „er ſuche den Krieg zu verlängern, um ſich wichtiger und mächtiger zu machen.“ Unter ſolchen Umſtänden war es nicht zu verwundern, daß mehrere Verſchwörungen gegen ihn entſtanden. Schon im Jahre 1776 faßten Einige zu Neuyork den Plan, die Landung der Engländer zu begünſtigen und ihnen den Obergeneral zu überliefern. Dieſe Verſchwörung verzweigte ſich bis in Waſhingtons Lager. Aber ſie wurde entdeckt und glücklich vereitelt. Im folgenden Jahre (1777), als Waſhington, vom engliſchen General Howe am Hudſon und Delaware hart bedrängt, ſelbſt Philadelphia in deſſen Händen laſſen mußte, gingen mehrere Mitglieder des geflüchteten Congreſſes mit dem Gedanken um, den General Gates, der ſich durch ſeinen Sieg bei Saratoga großen Ruhm erworben hatte, an Waſhingtons Stelle zu bringen: Gates ſelbſt zeigte Geneigtheit dazu. Aber Waſhington hörte davon und wußte ſich in ſeiner Würde zu behaupten, nicht aus kleinlicher Eitelkeit, ſondern aus dem edlen Selbſtgefühl, daß ſein Walten ſeinem Vaterlande nützlich ſey. „Da ich,“ ſchrieb er damals dem Präſidenten des Congreſſes*), „keine andre Abſicht hege, als das allgemeine Beſte zu befördern, „und keine Ehre begehre, die nicht auf den Beifall „meines Vaterlandes gegründet iſt; ſo möchte ich auf „keine Weiſe eine freie Unterſuchung meines Betragens „hindern.“ — „Erwarten kann ich nicht, von einem „Tadel frei zu bleiben, der Alle, die auf einem hohen „Poſten ſtehen, trifft: auch Verdienſte und Talente, „mit denen ich nicht wetteifern kann, waren ihm unterworfen. Aber mein Herz ſagt mir, daß es mein „unabläſſiges Beſtreben war, das Beſte zu thun, was „die Umſtände verſtatteten.“ — Wirklich wurde dieß auch anerkannt. Die Mehrheit des Volkes und der Armee erklärte ſich für ihn, und dieſe Umtriebe endigten ſich mit großem Unwillen gegen die, von denen ſie veranlaßt und gefördert worden waren.

Groß und manchfaltig waren alſo die Schwierigkeiten, mit denen Waſhington zu kämpfen hatte! Und doch gelang es ihm, ſie zu bekämpfen und den Krieg, der ihm oft nur Noth und Verderben zeigte, zur Verherrlichung ſeines Namens und zur Erhebung ſeines Vaterlandes durchzuführen.

Hierzu verhalf ihm zuerſt ſeine Perſönlichkeit, in der ſich die Gaben des Feldherrn mit den Tugenden des Chriſten und Staatsbürgers vereinigten. Er war für den Poſten, den er bekleidete, gleichſam geſchaffen, ein kriegserfahrener, verſtändiger, ausdauernder, durchaus edelmüthiger Mann, der, frei von niedriger Selbſtſucht, mit ganzer Seele der Sache ſeines Vaterlandes lebte, ohne je Anſtrengung und Opfer für dasſelbe zu ſcheuen. Sein unerſchütterlicher Muth ließ ihn in Gefahren nicht verzagen, und ſein heller Verſtand zeigte ihm Hilfsmittel, ſchützte ihn vor allzukühnen Wagniſſen, und lehrte ihn das Rechte auffinden und erfaſſen. Von früher Jugend an mit der Beſchaffenheit ſeines Landes bekannt, wußte er vornehmlich den kleinen Krieg mit Vortheil zu führen, ſchnell über Flüſſe und durch Waldungen zu ſetzen, feſte Stellungen einzunehmen, dem Feinde zu entgehen, ihn, ehe er es ahnete, zu überfallen, ſich auf mögliche Fälle vorzubereiten und, auch geſchlagen, furchtbar zu bleiben. Seine Soldaten, die aus verſchiedenartigen Theilen zuſammen geſetzt waren, wußte er für die Sache des Vaterlandes zu vereinen und zu begeiſtern. Indem er auch bei ſchwierigen Lagen mit ruhiger Miene unter ihnen erſchien und mit ergreifender Kraft zu ihnen redete, bewahrte er ſie vor kleinmüthiger Verzagtheit; indem er jedes Verdienſt anerkannte, belebte er ihr Ehrgefühl; indem er unermüdlich für ihr Beſtes ſorgte und jede Gefahr und jede Mühe mit ihnen theilte, kettete er ſie ſo an ſich, daß weder Noth noch Verleumdung ſie von ihm abwendig machte oder ihr Zutrauen zu ihm ſchwächte.

---

*) Waſhingtons Lebensbeſchreibung von Marſhall, Thl. IV. S. 109.

Zu Statten kam ihm die Begeiſterung für Freiheit und Vaterland, die ſich in jenen Tagen über die Mehrzahl der Nordamerikaner ergoſſen hatte. Denn ſie gab ſeinen Rathſchlägen, Anordnungen und Ermahnungen Eingang und Erfolg, ſie führte ihm talentvolle Männer zu, die ſich nach ihm bildeten und ſich mit ihm für das Wohl des Vaterlandes anſtrengten, und ſie verſchaffte ihm im Heere, im Congreſſe und in den einzelnen Staaten hilfreichen Beiſtand. Er ſelbſt erkannte dieſes an. Als er den Oberbefehl in die Hände des Congreſſes niederlegte, ſprach er: „Ich würde meinen eigenen Gefühlen zuwider handeln, wenn ich hier nicht das Zeugniß ablegte, daß die Männer, die mich umgaben, ſich in dem höchſten Grade auszeichneten und um ihr Vaterland verdient machten. Die Wahl der Officiere, die meine Familie ausmachten, hätte nicht glücklicher ſeyn können“*).

Zu Statten kam ihm endlich auch der Beiſtand des Auslandes. Denn wie einzelne Ausländer, Männer von Kraft und Geiſt, ſich zu den Nordamerikanern drängten, in ihren Reihen kämpften und durch Rathſchläge und Geſchicklichkeiten ſie unterſtützten, — unter denen beſonders Kosciusko, Lafayette und **Steuben** hervorragen*); — ſo nahm ſich auch ganz Frankreich ihrer an, ſchloß mit ihnen Bündniſſe und unterſtützte ſie mit Geld, Lebensbedürfniſſen, Truppen und Flotten. Ohne dieſen Beiſtand hätten ſie den Engländern wahrſcheinlich unterliegen müſſen; durch ihn aber konnten ſie Freiheit und Unabhängigkeit erringen und behaupten. Dieß fühlte auch **Waſhington**. Daher ſuchte er bei den Reibungen, die ſeit 1778 zwiſchen den franzöſiſchen und nordamerikaniſchen Officieren eintraten, die Einigkeit zwiſchen beiden zu erhalten; und daher rühmte er laut nach dem Siege bei Yorktown (19. Oct. 1781) die Wichtigkeit der Hilfe, die Frankreich zu Waſſer und zu Lande den Nordamerikanern geleiſtet hatte**).

---

*) ſ. Marſhall, Thl. IV, S. 356.

Mit eben dieſem Siege bei Yorktown endigte der Krieg

---

*) Ueber **Kosciusko** und deſſen Theilnahme an dem nordamerikaniſchen Kriege iſt ſchon in dieſem **Bilderſaale** (Thl. V, 2, S. 405) geredet worden. — **Lafayette**, geb. 1757, war im Anfange des Jahres 1777, ehe noch Frankreich ſich öffentlich für Nordamerika erklärt hatte, als Freiwilliger in nordamerikaniſche Dienſte getreten, dann im Nov. 1778, als Frankreich mit England in Krieg gerathen war, in ſein Vaterland, um ihm Dienſte zu leiſten, zurückgekehrt; hierauf 1780 wieder nach Amerika gekommen, wo er zum Siege bei Yorktown weſentlich mitwirkte (ſ. **Marſhall** III, 192. 288, und IV. 157. 361. [illegible]). — Der Baron von **Steuben**, der viele Jahre in preußiſchen Dienſten und einer der Adjutanten Friedrichs II. geweſen war, kam 1777 nach Nordamerika, ward daſelbſt General-Inſpector der Armee und trug, indem er die noch rohen Truppen kriegeriſche Einrichtungen und Bewegungen lehrte, ſehr viel zur Verbeſſerung derſelben bei (**Marſhall** III, 391).

) **Marſhall, Thl. IV. S. [illegible].

Krieg und mit demſelben Waſhingtons kriegeriſche Laufbahn, aber keineswegs ſein ruhmvolles Wirken; vielmehr gab ſein Benehmen nach dem Kriege auf das deutlichſte zu erkennen, wie herrlich Weisheit mit Heldenkraft, und Vaterlandsliebe mit Uneigennützigkeit in ihm vereinigt war.

Die Truppen und an ihrer Spitze die Officiere, die während des Kriegs das härteſte Ungemach und die herbſten Entbehrungen ſtandhaft ertragen hatten, geriethen nach Beendigung desſelben in Gährung, als nichts zu ihrer Belohnung verfügt wurde. Sie verlangten vom Congreſſe die ihnen verſprochene halbe Beſoldung auf Lebenszeit, oder ſtatt derſelben als Abfindungsſumme den Betrag einer ganzen Beſoldung von fünf Jahren. Waſhington erkannte das Gerechte ihrer Forderungen und vertrat ſie bei dem Congreſſe; aber er erkannte auch, wie wenig derſelbe im Stande ſey, dieſe Forderung augenblicklich zu befriedigen. Er redete daher erſt einzelnen Officieren, dann einer Verſammlung derſelben zu, ſich zu beruhigen und ihre Verdienſte um das Vaterland durch keine Handlung des Ungehorſams zu beflecken. Seine Worte machten Eindruck: die Officiere erklärten, daß ſie der Gerechtigkeit des Congreſſes und Vaterlandes vertrauten, und daß keine Noth und keine Gefahr ſie von dem Pfade der Ehre und der Pflicht abführen ſollte. Wirklich ließen ſie es ſich gefallen, daß der Congreß, ohne noch ihre Forderungen befriedigt zu haben, ſie auf Urlaub entließ. Nur zu Philadelphia erhob ſich (im Jan. 1783) ein Aufſtand der Soldaten gegen den Congreß; doch auch dieſer wurde bald unterdrückt.

Waſhington ſelbſt zögerte nicht, als nun die Armee völlig aufgelöſet wurde, die Würde, die er für die Dauer des Kriegs erhalten hatte, niederzulegen, in das Privatleben zurückzutreten und ſo ein Beiſpiel uneigennütziger Vaterlandsliebe und treuer Geſetzlichkeit zu geben. Als er Neuyork, das erſt am 25. Nov. 1783 von den Engländern geräumt worden war, beſetzt hatte, trat er (4. Dec.) in den Kreis ſeiner Officiere und nahm mit einem Herzen voll Liebe und Dankbarkeit tiefrührenden Abſchied. General Knox, der ihm am nächſten ſtand, wendete ſich zu ihm, wollte reden, und konnte nicht reden: tiefe Rührung verſchloß ihm den Mund. Waſhington umarmte ihn und reichte dann jedem der ſich ihm nahenden Officiere die Hand. Kein Wort wurde geſprochen, aber in jedem Auge glänzten Thränen. Hierauf ſchiffte er ſich ein, um ſich zum Congreß zu begeben. Sämmtliche Officiere begleiteten ihn bis zum Ufer. Von da blickten ſie ihm nach, und erwiederten ihm das Lebewohl, das er vom Verdeck ſeines Schiffes mit ſeinem Hut ihnen zuwinkte. Als er ihren Augen entſchwunden war, kehrten ſie voll ſtiller, feierlicher Rührung zu ihrem vorigen Verſammlungsorte zurück, und hier verabredeten ſie die Stiftung eines Ordens zum Andenken an den überſtandenen Kampf, an deſſen Zweck und an ihren Führer. Dieſen Orden, zu deſſen Haupte ſie den geliebten Führer erwählten, nannten ſie ihm zu Ehren den Cincinnatusorden, da Waſhington mit gleicher Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit, wie einſt der Römer Cincinnatus, vom Landleben zum Kriegsleben und jetzt von dieſem zu jenem überging.

Auf dem Wege zum Congreß, der damals ſeine Sitzung zu Annapolis in Maryland hielt, begab ſich Waſhington nach Philadelphia, um über die Gelder, die während desſelben durch ſeine Hände gegangen waren, Rechenſchaft abzulegen. Er ſelbſt hatte die hierauf bezüglichen Rechnungen geführt und ſie, ſo weit es ihm möglich war, mit Belegen verſehen. Aber viele Ausgaben hatte er von ſeinem Vermögen beſtritten, für welche er keinen Erſatz erhielt und verlangte.

Vor dem feierlichſt verſammelten Congreſſe erſchien er am 23. Dec. Hier erklärte er in einer einfachen, aber tiefergreifenden Rede, in welcher er auch ſeiner Officiere und ihrer Verdienſte und Anſprüche erwähnte, daß er mit zufriedenem Herzen die ihm übertragene Würde niederlege, die er mit Mißtrauen in ſeine Fähigkeiten angenommen habe. „Da ich,“ ſo ſchloß er, „das mir angewieſene Werk vollbracht habe, ſo trete ich von dem großen Schauplatz der Geſchäfte ab, ſage dem ehrwürdigen Corps, unter deſſen Befehlen ich handelte, ein herzliches Lebewohl und lege hier mein Amt nieder"*). Mit Liebe und Bewunderung ſahen alle Anweſenden auf ihn: er erſchien ihnen jetzt bei Niederlegung ſeines Feldherrnamtes noch größer als bei Verwaltung desſelben. Der Präſident dankte ihm, daß er den großen Kampf mit Kraft und Weisheit beſtanden, bei allem Wechſel des Glücks das Anſehn des Congreſſes geehrt und ſeine Mitbürger in den Stand geſetzt habe, ihren kriegeriſchen Geiſt zu entwickeln und ihren Ruhm auf die Nachwelt überzutragen. Dieſem Danke fügte der Präſident die Verſicherung hinzu, daß der Congreß der ganzen Armee ſich verpflichtet fühle und für die Officiere eine beſondere Sorge tragen werde. Endlich ſchloß er mit den Worten: „Wir erheben die innigſten Gebete zu der „Vorſehung, daß ſie Ihr theures Leben in ihre Ob„hut nehme, daß ſie Ihre Tage eben ſo glücklich mache, „als ſie ruhmvoll waren, und daß ſie Ihnen dereinſt „die Belohnung ertheile, welche die Welt Ihnen nicht „geben kann." Hierauf ſchied Waſhington, ohne irgend eine Belohnung für ſich zu erbitten, aus dem Congreß und begab ſich wiederum auf ſein Landgut Mont-Vernon.

Hier, wo er nach den Mühſeligkeiten des Kriegs die Ruhe des Privatlebens genoß, beſchäftigte er ſich mit dem Wiederaufbau ſeiner durch den Krieg verheerten Beſitzungen und zugleich mit Verbeſſerung der Landwirthſchaft, der Wege und der Schiffahrt Virginiens. Aber zu hoch war der Ruhm ſeiner Weisheit und Redlichkeit geſtiegen, als daß ſeine Mitbürger ſeiner vergeſſen konnten, und zu innig war ſeine Vaterlandsliebe, als daß er, wo er zu nützen vermochte, mit ſeinen Dienſten hätte zurückbleiben ſollen. Bald riefen ihn daher ſeine Mitbürger aus dem Privatleben zu den öffentlichen Geſchäften, und willig folgte er ihrem Rufe.

---

*) Marſhall, IV. 536 und Ramſay, III. 361 ff.

Die nordamerikaniſchen Staaten befanden ſich nach Herſtellung des Friedens in einem verworrenen und bedenklichen Zuſtande. Der lange und verheerende Krieg hatte Städte und Landſchaften verwüſtet und eine drückende Schuldenlaſt aufgehäuft; der Handel lag darnieder, der Preis der Landgüter war geſunken; es fehlte an Anſehn und Achtung nach Außen, und im Innern hatte die Verbindung, die nur zur Erkämpfung der Unabhängigkeit geſchloſſen worden war, ihren Halt verloren: jeder einzelne Staat wollte, aus allzuängſtlicher Bewahrung ſeiner Freiheit und Souverainität, der allgemeinen Regierung oder dem Congreſſe keine Gewalt einräumen, noch den Befehlen desſelben ſich unterwerfen. Und doch war, ſollte der nordamerikaniſche Bund zu Kraft und Anſehn emporkommen, eine engere Verbindung der einzelnen Bundesſtaaten und in denſelben eine kräftig wirkſame Centralgewalt nothwendiges Bedürfniß. Dieß fühlten und äusserten mit Waſhington alle verſtändigen Vaterlandsfreunde. Der Congreß ladete daher die einzelnen Staaten ein, im Mai 1787 Abgeordnete zu einem Convente nach Philadelphia zu ſchikken, um die Bundesverfaſſung auf eine den Umſtänden gemäße Weiſe einzurichten.

Jetzt geſchah es, daß Waſhington, als Abgeordneter Virginiens, nach Philadelphia zog, und dort zum Vorſitzenden des angeordneten Convents erwählt wurde. Als ſolcher trug er weſentlich dazu bei, daß am 17. Sept. 1787 die jetzt noch beſtehende Verfaſſung zu Stande kam, die Nordamerika zu einem Bundesſtaate bildete und einen, auf vier Jahre erwählten Präſidenten an deſſen Spitze brachte. Kaum aber war dieſe Verfaſſung von den einzelnen Staaten, denen man ſie zur Begutachtung vorgelegt hatte, gebilliget und angenommen worden, als Waſhington einſtimmig zum erſten Präſidenten ernannt wurde (30. Apr. 1789). Wie hätte man auch einen Mann finden können, der an Beſonnenheit, Feſtigkeit und uneigennütziger Vaterlandsliebe ihn übertraf, oder der die Liebe und das Vertrauen ſeiner Mitbürger in einem höhern Grade beſaß, als er?

Er folgte dem an ihn ergangenen Rufe und begab ſich nach Neuyork, wo ſich der neue Congreß verſammelt hatte. Auf dem Wege dahin empfing und begleitete ihn von Ort zu Ort der Jubel des Volkes, und neue Huldigungen ſeiner Verdienſte überraſchten und erfreuten ihn, als er nach Neuyork gekommen war. Daſelbſt übernahm er ſeine neue Würde mit dem Schwure, daß er die Verfaſſung der Vereinigten Staaten nach allen Kräften beſchützen und vertheidigen wolle, und zugleich mit der Erklärung, daß er für ſeine Bemühungen nichts verlange, und daß darum der ihm beſtimmte Gehalt zu Ausgaben für das allgemeine Beßte verwendet werden möchte.

Aufs neue empfand jetzt ſein Vaterland den Segen ſeines Seyns und Wirkens. Bei der Beſonnenheit und Feſtigkeit, die ihm eigen war, gelang es ihm, der neuen Verfaſſung Anſehn zu verſchaffen. Die Regierung behauptete die nöthige Gewalt, das Geld- und Creditweſen wurde geordnet, und bei dem Verkehr mit auswärtigen Mächten die Grenze nach Weſten erweitert, freie Schifffahrt auf dem Miſſiſippi von Spanien erlangt, und eine Verbindung mit England wenigſtens ſo weit eingeleitet, daß dieſes einen Geſandten bei der nordamerikaniſchen Regierung anſtellte.

Nach Verlauf von vier Jahren wurde Waſhington bei dem Anſehn und Vertrauen, das er genoß, aufs neue zum Präſidenten gewählt (1793). Jetzt wollten die Nordamerikaner, nach Ausbruch des franzöſiſchen Revolutionskrieges, ſich mit der neuen

Republik Frankreich gegen England verbinden; Waſhington aber war dagegen: er war überzeugt, daß ſein Vaterland, das ſich von dem vorigen Kriege noch nicht erholt hatte, des Friedens bedürfe. Er widerſtrebte daher dem franzöſiſchen Geſandten Genet, der Nordamerika in Krieg mit England zu verwickeln ſuchte, behauptete, trotz alles Widerſpruchs ſeiner Gegner, die Neutralität des Bundesſtaates und brachte einen vortheilhaften Handelsvertrag mit England zu Stande (19. Nov. 1794). Als in den Zeiten des franzöſiſchen Directoriums (ſeit 1795) die Verhältniſſe mit Frankreich ſchwieriger wurden, und letzteres die Wegnahme nordamerikaniſcher Schiffe geſtattete, trug Waſhington im Congreſſe darauf an, daß Nordamerika zur Behauptung ſeines Handels und ſeiner Küſten eine Seemacht haben müſſe. Aber aus allzuängſtlicher Freiheitsliebe war der Congreß gegen die Aufſtellung einer Seemacht, wie gegen die Aufſtellung einer Landmacht, und geſtattete nur die Ausrüſtung einiger Fregatten.

Müde des Widerſpruchs, der ſich ihm jetzt häufig entgegenſtellte, und vielleicht überzeugt, daß es dem Staate ſelbſt nachtheilig ſeyn würde, wenn er länger an deſſen Spitze bliebe, erklärte Waſhington (1797), als ſich das Ende ſeiner zweiten Präſidentſchaft näherte, daß er nicht wieder zum Präſidenten erwählt ſeyn wollte. Dieſe Erklärung verband er mit den väterlichſten Abſchiedsworten an ſeine Mitbürger. Sie möchten, rief er ihnen zu, feſt an Religioſität halten, Einigkeit unter einander bewahren und keinen fremden Einfluß zulaſſen, um ſich nicht von den ſelbſtſüchtigen Planen Andrer abhängig zu machen.

Hiermit ſchied er aus dem öffentlichen Leben! Zwar wurde er noch einmal im Jahre 1798, als Frankreich mit einem Einfall drohete, zum Oberbefehlshaber ernannt und zur Bildung eines Landheeres berufen; aber kaum hatte er ſich dieſem Rufe mit dem Eifer früherer Jahre unterzogen, als er plötzlich durch eine Luftröhren-Entzündung, die er ſich durch eine Erkältung zugezogen hatte, dem irdiſchen Daſeyn entrückt wurde. Er ſtarb am 14. Dec. 1799 im 68. Jahre ſeines Alters.

Wie Franklins Tod, wurde auch ſein Tod als ein allgemeiner Verluſt betrauert, und ſein Andenken, wie Franklins Andenken, durch eine feierliche Beerdigung und ein Trauergepränge in Nordamerika und Frankreich geehrt. Als ſpäterhin eine neue Bundesſtadt erbaut wurde, wurde ſie nach ſeinem Namen genannt und ihm daſelbſt ein Denkmahl errichtet. Doch das ſchönſte Denkmahl hat er ſich ſelbſt errichtet durch die Thaten, die er vollbrachte, und durch die Geſinnungen, die ihn leiteten, und die er noch kurz vor ſeinem Tode dadurch bethätigte, daß er in ſeinem Teſtamente allen ſeinen Sklaven die Freiheit gab und beträchtliche Summen zur Anlegung einer hohen Schule und einer Freiſchule für arme Kinder beſtimmte.

Vergleicht man Franklin und Waſhington, ſo iſt es ſchwer, wo nicht unmöglich, zu entſcheiden, wer von beiden der größere war. Jeder von ihnen handelte groß und nachahmungswürdig in dem ihm angewieſenen Berufe. Franklin machte ſich durch Belehrungen, Aufmahnungen und Unterhandlungen, Waſhington durch Kriegsthaten und Staatseinrichtungen um ſein Vaterland verdient. Dieſer hatte mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als jener; aber jener traf Vorbereitungen und Unterſtützungen zu dem, was dieſer ausführte. Das Leben des erſtern iſt darum mehr mit der innern, das Leben des letztern mehr mit der äuſſern Geſchichte Nordamerikas verwebt; jenes hat mehr den Charakter des Geräuſchloſen und Einfachen, dieſes mehr den Charakter des Lauten und Glänzenden. Beide aber ſind als die Erſten eines aufblühenden Volkes zu betrachten; was dieſes jetzt iſt, hat es Beiden zu verdanken. Ihr Gefühl für Freiheit und Vaterland entzündete die Nordamerikaner zum Kampf für Freiheit und Vaterland; ihre Sorgen und Mühen führten dieſen Kampf zum Sieg; ihr Wort und Beiſpiel belebte die freiſinnige Verfaſſung, die Betriebſamkeit und Ordnungsliebe, die Mäßigkeit und Einfachheit, die Thatkräftigkeit und Gemeinſinnigkeit, durch welche Nordamerika in wenig

Jahren zu einer hohen Stufe des Anſehns und Wohlſtandes gelangt iſt. Und wie Beide ihr Vaterland verherrlichet haben, ſo haben Beide auch das Aufſtreben der Menſchheit gefördert und die Weltgeſchichte mit großen Beiſpielen bereichert. Mit Recht alſo glänzt ihr Name in den Reihen der größten Männer, und Glanz und Ruhm wird ſie umſtrahlen, ſo lange ein Leben im Dienſte der Menſchheit, ſo lange Klugheit und Redlichkeit, Entſchloſſenheit und Ausdauer, Wohlwollen und Anſpruchsloſigkeit in Ehren gehalten werden.

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten vom weſtphäliſchen Frieden bis zur franzöſiſchen Revolution.

(Fortſetzung.)

Seite.

Viertes Kapitel. Das weſtliche Europa, oder die Geſchichten Portugals, Spaniens, Frankreichs und des deutſchen Reichs, vornehmlich im achtzehnten Jahrhundert.

I. Portugal. — Kommt von der ſpaniſchen Herrſchaft an das Haus Braganza: Johann IV. — Alfons VI. — Peter II. — Johann V. — Joſeph I. (Pombal.) — Maria Franziska . . . 3 — 14

II. Spanien. — Verfall des Reichs beim Ausſterben des habsburgiſchen Stammes. — Haus Bourbon: Philipp V. — Ferdinand VI. — Karl III. (Squillace. Aranda. Florida Blanca.) — Karl IV. . . . . . 14 — 21

III. Frankreich. — Ludwig XV., geleitet vom Herzog von Orleans, vom Herzog von Bourbon, vom Cardinal Fleury — von ſeinen Maitreſſen. — Veränderungen im geiſtigen Leben. — Vertreibung der Jeſuiten. — Auflöſung der Parlamente. — Zunehmende Zerrüttung der Finanzen. — Ludwig XVI. — Verbeſſerungen und Gährungen im Innern. Antheil an dem nordamerikaniſchen Krieg. —

Zerrüt

Seite.

Zerrüttung des Finanzweſens. Verſuche derſelben abzuhelfen. Zuſammenberufung der Ständeverſammlung . . . . 24 — 53

IV. **Deutſchland, oder das deutſche Reich und Oeſtreich.** — Zuſtand des deutſchen Reichs — und des deutſchen Volkes nach dem dreißigjährigen Kriege. — **Ferdinand III.** ſucht den Nachwehen deſſelben abzuhelfen. — **Leopold I.:** Permanenz des Reichstags zu Regensburg; Verlegung des Reichskammergerichts von Speier nach Wetzlar; drei Kurfürſten beſteigen Königsthrone; Bedrückung der deutſchen Freiheit. — Kriege mit den Türken und den Franzoſen. — **Joſephs I.** kräftige Regierung; Fortgang des ſpaniſchen Erbfolgekrieges. — **Karls VI.** pragmatiſche Sanction; Türkenkriege. — **Maria Thereſia:** öſtreichiſcher Erbfolgekrieg — **Karl VII.** — **Franz I.** — Siebenjähriger Krieg. — **Joſeph II.**, als deutſcher Kaiſer und als Herr der öſtreichiſchen Staaten. — Händel mit Holland — Krieg mit den Türken — Empörung in den Niederlanden — Gährungen in Ungern, Böhmen ꝛc. — **Leopold II.** ſtellt den Frieden im Innern und nach Auſſen wieder her — damaliger Zuſtand Deutſchlands . . 53 — 86

Fünftes Kapitel. Der Norden und Oſten Europas, oder die Geſchichten Dänemarks, Schwedens, Rußlands und Preußens ſeit dem nordiſchen Kriege.

I. **Dänemark.** — **Friedrich IV.** Beendigung des nordiſchen Kriegs — Feuersbrunſt zu Kopenhagen. — **Chriſtian VI.** Hang zur Frömmelei — Zerrüttung der Finanzen. — **Friedrich V.** geleitet von Hartwig von Bernſtorf — Erneuerung des alten Streits mit Holſtein-Gottorp. **Chriſtian VII.** — Ausgleichung mit Rußland — und Hamburg. Struenſee. Guldberg. Peter von Bernſtorf. — Verbeſſerungen im Innern. Verbindungen mit Rußland . . . . 86 — 91

II. Schwe

Seite.

II. **Schweden.** — **Ulrike Eleonore** und **Friedrich.** Aufkommen einer verderblichen Ariſtokratie — Parteien der Hüte und Mützen — Linné. Krieg mit Rußland. — **Adolf Friedrich.** Zerrüttung Schwedens — **Guſtav III.** ſtürzt die Ariſtokratie, erhebt die Königsgewalt und ſorgt für das Emporkommen Schwedens — Kriege mit Rußland — Verwirrung in den Finanzen. Ermordung des Königs. **Guſtav IV.** . . . . . 92 — 102

III. **Rußland.** — **Katharina I.** Akademie der Wiſſenſchaften. Bündniß mit Oeſtreich. Ränkeſpiel am Hofe. — **Peter II.** Menſchikow wird von den Dolgorukis geſtürzt, der Krieg mit Perſien beendigt. — **Anna,** geleitet von Biron, Oſtermann, Münnich. Krieg in Polen und gegen die Türken. — **Iwan** ſammt ſeinen Eltern geſtürzt durch Leſtocq — **Eliſabeth,** geleitet von Leſtocq, Beſtuſchef, Woronzow, Raſumowsky. Krieg mit Schweden — mit Preußen. — **Peter III.** ſchließt Frieden mit Preußen, wird geſtürzt. — **Katharina II.** vergrößert das ruſſiſche Reich auf Koſten der Polen und Türken — vermehrt deſſen Einwirken auf das europäiſche Staatenſyſtem — befördert im Innern geſetzliche Ordnung, Bevölkerung und Anbau, Emporkommen der Gewerbe und der Wiſſenſchaften . . . 102 — 121

IV. **Preußen.** — 1) **Ueberſicht der Geſchichte Brandenburgs bis zur Vereinigung mit Preußen** (1618): Entſtehung der Altmark und andrer brandenburgiſchen Marken — Bildung derſelben zu einem beſondern deutſchen Staat — **Albrecht der Bär.** — Regierung der Askanier — der Wittelsbacher — der Luxemburger. — Haus Hohenzollern: **Friedrich I., Friedrich II., Albrecht Achilles, Johann Cicero, Joachim I., Joachim II., Johann Georg, Joachim Friedrich, Johann Sigismund.** — 2) **Ueberſicht der Geſchichte Preußens bis zur Vereinigung mit**

Bran=

Seite.

Brandenburg (— 1618): Preußen wird aus einem heidniſchen ein chriſtliches Land durch den deutſchen Orden — Kämpfe, Herrſchaft und Verfall deſſelben. — Der Hochmeiſter **Albrecht von Brandenburg** bewirkt, daß Preußen ein erbliches Herzogthum wird. — Seinem Sohne Albrecht Friedrich, der kinderlos ſtirbt, folgt Johann Sigismund (1618), dieſem (1618) Georg Wilhelm. — 3) **Geſchichte des preußiſchen Staates ſeit der Verbindung Preußens und Brandenburgs bis zum Tode Friedrich Wilhelms II.** (— 1797): **Georg Wilhelm**, geleitet von Schwarzenberg. — **Friedrich Wilhelm**, der große Kurfürſt; Preußen ein ſouveraines Herzogthum. — **Friedrich I.**; Preußen ein Königreich — **Friedrich Wilhelm I.**: Vergrößerung des Staates; Sorge für Soldaten und Finanzen. — **Friedrich II.** erhebt Preußen zu einer der Hauptmächte Europas. — **Friedrich Wilhelm II.**; Verfall des preußiſchen Staates . . . . . 121 — 174

Sechſtes Kapitel. Von den Seemächten Holland und England.

I. **Holland.** — Wohlſtand der Vereinigten Niederlande beim Ausgange ihres Freiheitskampfes — Gährungen im Innern unter den Statthaltern: **Moritz** — **Heinrich** — **Wilhelm II.** — Aufhebung der Statthalterwürde — Wiederherſtellung derſelben, als Ludwig XIV. Holland bekriegte. — **Wilhelm III.** verbindet England mit Holland. — Nachtheile dieſer Verbindung — Einſtellung der Statthalterwürde — deren Erneuerung — **Wilhelm IV.** — **Wilhelm V.** — Händel mit Oeſtreich, — mit den Antioraniern. — Dieſe werden durch Preußen niedergedrückt . . . . 175 — 183

II. **England** unter **Wilhelm III.** — **Anna.** — Haus Hannover. **Georg I.** — **Georg II.** — Kriege gegen Frankreich — **Georg III.** — England erhebt ſich unter ihm höher, als es je ſtand; — neue Entdeckungen; neue Erwerbungen in Oſtindien . . . . 183 — 200

Sie-

Seite.

Siebentes Kapitel. Von dem nordamerikaniſchen Kriege.

I. Entſtehen und Aufblühen der engliſchen Colonieen in Nordamerika. — Bleibende Niederlaſſungen daſelbſt entſtanden ſeit Jacob I. — Aufkommen derſelben. — John Smith — Delaware — William Penn. — Was die engliſche Regierung für ſie that . 200 — 206

II. Streitigkeiten und Bruch der Colonieen mit dem Mutterlande. — Unbeſtimmtheit des Verhältniſſes zwiſchen ihnen und England. — Das brittiſche Parlament legt ihnen eine Stempeltaxe auf, — dann andre Taxen. — Sie widerſprechen. — Die Taxen werden zurückgenommen. — Nur die Abgabe auf Thee bleibt. — Theeſturm zu Boſton — Vorbereitung zum Krieg . . 206 — 210

III. Gang des nordamerikaniſchen Kriegs. — Kampf zu Lexington — Congreß zu Philadelphia — Waſhington Oberanführer. — Niederlage der Engländer bei Saratoga — Conföderation der dreizehn vereinigten Provinzen — Bündniß derſelben mit Frankreich, das Spanien, den Sultan von Myſore und die Maratten zum Krieg gegen England treibt. — Bewaffnete Neutralität — England vertheidigt ſich rühmlichſt gegen ſo viele Feinde . . 210 — 218

IV. Ausgang und Bedeutſamkeit des nordamerikaniſchen Krieges. — Friedensunterhandlungen zu Paris — Definitivfrieden zu Verſailles — Betrachtungen über denſelben — Bundesſtaat der Nordamerikaner und deſſen Einrichtungen. — Verbreitung der Ideen über bürgerliche Freiheit und Gleichheit 219 — 223

Achtes Kapitel. Von den Veränderungen des Zeitgeiſtes und den Vorbereitungen der revolutionairen Zeiten.

Verfall des geiſtigen Lebens bald nach der Reformation — Erneuerter Aufſchwung desſelben im achtzehnten Jahrhundert — Aufklärungen

und

Seite.

und Verbeſſerungen im geiſtigen Leben. Verirrungen dabei — Die Staatseinrichtungen, nicht verbeſſert, wurden drückender als vorher. — Aufregung der Unzufriedenheit mit denſelben durch die Philoſophie franzöſiſcher Schriftſteller — Weit verbreitete Einwirkungen derſelben — Verſtärkung dieſer Einwirkungen durch den nordamerikaniſchen Krieg — Vorboten der revolutionairen Zeiten — Ausbruch derſelben mit der franzöſiſchen Revolution . . 223 — 234

Zweiter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charaktere aus den Zeiten vom weſtphäliſchen Frieden bis zur franzöſiſchen Revolution.

I. Das Erdbeben zu Liſſabon . . 235 — 243
II. Der Marquis vom Pombal. (Mordanſchlag auf das Leben Joſephs — Aufhebung des Jeſuitenordens) . . 243 — 265
III. Die Janſeniſtiſchen Streitigkeiten 265 — 281
IV. Die Vermählung der Erzherzogin Marie Antoinette mit Ludwig XVI. . 282 — 290
V. Charakteriſtik Kaiſers Joſeph I. . 290 — 294
VI. Züge aus dem Leben Kaiſers Joſeph II. 295 — 314
VII. Johann Friedrich Struenſee . 314 — 335
VIII. Guſtav III. . . . . 336 — 375
IX. Einiges aus dem Leben der Kaiſerin Katharina II. . . . . 375 — 398
X. Charakteriſtik einiger ruſſiſchen Staatsmänner. (1. Biron. 2. Oſtermann. 3. Münnich. 4. Leſtocq. 5. Orlow. 6. Potemkin) 398 — 435
XI. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt 435 — 448
XII. Preußens Erhebung zum Königreiche 448 — 457
XIII. Charakteriſtik Friedrich Wilhelms I. und ſeiner Regierung . . . 457 — 473
XIV. Friedrichs II. Jugendjahre und Charakteriſtik ſeiner Regierung . . 473 — 497
XV. Franklin und Waſhington . . 497 — 536

Zehn Kupfer
zum
# hiſtoriſchen Bilderſaal.

Fünften Bandes dritter Theil. Beſſere Ausgabe.

Nachricht. Dieſer Theil koſtet im Pränum. Preis 3 Thlr. 12 Gr. ſächſ. oder 6 Fl. 18 Kr. rhein., wofür ihn alle frühere Theilnehmer an dieſem Werke erhalten.

Tafel XXI. Aufzug des Marquis von Pombal durch die Straßen von Liſſabon.

Als Pombal die Leitung Portugals an ſich gebracht und ſeine Gegner unterdrückt hatte, blieb er voll Angſt und Unruhe wie voll Eitelkeit und Herrſchſucht. So oft er in den Straßen Portugals erſchien, mußten Trommler vor ihm vorausgehen und Reiter ihm folgen, um ſeine Größe zu verkündigen und dem Volke Schrecken einzujagen. So erſcheint er auch hier!

„ XXII. Einzug der Königin Marie Antoinette in Frankreich.

Auf einer Rheininſel bei Straßburg wurde am 7. Mai 1770 die öſtreichiſche Prinzeſſin Marie Antoinette von dem Fürſten Stahremberg dem franzöſiſchen Abgeordneten, Grafen von Noailles, übergeben. Hierzu war ein glänzender Pavillon errichtet, dieſer aber, aus Unbeſonnenheit, mit Bildern ausgeſtattet, die traurige Ahnungen erregen mußten.

„ XXIII. Leutſeligkeit Kaiſers Joſeph I.

Einſt, als Joſeph I. auf die Jagd fahren wollte, drängte ſich zu ihm eine arme Officiersfrau, warf ſich vor ihm nieder und trug ihm Klagen und Bitten vor. Einer der umſtehenden Hofleute wollte ſie zurückſtoßen; aber der menſchenfreundliche Kaiſer verhinderte dieß, hörte die Arme an, und erfüllte ihre Wünſche.

„ XXIV. Joſeph II. und Friedrich II. zu Neiſſe.

Am 25. Aug. 1769 kam Joſeph II. nach Neiſſe, um den von ihm bewunderten Friedrich II. perſönlich kennen zu lernen. Friedrich eilte ihm entgegen; mit Ausdrücken der Freude und Verehrung begrüßten ſich beide. Friedrich wollte dem Kaiſer den Vortritt laſſen; Joſeph aber gab dieß nicht zu, ſondern ſagte mit der ihm eignen Anmuth: „Die Ehre des Vortritts gehört dem Aeltern! Der Sohn wird ſich denſelben nicht über einen Vater anmaßen, von dem er ſo Vieles zu lernen hat!“

„ XXV. Guſtav III. beginnt die Revolution zu Stockholm.

Am 19. Aug. 1772 begann Guſtav III. die Revolution zu Stockholm damit, daß er, während die auf- und abziehende Wache auf dem Schloßhofe ſtand, ſämmtliche Officiere in die Wachſtube berief, und ſie aufforderte, die alte Würde und Freiheit der Nation durch Verſtärkung der Königsgewalt zu erheben. Sämmtliche Officiere bis auf drei, die ſogleich in Verhaft genommen wurden, ſtimmten ihm bei, und wickelten ſich zum Zeichen ihres Einverſtändniſſes ein weißes Tuch um den linken Arm, ein Abzeichen, das auch der König annahm.

„ XXVI. Katharina II. gelangt auf den ruſſiſchen Thron.

Am 9. Jul. 1762 kam Katharina am frühen Morgen vom Schloſſe Peterhof nach Petersburg in die Kaſerne des iſmailowiſchen Garderegiments, um durch deſſen Hülfe auf den Thron ihres Gemahls erhoben zu werden. Die Gardeſoldaten waren theils noch unangekleidet, theils zerſtreut; nur ungefähr drei-

Einladung zur Subſcription.

Eliſabeth,
Herzogin zu Sachſen und Landgräfin zu Thüringen.

Ein
Beitrag zur Geſchichte
der
Sachſen-Coburg-Gothaiſchen Lande.

Von
Chriſtian Ferdinand Schulze,
Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

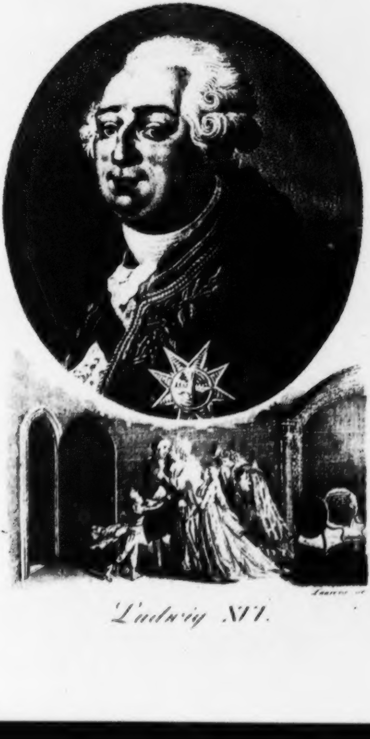
Anziehend und lehrreich iſt das Leben der Herzogin Eliſabeth, der Gemahlin Johann Friedrichs des Mittlern (geb. 1540, geſt. 1594). Es ſchildert eine Fürſtin, die, ein Muſter wahrer Gottesfurcht, mütterlicher Liebe und ehelicher Treue, die Größe ihres Charakters bei der Größe ihrer Leiden bewährte. In der Fülle des Glücks geboren und erzogen, ſah ſie durch die Grumbachiſchen Händel das Glück ihres Lebens zertrümmert, ihren Gemahl von ihrer Seite zu ſchmählicher Gefangenſchaft weggeriſſen, ſich ſelbſt der Verlaſſenheit und ihre Söhne der Armuth und Erniedrigung Preis gegeben. Doch ſie verzagte nicht; Gottergebenheit wurde ihr eine Quelle der Beruhigung und der Erkräftigung. Erſt richtete ſie ihren Haushalt in Eiſenach ein, dann ſorgte ſie, wie für die Befreiung ihres Gemahls, ſo für die Erziehung und Wiedererhebung ihrer Söhne. Als ihr letztere gelungen, und dagegen all' ihr Streben, die Losgebung ihres Gemahls zu bewirken, erfolglos geblieben war, begab ſie ſich zu ihm in die Gefangenſchaft und theilte mit ihm alle Laſten und Leiden derſelben bis zu ihrem Tode.

Nicht leicht wird man einen Roman finden, in welchem ſo verſchiedenartige Charaktere, ſo viele Wechſelfälle von Glück und Unglück, ſo viele zum Herzen ſprechende Auftritte zuſammentreffen, als in dem Leben dieſer Fürſtin. Aber nicht als Roman ſoll daſſelbe erſcheinen, ſondern als beglaubigte Geſchichtserzählung; weshalb nicht nur die hiſtoriſchen Ereigniſſe, die in daſſelbe eingreifen, erläutert, ſondern auch die Schriften und Aktenſtücke, auf welche die einzelnen Angaben gebaut ſind, angegeben werden ſollen.

Dieſes Werk, das in meinem Verlage erſcheinen ſoll, wird, wie ich hoffe, ſich ſelbſt empfehlen. Da aber bei dem jetzigen Drängen literariſcher Erſcheinungen und bei der Richtung der Zeit auf die Ereigniſſe des Augenblicks eine hiſtoriſche Darſtellung dieſer Art leicht unbeachtet bleiben könnte; ſo fühle ich mich veranlaßt zur Unterzeichnung auf daſſelbe einzuladen. Der Subſcriptionspreis ſoll 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr. betragen. Diejenigen, die zum Subſcribiren geneigt ſind, werden gebeten, ſich deshalb an den Verfaſſer, Herrn Profeſſor Schulze zu Gotha, oder an mich, den Verleger, oder an die ihnen zunächſt beſtehende Buchhandlung zu wenden. Den Sammlern von Subſcribenten wird auf 5 Exemplare ein Freiexemplar zugeſichert. Die Namen der Subſcribenten ſollen dem Werke vorgedruckt werden.

Gotha, September 1831.

Juſtus Perthes.



Ludwig XVI.

Geſchichte

der

neuen Zeiten.

Von

Chriſtian Ferdinand Schulze,
Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

Vierter Band.

Mit zehn Kupfern.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 1834.

Hiſtoriſcher Bilderſaal

oder

Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geſchichte.

Ein Lehr- und Leſebuch für gebildete Stände

von

Chriſtian Ferdinand Schulze,

Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

Sechſten Bandes erſter Theil.

Mit zehn Kupfern.

Beſſere Ausgabe. Ladenpreis: 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 1834.

Vorrede.

Der vorliegende Band dieſes hiſtoriſchen Bilderſaales, mit dem die letzte Periode der allgemeinen Geſchichte beginnt, umfaßt nur ein Jahrzehnt (1789 — 1799), aber ein Jahrzehnt, das langen Jahrhunderten an Wichtigkeit gleichkommt. Denn mit dem Anfang und Fortgang der franzöſiſchen Revolution, der hier geſchildert wird, traten nicht bloß merkwürdige Männer hervor, ſondern auch welthiſtoriſche Begebenheiten und die Bewegungen und Stürme, die noch heute Europa erſchüttern. Freilich geſchieht es, daß wir dem, was wir ſelbſt erlebt haben, eine größere Wichtigkeit beilegen, als den Ereigniſſen früherer Zeiten, und bei erſterem Dinge auffaſſen, die wir bei letztern übergehen; aber das, was wir ſelbſt erlebt haben, hat auch, auſſer dem reinmenſchlichen und wiſſenſchaftlichen Intereſſe, ein beſonderes und naheliegendes Intereſſe: es verwebt ſich mit unſerm eignen Leben, es führt uns Belaſtungen und Erleichterungen, Befürchtungen und Hoffnungen zu, und veranlaßt uns zu wichtigen, die ganze Menſchheit angehenden Fragen.

Von dieſer Wichtigkeit der Zeitgeſchichte überzeugt, habe ich mit ſorgſamem Fleiße (deſſen bin ich mir bewußt) den Geſchichtstheil, den ich hier meinen Leſern vorlege, bearbeitet und dazu nicht allein die wichtigſten Werke über die neueſte Geſchichte, die ich hin und wieder in den Noten bemerklich gemacht habe, benutzt, ſondern auch die Bemerkungen und Erfahrungen, zu denen mein Lehramt bei oft wiederholten Geſchichtsvorträgen Gelegenheit mir darbot. Gleichwohl fürchte ich, daß meine Darſtellung der franzöſiſchen Revolution nicht allen meinen Leſern genügen werde. Denn theils iſt der Gegenſtand ſelbſt ſehr ſchwieriger Art und vielfacher Deutung fähig; theils ſind auch die Anſichten über denſelben ſo getheilt, daß dem Einen als eine Abſcheulichkeit erſcheint, was der Andre als einen Glanzpunkt in der Geſchichte der Menſchheit betrachtet. Um zwiſchen ſolchen Extremen die richtige Mitte zu finden und zu behaupten, darf der Geſchichtſchreiber ſich nicht in die Parteien miſchen, ſondern muß ſich über ſie erheben, darf er nicht bei der Oberfläche der Begebenheiten verweilen, ſondern muß in das Weſen und den Zuſammenhang derſelben eindringen, die Begebenheiten von dem, was ihnen zu Grunde liegt, abſondern oder die leitenden Ideen auffaſſen. Man erzählt von dem edlen Malesherbes, deſſen in dieſem Bande gedacht wird: „er wußte in „der franzöſiſchen Revolution das Gerechte und „Vernünftige und alles, was heilbringend ſein „konnte, von dem Verbrecheriſchen und allem, „was Unheil bringen mußte, wohl zu unterſcheiden. Blut war unter dem Vorwande der Freiheit gefloſſen; aber darum, meinte er, müſſe man „nicht die Freiheit ſchmähen, oder gar ſie vernichten *).“ Ein ſolches Verfahren habe ich mir zur Richtſchnur genommen. Ob ich es richtig erfaßt und treulich befolgt habe, möge der billige Leſer entſcheiden.

Noch bemerke ich, daß die Einrichtung dieſes Bandes der der vorigen Bände gleich geblieben iſt. Nur im Bezug auf die Kupfer iſt eine Veränderung eingetreten, indem, ſtatt der vorherigen Darſtellung hiſtoriſcher Ereigniſſe, jetzt Portraits der Hauptperſonen geliefert und dieſen kleine Vignetten

---

*) Zeitgenoſſen. Leipzig 1820, Th. V, 1, 124.

netten beigegeben worden ſind, die auf Vorgänge im Leben der Abgebildeten hindeuten. Das Schwankende und Unbeſtimmte bei Darſtellung der Nebenumſtände hiſtoriſcher Ereigniſſe, das bei der neueſten Geſchichte noch auffallender ſein muß als bei der Geſchichte früherer Zeiten, und die Gelegenheit, die zu Erlangung wohlgetroffener Portraits berühmter und berüchtigter Männer ſich darbot, führte zu dieſer Veränderung, die hoffentlich den Beifall der Beſitzer dieſes Werkes erhalten wird. — Die Fortſetzung oder der Schluß des ganzen Werkes ſoll ſobald als möglich erfolgen.

Gotha, am 2. Juni 1834.

Chriſtian Ferdinand Schulze.

Der

neuen Geſchichte

Zweite Periode

von der

franzöſiſchen Revolution bis zu unſeren Tagen

1789 — x.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von der franzöſiſchen Revolution bis zu unſeren Tagen.

Einleitung.

Charakteriſtik der revolutionairen Zeiten. — Weſen, Entſtehen, Hervortreten und Fortſchreiten derſelben. — Eintheilung des Vortrags.

Ausgezeichnet und denkwürdig ſind die Zeiten, zu deren Schilderung wir übergehen, gewöhnlich die revolutionairen Zeiten genannt, ausgezeichnet und denkwürdig durch die Ideen, die in ihnen ſich geltend machten, durch die Erſchütterungen, die von dem Kampfe für und gegen dieſe Ideen ausgingen, und durch die Veränderungen des bürgerlichen und politiſchen Lebens, die in Folge dieſer Ideen und Erſchütterungen eintraten. Staunend blicken wir auf ihr Emporkommen, ſtaunend auf ihre Entwickelungen, und je länger wir bei ihnen verweilen, deſto größer und wichtiger erſcheint uns der Umkreis und Inhalt ihrer Wirkungen. Ihr endliches Ergebniß läßt ſich im voraus nicht beſtimmen; aber ſchon jetzt laſſen ſich die Fragen beantworten: was iſt das Weſentliche dieſer Zeiten? wie entſtanden ſie? wie traten ſie hervor? zu welchen Forderungen haben ſie ſich ausgebildet? — Wohlgethan aber iſt es, die Beantwortung dieſer Fragen der Darſtellung der revolutionairen Zeiten vorauszuſchicken, um den Standpunkt zu bezeichnen, zu welchem man ſich bei Auffaſſung und Beurtheilung derſelben zu erheben hat.

Revolutionaire Zeiten ſind ſolche, die auf Staatsverbeſſerungen dringen. Gewöhnlich treten ſie mit einem wilden, gewaltſamen Auflehnen des Volkes gegen die beſtehende Ordnung hervor; und daher kommt es, daß das Wort Revolution zu einem Schreckenswort geworden iſt, und daß Viele das Weſen der revolutionairen Zeiten nur im Zerſtören und Zertrümmern finden, oder nur Empörung, Irreligion, Hinrichtung, Kriege und andre Gewaltthaten, die Tauſenden Leben und Lebensglück rauben, in ihnen erblicken. Aber nothwendig iſt es nicht, daß Staatsverbeſſerungen auf dem Wege roher Gewalt eintreten: ſie können auch, wie die Geſchichte alter und neuer Zeiten lehrt, die Frucht einer weisheitsvollen Regierung und des friedlichen Zuſammenwirkens der Fürſten und Völker ſein. Auch iſt es nicht nothwendig, daß ſelbſt da, wo revolutionaire

Zeiten mit roher Gewalt hervorbrechen, nur Böſes in
hnen geſchieht; auch Gutes kann in ihnen geſchehen.
So iſt auch in den revolutionairen Zeiten, die wir durch-
ebt haben, neben vielem Widrigen und Schrecklichen
iel Gutes geſchehen: Verkehrtes und Ungerechtes iſt
ntfernt, Religion und Recht als Grundlage der Staa-
n anerkannt worden, und ein Neubau der Staaten
at begonnen, der den Nachkommen Segen verheißt.
Was aber nicht nothwendig zu einer Sache gehört, macht
icht ihr Weſen aus, ſondern gehört zu den Zufällig-
iten, die ſich mit ihr verknüpfen. Alſo beſteht auch
as Weſen der revolutionairen Zeiten nicht in dem
rſtören und Zertrümmern, das ſich mit ihm verknüpfte,
ndern in dem Ringen und Streben, Mängel und
ebrechen aus dem Staatsleben zu entfernen und ei-
n beſſern Zuſtand der bürgerlichen Geſellſchaft, als
r frühere war, herbeizuführen. Wie nämlich in den
iten der Reformation man nicht nach Zertrümmerung
r Kirche, ſondern nach Verbeſſerung derſelben ſtrebte,
ſtrebt man in den revolutionairen Zeiten, die mit
en die größte Aehnlichkeit haben, nicht nach Zertrüm-
rung, ſondern nach Verbeſſerung der Staaten. In
n Zeiten der Reformation verlangte man religiöſe und
chliche Freiheit, d. i. man wollte, daß in Sachen
r Religion die Schranken, in welche Prieſterherrſchaft
n menſchlichen Geiſt eingezwängt hatte, zerbrochen und
em Chriſten das Recht des Forſchens und Prüfens
geſtanden, daß die Kirche nicht nach dem Willen des

Pab

Pabſtes, ſondern nach der Lehre und dem Geiſte Jeſu eingerichtet und dieſe Einrichtung öffentlich (von Seiten des Staates) anerkannt würde. Jetzt, in den revolutionairen Zeiten, verlangt man nach bürgerlicher und politiſcher Freiheit, d. i. man will, daß jeder Staatsbürger, allem willkürlichen Zwange entzogen; unter der unbedingten Herrſchaft der Geſetze lebe, und daß die Geſammtheit der Staatsbürger (oder der Staat) nicht von der Laune und Willkür der Regenten, ſondern von feſtbeſtimmten Geſetzen abhänge. Faßt man dieſe Anſicht auf, ſo muß man, mitten unter den Verbrechen und Schreckniſſen der revolutionairen Zeiten, ihr Großes und Erhebendes erkennen und ſie ihrem Weſen nach als eine weitere Entwickelung der Menſchheit betrachten.

Was das Entſtehen dieſer Zeiten betrifft, ſo iſt daſſelbe nicht ſcheinbaren Zufälligkeiten, auch nicht dem Willen einzelner Menſchen zuzuſchreiben, ſondern den ewigen, von Menſchenmacht unabhängigen Geſetzen, nach welchen die Entwickelungen der Menſchheit erfolgen. Sie gingen, wie die Reformation und wie jedes große, die Menſchheit weiter führende Ereigniß, hervor aus dem Zwieſpalt zwiſchen emporgekommner Geiſtesbildung und beſtehenden Mängeln und Gebrechen. Die Völker Europas waren am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr, was ſie im Mittelalter geweſen waren; ihre Kenntniſſe, Geſchicklichkeiten, Sitten, Gebräuche, Meinungen hatten ſich verändert; ein Streben nach Aufklärung hatte ſich verbreitet, das ſelbſt von Fürſten, die es mit ihren Unterthanen wohlmeinten, unterſtützt wurde und allmählich auf Alles und Jedes, alſo auch auf die Verfaſſung und Verwaltung der Staaten ſich hinwendete. Nun erſchien anſtößig, was vorher unbeachtet geblieben oder mit Gleichgiltigkeit ertragen worden war; Mängel und Gebrechen der Staatseinrichtungen wurden bemerkt; man fing an zu klagen über Unterdrückung alter Nationalrechte, über die unumſchränkte Gewalt der Fürſten, über Bevorrechtungen einzelner Stände, über Willkür bei Steuern, über Parteilichkeit und Härte in den Gerichten, über Beſchränkungen der Preſſe. Solche Klagen erweckten eine Sehnſucht nach Verbeſſerungen des bürgerlichen Lebens; und ſo entſtanden die revolutionairen Zeiten, weil die Verfaſſung und Verwaltung der Staaten mit der fortgeſchrittenen Bildung der Völker nicht mehr zuſammen ſtimmte.

Ihr Hervortreten erfolgte unter den Kämpfen und Stürmen, die jedesmal an das Emporkommen eines neuen Zuſtandes ſich ketten. Wie die Reformation hervortrat mit dem Kampfe, den Luther gegen den Ablaßkram erhob: ſo traten die revolutionairen Zeiten hervor mit dem Kampfe, den in Frankreich der dritte Stand gegen Adel und Geiſtlichkeit erhob; und wie jener, ſo zog auch dieſer Kampf wildbrauſende Stürme nach ſich. Dieß geſchah nicht bloß durch die Schuld derer, die aus Ueberzeugung, Gewöhnung oder Selbſtſucht dem Alten anhingen, ſondern auch durch die Schuld derer, die voll wilden und ehrſüchtigen Ungeſtüms als Anhänger und Verfechter des Neuen auftraten. Denn wie jene mit ſtarrem Eigenſinne dem Neuen entgegen waren und, um daſſelbe zu unterdrücken, alles in Bewegung ſetzten: ſo erregten dieſe ſturmvolle Bewegungen, um die Welt nach ihren Ideen umzubilden und augenblicklich das zu erzwingen, was ſeiner Natur nach nur langſam gedeihen kann. Dadurch wurden Viele an den revolutionairen Zeiten irre; manche ihrer Freunde traten zurück aus Hoffnungsloſigkeit, oder betäubt durch das Geſchrei des Tages; ihre Gegner triumphirten, und es gab Zeiten, in denen das unverwerfliche Streben nach Verbeſſerung des bürgerlichen Zuſtandes ermattet und erdrückt ſchien. Doch was den Entwickelungsgang der Menſchheit zu vernichten droht, iſt nicht von Dauer; es wird von den zum Fortſchreiten beſtimmten Geiſteskräften überwältigt. So hat auch der Widerſtand, der zeither gegen das Streben nach bürgerlicher und politiſcher Freiheit erhoben worden iſt, dieſes Streben nicht ausgetilgt, ja er hat zur Läuterung der Ideen, auf welche es ſich gründete, und ſo zur Ausbildung der revolutionairen Zeiten beigetragen.

Auch dieſe Ausbildung verdient beachtet zu werden. Wenn eine neue Idee ins Leben tritt, wird ſie nicht gleich in ihrer Fülle und Vollendung erfaßt; nur einzelne Lichtfunken derſelben glänzen hervor, aber ihr Inhalt und ihre Anwendung liegt noch im Dunkeln. Parteilichkeit, hier für das Alte, dort für das Neue, trübt den Blick, und nie plötzlich, ſondern allmählich, von einer Entwickelungsſtufe zur andern ſchreitet die Menſchheit vorwärts. So verhielt es ſich mit der Reformation. Zuerſt richtete ſie ſich nur gegen den Mißbrauch des Ablaſſes, dann bei dem Widerſpruch, der ihr entgegen trat, gegen die Pabſtmacht und andre Auswüchſe in der Lehre und Verfaſſung der Kirche, und während ſie theils gegen die Feindſeligkeiten ihrer Gegner, theils gegen die Schwärmereien ihrer Anhänger zu kämpfen hatte, gelangte ſie allmählich zu dem folgenreichen Grundſatze, daß nicht der Ausſpruch eines Pabſtes oder einer Kirchenverſammlung, ſondern nur die heilige Schrift als die einzige, ächte Erkenntnißquelle chriſtlicher Wahrheit anzuſehen ſei. Auf ähnliche Weiſe haben ſich die revolutionairen Zeiten aufgebildet. Als ſie in Frankreich begannen, wollte man nur eingewurzelte Mißbräuche abſchaffen; der Ruf nach Freiheit galt nur der Entfernung eines willkürlichen Zwanges, der Ruf nach Gleichheit nur der Entfernung willkürlicher Bevorrechtungen einzelner Perſonen, Stände und Diſtricte; aber wie der Staat nach den Ideen der Freiheit und Gleichheit eingerichtet werden ſollte, ward nicht deutlich erkannt. Höchſtens ſah man in der Verfaſſung Englands ein Vorbild, dem man nacheifern müſſe. Darum geriethen auch die Anhänger der Revolution, als es galt, dieſe Idee in Anwendung zu bringen, mit einander in Streit, und darum verdrängte damals eine Staatseinrichtung die andre. Erſt unter Kämpfen und Stürmen und nach vielen Irrungen und Mißgriffen klärten ſich die Begriffe über ſtaatsrechtliche Fragen auf, und jetzt haben ſie einen beſtimmten Charakter und eine höhere Richtung erlangt. Wohl gibt es noch Manche, denen Freiheit nichts anders iſt als Zügelloſigkeit oder Frechheit, und Gleichheit nichts anders als das Herabziehen der Höheren zu den Niederen oder das Hinaufziehen der Niederen zu den Höheren; aber diesen gegenüber hat ſich immer weiter die Anſicht verbreitet, daß Freiheit und Gleichheit in der unbeſchränkten und gleichmäßigen Herrſchaft der Geſetze beſteht, zu deren Gründung und Sicherung jetzt folgende Forderungen aufgeſtellt werden.

Erſtens, um der Willkür vorzubeugen und Regenten- und Volksrechte feſtzuſtellen, verlangt man eine Conſtitution oder Verfaſſungsurkunde oder Charte, d. i. eine genaue Beſtimmung der Rechtsverhältniſſe zwiſchen Regenten und Volk, durch welche die geſetzgebende Gewalt zwiſchen beiden getheilt, und nur die vollziehende Gewalt dem Regenten allein überlaſſen werde. — Zweitens, um den Beſtand der Conſtitution zu ſichern und die zeitgemäße Fortbildung des Staates zu fördern, verlangt man, daß zu beſtimmten Zeiten Landtagsverſammlungen gehalten und bei denſelben alle Klaſſen der Staatsbürger durch freigewählte Abgeordnete vertreten, die Beſchwerden des Volks vor den Thron gebracht, die Gegenſtände des Staatswohles offen beſprochen, und in geeigneten Fällen, da der Regent ſelbſt als heilig und unverletzlich gelten muß, deſſen Rathgeber zur Rechenſchaft oder Verantwortung gezogen werden. — Drittens, um die Staatsbürger vor willkürlichen Eingriffen

griffen in ihr Eigenthum zu ſichern, oder zu erwirken, daß letzteres ohne ihre Beiſtimmung nicht zu beliebigen Zwecken verwendet, und daß die Staatslaſten, die bei ungleicher Vertheilung, vermehrtem Staats- und Hofaufwand und willkürlicher Verwendung drückend geworden ſind, erleichtert werden, verlangt man, daß Civilliſten oder Ausſcheidungen des Staatsvermögens von dem Vermögen des Regenten aufgeſtellt, daß das Bedürfniß der Steuern von den Volksvertretern genau durchforſcht und beſtimmt, daß Staatsbürger nur zu den Steuern, die ihre Vertreter zugeſtanden haben, verpflichtet, daß die zugeſtandenen Steuern von allen Staatsbürgern ohne Unterſchied, nach Maßgabe ihres Vermögens und Einkommens getragen, und daß über die Verwendung derſelben Rechnungen abgelegt werden. — Viertens, um die unbedingte Herrſchaft der Geſetze und mit ihr die bürgerliche Freiheit geltend zu machen, verlangt man, daß die richterliche Gewalt nur dem Geſetze unterthan, übrigens unabhängig ſei, daß Bevorrechtungen einzelner Staatsbürger und ganzer Stände aufhören, daß alle Staatsbürger ohne Rückſicht auf Titel und Rang vor dem Geſetze einander gleich ſein oder nach gleichen Geſetzen gerichtet werden ſollen, und daß alle, ohne Rückſicht auf Geburt, nach ihren Fähigkeiten und Geſchicklichkeiten zu allen Würden und Aemtern gelangen können. — Fünftens, um die zur Entwickelung des Staates und ſeiner Glieder nöthige Freiheit des geiſtigen und leiblichen Verkehrs zu fördern, verlangt man Freiheit der Gewerbe und des Handels, Freiheit der Preſſe oder der Gedankenmittheilung und Freiheit der Religion oder des Glaubens und Gottesdienſtes.

Wie dieſe Forderungen unter Kämpfen und Stürmen, unter Verirrungen und Mißgriffen, unter Niederlagen und Siegen nach und nach ſich ausgebildet haben, das ſoll die Aufgabe der folgenden Geſchichtserzählung ſein. Bei Darſtellung derſelben werden wir dem Gange der franzöſiſchen Revolution folgen, da dieſe der ſichtbare Anfang iſt des heute noch obwaltenden Kampfes um Volksrechte und willkürliche Gewalt und gleichſam der Mittelpunkt der welthiſtoriſchen Begebenheiten, die ſeit dem Jahre 1789 Europa erſchüttert und die Umbildung des Staatslebens gefördert haben. Wir werden daher im erſten Kapitel handeln von der Entſtehung der franzöſiſchen Revolution und des franzöſiſchen Revolutionskrieges (1789—1792); im zweiten von dem Fortgange der franzöſiſchen Revolution und des franzöſiſchen Revolutionskrieges bis zur Herrſchaft Napoleons (1792—1799); im dritten von der Herrſchaft und dem Sturze Napoleons (1799—1814); im vierten von der Reſtauration, die dem Sturze Napoleons folgte (1814—1830); worauf wir mit einem kurzen Ueberblicke der, dieſer Zeit ſich anreihenden Begebenheiten ſchließen werden.

Erſtes Kapitel.

Entſtehung der franzöſiſchen Revolution und des Revolutionskrieges,

1789 — 1792.

I.

Entſtehung der franzöſiſchen Revolution.

Die franzöſiſche Revolution, wichtig an ſich und wichtig wegen ihres unermeßlichen Einfluſſes auf Frankreich, auf ganz Europa, auf viele auſſereuropäiſche Völker und Länder, ja auf die Menſchheit überhaupt *), — entſtand aus den Verderbniſſen des Hof- und Staatslebens, und aus dem bei fortgeſchrittener Bildung entflammten Freiheitsgefühle.

Willkürlich herrſchten in Frankreich, beſonders ſeit Ludwig XIII. und ſeinem Richelieu, die Könige und deren Miniſter; verkäuflich waren die Gerichtsſtellen, oft parteiiſch in ihren Ausſprüchen und grauſam in ihren Strafen. Die perſönliche Freiheit wurde durch willkürliche

---

*) Dieſe Andeutungen werden in der erſten Abhandlung des zweiten Abſchnitts dieſes Bandes weiter ausgeführt.

liche Verhaftsbefehle (lettres de cachet) verletzt, die geiſtige Freiheit durch drückende Büchercenſuren *); überall traten Vorrechte, hier des Klerus und Adels, dort einzelner Provinzen und Städte, ja ſelbſt einzelner Zünfte drückend hervor, und hemmten die freie Entwickelung des Staatsbürgers. Rechte des Volkes oder des Bürger- und Bauernſtandes wurden nicht anerkannt; ausgeſchloſſen war dieſer dritte Stand von dem Beſitze der Lehen, von Officierſtellen, von Hof- und Staatswürden; bedrückt war er mit Frohndienſten, Zehnten und Lehnsgefällen; unterworfen war er eigennützigen Finanzpächtern und einer ungleichen Vertheilung der Staatslaſten. Denn während faſt zwei Drittel alles Grundes und Bodens in den Händen des Adels und Klerus ſich befanden, war der Adel frei von der Hauptſteuer (taille) und konnte als Gutsherrſchaft die Grundſteuer und andere Abgaben auf ſeine Gutsunterthanen zurückſchieben; der Klerus hatte nur freiwillige Beiträge zu leiſten; auch beſaßen einzelne Landſchaften (Pays d'état) das Vorrecht, eine bedungene Summe zu zahlen, und deren Vertheilung unter ſich zu beſtimmen. Der härteſte Steuerdruck laſtete alſo auf dem dritten Stande und auch auf dieſem ungleich.

Solche Widrigkeiten, die auch in anderen Staaten Statt fanden, und während der Regierung Ludwigs XVI.

nicht

---

*) Welchem argem Drucke das Bücherweſen in Frankreich vor dem Ausbruche der Revolution unterlag, ergibt ſich aus dem Leben des edlen Malesherbes (in den Zeitgenoſſen Th. V., Abthl. 1. S. 84—95. Leipzig 1820), der unter Ludwig XV. und XVI. die Preſſe freier zu machen ſuchte, ſo wie er auch mit feſtem Muthe gegen die Ungerechtigkeit der geheimen Verhaftsbefehle eiferte.

nicht ärger waren als vor derſelben, wurden in Frankreich bitterer als in andern Staaten empfunden, und gerade unter Ludwig XVI. ſtärker als ſonſt. Seit Ludwig XIV. war mit den Janſeniſtiſchen Streitigkeiten *) ein Unterſuchungs- und Widerſpruchsgeiſt in Frankreich erwacht, der gegen Thron und Altar ſich hingerichtet hatte. Genährt und verſtärkt wurde derſelbe, zuerſt durch die Parlamente, die, um ſich dem engliſchen gleichzuſtellen, ſeit Ludwig XV., gleich als wären ſie Stellvertreter der Nation, ſich der Regierung entgegenſetzten und das Volk zum Widerſtande aufreizten; zweitens durch die Ausgelaſſenheit und Sittenloſigkeit im Hof- und Kirchenweſen, die der Prinz-Regent und ſein Lehrer, der Cardinal Dubois, aufgebracht und Ludwig XV. und ſeine Maitreſſen fortgeſetzt hatten; drittens durch geiſtreiche und vielgeleſene Schriftſteller, die bald ſpielend und leichtſinnig das Heilige verſpotteten, bald ernſt und nachdrücklich die Gebrechen des Hof-, Staats- und Kirchenweſens aufdeckten. Unter dieſen Umſtänden hatte jener Unterſuchungs- und Widerſpruchsgeiſt im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts eine Umänderung in der Denkart der Franzoſen herbeigeführt: ihre vorige Gleichgiltigkeit gegen Regierungsangelegenheiten hatte ſich in argwöhniſches Belauern und Beſprechen derſelben, und ihre vorige Ehrfurcht für den Thron und Altar in eine Geringſchätzung beider umgewandelt. Wie hätten ſie alſo die Gebrechen und Aergerniſſe,

---

*) Man ſehe über die Janſeniſtiſchen Streitigkeiten dieſen hiſtoriſchen Bilderſaal V., 3, S. 265—281.

niſſe, die ſich im Hof-, Staats- und Kirchenweſen hervorthaten, fernerhin ſo ruhig als vorher ertragen können? Mußte nicht, wenn ſie an Menſchen- und Bürgerrechte ergreifend erinnert wurden, — und das geſchah beſonders während des nordamerikaniſchen Krieges, — bittrer Unmuth ſie erfüllen, daß ſie dieſer Rechte ermangelten, daß ſie der Willkür der Regierung bloßgeſtellt waren, daß ſie, obſchon Glieder Eines Staates, weder gleiche Geſetze, noch gleiche Rechte, noch gleiche Laſten hatten? Und mußte alſo nicht, da keine ihrer Klagen abgeſtellt wurde, eine Gährung unter ihnen entſtehen, die bei ihrer Beweglichkeit und Leidenſchaftlichkeit (einem Hauptzuge im Charakter der Franzoſen!) zu einem gewaltſamen Ausbruch hinführte?

Zu dieſen eigentlichen Urſachen der franzöſiſchen Revolution kamen auch mitwirkende Umſtände. — Erſtens, unter denen, welche zu Stützen des Thrones und Altares dienen ſollten, herrſchte Zwieſpalt. Mit Erbitterung ſah der Landadel auf den Hofadel, von dem er zurückgeſetzt wurde, und die niedrige, in Dürftigkeit lebende Geiſtlichkeit auf die höhere, die fern von Dienſtgeſchäften in Wohlſtand und Ueppigkeit am Hofe praßte. Zweitens, ſelbſt am Hofe herrſchte nicht Eintracht, ſondern Zwietracht; Parteiungen thaten ſich hervor, die ſich mit Argwohn belauerten, das Faſſen und Ausführen kräftiger Beſchlüſſe hinderten, und dadurch Neuerungsſüchtigen Vorſchub leiſteten. Drittens, der Ehr- und Herrſchſucht der Franzoſen ſchien eine Regierung verächtlich, die Frankreich um Anſehn und Achtung im Auslande gebracht hatte, ſo daß die Theilung Polens (1772), und die Ueberwältigung Hollands (1787), ganz ohne Frankreich zu befragen oder zu berückſichtigen, erfolgt war. **Viertens**, ſeit dem Jahre 1774 ſaß ein Fürſt auf dem Throne, **Ludwig XVI.** (geb. 1754, vermählt 1770 mit Marie Antoinette, der Tochter der Kaiſerin Maria Thereſia), der zwar wohlwollende und menſchenfreundliche Geſinnungen hegte *); aber keineswegs Kraft hatte, den Thron gegen drohende Stürme zu ſichern, vielmehr durch ſeine Schwäche zu Angriffen auf denſelben reizte. Abhängig von fremden Eingebungen und darum den Ränken der Parteien, die ihn umlagerten, bloßgeſtellt, handelte er bald gegen ſeine Ueberzeugungen, bald gegen ſeine Verſprechungen und verlor dadurch je länger je mehr an Achtung und Vertrauen.

Indeſſen wäre die Revolution vielleicht noch nicht hervorgetreten, hätte nicht die Zerrüttung der Finanzen Veranlaſſung zur Eröffnung einer Ständeverſammlung, und dieſe Eröffnung **Veranlaſſung zum Ausbruch der Revolution** dargeboten.

Necker,

---

*) Selbſt **Bailly**, der erſte Präſident der erſten Nationalverſammlung, ſagt in ſeiner „**Denkſchrift eines Augenzeugen der franz. Revolution**“ (überſetzt von Weiland. Weimar 1805, S. 9): „In dem Charakter des Königs lag durchaus nichts Despotiſches; er hat nie etwas anderes gewünſcht als das Glück ſeines Volkes, und dieß war auch der einzige Vorwand, unter dem man ihn irre leiten konnte.“

Necker, ſeit dem 25. Aug. 1788 Generaldirector der Finanzen, hatte den König beredet, zur Abhilfe der drückenden Finanznoth, eine allgemeine Verſammlung der Stände, — die (1787) vom Parlamente, dann von mehreren Provinzen verlangt worden war, — zu genehmigen, und in derſelben dem dritten Stande, durch den er in Hinſicht des Steuer- und Lehnsweſens große Veränderungen zu bewirken hoffte, eine Doppelvertretung zukommen zu laſſen *). Es waren daher (am 24. Jan. 1789) 300 Abgeordnete vom Klerus, 300 vom Adel und 600 vom dritten Stande einberufen worden. Dieſe kamen gegen Ende des Aprils in Verſailles zuſammen, und daſelbſt wurde am 5. Mai 1789 die Ständeverſammlung von Ludwig XVI. unter großem Gepränge eröffnet.

Aber unter bedenklichen Umſtänden geſchah dieß. Bedenklich war es, daß eine Ständeverſammlung, dergleichen die Regierung im Vollgefühle ihrer Macht ſeit 1614 nicht gehalten hatte, jetzt in den Zeiten der Unruhe, Zwietracht und Widerſpenſtigkeit veranſtaltet wurde; bedenklich, daß der dritte Stand, der eigentlich in Gährung war und zu hohen Forderungen ſich anſchickte, einen Vereinigungspunkt und eine Doppelvertretung erhielt; bedenklich, daß die Ständeverſammlung zu Verſailles Statt fand, alſo ganz in der Nähe der großen Hauptſtadt, die, voll zündbaren Stoffes, leicht zu gewaltſamer Unterſtützung revolutionärer Plane entflammt werden

---

*) S. hiſtor. Bilderſaal, Th. V. A. S. 17—51.

den konnte *). Schon die Ankündigung und Vorbereitung dieſer Ständeverſammlung hatte überall in Frankreich große Bewegungen erregt und dem Verlangen nach einer Wiedergeburt des Staates Vorſchub geleiſtet: in manchen Landſchaften, namentlich in der Dauphiné und Bretagne, hatte man auf Abſchaffung der Privilegien gedrungen, und faſt überall hatten ſich bei den Wahlen der Abgeordneten Trennung der Stände und Forderungen an die Regierung hervorgethan. Wie vieles hatte alſo die Regierung von der Ständeverſammlung zu fürchten! Nützen konnte ihr dieſelbe nur, wenn ſie dieſelbe zu beherrſchen im Stande war; aber dazu fehlte es ebenſowohl an tüchtigen Miniſtern als an zweckmäßigen Vorkehrungen. Nicht einmal die Arbeiten, die Formen und der Gang der Berathſchlagungen waren vorgeſchrieben, und namentlich war die Frage, ob nach Köpfen oder nach Ständen geſtimmt werden ſollte, nicht gelöſet. Wohl legte Necker in der Rede, die er bei der Eröffnung der Ständeverſammlung hielt, Gegenſtände der Berathſchlagungen vor; wohl glaubte er voll eitlen Selbſtvertrauens durch das Anſehn, das er ſich erworben hatte, die Verſammlung

---

*) Madame Campan (Memoires. Tom. II. p 395) meldet: „Die Königin habe gewünſcht, daß die Ständeverſammlung fern von Paris gehalten werden möchte; Necker aber habe es durchgeſetzt, daß Verſailles für ſie beſtimmt wurde, wahrſcheinlich weil er hoffte, daß Volksbewegungen zu Paris, die er leiten zu können wähnte, ſeinen Planen förderlich ſein würden.“ — Eben ſo urtheilt Bailleul (Kritiſche Unterſuchungen über das Werk der Frau von Stael ꝛc. überſetzt von Lindner. Stuttgart 1819, Th. I. S. 130).

lung und ihre Berathſchlagungen leiten zu können; aber ſeine lange, drei Stunden ausfüllende Rede ermüdete die Aufmerkſamkeit der Zuhörer, ſein Plan für die Arbeiten der Ständeverſammlung ließ vieles unerörtert, und ſeine Hoffnung, dieſe leiten zu können, hatte keinen Halt: gar bald mußte er erfahren, daß er ein Rad in Bewegung geſetzt hatte, deſſen Umſchwung zu beherrſchen er nicht im Stande war. Männer traten ihm entgegen, die an Kraft, Kühnheit, Beredſamkeit und Volksthümlichkeit, auch an Verführungskünſten ihn übertrafen und des dritten Standes, dann auch der ganzen Verſammlung ſich zu bemeiſtern wußten. Zu ſolchen gehörten damals vornehmlich: Mirabeau, Sieyes, der Herzog von Orleans, Lafayette, Bailly, Männer, die, obſchon verſchieden an Sinnesart und Wirkungsweiſe, doch insgeſammt auf Veränderungen des bürgerlichen Zuſtandes hinwirkten *).

Gleich nach Eröffnung der Ständeverſammlung gerieth der dritte Stand wegen Unterſuchung der Vollmachten und wegen der Art des Stimmens mit dem Klerus und Adel in Streit. Klerus und Adel verlangten, um ihre Vorrechte gegen die Doppelvertretung des dritten Standes zu ſichern, daß die Vollmacht jedes Deputirten in der Verſammlung ſeines Standes, nicht in der Verſammlung aller Deputirten unterſucht, und daß nach Ständen, nicht nach Köpfen geſtimmt werden ſollte. Das

---

*) Das Eigenthümliche dieſer Männer wird unten in der zweiten Abhandlung des zweiten Abſchnitts geſchildert.

Gegentheil verlangte der dritte Stand, weil nur ſo ſeine Doppelvertretung ihm nützen oder ein Uebergewicht verſchaffen konnte. Vergebens ſuchte der König den deshalb entſtandenen Streit zu vermitteln: ſeine Vorſtellungen drangen nicht ein; der Streit dauerte einen ganzen Monat hindurch, und je länger er dauerte, deſto mehr erhitzte und trennte er die Parteien. Endlich nach fünf Wochen vergeblichen Streites that der dritte Stand, unter ſich einig, ſchon durch einige Deputirte der niedern Geiſtlichkeit verſtärkt und auf die Beihilfe des Volkes und ſeiner Anhänger in den Verſammlungen der beiden andern Stände bauend, einen entſcheidenden Schritt. Auf Vorſchlag des Abbé Sieyes und unter dem Vorſitze des Aſtronomen Bailly, der ſelbſt dieſe Vorgänge ausführlich geſchildert hat *), erklärte er ſich am 17. Juni 1789 als den eigentlichen Stellvertreter des franzöſiſchen Volkes, legte ſeiner Verſammlung den Namen Nationalverſammlung **) bei, auſſerhalb welcher kein Abgeordneter ſein Amt zu üben befugt ſei, und forderte Klerus und Adel nochmals auf, ſich mit ihm zu vereinigen. Um aber auch ſeine Verſammlung vor Auflöſung und gewaltſamen Maßregeln des Hofes zu ſichern, beſchloß er, daß die bisherigen Abgaben, wie unrechtmäßig ſie auch wären, zwar für die Dauer der jetzigen Nationalverſammlung beſtehen, daß aber von dem Tage an, wo dieſe ſich trennen würde, alle von ihr nicht neu bewilligten Abgaben ſogleich aufhören und unter keiner Bedingung erhoben werden ſollten. Und um endlich die Hoffnungen der Staatsgläubiger und die Wünſche des Volks an ſich zu knüpfen, ſetzte er hinzu, daß er die Bezahlung der franzöſiſchen Nationalſchuld unter den Schutz der Ehre und Rechtlichkeit des franzöſiſchen Volkes ſtelle, und mit Abhilfe des drückenden Getraidemangels ſich auf das thätigſte beſchäftigen werde. — Dieſer Schritt, durch welchen der dritte Stand aus ſeiner Beſchränktheit heraustrat und die geſetzgebende Macht in Anſpruch nahm, war die erſte feierlich ausgeſprochene Auflehnung gegen die hergebrachte Verfaſſung, und darum als Anfangspunkt der franzöſiſchen Revolution zu betrachten. Die Erſtürmung der Baſtille (14. Jul. 1789), die man ſonſt als ſolchen betrachtete, weil ſie das Hinſinken der alten Monarchie offenbar machte, war nur eine Folge dieſes erſten großen Schrittes.

---

*) Bailly's Denkſchrift der franzöſiſchen Revolution ꝛc. überſetzt von Weiland. Weimar 1805.

**) Assemblée nationale. Dieſer Name, damals von Legrand vorgeſchlagen, aber ſchon vor Eröffnung der Ständeverſammlung aufgebracht (ſ. Geſchichte der Staatsveränderungen in Frankreich ꝛc. Leipzig 1828. Th. II. S. 224), war von groſer Bedeutung. Er bezeichnete die Einheit der Staatsbürger und ſtellte, ſtatt einzelner Stände, die Nation oder das Volk dem Throne gegenüber.

Wie einſt die 95 Theſes Luthers von Allen, die nach einer Reformation ſich ſehnten, mit Jubel empfangen und verbreitet wurden, ſo jetzt die Beſchlüſſe des dritten Standes von Allen, die eine Wiedergeburt Frankreichs wünſchten. Die öffentliche Meinung kam ihnen entgegen, Begeiſterung erhob ſich für ſie; mehrere von der niedern

Geiſtlichkeit, und einige vom Adel traten ſchon jetzt ihnen bei, theils aus Haß gegen ihre höher geſtellten Standesgenoſſen, theils aus Liebe für die neuen Freiheitsideen. Hierdurch fühlte ſich die Verſammlung des dritten Standes zu größerer Kühnheit ermuntert. Dagegen gerieth der Hofadel, der Miniſter Necker, ja auch der König in Schrecken und Zweifel. Der Hofadel fing an den dritten Stand, den er bisher mit Geringſchätzigkeit betrachtet hatte, zu fürchten, glaubte aber doch, durch Entgegenſtellung der königlichen Machtvollkommenheit ihn einſchüchtern zu können, und trat darum mit dem Throne zuſammen. Necker, der den dritten Stand bisher begünſtigt hatte, ſah ihn jetzt zu einer Selbſtſtändigkeit aufſtreben, die ſeiner Begünſtigung nicht mehr bedurfte, und ſchwankte in der Fügſamkeit zwiſchen der Nationalverſammlung und dem Throne. Noch weit weniger wußte der König bei ſeiner Schwäche, was er thun ſollte. Noch war es ihm möglich, die Revolution zu beherrſchen, ſtatt von ihr beherrſcht zu werden: hierzu mußte er ſich an ihre Spitze ſtellen, die Vereinigung der Stände und das Stimmen nach Köpfen anbefehlen, und dem Staate eine neue Verfaſſung geben, ſtatt ſie von ihm zu erwarten. Aber von dieſer Entſchloſſenheit weit entfernt, zeigte er ſich nur als ein hin und her ſchwankendes Werkzeug derer, die ihn umgaben.

Angetrieben von der Adelspartei und der Königin, die ihn beherrſchte, wollte er zunächſt die Sitzungen und damit das Fortſchreiten des dritten Standes hemmen.

Vergebens! Als die Deputirten dieſes Standes am 20. Juni ihren gewöhnlichen Sammelplatz, den Reichsſaal, verſchloſſen und bewacht fanden, begaben ſie ſich in das Ballhaus. Daſelbſt berathſchlagten ſie ſich ſtehend (es fehlte an Tiſchen und Stühlen), und ſchwuren in lebhafter Aufregung, nicht auseinander zu gehen, bis eine neue Verfaſſung des Reichs feſtgeſetzt wäre. Zwei Tage nachher (22. Jun.), als ſie ihre Verſammlung in der Ludwigs-Kirche hielten, vereinigten ſich mit ihnen einhundert und acht und vierzig von der Geiſtlichkeit, denen zwei Deputirte des Adels aus der Dauphiné folgten. Darauf veranſtaltete der König am 23. Juni eine Verſammlung aller Stände im Reichsſaale. Er ſelbſt erſchien in derſelben, tadelte die obwaltende Zwietracht und die Anmaßlichkeit des dritten Standes, verſprach eine Verbeſſerung der Reichsverfaſſung als ein Gnadengeſchenk, und befahl den Deputirten, ſich ſogleich zu trennen, und am andern Morgen ihre Berathungen ſtandweiſe fortzuſetzen. Aber dieſer Verſuch, die beginnende Revolution durch das königliche Machtwort niederzudrücken, gelang nicht. Wohl ging der Adel und ein Theil des Klerus, ſobald der König ſich entfernt hatte, auseinander; aber der dritte Stand und die Mehrheit des Klerus blieb zuſammen. Umſonſt erinnerte ſie der Ceremonienmeiſter; Marquis von Brézé, den Saal zu räumen; Mirabeau rief ihm zu: „Nur Bajonetten werden wir weichen!“ und befeuerte die Verſammelten zu dem Beſchluß, „daß jeder königliche Diener, der ſich an ihnen, den Abgeordneten der Nation, vergreifen würde, als Verbrecher der Nation verantwortlich ſein ſollte." Gewalt wurde gegen ſie nicht angewendet; ſie verließen daher erſt, als es ihnen beliebte, den Saal.

Dieſe Kühnheit und Feſtigkeit des dritten Standes hatte wichtige Folgen. Das königliche Machtwort verlor ſeine Kraft; am folgenden Tage (24. Juni) trat die Mehrheit der Geiſtlichkeit, am 25. Juni der Herzog von Orleans mit 47 Deputirten vom Adel zur Nationalverſammlung; vier Tage darauf (27. Juni) widerrief der König den vorigen Befehl und forderte Klerus und Adel auf, ſich mit der Nationalverſammlung zu vereinigen. So gelang es alſo dem dritten Stande, die Ständeverſammlung zur Nationalverſammlung, in welcher kein Standesunterſchied galt, umzugeſtalten und die geſetzgebende Gewalt an ſich zu bringen.

Aber dieſer erſte Sieg beſchwichtigte nicht die innern Gährungen, ſondern trieb zu neuen Kämpfen und Siegen. Ganz Frankreich theilte ſich jetzt in eine demokratiſche und ariſtokratiſche Partei, und wie einerſeits die Eifrer für Freiheit immer weiter gingen und, vereinigt mit den Anhängern des Herzogs von Orleans, den Pöbel, vorzüglich zu Paris, entflammten: ſo trug anderſeits auch die Hofpartei zur Vermehrung innerer Zerrüttungen bei. Denn weit entfernt, von Anmaßungen und Vorrechten abzulaſſen und ſich mit der Volkspartei gütlich zu vergleichen, verſuchte ſie jetzt einen militäriſchen Gewaltſtreich. Sie beredete den König, zur Bezähmung der Hauptſtadt und zur Unterwerfung der Nationalverſammlung ein Heer zuſammenziehen, und Necker'n, der dem Hofe als Haupturheber aller obwaltenden Streitigkeiten galt, zu entlaſſen. Beides geſchah. Ein Heer der in franzöſiſchem Solde ſtehenden Schweizer, Deutſchen und Irländer — denn ſchon konnte der Hof den eingebornen Soldaten nicht trauen — rückte unter den Befehlen des Marſchalls von Broglie zwiſchen Verſailles und Paris zuſammen; Verſailles ſelbſt, wo Broglie ſein Hauptquartier nahm, wurde ſtark beſetzt, und Necker mußte am 11. Juli in aller Stille Hof und Reich verlaſſen. — Aber dieſe Maßregeln hatten ganz andre Wirkungen, als ihre Urheber erwartet hatten; ſie riefen einen furchtbaren Sturm hervor, der für das Fortſchreiten der Revolution entſchied.

Kaum hatte man am 12. Juli Neckers Entlaſſung zu Paris vernommen, als im Palais-Royal ein tobender Aufſtand ſich erhob, der durch die Straßen der Hauptſtadt ſich hinwälzte und von den königlichen Truppen nicht geſtillt werden konnte. Während desſelben bildeten ſich die Wähler der pariſer Deputirten zu einem Bürgerrath (Municipalität) und errichteten eine Bürgermiliz oder Nationalgarde (13. Juli), um dem Pöbel die Waffen zu entwinden und das Fortleben der Freiheit zu fördern. Aber das Toben des Pöbels dauerte fort, und errang am folgenden Tage (14. Juli) mit der Einnahme der Baſtille einen folgereichen Sieg *).

Dieſe

---

*) Die ausführliche Erzählung des hier Angedeuteten folgt unten in der dritten Abhandlung des zweiten Abſchnitts.

Dieſe Vorgänge zu Paris, durch welche nich[illegible]ur die Obergewalt des Königs über ſeine Hauptſtadt vernichtet, ſondern auch das Volk zum Dienſt der Nationalverſammlung bewaffnet und zu vielen andern Gewaltthätigkeiten hingetrieben wurde, beſtimmten den König zur Nachgiebigkeit. Am 15. Juli erklärte er in der Nationalverſammlung, daß er den fremden Truppen Befehl zum Abzuge gegeben habe; am 16. Juli rief er Necker'n zurück und am 17. Juli begab er ſich nach Paris, wo er durch ein willfähriges Benehmen ſo auf das Volk einwirkte, daß lauter Beifall ihm gezollt wurde. Aber die vorige Unterwürfigkeit kehrte nicht zurück; eine Ausſöhnung der Parteien wurde nicht erwirkt; Argwohn, Anfeindung und Kampf dauerte fort.

Der Hof flößte kein Vertrauen ein. Denn auf den König konnte man bei ſeiner Charakterſchwäche und ſeiner dem Volke feindſeligen Umgebung ſich nicht verlaſſen; und die Auswanderungen vieler Großen, — in der Nacht vom 16. zum 17. Juli flüchtete des Königs Bruder, der Graf von Artois mit ſeinen Söhnen, ferner drei Prinzen von Condé, der Herzog von Conti, die Familie Polignac, denen bald viele andre des Hofadels und der Hofgeiſtlichkeit nachfolgten, — erzeugten den Verdacht, daß die franzöſiſchen Großen damit umgingen, einverſtanden mit dem König, die Macht fremder Staaten zur Unterdrückung des franzöſiſchen Volkes aufzuregen.

Doch ſo wenig wie das Volk zu dem Hofe, ſo wenig konnte auch der Hof zu dem Volke Vertrauen faſſen.

Paris blieb in Gährung, und obſchon Bailly, als Maire, und Lafayette, als Oberbefehlshaber der Nationalgarde, Ruhe daſelbſt herzuſtellen ſuchten, brach doch wildes Toben und Blutvergießen häufig hervor. Aber noch weit erſchreckender mußte es für den Hof ſein, daß das Beiſpiel des Aufruhrs und Blutvergießens, das die Hauptſtadt aufgeſtellt hatte, in ganz Frankreich Nachahmung fand. Ueberall, beſonders in der Dauphiné und Bretagne, erhob ſich jetzt der Pöbel zum Umſturz der bürgerlichen Ordnung, brachte Geſetze und Gerichte zum Schweigen, Handel, Erwerb und Steuerzahlung ins Stocken. Immer wüthiger zeigte er ſich gegen den Hof oder die Ariſtokraten. Räuberhaufen, von ungenannten Aufhetzern geleitet, zogen umher, und unter dem Geſchrei „Freiheit und Gleichheit" wurden königliche Beamte verjagt, Adelige und Geiſtliche ergriffen, gemißhandelt und getödtet, Schlöſſer und Klöſter geplündert und zerſtört, Erndten abgemäht und viele andere Ausſchweifungen begangen. Wohl kamen an die Stelle der bisherigen Behörden neue Bürgergerichte und Bürgermilizen; doch wurde dadurch nur Gewalt und Regierung dem Throne entwunden, und eine neue Ordnung der Dinge vorbereitet, aber keineswegs Ruhe und Sicherheit hergeſtellt. Das Volk beharrte bei der aufgeregten Wildheit; die neuen Gerichte waren ohne Kraft, und die Bürgermilizen konnten oder mochten dem Toben der Leidenſchaftlichkeit, von dem ſie ſelbſt ergriffen waren, nicht widerſtehen.

Auch Necker, der als Prinzipalminiſter von Baſel nach Verſailles, wo er am 28. Juli eintraf, zurückgekehrt war, vermochte nicht, den obwaltenden Ausſchweifungen und Zerrüttungen zu ſteuern. Zwar wurde er bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich und als er am 29. Juli vor der Nationalverſammlung, am 30. Juli zu Paris erſchien, mit glänzenden Beifallsbezeigungen empfangen; aber er konnte ſich nicht behaupten! Der König und die Hofpartei hatten kein Vertrauen zu ihm; die Nationalverſammlung widerſtrebte ihm, um nicht von einem Miniſter abhängig zu werden, und Mirabeau, voll Haß gegen ihn, arbeitete ihm allenthalben entgegen. Schon nach einem Jahre (8. Sept. 1790) ſah er ſich genöthigt, ſeine Miniſterſtelle niederzulegen und Frankreich wiederum zu verlaſſen.

Im größten Anſehn ſtand jetzt die Nationalverſammlung! Sie hatte bei dem Hinſinken der Macht des Königs, wie die Geſetzgebung, ſo auch Verwaltungs- und Regierungsgeſchäfte an ſich gezogen, und galt als die alleinherrſchende Gewalt. An ſie wendete ſich, wer Hilfe und Schutz, oder Entſcheidungen und Befehle ſuchte, ſogar der König ließ ſie durch ſeine Miniſter auffordern, den obwaltenden Unordnungen und Gräueln zu ſteuern. Sie ſelbſt mußte die Nothwendigkeit der Ruhe und Ordnung empfinden, und einige ihrer Mitglieder drangen darauf, man möchte das Volk durch eine nachdrückliche Erklärung von Ausſchweifungen zurückhalten. Doch da ihre Macht nur allein von dem Beiſtand des Volkes abhing,

hing, ſo ſcheute ſie ſich den Ausſchweifungen desſelben geradezu entgegen zu treten, ja ſie entſchuldigte dieſe als eine Vergeltung für lang erlittenes Unrecht. Erſt am 10. Aug. faßte ſie den Beſchluß, daß Gemeindebehörden oder Ortsobrigkeiten für Handhabung der Ruhe und Ordnung, und Nationalgarden und Linientruppen für Beſchützung der Bürger gegen Ruheſtörer thätig ſein ſollten. Aber dieſer Beſchluß wirkte wenig; er wurde nicht mit Nachdruck unterſtützt, und Worte allein können ein empörtes Volk nicht zur Ruhe bringen!

Inzwiſchen rückte ſie ihrem Hauptziele, eine neue Verfaſſung emporzubringen, näher. Am 4. Aug. beſchäftigte ſie ſich mit dem Gedanken, die Menſchen- und Bürgerrechte zur Grundlage derſelben zu machen, oder eine Erklärung dieſer Rechte, wie ſolche der nordamerikaniſche Freiſtaat aufgeſtellt und Lafayette am 11. Juli vorgelegt hatte, an die Spitze der neuen Verfaſſung zu ſtellen. Von dieſem Gedanken wurde ſie noch an dieſem Tage zu vielen wichtigen und folgereichen Beſchlüſſen, für deren Vernunftmäßigkeit die Zeit ſich erklärt hat, fortgetrieben.

Als am Abend des 4. Aug. von den Mitteln die Rede war, durch welche den obwaltenden Gräueln und Zerrüttungen geſteuert werden könnte, that der Vicomte de Noailles, ein Deputirter des Adels, Sohn eines reichen, adeligen Hauſes, den Vorſchlag, das Feudal- oder Lehnsweſen, das am meiſten zu wilden Ausſchweifungen getrieben habe und den Menſchen- und Bürgerrechten ge-

geradezu entgegen ſei, abzuſchaffen, alſo alle Frohnen und perſönliche Dienſte aufzuheben, und hiermit zu erklären, daß ferner nicht Geburt, ſondern Fähigkeit und Verdienſt über Stellung und Anſehn im Staate entſcheiden ſollte. Dieſer Vorſchlag drang wie ein electriſcher Schlag durch die ganze Verſammlung; eine ſeltene Begeiſterung erhob ſich, und Adelige und Geiſtliche wetteiferten in Anerbietungen und Entſagungen, um Freiheit und Gleichheit, oder Menſchen- und Bürgerrechte geltend zu machen. Vorgeſchlagen und genehmigt wurde die Aufhebung der Leibeigenſchaft (man zählte damals, nach Bailly's Angabe, auf anderthalb Millionen Leibeigne in Frankreich!), der Herrſchaftsgerichte, der Jagd-, Fiſch- und Taubenhaus-Gerechtigkeiten, und die Ablösbarkeit der Zehnten oder die Verwandlung der Fruchtzehnten in Geldzins. Vorgeſchlagen und genehmigt wurde die Gleichheit der Strafen und Abgaben für alle Staatsbürger, die gleiche Berechtigung Aller zu Kriegs- und Staatswürden, und die Aufhebung des Verkaufs obrigkeitlicher Stellen. Vorgeſchlagen und genehmigt wurde die Vernichtung aller ohne Rechtsgrund ertheilten Gnadengehalte, ſo wie aller beſondern Rechte, Freiheiten und Verfaſſungen einzelner Provinzen, Städte und Gemeinheiten: in ganz Frankreich ſollte Ein Volk mit gleichen Rechten und gleichen Laſten beſtehen! — Es war ein großer Moment, in welchem die Abgeordneten eines großen Volks für ſolche Ideen und Opfer entflammten und eine Saat ausſtreuten, die einen neuen Aufſchwung des Staatslebens herbeiführen mußte. Die Nationalverſammlung ſelbſt fühlte das Gewichtige dieſes Augenblickes. Sie verordnete daher, das Abfaſſen dieſer Beſchlüſſe durch ein Tedeum zu feiern und dem Könige, unter dem es erfolgt war, den Titel „Wiederherſteller der Freiheit Frankreichs" beizulegen.

Aber wie immer die Begeiſterung im überraſchen Hineilen zu ihrem Ziele Vieles unberückſichtigt läßt, auch wohl Widerrechtliches und Unhaltbares zu Tage fördert, dann wieder dem klügelnden Verſtande und der engherzigen Leidenſchaftlichkeit Platz macht: ſo geſchah es auch hier. Viele wohlhergebrachte Rechte, ſelbſt ausländiſcher (namentlich deutſcher) Fürſten, wurden durch jene Beſchlüſſe verletzt; bald trat Bedenklichkeit über die Folgen ein; und als von der Abſchaffung der geiſtlichen Zehnten die Rede war, erklärten die Geiſtlichen, vor allen der Abbé Sieyes, nicht ohne Rückſicht auf Standesvortheile, die Abſchaffung dieſer Zehnten würde eine Beraubung der Empfänger derſelben ſein. Doch die Mehrzahl blieb bei den gefaßten Beſchlüſſen, und am 20. Sept. genehmigte ſie der König. Dagegen geſtand ihm die Nationalverſammlung, gleichſam zur Dankbarkeit für bezeigte Fügſamkeit, am 21. Sept. „ein ſuſpendirendes Veto" für Geſetze, die nicht zur Conſtitution gehörten, zu, d. h. ſie gab ihm das Recht, durch verweigerte Zuſtimmung die Giltigkeit der von der Nationalverſammlung gegebenen Regulativgeſetze auf vier Jahre zu hemmen, wogegen Geſetze, welche weſentliche Artikel der Verfaſſung ausmachten, auch ohne königliche Beſtätigung giltig ſein ſollten. Auch wurde damals beſchloſſen, daß die Nationalverſammlung beſtändig fortdauern, aber Eine Kammer bilden und alle zwei Jahre erneuert werden ſollte.

Doch erſt nach langem und heftigem Streite (28. Aug. — 20. Sept.) war man zu dieſen Beſchlüſſen gelangt. Nur wo von Freiheit überhaupt, oder von Beſchränkung der königlichen Gewalt die Rede war, ſtimmten alle Mitglieder der Nationalverſammlung zuſammen; aber wo es darauf ankam, die Freiheit zu ſichern, die Grenzen der königlichen Gewalt zu beſtimmen, oder die neue Verfaſſung Frankreichs einzurichten, trennten ſie ſich in Parteien, von denen die Eine eine gemäßigte Monarchie nach dem Muſter der engliſchen, die Andere, die Republikaniſchgeſinnte, eine Selbſtherrſchaft des Volkes erſtrebte. Man nannte damals jene „Conſtitutionelle", ſpäterhin „Ariſtokraten", dieſe „Démokraten." Als die Nationalverſammlung nach Paris gekommen war, hießen jene die rechte, dieſe die linke Seite, weil letztere zur Linken, und erſtere zur Rechten des Präſidentenſtuhls ihren Platz gewählt hatten. Im heftigen Wortſtreit wogten Monate lang beide Parteien auf und nieder, bis es endlich den Demokraten gelang, durch einen Aufſtand das Uebergewicht über den König und die Conſtitutionellen zu erringen.

Aufgereizt durch die Partei der Demokraten und die Anhänger des Herzogs von Orleans, mit denen jene zuſammenhielt, zogen am 5. Oct. Weiberhaufen mit Männern vermiſcht, dann große Schaaren der Nationalgarde unter Lafayette von Paris nach Verſailles, um den König und die Nationalverſammlung nach Paris zu verſetzen. Beides gelang. Ein mörderiſcher Einbruch in's königliche Schloß (am 6. Oct.), der vielen von der königlichen Leibgarde das Leben koſtete und die Königin ſelbſt bedrohte, brachte den König in ſolches Gedränge, daß er noch an demſelben Tage nach Paris zog und daſelbſt das Schloß der Tuilerien zu ſeinem Aufenthalte und die Nationalgarde zu ſeiner Bewachung annahm. Ihm folgte die Nationalverſammlung, die während jener Stürme am 6. Oct. auf Mirabeaus Antrag erklärt hatte, „ſie ſei unzertrennlich von der Perſon des Königs." Am 19. Oct. eröffnete ſie in der Reitbahn (nahe bei den Tuilerien) ihre Sitzung zu Paris *).

Dieſe Vorgänge, die den König zu einem Gefangenen und die Stellvertreter der Nation, wie ihn, von den Demokraten und deren Stützpunkt, dem Pöbel der Hauptſtadt, abhängig machten, erregten ſelbſt in der Mitte der Nationalverſammlung, unter dem beſſern Theil derſelben, Erbitterung und Abſcheu **). Ueber dreihundert Deputirte,

---

*) Ausführlich werden dieſe Begebenheiten dargeſtellt in der dritten Erzählung des zweiten Abſchnitts dieſes Bandes.

**) Bei einer Unterſuchung über die Urheber des Aufſtandes vom 5. u. 6. Oct., die dem Gerichtshofe des „Chatelet" übertragen wurde, kam ſchwerer Verdacht auf Mirabeau und den Herzog von Orleans. Doch letzterer wurde unter dem Scheine einer Geſandtſchaft nach England entfernt (11. Oct.), wo er bis zum Jul. 1790 blieb, und erſterer wußte durch die Nationalverſammlung die anhängige Unterſuchung niederzuſchlagen (10. Sept. 1790).

tirte, fürchtend, daß nun Frechheit die Freiheit zerſtören möchte, verließen die Nationalverſammlung, manche von ihnen auch Frankreich. Um ſo raſcher kamen die Demokraten empor, und um ſo dreiſter ſetzten ſie nun, ohne Berückſichtigung hergebrachter Rechte, Beſchlüſſe durch, die alles Beſtehende erſchütterten und den franzöſiſchen Staat umgeſtalteten, dabei aber auch manches Heilſame ſchufen und zur weitern Entwickelung der Ideen über bürgerliche und politiſche Freiheit beitrugen.

Von dieſen Beſchlüſſen führen wir folgende als die wichtigſten an. Am 4. Nov. beſchloß die Nationalverſammlung, daß das franzöſiſche Gebiet in 83 Departements, jedes Departement (nach Bergen, oder Flüſſen, oder Küſten benannt) in drei Diſtricte, jeder Diſtrict in drei Cantone, jeder Canton in fünf bis ſechs Gemeinden oder Kirchſpiele eingetheilt werden ſollte. Der Hauptzweck dieſer Eintheilung, die im März 1790 zur Ausführung kam, war, die Vorrechte einzelner Diſtricte zu vernichten, die Schranken, die bisher das franzöſiſche Volk getrennt hatten, niederzureißen und das aus verſchiedenartigen Theilen beſtehende Frankreich zu Einem Ganzen zu vereinen; ſie diente aber auch zur Vertheilung der kirchlichen Sprengel, der bürgerlichen Abgaben, der Militärconſcription und der Deputirtenwahlen. — Nicht minder wichtig war der Beſchluß, den die Nationalverſammlung nach dem Vorſchlage Talleyrands, damals Biſchofs zu Autun, am 2. Nov. faßte, daß, um den politiſchen Einfluß der Geiſtlichkeit zu beſeitigen und dem Staatsſchatze

auf

aufzuhelfen, das Kirchengut eingezogen oder zur Verfügung der Nation geſtellt, und dieſe dagegen zur Unterhaltung des Gottesdienſtes und der Geiſtlichen verpflichtet ſein ſollte. Weiterhin (am 13. Febr. 1790) beſchloß ſie die Aufhebung aller geiſtlichen Orden und Klöſter (die noch zurückbleibenden Mönche und Nonnen ſollten penſionirt werden), drang (am 16. Apr.) auf Freigebung des Gottesdienſtes, doch ohne etwas darüber zu entſcheiden, und verlangte (am 19. Jun.), daß die Eintheilung der geiſtlichen Sprengel nach der Eintheilung in Departements umgeändert (oder für jedes Departement ein Bißthum hergeſtellt), daß die Wahl der Pfarrer und Biſchöfe der Nation überlaſſen, und daß von den Geiſtlichen der Bürgereid geleiſtet werden ſollte. (Man nannte dieß die bürgerliche Conſtitution der Geiſtlichkeit). — Im Betreff der Finanznoth, die um ſo größer wurde, je weniger bei der allgemeinen Zerrüttung Steuern eingingen, wurden nicht nur Veränderungen der Auflagen angeordnet (ſo daß z. B. an die Stelle der Salzſteuer, la gabelle, eine Erhöhung der Grund- und Perſonenſteuer kam), ſondern auch (19. Dec.), was bedeutendere Hilfe verſprach, daß, wie die Güter der Geiſtlichkeit, alle Domainen des Königs, mit Ausnahme einiger Schlöſſer und Forſte, als ein Eigenthum der Nation eingezogen und dem Könige, als erſtem Beamten der Nation, eine Civilliſte oder ein jährliches Einkommen von 25 Millionen Livres, ſo wie der Königin ein Witwengehalt von 4 Mill. Livres und jedem Prinzen von Geblüte ein Jahrgehalt von 1

Mill. Livres ausgeſetzt ſein ſollte. Da man die eingezogenen Güter nicht ſogleich veräußern wollte und konnte, und doch das Geldbedürfniß dringend war: ſo beſchloß die Nationalverſammlung (19. Dec.), ein Papiergeld aufzubringen, das Anweiſungen (Aſſignationen) auf jene Güter enthielt und darum „Aſſignaten" genannt wurde. Dieſe Aſſignaten wurden nach einem Beſchluſſe vom 17. Apr. 1790 in ganz Frankreich als klingende Münze in Umlauf geſetzt; aber gar bald verloren ſie das nöthige Vertrauen, weil keine Kaſſe vorhanden war, in welcher ſie gegen baares Geld umgeſetzt werden konnten, und weil ſie mit dem Steigen der Geldnoth ins Unglaubliche vermehrt wurden. Doch dienten ſie dazu, die, welche durch ſie Nationalgüter an ſich brachten, auf Seiten der Revolution zu erhalten. — Im Betreff des Gerichtsweſens beſchloß die Nationalverſammlung ſchon am 9. Oct. mehrere Umänderungen; z. B., daß alle willkürliche Verhaftungen aufhören, daß Verhaftete binnen 24 Stunden verhört, daß Verhöre, Vertheidigungen und Entſcheidungen öffentlich geſchehen, die Confiscationen, oder Einziehungen des Vermögens verurtheilter Verbrecher, abgeſchafft ſein ſollten. Die Parlamente wurden erſt ſuſpendirt (3. Nov.), dann (6. Sept. 1790) völlig aufgehoben. An die Stelle der bisherigen Gerichte ſollte jedes Departement ein Criminalgericht, jeder Diſtrict ein Civilgericht, jeder Canton ein Friedensgericht, jede Gemeinde eine Municipalität erhalten, und gleicher Gerichtsſtand und gleiches Verfahren für alle Staatsbürger Statt finden. Das Begnadigungsrecht wurde (9. Jun. 1790) dem Könige abgeſprochen. — Auch das Kriegsweſen wurde nach den neuen Grundſätzen umgeändert. Im Febr. 1790 beſchloß die Nationalverſammlung, daß, obſchon der König als Oberhaupt des Heeres zu betrachten ſei, doch die Nation durch ihre Stellvertreter die Stärke, Unterhaltung und Ergänzung desſelben, ſo wie die Geſetze über Verbrechen und Strafen und über die Aufnahme fremder Truppen zu beſtimmen habe; der Stellenverkauf ſolle aufhören und jeder Staatsbürger zu jeder Militärſtelle gelangen können; neben dem ſtehenden Heere, das zur Bekämpfung äußrer Feinde beſtimmt ſei, ſolle überall in Frankreich zur Aufrechthaltung der innern Ruhe und Ordnung eine gleichförmig eingerichtete Nationalgarde beſtehen; Krieg und Frieden ſolle (nach einem Beſchluß vom 24. Mai) von dem Könige wohl vorgeſchlagen, aber von der Nationalverſammlung beſchloſſen werden. Dabei erklärte ſich die Nationalverſammlung gegen jeden abſichtlichen Eroberungskrieg, der eine Verletzung der Menſchenrechte ſei, und gab die Verſicherung: „das franzöſiſche Volk werde keine Eroberung machen und keines Volkes Freiheit antaſten." — Späterhin, am 19. Jun. 1790, verfügte ſie die Abſchaffung des Erbadels, ſeiner Titel, Livreen und Wappen. Sie wollte hiermit die am 4. Aug. 1789 erfolgten Beſchlüſſe gegen das Lehnsweſen vervollſtändigen und der am 5. Nov. 1789 aufgeſtellten Erklärung: „es gebe in Frankreich keinen Unterſchied der Stände," Geltung verſchaffen; aber ſie verſtärkte dadurch bei dem Adel, wie vorher bei der Geiſtlichkeit, die Erbitterung gegen die Revolution.

Vorbereitet wurden dieſe und andre Beſchlüſſe in den Clubbs oder Geſellſchaften, in denen Abgeordnete, Freiheitsfreunde oder Neuerungsſüchtige, die Einfluß gewinnen wollten, zuſammenkamen, um ſich über das zu beſprechen, was dem Staate Noth thue, oder in der Nationalverſammlung vorgetragen werden ſollte. Solche Clubbs waren ſchon in Verſailles entſtanden, ſo wie ſich dort auch ein geheimer Ausſchuß der Hofpartei bei der Gräſin Polignac gebildet hatte; aber ihre weitere Ausbildung erhielten ſie in Paris. Der erſte und berühmteſte derſelben war der Clubb Breton, zu Verſailles gebildet durch die Abgeordneten aus der Bretagne, die, um einträchtig zu handeln, Privatzuſammenkünfte veranſtalteten, zu denen jedoch auch andre Abgeordnete Zutritt erhielten. Zu Paris, wo er das aufgehobene Dominicanerkloſter St. Jacob in der Straße St. Honoré bezog, weßhalb er den Namen Jacobinerclubb erhielt, erweiterte er ſich zu einem Vereine nicht bloß republikaniſchgeſinnter Abgeordneten, ſondern auch andrer für Staatsveränderungen eifernder Bürger, und hielt ſeine Sitzungen öffentlich, um ſich deſto mehr als Mittelpunkt der öffentlichen Meinung darzuſtellen und wiederum auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Der Geiſt, der anfangs in ihm herrſchte, war von dem, der ſich ſpäterhin ſeiner bemächtigte, verſchieden. Anfangs ſcheint er nur Unterdrückung der ariſtokratiſchen Partei und Sicherſtellung der Menſchenrechte vor Augen gehabt zu haben; dann drang er auf Vernichtung des Königthums, zuletzt, nach ſtufenweis erhitzter Schwärmerei, auf Verbreitung des Schreckens oder auf gewaltthätige Unterdrückung jedes Widerſtandes, der ſeinen Meinungen und Abſichten ſich entgegenſtellte. Alle übrigen Clubbs mußten ihm weichen; auch der Clubb der Cordeliers (in der vormaligen Barfüßerkirche), der bloß aus Demokraten beſtand, und der Clubb der Feuillants oder Gemäßigten, der auf Wiederherſtellung der Ruhe und Sicherheit hinſtrebte, ſelbſt die Nationalverſammlung verlor durch ihn an Anſehn und Freiheit. Solches Uebergewicht erlangten die Jacobiner theils durch ihre Entſchloſſenheit und Leidenſchaftlichkeit, die ſich mündlich und ſchriftlich in maßloſen, das Volk aufregenden Schmähungen ergoß, theils durch den Anhang, den ſie ſich unter dem Pöbel der Hauptſtadt zu verſchaffen wußten, theils durch die Filialclubbs oder Revolutionsgeſellſchaften, die, innerhalb und außerhalb Frankreichs von ihnen errichtet und unter ihre Leitung geſtellt, ihren Anſichten und Beſtrebungen Umlauf und Aufnahme verſchafften.

Was vermochte dagegen der König? Immer mehr bedrängt von Anträgen und Beſchlüſſen, die ihm zuwider waren, hatte er bald nicht den Muth, auch nur Gegenvorſtellungen zu erheben; und ſo billigte er öffentlich, was er im geheimen verwarf, oder genehmigte laut die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung, die ſeinen Gefühlen und Ueberzeugungen entgegen waren. Dieſe Unredlichkeit

keit blieb kein Geheimniß. Um ſo mehr ſuchte er ſie zu verhüllen und das Anſehn zu gewinnen, als ſei er den neuen Staatsveränderungen völlig zugethan. Freiwillig begab er ſich am 4. Febr. 1790, begleitet von ſeinen Miniſtern, in die Nationalverſammlung. Hier erklärte er ſtehend, während die Abgeordneten ſaßen, daß er die bisherigen Beſchlüſſe ſammt den Grundſätzen, auf welche ſie gebaut wären, anerkenne, daß er ſie nach Kräften unterſtützen, und daß er jeden Verſuch, ſie zu vernichten, als ein Verbrechen behandeln werde; dagegen möchte die Nationalverſammlung ſich mit ihm zur Herſtellung der Ordnung und Ruhe vereinigen. Dank und Beifall folgte ſeiner Rede, und er ward von einer großen Volksmenge in die Tuilerien zurückbegleitet. Aber dieſer Dank und Beifall hatte keinen Nachhalt; gar bald vertraute man dem Könige um ſo weniger, je mehr er Vertrauen erſtrebte.

Indeſſen blieb ſein Erſcheinen und Reden nicht ohne Nachwirkung. Es regte die Nationalverſammlung auf, augenblicklich Treue der Nation, dem Geſetze und dem Könige zu ſchwören, führte dann zur Idee eines Bürgereides und veranlaßte dadurch das große Bundesfeſt, das am 14. Jul. 1790 mit begeiſternder Freiheits- und Vaterlandsliebe gefeiert wurde *). — Kein Tag glänzt in der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution ſchöner hervor als dieſer, der die edelſten Empfindungen des Menſchen und Staatsbürgers entflammte und Viele, die bisher

---

**) Eine ausführliche Schilderung dieſes großen Bundesfeſtes folgt in der vierten Erzählung des zweiten Abſchnitts.

her der Revolution entgegen geweſen waren, derſelben zuwendete. Aber die Begeiſterung, die durch ihn entflammt worden war, hielt nicht lange an. Denn zu tief fühlte ſich die Partei der Ariſtokraten gekränkt, und zu ſtürmiſch war die Partei der Demokraten, als daß eine dauernde Ausſöhnung Statt finden konnte. Ränke und Feindſeligkeiten traten bald wieder hervor.

Den nächſten Anlaß hierzu gaben die Beſchlüſſe im Bezug auf den Klerus. Ueber dieſe Beſchlüſſe erbittert, ſuchte die Mehrzahl der Geiſtlichen das Volk aufzuwiegeln und ſchilderte auf Kanzeln und in Beichtſtühlen die Einziehung der Kirchengüter als einen Raub, und die neue Eintheilung der Bißthümer und die dem Volke zugeſprochene Wahl der Geiſtlichen als einen Eingriff in die Rechte der Kirche. Dem Könige ſelbſt waren bei ſeinen religiöſen Anſichten jene Beſchlüſſe ein Gräuel, und obſchon er ſie genehmiget, auch durch ſeinen Schwur am Bundesfeſte bekräftiget hatte, wendete er ſich doch, um ſein Gewiſſen zu beruhigen, an den Pabſt; der Pabſt aber erklärte ſich (am 10. März und 30. Apr. 1791) nachdrücklich gegen alle Umänderungen des franzöſiſchen Kirchenweſens und namentlich gegen die Eidesleiſtung der Geiſtlichen. Ohne noch dieſe Erklärung abzuwarten, beſchloß die Nationalverſammlung (27. Nov. 1790), was der König gleichfalls genehmigte (26. Dec.), daß alle Geiſtlichen, wie jeder Staatsbürger, den Bürgereid leiſten oder ihre Stellen aufgeben ſollten. Die meiſten von der niedern Geiſtlichkeit leiſteten dieſen Eid, aber nur vier Biſchöfe und wenige Pfarrer. Darüber entſtand eine Spaltung zwiſchen vereideten und unvereideten Prieſtern, die zur Entzündung des Bürgerkrieges vieles beitrug.

Indeſſen ſann der König, während er fortfuhr, ſeine Zuſtimmung zu den neuen Beſchlüſſen zu geben, heimlich auf Flucht. Das Gerücht hiervon verbreitete ſich, und er wurde, als er am 18. Apr. 1791 nach St. Cloud reiſen wollte, vom Volke angehalten und zur Rückkehr in die Tuilerien gezwungen. Seine Entrüſtung hierüber ſprach er erſt öffentlich aus, dann verſteckte er ſie, ſtellte ſich beruhigt, entfernte aus ſeinen Umgebungen die unbeeidigten Prieſter, wie ſehr auch ſein Herz ihnen anhing, ließ den auswärtigen Mächten erklären, daß er vollkommene Freiheit genieße und der neuen Verfaſſung gänzlich zugethan ſei, und ſchickte an den Prinzen von Condé den Befehl ſogleich zurückzukehren. Doch im geheimen traf er Anſtalten zu einer Flucht, die er in der Nacht vom 20. zum 21. Jun. 1791 mit ſeiner Familie unternahm. Glücklich kam ſein Bruder, der Graf von Provence (nachmals Ludwig XVIII.), nach Brüſſel; er aber wurde zu St. Menehould vom Poſtmeiſter Drouet erkannt, dann, auf Betrieb desſelben, zu Varennes angehalten (in der Nacht vom 21. zum 22. Jun.) und hierauf am 25. Jun. nach Paris zurückgebracht *). Von nun an war alle Achtung vor ihm dahin! Denn wie ſtark ſchon ſeine Flucht gegen

---

*) Die ausführliche Schilderung der Flucht des Königs folgt in der fünften Erzählung des zweiten Abſchnitts.

gegen ihn zeugte, ſo zeugte noch ſtärker gegen ihn eine zurückgelaſſene Denkſchrift, in welcher er ſich gegen die früher von ihm genehmigten und beſchwornen Beſchlüſſe der Nationalverſammlung erklärte. Er wurde daher ſtrenge bewacht und eine Zeitlang der Regierung entſetzt, und ſchon brachte man die Abſchaffung des Königthums in Vorſchlag.

Doch zu Statten kam ihm der Streit der Parteien, und das Uebergewicht, das jetzt die Gemäßigten hatten. Auf Betrieb derſelben wurde am 15. und 16. Jul. in der Nationalverſammlung beſchloſſen, daß der König wegen ſeiner Flucht nicht angeklagt werden könne, weil dieſe keine Verletzung eines Geſetzes ſei, und weil er der Aufforderung der Nationalverſammlung zur Rückkehr ſogleich Gehör gegeben habe. Vergebens verführten Jacobiner und Anhänger des Herzogs von Orleans (beide verſchiedener Abſichten wegen) den pariſer Pöbel zu neuen Aufſtänden (16. und 17. Jul. 1791), durch welche die Abſetzung des Königs bewirkt werden ſollte: ſie konnten ihre Plane noch nicht durchſetzen. Lafayette trieb, von der Nationalverſammlung dazu beauftragt und von Bailly und der Nationalgarde unterſtützt, die Aufrührer unter Blutvergießen aus einander *).

Die Mehrheit der Nationalverſammlung war damals um ſo mehr für die Wiederherſtellung des Königs,

ſo

---

*) Damals ſoll zuerſt der Name Sansculottes aufgekommen ſein, der, wie die Jacobiner ſagten, den Freund des Vaterlandes, und, wie die Wirklichkeit zeigte, den Pöbel und deſſen Vertreter bezeichnete.

je mehr ſie wünſchte, den zunehmenden Einfluß der Clubbs zu beſchränken und mit Aufſtellung der neuen Verfaſſung, die an das Fortdauern des Königthums geknüpft war, das nahe Ende ihrer Sitzungen zu krönen. Und dieß gelang ihr trotz alles Gegenſtrebens der Jacobiner und des Herzogs von Orleans. Am 3. Sept. 1791 wurde die neue Verfaſſung dem Könige vorgelegt, am 13. Sept. von ihm genehmigt, am 14. Sept. von ihm beſchworen und am 18. Sept. im Namen der Nationalverſammlung öffentlich bekannt gemacht.

Das Weſentliche dieſer erſten Conſtitution war, daß Frankreich eine durch Demokratie (oder durch die Nationalverſammlung) eingeſchränkte Monarchie ſein ſollte, in welcher die geſetzgebende, geſetzausübende und richterliche Gewalt getrennt wären. Die geſetzgebende Gewalt, mithin die Quelle aller Macht oder die Souverainetät, ſollte dem Volke zuſtehen und im Namen und Auftrage desſelben einer Nationalverſammlung von 747 Mitgliedern, die, vom Volke gewählt, Eine Kammer bildeten, auf zwei Jahre zuſammenblieben und das Recht hätten, Geſetze zu geben, Auflagen zu beſtimmen, über Krieg und Frieden zu entſcheiden. Die geſetzausübende Gewalt ſollte dem Könige verbleiben und dazu ein auf vier Jahre beſchränktes Verweigerungsrecht (Veto), ſo wie der Oberbefehl über die Land- und Seemacht, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und die Ernennung von ſechs Miniſtern (für das Innere, für das Aeuſſere, für die Juſtiz, für die Finanzen, für das

Kriegs- und für das Seeweſen). Der Thron ſollte nach dem Rechte der Erſtgeburt im männlichen Stamme des regierenden Hauſes erblich, der König heilig und unverletzlich, die Miniſter aber insgeſammt dem Volke oder deſſen Vertretung, der Nationalverſammlung, verantwortlich ſein. Die richterliche Gewalt, von der geſetzgebenden und geſetzausübenden getrennt, ſollte Richtern übertragen werden, die, auf eine beſtimmte Zeit vom Volke gewählt, vom Könige eingeſetzt würden. Civilſachen ſollten in jedem Canton durch Friedensrichter, Criminalſachen in jedem Departement durch Geſchwornengerichte behandelt werden; zu Paris ſollte ein Caſſationshof, an welchen von jenen Gerichten appellirt werden könnte, beſtehen, und zu Orleans ein hohes Nationalgericht (haute cour nationale), das über Verbrechen gegen die Nation zu richten hätte. Die Verhandlungen der Gerichte, ſo wie der Nationalverſammlung ſollten öffentlich ſein. — An der Spitze dieſer Verfaſſung ſtand, wie am 4. Aug. 1789 beſchloſſen worden war, eine Erörterung der Menſchen- und Bürgerrechte, an welche ſich die Erklärung ſchloß, daß alle früheren Einrichtungen, die dieſen Rechten entgegen wären, aufhören und dagegen Freiheit der Perſon, des Gottesdienſtes und der Preſſe, Gleichheit vor dem Geſetze, Allgemeinheit der Beſteuerung nach Maßgabe des Vermögens und Einkommens, gleiche Berechtigung zu allen Staatsämtern nach Maßgabe der Tugenden und Talente, und Sorge für öffentliche Almoſen und öffentlichen Unterricht Statt finden ſollte. — Man kann dieſe Verfaſſung tadeln und man hat ſie getadelt, weil ſie, aus Mißtrauen gegen den König, die Macht desſelben niederdrückte, oder der geſetzausübenden Gewalt, gleich als wäre ſie eine Gegnerin der geſetzgebenden, die Macht entriß, die ihr zukommen muß, um die Geſetze in Achtung zu erhalten; ferner, weil ſie dem Volke, deſſen Souverainetät ſie anerkannte, nichts als das Wählen ließ, und dagegen der Nationalverſammlung eine unumſchränkte Gewalt zuſprach; drittens, weil ſie, allem Hergebrachten entgegen, frühere Rechte nicht beachtete; endlich weil ſie die Rechte des Menſchen und Bürgers an die Spitze ſtellte, ohne dabei die Pflichten des Menſchen und Bürgers einzuſchärfen. Aber man muß auch bemerken, daß ſie der erſte Verſuch im neuen Europa war, an die Stelle des abſoluten Königthums das conſtitutionelle zu bringen, die Herrſchaft der Willkür durch die Herrſchaft des Geſetzes zu verdrängen, und Freiheit und erbliche Monarchie zu vereinigen. Alle liberalen Verfaſſungen, die nach ihr in Europa aufgekommen ſind, und ſelbſt die noch beſtehende Verfaſſung Frankreichs, ſind auf die Grundlagen erbaut, von denen ſie ausging, und die ſie dadurch andeutete, daß ſie die Erklärung der Menſchen- und Bürgerrechte vorausſchickte. Freilich hat ſie ſich nicht bewährt: ſie hat bald einer andern weichen müſſen; aber der Grund hiervon lag nicht in ihr ſelbſt, ſondern in dem damaligen Freiheitsſchwindel der Franzoſen, der die Richtung nach einer

Republik genommen hatte, in den Parteikämpfen, die dieſer Schwindel erzeugte, und in dem Kriege, der ſie und das Streben nach Freiheit überhaupt zu vernichten ſuchte.

Mit ihrer Aufſtellung und Bekanntmachung endigte die erſte oder die verfaſſunggebende Nationalverſammlung. Am 30. Sept. 1791 ſchloß ſie ihre Sitzungen und an ihre Stelle trat gleich am folgenden Tage (1. Oct.), unberufen vom Könige, eine zweite, die geſetzgebende (Assemblée legislative) genannt. Ihre Beſtimmung war, die neue Verfaſſung durch paſſende Geſetze und Einrichtungen zur Ausführung zu bringen, nicht aber, ſie abzuändern oder gar umzuſtoßen. Ganz unzweckmäßig war es daher, daß (laut einer Anordnung vom 16. Mai 1791) kein einziger der bisherigen Deputirten in die neue Nationalverſammlung aufgenommen wurde. Denn nun füllte ſie ſich mit Mitgliedern, die, weit entfernt die neue Verfaſſung zu erhalten und fortzubilden, die Revolution weiter zu führen, oder eine Volksherrſchaft aufzuſtellen ſuchten, und bei ſolchen Beſtrebungen den Ausbruch des Krieges beſchleunigten, der auf lange Jahre Europa erſchütterte.

II. Entſtehung des Revolutionskrieges.

Dieſer Krieg, — nicht, wie die bisherigen, ein Krieg der Könige gegen Könige aus diplomatiſchen Reibungen oder länderſüchtigen Abſichten, ſondern ein Krieg der Könige gegen Völker und politiſche Ideen, — hatte allerdings ſeinen Grund in der Revolution, von welcher er den Namen trägt; doch entſtand er nicht bloß aus dem Drängen und Treiben der Demokraten in Frankreich, ſondern auch aus dem Drängen und Treiben der von dort ausgewanderten und der dort zurückgebliebenen Hof- und Adelspartei. Denn wie einerſeits die Demokraten in Frankreich durch Eingriffe in Andrer Rechte und durch Verhöhnungen der Könige und Fürſten gleichſam zum Kriege herausforderten: ſo ſchürte auch die Hof- und Adelspartei in und außerhalb Frankreich einen Krieg an, der nach ihrer Meinung das Neue unterdrücken und das Alte erneuern ſollte. Und auf ihre Einflüſterungen hörten Könige und Fürſten, theils aus ſchmerzlicher Theilnahme an den Bedrängniſſen ihres Standesgenoſſen, des unglücklichen Ludwigs, theils aus ängſtlicher Beſorgniß, es möchten die Meinungen und Beſtrebungen, die in Frankreich hervorgetreten waren, auch unter ihren Völkern Eingang finden.

Zuerſt erklärte ſich gegen die franzöſiſche Revolution der König von Schweden Guſtav III. (im Jun. 1791), er, der ſelbſt einſt eine Revolution erwirkt hatte; dann der König von Spanien Karl IV. (im Jul. 1791), der damals zwar nicht mit Frankreich brechen wollte, aber auch ſeinen Unwillen gegen dasſelbe nicht zurückhalten konnte; ferner die Kaiſerin Katharina II. (im Aug. 1791), die ſich mit Schweden gegen Frankreich verbündete und die Ausgewanderten mit Rath und Geld unterſtützte. Auch der Pabſt Pius VI. erhob laute Beſchwerden nicht bloß über die Umänderungen des Kirchenweſens, ſondern auch über die Einziehung ſeines Beſitzthums, der Grafſchaften Avignon und Venaiſſin, die Frankreich (am 14. Sept. 1791) nach furchtbaren Gewaltthaten an ſich geriſſen hatte. Doch wirkſame Veranſtaltungen gegen die franzöſiſche Revolution traf zuerſt Kaiſer Leopold II.

Einen rechtlichen Grund hierzu gab ihm die Verletzung, die mehrere deutſche Fürſten, denen in Elſaß, Franche-Comté und Lothringen Beſitzungen und Rechte zuſtanden, durch die Aufhebung der Feudalrechte und die Eintheilung Frankreichs in 83 Departements erlitten hatten. Als Kaiſer verbunden, die Gerechtſame derſelben zu beſchirmen, that er (14. Dec. 1790) dem König von Frankreich deshalb Vorſtellungen. Vergebens! Ihm wurde unter dem Einfluß der Nationalverſammlung geantwortet: „dieſe Sache gehe nicht das deutſche Reich an, ſondern bloß die betheiligten Fürſten und mit dieſen wolle man ſich abfinden.“ — Noch mehr als dieſe Verweigerung des Rechts mochte das Zuflüſtern und Aufwiegeln der Ausgewanderten den deutſchen Kaiſer gegen die franzöſiſche Revolution aufregen. Erſt zu Turin, dann zu Coblenz, — dort unter dem Schutze des Königs von Sardinien, hier unter dem Schutze des Kurfürſten von Trier, — erhoben die franzöſiſchen Prinzen, die ſich mit der Mehrzahl der Ausgewanderten zu einem, wie ſie es nannten, „auswärtigen Frankreich“ vereinigten, laute Klagen über die Revolution und dringende Bitten um Beiſtand zur Wiederherſtellung der vorigen Verfaſſung Frankreichs. — Endlich mußte auch das Mitleid mit den Bedrängniſſen und Leiden ſeines Schwagers Ludwigs XVI. und ſeiner Schweſter Marie Antoinette, ſo wie der Gedanke, daß die Erſchütterung des franzöſiſchen Thrones bei der Volksſtimmung, die ſie vorfand und anregte, eine Erſchütterung aller Thronen oder einen Umſturz aller beſtehenden Ordnungen nach ſich ziehen könnte, den Kaiſer mit Unwillen gegen die Vorgänge in Frankreich erfüllen.

Unter ſolchen Umſtänden berückſichtigte er nicht länger das ſeit dem ſiebenjährigen Kriege (1. Mai 1756) zwiſchen Frankreich und Oeſtreich beſtehende Bündniß. Er verſprach zu Mantua (20. Mai 1791) dem Grafen von Artois und dem Miniſter Calonne nahe Hilfe, erließ dann zu Padua (6. Jul.) ein Rundſchreiben an die europäiſchen Höfe, in welchem er ſie zu gemeinſamen Maßregeln im Betreff Frankreichs ermunterte, und vereinigte ſich mit dem Könige von Preußen (27. Aug.) zu Pillnitz, wohin auch der Graf von Artois kam, zu der Erklärung: „Oeſtreich und Preußen wolle gemeinſchaftlich dahin arbeiten, daß der König von Frankreich in den Stand geſetzt werde, mit völliger Freiheit die Grundlagen einer monarchiſchen Regierung, welche den Rechten des Souverains und dem Wohle der Nation gleich angemeſſen ſei, zu befeſtigen." Der Graf von Artois und ſein Bruder, der Graf von Provence, beeilten ſich, dieſe Erklärung (an welcher Kurſachſen keinen Antheil nahm) ſchleunigſt bekannt zu machen, um dadurch deren Durchführung zu beſchleunigen. Doch Kaiſer Leopold ſcheute den Krieg mit einem revolutionirten Volke und fand noch andre Urſache zum Zögern, als Ludwig XVI. die neue Verfaſſung angenommen und beſchworen hatte. Er ſetzte daher ſeine Unterhandlungen mit Frankreich fort.

Den Machthabern daſelbſt mißfiel ſein Einmiſchen in ihre Angelegenheiten; ſie erklärten es für eine Verletzung der Unabhängigkeit Frankreichs; ſie fragten: „ob „fremden Staatsoberhäuptern es zuſtehe, dem franzöſi„ſchen Volke das Recht zu beſtreiten, ſich eine Verfaſſung „zu geben? ob ſie, weil ſie unfreie Unterthanen hätten, „es hindern dürften, daß ſonſtwo freie Menſchen wären? „ob man behaupten könne, es ſei erlaubt, Sklaverei zu „verbreiten, und ſtrafwürdig, die Freiheit auszudeh„nen?" *). Sie behaupteten endlich, Frankreich werde auch dadurch beleidigt, daß die Ausgewanderten (deren Zahl am Ende des Jahres 1791 auf 40,000 geſtiegen war) in Deutſchland nicht nur Schutz fänden, ſondern auch Begünſtigung, mit den Mächten Europas zu unterhandeln und zu Ettenheim, Worms und Coblenz, alſo nahe an den franzöſiſchen Grenzen, zahlreiche Heere aufzuſtellen.

Doch bei ſolchen Klagen blieb es nicht. Kaum hatte die zweite Nationalverſammlung ihre Sitzungen eröffnet, als ſie von Ludwig XVI. verlangte (9. Nov.), er ſollte

den

---

*) Man ſehe die von Condorcet aufgeſtellte Erklärung vom 20. Apr. 1792. Sie ſteht vollſtändig in Thiers Geſchichte der franzöſ. Staatsumwälzung, überſetzt von Mebl. Tübingen 1825. Th. II, S. 212.

den Kaiſer Leopold auffordern, über die Verabredungen zu Pillnitz Rechenſchaft zu geben und den Ausgewanderten Schutz und Vorſchub zu entziehen. Hierauf begab ſich Ludwig am 14. Dec. in die Nationalverſammlung und erklärte: „er habe bereits dem Kurfürſten von Trier angezeigt, ihn als Feind Frankreichs zu betrachten, wofern er nicht den Rüſtungen der Ausgewanderten bis zum 15. Jan. 1792 geſteuert hätte; auch werde er den Kaiſer erſuchen, dieſe und andre Rüſtungen zu hintertreiben; falls dieß keinen Eindruck mache, werde er den Krieg in Vorſchlag bringen." Unmittelbar darauf machte der Kriegsminiſter Narbonne bekannt: der König wolle, daß ein Heer von 150,000 Mann am Rhein zuſammengezogen, und Rochambeau, Luckner und Lafayette zu Oberbefehlshabern desſelben ernannt werden ſollten. Doch dieß war der Nationalverſammlung nicht genug. Sie beſchloß am 1. Jan. 1792, daß die ausgewanderten Prinzen als Hochverräther in Anklageſtand verſetzt werden ſollten; ferner erklärte ſie den älteſten Bruder des Königs, den Grafen von Provence, da er nach geſchehener Aufforderung nicht zurückgekehrt ſei, ſeines Rechts auf die Regentſchaft verluſtig, und verlangte am 25. Jan., daß Kaiſer Leopold bis zum 1. März über ſeine Maßregeln gegen Frankreich ſich beſtimmt erklären ſolle, widrigenfalls der Krieg gegen ihn entſchieden ſei.

Dagegen ſchloß Oeſtreich, auf den Grund der zu Pillnitz getroffenen Verabredungen, (am 7. Febr. 1792) mit Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß, das auch für andre Mächte offen gehalten wurde, und übergab dem franzöſiſchen Geſandten zu Wien (19. Febr.) ein Schreiben voll bitterer Beſchwerden über Frankreich. Der Tod des Kaiſers Leopold (am 1. März) änderte nichts in dieſen Verhandlungen. Denn Leopolds Sohn und Nachfolger Franz (geb. 1768, damals erſt 24 Jahr alt) beharrte bei deſſen Geſinnungen und ließ, als der franzöſiſche Geſandte zu Wien (am 11. März) auf Einſtellung aller Verbindungen und Rüſtungen gegen Frankreich drang, unter dem 18. März durch den Hof- und Staatskanzler, Fürſten Kaunitz, antworten, daß ſolche nicht eher abgeſtellt werden könnten, als bis Frankreich aus ſeiner dermaligen Zerrüttung zur Ruhe und Ordnung zurückgekehrt und die wüthige und blutdürſtige Partei der Jacobiner unterdrückt ſei.

Nach ſolcher Antwort erfolgte von Seiten Frankreichs die Kriegserklärung. Am 20. April erſchien Ludwig XVI., begleitet von ſeinen Miniſtern, in der Nationalverſammlung und ließ durch Dumouriez, damals Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, auf Krieg gegen den König von Ungern und Böhmen *) antragen. Er ſelbſt fügte hinzu, daß er alle Mittel zur Erhaltung des Friedens erſchöpft habe. Hierauf verließ er die Verſammlung, die nun den Krieg gegen Oeſtreich beſchloß, „weil daſſelbe die ausgewanderten Franzoſen gegen Frankreich unter-

---

*) Man gebrauchte dieſen Ausdruck, theils um Oeſtreich vom deutſchen Reiche zu trennen, theils weil Franz II. damals noch nicht zum deutſchen Kaiſer erwählt worden war, was erſt am 5. Jul. 1792 geſchah.

unterſtützt, Bündniſſe gegen die Unabhängigkeit und Sicherheit des franzöſiſchen Volkes veranlaßt, Kriegsrüſtungen betrieben und auf die Entſchädigungen nicht geachtet habe, die den verletzten deutſchen Fürſten von Frankreich angeboten worden wären." Wiederholt wurde dabei die Erklärung, „daß das franzöſiſche Volk auf jede Eroberung Verzicht leiſte und nur nach Freiheit und Unabhängigkeit verlange." — Auf ſolche Art entbrannte der langdauernde und ſturmvolle Revolutionskrieg!

Zweites Kapitel.

Von dem Ausbruche des Revolutionskrieges bis zu Napoleons Herrſchaft.

1795 — 1799.

1) Ausbruch und Gang des Revolutionskrieges während des Jahres 1792.

Am 28. April des Jahres 1792 begann der Revolutionskrieg mit einem Einfall der Franzoſen in die öſtreichiſchen Niederlande. Dort waren wenige Truppen und lebendiger Unwille gegen Oeſtreich; gleichwohl begann der Krieg auf eine Weiſe, welche die Hoffnungen der verbündeten Mächte und die Träume und Vorſpiegelungen der Ausgewanderten zu bewähren ſchien. Die Heerhaufen, die unter **Rochambeau** in die Niederlande einfielen,

len, geriethen bei dem erſten Zuſammentreffen mit den Oeſtreichern (bei Mons und Tournay) in Schrecken; ſie flohen, faſt ohne Widerſtand zu leiſten; einige Regimenter gingen zu den Ausgewanderten über, und Rochambeau, über ihr eben ſo feiges als rohes Betragen erbittert, legte den Oberbefehl nieder. Aehnliches begegnete dem ergrauten Luckner. Er fiel in das öſtreichiſche Flandern, fand aber nicht die dort erwartete Unterſtützung und wurde von den Oeſtreichern genöthigt, ſich zurückzuziehen (30. Jun.). Auch Lafayette, der von Metz aus über die Grenze gegangen war, um Namur zu erobern, mußte zurückweichen, und konnte höchſtens den noch ſchwachen Feind an den Grenzen aufhalten. Um nicht das Opfer der ihn haſſenden Jacobiner zu werden, verließ er am 19. Aug. Heer und Vaterland *).

Noch trüber wurden die Ausſichten, als auch Preußen, in Folge ſeines Bündniſſes mit Oeſtreich, 50,000 Mann, an welche ſich heſſen-caſſelſche Truppen anſchloſſen, im Jun. 1792 gegen Frankreich abſendete. Nach einer zwiſchen dem Kaiſer Franz und dem Könige Friedrich Wilhelm zu Mainz (19—21. Jul.) Statt gefundenen Verabredung trat Preußen an die Spitze der Verbindung; der Herzog Karl Ferdinand von Braunſchweig, ſeit dem ſiebenjährigen Krieg als Feldherr und ſeit 1787 als Ueberwältiger der aufrühreriſchen Holländer geprieſen,

---

*) Das Nähere über Lafayette's Flucht iſt in der zweiten Abhandlung des zweiten Abſchnitts angegeben.

ſen, erhielt den Oberbefehl; und zu Coblenz erſchien ein von dieſem (am 25. Jul.) unterzeichnetes „Maniſeſt an die Einwohner Frankreichs,“ das erſtens die Erklärung enthielt, der König von Preußen habe mit ſeinen Verbündeten die Waffen ergriffen, nicht um Eroberungen zu machen und ſich in die innere Regierung Frankreichs zu miſchen, ſondern um der Geſetzloſigkeit daſelbſt zu ſteuern und den König Ludwig zu befreien; dann die Drohung, alle Franzoſen, die es wagen würden, ſich den Truppen der Verbündeten entgegen zu ſtellen, ſollten nach der Strenge des Kriegsrechts beſtraft und ihre Häuſer dem Erdboden gleichgemacht werden; über Paris aber ſollte gänzliche Zerſtörung kommen, wofern es gegen den König und deſſen Familie irgend eine Gewaltthätigkeit verüben würde. Dieß Maniſeſt, voll Widerſprüche und Vermeſſenheit, erbitterte die Franzoſen ſtatt ſie zu ſchrecken, beſchleunigte den Untergang des Königthums und erregte erſt den Grimm, dann den Hohn der Franzoſen, als deſſen hochfahrende Worte nicht von entſprechenden Thaten begleitet wurden *).

Zwar erregten die Preußen ſammt ihren Verbündeten

---

*) Daß dieſes Maniſeſt (vollſtändig in Girtanners hiſt. Nachrichten, Th. VIII. S. 487 ff.) nicht vom Herzoge von Braunſchweig, ſondern von einem franzöſiſchen Emigranten herrührte (man nennt den vormaligen Kanzler des Herzogs von Orleans als Verfaſſer desſelben), iſt ſchon darum glaubhaft, weil es ganz dem Schreiben nachgebildet iſt, das der franz. General Bouillé nach der Flucht des Königs am 26. Jun. 1791 an die Nationalverſammlung erließ. (Man ſehe dasſelbe bei Girtanner VI. 113 f.)

ten anfangs Schrecken, als ſie am 19. Aug. über Trier und Luxemburg in Frankreich eindrangen: ſie trieben die franzöſiſchen Heerhaufen, auf die ſie ſtießen, zurück, belaſteten den franzöſiſchen Boden mit Kriegsdrangſalen *), eroberten Longwy (23. Aug.), Verdun (2. Sept.), und rückten, während die Oeſtreicher Thionville belagerten, in die Champagne, um nach Paris zu kommen. Aber bald wendete ſich das Kriegsglück, und es zeigte ſich, wie die Revolution mit den wildeſten Leidenſchaften auch die kühnſten Kraftanſtrengungen, mit dem Gefühl für Freiheit auch das Gefühl für Nationalehre, mit der Berechtigung aller Staatsbürger zu allen Würden auch das Hervortreten zurückgehaltener Talente erweckte und wirkſam machte.

Nur bis zu den Argonnen konnten die Preußen vordringen! Dumouriez, ein kühner und gewandter Feldherr, der an Luckners Stelle Obergeneral geworden war, rückte von Sedan nach den Argonnen, beſetzte daſelbſt die wichtigſten Päſſe zwiſchen der Maas und Aisne und zog auch den General Kellermann herbei. Dieſer, der an Lafayette's Stelle gekommen war, ſtellte ſich auf den Höhen

---

*) Göthe, der im Gefolge des Herzogs von Weimar dieſem Feldzuge beiwohnte, ſagt (Aus meinem Leben. Zweite Abtheilung, zweiter Theil. Tübingen 1822, S. 31): „die Preußen und Oeſtreicher „requirirten nicht, aber ſie borgten gewaltſam. Man hatte Bons „drucken laſſen, die der Commandirende unterzeichnete, und derjenige, „der ſie in Händen hatte, nach Belieben ausfüllte: Ludwig XVI. „ſollte bezahlen. Vielleicht hat nach dem Manifeſte nichts ſo ſehr „gegen das Königthum aufgehetzt, als dieſe Behandlungsart."

Höhen von Valmy den Preußen entgegen, und bewirkte durch ſeine Ausdauer in der heftigen Kanonade bei Valmy (20. Sept.), daß die Preußen nicht nur vom weitern Vordringen abgehalten, ſondern auch zum Rückzug genöthiget wurden. Am 30. Sept. fingen ſie, nach Unterhandlungen mit den Franzoſen, dieſen Rückzug an. Großes Unglück begleitete ihn. Beſtändige Regengüſſe mit Kälte traten ein, dazu Mangel an Brod und trinkbarem Waſſer, ferner Seuchen, vermehrt durch den Genuß unreifer Trauben, ſo daß das preußiſche Heer geſchwächt, erſchöpft und entmuthiget aus der Champagne nach Coblenz kam (23. Oct.), wo es über den Rhein ſetzte *).

Indeſſen hatten ſich die Franzoſen, denen Verdun (am 13. Oct.) und Longwy (am 23. Oct.) von den Preußen zurückgegeben wurde, von der Champagne wieder nach den öſtreichiſchen Niederlanden hingewendet. Jetzt erreichten ſie hier ihre Abſicht. In einer zweitägigen Schlacht bei Jemappe (unweit Mons, 5. und 6. Nov.) gewannen ſie unter Dumouriez über die öſtreichiſchen Generale, den Herzog Albert von Sachſen-Teſchen und den Grafen von Clairfait, einen entſcheidenden Sieg, worauf ſie Belgien, mit Ausnahme der Feſtungen Luxemburg und Maſtricht, ferner auch das Bißthum Lüttich, die Reichsſtadt Aachen und das preußiſche Geldern einnahmen, die Oeſtreicher aber durch Aachen und Cöln über den Rhein zurückzogen.

---

*) Die Kanonade von Valmy und die Schrecken des Rückzugs des preußiſchen Heeres ſchildert Göthe am angef. Orte, S. 87—223.

Nicht minder glänzend war ein Streifzug, den, als nach dem unglücklichen Feldzuge der Preußen der Mittelrhein von Truppen entblößt war, der Befehlshaber zu Landau, Cuſtine, unternahm. Er brach im Sept. aus Landau mit 17,000 Mann hervor, nahm Speier ein am 30. Sept., Worms am 3. Oct. und am 21. Oct. durch Ueberraſchung und Verrath die wichtige Feſtung Mainz; ja er ging ſogar über den Rhein und beſetzte (22. Oct.) Frankfurt, das anderthalb Millionen Thaler zahlen mußte. Aber während er, beſchäftigt mit Verbreitung revolutionärer Bewegungen (die beſonders zu Mainz ſich erhoben), die nöthige Umſicht verſäumte und durch Brandſchatzungen Unwillen erregte, geſchah ſeinen Unternehmungen Einhalt. Preußen und Heſſen rückten von Ehrenbreitſtein herbei, eroberten am 2. Dec. Frankfurt und trieben den General Cuſtine mit dem Reſte ſeiner Truppen nach Mainz zurück.

Noch ehe dieß geſchah, war von den Franzoſen an der ſüdöſtlichen Grenze gegen den König von Sardinien, der den Gegnern Frankreichs ſich angeſchloſſen hatte, ein Angriff unternommen worden. Auch hier waren ſie glücklich. Ihr General Monteſquiou bemeiſterte ſich faſt ohne Schwertſchlag Savoyens (24. Sept.) und deſſen Unterfeldherr Anſelme, von einem Geſchwader unterſtützt, der Grafſchaft Nizza (28. Sept.), worauf beide Länder, — Savoyen als Departement des Montblanc am 27. Nov. und Nizza als Departement der Seealpen am 31. Jan. 1793, — zu Frankreich gezogen wurden.

2)

2) Vorgänge im Innern vom Oct. 1791 bis zum Dec. 1793.

Während auf ſolche Weiſe im Jahre 1792 der Krieg nach Auſſen geführt wurde, wurde im Innern die neue Verfaſſung vernichtet, der Thron umgeſtürzt, eine Republik errichtet, und damit die Hinrichtung des Königs und die Aufſtellung einer Schreckensregierung herbeigeführt. Wie dieß alles geſchah, ſoll hier erörtert werden.

Die neue Verfaſſung befriedigte nicht. Durch ſie glaubten die Royaliſten zu viel verloren, die Demokraten zu wenig gewonnen zu haben. Während nun jene ihrer Ausführung Hinderniſſe entgegenſtellten und auswärtige Staaten zu ihrer Unterdrückung aufreizten, ſuchten dieſe die Revolution weiter zu führen oder eine Republik zu errichten, wähnend, daß Freiheit nur in und mit einer Republik beſtehen könne. Der König ſelbſt äußerte eine willenloſe Hingebung, ſtand aber heimlich in Einverſtändniſſen mit den Feinden Frankreichs und hoffte durch dieſe zu ſeiner vorigen Macht zurückgeführt zu werden. Auch die zweite oder geſetzgebende Nationalverſammlung war ohne feſte und durchgreifende Liebe zur neuen Verfaſſung. Wohl gab es in ihr Abgeordnete, die aus Ueberzeugung und Pflicht ſich ihrer annahmen und ſie zu befeſtigen ſuchten; aber ihnen war die Mehrzahl entgegen, die, beſtehend aus *Jacobinern* und *Girondiſten* (d. i. Abgeordneten der Gironde), an die Stelle des conſtitutionellen Königthums eine Republik zu bringen ſtrebte. Ihren Stützpunkt hatten die Republikaniſch-Geſinnten im Jacobinerclubb,

clubb, der jetzt eine Begutachtung der Verhandlungen und Beſchlüſſe der Nationalverſammlung ſich anmaßte und nur ſolche durchgehen ließ, die zum Umſturz des Königthums und zur Errichtung einer Republik hinführen mußten. Auch ließen ſie es an andern Mitteln zur Erreichung ihrer Abſichten nicht fehlen. Sie brachten die einflußreichſten Stellen an ſich, überhäuften die Anhänger der neuen Verfaſſung mit Schmähungen und Anklagen, verdrängten die wohlhabende Bürgerklaſſe, die für verfaſſungsmäßige Ordnung war, aus den Nationalgarden, und riefen dagegen den Pöbel, den ſie gegen den König und die neue Verfaſſung aufreizten, zu den Waffen. Um den König verächtlich und verhaßt zu machen, ſtritten ſie ihm die Titel „Sire und Majeſtät" ab, ſchilderten ihn als einen Feind des Volkes, nöthigten ihm Miniſter auf, die ihm verhaßt waren, und ſtellten ihn den Angriffen des Pöbels bloß, indem ſie ihm die durch die Conſtitution zugeſprochene Leibwache entzogen und ihn durch Beſchlüſſe, die ſeinen Geſinnungen entgegen waren, aufreizten, von ſeinem, dem Volke verhaßten Verweigerungsrechte Gebrauch zu machen. Und ſie erreichten, was ſie beabſichtigten: ihr Verfahren zog den Umſturz des Königthums und der neuen Verfaſſung herbei.

Am 30. Mai 1792 hatte die Nationalverſammlung den Beſchluß gefaßt, daß die widerſpenſtigen Prieſter verhaftet und verbannt, dann am 6. Juni, daß 20,000 Föderirte (d. i. Freunde der Revolution aus jedem Departement) bei Paris zuſammengezogen werden ſollten. Jenes

nes ſollte den innern Krieg, der im Weſten des Reiches zu entbrennen anfing, niederſchlagen; dieſes die Hauptſtadt gegen den äußern Krieg, der gefahrdrohend begonnen hatte, ſchützen. Aber der König verſagte beiden Beſchlüſſen ſeine Genehmigung. Dieſe Weigerung gab den Volksführern Anlaß, den Argwohn, „der König ſei mit den widerſpenſtigen Prieſtern und mit den auswärtigen Mächten zur Unterdrückung des Volkes im Einverſtändniß," zu verſchärfen und einen Volksaufſtand zu erregen, der ihn zum Verlaſſen des Thrones zwingen ſollte. Es wurde daher, vornehmlich durch den damaligen Maire Petion, der Pöbel in den Vorſtädten St. Antoine und Marceau aufgehetzt und bewaffnet, und eine Schaar Galeerenſklaven, jeder Rohheit und Abſcheulichkeit fähig, aus Marſeille und Breſt herbeigezogen *). Hierauf drang am 20. Jun. Nachmittags ein rohes Geſindel, viele Tauſende an der Zahl, mit Picken und andern Waffen verſehen, unter Anführung des Bierbrauers Santerre, der damals als Held der Vaterlandsliebe geprieſen wurde, zuerſt in den Saal der Nationalverſammlung und erklärte: „ſie würden ſich großer Mittel bedienen, um die Widerſetzlichkeit gegen Unterdrückung, die die neue Verfaſſung geſtatte, zur Ausführung zu bringen." Die Nationalverſammlung konnte oder mochte ihnen nicht entgegen

---

*) Die rothe Mütze, die dieſe Galeerenſklaven trugen, wurde von den Jacobinern als ein Abzeichen angenommen. Sie ſollte auf das Bedürfniß der Freiheit hindeuten.

gen ſein, und ſie zogen, ein Paar zerriſſene Beinkleider auf einer Picke als Fahne vor ſich hertragend, mit dem tobenden Geſchrei: „Es leben die Sansculottes!“ und unter andern Ausbrüchen wilder Rohheit durch den Sitzungsſaal. Von da wendeten ſie ſich nach den Tuilerien, ſtürzten gewaltſam in dieſelben ein, erbrachen die Thüren, drangen zu dem König und verlangten von ihm: „er ſolle dem Veto entſagen und die Verbannung der Prieſter und das Lager der Föderirten bei Paris genehmigen.“ So in ſeiner Wohnung von einem ausgelaſſenen Pöbel angegriffen, gemißhandelt und mit dem Schrecklichſten bedroht, zeigte er eine ſeltene Beſonnenheit und Faſſung. Wohl ließ er ſich bewegen, die rothe Mütze, die mittelſt einer Picke ihm zugereicht wurde, aufzuſetzen und aus einer Flaſche, die ein Halbbetrunkener ihm darbot, zu trinken; aber ſtandhaft erwiederte er auf jenes Verlangen: „Hierzu iſt jetzt weder Zeit noch Ort; ich werde alles thun, was die Verfaſſung von mir fordert.“ Sein Benehmen verplüffte den Pöbel; und als vier und zwanzig Abgeordnete der Nationalverſammlung ihm zum Beiſtand erſchienen, endlich auch der Maire Petion, der mehr als jene vermochte, wurde die rohe Menge bewogen, das Schloß zu verlaſſen, ohne den König zur Abdankung gezwungen zu haben.

Doch was an dieſem Tage nicht hatte bewerkſtelliget werden können, wurde am 10. Auguſt zur Ausführung gebracht. Furcht, Mißtrauen, Freiheitsſchwindel, auch wohl Vaterlandsliebe führten dazu hin. Je mehr nämlich mit der Annäherung der Preußen und Oeſtreicher die Gefahr Frankreichs und zugleich der Verdacht wuchs, der König ſammt ſeinem Hofe ſtehe mit den Preußen und Oeſtreichern in Einverſtändniß, deſto mehr verbreitete ſich unter den Jacobinern und Girondiſten die Ueberzeugung, daß nur in einer Umänderung der Regierung oder in der Abſetzung des Königs Rettung zu finden ſei. Um hierzu zu gelangen, mußte die noch übrige Achtung vor dem Throne und der Widerſtand, den einerſeits der König mit den ihm zu Gebote ſtehenden Gewaltmitteln und andrerſeits die Verfaſſungsfreunde entgegenſtellen konnten, überwältiget werden. Die Republikaniſchgeſinnten nöthigten daher durch die Nationalverſammlung den König, einzuwilligen (22. Juni), daß 20,000 Freiwillige oder Föderirte aus allen Departements zum Schutze der Hauptſtadt herbeigerufen wurden, wodurch ſie den Beiſtand der erhitzteſten Köpfe an ſich zogen; ſie erklärten (am 11. Juli), das Vaterland ſei in Gefahr, wodurch ſie die ganze Nation aufforderten, ſich ſelbſt zu vertheidigen; ſie wiederholten am 14. Juli die Feier des großen Bundesfeſtes (die im vorigen Jahre wegen der Flucht des Königs unterblieben war) auf eine Art, die das königliche Anſehn auch bei den Föderirten, die dieſer Feier beiwohnten, herabſetzte; ſie bildeten im Jacobinerclubbe eine geheime Oberbehörde, übertrugen dem Bürgerrathe die hohe Polizei und ließen abermals mehrere hundert Marſeiller, Menſchen, die nichts ſcheueten, nach Paris kommen. Nach ſolchen Vorbereitungen erſchien der Maire Petion am 3. Aug. in der Nationalverſammlung und trug im Namen der Stadt Paris auf Abſetzung des Königs an. Die Nationalverſammlung wies dieſen Antrag nicht zurück; doch ehe ſie noch über denſelben entſchied, wurde am 10. Aug. ein entſcheidender Aufſtand erhoben.

Ein zahlloſer Haufe des wildeſten Pöbels drang am Morgen dieſes Tages, bewaffnet und geleitet von den Jacobinern, gegen die Tuilerien. Dort wußte man von deſſen Vorhaben und hatte Gegenanſtalten getroffen. Zwar hatte ſich der König zu einer abermaligen Flucht nicht bereden laſſen; aber er hatte zugegeben, daß Gewalt mit Gewalt vertrieben werden ſollte. Acht- bis neunhundert Schweizer und ſechszehn Bataillons der Nationalgarde, letztere unter Anführung des biedern und verſtändigen Mandat, waren zu ſeinem Schutze in den Tuilerien, und an dieſe ſchloß ſich eine Menge alter Hofdiener, die, ſo gut ſie konnten, ſich bewaffnet hatten. Doch ehe noch der Sturm anhob, wurde Mandat, deſſen Widerſtand man fürchtete, von einem neuen Bürgerrathe, der ſich mitten unter dieſem Gedränge aus Jacobinern gebildet hatte, aufs Rathhaus gefordert, verhaftet und auf dem Wege ins Gefängniß ermordet. Mit ihm verlor der König den kräftigſten und umſichtigſten Vertheidiger des Schloſſes. Vergebens ſuchte er nun, da die tobende Menge dem Schloſſe nahete, unter ſeinen Vertheidigern Begeiſterung für ſich zu erwecken: aus dem Pöbelhaufen ſchallten drohende Schmähungen ihm entgegen, und ihm ſelbſt fehlte es an Kraft, ſeine königliche Würde heldenmüthig zu vertheidigen, und an

Einſicht, von den Kampfmitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, nachdrücklichen Gebrauch zu machen. Um ſich und ſeine Familie zu retten, flüchtete er (um 9 Uhr Vormittags) in den Saal der Nationalverſammlung, ohne Verhaltungsbefehle zurück zu laſſen. Gleich darauf verließ die Nationalgarde, unter dem Vorgeben, daß ſie nur zur Vertheidigung des Königs, nicht zur Vertheidigung des Schloſſes berufen ſei, ihre Poſten und vereinigte ſich theilweiſe mit dem Pöbel, der gegen das Schloß anrückte. Die Schweizergarde, ſchwankend, ob ſie Widerſtand leiſten ſollte oder nicht, vertheidigte ſich und das Schloß eine Zeitlang, wurde aber von den Anſtürmenden niedergehauen, die dann das Schloß erſtürmten, plünderten und zum Theil verheerten. Indeſſen hatte der König Schmähliches zu leiden. Als er mit den Seinigen vor der Nationalverſammlung erſchienen war, gab ihm der Vorſitzende die zweideutige Verſicherung: „er könne auf die Feſtigkeit der Nationalverſammlung bauen", und wies ihm und ſeiner Familie eine Gitterloge hinter dem Präſidentenſtuhle zum Aufenthalte an. Hier mußte er hören, wie der tobende Pöbel die abſcheulichſten Drohungen ausſtieß, und wie die Nationalverſammlung den Beſchluß faßte: „der König ſei vorläufig abgeſetzt, und eine außerordentliche Nationalverſammlung oder ein National-Convent, mit unbegrenzten Vollmachten verſehen, ſolle zum 20. Sept. zuſammenkommen und über das Schickſal des Königs und die künftige Verfaſſung Frankreichs entſcheiden; inzwiſchen ſolle ein Vollziehungsrath von ſechs Miniſtern die zeitherigen Befugniſſe der königlichen Gewalt ausüben.“ Am Schluſſe dieſer Sitzung wurde der König mit ſeiner Familie in die an den Sitzungsſaal anſtoßenden Zimmer, dann am 13. Aug. in den Thurm des Tempels, des ehemaligen Ordenshauſes der Tempelherren, zur Gefangenſchaft abgeführt.

Während auf ſolche Weiſe das Königthum niedergeſtürzt wurde, wurde auch die Nationalverſammlung und in ihr die Majeſtät des Volkes ſchimpflich behandelt und in Abhängigkeit von der Jacobinerpartei gebracht. Die Jacobiner hatten am Morgen des 10. Aug. die Gemeinde zu Paris an ſich gezogen, durch ſie ganz eigenmächtig einen neuen Bürgerrath aus ihren Anhängern errichtet, dadurch den Oberbefehl über den pariſer Pöbel und die pariſer Nationalgarde, und ſo eine Herrſchaft über Paris und durch dieſe über die Nationalverſammlung erlangt. Schon am Morgen des 10. Aug. ließ der neue Bürgerrath der Nationalverſammlung erklären, daß er keinen andern Richter über ſich und ſein Verfahren anerkenne, als das franzöſiſche Volk in ſeinen Urverſammlungen. Auf ſein Betreiben mußte die Nationalverſammlung am Abend des 10. Aug. die ſchon erwähnten Beſchlüſſe faſſen, dann am 17. Aug. ein außerordentliches Blutgericht aufſtellen, das unter dem Vorgeben einer Beſtrafung der Verbrechen, die am 10. Aug. wider das Volk begangen wären, die Freunde des Königs und der neuen Verfaſſung unterdrücken ſollte, und die Guillotine, oder das Fallbeil, welches der Arzt Guillotin erfunden und die Nationalverſammlung am 20. März 1792 zum Hinrichtungs-Werkzeuge beſtimmt hatte, für permanent erklären. Vergebens beſtritt die Partei der Girondiſten die Anmaßlichkeit des Bürgerrathes, vergebens ſuchte ſie jetzt das Volk, das ſie ſelbſt vorher aufgeregt hatte, zur Mäßigung zurück zu führen: der Bürgerrath behauptete, auf den Pöbel geſtützt, ſeine Anmaßungen; und als am 30. Aug. die Nationalverſammlung beſchloß, ihn aufzulöſen und einen andern wählen zu laſſen, ſo forderten die Häupter des Bürgerrathes die Stadt Paris auf, den Befehlen der Nationalverſammlung nicht zu gehorchen, worauf letztere aus Furcht vor dem Pöbel jenen Beſchluß zurücknahm. So erhob ſich, während man vor dem Vorſchlag einen Dictator zu wählen zurückbebte, die Dictatur einer Pöbelherrſchaft, vornehmlich geleitet von einem Danton, Marat und Robespierre, furchtbaren Menſchen, die ihre Begriffe von Staatswohl ſchonungslos durchzuſetzen ſuchten und jetzt ſchon die ſchrecklichſten Gräuel erregten *).

Als die Annäherung der Preußen und die Flucht Lafayette's Gefahren von Außen erwarten ließen, im Innern aber, beſonders zu Paris, die, welche der neuen Ordnung der Dinge entgegen waren, obſchon ſie ſchwiegen, Furcht erregten, und das Verfahren des neu aufgeſtellten Blutgerichts zu langſam ſchien: ſo kam durch

---

*) Eine umſtändlichere Schilderung dieſer Männer folgt in der neunten Erzählung des zweiten Abſchnittes.

durch Danton der Gedanke auf, man müſſe, ehe man den äußern Feind mit Nachdruck bekämpfen könne, zuerſt gegen innere Feinde ſich ſichern, oder die Anhänger des Königs und der neuen Verfaſſung als Verdächtige einkerkern und hinrichten. Darauf erfolgten am Abend des 29. Aug. Hausſuchungen und Verhaftungen, dann vom 2. bis 7. September furchtbare Mordthaten. Die Gefängniſſe wurden erbrochen, die Verhafteten ergriffen und viele Tauſende derſelben ermordet. Aehnliches geſchah auch in andern Städten Frankreichs, die durch Boten und Rundſchreiben des pariſer Bürgerrathes zu gleichem Verfahren aufgefordert worden waren *).

Nicht lange nach dieſen Gräueln trat, wie am 10. Aug. beſchloſſen worden war, die geſetzgebende Nationalverſammlung ab, und der National-Convent an ihre Stelle (21. Sept.). Das früher gegebene Geſetz, abgehende Deputirte nicht wieder aufzunehmen, blieb unbeachtet; daher ein Theil der erſten und die Mehrzahl der zweiten Nationalverſammlung in dieſe dritte überging. Hierzu kamen Leute aus dem Handwerksſtande voll revolutionärer Ueberſpannung und ſolche Mitglieder des Jacobinerclubbs und des neuen Bürgerrathes, die zu den Gräueln des 10. Aug. und 2. Septembers mitgewirkt hatten. Schon dadurch wurde das Verfahren des Convents weit wilder und leidenſchaftlicher, als das Verfah-

ren

---

*) Ausführlich wird von dieſen Gräueln und ihren Urſachen in der ſechſten Abhandlung des zweiten Abſchnittes gehandelt.

ren der erſten und zweiten Nationalverſammlung; aber es wurde dieß auch, bei dem Fortbilden der einmal aufgefaßten Ideen und den Gefahren, die von außen droheten, vornehmlich durch den Parteikampf der Jacobiner und Girondiſten, der ſchon in der zweiten Nationalverſammlung begonnen hatte.

Die Girondiſten *) ſtimmten anfangs mit den Jacobinern zuſammen, als beide nach Herſtellung einer Republik verlangten und beide der Partei der Gemäßigten (Feuillants) oder der Conſtitutionellen entgegen waren. Aber bald bewirkte das Ungleichartige ihrer Bildung und das Verſchiedene ihrer Meinung über Form und Weſen der Republik eine Trennung zwiſchen ihnen. Die Girondiſten wollten eine auf republikaniſche Tugenden, die Jacobiner hingegen eine auf Gewalt gegründete Republik. Jene, Geſittung achtend und voll Abſcheu gegen die Septembermorde, wollten Ordnung und Geſetzlichkeit zur Herrſchaft bringen; dieſe, in kräftigen, jeden Widerſtand niederſchmetternden Worten und Thaten Ruhm ſuchend, nahmen, ſo weit ſie ihren Abſichten förderlich war, die Verletzung der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit in Schutz. Mächtig waren

jene

---

*) Unter Girondiſten verſtand man anfangs bloß die Abgeordneten aus dem Departement der Gironde, nachher die Republikaniſchgeſinnten überhaupt, die ſich an die durch Geiſtesbildung und Rednergaben ausgezeichneten Häupter der Gironde-Abgeordneten anſchloſſen. Unter ihnen ragten Vergniaud, Guadet, Genſonné, Briſſot, Condorcet hervor.

jene durch ihre Mehrheit im Convente, durch die Stellen, die ſie einnahmen, und durch den Beifall und Anhang, den ſie in verſchiedenen Gegenden Frankreichs fanden; mächtig dagegen waren dieſe durch ihre Kühnheit und Entſchloſſenheit, durch ihre Clubbs in und außerhalb der Hauptſtadt, am meiſten durch den pariſer Bürgerrath, durch den ſie die Bürgermilizen und den Pöbel der Hauptſtadt auf ihrer Seite hatten; auch ſäumten ſie nicht die Heere für ſich zu gewinnen. Jene nannte man das Thal, dieſe den Berg aus eben dem Grunde, aus welchem dieſe Parteinamen einſt bei den Florentinern vorkamen *), weil jene auf den niedrigſtehenden, dieſe auf den höherſtehenden Sitzen Platz genommen hatten.

Bei der Eröffnung des National-Convents, als es galt eine Republik herzuſtellen, handelten Beide einmüthig. Gleich in der erſten Sitzung (21. Sept. 1792) faßten ſie zuſammen den Beſchluß, daß das Königthum abgeſchafft und Frankreich hinfort eine Republik ſein ſollte. Am folgenden Tage (22. Sept.) wurde dieſer Beſchluß zur Ausführung gebracht, das heißt dem franzöſiſchen Volke verkündigt, und zugleich verfügt, daß zum Andenken an die neue Geſtaltung Frankreichs eine neue Zeitrechnung nach Jahren der Republik aufgeſtellt **), jedes Er-

---

*) Leo, Geſchichte Italiens, Th. IV. S. 372.

**) Der neue republikaniſche Kalender wurde am 5. Oct. 1793 eingeführt. Er begann das Jahr vom 22. Sept. 1792, dem Stiftungstage der Republik, theilte es in zwölf Monate mit neuen Namen (Vendemiaire, Brumaire, Frimaire für den Herbſt; Nivoſe, Plu-

Erinnerungszeichen an das aufgehobene Königthum vernichtet, und darum auch ein neues Staatsſiegel (darſtellend eine, auf einem Pikenbündel hangende Freiheitsmütze und die Umſchrift „franzöſiſche Republik") verfertiget werden ſollte.

Aber kaum waren dieſe Beſchlüſſe gefaßt worden, als Girondiſten und Jacobiner hart an einander geriethen. Noch erbittert über die Vorgänge am Ende der zweiten Nationalverſammlung, verlangten die Girondiſten, daß die Septembermorde beſtraft werden ſollten, und beſchuldigten die Häupter der Jacobiner, namentlich Robespierre, Danton, Marat, des Anſtiftens derſelben, ſo wie des Strebens, Frankreich durch die pariſer Gemeinde zu regieren und eine Dictatur zu errichten. Dagegen vertheidigten ſich die Jacobiner und beſchuldigten ihre Gegner feindſeliger Geſinnungen gegen die Hauptſtadt und des Strebens, Frankreich zu zerſtückeln oder ſtatt Einer und Untheilbaren Republik einen Föderalismus oder Staatenbund aufſtellen zu wollen. Dem widerſprachen die Girondiſten, und noch be-

---

viose, Ventoſe für den Winter; Germinal, Floreal, Prairial für den Frühling; Meſſidor, Thermidor, Fructidor für den Sommer), jeden Monat, zu dreißig Tagen, in drei Dekaden, und jede Dekade in zehn Tage, die nach ihrer Zahl benannt wurden. Der zehnte Tag ſollte ein Ruhetag ſein und alſo den Sonntag erſetzen. Fünf Ergänzungstage (in Schaltjahren ſechs), Sansculottiden genannt, kamen an das Ende des zwölften Monates. An dem ſechsten Tage in jedem Schaltjahre ſollte das Revolutionsfeſt oder das Feſt der Republik gefeiert werden.

bewirkten ſie (am 24. Sept.) im National-Convente den Beſchluß, daß Geſetze zur Beſtrafung des Aufrufs zu Mordthaten gegeben werden ſollten. Aber dieſer Beſchluß wurde durch den aufgehezten Pöbel umgeſtoßen, und am 25. Sept. zur Beſchämung der Girondiſten ausgemacht, daß der franzöſiſche Staat eine einzige und ungetheilte Republik ausmachen ſollte.

Noch ſtärker trat dieſer Parteikampf hervor, als das Schickſal des entthronten Königs zur Sprache kam. Die Girondiſten wollten ihn retten. Sie erklärten, daß der Convent weder Grund noch Befugniß habe, den König zu verurtheilen, da ihm die Conſtitution Unverletzbarkeit zugeſprochen habe, und der Convent nicht Kläger und Richter zugleich ſein könne. Dagegen behaupteten die Jacobiner, daß Ludwig XVI. die ihm zugeſprochene Unverletzbarkeit durch Verrath verwirkt habe, daß dem Volke die Macht, gegen daſſelbe gerichtete Verbrechen zu beſtrafen, nie entzogen werden dürfe, und daß der National-Convent, mit der ganzen Kraft und Gewalt des Volkes bekleidet, auch über den König richten könne. Nach langem Streite ſetzten ſie ihre Behauptungen am 3. Dec. durch. Darauf wurde von einem Ausſchuſſe des Convents eine Anklageacte entworfen, und Ludwig am 11. Dec. vor die Schranken des Convents geführt und über die einzelnen Punkte der Anklageacte verhört. Er antwortete mit Ruhe und Beſonnenheit, und Sachwalter, wie er verlangte, wurden ihm verwilligt. Mit dieſen erſchien er am 26. Dec. zum zweiten Male vor den

Schranken. Jetzt vertheidigte ihn Deſéze mit eindringlicher Kraft, und er ſelbſt ſetzte rührende Worte zu ſeiner Vertheidigung hinzu. Aber beides blieb unbeachtet. Die Jacobiner beſtanden mit ihrem Anhang auf ſeinen Tod, behauptend, daß derſelbe zur Erhaltung der Republik nothwendig ſei, und die Girondiſten wurden nach langem Widerſtreiten, bei welchem ſie ſich auf die Entſcheidung der Urverſammlungen des Volkes beriefen, von dem Strome fortgezogen. Am 17. Jan. 1793 wurde der König durch eine Mehrheit von fünf Stimmen zum Tode verurtheilt, und am 21. Jan. Vormittags nach zehn Uhr im Angeſicht ſeines Volkes durch die Guillotine enthauptet *).

Aber weit entfernt, daß Frankreich durch die Hinrichtung des Königs beruhiget worden wäre, gerieth es nun erſt in die drangvollſte Lage. Denn während es (wie bei der Fortſetzung der Kriegsgeſchichte gezeigt werden ſoll) mit zehn europäiſchen Mächten um Selbſtändigkeit und Freiheit zu kämpfen hatte, entſtand im Convente ſelbſt, der damaligen Regierung Frankreichs, ein wüthiger Parteikampf, in vielen Gegenden Frankreichs ein gefährlicher Bürgerkrieg und aus dieſem allen eine ſchreckliche Schreckensregierung.

Nach dem Untergange des Königs ſuchten die Jacobiner ihren Gegnern den Girondiſten den Untergang

---

*) Was hier nur kürzlich berührt iſt, wird unten in der ſiebenten Erzählung des zweiten Abſchnitts ausführlicher dargeſtellt werden.

gang zu bereiten und alle Gewalt an ſich zu reißen. — Zuerſt verſchrieen ſie ſie als Ränkeſchmidte und Verräther an der Sache der Freiheit und Gleichheit, um ſie in der öffentlichen Meinung herabzuſetzen; dann verdrängten ſie ſie aus den Miniſterſtellen und leitenden Ausſchüſſen, um ihnen Macht und Einfluß zu entziehen, endlich umſpannen ſie ſie mit Meutereien, um ſie völlig zu vernichten. Der erſte Verſuch einer ſolchen Meuterei (10. März 1792) mißlang; doch gewannen ſie hierbei, daß ein Revolutionsgericht angeordnet wurde, welches, aus neun Mitgliedern beſtehend, ohne weitere Berufung jedes Verbrechen gegen die Freiheit, oder jeden Verſuch zu einer Gegenrevolution als Verbrechen gegen die Nation beſtrafen ſollte. Hierauf bewirkten ſie (am 6. April) die Aufſtellung eines Ausſchuſſes der öffentlichen Wohlfahrt, der, gleichfalls aus neun Mitgliedern beſtehend, die unbeſchränkte Befugniß haben ſollte, die Handlungen der ausübenden Gewalt zu beaufſichtigen und in dringenden Fällen ohne Befragung des Convents alle Maßregeln zur innern und äußern Vertheidigung der Republik zu ergreifen; und am 8. April brachten ſie den Beſchluß auf, daß auch Volksvertreter, die eines Verbrechens gegen die Nation verdächtig wären, in Anklageſtand verſetzt und dem Revolutionsgericht übergeben werden ſollten. Durch dieſe Anordnungen, die das Gerüſte der Schreckensregierung aufführten, wurde dem Convente die Oberherrſchaft und den Conventsgliedern die Unverletzlichkeit entwunden und die Girondiſtenpartei (da zu beiden Ausſchüſſen, dem Wohlfahrtsausſchuſſe und dem Revolutionsgerichte, vornehmlich Jacobiner kamen) der Vernichtung bloßgeſtellt. Dieß erkennend, widerſetzten ſich die Girondiſten dieſen Anordnungen; aber ſie ſtellten der Gewaltthätigkeit nur Drohungen, der Feſtigkeit nur Halbheit entgegen: es fehlte ihnen an jener Entſchloſſenheit, die in kritiſchen Augenblicken alles entſcheidet. Nach bitterm Wortſtreit gegen die Beſchuldigungen, die beſonders Robespierre und Danton gegen ſie vorbrachten, ließen ſie ſich dieſe Anordnungen endlich gefallen, weil ſie durch dieſelben den blutgierigen Marat und den verbrecheriſchen Herzog von Orleans zu ſtürzen gedachten. Wirklich wurde auch der Herzog von Orleans, nachdem er ſeinem eigenen Anhang unnütz und verächtlich geworden war, unter dem Vorwande der Theilnahme an Dumouriez's Abfalle, am 9. April verhaftet und am 11. April nach Marſeille abgeführt. Dagegen wurde Marat, durch die Jacobiner beſchützt, von der gegen ihn erhobenen Anklage durch das Revolutionsgericht freigeſprochen und im Triumphe dem Convente wieder zugeführt (24. Apr.). Indeſſen war ſchon der Sturz der Girondiſten eingeleitet. Am 15. Apr. trugen Abgeordnete der pariſer Sectionen, an deren Spitze der Maire Pache ſtand, vor dem Convente darauf an, daß zwei und zwanzig Girondiſten als Verräther und Verſchwörer aus dem Nationel-Convente ausgeſtoßen werden möchten. Dieſes Verlangen ward auf Betrieb der Girondiſten am 20. Apr. als verläumderiſch zurückgewieſen, und am 18. Mai ein Ausſchuß von zwölf Conventsgliedern (größtentheils Girondiſten) aufgeſtellt, der dem Benehmen der pariſer Sectionen und allen gegen die Volksvertretung entworfenen Planen nachforſchen ſollte. Doch dieſer Ausſchuß war neben dem allgemeinen Wohlfahrtsausſchuß überflüſſig und verwirrend, und konnte von den Girondiſten weder behauptet, noch zu ihrer Rettung benutzt werden. Am 25. Mai verlangten die pariſer Sectionen deſſen Aufhebung und die Freigebung der von demſelben Verhafteten. Der Convent ſtimmte dieſem Verlangen bei (27. Mai); und als er wieder wankte (28. Mai), erſchien (31. Mai) ein großer Haufe des pariſer Pöbels, geführt von dem wilden Henriot, vor dem Convent und ließ durch Abgeordnete die Abſchaffung des Ausſchuſſes der Zwölfer und die Beſtrafung der zwei und zwanzig Girondiſtenhäupter fordern. Der erſte Punkt wurde ſogleich erzwungen, (worauf die Pöbelhaufen auseinander gingen); der zweite aber erſt am 2. Juni völlig bewerkſtelligt. An dieſem Tage rückten auf 80,000 Bewaffnete unter Henriot vor die Tuilerien (in denen ſeit dem 10. Mai der Convent ſeine Sitzungen hielt), beſetzten jeden Ausgang und zwangen den durch ihre Drohungen und durch das Geſchrei der Jacobiner eingeſchüchterten Convent, zuzugeben, daß die bezeichneten zwei und zwanzig Girondiſten aus ſeiner Mitte weggeriſſen und mit Arreſt belegt wurden. Noch wagte man deren Hinrichtung nicht; aber man ließ mehrere andre Girondiſten, die außerhalb

halb des Convents ſich befanden, einkerkern und ächtete (28. Juli) diejenigen von ihnen, die entflohen waren.

Jetzt herrſchten ohne Maß und Zügel die Jacobiner im Convente und durch den Convent über Frankreich. Wahr iſt es, durch Rechtsverletzungen aller Art waren ſie zu dieſer Herrſchaft gelangt, und durch Schrecklichkeiten aller Art ſuchten ſie dieſelbe zu behaupten; gleichwohl muß man ihren Sieg eine Rettung Frankreichs nennen! Denn wie hätte dieſes bei der Menge ſeiner Feinde ſich behaupten können, wenn ſich die Verſammlung, die es erhalten ſollte, noch länger in zwei Theile getrennt, oder wenn ſtatt der Entſchloſſenheit der Jacobiner die Halbheit der Girondiſten den Sieg davon getragen hätte? *) Ueberhaupt wie ſehr man auch die Jacobiner und den Blutweg, den ſie gingen, verdammen und verabſcheuen mag, bemerken muß man doch, daß ſie nicht bloß von politiſchem Fanatismus, perſönlichem Haſſe und rückſichtsloſer Selbſtſucht getrieben wurden, ſondern auch von der richtigen Ueberzeugung, daß Meinungsverſchiedenheiten zu Spaltungen und Spaltungen zum Untergange Frankreichs hinführen müßten, und daß ſie durch ihre Entſchloſſenheit Frankreich aus großen Gefahren retteten und zu großen Siegen ſtärkten.

Zunächſt zog der Sturz der Girondiſten große Stürme nach ſich. Mehrere Städte und ganze Depar-

tements

---

*) So urtheilte Napoleon auf Helena. Man ſehe Las Cases Tagebuch, Th. VI, 16., und Gourgaud Th. III, S. 3.

tements erhoben ſich, entrüſtet über die Mißhandlungen ihrer Deputirten, gegen die gewaltthätigen Jacobiner. In der Normandie, wohin ſich ein Theil der flüchtigen Girondiſten gewendet hatte, bildete ſich ein Girondiſtenheer, das Caën zu ſeinem Waffenplatze und Felix Wimpfen, Befehlshaber der Küſtenarmee, zu ſeinem Anführer hatte; und ein Mädchen, Charlotte Corday, fünf und zwanzig Jahre alt, Tochter eines Edelmanns, eilte von Caën nach Paris, um den abſcheulichen Marat zu tödten, der ihr als Haupturheber des Sturzes der Girondiſten geſchildert worden war, und deſſen Tod ſie als eine Erlöſung des Vaterlandes betrachtete. Sie traf ihn in ſeinem Hauſe in einer Badewanne ſitzend und ſchreibend und ſtieß ihm ein Meſſer in die Bruſt (13. Juli). Sie wurde ſogleich ergriffen und, nach Marats prunkvoller Beerdigung, hingerichtet (17. Juli) *). Wie im Norden die Normandie, ſo traten im Süden (wohin gleichfalls Girondiſten geflüchtet waren, und Royaliſten und Ariſtokraten zu ihnen ſich miſchten) die Städte Lyon, Marſeille, Bordeaux gegen die Jacobiner

auf

---

*) Die That der Charlotte Corday (von einem Klopſtock „nicht Mord, ſondern Nothwehr einer erhabenen Männin“ genannt) wurde damals von allen Nicht-Jacobinern als die That einer Heldin hochgeprieſen; und doch war ſie, wenn auch von hochherzigen Geſinnungen ausgehend, thöricht und unrecht: — thöricht, weil der damalige Revolutions-Deſpotismus in Frankreich nicht auf Einem Manne, ſondern auf einer weitverzweigten Partei beruhte; unrecht, weil der Menſch nichts Böſes thun darf, damit Gutes daraus entſtehe.

auf (Juni — Aug.); ja Toulon ergab ſich mit Schiffen und Vorräthen (29. Aug.) den im mittelländiſchen Meere kreuzenden Engländern.

Noch weit drohender wurde der Aufſtand, der ſich aus andern Gründen in der Vendée erhob. In dieſem, zwiſchen der Loire, der Charente und dem atlantiſchen Meere gelegnen, mehr für die Viehzucht als für den Ackerbau geeigneten Landſtriche, ſonſt Poitou genannt, wohnte ein biederes Volk, das feſthielt an dem im Glauben und Leben Hergebrachten, ſeinen Gutsbeſitzern, die mit ihm in patriarchaliſcher Einfachheit lebten, treu ergeben war, von dem Druck der Steuern und Gewalt wenig empfand und die Revolution, die nicht zu ſeinem Weſen paßte, verabſcheute. Schon die Beeidigung der Prieſter hatte unter demſelben unruhige Bewegungen erregt, aber noch mehr das Verfahren gegen den König. Als nun (im März 1793) eine große Schaar Vendéer zum Dienſte der ihnen verhaßten Republik ausgehoben werden ſollten, brach der Aufſtand zu lichten Flammen aus. Auf 900 Gemeinden erhoben ſich zur Wiederherſtellung des Throns und Altars; Chatillon wurde ihr Hauptſitz, Adel und Geiſtlichkeit ſchloſſen ſich ihnen an, und muthvolle Männer, vormals theils Wildſchützen, theils Officiere, namentlich Bonchamps, d'Elbée, Charette, Stofflet, Chatelineau ꝛc., traten an ihre Spitze. Schwer wurde es den Heeren der Republik, ſie zu erreichen, noch ſchwerer, ſie zu beſiegen, da ihre kühne Tapferkeit durch die Beſchaffenheit ihres von Hecken, Graden, Schluchten und Wäldern durchſchnittenen Bodens unterſtützt wurde. Sechs Jahre lang (1793—1799) leiſteten ſie muthvollen Widerſtand und ſiegten über Linienſchaaren und Nationalgarden, die gegen ſie geſchickt wurden. Sie würden unüberwindlich geweſen ſein, wären ſie in ihren Maßregeln einſtimmiger und umſichtiger geweſen. — An ſie reiheten ſich ſpäterhin Bretagner, auch Chouans genannt, ein Haufe Schleichhändler, die, erbittert über den Verluſt ihrer Nahrung, mit Engländern und Royaliſten zuſammentraten und der Republik ſehr gefährlich wurden. Den Namen Chouans ſollen ſie von dem Katzengeheul, durch welches ſie ſich Zeichen gaben, erhalten haben.

Unter ſo vielen Schreckniſſen, die im Innern und von Außen her gegen die Jacobiner-Herrſchaft ſich erhoben, ſchien es den Jacobinern nöthig, eine Verfaſſung der Republik aufzuſtellen. Den Entwurf derſelben hatte der Convent gleich nach Errichtung der Republik, weil mit dem Umſturz des Königthums die Verfaſſung vom Jahre 1791 aufgehoben war, einem Ausſchuſſe (beſtehend aus Sieyes, Thomas Payne, Briſſot, Petion, Vergniaud, Genſonné, Barrère, Danton und Condorcet) übertragen (11. Oct. 1792), und am 15. Febr. 1793 hatte Condorcet einen ſolchen Entwurf dem Convente vorgelegt; aber die Jacobiner hatten ihn durch den Convent beſeitigen laſſen, weil die Aufſtellung einer neuen Verfaſſung vor Beendigung ihres Kampfes mit den Girondiſten ihnen bedenklich ſchien. Jetzt, da dieſer Kampf beendigt war, faßten ſie jenes Vorhaben wieder auf und ließen durch Herault de Sechelles eine Verfaſſung entwerfen, die am 10. Juni im Convente vorgeleſen, am 24. Juni von demſelben angenommen und am 10. Aug. (bei einem Bundesfeſte, das zu Paris unter eitlem Theaterprunk gefeiert wurde) vom Volke beſchworen wurde.

Laut dieſer Verfaſſung ſollte Frankreich Eine und Untheilbare Republik ſein, in der die Menſchen- und Bürgerrechte (die auch hier vorangeſtellt wurden) und zufolge derſelben Freiheit und Gleichheit, Sicherheit des Lebens und Eigenthums, und Widerſtand gegen Unterdrückung jedem Franzoſen zugeſprochen wurde, ſo wie das Recht nach Erreichung des 21. Jahres ohne alle weitere Bedingung Bürgerrechte beſitzen und ausüben zu können. Das Volk, d. i. der Inbegriff der franzöſiſchen Bürger, ſollte unbeſchränkte Oberherrlichkeit, geſetzgebende und geſetzausübende Gewalt haben. Die in der vorigen Conſtitution aufgeſtellten Bedingungen, um activer Bürger zu ſein, und die Wahlcollegien fielen weg. In Urverſammlungen, welche, ohne berufen zu werden, alljährlich zu Anfang des Mai zuſammenkämen, ſollte das Volk ſeine Vertreter ernennen und über deren Verfahren richten. Von dieſen Vertretern ſollte der eine Theil, eine jährlich zu erneuernde Nationalverſammlung, die geſetzgebende Gewalt, und der andere Theil, ein Vollziehungsrath von 24 Mitgliedern (von der Nationalverſammlung aus den von jedem Departemente vorgeſchlagenen Candidaten gewählt und jährlich zur Hälfte erneuert) die geſetzausübende Gewalt im Namen des Volkes innehaben und für ſein Verfahren dem Volke verantwortlich ſein.

Aber mit dieſer Verfaſſung, die dem Volke eine unbegrenzte Oberherrlichkeit übertrug und alle Macht der Regierung lähmte, war es von Seiten der Jacobiner, wenigſtens für die damaligen Augenblicke, nicht ernſtlich gemeint. Sie wollten durch dieſelbe einen Vereinigungspunkt der Kräfte Frankreichs bilden, das Volk, deſſen Souverainetät in derſelben anerkannt war, zufrieden ſtellen und den Vorwurf der Anmaßlichkeit oder Herrſchſucht von ſich abwenden, aber keineswegs ein Rettungsmittel aufbringen. Je mehr ſie von Gefahren umringt wurden, deſto mehr überzeugten ſie ſich, daß ſie ſich, die Revolution und Frankreich nur durch eine über alle Kräfte Frankreichs unumſchränkt gebietende, raſch durchgreifende und nichts ſcheuende Regierung retten und behaupten könnten. „Je heftiger“, ſagten ſie, „der Sturm iſt, deſto kraftvoller muß die Hand ſein, die das Steuerruder leitet.“ Sie vertagten daher die neue Verfaſſung bald nach deren Erſcheinen, „nicht, um ſie aufzuheben, ſondern um ſie zu beſchützen,“ und ſtellten eine Dictatur auf, von ihnen „die Revolutions- oder Schrekkensregierung (Terrorismus)“ genannt, welche alle Kraft und Gewalt des Volkes in ſich vereinigen und bis zur Herſtellung des allgemeinen Friedens dauern ſollte.

Dieſe Schreckensregierung ging alſo nicht aus einer verruchten Böswilligkeit hervor, ſondern aus drängenden

Bedürfniſſen, und nicht auf einmal entſtand ſie, ſondern allmählich aus dem ſtufenweis bis zum Wahnſinn geſteigerten politiſchen Fanatismus, aus dem Widerſtande, der ihm entgegengeſetzt wurde, und aus den Gefahren, in welche die Volksfreiheit, die Vertretung derſelben und ganz Frankreich durch dieſen Widerſtand gerathen war. Schon am 6. April war der Wohlfahrtsausſchuß, der an der Spitze der Schreckensregierung ſtand, noch früher am 21. Jan. der Sicherheitsausſchuß, der, mit jenem eng verbunden, für die Polizei ſorgen ſollte, und am 10. März das Revolutionsgericht, das nach Verfügen des Wohlfahrtsausſchuſſes ohne rechtlich geführten Beweis zu verfahren hatte, eingeſetzt worden. Am 12. Aug. wurde im Convente das Aufgebot des Volkes in Maſſe verlangt und am 16. Aug. beſchloſſen. Am 28. Aug. wurde die Republik in Revolutionszuſtand erklärt, am 5. Sept. eine Revolutionsarmee von 6000 Mann und 1200 Kanonirern zu Paris angeordnet, „um die revolutionären Geſetze überall, wo es nöthig ſein ſollte, zu vollziehen," am 10. Oct. die einſtweilige Aufhebung der neuen Verfaſſung und die Aufſtellung einer revolutionären Regierung verkündigt; am 4. Dec. die Einrichtung der letztern vorgezeichnet und vom Convente beſtätigt, und damit das Gebäude der Schreckensregierung vollendet.

Unumſchränkter und furchtbarer, als je einer der Könige Frankreichs, herrſchte jetzt der Wohlfahrtsausſchuß, ſeit dem Auguſt 1793 beſtehend aus Robespierre, Carnot, Couthon, Robert Lindet, Prieur, Barrère, Billaud Varennes, Jean Bon St. André, Collot d'Herbois. Schon anfangs zur Beaufſichtigung der innern und auswärtigen Angelegenheiten beſtimmt, ward er jetzt berechtigt, Alles und Jedes unter ſeine Aufſicht zu nehmen, über Alles und Jedes zu verfügen, Alles und Jedes zum Wohl der Republik zu verwenden. Alle Regierungsgewalt und jeder Verwaltungszweig war alſo in ihm zuſammengedrängt, das Heer, die Hauptſtadt, ganz Frankreich, ja ſelbſt der Convent, in deſſen Namen er handelte, ihm unterworfen. Er erkannte über ſich keinen Richter, und verfuhr mit ſchonungsloſem Durchgreifen. Um den Klagen über Theuerung der Lebensmittel und Sinken der Aſſignate abzuhelfen, verordnete er Zwangspreiſe; um Heere aufzuſtellen, trieb er, wen er wollte, in den Krieg; um die Bedürfniſſe der Heere zu befriedigen, erhob er von den Wohlhabenden erzwungene Anleihen, Lebensmittel und Waaren; um Widerſpruch und Widerſpenſtigkeit niederzuhalten, unterdrückte er alle Freiheit der Rede, der Preſſe und der Poſten, machte er die zeitherigen Obrigkeiten theils unwirkſam, theils von ſich abhängig, ſendete er zu jedem Heere drei Aufſeher mit unbegrenzten Vollmachten, errichtete er in jedem Departemente Revolutionsausſchüſſe und Revolutionsgerichte, die, nach ſeiner Wahl beſetzt, die Verdächtigen ergreifen und dem Kerker und der Guillotine überliefern ſollten, und bildete Revolutionsheere aus Sansculottes, die mit einer „wandernden Guillotine", d. i. einer Guillotine auf Rädern, von Ort zu Ort zogen, um dem Willen der revolutionären Regierung ſchnellen Vollzug zu verſchaffen. Die Freiheit, behauptete er, müſſe um jeden Preis gerettet werden, und der Schrecken müſſe das Mittel hierzu ſein. Wer nur der Mäßigung und Gerechtigkeit das Wort redete, wer nur als Reicher und Angeſehener Verdacht erregte, wer nur mit Reichen und Angeſehenen in Verbindung ſtand und kein von Jacobinern aufgeſtelltes Zeugniß ſeines Bürgerſinnes aufweiſen konnte, wurde eingekerkert, ausgeplündert und hingerichtet. Ueber zwei Millionen Menſchen, ſagt man *), verloren während der Schreckensregierung das Leben.

Nur einige der merkwürdigſten Hinrichtungen wollen wir hier namhaft machen. — Die unglückliche Königin **Marie Antoinette** wurde am 2. Aug. aus dem Tempel in die Conciergerie gebracht, am 15. Oct. vor das Revolutionsgericht geführt und am 16. Oct. auf dem Revolutionsplatze hingerichtet **). Gleich darauf ſchritt der Wohlfahrtsausſchuß zur Hinrichtung der am 2. Juni verhafteten Girondiſten. Außer ihnen waren ſeit dem 3. Oct. noch 73 andre Conventsglieder, die gegen die Verhaftung derſelben oder gegen die Vorgänge am 31. Mai und 2. Juni Einſpruch erhoben hatten, eingekerkert worden. Letztere blieben im Gefängniſſe, erſtere aber wurden vor das Revolutionsgericht gezogen, daſelbſt beſchuldigt, den Bürgerkrieg im Norden und Süden Frankreichs erregt zu haben, und am 30. Oct. zum Tode verurtheilt. Muthig ſtarben ſie am 31. Oct. als Opfer des republikaniſchen Fanatismus, zu deſſen Erregung ſie ſelbſt beigetragen hatten. — Nach ihnen wurde am 6. Nov. der ſchuldbelaſtete Herzog von Orleans verurtheilt und hingerichtet. Er war von Marſeille, wohin man ihn am 11. April als Gefangenen abgeführt hatte, wieder nach Paris und daſelbſt in die Conciergerie gebracht worden. Vor das Revolutionsgericht geſtellt (6. Nov.), wurde er, jetzt ohne Geld und Allen verächtlich, als ein verdächtiger Bourbon verurtheilt und noch an demſelben Tage hingerichtet. Bald nach ihm traf gleiches Loos den redlichen Bailly, der in den erſten Tagen der Revolution Ruhm und Anſehn erlangt hatte. Unter dem Vorwande, die Niederlage der Sansculottes am 17. Juli 1791 veranlaßt zu haben, wurde er, nach qualvollen Mißhandlungen, am 11. Nov. 1793 guillotinirt. — Ihm folgte im Tode (am 8. Dec.) die berüchtigte Gräfin Dubarry, die einſt als Maitreſſe Ludwigs XV. Frankreich beherrſcht hatte.

---

*) Biographie Universelle. Tome XXXVIII. Art. Robespierre p. 246: Plus de deux millions d'hommes périrent par les armes et par les supplices.

**) Eine ausführliche Schilderung von den letzten Lebenstagen und der Hinrichtung der Königin Marie Antoinette folgt im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes Num. VIII.

Wie durch den Schrecken, den ſolche Hinrichtungen Edler und Unedler verbreiteten, ſuchte die Schreckensregierung auch durch die Umgeſtaltung des bürgerlichen und geiſtigen Lebens ihre Herrſchaft zu befeſtigen. Alles

Alte und Hergebrachte wurde umgeſtürzt. Wie ein neuer Kalender (5. Oct. 1793), ſo ward auch ein neues Syſtem des Maßes und Gewichts aufgebracht; die Bildung durch Künſte und Wiſſenſchaften, als wäre ſie ein Werkzeug der Ariſtokratie, wurde niedergedrückt, und an die Stelle der Feinheit und Zierlichkeit, die ſonſt das äußere Leben der Franzoſen umglänzte, kam pöbelhafte Gemeinheit und Rohheit, der ſelbſt die Beſſern ſich hingaben, um nicht als Verdächtige zu gelten. Kunſtwerke und Denkmäler, die an das Königthum erinnerten, wurden zertrümmert; die Königsgräber zu St. Denys entweihet, die Univerſitäten und gelehrten Geſellſchaften aufgehoben, alle Bildungsanſtalten der Verwilderung überlaſſen, die Kunſtſammlungen, Bibliotheken und botaniſchen Gärten unter Aufſicht roher Mitglieder des jacobiniſchen Gemeinderathes geſtellt. „Die Republik,“ hieß es, „bedarf nicht gelehrter, ſondern nur kräftiger Sansculottes.“ Die Jugend ſollte zu einem wilden, nur dem Jacobinismus dienenden Geſchlechte ausgebildet werden; darum ſchien für den Unterricht genug geſorgt durch die Tafeln moraliſcher Vorſchriften, die an den Ecken der Straßen angeſchlagen wurden.

Selbſt das Heiligſte, die Religion, wurde mit frechem Sinne angetaſtet. Schon ehe die Revolution ausbrach, war Irreligioſität unter den Franzoſen eingeriſſen, obgleich der Katholicismus äußerlich fortbeſtand. Noch mehr hatte ſeit dem Ausbruch der Revolution bei dem Verfahren gegen die Geiſtlichkeit und dem Zerſtören aller früheren Bande unter einem großen Theil der Franzoſen die Irreligioſität zugenommen. Jetzt aber trat ſie als praktiſcher Atheismus offen und ohne Scheu hervor. Da der neue Kalender den Sonntag abſchaffte, ſo empfahl der Convent (20. Oct.) ſtatt der Feier der chriſtlichen, die Feier revolutionärer Feſte. Hiemit nicht zufrieden, verlangten Hébert und Chaumette im Namen des pariſer Gemeinderathes Abſchaffung des bisherigen Religions- und Kirchenweſens, und am 7. Nov. erſchien der Erzbiſchof von Paris, Gobel, — vormals Pfarrer zu Bruntrut im Bißthum Baſel, dann Deputirter bei der erſten Nationalverſammlung und durch den Jacobinerclubb, deſſen Mitglied er war, am 13. März 1791 zum erſten Geiſtlichen der Hauptſtadt erhoben, — umgeben von Gemeindebeamten und ſeinen Vicarien, vor dem Convente und legte daſelbſt ſeine prieſterliche Würde nieder: „Nur der Freiheit und Gleichheit", ſagte er, „wolle er fortan dienen." Zwar ſchwor er das Chriſtenthum und die katholiſche Kirche nicht ab; aber ſeine Erklärung wurde in dieſem Sinne erfaßt und mehrere Pfarrer, die nach ihm ſprachen, ſchilderten das Chriſtenthum als ein Aergerniß und eine Thorheit, und ſchworen ihr Prieſterthum und den Katholicismus ab. Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher, Julien von Toulouſe, rief: „Der Proteſtantismus ſei eben ſo eine Lüge, als der Katholicismus." Der Convent erklärte ſich nicht deutlich. Er habe, ſagte er, Freiheit des Gottesdienſtes verfügt und ſich nie mit Glaubensmeinungen befaßt; aber er billige ſolche, welche, erleuchtet durch die Vernunft, dem Aberglauben und den Irrthümern entſagten. Nun wurden die Kirchen ſchonungslos ausgeplündert, ihre Glocken an die Stückgießereien abgegeben, ihre Koſtbarkeiten zum öffentlichen Schatz gezogen, und in der Hauptkirche zu Paris, Notredame, nun Tempel der Vernunft genannt, am 10. Nov. ein Feſt der Vernunft gefeiert, bei welchem eine Dirne, die Frau des Buchhändlers Momorro, als Göttin der Vernunft dargeſtellt wurde; ja der geſammte Convent zog ſelbſt nach Notredame, um daſelbſt mit dem Volke eine Hymne an die Vernunft abzuſingen.

Mit ſolchen Ausgelaſſenheiten erreichte die Wildheit der Revolution ihren Höhepunkt. Von dem Streben, Menſchen- und Bürgerrechte geltend zu machen, war ſie zur Beſchränkung des Königthums gelangt, von der Beſchränkung des Königthums zum Umſturz des Thrones, vom Umſturz des Thrones zur Errichtung der Republik, von der Errichtung der Republik zur Aufſtellung der Schreckensregierung. Viel Schreckliches hatte Frankreich während dieſes Fortſchreitens erfahren; aber Schrecklicheres war noch nicht eingetreten, als jetzt mit der Schreckensregierung. Alle Sicherheit des Lebens und Eigenthums war dahin, alles Menſchengefühl, alle Achtung für Recht und Tugend ſchien erſtickt; die wildeſten Leidenſchaften tobten, das Blut floß in Strömen, und unter dem Vorwande, die Freiheit zu behaupten und zu befeſtigen, wurde alle Freiheit vernichtet und jeder Frevel verübt. Wie aber, läßt ſich fragen, wie konnte

Frankreich eine ſolche Regierung ertragen? wie gerade zu einer Zeit, wo es nach Freiheit begierig war? Ganz Frankreich, kann man antworten, befand ſich damals in einer wilden Aufregung. Bei der Begierde nach Freiheit und bei dem Widerſtande, den dieſe fand, war die Herrſchaft des Pöbels aufgekommen und mit derſelben die tobendſte Leidenſchaftlichkeit, die ſich mit Mißtrauen, Rachgier und Zerſtörungswuth nach allen Seiten hinwendete. Einer ſolchen Leidenſchaftlichkeit entſprach die Schreckensregierung. Sie ſtand alſo mit dem Geiſte, der damals Frankreich durchtobte, in Einklang. Ferner, ſie ſchien nothwendig! Bei den Gefahren, die Frankreich und die Revolution bedrohten, konnte nur eine, alle Kräfte erregende und alles ſich unterwerfende Regierung Rettung bringen. Dieß erkannten nicht nur die Gewalthaber, ſondern auch die Verſtändigen unter den Freiheitsfreunden; auch dieſe ſahen den Widerſtand der Verzweiflung, der ſich in der Schreckensregierung ausſprach, für ein weit geringeres Uebel an, als die Rückkehr der Bourbons und die Unterjochung Frankreichs durch die Ausgewanderten und die auswärtigen Mächte. Dazu kamen drittens glänzende Erfolge. Die Schreckensregierung, die neben dem Schrecken den Fanatismus nährte, und ſo eine wundervolle Thatkraft aufregte, rettete Frankreich. Die Heere, die ſie ſchuf und leitete, ſiegten, die Gefahren, in denen Frankreich und die Revolution geſchwebt hatten, wurden überwältigt, und die Republik erhob ſich über die, welche ihr den Untergang geſchworen hatten. Bei ſolchen Erfolgen erſchien die Schreckensregierung gleichſam gerechtfertigt und als ein Gegenſtand wie des Entſetzens, ſo des Erſtaunens der Welt. — Um dieß anſchaulicher zu machen, wenden wir jetzt die Blicke von dem Fortgange der Revolution zu den Kriegen, die Frankreich damals führte.

3) Fortgang des Revolutionskrieges vom Jahre 1793 bis zur zweiten Hälfte des Jahres 1795.

Der Krieg, der im Jahre 1792 bloß von Oeſtreich, Preußen und Sardinien gegen Frankreich geführt wurde, erwuchs im Jahre 1793 zu einem europäiſchen Kriege. Das Siegerglück der franzöſiſchen Republik am Ende des Jahres 1792, das Verfahren derſelben gegen den unglücklichen König Ludwig XVI., und der Aufruf des Convents (vom 19. Nov. und 15. Dec.), der allen Völkern Brüderſchaft und Unterſtützung bei dem Streben nach Freiheit anbot und Befreiung von Zehnten, Frohnen und herrſchaftlichen Rechten zuſprach, galt den Fürſten Europa's als eine Herausforderung zum Kampfe. Zu Oeſtreich, Preußen und Sardinien, die mit erhöheter Anſtrengung den Krieg fortſetzten, traten nun auch England, Holland, Spanien, Neapel, Portugal, Toskana und das deutſche Reich. An England, das gleich nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. den franzöſiſchen Geſandten in London aus dem engliſchen Gebiete weggewieſen hatte (24. Jan.), er-

erklärte die franzöſiſche Republik den Krieg (1. Febr.), zugleich auch an Holland (1. Febr.), da es von England ganz abhängig ſei, und an Spanien (7. März), das für den unglücklichen Ludwig ſich verwendet und nach deſſen Hinrichtung den franzöſiſchen Geſandten aus Madrid entfernt hatte. Darauf wurde Neapel von Spanien und England zum Krieg gezogen (12. Juli), ferner Portugal (26. Sept.) und Toskana (28. Okt.). Das deutſche Reich, von Frankreich feindlich behandelt und von Oeſtreich und Preußen aufgeregt, erklärte am 22. März den Krieg, nachdem es bereits am 20. Nov. 1792 Kriegsrüſtungen beſchloſſen hatte. Rußland und der Pabſt nahmen eine feindliche Stellung an, ohne noch die Waffen zu erheben. Nur Dänemark, Schweden, Helvetien, die Pforte, Venedig und Genua blieben neutral.

Zehn europäiſche Mächte waren es alſo, die im Jahre 1793 wider Frankreich die Waffen ergriffen. Doch je prunkender ſich dieſe Coalition in ihrem Entſtehen ankündigte, deſto armſeliger erſchien ſie in ihren Erfolgen. Der Grund hiervon lag nicht bloß in dem gewaltigen, von allen zeitherigen Kriegsgewohnheiten abweichenden Widerſtande, den das durch die Revolution aufgeregte Frankreich leiſtete, ſondern auch in den Mängeln, die dieſer, wie vielen der folgenden Coalitionen, eigen waren. Den Mächten, die ſie geſchloſſen hatten, fehlte es an innigem Zuſammenhalte und feſtbeſtimmten Planen, ſo wie ihren Völkern an Kampfluſt. Nur England

land und in England vornehmlich Pitt, ſeit 1783 Miniſter, hatte ein beſtimmtes Ziel vor Augen, das aber nicht einer großartigen, dem Heil der Menſchheit dienenden Idee galt, ſondern bloß der Erhebung der Macht und des Einfluſſes Englands, der Erweiterung ſeines Handels und ſeiner Colonieen, der Emporbringung ſeiner Seeherrſchaft. Die übrigen Mächte folgten meiſtens nur ihrem Haſſe gegen das revolutionirte Frankreich. Sie wollten die Revolution unterdrücken, die alten Staatseinrichtungen befeſtigen und dabei für ſich Vortheile einerndten; aber unbeſtimmt war es, wie weit ihr Zuſammenwirken gehen und welchen unmittelbaren Vortheil jede von ihnen davon tragen ſollte. Auch hatten ſie kein feſtes Vertrauen zu einander, geriethen häufig unter ſich in Uneinigkeit, waren nicht zu großen Opfern für die Sache der Coalition bereit und zeigten keine Ausdauer bei eindringenden Gefahren.

Dennoch ſchien es in der erſten Hälfte des Jahres 1793, als müßte Frankreich zu Grunde gehen, oder das gleichzeitige Schickſal Polens theilen. Zwar hatte Dumouriez, aus den öſtreichiſchen Niederlanden vordringend (17. Febr.), einen Anfang zur Eroberung Hollands gemacht: am 25. Febr. war Breda, am 4. März Gertruidenburg in ſeine Hände gefallen; aber als er Amſterdam einnehmen wollte, mußte er nach Belgien zurück, deſſen Wiedereroberung die Oeſtreicher unter dem Prinzen Joſias von Coburg begonnen hatten. Ungern und voll Erbitterung gegen die Jacobiner trat er ſeinen Rückzug an, und als er Belgien erreicht hatte, wurde er (am 18. März) bei Neerwinden, dann (am 22. März) bei Löwen von den Oeſtreichern geſchlagen, in deren Hände Brüſſel (am 25. März), dann ganz Belgien gerieth. Jetzt den Gewaltſtreichen der Jacobiner, die ſein Unglück als Verrath verſchrieen, ausgeſetzt, unterhandelte er mit den Oeſtreichern über die Bekämpfung der Jacobiner, kündigte dem Convente den Gehorſam auf und ließ die Deputirten desſelben, die ihn verhaften ſollten, den Oeſtreichern ausliefern. Er baute dabei auf ſein Heer; aber das Heer verließ ihn, wie es Lafayette'n verlaſſen hatte, und er ſah ſich genöthigt, mit ſeinem Generalſtabe (bei dem ſich auch des Herzogs von Orleans älteſter Sohn, jetzt König von Frankreich, befand) zu den Oeſtreichern zu flüchten (4. Apr.). Späterhin begab er ſich nach England, wo er erſt im Jahre 1823 als 84jähriger Greis ſtarb.

Nach ſeiner Flucht wurde Dampierre Oberbefehlshaber des Nordheers, ein umſichtiger und entſchloſſener Feldherr. Doch bei dem Verſuche, Condé zu entſetzen, wurde er geſchlagen und getödtet (8. Mai). Nun berief man jenen Cuſtine, der durch ſeinen vorjährigen Streifzug am Rhein und Main unverdientes Anſehn erlangt hatte, herbei und übertrug den Oberbefehl über das Rheinheer dem General Beauharnais und über das Moſelheer dem General Houchard. Aber auch Cuſtine konnte nichts ausrichten. Das verſchanzte Lager bei Famars (unweit Valenciennes) mußte noch vor ſeiner Ankunft geräumt werden (23. und 24. Mai); faſt vor ſeinen Augen wurde Condé erobert (10. Juli); er ſelbſt wurde geſchlagen und (28. Juli) Valenciennes eingenommen. So viel Unglück galt als Verrath. Er wurde daher nach Paris zurückgerufen und daſelbſt am 28. Aug. guillotinirt.

Nicht glücklicher ging es den Franzoſen am Rhein. Preußen und Oeſtreicher ſetzten im März, um Mainz zu erobern, über den Rhein, ſchlugen am 28. März bei Bingen den General **Cuſtine**, der Mainz beſchützen ſollte, und nahmen dieſe Feſtung am 22. Juli ein. Dieſe Einnahme galt (und nicht mit Unrecht!) den Jacobinern als Folge eines Verraths. Sie ließen daher, da ſie den Oberbefehlshaber zu Mainz, **d'Oyre**, der zu den Preußen übergegangen war, nicht erreichen konnten, den General **Beauharnais**, der als Befehlshaber der Rheinarmee Mainz hatte entſetzen ſollen, gefangen nehmen und am 23. Juli 1794 hinrichten. Die Preußen aber rückten nach Eroberung der Feſtung Mainz, vereint mit den Oeſtreichern, gegen die weiſſenburger Linien, eine zwei Meilen lange Verſchanzung an der Lauter, von dem Rhein bei Lauterburg bis zum Gebirge bei Weiſſenburg, die von den Franzoſen beſetzt war.

Von Süden her drangen die ſardiniſchen Truppen, die, durch Oeſtreicher verſtärkt, (im Juni 1793) Savoyen wieder erobert hatten, in das franzöſiſche Gebiet, um ſich mit der in Aufſtand befindlichen Stadt Lyon zu verbinden; und von Weſten her zogen Spanier und

Portugieſen unter Ricardos (im Apr.) über die Pyrenäen, trieben die Franzoſen mehrmals zurück (Apr. und Mai), eroberten die Feſtungen Bellegarde und Bain (23. und 24. Juni) und bedroheten Perpignan und Bayonne. Erſt am 17. Juli gelang es den Franzoſen, ſie bei Perpignan zurückzuſchlagen. — Zu gleicher Zeit fingen die engliſchen und ſpaniſchen Flotten an, die Küſten und Colonieen der Franzoſen heimzuſuchen.

So war Frankreich, während es im Innern von Parteiungen und Bürgerkriegen erſchüttert wurde, von Außen aufs Furchtbarſte bedrängt. Schon meinte man, daß es der Unterdrückung und Zerſtückelung nicht entgehen könne. Da geſchah es, daß zu ſeiner Rettung die Schreckensregierung ſich erhob, die die ganze Volkskraft in Bewegung ſetzte und einen neuen Umſchwung in die Kriegsführung brachte. Am 16. Aug. beſchloß der National-Convent, auf Antrag des Wohlfahrtsausſchuſſes, das ſchon erwähnte Aufgebot des Volkes (levée en masse). Hiermit war nicht gemeint, daß das ganze Volk in allen Theilen der Republik zu gleicher Zeit Haus, Gewerbe und Amt verlaſſen und ins Feld ziehen ſollte, ſondern daß die Pflicht der Vaterlandsvertheidigung auf alle Klaſſen der Staatsbürger auszudehnen wäre, und daß alle dieſe Klaſſen der Regierung zur Verfügung geſtellt und ſtufenweiſe angewendet werden müßten. „Alle Franzoſen," hieß es in dem vom Barrère am 23. Aug. erſtatteten Berichte, „ſind Schuldner der Freiheit; alle

„ſind daher verbunden, die Freiheit zu vertheidigen, die „Einen mit ihrem Kunſtfleiß, die Andern mit ihrem Vermögen, dieſe mit ihrem Rathe, jene mit ihrem Arme. „Ganz Frankreich muß aufſtehen gegen die Tyrannen, „aber nicht alle müſſen marſchiren. Die Jünglinge müſ„ſen fechten und ſiegen, die verheuratheten Männer Waf„ſen ſchmieden, Lebensmittel zubereiten, Gepäcke und „Artillerie fortſchaffen, die Weiber Zelte und Kleider „verfertigen und der Verwundeten pflegen, die Kinder „Charpieen zupfen, die Greiſe den Muth der jungen „Krieger entflammen, Haß gegen Könige und Aufopfe„rung fürs Vaterland lehren. Ganz Frankreich muß „ein unermeßliches Lager ſein.“ Hierauf mußten (noch im Aug. 1793), während überall Waffen geſchmiedet, Glocken zu Kanonen umgegoſſen, Salpeter und Kriegsbedürfniſſe aller Art herbeigeſchafft wurden, alle unverheuratheten und kinderloſen Bürger vom 18. bis zum 25. Jahre zum Kriegsdienſte ſich ſtellen, und die vom 25. bis zum 30. Jahre ſich dazu bereit halten und vorläufig den innern Dienſt verſehen. Der Freiheitsgeiſt, der damals die Franzoſen ergriffen hatte, kam dieſen Verfügungen zu Hilfe, und der geiſtreiche und überaus thätige Carnot, jetzt Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes und als ſolches einzig mit den militäriſchen Angelegenheiten beſchäftigt, wußte ſie zum Heile Frankreichs zu leiten *).

Im

---

*) Von Carnot und deſſen Verdienſten wird unten in der eilften Abhandlung des zweiten Abſchnitts ausführlich geredet.

Im Innern ſiegten die Heere der Schreckensregierung über ihre Gegner. Schon war die Girondiſtenpartei in der Normandie niedergedrückt: ihr Heerführer, Felix Wimpfen, war nach der Niederlage bei Vernon (15. Juli) zu den Engländern geflüchtet, und die Normandie ſammt einem großen Theil der Bretagne hatte ſich dem Convent unterworfen. Nun ward auch die Vendée beſiegt. Erſt bei Chatillon (10. Oct.), dann bei Chollet (16. Oct.) wurden die Vendéer geſchlagen, ihre Sammelplätze Chollet und Chatillon ihnen entriſſen und von ihren Führern Bonschamp getödtet und d'Eblée, ſchwer verwundet, gefangen. Jetzt zerſtreut, würden ſie von ferneren Kämpfen abgelaſſen haben, hätten nicht die unmenſchlichen Grauſamkeiten, die gegen ſie verübt wurden, und Aufreizungen von Außen ſie bald wieder zur Erneuerung derſelben getrieben. Im Süden wurden die Städte Avignon (26. Juli) und Marſeille (25. Aug.), gleichzeitig auch Bordeaux zur Unterwerfung unter den Convent genöthigt; Kellermann trieb die ſardiniſchen Truppen, die den Lyonern zu Hilfe zogen, über die Alpen zurück (20. Sept.), und die Stadt Lyon mußte ſich am 9. Oct. ergeben: ſie wurde, wie die Vendée, mit grauſenhafter Rohheit behandelt. Ja, auch Toulon wurde noch vor Ende dieſes Jahres wieder erobert. Vergebens hatten ſich die Engländer daſelbſt mit ſpaniſchen und neapolitaniſchen Truppen verſtärkt: ſie mußten nach einem ſtürmiſchen Angriffe (am 18. Dec.) Toulon verlaſſen, wobei ſie die daſigen Schiffe und Waffenvorräthe

vorräthe theils verbrannten, theils mit ſich nahmen. Zu dieſer Eroberung hatte vorzüglich ein Befehlshaber der Artillerie mitgewirkt, der, zu großen Dingen beſtimmt, hier zum erſten Male genannt und gleichſam, wie Tacitus vom Vespaſian ſchreibt *), dem Geſchicke empfohlen wurde. Dieß war Napoleon Bonaparte, der bei ſeinem Scharfblicke den Punkt ausſindig gemacht hatte, von welchem aus Toulon zu erobern war.

Auch nach Außen hin, gegen Oeſtreicher, Preußen, Engländer, Holländer und Reichstruppen erhob ſich das Glück der franzöſiſchen Waffen. Blicken wir zuerſt nach Belgien! Bis zum Auguſt des Jahres 1793 waren die Verbündeten nach ihren Siegen in Belgien bis Cambrai vorgedrungen. Dort trennten ſie ſich, um ſich der Feſtungen, die ihnen im Rücken lagen, zu bemächtigen. Engländer und Holländer wendeten ſich, unter dem Herzog von York, gegen Dünkirchen; Oeſtreicher und Preußen, unter dem Prinzen von Coburg, gegen Quesnoi und Maubeuge. Quesnoi mußte ſich am 11. Sept. ergeben. Dagegen ſiegte Houchard, der nach Cuſtine das Nordheer anführte, über den Herzog von York bei Hontscote (oder Hondſchoote, 8. Sept.) und entſetzte dadurch Dünkirchen. Doch beſchuldigt bei Dünkirchen und in Verfolgung der Feinde ſeiner Pflicht nicht Genüge geleiſtet zu haben, wurde er nach Paris gerufen und daſelbſt am 26. Nov. hingerichtet. Sein Nachfolger Jourdan wen=

---

*) Tacit. Agric. c. 13. — — et monstratus fatis Vespasianus.

wendete ſich gegen den Prinzen von Coburg, der Maubeuge belagerte, ſchlug, von Carnot unterſtützt, bei Wattigny (15. und 16. Oct.) den General Clairfait, der dieſe Belagerung decken ſollte, und nöthigte dadurch die Oeſtreicher, nicht nur die Belagerung von Maubeuge aufzugeben, ſondern auch über die Sambre ſich zurückzuziehen und Belgien den Franzoſen aufs neue zu überlaſſen.

Am Rhein, wo die Preußen unter dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig und die Oeſtreicher unter dem Feldmarſchall Wurmſer ſtanden, erlitten die Franzoſen noch bis zum Spätherbſte mehrere Niederlagen: am 14. Sept. wurden ſie unter Moreau bei Pirmaſens (ſüdlich von Zweibrücken) von den Preußen geſchlagen; am 13. Oct. verloren ſie die weiſſenburger Linien, wodurch Landau und Straßburg in Gefahr geriethen; und noch am Ausgange des Novembers mußten ſie, als ſie (28. bis 30. Nov.) bei Kaiſerslautern wiederholt gegen die Preußen und Sachſen angeſtürmt hatten, mit Verluſt zurückweichen. Aber auch am Rhein änderte ſich vor Ablauf des Jahres das Kriegsglück. Pichegru und Hoche wurden bei der Rhein- und Moſelarmee angeſtellt, zwei tüchtige Feldherren, die neues Leben in die entmuthigten Heere brachten. Sie benutzten ihre Maſſen zu beſtändigen Angriffen, trieben dadurch ihre Gegner von einer Stellung zur andern und nöthigten ſie (22—26. Dec.), die weiſſenburger Linien zu räumen und die Belagerung Landau's aufzugeben (28. Dec.). Nun zogen ſich die Oeſtreicher (30. Dec.) bei Philippsburg auf das rechte Rheinufer in die Gegend von Mannheim, die Preußen nahmen eine feſte Stellung bei Oppenheim, um Mainz zu decken, und die von beiden verlaſſene Rheinpfalz wurde von den Franzoſen beſetzt.

Einen ähnlichen Gang nahm der Krieg im Jahre 1794. Auch in dieſem Jahre waren die Franzoſen anfangs im Nachtheil und zuletzt glücklich. — Als der Feldzug an den Grenzen der Niederlande, wohin ſelbſt Kaiſer Franz ſich begeben hatte, um den Muth der Seinigen zu beleben, im April 1794 eröffnet wurde, drang der Prinz von Coburg, vereint mit Hannoveranern und Holländern, wieder vor, trieb die Franzoſen von der Sambre zurück (17. Apr.), ſchlug ſie bei Landrecies (26. Apr.) und eroberte dieſe Feſtung (30. Apr.), die den Weg nach Paris ihm zu öffnen ſchien. Aber hiermit hatten die Verbündeten das Ziel ihres dießjährigen Waffenglücks erreicht! Ihr Mangel an einem feſtbeſtimmten Plan und innigen Zuſammenhalt und die kräftige Leitung der franzöſiſchen Streitmaſſen brachte abermals einen Umſchwung des Krieges hervor. Auf Carnots Befehl griff Pichegru, damals Befehlshaber der Nordarmee, die unter Clairfait Verbündeten faſt täglich in Weſtflandern an und trieb, beſonders durch den Sieg bei Tourcoing (18. Mai), den General Clairfait ſammt dem Herzog von York von den Grenzen Frankreichs und den Ufern der Schelde zurück. Andrerſeits drang Jourdan mit der Moſelarmee wieder über die Sambre, eroberte Charlerol (25. Juni), ſiegte bei Fleurus (26. Juni) über den Prinzen von Coburg und verband ſich mit Pichegru bei Ath (9. Juli). Von beiden bedrängt, mußten nun die Oeſtreicher über die Maas zurück, und die vier franzöſiſchen Feſtungen, die in ihren Händen waren, Landrecies (17. Juli), Queſnoi (15. Aug.), Valenciennes (27. Aug.) und Condé (30. Aug.) wurden ihnen wieder entriſſen *). Darauf trennten ſich Pichegru und Jourdan: Pichegru wendete ſich nordwärts, um Vorkehrungen zur Eroberung Hollands zu treffen, Jourdan aber blieb in den öſtreichiſchen Niederlanden, um die Einnahme derſelben zu vollenden.

Letzteres gelang noch im Laufe des Jahres 1794. Jourdan, der nach der Schlacht bei Fleurus über die Maas gegangen war, beſetzte am 27. Juli Lüttich, am 9. Aug. Trier, am 23. Sept. Aachen, worauf ſchon am 1. Oct. die öſtreichiſchen Niederlande in neun Departements getheilt und mit Frankreich vereiniget wurden. Die Oeſtreicher, allerwärts zurückgedrängt, gingen am 9. Oct. bei Cöln und Düſſeldorf auf das rechte Rheinufer zurück; die Franzoſen konnten alſo alle auf dem linken Rhein-

---

*) Merkwürdig iſt, daß in der Schlacht bei Fleurus Jourdan eines Luftballons ſich bediente, um die Stellung der Feinde zu beobachten, und daß bei der Einnahme von Condé zum erſten Male der Telegraph (eine Erfindung des Ingenieurs Chappe und von der Nat. Verſammlung im Sommer 1792 gebilliget) in Bewegung geſetzt wurde, um die Nachricht dieſer Einnahme in wenigen Stunden nach Paris zu bringen.

Rheinufer, zwiſchen der Maas und Moſel gelegenen Plätze und ſelbſt die wichtige Feſtung Maſtricht (4. Nov.) mit leichter Mühe in ihre Gewalt bringen. Nur Luxemburg, vertheidigt vom Feldmarſchall Bender, hielt ſich bis zum 5. Juni 1795.

Nicht weniger glücklich kämpften die Franzoſen gegen die Preußen, die jetzt unter dem Feldmarſchall von Möllendorf, — Ferdinand von Braunſchweig hatte, gekränkt durch den Widerſpruch, den ſeine Vorſchläge fanden, im Januar 1794 den Oberbefehl niedergelegt, — in Verbindung mit Oeſtreichern und Reichstruppen am Mittelrhein ſtanden. Zwar hatten die Preußen am 23. Mai bei Kaiſerslautern geſiegt und die Franzoſen hinter die Linien an der Queis zurückgetrieben. Aber im Julimonat drangen letztere, durch neuen Zuzug verſtärkt, unter Michaud wieder hervor und nöthigten durch wiederholte Siege (bei Edesheim 13. Juli, bei Lautern 15. Juli) die Oeſtreicher und Reichstruppen, ſich über den Rhein zurückzuziehen. Die Preußen behaupteten ſich noch eine Zeitlang zwiſchen Alzei und Worms, bis ſie endlich, durch neues Vordringen der Franzoſen in ihrer Flanke bedrohet, am 23. Oct. auf das rechte Rheinufer zurückwichen, worauf jene noch im October Worms und Bingen beſetzten und am 24. Dec. die Rheinſchanze bei Mannheim eroberten.

Wie in den Niederlanden und am Rhein waren die Franzoſen auch bei den Pyrenäen glücklich. Die Spanier und Portugieſen, die in Frankreich eingedrungen waren,

ren, wurden über die Pyrenäen (30. Apr.) zurückgetrieben, verloren Bellegarde und ſahen die Franzoſen auf zwei Straßen, auf der von Perpignan und auf der von Bayonne, in Spanien eindringen. Dort wurde Figueras (27. Nov.) und Roſas (3. Febr. 1795); hier St. Sebaſtian (Juni 1794) und Toloſa (9. Aug.) ihnen entriſſen.

Glücklich waren endlich die Franzoſen in Italien gegen ſardiniſche und öſtreichiſche Truppen. Von Nizza aus drang ihr Heer, — bei welchem Napoleon Bonaparte dem Namen nach nur den Oberbefehl über die Artillerie führte, in der That aber die Unternehmungen leitete, — durch das neutrale Gebiet von Genua, ſiegte (16. Apr.) bei Ponte di Nave über die Oeſtreicher, nöthigte (18. Apr.) die ſardiniſchen Truppen ihre feſte Stellung bei Saorgio zu verlaſſen, und bemächtigte ſich der Gebirge zwiſchen Italien und Frankreich.

So hatten die Franzoſen während des Jahres 1794 ihr Gebiet von auswärtigen Feinden befreit, hatten Belgien zum zweiten Male erobert, ferner das ganze linke Rheinufer (bis auf Mainz und Luxemburg) überwältigt und in Spanien und in Italien glückliche Einfälle unternommen. Solche Ergebniſſe waren die Frucht der Revolution überhaupt und der Schreckensregierung insbeſondere. Die Revolution hatte in allen Klaſſen des franzöſiſchen Volkes ein Nationalgefühl erweckt, das zu tapfern Thaten begeiſterte, und vorher niedergedrückten oder unerkannten Talenten neue Bahnen eröffnet; die

Schreckensregierung aber wußte davon Gebrauch zu machen. Sie trieb alle Klaſſen der Bürger zum Krieg, nöthigte die Anführer, denen ſie keine andere Wahl ließ als zu ſiegen oder unter der Guillotine zu ſterben, zu den größten Anſtrengungen, und erhielt in den Heeren den Gedanken lebendig, daß ſie dem Vaterlande angehörten, und daß das Leben im Felde ſorgenfreier und rühmlicher ſei als das Leben in der Heimath.

Nur zur See waren und blieben die Franzoſen unglücklich. Denn bei dem Mangel an geſchickten Seeleuten, von denen viele durch Auswanderungen, andere durch den Aufſtand der Vendée und Bretagne, manche auch durch Hinrichtungen der franzöſiſchen Marine entzogen waren; ferner bei dem Mangel an dem unentbehrlichen Materiale zum Schiffsbau und Schiffsgeräthe, deſſen Zufuhr durch Englands Verfahren gegen den Seehandel der Neutralen gehemmt war; endlich nach dem Verluſte eines bedeutenden Theils ihrer Flotte und Seegeräthe, den ſie zu Toulon erlitten hatten, — konnten ſie der Ueberlegenheit Englands nicht gleich kommen. Sie verloren daher nicht nur mehrere Seetreffen, ſondern auch einen großen Theil ihrer überſeeiſchen Beſitzungen. Geſchlagen wurden ſie im Jahre 1794 von den Engländern bei Savona (14. März), bei Oueſſant (1. Juni), bei l'Orient (23. Juni), bei den hieriſchen Inſeln (13. Juli), und entriſſen wurden ihnen am 24. Febr. die Inſel Korſika (die England am 18. Juni als ein beſonderes Königreich mit ſich vereinigte); ferner die amerikaniſchen Inſeln Martinique, Guadeloupe, St. Lucie (März — April 1794) und in Oſtindien Pondicherie (23. Aug.). Auch wurde das franzöſiſche Küſtenland am mittelländiſchen und atlantiſchen Meere von den Engländern geſperrt oder in Blokadezuſtand erklärt und dadurch der franzöſiſche Handel faſt ganz vernichtet.

Gegen ſolche Verluſte ſuchten und fanden die Franzoſen Entſchädigungen im Landkriege, der auch im Jahre 1795 mit glücklichen Erfolgen von ihnen geführt wurde. Das Wichtigſte aber, was ſie gleich in dem Anfange desſelben vollbrachten, war die Eroberung Hollands, die einſt Ludwig XIV. in der Fülle ſeiner Macht vergebens erſtrebt hatte.

Nachdem Pichegru noch im Herbſte des Jahres 1794 das engliſch-holländiſche Heer, das der Herzog von York und der Prinz von Oranien (jetzt König Wilhelm I., geb. 1772) anführten, über die Maas und Waal zurück getrieben hatte, ging er, begünſtigt durch den ſtrengen Winter, der über Flüſſe und Teiche ihm einen Weg bahnte, am 24. Dec. 1794 über die gefrorene Waal, nahm am 17. Jan. 1795 Utrecht und am 19. Jan. Amſterdam ein. Der Erbſtatthalter Wilhelm V. war vor ihm (am 18. Jan.) von Scheveningen (nördlich von Haag) nach England geflüchtet, und die Gegner desſelben, die Patrioten oder Antioranier, die das Eindringen der Franzoſen befördert hatten, beförderten nun auch den Umſturz der Verfaſſung. Mit Beiſtimmung oder auf Antrieb der Franzoſen hoben ſie (zu Haag am

26. Jan.) die Erbſtatthalterwürde auf, erklärten Holland zur „bataviſchen Republik“ und ſchloſſen (16. Mai) ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich, wobei ſie ihre Flotten, Truppen und Feſtungen demſelben überließen, hundert Millionen Gulden zahlten, das holländiſche Flandern ſammt der Gegend zwiſchen Maſtricht und Venloo abtraten und den gemeinſamen Gebrauch des Hafens Vliſſingen zugeſtanden.

Auf ſolche Art wurde Holland aus einem Feinde ein Verbündeter Frankreichs, und dieſes in dem Beſitz Belgiens befeſtigt und mit Geld und anderen Kriegsbedürfniſſen verſehen. Doch Holland war nicht der einzige Staat, der, von der Coalition zurücktretend, Friede mit Frankreich ſchloß. Daſſelbe geſchah noch im Laufe des Jahres 1795 auch von Preußen, Spanien, Toskana und Heſſen.

Den Anfang machte, was auffallend war, des Kaiſers Bruder, **Ferdinand**, Großherzog von Toskana. Nur ungern war er der Coalition beigetreten, und jetzt die Fortſchritte der Franzoſen in Italien fürchtend, ſendete er einen Geſandten nach Paris, der daſelbſt am 9. Febr. 1795 einen Frieden ſchloß, in welchem **Toskana** die franzöſiſche Republik anerkannte, die Zahlung einer Million Livres verwilligte und dagegen die Zuſicherung der Neutralität erhielt. Darauf folgte **Preußen**. Schon im Nov. 1794 hatte es 20,000 Mann vom Rhein nach Polen abgerufen und ſeit dem December mit der franzöſiſchen Republik zu Baſel Unterhandlungen angeknüpft, die zu dem Frieden führten, den der Graf von Hardenberg mit dem franzöſiſchen Bürger Barthelemy am 5. Apr. 1795 zu Stande brachte. In demſelben erkannte Preußen die franzöſiſche Republik an und überließ ihr ſeine Länder auf dem linken Rheinufer bis zum allgemeinen Frieden, wogegen die franzöſiſche Republik ſich aller Durchmärſche durch preußiſche Länder zu enthalten verſprach. In einem Nachtrage zu dieſem Frieden (vom 17. Mai) wurde eine Demarcations- oder Sicherungslinie beſtimmt, welche, anhebend von Oſtfriesland, längs der Ems durch Weſtphalen, Franken und Sachſen bis nach Schleſien ging und dem nördlichen Deutſchland, unter der Bedingung, daß es ſeine Contingente vom Reichsheere zurückzog, unter Preußens Schutz Ruhe und Friede verhieß. In einem geheimen Artikel (entweder des basler Friedens oder eines Nachtrags vom 5. Aug. 1796) willigte Preußen in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers gegen Entſchädigung für ſich, für Oranien und für Heſſen-Caſſel. — Dieſer Friede erregte laute Mißbilligung. Man fand es unrecht, daß Preußen die Verbindungen aufgab, die es erſt vor kurzem (mit England und Holland zu Haag am 19. Apr. 1794, mit Oeſtreich zu Schwetzingen am 26. Juli 1794) erneuert hatte; man tadelte, daß es das weſtliche Deutſchland hinopferte und alle Kriegslaſt dem ſüdlichen zuwälzte; man klagte noch ſpäterhin, daß es, indem es abgeſondert vom Reichsoberhaupte die Rolle eines Vorſtandes des deutſchen Reichs übernahm, den

Zerfall und Untergang deſſelben beförderte und ſich ſelbſt von Frankreich abhängig machte. Aber man mußte auch bemerken, daß Preußen trotz der erhaltenen Subſidien bei dem gewinnloſen Kriege mit Frankreich ſeinen Staatsſchatz erſchöpft hatte und wegen Polen mit Rußland in Verwickelungen gerathen war, die es ihm nicht geſtatteten, den Krieg gegen Frankreich fortzuführen.

Durch Preußen bewogen, ſchloß auch Heſſen-Caſſel (am 29. Aug. 1795) zu Baſel mit Frankreich Frieden, wobei es ſeine Feſtung Rheinfels, die am 2. Nov. 1794 von den Franzoſen erſtürmt worden war, die Stadt St. Goar und den am linken Rheinufer liegenden Theil der Grafſchaft Katzenellenbogen bis zum allgemeinen Frieden den Franzoſen überließ. — Etwas früher (am 22. Juli) ſchloß, gleichfalls zu Baſel, Spanien Frieden. In demſelben gab Frankreich alle in Spanien gemachte Eroberungen zurück und erhielt dagegen den ſpaniſchen Antheil an Domingo. Einige Zeit nachher (19. Aug. 1796) bewog es Spanien zu einem Schutz- und Trutzbündniß, das die ſpaniſchen Schätze und Streitkräfte von der franzöſiſchen Republik abhängig machte. — Mit Oeſtreich pflog Frankreich am Anfang des Jahres 1795 Unterhandlungen; aber ſie wurden von England hintertrieben, das am 21. Mai 1795 ſein Bündniß mit Oeſtreich erneuerte. — Bedingt aber waren alle dieſe Unterhandlungen und Friedensſchlüſſe durch die Veränderungen, die ſeit dem 28. Juli 1794 im Innern Frankreichs eingetreten waren, und nun erörtert werden ſollen.

4) Vorgänge im Innern, vom Nov. 1793 bis zum Nov. 1795, oder von der Abſchaffung des Chriſtenthums bis zur Einführung der Directorialregierung.

Die Revolution behauptete den Höhepunkt ihrer Wildheit, den ſie mit der Abſchaffung des Chriſtenthums erreicht hatte, nur kurze Zeit. Wie die Ueberſpannung, in die ſie gerathen war, zum Rückgang hinführte, ſo auch die Spaltung, die unter den Jacobinern eintrat. Denn, was gewöhnlich geſchieht, daß eine ſiegende Partei, die durch gemeinſame Bekämpfung mächtiger Gegner nicht mehr zuſammengehalten wird, unter ſich zerfällt und die Wuth ihrer Leidenſchaftlichkeit gegen ſich ſelbſt richtet: das begegnete auch den Jacobinern oder den Männern des Berges nach dem Sturze der Girondiſten. Verſchiedenheit der Meinungen und Beſtrebungen that ſich unter ihnen hervor. Die Einen, deren Werk die Abſchaffung des Chriſtenthums und das Wüthen gegen Künſte und Wiſſenſchaften war, wollten die Wildheit der Revolution vergrößern; die Andern, denen nach den Siegen der Republik ferneres Zerſtören und Blutvergießen nutzlos und unrecht ſchien, wollten dieſer Wildheit ſteuern oder ein gemäßigtes und menſchliches Verfahren geltend machen. Jene nannte man Ultra-Revolutionäre, Ueberſpannte

ſpannte oder Hebértiſten, nach dem Namen des ſchamloſen Hebért, der, Mitglied des pariſer Gemeinderathes, die Meinungen ſeiner Partei in einem Tageblatte (le père Duchêne) unverhüllt vortrug; dieſe Citra-Revolutionäre, Gemäßigte oder Dantoniſten, nach dem Namen des kräftigen Danton, der einſt den Umſturz des Königthums, die Erhebung der Republik und die Aufſtellung der Schreckensregierung befördert hatte, jetzt aber der Mäßigung und geſetzlichen Ordnung das Wort redete, die Schreckensregierung aufzuheben und die Unabhängigkeit des Convents wieder herzuſtellen ſuchte *).

Dem Wohlfahrtsausſchuſſe oder dem Haupte desſelben, Robeſpierre, mißfielen beide Parteien, wie letzterer in der merkwürdigen Rede, die er am 25. Dec. 1793 zur Vertheidigung des Wohlfahrtsausſchuſſes hielt, zu erkennen gab. Er war gegen die Ueberſpannten, weil ſie durch ihre Wildheit, beſonders durch ihr Verfahren gegen die Religion, die Regierung verächtlich und verhaßt machten, und war gegen die Gemäßigten, weil die von ihnen empfohlene Mäßigung die Gewalt und Kraft der Regierung zu ſchwächen ſchien. Er ſuchte alſo beide zu unterdrücken, unter dem Vorwande, daß beide die Auflöſung der Volksregierung und den Triumph der Tyrannei zum Zwecke hätten.

Zu-

---

*) Was ihn hierzu bewegen mochte, habe ich in dem Ueberblick ſeines Lebens und Wirkens (in der neunten Erzählung des zweiten Abſchnitts) zu erörtern geſucht.

Zuerſt wendete er ſich gegen die Ueberſpannten, ihm die widrigſten und gefährlichſten, weil ſie die am 10. Aug. 1792 erhobene und durch die Schreckensregierung niedergehaltene Herrſchaft des Gemeinderathes, deſſen Mitglieder ſie größtentheils waren, wieder herzuſtellen ſuchten und im Revolutionsheere ihre Stütze hatten. Um ſie zu ſtürzen, drang Robespierre (21. Nov. 1793) auf eine Reinigung des Jacobinerclubbs, durch welche der Ultra-Revolutionär Anacharſis Cloots, der ſich einen Vertreter des Menſchengeſchlechts nannte und der Gottesleugnung ſich rühmte, und nach ihm mehrere Andre ausgeſtoßen und ſomit der öffentlichen Meinung verdächtigt wurden. Zugleich erklärte ſich Robespierre gegen den von ihnen aufgeſtellten Vernunftdienſt. „Die Gottesleugnung", behauptete er, „ſei ariſtokratiſch und der Glaube an ein höchſtes Weſen volksthümlich; gäbe es keinen Gott, ſo müßte man ihn erfinden." Wenige Tage nachher (5. Dec.) mußte der vom Wohlfahrtsausſchuſſe abhängige Convent verordnen, daß der Gottesdienſt frei und alle die Freiheit deſſelben ſtörende Gewaltthätigkeit verboten ſein ſollte *). Nach ſolchen Einleitungen

---

*) Dabei dauerte der Vernunftdienſt eine Zeitlang fort. Noch am 10. Febr. 1794 wurde zu Paris im Tempel der Vernunft (der Kirche Notre-Dame) ein Feſt wegen Aufhebung der Sklaverei der Neger gefeiert, nachdem der Convent, — nicht bloß aus republikaniſchem Fanatismus, ſondern auch aus Politik, um das franzöſiſche Weſtindien gegen die Angriffe der Engländer und Spanier zu ſchützen, — am 4. Febr. alle Neger und Sklaven in den Beſitzungen der Republik für freie franzöſiſche Bürger erklärt und drei Deputirte von Domingo, einen Neger, einen Mulatten und einen Weißen zu Sitz und Stimme aufgenommen hatte.

tungen ſchritt der Wohlfahrtsausſchuß zur Verhaftung zweier Ultra-Revolutionärs, des Oberbefehlshabers des Revolutionsheeres Ronſin und des Generalſecretärs im Kriegsdepartement Vincent (17. Dec.); aber zu voreilig! Das Revolutionsheer drohete und die Jacobiner und Cordeliers (die damals wieder auflebten) ſprachen für die Verhafteten. Dieſe kamen daher wieder in Freiheit. Doch als ſie, um ſich zu rächen, mit den übrigen Ultra-Revolutionärs eine neue Einrichtung der Republik verabredeten, und der National-Convent auf den Bericht St. Juſt's, eines Mitglieds des Wohlfahrtsausſchuſſes, dieſe Verabredung für eine neue Verſchwörung gegen das franzöſiſche Volk und deſſen Freiheit erklärte und die Beſtrafung der Urheber und Mitſchuldigen derſelben beſchloß (13. März 1794): ſo gelang es dem Wohlfahrtsausſchuſſe, die Ultra-Revolutionärs in der Nacht vom 13. zum 14. März ins Gefängniß und am 21. März vor das Revolutionsgericht zu bringen. Das Revolutionsgericht verurtheilte ſie als aufrühreriſche, verläumderiſche, räuberiſche und gottesläſterliche Menſchen, die im Dienſte der Feinde der Freiheit alle Freiheitsfreunde zu vernichten und einen neuen Tyrannen unter dem Titel Oberrichter einzuführen geſucht hätten. Am 24. März wurden ſie, neunzehn an der Zahl, unter ihnen Hebért, Ronſin, Vincent, der ſchon erwähnte Buchhändler Momorro und Anacharſis Cloots, hingerichtet. Mit ihrer Hinrichtung verband der Wohlfahrtsausſchuß die Niederdrückung deſſen,

ſen, was ihre Stütze geweſen war. Am 27. März hob er das Revolutionsheer auf, das ihm jetzt mehr nachtheilig als nützlich war, und zugleich nöthigte er den Gemeinderath, um ihn zu demüthigen, dem National-Convent für das Verfahren gegen ſeine Mitglieder zu danken und einen neuen National-Agenten (Payan) und zwei Subſtituten desſelben vom Wohlfahrtsausſchuſſe anzunehmen.

Zu dieſem Sturze der Hébertiſten hatten die Dantoniſten mitgewirkt: ſie freuten ſich desſelben als eines Sieges der geſetzlichen Ordnung über rohe Ausgelaſſenheit. Aber nicht für ſie waren jene gefallen; vielmehr ermuthigte deren Fall den Wohlfahrtsausſchuß, nun auch gegen die Partei der Gemäßigten ſich zu wenden und dieſe, wie jene, zu ſtürzen. Sechs Tage nach der Hinrichtung der Hébertiſten, am 30. März, wurde die Verhaftung Dantons und ſeiner Freunde (Camille Desmoulins, Phelippeaux, Lacroix ꝛc.) im Wohlfahrtsausſchuſſe beſchloſſen und in der darauf folgenden Nacht, ohne Widerſtand zu finden, vollzogen. Der eingeſchüchterte Convent mußte, auf Robespierre's und St. Juſt's Betrieb, dieſe Verhaftung genehmigen und die Verhafteten als Verſchworene gegen die Republik dem Revolutionsgerichte preisgeben. Noch ſetzte **Danton** mit jener Kraft, durch die er einſt ſo vieles erwirkt hatte, ſeine Richter in Schrecken; aber er wurde außer Verantwortung und Erörterung erklärt und zum Tode verurtheilt, den er am 5. Apr., nachdem er ſeine Freunde vor ſeinen Augen hatte ſterben ſehen, mit unerloſchenem Muthe erlitt *). Dieſen Sturz benutzte der Wohlfahrtsausſchuß, wie den Sturz der Hebértiſten, zur Vermehrung ſeiner Macht. Er hob am 1. Apr. den Vollziehungsrath, der ihm zur Seite ſtand, auf, ſetzte an deſſen Stelle zwölf von ihm abhängige Commiſſionen oder Kanzleien und brachte ſo, wie die geſetzgebende, auch die vollziehende Gewalt völlig an ſich.

Jetzt ſtand der Wohlfahrtsausſchuß und in demſelben Robespierre auf dem Gipfel ſeiner Macht. Denn wie jener nach Unterdrückung der Parteihäupter, die ihn bedroht hatten, mächtiger als je war, ſo war wiederum dieſer im Wohlfahrtsausſchuſſe der angeſehnſte und mächtigſte. Zwar ragten neben ihm auch ſeine Freunde St. Juſt und Couthon hervor, ſo daß man ſagte, er bilde mit dieſen ein Triumvirat; doch überſtrahlte er ſie, wie alle anderen Mitglieder des Wohlfahrtsausſchuſſes, durch den Schimmer republikaniſcher Tugenden, durch glänzende Redefertigkeit und durch Beaufſichtigung und Leitung des Gemeingeiſtes. Er war, ohne es zu heißen, der Protector oder Dictator der Republik. Doch nicht ganze vier Monate (31. März — 27. Juli 1794) dauerte ſeine volle Herrſchaft. Der Abſcheu, den die Schreckensregierung erregte, die Spaltungen, die unter den Revolutionshäuptern und ſelbſt im Wohl-

fahrts-

---

*) Die näheren Umſtände ſeiner Verhaftung, Verurtheilung und Hinrichtung werden unten im zweiten Abſchnitt Num. 9 geſchildert.

fahrtsausſchüſſe ausbrachen, die Anmaßungen und Drohungen, die er ſich erlaubte, und endlich ſeine Unentſchloſſenheit und Feigheit in den entſcheidenden Augenblicken führten ſeinen baldigen Sturz herbei.

Schwer iſt es, über ihn und ſeine Zwecke zu urtheilen *), und wahrſcheinlich, daß nicht alles, was unter ihm geſchah, durch ihn geſchah; aber gewiß iſt es, daß die Zeit ſeiner Herrſchaft die ſchrecklichſte für Frankreich war. Zu keiner Zeit herrſchte abſcheulichere Willkür, zu keiner Zeit wurde die Freiheit, in deren Namen er zu handeln vorgab, ſchmählicher unterdrückt, zu keiner mit dem Eigenthum und Leben ein furchtbareres Spiel getrieben. Am 4. Apr. erklärte **Tallien** als Präſident im National-Convente: „Nicht der Tod, ſondern Tugend und Gerechtigkeit ſei an der Tagesordnung"; aber am 16. Apr. ließ der Wohlfahrtsausſchuß durch den National-Convent beſchließen, daß alle der Verſchwörung Angeklagten aus allen Theilen Frankreichs vor das Revolutionsgericht zu Paris gebracht, daß keinem Exadeligen, keinem Prieſter, keinem Fremden aus feindlichen Ländern der Aufenthalt in der Hauptſtadt, in Feſtungen und in Seeplätzen während des Krieges geſtattet, und Jeder, der ſich über die Revolution beklage, oder lebe, ohne etwas für die Revolution Nützliches zu thun, (wofern er nicht über 60 Jahre und gebrechlich ſei) nach

---

*) Man ſehe die Charakteriſtik Robespierre's unten im zweiten Abſchnitte Num. 9.

Guiana geſchafft werden ſollte. In Folge dieſes Beſchluſſes kam eine Polizei auf, die alles, auch die Briefgeheimniſſe, belauerte. Keine Stimme durfte gegen dieſe Schrecklichkeiten ſich erheben, die Gefängniſſe überfüllten ſich, jeden Tag wurden Todesurtheile mit gefühlloſer Leichtſinnigkeit ausgeſprochen und vollzogen *). Dazwiſchen ließ **Robespierre** es ſich angelegen ſein, an die Stelle des Chriſtenthums und des Vernunftdienſtes eine neue Staatsreligion aufzuſtellen, da er ſelbſt erkannte, daß das öffentliche Leben einer religiöſen Stütze bedürfe. Am 7. Mai vermochte er den National-Convent zu decretiren, daß das franzöſiſche Volk das Daſein eines höchſten Weſens und die Unſterblichkeit der Seele anerkenne, und es als Pflicht betrachte, den ſchädlichen Kirchenglauben und die Tyrannei zu verabſcheuen, die Tyrannen und Verräther zu beſtrafen und nach allen Kräften Gutes zu wirken. Zur Befeſtigung dieſes Beſchluſſes ließ er am 8. Juni (20. Prairial) ein Feſt des höchſten Weſens feiern, bei dem er ſelbſt im Glanze eines Prieſters und Protectors erſchien. Aber mit dieſem Feſte, das die Höhe ſeines Anſehns zu erkennen gab, brach auch der Haß gegen ihn vornehmlich hervor. Hierdurch zur

Rache

---

*) Unter den damals Hingerichteten befanden ſich zwei noch übrige Ultras **Chaumette** und **Gobel** (13. April), ferner der edle Greis **Malesherbes** (22. Apr.), der berühmte Chemiker **Lavoiſier** (8. Mai), die fromme und ſchwergeprüfte Prinzeſſin **Eliſabeth**, Schweſter Ludwigs XVI. (10. Mai), der Wütherich **Jourdan**, vordem Befehlshaber zu Avignon (27. Mai) ꝛc.

Rache getrieben, brachte er am 10. Juni (22. Prairial) durch Couthon das Geſetz auf, daß Alle, die falſche Nachrichten in Umlauf bringen, die Meinung des Volkes irre führen, den republikaniſchen Grundſätzen entgegentreten, kurz irgend etwas, unter welcher Larve es auch ſei, gegen die Freiheit, Einheit und Sicherheit der Republik unternehmen würden, mit dem Tode beſtraft werden ſollten. Dabei wurde das Revolutionsgericht aller rechtlichen Formen, auch der wenigen, die es bisher beobachtet hatte, entbunden und angewieſen, auf keine andre als auf Todesſtrafe zu erkennen und ohne Genehmigung des Wohlfahrtsausſchuſſes niemand freizuſprechen. Vergebens ſträubte ſich der Convent gegen dieſes Blutgeſetz, das ihn ſelbſt bedrohte: er mußte nach Robespierre's Willen dasſelbe ohne Aenderung annehmen und die durch dasſelbe vermehrten Verhaftungen und Hinrichtungen zulaſſen*). Gleichwohl konnte Robespierre ſeine Feinde nicht, wie er wünſchte, unterdrücken, da er auch im Wohlfahrtsausſchuß Widerſpruch fand. Dieß bewog ihn, ſich aus den Sitzungen des letztern zurückzuziehen und vom Hauſe aus oder im Jacobinerclubbe die öffentlichen Angelegenheiten zu betreiben. Am 26. Juli ſuchte er ſeine Feinde durch eine Rede im National-Convente niederzuſchmettern; aber dieß gelang ihm nicht. Sie erhoben ſich gegen ihn, und er erlag ihnen, als er am 27. Juli (9. Thermidor) denſelben Verſuch erneuerte. Er wurde nebſt ſeinem Bruder und ſeinen Freunden, St. Juſt, Couthon und Lebas, gefangen genommen. Zwar entkam er aus dem Gefängniſſe auf das Stadthaus und ſeine Feinde geriethen in große Gefahr; doch ihre Standhaftigkeit und der Anhang, den ſie in den pariſer Sectionen fanden, verſchaffte ihnen den Sieg. Das Stadthaus wurde von ihnen beſetzt, Robespierre mit ſeinem Anhange gefangen genommen und am 28. Juli hingerichtet, worauf am 30. Juli noch 69 Mitglieder des Gemeinderathes als Geächtete ihm nachgeſendet wurden *).

---

*) Vom 10. Juni, wo das oben angeführte Geſetz aufkam, bis zum 27. Juli, wo Robespierre geſtürzt wurde, betrug, wie Thiers VI, 256 angibt, die Zahl der Hingerichteten 1285. Mit dieſer Angabe ſtimmt ziemlich überein das Verzeichniß dieſer Hinrichtungen in Poſſelts chronologiſchem Regiſter der fränkiſchen Revolution. Tübingen 1808. Th. I. S. 248 — 295.

Der Sturz Robespierre's zog den Sturz der Schreckensregierung und dieſer das Rückſchreiten der Revolution nach ſich, doch nicht plötzlich, ſondern allmählig. Die Liebe für eine Republik, die ſo ſchrecklich ſich geſtaltet hatte, fing an zu erkalten und die öffentliche Meinung war für die Herſtellung einer gerechten und milden Regierung. Aber im Convente ſelbſt, der jetzt wieder zur Herrſchaft gelangt war, waren die Meinungen getheilt. Die Mitglieder der Ausſchüſſe (alſo auch des Convents), welche zum Sturze Robespierre's mitgewirkt hatten, nur um ihr bedrohetes Leben zu retten, nicht, um eine Regierung,

---

*) Was hier nur angedeutet iſt, wird unten in der zehnten Erzählung des zweiten Abſchnitts ausführlich geſchildert.

gierung, an der ſie ſelbſt Theil nahmen, zu zerſtören, ſtrebten nach Erhaltung der Schreckensregierung: man nannte ſie „den Schweif Robespierre's" oder „Terroriſten." Dagegen ſuchten andre Conventsglieder, theils Republikaner, theils Schreckensmänner, die durch den Gang der Ereigniſſe zum Beſſern umgeſtimmt waren, im Einklang mit der öffentlichen Meinung Gerechtigkeit und Milde geltend zu machen: man nannte dieſe „die Thermidorier" oder „Gemäßigte."

Unmittelbar nach dem Sturze Robespierre's hatten letztere das Uebergewicht. Von ihnen wurden die Ausſchüſſe ſammt dem Revolutionsgerichte neu beſetzt und eingerichtet, das Blutgeſetz vom 10. Juni, das Maximumsgeſetz und das am 16. Apr. anbefohlene Verfahren gegen Exadelige und Prieſter abgeſtellt, die Verſammlungen der Sectionen beſchränkt und nicht mehr beſoldet, die wildeſten Schreckensmänner von den Staatsſtellen entfernt, einige, wie der öffentliche Ankläger Fouquier Tinville (7. Mai 1795), hingerichtet; Preßfreiheit wurde, wenn auch nicht ausgeſprochen, doch geſtattet, und ganze Schaaren von Gefangenen in Freiheit geſetzt. Auch fing man an, für Künſte und Wiſſenſchaften zu ſorgen, die Einrichtung der Schulen in Vorſchlag zu bringen, Ackerbau und Gewerbe zu unterſtützen, Freiheit der Religionsübung zu geſtatten, kurz die Wunden zu heilen, welche das Wüthen der Revolution dem franzöſiſchen Staate geſchlagen hatte.

Dagegen behaupteten die Terroriſten, die Mäßigung ſei ein Verbrechen gegen das Vaterland; ſie diene nur dazu, die Freiheit rückgängig zu machen und die Wiederherſtellung des Königthums einzuleiten, — was in der That auch von Ariſtokraten oder Royaliſten da und dort, beſonders im ſüdlichen Frankreich, ja auch in Paris ſchon damals verſucht wurde. Der Deputirte Louchet redete daher im Convente (19. Aug. 1794) für die Beibehaltung der Revolutionsregierung und verlangte, daß der Schrecken an der Tagesordnung bleiben ſollte. Auf ſeiner Seite ſtanden viele von den alten Mitgliedern des Wohlfahrts- und Sicherheitsausſchuſſes, namentlich Billaud Varennes, Collot d'Herbois, Barrère, Vadier. Vergebens erhob Lecointre gegen ſie eine Anklage (29. Aug.): dieſe Anklage wurde, auf Betrieb der Terroriſten, als falſch und verläumderiſch zurückgewieſen.

Zum Stützpunkt dienten ihnen die Jacobiner. Dieſen war die Wiedereröffnung ihres Clubbs, der während des Kampfes gegen Robespierre, am 27. Juli, durch Legendre geſchloſſen worden war, vom Convente am 31. Juli geſtattet worden, und ſie hatten ſich in den erſten Tagen ihres erneuerten Wirkens als Gemäßigte gezeigt, ja ſogar dem Convent zum Sturze Robespierre's und der Tyrannei Glück gewünſcht. Bald aber, als viele ihrer Mitglieder verfolgt wurden und Männer wie Billaud Varennes, Collot d'Herbois ꝛc. ſie aufhetzten, kehrte der vorige Geiſt zu ihnen zurück. Nun erklärten ſie ſtrenge Maßregeln für heilſam, widerſtrebten dem Convent, ſtritten gegen die Beſtrafung des Wüthrichs

Carrier und hetzten das Volk wider die Gemäßigten im Convente auf. Letztere fühlten, daß ſie ſchon um ihrer Sicherheit willen das Wiederaufkommen der Jacobiner unterdrücken müßten, und unterſtützt wurden ſie durch die Beſſern im Volke. Junge Leute aus dem Mittelſtande traten zu ihrem Schutze auf und wurden von dem Deputirten Fréron zu einer Schaar vereinigt, die von den Sansculottes ſpottweiſe „die vergoldete Jugend" genannt wurde. Faſt täglich gerieth dieſe Schaar (während des Octobers 1794) mit den pariſer Sansculottes in blutige Händel, bis ſie endlich ſich entſchloß, den Mittelpunkt aller Aufwiegelungen zu zerſtören. Sie erſtürmte daher am 11. Nov. den Jacobinerclubb und vertrieb die Jacobiner unter vielen Mißhandlungen. Darauf ließ der Convent, der ſchon am 17. Oct. dem Jacobinerclubb zu Paris Verbrüderung und Briefwechſel mit den Jacobinerclubbs in den Departements unterſagt hatte, am 12. Nov. ihre Archive verſiegeln, alle ferneren Sitzungen ihnen verbieten und mehrere derſelben, die keine Deputirten waren, verhaſten.

Um aber auch gegen die Jacobiner im Convente das Uebergewicht zu behaupten, bewirkte die Partei der Gemäßigten, daß die 73 Deputirten, welche wegen ihrer Erklärung zu Gunſten der geächteten Girondiſten verhaftet worden waren, der Gefangenſchaft entlaſſen und wieder in den Convent aufgenommen wurden (8. Dec.). Gern hätte ſie auch den Wenigen, die von jenen geächteten Girondiſten noch am Leben waren, gleiche Wiederaufaufnahme verſchafft; aber dieſes Geſuch fand den hartnäckigſten Widerſpruch. Für jetzt wurde nur Zurücknahme der Achtserklärung (am 17. Dec.), und erſt im folgenden Jahre (8. März 1795) der Wiedereintritt in den Convent ihnen zugeſtanden.

Inzwiſchen hatte ſich die Partei der Gemäßigten aufs neue gegen die alten Mitglieder der Ausſchüſſe, namentlich gegen Billaud Varennes, Collot d'Herbois, Barrère und Badier, die man mit dem Namen der großen Verbrecher bezeichnete, hingewendet, weil ſie überzeugt war, daß das Mäßigungsſyſtem nur dann die Oberhand gewinnen könnte, wenn die, die dem Schreckensſyſtem am hartnäckigſten anhingen, geſtürzt wären. Doch mehrere jacobiniſche Mitglieder des Convents nahmen ſich ihrer an, und obſchon am 27. Dec. eine Unterſuchung gegen ſie beſchloſſen und dazu eine Commiſſion von 21 Deputirten ernannt worden war, ſo konnte ihr Proceß doch erſt im März 1795 beginnen. Sie wurden, bis auf Badier, der ſich durch die Flucht rettete, am 2. März verhaftet und am 22. u. 23. März vor die Schranken des Convents zur Verantwortung gezogen.

Durch das Verfahren gegen dieſe ſah ſich die ganze Partei der Terroriſten bedroht. Sie ſuchte daher den Pöbel der Hauptſtadt gegen den Convent und deſſen Mäßigungsſyſtem aufzuhetzen; und leicht wurde ihr dieß bei dem Nothſtand, in welchen die ärmere Volksklaſſe zu Paris theils durch den Verfall der Aſſignaten, theils durch den Mangel an Brod und Holz während des harten

ten Winters (1794—1795) gerathen war. Es drang daher, nach mehreren ſtürmiſchen Bewegungen, am 1. Apr. 1795 ein wilder Schwarm von Männern, Weibern und Kindern aus den Vorſtädten St. Antoine und St. Marceau in den Convent und verlangte daſelbſt Brod, die Conſtitution vom Jahre 1793 und die Befreiung der Verhafteten. Viele jacobiniſche Deputirte ſtimmten den Anſtürmenden bei, und es entſtand ein Toben und Gedränge im Convente, das das Aergſte erwarten ließ. Doch es blieb bei Drohungen. Nach vier Stunden zog der wilde Haufen freiwillig ab, theils aus Hunger, theils weil er das Herbeirücken der bewaffneten Macht fürchtete. Darauf erklärte der Convent Paris in Belagerungsſtand, ernannte den General Pichegru, der eben anweſend war, zum Oberbefehlshaber der pariſer Nationalgarde und verurtheilte die großen Verbrecher zur Abführung nach Guiana. Am 2. Apr. wurden ſie fortgeſchafft, dann einige der Deputirten, die ſich als Begünſtiger der Aufrührer gezeigt hatten, ihnen nachgeſendet und noch mehrere derſelben verhaftet.

Um aber auch Ordnung und Nachdruck in die Regierung zu bringen, ſchien es der Partei der Gemäßigten nöthig, die Verfaſſung vom Jahre 1793, die nie zur Ausführung gekommen war und als unausführbar anerkannt wurde, mit einer andern zu vertauſchen. Zum Entwurf derſelben wurde eine Commiſſion von eilf Deputirten (unter dieſen der berühmte Sieyes, der ſeit Robespierres Sturze wieder hervorgetreten war) am 18.

Apr. ernannt. Aber den Jacobinern mißfiel dieſes Vorhaben, das ihnen völlige Unterdrückung drohete. Sie trieben daher das noch immer von Hungersnoth und Geldmangel bedrängte Volk zu einem neuen Aufſtande, der die Auflöſung der gegenwärtigen Regierung und die Wiederherſtellung des Jacobinerclubbs und des pariſer Gemeinderaths bewirken ſollte. Am 20. Mai (1. Prairial) drangen abermals große Pöbelmaſſen aus den Vorſtädten St. Antoine und St. Marceau mit dem wilden Geſchrei: „Brod, Verfaſſung vom Jahre 1793, Befreiung der Patrioten!“ in den Convent, überwältigten deſſen Vertheidiger, tödteten den Abgeordneten Feraud, der in dem Präſidenten die Würde des Convents ſchützen wollte, vertrieben auf zwei Drittel der Abgeordneten und ließen durch die Zurückgebliebenen über ihre Anträge abſtimmen. Hätte der Pöbel einen entſchloſſenen, planmäßig handelnden Anführer gehabt, oder wäre nicht die Wiederherſtellung des Schreckensſyſtems von dem größern und beſſern Theile der pariſer Bürger verabſcheut worden, ſo hätte der Convent an dieſem Tage leicht vernichtet werden können. Doch er wurde gerettet, durch die bewaffneten Bürger, die Legendre und Barras geſammelt hatten. Von ihnen wurden die Pöbelhaufen aus dem Sitzungsſaale vertrieben und viele von den Abgeordneten, die ihnen beigeſtimmt hatten, verhaftet, darauf die Vorſtädte St. Antoine und St. Marceau, in denen der Aufſtand noch forttobte, mit Hilfe des Militärs, das der Convent herbei gezogen hatte, am 22.

und 23. Mai zur Unterwerfung gebracht und zur Auslieferung ihrer Waffen und Anführer genöthigt. Dieſer Sieg des Convents unterdrückte die Pöbelherrſchaft, die ſeit dem 10. Aug. 1792 beſtanden hatte, deutete aber auch darauf hin, daß eine Militärherrſchaft aufkommen würde.

Doch ehe dieſe aufkam, erhoben ſich, neben der Klaſſe der angeſeheneren und wohlhabenderen Bürger, die Royaliſten, deren viele theils aus den Gefängniſſen, theils aus dem Auslande zurückgekehrt waren. Die Schwäche der jetzigen Regierung erfüllte ſie mit Muth und Hoffnung, und ſie vermehrten die obwaltenden Unruhen, um dem Volke die Republik verhaßt zu machen und das Königthum zu empfehlen. Beſonders geſchäftig hierzu zeigten ſie ſich im ſüdlichen Frankreich und an den nordweſtlichen Küſten, wo Royaliſtenheere unter Englands Beiſtand mehrmals landeten. Der Convent ſuchte der Gefahr, die durch ſie der Republik drohete, dadurch zu begegnen, daß er Truppen herbei zog und, um eine Partei durch die andere niederzuhalten, Viele der zuletzt Verhafteten wieder in Freiheit ſetzte und Waffen unter ſie vertheilte. Zugleich beſchleunigte er aber auch die Aufſtellung der neuen Verfaſſung, durch welche die Republik befeſtiget werden ſollte. Am 23. Juni wurde ſie von der ſchon erwähnten Commiſſion dem Convente vorgelegt und am 17. Aug. von dieſem beſtätigt.

In dieſer Verfaſſung, der dritten ſeit 1789, wurde, wie in der zweiten, Frankreich als Eine und Untheilbare Republik anerkannt, in der das Volk, als der eigentliche Souverain, in Urverſammlungen die Abgeordneten zu den Wahlverſammlungen, und in Wahlverſammlungen die Abgeordneten zu der Nationalverſammlung ernennen ſollte. Aber nicht, wie in der zweiten Verfaſſung, ſollte die geſetzgebende und geſetzausübende Gewalt vereinigt, ſondern, wie in der erſten, getrennt ſein. Die geſetzgebende Gewalt wurde daher 750 Volksrepräſentanten, die geſetzausübende Gewalt einem Directorium von fünf Perſonen übertragen. Die Volksrepräſentanten (von denen jährlich ein Drittel abtreten und dieſes durch neue Wahlen in den Wahlverſammlungen ergänzt werden ſollte), wurde in zwei Kammern getheilt, in den Rath der Jüngern von 500 Mitgliedern und in den Rath der Alten von 250 Mitgliedern. Der Rath der Jüngern oder der Fünfhundert, deſſen Mitglieder wenigſtens 30 Jahre alt ſein ſollten, ſollte Geſetze und Einrichtungen in Vorſchlag bringen; der Rath der Alten aber, deſſen Mitglieder wenigſtens 40 Jahre alt ſein ſollten, ſollte, um übereilte oder verderbliche Maßregeln abzuhalten, die Beſchlüſſe des Rathes der Fünfhundert prüfen, ſie beſtätigen oder verwerfen, ſo daß ein Geſetz nicht eher gültig wäre, als bis es vom Rathe der Alten genehmiget ſein würde. Beide Räthe ſollten ſich nie in Einem Saale vereinigen; aber der Rath der Alten erhielt das Recht, die Sitzungen beider Räthe und des Directoriums von Paris nach andern Orten zu verlegen. — Die vollziehende Gewalt oder die Sorge für alle Zweige der Staatsverwaltung wurde dem Directorium zugeſprochen, das, auf Vorſchlag des Raths der Fünfhundert, von dem Rathe der Alten aus den Volksrepräſentanten gewählt wurde. Ihm wurde übertragen, die vom geſetzgebenden Körper aufgeſtellten Beſchlüſſe zur Ausführung zu bringen, über die Anwendung des Heeres und des Schatzes zu verfügen, Feldherren und Miniſter, die die Einzelnheiten der Verwaltung beſorgen ſollten, zu ernennen und abzuſetzen und die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten. Zu ſeiner Auszeichnung erhielt jeder der fünf Directoren eine beſondere Amtstracht, eine Wache, eine Wohnung im Palaſte Luxemburg und einen anſehnlichen Gehalt, um auch die Botſchafter fremder Mächte mit Anſtand empfangen zu können. Um Anmaßlichkeiten und Mißbrauch der Gewalt zu verhüten, ſollte der Vorſitz alle drei Monate unter den Directoren wechſeln, jährlich einer derſelben (bei den fünf erſten nach Beſtimmung des Looſes, dann nach Beſtimmung des Alters) abgehen und an deſſen Stelle ein vom geſetzgebenden Körper Neugewählter eintreten, keiner den Oberbefehl über die Heere übernehmen, keiner nach Gutdünken über den Schatz verfügen (der unter beſonderen von beiden Räthen ernannten Schatzmeiſtern ſtand) und das Directorium überhaupt, ſo wie jedes Mitglied desſelben dem geſetzgebenden Körper oder einem vom Volke ernannten Nationalgerichte verantwortlich ſein. Ueber die richterliche Gewalt wurde, wie in der erſten Conſtitution, verfügt. Getrennt von der geſetzgebenden und geſetzausübenden Gewalt, ſollte ſie in die

die peinliche und bürgerliche Rechtspflege getheilt und von Richtern, die das Volk erwählte, öffentlich und unentgeldlich verwaltet werden. In jedem Cantone ſollte ein Friedensgericht, in jedem Departement ein Criminalgericht beſtehen und dieſem Geſchworne (Jury) beigegeben werden. Für die ganze Republik wurde ein Caſſationsgericht und ein hoher Gerichtshof angeordnet; bei letzterm ſollten die Klagen gegen Mitglieder des Directoriums und des geſetzgebenden Körpers verhandelt werden. — Auch wurde, was in der erſten und zweiten Conſtitution nicht geſchehen war, für den öffentlichen Unterricht geſorgt. Angeordnet wurde für jeden Bezirk eine Primärſchule (wo Leſen, Schreiben, Rechnen und Moral gelehrt wurde), für je zwei Departements eine Central- oder höhere Schule und für die ganze Republik ein National-Inſtitut, das alle Zweige des öffentlichen Unterrichts und den ganzen Umfang der Künſte und Wiſſenſchaften umfaſſen und vervollkommnen ſollte.

Dieſe neue Verfaſſung hatte wohl mancherlei Mängel: ſie hemmte die Kraft der vollziehenden Gewalt, indem ſie ihr keinen Antheil an der Geſetzgebung ließ und ihr keine geſetzlichen Rechte gab, um ſich gegen Angriffe zu vertheidigen; ſie führte durch die Abtheilung in zwei Kammern zu Streitigkeiten und bot kein Mittel dar, dieſe zu entſcheiden. Dennoch war ſie, wie auch Napoleon meinte *), eine Wohlthat für das damalige Frankreich, weil

---

*) S. Las Cases Th. III, S. 32. Gourgaud Th. III, 74.

weil ſie der Willkür, die zeither beſtanden hatte, ſteuerte, geſetzliche Ordnung geltend machte und von roher Pöbelhaftigkeit zu einer beſſern Geſtaltung des Volkslebens hinführte. Auch muß man bemerken, daß ſie, wie wenig dieß auch ihre Stifter beabſichtigen mochten, ein Schritt zur Wiederherſtellung der königlichen Gewalt war, indem ſie durch Aufſtellung einer Oligarchie den Uebergang zur Monarchie bildete.

Noch dauerte es über zwei Monate (17. Aug. bis 28. Oct.), ehe ſie eingeführt werden konnte. Die Urſache dieſes Aufſchubs lag theils in dem Gegenwirken der Conventsfeinde, theils in dem Streben der Conventsglieder, ihre Stellen als Volksrepräſentanten zu behalten, wozu nicht bloß Herrſchſucht ſie hintrieb, ſondern auch der richtige, bei Einführung der erſten Conſtitution überſehene Gedanke, daß eine neue Verfaſſung am ſicherſten von denen, die ſie gegründet haben, zum Leben gebracht werden könne. Der Convent fügte daher der neuen Conſtitution die Beſchlüſſe vom 22. und 30. Aug. (5. und 13. Fructidor) bei, daß zwei Drittel ſeiner Mitglieder in den neuen, geſetzgebenden Körper übergehen, daß alſo die Wahlverſammlungen für dießmal nur ein Drittel des geſetzgebenden Körpers ernennen und daß, was daran fehlte, von dem Convente ergänzt werden ſollte. Da zu fürchten war, das Volk möchte dieſe Beſchlüſſe nicht genehmigen, weil die Conventsherrſchaft in Verruf gekommen war: ſo ließ der Convent zuerſt das ihm ergebene Heer über die Verfaſſung und die ihr beigefügten Beſchlüſſe

ſchlüſſe abſtimmen, ohne zu ahnen, daß er dadurch dem Heere, das doch nur ausgeſprochene Befehle auszuführen hat, ein gefährliches Anrecht zur Beſtimmung der Verfaſſung einräumte. Das Heer fügte ſich den Wünſchen des Convents und die meiſten Departements folgten deſſen Vorgang. Dagegen erhoben ſich in Paris ſturmvolle Bewegungen nicht ſowohl über die neue Verfaſſung als über die beigefügten Beſchlüſſe. Vergebens erklärte der Convent am 23. Sept., daß, da die neue Verfaſſung ſammt den beigefügten Beſchlüſſen von der Mehrheit der Franzoſen angenommen wäre, die Wahlverſammlungen bis zum 21. Oct. ihr Geſchäft beendigen ſollten: der größere Theil der pariſer Sectionen mißtrauete dieſer Erklärung und ergriff gegen den Convent die Waffen, entflammt und unterſtützt von den Royaliſten. So erhob ſich in den erſten Tagen des Octobers abermals ein furchtbarer Aufſtand, der jedoch durch gewaltſame Gegenmaßregeln bald unterdrückt wurde. Schon früher hatte der Convent Truppen in die Nähe von Paris gezogen und die vorher verhafteten Patrioten zu ſeinem Schutze aufgefordert; und nun ernannte er (5. Oct.) den Deputirten Barras zum Oberbefehlshaber der Conventstruppen und den General Napoleon Bonaparte, der damals in Paris war, zum zweiten Befehlshaber. Letztrer entſchied den Kampf durch einſichtsvolle Anordnungen und ſchonungsloſe Entſchloſſenheit. Mit etwa 8000 Mann Linientruppen, denen Patrioten und Polizeiſoldaten zugeſellt wurden, und mit einem mörderiſchen Kanonenfeuer überwältigte er die bewaffneten Bürger von Paris, auf 40,000 Mann, (am 5. und 6. Oct., 13. und 14. Vendemiaire). Nach dieſem Siege des Convents, welcher der Militärherrſchaft zur Einleitung diente, kam die pariſer Nationalgarde unter den Oberbefehlshaber der Armee des Innern, mehrere Compagnien derſelben wurden aufgelöſet, zwei Sectionen, die am feindſeligſten ſich gezeigt hatten, entwaffnet und viele Bürger verhaftet und von Militär-Commiſſionen gerichtet. Nur wenige wurden getödtet, die meiſten zur Landesverweiſung oder Gefängnißſtrafe verurtheilt. Zugleich kamen die Wahlen, wie der Convent ſie wünſchte, zu Stande. Hierauf ſchloß der Convent am 26. Oct. ſeine dreijährige Sitzung und die neue Volksvertretung trat ein, die am 28. Oct. ihre erſte Sitzung in zwei Kammern hielt und am 30. Oct. zur Wahl der fünf Directoren ſchritt. Dieſe Wahl fiel auf **Barras**, **Rewbel**, **Lareveillere-Lepeaux**, **Letourneur** und (da **Sieyes** die ihm angetragene Stelle ausſchlug) **Carnot**. Am 5. Nov. erfolgte die feierliche Einſetzung der Gewählten.

5) Die Directorialregierung von 1795 bis 1797.

Gewöhnlich wird die Directorialregierung nur als eine erbärmliche Regierung dargeſtellt, theils weil ſie kläglich ausartete und ehrlos endigte, theils weil ſie von dem Glanze der napoleoniſchen überſtrahlt wurde, und Napoleon ſelbſt ſie gefliſſentlich herabſetzte, um ſeine Er-

Erhebung zu beſchönigen. Gleichwohl muß der unparteiiſche Geſchichtsſchreiber bemerken, daß ſie gut anfing und daß manches Gute von ihr ausging.

Zu Statten kam ihr, daß erſt durch die Schreckensregierung, dann durch deren Sturz am 27. und 28. Juli 1794 und durch die Stürme am 20. Mai und 5. Oct. 1795 die Schaar der wüthigſten und thatkräftigſten Demagogen aufgerieben, die Pöbelherrſchaft ſammt dem Gemeinderath und dem Jacobinerclubb niedergedrückt, die Begeiſterung für Freiheitsideen verraucht und die Sehnſucht nach Ruhe und Ordnung wiedererwacht war. Aber ſie ſelbſt wußte auch, Anſehn und Achtung ſich zu verſchaffen. Die zu Directoren gewählten Männer ſtanden, obſchon von ungleichem Geiſte beſeelt *), unter ſich und mit dem geſetzgebenden Körper in gutem Vernehmen und zeigten einen Eifer für das Erſtarken und Aufblühen der Republik, der ſie weniger an ſich als an den Staat denken ließ. Verwirrung herrſchte in allen Theilen der Verwaltung, als ſie zur Regierung kamen. Alle öffentlichen Anſtalten waren in Verfall; es fehlte an Lebensmitteln; in dem öffentlichen Schatze war kein Geld; die Vor-

---

*) Man vergleiche die Schilderung dieſer Directoren von Mignet S. 482 und Bailleul (kritiſche Unterſuchung ꝛc. Th. II. 221) mit der von Carnot (Reponse au rapport fait sur la conspiration du 18. Fructidor. Altona 1800) und von Napoleon (bei Las Cases Th. VI, S. 23 f. und Gourgaud Th. III, 85 f.). Carnot urtheilt über die drei Directoren Barras, Rewbel und Larevillere-Lepeaux, durch die er geſtürzt wurde, mit ſichtbarer Erbitterung; Napoleons Urtheil über ſie iſt gemäßigter, doch nicht ohne Hohn.

Vorrathshäuſer aller Art waren erſchöpft; auf keine Einnahme konnte mit Sicherheit gerechnet werden; Volk und Heer war ſchwierig; Parteiungen aller Art thaten ſich hervor; der Krieg tobte in der Vendée von neuem und drohender als vorher. Aber binnen ſechs Monaten erhob das Directorium den Staat aus dieſer Verwirrung, ſchaffte Geld, Lebensmittel und andere Bedürfniſſe herbei, brachte Sicherheits- und Hilfsanſtalten empor, hielt die Parteien nieder, ſtillte den Krieg im Innern, ordnete die Armeen und leitete neue Siege über das Ausland ein. Zugleich ſteuerte es auch der zeitherigen Pöbelhaftigkeit, führte das geſellſchaftliche Leben wieder zum äußern Glanze und leiſtete Vorſchub den Vornehm- und Reichgewordenen, die des neuen Anſehns und Reichthums durch Lebensgenüſſe froh zu werden ſuchten, und dem Volke, das von dem Freiheitstaumel ſich wieder zu ſeinen Werkſtätten und Feldern hinwendete.

Doch nur kurze Zeit erhielt es ſich in Anſehn und Achtung. Einen Hauptſtoß erlitt es zuerſt durch ſein Verfahren in Finanzſachen. Da die Aſſignaten bei ihrer ungeheuern Vermehrung bis an ½ Procent ihres Nennwerths geſunken waren und nicht mehr, wie zur Zeit der Schreckensregierung, um einen beſtimmten Preis angenommen wurden: ſo ordnete das Directorium, um die dringendſten Geldbedürfniſſe zu befriedigen, am 10. Dec. 1795 eine Zwangsanleihe an. Aber es konnte dieſe nicht zu Stande bringen. Es führte daher (16. März 1796) ein neues Papiergeld ein, das den Namen Mandaten erhielt, weil es auf beſtimmt angegebene Nationalgüter hinwies. Gegen dieſes Papiergeld ſollten die im Umlauf befindlichen Aſſignaten zum dreißigſten Theil ihres Nennwerthes umgetauſcht werden. Aber dieſe Maßregel fand kein Vertrauen! Man ſah in der Erklärung über die Aſſignaten nur die Erklärung eines Staatsbankeruts und in der Aufſtellung der Mandaten nur eine Erneuerung der Aſſignaten mit verändertem Namen. Die Mandaten fielen daher ſogleich auf funfzehn Procent, und ehe noch ein Jahr verfloſſen war, ſah ſich das Directorium genöthigt, ſie wieder abzuſchaffen (1. Febr. 1797). Nun wollte es ſich durch Inſcriptionen oder Beſcheinigungen, die in das National-Schuldbuch eingetragen und mit fortlaufenden Renten abgezahlt werden ſollten, aus den drückenden Geldverlegenheiten retten. Aber die Inſcriptionen hatten mit den Aſſignaten und Mandaten faſt gleiches Schickſal; ſie ſanken noch vor Ablauf des Jahres 1797 tief herab, da der Nation jedes Mittel, durch welches der Mangel des baaren Geldes erſetzt werden ſollte, verdächtig erſchien. Das Directorium fand nun keinen andern Ausweg, als die Beſteuerungen, die ſeit dem Anfang der Revolution in Verfall gerathen waren, aufs neue in Gang zu bringen. Demnach wurde nun eine neue Grund-, Perſonen-, Mobilien- und Luxusſteuer, ferner auch eine Stempeltaxe aufgebracht, und ſchon fing man an, den früherhin ausgeſprochenen Grundſätzen zuwider, Patentſteuern einzuführen.

Wie durch ſolche Verfügungen und Geldforderungen das Directorium, doch ohne ſein Verſchulden, an Anſehn verlor, ſo auch durch die Royaliſten und Jacobiner. Beide Parteien waren ihm entgegen; ja letztere, die unter dem Namen der „Patrioten" oder der „Geſellſchaft des Pantheon," aufs neue zuſammengetreten waren, ſtifteten eine Verſchwörung gegen das Directorium und beide Räthe. Im Mai (22. Floreal) 1796 ſollte dieſe Verſchwörung ausbrechen und die Conſtitution vom Jahre 1793 wieder herſtellen; aber ſie wurde verrathen und ein Theil der Jacobiner entwaffnet und gefangen geſetzt. Doch da auch die Royaliſten Unruhen auf Unruhen häuften und beſonders im ſüdlichen Frankreich gegen Republikaner und Proteſtanten wütheten, ſo kam das Directorium im Jahre 1797 auf den Gedanken, ihnen die Jacobiner entgegenzuſtellen und dazu die Wiedereröffnung des Jacobinerclubbs zu erlauben.

Endlich trug auch das Directorium ſelbſt zum Verfall ſeines Anſehns bei, indem es ſich, wie vormals der Wohlfahrtsausſchuß, der Herrſchſucht und Willkür hingab, darüber mit ſich und mit beiden Räthen zerfiel, Gewaltſtreiche ſich erlaubte und die Militärmacht zu ſeinem Schutze brauchte, ohne zu ahnen, daß dieſelbe auch ſeinen Sturz bewirken könne. Beſonders waren es Barras, Rewbel und Lareveillere-Lepeaux, die ſich und die Directorialregierung auf ſolche Art verhaßt machten, und den Namen Triumvire verdienten und erhielten. — Doch ehe dieſe Ausartung des Directoriums mit ihren Folgen erörtert werden kann, iſt es nöthig, von den Kriegen zu reden, die die franzöſiſche Republik damals zu führen hatte.

6) Kriegsereigniſſe vom Jahre 1795—1799.

Der Krieg im Innern war im Sommer des Jahres 1795 aufs neue ausgebrochen. Die Vendéer und Chouans, die durch das Verſprechen der Amneſtie, das der Convent am 2. Dec. 1794 erlaſſen hatte, beruhigt worden waren (Vertrag mit denſelben vor Nantes, 17. Febr. 1795), hatten ſich durch eine Aufforderung des Grafen von der Provence — der nach dem Tode des Dauphin (8. Juni 1795) als König Ludwig XVIII. zu Verona aufgetreten war, — und durch Aufhetzungen der Engländer, — die, um Frankreich zu Grunde zu richten, Emigrantenheere mit vielen Millionen falſcher Aſſignaten nach Frankreich ſendeten, — zur Erneuerung des Kriegs bewegen laſſen. Aber vergeblich waren ihre Anſtrengungen. Gegen ſie ward vom Convente Hoche zum Oberbefehlshaber ernannt, ein trefflicher General, der Einſicht mit Kraft, Milde mit Feſtigkeit verband und den gefahrdrohenden Krieg glücklich beizulegen wußte. Als am 28. Juni 1795 ein Heer von 8000 Emigranten unter Anführung des Grafen von Puiſaye auf der Halbinſel Quiberon gelandet war, drang Hoche auf die Gelandeten ein, ſchlug ſie mehrmals zurück (beſonders am 16. Juli) und nahm den größten Theil derſelben gefangen (21. Juli). Nur wenige von ihnen entkamen auf den Schiffen der Engländer. Ganz ähnlichen Ausgang hatte eine zweite Landung unter dem Grafen von Artois auf der Inſel Dieu, unterhalb der Bai von Bourgneuf (17. Sept. 1795). Auch hier konnten die Emigranten nichts ausrichten. Bedroht von dem General Hoche, der mit einem ſtarken Heere an den Küſten der Vendée ſtand, wagten ſie nicht zu landen und kehrten, der Graf von Artois voran, am 15. Nov. nach England zurück. Die Vendéer und Chouans wurden dadurch dem General Hoche bloßgeſtellt, der bald auch durch Waffengewalt und Klugheit ſie zu bezwingen wußte. Denn während er ihren Aufrührern hart zuſetzte, gewann er die Prieſter und das Volk, da er freie Religionsübung geſtattete und das weggenommene Vieh gegen Auslieferung der Waffen zurückgab. Als er endlich die Anführer Stofflet und Charette in ſeine Gewalt gebracht (von denen Stofflet zu Angers am 25. Febr., Charette zu Nantes am 29. März 1796 erſchoſſen wurde), dann auch den Anführer der Chouans, Georges Cadoudal, genöthigt hatte, ſich aus der Bretagne nach England zu flüchten (im April 1796): ſo wurden die Vendéer und Chouans völlig entwaffnet, und das Directorium konnte nun dem geſetzgebenden Körper verkündigen (17. Juli 1796), der Krieg im Innern ſei entſchieden beendigt.

Nicht mit gleichem Glücke, ſondern unter wechſelnden Erfolgen wurde der **Krieg nach Außen** unter der Directorialregierung geführt.

Zur See konnten die Franzoſen jetzt ſo wenig, als vorhin, Bedeutendes ausrichten. Denn obſchon ſie mit

Holland und Spanien in Bündniß waren und durch ihre Kaper den Engländern manchen Schaden zufügten: ſo behaupteten dieſe doch zur See das Uebergewicht. Sie ſiegten am 14. März 1795 im mittelländiſchen Meere auf der Höhe von Savona über eine franzöſiſche Flotte von 24 Schiffen, am 23. Juni bei l'Orient über 30 Schiffe, am 12. Juli bei Isle de Levant im mittelländiſchen Meere über 23 Schiffe. Auch wußten ſie jenes Bündniß zur Erweiterung ihrer See- und Colonialherrſchaft zu benutzen. Sie entriſſen den Holländern Ceylon (26. Aug. 1795), Malaca (17. Aug.), die Gewürzinſeln (16. Febr. 1796), mehrere Inſeln in Weſtindien und das Vorgebirge der guten Hoffnung (16. Sept. 1796). Sie ſchlugen die holländiſche Flotte auf der Höhe von Egmont (11. Oct. 1797) und die ſpaniſche Flotte, die, aus Carthagena kommend, ſich mit der franzöſiſchen zu Breſt vereinigen ſollte, bei St. Vincent (14. Febr. 1797) und entriſſen den Spaniern die Inſel Trinidad in Weſtindien (18. Febr. 1797). — Je weniger aber die Franzoſen gegen die Engländer ausrichten konnten, und je mehr dieſe ihnen Feinde zu erwecken ſuchten, deſto höher ſtieg ihr Haß gegen ſie, und deſto mehr ſuchten ſie für die Verluſte, die ſie im Seekriege erlitten, im Landkriege Entſchädigung zu finden.

Im Landkriege ſtand nur noch Oeſtreich ihnen gegenüber, und nachdem Holland und Spanien für ſie gewonnen, Preußen und das nördliche Deutſchland zur Ruhe gebracht, und ſo ihre Grenzen im Norden und Weſten geſchützt worden waren, konnten ſie ihre Streitkräfte mit verſtärktem Nachdruck gegen Oeſtreich richten. Gleichwohl fiel während des Frühjahrs und Sommers 1795, außer der Einnahme der ſeit acht Monaten von den Franzoſen belagerten Feſtung Luxemburg (1. Juni), in Deutſchland keine Waffenthat vor. Zögernd ſtanden die Oeſtreicher am rechten Rheinufer: es fehlte ihnen an Kraft und Selbſtvertrauen; und zögernd ſtanden die Franzoſen am linken Rheinufer: Mangel an Lebensmitteln, Pferden und andern Kriegsbedürfniſſen hielt ſie zurück. Erſt im September 1795 hörte dieſe, durch keinen Waffenſtillſtand bedingte Thatloſigkeit auf. Am 6. und 7. Sept. ſetzte Jourdan mit der Sambre- und Maasarmee unweit Düſſeldorf über den Rhein, nahm das damals pfälziſche Düſſeldorf ein (13. Sept.) und drang bis zum 20. Sept. über die Lahn. Einige Tage ſpäter, als er, ſetzte Pichegru (14. Sept.) bei Frankenthal über den Rhein und eroberte Mannheim (20. Sept.). Doch beide konnten ſich dieſſeit des Rheins nicht behaupten. Pichegru (heimlich im Einverſtändniß mit den ausgewanderten Bourbons und darum zum kräftigen Widerſtand nicht geneigt) wurde bei Heidelberg (24. Sept.) und Mannheim (18. Oct.) von Wurmſer geſchlagen, worauf Mannheim (21. Nov.) den Oeſtreichern ſich ergeben mußte; Jourdan aber wurde durch Clairfait am 11. Oct. bei Höchſt geſchlagen und, wie Pichegru, über den Rhein zurückgetrieben. Beiden folgten die genannten öſtreichiſchen Feldherren aufs linke Rheinufer, wo ſie Mainz entſetzten (29. Oct.) und ſich über Speier, Worms, Zweibrücken, Kreuznach ꝛc. verbreiteten. Hiermit endigte dieſer Feldzug am Rhein glücklich für Oeſtreich, während in Italien die Franzoſen noch am 23. Nov. am Littorale bei Loano ſiegten und alle Ausgänge der Apenninen beſetzten.

Am Rhein wurde, zu Kreuznach am 31. Dec., ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, der bis zum 21. Mai 1796 dauerte. Noch vor demſelben wurde die Tochter Ludwigs XVI., Marie Thereſie Charlotte (geb. 1778, vermählt 1799 mit dem Herzog von Angouleme, dem älteſten Sohne des Grafen von Artois), gegen die von Dumouriez an Oeſtreich verrathenen Convents-Deputirten zu Baſel ausgeliefert (27. Dec. 1795), und während desſelben Friedensunterhandlung mit Oeſtreich angeknüpft. Da letztere abermals vergeblich war, beſchloß das Directorium, mit Anſtrengung aller Kräfte Oeſtreich zum Frieden zu nöthigen und deshalb von drei verſchiedenen Punkten mit drei verſchiedenen Armeen in die kaiſerlichen Erbſtaaten einzudringen, vom Niederrhein unter Jourdan, vom Oberrhein unter Moreau und in Italien unter Napoleon Bonaparte.

In Deutſchland wurde dieſer Feldzug durch Jourdans Vortrab im Juni 1796 eröffnet. Derſelbe drang unter Kleber und Lefebvre (1. Juni) von Düſſeldorf über die Sieg und ſiegte (4. Juni) bei Altkirch über den Prinzen von Würtemberg; aber am 15. Juni wurde er von dem Erzherzog Karl (des Kaiſers Bruder, der an

Clairfaits Stelle zum Oberbefehlshaber ernannt und damals erſt 24 Jahr alt war) bei Wetzlar geſchlagen und darauf über die Sieg zurückgetrieben. — Um dieſe Zeit ging Moreau, ein talentvoller Feldherr, bei Straßburg über den Rhein (24. Juni), nahm Kehl ein, trieb die Oeſtreicher (vom 5. bis 9. Juli) in mehreren Treffen zurück und nöthigte Würtemberg (17. Juli) und Baden (25. Juli), vom Kriege abzulaſſen. Dem Waffenſtillſtande, für welchen Würtemberg vier, Baden drei Millionen Livres zahlen mußte, folgte ein Separatfrieden zu Paris (mit Würtemberg am 7., mit Baden am 22. Aug.), in welchem beide ihre Beſitzungen jenſeit des Rheins und freien Durchzug durch ihre Beſitzungen diesſeit des Rheins den Franzoſen zugeſtehen mußten. Hierdurch im Rücken gedeckt, rückte Moreau in Schwaben weiter vor, beſetzte Augsburg am 21. Aug., drang dann ſiegend in Baiern ein und nöthigte auch dieſes zu einem Waffenſtillſtande (Pfaffenhofen, 7. Sept.), wobei es zehn Millionen Livres und anſehnliche Lieferungen an die franzöſiſche Armee verwilligen mußte.

Indeſſen war Jourdan am 2. Juli bei Neuwied über den Rhein gegangen, hatte am 10. Juli bei Friedberg in der Wetterau geſiegt, am 14. Juli Frankfurt, am 24. Juli Würzburg und, nachdem die Oeſtreicher überall von ihm zurückgewichen waren, am 18. Aug. Amberg in der Oberpfalz beſetzt. Aber hiermit endigte ſein Waffenglück. Der Erzherzog Karl, der bisher gegen Moreau gekämpft hatte, ſetzte am 17. Aug. bei Ingolſtadt

ſtadt auf das linke Donauufer und warf ſich unvermuthet auf Jourdans Heer. Am 22. Aug. ſiegte er über den Vortrab desſelben bei Teining (oder Neumarkt) und zwang dieſen zum Rückzug auf Nürnberg. Jourdan ſelbſt wurde (3. Sept.) bei Würzburg von ihm geſchlagen und mußte unter großen Verluſten, da nicht nur ein öſtreichiſches Heer, ſondern auch das erbitterte Landvolk ihn verfolgte, über den Rhein zurückweichen. Nur Düſſeldorf und die Schanze bei Neuwied blieb ihm auf dem rechten Rheinufer.

Jourdans Rückzug zog den Rückzug des Generals Moreau nach ſich, da dieſer befürchten mußte, jetzt auf allen Seiten umringt und vom Rheine abgeſchnitten zu werden. Doch der Rückzug, den er am 19. Sept. antrat und am 26. Oct. vollendete, erwarb ihm eben ſo viel Ruhm, als ſein früheres Vordringen. Vor ſich und hinter ſich von Oeſtreichern bedrängt und von einem Bauernaufſtande in Schwaben bedroht, rettete er ſein Heer mit meiſterhafter Geſchicklichkeit und kam am 26. Oct. glücklich bei Hüningen über den Rhein. Während des Winters vertheidigte er Hüningen und Kehl, von denen letzteres erſt am 9 Jan., jenes erſt am 2. Febr. 1797 von den Oeſtreichern zur Uebergabe gezwungen wurde.

In Deutſchland alſo hatten die franzöſiſchen Waffen während des Jahres 1796 ihr Ziel nicht erreicht; deſto glücklicher aber war für ſie der Feldzug in Italien und um ſo folgenreicher, da mit demſelben der außerordentliche Mann emporkam, der vom Schickſale beſtimmt war, an die Stelle der Volksregierung die Militärregierung zu bringen und eine Reihe von Jahren nicht bloß über Frankreich zu herrſchen.

Napoleon Bonaparte, — geboren zu Ajaccio am 15. Aug. 1769, gebildet auf den Kriegsſchulen zu Brienne und Paris, ſeit 1785 Lieutenant bei dem Artillerieregimente zu Valence, zuerſt ausgezeichnet durch die Einnahme Toulons, dann (1794) Oberbefehlshaber der Artillerie bei der italieniſchen Armee, am 5. Oct. 1795 Anführer der Conventstruppen gegen die Bürgerſchaft zu Paris und am 23. Febr. 1796 zum Oberbefehlshaber der italieniſchen Armee ernannt *) — trat am 27. März an die Spitze derſelben. Ihn ſchreckte es nicht, daß er nur 30,000 Mann unter ſeinen Befehlen hatte, daß dieſe an den nöthigſten Kriegsbedürfniſſen Mangel litten, und daß ihm gegenüber ein öſtreichiſch-ſardiniſches Heer ſammt neapolitaniſchen Truppen unter Beaulieu ſtand, das 70,000 Mann ſtark und mit allen Bedürfniſſen verſehen war. Er hoffte auf Siege und wußte Siege zu erringen.

Am 12. April 1796 ſiegte er zuerſt bei Montenotte am Tanaro im Genueſiſchen, und dann am 14. und 15. April bei Milleſimo und Dego. Durch den erſten Sieg trieb er die öſtreichiſch-ſardiniſchen Truppen zurück, durch den zweiten trennte er ſie. Die Sardinier zogen nach Ceva und Mondovi, die Oeſtreicher nach Aqui. Nun warf er ſich zuerſt auf die Sardinier, kämpfte mit ihnen bei Ceva (20. Apr.), ſchlug ſie (am 22. Apr.) bei Mondovi und nöthigte ſie (28. Apr.) zu dem Waffenſtillſtand zu Cherasko, der ihm die Feſtungen Coni, Ceva, Tortona überlieferte, Kriegsbedürfniſſe zuführte und freien Marſch durch Piemont gewährte. Darauf wendete er ſich gegen die Oeſtreicher. Dieſe hatten ſich (1. Mai) hinter den Po bei Pavia zurückgezogen, um hier die Lombardei zu decken und neue Verſtärkungen zu erwarten. Er umging ihre Verſchanzungen am Ticino und ſetzte unerwartet am 7. Mai bei Piacenza über den Po. Hierdurch ſah ſich Beaulieu genöthigt, hinter die Adda bei Lodi zurückzugehen, um mit Mantua und Mailand in Verbindung zu bleiben. Bonaparte aber folgte ihm, nahm Lodi ein und ließ dort (am 10. Mai), nachdem er ſeine Reiterei oberhalb der Brücke über die Adda hatte ſetzen laſſen, dieſe Brücke, die von dreißig Kanonen der Oeſtreicher beſtrichen wurde, durch eine gleiche Anzahl Kanonen und durch eine Kolonne ſeiner Grenadiere beſtürmen. Das Unerwartete gelang. Die Oeſtreicher, von vorn und in der Seite angegriffen, wurden überwältigt und vertrieben. Nach dieſem Siege, der die Lombardei den Franzoſen zuführte, zogen letztere (am 15. Mai) in die Stadt Mailand ein, deren Feſtung ihnen am 29. Juni überliefert wurde.

---

*) Was hier nur angedeutet iſt, wird im zweiten Abſchnitt Num. 12. weiter ausgeführt.

Und nicht bloß zu ſiegen wußte Bonaparte, ſondern auch Siege zu benutzen. Denn wie er jetzt ſchon im Gefühl ſeiner Kraft und der Wichtigkeit ſeiner Thaten ſelbſt gegen das Directorium ſich herriſch ausſprach und die alleinige Leitung der kriegeriſchen und politiſchen Unternehmungen in Italien ſich zueignete; ſo erpreßte er auch von den Fürſten Italiens, die ſeine Siege zu Neutralitäts- und Friedensanträgen bewogen, Geld und Kriegsbedürfniſſe, um den Fortgang ſeiner Unternehmungen zu fördern, und zugleich Kunſtſchätze, um dem Geſchmacksſinn der Franzoſen zu ſchmeicheln und ſeinen Ruhm zu vermehren. Am 9. Mai ſchloß er mit dem Herzog von Parma, Ferdinand, einem ſpaniſchen Prinzen, einen Neutralitätsvertrag (dem am 5. Nov. ein förmlicher Friedensſchluß folgte), wogegen der Herzog zwei Millionen Livres, große Lieferungen an Kriegs- und Lebensbedürfniſſen und zwanzig Gemälde, nach Auswahl franzöſiſcher Kunſtkenner, abliefern mußte. Am 17. Mai ſchloß er mit dem Herzog von Modena, Herkules III. aus dem Hauſe Eſte, einen Neutralitätsvertrag, wofür dieſer achthalb Millionen Livres in baarem Geld, drittehalb Millionen Livres an Kriegs- und Lebensbedürfniſſen und zwanzig Gemälde aus ſeiner Kunſtſammlung abgeben mußte. Eben ſo nöthigte er die Lombardei zu Lieferungen und Geldzahlungen (28 Mill. Livres). Der Waffenſtillſtand, den er am 28. Apr. mit dem König von Sardinien abgeſchloſſen hatte, wurde auf ſeinen Betrieb am 15. Mai zu Paris in einen Frieden umgewandelt, durch welchen Victor Amadeus III. in Abhängigkeit von Frankreich kam; denn er mußte ganz Savoyen und die Grafſchaft Nizza auf immer und ſeine Feſtungen in Piemont bis zum allgemeinen Frieden den Franzoſen überlaſſen. Der König von Neapel, der einen Waffenſtillſtand (zu Breſcia, am 5. Juni) einging, wurde genöthigt, acht Mill. Livres zu zahlen, dann, als dieſer Waffenſtillſtand am 10. Oct. in einen förmlichen Frieden umgewandelt wurde, die ſtrengſte Neutralität, beſonders in Hinſicht der Engländer, zu verſprechen. Gegen den Pabſt ließ Bonaparte eine Abtheilung ſeines Heeres bis Rimini vorrücken. Dadurch in Schrecken geſetzt, ſchloß Pius VI. am 23. Juni einen Waffenſtillſtand, wobei er verſprach, ſeine Häfen den Feinden Frankreichs zu ſperren, die Franzoſen im einſtweiligen Beſitz der Legationen Bologna und Ferrara zu laſſen, ihnen die Feſtung Ancona mit deren Vorräthen zu überliefern und den Durchmarſch durch ſeine Staaten zu geſtatten, ferner ihnen 21 Mill. Livres zu zahlen und mehrere hundert Handſchriften, Gemälde, Statuen und andere Kunſtwerke, nach Auswahl franzöſiſcher Commiſſäre, abzuliefern. Bald nachher erfuhr auch Genua und Toskana das Machtgebot Bonaparte's oder des Directoriums. Die Republik Genua, die trotz ihrer Neutralität die Engländer begünſtigte, wurde zu einem Vertrage genöthigt (9. Oct.), in welchem ſie, gegen Zuſicherung des franzöſiſchen Schutzes, verſprach, ihre Häfen den Engländern zu verſchließen und den Franzoſen zwei Millionen Livres zu zahlen und dazu noch zwei Mill.

Livres unverzinslich zu leihen. Der Großherzog von Toskana, obſchon mit Frankreich in Frieden, mußte es ertragen, daß die Franzoſen Livorno beſetzten (29. Juni) und ſich der daſigen Waarenvorräthe der Engländer (man berechnete ihren Werth zu ſieben Mill. Livres) bemächtigten. Von Livorno aus ließ dann Bonaparte durch den General Caſalta Korſika wieder erobern (20. Oct.), wobei die Korſen, erbittert gegen die Engländer, den Franzoſen Vorſchub leiſteten.

Indeſſen blieb, wie es nicht anders ſein konnte, der Krieg gegen Oeſtreich der Hauptgegenſtand ſeiner außerordentlichen Thätigkeit. Die Oeſtreicher hatten, nach der Schlacht bei Lodi, hinter dem Oglio und Mincio zwiſchen Mantua und dem Gardaſee eine feſte Stellung eingenommen. Um ſie zu erreichen, drang er, ohne auf die Neutralität Venedigs zu achten, durch das venetianiſche Gebiet nach Breſcia und nöthigte durch das Treffen bei Valleggio am Mincio (31. Mai) den ſehr geſchwächten Beaulieu, — derſelbe hatte kaum noch 14,000 Mann — nach Tyrol zurückzuweichen, worauf er Verona (1. Juni) beſetzen und Mantua belagern ließ. Vergebens erſchien jetzt Wurmſer mit einem friſchen Heere von 60,000 Mann in Italien. Zwar brachte er die Franzoſen in große Bedrängniß (29. — 31. Juli), ſo daß ſie die Belagerung Mantua's aufgeben mußten; aber bald ſetzte ihm Bonaparte auf verſchiedenen Punkten, vornehmlich bei Lonato und Caſtiglione durch wiederholte Angriffe ſo zu, daß er ſich nach Tyrol zurückzog (1. — 5. Aug.).

Als er dann im September aufs neue vordrang, wurde er von ſeinem Hauptheere getrennt, dieſes nach Tyrol und Friaul zurückgetrieben, und er ſelbſt in Mantua eingeſchloſſen (13. Sept.).

Mantua bildete jetzt den Hauptpunkt des Kriegs. Zur Behauptung deſſelben ſtrengten die Oeſtreicher alle Kräfte an und ſendeten dazu ein neues Heer, das am Ausgang des Octobers unter Alvinzi und Davidowich von zwei Seiten in Italien eindrang. Bonaparte gerieth dadurch in neue Gefahr; aber bald wußte er ſie mit ſeinem Geiſte und Glücke zu überwältigen. Erſt wendete er ſich (6. Nov.) gegen Alvinzi, der aus dem Friaul von der Piave nach der Brenta vorgerückt war, und vertrieb ihn durch mehrere blutige Schlachten (15.—17. Nov.), unter denen die bei der Brücke von Arcole (ähnlich der Schlacht von Lodi!) vorzüglich merkwürdig iſt. Hierauf wendete er ſich gegen den aus Tyrol hervorgedrungenen General Davidowich und trieb ihn (21. Nov.) von Rivoli nach Tyrol zurück. Als endlich Alvinzi, der zu Anfang des folgenden Jahres (1797) mit verſtärkter Heeresmacht aufs neue hervorbrach, am 14. Jan. bei Rivoli geſchlagen, ſein Heer aufgelöſet, ſein Unterfeldherr Provera mit 5000 Mann bei Mantua (16. Jan.) gefangen, und ein Ausfall Wurmſers zurückgedrängt war, mußte dieſe Feſtung mit allen ihren Kriegsvorräthen und einer Beſatzung von mehr als 12,000 Mann auf Capitulation ſich ergeben (2. Febr.).

[illegible]

Wurmſer ſelbſt erhielt ſammt ſeinem Generalſtabe freien Abzug.

Der Fall Mantua's gab der Fortſetzung des Kriegs einen neuen Umſchwung. Denn nun beſchloß Bonaparte, aus Oberitalien nach Oeſtreich vorzudringen und den Kaiſer in ſeiner Hauptſtadt zum Frieden zu nöthigen. Um hierzu Geld und Soldaten zu gewinnen und zugleich ſeinen Rücken zu ſichern, zog er aus Frankreich und Oberitalien Verſtärkungen an ſich (weshalb auch der König von Sardinien zu einem Schutz- und Trutzbündniß genöthiget wurde, deſſen förmlicher Abſchluß am 5. April erfolgte) und überfiel den Pabſt, ſo bald ihm der Fall Mantua's gewiß war. Am 3. Febr. ſchlug er die päbſtlichen Truppen am Senio *), löſete ſie dann (8. Febr.) bei Ancona völlig auf, plünderte den Kirchenſchatz zu Loretto (10. Febr.) und nöthigte den Pabſt zu dem Frieden von Tolentino (19. Febr.), in welchem letzterer jedem Bündniſſe gegen die franzöſiſche Republik entſagte, ihr Avignon, Venaiſſin, ferner die Legationen Bologna, Ferrara und Romagna unbedingt und die Stadt und Feſtung Ancona bis zum allgemeinen Frieden überließ und, außer der völligen Abzahlung der ſchon früher verſprochenen Summen, noch funfzehn Millionen Livres zu entrichten verſprach.

Vom

---

*) Er ſelbſt ſchildert dieſen Feldzug mit vieler Laune in den (von Montholon niedergeſchriebenen) Denkwürdigkeiten Th. IV, S. 1 ff.

Vom Pabſte wendete ſich **Bonaparte** gegen den Erzherzog **Karl**, der, um Oeſtreich zu ſchützen und Italien zu retten, am Tagliamento erſchienen war. Einen Theil ſeines Heeres (unter Joubert) entſendete **Bonaparte** gegen die Oeſtreicher in Tyrol, einen andern (unter Maſſena) gegen die Oeſtreicher bei Feltre und Belluno, beide mit dem Befehle, ſich in Kärnthen wieder mit ihm zu vereinigen. Er ſelbſt drang (am 12. März) unter wiederholten Gefechten über die Piave, am 16. März über den Tagliamento, am 19. März über den Iſonzo, beſetzte die Städte Gradiska, Görz, Trieſt, Laibach, kam am 28. März nach Villach und am 31. März nach Klagenfurt. Jetzt befand er ſich ſelbſt in einer mißlichen Lage. Zwar hatte er zur Verſtärkung und Sicherung ſeines Heeres zweckdienliche Maßregeln ergriffen; aber er war bis zu einem Punkte vorgedrungen, wo ſeine Verbindung mit Frankreich gefährdet war; die Rheinarmeen, auf deren Mitwirken er rechnete, hatten nach dem Willen des Directoriums ihr Vordringen verzögert, und allerwärts war er von Feinden bedroht: denn vor ihm ſtand das öſtreichiſche Heer und das befeſtigte Wien, wo ein Landſturm ſich bildete; ihm zur Seite erhob ſich der Adel in Ungern und feindliche Heerhaufen ſammelten ſich in Tyrol; hinter ihm nahm Venedig eine drohende Stellung. Aber ſeine Liſt und Entſchloſſenheit, ſo wie die Niedergeſchlagenheit und Beſorgniß ſeiner Feinde retteten ihn. Im Tone eines menſchlich geſinnten Siegers bot er (31. März) den Oeſtreichern

Waffenſtillſtand und Frieden an *), und dieſe, geblendet durch das Gewaltſame ſeines Vordringens (er kam am 6. Apr. bis Judenburg, zwanzig Meilen von Wien), und ſich ſcheuend, Alles an Alles zu wagen, nahmen nach kurzer Zögerung am 7. April den Waffenſtillſtand an, worauf am 18. Apr. auf einem Schloſſe bei Leoben die Hauptpunkte des Friedens vorläufig feſtgeſetzt wurden. Zufolge dieſer Verhandlungen wurden auch die Kriegsunternehmungen, die Hoche (an Jourdans Stelle) und Moreau erſt im April begonnen hatten, eingeſtellt.

Doch dauerte es noch ſechs Monate, ehe der eigentliche Friede zu Stande kam. Denn einerſeits zögerte Oeſtreich, um den Ausgang der damaligen Gährungen in Frankreich abzuwarten, und andrerſeits zögerte das franzöſiſche Directorium, um dem General Bonaparte, den es zu fürchten anfing, nicht zuviel einzuräumen. Dieſer ſelbſt aber fand durch den Friedensverzug Gelegenheit, in Italien nach Gutdünken zu ſchalten und ſeine und Frankreichs Macht zu vermehren.

Kaum war nämlich der Präliminarfrieden mit Oeſtreich abgeſchloſſen, ſo wendete er ſich gegen Venedig. Dieſe ſonſt durch Staatsweisheit berühmte, jetzt aber durch Ariſtokraten-Despotismus erſtarrte Republik hatte ſeit dem Ausbruch des Revolutionskriegs ſich neutral zu halten geſucht; aber während Bonaparte gegen Wien vordrang,

---

*) Sein Schreiben an den Erzherzog Karl folgt im zweiten Abſchnitte Num. 12, im Leben Napoleons.

drang, eine drohende Stellung angenommen. Erbitterung über Verletzung ihres Gebiets durch die Franzoſen und Vertrauen auf Oeſtreichs Macht beſtimmte ſie hierzu; ja noch am 17. Apr. ſchritt die Volksrache in Verona zu einem Aufſtande, bei welchem viele Franzoſen ermordet wurden. Aber als nun die Nachricht einlief, daß Oeſtreich Friedenspräliminarien abgeſchloſſen habe und Bonaparte Venedig mit Krieg überziehen wolle, ſuchten die Machthaber zu Venedig, erſchrocken und kleinmüthig, den Frieden. Sie löſeten, wie Bonaparte es verlangte, am 12. Mai die zeitherige Regierung auf, erkannten die Volksſouveränetät an, und verſprachen in einem Vertrage (16. Mai) ſechs Millionen Livres, drei groſe und zwei kleinere Schiffe, zwanzig Gemälde und fünfhundert Handſchriften abzuliefern. An eben dieſem Tage (16. Mai) zogen die Franzoſen in Venedig ein und bemächtigten ſich in dieſer reichen Stadt einer Beute, die man auf hundert Millionen Livres anſchlug. — So unrühmlich ging der einſt glorreiche venetianiſche Staat unter, nachdem er über dreizehnhundert Jahre beſtanden hatte; er ging unter, nicht bloß weil der Despotismus der Ariſtokratie einen Stillſtand des öffentlichen Lebens, gleich einem Faulfieber, erzeugt hatte, ſondern auch weil er zur Ausgleichung Oeſtreichs und Frankreichs beſtimmt war.

Seine alte Nebenbuhlerin Genua friſtete noch eine Zeitlang den Schein von Selbſtſtändigkeit, doch mußte ſie groſe Umänderungen erfahren. Durch Drohungen und innere Aufſtände (22. Mai), die Bonaparte förderte,

derte, gezwungen, mußte ſie ihre ariſtokratiſche Verfaſſung in eine demokratiſche umwandeln (6. Juni), dann (2. Dec.) eine der franzöſiſchen Republik ähnliche Staatseinrichtung annehmen, wobei ſie den Namen „liguriſche Republik" erhielt.

Noch wichtiger ward die Stiftung der cisalpiniſchen Republik. Schon am 20. Mai 1796 erklärte Bonaparte die Lombardei, deren größern Theil er durch ſeinen Sieg bei Lodi in Händen hatte, zu einer Republik, der er den Namen der „transpadaniſchen" gab. Als er dann dem Herzoge von Modena, ohne des mit ihm am 17. Mai geſchloſſenen Vertrags zu achten, am 8. Oct. das Land entriß, weil derſelbe heimlich die Oeſtreicher bei dem Kampfe um Mantua unterſtützte, ſo erklärte er Modena ſammt den päbſtlichen Legationen Bologna, Ferrara und Romagna zu einer „cispadaniſchen Republik" (27. Dec. 1796). Jetzt, als er die Friedenspräliminarien mit Oeſtreich abgeſchloſſen hatte, vereinigte er beide Republiken zu Einer (2. Jul. 1797), der er den Namen der „cisalpiniſchen" und, nach dem Willen des franzöſiſchen Directoriums, eine der damaligen Verfaſſung Frankreichs entſprechende Verfaſſung gab, wobei er ſelbſt die Directoren und die Mitglieder beider Räthe ernannte. Einige Monate ſpäter (22. Oct. 1797) verband er mit dieſer neuen Republik das zeitherige venetianiſche Gebiet am rechten Ufer der Etſch und das Gebiet von Veltlin, das ſich (13. Juni) von Graubündten losgeſagt und von ihm Schutz erhalten hatte.

Erſt nach ſolchen Verfügungen ſchien es ihm nöthig, den Definitivfrieden mit Oeſtreich abzuſchließen. Dieß geſchah zu Campo-Formio (einem Dorfe zwiſchen Paſſeriano und Udine) am 17. Oct. 1797. In dieſem Frieden verzichtete Oeſtreich auf Belgien zu Gunſten Frankreichs, auf die Lombardei ſammt Mantua zu Gunſten der cisalpiniſchen Republik und auf das Breisgau zu Gunſten des vertriebenen Herzogs von Modena; dagegen erhielt es das venetianiſche Gebiet von der Etſch bis zu den Mündungen des Cattaro mit Einſchluß der Stadt Venedig. Es erkannte ferner die cisalpiniſche Republik an und genehmigte, daß Belgien und das venetianiſche Albanien nebſt den (joniſchen) Inſeln Corfu, Zante, Cephalonia, San Maurizo, Cerigo mit Frankreich verbunden wurde. Drittens machte es ſich anheiſchig, den Frieden Frankreichs mit dem deutſchen Reiche „auf die Grundlage der Integrität des deutſchen Reichs" zu erwirken. Doch waren dieſem Definitivfrieden geheime Artikel beigefügt, in welchen Oeſtreich in die Abtretung des linken Rheinufers mit Einſchluß von Mainz willigte, ferner verſprach, daß die deutſchen Fürſten, die durch dieſe Abtretung Land und Leute verloren, ja auch der Erbſtatthalter von Holland, der gar keine Anſprüche an das deutſche Reich zu machen hatte, dießſeit des Rheins entſchädiget werden ſollte, und dagegen von Frankreich das Verſprechen empfing,

pfing, daß es das Erzbißthum Salzburg und einen Theil des Kurfürſtenthums Baiern erhalten ſollte *).

Aufgelöſet war alſo die Coalition des Jahres 1793! Aber damit war der Revolutionskrieg nicht beendigt und ſelbſt der Friede auf dem Feſtlande Europa's nicht geſichert. Denn noch beſtand der Krieg mit England, da die Unterhandlung, die im Herbſte des Jahres 1796 zu Paris und im Sommer des Jahres 1797 zu Lille zwiſchen England und Frankreich angeknüpft wurde, eben ſo vergeblich war, als die Landung auf Irland, welche General Hoche aus dem Hafen von Breſt (16. Dec. 1796) unternahm: ein Sturm zerſtörte ſeine Flotte und nöthigte die in der Bucht von Bantry Gelandeten zur Rückkehr (Jan. 1797). Jetzt von Bundesgenoſſen verlaſſen, ſuchte England, um ſich zu verſtärken, der franzöſiſchen Republik überall neue Feinde zu erwecken, weshalb es auch Portugal von der Bewerkſtelligung des Friedens, den dieſes am 10. Aug. 1797 mit Frankreich geſchloſſen hatte, zurückhielt. Andrerſeits ſtrebte Frankreich, durch das Gefühl ſeiner Kraft und den Glanz ſeiner Siege zum Uebermuth verleitet, nach fortſchreitender Erweiterung ſeiner Macht und Herrſchaft. Und wie hätte der Mann, deſſen Ruhm- und Herrſchſucht in Italien

---

*) Ueber dieſe geheimen Artikel, die ſpäterhin von den Franzoſen zur Schmach Oeſtreichs bekannt gemacht wurden, ſehe man Poſſelt's Annalen. 1804, St. 12. und Geheime Geſchichte der raſtadter Friedensunterhandlungen (von Haller) Th. I, S. 243 ff.

lien entflammt war, ablaſſen ſollen, ſeinen Ruhm und Einfluß durch neue Kriegsthaten zu erheben? Schon damals konnte es alſo nicht zweifelhaft ſein, daß dem erſten Acte des Revolutionskriegs bald mehrere andre nachfolgen würden. Und ſo geſchah es!

Nachdem Bonaparte den Definitivfrieden mit Oeſtreich abgeſchloſſen hatte, trennte er ſich zu Mailand von dem italieniſchen Heere, das er unter Berthier (etwa 30,000 Mann) zum Schutze der cisalpiniſchen Republik zurückließ. Er reiſte (15. Nov.) durch die Schweiz, wo er auf Umänderung der Verfaſſung hindeutete, nach Raſtadt (25. Nov.), wo ſich damals eine Reichsdeputation verſammelte, um wegen des Reichsfriedens mit einer franzöſiſchen Geſandtſchaft zu unterhandeln. Das Directorium hatte ihn zum Haupte der letztern ernannt; aber er kam nur, um die Auswechſelung der Friedensbeſtätigungen und die Uebergabe von Mainz zu bewirken; an andern Unterhandlungen nahm er keinen Antheil: die Langſamkeit derſelben mochte dem raſch Zufahrenden widrig ſein *). Er verließ Raſtadt am 1. Dec. und kam am 5. Dec. Abends in Paris an, wo ihm, dem Feldherrn, Staatengründer und Friedensſtifter, Huldigungen aller Art dargebracht wurden **).

---

*) Er ſelbſt ſchreibt (bei Montholon IV, 202): „Zu Raſtadt waren die Angelegenheiten verwickelter, als zu Campo-Formio; um zum Schluſſe zu kommen, mußte durchſchnitten werden."

**) Mehreres über Napoleons damaligen Aufenthalt in Paris folgt im zweiten Abſchnitte, im Leben Napoleons.

Während er daſelbſt weilte, wurde am 9. Dec. der Congreß zu Raſtadt durch den Grafen von Metternich, als kaiſerlichen Generalbevollmächtigten, eröffnet. Jetzt zeigte es ſich, wie trügeriſch die Verkündigung einer Nichtverletzung oder Integrität des deutſchen Reichs war. Die franzöſiſche Geſandtſchaft weigerte ſich, die Vollmachten, die auf den Grundſatz derſelben ausgeſtellt waren, anzuerkennen; die öſtreichiſchen Truppen zogen ſich vom linken Rheinufer zurück (7.—10. Dec.) und franzöſiſche rückten vor, belagerten Ehrenbreitſtein, nahmen Mainz durch Capitulation ein (30. Dec.) und erſtürmten die Schanze bei Mannheim, deren Befehlshaber gutwillig ſich nicht hatte ergeben wollen. Zu gleicher Zeit drangen die franzöſiſchen Geſandten zu Raſtadt auf Abtretung des ganzen linken Rheinufers, und ſetzten der hartnäckigen Verweigerung Drohungen entgegen. Oeſtreich ſpielte dabei eine zweideutige Rolle! Im Geheimen hatte es ſchon das linke Rheinufer abgetreten, und doch mochte es dieß nicht öffentlich geſtehen; es ſcheute ſich, ſein an Frankreich gegebenes Wort zu brechen, und doch mochte es das linke Rheinufer den Franzoſen gern entziehen oder wenigſtens nicht vollſtändig überlaſſen, da dieſe nichts thaten, um ein Stück von Baiern, wie ſie in einem geheimen Artikel des Friedens verſprochen hatten, an Oeſtreich zu bringen. Dagegen beſtand Frankreich mit beleidigendem Uebermuthe auf Abtretung des ganzen linken Rheinufers, und das deutſche Reich mußte (11. März 1798) in dieſe Abtretung willigen. Es hoffte dadurch ſich aller weiteren Forderungen zu entledigen; aber wie einſt der franzöſiſche König Ludwig XIV. bei Errichtung der Reunionskammern, ſo knüpfte jetzt die franzöſiſche Republik Forderungen an Forderungen. Sie verlangte Entſchädigung der, durch die Abtretung des linken Rheinufers verkürzten Fürſten; verlangte ferner freie Rheinſchifffahrt und Abtretung der, Straßburg und Mainz gegenüberliegenden Städte Kehl und Caſſel. Letzteres wurde beharrlich verweigert; dagegen mußte die Reichsdeputation am 4. April einwilligen, daß Entſchädigungen durch Seculariſationen Statt finden, dann, daß der Thalweg des Rheins die Grenze bilden ſollte.

Doch ehe dieſe Verwilligungen zur Ausführung kamen, traten durch das anmaßliche und gewaltſame Verfahren der Franzoſen und durch das Getriebe ihrer Gegner Ereigniſſe ein, die einen neuen Krieg erzeugten und den Congreß zu Raſtadt auflöſeten. Wir nennen unter dieſen Ereigniſſen zuerſt Bonaparte's Zug nach Aegypten.

Nach Paris zurückgekehrt, ſuchte Bonaparte einen Plan, den er ſchon in Italien gefaßt hatte, zur Ausführung zu bringen. Aegypten, dieſes in alten Zeiten berühmte Land, an das ſich große Erinnerungen knüpften, einſt Schauplatz der Künſte und Wiſſenſchaften und Mittelpunkt des Handels zwiſchen dem Morgen- und Abendlande, wollte er erobern. Durch dieſe Eroberung ſollte Frankreich einen Erſatz finden für den Verluſt ſo vieler Colonieen, eine Aushilfe ſeines niedergedrückten Handels, einen Zugang zur Bekämpfung der brittiſchen Macht in Oſtindien, eine Erweiterung der Alterthumskunde durch Aufklärung vieler, bisher unerforſchter Alterthümer. Konnte er dieſe Eroberung bewerkſtelligen, wie hoch mußte dadurch ſein Anſehn ſteigen, welchen Ruhm konnte er dadurch bei allen Freunden der Künſte und Wiſſenſchaften gewinnen, und wie unabhängig konnte er durch die weite Entfernung von dem Directorium und allen Parteiungen werden. Freilich gehörte Aegypten den Türken, mit denen Frankreich in Frieden ſtand; freilich war zu fürchten, daß England dieſem Unternehmen kräftigſt entgegenwirken, daß bei dem Uebergewicht der engliſchen Seemacht die Niederlaſſung in Aegypten leicht auſſer Verbindung mit Frankreich kommen, und daß die lauernde Feindſchaft der Gegner den Abgang des beſten Heeres und des beſten Feldherrn Frankreichs zu ihrem Vortheile benutzen würde. Aber alle dieſe Bedenklichkeiten machten keinen Eindruck auf ihn. Das Glänzende dieſes Unternehmens und die Ausſicht auf Größe, die es ihm darbot, riß ihn hin, und er wußte das Directorium zu bereden, ihm unbedingte Vollmacht zu demſelben zu ertheilen.

Wohl ließ er ſich von demſelben zum General gegen England ernennen (9. Dec.), wohl reiſte er nach den nördlichen Küſten Frankreichs, um das dort befindliche Heer zu muſtern und die Mittel zu einer Landung in England zu prüfen; aber mit alle dem wollte er nur ſeine Vorbereitungen zum Feldzuge nach Aegypten verſchleiern.

Denn während Aller Blicke auf die Häfen von Antwerpen bis Rochefort hingerichtet waren, kam faſt unvermerkt eine große Menge von Schiffen und Truppen, unter dem Namen „des linken Flügels der Armee von England," und zugleich eine große Zahl von Gelehrten, Künſtlern und Handwerkern zu Toulon zuſammen. Bonaparte ſelbſt langte am 9. Mai 1798 in Toulon an und ſegelte von dort am 19. Mai ab. Unterwegs erhielt er aus den italieniſchen Seehäfen, vornehmlich aus Genua und Venedig, anſehnliche Verſtärkungen, ſo daß ſeine Armee, anfangs nur 19,000 Mann, zu 40,000 Mann, und ſeine Flotte, vom Admiral Brueys geleitet, anfangs nur aus 187 Segel beſtehend, auf 13 Linienſchiffe und 400 Transportſchiffe ſtieg.

Am 9. Juni erſchien er vor der Inſel Malta, deren Hauptſtadt Valette er am 10. Juni angriff. Da geſchah es, daß, durch Ueberraſchung, Verrätherei und eigne Schwäche beſiegt, der Großmeiſter, Ferdinand von Hompeſch, ſchon nach zwei Tagen einen Vertrag abſchloß, dem zufolge die Inſel Malta ſammt ihren Vorräthen und den zu ihr gehörigen Inſeln Gozzo und Camino an die franzöſiſche Republik abgetreten wurde. Der Großmeiſter und die Ritter mußten ſich entfernen, die Verfaſſung und Vertheidigung Malta's wurde neu eingerichtet, und ein großer Reichthum an Gold, Silber und Edelſteinen in Beſchlag genommen. Hierauf ſegelte Bonaparte am 19. Juni nach Candia hin, und nun erſt eröffnete er ſeiner Armee das Ziel ihres Zuges.

Glücklich gelangte er zur Küſte Aegyptens, landete (während der Nacht vom 1. zum 2. Juli) bei Marabu in der Nähe Alexandriens und bemächtigte ſich dieſer Stadt (3. Juli) nach kurzer Beſtürmung. Seine Flotte ging auf der Rhede von Abukir vor Anker. Kaum war er in Alexandrien angelangt, als er in einer Bekanntmachung an das Volk erklärte: er komme nicht, um den türkiſchen Sultan oder die muhamedaniſche Religion zu beeinträchtigen, ſondern um Aegypten von der Herrſchaft der Mamluken zu befreien*). Die Mamluken ergriffen gegen ihn die Waffen. Um ihnen zuvorzukommen, brach er am 7. Juli von Alexandrien nach Kairo, der Hauptſtadt

---

*) Mit den Mamluken hatte es folgende Bewandniß. Durch die Eroberungszüge der Mongolen in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts waren mehrere Völker aus den Gegenden des Kaukaſus und caspiſchen Meeres vertrieben worden. Von dieſen kamen auf 12,000 als Sklaven (Mamliks) nach Aegypten und wurden von dem Sultan Nodjim-eddin zu einer Kriegsſchaar vereinigt, die ihn und ſein Reich ſchützen ſollte. Aber bald machten ſie ſich zu Herren ihrer Herren. Sie ermordeten den Nachfolger Nodjim-eddin's, den Sultan Taranſchah (1250) und bemächtigten ſich der Herrſchaft. Auch als der osmaniſche Sultan Selim Aegypten eroberte (1517), konnte er ihre Herrſchaft nicht ausrotten. Wohl ſetzte er einen Paſcha oder Vicekönig ein, der zu Kairo ſeinen Sitz erhielt; allein er ließ neben ihm 24 Mamluken-Bey's beſtehen, die ihre Schaar aus den Gegenden des Kaukaſus fort und fort ergänzten und allmählich ſo emporkamen, daß der Paſcha von Kairo nicht mehr Gewalt hatte, als ſie ihm zukommen ließen. — Bei dem Einfall der Franzoſen in Aegypten waren unter den 24 Mamluken-Bey's zwei die angeſehenſten, Ibrahim-Bey und Murad-Bey, von denen dieſer ein tapferer und feuriger Feldherr war, jener mehr mit Civil-Angelegenheiten ſich beſchäftigte.

ſtadt Aegyptens, auf. Er nahm den kürzeſten Weg durch die Wüſte und überwältigte durch ſein umſichtiges und entſchloſſenes Benehmen den Unmuth ſeines Heeres, das durch die Hitze des Klima's, den Sand der Wüſte und das unaufhörliche Anſtürmen der Feinde vieles zu leiden hatte. Am 21. Juli kam es in der Nähe der Pyramiden zu einer Hauptſchlacht. Die Mamluken wurden entſcheidend geſchlagen, ihr Lager erobert, ihr Heer zerſtreut. Ibrâhim-Bey ſammt dem türkiſchen Paſcha flüchteten nach Syrien, Murad-Bey nach den Waſſerfällen des Nil, Kairo ergab ſich (23. Juli), und die Eroberung Aegyptens ſchien bewerkſtelliget.

Dieſem Glücke folgte ein großes Unglück. Der engliſche Admiral Nelſon, dem die franzöſiſche Flotte auf dem Wege nach Aegypten entgangen war, fand ſie endlich auf der Rhede von Abukir. Hier griff er ſie in der Nacht vom 1. zum 2. Auguſt an und errang einen ſo vollſtändigen Sieg über ſie, daß von ihr nur zwei Linienſchiffe und zwei Fregatten entkamen. Durch dieſen Schlag, der ihn eines Stützpunktes und ſeiner Verbindung mit Frankreich beraubte, wurde Bonaparte erſchüttert; aber bald trat ſeine Geiſtesgegenwart wieder hervor, und er ſuchte um ſo eifriger ſich in Aegypten zu befeſtigen, je mehr er jetzt auf dasſelbe hingewieſen war. Er verſtärkte daher ſein Heer mit den Matroſen, die der Seeſchlacht bei Abukir entkommen waren, vollendete die Beſatzung des untern und mittlern Aegypten und ſchickte den General Deſaix nach Oberägypten, wo derſelbe nach einem Siege über Murad-Bey (bei Sediman, in der Nähe des alten Theben, 7. Oct.) bis an die Katarakten vordrang. Zugleich traf er Regierungseinrichtungen. Er errichtete zu Kairo aus den angeſehnſten Einwohnern einen Divan oder Verwaltungsrath, übertrug die Rechtspflege den Kadis, ſtellte Intendanten zur Erhebung der Steuern an, erhielt durch bewaffnete Corps die öffentliche Sicherheit, zog die Kopten an ſich durch Fügſamkeit in ihre Gebräuche und Meinungen und durch die Verſprechungen, die er ihnen vorhielt. Ja auch der Wiſſenſchaften nahm er ſich an, indem er (am 21. Aug.) ein Inſtitut zur Erforſchung und Aufklärung ägyptiſcher Alterthümer zu Kairo ſtiftete.

Indeſſen hatte die franzöſiſche Republik nicht bloß durch dieſen Angriff auf Aegypten, deſſen weitrer Fortgang unten erzählt werden ſoll, große Erbitterung gegen ſich erregt, ſondern auch durch ihre Gewaltſtreiche gegen den Kirchenſtaat, gegen die cisalpiniſche Republik, gegen den König von Sardinien und gegen die Schweiz.

Zu Rom hatte das Erwachen des Freiheitsdranges am 28. Dec. 1797 einen Volksaufſtand erzeugt, bei welchem der franzöſiſche General Duphot erſchoſſen wurde. Sogleich reiſte Joſeph Bonaparte (Napoleons älterer Bruder, damals franzöſiſcher Geſandter zu Rom) ab, und Berthier, damals Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Armee in Italien, brach gegen Rom auf. Unaufgehalten rückte er (11. Febr. 1798) daſelbſt ein, und am 15. Febr. verkündigte er auf dem Capitolio in einer prunkenden Rede die Aufhebung der weltlichen Herrſchaft des Pabſtes und die Umwandlung des Kirchenſtaates in eine „*römiſche Republik*.“ Conſuln, Senatoren, Tribunen wurden erwählt, aber zugleich auch die drückendſten Steuern (auf 36 Mill. Livres) und die ungemeſſenſten Lieferungen den Römern abgenöthigt, und viele Koſtbarkeiten hinweggeſchleppt. Der Pabſt ſelbſt wurde am 20. Febr. nach Siena, dann am 27. März nach Valence in Frankreich abgeführt, wo er am 29. Aug. 1799 ſtarb.

Der *ciſalpiniſchen Republik* war durch frühere Erklärungen und namentlich im Frieden von Campo-Formio Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit zugeſichert worden; jetzt aber (31. Mai 1798) ward ſie durch Drohungen und Mißhandlungen genöthigt, einen Vertrag abzuſchließen, der ſie mit ihren Schätzen und Streitkräften von Frankreich abhängig machte. Sie mußte nämlich verſprechen, an allen Kriegen Frankreichs Antheil zu nehmen, ein franzöſiſches Heer von 25,000 Mann zu unterhalten, ihre Truppen unter franzöſiſchen Oberbefehl zu ſtellen, ihre Feſtungen (Mantua, Peſchiera und Ferrara) zur Hälfte mit franzöſiſchen Truppen beſetzen zu laſſen und alle franzöſiſche Ausgewanderte aus ihrem Gebiete zu entfernen.

Mit eben ſo wenig Schonung wurde *Karl Emanuel IV.*, ſeit dem Tode ſeines Vaters Victor Amadeus (16. Oct. 1796), *König von Sardinien*, behandelt. Er galt den Franzoſen als ein verdächtiger Bundesgenoſſe. Als er (im Juni 1798), um Schutz gegen die liguriſche Republik zu erbitten, Geſandte nach Mailand an den damaligen franzöſiſchen Obergeneral in Italien, Brune, ſchickte, erklärte dieſer: „der König könne dieſen Schutz nur dann erhalten, wenn er die Citadelle von Turin als Unterpfand freundſchaftlicher Geſinnungen den Franzoſen einräume.“ Dieß that der König (28. Juni); und ſo wurde er in ſeiner eignen Hauptſtadt zum Gefangenen.

Noch ärgerlicher und erſchütternder äußerte ſich die Gewaltthätigkeit der Franzoſen in der Schweiz. — Dieſe hatte die Beleidigungen, die ſie ſeit dem Ausbruch der Revolution von Frankreich erlitten hatte, verſchmerzt; aber ſie entging darum nicht dem Verluſte ihrer Selbſtändigkeit und Verfaſſung. Veranlaſſungen hierzu lagen zunächſt in ihr ſelbſt. In langen Friedenszeiten waren die alten Tugenden und Einrichtungen in Verfall gerathen. Verſchwunden war Gemeingeiſt und feſtes Zuſammenhalten; an die Stelle der Vaterlandsliebe, welche die Vorfahren beſeelt hatte, war Selbſtſucht, Unentſchloſſenheit und Zwietracht getreten. Der Städter hatte ſich über den Landmann und in den Städten der reichere und vornehme Bürger über den armen und niedern erhoben. Hiermit waren alte Rechte und Freiheiten verletzt, und Gährungen erzeugt worden, die ſeit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution lebendig wurden. Denn während jetzt die Ariſtokraten eifriger, als vorher, ihre Anmaßungen zu behaupten ſuchten, ſuchten die niedergedrückten Demokraten, durch das Beiſpiel des franzöſiſchen Volkes ermuthigt, emporzukommen. Beſonders war dieß der Fall in den ſüdlicheren Theilen der Schweiz, namentlich im Waadtlande, das, der Sprache und Sitte nach, zu Frankreich ſich hinneigte. Zum Ausbruche kamen dieſe Gährungen, als das Waadtland von ſeinen zeitherigen Beherrſchern, den Kantonen Bern und Freiburg, ſich zu trennen ſuchte und dazu Frankreichs Beiſtand bedurfte und anſprach. Dem franzöſiſchen Directorium kam dieß erwünſcht. Es ließ am Ausgang des Jahres 1797 das Waadtland beſetzen und für eine freie „lemaniſche Republik" erklären (23. Jan. 1798), während es faſt zu gleicher Zeit (18. Jan.) zu Baſel einen Aufſtand gegen die bisherige Verfaſſung unterſtützte. Ueber dieſe Vorgänge ward die Eidgenoſſenſchaft erbittert. Wohlmeinende Männer riethen, durch freiwillige Verzichtleiſtung auf hergebrachte Herrſcherrechte das drohende Ungewitter zu beſchwören, und die Unterthanen gelobten, das Geſchenk der Freiheit durch muthvolles Kämpfen zu bezahlen. Doch die Herrſchenden wollten von ihrer Herrſchaft nichts aufopfern, und Bern und Freiburg hielten ſich für ſtark genug, dieſelbe mit Gewalt behaupten zu können. Sie brachten hierzu Kriegsvolk und Verbündete zuſammen; aber es fehlte ihnen an Kriegszucht, Waffenübung und feſter Entſchloſſenheit. Schwankend in ihren Maßregeln, argwöhniſch gegen einander und mehr auf Unterhandlungen als auf Kraftäußerungen bauend, verloren ſie den rechten Zeitpunkt und lähmten die Unternehmungen ihres ehrenwerthen Feldherrn

herrn Erlach. So unterlagen ſie, als franzöſiſches Kriegsvolk unter Brune und Schauenburg in die Schweiz eingerückt war (2.—5. März 1798). Freiburg und Solothurn wurden am 2. März, Bern am 4. März erobert, und Erlach von den Seinigen, die ihm Verrätherei beimaßen, ermordet. Während nun die Schweiz von den franzöſiſchen Truppen geplündert und gebrandſchatzt wurde, wurde auf einer Tagſatzung zu Aarau (12. Apr.) durch den General Brune erklärt, daß an die Stelle der alten Eidgenoſſenſchaft eine „helvetiſche Republik" treten, dieſe das ganze Schweizerland umfaſſen und, nach dem Vorbilde Frankreichs, ein Directorium und zwei Räthe erhalten ſollte. Alles Land wurde darauf in achtzehn Kantone zertheilt, größere Gebietstheile getrennt und kleinere zuſammengefügt. Aber den Gemeinden am Vierwaldſtetterſee, von denen die alte Eidgenoſſenſchaft ausgegangen war, Schwyz, Zug, Uri, Unterwalden, ſo wie den Kantonen Appenzell, Glarus, St. Gallen war dieß willkürliche Verfahren der Franzoſen ein Gräuel. Sie erklärten ſich für ihre alte Verfaſſung und ſuchten ſie unter dem biedern Landshauptmann von Schwyz, Aloys Reding, zu behaupten. Doch wie groß auch ihr Eifer und wie muthig auch ihr Kampf war: ſie unterlagen nicht weit von Morgarten (26. Apr.) der Kriegsgeſchicklichkeit der Franzoſen. Jetzt erſt, nach rühmlichem Kampfe, traten ſie der neuen helvetiſchen Republik bei (4. Mai). Nur Graubündten, von Oeſtreichern beſetzt, blieb für jetzt noch unverändert. Die neue helvetiſche Republik aber ward von den Franzoſen nicht nur mehrerer Gebietstheile (z. B. eines Theils des Bißthums Baſel und der Städte Mühlhauſen und Genf) beraubt, ſondern auch genöthigt, ihrer Neutralität zu entſagen oder in einem Schutz- und Trutzbündniſſe (19. Aug.) zu verſprechen, an allen Kriegen Frankreichs Antheil zu nehmen und demſelben zwei Heerſtraßen nach Italien zuzugeſtehen.

So viele Anmaßlichkeiten und Gewaltthätigkeiten der franzöſiſchen Republik trieben zu der Zeit, als Bonaparte gegen Aegypten auszog, eine neue Coalition und durch dieſelbe einen neuen Landkrieg hervor.

England und **Rußland** waren die Träger dieſer neuen Coalition, der nach und nach **Oeſtreich**, **Neapel** und die **Türkei** beitraten. **England**, ſeit dem Frieden von Campo-Formio von Bundesgenoſſen verlaſſen und von Frankreich vielfach bedroht, fühlte ſich wie zur Fortſetzung des Kriegs, ſo zur Aufreizung und Unterſtützung anderer Mächte angetrieben; **Rußland** aber ward ſeit dem Tode Katharina's (17. Nov. 1796) von deren Sohn und Nachfolger **Paul** (geb. 1754, reg. 1796 bis 1801) zum Krieg gegen Frankreich hingeriſſen, da dieſen herriſchen und leidenſchaftlichen Kaiſer theils das Streben und Toben der franzöſiſchen Revolution, theils das Umſichgreifen des Directoriums erbitterte und zuletzt noch das Verfahren gegen den Malteſerorden, den er als eine Bildungsſchule des ritterlichen Geiſtes betrachtete und ſo hoch ſchätzte, daß er die Beſchützung und das

Großmeiſterthum desſelben annahm (10. Sept. und 13. Nov. 1798). Schon hatte er das von Oeſtreich entlaſſene Heer der Ausgewanderten und den aus Verona verdrängten Ludwig XVIII. in Rußland aufgenommen (Febr. 1798), als er mit England zuſammentrat und (im Aug.) Oeſtreich zum Krieg gegen Frankreich aufregte. Oeſtreich war dazu bereit, gereizt durch das Verfahren der Franzoſen in Raſtadt, Italien und Helvetien. — Neapel, ein ähnliches Schickſal wie das, welches den Kirchenſtaat betroffen hatte, fürchtend, wurde nicht nur durch England, ſondern auch durch ſeine Königin, eine Schweſter der unglücklichen Marie Antoinette, zum Kampf aufgereizt. Es ſchloß daher am 29. Mai ein Bündniß mit Oeſtreich und am 29. Nov. mit Rußland. — Preußen, wo ſeit dem 16. Nov. 1797 Friedrich Wilhelm III. herrſchte, trat, obſchon dringend dazu aufgefordert, der neuen Coalition nicht bei; es ſuchte Sicherheit und Vergrößerung in einer ſtrengen Neutralität. Dagegen wurden durch Rußland und England die Türken zu dieſer Coalition gezogen. Sie erklärten, um wegen des Einfalls der Franzoſen in Aegypten Rache zu nehmen, am 1. Sept. den Krieg an Frankreich, und ſchloſſen (23. Dec.) mit Rußland, (am 5. Jan. 1799) mit England und (am 21. Jan.) mit Neapel ein Bündniß. Bei der damaligen Lage Frankreichs, da das Directorium im Vertrauen der Nation ſchwankte, da der beſte Feldherr ſammt einem Haupttheile des Heeres in Aegypten war, und die Zerrüttung der Finanzen auch im

Heere Zerrüttungen erzeugte, ließen ſich große Erfolge von dieſer neuen Coalition erwarten. Wirklich trat durch ſie ein auffallender Glückswechſel und große Bedrängniß für Frankreich ein. Doch hatte das Glück der Verbündeten ſo wenig Beſtand; als ihre unnatürliche Verbindung.

Zur See blieb es bei dem Alten. Obſchon jetzt durch Hollands und Spaniens Seemacht unterſtützt, vermochte Frankreich nichts gegen die Ueberlegenheit Englands. Spanien ſelbſt verlor an dasſelbe ſeine Inſel Minorka (im Sept. 1798) und Holland einen Theil ſeiner Flotte (im Aug. 1799). Andrerſeits befehdeten die afrikaniſchen Raubſtaaten, die ſammt der Pforte ſich gegen Frankreich erklärt hatten, die franzöſiſchen Küſten, und eine ruſſiſche Flotte unter Uſchakow zog (20. Sept. 1798) aus dem ſchwarzen Meere durch die Dardanellen, vereinigte ſich (ein neues Zeichen, wie durch die franzöſiſche Revolution alle früheren Verhältniſſe verändert waren!) mit einem türkiſchen Geſchwader und eroberte mit demſelben (März 1799) die joniſchen Inſeln, die Frankreich im Frieden von Campo-Formio an ſich gebracht hatte.

Dagegen wechſelten zu Lande Siege und Niederlagen auf das Auffallendſte. Gleich anfangs war Frankreich glücklich, beſonders gegen Neapel, das zu voreilig den Kampf eröffnet hatte. Ehe noch die Oeſtreicher und Ruſſen, wie verabredet war, in Italien zuſammentrafen, drangen die neapolitaniſchen Truppen, etwa 60,000

Mann (unter dem öſtreichiſchen General **Mack**, der in neapolitaniſche Dienſte getreten war), in den Kirchenſtaat (23. Nov. 1798). Vor ihnen zog ſich **Championnet**, Oberbefehlshaber des franzöſiſchen Heeres daſelbſt, zurück, um Verſtärkungen zu ſammeln. Sie beſetzten daher Rom (29. Nov.) und vernichteten die vor wenigen Monaten geſtiftete römiſche Republik. Doch bald ging ihr Glücksſtern unter! Während der König von Sardinien, unter dem Vorwande, daß er mit den Neapolitanern in Verbindung ſtehe, von den Franzoſen genöthigt wurde, dem Fürſtenthum Piemont zu entſagen und nach Sardinien abzuziehen (10. Dec.), rückte **Championnet** neuverſtärkt gegen die Neapolitaner, vertrieb ſie aus Rom (13. Dec.) und überwältigte ſie in ihrem eignen Gebiete. König **Ferdinand** IV. mußte mit ſeinem Hofe nach Sicilien (31. Dec.), und General **Mack**, von der Volkswuth bedroht, ins franzöſiſche Lager flüchten (12. Jan. 1799). Vergebens tobten die Lazzaroni zu Neapel: ſie wurden durch die klugen Maßregeln des franzöſiſchen Obergenerals zur Ruhe gebracht (23. Jan.). Darauf wurde das Königreich Neapel in eine „**parthenopeiſche Republik**" umgewandelt und von derſelben eine Kriegsſteuer von 27 Mill. Livres erhoben. Da nun zu gleicher Zeit die Republik Lucca (4. Jan.) zur Annahme einer demokratiſchen Verfaſſung gezwungen, und der Großherzog von Toskana, Ferdinand, unter dem Vorwande, er habe Engländer und Neapolitaner begünſtigt, vertrieben wurde (15. März): ſo war nun ganz Italien, mit Ausnahme des ehemals venetianiſchen, jetzt öſtreichiſchen Gebiets, in den Händen der Franzoſen. Aber dieſer Beſitz war nicht geſichert! Denn jetzt führte Suworow ein ruſſiſches Heer von 72,000 Mann durch Mähren und Oeſtreich nach Italien, das für einige Zeit große Veränderungen hervorbrachte.

Bei der Annäherung dieſes Heeres hatten die franzöſiſchen Directoren dem Congreß zu Raſtadt erklären laſſen (2. Jan. 1799), ſie würden es als einen Friedensbruch anſehen, wenn dasſelbe ſeinen Marſch fortſetzen dürfte. Als auf dieſe Erklärung keine Antwort erfolgte, gingen die Franzoſen, die ſchon am 24. Jan. die ausgehungerte Feſtung Ehrenbreitſtein zur Uebergabe genöthigt hatten, unter Jourdan und Bernadotte (28. Febr. bis 2. März) bei Straßburg und Mannheim über den Rhein, während ſich Maſſena in der Schweiz gegen das von den Oeſtreichern beſetzte Graubündten hinwendete. Nun erſt, da ſchon in Helvetien und Schwaben unter wechſelnden Erfolgen gekämpft wurde, erließ das Directorium (12. März) eine Kriegserklärung gegen Oeſtreich.

Unter dieſen Umſtänden ging der öſtreichiſche Geſandte Graf von Lehrbach am 8. Apr. von Raſtadt ab, mit der Erklärung, daß der Kaiſer keinen der bisherigen Beſchlüſſe beſtätige und jede weitere Verhandlung zu Raſtadt als ungültig anſehe. Ohne ſich daran zu kehren, ſetzte die franzöſiſche Geſandtſchaft die Unterhandlungen mit der Reichsdeputation fort, unter dem Vorgeben,

geben, daß nur dem Hauſe Oeſtreich, nicht aber dem deutſchen Reiche der Krieg erklärt ſei, und wahrſcheinlich in der Abſicht, Kaiſer und Reich zu trennen. Hierauf erklärte ein öſtreichiſcher Oberſter Barbaczy am 22. Apr., der Congreß ſei als aufgelöſet zu betrachten, und die Geſandten ſollten abreiſen. Da ereignete ſich eine Gräuelthat. Die franzöſiſchen Geſandten Bonnier, Röberjot und Jean Debry wurden bei ihrer Abreiſe von Raſtadt nach Straßburg (in der Nacht vom 28. zum 29. Apr.) unweit Raſtadt von öſtreichiſchen (Szekler) Huſaren meuchelmörderiſch überfallen. Die beiden erſten wurden getödtet; der dritte, jedoch ſchwer verwundet, kam am nächſten Morgen nach Raſtadt zurück und fand bei dem preußiſchen Geſandten von Jacobi Schutz. Alle, noch in Raſtadt anweſende Geſandte erhoben laute Klagen, und zu Regensburg wurde, auf Antrag der deutſchen Reichsverſammlung, eine Unterſuchungs-Commiſſion niedergeſetzt (9. Aug.). Vergebens! Jene Klagen verhallten, dieſe Unterſuchungs-Commiſſion wurde bald wieder aufgehoben, und die Urheber jener Abſcheulichkeit blieben vor menſchlichen Gerichten unbeſtraft. Doch konnte Oeſtreich dem Vorwurfe nicht entgehen, den Geſandtenmord, wenn auch nicht anbefohlen, doch veranlaßt zu haben *).

Als

---

*) Sowohl von Dohm (Chriſt. Wilh. v. Dohm nach ſeinem Wollen u. Handeln, geſchildert von Gronau. Lemgo 1824, Abſch. X. und Beilage) als auch von Gagern (Mein Antheil an der Politik, 1823. S. 91) machen wahrſcheinlich,

Als dieß geſchah, war ſchon der Krieg zu wilden Flammen aufgelodert. In **Deutſchland** ſtand (im Febr. 1799) der Erzherzog **Karl** mit 80,000 Mann bei Friedberg in Baiern. Auf die Nachricht, daß **Jourdan** und **Bernadotte** über den Rhein geſetzt und im ſüdlichen Schwaben vorgedrungen wären, rückte er ihnen über Mindelheim und Memmingen entgegen und ſchlug ſie bei Oſtrach am 21. März und am 25. März bei Stockach, worauf ſie von dem Oberbefehl über die Donauarmee abtraten, und dieſe mit der Schweizerarmee, die **Maſſena** anführte, vereinigt wurde. Jetzt wendete ſich Erzherzog Karl gegen Maſſena. Am 23. Mai ſetzte er bei Schaafhauſen über den Rhein. Doch konnte er, beſchränkt durch die Befehle des Hofkriegsraths zu Wien, in der Schweiz wenig ausrichten, und im Auguſt, als die Franzoſen den Rhein bei Mannheim wieder überſchritten, Heidelberg beſetzt und Frankfurt gebrandſchatzt hatten (28. Aug.), mußte er nach Deutſchland zurückkehren. Hier trieb er die Franzoſen am 12. Sept. wieder über den Rhein und entriß ihnen auch Mannheim (18. Sept.), ſo daß das ganze rechte Rheinufer abermals von ihnen befreit wurde.

---

daß der öſtreichiſche Geſandte, Graf v. Lehrbach, der Anſtifter dieſes Geſandtenmordes war. **Schloſſer** (**Zur Beurtheilung Napoleons** ꝛc. 1832, S. 197) zeigt aus **Lavallette's Denkwürdigkeiten**, daß das öſtreichiſche Kabinet die franzöſiſchen Geſandten überfallen ließ, nicht um ſie zu tödten, ſondern um ihrer Papiere ſich zu bemächtigen, aus denen es die Verhandlungen, die deutſche Fürſten mit ihnen gepflogen hatten, erſehen wollte.

Mit größerm Nachdruck kämpften die Franzoſen in der Schweiz. Hier hatte Maſſena ſchon am 6. März die Feindſeligkeiten eröffnet, indem er unvermuthet den Lucienſtieg, den nördlichen Hauptpaß Graubündtens, überwältigte, den öſtreichiſchen General von Auffenberg mit etwa 3000 Mann bei Chur gefangen nahm und Graubündten beſetzte. Doch bald bemächtigte ſich der öſtreichiſche General Hotze, von Feldkirch aus, wiederum des Lucienſtiegs und vereinigte ſich nach blutigen Gefechten (vornehmlich bei Winterthur, 27. Mai) mit dem Erzherzog Karl, als dieſer bei Schaafhauſen über den Rhein geſetzt war. Maſſena war alſo genöthigt, Graubündten aufzugeben. Er nahm eine feſte Stellung vor Zürich ein, dann, in Folge eines heftigen Angriffs auf ſein Lager (3. und 4. Juni) und eines ihm nachtheiligen Treffens an der Limmat (16. Juni), am Berge Albis zwiſchen dem Vierwaldſtetterſee und dem Rheine. Hier vertheidigte er ſich, bis er, nach dem ſchon erwähnten Abzug des Erzherzogs Karl, gegen ein ruſſiſches Heer unter Korſakow, von welchem unten geredet werden ſoll, zu neuen Angriffen überging.

In Italien befehligte, bei Erneuerung des Kriegs, Scherer das franzöſiſche Heer, etwa 60,000 Mann. Aber Scherer, bisher Kriegsminiſter, war ein ungeſchickter Feldherr, zu dem ſeine Truppen kein Vertrauen hatten. Ihm gegenüber ſtand der öſtreichiſche General Kray, und beide trennte die Etſch. Scherer verſuchte über dieſelbe zu dringen; aber er wurde (26. März bis

5. Apr.) mit großem Verluſte zurückgeſchlagen und wich mit ſeinem Heere in großer Unordnung über den Mincio und Oglio bis zur Adda zurück. Noch ſchlimmer erging es den Franzoſen, als das ruſſiſche Heer aus Oeſtreich nach Italien kam, zu Verona am 15. Apr. ſich mit dem öſtreichiſchen vereinigte und Suworow Oberanführer der Verbündeten in Italien wurde (16. Apr.). Dieſer ungeſtüme, ſchonungsloſe Feldherr traf zuerſt mit Moreau (der an Scherers Stelle den Oberbefehl übernommen hatte) zuſammen und ſiegte am 27. Apr. bei Caſſano an der Adda ſo gewaltig, daß eine franzöſiſche Heerſchaar unter Serrurier gefangen, Moreau zum Rückzug nach Aleſſandria gezwungen, Mailand eingenommen und die ciſalpiniſche Republik aufgelöſet wurde.

Dieſem erſten Schlage folgten mehrere andre. Moreau hatte zu ſeiner Verſtärkung den General Macdonald, Championnets Nachfolger, aus Neapel herbeigerufen. Doch kaum hatte Macdonald Neapel verlaſſen (5. Mai), als letzteres durch eine Gegenrevolution, die der Cardinal Ruffo, unterſtützt von Ruſſen und Türken, in Calabrien begonnen hatte (im März 1799), für Frankreich verloren ging. Am 21. Mai nahm Ruffo, nach furchtbaren Aufſtänden der Lazzaroni's, die doch mehr ihrer wilden Leidenſchaftlichkeit, als dem Königthume dienten, Neapel ein, worauf die parthenopeiſche Republik abgeſchafft, das Königthum wieder hergeſtellt und gegen die Republikaniſch-Geſinnten auf eine gräuelvolle Weiſe gewüthet wurde. — Einige Monate darauf wurde, von Neapel aus, durch ein aus Neapolitanern, Ruſſen und Türken beſtehendes Heer, am 30. Sept. die römiſche Republik abgeſchafft, die Pabſtherrſchaft wieder hergeſtellt, und weiterhin (am 14. Mai 1800), auf Oeſtreichs Betrieb, Pius VII. in Venedig zum Pabſt erwählt.

Macdonald, der über Rom nach Toskana zog, konnte Moreau'n zu Aleſſandria nicht erreichen; denn Moreau wurde durch Suworow's wiederholte Angriffe (11.—22. Mai) genöthigt, nach Genua zurückzuweichen, und Macdonald, der die Oeſtreicher am Po, wo ſie vereinzelt ſtanden, zu ſchlagen hoffte, wurde in einer dreitägigen Schlacht (17.—19. Jun.) an der Trebia, unweit Piacenza, von den Oeſtreichern und Ruſſen (denn auch Suworow kam in Eilmärſchen herzu) ſo nachdrücklich geſchlagen, daß nur ein kleiner Theil ſeines Heeres ins Genueſiſche zu Moreau gelangen konnte. Eine Folge dieſes Sieges der Ruſſen und Oeſtreicher war der Fall der Städte und Feſtungen Turin (20. Jun.), Florenz (17. Juli), Aleſſandria (21. Juli), Mantua (28. Juli). Nun ſollte Joubert, zum Oberbefehlshaber ernannt und mit beträchtlichen Verſtärkungen verſehen, das Glück der franzöſiſchen Waffen in Italien wieder herſtellen; allein als er aus den Apenninen hervorgebrochen war, wurde er in der Schlacht bei Novi (15. Aug.) durch eine ruſſiſche Kugel getödtet und Moreau, der als Freiwilliger ihm zur Seite ſtand und nach ſeinem Tode den Oberbefehl übernahm, erlitt eine furchtbare Niederlage. Ueber 16,000

Franzoſen wurden getödtet und der Ueberreſt mußte nach Savona entweichen, worauf Tortona ſich den Verbündeten ergab (23. Aug.). Endlich ſchickte das Directorium den General Championnet, den es kurz vorher wegen ſeines Abſcheu's vor Räubereien gemißhandelt hatte, als Oberbefehlshaber mit einer neuen Armee von Grenoble nach Oberitalien. Aber auch er vermochte daſelbſt nichts auszurichten. Er wurde bei Foſſano von den Oeſtreichern geſchlagen (4. und 5. Nov.) und mußte ſich nach Genua hinwenden. Auf ſolche Art wurden den Franzoſen die Eroberungen Bonaparte's wieder entriſſen. Von ganz Italien war am Ausgange des Jahres 1799 nur noch Genua und Nizza in ihren Händen.

Aber nicht ſo glänzend, als er begonnen hatte, ſollte der Feldzug der Verbündeten endigen. Sie zerfielen unter einander, beſonders über die Beſitznahme Piemonts und Ancona's, und harte Unfälle trafen beſonders die Ruſſen in Helvetien und Holland.

Um Helvetien, wo ſich den Sommer hindurch Maſſena behauptet hatte, den Franzoſen zu entreißen und zugleich die gegen einander eiferſüchtigen Ruſſen und Oeſtreicher von einander zu halten, mußte Suworow mit ſeiner Armee im September aus Italien nach der Schweiz ziehen, wo ſchon Korſakow mit einem Heere von 36,000 Ruſſen vom Bodenſee her (im Auguſt) eingedrungen war. Auf die Nachricht von Suworow's Herbeirücken eilte Maſſena, den General Korſakow anzugreifen, und es gelang ihm, in der blutigen Schlacht an der Limmat und bei Zürich (25. und 26. Sept.) ſo entſcheidend zu ſiegen, daß Korſakow nur mit wenigen Trümmern ſeines Heeres bei Schaafhauſen über den Rhein nach Schwaben kom̃en konnte. Zu gleicher Zeit (25. Sept.) wurden auch die Oeſtreicher an der Linth (im Kanton Glarus) von Soult angegriffen, geſchlagen und zum Rückzug nach St. Gallen genöthigt. Suworow, der am 21. Sept. am Fuße des St. Gotthard angelangt war, konnte dieſe Niederlagen nicht rächen; er ſelbſt erlitt auf den beſchwerlichen Wegen in der Schweiz groſe Verluſte an Menſchen, Vieh, Geſchütz und Wagen. Gleichwohl wies er alle Angriffe, die auf ihn gemacht wurden, zurück und erreichte, auf der öſtlichen Seite der Schweiz hinziehend, Lindau am Bodenſee, wo er ſich mit den Ueberbleibſeln des korſakowſchen Heeres vereinigte. Mit dieſen rückte er, weitere Befehle ſeines Kaiſers erwartend, hinter den Lech; weshalb auch der Erzherzog Karl vom Rhein, wo er Philippsburg entſetzt und Mannheim eingenommen hatte (18. Sept.), nach Schwaben zurückwich.

Eben ſo unglücklich, als das Unternehmen der Verbündeten in Helvetien, lief ihr Unternehmen in Holland ab. Seit dem 27. Aug. war eine engliſch-ruſſiſche Armee, angeblich 30,000 Mann ſtark, nach und nach auf dem Helder gelandet, um Holland den Franzoſen zu entreißen und den Erbſtatthalter wieder einzuſetzen. Aber bei der Untauglichkeit ihres Oberanführers, des Herzogs von York, und bei dem tapfern Widerſtande des franzöſiſchen Generals Brune und des holländiſchen Generals

Dändels löſete ſie ihre Aufgabe nicht. Wohl bemächtigte ſich die engliſche Flotte eines großen Theils der holländiſchen Flotte (30. Aug.), der nach Yarmouth abgeführt wurde; aber nach mehreren unglücklichen Landtreffen (im Sept. und Oct.), in denen beſonders die Ruſſen verloren, ſchloß der Herzog von York, um ſich zu retten, den Vertrag zu Alkmar (18. Oct.), in welchem er verſprach, die bataviſche Republik völlig zu räumen und alle Gefangene zurückzugeben.

Mit tiefem Ingrimm vernahm Kaiſer Paul dieſe Vorgänge. Erbittert über die Unfälle, die ſeine Heere betroffen hatten, erbittert über die Engländer und Oeſtreicher, deren Eigennützigkeit und Fahrläſſigkeit er dieſe Unfälle anrechnete, und erbittert gegen Preußen, das trotz aller ſeiner Vorſtellungen bei der ſeit 1795 behaupteten Neutralität beharrte, beſchloß er, von der Coalition, die er ſelbſt betrieben hatte, abzugehen. Er rief daher den General Suworow mit allen ruſſiſchen Truppen zurück. Am 26. Jan. 1800 trat derſelbe ſeinen Rückzug nach Rußland an, wo er, ungnädig empfangen, bald nach ſeiner Ankunft ſtarb. Kaiſer Paul aber neigte ſich zu Frankreich hin, wo eben damals große Veränderungen im Innern ſich ereignet hatten.

7) Die letzten Zeiten der Directorialregierung, 1797—1799.

Das Directorium hatte aus Gründen, die ſchon oben angedeutet worden ſind, Ruhm und Anſehn verloren. Seit den neuen Wahlen (im Mai 1797), durch welche viele Royaliſten in den geſetzgebenden Körper gekommen waren (namentlich auch Pichegru, heimlich ein Parteigänger der Bourbons), erhoben ſich, beſonders im Rathe der Fünfhundert, Viele gegen das Directorium, machten ihm Unordnung im Finanzweſen, Kriegsluſt und Einführung eines neuen Gottesdienſtes, Theophilanthropie genannt, zum Vorwurf und ſannen auf Umſturz der Verfaſſung vom Jahre 1795. Ja im Directorium ſelbſt thaten ſich Spaltungen hervor; Carnot und Barthelemy (letzterer war anſtatt Letourneurs, den das Loos aus dem Directorium entfernt hatte, ſeit dem 6. Mai 1797 Director) traten den Anmaßlichkeiten ihrer Amtsgenoſſen, Barras, Rewbel und Lareveillere-Lepeaux, entgegen und waren oder hießen deshalb Verbündete der Royaliſten in beiden Räthen. Dagegen riefen die Triumvirn Barras, Rewbel und Lareveillere-Lepeaux, die den Beiſtand der Heere, beſonders des italieniſchen, zu gewinnen wußten, zu ihrem Schutze Truppen nach Paris. Als nun dieſe, auf Betrieb der Royaliſten, aus der Nähe der Hauptſtadt entfernt und überall die Nationalgarden wieder hergeſtellt werden ſollten, beſchloſſen die Triumvirn, den Verſchworenen in beiden Räthen zuvorzukommen und ſie ſammt den Directoren Carnot und Barthelemy mit Waffengewalt zu unterdrücken. Sie zogen daher in der Nacht zum 18. Fructidor (4. Sept. 1797) durch den General Augereau, den ihnen Bonaparte zum Beiſtande geſchickt hatte*), die um Paris gelagerten Truppen in die Stadt, unterdrückten durch ſie die Garde des geſetzgebenden Körpers und ließen ihre Gegner verhaften. Mehrere, auch Carnot, entkamen durch die Flucht; aber Barthelemy und eilf aus dem Rathe der Alten und zwei und vierzig aus dem Rathe der Fünfhundert (unter dieſen Pichegru) nebſt mehreren Beamten und Journaliſten wurden feſtgehalten und zur Verweiſung nach Cayenne verurtheilt**). Die Anhänger der Triumvirn in beiden Räthen beſtätigten dieſe Verfügung (5. Sept.), worauf die Geſetze gegen die Ausgewanderten verſchärft, die entfernten Volksvertreter durch andre vom Directorium erſetzt und an die Stelle der vertriebenen Directoren durch Wahlen der beiden Räthe (8. und 9. Sept.) Merlin von Douay und François von Neufchateau gebracht wurden. Das Volk blieb bei dieſen Begebenheiten, die einen Eingriff in ſeine Gerechtſame enthielten, ruhig; es ſchien ihm gleichgiltig, von wem es beherrſcht würde; es war der Revolutionsſtürme müde.

Aber das Directorium grub ſich ſelbſt ſein Grab, als es nach ſeinem Siege über den Royalismus und Republikanismus, im Vertrauen auf den fernern Beiſtand der Heere, ſich eine verfaſſungswidrige Gewalt anmaßte. Nur darauf bedacht, ſich zu erheben, trat es der Freiheit des Wählens entgegen, ſchreckte es ſeine Gegner mit Verhaftungen, Vermögenseinziehungen, Landesverweiſungen und Militär-Commiſſionen, und machte den geſetzgebenden Körper ganz von ſich abhängig. Dieſes Verfahren, von keinen ausgezeichneten Verdienſten umſchleiert, erregte Erbitterung. Als nun im Sept. 1798 die Conſcription eingeführt wurde, im Jahre 1799 Waffenunglück eintrat, und die Zahl der Gegner des Directoriums in beiden Räthen überwiegend wurde, erhoben ſich laute Klagen, und lebhaft wurde auf Abſtellung des Preßzwanges, gezwungener Anleihen und anderer Aeußerungen der Despotie des Directoriums gedrungen. Unter dieſen Umſtänden ward **Treilhard** (der am 22. Mai 1798, anſtatt François v. Neufchateau, Director geworden war) am 17. Jun. 1799 zum Abdanken genöthigt, dann auch (am 18. Jun.) **Merlin von Douay** und **Lareveillere-Lepeaux**, denen man Geſetzwidrigkeiten aller Art vorwarf. Nur **Barras** und **Sieyes** (der am 16. Mai 1799 anſtatt Rewbels ins Directorium trat) behaupteten ſich. An die Stelle der abgeſetzten Directoren kamen **Gohier**, ehemals Juſtizminiſter, der Advocat **Roger Ducos**, ein Freund Sieyes's, und der ruhmloſe General **Moulins**, Männer zwar nicht ohne Thätigkeit für die Erhaltung der Republik, aber ohne Eintracht und ohne Regierungstalente.

---

*) Damals nahm ſich Bonaparte des Directoriums an, um nicht den Royalismus aufkommen zu laſſen, der ſeinen herrſchſüchtigen Plänen entgegen war.

**) Die Namen dieſer Verurtheilten findet man in Bourrienne's Denkwürdigkeiten Th. I, S. 186 f.

Immer ſtärker trat nun der Unwille gegen das Directorium hervor. Alle Unfälle, die damals Frankreich trafen, ſchrieb man ihm zu, die Niederlagen und Verluſte in Italien, die Zerrüttung der Heere, die Auflöſungen im Innern, den Bürgerkrieg, der in der Vendée und Bretagne wieder hervorbrach (Oct. 1799), das Wiederemporkommen der Jacobiner, die ſich der Reitbahn (einſt des Verſammlungsplatzes des Convents) bemächtigten. Freilich zertheilten ſich die kriegeriſchen Ungewitter; in Helvetien und Holland blüheten für Frankreich neue Lorbeeren auf, Rußland trat von der Coalition zurück, Vorkehrungen zu neuen Siegen wurden von dem Directorium getroffen, und die Jacobiner, denen die Volksmaſſen, durch die ſie einſt tyranniſirt hatten, nicht mehr zu Gebote ſtanden, wurden von Fouché aus ihrem Sammelplatze vertrieben. Allein alles dieß wurde wenig beachtet. Alle Parteien wünſchten eine Regierungsveränderung, und das Directorium hatte keinen Halt mehr in den Gemüthern des Volks. Die Achtung, die es einſt genoſſen hatte, als es nach der ſchrecklichen Regierung des Convents hervortrat, dann durch die großen Siege Bonapartes verherrlichet wurde, war verſchwunden; aber verſchwunden war auch die Begeiſterung für Freiheit und Republik und dagegen ein Verlangen nach Ruhe, Sicherheit und feſter Ordnung des öffentlichen Lebens eingetreten. Kurz Frankreich befand ſich in einer Lage und Stimmung, die zur Wiederherſtellung der Monarchie hinneigte. Da kam Napoleon Bonaparte am 9. Oct. 1799 aus Aegypten nach Frankreich zurück, er, der damals allein geeignet war, die Monarchie wieder herzuſtellen, nicht bloß weil er Geiſt und Kraft zum Herrſchen beſaß, ſondern auch weil die Stimmen des Militärs, des Volkes und aller Vaterlandsfreunde ſich für ihn vereinigten.

8) Napoleons Thaten im Orient, Rückkehr nach Frankreich und Gelangen zur Herrſchaft, 1799.

Der Beſitz Aegyptens, den Bonaparte nach der Zerſtörung der franzöſiſchen Flotte bei Abukir mit verdoppelter Anſtrengung ſeiner Kräfte zu behaupten geſucht hatte, wurde aufs neue gefährdet durch die Erpreſſungen der Franzoſen und durch die Kriegserklärung der Pforte, die am 1. Sept. 1798 unter dem Einfluß Rußlands und Englands gegen Frankreich erfolgte. Vergebens ſuchte Bonaparte dieſe Kriegserklärung dem ägyptiſchen Volke zu verbergen; ſie wurde bekannt und gab nebſt jenen Erpreſſungen Veranlaſſung zu einem Aufſtande, der am 21. Oct. zu Kairo ausbrach. Anfangs ſchien dieſer Aufſtand den Franzoſen ſehr gefährlich zu werden. Doch als durch das franzöſiſche Geſchütz die Stadt beſchoſſen und die große Moſchée, der Mittelpunkt der Aufrührer, in Brand geſteckt wurde, unterwarfen ſich letztere der Gnade des Siegers. Die Ruhe in Aegypten wurde wieder hergeſtellt, und Bonaparte faßte nun den Plan, den

Türken, die zwei Heere, eines von Rhodos und ein anderes von Syrien her, nach Aegypten zu ſenden entſchloſſen waren, zuvorzukommen.

Er brach daher am 11. Febr. 1799 mit zwölf bis dreizehntauſend Mann nach Syrien und ließ zugleich drei Schiffe von Alexandrien auslaufen, um Belagerungsgeſchütz und anderes Kriegsbedürfniß an den Küſten hin fortzuſchaffen. Der Anfang dieſes Unternehmens war glücklich. Er eroberte am 17. Febr. die Grenzfeſte El Ariſch, am 24. Febr. Gaza, am 6. März Jaffa, und kam am 18. März vor St. Acre am Fuße des Berges Karmel. Aber die Eroberung dieſer großen und feſten Stadt gelang ihm nicht. Sie war von der Seeſeite her durch eine engliſche Flotte unter Sidney Smith (der auch das von Alexandrien abgeſendete Kriegsbedürfniß weggenommen hatte) geſchützt, und im Inneren leitete ein franzöſiſcher Ausgewanderter, Phelippeaux, den Widerſtand gegen das Belagerungsheer. Mochte auch Bonaparte über ein türkiſches Heer, das unter Ibrahim-Bey zum Entſatz Acre's und zum Einfall in Aegypten herbei zog, am Berge Thabor ſiegen (16. Apr.), Acre konnte er darum nicht erobern. Endlich da Hunger und Peſt und mit beiden Verſtimmung unter ſeinem Heere eintrat, und eine Landung der Türken in Aegypten zu beſorgen war, verzichtete er auf die Eroberung Acre's und trat am 20. Mai den Rückzug nach Aegypten an. Am 15. Juni kam er nach einem ſchreckensvollen Marſche mit etwa 8000 Mann nach Kairo zurück. Durch ſeinen

Feldzug nach Syrien hatte er die türkiſchen Rüſtungen daſelbſt vereitelt, und nun vereitelte er auch die Angriffe, die von Rhodos her geſchahen. Als nämlich am 12. Juli ein von Rhodos kommendes, türkiſches Heer, unter dem Geleite der Engländer, die Rhede von Abukir erreicht und am 14. Juli das Fort von Abukir erſtürmt hatte, eilte er herbei, und wußte durch ſein Feldherrntalent das feindliche Heer in der Schlacht von Abukir (25. Juli) theils zu tödten theils zu verjagen, und ſo die franzöſiſche Herrſchaft über Aegypten auf's neue zu befeſtigen.

Aber länger mochte er hier nicht bleiben. Die Zeitungsnachrichten, die ihm jetzt die Engländer zukommen ließen, die Schwierigkeiten ſeiner Stellung in Aegypten, die Ausſichten, die der Verfall des Directoriums ſeiner Herrſchſucht darbot, vielleicht auch der Gedanke, daß ſeine Rückkehr zum Heil Frankreichs nöthig ſei, beſtimmten ihn, Aegypten zu verlaſſen. Unter dem Vorwande einer Reiſe ins Delta brach er am 18. Aug. von Kairo, wohin er am 10. Aug. zurückgekommen war, nach Alexandrien auf. Dort übertrug er ſchriftlich dem General Kleber den Oberbefehl über Aegypten und das daſige franzöſiſche Heer und ſegelte am 23. Aug. mit vier Schiffen, die der Zerſtörung der franzöſiſchen Flotte bei Abukir entgangen waren, ab, begleitet von den Generalen Berthier, Murat, Marmont, Lannes, Andreoſſi und etwa vierhundert Soldaten. Dasſelbe Glück, das er auf der Hinfahrt nach Aegypten gehabt hatte, hatte er auf der Heimfahrt nach Frankreich. Er entkam den im mittelländiſchen Meere kreuzenden Engländern, vielleicht weil er einer preußiſchen Flagge ſich bediente *), vielleicht auch, weil er erſt an der afrikaniſchen Küſte, dann an der Weſtſeite Sardiniens und Korſikas hinſegelte, um im Nothfall auf den Strand laufen zu können. Nach achttägigem Verweilen auf Korſika (30. Sept. bis 8. Oct.), wozu widrige Winde ihn nöthigten, gelangte er am 9. Oct. glücklich an die franzöſiſche Küſte. Hier ſtieg er bei Frejus ans Land und reiſte dann, von der Zuvorkommenheit, mit der man ihn bewillkommte, fortgezogen, über Lyon nach Paris, wo er am 15. Oct. eintraf und ſogleich dem Directorium ſich vorſtellen ließ.

Der Eindruck, den ſeine Rückkehr erregte, ließ auf die Folgen derſelben ſchließen. Die Directoren und Jacobiner erſchracken: ſie ahneten, er ſei gekommen, um ihrer Herrſchaft ein Ende zu machen; das Volk aber kam ihm mit Jubel entgegen: es erblickte in ihm den Helden, mit dem die Tage des Ruhmes und Glückes zurückkehren müßten. Alle Parteien drängten ſich zu ihm, um ihn für ſich zu gewinnen. Die Directoren fragten ihn um Rath; Generale und Miniſter ſuchten ſeinen Schutz; von allen Seiten forderte man ihn auf, ſich der Republik an-

zuneh-

---

*) Buchholz, Geſchichte Napoleon Bonaparte's Th. III, S. 159. — Auch ging die (doch unwahrſcheinliche) Sage, die Engländer hätten ihn abſichtlich entkommen laſſen, um Aegypten deſto eher den Franzoſen wieder zu entreißen (ſ. Eggers Geſch. der Menſchheit. Kopenhagen 1806. Th. III, S. 252.)

zunehmen. Er ſelbſt zeigte ein geheimnißvolles Benehmen, entzog ſich allem Aufſehen Erregenden, gab ſich keiner Partei hin, beobachtete alles, offenbarte ſich Keinem und leitete im Stillen die Ausführung ſeiner Plane ein. Die mit ihm zurückgekommenen Generale wirkten für ihn unter den Truppen, ſeine Brüder Joſeph und Lucian, Mitglieder des geſetzgebenden Körpers, unter beiden Räthen, ſchlaue Beamte, wie Fouché und Talleyrand, die ſich zu ihm geſellten, unter den Geſchäftsleuten. Anfangs ungewiß, auf wen er ſich zunächſt ſtützen ſollte, traf er endlich mit Sieyes zuſammen, der, obgleich Director, mit Entwürfen zu einer neuen Verfaſſung beſchäftigt war und den Director Roger-Ducos, die Mehrzahl im Rathe der Alten und einen Theil im Rathe der Fünfhundert auf ſeiner Seite hatte. Am 6. Nov. traf er mit ihm die nöthigen Verabredungen, worauf er am 9. Nov. (18. Brumaire) den Umſturz des Directoriums und am 10. Nov. die Verlegung des geſetzgebenden Körpers, die Errichtung einer Conſularregierung und damit den Anfang ſeiner Herrſchaft ohne Blutvergießen und große Erſchütterungen, mit möglichſter Beobachtung geſetzlicher Formen zu Stande brachte *).

Hierauf arbeitete er mit Sieyes, Roger-Ducos und einem Ausſchuſſe beider Räthe an einer neuen Verfaſſung. Die von Sieyes ausgedachte, die nur

Ver-

---

*) Die Art, wie dieß geſchah, wird unten im zweiten Abſchnitte im Leben Napoleons geſchildert.

Verwickelungen und Schwächungen der Regierung darbot, war nicht nach ſeinem Sinne. Er beſtand darauf, daß die Regierung auch bei den republikaniſchen Formen, die ihm damals noch nöthig ſchienen, Kraft und Einheit oder ein monarchiſches Weſen haben müſſe, und er wußte ſeinen Willen geltend zu machen.

So entſtand die neue Verfaſſung, kraft deren Frankreich eine repräſentative Republik mit einer Conſularregierung ſein ſollte. Ein erſter Conſul (den Namen Dictator vermied man, wahrſcheinlich um keinen Anſtoß zu erregen) ſollte an der Spitze und neben ihm (um den Schein einer Monarchie zu vermeiden) ein zweiter und dritter Conſul, jeder mit einer beirathenden Stimme, ſtehen. Dieſe drei Conſuln ſollten von aller Verantwortlichkeit frei, auf zehn Jahre gewählt werden und dann wieder wählbar ſein. Der erſte Conſul erhielt die oberſte Leitung aller inneren und äußeren Angelegenheiten, das Recht Geſetze in Vorſchlag und die angenommenen Geſetze zur Ausführung zu bringen, die Unterhandlung mit auswärtigen Mächten, die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, die Leitung der Land- und Seemacht, die Ernennung der Miniſter, Staatsräthe, Geſandten, Officiere ꝛc. Beigegeben ward ihm, auſſer den Miniſtern, die die Vollziehung gefaßter Beſchlüſſe zu beſorgen hatten, ein Staatsrath von 50 Perſonen, der in ſeinem Namen Geſetze vorſchlagen und Schwierigkeiten, die in der Verwaltung vorkommen möchten, löſen ſollte. Der erſte Conſul war alſo der eigentliche Regent des Staates, der die geſetzgebende und geſetzausübende Gewalt in ſich vereinigte; die beiden andern Conſuln waren nur Nebelſterne, die ihn umgaben. Auch waren die Gehalte ſehr verſchieden. Während der erſte Conſul einen Jahresgehalt von 500,000 Livres beziehen ſollte, wurden jedem der beiden andern Conſuln nur 150,000 Livres als Jahresgehalt zugeſprochen. — Um den Schein der Volksſouverainetät zu erhalten, wurde ein Tribunat und ein geſetzgebendes Corps an die Stelle beider Räthe aufgeſtellt. Das Tribunat, aus hundert Mitgliedern beſtehend, ſollte das Recht haben, Vorſtellungen und Wünſche der Regierung vorzutragen und Geſetzvorſchläge zu prüfen. Es ſollte daher über die vom erſten Conſul vorgeſchlagenen Geſetze, Kriegserklärungen und Friedensſchlüſſe, Bündniſſe und Handelsverträge ſich berathen und, ohne darüber zu entſcheiden, die Gründe für Annahme und Verwerfung derſelben durch drei Redner aus ſeiner Mitte dem geſetzgebenden Corps vorlegen. Dieſes Corps, beſtehend aus dreihundert Mitgliedern, unter denen ſich aus jedem Departement wenigſtens ein Bürger befinden ſollte, erhielt das Recht, über die Geſetzvorſchläge, die ihm von der Regierung und dem Tribunate vorgelegt wurden, mit Ja oder Nein abzuſtimmen. Die Geſetze, für die es entſcheiden würde, ſollten von dem erſten Conſul bekannt gemacht werden. Die Sitzungen beider Behörden, des Tribunats und des geſetzgebenden Körpers, ſollten öffentlich ſein, doch nie über zweihundert Zuhörer zu denſelben zugelaſſen werden. — Um endlich die neue Verfaſſung zu ſichern, ward ein Erhaltungsſenat (Senat Conservateur) eingeſetzt, beſtehend aus achtzig Mitgliedern, die lebenslänglich ihre Stellen behielten, ſich ſelbſt ergänzten, aber zu keiner andern Anſtellung wählbar wären. Ihnen kam es zu, aus den, von den Departements eingeſchickten Liſten der zu Nationalſtellen wahlfähigen Bürger die Conſuln, die Mitglieder des Staatsrathes, des Tribunats und geſetzgebenden Corps, die Oberrichter und Rechnungscommiſſarien zu ernennen. Dieſer Erhaltungsſenat ſollte, wie es hieß, die Rechte und Freiheiten des Volkes wahren; aber unabhängig vom Volke, diente er nur dazu, demſelben die Wahlfreiheit zu entziehen.

Am 13. Dec. 1799 wurde dieſe neue Verfaſſung dem Volke zur Beſtätigung vorgelegt und ſchon am 25. Dec. in Wirkſamkeit geſetzt. Bonaparte nahm die Stelle des erſten Conſuls ein und wählte, da Sieyes und Roger Ducos freiwillig ſich zurückzogen, die Rechtsgelehrten Cambaceres und Lebrun, zwei nachgiebige Männer, die ihm bei Regierungsgeſchäften nützlich und bei ſeinem Streben nach Herrſchaft nicht nachtheilig ſein konnten, zu Nebenconſuln. Das Volk, gleichgiltig bei dem Umſturz des Directoriums und der Verdrängung ſeiner Repräſentanten, nahm ohne Widerſtreben dieſe neue Verfaſſung an; denn die Liebe für Demokratie, die im Jahre 1792 entflammt war, war im Jahre 1799 verraucht; die Republik hatte keinen Halt mehr in den

Gemüthern der Franzoſen; man ſehnte ſich nach einer Herrſchaft, die, aus den Stürmen der Revolution heraustretend, die Früchte derſelben erhalten ſollte.

Obſchon alſo Frankreich noch den Namen Republik führte, ſo war es doch in der That zur Monarchie umgeſtaltet. Alle Gewalt lag in den Händen des erſten Conſuls, auf welchen damals nicht bloß Frankreich, ſondern ganz Europa mit Achtung und Hoffnung hinblickte.

Zweiter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charaktere aus den Zeiten vom Anfang der franzöſiſchen Revolution bis zur Herrſchaft Napoleons.

I.

Die Wichtigkeit der franzöſiſchen Revolution.

Auſſer der Reformation gibt es keine Begebenheit der neueren Zeiten, die an Wichtigkeit der franzöſiſchen Revolution gleichkommt. Wahr iſt es, wir können ſie noch nicht vollſtändig erfaſſen: wir ſtehen ihr noch zu nahe, fort und fort erhellen ſich die Anſichten über ſie, immer weiter verbreiten ſich ihre Folgen; aber ſchon jetzt erblicken wir in ihr ein tiefgewurzeltes und weitverzweigtes Ereigniß, das einem hohen Ziele nachſtrebte, die Lebenskräfte der Völker aufregte, die größten Veränderungen im öffentlichen und häuslichen, im politiſchen und religiöſen Leben herbeiführte und der Anfangspunkt einer neuen Zeit wurde, kurz ein Ereigniß, in welchem ſich alles vereinigt, was eine Begebenheit als welthiſtoriſch bezeichnet. — Dieſe Behauptungen wollen wir hier in kurzen Umriſſen erörtern, um dem Vorurtheile zu begegnen, das in der franzöſiſchen Revolution nur eine meuteriſche Bewegung aus verderblichen Grundſätzen, nur einen Ausbruch und Inbegriff furchtbarer Leidenſchaften erblickt und das Weſen und die Bedeutſamkeit derſelben von den Verbrechen, die während derſelben verübt wurden, nicht zu unterſcheiden vermag.

Schon an ſich iſt die franzöſiſche Revolution wichtig durch den Zweck der Staatsverbeſſerung, den ſie urſprünglich hatte, durch die Kühnheit und Bedeutſamkeit der Ideen, die ſie ausſprach, durch die Stürme und Erſchütterungen, unter denen ſie hervortrat, durch die Raſchheit und Schnelligkeit, mit der ſie ſich entwickelte, durch die Manchfaltigkeit wechſelvoller Begebenheiten, die ſie umfaßt, durch die, im Guten und Böſen ausgezeichneten Männer, die ſie hervorrief. Wie hätte ſie alſo nicht die Theilnahme der Menſchen in Anſpruch nehmen ſollen? Und Theilnahme hat ſie gefunden; aber freilich auf verſchiedene Art! Die Einen blickten und blicken jetzt noch mit Haß und Abſcheu auf ſie hin, die Andern mit Freude und Hoffnung, noch Andre mit Wunſch und Begier, zu ihrem Fortgang mitzuwirken. Nur wer gleichgiltig bleibt bei menſchlichen Dingen, konnte gleichgiltig bleiben bei ihrem Anſchauen; aber ihre Wichtigkeit konnte Keiner in Abrede ſtellen, und immer wird dieſe, wie auch der endliche

liche Ausgang der revolutionären Zeiten ſich geſtalten mag, anerkannt werden.

Doch eine große Begebenheit muß nicht bloß nach dem, was ſie an ſich iſt, betrachtet werden, ſondern auch nach ihren Folgen, und bei Betrachtung ihrer Folgen muß man nicht bloß die näheren, ſondern auch die ferneren aufzufaſſen ſuchen. Denn wie der Hinblick auf die Folgen einer Begebenheit das Urtheil über die Wichtigkeit derſelben vervollſtändigt, ſo führt wiederum das Auffaſſen der ferneren Folgen neben den näheren zu einer gerechten Würdigung derſelben. Gewöhnlich ſind die nächſten Folgen großer Begebenheiten ſchreckhaft und verderblich, ihre ſpäteren aber erfreulich und ſegensreich; alſo müſſen, wollen wir bei Beurtheilung derſelben gerecht ſein, nicht bloß jene, ſondern auch dieſe ins Auge gefaßt werden. So verfahren wir bei der Würdigung der Kreuzzüge, ſo bei der Würdigung der Reformation, und ſo müſſen wir auch bei der Würdigung der franzöſiſchen Revolution verfahren. Verfahren wir aber auf ſolche Weiſe, ſo wird es uns deutlich werden, daß die franzöſiſche Revolution neben dem Böſen, was ſie ſchuf, ſegensreichen Einfluß auf Frankreich, auf Europa, auf auſſereuropäiſche Völker, ja auf die Menſchheit überhaupt hatte.

Viel Schreckliches hat ſie in Frankreich angerichtet. Sie hat die wildeſten Leidenſchaften entfeſſelt und dadurch Abſcheuliches erzeugt, die Mißhandlung und Hinrichtung eines wohlwollenden Königs, die mit ungerechten Einkerkerungen und Blutſtrömen bezeichnete Schreckensregierung

rung und den Militärdespotismus, der, wie dieſe, alle Freiheit darniedertrat. Sie hat Frankreichs Boden verwüſtet, indem ſie Landgüter und Schlöſſer zerſtörte, große Städte (wie Lyon) und ganze Gebiete (wie die Vendée) verheerte, und Raub, Plünderung und Gewaltthat jeder Art und nach jeder Gegend verbreitete. Sie hat Frankreich in Parteien zerriſſen, die mit blutigem Haſſe einander verfolgten, und dadurch vielen Tauſenden Vermögen, Heimath und Leben geraubt. Sie hat endlich die alten Formen des Lebens aufgelöſet, Thron und Altar umgeſtürzt, und dabei eine Rohheit herbeigeführt, die man in dem, durch Feinheit und Geſchmeidigkeit der Bildung ſonſt ausgezeichneten Frankreich nicht erwarten konnte *). Doch auch in Frankreich hat ſie neben dem Böſen, was ſie ſchuf, viel Gutes emporgebracht. Hat ſie die wildeſten Leidenſchaften entfeſſelt, ſo hat ſie auch die edelſten Tugenden belebt: gerade während der ſchrecklichen Schreckensregierung zeigte ſich, wie neben großen Verbrechen auch große Tugenden hervortreten, unerſchütterlicher Muth, Selbſtaufopferung aus Liebe und Treue und die hochherzige Geſinnung fürs Vaterland zu dulden und zu ſterben **). Hat ſie Frankreich ſchrecklich verwüſtet,

---

*) Beiſpiele der ſittlichen Entartung, die ſich in Folge der franzöſiſchen Revolution hervorthat, finden ſich bei Girtanner Th. IX, S. 490. und Thiers Th. III, S. 154.

**) Beiſpiele hoher Tugenden in dieſen ſchrecklichen Zeiten finden ſich bei Girtanner Th. XI, S. 19., bei Thiers Th. III, S. 55 und 56. Man vergleiche damit die Erinnerungen aus dem Leben wüſtet, ſo hat ſie auch Frankreichs Rieſenmacht ins Leben gerufen, indem ſie ſchlummernde Kräfte weckte, Talenten aller Art Gelegenheit bot, ſich geltend zu machen, und die Nation zu einer Anſtrengung begeiſterte, die das Staunen und Schrecken Europa's wurde. Hat ſie Frankreich in Parteien getheilt, ſo hat ſie auch Frankreich zu Einem Ganzen vereinigt, indem ſie die Scheidewände niederriß, die ſonſt die einzelnen Länder, Völkerſchaften und Stände trennten, und den ganzen franzöſiſchen Staat auf Ein Land, Ein Volk, Ein Recht zurückführte. Hat ſie endlich in Frankreich die alten Formen des Lebens aufgelöſet, ſo hat ſie auch ein neues, kräftiges Leben daſelbſt geſchaffen. Veraltete Mißbräuche wurden durch ſie entfernt, die Bevorrechtungen einzelner Gebietstheile und Stände aufgehoben, der Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel von beengenden und drückenden Feſſeln befreit, die Rechte des Volkes, der Regierung gegenüber, anerkannt und feſtgeſtellt *). Und welche Veränderungen hat ſie im geiſtigen Leben der Franzoſen hervorgebracht, in der Sprache, in der Literatur, im Auffaſſen der Kunſt, in religiöſen Anſichten, im geſelligen Verkehr! Kurz, ganz Frankreich wurde durch ſie zu einer Wiedergeburt geführt, und in Frankreich beſonders die Hauptſtadt Paris, die, wenn

---

der Madame Roland in den Zeitgenoſſen. Leipzig 1821, Neue Reihe, 1. Band, S. 1 — 128.

*) Vor der Revolution unterzeichneten die Könige Frankreichs ihre Geſetze mit den Worten: „tel est notre plaisir!" und Ludwig XIV. erklärte: „l'etat c'est moi!"

wenn auch ſchon früher in großem Anſehn, doch erſt während der Revolution, da ſie als Gebährerin und Erhalterin der Freiheit galt, der Mittelpunkt Frankreichs und gleichſam das Muſterbild desſelben wurde.

Aber nicht auf Frankreich allein konnte ſich der Einfluß der franzöſiſchen Revolution beſchränken; er mußte auch auf ganz Europa übergehen, theils weil Europa, beſonders ſeit Ludwig XIV., ſich gewöhnt hatte, das aufzufaſſen, was von Frankreich ausging, theils weil die durch die franzöſiſche Revolution ausgeſprochenen Ideen mit der in den Hauptſtaaten Europa's emporgekommenen Aufklärung in Einklang ſtanden, theils endlich weil Frankreich während des Revolutionskrieges mit allen europäiſchen Ländern in Berührung kam. Ja, alle Staaten Europa's, nicht nur die, welche die Revolutionsideen aufnahmen, ſondern auch die, welche ſie zurückſtießen und bekämpften, haben den Einfluß derſelben empfunden. Und welche wichtige Veränderungen hat ſie in ihnen hervorgebracht!

Blicken wir zunächſt nur auf Deutſchland! Vor der Revolution und beſonders ſeit dem dreißigjährigen Kriege betrachteten die Regenten, auch die, die durch Gerechtigkeit und Weisheit ſich auszeichneten, den Staat als ihr Eigenthum und die Völker als ihre Knechte, und folgten in Allem, auch wo ſie es wohlmeinten, nur ihrem Willen. Ohne die Stimme des Volkes zu berückſichtigen, verfuhren ſie mit dem Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen, wie es ihnen beliebte, überließen oder verkauften ſie (wie noch im nordamerikaniſchen Kriege geſchah) an Andre, änderten die Ausſprüche der Gerichtshöfe durch Kabinetsbefehle und verfügten oft die grauſamſten Strafen. Die Machtmittel, Geld und Soldaten, waren unbedingt in ihren Händen, und niedrige Kriecherei kam ihnen entgegen. Die Großen, ſonſt Gegner des Thrones, beugten ſich vor ihnen und ließen, ohne alte Gerechtſame zu wahren, die ſtändiſche Verfaſſung in Vergeſſenheit gerathen oder zur Unbedeutendheit herabſinken; die Beamten behandelten mit dem drückenden Uebermuthe, den ſie von ihren Obern erfuhren, ihre Untergebenen; und das Volk, durch harten Druck niedergehalten, ſah in dieſem Allen etwas Hergebrachtes, ohne nach deſſen Urſache und Recht zu fragen; der Gedanke an Staat und Staatsverfaſſung lag ihm fern; kaum wagte es von Gegenſtänden dieſer Art zu reden. Aber wie änderte ſich dieß ſeit der franzöſiſchen Revolution! Sie erweiterte den Kreis der Vorſtellungen, Erfahrungen und Beſtrebungen der Völker, lenkte ihre Aufmerkſamkeit auf den Staat und deſſen Mängel, führte ſie zum Gefühl ihrer Rechte und ihrer Kräfte und ſtimmte ihre Vorſtellungen über Regierende und Vornehme herab. Jetzt mußte manches anſtößig und widrig werden, was man vorher mit Gleichgiltigkeit ertragen hatte, und eine Sehnſucht nach Veränderungen mußte erwachen, an die man vorher nicht gedacht hatte; jetzt mußten aber auch Fürſten, Höflinge und Beamte eine andere Sprache reden, als vorher, und vieles in ihrem Verfahren umändern.

Doch nicht bloß in moraliſcher Hinſicht hatte die franzöſiſche Revolution unermeßlichen Einfluß auf Europa, ſondern auch in politiſcher Hinſicht. Sie vertrieb alte Regentenſtämme und ſetzte neue ein; ſie hob einige Staaten empor und brachte andre in Schwäche und Verwirrung; ſie ſtürzte alte Staaten um und baute neue auf, von denen freilich die meiſten wieder untergegangen ſind; ſie ſchuf erſt Republiken, dann wieder Königreiche und machte überall das Bedürfniß neuer Einrichtungen der Verfaſſung und Verwaltung fühlbar. Auch da, wo keine Staatsumwälzungen ſich erhoben, traten doch Staatsveränderungen ein, z. B. ſelbſt in der Türkei.

Beſonders wurde durch die franzöſiſche Revolution das Kriegsweſen umgeändert. An die Stelle der ſonſtigen Werbungen traten Volksbewaffnungen; die Heere wurden anders eingerichtet, bekleidet, geübt; neue Märſche, neue Schlachtplane kamen auf. Die Kriege ſelbſt erhielten eine andere Bedeutung: ſie wurden, wenigſtens eine Zeitlang, nicht um Länderbeſitz, ſondern um Verfaſſungen geführt, und eine Begeiſterung für Ideen ergriff und entflammte auch den gemeinen Soldaten.

Ferner, die europäiſche Politik wurde auf neue Bahnen geleitet! Unter den Stürmen der Revolution konnte die herkömmliche Kabinetspolitik nicht ausreichen; die Staatsmänner mußten jetzt nicht mehr die Forderungen der Fürſten, ſondern auch die Forderungen der Völker berückſichtigen und dieß um ſo mehr, je mehr die öffentliche Meinung, angeregt durch die Ideen, die mit der franzöſiſchen Revolution ins Leben traten, und verſtärkt durch die Erweiterung des geſelligen Verkehrs und durch die Vermehrung der Schriftſtellerei, ein Gewicht erhalten hatte, das bei diplomatiſchen Verhandlungen und Kabinetsbeſchlüſſen nicht überſehen werden konnte. Dabei änderte die franzöſiſche Revolution die ehemahligen Anſichten über die Art eines europäiſchen Gleichgewichts, ſtimmte die Meinung über die Bedeutſamkeit kleiner Staaten herab und führte neue Kriegs- und Bundesverhältniſſe und mit ihnen unerwartete Erſcheinungen herbei. Oeſtreich und Frankreich, ſeit 1756 vereinigt, traten gegen einander auf; Oeſtreich und Preußen, ſeit 1740 einander mißtrauend und abgeneigt, traten (1791) zuſammen; die Türkei verließ (1798) Frankreich und verband ſich mit Rußland, und Ruſſen und Türken wirkten mit zur Wiederherſtellung des Pabſtes und zur Errichtung eines Freiſtaates (der joniſchen Inſeln). Dieß alles geſchah in dem erſten Jahrzehnt der franzöſiſchen Revolution; noch Mehreres und Unerwarteteres erfolgte unter Napoleons Regierung und bei deſſen Sturze! Ueberhaupt iſt die franzöſiſche Revolution gleichſam die Quelle aller ſeit 1789 eingetretenen politiſchen Ereigniſſe, der ſichtbare Anfang des heute noch in Europa fortwährenden Kampfes um Herrſchergewalt und Volksrechte, um das durchs Herkommen Beſtehende und das durch die Vernunft Begründete.

Doch nicht auf Europa beſchränkte ſich der Einfluß der franzöſiſchen Revolution: er erſtreckte ſich auch auf auſſereuropäiſche Länder und Völker. Ihn erfuhr zunächſt Amerika, das in Folge derſelben von europäiſcher Herrſchaft ſich losriß und auf Bahnen gerieth, die eine weitere Entwickelung dieſes Erdtheils herbeiführen müſſen. Den Anfang hierzu hatte bereits vor der franzöſiſchen Revolution Nordamerika gemacht, das ſogar mit ſeiner, durch Frankreichs Beiſtand geförderten Freiwerdung zum Ausbruch dieſer Revolution beitrug. Aber wie Nordamerika wiederum durch ſie Anlaß zur Fortbildung ſeiner politiſchen Grundſätze und zur Vergrößerung ſeines Gebiets, Handels und Seeweſens erhielt: ſo ward auch das übrige Amerika durch ſie zu einem neuen Umſchwung veranlaßt. Indem ſie (15. Mai 1791) die Erklärung der Menſchenrechte auf die franzöſiſchen Inſeln bezog, erregte ſie in Weſtindien Neger und Mulatten zum Streben nach Freiheit und Gleichheit; indem ſie hergebrachte Regierungseinrichtungen auflöſete und Feſſeln, die den Völkerrechten entgegen waren, zerbrach, erregte ſie in ganz Amerika ein Streben nach Unabhängigkeit oder Selbſtändigkeit. Ein ſolches Streben brach zuerſt in St. Domingo hervor, wo unter furchtbaren Gräuelthaten anfangs ein Kaiſerthum, dann ein Negerfreiſtaat, die Republik „Hayti", ſich bildete. Allmählich ergriff ſolches Streben auch andere amerikaniſche Länder. Braſilien wurde, ſeitdem das aus Portugal geflüchtete Haus Braganza ſich dorthin gewendet hatte (1807), aus einer abhängigen Colonie ein unabhängiges Reich, das von Portugal ſich losſagte; und im ſpaniſchen Amerika entzündete ſich, ſeit die franzöſiſche Revolution Spanien erſchütterte, ein Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit, der Süd- und Mittelamerika von Spanien losriß und zur Selbſtändigkeit hinführte. — In Afrika erfuhr, auſſer Algier, beſonders Aegypten den Einfluß der franzöſiſchen Revolution, da es in Folge derſelben von den Franzoſen überfallen und durch dieſen Ueberfall auf die Bahn der Cultur, die jetzt daſelbſt aufblüht, hingeleitet wurde. — Auf Aſien endlich wirkte die franzöſiſche Revolution nicht bloß dadurch ein, daß Syrien von der Grenze Aegyptens bis zu St. Acre von franzöſiſchen Truppen heimgeſucht wurde (1799), ſondern auch dadurch, daß die Engländer Gelegenheit erhielten, ungehindert von Franzoſen und Holländern ihre Herrſchaft über Oſtindien auszubreiten.

Sieht man nach dieſem Allen noch auf die Lehren, Warnungen und Erfahrungen, welche die franzöſiſche Revolution aufſtellt, wie ſie die Rechte der Vernunft gegen Willkür, Herkommen und Vorurtheile in Schutz nahm; wie ſie Veranlaſſung gab, daß ſtaatsrechtliche Fragen durchforſcht und die Begriffe über Menſchen- und Völkerrechte, über bürgerliche und politiſche Freiheit, über Staatsverfaſſungen und Staatsverwaltungen erhellt wurden; wie ſie zu der Ueberzeugung führte, daß der Fanatismus, er ſei religiöſer oder politiſcher Art, zu den ärgſten Abſcheulichkeiten verleitet, daß die moraliſche Kraft eines Volkes mehr Bedeutung hat, als die Größe des Schatzes und der Heere, daß das Intereſſe des Regenten von dem Intereſſe des Volks nicht getrennt werden darf, und daß jeder Einzelne ſein Wohl im Wohle des Ganzen zu ſuchen hat: ſo läßt ſich wohl behaupten, daß ihr Einfluß auf die Menſchheit ſich erſtrecke. Freilich kann man nicht leugnen, daß zu ihrem Einfluſſe das Fortſchreiten des Zeitgeiſtes mitwirkte, und daß vieles, was nach ihr zur Fortbildung der Menſchheit geſchah, nicht gerade durch ſie geſchah; aber leugnen kann man auch nicht, daß, wie ſie durch das Fortſchreiten des Zeitgeiſtes emporkam, ſie wiederum auf dieſes Fortſchreiten mächtig einwirkte.

Einſt ſagte Mirabeau, „die franzöſiſche Revolution werde die Reiſe um die Welt machen.“ Dieſes Wort hat Wahrheit; nicht in ſo fern, daß überall, wie in Frankreich, eine Revolution ſich erheben müſſe, ſondern in ſo fern, daß die Wirkungen der franzöſiſchen Revolution nach und nach über die Erde ſich verbreiten und zur Läuterung der Staaten und zur weitern Entwickelung der Menſchheit dienen werden. Die Anſtrengungen und Opfer, die eine große Menſchenſchaar für die Verbeſſerung des bürgerlichen Zuſtandes bereits beſtanden hat und noch beſteht, können nicht vergeblich ſein: die Zeit wird kommen, wo aus dieſen Blutſaaten ſegensreiche Erndten hervorgehen werden!

II.

Charakteriſtik einiger Vorfechter der franzöſiſchen Revolution.

Obſchon das Entſtehen der franzöſiſchen Revolution nicht einzelnen Menſchen zuzuſchreiben iſt, ſondern dem Entwickelungsgange Frankreichs überhaupt, ſo haben doch einzelne Menſchen auf den Ausbruch, Fortgang und Umſchwung derſelben ſo bedeutend eingewirkt, daß ſie gleichſam im Vordergrunde der Begebenheiten erſcheinen und als Vorfechter der Revolution betrachtet werden können. Wir rechnen zu ihnen den Grafen Mirabeau, den Abbé Sieyes, den Herzog von Orleans, den Aſtronom Bailly und den General Lafayette, und wollen hier das Eigenthümliche derſelben mit kurzen Worten erörtern, theils weil es an ſich wichtig iſt, einflußreiche Männer näher kennen zu lernen, theils weil dadurch der Anfang und Fortgang der franzöſiſchen Revolution anſchaulicher werden kann.

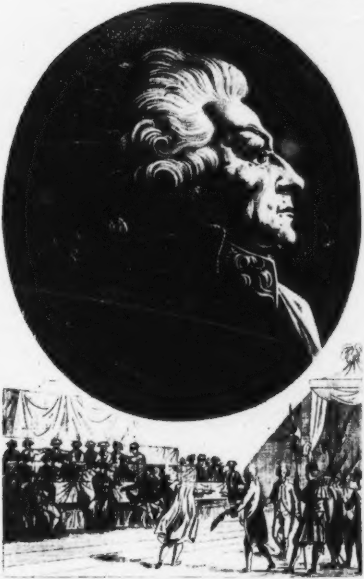
Gabriel Riquetti Graf von Mirabeau (geb. den 9. März 1749 zu Bignon in der Provence), von Bailleul „der Herkules der Revolution" genannt (er ſelbſt nannte ſterbend ſich den Achilles derſelben), kräftig an Körper und Geiſt, heftig und leidenſchaftlich, ehrſüchtig und unbedenklich in der Wahl der Mittel zu ſeinen Zwecken, war eben ſo berühmt durch Rednerkraft, als berüchtigt durch Unſittlichkeit. Einen großen Theil ſeiner ſturmvollen Jugend hatte er bei Widerſetzlichkeit gegen einen harten Vater in Gefängniſſen und im Auslande zugebracht. Dadurch war er, wie zur Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften, ſo auch zur Bekämpfung des Despotismus hingeführt worden. Als die Wahlen zur Ständeverſammlung (1789) eröffnet wurden, ſuchte er Deputirter des Adels der Provence zu werden; aber von ſeinen Standesgenoſſen zurückgewieſen, weil er in ſchlimmem Rufe ſtand und nur Schulden, nicht Güter hatte, trat er zum dritten Stande, legte zu Aix einen Tuchladen an, in welchem er ellenweiſe Tuch verkaufte. Hier wußte er einen ſolchen Enthuſiasmus für ſich zu erregen, daß er von der Provence zum Deputirten des dritten Standes erwählt wurde. In der Ständeverſammlung ſelbſt nahm er durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, durch die Lebenskraft ſeiner Beredſamkeit, und durch die Kühnheit, mit welcher er der Regierung entgegentrat, den erſten Platz unter den Vorfechtern der Revolution ein; der Hof ſah mit Furcht und Grauen auf ihn. Damals hatte er großen Einfluß auf die Umgeſtaltung Frankreichs und auf die Verbeſſerung des bürgerlichen Zuſtandes *). Doch trifft

ihn

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXI. — Die unter demſelben befindliche Vignette deutet auf den (oben S. 24 erwähnten) Vorgang, wo Mirabeau dem Ceremonienmeiſter von Brézé, der den dritten Stand im Namen des Königs aufforderte, den Reichsſaal zu räumen, die Worte zurief: „Nur Bajonetten werden wir weichen!“

B. VI. T. XXXI.



Gabriel Riquetti Graf von Mirabeau.

ihn der Vorwurf, daß er nicht aus Gefühl für Recht und Staatswohl, ſondern um politiſche Bedeutſamkeit zu gewinnen oder um ſeiner Eitelkeit und Rachſucht Befriedigung zu verſchaffen, die Sache des Volkes vertrat, und Geſinnungen ausſprach, die ſeinem Innern fremd waren *). Zuletzt zerfiel er mit ſeiner eignen Partei, da ſie die drückende Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, er ihr Ausſchreiten ins Maßloſe nicht ertragen konnte. Er verkaufte ſich dem Hofe (Febr. 1791), angeblich um den König in den Stand zu ſetzen, aus eigner, landesväterlicher Bewegung Staatsveränderungen einzuleiten. Aber ſchwerlich würde er, was er dem Hofe verſprach, haben erwirken können. Denn war er auch ſtark genug, eine Revolution zu entzünden, ſo war er gewiß nicht ſtark genug, ihre Flammen zu löſchen. Ein Glück für ihn war ſein baldiger Tod (2. Apr. 1791). Damals war ſein Uebertritt zur Königspartei noch nicht öffentlich bekannt; er galt noch als eifrigſter Vertreter der Volksrechte, und wurde daher in die Genovevakirche (die damals zu einem Pantheon für ausgezeichnete Patrioten umgewandelt wurde) unter großem Gepränge begraben. Späterhin, da ſeine Verhandlungen mit dem Hofe klar wurden und

---

*) Necker ſagte von ihm (wie Frau von Stael, Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution Th. II, S. 267 meldet): „Er war Tribun aus Berechnung und Ariſtokrat aus Neigung.“ Dagegen ſchildert ihn Bailleul (kritiſche Unterſuchungen ꝛc. Th. II, S. 189 u. 311), mit parteiiſcher Vorliebe, als Patrioten in Wort und Geſinnung.

er nun als Volksverräther erſchien, wurde (laut eines Decrets des National-Convents vom 25. Nov. 1793) ſein Leichnam aus dem Pantheon wieder herausgeſchafft und dagegen Marats Leichnam in dasſelbe gebracht.

Nicht ſo beredt, aber fruchtbarer an Ideen, als er, zeigte ſich der Abbé Immanuel Joſeph Sieyes, der Sohn eines Landmanns, geboren zu Frejus am 3. Mai 1748. Er erhielt ſeine erſte Bildung durch Jeſuiten, kam dann (1762) in die Sorbonne zu Paris, wo er Theologie und Philoſophie ſtudirte, ward ſeit 1775 Canonicus und Kanzler der Kirche zu Chartres, mit der Erlaubniß, in Paris zu bleiben (nie hat er gepredigt, nie Beichte geſeſſen; er beſchäftigte ſich nur mit dem Verwaltungsweſen der Kirche) und gelangte 1789, von der Stadt Paris zum Deputirten des dritten Standes erwählt, zur Ständeverſammlung *). Reich an Kenntniſſen und Ideen, fähig, in wenigen Worten Vieles zuſammenzufaſſen, ausgeſtattet mit kalter Klugheit, ſelten kühn hervortretend, weit öfter im Verborgnen wirkend, war er eben ſo geſchickt, ſich in Umſtände zu fügen, als Umſtände einzuleiten. Noch vor Eröffnung der Ständeverſammlung hatte er als Schriftſteller ſeinen Namen berühmt gemacht und gleichſam den Aufſchwung der Revolution eingeleitet durch ſeine vielgeleſene Schrift:

---

*) Ausführlich iſt das frühere Leben des Abbé Sieyes geſchildert von Poſſelt in dem Lexikon der franzöſiſchen Revolution. Nürnberg 1802, S. 1—73.

Schrift: „Was iſt der dritte Stand?", die unter allen Flugſchriften, welche der Revolution vorausgingen, das meiſte Aufſehn und die folgereichſten Wirkungen erregte *). „Nichts," war ſeine in lakoniſcher Kürze gefaßte Antwort, „nichts iſt der dritte Stand, ſo wie er jetzt iſt, und Alles, wenn er ſein wird, was er werden muß." Hiermit ſprach er den Gedanken aus: „Der dritte Stand bilde ganz eigentlich die Nation, und das Daſein des erſten und zweiten Standes ſei nur eine Folge von Anmaßungen." Nach Eröffnung der Ständeverſammlung berieth er in dieſem Geiſte den dritten Stand, galt als deſſen Orakel und gab nützliche Rathſchläge, auf welche ſelbſt Mirabeau einging, der ihn allen Mitgliedern dieſer Verſammlung vorzog. An der Abfaſſung der vier Conſtitutionen, die von 1791 bis 1799 in Frankreich erſchienen, hatte er mitwirkenden Antheil; doch offenbarte ſich, wie Bailleul meint, ſeine Geiſtesſtärke mehr im Auffaſſen des Fehlerhaften, als im Aufſtellen des Beſſern **). Obſchon er im Anfange der Revolution

---

*) Qu' est ce-que le tiers état? par Mr. l'Abbé Sieyes. à Paris 1789. Im Bezug auf dieſe Schrift bemerkt Bailly (Denkſchrift eines Augenzeugen ꝛc. Deutſch. Weimar 1805, S. 53): „Der Abbé Sieyes iſt unſtreitig einer von denen, die am kräftigſten die Revolution vorbereitet und geleitet haben. Er hat das Intereſſe des dritten Standes am kräftigſten verfochten."

**) Bailleuls kritiſche Unterſuchungen ꝛc. Leipzig 1819, Th. I, S. 149. — Napoleon ſchildert den Abbé Sieyes (Las Caſes Tagebuch ꝛc. Th. VI, S. 130—132) als verſchmitzt und habſüchtig, erkennt es aber an, daß derſelbe einen Reichthum lichtvoller Ideen hatte. — In ſeinen Denkwürdigkeiten (niedergeer nun als Volksverräther erſchien, wurde (laut eines Decrets des National-Convents vom 23. Nov. 1793) [illegible]

[illegible] Jeſuiten, kam dann (1762) in die Sorbonne zu Paris, wo er Theologie und Philoſophie ſtudirte, ward ſeit 1775 Canonicus und Kanzler der Kirche zu Chartres, mit der [illegible]*) [illegible] zu Kenntniſſen und Ideen, fähig, in wenigen Worten Vieles zuſammenzufaſſen, ausgeſtattet mit kalter Klugheit, ſelten kühn hervortretend, weit öfter im Verborgnen wirkend, [illegible] ſich in Umſtände zu fügen, als [illegible]

---

*) Ausführlich iſt das frühere Leben des Abbé Sieyes geſchildert von Veſſelt in dem Lexikon der franzöſiſchen Revolution. Nürnberg 1802, S. 1 – 21.

Schrift: „Was iſt der dritte Stand?“, die unter allen Flugſchriften, welche der Revolution vorangingen, das meiſte [illegible] und die folgenreichſten Wirkungen er- [illegible] Daſein des erſten und zweiten Standes iſt nur eine Folge von Anmaßungen.“ Nach Eröffnung der Ständeverſammlung berieth er in dieſem Geiſte den dritten Stand, galt als deſſen Orakel und gab nützliche Rathſchläge, [illegible] ſtärke mehr im Auffaſſen des Fehlerhaften, als im Aufſtellen des Beſſern**). Obſchon er im Anfange der Re-

---

[illegible]

** [illegible] S. 1[illegible]. — Napoleon ſchildert ihn [illegible] Tagebuch ꝛc. Th. VI, S. 1[illegible] als verſchmitzt und [illegible], erkennt es aber an, daß derſelbe einen [illegible] Ideen hatte. — In ſeinen [illegible] volution erklärt hatte: die Freiheit kann nicht ſicherer beſtehen, als in gehörig beſchränkten Monarchien; ſo ſtimmte er doch als Mitglied des National-Convents (17. Jan. 1793) für den Tod des Königs, weil ihm derſelbe unvermeidlich ſchien *). Den Stürmen, die unmittelbar nach Hinrichtung des Königs ausbrachen, entging er durch Klugheit. Bei dem Streite der Jacobiner und Girondiſten ſchlug er ſich, obſchon Mitglied des National-Convents und Jacobinerclubbs, zu keiner der beiden Parteien, und während der Schreckensregierung zog er ſich, ſo viel er konnte, zurück. Erſt als Robespierre und deſſen Anhang geſtürzt war, erhob er wieder ſeine

Stimme

ſchrieben von Gourgaud, Th. I, S. 62) ſagt Napoleon von ihm: „Er taugt nicht für die Ausführung; denn er kennt die „Menſchen nicht, und verſteht nicht, ſie in Thätigkeit zu ſetzen; „allein er iſt im Stande, in den wichtigſten Augenblicken und bei „ernſthaften Kriſen nützlichen Rath zu ertheilen und ſolchen auf „lichtvolle Art vorzutragen. Er iſt der Urheber der Eintheilung „Frankreichs in Departements, die den Parteigeiſt zerſtört hat. „Obgleich er auf der Tribune keine bedeutende Rolle geſpielt hat „(er wirkte in den Ausſchüſſen, was Mirabeau auf der Rednerbühne weiter verarbeitete): ſo hat er doch den Erfolg der Revo„lution durch ſeine Rathſchläge in den Ausſchüſſen weiter vor„bereitet.“

*) Daß er bei dieſem Abſtimmen nichts weiter geſprochen habe, als die Aufſehen erregenden und eiſige Kälte verrathenden Worte: la mort sans phrase („Tod, ohne Geſchwätz!“), wie viele behaupten (ſ. Girtanner hiſt. Nachr. Th. XI. S. 557), wird von Oelsner (am angef. Orte S. 42) in Zweifel gezogen. Doch gibt derſelbe zu, daß Sieyes bei dieſem Abſtimmen nichts weiter geſprochen habe, als „la mort,“ während Andere daſſelbe Votum mit weitläuftigen Reden begleiteten oder begründeten.

Stimme im National-Convente (8. März 1795) und verſchaffte den am 31. Mai 1793 geächteten Girondiſten die Wiederaufnahme. Im November 1795 ſchlug er die Directorialwürde aus, empfindlich, daß man ſeinen Verfaſſungsentwurf nicht angenommen hatte *); aber nachdem er im Mai 1798 als Geſandter der franzöſiſchen Republik am preußiſchen Hofe geweſen war, um dieſen zur Neutralität zu beſtimmen, nahm er am 16. Mai 1798 dieſe Würde an, um jetzt eine neue Verfaſſung aufzubringen. Das gelang ihm nach Napoleons Rückkehr aus Aegypten (am 9. und 10. Nov. 1799), aber nicht nach ſeinem Sinne: er wurde von Napoleon überſtrahlt und ſein Verfaſſungsentwurf zurückgedrängt. Er ſchied daher aus dem proviſoriſchen Conſulate, trat aber in den Erhaltungsſenat (Senat Conservateur), ohne doch unter Napoleons Regierung zu einiger Bedeutſamkeit zu gelangen. Bei Napoleons Sturze (1814) trat er mit ſeinen Rathſchlägen wieder hervor, und Napoleon, von Elba zurückgekehrt, berief ihn in die Pairskammer. Aber nach der Wiederherſtellung der Bourbons (1815) mußte er zufolge des königlichen Befehls gegen die Königsmörder (24. Juli 1819) Frankreich verlaſſen. Seitdem lebte er in Brüſſel.

Nicht, wie er, durch Geiſt und Kenntniſſe, auch nicht, wie Mirabeau, durch Kühnheit und Beredſamkeit, ſon-

---

*) Bailleul (Th. II, S. 313) bemerkt: „Sieyes beſaß die furchtbare Wuth, alles zu tadeln, was er nicht erſonnen hatte."

ſondern nur durch ſein Geld und ſeine Gemeinheit behauptete bei Eröffnung der Ständeverſammlung großen Einfluß auf die Volkspartei Ludwig Philipp Joſeph, Herzog von Orleans, erſter Prinz von königlichem Geblüte (geb. 17. Apr. 1747), einer der reichſten, aber auch einer der verrufenſten Menſchen ſeiner Zeit. Wie ſein Urgroßvater (ehemals, 1715 — 1723, Regent von Frankreich) war er bei manchen Anlagen und Fertigkeiten den ausſchweifendſten Sinnengenüſſen ergeben, und nicht großartige Geſinnung führte ihn dem Volke zu: — es gab Augenblicke, in denen er die Volksrechte verhöhnte; — ſondern ſein Haß gegen die Königin, von der er ſich verſchmäht ſah, vielleicht auch das Verlangen, den franzöſiſchen Thron zu beſteigen. Schon im Jahre 1787 war er im Parlamente gegen die Beſchlüſſe des Königs aufgetreten; weshalb er vom König aus Paris verwieſen (19 Nov. 1787), aber von dem Volke als Herold der Freiheit geprieſen wurde *). Nach ſeiner Rückkehr (17. Apr. 1788) ließ er, während der Vorbereitungen zur Ständeverſammlung, Anweiſungen für die Wähler drukken und verbreiten, die auf Befriedigung der damaligen Wünſche des dritten Standes drangen. Zum Deputirten erwählt, trat er in die Ständeverſammlung und in derſelben ſchon am 25. Juni 1789 zum dritten Stande.

Als-

---

*) Man ſehe die Geſchichte der Staatsveränderungen in Frankreich ꝛc. Th. II, S. 115, wo ſich auch eine Charakteriſtik des Herzogs von Orleans und ſeines früheren Lebens findet.

Alsbald bemächtigten ſich ſeiner die Eiferer für Demokratie, um durch ſein Geld auf den Pöbel zu wirken. Von ihnen fortgezogen, gab er ſich einem wilden Sansculottismus hin, und opferte Pflicht, Ehre und Vermögen dem Streben nach Volksgunſt und Herrſchaft auf. Er nahm (14. Sept. 1792) den Namen Philipp Egalité an, verbreitete das Gerücht, er ſei nicht vom Herzog Ludwig von Orleans, ſondern von einem Kutſcher erzeugt, ſtimmte (ſelbſt zum Abſcheu vieler ſeiner Genoſſen) für den Tod des Königs und ließ das Todesurtheil, ſobald es ausgeſprochen war, unter den Fenſtern des Königs ausrufen *). Wirklich kam er einige Male (z. B. am 5. Oct. 1789, am 22. Juni 1791, am 10. März 1793) der Thronbeſteigung nahe; aber es fehlte ihm in den entſcheidenden Augenblicken an Kühnheit, und die Revolutionsmänner, auf die er baute, hatten ganz andre Zwecke, als ſeiner Eitelkeit oder Rachſucht zu dienen. Als er endlich nichts mehr beſaß und denen, die ihn zum Werkzeuge ihrer Plane gemacht hatten, ein Ueberläſtiger wurde, traf ihn das Schickſal, das er ſich ſelbſt bereitet hatte. Er wurde, nachdem ſein Sohn mit Dumouriez entflohen war (4. Apr. 1793), für verdächtig und der Republik gefährlich erklärt, hierauf verhaftet (9. Apr.) und als Gefangener nach Marſeille abgeführt, dann nach Paris zurückgebracht und daſelbſt am 6. Nov. guillotinirt.

Lebens-

---

*) Girtanner's hiſtor. Nachrichten. Bd. IX, S. [illegible]. Bd. XI, S. 553—571.

Lebensüberdruß oder Verzweiflung ſchien ſich damals ſeiner bemächtigt zu haben *).

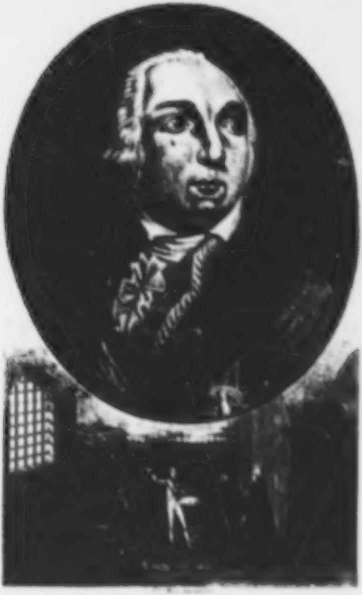
Gern wenden wir uns von ihm zum General Lafayette, der, fern von den unlautern Abſichten eines Orleans und der Zweideutigkeit eines Mirabeau, nur zur Verwirklichung der Ideale bürgerlicher und politiſcher Freiheit, die von früher Jugend an bis zum ſpäten Greiſenalter ſeinen Geiſt erfüllten, unter den Verfechtern der Revolution auftrat.

Gilbert Mottier Marquis de Lafayette, geboren den 6. Sept. 1757 zu Chavagnac (im Departement der Loire), Sprößling einer angeſehenen Familie und verſchwägert (1773) mit dem Hauſe Noailles, hatte Ausſichten auf glänzende Hof- und Staatsſtellen; aber Freiheitsideen lockten ihn, den neunzehnjährigen Jüngling, das Vaterland mit allen Genüſſen und Ausſichten, die es ihm darbot, zu verlaſſen, um jenſeit des Meeres für Freiheit zu kämpfen. Ehe noch Frankreich ſich öffentlich gegen England erklärt hatte, ging er im Anfang des Jahres 1777 als Freiwilliger nach Nordamerika, und fand dort in dem Aufſtreben des nordamerikaniſchen Volkes und in dem Leben des edlen Washington Vorbilder und Antriebe für ſein Leben und Handeln. Voll Begeiſterung für Menſchen- und Bürgerrechte kam er nach

Frank-

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXIV. — Die beigefügte Vignette bezieht ſich auf die Art, wie der Herzog das Todesurtheil, das ihm im Gefängniß angekündigt wurde, vernahm.



Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Orleans,
Egalité genannt.

Frankreich zurück und ſuchte und ſand hier Gelegenheit, ſeine Ideen geltend zu machen. Schon als Mitglied der Verſammlung der Notabeln (1787) eiferte er für Volksrechte, als er mit einer Anklage gegen den Miniſter Calonne auftrat, dann mitten in der Verſammlung ausrief: „Wir ſtellen die Nation nicht vor; wir können keine Auflagen und Anleihen verwilligen.“ Als Deputirter bei der Ständeverſammlung 1789, trat er, nachdem er bereits zur Vereinigung der Stände am 23. Juni vieles beigetragen hatte, ſchon am 11. Juli mit einer Erklärung der Menſchen- und Bürgerrechte hervor, die in die Verfaſſungsurkunde des Jahres 1791 überging. Wenige Tage darauf (15. Juli) wurde er von der Stadt Paris zum Befehlshaber der Nationalgarde erwählt, die erſt durch ihn ihre Einrichtung erhielt. Um mit ihr Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten, hatte er bei der damaligen Aufgeregtheit und Zügelloſigkeit des Volkes mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und oft vermochte er nicht, Frevelthaten zu verhindern; doch gelang es ihm, manches Böſe zu verhüten oder zu vermindern. Dabei blieb er wegen ſeiner innigen, uneigennützigen und beharrlichen Freiheitsliebe in Anſehn bei dem Volke und bei der Nationalverſammlung. Bei dem großen Bundesfeſte zu Paris (14. Jun. 1790) hatte er die Ehre und Freude, daß ihm übertragen wurde, im Namen aller Nationalgarden, aller Regimenter und aller Bürger Frankreichs den Eid der Treue zu leiſten, und bei den Feſtlichkeiten, die wegen Aufſtellung der erſten Conſtitution am 18. Sept.

1791 zu Paris veranſtaltet wurden, drängte ſich das Volk zu ihm, um ihm Beweiſe der Liebe, Achtung und Dankbarkeit zu geben. Aber ſchon damals fühlte er, daß er bei ſeinem Streben, eine auf Geſetze gegründete Freiheit, oder eine der nordamerikaniſchen ähnliche Verfaſſung aufzuſtellen, in einen doppelten Zwieſpalt gerieth, hier mit den Jacobinern, dort mit den Bevorrechteten, von denen dieſe hinter ſeinen Wünſchen zurückblieben, und jene weiter gingen, als er beabſichtigte. Als ſeine Verpflichtungen mit dem Schluſſe der erſten Nationalverſammlung ſich endigten, legte er gleich nach Eröffnung der zweiten Nationalverſammlung (am 8. Oct. 1791) den Oberbefehl über die Nationalgarde nieder und ging auf ſeine Güter in der Auvergne, begleitet von dem Bedauern ſeiner Waffengefährten, von denen er in einem herzlichen Schreiben Abſchied nahm *). Am Schluſſe des Jahres 1791 neben Rochambeau und Lukner zum Oberanführer des Heeres ernannt, kehrte er nach Paris zurück, und nach einem ehrenvollen Empfange von Seiten der geſetzgebenden Verſammlung (24. Dec.) trat er zu Metz den Oberbefehl über das Heer des Mittelpunktes an.

Im Kampfe gegen die Oeſtreicher, der im Apr. 1792 ſich erhoben hatte, konnte er nur wenig ausrichten, und im Kampfe gegen die Jacobiner, die die neue Conſtitution umzuſtoßen ſuchten, unterlag er. Gewiß meinte er

es

---

*) Man findet dieſes Schreiben in Girtanner's hiſt. Nachrichten, Th. VIII, S. 20 — 33.

es gut bei dieſem Kampfe, indem er, wie Waſhington zum Beſten des Vaterlandes dem Geſetz die Herrſchaft zuwenden und die Gegner geſetzlicher Ordnung unterdrücken wollte; aber es war Thorheit und Eitelkeit, daß er zuviel auf den Glanz ſeines Namens, auf die Reinheit ſeiner Abſichten, auf den Werth ſeiner Ideen baute und darum wähnte, er könne den Stürmen gebieten oder den Strom der Begebenheiten leiten. Als die Jacobiner immer mehr gegen den König und die neue Verfaſſung losſtürmten, ſendete er aus ſeinem Lager von Maubeuge ein Schreiben vom 16. Juni 1792 an die Nationalverſammlung, in welchem er dieſe aufforderte, die neue Conſtitution und mit ihr das königliche Anſehn aufrecht zu erhalten und die Jacobiner als Ruheſtörer und Vaterlandsfeinde zu unterdrücken. Dieſes Schreiben nützte weder ihm, noch der Sache, die er vertrat: man tadelte in der Nationalverſammlung (18. Juni) unumwunden ſeine Anmaßlichkeit, und es erfolgte der Aufſtand am 20. Juni, der Schimpf und Schmach über das königliche Anſehn brachte. Er eilte hierauf nach Paris und hielt (28. Juni) in der Nationalverſammlung eine Rede, in welcher er ſeine und ſeines Heeres Entrüſtung über die Vorgänge des 20. Juni ausſprach und auf nachdrückliche Beſtrafung derſelben drang. Dieſer übereilte Schritt hätte ihm bald den Untergang gebracht. Man fand es (und nicht mit Unrecht!) ſtrafbar, daß er ohne Urlaub und im Angeſichte des Feindes das Heer verlaſſen habe, und ſich erdreiſte, der Nationalverſammlung, von der er Befehle zu erhalten habe, Vorſchriften zu machen. Nur der Verwendung ſeiner zahlreichen Freunde und der Anerkennung ſeiner früheren Verdienſte hatte er es zu danken, daß die ihm gemachten Vorwürfe niedergedrückt wurden, und er am 30. Juni unangetaſtet zu ſeinem Heere zurückkehren konnte. Nicht lange darauf erfolgten die Abſcheulichkeiten des 10. Auguſts. Da ſuchte er mit Hilfe des Heeres den König und die Verfaſſung wieder herzuſtellen; aber das Heer folgte ihm nicht, als er es zu einem Zuge nach Paris aufforderte, und er mußte flüchten, wollte er nicht ein Opfer der Jacobiner werden. In der Nacht vom 19. zum 20. Aug. verließ er mit einem Theile ſeines Generalſtabes das Heer und Frankreich, um über Holland und England nach Nordamerika zu entkommen. Allein er fiel den Oeſtreichern in die Hände und wurde bis zum Frieden von Campo Formio (1797) erſt zu Weſel, dann zu Magdeburg, endlich zu Olmütz gefangen gehalten. Als Napoleon zur Herrſchaft gelangt war (Nov. 1799), kam er wieder nach Frankreich; aber ſo wenig Napoleon mit ihm, ſo wenig konnte er ſich mit Napoleon befreunden: er ſah in Napoleon den Unterdrücker der Freiheitsideen, und Napoleon in ihm einen Verblendeten, deſſen Beſtrebungen ihm nachtheilig werden könnten *). Er lebte daher während Napoleons

---

*) Napoleon ſagte von ihm (ſ. Las Caſes Tagebuch ꝛc. Th. VI, S. [illegible]): „Lafayette war, wie Bailly, ein politiſcher Gimpel und durchaus nicht für die große Rolle geſchaffen, die er doch ſpielen wollte. Bei ſeiner politiſchen Bonhomie wurde er immerwährend von Menſchen und Dingen hinters Licht geführt."

poleons Regierung auf ſeinem Landgute in der Auvergne. Erſt bei Napoleons Sturze trat er wieder hervor, um ſeinen Freiheitsideen die Geltung zu verſchaffen, die ſie unter dieſem Gewaltigen nicht finden konnten. Beſonders trug er vieles zu Napoleons Thronentſagung (22. Juni 1815) bei. Aber er ſah ſich in ſeinen Hoffnungen abermals getäuſcht. Wie oft er auch, als Mitglied der Kammer (1818—1824), ſeine Lieblingsideen wiederholte, er konnte ihnen keine Anerkennung oder Verwirklichung verſchaffen. Dagegen fand das Verdienſtliche ſeines Lebens Belohnung und ſeine Eitelkeit volle Befriedigung, als er im Jahre 1824, auf erhaltene Einladung, nach Nordamerika reiſte, wo die glänzendſten Ehrenbezeigungen ihm entgegenkamen, dann im Jahre 1830, als die Julirevolution ausbrach, bei welcher er aufs neue als Anführer der Nationalgarde und als Verkündiger der Freiheitsideen in den vorderſten Reihen glänzte. Doch ehe noch das Jahr 1830 zu Ende ging, verſchwand er wieder vom Schauplatz, da er in Zeiten und Umſtände ſich nicht finden konnte und unabläſſig dabei beharrte, eine der nordamerikaniſchen ähnliche Verfaſſung einzuführen.

Ein wohlmeinender und uneigennütziger Vertreter geſetzlicher Freiheit und Vorfechter der Revolution, wie er und eine Zeitlang eng mit ihm verbunden, war **Bailly**, der Gelehrſamkeit mit Gewandtheit, hellen Geiſt mit feſtem Muthe verband.

Jean Sylvain Bailly, geboren zu Paris den 17. Sept. 1736, der Sohn eines Auſſehers der königlichen Bildergallerie, hatte einen großen Theil ſeines Lebens den Wiſſenſchaften, namentlich der Aſtronomie zugewendet und durch Unterſuchungen über den Mond und die Trabanten des Jupiter, dann durch eine Geſchichte der Aſtronomie (1775—1783) und durch eine Lobrede auf Leibnitz ſeinen Namen ſchon berühmt gemacht, als er im Jahre 1789 von der pariſer Bürgerſchaft zum Deputirten bei der Ständeverſammlung ernannt wurde. Kaum ließ ſich von einem Manne, der ſo lange den Wiſſenſchaften gelebt hatte, Sinn und Geſchick für öffentliche Geſchäfte erwarten; und doch zeigte er, zu den Händeln und Stürmen des Staatslebens hingezogen, die Beſonnenheit und Gewandtheit eines erfahrenen Geſchäftsmannes. Vom Volke wie von allen Gebildeten geachtet wurde er zum erſten Präſidenten des dritten Standes und (als dieſem Adel und Klerus beigetreten waren) der Nationalverſammlung, dann (16. Juli 1789) zum erſten Maire der Hauptſtadt ernannt. In beiden Stellen erwarb er ſich Ruhm und Anſehn. Vorzüglich entwickelte er als Maire eine umſichtige und raſtloſe Thätigkeit, um Lebensmittel herbeizuſchaffen, Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten und das Gegenſtreben der Ariſtokraten und Demokraten abzuwehren. Freilich konnte er die Wildheit des Volkes nicht immer bändigen; manchmal mußte er, wenn es mit ſtürmiſchem Ungeſtüm Brod, Waffen und Geſtattung jeder Zügelloſigkeit von ihm verlangte, Widriges zugeben und Widriges erdulden; doch gelang es ihm auch, ſo lange er Maire war, Gährungen zu unterdrücken und Ruhe zu erhalten. Namentlich vereitelte er, vereinigt mit Lafayette, am 17. Juli 1791 das Vorhaben der Jacobiner oder Sansculotte's, nach der Flucht des Königs die Aufhebung des Königthums zu erwirken. Mit Kraft und Entſchloſſenheit trieb er damals die Ruheſtörer vom Marsfelde zurück. Nach Einſetzung der zweiten Nationalverſammlung, als Lafayette den Oberbefehl über die Nationalgarde aufgab, legte er das Amt eines Maire nieder (11. Nov. 1791). Während nun die Revolution, deren Aufkommen er gefördert hatte, zu furchtbaren Gräueln fortſchritt und ſelbſt denen, durch die ſie emporgebracht worden war, zum Verderben wurde, lebte er größtentheils in der Gegend von Nantes und ſchrieb daſelbſt ſeine Denkſchrift über die erſten Zeiten derſelben. Aber der Haß der Jacobiner, denen ſeine Mäßigung und ſein Unwille gegen ihre Beſtrebungen zuwider war, verfolgte ihn. Von dieſem Haſſe bedroht und doch nicht geneigt, Frankreich zu verlaſſen, was ihm als ein Vergehen gegen das Vaterland erſchien, begab er ſich, auf Einladung ſeines Freundes Laplace, nach Melun. Doch kaum war er daſelbſt angelangt, als er von den Jacobinern ergriffen und als Gefangener nach Paris geſchleppt wurde (Juni 1793). Hier kam er in die Conciergerie. Nach vier Monaten (am 10. Nov.) wurde er vor das Revolutionsgericht gezogen und als Verbrecher an der Nation,

— weil er nicht, wie von ihm verlangt worden war, gegen die unglückliche Königin gezeugt und weil er am 17. Juli 1791 die Sansculotte's vom Marsfelde vertrieben hatte, — zum Tode verurtheilt, den er am 11. Nov. nach vielen Mißhandlungen mit wahrem Heldenmuthe erlitt *).

III.

Die erſten Stürme der franzöſiſchen Revolution.

1) Aufſtand zu Paris vom 12. bis zum 14. Juli 1789.

Der eigentliche Herd, auf welchem das Revolutionsfeuer angeſchürt wurde, und der Stützpunkt der Nationalverſammlung bei ihren Angriffen auf das Königthum war die große Hauptſtadt Paris, und wiederum in Paris das Palais-Royal, ein ungeheurer, dem Herzog von Orleans zugehöriger Palaſt, der mit ſeinen Flügeln alles umſchließt, was der feinern und gröbſten Sinnlichkeit Befriedigung gewähren kann, und darum ein vielbeſuchter Vergnügungsort und Sammelplatz derer, die eine Staatsveränderung erwarteten und zu erwirken ſuchten.

Schon

---

*) Eine ausführliche Schilderung der Mißhandlungen, die ihm widerfuhren, und des Heldenmuthes, den er ihnen entgegenſetzte, findet ſich bei Girtanner, Th. XIV, S. 374 und bei Thiers, Bd. V, S. 296.

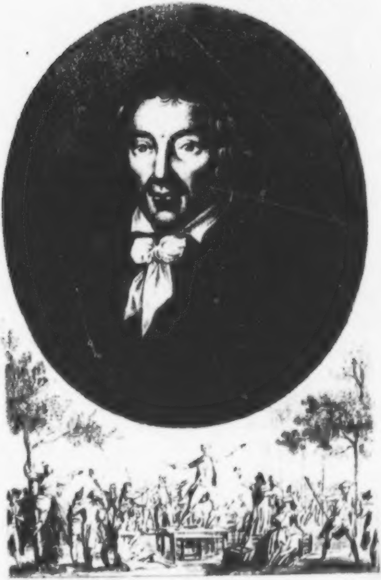
Schon von dem Augenblicke an, wo die Veranſtaltung der Ständeverſammlung angekündigt worden war, hatte ſich hier, wie in ganz Paris, eine revolutionäre Bewegung hervorgethan. Laut und mit Ungeſtüm wurde die Abſchaffung drückender Vorrechte und Belaſtungen und die Emporbringung freiſinniger Ideen beſprochen, und jeder Schritt, den der dritte Stand vorwärts that, und jede Maßregel der Regierung, die demſelben entgegen war, erregte Freude oder Schmerz, Hoffnung oder Angſt. Die zur Wahl der Abgeordneten des dritten Standes ernannten Wähler (Electeurs), aus den ſechzig Bezirken der Stadt Paris, blieben, trotz eines königlichen Verbots, zuſammen (angeblich um die Verbindung mit ihren Abgeordneten fortſetzen zu können) und bildeten ſich zu einer Behörde, die das Stadthaus einnahm, ſich mit den Provinzen des Reichs in Briefwechſel ſetzte und auf die Verhandlungen in der Nationalverſammlung einwirkte. Das Volk aber der Hauptſtadt hatte ſchon vor Eröffnung der Ständeverſammlung (am 27. Apr. 1789) in der Vorſtadt St. Antoine das Haus eines angeſehenen Tapeten-Fabrikanten, Reveillon, beſtürmt, weil dieſer den Arbeitslohn herabſetzen wollte, und bald nach Eröffnung der Ständeverſammlung war es (30. Juni) aus dem Palais-Royal hervorgebrochen und hatte eilf Soldaten der franzöſiſchen Garde, die wegen revolutionärer Geſinnung oder That verhaftet worden waren, aus dem Gefängniß gewaltſam befreit. Jener frühere Aufſtand war durch das kräftige Einſchreiten der franzöſiſchen Garde geſtillt worden; aber bei dieſem ſpätern Aufſtande hatte die Regierung die Befreiung der Gefangenen genehmigt. Von dieſer Nachgiebigkeit und ſeinem Ungeſtüm fortgezogen, zeigte ſich das Volk immer widerſpenſtiger. Die Zuſammenziehung ausländiſcher Truppen zwiſchen Paris und Verſailles vermehrte die Gährung, ſtatt ſie zu ſtillen. Durch dieſe Truppen, hieß es, ſolle Paris ausgehungert, eingenommen und geplündert, die Nationalverſammlung nach Metz verwieſen, und jeder Volksfreund in derſelben zum Tode oder zum Gefängniß abgeführt werden; eine zweite Bartholomäusnacht ſei im Nahen, und Rettung nur möglich, wenn die Volksgewalt der Königsgewalt zuvorkomme.

So war die Lage der Dinge zu Paris, als am 12. Juli 1789, einem Sonntage, Nachmittags gegen vier Uhr die Nachricht daſelbſt eintraf, daß Necker, damals ein Liebling des Volks (weil man ihn als den Einzigen betrachtete, der in der Nähe des Königs die Sache des Volkes und der Freiheit vertrete) ſeiner Miniſterſtelle entſetzt und aus dem Reiche verwieſen ſei. Dieſe Nachricht, mit der ſich zugleich das Gerücht verbreitete, daß auch der Herzog von Orleans, damals gleichfalls als Freund und Beſchützer des Volks geprieſen, entfernt ſei, fiel unter die Volksmenge im Palais-Royal wie ein Funken in eine Pulvertonne, und trieb einen furchtbaren Aufſtand hervor *).

Die

---

*) Bei dem Sturm der Begebenheiten und dem weiten Bereich derſelben an verſchiedenen Punkten der großen Hauptſtadt konnten



Camille Desmoulins.

Die Tauſende, die im Palais-Royal zuſammen waren, geriethen in die ſtürmiſchſte Bewegung; Haufen ſammelten ſich zu Haufen und unter ihnen ſprang Camille Desmoulins, ein junger Advokat, auf einen Tiſch und rief mit erſchütternder Stimme: „Necker hat „ſeinen Abſchied, und dieſer Abſchied iſt das Signal zu ei„nem Blutbad der Patrioten! Dieſen Abend werden die „Bataillone der Schweizer und deutſchen Truppen aus „dem Marsfelde einbrechen, um uns zu ermorden. Ein „einziges Rettungsmittel bleibt uns übrig, nämlich die „Waffen zu ergreifen und Kokarden aufzuſtecken, um uns „zu erkennen.“ Eine Zeitlang ſchwieg er, während unendlicher Beifall ihm entgegentönte; dann fuhr er fort: „Freunde, das Signal iſt gegeben! Die Polizeiſpione „faſſen mich ſchon ins Geſicht. Wenigſtens werde ich „nicht lebendig in ihre Hände fallen.“ Bei dieſen Worten zog er zwei Piſtolen aus der Taſche und rief: „Ein jeder Bürger thue es mir nach!“ *). Das Feuer ſeines Redens und

---

nicht alle einzelnen Umſtände dieſes Aufſtands genau aufgefaßt werden. Sie werden daher von verſchiedenen Schriftſtellern verſchieden angegeben. Wir theilen hier mit, was nach Vergleichung mehrerer Angaben uns als das Wahrſcheinlichſte ſcheint, wobei uns vornehmlich zu Führern dient die Geſchichte der großen Revolution in Frankreich von Friedrich Schulz (Berlin, 1790), das Werk eines Augenzeugen, der aber doch nur Einiges, nicht Alles ſelbſt auffaſſen konnte; Girtanners hiſtor. Nachr., Th. I, S. 255 ff., und die Geſchichte der Staatsveränderung in Frankreich, Th. III, S. 54—114, die mehrere Berichte neben einander ſtellen.

*) Hieher gehört das Kupfer Taf. XXXIII. — Die unter demſelben befindliche Vignette deutet auf das hier erzählte Factum hin.

und Handelns entzündete gleiches Feuer unter den um ihn Verſammelten. Wie ſie wild ihn umarmten, ſo wiederholten ſie mit wildem Geſchrei die Worte: „zu den Waffen! — Die fremden Truppen werden mordend und plündernd in Paris einbrechen! Nur durch Gewalt läßt Gewalt ſich vertreiben!" Augenblicklich nahm man grüne Bänder oder Blätter zu Kokarden, bewaffnete ſich mit Allem, was in die Hände fiel, ſtürzte haufenweiſe dahin und dorthin, befahl die Schauſpielhäuſer zu ſchließen, holte die Büſten Neckers und des Herzogs von Orleans herbei, umwand ſie mit Blumenkränzen und Trauerflor, und trug ſie unter wildem Geſchrei durch die beſuchteſten Straßen der Stadt. Je weiter der Zug ging, deſto größer ward das Zuſtrömen und deſto ausgelaſſener das Toben des Volkes.

Auf die erſte Nachricht von dieſem Aufſtande hatte der Baron von Beſenval, damals Commandant zu Paris, das Reiterregiment Royal-Allemand und zu deſſen Unterſtützung ein Bataillon Schweizer herbeirücken laſſen. Aber da ihm vom König befohlen war, mit möglichſter Schonung zu verfahren, und da er ſelbſt, hochbejahrt und pünktlichſt gehorſam, Ernſt und Nachdruck ſcheute: ſo diente die Halbheit ſeiner Maßregel mehr zur Erhitzung als zur Stillung des Aufſtandes. Wohl kam

es,

Desmoulins Worte, von verſchiedenen Schriftſtellern verſchiedentlich aufgeſtellt, ſind hier aus Desmoulins eignen Angaben (abgedruckt im Revolutions-Almanach 1793, S. 114 ff.) entlehnt.

es, als der tobende Zug mit Neckers und Orleans Büſten zu dem Vendomeplatz gelangte, zwiſchen dem Volke und den Soldaten des Regiments Royal-Allemand zum Handgemenge: Blut floß von beiden Seiten; die Träger und Begleiter der Büſten wurden verjagt, dann das Volk aus dem Garten der Tuilerien vertrieben, wobei der Obriſt jenes Regiments, Prinz Lambesc, mit eigner Hand einen bejahrten Mann verwundete; aber das Toben des Aufſtandes wurde nicht niedergedrückt, ja es nahm immer mehr überhand. Denn jetzt traten die Soldaten der franzöſiſchen Garde dem Volke bei und ſtürmten auf das Regiment Royal-Allemand los. Beſenval zog daher ſeine Truppen in das Lager auf dem Marsfelde; der Pöbel aber, hierdurch ermuthigt, verbreitete ſich unter dem Geſchrei: „Es lebe der dritte Stand!" durch die Straßen, plünderte die Niederlagen der Waffenſchmidte, ſteckte Barrieren und Zollhäuſer in Brand und erbrach Gefängniſſe und Klöſter. Die Nacht vom 12. zum 13. Juli war eine Nacht des Schreckens. Ueberall herrſchte Tumult und Geſchrei, und nicht nur die Häuſer der Hofpartei, ſondern auch die der Parteiloſen, ſelbſt die wohlhabender Freiheitsfreunde waren mit Mord, Raub und Brand bedroht.

Während dieſer Schreckniſſe wurden die Wähler, die gleich nach dem Ausbruche derſelben ſich auf dem Rathhauſe verſammelt hatten, die einzige Behörde von Anſehn und Einfluß. An ſie wendete ſich, wer Hilfe ſuchte gegen die tobende Menge, und wiederum die tobende Menge, um durch ſie Waffen und Pulver zu erhalten. Sie ſelbſt gaben ſich das Anſehn eines Bürgerraths (Municipalität). Sie vereinigten ſich daher mit einigen Gliedern des zeitherigen Stadtrathes, ernannten den zeitherigen Bürgermeiſter oder Prévôt des Marchands, Fleſſelles, zu ihrem Vorſtand und ließen ihre Verfügungen von den Bürgern in den einzelnen Diſtricten beſtätigen. Vor Allem ſchien ihnen jetzt die Errichtung einer Bürgermiliz (oder Nationalgarde) nöthig, durch welche eben ſowohl den Ausſchweifungen des Pöbels, als dem Anrücken der königlichen Truppen Widerſtand geleiſtet werden könnte. Sie befahlen daher am 13. Juli, daß die Bürger ſich diſtrictweiſe verſammeln, daß jeder der ſechzig Diſtricte, in welche Paris der Wahlen wegen eingetheilt worden war, 800 Mann ſtellen, daß die ſo auf 48,000 Mann beſtimmte Nationalgarde ſtatt der grünen Kokarde (die grüne Farbe kam als Farbe des verhaßten Grafen von Artois in Verruf) eine dreifarbige (blau, roth und weiß, im Bezug auf das pariſer Stadtwappen) tragen, und daß auſſer den Nationalgardiſten niemand weiter in Paris bewaffnet ſein ſollte. Dieſe Befehle wurden mit der größten Schnelligkeit zur Ausführung gebracht, und ſogleich Patrouillen ausgeſendet, um die Ausſchweifungen des Pöbels zu hindern. Auch wurden die franzöſiſche Garde und die bisherige Stadtwache, die freiwillig ihre Dienſte angeboten hatten, der Nationalgarde beigeſellt.

Aber für die neue Miliz fehlte es an Waffen und Schießbedarf, und dringend erhob ſich das Verlangen nach beidem. Gleich anfangs hatten die Wähler alles, was von Waffen in ihren Händen lag, abgeliefert; aber das genügte nicht, und ihr Vorſtand Fleſſelles meinte es, wie ihm vorgeworfen wurde, nicht ehrlich. Erſt vertröſtete er die Andringenden auf eine Lieferung von 12,000 Flinten, die aber nicht erſchien; dann ſchickte er ſie, um ſie hinzuhalten oder zu ermüden, nach entlegenen Plätzen, wo gleichfalls das Erwartete nicht zu finden war. Als das Volk hierüber tobte, wurde, um dasſelbe zufrieden zu ſtellen, die Verfertigung von 50,000 Piken anbefohlen, und Pulver, das nach Verſailles beſtimmt war, angehalten und vertheilt. Ganz Paris aber blieb während des 13. Juli in wilder Aufregung, und das Stadthaus war, wie der Mittelpunkt aller Unternehmungen, ſo der Tummelplatz aller Leidenſchaften.

Noch höher, ja zur furchtbarſten Wildheit ſtieg der Aufſtand am 14. Juli. Schon am frühen Morgen dieſes Tages verlangte die Menge tobender als vorher nach Waffen. Um ſolche zu erhalten, zog ſie, von einem Mitgliede des Bürgerraths geleitet, nach dem Invalidenhauſe, wo eine beträchtliche Waffenniederlage war, ſprengte die Gitter desſelben und bemächtigte ſich, unterſtützt von den Invaliden, der dort befindlichen Säbel, Flinten und Kanonen, bald darauf auch der Waffen in der Militärſchule. Dieß alles geſchah unter den Augen des in der Nähe ſtehenden königlichen Militärs, und doch regte ſich daſſelbe nicht, ja viele von demſelben traten zu dem Volke über.

Der erſte Gebrauch, der von den erlangten Waffen gemacht wurde, galt der Baſtille. Dieſe, eine durch Mauern und Thürme, Graben und Zugbrücken wohlverwahrte Feſtung, unter den Königen Karl V. und Karl VI. erbaut (1369—1383), um Paris gegen den damaligen Andrang der Engländer zu ſchützen, war im Laufe der Zeit ein Staatsgefängniß geworden, in welches, auſſer wirklichen Verbrechern, alle diejenigen, die ſich der Staatsgewalt mißfällig gemacht hatten, ohne Urtheil und Recht, oft nur nach den Launen der Miniſter durch lettres de cachet eingekerkert wurden. So als ein Schreckbild furchtbarer Willkür und als ein Bollwerk königlicher Gewaltthätigkeit betrachtet, ſollte die Baſtille zerſtört werden. Das war ſchon in den Aufträgen (Cahiers) an die Deputirten des dritten Standes zu Paris bei ihrer Abſendung zur Ständeverſammlung verlangt worden, das hatte man zeither oft ausgeſprochen, und das forderte man jetzt dringender als zuvor, jetzt, da Paris von der Gewaltherrſchaft des Königs ſich loszureißen ſtrebte und von dem Gerücht erfüllt war, die Regierung werde in der Nacht vom 14. zum 15. Juli einen Staatsſtreich verſuchen, die Nationalverſammlung auflöſen und Paris den ausländiſchen Truppen preisgeben. Mußte nicht, wenn die Hauptſtadt von Auſſen angegriffen werden ſollte, die Baſtille im Innern derſelben doppelt furchtbar erſcheinen?

Aber ſchwer war es, ſich dieſer Feſtung zu bemeiſtern, die einſt (1652) dem großen Feldherrn Condé widerſtanden hatte und jetzt von dem Marquis Delaunay befehliget wurde, der treu und eifrig im Dienſte ſeines Königs beharrte. Vergebens war ſchon am frühen Morgen des 14. Juli eine Menge Volks vor die Baſtille gezogen und hatte deren Ueberlieferung verlangt: ſie war ihr verweigert worden; vergebens hatte ein Bezirksdeputirter, de la Roziere, den Befehlshaber aufgefordert, das Geſchütz, das gegen die Stadt gerichtet ſei, zu entfernen: Delaunay hatte erwiedert, „daß er nur auf ausdrücklichen Befehl des Königs dieß Geſchütz wegſchaffen werde," und de la Roziere hatte nichts weiter erlangen können, als die Erlaubniß, ſich in der Feſtung umzuſehen, und die Verſicherung, daß die Beſatzung (32 Schweizer und 28 Invaliden) nicht ſchießen würde, wofern man ſie nicht angriff. Nicht lange darauf erfolgte ein Angriff. Volkshaufen zu Volkshaufen ſammelten ſich um die Feſtung mit dem Geſchrei: „Wir wollen die Baſtille haben! Herunter, Soldaten!" Dieſe ſchrieen dagegen: „Das Volk ſolle ſich zurückziehen." Doch zwei aus deſſen Mitte erkletterten das Dach des Wachthauſes neben der erſten Zugbrücke und ſprengten mit Axthieben die Ketten derſelben, ſo daß die Brücke herunterfiel und das Volk zum zweiten Graben vordringen konnte. Als hierauf ein gegenſeitiges Schießen erfolgte (von welcher Seite es anfing, iſt ungewiß), zog ſich das Volk etwas zurück. Doch bald wiederholte es mit neuer Raſerei den

Angriff, als 300 Mann der franzöſiſchen Garde mit Geſchütz herbeikamen. Delaunay ließ nun einen Kartätſchenſchuß unter die Anſtürmenden abfeuern; aber dieſe wurden dadurch nicht verſcheucht. Jetzt, da keine Hilfe ihm erſchien, da ſeine Invaliden keine Luſt zum Widerſtand zeigten und kein Mundvorrath zur Abhaltung einer langen Belagerung vorhanden war, wollte er ſich mit der Feſtung in die Luft ſprengen. Schon ergreift er dazu eine brennende Lunte. Doch die Beſatzung hindert ihn und beſteht auf Uebergabe, unter der Bedingung eines freien Abzugs mit kriegeriſchen Ehren. Eine weiße Fahne wird aufgeſteckt und ein Trommelſchläger, von zwei Invaliden begleitet, erſcheint auf der Brüſtung der Mauer und gibt den Belagerern ein Zeichen, daß man wegen der Uebergabe unterhandeln wolle. Doch bei dem furchtbaren Toben und Stürmen dauert es lange, ehe die Belagerer dieß Zeichen bemerken oder beachten. Endlich rufen ſie der Beſatzung zurück: „Laßt die Brücke nieder! Es ſoll euch nichts geſchehen!" Auf dieß Verſprechen wird die Zugbrücke niedergelaſſen. Es war Nachmittags nach 4 Uhr. Sogleich ſtürzen die Vorderſten im Volkshaufen hinein, umarmen und küſſen die Beſatzung, um durch dieß Zeichen der Freundſchaft das andringende Volk, das von dem geleiſteten Verſprechen nichts gehört hatte, von Blutthaten abzuhalten. Doch dieß war unmöglich. Nur den Schweizern gelang es, durch Verkleidung ſich zu retten; die Invaliden aber wurden ſammt dem Befehlshaber ergriffen und unter vielen Mißhandlungen von dem ſiegstrunkenen Volke nach dem Stadthauſe fortgeſchleppt. Auf dem Wege dahin ſchrieen Tauſende in kannibaliſcher Wildheit: „Nieder mit den Verräthern! Henkt ſie! Haut ſie in Stücken!“ Und ehe noch der ſchrecklich tobende Zug das Stadthaus erreichte, wurden Delaunay und der Major der Feſtung ermordet und ihre Köpfe vom Rumpfe getrennt und auf Piken geſteckt. Drei andre Officiere wurden durch Säbelhiebe, und zwei Invaliden durch Aufknüpfen an Laternenpfähle getödtet; die übrigen fanden Gnade.

Aber gleich darauf folgte eine neue Bluthat. Der Vorſtand des neuen Bürgerrathes Fleſſelles galt als Volksverräther, weil er dem Verlangen nach Waffen leere Vorſpiegelungen entgegengeſetzt hatte; und bald hieß es, „man habe in der Taſche des ermordeten Delaunay ein Billet von ihm gefunden, in welchem er dieſen zur Fortſetzung des Widerſtandes ermuntert hätte.“ Das Volk forderte daher auf dem Stadthauſe: Fleſſelles ſolle ungeſäumt nach dem Palais-Royal zur Verantwortung kommen. Zitternd und leichenblaß — er ahnete, was ihm bevorſtand — verließ er das Stadthaus, umringt von einer ungeheuern Volksmenge; aber ehe er noch das Ende des Greveplatzes erreicht hatte, ward er durch einen Piſtolenſchuß getödtet, worauf ſein Kopf vom Rumpfe getrennt, auf eine Pike geſteckt und zur Schau herumgetragen wurde.

Mit dieſer Mordthat trat für jetzt ein Stillſtand in dem Toben des Volkes ein. Selbſt im Palais-Royal, wo-

wohin die blutbefleckte Menge ſich wendete und wohl auf 20,000 Menſchen ſich verſammelten, fielen keine neue Unthaten vor. Vielmehr ſuchte man ſich jetzt gegen neue Schrecken zu wahren. Es hatte ſich nämlich das Gerücht verbreitet, die Truppen, von denen Paris umgeben war, kämen herbei und würden noch in der Nacht vom 14. zum 15. Juli die Hauptſtadt von drei Seiten angreifen. Man ſtürzte daher aus dem Palais-Royal nach Hauſe: die Einen, um ſich zu verbergen, die Andern, um ſich zu waffnen. Da und dort, wo ein Angriff wahrſcheinlich ſchien, wurde das Pflaſter aufgeriſſen, und der Eingang zu den Straßen verrammelt. Aber eine Beſtrafung der verübten Gräuel erfolgte nicht; und als man am folgenden Morgen das Ungegründete jenes Gerüchts erfuhr, kehrte man zur vorigen Ausgelaſſenheit zurück und beſchloß nun, die Baſtille zu zerſtören.

Gleich nach der Einnahme derſelben hatte man den Anfang zum Niederreißen der Mauerwerke gemacht; doch die eigentliche Zerſtörung begann erſt am Morgen des 15. Juli, als die Wähler unter Trompetenſchall zu ſelbiger auffordern ließen. Tauſende, denen dieſe Arbeit Ehre und Freude ſchien, ſtürmten herbei, und ſchon nach wenig Tagen war ein großer Theil der feſten Thürme und Mauern niedergeworfen. Als endlich die Baſtille völlig zerſtört war, nannte man die Stätte, auf der ſie, ein Denkzeichen despotiſcher Gewalt, geſtanden hatte, einen Platz der Freiheit.

Dieſe Vorgänge zu Paris wirkten auf Verſailles zurück. Die Nationalverſammlung, nicht ohne Mitwirkung an derſelben, hatte, ſo lange es noch ungewiß war, ob das Volk obſiegen oder den königlichen Truppen unterliegen würde, wegen ihrer eignen Sicherheit in Furcht geſchwebt, und darum nicht nur den König zu wiederholten Malen gebeten, die Truppen zu entfernen, ſondern auch den Beſchluß gefaßt, ſich nicht zu trennen, bis dieſer Kampf entſchieden wäre. Dann aber, als das Volk zu Paris ſiegte, hatte ſie, jener Furcht entledigt, dreiſt und nachdrücklich auf Zurückziehung der Truppen und auf Verantwortlichkeit der Miniſter gedrungen. Was den Hof betrifft, ſo hatte er die Vorgänge zu Paris anfangs nicht in ihrer Bedeutſamkeit gefaßt. Er hatte in demſelben ein Toben erblickt, das durch Soldaten leicht unterdrückt werden könne; ja der Miniſter Breteuil hatte verſprochen, binnen drei Tagen die Ruhe in Paris wieder herzuſtellen, und dazu, wie es hieß, die Nacht vom 14. zum 15. Juli beſtimmt. Doch als es dem Hofe klar wurde, daß durch die Vorgänge zu Paris die Volksherrſchaft an die Stelle der königlichen Oberherrſchaft geſetzt werde, und daß dieſes Vorhaben ſich durch Soldatenmacht nicht unterdrücken laſſe: ſo gab er, vom Schrecken ergriffen, die früher gefaßten Plane auf und ſuchte durch Nachgiebigkeit die Hauptſtadt wieder zu gewinnen.

Der König ſelbſt begab ſich am 15. Juli ohne allen Prunk, bloß von ſeinen beiden Brüdern begleitet, in die Mitte der Deputirten. Hier redete er ſtehend, mit entblößtem Haupte und im Tone väterlicher Liebe zu der Verſammlung, die er jetzt zum erſten Male Nationalverſammlung nannte. „Er hoffe," äußerte er, „die Stellvertreter der Nation würden auf Mittel denken, durch welche den Zerrüttungen der Hauptſtadt geſteuert und Ruhe und Ordnung wieder hergeſtellt werden könne. Er ſelbſt habe, voll Vertrauen auf die Liebe und Treue ſeiner Unterthanen, den Truppen Befehl zum Abzuge gegeben, und fordere die Nationalverſammlung auf, dieſen Entſchluß der Hauptſtadt kund zu thun." Dieſe Erklärung, die man eine Rückkehr des Königs zum Volke nannte, wurde mit lautem Beifall aufgenommen, und die Nationalverſammlung begleitete den König, als er den Saal verließ, bis in das Schloß zurück. Er nahm daher ſeinen Rückweg zu Fuß, ſtatt zu Wagen, mitten unter den Deputirten und umtönt von dem Jubelruf: „Hoch lebe der König! Hoch lebe die Nation!"

Gleich darauf gingen, wie der König gewünſcht hatte, 88 Deputirte nach Paris, um deſſen Erklärung der Hauptſtadt zu melden. Auch dort erregte ſie lebhafte Freude; ja man zog mit dem Erzbiſchof von Paris in die Kirche, um daſelbſt ein Tedeum zu ſingen. Zugleich ernannte man den Marquis Lafayette, der an der Spitze der Deputation und unter den Vorfechtern der Freiheit ſtand, zum Oberbefehlshaber der neuerrichteten Nationalgarde, und Bailly, der ihn begleitete, zum Maire von Paris. Beide nahmen dieſe Ehrenſtellen an, ohne vorher den König darüber befragt zu haben.

Immer weiter ging indeſſen der König in ſeinem Streben, die Nationalverſammlung und das Volk durch Güte oder Nachgiebigkeit für ſich zu gewinnen. Er entließ die neuen Miniſter, die dem Volke verhaßt waren, ſchrieb eigenhändig an Necker, „die vorige Stelle wieder einzunehmen," und beſchloß, ſelbſt nach Paris zu gehen, um durch ſeine Perſönlichkeit die Pariſer zu überwältigen und zu dem alten Gehorſame zurückzuführen. Am 16. Juli ließ er der Nationalverſammlung und durch dieſe der Hauptſtadt anzeigen, „er werde ſich nach Paris verfügen."

Was er beſchloſſen hatte, erfolgte. Am 17. Juli Mittags gegen 11 Uhr fuhr er in einem ſechsſitzigen Wagen mit den Herzogen von Villeroy und Briſſac, dem Prinzen von Beauvieu und dem Grafen d'Eſtaing von Verſailles ab. Nur 16 bis 20 Mann von der Garde du Corps folgten dem Wagen. An dieſe ſchloß ſich eine Deputation von hundert Mitgliedern der Nationalverſammlung. Viele Tauſende umgaben den Zug, der immer größer wurde, je näher er der Hauptſtadt kam. Aus Rückſicht auf dieſe Fußgänger ließ der König nur im Schritte fahren. Er kam daher erſt Nachmittags nach drei Uhr vor Paris an. Hier, wo man ſich auf ſeine Ankunft vorbereitet hatte, kam ihm Lafayette als Befehlshaber der Nationalgarde mit einer Schaar, die durch ihre Zuſammenſetzung an die vorangegangenen Stürme erinnern konnte, entgegen, und Bailly überreichte ihm die Stadtſchlüſſel mit Worten, die wohl einen glänzenden Anſtrich, aber auch einen verwundenden Stachel hatten. „Sire," ſprach er, „ich überbringe Ihnen die „Schlüſſel ihrer guten Stadt Paris. Es ſind dieſelben, „die einſt Heinrich dem Vierten übergeben wurden. Er „hatte ſein Volk wieder erobert; heute hat das Volk ſeinen „nen König wieder erobert." Nur langſam bewegte ſich der Zug durch die von einer unſäglichen Volksmenge beſetzten Straßen. Erſt gegen 4 Uhr kam er vor dem Stadthauſe an; und hier erſt, als der König die Stufen hinanging und die von Bailly ihm überreichte dreifarbige Kokarde, das Abzeichen des neuen Volksthums, annahm, rief das Volk einmüthig: „Hoch lebe der König!" Vorher hatten nur Einzelne dieſen Ruf erhoben, die Meiſten: „Hoch lebe die Nation!"

Auf dem Stadthauſe, wo der König den ihm bereiteten Thron beſtieg, wurden mehrere Anreden an ihn gehalten, in denen ſich vornehmlich der Gedanke ausſprach, daß die Liebe eines treuen Volkes die ſicherſte Stütze der Throne ſei, und daß man ſich freue, Miniſter entfernt zu ſehen, die den König mit ſeinem Volke entzweit hätten. Der König, ſichtbar gerührt, erwiederte: „Ich habe nie „an der Treue meiner Nation gezweifelt; aber ſie kann „auch auf meine Liebe rechnen." Mehreres konnte er vor innerer Bewegung nicht ſprechen. Aber auf ſein Geheiß wiederholte der Maire Bailly, was der König ſchon am 15. Jul. der Nationalverſammlung verſprochen und ſeitdem angeordnet hatte. Das Volk vor dem Stadthauſe verlangte den König zu ſehen. Um dieſem Verlangen

gen zu genügen, trat er mit der dreifarbigen Kokarde am Hute an ein Fenſter. Lautſchallender Jubel tönte ihm dafür entgegen und gleicher Jubel begleitete ihn, als er nach einer halben Stunde das Stadthaus und die Hauptſtadt verließ. Heitrer, als er gekommen war, kehrte er nach Verſailles zurück, wo er Abends gegen 10 Uhr wieder eintraf. Mit tiefem Schmerze hatte die Königin von ihm Abſchied genommen, als er nach Paris zog: ſie fürchtete, daß Schreckliches ihm daſelbſt begegnen könnte; um ſo größer war nun ihre Freude, als er wohlbehalten zurückkam.

Und dieſe Reiſe ſchien ihren Zweck erreicht zu haben! Der König hatte durch ſein Erſcheinen und Benehmen Eindruck auf das Volk gemacht; der Beifall desſelben hatte ſich ihm zugewendet, und neue Liebe zu ihm war bei demſelben erwacht. Doch alles dieß war mehr Blendwerk als Wahrheit, mehr Vorübergehendes als Bleibendes. Keine Umſtimmung der Gemüther war erfolgt, ſondern nur eine flüchtige Rührung, die bei dem beweglichen Charakter der Franzoſen eben ſo ſchnell, als ſie entſtanden war, wieder verſchwinden konnte. Ja ſelbſt das aufbrauſende Jubelgeſchrei des Volkes hatte etwas Unheimliches und Beſorgliches: drängte ſich doch, als der König zur Rückkehr in den Wagen ſtieg, ein pariſer Fiſchweib zu ihm mit der dreiſten Frage: „Dießmal, Sire, kann man doch auf Sie rechnen?“ — Der König ſchien dieſe Frage zu überhören; aber er hätte ſie mit der Gegenfrage beantworten können: Kann ich dießmal auf das

Volk rechnen? Ja, weder das Volk konnte zu dem König, noch der König zu dem Volke feſtes Vertrauen haben. Beider Beſtrebungen waren einander entgegen: das Volk wollte den Deſpotismus, der Hof die Freiheit bekämpfen; und das Geſchehene hatte bei dem Volke die Ehrfurcht vor dem Throne niedergeriſſen, und bei dem Hofe Erbitterung gegen das Volk hervorgetrieben. Wie alſo der Hof fortfuhr, die verlorene Macht wieder zu erringen, ſo fuhr das Volk fort, die errungene Macht geltend zu machen, und dazu das Aergſte zu verüben, ſobald ſeine Leidenſchaftlichkeit wieder entzündet wurde. Dieß zeigte ſich ſchon wenige Tage nach dem Erſcheinen des Königs in Paris.

Unter den abgedankten Miniſtern hatte der Staatsrath Foulon, ein harter, ſelbſtſüchtiger Mann, dem Aufſtreben des Volkes feind, und darum dem Volke verhaßt, nicht, wie die übrigen Miniſter, Frankreich verlaſſen, ſondern nach Viry (unweit Paris) ſich verfügt. Aber hier wurde er verrathen, in ſeinem Verſtecke ergriffen und unter ſchrecklichen Mißhandlungen nach Paris geſchleppt. Weil man ihm vorwarf, er habe einſt geäuſſert: „das „Volk müſſe noch ſo weit gebracht werden, daß es Heu „freſſe;" ſo band man ihm ein Bund Heu auf den Rücken, ein Band von Neſſeln um den Hals und einen Dielſtelſtrauß in die Hand; wiſchte ihm, wenn er über Hitze klagte, den Schweiß mit Neſſeln ab, und gab ihm, wenn er über Durſt klagte, Weineſſig mit Pfeffer vermiſcht zu trinken. So gemartert kam er am 22. Juli in das

Stadthaus zu Paris. Gern hätte ihn der Bürgerrath und vor allen Lafayette gerettet; aber das Volk hörte auf keine Verſtellungen, riß ihn aus der Verſammlung hinweg und knüpfte ihn an einen Laternenpfahl. Der Strick zerriß; Foulon ſiel herab und flehete knieend um Gnade; aber das Volk hängte ihn zum zweiten Male auf, riß dann den Todten bei den Füßen herunter, ſchlug ihm den Kopf ab, ſteckte dieſen auf eine Picke und trug ihn mit Triumphgeſchrei durch die Straßen.

An dieſen Mord kettete ſich ein zweiter. Foulons Schwiegerſohn, Berthier de Sauvigny, hatte ſich als Intendant zu Paris durch Verpflegung der fremden Truppen Haß zugezogen und war an demſelben Tage, an welchem man ſeinen Schwiegervater ergriff (18. Juli), zu Compiegne verhaftet worden. Wer den Befehl dazu gegeben hatte, blieb unermittelt. Der pariſer Bürgerrath, dem dieß gemeldet wurde, ſuchte ihn zu retten und ſendete darum eine Abtheilung der Nationalgarde nach Compiegne, die ihn nach Paris führen ſollte. Aber als er in der Nähe der Hauptſtadt kam (22. Juli), ſtrömte ihm eine Volksmenge entgegen, der die ihn umgebende Wache nicht widerſtehen konnte. Man trug ihm den Kopf ſeines Schwiegervaters entgegen, verlangte, daß er ihn küſſen ſollte und machte Verſuche, ihn zu tödten. Kaum konnte der neben ihm im Wagen ſitzende Wächter Mißhandlungen von ihm abwenden. Er ſelbſt ſetzte ihnen ſtolze Ruhe entgegen. Auf dem Stadthauſe angelangt, antwortete er ſeinen Richtern mit Faſſung und Muth.

Dieſe erkannten ihn für unſchuldig; aber das Volk drängte ſich in den Saal. Um ihn gegen daſſelbe zu ſichern, wollte ihn der Bürgerrath in die Gefängniſſe der Abtei St. Germain bringen laſſen. Doch als ihn die Wache zum Stadthauſe hinausführte, überfiel ihn das Volk. Er riß ſich los, ergriff eine Picke und vertheidigte ſich mit dem Muthe der Verzweiflung. Aber die Menge überwältigte ihn. Vielfach verwundet, ſank er todt darnieder. Sogleich wurde ſein Körper zerriſſen und der Kopf, auf eine Picke geſteckt, umhergetragen. Ja die Abſcheulichkeit ſeiner Mörder ging ſo weit, daß ſie in das Stadthaus drangen und Kopf und Herz des Ermordeten dem Bürgerrathe und Marquis Lafayette entgegen ſtreckten. Hierüber erbittert, erklärte Lafayette, daß er ſeine Stelle als Befehlshaber der Nationalgarde niederlege. Doch bald übernahm er ſie wieder gegen das Verſprechen ruhiger Haltung. Wirklich blieb nun Paris eine Zeitlang, zwar immer in Bewegung, doch ziemlich ruhig, bis zum 5. Oct., wo abermals ein furchtbarer Aufſtand ſich erhob, der die wichtigſten Folgen nach ſich zog.

2) Aufſtand zu Paris und Verſailles am 5. und 6. Oct. 1789.

Nachdem die Gewalt des Königs an die Nationalverſammlung übergegangen und in dieſer ſelbſt über die Grenzen der königlichen Befugniſſe Zwieſpalt entſtanden war, kamen die Republikaniſch-Geſinnten auf den Gedanken, ſich der Perſon des Königs zu verſichern und ihn ſammt der Nationalverſammlung nach Paris zu ziehen. Denn ſo lange der König in Verſailles war, war er noch in den Händen ſeines Hofes, gleichſam noch auſſer dem Bereich des Volkswillens, noch im Stande, Gewaltſtreiche gegen die Nationalverſammlung oder gegen das Aufſtreben der Freiheit auszuführen; und ſo lange die Nationalverſammlung noch in Verſailles war, konnte die Partei der Conſtitutionellen von den Demokraten nur bedroht oder erſchreckt, nicht überwältigt oder unterdrückt werden. Es ließ ſich daher ſchon ſeit dem Ausgang des Auguſtmonats im Palais-Royal das Geſchrei hören: „die Freiheit ſei in Gefahr und das Volk müſſe nach Verſailles ziehen, um ungetreue Abgeordnete aus der Nationalverſammlung auszuſtoßen und den König zu bewegen, ſeinen Aufenthalt in Paris zu nehmen.“ Bailly und Lafayette widerſetzten ſich dieſen Beſtrebungen. Dagegen wendeten ſich die Demokraten und mit ihnen die Anhänger des Herzogs von Orleans an die Nationalgardiſten und den Pöbel, und ſuchten beide aufzuwiegeln bald durch Beſtechungen, bald durch Anſtiften eines Brodmangels, bald durch Vorſpiegelung ſchreckhafter Gerüchte. An Geld fehlte es ihnen nicht; ſie erhielten es vom Herzoge von Orleans, der durch das Volk König oder Reichsverweſer zu werden, oder wenigſtens an der Königin, ſeiner Feindin, Rache zu nehmen ſuchte.

Andrerſeits gab aber auch der Hof zu Argwohn und Beſorgniß Veranlaſſung. Der König verſtärkte ſeine Leibwache, rief Jäger und Dragoner herbei und das Infanterieregiment Flandern, das am 23. Sept. in Verſailles einrückte. Freilich ſchilderte er dieſe Maßregel als eine Sicherſtellung der Reſidenz gegen die Gährungen der Hauptſtadt, traf in Betreff derſelben Verabredungen mit der Municipalität zu Verſailles und ſtellte das neuangekommene Militär unter den Befehlshaber der daſigen Bürgermiliz; aber der Gegenpartei galt dieſes alles nur als ein Verſteck feindſeliger Abſichten. Der König, hieß es, habe ſich mit bewaffneter Macht umgeben, um mit derſelben eine Gegenrevolution einzuleiten. Erhöhet und bekräftiget wurde dieſer Argwohn durch folgendes Ereigniß.

Am 1. Oct. gab die königliche Leibwache (Gardes du Corps) den Offizieren des Regiments Flandern und den übrigen in Verſailles anweſenden Truppen ein glänzendes Gaſtmahl, wozu der König das Schauſpielhaus im Schloſſe eingeräumt hatte. Die Tafel ſtand auf der Bühne, die Logen waren mit Zuſchauern beſetzt und im Parterre waren Soldaten, unter welche gleichfalls Wein vertheilt wurde. Durch die Wirkung des Weins ging die Fröhlichkeit bald in Ausgelaſſenheit über. Man trank auf das Wohl des Königs und der königlichen Familie, überging oder verwarf das Trinken auf das Wohl der Nation. Plötzlich erſchien der König, wie er eben von der Jagd kam, und ging mit der Königin, die den Dauphin auf dem Arme trug, um die Tafel herum. Rauſchender Beifall tönte ihm entgegen; die Offiziere erhoben ſich und tranken (man ſagt, mit gezückten Degen) auf die Geſundheit des Königs und ſeines Hauſes, und die königliche Kapelle ſpielte die Arie: „O Richard, o mein König, verläßt dich auch die Welt, ich bleib' dir treu." Immer höher ſtiegen dabei die Gefühle des Mitleids und der Anhänglichkeit; und als der König mit der Königin ſich wieder entfernt hatte, und die Trompeten einen Angriffsmarſch ſchmetterten, ſprangen die Gäſte auf und erkletterten, wie zum Sturme, die Logen. Weiße Kokarden wurden vertheilt (vielleicht auch die dreifarbigen mit Füßen getreten); dann noch auf dem Schloßhofe unter den Fenſtern des Königs gleiche Ausgelaſſenheiten begangen. Aehnliches wiederholte ſich zwei Tage nachher (3. Oct.), als die königliche Garde das in Verſailles liegende Militär abermals eingeladen hatte, um, wie es hieß, die noch übrigen Speiſen und Getränke zu verzehren. Zwar wurde dazu nur ein Frühſtück veranſtaltet; aber die Ausgelaſſenheit war bei demſelben nicht minder groß, als bei jener Mahlzeit.

Dieſe Vorgänge gaben den Demokraten und Anhängern des Herzogs von Orleans — die beide zwar verſchiedene Zielpunkte hatten, aber zum Kampfe gegen die beſtehende Regierung verbunden waren, — erwünſchte Gelegenheit zur Ausführung ihrer Plane. „Der König," ſagten ſie, „wolle die Nationalgarden, wie die Linientruppen, zu Werkzeugen ſeiner volksfeindlichen Abſichten machen; das Feſt im Schauſpielhauſe ſei eine Verſchwörung gegen das Volk und eine Verhöhnung des Brodmangels, der jetzt durch den Hof in Paris herrſche; beſchimpft habe man bei demſelben die Nation, da man auf ihr Wohl nicht getrunken und ihre Kokarde mit Füßen getreten habe. Dieß Alles fordere Rache! Das Volk müſſe nach Verſailles ziehen, die königliche Leibwache und alle Feinde der Freiheit beſtrafen und den König ſammt der Nationalverſammlung nach Paris führen." Solche Reden ſetzten am 4. Oct., einem Sonntage, Paris in Bewegung und beſchleunigten den Ausbruch eines längſt vorbereiteten Aufruhrs.

Am frühen Morgen des 5. Oct. verſammelten ſich zu Paris, beſonders aus den Vorſtädten St. Antoine und St. Marceau und dem Quartiere der Halle, Weiberhaufen mit Männern in Weiberkleidern: — man ſtellte Weiber an die Spitze des Aufſtandes, in der Ueberzeugung, daß die Truppen gegen ſie nicht Gewalt brauchen würden. Dieſe Haufen drangen unter dem Getöſe der Trommeln und Sturmglocken und unter dem Geſchrei nach Brod in das Stadthaus ein, raubten Waffen und was ſonſt ihnen beliebte, und verlangten unter furchtbarem Toben nach Verſailles geführt zu werden. An ihre Spitze ſtellte ſich Maillard, der ſich bei Beſtürmung der Baſtille hervorgethan hatte. Nach 11 Uhr Vormittags zog er mit ihnen und den Bewaffneten, die ſich ihm anſchloſſen, ab. Man ſchätzte dieſen Zug zu 6000 Köpfen.

Kaum war er fort, ſo erſchienen Nationalgardiſten nebſt vielem Pöbel vor dem Stadthauſe und verlangten gleichfalls nach Verſailles geführt zu werden. Vergebens ſuchte ihr Oberbefehlshaber Lafayette ſie davon abzubringen: ſeine Anreden fruchteten nichts; ja ſie brachten das Volk gegen ihn auf. Er gab daher nach, und zog Nachmittags fünf Uhr mit dieſem Haufen, ungefähr 30,000 Mann, gleichfalls nach Verſailles.

Nach vier Uhr Nachmittags kam der erſte Zug daſelbſt an. Ein Theil desſelben drang ſogleich in die Nationalverſammlung (die eben mit der Antwort des Königs auf die erſten Abſchnitte der neuen Conſtitution beſchäftigt war), verlangte Brod und Beſtrafung des bei jenem Gaſtmahl gegen die Nation verübten Schimpfs, und ſtieß harte Schmähungen gegen mehrere Mitglieder der Verſammlung aus. Ein andrer Theil drang vor das Schloß und unter das vor demſelben aufgeſtellte Militär, und ſuchte das Regiment Flandern zu gewinnen und die königliche Leibgarde, die wegen ihrer Anhänglichkeit an den Hof verhaßt war, durch Wort und That zu reizen. Beides nicht ohne Erfolg! Die vom Regiment Flandern ließen ſich gewinnen, und zwiſchen dem Volke und der Leibgarde kam es ſchon jetzt von Schmähungen zum blutigen Handgemenge.

Indeſſen gerieth der König in peinliche Verlegenheit. Er wußte nicht, ſollte er mit ſeiner Familie in Verſailles bleiben, oder ſollte er fliehen. Blieb er, ſo hatte er Mißhandlungen, floh er, ſo hatte er Bürgerkrieg zu fürchten; dort drohete ihm das Schickſal Karls I., hier die Erhebung des ihm verhaßten Herzogs von Orleans. Auch ſeine Miniſter wußten nicht mit Beſtimmtheit ihm zu rathen: ſie waren in ihren Anſichten und Meinungen getheilt.

theilt. Indeſſen erhob ſich der Sturm, der jede freie Entſchließung vereitelte.

Um fünf Uhr kam eine Geſandtſchaft der Nationalverſammlung und der Weiberhaufen zum König ins Schloß, jene unbedingte Annahme der erſten Artikel der Verfaſſung, dieſe Abhilfe des Brodmangels verlangend. Eingeſchüchtert verwilligte er beides, ja er umarmte eine der wortführenden Frauen und wiederholte auf deren Verlangen auch ſchriftlich die Verſicherung, daß dem Brodmangel ungeſäumt geſteuert werden ſollte. Dagegen verbot er ſeinen Soldaten, gegen das Volk Gewalt zu brauchen und ließ ſie von den Poſten vor dem Schloſſe abziehen. Den Abziehenden ſendete das Volk Steinwürfe und Schüſſe nach. Doch zerſtreute es ſich aus Ermattung und wegen eines einfallenden Regens.

Gegen Mitternacht erſchien Lafayette mit ſeinem Zuge zu Verſailles und brachte theils der Nationalverſammlung, theils dem Könige die Verſicherung, daß die Truppen, mit denen er aus Paris gezogen ſei, Gewaltthätigkeiten nicht verüben, ſondern verhindern würden; nur möchte man die franzöſiſchen Garden, die ſich unter ihnen befänden ihre früheren Poſten um das Schloß wieder einnehmen laſſen. Gegen zwei Uhr bewog er den König und die Königin, ſich zur Ruhe zu begeben, dann auch die Nationalverſammlung, ihre Sitzung aufzuheben. Er ſelbſt ging, nachdem er ſich noch eine Zeitlang im Schloſſe aufgehalten hatte, nach ſeiner von demſelben entlegenen Wohnung.

Unbegreiflich bleibt dieſe Sorgloſigkeit oder Zuverſichtlichkeit Lafayette's, unbegreiflich auch nach dem, was Thiers zu deſſen Entſchuldigung ſagt *). Der Zug der Weiber und Nationalgarden und ihr Benehmen in Verſailles deutete auf Sturm: ſollte Lafayette allein den Anzug desſelben nicht bemerkt haben? Wohl mochte er beim Volke und bei den Nationalgarden in Anſehn und Achtung ſtehen; aber zeigte nicht ſchon die Art, wie er zum Zuge nach Verſailles genöthigt worden war, daß Volk und Nationalgarde ihn zwingen konnten, ſich ihrem Willen zu fügen? Wohl mochten, wie er ausſagte, die Nationalgarden auf dem Wege von Paris nach Verſailles dem Könige und der Nationalverſammlung unbedingten Gehorſam geſchworen haben; aber hatten ſie ihm auch geſchworen, das königliche Schloß gegen den wilden Schwarm des Pöbels zu vertheidigen? und hatte er nicht bei den zeitherigen Ereigniſſen die Erfahrung machen müſſen, wie leichtſinnig von Leidenſchaftlichen Eide gebrochen werden, und wie ſchnell das franzöſiſche Volk von einem Extrem zum andern übergehen könne? Und mußte endlich nicht das Zuſammentreffen der Nationalgarde und der Weiberhaufen und das Zuſammenſtimmen beider, das ſich ſchon in Paris zu erkennen gegeben hatte, vielfache Beſorgniſſe ihm einflößen? Und doch war er, oder zeigte er ſich ſo ſorglos und zuverſichtlich! Entweder, muß

man

---

*) Thiers Geſch. der franz. Revolution. Ueberſetzt von Mebl. Tübingen 1825. Th. I, S. 231.

man meinen, war er im Stillen ein Theilnehmer an den Planen, die jetzt gegen den Hof und die Nationalverſammlung zur Ausführung gebracht werden ſollten, oder er war, was nach ſeinem anderweitigen Verfahren wahrſcheinlicher iſt, ein Verblendeter, der voll anmaßlicher Eitelkeit ſich zutraute, dem drohenden Sturme gebieten und Herr der Ereigniſſe bleiben zu können.

Früh gegen ſechs Uhr (am 6. Oct.) erhob ſich der Haufen, der im Sitzungsſaale der Nationalverſammlung die Nacht zugebracht hatte, ſtürmte gegen das Schloß und drang in dasſelbe durch einen unbewachten Eingang. Nationalgardiſten und Soldaten vom Regiment Flandern miſchten ſich unter die Eindringenden und mit jedem Augenblicke wuchs deren Andrang. Sein erſtes Ziel war die königliche Leibgarde, die das Innere des Schloſſes treulich behütete; ſein zweites die Königin, die als Feindin des Volkes und des Herzogs von Orleans galt. Während nun die Einen mit der königlichen Leibgarde handgemein wurden (wobei von beiden Seiten Schüſſe fielen), mehrere derſelben tödteten, noch mehrere mißhandelten, drangen die Andern nach den Zimmern der Königin. Doch ein königlicher Leibgardiſt kam letzteren zuvor, meldete die drohende Gefahr und bewog dadurch die Königin, eiligſt ihr Bette zu verlaſſen und halb angekleidet durch einen verſteckten Gang zum König zu flüchten. Auch ſeine Kinder wurden dem König zugeführt, und bis zu ſeinen Zimmern drang nicht die Wuth des Volkes. Doch Schreckliches mußte er ſehen und hören.

Da erſchien endlich nach einer qualvollen Stunde Lafayette. Unterſtützt von den Nationalgarden, die er zuſammenbringen konnte, that er dem Hinſchlachten der königlichen Leibgarden und weiteren Ausſchweifungen im königlichen Schloſſe Einhalt. Darauf begab er ſich zum König und redete ihm zu, ſich dem Volke zu zeigen. Der König trat auf den Altan und bat um Schonung für ſeine Leibgardiſten. Sie ward ihm zugeſtanden. Gleich darauf verlangten Volk und Truppen, „der König ſolle abermals ſich zeigen,“ und, als er erſchien, „er ſolle ſich nach Paris begeben.“ Auch die Königin trat, auf Lafayette's Zureden, mit ihren beiden Kindern hervor, und das Geſchrei: „Nach Paris!“ wiederholte ſich. Der König beſprach ſich darüber mit denen, die um ihn waren, und erklärte dann: „er wolle mit ſeiner Familie nach Paris ziehen, aber man möchte auch ſeiner Leibwache ſchonen.“ Ein tobendes Schreien und Schießen war die Antwort auf dieſe Erklärung. Die Nationalverſammlung aber, — ſie, die vorher ſich geweigert hatte, zum König aufs Schloß zu kommen und ihn in ſeinen Nöthen mit ihrem Rathe zu unterſtützen, — erklärte nun, ſie ſei unzertrennlich von der Perſon des Königs und müſſe darum ihre Sitzungen nach Paris verlegen. Auch ernannte ſie eine Deputation von hundert ihrer Mitglieder, die mit dem Könige ſogleich nach der Hauptſtadt ziehen ſollten.

Um zwei Uhr Nachmittags trat der König mit ſeiner Familie die Reiſe nach Paris an, begleitet von ſeiner

Leibwache und umringt von Nationalgardiſten und wildem Pöbel. Es war eine furchtbare Reiſe, gleichſam der Leichenzug der alten Monarchie Frankreichs! Gräßlichkeiten umgaben den König; die Blutmenſchen, die vor und in dem Schloſſe zu Verſailles das Schrecklichſte verübt hatten, drängten ſich zu ſeinem Wagen; die Köpfe der ermordeten Leibgardiſten wurden vor ihm hergetragen, Verwünſchungen und Drohungen ihm zugerufen; Flintenſchüſſe geſchahen in ſeiner Nähe. Und dazu der Hinblick auf die Zukunft, die nur in grauenvollen Bildern dem König erſcheinen konnte! — Ueber ſechs Stunden dauerte dieſe Reiſe. Erſt nach ſieben Uhr langte der langſam fortſchreitende Zug zu Paris und erſt gegen neun Uhr vor dem Stadthauſe daſelbſt an. Auf dem Stadthauſe ward der König von der Gemeindeverſammlung begrüßt; er erwiederte: „Ich komme mit Vergnügen in die Mitte „meiner guten Stadt Paris," wozu die Königin die Worte ſetzte: „und mit Vertrauen." Darauf bezog er das ſeit langer Zeit unbewohnte Schloß der Tuilerien, wo jetzt erſt Anſtalten zu ſeinem Aufenthalte getroffen wurden, und ſeine Bewachung von ſeiner Leibgarde an die Nationalgarde überging.

Hatte der erſte Aufſtand, am 14. Juli, Macht und Gewalt dem Könige entriſſen und den Fortgang der Revolution entſchieden: ſo entriß dieſer zweite Aufſtand, am 5. und 6. Oct., dem Könige Glanz und Freiheit und trieb alle Schreckniſſe und Abſcheulichkeiten der Revolution hervor. Wie der König, war nun auch die Nationalverſammſammlung abhängig von den Demokraten und deren Stützpunkte, dem Pöbel. Nur ſelten machte ſich noch die Stimme der Unbefangenheit und Weisheit in ihr geltend. Die Beſſern mußten den Schlechtern weichen, und die edle Sache der bürgerlichen und politiſchen Freiheit ward von denen, die ihre Vertreter ſich nannten und ihren Namen im Munde führten, verunehrt und niedergedrückt.

IV.

Das große Bundesfeſt am 14. Juli 1790.

Wie viel Widriges und Schreckhaftes in der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution uns begegnet, ſo treten doch auch erfreuliche Erſcheinungen in derſelben hervor, die wie heitre Sonnenblicke über die düſteren Wolken der Revolution hinſtrahlen. Zu ſolchen gehört vor allem das große Bundesfeſt zu Paris am 14. Juli 1790, deſſen Veranlaſſung, Vollziehung und Bedeutung hier erörtert werden ſoll.

Das Erſcheinen des Königs in der Nationalverſammlung (am 4. Febr. 1790) hatte dieſe zu einem Bürgereide aufgeregt, der erſt von ihr und ihrer Umgebung, dann auf dem Stadthauſe zu Paris geleiſtet und nach und nach in ganz Frankreich von Gemeinde zu Gemeinde wiederholt wurde. Dieſe Eidesleiſtung führte weiter zu dem Gedanken, den Jahrestag der Einnahme der Baſtille, die man damals als Anfangspunkt der wiedererrungenen Freiheit betrachtete, durch ein Bundesfeſt zu feiern, an welchem nicht nur die Hauptſtadt, ſondern der ganze franzöſiſche Staat und ſelbſt der König der neuen Staatsveränderung Ergebenheit und Treue zuſchwören ſollte. Hierdurch glaubte man, theils der Schau- und Vergnügungsluſt der Pariſer Vorſchub zu leiſten und den Enthuſiasmus für die Revolution aufs neue zu beleben, theils aber auch der neuen Verfaſſung den Stempel des Ehrwürdigen aufzudrücken, alle Franzoſen zu Einem Ganzen zu vereinigen und den ſchwankenden König in ſeinen Verſprechungen zu befeſtigen.

Seit dem 5. Juni wurden, auf Antrag des Maire Bailly, von Seiten der Nationalverſammlung Veranſtaltungen zur Feier dieſes Feſtes getroffen. Beſchloſſen wurde, an demſelben ſollte der König als erſter Beamter des Staates Theil nehmen, und das Volk theils durch die Nationalverſammlung, theils, weil in einem freien Staate jeder Staatsbürger Soldat ſein müſſe, durch Abgeordnete der Linientruppen und der Nationalgarden jedes Departements vertreten werden. Zum Anführer dieſer Abgeordneten wurde Lafayette, als Befehlshaber der pariſer Nationalgarde, ernannt, er, der eben erſt einen Beweis ſeines Bürgerſinnes dadurch gegeben hatte, daß er den Oberbefehl über alle Nationalgarden Frankreichs abgelehnt und darauf angetragen hatte, daß die Nationalgarde jedes Departements unter einem beſondern

Befehlshaber ſtehen ſollte. Zum Schauplatz des Bundesfeſtes wurde das Marsfeld auserſehen, und dieſer große Platz, zwiſchen der Militärſchule und Seine, ſo eingerichtet, daß er gegen eine halbe Million Menſchen faſſen konnte. Man umzog ihn daher durch die dem Boden entnommene Erde an den Seiten mit Raſenſtufen, die in immer weiter geſchweiften Bogen nach Art eines Circus ſich erhoben. Im Mittelpunkte wurde ein Altar auf einer breiten, fünfundzwanzig Fuß hohen Unterlage aufgebaut. Am Ende des Circus bei der Militärſchule errichtete man auf einer Erhöhung, zu der Stufen hinanführten, eine bedeckte Gallerie und auf derſelben Sitze, neben einander für den König und den Präſidenten der Nationalverſammlung, hinter dieſen Sitze für die Königin, den Hof und die Miniſter, und zu beiden Seiten für die Nationalverſammlung und den pariſer Gemeinderath. Vorn, nach der Seine zu, bezeichnete ein prächtiger Triumphbogen mit drei Oeffnungen den Eingang. Zwölftauſend Arbeiter waren zu dieſer Einrichtung des Marsfeldes angeſtellt; aber da die Beſorgniß entſtand, dieſe möchten bis zum 14. Juli das Aufgegebene nicht zu Stande bringen, ſo drängten ſich Einwohner von Paris aus allen Ständen, von allen Altern, Männer und Frauen ohne Unterſchied hinzu und halfen unter Freudenjubel mit Hacke, Schaufel und Schiebkarren das Angefangene vollenden.

Eine freudige Aufregung hatte die Pariſer ergriffen und durchdrang ſogar Ausländer, die in den Ideen, die da-

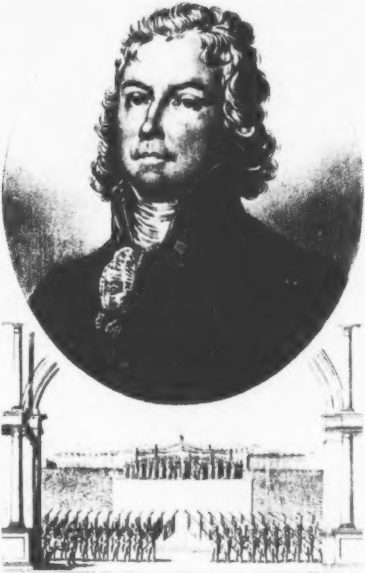
damals Frankreich bewegten, das Heil der Welt erblickten und durch ſie zum politiſchen Fanatismus ſich hinreißen ließen. Solchen Fanatismus zeigte namentlich ein preußiſcher Unterthan, der Baron von Cloots aus Cleve, der ſich den damals durch Barthelemy berühmten Namen Anacharſis beigelegt hatte. Am 19. Juni begab er ſich mit andern Ausländern (oder, wie behauptet wird, mit Franzoſen, die als Ausländer gekleidet waren) in die Nationalverſammlung, ſtellte ſich und ſeine Begleiter als Abgeordnete des Menſchengeſchlechts dar und bat für ſich und ſeine Begleiter um Zulaſſung zur Feier des Bundesfeſtes. Den Bittenden wurde, was ſie wünſchten, zugeſtanden, und dabei von dem Präſidenten der Nationalverſammlung zugerufen: „ſie ſollten nach beendigter Feier in ihr Vaterland zurückkehren, dort erzählen, was ſie hier geſehen hätten und ihren Königen bemerklich machen, es ſei an der Zeit, daß die Völker frei würden." — Mag es auch ſein, daß das Auftreten des Anacharſis Cloots Poſſenhaftes ins Ernſthafte miſchte, und daß die Antwort des Präſidenten eine Verhöhnung andrer Staaten enthielt: ſo deutet doch beides auf den Antheil, den man damals an den Ideen der Freiheit und Gleichheit und darum auch an einem Feſte nahm, das auf die Verwirklichung dieſer Ideen hinzielte.

Immer inniger und lauter wurde die Sehnſucht nach dieſem Feſte, je näher die für ſelbiges beſtimmte Zeit rückte. Endlich brach der 14. Juli an; aber trübe und von vielen Regengüſſen durchſchauert. Doch dieß hinderte nicht die Vollziehung des Feſtes, nicht die Theilnahme an demſelben.

Von dem Platze, auf welchem die Baſtille geſtanden hatte, zogen die Abtheilungen der Nationalgarden und der Regimenter mit Waffen und Fahnen nach den Tuilerien. Daſelbſt trat zu ihnen die Nationalverſammlung und der pariſer Gemeinderath, erſtere zwiſchen einer Schaar von Kindern, die bewaffnet ihr voranſchritt, und einer Schaar von Greiſen, die ihr folgte. Unter dem Schall der Muſik, dem Donner des Geſchützes, dem Geläute der Glocken und dem Jubelgeſchrei der Zuſchauer ging der Zug von den Tuilerien nach der Seine, und über die daſelbſt neugebaute Brücke nach dem Marsfelde. Hier hatte ſich bereits eine Maſſe von 400,000 Zuſchauern verſammelt, die, obſchon ſie lange und bei fortwährendem Regen gewartet hatte, doch Freude und Jubel zu erkennen gab. Endlich als die Herbeigezogenen die ihnen beſtimmten Plätze eingenommen hatten, auch der König mit ſeiner Familie erſchienen war, und nun der Himmel ſich aufklärte; da trat der Biſchof von Autun, Talleyrand, zum Altar, um der Vereinigung, die jetzt die Nation mit ihrem Könige und beide mit dem Geſetze ſchloſſen, die religiöſe Weihe zu geben. Dreihundert Geiſtliche, mit weißen Chorhemden und dreifarbigen Gürteln geſchmückt, vertheilten ſich an den vier Ecken des Altars. Der Biſchof aber las die Meſſe, ſprach über die 83 Fahnen, die den Nationalgarden der 83 Departements Frankreichs, und über die Reichsfahne (Oriflamme), die dem franzöſiſchen Heere von der Stadt Paris verehrt wurden, den Segen und ſtimmte das Tedeum an, das von der ganzen Verſammlung mitgeſungen wurde *). Als es geendigt war, ſtieg Lafayette vom Pferde, nahete ſich dem König und erhielt von ihm die Eidesformel. Mit ihr begab er ſich zum Altar, den jetzt die bewaffneten Bürger umgaben, und ſchwor im Namen aller Nationalgarden, aller Regimenter und aller Bürger Frankreichs: „Treue „der Nation, dem Geſetze und dem Könige; mit allen „Kräften die von der Nationalverſammlung beſchloſſene „und vom Könige genehmigte Verfaſſung aufrecht zu erhalten und durch das Band der Brüderlichkeit vereiniget „zu bleiben mit allen Franzoſen.“ Jetzt ſchwang er die Fahne, die er in der Hand hielt, und alle bewaffneten Bür-

---

*) Hieher gehört das Kupfer Taf. XXXIV. — Karl Moritz v. Talleyrand, deſſen Bildniß hier aufgeſtellt iſt, der Sprößling eines altadeligen Geſchlechts, geboren zu Paris 1754 und von ſeinen Eltern zum geiſtlichen Stande beſtimmt, war beim Ausbruch der Revolution Biſchof von Autun. Als Abgeordneter der Geiſtlichkeit ſeiner Diöces trat er zur Nationalverſammlung 1789 und ward einer der einflußreichſten Beförderer der Revolution. Im Anfange des Jahres 1792 wurde er nach England geſendet, um einen Bruch zwiſchen England und Frankreich zu verhindern. Als ihm dieß nicht gelungen war, und er den Haß ſeiner Feinde und die Schreckniſſe der Schreckensregierung fürchtete, ging er 1794 nach Nordamerika, wo er bis zum Sturze Robespierre's blieb. Auf Betrieb ſeiner Freunde wurde am 4. Sept. 1795 das wider ihn erlaſſene Anklagedecret zurückgenommen. Er kam hierauf wieder nach Paris und ward im Jahre 1797 vom Directorium als Miniſter des Auswärtigen angeſtellt, worauf er an den wichtigſten Staatsgeſchäften und Staatsveränderungen höchſt bedeutenden Antheil nahm.



Laurens sc

Talleyrand
als Bischof zu Autun

Bürger riefen ihm nach: „ich ſchwöre es!" Nun erhob ſich neben dem König der Präſident der Nationalverſammlung, leiſtete denſelben Eid, und als er ſprach: „ich ſchwöre es!", ſtanden alle Mitglieder der Nationalverſammlung auf und riefen mit ihm: „ich ſchwöre es!" Freudengeſchrei, Muſik und Kanonendonner hallte ihnen nach. Darauf erhob ſich auch der König, und ſprach: „Ich, der König der Franzoſen, ſchwöre, die mir durch „das Geſetz übertragene Gewalt anzuwenden, um die von „der Nationalverſammlung beſchloſſene und von mir angenommene Verfaſſung aufrecht zu erhalten." Auch die Königin blieb nicht zurück. Fortgeriſſen von dieſer allgemeinen Bewegung, nahm ſie den Dauphin auf die Arme, zeigte ihn dem Volke und ſprach: „Dieß iſt mein Sohn; er vereiniget ſich mit mir zu denſelben Geſinnungen!" Als nun der König die Königin, dann ſeine Kinder und ſeinen Bruder umarmte, und alles Volk: „es lebe der König! es lebe die Königin!" ſo laut und ſo jauchzend ausrief, daß ſein Rufen ſelbſt den Donner des Geſchützes übertäubte; da ergriff ein hohes Gefühl der Freude und Bruderliebe die ganze Verſammlung. Mit überwältigten Herzen ſtürzten Bekannte und Unbekannte, Vornehme und Niedrige, wie ſie da ſaßen oder ſtanden, einander in die Arme; die Soldaten warfen ihre Waffen ab, um einander zu umarmen, unter dem Zurufe: „Es lebe die Nation, das Geſetz und der König!" Vor dem Entzücken, das Alle ergriffen hatte, trat alle Verſchiedenheit der Meinungen, aller Haß, alle Zwietracht zurück; in dieſem Augenblicke glaubte das Volk an die Aufrichtigkeit des Königs, der König an die Aufrichtigkeit des Volkes; ganz Frankreich ſchien verbrüdert; Alles Ein Herz und Eine Seele! — Gewiß, es war ein großer Augenblick, in welchem ein großes Volk zu ſolcher Begeiſterung aufflammte.

Wahr iſt es, König und Volk beſchworen hier etwas, was als unvollendet und alſo auch ungeprüft nicht deutlich vor ihren Augen ſtehen konnte, und machten damit ſich jenes Leichtſinns im Schwören ſchuldig, der ſo oft in der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution vorkommt. Doch ganz unglaublich iſt es, daß ſie, wie jener Franz I. zu Madrid (1526), ſchworen mit dem Gedanken, nicht halten zu wollen, was ſie beſchworen; ſehr wahrſcheinlich hingegen, daß ſie bei dieſem Schwure von aller Falſchheit weit entfernt waren. Die Macht des Augenblickes riß ſie hin, daß ſie weder der Vergangenheit, noch der Zukunft gedachten.

Vielfache Feſtlichkeiten folgten dieſem ſeelenvollen Auftritte. Ein großes Gaſtmahl wurde für die Abgeordneten veranſtaltet; da, wo noch vor einem Jahre die Baſtille geſtanden hatte, wurde getanzt; Abends die ganze Stadt, auch das Schloß der Tuilerien erleuchtet; in den eliſeiſchen Feldern fanden Vergnügungen aller Art Statt. Die Pariſer bemüheten ſich, ihren Gäſten den Aufenthalt in der Hauptſtadt recht angenehm zu machen; der König ſelbſt ließ ſich alle Abgeordnete vorſtellen und behandelte ſie ohne Unterſchied des Standes mit herzgewinnen=

winnender Freundlichkeit. Auch ward eine Denkmünze zur Verewigung dieſes Bundesfeſtes geſchlagen. Neuer Eifer für die Sache der Revolution war mit demſelben erwacht, in und auſſerhalb Frankreich ſproſſen neue Hoffnungen für ſie auf.

Späterhin, am 14. Juli 1792 und am 10. Aug. 1793, veranſtaltete man abermals Bundesfeſte; aber dieſe blieben weit hinter dem hier beſchriebenen zurück. Man konnte nur raſende Wildheit und fratzenhafte Gaukeleien hervorbringen, aber nicht die vorigen Umſtände zurückrufen, noch weniger die Begeiſterung, die am 14. Juli 1790 entflammt war. Und ſo beſtätigt ſich hier die Erfahrung, daß, was einmal war, ſich ſo, wie es war, nicht wieder erneuern läßt, und daß es ein thörichter Verſuch iſt, Freude und Begeiſterung erzwingen zu wollen.

V.

Die Flucht Ludwigs XVI., am 20. Juni 1791.

Obſchon Ludwig XVI. die neue Verfaſſung öffentlich und feierlich beſchworen hatte, ſo ſträubte ſich doch ſein Inneres gegen dieſen Schwur. Er fühlte ſich unglücklich durch die Revolution, die, je weiter ſie fortſchritt, deſto größere Kränkungen über ihn brachte. Wehe that ihm die Auflöſung aller früheren Ordnungen und Verhältniſſe; zuwider war ihm die Verdrängung ſeiner

Freunde und Rathgeber, und das Verfahren gegen die Geiſtlichkeit, das ſein Gewiſſen beunruhigte; immer läſtiger wurde ihm der Zwang, unter dem er von der Nationalverſammlung gehalten wurde; in Allem, was vor ſeinen Augen geſchah, erblickte er nur Verhöhnung ſeiner Perſon, Vernichtung ſeiner Würde, Zerrüttung ſeines Reiches. Große Geduld und Nachgiebigkeit hatte er bewieſen; aber er hatte damit nichts erlangt, als die Ueberzeugung, daß er in der Lage, in der er ſich befand, die Revolution nicht beſiegen könne. Als gerader und entſchloſſener Mann, dem Eidſchwüre heilig ſind, hätte er jetzt gegen alle Eingriffe in die Rechte, die ihm durch die neue Verfaſſung zukamen, laut und kräftig ſich erklären und, wo dieß nichts half, freiwillig zurücktreten ſollen; aber ſolche Geradheit und Entſchloſſenheit lag nicht in ſeinem Charakter; vielmehr glaubte er in heimlicher Flucht das letzte Rettungsmittel zu finden.

Was er eigentlich damit beabſichtigte, läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen. Wollte er, wie er ſelbſt erklärte, Frankreich nicht verlaſſen, ſondern bloß bis an die Grenzen des Königreichs ſich begeben, dort in Freiheit die Wünſche ſeines Volkes vernehmen, und nach freiwilliger Annahme einer neuen Verfaſſung zurückkehren? Oder wollte er, wie ſeine Gegner ihm vorwarfen, über die Grenzen Frankreichs flüchten, die Ausländer und Ausgewanderten für ſich waffnen und, an ihrer Spitze zurückkehrend, die alte Monarchie den Franzoſen wieder aufdringen? Vielleicht war es ihm ſelbſt nicht klar, wohin

hin ſeine Flucht führen ſollte; vielleicht dachte er, nach Art ſchwacher Seelen, nur an das Augenblickliche, wollte zunächſt nur ſeine Perſon der Gefangenſchaft entziehen und die ferneren Folgen den Umſtänden überlaſſen.

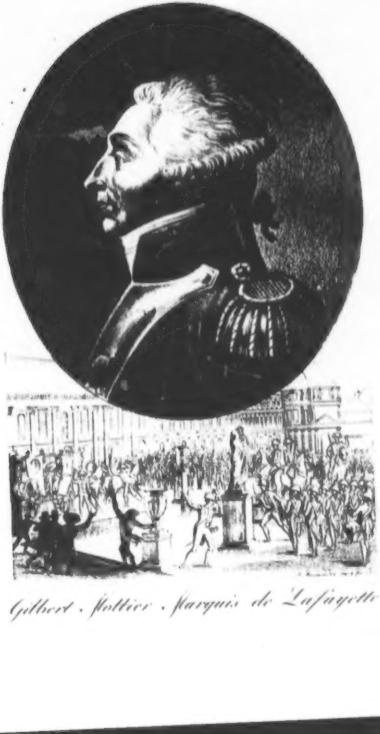
Schon ſeit dem Herbſte 1790 ging er mit Vorbereitungen zu einer Flucht um. Er trat deßhalb in Unterhandlungen mit **Mirabeau**, der ſich durch Geſchenke und Verſprechungen gewinnen ließ, und mit dem General **Bouillé**, Gouverneur zu Metz, auf deſſen Treue und Ergebenheit er ſich verlaſſen konnte. Aber weil er bei ſeinem Schwanken zwiſchen den Planen, die ihm vorgelegt wurden, zu keinem feſten Entſchluß kommen konnte, ſo verzog ſich das Unternehmen. Inzwiſchen ſtarb Mirabeau (2. Apr. 1791), ein dumpfes Gerücht, daß der König auf Flucht ſinne, verbreitete ſich, und neue Kränkungen kamen über ihn. Am 18. Apr. wollte er ſich nach St. Cloud begeben, um dort die Frühlingsluft zu genießen und mit unbeeidigten Prieſtern das Oſterfeſt zu feiern. Sogleich hieß es: er wolle entfliehen und die neue Verfaſſung umſtürzen. Auf dieſes Gerücht ſtrömte das Volk nach den Tuilerien, um ſich ſeiner Abreiſe zu widerſetzen, umringte den Wagen, den er mit ſeiner Familie beſtiegen hatte, und fiel den Pferden in die Zügel. Vergebens gab ſich **Lafayette** Mühe, das Volk zu zerſtreuen; vergebens forderte er die Nationalgarde auf, Gewalt zu brauchen; vergebens bat er die Departementsverwaltung zu Paris, das Kriegsgeſetz ſogleich bekannt zu machen: weder das Volk, noch die Nationalgarde, noch die Departementsverwaltung hörte auf ſeine Stimme, und der König mußte, nachdem er faſt zwei Stunden lang Vorwürfe und Schmähungen aller Art erduldet hatte, den Wagen verlaſſen und ins Schloß zurückkehren *).

Höchſt aufgebracht über dieſe Mißhandlung, die ſeine Gefangenſchaft zu Paris anſchaulich machte, ließ er ſogleich die Aufſeher der Departementsverwaltung, denen es oblag, über Ruhe und Sicherheit zu wachen, zu ſich kommen; aber ſie konnten oder mochten ihm keine Genugthuung gewähren. Am folgenden Tage (19. Apr.) begab er ſich in die Nationalverſammlung, wiederholte ſeine Beſchwerden und verlangte, man möchte, um der Nation zu beweiſen, daß er frei ſei, in ſeine Reiſe nach St. Cloud willigen; aber die Nationalverſammlung hielt ihn mit leeren Worten hin. Nun ſtellte er ſich beruhigt und ſuchte aufs neue durch Nachgiebigkeit und erheuchelten Eifer für den Volkswillen Zuneigung zu gewinnen, oder die Wachſamkeit ſeiner Gegner einzuſchläfern. Er ließ unter dem 23. Apr. durch ſeinen Miniſter Montmorin den auswärtigen Geſandten erklären: er ſei weder herabgewürdigt, noch unfrei, noch unzufrieden mit ſeiner Lage, und werde dem Eide, den er auf die Verfaſſung geleiſtet habe, treu bleiben. Er entfernte aus ſeinen Umgebungen die unbeeidigten Prieſter und andere dem Volke mißfällige

Per-

---

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XXXV. — Die unter Lafayette's Bildniß ſtehende Vignette bezieht ſich auf die hier erzählte Begebenheit.



Gilbert Mottier Marquis de Lafayette

Perſonen, und empfing am Oſtertage von beeidigten Prieſtern das heilige Abendmahl. Er forderte in einem eigenhändigen Schreiben (vom 17. Juni) den Prinzen von Condé auf, ſchleunigſt zurückzukehren und der neuen Verfaſſung Folge zu leiſten. Doch alles dieß war nur Blendwerk; denn im Geheimen betrieb er die Anſtalten zur Ausführung ſeines Fluchtplanes.

Er unterhandelte mit dem Kaiſer Leopold und dem Könige von Schweden, damals zu Spaa, und traf mit dem General Bouillé die Verabredung, daß dieſer zu Montmedy, unter dem Vorwande, die Grenzen zu decken, ein Heereslager bildete und auf den Poſtſtationen von Chalons bis Montmedy Reiterhaufen vertheilte, die dem Könige, ſobald er vorbeigereiſet ſein würde, folgen ſollten. Zu Paris betrieb er gemeinſchaftlich mit der Königin und mit deren Vertrautem, dem ſchwediſchen Grafen Axel von Ferſen, die zur Flucht nöthigen Anſtalten. Ein Paß, ausgeſtellt auf den Namen einer ruſſiſchen Baroneſſe von Korff, die mit zwei Kindern, einer Kammerfrau, einem Kammerdiener und drei Bedienten nach Frankfurt reiſen wollte, wurde herbeigeſchafft, ein großer Reiſewagen mit ſechs Poſtpferden beſtellt, eine Thüre auf einer abgelegenen Seite der Tuilerien in Beſchlag genommen und einigen treuen Kammerfrauen und Leibwächtern aufgegeben, die königliche Familie zu begleiten. Am 20. Juni war man mit dieſen Vorkehrungen zu Stande, ſo daß die Flucht beginnen konnte.

Das Schwierigſte war, unbemerkt aus dem Schloſſe zu entkommen, und dieſes gelang wider alles Vermuthen glücklich, vielleicht nicht ohne heimliche Verabredung *).

Abends nach 11 Uhr verließen der König, die Königin, des Königs Schweſter Eliſabeth und Frau von Tourzel, mit den königlichen Kindern einzeln (vielleicht auch verkleidet) die Tuilerien, um auf dem Carouſſelplatz wieder zuſammenzutreffen; Frau von Tourzel langte zuerſt mit den königlichen Kindern an, bald nach ihr der König mit ſeiner Schweſter; aber die Königin, von ihrem Begleiter, den die Dunkelheit täuſchte, irre geleitet, kam erſt um Mitternacht. Jetzt beſtieg die königliche Familie mit Frau von Tourzel die Wagen, die der Graf von Ferſen für ſie bereit hielt, und fuhr auf Umwegen durch das Thor St. Martin aus Paris. Nicht weit davon ſtand der beſtellte große Reiſewagen mit ſechs Poſtpferden, in welchem die Fluchtreiſe fortgeſetzt wurde. Drei Leibwächter, als Couriere oder Bediente verkleidet, nahmen den Kutſchbock ein. Ein zweiter Wagen mit einigen Kammerfrauen folgte. — Um dieſelbe Zeit verließ auch der ältere Bruder des Königs, der Graf der

Pro-

---

*) Wenn auch nicht Lafayette ſelbſt, wie ihm am 21. Juni von Robespierre und Danton im Jacobinerclubbe vorgeworfen wurde (ſ. Girtanner, hiſt. Nachr. Th. VI. S. 69 — 80), und Ludwig XVIII. noch im Jahre 1816 rühmte (ſ. Bran's Miscellen Th. LXI, S. 20), um die Flucht des Königs wußte, oder ſie begünſtigte: ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß von den, unter ſeiner Leitung ſtehenden Nationalgardiſten mehrere, welche das Schloß bewachten, für den Fluchtplan des Königs gewonnen worden waren.

Provence (ſpäterhin Ludwig XVIII. genannt), mit ſeiner Gemahlin Paris, aber auf einem anderen Wege und mit glücklichem Erfolge.

Am Morgen des 21. Juni, Vormittags gegen 9 Uhr, wurde die Flucht des Königs in Paris bekannt und erregte ſturmvolle Bewegungen. Man hatte zeither das Vorhaben des Königs, aus Paris zu flüchten, bei der ſtrengen Bewachung der Tuilerien für unausführbar gehalten; um ſo größer war nun das Staunen, der Schrekken, die Beſtürzung. Dieſe Flucht, hieß es, bedrohe die neue Freiheit; der König werde an der Spitze der Ausgewanderten und fremder Mächte zurückkehren, ein Bürgerkrieg werde entbrennen, und alles der Willkür ganz anheimgeſtellt werden. Bei ſolchen Befürchtungen ſammelten ſich Haufen zu Haufen, Lärmtrommeln und Sturmglocken ertönten, die Nationalgardiſten, die im Schloſſe der Tuilerien die Wache gehabt hatten, wurden feſtgenommen; und ſelbſt gegen Lafayette und Bailly ſprach ſich Verdacht und Unwille aus. Doch die Nationalverſammlung, unter dieſen Umſtänden einiger als ſeit langer Zeit, erhielt durch die Kraft und Klugheit ihres Benehmens Ruhe und Ordnung. Sie ließ durch die Nationalgardiſten, die Lafayette zum Nachſetzen beſtellt hatte, allen Beamten anbefehlen, die Entführung des Königs (ſo nannte man aus Schonung deſſen Flucht) zu hindern; ſie ermahnte das Volk zur Ruhe und hielt das Toben der Republikaniſch-Geſinnten in Schranken. Der König hatte ſeinen Miniſtern den Befehl hinterlaſſen, ſie ſollten ihm das Staatsſiegel zuſenden, ſobald er dasſelbe würde abfordern laſſen, und keine Ausfertigung in ſeinem Namen unterſchreiben, bevor ſie nicht ſeine ferneren Befehle erhalten hätten: wahrſcheinlich hatte er damit gemeint, daß ſeine Flucht Störungen und Stockungen im Gange der Staatsangelegenheiten und damit Verlangen und Sehnſucht nach ihm hervorbringen würde. Die Nationalverſammlung aber, die jetzt die ausübende Gewalt ihrem ganzen Umfange nach übernahm, beſchied die Miniſter vor ihre Schranken, verpflichtete ſie insgeſammt, von ihr Befehle anzunehmen und befahl insbeſondere dem Siegelbewahrer, das Staatsſiegel abzuliefern, dem Juſtizminiſter, dasſelbe jedem ihrer Beſchlüſſe aufzudrücken, dem Finanzminiſter, über den Beſtand des Staatsſchatzes Auskunft zu geben, dem Kriegsminiſter, die Armee zu verſtärken und die Grenzorte in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, den fremden Mächten die friedfertigen Geſinnungen der Nationalverſammlung zu erklären. Auch ſendete ſie Abgeordnete an die Linientruppen, um ſich ihrer zu verſichern.

Der König hatte eine „Erklärung an alle Franzoſen" (datirt vom 20. Juni) zurückgelaſſen. In derſelben beklagte er ſich über die Ereigniſſe ſeit dem Anfange der Revolution und über die Kränkungen und Beeinträchtigungen, die er erlitten, proteſtirte gegen alles, was er bisher genehmigt und nur darum genehmigt hätte, weil er, unter Zwang gehalten, es nicht hätte abſchlagen können, und ſchloß mit der Verſicherung: „er werde zurückkehren, ſo-

ſobald durch eine freiwillig von ihm angenommene Verfaſſung die Religion in Achtung gekommen, die Regierungsform feſtgeſetzt, eines Jeden Perſon und Eigenthum geſichert, den Uebertretungen der Geſetze geſteuert und die Freiheit auf feſte Grundlagen erbaut ſein würde." Dieſe Erklärung, durch den Intendanten der Civilliſte, de la Porte, der Nationalverſammlung übergeben, ließ über die wahren Geſinnungen des Königs und über ſein Wollen und Streben, die Revolution rückgängig zu machen, keinen Zweifel übrig. Dennoch ließ die Nationalverſammlung, um den König zu ſchonen, bekannt machen: „ihm ſei vor ſeiner Entführung jene Erklärung abgenöthigt worden." Aber zugleich ſetzte ſie auch, um ihr Verfahren zu rechtfertigen und ſich zu behaupten, hinzu: „was die Revolution geleiſtet habe, ſei nothwendig und heilbringend, und alle Franzoſen möchten ſich vereinigen, die Nationalverſammlung in Anſehen zu erhalten, Gewaltthätigkeiten zu hindern, die Bezahlung der Auflagen und den Umlauf des Getreides zu fördern, und die Sicherheit der Perſon und des Eigenthums überall aufrecht zu erhalten." — Noch war ſie mit dieſer Gegenſchrift beſchäftigt, als plötzlich (am 22. Juni Abends 10 Uhr) zwei Eilboten vor ihr erſchienen mit der Nachricht: „Der König ſei angehalten und gefangen!" — Kaum konnte man es glauben, und doch war es gegründet!

Glücklich hatte der König am 21. Juni Abends halb acht Uhr St. Menehould erreicht. Aber hier wurde er ſein eigener Verräther! Schon nach Ueberwindung der erſten Schwierigkeiten hatte er ſich ängſtlicher Beſorgniſſe entſchlagen, und je weiter er ſich von Paris entfernte, deſto mehr hielt er ſich vor Gefahren geborgen: er blickte unvorſichtig aus dem Wagen, ſtieg an einigen Poſtſtationen aus, und unterhielt ſich mit den Leuten, die er daſelbſt antraf. Anfangs geſchah dieß ohne nachtheiligen Erfolg. Doch als er auch zu St. Menehould aus dem Kutſchfenſter blickte und zur Beſchleunigung der Abreiſe trieb, fiel dem Poſtmeiſter Drouet die Aehnlichkeit des Geſichtes, das er ſah, mit dem auf Münzen und Aſſignaten ausgeprägten Bildniſſe des Königs auf. Er ſchöpfte Verdacht, ahnete die Bedeutung des Kommens und Gehens der aufgeſtellten Reiterpoſten, und voll glühendes Eifers für die Revolution, glaubte er den Fluchtplan des Königs vereiteln zu müſſen. Zwar ließ er den König von St. Menehould, wo er für den Augenblick nicht im Stande war, ihn aufzuhalten, abfahren; aber gleich darauf hielt er die Bürgerſoldaten, die Huſaren und Dragoner, die dem Könige folgen wollten, zurück und ſprengte, von einem Freunde begleitet, auf Fußpfaden nach Varennes. Nachts nach 11 Uhr traf er, faſt gleichzeitig mit dem Könige, daſelbſt ein. Sogleich ſetzte er durch ſeine Anzeige die Stadt in Bewegung, verrammelte durch Umſtürzen eines bepackten Wagens die Brücke, über welche der Weg nach Montmedy geht, forderte von dem Könige, als dieſer abreiſen wollte, den Paß und nöthigte ihn, unter dem Vorwande einer nähern Unterſuchung des Paſſes, auszuſteigen. So kam der König in das Haus des Gemeindevorſtehers Sauce. Dieſer erklärte ihm: „man habe ihn erkannt und er müſſe nach Paris zurückkehren.“ Aeuſſerſt betroffen über dieſe Erklärung konnte ſich Ludwig XVI. nicht länger verſtellen; aber ſtatt als König Unterwürfigkeit von ſeinen Unterthanen zu fordern und, falls ihm dieſe verweigert würde, die in Varennes befindlichen Soldaten zu ſeinem Schutze aufzufordern, verſchwendete er unnütze, ihn herabwürdigende Bitten; ja er umarmte den Sauce und flehete ihn um Sicherheit für ſich, für ſeine Gemahlin, für ſeine Kinder und Freunde. Die anweſenden Offiziere wollten ihn befreien; aber ihre Leute weigerten ſich ihren Befehlen zu folgen, und immer größer wurde der Andrang der Bürgerſoldaten, die, durch Eilboten und Sturmglocken aufgeregt, aus den benachbarten Orten vor der Wohnung des Gemeindevorſtehers zuſammenſtrömten. Sturmvoll verſtrich die Nacht! Als nun am Morgen des 22. Juni die mit Verhaftbefehlen von Paris abgefertigten Nationalgardiſten in Varennes eintrafen, und gleich darauf die Nachricht ſich verbreitete, Bouillé ſei mit dem Regimente Royal-Allemand in Anmarſch: ſo mußte ſich der König bequemen, mit ſeiner Familie früh um 8 Uhr die Rückreiſe nach Paris anzutreten. Anderthalb Stunden nachher kam Bouillé vor Varennes an. Ein Befehl des Königs, ſich zurückzuziehen, hielt ihn nicht auf; wohl aber die Vorkehrungen der Einwohner zu Varennes. Er konnte weder in die Stadt eindringen, noch auf andern Wegen den König einholen, kehrte daher nach Montmedy zurück und verließ wenige Tage nachher ſein Heer und Frankreich.

Die Reiſe, die jetzt der König zu machen hatte, mußte die bitterſten Empfindungen und traurigſten Beſorgniſſe in ihm erregen. Vereitelt war das Vorhaben, ſeinen Peinigern zu entkommen, vereitelt jede Hoffnung, die er klar oder dunkel an dieſes Vorhaben geknüpft hatte; er mußte zurück zu dem Zwange, dem er hatte entfliehen wollen, und noch ärgere Verhöhnungen und Kränkungen, als die zeither erlittenen, droheten ihm bei ſeiner Rückkehr. Nur Widrigkeiten und Schreckniſſe ſah er am Ziele ſeiner Reiſe; und ſchon der Gang derſelben war mit Widrigkeiten und Schreckniſſen erfüllt.

Zu dem Wagen des Königs und dem der königlichen Kammerfrauen war noch ein dritter für den Poſtmeiſter Drouet und Andre, die zur Verhaftung des Königs vornehmlich beigetragen hatten, hinzugefügt, und dieſer wie ein Triumphwagen mit grünem Laube geſchmückt worden. Große Schaaren von Nationalgarden zu Fuß umgaben die drei Wagen, die darum langſam fahren mußten. Hitze und Staub quälte den König und ſeine Familie, noch mehr das wilde Geſchrei und die raſende Ausgelaſſenheit eines tobenden Pöbels. Es war nicht anders, als würde ein Verbrecher eingebracht. Ohngefähr auf der Mitte des Weges, vor Epernay bei Chalons, erſchienen die Abgeordneten, Barnave, Petion und Latour-Maubourg, welche die Nationalverſammlung, auf die Nachricht von der Verhaftung des Königs,

nigs, demſelben entgegengeſchickt hatte. Sie traten herbei und laſen den Beſchluß der Nationalverſammlung vor, der ſie zur Empfangnahme und Begleitung des Königs ermächtigte, und alle Begleiter desſelben verpflichtete, ihren Befehlen zu gehorchen. Sie nahmen darauf Platz: Latour-Maubourg im Wagen der Kammerfrauen, Barnave und Petion im Wagen des Königs; jener zwiſchen dem König und der Königin, dieſer zwiſchen der Schweſter und Tochter des Königs: der Dauphin wurde bald von dem Einen, bald von dem Andern auf den Schoß genommen. Je näher der Zug der Hauptſtadt kam, deſto größer wurde er: eine unſägliche Menge von Nationalgardiſten und Volk ſchloß ſich ihm an. Endlich am vierten Tage, dem 25. Juni, Abends 7 Uhr, gelangte er nach Paris. Ein unermeßliches Gedränge war daſelbſt auf den Straßen und vor dem Schloſſe, doch mehr aus Neügier, als aus Meuterei. Das Gebot der Nationalverſammlung, Ruhe zu halten, wurde beachtet: nur durch düſteres Schweigen beim Anblick des Königs und durch helles Freudengeſchrei beim Anblick des Triumphwagens gab das Volk ſeine Empfindungen zu erkennen.

Nach ſeiner Ankunft in Paris wurde der König ſtreng bewacht, eine Zeitlang der Regierung entſetzt und von Abgeordneten der Nationalverſammlung verhört. Er wies das Verhör zurück, gab aber die Erklärung: „er habe Frankreichs Grenzen nicht überſchreiten, ſondern nur in größerer Freiheit die öffentliche Meinung deutlich erkennen wollen; in der zurückgelaſſenen Denkſchrift habe er nicht gegen die Grundſätze der neuen Verfaſſung, ſondern nur gegen die Beſchränkungen der ausübenden Macht, bei denen die neue Verfaſſung nicht beſtehen könne, ſich ausgeſprochen; jetzt, da er die öffentliche Meinung habe kennen gelernt, trage er kein Bedenken, ſich derſelben zu unterwerfen und alles zu thun, was das allgemeine Wohl, der Gegenſtand ſeiner Wünſche, von ihm verlangen könne.“ Aber dieſe Erklärung fand keinen Glauben; jene Denkſchrift hatte ſeine wahren Geſinnungen verrathen und ſeine Stellung zur Nation verſchlimmert. Zugleich hatte ſeine Flucht die Revolution weiter geführt, indem ſie dem Gedanken Halt und Verbreitung gab, daß man auch ohne König leben könne. Das Geſchrei der Jacobiner: „keinen König mehr!“ fand daher einen bedeutenden Nachhall. Nur der Widerſtreit unter den Wortführern und das Streben der Nationalverſammlung, die neue Verfaſſung, die an das Königthum geknüpft war, zu Stande zu bringen, erhielt noch auf kurze Zeit das Daſein des Königs und den Schatten ſeiner Regierung.

VI.

Revolutionsgräuel im September 1792.

Mit ſchrecklichen Gräueln iſt die franzöſiſche Revolution erfüllt. Schon am Anfange derſelben, bei der

Einnahme der Baſtille, traten ſolche hervor, noch mehrere am 5. und 6. Oct. 1789 beim Eindringen in das Schloß zu Verſailles, dann am 20. Juni und 10. Aug. 1792 bei Erſtürmung der Tuilerien; aber am wildeſten und furchtbarſten in den erſten Tagen des Septembers 1792: — ein ſchreckliches Zeichen, wie Gräuelthaten Gräuelthaten erzeugen und die ſpäteren furchtbarer werden, als die früheren, bis ſie ſich nicht überbieten können, und das Böſe ſich ſelbſt erſchöpft.

Geſtürzt war am 10. Aug. 1792 das Königthum, gefangen der König; aber ſein Anhang war noch in Paris vorhanden, und leicht konnte er ſich, wenn gleich jetzt niedergedrückt, wieder erheben und den Oeſtreichern und Preußen, die eben damals mit den Heeren der Ausgewanderten über die Grenzen Frankreichs drangen, die Hand bieten. Die Vernichtung dieſes Anhangs ſchien deshalb den Jacobinern nothwendig und darum gerechtfertigt. Nur dann, behaupteten ſie, könne mit glücklichem Erfolge gegen auswärtige Feinde gekämpft werden, wenn man zuerſt der einheimiſchen ſich entledigt habe; nur dann könne die Republik emporkommen, wenn alles, was ihr entgegenſtehe, vernichtet würde. In den Augenblicken der Gefahr ſei es nicht möglich, das Staatswohl zu ſichern, ohne die Rechte einzelner Bürger zu verletzen. Man müſſe alſo die Vertrauten des Königs, die Vertheidiger desſelben am 10. Aug., die unbeeidigten Prieſter, die Freunde des conſtitutionellen Königthums, kurz alle, über welche der 10. Aug. geſiegt hatte, als Verdächtige einziehen und ausrotten. Möglich, ja wahrſcheinlich iſt es, daß beim Erfaſſen dieſes Gedankens auch Raubluſt, Rachgier, Herrſchſucht und andre Triebfedern dieſer Art mitwirkten *); gleichwohl läßt ſich behaupten, daß er nicht ſowohl aus Böswilligkeit oder Verruchtheit Einzelner, als aus dem Gange der Begriffe und Begebenheiten hervorging.

Am 26. Aug., als die Nachricht von der Uebergabe Longwy's an die Preußen in Paris anlangte, brachte Danton, damals Juſtizminiſter, im Bürgerrathe zum Vorſchlage, man müſſe alle Verdächtigen entwaffnen und verhaften und dazu Hausſuchungen veranſtalten. Der Bürgerrath erfaßte dieſen Vorſchlag und von einem ſeiner Ausſchüſſe, dem bewaffneter Pöbel zur Seite ſtand, wurden vom Abend des 29. Aug. bis zum Abend des 1. Sept. gewaltſame Hausſuchungen vollzogen und viele Tauſende, die man als Verdächtige bezeichnet hatte, in die Gefängniſſe gebracht. Doch dabei blieb es nicht! Die Verhafteten, ſagte man, wären zu fürchten, ſo lange ſie lebten; ſie könnten losbrechen, oder von ihren Verwandten und Freunden in Freiheit geſetzt werden, vorzüglich jetzt, da, wie das Gerücht meldete, Verdun gefallen ſei, und die Feinde, ſchon auf dem Wege nach Chalons, in drei Tagen Paris erreichen könnten. Unter ſolchen Umſtänden

hielt

---

*) Solchen Triebfedern ſchreibt Madame Roland („Erinnerungen aus ihrem Leben," in den Zeitgenoſſen. Leipz. 1821. Num. IV, S. 75) die Septembergräuel zu.

hielt Danton die Niedermetzlung der Gefangenen für nothwendig, und was er mehr andeutete als ausſprach, wurde von dem Ausſchuſſe des Bürgerraths, an deſſen Spitze ein Marat ſtand, belebt und befördert. Sogleich wurden Verabredungen getroffen und Mörderbanden, die der gräßliche Maillard anführen ſollte, zur Vollziehung des Mordens gedungen.

Am 2. Sept. ließ der Bürgerrath die Barrieren ſperren, die Sturmglocke läuten, die Lärmkanone löſen und alle marſchfähigen Einwohner auffordern, ſich auf dem Marsfelde zu verſammeln, um ſich zum Krieg gegen Preußen, Oeſtreicher und Ausgewanderte zu ordnen und zu rüſten. Während nun ein Theil der Nationalgarde an den Barrieren, ein andrer Theil der wehrhaften Einwohner auf dem Marsfelde war, begann das gräßliche Morden, das Maillard leitete. Er wendete es zuerſt gegen die widerſpenſtigen Prieſter, von denen man eben vier und zwanzig aus dem Stadthauſe nach der Abtei St. Germain in Wagen brachte. Als ſie dort angekommen waren, wurden ſie von der Mörderbande aus dem Wagen geriſſen und ermordet. Von der Abtei zog Maillard zu dem Karmeliterkloſter, wo gegen zweihundert Prieſter hingeſchlachtet wurden, dann wieder zurück zur Abtei, um dort gegen die übrigen Gefangenen auf gleiche Weiſe zu verfahren. An den folgenden Tagen wüthete er in den übrigen Gefängniſſen zu Paris, im Chatelet, in la Force, in der Conciergerie, bei den Bernhardinern, zu St. Firmin, in der Salpetrière und im Bicêtre. Fünf

Tage lang dauerte dieſes Morden; Paris ſah demſelben ſchweigend zu, der Bürgerrath betrieb es; die Nationalverſammlung zeigte mehr Billigung als Mißbilligung deſſelben, und weder der Miniſter **Roland** noch irgend ein Menſchenfreund konnte demſelben Einhalt thun. Erſt als die Mörder ſelbſt ermüdeten und von den Gefangenen nur wenige übrig waren, ließ es nach. Doch fielen auch nach dem 7. Sept. noch Mordthaten vor. — Eine umſtändliche Schilderung derſelben würde mehr empörend als belehrend ſein. Es ſei genug, das Gräuſenhafte derſelben an einigen Thatſachen anſchaulich zu machen.

Als **Maillard** mit ſeinen Banden in die Abtei zurückgekehrt war, um dort neue Blutthaten zu vollziehen, kam man überein, eine Art von Gericht aufzuſtellen, das, nach Angabe der Verhaftungsregiſter, über die Gefangenen entſcheiden und Maillard zum Vorſitzenden haben ſollte. Dieſer ſetzte ſich daher mit einigen Andern im Hofe der Abtei an einen Tiſch, der mit Weinflaſchen, Gläſern, Tabakspfeifen, Papieren und Schreibzeugen bedeckt und von angezündeten Fackeln (es war Nacht!) beleuchtet war. Darauf ließ er durch ſeine Mordgeſellen die Gefangenen herbeiholen und ſtellte andre auſſerhalb des Gefängnißthores, um dort durch ſie den ausgeſprochenen Blutbefehl vollziehen zu laſſen. War ein Gefangener vorgeführt, ſo fragte er nach deſſen Namen, richtete noch einige andre Fragen nach Maßgabe der Verhaftungsregiſter an ihn und ſprach dann zu den Mordgeſellen, die den Gefangenen hielten, „bringt den Herrn nach la Force," oder

„laßt ihn los!“ Das war das verabredete Zeichen zur Ermordung. Sobald nun der Gefangene vor das Gefängnißthor geſchleppt worden war, wurde er niedergehauen, und während ſein Jammergeſchrei ertönte, erhoben die Mörder mit ſchrecklichem Gebrülle den Ruf: „Hoch lebe die Nation!“ Nur Wenige fanden Gnade, und nur nach wilden Drohungen und unmenſchlichen Mißhandlungen. So wurde der Gouverneur der Invaliden Sombreuil am Leben gelaſſen, weil ſeine Tochter, die für ihn bat, ſich entſchließen konnte, von dem Menſchenblute, das die Mörder als Ariſtokratenblut ihr darreichten, zu trinken; ſo der Greis Cazotte, weil ſeine Tochter ſich nicht von ihm trennen ließ und das Volk, dadurch gerührt, für ihn bat. Ueberhaupt kamen auch hier Fälle vor, wo neben der wildeſten Barbarei Gefühle menſchlicher Theilnahme ſich zeigten.

Unter den Tauſenden, welche in dieſen Tagen einen ſchrecklichen Tod erlitten, befand ſich die Prinzeſſin Lamballe, die innigſte Freundin der Königin Marie Antoinette, und deshalb am 18. Aug. von ihr getrennt und aus dem Temple nach la Force gebracht. Am 8. Sept. früh 8 Uhr drangen einige der Mordgeſellen in ihr Gefängniß und nöthigten ſie, von ihrem Lager aufzuſtehen und mit ihnen vor das Gericht zu treten, das vor dem Gefängniß auf offener Straße gehalten wurde. Als ſie die bluttriefenden Mörder mit gezückten Säbeln erblickte und das Jammergeſchrei derer hörte, die man umbrachte, ſank ſie in Ohnmacht. Doch kam ſie wieder zur Beſinnung

nung und konnte ein Verhör aushalten, das folgende Fragen und Antworten enthielt: „Wie heißen Sie?" Marie Louiſe von Savoyen, Prinzeſſin von Lamballe. — „Welche Stelle hatten Sie am Hofe?" Ich war Oberaufſeherin des Hofſtaates der Königin. — „Hatten Sie Kenntniß von der Verſchwörung des Hofes am 10. Auguſt?" Ich weiß nicht, ob am 10. Aug. eine Verſchwörung vorhanden war; aber ich weiß wohl, daß mir nichts davon bekannt iſt. — „Schwören Sie Freiheit und Gleichheit zu lieben und den König und die Königin und das Königthum zu haſſen?" Das Erſte will ich; aber das Zweite kann ich nicht: es iſt meinem Herzen entgegen. Ein Naheſtehender, der ſie retten wollte, flüſterte ihr zu: „Schwören Sie!" Doch die Prinzeſſin gab keine weitere Antwort, und der Vorſitzende rief: „Bringt Madame nach der Abtei!" — was hier ſo viel hieß als in der Abtei: „bringt ihn nach la Force." Sogleich wurde ſie ergriffen und fortgezogen. Ein Säbelhieb traf ſie in den Hinterkopf, ein zweiter ſtreckte ſie zu Boden. Und nun fielen die Mörder wie Kannibalen über den Leichnam her, verhöhnten, verſtümmelten, zerriſſen ihn, theilten die Stücke unter ſich und trugen ſie in der Stadt umher. Den Kopf, ſagten ſie, müſſe man zu den Füßen des Thrones niederlegen. Sie trugen ihn daher auf eine Stange nach dem Temple und hielten ihn zum Fenſter empor, damit ihn die Königin ſehen ſollte. Dieſe ſank in Ohnmacht, als ſie hörte, was vorging. Hierauf trugen die Mörder den Kopf nach dem Palais Royal und zeigten ihn dem Herzog von Orleans, der mit der Prinzeſſin nahe verwandt und Erbe ihres Vermögens war. Der Herzog äuſſerte Gleichgiltigkeit bei dieſem Anblicke; doch ſprach er kein Wort, ſei es, daß ein Gefühl der Menſchlichkeit oder eine Ahnung ſeines Schickſales ihn ergriff.

Am ärgſten tobte das Morden im Bicêtre. In dieſem Gefängniſſe, in welchem vier- bis fünftauſend Gefangene waren, konnten die Mörder mit Picken, Säbeln und Flinten nicht bald genug fertig werden, oder die Gefangenen vereinigten ſich zur Gegenwehr. Man führte alſo Kanonen herbei und ſchoß mit Kartätſchen unter ſie, und als einige derſelben in die Keller flüchteten, füllte man dieſe mit Waſſer, bis die Gefangenen erſäuft waren.

Die Zahl der Ermordeten läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben. Man ſchätzt ſie auf zwölftauſend *). Auch blieb das Morden nicht auf die Hauptſtadt beſchränkt, ſondern verbreitete ſich über mehrere Städte Frankreichs, da der pariſer Bürgerrath durch Umlaufſchreiben vom 2. Sept. dieſe dazu auffordern ließ. Namentlich wurden am 10. Sept. zu Verſailles gräßliche Mordthaten verübt.

Als ein Gegenſtück zur Bartholomäusnacht, die nach Sully's Angabe 70,000 Menſchen das Leben koſtete **), läßt ſich dieſes Morden betrachten. Wie dort auf Befehl des Hofes die ärgſten Miſſethaten verübt wurden,

---

*) Nach einer Berechnung bei Thiers Th. II, S. 229 betrug ſie 12,857. —

**) Memoires de Sully. à Paris 1814. Tom. I, pag. 51.

den, ſo hier auf Veranſtaltung der Volksführer; wie dort religiöſer Fanatismus obwaltete, ſo hier politiſcher. Wie dort glaubte man auch hier durch Schrecken und Blutvergießen erreichen zu können, was man wünſchte; und ſo wurden hier wie dort die wildeſten Leidenſchaften aufgeregt, alle geſetzlichen Schranken niedergeriſſen und die ſchrecklichſten Frevel als heilſame Handlungen geſchildert. Aber wie dort zeigt ſich auch hier, daß auf dem Wege der Miſſethat kein Segen reift und daß die Zerrüttung ſittlicher Ordnung ſich ſelbſt an denen rächt, die ſie veranlaßt haben. Katharina von Medici, Karl IX. und ſein Bruder Heinrich III., die Hauptanführer der Bartholomäusnacht ſtarben eines qualvollen Todes, und die meiſten derer, von denen die Septembergräuel ausgegangen waren, kamen bald nach denſelben durch eben die gewaltſamen Mittel um, die ſie zur Förderung ihrer Begriffe und Plane aufgeregt hatten.

Aber ſeit der Bartholomäusnacht war die Menſchheit um zwei Jahrhunderte älter geworden; Aufklärung und Geſittung hatte zugenommen; die Franzoſen waren zu dem Rufe vielſeitiger Bildung, feiner Sitten und anmuthiger Geſelligkeit gelangt. Woher alſo, kann man fragen, woher kamen ſolche Gräuel am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts, das man ein Jahrhundert der Aufklärung nannte?

Die erſte Urſache dieſer Gräuel lag in der Revolution ſelbſt; freilich nicht in den vernunftmäßigen Ideen, von denen ſie ausging, aber in der Ueberſpannung dieſer

Ideen und in dem Getriebe wilder Leidenſchaftlichkeit, das ſie anregte. Jede gewaltſame Umwälzung der beſtehenden Ordnung führt Stürme und Ausſchweifungen mit ſich; die Köpfe werden erhitzt, die Begierden entflammt, Feindſeligkeiten angeregt und die Schranken niedergeriſſen, welche ſonſt Leidenſchaften und Verbrechen zurückhalten. Nun tritt der Abſchaum des Volkes hervor ohne Scheu vor Geſetz und Obrigkeit, ſich freuend, durchſetzen zu können, was er will, und Rache nehmen zu können an denen, von denen er vorher bedrückt wurde, ja er wird von den Parteihäuptern um ſo mehr aufgeregt, je mehr dieſe durch ihn ihre Abſichten erreichen zu können meinen. Selbſt rechtliche Menſchen laſſen ſich, wenn feſte Grundſätze ihnen fehlen, im leidenſchaftlichen Zuſtande zu Rohheiten in Wort und That hinreißen; wie viel mehr verwegene, überſpannte, wildaufbrauſende. Unter dem Vorwande das Staatswohl zu ſichern, vergießen ſie Blut; und je mehr Blut vergoſſen wird, deſto mehr wird das Volk gegen Blutvergießen gleichgiltig, deſto mehr erhitzt es ſich bis zur Raſerei, deſto mehr wird es alles Schrecklichen fähig. So iſt es bei jeder Volksrevolution, und ſo war es auch bei der franzöſiſchen Revolution!

Ein zweiter Grund ihrer Gräuel lag in dem von ihr angeregten Parteigeiſte. Blinder Parteigeiſt, der nur in den Anſichten und Begriffen, die er vertritt, das Wahre und Rechte findet und eher alles niederreißt und vernichtet, als daß er ſeine Anſichten und Begriffe aufgibt oder von ihrer Durchführung abläßt, iſt jedes Unrechts, jeder

Gewaltthat, jeder Unmenſchlichkeit fähig. Von ſolchem Parteigeiſte aber waren wie die Gründer der franzöſiſchen Republik, ſo auch die Gegner derſelben, bald Royaliſten, bald Ariſtokraten genannt, befangen. Denn wie jene das Aufkommen und Fortkommen der Republik zu befördern ſuchten, ſo ſuchten dieſe das Alte zu ſchützen und feſtzuhalten. Hierzu ſchien es ihnen nöthig, auf Uebertreibungen hinzuwirken, das Volk zu Ausſchweifungen aufzureizen und alles in größtmöglichſte Verworrenheit zu ſtürzen; denn ſo, meinten ſie, müſſe die Revolution verhaßt und der vorige Zuſtand wünſchenswerth werden, ſo die Frechheit die Freiheit zerſtören, ſo das Uebermaß des Böſen das Gute (ſie meinten das Alte) zurückführen. Ihr Parteigeiſt trieb daher wie der Parteigeiſt der Revolutionsmänner zu Gräuelthaten und rechtfertigte gleichſam das Verfahren der letzteren.

Endlich lag ein dritter Grund der Revolutionsgräuel in dem Charakter der Franzoſen. Bei einem ſo reizbaren Volke, als die Franzoſen, das leicht jedem Eindrucke ſich hingibt, durch gegenſeitige Mittheilung zum Zorn wie zum Mitleiden leicht aufgeregt wird, und mit dem ihm eignen Ungeſtüm alles vergrößert, konnte leicht eine leidenſchaftliche Wallung entſtehen, die es von ſeiner Sitte zum wilden Toben und von dieſem zu Gräuelthaten hinführte. Dazu kam, daß ſeit einem Jahrhundert die Achtung vor dem Throne und Altare oder vor Obrigkeit und Religion unter dieſem Volke darnieder geſunken war. So gab es alſo für dasſelbe ein Zügel, der es in Schranken halten konnte?

VII.

Die Hinrichtung Ludwigs XVI.

Zu den Revolutionsgräueln, die den erſchütterndſten Eindruck erregen, gehört vorzüglich das Verfahren gegen Ludwig XVI., das eine Verletzung aller Grundſätze des Rechts und aller Pflichten der Menſchlichkeit war, und nur aus dem Toben der Revolution und aus dem Zuſammenwirken des Fanatismus, den ſie erregte, und des Widerſtandes, der ihr entgegengeſtellt wurde, ſich erklären läßt.

Schon ſeit dem Anfange der Revolution hatte Ludwig XVI. viel Widriges und Schreckhaftes ertragen müſſen, namentlich zu Verſailles am 5. u. 6. Oct. 1789, dann bei Vereitelung ſeiner Flucht (im Juni 1791) und durch den Einbruch des Pöbels in ſeinen Palaſt (20. Juni 1792); aber noch weit Aergeres war ihm beſchieden, als er bei dem Pöbelaufſtand am 10. Aug. mit ſeiner Familie (d. i. ſeiner Gemahlin, ſeiner Schweſter, ſeiner Tochter und ſeinem Sohne) in die Nationalverſammlung geflohen und von dieſer (am 13. Aug.) als Gefangener in den Tempel gebracht worden war. Von nun an blieb ihm nichts mehr vom königlichen Glanze; er wurde als Verbrecher behandelt, und dieß mit einem Argwohn, als könnte er noch immer dem Staate gefährlich werden, und mit einer Verächtlichkeit, als ſollte der Hohn über ſeinen

Sturz und der Haß gegen das Königthum, der damals geſliſſentlich in Frankreich verbreitet wurde, recht öffentlich zur Schau getragen werden.

Die Oberaufſicht über ſeine Bewachung führten der Maire von Paris und der Oberbefehlshaber der Bürgermiliz, die täglich wenigſtens einmal nach ihm ſehen mußten; zwölf Abgeordnete des Bürgerrathes waren ſtets in dem Tempel anweſend, um über ſeine Bewachung und Bedürfniſſe Anordnung zu treffen; Bürgerwachen, die binnen vier und zwanzig Stunden dreimal (Vormittags 9 Uhr, Nachmittags 5 Uhr und Mitternachts 12 Uhr) abgelöſet wurden, waren ihm und ſeiner Familie ſtets zur Seite. Niemand durfte mit ihm reden, auch die Wächter nicht; was er brauchte, erhielt er durch die zwölf Abgeordneten oder erhielt es gar nicht; von allen ſeinen vormaligen Dienern ward es nur dem Clery (vormals des Dauphin's Kammerdiener) erlaubt, ihm und den Seinigen zu Dienſten zu ſein *). Dieß alles ertrug der König ohne Widerſtreben mit der Fügſamkeit eines geduldig Leidenden. Gewöhnlich ſtand er früh um 6 Uhr auf, raſirte ſich und beſchäftigte ſich mit Beten und Leſen. Um 9 Uhr kam ſeine Familie zu ihm, mit ihm zu frühſtücken, dann

---

*) Derſelbe Clery hat in dem Journal de ce, qui s'est passé à la tour du temple pendant la captivité de Louis XVI. à Londres 1798, Ludwigs Leiden und Benehmen in den vier letzten Monaten ſeines Lebens mit tiefer Ehrerbietung gegen ihn geſchildert; aber auch aus dieſer Schilderung ergibt ſich, wie ſehr es dem Könige an Kraft fehlte, ſeine Würde und Rechte zu behaupten, und wie leicht er ſich kleinlichen Pfiffen hingab.

dann begab er ſich um 10 Uhr in das Zimmer der Königin, wo er ſeinem Sohne Unterricht in der Geographie ertheilte, oder ihm Stellen aus Racine und Corneille zum Lernen aufgab, während die Königin ſich mit dem Unterrichte der Tochter beſchäftigte, oder mit ihrer Schwägerin an einer Stickerei arbeitete. Von 1 bis 2 Uhr durfte ſich die königliche Familie im Garten ergehen, aber umgeben von Wachen. Um 2 Uhr wurde zum Mittage gegeſſen. Nach der Mahlzeit ſpielte der König mit der Königin Picket oder Trictrac; dann überließ er ſich dem Schlummer. War er wieder erwacht, ſo unterhielt er ſich mit den Seinigen durch Leſen, bis um 9 Uhr zur Nacht geſpeiſt wurde *), worauf er wieder in ſein Zimmer ging und die Stunden bis Mitternacht leſend zubrachte. Vorzüglich waren es die Werke von Hume, Montesquieu, Taſſo und Thomas von Kempten, mit denen er ſich beſchäftigte. Weit härter, als anfangs, wurde er behandelt, ſeitdem der National-Convent verſammelt war. Nun entzog man ihm die 2000 Franken, die man ihm anfangs zu kleinen Ausgaben verwilligt hatte; man nahm ihm Papier, Tinte, Federn und Bleiſtifte, dann alle Meſſer und Scheeren, ſelbſt die Brenneiſen zum Haarputz; man erſchwerte ihm das Zuſammenſein mit ſeiner Familie und trennte ihn ſeit dem 11. Dec. gänzlich von derſelben.

Inzwiſchen hatte der National-Convent den Prozeß gegen

---

*) Ueber des Königs allzugroße Eßluſt klagte ſelbſt die Königin. ſ. Mémoires de Madame Campan Tom. II. p. 258.

gegen ihn eingeleitet. Gern hätten die wüthigſten unter den Jacobinern ihn gleich nach ſeiner Gefangennehmung zum Blutgerüſte geführt: ſie behaupteten, ihm den Proceß machen, heiße die Wahrheit ſeiner Verbrechen und die Rechtmäßigkeit der Republik in Zweifel ziehen; ſie fürchteten, daß bei einem Prozeß Mitleiden mit ihm und jede Intrigue Raum gewinnen könne; ſie meinten, es gebe zur Sicherung der Republik kein Mittel als der Tod des Königs. Aber ſowohl die beſſeren Bürger zu Paris und der ganze Mittelſtand Frankreichs, als auch die meiſten Mitglieder im National-Convent waren gegen die Hinrichtung des Königs. Die Einen erinnerten an ſein Wohlwollen, an das Gute, das er in den erſten Jahren ſeiner Regierung gewirkt, an die Nachgiebigkeit, die er gegen den Volkswillen bewieſen habe; die Anderen behaupteten: er könne nicht gerichtet werden, da in der neuen Verfaſſung ihm Unverletzbarkeit zuerkannt und kein Geſetz zu ſeiner Beſtrafung vorhanden ſei; am wenigſten könne er vom National-Convent gerichtet werden, da dieſer nicht zugleich Kläger und Richter vorſtellen könne. Vorzüglich waren die Girondiſten, die erſt zur Thronentſetzung des Königs thätigſt mitgewirkt hatten, jetzt für Schonung des Königs, theils aus menſchlichem Gefühle, theils aus politiſchen Gründen. Aber durch ſolche Vorſtellungen ließen ſich die Feinde des Königs bei ihrer furchtbaren Entſchloſſenheit nicht aufhalten. Um ihr Vorhaben durchzuſetzen, ſuchten ſie das Volk aufs neue gegen ihn zu erbittern. „Ludwig,“ ſagten ſie, „ſei der ärgſte

Feind der Franzoſen, ein Volksverräther, ein Meineidiger; wie er vorher Verſchwörungen gegen das Volk und deſſen Freiheit angeſponnen habe, ſo ſpinne er noch jetzt in ſeinem Gefängniſſe Verſchwörungen an; es bedürfe eines großen Beiſpiels, und etwas Heilſames ſei es, einen König zu verhören und zur Hinrichtung zu führen." Gleichwohl vereinigte ſich der National-Convent erſt nach langem Streite, bei welchem dem Könige die Unverletzbarkeit abgeſprochen wurde, am 3. Dec. zu dem Beſchluſſe, daß Ludwig XVI. gerichtet und zwar von dem National-Convente gerichtet werden ſolle. Darauf übertrug er einem Ausſchuſſe von 21 ſeiner Mitglieder, alle Papiere, welche theils bei den Miniſtern Ludwigs, theils in deſſen Schreibtiſche, theils in einem eiſernen Schranke in den Tuilerien gefunden worden waren, zu prüfen und zu ordnen, um darauf die Anklage Ludwigs zu begründen. Dieſe Arbeit wurde mit flüchtiger Eile in wenig Tagen zu Stande gebracht, worauf ſchon am 10. Dec. „eine Darſtellung der Verbrechen Ludwig Capet's" dem National-Convente vorgelegt wurde, und dieſer am 11. Dec. den König herbeiführen ließ, damit er die Ableſung der Anklagsacte anhören und die Fragen des Präſidenten beantworten ſollte.

Der König war eben ſchmerzhaft ergriffen, weil man wenige Stunden vorher ſeinen Sohn ihm entriſſen hatte, als Mittags um 1 Uhr der Maire mit mehreren Andern vor ihm erſchien und ihm anzeigte: der National-Convent habe beſchloſſen, „Ludwig Capet ſolle vor den Schranken erſcheinen.“ Durch ſeinen Kammerdiener ſchon bekannt mit dieſem Beſchluſſe, zeigte er nur Unwillen über den ihm beigelegten Namen Ludwig Capet, „den er nie geführt habe,“ und erklärte dann: „er wolle dem Maire folgen, nicht um dem National-Convent zu gehorchen, ſondern weil ſeine Feinde die Macht in Händen hätten.“ In einem Wagen, in welchem der Maire mit zwei Mitgliedern des Bürgerrathes ſich zu ihm ſetzten, wurde er, umgeben von 600 Bewaffneten und mitten zwiſchen den Reihen Bewaffneter, die in den Straßen aufgeſtellt waren, nach dem Sitzungsſaale des Convents hingeführt. Als er vor demſelben angekommen war, ließ man ihn in einem Nebenzimmer die Befehle des National-Convents erwarten, und der Präſident Barrère ermahnte die Verſammlung, während des Verhörs ein tiefes Stillſchweigen zu beobachten.

Gegen drei Uhr wurde der König vor die Schranken gebracht. Der Maire, einige Mitglieder des Bürgerrathes und Officiere ſtanden ihm zur Seite. Schauerliche Stille herrſchte im Saale; alle Augen waren auf ihn gerichtet. In einen braunen Ueberrock gekleidet, mit dem Hute in der Hand ſtand er da; ſein ganzes Weſen zeigte Gemüthsruhe. Er hatte im Hofleben gelernt, ſeine Empfindungen niederzukämpfen, ſo daß er, wie vieles er auch duldete und wie vieles er auch fürchtete, in keine Klagen ſich ergoß.

Erſt nach einer Pauſe redete ihn der Präſident mit folgenden Worten einer ſchneidenden Kälte an: „Ludwig,

„das franzöſiſche Volk klagt Sie an. Der National-Convent hat den 3. Dec. beſchloſſen, daß Sie an dem heutigen Tage vor ſeine Schranken geführt und befragt werden ſollen. Man wird Ihnen die Anklagsacte vorleſen. „Ludwig, ſetzen Sie ſich!" Der König ſetzte ſich und die Anklage wurde vorgeleſen. Dem Weſentlichen nach beſtand ſie darin: „Ludwig habe als ein Tyrann, Volksverräther und Meineidiger gehandelt; habe geſtrebt die Freiheit aufzuhalten und zu vernichten, habe ſeit dem Ausbruche der Revolution alle ſeine Schritte dahin gerichtet, den Despotismus wieder an ſich zu reißen und alles, was ſich ihm widerſetzen möchte, aus dem Wege zu räumen. Dazu habe er die Freunde der Revolution durch Beſtechungen an ſich zu locken geſucht, die Feinde derſelben im Innern geſchützt, die Ausgewanderten mit Geld unterſtützt, die Verbindungen der auswärtigen Mächte gefördert, mit ihnen im Einverſtändniſſe geſtanden und die Streitkräfte Frankreichs oder deſſen Truppen, Feſtungen und Flotten in Verfall kommen laſſen." Ohne allen Grund waren dieſe Anklagen nicht; denn Ludwig hatte auf vielfache Weiſe die Revolution zu unterdrücken und ſeine angeſtammte Macht wiederherzuſtellen geſucht *); aber

---

*) Sowohl aus den Mémoires de Madame Campan Tom. II. p. 288. als auch aus den Mémoires tirés des papiers d'un homme d'etat etc. Paris 1829. Tom. II. wird es deutlich, daß Ludwig XVI. auf die Hilfe der auswärtigen Mächte baute, mit ihnen einen geheimen Briefwechſel unterhielt und es mit ſeiner Genehmigung der Beſchlüſſe der Nationalverſammlung nicht ernſtlich meinte. Namentlich ergibt ſich dieß aus einem im letztgenannten Werke ab-

aber dieß ließ ſich entſchuldigen durch die Kränkungen, die er täglich erfuhr, und durch das dem Menſchen natürliche Verlangen, zu behaupten, was man beſitzt. Auch waren in der gegen ihn gerichteten Anklage die Thatſachen, Zeitbeſtimmungen und Perſonen ſo durch einander gemiſcht und die Klagpunkte ſo wenig erwieſen und doch ſo zuverſichtlich aufgeſtellt, daß es deutlich iſt, man verlangte weniger nach Rechtsgründen als nach ſeinem Tode, und ſtellte den Proceß bloß an, um den Schein eines rechtlichen Verfahrens zu beobachten.

Nach Ableſung der Anklage wiederholte der Präſident die einzelnen Punkte und fragte bei jedem derſelben den König: „Was haben Sie hierauf zu antworten?" Ludwig XVI. beantwortete dieſe Fragen im Bewußtſein guter Abſichten, ohne leidenſchaftliche Aufwallung, mit klarer Beſonnenheit und feſter Stimme. Nur einmal, als der Präſident bemerkte: „Sie ließen am 10. Auguſt das Blut der Franzoſen vergießen," erwiderte er mit dem Ausdrucke des bitterſten Unwillens: „Nein, mein Herr, nicht ich ließ es vergießen!" Am Schluſſe dieſes Verhörs verlangte er eine Abſchrift der Anklage, die Mittheilung der dazu gehörigen Schriften und einen Beiſtand zu ſeiner Vertheidigung, ferner Papier, Tinte und Federn, um ſelbſt an ſeiner Vertheidigung arbeiten zu können. Ehe noch von dem Convente in dieß Verlangen gewilliget wurde,

---

gedruckten Schreiben, das Ludwig XVI. unter dem 5. Dec. 1790. an die auswärtigen Monarchen richtete.

wurde, was erſt nach einem wilden Streite geſchah, wurde ihm von dem Präſidenten erlaubt, ſich wegzubegeben. Er wurde hierauf nach zweiſtündigem Verhöre in ein Nebenzimmer geführt, dann auf eben die Art, wie man ihn herbeigeholt hatte, in ſein Gefängniß zurückgebracht. Um halb ſieben Uhr kam er daſelbſt an und wollte ſogleich in das Zimmer ſeiner Gemahlin gehen. Aber das wurde ihm verwehrt, denn der Bürgerrath hatte in ſeiner Abweſenheit verordnet, daß er während ſeines Proceſſes von ſeiner Gemahlin getrennt bleiben ſollte. Nur ſeine Kinder ſollten, ſo oft er ſie verlangte, zu ihm gelaſſen werden.

Am andern Tage (dem 12. Dec.), als ihm von Seiten des National-Convents gemeldet worden war, er könne ſich rechtlichen Beiſtand wählen, berief er die Rechtsgelehrten Target und Tronchet zu ſich. Letztrer folgte dem Rufe; erſtrer lehnte ihn ab. Dagegen erbot ſich Malesherbes, einſt Ludwigs Miniſter und von ihm in Ungnade entlaſſen, unaufgefordert zu ſeinem Beiſtand. „Ich wurde," ſchrieb der redliche Greis an den Präſidenten des Convents, „zweimal in den Staatsrath „deſſen, der mein Herr war, berufen, zu einer Zeit, wo „mein Amt der Gegenſtand des Ehrgeizes Aller war; „jetzt fühle ich mich demſelben zum Dienſte verpflichtet, „zu einer Zeit, da Viele dieſen Dienſt für gefährlich halten." Sein Geſuch wurde genehmigt *). Auch geſtattete der

---

*) Lamoignon de Malesherbes, deſſen Seelenadel ſich in ſeinem langen Leben ungetrübt abſpiegelt, war der Sohn des Kanz-

der National-Convent (17. Dec.), als Tronchet und Malesherbes darum baten, daß ihnen der jüngere Rechtsgelehrte Deſéze, der ſchon den General Beſenval eben ſo einſichtsvoll als freimüthig vertheidiget hatte, als dritter Anwalt beigegeben wurde.

Wäh.

lers Lamoignon de Blancmenil, geboren den 16. Dec. 1721. Unter Ludwig XV. wurde er erſt Parlamentsrath, dann (1750) Präſident des Oberſteuergerichts. Als ſolcher widerſtrebte er der damals mächtigen Pompadour, die ihn nöthigen wollte, den Cenſor eines gegen ſie gerichteten Buches zu nennen. Auch widerſetzte er ſich der willkürlichen Aufhebung der Parlamente (Jan. 1771) und wurde deshalb auf ſein Landgut verbannt (Apr. 1771). Ludwig XVI. rief ihn bei Wiederherſtellung der Parlamente (Nov. 1774) zurück und ernannte ihn (1775) zum Miniſter des königlichen Hauſes und der Provinzen. Jetzt arbeitete er gemeinſchaftlich mit Turgot an der Abſtellung vieler Mißbräuche und Ungerechtigkeiten, und war der erſte Beamte, der auf Wiederherſtellung der Volksrechte und Ständeverſammlungen drang. Aber er wurde, zugleich mit Turgot, durch den damaligen Premierminiſter Maurepas geſtürzt (1776). Im Jahre 1787 wurde er auf Empfehlung des Grafen von Brienne zum zweiten Male in den königlichen Rath gerufen; ſah ſich aber nach deſſen Verabſchiedung genöthigt, ſeinen Abſchied zu nehmen (1788). Von nun an lebte er in Zurückgezogenheit auf ſeinem Landgute, bis er als Vertheidiger des Königs auftrat. Nach der Hinrichtung desſelben kehrte er mit zerriſſenem Herzen auf ſein Landgut zurück, und nach wenigen Monaten wurde er nebſt ſeiner Tochter und ſeinem Schwiegerſohn als Gefangener nach Paris geſchleppt und unter dem Vorwande, „ſich gegen die Freiheit und Sicherheit des franzöſiſchen Volkes verſchworen zu haben,“ am 22. Apr. 1794 hingerichtet. — Zwei große Wahrheiten hatte er ſchon vor dem Ausbruch der Revolution dem König Ludwig XVI. ans Herz gelegt, nämlich: „Gerechtigkeit iſt die wahre Wohlthätigkeit der Könige,“ und „ohne Preßfreiheit kann es keine vollkommene Volksvertretung geben.“ — Ausführlich iſt ſein Leben geſchildert in den Zeitgenoſſen. Leipzig 1820, Th. V, 1, S. 75—131.

Während nun dieſe drei unter vielen Schwierigkeiten, die die langſame und unvollſtändige Mittheilung der Acten ihnen verurſachte, und bei enger Beſchränkung der Zeit, — denn der 26. Dec. war zum zweiten und letzten Verhör beſtimmt, — eifrigſt an der Vertheidigung des Königs arbeiteten, beeiferten ſich die Jacobiner, dieſelbe nutzlos zu machen. Das würdevolle Benehmen des Königs bei ſeinem Verhöre hatte das Mitleiden mit ihm aufgeregt, und zahlreiche Eingaben, die für ihn bei dem Convente eingingen, bezeugten das Verlangen Vieler, ihn gerettet zu ſehen. Um ſo thätiger waren daher die Jacobiner, den Pöbel zu ſeinem Untergange zu entflammen. Sie ließen daher überall Schmähſchriften gegen ihn verbreiten, ſtellten die, welche am 10. Aug. von den Vertheidigern der Tuilerien verwundet und getödtet worden waren, als Opfer der Tyrannei und als Gegenſtände des öffentlichen Mitleids dar, und forderten das Volk auf, es möchte, wenn der Convent länger zauderte, das Richteramt übernehmen und dann nicht nur den König, ſondern auch alle Conventsglieder, die für ihn ſtimmen würden, umbringen. Durch ſolche Ränke wurden Viele von denen, welche für die Rettung des Königs geſinnt waren, zurückgeſcheucht.

Am 26. Dec. wurde der König auf eben die Art, wie am 11. Dec., nur daß dießmal ſeine drei Sachwalter ihn begleiteten, zum zweiten Male vor die Schranken des National-Convents gebracht. Daſelbſt begann der Präſident: „Ludwig, der National-Convent hat beſchloſſen, Sie heute zum letzten Male zu vernehmen.“ „Mein Sachwalter,“ antwortete der König, indem er auf Deſéze hindeutete, „wird Ihnen meine Vertheidigung vorleſen.“ Darauf trug Deſéze eine meiſterhafte Rede vor, in welcher er, mit eindringlicher Kraft und doch mit kluger Schonung der herrſchenden Ideen, das Unſtatthafte, Ungerechte und Unzuläſſige in dem Verfahren gegen den König zeigte. Er ſchloß mit folgenden Worten, die zur Charakteriſtik Ludwigs und des gegen ihn gerichteten Verfahrens geeignet ſind: „Höret, Franzoſen, was jetzt ſchon „die Geſchichte dem Urtheile der Nachwelt zurufet. Ludwig beſtieg in ſeinem zwanzigſten Jahre den Thron und „ſchon in ſeinem zwanzigſten Jahre gab er auf dem Thron „ein Muſter der Sittenreinheit. Er brachte auf denſelben „keine einzige ſtrafbare Schwäche, keine einzige verderbliche Leidenſchaft. Er war ſparſam, gerecht, ernſt; er „bewies ſich immer als den warmen Freund des Volkes. „Das Volk verlangte die Abſchaffung einer drückenden „Auflage: er ſchaffte ſie ab; das Volk verlangte die Aufhebung der Leibeigenſchaft: er fing damit an, ſie in ſeinen „Krongütern aufzuheben; das Volk verlangte Verbeſſerungen in der peinlichen Geſetzgebung, um das Schickſal „der Angeklagten zu erleichtern: er machte dieſe Verbeſſerung; das Volk verlangte, daß Tauſende von Franzoſen, welche durch ein hartes Herkommen von den „Bürgerrechten ausgeſchloſſen waren, dieſe Rechte erhalten ſollten: er ſetzte ſie durch ſeine Geſetze in den Genuß „derſelben; das Volk wollte die Freiheit: er gab ſie ihm

„und kam ihm mit Aufopferungen entgegen. Dennoch „verlangt man jetzt im Namen eben dieſes Volkes . . . „Bürger, ich vollende nicht. Ich bleibe ſchweigend vor „der Geſchichte ſtehen. Bedenket, daß die Geſchichte einſt „euern Ausſpruch richten, und daß ihr Urtheil das Urtheil „aller Jahrhunderte ſein wird." — Darauf ſprach der König ſelbſt mit ſichtbarer Rührung einige Worte. Er verſicherte, daß ſein Sachwalter die reine Wahrheit geredet hätte, und fügte hinzu: „Daß mein Betragen öffentlich unterſucht würde, hat mir nie Furcht gemacht; „aber es zerreißt mir das Herz, daß man mich in der Anklagsacte beſchuldigt, ich hätte das Blut des Volkes „vergießen wollen und ſei der Urheber des Unglücks vom „10. Auguſt. Ich hatte gehofft, daß die vielen Beweiſe, „die ich zu allen Zeiten von meiner Liebe für das Volk „und von meiner Denkungsart gegeben habe, mich auf „immer gegen dieſen Vorwurf ſichern würden." Als er dieß unter Thränen geredet hatte, wurde er mit ſeinen Sachwaltern in ein Nebenzimmer und aus demſelben in ſein Gefängniß zurückgebracht.

Mit ſtarrem Schweigen hatte die Verſammlung den König und deſſen Vertheidiger gehört, ohne Mißbilligung und Rührung zu äuſſern, und es war nun ihre Pflicht, das Vorgetragene zu prüfen und das wahr Befundene zu beherzigen. Aber dieß kam den wüthigen Jacobinern nicht in den Sinn; ihnen lag es nur daran, die Hinrichtung ſobald als möglich zu bewirken. Doch die eindringliche Vertheidigung und die würdevolle Haltung des tief

gebegedemüthigten Königs war nicht ohne Einwirkung auf den National-Convent geblieben und das Gefühl für Recht und Menſchlichkeit war nicht durchaus in ihm erſtorben. Viele Mitglieder, beſonders Girondiſten, widerſetzten ſich daher dem Streben der Jacobiner und es erhob ſich zwiſchen beiden Parteien ein wilder Streit, der viele Sitzungen hindurch fortdauerte und einige Male in pöbelhaftes Handgemenge überging. Die Girondiſten verlangten, um den König zu retten und doch die Volksgunſt nicht zu verlieren, das Volk in ſeinen Urverſammlungen müſſe über das Schickſal des Königs entſcheiden. Die Hinrichtung des Königs, ſetzten ſie hinzu, werde ganz Europa gegen Frankreich aufreizen; es ſei genug, den König während des Kriegs in feſter Verwahrung zu halten und nach dem Kriege für immer aus Frankreich zu verbannen. Doch die Jacobiner beharrten mit furchtbarer Feſtigkeit bei ihrem Entſchluſſe, und da ſie ihr Syſtem des Schreckens anwendeten, die Girondiſten als geheime Königsfreunde und Volksverräther verdächtigten, Alle, die gegen des Königs Hinrichtung ſtimmen würden, mit dem Tode bedroheten und ſelbſt den Verſammlungsſaal des Convents mit Bewaffneten ihres Anhangs umringten: ſo riſſen ſie endlich die Mehrzahl der Girondiſten, denen Volksgunſt und Leben mehr galt als Recht und Menſchlichkeit, mit ſich fort und erwirkten, was ſie beſchloſſen hatten *).

Am

---

*) Bailleul, damals Mitglied des National-Convents und nicht für des Königs Tod, ſondern für deſſen Gefangenſchaft ſtimmend,

Am 15. Jan. 1793 wurde durch 683 Stimmen entſchieden, „daß Ludwig Capet einer Verſchwörung gegen die öffentliche Freiheit und der Verletzung der Sicherheit des Staates ſchuldig ſei;" dann durch 424 Stimmen, „daß eine Berufung an das Volk nicht Statt finden ſolle;" hierauf am 16. Jan., daß über die Strafe abgeſtimmt werden ſolle, nachdem ausgemacht worden war, daß dieſe Frage nicht durch zwei Drittel der Stimmen (wie die Conſtitution bei Criminalfällen verlangte), ſondern durch unbedingte Mehrheit der Stimmen, alſo ſchon durch Eine Stimme über die Hälfte abgethan ſein ſollte. Faſt vier und zwanzig Stunden lang, vom 16. Jan. Abends halb acht Uhr bis nach ſieben Uhr Abends des 17. Jan. dauerte das Abſtimmen, da jedes einzelne Mitglied nach namentlicher Aufforderung ſeine Stimme mündlich abzugeben hatte, und Manche dabei

---

behauptet (in ſeinen kritiſchen Unterſuchungen über das hinterlaſſene Werk der Frau von Stael ꝛc., überſetzt von Lindner. Stuttgart 1819. Th. II, S. 128), daß, im Fall der Beſchluß des Convents anders, als die Jacobinerpartei wollte, ausgefallen wäre, alle Gegner derſelben beim Verlaſſen des Sitzungsſaales niedergehauen worden wären. „Freilich," ſetzt er hinzu, „ſoll keine Furcht das Urtheil des redlichen Mannes beflecken; aber es iſt leicht, Andern ihre Pflichten vorzuſchreiben und nach dem Sturme Ruhe zu zeigen." — Auch Schloſſer (Geſch. des achtzehnten Jahrhunderts, Th. II, S. 152) bemerkt: „Wer denen, die das Todesurtheil des Königs damals ausſprachen, ohne es veranlaßt zu haben, aus ihrer erzwungenen Zuſtimmung ein ſchweres Verbrechen macht, der hat vergeſſen, daß ſelbſt der Mann, auf den Chriſtus ſeine Kirche wie auf einen Felſen gründete, ihn in ähnlicher Lage dreimal verleugnete."

lange Reden hielten. Als nun die Stimmen gezählt wurden, ergab ſich, daß von 721 anweſenden Conventsgliedern 366 unbedingt für den Tod, 34 bedingungsweiſe für den Tod, 2 für die Galeerenſtrafe und 319 für Gefangenſchaft bis zum Frieden und alsdannige Verbannung geſtimmt hatten. Entſchieden war damit der Tod des Königs, entſchieden durch eine Mehrheit von fünf Stimmen.

Vergebens erſchienen jetzt ſeine Vertheidiger vor den Schranken des Convents und überreichten eine von ihm aufgeſetzte Berufung an die Nation; vergebens rief Deſéze, auf jene geringe Stimmenmehrheit hindeutend: „Bürger, zittert ihr nicht, wenn ihr daran „denket, daß das Wohl der Republik, das Wohl des ganzen „großen Reichs, das Wohl von fünf und zwanzig „Millionen Menſchen von fünf Stimmen abhangen „ſoll?" Aehnliches wiederholte Tronchet. Der Greis Malesherbes wollte reden, aber vermochte es nicht vor herzzerreißender Wehmuth. Dagegen drang Robespierre auf das Feſthalten des gefaßten Beſchluſſes; die Mehrzahl trat ihm bei, und der National-Convent endigte Abends 10 Uhr die Sitzung mit dem Beſchluſſe, „daß Ludwigs Berufung an die Nation nicht anzunehmen ſei." Erbittert über dieſen Beſchluß, trennten ſich Kerſaint und Manuel, vorher eifrige Revolutionsfreunde, von dem Convente, weil ſie, wie ſie äuſſerten, nicht länger zuſammenſitzen möchten mit Blutmenſchen, die durch den von ihnen verbreiteten Schrecken ihrer Meinung über die Meinung rechtſchaffener Männer den Sieg verſchafften.

Neuer Streit erhob ſich im National-Convente am 18. und 19. Januar über die Frage, ob die Hinrichtung aufgeſchoben werden ſollte oder nicht. Erſt am 20. Januar früh drei Uhr wurde durch Stimmenmehrheit entſchieden, ſie ſolle binnen vier und zwanzig Stunden durch den Miniſterrath vollzogen und dieſer Beſchluß durch eben dieſen Miniſterrath dem Könige bekannt gemacht werden. —

Schon wußte der König, was über ihn beſchloſſen worden war. Der biederherzige Malesherbes war am 17. Januar Abends neun Uhr zu ihm geeilt und hatte es ihm unter Weinen und Schluchzen angezeigt. Gelaſſen hatte ihn der König angehört und ſelbſt ihn getröſtet. Gelaſſen blieb er auch, als am 20. Januar Nachmittags zwei Uhr der Juſtizminiſter Garat mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Lebrun und dem Secretaire Grouvelle, begleitet von Abgeordneten des Bürger- und Departementsrathes, zu ihm kam und ihm die Beſchlüſſe des National-Convents vorleſen ließ. Nur bei der Beſchuldigung: „er ſei der Verrätherei ſchuldig," äuſſerte er Unwillen; aber bei der Erklärung, „er ſolle den Tod leiden," erhob er mit der Freudigkeit der Unſchuld den Blick zum Himmel. Als das Vorleſen geendiget hatte, übergab er dem Juſtizminiſter eine Schrift, in welcher er ſeine letzten Wünſche ausgedrückt hatte. Er verlangte einen Aufſchub von drei Tagen, um ſich zu ſeinem Tode vorzubereiten, einen Beichtvater (namentlich den Prieſter Edgeworth, einen Irländer), um Beiſtand zu haben in ſeinen letzten Stunden, ferner Befreiung von der unaufhörlichen Aufſicht des Bürgerrathes, zeugenloſe Unterhaltung mit ſeiner Familie, endlich, daß der National-Convent ſeiner Familie erlauben möchte, ſich gleich nach ſeinem Tode frei und auf eine ſchickliche Weiſe an denjenigen Ort zu begeben, den ſie ſich wählen würde, und daß alle diejenigen, die in ſeinen Dienſten wären, der Wohlthätigkeit der Nation empfohlen ſein möchten. — Der Juſtizminiſter überbrachte dieſes Schreiben dem National-Convente, und dieſer bewilligte, wie er ſchon vorher beſchloſſen hatte, den Umgang mit der Familie und den Beiſtand eines Geiſtlichen, verweigerte aber den Aufſchub der Hinrichtung und gab auf den letzten Wunſch die ausweichende Antwort: „das franzöſiſche Volk werde für die Hinterlaſſenen Sorge tragen.“

Mit einer Ruhe und Hoheit der Seele, die ſeine Feinde hätte rühren müſſen, wären ſie zarter Empfindungen fähig geweſen, bereitete ſich Ludwig auf ſeinen Tod. Alle Tugenden ſeines Charakters drängten ſich gleichſam in den letzten Augenblicken ſeines Lebens zuſammen und erleuchteten die dunklen Schreckniſſe derſelben. Abends gegen acht Uhr erſchien der Prieſter Edgeworth. Bei ſeinem Anblick wurde der König zu Thränen gerührt *). Doch als er eine Zeit lang mit ihm ſich unterredet hatte,

---

*) Ueber die Zuſammenkunft des Königs mit dem Prieſter Edgeworth von Firmont ſehe man des letztern eigne Angaben in deſſen Leben, in den Zeitgenoſſen 1. Bd. 4. Abth. S. 158.

fühlte er ſich ſtark genug, ſeine Familie zu ſprechen. Die Zuſammenkunft wurde im Speiſeſaale veranſtaltet. Hinter die Glasthüre desſelben, durch welche man alle Bewegungen ſehen, aber kein Wort hören konnte, ſtellten ſich die Gemeindebeamten, der Prieſter Edgeworth und der Kammerdiener Clery, und wurden ſo Zeugen eines herzerſchütternden Auftritts. Der König kam zuerſt in den Saal und ließ Waſſer für Nothfälle herbeibringen. Bald darauf wurde ſeine Familie herbeigeführt. Sie ſtürzte unter Jammergeſchrei ihm in die Arme, und von Verzweiflung erfaßt, waren Alle unfähig zu reden. Als ſie etwas ruhiger geworden waren, ſetzten ſie ſich und ſprachen leiſe mit einander *), bis endlich, faſt nach zwei Stunden, der König ſich erhob mit der Verſicherung:

„er

---

*) In einer Schrift, der Herzogin von Angouleme, der Tochter Ludwigs XVI. zugeſchrieben, — „die Gefangenſchaft Ludwigs XVI. und ſeiner Familie im Tempel. Aus dem geheimen Tagebuche einer erlauchten Mitgefangenen; erſchienen zu Paris am 21. Jan. 1817, ins Deutſche überſetzt, Berlin 1817 — wird S. 40. berichtet: „der König habe bei dieſer Unterredung den Verlauf ſeines Prozeſſes erzählt, die Böſewichter, die ihn verurtheilt hatten, entſchuldigt, und bemerkt, daß er ſich der Berufung auf die Urverſammlungen widerſetzt habe, weil ſie ganz Frankreich hätte in Aufruhr bringen müſſen; endlich habe er dem Sohne fromme Lehren gegeben, ihm empfohlen, den Mördern zu verzeihen, und Segenswünſche über ihn und die Tochter ausgeſprochen ꝛc." — Sicher konnte nur die Herzogin von Angouleme über dieſe letzte Unterredung ihres Vaters Bericht erſtatten; aber ſehr unſicher iſt die Aechtheit dieſer ihr zugeſchriebenen Schrift, da ſie vieles enthält, was jene in ihrer Lage nicht wiſſen konnte, und von dem, was ſie wiſſen mußte, vieles ſehr unbeſtimmt und unbefriedigend behandelt.

„er wolle ſie am andern Morgen um acht Uhr noch einmal ſehen." Unter den ſchmerzvollſten Umarmungen ſchieden ſie *). Der König kam erſchüttert und erſchöpft in ſein Zimmer zurück, und Edgeworth bewog ihn, ſich einige Stunden niederzulegen. Geſtärkt durch einen ruhigen Schlaf, ſtand er um fünf Uhr des Morgens auf, kleidete ſich an, hörte die Meſſe, die Edgeworth las, und empfing aus deſſen Händen das heilige Abendmahl. Dann übertrug er dem treuen Clery ſeine letzten Aufträge an ſeine Familie, die er nicht wiederſehen mochte, um ſich und ihr den Schmerz des letzten Abſchieds zu erſparen. Als die Gemeindebeamten um acht Uhr zu ſeiner Abholung erſchienen, empfing er ſie ohne Zagen und übergab ihnen ſein Teſtament, das er am 25. Dec., dem Tage vor ſeinem zweiten Verhöre, eigenhändig aufgeſetzt hatte.

Um neun Uhr beſtieg er den Wagen, der ihn zur Hinrichtung abführte. Der Prieſter Edgeworth ſetzte ſich neben ihn, zwei Gensdarms-Offiziere ihm gegenüber. Eine Stunde ging hin, ehe er zum Hinrichtungsplatz (vormals Platz Ludwig XV. genannt, in der Nähe der Tuilerien) gelangte. Der Weg dahin war zu beiden Seiten mit dichten Soldatenreihen beſetzt; düſtres Schweigen herrſchte; auch der König war ſtill; er las in einem Brevier die Gebete der Sterbenden. Als beim Blutgerüſte, um welches Kanonen und viele Tauſende Bewaffneter geſtellt waren, der Wagen hielt, verließ er ihn mit feſtem

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXVI.

feſtem Tritte. Drei Scharfrichter ſprangen herbei, um ihm den Rock auszuziehen. Dieß erſchütterte ihn; doch bald ließ er ſich von ihnen entkleiden und half ſelbſt mit. Hartnäckiger war ſein Widerſtand, als die Scharfrichter ihm die Hände auf dem Rücken binden wollten; doch ließ er auch dieß geſchehen, da ſein Beichtvater ihn erinnerte, daß auch der Erlöſer der Menſchen die Arme ſich habe binden laſſen. Auf dem Blutgerüſte wollte er vortreten, um eine Anrede an das Volk zu halten; aber die Scharfrichter bedeuteten ihn, daß dieß nicht geſchehen dürfe, und er ließ ſich an die Stelle führen, wo man ihn feſtband. Jetzt rief er laut: „Volk, ich ſterbe unſchuldig!" In dieſem Augenblicke ließ der Bürgergeneral Santerre die Trommeln rühren. Da wendete er ſich zu den Scharfrichtern und ſprach: „Meine Herren, ich bin unſchuldig „an dem, weſſen man mich beſchuldigt; ich wünſche, daß „mein Tod das Wohl der Franzoſen befördern möge." Das waren ſeine letzten Worte *). Denn jetzt zogen ihn die Scharfrichter auf ein von Santerre gegebenes Zeichen zur Guillotine, legten ihn auf das Bret und ließen das Beil fallen. Es war einige Minuten nach zehn Uhr. — Das abgeſchlagene Haupt wurde dem verſammelten Volke ge-

---

*) Die letzten Worte des Königs, wie alle Vorfälle auf dem Blutgerüſte ſind verſchiedentlich angegeben worden. Die hier befindliche Angabe iſt aus dem Berichte genommen, den der Scharfrichter Samſon unter dem 23. Febr. 1793 in mehreren franzöſiſchen Zeitungen abgeſtattet hat. S. Girtanners hiſt. Nachrichten Th. XI, S. 601.

gezeigt. Jetzt erhoben die Sansculotte's das Jubelgeſchrei: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Republik!“ Einige ſtürzten herbei, um ihre Schnupftücher in das Blut des Königs zu tauchen; Andre umtanzten das Blutgerüſte. Die, welche das ungerechte Verfahren verabſcheuten, hielt der Schrecken gefeſſelt; niemand wagte es, eine Thräne zu vergießen, oder Unwillen zu äuſſern. — Wenige Augenblicke nachher wurde der Leichnam auf dem Magdalenen-Kirchhofe begraben, wobei, um die Verweſung zu beſchleunigen, eine Menge Kalk in das Grab geworfen wurde.

In Ludwigs XVI. Schickſale wiederholt ſich gleichſam das Schickſal Karl I. *). Wie jener wurde auch dieſer ein Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgung; wie jener unterlag auch dieſer ſeinen Unterthanen; wie jener verlor auch dieſer durch die Hände der Ungerechten Herrſchaft und Leben. Aber beide waren auch nicht ohne Schuld an ihrem Schickſale! Denn obſchon ſie viele Tugenden des häuslichen Lebens in ſich vereinigten, ſo fehlte es ihnen doch an wahrer Regentenkraft; ſie verkannten die Bedeutung des Sturmes, als er ſich gegen ſie erhob, reizten durch ihre Schwächen ihre Feinde zu fortgeſetzten Angriffen, und verſäumten es zu rechter Zeit und mit durchgreifender Feſtigkeit Gewaltmittel anzuwenden.

---

*) Das Schickſal des brittiſchen Königs Karls I. iſt bereits in dieſem hiſtoriſchen Bilderſaale Th. V, 1, S. 102 ff. u. S. 420 ff. geſchildert worden.

den. Schuldfreier und ſittlich höher als **Karl** erſcheint **Ludwig**; denn **Karl** rief, bei ſeinem Hange zum Despotismus und Katholicismus, durch ein geſetzwidriges und oft grauſames Verfahren den Sturm hervor, der ihn niederſchmetterte; **Ludwig** aber, ſanft und wohlwollend, gerieth, da er einen Sturm abwenden wollte, in das Toben desſelben. Dagegen zeigte ſich **Karl** kräftiger als **Ludwig**. Denn wiewohl auch **Karl** anfänglich in Nachgiebigkeit Schutz ſuchte, ſo griff er doch ſpäterhin zu kühnen Maßregeln, um ſeine königliche Würde aufrecht zu erhalten, und behauptete ſolche auch da, als er von ſeinen Unterthanen vor Gericht gezogen wurde; **Ludwig** aber, nur zum Dulden, nicht zum Handeln muthig, wagte nie einen offnen, entſchloſſenen Widerſtand. Schwankend zwiſchen den Forderungen, die an ihn ergingen, und dem Herkommen, in dem er aufgewachſen war, und durch entgegengeſetzte Rathſchläge bald hierhin, bald dorthin geriſſen, gab er ſich einem unzuverläſſigen und zweideutigen Betragen hin, und zog ſich dadurch eben ſo wohl den Haß der Ariſtokraten als den Haß der Demokraten zu, ſo daß jene mit der Thronentſetzung ihn bedrohten, die dieſe an ihm vollzogen. Hätte er mit Güte und Wohlwollen auch Kraft und Weisheit in ſich vereinigt, ſo würde er ſich haben behaupten können; und wäre er im offnen, mannhaften Kampfe untergegangen, ſo würde nicht bloß Mitleiden, ſondern auch Bewunderung ſein Grab umkränzen.

VIII.

Die Hinrichtung der Königin Marie Antoinette.

Von dem Lebensende Ludwigs XVI. wenden wir uns zu dem Lebensende ſeiner Gemahlin Marie Antoinette, das jenem, wie ein Verbrechen dem andern, folgte und, wie jenes, die Theilnahme jedes menſchlichfühlenden Herzens in Anſpruch nimmt.

Vergebens hatte Ludwig XVI. in ſeinen letzten Stunden den National-Convent gebeten, ſeiner Familie zu erlauben, ſich gleich nach ſeinem Tode ungehindert an den Ort zu begeben, den ſie ſich wählen würde; ſie mußte im Gefängniſſe bleiben; ihre Beſchränkungen und Bedrängniſſe wurden nicht gemindert, ſondern vermehrt; Mißtrauen, tückiſche Schadenfreude und gefühlloſe Härte machte ihr Leben zu einem Gewebe von Schreckniſſen, Widerwärtigkeiten und Abhärmungen. Auch der letzte Troſt, den ſie noch hatte, der Troſt des Zuſammenlebens und Zuſammenleidens, wurde ihr entzogen. Am 3. Juli 1793 ließ der National-Convent den Dauphin aus den Armen der Mutter wegreißen und nach einem abgelegenen Theile des Tempels abführen, wo er, unter Aufſicht des Schuſters Simon geſtellt, geiſtig und körperlich ſo verwahrloſet wurde, daß er ſchon im zwölften Jahre ſeines Lebens ſtarb (am 8. Juni 1795.). Einen Monat nach ſeiner Abführung wurde die Königin von ihrer Tochter und Schwägerin getrennt. Am 2. Aug. früh um zwei

Uhr drangen Beamte des Gemeinderaths in ihr Zimmer und zwangen ſie, ſich anzukleiden und ihnen in die Conciergerie zu folgen. Alle ihre Kleidungsſtücke wurden durchſucht und ihr nichts als ein Schnupftuch und ein Riechfläſchchen gelaſſen.

Hiermit ward das über ſie beſchloſſene Verfahren angedeutet und eingeleitet. Denn in der Conciergerie, einem neben dem Juſtizpalaſte befindlichen Gefängniſſe, wurden die zur Hinrichtung beſtimmten Verhafteten aufbewahrt, und das Einkerkern der Königin in dieß Gefängniß erfolgte auf den Beſchluß des Convents (vom 1. Aug.), „daß Marie Antoinette, Ludwig Capets Witwe, vor das Revolutionsgericht geſtellt und von demſelben gerichtet werden ſollte.“ Weder erwieſene Vergehungen noch dringende Beſorgniſſe trieben zu dieſem Verfahren: wie hätte auch jetzt die mißtrauiſch bewachte Königin in ihrer Verlaſſenheit der Republik gefährlich werden können? Aber man haßte ſie ſeit dem Ausbruche der Revolution eben ſo ſehr, als man ſie vorher geehrt hatte; der Gedanke war aufgekommen, daß ſie noch weit ſchuldiger ſei als ihr Gemahl, da ſie ihn zu allem, was ihm als Verbrechen angerechnet worden war, verleitet habe; auch behauptete man, daß ſie eine geheime Regierung unterhalten habe und als Oeſtreicherin den franzöſiſchen Staat fortwährend an Oeſtreich verrathe. Vorzüglich aber lag es den damaligen Gewalthabern daran, durch ein großes Beiſpiel Schrecken zu verbreiten, um durch Schrecken die Schreckensregierung zu befeſtigen. Gleichwohl

wohl dauerte es noch über zwei Monate, ehe man zum Prozeſſe der Königin ſchritt: ſei es, weil man ihr die Qual der Ungewißheit und Gefangenſchaft verlängern wollte, oder weil Eile nicht nöthig ſchien und das Revolutionsgericht mit weit dringendern Geſchäften überhäuft war. Erſt am 15. Oct. wurde die Königin vor dieſes Gericht geführt.

Sie war zeither in einem engen Kerker eingeſchloſſen geweſen, ohne alle Auszeichnung vor andern Gefangenen, auf das Nothdürftigſte beſchränkt und auf das Strengſte bewacht. Jetzt erſchien ſie ſeit dem 10. Aug. 1792 zum erſten Male wieder vor den Augen des Volkes; aber wie ganz anders, als vormals! Nicht mehr erkannte man in ihr die ſchöne Frau und die glanzvolle Königin. Ihr Haar war gebleicht, ihr Auge eingefallen; kein Putz ſchmückte ſie; ſie trug ein einfaches ſchwarzes Trauerkleid, das ſie ſeit dem Tode ihres Gemahls angelegt hatte. Doch mit ruhiger und feſter Haltung erſchien ſie und behielt dieſe Haltung während des langen Vorſtandes, der bis tief in die Nacht dauerte. Ein Lehnſtuhl wurde ihr eingeräumt, aber keine Erquickung ihr gereicht.

Als ſie erſchienen war, trat der öffentliche Ankläger Fouquier mit einer Anklagsacte auf, in welcher ſie beſchuldiget wurde, „ſeit ihrem Eintritte in Frankreich die Geißel und der Blutigel der Franzoſen geweſen zu ſein, und namentlich durch Mißbrauch ihres Einfluſſes auf ihren Gemahl, durch Verrätherei gegen den Staat und durch Verſchwendung des öffentlichen Schatzes zur Befriedigung

digung verbrecheriſcher Gelüſte und Ränke ſich vergangen zu haben; ja ſelbſt als Gefangene im Tempel habe ſie nie aufgehört, Verbindungen nach Auſſen zu unterhalten und zuletzt noch ihren Sohn als König behandelt.“ Nach Ableſung dieſer Anklage wurde zum Zeugenverhör geſchritten; denn auch bei dieſem Gericht ſollte der Schein der Geſetzlichkeit nicht fehlen. Ein und vierzig Zeugen, theils Conventsdeputirte, theils Gemeindeglieder, theils Dienſtboten, ja auch mehrere Verhaftete wurden vorgerufen und über einzelne Punkte vernommen. Doch nur Gerüchte und Meinungen, oder flüchtig aufgefaßte Wahrnehmungen, keineswegs aber erwieſene Thatſachen konnten von dieſen Zeugen aufgeſtellt werden; mehrere erklärten, daß ſie gegen die Angeklagte nichts vorzubringen hätten; einige Verhaftete ſchienen bloß hervorgerufen, damit ſie ſelbſt der Verurtheilung anheim fielen.

Mit Beſonnenheit, Ruhe und Feſtigkeit antwortete die Königin auf alle an ſie gerichtete Fragen; nur einmal gerieth ſie in lebhafte Bewegung. Der abſcheuliche Hébert, einſt betrügeriſcher Thürſteher bei einem Theater, durch die Revolution zum Mitgliede des Gemeinderaths erhoben, zeither einer der Aufſeher der königlichen Familie im Tempel und als ſolcher deren Peiniger, ein ſchmutziger, ehrloſer, boshafter Menſch, hatte als Zeuge unter anderen Beſchuldigungen auch die erhoben: „die Königin habe ihren Sohn zur unnatürlichen Wolluſt verleitet, wahrſcheinlich um ihn als einen körperlich und geiſtig Geſchwächten deſto ſicherer beherrſchen zu können, wenn er dereinſt zum Thron gelangen ſollte." Aufgefordert vom Präſidenten auf dieſe Beſchuldigung zu antworten, äuſſerte die Königin den Abſcheu, der ſittliche Weſen bei dem Anſinnen des Unnatürlichen und Schändlichen durchdringt. „Die Natur," rief ſie, „ſträubt ſich, auf eine ſolche Beſchuldigung zu antworten. Ich berufe mich auf das Herz aller hier anweſenden Mütter." Dieſe würdevolle Antwort erregte eine Bewegung des Mitleids und Unwillens, die der Angeklagten hätte günſtig ſein können, weshalb ſelbſt **Robespierre** jene Beſchuldigung als ſtörend und widerſinnig betrachtete.

Nach Abhörung der Zeugen wiederholte der öffentliche Ankläger die oben ſchon bemerkten Beſchuldigungen, worauf die vom Gerichte ernannten Vertheidiger, **Chauveau Lagarde** und **Tronſon Ducoudray**, auftraten und in kurzen Worten für die Angeklagte um Gnade flehten. Aber für dieſe gab es bei Richtern, die ihren Tod beſchloſſen hatten, keine Gnade, und aller Eindruck, den das Flehen der Vertheidiger machen konnte, mußte verſchwinden, als der Präſident, ehe er die Geſchwornen zum Abſtimmen aufforderte, die Anklage und Verurtheilung der Königin als einen Triumph der Gleichheit ſchilderte, ferner erklärte, daß es bei dieſem Prozeß nicht auf einzelne Thatſachen oder Vergehungen ankomme, ſondern auf das ganze politiſche Leben der Königin, und dann die Leiden ausmalte, die ſeit dem Ausbruch der Revolution durch die Königin, wie er ſagte, über Frankreich gekommen wären. Was darauf erfolgen mußte, erfolgte. Die

Geſchwornen ſprachen das „ſchuldig“ aus und verurtheilten damit die Königin zum Tode.

Nach Beendigung ihrer Vertheidigung aus dem Sitzungsſaale geführt, wurde ſie jetzt wieder in denſelben zurückgebracht, um das ausgeſprochene Todesurtheil zu vernehmen. Ruhig hörte ſie dasſelbe an, und als der Präſident ſie fragte, ob ſie gegen dasſelbe etwas einzuwenden hätte, ſchüttelte ſie mit dem Kopfe, ohne ein Wort an ihre Richter oder an das anweſende Volk zu richten. Sie wurde darauf, am 16. Oct. früh gegen halb fünf Uhr, in die Conciergerie zurückgeführt, um bald nachher auf dem Revolutionsplatze, wo das Haupt ihres Gemahls gefallen war, unter der Guillotine zu ſterben.

Erſt in ihrem Gefängniß machte ſich ihr gepreßtes Herz durch Thränenſtröme Luft. Jetzt, da ſie vom Leben ſcheiden ſollte, mochte der Umſturz ihres Glückes lebendig vor ihre Seele treten: wie ſie einſt als Tochter der Marie Thereſie, als Schweſter des Kaiſers Joſeph und als Gemahlin eines mächtigen Herrſchers in der Fülle alles Erdenglücks gelebt hatte, wo Liebe und Verehrung ihr entgegen kam, jeder ihrer Wünſche Befriedigung fand, ihre Winke als Befehle galten; und wie ſie jetzt zu tiefem Jammer hinabgeſchleudert, losgeriſſen von allem Glanze, eingeſchloſſen in ein Gefängniß, fern von den Ihrigen, in der Gewalt von Menſchen, die ihrer Qualen ſich freuten, zum Tode auf dem Blutgerüſte beſtimmt ſei. Fürwahr ihr Herz mußte brechen bei ſolchen Erinnerungen; und obſchon ſie einſt eitel, leichtſinnig und herrſchbegierig das

Leben und die Weltluſt geliebt hatte, ſo konnte doch jetzt der Tod ihr nicht ſchrecklich erſcheinen. Denn nachdem ſie alles verloren hatte, woran vorher ihr Herz hing, und jeder Hoffnungsſtrahl ihr untergegangen war, mußte ſie in dem Tode das Ziel ihrer Leiden erblicken. Nur wenn ſie zurückdachte an ihre Kinder und ihre Schwägerin, mit denen ſie ſeit den Tagen ihres Unglücks aufs innigſte verbunden war, und dann auf die Verlaſſenheit und Bangigkeit hinblickte, in der ſie ſich befanden, konnte vielleicht bittere Wehmuth ſie ergreifen. Doch ſie blieb gefaßt. Mit der Schmerzloſigkeit oder Stumpfſinnigkeit, die das Uebermaß langdauernder Leiden zu erzeugen pflegt, ging ſie ihrem Tode entgegen.

Um ſieben Uhr kam ein beeidigter Prieſter in weltlicher Kleidung zu ihr, um ſie zum Tode vorzubereiten; ſie erklärte ihm, daß ſie wohl Fehler, aber keine Verbrechen zu bereuen hätte. Sein Beiſtand war ihr zuwider. Um eilf Uhr wurde ſie zur Hinrichtung abgeführt. „In einem Morgenkleide von weißem Piqué, das man ihr ſtatt ihres ſchwarzen Trauerkleides aufgenöthigt hatte, mit rückwärts gebundenen Händen wurde ſie auf einen Karren geſetzt und neben ſie der ihr verhaßte Prieſter. Man wollte ſie von anderen Verurtheilten nicht unterſcheiden; doch hatte man von der Conciergerie bis zum Hinrichtungsplatze Truppen und Kanonen aufgeſtellt und ließ ſie durch zahlreiche Haufen von Gensdarmen zu Fuß und zu Pferde begleiten. Gleichgiltig ſah ſie auf die Bewaffneten, gleichgiltig auf das Volk, das im wahnſinnigen

Taumel rief: „Es lebe die Republik! nieder mit der Tyrannei!" Weniges ſprach ſie mit dem Prieſter, und nur als ſie der Tuilerien anſichtig wurde, gerieth ſie in ſichtbare Bewegung. Ohne Zagen beſtieg ſie das Blutgerüſte und gab den Scharfrichtern ſich hin. Kein Wort, kein Schrei des Schmerzes wurde von ihr vernommen. Ein Viertel nach 12 Uhr fiel ihr Haupt. Der Scharfrichter zeigte es dem Volke, worauf dieſes abermals ſchrie: „Es lebe die Republik! nieder mit der Tyrannei!" — Auf ſolche Art ſtarb Marie Antoinette am 16. Oct. 1793, neun Monate nach dem Tode ihres Gemahls, im acht und dreißigſten Jahre ihres Alters, zwar nicht ohne Schuld, aber doch ein Opfer der Wildheit und Ungerechtigkeit ihrer Gegner zu nennen.

Sieben Monate nachher mußte ihre Schwägerin, die Schweſter Ludwigs XVI., Madame Eliſabeth (geb. 3. Mai 1764) gleiches Schickſal erdulden. Daß ſie, ſeit dem Ausbruch der Revolution die beſtändige Gefährtin des Königs und der Königin, alle Trübſale, Wünſche und Beſtrebungen mit beiden getheilt und noch im Gefängniß einen Briefwechſel mit den ausgewanderten Prinzen unterhalten hatte, das war das Einzige, was ihr zum Vorwurfe gemacht werden konnte. Denn übrigens war ihr Leben ein Muſterbild der Frömmigkeit und Gutmüthigkeit, und nicht bloß in den Tagen des Unglücks, ſondern ſchon in früheren Jahren, als ſie noch im Glanze der Jugend und in der Fülle des Glücks an einem verführeriſchen Hofe lebte. Im Gefängniß des Tempelthurms ſtand ſie ihrem Bruder, ihrer Schwägerin und deren Kindern mit Rath und That bei, und als erſt ihr Bruder, dann ihr Neffe, dann ihre Schwägerin ihr entriſſen wurde, und ſie nun mit ihrer Nichte allein war, wurde ſie dieſer eine zweite Mutter. Doch nicht lange ſollte ſie dieß bleiben. Am 9. Mai 1794 wurde ſie aus dem Tempel in die Conciergerie abgeführt und am andern Tage (10. Mai) vor das Revolutionsgericht geführt, verurtheilt und hingerichtet. — Von allen Gliedern der königlichen Familie, die am 13. Aug. 1792 in den Tempel gebracht worden waren, überlebte bloß die Tochter des Königs, Thereſe (geb. 19. Dec. 1778, ſeit dem 10. Juni 1799 vermählt mit dem Herzoge von Angouleme), die Zeit der Schreckensregierung. Nach dem Umſturz derſelben wurde ſie, auf eine mit dem öſtreichiſchen Hofe angeknüpfte Unterhandlung, am 19. Dec. 1795 aus ihrer Gefangenſchaft erlöſet, dann in zahlreicher Begleitung nach Baſel gebracht und daſelbſt (am 26. Dec.) gegen gefangene Deputirte und Soldaten der franzöſiſchen Republik ausgewechſelt.

IX.

Die Schreckensmänner Marat, Danton, Robespierre.

Bei dem Umſturz des Königthums und der Errichtung der Republik in Frankreich ragten als Parteihäupter Marat, Danton und Robespierre hervor, ſchreckliche Menſchen, deren Namen die ſchrecklichſten Gräuel der Revolution bezeichnen. Wohl hatte jeder von ihnen ſein eigenthümliches Gepräge, namentlich zeigte ſich in Marat das Abſcheuliche des Pöbelweſens, in Danton das Wilde der Volkskraft, in Robespierre das Tigerartige der Schreckensherrſchaft; aber von allen Dreien gilt es, daß ſie Begriffsmenſchen waren, denen ihre übertriebenen und beſchränkten Vorſtellungen von Freiheit, Gleichheit oder Staatswohl mehr galten, als Recht und Menſchlichkeit, Blutmenſchen, die jeden Widerſtand gegen ihre Begriffe durch Vernichtung ihrer Gegner zu vernichten ſuchten, Frevler gegen die Menſchheit, nicht bloß weil durch ſie Menſchenblut in Strömen floß, ſondern auch weil ſie die Freiheit niederdrückten, unter dem Vorwande ſie zu erheben, und das vernunftmäßige Streben nach Verbeſſerung der bürgerlichen Geſellſchaft in ſchlimmen Verruf brachten. — Wir würden Bedenken tragen, von ſolchen Männern ausführlich zu reden, hätten ſie nicht eine Zeitlang die öffentliche Meinung und durch ſie die Volksbewegungen geleitet, und wäre es nicht wichtig, an ihrem Streben und Wirken den Geiſt zu bezeichnen, der in den wildeſten Zeiten der Revolution in Frankreich obwaltete.

Jean Paul Marat, geboren 1744 zu Baudry, einem Flecken im Fürſtenthume Neuſchatel, war eines der Ungeheuer, die von den Stürmen der Revolution hervorgetrieben wurden. Klein und häßlich von Geſtalt, roh und gemein in ſeinem Betragen, kreiſchend und frech in ſeinen Reden, ohne Muth und Geſchick die Waffen zu führen und einen Aufſtand zu leiten, erregte er, wie jener Therſites der Griechen, mit dem man ihn vergleichen konnte, bald Lachen, bald Abſcheu. Selbſt für die wildeſten Revolutionsmänner hatte er etwas Abſtoßendes. Barbaroux hielt ihn für verrückt, Jean Debry nannte ihn einen Menſchenfreſſer, Louvet und Guadet ſcheuten ſich, ſeinen Namen zu nennen, Danton erklärte öffentlich, daß er ihn nicht leiden könne, und Robespierre ſchämte ſich zu geſtehen, daß er ihn der pariſer Wahlverſammlung empfohlen habe. Gleichwohl gelangte er zu Anſehen und Einfluß, leitete eine Zeitlang die öffentliche Meinung, ward der Abgott des Pöbels, erhielt von den Jacobinern den Namen „des Erhabendenkenden, der mit bewundernswerther Einſicht die Gebrechen des Staates ſchon in der Ferne entdecke," und es gab eine Zeit, die Zeit des Kampfes der Jacobiner und Girondiſten (Sept. 1792 — Juni 1793), in welcher er als Parteihaupt erſchien, oder eine revolutionaire Schaar nach ihm „Maratiſten" genannt wurde. — Wie gelangte er zu ſolchem Anſehn und Einfluß? Wir wollen dieſe Frage in einer kurzen Schilderung ſeines Lebens zu beantworten ſuchen.

Er hatte Medicin und Phyſik ſtudirt und in früheren Jahren mehrere dahin einſchlagende Werke herausgegeben, die nicht ohne Beifall aufgenommen wurden *).

Als

---

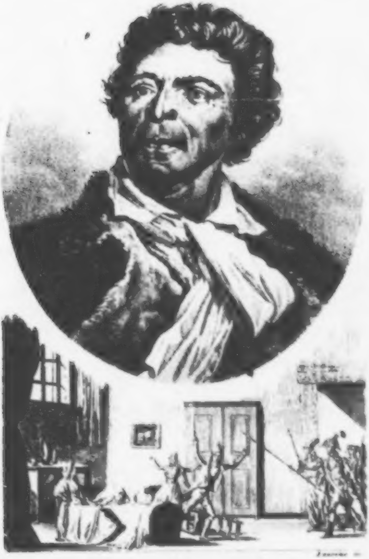
*) Ein Verzeichniß derſelben findet man in der Biographie Universelle, à Paris 1820. Tom. XXVI. p. 560.

Als die Revolution ausbrach, lebte er zu Paris als Arzt der Leibgarde des Grafen von Artois. Hatte er vorher ein unbemerktes Leben geführt, ſo trat er nun als ein wüthiger Demagoge hervor. Durch heftige Reden in der Section St. André, in der er wohnte, zog er die Aufmerkſamkeit des Volkes auf ſich, noch mehr aber durch eine Zeitſchrift, die er ſeit dem Sept. 1789, erſt unter dem Titel Publiciste Parisien, dann unter dem Titel Ami du peuple, herausgab. In derſelben erhob er, unter dem Vorwande Volksrechte zu vertreten und das Beſtehen der Freiheit zu ſichern, die frechſten Schmähungen und Anklagen gegen reiche, angeſehene und verdienſtvolle Männer, z. B. Lafayette, Bailly, Mirabeau. Noch galten im erſten Jahre der Revolution dergleichen Schmähungen als abſcheulich, und Marat ſollte deshalb am 22. Jan. 1790 verhaftet werden, aber der Ausſchuß des Cordeliersdiſtricts, in welchem er wohnte, nahm ſich ſeiner an und ſchützte ihn, ſelbſt gegen das Verlangen der Nationalverſammlung.

Nun ſetzte er ſeine Zeitſchrift in heftigerm Tone fort, drang auf Vernichtung des Königreichs und aller, die der Freiheit entgegen wären. Dem Volke, das gern das Große niederreißt, gefielen ſeine Aufforderungen, und da er ſelbſt kein Emporſtreben zu Macht und Reichthum blicken ließ, vielmehr dem Pöbel ſich gleichſtellte (ſelbſt in ſchmutziger Kleidung und ſtruppigem Haar), gegen alles Hohe und Angeſehene Schmähungen ausſtieß, überall umherſchlich, um Gerüchte und durch ſie Stoff zum Anklagen einzuſammeln, und gewöhnlich die Sprache niedriger Vertraulichkeit redete: ſo erſchien er dem Volke als ein Volksfreund in Wort und That. Männer wie Mirabeau, Lafayette ꝛc. ließen ihn die Verachtung, die er verdiente, fühlen; aber dieß reizte ſeine Galle gegen ſie, und er fand Schutz bei denen, die durch ihn auf den Pöbel einwirken wollten. Er wurde daher durch Danton Mitglied des Clubbs der Cordeliers und der Jacobiner, am 10. Aug. 1792 Mitglied des Bürgerrathes, und wenige Wochen nachher Mitglied des National-Convents, der am 21. Sept. 1792 eröffnet wurde. Gleich darauf erhob ſich der Parteikampf der Girondiſten und Jacobiner, der ihn auf den Höhepunkt ſeines Anſehens und Einfluſſes brachte. Als Mitglied des Bürgerrathes hatte er den Pöbel zur Plünderung der Bäcker und Getraidehändler und zu den Septembermorden aufgefordert, und in ſeiner Zeitſchrift angerathen, man ſolle die Ariſtokraten und verdorbenen Deputirten vernichten und zur Vollziehung dieſer Vernichtung einen Dictator ernennen. Die Girondiſten bezeigten daher im National-Convente (25. Sept. 1792) Verachtung und Abſcheu gegen ihn; ja es ward vorgeſchlagen, die Rednerbühne jedesmal zu reinigen, wenn er auf derſelben geredet hatte. Er dagegen erklärte, ohne ſich durch das Toben der Girondiſten irre machen zu laſſen: „Ich bin es, der auf den Gedanken gefallen „iſt, einen Dictator vorzuſchlagen. Dieſer Gedanke gehört mir zu. Die Zeit erfordert einen Oberaufſeher, „der ohne Anſehn der Perſon das Beil der Gerechtigkeit

„auf den Nacken aller Verbrecher fallen läßt. Dieß iſt „meine Meinung, und wenn ihr euch nicht zu der Höhe der„ſelben erheben könnt, ſo iſt der Schade auf eurer Seite!" Die Girondiſten forderten, er ſolle in den Anklageſtand verſetzt werden; aber ſie konnten, bei dem Widerſtand der Jacobiner, mit dieſer Forderung nicht durchdringen. Darauf trat er abermals auf, zog eine Piſtole hervor, hielt deren Mündung vor ſeine Stirn und rief: „Nun, Bürger, ſage ich euch, ich würde mir, wäre eure Wuth ſo weit gegangen, einen Anklagebeſchluß gegen mich zu faſſen, vor euern Augen den Kopf zerſchmettert haben." — Bald darauf (24. Oct.) erhoben ſich neue Klagen gegen ihn. Ein Abgeordneter erklärte: „er habe ihn ſagen hören, es müßten noch 270,000 Köpfe ſpringen, ehe die Ruhe wieder hergeſtellt ſein würde." Mit gräßlicher Frechheit erwiederte **Marat**: „Freilich habe ich das geſagt. Ich wiederhole, es iſt meine Meinung. Iſt es ein Verbrechen, ſo bringt mich um." Hier machte er eine Pauſe, und als der Convent vor Entſetzen verſtummte, fuhr er fort: „Ja, das iſt meine Meinung, und Meinungen müſ„ſen frei ſein. Ich ſagte, eher habt ihr weder Frieden „noch Ruhe, ehe ihr nicht den Unterdrückern des Volkes „die Köpfe werdet abgeſchlagen haben. Sehr beſcheiden „nahm ich an, es wären ihrer nur 270,000! Und darum „will man mich anklagen? Sind das Verbrechen, ſo „ſchneidet mir den Hals ab." Seine Parteigänger zollten ihm rauſchenden Beifall und behaupteten noch ſpäterhin zu ſeiner Entſchuldigung: „er halte nicht für nöthig, daß alles geſchehe, was er vorſchlage, er verlange das Höchſte, um das Niedrigſte zu erlangen; er ſelbſt habe geäuſſert: ehe ſoll meine Hand verdorren, als ſchreiben, wenn ich glauben könnte, daß das Volk alles thäte, was ich ihm rathe." Doch mußte er eine Zeitlang ſich verſtecken. Aber auch in ſeinem Verſteck ſetzte er ſeine, zum Blutvergießen aufregende Zeitſchrift fort, und (nach dem 5. Nov.) wieder im Convent erſcheinend, betrieb er die Hinrichtung des Königs.

Erſt am 13. Apr. 1793 gelang es den Girondiſten, mit dem Antrage auf Verhaftung und Anklage Marats durchzudringen. Aber auch jetzt wußte er ſich der drohenden Gefahr zu entziehen, bis er des Beiſtandes ſeiner Freunde gewiß, freiwillig im Gefängniſſe (23. Apr.), dann vor dem Revolutionsgericht erſchien (24. Apr.). Dieſes, aus Jacobinern beſtehend, hörte mehr auf die Beſchuldigungen, die er gegen ſeine Feinde vorbrachte, als auf die, die ſeine Feinde gegen ihn erhoben. Er wurde daher frei geſprochen und als ein unſchuldig Verklagter, und preiswürdiger Vaterlandsfreund, zum Hohn der Girondiſten, unter den ausſchweifendſten Gunſtbezeigungen des Pöbels in den Convent zurückgeführt. Jetzt von Rachgier und Blutdurſt getrieben, drang er auf Vernichtung der Girondiſten und beſchleunigte dieſelbe durch Aufregung des Volksaufſtandes vom 31. Mai und 2. Juni. Doch nicht lange konnte er ſich dieſes Sieges erfreuen. Schon einen Monat nachher (am 13. Juli 1793) wurde er von Charlotte Corday getödtet, während er von einer ekelhaf-



Jean Paul Marat

ten Krankheit ergriffen, im Bade ſitzend, beſchäftigt war, Anklagen gegen Andere aufzuſetzen *). Damals galt er dem Volke als ein Märtyrer der Freiheit und Vaterlandsliebe: ihm ward daher (15. Juli) ein feierliches Leichenbegängniß veranſtaltet, ſein Körper ins Pantheon gebracht, ſein Herz in dem Clubbe der Cordeliers und ſein Bruſtbild im Convent und anderwärts aufgeſtellt. Aber nur ſo lange, als noch die Schreckensregierung in voller Kraft beſtand, beſtand der Wahn, der ihm Verehrung zollte. Als jene verſchwand, verſchwand auch dieſer, und Marats Andenken wurde nun ebenſo beſchimpft und verhöhnt, als es vorher erhoben und vergöttert worden war.

Nicht ſo verwerflich als Marat, und weit gerader und kräftiger als Robespierre, war Danton, gewöhnlich „der Mirabeau des Pöbels“ genannt, weil er eben ſo den Pöbel aufzuregen vermochte, wie Mirabeau den dritten Stand, und überhaupt in Rückſicht ſeines Aeuſſern und Innern, ſeiner Leidenſchaften und Sitten mit dieſem „Herkules der Revolution“ große Aehnlichkeit hatte.

Schon ſein Aeuſſeres mußte Eindruck auf das Volk machen; denn er hatte einen rieſenmäßigen Körper, kräftige, doch wilde Geſichtszüge, kleine blitzende Augen, eine feſte Haltung und eine volltönende und lautſchallende Stimme. Und dieſem Aeuſſern entſprach das Innere.

Geiſt,

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXVII.

Geiſt, Muth, Thatkraft war ihm eigen und zugleich die wildeſte Leidenſchaftlichkeit, wenn er aufbrauſte, und wiederum Fröhlichkeit, Gutmüthigkeit, Fahrläſſigkeit und Genußſucht, wenn er ſeine Zwecke erreicht hatte. Hiermit verband er eine ſeltene Rednerkraft. Zwar fehlte es ihm an Umfang und Tiefe der Kenntniſſe, auch hielt er nicht, wie Robespierre, künſtlich ausgearbeitete und durch glänzende Ausdrücke und Wendungen ſchimmernde Reden: er ſcheute die Mühe des Schreibens und Nachdenkens; aber er verſtand es beſſer als irgend Einer, aus dem Stegreif zu reden; ſein heller Blick fand leicht das Zweckdienliche, ſeine Heftigkeit führte ihm überraſchende Einfälle und Bilder zu, und ſeine donnernde Stimme, wie ſein kühner Muth, hatte etwas Erſchütterndes: er konnte daher ſeine Zuhörer mit ſich fortreißen, Zaghafte ermuthigen, Gleichgiltige anfeuern, Träge in Thätigkeit ſetzen. Haß, Neid, Herrſchſucht waren ihm fremd: ihm wars um Freiheit zu thun, die er als Volksglück betrachtete. Denn wenn er auch anfangs aus unlautern Gründen, im Gefühl ſeiner Kraft und um ſein Glück zu machen, der Revolution beitrat, ſo ergriff ihn doch bald ein Eifer für Freiheit, der in ſeinem heftigen Gemüthe zur Leidenſchaft entbrannte und darum gegen die Forderungen des Rechtes und der Menſchlichkeit ihn verhärtete oder verblendete. Freiheit, glaubte er, könne nur in und mit der Republik beſtehen, die Republik aber nur durch Vernichtung jedes Widerſtandes emporgebracht werden. Solche Vernichtung hielt er für gerecht, ſo lange ſie ſich als Nothwendigkeit ihm darſtellte. „Wenn Schuldige (d. i. Freiheitsfeinde) da ſind," rief er einſt *), „ſo mögen ſie fallen, und wären ſie meine beſten Freunde." Aber für ungerecht und verwerflich hielt er ſolche Vernichtungen, ſobald ſie ihm als unnöthig oder überflüſſig erſchienen. Bei ſolchen Eigenſchaften war er fähig, in den Augenblicken der Gefahren kühn hervorzutreten, und wiederum vom Kampfe abzulaſſen und ſeiner Genußliebe zu fröhnen, wenn die Gefahren zerſtreut waren; fähig, die abſcheulichſten Auftritte und Verbrechen zu veranlaſſen und wiederum einzulenken auf die Wege der Mäßigung und bürgerlichen Ordnung.

Nur Weniges iſt uns von ſeinen Lebensumſtänden bekannt; aber auch dieß Wenige kann zur Beſtätigung dieſer Schilderung dienen.

George Jacques Danton, geboren am 28. Oct. 1759 zu Arcis ſur Aube, hatte die Rechte ſtudirt, und war, als die Revolution ausbrach, Advocat beim königlichen Staatsrathe. Aber ohne Einkünfte und Anſehn hatte er damals, wie Madame **Roland** ſchreibt **), mehr Schulden als Rechtsſachen und bedurfte der Unterſtützung ſeines Schwiegervaters. Erſt das Aufkommen der Revolution brachte ihn empor. Mirabeau, heißt es, ermunterte ihn, die Revolution zu fördern, da er in ihm den Mann erkannte, der das Volk gegen den Hof aufzuhetzen vermochte. Auch ſoll der Herzog von Orleans ihn hierzu aufgefordert und mit Geld unterſtützt haben. Als Revolutionsmann fing er ſeine Laufbahn damit an, daß er auf öffentlichen Plätzen bald mit Heftigkeit, bald mit Spaßhaftigkeit über die Begebenheiten des Tages zu dem Volke redete und dasſelbe zur Erkämpfung der Freiheit aufregte. Er wurde mit Beifall gehört und gewann bald ſolchen Anhang, daß er mit Hilfe des Volkes jenen Marat, mit dem er damals verbunden war, weil deſſen Zeitſchrift ſeinen Zwecken diente, den Nachſtellungen der Polizei entzog (22. Jan. 1790), dann ſich ſelbſt gegen den Verhaftsbefehl ſchützte, den das Chatelet gegen ihn, als einen Aufwiegler des Volkes, erlaſſen hatte (im März 1790). Bei der Eintheilung der Hauptſtadt in 48 Sectionen wurde er zum Vorſteher der Section der Franziscaner (Cordeliers) ernannt, die durch ihn ein Sammelplatz der überſpannteſten Menſchen wurde. Um dieſe feſter zu vereinen, ſtiftete er den Clubb der Cordeliers, der auf Errichtung der Republik hinarbeitete, dann dem Jacobinerclubbe, dem er anfangs voraneilte, eine Zeitlang ſich anſchloß. Als Vorſteher der Section der Cordeliers erſchien er am 10. Nov. 1790 mit dem Maire Bailly vor den Schranken der Nationalverſammlung, um auf Entfernung der Miniſter des Königs anzutragen. Damals galt er der Nationalverſammlung als ein wilder, aber unbedeutender Schreier. Anders aber wurde es im folgenden Jahre bei der Flucht des Königs. Schon als der König die zweideutige Reiſe nach St. Cloud antreten wollte (18. Apr. 1791), trieb er das Volk zur Verhinderung derſelben; dann, als der König entflohen war (21. Juni), beſchuldigte er im Jacobinerclubb den General Lafayette, in deſſen Beiſein, der geheimen Theilnahme an dieſer Flucht; und als der König von Varennes zurückgebracht worden war, betrieb er den Volksaufſtand (16. u. 17. Juli), der die Nationalverſammlung zwingen ſollte, den König zu verurtheilen und abzuſetzen. Dieſer Aufſtand wurde durch Lafayette und Bailly unterdrückt, und **Danton** nebſt Andern, die das Volk aufgewiegelt hatten, zum Verhaft verurtheilt. Aber das Volk, von den Jacobinern geleitet, nahm ſich ſeiner an. Der Häſcher, der ihn gefangen nehmen ſollte, wurde feſtgehalten, als hätte derſelbe die Volksſouverainetät verletzt, und **Danton** zum Subſtituten des Gemeindeanwalts ernannt.

---

*) Thiers III, 120.

**) Zeitgenoſſen. Neue Reihe 1821. Num. IV, S. 72.

Um dieſe Zeit ſuchte der Hof ihn für ſich zu gewinnen. Unter dem Vorwande einer Entſchädigung für ſeine ehemalige Stelle als Advocat beim Staatsrath ließ Ludwig XVI. ihm beträchtliche Summen auszahlen. Er nahm das Geld, weil er Geld brauchte; aber er ließ ſich nicht erkaufen. Vielmehr fuhr er fort, die Menge gegen den Hof aufzuhetzen und auf Errichtung der Republik hinzuarbeiten. Beſonders geſchäftig hierzu war er am 10. Auguſt. Er leitete die Begebenheiten dieſes Tages ein, trieb den Pöbel und die nach Paris gekommenen Marſeiller gegen die Tuilerien und entſchied durch ſeine Kühnheit den Sieg des Volkes und mithin den Umſturz des Königthums. Ihn ſelbſt führte dieſer Tag zur Höhe ſeines Anſehens. Er ward Mitglied des pariſer Bürgerrathes, gleich darauf Mitglied des einſtweiligen Vollziehungsrathes, in welchem er das Miniſterium der Juſtiz erhielt, und hiermit der mächtigſte Mann in Paris. Denn mittelſt ſeiner Kühnheit im Vollziehungsrathe wie im Bürgerrathe vorherrſchend, konnte er leicht, was er wollte, durchſetzen. Große Gefahren bedrohten damals die Sache der Revolution: von Auſſen her nahten Preußen und Oeſtreicher, im Innern waren die Anhänger des Königthums zu fürchten, und man wußte nicht, wie man ſich am ſicherſten gegen dieſe und jene vertheidigen ſollte. Da rieth **Danton** Paris nicht aufzugeben, da Frankreich in Paris ſei, die Volkskraft gegen den äuſſern Feind an den Gränzen zu richten, und im Innern die Royaliſten in Schrecken zu ſetzen. Seine um ihn verſammelten Freunde, die den Sinn dieſer Worte verſtanden, ſchwiegen aus Beſtürzung. Er aber wiederholte mit jener Entſchloſſenheit, die nichts ſcheut und alles wägt: „Ja, in Schrecken muß man ſie ſetzen!" Dann: „Was iſt nöthig, ſie zu beſiegen, ſie zu Boden zu werfen? Kühnheit, „und wieder Kühnheit und immer Kühnheit." Auf dieſe Weiſe trieb er zu den ſchauderhaften Septembermorden (2. — 7. Sept. 1792), die er auch auſſerhalb der Hauptſtadt entzündete. Hierdurch hat er ſein Andenken ſo gebrandmarkt, daß er in der Reihe der ärgſten Blutmenſchen erſcheint. Doch gerade bei dem Unmenſchlichen, was er veranlaßte, zeigte ſich's, daß auch menſchliches Gefühl in ihm obwaltete. Ehe er zu dem Sturme des 10. Aug. ſchritt, mit dem lauterklärten Entſchluſſe: „das franzöſiſche Volk müſſe ſiegen oder er ſterben,“ eilte er auf Augenblicke nach Arcis ſur Aube, um noch einmal ſeine Familie zu ſehen und zu umarmen; während er die Septembermorde gegen Verdächtige richtete, rettete er viele Einzelne, die ſeinen Beiſtand anſprachen; und nie, ſelbſt nicht in ſeinen letzten Stunden, hat er eine Unruhe oder Reue über dieſe Schrecklichkeiten geäuſſert; nicht, weil ſein Gemüth zum Böſen verhärtet war, ſondern weil er die Ueberzeugung hegte, der Nothwendigkeit gedient, das Glück künftiger Geſchlechter begründet und darum recht gehandelt zu haben.

Von der pariſer Gemeinde zum Deputirten gewählt, trat er am 21. Sept. 1792 von dem Miniſterium der Juſtiz zum National-Convent über. Auch in dieſem zeigte er ſich anfangs ſehr thätig und einflußreich. Er kämpfte gegen die Girondiſten (namentlich gegen Roland) und unterdrückte deren Antrag auf Beſtrafung der Septembermorde; er nahm ſich Robeſpierre's an, als dieſer des Strebens nach der Dictatur beſchuldigt wurde, und verſchaffte ihm Gelegenheit, ſich zu vertheidigen; er beförderte den Prozeß des Königs und ſtimmte für deſſen Tod, weil er denſelben als eine Sicherung der Freiheit betrachtete. Nicht lange nachher (im Jan. 1793) wurde er nach Belgien geſchickt, um das Betragen der Armeen zu beobachten und die Verfaſſung des Landes umzuändern. Dort unterſchlug er öffentliche Gelder, wenigſtens wurde ihm dieß nach ſeiner Rückkehr von Marat und Andern vorgeworfen; und wohl nicht mit Unrecht! Denn ſchon als Juſtizminiſter war er mit den ihm anvertrauten Geldern nicht gewiſſenhaft umgegangen, und Geld ſchätzte er, nicht aus Geiz, der war ihm fremd, aber aus Genußgier, der er durch daſſelbe Befriedigung verſchaffte.

Bei den Gefahren, die im Frühling und Sommer des Jahres 1793 Frankreich bedrohten, erkannte er, daß nur Einheit und Kräftigkeit der Regierung die neue Republik ſchützen und erhalten könnte. Hierzu, meinte er, müſſe abermals, doch auf andre Weiſe als im September 1792, durch den Schrecken gewirkt werden. Er beſtand daher auf Einführung des Revolutionsgerichts, der Revolutionsheere und der Revolutionsausſchüſſe. Aus eben dieſem Grunde drang er auch auf Vernichtung der Girondiſten, wiewohl ungern, weil ihm dieſelbe als eine Auflöſung der Unverletzlichkeit der Conventsglieder bedenklich ſchien. Neue Gefahren folgten dem Sturze der Girondiſten. Da feuerte er den Convent zu kühner Entſchloſſenheit an, und wirkte dazu mit, daß die oberſte Leitung der Staatsangelegenheiten dem Wohlfahrtsausſchuſſe zugewendet, und ſo die Schreckensregierung vollendet wurde. Er ſelbſt war anfangs Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes.

Doch im Herbſte des Jahres 1793, als die früheren Gefahren zerſtreut, und der Zweck der Schreckensregierung erreicht ſchien, zeigte er ſich wie umgewandelt. Statt, wie vorher, zum Umſtürzen und Vernichten aufs zufordern, redete er nun der Mäßigung und Menſchlichkeit das Wort; ſtatt, wie vorher, unter dem Pöbel zu leben, umgab er ſich nur mit Männern, die die Revolutionsgräuel verabſcheuten; ſtatt, wie vorher, an den öffentlichen Geſchäften Theil zu nehmen, zog er ſich nun von ihnen zurück. Häufig begab er ſich auf ſein Landgut zu ſeiner Familie nach Arcis ſur Aube, wo er auch ſeine Freunde um ſich verſammelte; ſelten erſchien er im Jacobinerclubbe, noch ſeltener im National-Convent, oder wenn er hier oder dort erſchien, gab er ſein Mißfallen an den Vorfällen des Tages zu erkennen, und bald wußte man von ihm, daß er das Aufhören der Schrekkensregierung, und die Wiederherſtellung der Unabhängigkeit und Würde des ſchmählich niedergedrückten National-Convents wünſche. Auch war er gegen den von Chaumette und Hébert erhobenen Atheismus, und unterſtützte Robespierre'n bei Unterdrückung der Ueberſpannten. Was ihn zu dieſer Sinnesänderung trieb, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit angeben. Theils die Ermattung, die auſſerordentlichen Anſtrengungen folgt, theils das Streben, in Ruhe zu genießen, was er unter Unruhen zuſammengebracht hatte, vielleicht auch der Unwille über ſeine Entfernung von der Regierung, und über die Hinrichtung der von ihm vertheidigten Girondiſten konnten ihn zu derſelben hinführen. Doch mehr als alles dieſes ſcheint ihn die Ueberzeugung, daß die Anwendung des Schreckens, da, wo ſie nicht nothwendig ſei, als unnütz und ungerecht entfernt werden müſſe, zur Mäßigung oder Menſchlichkeit umgeſtimmt zu haben. Dafür ſprechen ſeine damals oft wiederholten Aeuſſerungen: „Man müſſe die Freiheit nicht verhaßt machen," und „ich will lieber guillotinirt werden, als ſelbſt guillotiniren;" ferner die Angriffe, die er durch ſeinen Freund Camille Desmoulins in deſſen Zeitſchrift „der alte Cordelier" gegen die Schreckensregierung erheben ließ. Doch auch er mußte erfahren, daß es leichter iſt, einen Brand zu entzünden als zu löſchen, und daß ſelbſt der, der das Toben der Revolution hervorgerufen hat, von ihren Wogen verſchlungen wird, ſobald er ſich ihnen entgegenſtellt.

Sein Zurücktreten gab das Signal zu ſeinem Sturze. Da er nicht mehr unter dem Volke und nur ſelten unter den Jacobinern erſchien, wurde er jenem entbehrlich und dieſen verdächtig. Die Jacobiner fingen an, in ihren Verſammlungen ſeine Trägheit und Genußgier zu tadeln, ſprachen von ſeinen Erpreſſungen und Unterſchleifen, beſchuldigten ihn ſogar der Verbindungen mit den Ausgewanderten und Fremden. Auf Betrieb ſeiner Freunde, gegen welche die erſten Angriffe gerichtet wurden, kam er im Dec. 1793 nach Paris zurück, und vertheidigte ſich im Jacobinerclubbe. Aber er konnte den Eindruck, den ſein Zurücktreten gemacht hatte, nicht überwältigen, noch weniger das vorige Anſehn wieder erlangen: die Zeit der Gefahr, in der ſich ſein Muth geltend machen konnte, war vorüber, und der Wohlfahrtsausſchuß, dem er als ein gefährlicher Tadler der beſtehenden Regierung galt, war ihm feind. Nur Robespierre ſchwankte eine Zeitlang in dem Benehmen gegen ihn, vielleicht weniger aus Schonung früherer Verbindungen, als aus kluger Berechnung: er mußte es bedenklich finden, einen Danton, dieſen Mann des Volks und Vorfechter der Revolution, niederzuſchmettern; wer ſollte feſtſtehen, wenn auch dieſer geſtürzt würde? Doch gedrängt von ſeinen Amtsgenoſſen im Wohlfahrtsausſchuſſe und wohl eben ſo ſehr von dem ihm eignen Neid und Argwohn, erhob er ſich allmählich über alle Bedenklichkeiten und ſchritt nach Vernichtung der Ueberſpannten zur Vernichtung Danton's und der Freunde desſelben. Eine Unterredung, die Danton noch im März 1794 mit ihm hatte, führte keine Ausgleichung herbei; vielmehr trennten ſich beide erbitterter, als ſie zuſammengekommen waren.

Jetzt rieth man Danton'n, auf ſeine Sicherheit bedacht zu ſein; aber worauf ſollte er ſich ſtützen? Der Pöbel war nicht mehr in ſeiner Hand, der Jacobinerclubb, ſo wie der Wohlfahrtsausſchuß, war ihm entgegen, und der National-Convent, der ihm und ſeinen Beſtrebungen wohlwollte, war zu ſchwach, um ihn gegen den Wohlfahrtsausſchuß zu ſchützen. Sollte er fliehen? Wohin? Welches Land würde dieſen blutbefleckten Revolutionsmann aufgenommen haben? Und er liebte ſein Vaterland: „Nimmt man es," rief er, als man ihm Flucht zum Rettungsmittel empfahl, „nimmt man es unter den Schuhſohlen mit ſich?" Endlich wähnte er auch, man würde es nicht wagen, Hand an ihn zu legen;

ja er wähnte dieß noch, als ihm am 30. März gemeldet wurde, daß der Wohlfahrtsausſchuß ſeine Verhaftung beſchloſſen habe. Aber bald mußte er ſeinen Irrthum erkennen! Als Robespierre und die übrigen Mitglieder des Ausſchuſſes überzeugt waren, daß Danton mit Erfolg keinen Widerſtand leiſten konnte, ließen ſie ihn in der Nacht vom 30. zum 31. März 1794 von Bewaffneten überfallen und in das Gefängniß Luxemburg führen, in welches auch ſeine Freunde kamen.

Seine Verhaftung erregte Erſtaunen und Beſtürzung, nicht ſowohl unter dem Volke, als im Convent. Hier trug ſein Freund Legendre darauf an (31. März): Danton, der einſt der Freiheit die wichtigſten Dienſte geleiſtet habe, müſſe das Recht haben, ſich im Convente gegen die Vorwürfe der Vaterlandsverrätherei zu vertheidigen. Aber dem eingeſchüchterten Convente fehlte es an Muth, dieſen Antrag gegen den Willen der Ausſchüſſe zu unterſtützen. Robespierre erhob ſich gegen Legendre und brachte ihn zum Schweigen, und als St. Juſt einen eben ſo giftigen als lügenhaften Bericht gegen Danton und deſſen Freunde vorgetragen hatte, mußte der Convent, aus Furcht vor dem Wohlfahrtsausſchüſſe, die geſchehenen Verhaftungen gutheißen und den Beſchluß faſſen, daß Danton und ſeine Freunde als Verſchworene gegen die Republik vor das Revolutionsgericht geſtellt werden ſollten.

Dagegen blieb Danton bis zu ſeinen letzten Augenblicken ſich gleich in der Furchtloſigkeit und Charakterkraft,

kraft, die ihn merkwürdig gemacht hatte. Wohl mochte es ihn ſchmerzen, ſich von Gegnern, über die er ſich erhaben dünkte, überraſcht und gefangen zu ſehen, und man hörte ihn im Gefängniſſe ausrufen: „Im vorigen „Jahre errichtete ich das Revolutionsgericht! Möge es „mir Gott und die Menſchheit vergeben! Das wollte „ich nicht, daß es eine Geißel der Menſchen werden „ſollte;" — aber er verſank darum nicht in Kleinmuth und Verzweiflung. Im Gefühle ſeiner Kraft ſtärkte ſich ſeine Kraft. Dieß zeigte ſich beſonders bei ſeinem Vorſtande vor dem Revolutionsgerichte am 1., 2. und 3. Apr. Als ihn der Vorſitzende, Dumas, gewohntermaßen nach Namen, Alter und Wohnort fragte, erwiederte er kalt und ſtolz: „Ich bin Danton, hinlänglich bekannt in der „Revolution, bin 34 Jahre alt. Meine Wohnung wird „bald das Nichts ſein, und mein Name in dem Pantheon „der Geſchichte leben." Man warf ihm vor, er ſei ein verdorbener Republikaner, der, um das Königthum wieder herzuſtellen, mit den Feinden der Freiheit Gemeinſchaft mache. Er aber wies dieſen Vorwurf als eine ſchnöde Verleumdung zurück und vertheidigte ſich nicht als Angeklagter, ſondern als Ankläger, forderte die Ausſchüſſe herbei, ihm Rede zu ſtehen und erinnerte an ſeine Verdienſte um die Revolution. Das anweſende Volk bewies ihm Theilnahme, die Richter geriethen in Verlegenheit und der Vorſitzende griff zur Klingel, um ihn zur Ruhe zu verweiſen. Er aber rief mit der Donnerſtimme, die ihm eigen war: „Die Stimme eines Mannes, der

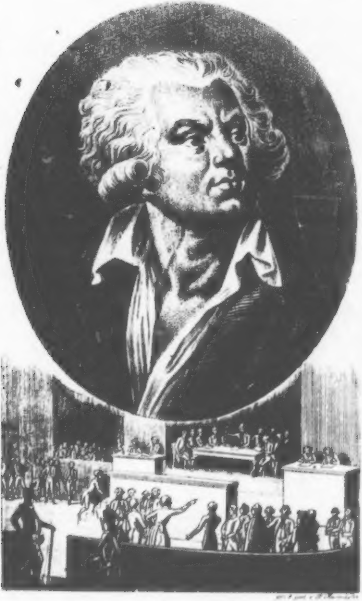
„mit ſeinem Leben ſeine Ehre zu vertheidigen hat, muß „die Töne deiner Klingel beſiegen!" Erſchöpfung nöthigte ihn aufzuhören *). Doch wiederholte er daſſelbe bei einem zweiten und dritten Vorſtande. Jetzt ſchien es dem Wohlfahrtsausſchuſſe nöthig, dem Convente den Befehl abzupreſſen, daß er verurtheilt werden ſollte, ohne ſich weiter verantworten zu dürfen. St. Juſt hatte dieſen Befehl erwirkt, unter dem Vorgeben, Danton ſinne noch im Gefängniß auf Aufruhr und verletze die dem Gerichte gebührende Achtung, ja er treibe mit ſeinen Genoſſen die Unverſchämtheit ſo weit, daß er den Richtern Brodkugeln an den Kopf werfe. So wurde am [illegible] Apr. Danton mit den Uebrigen auſſer Verantwortung und Erörterung geſtellt und zum Tode verurtheilt.

Mit ungebeugtem Muthe erlitt er am 5. Apr. den Tod, als ein Mann, dem das Leben zuwider und das Sterben erwünſcht iſt. Auf dem Wege zum Blutgerüſte ſchaute er mit ſtolzem Blicke auf die Schreier, die den Karren, auf dem er ſaß, umgaben, und rief ihnen zu: „Schweig', undankbares Volk! du ſiehſt hier einen wahrhaften Republikaner." Am Fuße des Blutgerüſtes ſprach er, für den Augenblick wehmüthig: „O meine Geliebte, mein Weib, ich werde dich alſo nicht wiederſehen?" Doch gleich darauf rief er, dieſe Wehmuth niederkämpfend: „Danton, keine Schwäche!" Ruhig ſah er vierzehn Andre vor ſeinen Augen ſterben. „Sie ſchlafen," rief er

bei

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXVIII.



[illegible]

George Jacques Danton

bei ihrem Anblick, „den Schlaf der Gerechten!“ Endlich, als ihn die Reihe traf, ſagte er zum Scharfrichter: „Zeige meinen Kopf dem Volke, er verdient es.“ Sein Wunſch wurde erfüllt.

Theilnahme erweckt er, wie jeder that- und willenskräftige Menſch, er mag ſeine Kraft zu edlen oder unedlen Zwecken hinwenden, Theilnahme erweckt er beſonders durch ſeinen Antheil an dem Fortgange der Revolution; aber auf Achtung kann er keinen Anſpruch machen, da er nur die Energie der Leidenſchaften, nicht die des ſittlichen Gefühles, noch weniger die des religiöſen Glaubens hatte und darum der abſcheulichſten Miſſethaten fähig war.

Maximilian Robespierre, geboren zu Arras im Jahre 1759, war der Sohn eines Advocaten, der, durch Lüderlichkeit in Verruf und Armuth verſunken, aus Frankreich floh und nach langem Umherirren in München ſtarb. Auch ſeine Mutter, die Tochter eines Brauers, verlor er frühzeitig: ſie ſtarb ihm, als er neun Jahre alt war. Ihm war alſo nicht beſchieden, was ſchon Viele zu Liebe und Wohlwollen führte, am Herzen der Eltern die ſanfteren Gefühle in ſich zu entwickeln. Des armen und verwaiſten Knaben nahm ſich der Biſchof zu Arras, Herr von Conzie, an. Erſt machte er ihn zum Chorknaben in der Cathedrale zu Arras (wodurch er ihm den erſten Unterricht zuführte), dann, da er glückliche Anlagen bei ihm bemerkte, verſchaffte er ihm eine Freiſtelle im Collége St. Louis zu Paris. Hier widmete ſich Robespierre (1770—1778) mit großem Eifer den Studien, machte anerkannte Fortſchritte, empfahl ſich durch Sittlichkeit, gab aber auch Neigung zur Unabhängigkeit und Verſchloſſenheit zu erkennen. Nachdem er (1778) das Rechtsſtudium vollendet hatte, kehrte er von Paris nach Arras zurück, trat daſelbſt als Advocat auf und machte ſich geltend. Er gewann (1783) einen Prozeß gegen den Schöppen zu St. Omer, der ſich der Aufſtellung eines Blitzableiters widerſetzt hatte, erhielt für ſeine Beantwortung der Preisfrage „über das Verwerfliche der Schmach, die die Todesſtrafe eines Verbrechers auf deſſen Familie bringt," eine anſehnliche Belohnung, und erlangte durch die Freimüthigkeit, mit welcher er willkürliche Bedrückungen und andre Mißbräuche in der Verwaltung, beſonders das Verfahren mit den Lettres de cachet beſtritt, Anſehn und Beifall. Er wurde daher im Jahr 1789 zum Präſidenten der Akademie zu Arras, dann zum Abgeordneten des dritten Standes der Provinz Artois ernannt. So kam er zur Ständeverſammlung, die am 5. Mai 1789 zu Verſailles eröffnet wurde.

Erfüllt mit Ideen über Freiheit und Gleichheit, die er aus Rouſſeau's Schriften aufgefaßt hatte, trat er in dieſelbe ein; aber er machte ſich anfangs in ihr nicht bemerkbar, ſei es aus Mißtrauen zu ſeinen Kräften, oder aus Schlauheit, um zu beobachten, welche Partei er zu nehmen hätte. Nur in Kaffeehäuſern, wo viele Neugierige und Neuerungsſüchtige ſich zu verſammeln pflegten, ſprach er für Freiheit und Gleichheit. Erſt, als mit der Einnahme der Baſtille ein großer Sieg errungen war, und nun die, die den Thron angriffen, einen mächtigen Rückhalt hatten, trat er in der Nationalverſammlung als Redner auf, zur Vertheidigung der Volksrechte und des pariſer Aufſtandes. Auch wurde er Mitglied des Jacobinerclubbs (der damals Clubb de Bretagne hieß) und Mitarbeiter an Tageblättern. Die Gewandtheit und Beharrlichkeit, mit der er in Rede und Schrift das Volk gegen den Thron vertheidigte und aufhetzte, machte ihn beim Volke beliebt; aber in der Nationalverſammlung galt er noch wenig. Wie oft er auch das Wort nahm, und wie viele revolutionäre Anträge er auch vorbrachte; er konnte in den Jahren 1789 und 1790 nur ſelten ſeine Meinung durchſetzen: Mirabeau verdunkelte und verſpottete ihn. Erſt als dieſer geſtorben war (2. Apr. 1791), gelang es ihm, ſich hervorzudrängen, und wie im Jacobinerclubbe, ſo in der Nationalverſammlung, einer der Wortführer zu werden. Bei der Flucht des Königs (21. Juni 1791) hielt er die heftigſten Reden gegen den König und zur Abſchaffung des Königthums; und als er mit ihnen nicht durchdrang, war er einer von denen, welche den pariſer Pöbel zum Aufſtand am 16. und 17. Juli anregten. Schon hierbei zeigte es ſich, zu welchem Anſehn er emporgekommen war. Am Tage dieſes Aufſtandes trug der Pöbel ſein Bruſtbild nach dem Marsfelde, und ſtellte es auf den Altar des Vaterlandes mit der Unterſchrift: „Derjenige, welcher ſich um das Vaterland verdient gemacht hat." Einige Monate nachher, als die erſte Nationalverſammlung auseinander ging (30. Sept.), wurde er nebſt Petion von dem Pöbel mit Jubelgeſchrei empfangen, ſein Haupt mit Eichenlaub umwunden, und der Name „des Unbeſtechlichen" ihm beigelegt. Ausgeſchloſſen war er von der zweiten Nationalverſammlung durch das von ihm ſelbſt empfohlene Geſetz vom 16. Mai 1791, das Wiedererwählung der vorigen Deputirten verbot. Doch blieb er in Paris als öffentlicher Ankläger beim Criminalgericht des Departements der Seine und als Mitglied des Jacobinerclubbs und fand dadurch Gelegenheit, die Revolution und ſein Emporkommen zu fördern. Durch die Jacobiner kam er am 10. Aug. 1792 in den neuen Bürgerrath, der die Pöbelherrſchaft emporbrachte, ward Vorſitzender in demſelben und widerſetzte ſich als ſolcher der Nationalverſammlung, da dieſe (am 30. Aug.) die Auflöſung des neuen Bürgerrathes beſchloſſen hatte. Nicht lange nachher wurde er Mitglied des National-Convents, der am 21. Sept. 1792 eröffnet wurde.

Jetzt ſchon ſtand er in ſolchem Anſehn, war von einem ſo großen Anhang umgeben, und ſprach ſo gebieteriſch, daß er am 25. Sept. mitten in dem National-Convent von einem Mitgliede desſelben, Rebequi, des Strebens nach der Dictatur beſchuldigt wurde. Die Girondiſten, vor allen Briſſot, nahmen dieſe Beſchuldigung beifällig auf, und er gerieth in eine Beſtürzung, die ihn auſſer Stand ſetzte, ſich zu vertheidigen. Erſt, nachdem Danton ſich ſeiner angenommen, und er Zeit gehabt hatte, ſich zu erholen, ſuchte er mit dem ihm eignen Wortſchwalle den Eindruck zu verlöſchen, den die gegen ihn erhobene Beſchuldigung erregt hatte. Vergebens! Neue Ankläger (Barbaroux und Panis) traten gegen ihn auf. Jetzt ſtand ihm Marat bei, der durch ſeine Unverſchämtheit die Aufmerkſamkeit des Convents auf andre Gegenſtände hinleitete. Einen Monat nachher, am 29. Oct., wiederholte ſich die vorige Anklage, als dem National-Convent in einem Berichte Roland's angezeigt wurde: „es gehe das Gerücht, Robespierre ſei am tauglichſten, während der jetzigen Bedrängniſſe an der Spitze des Staates zu ſtehen." Louvet, der als Ankläger erſchien, nannte ihn „den übermüthigen Günſtling des Pöbels, der durch abſcheuliche Verleumdungen die wahren Freiheitsfreunde in der zweiten Nationalverſammlung in Gefahr geſetzt habe. Abermals gerieth Robespierre in Schrecken und Muthloſigkeit. Doch ſeine Anhänger erhoben für ihn ein tobendes Geſchrei, und er erhielt es, daß ihm zu ſeiner Vertheidigung eine Friſt von acht Tagen bewilligt wurde. Hiermit gewann er Zeit, eine künſtliche Rede auszuarbeiten, in welcher er ſeine Freiheitsliebe und ſeine Verdienſte um die Revolution herausſtrich und Vorwurf und Verdacht auf ſeine Gegner hinlenkte. Am 5. Nov. hielt er dieſe Rede im National-Convent, die ſolchen Beifall fand, daß der Convent, auf Barras Antrag, zur Tagesordnung fortſchritt, und damit die wider ihn erhobene Anklage niederſchlug.

Wie immer die Ueberwältigung einer Gegenpartei die Macht und den Einfluß des Ueberwältigers vermehrt, ſo wurde auch Robespierre jetzt mächtiger und einflußreicher, als vorher. Er erſchien als ein ſchuldlos Verleumdeter; feſter und inniger drängte ſich um ihn eine Partei, die ſeinen Zwecken diente, und erreichbar wurden ihm die Mittel, durch die er ſich behaupten und erheben konnte.

Während ſich nun die Aufmerkſamkeit des Convents und Volks erſt auf die Hinrichtung des Königs, dann auf den Sturz der Girondiſten hinwendete, erhielt er Gelegenheit, durch den hervorſtechenden Antheil, den er an dieſen Begebenheiten nahm, den Ruf ſeiner Vaterlands- und Freiheitsliebe zu vermehren, und als ein Führer der öffentlichen Angelegenheiten zu erſcheinen. So geſchah es, daß er am 27. Juli 1793 Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes wurde. Hiermit gelangte er zum Gipfel ſeiner Höhe. Denn da der Wohlfahrtsausſchuß ſeit Einführung der Schreckensregierung alle Staatsmacht in ſich vereinigte, und da er ſeine Gegner im Jacobinerclubbe, Bürgerrathe und National-Convente, erſt die Hébertiſten, dann die Dantoniſten, zu ſtürzen verſtand, und durch ſeinen Ruf des Patriotismus und der Uneigennützigkeit über ſeine Amtsgenoſſen im Wohlfahrtsausſchuſſe ein Uebergewicht behauptete: ſo wurde er (vom Apr. — Juli 1794) wirklich, doch ohne es zu heißen, der Dictator

Frankreichs. Ueber Alles wurde er zu Rathe gezogen, bei allen wichtigen Anläſſen nahm er das Wort, ſeine Anträge wurden Geſetze, was er wollte, geſchah; Frankreich beugte ſich vor ihm. Keiner der Könige Frankreichs hat willkürlicher geherrſcht, als er, und keinem der Könige Frankreichs, auch nicht Ludwig XIV., ſind ausſchweifendere Huldigungen dargebracht worden, als ihm.

Zu ſolcher Höhe und Macht gelangte er keineswegs durch ausgezeichnete Naturgaben. Ein empfehlendes Aeuſſere war ihm verſagt: er war klein und ſchmächtig von Geſtalt, hatte ein von Pockennarben bezeichnetes Geſicht, eine gallige Farbe, düſtre Züge, eine ſchreiende Stimme; Vertrauen Erweckendes lag nicht in ſeinen Blicken, Gebieteriſches nicht in ſeiner Haltung; ja es fehlte ihm ſogar an Muth: plötzliche Angriffe brachten ihn auſſer Faſſung, und an gefahrvollen Tagen zog er ſich feig zurück, bis die Gefahr überwältigt war. Auch ſeine Geiſtesfähigkeiten und Kenntniſſe waren nicht ausgezeichnet. Er ſchuf nicht Ideen, ſondern ſpann die weiter fort, die er von Andern auffaßte. Vorzüglich waren es Rouſſeau's Schriften, die er zu Leitſternen für ſein politiſches Leben wählte. Nur als Redner zeichnete er ſich aus; doch erſt ſpäterhin: anfangs war ſein Vortrag kalt, ſchwerfällig, ſchwülſtig, ſeine Stimme und Ausſprache unangenehm; aber nach und nach, bei faſt täglichen Kämpfen und Anſtrengungen, lernte er kräftig, glänzend, einnehmend, ſelbſt aus dem Stegreife leicht und ergreifend ſprechen, und zeigte einen Muth im Reden, der ihm beim Handeln fehlte. Doch auch in ſeinen letzten Zeiten hatten ſeine Reden mehr Heftigkeit als Wärme, mehr Gemeinplätze als genaue, auf Gründe geſtützte Erörterungen. Der Grund ſeines Emporkommens iſt alſo nicht in ſeinen Talenten zu ſuchen, ſondern in äußern Umſtänden und in ſeiner Geſchicklichkeit, dieſe zu benutzen.

In ruhigen Zeiten bürgerlicher Ordnung finden ſelbſt reichbegabte Menſchen, gehören ſie zu den niedern Ständen, ſelten Gelegenheit, ſich hervorzuthun, oder hoch emporzuſteigen, geſchweige Menſchen von beſchränkten Fähigkeiten und Kenntniſſen. Anders aber iſt es in den ſtürmiſchen Zeiten einer Volksrevolution, die alle früheren Verhältniſſe umkehren. In ſolchen Zeiten ziehen gerade die, die am lauteſten, überſpannteſten und hartnäckigſten für Volksrechte reden, alle Unterſchiede der Geburt, des Ranges, des Reichthums und ſelbſt des Talents raſtlos beſtreiten, Klagen gegen frühere Einrichtungen und Verleumdungen gegen Hochgeſtellte erheben, am meiſten die Aufmerkſamkeit auf ſich, werden vom Volke mehr als die Gemäßigten und Weiſen geprieſen und erhoben, und können, wenn ſie den Ruf der Vaterlandsliebe oder der Uneigennützigkeit zu gewinnen wiſſen, durch den Beifall des Volkes leicht zu einer Beherrſchung des Volkes gelangen. Dieß gilt von Marat, von Danton, und noch mehr von Robespierre. Wäre das franzöſiſche Staatsweſen in dem früheren Gleiſe fortgegangen, ſo würde er wahrſcheinlich, was er früherhin war, Advocat geblieben ſein und höchſtens nur in einem kleinen Kreiſe ſich bemerklich gemacht haben. Aber die Revolution öffnete ihm die Bahn, ſich hervorzuthun. Und beſſer als Andre wußte er zu nützen, was ſie ihm bot, und die rechten Mittel zur Erreichung ſeiner Abſichten zu ergreifen. Denn indem er die Ideen, von denen die Revolution aufgegangen war und zu denen ſie hinführte, lebhaft vertheidigte und weiter fortſpann, zog er die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich; indem er an die kühnverwegene Partei der Jacobiner ſich anſchloß, Begeiſterung für ihr Streben in ſich hegte und bei Andern entzündete, durch ſein Reden ihr Handeln leitete und durch ſie ſeine Gegner niederſchmetterte, ward er gleichſam auf ihren Schultern emporgetragen; indem er ferner den wildeſten Leidenſchaften und Ausſchweifungen des Pöbels das Wort redete und die treueſte Sorge für daſſelbe äuſſerte, machte er den Pöbel, wie die Jacobiner, zum Stützpunkte ſeines Emporkommens und Herrſchens; indem er viertens bei den einmal vorgetragenen Lehren feſt beharrte, ſeinen Patriotismus hervorhob, in ſeinem Privatleben ſich ſelbſt von allem Vorwurf rein erhielt, mäßig, thätig, ernſt, rein in ſeinen Sitten und unbeſtechlich war, — Geld hatte keine Macht über ihn, und noch als Gebieter Frankreichs wohnte er in dem Hauſe und ſpeiſte er an dem Tiſche des Schreiners Dupleix: — ſo ſchritt er allen andern Revolutionsmännern, die der Zweideutigkeit, der Habgier und Genußſucht ſich ſchuldig machten, in der Volksgunſt voran; und indem er endlich, auf Jacobiner und Pöbel geſtützt, durch Verdächtigmachung und Unterdrückung derer, die ſeinem Ehrgeiz im Wege ſtanden, oder ſeinen Argwohn, Neid und Haß gereizt hatten, Schrecken um ſich verbreitete, wurde er der erſte Mann der Republik, der Dictator Frankreichs.

Schwer iſt es, über ihn zu urtheilen. Seine eigentlichen Abſichten und Entwürfe ſind mit ihm untergegangen; er wurde unverhört und unvertheidigt bloß auf Beſchuldigungen hingerichtet; nach ſeinem Tode wurden von den Schreckensmännern, die ihn überlebten, alle Gräuel der Schreckensregierung ihm aufgebürdet; und er ſelbſt, verſchloſſen und zurückhaltend, äuſſerte verſchiedenartige Eigenſchaften, Schwärmerei und Gefühlloſigkeit, Tugendglanz und Heimtücke, Freiheitsrettung und Herrſchſucht. Einen Tugendhaften mögen wir ihn nicht nennen, wie Manche gethan haben; denn das, was er als Tugend an ſich rühmte, und von Andern forderte, beſchränkte ſich auf Vaterlandsliebe, Unbeſtechlichkeit und Sittenſtrenge, und in ſeinem öffentlichen Leben zeigt ſich faſt überall Eitelkeit, Argwohn, Neid, Haß, Gefühlloſigkeit. Kann aber in einem Herzen, das mit ſolchen Fehlern überfüllt iſt, wahre Tugend wohnen? Doch eben ſo wenig mögen wir ihn unbedingt einen Heuchler nennen. Heuchelei lag nur in der Art, wie er ſeine Ideen geltend machte, nicht aber in dieſen ſelbſt. Mit dem Beginnen der Revolution hatten die Ideen von Freiheit, Gleichheit und Volksherrſchaft in ſeinem Innern Wurzel gefaßt, dann, nach Errichtung der Republik, die Ideen von Tugend und Schrecken, als der

Stütze der Republik *), und hierzu hatte ſich, als er, vielleicht wider ſein Erwarten, an die Spitze der Republik gelangt war, der Glaube geſellt, daß es ſeine Beſtimmung ſei, jene Ideen zur Wirklichkeit zu bringen, und Führer des franzöſiſchen Volks zu werden. Daher kam es vielleicht, daß er, wie Frau von Staël und Bailleul (ihr hierin beiſtimmend) bemerken, etwas Geheimnißvolles in ſeinem Weſen hatte, und daß er von ſeinen Umgebungen ſich auch darin unterſchied, daß er zu einer Zeit, wo Schmutz und Nachläſſigkeit im Anzug (was man damals Sansculottismus nannte) zum Aeußern eines Revolutionsmannes gehörte, ſtets ſauber gekleidet und in gelocktem und gepudertem Haarputz erſchien. Aber da ihm der Muth fehlte, wie Danton kühn hervorzutreten; ſo ſuchte er durch tiegerartige Argliſt ſeine Abſichten zu erreichen. Mißtrauiſch belauerte er die, mit denen er umging, hinterliſtig brachte er die in üblen Ruf, die er ſtürzen wollte, und heimtückiſch verſchrie er die als Schuldige, die er haßte, oder fürchtete. Niemand war vor ihm ſicher; Menſchenleben achtete er nicht; er opferte

---

*) Am deutlichſten trug er ſeine politiſchen Meinungen vor in der Rede, die er am 25. Dec. 1793, zur Vertheidigung des Wohlfahrtsausſchuſſes, über die Grundlagen einer revolutionären Regierung hielt (vollſtändig ſteht dieſe Rede in Girtanner's hiſt. Nachrichten ꝛc. Th. XV, S. 110—153). Hier ſtellte er den Satz auf, „daß nur Tugend und Schrecken die Stützen der revolutionären Regierung ſein könnten: Tugend, weil ohne ſie der Schrecken verderblich; Schrecken, weil ohne ihn die Tugend ohnmächtig ſei."

es ſeinen Leidenſchaften, während er ſich das Anſehen gab, als handle er nur im Auftrage und für das Beſte des Volkes.

Man kann ihn mit Ezelin von Romano vergleichen, der eine Zeitlang (1228 — 1259) in den öſtlichen Marken Oberitaliens, wie er in Frankreich, tyranniſirte *). Freilich fehlte es ihm gänzlich an der Kraft und Entſchloſſenheit, die Ezelin in vollem Maße beſaß; aber ähnlich ſind ſich beide darin, daß ſie durch ihre Begriffe von Recht und Tugend zu den ſchrecklichſten Unthaten fortgeriſſen wurden. Beide waren eigentlich nicht bösartig, nicht menſchenfeindlich; ſie wurden es erſt bei der leidenſchaftlichen Wuth, ihren Einbildungen Geltung zu verſchaffen und bei dem Widerſtande, der dieſer Wuth entgegentrat. Beide hielten ſich für berechtigt, Rache zu üben für die Sünden der Menſchen; beide hatten zuletzt kein Mittel, ſich feſtzuſtellen, als den Schrecken, und wurden dadurch zu ſolchen furchtbaren Gewaltthätigkeiten fortgeriſſen, daß noch jetzt ihre Namen mit Grauſen genannt werden.

X.

Der Sturz Robespierre's.

Die Herrſchaft Robespierre's war, wie das Toben eines Ungewitters, von kurzer Dauer. Nur ein Jahr

---

*) Man ſehe die Schilderung Ezelin's von Romano in Leo's Geſchichte Italiens Bd. II, S. [illegible], [illegible] und [illegible] ff.

Jahr lang (vom Juli 1793 bis zum 27. Juli 1794) ſtand er als Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes an der Spitze Frankreichs, und nur vier Monate lang blieb er der Ueberwältiger aller Parteien (31. März bis 27. Juli 1794). Dieß ſchnelle Vorübergehen ſeiner Herrſchaft war überhaupt durch die Natur derſelben bedingt. Denn wie wenig eine Herrſchaft, die bloß aufs Schwert gebaut iſt, lange beſtehen kann, ſo noch weniger die Herrſchaft, die auf Ueberſpannung beruht. Keine Ueberſpannung kann dauerhaft ſein; in ihrem eignen Feuer muß ſie ſich verzehren; der Schrecken, den ſie anfangs erregt, verwandelt ſich in Abſcheu, und dieſer Abſcheu führt zum Vernichtungskampfe. Auch bleiben Ehrſüchtige, die zuſammen Macht an ſich gebracht haben, nie lange mit einander in Frieden; ſie entzweien ſich wie Räuber, die vereinigt einen Raubmord zu Stande gebracht haben. Beſonders aber ward Robespierre's Sturz durch den Sturz Danton's, wie dieſer ſterbend verkündigt hatte, herbeigezogen. Denn durch das Verfahren gegen Danton, einſt den Führer der Revolution, zuletzt den Vertreter der Mäßigung, fühlte ſich die Zahl feuriger Revolutionsmänner und die noch größere Menge derer, die nach Mäßigung verlangten, verletzt und bedroht. Seine Hinrichtung erzeugte daher Spaltungen unter den Jacobinern, trieb zu neuen Hinrichtungen, vermehrte dadurch den Unwillen gegen die beſtehende Herrſchaft und machte den Pöbel gegen ſeine Götzen gleichgiltig. Aber auch in Robespierre ſelbſt lag ein Grund ſeines Sturzes. Seine Kräfte waren der Höhe, zu welcher er durch den Gang der Ereigniſſe gelangt war, nicht gewachſen. Er war Redner, war Sophiſt, war Fanatiker und unſträflich in ſeinem Privatleben; aber er war weder Held noch Staatsmann. Nur ſo lange Andre ihn ſtützten, und blinde Unterwerfung ihm entgegen kam, konnte er ſich behaupten; aber ſobald er auf eignen Füßen ſtehen, und mit feſter Entſchloſſenheit losgebrochenen Stürmen entgegentreten ſollte, mußte er bei ſeiner Unentſchloſſenheit und Zaghaftigkeit unterliegen.

Voll Mißtrauen und Furcht ahnete er die Nähe ſeines Sturzes, und voll Eitelkeit und Herrſchluſt glaubte er, ſich gegen denſelben ſichern zu können. Er traf dazu, beſonders ſeit Danton's Hinrichtung, viele Vorkehrungen. Er ſuchte den Bürgerrath und die Sectionen zu Paris immer mehr an ſich zu ketten, indem er jenem und dieſen Menſchen ſeiner Partei vorſetzte; er führte (16. April) eine von ſeinen Befehlen abhängige Polizei ein, durch die er jeden, der ihm verdächtig ſchien, mit Aufpaſſern umgab; er eiferte für den Glauben an Gott und Unſterblichkeit, theils weil er in ihm einen Zuſammenhalt der bürgerlichen Geſellſchaft erkannte, theils weil er durch ihn die Mehrzahl der Franzoſen, die den Atheismus verabſcheute, für ſich zu gewinnen hoffte.

Aber weit entfernt, daß dieſe Vorkehrungen ſeine Herrſchaft befeſtigten, ſo dienten ſie nur dazu, ſeinen Fall zu beſchleunigen. Indem er den Glauben an Gott und Unſterblichkeit durch den National-Convent beſchlie-

ßen

ſen ließ (7. Mai), machte er ſich bei Vielen lächerlich, und galt Andern als ein Heuchler; indem er Hinrichtungen auf Hinrichtungen häufte, vermehrte er nicht den Schrecken, ſondern den Abſcheu gegen die Schreckensregierung, die jetzt, nach wiederholten Siegen der franzöſiſchen Heere, ihre Beſtimmung erreicht zu haben ſchien; indem er alle, die ihm verdächtig ſchienen, mit Aufpaſſern umringte, und ſelbſt ſeine Amtsgenoſſen durch ein hochmüthiges und herrſchſüchtiges Benehmen verletzte, wendete er ſeine zeitherigen Freunde von ſich ab, und ſchuf ſich Feinde gerade in den Kreiſen, von denen die revolutionären Bewegungen ausgingen. Im Jacobinerclubbe waren Fouché, Merlin ꝛc. gegen ihn, im National-Convente Tallien, ferner Fréron, Bourbon, Legendre, Barras ꝛc., im Sicherheitsausſchuſſe Amar, Vadier, Vouland ꝛc., im Wohlfahrtsausſchuſſe Collot d'Herbois, Carnot, Billaud Varennes und Barrère. Letztere fingen damit an, daß ſie, um allen Abſcheu, den die Schreckensregierung erregte, von ſich auf ihn zu wenden, ihn als das Haupt derſelben darſtellten, oder als den Einzigen, der alles anordne, und mithin alles zu verantworten habe. Aber noch fehlte es ſeinen Gegnern an einem Vereinigungspunkte, ſo wie an einem Vorwande, gegen ihn loszuſtürmen, bis folgende Vorgänge Veranlaſſung hierzu darboten.

Am 8. Juni wurde, wie der National-Convent auf Robespierre's Betrieb beſchloſſen hatte (7. Mai), das

Feſt des höchſten Weſens gefeiert; aber auf eine Weiſe, die mehr die Sinne, als das Herz ergriff, mehr einem Theaterſpiel, als einer Volksandacht glich. Im Garten der Tuilerien war eine Bühne für den National-Convent errichtet; an beiden Seiten derſelben ſtanden Gruppen von Frauen und Mädchen, Greiſen und Jünglingen, und vor derſelben die Bilder der Gottloſigkeit, der Zwietracht, der Selbſtſucht und der Einfalt. Als das Volk ſich verſammelt hatte, erſchien der Convent, und an der Spitze desſelben Robespierre, um dieſes Feſtes willen zum Convents-Präſidenten ernannt. Er war feſtlicher geſchmückt, als ſeine Amtsgenoſſen, trug ein dunkelblaues Kleid, einen Federbuſch auf dem Haupte, einen Blumenſtraus an der Bruſt, und einen Straus von Früchten und Aehren in der Hand. Freude ſtrahlte auf ſeinem ſonſt düſteren Geſichte. Als der Convent Platz genommen hatte, ertönte Muſik, und als dieſe ſchwieg, beſtieg er den Rednerſtuhl, und ſprach über die Verehrung des höchſten Weſens als den Zweck dieſes Feſtes, ergriff dann eine Fackel und zündete die erwähnten Bilder an. Aus der Aſche derſelben ſtieg theatermäßig ein Bild der Weisheit hervor, worauf er eine zweite Rede hielt über die Vernichtung der gegen den Beſtand der Republik gerichteten Laſter. Ein Geſang zur Ehre der Gottheit endigte dieſen Theil des Feſtes. Nun begab ſich Robespierre, an der Spitze eines prunkenden Zuges, mit dem verſammelten Volke auf das Marsfeld. Hier hatte man, ſtatt des Altars des Vaterlandes, der zur Feier des Bundesfeſtes im Jahr 1790 daſelbſt errichtet worden war, einen großen Berg aufgeführt, und auf dem Gipfel deſſelben einen Freiheitsbaum. Den Freiheitsbaum umringten die Mitglieder des National-Convents, und den Berg auf der einen Seite Greiſe und Jünglinge, auf der andern Frauen und Mädchen. Dieſe Gruppen erhoben einen Wechſelgeſang, der die Verpflichtung, das höchſte Weſen zu ehren und das Vaterland zu vertheidigen, ausdrückte und mit dem Gelübde, dieſer Verpflichtung nachzukommen, endigte. Der Donner der Kanonen gab das Zeichen zum Aufbruch, worauf der Convent in ſeinen Sitzungsſaal zog; das Volk aber zu öffentlichen Spielen in dem Garten der Tuilerien ſich hinwendete.

Mit Freude und Entzücken hatte Robespierre dieſes Feſt begonnen, aber mit Aerger und Ingrimm daſſelbe beſchloſſen. Denn während es die Höhe, zu welcher er emporgeſtiegen war, recht anſchaulich machte und ſeiner Eitelkeit die Befriedigung gewährte, daß ſeinen Ideen vom franzöſiſchen Volke gehuldigt wurde, trieb es zugleich den Haß ſeiner Feinde zu lauten, ihn tief verletzenden Aeuſſerungen. Spott und Hohn ſprachen ſich aus, als er bei dem Zuge nach dem Marsfelde ſtolz ſeinen Amtsgenoſſen voranſchritt; einige nannten ihn einen Zwingherrn, der ſeinen Brutus finden werde, und Bourdon von der Oiſe ſagte ſo laut, daß er es hören konnte: „Der tarpejiſche Felſen iſt nahe beim Capitol.“

Voll Aerger und Ingrimm begab er ſich am folgenden Tage (9. Juni) in den Wohlfahrtsausſchuß, um denſelben zur Vertilgung ſeiner Feinde aufzureizen. Aber er fand ſtatt des Entgegenkommens, auf das er gerechnet hatte, ein kaltes Ausweichen und ein unerwartetes Bekritteln des geſtrigen Feſtes. Billaud Varennes und Collot d'Herbois bemerkten: „dasſelbe habe Mißvergnügen erregt, die Ideen über Gott und Unſterblichkeit, ſo wie die religiöſen Aufzüge könnten als eine Annäherung zum alten Aberglauben, als ein Rückwärtsgehen der Revolution gelten.“ Hierdurch zu neuem Aerger gereizt, beeilte ſich Robespierre, am nächſten Tage (10. Juni) dem Convent durch Couthon ein Geſetz vorzuſchlagen, das den Begriff der Strafbarkeit ins Schrankenloſe ausdehnte und das Revolutionsgericht nicht nur der wenigen Rechtsformen, an die es bisher noch geknüpft war, entband, ſondern auch ermächtigte, nur auf Todesſtrafe zu erkennen und keinen Angeklagten ohne Genehmigung des Wohlfahrtsausſchuſſes freizuſprechen. Klar war es mehreren Conventsgliedern, daß ſie durch dieſes Blutgeſetz perſönlich bedroht wurden. Sie erhoben ſich daher gegen dasſelbe und verlangten Vertagung zur Beſprechung und Abſtimmung. Doch Robespierre ſchlug dieſen Widerſpruch, der jetzt zum erſten Male, ſeitdem die Schreckensregierung beſtand, im Convente laut geworden war, mit Drohworten nieder und bewirkte, daß das vorgeſchlagene Geſetz noch in dieſer Sitzung angenommen wurde. In der folgenden Sitzung (11. Juni) wiederholten die bedrohten Conventsglieder den vorigen Widerſpruch, deuteten auf die durch Zwangherrſchaft unterdrückte Freiheit hin und verlangten, daß den Deputirten das Recht verbleiben ſollte, nur nach einem Anklagebeſchluß des Convents vor das Revolutionsgericht geſtellt zu werden. Dieß und Aehnliches brachten ſie noch am 12. Juni vor; Robespierre aber ſiegte auch dießmal über ſie. Er kam am 12. Juni in den Convent, erklärte ſich mit gebietendem Tone gegen den erhobenen Widerſpruch und brachte die eingeſchüchterte Verſammlung dahin, daß das Blutgeſetz ohne alle Aenderung blieb.

Auf's neue hatte er alſo über ſeine Feinde geſiegt; aber klar war es dabei geworden, daß die Lage der Dinge nicht bleiben konnte, wie ſie war. Zu laut und zu heftig war er mit ſeinen Gegnern zuſammengerathen, als daß er nicht von ihnen, ſie nicht von ihm Alles zu fürchten hatten. Beide Parteien rüſteten ſich daher zu gegenſeitiger Vernichtung. Während das Revolutionsgericht zufolge des neuen Blutgeſetzes Hinrichtungen auf Hinrichtungen häufte, dachte Robespierre darauf, ſeine Gegner demſelben zu überliefern und hierzu, unter Vorſpiegelung einer neuen Verſchwörung gegen die Republik, den Jacobinerclubb und Wohlfahrtsausſchuß zu gewinnen. Dagegen ſäumten auch ſeine Gegner nicht, an ſeinem Untergange zu arbeiten. Sie traten enger zuſammen, verſtändigten ſich unter einander, verminderten die bewaffnete Macht in Paris, bemächtigten ſich der Geſchäfte und ſuchten Robespierre'n zu verdächtigen, indem ſie bald von ſeiner Zwingherrſchaft redeten, bald an den Hochmuth erinnerten, den er am Feſte des 8. Juni bewieſen hatte,

daß

bald ihn als Theilnehmer an der lächerlichen Schwärmerei eines alten Weibes, Katharine Théot, darſtellten. Zu Statten kamen ihnen die Spaltungen im Wohlfahrtsausſchuſſe, die ihn an einem unverzüglichen Verfahren gegen ſie hinderten und zu verkehrten Maßregeln hintrieben. Denn als er im Wohlfahrtsausſchuß auf die Hinrichtungen ſeiner Gegner im Sicherheits-Ausſchuß und National-Convent antrug, verweigerten Billaud Varennes, Collot d'Herbois, und Barrère ihre Zuſtimmung, da ſie, eiferſüchtig und mißtrauiſch gegen Robespierre, Couthon und St. Juſt, fürchteten, dieſe Triumvirn möchten zuletzt auch ihnen den Untergang bereiten. Aus Aerger über dieſen Widerſtand zog ſich Robespierre von den Sitzungen des Wohlfahrtsausſchuſſes zurück, ohne darum die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten aufzugeben, und erſchien nur ſelten im Convent. Deſto unabläſſiger wohnte er den Sitzungen der Jacobiner bei, um ſeine Macht durch ihren Beiſtand zu ſichern, wie er ſie durch ihren Beiſtand erlangt hatte. Und fortwährend genoß er bei ihnen groſſes Anſehen, als Rathgeber, Wegweiſer und Wortführer. Bereitwillig nahmen ſie daher ſeine Klagen über verdorbene Conventsglieder auf und ſtieſſen, wie er es verlangte, ſeine Feinde aus ihrer Mitte.

Länger als einen Monat ſtanden die Parteien einander gegenüber, jede an dem Untergange der andern arbeitend und jede wiederum den eigenen Untergang fürchtend. Robespierre ſcheute die Zahl und die Keckheit

heit ſeiner Feinde, ihre Stellung als Volksrepräſentanten, ihren Ruf als Vertreter der Freiheit und Gleichheit, und bei ſeinem Mangel an Muth fiel es ihm ſchwer, ſich zu einem Kampfe auf Tod und Leben zu entſchließen. Dagegen fürchteten ſeine Feinde die Gewaltmittel, die ihm zu Gebote ſtanden; denn zugethan war ihm der Jacobinerclubb, der Gemeinderath, das Revolutionsgericht, die niedere Volksklaſſe und die bewaffnete Macht zu Paris, die der wilde, ihm treuergebene Henriot befehligte. Auch hatten ſie kein feſtes Vertrauen zu einander, und beſorgten (namentlich die in den Ausſchüſſen), daß ſie mit ſeiner Vernichtung ihr eigenes Reich zerſtören würden. Endlich ſchien es ihnen vortheilhafter, den Angriff abzuwarten, als anzufangen, weil ſie nur als Angegriffene, nicht als Angreifende den Beiſtand des Volkes anrufen und erwarten konnten.

Was ſie wünſchten, geſchah! Getrieben von Rachſucht und Argwohn entſchloß ſich Robespierre, ſeine Gegner anzugreifen, aber anders als ſeine Freunde verlangten. Dieſe forderten ihn auf, jene durch einen Gewaltſtreich zu unterdrücken, ſo wie am 10. Aug. Ludwig XVI. und am 31. Mai und 2. Juni die Girondiſten unterdrückt worden waren. Der wilde Henriot verſprach, noch entſchloſſener zu ſein als am 2. Juni, und der kräftige St. Juſt rief ihm zu: „Wage, das iſt das Geheimniß der Revolution!“ Doch er zog es vor, nach ſeiner gewöhnlichen Taktik zu handeln. Zufolge derſelben ſollten zuerſt die Jacobiner dem Convente eine Aufforderung zur Beſeitigung neuer Gefahren der Republik zukommen laſſen; dann wollte er ſelbſt in einer donnernden Rede dieſe Aufforderung erörtern und Klage gegen ſeine Feinde erheben, und zuletzt ſollte St. Juſt mit einem Berichte über die neuen Parteiungen das Angefangene vollenden. Erſt wenn dieß alles den Convent nicht bewegen könnte, gegen ſich ſelbſt zu wüthen, oder den Untergang mehrerer ſeiner Mitglieder zu beſchließen, erſt dann ſchien es ihm Zeit, einen Volksaufſtand zu erheben. Das war ſein Plan! Aber er hatte auſſer Berechnung gelaſſen, was geſchehen ſollte, wenn mitten in der Ausführung desſelben ſeine Feinde ſich gegen ihn erheben würden; und ſo überraſchte ihn der Sturm, dem er unterliegen ſollte.

Nachdem die Jacobiner die erwähnte Eingabe am 25. Juli (7. Thermidor) übergeben hatten, aber ohne Erfolg; trat Robespierre am 26. Juli im Convent auf, unter dem Vorwande, Maßregeln zur Wiederherſtellung des Anſehens des Convents und zur Vertheidigung der Republik vorzuſchlagen. In einer künſtlich gewundenen Rede voll giftiger Seitenblicke auf ſeine Feinde, ſprach er von Verleumdungen, die ihn verfolgten, von Verderbniſſen der Regierung, von Herabwürdigung des Convents, von neuen die Freiheit bedrohenden Verſchwörungen, und verlangte, man ſolle die Verräther beſtrafen, die Ausſchüſſe reinigen und erneuern und die oberſte Leitung der Republik dem Convent zurückſtellen, der nicht beſtimmt ſei, beherrſcht zu werden, ſondern die zu beherrſchen, denen er ſein Zutrauen geſchenkt habe.

Nur wenige ſeiner Feinde hatte er namhaft gemacht; aber indem er ſie im Allgemeinen bezeichnete, gefährdete er die Sicherheit eines Jeden, der nicht zu ſeiner Partei gehörte.

Schweigend hatte man ihn angehört und ſchweigend verharrte man, als er geendigt hatte: die Furcht vor ihm feſſelte noch eine Zeitlang den Ingrimm. Erſt als einer ſeiner Feinde, unter dem Scheine ihm zu ſchmeicheln, in der That aber um dem niedergehaltenen Ingrimm Luft zu machen, Druck und Verſendung dieſer Rede verlangt hatte und ein Zwieſpalt hierüber entſtanden war, brachen die von ihm Bedrohten mit Klagen und Vorwürfen gegen ihn hervor. Vadier, dann Cambon griffen einzelne Theile der Rede, die ſich auf ſie bezogen, an; letzterer beſchuldigte Robespierre geradezu: er habe die Macht und das Anſehen des Convents gelähmt, und Billaud Varennes erklärte, der Augenblick ſei erſchienen, wo die Wahrheit an den Tag kommen könne, und darum müſſe Robespierre's Rede beiden Ausſchüſſen zur Prüfung übergeben werden. Vergebens ſuchte ſich Robespierre zu vertheidigen; immer heftigere Angriffe folgten, bis endlich dieſer Wortwechſel damit ſchloß, daß der Convent den anfangs gefaßten Beſchluß, Robespierre's Rede drucken und verſenden zu laſſen, zurücknahm und, ſelbige den Ausſchüſſen zur Prüfung zu übergeben, verordnete.

Zum erſten Male ſah jetzt Robespierre die Kraft ſeiner Beredſamkeit ſinken, zum erſten Male ſich überſtimmt und öffentlich angegriffen. Nicht Beifall, wie ſonſt, war ihm entgegengekommen, ſondern Unwille und Ingrimm; nicht Fügſamkeit in ſeinen Willen hatte er gefunden, ſondern Widerſtand und Angriff, und indem der Convent beſchloß, ſeine Rede den Ausſchüſſen zur Prüfung zu übergeben, ſah er ſich durch die, die er angeklagt und bedroht hatte, einer öffentlichen Anklage bloßgeſtellt. Tief entrüſtet über dieſe Vereitelung ſeiner Erwartungen, verließ er den Convent und eilte zu den Jacobinern, um in ihrer Mitte Beiſtand zur Einſchüchterung und Unterwerfung des Convents zu finden.

Und er fand, was er ſuchte. Mit Freuden empfingen ſie ihn, mit rauſchendem Beifall hörten ſie ſeine im Convent gehaltene Rede, und die Aeuſſerungen ſeines Vertrauens zu ihnen; mit wetteifernder Theilnahme ſprachen ſie ihm Muth ein, und ſeine näheren Freunde, ein Henriot, Dumas, Payan, Cofinhal, erklärten, ſie wollten wie am 31. Mai und 2. Juni gegen den Convent und die Ariſtokraten verfahren. Er beſtärkte ſie in dieſem Vorhaben, und man fing damit an, daß man alle Abgeordnete, welche im Convent gegen ihn geſtimmt hatten, aus dem Jacobinerclubbe ſtieß. Aber als nun Payan den Vorſchlag aufbrachte, beide Ausſchüſſe, mithin Robespierre's vornehmſte Widerſacher, ſogleich zu überfallen und zu vernichten, widerſetzte er ſich dieſem Vorſchlage, nicht aus Menſchlichkeit, ſondern aus Zaghaftigkeit; und man trennte ſich mit der Verabredung, es ſollten am folgenden Tage St. Juſt und Robespierre

pierre noch einmal den Convent durch Reden einſchüchtern, und, wo dieß abermals vergeblich wäre, ſollte der Gemeinderath die Sectionen zu Gewaltthätigkeiten gegen den Convent auffordern. Es ſollten daher am Morgen des 27. Juli die Jacobiner in ihrem Clubbe, der Maire und die Gemeindebeamten auf dem Stadthauſe ſich einfinden und, wenn es nöthig wäre, die Sectionen zu den Waffen rufen. Auch ſollten die Zöglinge der Kriegsſchule, die ſeit dem 1. Juni 1794 in der Ebene von Sablons errichtet war, durch ihren Anführer Labreteche, einen Parteigänger Robespierre's, zum Beiſtand des Letztern herbeigezogen werden.

Nicht unbekannt blieben den Bedrohten dieſe Verabredungen: ausgeſchickte Horcher hatten ſie ihnen mitgetheilt. Sie traten daher enger zuſammen; bisher Getrennte vereinigten ſich; die Mitglieder der Ausſchüſſe ſchloſſen ſich an den Convent an: ſie fühlten insgeſammt, daß ſie untergehen müßten, ſobald ſie ſich, ihrem Feinde gegenüber, ſchwach oder getheilt zeigten.

Mit dem 27. Juli (9. Thermidor) brach der Tag der Entſcheidung an. Gegen Mittag erſchien St. Juſt im National-Convent und beſtieg die Rednerbühne, um, wie er ſagte, einen Bericht des Wohlfahrtsausſchuſſes vorzuleſen. Ihm gegenüber ſetzten ſich Robespierre, deſſen Bruder, Lebas und Couthon. St. Juſt begann, als ſei er vom Wohlfahrtsausſchuſſe dazu beauftragt, mit Andeutung einer Anklage. Aber kaum hat er begonnen, als Tallien mit lautem Tadel ihn unterbricht,

bricht, worauf Billaud Varennes von den Mordplanen der Jacobiner redet und gegen St. Juſt bemerkt, daß derſelbe keinen Auftrag vom Wohlfahrtsausſchuß zu einer Anklage habe. Vergebens ſucht Lebas ihn zu unterbrechen; Lebas wird zur Ordnung verwieſen und Billaud Varennes richtet Anklage und Schmähung gegen Robespierre.

Bis dahin hatte dieſer geſchwiegen, gleichſam als verachtete er dieſes Toben; aber länger konnte er nicht an ſich halten. Er ſtürzt zum Rednerſtuhl und verlangt das Wort. Aber es erſchallt das Geſchrei: „Weg mit dem Tyrannen!“ Und Tallien wird gehört, der jetzt mit dem Dolche in der Hand den Convent auffordert, die Sitzung nicht zu unterbrechen, Robespierre in den Anklageſtand zu verſetzen und den Anführer der bewaffneten Macht, Henriot, verhaften zu laſſen. Billaud Varennes fügt hinzu, auch Dumas und Boulanger müßten verhaftet werden. Noch ehe darüber abgeſtimmt wird, erſchien Barrère im Namen des Wohlfahrtsausſchuſſes, um den Convent auf einige Sicherheitsmaßregeln aufmerkſam zu machen. Aber bald erneuert ſich der Sturm. Vadier tritt mit neuen Klagen gegen Robespierre hervor, Tallien dringt auf Entſcheidung und es erhebt ſich das Geſchrei: „Verhaftung und Anklage!“ Vergeblich ſucht ſich Robespierre Gehör zu verſchaffen. Er geht hin und her, ſieht nach allen Seiten, ruft zu den Zuhörern auf den Gallerien und erwartet von Auſſen her Beiſtand. Nirgends findet er, was er erwartet. Endlich ſinkt er erſchöpft auf ſeinem Platze nieder; ſeine Augen blitzen Rache, ſein Mund ſchäumt, aber ſeine Stimme iſt erloſchen. Da ruft Garnier ihm zu: „Das iſt Danton's Blut, was deine Stimme erſtickt!" — „Abgeſtimmt!" „abgeſtimmt!" ſchrieen Andre, und Robespierre's Verhaftung wird unter gräßlichem Lärm beſchloſſen. Der jüngere Robespierre verlangte gleiches Loos mit ſeinem Bruder zu theilen; eben ſo Lebas. Was ſie verlangten, geſchah. Auch über St. Juſt und Couthon wurde Verhaftung beſchloſſen. Einige Augenblicke zögerten dieſe fünf, ihre Plätze zu verlaſſen. Aber auf Befehl des Präſidenten des Convents, Thuriot, wurden ſie vor die Schranken gebracht, dort den Gensdarmen überliefert und nach verſchiedenen Gefängniſſen abgeführt. — Nach dieſer ſturmvollen Bewegung trennte ſich der Convent (Nachmittags 5 Uhr), um ſich auf einige Stunden zu erholen.

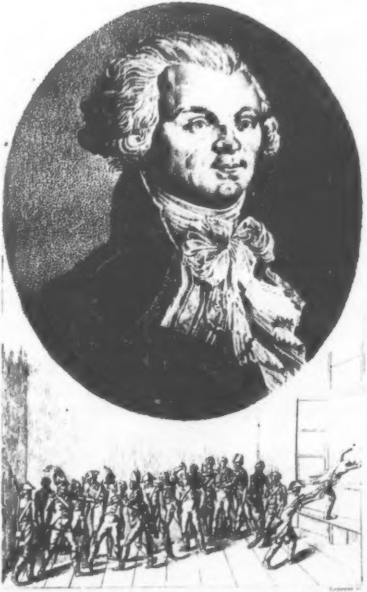
Um dieſe Zeit trat die drohendſte Gefahr für die Feinde Robespierre's ein. Schon als der Sturm im Convente begann, hatte der Gemeinderath, verbunden mit den Jacobinern, Vorkehrungen zu einem Aufſtand getroffen und die Pariſer Gemeinde zur Unterſtützung aufgefordert. Jetzt, als er von den geſchehenen Verhaftungen hörte, erklärte er Aufſtand gegen die Unterdrücker des Volkes (d. i. gegen den Convent), ließ die Sturmglocke ziehen und die Barrieren ſchließen und forderte die Sectionen auf, ihre Bataillone und Kanoniere vor das Stadthaus rücken zu laſſen. Zugleich übertrug er einem

Ausſchuß von zwölf Mitgliedern, unter denen ſich Payan und Coſinhal befanden, den Aufſtand zu leiten, und überſendete den Vorſtehern der Gefängniſſe den Befehl, die Verhafteten nicht aufzunehmen. Ganz Paris gerieth dadurch in die ſturmvollſte Bewegung, und Robespierre wurde ſammt den Mitverhafteten in den beſtimmten Gefängniſſen nicht aufgenommen, ſondern auf das Stadthaus gebracht, wo Jubelgeſchrei und die Schwüre treuer Anhänglichkeit ihm entgegenſchallten. Jetzt noch war es an der Zeit, daß er ſich retten und behaupten konnte. Er mußte den Augenblick ergreifen und ſich an die Spitze der bewaffneten Macht ſtellen, die vor dem Stadthauſe ſich geſammelt hatte, mit ihr gegen den Convent ziehen, den Sitzungsſaal verſperren, und die Conventsglieder vernichten oder ſie nöthigen, ſich für ihn zu erklären. Aber dazu fehlte es ihm an Muth und Geſchick: er verſtand nicht zu reiten, noch weniger einen Kampf mit den Waffen zu beſtehen, geſchweige eine bewaffnete Macht anzuführen. Statt mit Nachdruck zu handeln, brachte er die Zeit auf dem Stadthauſe mit Berathſchlagungen hin, die zu keinem Ziele führten. Auch ſeinem Anhange fehlte es an Entſchloſſenheit. Nur einer aus demſelben that ſich durch unverzagtes Handeln hervor. Das war der wilde Henriot, der ſchon in den Nachmittagsſtunden durch die Straßen der Stadt geſprengt war und Fußtruppen und Kanoniere zuſammengetrieben hatte. In Anklageſtand verſetzt und deshalb von Gensdarmen feſtgenommen und nach dem Sicherheitsausſchuß gebracht, war er bald darauf durch Coſinhal und deſſen Bewaffnete wieder in Freiheit geſetzt worden, und zog nun Abends mit den Kanonieren und deren Geſchütz in die Höfe der Tuilerien, um den geſammten Convent zu vernichten.

Dieſer hatte ſich um 7 Uhr wieder verſammelt. Er war voll Schrecken über das, was ſich eben ereignet hatte; doch behielt er Muth in den gefährlichſten Augenblicken, und rettete dadurch ſich und Paris von einem furchtbaren Blutvergießen. Als ihm gemeldet wurde, daß Henriot mit den Kanonieren die Höfe der Tuilerien beſetzt und das Geſchütz gegen den Convent gerichtet habe, ſammelte er ſich unerſchrocken auf ſeinen Sitzen, und erklärte „den Räuber Henriot auſſer dem Geſetze.“ Einige Conventsglieder machten die ausgeſprochene Erklärung ſogleich in den Höfen der Tuilerien bekannt und riefen den Kanonieren zu: „Wollt ihr Euch und Euer Vaterland entehren? Dieſer Räuber (auf Henriot deutend) iſt auſſer dem Geſetze!“ Dieß wirkte. Die Kanoniere weigerten ſich auf den Convent zu feuern, und Henriot, von den Seinigen verlaſſen, eilte nach dem Stadthauſe, um neuen Beiſtand zu ſuchen. Jetzt kam es dem Convent darauf an, das Volk von dem Bürgerrath und Jacobinerclubb ab- und auf ſeine Seite hinzuziehen. Er erklärte daher die eben Verhafteten, alle Deputirten, die ſich dem Conventsbeſchluſſe entzögen, und alle in Aufſtand begriffene Gemeindebeamten auſſer dem Geſetze, und ſchickte Abgeordnete an die Sectionen, um ihnen die ausgeſprochene Achtung bekannt zu machen und ſie aufzufordern, ihre Bataillone dem Convente zur Unterſtützung zuzuſenden. Zugleich ernannte er den Deputirten **Barras**, der ſchon bei den Schreckensauftritten zu Marſeille und Toulon ſich ausgezeichnet hatte, zum Oberanführer der für den Convent bewaffneten Macht und gab ihm ſechs Deputirte (unter ihnen **Leonhard Bourdon**) zu Unterbefehlshabern.

Dieſe Maßregeln entſchieden. Der erwachte Abſcheu gegen das blutige Verfahren der Schreckensregierung, die Achtung für das Geſetz, als deſſen Verkündiger der Convent galt, und der kühne Muth, den die abgeſendeten Deputirten bewieſen, wendete die Sectionen dem Convente zu. Sie ließen demſelben durch Abgeordnete treue Ergebenheit zuſchwören, ihre Bataillone ſammelten ſich in den Höfen der Tuilerien, und bald ſah ſich Barras von einer ſtarken Macht umgeben. Dieſe Macht richtete der Convent gegen das Stadthaus. Dort war der Hauptſitz des Widerſtandes, dort hatten ſich die Geächteten verſammelt, dort ſtanden noch viele bewaffnete Bürgerhaufen, die in ihren Entſchließungen ſchwankten. Schon waren zwei abgeſendete Deputirten aus der Kriegsſchule von Sablons zurückgekommen mit der Erklärung, daß die Zöglinge derſelben dem Convente ſich unterworfen hätten; ſchon war der Deputirte **Legendre** mit Bewaffneten in den Jacobinerclubb gedrungen und hatte die Jacobiner vertrieben und ihren Sitzungsſaal verſchloſſen: gelang es nun, auch das Stadthaus zu überwältigen, ſo war der Kampf zu Ende gebracht. **Tallien** (jetzt Präſident des Convents) trieb daher die um den

Con-



Maximilian Robespierre.

Convent verſammelte Macht, gegen das Stadthaus zu ziehen. Gegen Mitternacht rückte ſie unter Leonhard Bourbon gegen dasſelbe. Die bewaffneten Bürgerhauſen, die es umgaben, löſten ſich auf, als ſie die ausgeſprochene Achtserklärung vernahmen und die anrückenden Conventstruppen erblickten. So bemächtigten ſich dieſe ohne Schwertſtreich des Greveplatzes, umringten darauf das Stadthaus, beſetzten deſſen Ausgänge, und drangen in dasſelbe ein.

Jetzt gerathen die Geächteten in Verzweiflung. Wüthig ergreift Coſinhal den wilden Henriot, den er als den Urheber ihrer Niederlage betrachtet, und wirft ihn zum Fenſter hinaus; andere ſuchen ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, um es nicht unter dem Hohngelächter ihrer Feinde zu verlieren. **Lebas** tödtet ſich durch einen Piſtolenſchuß, **Couthon** ſucht ſich durch Meſſerſtiche zu tödten, **Robespierre** drückt eine Piſtole gegen ſich ab, verwundet ſich aber nur die Kinnlade, ſein Bruder ſtürzt ſich zum Fenſter hinaus und zerſchmetterte ſich durch dieſen Sturz die Beine *). Nur **St. Juſt** erwartet, ſeinem kalten Charakter getreu, ruhig das Kommende. Da dringen die Conventstruppen, ohne Widerſtand zu finden, in den Saal des Stadthauſes, bemächtigen ſich aller Geächteten und laſſen ſie, die Verwundeten auf Tragbah-

---

*) Hierher gehört das **Kupfer Taf.** XXXIX. — In dem Berichte, den Leonhard Bourdon im Convent abſtattete, heißt es: „Wir fanden Robespierre und Couthon jeden mit einem Dolche bewaffnet, den der Gensdarm aus den Händen gewunden hat.“ Dagegen berichtete Barrère: „Robespierre habe ſich ſelbſt verwundet.“

bahren, nach den Tuilerien zu dem Convente hinſchaffen. Es war früh Morgens um 3 Uhr, als dieſes geſchah.

Mit Freuden vernahm der Convent die Nachricht von der Ueberwältigung des Stadthauſes und der Gefangennehmung der Geächteten; aber er wollte die letztern nicht vor ſich laſſen, ſondern beſchloß, daß ſie ſobald als möglich hingerichtet werden ſollten. Robespierre wurde daher in einen Saal des Wohlfahrtsausſchuſſes gebracht, dort auf einen Tiſch hingelegt und ſeinen Schmerzen, ſo wie den Verwünſchungen derer, die ſich zu ihm drängten, preisgegeben, bis endlich ein Wundarzt kam, ihn zu verbinden. Dabei zeigte er die größte Unempfindlichkeit. Nach zwei Stunden brachte man ihn in die Conciergerie, dann (um Mittag den 28. Juli) vor das Revolutionsgericht und von dieſem, nach Anerkennung ſeiner Perſon, zur Guillotine. Er bot einen ſchreckhaften Anblick dar; ſein Geſicht war durch ſeine Verwundung entſtellt, und erſtarrende Verzweiflung zeigte ſich in ſeinem Weſen. Nur einmal, als ihm vor der Guillotine der Verband abgeriſſen wurde, hörte man von ihm einen Schrei des Schmerzes! Mit ihm wurden zwanzig ſeiner Genoſſen hingerichtet, und am folgenden Tage (29. Juli) neun und ſechzig andre, meiſt geächtete Mitglieder des Bürgerrathes. Laut jubelte das Volk über dieſe Hinrichtungen: es ſah in ihnen den Ausgang der zum Abſcheu gewordenen Schreckensregierung.

Das war das Ende des Mannes, der, ohne große Talente zu beſitzen, durch die Macht der Meinungen und

Ereigniſſe emporgehoben, eine Zeitlang Frankreich beherrſchte, vom Volke verehrt, von Vielen geſchmeichelt, von Mehreren verabſcheut. Mag auch der Drang ſeiner Lage und das Gewirre ſeiner Begriffe, nicht Blutgier oder eigentliche Bosheit ihn zum Blutvergießen verleitet haben; mag auch ſpäterhin, als er emporgehoben und niedergeſtürzt war, viel Böſes, was ſeiner ganzen Partei angehörte, ihm allein zugeſchrieben worden ſein: gewiß iſt es doch, er erſcheint als ein ſchrecklicher Menſch, weil er ſeine Begriffe höher achtete, als Recht und Menſchlichkeit, und mit ſeinem Fanatismus tiegerartige Argliſt verband. Sein Sturz kann daher als eine Sühnung vieles unſchuldig vergoſſenen Blutes, als ein Urtheilsſpruch der ewigen Gerechtigkeit angeſehen werden. Doch fiel er nicht durch den Muth der Rechtſchaffenen, ſondern durch die Rache ihm ähnlich geſinnter Menſchen, nicht, weil ſeine Gegner das Wüthen der Schreckensregierung verabſcheuten, ſondern weil er ihrem Leben Gefahr drohte. Jener Billaud Varennes, Tallien, Collot d'Herbois, Amar, die am meiſten zu ſeinem Sturze beigetragen hatten, waren vielleicht noch mehr Blutmenſchen zu nennen als er. Drum trug auch ſein Tod nicht gleich die Früchte, die Viele von demſelben erwarteten. Das Getriebe einer wilden Leidenſchaftlichkeit dauerte fort; die Sieger ſuchten an des Beſiegten Stelle zu kommen, und noch lange hin wurde Frankreichs Boden mit Frankreichs Blute getränkt.

XI.

Carnot.

Wie das Entſtehen der franzöſiſchen Revolution nicht einzelnen Männern, ſondern dem Entwickelungsgange Frankreichs zuzuſchreiben iſt, eben ſo auch die Rettung und Erhebung Frankreichs in den erſten Jahren des Revolutionskriegs; aber wie einzelne Männer auf den Ausbruch und Umſchwung der Revolution, ſo haben auch auf die erſten Siege der franzöſiſchen Republik einzelne Männer weſentlichen Einfluß gehabt. Dieß gilt vornehmlich von **Carnot**, deſſen Leben und Wirken hier kürzlich geſchildert werden ſoll.

Lazare Nicolaus Marguerite Carnot, eines angeſehenen, aber unbemittelten Advokaten Sohn, geboren am 13. Mai 1753 zu Noſai im Departement der Goldhügel (dem ehemaligen Herzogthum Burgund), fand frühzeitig Gelegenheit, ſein ſeltenes Talent für Mathematik und militäriſche Wiſſenſchaften auszubilden. Nachdem er den erſten Unterricht von ſeinem Vater und in Erziehungsanſtalten zu Autun erhalten hatte, kam er (1769), ſechzehn Jahre alt, in die Militärſchule zu Paris, wo er durch raſtloſen Fleiß ſich auszeichnete, dann (1771) nach Mezières, wo er unter Leitung des berühmten Mathematikers Gaspard Monge *) der höhern Mathematik ſich widmete, dann (1773) nach Calais, wo ihn militäriſche und

---

*) Man ſehe das Leben Gaspard Monge's in den **Zeitgenoſſen**. Leipz. 1820. Th. V, 1, S. 181.

und hydrauliſche Arbeiten beſchäftigten. Doch nicht bloß Mathematik und Tactik, ſondern auch die ſchöne Literatur alter und neuer Zeiten zog ihn an, und wie glücklich er dadurch ſeinen Geſchmack bildete, bezeugten ſpäterhin ſeine Gedichte, Reden und wiſſenſchaftlichen Werke.

Schon hatte er ſich als Schriftſteller, vorzüglich durch ſeine Lobrede auf den Marſchall Vauban, die von der Akademie zu Dijon (1784) den Preis erhielt, rühmlichſt bekannt gemacht, als das Beginnen der Revolution ihn ergriff und ihn zu einer Stellung und Wirkſamkeit hinführte, die den Umfang ſeiner Talente anſchaulich und den Ruhm ſeines Namens unſterblich machte.

Mit Freude und Hoffnung ergriff er die Sache der Revolution: er ſah in ihr eine glückliche Umbildung Frankreichs, eine Verwirklichung der Ideen, die er beim Studium alter und neuer Schriftſteller über Volksfreiheit und Staatswohlfahrt aufgefaßt hatte. Bald fand er auch Gelegenheit, ſie mit der ganzen Kraft ſeines Geiſtes zu unterſtützen. Er wurde im Jahr 1791, damals Hauptmann bei dem Ingenieurcorps zu Calais, von dem Departement dieſes Namens zum Deputirten bei der zweiten oder geſetzgebenden Nationalverſammlung ernannt. In derſelben durch Geiſt, Kenntniſſe und Thätigkeit ſich auszeichnend, wurde er zu mehrern geheimen Berathſchlagungen gezogen, und mit Beaufſichtigungen und Sendungen beauftragt, bei denen er eben ſo viel Geſchicklichkeit als Feſtigkeit und Milde zeigte.

Die eigentliche Aufgabe der zweiten Nationalverſammlung war, die neue Conſtitution durchzuführen; er aber theilte mit der Mehrzahl der Abgeordneten die Vorſtellung, daß dieſe Conſtitution unhaltbar und ungenügend ſei, und daß volle Freiheit nur in und mit einer Republik beſtehen könne *). Er war daher thätig für die Aufſtellung der Republik, ohne doch der Geſellſchaft der wildſtürmenden Jacobiner beizutreten. Mitten in dem Sturme der Zeit wich er nur ſelten von der Bahn der Mäßigung und Beſonnenheit. Wie hätte er ſonſt leiſten können, was er leiſtete?

Nach dem Sturze des Königthums am 10. Aug. 1792 begab er ſich im Namen und Auftrage der Nationalverſammlung zur Rheinarmee und bewirkte, daß ſie ſich für die Republik erklärte und der Nationalverſammlung Treue und Gehorſam ſchwor. Dann, bei der Auflöſung der zweiten Nationalverſammlung (Sept. 1792) zum Mitgliede des National-Convents ernannt, reiſete er im Auftrage desſelben zur pyrenäiſchen Armee, verpflichtete ſie für die Republik und gründete durch verſtändige Anordnungen ihre Siege über Spanien. Von dieſer Sendung zurückgekehrt, drang er (12. Jan. 1793) im Convente auf Anlegung neuer Straßen und Kanäle zur

Be-

---

*) Nicht glaubhaft iſt es, daß Carnot, wie Körte (Leben Carnots. Leipzig 1820, S. 29) behauptet, der neuen Conſtitution feſt zugethan war, da er, was auch Körte zugeſteht, gewöhnlich auf der Seite des Berges (d. i. der Jacobiner oder der Gegner der neuen Conſtitution) ſtimmte.

Beförderung des Ackerbaus und Verkehrs im Innern, auf Verbeſſerung des Unterrichts und auf Befeſtigung der Eintracht; aber bei dem damaligen Fanatismus des Convents und deſſen Verlangen nach Hinrichtung des entthronten Königs verhallten ſeine Vorſtellungen; ja er ſelbſt wurde von dieſem Fanatismus fortgeriſſen und ſprach, als ihn bei der Frage über Hinrichtung des Königs die Stimmenreihe traf, am 17. Jan. Folgendes: „Meiner Meinung nach fordern Gerechtigkeit und Politik „den Tod Ludwigs. Gern geſtehe ich, daß niemals eine „Pflicht mir drückender geworden iſt, als dieſe; doch „glaube ich, daß Ihr, ſowohl um ein Beiſpiel der Gerechtigkeit zu geben, als um zu beweiſen, daß Ihr die „Ehrgeizigen nicht fürchtet, den Tyrannen mit dem Tode „beſtrafen müßt *)."

Einige Monate nach dem Tode des Königs, als Dumouriez den Jacobinern verdächtig geworden war, wurde er zu deſſen Armee geſendet. Er traf bei derſelben ein, als Dumouriez bereits entflohen war (4. Apr. 1793), und hielt die feldherrnloſe Nordarmee in Ordnung und Gehorſam. Nach ſeiner Rückkehr ernannte ihn das Vertrauen ſeiner Mitdeputirten zum Wohlfahrtsausſchuſſe (13. Aug.), der damals die allgewaltige Regierung Frankreichs, bekannt unter dem Namen der Schreckensregierung, ausmachte. Mit dieſer Ernennung begann die

---

*) Girtanner, hiſtor. Nachrichten über die franzöſ. Revolution. Th. XI, S. 211.

die mühevollſte, aber auch die glanzvollſte Periode ſeines Lebens.

Die junge Republik ſchwebte in den größten Gefahren. Im Innern tobten Parteiungen und Bürgerkriege, von Auſſen drohete eine furchtbare Coalition; zehn europäiſche Mächte hatten ſich gegen die franzöſiſche Republik erhoben; ſtatt der Siege und Eroberungen am Schluſſe des Jahres 1792 waren ſeit dem Frühlinge 1793 Niederlagen und Verluſte eingetreten; ganz Frankreich ſchien der Unterdrückung und Zerſtückelung geweiht. Nur eine Dictatur, wie die der Schreckensregierung, konnte Frankreich retten, und ſie rettete es bei dem Fanatismus, der das franzöſiſche Volk ergriffen hatte, vornehmlich durch Carnot.

Als Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes erhielt er die ausſchließliche Leitung der militäriſchen Angelegenheiten. Er konnte unbedingt über alle Kampfmittel gebieten; alle Generale mußten ſeinen Anordnungen folgen; ſelbſt die Abgeordneten des Convents, die jedem Heere beigegeben waren, durften in denſelben nichts ändern. So mit einer Macht bekleidet, die vor ihm kein Kriegsminiſter oder Connetable hatte, wurde er bei der Kraft und Thätigkeit, die ihm eigen war, der Schöpfer der neuen Kriegskunſt, die von Napoleon weiter geführt wurde. Der Krieg wurde aus einer Sache der ſtehenden Heere zu einer Sache der Nation, da die Levée en masse, oder die (am 16. Aug. 1793) anbefohlene Erhebung des Volkes, die Pflicht der Vaterlandsvertheidigung auf alle Klaſſen der Staatsbürger ausdehnte. Die dadurch gewonnenen Maſſen wurden mit Geiſt und Nachdruck geleitet, Begeiſterung fürs Vaterland in ihnen genährt, ohne Rückſicht auf Geburt und Dienſtalter Männer von anerkannter Geſchicklichkeit zu Feldherren ernannt, Heere und deren Generale durch Briefwechſel und Conventsdeputirte in genauer Aufſicht gehalten und Schlachtplane ihnen vorgezeichnet, die der Taktik einen neuen Umſchwung gaben. Man ſollte, verlangte Carnot, den Kampfplatz über große Landſtriche verbreiten, große Maſſen ſchnell über Flüſſe und Berge bringen, mit ihnen den Feind nicht gerade auf dem Punkte, auf dem er vorgedrungen war, angreifen, ſondern auch anderwärts, beſonders auf den Flügeln, dieſe Angriffe ohne Rückſicht auf Menſchenverluſt fort und fort, bis ſie ihr Ziel erreicht hätten, erneuern, dadurch den Feind erſchöpfen, umzingeln, von ſeinen Verbindungen abſchneiden, und ſo in die Nothwendigkeit verſetzen, entweder ſich zurückzuziehen oder bleibend den Untergang zu erwarten. Dieſen Plan brachte er zuerſt bei der, unter Jourdan ſtehenden Nordarmee zur Ausführung. Er ſelbſt begab ſich zu ihr, um Maubeuge durch eine Schlacht zu retten. Während dieſer Schlacht, die bei Wattigny am 15. u. 16. Oct. 1793 geliefert wurde, ſah er den General Gratien feig zurückweichen. Sogleich ſetzte er, als Regierungsbevollmächtigter, ihn ab, ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze und führte durch Rath und That den Sieg herbei, durch welchen Maubeuge gerettet, und Belgien wiederum von den Franzoſen beſetzt wurde. Gleich darauf kehrte er nach Paris zurück und leitete in dem Büreau für militäriſche Angelegenheiten, das er daſelbſt gegründet hatte, den Fortgang des Krieges mit einem, das Ganze und ſeine Theile überſchauenden Blicke. Er hatte dabei unſäglich viel zu thun. Vierzehn Heere ſtanden zu gleicher Zeit unter ihm; ihre Stellungen und Unternehmungen wurden von ihm vorgezeichnet; aus den geſchickteſten Artillerieofficieren, die er an ſich zu ziehen wußte, bildete er Generälſtäbe; mit den Anführern ſtand er unmittelbar in Briefwechſel, ſo wie wiederum mit dem Convente, dem er über die Kriegsereigniſſe Bericht zu erſtatten hatte; täglich mußte er ſechzehn bis achtzehn Stunden arbeiten, um gleichſam der General aller Generale, der Heerführer aller Heere zu ſein. Aber er hatte auch die Freude, daß ein glorreicher Erfolg ſeine Arbeiten krönte. Schon der Feldzug vom Jahre 1793, aber noch mehr der Feldzug 1794, der ganz ſein Werk war, fiel glücklich für Frankreich aus. Die Heere, die er ſchuf und leitete, ſiegten, die Gefahren, in denen Frankreich geſchwebt hatte, wurden überwältigt, die Republik erhob ſich über die, welche ihr den Untergang geſchworen hatten, der Ruhm der franzöſiſchen Waffen und mit ihnen ſein Ruhm verbreitete ſich durch Europa.

Aber während er durch ſein Walten in das ſchauerliche Dunkel der Schreckensregierung einen Lichtglanz brachte, ließ er viel Widriges geſchehen, und hatte ſelbſt viel Widriges zu dulden. Die ganze Kraft und Thätigkeit

keit ſeines Geiſtes auf das Kriegsweſen richtend, blieb er fern von dem Parteigewühle; aber um die Leitung der Heere und aller militäriſchen Angelegenheiten ganz in ſeine Hände zu bekommen, ließ er die andern Mitglieder des Wohlfahrtsausſchuſſes gewähren und gab zu den Blutbefehlen, die von ihnen, namentlich von Robespierre, ausgingen, wenn auch nicht ſeine Stimme, doch ſeine Unterſchrift, ſo daß er dadurch das ſchreckliche Verfahren der Schreckensregierung förderte, ſtatt es zu hindern, oder es bekräftigte, ſtatt es zu bekämpfen. Er ſelbſt ſuchte ſich deshalb am 23. März 1795 damit zu vertheidigen, daß die Menge von Gegenſtänden, über die der Wohlfahrtsausſchuß zu entſcheiden hätte, collegialiſch nicht hätte behandelt werden können, und daß es ihm bei ſeinen vielen Arbeiten nicht möglich geweſen wäre, alle ihm zur Unterſchrift vorgelegten Befehle (deren täglich auf vier- bis fünfhundert ausgefertigt wurden) durchzuleſen *); doch dieſe Vertheidigung kann ihn nur entſchuldigen, nicht rechtfertigen. Die Unterſchrift eines Miniſters oder Regierungsmitgliedes gilt als Billigung oder Vertretung des Unterſchriebenen, und mit der Gewiſſenhaftigkeit eines gerechten und menſchenfreundlichen Mannes verträgt es ſich nicht, ſeinen Namen blindlings zu unterſchreiben, beſonders da, wo es auf Menſchenleben ankommt. Wenn Robespierre aus Eiferſucht, wie Tiſ-

---

*) Aus Carnot's Rede am 23. März 1795, ſ. Girtanner's hiſt. Nachr. Th. XVII, S. 36.

Tiſſot ſchreibt*), ſich immer hartnäckig weigerte, die von Carnot ausgefertigten Kriegsbefehle zu unterzeichnen; ſo hätte Carnot aus Rechtsſinn ſich immer weigern ſollen, zu den von Robespierre erlaſſenen Blutbefehlen ſeine Unterſchrift zu geben. Wohl mag er dieß, wie erzählt wird, mitunter gethan und dem Wüthrich manches Opfer entzogen haben; aber gewiß iſt es übertrieben, wenn ſeine Freunde oder Lobredner behaupten**), „daß er mehr Menſchen vom Blutgerüſte befreite, als Robespierre demſelben zuſendete.“ Wäre dieß gegründet, ſo würde er ſelbſt oder die Tagesgeſchichte es bemerkt haben. Wahrſcheinlich iſt es, daß der politiſche Fanatismus damaliger Zeit oder der düſtre Geiſt der Schreckensregierung auch ihn ergriffen, und die zarteren Empfindungen der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit in ihm, wenn auch nicht erſtickt, doch zurückgedrängt hatte. Denn obſchon er die blutigen Gräuel eines Robespierre, St. Juſt, Couthon ꝛc. nicht theilte, ſo ſcheuete er doch damals kein Mittel, das zu ſeinen Zwecken führen konnte***), und ermunterte wohl ſelbſt zu Gewaltthaten†).

---

*) Mémoires historiques et militaires sur Carnot etc. par Tissot à Paris 1824. Deutſch. Leipzig 1824, S. 47.

**) Tiſſot. S. 49 und 193.

***) Am 21. Febr. 1793 ſchrieb er an Pichegru (ſ. Tiſſot, S. 126): „Halte dir gute Spione, trachte Alles zu erfahren, was bei dem Feinde vorgeht, ſäe Zwietracht zwiſchen ihm. Um Tyrannen zu vertilgen, iſt jedes Mittel gut.“

†) Man ſehe ſeinen Brief an den Blutmenſchen Lebon, vom 15. Nov. 1793, den die Biographie des hommes vivants, à Paris 1817. Tom. II, pag. 50 anführt.

Gleichwohl konnte er dem Haſſe ſeiner Amtsgenoſſen nicht entgehen. Robespierre war gegen ihn aus Eiferſucht: ſeine Eitelkeit und Herrſchluſt wurde durch Carnots Ruhm und Widerſpruch verletzt; auch St. Juſt war gegen ihn, weil Carnot ſich den Erpreſſungen widerſetzte, Perſonen, denen St. Juſt wohlwollte, zurückwies und in der Kriegsverwaltung alles allein anordnen wollte. Beide, St. Juſt und Robespierre, machten ihm daher oft harte Vorwürfe und gingen damit um, ihn aus dem Wohlfahrtsausſchuſſe zu vertreiben und hinrichten zu laſſen, ſobald er ihnen nicht mehr nöthig ſein würde *). Anderſeits war auch Carnot gegen beide und beſonders gegen Robespierre; er konnte deſſen ſtolzes, herrſchſüchtiges und gewaltthätiges Weſen nicht ertragen, und zuwider war es ihm, daß ein Menſch die oberſte Gewalt in Händen hatte, über den er ſich weit erhaben fühlte **). Er trat daher mit deſſen Feinden im Wohlfahrtsausſchuſſe und National-Convente zuſammen und förderte deſſen Sturz am 27. Juli 1794.

Doch bald nach Robespierre's Untergange richtete ſich der Unwille über die Schreckensregierung gegen ihn.

---

*) In einem ſeiner Briefe ſchreibt Robespierre: „Wir haben Carnot noch für den Krieg nöthig; aber in demſelben Augenblicke, wo wir ihn werden entbehren können, wird ſein Kopf fallen.“ ſ. Carnot's Leben, von Poſſelt, in deſſen Lexikon der franzöſiſchen Revolution ꝛc. Nürnberg 1802. S. 84.

**) Man ſehe die von Schloſſer (Geſch. des achtzehnten Jahrhunderts, Th. II, S. 209) angeführte Stelle aus Carnots Vertheidigungsſchrift vom 1. Juli 1814.

Zwar blieb er, obſchon jetzt die Ausſchüſſe monätlich zum vierten Theile erneuert werden ſollten, noch bis zum März 1795 Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes, und wurde auch nachher öfters um Rath gefragt; aber man dehnte die Vorwürfe, die der Schreckensregierung gemacht wurden, auch auf ihn aus, obſchon man erkannte, daß er von dem blutigen Verfahren der Schreckensmänner ſich entfernt gehalten hatte. Er wurde daher ſeinen ehemaligen Amtsgenoſſen Barrère, Billaud Varennes, Collot d'Herbois, die man die großen Verbrecher nannte, nicht gleichgeſtellt. Bei dem Prozeß, der gegen dieſe geführt wurde (22. und 23. März 1795), glaubte er es ſich und dem Rechte ſchuldig zu ſein, als deren Vertheidiger aufzutreten, und er that dieß auf eine, ihn ehrende Weiſe. „Ich habe," ſprach er, „die Angeklagten zu einer Zeit bekämpft, da alles ſich vor ihnen beugte, und will jetzt ſie vertheidigen, da alles über ſie herfällt, da ſie unglücklich ſind, da man in Hinſicht ihrer Menſchenrechte verletzt, welche verlangen, daß jeder Bürger für unſchuldig gehalten werde, bis er geſetzlich für ſchuldig erklärt worden iſt." — Er erklärte darauf (hiermit ſich ſelbſt vertheidigend), daß die Unterſchriften der Angeklagten unter die ergangenen Blutbefehle nicht gegen ſie zeugen könnten, da es unmöglich geweſen wäre, alle die Befehle zu leſen, die den Mitgliedern des Wohlfahrtsausſchuſſes täglich zur Unterſchrift vorgelegt wurden; daß alſo jedes dieſer Mitglieder eigentlich nur für die Handlungen verantwortlich ſein könnte, die wirklich von ihm ausgegangen wären.

Endlich gab er zu beherzigen, daß die Angeklagten im Auftrage des National-Convents und alſo des Volkes gehandelt hätten, und daß, wenn ſie in ihrem Eifer für die Republik vielleicht zu weit gegangen wären, ihr Verfahren durch die Noth und den Drang der Umſtände ſich entſchuldigen laſſe *). Er wurde mit Beifall gehört. Gleichwohl wurden die Angeklagten verurtheilt, und er ſelbſt gerieth nach dem Volksaufſtand am 20. Mai 1795 in Gefahr, wegen ſeiner Theilnahme an der Schreckensregierung in Anklageſtand zu kommen. Eben ſollte im National-Convente hierüber abgeſtimmt werden, als ein Deputirter, Bourbon von der Oiſe, rief: „Carnot hat den Sieg organiſirt!“ Dieſer Zuruf wirkte ſo ſtark auf die Verſammlung, daß alles Verfahren gegen ihn eingeſtellt wurde **).

Auf ſolche Weiſe in Anſehn und Achtung befeſtigt, wurde er bei der Einführung der neuen Conſtitution (28. Oct. 1795) von vierzehn Departements zum Mitgliede des geſetzgebenden Körpers ernannt und als ſolches, da Sieyes die ihm angebotene Stelle ausſchlug, zum Mitgliede des Directoriums, das am 5. Nov. feierlichſt eingeſetzt wurde.

Jetzt wiederum einer der Regenten Frankreichs, war er wiederum für Frankreichs Wohl geſchäftig: namentlich half er jetzt die polytechniſche Schule und das Nationalinſtitut begründen. Aber die eigentliche Glanzperiode ſeines Lebens war dahin! Die militäriſchen Angelegenheiten ſtanden nicht mehr allein unter ihm, ſondern zunächſt unter einem Kriegsminiſter; die Heere der Republik zeigten nicht mehr die fügſame Hingebung in den Willen der National-Repräſentation, ſondern fingen an, ſich ein Stimmrecht über Staatsangelegenheiten anzumaßen, und bald erhob ſich, als Anführer der italieniſchen Armee, Napoleon Bonaparte, der, weit entfernt, ſich von dem Directorium leiten zu laſſen, dasſelbe für ſeine Plane zu beſtimmen wußte*). Auch entzweite ſich Carnot mit ſeinen Collegen, namentlich mit Barras und Rewbell, [illegible] ſeinen Anſichten und Beſtrebungen entgegen; [illegible] im Gefühl ſeiner Kraft und ſeiner Verdienſte, oft eigenſinnig und rechthaberiſch, konnte ihre Widerſprüche und Anmaßlichkeiten nicht ertragen. Er trat daher den Parteien bei, die ſich in beiden Räthen gegen ſie gebildet hatten, und zu denen nicht bloß Republikaner, ſondern auch Royaliſten

---

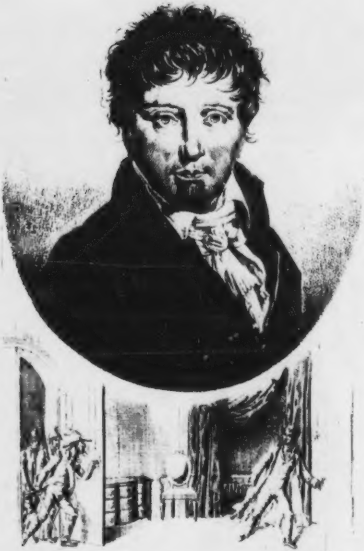
*) Vollſtändig ſteht dieſe Rede bei Girtanner. Th. XVII, S. 37—46.

**) Poſſelt's chronol. Regiſter zur franzöſ. Revolution. Th. II, S. 181.

---

*) Carnot ſchreibt (in ſeiner Antwort auf Bailleul's Rapport über den 18. Fructidor), „daß nicht Barras, ſondern er es geweſen ſei, der dem General Bonaparte den Oberbefehl über die italieniſche Armee und mit demſelben die Grundlagen zu ſeiner Erhebung verſchafft habe." Doch iſt dieß zu bezweifeln, da Barras ſchon von Toulon her mit Napoleon bekannt war und am 5. Oct. 1795 zur Bekämpfung der pariſer Sectionen ſich ſeiner bedient hatte. — Wie geringſchätzig Napoleon über die Inſtructionen dachte, die ihm das Directorium oder in deſſen Namen Carnot zuſchickte, erſieht man aus ſeinen von Montholon niedergeſchriebenen Denkwürdigkeiten, Th. IV, S. 286 ff.

H. II. I. M.



Laurent sc.

Nicolas Marguerite Carnot

liſten gehörten. Er wollte damit, wie auch Napoleon annimmt *), nichts gegen die Republik anſpinnen, ſondern mit Hilfe der Royaliſten (die bei dem damaligen Haſſe gegen die Bourbons ihm unſchädlich ſchienen) jene unterdrücken, die, ſeiner Meinung nach, der Republik Schande und Haß zuzogen. Aber ſeine Gegner kamen ihm zuvor, und kaum konnte er ihrer Rache entrinnen. In der Nacht vom 3. zum 4. Sept. 1797 (18. Fructidor) brachen Bewaffnete in ſeine Wohnung im Palaſte Luxemburg ein. Doch von Freunden heimlich gewarnt, hatte er für einen Fluchtweg geſorgt. Während die Bewaffneten ſein Vorzimmer beſetzten und in ſeinem Schlafgemache ihn ſuchten, gewann er Zeit, durch den Garten des Luxemburg, zu deſſen Thüre er den Schlüſſel bei ſich trug, zu entrinnen **). Ungefähr drei Stunden irrte er, wie er ſelbſt ſchreibt, auf Umwegen in der Stadt herum, mitten unter Wachen, die ihm auflauerten, bis es ihm endlich gelang, den erſehnten Zufluchtsort bei einem Freunde zu erreichen. Glücklich entkam er nach ſiebzehn Tagen aus Paris, dann aus Frankreich nach der Schweiz, wo er im Waadtlande lebte. Aber bald ſah er ſich bei dem Eindringen der franzöſiſchen Armeen im Jahre 1798 gefährdet. Er begab ſich daher nach Augsburg, und erließ daſelbſt gegen die Vorwürfe, die ihm von Seiten der Triumvirn (Barras, Rewbel und Lareveillere-Lepeaux) durch Bailleul gemacht wurden, eine Vertheidigungsſchrift *). In derſelben betheuert er mehrmals, mit dem Ton und Nachdruck eines rechtſchaffenen Mannes, „ſein einziges Vergehen ſei, daß er habe Frankreich vor Tyrannen bewahren wollen, ein anderes könne man nicht gegen ihn auffinden.“

---

*) Montholon, Denkwürdigkeiten, Th. IV, S. 161

**) Hierher gehört das Kupfer Taf. XL.

Als ſeine Gegner am 18. Brumaire (9. Nov. 1799) geſtürzt worden waren, wurde er von Napoleon, damals Oberconſul, am 26. Dec. 1799 zurückgerufen, zum Muſterinſpector (Inspecteur aux revues, am 7. Febr. 1800) und zwei Monate nachher (am 2. Apr.) zum Kriegsminiſter an Berthiers Stelle, da dieſer dem Feldzuge von Marengo beiwohnte, ernannt. Nach dieſem Feldzuge übernahm Berthier wieder das Kriegsminiſterium; Carnot aber, unzufrieden mit der neuen Regierung, die ſeinen Freiheitsideen entgegen war, zog ſich von den öffentlichen Geſchäften zurück. Er ging im Oct. 1800 nach St. Omer, wo er ſeiner Familie und ſeinen Studien lebte. Doch als ihn der Erhaltungsſenat (am 9. März 1802) zum Tribunate berief, nahm er dieſe Berufung an, weil er durch ſie Gelegenheit zu finden meinte, der Unterdrückung der Freiheit zu ſteuern. Wirklich vertrat er auch die Rechte und Freiheiten des Volks mit dem Ernſte und Nachdrucke eines altrömiſchen Tribuns. Während

---

*) Sie erſchien in franzöſiſcher Sprache zu Augsburg 1799 (aber mit der Signatur „London“) und in deutſcher Sprache zu Hamburg. ſ. Körte, S. 155.

rend Andre aus Feigheit oder Hoffnungsloſigkeit ſchwiegen, hatte er Muth und Geradheit, ſich der Einführung des Ordens der Ehrenlegion, der Verlängerung des Conſulats auf Lebenszeit und der Aufſtellung des Kaiſerthums laut zu widerſetzen *). Freilich richtete er damit nichts aus: Napoleon ſetzte ſeine Abſichten durch, löſete das Tribunat auf (1806), und trieb Carnot'n aufs neue in den Privatſtand; aber er hatte gethan, was er ſeiner Pflicht und ſeinen Grundſätzen ſchuldig war, und dabei einen nicht minder großen Ruhm erlangt, als damals, da er allein das Kriegsweſen leitete. Napoleon ſelbſt konnte Achtung und Vertrauen ihm nicht verſagen; er hegte, wie er ſelbſt erklärte **), keinen Argwohn gegen ihn,

---

*) In ſeiner Rede (am 1. Mai 1804) gegen die Errichtung des Kaiſerthrones, die ein Zeichen ſeiner Liebe für Freiheit und ſeiner Achtung für Geſetzlichkeit iſt (ſ. dieſe Rede vollſtändig bei Tiſſot, S. 73—76 und Körte, S. 194—200 und auszugsweiſe bei Saalfeld, Th. III, 1, S. 136), äuſſert er unter andern: „Es „war ſtets mein Grundſatz, mich den beſtehenden Geſetzen zu unterwerfen, ſelbſt wenn ich ihnen nicht beiſtimmen konnte. Mehr „als einmal bin ich das Opfer dieſes Grundſatzes geworden; ich „werde heute nicht anfangen anders zu handeln. So erkläre ich „denn, daß ich, obſchon ich den heutigen Vorſchlag bekämpfe, doch „der neuen Ordnung der Dinge, ſobald ſie durch den Willen des „Volkes geheiligt ſein wird, mich unterwerfen und der Erſte ſein „werde, der dem Staatsoberhaupte allen den Gehorſam leiſtet, den „die conſtitutionelle Einrichtung begehren wird."

**) Merkwürdig iſt Napoleons Urtheil über ihn, das zwar Carnot's Verdienſte herabſetzt, aber Carnot's Rechtſchaffenheit anerkennt und das Gefühl eigner Größe ausſpricht. Er läßt durch Gourgaud (Denkwürdigkeiten Th. III, S. 88) ſchreiben: „Carnot war ein fleißiger Arbeiter, aufrichtig in dem, was er that, ohne Ränke und leicht zu hintergehen. — Im Wohlfahrtsausſchuſſe ihn, der ſich ſtets rechtſchaffen benahm, und verlieh ihm im Jahre 1809 einen Jahresgehalt von 10,000 Franken, deren er bedurfte; denn nie hatte er, der Uneigennützige, ſeine hohen Stellen zu ſeiner Bereicherung gemißbraucht.

Erſt im Jahre 1814 trat er wieder hervor, nicht von Ehrgeiz, ſondern von Vaterlandsliebe getrieben. Bei den Drangſalen, die damals über Frankreich kamen, bot er dem Kaiſer Napoleon ſeine Dienſte (in einem Schreiben vom 24. Jan. 1814) an, und Napoleon ernannte ihn zum Oberbefehlshaber der Feſtung Antwerpen, die er, jeder Verlockung unzugänglich, vom 2. Febr. bis zum 17. April aufs ſorgſamſte vertheidigte. Erſt, als er von den Vorgängen in Paris und der Rückkehr der Bourbons hinlänglich unterrichtet war, übergab er Antwerpen an die von Ludwig XVIII. beſtimmten Commiſſarien.

Aber den Bourbons konnte er, ein ſtrenger und eifriger Republikaner, nicht gefallen, und er ſelbſt ſchärfte ihren Unwillen gegen ſich, als er in einer Denk-

ſchrift

leitete er die militäriſchen Operationen und war dort nützlich, ohne doch die Lobpreiſungen zu verdienen, die man ihm deshalb ertheilt hat. Er hatte keine Kriegserfahrung; ſeine Ideen über alle Theile der Kriegskunſt, ſelbſt über den Angriff und die Vertheidigung feſter Plätze und über die Grundſätze der Befeſtigung, die er in ſeiner Jugend ſtudirt hatte, waren falſche. Er hat über dieſe Gegenſtände Werke geſchrieben, zu denen ſich nur ein Mann bekennen kann, der keine praktiſche Kenntniß vom Kriege hat. Dagegen zeigte er moraliſchen Muth.” — — „Sein beſtändig rechtſchaffenes Benehmen benahm der Regierung (d. i. Napoleon) allen Argwohn.”

ſchrift an Ludwig XVIII. die Mißgriffe der neuen Regierung aufdeckte und auf die Folgen hinwies, die dieſe Mißgriffe nach ſich ziehen müßten. Er wurde daher von den Bourbons zurückgeſetzt und mit düſterm Argwohne umlauert. Dagegen ernannte ihn Napoleon (22. März 1815), gleich nach der Rückkehr aus Elba, zum Miniſter des Innern und zum Grafen und Pair des Reiches, nicht aus perſönlichem Wohlwollen, ſondern aus Rückſichten auf die öffentliche Meinung. Carnot, dem Napoleons Regierung heilſamer erſchien, als die der Bourbons, und gerechtfertigt durch die Ergebenheit, die der Zurückgekehrte in Frankreich fand, nahm dieſe Ernennung an und ſuchte, ſich gleich in Geſinnung und That, Freiheit und Recht in Frankreich emporzubringen. Aber er konnte der neuen Stelle nicht froh werden; ſie führte ihn zu neuen Anſtrengungen und Kümmerniſſen und zu einem baldigen Ende ſeiner politiſchen Laufbahn. Napoleons Niederlage bei Waterloo entſchied über ſein Loos. Denn als nun Paris von den Verbündeten zum zweiten Male eingenommen und die Herrſchaft der Bourbons zum zweiten Male hergeſtellt wurde, ſah er ſich genöthigt, Paris (8. Juli 1815), dann (im Oct. 1815) Frankreich ſelbſt zu verlaſſen, geächtet durch eine Verordnung Ludwigs XVIII. vom 24. Juli. Er ging mit ruſſiſchen Päſſen, die das Wohlwollen des Kaiſers Alexander ihm hatte ausfertigen laſſen, durch die Niederlande und Deutſchland nach Warſchau. Doch troß der ehrenvollen Aufnahme, die er (15. Jan. 1816) zu Warſchau fand, gefiel es ihm daſelbſt

ſelbſt nicht. Er zog daher, mit Genehmigung der preußiſchen Regierung, über Berlin nach Magdeburg. Dort verlebte er, ohne Einmiſchung in politiſche Vorgänge, unter wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen und heitern Lebensgenüſſen, geachtet und aufgeſucht von Vielen, ſeinen Lebensabend in erquicklicher Ruhe. Am 2. Aug. 1823 ſtarb er zu Magdeburg im ein und ſiebzigſten Jahre ſeines Alters.

Wohl kann man bemerken, daß in ſeinem politiſchen Leben manche Fehler und Verirrungen ſich zeigen, daß er in Staatsſachen nicht immer das Rechte fand, nicht immer das Rechte that, daß an Scharfblick und Herrſcherkraft Napoleon ihm überlegen war; aber bemerken muß man auch, daß er in wildbewegten Zeiten und unter Umſtänden lebte, wo es ſchwer war, auf gerader Bahn ſich zu halten, daß ſeine Fehler und Verirrungen nie aus Böswilligkeit, ſondern aus falſchen Anſichten oder aus Nachgiebigkeit gegen Andre hervorgingen, daß ſie durch ſeine Verdienſte um Frankreich weit überwogen werden. Und ſieht man von der Tiefe ſeiner Kenntniſſe auf die Uneigennützigkeit ſeines Waltens, auf die Einfachheit ſeiner Sitten, auf die Unerſchütterlichkeit ſeines Gleichmuths, auf die Innigkeit ſeiner Liebe zu Freiheit und Vaterland, der er bei allem Wechſel des Glücks bis in den Tod getreu blieb: ſo glaubt man in ihm einen Republikaner des griechiſchen oder römiſchen Alterthums zu erblicken und kann nicht anders als mit Achtung von ihm ſcheiden.

XII.

XII.

Napoleon Bonaparte,

oder

Andeutungen ſeines Lebens und Wirkens bis zum Anfang ſeiner Herrſchaft über Frankreich.

Mit dem Gefühle von Beklommenheit, das bei der Schilderung großer und helldunkler Charaktere den Geſchichtſchreiber ergreift, wenden wir uns zur Schilderung Napoleon's. Denn wie leicht auch eine ſolche Schilderung erſcheinen mag, da der Aufgang und Untergang, die Lichtſeiten und Nebelflecke des Napoleon'ſchen Geſtirns noch in unverloſchener Erinnerung vor uns ſtehen, und da bereits von den verſchiedenſten Seiten her ſo vieles über ihn geredet und geſchrieben worden iſt: ſo iſt ſie doch eine der ſchwierigſten Aufgaben. Denn noch ſteht Napoleon uns zu nahe, als daß alle Punkte ſeines Lebens volles Licht erhalten könnten; noch ſind die Leidenſchaften, die ſich für und wider ihn erhoben, nicht völlig zum Schweigen gekommen. Ferner, die Nachrichten über ihn ſind ſchwankend: während die Einen, die er durch Freundlichkeit und Güte, oder durch großartige Worte und Thaten bezauberte, ihn unbedingt loben, ja faſt vergöttern, beſchuldigen ihn die Andern, die durch ſeine Gewaltthaten litten, oder nur auf die Schattenſeiten ſeines Lebens und Wirkens ſehen, der ärgſten Frevel gegen die Menſchheit. Ja, er ſelbſt zeigte in ſeinem Leben und Wirken ſo viel Bewegliches und Verſchiedenartiges, und in den Mittheilungen über ſeine Thaten und Beſtrebungen, die er zu St. Helena aufſtellte, hat er, bei ſeiner Geneigtheit ſich und Andre zu täuſchen, Wahres und Falſches, Helles und Dunkles ſo in einander gemiſcht, daß man nicht leicht das Richtige und Haltbare auffinden kann. Er gleicht einem Meteore, das mit blendendem Strahlenglanze unerwartet hervortritt und plötzlich verſchwindet, ſo daß ſelbſt die, die es ſahen und anſtaunten, von dem Glanze und Schrecken desſelben ergriffen, auſſer Stande ſind, es genau aufzufaſſen und zu beſchreiben.

Doch wie ſchwierig auch die bemeldete Aufgabe iſt, ſo darf der Geſchichtſchreiber der neueſten Zeiten ſich ihrer nicht entziehen. Denn Napoleon ſteht in dem Mittelpunkte der Begebenheiten, die in den erſten fünfzehn Jahren des neunzehnten Jahrhunderts geſchahen; von Freunden und Feinden wird er als der gröſte Mann ſeiner Zeit anerkannt, ſeine Thaten erregten bei ihrem Hervortreten das Staunen und Schrecken, die Bewunderung und Verunglimpfung der Zeitgenoſſen, und ihre Nachwirkungen dauern heute noch fort. — Verſuchen wollen wir es alſo, aus der Maſſe der Nachrichten von ihm und über ihn dasjenige hervorzuheben, was zur Bezeichnung ſeiner erſten Schickſale, Beſtrebungen und Thaten uns als das Glaubwürdigſte erſcheint.

Napoleon Bonaparte oder Buonaparte*)

---

*) Napoleon ſchrieb, wie Las Caſes (Tagebuch, Th. I, S. 80) und Bourrienne (Memoiren über Napoleon ꝛc. Leipzig 1829, Th. I, S. 10) melden, in früheren Jahren ſeinen Familiennamen

ward am 15. Aug. 1769 zu Ajaccio geboren *). Sein Vater Karl Bonaparte (geb. 1748, geſt. 1783), ein geachteter, aber unbemittelter Adeliger, Sprößling einer aus dem Toskaniſchen ſtammenden Familie, war Mitglied des königlichen Gerichtshofes zu Ajaccio, und ſeine Mutter Lätitia (geb. 24. Aug. 1750), aus dem adeligen Geſchlechte Romalini, wird als eine anmuthige, geiſtreiche, hochſinnige und unternehmende Frau gerühmt **). Sie gebar ihrem Gemahl dreizehn Kinder ***),

von

„Buonaparte;“ aber ſchon während des italieniſchen Feldzuges (1796) ließ er das u weg, um ſich nach der franzöſiſchen Ausſprache zu richten.

*) Manche haben, unter Berufung auf einen Geburtsſchein, den er bei ſeiner erſten Vermählung der pariſer Municipalität vorgelegt haben ſoll, behauptet, er ſei den 5. Febr. 1768 geboren, habe aber nachmals den 15. Aug. 1769 als ſeinen Geburtstag angegeben, theils um für einen gebornen Franzoſen zu gelten (da Frankreich erſt im Juni 1769 zum Beſitz der im J. 1768 von Genua erkauften Inſel Corſika gelangte), theils um ſein Geburtsfeſt mit dem Himmelfahrtsfeſte der Jungfrau Maria, der Schutzpatronin Frankreichs, zuſammenzuſtellen (ſ. Manſo's Geſchichte des preuß. Staates, Th. II, S. 24); aber hinlänglich wird dieſe Behauptung widerlegt durch die Zeugniſſe, die Bourrienne Th. I, S. 10 und 21 anführt.

**) Napoleon ſagt von ihr (bei Las Caſes Th. I, S. 67): „Sie war eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit, hatte einen großen Charakter, einen hohen, ſtolzen Sinn;“ — und (Las Caſes V, 62): „Das Hohe ſiegte in ihrer Seele ſtets über das Kleinliche. Der Stolz und ein edler Ehrgeiz waren mächtiger in ihr als die Habſucht.“ — Hiermit ſtimmen auch die Memoiren der Herzogin von Abrantes überein (Leipz. 1831, Th. II, 103), wo es (Th. I, S. 31) von ihr heißt: „Sie hat ſich in allen Verhältniſſen des Lebens über das Geſchick erhaben gezeigt.“

***) Dieß ſagt Napoleon bei Las Caſes Th. I, 67; in ſeinen von Gourgaud niedergeſchriebenen Dictaten Th. III, S. 8 redet er nur von acht Kindern ſeiner Eltern, fünf Söhnen und drei Töchtern.

von denen fünf Söhne und drei Töchter durch Napoleon berühmt wurden. Die Söhne waren Joſeph, Napoleon, Lucian, Louis, Jerome; die Töchter Eliſe (Großherzogin von Toskana), Karoline (Königin von Neapel), Pauline (Fürſtin von Borgheſe).

Große und kräftige Naturen geben das, was in ihnen liegt, oder aus ihnen ſich entwickeln ſoll, ſchon frühe zeitig zu erkennen. So auch Napoleon! Schon in früher Jugend war er, wie er ſelbſt erzählt *), unruhig, gewandt, lebhaft, äußerſt ſchnell; über ſeine Geſchwiſter und Geſpielen behauptete er ein Uebergewicht und auf eine überraſchende Weiſe wußte er ſeinen Willen durchzuſetzen. In ſeinem zehnten Jahre (1779) kam er, auf Veranſtaltung des Grafen von Marboeuf, Gouverneurs von Corſika, in die Militärſchule zu Brienne. Hier war er fleißig, in ſich gekehrt, ernſt, düſter, nur für Wenige zugänglich; ſein Weſen hatte etwas Sonderbares, aber nichts Liebevolles. Er ging wenig mit ſeinen Mitſchülern um und nahm ſelten Theil an ihren Spielen, eigentlich nur dann, wenn dieſe einen militäriſchen Anſtrich hatten; dagegen fand er Vergnügen am Leſen, beſonders mathematiſcher Schriften, die ſeiner, ſchon damals hervor-

tre-

---

*) Las Caſes, Th. I, S. 71 ff. So auch Bourrienne, der, ein Jugendgenoſſe Napoleons, von Napoleons Jugendjahren am umſtändlichſten handelt (Th. I, S. 13 ff.). Dagegen heißt es in den Memoiren der Herzogin von Abrantes (Th. I, S. 36): „Napoleon machte ſich in ſeiner Kindheit durch keine auffallende Gemütsart, wie man ihm andichtet, bemerkbar.“

tretenden Neigung für Kriegswiſſenſchaften Nahrung geben konnten. In ſeinem funfzehnten Jahre (1784) kam er durch den Aufſeher der franzöſiſchen Militärſchulen, den Ritter Keralio, der ſeine Anlagen erkannte, auf die höhere Militärſchule zu Paris, wo die großen Eigenſchaften ſeines Geiſtes ſich deutlicher entwickelten. Nur ſein Lehrer in der lateiniſchen oder deutſchen Sprache hatte Urſache über ſein Zurückbleiben zu klagen; dagegen hegten ſeine Lehrer in der Geſchichte, Mathematik und freien Ausarbeitungen große Erwartungen von ihm. Damals las er zu ſeiner Erholung Plutarchs vergleichende Lebensbeſchreibungen; aber den Künſten, die das Leben ſchmücken und erheitern, namentlich der Zeichenkunſt, Tonkunſt, Dichtkunſt, konnte er keinen Geſchmack abgewinnen: erſt ſpäterhin fand er Vergnügen am Oſſian. Seinen Vorgeſetzten wurde er, wie Bourrienne erzählt, bei ſeiner Eigenwilligkeit und Unbiegſamkeit bald läſtig; ſie beförderten daher ſeine Anſtellung. So kam er ſchon im October des Jahres 1785, nach rühmlichſt beſtandener Prüfung, als Secondelieutenant in das Artillerieregiment Lafere zu Valence. Dort erregte er Aufmerkſamkeit durch die Eigenheiten ſeines Weſens. Den Frauen gefiel er durch geiſtvolle Unterhaltung, die Männer zog die Kühnheit ſeiner Gedanken und ſeine Gewandtheit im Disputiren an; ſeine Beantwortung der von Raynal aufgegebenen Preisfrage: „welche Begriffe und Grundſätze muß man den Menſchen einſchärfen, um ſie glücklich zu machen?" erhielt von der Akademie zu Lyon den Preis. In ſpäteren Jahren warf er dieſe Jugendarbeit, da Talleyrand ſie ihm vorlegte, ins Feuer *).

Als die Revolution ausbrach (1789), befand er ſich zu Valence. Sie ergriff ihn und er zog Andre zu ihr hin; aber er freute ſich ihrer nicht, wie Andre, als eines Aufſchwunges zur weitern Entwickelung der Menſchheit (ſolche Begeiſterung war ihm fremd!), ſondern als eines Mittels zu ſeinem Emporkommen. Entſprungen aus dem niedern Adel, der zwar Officier- und Parlamentsſtellen, aber keine höhere Anſtellung erlangen konnte, ſah er durch ſie die Schranken niedergeriſſen, die ihn zurückhalten konnten. Damals ſagte er zu ſeinem Hauptmann: „Die Revolutionszeiten ſind gute Zeiten für Militärs, die Verſtand und Muth haben **).“

Mit Paoli, dem Freunde ſeines Vaters, dem Vertheidiger der Selbſtändigkeit Corſika's ***), begab er ſich gegen Ende des Jahres 1790 nach Corſika, wo ſchon die Parteien der Demokraten und Ariſtokraten einander gegenüber ſtanden. Er trat auf die Seite der erſteren, wurde Anführer der Nationalgarden zu Ajaccio, konnte aber nichts ausrichten und ward, um ſich wegen ſeines Betragens zu verantworten, zu Oſtern 1792 nach Paris gerufen. Dort war er Zeuge der furchtbaren Auftritte am

---

*) Las Cases Th. I, S. 78.

**) S. Napoleons Leben von Jullian — in den Zeitgenoſſen. V. Band, 4. Abtheil. S. 4.

***) Napoleons Anſichten über die Licht- und Schattenſeiten dieſes merkwürdigen Mannes ſ. in ſeinen von Montholon nachgeſchriebenen Denkwürdigkeiten. Th. IV, S. 29—43.

20. Juni und 10. Auguſt. Im September 1792 kam er nach Corſika zurück *). Hier brachte Paoli, der den Fortgang der Revolution und das Verfahren gegen Ludwig XVI. verabſcheute und deshalb vor die Schranken des Convents gerufen wurde, die Inſel in Aufruhr und führte ſie den Engländern zu. Napoleon gerieth deshalb mit ihm in Zwieſpalt, vermochte aber nichts gegen ihn. Engländer und Paoli's Anhänger errangen den Sieg über die patriotiſchen Corſen, überfielen plündernd und verheerend Ajaccio und nöthigten dadurch die Familie Bonaparte, ſich nach Frankreich zu flüchten (1793). Sie begab ſich erſt nach Nizza, dann in die Provence (in die Nähe von Marſeille), wo ſie eine Zeitlang in dürftigen Umſtänden lebte. Napoleon ſelbſt war erſt bei ſeinem Regimente, mit dem er zur Einnahme Avignons mitwirkte, dann in Paris, wahrſcheinlich um weitere Anſtellung zu ſuchen **).

Von Paris aus wurde er, damals Bataillonschef, durch den Wohlfahrtsausſchuß abgeſendet, um die Belagerungs-Artillerie vor Toulon, das die Engländer beſetzt hatten, zu befehligen. Die Art, wie er dieß that, und das Glück, das er dabei hatte, begründete ſeinen Ruf. Sobald er im Lager vor Toulon eingetroffen war (12. Sept. 1793), erkannte er mit dem ihm eignen Scharfblicke die Lage der Dinge und baute darauf den zweckdienlichſten Angriffsplan. Die Ausführung desſelben koſtete ihm anfangs Mühe, da der Eigendünkel der Gewalthaber ſich ihm entgegenſtellte; aber der Conventscommiſſär Gasparin nahm ſich ſeiner an, und bald gewann er ſo entſchiedenen Einfluß auf ſeine Umgebungen, daß ſie ſich ſeinen Rathſchlägen hingaben. Am 18. Dec. wurde Toulon durch ihn erobert. Hiermit verbreitete ſich ſein Name durch Frankreich und Europa, und er erhielt mit dem Titel Brigadegeneral den Oberbefehl über die Artillerie des italieniſchen Heeres. Auch wurde ihm aufgetragen, die Befeſtigung der franzöſiſchen Küſten am mittelländiſchen Meere zu betreiben *).

---

*) Las Caſes VII, 80 ff. — Bourrienne (Th. I, S. 29) ſagt, daß Napoleon, als er dem Aufſtand am 20. Juni von weitem zuſah, ſeinen Ingrimm über die Schwäche und Langmuth Ludwigs XVI. laut ausgeſprochen habe. — Zu bemerken iſt, daß die Nachrichten über dieſen Theil der Lebensgeſchichte Napoleons viel Dunkles und Verworrenes haben und nicht leicht in Uebereinſtimmung zu bringen ſind.

**) Las Caſes, I, 81. Gourgaud, III, S. 11.

Nachdem er in der Provence und auf den hieriſchen Inſeln Küſtenbatterien auf eine neue, von ihm ausgedachte Weiſe hatte anlegen laſſen **), traf er (im März 1794) zu Nizza, damals dem Hauptquartier des italieniſchen Heeres, ein. Der Obergeneral desſelben, Dumerbion, merdion, war alt und kränklich, und als Oberbefehlshaber der Artillerie hatte er ſich um die Stellung des Heeres zu bekümmern. Beides verſchaffte ihm Gelegenheit, auf die Unternehmungen Einfluß zu gewinnen und Entwürfe geltend zu machen, durch welche das öſtreichiſch-ſardiniſche Heer genöthigt wurde, ſich zurückzuziehen und die obere Alpenkette ſammt den Päſſen nach Piemont den Franzoſen zu überlaſſen *). Doch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und das Vorherrſchende ſeines Weſens beſchämte und ärgerte die Volksrepräſentanten Salicetti, Albitte und Laporte, die ſich im Namen des Convents bei dem italieniſchen Heere befanden, und bald wäre er ein Opfer ihrer Eiferſucht geworden. Unter dem Vorwande, daß er zum Anhange des am 17. Juli 1794 geſtürzten Robeſpierre gehöre, da er mit deſſen Bruder, Robeſpierre dem Jüngern, und deſſen Freunde Ricord, den früheren Conventsdeputirten bei dem italieniſchen Heere, in vertraulichem Verkehr geſtanden hatte, ließen ſie ihn am 6. Aug. als einen Verdächtigen verhaften, um ihn vor die Schranken des Revolutionsgerichts zu bringen. Aber da der nun eintretende Stillſtand in den Unternehmungen des italieniſchen Heeres das Nützliche ſeiner Wirkſamkeit klar machte, und da ſein Bruder Joſeph auf den Volksrepräſentanten Salicetti, ſeinen Freund, einwirkte: ſo wurde er ſchon am 20. Aug. von eben den Repräſentanten, die ihn hatten verhaften laſſen, wieder in Freiheit geſetzt und

---

*) Ausführlich ſchildert Napoleon ſein Verfahren bei der Eroberung Toulons in den von Gourgaud niedergeſchriebenen Memoiren, Th. I, S. 1—19 und Th. III, S. 1—34. — Las Caſes ſchreibt (Th. I, 83): „Der Kaiſer ſpricht von der Eroberung Toulons nie ohne Wohlgefallen. Sie war der erſte gelungene Entwurf; und man weiß wohl, welche angenehme Erinnerungen ein ſolcher zurückläßt.“

**) Gourgaud I, 20. III, 34.

---

*) Gourgaud III, S. 44—49.

und ſeiner vorigen Thätigkeit zurückgegeben. Aufs neue leitete er nun mit Einſicht und Glück die Unternehmungen des italieniſchen Heeres, und während des Winters (1794 zu 1795) die Bewaffnung der Küſten *).

Im Mai 1795 verließ er Italien, wo er das Terrain hatte kennen lernen, und ging nach Paris, wo eine anderweitige Anſtellung ihm zugedacht war. Aubry, damals Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes und in demſelben Anordner des Kriegsweſens, hatte ihn zum General in der Vendée beſtimmt; er aber mochte lieber gegen auswärtige Feinde als gegen Mitbürger Krieg führen. Er weigerte ſich daher, dieſe Anſtellung anzunehmen, und reichte, als Aubry ſeiner Weigerung nicht achtete, ſein Geſuch um Entlaſſung ein. So kam er außer Dienſt und dadurch, da er noch kein eignes Vermögen hatte, in Geldverlegenheiten, ſo daß er von ſeinen Freunden Unterſtützungen annehmen mußte. Aber nur kurze Zeit dauerte ſeine Dienſtloſigkeit, und völlig unwahrſcheinlich iſt's, daß er damals ernſtlich mit dem Gedanken umgegangen ſei, ſich nach Conſtantinopel zu begeben und der Pforte ſeine Dienſte anzubieten. Als das italieniſche Heer unter Kellermann im Juni 1795 harte Unfälle erlitt, in Paris aber Pontecoulant an Aubry's Stelle gekommen war, wurde er (im Juli 1795) in den Wohlfahrtsausſchuß berufen,

---

*) Gourgaud I, 32. III, 81 ff. — Dieſe Begebenheiten, ſo wie die folgende Dienſtloſigkeit Napoleons hat zuerſt Schloſſer Zur Beurtheilung Napoleons ꝛc. Frankf. 1832, Th. I, S. 29 und 30 ins rechte Licht geſtellt.

rufen, um Plane zu neuen Unternehmungen des italieniſchen Heeres anzugeben. Er that dieß, und der Wohlfahrtsausſchuß, der ſeine Rathſchläge preiswürdig fand, nahm ihn als Brigadegeneral der Artillerie (alſo auch mit der Beſoldung eines ſolchen) bis auf anderweitige Anſtellung in das Büreau für militäriſche Anordnungen.

In dieſer Stellung befand er ſich, als er am 5. Oct. 1795 früh um 5 Uhr von dem Convente beauftragt wurde, einen Aufſtand der Pariſer mit Waffengewalt zu unterdrücken *). Erſt nach einigem Bedenken (denn auch hier wurde er zu einem Bürgerkriege berufen!) nahm er dieſen Auftrag an und zwar (wie er erzählt) unter der Bedingung, daß der Volksrepräſentant Barras als Obergeneral, er aber nur als zweiter Befehlshaber ernannt würde, um ſo den Anſchein zu gewinnen, daß nicht er, ſondern Barras für das zu vergießende Bürgerblut verantwortlich gemacht werden könne. Doch leitete er den Kampf ganz nach ſeinen Planen und mit der ihm eignen Entſchloſſenheit. Er zog Officiere, Truppen und Geſchütz an ſich, vertheilte und ſtellte ſeine Waffenmacht, wie und wohin es ihm gutdünkte, und redete dem Convente zu, ſich zu einer Reſerve zu bilden. Eine Zeitlang ſtand er mit ſeinen Truppen und Kanonen den bewaffneten Sectionen und Nationalgarden ruhig gegenüber: beide Theile ſcheu-

ten

---

*) Gourgaud Th. III, S. 64. — Von dem Aufſtande ſelbſt, deſſen Urſachen und Ausgange iſt ſchon im erſten Abſchnitte dieſes Bandes S. 133 gehandelt worden.

ten den Vorwurf des erſten Angriffs; aber als Nachmittags vier Uhr ein Schuß gefallen war (ungewiß iſt es, von welcher Seite): ſo ließ er eben ſo kaltblütig als ſchonungslos ſein Geſchütz wirken, wodurch ſchon Abends um ſechs Uhr der Sieg des Convents entſchieden, und am folgenden Tage (6. Oct.) der Kampf völlig beendigt und die Ruhe wieder hergeſtellt wurde. Er ſah dieſen Kampf, in welchem über zweihundert Bürger fielen, als einen, zur Erhaltung bürgerlicher Ordnung nothwendigen Staatsſtreich an, doch ſuchte er auch mit ſeiner gewöhnlichen Verſchlagenheit die ſogenannten Rebellen als den angreifenden Theil darzuſtellen und ſomit den Vorwurf des vergoſſenen Bürgerblutes von ſich auf Andre hinzulenken.

Zur Belohnung dieſer Dienſte wurde er (am 10. Oct.) vom Convente zum General der Armee des Innern oder zum Oberbefehlshaber aller Truppen in und um Paris ernannt. Als ſolcher hielt er die Hauptſtadt in Ruhe, gab der pariſer Nationalgarde eine neue Einrichtung und bildete die Garde des (ſeit dem 5. Nov. eingeſetzten) Directoriums und geſetzgebenden Körpers, die darum ſpäterhin (am 18. Brumaire) bereitwillig ſich für ihn erklärte *). Doch eine weit wichtigere Belohnung erhielt er dadurch, daß er am 23. Febr. 1796 vom Directorium zum Oberbefehlshaber der Armee in Italien ernannt wurde. Denn mit dieſer Ernennung thaten ſich ihm gleichſam die Pforten

ten

---

*) Dieß ſagt er ſelbſt bei Gourgaud, Th. III, S. 83 und bei Las Caſes, Th. III, S. 39.

ten zur Herrſchaft auf. Durch ſie erhielt er Gelegenheit, ſich ein ihm ganz ergebenes Heer zu bilden, mittelſt glänzender Thaten ſich berühmt zu machen, alle ſeine Mitgenerale zu überſtrahlen und ehe er Fürſt wurde, fürſtliches Anſehn zu erlangen.

Vor ſeinem Abgange nach Italien vermählte er ſich am 9. März 1796 mit Joſephine, der Witwe des Generals Beauharnais *). Man hat behauptet, ſie ſei vorher die Geliebte des Directors Barras geweſen und er habe ſie aus ehrgeizigen Abſichten zur Gattin erwählt. Aber ſo wenig dieſes zuverläſſig iſt **), ſo gewiß iſt es, daß

---

*) Joſephine, Tochter eines begüterten Adeligen, Taſcher de la Pagerie, geb. zu St. Pierre auf Martinique am 23. Juni 1767, vermählte ſich in früher Jugend mit dem im nordamerikaniſchen Kriege ausgezeichneten General Beauharnais, dem ſie zwei Kinder gebar, Eugen (1780) und Hortenſie (1783). Nach ſeinem Tode (er ſtarb unter der Guillotine, am 23. Juli 1794) kam ſie ins Gefängniß; dann, nach Robespierre's Sturze wieder in Freiheit geſetzt, gehörte ſie zu den Frauengeſellſchaften, die Barras um ſich bildete. „Sie war (wie Bourrienne, Th. I, S. 63 berichtet) etwas leichtſinnig, aber gefällig und treu in der Freundſchaft. Wohlwollen war ihr Bedürfniß; aber ſie ſchenkte es oft an Unwürdige. Der Pracht und Verſchwendung war ſie ſehr ergeben und faſt immer verthat ſie ihr Geld für überflüſſige Dinge."

**) Er ſelbſt erzählt (bei Gourgaud, Th. III, S. 84), daß er auf folgende Art mit ihr bekannt wurde: „Man hatte nach dem 5. Oct. 1795 überall die Waffen weggenommen. Ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren erſchien auf der Commandantur und bat, man möchte ihm den Degen ſeines Vaters zurückgeben, der General der Republik geweſen war. Dieſer Knabe war Eugen Beauharnais, ſpäter Vicekönig von Italien. Napoleon, gerührt durch die Art ſeines Geſuchs und durch die ſeinem Alter eigene Grazie, bewilligte ihm, was er verlangte. Eugen fing daß er in den erſten Ehejahren mit leidenſchaftlicher Hingebung ſie liebte. Wenigſtens bezeugen dieß die Denkwürdigkeiten Bourrienne's und ſeine, mit Ausdrücken der zärtlichſten Liebe an ſie gerichteten Briefe.

Am 21. März reiſte er voll Vertrauen auf ſich und ſein Glück von Paris ab *), und am 27. März trat er zu Nizza den Oberbefehl über die italieniſche Armee an. Sie war ungefähr 30,000 Mann ſtark und beſtand aus abgehärteten und kampfluſtigen Soldaten und kühnen und geſchickten Generalen; von den Unfällen unter Kellermann (im Juni 1795) hatte ſie ſich durch einen Sieg bei Loano (23. Nov.) unter Scherer, Kellermanns Nachfolger, wieder erhoben, ſo daß ſie die Landſtrecke von Nizza bis Savona, die Alpenpäſſe zwiſchen Frankreich und Piemont, die Zugänge zu den Apenninen und die Verbindung mit dem Meere behauptete. Aber ſie befand ſich durch die Schlaffheit Scherers, der den errungenen Sieg nicht zu benutzen wußte, und durch die damalige Geldnoth Frankreichs in Mangel, Unordnung und Zuchtloſigkeit.

---

an zu weinen, als er den Degen ſeines Vaters erblickte. Der General zeigte ihm ſo viel Wohlwollen, daß Frau von Beauharnais ſich für verbunden achtete, ihm den Tag darauf perſönlich dafür zu danken. Jedermann kennt die beſondere Grazie der Kaiſerin Joſephine, ihr ſanftes und einnehmendes Weſen. Die Bekanntſchaft wurde bald vertraut und zärtlich und kurz darauf erfolgte die Verheurathung."

*) Einem Freunde, der ihm wegen ſeiner Jugend Bedenklichkeit äuſſerte, ſoll er zur Antwort gegeben haben: „In einem Jahre bin ich entweder alt oder todt." ſ. Bergk's Leben Napoleons Th. I, S. 28.

keit. Es fehlte ihr an Geld, Waffen, Kleidern, Lebensmitteln, beſonders an tüchtigen Pferden zur Reiterei und Beſpannung. **Napoleon** ſelbſt konnte nicht mehr als 2000 Stück Louisdor und eine Million Franken in Wechſeln, die zum Theil proteſtirt wurden, ihr mitbringen. All' ſeine Hoffnung ging auf Siege. Doch ihm gegenüber ſtand das öſtreichiſch-ſardiniſche Heer, 70,000 Mann ſtark, unter dem kriegserfahrenen **Beaulieu** und mit allen Kriegsbedürfniſſen reichlich verſehen. Nur wenn er den Feind gleich bei Eröffnung des Feldzugs überraſchte und durch glänzende und entſcheidende Erfolge betäubte, konnte er ſich und ſeine Armee emporbringen. Sein Plan war daher, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen, über Savona, das ihm zum Stützpunkte dienen ſollte, bei dem Berge Giacomo, wo die Alpen aufhören und die Apenninen anfangen, nach der Bormida vorzubringen und, indem er dort eben ſo wohl Mailand als Turin bedrohte, die öſtreichiſch-ſardiniſche Armee zu trennen und jede derſelben einzeln aufzureiben *). Zur Ausführung dieſes Planes ſchritt er mit einer Schnelligkeit, Kühnheit und Geſchicklichkeit, die Freunde und Feinde in Staunen ſetzte. Denn in wenigen Wochen vollbrachte er, was ſonſt Jahre erforderte und alles übertraf, was bis dahin von den Feldherren der franzöſiſchen Republik geſchehen war.

Es gehört nicht hierher, die Reihenfolge ſeiner Kriegsthaten vorzuführen: dieſe iſt bereits oben im erſten Ab-

---

*) Gourgaud, Th. III, S. 123 f.

Abſchnitte dieſes Bandes S. 146 ff. bezeichnet worden. Hier wollen wir nur, zur Charakteriſtik des auſſerordentlichen Mannes, ſein Benehmen in den einzelnen Theilen ſeines öffentlichen Lebens und die Art, wie er zur Herrſchaft gelangte, zu ſchildern ſuchen.

1) Napoleons Feldzüge in Italien, 1796 und 1797.

Wenige Menſchen ſind in ihrem öffentlichen Leben ſich ſo gleich geblieben, wie Napoleon. Denn wenn auch das Selbſtſüchtige und Ungeſtüme ſeines, keine Rechtsverletzung ſcheuenden Ehrgeizes ſpäterhin noch deutlicher und greller hervortrat, und dagegen das zartere Gefühl für Liebe, Freundſchaft und Menſchlichkeit, das in ſeiner Jugend aufblitzte und wiederum auf St. Helena ſich regte, immer mehr zurücktrat: ſo offenbarte ſich doch ſchon bei ſeinem erſten Auftreten in Italien, neben dieſen Charakterzügen ſeines Weſens, ſein Talent zu gebieten und zu herrſchen, ſeine Kühnheit und Ruhmbegier, die ihn von Thaten zu Thaten fortriß, ſeine kraftvolle, ausdrucksreiche Sprache, ſeine Geſchicklichkeit, Menſchen und Umſtände zu ſeinem Vortheile zu benutzen, und durch Anwendung guter und ſchlechter Mittel Hinderniſſe zu überwältigen und ſeine Abſichten zu erreichen. Kurz, wie er als Kaiſer ſich zeigte, zeigte er ſich ſchon als Oberfeldherr.

Das Erſte, worauf er als ſolcher hinſtrebte, war Herr ſeines Heeres zu werden, oder deſſen Zutrauen und Folgſamkeit zu gewinnen. Und dieß erreichte er nicht durch nachgiebiges Verfahren und freundliches Zureden (er war befehlshaberiſch, ſtreng und ſelten mittheilend *)), ſondern durch eifrige Sorge für das Beſte des Heeres, durch Auszeichnung jedes Verdienſtes, durch begeiſternde Anreden, durch glänzende Siege. Wie jeder große Feldherr, wußte auch er auf die Gemüther der Soldaten zu wirken, ihre Liebe zu gewinnen, ihren Muth zu entflammen **). Selbſt ältere Generale, denen die Uebertragung des Oberbefehls an ihn, der erſt 27 Jahre alt war, kränkend ſein konnte (wie Maſſena, Augereau, Serrurier, Laporte), wurden durch die Geiſtesüberlegenheit, die er entwickelte, und durch die würdevolle Haltung, die er gegen ſie annahm ***), ſo ergriffen, daß ſie ſich unweigerlich ſeinen Befehlen unterwarfen. — Wie Hannibal, da er von den Alpen herabgeſtiegen war, wies auch er bei ſeinem Auftreten in Italien ſeine Soldaten auf die Beſitzungen der Feinde hin, die ihnen verſchaffen ſollten, was ſie wünſchten und bedurften. „Soldaten," ſprach er bei der erſten Muſterung am 30. März, „ihr ſeid „nackend, ſchlecht genährt; die Regierung iſt euch viel „ſchuldig, ſie kann euch nichts geben. Eure Geduld und „der Muth, den ihr mitten in dieſen Felſen bewieſen habt,

---

*) ſ. Las Caſes, Th. I, S. 100.

**) Ein General (ſchreibt er bei Montholon II, 192), der ſeine Armee nicht aufregen oder entflammen kann, entbehrt die wichtigſte der ihm nöthigen Eigenſchaften.

***) Er hörte jetzt auf, wie Bourrienne Th. I, S. 51 erzählt, ſeine früheren Freunde und Kameraden zu duzen.

„ſind zu bewundern; allein ſie bringen euch keinen Ruhm; „kein Glanz fällt auf euch. Ich will euch in die fruchtbarſten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, „große Städte werden in eure Gewalt kommen. Ihr „werdet Ehre, Ruhm und Reichthümer erwerben. Soldaten von Italien, wird es euch an Muth oder an Beharrlichkeit fehlen? *)" Siege folgten, und ehe ein Monat verſtrich, ſchon am 26. April, rief er ſeinem Heere zu: „Soldaten, in 14 Tagen habt ihr 6 Siege „erfochten, 21 Fahnen, 55 Kanonen, mehrere Feſtungen „und die reichſten Provinzen Piemonts genommen. Ihr „habt 15,000 gefangen gemacht und mehr als 10,000 „Mann getödtet oder verwundet. Entblößt von Allem, „habt ihr Allem genügt. Ihr habt Schlachten gewonnen „ohne Kanonen, Ströme überſchritten ohne Brücken, „Gewaltmärſche gemacht ohne Schuhe, Nächte im Freien „zugebracht ohne Branntwein, oft ſogar ohne Brod. „Nur eine republikaniſche Armee, nur Soldaten der Freiheit konnten das thun. Dank euch, Soldaten! Das „Vaterland iſt euch ſein Heil ſchuldig, und wenn euer „Sieg bei Toulon den unſterblichen Feldzug von 1794 „vorherverkündigte, ſo deuten eure gegenwärtigen Siege „auf einen noch ſchönern u. ſ. w. **)." Dann, als er bei Lodi geſiegt und Mailand eingenommen hatte, ſprach er in einem Tagsbefehl vom 20. Mai: „Soldaten, ihr „habt euch von der Höhe der Apenninen wie ein reißender „Strom herabgeſtürzt. Alles, was ſich eurem Laufe widerſetzte, „habt ihr überwältigt und zerſtreut. Piemont, „von Oeſtreichs Tyrannei befreit, überließ ſich ſeinen natürlichen „Gefühlen des Friedens und der Freundſchaft für „Frankreich. Mailand iſt in euren Händen, und die republikaniſche „Fahne weht in der ganzen Lombardei. Die „Herzoge von Parma und Modena verdanken ihre politiſche „Exiſtenz nur eurer Großmuth. Die Armee, welche „euch mit ſo vielem Stolze bedrohte, findet keine Scheidewand „mehr, die ſie gegen euren Muth ſicherte; der Po, „der Teſſino, die Adda, dieſe ſo gerühmten Schutzwehren „Italiens, konnten euch nicht einen Tag aufhalten; ihr „habt ſie ſo ſchnell überſtiegen, wie die Apenninen." — — „Ja, Soldaten, ihr habt viel gethan. Aber bleibt euch „nichts mehr zu thun übrig? Soll man von uns ſagen, „daß wir wohl zu ſiegen, aber den Sieg nicht zu nützen „verſtänden? Soll die Nachwelt uns den Vorwurf machen, „daß wir in der Lombardei unſer Capua fanden? „Wohlan! Auf! Laßt uns aufbrechen! Noch haben „wir Gewaltmärſche zu machen, Feinde zu unterwerfen, „Lorbeeren zu pflücken, Beleidigungen zu rächen." — — „Das franzöſiſche Volk, geachtet von der ganzen Welt, „wird Europa einen rühmlichen Frieden geben; — dann „kehrt ihr zu den Eurigen zurück, und eure Mitbürger „werden, auf euch hindeutend, ſagen: auch er gehörte

---

*) Gourgaud, Th. III, S. 124.

**) Gourgaud, Th. III, S. 135. Poſſelt, chronol. Regiſter der franzöſiſchen Revolution. Th. II, S. 485.

„einſt zur Armee von Italien! *)" — Wenn ſolche Reden noch heute für den Leſer etwas Berauſchendes haben, wie tief mußten ſie auf die Soldaten, an die ſie gerichtet waren, auf Franzoſen, denen glänzende Redensarten ſo vieles gelten, einwirken, wie lebendig ſie zu muthvollen Anſtrengungen begeiſtern und entflammen! Ueberhaupt kann auch von Napoleon gelten, was von Guſtav Adolf erzählt wird, daß er durch ſeine Reden oft eben ſo viel erwirkt habe, als durch ſeine Waffenthaten.

Während er ſo die Soldaten ſich anzueignen wußte, daß ſie mehr ihm als der Republik angehörten, wußte er ſich der Abhängigkeit vom Directorium, der damaligen Regierung Frankreichs, zu entziehen. Anfangs ſchrieb das Directorium ihm, wie andern Feldherren der Republik, einen Feldzugsplan vor, ſtellte einen Abgeordneten (Salicetti) ihm zur Seite, ſuchte das Kommando in Italien zwiſchen ihm und Kellermann zu theilen; aber bald mußte es von dem Allen abſtehen. Er beſtand darauf, Alles allein zu leiten, und brachte die Kriegführung, die Armeeverwaltung, die Beutevertheilung, die Unterhandlung mit feindlichen Mächten, kurz alle Angelegenheiten in Italien an ſich. Wohl bemerkte das Directorium das Umſichgreifen ſeines Ehrgeizes, und fürchtend, durch ihn Macht und Anſehn zu verlieren, umgab es ihn mit Spionen, verweigerte ihm Truppenzuſendungen, ſtellte ihm Hinderniſſe bei Unterhandlungen entgegen, oder ſuchte den Lauf ſeiner Siege

---

*) Gourgaud III, 153. Peſſelt II, 504.

Siege aufzuhalten. Doch vergebens: er wußte den Unwillen und die Eiferſucht des Directoriums zu beſchwichtigen. Bald ſchmeichelte er der Eitelkeit desſelben, indem er ihm Siegsberichte, Fahnen und Kunſtwerke unter Ausdrücken der Ergebenheit zukommen ließ; bald befriedigte er die Bedürfniſſe desſelben, indem er, ſtatt Geld für ſeine Armee zu verlangen, Geld nach Paris ſendete; bald ſtellte er ſich, als wolle er abdanken, indem er auf ſeine Verabſchiedung antrug, während er zugleich durch ſeine Unterhändler in Paris die öffentliche Meinung zu ſeinen Gunſten ſtimmte. Der raſche und glorreiche Gang ſeiner Unternehmungen und der blendende Ruhm, den er errang, kam ihm zu Statten; und da das Directorium Glanz durch ſeine Siege erhielt und durch ſeinen Arm Schutz gegen Widerſacher erwartete: ſo konnte es dem Unmuth gegen ihn nicht nachgeben und kam zuletzt dahin, alles gut zu heißen, was er anordnete und ausführte *).

Der Hauptgegenſtand ſeiner Thätigkeit war der Krieg, den er nach ſeinen Ideen betrieb **) und auf eine überraſchende Art, ganz als ein Kunſtwerk, deſſen einzelne Theile gehörig abgemeſſen und genau zuſammengefügt werden. Gewöhnlich griff er den Feind an und griff ihn da an, wo dieſer es am wenigſten vermuthete, und er an Zahl ihm überlegen war. Mit Scharfblick entdeckte er die Fehler der Feinde und mit Klugheit wußte er ſie zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Traten unvorhergeſehene Umſtände ein, ſo wußte er mit Schnelligkeit ſeinen Schlachtplan zu verändern *). Unzufriedene und Verräther lockte er an ſich und behielt ſie bei ſich, ſo lange ſie ihm nützen konnten, ſtieß ſie aber von ſich oder gab ſie ihrem Schickſale Preis, ſobald ſie ihm mehr nachtheilig als vortheilhaft waren. Unruhen und Aufſtände, die nicht von ihm ausgingen, ſtrafte er mit rückſichtsloſer Strenge **). Auf Menſchenleben achtete er nicht, wenn er nur ſeine Abſichten erreichte. Gleichwohl ſuchte er ſich das Anſehen eines milden, Menſchenleben ſchonenden Kriegers zu geben. Als er, ſelbſt in bedenklicher Lage, mit Oeſtreich Waffenſtillſtand zu ſchließen ſuchte, ſchrieb er (am 31. März 1797) dem Erzherzoge Karl: „Brave Soldaten führen Krieg und verlangen „nach Frieden. Dauert dieſer Krieg nicht ſchon ſechs

---

*) Gourgaud III, 156 und Napoleons Briefwechſel mit dem Directorium bei Montholon, Th. IV, S. 285 ff.

**) Unter dem 14. Mai 1796 ſchrieb er dem Directorium: „Ich habe den Feldzug gemacht und niemand zu Rathe gezogen. Hätte ich müſſen die Anſichten Andrer berückſichtigen, ſo würde ich nicht viel ausgerichtet haben.“ ſ. Montholon, IV, 369.

---

*) Nach der Schlacht von Lodi ſagte zu ihm, wie er erzählt (Gourgaud III, 181), ein gefangener ungeriſcher Hauptmann, der ihn nicht kannte: „Unſere Sachen ſtehen ſchlecht; aber es iſt nicht mög„lich, daraus klug zu werden. Wir haben es mit einem General „zu thun, der bald vor, bald hinter uns, bald auf unſeren Flan„ken iſt. Man weiß nicht, wie man ſich anſtellen ſoll. Dieſe Art, „Krieg zu führen, iſt unerträglich und gegen alle Art." — Worte, die Napoleons Kriegsführung und den Eindruck, den ſie machte, bezeichnen.

**) Beiſpiele hiervon finden ſich in Leo's Geſch. der italieniſchen Staaten Th. V, 811 u. 817.

„Jahre? Haben wir noch nicht Menſchen genug getödtet „und der leidenden Menſchheit noch nicht genug Unglück „zugefügt? Ihr Ruf ertönt von allen Seiten! Europa, „welches die Waffen gegen die franzöſiſche Republik ergriff, hat ſie niedergelegt. Ihre Nation behält ſie allein, „und das Blut ſoll mehr als je fließen. Dieſer ſechſte „Feldzug kündigt ſich durch verhängnißvolle Zeichen an. „Was er auch für Erfolge habe, wir werden uns beiderſeits noch einige tauſend Menſchen tödten, und zuletzt „werden wir doch genöthigt ſein, uns zu verſtändigen; „denn alles hat ein Ziel, ſelbſt die Leidenſchaft des Haſſes! — Iſt denn keine Hoffnung, uns zu verſtändigen? „und müſſen wir fortfahren uns einander für das Intereſſe „und die Leidenſchaften einer Nation (der engliſchen), welcher das Uebel des Kriegs fremd bleibt, umzubringen? „Sie, Herr Obergeneral, die Sie durch Ihre Geburt dem „Throne ſo nahe ſtehen, ſind Sie entſchloſſen, den Titel „eines Wohlthäters der ganzen Menſchheit und des wahren „Erretters von Deutſchland zu verdienen? Glauben Sie „nicht, daß ich ſagen will, es ſei Ihnen nicht möglich, „Deutſchland durch die Gewalt der Waffen zu retten; „allein wenn auch die Ereigniſſe des Kriegs günſtig für „Sie ausfallen ſollten, Deutſchland wird doch der Verheerung Preis gegeben werden. Was mich anbetrifft, Herr „Obergeneral, ſo werde ich, wenn die Eröffnung, welche „ich die Ehre habe Ihnen zu machen, auch nur Eines „Menſchen Leben retten kann, auf die Bürgerkrone, welche „ich dadurch verdienen zu können glaube, ſtolzer ſein, als

„auf den traurigen Ruhm, der eine Frucht militäriſcher „Erfolge iſt." *) — Es iſt unnöthig dieſes Schreiben mit Bemerkungen zu begleiten. Die Art, wie Napoleon ſich und Andere zu täuſchen, wie er auf Phantaſie und Gemüth zu wirken ſuchte, ſpricht ſich in demſelben vernehmlich aus.

Auſſer dem Krieg und ſeinen Verhältniſſen zum Directorium beſchäftigte ihn die Einrichtung und Verwaltung eroberter Länder, die Unterhandlung mit Oeſtreich und den Mächten Italiens. Bei allen dieſen Geſchäften zeigte er nicht bloß Einſicht und Gewandtheit, ſondern auch Erhabenheit über niedrige Habſucht. Er ließ ſich eben ſo wenig beſiegen, als beſtechen. Raub und Beute betrachtete er nur als Mittel, nicht als Zweck; den öſtreichiſchen Bevollmächtigten, die ihm im Jahre 1797 glänzende Anerbietungen machten, verſicherte er, daß er keine Größe, keine Reichthümer verlange, die ihm nicht durch das franzöſiſche Volk ertheilt würden **). Aber frei von Habſucht, war er nicht frei von Ehrſucht; vielmehr erfüllte dieſe ſein Gemüth und leuchtete aus allen ſeinem Thun und Reden hervor. Durch glänzende Thaten wollte er ſeinen Namen unſterblich machen, über alle Generale wollte er ſich erheben, jede Art des Ruhms wollte er ſich aneignen, den Ruhm des Feldherrn und des Friedensſtifters, des Staatengründers und des Kunſtkenners wollte er in ſich vereinigen und zugleich mit dem Ruhm der Vaterlandsliebe, der Großmuth und der Achtung vor fremdem Verdienſte ſich bekleiden. Und fürwahr, er that vieles, was eine Fülle des Ruhms ihm zuführte, und immer dauernd ihm erhalten wird!

---

*) Dieſes Schreiben findet ſich bei Montholon, IV, 70 und Poſſelt, III, 84.

**) Montholon IV, 79. — Schloſſer (zur Beurtheilung Nap. Th. I, S. 109) bemerkt: „In der erſten Hälfte ſeines öffentlichen Lebens hat Napoleon ſtets bewieſen, daß er, nach Herrſchaft und Ruhm ſtrebend, den Beſitz unermeßlichen Reichthums gern Andern überließ. — — Alle, die ihn perſönlich näher gekannt haben, ſtimmen darin überein, daß er gern mit vollen Händen austheilte."

Mit dem Talente zu gebieten und zu herrſchen trat er in Italien auf, aber gewiß nicht mit dem Gedanken, über Frankreich zu herrſchen; wie hätte er, da er erſt anfing empor zu kommen und noch nicht hatte, worauf er eine Herrſchaft gründen konnte, dieſen Gedanken faſſen können? Erſt als er ſeines Heeres ſich verſichert, als er durch glänzende Waffenthaten großes Anſehn errungen, als er der Abhängigkeit vom Directorium ſich entzogen hatte und nun fühlte, wie er ſelbſt angibt, daß er zu etwas Auſſerordentlichem beſtimmt ſei: da erſt, nach der Schlacht von Lodi, mögen Herrſchergedanken in ihm entſtanden ſein *). Waren ſie aber einmal in ihm entſtanden, ſo mußten ſie durch den Fortgang ſeiner Siege und

durch

---

*) Er ſagt (bei Las Caſes, Th. 1, S. 90): „Der Vendemiaire (5. Oct. 1795) und ſelbſt Montenotte (ſein erſter Sieg als Oberfeldherr) brachten mich noch nicht dahin, zu glauben, daß ich ein ausgezeichneter Menſch ſei. Erſt nach der Schlacht bei Lodi kam es mir in den Sinn, daß ich vielleicht ein Hauptacteur auf unſerm politiſchen Theater werden könnte. Hier, hier entſtand der erſte Funke jenes großen Ehrgeizes.“

durch die Huldigungen, die ihm überall entgegen kamen, in ſeinem ehrgeizigen Gemüthe reiche Nahrung finden. Und je länger er an der Spitze ſeines Heeres und der italieniſchen Angelegenheiten ſtand, je eigenmächtiger er jenes beherrſchte und dieſe leitete, und je häuſiger er dabei mit Regenten und Räthen verkehrte, deſto mehr mußte er ſich zum Herrſcher bilden und an Herrſchaft gewöhnen. Die Geſtaltung derſelben mochte er der Zeit und den Umſtänden überlaſſen. Möglich iſt es, daß er, wie Bourrienne (Th. I, S. 142) behauptet, anfangs mit ins Directorium zu kommen oder Präſident der Republik (etwa wie Washington) zu werden ſuchte; doch ausgemacht iſt es nicht. Gewiß iſt dagegen, daß er der Wiederherſtellung des Königthums, die damals (1797) in Frankreich verſucht wurde, lebhaft entgegen war, daß er darum das Directorium bei den Begebenheiten des 18. Fructidor (4. Sept. 1797) unterſtützte, ja ſelbſt nach Paris zu ziehen drohete, wenn dieſe Unterſtützung nicht ausreichen ſollte *). Nicht Liebe zur Republik oder zum Directorium konnte ihn hierzu treiben, ſondern nur Rückſicht auf ſich und auf ſeine Zukunft. Denn indem er das Directorium unterſtützte, fand er Gelegenheit in die innern Angelegenheiten Frankreichs einzugreifen und ſich den Weg zur Herrſchaft zu bahnen, den ihm die Wiederherſtellung der Bourbons verſperrt haben würde.

Und ſchon lebte er damals als Herrſcher! „Das fran-

---

*) Das ſagt er ſelbſt in ſeinen, von Montholon niedergeſchriebenen Denkwürdigkeiten, Th. IV, S. 167.

franzöſiſche Hauptquartier" (läßt er durch Montholon Th. IV, S. 113 ſchreiben) „war im Monat Mai und Juni 1797 zu Montebello, einem Schloſſe bei Mailand. Die Verſammlung der erſten Damen von Mailand, die täglich dahin kamen, um Joſephinen die Aufwartung zu machen, die Gegenwart der Miniſter des Kaiſers Franz, des Papſtes, der Könige von Neapel und Sardinien, der Republiken Genua und Venedig, des Herzogs von Parma, der Schweizer-Cantons und mehrerer Fürſten Deutſchlands, das Zuſammentreffen aller Generale, der Autoritäten der ciſalpiniſchen Republik, der Deputirten von den Städten, die große Menge Couriers von Paris, Rom, Neapel, Wien, Florenz, Venedig, Turin, Genua, welche zu jeder Tageszeit ankamen und abgingen; das ganze Leben auf dieſem Schloſſe: das alles machte, daß es von den Italienern der *Hof von Montebello* genannt wurde. Es war in der That ein glänzender Hof! Der Friede mit dem Kaiſer, das Schickſal des Königs von Sardinien, der Schweiz, Venedigs, Genuas wurden dort verhandelt."

Er ſelbſt nahm mitten unter dieſem fürſtlichen Glanze Ton und Anſtand des Gebieters an; doch konnte er des wilden Ungeſtüms, der auch ſpäterhin oft in ihm hervortrat, nicht Meiſter werden. Als die Friedensunterhandlungen mit Oeſtreich, die am 26. Sept. 1797 begonnen hatten, am 16. Oct. zu Udine beim Grafen von *Cobenzl* gehalten wurden und dieſer aufs neue gegen die Forderungen Frankreichs oder Napoleons den lebhafteſten Widerſpruch erhob, ja ſogar drohete, er werde noch dieſe Nacht abreiſen, und alles Blut, das bei Erneuerung des Kriegs fließen würde, werde auf den franzöſiſchen Unterhändler zurückfallen: da ſprang Napoleon entrüſtet von ſeinem Sitze auf, ergriff einen porcellanen Armleuchter, den Graf von Cobenzl als ein ihm theures Geſchenk der Kaiſerin Katharina in Ehren hielt, und rief, indem er den Armleuchter mit voller Kraft zu Boden ſchmetterte: „Nun wohl, der Krieg iſt erklärt; aber denkt daran, daß ich vor Ende des Herbſtes eure Monarchie zertrümmern werde, wie ich jetzt dieſes Porzellan zertrümmere.“ Nach dieſem aufbrauſenden Verfahren verbeugte er ſich vor den öſtreichiſchen Bevollmächtigten, eilte aus dem Zimmer zu ſeinem Wagen und befahl beim Einſteigen einem ſeiner Adjutanten, dem Erzherzog Karl anzuzeigen, daß die Friedensunterhandlungen abgebrochen wären und die Feindſeligkeiten nach vier und zwanzig Stunden wieder anfangen würden. Hiermit erreichte er, was er wollte. Erſtaunt und erſchrocken über ſein Benehmen, ließ ihm der Graf von Cobenzl erklären, daß er in die Forderungen Frankreichs willige, worauf ſchon am folgenden Tage (17. Oct. Abends 5 Uhr) der Friede zu Campo Formio ausgefertigt wurde *).

Nach

---

*) Dieß erzählt Napoleon ſelbſt bei Montholon IV, 192, und nach ihm Buchholz Geſch. Napol. Bonap. Th. II, S. 713. Thöricht iſt es, daß Bourrienne Th. I, S. 193 die Erzählung von dem porzellanen Armleuchter darum ein Mährchen nennt, „weil er nichts davon gehört habe.“

Nach Unterzeichnung deſſelben kehrte Napoleon nach Mailand zurück, um theils für die ciſalpiniſche Republik, theils für ſeine Armee Anordnungen zu treffen. Darauf verließ er am 15. Nov. Mailand und reiſte durch die Schweiz nach Raſtadt und von Raſtadt (1. Dec.) nach Paris.

Geſchloſſen war alſo mit dem Frieden von Campo Formio der erſte Act ſeines öffentlichen Lebens. Großes hatte er in demſelben vollbracht und hoch war er in demſelben emporgeſtiegen; aber damit nicht zufrieden, wollte er noch Größeres vollbringen und noch höher emporſteigen. Dieß deutete er ſelbſt in den Abſchiedsworten an, die er am 14. Nov. an ſeine Soldaten richtete. „Soldaten," rief er ihnen zu, „meine Abreiſe iſt auf morgen feſtgeſetzt. „Getrennt von euch wird mich die Hoffnung tröſten, daß „wir uns im Kampfe mit neuen Gefahren bald wieder ſehen werden. — — Soldaten, wenn ihr euch von den „Fürſten, die ihr beſiegt, von den Völkern„ welchen ihr „die Freiheit gegeben, von den Schlachten, welche ihr in „zwei Feldzügen geliefert habt, unterhaltet, ſo ſagt euch „dann: in zwei Feldzügen werden wir bei weitem mehr „gethan haben *)."

2) Napoleon in Paris, vom 5. Dec. 1797 bis zum 3. Mai 1798.

Am 5. Dec. Abends 5 Uhr traf er in Paris ein, wo bei

---

*) Poſſelt (Chronol. Reg. Th. III, S. 355) gibt dieſe Abſchiedsworte, wie ſie ſich im Moniteur finden, etwas verändert Napoleon bei Montholon IV, 199.

bei der Bewunderung, die ſeine Thaten erregt hatten, Huldigungen auf Huldigungen ihm entgegen kamen. Schon jetzt ſtand er in der Meinung der Pariſer höher als jeder Andere, der ſich im Laufe der Revolution berühmt gemacht hatte. Freilich waren die Jacobiner ihm abgeneigt: ſie fürchteten, er ſei zum Bürger zu groß und ſein Ruhm mit der Freiheit unverträglich; auch das Directorium ſah mit Argwohn auf ihn: es erblickte in ihm eine Gewalt, die ſich neben die Directorialgewalt ſtelle; ſie verdunkle und zu zertrümmern drohe. Aber die allgemeine Stimme erklärte ſich für ihn: die Municipalität, die Departementsbehörden, die beiden Räthe wetteiferten, ihm die Erkenntlichkeit der Nation zu bezeigen; Royaliſten, Republikaner, alle, die das Directorium haßten, ſetzten auf ihn ihre Hoffnungen; alles war begierig, ihn wieder zu ſehen oder kennen zu lernen. Man drängte ſich zu ihm; Theater, Straßen, öffentliche Plätze, wo nur man ihn erwartete, waren mit Menſchen angefüllt; ſeine Thaten, wie ſeine Perſönlichkeit, beſchäftigten die Einbildungskraft; man ſah in ihm den Mann, der Frankreichs Schickſal in ſeinen Händen trage *).

Vor dieſem allgemeinen Enthuſiasmus mußte das Murren der abſterbenden Jacobiner verſtummen. Auch das Directorium konnte den gefeierten Helden und Frie-

---

*) Was er ſelbſt über ſeinen Empfang in Paris erzählt (bei Montholon IV, 203 ff.), wird von ſeiner Gegnerin, Frau von Stael (Betrachtungen über die franzöſ. Revolution. Heidelberg, 1818. Th. II, 1. S. 199), die damals in Paris lebte, beſtätigt.

densſtifter nicht widerſtreben. Während es ihm mißtrauete, heuchelte es ihm Vertrauen, befragte ihn um Rath, ließ ihn häufig an den Directorialſitzungen Theil nehmen und vollzog (am 10. Dec.) zur Feier des Friedens von Campo Formio, eigentlich zur Feier ſeiner Großthaten, ein glänzendes Nationalfeſt im Hofe des Regierungspalaſtes, bei welchem alles, was nur die ausſchweifendſte Schmeichelei an pomphaften Lobpreiſungen erſinnen kann, von Talleyrand und Barras ihm geſagt wurde *). Dieſem Hauptfeſte folgten andre von Seiten der Directoren, der beiden Räthe, der Miniſter und des Nationalinſtituts, das ihn, was er freudig annahm **), am 28. Dec. zum Mitgliede ernannte.

Er ſelbſt zeigte bei dem allen jene ſchlau berechnete Einfachheit, die um ſo mehr die Aufmerkſamkeit ſpannt, je mehr ſie ſich derſelben zu entziehen ſucht. Selten erſchien er öffentlich, und wo er erſchien, zeigte er ſich in einfacher Kleidung, blieb nur kurze Zeit, äuſſerte wenig Empfänglichkeit für Vergnügen und ein räthſelhaftes, die Einbildungskraft ergreifendes Weſen ***). Gewöhnlich hatte

---

*) Eine Beſchreibung dieſes Feſtes und der bei ſelbigem gehaltenen Reden findet man bei Montholon, IV, 206, bei Frau von Stael, II, 1, 230 und bei Buchholz II, 720.

**) Man ſehe ſeinen Brief an das Nationalinſtitut bei Bourrienne Th. II, S. 21 f.

***) Frau von Stael ſchreibt (II, 1, S. 225 f.): „Ich ſah Bonaparte häufiger; aber weit entfernt mir Zutrauen einzuflößen, „ſchüchterte er mich immer mehr ein. — Er iſt weder gutmüthig noch heftig, weder ſanft noch grauſam. — Er haßt hatte er Generale, Gelehrte, Künſtler um ſich; die Zudringlichen wies er zurück; weder den Royaliſten, noch den Republikanern gab er ſich hin; er ſtand da als ein Starker, der mitten im Gewühl der Parteien ſeinen eignen Weg geht.

Das Directorium wünſchte ihn zu entfernen, weil es ſein Naheſein noch mehr als ſein Ferneſein fürchtete; und auch er wünſchte den Ruf zu neuen Thaten, weil er durch ihn ſeinen Ruhm und Einfluß zu behaupten und zu vermehren hoffte *). Aber welche Bahn ſollte er hierzu betreten? Mitglied des Directoriums mochte er nicht werden: die Einrichtung desſelben und deſſen Stellung zu beiden Räthen mißfiel ihm; ſich allein an die Spitze der Republik zu ſtellen, ſchien ihm zu voreilig; der republikaniſche Geiſt war noch zu mächtig und ſein Ruhm und Anſehn noch nicht ſtark genug, als daß er es wagen konnte,

---

„nicht und liebt nicht; für ihn gibt es nur ihn; alle übrigen Menſchen ſind Zahlen. — So oft ich ihn ſprechen hörte, war ich von „ſeiner Ueberlegenheit betroffen.“ — Er dagegen rechnete die Frau von Stael zu den Zudringlichen, die er nicht leiden mochte. Bei einem Feſte, das ihm damals der Miniſter Talleyrand gab, forderte ſie ihn mitten in einem großen Zirkel auf, ihr zu ſagen, „welche Frau er unter den Lebenden und Todten für die größte halte?“ Lächelnd antwortete er: „Diejenige, welche die meiſten Kinder gehabt hat.“ Sie, hierüber verlegen, faßte ſich bald wieder und bemerkte, „daß er in dem Rufe ſtehe, die Frauen nicht ſehr zu lieben.“ „Verzeihen Sie mir, Madame,“ entgegnete er, „ich liebe die meinige ſehr.“ — Dieſe charakteriſtiſche Anekdote erzählt er ſelbſt bei Las Caſes, Th. VIII, S. 3, und auch Bailleul in der Widerlegung des hiſtoriſchen Werkes der Frau von Stael, Th. II, S. 288.

*) Bourrienne, Th. II, S. 20.

als Beherrſcher der Republik aufzutreten. „Die Birnen,“ ſoll er damals geſagt haben, „ſind noch nicht reif zum Falle.“ Erſt wenn er durch neue Großthaten in der Meinung der Menſchen höher gekommen, wenn das Directorium durch neue Gewaltſtreiche und zunehmende Schwäche tiefer geſunken, wenn dabei die Verwirrung im Innern geſteigert, die Liebe zur Republik immer mehr verloſchen und die Sehnſucht nach der feſten Ordnung einer monarchiſchen Herrſchaft immer mehr entflammt wäre, dann erſt ſchienen ihm die Birnen zum Falle reif. Er bedurfte alſo für ſeine Erhebung eines Unternehmens, bei welchem er, völlig unabhängig vom Directorium, durch auſſerordentliche Thaten aller Augen auf ſich lenken und die Franzoſen daran gewöhnen konnte, ihn als Herrſcher zu betrachten. Als ſolches erſchien ihm nicht eine Landung in England, zu welcher das Directorium ihn aufforderte, ſondern ein Angriff auf Aegypten, der zugleich einen Angriff auf England in ſich ſchloß*). Schon in Italien hatte er die Idee hierzu aufgefaßt und Einleitungen zur Bewerkſtelligung derſelben getroffen**); aber mit voller Kraft ſeines Geiſtes verfolgte er

---

*) Er läßt durch Gourgaud (Th. II, S. 210) ſchreiben: „Der Hauptzweck der franzöſiſchen Expedition nach Aegypten war, die Macht der Engländer zu demüthigen. Vom Nil mußte die Armee ausgehen, die das neue Schickſal Indiens lenken ſollte. Aegypten ſollte St. Domingo und die Antillen erſetzen. — Machten ſich die Franzoſen zu Meiſtern der Hafen von Italien, Corfu, Malta und Alexandrien, ſo wurde das mittelländiſche Meer eine franzöſiſche See.“

**) Deutlich wird dieß aus der von Bourrienne (Th. I, S. 168) angeführten Proclamation Napoleons an die Mannſchaft des Geer ſie jetzt. Ein neuer Landkrieg war dem Ausbruche nahe, und bedenklich war es, gerade jetzt den beßten Feldherrn mit dem ausgeſuchteſten Heere in weite Fernen zu ſenden; gleichwohl gab das Directorium gern Beiſtimmung und Beiſtand zu dieſem Vorhaben, ja es trieb ihn zuletzt, ſelbiges zu beſchleunigen. So groß war die Furcht der Directoren vor ſeiner Nähe, ſo dringend ihr Wunſch, ſeiner entledigt zu werden. Am 3. Mai 1798 reiſte er von Paris nach Toulon, wo er Schiffe, Truppen, Gelehrte, Künſtler verſammelt hatte. Am 8. Mai traf er daſelbſt ein, und am 19. Mai trat er die Heerfahrt nach Aegypten an, geleitet von ſeinem Geiſte und von ſeinem Glücke.

3) Napoleon in Aegypten und Syrien, 1798 und 1799.

Napoleons Thaten in Aegypten und Syrien ſind nicht minder ſtaunenswerth und folgereich, als ſeine Thaten in Italien. Wie umſichtig er ſich auch auf den ägyptiſchen Feldzug vorbereitet hatte, Neues fand er überall im Leben und Glauben, in Sprache und Sitte, im Angriff und Widerſtand; und dabei wie viel Schwieriges unter einem ihm neuen Himmelsſtrich, in brennender Sandwüſte, gegen wild umher ſchwärmende Feinde, umgeben von Trübſal und Klagen, abgeſchnitten von Frankreich

---

ſchwaders des Admirals Brueys, vom 16. Sept. 1797. Noch genauere Nachweiſungen hierüber ſtellt **Schloſſer** (Zur Beurtheilung Napoleons, Th. 1, S. 80 und 92) auf.

reich und ganz auf ſich ſelbſt verwieſen. Nur ein Geiſt, wie der ſeinige, der das Verſchiedenartigſte umfaßte, überall Hilfsmittel entdeckte, mächtig auf Andre einwirkte und jeden auf die rechte Stelle zu bringen wußte, — nur ein ſolcher Geiſt konnte ſo viele Schwierigkeiten überwältigen, und dabei noch an die Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften denken, ein Inſtitut zur Aufklärung ägyptiſcher Alterthümer anlegen und ſelbſt an Ort und Stelle unterſuchen, ob ſich das rothe Meer mit dem mittelländiſchen verbinden laſſe.

Sieht man auf den Ausgang ſeines Zuges nach Aegypten, ſo findet man freilich, daß derſelbe nicht erreichte, was er bei deſſen Beginnen vorſpiegelte; aber man findet auch hier wiederholt, was einſt bei den Kreuzzügen erfolgte. Denn wie dieſe ihren nächſten Zweck, Befreiung des heiligen Grabes, nicht durchſetzten, wohl aber ein Fortſchreiten der Volksbildung und Staateneinrichtung nach ſich zogen: ſo geſchah Aehnliches durch Napoleons Zug nach Aegypten. Aegypten blieb nicht in den Händen der Franzoſen, Handel und Beſitzthum der Engländer in Oſtindien wurde nicht aufgelöſet; dagegen aber wurde das Gebiet der Alterthumskunde erweitert, Europa zur nähern Kenntniß Aegyptens hingeführt, und in dieſes Land ein Same der Cultur geſtreut, der ſich jetzt in demſelben entwickelt.

Und ſieht man von dem Zwecke, den dieſer Zug für Frankreich haben ſollte, auf die Zwecke, die Napoleon bei demſelben für ſich verfolgte: ſo muß man geſtehen, daß er ſie erreichte. Denn durch denſelben gewann er an Anſehn und Selbſtändigkeit, bildete ſich immer mehr zum Herrſcher und trat immer mehr als ein auſſerordentlicher, von der Gottheit zu groſſen Dingen beſtimmter Mann hervor.

Wie in Italien wußte er auch in Aegypten Waffenthaten durch Glanzworte zu unterſtützen, durch die er die Aegypter, wie ſeine Soldaten, zu blenden oder zu bethören ſuchte. Daß es ihm bei ſolchen Worten nur auf die Wirkung, nicht auf die Wahrheit ankam, braucht kaum bemerkt zu werden: wo nur die Lüge nützte, hielt er ſie für erlaubt und zuläſſig; das Nützliche galt ihm mehr als das Moraliſche!

Mit Täuſchungen, in denen ſich Wahres und Falſches miſchte, trat er in Aegypten auf. Unter dem 12. Juli 1798 verkündigte er dem ägyptiſchen Volke in arabiſcher Sprache: er ſei gekommen, nicht, um das Land zu verheeren, nicht, um den muhamedaniſchen Glauben zu vernichten, nicht, um den Großherrn zu bekriegen, ſondern bloß um die, das Land bedrückenden Mamluken zu vertreiben. Die Franzoſen, die den Pabſt und den Malteſerorden niedergedrückt hätten, wären die wahren Freunde des Islam, und der Großherr habe in Europa keinen andern Verbündeten als die franzöſiſche Republik. Dagegen wären die Mamluken die wahren Feinde des Großherrn und der Aegypter. „Iſt irgendwo,“ rief er, „ein ſchöner Landſitz: er gehört den Mamluken; iſt irgendwo eine ſchöne Sclavin, ein ſchönes Pferd, ein ſchönes

„Haus: sie gehören den Mamlukken. Wenn Aegypten ihr „Pachtgut iſt, ſo laßt ſie die Urkunde vorzeigen, welche „Gott darüber gab. Aber Gott iſt gerecht und barmherzig gegen das Volk.“ — „Ihr hattet einſt große Städte, „große Canäle, einen ausgebreiteten Handel: wer hat „dieß alles zerſtört? Der Geiz, die Ungerechtigkeit, die „Tyrannei der Mamlukken.“ „Sie folgen nur ihren Gelüſten.“ — „Dreimal Heil Allen, welche mit uns ſind: „ſie werden blühen in Glück und Ehren! Heil Allen, die „ſich neutral verhalten: ſie werden Zeit haben, uns kennen zu lernen und auf unſre Seite zu treten! Aber „Wehe, dreimal Wehe denen, welche ſich für die Mamlukken bewaffnen und gegen uns fechten: für ſie iſt keine „Hoffnung; ſie werden zur Grube gehen *).“

Die Herrſchaft über Aegypten, die er durch ſolche Vorſtellungen einleitete, brachte er empor theils durch ſeine über die Mamlukken erfochtenen Siege, die den Aegyptern als Wunder galten, theils durch ſein Benehmen gegen die Edlen und Geſetzverſtändigen, Sheiks und Ulemas, die er mit Auszeichnung behandelte, häufig zu Berathſchlagungen zog, bald mit Wiederherſtellung des arabiſchen Reichs, bald mit Uebertritt der Franzoſen zum Islam unterhielt, und ſo für ſich einnahm, daß ſie ihn für einen Freund des Propheten erklärten, dem die Muſelmänner gehorchen und Tribut zahlen könnten. Zugleich ſorgte er für alles und jedes, um Aegypten zu coloniſiren. Als er Cairo eingenommen

---

*) Poſſelt, chronol. Regiſter ꝛc. Th. III, S. 512.

nommen hatte (23. Juli), unterſuchte er ſelbſt alle daſigen Anſtalten und Einrichtungen, nahm er die Moſcheen, die bürgerlichen und religiöſen Gebräuche, die Harems ꝛc. in Schutz, traf er für Polizei- und Militärverwaltung, für Rechtspflege und Steuererhebung zweckdienliche Anordnungen. Dabei ſuchte er den Aegyptern eine hohe Meinung von ſich ſelbſt einzuflößen, bald durch die Gerechtigkeit, die er auch gegen die Fellah's (Ackerbauer) übte, bald durch die Strenge, mit der er Widerſpenſtigkeit und Aufſtand züchtigte, bald durch orakelartige Ausſprüche, in denen er ſich als einen Gottgeſandten darſtellte. „Ihr müßt wiſſen," rief er den Bewohnern von Gaza und Jaffa (9. März 1799) zu, „daß alle menſch„lichen Anſtrengungen gegen mich unnütz ſind; denn alles, „was ich unternehme, muß gelingen. Die, welche ſich „als meine Freunde erklären, werden glücklich ſein; die, „welche meine Feinde ſind, werden untergehen*)."

Wie er auf das ägyptiſche Volk einzuwirken verſtand, ſo auch auf ſeine Soldaten. Dieſe wurden auf dem Marſche von Alexandrien nach Cairo bei den Qualen der Hitze, des Durſtes und der Sandwüſte ſehr ſchwierig, geriethen in Unmuth und Traurigkeit, manche ſogar in

---

*) Gourgaud, III, 263. — Man würde ihm Unrecht thun, wenn man in ſolchen Ausſprüchen einen Ausdruck ſeiner Ueberzeugungen fände. Nicht als gottesläſterlicher Uebermuth ſind ſie zu betrachten, ſondern als ſchlau berechnete, dem Geiſte und Tone des Orients ſich anſchmiegende Rede oder Kriegsliſt. Er ſelbſt lachte über ſie, als er ſich ihrer auf St. Helena erinnerte. ſ. Las Caſes, Th. IV, S. 49.

Verzweiflung, und nicht bloß gemeine Soldaten, ſondern auch Officiere, ja ſelbſt ausgezeichnete Generale, wie Berthier, Murat, Lannes *). In unſägliche Noth verſetzt, brachen ſie in bittere Klagen aus und fühlten ſich verſucht, ihre Fahnen zu verlaſſen und nach Hauſe zurückzukehren oder ſich zu entleiben. Gemindert wurden ihre Leiden, als ſie, nach der Schlacht bei den Pyramiden (21. Juli), Cairo eingenommen hatten, und nun Beute und Bequemlichkeiten ſich ihnen darboten. Doch bald wurden ſie mit neuem Grame erfüllt, als ſie bei ihrer Sehnſucht nach der Heimath von dem Untergange der franzöſiſchen Flotte bei Abukir hörten, durch welchen ſie von Frankreich abgeſchnitten und in Aegypten gleichſam eingeſperrt wurden. Unter dieſen ſchwierigen Umſtänden bewährte Napoleon die Feſtigkeit ſeines Charakters und die Gewandtheit ſeines Geiſtes. Er forderte fortwährend unbedingten Gehorſam von ſeinen Soldaten, ſelbſt von den Generalen, und machte ihnen bisweilen harte Vorwürfe; aber er ſorgte auch für ſie mit Umſicht und Eifer und gab ihnen ein Beiſpiel der Genügſamkeit und Standhaftigkeit. Er ſelbſt ertrug mit unerſchütterlichem Muthe alle Beſchwerden, nahm auf Märſchen ſein Bivouac mitten unter ihnen, oft an unbequemen Stellen, begnügte ſich, wo es Andern an Brod und Wein fehlte, mit Waſſer und Linſen **). Bei dem Rückzuge aus der ſyriſchen

---

*) Las Caſes, I, 121. Gourgaud, II, 163. Bourrienne, II, 84.

**) Gourgaud, II, 167.

Wüſte, als er befohlen hatte, daß alle Reitpferde zum Fortſchaffen der Kranken verwendet werden ſollten, ging er ſelbſt zu Fuß, und war höchſt unwillig über ſeinen Stallmeiſter, der ihm Pferde vorbehalten wollte. Dabei wirkte er durch glänzende Worte auf das Ehrgefühl ſeiner Soldaten ein. Vor der Schlacht bei den Pyramiden rief er ihnen zu: „Soldaten, bedenkt, daß von der Höhe dieſer Pyramiden vierzig Jahrhunderte auf euch herabſehen *).“ Bei der Feier des Stiftungsfeſtes der franzöſiſchen Republik, zu Cairo am 22. Sept. 1798, ſprach er: „Soldaten, euer Schickſal iſt ſchön, weil ihr „eurer Thaten und der Meinung, die man von euch hegt, „würdig ſeid. Ihr werdet mit Ehren ſterben, wie die „Braven, deren Namen auf dieſer Pyramide ſtehen; oder „ihr werdet in euer Vaterland zurückkehren, mit Lorbeeren „bedeckt und von allen Völkern bewundert **).“ Als er auf dem Marſche durch die ſyriſche Wüſte den Vortrab ſeines Heeres, der ſich verirret hatte, wiederfand und nun der Verzweiflung, in welche derſelbe aus Mangel an Lebensmitteln gerathen war, abhalf, ſprach er dabei: „Wenn auch die Hilfe noch länger ausgeblieben wäre, „dürfte das ein Grund ſein zu murren und muthlos zu „werden? Nein, Soldaten, lernet mit Ehren ſterben ***).“ So viele Geſchicklichkeit in Behandlung des Heeres, unterſtützt durch Geiſtesüberlegenheit und Siege, erreichte ihr Ziel. Die Soldaten erblickten in ihm ihr Heil, blieben ihm ergeben, beeiferten ſich zu heldenmüthigen Anſtrengungen und Aufopſerungen und wieſen die Anträge, die der Engländer Sidney Smith ihnen machte, ſie ſicher nach Frankreich zu bringen, mit Unwillen zurück.

---

*) Gourgaud, II, 171.

**) Gourgaud, II, 258.

***) Las Cases, I, 125.

Jeder Krieg iſt mit Schrecklichkeiten erfüllt; aber beſonders ein Krieg in der Wüſte, wo unter furchtbaren Drangſalen und Wildniſſen die zarteren Empfindungen verſtummen. Dieß zeigte ſich auch bei Napoleons Zug durch die ſyriſche Wüſte. Als er Jaffa erobert hatte (6. März 1799), waren 4000 Gefangene in ſeine Hände gerathen. Was ſollte er mit ihnen anfangen? Es fehlte ihm an Lebensmitteln zu ihrem Unterhalte, an Schiffen zu ihrer Fortſchaffung; ſchickte er ſie zu Lande nach Aegypten, ſo ſchwächte er durch die Begleitung, die er ihnen mitgeben mußte, ſein Heer; ließ er ſie frei, ſo verſtärkte er mit ihnen die Schaaren ſeiner Feinde. Er ließ ſie ſämmtlich niedermetzeln. Ein ſchreckliches Verfahren, das ſchon bei der einfachſten Erzählung Schaudern erregen muß. Doch leichter iſt es, ihn deshalb anzuklagen, als anzugeben, was er in ſeiner Lage hätte thun ſollen. Wahrſcheinlich iſt es, daß ihn, wie einſt Karl den Großen, als dieſer in dem Lager bei Verden (782) an Einem Tage 4500 Sachſen tödten ließ *), nicht tiegerartige Grauſamkeit, ſondern das Gefühl einer ſchrecklichen Nothwendigkeit trieb. Er ſelbſt ſagte auf der Inſel

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſ., Th. II, S. 111.

ſel Helena: „Ich war dieſe Maßregel dem Beſten meiner Armee ſchuldig. Wenn ich anders gehandelt hätte, ſo würde ich die Vernichtung meiner eignen Armee gewollt haben *)."

Bald nach dieſer Schrecklichkeit gerieth die franzöſiſche Armee durch die Peſt, die unter ihr ausbrach, in eine Bebung, die ihre Kraft und Zucht aufzulöſen drohete. Da beſchloß Napoleon, ſeinen Soldaten ein Beiſpiel der Furchtloſigkeit und menſchenfreundlichen Theilnahme und zugleich einen Beweis ſeiner rückſichtsloſen Sorge für ſie zu geben. Begleitet von dem Oberarzte Desgenettes und einem Theile ſeines Generalſtabes, beſuchte er am 11. März 1799, das zu Jaffa errichtete Spital für Peſtkranke, und nicht in eilfertiger Haſt, ſondern mit ſorgfältiger, alles durchſpähender Aufmerkſamkeit. Er trat zu den Kranken, ſprach tröſtende Worte zu ihnen, berührte ſie und ihre Beulen, half ſelbſt einen derſelben forttragen und empfahl ſie aufs angelegentlichſte den Krankenwärtern. Dieſes hochherzige Benehmen, gleichſam ein Lichtſtrahl in dem gräßlichen Dunkel dieſer Schrecklichkeiten,

---

*) Bergk, Leben Napoleons. Th. I, S. 96. Auch Bourrienne (II, 142) bemerkt: „Man mußte an Ort und Stelle ſein, um die ſchreckliche Nothwendigkeit dieſer Maßregel ganz zu erkennen;" und Schloſſer (Zur Beurtheilung Napoleons, S. 154): „Menſchlichkeit gegen dieſe Türken wäre zur Grauſamkeit gegen das eigne Heer geworden." Gleichwohl fühlt man ſich bewogen, hier dem Urtheil der Frau von Stael (Th. II, S. 264) beizuſtimmen: „Napoleon zeigte bei ſeinem ägyptiſchen Feldzuge Mangel an „menſchlichem Gefühle. So oft er ſeinen Vortheil fand in der „Grauſamkeit, hat er ſie ſich erlaubt, ohne daß er deswegen blutdürſtiger Natur geweſen wäre."

keiten, hatte die erwünſchte Wirkung. Es belebte die Soldaten mit neuem Muthe und beſtärkte ſie in ihrer Ergebenheit gegen ihren Oberfeldherrn *).

Auf dem Rückzuge von St. Acre nach Aegypten (20. Mai — 15. Juni) traten neue Schrecklichkeiten ein. Es fehlte an Transportmitteln; man mußte die Artillerie ins Meer werfen; kaum konnten die Verwundeten fortgeſchafft werden. Was ſollte nun mit den unheilbaren Peſtkranken zu Jaffa geſchehen? Sie mitzunehmen, war für die ganze Armee gefährlich; ſie ohne Pflege zurückzulaſſen und dem Wüthen der nachrückenden Türken auszuſetzen, ſchien grauſam. Da ſoll Napoleon befohlen haben, ſie (ohngefähr 60 an der Zahl) durch Opium zu vergiften. Aber die Wahrheit dieſer weit verbreiteten Sage iſt nicht verbürgt; vielmehr wird ſie, als eine verläumderiſche Erdichtung, in Zweifel gezogen, und Napoleon ſelbſt erklärt ſich gegen ſie aufs nachdrücklichſte **). Doch geſetzt auch, er hätte beim gänzlichen Mangel an Rettungsmitteln den unheilbaren Peſtkranken Opium reichen laſſen, mußte dieß aus barbariſcher Fühlloſigkeit geſchehen? Konnte nicht auch hier, wie dort bei der Niedermetzelung der Gefangenen, in das Unmenſchliche, was geſchah, neben kalter Politik ein Gefühl der Menſchlichkeit ſich miſchen?

4)

---

*) Ausführlich handelt hiervon Schloſſer a. a. O. S. 160.

**) Las Caſes. I, 115—118. — Alles was ſich gegen obige Erzählung und deren Vertheidiger Bourrienne (Th. II, S. 160) angeben läßt, ſtellt Schloſſer S. 161 ff. zuſammen.

4) Napoleons Rückkehr nach Europa und Gelangung zur Herrſchaft über Frankreich, Aug. — Dec. 1799.

Die Vorſtellungen, die **Napoleon** ſeit der Schlacht bei Lodi aufgefaßt hatte, daß er zu etwas Auſſerordentlichem beſtimmt ſei, mußten durch ſeine Rettung aus ſo vielen Gefahren und Drangſalen, als während des ſyriſchen Feldzugs auf ihn eindrangen, durch ſeine glückliche Wiederkehr nach Cairo (15. Juni), das er, wie ganz Aegypten, in Gehorſam fand, und durch den Sieg, den er bald darauf (25. Juli) bei Abukir über die Türken errang, immer tiefer und feſter in ſeinem herrſchſüchtigen Gemüthe wurzeln. Eben darum konnten ſie auch, als er, nach dem Siege bei Abukir, über die Lage, in welche Frankreich während ſeiner Abweſenheit gerathen war, Nachricht erhielt, und in Aegypten nichts mehr für ſich zu thun fand (denn die Behauptung des eroberten Landes hielt er für ſeinen Ruhm zu klein), den Gedanken in ihm erregen, nach Frankreich zurückzukehren, dort das ſchlaffe Directorium zu verdrängen und ſich an die Spitze der Regierung zu ſtellen *). Raſch und beſonnen ſchritt er zur That. Schon am 23. Aug. trat er die Rückfahrt nach Frankreich an.

---

*) Er ſelbſt erzählt (**Las Caſes.** I, 131): als er nach der Landſchlacht bei Abukir die Zeitungen, die Sidney Smith aus Hohn ihm zukommen ließ, durchgeleſen hatte, habe er ausgerufen: „Dieſe Schwätzer (die Directoren) bringen mit ihren ſchönen Reden Frankreich ins Verderben; es iſt Zeit, es zu retten.“

Seine Feinde haben ihn beſchuldigt, „er habe ſein Heer widerrechtlich verlaſſen, unbekümmert um deſſen ferneres Schickſal, bloß beſchäftigt mit dem Gedanken, ſich zu retten und zu erheben." Aber er hatte bei ſeiner Abfahrt nach Aegypten unbedingte Vollmacht erhalten, entweder allein oder mit dem Heere zurückzukommen *); und er verließ daſſelbe erſt, als er ihm durch den Sieg bei Abukir neue Feſtigkeit und in Kleber einen Oberanführer von anerkanntem Verdienſt verſchafft hatte. Andrerſeits haben aber auch ſeine Freunde Unrecht, wenn ſie in ſeiner Rückkehr das Zeichen eines hohen und kühnen Patriotismus bewundern **): er ſelbſt geſteht, Aegypten verlaſſen zu haben, um ſich der oberſten Gewalt in Frankreich zu bemächtigen ***). Und hierzu beſtimmten ihn nicht Briefe des Directoriums, nicht geheime Einverſtändniſſe, ſondern ſeine eignen Anſichten und Entſchließungen. Es war ihm gewiß, daß man ihn bei ſeiner Rückkehr als den Retter und bald auch als den Beherrſcher Frankreichs anerkennen würde †). Und was er erwartete, geſchah!

Mit Freude und Hoffnung empfing ihn das Volk, als er am 9. Oct. bei Frejus landete. Statt ihn den Quarantäne-Anſtalten zu überlaſſen, zog es ihn wie im Triumphe mit ſich fort. „Die Freude war," wie er durch Gourgaud (I, 37) ſchreiben läßt, „allgemein. Es war kein Bürger, der in ſein Vaterland zurückkehrt, kein General, der von einer ſiegreichen Armee kommt; es war ſchon der Souverän, der in ſeine Staaten zurückkehrt. Ueberall ſchien das Volk zu ſagen: wir ſind zahlreich, wir ſind brav, und doch ſind wir überwunden; es fehlt uns ein Oberhaupt, uns anzuführen: es erſcheint, und unſre glorreichen Tage werden zurückkehren."

---

*) Montholon, I, 83. II, 143. Bourrienne, II, 197.

**) Las Caſes, I, 121 u. 131.

***) Gourgaud, I, 39.

†) Bourrienne, II, 198.

Schon oben, im erſten Abſchnitte dieſes Bandes (S. 191), iſt erzählt worden, daß am 15. Oct. ſeine Rückkehr nach Paris erfolgte, daß dort alle Parteien ſich zu ihm drängten, und daß er, nach ſcharfſichtiger Durchſchauung der Verhältniſſe, die Spaltung im Directorio benutzte, um, in Verbindung mit dem einen Theile desſelben (Sieyes und Ducos) den andern zu ſtürzen, um dann auch den erſtern ſich zu unterwerfen, wobei er vornehmlich auf den Beiſtand des Militärs baute. Hier iſt es alſo genug, nur die Art zu ſchildern, wie er dieſen Plan am 18. und 19. Brumaire (9. und 10. Nov. 1799) ausführte.

Im Verein mit Sieyes hatte er bewirkt, daß am frühen Morgen des 9. Nov. der Rath der Alten, oder eigentlich nur der Theil desſelben, der mit den Verbundenen einverſtanden war, zu einer Morgenſitzung berufen wurde. Um 7 Uhr wurde dieſe Verſammlung eröffnet und ſogleich, unter dem Vorwande, der geſetzgebende Körper ſei von neuen Gewaltſtreichen bedroht, der Beſchluß gefaßt, „die Sitzung beider Räthe nach St. Cloud zu verlegen und den General Bonaparte zum Oberbefehlshaber aller in Paris befindlichen Truppen zu ernennen." Durch Jenes (wozu der Rath der Alten durch die Conſtitution befugt war) ſollte der geſetzgebende Körper den Anhalt an den Pöbel der Hauptſtadt verlieren und der Militärmacht unterworfen werden; durch dieſes (was gegen die Conſtitution war) die vollziehende Gewalt vom Directorio auf Napoleon übergehen. Sobald dieſer Beſchluß gefaßt war, ließ der Rath der Alten den General herbeirufen, der unterdeſſen die in Paris befindlichen Truppen, unter dem Vorgeben einer Muſterung, in und vor ſeinem Hauſe verſammelt, auch einen Theil der Nationalgarden an ſich gezogen hatte. Etwa um 8 Uhr erſchien er, begleitet von Generalen, vor dem Rathe der Alten, vernahm deſſen Beſchluß und ſchwur die Republik zu erhalten und alle Maßregeln, die zum Heile derſelben der Rath der Alten ergreifen würde, zu unterſtützen. Hierauf begab er ſich zu den, vor den Tuilerien verſammelten Soldaten und kündigte ihnen an: er werde eine Umwälzung bewirken, die ihrer Noth abhelfen und ihren Ruhm erhöhen ſollte. Sie bezeigten ihm Beifall und Ergebenheit, und er vertheilte ſie nach verſchiedenen Punkten, rief die Wache des Directoriums unter ſeine Befehle und ließ die Einwohner der Hauptſtadt durch öffentliche Anſchläge zur Ruhe ermahnen. Der Rath der Fünfhundert, der ſich inzwiſchen verſammelt hatte, trat, bewogen durch ſeinen Präſidenten, Lucian Bonaparte, Napoleons Bruder, dem Beſchluſſe des Raths der Alten bei und ſchloß die kaum begonnene Sitzung, um ſie am folgenden Tage zu St. Cloud wieder zu eröffnen. Das Directorium aber, dem auf ſolche Weiſe die Unterſtützung beider Räthe, der Schutz der Truppen

pen und damit ſein eigentlicher Halt entwunden worden war, mußte nun, unfähig, Widerſtand zu leiſten, in ſeine Auflöſung ſich fügen. Zwei aus demſelben, Sieyes und Roger Ducos, mit Napoleon einverſtanden, erklärten ſich freiwillig für die Niederlegung ihrer Würde; Barras, vom Erſtaunen über das Unerwartete zur Hoffnungsloſigkeit hingezogen, ließ ſich dazu bereden, und Gohier und Moulins wurden dazu gezwungen. Vereinzelt, eingeſchloſſen in den Directorialpalaſt und vom Heere, Volk und geſetzgebenden Körper verlaſſen, ſahen ſie ſich noch am 9. Nov. genöthigt, der Regierung zu entſagen. Sie wurden ſofort, wie Barras, unter militäriſcher Begleitung aus Paris entfernt.

Nachdem auf ſolche Art am 9. Nov. das Directorium ohne große Mühe geſtürzt worden war, ſollte am folgenden Tage von beiden Räthen die Ernennung Napoleons, Sieyes's und Ducos's zu Conſuln, die Vertagung des geſetzgebenden Körpers und die Entwerfung einer neuen Conſtitution beſchloſſen werden. Napoleon hoffte, daß, aus Achtung oder Furcht vor ihm, dieß ohne Hinderniß durch freiwilliges Entgegenkommen beider Räthe geſchehen würde; aber er ſah ſich getäuſcht. Er hatte am 10. Nov. einen harten und gefährlichen Kampf zu beſtehen.

Beide Räthe waren, als ſie am 10. Nov. Mittags 1 Uhr ihre Sitzungen zu St. Cloud eröffneten, zum Widerſtand gegen ſein Vorhaben, das erſt jetzt ihnen völlig klar werden mochte, entſchloſſen, beſonders die im Rathe der Fünfhundert. Hier erklärte man ſich laut gegen ihn, ſchrie: „Nieder mit dem Tyrannen! Es lebe die Conſtitution!“ und beſtand darauf, daß letztere beſchworen werden mußte. Da beſchloß **Napoleon**, durch überraſchendes Handeln einzuſchreiten; er verließ ſich dabei auf die Truppenmaſſe, die er nach St. Cloud hatte rücken laſſen. Begleitet von ſeiner Generalität, begab er ſich zuerſt in den Rath der Alten, auf deſſen Mehrzahl er baute und verſicherte (während ſeine Gegner ihn oft unterbrachen), daß er, weit entfernt, ſich eine widerrechtliche Gewalt anzumaßen, weiter keine Abſicht hege, als den Planen des Raths der Alten zu folgen und deſſen Gegner niederzuſchlagen. Er gerieth dabei, wie **Bourrienne** verſichert, in Verwirrung und ſprach, was er ſprechen wollte, nicht in gehöriger Ordnung. Doch ſeine Geiſtesgegenwart verließ ihn nicht. Man wollte ihn nöthigen, die Verfaſſung vom Jahre 1795 zu beſchwören; er aber erklärte, daß dieſe Verfaſſung nicht mehr vorhanden ſei, fand Beiſtimmung bei den Meiſten und ſchüchterte die Uebrigen durch Drohungen ein. Hierauf begab er ſich zu dem Rath der Fünfhundert, begleitet von Grenadieren, die er am Eingange zurückließ. Unter dem tobendſten Lärmen ſprangen die Deputirten von ihren Sitzen auf; viele ſchrieen: „Was will der Verwegene? Das Heiligthum der Geſetze iſt verletzt! Nieder mit dem Dictator!“ Einige ſtürzten auf ihn los und bedrohten ſein Leben. Doch ſeine Grenadiere ſtanden ihm bei. Mit dem Rufe: „Wir wollen unſern General retten!“ drangen ſie hervor, trieben die Anſtürmenden zurück und führten ihn aus dem Saale. Er eilte zu den

Truppen im Hofe des Palaſtes und erzählte ihnen, man habe ihn ermorden wollen. Sie riefen ihm zu: „Es lebe Bonaparte!" Indeſſen wendete ſich der Sturm im Rathe der Fünfhundert gegen ſeinen Bruder. Man verlangte von ihm, dem Präſidenten, den General Bonaparte auſſer Geſetz zu erklären, oder über deſſen Aechtung Umfrage ergehen zu laſſen. Mit Unwillen und Feſtigkeit wies er dieſes Verlangen zurück, und da es ihm nicht gelang, das Toben der Parteien zu beſchwichtigen, ſo verließ er den Präſidentenſtuhl, dann die Verſammlung, geſchützt von den Soldaten, die ihm ſein Bruder zum Beiſtand zugeſchickt hatte. Er begab ſich in den Hof des Palaſtes und forderte dort als Präſident des Raths der Fünfhundert ſeinen Bruder und deſſen Soldaten auf, gegen die meuteriſche Rotte in dieſem Rathe Gewalt zu brauchen. „Präſident," antwortete Napoleon, „es ſoll geſchehen!" Sogleich erhielt Murat, der die Wache vor dem Rathe der Fünfhundert hatte, den Auftrag, dieſen Rath aus einander zu treiben. Murat ließ denſelben auffordern, ſich zu trennen, dann, da dieß nicht geſchah, Grenadiere unter Trommelſchlag in den Saal rücken. Vor ihren Bajonetten entfloh die Verſammlung ohne Widerſtand. Ueber dieſe Gewaltthätigkeiten gerieth der Rath der Alten aufs neue in ſtürmiſche Bewegung. Lucian begab ſich daher in denſelben und ſtellte ihn mit der Erklärung zufrieden: daß die Fünfhundert auf ſeinen Antrag getrennt worden wären; daß er, der Präſident, beauftragt, die Ordnung in der Verſammlung zu erhalten, mit Dolchen umringt geweſen ſei; daß er Thürſteher ausgeſendet habe, um den Rath von neuem zuſammen zu rufen; daß nichts gegen den Buchſtaben des Geſetzes vorgefallen ſei; daß die Truppen nur ſeinen Befehlen gehorcht hätten. Zu einer ruhigen Ueberlegung konnte der Rath der Alten nicht kommen; es wurde alſo beſchloſſen, die Sitzung für jetzt aufzuheben.

Niedergeriſſen war alſo die bisher beſtehende Verfaſſung; aber noch kein Neubau mit einem geſetzlichen Anſtrich begründet. Ein ſolcher konnte nur von beiden Räthen ausgehen. Napoleon ließ daher Abends 11 Uhr die noch anweſenden, ihm ergebenen Mitglieder beider Räthe zuſammenrufen und durch ſie den Beſchluß ausſprechen, daß das Directorium aufgehoben ſei, daß eine proviſoriſche Conſularregierung, beſtehend aus Sieyes, Roger Ducos und Napoleon Bonaparte errichtet, daß der geſetzgebende Körper auf drei Monate (bis zum 20. Febr. 1800) vertagt, und daß aus jedem der beiden Räthe eine Commiſſion von 25 Mitgliedern aufgeſtellt werden ſollte, um im Verein mit den proviſoriſchen Conſuln eine neue Verfaſſung zu entwerfen. Sobald dieß feſtgeſetzt war, leiſteten die drei proviſoriſchen Conſuln den Eid der Treue und gingen noch in derſelben Nacht nach Paris, wo ſie vereint ihr Amt antraten*).

Hiermit war noch nicht entſchieden, daß Napoleon Frankreichs Beherrſcher ſein ſollte: er ſtand nur erſt proviſoriſch an der Spitze Frankreichs und mit zwei Andern, die, im Bezug auf frühere Verhältniſſe, einen Vorrang vor ihm be-

---

*) Man vergleiche mit dem, was bei Gourgaud u. Bourrienne über die Vorgänge des 18. u. 19. Brumaire erzählt wird, Schloſſers umſichtige u. lehrreiche Kritik „Zur Beurtheilung Napoleons," Th. I, S. 231—252.

behaupten konnten. Aber hatte Sieyes gehofft, an ihm ein fügſames Werkzeug zu finden, das ſich nur mit militäriſchen Angelegenheiten beſchäftigen würde: ſo hatte er ſich geirrt. Napoleon riß ſogleich die Zügel der Regierung an ſich. Schon am folgenden Tage (11. Nov.) nahm er, unterſtützt von Roger Ducos, der ſich ganz ſeiner Leitung hingab*), die erſte Stelle im proviſoriſchen Conſulate ein und beſchäftigte ſich mit allen Zweigen der Staatsverwaltung. Hierauf ſprach, wie Napoleon erzählt**), Sieyes zu ſeinen Freunden: „Meine Herren, wir haben einen Herrn! Napoleon will alles machen, weiß alles und kann alles. In der beklagenswerthen Lage, in der wir uns befinden, iſt es beſſer, uns zu unterwerfen als Spaltungen zu erregen, die nur Schaden und Nachtheil bringen könnten."

Auf ſolche Art gelangte Napoleon zur Herrſchaft! Wie er dieſe übte im Guten und Böſen; wie er den Geiſt der Franzoſen überwältigte, oder von der Idee der Freiheit zur Idee des Ruhmes hinführte; wie er, nicht zufrieden Conſul zu heißen, den Kaiſertitel an ſich brachte, und nicht zufrieden über Frankreich zu herrſchen, einen großen Theil Europa's von ſich abhängig machte und dazu Kriege an Kriege, Gewaltthaten an Gewaltthaten reihete, hierdurch Fürſten und Völker gegen ſich erbitterte, und ſo ſeinen Sturz herbeiführte, daß er als Verbannter in Helena büßen mußte, was er als Kaiſer gefrevelt hatte: — das ſoll im folgenden Theile dieſes Werkes gezeigt werden.

---

*) Las Cases, Th. I, S. 130.

**) Gourgaud, Th. I, S. 72.

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von der franzöſiſchen Revolution bis zu unſeren Tagen.

Seite

Einleitung: Charakteriſtik der revolutionären Zeiten. — Weſen, Entſtehen, Hervortreten und Fortſchreiten derſelben. — Eintheilung des Vortrags . . . . 3 — 12

Erſtes Kapitel: Entſtehung der franzöſiſchen Revolution und des franzöſiſchen Revolutionskrieges.

I. **Entſtehung der franzöſiſchen Revolution:** Urſachen und Veranlaſſungen. — Ausbruch derſelben am 17. Juni 1789. — Ganz Frankreich geräth in ſturmvolle Bewegung. — Aufſtand zu Paris 12—14. Juli. — Einnahme der Baſtille. — Vernichtung der Obergewalt des Königs über die Hauptſtadt. — Anfang der Auswanderungen. — Die Nationalverſammlung bringt wie die Geſetzgebung ſo auch Verwaltungsgeſchäfte an ſich und leitet eine neue Verfaſſung ein (Anerkennung der Menſchen- und Bürgerrechte, Abſchaffung des Lehnsweſens, 4. Aug., ſuspendirendes Veto des Königs, 21. Sept.). — Sie geräth dabei in Parteiungen. — Sieg der Demokraten durch den Aufſtand am 5. und 6. Oct. Der König und die Nationalverſammlung werden von Verſailles nach Paris verſetzt. — Fernere Vorbereitungen der neuen Verfaſſung (neue Eintheilung Frankreichs, Finanzmaßregeln, Umbildung des Gerichts- und Kriegsweſens, Abſchaffung des Erbadels). — Aufkommen der Clubbs, beſonders des Jacobinerclubbs. — Der König erklärt in der Nationalverſammlung, 4. Febr. 1790, daß er deren Beſchlüſſe und die Grundſätze, auf welche ſie gebaut ſind, anerkenne. — Feier des großen Bundesfeſtes, 14. Juli. — Fortdauer des Zwieſpalts im Innern. — Flucht des Königs und Vereitelung derſelben, 21.—25. Juni 1791. — Ein Aufſtand, der die Abſetzung des Königs bewirken ſoll, wird zurückgewieſen, 16. und 17. Juli. — Aufſtellung der neuen Conſtitution, 18. Sept. — Ende der erſten Nationalverſammlung, 30. Sept. — Eröffnung der zweiten oder geſetzgebenden Nationalverſammlung, 1. Oct. . . . . 13 — 48

II. **Entſtehung des Revolutionskrieges:** Bedeutung und Urſachen deſſelben. — Erklärungen und Veranſtaltungen des Kaiſers Leopold gegen die franzöſiſche Revolution. — Bündniß zu Pillnitz. — Benehmen der Nationalverſammlung gegen ihn. — Kriegserklärung Frankreichs gegen Oeſtreich, 20. Apr. 1792 . . . . 48 — 55

Seite

Zweites Kapitel: Von dem Ausbruch des Revolutionskriegs bis zu Napoleons Herrſchaft, 1792 bis 1799.

I. Ausbruch und Gang des Revolutionskriegs während des Jahres 1792: Die Franzoſen fallen in die öſtreich. Niederlande, 28. Apr.; ſie werden zurückgetrieben. — Oeſtreicher und Preußen dringen in Frankreich ein. — Kanonade bei Valmy, 20. Sept. — Rückzug der Preußen aus der Champagne nach Coblenz, 30. Sept. — 23. Oct. — Niederlage der Oeſtreicher bei Jemappe, 5. u. 6. Nov. — Die öſtr. Niederlande fallen in die Hände der Franzoſen. — Cuſtine's Streifzug ins deutſche Reich — Savoyen u. Nizza werden von den Franzoſen eingenommen. 55 — 60

II. Vorgänge im Innern vom Oct. 1791 bis zum Dec. 1793: Jacobiner und Girondiſten erheben ſich gegen die neue Verfaſſung — Aufſtände gegen den König am 20. Juni u. 10. Aug. 1792. — Abſetzung u. Gefangennehmung des Königs — Aufkommen der Pöbelherrſchaft — Septembermorde — Eröffnung des National-Convents, 21 Sept.; Abſchaffung des Königthums u. Aufſtellung der Republik Frankreich — Hinrichtung des Königs, 21. Jan. 1793 — Kampf der Jacobiner u. Girondiſten. — Sturz der letztern, 31. Mai u. 2. Juni. — Kampf gegen den Convent im nördlichen u. ſüdlichen Frankreich u. in der Vendée — Aufſtellung einer Verfaſſung der Republik, 24. Juni — Aufkommen der Schreckensregierung (28. Aug.) u. Beſchaffenheit derſelben. — Abſchaffung des Chriſtenthums, 7. Nov. — Höhepunkt der Wildheit der Revolution. . . . . 61 — 93

III. Fortgang des Revolutionskriegs vom Jahre 1793 bis zur zweiten Hälfte des Jahres 1795: Feldzug vom J. 1793. Frankreich, von zehn europ. Mächten bekriegt, geräth in große Gefahren: es verliert Belgien, Savoyen, Mainz u. vier Feſtungen auf ſeiner Nordoſtſeite; ſeine Küſten werden durch Engländer u. Spanier bedroht. — Es wird gerettet durch die Maßregeln der Schreckensregierung (Aufgebot der ganzen Volkskraft, Umänderung der Kriegführung). — Der Krieg im Innern wird niedergedrückt (Einnahme der Städte Lyon, 9. Oct., und Toulon, 18. Dec.). Nach Außen erfolgen Siege. Belgien wird wieder eingenommen; die Oeſtreicher weichen über den Rhein zurück; bei Oppenheim ziehen ſich die Preußen zuſammen. — Auch der Feldzug vom J. 1794 war anfangs unglücklich, dann glücklich für die Franzoſen. — Sie erobern ganz Belgien und das linke Rheinufer und dringen in Spanien und Italien ein. — Dagegen verlieren ſie mehrere Seetreffen und Colonieen. — Am Anfang des Feldzugs 1795 wird Holland von ihnen erobert und zum Bündniß mit ihnen genöthigt. — Friedensſchlüſſe mit Toskana 9. Febr., mit Preußen 5. Apr., mit Spanien 22. Juli, mit Heſſen-Caſſel 29. Aug. . . . . 93 — 112

IV. Vorgänge im Innern vom Nov. 1793 bis zum Nov. 1795, oder von der Abſchaffung des Chriſtenthums bis zur Einführung der Directorialregierung: Parteiungen unter den Jacobinern — Robeſpierre's Herrſchaft — Schrecklichkeit u. Ende derſelben, 27. Juli 1794. — Kampf

der

Seite

der Thermidorier mit den Terroriſten. — Aufhebung des Jacobinerclubbs — Wiederaufnahme der geächteten Girondiſten. — Aufſtände zu Paris durch die Terroriſten, 1. Apr. u. 20. Mai 1795. — Unterdrückung derſelben durch das Militär, das die Thermidorier herbeigezogen hatten — Aufſtellung einer neuen Verfaſſung, 17. Aug. — Der Aufſtand der Pariſer gegen die derſelben beigefügten Conventsbeſchlüſſe wird von Napoleon Bonaparte überwältigt, 5. u. 6. Oct. — Ende des Convents, 26. Oct. — Einführung der beiden Räthe, 28. Oct., und des Directoriums, 5. Nov. . . 112—134

V. Die Directorialregierung von 1795 bis 1797: Guter Anfang derſelben. — Sie verliert an Anſehn u. Achtung durch ihr Verfahren bei Zerrüttung der Finanzen — durch das Gegenſtreben der Royaliſten u. Jacobiner — durch ihre Hinneigung zu Gewaltſtreichen . . . . 134—139

VI. Kriegsereigniſſe vom J. 1795 bis 1799: Der Krieg in der Vendée wird 1795 u. 1796 beigelegt. — Fortdauerndes Unglück der Franzoſen zur See. — Zu Lande ſtanden nur noch Oeſtreicher ihnen entgegen. — Im J. 1795 beginnt der Kampf zwiſchen beiden erſt im Sept. und endigt glücklich für Oeſtr. — Waffenſtillſtand bis zum 21. Mai 1796. — Im Juni rücken Jourdan u. Moreau vom Rhein her gegen Oeſtr. — Beide ſind anfangs glücklich; aber im Aug. wird Jourdan aus der Oberpfalz zurückgeſchlagen, und Moreau muß ſich deshalb aus Baiern zurückziehen. — In Italien tritt Napoleon ſiegreich auf. — Er unterwirft ſich Italien — dringt nach der Einnahme Mantua's (2. Febr. 1797) bis in die Nähe von Wien — bewegt Oeſtreich zum Waffenſtillſtand, 7. Apr. — vernichtet die Republik Venedig, 12. Mai — verwandelt Genua in die liguriſche Republik, 6. Juni — ſtiftet die ciſalpiniſche Republik, 2. Juli — ſchließt den Frieden zu Campo Formio, 17. Oct. — kommt über Raſtadt nach Paris, 5. Dec. — Die Reichsdeputation zu Raſtadt muß in die Abtretung des linken Rheinufers willigen, 11. März 1798. — Napoleons Zug nach Aegypten, 19. Mai 1798. — Beſetzung der Inſel Malta, 12. Juni. Eroberung Aegyptens, 2.—23. Juli. Zerſtörung der franzöſ. Flotte bei Abukir, 1. Aug. — Gewaltſames Verfahren der Franzoſen gegen den Kirchenſtaat, gegen die ciſalpiniſche Republik, gegen den König v. Sardinien, gegen die Schweiz. — Zweite Coalition: England, Rußland, Oeſtreich, Neapel u. die Pforte verbinden ſich gegen Frankreich. — Eine ruſſiſch-türkiſche Flotte entreißt den Franzoſen die joniſchen Inſeln. — Neapel, das den Kampf zu voreilig eröffnete, wird überwältigt und in eine parthenopeiſche Republik umgewandelt, 23. Jan. 1799. — Auflöſung des Congreß zu Raſtadt (Geſandtenmord, 28. Apr. 1799). — Kampf im ſüdlichen Deutſchland: Die Franzoſen unter Jourdan u. Bernadotte werden vom Erzherzog Karl über den Rhein zurückgetrieben. — In der Schweiz behauptet ſich Maſſena. — Italien wird den Franzoſen durch Oeſtreicher u. Ruſſen unter Suworow entriſſen. — Umſchlag des Kriegsglücks. Maſſena beſiegt die Oeſtreicher, 25. Sept. und den ruſſ. General Korſakow, 26. Sept. — Suworow, der letzterem zu Hilfe zog, konnte kaum ſich ſelbſt retten. — In Holland wird eine engliſch-ruſſiſche Landung aufgerieben — Kaiſer Paul zieht ſich von der Coalition zurück. 139—183

Seite

VII. Die letzten Zeiten der Directorialregierung, 1797 bis 1799: Hinſinkendes Anſehn des Directoriums — Royaliſten u. Republikaner ſind ihm entgegen. — Spaltung in demſelben — Barras, Rewbel u. Lareveillere-Lepeaux beſiegen mit Hilfe der Militärmacht, die ihnen Napoleon zuſendet, ihre Gegner, 4. Sept. 1797. — Willkürliches Verfahren der Sieger. — Zerrüttungen im Innern — Frankreich ſehnt ſich nach einer Regierungsveränderung. . . . . 183 — 188

VIII. Napoleons Thaten im Orient — Rückkehr nach Frankreich und Gelangen zur Herrſchaft: Napoleon unterdrückt einen Aufſtand zu Cairo, 21. Oct. 1798 — zieht nach Syrien, 11. Febr. 1799 — belagert St. Acre vergebens, 18. März — 20. Mai — kommt nach Cairo zurück, 15. Juni — beſiegt bei Abukir ein türkiſches Heer, 25. Juli — verläßt Aegypten, 23. Aug. — gelangt am 9. Oct. nach Frejus, am 15. Oct. nach Paris — ſtürzt das Directorium, 9. Nov. und bemächtigt ſich der Herrſchaft, 10. Nov. — Aufſtellung einer neuen Verfaſſung, 13. Dec. — Napoleon, Oberconſul mit monarchiſcher Gewalt. . . . . 188 — 196

Zweiter Abſchnitt.

Darſtellung einzelner Begebenheiten und Charaktere aus den Zeiten vom Anfang der franzöſiſchen Revolution bis zur Herrſchaft Napoleons.

Seite

I. Die Wichtigkeit der franzöſiſchen Revolution . . 197 — 208

II. Charakteriſtik einiger Verfechter der franzöſiſchen Revolution:
1) Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau . . . . 209 — 212
2) Immanuel Joſeph Sieyes . . . . 212 — 215
3) Ludwig Philipp, Herzog von Orleans . . . . 216 — 218
4) Gilbert Mottier, Marquis von Lafayette . . . . 218 — 223
5) Jean Silvain Bailly . . . . 223 — 226

III. Die erſten Stürme der franzöſiſchen Revolution:
1) Aufſtand zu Paris vom 12. bis 14. Juli 1789 . . 226 — 246
2) Aufſtand zu Paris u. Verſailles, am 5. u. 6. Oct. 1789 246 — 257

IV. Das große Bundesfeſt am 14. Juli 1790 . . 257 — 265
V. Die Flucht Ludwigs XVI. am 20. Juni 1791 . 265 — 278
VI. Revolutionsgräuel im Sept. 1792 . . . . 278 — 289
VII. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. . . . . . 289 — 311
VIII. Die Hinrichtung der Königin Marie Antoinette 312 — 320
IX. Die Schreckensmänner:
Marat . . . . 321 — 327
Danton . . . . 327 — 341
Robespierre . . . . 341 — 352
X. Der Sturz Robespierre's . . . . 352 — 373
XI. Carnot . . . . 374 — 392
XII. Napoleon Bonaparte, oder Andeutungen ſeines Lebens und Wirkens bis zum Anfang ſeiner Herrſchaft über Frankreich . . . . 393 — 414

Zehn Kupfer
zum
hiſtoriſchen Bilderſaal.

Sechſten Bandes erſter Theil. Beſſere Ausgabe.

Nachricht. Dieſer Theil koſtet im Pränum. Preis 3 Thlr. 12 Gr. ſächſ. oder 6 Fl. 18 Kr. rhein., wofür ihn alle frühere Theilnehmer an dieſem Werke erhalten.

Tafel XXXI. Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau.

Vignette: Als am 23. Juni 1789 König Ludwig XVI. den Deputirten der Ständeverſammlung befohlen hatte, ſich zu trennen, und darauf der Adel und ein Theil des Klerus ſich entfernt hatten: war der dritte Stand nebſt der Mehrheit des Klerus zuſammen geblieben. Der königl. Ceremonienmeiſter Marquis de Brézé, an der Spitze der dienſtthuenden Wache, forderte den dritten Stand im Bezug auf des Königs Befehl auf, den Saal zu räumen. Aber Mirabeau trat hervor und rief ihm zu: „Nur Bajonetten werden wir weichen!"

„ XXXII. Ludwig Philipp Joſeph, Herzog von Orleans, Egalité genannt.

Vignette: Dem Herzog von Orleans wird im Gefängniß der Conciergerie angezeigt (6. Nov. 1793), daß er zum Tode verurtheilt ſei, daß aber ſeine Hinrichtung bis morgen, wenn er es wünſche, verſchoben werden könne. Er aber, lebensſatt und der Verzweiflung hingegeben, verbat ſich jeden Aufſchub und erklärte, daß er heute noch ſterben wolle.

„ XXXIII. Camille Desmoulins.

Vignette: Als am 12. Juli 1789 die Nachricht von Neckers Verabſchiedung ganz Paris in Bewegung ſetzte, ſprang Camille Desmoulins, ein junger Advocat, im Palais Royal auf einen Tiſch und rief das Volk zu den Waffen. Dieſer Aufruf entzündete den Aufſtand, der die Einnahme der Baſtille (14. Juli) herbeiführte, dem Könige die Herrſchaft über ſeine Hauptſtadt entwand und für den Fortgang der Revolution entſchied.

„ XXXIV. Talleyrand, als Biſchof zu Autun.

Vignette: Sie ſtellt die Feier des großen Bundesfeſtes dar, das am 14. Juli 1790 zu Paris gefeiert wurde. Bei demſelben hielt Talleyrand, damals Biſchof von Autun, umgeben von dreihundert Geiſtlichen, am Altare des Vaterlands die Meſſe, ſprach den Segen über die Fahnen Frankreichs und ſtimmte das Tedeum an.

„ XXXV. Gilbert Mottier Marquis de Lafayette.

Vignette: Als Ludwig XVI. am 18. April 1791 aus den Tuilerien nach St. Cloud abreiſen wollte, widerſetzte ſich das Volk und die Nationalgarde ſeiner Abreiſe. Vergebens ſuchte Lafayette dieſe Widerſetzlichkeit zu beſeitigen: weder das Volk, noch die Nationalgarde hörte auf ſeine Stimme. Er mußte ſich entfernen, und der König aus dem Wagen ſteigen und ins Schloß zurückkehren.

Tafel XXXVI. Ludwig XVI.

Vignette: Ludwig XVI. nimmt am 20. Jenner 1793 Abſchied von ſeiner Familie, d. i. von ſeiner Gemahlin, ſeinen beiden Kindern und ſeiner Schweſter.

XXXVII. Jean Paul Marat.

Vignette: Während Marat im Bade ſaß, beſchäftigt mit Ausfertigung neuer Anklagen, wurde er von Charlotte Corday (am 13. Juli 1793) erſtochen. Auf ſein Geſchrei ſtürzten ſeine Hausleute und Wachen herbei.

XXXVIII. George Jacques Danton.

Vignette: Als Danton am 1. April 1794 mit vierzehn Angeklagten vor das Revolutionsgericht gezogen wurde, das, auſſer dem Präſidenten Hermann und dem öffentlichen Ankläger Tinville, aus neun Geſchwornen beſtand, vertheidigte er ſich mit aller Heftigkeit ſeines Charakters. Der Präſident griff zur Klingel, um ihn zur Ruhe zu verweiſen. Er aber rief: „Die Stimme eines Mannes, der mit ſeinem Leben ſeine Ehre zu vertheidigen hat, muß lauter tönen, als deine Klingel!"

XXXIX. Maximilian Robespierre.

Vignette: Am 27. Juli 1794 wurde Robeſpierre geſtürzt. Bewaffnete drangen in den Saal des Stadthauſes, wo er mit ſeinem Anhang war. Sein Bruder ſtürzt ſich zum Fenſter hinaus, ſein Freund Lebas tödtet ſich durch einen Piſtolenſchuß; er ſelbſt drückt eine Piſtole gegen ſich ab, zerſchmettert ſich aber nur die Kinnlade. Am folgenden Tage wurde er guillotinirt.

XL. Lazare Nicolas Marguérite Carnot.

Vignette: In der Nacht vom 3. zum 4. Sept. 1797 ſollte der Director Carnot, bei einer Meuterei ſeiner Amtsgenoſſen gegen ihn, gefangen genommen werden. Bewaffnete drangen in ſein Vorzimmer und in ſein Schlafgemach; aber er rettete ſich durch den Garten des Palaſtes Luxemburg, zu deſſen Thüre er den Schlüſſel in Händen hatte.

Für den Buchbinder.

Das Kupfer, Taf. XXXVI. (Ludwig der Sechzehnte), wird dem Titel gegenüber gebunden.

Die größte Vorſicht iſt beim Binden dieſes friſch gedruckten Bandes anzuwenden, da unvorſichtiges Schlagen und Preſſen leicht Text, wie Kupfer verderben würde.

Dieſe Kupfererklärung iſt nicht zu verwerfen, ſondern nach dem Inhaltsverzeichniß anzubinden.

B. II. T. XII.

Hiſtoriſcher Bilderſaal

oder

Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geſchichte.

Ein Lehr- und Leſebuch für gebildete Stände

von

Chriſtian Ferdinand Schulze,

Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

Sechſten Bandes zweiter Theil.

Mit neun Kupfern.

Beſſere Ausgabe. Ladenpreis: 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 1837.

5.12.53

Geſchichte

der

neuen Zeiten.

Von

Chriſtian Ferdinand Schulze,

Profeſſ[illegible] Gymnaſium zu Gotha.

Fünfter Band.

Mit neun Kupfern.

Gotha,
bei Juſtus Perthes. 1837.

261 : 18

Vorrede.

Der vorliegende Band umfaßt die Zeit vom Ausgange des Jahres 1799 bis zur erſten Hälfte des Jahres 1836. Seinen Hauptgegenſtand bildet die Regierung Napoleons, nicht bloß wegen der Kraft und Größe dieſes ausgezeichneten Mannes, ſondern auch wegen des Zuſammenhanges ſeiner Geſchichte mit der Geſchichte ſeiner Zeit. Erſt bei und nach ſeinem Sturze nehmen die Großmächte, Rußland, Oeſtreich, Preußen und England, ſeine Stelle ein, oder treten in den Vordergrund der Begebenheiten. Doch ihre Leitung derſelben gehört noch nicht der pragmatiſchen Geſchichtſchreibung an; denn noch erſcheint ſie als ein unvollendetes Werk, noch ſteht ſie der Gegenwart zu nahe, noch iſt ſie zu ſehr vom Parteigeiſt umſtellt, als daß ſie vollſtändig erfaßt und unbefangen erörtert werden könnte. Dagegen bildet die Regierung Napoleons ein abgeſchloſſenes Ganze; ihr Anfang, Fortgang und Ausgang ſteht erkennbar vor uns und immer weiter weichen die Nebel des Parteigeiſtes, von denen ſie anfangs umhüllt war, zurück. Darum iſt von ihr weitläuftig und von den ihr folgenden Begebenheiten nur kurz gehandelt; und darum beziehen ſich die Erzählungen und Schilderungen im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes bloß auf die Napoleon'ſche Zeit, nicht auf Ereigniſſe und Perſonen der Gegenwart. Nur der Verſtorbenen, nicht der Lebenden Bild ſollte in dieſem Bilderſaale aufgeſtellt werden.

Anziehend und unterhaltend iſt es, merkwürdige Begebenheiten, die wir ſelbſt durchlebt haben, vor unſerm Geiſte vorüber gehen zu laſſen, uns der Leiden und Freuden, der Befürchtungen und Hoffnungen, die ſie bei ihrem Eintreten uns zuführten, zu erinnern und unſre damaligen Anſichten mit denen zu vergleichen, die wir jetzt von ihnen hegen. Leicht kann daher der Geſchichtſchreiber der neueſten Zeiten theilnehmende Leſer finden. Doch ſchwer, wo nicht unmöglich, wird es ihm, ungetheilten Beifall zu erlangen. Denn je weniger ſich noch das Urtheil über die jüngſte Vergangenheit abgeklärt hat, je mehr noch hier Vorliebe, dort Abgunſt über ein und dasſelbe Ereigniß ſich ausſpricht, oder je verſchiedenartiger die Anſichten ſind, die ſeine Leſer zu ſeinen Darſtellungen mitbringen, um deſto verſchiedenartiger werden die Urtheile über ſein Werk ausfallen. Die Einen werden tadeln, was die Andern loben; Viele über Mangel an Freimüthigkeit klagen; Manche vielleicht gar dem Verfaſſer gehäſſige Geſinnungen aufbürden. Wohl ihm dann, wenn er ſich bewußt iſt, mit Fleiß und Eifer dem Wahren nachgeſtrebt und, was er als ſolches ermittelte, mit Beſonnenheit vorgetragen zu haben. Hiervon überzeugt, habe ich mir Mühe gegeben, die Begebenheiten der hier behandelten Zeitperiode nach ihrem Weſen und Zuſammenhange zu erforſchen, ſie auf eine anſchauliche und leicht behältliche Weiſe zuſammenzuſtellen, und ſie fern von Parteigeiſt, aber erfüllt mit Achtung für Wahrheit und Recht ſo vorzutragen, wie es die Würde der Geſchichte erfordert. Möge mir dieſes gelungen ſein!

Die Bildniſſe, die dieſem Bande beigegeben ſind, ſind nach ächten Abbildungen, die die Umſicht des Verlegers aufzufinden wußte, ausgeführt. Vignetten, wie im vorigen Bande, wurden nicht unter dieſelben geſetzt, da es nicht leicht möglich war, Gegenſtände für ſelbige zu finden, die ausgemacht wahr und für eine künſtleriſche Darſtellung geeignet waren. Nur bei dem Bildniſſe Napoleons wurde eine Ausnahme gemacht. Um den Gegenſatz irdiſcher Hoheit und irdiſcher Hinfälligkeit,

keit, oder den ungeheuern Schickſalswechſel, den die Geſchichte ſeines Lebens enthält, auch in ſeinem Bildniſſe anzudeuten, wurde er im Kaiſerornate dargeſtellt und darunter ſein Grab zu St. Helena.

Ein Mehreres habe ich über den vorliegenden Band nicht zu bemerken. Und ſo ſchließe ich mit ihm ein Werk, das, neben anderen Arbeiten, ſeit zwei und zwanzig Jahren mich beſchäftiget hat. Darf ich dem Publicum, für welches ich ſchrieb, für den Beifall danken, den es demſelben während ſo langer Zeit zugewendet hat, ſo darf ich auch die Verſicherung hinzufügen, daß bis zum Schluſſe desſelben Verfaſſer und Verleger ſich beeiferten, dieſen Beifall zu erringen.

Gotha, am 8. Nov. 1836.

Chriſtian Ferdinand Schulze.

Der
neuen Geſchichte

Zweite Periode

von der
franzöſiſchen Revolution bis zu unſeren Tagen
1789 — 1836.

(Fortſetzung und Beſchluß.)

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von der franzöſiſchen Revolution bis zu unſeren Tagen.

(Fortſetzung.)

Drittes Kapitel.

Von der Herrſchaft und dem Sturze Napoleons.

Einleitung.

Bemerkungen über Napoleons Herrſchaft, deren Umfang, Begründung, Beſchaffenheit und Darſtellung.

Nachdem Napoleon, wie bereits im vorigen Bande dieſes Bilderſaales gezeigt worden iſt, zur Herrſchaft über Frankreich ſich erhoben hatte, gelangte er mit Rieſenſchritten zu einer Rieſenmacht, dergleichen vor ihm kein Beherrſcher Frankreichs und neben ihm kein europäiſcher Fürſt inne hatte. Nicht nur das große und ergiebige Frankreich, ſondern auch die Nachbarſtaaten Holland, Deutſchland, Helvetien, Italien und Spanien geriethen in Abhängigkeit von ihm, und als er am höchſten ſtand, erſchallte ſein Machtgebot vom Tajo bis zum Niemen, von der ſicilianiſchen Meerenge bis zu dem Geſtade der Nord- und Oſtſee; Kaiſer und Könige zitterten vor ſeiner Macht und ſuchten ſeine Freundſchaft; die Völker brachten, wenn er befahl, Gut und Blut ſeinen Zwecken dar; er ſtand im Mittelpunkte aller Begebenheiten ſeiner Zeit: was während derſelben Geſchichtliches in Europa geſchah, ging von ihm aus oder hatte auf ihn Bezug.

Einem Wunder ähnlich erſcheint der ſchnelle Aufbau und der weite Umfang dieſer Herrſchaft, und doch läßt ſich derſelbe naturgemäß erklären, ſieht man auf die Perſönlichkeit Napoleons, auf äuſſere Umſtände und auf die Wechſelwirkung beider.

Durch das Rieſenhafte ſeines Geiſtes und das Welterſchütternde ſeiner Thatkraft zum Herrſchen und Gebieten beſtimmt, zugleich von Ehr- und Herrſchſucht entflammt und ohne Scheu vor Mitteln, die ſich ihm darboten, war er im Stande, Gedanken und Maßregeln zu erfaſſen, die eben ſo überraſchend hervortraten als überwältigend wirkten *).

Dabei kam ihm die Lage der Dinge innerhalb und auſſerhalb Frankreichs zu Statten. — In Frankreich war, als er an die Spitze der Regierung kam, die rechte Zeit für ihn erſchienen. Wäre er früher, in den erſten Zeiten der Republik, als Herrſcher hervorgetreten: er würde bei

der

---

*) Eine ausführliche Charakteriſtik Napoleons folgt unten im zweiten Abſchnitte Num. I.

der damaligen Schwärmerei für Freiheit und Gleichheit einen baldigen Untergang gefunden haben, wie Danton und Robespierre. Dagegen waren, als er zur Herrſchaft gelangte, die Revolutionsſtürme, die ſeines Geiſtes Flammen entzündet und Bahnen zum Emporkommen ihm eröffnet hatten, im Abſterben; ihr Toben und Wüthen hatte die Freiheitsideen in Verruf gebracht; die Demokratie hatte nur noch geringen Anhang; man war der innern Zwietracht müde; man verlangte nach Ruhe, Sicherheit und feſter Ordnung des bürgerlichen Lebens und ſehnte ſich nach Wiederherſtellung einer Monarchie, die, aus der Revolution hervortretend, das Heilſame derſelben erhalten und Frankreichs Anſehn aufs neue erheben ſollte.

Aber auch [illegible] anderen europäiſchen Staaten war, als er zur Regierung gelangte, die Liebe zu einer Freiheit, die ſo üble Früchte getragen hatte, wie abgeſtorben. Dagegen ſchaute man mit Bewunderung und Vertrauen auf den Helden, der zugleich als Staatenordner und Friedensſtifter auftrat. Von ihm, der ſchon ſo Großes gethan hatte, erwartete man noch Größeres, und betrachtete eine Zeitlang ſelbſt die Gewaltthätigkeit, die er übte, als ein nothwendiges Mittel, der entzweiten Welt den Frieden zu geben. Ferner, unter den einzelnen Staaten waren bereits die Nachbarſtaaten Spanien, Holland, Helvetien und Oberitalien durch Verträge oder Staatseinrichtungen an Frankreich geknüpft, ſo daß ſie dem Beherrſcher deſſelben bei ſeinen Unternehmungen Vorſchub leiſteten. Oeſtreich, durch lange Kriege ermattet,

mattet, fühlte das Bedürfniß des Friedens; Preußen ſuchte (ſeit 1795) in Neutralität ſein Heil und ließ ſich (1802 — 1805) durch Ländergewinn beſchwichtigen; Rußland, mit ſeinen zeitherigen Verbündeten in Zerwürfniß, glich ſich bald nach Napoleons Regierungsantritt mit Frankreich aus. Nur England hatte Kraft und Entſchloſſenheit zum lebhaften Widerſtande; doch war auch hier eine Partei für den Frieden, der, obgleich nur auf kurze Zeit, im Jahre 1802 zu Stande kam. Noch mehr, unter den Regenten, die damals auf den Thronen Europas ſaßen, fehlte es zwar nicht an ſolchen, die es mit ihren Unterthanen gut meinten und das Beßte ihrer Staaten förderten; wohl aber an ſolchen, die kriegeriſche Geſinnungen und Geſchicklichkeiten mit Unternehmungsgeiſt beſaßen. In Oeſtreich herrſchte Franz II., ſeit 1792 römiſch-deutſcher Kaiſer, in Rußland Paul I. (ſeit 1796), dem bald Alexander folgte (1801 — 1825), in der Türkei Abdul-Hamid (1789 — 1807), in England Georg III. (1760 — 1820), in Preußen Friedrich Wilhelm III. (ſ. 1797), in Dänemark Chriſtian VII. (ſ. 1766), in Schweden Guſtav IV. (ſ. 1792), in Spanien Karl IV. (ſ. 1788), in Neapel Ferdinand IV. (ſ. 1759), in Sardinien Karl Emanuel (ſ. 1796). Welcher von dieſen Regenten hätte an Geiſt und Thatkraft dem Beherrſcher Frankreichs ſich gleichſtellen können? — Hierzu kam endlich, daß mehrere Fürſten (wie ſich beſonders bei dem Entſchädigungswerke in Deutſchland 1802 und bei der

Stiftung des Rheinbundes 1806 ergab), von Napoleons Vorſpiegelungen geblendet und von eigennützigen Wünſchen getrieben, Zuwachs an Land, Macht und Ehren bei ihm ſuchten, darum mit Huldigungen ihm entgegenkamen und, während ſie ihre Wünſche zu befriedigen wähnten, ſeinen Beſtrebungen förderlich waren.

Nicht vergebens boten ſich ſo viele äuſſere Umſtände ihm dar: ſeine Ruhm- und Herrſchbegier trieb ihn, ſie zu ergreifen, und bei ſeiner Scharfſicht und Thatkraft wußte er ſie ſeinen Zwecken dienſtbar zu machen. Beherzigungswerth aber iſt es, als eine Anordnung der ewigen Weltregierung; daß dieß Zuſammenwirken ſeiner Perſönlichkeit und äuſſerer Umſtände wie anfangs den Aufbau und Umfang ſei[illegible]errſchaft, ſo ſpäterhin die Auflöſung und Zertrümmerung derſelben herbeiführte.

Ihrem Weſen nach war ſeine Herrſchaft von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende ein militäriſcher Despotismus. Denn wie ſie aus demſelben hervorging und immer auf denſelben geſtützt blieb, ſo lag es auch in Napoleons Perſönlichkeit und Gewöhnung, im Staate, wie im Militär, unbedingt zu gebieten. Die Behörden, die er bei ſeinem Regierungsantritte ſcheinbar zur Bewahrung der Volksrechte eingeſetzt hatte, der geſetzgebende Körper, das Tribunat, der Erhaltungsſenat, der Staatsrath, hatten, nach ſeinem Sinne, nur eine zuſtimmende und ausführende, nicht eine beſtimmende oder entſcheidende Macht, ja das Tribunat wurde, als es ihm im Wege ſtand, bald wieder aufgehoben. Das

Volk war unter ihm von aller Theilnahme an der Staatsregierung ausgeſchloſſen; ſein Wille allein beſtimmte die Geſetze und machte ſich überall geltend. Doch erſchien ſein Despotismus anfangs als ein nothwendiges Uebel. Denn Frankreich bedurfte, als er zur Regierung kam, einer ſtrengen Regierung, wenn es nach den Zerrüttungen durch Revolutionsſtürme, zur Ordnung und Einheit zurückgebracht, gegen Anfeindungen von Auſſen geſchützt und hinſichtlich auf Glanz und Macht über andere Staaten erhoben werden ſollte. Auch wußte er ſeinen Despotismus anfangs zu verſchleiern. Wie einſt Auguſtus, ließ er, zur Regierung gelangt, das Gerüſte der Republik beſtehen, befriedigte die Wünſche und Hoffnungen der Franzoſen durch Herſtellung des Friedens im Innern und nach Auſſen, eröffnete im Militär- und Civilſtande jedem Talentvollen Bahnen zum Emporkommen, zog die einſichtsvollſten und geſchickteſten Männer jeder Partei zu den wichtigſten Stellen und umgab ſich und Frankreich mit dem Zauber der Größe und des Ruhmes. Erſt ſpäterhin, als er verblendet durch den verführeriſchen Einfluß des Glückes, der Schmeichelei und des Preßzwanges, ins Maßloſe fortſchritt, trat ſein Despotismus unverſchleiert hervor und verfuhr eben ſo ſchonungslos in Frankreich als gegen auswärtige Mächte. Aber eben dadurch fachte er das niedergedrückte Freiheitsgefühl in und auſſerhalb Frankreich wieder an und erregte einen Haß gegen ſich, der ſeinen Untergang beſchleunigte.

Ihren Wirkungen nach brachte ſeine Herrſchaft

Fluch und Segen. Dieß erfuhr zunächſt Frankreich. Denn anfangs, als ſie die Stürme der Revolution, das Toben der Parteien beſchwichtigte, Ruhe, Ordnung, Sicherheit wiederherſtellte, für alle Zweige der Verwaltung weislich ſorgte und Frankreich zu einer Macht erhob, die es vorher nie gehabt hatte, mußte dieſes Land ſie ſegnen; ſpäterhin aber, als ſie ganz Europa erbittert hatte, und nun die härteſten Kriegsdrangſale über Frankreich einbrachen, dieſes ein Tummelplatz fremder Mächte wurde, und die Stürme ſich erhoben, die jetzt noch dasſelbe erſchüttern, erzeugte ſie die lauteſten Verwünſchungen. Auf das übrige Europa wirkte ſie in umgekehrtem Verhältniſſe ein. Als ſie nach dem kurzen Frieden, den ſie gewährt hatte, Kriege an Kriege reihete, im Frieden nicht minder gewaltthätig verfuhr, als im Kriege, alte Staaten zertrümmerte, alte Regentenhäuſer entthronte, Kronen nach Willkür vergab, das Mark der Staaten ausſaugte und ganz Europa mit den Gefahren einer Univerſalmonarchie bedrohete, da verſtummte der Jubel, mit dem ſie bei ihrem Anfange begrüßt worden war, und ſie erſchien als ein Gewebe von Gewaltthätigkeiten und Rechtsverletzungen, als eine Verhöhnung der Forderungen der Zeit. Doch ſpäterhin, als die Gefahren und Schreckniſſe, die von ihr ausgingen, zur Abſtellung mancher Staatsgebrechen trieben (wobei viele Einrichtungen, die ſie ſchuf, zum Vorbild dienten); als der Druck, mit dem ſie auf Fürſten und Völkern laſtete, das Streben nach Freiheit aufs neue belebte, und dieſes Streben Fürſten und Völker vereinigte und eine begeiſterte Liebe für des Vaterlands Ehre und Rechte entzündete: da erſchien ſie den Tieferblickenden als ein Uebel, das zur Weisheit führt. Denn durch ſie wurde es anſchaulich, daß Völkerrechte auch dem mächtigſten Monarchen heilig ſein müſſen, daß Macht ohne Gerechtigkeit und Wohlwollen weder Heil noch Sicherheit gewährt, daß feſtes Zuſammenhalten der Fürſten und Völker, gegründet auf wechſelſeitiges Vertrauen, auch kleinen Staaten Kraft und Wohlfahrt verleihet.

Ueberhaupt erſcheint die Herrſchaft Napoleons, ihrer Bedeutung nach, als ein Durchgangspunkt zur weitern Entwickelung der Menſchheit. Jeder Menſch, auch der auſſerordentlichſte, iſt ein Werkzeug in den Händen der Vorſehung und dient mit ſeinen Kräften und Beſtrebungen ihren Planen. So war auch Napoleon ein Werkzeug der Vorſehung; ſo diente auch er ihren Planen und arbeitete, nach ihrem Rathe, ohne es zu wiſſen und zu wollen, für Andere. Indem er da, wo der Thron der Bourbons niedergeſtürzt war, wieder einen Thron für ſich und ſeine Familie errichtete, bereitete er die Rückkehr der Bourbons vor und die Anerkennung des monarchiſchen Princips, von welchem die Revolution abgeleitet hatte; indem er auf dem neuerrichteten Throne ſeine Gewalt mißbrauchte und die Rechte und Freiheiten der Völker darnieder trat, rüttelte er die Völker aus der politiſchen Erſtarrung, in die ſie gerathen waren, und entzündete in ihnen das Streben nach conſtitutioneller Freiheit oder nach Beſtimmung der Rechtsverhältniſſe zwiſchen

Regenten und Unterthanen; indem er, um die Völker ſich dienſtbar zu machen, oder ſie in Abhängigkeit von ſich zu bringen, die Verfaſſungen vieler Länder, z. B. Italiens, Helvetiens, Hollands, Deutſchlands, Spaniens, umformte und dabei mehrere Grundideen der Revolution, namentlich die Gleichheit vor dem Geſetze, die Allgemeinheit der Rechte und Laſten der Staatsbürger, die Oeffentlichkeit der Gerichte, die religiöſe Duldung ꝛc., in Anwendung brachte, räumte er viele Hinderniſſe ihres Wohlſeins hinweg und ſtreute einen Samen aus, der für die Fortbildung des Staatsweſens heilſame Früchte verheißt; indem er zur Verherrlichung ſeines Namens und zur Beförderung ſeiner Unternehmungen neue Straßen (z. B. über den Simplon), neue Brücken und Kanäle aufführte, neue Einrichtungen des Verwaltungsweſens aufbrachte und beſonders dem Kriegsweſen einen neuen Umſchwung gab, beförderte er den Verkehr unter den Völkern und ſtellte Ideen und Beiſpiele auf, die bereits ſchon Nachahmung gefunden haben und immer Berückſichtigung verdienen werden. — So lange ſeine Herrſchaft dauerte, konnte man nicht unbefangen über ſie urtheilen: man ſah nur, was durch ſie geſchah, aber nicht, wohin dieß führte, und ward von dem aufgeregten Parteigeiſt, der bald für, bald gegen ſie ſich ausſprach, geblendet. Erſt ſeitdem ſie als ein vollendetes Weltdrama der Geſchichte angehört, ward das Urtheil über ſie freier. Noch iſt dieſes Urtheil nicht völlig herausgeſtellt, noch gewinnt es mit dem Fortſchritte der Zeiten an Schärfe und Tiefe. Aber wie auch einſtens es ſich geſtalten mag, immer wird man zugeſtehen müſſen, daß Napoleons Herrſchaft für alle Zeiten wichtig bleibt durch die auſſerordentliche Kraft und Umſicht, die ſie im Krieg und Frieden entfaltete, durch die Erſchütterungen und Staatsveränderungen, die von ihr ausgingen, und durch die Ideen und Fortbildungen, zu denen ſie hinführte.

Wenden wir uns zu ihrer Darſtellung, ſo ſcheint es wohlgethan, ſie nach ihrem Aufſchwung und Umſchwung in folgende Abſchnitte zu theilen: erſtens, vom Regierungsantritte Napoleons bis zum Frieden von Amiens (1799—1802), oder wie ſie einen glorreichen Anfang nahm; zweitens, vom Frieden zu Amiens bis zum Frieden von Tilſit (1802—1807), oder wie ſie von dem Höhepunkte ihres Ruhms, zu dem Höhepunkte ihrer Macht gelangte; drittens, vom Frieden zu Tilſit bis zum Kriege in Rußland (1807—1812), oder wie ſie die öffentliche Meinung gegen ſich wendete und bei ihrer weitern Verbreitung über das Feſtland Europas wankend wurde; viertens, vom Kriege in Rußland bis zum völligen Sturze Napoleons (1812—1815), oder wie ſie erſchüttert, geſtürzt und vernichtet wurde. Nach dieſen Abtheilungen wollen wir ſie hier darzuſtellen ſuchen.

Erſter Abſchnitt der Herrſchaft Napoleons.

Vom Regierungsantritte Napoleons bis zum Frieden von Amiens.

1799 — 1802.

Frankreich befand ſich, als Napoleon zur Regierung kam, im Innern un[illegible]ch Auſſen in einer bedenklichen Lage. Im Innern war es von demokratiſchen und royaliſtiſchen Parteien beſtürmt, ohne Achtung für Geſetze und Regierung, der Schatz und die Magazine waren leer, der Credit vernichtet, das Kriegs- und Civilweſen in Verwirrung; nach Auſſen hin war es von einem großen Theil Europas befehdet, durch harte Niederlagen herabgekommen, vieler früheren Eroberungen verluſtig und nicht mehr in der Furchtbarkeit wie zu den Zeiten des Friedens von Campo-Formio. So ſollte es nach Napoleons Willen nicht bleiben! Er arbeitete daher mit ſeinen Miniſtern, Männern von anerkannter Tüchtigkeit, eben ſo thätig als erfolgreich an der Verbeſſerung und Erhebung der inneren und äuſſeren Angelegenheiten.

1. Leitung der innern Angelegenheiten Frankreichs.

In Rückſicht des Innern lag ihm vorzüglich daran, das revolutionäre Weſen zu bändigen, die Nation zu vereinigen und ein wohlgeordnetes, von ſeinem Willen abhängiges Staatsleben hervorzurufen. Um das Erſtere zu erwirken, wurde der, in den letzten Zeiten des Directoriums wieder eröffnete, Jacobinerclubb aufs neue geſperrt, die Feier des 21. Januars und der Schwur des Königshaſſes abgeſchafft, Freiheit des Gottesdienſtes geſtattet, das Geſetz über Zwangsanleihen, welches das Eigenthum der Bürger antaſtete, und das Geſetz über Geißelaushebungen, welches die Verwandten der Emigranten und Adeligen der Verhaftung anheimſtellte, zurückgenommen, die Emigrantenliſte geſchloſſen, vielen Tauſenden der Emigranten die Rückkehr geſtattet, und ihnen dasjenige von ihren Gütern, was noch nicht verkauft war, zurückgegeben. Zugleich wurden Deportirte zurückgerufen, Gefangene in Freiheit geſetzt, Aemter und Ehrenſtellen an Gemäßigte von allen politiſchen Farben verliehen, um ſo die Parteien in einander zu miſchen; aber auch diejenigen, von denen man Unruhen fürchtete, bloß durch einen Conſularbeſchluß verbannt, oder durch Androhung der Verbannung erſchreckt und unter polizeiliche Aufſicht geſtellt. Die Unruhen in den mittäglichen Departements wurden gedämpft und die wiederausgebrochenen Kriege in der Vendée und Bretagne durch die Generale Hedouville und Brune, mehr noch durch geſchickte

Unterhändler geſtillt. Schon am 18. Januar 1800 kam mit den Anführern der Vendée und am 14. Februar 1800 mit den Anführern der Chouans der Friede zu Stande.

Um eine feſte, von der Regierung abhängige Ordnung in das Staatsleben einzuführen, wurden alle Zweige deſſelben verbeſſert und umgeſtaltet. — Das Regierungsweſen wurde centraliſirt. In jedem Departement wurde ein Präfect, in jedem Diſtrict (oder Arrondiſſement) ein Unterpräfect, in jeder Gemeinde ein Maire angeſtellt, und dieſe, umgeben von Räthen, einander untergeordnet und von der Staatsregierung abhängig gemacht. — Zur Handhabung der Polizei oder Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung im Innern, wie auch zur Sicherung und Erweiterung der Regierungsgewalt, wurde ganz Frankreich in 25 Militärdiviſionen getheilt, deren jede einen Oberbefehlshaber hatte, dem alle in ſeinem Bezirk befindlichen Truppen untergeordnet waren, ferner eine Gensdarmerie eingeführt und, ſtatt der Nationalgarde, eine aus alten Soldaten beſtehende Municipalgarde; zugleich aber auch eine geheime Polizei errichtet, und die Preßfreiheit beſchränkt. — Zur Verbeſſerung der Rechtspflege wurden nicht nur Gerichtshöfe wieder eingerichtet (in jedem Diſtrict ein Civilgericht, in jedem Departement ein Criminalgericht, und 29 Appellationsgerichte in Frankreich überhaupt), ſondern auch durch einen Ausſchuß geſchickter Rechtsgelehrten Geſetzbücher für Civil-, Criminal- und Handelsſachen ausgearbeitet (1801), die am 24. März 1804 unter dem

Titel Code Napoleon bekannt gemacht wurden. — Zur Verbeſſerung des **Kriegsweſens**, für welche vorzüglich **Carnot** und **Berthier** als Kriegsminiſter geſchäftig waren, wurden die Magazine mit neuen Kriegsvorräthen erfüllt, neue Heere aufgebracht, neue Feſtungen angelegt und alte verſtärkt, zur Ausbildung des Seeweſens Einleitungen getroffen und Ordnung und Sparſamkeit in der Militärverwaltung hergeſtellt. — Das **Finanzweſen** wurde vornehmlich von dem rechtlichen und einſichtsvollen **Gaudin** aus tiefer Zerrüttung emporgehoben. Dazu wurden alte Steuern erhöhet, neue aufgebracht, Bank- und Tilgungskaſſen errichtet, die Bankiers zu Darlehen, die Staatsgläubiger zu Abzügen genöthigt; aber auch Verſchleuderungen und andere Mißbräuche abgeſtellt, und Maßregeln getroffen, die den Credit erneuerten, z. B. daß die jährlichen Ausgaben mit den jährlichen Einnahmen beſtritten und Vorauszahlungen abgeſtellt werden ſollten. — Das **Kirchenweſen** wurde neu hergeſtellt. Wie **Napoleon** gleich anfangs freie Uebung des Gottesdienſtes ſammt der Feier der Sonntage geſtattete, Mönchen und Nonnen, die den Eid der Treue leiſteten, Penſionen verwilligte und eine Todesfeier für den am 29. Auguſt 1799 zu Valence verſtorbenen Pius VI. veranſtaltete: ſo ſchloß er mit dem zu Venedig am 13. März 1800 neuerwählten Pabſte **Pius** VII. ein Concordat ab (15. Juli 1801), das, nachdem die Gemüther auf dasſelbe vorbereitet waren, am 8. April 1802 als Staatsgeſetz verkündiget wurde.

Laut deſſelben ſollte jede Religionspartei Religionsfreiheit genießen; aber die römiſch-katholiſche die herrſchende in Frankreich ſein. Für ſie ſollten 9 Erzbißthümer, 41 Bißthümer (aber keine Klöſter) beſtehen, jene wie dieſe vom erſten Conſul ernannt, alle Geiſtliche der Regierung zu Treue und Gehorſam verpflichtet und ohne Genehmigung der letztern päbſtliche Verordnungen nicht bekannt gemacht werden.

Auch für das Wiederaufleben des Gewerbfleißes und Handels, der Künſte und Wiſſenſchaften wurde vom erſten Conſul geſorgt. Ackerbau, Manufacturen und Fabriken wurden unterſtützt und dazu Ausſtellungen des franzöſiſchen Gewerb- und Kunſtfleißes in allen Departement[illegible]geordnet (12. Febr. 1801), Handelskammern in den vorzüglichſten Städten errichtet, und die Anlegung neuer Kanäle, Brücken und Heerſtraßen vorbereitet. Das bereits beſtehende Nationalinſtitut wurde ermuntert, für das Emporkommen der Künſte und Wiſſenſchaften zu wirken. Für das Schulweſen, das ſeit dem Ausbruch der Revolution ganz zerfallen war, wurden, wenigſtens theilweiſe, Vorkehrungen getroffen und dazu (1802) in kleineren Oertern Primär- und Secundärſchulen, in größeren Lyceen und Specialſchulen errichtet.

2. Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

Während Napoleon auf ſolche Weiſe ſeine Sorge für das Innere bethätigte, richtete er gleiche oder erhöhete Aufmerkſamkeit auf das Aeuſſere. Frankreich, ja ganz

Europa wünſchte Frieden; er ſelbſt wußte, troß ſeiner Kriegsluſt, ihn damals wünſchen, weil er ihn verheißen hatte, und weil er durch ihn ſeine Regierung empfehlen und ihr von auswärtigen Mächten Anerkennung verſchaffen konnte. Er erklärte daher dem König von England (unter dem 26. Dec. 1799) ohngefähr in eben dem Tone, wie einſt dem Erzherzog Karl *), ſein Verlangen nach Frieden. Georg aber, dem dieſer Ton beleidigend ſchien, ließ durch den Miniſter Grenville an Talleyrand ſchreiben, daß er auf die bloße Betheuerung friedlicher Geſinnungen kein Vertrauen ſetzen könne, und keine andre Sicherheit für den Frieden ſehe, als wenn Frankreich den vertriebenen Regentenſtamm wieder eingeſetzt und in ſeine alten Grenzen ſich zurückgezogen haben würde. Auch als Napoleon noch einmal, durch Talleyrand (19. Jan. 1800), auf Frieden antragen ließ, wies England denſelben zurück. Eben ſo Oeſtreich, das mit England einen neuen Subſidientractat ſchloß; ja auch Baiern, Würtemberg und Mainz ließen ſich durch engliſche Subſidien zum Kampfe gegen Frankreich reizen. Nach ſolchen Zurückweiſungen rief Napoleon die Franzoſen zu den Waffen, nicht, wie bisher geſchehen war, im Namen der Freiheit, ſondern im Namen der Ehre und des Ruhmes. England konnte er nicht erreichen; Rußland hatte den Krieg eingeſtellt; Preußen blieb neutral und durch Preußen auch Schweden und Dänemark; Spanien ſtand ſeit 1795 mit Frank-

---

*) S. hiſtor. Bilderſ. Th. VI, 1. S. 515.

Frankreich in gutem Vernehmen: alſo ward der Krieg zunächſt auf Oeſtreich, dem auch Neapel anhing, hingerichtet.

Der Hauptangriff ſollte in Italien geſchehen. Um aber dieß Vorhaben zu verſchleiern und die Oeſtreicher abzuhalten, Truppen nach Italien zu ſenden, mußte Moreau mit 120,000 Mann über den Rhein nach Deutſchland ziehen, während Napoleon ein, wie es ſchien, unbedeutendes Heer, unter dem Namen einer „Reſervearmee", zu Dijon ſammelte. Mit dieſem, das unterwegs auf 60,000 Mann anwuchs, zog er am 8. Mai nach Genf, dann vom 15. bis 20. Mai über die Alpen nach Italien. Er ſelbſt ging über den großen Bernhard; andre Abtheilungen ließ er über den kleinen Bernhard, über den Mont Cenis, den Simplon und den St. Gotthard ziehen. In der Lombardei traf er mit ihnen zuſammen.

Italien war damals faſt gänzlich in den Händen der Oeſtreicher, und das franzöſiſche Heer (etwa 34,000 Mann), das ſeit dem Herbſte 1799 im Genueſiſchen ſtand *) und ſeit dem Febr. 1800 von Maſſena befehligt wurde, dem Untergange nahe. Der öſtreichiſche General Melas, an der Spitze von 130 bis 140,000 Mann, hatte ſeit dem März 1800 dasſelbe getrennt, den linken Flügel, den Suchet befehligte, nach den piemonteſiſchen Alpen, den rechten Flügel, den Maſſena ſelbſt anführte, nach Genua hingedrängt. Während nun Maſſena

---

*) S. hiſtor. Bilderſ. Th. VI, 1. S. 181.

ſena von Oeſtreichern unter Ott und von Engländern (welche unter Keith den Hafen blokirten) ſo eingeſchloſſen wurde, daß er am 4. Juni Genua überliefern mußte (wobei ihm und ſeinen Truppen völlig freier Abzug zugeſtanden wurde), hatte Melas Nizza und Savona eingenommen; und eben war er im Begriff über den Var in die Provence einzudringen, als er hörte, Napoleon ſei mit großen Heeresmaſſen über die Alpen gegangen. Dieſe Nachricht, die ihm anfangs unglaublich ſchien, trieb ihn zur Rückkehr nach Piemont, wo er dem Geiſte und Glücke ſeines Gegners unterliegen ſollte.

Napoleon, der am 2. Juni Mailand beſetzte und ſeit dem 6. Juni ſein Heer bei Pavia und auf andern Punkten über den Po geſendet hatte, hatte durch glückliche Gefechte bei Piacenza (7. Juni) und Montebello (9. Juni) die Oeſtreicher von ihren Magazinen abgeſchnitten. Melas ſah ſich daher zu einer Schlacht genöthigt. Dieſe, die am 14. Juni zu Marengo an der Bormida (nicht weit von Aleſſandria) erfolgte, ſchien ſich anfangs für ihn zu entſcheiden: der rechte Flügel der Franzoſen unter Victor wurde geworfen; auch der Mittelpunkt unter Lannes mußte weichen; und ſchon ſuchte Melas, des Sieges gewiß und durch Anſtrengungen erſchöpft, zu Aleſſandria Ruhe. Da erſchien, Nachmittags drei Uhr, General Deſaix, vom Wege nach Genua eiligſt zurückgerufen, mit 10,000 Mann friſcher Truppen und brachte den Franzoſen Rettung und Sieg. Zwar wurde er gleich beim erſten Angriffe von einer feindlichen

lichen Kugel getödtet; aber ſein Tod trieb ſeine Soldaten zu dem wüthigſten Kampfe. Während desſelben ſammelten ſich die ſchon geſchlagenen Franzoſen aufs neue, warfen ſich dem Feinde wiederum entgegen, und errungen wurde der glänzendſte Sieg. Schon am folgenden Tage (15. Juni) trug Melas, durch die erlittene Niederlage in Hoffnungsloſigkeit geſtürzt, auf Einſtellung der Feindſeligkeiten an, und am 16. Juni ſchloß er einen Waffenſtillſtand, der, gegen freien Abzug des öſtreichiſchen Heeres, ganz Oberitalien bis an den Mincio ſammt allen Feſtungen (mit Ausnahme von Peſchiera und Mantua) den Franzoſen zurückgab. — Gleich nach Abſchluß dieſes Waffenſtillſtandes begab ſich Napoleon (17. Juni) nach Mailand, wo er die ſchon am 3. Juni ausgeſprochene Wiederherſtellung der cisalpiniſchen Republik, doch mit einigen Abänderungen der Verfaſſung, erwirkte, dann (am 22. Juni) den Oberbefehl über die italieniſche Armee an Maſſena übertrug und am 24. Juni ſeine Rückreiſe nach Frankreich antrat. Er reiſte über den Berg Cenis nach Lyon, deſſen Wiederaufbau er anordnete, und von da nach Paris, das er am 2. Juli erreichte, empfangen von Freude und Bewunderung über den wichtigen Sieg, den er errungen hatte.

Indeſſen hatte auch Moreau, der am 25. April auf drei Punkten, bei Straßburg, Breiſach und Baſel, über den Rhein geſetzt war, in Deutſchland ſiegreiche Fortſchritte gemacht. Seit dem 2. Mai hatte er die Oeſtreicher, die unter Kray, etwa 120,000 Mann ſtark, ihm gegenüber ſtanden und durch baierſche, würtembergiſche und mainzer Truppen verſtärkt waren, in einer Reihe glücklicher Gefechte von dem Bodenſee bis Ulm, dann nach einem Sieg bei Höchſtädt (19. Juni) über den Inn zurückgedrängt. Hierdurch erſchreckt, ſchloß Oeſtreich einen Waffenſtillſtand zu Parsdorf (öſtlich von München, 15. Juli), der Helvetien, Graubündten, Schwaben und Baiern, ſogar auch Regensburg den Franzoſen überließ; nur die Feſtungen Ulm, Ingolſtadt und Philippsburg blieben noch von den Oeſtreichern beſetzt. Friedensunterhandlungen wurden jetzt angeknüpft, aber auch abgebrochen, da Oeſtreich ſich verbindlich gemacht hatte, nicht ohne England Frieden zu ſchließen, und England eben ſo wenig zum Frieden geneigt war, als Frankreich zur Einmiſchung Englands in den Frieden mit Oeſtreich. Der Krieg erhob ſich daher im November 1800 aufs neue und abermals unglücklich für Oeſtreich. In Italien drangen die Franzoſen *), die während des Waffenſtillſtandes Toskana eingenommen hatten, nach einem Siege am Mincio über die Etſch; und in Deutſchland gewann Moreau die große Schlacht bei Hohenlinden (öſtlich von München, 3. Dec.), die ihm den Weg nach Oeſtreich bahnte. Seine leichte Reiterei ſtreifte bis Mölk, eilf Meilen von Wien. Jetzt erſt ließ ſich der wiener Hof zum Frieden bewegen. Am 25. Dec. 1800 wurde zu Steyer für Deutſchland, am

---

*) Ihr Anführer war Brune, der Maſſena'n im Commando gefolgt war.

am 16. Jan. 1801 für Italien zu Treviſo Waffenſtillſtand geſchloſſen, worauf, mit Englands Beiſtimmung, aber nicht mit deſſen Theilnahme, der Friede zu Luneville, öſtreichiſcher Seits durch den Grafen v. Cobenzl, franzöſiſcher Seits durch Joſeph Bonaparte, am 9. Febr. 1801 zu Stande kam.

In dieſem Frieden, dem der Friede zu Campo-Formio und die Verwilligung zu Raſtadt zum Grunde gelegt wurde, trat Oeſtreich aufs neue Belgien und das ganze linke Rheinufer an Frankreich, das Frickthal nebſt der Landſchaft zwiſchen Baſel und Zurzach an Helvetien, das Breisgau an den Herzog von Modena ab, erkannte wiederum die ciſalpiniſche, liguriſche, helvetiſche und bataviſche Republik als unabhängige Staaten an (was auch von Seiten Frankreichs geſchah), und willigte (was neu war) in die Abtretung des, dem öſtreichiſchen Hauſe zugehörigen Großherzogthums Toskana. Dagegen wurde ihm der bereits im Frieden zu Campo-Formio zugeſprochene Beſitz der ehemals venetianiſchen Staaten, vom Thalwege der Etſch bis zu den Mündungen des Cattaro beſtätigt und dem Großherzog von Toskana, Ferdinand, Bruder des Kaiſers Franz, Entſchädigung in Deutſchland zugeſprochen, ſo wie erblichen Reichsfürſten, die durch Abtretung des linken Rheinufers Verluſte erlitten. Die Schiffahrt auf dem Rheine, deſſen Thalweg zur Grenze beſtimmt wurde, ſollte für Deutſchland und Frankreich frei ſein *).

Das

---

*) Doch ſchon im Jahre 1801 wurde zur Entſchädigung mehrerer

Das deutſche Reich war unbefragt in dieſen Frieden eingeſchloſſen worden: erſt am 21. Febr. wurde derſelbe durch Kaiſer Franz ihm vorgelegt und erſt am 6. März von ihm beſtätigt. Noch auffallender aber war es, daß der Großherzog von Toskana durch denſelben in Deutſchland Entſchädigungen erhalten ſollte; dann, daß deſſen früheres Beſitzthum in ein Königreich Etrurien umgewandelt und als ſolches dem Erbprinzen von Parma, Ludwig, dem Gemahl Marie Louiſen's, Tochter des ſpaniſchen Königs Karl IV., überlaſſen wurde. Letzteres geſchah in Folge eines Vergleichs mit Spanien (21. März 1801), in welchem für das Großherzogthum Toskana Napoleon Parma und das ſpaniſche Luiſiana erhielt *).

Doch nicht nur Oeſtreich ſammt dem deutſchen Reiche, ſondern auch die übrigen Feinde Frankreichs, der nordamerikaniſche Freiſtaat, Neapel, Portugal, Rußland, die Pforte, endlich ſelbſt England wurden bald nach dem Anfang des neuen Jahrhunderts zum Frieden bewogen.

Zwiſchen Frankreich und dem nordamerikaniſchen Freiſtaate waren Irrungen und Zwiſtigkeiten entſtanden, ſeitdem letzterer im Jahre 1794 einen Handelsvertrag mit England abgeſchloſſen, erſteres aber (am 2. Juli

---

Fürſten und Stände eine Abgabe für die Rheinſchiffahrt wieder feſtgeſetzt.

*) Um Geld zu bekommen und überzeugt, daß er im Kriege mit England Luiſiana nicht werde behaupten können, verkaufte es Napoleon (30. Apr. 1803) für 60 Mill. Fr. dem nordamerikaniſchen Freiſtaat.

2. Juli 1796) erklärt hatte, daß die Schiffe der Nordamerikaner von franzöſiſchen Schiffen viſitirt, dann (am 18. Jan. 1798), daß nordamerikaniſche Schiffe, wie engliſche behandelt und nur nach der Ladung, nicht nach der Flagge die Neutralität eines Schiffes beſtimmt werden ſollte. Nordamerika hatte daher am 7. Juli 1798 alle früheren Verbindlichkeiten gegen Frankreich aufgehoben, ohne doch förmlich den Krieg an dasſelbe zu erklären. Aber bald wünſchten beide Theile die Wiederherſtellung freundſchaftlicher Verhältniſſe: Nordamerika, um nicht von England abhängig zu werden; Frankreich, um ſeinen Handel zu heben und ein Gegengewicht gegen Englands Seemacht zu haben. Kaum bedurfte es daher der glänzenden Todesfeier, die Napoleon am 9. Febr. 1800 zu Ehren des am 14. Dec. 1799 verſtorbenen Washington veranſtaltete: die Nordamerikaner kamen ihm entgegen, und zu Paris am 30. Sept. 1800 wurde zwiſchen ihnen und Frankreich ein Freundſchafts- und Handelsvertrag auf acht Jahre abgeſchloſſen, in welchem man auf den Grundſatz zurück kam, der ſchon im utrechter Frieden anerkannt worden war, daß freies Schiff freies Gut mache *). Zur Erklärung wurde hinzugeſetzt, daß nur unmit-

---

*) Im utrechter Frieden 1713 hatten England und Frankreich ſich zu dem Grundſatze bekannt: „freies Schiff, freies Gut" oder „Flagge deckt Waare" (ſ. hiſt. Bilderſ. Th. V, 2. S. 45.); aber in dem Frieden zu Paris 10. Febr. 1763 war dieſer Grundſatz nicht wiederholt worden, weshalb er, da Frankreich für, England gegen denſelben war, bei allen nachfolgenden Seekriegen ein Gegenſtand des Streites wurde. S. Napoleons Bemerkungen bei

unmittelbarer Kriegsbedarf, z. B. Pulver, Kugeln, Flinten, Kanonen, Cüraſſe, Sättel ꝛc. als Contrebande angeſehen, daß das Viſitationsrecht nicht auf die von Kriegsſchiffen begleiteten Fahrzeuge ausgedehnt und außer dem Kanonenbereich des viſitirenden Schiffes vollzogen, und daß das Blokaderecht, oder das Verbot des Einlaufens neutraler Schiffe in die Häfen kriegführender Mächte, nur hinſichtlich auf wirklich blokirte Häfen, nicht auf ſolche, die nur von Kreuzern umſegelt würden, in Anwendung gebracht werden ſollte. Auf ſolche Art ſollten die Rechte der Neutralen geſichert werden, die England unterdrückte, während es angeblich für die Freiheit Europas kämpfte.

Unmittelbar nach dem luneviller Frieden, dem dieſer Vergleich vorausging, folgte der Friede mit Neapel. Neapel, aufgereizt von den Oeſtreichern, war im Nov. 1800 mit einem Heere von 8 bis 10000 Mann bis Toskana vorgedrungen; aber im Jan. und Febr. 1801 durch Murat zurückgedrängt und (am 18. Febr.) zum Waffenſtillſtand von Foligno (an der Weſtgrenze Neapels) genöthigt worden. Doch auf Verwendung des Kaiſers Paul erhielt es einen ziemlich billigen Frieden (Florenz, 28. März 1801). Es wurde wiederum als ſelbſtändiges Königreich anerkannt, und dagegen zur Abtretung der Inſel Elba, des Stato Delgi Preſidi (an der Küſte Toskanas) und des Fürſtenthums Piombino verpflichtet. Auſſer-

Gourgaud Th. II, S. 65 ff. Bignons Geſchichte von Frankreich. Aus dem Franzöſ. von Haupt. Darmſtadt 1831. Th. I, S. 192.

Außerdem mußte es verſprechen, bis zum allgemeinen Frieden ſeine Häfen den engliſchen und türkiſchen Schiffen zu verſchließen, ein Heer von 12000 Franzoſen, angeblich „zum Schutz gegen England", aufzunehmen und den durch die zeitherigen Vorgänge in Italien beeinträchtigten Franzoſen Entſchädigung zu leiſten.

Portugal, ſeit langer Zeit Englands Verbündeter, wurde durch Einrücken einer ſpaniſchen und franzöſiſchen Armee (Febr. und Apr. 1801) gezwungen, mit Spanien (zu Badajoz, 6. Juni) und mit Frankreich (zu Madrid, 29. Sept.) Frieden zu ſchließen. An Spanien trat es Olivenza ab, und an Frankreich verſprach es, ſeine Häfen den Engländern zu verſchließen, die früheren Handelsverbindungen zu erneuern, zwanzig Millionen Fr. zu zahlen und einen Bezirk des portugieſiſchen Guiana an das franzöſiſche abzutreten.

Rußland hatte ſchon ſeit dem Ende des Jahres 1799 den Krieg eingeſtellt; aber ein eigentlicher Friede war noch nicht zu Stande gekommen. Inzwiſchen hatte ſich Napoleon ſeit ſeinem Regierungsantritte bemüht, den launenhaften Kaiſer Paul in der Erbitterung gegen England zu ſtärken und für ſich zu gewinnen. Bald nach der Schlacht von Marengo hatte er ihm, dem eifrigen Beſchützer des Johanniterordens, den Degen zugeſendet, den einſt Pabſt Leo X. dem Großmeiſter Villiers für die Vertheidigung von Rhodus verehrt hatte; dann hatte er gegen 8000 Ruſſen, die in Italien, Helvetien und Holland in franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen und weder von den Oeſtreichern, noch von den Engländern ausgelöſet worden waren, auf eigene Koſten neu bekleiden und neu bewaffnen laſſen, und den zu ihrer Zurückführung abgeſendeten ruſſiſchen General von Sprengporten mit den größten Ehrenbezeigungen behandelt. Dieß Benehmen erreichte ſeinen Zweck. Kaiſer Paul bezeigte dem erſten Conſul Achtung und Vertrauen *) und trat gegen England, das das (am 5. Sept. 1800) eroberte Malta für ſich behielt, und die Rechte neutraler Seemächte fortwährend beeinträchtigte, als erbitterter Gegner auf. Er nahm (17. Nov.) alle in ſeinen Häfen befindlichen Engländer und engliſchen Waaren unter Beſchlag, erneuerte mit Schweden und Preußen die von ſeiner Mutter (1780) eingeleitete, gegen Englands Seeherrſchaft gerichtete „bewaffnete Neutralität" und zwang auch Dänemark (obſchon dieſes erſt am 29. Aug. 1800 mit England ſich ausgeglichen hatte) derſelben beizutreten (16. Dec.). Hierüber aufgebracht, legte England ein allgemeines Embargo auf alle Schiffe der Mächte, die die bewaffnete Neutralität unter-

---

*) Kaiſer Paul ſchrieb damals folgenden Brief an Napoleon (ſ. Gourgaud II, 91.): „Bürger, Erſter Conſul! Ich ſchreibe Ihnen, nicht um mit Ihnen über die Rechte des Menſchen oder des Bürgers zu ſtreiten: jede Regierung handelt nach ihrer Einſicht; und wo ich einen Mann an der Spitze einer Nation ſehe, der regieren kann und ſich zu ſchlagen verſteht, dem ſchlägt mein Herz entgegen. Ich ſchreibe Ihnen, um Ihnen zu ſagen, wie unzufrieden ich mit England bin, welches alles Völkerrecht verletzt und nichts kennt, als ſeinen Eigennutz. Ich will mich mit Ihnen verbinden, um den Ungerechtigkeiten dieſer Regierung ein Ende zu machen."

unterzeichnet hatten und rächte ſich beſonders an Dänemark. Am 30. März 1801 drang eine engliſche Flotte unter Parker und Nelſon durch den Sund, griff am 2. Apr. die däniſchen Vertheidigungslinien von Kopenhagen an, ſiegte, trotz aller rühmlichen Anſtrengungen der Dänen, und nöthigte dadurch Dänemark von der Verbindung mit Rußland abzutreten. Nun ſollte auch Schweden und Rußland gezüchtiget werden*), als ein unerwartetes Ereigniß eintrat. In der Nacht vom 23. zum 24. März wurde Kaiſer Paul durch eine Verſchwörung ruſſiſcher Großen ermordet, und ſogleich löſete ſich die Verbindung der nordiſchen Mächte, die nur Pauls Ungeſtüm zuſammengehalten hatte. Sein Sohn und Nachfolger, Alexander I. (geb. 1777, reg. 1801—1825) bedurfte des Friedens. Er ſchloß daher zu Petersburg am 17. Juni 1801 mit England eine Uebereinkunft, welcher nach und nach Dänemark (23. Oct.) und Schweden (30. März 1802) gegen Zurückgabe ihrer Colonieen beitraten. Bei dieſer Uebereinkunft willigte Rußland in Englands Seedespotismus, dann gab es in ſeinem und ſeiner Verbündeten Namen zu, daß die Flagge nicht mehr die Ladung berge, oder daß feindliches Eigenthum auf einem neutralen Schiffe weggenommen werden dürfe; ferner, daß die unter Geleite ſegelnden Fahrzeuge ebenfalls der Durchſuchung feindlicher Kreuzer unterworfen ſeien, nur nicht der durch Korſaren oder Kaper. Ueberdieß verzichtete Kaiſer Alexander auf das Großmeiſterthum des Johanniterordens und ließ Malta in den Händen der Engländer. Doch damals weit entfernt ſich mit denſelben gegen Frankreich zu verbinden, verglich er ſich vielmehr auch mit Frankreich. In dem Frieden (zu Paris, 8. Oct. 1801) wurden die früheren Freundſchafts- und Handelsverhältniſſe zwiſchen Rußland, Frankreich, Spanien und Holland erneuert. Rußland verſprach, die franzöſiſchen Emigranten aus ſeinem Gebiete zu entfernen; Frankreich aber die ſieben Inſeln (die von Ruſſen und Türken im Mai 1799 den Franzoſen entriſſen und am 21. März 1800 mit einer republikaniſchen Verfaſſung verſehen worden waren) als eine Republik unter türkiſchem Schutze anzuerkennen, dann die Ausgleichungen in Deutſchland gemeinſchaftlich mit Rußland zu ordnen und den König von Sardinien zu entſchädigen.

---

*) Preußen wurde glimpflich behandelt, weil Englands König für ſein Hannover fürchtete, das Preußen am 3. Apr. 1801 beſetzt hatte. Auch glich es ſich am 16. Mai 1801 mit England aus und verließ im December d. J. das in Beſchlag genommene und gegen Frankreich geſchützte Land.

Den Frieden mit der Pforte führten vornehmlich die Vorgänge in Aegypten herbei. — Das franzöſiſche Heer in Aegypten befand ſich nach Napoleons Abreiſe in einer bedenklichen Lage: durch Mangel und Anſtrengungen bis auf 25000 Mann geſchwächt, durch Engländer und Türken bedroht, und ohne Hoffnung auf Entſatz oder Verſtärkung, mußte es ſeiner Auflöſung oder Gefangennehmung entgegenſehen. Zwar gelang es dem General Kleber, den Napoleon bei ſeiner Abreiſe zum Oberbefehlshaber beſtellt hatte, eine Landung der Türken bei Damiate zu vereiteln (1. Nov. 1799); aber zu ſchwach fühlte er ſich, um den türkiſchen Großvezier, der mit 60,000 Mann aus Syrien nach Aegypten zog, zurückzuweiſen. Er ſchloß daher, unter Vermittelung des engliſchen Befehlshabers Sir Sidney Smith, in der Nähe von El-Ariſch einen Vertrag (24. Jan. 1800), in welchem ein Waffenſtillſtand von drei Monaten feſtgeſetzt wurde, während deſſen die Franzoſen mit Waffen und Gepäck Aegypten räumen und nach Frankreich zurückkehren ſollten. Schon waren darauf mehrere Plätze den Türken übergeben und mehrere franzöſiſche Generale, namentlich Deſaix, einzeln nach Frankreich zurückgeſegelt, als der engliſche Admiral Keith erklärte: „den Franzoſen ſolle nur unter der Bedingung, daß ſie die Waffen ſtrecken, die Rückkehr nach Frankreich zugeſtanden werden.“ Ueber dieſe Zumuthung erbittert, erneuerte der mannhafte Kleber den Kampf, und es gelang ihm, den Großvezier am 20. März bei Heliopolis zu ſchlagen, darauf Kairo von neuem zu beſetzen und ſeine Truppenzahl durch Werbungen in Aegypten zu verſtärken. Aber kurze Zeit darauf wurde er von einem Türken, den der Janitſcharen-Aga gedungen hatte, meuchelmördriſch ermordet (14. Juni 1800). Ihm folgte, als der Aelteſte im Commando, der General Menou, der zum Islam übergetreten war, aber weder Talente, noch Vertrauen beſaß und durch ſeine Fahrläſſigkeit die Unternehmungen der Engländer förderte. Dieſe, die unter Abercrombie am 8. März 1801 bei Abukir gelandet waren, ſiegten in der Nähe von Alexandrien (wobei Abercrombie tödtlich verwundet wurde), nahmen dann Roſette ein und nöthigten, verbunden mit den Türken, die am 29. März Aegypten erreicht hatten, erſt den franzöſiſchen General Belliard zu Kairo (27. Juni), dann auch den Obergeneral Menou zu Alexandrien (2. Sept.) zu capituliren. Beide wurden nach einander ſammt ihren Truppen, mit Waffen und Gepäck, auf engliſchen Schiffen nach Toulon gebracht, wo ſie im Sept. und Nov. 1801 ankamen. — Nachdem auf ſolche Weiſe Aegypten von den Franzoſen geräumt worden war, wurde der Friede zwiſchen Frankreich und der Pforte leicht hergeſtellt (am 9. Oct. 1801 als Präliminar-, am 25. Jan. 1802 als Definitivfriede). In demſelben wurden die vormaligen Freundſchaftsverbindungen erneuert, die Republik der ſieben Inſeln von Frankreich anerkannt und dagegen den Franzoſen freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere geſtattet. — Zugleich hörten die von den Türken erregten Feindſeligkeiten der Raubſtaaten auf: mit Algier ſchloß Frankreich am 17. Dec. 1801, mit Tunis am 23. Febr. 1802 Frieden.

Endlich kam auch der Friede mit England zu Stande. Frankreich erſtrebte ihn und ſelbſt in England war eine große Partei für ihn, als Malta und Aegypten von den Franzoſen geräumt, England von allen Bundesgenoſſen verlaſſen und von einer franzöſiſchen Landung bedroht war, Irland aber, troß ſeiner Vereinigung mit Großbritannien *) in Unruhe beharrte und das brittiſche Volk, unzufrieden über die wegen des Kriegs erhöhten Abgaben, den Frieden forderte. **Pitt**, der beharrliche Feind Frankreichs, trat daher aus dem Miniſterium (9. Febr. 1801); worauf am 1. Octbr. 1801 zu London der Präliminarfriede, dann zu Amiens am 25. März 1802 der Definitivfriede von Joſeph Bonaparte und dem Lord Cornwallis abgeſchloſſen wurde, an welchem auch Frankreichs Verbündete, Spanien (durch den Ritter Azara) und Holland (durch den Bürger Schimmelpennik), Antheil nahmen. In dieſem Frieden gab England an Frankreich, Spanien und Holland das zurück, was es ihnen an Colonien entriſſen, mit Ausnahme der Inſeln Trinidad, die den Spaniern, und Ceylon, die den Holländern gehört hatte. Das Vorgebirge der guten Hoffnung kam wieder an letztere, doch ſollte der daſige Hafen ein Freihafen ſein. Alle Häfen und Inſeln auf dem adriatiſchen und mittelländiſchen Meere ſollten von den Engländern geräumt, Aegypten ſogleich den Türken,

Malta

---

*) **Irland**, ſeit 1172 von England erobert, wurde erſt am 1. Jan. 1801, nach dem Wunſche der Proteſtanten daſelbſt, die von der Mehrzahl der daſigen Katholiken unterdrückt zu werden fürchteten, und der gemäßigten Katholiken, die Ruhe und Ordnung zu ſchaffen ſuchten, mit Großbritannien vereinigt. Zufolge dieſer (am 30. Juni 1800 verabredeten) Vereinigung traten 100 Abgeordnete der irländiſchen Städte und Grafſchaften in das Unterhaus und 4 Biſchöfe und 28 irländiſche Lords in das Oberhaus des brittiſchen Parlaments, das am 1. Jan. 1801 eröffnet wurde; der König aber nahm den Titel „König der vereinigten Reiche Großbritannien und Irland" an.

Malta ſpäteſtens in drei Monaten dem Johanniterorden zurückgegeben und von neapolitaniſchen Truppen beſetzt werden. Dagegen verſprach Frankreich, ſeine Truppen aus Neapel und dem Kirchenſtaate zu ziehen, Portugals Integrität zu erhalten und dem Hauſe Oranien in Deutſchland Entſchädigung zu verſchaffen.

Wenn dieſer Friede einerſeits als eine Schmach Englands erſchien, das von den großen Aufgaben, die es ſich am Anfange des Kriegs geſtellt hatte, Frankreich zu demüthigen und die Freiheit des europäiſchen Feſtlandes zu erhalten, keine erreichte: ſo erſchien er anderſeits als eine Verherrlichung Napoleons, der nun auch den hartnäckigſten Feind ohne allen Verluſt für Frankreich zur Ruhe gebracht und damit den Kampf beendigt hatte, von dem Europa ſeit zehn Jahren erſchüttert worden war. Wirklich gelangte er damit zum Höhepunkte ſeines Ruhmes. Denn obſchon er ſpäterhin an Macht und Anſehn immer mehr zunahm, ſo ſtand doch ſein Ruhm nie höher und fleckenloſer, als zur Zeit des Friedens von Amiens. Die öffentliche Meinung war für ihn; allgemein wurde er als der Retter und Wohlthäter Frankreichs, als der Friedensſtifter Europas, als der größte Mann ſeiner Zeit geprieſen; Freunde und Feinde erkannten die Kraft und Weisheit ſeiner Regierung; auswärtige Staaten ſuchten die Verbindung mit ihm; Frankreich fühlte ſich groß in ſeiner Größe. Und dieſe Bewunderung war keineswegs eine erzwungene oder erheuchelte Schmeichelei. Durch die Art, wie er regierte, hatte er die Art gerechtfertiget, wie er zur Regierung gelangt war. Auch kannte man ihn noch nicht, und konnte um ſo mehr hoffen, daß er bei der Fülle und Tiefe ſeines Geiſtes nicht durch kleinliche Selbſtſucht, ſondern durch großartige Ideen geleitet würde. Und obgleich ſchon damals Gewaltthaten oder Rechtsverletzungen von ihm ausgingen und ein ehr- und herrſchſüchtiges Streben an ihm bemerkbar wurde: ſo ſchien es doch, als würde er, frei von drückenden Nothwendigkeiten, Nationalwohlfahrt, gegründet auf Nationalfreiheit, in Europa verbreiten. Großes hatte er bereits geleiſtet; aber noch Größeres wurde von ihm erwartet.

Zweiter Abſchnitt der Herrſchaft Napoleons.

Vom Frieden zu Amiens bis zum Frieden von Tilſit, 1802 — 1807.

Napoleon bewährte die Erwartungen nicht, die er erregt hatte. Im Innern entfernte er ſich immer weiter vom Volke, wurde herriſcher, und erbaute ſich einen Thron mit allen Umgebungen des vorigen Hoflebens; nach Auſſen aber ſuchte er ſeine Herrſchaft im Frieden und Krieg immer weiter auszubreiten, wobei er, beſonders gegen ſchwächere Staaten eben ſo anmaßlich als gewaltthätig verfuhr. So gelangte er zu höherer Macht und zu höherem Glanze, aber nicht zu höherem Ruhme. Zu ſolchen Bemerkungen führen die Hauptereigniſſe, die wir in dieſem

ſem Abſchnitte zu erörtern haben: 1) ſein Verfahren in Italien, Helvetien, Holland und Deutſchland zur Zeit des Friedens (1801—1803); 2) die Art, wie er Kaiſer und König wurde (1804—1805); 3) der Wiederausbruch ſeines Krieges mit England 1803; und 4) die Landkriege mit Oeſtreich, Rußland und Preußen (1805—1807).

1. Napoleons Verfahren in Italien, Helvetien, Holland und Deutſchland zur Zeit des Friedens 1801—1803.

In Italien verfuhr Napoleon, ſeitdem Oeſtreich zum Waffenſtillſtand und zum Frieden genöthigt worden war, als ein Herr und Gebieter, den keine Rückſichten binden. Toskana ſammt Piombino wandelte er in das Königreich Etrurien um *), Parma zog er, ohne Oeſtreichs Anſprüche zu beachten, gleich nach dem Tode des Herzogs Philipp (9. Oct. 1802) an ſich; dem König von Sardinien, der auf Parma gerechnet hatte, entriß er auch Piemont, das er (11. Sept. 1802) mit Frankreich vereinigte, „weil es, zur Selbſtändigkeit zu ohn-

---

*) Ehe noch der neue König Ludwig, Prinz von Parma, das Königreich Etrurien antrat, ließ Napoleon ihn mit ſeiner Gemahlin nach Paris kommen (Mai 1801), um den Pariſern wieder einen König zu zeigen und ſie auf ſeine Thronbeſteigung vorzubereiten. — Am 27. Mai 1803 ſtarb dieſer neue König, worauf deſſen Wittwe (ſie ſtarb am 13. März 1824) die vormundſchaftliche Regierung über ihren minderjährigen Sohn Karl Ludwig (geb. 22. Dec. 1799, jetzt Fürſt von Lucca) übernahm.

ohnmächtig, nur durch Vereinigung mit Frankreich Heil und Wohlfahrt erwarten könne." — Lucca erhielt von ihm (31. Dec. 1801) eine der damals in Frankreich beſtehenden ähnliche Verfaſſung: ein Gonfaloniere kam an die Spitze und ein Verwaltungs- und ein Vollziehungsrath wurde ihm zur Seite geſtellt. Auch der liguriſchen Republik (Genua) wurde eine neue, zur Monarchie hinſtrebende Einrichtung gegeben (29. Juni 1802): ein Senat von 30 Mitgliedern mit einem Doge an der Spitze. Die ciſalpiniſche Republik, deren Selbſtändigkeit der Friede von Luneville anerkannt hatte, mußte derſelben entſagen. Durch Unterhandlungen, die Talleyrand mit einem Ausſchuß ihrer Abgeordneten zu Lyon führte (28. Dec. 1801 — 26. Jan. 1802), wurde ſie dahingebracht, daß ſie den erſten Conſul, der ſelbſt nach Lyon kam (11. Jan.), zu ihrem Präſidenten ernannte und ihm die Wahl zu den wichtigſten Staatsämtern überließ. Dieſe Ernennung, die für Frankreich ein Vorſpiel ſein ſollte, wurde von ihm feierlichſt angenommen. Darauf wählte er den Abgeordneten Grafen Melzi zum Vicepräſidenten, der in Mailand reſidiren ſollte, ſtellte die Kräfte der ciſalpiniſchen Republik zur Verfügung der franzöſiſchen Regierung und gab ihr den Namen „italieniſche Republik," der auf ihre weitere Ausdehnbarkeit hindeutete.

Aehnliches geſchah im Betreff der Schweiz. Dieſe war, ſeit Herſtellung der helvetiſchen Republik *), abermals

---

*) S. hiſtor. Bilderſaal Th. VI, 1. S. 170.

mals in Parteiungen gerathen. Denn bei dem Streite über Einrichtung und Verbindung der einzelnen Kantone hatten Ariſtokraten und Demokraten aufs neue ſich erhoben, und nach Abzug der franzöſiſchen Truppen die Waffen gegen einander gerichtet. Napoleon, ihren Zwieſpalt nährend, um Einfluß auf die Schweiz zu gewinnen, warf ſich nun zum Vermittler auf. Im Oct. 1802 entſendete er den General Ney und ließ ihn alle Kantone durchziehen, die Schweizer entwaffnen und ihnen Brandſchatzungen abnöthigen. Hierdurch eingeſchüchtert ſchickten dieſe, wie von ihnen verlangt wurde, Abgeordnete nach Paris (Dec. 1802); und hier ertheilte ihnen Napoleon (19. Febr. 1803) eine neue Conſtitution, die, „Vermittelungsacte" genannt, im Innern Ruhe und Ordnung ſchaffen ſollte. Laut derſelben erhielt jeder einzelne Kanton das Recht, ſeine innere Einrichtung ſelbſt zu ordnen, alle Kantone aber (deren Zahl auf 19 beſtimmt wurde) in der Tagſatzung einen Vereinigungspunkt. Dieſe Tagſatzung, mit einem Landamman an der Spitze, ſollte der Reihe nach in den ſechs größeren Kantonen (Bern, Freiburg, Solothurn, Baſel, Zürch und Lucern) jährlich auf Einen Monat zuſammenkommen, die unter den Bundesgliedern entſtandenen Streitigkeiten ſchlichten und die Verhältniſſe mit dem Auslande leiten. Den einzelnen Kantonen wurde verboten, beſondere Bündniſſe unter einander oder mit auswärtigen Mächten zu ſchließen; dagegen aber die Geſammtheit derſelben oder „der helvetiſche Bund" genöthigt

(27. Sept. 1803) ein Schutzbündniß mit Frankreich eingehen und 16,000 Mann in deſſen Sold zu geben. Das **Walliſerland** ward, da der erſte Conſul ſich durch dasſelbe eine Straße nach Italien ſichern wollte, von dem helvetiſchen Bunde getrennt und einſtweilen für unabhängig erklärt (30. Aug. 1802), doch ſo, daß ein franzöſiſcher General in demſelben befehligte.

Auch die **Holländer** ergriff das gewaltſame Verfahren **Napoleons**. Denn nicht nur zwang er ſie (5. Jan. 1800) zu einer Abgabe von 6 Millionen Franken, unter dem Vorwande, daß ſie dafür die in ihrem Gebiete befindlichen Güter der franzöſiſchen Ausgewanderten, der belgiſchen Geiſtlichkeit und der deutſchen Fürſten behalten könnten, ſondern er drang ihnen auch eine neue, zur Monarchie hinſtrebende Verfaſſung auf (16. Oct. 1801). Zufolge derſelben ſollte an der Spitze der „bataviſchen Republik" ein Staatsbewind oder Staatsrath (von zwölf Perſonen) mit einem auf drei Monate erwählten Präſidenten ſtehen, und dieſer das Ganze leiten. Ueber Annahme der von ihm vorgeſchlagenen Geſetze, Wahlen und Kriegserklärungen ſollte ein geſetzgebender Körper von 35 Perſonen, der ordnungsmäßig ſich jährlich zweimal verſammeln würde, entſcheiden. — Vermindert ward damals das franzöſiſche Heer in Holland. Als aber der Krieg mit England ſich erneuert hatte (1803), wurde die bataviſche Republik wiederum mit einem franzöſiſchen Heere beſetzt und mußte (in einem Vertrag vom 25. Jun. 1803) verſprechen, dasſelbe zu beſolden, und aus eigenen Mitteln ein Heer von 16,000 Mann, unter einem franzöſiſchen General, und fünf Linienſchiffe und eben ſo viele Fregatten zum Dienſte Frankreichs aufzuſtellen. Auf ſolche Art gerieth ſie in völlige Abhängigkeit von Frankreich.

Eben dieß widerfuhr dem deutſchen Reiche. — Laut des luneviller Friedens ſollten die deutſchen Erbfürſten, die durch die Abtretung des linken Rheinufers (zuſammen gegen 1200 Quadratmeilen mit etwa 4 Mill. Menſchen) verloren hatten, außerdem auch der Großherzog von Toskana (und, wie es im Frieden von Amiens hieß, auch das Haus Oranien) in Deutſchland entſchädigt werden. War dieß ſchon eine harte Zumuthung, ſo war die Art, wie ſie zur Ausführung gebracht wurde, wahrhaft kränkend für deutſches Nationalgefühl. Denn nicht das deutſche Reich durfte über dieſe ſeine Angelegenheit entſcheiden, ſondern es mußte dem beiſtimmen, was Andere entſchieden. Zwar wurde eine auſſerordentliche Reichsdeputation zu Regensburg eingeſetzt (4. Oct. 1801), die aus acht Ständen (Mainz, Baiern, Sachſen, Böhmen, Brandenburg, dem Hochdeutſchmeiſter, Würtemberg und Heſſen-Caſſel) beſtand; aber ſie hatte nichts zu entſcheiden, ſondern bloß anzunehmen, was Frankreich in Gemeinſchaft mit Rußland, das (im Oct. 1801 und Juli 1802) in den Entſchädigungsplan Napoleons einging, verfügte. Dabei opferten manche deutſche Fürſten die Ehre und Rechte des deutſchen Reiches hin, indem ſie, in Hoffnung durch Napoleon zu vermehrtem Länderbeſitz zu gelangen, beſondere Verträge mit ihm abſchloſſen. Namentlich geſchah dieß von Baiern (am 24. Aug. 1801 und 23. Mai 1802), Würtemberg (20. Juni 1802) und Preußen (23. Mai und 4. Juni 1802), welche Mächte, unmittelbar nach Abſchluß ihrer Verträge mit Frankreich, die ihnen von demſelben zugeſprochenen Länder und Städte in Beſitz nahmen und ſo den erſten Conſul laut und öffentlich als oberſten Richter in deutſchen Angelegenheiten anerkannten. Zu verwundern war es alſo nicht, daß am 18. Aug. 1802 von dem franzöſiſchen und ruſſiſchen Geſandten zu Regensburg der außerordentlichen Reichsdeputation ein Entſchädigungsplan übergeben wurde, mit dem Bedeuten, daß das Entſchädigungsgeſchäft binnen zwei Monaten beendigt werden müſſe. Die Reichsdeputation fügte ſich dieſem Verlangen; doch Oeſtreich hielt es auf und erwirkte noch einige Abänderungen jenes Plans zum Vortheil ſeines Hauſes. So geſchah es, daß der ſogenannte Reichsdeputationsſchluß erſt am 25. Febr. 1803 erfolgte, der dann am 24. März von der Reichsverſammlung und am 27. April vom Kaiſer beſtätigt wurde. — Durch denſelben erloſchen alle geiſtlichen Fürſten und Herrſchaften in Deutſchland (an der Zahl 85, oder 27 Bißthümer und Erzbißthümer und 58 Abteien, Probſteien und Stiftsgüter) bis auf zwei, den Hochdeutſchmeiſter (damals bekleidete der Erzherzog Karl dieſe Würde) und den Kurerzkanzler oder Primas von Deutſchland (ſeit dem 26. Juli 1802 Karl Theodor Freiherr von Dalberg), der den erzbiſchöflichen Stuhl zu Regensburg, auf welchen die Rechte des Erzbiſchofs von Mainz übergingen, und dazu Aſchaffenburg, Wetzlar und Regensburg als Fürſtenthümer erhielt. Ferner erloſchen durch dieſen Reichsſchluß 46 Reichsſtädte, ſo daß von 52 ehemaligen Reichsſtädten nur noch 6, nämlich Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg, übrig blieben. Die Reichsgrafen und Reichsritter wurden zwar nicht mediatiſirt, aber in ſolche Bedrängniſſe gebracht, daß an der baldigen Endſchaft ihrer Selbſtändigkeit nicht zu zweifeln war. Einige größere Staaten, namentlich Preußen, Baiern, Würtemberg, Baden, Heſſen-Darmſtadt erhielten große, ihren Verluſt weit überſteigende Entſchädigungen *), weil ſie an Napoleon ſich gewendet hatten,

---

*) Preußen erhielt für 184 Q. Meilen, die es auf dem linken Rheinufer verloren hatte, über 230 Q. Meilen, nämlich die Bißthümer Paderborn und Hildesheim nebſt einem Theil von Münſter, Erfurt nebſt den übrigen kurmainziſchen Beſitzungen in Thüringen, das Eichsfeld, Treffurt, die Abteien Eſſen, Elten, Werden, Quedlinburg, Herfort, und die Reichsſtädte Goslar, Mühlhauſen und Nordhauſen. — Baiern erhielt, für 255 Q. Meilen jenſeits des Rheins, dieſſeits deſſelben 312 Q. Meilen, nämlich die Bißthümer Würzburg, Bamberg, Augsburg, Freiſingen, einen Theil von Paſſau und Eichſtädt, die Abtei Kempten und die Reichsſtädte Schweinfurt, Rothenburg, Nördlingen, Ulm, Memmingen ꝛc. — Würtemberg erhielt für die Grafſchaft Mömpelgard und andere Beſitzungen im Elſaß (man berechnete ſie zu 7 Q. Meilen) gegen 40 Q. Meilen, nämlich die Probſteien Elwangen, die Abteien Zwiefalten und Rotenmünſter, neun Reichsſtädte (z. B. Reutlingen, Heilbronn, Rotweil ꝛc.) und mehrere Klöſter. — Baden, deſſen Verluſt zu 8 bis 13 Q. Meilen veranſchlagt wurde, erhielt zur Entſchädigung 59 Q. Meilen, nämlich das Bißthum Coſtnitz, die dieſſeitigen Ueberbleibſel der Biß-

ten, und dieſer ſie an ſich und ſein Intereſſe zu ziehen wünſchte. Dem **Großherzog von Toskana** wurde Salzburg und Berchtesgaden ſammt einem Theil der Bißthümer Eichſtädt und Paſſau, dem **Herzog von Modena** das öſtreichiſche Breisgau ſammt der Landvogtei Ortenau, dem **Hauſe Oranien** die Stifter Fulda und Corvey, mehrere Abteien und die Reichsſtadt Dortmund zugeſprochen. — **Salzburg**, **Würtemberg**, **Baden** und **Heſſen-Caſſel** wurden zu Kurfürſtenthümern erhoben, ſo daß nun die Zahl der Kurfürſten ſich auf zehn belief, vier katholiſche und ſechs evangeliſche. Aber für Maßregeln zur Erhaltung und Befeſtigung des deutſchen Reichs wurde nicht geſorgt; vielmehr diente, was hier geſchah, zur Beſchleunigung ſeiner Auflöſung. Denn weit entfernt, daß es durch Aufhebung der Prieſterherrſchaft, Einziehung kleiner Gebietstheile und Verſtärkung

---

thümer Speier, Baſel und Straßburg und der ehemaligen Rheinpfalz mit den Städten Heidelberg und Mannheim. — **Heſſen-Darmſtadt** erhielt für 33 Q. Meilen gegen 100 Q. Meilen, nämlich eilf mainziſche und drei pfälziſche Aemter, das ſonſt zu Cöln gehörige Herzogthum Weſtphalen, den Ueberreſt des Hochſtifts Worms, die Reichsſtadt Friedberg, die Probſtei Wimpfen. — Bemerkt mag noch werden, daß **Hannover**, aus Rückſicht auf den Frieden von Amiens, das Hochſtift Osnabrück (über 50 Q. Meilen) und daß **Oldenburg**, aus Rückſicht auf Rußland, den erblichen Beſitz des ſäculariſirten Bißthums Lübeck, die vormals münſteriſchen Aemter Vechte und Kloppenburg und das hannöverſche Amt Wildeshauſen (zuſammen auf 58 Q. Meilen) erhielt. — Ausführlich und genau werden dieſe Vertheilungen erörtert von **Hoff**, das deutſche Reich vor der franzöſiſchen Revolution und nach dem Frieden zu Luneville. Th. II, S. 116—253.

kung größerer Staaten an Macht und Einheit gewonnen hätte, gerieth es durch das Entſchädigungswerk immer mehr in Spaltung und in Abhängigkeit von Frankreich.

2. Wie Napoleon Kaiſer von Frankreich und König von Italien wurde.

Während Napoleon immer mehr nach Auſſen hin ſein Anſehn erhob, nahm auch nach Innen ſeine Ehr- und Herrſchſucht einen höhern Schwung. War es ihm anfangs genug, der Beherrſcher Frankreichs zu werden, ſo ſtrebte er nun dieß für immer zu bleiben, und ſeiner Herrſchaft einen Titel zuzuwenden, der den erſten und angeſehenſten Regenten Europas ihn gleichſtellte, kurz die Königs- und Kaiſerkrone auf ſein Haupt zu bringen. Den Weg zu dieſem Ziel bahnte er ſich eben ſo wohl durch das, was er für Frankreich that, als durch das, was ſeine Feinde gegen ihn unternahmen. Denn wie ſein eifriges und erfolgreiches Wirken für Frankreichs Beruhigung und Erhebung ihm zur Vermehrung ſeines Ruhms und Anſehns diente, ſo dienten ihm auch die Verſchwörungen, die gegen ihn eingeleitet wurden, zur Unterdrückung ſeiner Gegner und zur Aufbringung despotiſcher Maßregeln: alſo dieſes wie jenes zum Umſturz der Republik und zum Wiederaufbau eines erblichen Thrones.

Schon am 10. Oct. 1800 ſollte er im Schauſpielhauſe, beim Heraustreten aus ſeiner Loge, erdolcht werden; aber dieſer Mordplan, der von Republikanern, beſonders von dem Bildhauer Cerachi ausging *), wurde verrathen und vereitelt. Darauf wollten Royaliſten (24. Dec. 1800) ihn durch eine „Höllenmaſchine" ermorden, d. i. durch ein mit Pulver angefülltes Faß, das auf einem Karrn in die Straße Nicaiſe gebracht worden war und in dem Augenblicke, in welchem Napoleon, um ins Schauſpielhaus zu kommen, vorüberfahren würde, angezündet werden ſollte. Wirklich erfolgte dieſes Anzünden; aber die zerſtörenden Wirkungen desſelben trafen ihn nicht. Bei dem ſchnellen Fahren ſeines Kutſchers war er, als die Höllenmaſchine ſich entladete, ſchon am Ende der Straße.

Nach ſolchen Vorgängen, — die wegen der Art, wie er ſie benutzte, Manchen als erſonnene Gaukelſpiele erſchienen, — kon[illegible] er mit einem Schein des Rechts gegen ſeine Feinde, Royaliſten und Republikaner, vorſchreiten. Und dieß geſchah! Von den ihm verdächtigen Perſonen ließ er (Jan. — Apr. 1801) eine große Zahl gefangen nehmen, acht derſelben hinrichten, einhundert und dreißig nach Cayenne verweiſen, dann in ſieben und zwanzig Städten Frankreichs Special- oder Kriegsgerichte aufſtellen, die, einzig von ihm abhängig, über alle Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit entſcheiden ſollten. Gegen dieſe Gerichtshöfe, durch welche Leben, Freiheit und Eigenthum der Franzoſen der Willkür des erſten Conſuls

---

*) S. Bourrienne Th. IV, S. 132 und genauer bei Schloſſer, Beurtheilung Napoleons Th. II, S. 89.

hingegeben wurde, erhoben ehrenvolle Männer im Tribunate lebhaften Widerſpruch. Vergebens! Die Mehrheit im Tribunate erklärte ſich für die Specialgerichte (3. Febr. 1801). Gleichwohl wurden von Napoleon die Sitzungen des Tribunats vertagt (21. März — 10. Juli 1801), ſpäterhin (am 13. März 1802) die Freimüthigſten aus demſelben entfernt, und die Oeffentlichkeit der Berathſchlagungen in demſelben aufgehoben.

Als nach ſolchem Verfahren die Freimüthigkeit eingeſchüchtert und zugleich durch Wiederherſtellung des Friedens, namentlich des Friedens mit England, das franzöſiſche Volk für Napoleon begeiſtert war, wurde im Tribunate (6. Mai 1802) der Vorſchlag aufgebracht, dem erſten Conſul einen glänzenden Beweis der National-Dankbarkeit zu geben; dann (8. Mai) im Senate beſchloſſen, ihm, nach Ablauf der erſten zehn Jahre, die Conſulwürde auf neue zehn Jahre zu überlaſſen. Er dagegen erklärte: „eine Dankesbezeigung könne er nicht anders annehmen, als wenn ſie von der Stimme des Volkes, das ihn zur Regierung berufen habe, genehmigt würde." Darauf ließ er durch die beiden andern Conſuln dem franzöſiſchen Volke die veränderte Frage vorlegen: „ob Napoleon Bonaparte zum Conſul auf Lebenszeit zu ernennen ſei?" In den hierzu geſammelten und ohne Prüfung bekannt gemachten Stimmenverzeichniſſen wurde dieſe Frage bejahet; dann (am 3. Aug. 1802) vom Senate feierlichſt erklärt: „Napoleon Bonaparte ſei nach dem Willen der Nation Oberconſul auf Lebenszeit."

Dieſe Erneuerung ſollte den Uebergang zur Kaiſerwürde bilden, — ohngefähr wie einſt in Preußen die Umbildung des lehnbaren Herzogthums in ein ſouveraines den Uebergang zum Königthume gebildet hatte. Napoleon ſäumte daher nicht, ſie mit einem doppelten Anbringen zu verbinden, das zum Gerüſte des beabſichtigten Kaiſerthrones diente. Noch während über das lebenslängliche Conſulat unterhandelt wurde, ſchlug er (15. Mai) dem geſetzgebenden Körper die Errichtung eines Ordens der Ehrenlegion vor, der ausgezeichnete Verdienſte im Militair oder Civil belohnen und zu patriotiſchen Thaten ermuntern ſollte. Gegen dieſen Vorſchlag erhoben eifrige Freiheitsfreunde heftigen Widerſpruch: ſie ahneten, daß die Ehrenlegion einen neuen Adel zur Stütze der Herrſchaft Napoleons gründen ſollte, und erklärten ſich gegen dieſelbe als gegen eine Verletzung des Grundſatzes der bürgerlichen Gleichheit *). Nichts deſtoweniger wurde der Vorſchlag vom Tribunat und geſetzgebenden Körper angenommen und ſomit der Orden der Ehrenlegion eingeführt

---

*) Carnot, der, wie gegen das lebenslängliche Conſulat, ſo auch gegen die Errichtung des Ordens der Ehrenlegion ſprach, bemerkte, daß dieſe Stiftung nicht nur einen Unterſchied unter den Bürgern mache, ſondern auch einem Einzelnen die gefährliche Macht verleihe, ſich eine Menge ergebene Anhänger zu erwerben, wodurch allein ſchon das ächtrepublikaniſche Princip verletzt werde. Carnot's Denkwürdigkeiten von Tiſſot. Leipzig 1824. S. 72.

führt (18. und 19. Mai 1802). Darauf ließ Napoleon, als er zum lebenslänglichen Conſul ernannt worden war, eine, zufolge dieſer Ernennung, wie es hieß, gebotene Veränderung der Verfaſſung durch den Senat bekannt machen (15. Aug. 1802), die dem Weſentlichen nach darin beſtand, daß ſie Napoleons Herrſchaft auf den Senat baute und die Monarchie anbahnte. Dem Volke wurde das Wahlrecht, wenigſtens die Freiheit des Wählens entzogen, dagegen dem Senate eine erweiterte Befugniß zugeſprochen, dafür aber derſelbe zum Werkzeug des erſten Conſuls herabgedrückt und dieſer zu größerer Macht erhoben. Denn wenn einerſeits der Senat das Recht erhielt die Sitzungen des geſetzgebenden Körpers und des Tribunats aufzulöſen, die Ausſprüche der Gerichte zu vernichten, die Geſetze zu ergänzen oder Abänderungen in der Verfaſſung zu treffen, und das Colonialweſen zu ordnen; ſo erhielt anderſeits der erſte Conſul das Recht, Vorſchläge zu den Senatsbeſchlüſſen zu thun, die Senatsſtellen (deren Zahl von 80 auf 120 vermehrt wurde) zu beſetzen (auch mit Beamten und Mitgliedern der Ehrenlegion), ferner ſeinen Nachfolger und die beiden andern Conſuln (denen gleichfalls lebenslängliche Amtsdauer zugeſprochen wurde) zu ernennen, Verbrecher zu begnadigen, Kriege zu führen und Verträge zu ſchließen. Auch wurden ſeine Einkünfte von 500,000 Fr. auf 6 Mill. Fr. erhöht.

Nach ſolchen Vorbereitungen zögerte Napoleon noch eine Zeitlang mit Aufſtellung des Kaiſerthrones, bis ihm die Entdeckung einer abermaligen Verſchwörung als der rechte Zeitpunkt für dieſelbe erſchien.

Im Jahre 1804, als ſchon der Krieg mit England, von welchem weiter unten geredet werden ſoll, wieder ausgebrochen war, hatten ſich in England Verſchwörungen gegen die Regierung und das Leben des erſten Conſuls angeſponnen. Eine derſelben leitete Pichegru, einſt Feldherr der franzöſiſchen Republik, und Georges Cadoudal, einſt Anführer der Chouans. Beide waren mit mehreren ihres Anhangs heimlich von England nach Paris gekommen, wo ſie den hochgeachteten General Moreau, der von Napoleon zurückgeſetzt und gegen deſſen Herrſchaft erbittert war, an ſich zu ziehen wußten. Napoleon hörte von ihren Planen und brach ſtürmiſch gegen ſie los. Am 15. Febr. wurde Moreau, am 28. Febr. Pichegru, am 9. März Georges, dazwiſchen über vierzig Andere verhaftet.

Während nun die Unterſuchung gegen dieſe durch ein Specialgericht eingeleitet wurde, verlautete, daß auch der Herzog von Enghien zu Ettenheim im Badenſchen in die Plane derſelben verwickelt wäre. Napoleon ließ daher durch ein Truppencorps, das er in der Nacht vom 14. zum 15. März über den Rhein ſendete, den Herzog von Enghien nebſt andern Ausgewanderten im Badenſchen ergreifen und nach Straßburg abführen, dann aber den Herzog allein von Straßburg nach Vincennes (18.—20. März) und daſelbſt vor ein Kriegsgericht ſtellen. Dieſes ſprach das Todesurtheil über ihn aus, dem ungeſäumt

Vollziehung folgte. Am frühen Morgen des 21. März wurde der Herzog in den Schloßgräben von Vincennes erſchoſſen *). — Gegen dieſe Blutthat, die einen dunklen Schatten auf Napoleons Thatenglanz wirft, erhoben Rußland und Schweden laut ihre Stimmen, während Kaiſer und Reich zur Verletzung des deutſchen Gebiets ſchwiegen. Dagegen beſchwerte ſich Napoleon, daß im deutſchen Reiche, nahe an den franzöſiſchen Grenzen Emigranten geduldet und daß zu München, Stuttgart und Caſſel von engliſchen Geſandten Unruhen in Frankreich angeregt und mit großen Summen unterſtützt würden.

Inzwiſchen ging das gerichtliche Verfahren gegen Moreau, Georges und Pichegru ſeinen Gang. Gegen Moreau führte es zu keinem andern Ergebniß, als daß derſelbe um die Verſchwörung gewußt, ſie aber verheimlichet hatte; dabei äußerten Viele aus dem Heere und Volke eine ſolche Theilnahme für ihn **), daß ſelbſt Napoleon ſich nicht getraute, das Todesurtheil über ihn ausſprechen zu laſſen. Moreau ward daher zu einem zweijährigen Gefängniſſe verurtheilt (10. Juni 1804), und erhielt dafür, auf ſein Bitten, freie Auswanderung nach Amerika. Am 22. Juni verließ er Paris und ging dann über Cadix nach Nordamerika. Früher war Pichegru im Gefängniſſe todt gefunden worden (6. Apr.): er hatte ſich ſelbſt entleibt, weil er auf Begnadigung nicht hoffte und die Schmach öffentlicher Hinrichtung ſcheuete. Georges, der ſeine meuteriſchen Abſichten unverholen eingeſtanden hätte und keine Theilnahme erregte, wurde am 25. Juni nebſt eilf Andern öffentlich hingerichtet. Acht der Verſchwornen wurden begnadigt.

---

*) S. im zweiten Abſchnitt die zweite Erzählung.

**) Napoleon erzählte zu Helena (ſ. Las Caſes, Th. V, S. 88): „die Gährung war eine der ſtärkſten. Man machte die Aufrichtigkeit der Regierung ſowohl im Betreff der Wahrheit der Verſchwörung, als auch im Betreff der von ihm genannten Verſchwornen verdächtig ꝛc.“

Groß war der Vortheil, den Napoleon aus dieſen Verſchwörungen zu ziehen wußte. Denn nicht nur benutzte er ſie, ſeine Feinde zu ſchrecken und niederzudrücken und den Haß gegen die Bourbons und Engländer zu beleben, ſondern auch, worauf es ihm jetzt vorzüglich ankam, die Zuſtimmung der Franzoſen zur Errichtung des Kaiſerthrones zu erlangen und dabei den Schein zu gewinnen, als wäre ihm, was ſeine Ehrſucht erſtrebte, durch den Drang der Umſtände und den Willen des Volkes aufgenöthiget worden. Gleich bei der erſten Bekanntmachung jener Verſchwörung (16. Febr.) wurden die Franzoſen an die Schreckniſſe erinnert, die die Ermordung Napoleons aufs neue über Frankreich bringen würde. Hieran wurde dann in Flugſchriften und öffentlichen Reden der Gedanke geknüpft, daß man, um ehrgeizigen Beſtrebungen zuvorzukommen und das Heilbringende der gegenwärtigen Regierung zu befeſtigen, dieſelbe in Napoleons Familie erblich machen müſſe: denn erſt die Erblichkeit der Regierung gebe einer Staatseinrichtung wahre Feſtigkeit, und ſei das einzige Mittel, die Uebel des Wahlſyſtems abzuwenden und den Triumph der Freiheit und Gleichheit zu ſichern. Dieſe Gedanken, die am 27. März im Senate angedeutet wurden, ohne daſelbſt vollen Nachhall zu finden, wurden am 30. April im Tribunate vom Tribun Curée deutlich ausgeſprochen und mit dem Vorſchlage verbunden: „Die Regierung der Republik einem Kaiſer anzuvertrauen, ſie in der Familie Napoleons erblich zu machen und die dazu nöthigen Staatseinrichtungen feſtzuſetzen." Carnot ſprach als Tribun gegen dieſen Vorſchlag (1. Mai), wie früher gegen die Ehrenlegion und das lebenslängliche Conſulat, mit ächtrepublikaniſchem Sinne *). Doch vergebens! Der Vorſchlag ging im Tribunate durch (3. Mai) und der Senat, an welchen er nun gelangte (4. Mai), faßte (nach dem am 15. Aug. 1802 ihm verliehenen Rechte, Abänderungen in der Verfaſſung zu treffen) am 18. Mai unter Vorſitz des Conſuls Cambaceres den Beſchluß, „daß Napoleon Bonaparte Kaiſer der Franzoſen, und die Kaiſerwürde in ſeiner Familie erblich ſein ſollte." Zwei Tage darauf, am 20. Mai (dem Pfingſtſonntage) verkündigten dieß Herolde zu Paris. Das Volk wurde über die Zuläſſigkeit des Kaiſerthrones nicht befragt; nur über die Erblichkeit der Kaiſerwürde ſollte es, nach den Verfügungen des „organiſchen Senatsbeſchluſſes vom 18. Mai," abſtimmen. Aber dieß Abſtimmen und das aufgeſtellte Ergebniß desſelben

---

*) Vollſtändig findet ſich dieſe Rede Carnots in deſſen Leben von Tiſſot (S. 73—76) und von Körte (S. 194—200).

ſelben war ebenſo unzuverläſſig, als beim lebenslänglichen Conſulate. Dagegen gab die Armee laut und unverkennbar ihre Freude über Napoleons Erhebung zu erkennen: er war ja aus ihrer Mitte hervorgegangen, er zeigte ſich als ihren Beſchützer, und je höher er ſtand, deſto höhern Glanz hoffte ſie durch ihn zu erlangen.

Die Geſtaltung des neuen Kaiſerthums ſollte alle Gewalt in die Hände des Kaiſers bringen, aber auch den Schein gewinnen, als wäre Kaiſerthum und Republik vereinbarlich, oder als könnte und ſollte dieſe mit jenem fortbeſtehen. Daher wurde in dem organiſchen Senatsbeſchluſſe vom 18. Mai, der das Kaiſerthum einſetzte und die Verfaſſung deſſelben beſtimmte, dem Volke ein Wahlrecht und den Behörden, durch welche dasſelbe repräſentirt wurde, dem geſetzgebenden Körper, dem Tribunate und dem Senate, Antheil an der Geſetzgebung, der Rechtspflege und den Finanzeinrichtungen zugeſtanden. Aber alles dieß war auf Täuſchung berechnet. Eine ſelbſtändige, auf freien Wahlen beruhende Gemeindeordnung, die Baſis einer freien Verfaſſung, wurde dem Volke nicht zugeſtanden; Wahlen durfte es vollziehen, aber nur unter Leitung von Beamten und Mitgliedern der Ehrenlegion, die der Kaiſer ernannte, und letzterer erhielt das Recht, Gewählte zurückzuweiſen und Wahlverſammlungen aufzuheben. Ebenſo wurde der geſetzgebende Körper, das Tribunat und der Senat ſo beſchränkt, daß dieſen Behörden eigentlich bloß die Befugniß blieb, das zu genehmigen, was der Kaiſer vorſchlug und that. Dieſer nämlich erhielt

hielt das Recht, Geſetze in Vorſchlag zu bringen, die Beſchlüſſe obiger Behörden zu verwerfen oder anzunehmen und einen bloßen Geſetzvorſchlag als Geſetz bekannt zu machen. Eine Commiſſion der individuellen Freiheit und eine andere der Preßfreiheit wurde angeordnet: jene, hieß es, ſollte willkürlichen Verhaftungen, dieſe den Hinderniſſen ſteuern, die dem Drucke und Umlauf eines Werkes entgegengeſetzt würden; aber beide Commiſſionen waren durch Formen eingeengt, die ihre Wirkſamkeit, der Regierung gegenüber, beſchränkten. Auch wurde vieles unerörtert gelaſſen und damit dem Willen des Kaiſers anheim geſtellt, namentlich die Einrichtung und Anwendung des Heeres. Noch deutlicher trat das Unrepublikaniſche in den monarchiſchen Formen hervor, mit denen das neue Kaiſerthum, obſchon es ein Kaiſerthum der Republik hieß, durch den organiſchen Senatsbeſchluß vom 18. Mai umgeben wurde. Die Erbfolge ſollte in der männlichen, rechtmäßigen Nachkommenſchaft Napoleons nach Ordnung der Erſtgeburt, mit beſtändiger Ausſchließung der Frauen ſtattfinden: nur dem Kaiſer Napoleon wurde das Recht zugeſprochen, Kinder oder Enkel ſeiner Brüder zu adoptiren. In Ermanglung rechtmäßiger oder adoptirter Söhne ſollten ihm ſein Bruder Joſeph und deſſen Erben, dann ſein Bruder Ludwig und deſſen Erben folgen *). Den Mitgliedern der kaiſerlichen Familie wurde

---

*) Die beiden anderen Brüder, Lucian und Jerome, denen Napoleon wegen ihrer ſtandeswidrigen Verheurathungen oder wegen

wurde der Titel „franzöſiſche Prinzen“ ertheilt, und jedem derſelben 1 Million Fr. als jährliche Appanage zugeſtanden, dem Kaiſer aber ein jährliches Einkommen von 25 Millionen Fr., wie einſt dem König Ludwig XVI. im Jahre 1791 von der erſten Nationalverſammlung. Die Regentſchaft ſollte ſtets einem Prinzen aus der kaiſerlichen Familie übertragen und die Vollendung des 18. Jahres als Anfang der Volljährigkeit des Kaiſers angeſehen werden. — Zur Umglänzung des neuen Thrones wurden Erzämter und Großwürden geſchaffen und deren Beſetzung dem Kaiſer überlaſſen. Er ernannte zum Großwahlherrn ſeinen Bruder Joſeph, zum Reichserzkanzler den zeitherigen Conſul Cambaceres, zum Staatserzkanzler ſeinen Stiefſohn Eugen Beauharnais, zum Erzſtallmeiſter den zeitherigen Conſul Lebrun, zum Connetable ſeinen Bruder Ludwig und zum Großadmiral ſeinen Schwager Murat. Zugleich wurden Reichsmarſchälle ernannt. Dieſen Titel erhielten achtzehn der ausgezeichnetſten Generale, namentlich Berthier, Murat, Bernadotte, Lannes, Maſſena, Ney, Davouſt, Augereau, Soult, Beſſieres, Moncey, Jourdan, Brune, Mortier, ferner Kellermann, Lefevre, Perignon und Serrurier. — Am 25. Mai mußte der Senat, das Tribunat und der geſetzgebende Körper, dann jede der übrigen Behörden den Huldigungseid leiſten.

Die

---

ihrer republikaniſchen Geſinnungen (was jedoch nur von Lucian gilt) zürnte, erhielten damals weder das Recht zur Erbfolge, noch den Titel franzöſiſche Prinzen.

Die Anerkennung des neuen Kaiſerthums von Seiten Spaniens, Portugals, Dänemarks, Preußens, des Pabſtes, der deutſchen Fürſten und der von Frankreich abhängigen Republiken erfolgte ſchnell und bereitwillig. Mochte es auch den Erbfürſten ſchwer fallen, den Feldherrn, der ſich zum Kaiſer erhoben hatte, für ihres Gleichen anzuſehen, ſo ſchien ihnen doch die Umbildung Frankreichs in ein Kaiſerthum als eine Vernichtung der Revolution und als eine Annäherung zu den hergebrachten Staatsformen. Dagegen verweigerten England, Rußland und Schweden die Anerkennung, und Ludwig XVIII. (in dieſer Zeit Graf von Lille ſich nennend) erhob zu Warſchau am 6. Juni lauten Widerſpruch, obſchon die Wiederherſtellung der Bourbons damals nirgends in Anregung gebracht wurde. Die Pforte zögerte mit jener Anerkennung bis zum Anfang des Jahres 1806; Oeſtreich bis zum 5. Sept. 1804. Ehe er ſie leiſtete, nahm Franz II. den Titel „Kaiſer von Oeſtreich" an (10. Aug. 1804), um unabhängig vom deutſchen Reiche, deſſen Umſturz ſich ahnen ließ, ſeinen Rang unter den erſten Mächten Europas zu behaupten.

Die Kaiſerkrönung wurde am 2. Dec. 1804 zu Paris in der Kirche Notre-Dame mit der größten Pracht und dem abgemeſſenſten Ceremoniel vollzogen. Mehrere Fürſten waren dazu eingeladen; vor allen Pabſt Pius VII., der der Thronbeſteigung Napoleons eben ſo, wie einſt Pabſt Stephan der Thronbeſteigung Pipins des Kleinen, die religiöſe Weihe und mit ihr das Gepräge der Rechtmäßigkeit und Unverletzlichkeit ausdrücken ſollte. Er kam am 28. Nov. nach Paris, und zog am Krönungstage vor Napoleon in die Kirche. Hier ſalbte er ihn und deſſen Gemahlin und ſprach den Segen über den kaiſerlichen Schmuck; aber die Krönung wurde ihm nicht verſtattet. Napoleon ſelbſt nahm vom Altare die Krone und ſetzte ſie ſich aufs Haupt, um anzudeuten, daß dem Pabſt kein Anrecht auf dieſelbe zukomme. Auch krönte er ſeine Gemahlin. Dann vom Pabſte zu dem für ihn bereiteten Thron zurückgeführt, leiſtete er ſitzend, mit der Krone auf dem Haupte und der Hand auf dem Evangelienbuche, den im Senatsbeſchluß vom 18. Mai vorgezeichneten Krönungseid, worauf, — wie Aehnliches einſt bei der Kaiſerkrönung Karls des Großen geſchah *), — der Heroldsruf erſchallte: „der ſehr glorreiche und ſehr erlauchte Kaiſer Napoleon iſt gekrönt und auf den Thron geſetzt! Es lebe der Kaiſer!“ Auf das Volk machte dieſe Feierlichkeit, ſo wie die ihr folgenden Feſtlichkeiten, wenig Eindruck: es blieb kalt und gleichgiltig, oder vergnügte ſich mit Witzeleien. Eine ſeelenvolle Freude, wie bei der erſten Bundesfeier am 14. Juli 1790, brach nicht hervor.

Doch nicht die Kaiſerkrone allein, auch eine Königskrone wollte Napoleon auf ſeinem Haupte tragen. Er ließ daher durch Abgeordnete der italieniſchen Republik, die am 17. März 1805 vor ihm erſchienen, die Erklärung

---

*) S. hiſtor. Bilderſaal Th. II, S. 314.

rung ausſprechen: „die Umwandlung ihrer Republik in eine conſtitutionelle Monarchie ſei ein dringendes Bedürfniß, und der Kaiſer möge nicht nur dieſe Umwandlung geſtatten, ſondern auch die Krone des Königreichs Italien annehmen, da dieſes zur Unabhängigkeit noch nicht reif genug ſei." Am folgenden Tage, dem 18. März, gab er dieſem Geſuch ſeine Beiſtimmung, wobei, um die europäiſchen Mächte zu beſchwichtigen, der Ausweg gewählt wurde, daß er nur ſo lange, als Neapel von den Franzoſen, Malta von den Engländern, Corfu von den Ruſſen beſetzt ſein würde, die italieniſche Krone tragen, daß nach ihm einer ſeiner Söhne oder Erben ſie erhalten, und daß dann die italieniſche und franzöſiſche Krone nie wieder auf Einem Haupte vereinigt werden ſollte. Ein Vicekönig ſollte als Stellvertreter Napoleons zu Mailand ſeinen Sitz haben.

Darauf reiſte Napoleon (31. März) mit ſeiner Gemahlin nach Italien und vollzog am 26. Mai ſeine Königskrönung im Dom zu Mailand. Hier war es der Erzbiſchof von Mailand, der ihn ſalbte; und wiederum er ſelbſt, der ſich die Krone aufſetzte *), was mit den Worten geſchah: „Gott gibt ſie mir; wehe dem, der ſie antaſtet." Wenige Tage nachher ſtiftete er den Orden

der

---

*) Man nannte dieſe Krone, die von den alten longobardiſchen Königen herſtammen ſoll, aber wahrſcheinlich erſt aus den Zeiten Kaiſers Heinrich VII. herrührt, die eiſerne, weil ſie inwendig einen eiſernen Ring hat, der aus einem Nagel vom Kreuze Chriſti geſchmiedet worden ſein ſoll. S. hiſtor. Bilderſaal Th. II, S. 116.

der eiſernen Krone zur Belohnung aller Arten des Verdienſtes, und ernannte (am 7. Juni) ſeinen Stiefſohn Eugen, den er am 1. Febr. 1805 zum franzöſiſchen Prinzen erhoben hatte, zum Vicekönig des Königreichs Italien. Am 11. Juli kam er mit ſeiner Gemahlin nach Paris zurück.

Dieſe Königskrone hatte er angenommen, ohne die Zuſtimmung der europäiſchen Mächte abzuwarten, und eben ſo rückſichtslos traf er noch andere Veränderungen in Italien. Nachdem er bereits am 18. März das Fürſtenthum Piombino ſeiner Schweſter Eliſe und deren Gemahle, dem General Felix Bacciochi, als eine erbliche, aber von franzöſiſcher Oberhoheit abhängige Herrſchaft übertragen hatte, übergab er beiden (23. Juni) die Republik Lucca als ein Fürſtenthum. Genua (oder die liguriſche Republik) vereinigte er am 9. Juni mit Frankreich, „weil das genueſiſche Volk dieſe Vereinigung wünſche, da es ſich zu ſchwach fühle, ſich und ſeinen Handel zu ſichern.“ Zum Gouverneur Genua's ernannte er den Erzſchatzmeiſter Lebrun. Auch Parma, Piacenza und Guaſtalla vereinigte er nun förmlich mit Frankreich, indem er es franzöſiſchen Geſetzen und Steuern unterwarf. — Je willkürlicher er aber bei dem Allen verfuhr, um ſo mehr erregte er die Hauptmächte Europas gegen ſich, und um ſo mehr mußte der bereits wieder begonnene Krieg an Umfang und Dauer zunehmen.

3. Wie-

3. Wiederausbruch des Kriegs mit England, 1803.

Der Friede von Amiens, eigentlich nur das Werk eines augenblicklichen Bedürfniſſes, nicht wahrhafter Friedensliebe, erregte bald den lebhafteſten Widerſpruch unter den Engländern. Sie fanden den Gewinn von Ceylon und Trinidad in keinem Verhältniſſe mit dem Aufwande, den ſie gemacht, mit den Eroberungen, die ſie errungen, und mit den Zwecken, denen ſie nachgeſtrebt hatten; ſie ſahen ſich in ihrer Hoffnung, während des Friedens ihre Seeherrſchaft und ihren Handel zu vergrößern, getäuſcht: denn Napoleon fuhr fort dem engliſchen Handel Hinderniſſe entgegen zu ſetzen und benutzte den Frieden, um ſein Handels- und Seeweſen empor zu bringen. Auch durch ſein gewaltſames und willkürliches Verfahren in Italien, Helvetien, Deutſchland und Holland fühlten ſie ſich beleidigt, da ſie in demſelben eine Verhöhnung ihrer Macht und eine Beſchränkung ihres Einfluſſes auf die Angelegenheiten Europas erblickten. So gegen Frankreich und den Frieden von Amiens erbittert, zögerten ſie, die in dieſem Frieden beſtimmten Plätze zu räumen: ſie verließen das Cap erſt am 21. Febr. 1803, Aegypten erſt am 17. März, Malta wollten ſie durchaus nicht räumen; und ihre Stimmung gegen Frankreich und deſſen Haupt verrieth ſich in den bitteren Schmähungen, welche ihre Zeitungsſchreiber, Organe des Volksgeiſtes, über Napoleons Wirken und Streben ergoſſen.

Nicht mit Gleichmuth ertrug dieß Napoleon. Durch die gegen ihn gerichteten Schmähungen auf das Empfindlichſte verwundet *), erhob er laute Klagen über die Friedensverletzungen, die England ſich zu Schulden kommen laſſe. Dagegen ſäumte dieſes nicht, ihm ähnliche Klagen entgegen zu ſtellen. Und ſo entſpann ſich ein langer und bittrer Wortſtreit, der endlich zu einem förmlichen Bruche hinführte. Am 12. Mai 1803 verließ der engliſche Geſandte Lord Withworth Paris, am 17. Mai der franzöſiſche Geſandte Andreoſſy England; worauf engliſcher Seits am 18. und franzöſiſcher Seits am 20. Mai ein Krieg erklärt wurde, an welchem beide Theile vielleicht gleiche Schuld hatten, obſchon Napoleon den Schein des erſten Angriffs von ſich auf England zu wälzen wußte.

Sogleich trat das Gewaltige der engliſchen Seemacht aufs neue hervor. Reichbeladene Schiffe wurden von ihr weggenommen, Colonien erobert, Häfen geſperrt. Wie vorher, konnten auch jetzt die Franzoſen nichts gegen ſie ausrichten. Aber Napoleon wußte Rache zu nehmen. Ohne auf den Frieden mit dem deutſchen Reiche zu achten, ließ er ein Heer unter Mortier gegen Hannover losdringen (25. Mai), deſſen Regierung, überraſcht und von Schrecken gelähmt, ohne Widerſtand zu leiſten, zu Suhlingen, einem Städtchen in der Grafſchaft Hoya,

(3. Juni

---

*) Bourrienne, Th. IV, S. 211, bemerkt hierbei: „Es iſt ein trauriger Gedanke, wenn man ſieht, daß Napoleons Empfindlichkeit über die Schmähungen in engliſchen Journalen ſicherlich eben ſo viel und vielleicht noch mehr als die großen politiſchen Intereſſen zur Erneuerung der Feindſeligkeiten beitrug."

(3. Juni 1803) eine Uebereinkunft abſchloß, welche das hannöverſche Land bis zur Elbe mit allen ſeinen Einkünften, Kaſſen und Vorräthen den Franzoſen ließ und bloß das Lauenburgiſche dem Heere und der Regierung vorbehielt. England verſagte dieſer Convention die Beſtätigung. Darauf bewirkten die Franzoſen durch Drohungen und Unterhandlungen (5. Juli), daß das hannöverſche Heer entwaffnet und aufgelöſet und das ganze Kurfürſtenthum ihrer Willkür preisgegeben wurde. Vergebens rief der König von England, als Kurfürſt von Hannover, das deutſche Reich zum Schutz: das deutſche Reich, damals in Spannung und Spaltung wegen des kaum beendigten Entſchädigungswerkes, ſchwieg zu dieſer Verletzung ſeines Gebiets und Friedensſtandes; ſelbſt Preußen, das am meiſten durch ſie gefährdet wurde, unterließ es, ihr zuvor zu kommen und ſuchte erſt nachher durch Unterhandlungen ſie rückgängig zu machen. Rußland erhob Widerſpruch; aber vergebens. Dänemark zog ein Truppencorps im Holſteiniſchen (im Aug. 1803) zuſammen; aber auf Frankreichs Drohungen mußte es dasſelbe bald wieder entlaſſen.

Doch auch unmittelbar gegen England traf Napoleon Anſtalten, die darauf hinzielten, den Kampf, den er auf dem Meere nicht beendigen konnte, auf brittiſchem Boden zu entſcheiden. Er ließ in den nördlichen Häfen Frankreichs von Breſt bis Oſtende viele tauſend platte Fahrzeuge, von denen jedes mit ſechs Kanonen beſetzt werden ſollte, erbauen, und ſammelte in der Gegend von

Boulogne ein Heer von wenigſtens 100,000 Mann, von ihm „Heer von England" genannt, das er zu einer Landung in England vorbereitete. Zugleich benutzte er ſeinen Einfluß auf andere Staaten, um durch ihre Kräfte Frankreichs Kräfte zu verſtärken. Die bataviſche Republik mußte mit ihrer Land- und Seemacht ſeinen Zwecken dienen und ihre Küſten gegen Angriffe ſichern; die Schweiz mußte verſprechen, 16000 Mann zum franzöſiſchen Dienſte zu ſtellen; Portugal und Spanien mußte für die ihnen geſtattete Neutralität große Geldſummen zahlen; die italieniſche Republik (noch beſtand nicht das Königreich Italien!) mußte anſehnliche Lieferungen an Geld und Truppen leiſten, die liguriſche Republik ihre Seemacht an Frankreich überlaſſen; das Königreich Etrurien auf alle in Livorno befindlichen Engländer und deren Eigenthum Beſchlag legen; der Kirchenſtaat zu Ancona und Civitavecchia franzöſiſche Beſatzungen aufnehmen und Schiffe zur Sicherung ſeiner Küſten ausrüſten; eben ſo das Königreich Neapel, beſonders zu Tarent und Otranto. Doch wie viele Kampfmittel zur Unterſtützung der Landungsanſtalten in Bewegung geſetzt wurden, ſo läßt ſich doch bezweifeln, daß es mit denſelben ſo ernſtlich gemeint war, wie Napoleon zu St. Helena behauptete *): das Wagniß war zu gefährlich, als daß auf einen glücklichen

Erfolg

---

*) Montholon, Th. II, S. 149 bis 150.

Erfolg gerechnet werden konnte. Vielleicht wollte Napoleon durch jene Landungsanſtalten nur ſeine Land- und Seemacht ſchlagfertig und in kriegeriſcher Thätigkeit erhalten, England ängſtigen und daſſelbe durch Beſorgniſſe für eigene Sicherheit von dem Ueberfall franzöſiſcher Küſten abhalten.

Wirklich trafen auch die Engländer die ernſthafteſten Anſtalten zur Abwehr der angedrohten Landung und ſuchten mehrmals, was ihnen aber nie gelang, die platten Fahrzeuge der Franzoſen zu zerſtören. Jedoch ließen ſie ſich auch von anderen Unternehmungen nicht abhalten. Um ungehindert verfahren zu können, erklärten ſie an Holland (20. Juni 1803) und Genua (13. Aug.) den Krieg, ſpäterhin auch an Spanien (25. Jan. 1805), nachdem ſie bereits, auf räuberiſche Weiſe, am 5. Oct. 1804 eine aus Amerika zurückkommende Silberflotte (deren Ladung auf 4 Mill. Thaler geſchätzt wurde) den Spaniern weggenommen hatten. Auch ſtanden ſie den Negern auf St. Domingo im Kampfe gegen die Franzoſen bei, und bewirkten dadurch, daß dieſe von St. Domingo, das ſie ſeit dem December 1801 wieder zu erobern geſucht hatten, gänzlich vertrieben wurden (1803). Doch erſt im Jahr 1805 gelang ihnen ein Hauptſchlag. Ihr Admiral Nelſon traf bei Trafalgar (unweit Cadix) auf die vereinigte ſpaniſch-franzöſiſche Flotte und nöthigte ſie zu einer Seeſchlacht (21. Oct.), durch welche er zwar ſeinen Tod fand, aber auch den glänzendſten Sieg herbeiführte.

Die franzöſiſche Flotte, die Napoleon neugeſchaffen hatte, wurde zerſtört, und Englands Seeherrſchaft und Welthandel aufs neue befeſtigt. — Getrübt aber wurde die Freude, die England hierüber empfand, durch den Gang, den der inzwiſchen ausgebrochene Landkrieg nahm.

4. Wiederausbruch des Landkriegs 1805.

Um aller Furcht vor einer franzöſiſchen Landung entledigt zu ſein, hatte England, ſeitdem Pitt wiederum die öffentlichen Geſchäfte leitete (10. Mai 1804), eine neue Coalition und mit ihr einen neuen Landkrieg aufzuregen geſucht, und dazu bei Oeſtreich, Rußland und Schweden leichten Eingang gefunden. Oeſtreich war erbittert über die Zurückſetzung, die es bei dem Entſchädigungswerk in Deutſchland erfahren hatte, über die Beſetzung Hannovers, über das Verfahren gegen den Herzog von Enghien, am meiſten aber über die Willkürlichkeiten Napoleons in Italien und ſein Eingreifen in die Angelegenheiten der Schweiz. Rußland, gleichfalls erbittert über das Verfahren gegen den Herzog von Enghien und die Beſetzung Hannovers, fand noch darüber zu klagen Urſache, daß Napoleon, trotz der abgeſchloſſenen Verträge, weder Neapel räumte, noch den König von Sardinien entſchädigte. Es war daher ſchon ſeit dem Sommer 1804 mit ihm in Spannung gerathen. In Schweden zürnte Guſtav IV. (ſeit 1792 König) nicht nur über die ſchon genannten Gewaltſtreiche, ſondern vorzüglich über die Geringſchätzigkeit, mit der Napoleon ihn behandelte. Er hatte daher ſeit dem 7. Sept. 1804 allen freundlichen Verkehr mit Frankreich abgebrochen, und trat am 3. Dec. mit England, dann (im Jan. und Oct. 1805) mit Rußland und Oeſtreich zuſammen. Rußland und Oeſtreich verbanden ſich am 4. Nov. 1804 gegen Frankreich, dann beide, jenes am 11. Apr. 1805, dieſes am 9. Aug. 1805, mit England.

Waren die beiden erſten Coalitionen gegen die Grundſätze der Revolution, ſo war dieſe dritte Coalition gegen Napoleons Anmaßungen oder Gewaltſtreiche gerichtet. Denn zum Hauptzweck hatte ſie nicht die Unterdrückung freiſinniger Ideen (dieſe ſchienen ſchon durch Napoleons Herrſchaft beſeitigt), auch nicht die Wiedereinſetzung der Bourbons (von dieſen ſprach nur der König von Schweden), ſondern man wollte Napoleon zur pünktlichen Befolgung abgeſchloſſener Verträge zwingen und eine ſolche Ordnung der Dinge herſtellen, durch welche Frankreichs Uebergewicht gebrochen oder Europa gegen deſſen Anmaßungen geſichert würde. Hierzu wollten Oeſtreich, Rußland und Schweden Truppenmaſſen aufſtellen und England Geldſummen zahlen. Auch für andere europäiſche Fürſten ſollte dieſe Coalition offen ſtehen, beſonders für Preußen; doch dieſe Macht beharrte bei ihrer ſeit 1795 behaupteten Neutralität, wodurch ſie, wie ſich bald zu erkennen gab, in Verwirrungen, Zwiſtigkeiten und Bedrängniſſe gerieth. Hauptſächlich aber fehlte es der neuen Coalition, wie den früheren, an einem wohlberechneten Zuſammenwirken, und an einem Haupte, das

das Ganze mit der Umſicht, Kühnheit und durchgreifenden Gewalt eines Napoleon leitete.

5. Napoleons Krieg mit Oeſtreich und Rußland im Jahre 1805.

Im Herbſte des Jahres 1805 erhob ſich der neue Landkrieg. Schweden, das ſchon am 3. Dec. 1804 den Krieg an Frankreich erklärt hatte, trat in demſelben nur beiläufig mit Bedrohung Hannovers auf, wodurch in den Gang der Ereigniſſe keine weſentliche Eingriffe geſchahen. Dagegen übernahmen Oeſtreich und Rußland den Hauptkampf, doch ſo, daß erſteres die Schrecken und Leiden deſſelben vornehmlich zu tragen hatte.

Oeſtreich ſtellte drei Heere auf: ein Hauptheer, 120,000 Mann, das unter dem Erzherzog Karl in Italien, ein zweites Heer, 30,000 Mann, das unter dem Erzherzog Johann in Tyrol, ein drittes, 80,000 Mann, das unter dem General Mack und dem Erzherzoge Ferdinand, einem Sohne des ehemaligen Herzogs von Modena, in Deutſchland vordringen ſollte. Dabei erwartete es, daß der Hauptkrieg, wie vorher, in Italien ſtattfinden, daß die Ruſſen, — die in zwei Heeren, dem einen unter Kutuſow, dem andern unter Buxhövden, durch Gallizien nach Oeſtreich zogen, — allernächſt eintreffen, und daß das ſüdliche Deutſchland, oder Baiern, Würtemberg und Baden, auf ſeine Seite treten würde. Voll dieſer Erwartungen, von denen keine ſich bewährte, eröffnete es den Krieg in Deutſchland.

Am 8. und 9. Sept. drang Mack bei Schärding über den Inn in Baiern ein. Hier erfuhr er die erſte Widrigkeit. Der Kurfürſt von Baiern, ſtatt mit Oeſtreich, was dieſes durch Unterhandlungen zu erwirken geſucht hatte, ſich zu verbinden, zog es vor, mit Frankreich zuſammen zu treten (24. Aug.): er begab ſich deßhalb (8. Sept.) ſammt ſeinem Heere nach Würzburg. Ohne ihn zu verfolgen, rückte Mack raſch durch Baiern nach Würtemberg. Es ſchien, daß er die Franzoſen vom Uebergang über den Rhein abhalten und das ſüdliche Deutſchland zur Abhängigkeit von Oeſtreich zwingen würde; aber ſchon am 16. Sept. machte er Halt, dann eine rückgängige Bewegung. Er ſtellte ſein Heer zwiſchen der Iller und dem Lech, oder zwiſchen Ulm und Memmingen, — um nicht zu weit von dem erwarteten Zuzuge der Ruſſen ſich zu entfernen, um mit Tyrol und Italien in Verbindung zu bleiben, um in einer ſcheinbar feſten Stellung dem Andrange des Feindes zu begegnen. Doch bald zeigte ſich das Trügeriſche ſeiner Berechnungen und das Verderbliche ſeiner Unentſchloſſenheit.

Napoleon, der, um den Schein zu gewinnen, als ſei er von dem Gedanken an einen Landkrieg weit entfernt, noch im Auguſtmonate zu Boulogne weilte, um die Anſtalten zu einer Landung in England zu betreiben, hatte am 27. Aug. (angeblich auf die Nachricht von der Kriegsdrohung Oeſtreichs und Rußlands) ſeinem an den Nordküſten Frankreichs verſammelten Heere befohlen, eiligſt dem Mittelrheine zuzuziehen. Denn nicht in Italien, wie Oeſtreich wähnte, ſondern in Deutſchland wollte er dießmal den Hauptkrieg führen, und ehe noch die Ruſſen mit den Oeſtreichern ſich vereinigten, wollte er das öſtreichiſche Heer in Deutſchland vernichten. Von dieſem Gedanken ausgehend, übertrug er die Vertheidigung Italiens dem Marſchall Maſſena, deſſen Heer (etwa 60,000 Mann) er mit den 15,000 Mann, die zeither unter Gouvion St. Cyr im Neapolitaniſchen geſtanden hatten, verſtärkte, nachdem ihm der König von Neapel die ſtrengſte Neutralität verſprochen hatte (21. Sept.). Er ſelbſt übernahm den Oberbefehl über das Hauptheer, das, über 100,000 Mann ſtark, unter den Marſchällen Murat, Ney, Davouſt, Soult, Lannes, Marmont (zu denen ſpäterhin auch Augereau kam) zwiſchen Straßburg und Mainz (24.—26. September) über den Rhein ſetzte. Er begab ſich daher, nachdem er am 23. Sept. zu Paris dem Senate den Wiederausbruch des Landkriegs angezeigt und eine neue Aushebung von 80,000 Mann und die Wiederherſtellung einer Nationalgarde zur Bewachung Frankreichs anempfohlen hatte, am 24. Sept. nach Straßburg, und am 2. Oct. nach Ludwigsburg, wo er Würtemberg, ſo wie Baden (1. und 10. Oct.), zu einem Bündniß mit Frankreich nöthigte. Sein Plan war: das öſtreichiſche Heer in der Stellung zwiſchen Ulm und Memmingen eiligſt zu erreichen, dasſelbe von Oeſtreich abzuſchneiden und auf allen Seiten einzuſchließen. Hierzu entſendete er den größten Theil ſeines Heeres nach Nördlingen, nordoſtwärts von Ulm, und ließ den Marſchall Bernadotte, der mit dem zeither im Hannöverſchen befindlichen Heere ſich durch Heſſen nach Würzburg gewendet und dort (28. Sept.) mit Marmonts Heerhaufen und den baieriſchen Truppen (2. Oct.) vereinigt hatte, das damals preußiſche Fürſtenthum Ansbach, ohne auf Preußens Neutralität zu achten, durchziehen (3. — 6. Oct.). Auf ſolche Art gelang es ihm, ſchnell nach Donauwörth und München und ſo hinter den Rücken der Oeſtreicher zu kommen. Durch dieſe unerwartete Maßregel Napoleons gerieth Mack in Verwirrung und Verderben. Er hatte den Angriff von Weſten her erwartet, und ſah ſich von Norden und Oſten her angegriffen, ja bald auch ſüdlich von Tyrol abgeſchnitten. Statt nun als ein entſchloſſener Feldherr in einer entſcheidenden Schlacht Rettung oder ehrenvollen Untergang zu ſuchen, verblieb er in und bei Ulm und vergeudete die Kräfte ſeines Heeres in einer Reihe blutiger Gefechte (8. — 14. Oct.), die einem ehrloſen Ausgange ihn zuführten. Nach dem Treffen bei Elchingen (14. Oct.) wurde er in Ulm völlig eingeſchloſſen. Nur einzelnen Abtheilungen ſeines Heeres gelang es, doch unter großen Verluſten, zu entkommen. So flüchtete ſich der Erzherzog Ferdinand mit dem Fürſten Schwarzenberg und etwa 20,000 Mann in der Nacht vom 14. zum 15. Oct. von Ulm gen Neresheim und brachte etwa 6000 Mann durch Franken nach Böhmen; der General Kienmayr, erſt bei Donauwörth (7. Oct.), dann bei Aicha (8. Oct.) von den Franzoſen geſchlagen, ſetzte bei Braunau über den Inn, wo ein ruſſiſcher Heerhaufen unter General Bagration ihn aufnahm. Mack ſelbſt, der noch am 16. Oct. erklärte, er wolle nichts von Uebergabe hören und ſich aufs Aeuſſerſte vertheidigen, trat am 17. Oct. in Unterhandlungen, die ſich am 19. Oct. damit ſchloſſen, daß er ſich, ſein Heer, deſſen Waffen, Fahnen und Kaſſen, und die Stadt Ulm mit allen Kriegsvorräthen den Franzoſen überlieferte. Dieß geſchah am 20. Oct., wo 23,800 Oeſtreicher vor dem franzöſiſchen Heere und deſſen Kaiſer die Waffen ſtreckten. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort entlaſſen, die Unterofficiere aber und Gemeinen als Kriegsgefangene nach Frankreich abgeführt.

Nach dieſer Zertrümmerung des öſtreichiſchen Heeres bei Ulm drang Napoleon, jeden Widerſtand, der ſich ihm entgegenſtellte, überwältigend, gegen Wien los. Am 13. Nov. mußte ſich dieſe alte Kaiſerſtadt ihm ergeben. Sogleich bemächtigten ſich einige ſeiner Heerführer (durch Ueberliſtung des Generals Fürſten von Auersberg) der daſigen Taborbrücke, um leicht und ſchnell das linke Donauufer, wo der Kampf beendiget werden ſollte, zu erreichen. Napoleon ſelbſt nahm am 14. Nov. ſein Hauptquartier zu Schönbrunn und verlegte es am 17. Nov. nach Znaim.

Doch troz ſeiner Siege war ſeine Lage jezt mehr glänzend als ſicher. Nordöſtlich in Mähren ſtanden die Ruſſen, die mit den Oeſtreichern ſich vereinigt hatten; von Süden her rückten die Erzherzöge, Johann aus Tyrol und Karl aus Italien, die ſich wegen der Vorfälle in Deutſchland abſichtlich zurückgezogen hatten; und im nördlichen Deutſchland, wo ſchon Schweden, Ruſſen und Engländer ſchlagfertig ſtanden, nahm Preußen, beleidigt durch die Verletzung ſeines neutralen Gebiets und von dem Erzherzoge Anton, der am 30. Oct., und vom Kaiſer Alexander, der am 25. Oct. nach Berlin gekommen war, dringend zum Krieg gegen Frankreich aufgefordert, eine drohende Stellung an. Denn nachdem es bereits Schleſien dem Durchzuge der Ruſſen geöffnet und die Truppen, die es bisher in Oſtpreußen gegen Rußland gerichtet, zurückgezogen, und am 3. Nov. ſich zu Potsdam mit Alexander eng verbunden hatte, ſtellte es in Weſtphalen, Niederſachſen und Franken Heere auf, die, wofern nicht Napoleon alles nach den klaren Worten des luneviller Friedens wiederherſtellte, Krieg gegen denſelben führen und ſpäteſtens den 15. Dec. die Feindſeligkeiten eröffnen ſollten. Um dieſen Beſchluß an Napoleon zu überbringen, reiſte der Graf von Haugwitz in der Mitte Novembers in das franzöſiſche Hauptquartier, damals zu Brünn. Aber ehe er von Napoleon vorgelaſſen wurde, hatten ſich die Umſtände verändert, und Preußen gerieth, da es unter Schwanken und Zögern den rechten Augenblick zum Angriff verſäumt hatte, in eine drangvolle Lage, die auf ſein nachmaliges Unglück bedeutend einwirkte.

Napoleon war in der zweiten Hälfte des Novembers von Wien nach Mähren vorgedrungen, wo ſich beide Kaiſer, Franz und Alexander vereinigt hatten. Am

20. Nov. traf er in Brünn ein und am 2. Dec., dem Jahrestage ſeiner Kaiſerkrönung, erkämpfte er bei Auſterlitz den blutigen, aber auch entſcheidenden und durch ſeine Folgen glänzenden Sieg, der ihn aller Verlegenheit entzog und den Gedanken an eine Herrſchaft über Europa in ihm erzeugte oder befeſtigte. Die Ruſſen und Oeſtreicher, die mit etwa 90,000 Mann ihm gegenüber ſtanden, verloren nach franzöſiſchen Berichten 15-20,000 Mann an Todten, 20-30,000 Mann an Gefangenen; die Franzoſen ſelbſt, die mit 80,000 Mann dieſe Schlacht begannen, verloren nach ihren Berichten 1000 Mann an Todten und 3500 an Verwundeten, nach ruſſiſchen Berichten auf 18,000 Mann. Durch dieſe abermalige Niederlage wurde Oeſtreich faſt noch mehr erſchreckt als vor fünf Jahren durch die Niederlage bei Marengo. Ohne Rückſicht auf die Hilfsmittel, die ihm noch zu Gebote ſtanden, — die Heere der Erzherzöge Karl und Johann rückten zum Entſatze von Wien herbei, in Ungern ſammelte ſich ein Aufgebot, ein neues ruſſiſches Corps war im Anmarſch, und Preußen bedrohte den Rücken des franzöſiſchen Heeres, — ſuchte es ungeſäumt um Waffenſtillſtand nach. Am 3. Dec. begab ſich der Fürſt von Liechtenſtein in das franzöſiſche Hauptquartier, um Unterhandlungen anzuknüpfen; und am 4. Dec. kam Kaiſer Franz in eigner Perſon zu Napoleon bei der Mühle zu Saroſchitz, wo vorläufig, ſammt den Hauptbedingungen des Friedens, ein Waffenſtillſtand verabredet wurde. Am 6. Dec. kam derſelbe zu Auſterlitz zu Stande, worauf

die Ruſſen, ohne doch Frieden zu ſchließen, ihrer Heimath zuzogen.

Nun erſt, da er von Seiten Oeſtreichs und Rußlands wenig mehr zu fürchten hatte, ließ Napoleon den preußiſchen Geſandten vor ſich und, ſtatt von ihm Vermittelungsanträge anzunehmen, ließ er ihm die Wahl zwiſchen Krieg und einem Vertrag, kraft deſſen Preußen ſich mit Frankreich vereinigen, an ſelbiges Cleve, Neufchatel und Ansbach (letzteres für Baiern) abtreten, dagegen aber ganz Hannover erhalten ſollte. Graf Haugwitz nahm, ohne dazu bevollmächtigt zu ſein, den Vertrag an (15. Dec.), den Napoleon ihm aufnöthigte und der dem preußiſchen Staate fünfmal mehr, als ſelbiger hingab, zuſicherte, und ihm und dem nördlichen Deutſchland, wo während des Novembers ſchwediſche, ruſſiſche und engliſche Truppen gelandet waren, Ruhe verhieß. Doch erregte dieſer Vertrag allgemeine Mißbilligung, beſonders unter dem preußiſchen Volke, und ſetzte Preußen in Feindſchaft mit England und in geſpannte Verhältniſſe mit Rußland und Schweden.

Andrerſeits beſchleunigte Napoleon den Frieden mit Oeſtreich, um mit dieſer Macht im Reinen zu ſein, falls der König von Preußen den Vertrag nicht beſtätigte. In dieſem Frieden, der durch Talleyrand und den Fürſten Johann von Liechtenſtein zu Preßburg am 26. Dec. abgeſchloſſen wurde, mußte Oeſtreich den Kaiſer Napoleon als König von Italien anerkennen und deſſen Verfügungen in Italien gut heißen; es mußte ferner ſeinen Antheil an

Venedig dem Königreiche Italien überlaſſen, Tyrol, Vorarlberg, Eichſtädt, Paſſau und die vorderöſtreichiſchen Lande, ſammt dem Breisgau, zu Gunſten Baierns, Würtembergs und Badens abtreten und beiden erſtern den Königstitel, ſo wie letzterm den Titel eines ſouverainen Kurfürſten zugeſtehen (doch ſollten dieſe drei dem „deutſchen Bunde" fortwährend angehören), und zugeben, daß die Reichsſtadt Augsburg an Baiern kam. Für ſo viele Zugeſtändniſſe erhielt es nichts als Salzburg und Berchtesgaden (wofür dem zeitherigen Beſitzer, dem ehemaligen Großherzog von Toskana, Würzburg von Baiern abgetreten wurde) und die Zuſicherung, daß das Hochdeutſchmeiſterthum, das damals der Erzherzog Anton inne hatte, im öſtreichiſchen Hauſe erblich ſein ſollte.

Durch dieſen Frieden verlor Oeſtreich über 1300 Quadratmeilen und über drei Millionen Menſchen, während es nur mit 180 Q. Meilen und 200,000 Menſchen (ſo viel ungefähr beträgt Salzburg und Berchtesgaden) entſchädigt wurde. Dieſe Entſchädigung ſelbſt wurde von dem Beſitzthume eines Prinzen des öſtreichiſchen Hauſes hergenommen, dem dafür nur 96 Q. Meilen mit 260,000 Menſchen (ſo viel umfaßt Würzburg) zugeſtanden wurde. Ein andrer öſtreichiſcher Prinz, der Erzherzog Ferdinand von Modena, verlor ſein ganzes Beſitzthum, das Breisgau, und erhielt dafür das Verſprechen einer Entſchädigung, dem keine Erfüllung folgte. Und auſſer dem Verluſte an Land und Leuten, welche Verluſte an Geld, an Kriegsbedürfniſſen, an innerm Wohlſtande

ſtande und äuſſerm Anſehn! Oeſtreich mußte eine Kriegsſteuer von 100 Millionen Franken zahlen, ſah ſeine Zeughäuſer ausgeleert, ſeine Fabriken im Stocken, ſeine Länder, ſo weit ſie der Krieg getroffen hatte, verheert, ſeine Herrſchaft über Deutſchland vernichtet, ward auf ſich ſelbſt beſchränkt und geringſchätzig behandelt. Nur langſam zogen ſich die Franzoſen aus ſeinem Innern; eine Schaar derſelben unter Soult hielt an ſeinen Grenzen (bei Paſſau) und von ſeinen Städten blieb Braunau bis zum Oct. 1806 von franzöſiſchen Truppen beſetzt, angeblich, weil die Ruſſen im Einverſtändniß mit Oeſtreich die Mündungen des Cattaro in Dalmatien, die laut des preßburger Friedens an Frankreich kommen ſollten, eher als die Franzoſen beſetzt hatten (Febr. 1806), was zu einem Krieg in Dalmatien und zur Vereinigung der alten Republik Raguſa mit Frankreich (27. März) Veranlaſſung gab. Nur durch Nachgiebigkeit oder Schweigen konnte Kaiſer Franz weitere Beeinträchtigungen und Verunglimpfungen von ſich abwenden!

6. Zunehmende Gewaltherrſchaft Napoleons, 1806.

Wie viel hatte dagegen Napoleon gewonnen! Gelungen war ihm abermals ein Hauptſchlag, Oeſtreich war niedergedrückt, Rußland zum Zurückweichen gezwungen, Preußen in eine drangvolle Lage gebracht, das ſüdliche Deutſchland ſeinen Befehlen unterworfen und in Italien ſein Gebiet anſehnlich vermehrt. Und dabei hatte er ſeinen Kriegsruhm erhöhet, ſeinen Einfluß auf Helvetien und Holland erweitert, ſeine Feinde aufs neue geſchreckt, ſeine Freunde im Vertrauen geſtärkt. Kein Wunder alſo, daß ihm, als er am 26. Jan. 1806 wieder in Paris eintraf, Frankreich, hingeriſſen von ſeinem Geiſte und Glücke, mit den ausſchweifendſten Lobeserhebungen entgegen kam, und der Senat ihm den Beinamen des Großen zuſprach. — Wie aber konnte dieß Alles auf ein ſo ehr- und herrſchſüchtiges Gemüth, wie das ſeinige war, ohne Einwirkung bleiben? Wahrſcheinlich iſt es daher, daß er jetzt, im Gefühl des Zuwachſes ſeiner Macht und Furchtbarkeit und zugleich im Aerger über den bei Trafalgar erlittenen Verluſt, den Gedanken faßte, eben ſo unumſchränkt auf dem Feſtlande Europas zu herrſchen, wie die Engländer unumſchränkt auf dem Meere herrſchten.

Zur Ausführung eines ſolchen Vorhabens ſuchte er vor Allem die Grundlage ſeiner Macht, ſeine Herrſchaft über Frankreich, zu befeſtigen. Er ſtellte daher ab, was noch an die Revolution erinnerte, und führte ein, was dem monarchiſchen Princip, wie es in ſeiner Seele lebte, Haltbarkeit zu gewähren ſchien. Den Namen franzöſiſche Republik verdrängte er durch den Namen franzöſiſches Reich, den republikaniſchen Kalender durch Wiedereinführung des gregorianiſchen (1. Jan. 1806), die Verwüſtung der Kirchen und der Grabſtätten zu St. Denys durch Herſtellung und Verſchönerung derſelben, die Verheerung des Landes durch neuen Anbau, die republikaniſchen Feſte durch Anordnung des Napoleonsfeſtes (15. Aug.) und des Feſttags der Kaiſerkrönung (2. Dec.). Die öffentlichen Blätter wurden auf wenige beſchränkt und dieſe ſtreng beaufſichtigt. Für Erziehung und Unterricht wurden Regeln feſtgeſetzt, die ſchon die Jugend zur Unterwürfigkeit gewöhnen ſollten. Die Erziehung der Kinder auſſerhalb Landes wurde verboten; alle Lehrer mußten ſchwören, dem Kaiſer, den Grundſätzen der kaiſerlichen Monarchie und der regierenden Dynaſtie treu zu ſein, und in dem Katechismus, der für Volksſchulen erſchien, wurde Gehorſam gegen den Kaiſer und deſſen Verordnungen (namentlich im Betreff des Kriegsdienſtes und der Steuerentrichtung) nachdrücklichſt eingeſchärft. Das Lehnsweſen, das durch die Revolution abgeſchafft worden war, wurde, wenn auch nicht geradezu in Frankreich, doch im Betreff der Frankreich unterworfenen Länder eingeführt, zunächſt zu Gunſten franzöſiſcher Kriegs- und Staatsbeamten. Am 30. März 1806 ſtiftete er große Reichslehen in Italien, die er ſeinen Kriegsgefährten und Staatsbeamten, die ſich Verdienſte um ihn erworben hatten, übertrug, doch ſo, daß ſie dabei ſchwören mußten, ihm fort und fort als gute und getreue Unterthanen zu dienen. Sein Haus verzweigte er mit alten Fürſtenhäuſern. Seinen Stiefſohn Eugen Beauharnais, von ihm am 12. Jan. 1806 adoptirt und zum Nachfolger im Königreiche Italien ernannt, vermählte er am 14. Jan. mit der baieriſchen Prinzeſſin Auguſte; die Nichte ſeiner Gemahlin, Stephanie Taſcher, gleichfalls von ihm adoptirt, vermählte er mit dem Kurprinzen von Baden (8. Apr.); ſeinen Bruder Jerome, den er (nachdem derſelbe ſeine zeitherige Gemahlin, die Tochter eines nordamerikaniſchen Kaufmanns, verſtoßen) unter die franzöſiſchen Prinzen aufgenommen hatte, verlobte er mit einer Prinzeſſin von Würtemberg (Sept. 1806). Zugleich ſuchte er die Glieder ſeiner Familie, ſo wie die von ihm Belehnten, ſeiner Gewalt zu unterwerfen oder ſie in Abhängigkeit von ſich und Frankreich zu erhalten. Er gab daher am 30. März 1806 ein Hausgeſetz oder Statut der kaiſerlichen Familie. In dieſem erklärte er ſich zum Haupte und gemeinſchaftlichen Vater aller Glieder derſelben, zum Vormund, wenn ſie minderjährig, zum Oberaufſeher, wenn ſie volljährig wären; ohne ſein Mitwiſſen und Beiſtimmen ſollten ſie keine Reiſe unternehmen, keine Verbindung eingehen, keine Ehe ſchlieſſen und trennen und ihre Kinder im ſiebenten Jahre ihm zur Erziehung zuſenden. Auch ſchärfte er ihnen, wenn er ihnen Länder ſchenkte, ein, daß ihre erſten Pflichten dem Kaiſer, die zweiten Frankreich, die dritten den Völkern, über die er ſie ſetzte, angehörten.

So im Innern ſeine Macht befeſtigend und erweiternd, befeſtigte und erweiterte er ſie auch nach Auſſen. Dabei verfuhr er nach Weiſe der alten Römer. An die Stelle des bisherigen Syſtems des Gleichgewichts brachte er ein Syſtem des Uebergewichts oder, wie er es nannte, ein Föderativſyſtem, das ſeinen Stützpunkt in der Präpotenz Frankreichs haben ſollte. Er wollte nämlich die europäiſchen Staaten als Bundes- (oder Föderativ-) ſtaaten an Frankreich knüpfen, ſo daß ſie zwar ihre eignen Beherrſcher und ihre eignen Einrichtungen haben, aber mit Frankreich Eine Richtung nehmen und deſſen Beherrſcher mit ihren Kräften unterſtützen ſollten. Dieſe Idee, die er am 28. Jan. 1806 im franzöſiſchen Senate andeutete, brachte er zunächſt im Betreff Neapels, dann des übrigen Italiens, Hollands und Deutſchlands zur Ausführung.

Neapel hatte, dem mit ihm abgeſchloſſenen Vertrage (vom 21. Sept. 1805) entgegen, eine ruſſiſch-engliſche Armee von etwa 34,000 Mann (16,000 Ruſſen und 18,000 Engländer) am 20. Nov. 1805 aufgenommen und mit derſelben Oberitalien bedroht. Nach dem Schlachttage bei Auſterlitz war dieſe Armee wieder abgeſegelt. Napoleon aber, dadurch nicht befriedigt, ſprach unmittelbar nach dem preßburger Frieden, am 27. Dec., voll Stolz auf ſeine Macht, das Donnerwort: „die Dynaſtie von Neapel hat zu regieren aufgehört; ihr Daſein iſt unverträglich mit der Ruhe Europas und der Ehre meiner Krone!“ Um dieſes Wort in Wirkſamkeit zu ſetzen, ließ er ſeinen Bruder Joſeph mit einem franzöſiſchen Heere von etwa 60,000 Mann unter Maſſena ins Neapolitaniſche einrücken (Febr. 1806). Der Hof floh vor demſelben nach Sicilien, erſt der ſchwache König (23. Jan.), dann die entſchloſſenere Königin (11. Febr.); Neapel unterwarf ſich (15. Febr.), nur Gaëta leiſtete unter einem deutſchen Helden, dem Prinzen Ludwig

wig von Heſſen-Philippsthal, bis zu deſſen lebensgefährlicher Verwundung (18. Juli) tapfern Widerſtand, und in Kalabrien erhob ſich, von den Engländern angefacht, ein ſchreckliches Blutvergießen, das jedoch, wie jener Widerſtand, durch die Tapferkeit der Franzoſen niedergedrückt wurde. Napoleon ernannte daher ſchon am 31. März ſeinen Bruder **Joſeph** zum „König beider Sicilien“; behielt ſich aber aus den Einkünften Neapels eine Million Thaler zur Vertheilung an ſeine Generale vor. Gleiche Willkür bethätigte er auch hinſichtlich des übrigen Italiens, das (wie er am 2. März 1806 im geſetzgebenden Körper ſagte) ein Beſtandtheil des großen Reiches ſei. — Die zwiſchen dem Kirchenſtaate und Neapel ſtreitigen Fürſtenthümer **Benevent** und **Pontecorvo** verlieh er, jene[illegible]m Miniſter **Talleyrand**, dieſes dem Marſchall **Bernadotte**, als ſouveraines Beſitzthum und als unmittelbares Lehen der franzöſiſchen Krone. **Etrurien** (ſeit 1803 unter der vormundſchaftlichen Regierung der Witwe Ludwigs I., Marie Luiſe) behielt nur den Schein der Selbſtändigkeit; in der That mußte es ſich ganz nach dem Willen Napoleons fügen. Eben ſo der **Kirchenſtaat**, in welchem die weltliche Gewalt des Pabſtes immer mehr beſchränkt wurde. **Maſſa** und **Carrara** wurde (1. Mai) mit Lucca, **Guaſtalla** mit dem Königreiche Italien vereinigt (24. Mai). Dieſes Königreich ſelbſt wurde als franzöſiſche Provinz behandelt; es mußte mit ſeinen Kräften die Unternehmungen Napoleons unterſtützen und zugeben, daß in ſeinem Umkreiſe zwölf Reichslehen — Dalmatien, Iſtrien, Friaul, Cadore, Belluno, Conegliano, Treviſo, Feltri, Baſſano, Vicenza, Padua, Rovigo, — errichtet wurden, die Napoleon mit dem Herzogstitel und mit anſehnlichen Einkünften, aber nicht mit Regierungsrechten ſeinen Marſchällen und Staatsminiſtern zuwies.

Wie Italien wurde auch Holland ein Föderativſtaat des franzöſiſchen Reiches. Es mußte ſeine republikaniſche Verfaſſung aufgeben, ſich in ein Königreich umwandeln und Napoleons Bruder, Louis, als König aufnehmen. Dieß geſchah in Folge von Unterhandlungen, die am 24. März 1806 zu Paris zu Stande kamen. Am 5. Juni erklärte Napoleon öffentlich ſeinen Bruder Louis zum König von Holland und am 23. Juni zog dieſer als König im Haag ein.

Auch Deutſchland unterlag der Herrſchaft Napoleons, die ſchon durch den Reichsdeputationsſchluß eingeleitet, und nach dem preßburger Frieden empor gebracht wurde. Denn nachdem Napoleon durch dieſen Frieden Oeſtreichs Macht und Anſehen niedergedrückt, an Baiern, Würtemberg und Baden anſehnliche Gebietsvergrößerungen ſammt dem Königstitel (an Baden den Titel „ſouverainer Kurfürſt“) gebracht hatte, und nun auf die Anhänglichkeit dieſer deutſchen Fürſten um ſo mehr rechnen konnte, je mehr ihre Macht von der ſeinigen abhing: fing er an, herriſch in Deutſchland zu walten. Den größten Theil der Truppen, mit denen er den vorigen Krieg beendigt hatte, ließ er auf deutſchem Boden, um ſie auf fremde Koſten zu ernähren, Oeſtreich und Preußen zu ſchrecken und ſeine Plane im Bezug auf Deutſchland zur Ausführung zu bringen. Die Reichsſtadt Frankfurt ließ er, unter dem Vorwande, daß ſie mit England im Handelsverkehr ſtehe, am 18. Jan. 1806 beſetzen und am 4. Febr. zu einer Zahlung von vier Millionen Franken zwingen. Um ſo oft, als es ihm gefiel, Truppen über den Rhein ſchicken zu können, brachte er mehrere feſte Plätze am rechten Rheinufer an ſich. So mußte Kehl (Straßburg gegenüber) von Baden, Caſſel, Coſtheim und die Petersau (Mainz gegenüber) von Naſſau ihm abgetreten werden. Auch Weſel, das ſonſt zu Cleve gehört hatte, zog er zu Frankreich. Cleve, das von Preußen, und Berg, das von Baiern (gegen Ansbach) ihm überlaſſen worden war, gab er ſeinem Schwager, dem Prinzen Joachim Murat (15. März 1806), der unter dem Titel „Herzog von Berg" am 25. März in Düſſeldorf einzog. Seinen Oheim, den Cardinal Feſch, nöthigte er dem Kurerzkanzler zum Coadjutor auf, ſo daß auch Feſch, früherhin Magazin-Aufſeher, in die Reihe deutſcher Fürſten eintrat. Nach ſolchen Eingriffen in die deutſche Reichsverfaſſung blieb ihm nichts übrig, als dieſelbe gänzlich zu zertrümmern und ſich offen an die Spitze der deutſchen Fürſten zu ſtellen. Und dieß geſchah durch die Stiftung des Rheinbundes auf folgende Weiſe.

Je tiefer Oeſtreichs Anſehn durch den Ausgang des letzten Kriegs geſunken war, und je unzuverläſſiger und ſchwankender Preußens Benehmen erſchien, deſto mehr drängten ſich die Fürſten des ſüdlichen und weſtlichen Deutſchlands, ſelbſt der Kurerzkanzler, der ein Wächter der deutſchen Reichsverfaſſung ſein ſollte, wetteifernd zu Napoleon, theils aus Scheu vor ſeiner Macht, theils in Hoffnung, durch ihn zu größerer Macht erhoben zu werden *). Dieß benutzend, ſchloß Napoleon durch ſeinen ſchlauen Miniſter Talleyrand am 12. Juli 1806 mit ſechzehn deutſchen Fürſten **) einen Bund ab, der dem Weſentlichen nach Folgendes enthielt. Die ihm beitretenden Fürſten erklärten in der Bundesacte ***), daß ſie ſich auf immer vom deutſchen Staatskörper trennen, und einer neuen Conföderation, dem Rheinbunde, beiträten, deren Protector der franzöſiſche Kaiſer ſein ſollte.

---

*) Hiſtoriſche Entwickelung der Urſachen und Wirkungen des Rheinbundes vom Marcheſe Luccheſini, überſetzt von Halem. Leipzig 1821. Th. 1, S. 381: „Jeder ſuchte im Vertrauen des Kaiſers der Franzoſen ſeinen Mitbewerbern den Rang abzukaufen, und ließ ſich zu dem Ende manches gefallen, was mit ſeinem Range ſchwer zu vereinigen war.“

**) Dieſe ſechzehn Fürſten waren: 1) der Kurerzkanzler, 2 und 3) die Könige von Baiern und Würtemberg, 4) der ſouveraine Kurfürſt von Baden, 5) der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, 6) der Herzog von Berg, 7 und 8) die Fürſten von Naſſau-Uſingen und Naſſau-Weilburg, 9 und 10) die Fürſten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, 11 u. 12) die Fürſten von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, 13) der Fürſt von Iſenburg-Birſtein, 14) der Herzog von Arenberg, 15) der Fürſt von Lichtenſtein, 16) der Graf von der Leyen.

***) Winkopp, die rheiniſche Conföderationsacte — mit diplomatiſcher Genauigkeit abgedruckt ꝛc. Frankfurt, 1808. — Auch bei Luccheſini Th. 1, S. 392—417 findet ſich ein Abdruck dieſer Acte in franzöſiſcher und deutſcher Sprache.

Die Geſetze und Einrichtungen dieſes Rheinbundes ſollten erſt ſpäterhin näher beſtimmt werden; doch ward vorläufig feſtgeſetzt: erſtens, daß das gemeinſchaftliche Intereſſe des Bundes auf einer Bundesverſammlung zu Frankfurt am Main verhandelt und dieſe in zwei Collegia, das königliche und das fürſtliche, getheilt werden ſollte *); ferner, daß alle Bundesfürſten innerhalb ihrer Staaten Souverainetätsrechte (oder unbedingt Geſetzgebung und Beſteuerung, Gerichtsbarkeit, Oberpolizei, Militärconſcription) ausüben; drittens, daß ſie an allen Continentalkriegen Frankreichs Antheil nehmen und dazu eine vorgeſchriebene Truppenzahl (zuſammen 63,000 Mann) ſtellen, allen Dienſten bei fremden (d. i. nicht zum Rheinbund gehörenden) Mächten entſagen und den Truppen derſelben den Durchzug durch ihr Gebiet verweigern ſollten. Mehreren der Bundesfürſten wurden neue Titel zugeſprochen: dem Kurerzkanzler der Titel Fürſt Primas, dem Kurfürſten von Baden, dem Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt und dem Herzog von Berg der Titel Großherzog, dem Aelteſten des Hauſes Naſſau (dem Fürſten von Naſſau-Uſingen) der Titel Herzog, und dem Grafen von der Leyen (einem Neffen des Fürſten Primas) der Fürſtentitel. Auch erhielten ſämmtliche Bundesfürſten Gebietsvergrößerungen. Hierzu wurden — ein auffallendes Zeichen, daß nur Gewalt, nicht Recht galt! — die

---

*) Eine ſolche Bundesverſammlung iſt unter und durch Napoleon nie zu Stande gekommen.

die Reichsritter und über zwanzig Fürſten und Grafen im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland mediatiſirt (d. i. der Oberhoheit ihrer ehemaligen Mitſtände unterworfen); ferner die Güter des deutſchen Ordens eingezogen und die Reichsſtädte Frankfurt am Main und Nürnberg ihrer Selbſtändigkeit beraubt: erſtere kam an den Fürſten Primas, letztere an den König von Baiern. Der Beitritt zum Rheinbunde wurde, da Napoleon über ganz Deutſchland ſeine Herrſchaft ausdehnen wollte, andern deutſchen Fürſten offen gehalten.

Am 1. Aug. machte der franzöſiſche Geſandte Bacher dem Reichstage zu Regensburg dieſe Stiftung bekannt, mit der Meldung, daß Napoleon die deutſche Reichsverfaſſung nicht weiter anerkenne, und den Titel „Protector des Rheinbundes" angenommen habe. Zugleich erklärten auch die ihm beigetretenen deutſchen Fürſten, daß ſie von ihrer bisherigen Verbindung mit dem deutſchen Reiche ſich losſagten. — Nur Staunen über das, was hier geſchah, aber nicht Widerſpruch erfolgte, geſchweige Widerſtand, ſelbſt nicht von den mächtigern unter den deutſchen Fürſten. Schweden hatte ſchon, ohne doch dem deutſchen Reiche zu entſagen, die ſchwediſche Verfaſſung in Pommern eingeführt (26. Juni 1806); Dänemark zog Holſtein zu ſeinem Staatskörper (9. Sept.); Preußen, in einer ſchwierigen Lage, von der ſogleich geredet werden ſoll, ließ ſich durch den Gedanken, einen norddeutſchen Bund zu ſtiften, hinhalten; und Oeſtreich blutete noch an den Wunden, die ihm der

eben

ſchen geendete Krieg geſchlagen hatte. Kaiſer **Franz** ergab ſich daher in das, was er nicht verhindern konnte. Er legte am 6. Aug. 1806 die deutſche Krone nieder, mit der Erklärung, „daß es ihm unter den eingetretenen Umſtänden unmöglich ſei, die durch ſeine Wahlcapitulation übernommenen Pflichten ferner zu erfüllen." Dabei empfahl er den zeitherigen Reichsſtänden die Unterhaltung der Mitglieder des nun aufgelöſeten Reichskammergerichts. Den Reichshofrath behielt er an ſich, als ein nunmehr öſtreichiſches Collegium.

Auf ſolche Weiſe ging die deutſche Reichsverfaſſung unter! Daß ſie unterging, war nicht zu beklagen. Denn wiewohl ſie ihrem Zwecke nach, der auf Beſchränkung der Willkür und auf Sicherung des Rechts hinging, lobenswürdig war: ſo konnte ſie doch nicht mehr leiſten, was ſie leiſten ſollte, da ſie, beſonders ſeit dem weſtphäliſchen Frieden, mit dem Hinſinken der kaiſerlichen Machtvollkommenheit Einheit, Zuſammenhalt und Kraft verloren hatte, da die Anhänglichkeit an ſie erkaltet, ihr Walten in leere Förmlichkeiten ausgeartet, ihre Schwäche offenkundig geworden war. Auch geht nur unter, was zum Untergange reif, dem fortgeſchrittenen Entwickelungsgange nicht mehr angemeſſen iſt. Aber zu beklagen war, daß ſie nicht auf dem Wege freier, patriotiſcher Entſchließungen umgeſtaltet wurde, daß bei ihrem Untergange ſo viele Rechtsverletzungen und Selbſterniedrigungen hervortraten, und daß nichts Beſſeres an ihre Stelle kam als eine Unterwerfung Deutſchlands unter franzöſiſche

Oberhoheit, wobei die Unterthanen der Willkür ihrer Regenten preisgegeben wurden. Doch bei dem Geiſte, der damals unter den Deutſchen herrſchte, ließ ſich an eine Umgeſtaltung der alten Verfaſſung von innen heraus nicht denken; und wie drückend und ſchmählich der Rheinbund an ſich war, ſo iſt er doch als ein Durchgangspunkt anzuſehen, der zu einer beſſern Geſtaltung Deutſchlands die Bahn brach.

Er umfaßte, als er aufkam, nur erſt das ſüdliche und einen Theil des weſtlichen Deutſchlands, etwa 9 Mill. Deutſche. Ueber Norddeutſchland, wo Preußen noch in Macht und Anſehn ſtand, wurde damals nicht entſchieden. Erſt am Ablauf des Jahres 1806 erfolgte dieſe Entſcheidung durch die Niederlage, die Preußen im Kriege gegen Napoleon erlitt.

7. Napoleons Krieg mit Preußen und Rußland, 1806 u. 1807.

Zu dieſem Kriege wurde Preußen theils durch das Schwankende und Zweideutige ſeines Benehmens, theils durch das Herriſche und Hohnſprechende in dem Verfahren Napoleons hingedrängt.

Im Jahre 1805 zwiſchen Krieg und Frieden ſchwankend, erſt gegen Rußland ſich lagernd, dann mit demſelben ſich vereinigend, endlich einen Vertrag mit Napoleon abſchließend, der es mit England, Rußland und Schweden verfeinden mußte, war Preußen in eine bedrängnißvolle Lage gekommen. Dieß fühlend, ſuchte es ſowohl den Frieden mit Napoleon zu befeſtigen, als auch England, Rußland und Schweden zufrieden zu ſtellen. Es zog daher ſeine (im Dec. 1805) ſchon bis Franken vorgedrungenen Heere zurück, ſetzte ſie auf den Friedensfuß (24. Jan. 1806), nahm Hannover (27. Jan.) nur im Militärbeſitz oder bis zum allgemeinen Frieden in Verwaltung und wollte jenen Vertrag, den Napoleon dem Grafen von Haugwitz aufgedrungen hatte, nur unter der Bedingung beſtätigen, daß die Beſitznahme der gegenſeitig abgetretenen Provinzen bloß proviſoriſch ſein ſollte. Napoleon aber war dagegen: ihn trieb Erbitterung gegen Preußen, das im letzten Kriege ihm gedroht hatte, und Begierde, ſeine Herrſchaft über ganz Deutſchland zu verbreiten. Um England, Rußland und Schweden gegen Preußen aufzuregen und letzteres ſeinen Gewaltſtreichen bloß zu ſtellen, beſtand er darauf (Vertrag vom 15. Febr.), daß jene Beſitznahme ſogleich vollſtändig bewerkſtelliget und alle Flüſſe und Häfen der Nordſee den Engländern geſperrt würden. Preußen erklärte daher am 28. März dieſe Sperre und am 1. Apr. jene Beſitznahme. Die Ruſſen und Engländer, von denen das Hannöverſche im Nov. 1805 beſetzt worden war, hatten ſich ſchon vorher zurückgezogen, und bald ließ ſich auch das ruſſiſche Kabinet durch eine preußiſche Geſandtſchaft begütigen (Febr. 1806). Aber der König von Schweden, an England leidenſchaftlich hangend und nicht frei von eitler Ueberſchätzung ſeiner Kräfte, widerſetzte ſich dem Einmarſch der Preußen ins Lauenburgiſche, bis dieſes

ſes zu Gewaltthätigkeiten ſchritt (23. Apr.), nahm dann die preußiſchen Schiffe in ſchwediſchen Häfen in Beſchlag und blockirte die preußiſchen Häfen an der Oſtſee. Noch weiter ging England. Denn nicht nur ſperrte es die Mündungen der Elbe, Weſer und Ems und ließ (ſeit dem 5. Apr.) alle preußiſchen Schiffe, deren es ſich in ſeinen Häfen und auf den Meeren bemächtigen konnte, wegnehmen, ſondern es erklärte auch förmlich den Krieg an Preußen (11. Juni).

Während auf ſolche Weiſe Preußen mit den Mächten verfeindet wurde, von denen es Hilfe und Beiſtand bei einem Kriege mit Napoleon erwarten konnte, wurde es von dieſem ſelbſt vielfach zum Krieg gereizt. Napoleon ließ die preußiſchen Abteien, Elten, Eſſen und Werden, als gehörten ſie zu Cleve, vom Großherzog von Berg beſetzen (Apr. 1806); er zog die ſonſt zu Cleve gehörende Feſtung Weſel zu Frankreich (29. Juli); er zertrümmerte ohne alle Rückſicht auf Preußen die Reichsverfaſſung und unterwarf dabei das Stammland des Fürſten von Oranien, eines nahen Anverwandten des preußiſchen Hauſes, der Oberhoheit des Großherzogs von Berg. Als er die Stiftung des Rheinbundes in Berlin anzeigen ließ, ließ er zu erkennen geben, Preußen könne einen ähnlichen Bund im nördlichen Deutſchland ſtiften. Letzteres ging auf dieſen Gedanken ein und knüpfte hierzu in den erſten Tagen des Auguſtmonates mit den Hanſeſtädten und den Kurfürſten von Sachſen und Heſſenkaſſel Unterhandlungen an. Nun aber erklärte Napoleon, daß die

die Hanſeſtädte Hamburg, Bremen und Lübeck von dem nordiſchen Bunde ausgeſchloſſen werden müßten, und ſuchte im Stillen auch Sachſen und Heſſen von demſelben zurückzuhalten. Doch am widrigſten und kränkendſten für Preußen zeigte ſich ſein Verfahren bei den Unterhandlungen, die er im Sommer 1806 mit England pflog. Nach Pitts Tode (23. Jan. 1806) hatte deſſen Nachfolger Fox, da die kaum geſchloſſene Coalition wieder zertrümmert war, Friedensunterhandlungen mit Frankreich angeknüpft, was auch Rußland bewog einen Botſchafter, Dubril, nach Paris zu ſenden. Während dieſer Unterhandlungen, die zu keiner Ausgleichung führten, — der Kaiſer von Rußland verwarf (15. Aug.) den Frieden, den Dubril am 20. Juli, gedrängt von Frankreich, abgeſchloſſen hatte, und England brach die Unterhandlungen ab, als Rußland gegen den Frieden ſich erklärt hatte und Fox (13. Sept.) geſtorben war, — erbot ſich Napoleon, eben das Hannover, zu deſſen Beſitznahme er Preußen verlockt hatte, an England zurückzugeben.

Durch ſolche Beleidigungen fühlte ſich Preußen zum Kriege herausgefordert. Freilich befand es ſich in ſchlimmen Verhältniſſen: mit Schweden und England im Kriegsſtand, mit Oeſtreich und Rußland in Spannung, weil es ſelbige im vorigen Kriege verlaſſen hatte, ſtand es allein; an Kräften war es dem übermächtigen Frankreich nicht gewachſen; durch vergebliche Kriegsrüſtungen, ſo wie durch die Schulden der vorigen Regierung und durch die Summen, die es auf Polen verwendet hatte, waren ſeine Finanzen geſchwächt, ſo daß es ſchon früher Anleihen im Auslande eröffnet hatte und ſeit dem 4. Febr. 1806 ein Papiergeld (Treſorſcheine) aufbrachte, das bald von fünf Mill. auf zehn Mill. Thaler erhöhet ward. Aber laut forderte die Würde des Staates, einen bedenklichen Krieg einem entehrenden Frieden vorzuziehen; laut forderten die Unterthanen, beſonders zu Berlin, in Theatern und öffentlichen Plätzen den Krieg; laut forderte ihn das Heer, das im Vertrauen auf vormaligen Waffenruhm ſeine Kraft überſchätzte. Der König ſelbſt faßte den Gedanken, daß fernere Duldung ſo vieler Beleidigungen weder mit der Ehre, noch mit der Sicherheit des preußiſchen Staates vereinbar ſei, und entſchied daher für Krieg.

Demnach rüſtete ſich Preußen (ſeit dem 10. Aug.) aufs neue. Das ſchleſiſche Heer, an deſſen Spitze der Fürſt von Hohenlohe ſtand, wurde nach Sachſen, ein anderes Heer, das unter Rüchel und Blücher den linken Flügel bilden ſollte, aus Weſtphalen und Hannover nach Thüringen gewieſen, und zwiſchen beiden ein Mittelheer, zu dem der König ſelbſt abging, unter Möllendorf und dem Herzog von Braunſchweig gebildet. Letztrer, bereits 71 Jahr alt (geb. 9. Oct. 1735), bekam den Oberbefehl über das Ganze. Zugleich ſuchte Preußen, obwaltende Zwiſtigkeiten beizulegen und ſich durch Verbindungen, die ihm fehlten, zu ſtärken. Es verglich ſich daher mit Schweden (17. Aug.), das nun die Blokade der preußiſchen Häfen aufhob und das Lauenburgiſche im

Namen Englands wieder beſetzte (27. Aug.); es verglich ſich ferner mit England (25. Sept.: der förmliche Friede erfolgte erſt zu Memel am 28. Jan. 1807), dem es Hannover zurückgab; es unterhandelte mit Oeſtreich, das in Böhmen Rüſtungen vornahm, doch nur Neutralität verſprach (6. Oct.); es bewirkte, was ihm am Nützlichſten ſchien, bei Rußland den Aufbruch eines Hilfsheeres (im Sept. 1806) und trieb Sachſen (20. Sept.), 22,000 Mann zum Beiſtand zu ſtellen. Hierzu ſuchte es auch Heſſen zu bewegen. Doch dieſes ſcheute offnen Kampf und unterhandelte um Neutralität, ohne ſich durch die Bedrängniſſe, in welche das weit mächtigere Preußen im vorigen Jahre durch ſolche gerathen war, warnen zu laſſen. — Nach ſolchen Vorkehrungen verlangte Preußen (am 1. Oct.): Napoleon möchte bis ſpäteſtens zum 8. Oct. verſprechen, ſeine Truppen aus Deutſchland zurückzuziehen, der Errichtung eines nordiſchen Bundes kein Hinderniß entgegen zu ſtellen, Weſel von Frankreich zu trennen und die Abteien Eſſen, Elten und Werden an Preußen zurückzugeben. Da dieſes Verlangen, wie vorauszuſehen war, unbefriedigt blieb: ſo erklärte es am 9. Oct. den Krieg, der jedoch ſchon vor dieſer Erklärung franzöſiſcher Seits und an einem Punkte, wo es Preußen nicht erwartete, begonnen hatte.

Napoleon nämlich hatte ſchon ſeit dem preßburger Frieden, noch mehr ſeit der Stiftung des Rheinbundes zu einem Kriege ſich vorbereitet, welcher Preußen demüthigen und ſeine Herrſchaft über ganz Deutſchland verbreiten ſollte. Die Fürſten des Rheinbundes hatte er unter dem 21. Sept. zur Rüſtung gegen Preußen aufgefordert, und ihnen (26. Sept.) den Kurfürſten von Würzburg, einen Bruder des öſtreichiſchen Kaiſers, beigeſellt; ſeine Truppen in Deutſchland hatte er während des Sommers nach Franken hingezogen; dann, als der Ausbruch des Kriegs nicht mehr zweifelhaft war, zahlreiche Schaaren aus Frankreich, zuletzt ſeine Garden ihnen nachgeſendet. Er ſelbſt, der am 25. Sept. von Paris abgereiſt und am 1. Oct. bei Mainz über den Rhein gegangen war, hatte den Weg nach Franken genommen. Zu Bamberg empfing er am 7. Oct. das oben erwähnte preußiſche Ultimatum. Er beantwortete es mit einem Aufrufe an ſein Heer, worauf ſogleich der Kampf mit Wegnahme der preußiſchen Vorräthe in Hof und mit Vertreibung der preußiſchen Truppen bei Saalburg an den ſüdlichen Grenzen des ſächſiſchen Voigtlands am 8. Oct. begann.

Unglück auf Unglück traf nun die Preußen; und nicht ohne ihre Schuld! „Alles," ſchreibt Luccheſini, damals preußiſcher Miniſter *), „alles, was den Waffen „einen guten Erfolg zu ſichern pflegt, — das Vertrauen „der Truppen zu ihrem Oberbefehlshaber, die Eintracht „unter den Feldherren, die Kampfübung unter den Subalternofficieren, die Unterwürfigkeit aller, an die Kriegs„zucht der Gefechte gewöhnter Soldaten und das Bewußt-

---

*) Hiſtoriſche Entwickelung der Urſachen und Wirkungen des Rheinbundes ꝛc. Th. II, S. 122.

„wußtſeyn neuerfochtener Siege, — dieß alles fehlte damals dem preußiſchen Kriegsheere." In den Maßregeln zeigte ſich Verblendung und Veränderlichkeit, in der Ausführung Saumſeligkeit und Widerſpenſtigkeit; nur von Siegen träumend, unterließ man, Vorkehrungen für den Fall einer Niederlage zu treffen. Wie ganz anders war es bei den Franzoſen! Hier ſtand an der Spitze ein Staatsoberhaupt, das alles leitete, beſchleunigte und zuſammenhielt, Vertrauen zu ſeinem Heere hatte und wiederum des Vertrauens desſelben gewiß war; hier waren kampfgeübte Truppen, die ſich wie an die Beſchwerden ſo an die Künſte des Kriegs gewöhnt hatten; hier herrſchte Umſicht, Kraft, Nachdruck und Schnelligkeit in den Maßregeln. Darf man ſich alſo wundern, daß unter ſolchen Umſtänden Preußen ſchmählich unterlag und Napoleon zu erhöheter Glanz- und Machtfülle gelangte?

Schon in dem erſten Treffen bei Saalburg am 8. Oct. wurden die Preußen geſchlagen; dann am 9. Oct. bei Schleiz, wo Tauenzien nur unter großen Verluſten ſich zurückziehen konnte; dann am 10. Oct. bei Saalfeld, wo kriegeriſcher Muth den Prinzen Ludwig (einen Sohn Ferdinands, des jüngſten Bruders Friedrichs II., geb. 1772)[*] in den Tod führte; und ſchon waren ſie, da die Franzoſen Naumburg und Köſen ſchnell beſetzt hatten, von ihrem Reſervekorps bei Halle und dem nächſten Wege zur Elbe abgeſchnitten, als am 14. Oct. die Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt erfolgte, die die Grundfeſten des preußiſchen Staates erſchütterte. Bei Auerſtädt ſtand dem Herzog von Braunſchweig (bei dem auch der König ſich befand) Marſchall Davouſt, bei Jena dem Fürſten von Hohenlohe Kaiſer Napoleon entgegen. Hier wie dort hatten die Preußen verabſäumt, die Päſſe gehörig zu beſetzen; daher konnte Davouſt zu den Höhen bei Köſen, Napoleon, der am 13. Oct. in Jena angekommen war, auf die daſigen Berge ohne großen Widerſtand gelangen und mithin das Schwierigſte vollenden, ehe die Schlacht begann. Dieſe ſelbſt wurde nach wenigen Stunden entſchieden. Denn wie tapfer auch viele der Preußen fochten (was ſelbſt franzöſiſcher Seits anerkannt wurde): ſo mußten ſie doch dem Andrang der Franzoſen und deren Kriegsgeſchicklichkeit unterliegen. Bei Auerſtädt und bei Jena erlitten ſie die furchtbarſte Niederlage. Die Zahl ihrer Todten und Verwundeten betrug nach franzöſiſchen Berichten auf 50,000, nach preußiſchen auf 10,000 Mann. Selbſt ihr Oberanführer, der Herzog von Braunſchweig, wurde bald nach dem Anfange der Schlacht von einer Flintenkugel, die ihm ins rechte Auge eindrang und das linke Auge heraustrieb, tödtlich verwundet. Er ſtarb nach vielem Leiden zu Ottenſen bei Altona, am 10. November.

Doch noch ſchlimmer als die Schlacht ſelbſt waren deren Folgen! Erſchreckt und betäubt durch die unerwartete Niederlage und größtentheils in Unordnung flüchteten die Preußen auf Ummegen nach der Elbe, dann nach der Oder hin. Nach dem Willen des Königs, der über Sömmerda, Sondershauſen, Magdeburg und von dort nach der Oder entkam, ſollte jetzt der Fürſt von Hohenlohe Oberanführer ſein. Aber bei der Verwirrung, die unter den Preuſſen herrſchte, und bei dem Nachſetzen der Feinde, das ſie bedrängte, hielt es ſchwer, Plane mit Umſicht zu faſſen und mit Feſtigkeit auszuführen. Die meiſten von ihnen, ja ſelbſt der neue Oberanführer, wurden, ehe ſie die Oder erreichten, von den Franzoſen aufgerieben und zu Gefangenen gemacht. Am 17. Oct. wurde das Reſervekorps (10,000 Mann), das der Prinz Eugen von Würtemberg anführte, bei Halle von Bernadotte überfallen, geſchlagen und aufgelöſet. Dann, als die Franzoſen (vornehmlich bei Wittenberg) über die Elbe gegangen waren, ergab ſich bei Prenzlau am 28. Oct. der Fürſt von Hohenlohe mit 17,000 Mann; bei Paſewalk am 29. Oct. der Obriſt von Hagel mit 6,000 Mann; bei Anklam am 31. Oct. der Obriſt von Bila mit 4,000 Mann. Blücher ſelbſt, der bis Lübeck gelangt war, wurde (am 6. Nov.) aus dieſer Stadt, die dabei die härteſten Drangſale erdulden mußte, vertrieben und mußte ſich mit 9,500 Mann bei Ratkau, einem lübeckiſchen Dorfe, am 7. Nov. ergeben. Zugleich wurden 1,500 Schweden, die aus dem Lauenburgiſchen nach der Trave gezogen waren, bei Lübeck gefangen genommen. Doch weit kläglicher, ja wahrhaft entehrend war es, daß alle Feſtungen von der Gera bis zur Oder aus Verrath oder aus Feigheit und Hoffnungsloſigkeit ſich, ohne Widerſtand zu leiſten, dem Sieger ergaben. Schon am 16. Oct. ergab ſich Erfurt mit 14,000 Mann (unter ihnen der Feldmarſchall von Möllendorf), am 25. Oct. Spandau mit 600 Mann, am 29. Oct. Stettin mit 6,000 Mann, am 31. Oct. Küſtrin mit 4,000 Mann, am 10. Nov. Magdeburg mit 20,000 Mann, am 20. Nov. Hameln mit 7,000 Mann, am 25. Nov. Nienburg mit 4,000 Mann. Berlin ſelbſt, die Hauptſtadt des preußiſchen Staates, wurde ſchon zehn Tage nach der Schlacht von Jena von den Franzoſen beſetzt. Am 27. Oct. zog Napoleon unter großem Gepränge in dieſelbe ein.

Raſcher, nachdrücklicher und umfaſſender als er wußte kein andrer Feldherr errungene Siege zu benutzen. Dieß bewährte ſich auch jetzt! Während er durch die Truppen, mit denen er bei Jena und Auerſtädt geſiegt hatte, die Preußen unaufhaltſam verfolgen und die preußiſche Herrſchaft zwiſchen der Elbe und Oder zertrümmern ließ, brachte er durch andre Truppen, die von Holland her ſein Bruder Louis und von Mainz her ſein Marſchall Mortier herbeiführte, das ganze nordweſtliche Deutſchland und was daſelbſt Preußen und deſſen Freunde beſaßen, an ſich. Am 24. Oct. wurde Münſter, Oſnabrück und die Grafſchaft Mark, am 26. Oct. das Herzogthum Braunſchweig von holländiſchen Truppen, am 27. Oct. das damals dem Fürſten von Oranien gehörende Fulda von Mortiers Truppen beſetzt; am 30. Oct. die Herrſchaft Jever und das Fürſtenthum Oſtfriesland; am 1. Nov. das dem franzöſiſchen Kaiſer verdächtige Kurheſſen, deſſen Kurfürſt, zum Widerſtand zu ſchwach, bei Annäherung der Franzoſen entfloh; am

7. Nov. Hannover, am 19. Hamburg, am 20. Bremen, am 28. Lübeck, am 25. Baireuth, und einige Tage ſpäter Mecklenburg und Oldenburg. Von dieſen Ländern und Städten wurden Jever, Oſtfriesland und Oldenburg im Namen des Königs von Holland, die übrigen im Namen des Kaiſers Napoleon in Beſitz genommen und (mit einſtweiliger Beibehaltung ihrer zeitherigen Verfaſſung) den von ihm angeordneten Civil- und Militärbehörden unterworfen. Den Häuſern Braunſchweig und Oranien ſprach Napoleon (am 31. Oct.) die fernere Regierung ab; Aehnliches verfügte er auch im Betreff Kurheſſens und Mecklenburgs. Dagegen ſuchte er Sachſen durch freundliches Entgegenkommen an ſich zu ketten, um es ſo gegen Preußen zu ſtellen, wie er Baiern gegen Oeſtreich geſtellt hatte. [illegible] am 10. Oct. forderte er daſſelbe auf, ſich von Preußen zu trennen und an Frankreich anzuſchließen; auf dem Schlachtfelde bei Jena gab er (15. Oct.) einer Schaar von 5,000 Sachſen, die in ſeine Gewalt gekommen war, die Freiheit, nur ſollte ſie ferner nicht gegen ihn dienen; am 17. Oct. erklärte er Sachſen für neutral; (doch wurde demſelben, auſſer den Laſten der Durchzüge, eine Kriegsſteuer von 25 Mill. Franken aufgebürdet). Darauf ſagte ſich der Kurfürſt von Sachſen von Preußen los, und ſchloß zu Poſen am 11. Nov. einen Vertrag mit Napoleon, in welchem er dem Rheinbunde beitrat, 20,000 Mann (für jetzt nur 6,000) an Contingentstruppen zu ſtellen verſprach, und dagegen den Königstitel und den Cottbuſer Kreis in der Niederlauſitz

für Abtretung des ſächſiſchen Mannsfelds empfing. — Dieſem Vertrage folgte der Beitritt der ſächſiſchen Herzöge erneſtiniſcher Linie zum Rheinbunde (Poſen, 15. Dec.), wobei dieſe 2,800 Mann Fußvolk zum Dienſte Napoleons zu ſtellen verſprachen *).

Inzwiſchen hatte der zweite Act des Krieges begonnen. Denn nachdem die vom 23. Oct. bis zum 16. Nov. zwiſchen den Franzoſen und Preußen gepflogenen Unterhandlungen ſich zerſchlagen hatten, und ruſſiſche Heere unter Bennigſen und Buxhöwden bis Südpreußen vorgedrungen waren, ſollte nun auch jenſeit der Oder und Weichſel gekämpft werden. Napoleon rüſtete ſich hierzu in Berlin (27. Oct. bis 24. Nov.) durch Benutzung der vielen Hilfsmittel, die der preußiſche Staat und der Rheinbund ihm darbot, durch Herbeiziehung friſcher Truppen aus Frankreich, durch Aufreizungen der Türken, endlich auch dadurch, daß er die Polen aufforderte, ſich zur Selbſtändigkeit zu erheben und die Zerſtückelung ihres Reiches zu rächen. Und nicht vergeblich waren dieſe Aufforderungen! Die Polen, angetrieben von Dembrowski und Radziminski, erhoben ſich, ſeitdem die Franzoſen auf polniſchen Boden gekommen waren (4. Nov.), errichteten ſchnell

---

*) Späterhin, zu Warſchau am 18. Apr. 1807, traten die Fürſten von Anhalt, Schwarzburg, Reuß, Lippe und Waldeck, dann die wiederhergeſtellten Herzöge von Mecklenburg (Febr. 1808), und Oldenburg (Oct. 1808) dem Rheinbunde bei. Auch das Königreich Weſtphalen, von dem bald die Rede ſein wird, wurde zu demſelben gezogen, ſo daß derſelbe im J. 1808 ganz Deutſchland (mit Ausnahme Oeſtreichs, Brandenburgs und Pommerns) umfaßte.

ſchnell ein Heer, das die Kriegsmacht der Franzoſen verſtärkte und förderten mit dieſer die Eroberung der Feſtungen Lenczyc (16. Nov.) und Czenſtochau (19. Nov.) und das Zurückweichen der Ruſſen und Preußen über die Weichſel. Andrerſeits erhoben ſich auch die Türken gegen Rußland (im Dec. 1806), ſo daß dieſes nicht mit voller Kraft gegen die Franzoſen kämpfen konnte.

Indem aber Napoleon ſeine Hauptmacht gegen die Weichſel richtete, faßte er auch, um ſeine Flanken zu decken, Schleſien, das rechts, und Pommern, das links ihm zur Seite lag, ins Auge. Er ſchickte daher Baiern und Würtemberger mit einigen Abtheilungen ſeines Heeres und unter Oberleitung franzöſiſcher Feldherren (ſeines Bruders Jerome und der Generäle Vandamme und Lefebvre) nach Schleſien, und andre Rheinbundstruppen, gleichfalls mit franzöſiſchen vermiſcht und unter franzöſiſche Feldherren geſtellt, nach Pommern, um da und dort Land und Feſtungen einzunehmen. Auch bei dieſem Beginnen zeigte ſich, neben manchen Beiſpielen von Heldenmuth und Vaterlandsliebe, das Vorwalten der Muthloſigkeit und Betäubung, welche die preußiſchen Befehlshaber ergriffen hatte. Am 2. Dec. ergab ſich Glogau, am 5. Jan. (1807) Breslau, am 16. Jan. Brieg, am 16. Febr. Schweidnitz. Mit mehr Beſonnenheit und Ausdauer wurde Neiße vertheidigt (es ergab ſich erſt am 1. Juni), ferner Coſel und Glatz (die erſt am 18. und 25. Juni eine Capitulation abſchloſſen); ſo wie Colberg in Pommern, das der Unternehmungsgeiſt des tapfern Lieutenant von Schill und der Vaterlandsſinn des ehrwürdigen Bürgers Nettelbeck, dann die Umſicht und Tapferkeit Gneiſenaus rettete. Auch Silberberg und Graudenz wurden tapfer vertheidigt und durch Beendigung des Krieges vor Uebergabe bewahrt.

Herbeigeführt wurde dieſe Beendigung durch die Waffenthaten, die Napoleon, der am 25. Nov. von Berlin nach Poſen, am 16. Dec. von Poſen nach Warſchau ging, und am 23. Dec. über den Bug ſetzte, mit ſeinem Hauptheere in Polen und Preußen vollbrachte. — Seit dem Anfang des Decembers hatte bei dem Zuſammenfluſſe der Narew und des Bugs ſein Kampf gegen die vereinigten Ruſſen und Preußen begonnen, der aber keineswegs ſo raſch, wie der Anfang des Kriegs, vor ſich ging. Die Rauheit der Jahreszeit, die Unwegſamkeit der Moräſte, der oft eintretende Mangel an Lebensmitteln und vornehmlich der tapfre Widerſtand, den hier Ruſſen und Preußen leiſteten, ſtellte viele Hinderniſſe entgegen. Doch drang Napoleon unter großen und kleinen Gefechten vorwärts. Nach der blutigen Schlacht bei Pultusk und Golymin, am rechten Ufer der Narew (26. Dec.), durch welche die Ruſſen zum Rückzug nach Oſtrolenka genöthiget wurden, ruhete eine Zeitlang der Kampf. Napoleon kam am 2. Jan. 1807 nach Warſchau zurück. Als aber Bennigſen nach der unteren Weichſel vorzudringen und die Franzoſen im Rücken zu faſſen ſuchte, ging Napoleon (30. Jan.) ihm wieder entgegen, und es kam nun zu der mörderiſchen Schlacht bei

Eilau (7. u. 8. Febr.). Nach ruſſiſchen Berichten hatten hier die Franzoſen auf 42,000, die Verbündeten an 19,900; nach franzöſiſchen Berichten dieſe 24 — 30,000, jene 7,600 an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Doch wie ſchrecklich dieſe Schlacht durch Blutvergießen bei Schneegeſtöber war, ſo war ſie doch nicht entſcheidend: Napoleon konnte ſeine Gegner weder vernichten, noch vom Pregel abſchneiden; die Ruſſen, wie die Franzoſen, ſchrieben ſich den Sieg zu; jene zogen ſich hinter den Pregel, dieſe, noch bis zum 18. Febr. bei Eilau bleibend, hinter die Paſſarge zurück. Beide bedurften neuer Verſtärkung. Es erfolgte daher von der Mitte des Febr. bis zum Ausgange des Mai eine Waffenruhe, die nur zuweilen durch Vorpoſten-Gefechte unterbrochen wurde. Während derſelben eroberten franzöſiſche Truppen unter Lefebvre, ohne daß es die Ruſſen zu hindern vermochten, das durch ſeine Lage und Vorräthe wichtige Danzig (24. Mai). Jetzt erſt, nachdem ſich beide Theile zu neuen Kämpfen geſtärkt hatten, und Kaiſer Alexander bei ſeinen Truppen eingetroffen war, rückten ſie wieder einander entgegen, und nun erfolgte nach mehreren blutigen Treffen die Schlacht von Friedland an der Alle (14. Juni), die über den Ausgang dieſes Kriegs entſchied. Napoleon ſiegte; die Ruſſen, die nach ihren eignen Berichten an 10,000 Mann verloren hatten, mußten über den Niemen, ihre Grenze, zurückweichen; ihnen folgten die Preußen, die, um Königsberg zu decken, an dieſer Schlacht keinen Theil genommen hatten; die Franzoſen aber beſetzten Königsberg (16. Juni) und lagerten ſich den Ruſſen und Preußen gegenüber am linken Ufer des Niemen. **Napoleon** ſelbſt traf am 19. Juni in Tilſit ein.

An eben dieſem Tage trug Kaiſer **Alexander** durch den General Bennigſen auf einen Waffenſtillſtand an, der, von **Napoleon** bereitwillig angenommen, am 21. Juni mit Rußland und am 25. Juni mit Preußen abgeſchloſſen wurde. Darauf kamen, wie **Napoleon** im Vertrauen auf ſeine Geiſtesüberlegenheit gewünſcht hatte, beide Kaiſer am 25. Juni auf einem Floſſe mitten im Niemen zuſammen und vereinigten ſich, wie der Erfolg zeigte, über die Hauptpunkte des Friedens. Am folgenden Tage erneuerten beide an derſelben Stelle ihre Zuſammenkunft mit Hinzuziehung des Königs Friedrich Wilhelm III. Aller Zwiſt ſchien nun zwiſchen dieſen drei Monarchen abgethan; ſie bezogen vereinigt das Städtchen Tilſit; und hier, wo auch die Königin von Preußen, **Luiſe**, (am 5. Juli) ſich einfand, die vergebens dem gewaltigen Sieger mildere Friedensbedingungen abzugewinnen ſuchte *), kam der Friede zu Stande. Aber nicht an Einem Tage wurde er unterzeichnet, ſondern am 7. Juli mit Rußland und am 9. Juli mit Preußen, und auf eine Art, die andeuten ſollte, Napoleon habe eigentlich nur mit Rußland unterhandelt, und für Preußen Bedingungen vorgeſchrieben.

Ruſſ-

---

*) Man ſehe was hierüber Napoleon bei **Las Caſes**, Th. VI, S. 65 f. berichtet.

Rußland wurde in dieſem Frieden mit anſcheinender Freundlichkeit und umſichtiger Staatsklugheit behandelt. Es verpflichtete ſich, ſeine Häfen den Engländern zu verſchließen und ſich gegen dieſelben mit Frankreich zu verbinden, falls ſie nicht den Frieden unter Anerkennung der Freiheit der Meere annähmen. Es verpflichtete ſich ferner, Napoleons Brüder, Joſeph, Louis und Jerome, als Könige anzuerkennen, und Napoleons Einrichtungen in Polen, Deutſchland, Italien und Holland (namentlich auch das Herzogthum Warſchau und das Königreich Weſtphalen, von denen ſogleich die Rede ſein wird) anzuerkennen, die Herrſchaft Jever an Holland, Cattaro und die Republik der ſieben (joniſchen) Inſeln an Frankreich abzutreten, mit den Türken unter Napoleons Vermittelung Frieden ſchließen und die Wallachei und Moldau (die einſtweilen auch von den Türken unbeſetzt bleiben ſollten) zu räumen. Dagegen erhielt es — nach eben der Politik, mit der Napoleon Hannover an Preußen abgetreten hatte, — den zu Preußen gehörigen Diſtrict von Bialyſtock; ferner, daß die ihm befreundeten deutſchen Fürſten von Mecklenburg, von Oldenburg und von Coburg-Saalfeld *), denen Napoleon früherhin ihre Länder abge-

---

*) Am 9. Dec. 1806 ſtarb Herzog Franz von Coburg-Saalfeld. Sein älteſter Sohn und Nachfolger, Herzog Ernſt (geb. 2. Jan. 1784), befand ſich damals als ruſſiſcher Major bei den ruſſiſchen Truppen. Napoleon ließ deshalb Coburg, obgleich es mit den übrigen ſächſiſchen Herzogthümern zu Poſen am 15. Dec. 1806 dem Rheinbunde beigetreten war, am 27. Jan. 1807 durch franzöſiſche Behörden in Beſitz nehmen. Doch bald nach der Zuſam-

abgeſprochen hatte, unter der Bedingung, dem Rheinbunde beizutreten, wieder hergeſtellt wurden.

Dagegen wurde Preußen mit verhöhnendem Uebermuthe behandelt. Es erhielt nur die kleinere Hälfte ſeiner Länder (2618 Q. Meilen mit etwa 5 Mill. Menſchen) zurück, und mußte ganz Neuoſtpreußen und Südpreußen, einen großen Theil vom Netzdiſtrict und Weſtpreußen mit Danzig, den Cottbuſer Kreis und alles, was es zeither zwiſchen der Elbe und dem Rhein, in Oberſachſen, in Niederſachſen und in Weſtphalen beſeſſen hatte, abtreten. Ferner mußte es ſich verpflichten, ſeine Häfen und Länder den Engländern zu verſchließen, Napoleons Einrichtungen in Italien, Polen, Deutſchland und Holland, und alſo auch die von ihm ernannten Könige anzuerkennen. Auch mußte es zugeben, daß die Stadt Danzig nebſt einem Gebiete von zwei Meilen, unter ſächſiſchem und preußiſchem Schutze, unabhängig, daß die Schifffahrt auf der Weichſel frei, und daß dem Könige von Sachſen eine Militärſtraße durch Schleſien nach dem Herzogthume Warſchau zuſtändig ſein ſollte.

Widrig und drückend mußte der Tilſiter Friede den Ruſ-

---

menkunft Napoleons und Alexanders auf dem Niemen, noch vor dem Abſchluſſe des Tilſiter Friedens, am 1. Juli, zeigte Marſchall Berthier dem franzöſiſchen Befehlshaber zu Coburg an, daß es Napoleons Wille ſei, den Herzog von Coburg-Saalfeld in den vollſtändigen Beſitz ſeiner Staaten wieder eintreten zu laſſen. Dieß wurde zu Coburg am 24. Juli öffentlich bekannt gemacht, und am 28. Juli traf Herzog Ernſt als regierender Herzog daſelbſt ein.

Ruſſen erſcheinen; denn er beſchränkte Rußlands Einfluß auf Europa, hinderte deſſen Abſichten auf die Türkei, verunglimpfte es durch Uebertragung des preußiſchen Bialyſtock und führte es zur Feindſchaft mit England und zur Erſchwerung des eignen Handels. Doch weit widriger und drückender mußte dieſer Friede den Preußen ſein; denn nicht genug, daß er ihren Staat um die Hälfte verkleinerte, aus der Reihe der Staaten erſten Ranges hinwegſtieß und der Willkür Frankreichs bloß ſtellte, ſo kränkte er auch ihr Nationalgefühl durch die Erklärung, „daß Napoleon nur aus Rückſicht auf Rußland Preußen wieder herſtelle." *) Und wie widrig und drückend war die Behandlung, die ſie nach Abſchluß dieſes Friedens zu erfahren hatten. Die franzöſiſchen Truppen (auf 150,000 Mann), die, l[illegible]einer Uebereinkunft vom 12. Juli, nach Abtragung der Kriegsſteuer in beſtimmten Abſchnitten den preußiſchen Boden bis zum 1. Oct. 1807 völlig räumen ſollten, blieben auf demſelben, zur Belaſtung der Einwohner und der Regierung, als die geforderte Kriegsſteuer nicht ſogleich vollſtändig abgezahlt werden konnte. Dieſe Kriegsſteuer ſelbſt wurde willkürlich geſteigert, erſt auf 112 Mill. Fr., dann (im Vertrage zu Bayonne, 8. Sept. 1808) auf 140 Mill. Fr., wobei zur Bedingung

ge-

---

*) Noch bitterer wiederholte Napoleon dieſe Erklärung, als er im geſetzgebenden Corps am 16. Aug. 1807 ſprach: Si la maison de Brandenbourg, qui la première se conjura contre notre indépendance, regne encore, elle le doit à la sincère amitié, que m'a inspirée le puissant Empereur du Nord.

gemacht wurde, daß die Feſtungen Glogau, Cüſtrin und Stettin von 10,000 Mann franzöſiſcher Truppen beſetzt und letztere von Preußen verpflegt werden ſollten. Auf Verwenden Alexanders (zu Erfurt im Oct. 1808) wurde die Kriegsſteuer wieder auf 120 Mill. Fr. ermäßigt, und Preußen entrichtete dieſe Summe am 5. Nov. 1808. Jetzt ließ Napoleon ſeine Truppen, deren er in Spanien bedurfte, aus den preußiſchen Staaten abziehen (im Dec. 1808); aber die genannten drei Oderfeſtungen behielt er in ſeinen Händen, fort und fort belaſtete er Preußen mit Durchmärſchen und machte Forderungen auf Forderungen, denen König Friedrich Wilhelm nachzugeben genöthigt wurde. Damals ſtand gleichſam der Fuß des Siegers auf dem Nacken des Beſiegten! Doch eben dieſe Herabwürdigung ſollte Preußen wieder erheben und es höher ſtellen, als es jemals geſtanden hatte. Bei eitlem Stolze auf vormaligen Glanz war es in Verderbniß gerathen; aber der Krieg und der ihm folgende Druck riß es aus demſelben, indem er es zur Erkenntniß obwaltender Mängel und Gebrechen und zum thätigen Eifer für König und Vaterland hinleitete und dadurch zu Verbeſſerungen ſeiner Einrichtungen und zu heilſamen Entwickelungen und Richtungen ſeiner Kräfte veranlaßte, die ſeine Wiederherſtellung und jetzige Größe vorbereiteten. Noch in den Zeiten des härteſten Drucks fing es an, ſeine Heeresmacht, die nach Napoleons Willen nur 40,000 Mann betragen ſollte, der Zahl und Bildung nach zu verſtärken, das Verwaltungsweſen, ſowohl im Betreff des Ganzen als auch im Betreff der Städte, zu verbeſſern, den Aufſchwung des geiſtigen Lebens durch die Stiftung der Univerſität Berlin (1810) zu fördern und ſo einen fruchtbringenden Samen auszuſtreuen. — Wohl mochte Napoleon ahnen, daß der Druck, den er über Preußen brachte, dieſem eine Schule der Weisheit und ihm eine Quelle des Unheils werden könnte: der Argwohn, mit dem er es beobachtete, deutet auf eine ſolche Ahnung hin; ja vielleicht ging er mit dem Gedanken um, Preußen durch ſchnöde Behandlung zur Verzweifelung zu treiben und dann völlig zu unterdrücken. Aber dazu kam es nicht! Die Macht der Umſtände, denen auch der Gewaltige nicht gebieten kann, hielt ihn davon zurück.

Dritter Abſchnitt der Herrſchaft Napoleons.

Vom Frieden zu Tilſit bis zum Krieg in Rußland 1807—1812.

Wie Napoleon mit dem Frieden von Amiens den Höhepunkt ſeines Ruhmes erreichte, ſo erreichte er mit dem Frieden zu Tilſit den Höhepunkt ſeiner Allgewalt. Dort ſtand er am höchſten in der öffentlichen Meinung, hier am höchſten im Machtbeſitze. Preußen, wie früher Oeſtreich und noch mehr als dieſes, war darniedergebeugt, Rußland zu Napoleon hingezogen; England hatte er von allen früheren Verbindungen abgeſchnitten; die anderen europäiſchen Staaten dienten ihm mit ihren Kräften oder erzitterten vor ſeiner Macht; Frankreich ſelbſt, der Grundſtein derſelben, lag unbedingt in ſeinen Händen, kein Widerſpruch ſtellte ſich hier ihm entgegen, jede Schranke war hier vor ſeiner Größe niedergeſunken; kurz, er erſchien jetzt als der unbeſchränkte Gebieter Frankreichs und des europäiſchen Feſtlandes. Späterhin iſt der äuſſere Umfang ſeiner Macht noch gewachſen: er hat noch mehrere Länder an ſich gebracht, auch den Glanz einer Verſchwägerung mit Oeſtreich; aber der innere Gehalt ſeiner Macht erhielt dadurch keinen Zuwachs, vielmehr wurde derſelbe gleich nach dem Tilſiter Frieden geſchwächt und untergraben. Veranlaſſung dazu gab ſein herriſches und gewaltſames Verfahren, ſein Continentalſyſtem, ſein Benehmen gegen Spanien und gegen den Pabſt; denn hierdurch ſtürzte er ſich in Verwickelungen, die er nicht bewältigen konnte, und erweckte in Frankreich eine Gährung und im Auslande eine Erbitterung gegen ſich, die ihn dem Untergange zuführte. Deutlich wird dieß, wenn wir die wichtigſten Vorgänge, die dem Tilſiter Frieden folgten, ins Auge faſſen.

1. Napoleons Verfügungen nach dem Tilſiter Frieden. — Aufſtellung des Continentalſyſtems. — Vorgänge in Dänemark und Schweden.

Wie herriſch Napoleon jetzt waltete, zeigte ſich zunächſt bei ſeinem Verfahren mit den im Tilſiter Frieden ihm abgetretenen Ländern, und bei den Einrichtungen, die er in Frankreich traf. Jever und Oſtfriesland überließ er dem Königreiche Holland, wogegen dieſes Vliſſingen an Frankreich abtreten mußte. Die preußiſchen Beſitzungen in Weſtphalen ſchlug er zum Großherzogthum Berg. Aus Südpreußen, Neuoſtpreußen (mit Ausnahme Bialyſtocks) und dem ſüdlichen Theile von Weſtpreußen, welche Länder ſeit 1772 von Polen an Preußen übergegangen waren, bildete er das Herzogthum Warſchau (22. Juli 1807), zu deſſen erblichem Herzog er den König von Sachſen ernannte. Zu Danzig, das laut des Tilſiter Friedens eine freie Stadt unter dem Schutze Preußens und Sachſens ſein ſollte, ließ er eine franzöſiſche Beſatzung, die allein daſelbſt zu befehlen hatte. Heſſen, Braunſchweig, das preußiſche Gebiet am linken Elbufer und einen Theil der hannöverſchen Länder vereinigte er zu einem Königreich Weſtphalen, das er ſeinem jüngſten Bruder Hieronymus (15. Nov. 1807) übergab, aber ſo, daß er ſich die Hälfte der landesfürſtlichen Domainen vorbehielt, in Magdeburg eine Beſatzung von 12,000 Mann lagerte und den neuen König dem Rheinbunde zugeſellte. Erfurt, Münſter, die Grafſchaften Mark, Tecklenburg, Lingen, das Fürſtenthum Baireuth, den größten Theil des Hannöverſchen, Fulda und Hanau behielt er an ſich, um nach Gutdünken über dieſe Gebietstheile verfügen zu können. An Frankreich brachte er bloß die ihm von Rußland überlaſſene Republik der ſieben Inſeln und das von Holland ihm abgetretene Vliſſingen.

In Frankreich ſelbſt hob er, bald nach ſeiner Rückkehr nach Paris (27. Juli), um den Ueberreſt demokratiſcher Einrichtungen zu entfernen, das ſchon eingeſchränkte und eingeſchüchterte Tribunat völlig auf (19. Aug.) und ſtiftete darauf (1. März 1808) einen neuen Erbadel, der zwar von dem alten Feudaladel darin verſchieden war, daß er weder Steuerfreiheit, noch Befreiung von Kriegsdienſten, noch Bevorrechtungen zu Staatsämtern, noch Patrimonialgerichtsbarkeit erhielt; aber doch leicht zu neuen Anmaßungen verleiten konnte, überhaupt eine Verhöhnung der Grundprincipien der Revolution war und das Gebäude der neuen Monarchie vollenden ſollte.

Noch widriger zeigte ſich das Herriſche ſeines Verfahrens in dem von ihm aufgeſtellten Continentalſyſtem, oder dem Inbegriff von Maßregeln, die Engländer in politiſcher und merkantiliſcher Hinſicht vom Feſtlande Europas auszuſchließen, um ſie dadurch zum Frieden und in demſelben zur Freiſtellung der Meere zu zwingen. Schon als der Krieg mit England wieder ausgebrochen war (1803), keimte in ihm dieſer Gedanke auf. Unter dem 23. Juni 1803 erklärte er, daß weder den aus engliſchen Colonieen, noch den aus England ſelbſt ſtammenden Waaren der Eingang in Frankreich geſtattet ſein ſollte; dann (unter dem 23. Juli 1803) dehnte er dieſe Maßregel auf alle engliſche und die in England gelandeten Schiffe aus. Doch erſt als die Engländer (im Mai 1806) die ganze Küſte von der Elbmündung bis nach Breſt in Blokadezuſtand erklärt hatten, als die von Fox eingeleiteten Friedensunterhandlungen geſcheitert waren (im Sept. 1806), als er ſeine Machtfülle durch Preußens Ueberwältigung erweitert ſah, gab er dieſem Gedanken eine furchtbare Umfaſſung. Zu Berlin (am 21. Nov. 1806) verbot er den Franzoſen und allen mit ihm verbundenen oder von ihm abhängigen Staaten allen Handel und Briefwechſel mit England; England ſelbſt erklärte er in Blokadezuſtand, alles engliſche Eigenthum ſo wie alle aus England und deſſen Colonieen herrührende Waaren für Contrebande, und alle Engländer und engliſche Unterthanen in ſeinen und ſeiner Verbündeten Ländern für Kriegsgefangene. Um Rache zu nehmen, erklärte England (7. Jan. 1807) alle Häfen und Küſten Frankreichs und der Verbündeten desſelben für blokirt, dann (unter dem 11. Nov.) daß allen Nationen der Handel mit denjenigen Häfen, von welchen die engliſchen Schiffe ausgeſchloſſen wären, verboten ſein ſollte, auſſer wenn ſie zuvor in England angelegt, eine Abgabe an dasſelbe entrichtet und von demſelben die Erlaubniß zur Fortſetzung ihrer Reiſe erhalten hätten. Darauf befahl **Napoleon** (zu Mailand am 17. Dec. 1807), daß jedes Schiff, das eine Abgabe an England bezahlt, engliſcher Unterſuchung ſich unterworfen oder England berührt hätte, als entnationaliſirt angeſehen und als engliſches Eigenthum weggenommen werden ſollte. — Durch dieſe Maßregeln ſollte, wie er oft verſicherte, der frevelnde Uebermuth der Engländer beſtraft, der allgemeine Friede erzwungen und die Freiheit der Meere und des Handels der Neutralen wieder hergeſtellt werden. Doch in der öffentlichen Meinung galten ſie als ein Mittel, durch welches Napoleon der Seeherrſchaft der Engländer eine Landherrſchaft entgegen ſtellen, ſeinen Einfluß auf das Feſtland erweitern und deſſen Nahrungsquellen ſeiner Willkür unterwerfen wollte. Hart und widrig erſchienen ſie ſchon an ſich, als eine Zerreißung des Weltverkehrs, als eine Verletzung des Rechts der Neutralen, gleich der von England verübten, alſo als ein Zeichen, wie Unrecht zu Unrecht führt. Noch härter und widriger erſchienen ſie dadurch, daß nun die Staaten des Continents genöthigt wurden, ohne Rückſicht auf ihre Lage und Verhältniſſe, einerlei Verfahren gegen England zu beobachten und damit ihren Handel und Wohlſtand dem Willen Napoleons zum Opfer zu bringen. Doch am härteſten und widrigſten war es, daß Napoleon ihnen eine rückwirkende Kraft beilegte, oder verlangte, daß jeder, der vor Erlaß derſelben engliſche Waaren an ſich gebracht hatte, eben ſo beſtraft werden ſollte, als hätte er dieß nach Erlaß derſelben gethan. — War es alſo ein Wunder, daß die öffentliche Meinung immer mehr gegen Napoleon ſich wendete, daß auch die Völker, wie früher die Fürſten, gegen ihn erbittert wurden, und daß eine Sehnſucht nach Veränderung der Weltlage hervortrat?

Zunächſt kam durch die Aufſtellung des Continentalſyſtems groſes Unheil über Dänemark. Indem nämlich ſich Napoleon damit umging, Dänemarks Kräfte und Streitmittel dieſem Syſteme zuzuwenden, beſchloſſen die Engländer ihm zuvor zu kommen. Sie überfielen daher, mit einer furchtbaren Macht unter dem Lord Cathcart und dem Admirale Gambier, das zum Kriege unvorbereitete Dänemark (16. Aug. 1807) und forderten die Ablieferung der däniſchen Flotte. Da dieſe verweigert wurde, umſtellten ſie Kopenhagen zu Waſſer und zu Lande und beſchoſſen es drei Tage lang (2. — 4. Sept.), wobei ein großer Theil dieſer Hauptſtadt in Aſche gelegt wurde. Endlich (am 7. Sept.) kam eine Capitulation zu Stande, welche die ganze Flotte (18 Linienſchiffe, 15 Fregatten, 6 Briggs und 26 Kanonenſchaluppen) und alles Schiffsgeräthe der Dänen in die Hände der Engländer brachte, worauf ſich [illegible] mit ihrem Raube zurückzogen. Dieſes Verfahren kam Napoleon zu Statten. Denn Dänemark, über die erlittene Mißhandlung tief entrüſtet, verband ſich nun mit Frankreich zu einem Schutz- und Trutzbündniß (16. Oct.), das den Beitritt zum Continentalſyſtem in ſich ſchloß. Auch Rußland, über das Verfahren der Engländer erbittert, trat dieſem Syſteme bei (7. Nov.) und verbot ſeinen Unterthanen allen Verkehr mit England. Preußen, ſchon im Tilſiter Frieden genöthigt, ſeine Häfen den Engländern zu verſchließen, mußte nun auch für das Continentalſyſtem ſich erklären (1. Dec. 1807). Auch Schweden ſah ſich dazu genöthigt. Doch geſchah dieß erſt im Jahre 1810, nach folgenden Vorgängen.

Napoleon, entrüſtet über die feindſeligen Geſinnungen, die König Guſtav IV. fort und fort gegen ihn äußerte, hatte ihm gleich nach dem Tilſiter Frieden Stralſund (20. Aug.), Rügen (5. Sept.) und mit beidem ganz Pommern entriſſen. Doch damit nicht zufrieden, forderte er auch Dänemark und Rußland zum Krieg gegen Guſtav IV., als den hartnäckigen Verbündeten Englands, auf. Die Dänen erklärten den Krieg (29. Febr. 1808), trieben einen Einfall der Schweden in Norwegen zurück und rüſteten ſich zu einem Einfall in Schonen, der jedoch, aus Furcht vor den Kreuzern der Engländer, nicht zu Stande kam. Dagegen fielen die Ruſſen, nach einer Kriegserklärung vom 10. Febr., in Finnland ein und brachten dasſelbe durch argliſtige Verlockungen und tapfre Anſtrengungen in ihre Gewalt. Von dieſem Verluſte wie zum Wahnſinn getrieben, entzweite ſich Guſtav mit den Engländern, mit ſeinen Truppen und mit ſeinen Großen. Letztere vereinigten ſich daher gegen ihn, als einen zum Regieren unfähigen Herrn, verhafteten ihn (13. März 1809), führten ihn als Gefangenen nach Gripsholm, nöthigten ihn der Krone zu entſagen (29. März), und ließen durch den Reichstag zu Stockholm (10. Mai) ihn mit allen ſeinen Nachkommen der Regierung entſetzen, und ſeinen kinderloſen Oheim, den Herzog von Südermanland, unter dem Namen **Karl** XIII. zum König ernennen. Hierauf mußte Guſtav IV. nach Deutſchland wandern, Karl XIII. aber mit den Feinden Schwedens Frieden ſchließen. Im Frieden mit Rußland (zu Friedrichsrichsham, 17. Sept. 1809) mußte Schweden ganz Finnland bis an den Torneo abtreten; im Frieden mit Dänemark (10. Dec.) erlitt es keinen Verluſt, und bei der Ausgleichung mit Frankreich (6. Jan. 1810) erhielt es Pommern und Rügen, doch ohne die königlichen Domainen, zurück, wogegen es dem Continentalſyſtem beitrat.

2. Napoleons Verfahren gegen Portugal und Spanien.

Gewonnen war alſo für das Continentalſyſtem, das dem Föderativſyſtem zur Seite ging, der Norden Europas! Anders aber verhielt es ſich mit dem Weſten. Zwar waren Portugal und Spanien durch Verträge an Napoleon geknüpft; aber ſie waren keineswegs entſchieden für ihn, ſondern ſchwankten zwiſchen Frankreich und England und, obſchon in Zerrüttung und Ohnmacht, hatten ſie noch das Anſehn der Selbſtändigkeit. So ſollte es nach Napoleons Willen nicht bleiben! Auch ſie ſollten, wie das übrige Feſtland Europas, ſeiner Herrſchaft unterworfen werden; auch ſie ſollten nach ſeinem Continentalſyſteme ſich bequemen; auch in Spanien ſollte das Haus Bourbon dem Hauſe Bonaparte weichen. Dieſen Plan ſuchte er, unbekümmert um die Moralität des Zwecks und der Mittel, nach dem Tilſiter Frieden zur Ausführung zu bringen.

Spanien, ſeit 1795 mit Frankreich in Frieden, ſeit 1796 mit ihm in Freundſchafts-Verbindungen, — nicht ſowohl weil es hoffte, daß ein ſpaniſcher Bourbon zur

Herrſchaft über Frankreich gelangen könnte, als vielmehr weil es im Gefühl eigner Schwäche deſſen Macht fürchtete, — hatte am Anfange des preußiſchen Kriegs (im Oct. 1806) ganz unerwartet eine kriegeriſche Stellung angenommen, die offenbar dahin deutete, den franzöſiſchen Kaiſer anzugreifen, wenn dieſer gegen Preußen unglücklich kämpfen würde. Kaum hatte Napoleon dieß erfahren, als er darüber Beſchwerde führte. Dieſe Beſchwerde und noch mehr ſein Glück im preußiſchen Kriege ſchüchterte die ſpaniſche Regierung wiederum ſo ein, daß ſie (im Frühjahr 1807) ihm 16,000 Spanier unter Romana als Hilfstruppen zuſchickte. Dieſe hielt er, auch nach dem Tilſiter Frieden, in Dänemark zurück, unter Aufſicht des Corps des Marſchalls Bernadotte, und richtete ſie gegen Schweden. Doch zeigte er ſich gegen Spanien als einen ausgeſöhnten und großmüthigen Verbündeten und beſtimmte dasſelbe, zur Vernichtung der Selbſtändigkeit Portugals mitzuwirken. In einem Vertrage, den er zu Fontainebleau 27. Oct. 1807 mit Spanien (oder vielmehr mit dem Friedensfürſten, der damals Spanien regierte) abſchloß, wurde ausgemacht, Portugal ſollte zerſtückelt werden, der ſüdliche Theil Algarve und Alentejo an den Friedensfürſten kommen, der nördliche, oder das Land zwiſchen dem Minho und Duero, an den jungen König von Etrurien (der dafür Etrurien abtreten mußte, was Napoleon ſchon am 10. Dec. 1807 zu Frankreich zog); über den mittlern Theil (Beira und Eſtremadura) ſollte beim allgemeinen Frieden entſchieden werden. Nach Abſchluß dieſes Vertrags erklärte Napoleon (15. Nov.) im Moniteur, „das Haus Braganza habe ſich des Thrones verluſtig gemacht, weil es den Ränken Englands Gehör gegeben und die engliſchen Waaren zu Liſſabon nicht in Beſchlag genommen habe.“ Hiermit wurde die Anzeige verbunden, daß 28,000 Mann Franzoſen unter dem Marſchall Junot Spanien durchziehen und gemeinſchaftlich mit ſpaniſchen Truppen Portugal erobern ſollten. So von Frankreich und Spanien bedroht, faßte der portugieſiſche Hof, auf Englands Eingeben, einen unerwarteten und höchſt folgereichen Entſchluß. Geleitet von Engländern, flüchtete er mit ſeinen Schiffen, Schätzen und einem großen Theile ſeines Anhangs am 29. Nov. von Portugal gen Braſilien, wo er am 19. Jan. 1808 landete und Rio Janeiro zum Wohnſitze wählte. Ohne Widerſtand zu finden, rückte alſo Junot am 30. Nov. in Liſſabon ein und nahm dann von ganz Portugal im Namen ſeines Kaiſers Beſitz. — Von einer Theilung mit Spanien war nicht mehr die Rede, obſchon auf 10,000 Spanier den nördlichen und auf 6000 Spanier den ſüdlichen Theil Portugals inne hatten; vielmehr ſollte nun Spanien ſelbſt dem Kaiſerreiche unterworfen werden. Zerwürfniſſe und Parteiungen am ſpaniſchen Hofe boten dazu Vorwand und Mittel.

Der Friedensfürſt, Manuel Godoy, der durch die Gunſt der Königin vom Leibgardiſten zum Generaliſſimus der ſpaniſchen Land- und Seemacht emporgekommen war, hatte durch ſein Glück und ſeine Anmaßlichkeit, bei gänzlichem Mangel an wahrem Verdienſt, den Unwillen mehrerer Großen, an deren Spitze der Herzog von Infantado ſtand, ſo gegen ſich erregt, daß ſie ſich zu ſeinem Sturze verbanden. Selbſt der Prinz von Aſturien, fürchtend, der Friedensfürſt möchte ihn von der Thronfolge verdrängen, trat dieſer Verbindung bei. Um Beiſtand zu gewinnen, wendete er ſich an Napoleon, den er um die Hand einer franzöſiſchen Prinzeſſin bat (11. Oct. 1807). Der Friedensfürſt hörte davon und ließ, unter dem Vorwande, der Prinz habe eine Verſchwörung gegen das Leben ſeines Vaters angeſponnen, ihn und ſeinen Anhang im Escurial gefänglich einziehen (29. Oct.). Doch bald fühlend, daß er zu weit gegangen wäre, bewog er den Prinzen, bei dem König um Verzeihung zu bitten, und den König, den Prinzen zu begnadigen und deſſen Rathgeber vom Hofe zu entfernen (5. Nov.). Aber er konnte damit die Gährungen im Volke nicht bewältigen, noch weniger ſich der Furcht vor Napoleon entſchlagen. Er beredete daher das Königspaar, mit ihm nach Amerika zu flüchten, und betrieb die dazu nöthigen Vorkehrungen. Doch dieſes Vorhaben erſchien den Spaniern als eine Entwürdigung und Hinopferung ihres Reichs, zumal da Napoleons Heere immer weiter in Spanien vordrangen. Nur ſchnelle Thronbeſteigung des Prinzen von Aſturien galt ihnen als Rettung. Es brach daher, eben als die Fluchtreiſe des Hofes der Ausführung nahe war, ein furchtbarer Aufſtand zu Aranjuez los (18. März 1808), durch welchen der Friedensfürſt gefangen genommen,

men, und Karl IV. genöthigt wurde, ſeine Krone dem Prinzen von Aſturien zu überlaſſen (19. März). Sogleich trat dieſer, unter dem Namen Ferdinand VII., die Regierung an, ernannte den Herzog von Infantado zu ſeinem Premierminiſter, verſprach dem Volke Erleichterung und ließ ſeine Thronbeſteigung an Napoleon melden mit erneuerter Bitte um die Hand einer franzöſiſchen Prinzeſſin.

Napoleon aber war weit entfernt, ſich für ihn zu erklären. Mochte er auch anfangs, ſo lange er mit ſeinen Planen im Betreff Spaniens noch nicht im Klaren war, Ferdinand VII. mit Hoffnungen hinhalten: ſo hegte er doch den Gedanken, die Fortdauer der Zwietracht am ſpaniſchen Hofe ſei ihm vortheilhafter als deren Beilegung, und der ſchwankenden Regierung des alten Königs ſei mehr abzugewinnen als der neuen, von einer kräftigen Partei unterſtützten Herrſchaft Ferdinands. Vielleicht hätte er, wie er ſelbſt zu St. Helena äuſſerte *), klüglicher gehandelt, wenn er eine Vermittelung übernommen, der ſpaniſchen Nation eine freiſinnige Verfaſſung gegeben und Ferdinand VII. mit deren Ausführung beauftragt hätte; aber er wurde theils von ſeiner Leidenſchaftlichkeit verblendet, theils von der Voreiligkeit Murats fortgeriſſen. Dieſer nämlich rückte mit der franzöſiſchen Armee, die unter ihm in Spanien ſtand, ohne Napoleon vorher zu befragen **), vorwärts nach Madrid (23. März)

---

*) Las Caſes Bd. VI, S. 55.

**) Dieß ergibt ſich aus Napoleons Brief an Murat vom 29.

März) und beſtimmte den alten König, Karl IV., die ausgeſprochene Abdankung als erzwungen zu widerrufen und den Kaiſer Napoleon um Unterſtützung dieſes Widerrufs zu erſuchen *). Doch Ferdinand VII. fuhr fort, die Krone zu behaupten. Jetzt beſchloß Napoleon als Schiedsrichter zwiſchen Vater und Sohn aufzutreten, und dabei Spanien auf eine Art an ſein Haus zu bringen, daß er den Schein der Rechtmäßigkeit auf ſeiner Seite hätte.

Er kam daher nach Bayonne (15. April) und lockte durch argliſtige Vorſpiegelungen erſt Ferdinand VII. zu ſich, hierauf ließ er auch den Friedensfürſten, deſſen Losgebung er hatte erzwingen laſſen (21. April), nach Bayonne kommen, dann den König und die Königin. — Ferdinand VII. traf am 20. Apr., der Friedensfürſt am 26. April, Karl IV. mit ſeiner Gemahlin am 30. April in Bayonne ein. Früher als dieſe war der Infant Karl, zur Begrüßung Napoleons, daſelbſt angelangt; ſpäterhin folgten, auf Napoleons Ein-

---

1808 (abgedruckt bei Las Caſes VI, 60 ff. und in „Napoleon von ſeinen Zeitgenoſſen." Darmſtadt 1827. Th. I, S. 160 ff.). Auch zeigt dieſer Brief, daß Napoleon das Schwierige der Bezwingung Spaniens richtig erkannte, und keineswegs wähnte, daß die Verdrängung der bourboniſchen Dynaſtie die Unterwerfung der ſpaniſchen Nation nach ſich ziehen müßte.

*) Der Widerruf der Abdankung war vom 21. März und der Brief an Napoleon vom 21. März datirt, aber nicht unwahrſcheinlich iſt, (was in der Minerva 1820. Juni. S. 361 behauptet wird,) daß beide Schreiben erſt, als Ferdinand VII. nach Bayonne abgereiſet war (10. Apr. 1808), ausgefertiget wurden.

Einladung, die Infanten Anton und Franz und die Königin von Etrurien mit ihrem Sohne, ſo daß die ganze ſpaniſche Dynaſtie um Napoleon verſammelt war. Nun erſt entwickelte er ſeine Plane. Zuerſt ließ er Ferdinand VII. auffordern, für ſich und ſeine Brüder auf den ſpaniſchen Thron zu verzichten und dagegen das Königreich Etrurien anzunehmen; dann, als Ferdinand mit ſeinen Rathgebern dieſer Aufforderung muthig widerſtand, trieb er den alten König, von Ferdinand VII. völlige Verzichtleiſtung auf die ſpaniſche Krone zu fordern und dieſe Krone, da Karl kränklich und von Feinden umringt ſei, ihm, dem Kaiſer, zu überlaſſen. Ein Aufſtand, den das Volk zu Madrid (am 2. Mai) gegen die Franzoſen erhoben und Murat nur unter vielem Blutvergießen geſtillt hatte, führte zur Entſcheidung. Denn als der alte König die Kunde von dieſem Aufſtande vernahm (5. Mai), gerieth er ſo in Schrecken, daß er für ſich und Spanien keine Rettung ſah, als in der Uebertragung ſeiner Krone an den Beherrſcher Frankreichs. Er ließ ſogleich Ferdinand VII. vor ſich fordern, nöthigte ihn, in Napoleons Beiſein, zur Verzichtleiſtung auf Spanien und erklärte am 6. Mai, daß er ſeine und ſeines Hauſes Rechte auf Spanien und Indien in Napoleons Hände niederlege, mit der Bedingung, daß die ſpaniſche Monarchie unter dem Fürſten, den Napoleon ernennen würde, ſelbſtändig und unverletzt, und der katholiſche Glaube in ihr aufrecht erhalten werden ſollte. Dieſe Erklärung wurde am

8. Mai an die Spanier gerichtet. Um ihr volles Gewicht zu geben, mußte Ferdinand und alle Infanten, die zu Bayonne waren, in einer Kundmachung (datirt vom 12. Mai) alle ihre Anſprüche auf Spanien an Napoleon übertragen, wogegen ihnen, ſo wie dem König und deſſen Gemahlin, ein ehrenvoller Aufenthalt in Frankreich und Gelder zu ihrem Unterhalte zugeſichert wurden.

Während nun der König mit ſeiner Gemahlin, ſeiner Tochter, der Königin von Etrurien, ſeinem Sohne Franz und dem Friedensfürſten (am 10. Mai) nach Compiegne, und Ferdinand mit ſeinem Bruder Karl und ſeinem Oheim Anton (11. Mai) nach Valençay, gleich Staatsgefangenen, abzogen, — berief Napoleon (25. Mai) eine große Junta (oder Verſammlung vornehmer Spanier) nach Bayonne und bewirkte durch Murat, daß die Regierungsjunta in Madrid ihn bat (13. Mai), ſeinen Bruder Joſeph auf den ſpaniſchen Thron zu erheben. Hierauf ernannte er letztern am 6. Juni zum König von Spanien und Indien (was unter dem 10. Juni den Spaniern verkündigt wurde), übergab dann (15. Juli) das Königreich Neapel, das derſelbe zeither inne gehabt hatte, ſeinem Schwager Joachim Murat, und (3. März 1809) das Großherzogthum Berg, das Murat im Jahre 1806 erhalten hatte, dem älteſten Sohne ſeines Bruders Louis. Der großen Junta, die am 15. Juni zu Bayonne eröffnet wurde, legte er eine neue Conſtitution für Spanien vor, die, nach der franzöſiſchen gebildet, viele von den Hinderniſſen entfernte, die zeither Spaniens Wohlfahrt entgegen geweſen waren. Aus Rückſicht auf Napoleons Macht wurde ſie (7. Juli) von der Junta angenommen, worauf König Joſeph am 9. Juli nach Spanien abreiſte, am 20. Juli glänzend in Madrid einzog und am 25. Juli daſelbſt als König feierlichſt ausgerufen wurde.

Aber ſchon hatte ſich in Spanien die Gährung, die ſeit dem Einmarſch der franzöſiſchen Truppen entſtanden war, zu einer Feindſeligkeit fortgebildet, die von blutigen Aufſtänden in mehreren Städten zu einem Volkskriege aufwuchs, den Napoleon nicht unterdrücken konnte.

Das ſchlummernde Gefühl des Nationalſtolzes war in den Spaniern erwacht; in Napoleon und ſeinen Franzoſen erblickten ſie die Unterdrücker ihres Vaterlandes und ihres Glaubens, und angefeuert und unterſtützt von den Engländern *), erhoben ſie ſich zur Behauptung ihrer Nationalität und Selbſtändigkeit. Dieß geſchah ſchon ſeit dem Anfange des Maimonats beſonders im ſüdlichen Spanien. Im Juni entbrannte, gleich einem Waldbrande, allenthalben der Krieg. Die ſpaniſchen Linien-

---

*) Am 4. Juli 1808 ſchloß England mit der ſpaniſchen Nation Friede, worauf es ſogleich zur Unterſtützung derſelben Waffen und Truppen nach Spanien ſendete; darauf ſchloß es am 14. Januar 1809 einen Freundſchaftsvertrag, wobei es verſprach, keinen andern König Spaniens anzuerkennen als Ferdinand VII. und deſſen Erben.

Linientruppen traten mit dem Volke zuſammen, und dieſes bildete ſich zu Kriegshaufen (Guerillas), die mit Benutzung der Landesbeſchaffenheit den kleinen Krieg auf eine furchtbare Weiſe führten. In offenen Feldſchlachten ſiegten meiſtens die Franzoſen; aber den Krieg der Guerillas konnten ſie ſo wenig bewältigen als den Nationalhaß, der ihnen entgegentrat; und trotz ihrer Siege erlitten ſie bedeutende Nachtheile. Am 14. Juni wurde der Theil ihrer Flotte, der ſeit der Schlacht von Trafalgar im Hafen von Cadix gelegen hatte, fünf Linienſchiffe und eine Fregatte, von Spaniern, denen Engländer beiſtanden, weggenommen; — zu Baylen in Andaluſien wurde der General Dupont ſo eingeſchloſſen, daß er mit 14,000 Mann, die unter ſeinen Befehlen ſtanden, den Spaniern ſich ergeben mußte (20. Juli); — Saragoſſa, vom 12. Juli bis 13. Auguſt belagert, wies unter Palafox die Angriffe der Franzoſen mit heldenmüthiger Tapferkeit zurück; — die ſpaniſchen Truppen unter Romana, die von franzöſiſchen bewacht, im däniſchen Gebiete, auf Fühnen und Jütland, lagerten, entwichen mit Hilfe der Engländer (11. Aug.) und kamen, ungefähr 10,000 Mann ſtark, am 9. Oct. nach Spanien, wo ſie die franzöſiſche Beſatzung aus Bilbao vertrieben. König Joſeph aber ſah ſich nach den Vorgängen in Andaluſien genöthigt, Madrid zu verlaſſen (1. Aug.) und ſich mit den Truppen, die um ihn waren, nach Vittoria am Ebro zurück zu ziehen, worauf dieſe Hauptſtadt wieder von den Spaniern beſetzt wurde.

Doch erſt die gleichzeitigen Vorgänge in Portugal gaben dem Kriege in Spanien ſeinen eigentlichen Aufſchwung und Halt.

Die **Portugieſen** hatten ſich im November 1807, ohne Widerſtand zu leiſten, den Franzoſen unterworfen; aber theils das Drückende einer Kriegsſteuer von 25 Mill. Thlr., die **Junot** (ſeit dem 1. Febr. 1808 zum Generalgouverneur und bald darauf zum **Herzog von Abrantes** von Napoleon ernannt) ausſchrieb, theils die Erbitterung der Geiſtlichen und der Kaufleute, von denen jene durch Zuziehung zur Kriegsſteuer, dieſe durch Wegnahme engliſcher Waaren ſich verletzt fühlten, theils das Getriebe der Engländer und Spanier, die das Nationalgefühl der Portugieſen aufregten, reizte dieſe zu einem Aufſtand, der am 6. Juni zu Oporto ausbrach. Der ſpaniſche Befehlshaber daſelbſt ließ die Franzoſen, die um ihn waren, gefangen nehmen, übergab die Stadt den Portugieſen und ſetzte am 18. Juni eine einſtweilige Regierung ein, durch welche am 14. Juli bekannt gemacht wurde, daß zwiſchen Portugal und Spanien Friede und Bündniß beſtehe und erſteres ſofort von den Engländern Unterſtützung erhalten ſolle. Wirklich landete noch im Juli General **Wellesley** (ſpäterhin Lord **Wellington** genannt) mit einer Heeresmacht von 10,000 Mann, die bald anſehnlich vermehrt ward, zu Oporto. Jetzt befand ſich **Junot** in ſchlimmer Lage. Durch die Vorgänge in Spanien von Frankreich abgeſchnitten und überall von Feinden umgeben, konnte er ſich bloß auf ſein Heer ſtützen. Er ließ daher die ſpaniſchen Truppen, die um ihn waren, entwaffnen und auf Schiffe bringen, zog ſein Heer in die Nähe von Liſſabon zuſammen und beſtand eine Zeitlang den Kampf mit der gegen ihn anrückenden Macht der Engländer und Portugieſen. Aber nach der Schlacht bei Vimieira (unweit Liſſabon, 21. Aug.), in welcher er nicht den Sieg, ſondern nur den Rückzug gewinnen konnte, mußte er die Capitulation von Cintra abſchließen (30. Aug.), die ihn zur Räumung Portugals nöthigte. Feldherr und Heer (letzteres noch 24,000 Mann ſtark) ergaben ſich den Engländern, doch nicht als Kriegsgefangene; vielmehr wurden ſie mit Waffen und Gepäck auf engliſchen Schiffen nach Frankreich gebracht. Auch eine ruſſiſche Flotte (beſtehend aus neun Kriegsſchiffen und einer Fregatte, unter dem Admiral Siniavin), die ſich im Tajo befand, wurde zur Uebergabe an die Engländer genöthigt (3. Sept.) und nach England gebracht. Liſſabon ſelbſt wurde (15. Sept.) von den Engländern beſetzt und daſelbſt die Regentſchaft, die der portugieſiſche Hof vor der Flucht nach Braſilien angeordnet hatte, wieder hergeſtellt. — Dieſe Umänderung der Dinge machte es den Engländern möglich, nach Spanien vorzudringen; und gab den Spaniern Muth und Zuverſicht, ſich in weiterem Umfang und mit größerm Nachdruck, als vorher, gegen die Franzoſen zu erheben.

Dagegen wurde Napoleon durch dieſe Vorgänge, die den Glauben an ſeine Unüberwindlichkeit erſchütterten, zur Unterdrückung Portugals und Spaniens auf das Lebhafteſte angeſpornt. Er ordnete eine neue Aushebung in Frankreich an (10. Sept.), zog ſeine Truppen aus Preußen nach Spanien, nöthigte einen Theil der Fürſten des Rheinbundes, ihre Contingente über die Pyrenäen zu ſchicken, und beſchloß, in Perſon an die Spitze dieſer verſtärkten Macht zu treten, um, wie er laut erklärte, „ſeinen Bruder in Madrid zu krönen und ſeine Adler auf den Mauern von Liſſabon aufzupflanzen." Aber bei der drohenden Stellung, die Oeſtreich damals einnahm, ſchien es ihm nöthig, ſich Rußlands zu verſichern und ſeine Verbindung mit dieſer Macht ſo wie den Glanz ſeiner Herrſchaft zum Schrecken ſeiner Feinde zur Schau zu ſtellen. Er bewog daher den Kaiſer Alexander zu einer Zuſammenkunft in Erfurt, die unter glänzendem Gepränge vom 27. Sept. bis zum 14. Oct. dauerte, im Beiſein der Könige von Sachſen, Baiern, Würtemberg und Weſtphalen, mehrerer Herzoge und Fürſten, und vieler Prinzen, Staatsminiſter und Generale. Auch Abgeordnete von Oeſtreich (der General Vincent) und von Preußen (Prinz Wilhelm und Graf von Goltz) erſchienen daſelbſt. Was dort ausgemacht wurde, kam nicht zur öffentlichen Kunde. Nur aus dem Erfolge konnte man ſchließen, Alexander ſei für die Idee gewonnen worden, daß Rußland das morgenländiſche, Frankreich das abendländiſche Kaiſerthum vorſtellen, Finnland, die Wallachei und Moldau an Rußland fallen, Napoleon aber ſeine

Plane in Spanien und Portugal durchführen ſollte. Bloß das wurde bekannt gemacht, daß Napoleon aus Rückſicht auf Alexander dem preußiſchen Staate 20 Mill. Fr. an der Kriegsſteuer erlaſſen, und daß beide Kaiſer (unter dem 12. Oct.) England zum Frieden aufgefordert hätten, was aber ohne Erfolg geblieben wäre.

Bald nach dieſer Zuſammenkunft zog Napoleon von St. Cloud (29. Oct.) nach Spanien, deſſen Grenzen er am 4. Nov. überſchritt. Auch hier drang er ſiegreich vorwärts. Durch die Siege ſeiner Truppen bei Burgos (10. Nov.), bei Eſpinoſa (11. Nov.), bei Tudela (23. Nov.) und bei Somoſierra (30. Nov.) bahnte er ſich den Weg nach Madrid, das ſich ihm am 4. Dec. ergab. Er behandelte es mit Schonung, hob gleich nach ſeinem Einzug (vielleicht zu raſch!) den Rath von Caſtilien auf, ferner das Feudalweſen, die Inquiſition und ein Drittel der Klöſter, und bewirkte, daß von den Spaniern ſein Bruder Joſeph zurückgerufen wurde (24. Dec.). Dieſer zog am 22. Jan. 1809 abermals in Madrid ein, wo er ſeinen Palaſt unverſehrt fand. Napoleon ſelbſt wendete ſich (am 22. Dec. 1808) gegen die Engländer, die unter Baird von Corunna bis Aſtorga und unter Moore aus Portugal bis Salamanca vorgedrungen und am 20. Dec. bei Mayorga, etwa 26,000 Mann ſtark, zuſammengetroffen waren. Napoleons Uebermacht ſcheuend, zogen ſie ſich vor ihm eiligſt zurück. Er ſendete ihnen den Marſchall Soult nach. Dieſer ereilte ſie bei Corunna und in der Nähe dieſer Stadt kam es (am 16. Jan. 1809) zu einer heißen Schlacht, in welcher **Moore** getödtet und **Baird** ſchwer verwundet wurde. Doch konnte **Soult** das engliſche Heer nicht vernichten. Erſt als es ſich eingeſchifft hatte, gewann er Corunna (19. Jan.) und Ferrol (26. Jan.). Aber hiermit war der Krieg keineswegs beendigt; vielmehr fuhren die Spanier fort, in größter Erbitterung gegen die Franzoſen zu kämpfen, bald mit offener Gewalt, bald mit heimtückiſcher Argliſt ihnen zu begegnen, und überall ihnen Fallſtricke zu legen. Jetzt lernte **Napoleon** fühlen, daß es leichter ſei, ſie zu beſiegen als zu unterdrücken, und bald müde eines Kriegs, der durch plötzlich vernichtende Schläge nicht beendigt werden konnte, übertrug er die Fortſetzung desſelben ſeinen Generalen. Nachdem er die Engländer bis Aſtorga verfolgt hatte, kehrte er (17. Jan. 1809) nach Frankreich zurück, wo er am 23. Jan. zu Paris eintraf. Eine beſondere Veranlaſſung hierzu gab ihm der Krieg, mit dem jetzt Oeſtreich umging.

3. Napoleons Krieg mit Oeſtreich im Jahre 1809.

Oeſtreich fühlte ſich ſeit dem preßburger Frieden in ein Verhältniß zu Frankreich geſetzt, das ſeinen Stolz kränkte und ſeine Würde, Selbſtändigkeit und Sicherheit bedrohte. Gleichſam zu einer Macht zweiten Ranges zurückgedrängt, mußte es ſehen, wie Napoleon, ohne alle Rückſicht auf Oeſtreich, die Herrſchaft über Deutſchland an ſich brachte, Preußen niederdrückte, Rußland für ſich gewann, im Kirchenſtaate ſich feſtſetzte, Toskana zu Frankreich zog, Portugal und Spanien antaſtete und Oeſtreich gleichſam mit Feinden umſtellte: im Weſten durch den Rheinbund, im Süden durch das Königreich Italien und Dalmatien, im Oſten und Norden durch Rußland und durch das Herzogthum Warſchau. Zu ſolchen Anmaßlichkeiten und Gewaltſchritten hatte es anfangs, noch blutend an erlittenen Niederlagen, geſchwiegen; aber bald überzeugte es ſich, daß es nicht durch Nachgiebigkeit, ſondern nur durch Waffengewalt ſeine Selbſtändigkeit und Würde behaupten könne.

Schon im Jahre 1807, als Napoleon in Polen eingedrungen war, nahm es in Böhmen und Gallizien eine drohende Stellung ein; doch Unentſchloſſenheit beim Gefühl der Schwäche und Napoleons abermaliges Siegerglück hielt es damals vom Krieg zurück. Anders aber war es, als Napoleon Portugal und Spanien an ſich zu reißen ſuchte und damit den Argwohn erregte, er möchte Gleiches auch über Oeſtreich verhängen. Nun fing dieſes an, nicht nur das eigentliche Heer anſehnlich zu vermehren und in ſchlagfertigen Zuſtand zu bringen, ſondern auch das Volk zum Kriege herbeizuziehen, oder eine allgemeine Landwehr und Reſerve zu errichten, die ſich (laut Verordnung vom 12. Mai 1808) jährlich zu gewiſſen Zeiten in den Waffen üben ſollte. Napoleon bemerkte dieſe Rüſtungen und drang (ſeit dem Juli 1808) auf Einſtellung derſelben. Da dieſe nicht erfolgte, befahl er den Fürſten des Rheinbundes ſich zu rüſten, verſtärkte ſeine Truppen in Deutſchland, und ſuchte Deſtreich durch das Schaugepränge ſeiner Verbindung mit Rußland, das er zu Erfurt veranſtaltete, zu ſchrecken. Zu Erfurt erhielt er vom Kaiſer Franz ein Schreiben vom 18. Sept., das die Betheuerung friedfertiger Geſinnungen enthielt; er antwortete (unter dem 14. Oct.) im Tone eines europäiſchen Dictators: „Es lag in meiner Macht, „die Monarchie Ew. Majeſtät zu zerſtückeln oder ſie weniger mächtig zu machen. Ich habe es nicht gewollt. „Was die Monarchie iſt, iſt ſie durch meine Zuſtimmung." — „Enthalten ſich Ew. Majeſtät jeder Rüſtung, die mit Beſorgniß geben und eine Diverſion zu „Gunſten Englands machen könnte ꝛc." — Damals, beſchäftigt, Portugal und Spanien zu unterjochen, ſcheute er den Krieg [illegible] Deſtreich.

Aber gerade das, was ihn von demſelben zurückhielt, trieb Deſtreich, denſelben zu beſchleunigen. Freilich ſtand es allein, war ohne Bundsgenoſſen, ſelbſt von England hatte es ſich, um Napoleon zu beſchwichtigen, (im Febr. 1808) losgeſagt, und ſeine Finanzen waren in Zerrüttung; aber es baute auf ſein gutes Recht, baute auf die Entwickelung der ihm inwohnenden Kräfte, auf den Unwillen, den Napoleons Gewaltherrſchaft wie in Deſtreich, ſo in andern Staaten, namentlich in Deutſchland erregt hatte. Eben darum hielt es ſich, ſeinem ſonſtigen Verfahren ganz entgegen, an den Zeitgeiſt, ſuchte durch Aufrufe zur Freiheit alle die, welche nach Freiheit verlangten, an ſich zu ziehen, und forderte ſein Heer (6. Apr. 1809), ſein Volk (8. Apr.) und zugleich die deutſche Nation auf, ſich muthig zu erheben und „für die Freiheit Europas zu kämpfen, die unter Oeſtreichs Fahnen „ſich geflüchtet habe.“

Am 10. April erfolgte der Anfang der Feindſeligkeiten *). Der Erzherzog Karl, zum Generaliſſimus ernannt, drang mit 200,000 Mann über den Inn nach Baiern; ein andres öſtreichiſches Heer, 36,000 Mann ſtark, unter dem Erzherzog Ferdinand, fiel aus Gallizien ins Herzogthum Warſchau; ein drittes, 70—80,000 Mann, unter dem Erzherzog Johann, griff das Königreich Italien an, und eine Abtheilung desſelben unter dem General Chaſteler beſetzte Tyrol. Aber bei dieſen Unternehmungen fehlte es an Zuſammenhang und durchgreifender Entſchloſſenheit, und namentlich drang das Hauptheer nur langſam vorwärts. Die von demſelben ausgeſtreuten Aufforderungen an die Deutſchen erregten keinen Aufſchwung: die Rheinbundesfürſten ſtanden im Dienſte Napoleons, die Macht des letztern lag unerſchüttert auf dem Nacken der Deutſchen, und Oeſtreich konnte keine Zuverſicht gewähren, da es immer gegen Freiheitsideen gekämpft hatte, ſchon oft geſchlagen worden war, und auch jetzt, gleich im Anfange des Kriegs, dem Geiſte und Glücke ſeines mächtigen Gegners unterlag.

Dieſer

---

*) Eine Schilderung dieſes Krieges, doch im Sinne Napoleons, findet ſich bei Las Caſes Th. VII, S. 107 ff.

Dieſer war, als der Krieg ausbrach, noch in ſeiner Hauptſtadt, — erſt am 13. Apr. verließ er Paris; — aber er hatte ſeit ſeiner Rückkehr aus Spanien groſſe Heerhaufen aufgeſtellt, in Italien unter Eugen, im Herzogthum Warſchau unter Poniatowski, an der böhmiſchen Grenze unter Bernadotte, in Würtemberg und Baiern unter Davouſt, Beſſieres, Lefebvre, Oudinot, Maſſena, Vandamme und Lannes. Auch Rußland nahm, auf ſeinen Betrieb, an dieſem Kriege Antheil, doch auf eine ſehr zweideutige Weiſe. Denn es ſendete ſtatt 150,000 nur 15,000 Mann, ſendete dieſe nicht im April, ſondern erſt am Anfang des Juni, nicht an die Donau, ſondern bis Oſtgallizien, mehr um das Vorſchreiten der Polen zu hindern, als um die Plane Napoleons zu fördern, gleichſam als wollte es abwarten, wie ſich die Begebenheiten in Polen und Oeſtreich entwickeln würden.

Den Krieg in Deutſchland abermals als den Hauptkrieg ergreifend, vereinigte Napoleon hier ſeine Hauptmacht mit den Truppen des Rheinbundes, und zwar ſo, daß er dieſe, ſelbſt die Heere der Baiern und Würtemberger, unter franzöſiſche Oberanführer ſtellte und zu dem erſten Anprall, der in Baiern ſtattfinden ſollte, gebrauchte. Am 17. Apr. langte er bei ſeinem Heere zu Donauwörth an. Daſelbſt rief er ihm zu: — — „Unſre vormaligen Erfolge ſind uns ſichere Bürgen des Sieges, „der uns erwartet. Vorwärts alſo, und der Feind erkenne bei unſerm Anblick ſeine Ueberwinder wieder!"

Dieſen hochfahrenden Worten folgten überraſchend ſchnell hochfahrende Thaten. Durch eine, mit Scharfblick berechnete, Reihe von Märſchen, Schlachten und Siegen bei Tann und Pfaffenhofen (19. Apr.), bei Abensberg (20. Apr.), bei Landshut (21. Apr.), bei Eckmühl (22. Apr.), bei Regensburg (23. u. 24. Apr.) wurden die einzelnen Streithaufen der Oeſtreicher umgangen, geſchlagen und zerſtreut, ihre Hauptmacht von Oeſtreich abgeſchnitten und aus Baiern nach Böhmen getrieben. Hier zog ſie nach dem linken Ufer der Donau und an demſelben hin nach der Hauptſtadt. Napoleon aber kam ihr zuvor. Am rechten Donauufer hinmarſchirend, überwältigte er jeden Widerſtand, der ſich ihm hier entgegenſtellte, auch den hartnäckigen bei Ebersberg (4. Mai) und Steyer (5. Mai). Schon am 10. Mai ſtand ſein Vortrab vor Wien und ſchon am 12. Mai öffnete ihm dieſe Hauptſtadt, nach kurzem Widerſtande, zum zweiten Male die Thore. Am 13. Mai nahm er ſein Hauptquartier zu Schönbrunn, wo er ſogleich (13. Mai) die Auflöſung der öſtreichiſchen Landwehr anbefahl, und die Ungern zum Abfall von Oeſtreich aufforderte. Hiermit war der erſte Act dieſes Krieges beendigt!

Während dieſes Actes war auch in Polen und dem Königreiche Italien der Krieg entbrannt und faſt auf gleiche Weiſe geführt worden. In Polen hatte der Erzherzog Ferdinand mit dem Uebergange über die Pilica den Feldzug glücklich begonnen (14. Apr.). Er hatte die polniſch-ſächſiſche Armee, die Poniatowski anführte,

führte, bei Raſzyn am linken Ufer der Weichſel geſchlagen (19. Apr.), darauf Warſchau durch Vertrag eingenommen (23. Apr.) und bis nach Thorn hingeſtreift, um, wie es hieß, Preußen zum Krieg aufzuregen. Doch bald mußte er ſich wieder nach Gallizien hinziehen, da das polniſche Heer durch ein allgemeines Aufgebot verſtärkt wurde, und einerſeits Dombrowski von Poſen her ihn angriff, und andrerſeits Poniatowski auf der rechten Seite der Weichſel nach Gallizien vordrang. Schon am 2. Juni war Warſchau wieder in den Händen der Polen. Ja auch in Gallizien konnte ſich der Erzherzog Ferdinand nicht behaupten. Nachdem er (im Juni und Juli) aus Lemberg und Krakau hatte weichen müſſen, zog er ſich nach Mähren. — Wie in Polen hatten die Oeſtreicher auch in Italien, unter dem Erzherzog Johann, den Feldzug ſiegend eröffnet (9. Apr.): ſie hatten den Vicekönig Eugen in Folge glücklicher Gefechte, beſonders bei Sacile (16. Apr.), vom Tagliamento bis über die Etſch zurückgetrieben. Aber die Vorgänge in Deutſchland und das Vordringen der Franzoſen von Dalmatien her nöthigten den Erzherzog Johann, bald wieder nach Oeſtreich zurückzuweichen; und jetzt erlitt er von dem nacheilenden Feinde bedeutende Verluſte. Doch entkam er mit ſeinem geſchwächten Heere nach Kärnthen und endlich zum Hauptheere des Erzherzogs Karl.

Indeſſen hatte Napoleon den zweiten Act des Krieges eröffnet. Dieſer galt dem Uebergang über die

Donau und der Ueberwindung des öſtreichiſchen Hauptheeres, durch welche allein der Krieg zu Ende gebracht werden konnte. Aber nicht ſo ſchnell und leicht, wie der erſte Act, ward dieſer zweite durchgeführt; vielmehr traten bei demſelben Schwierigkeiten und Gefahren hervor, die nur unter großen Anſtrengungen und Verluſten überwunden werden konnten.

Die Brücke bei Wien, deren Vernichtung die Oeſtreicher im Jahre 1805 verabſäumt hatten, war abgebrochen, und Mühe koſtete es der franzöſiſchen Armee, den Uebergang über die Donau zu gewinnen. Doch gelang ihr dieß am 20. Mai bei Ebersdorf, zwei Stunden öſtlich von Wien, wo die Donau in drei Arme getheilt iſt und die große Inſel Lobau einen Haltpunkt gewährt. Seit dem 20. Mai Abends ſetzte ſie über die hier geſchlagenen Brücken und nahm ihre Stellung bei den Dörfern Aſpern und Eßlingen. Sogleich rückte ihr der Erzherzog Karl, der ihren Uebergang nicht hatte verhindern können oder nicht hatte verhindern wollen, mit Entſchloſſenheit entgegen. So entſpannen ſich bei Aſpern und Eßlingen furchtbare Schlachten, in denen zwei Tage lang (21. u. 22. Mai) auf beiden Seiten mit Aufbietung aller Kräfte gekämpft wurde *). Doch wie ſehr auch Napoleons Truppen ſich anſtrengten, ſie konnten nicht vordringen

---

*) Napoleon ſelbſt bemerkt (bei Montholon Bd. II, 173): „Der Erzherzog Karl und die öſtreichiſchen Generale haben an dieſem Tage geleiſtet, was ſie konnten und was von ihnen zu erwarten war.“

bringen und mußten zuletzt nach großen Verluſten (auch der Marſchall Lannes verlor hier das Leben) auf die Inſel Lobau zurückweichen. Aber die Brücken, die dieſe Inſel mit dem rechten Donauufer verbunden hatten, waren in der Nacht vom 21. zum 22. Mai beim plötzlichen Anſchwellen der Donau durch Baumſtämme, Schiffsmühlen und brennende Fahrzeuge, die der Erzherzog Karl gegen ſie hingerichtet hatte, weggeriſſen worden. So abgeſchnitten vom rechten und zurückgeſchlagen vom linken Donauufer, gerieth Napoleon auf der Inſel Lobau in große Verlegenheit. Er ſchien verloren; und doch gewann er Rettung und Sieg! Während die Oeſtreicher die errungenen Vortheile nicht benutzten oder nicht benutzen konnten *), gewann er Zeit, nicht nur die Verbindung mit dem rechten Donauufer wieder herzuſtellen, ſondern auch neue Streitkräfte herbeizuziehen und Vorkehrungen zu neuen Angriffen zu machen. Schon am 27. Mai vereinigte er ſich auf dem Sömmeringberge (an der Grenze zwiſchen Steyermark und Oeſtreich) mit dem Vicekönig Eugen, der mit Macdonald den zurückweichenden Erzherzog Johann verfolgt hatte, ihn bald darauf bei Raab (am 14. Juni) ſchlug, und ihn dadurch nöthigte, bei Gomorn über die Donau nach Preßburg zu flüchten, um die Verbindung mit dem Erzherzog Karl zu gewin-

nen.

---

*) Napoleon ſagt (bei Montholon Th. II, 173): „Hätten die Oeſtreicher es unternommen, in die Lobau überzuſetzen, ſo hätten ſie ihre Armee, die ſchon einen ungeheuren Verluſt erlitten hatte, zu Grunde gerichtet."

nen. So im Rücken geſichert, umgeben von den Marſchällen Davouſt, Oudinot, Maſſena, Eugen, Marmont und Bernadotte und geſtützt auf ein Heer, das mehr als 150,000 Mann zählte, ging Napoleon, während einer ſtürmiſchen Gewitternacht vom 4. zum 5. Juli, von der Lobau gen Enzersdorf wieder über die Donau. Jetzt war er glücklicher! Schon am erſten Tage (5. Juli) nahm er Enzersdorf ein und trieb den Erzherzog Karl aus den Verſchanzungen von Aſpern und Eßlingen nach den Höhen von Wagram. Darauf errang er am folgenden Tage (6. Juli) bei Wagram, wie auch die Oeſtreicher ſich anſtrengten, und wie auch das Kriegsglück wechſelte, nach vielem Blutvergießen einen entſcheidenden Sieg. Der Erzherzog Karl, von Ungern abgeſchnitten, zog ſich nach Mähren zurück; die Franzoſen eilten ihm nach, und bei Znaim ſchien es wieder zu einer Schlacht zu kommen (11. Juli). Da traf der Fürſt von Liechtenſtein im franzöſiſchen Lager ein und trug auf einen Waffenſtillſtand an. Napoleon gewährte denſelben (12. Juli), doch unter harten Bedingungen: ein Theil von Mähren und Ungern, ganz Oeſtreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Iſtrien und Fiume mit den Citadellen von Brünn und Grätz, mithin mehr als ein Drittel der öſtreichiſchen Monarchie mußte ſeiner Willkür überlaſſen werden. Darauf wurden Friedensunterhandlungen eingeleitet und dazu der Waffenſtillſtand, der erſt nur auf einen Monat geſchloſſen war (am 12. Aug.), auf unbeſtimmte Zeit verlängert.

So endigte der Hauptkampf! Von ihm wenden wir uns zu den Aufſtänden und kriegeriſchen Ereigniſſen, die während deßſelben und im Bezug auf denſelben in Deutſchland, Tyrol und Holland hervortraten. Sie verdienen ſchon darum eine kurze Erwähnung, weil ſie anzeigen, wie die Erbitterung und Kraftentwickelung aufwallte, der Napoleon nach wenigen Jahren unterliegen ſollte.

Die Oeſtreicher ſelbſt unternahmen, als Napoleon in Wien ſtand, von Böhmen aus (wo ſie am Anfange des Krieges eine Reſerve von 10,000 Mann unter Kienmayr aufgeſtellt hatten) Streifzüge nach Sachſen und Franken, durch welche das nördliche Deutſchland zum Kampf gebracht werden ſollte. Aber wenn gleich ihre Klagen über Napoleon mit Wohlgefallen gehört wurden, ſo hielt doch die Scheu vor ſeiner Uebermacht und der Hinblick auf Oeſtreichs abermalige Niederlage den Ausbruch aufwallender Gährungen zurück; und bald wurden die Oeſtreicher dort durch weſtphäliſche, holländiſche und ſächſiſche, hier durch baierſche und franzöſiſche Truppen zurückgetrieben und durch den Abſchluß des Waffenſtillſtandes in Böhmen zu bleiben genöthigt. Ihr Erſcheinen in Sachſen und Franken brachte daher nur Kriegsungemach einerſeits über die Städte Dresden, Leipzig, Chemnitz, Plauen ꝛc., andrerſeits über Baireuth, Bamberg und Nürnberg, erzeugte aber keine Veränderung im Gange dieſes Krieges.

Abgeſondert von ihnen und gleichſam auf eigene

Rechnung unternahmen der **Obriſt von Dörnberg**, der **Major von Schill** und der **Herzog von Braunſchweig-Oels** kriegeriſche Bewegungen. — Der **Obriſt von Dörnberg**, Befehlshaber der weſtphäliſchen Jägergarde, ſuchte Weſtphalen zum Aufſtande zu bringen. Er erregte dazu Unruhen in den Departements der Fulda und Werra (22. April). Aber er ſah ſich von den Truppen, auf deren Beiſtand er gerechnet hatte, verlaſſen; ſein Haufen ward auf dem Wege nach Caſſel zerſtreut (23. April), und Viele von demſelben ergriffen und erſchoſſen. Er ſelbſt rettete ſich durch die Flucht, und die Unruhen im Königreiche Weſtphalen, ſo wie die in Mergentheim (25—29. Juni), das ſich gegen Würtembergs Herrſchaft erhoben hatte, wurden bald wieder zum Schweigen gebracht. — Der **Major von Schill**, der ſich im preußiſchen Kriege durch kühne Thaten hervorgethan hatte, verließ, voll Liebe zu ſeinem Vaterlande, aber ohne Berückſichtigung der damaligen Verhältniſſe deſſelben, am 28. April mit ſeinen Huſaren, etwa 500 Mann, denen mehrere Hundert vom Fußvolk nachfolgten, ohne Vorwiſſen ſeiner Oberen, Berlin. Er wollte, wahrſcheinlich im Einverſtändniß mit Dörnberg, Norddeutſchland in Aufſtand ſetzen und Preußen daſelbſt wieder emporbringen; aber er ſetzte dieſes in Verdacht und Gefahr und brachte Unheil und Tod über ſich und mehrere Tauſende. Zurückgewieſen von Wittenberg (1. Mai), wendete er ſich ins Anhaltiſche und Weſtphäliſche, kämpfte glücklich bei

Magdeburg (7. Mai) gegen weſtphäliſche Truppen, verſtärkte in der Altmark ſeine Schaar, drang ins Mecklenburgiſche und warf ſich zuletzt, von Dänen und Holländern verfolgt, nach Stralſund (25. Mai). Hier wollte er ſich mit Hilfe der Engländer zur See retten; aber er wurde von den Dänen und Holländern ereilt und im Kampfe getödtet (31. Mai). Von ſeinen Truppen ward ein großer Theil niedergehauen, ein Theil gefangen und als Verbrecher behandelt; der Ueberreſt entkam ins Preußiſche. — Der **Herzog Wilhelm von Braunſchweig-Oels**, Sohn und Erbe des bei Auerſtädt tödtlich verwundeten Herzogs, hatte, voll Ingrimm gegen Napoleon, in Schleſien und Böhmen ein Freicorps von etwa 1500 Mann gebildet, das den Namen „der ſchwarzen Legion" erhielt. Mit dieſem fiel er zuerſt in die Lauſitz (25. Mai), dann, aus derſelben vertrieben (30. Mai), in Verbindung mit öſtreichiſchen Truppen in Sachſen ein, wo er (11. Juni) Dresden beſetzte und bis Leipzig vorrückte (22. Juni). Durch weſtphäliſche, holländiſche und ſächſiſche Truppen abermals nach Böhmen vertrieben (29. Juni), brach er bald wieder (14. Juli) mit Oeſtreichern in Sachſen ein. Doch merkwürdiger als dieſes Hin- und Herſchwanken war die Kühnheit, die er nach Abſchluß des Znaimer Waffenſtillſtandes bewies. Er mochte demſelben nicht beitreten, da er nur als öſtreichiſcher Parteigänger, nicht als Reichsfürſt in denſelben aufgenommen werden ſollte, und entſchloß ſich daher, mit ſeiner Schaar nach England zu entweichen. Glücklich und geſchickt führte er dieſen Entſchluß aus. Von Zwickau nach Leipzig aufbrechend (25. Juli), bahnte er ſich den Weg durch Sachſen nach Halberſtadt und Braunſchweig, überwältigte da und dort ſächſiſche, holländiſche und weſtphäliſche Truppen, entkam ihrer Uebermacht und erreichte, durch das Hannöverſche ziehend, Elsfleth bei Bremen, wo er am 7. Aug. ſich einſchiffte. Am 14. Aug. gelangte er glücklich nach England.

Weit bedeutender und nachhaltiger war, was in Tyrol geſchah, ein Nachbild des Kampfes der Spanier und ein Vorbild des Kampfes der Deutſchen. Aus Anhänglichkeit an ihr angeſtammtes Herrſcherhaus, an alte Geſetze, Einrichtungen und Sitten, denen ein Bergvolk nicht leicht entſagt, und aufgeregt von öſtreichiſchen Kriegern und Schriftſtellern, hatten die Tyroler gegen die ihnen (1805) aufgedrungene baierſche Regierung und deren Beſchützer, die Franzoſen, ſeit dem 10. April die Waffen ergriffen. Anfangs kämpften ſie glücklich in Verbindung mit den Oeſtreichern, die der Feldmarſchall Chaſteler ihnen zugeführt hatte (9. Apr.). Sie eroberten Innsbruck (14. April), vertrieben die Baiern, ſtreiften einerſeits bis Füßen, andrerſeits bis Roveredo und trieben auch das Vorarlberg zu den Waffen (22. Apr.). Nach der Schlacht von Regensburg geriethen ſie, da Franzoſen und Baiern mit verſtärkter Macht herbeidrangen, ins Gedränge und blutige Gräuel erfolgten von beiden Seiten; doch konnten ſie nicht unterjocht werden; ja ſie kamen wieder empor, als nach der Schlacht von Aſpern und Eßlingen ein Theil der Franzoſen und Baiern von Napoleon abgerufen wurde. Zufolge des Waffenſtillſtandes vom 12. Juli mußten ſich die Oeſtreicher aus Tyrol und Vorarlberg zurückziehen. Nun kämpften die Tyroler allein, vornehmlich geleitet von Andreas Hofer, Gaſtwirth am Sande im Paſſeyr-Thale, daher „der Sandwirth“ genannt, einem Mann von rieſenartiger Geſtalt, der zwar ohne gelehrte Bildung war, vom Kriegs- und Regierungsweſen wenig verſtand und dem Aberglauben hinneigte, aber durch patriotiſchen Eifer, Uneigennützigkeit, Redlichkeit und Frömmigkeit die Liebe und das Vertrauen ſeines Volkes beſaß. Ihm zur Seite ſtanden der Geſchichtſchreiber Hormayr und der Major Teimer, der Wirth Speckbacher und der Kapuziner Haspinger; und zu Statten kam ihm die Beſchaffenheit des Landes und der bis zum Fanatismus geſteigerte Muth der Tyroler. Bei der Geſchicklichkeit und Gewandtheit, die dieſe als Jäger ſich erworben hatten, blieben ſie den Franzoſen, Baiern und andern Rheinbundstruppen gefährliche Feinde. Doch als der Wiener Friede geſchloſſen war (14. Oct.), Oeſtreich in demſelben ſich aufs neue von ihnen losgeſagt hatte, nun ihre Feinde in verſtärkten Maſſen gegen ſie anrückten und zugleich die im Wiener Frieden ihnen zugeſicherte Amneſtie ihnen anboten: da erhob ſich unter ihnen ein Schwanken zwiſchen Kampf und Ergebung, das ihre Kräfte lähmte. Selbſt

Andreas Hofer ward von dieſem Schwanken fortgeriſſen: im October rieth er zur Unterwerfung, im November rief er, durch falſche Nachrichten getäuſcht, wieder zum Kampfe. Vergebens! Jetzt konnte er nichts ausrichten; die Tyroler unterwarfen ſich wieder den Baiern (im Nov. 1809). Er flüchtete ſich daher in eine Hirtenhütte auf den Paſſeyr-Alpen. Aber er wurde von einem Pfaffen, dem er vertraute, verrathen, von den Franzoſen gefangen genommen (27. Jan. 1810), nach Mantua gebracht und daſelbſt erſchoſſen. (20. Febr.)

Endlich traten auch die **Engländer** auf, um, wie ſie ſagten, eben dem Oeſtreich, das ſie früherhin zurückgeſtoßen hatte, beizuſtehen; aber ſie traten auf, als der Kampf an der Donau ſchon entſchieden war, hatten eigentlich nur die Vernichtung der franzöſiſchen Seemacht im Auge und ernteten von ihrem prahleriſch angekündigten Unternehmen nur Verluſt und Schande. Im Juli 1809 ſchickten ſie eine überaus große Flotte mit 40,000 Mann unter dem Lord Chatam, Pitts Bruder, gegen Seeland. Hier landeten ſie am 29. Juli auf der Inſel Walchern. Die Franzoſen zogen ſich vor ihnen zurück und ſie beſetzten Veere (1. Aug.), Middelburg (5. Aug.), Vliſſingen (15. Aug.) und bedrohten Antwerpen. Aber nun verſäumten ſie den rechten Augenblick der Ueberraſchung und ließen den Franzoſen und Holländern Zeit, eine verſtärkte Macht gegen ſie zu richten. Als dieſe unter Bernadotte (ſeit dem 18. Aug.), dann (ſeit dem 15. Sept.) unter Beſſieres ſich geſammelt hatte, zogen ſie ſich, ohne einen Kampf zu beſtehen, wiederum zurück. Am 29. Aug. verließen ſie die Schelde, am 10. Dec. auch die Inſel Walchern, wo ein großer Theil ihrer Truppen durch Seuchen umgekommen war.

Vergeblich waren alſo alle Anſtrengungen, die im Jahre 1809 gegen Napoleon unternommen wurden! Oeſtreich, niedergekämpft, geſchwächt, zerrüttet und, da auch das Unternehmen der Engländer verunglückt war, ohne Ausſicht auf Beiſtand, mußte endlich, wie ſehr es ſich auch dagegen ſträubte, in den Frieden willigen, den Napoleon vorſchrieb.

Dieſer Friede, anfangs zu Ungeriſch-Altenburg, dann zu Wien verhandelt, wurde am 14. Oct. 1809 zu Wien vom Grafen Champagny und dem Fürſten von Lichtenſtein unterzeichnet. In demſelben verzichtete Oeſtreich erſtens auf Salzburg und Berchtesgaden, auf das Hausrucks- und Innviertel ſammt Braunau (was Napoleon zuſammen an Baiern abtrat); zweitens auf den Villacher Kreis in Kärnthen, auf ganz Krain, auf das ganze Littorale, oder die Grafſchaften Görz, Montefalcone, Friaul, den noch übrigen Theil von Iſtrien, die Städte Trieſt und Fiume und die Hälfte Croatiens bis zur Save (was, ſammt Dalmatien, Iſtrien und Raguſa, Napoleon zu einem neuen Staate des franzöſiſchen Kaiſerreichs, „illyriſche Provinzen”, bildete, um dadurch dem Continentalſyſteme auch auf der Weſtſeite des adriatiſchen Meeres Geltung zu verſchaffen); drittens auf die Herrſchaft Razüns im Graubündten (ſie ward mit der Schweiz verbunden); viertens auf die in der Oberlauſitz befindlichen böhmiſchen Dörfer (ſie kamen an Sachſen); fünftens auf Weſtgallizien und den Zamoſker Kreis in Oſtgallizien, auf Krakau ſammt einem Bezirk um Krakau und auf die Salzwerke Wiliczka (dieß zuſammen wurde mit dem Herzogthume Warſchau verbunden); ſechſtens auf einen 400,000 Menſchen umfaſſenden Bezirk von Oſtgallizien (den Tarnopoler Kreis, welchen Napoleon an Rußland überließ). — Außerdem mußte Oeſtreich dem Großmeiſterthume des deutſchen Ordens, deſſen Aufhebung Napoleon unter dem 24. April 1809 anbefohlen hatte, entſagen, dem Continentalſyſteme beitreten und alle Veränderungen anerkennen, die Napoleon in Italien, Deutſchland, Spanien und Portugal bereits getroffen hatte oder noch treffen würde.

Dieſer Friede, der auch die Bundesſtaaten Napoleons umſchloß, erſchütterte Oeſtreichs Macht, Wohlſtand und Anſehen. Ohne die geringſte Entſchädigung zu erhalten, verlor es auf 2000 Quadratmeilen mit viertehalb Millionen Menſchen, ſo daß ihm von den 11,328 Quadratmeilen und 23,960,000 Menſchen, die es vor dieſem Kriege umfaßt hatte, nun etwa noch 9400 Quadratmeilen mit 20 Mill. Menſchen übrig blieben. Zugleich verlor es blühende Städte, wichtige Salzwerke, ergiebige Queckſilbergruben und ſchiffbare

Flüſſe

Küſte, ward gänzlich vom Meere abgeſchnitten und ringsum von Gebieten der Franzoſen und Bundsgenoſſen derſelben umgeben. Die Länder ſelbſt, die es zurückerhielt, waren durch Kriegslaſten und Kriegsſteuern ausgeſaugt und ſeine Staatskaſſe ſo erſchöpft und zerrüttet, daß es anderthalb Jahre nach dem Frieden (am 15. März 1811) einen Staatsbankerut ankündigte, indem es (laut Verordnung vom 20. Febr. 1811) ſeine, 1060 Millionen betragenden Bankozettel auf den fünften Theil ihres Nennwerthes herabſetzte, hiernach für 212 Millionen Gulden ein neues Papiergeld, „Einlöſungsſcheine", an die Stelle des alten brachte und die Zinſen aller Staatsſchulden auf die Hälfte dieſes neuen Papiergeldes beſtimmte. Bittere Verluſte kamen durch dieſe, alle Lebensverhältniſſe erſchütternde Finanzmaßregel über die Unterthanen und Staatsgläubiger des öſtreichiſchen Staates! Doch wurde ſie mit [illegible]he ertragen, da man ſie als eine zur Erhaltung und Wiederbelebung des Staates nothwendige Maßregel betrachtete. Und dazu diente ſie! Denn da Oeſtreich bei allen Verluſten im Wiener Frieden ſeine Selbſtändigkeit behauptet hatte, ſo konnte es mit den Mitteln, die jene Finanzmaßregel ihm ſchaffte, ſich bald wieder erheben und ſchon nach vier Jahren bei dem Kampfe Rußlands und Preußens gegen Napoleon das Entſcheidungsgewicht in die wankende Wagſchaale legen *).

4. Ver-

---

*) Napoleon ſelbſt ſagte auf St. Helena (Las Cases IV, 39.

4. Vernichtung des Kirchenſtaates.

Wie Napoleon von der damaligen Bekämpfung Oeſtreichs nur augenblicklichen, aber keinen nachhaltigen Vortheil erndete, und die gegen ihn entſtandene Erbitterung verſtärkte; ſo verhielt es ſich auch mit der Vernichtung des Kirchenſtaates, die er mitten im Laufe des öſtreichiſchen Krieges anbefahl.

Schon ſeit der Kaiſerkrönung war das gute Vernehmen zwiſchen ihm und dem Pabſte, das der Abſchluß des Concordats hervorgerufen hatte, verſchwunden, da er den Hoffnungen, die er bei dem Pabſte erregt, oder den Wünſchen, die dieſer an ſein Erſcheinen in Paris geknüpft hatte, nicht nachgekommen war. Doch ſtärker wurde die Spannung nach Aufſtellung des Continentalſyſtems. Pius VII. fand die Aufforderung, demſelben beizutreten und den Krieg an England zu erklären, ſeiner Selbſtändigkeit und ſeinem Gewiſſen entgegen; Napoleon aber gewohnt, überall Nachgiebigkeit zu finden, wo er ſie forderte, ſah die Weigerung des Pabſtes als eine Beleidigung an. Er ließ daher (im Febr. 1808) Rom mit 6000 Franzoſen durch Miollis beſetzen und daſelbſt des Pabſtes Gerechtſame auf vielfache Weiſe antaſten. Gegen dieſen Gewaltſtreich vertheidigte ſich der Pabſt nicht durch Waffengewalt,

Ich beging (1809) einen großen Fehler, daß ich Oeſtreich nicht noch mehr demüthigte. Es blieb für unſre Sicherheit zu ſtark; und ſo wurde es die Urſache unſers Verderbens.

gewalt, ſondern durch Berufung auf ſeine Rechte und Pflichten. Hierdurch noch mehr gegen ihn erbittert, befahl Napoleon am 2. Apr. 1808, daß, „weil der Pabſt ſich weigere, den Krieg an England zu erklären, und es den Königreichen Italien und Neapel nachtheilig ſei, wenn ihre Verbindung durch eine feindliche Macht unterbrochen werde“, vier Provinzen des Kirchenſtaates, Urbino, Macerata, Ancona und Camerino, auf ewig mit dem Königreiche Italien verbunden; ferner, daß (was auf Iſolirung des Pabſtes abzweckte) alle aus dieſen Provinzen, ſo wie aus anderen Ländern gebürtige Diener des Pabſtes gehalten ſein ſollten, in ihre Heimath zurückzukehren. Abermals vertheidigte ſich der Pabſt gegen dieſen Befehl auf eine würdevolle Weiſe und fügte in einem beſondern Schreiben an Napoleon (3. Apr.) hinzu: „fortdauernder Machtmißbrauch werde ihn nöthigen, die geiſtliche Gewalt (d. i. den Bann) gegen den Kaiſer in Anwendung zu bringen.“ Doch Napoleon ließ ſich dadurch nicht umſtimmen. Immer anmaßender und gewaltthätiger ließ er ſeine Trabanten in Rom ſchalten, wobei ſelbſt die Perſon des Pabſtes nicht verſchont wurde; ja endlich verordnete er zu Schönbrunn am 17. Mai 1809, daß das ganze Gebiet des Pabſtes mit dem franzöſiſchen Kaiſerreiche vereinigt, Rom zur kaiſerlichen Stadt erhoben, dem Pabſte aber, nebſt fernerm Beſitze ſeiner Paläſte, ein jährliches Einkommen von zwei Mill. Fr. zuertheilt werden ſollte *). Zur Rechtfertigung dieſer Aufhebung der weltlichen Herrſchaft des Pabſtes führte er an, daß einſt ſein Vorfahr, Karl der Große, nur als Lehen und zum Beſten des Reiches dem Pabſte Länder geſchenkt, daß durch dieſe Schenkung Rom nie aufgehört habe, einen Theil des Reichs auszumachen, und daß die Vermiſchung der geiſtlichen und weltlichen Macht eine Quelle von Zwiſtigkeiten und Aergerlichkeiten geworden ſei. — Am 10. Juni 1809 wurde, was er befohlen hatte, von den franzöſiſchen Behörden zu Rom bekannt gemacht. Der Pabſt proteſtirte und ſprach, als darauf nicht geachtet wurde, am 12. Juni den Bann über Napoleon und Alle, die zur Unterjochung des Kirchenſtaates mitwirkten, aus. Als Napoleon dieß erfuhr, ließ er (6. Juli) franzöſiſche Soldaten in den päbſtlichen Palaſt einbrechen, den Pabſt ergreifen und als Gefangenen von Rom wegſchleppen. Man brachte ihn über Florenz und Turin nach Grenoble, dann nach Italien zurück auf das Schloß von Savona, wo er unter ſtrenger Bewachung drei Jahre lang kümmerlich lebte **). Aber auch in ſeiner Gefangenſchaft widerſtand

---

*) Am 17. Febr. 1810 wurde hinzugefügt, daß der Kirchenſtaat in das Departement Rom und das Departement Traſimene zerfallen, daß Rom den erſten Rang nach Paris einnehmen, daß der franz. Kronprinz den Titel „König von Rom" führen, und daß zu Rom ein Prinz vom kaiſerlichen Geblüte oder ein Inhaber der großen Reichswürden reſidiren ſollte.

**) Nicht glaublich iſt es, daß, wie es bei Las Caſes Th. VIII 14, und bei de Pradt, les quatre Concordats, Tom. II, p. 415

ſtand er allen Verlockungen, dem Kirchenſtaate zu entſagen, den ihm dargebotenen Jahrgehalt anzunehmen und die von Napoleon aufgeſtellten Biſchöfe anzuerkennen. Durch ſolchen Widerſtand hielt er den völligen Untergang der Pabſtherrſchaft zurück, und durch die Sanftmuth, Frömmigkeit und Feſtigkeit, die er mitten unter großen Bedrängniſſen und zu einer Zeit bewies, wo Alles ſich vor Napoleon beugte, erwarb er ſich die Bewunderung Vieler, ſelbſt Solcher, die ſonſt dem Pabſtthum entgegen waren. Auch blieb der von ihm ausgeſprochene Bann, obſchon Napoleon ihn zu verheimlichen ſuchte, und mit Gleichgiltigkeit zu betrachten ſchien, nicht ohne Nachwirkungen. Die Gährung, die ſchon damals unter den Franzoſen ſich regte, wuchs im Stillen empor, Spaltungen in den Kirchen des franzöſiſchen Reichs entſtanden, und Napoleon mußte die Erfahrung machen, daß es leichter ſei, in der politiſchen als in der religiöſen Welt zu gebieten.

5. Fortgang des Kampfes mit Engländern und Spaniern.

Aber auch in der politiſchen Welt traten ihm ſchon damals unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Dieſe gin-

gen

---

heißt, wider Napoleons Willen der Pabſt in ſeinem Palaſte ergriffen und von Rom weggeſchleppt worden ſei. — Napoleon wurde damals von den Seinigen zu ſehr gefürchtet, als daß ſie es gewagt hätten, wider ſeinen Befehl einen ſolchen Schritt zu thun. Nur über den künftigen Aufenthaltsort des Pabſtes mochten ſeine Befehle anfangs unbeſtimmt lauten.

gen zunächſt von den **Engländern** aus, die eben ſo feſt bei ihren Planen beharrten, wie er bei den ſeinigen. Nicht genug, daß ſie ſeine Geſchwader von der See verſcheuchten, dieſe ſogar in franzöſiſchen Häfen angriffen und einige derſelben vernichteten: ſo eroberten ſie auch im Juni 1809 die franzöſiſche Colonie St. Louis am Senegal, vertrieben im Juli die Franzoſen völlig aus Domingo und bemächtigten ſich im October der Inſeln Zante, Cephalonia, Ithaka, Cerigo, die damals zum franzöſiſchen Kaiſerreiche gehörten. Am nachtheiligſten aber wurde es für Napoleon, daß ſie fortfuhren dem Kampfe der Spanier Nahrung und Nachdruck zu geben.

Wohl hatten die **Spanier** auch nach Vertreibung der Engländer (im Jan. 1809) den Kampf fortgeſetzt, aber nicht mit Glück. Sie hatten den franzöſiſchen Generälen Soult, Ney, Victor und Sebaſtiani weichen müſſen, von denen der erſtere (im März) aus Gallizien nach Portugal vordrang und daſelbſt Oporto einnahm (29. März), der zweite Gallizien und Leon behauptete, der dritte nach Eſtremadura, der vierte nach Andaluſien den Eingang ſich bahnte. Doch anders wurde es, als die Engländer während des öſtreichiſchen Krieges (im Apr. 1809) unter **Wellesley** zurückkehrten, erſt in Portugal, ſpäterhin auch in Spanien landend. Nun mußte Soult Portugal räumen (22. Mai) und konnte nur unter großen Verluſten Leon in Spanien erreichen, wo Ney ſich behauptete. Gallizien nebſt den Städten Vigo, Corunna, Ferrol, Sanjago wurden den Franzoſen entriſſen, und Victor und Sebaſtiani, die ſich nach Neucaſtilien zurückgezogen hatten, wurden in der heißen Schlacht von Talavera (27. u. 28. Juli) von Wellesley geſchlagen, — der zum Dank für dieſen Sieg von ſeinem König zum Viscount **Wellington** und von den Spaniern zum Generalcapitain der ſpaniſchen Heere ernannt wurde. Doch da Soult und Ney den Rücken der engliſch-ſpaniſchen Armee bedrohten, zog Wellington (im Aug.) gegen Badajoz, nahe der portugieſiſchen Grenze; die Franzoſen behaupteten ſich in Caſtilien, und aufs neue erhob ſich ihre Macht, als im October nach Beendigung des öſtreichiſchen Krieges, neue Verſtärkungen ankamen. Jetzt ſiegten ſie in Caſtilien bei Ocanna (unweit Toledo, 19. Nov.) und in Leon bei Salamanca (28. Nov.). Am 10. Dec. eroberten ſie Gerona in Catalonien, das, wie Saragoſſa (21. Febr.), erſt nach langem und heldenmüthigem Widerſtande fiel, und am Ende des Jahres 1809 ſchien es, daß ganz Spanien im kurzen der franzöſiſchen Macht unterworfen ſein würde. **Napoleon** ſelbſt mochte damals dieſe Hoffnung hegen.

6. Napoleons Vermählung mit der öſtreichiſchen Prinzeſſin Marie Luiſe.

Berauſcht von dem Glücke, daß abermals ein Hauptſchlag ihm gelungen war, der ſeine Herrſchaft über Deutſchland und den europäiſchen Continent unumſtößlich zu machen ſchien, war **Napoleon** von Wien, das er am 16. Oct. verlaſſen hatte, am 26. Oct. nach Paris zurückgekommen. Eben dahin hatte er die Könige ſeiner Schöpfung, namentlich ſeine Brüder, die Könige von Spanien, Holland und Weſtphalen, ſeinen Schwager, den König von Neapel, ſeinen Stiefſohn, den Vicekönig von Italien, ſo wie die Könige von Baiern, Sachſen und Würtemberg, ſammt dem Fürſten Primas, zur Feier des Wiener Friedens beſchieden. Von ihnen umgeben, ſprach er bei Eröffnung der Sitzungen des geſetzgebenden Corps (3. Dec. 1809) ſtolze Herrſcherworte, die auf die Furchtbarkeit ſeiner Macht und auf das Maßloſe ſeines Strebens hindeuteten. Alles ſchwieg vor ihm; neue Verſicherungen der Ergebenheit und Unterwürfigkeit wurden ihm dargebracht; Schmeicheleien tönten ihm entgegen; blendender Glanz umſchimmerte ſeinen Thron.

Zur Sicherung und Vermehrung dieſes Glanzes ſchien die Anknüpfung geſellſchaftlicher Bande mit alten Fürſtenhäuſern ihm nothwendig. Schon hatte er deshalb ſeinen Stiefſohn Eugen (1806) mit der Tochter des Königs von Baiern, ſeinen Bruder Jerome (1807) mit der Tochter des Königs von Würtemberg, ſeine adoptirte Tochter Stephanie (1806) mit dem Erbgroßherzog von Baden vermählt. Jetzt wollte er ſich ſelbſt mit einem der angeſehnſten Fürſtenhäuſern verſchwägern. Unter dem Vorwande, daß er zum Heile Frankreichs Kinder hinterlaſſen müſſe, die die Erben ſeiner Liebe für ſelbiges ſein könnten, und daß er die Hoffnung verloren habe, von ſeiner Gemahlin Joſephine Nachkommenſchaft zu erhalten, hob er am 15. Dec. 1809, im Beiſein ſeiner Familie, ſeine Ehe mit Joſephinen auf *). Am 16. Dec. ließ er vom Senate, dann am 9. Jan. 1810 vom erzbiſchöflichen Gerichte dieſe Ehe als aufgelöſet erklären. Joſephine fügte ſich, doch mit bitterm Schmerz, in den Willen ihres Gemahls. Sie begab ſich nach Malmaiſon, wo ſie mit dem Rang und Titel einer gekrönten Kaiſerin und einem Gehalte von zwei Millionen Franken bis an ihren Tod (31. Mai 1814) lebte. Napoleon aber ließ um die Hand der älteſten Tochter des Kaiſers Franz, Marie Luiſe (geb. 2. Apr. 1791) anhalten und — erhielt ſie: vielleicht war ſie ſchon in einem geheimen Artikel des Wiener Friedens ihm zugeſagt worden. Am 7. Febr. 1810 wurde der Ehevertrag unterzeichnet; am 11. März erfolgte zu Wien die vorläufige Trauung durch Stellvertretung (Stellvertreter war der Erzherzog Karl). Am 16. März war bei Braunau die feierliche Uebergabe; am 28. März die erſte Zuſammenkunft Napoleons und Marie Luiſens bei Compiegne; am 1. Apr. zu St. Cloud die bürgerliche Antrauung und am 2. Apr. zu Paris der feierliche Einzug und die kirchliche Antrauung, der eine Reihe glänzender Feſtlichkeiten folgte. Aber wie einſt die Feſtlichkeiten bei Vermählung Ludwigs XVI. mit Marie Antoinette durch Schreckensauftritte getrübt worden waren: ſo wurden dieſe getrübt, als bei dem Feſte, das der öſtreichiſche Geſandte, Fürſt von Schwarzenberg

---

*) Ausführlich verbreitet ſich hierüber Napoleon bei Montholon Th. II, S. 165 ff. und Bauſſet, Denkwürdigkeiten des Palaſtes, Th. I, 2. S. 443 ff.

berg am 1. Juli 1810 veranſtaltet hatte, der Tanzſaal in Brand gerieth *). Späterhin meinte Napoleon ſelbſt **), daß dieſe Vermählung zu ſeinem Verderben mitgewirkt habe; damals aber erſchien ſie als der Höhepunkt ſeines Glanzes und als eine Bürgſchaft für die Sicherheit ſeines Thrones, beſonders da ihm, gleichſam zur Befriedigung aller ſeiner Wünſche, am 20. März 1811 ein Sohn geboren wurde. Dieſer erhielt die Namen Napoleon Franz Joſeph Karl und den Titel „König von Rom"; drei Jahre nachher gab man ihm den Titel „Herzog von Reichſtadt."

7. Schlimmſte Zeit der Regierung Napoleons.

Jetzt wähnten Manche, Napoleon werde nun, da er ſo hoch emporgekommen war, mit ſeinem Umſichgreifen aufhören; die Liebe zur Gattin und zum Sohne werde ihn veranlaſſen in Frieden zu leben. Aber man irrte ſich; gerade die ſchlimmſte Zeit ſeiner Herrſchaft trat ein. Das Uebermäßige ſeines Glücks und das Schrankenloſe ſeiner Macht ließ ihn aller Mäßigung vergeſſen; je höher ſeine Macht geſtiegen war, deſto willkürlicher wurde ſein Verfahren. Die Verwickelungen, in die er, beſonders durch ſein Continentalſyſtem und ſeine Abſichten auf Spanien, gerathen war, trieben ihn, da er Rückſchritte ſcheute und bei ſeiner Politik mehr nach dem Nutzen als nach dem Rechte fragte, von Gewaltthätigkeiten zu Gewaltthätigkeiten. Schonungslos, oft auch mit bitterm Hohne wurden jetzt Fürſten und Völker von ihm behandelt.

---

*) Eine Schilderung dieſer Schreckniſſe folgt unten im zweiten Abſchnitte Nr. 4.

**) Las Caſes Th. IV, 59.

Holland litt, als See- und Handelsſtaat, mehr als irgend ein andres Land durch das Continentalſyſtem. Dieß fühlte König **Louis**; und wie eifrig er den Bedrängniſſen ſeines Reiches abzuhelfen ſuchte, ſo nachſichtig war er auch bei deſſen Verkehr mit England. Hierdurch beleidigt, erklärte Napoleon (31. Jan. 1810) die holländiſchen Häfen für verdächtig und zwang ſeinen Bruder (in einem Vertrag vom 16. März), die Mündungen der holländiſchen Flüſſe mit Truppen und franzöſiſchen Zollwächtern beſetzen zu laſſen und das holländiſche Brabant, ganz Seeland, die Inſel Schouwen und einen Theil von Geldern (am linken Ufer der Waal) an Frankreich abzutreten. Hierdurch noch nicht zufrieden geſtellt, ſchickte er im Juni, angeblich um das Continentalſyſtem aufrecht zu erhalten, den Marſchall Oudinot mit etwa 20,000 Mann nach Holland. Da bewährte König **Louis** einen edlen Stolz. Weil er die königliche Würde zum Beßten ſeiner Unterthanen nicht behaupten konnte und als König das Werkzeug fremder Gewalt nicht ſein mochte: ſo ſtieg er am 2. Juli zu Gunſten ſeines älteſten Sohnes (in deſſen Namen deſſen Mutter die Regentſchaft führen ſollte) vom Throne, verließ Holland und begab ſich in die öſtreichiſchen Staaten, in denen er lange Zeit zu Grätz unter dem Namen „Graf von St. Leu" lebte. Napoleon aber erklärte, daß ohne ſeine Genehmigung ſein Bruder über den ihm anvertrauten Thron nicht verfügen könnte, und befahl (9. Juli), daß Holland dem franzöſiſchen Reiche einverleibt werden ſollte, unter dem ſchnöden Vorwande, „daß dieſer (578 Quadratmeilen und 2,141000 Menſchen umfaſſende) Staat nichts weiter ſei als eine Anſchwemmung des Rheins, der Maas und der Schelde, der Pulsadern des franzöſiſchen Reiches, welches der Seemacht Hollands zur Ausführung ſeiner Entwürfe gegen England nicht entbehren könne" *).

Mit gleicher Willkür verfuhr er gegen Deutſchland. Die deutſchen Fürſten mußten, gleich den Präfecten ſeiner Departements, die Befehle, die er ihnen zukommen ließ, pünktlich befolgen, mußten ihm Truppen ſtellen, ſo oft er es verlangte, und Tauſchverträge eingehen, die er ihnen vorzeichnete. Da kein Geiſtlicher hinfort weltliche Herrſchaft üben ſollte, ſo verwandelte er den geiſtlichen Staat des Fürſten Primas in ein weltliches Fürſtenthum, „das Großherzogthum Frankfurt," zu welchem Hanau und Fulda gezogen wurden, wogegen Regensburg an Baiern fiel. Dem Fürſten Primas (von Dalberg) beließ er, in Anerkennung der von ihm empfangenen

---

*) In einer Rede über die Lage ſeines Reiches, am 16. Juni 1811, ſagte Napoleon: „Holland iſt mit dem Reiche vereinigt, es iſt nichts als ein Anhängſel deſſelben. Ohne Holland würde das Reich nicht vollſtändig ſein ꝛc." S. Venturini's Chronik 1811, S. 371.

genen Dienſte, die Regierung dieſes Großherzogthums; aber zum Nachfolger desſelben ernannte er (1. März 1810), ſtatt des Cardinals Feſch (wie er im J. 1806 beſtimmt hatte), ſeinen Stiefſohn, den Prinzen Eugen. Seinem Bruder, dem König von Weſtphalen ſprach er am 1. März 1810 das Hannöverſche (mit Ausnahme Lauenburgs) zu; aber bald entriß er ihm wieder den größten Theil desſelben. Ohne einen Rechtstitel vorzubringen, erklärte er am 10. Dec. 1810, „daß, wie die Mündungen der Schelde, der Maas und des Rheins, ſo auch die Mündungen der Ems, Weſer und Elbe und hiermit alle deutſchen Länder und Städte zwiſchen der Nord- und Oſtſee, von Weſel bis Lübeck, zur Ausführung der Maßregeln gegen England dem franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt werden müßten“*). Und ſo riß er Cleve, Münſter, Tecklenburg und Lingen vom Großherzogthum Berg, den größten Theil Hannovers (mit Lauenburg) vom Königreiche Weſtphalen, ferner das ganze Beſitzthum der Herzoge von Oldenburg und Ahremberg und der Fürſten von Salm, ſammt den reichen Hanſeſtädten Bremen, Hamburg und Lübeck, an ſich und entzog den Deutſchen die Verbindung mit der Nordſee. Das Geraubte (man berechnete es zu 656 Quadratmeilen mit 1,300,000 Menſchen) ließ er ſogleich in die Departements der Elbmündung, der Weſermündung, der obern Ems und der Lippe eintheilen und nach franzöſiſcher Weiſe einrichten und verwalten.

---

*) In der eben angeführten Rede erklärte Napoleon: „Die von der engliſchen Regierung adoptirten Principien, die Neutralität keiner Flagge mehr anzuerkennen, haben mich verpflichtet, mich der Mündungen der Ems, Weſer und Elbe zu verſichern und mir eine Verbindung mit dem baltiſchen Meere zu verſchaffen. Nicht mein Territorium habe ich vergrößern wollen, wohl aber meine Seehülfsmittel.“

Nach denſelben Grundſätzen verfuhr er auch gegen das **Walliſerland**, das er im Jahre 1802 als Republik anerkannt hatte. Am 12. Nov. 1810 zog er es unter dem Namen eines „Departement des Simplon" zum franzöſiſchen Kaiſerreiche, „weil es in beſtändiger Anarchie lebe und den Franzoſen die Straße über den Simplon verſperren und erſchweren könne." — **Schweden** wählte (21. Aug. 1810), um ihn für ſich zu gewinnen, einen ſeiner Marſchälle und Verwandten, den Marſchall **Bernadotte** (Prinzen von Ponte-Corvo), zum Kronprinzen und leiſtete dieſem, der am 19. Oct. zu Helſingör der lutheriſchen Kirche beigetreten war, zu Stockholm am 5. Nov. die Huldigung. Ungewiß iſt es, ob dieß auf Anſtiften Napoleons geſchah; gewiß aber, daß es mit deſſen Beiſtimmung und aus Rückſicht auf deſſen Macht geſchah *). Doch wenn er damals glaubte, hierdurch Schweden an ſeine Plane zu ketten, ſo irrte er ſich: Bernadotte

---

*) Bei **Las Caſes** Th. VII, S. 96 ſagt Napoleon: „Die Schweden wollten nach Guſtavs Vertreibung während der Erledigung ihres Thrones mir etwas Angenehmes erweiſen, und verlangten daher von mir einen König. — — — Die Wahl traf **Bernadotte**, und er hatte ſie einzig dem Umſtande zu danken, daß ſeine Frau die Schweſter der Gemahlin meines Bruders Joſeph iſt."

nadotte und durch dieſen Schweden wendete ſich bald darauf ſeinen Feinden zu.

Während **Napoleon** auf ſolche Weiſe große Länder an ſich brachte, verging er ſich auch an dem Privateigenthum und der Geiſtesfreiheit der Völker. Die Befehle zu Berlin vom 21. Nov. 1806 und zu Mailand vom 17. Dec. 1807, durch welche er das Continentalſyſtem feſtgeſtellt hatte, wurden durch neue Befehle zu Trianon (5. Aug. 1810) und zu Fontainebleau (19. Oct. 1810) verſchärft und ausgedehnt. In dem erſten belegte er alle Colonialwaaren mit einer Abgabe (Impoſt) von wenigſtens funfzig Procent ihres Werthes; in dem zweiten verordnete er, daß alle engliſchen Fabrikwaaren in allen Ländern, die im Bereiche franzöſiſcher Truppen lägen, weggenommen, verbrannt oder auf andre Weiſe vernichtet werden ſollten. Dieſen Befehlen, durch welche neue Abgaben und Quälereien aufgebracht, viele Kaufleute ihres wohlbezahlten Eigenthums beraubt, Angebereien befördert und nutzbare Waaren nutzlos vernichtet wurden, mußten alle ihm unterworfene und befreundete Staaten nachkommen; ſeinen Franzoſen aber geſtattete er gegen bezahlte Erlaubnißſcheine (Licenzen) den Handel mit Colonial- und engliſchen Fabrikwaaren und brachte dadurch ſelbſt einen Riß in ſein Continentalſyſtem. Zugleich ſuchte er, wohl fühlend, wie ſehr das Willkürliche und Gewaltthätige ſeines Verfahrens die Gemüther gegen ihn erbitterte, die Geiſtesfreiheit zu beſchränken. Wie Ein Wille, ſollte auch nur Eine Meinung beſtehen. Er bildete daher das Syſtem der Spionerie oder geheimen Polizei immer weiter aus, tadelte laut philoſophiſche Forſchungen, die er Ideologieen nannte, beſchränkte die Buchdruckereien, den Buchhandel, die Zeitſchriften, ließ über bereits gedruckte und im Druck befindliche Werke die genaueſte Aufſicht führen und diejenigen, die nicht nach ſeinem Sinne redeten oder ſchrieben, zur Verantwortung ziehen, unter Aufſicht ſtellen, oder in Gefängniſſe ſetzen. Befördert wurde dieſer Despotismus durch die Unterwürfigkeit, mit dem man ihm entgegen kam. Seine Befehle, ſelbſt das Wegnehmen und Verbrennen engliſcher Waaren, wurden unweigerlich vollzogen; kaum wagte man es, Gegenvorſtellungen zu erheben. Die ausſchweifendſten Schmeicheleien wurden ihm dargebracht; ſein Geburtstag wurde in ganz Deutſchland mit lautem Gepränge gefeiert, ſein Geſetzbuch (Code Napoleon) von mehreren deutſchen Staaten angenommen.

Es war eine ſchlimme Zeit; und man muß ſie in ihrer Häßlichkeit ſich vergegenwärtigen, um das Nothwendige und Wohlthätige des Sturzes Napoleons begreiflich zu finden. Ueberall trat die Selbſtſucht hervor, hier als Gewaltthätigkeit und Argliſt, dort als Heuchelei und Kriecherei; der Geiſt des Rechts, der Wahrheit und edler Freimüthigkeit ſchien entflohen.

Doch entflohen war er nicht, dieſer beſſere Geiſt: er war nur niedergedrückt, und die Härte des Druckes hob ihn wieder empor und führte zur Abwendung des Uebels. Wie die Erbitterung gegen den Gewaltthätigen immer mehr zunahm, ſo nahm auch das Streben zu, ihn zu ſtürzen. Aber wie ſollte bei der großen Macht, die er beſaß, und bei der Umſicht, die ihm und ſeinen Trabanten eigen war, dieſes geſchehen? Die Furcht vor ihm mußte ſich mindern; man mußte an einem Beiſpiel deutlich ſehen, daß es möglich ſei, ihn zu beſiegen; eine große Macht mußte ſieghaft gegen ihn auftreten, an welche die Mindermächtigen ſich anſchließen konnten. Dieß alles erfolgte nun in und mit dem ruſſiſchen Kriege, der als das Signal zu ſeinem Sturze angeſehen werden kann.

Vierter Abſchnitt der Herrſchaft Napoleons.

Vom Kriege in Rußland bis zum völligen Sturze Napoleons, 1812—1815.

Schneller als der Aufbau der Herrſchaft Napoleons erfolgte deren Umſturz. Der Krieg in Rußland leitete ihn ein, der Krieg in Deutſchland förderte ihn, und der Krieg in Frankreich vollendete ihn. Vergebens ſuchte hierauf Napoleon, als ſchon eine neue Ordnung der Dinge ins Leben trat, die Zügel der Herrſchaft wieder an ſich zu reißen: er unterlag und fand zu Helena ſein Grab. — Wie dieß Alles geſchah, ſoll in dieſem Abſchnitte gezeigt werden.

1. Der Krieg in Rußland, 1812.

Der Zauber von Bewunderung, mit welchem Napoleon zu Tilſit und Erfurt den ruſſiſchen Kaiſer umſchlungen hatte, war allmählich entwichen. Alexander mußte es empfinden, wie viel ſeine Ruſſen durch das ihm aufgedrungene Continentalſyſtem an Handelsverkehr und Einkommen verloren; wie ſehr das Anſehn und der Einfluß ſeines Reiches durch Napoleons Uebermacht und Anmaßlichkeit beſchränkt werde; welchen Nachtheil die zunehmende Verſtärkung des Herzogthums Warſchau und die Ausbreitung Frankreichs an der Oſtſee ihm bringen könne; ja er mußte endlich ſich perſönlich beleidigt fühlen, als ſeinem Stammvetter, dem Herzog von Oldenburg (deſſen Erbprinz ſeit 1809 ſein Schwager war), im Jahr 1810 ohne allen Rechtsgrund das ganze Beſitzthum durch Napoleon entriſſen wurde. Bei ſolchen Empfindungen konnte die Freundſchaft zwiſchen ihm und dem franzöſiſchen Kaiſer nicht fortdauern. Schon während des Kriegs mit Oeſtreich im Jahr 1809 gab ſich in der Art, wie Alexander den Franzoſen Beiſtand leiſtete, und Napoleon den Frieden ſchloß (wobei er Rußland nicht befragte und die wichtige Handelsſtadt Brody vom Tarnopoler Kreis, der an Rußland kam, ausſchloß), eine Erkältung zwiſchen beiden zu erkennen. Noch deutlicher wurde dieſe in den Jahren 1810 und 1811. Am 19. Dec. 1810 erließ Alexander eine Ukaſe, die allen von der Seeſeite eingehenden Waaren, ſo fern ſie nicht unter engliſcher Flagge eingeführt würden, den Eingang in ruſſiſchen Häfen gegen einen ermäßigten Eingangszoll erlaubte, und dagegen alle von der Landſeite her eingehende Waaren mit einem erhöheten Zolle belegte, — eine Verfügung, die, wie für England günſtig, ſo für Frankreich nachtheilig und den Forderungen des Continentalſyſtems entgegen war. Im Jahr 1811 zog er einen großen Theil ſeiner Streitkräfte in die Provinzen an der Oſtſee und nach den Grenzen des Herzogthums Warſchau; und am 16. Sept. 1811 befahl er eine Rekrutenaushebung von 130,000 Mann, die am 1. Jan. 1812 vollzählig ſein ſollte. — Napoleon erkannte die Sinnesänderung Alexanders. Er ließ ihm deshalb Vorſtellungen machen und traf, als dieſe kaltſinnig zurückgewieſen wurden, Vorkehrungen zum Kriege.

Er, wie Alexander, wurde durch Rückſichten auf das, was er ſeiner Stellung ſchuldig zu ſein glaubte, zu dieſem Kriege hingezogen. Denn wie Alexander überzeugt war, daß er zur Behauptung der Selbſtändigkeit, des politiſchen Einfluſſes und des freien Verkehrs ſeines Reiches den übernommenen Verbindlichkeiten ſich entziehen müſſe: ſo war Napoleon überzeugt, daß er zur Behauptung ſeiner Macht, ſeines Anſehns und ſeines Continentalſyſtems Krieg gegen Rußland führen müſſe. Darin aber lag der Unterſchied, daß Alexander dem beſtimmten Intereſſe ſeines Reiches, Napoleon aber den ſchrankenloſen Forderungen ſeines Ehrgeizes folgte, daß jener nach Erhaltung der Selbſtändigkeit, dieſer nach Erweiterung der Macht ſeines Reiches ſtrebte, und daß das

Streben des Erſtern mit der Befreiung, das Streben des Letztern mit der Verknechtung Europas zuſammenhing. Daher nahm auch dieſer Krieg die Theilnahme aller Völker Europas in Anſpruch: er galt den Unterdrückern als eine Befeſtigung ihrer Anmaßungen; er galt den Unterdrückten als Entſcheidung der Frage, ob Hoffnung zu ihrer Befreiung vorhanden ſei?

Schon im Jahre 1811 zog Napoleon große Truppenmaſſen nach den preußiſchen Staaten und dem Herzogthum Warſchau und verſtärkte die Beſatzungen in Danzig und in den noch immer von ihm beſetzten Feſtungen Glogau, Cüſtrin und Stettin. Am 13. März 1812 verordnete er zur Bewachung Frankreichs und zur Vermehrung ſeiner Feldtruppen die Aufſtellung einer Nationalgarde, die alle waffenfähige Franzoſen vom 20. bis zum 60. Jahre nach und nach in ſich faſſen ſollte. Am 28. März beſtimmte er die Schweiz, 12,000 Mann in franzöſiſchen Sold zu ſtellen. Den Fürſten des Rheinbundes und den Polen befahl er, ihre Truppen zu verſtärken und marſchfertig zu halten. Dänemark mußte, in Kraft früherer Verträge, mit 15,000 Mann, von Holſtein aus, die Küſten Norddeutſchlands und ſich ſelbſt gegen mögliche Angriffe ſchützen. Mit Preußen ſchloß er am 24. Febr., mit Oeſtreich am 14. März ein Bündniß, um auch durch dieſer Staaten Streitkräfte die ſeinigen zu verſtärken. Preußen ſollte die linke Seite ſeines Heereszugs mit einem Hilfsheere von 20,000 Mann; Oeſtreich die rechte Seite deſſelben mit einem Hilfsheere von

30,000

30,000 Mann decken: beide unter Mitwirken franzöſiſcher Behörden. Das preußiſche Hilfsheer wurde geradezu dem Marſchall Macdonald untergeordnet; ſchonender wurde dem öſtreichiſchen Hilfsheere, das unter dem Oberbefehl des Fürſten von Schwarzenberg blieb, das königlich ſächſiſche Contingent unter dem franzöſiſchen General Reynier beigegeben. Die Geſammtzahl aller Soldaten, die Napoleon gegen Rußland aufbot, wird über eine halbe Million geſchätzt, von welcher über 400,000 die ruſſiſche Grenze überſchritten *). Dieſes große Heer war vollſtändiger als je eines ausgerüſtet, auch von Handwerkern aller Art begleitet; aber nicht gehörig mit Lebensmitteln verſehen, ſo daß ſchon auf dem Wege durch Polen nach dem Niemen Menſchen und Pferden oft hinreichende Nahrung fehlte.

Andrerſeits traf auch Rußland große Vorkehrungen zum Kriege. Es ſtellte zwei Hauptheere auf, das eine nördlich bei Wilna, unter (dem Schottländer) Barclay de Tolly, das andre ſüdlicher bei Slonim unter dem Fürſten Bagration, und dazu mehrere Seitenheere, Reſerven und Verſchanzungen wichtiger Punkte. Zugleich ſuchte es, ſich durch Bündniſſe zu ſtärken. Mit England ſchloß es am 18. Juli 1812 ein Schutz- und Trutzbündniß, wobei es als Unterpfand ſtandhafter Ausdauer ſeine

Kriegs-

---

*) Der Verfaſſer der Histoire de l'expédition de Russie par M. à Paris 1823. 2. Tom. gibt den Beſtand der in Rußland eingedrungenen Kriegsmacht auf 647158 Mann und 187111 Pferde an, ohne den Troß dieſes ungeheuren Heeres zu berechnen.

Kriegsflotten zu Kronſtadt und Archangel an England abzulaſſen verſprach. Es ſchloß mit den ſpaniſchen Cortes zu Cadix, als Feinden Napoleons, einen Freundſchaftsvertrag (zu Weliki-Luki, 20. Juli) und erkannte dabei die von den Cortes aufgeſtellte Verfaſſung an. Auch mit Schweden, deſſen Angelegenheiten von dem neuen Kronprinzen (Bernadotte), damals einem Feinde Napoleons, geleitet wurden, trat es in Verbindung. Napoleon hatte, um Schwedens Widerſpenſtigkeit gegen das Continentalſyſtem zu beſtrafen, am 27. Jan. 1812 Schwediſch-Pommern beſetzen laſſen. Dagegen ſchloß der Kronprinz (24. März) mit Rußland ein Bündniß, dann auch mit England (18. Juli), wobei ihm, wie vorher von Rußland, Norwegen als Erſatz für Finnland zugeſagt wurde; ja am 27. Aug. kam er zu Abo mit Alexander zuſammen, wo beide nähere Verabredungen trafen. Beſonders wichtig aber war es für Rußland, daß, durch Englands Vermittelung, der Krieg, den es im Jahre 1807 gegen die Pforte begonnen und ſeitdem unter manchfaltigen Wechſelfällen fortgeführt hatte, mit dem Frieden zu Buchareſt (28. Mai 1812) glücklich beendigt wurde. Denn durch dieſen Frieden, der den Pruth zur Grenze beſtimmte, erhielt es nicht nur die öſtliche Hälfte der Moldau und ganz Beſſarabien (wogegen es ſich von den Serviern losſagte), ſondern auch freie Verfügung über das Heer, mit dem es bisher gegen die Türken gekämpft hatte. Wie groß überhaupt die Kriegsmacht war, die Rußland am Anfange des Krieges aufſtellte,

stellte, läßt sich nicht bestimmen: Einige geben sie zu 350., Andre zu 230,000 Mann an; gewiß ist, daß sie während des Krieges stieg, als dieser den Charakter eines Volks- und Religionskrieges erhielt *).

Bis zum Ausgang des Junimonates standen beide Heere am Niemen einander entgegen. Alexander, entschlossen vertheidigungsweise zu verfahren, erwartete den Angriff, um ihn zurückzuweisen **); Napoleon aber zögerte, wie einst Cäsar am Rubiko, im Gefühl des Wagnisses seines Vorhabens ***), oder um zu versuchen, wie weit er durch Unterhandlungen gelangen könnte.

Um selbige zu beschleunigen und dem Kriegsschauplatz näher zu kommen, war er am 9. Mai mit seiner Gemahlin von St. Cloud nach Dresden abgereiset. Hier, wo auch die Beherrscher Oestreichs und Preußens, der König von Westphalen, der Großherzog von Würzburg berg und andre Fürſten des Rheinbundes eintrafen und er noch einmal, — zum letzten Male! — den vollen Glanz ſeines Glückes genoß *), hier blieb er vom 17. bis zum 28. Mai, die Antworten des ruſſiſchen Kaiſers auf ſeine letzten Anträge erwartend. Alexander, damals zu Wilna (ſeit dem 26. April), beſtand darauf, daß vor allen weiteren Unterhandlungen Polen und die preußiſchen Staaten und Feſtungen von den Franzoſen geräumt und deren Beſatzungen zu Danzig vermindert werden müßten. Dieſe Antwort ſah Napoleon als eine Kriegserklärung an. Er reiſte daher (29. Mai) von Dresden über Thorn, Danzig, Königsberg zu ſeinem Heere am Niemen, und forderte es (zu Gumbinnen am 22. Juni) zur Eröffnung des neuen Krieges auf, den er den zweiten polniſchen nannte. Nicht ahnend, daß er ſelbſt hingeriſſen werde von dem gewaltigen Schickſale, das über Sterbliche gebietet, rief er ſeinen Soldaten zu: „Rußland wird vom Verhängniß fortgeriſſen; ſein Schickſal muß erfüllt werden. „Glaubt es uns entartet? Sind wir nicht die Soldaten von Auſterlitz? Es ſtellt uns zwiſchen Schande „und Kampf. Die Wahl kann nicht zweifelhaft ſein. „Vorwärts alſo! Laßt uns über den Niemen gehen „und den Krieg in ſein Gebiet tragen" ꝛc. — Hierauf rückte er, — während er die Polen auf einem Reichstage zu Warſchau ſich über die Wiederherſtellung des König-

---

*) Gute Bemerkungen, wie über diesen Krieg überhaupt, so auch über die Stärke des russischen Heeres, finden sich in Kruferlingks, kritisch-geschichtlicher Uebersicht der Ereignisse in Europa. Leipzig, [illegible] S. 107. Auch hier wird behauptet, daß das gegen Napoleon aufgestellte russische Heer die Zahl von 180,000 Mann nicht überschritten habe.

**) Nicht glaublich ist es, daß die Russen gleich anfangs den Plan hatten, jede Hauptschlacht zu vermeiden und ihr eigenes Land zu verwüsten. Dieser Plan entwickelte sich erst aus dem Gange des Krieges und aus der Ueberzeugung, daß solches Verfahren Napoleons Streitkräfte schwächen und aufreiben könne.

***) Er sagt bei Las Cases Th. IV, 88: „Gern zog ich nicht in den Krieg. Ich war von ungünstigen Verhältnissen umgeben und eingeengt."

---

*) Las Cases, Th. IV, 56.

Königreichs Polen berathen ließ, — ſeit dem 23. Juni bei Kowno über den Niemen. Ein mächtiges Heer, desgleichen das neue Europa noch nie geſehen hatte, umgab ihn; der Schrecken zog vor ihm her; Siegeshoffnungen umgaukelten ihn. Hier meinte er ſeinen Ruhm zu krönen, Europa ſich völlig zu unterwerfen, vielleicht auch über Aſien ſeine Herrſchaft zu verbreiten. Aber anders war der Wille des Ewigen! Gerade hier ſollte die furchtbarſte Erſchütterung ſeiner Macht eintreten; ganz anders, als er in das ruſſiſche Gebiet eingedrungen war, ſollte er aus demſelben zurückkehren; je größer ſein Heer war, deſto größer ſollte die Noth werden, in die er gerieth, und der Verluſt, der ihn und Frankreich betraf.

Anfangs ſchien auch dießmal das Glück mit ihm im Bunde zu ſtehen. Zwar konnte er nicht, wie er wünſchte, die beiden Hauptheere der Ruſſen von einander entfernt halten und eins nach dem andern aufreiben; aber unaufhaltſam drang er in den erſten Tagen dieſes Krieges vorwärts. Am 28. Juni beſetzte er Wilna, die Hauptſtadt Litthauens, die er zum Stapelplatz ſeiner Vorräthe und Hoſpitäler beſtimmte; am 18. Juli nöthigte er die Ruſſen, ihr feſtes Lager zu Driſſa an der Düna zu verlaſſen; dann nach blutigen Gefechten bei Oſtrowno (25.—28. Juli) bemächtigte er ſich der Stadt Witepsk, wo er zehn Tage verweilte, um ſeinem abgematteten Heere die nöthige Ruhe zu verſchaffen. Am 10. Aug. brach er gegen Smolensk auf. Dort ſtanden die beiden ruſſiſchen Hauptheere vereinigt, um dieſes „Bollwerk von Moskau" gegen ihn zu vertheidigen; aber ſie wurden unter vielem Blutvergießen von ihm zurückgeſchlagen (16—18. Aug.). Jetzt im Beſitz von Smolensk, drang er vom Dnepr nach Wiasma vor (30. Aug.). Aber hier ſo wenig als zu Smolensk fanden ſeine Truppen Befriedigung ihrer Bedürfniſſe: was ſich weder fortſchaffen noch vertheidigen ließ, hatten die Ruſſen vernichtet. Die Franzoſen richteten daher ihre Blicke auf Moskau, auf dieſe große und reiche Hauptſtadt, die in einem Umkreis von ſechs Meilen über 240,000 Einwohner und, als Stapelplatz des Handels zwiſchen Aſien und Europa, einen unermeßlichen Reichthum an Waarenvorräthen umfaßte. Doch bedenklich ſchien es, dahin vorzudringen! Alle ſeine Fortſchritte hatte Napoleon bis jetzt nur dem gewaltſamen Vorrücken ſeiner Hauptmaſſen, nicht dem Gewinn einer entſcheidenden, das ruſſiſche Heer auflöſenden Schlacht zu danken; beide Flügel, ſowohl der linke, wo Preußen und Franzoſen unter Macdonald ſtanden, als der rechte, wo Schwarzenberg Oeſtreicher, Sachſen und Franzoſen anführte, waren zurückgeblieben: dort hatte Wittgenſtein mehrmals geſiegt, hier war Tormaſſow mit ſeiner in Volhynien geſammelten Armee bis tief ins Herzogthum Warſchau geſtreift. Je weiter alſo das Hauptheer vordrang, deſto mehr entblößte es ſeine Seiten und ſeinen Rücken. Auch konnte das Vertheidigungsſyſtem, das die Ruſſen ergriffen hatten, — lie-

ber

der ſie eignes Land zu verheeren, als es den Feinden zur Benutzung zu überlaſſen, — vom weitern Vordringen abnahmen: denn immer ſchwieriger wurde dadurch der Unterhalt des Heeres und die Befriedigung ſeiner vielfachen Bedürfniſſe. Allein alle dieſe Bedenklichkeiten verſchwanden vor der Verblendung Napoleons und ſeiner Umgebung. Denn wie ſeine Soldaten Erquickung und Beute in dem reichen Moskau zu finden wähnten, ſo wähnte er, dort den Frieden zu erzwingen und ſo mit Einem Feldzug dieſen ſchwierigen, von dem Stützpunkt ſeiner Macht ihn weit entfernenden Krieg zu beendigen. Dieſer Wahn umnebelte ſeinen ſonſt ſo hellen Verſtand; er beſchloß vorwärts zu ziehen und richtete ſein Heer gen Moskau.

Noch ſuchten die Ruſſen ihn von der Einnahme dieſer Hauptſtadt zurückzuhalten. Da Barclay de Tolly als Ausländer und wegen ſeines Zurückziehens ihr Vertrauen verlor, ſo hatte der alte General Kutuſow ſeit dem 28. Aug. den Oberbefehl über die vereinigten Hauptheere erhalten. Dieſer, in Suworows Schule gebildet und wie Suworow geachtet, aber an Umſicht und Raſchheit demſelben nicht gleichkommend *), beſchloß, um dem Verlangen der Ruſſen

zu

---

*) Golenitſchew Kutuſow, geb. 1745, wurde 1759 Korporal und 1761 Officier. Von 1764 — 1769 ſtand er in Polen, dann gegen die Türken, 1773 führte er bei dem Sturme auf Schumla ein Corps. Vor Oczakow erhielt er (18. Aug. 1788) durch eine Flintenkugel die ſchwere Wunde, welche ſein rechtes Auge ver-

zu genügen, Moskau durch das Wagniß einer Schlacht zu ſchützen. So kam es zur Schlacht bei Borodino oder Moſaisk an der Moskwa (7. Sept.), in welcher auf beiden Seiten mit außerordentlicher Anſtrengung und ausdauerndem Muthe gekämpft wurde. Ueber 60-, oder, wie Andre ſagen *), über 80,000 Menſchen verloren an dieſem Tage das Leben; aber zuletzt behauptete auch hier die höhere Kriegsgeſchicklichkeit der Franzoſen den Sieg. Doch wurde das ruſſiſche Heer nur zum Weichen gebracht, nicht vernichtet, nicht in auflöſende Flucht getrieben; es blieb vereinigt, eine Stütze des Reiches. Um es zu erhalten, zog Kutuſow erſt nach Moskau, dann, als er ſich mit dem daſigen Befehlshaber, dem Grafen Roſtopſchin beſprochen hatte, in der Nacht vom 13. zum 14. Sept. nach Wladimir und nahm ſüdweſtlich, den Franzoſen zur Seite, eine drohende Stellung zwiſchen Kaluga und Tula.

Dagegen eilte Napoleon nach der Schlacht von Moſaisk Moskau zu erreichen. Kein weiteres Hinderniß trat ihm entgegen, und ſo rückte am 14. Sept. ſeine Reiterei unter Murat ein und bemächtigte ſich des Kreml's oder der kaiſerlichen Burg. Napoleon

---

brauchbar machte. Unglücklich kämpfte er gegen Napoleon bei Auſterlitz (1805), glücklicher dann (ſeit 1807) gegen die Türken ꝛc. S. Röder von Bomsdorf, Mittheilungen aus dem ruſſiſchen Feldzuge. Leipzig 1816. Th. II, 87.

*) Lüders, Frankreich und Rußland oder Darſtellung des großen Kampfes ꝛc. Leipzig, 1816. Th. II, 61.

leon ſelbſt zog am 15. Sept. Nachmittags um 3 Uhr, umgeben von ſeinen Garden, durch die Stadt nach dem Kreml. Aber Unerwartetes ſollte er hier finden! Sein Einzug in Moskau war nicht, wie der in Wien und Berlin, ein prangender Triumph: niemand erſchien zu ſeinem Empfang; die Straßen waren öde, die Fenſter leer, die Häuſer verſchloſſen; von 240,000 Einwohnern waren nur einige Tauſende, zum Theil Ausländer und von niederem Stande, zurückgeblieben. Alles hatte das Anſehn des Unheimlichen und Schauerlichen. Schon als er einzog, ſtand das große Kaufhaus ſammt einigen Waarenlagern in Brand, und bald ſollte ſich dieſer auch nach anderen Orten hin verbreiten. Dazu waren brennbare Stoffe in Menge bereitet, alle Löſchgeräthſchaften entfernt und Gefangene losgelaſſen worden. Solche Vorkehrungen hatte Graf Roſtopſchin getroffen, wahrſcheinlich erſt nach Verabredung mit Kutuſow, ohne Befehle von Seiten des Kaiſers und zunächſt in der Abſicht, Magazine und Waarenlager zu zerſtören, um dem verhaßten Feinde Lebens- und Kriegsbedürfniſſe zu entziehen. Erſt die Herbſtſtürme, die ſeit dem 16. Sept. eintraten und in der Nacht vom 18. zum 19. Sept. furchtbar wütheten *), machten dieſen Brand zu einem Feuermeer; und erſt als die großen Folgen desſelben anſchaulich wurden, ſtellte man ihn als ein zur Rettung des Reiches berechnetes Unternehmen dar.

---

*) Las Caſes Th. VIII, S. 49.

Sechs Tage und ſechs Nächte (15—20. Sept.) dauerte der Brand von Moskau; der größte Theil dieſer großen Stadt wurde von ihm ergriffen; kaum ein Fünftel derſelben, mit Einſchluß des Kreml's, blieb verſchont. Vermehrt aber wurde das Grauſenhafte deſſelben durch das franzöſiſche Heer, das jetzt allen Eingebungen wilder Leidenſchaftlichkeit ſich überließ und Moskau zu einem Schauplatz der ärgſten Gräuel machte. Dabei wurde, was zur Sättigung und Kleidung Vieler und auf lange Zeit dienen konnte, von Wenigen und in kurzen Augenblicken verpraßt und verheert.

Noch verderblicher wurde dieß alles für Napoleon, weil er über einen Monat (14. Sept. — 19. Oct.) zu Moskau verweilte. Hätte er unmittelbar nach ſeinem Einzuge ſeinen Rückzug angetreten, wahrſcheinlich wäre er ohne großen Verluſt zurückgekommen. Denn noch waren ſeine beiden Flügel nicht ſo weit zurückgedrängt, daß ruſſiſche Heere hinter ſeinem Rücken ſtanden; noch fehlte es ihm nicht an Vorräthen; noch war die Witterung erleidlich. Aber ſein Heer bedurfte des Ausruhens und Erholens, ſein Stolz ſträubte ſich gegen den Schimpf eines Rückzuges, und ſein Starrſinn ließ nicht ab von dem Wahn, hier, wie anderwärts, den Frieden zu erzwingen. Doch vergebens erwartete er Friedensanträge von Seiten der Ruſſen; vergebens ließ er ihnen durch den General Lauriſton, einſt franzöſiſchen Geſandten zu Petersburg, Friedensanträge machen: die Ruſſen waren nach dem, was ſie erlitten und verloren hathalten, viel zu ſehr mit Haß gegen Napoleon erfüllt und viel zu innig für ihr Reich begeiſtert, als daß ſie eine ſchimpfliche Waffenruhe der Ausſicht auf Rache hätten vorziehen ſollen. Vorzüglich erregte und erbitterte ſie der Brand von Moskau, der damals als eine Miſſethat der Franzoſen ihnen geſchildert wurde; er erregte und erbitterte ſie um ſo mehr, je mehr die alte Hauptſtadt ihres Reiches, von ihnen „die heilige Mutter" genannt, bei ihnen in Ehren ſtand. Darum wurde jetzt der Krieg gegen Napoleon zu einem wahren Volks- und Religionskriege; darum betheuerte Kutuſow, daß jetzt erſt der Krieg für die Ruſſen ſeinen Anfang nehme; darum rief ſelbſt Kaiſer Alexander ſeinem Volke zu: „Löſcht die Flammen von Moskau mit dem Blute der Räuber!" *) Nur um Napoleon zu täuſchen, ſtellten ſich die Ruſſen, als wären ſie dem Frieden nicht abgeneigt. Indeſſen verſtärkte ſich ihr Heer durch aufgebotenen und freiwilligen Zuzug, und wurde von Kutuſow ſo geſtellt, daß es der franzöſiſchen Armee den Weg in die ſüdlichen Provinzen verlegte und zugleich ihre Verbindung mit Smolensk und dem Niemen bedrohte.

Der Umſicht Napoleon's konnte das Mißliche ſeiner Lage nicht entgehen; und da er ſeine Hoffnungen auf Frieden, ſo wie ſeine Vorräthe an Lebensmit-

---

*) Die hierher gehörenden Proclamationen findet man bei Lüders Bd. II, S. 158 und 231.

mitteln hinſchwinden ſah, mußte er ſich endlich überzeugen, daß zu ſeiner und ſeines Heeres Rettung der Rückzug nothwendig ſei. Doch erſt als Murat, der Kutuſows Stellung durchbrechen ſollte, am 17. u. 18. Oct. bei Tarutino und Woronow zurückgeſchlagen war, gab er am 18. Oct. zu demſelben Befehl. Er ſelbſt trat den Rückzug am 19. Oct. bei heitrer Witterung an, nachdem er zuvor die Zerſtörung des Kremls (die jedoch nur theilweiſe zu Stande kam) anbefohlen hatte. Sein Heer war damals noch auf 110,000 Mann ſtark und, wenn auch nicht die Reiterei, doch das Fußvolk, in gutem Zuſtande. Aber nicht anders als ſollten die Strafgerichte Gottes über ihn einbrechen, vereinigten ſich Waffengewalt, Hunger und Froſt zum ſchauerlichen Untergange desſelben. Einen grauſenhaftern Rückzug, als dieſen, kennt die Geſchichte nicht.

Die Ruſſen unter Kutuſow folgten dem franzöſiſchen Heere und griffen es bald im Rücken, bald in den Flanken mit dem Muthe an, den grenzenloſe Erbitterung und Zutrauen zum wiederkehrenden Glücke gewährt. Bei Malo-Jaroslawetz am 24. Oct., bei Wiasma am 3. Nov., bei Dorogobuzs am 7. Nov., bei Krasnoi vom 15.—18. Nov. kam es zu blutigen Treffen, in denen das franzöſiſche Heer mehr um Rettung als um Sieg kämpfte und einen großen Verluſt an Mannſchaften und Pferden, an Geſchütz und Gepäck erlitt. Zugleich wurde es bei Tag und bei Nacht von Koſaken umſchwärmt, die durch unaufhörliche Angriffe es ſchreckten und ſchwächten. Wie aber Kutuſow von hinten und ſeitwärts her auf die Franzoſen losſtürmte, ſo zogen Wittgenſtein, der von der untern Düna den linken Flügel, und Tſchitſchagow, der, aus der Türkei kommend und mit Tormaſſow vereinigt, den rechten Flügel der Franzoſen zurückgetrieben hatte, nach der vordern Spitze des franzöſiſchen Heeres, um es bei der Berezina völlig zu vernichten.

Gefördert wurde dieß Beginnen der Ruſſen durch die Hungersnoth, die noch ſchrecklicher als das Schwert unter dem franzöſiſchen Heere wüthete. Beim Aufbruch aus Moskau hatte es kaum auf drei Tage Brod für die Mannſchaft und kaum auf einen Tag Futter für die Pferde. Zu Wiasma und Smolensk fand es zwar Magazine; aber, was dieſe enthielten, wurde ſchnell verzehrt, zum Theil auch bei der Wildheit der Herzudrängenden vergeudet. Das verwüſtete Land längs der Heerſtraße bot weder Obdach noch Nahrung dar, und gefährlich war es, ſich von derſelben zu entfernen. Bald gab es alſo für die Pferde keine andre Nahrung als vermodertes Stroh von Hüttendächern, und keine andre für die Mannſchaften, als das Fleiſch der gefallenen Pferde und etwas Mehl und Kleie, was, über dem Feuer geröſtet und mit Pulver, ſtatt mit Salz, vermiſcht, zu einem Brei gekocht wurde. An Wein und Branntwein fehlte es; Waſſer von geſchmolzenem Schnee war oft der einzige Trank. So durch die ſchrecklichſte Hungersnoth erſchöpft, ſanken Menſchen und Pferde zu Tauſenden dahin. Große Züge von Kanonen und Packwagen mußten aus Mangel an Beſpannung zurückgelaſſen werden.

Und um das Maß des Elends voll zu machen, trat ſchon ſeit dem 31. Oct. eine Kälte ein, die bis zum 7. Nov. zu erſtarrender Strenge anwuchs. Selbſt ein reichlich genährtes und wärmlich bekleidetes Heer würde durch ſie ſchrecklich gelitten haben; — wie hätte dieſes ausgehungerte, abgemattete und faſt in Lumpen gekleidete Heer ihr widerſtehen können? Bei Tage über Schneefelder wandernd, bei Nacht auf Schneefeldern gelagert und ohne erquickende Nahrung war es allen Schreckniſſen einer ſchneidenden Kälte bloßgeſtellt.

So viele Trübſale brachen die kriegeriſche Haltung desſelben. Zucht und Ordnung entfloh, Befehl und Gehorſam hörte auf; nur wenige Waffengattungen blieben beiſammen, wie die Garden, für welche, als Stützen ſeiner Rettung, Napoleon beſonders ſorgte. Die meiſten Regimenter löſeten ſich auf; Viele warfen die Waffen weg; Einzelne verbanden ſich zu kleinen Geſellſchaften, die gemeinſchaftlich, ſo gut es möglich war, für ihren Unterhalt ſorgten. Für Verwundete, Kranke und Erſchöpfte gab es keine Hilfe: Jeder that, was die Verzweiflung oder der Trieb der Selbſterhaltung ihm eingab.

Dabei ſchmolz das Heer immer mehr zuſammen. Schon auf dem Wege von Moskau bis Smolensk, funfzig deutſche Meilen weit (vom 19. Oct. bis zum 9. Nov.)

Nov.), verlor es mehr als 30,000 Mann nebſt einem großen Theil der Pferde, des Geſchützes und des Gepäcks. Nicht minder verderblich war der weitere Marſch von Smolensk nach Krasnoi (13. — 16. Nov.) und von Krasnoi nach Orsza am Dnepr (17. — 19. Nov.). Bei Krasnoi wurde Napoleon ſelbſt (15. Nov.), dann die ihm folgenden Heerführer, der Vicekönig Eugen am 16. Nov., Marſchall Davouſt am 17. Nov., und Marſchall Ney am 18. Nov. von den Ruſſen angegriffen und nur unter großen Verluſten konnten ſie ſich retten. Kaum 30,000 Mann betrug das Heer, das ſich nach und nach in Orsza ſammelte, und unter dieſen befanden ſich etwa noch 8000 Bewaffnete mit 20 bis 25 Kanonen. Etwas beſſer ging es auf dem Wege von Orsza nach der Berezina, einem Nebenfluſſe des Dnepr (19—24. Nov.); denn in Orsza fand man einige Erquickung und Ruhe, die Kälte ließ nach, Kutuſow weilte, um Siegesfeierlichkeiten zu begehen, zu Krasnoi und die Corps von Victor, Oudinot und Dombrowski vereinigten ſich mit dem Hauptheere, ſo daß Napoleon wieder über 40,000 Bewaffnete um ſich hatte, als er bei Boriſſow zur Berezina gelangte. Doch hier drängten ſich (am 27. u. 28. Nov.) die grauſenhafteſten Ereigniſſe zuſammen. An beiden Ufern der Berezina ſtand Tſchitſchagows Heer, dem linken Ufer derſelben näherte ſich Wittgenſtein, der Riga von der Belagerung befreit hatte (19. Nov.), und den Rücken des unglücklichen Heeres bedrohte Kutuſow, der jedoch wegen ſeines Verweilens in Krasnoi um einige Tage.

Tagemärſche zurück war. Von dieſer Sachlage unterrichtet, ließ Napoleon den Theil des Tſchitſchagow'ſchen Heeres, der unter Lambert auf dem linken Ufer der Berezina ſtand, durch Oudinot vertreiben, ließ ferner bei Waſſelowo, acht Stunden nördlich von Boriſſow, zwei Brücken ſchlagen, — die eine für das Fußvolk, die andre für die Reiterei und das Fuhrwerk, — und ſtellte das Corps des Marſchalls Victor zum Schutze ſeines Nachzuges dem herbeiſtürmenden Wittgenſtein entgegen. Kaum waren die Brücken zu Stande gebracht, als Oudinot mit Dombrowski (am 26. Nov. Abends) über dieſelben ging, und den auf dem rechten Ufer befindlichen Theil des Tſchitſchagow'ſchen Corps vertrieb. Hierauf zog Napoleon am Morgen des 27. Nov. mit ſeinen Garden hinüber und nach ihm Marſchall Ney mit den Trümmern des aus Moskau kommenden, noch bewaffneten Heeres. Bis dahin geſchah der Uebergang in Ordnung. Aber als nun die waffenloſen Schaaren ſammt dem Gepäcke folgen ſollten, ſo entſtand unter ihnen bei der ſtürmiſchen Furcht und Eile, mit der ſie ſich nach den Brücken und auf denſelben hindrängten, eine furchtbare Verwickelung und Erbitterung. Viele wurden niedergeſtoßen, erdrückt, zertreten, überfahren oder in die Berezina geſtürzt; die, welche ſich durchs Schwimmen zu retten ſuchten, verſchlang der reißende Strom. Am 28. Nov. früh um 8 Uhr brach die eine Brücke, die für Wagen und Pferde beſtimmt war, zuſammen. Um ſo ſchrecklicher wurde nun das Hinzudrängen zur andern Brücke; um ſo wüthiger der Kampf ums Zuvorkommen. Und während Alles in angſtvoller Verzweifelung nach dem rechten Ufer hinſtarrte, erſchien am linken Ufer Wittgenſtein (28. Nov.). Er hatte (am 27. Nov.) das Corps des Marſchalls Victor, das ihn zurückhalten ſollte, geſchlagen und drang nun, während am rechten Ufer Oudinot und Ney mit Tſchitſchagows Truppen kämpften, gegen die verworrenen Schaaren derer, die noch am linken Ufer waren. Granaden und Kartätſchen fielen unter ſie; ein Angſtgeſchrei erhob ſich; die noch Bewaffneten bahnten ſich mit Waffengewalt durch die Unbewaffneten den Weg nach der Brücke; und kaum waren ſie hinüber, ſo ließ Napoleon oder Marſchall Victor, um das Nachſetzen der Ruſſen zu verhindern, die noch beſtehende Brücke abbrennen. Somit fiel Alles, was am linken Ufer zurück war, in ruſſiſche Hände. Zwiſchen 60—70,000 Mann hatte Napoleon an die Berezina geführt: kaum 40,000 erreichten das jenſeitige Ufer!

Aber auch dieſe waren dem Untergange nicht entronnen; vielmehr wurden ſie auf dem Wege von der Berezina bis zum Niemen von neuen Leiden und Verheerungen betroffen. Denn die bisher milde Witterung ging bald nach dem Uebergang über die Berezina in eine ſo furchtbare Kälte über, daß jeder Reſt kriegeriſcher Haltung des unglücklichen Heeres verſchwand und Leichen auf Leichen ſich häuften. Napoleon ſelbſt, der mitten unter den größten Schreckniſſen Ruhe und Beſonnenheit bewährt

währt hatte *), mochte nun nicht länger bei ſeinem Heere verweilen. Als Feldherr konnte er mit dieſen Haufen, die kein Heer mehr waren, nichts ausrichten, und als Kaiſer mußte er auf Wiederherſtellung ſeiner Macht nach Auſſen und auf Erhaltung der Ruhe im Innern denken. Er übertrug daher den Oberbefehl über die Ueberbleibſel des aufgelöſeten Heeres ſeinem Schwager Murat, König von Neapel, und reiſte von Smorgonie (5. Dec.), begleitet von Caulaincourt, Duroc und Mouton, über Wilna nach Warſchau, dann über Dresden, Leipzig, Gotha und Mainz nach Paris, wo er am 18. Dec. Nachts gegen zwölf Uhr eintraf.

Indeſſen hatte ſein Heer Unglück auf Unglück erfahren. Die Diviſion Loiſon, größtentheils aus Deutſchen beſtehend, die, von Wilna abgeſendet, dem dahinſterbenden Heere hatte Rettung bringen ſollen, hatte deſſen Loos getheilt (6.—9. Dec.); Wilna, das bei mehr Beſonnenheit eine Zeitlang hätte vertheidigt werden können, ward am 10. Dec. unter großen Verluſten aufgegeben; Murat war des Heeres nicht mächtig, und Ney, der fortfuhr muthig zu kämpfen, konnte mit den wenigen Streitkräften, die ihm zu Gebote ſtanden, nichts ausrichten. So kam das Heer — etwa 3,300 Mann zu Fuß und 1000 Mann zu Pferde **) — am 12. und 13. Dec. bei

---

*) S. im zweiten Abſchnitte die fünfte Erzählung: „Napoleon auf dem Rückzuge aus Rußland."

**) Dieſe Angabe ſtellt die ſchon oben erwähnte Histoire de l'expédition de Russie à Paris 1823 auf. Andre geben andre Zahlen an.

Kowno wieder über den Niemen und damit über die ruſſiſche Grenze. Zu Poſen verließ es Murat (16. Jan. 1813), worauf der Vicekönig Eugen den Oberbefehl erhielt. Dieſer führte es, da die Ruſſen ſich näherten, die Preußen abfielen und die Oeſtreicher ſich zweideutig zurückzogen, über die Weichſel und Oder nach der Elbe, — am 21. Febr. kam er nach Berlin, am 9. März nach Leipzig, am 21. März nach Magdeburg, — und brachte durch Verſtärkungen aus Preußen, Deutſchland und Italien wieder auf 40,000 Mann zuſammen.

2. Der Krieg in Deutſchland, 1813.

Groß und wirkungsreich war der Eindruck, den der tragiſche Ausgang des ruſſiſchen Feldzugs auf die von Napoleon unterjochten Völker, namentlich auf die Deutſchen machte. Erregte er anfangs auch nur ſchadenfrohes Staunen; ſo reiheten ſich doch bald an dieſes Staunen Ideen und Beſtrebungen, die dem Gewaltigen noch verderblicher wurden als der erlittene Verluſt. Man hatte ihn als einen Flüchtigen geſehen: vermindert ward dadurch der Schrecken vor ſeiner Furchtbarkeit; nicht durch die Macht und Geſchicklichkeit der Ruſſen war ſein Heer überwältiget worden, ſondern durch die Macht der Na-

tur

(Man ſehe z. B. Lüders Th. II, 176 u. 309.) — Nach amtlichen Berichten belief ſich die Zahl der in den erſten Monaten des Jahres 1813 von den Ruſſen theils verſcharrten theils verbrannten Leichname franzöſiſcher Truppen auf 243,000. Man ſehe Manſo, Geſch. des preuß. Staates ꝛc. Th. III, S. 107.

tur und des Höchſten, der ſie leitet: ſein Unglück erſchien daher nicht als ein Menſchen-, ſondern als ein Gotteswerk, oder als eine Andeutung des Himmels, daß nun ſeine Herrſchaft aufhören ſollte. Jetzt oder nie, meinte man, müſſe gegen Napoleon aufgetreten; jetzt oder nie könne er mit glücklichem Erfolge bekämpft werden. Dieſer Gedanke ergriff und vereinigte Fürſten und Völker; eine Begeiſterung für Ideen, wie ſie am Anfange der Revolution bei den Franzoſen gewaltet hatte, wendete ſich den Deutſchen zu, und es erhob ſich eine Zeit, die einzig in der Geſchichte des deutſchen Volkes daſtehet *).

Den Anſtoß dazu gaben die Ruſſen. Dieſe, nicht zufrieden ihr Reich von den Franzoſen geräumt zu ſehen, rückten am Anfange des Jahres 1813, in fünf Heerhaufen unter dem Oberbefehl Kutuſow's, über ihre Grenzen, um ſich gegen einen abermaligen Einfall zu ſichern und das Anſehn und den Einfluß ihres Reiches durch Vernichtung der Uebermacht Frankreichs empor zu bringen. Mit Aufrufen zur Befreiung Europas drangen ſie nach Preußen, wo ſie am 5. Jan. Königsberg, und nach Polen, wo ſie am 8. Febr. Warſchau beſetzten. Sie erwarteten, daß die von Napoleon unterdrückten Fürſten und Völker ſich ihnen anſchließen würden, und, was ſie erwarteten, geſchah.

Noch ehe ſie ihre Grenzen überſchritten, trat der preu-

---

*) S. im zweiten Abſchnitte Nr. 5: „Ueber die Bedeutſamkeit des Jahres 1813.“

preußiſche General von York, der bisher gegen ſie geſtanden hatte, mit ſeinen Schaaren, jetzt noch 14,000 Mann, in der Nähe von Tauroggen am Riemen zu ihnen über (30. Dec. 1812), — ein Wagniß, das, je nachdem es ausſchlug, ihn zum Blutgerüſte oder zur Bürgerkrone und den preußiſchen Staat zum Untergange oder zu neuer Erhebung hinführen konnte. Das letztere erfolgte! Durch ſein Wagniß rettete York den Kern des preußiſchen Heeres, ſicherte Preußen vor feindlicher Behandlung von Seiten der Ruſſen und fachte in dem preußiſchen Volke den glimmenden Drang, erlittene Schmach zu rächen, zur flammenden Begierde an. Freilich mußte ſein König, noch von franzöſiſcher Uebermacht umringt, am 19. Jan. befehlen, daß York den Oberbefehl an Kleiſt abgeben und zu Berlin vor ein Kriegsgericht geſtellt werden ſollte; aber bald folgte ſeine Rechtfertigung und Belobung (17. März), als König Friedrich Wilhelm der bedrängenden Nähe der Franzoſen entgangen und, am 25. Jan. zu Breslau anlangend, ſich ſelbſt wiedergegeben war.

Entſchloſſen war jetzt der König, trotz der großen Bedrängniſſe ſeines Reiches, den Kampf für die Rettung und Wiedererhebung desſelben zu wagen. Erprobte Staatsdiener, ein Stein, Scharnhorſt, Blücher, Gneiſenau *), die früher ſchon hierauf hingearbeitet

---

*) Von dieſen Männern wird im zweiten Abſchnitte Nr. 11. ausführlich gehandelt.

tel halten, befeſtigten und förderten die Ausführung dieſes Entſchluſſes, und Rußland, mit Freundſchafts-Anerbietungen entgegen kommend, ſchloß am 27. Febr. zu Kaliſch, dem damaligen Hauptquartiere Alexanders, mit Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß auf Wiederherſtellung der preußiſchen Monarchie nach ihrem Länderbeſtande am Anfange des Jahres 1806. Nun wurde nicht nur das eigentliche Heer, nach den im Stillen geſchehenen Einleitungen, auf 80,000 Mann verſtärkt, ſondern auch das ganze Volk zu den Waffen gerufen. Am 3. Febr. forderte der König die Jugend der höheren Stände vom 17. bis zum 24. Lebensjahre auf, ſich freiwillig und auf eigene Koſten zu berittenen und unberittenen Jägerſchaaren zu bilden; am 9. Febr. hob er die Ausnahme vom Kriegsdienſte für die Dauer dieſes Krieges auf, verſprach, daß bei Beſetzung der Officierſtellen nur auf Geſchicklichkeit und Betragen Rückſicht genommen werden ſollte und genehmigte die Errichtung von Freicorps, vornehmlich aus Ausländern. Am 17. März verordnete er für die jüngere Volkszahl vom 17. bis zum 40. Lebensjahre die Errichtung der Landwehr; am 21. Apr. für die ältere Volkszahl vom 40. bis zum 60. Lebensjahre die Errichtung des Landſturmes. Zur Belohnung der Niedrigſten wie der Höchſten, die in dieſem Kriege durch irgend eine rühmliche That ſich auszeichnen würden, ſollte der Orden des eiſernen Kreuzes dienen, den der König am 10. März ſtiftete.

Doch kaum bedurfte es der Ausſicht auf Belohnung.

Das Wollen und Streben des Volkes ſtand mit dem Wollen und Streben der Regierung in vollem Einklang. Schmerzlicher, als irgend ein Volk, von Napoleon und ſeinen Franzoſen gekränkt, gemißhandelt und bedrohet, dürſtete das preußiſche Volk nach Gelegenheit, erlittene Schmach und jahrelange Leiden an den Urhebern derſelben zu rächen und das tiefgebeugte Vaterland wieder zu erheben. Dieß Wollen und Streben ließ alle ſonſtige Eiferſucht der Stände, alle ſonſtige Rückſicht auf Geburt und Rang, auf Vermögen und Bequemlichkeit verſchwinden. Adelige und Bürgerliche, Reiche und Arme, Studirende und Staatsdiener, Kaufleute und Handwerker, Bürger und Bauern traten zuſammen, alle beſeelt von dem Entſchluſſe, Gut und Blut an die Wiedererlangung der Freiheit und Selbſtändigkeit des Vaterlandes zu ſetzen. Das Wort des Königs (in deſſen Aufrufe vom 17. März): „Wer für das Vaterland fühlt, denke nicht an ſich,“ wurde zur That. Bereitwillig eilte zu den Waffen, wer die Waffen tragen konnte *); bereitwillig brachte auch der Arme ſeine Gabe dar; Mädchen und Frauen opferten ihre Koſtbarkeiten und vereinigten ſich zur Pflege kranker und verwundeter Vaterlandsvertheidiger; ja einige von ihnen traten in die Reihen derſelben. Kurz, eine ſeltene Begeiſterung erhob ſich unter dem preußiſchen

---

*) Zu Berlin meldeten ſich, ſobald die Aufrufe des Königs bekannt geworden waren, binnen vier und zwanzig Stunden 9000 Freiwillige. Aehnliches geſchah auch an andern Orten. S. Venturini's Chronik 1813, S. 243.

Volke! Und bald ſollte dieſe Begeiſterung auch zu anderen deutſchen Völkern übergehen.

Unter dem 25. März forderte **Kutuſow** im Namen ſeines Kaiſers und des Königs von Preußen die Fürſten und Völker Deutſchlands zum Kampfe gegen Napoleon auf. Er erklärte ihnen, daß Kaiſer Alexander und König Friedrich Wilhelm heranzögen, um ihnen die entwendete Freiheit und Unabhängigkeit, „unveräußerliche Stammgüter der Völker," wieder erringen zu helfen, „vorausſetzend, daß unter den deutſchen Fürſten „keiner ſich finden werde, der, indem er der deutſchen Sache „abtrünnig ſein und bleiben wolle, ſich reif zeige zu der „verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen „Meinung und durch die Macht gerechter Waffen. — „Der Rheinbund könne als Wirkung fremdes Zwanges „und als Werkzeug fremdes Einfluſſes nicht länger „geduldet werden. — Dagegen ſolle den „**deutſchen Fürſten und Völkern** eine neue Geſtaltung Deutſchlands „anheim geſtellt bleiben, über welche der ruſſiſche Kaiſer „eine ſchützende Hand halten werde." — Mit großer Freude wurde dieſe Aufforderung von den Deutſchen vernommen. Kaum dachte man daran, wohin es führen könnte, wenn der ruſſiſche Kaiſer eine ſchützende Hand über Deutſchland halten, oder wenn jeder deutſche Fürſt, der es bedenklich fand, ſich mit Rußland und Preußen zu vereinigen, der Vernichtung durch Waffengewalt bloßgeſtellt ſein ſollte. Hingeriſſen von den Looſungsworten der Verbündeten „Ehre und Freiheit" und von dem Ingrimme gegen Napoleon, ſah man in dem Beginnen Preußens und Rußlands nur eine Befreiung von hartdrückenden Feſſeln, eine Wiedererhebung Deutſchlands. Daher eilten Jünglinge und Männer nach Schleſien, dem Sammelplatze der preußiſchen Truppen, und bildeten ſich daſelbſt zu Freicorps, unter denen „Lützow's ſchwarze Schaar" durch ihr Unglück und durch ihren Barden (Körner) am berühmteſten geworden iſt. Dagegen fanden es die Fürſten Deutſchlands noch ſehr bedenklich, dem Geiſte ihrer Völker und den Aufforderungen der Ruſſen und Preußen nachzugeben oder von Napoleon und dem Rheinbunde ſich loszuſagen; denn noch waren ſie umſchlungen von Napoleons Macht und Furchtbarkeit, noch war keine Waffenthat geſchehen, die ſie mit Vertrauen zu den Verbündeten erfüllte. Beſonders befand ſich der König von Sachſen in einer ſehr ſchwierigen Lage. Einerſeits von Ruſſen und Preußen vielfach und dringend aufgefordert, ſich für ſie zu erklären, auch wohl von ſeinem rechtlichen, deutſchen Sinne zu ihnen hingezogen; andrerſeits aber von den Franzoſen, die nach dem Rückzuge über die Oder und Elbe in ſeinem Lande hauſeten, umringt und kühner Entſchloſſenheit ermangelnd, konnte er nicht leicht zu einem feſten, ſelbſtändigen Beſchluß gelangen. Er verließ daher, ohne ſich für die eine oder für die andre Seite zu erklären, am 23. Febr. Dresden und ging über Plauen nach Regensburg, dann nach Prag, um ſich an Oeſtreichs Maßregeln anzuſchließen, oder um unter Oeſtreichs Schirm ſich nach dem Verlauf der Begebenheiten zu richten. Dagegen traten, ſobald der Vortrab der Ruſſen zu ihnen gelangte, die Herzöge von Mecklenburg-Schwerin (14. März), von Mecklenburg-Strelitz (30. März) und von Anhalt-Deſſau (24. Apr.), ferner die Städte Hamburg, bei der Ankunft des ruſſiſchen Generals Tettenborn (18. März), und Lübeck, bei der Ankunft des ruſſiſchen Generals Benkendorf (21. März), den Verbündeten bei. Dieſe ſelbſt rückten, nachdem ſie ſeit dem Ausgange des Februars die Oder überſchritten und der Elbe ſich genähert, Berlin am 4. März, Dresden (wo Davouſt am 19. März zwei Bogen der herrlichen Elbbrücke hatte ſprengen laſſen) am 27. März beſetzt hatten, im April von der Elbe zur Pleiße und Elſter, ſtreiften bis zum thüringer Walde und ſchlugen die franzöſiſchen Schaaren überall, wo ſie ihnen begegneten, zurück. — Doch nun trat Napoleon ſelbſt mit erneuerter Furchtbarkeit ihnen entgegen.

Voll des Entſchluſſes, den in Rußland erlittenen Verluſt zu rächen und die Schrecken ſeiner Herrſchaft zu erneuern, war er am 18. Dec. 1812 nach Paris zurückgekommen. Dort hatte er wohl Staunen über ſein Unglück und verhaltenen Unwillen über ſein Walten, aber auch Unterwürfigkeit und Hingebung gefunden: ein Aufſtand, den der republikaniſchgeſinnte General Mallet im Vertrauen auf jenen Unwillen am 23. Oct. zu Paris anzufachen geſucht hatte, war im Entſtehen unterdrückt worden. Schmeichelnde Redner begrüßten ihn mit Glanzworten, die ſein Unglück umſchleierten; durch den Senat erhielt er, was er verlangte, neue Opfer an Menſchen und Geld; auch fehlte es nicht an ſogenannten freiwilligen Anerbietungen der Stadt- und Landgemeinden. Am 11. Jan. ſprach der Senat den Beſchluß aus, 350,000 Mann zur Verfügung des Kriegsminiſters zu ſtellen, nämlich 100,000 Mann von den Cohorten des erſten Nationalbannes (dem früherhin verſprochen worden war, nicht auſſerhalb Frankreichs zu dienen), 100,000 Mann von den Conſcribirten der Jahre 1809—1812 und 150,000 Mann von der Conſcription des Jahres 1814. Auſſerdem ſollten noch, als die Nachricht von Preußens Kriegserklärung nach Paris gelangt war (27. März), 180,000 Mann zum Kriegsdienſte aufgeboten werden (3. Apr.). Zur Deckung der Kriegskoſten wurde (18. Jan. und 16. März) eine Erhöhung der Einnahme auf 1150 Millionen Franken gefordert und bewilligt und dazu, auſſer neuen Abgaben, die Einziehung der Gemeindegüter angeordnet. Napoleon ſelbſt arbeitete eifrigſt an ſchleuniger Vollziehung dieſer Beſchlüſſe, beſonders an Wiederergänzung des Heeres. Denn nicht genug, daß er die aufgebotenen Maſſen eiligſt zuſammenbringen und, ſobald ſie nur einigermaſſen eingeübt waren, nach Deutſchland ziehen ließ: ſo forderte er auch von den Fürſten des Rheinbundes neue Contingente, zog 35,000 Mann alter Truppen aus Italien, Reiterei aus Spanien, Seeſoldaten (vornehmlich Artilleriſten) von den Schiffen und nöthigte überdieß die Söhne der vornehmſten und reichſten Franzoſen, eine Ehrengarde zu Pferd, die ſich auf 10,000

Mann belaufen ſollte, zu bilden. Auf ſolche Art brachte er in den erſten vier Monaten des Jahres 1813 abermals ein Heer zuſammen, das zwar an begeiſterter Kampfbegier dem ruſſiſch-preußiſchen nachſtand, aber an Zahl demſelben überlegen war. Er ſelbſt verließ, nachdem er zur Befeſtigung der Ruhe in Frankreich zu Fontainebleau am 25. Jan. ein Concordat mit dem Pabſte abgeſchloſſen (das dieſer aber bald wieder aufhob) und, um Oeſtreich für ſich zu gewinnen, ſeiner Gemahlin die Regentſchaft (30. März) übertragen hatte, am 13. Apr. Paris und kam über Mainz, wo ihm von mehreren Fürſten des Rheinbundes neue Huldigungen dargebracht wurden, am 25. Apr. nach Erfurt, am 28. Apr. nach Naumburg und am 1. Mai nach Weiſſenfels, wo jetzt der Kampf zwiſchen ihm und den Verbündeten entbrannte.

Abermals begann Napoleon mit Glück! Bei Lützen oder Großgörſchen, wo die Preußen mit einem Theile der Ruſſen unter Wittgenſtein *) ihn angriffen, errang er am 2. Mai durch Feldherrntalent und Uebermacht den Sieg. Wie rühmlich auch ſeine Gegner, beſonders die heldenmüthig begeiſterten Preußen, an dieſem Tage kämpften, und wie groß auch der Verluſt war, den ſie ihm beibrachten (er ſelbſt gab ihn auf 10,000 Mann an!): ſo mußten ſie doch hinter die Elbe zurückweichen.

Er

---

*) Der hochbejahrte Kutuſow war am 28. Apr. zu Bunzlau geſtorben. Bei der ihm eignen Bedenklichkeit, den Krieg weiter fortzuſetzen, konnte es als Glück für die Verbündeten gelten, daß ſein Tod einen kühnern Anführer an die Spitze ſtellte.

Er zog ihnen nach und kam am 8. Mai nach Dreſden. Sogleich nöthigte er den König von Sachſen, dahin zurückzukehren (12. Mai) und nicht nur die ſächſiſchen Reiterſchaaren, ſondern auch Torgau mit deſſen Beſatzung ihm zu überlaſſen. Hierauf folgte er den Verbündeten nach der Lauſitz und ſiegte zum zweiten Male über ſie in der zweitägigen Schlacht bei Bautzen (20. Mai) und Wurſchen (21. Mai). Sie wurden genöthigt, die Lauſitz zu verlaſſen und ſich nach Schleſien zurückzuziehen, wohin er ihnen folgte.

Damals ſchien der Kampf für Freiheit und Geſetzlichkeit einem jammervollen Ende ſich hinzuneigen. Wohl waren dieſe letzteren Siege Napoleons nicht, wie ſeine früheren, entſcheidend: die Heere der Verbündeten waren nur zurückgedrängt, nicht aufgelöſet, nicht entmuthigt, und der Verluſt an Todten und Verwundeten war auf Seiten des Siegers größer als auf Seiten der Beſiegten; aber dieſe waren von ihrer frühern Operationslinie weit zurückgedrängt, ganz Sachſen, die Lauſitz, nebſt einem Theile von Schleſien, befand ſich in der Gewalt der Franzoſen; die reiche Stadt Hamburg, von Tettenborn (30. Mai) verlaſſen, kam, zu ihrem härteſten Leiden, wieder in franzöſiſche Hände, ſo wie Lübeck am 3. Juni. Noch höher ſtieg die Beſorgniß für die Sache der Freiheit und Geſetzlichkeit, als am 4. Juni zu Poiſchwitz bei Jauer ein von Napoleon angebotener Waffenſtillſtand abgeſchloſſen wurde, anfangs bis zum 20. Juli, dann bis zum 10. Aug. (mit dem Beding, daß erſt ſechs Tage nach geſchehener Aufkündigung die Feindſeligkeiten wieder beginnen ſollten). Jetzt ſchien es, daß Napoleon durch Herbeiziehung friſcher Truppen, durch Befeſtigung ſeines Bündniſſes mit Dänemark (10. Juli) und durch ſchlaue Unterhandlungskünſte, durch welche er oft noch mehr als durchs Schwert ausgerichtet hatte, aufs neue eine alles niederſchmetternde Kraft erhalten würde. Schon galt es als ein ſchlimmes Anzeichen, daß während des Waffenſtillſtandes das Lützow'ſche Freicorps am 17. Juni zwiſchen Pegau und Lützen argliſtig angefallen und größtentheils aufgerieben wurde. Aber gerade dieſer Waffenſtillſtand, der beiden Theilen zur Erholung und Verſtärkung ihrer Streitkräfte Bedürfniß war, half der Sache der Verbündeten auf und begründete deren glückliches Ende. Preußen vollendete ſeine Nationalbewaffnung ſo, daß es nun mit einem weit ſtärkern Heere, als es jemals gehabt hatte, auftreten konnte; Rußland zog neue Maſſen unter Bennigſen herbei; England, das am 14. u. 15. Juni ſeine Bündniſſe mit Preußen und Rußland erneuerte, ſendete Hilfsgelder und Kriegsgeräthe aller Art; Schweden vermehrte, als ihm Norwegen aufs neue zugeſichert worden war, ſeine Streitmacht in Pommern und Brandenburg auf 30,000 Mann, und an die Spitze derſelben trat der Kronprinz, vormals Napoleons Waffengefährte, Bernadotte, der am 18. Mai nach Stralſund gekommen war und vom 10—12. Juli zu Trachenberg in Schleſien mit Alexander, Friedrich Wilhelm und öſtreichiſchen und brittiſchen Bevollmächtigten den fernern Kriegsplan

plan verabredete. Auch erſchien bei den Verbündeten **Moreau**, der, auf Bernadotte's und Alexanders Einladung, am 26. Juni auf einem engliſchen Schiffe von Neu=York abgeſegelt, am 6. Aug. nach Stralſund, am 17. Aug. nach Prag gekommen und hier mit dem Titel eines ruſſiſchen Generallieutenants als Rathgeber in das Gefolge Alexanders eingetreten war. Was aber ganz eigentlich zur Entſcheidung hinführte, weil es in die Wagſchaale des Kampfes das Uebergewicht legte, war, daß Oeſtreich mit den Verbündeten zuſammen trat *).

Oeſtreich, das durch **Napoleon** vielfältige Einbuße an Macht, Anſehn und Einfluß erlitten und durch Vermählung ſeiner Prinzeſſin mit ihm keinen der erwarteten Vortheile erlangt hatte, war, nicht minder als andre europäiſche Mächte, gegen ihn erbittert. Nur nothgedrungen hatte es im Jahre 1812 (14. März) ein Bündniß mit ihm abgeſchloſſen, und ſchon vor Ablauf dieſes Jahres (im Dec.) durch Zurückziehung ſeiner Hilfstruppen dasſelbe aufgehoben. Vergebens hatte hierauf **Napoleon** durch Anerbietung Schleſiens es zu beſtechen, oder durch vergrößerte Siegesnachrichten es einzuſchüchtern, oder durch friedfertige Aeuſſerungen es zu begütigen; vergebens hatten aber auch Rußland und Preußen es raſch auf ihre Seite zu ziehen geſucht. Der

Hin-

---

*) **Napoleon** ſelbſt erklärte (bei **Montholon** II, 170): „dem Wechſel der Politik Oeſtreichs iſt das Unglück Frankreichs (d. i. Napoleons) zuzuſchreiben."

Hinblick auf zeitheriges Kriegsunglück und auf die Zerrüttung ſeiner Finanzen hielt es von kühnen Wagniſſen zurück. Gleichwohl konnte es, um ſeines Intereſſe willen, nicht neutral bleiben; denn ſiegten die Verbündeten ohne ſeinen Beiſtand, ſo lief es Gefahr, ihnen an Anſehn und Einfluß nachzuſtehen; und ſiegte Napoleon, ſo war es der Willkür desſelben völlig bloß geſtellt; auch fühlte es ſich im gleichen Maße zur Sache der erſteren hingezogen, wie von der Sache des letztern abgeſtoßen. Am räthlichſten ſchien es ihm daher, ehe es ſich offen gegen Napoleon erklärte, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Während es alſo drei Armeen aufſtellte, — die eine in Böhmen, die andere an den Grenzen der illyriſchen Provinzen, die dritte gegen Baiern — ſprach es zu den kämpfenden Mächten Worte des Friedens, mit der Erklärung, ſeine Waffen gegen diejenige Macht zu wenden, die der Herſtellung desſelben entgegen ſein würde. Während es ferner den von Napoleon in Vorſchlag gebrachten Congreß zu Prag veranſtaltete (27. Juli — 10. Aug.), nahm es an den zu Trachenberg (10 — 12. Juli) gehaltenen Kriegsberathungen Antheil und verabredete (27. Juli) ein Bündniß mit Rußland und Preußen. Endlich, da Napoleon in keine Entſagung oder Abtretung einwilligte und den Congreß, auf welchem er keine entſcheidende Stimme führen ſollte, mit verzögernden Weitſchweifigkeiten hinhielt (weshalb derſelbe ſich ohne Ergebniß auflöſete, 10. Aug.): trat es am 12. Aug. mit offener Kriegserklärung gegen ihn hervor.

Auf ſolche Art war ein Bund zu Stande gekommen, der durch ſeine Größe, wie durch den Geiſt, der ihn durchdrang, ewig denkwürdig bleiben wird. Gegen Napoleon ſtanden im offnen Kampfe (außer England) Oeſtreich, Rußland, Preußen und Schweden, die zuſammen eine Macht von wenigſtens 482,000 Mann aufbrachten, während Napoleon ihnen nur 250,000 entgegen ſtellen konnte. Das Uebergewicht der Zahl war alſo auf Seiten der Verbündeten. Und welcher Geiſt waltete in ihrem Bunde! Das alte Mißtrauen zwiſchen Oeſtreichern und Preußen, zwiſchen Ruſſen und Schweden wich dem Gefühle der Nothwendigkeit gemeinſamer Anſtrengungen; „Alle für Einen und Jeder für Alle,“ war ihre Looſung. Die Fürſten ſelbſt gaben ein Beiſpiel von Eintracht und Vertrauen, das Eintracht und Vertrauen unter den Heeren erwecken mußte. Um den Muth derſelben zu befeuern, alle vorkommenden Mißverſtändniſſe im Entſtehen zu beſeitigen und, was gemeinſamer Berathung bedurfte, ſchnell zu entſcheiden, begleiteten die Monarchen Oeſtreichs, Rußlands und Preußens ihr Hauptheer; und damit jeder Kriegsruhm, wie jeder Unfall, gleichmäßig allen zu Theil werden möchte, ſtellten ſie in drei Heeren ihre Truppen zuſammen. Das Hauptheer, das ſie in Böhmen aus Oeſtreichern, Ruſſen und Preußen bildeten (237,000 Mann), ward dem Fürſten Schwarzenberg untergeben; das zweite Heer, aus Ruſſen und Preußen in Schleſien gebildet und daher „das ſchleſiſche Heer“ genannt (95,000 M.), bekam den Marſchall Blücher zum Oberanführer; das dritte Heer oder „die Nordarmee", gebildet im Brandenburgiſchen aus ſchwediſchen, ruſſiſchen, preußiſchen, mecklenburgiſchen, hannöverſchen und hanſeatiſchen Truppen (150,000 M.), wurde vom Kronprinzen (jetzt König) von Schweden angeführt. Vereinzelt ſtanden die Oeſtreicher unter Hiller an den Grenzen der illyriſchen Provinzen gegen den Vicekönig Eugen, den Napoleon ſchon im Mai nach Italien geſendet hatte, und an den Grenzen Baierns unter dem Fürſten von Reuß Heinrich XV. Einen ſo großen, ſo einträchtigen, ſo wohl geordneten Bund hatte das neue Europa noch nie geſehen!

Doch mit ungebeugtem Muthe trat Napoleon, als der Waffenſtillſtand mit dem 16. Aug. aufhörte, demſelben entgegen, und ſein altes Waffenglück bewährte ſich noch einmal am Anfange des erneuerten Kampfes. Von Dresden aus, dem Mittelpunkte ſeiner Operationen, warf er ſich zuerſt gegen das ſchleſiſche Heer (21. — 23. Aug.) und trieb Blüchern vom Bober bis hinter die Katzbach. Doch auf die Nachricht, daß das Hauptheer aus Böhmen zur Eroberung Dresdens vordringe, fühlte er ſich genöthigt, die Verfolgung Blüchers aufzugeben und nach Dresden zurückzueilen. Er kam (26. Aug.) daſelbſt an, als die Verbündeten ſchon in die Umgebungen dieſer Hauptſtadt Sachſens eingedrungen waren, und ſchlug ſie (26. u. 27. Aug.) nach Böhmen zurück. Dabei fielen über 13,000 Gefangene in ſeine Hände, und ſein alter Gegner Moreau, der die Verbündeten zum Angriff auf Dresden begleitet hatte, wurde tödtlich verwundet, ſo daß er wenige Tage nachher (2. Sept.) zu Laun in Böhmen ſtarb. Aber mit dieſem Siege endigte Napoleons Siegerbahn auf deutſchem Boden.

Während er bei Dresden ſiegte, ſiegte Blücher an der Katzbach (26. Aug.) über den Marſchall Macdonald, der Schleſien behaupten ſollte, ſo nachdrücklich, daß die Franzoſen mit einem Verluſt von 18- bis 20,000 Mann ganz Schleſien räumen mußten. Gleich darauf wurde der wildbrauſende Vandamme, der dem aus Böhmen vorgedrungenen Hauptheere in den Rücken fallen ſollte, bei Culm am 30. Aug. durch Oſtermann und Kleiſt umſchloſſen, geſchlagen und gefangen; wodurch für Napoleon nicht nur eine Schaar von 8 — 10,000 Mann, ſondern auch der Hauptgewinn, den er von ſeinem Sieg bei Dresden erwartete, verloren ging. Aehnliche Verluſte erlitt er durch die Nordarmee. Oudinot, der mit 80,000 Mann Berlin einnehmen ſollte, ward am 23. Aug. von ihr, vornehmlich durch Bülow, bei Großbeeren geſchlagen; dann Ney, der dieſe Niederlage rächen ſollte, am 6. Sept. bei Dennewitz und Jüterbok durch Bülow, Tauenzien und den Kronprinzen von Schweden, wobei dem franzöſiſchen Heer auf 20,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen entriſſen wurden. Napoleon ſelbſt, der erſt vergebens in die Oberlauſitz gegen

Blücher gezogen war (3 —7 Sept.; Blücher wich abermals vor ihm zurück), dann nach Vandammes Niederlage in Böhmen eindringen wollte, wurde bei Rollendorf (17. Sept.) von Wittgenſtein, Zieten und Colloredo aus Böhmen zurückgetrieben. Zu gleicher Zeit ſtürmten faſt von allen Seiten Feindesmaſſen ihm entgegen, ſo daß der Kreis, in welchem er ſich frei bewegen konnte, enger und enger wurde. Hinter ſeinem Rücken bei Zeitz, Naumburg und Weiſſenfels machten Streifcorps ſeine Verbindung mit Frankreich unſicher, von der Oberlauſitz her drang Blücher nach der Elbe und behauptete am 3. Oct. beim Dorfe Wartenburg mit heldenmüthiger Kühnheit den Uebergang über dieſelbe; von Brandenburg her rückte nach der Schlacht bei Dennewitz der Kronprinz von Schweden nach der Elbe, überſchritt ſie (am 4. Oct.) bei Roßlau und Acken, nahm ſein Hauptquartier in Deſſau und vereinigte ſich ſeit dem 7. Oct. bei Mühlbeck an der Mulde mit Blücher; von Böhmen her rückte das Hauptheer durch das Erzgebirge nach Altenburg, nachdem Bennigſen, mit den ruſſiſchen Reſerven von der Oberlauſitz kommend, ſich ihm genähert hatte. Um von ſo vielen Feinden nicht eingeſchloſſen zu werden, zog endlich Napoleon am 7. Oct. von Dresden ab, ohne doch dieſe Stadt gänzlich aufzugeben: er ließ daſelbſt 30,000 Mann unter dem Marſchall Gouvion St. Cyr zurück. Aber vom Angriff zur Abwehr zurückgebracht, oder nicht mehr die Umſtände leitend, ſondern von ihnen geleitet, ſchwankte er in ſeinen Maßregeln. Ueber Wurzen (8. Oct.) und Eilenburg (9. Oct.) nach Düben hingelangt, blieb er vom 10. — 14. Oct. daſelbſt, ungewiß, wie es ſcheint, ob er auf Blücher losgehen, oder bei Magdeburg ſich feſtſetzen ſollte. Endlich beſtimmte ihn das weitere Vordringen des Hauptheeres ſich nach Leipzig hinzuwenden, wo bereits ein großer Theil ſeiner Truppen ſtand und ſchon am 14. Oct. (bei Liebertwolkwitz) ein blutiges Gefecht ſtattfand. Blücher und der Kronprinz von Schweden zogen hinter ihm her. Und ſo kam es zu der Völkerſchlacht bei Leipzig vom 16. — 19. Oct.

Am 16. Oct. begann die Schlacht mit einem furchtbaren Kanonendonner, zuerſt auf der Südſeite bei Wachau, wo Schwarzenberg gegen Napoleon, dann auf der Nordſeite bei Möckern, wo Blücher gegen Marmont, und gleichzeitig auf der Weſtſeite bei Lindenau, wo Giulay, von Schwarzenberg abgeſendet, gegen Bertrand kämpfte. Sie dauerte bis zum ſpäten Abend, führte aber nicht zur Entſcheidung. Die Verbündeten konnten, wie ſehr ſie ſich auch anſtrengten, den Kampf nicht vollenden. Wenn ſie auch bei Möckern entſchieden im Vortheil waren, ſo vermochten ſie doch nicht bei Lindenau vorzudringen, und bei Wachau, dem Hauptpunkte des Kampfes, wurden ſie bis Güldengoſſe zurückgetrieben. Napoleon ließ daher ein Siegesgeläute zu Leipzig veranſtalten, obſchon die Verbündeten noch am Abend dieſes Tages ihre vorigen Stellungen wieder einnahmen. — Am 17. Oct. ruhete der Hauptkampf.

kampf. Indeſſen rüſteten und verſtärkten ſich die beiderſeitigen Heere. Napoleon zog eine Abtheilung der Sachſen an ſich und ſuchte ſeine Stellungen zu ſichern. Dagegen rückten zu Schwarzenbergs rechtem Flügel die Reſerven unter Bennigſen und Colloredo, und zum linken Flügel Blüchers die Nordarmee unter dem ſchwediſchen Kronprinzen. Nun erſt hatten die Verbündeten das Uebergewicht an Truppenmaſſen und konnten weiter als in einem Halbkreiſe das franzöſiſche Heer umſchließen, ſo daß dieſem nur noch (weſtwärts) die Straße über Lindenau nach Lützen frei blieb. — Darauf erfolgte am 18. Oct. die Entſcheidung, doch erſt nach langer und blutiger Anſtrengung; denn auch an dieſem Tage bewährte Napoleon die Fülle ſeiner Macht und Feldherrngaben. Am blutigſten wogte der Kampf auf der Südſeite um die Dörfer Connewitz und Probſtheide, und auf der Oſtnordſeite bei Stötteritz und Schönfeld und lange mit wechſelnden Erfolgen. Erſt als, wider Napoleons Erwarten, die Nordarmee unter dem Kronprinzen in die Schlachtreihe trat und zwar ſo, daß ſie zwiſchen Blüchers und Bennigſens Schaaren einrückte, dann Nachmittags zwei Regimenter Würtemberger unter Normann und 6000 Sachſen mit 30 Kanonen unter Ryſſel zu den Verbündeten übergegangen waren, wurde die Schlacht entſchieden. Die Linien der Franzoſen wurden durchbrochen, ſo daß ſie vor Leipzig ſich nicht länger behaupten konnten. Hierauf wurde am 19. Oct. vollendet, was bereits am 18. Oct. entſchieden war! Nach

Napoleons Willen ſollte, um den Rückzug, den er ſchon am 18. Oct. hatte beginnen laſſen, zu decken, Leipzig vertheidigt werden, am Petersſchlage durch Poniatowski, am grimmaiſchen und halliſchen Schlage durch Macdonald. Aber die Verbündeten ließen ſich nicht aufhalten. Mit dem verſtärkten Muthe, den das Gefühl der Uebermacht und die Gewißheit des Sieges verleihet, ſtürmten ſie gegen die Stadt, die dadurch in furchtbare Gefahr und Angſt gerieth. Noch kämpfte ein Theil der Franzoſen in wüthiger Verzweiflung, während die andern auf dem einzigen und ſchmalen Wege, der ihnen noch offen ſtand, am rannſtädter Schlage über die Elſter nach Lindenau in wilder Flucht Rettung ſuchten. Napoleon ſelbſt verließ Leipzig nach 10 Uhr, ſcheinbar ruhig, aber düſter, in ſich gekehrt, durch das Gedränge der Flüchtenden hinreitend. Zu Lindenau angelangt, gab er im Betreff des Rückzugs Verhaltungsbefehle. Die Brücke am rannſtädter Schlage, die die Verbindung zwiſchen Leipzig und ſeinem Rückzuge vermittelte, wurde (um halb zwölf Uhr) durch eine Pulvermine geſprengt. Eine andre Brücke über die Elſter war nicht vorhanden. Alſo ward alles, was von franzöſiſchen Kanonen, Wagen, Pferden und Truppen noch am rechten Ufer der Elſter war, eine Beute des Siegers. Vergebens ſuchten noch Tauſende im franzöſiſchen Heere ſich zu retten: ſie fanden (unter ihnen der tapfere Poniatowski) ihren Untergang theils beim Ueberſetzen über die Elſter, theils beim Anſtürmen der Verbündeten. Jetzt nämlich, gegen Mittag, gelang es dieſen, nach blutigen Gefechten vor und in den Vorſtädten, ſich der Stadt zu bemächtigen. Gleich darauf (um 1 Uhr) zogen die verbündeten Monarchen, die während des Kampfes in der Gegend von Probſtheide ſich aufgehalten hatten, erſt Kaiſer Alexander mit König Friedrich Wilhelm, dann Kaiſer Franz, unter dem freudigſten Volksjubel in Leipzig ein, und dieſe Stadt hatte Urſache die Milde der Monarchen und die Rechtlichkeit ihrer Truppen zu ſegnen!

So endigte die Schlacht bei Leipzig, die zu der größten und wichtigſten gehört, die die Geſchichte des neuen Europa aufzuweiſen hat. Drei Tage hatte hier, in einem Umkreis von etwa drei Meilen, eine halbe Million Menſchen, von denen über 100,000 das Leben verloren *), mit ſeltener Anſtrengung und Ausdauer einander gegenüber geſtanden; ihr Kampf hatte nicht einem kleinlichen Länderbeſitz, ſondern den wichtigſten Intereſſen Europas gegolten, und gelähmt wurde durch dieſen Kampf die Macht des Furchtbaren, von welcher zeither die Staaten Europas erſchüttert worden waren, und zertrümmert das Joch, das er auf deutſche Fürſten

---

*) Von Seiten Napoleons (bei Las Cases Th. VIII, S. 98) wird die Stärke ſeiner Armee bei Leipzig zu 157,000 M., die der Verbündeten zu 350,000 M., der Verluſt der Verbündeten zu 150,000 und ſein Verluſt zu 50,000 M. angegeben. — Nach Berechnung ſeiner Gegner betrug das Heer der Verbündeten 290 — 300,000 M., ihr Verluſt an Todten 45,000 M., und das Heer Napoleons 170 — 200,000 Mann und ſein Verluſt an Todten 60,000. Außerdem fielen zu Leipzig noch 22,000, größtentheils Verwundete und Kranke, in die Hände der Verbündeten.

und Völker geworfen hatte. Nun konnte Deutſchland wiederum frei und ſelbſtändig werden, nun vertriebene Fürſten zu den Thronen ihrer Väter zurückkehren, nun Preußen wiederum in die Reihe der Mächte erſten Ranges eintreten. Mit Freude, mit Jubel, mit Dank gegen die Vorſehung wurde daher die Nachricht von dem Rettungsſiege in allen Ländern, die nach Befreiung von Napoleons Joch ſich ſehnten, beſonders in Deutſchland, vernommen und verbreitet. Edlere Naturen fühlten ſich wie neugeboren im freigewordenen Vaterlande, theurer war dadurch dasſelbe jedem deutſchen Manne geworden, und es erhoben ſich goldene Träume von einer goldenen Zukunft, die alle Leiden der Gegenwart aufwiegen würde. Doch ſchon dieſe Freude war nicht ohne Zuſatz von Schmerz, beſonders für die biederen Sachſen. Sie, die alle Schreckniſſe des Krieges getragen und zur Erringung des Rettungsſieges mitgewirkt hatten, ſie mußten ſehen, wie ihr hochverehrter König, den Napoleon gezwungen hatte, ſich mit ihm nach Leipzig hinzuwenden, am 23. Oct. nach dem Schloſſe Friedrichsfelde bei Berlin als Gefangener abgeführt und ihr aus tauſend Wunden blutendes Land als ein erobertes unter Verwaltung (erſt der Ruſſen, Oct. 1813 — Nov. 1814, dann der Preußen, Nov. 1814 — Juni 1815) geſtellt wurde.

Mit frohen Empfindungen blickte man dagegen dem Abzuge Napoleons und ſeiner Franzoſen nach! Durch die erlittene Niederlage zur Räumung Deutſchlands genöthigt, nahm er ſeinen Rückzug über Weiſſenfels, Freiburg, Buttelſtädt, Erfurt, Gotha, Eiſenach, Hanau und Frankfurt nach Mainz. Noch war ſein Heer, als er Leipzig verließ, etwa 100,000 Mann ſtark und zum Theil ſchlagfertig; aber wenig fehlte, daß ſein diesjähriger Rückzug aus Deutſchland eben ſo verderblich für ihn wurde, als ſein vorjähriger aus Rußland. Hunger, Ermattung, Verzweiflung und Waffengewalt raffte viele Tauſende der Seinigen dahin; überall waren Heerestheile der Verbündeten, beſonders die gefürchteten Koſaken und Preußen, ihm nahe, überfielen einzelne Abtheilungen ſeines Zuges und entriſſen ihm Menſchen, Pferde, Kanonen und Gepäck. Beſonders nachtheilig wurde ihm der Angriff des Generals York bei Freiburg an der Unſtrut (21. Oct.), dann bei Hanau (28 — 30. Oct.) der Kampf mit den Oeſtreichern und Baiern, die unter dem General Wrede ſein Heer vom Rheine abſchneiden und vernichten wollten. Nur unter großem Verluſte *) konnte er ſich durchſchlagen und Frankfurt erreichen (31. Oct.). Hierauf gelangte er am 2. Nov. nach Mainz und am 9. Nov. nach St. Cloud. Doch kaum 70,000 Mann brachte er über den Rhein zurück.

Indeſſen hatten die Verbündeten nicht gezögert, ihren großen Sieg zu benutzen. Denn während ſie Napoleons

---

*) Venturini (Chronik 1813, S. 776) berechnet denſelben auf 15,000 Todte und 15,000 Gefangene.

poleons Heer bis zum Rhein verfolgten, drängten ſie auch Napoleons Herrſchaft nach Frankreich zurück. Die Städte und Feſtungen diesſeit des Rheins, die noch in franzöſiſchen Händen waren (an der Weichſel Danzig und Modlin, an der Oder Stettin, Cüſtrin und Glogau, an der Elbe Dresden, Torgau, Wittenberg, Magdeburg und Hamburg, an der Gera Erfurt, am Main Würzburg, am Rhein Weſel), wurden nach und nach (Nov. 1813 — Apr. 1814) zur Uebergabe gezwungen. Der Rheinbund wurde völlig aufgelöſet. Das Königreich Weſtphalen, von Jerome am 26. Oct. verlaſſen, zerfiel, und ſeine Beſtandtheile kamen wieder an Preußen, Hannover, Braunſchweig und Heſſen; das Großherzogthum Berg, das Napoleon an ſich gezogen hatte, wurde mit Beſchlag belegt; eben ſo die Länder Dalbergs und der Fürſten von Leyen und Iſenburg, als beharrlicher Anhänger Napoleons. Die übrigen Fürſten des Rheinbundes wurden zu dem großen Bunde gezogen. Schon vor der leipziger Schlacht hatte Baiern, vom Rheinbunde ſich trennend, mit Oeſtreich ein Bündniß geſchloſſen (zu Ried bei Braunau, 8. Oct.) und an Napoleon den Krieg erklärt. Nach der leipziger Schlacht beeilten ſich (Oct. u. Nov.) die übrigen Fürſten des Rheinbundes (mit Ausnahme der oben bemerkten), den Verbündeten beizutreten. Zu Frankfurt (dem Hauptquartier derſelben ſeit dem 5. u. 6. Nov.) kamen die Verträge mit ihnen zu Stande und zugleich eine Centralbehörde, welche die Verwaltung der in Beſchlag genommenen

Länder und Städte leiten und die Erfüllung der von den deutſchen Fürſten übernommenen Verbindlichkeiten beaufſichtigen ſollte. Und nicht Geringes war es, was von dieſen gefordert wurde. Sie mußten zum Unterhalt der Heere, außer beſtimmten Natural-Lieferungen, nicht nur den Betrag des einjährigen Einkommens ihrer Länder zur Centralkaſſe abliefern, ſondern auch noch einmal ſo viel Truppen, als früher zum Rheinbunde, ſtellen, theils Linientruppen, theils Landwehr; ferner Freiwillige aufrufen und einen Landſturm anordnen. Doch Fürſten und Völker wetteiferten in jenen Tagen der Begeiſterung ihren Verpflichtungen nachzukommen. Freiwillig ſtrömten Männer und Jünglinge aus allen Ständen zu den Waffen; wer perſönlich an dem Kriege nicht Theil nehmen konnte, brachte Geldopfer, oder ſorgte für Kriegsbedürfniſſe, oder widmete ſich der Pflege verwundeter und kranker Krieger, oder feuerte durch Rede und Schrift zu patriotiſchen Geſinnungen und Thaten an. Man fühlte, wie nöthig auch fernerhin Das ſei, wodurch jetzt Großes ausgerichtet worden war, nämlich kraftvolle Anſtrengung, feſtes Zuſammenhalten und treues Ausharren.

Wie aber Deutſchland, ſo wurden auch andre Staaten, die Napoleon zu Bollwerken ſeines Thrones gemacht hatte, für die Verbündeten gewonnen. Dänemark wurde durch den Kronprinz von Schweden, der nach der leipziger Schlacht gegen Niederſachſen ſich hingewendet hatte, dort erſt Lübeck einnahm (5. Dec.), dann gegen Holſtein und Schleswig vordrang, zum Kieler Frieden genöthigt (14. Jan. 1814), in welchem es ganz Norwegen an Schweden abtrat, und dafür von Schweden Pommern und Rügen erhielt. Gleichzeitig ſchloß es auch mit England Friede (wobei es Helgoland abtrat), dann mit Rußland (8. Febr.) und Preußen (2. Juni). Doch die 10,000 Mann, die es zur Sache der Verbündeten zu ſtellen verſprach, erſchienen nicht auf dem Kampfplatze. — Holland, von den Franzoſen unvertheidigt, ergab ſich, aus Haß gegen ſie, faſt ohne Schwertſtreich dem Heere, das Bülow herbeiführte (Nov. 1813), und rief den Prinzen von Oranien als ſeinen ſouverainen Fürſten zurück. Er zog am 2. Dec. wieder in Amſterdam ein. — Die illyriſchen Provinzen ſammt dem Königreich Italien ſuchte der heldenmüthige Vicekönig Eugen zu ſchützen; doch konnte er nur mit Mühe gegen die Oeſtreicher unter Hiller, dann unter Bellegarde ſich behaupten. Er wurde (Aug. und Sept.) aus Kärnthen, Krain und dem ganzen Littorale vertrieben und mußte ſich (Oct. — Nov.) bis zur Etſch zurückziehen. — Neapel wurde durch Murat, der nach der Schlacht von Leipzig, voll Zornes gegen ſeinen Kaiſer, nach Neapel zurückgekehrt war, von Napoleon abgewendet. Schon am 11. Nov. erklärte ſich Murat gegen das Continentalſyſtem, am Ende des Jahres bedrohete er das Königreich Italien und am 11. Jan. 1814 ſchloß er mit Oeſtreich ein Bündniß gegen Frankreich. — Spanien endlich war ſeit dem Oct.

1813 gänzlich für Napoleon verloren. Hier hatte Wellington ſchon im Jahre 1811 durch ſeinen Sieg bei Salamanca (21. Juli) die franzöſiſche Macht ſehr geſchwächt; vernichtet aber wurde ſie im Jahre 1813, als Napoleon viele Tauſende nebſt dem kriegskundigen Marſchall Soult aus Spanien nach Deutſchland gezogen hatte. Jetzt gewann Wellington den entſcheidenden Sieg bei Vittoria am 21. Juni über den König Joſeph, dem Marſchall Jourdan zur Seite ſtand. Durch dieſen Sieg fielen die Hauptpäſſe über die Pyrenäen in die Hände der Engländer. Vergebens ſuchte hierauf Soult, von Napoleon mit Verſtärkungen zurückgeſendet, wieder vorzudringen. Er wurde (26.—30. Juli) am Fuße der Pyrenäen geſchlagen, Pampelona erobert, und das franzöſiſche Heer auf franzöſiſchen Boden getrieben. Wellington ſelbſt drang am 7. October über die Bidaſſoa gegen Bayonne vor und behauptete ſich daſelbſt, wie ſehr auch Soult ſich bemühte (10 bis 13. Dec.), ihn aus Frankreich zu vertreiben. König Joſeph hatte ſich ſchon am 27. Juli aus Spanien nach Frankreich geflüchtet.

Demnach ſchloß ſich das Jahr 1813 damit, daß Napoleon aus Spanien, Holland und Deutſchland vertrieben, der Beiſtand ſeiner Föderativſtaaten ihm entzogen, und der Kampf gegen ihn nach Frankreich, wo er ausgefochten werden ſollte, hingewälzt wurde.

3. Der Krieg in Frankreich, 1814.

Als die Verbündeten ſich gegen Napoleon vereinigten, waren ſie von dem Gedanken an einen Einfall in Frankreich weit entfernt; noch am 17. Aug. 1813 erklärte Schwarzenberg in einem Aufrufe an ſein Heer: „Nicht gegen Frankreich, ſondern gegen franzöſiſche Obergewalt auſſerhalb der Grenzen Frankreichs erhebt ſich dieſer große Bund" *). Erſt als der Gang der Ereigniſſe ſie bis zum Rhein geführt hatte, ſcheint der Gedanke, den Uebermächtigen auch in Frankreich zu bekämpfen, zum Leben und Vorſatz in ihnen gereift zu ſein. Und nicht in leidenſchaftlicher Haſt brachten ſie ihn zur That! Sie bedachten, wie Napoleon, bei der Fülle ſeiner Feldherrngaben und dem leichtreizbaren Ehrgefühl der Franzoſen, auf dem eignen Boden neue Stärke gewinnen und wie bei einer allgemeinen Volksbewaffnung ihr Einfall in Frankreich eben ſo unglücklich, wie in den Jahren 1792 — 1794 endigen könnte. Sie ließen daher, während ſie unabläſſig zur Fortſetzung des Krieges ſich rüſteten, von Frankfurt aus Friedensanträge an Napoleon gelangen, in denen ſie zur Grundlage machten, daß er auf Deutſchland, Holland, Spanien und Italien Verzicht leiſten und ſich hinter die Alpen, Pyrenäen und den Rhein zurückziehen ſollte. Doch da England dieſe Friedensbaſis nicht anerkannte, da Napoleon zögerte auf ſie einzugehen, da überhaupt Friedensliebe

von

---

*) Venturini's Chronik 1813, S. 286.

von ihm nicht zu erwarten war, und da zeitheriges Kriegsglück zu den ſchwierigſten Unternehmungen ſie begeiſterte und der unter den deutſchen Völkern erwachte Freiheitsdrang ihnen zum Rückhalte diente: ſo beſchloſſen ſie, über den Rhein nach Paris vorzudringen, um daſelbſt Napoleon zum Frieden zu zwingen; vielleicht auch, falls er hartnäckig denſelben verweigerte, ihn vom Throne zu ſtoßen.

Als Einleitung zu dieſem Beginnen erließen ſie zu Frankfurt am 1. Dec. 1813 eine Kundmachung, die darauf abzielte, das franzöſiſche Volk von Napoleon zu trennen und das Ehr- und Vaterlandsgefühl des erſtern zu beſchwichtigen. Sie erklärten nämlich, „daß ſie nicht gegen Frankreich, ſondern nur gegen jene laut verkündigte Uebermacht, welche Kaiſer Napoleon zum Unglück Europas und Frankreichs nur allzulange auſſerhalb der Grenzen ſeines Reiches ausgeübt habe, die Waffen führten; daß Frankreich groß, ſtark und glücklich ſein und eine Gebietsausdehnung behalten ſollte, dergleichen es nie unter ſeinen Königen gehabt hätte; aber daß auch die übrigen Mächte frei und ruhig ſein und ihre Völker künftig vor den Leiden bewahrt werden ſollten, welche ſeit zwanzig Jahren auf Europa gelaſtet hätten." — Nach ſolcher Erklärung rückten ſie mit ihrem, wie vorher, in drei Haupttheile geſonderten Heere, das zuſammen über eine halbe Million Menſchen umfaßte, von drei verſchiedenen Seiten gegen Frankreich los. Das Hauptheer unter Schwarzenberg, zu welchem die Truppen des ſüdlichen Deutſchlands gezogen worden, ſollte am Oberrhein von der Schweiz aus, das ſchleſiſche Heer unter Blücher, dem die Truppen der norddeutſchen Staaten beigegeben worden, ſollte am Mittelrhein zwiſchen dem Necker und der Moſel, und das preußiſch-ruſſiſche Heer (vorher die Nordarmee), jetzt unter Bülow und Winzingerode (da der Kronprinz von Schweden noch mit den Dänen beſchäftigt war, dann Bedenken trug, den franzöſiſchen Boden feindlich zu betreten), ſollte am Niederrhein, von Holland aus, in Frankreich eindringen.

Napoleon trat der Gefahr, die ihm drohete, mit ungeſchwächtem Muthe entgegen. Nachgiebigkeit in die Friedensanträge der Verbündeten ſchien ihm entehrend und keine Sicherheit verſprechend. Nur um den Wünſchen des franzöſiſchen Volkes zu ſchmeicheln, und um die Unternehmungen der Verbündeten aufzuhalten, pflog er mit ihnen Unterhandlungen (16. Nov. — 10. Dec.); aber während derſelben bot er alles auf, um gegen äuſſere Feinde ſich zu rüſten und gegen innere Feinde ſich zu ſichern. Denn auch im Innern war es nicht, wie vorher, geblieben. Die erlittenen Niederlagen hatten ſeiner Regierung ihren Zauber entriſſen; Freiheitsideen waren wieder erwacht; vormalige Royaliſten hatten zu Gunſten der Bourbons neue Verbindungen geſchloſſen. Statt des ſtummen Gehorſams, der zeither geherrſcht hatte, regte ſich jetzt der Anklang des Widerſpruchsgeiſtes; im weſtlichen Frankreich wurden durch die daſelbſt eingedrungenen Engländer Vorbereitungen zu einer Regierungsveränderung getroffen und unter den Vornehmen zu Paris erhob ſich heimlich ein gegen Napoleon gerichtetes Ränkeſpiel. Nur Eintracht im Innern und Waffengewalt nach Auſſen konnte das Kaiſerreich retten. Hiervon überzeugt, ſuchte Napoleon die Franzoſen aufs neue um ſich zu vereinigen und für ihr Vaterland zu begeiſtern. Er eröffnete daher am 19. Dec. die Sitzungen des geſetzgebenden Körpers, welche er ſchon auf ſeiner Flucht aus Deutſchland, zu Gotha am 25. Oct., zuſammen berufen hatte. Aber ſtatt der gehofften Vereinigung zeigte ſich ihm offner Widerſpruch. Die Deputirten Lainé (aus Bordeaux) und Raynouard (aus Dijon) erklärten (29. Dec.) als Berichterſtatter über die ihnen mitgetheilten Friedensunterhandlungen, daß der Ehrgeiz der Regierung an den Leiden Schuld ſei, die jetzt über Frankreich kämen, und daß den Franzoſen, um ſie zur Fortſetzung des Krieges zu verpflichten, Bürgſchaften für die bürgerliche und politiſche Freiheit von der Regierung zugeſtanden werden müßten. — Allerdings hatten die Franzoſen volles Recht, ſolche Bürgſchaften zu fordern; aber unrecht war es, daß ſie, die in den Tagen des Waffenglücks hierüber geſchwiegen hatten, grade jetzt, in der gefährlichſten Lage des Staates, dieſe Forderungen erheben und damit Volk und Regierung entzweiten. Von dieſem Gedanken zum wildeſten Zorn hingeriſſen, entließ Napoleon am 30. Dec. den geſetzgebenden Körper, wobei er unter anderen folgende, ſein innerſtes Weſen bezeichnende, Worte ſprach: „Ich hatte euch zuſammenbe-

„rufen, mich zu unterſtützen, und ihr ſeid gekommen, um „das zu ſagen und zu thun, was den Feinden zu Statten „kommt. Anſtatt uns zu vereinigen, trennt ihr uns. — „Ihr ſeid nicht Stellvertreter der Nation, ſondern Abgeordnete der Departements. Ich allein bin der wahre „Repräſentant des Volkes. — Was iſt der Thron? „Ein Stück Holz mit einem Stücke Sammet überzogen; „nur der, welcher ihn inne hat, gibt ihm Bedeutung." — „In drei Monaten ſollt ihr Frieden haben, „oder ich will zu Grunde gehen; aber jetzt muß man „Thatkraft zeigen." — „Ich werde den Feind aufſuchen „und ſchlagen." — „Nur darum ſtehe ich an der Spitze „der Nation, weil die gegenwärtige Staatsverfaſſung für „mich paßt. Verlangt Frankreich eine andre, die mir „nicht gefällt, dann werde ich ſagen, ſucht euch einen andern Herrſcher. Uebrigens bedarf Frankreich meiner „mehr, als ich Frankreichs bedarf" *).

Jetzt, auf ſich ſelbſt geſtellt, ſuchte er ſein Heil in der Waffengewalt. Schon hatte der Senat auf ſeinen Betrieb unter dem 16. Nov. die Aushebung von 300,000 Mann aus den Conſcriptionen der Jahre 1806 — 1814 angeordnet; und nun betrieb er dieſe Anordnung, ſorgte für Vertheidigungsanſtalten aller Art, ſammelte, was er

an

---

*) Da dieſe Rede, die Eingebung des Augenblicks, nur von dem Gedächtniß der Zuhörenden aufgefaßt werden konnte, ſo erſcheint ſie bei denen, die ſie mittheilen, nicht gleichförmig. Doch in den Haupttheilen derſelben ſtimmen alle zuſammen. S. Fain, Manuſcript vom Jahr 1814, S. 17. — und Bran's Minerva 1831. 4. B. S. 210 ff.

an Streitkräften zuſammenbringen konnte, ungefähr 120,000 Mann, unter den Befehlen der Marſchälle Victor, Marmont und Macdonald am Ober-, Mittel- und Niederrhein und ſtellte den Marſchall Ney mit Reſerven bei Nancy, den Marſchall Augereau mit Truppen, die er aus Italien und Spanien zog, bei Grenoble auf. Auch forderte er mehrmals (unter dem 4. Jan., 26. Febr. und 5. März) das Volk in den befehdeten Theilen Frankreichs auf, ſich in Maſſe zu erheben, befeſtigte Paris, ſetzte daſelbſt die Nationalgarde in Thätigkeit, und rief Freiwillige zu den Waffen. Gefährlich ſchien es ihm, wenn jetzt, da die Verbündeten einzubrechen droheten, zwei ſeiner heimlichen Feinde, um die ſich leicht viele Andre ſammeln konnten, auf dem franzöſiſchen Boden zurück blieben, da er doch durch ihre Entfernung ſie und Andre mit ſich verſöhnen konnte. Er trat daher ſchon im Nov. 1813 mit Ferdinand VII., der noch zu Valençay war, in Unterhandlung, gab ihm in einem Vertrage vom 13. Dec. Spanien (auf welches König Joſeph verzichten mußte) unter gewiſſen Bedingungen zurück und ließ ihn am 15. März 1814 nach Spanien abziehen. Eben ſo ließ er den Pabſt, obgleich derſelbe alle Ausgleichungsvorſchläge beharrlich abgewieſen hatte, am 24. Jan. von Fontainebleau nach Italien zurückführen und befahl (unter dem 10. März), ihm Rom ſammt dem größten Theile des Kirchenſtaates, aus welchem ſich die Franzoſen bereits hatten zurückziehen müſſen, wieder einzuräumen. Nachdem er endlich am 23. Jan. ſeiner Gewahlin die Regentſchaft aufs neue übertragen und ihr am 24. Jan. ſeinen Bruder Joſeph unter dem Titel eines Generallieutenants zum Beiſtand gegeben hatte, verließ er am 25. Jan. in aller Frühe Paris und eilte nach Chalons an der Marne, um an der Spitze ſeines Heeres gegen die Verbündeten zu kämpfen.

Schon ſtanden dieſe auf franzöſiſchem Boden. Das Hauptheer unter Schwarzenberg, fortwährend begleitet von den Monarchen Oeſtreichs, Rußlands und Preußens, war nach der Schweiz, (die neutral bleiben wollte, aber von den Verbündeten als neutral nicht anerkannt werden konnte) und daſelbſt (21. Dec.) bei Baſel, Laufenburg und Schaffhauſen über den Rhein gegangen. Der Vortrab unter Bubna, auf 30,000 Mann, hatte am 30. Dec. Genf beſetzt, um einerſeits die Verbindung mit Italien zu eröffnen und andrerſeits Lyon zu bedrohen; Schwarzenberg ſelbſt war von Baſel aus auf der großen Straße nach Paris bis Langres vorgerückt, wo er am 19. Jan. ſein Hauptquartier hatte. Bülow und Winzingerode waren noch in den Niederlanden; Blücher aber war mit dem zu ihm gehörenden Corps am 1. Jan. 1814 bei Mannheim, Caub und Coblenz über den Rhein gegangen und hatte ſich dann nach der Saar, Marne und Aube hingezogen. Zwiſchen ihm und dem Hauptheere hatte Wittgenſtein, der am 2. Jan. bei Raſtadt über den Rhein gegangen war, am 15. Jan. die Verbindung vermittelt. Die Feſtungen an dem Rhein, der Moſel, Maas und Saone konnten das Vordringen der Verbündeten nicht verhindern, eben ſo wenig die franzöſiſchen Truppen, die in dieſen Gegenden ſtanden: jene wurden umſtellt, dieſe zurückgetrieben. Am 24. Jan. kam es bei Bar ſur Aube zwiſchen dem Kronprinzen von Würtemberg und dem Marſchall Mortier zu einem Treffen, das damit endigte, daß letzterer, nach tapferm Widerſtande, Bar ſur Aube verlaſſen und nach Troyes zurückweichen mußte.

Dieß war der Stand der Heere, als Napoleon am 25. Jan. bei dem ſeinigen eintraf. Er warf ſich zuerſt, von Chalons nach Vitry und Diziers vordringend, auf Blüchers Corps, deſſen Haupttheil er bei Brienne erreichte. Nach einem hartnäckigen Kampfe in und bei Brienne (29. Jan.) behauptete er das Schlachtfeld. Als aber Blücher, verſtärkt durch Truppenmaſſen des Schwarzenbergiſchen Heeres, am 31. Jan. wieder vordrang und es nun am 1. Febr. bei La Rothière (ſüdlich von Brienne) zu einer heißen Schlacht kam, konnte er den Sieg nicht erringen; er wurde zurückgetrieben und wendete ſich von Brienne über die Aube nach Troyes. Jetzt faßten die Verbündeten, im Gefühl ihrer Uebermacht, den Plan, ihn zu umgehen oder ihn von zwei Seiten her gleichſam zu erdrücken: Blücher ſollte längs der Marne, Schwarzenberg zwiſchen der Seine und Yonne die Richtung nach Paris nehmen. Doch ihre Trennung gab Napoleon'n Gelegenheit, ſich zwiſchen ſie zu drängen, bald das eine, bald das andre Heer anzugreifen und eins um das andre zu ſchlagen. Zuerſt wendete er ſich wiederum gegen Blücher, den kühnſten und thätigſten ſeiner Gegner, der ſo ſchnell an der Marne vorrückte, daß ſeine Vortruppen bis Meaux hinſtreiften. Am 5. Febr. brach Napoleon von Troyes über Nogent (7. Febr.) und Sezanne (9. Febr.) gegen ihn auf, durchſchnitt deſſen Linie und brachte über ihn empfindliche Verluſte. Am 10. Febr. wurde bei Champaubert der ruſſiſche General Olſufiew, der die Verbindung zwiſchen Blücher, der zu Etoges, und Sacken, der zu Montmirail ſtand, unterhalten ſollte, überraſcht, geſchlagen und gefangen; dann am 11. Febr. bei Montmirail Sacken nebſt York ſo bedrängt, daß beide nur unter großen Verluſten bei Chateau-Thierry das rechte Ufer der Marne erreichen konnten; endlich Blücher ſelbſt, der mit Kleiſt's und Langeron's Schaaren den Seinigen zu Hilfe geeilt war, bei Vauchamp (zwiſchen Montmirail und Champaubert) am 14. Febr. nachdrücklichſt zurückgewieſen. Er flüchtete nach Chalons, war aber durch die erlittenen Schläge ſo wenig niedergebeugt und wurde durch neuen Zuzug ſo ſchnell verſtärkt, daß er ſchon am 21. Febr. wieder vorwärts ging. Indeſſen hatte ſich Napoleon von ihm gegen Schwarzenberg gewendet, der zwiſchen der Seine und Yonne nach Sens und Montereau vorgedrungen war, und deſſen Vortrab unter Wrede und Wittgenſtein nur noch zwei Tagemärſche von Paris entfernt war. Auch hier war Napoleon glücklich. Er ſchlug am 17. Febr. Wrede's und Wittgenſteins Schaaren bei Nangis, dann am 18. Febr. die Schaaren des

Kronprinzen von Würtemberg bei Montereau, und nöthigte dadurch Schwarzenberg'n über Troyes nach Chaumont zurückzuweichen. Er ſelbſt kam am 24. Febr. als Sieger nach Troyes zurück, wo er bis zum 27. Febr. blieb.

Jetzt noch konnte er ſeinen Thron retten! Die Verbündeten, von ihm geſchlagen und in ihrem Rücken bedroht von Augereau, der von Lyon aus den General Bubna nach Genf zurückgetrieben hatte, trugen am 23. Febr. auf Waffenſtillſtand und Beſchleunigung der Friedensunterhandlungen an, die ſeit dem 20. Jan. zu Chatillon an der Seine eröffnet worden waren. Er aber, zu hochſinnig, um etwas von dem Umfange, den Frankreich beim Anfange ſeiner Regierung gehabt hatte, aufzuopfern, und begierig, ſeinen Kriegsruhm mit neuem Glanze zu ſchmücken, ſtellte beidem Hinderungen entgegen. Liſtig hielt er die Unterhandlungen hin; immer höher ſpannte er ſeine Forderungen, je weiter er die Verbündeten zurückdrängte; und wie wankend auch ſein Thron wurde, ſo feſt ſtand ſein Glaube, daß Oeſtreich ihn nie ganz würde ſinken laſſen. Doch er betrog ſich ſelbſt, indem er Andre zu überliſten meinte. Sein unzuverläſſiges Verfahren ſchärfte die Erbitterung gegen ihn und gab neue Nahrung dem Gedanken, daß, ſo lange er regiere, Europas Ruhe nicht geſichert werden könne. Lebhaft drangen nun die Engländer darauf, daß die Bourbons wieder hergeſtellt werden müßten, und emſig beförderten ſie deren Erſcheinen im Weſten und Oſten Frankreichs. Ja Oeſtreich ſelbſt, das bisher immer noch die Verſchwägeſchwägerung mit Napoleon berückſichtigt hatte, wendete ſich endlich von ihm ab und vereinigte ſich zu Chaumont am 1. März mit Rußland, England und Preußen zur Erneuerung und Erweiterung des frühern Bündniſſes, das, um die Ruhe und Unabhängigkeit der europäiſchen Mächte aufrecht zu erhalten, noch zwanzig Jahre nach geſchloſſenem Frieden fortdauern ſollte. Am 19. März löſete ſich der Congreß von Chatillon völlig auf, und durch Ueberraſchung, Verrath und Waffengewalt wurde der letzte Act dieſes Krieges zu Ende gebracht.

Noch vor Napoleons Einzug in Troyes war Blücher (21. Febr.), um dem Schwarzenbergiſchen Heere Luft zu machen, von Chalons nach der Aube und Seine hingezogen, dann aber, von Napoleons Truppen bei Mery bedrängt (22. Febr.), nach der untern Marne zurückgewichen, um mit Bülow und Winzingerode, die aus den Niederlanden herbeirückten, ſich zu vereinigen und gegen Paris loszudringen. Hiervon benachrichtigt, wendete ſich Napoleon von Troyes (27. Febr.) wieder gegen Blücher, aber nicht mit dem von ihm gewünſchten Erfolge. Wohl trieb er ihn (1. März) von der Marne bis Soiſſons und würde ihn hier vielleicht aufgerieben haben, hätte nicht Soiſſons voreilig Blüchern die Thore geöffnet (2. März), und wären nicht von Laon her Bülow und von Rheims her Winzingerode demſelben zu Hilfe gekommen. Nun, da Blücher nach Laon ſich gezogen und daſelbſt eine große Streitmacht um ſich vereinigt hatte, wurde Napoleon, der ihm gefolgt war, am 9. März bei Laon geſchlagen. Er wich zurück nach Soiſſons; doch war er noch ſtark genug zu neuen Unternehmungen. Zuerſt überfiel er bei Rheims (13. März) den ruſſiſchen General St. Prieſt, deſſen Schaaren zu Blüchers Armee gehörten, und entriß ihm Rheims, wobei derſelbe mit etwa 2000 Mann das Leben verlor. Dann wendete er ſich, die Marſchälle Marmont und Mortier gegen Blücher zurücklaſſend, wieder gegen Schwarzenberg, der, nach einem glücklichen Kampfe bei Bar ſur Aube (27. Febr.) gegen die Marſchälle Oudinot und Macdonald, aufs neue nach Troyes und dann weiter zwiſchen der Seine und Aube vorgedrungen war. Bei Arcis an der Aube traf er auf ihn, und hier kam es zu einem dreitägigen Kampfe (20. — 22. März), in welchem Napoleon, wie ſehr er ſich auch anſtrengte, zurückgeſchlagen wurde.

Vergebens hatte er alſo bald das Blücher'ſche, bald das Schwarzenbergiſche Heer zu vernichten geſucht: beide ſtanden noch mit Uebermacht ihm rechts und links gegenüber; ſein eigenes Heer war bei raſtloſer Anſtrengung ermattet und geſchmolzen; er bedurfte neuer Verſtärkung und bei der Heftigkeit ſeines Gemüths einer entſcheidenden Maßregel. Was er ſuchte, konnte er finden, wenn er nicht länger zwiſchen beiden feindlichen Heeren blieb, ſondern hinter ihren Rücken zog, an die Feſtungen in Lothringen und Elſaß ſich anſchloß, deren Streitkräfte an ſich brachte, dort das Landvolk zu den Waffen rief und mit Augereau, der von Lyon nach Dijon vordringen ſollte, ſich in Verbindung ſetzte. Freilich öffnete er dadurch den Verbündeten den Weg nach Paris; aber er wähnte, daß es dieſen an Kühnheit fehle, denſelben einzuſchlagen; er rechnete darauf, daß ſie ihm nachziehen würden, um nicht von ihren Verbindungen mit Deutſchland und der Schweiz abgeſchnitten zu werden, und im ſchlimmſten Falle glaubte er auf einen muthigen Widerſtand der Hauptſtadt, den ſie ihm verſprochen hatte, bauen zu können. Er trat alſo den Marſch über Vitry (22. März) nach Dizier (23. März) an. Aber ganz anders, als er erwartet hatte, war der Erfolg.

Bald wurde den Verbündeten, die anfangs unter Schwarzenberg ihm bis Vitry nachgeſetzt hatten, ſein Plan offenbar: ein Brief an ſeine Gemahlin, der in ihre Hände fiel, verrieth denſelben. Jetzt blieb ihnen nichts übrig als ein Rückzug nach der Schweiz, der alle ihre Hoffnungen zerſtören mußte, oder das Wagniß eines Zuges nach Paris, das ſie zum Ziele ihrer Wünſche führen konnte. Die Wahl blieb ihnen nicht lange zweifelhaft. Vor ihnen ſtand kein bedeutendes Heer; hinter ihnen war Augereau vom öſtreichiſchen Generale Bianchi und dem Erbprinzen von Heſſen-Homburg bei Maçon (11. März), Ville Franche (17. März) und Lyon (18.—20. März) geſchlagen, Lyon, die zweite Stadt Frankreichs, am 21. März eingenommen und dadurch nicht nur die Verbindung mit Genf geſichert, ſondern auch das ſüdöſtliche Frankreich für die Bourbons gewonnen worden. Ferner, im weſtlichen Frankreich war Wellington, in deſſen Lager der Herzog von Angoulême ſich eingefunden hatte, ſiegreich vorgedrungen; Bayonne, Pau, Bordeaux (12. März), wozu endlich auch Toulouſe kam, hatten ſich ihm ergeben und für die Bourbons erklärt. Endlich, in Paris ſelbſt hatte der Gedanke Wurzel gefaßt, daß der Friede nur durch eine Thronveränderung möglich werde, und eine zahlreiche Partei (an ihrer Spitze Talleyrand) war mit den Verbündeten in Verkehr getreten und hatte ſie eingeladen, nach der Hauptſtadt zu ziehen, deren Unterwerfung ſie ihnen verhieß. Auf ſolche Gründe geſtützt, drangen die Verbündeten raſch, ehe Napoleon zurückkehren konnte, mit vereinigter Macht gegen Paris (24. März).

In wenig Tagen erreichten ſie dieſes Ziel. Die Marſchälle Mortier und Marmont wurden bei Fère Champenoiſe am 25. März von den nun verbündeten Heeren Blüchers und Schwarzenbergs ſo bedrängt, daß ſie nach Paris zurückwichen. Hier, wo Muthloſigkeit und Verrath allen kräftigen Widerſtand lähmte und ſelbſt die Regentſchaft umſtrickte *), ſtellten ſich beide am Montmartre noch einmal den Verbündeten entgegen. Vergebens! Die letzteren ſiegten (30. März) und die große Hauptſtadt Paris konnte oder mochte nicht länger ſich vertheidigen. Sie ſchloß am 31. März früh 2 Uhr, unter

---

*) Marie Luiſe flüchtete mit ihrem Sohne und dem kaiſerlichen Privatſchatze am 29. März nach Blois, und ihr folgten am 30. März Napoleons Brüder.

unter Talleyrands Mitwirken, eine Capitulation ab, die ihr milde Behandlung und dem Heere unter Mortier und Marmont ungehinderten Abzug zuſicherte. Darauf zogen, Mittags nach 11 Uhr, Kaiſer Alexander und König Friedrich Wilhelm *) mitten unter ihren Truppen in Paris ein, umrauſcht von dem Zurufe: „Es leben die Verbündeten! Es leben die Bourbons!"

In Paris ſchien jetzt alle Liebe für Napoleon erloſchen. Wie laut bisher ſein Lob erklungen war, ſo laut erhoben ſich nun Verwünſchungen gegen ihn, und wo noch Anhänglichkeit an ihn ſich regte, konnte ſie nicht aufkommen, aus Furcht vor den fremden Kriegern und bei dem Getriebe der Abtrünnigen, die jetzt, gemeinſchaftlich mit den Royaliſten, wegen Wiederherſtellung der Bourbons an die Verbündeten ſich wendeten. Dieſe, die nicht den Anſchein haben wollten, als würde durch ſie dem franzöſiſchen Volk ein vorher verabſcheuter Regentenſtamm aufgedrängt, erklärten: „ſie würden diejenige Verfaſſung anerkennen, die das franzöſiſche Volk ſich geben „möchte," und forderten den Erhaltungsſenat auf, eine Zwiſchenregierung zu bilden, „weil ſie nicht weiter mit Napoleon oder einem Gliede ſeiner Familie unterhandeln wollten." Auf dieſes Wort berief Talleyrand, als Vice-Großwahlherr, am 1. Apr. den Senat zuſammen, errichtete aus fünf Mitgliedern desſelben eine Zwiſchenregierung, deren Vorſitzender er wurde, und ließ dieſelbe am 3. Apr. öffentlich erklären, „daß Napoleon Bonaparte ſammt ſeiner Familie des Thrones entſetzt und Volk und Heer des Eides der Treue gegen ihn entbunden ſei.“ Hierauf folgte unter dem 6. Apr. der Entwurf einer neuen Verfaſſung. In dieſem hieß es: „das franzöſiſche Volk beruft frei auf den franzöſiſchen Thron Ludwig Staniſlaus Xaver von Frankreich, Bruder des letzten Königs von Frankreich, und nach ihm die anderen Glieder des bourbon'ſchen Hauſes nach alter Ordnung.“ Doch ſollte derſelbe, wie im 28. §. hinzugefügt wurde, nicht eher als König der Franzoſen ausgerufen werden, als bis er die neue Conſtitution beſchworen und unterzeichnet hätte. In dieſer wurde die vollziehende Gewalt dem Könige allein zugeſprochen, aber die Abfaſſung der Geſetze dem Könige, dem Senate und dem geſetzgebenden Körper. Der neue Adel, die Ehrenlegion, die beſtehende Einrichtung der Gerichte und der Verkauf der Nationalgüter ſollte anerkannt werden, die Senatorwürde mit ihren Ausſtattungen erblich bleiben, der geſetzgebende Körper durch Wahlcollegia ernannt, das Urtheil über angeklagte Mitglieder des Senats und geſetzgebenden Körpers nur vom Senate ausgeſprochen, und jede Steuer nur mit Zuſtimmung des Senats und geſetzgebenden Körpers erhoben werden ꝛc. Noch war dieſer Verfaſſungsentwurf, aus welchem die Selbſtſucht des Senats durchblickte, nicht anerkannt, als der Graf von Artois, der ſchon im

---

*) Kaiſer Franz war in Dijon unter ſtarker Bedeckung zurückgeblieben, um nicht an der Entthronung ſeines Schwiegerſohnes perſönlichen Antheil zu nehmen. Erſt am 15. Apr. kam er nach Paris.

Febr. im öſtlichen Frankreich eingetroffen war, am 12. Apr. in Paris einzog und daſelbſt am 14. Apr. zum Statthalter des Reichs erklärt wurde.

Das hatte Napoleon nicht erwartet, als er ſich am 23. März hinter den Rücken der Verbündeten warf. Damals hielt er die Reiterei und Artillerie, die unter Winzingerode ihm nachgeſchickt und am 26. März von ihm bei Dizier zurückgeſchlagen wurde, für den Vortrab des Schwarzenbergiſchen Heeres, an deſſen Nachziehen er glaubte. Erſt am 27. März Abends erhielt er ſichere Kunde von dem Marſch der Verbündeten nach Paris. Schnell raffte er ſeine Truppen zuſammen und eilte mit ihnen am 28. März nach Doulevent, am 29. nach Troyes, am 30. nach Fontainebleau, um ſeiner Hauptſtadt zu Hilfe zu kommen. Noch hoffte er, daß ſie bis zu ſeiner Ankunft ſich halten würde. Aber als er, ſeinen Truppen vorauseilend, nur noch vier Stunden von ihr entfernt war, vernahm er (in der Nacht vom 30. zum 31. März) den Ausgang der Schlacht am Montmartre und den Abſchluß der Capitulation von Paris. Jetzt zog er ſich nach Fontainebleau (31. März früh 6 Uhr), wo er ſein Heer erwartete, noch ungewiß, was er thun ſollte. Wüthend vor Schmerz und Zorn, verwarf er den Vorſchlag einer freiwilligen Abdankung, den, nach Erzählung der Vorgänge in Paris, Caulincourt ihm machte. Mit ſeinem Heere, das noch auf 50,000 Mann betragen mochte, wollte er gegen Paris ziehen. Als aber Zwieſpalt und Abtrünnigkeit in demſelben entſtand: — am

4. Apr. fiel Marmont mit 12,000 Mann von ihm ab und zog durch das Heer der Verbündeten nach der Normandie; — und als die Marſchälle Berthier, Ney, Oudinot, Lefebvre, Macdonald dringend ihn aufforderten, lieber abzudanken, als einen Bürgerkrieg zu erregen: ſo kam er zu dem Gefühle, daß er den Maſſen ſeiner Feinde nicht länger entgegen treten könne. Jetzt ließ er (am 4. Apr.) durch Caulincourt, Ney und Macdonald den Verbündeten erklären, daß er zu Gunſten ſeines Sohnes und ſeiner Gemahlin die Krone niederlegen wolle. Aber die Verbündeten verlangten eine unbedingte Abdankung. Und er, der jetzt nirgends mehr einen ſichern Halt fand, erklärte ſich am 6. Apr. zu dieſer bereit und unterhandelte nur noch über ſein und ſeiner Familie künftiges Loos. Dabei fand er ſeine Wünſche befriedigt, weil die Verbündeten ſeine Verwandtſchaft mit Oeſtreich berückſichtigten, und ihn eiligſt aus Frankreich zu entfernen wünſchten. In einem Vergleiche vom 11. April ward ihm, gegen unbedingte Verzichtleiſtung auf die Kronen Frankreichs und Italiens, der Kaiſertitel, die Inſel Elba als ſouveraines Beſitzthum, zwei Millionen jährlicher Einkünfte, die Frankreich zahlen ſollte, und eine Leibwache von 400 Mann zugeſtanden. Auch den Gliedern ſeiner Familie wurden, gleichfalls auf Frankreichs Koſten, große Renten verſprochen und überdieß ſeiner Gemahlin, ſeinem Sohne und deſſen Nachkommen die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla. Nach Abſchluß dieſes Vertrags, der am 31. Mai auch

im Namen Ludwig's XVIII. von Talleyrand unterzeichnet wurde, zog ſeine Familie theils nach Italien, theils nach Oeſtreich: ſeine Gemahlin begab ſich mit ihrem und ſeinem Sohne zu ihrem Vater; der größte Theil ſeiner Feldherren und Truppen verließ ihn; ja endlich auch ſein Leibmamluk Ruſtan und ſein Kammerdiener Conſtant. Nur wenige ſeiner Diener mit etwa 12,000 Mann von der Garde harrten bei ihm aus. Am 19. Apr. trafen die zu ſeiner Begleitung beſtimmten Abgeordneten Rußlands, Oeſtreichs, Englands und Preußens in Fontainebleau ein. Darauf trat er, nach einem herzergreifenden Abſchiede von ſeinen Garden, am 20. Apr. die Abreiſe an *). Sie ging anfangs ganz ruhig; erſt im ſüdlichen Frankreich, dem vormals päbſtlichen Gebiete, droheten ihm ergrimmte Pöbelhaufen. Am 27. Apr. gelangte er nach Frejus. Dort ſchiffte er ſich mit etwa 30 Perſonen ſeines Gefolges am 28. Apr. auf einer engliſchen Fregatte ein. Am 4. Mai landete er auf Elba, wo auch (am 25. und 26. Mai) der ihm bewilligte Theil ſeiner Garde eintraf.

4. Wiederherſtellung der Bourbons und des Friedens. — Rückkehr und Ausgang Napoleons.

Kaum war Napoleon aus Frankreich entfernt worden, ſo ſchloſſen die Verbündeten mit der franzöſiſchen

Zwiſchen-

---

*) Man ſehe im zweiten Abſchnitte Nr. 7. „Napoleons Abſchied von Fontainebleau.“

Zwiſchenregierung einen Waffenſtillſtand (23. Apr.), kraft deſſen alle Feindſeligkeiten zu Land und Waſſer aufhören, die Heere der Verbündeten das franzöſiſche Gebiet, und dagegen die Franzoſen ganz Italien (wo bisher der Vicekönig Eugen mit heldenmüthiger Tapferkeit gekämpft hatte) und alle feſten Plätze, die ſie noch in Deutſchland und Belgien inne hatten, räumen ſollten. Hierauf kam der Graf von der Provence (geb. 17. Nov. 1755, ſeit dem 20. Juni 1791, wo er aus Frankreich geflüchtet war, in Deutſchland, Italien, Polen, Rußland und England ein Flüchtling, doch Würde behauptend, und nie irgend eines ſeiner königlichen Rechte aufgebend), als König Ludwig XVIII. nach Frankreich zurück. Am 25. Apr. traf er in Calais ein, glanzvoll begleitet von den ſiegenden Engländern und mit Jubelgeſchrei begrüßt von den niedergebeugten Franzoſen. Sogar die Marſchälle empfingen ihn (zu Compiegne, am 27. Apr.) mit anſchmeichelnden Reden. Er galt damals den Franzoſen als ein Bürge des Friedens. Um nicht das Anſehn zu haben, als mache er ſeine Regierung von dem Willen des Volkes oder den Beſtimmungen des Senats abhängig, erließ er, noch auf dem Wege nach Paris, im Schloſſe St. Ouen am 2. Mai eine Bekanntmachung, in welcher er den vom Senat am 6. Apr. aufgeſtellten Verfaſſungsentwurf zurückwies und dagegen eine zeitgemäße Verfaſſungsurkunde verſprach, die er mit Beiziehung einer Commiſſion des Senats und der Volksrepräſentanten aufſtellen würde. Nach dieſer Erklärung zog er am 3. Mai feierlichſt in Paris ein.

Hier war ſein Erſtes, den Frieden abzuſchließen, den Frankreich wie ganz Europa wünſchte. Dieſer kam zu Paris am 30. Mai 1814 zu Stande und fiel um ſo milder aus, je mehr die Verbündeten darauf ausgingen, Frankreich zu beruhigen und ihr Verſprechen vom 1. Dec. 1813 zu löſen. Nur das Kaiſerreich mit ſeinem gewaltthätigen Umſichgreifen hatten ſie vernichten wollen, nicht aber Frankreichs Mitſtandſchaft im europäiſchen Staatenſyſtem. Sie ſtellten daher Frankreich als Königreich wieder her nach den Grenzen, die es am 1. Jan. 1792 gehabt hatte, und ließen ihm von Savoyen Chambery und Annecy, ferner die Grafſchaften Avignon, Mömpelgard, verſchiedene ſonſt zu Deutſchland gehörige Enclaven (zuſammen etwa 150 Quadratmeilen mit 600,000 Menſchen). Sie gaben ihm ferner ſeine Colonieen zurück, mit Ausnahme Isle de France, Tabago und St. Lucie, was es den Engländern, und ſeines Antheils an Domingo, den es den Spaniern abtreten mußte, und verwilligten ihm drittens freie Schifffahrt auf dem Rheine, die überhaupt „bis zum Meere" frei ſein ſollte, ferner unentgeldliche Ablieferung der Gefangenen (etwa 150,000 Mann). Forderungen, welche ſie wegen geleiſteter Lieferungen und Vorſchüſſe an Frankreich machen konnten, wurden nicht erhoben; auch unterblieb das Ausſchreiben fernerer Contributionen und die Zurücknahme der geraubten Kunſt- und Litteraturſchätze *). Dagegen mußte Frankreich die Verfügungen anerkennen, die von den Verbündeten in Hinſicht auf Länderbeſitz und Ländereinrichtung getroffen wurden, namentlich, daß England Malta und das Vorgebirge der guten Hoffnung behalten, daß Holland mit Belgien dem Hauſe Oranien zufallen, daß Norwegen bei Schweden verbleiben, daß die Schweiz in Unabhängigkeit verharren, daß Italien (mit Ausnahme der Länder, die Oeſtreich erhalten würde) wieder an ſeine vorigen Fürſten kommen, daß Deutſchland einen Bund unabhängiger Staaten bilden ſollte. Die näheren Beſtimmungen über die Einrichtung dieſes Bundes, ſo wie die Entſcheidungen über andre europäiſche Länder wurden einem Congreſſe vorbehalten, der noch im Laufe dieſes Jahres zu Wien eröffnet werden ſollte.

Gleich nach Abſchluſſe des Friedens verließen die Monarchen von Rußland und Preußen mit ihren Garderegimentern Paris (ſie gingen zum Beſuche nach London, 7. — 22. Juni); König Ludwig aber erließ am 4. Juni die verſprochene Verfaſſungsurkunde, die den Namen „Charte" erhielt. Sie begann mit der Aufſchrift: „Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra ꝛc.", und endigte mit den Worten: „Gegeben im neunzehnten Jahre Unſerer Regierung." Durch jene wollte er andeuten, daß

er

---

*) Nur Oeſtreich griff wieder nach den Büchern und Handſchriften, die aus der wiener Bibliothek, und Preußen nach dem Bild der Victoria, das aus Berlin nach Paris geſchafft worden war.

er den Thron von Gott- und Rechtswegen einnehme; durch dieſe, daß ihm derſelbe ſchon ſeit dem Jahre 1795 oder ſeit dem Tode des unglücklichen Dauphin, den die royaliſtiſche Partei Ludwig XVII. genannt hatte, gebührt habe. In der „Charte" ſelbſt verwilligte er, in Anerkennung der Fortſchritte der bürgerlichen Geſellſchaft und ihrer gegenwärtigen Bedürfniſſe, Gleichheit aller Klaſſen vor dem Geſetze, Allgemeinheit der Laſten und Rechte, bürgerliche und religiöſe Freiheit (doch ſollte die römiſch-katholiſche Kirche die herrſchende im Staate ſein), eine durch Geſetze zu bedingende Preßfreiheit, Sicherheit aller Arten des Eigenthums, Aufhebung der Conſcription, Amneſtie wegen des Vergangenen. Dem Könige allein ſollte die vollziehende Gewalt zuſtehen; die geſetzgebende aber ſollte gemeinſchaftlich von ihm, einer Kammer der Pairs und einer Kammer der Deputirten geübt werden; aber die Ernennung der Pairs ward ganz der Willkühr des Königs anheim geſtellt, und zu Deputirten ſollten von den Wahlcollegien nur ſolche gewählt werden, die wenigſtens 40 Jahre alt wären und 1000 Franken an directen Steuern bezahlten. Das Recht Geſetze vorzuſchlagen wurde dem Könige zugeſprochen, den Kammern nur das Recht, ſich über Geſetzvorſchläge zu berathen und um ſelbige zu bitten, und das Ausſchreiben und Erheben der Abgaben zu bewilligen. Die Rechtspflege ſollte, vom Könige ausgehend, von Richtern, die er einſetzte, verwaltet werden. Im Bezug auf beſondere Rechte wurde hinzugefügt, daß die Militärperſonen ihre Grade, ihren Rang und ihre Penſionen behalten, daß der alte Adel ſeine Titel wieder annehmen und der neue im Beſitz der ſeinigen bleiben, und daß die Ehrenlegion (doch mit Einrichtungen und Abzeichen, die der König beſtimmen würde) fortdauern ſollte *). — Offenbar machte Ludwig XVIII., um die Beſorgniſſe, die ſeine Wiederherſtellung erregen konnte, niederzuſchlagen und um die neue Zeit mit der alten zu verknüpfen, durch dieſe Charte der Revolution und ihren Ideen viele und wichtige Zugeſtändniſſe. Aber ſo unangenehm dieß den mit ihm wieder emporgekommenen Ariſtokraten war, ſo wenig befriedigte es die Anhänger und Zöglinge der Revolution. Sie tadelten es, daß Ludwig ſich „von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra" nannte, da er doch durch Waffengewalt und den Willen des Senats zurückgekehrt ſei; ſie meinten, daß mit den Schlußworten: „Gegeben im neunzehnten Jahre Unſerer Regierung" alle zeitherigen Einrichtungen und Thaten als widerrechtlich bezeichnet würden; ſie fanden es anmaßend, daß der König eine Verfaſſung vorſchreibe und ſie nicht als einen Vertrag, ſondern als ein Edict bekannt mache und als ein Gnadengeſchenk angeſehen wiſſen wolle. „Sollen denn"; ſagten ſie **), „die Völker gar keine Rechte haben? Sind ſie von Natur zum Eigenthum einigen Familien hingegeben? und ſind alle Verbeſſerungen ihres Zuſtandes nur Ausflüſſe der Gnade dieſer Familien?" — Auch viele einzelne Punkte der Charte wurden hart angegriffen.

---

*) Ihrem ganzen Umfange nach findet man dieſe Charte abgedruckt in den „Europäiſchen Verfaſſungen ꝛc. von Pölitz" Leipzig 1833. Th. 2, S. 89 — 93.

**) S. Venturini, Chronik des 19. Jahrh. Th. XIV, S. 324.

Aber wäre dieſe auch noch ſo vortrefflich geweſen, es würde doch nicht Ruhe und Zufriedenheit in Frankreich erfolgt ſein! Die Altadeligen, die mit den Bourbons zurückgekehrt waren, ja dieſe ſelbſt, brachten ihre alte Erbitterung gegen die Revolution mit ſich; ſie ſuchten daher alles, was durch dieſelbe emporgekommen war, wieder zu unterdrücken, vorzüglich aber verlorene Würden und Güter wieder an ſich zu bringen. Mit ihnen vereinigten ſich die Royaliſten, die bereits in Frankreich waren, ferner die zeither niedergedrückten Geiſtlichen und ſuchten, wie jene, mit Hilfe des Thrones Anſehn und Einkommen wieder zu gewinnen, und für langjährige Leiden Rache zu nehmen. Sie, wie die vorher Benannten, zuſammen „Ultras" genannt, waren gegen die Charte, da dieſe ihren Beſtrebungen Grenzen ſetzte. Ihnen ſtanden entgegen die „Liberalen" oder Eifrer für Freiheit, die während der letzten Stürme ſich wieder erhoben hatten, ferner die „Bonapartiſten", Freunde Napoleons, beſonders die Soldaten, die es nicht ertragen konnten, daß ihre unter Napoleon vollbrachten Thaten geringſchätzig behandelt wurden. Mit Unwillen und Argwohn ſahen alle dieſe auf die neue Regierung und deren Umgebung; zuwider war es ihnen, daß die Charte nicht von dem Volke oder deſſen Vertretern ausgegangen, aber noch weit mehr, daß die Bourbons, vordem von ihnen verſtoßen, durch Waffengewalt und Ränkeſpiel ihnen wieder aufgenöthiget worden waren, und daß von dieſen und deren Anhange Rechte in Anſpruch genommen wurden, die durch die Revolution völlig abgethan ſchienen.

Der König ſelbſt vermochte nicht, ſich kräftig über das Parteigewühl zu erheben, noch weniger dasſelbe zu unterdrücken. Wohl war er ein vielſeitig gebildeter, wohlmeinender Herr, würdevoll in ſeinem Benehmen, nachgiebig gegen die Forderungen der Zeit, begierig Friede und Einigkeit um ſich her zu verbreiten; aber er war ſchwach durch Alter und Kränklichkeit, ohne militäriſches Anſehn und Thatenruhm, fremd den Franzoſen, zu denen er kam, zugethan denen, mit denen er kam, und von Verwandten und Freunden umringt, die entſchiedene Gegner der Revolution waren. Mochte er auch den Liberalen noch ſo viel zugeſtehen: er konnte doch ihr Vertrauen nicht gewinnen; mochte er auch, wie bei der Bildung ſeines Miniſteriums und der Pairskammer geſchah, die Parteien zu vereinigen ſuchen: ſie blieben getrennt; mochte er auch alle Fehler der vorigen Regierung enthüllen: ſeine Regierung gewann dadurch nicht an Anſehn, ja das Mißtrauen gegen dieſelbe wuchs, da bald hin und wieder die Zugeſtändniſſe der Charte verletzt, die Freiheit der Religion und der Preſſe angetaſtet, die Käufer der Nationalgüter bedroht, die Officierſtellen den Altadeligen eingeräumt, die kaiſerliche Garde zurückgeſetzt, und

alle,

aller, nicht im wirklichen Dienſte befindliche Soldaten auf halben Sold zurückgebracht wurden.

Solche Vorgänge wendeten Volk und Heer wieder zu Napoleon hin. Man vergaß, wie er die Freiheit unterdrückt, und unzählige Leiden, ſelbſt die Rückkehr der Bourbons durch Ehr- und Herrſchſucht veranlaßt hatte; eingedenk ſeiner Verdienſte um Frankreich und des Glanzes, zu welchem er es erhoben hatte, ſah man in ihm, der durch die Revolution emporgekommen war, den Schutz und Schirm ihrer Grundſätze und Gewährungen. Aufs neue wurde alſo Napoleon ſo volksthümlich wie in den erſten Jahren ſeiner Herrſchaft. Dieſe Umwandlung der Volksmeinung entging dem Könige; die Stimme der Wahrheit, wie Carnot ſie ihm zurief*), drang nicht zu ihm oder wurde ihm durch ſeine Umgebungen verdächtigt. Dagegen erſpähete Napoleon was in Frankreich ſich zutrug und baute darauf neue Hoffnungen und Unternehmungen.

Als er (am 4. Mai 1814) nach Elba gekommen war, zeigte er Ergebung in ſein Schickſal und jene Würde, die ihn auch im Unglück nicht verließ. Alle ſeine Gedanken ſchienen ſich ſeinem neuen Beſitzthum zuzuwenden. In wenigen Tagen durchſpähete er die ganze Inſel und traf Anſtalten zu ihrem Emporkommen. Er ließ Häuſer, Straßen und Brunnen anlegen, die Häfen verbeſſern,

---

*) Carnot, mémoire adressé au Roi Juillet 1814. S. [illegible] [illegible] Bd. VI, 1, S. [illegible] f.

Bäume anpflanzen, Ländereien urbar machen und gab beſſere Einrichtungen der Salz- und Bergwerke an; nebenbei beſchäftigte er ſich mit ſeinen Soldaten, deren Zahl durch die, welche ſich zu ihm drängten, nach und nach auf 1100 ſtieg. Aber die Beherrſchung der kleinen Inſel — Elba umfaßt nur 7 Quadratmeilen und etwa 13,000 Einwohner — konnte ſeinen Ehrgeiz und Thatendurſt nicht ſtillen, und der Gram über den Verluſt ſeiner Kronen nagte an ſeinem Innern und entflammte in ihm die Sehnſucht, ſich wieder zu erheben. Dazu kam, daß Italiener, die ganz Italien zu vereinigen und zu einem römiſchen Kaiſerreiche zu erheben wünſchten, ihn an ihre Spitze riefen, und daß Unzufriedene aus Frankreich ihn zur Rückkehr nach Frankreich aufforderten *). Doch ganz beſonders wurde er zur Rückkehr beſtimmt, als er am Ende des Jahres 1814 hörte, daß von Seiten der franzöſiſchen Regierung ihm ſchuldige Zahlungen vorenthalten und die Güter ſeiner Familie mit Beſchlag belegt würden; ferner, daß auf dem wiener Congreß die Rede ſei, ihn nach den Azoren oder nach Helena zu verſetzen **), und daß unter den Verbündeten über Polen

---

*) Napoleon ſelbſt erzählt (bei Montholon II, S. 205), daß während ſeines Aufenthaltes auf Elba mehr als hundert franzöſiſche und italieniſche Officiere bei ihm geweſen wären, welche ihm von dem, was in Italien und Frankreich vorging, Nachricht ertheilt hätten. — Ueber den damaligen Plan der Italiener, Italien zu einem Kaiſerreiche zu verknüpfen, ſ. Götting. Gelehrte Anzeigen 1817, St. 149.

**) Von den auf dem wiener Congreß aufgebrachten Vorſchlägen, Napoleon nach Helena zu verſetzen, redet ausführlich Bauſſet, Polen und Sachſen Zwieſpalt entſtanden ſei. Jetzt entſchloß er ſich, wozu er als Souverain das Recht hatte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, hoffend, daß Frankreich, ſobald er ſich daſelbſt zeigte, ihm zufallen, und daß die europäiſchen Mächte ſich nicht wieder gegen ihn vereinigen würden *).

Voll dieſer Hoffnung ſchiffte er ſich am 26. Febr. 1815 Abends 8 Uhr, während der engliſche Obriſt Campbell, der ihn bewachen ſollte, zu Florenz war, mit 1140 Mann ein: 400 Grenadiere mit 26 Kanonen waren auf der Brigg, auf welcher er ſich befand; die übrigen auf den fünf Transportſchiffen, die er zu Genua erkauft hatte. Glücklich entkam er den franzöſiſchen und engliſchen Schiffen, die ihm begegneten; glücklich landete er am 1. März in der Bucht von Juan unweit Cannes, und glücklich überwältigte er, ohne Blutvergießen, den Widerſtand, der ſich vor Grenoble ihm entgegen ſtellte. Jetzt ſchon war ſeine Wiederbeſteigung des Thrones entſchieden. Am 10. März gelangte er

nach

Fortgeſetzte Denkwürdigkeiten u. Th. I, S. 56. 109. 165.

*) Daß damals keine förmlich organiſirte Verſchwörung zu Gunſten Napoleons in Frankreich beſtand, ſondern daß alles, was für ihn geſchah, aus einem ſehnſüchtigen Verlangen nach ihm geſchah oder die freiwillige Bewegung eines allgemeinen Gefühls war, — dieß betheuert er ſelbſt (Montholon II, 206) und eben darauf deutet auch die gerichtliche Unterſuchung nach der zweiten Rückkehr der Bourbons. S. Götting. Gelehrte Anzeigen 1822, St. 149. S. 1486. Andrer Meinung iſt Münch, allg. Geſch. der neueſten Zeit. Th. II, S. 116.

nach Lyon, wo er als Kaiſer auftrat, am 18. März nach Auxerre, wo Marſchall Ney zu ihm überging, und am 20. März Abends zwiſchen 8 und 9 Uhr nach Paris, das Ludwig XVIII. am frühen Morgen dieſes Tages verlaſſen hatte. Lautſchallender Jubel empfing ihn, als er, von etwa hundert Reitern umgeben, durch die Straßen von Paris nach den Tuilerien fuhr. Er ſelbſt war voll Freude; denn nun war der franzöſiſche Thron wieder in ſeinen Händen *).

Doch ganz anders fand er Frankreich, als er es verlaſſen hatte, und nicht wie vordem konnte er jetzt auf dem Throne ſitzen. Frankreich war in engere Grenzen eingeſchloſſen, des Friedens bedürftig und voll von den Freiheitsideen, die ſeit ſeinem Hinſturz wieder aufgekommen waren; ſelbſt ſeine treueſten Anhänger zeigten ſich dem vorigen Despotismus abgeneigt. Ferner, mit ſeinem Unglück hatte ſich die Furcht vor ihm vermindert; Volk und Heer betrachteten, bei aller Achtung, die ſie ſeinem Geiſte zollten, ſeine Wiedererhebung als ihr Werk; ſie glaubten daher Befriedigung ihres Verlangens nach Friede und Freiheit von ihm fordern zu können, und ihre Behörden redeten jetzt anders als vordem zu ihm. Dazu kam, daß Verräther ſich zu ihm drängten, um ihn mit ihren Ränken zu umſpinnen oder zu thörichten Schritten ihn zu verleiten.

Aber

---

*) Ausführlich wird der Zug Napoleons von Cannes nach Paris unten im zweiten Abſchnitte Nr. 6. geſchildert.

Aber auch von Auſſen her thürmten ſich Schreckniſſe gegen ihn auf. Er hatte gehofft, daß die auf dem wiener Congreß entſtandenen Streitigkeiten die Verbündeten trennen, oder daß dieſe bei ſolchen Streitigkeiten ſich nicht wieder gegen ihn vereinigen, ja daß einige derſelben auf ſeine Seite treten würden. Aber nichts von dem Allen geſchah. Vielmehr führte ſeine Rückkehr die Entzweiten wieder zuſammen und trieb ſie, wie zur Ausgleichung ihrer Streitigkeiten, ſo auch zu den härteſten Maßregeln gegen ihn. Am 13. März ſprachen ſie über ihn, als einen Störer der öffentlichen Ruhe, „der durch ſeinen Einfall in Frankreich den einzigen Rechtsanſpruch vernichtet habe, an welchem bisher noch ſein Daſein geknüpft geweſen ſei", die Acht aus. Dabei erklärten ſie, daß ſie feſt entſchloſſen wären, den pariſer Frieden aufrecht zu erhalten und dem König von Frankreich, ſo wie jedem andern bedrohten Regenten, alle nöthige Hilfe zu leiſten. Wenige Tage nachher, am 25. März, erneuerten die Großmächte, Oeſtreich, Rußland, England und Preußen, den Tractat von Chaumont, wobei jede derſelben ſich verbindlich machte, 150,000 Mann ſammt dem nöthigen Geſchütze zu ſtellen und nicht eher die Waffen niederzulegen, bis Napoleon auſſer Stand geſetzt ſei, neue Unruhen zu ſtiften. Die deutſchen Fürſten, ferner Dänemark, Holland, Sardinien, Sicilien, ſpäter auch Portugal und Spanien ſchloſſen ſich dieſem Bündniſſe an. Mit dem thätigſten Eifer wurden nun wiederum in Europa Kriegsrüſtungen betrieben, und bald waren nach allen Seiten hin zahlreiche Heere gegen Frankreichs Grenzen im Anzuge.

Napoleon erkannte das Gefährliche ſeiner Lage; aber er glaubte auch durch Schlauheit und Kraft ſich behaupten zu können.

Um zuerſt nach Innen ſeinen wankenden Thron zu befeſtigen, ſuchte er das Vertrauen der Nation zu gewinnen. Er trug daher Friedfertigkeit und Freiſinnigkeit zur Schau, rief Freunde der Freiheit, vorher ſeine Gegner, zu ſich, ging in ihre Ideen ein, ſchaffte die Cenſur ab und geſtattete, daß ſich die Jacobinerclubbs wieder öffneten. Mehr als ſonſt wendete er ſich jetzt zu dem Volke, beſuchte die öffentlichen Plätze, ſelbſt die Vorſtadt St. Antoin, den alten Revolutionsherd, ſprach vertraulich auch zu den Niedrigen und hörte auf deren Bitten. Um die Wünſche im Betreff einer Aenderung der Verfaſſung zu befriedigen, erließ er (22. Apr.) ſieben und ſechzig von Benjamin Conſtant entworfene Zuſatzartikel *). Dieſe verwilligten, wie die Charte Ludwigs XVIII., der ſie in vielen Punkten glichen, eine Volksvertretung durch zwei Kammern (Kammer der Pairs und Kammer der Deputirten); aber noch freiſinniger als die Charte erklärten ſie ſich über die Wahlen der Deputirten, über Einrichtung der richterlichen Gewalt, über Verantwortlichkeit der Miniſter und über Freiheit der Preſſe.

Als

---

*) Man findet ſie vollſtändig in Pölitz, europäiſche Verfaſſungen ꝛc. Leipzig [illegible]. Th. II, S. [illegible] — [illegible].

Als-Entwurf ließ er ſie dem Volke und Heere zur Begutachtung und Genehmigung vorlegen. Darauf veranſtaltete er am 1. Juni auf dem Marsfelde zu Paris das verſprochene Maifeld, eine Nachbildung des großen Bundesfeſtes im Jahre 1790. Viele Tauſende der Wähler, Deputirten und Soldaten ſchaarten ſich um ihn; er ſelbſt ſaß auf einem prächtigen Throne, umgeben von ſeinem Hofſtaate. Mit einer religiöſen Andacht begann dieſe Feier. Darauf erklärte der Deputirte Dubois d' Angers, das Volk habe dem Kaiſer Napoleon von neuem die Pflicht aufgelegt, die Krone anzunehmen; der Miniſter Cambaceres zeigte an, daß die Zuſatzartikel mit einer überwiegenden Stimmenmehrheit vom Volke und Heere angenommen worden wären, und Napoleon beſchwor dieſe Artikel, was nach ihm auch von den Miniſtern und den Deputirten geſchah. Zum Schluſſe wurden von ihm neue Adler an die Truppen vertheilt. Wenige Tage nachher, am 7. Juni, eröffnete er die Sitzungen der Kammern. — Aber mit dem Allen konnte er ſeinen Thron nicht ſichern. Man traute nicht der von ihm vorgeſpiegelten Sinnesänderung; die Zuſatzakte war Vielen unbefriedigend und für Manche verletzend, da ſie die Zurückberufung der Bourbons für ewige Zeiten verbot; das Maifeld erſchien mehr wie ein kaiſerlich-militäriſcher Pomp, als wie ein volksthümliches Bundesfeſt; und in den Kammern trat gleich nach ihrer Eröffnung der lebhafteſte Widerſpruch gegen ihn hervor.

Eben ſo wenig gelang es ihm, die Gefahren, die von Auſſen her ihm droheten, zu überwältigen. Um von dem Auslande unangefochten zu bleiben, betheuerte er den europäiſchen Mächten zu wiederholten Malen, daß er aller Eroberungsſucht entſagt habe und den pariſer Frieden aufrecht erhalten wolle; beſonders ſuchte er Oeſtreich und Rußland für ſich zu gewinnen. Aber die Verbündeten beharrten bei den getroffenen Maßregeln; ſie ſtellten den Beitritt der franzöſiſchen Nation zur Rückkehr Napoleon's als einen Bruch des pariſer Friedens dar, verweigerten jede Unterhandlung mit ihm, wieſen die Eilboten, die ihnen ſeine Schreiben überbringen ſollten, zurück; ja nicht einmal die Rückkehr ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes konnte er erwirken. Jetzt ſah er ein, daß er nur durch Siege ſich Anerkennung verſchaffen könne. Er traf daher, ſchon nach Innen vielfältig beſchäftigt, mit bewundernswerther Kraft und Schnelligkeit Rüſtungen gegen das Ausland. Einen Aufſtand in Maſſe, wie ſolcher im Jahr 1793 ſtattgefunden hatte, ließ er nicht zu: er fürchtete die Rückkehr des ſansculottiſchen Weſens jener Zeit. Dagegen brachte er das Heer im kurzen von 80,000 Mann zu 200,000 Mann, führte eine große Menge von Geſchütz zuſammen, ſetzte Feſtungen und wichtige Päſſe in Vertheidigungszuſtand und verſah die Umgegend von Paris mit neuen Werken. Eine ungeheure Streitmaſſe — man berechnete ſie zu 1,365,000 Mann — ward gegen ihn in Bewegung geſetzt. Nothwendig ſchien es ihm alſo derſelben zuvorzukommen, oder ſeine Feinde anzugreifen, ehe deren Schaaren ſich vereiniget hatten. Er ernannte daher (11. Juni) einen Regentſchaftsrath unter Vorſitz ſeines Bruders Joſeph und eilte am 12. Juni mit Tagesanbruch von Paris zu ſeinem Heere an den Grenzen der Niederlande, wo bereits ſchon Engländer unter **Wellington** zu Brüſſel und Preußen unter **Blücher** zu Namur ſtanden.

Aber nicht, wie ſonſt, zog er jetzt mit freudigen Hoffnungen zum Kampfe *). Von Auſſen bedrohte ihn die Uebermacht, von Innen der Mangel an Eintracht; ſeine Herrſchaft war nicht ſo mächtig und ausgedehnt, ſein Heer nicht ſo zahlreich und unterthänig, wie ſonſt. Dazu kam, daß die Verblendung und Niederlage ſeines Schwagers **Murat**, Königs von Neapel, ihn mit bangen Ahnungen erfüllen mußte. Dieſer, im Jan. 1814 von Napoleon abtrünnig, war, da er ſeine Herrſchaft durch die Bourbons, Engländer und Oeſtreicher bedroht ſah und Napoleon'n in Erringung der Oberherrſchaft über Italien zuvorzukommen hoffte, gleich nach deſſen Wiedereintritt in Paris, gegen die Oeſtreicher in Oberitalien losgebrochen (30. März); aber zu ſchwach, ſich mit ihnen meſſen zu können, war er erſt vom Po zurückgedrängt, dann am 2. und 3. Mai bei Tolentino ſo geſchlagen worden, daß ſein Heer ſich auflöſete, er ſelbſt zur Flucht nach Frankreich ſich genöthiget ſah (19. Mai); worauf der Bourbon Ferdinand IV. aus Sicilien nach Neapel zurück-

---

*) **Napoleon** ſelbſt ſagt bei **Las Cases** X, 81: „Es iſt gewiß, daß ich damals nicht mehr das Vorgefühl des Gelingens, nicht mehr das alte Vertrauen zu mir ſelbſt hatte.“

zurückkehrte *). In dieſem Schickſale Murats konnte Napoleon ſein eigenes Schickſal leſen. Doch erhob er ſich über Beſorgniſſe. Zu Avesnes am 14. Juni rief er ſeine Armee, die etwa 123,000 Mann betragen mochte **), zur Zuverſicht des Sieges und begann mit dem alten Glücke den neuen Kampf.

Er warf ſich zuerſt auf die Preußen und trieb ſie, die des Angriffs noch nicht gewärtig waren, am 15. Juni von der Sambre bis hinter Fleurus. Am folgenden Tage (16. Juni) ſiegte er über ſie bei Ligny; Blücher ſelbſt, mit ſeinem verwundeten Pferde niederſtürzend, kam in Gefahr von den Franzoſen gefangen zu werden. Zu gleicher Zeit griff Ney auf der Straße nach Brüſſel, bei dem Pachthofe Quatrebras, dem Prinzen von Oranien und den Herzog von Braunſchweig, die zum linken Flügel Wellingtons gehörten, an. Der Kampf war wie bei Ligny ſehr blutig; der Prinz wurde ſchwer verwundet und der Herzog getödtet. Doch mußte Ney, von ſeinen Gegnern bedrängt und von den Seinigen nicht, wie er gehofft hatte, unterſtützt, noch am Abend dieſes Tages ſich zurückziehen, und ſo wenig, wie bei Ligny, wurde bei Quatrebras der Kampf entſcheidend.

Die Entſcheidung erfolgte am 18. Juni. Napoleon hatte, in der Meinung die Preußen auſſer Stand geſetzt zu haben, den Kampf zu erneuern, am 17. Juni ſich gegen Wellington gewendet und ihn am 18. Juni auf den Höhen von Mont-St.-Jean bei Waterloo getroffen. Hier begann Vormittags nach 10 Uhr der Kampf. Anfangs ſchien Napoleon zu ſiegen; Wellington erlitt Verluſte auf Verluſte, und ſchon fing er an zurückzuweichen, als am Abend die Preußen, die der General Grouchy hatte aufhalten ſollen, unvermuthet in die rechte Flanke und den Rücken der Franzoſen einfielen. Auf einmal änderte ſich der Gang der Schlacht. Denn während Bülow und Blücher von der einen Seite losſtürmten und von der andern Seite Wellington mit aller Kraft hervorbrach, geriethen die Franzoſen in Schrecken, und der Unglücksruf: „Rette ſich, wer kann!" machte allen Widerſtand zu nichte. Die alte Garde, die lieber ſterben als ſich ergeben wollte, wurde größtentheils aufgerieben; die Uebrigen flohen, mit Zurücklaſſung ihres Geſchützes und Gepäckes, in grauſenhafter Verwirrung *). Ihnen folgten die ſiegenden Heerführer, die bei dem Gaſthauſe „la belle Alliance" zuſammentrafen (was zu einer oft vorkommenden Benennung dieſer Schlacht Veranlaſſung gegeben hat); und wiederum waren es vornehmlich die Preußen, die, angeführt von Gneiſenau, den

---

*) Ueber den Ausgang der Schickſale Murats ſ. unten im zweiten Abſchnitt Nr. 10.

**) Der Ueberreſt ſeiner Truppen war im Innern und an den Grenzen beſchäftigt. S. Montholon Th. II, S. 92.

Flüchti-

---

*) Napoleon ſelbſt bemerkt (bei Las Caſes II, 83): „Es war nicht leicht, mitten unter den Trümmern der Armee ſeiner mächtig zu bleiben. Man kann ſich keinen Begriff von ihrem Zuſtande in dieſer Schmerzensnacht machen. Sie glich einem Strome, der ſein Bett verlaſſen hat und Alles mit ſich fortreißt."

Flüchtigen am gefährlichſten wurden. Viele Tauſende der letzteren wurden getödtet, noch mehrere gefangen und verſprengt; kaum 20,000 blieben zuſammen.

Napoleon ſelbſt, in das Getümmel der Flucht verwickelt, kam in Gefahr gefangen zu werden. Von den Siegern hart verfolgt, mußte er ihnen ſogar ſeinen Wagen preisgeben. Doch erreichte er, begleitet vom General Bertrand, die Feſtung Philippeville. Hier befahl er ſeiner Armee, ſich vor Laon wieder zu ſammeln, und den Befehlshabern der Feſtungen, ſich aufs Aeußerſte zu wehren. Noch fehlte es ihm nicht an Mitteln zum Widerſtand; nur mußte er, um dieſe zu vereinigen, eine vollſtändige Dictatur übernehmen. Um dieſe durch die Kammern zu erhalten und ſich mit denſelben zur Vertheidigung Frankreichs zu verbinden, ging er (20. Juni) nach Paris. Aber ſo nachtheilig es ihm im vorigen Jahre geweſen war, daß er bei der Schlacht am Montmartre nicht in Paris war, ſo nachtheilig wurde es ihm in dieſem Jahre, daß er nach der Schlacht von Waterloo daſelbſt eintraf (21. Juni). Jetzt hatte er ſeine Stärke nur bei dem Heere; ohne daſſelbe konnte er ſich in Paris, wo man an ihm und ſeiner Sache verzweifelte, nicht behaupten *).

Die

---

*) Mehr prunkend als wahr iſt es, wenn Lucian Bonaparte („Bemerkungen über die hundert Tage" in Bran's Minerva 1835, Nov., S. 252) behauptet: „Als Napoleon nach der Schlacht bei Waterloo ſeine Armee verließ, beging er eine Handlung der erhabenſten Aufopferung fürs Vaterland." — Daß er ſein Recht, die Kammern aufzulöſen, nicht benutzte, geſchah deßhalb, weil er vor dem Bürgerkriege zurückſchauderte.

Die Kammern nämlich, weit entfernt, ihm die einſtweilige Dictatur, die er zur Rettung Frankreichs in Anſpruch nahm, zu übertragen, verlangten ſeine Thronentſagung. Durch dieſe glaubten ſie Europa wieder mit Frankreich auszuſöhnen und letzterm die Freiheit zu wahren. Zugleich erklärten ſie ſich, auf Antrag Lafayette's, für permanent und jeden Verſuch ſie aufzulöſen für Hochverrath. Was ſollte Napoleon ihnen entgegen ſetzen? Das Heer, das ihn furchtbar machte, war nicht um ihn, und hätte er es auch herbeizuziehen vermocht, er würde doch keinen Gewaltſtreich gegen die Kammern haben wagen dürfen, da dieſe ein allzugroßes Gewicht in der öffentlichen Meinung erlangt hatten, und er ohne ſie nur als Feldhauptmann, nicht als Kaiſer erſchien. Verſtoßen alſo von den Kammern, ſelbſt von Einigen ſeiner Umgebung bedrängt, und mit der Schmach abgeſetzt zu werden bedroht, verzichtete er zum zweiten Male auf den franzöſiſchen Thron. Noch am 22. Juni gab er die Erklärung ab: „er biete ſich dem Haſſe der Feinde Frankreichs zum Opfer dar; ſein politiſches Leben ſei nun zu Ende, und er ernenne ſeinen Sohn Napoleon II. zum Kaiſer der Franzoſen; für dieſen möchten die Kammern ohne Verzug eine Regentſchaft einrichten." Die Kammern nahmen ſeine Verzichtleiſtung an und ließen ihm für ſelbige danken; aber ohne ſeinen Sohn als Kaiſer anzuerkennen, ſtellten ſie eine Regierungs-Commiſſion (von zwei Mitgliedern der Pairskammer und drei Mitgliedern der Deputirtenkammer, unter dem Vorſitz des verrätheriſchen Fouché)

Fouché) auf, die ſogleich (23. Juni) mit den Verbündeten in Unterhandlung trat. Sie verlangte, da Napoleon die Krone niedergelegt hätte, Frieden oder wenigſtens Waffenſtillſtand und traf, um den Unterhandlungen Nachdruck zu verſchaffen, Vorkehrungen zu fernerm Widerſtande.

Aber ihre Unterhandlungen und Anſtrengungen ſcheiterten an dem raſchen Vordringen der Sieger und dem ernſten Willen der verbündeten Fürſten, Napoleon und das revolutionäre Weſen in Frankreich völlig zu unterdrücken. Schon am 20. Juni ging Wellington bei Beaumont und Blücher bei Bavay über die franzöſiſche Grenze und beide zogen eiligſt gen Paris, ohne ſich durch Feſtungen und Friedensanträge aufhalten zu laſſen. Die franzöſiſchen Truppen, die ſich am 27. Juni bei Compiegne, am 28. Juni bei Villers-Coterets, am 30. Juni bei St. Denys ihnen entgegenſtellten, wurden von ihnen zurückgetrieben, worauf die Preußen das linke Ufer der Seine und (obſchon ſie am 1. Juli bei Verſailles Einbuße erlitten) am 2. Juli die Umgebungen der Hauptſtadt beſetzten. Dieſe ſelbſt war nun verheerenden Angriffen und Plünderungen bloßgeſtellt. Die Regierungs-Commiſſion beeilte ſich daher am 3. Juli eine Capitulation abzuſchließen, kraft deren die Stadt Paris ſammt ihren Befeſtigungen den Siegern eingeräumt und das franzöſiſche Heer binnen drei Tagen hinter die Loire verlegt werden ſollte. In Folge dieſer Capitulation rückten Blücher und Wellington am 7. Juli in Paris ein, worauf die Regierungs-Commiſſion und die Kammern ſich auflöſeten und Ludwig XVIII., der den Siegern nachgefolgt war, am 9. Juli wieder nach Paris gelangte. Daſelbſt trat er mit dem Verſprechen, frühere Regierungsfehler zu verbeſſern und alles ſeit ſeinem Abgange Geſchehene zu verzeihen, ſeine Regierung aufs neue an.

Wie nun mit ihm der zweite Pariſer Friede (20. Nov.) abgeſchloſſen und der „heilige Bund“ verknüpft wurde, wird weiter unten in dem Abſchnitte von der Reſtauration, zu welchem es gehört, erzählt werden. Hier bleibt uns noch übrig von dem Ausgange der Schickſale Napoleons zu reden.

Erſt am dritten Tage nach ſeiner Abdankung (25. Juni) verließ Napoleon Paris. Aber er reiſte bloß bis zu dem nahen Schloſſe Malmaiſon, wo (am 29. Mai 1814) ſeine erſte Gemahlin geſtorben war und deren Tochter Hortenſe ſich damals aufhielt. Seine Abdankung hatte ihn ſchon gereut, als er von den erſten Stürmen, die auf ihn eindrangen, ſich wieder erholt hatte und er ſah, daß die Kammern ſich ſcheuten, ſeinen Sohn als Kaiſer anzuerkennen. Aber noch deutlicher trat dieſe Reue hervor, als er zu Malmaiſon weilte (25.—29. Juni) und dort den Kanonendonner hörte, der von Compiegne her ihm zuhallte. Jetzt wünſchte er durch die Armee zurückgerufen oder von der Regierungs-Commiſſion als General an die Spitze der Kämpfenden geſtellt zu werden. Er erließ dazu einen Aufruf an die Soldaten und einen Antrag an die Regierungs-Commiſſion *). Dieß aber verweigerte die öffentliche Bekanntmachung jenes Aufrufs und die Annahme dieſes Antrags und drang auf ſeine Entfernung. Jetzt erklärte er, er wolle ſich in die nordamerikaniſchen Freiſtaaten begeben und die Regierungs-Commiſſion ſolle ihm dazu zwei Fregatten ausrüſten. Dieß wurde ihm bewilligt. Doch Fouché, der öffentlich bezeugte: „die Perſon Napoleons ſtehe unter dem Schutze der franzöſiſchen Ehre,“ betrieb heimlich deſſen Gefangennehmung, da die Verbündeten erklärt hatten: „ſie würden das Entſchlüpfen Napoleons als ein Zeichen der Unzuverläſſigkeit Frankreichs anſehen.“ So fand Napoleon, als er am 3. Juli mit vielem Gefolge und Gepäcke zu Rochefort eingetroffen war, zwar die für ihn bereiteten Fregatten, aber auch den Eingang des Hafens durch engliſche Kreuzer geſperrt. Anfangs dachte er darauf, wie er letzteren entkommen könnte. Doch da er hierzu keinen Ausweg fand, beſchloß er endlich, ſich den Engländern zu überliefern. Er ließ daher dem vor Rochefort kreuzenden Admiral Hotham durch Las Caſes erklären (14. Juli): „er wolle ſich unter den Schutz der brittiſchen Geſetze begeben und als Privatmann in England leben.“ An den Prinz-Regenten ſelbſt richtete er unter dem 13. Juli folgenden Brief: „Königliche Ho-„heit! Den Factionen, welche mein Land zerreißen und „der

---

*) Man findet jenen Aufruf und dieſen Antrag in Bergk, Leben des Kaiſers Napoleon, Th. IV, S. 270 und 276.

„der Feindſchaft der großen Mächte Europas bloßgeſtellt, „habe ich meine politiſche Laufbahn beendigt. Ich kom„me wie Themiſtokles, um mich an den Herd des britti„ſchen Volkes zu ſetzen. Ich begebe mich unter den Schutz „ſeiner Geſetze, um den ich Ew. Königl. Hoheit als den „mächtigſten, ſtandhafteſten und edelmüthigſten meiner „Feinde erſuche." Ohne Antwort auf dieſen Brief abzuwarten, begab er ſich am 15. Juli mit ſeinem Gefolge und Gepäcke auf den Bellerophon. Von dem Capitain dieſes Schiffes, Maitland, wurde er mit Achtungsbezeigungen aufgenommen und (24. Juli) in die Torbay, dann (26. Juli) rückwärts in die Nähe von Plymouth gebracht. Hier wurde ihm die Landung verweigert und angedeutet, daß er nach St. Helena gebracht werden ſollte. Dieſe Verfügung war eine Folge der gegen ihn ausgeſprochenen Acht, die die Verbündeten zu dem Beſchluſſe führte, ihn als ihren gemeinſchaftlichen Gefangenen zu betrachten und zu St. Helena unter die Aufſicht Englands zu ſtellen. Gegen dieſen Beſchluß proteſtirte er auf das Nachdrücklichſte, erſt mündlich, dann (4. Aug.) ſchriftlich; aber vergebens! Am 7. Aug. wurde er vom Bellerophon auf den Northumberland verſetzt. Sein Reichthum an Geldern, Wechſeln und Diamanten wurde von der brittiſchen Regierung in Verwahrung genommen, damit er ſelbigen nicht zu einem Fluchtmittel verwenden möchte; aber ſein Gepäck, doch erſt nach ſorgfältiger Durchſuchung, ihm verabfolgt. Von ſeinen Freunden durften die Generale Bertrand, Montholon, Gourgaud und der Graf von Las Caſes mit ihren Familien ihn begleiten; ferner ein Arzt und eilf Perſonen zu ſeiner Bedienung *). Noch am 7. Aug. begann die Reiſe. Sie dauerte über zwei Monate ohne von einem Unfall geſtört zu werden. Am 16. Oct. erfolgte die Landung auf der Inſel Helena. Hier lebte Napoleon über fünf Jahre in trauriger Gefangenſchaft, unter vielen Seelenleiden und Körperſchmerzen langſam verſchmachtend, doch ſich aufrecht erhaltend durch die ihm eigene Kraft und durch Erinnerungen an den Ruhm ſeines Lebens. Er ſtarb am 5. Mai 1821 und wurde am 9. Mai nicht weit von Longwood, ſeinem letzten Wohnſitze, begraben **).

---

*) Sie werden von Hazlitt (Geſch. Napoleons, Th. II, S. 441) namhaft gemacht.

**) Mehreres über Napoleons Aufenthalt auf Helena und deſſen Lebensende wird unten in der achten Erzählung des zweiten Abſchnitts berichtet.

Viertes Kapitel.

Von der Reſtauration, die dem Sturze Napoleons folgte, 1814—1830.

Einleitung.

Mit Napoleons Hinſtürzen wich Frankreich aus dem Vordergrunde der Begebenheiten, und die Verbündeten, an ihrer Spitze Rußland, traten in denſelben ein. Was von ihnen ausging und wie ſie auf das einwirkten, was von den Völkern ausging, bildet den Hauptinhalt des Zeitabſchnitts, der hier zu behandeln iſt.

Man nennt ihn „Reſtaurationszeit" — im Bezug auf das Streben der Verbündeten. Dieſe nämlich ſuchten nach dem Sturze Napoleons, um das errungene Uebergewicht zu behaupten und die Ruhe Europas gegen neue Gefahren zu ſichern, Altes an die Stelle des Neuen zu bringen, oder wenigſtens beides mit einander zu verſchmelzen. Das Alte als „Legitimität," das Neue als „Uſurpation" betrachtend, war ihre Politik ein Ankämpfen gegen Neuerungen und revolutionäre Bewegungen, ein Streben, die Völker zu der Unterwürfigkeit zurückzuführen, die vor dem Ausbruche der Revolution beſtanden hatte. Aber während ſie rückwärts zu gehen ſuchten, ſuchten die Völker vorwärts zu kommen. Entflammt durch die Freiheitsideen, die während des Kampfes gegen Napoleons Zwingherrſchaft laut geworden waren, noch in Bewegung durch dieſen Kampf, und im Gefühl der Opfer, die ſie während desſelben gebracht hatten, verlangten ſie nach bürgerlicher und politiſcher Freiheit. Die Freiheit, ſagten ſie, ſei alt, die Willkürherrſchaft neu, und Erleichterung ihrer Laſten ſei ihnen beim Anfange des beendigten Kampfes von ihren Fürſten zugeſagt worden.

Bei ſolchen, einander entgegengeſetzten Beſtrebungen entfloh die Eintracht, die im Kampfe gegen Napoleon Fürſten und Völker vereiniget hatte. Nicht mehr nach Einem Ziele ſah man ſie ringen: die Einen ſtrebten nach Sicherung der Gewalt, die Andern nach Herſtellung der Freiheit; jene wollten die Freiheit, dieſe die Gewalt beſchränken.

Welche Reibungen, Bewegungen und Stürme auf ſolche Art entſtanden und wie dabei das Staatsleben ſich fortbildete oder geſtaltete; — dieß zu erörtern, iſt die uns vorliegende Aufgabe. Doch können wir uns hier, beſchränkt durch den Raum, nur an die hervorragendſten Punkte halten. Dieſe ſind: 1) der Wiener Congreß, 1. Nov. 1814 — 9. Juni 1815; 2) der zweite pariſer Friede, die Stiftung der heiligen Allianz und der mit beidem zuſammenhangende aachner Congreß, 1815—1818; 3) die Gährungen in Deutſchland ſammt den karlsbader und wiener Beſchlüſſen, 1819 und 1820; 4) die Revolutionen in Spanien, Neapel, Piemont und Portugal und Unterdrückung derſelben, 1820 — 1823; 5) der Aufſtand der Griechen ſammt dem Kriege der Ruſſen gegen die Türken, 1821 — 1829. Hieran werden ſich 6) Blicke auf die Freiwerdung des ſpaniſchen und portugieſiſchen Amerikas reihen.

1. Der wiener Congreß, vom 1. Nov. 1814 bis zum 9. Juni 1815.

Zufolge einer Uebereinkunft des pariſer Friedens vom 30. Mai 1814 wurde noch im Laufe des Jahres 1814 (am 1. Nov.) zu Wien ein Congreß eröffnet, der einer neuen Ordnung der europäiſchen Staatenverhältniſſe und Deutſchlands insbeſondere zur Grundlage dienen ſollte.

Die Hauptperſonen auf dieſem Congreſſe (dem glänzendſten, der je gehalten wurde) waren die Beherrſcher Rußlands, Oeſtreichs und Preußens mit ihren vorzüglichſten Rathgebern. Neben ihnen ſah man die Könige von Dänemark, Baiern, Würtemberg und viele deutſche Herzöge und Fürſten. Unter den Geſandten aber waren am einflußreichſten die von England (Lord Caſtlereagh, dann der Herzog von Wellington) und von Frankreich (der Miniſter Talleyrand). Schweden hatte den Grafen Löwenhjelm, Spanien den Ritter Labrador, Portugal den Grafen von Palmella, Naſſau und das Niederland den Freiherrn von Gagern und Spoen, Sardinien den Marquis von Marſan, der Pabſt den Cardinal Conſalvi zu dieſem Congreſſe abgeſendet, und vom Könige Joachim Murat in Neapel und vom Könige Ferdinand in Sicilien erſchienen diplomatiſche Agenten. Doch weder der König von Sachſen, noch Geſandte desſelben wurden (anfangs) zugelaſſen, auch nicht Geſandte des Freiſtaates Genua; und von einer Theilnahme oder Vertretung der Völker durch Deputirte war nie die Rede.

Für die Europa überhaupt betreffenden Verhandlungen bildeten anfangs nur Rußland, Oeſtreich, Preußen, die Vorfechter im Kampfe gegen Napoleon und jetzt gleichſam die Schiedsrichter Europas, einen Ausſchuß, bis daß Frankreich (durch Talleyrand), dann auch Portugal, Spanien und Schweden, da ſie gleichfalls den pariſer Frieden unterzeichnet hatten, Antheil an demſelben gewannen. Für die Deutſchland insbeſondere betreffenden Verhandlungen beſtand der Ausſchuß anfangs nur aus den Bevollmächtigten Oeſtreichs, Preußens, Baierns und Hannovers; ſpäterhin aber aus Bevollmächtigten aller übrigen deutſchen Fürſten und Staaten, da ſich deren eben ſo gerechtes als nachdrückliches Verlangen, zu dieſem Ausſchuſſe zugelaſſen zu werden, nicht zurückweiſen ließ.

Mit großen Erwartungen ſchauten Fürſten und Völker auf dieſen Congreß. Die Völker erwarteten, derſelbe werde, im Gegenſatze der blutigen Vergangenheit, eine goldene Zukunft herbeiführen, und im Gegenſatze zu dem

Verfahren Napoleons jeder Willkür ſteuern und die Rechte der Völker den Rechten der Regenten gegenüber anerkennen. Doch dieſe Erwartungen wurden wenig befriedigt. Das Hauptgeſchäft des Congreſſes war, auſſer der Aufſtellung einer neuen Verfaſſung Deutſchlands, — Ländervertheilung. Aber auch von den Fürſten, welche hier Wiederherſtellung ihres vormaligen oder Erweiterung ihres dermaligen Beſitzthums erwartet hatten, ſahen ſich viele in ihren Erwartungen nicht befriedigt. Die mediatiſirten Fürſten (mit Ausnahme des Landgrafen von Heſſen-Homburg) wurden durch dieſen Congreß nicht wieder erhoben; der König von Sachſen verlor durch ihn die Hälfte ſeines Reichs; der König von Würtemberg verließ ihn in Unwillen über geſcheiterte Anträge; Spanien weigerte ſich die Congreßacte zu unterſchreiben, weil ſie ihm Olivenza abſprach und der Infantin Marie Luiſe zu wenig einräumte; und der Pabſt, der bereits gegen den pariſer Frieden proteſtirt hatte, ließ auch gegen die Congreßbeſchlüſſe proteſtiren (14. Juni 1815), „wegen verletzter Rechte des heiligen Stuhles und der deutſchen Kirche." In der That war es auch ſehr ſchwierig, den Erwartungen der Fürſten Befriedigung zu verſchaffen, da ſich deren Geſuche durchkreuzten, und der Enthuſiasmus der Eintracht, der im Kampfe gegen Napoleon ſo Großes gewirkt hatte, bei der Beutevertheilung entſchwand.

Am ſchwierigſten war es, die Forderungen Rußlands und Preuſſens zu befriedigen. Rußland verlangte für ſeine Anſtrengungen in dem letzten Kriege das ganze

Herzogthum Warſchau; Preußen für gleiche Anſtrengungen und zur Wiederherſtellung ſeines im Jan. 1806 ſtattgefundenen Ländergebiets, die durch Rußlands Forderungen ſo wie durch Verträge mit Hannover und Baiern gefährdet wurde, das ganze Königreich Sachſen. Aber lebhaft erklärte ſich Oeſtreich, England und Frankreich gegen das Erſtere, und gegen das Letztere der König von Sachſen ſammt ſeinem, ihm zugethanen Volke, ferner die Erneſtiniſche Linie des Hauſes Sachſen, Baiern, Frankreich, ſpäterhin England, ja auch Oeſtreich, das nur für einige Abtretungen Sachſens an Preußen ſtimmte. Solcher Widerſpruch erregte unter den Verbündeten die lebhafteſten Streitigkeiten, die am Ende des Jahres 1814 ihren Bund zu trennen droheten und am Anfange des Jahres 1815 (3. Jan.) Oeſtreich, England und Frankreich zu einem, gegen Rußland und Preußen gerichteten, Bündniß vereinigten. Doch nun fing Rußland an, ſeine Forderungen herabzuſtimmen, indem es erklärte, „es wolle ſich mit einem Theile des Herzogthums Warſchau begnügen," wodurch es zunächſt bewirkte, daß auch Preußen ſich nachgiebiger zeigte (8. Febr.). Man vereinigte ſich daher (9. Febr.) dahin, daß Rußland den größten Theil des Herzogthums Warſchau unter dem Namen eines Königreichs Polen; Preußen aber, nebſt einem Theile des Herzogthums Warſchau, die Hälfte des Königreichs Sachſen (namentlich die ganze Niederlauſitz, den größten Theil der Oberlauſitz, den wittenberger, thüringer, neuſtädter Kreis, einen Theil des leipziger und meißner

Kreiſes, die Stifter Merſeburg und Naumburg, das Fürſtenthum Querfurt und den königl. ſächſ. Antheil an der Grafſchaft Henneberg, (zuſammen 367 Q. Meilen mit 864,000 Einwohner) unter dem Namen eines Herzogthums Sachſen erhalten ſollte *).

Noch hatte die völlige Ausgleichung dieſer Streitfragen nicht ſtattgefunden (ſie erfolgte erſt am 3. Mai), noch erhob der König von Sachſen den lebhafteſten Widerſpruch gegen die ihm angemuthete Abtretung, noch lagen die Angelegenheiten Deutſchlands und Italiens in Verwirrung, als Napoleon nach Frankreich zurück kam (1. März) und Murat den Krieg in Italien eröffnete (30. März). Beides ſchien den Congreß zu ſprengen; in der That aber führte beides zur glücklichen Beendigung desſelben hin. Denn wie das Eintreten der gemeinſamen Gefahr die Getrennten aufs neue vereinigte und den langſamen Gang ihrer Verhandlungen beſchleunigte: ſo diente die Ueberwältigung der Gefahr zur Erleichterung noch übriger Ausgleichungen, zur Zufriedenſtellung noch unbefriedigter Fürſten und zur Fortſetzung des Reſtaurationswerkes.

Schnell zu entſcheidenden Maßregeln gegen Napoleon und Murat vereinigt (ſ. oben S. 245.), drang

der

---

*) Nach dieſer Theilung behielt das Königreich einen Flächenraum von 271 Q.-Meilen, aber eine Bevölkerung von 1,182,000 Menſchen. S. Pölitz, die Regierung Friedrich Augusts ꝛc. Leipzig 1830. Th. II, S. 225 und Böttiger, Geſch. des Kurſtaates und Königreichs Sachſen. Hamburg 1831. Th. II, S. 579.

der Congreß am 9. März in den König von Sachſen (der ſeit dem 4. März in Preßburg lebte, wohin er durch den Congreß geführt worden war), in die von ihm geforderten Abtretungen zu willigen. Lange widerſtand er; doch als ihm endlich angedeutet wurde, „daß Preußen den oben bemeldeten Theil Sachſens ſogleich in Beſitz nehmen, und den übrigen Theil bis zur Einwilligung des Königs von Sachſen verwalten würde“, unterzeichnete er, „der Gewalt weichend“, am 18. Mai die ihm vorgelegte Abtretungsurkunde, worauf er am 7. Juni nach Dresden zurückkehrte. — Inzwiſchen waren auch die übrigen Schwierigkeiten vom Congreſſe gelöſet worden, und ſo konnte am 8. Juni die deutſche Bundesacte und am 9. Juni die allgemeine Congreßacte unterzeichnet werden.

Die allgemeine Congreßacte ſtellte in 121 Artikeln die Verfügungen, die im Betreff auf europäiſche Angelegenheiten von dem Congreß getroffen waren, zuſammen und zwar ſo, daß ſie von der neuen Eintheilung Polens anhob, dann die Territorialveränderungen in Deutſchland und die Grundzüge des deutſchen Bundes angab, hierauf Beſchlüſſe im Betreff der Niederlande, Helvetiens, Italiens und Portugals aufſtellte und mit einigen allgemeinen Erklärungen über Freiheit der Flußſchifffahrt, Abſchaffung des Negerhandels und Gewährleiſtung der, dieſer Acte zu Grunde liegenden, Verträge ſchloß. Von Verfügungen im Betreff Englands, Frankreichs, Dänemarks, Schwedens und der Türkei war hier nicht die Rede. Denn England beſtand klüglich darauf, daß ſeine neuen Erwerbungen (in Amerika: St. Lucie und Tabago; in Afrika: das Cap und die Isle de France; in Europa: Helgoland, Malta und das Oberſchutzrecht über den freien Staat der ſieben joniſchen Inſeln) kein Gegenſtand der Congreß-Erörterungen ſein ſollten; über Frankreichs Grenzen war in dem pariſer Frieden entſchieden, eben ſo über die Losreißung Norwegens von Dänemark an Schweden, und die Türkei war bei dem Kampfe gegen Napoleon unbetheiligt geblieben. Im Betreff Spaniens und Portugals kam in der Congreßacte nichts weiter vor, als daß letzteres Olivenza von Spanien zurückerhalten, Guiana aber bis an den Oyapok an Frankreich abtreten ſollte. Dagegen wurden hier im Betreff Rußlands, Preußens, Oeſtreichs, ferner Deutſchlands, der Niederlande, Helvetiens und Italiens folgende Verfügungen aufgeſtellt *).

Rußlands weſtliche Grenze, vor dem Kriege (1812) bis an den Niemen reichend, rückte durch die neuen Erwerbungen in Polen über die Weichſel bis in die Nähe der Oder. Zwar mußte Rußland vom Herzogthume Warſchau Poſen ſammt Thorn und Danzig an Preußen, ferner den Tarnopoler Kreis in Oſtgallizien ſammt den Salzwerken von Wieliczka an Oeſtreich abgeben, und die

Stadt

---

*) Bei Mittheilung derſelben berückſichtigen wir zugleich, um Wiederholungen zu vermeiden, die Vervollſtändigungen, die dieſe Verfügungen durch den zweiten pariſer Frieden und einzelne Tauſchverträge erhielten.

Stadt Krakau, mit einem Gebiete von 22 Q. Meilen und 96,000 Einwohner, als eine freie, unter öſtreichiſchem, ruſſiſchem und preußiſchem Schutze ſtehende Republik anerkennen; doch blieben ihm von dieſem Herzogthume noch 2,200 Q. Meilen mit etwa 3,000,000 Menſchen. Dieſes neue Gebiet, „Königreich Polen" genannt, erhielt vom Kaiſer Alexander am 27. Nov. 1815 eine, auf freiſinnige Grundſätze gebaute Verfaſſung.

Preußen gelangte zu einem größern, aber auch veränderten Gebiet als es am Anfange des Jahres 1806 gehabt hatte. Von ehemaligen Ländern mußte es in Polen vieles an Rußland, in Deutſchland Ansbach und Baireuth an Baiern, und Hildesheim (mit Goslar), Oſtfriesland, einen Theil von Lingen, Münſter und dem Eichsfelde an Hannover überlaſſen. Dagegen erhielt es, wie ſchon bemerkt wurde, das Herzogthum Sachſen und zu ſeinen vormaligen Beſitzungen in den Rheingegenden vieles Neue, namentlich die Stadt Wetzlar, das Großherzogthum Berg, bedeutende Theile von den ehemaligen Kurſtaaten Trier und Cöln, überhaupt (ſeit dem zweiten pariſer Frieden) den größten Theil des linken Rheinufers längs der belgiſchen Grenze bis zur Saar. Andre ihm zugeſagte Länder benutzte es zu Tauſchverträgen. So brachte es von Darmſtadt das Herzogthum Weſtphalen, von Naſſau das Fürſtenthum Siegen nebſt einigen Dillenburgiſchen Aemtern, von Heſſen-Caſſel die niedre Grafſchaft Katzenellnbogen ꝛc., von Hannover das Fürſtenthum Lauenburg, von Dänemark (dem es dafür Lauenburg

burg abtrat) das vormals Schwediſche Pommern nebſt Rügen an ſich. Auf ſolche Art erhielt es ein Ländergebiet, das 5087 Q. Meilen und über 13,300,000 Menſchen umfaßt. Aber die Hoffnung auf Abrundung oder Geſchloſſenheit des Gebiets ward nicht erfüllt; vielmehr erſcheint Preußen jetzt gleichſam in zwei Hälften getheilt, von denen die eine nach Oſten als Vorpoſten gen Rußland, die andre nach Weſten, als Vorpoſten gen Frankreich gerichtet iſt.

Oeſtreich, das gleich nach ſeinem Beitritte zum Kampfe gegen Napoleon (im Aug. 1813) Kärnthen, Krain, Croatien, Friaul, Iſtrien, Dalmatien bis zum Cattaro wieder an ſich gebracht hatte, erhielt durch den wiener Congreß im ehemaligen Polen die ſchon erwähnten Abtretungen und in Italien ſämmtliche zwiſchen dem Teſſino und adriatiſchen Meere, dem Po und den Alpen gelegenen Länder (851 Q. Meilen mit 4,278,000 Menſchen), die es am 7. Apr. 1815 unter dem Titel „Lombardiſch-Venetianiſches Königreich" zuſammen faßte, ſo wie es Kärnthen, Krain, Görz, Trieſt ꝛc. (10. Aug. 1816) als Königreich Illyrien verband. Auch brachte es durch Verträge und Tauſchvergleiche mit Baiern (8. Oct. 1813, 3. Juni 1814, 14. Apr. 1816) Tyrol und Vorarlberg, das Inn- und Hausruckviertel, nebſt dem größten Theil Salzburgs wieder an ſich. So umfaßt es nach ſeiner Wiederherſtellung ein geſchloſſenes Gebiet, das über 12,000 Q. Meilen mit 33 Millionen Menſchen enthält.

Im Bezug auf reindeutſche Staaten wurde vornehmlich Folgendes verfügt. Baiern bekam (für Abtretungen an Oeſtreich) Würzburg und Aſchaffenburg, ferner (nach dem zweiten pariſer Frieden) einen Theil des vormaligen Saar- und Donnersberg-Departements, der den Namen „Rheinkreis" und Speier zur Hauptſtadt erhielt. — Hannover, dem König von England zurückgegeben und von demſelben zum Königreiche erhoben (12. Oct. 1814), wurde als ſolches anerkannt und im Beſitze deſſen, was Preußen, wie bereits bemerkt, ihm abtrat, beſtätigt. — Heſſen-Caſſel, das feſt an den Kurfürſtentitel hielt, bekam für geleiſtete Abtretungen den größten Theil des Fürſtenthums Fulda mit Hanau. — Heſſen-Darmſtadt erhielt; gleichfalls für geleiſtete Abtretungen, einige kurheſſiſche Aemter und auf dem linken Rheinufer von dem ehemaligen Departement des Donnersberg die Stadt Mainz ſammt Kaſſel und Coſtheim, ferner Worms und Pfeddersheim. — Naſſau (nach Ausſterben der Uſingiſchen Linie, 1816, allein unter der Weilburgiſchen Linie ſtehend) erhielt durch Verträge mit Preußen einige ſonſt naſſau-oraniſche Beſitzungen mit einem Theile des Fürſtenthums Siegen und die vormals kurheſſiſche Grafſchaft Nieder-Katzenellnbogen. — Den Herzögen von Oldenburg, Weimar, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz wurde die großherzogliche Würde, zum Theil auch ein vergrößertes Ländergebiet zertheilt. — Das Fürſtenthum Yſenburg wurde als mediatiſirt unter öſtreichiſche Souverainetät geſtellt *). Dagegen wurde dem Landgrafen von Heſſen-Homburg, der durch die Rheinbundsacte mediatiſirt und unter Heſſen-Darmſtadt geſtellt worden war, die Souverainetät zurückgegeben. Auch wurde ihm und dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, ferner dem Herzog von Sachſen-Coburg, dem Großherzog von Oldenburg, ja auch dem Grafen von Pappenheim ein Beſitzthum am linken Rheinufer da, wo ſüdlich das preußiſche endigen würde, zugeſagt: den beiden erſten (jedem) zu 10,000 Seelen, dem dritten und vierten (jedem) zu 20,000 Seelen; dem letztern zu 9000 Seelen. Letzteres wurde unter preußiſche Souverainetät geſtellt, und jedem dieſer Fürſten geſtattet, dieſe von ſeinem Staate entfernt liegenden Erwerbungen zu veräußern (was von Mecklenburg bereits im Jahre 1819, von Coburg am 31. Mai 1834 geſchah). — Dem Fürſten-Primas, zuletzt Großherzog von Frankfurt (Karl von Dalberg), wurde ein Jahrgehalt von 100,000 Fl., zahlbar von denen, an die das Großherzogthum Frankfurt vertheilt wurde, zugeſprochen. Die ehemaligen Hanſeſtädte, Hamburg, Bremen und Lübeck, ſo wie Frankfurt am Main, zum Sitz der Bundesverſammlung beſtimmt,

---

*) Späterhin (3. Nov. 1815) übertrug Oeſtreich die Souverainetät über Iſenburg an Heſſen-Darmſtadt und einige Gerichtsbezirke an Kurheſſen. — Auf gleiche Weiſe trat Oeſtreich die Souverainetät über den Fürſten von der Leyen (oder über die Grafſchaft Hohen-Geroldseck) laut Vertrags vom 10. Juli 1819 an Baden ab.

beſtimmt, ſollten freie Städte, und die Feſtungen Mainz, Luxemburg und (nach dem zweiten pariſer Frieden) Landau Feſtungen des deutſchen Bundes ſein.

Von Deutſchland wendete ſich die allgemeine Congreßacte zu den **Niederlanden**, der **Schweiz** und **Italien**. Beide, die **Niederlande** und die **Schweiz**, wurden nicht wieder, wie in alter Zeit, zu Deutſchland gezogen, ſondern als beſondere Staaten auf's neue anerkannt. Die **Niederlande**, ſowohl die vereinigten als die vormals öſtreichiſchen (oder Holland u. Belgien), kamen unter dem Namen „Königreich der Niederlande" an den Erbſtatthalter von Holland, Prinzen von Oranien-Naſſau. Nur durch das zum deutſchen Bunde gezogene Großherzogthum Luxemburg, das gleichfalls demſelben zugeſprochen wurde, wurde er Mitglied dieſes Bundes. — Die **Schweiz** behielt im Ganzen die Einrichtung, die ſie im Jahre 1803 durch Napoleon erhalten hatte; doch wurde die Zahl ihrer Cantons von 19 auf 22 vermehrt, da das Walliſerland, das Gebiet von Genf, erweitert durch Abtretungen des Königs von Sardinien, und das Fürſtenthum Neufchatel, das an Preußen zurückfiel, als drei neue Cantons hinzukamen. — Im Betreff **Italiens** wurde das Verlangen vieler Italiener nach Einheit und Selbſtändigkeit nicht befriediget: Italien zerfiel wieder in mehrere Staaten, und Oeſtreich erhielt in demſelben das Uebergewicht. Nur in Anſehung des Beſitzthums wurde manches verändert. Denn wenn ſchon Neapel, der Kirchenſtaat, die Lombardei, Toskana, Modena, Piemont ſammt Savoyen an ihre vorigen Regierungen zurückfielen: ſo kam dagegen Parma mit Piacenza und Guaſtalla an die Oeſtreicherin Marie Luiſe, die zweite Gemahlin Napoleons, Lucca an die ſpaniſche Infantin Marie Luiſe, vormals Königin von Etrurien, Maſſa und Carrara an die Mutter des Herzogs von Modena, Marie Beatrix. Die Republik Genua wurde ſo wenig als die Republik Venedig wiederhergeſtellt: dieſe blieb bei Oeſtreich, jene (ſammt einem großen Theile des Herzogthums Mailand) wurde dem Könige von Sardinien zugeſprochen.

Die zweite Acte des wiener Congreſſes, oder die deutſche Bundesacte, beſtehend aus zwanzig Artikeln, betraf ausſchließlich Deutſchlands neue Geſtaltung. An die Stelle des ehemaligen Kaiſerthums, das ſich mit Glanz und Kraft nicht wiederherſtellen ließ, kam ein Bund ſouverainer Fürſten und freier Städte, beſtimmt (wie die Bundesacte §. 2. beſagt) „zur Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutſchlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit ſeiner einzelnen Staaten". Den Theilnehmern desſelben *) wurde bei gleichen

---

*) Als Bundesglieder wurden in der Bundesacte benannt: 1 u. 2) Oeſtreich und Preußen mit ihren vormals zum deutſchen Reiche gehörigen Beſitzungen, 3) Dänemark mit Holſtein (wozu ſpäterhin auch Lauenburg kam), 4) das Königreich der Niederlande mit Luxemburg, 5) Hannover, 6) Baiern, 7) Sachſen, 8) Würtemberg, 9) Baden, 10) Heſſen-Caſſel, 11) Heſſen-Darmſtadt, 12) Naſſau, 13) Braunſchweig, 14 u. 15) Mecklenburg-Schwerin u. Strelitz, 16—20) Sachſen-Weimar, -Gotha, -Coburg, -Meiningen,

gleichen Rechten die gleichmäßige Verpflichtung auferlegt, die Bundesacte unverbrüchlich zu halten, ſowohl ganz Deutſchland als auch jeden einzelnen Bundesſtaat gegen jeden Angriff zu ſchützen, keine Verbindung einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Glieder desſelben gerichtet wäre, bei Bundeskriegen nie einſeitig mit dem Feinde Waffenſtillſtand oder Frieden zu ſchließen, unter keinerlei Vorwand einander zu bekriegen, ſondern ihre Streitigkeiten bei dem Bundestage anzubringen, der ſolche zu vermitteln oder durch eine Austrägalinſtanz zu ſchlichten habe. — Zum Halt- oder Mittelpunkte dieſes deutſchen Bundes wurde der Bundestag zu Frankfurt beſtimmt, eine aus Bevollmächtigten aller Bundesglieder beſtehende Verſammlung, die alle Bundesangelegenheiten verhandeln und in das Innere der einzelnen Staaten nur da eingreifen ſollte, wo das Benehmen des Einzelnen dem Ganzen Gefahr brächte. Dieſer Bundestag (eröffnet am 5. Nov. 1816) ſollte permanent ſein und nie über vier Monate vertagt werden. Der Vorſitz bei demſelben fiel an Oeſtreich; doch wurde jedem Bundesgliede die Befug-

---

S.-Hildburghauſen, 21) Oldenburg, 22—24) Anhalt-Deſſau, -Bernburg u. -Köthen, 25 u. 26) Schwarzburg-Sondershauſen und -Rudolſtadt, 27 u. 28) Hohenzollern-Hechingen u. -Sigmaringen, 29) Liechtenſtein am Rhein, 30) Waldeck, 31 u. 32) Reuß älterer und jüngerer Linie, 33 u. 34) Lippe-Schaumburg u. -Detmold, 35 — 38) die freien Städte Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt am Main. — Zu dieſen Bundesgliedern kam im Jahre 1817 noch 39) Heſſen-Homburg hinzu.

Befugniß zugeſtanden, Vorſchläge zu machen und in Vortrag zu bringen. Die Sitzungen ſollten entweder engere oder weitere ſein: jene, beſtimmt zu den gewöhnlichen Bundesangelegenheiten, ſollten 17 Stimmen enthalten (von denen die größeren Bundesglieder, jedes eine, eilf und die acht und zwanzig kleineren, mehrere zuſammen, ſechs Stimmen hätten); dieſe, beſtimmt zu auſſerordentlichen Veranlaſſungen, zu Abfaſſung und Abänderung von Grundgeſetzen des Bundes und gemeinnützigen Anordnungen, ſollten 69 (oder, nach Heſſen-Homburgs Beitritt, 70) Stimmen umfaſſen, nämlich ſo, daß von den ſechs erſten Bundesgliedern (Oeſtreich, Preußen, Sachſen, Baiern, Hannover und Würtemberg) jedes 4, von den fünf folgenden (Baden, Heſſen-Caſſel, Heſſen-Darmſtadt, Holſtein und Luxemburg) jedes 3, drittens Braunſchweig, Mecklenburg-Schwerin und Naſſau jedes 2, und von den übrigen vier und zwanzig (oder ſeit Heſſen-Homburgs Beitritt, fünf und zwanzig) Bundesgliedern jedes Eine Stimme haben ſollte. Bei engeren Sitzungen ſollte die abſolute Mehrheit der Stimmen, bei weiteren die Mehrheit mit zwei Dritteln entſcheiden. — Zu dieſen allgemeinen Beſtimmungen, die auch der allgemeinen Congreßacte einverleibt wurden, kamen mehrere beſondere, die dem Weſentlichen nach Folgendes beſagten: (Art. 12) In allen Bundesſtaaten ſollen Obergerichte beſtehen: diejenigen, deren Bevölkerung die Zahl von 300,000 Seelen nicht erreicht, haben ſich mit andern zur Bildung eines Obergerichts zu verbinden.

Im 13. Artikel, der zu vielerlei Erörterungen Anlaß gegeben hat, wurde feſtgeſetzt: „in allen Bundesſtaaten wird eine landſtändiſche Verfaſſung ſtattfinden“. Auch wurde den Unterthanen (im 18. Art.) zugeſtanden, auſſerhalb des Staates, den ſie bewohnen, Grundeigenthum ohne vermehrte Belaſtung zu beſitzen, ferner Befugniß des freien Wegzuges aus einem Bundesſtaat in den andern, drittens Eintritt in andrer Bundesſtaaten Civil- und Militärdienſte (doch ohne Verletzung der in ihren Staaten giltigen Militärgeſetze), viertens Befreiung von aller Nachſteuer, da wo ihr Vermögen in einen andern Bundesſtaat übergeht; endlich (Art. 16), daß die Verſchiedenheit der chriſtlichen Religionsparteien keinen Unterſchied in dem Genuſſe der bürgerlichen und politiſchen Rechte begründen ſollte. — Für die ſeit 1806 mediatiſirten Reichsſtände wurde (im 14. Art.) ein gleichförmiger Rechtszuſtand feſtgeſetzt. Ihnen ſollte das Recht der Ebenbürtigkeit verbleiben; die Häupter ihrer Häuſer ſollten in den Staaten, zu denen ſie gehören, die erſten Standesherren ſein und mit ihren Familien die privilegirteſte Klaſſe, beſonders in Anſehung der Beſteuerung, bilden; überhaupt ſollten ſie alle die Rechte und Vorzüge genießen, die nicht zu der Staatsgewalt und den höheren Regierungsrechten gehören. — Die durch den Reichsdeputationsſchluß vom 25. Febr. 1803 feſtgeſetzten Renten und Penſionen an geiſtliche und weltliche Individuen, namentlich auch an die Mitglieder des deutſchen Ordens, wurden (Art. 15) vom Bunde garantirt. —

Im

Dem Hauſe Thurn und Taxis wurde (im 17. Art.) auf's neue der Beſitz und Genuß der Poſten beſtätigt, ſo wie ſelbiger durch den Reichsdeputationsſchluß 1803 dieſem Hauſe verſichert worden war. Dabei wurde ihm freigeſtellt, entweder ſelbſt die Poſten zu übernehmen, oder ſich dafür entſchädigen zu laſſen. — Endlich wurde feſtgeſetzt, daß ſich der Bundestag allernächſt mit Einrichtung der Militärmacht des Bundes, mit näherer Beſtimmung ſeiner innern und äuſſeren Verhältniſſe und mit gleichartigen Verfügungen über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden, über die Preßfreiheit und den Nachdruck, über den Handel und die Stromſchiffahrt beſchäftigen ſollte.

Gegen die Beſchlüſſe ſowohl der allgemeinen Congreßacte als der deutſchen Bundesacte erhoben ſich mancherlei Bemerkungen. Man klagte: der Congreß habe, ſtatt eine auf Rechtsprincipien gegründete Geſtaltung Europas aufzuſtellen, hin und wieder (namentlich bei den Entſcheidungen über Polen, Sachſen und Genua) ein eben ſo willkürliches Verfahren, wie vordem Napoleon, eintreten laſſen; ferner, er habe nicht der Völker ſich angenommen, ſondern allein der Fürſten, und Befriedigung der Anſprüche und Forderungen derſelben zu ſeinem Hauptgeſchäfte gemacht; drittens, bei ſolcher Befriedigung habe die Verwendung und das Familienintereſſe der Großmächte mehr als das Recht, und die Ermittelung des Flächengehalts, der Einwohnerzahl und der Landeserzeugniſſe mehr als eine den Völkern zuſagende Vereinigung oder als die Sicherſtellung Europas gegen künftige Gefahren gegolten. — Im Bezug auf die deutſche Bundesacte wurde geklagt, daß der deutſche Bund nicht feſt genug ſei, um bei einbrechenden Stürmen auszudauern; ferner, daß er fünf Mächte (Oeſtreich, Preußen, England, Dänemark und die Niederlande) in ſich faſſe, die, als europäiſche Mächte, leicht ein dem deutſchen Intereſſe entgegengeſetztes Intereſſe haben könnten; drittens, daß er durch Zulaſſung inländiſcher Mauthen und Handelsſperren, ungleichartiger Münzen, Maße und Gewichte den Zuſammenhalt der deutſchen Staaten erſchwere; viertens, daß es ihm an einem Bundesgerichte fehle, und daß er den Unterthanen, die gegen ihre Herren Beſchwerden vorzubringen hätten, weder Schutz noch Hilfe verheiße.

Gewiß liegt in dieſen Klagen viel Wahres. Doch läßt ſich dagegen auch Folgendes bemerken.

Im Allgemeinen iſt es Unrecht, die Anforderungen an den wiener Congreß zu hoch zu ſtellen. Erfreulich wäre es allerdings geweſen, wenn er die Verfaſſungen der Staaten zeitgemäß umgeſtaltet und die Rechte der Völker, wie es am Anfange des Kampfes gegen Napoleon geſchah, anerkannt hätte; aber darf man behaupten, daß dieß die Aufgabe war, die er zu löſen hatte? und iſt es billig zu verlangen, daß er von aller früheren Praxis der Diplomaten (denen Feſtſtellung des Länderbeſitzes immer als das Erſte galt) abgehen und mitten unter ſehr materiellen Anmuthungen zu reinen Rechtsideen ſich erheben ſollte?

te? — Zweitens, die helleren und freiſinnigen Ideen der Zeit blieben auch von dem Congreß nicht unberückſichtigt. Hiervon zeugt ſchon die Beſeitigung der Förmlichkeiten des Ceremoniels, die ſonſt bei Congreſſen den Geſchäftsgang hinderten, noch mehr aber, daß die völkerrechtlichen Fragen über Freiheit der Stromſchifffahrt, Abſchaffung des Negerhandels, Sicherſtellung der Verträge ꝛc. zur Sprache kamen. Es blieb daher dem Fortſchreiten der Zeit und einer ruhigern Berathung vorbehalten, das zu ergänzen und zu vervollkommnern, was auf dem wiener Congreß unter dem Andrang verſchiedenartiger Forderungen und drohender Beſorgniſſe nicht aufgeſtellt und ausgeführt werden konnte.

Was endlich Deutſchland insbeſondere betrifft, ſo war die Herſtellung eines Bundes, welcher der Zerſtückelung in ein nördliches und ſüdliches Deutſchland abwehrte und den einzelnen deutſchen Staaten Sicherheit und Muße zu ihrer Entwickelung gewähren konnte, der beſte Ausweg, der unter den obwaltenden Umſtänden zu treffen war. Dieſer Bund aber, der ſchon jetzt feſter geworden iſt, kann immer feſter werden, wenn patriotiſche Geſinnungen die Glieder deſſelben beſeelen, und Preußen und Oeſtreich, die Schirmherren deſſelben, innig verbunden bleiben. Eben ſo kann er auch im Fortgange der Zeiten an Ausbildung gewinnen; er kann entfernen, was die deutſchen Staaten trennt, und herbeiführen, was zu ihrer Vereinigung und Erhebung dient. Bedeutende Fortſchritte in der Verwaltung und Verfaſſung der Staaten

ten können nicht auf einmal geſchehen, und ſind nicht abhängig von einem Congreſſe, ſondern von dem Vorwärtsſchreiten der Völker.

2. Der zweite pariſer Friede, die heilige Allianz und der aachner Congreß,

1815 — 1818.

Unmittelbar nach Unterzeichnung der beiden oben beſchriebenen Acten löſete ſich der wiener Congreß eiligſt auf (9. Juni 1815), weil eben damals der Kampf gegen Napoleon begann.

Schnell wurde dieſer Kampf, wie bereits erzählt worden iſt, beendigt: ſchon am 18. Juni wurde Napoleon bei Waterloo entſcheidend geſchlagen, ſchon am 22. Juni entſagte er auf's neue der Herrſchaft; ſchon am 9. Juli kam König Ludwig XVIII. nach Paris zurück; ſchon am 10. Juli trafen die Monarchen Rußlands, Preußens und Oeſtreichs daſelbſt ein. Gleichwohl dauerte es noch vier Monate, ehe der Friede zu Stande kam, — theils weil die Schlauheit und der Stolz der Franzoſen den Anforderungen der Verbündeten vielerlei Hinderniſſe entgegenſtellte, theils weil die Verbündeten ſelbſt in Anſehung der zu machenden Forderungen verſchiedener Meinung waren. Daß die von Frankreich ſeit 1796 aus Italien, Deutſchland und den Niederlanden weggeſchleppten Kunſt- und Litteratur-Schätze ihren früheren Beſitzern zurückgegeben werden ſollten, wurde einſtimmig, erſt von Preußen, dann von den übrigen Verbündeten gefordert und bald auch, nach fruchtloſem Widerſtreben, von den Franzoſen zugeſtanden. Aber daß Frankreich auch Ländergebiet abtreten ſollte und zwar alles, was es ſeit den Tagen Ludwigs XIV. oder ſeit dem weſtphäliſchen Frieden an ſich geriſſen hatte, — wie man von deutſcher Seite her verlangte, — dieß wurde von der franzöſiſchen Regierung hartnäckig verweigert, und weder von Rußland noch von England gebilliget. Die franzöſiſchen Miniſter ſchilderten die Gebietsabtretungen als unrechtlich, da die Verbündeten nicht wider Frankreich oder Ludwig XVIII., ſondern wider Napoleon Krieg geführt hätten, und als unpolitiſch, da Gebietsabtretungen die franzöſiſche Nation gegen die bourboniſche Regierung erbittern würden, und doch die Befeſtigung dieſer Regierung für das geſammte Europa von großem Intereſſe ſein müßte. Rußland aber und England, ſchon im Beſitz deſſen, was ſie zu beſitzen wünſchten, ſtimmten bei; ihnen war es genug, daß Frankreich auf die Grenzen vom Jahre 1790 zurückgedrängt würde. Erſt nach langen Unterhandlungen vereinigte man ſich (im Oct.) dahin, daß Frankreich ebenſowohl eine Schadloshaltung für das Vergangene, als eine Bürgſchaft für die Zukunft leiſten müſſe; worauf am 20. Nov. 1815 folgende Friedenspunkte unterzeichnet wurden.

Erſtens, Frankreich mußte das Herzogthum Bouillon, Saarlouis und Saarbrück, das Land von der Saar bis zur Lauter, die Feſtungen Landau, Saarlouis, Philippeville und Marienburg, ferner den im Jahr 1814 zurückbehaltenen Theil von Savoyen mit dem Fürſtenthume Monaco und der Grafſchaft Nizza, ſo wie einen Theil der Landſchaft Gex abtreten. (Von dieſen Abtretungen kam Gex an Genf, Savoyen mit Monaco und Nizza an Sardinien, das Land an der Lauter mit Landau [deſſen Feſtung dem deutſchen Bunde zugeſprochen wurde] an Baiern, Saarbrück, Saarlouis ꝛc. an Preußen, die Souverainetät über Bouillon und die Feſtungen Philippeville und Marienburg an das Königreich der Niederlande). Zweitens mußte Frankreich verſprechen, das geſchleifte Hüningen nicht wieder herzuſtellen und drei Stunden weit von Baſel keine neue Feſtung anzulegen. — Drittens mußte es ſich anheiſchig machen, nicht nur die Forderungen einzelner Länder, Städte und Privatperſonen zu befriedigen, ſondern auch innerhalb beſtimmter Termine eine Kriegsſteuer von 700 Millionen Franken an die Verbündeten zu zahlen. (Von dieſer Summe ſollte England und Preußen, jedes, 125 Mill., Oeſtreich und Rußland, jedes, 100 Mill., Deutſchland, die Niederlande und Sardinien zuſammen 100 Mill., Spanien 5, Portugal 2, Helvetien 3, Dänemark 2½ Mill. bekommen; der Reſt aber von 137½ Mill. wurde zur Herſtellung und Unterhaltung neuer Feſtungen an der franzöſiſchen Grenze beſtimmt). Viertens mußte Frankreich geſtatten, daß ſeine Nord- und Oſtgrenze nebſt 17 Feſtungen von einem 150,000 Mann ſtarken Bundesheere (beſtehend aus engliſchen, ruſſiſchen, öſtreichiſchen, preußiſchen und anderen deutſchen Truppen, unter dem Herzog von Wellington) fünf (oder, wenn es die Umſtände geſtatteten, nur drei) Jahre lang beſetzt und dieſes Heer auf franzöſiſche Koſten verpflegt werden ſollte. (Dieſe Maßregel zielte darauf ab, Frankreich in Ruhe zu erhalten und es zur Beobachtung der eingegangenen Verbindlichkeiten zu nöthigen).

Noch an demſelben Tage, an welchem dieſer zweite pariſer Friede unterzeichnet wurde (20. Nov.), verpflichteten ſich Rußland, Oeſtreich, Preußen und England in beſonderen Verträgen, den Frieden kräftigſt aufrecht zu erhalten, Napoleon und ſeine Familie auf ewige Zeiten von der Thronfolge in Frankreich auszuſchließen und, ſo oft es die Umſtände nöthig machten, zuſammenzukommen und ſich zu gemeinſchaftlichen Maßregeln im Betreff der Erhaltung der Ruhe und des Friedens zu vereinigen.

Doch noch weit wichtiger war der **heilige Bund**, den die Monarchen Rußlands, Oeſtreichs und Preußens, kurz vor ihrer Abreiſe von Paris *), in eigner Perſon, ohne Zuziehung ihrer Miniſter, am 26. Sept. 1815 unterzeichneten. „Entſchloſſen," wie es in der Einleitung heißt, „im Angeſicht der ganzen Welt zu erkennen zu geben, daß ſie ſowohl in der Verwaltung ihrer Staaten als auch in den politiſchen Verhältniſſen mit jeder andern Regierung bloß die Vorſchriften der chriſtlichen Religion, nämlich die Vorſchriften der Gerechtigkeit, der chriſtlichen Liebe und des Friedens zur Richtſchnur nehmen wollten," erklärten dieſe drei Monarchen: Erſtens, ſie wollten durch die Bande einer wahren und unzertrennlichen Brüderſchaft verbunden bleiben, ſich unter einander als Landsleute, und im Bezug auf ihre Unterthanen und Heere als Familienväter betrachten, ihre Unterthanen im Geiſte der Brüderlichkeit leiten und ſich gegenſeitig, in jedem Falle, Hilfe und Beiſtand leiſten. — Zweitens, zwiſchen ihnen und zwiſchen ihren Unterthanen ſolle der einzige Grundſatz in Kraft ſein, ſich gegenſeitig Dienſte zu leiſten, ſich durch ein unveränderliches Wohlwollen die gegenſeitige Zuneigung zu bezeigen, ſich nur als Mitglieder einer und derſelben chriſtlichen Nation anzuſehen; wobei ſie hinzufügten, „die chriſtliche Religion habe keinen andern Souverain als Gott und den göttlichen Erlöſer, und ihren Völkern ſei nichts mehr zu empfehlen als ſich täglich in den Grundſätzen und in der Ausübung der Pflichten zu beſtärken, welche der göttliche Heiland die Menſchen gelehrt hat." — Drittens, alle diejenigen Mächte, welche die hier ausgeſprochenen Grundſätze anerkennen würden, ſollten in dieſe „heilige Allianz" aufgenommen werden.

---

*) Am 28. Sept. reiſte Kaiſer Alexander, am 29. Sept. Kaiſer Franz, am 6. Oct. König Friedrich Wilhelm von Paris ab.

Einen ſolchen Bund hatte Europa noch nie vernommen, auch nach ſo manchen Verfügungen des wiener Congreſſes nicht erwartet. Um ſo größer war daher das Staunen und um ſo verſchiedener die Deutung, die man ihm gab. Während man einerſeits, beſonders in Frankreich, ihn als ein verdecktes Spiel der Fürſten gegen ihre Unterthanen, als ein Mittel zur Vermehrung der Fürſtengewalt und zur Unterdrückung des Aufſchwunges der Völker betrachtete, betrachtete man ihn andrerſeits als Bürgſchaft einer beſſern Zukunft, als Verherrlichung des Sieges über Napoleons Gewaltherrſchaft, als Beweis, daß auch am Böſen Gutes zu lernen ſei.

Gewiß iſt es, daß er ſeiner Entſtehung nach ſehr achtungswürdig erſcheint. Die drei Monarchen, die ihn ſchloſſen, waren durch die großen Begebenheiten der drei letzten Jahre zu einer religiöſen Stimmung hingeleitet worden; ſie hatten die Gräuel des Kriegs in der Nähe geſehen, hatten perſönlich erfahren, wie verderblich eine argliſtige, von der Moral getrennte Politik ſei: wie hätte das nicht den Gedanken in ihnen erzeugen ſollen, die chriſtlichen Vorſchriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens zur Richtſchnur ihres Verhaltens zu machen? Beſonders gilt dieß von dem Stifter dieſes Bundes, dem Kaiſer Alexander, den, wie die Weichheit des Gemüthes, ſo auch Lebens- und Regierungsereigniſſe, zuletzt häufige Unterredungen mit einer religiöſen Schwärmerin, Frau von Krüdener *), zu religiöſen Empfindungen

---

*) Frau Juliane von Krüdener, Tochter des Barons von Wietinghof, eines reichen Gutsbeſitzers in Curland, (geb. zu Riga 1766, geſt. auf der Halbinſel Krimm 1824) war, nach einem wüſten Leben in Rußland und Frankreich, in religiöſe Schwärmereien verſunken. Indem ſie dieſe nach allen Seiten hin zu verbreiten ſuchte, hatte ſie ſich auch zu Kaiſer Alexander gedrängt und Einfluß auf ihn erlangt. In einem Geſpräch mit dem Prof.

bungen und Beſtrebungen hingeführt hatten. Gewiß iſt ferner, daß man auch der Aufſtellung dieſes Bundes ſich zu erfreuen hat. Denn er erſcheint als Verſuch, die Staatsklugheit zur Staatsweisheit umzubilden, oder Moral in die Politik zu bringen; er führt von der Idee eines politiſchen Gleichgewichts, auf welches man ſonſt die Sicherheit der Staaten zu bauen ſuchte, zur Idee einer Völkerverbindung durch Gerechtigkeit und Liebe, die Beſſeres gewähren kann, als jenes immer ſchwankende Gleichgewicht zu leiſten vermochte; und da er durch die erſten Monarchen Europas die erhabenſten Grundſätze ausſprach, verſchaffte er dem Beſſern jene öffentliche Anerkennung, deren es bedarf, um ins Leben zu treten. — Doch gewiß iſt endlich auch, daß dieſer Bund, obſchon ihm alle chriſtlichen Regierungen Europas, mit Ausnahme des Pabſtes und Englands *), beigetreten ſind, noch

---

Krug zu Leipzig im Jahr 1817 (ſ. deſſen „politiſche und juridiſche Schriften." Braunſchweig 1834. Th. 1, Nr. 6) erklärte ſie: „Gott habe den Gedanken des heiligen Bundes durch ſie zuerſt in dem großen und frommen Kaiſer Alexander erweckt. Dieſer habe ihr einen darauf bezüglichen Entwurf gebracht, welchen ſie durchgeſehen. Es habe aber harte Kämpfe gekoſtet, die Sache zu Stande zu bringen, weil man deren hohe Bedeutung nicht begriffen." — Dagegen behauptete Laharpe, einſt Lehrer Alexanders, daß die Idee des heiligen Bundes von dem ruſſiſchen Kaiſer ausgegangen ſei.

*) Dem Pabſte erſchien der heilige Bund als eine Bedrohung und Beeinträchtigung ſeiner Macht; lieber als durch chriſtliche Geſinnungen ſuchte er ſeine Macht durch die am 7. Aug. 1814 von ihm wieder hergeſtellten Jeſuiten zu ſtützen. — In England erklärte der damalige Prinz-Regent, daß, obgleich er

noch nicht gewirkt hat, was er bei seiner Ankündigung verſprach. Die religiöſe Stimmung, die ihn ins Leben rief, hat ſich bald wieder verflüchtiget; nirgends hat er ein wahrhaft chriſtliches Staatsleben hervorgerufen; nur als ein Bund leitender Hauptmächte zur Unterdrückung revolutionärer Bewegungen iſt er hervorgetreten; nur zur Erhaltung des Friedens und des Beſtehenden hat er ſich thätig gezeigt.

So zunächſt auf dem aachner Congreß. Der Hauptgegenſtand dieſes Congreſſes, den die Monarchen Rußlands, Oeſtreichs und Preußens ſammt engliſchen und franzöſiſchen Geſandten, umgeben von einem glänzenden Gefolge, im Jahr 1818 (vom 29. Sept. bis zum 21. Nov.) hielten, betraf die Frage, ob es räthlich ſei, das Beobachtungsheer, das ſeit dem zweiten pariſer Frieden in Frankreich ſtand und ſchon im Jahre 1817 um ein Fünftel vermindert worden war, völlig zurückzuziehen? Die Unruhen, die Frankreich bewegten, und die Rückſtände in den Zahlungen, die es zu leiſten hatte, ſprachen gegen dieß Zurückziehen. Doch da Rußland (durch den damaligen franzöſiſchen Miniſter Richelieu, der als Emigrant lange Zeit im ruſſiſchen Reiche gelebt hatte) und England (durch den Herzog von Wellington, der mit Ludwig XVIII. in vertraulichen Verhältniſſen ſtand) für Frankreich gewonnen worden waren, und da

dieſes

für ſeine Perſon die Grundſätze des heiligen Bundes billige, doch die Verfaſſung Englands es nicht geſtatte, einen Vertrag mit dem Auslande ohne Unterzeichnung verantwortlicher Miniſter einzugehen.

dieſes die wegen Zahlung der noch rückſtändigen Kriegsſteuer feſtgeſetzten Bedingungen angenommen hatte: ſo wurde beſchloſſen, das Beobachtungsheer gänzlich aus Frankreich zurückzuziehen (was noch im November 1818 geſchah) und Frankreich in den heiligen Bund (oder in die Reihe der dirigirenden Mächte) aufzunehmen, wobei es ſich verbindlich machte, „unausgeſetzt zur Sicherſtellung und Befeſtigung eines Syſtems mitzuwirken, welches Europa den Frieden gegeben habe und allein deſſen „Fortdauer verbürgen könne." Dieſe Verfügung betrachteten die Verbündeten (laut ihrer Erklärung vom 15. Nov.) „als den Schlußſtein des Friedenswerkes und als die Vollendung des politiſchen Syſtems, das dieſem Friedenswerke ſeine Dauer verbürgen ſolle." — Welch' andre politiſche Gegenſtände auf dem Congreß zu Aachen beſprochen wurden, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit angeben. Nur aus den Folgen ergab ſich, daß hier auch von Maßregeln zur Unterdrückung bedenklicher Gährungen und Bewegungen die Rede geweſen war.

3. Gährungen in Deutſchland ſeit Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens. — Karlsbader Beſchlüſſe. — Wiener Schlußacte. 1819 — 1820.

Wie in mehreren Ländern Europas brach auch in Deutſchland, Preußen mit eingerechnet, nach Wiederherſtellung des Friedens, beſonders zur Zeit des aachner Congreſſes eine Unzufriedenheit und Gährung hervor, die um ſo auffallender erſchien, je ruhiger Deutſchland während der franzöſiſchen Revolution und Kaiſerzeit geblieben war, und je feſter und treuer, während des Kampfes gegen Napoleon, deutſche Fürſten und Völker zuſammen geſtanden hatten.

Der Grund dieſer Gährung lag nicht in Böswilligkeit, ſondern in den Bewegungen der Zeit und in dem Unbehagen über geſcheiterte Hoffnungen. Durch die Bedrückung und Schmach, die Napoleon über Deutſchland gebracht hatte, war unter den Deutſchen der Sinn für Vaterland und Staatsleben, der während des achtzehnten Jahrhunderts in ihnen gleichſam entſchlafen war, aufs neue erwacht. Die Fürſten ſelbſt hatten ihn genährt, als es galt, die Zwingherrſchaft Napoleons zu bekämpfen, und thätigſt hatte er zum Sturze derſelben mitgewirkt. So neubelebt dauerte er auch nach dem Befreiungskampfe fort und richtete ſich, wie vorher gegen den äuſſern Feind, jetzt gegen Uebel und Gebrechen im Innern. Zuerſt beſtritt er den alten Hang der Deutſchen, ſich nach den Franzoſen zu richten und ſuchte dagegen altdeutſche Sitten und Trachten zu erneuern, die deutſche Sprache von ausländiſchen Wörtern zu reinigen, die Jugend durch Turnanſtalten zur Kräftigkeit und kriegeriſchen Tüchtigkeit hinzuführen und eine geiſtige Einheit des deutſchen Volkes zu erwirken; kurz er erſtrebte, was man damals mit dem Namen „Deutſchheit" oder „deutſches Volksthum" bezeichnete. Dann aber erhob er ſich auch gegen Fehler und Gebrechen in Staatseinrichtungen, verlangte

Verfaſſungen, die der Willkür ſteuern und den Bürgern wirkſame Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten geſtatten ſollten, und ſprach dieſes Verlangen um ſo dreiſter aus, je mehr er ſich auf die Verheißungen bezog, die am Anfange des Kampfes gegen Napoleon von Seiten der Regierungen erregt worden waren. Da nun dieſes Verlangen nicht ſchnelle Befriedigung fand, da vielmehr hin und wieder Anträge auf Verbeſſerung des öffentlichen Lebens zurückgewieſen, veraltete Staatseinrichtungen wieder hergeſtellt, freiſinnige Wünſche durch verſtärkten Cenſurzwang niedergehalten, die deutſchen Staaten durch Mauthlinien getrennt wurden, und dazu Stockungen im Handel- und Gewerbweſen, Herabſinken der Getreidepreiſe, hin und wieder auch Steigerungen der Abgaben eintraten: ſo entſpann ſich eine Unzufriedenheit und Gährung, die ſich zwar nicht in revolutionären Thaten, wohl aber in aufbrauſenden Reden und Schriften ausſprach und um ſo heftiger, je ſtärker nach kaum beendigtem Freiheitskampfe das Verlangen nach Freiheit geworden war.

Selbſt die ſtudirende Jugend ergriff dieſer Geiſt. Sonſt um Politik unbekümmert, richtete ſie, ſeitdem ſie zum Kampfe gegen Napoleon gezogen worden war, ihren Blick auf Staatsangelegenheiten, und empfänglich für Schwärmereien, gab ſie ſich dem Gedanken und Streben hin, Kraft, Einheit und Freiſinnigkeit unter den Deutſchen emporzubringen. In dieſem Sinne vereinigte ſie ſich (1815), die ehemaligen Landsmannſchaften zurückſtoßend, zu einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft, die das Princip deutſcher Einheit darſtellen ſollte; und in demſelben Sinne feierten über 500 Studirende von den verſchiedenſten Univerſitäten Deutſchlands am 18. Oct. 1817 auf der Wartburg das Jubelfeſt der Reformation und den Jahrestag der leipziger Schlacht. Daß dabei neben manchem Herzerhebenden auch ungezügelte Reden und ungeziemende Handlungen vorkamen, iſt von keinem, der parteilos über dieſe Feier geſchrieben hat, in Abrede geſtellt worden.

Dieß Alles ſchien denen, die an der Spitze der Gewalt ſtanden, als ſichres Anzeichen revolutionärer Stürme, denen man zuvorkommen müſſe. Ganz beſonders wurden ſie in dieſer Anſicht beſtärkt, als ein ſonſt ehrenwerther Jüngling, ausgezeichnet durch ſittlichen Ernſt und heißen Eifer für Wiſſenſchaft und Vaterland, Karl Sand (geb. 1795 zu Wunſiedel im Baireuthiſchen), den ruſſiſchen Staatsrath Auguſt von Kotzebue, den er als einen Feind der deutſchen Freiheit und als einen Verräther des deutſchen Vaterlands betrachtete, zu Mannheim am 23. März 1819 ermordete. Er wähnte ein verdienſtvolles Werk zu verrichten (in dieſem Wahne beharrte er noch bei ſeiner Hinrichtung, 20. Mai 1820); aber er beging eine Miſſethat, und brachte ſelbſt der Sache, für die er ſchwärmeriſch ergriffen war, den größten Nachtheil *). Denn da Sand Studirender und Mitglied der

---

*) Wahr und beherzigungswerth ſchreibt Zſchokke (Vom Meinungskampfe des deutſchen Volkes im Anfange des 19. Jahrhunderts): „War der Ermordete in der That Verräther unſers

der Burſchenſchaft war, da ſeine That von Manchen geprieſen wurde, und da in ihm, einem vorwurfsfreien Menſchen, ſich zeigte, wohin auch edlere Naturen durch die obwaltende Schwärmerei verleitet werden könnten: ſo ſchien es den Gewalthabern keinem Zweifel unterworfen, daß Plane der furchtbarſten Art unter der ſtudirenden Jugend geſchmiedet würden, daß dieſen mit allem Nachdruck geſteuert werden müſſe, und daß das revolutionäre Treiben der Völker und beſonders der deutſchen Jugend auch den härteſten Maßregeln zur Rechtfertigung dienen könne.

Nun wurde von Seiten Preußens (11. und 20. Juli 1819) bekannt gemacht, daß revolutionäre Beſtrebungen oder „demagogiſche Umtriebe" durch ganz Deutſchland

Volkes, ſo ſtand das Strafamt den Fürſten und Gerichten des Landes zu, nicht den Unterthanen; wo man mit eigener Fauſt ſich oder Andern Genugthuung zu ſchaffen ſich befugt glaubt, iſt Geſetzloſigkeit Geſetz geworden und wird im Namen der Gerechtigkeit die Gerechtigkeit erwürgt. Hatte der Ermordete als Schriftſteller geſündigt, ſo war er durch die Macht der Wahrheit zu ſtrafen. Morden heißt nicht widerlegen; für eine heilige Sache Dolch und Mordbrennerfackel ſchwingen, heißt mit dem Teufel zur Ehre Gottes einen Bund machen und jeden Ravaillac unter die Heiligen verſetzen ꝛc." — — Weiterhin heißt es: „Das iſt immer das Loos der gerechten Sache geweſen, daß der unbedachte Eifer ihrer Freunde ihr mehr als aller Eifer der Widerſacher ſchaden mochte. In ſeinem Wahnſinn glaubte der verblendete Jüngling den Stahl in die Bruſt des Feindes zu ſtoßen, und ſtieß ihn in die Bruſt deſſen, was er liebte." — „Nun drückte eine heilloſe That erſt dem, was bisher Verleumdung hieß, das Gepräge der Glaubwürdigkeit auf ꝛc." Ausführlich ſind dieſe Stellen abgedruckt in Münch's allgem. Geſch. der neueſten Zeit 1834, Bd. IV, S. 216 f.

land verbreitet wären, die zum Zweck hätten, die gegenwärtige Verfaſſung Deutſchlands und der einzelnen deutſchen Staaten umzuſtürzen und eine auf Einheit, Freiheit und Volksthümlichkeit gegründete Republik aufzuführen. Zugleich wurden in preußiſchen und anderen deutſchen Staaten Perſonen, die man ſolcher Umtriebe verdächtig hielt, eingezogen und das Benehmen andrer ſtreng beobachtet. Hierauf vereinigten ſich zu **Karlsbad** (im Aug. 1819) die Miniſter Oeſtreichs und Preußens mit ſieben anderen Miniſtern deutſcher Fürſten zur Verabredung gemeinſamer Maßregeln. Was ſie beſchloſſen, dann der Bundesverſammlung vorlegten und dieſe am 20. Sept. 1819 als Bundesbeſchluß bekannt machte, beſtand dem Weſentlichen nach im Folgenden: 1) Der vielbeſprochene 13. Artikel der Bundesacte ſoll im Sinn des monarchiſchen Princips erklärt und dazu von den Bundesſtaaten angemeſſene Erläuterung abgegeben werden. 2) Bis zur Aufſtellung einer definitiven Executionsordnung ſoll, zur Handhabung und Ausführung der, die innere Sicherheit des Bundes betreffenden Bundesbeſchlüſſe, eine proviſoriſche Executionsordnung vom Bundestage aufgeſtellt werden. 3) Bei jeder deutſchen Univerſität ſoll ein uſſerordentlicher, landesherrlicher Bevollmächtigter über ie ſtrenge Vollziehung der beſtehenden Geſetze und Dis-iplinarvorſchriften die Aufſicht führen, den Geiſt, wel-hen akademiſche Lehrer verbreiten, bewachen und der ſtu-irenden Jugend eine heilſame Richtung geben. Akade-iſche und andre öffentliche Lehrer, die erweislich ihren

Pflichten zuwider handeln, ſollen von dem Lehramte entfernt und in keinem Bundesſtaate wieder als Lehrer angeſtellt werden. Alle geheimen Geſellſchaften der Studirenden, namentlich die allgemeine Burſchenſchaft, ſollen aufgehoben, die in denſelben verharrenden zu keinem öffentlichen Amte zugelaſſen und die auf Antrag des Regierungsbevollmächtigten verwieſenen Studirenden auf keiner andern Univerſität wieder angenommen werden. 4) Zeitungen und Journale, desgleichen Druckſchriften unter 20 Bogen ſollen in keinem deutſchen Bundesſtaate ohne beſondere Bewilligung der Landesbehörde gedruckt, die übrigen Schriften aber nach den ſchon beſtehenden oder noch zu erlaſſenden Cenſurgeſetzen behandelt, alle Druckſchriften mit dem Namen des Verlegers, und Zeitungen und Journale mit den Namen des Verlegers und Redacteurs verſehen werden. 5) Zu Mainz ſoll von den Bundesſtaaten eine Centralbehörde zur Ermittelung revolutionärer Umtriebe niedergeſetzt werden *).

Um aber auch den deutſchen Bund zu befeſtigen und das Verhältniß des Bundestages den Regierungen gegenüber feſtzuſtellen, ſchien eine Vervollſtändigung der Bundesacte nothwendig. Der öſtreichiſche Miniſter, Fürſt **Metternich**, veranſtaltete daher eine zweite Miniſter-

---

*) Dieſe Centralbehörde, aus Abgeordneten Oeſtreichs, Preußens, Baierns, Hannovers, Badens, Darmſtadts und Naſſaus beſtehend, begann ihre Arbeiten zu Mainz 1. Nov. 1819, war faſt neun Jahre (bis zum 20. Sept. 1828) beſchäftigt und konnte nur Weniges ermitteln.

Conferenz, die vom 25. Nov. 1819 bis zum 15. Mai 1820 zu Wien gehalten wurde. Die Beſchlüſſe derſelben, mit dem Namen „wiener Schlußacte“ bezeichnet und vom Bundestage am 8. Juni 1820 als Bundesgeſetz anerkannt, verbreiteten ſich in 65 Artikeln vornehmlich über die Befugniſſe des Bundestages, über die Verbindlichkeiten der Bundesglieder und über die Einrichtung landſtändiſcher Verfaſſungen *). „Die Bundesverſammlung (heißt es §. 7) ſtellt den Bund in ſeiner Geſammtheit vor und iſt das beſtändige verfaſſungsmäßige Organ ſeines Willens und Handelns. Ihr ſteht (§. 17) die Erklärung des rechten Sinnes der Bundesacte und der richtigen Anwendung ihrer Vorſchriften zu. Bei Bedrohung und Störung der Ruhe und Sicherheit des Bundes hat ſie für Erhaltung und Wiederherſtellung derſelben zu ſorgen (§. 18).“ Wie dieß geſchehen ſoll, wenn Streitigkeiten unter den Bundesgliedern ausbrechen oder wenn Krieg von auſſen eintritt, wird in den folgenden Artikeln erörtert, wo zugleich auch von den Verpflichtungen der Bundesglieder und ihren Beiträgen an Truppen und Geldmitteln die Rede iſt (§. 20 — 52). Im Betreff der landſtändiſchen Verſammlungen wird (§. 57 und 58) feſtgeſetzt: „die ſouverainen Bundesfürſten können durch landſtändiſche Verfaſſungen nur in der Ausübung beſtimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden, und

dürfen

---

*) Ihrem ganzen Umfange nach findet ſich die „wiener Schlußacte“ in Pölitz, europäiſche Verfaſſungen ꝛc. Th. I, S. 23 — 31.

dürfen durch ſelbige in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen weder behindert noch beſchränkt werden." „Wo Oeffentlichkeit landſtändiſcher Verhandlungen durch die Verfaſſung geſtattet iſt, muß durch die Geſchäftsordnung dafür geſorgt werden, daß die geſetzlichen Grenzen der freien Aeuſſerungen weder bei den Verhandlungen ſelbſt, noch bei deren Bekanntmachung durch den Druck auf eine, die Ruhe des einzelnen Bundesſtaates oder des geſammten deutſchen Bundes gefährdende Weiſe überſchritten wird." — Alle dieſe Beſchlüſſe erregten wohl hin und wieder Unmuth und Klagen, da ſie den Erwartungen, die man an den Befreiungskampf geknüpft hatte, nicht entſprachen; aber ſie hemmten auch das revolutionäre Treiben und entſprachen dadurch ihrem Zwecke. Deutſchland blieb ruhig; die Rechte der Fürſten und die geſetzlichen Ordnungen wurden nicht angetaſtet, obſchon, wie ſelbſt die preußiſche Staatszeitung (1831. Nr. 46) erklärte, „in den Jahren 1814 — 1830 keineswegs überall geſchah, was zur leiblichen und geiſtigen Entwickelung der Völker heilſam erſchien."

4. Revolutionen in Spanien, Neapel, Portugal, Piemont und Unterdrückung derſelben, 1820 — 1823.

Anders verhielt es ſich mit Spanien, Neapel, Portugal und Piemont: — in dieſen Ländern gingen die Gährungen in revolutionäre Stürme über. Wie dieſe entſtanden und was zu ihrer Unterdrückung von

Seiten des heiligen Bundes geſchah, ſoll hier gezeigt werden.

(A. Spanien.) Als König Ferdinand VII., von Napoleon entlaſſen (ſ. oben S. 220), nach Spanien zurückkam (24. März 1814), dachte er nicht daran, den Vaterlandsſinn und Heldenmuth, mit dem die Spanier den Kampf gegen Napoleon begonnen und beſtanden hatten, zu belohnen, ſondern nur daran, ſeinem Hange zur Unumſchränktheit Befriedigung zu verſchaffen und die Staatseinrichtungen, die vor dem Jahre 1808 beſtanden hatten, wieder herzuſtellen. Wie vieles Andre mißfiel ihm beſonders die während ſeiner Abweſenheit von den Cortes am 19. März 1812 aufgeſtellte Verfaſſung *), weil ſie, ähnlich der franzöſiſchen Verfaſſung vom Jahre 1791, die Macht des Königs beſchränkte, die Nation für den eigentlichen Souverain erklärte und den Vertretern derſelben, den Cortes, im Bezug auf geſetzgebende Gewalt noch mehr als dem Könige einräumte. Als nun zu Valencia die Gegner derſelben ihn aufreizten und der General Elio ihm ein Heer von 40,000 Mann zuführte: ſo erklärte er (Valencia, am 4. Mai) dieſe Verfaſſung für nichtig, ließ die Anhänger derſelben verfolgen und die Häupter der Cortes in Gefängniſſe werfen. Nach ſolchem Anfang zog er am 14. Mai in Madrid ein. Hier, ganz in den Händen fanatiſcher Mönche und ſelbſt

---

*) Man findet dieſe „Verfaſſung der Cortes" ihrem ganzen Umfange nach abgedruckt in Pölitz, europäiſche Verfaſſungen ꝛc., Th. II, S. 263—293.

ſelbſtſüchtiger Granden, die ihn, den herrſchſüchtigen und doch wahrer Herrſcherkraft ermangelnden König, gegen Alles, was Spanien Noth that, verblendeten, fuhr er fort Spaniens Aufſchwung zu unterdrücken. Die Preßfreiheit wurde aufgehoben, die eingezogenen Klöſter wieder hergeſtellt, die Jeſuiten zurückgerufen, die Inquiſitionsgerichte erneuert und zugleich auch die vorigen Gebrechen der Staatswirthſchaft, bei denen Ackerbau, Gewerbe und Handel verfallen waren. Daneben wurden über 60,000 Joſephinos (d. i. die, welche unter König Joſeph gedient hatten) vertrieben und die Kerker mit Schlachtopfern erfüllt. Solches Verfahren erregte Erbitterung, am meiſten unter denen, die vorher am eifrigſten für den König gekämpft hatten; Verſchwörungen auf Verſchwörungen entſtanden; aber ſie wurden im Entſtehen verrathen und vereitelt und mit Hinrichtungen beſtraft. Doch ließ ſich dadurch der erwachte Ingrimm nicht bezähmen, und am Anfange des Jahres 1820 brachte er durch das Heer eine Revolution zum Ausbruch, die einen beſſern Zuſtand Spaniens herbei zu führen ſchien.

Um das ſpaniſche Südamerika wieder zu unterjochen, hatte Ferdinand VII. ein Heer zu Cadix verſammelt. Aber Cadix war gleichſam der Feuerherd der innern Gährung und das Heer daſelbſt unzufrieden mit ſeiner Beſtimmung nach Amerika und mit dem Verfahren der Regierung überhaupt. Um ſo leichter gelang es daher den Befehlshabern Riego und Quiroga, ihre

Soldaten auf der Inſel Leon zu bereden, am 1. Januar 1820 die Verfaſſung der Cortes zu beſchwören. Hiermit war das Signal zu einem Aufſtande gegeben, der, nach einem mißlichen Anfange, nach allen Seiten ſich verbreitete, ſelbſt die Hauptſtadt ergriff, und den König Ferdinand ſo in Schrecken ſetzte, daß er am 7. März die Verfaſſung der Cortes anerkannte, am 9. März ſie beſchwor und am 13. März einen Conſtitutionsſtein aufrichten ließ. Nun wurde wieder abgeſchafft, was ſeit Ferdinands Rückkehr erneuert worden war, und eine Verſammlung der Cortes, einberufen am 22. März, am 9. Juli eröffnet, wobei Ferdinand VII. die Verfaſſung der Cortes zum zweiten Male beſchwor.

(B. Neapel.) Wie Spanien gerieth auch Neapel in Aufſtand. Denn ſo wenig der ſpaniſche Ferdinand, ſo wenig verſtand es auch der ſicilianiſche Ferdinand (ſeit dem 20. Mai 1815 wieder in Neapel), mit Kraft und Weisheit zu regieren. Wie dort erhoben ſich auch hier Klagen über Bedrückungen, beſonders über Steuerbelaſtung; und wie dort trat auch hier die Revolution durch das Heer hervor. Dazu wirkte beſonders die durch ganz Italien verbreitete Secte der Carbonari's*).

---

*) Die Carbonari's (oder Köhler) leiten ihren Urſprung aus den Zeiten der Reformation ab; aber wahrſcheinlich iſt es, daß ſie erſt ſeit der franzöſiſchen Herrſchaft in Italien (1796) oder, nach ihren neueſten Beſtrebungen, erſt ſeit Murat's Gelangen zum neapolitaniſchen Throne (1808) entſtanden. Damals flüchteten Republikaniſch-Geſinnte voll Haß gegen die Fremdherrſchaft wie gegen das Königthum und Pabſtthum in die Schluchten der Abruzzen und

Von dieſer aufgereizt, namentlich von dem Lieutenant Morelli und dem Kanonikus Minichini, erklärte ſich am 2. Juli 1820 das neapolitaniſche Reiterregiment zu Nola für die ſpaniſche Conſtitution. Schnell wälzte ſich dieſer Aufſtand von Nola nach Avellino, wo der General Wilhelm Pépé an die Spitze deſſelben trat, dann nach Salerno und Neapel. Hierdurch erſchreckt, übertrug der alte und ſchwache König Ferdinand IV. (geb. 1751) ſeinem älteſten Sohne Franz die Regierung (6. Juli), der ſogleich (7. Juli), wie es das Heer verlangte, die ſpaniſche Conſtitution anerkannte und ſammt ſeinem Vater und Bruder deren Annahme am 13. Juli beſchwor. Darauf erfolgte, wie in Spanien, eine völlige Umänderung der bisherigen Verfaſſung. Sicilien, gleichfalls in Aufſtand, wollte ſich zur Selbſtändigkeit erheben, wurde aber von den Machthabern zu Neapel durch Heeresmacht genöthigt, mit letzterm verbunden zu bleiben.

(C. Portugal.) Wie auf Neapel wirkte die ſpaniſche Revolution auch auf Portugal ein. Hier war man ſchon ſeit mehreren Jahren darüber unzufrieden, daß König Johann VI. (geb. 13. Mai 1761, ſeit dem 10. Febr. 1792, bei der Geiſtesverwirrung ſeiner Mutter, Regent und nach deren Tode, 20. März 1816,

---

ſuchten von dort durch geheime Verbindung die Einheit, Selbſtändigkeit und Freiheit Italiens zu erringen. Sie nannten ſich „Köhler", um unter dieſem Namen ihr Streben zu verbergen, und umgaben ihren Bund mit freimaureriſchen Gebräuchen, um Eindruck zu machen und das Geheimniß deſſelben zu ſchützen.

1816, König) auch nach dem Sturze Napoleons in Braſilien (wohin er ſich am 29. Nov. 1807 geflüchtet hatte) verblieb, und daß während ſeines Wegbleibens nicht, wie es ſein ſollte, eine Regentſchaft portugieſiſcher Großen, ſondern der brittiſche General Beresford in Portugal herrſchte. Aber bei der Wachſamkeit dieſes Engländers konnte die innere Gährung nicht aufkommen, und eine Verſchwörung des General Freyre d' Andrade (1817) wurde von ihm entdeckt und zur Abſchreckung Andrer blutig beſtraft. Doch anders wurde es, als das benachbarte Spanien (im Januar 1820) ſich mit verführeriſchem Glücke gegen Bedrückungen erhob und Beresford (am 4. Apr. 1820) nach Braſilien abgereiſet war. Jetzt riefen zu Oporto (am 24. Aug. 1820) die Kriegsoberſten Sepulveda und Cabreira Heer und Nation auf, eine proviſoriſche Regierung zu errichten, die Cortes einzuberufen und eine Conſtitution aufzuſtellen. Dem Beginnen dieſer Revolution widerſetzte ſich anfangs die Regentſchaft zu Liſſabon; aber ſie wurde durch die Stimmung der daſigen Einwohner überwältigt und mußte ſich am 1. Oct. 1820 mit der Junta, die ſich zu Oporto gebildet hatte, vereinigen. Als nun Beresford am 10. Oct. mit dem Titel eines oberſten Statthalters des Königreichs aus Braſilien zurückkam, mußte er ſich ſchleunigſt entfernen. Darauf wurde am 26. Januar 1821 eine Verſammlung der Cortes zu Liſſabon eröffnet, die ſich mit Aufſtellung einer Verfaſſung nach dem Vorbilde der ſpaniſchen beſchäftigte. Indeſſen war auch in Braſilien, ja ſelbſt zu Rio-Janeiro (26. Febr. 1821) ein Aufſtand ausgebrochen, der auf Umänderung der Verfaſſung, beſonders auf Trennung von Portugal hinging. Hierdurch ſah ſich König Johann genöthigt, den Braſilianern eine Verfaſſung, wie dieſe ſie wünſchten, zu verwilligen (28. Febr.). Aber nun mochte er nicht länger unter ihnen bleiben. Am 26. April ſegelte er ab, mit Zurücklaſſung ſeines Kronprinzen Pedro (geb. 1798), den er zu ſeinem Stellvertreter erklärte. Am 4. Juli kam er in Liſſabon an. Hier nöthigten ihn die Cortes, ſogleich auf die damals noch unvollendete Verfaſſung zu ſchwören, dann, als die Verfaſſung, eine Nachbildung der ſpaniſchen, ans Licht getreten war (23. Sept. 1822), dieſen Schwur zu erneuern. Nur ſeine Gemahlin Charlotte, eine Schweſter des ſpaniſchen Königs Ferdinand, verweigerte beharrlich dieſen Eid.

(D. Piemont.) Zu dieſen Aufſtänden kam endlich auch ein Aufſtand in **Piemont**, der gleichfalls durch das Militär ſich erhob und, wie der Aufſtand zu Neapel, an welchen er ſich lehnte, nach Einführung der ſpaniſchen Verfaſſung und nach Herſtellung der Selbſtändigkeit und Einheit Italiens verlangte. Zu dieſem Verlangen hatte Unzufriedenheit mit dem Rückwärtsſchreiten der ſeit 1814 wieder hergeſtellten Regierung des Königs Victor Emanuel und mit der in Italien vorherrſchenden Macht Oeſtreichs, vorzüglich aber das Ringen und Trachten der Carbonaris, Adelige, Militärs und Gelehrte vereinigt; ſelbſt ein naher Vetter des Königs,

nigs, der Prinz **Karl Albert von Carignan**, nahm an demſelben Antheil. Am 10. März 1821 brach der Aufſtand zu Aleſſandria, faſt gleichzeitig zu Foſſano und Pignerol, und wenig ſpäter in der Hauptſtadt Turin los. Von den Schreckniſſen deſſelben erfaßt, entſagte (13. März) der König **Victor Emanuel** dem Throne zu Gunſten ſeines Bruders **Karl Felix**, ernannte, bei der Abweſenheit deſſelben, den Prinzen **von Carignan** zum Regenten und reiſte dann nach Nizza, ohne je wieder die Regierung anzunehmen. Im Uebrigen hatte dieſe Revolution keinen Halt. Der neue König, damals zu Modena, erklärte ſich gegen ſie, das Volk nahm an ihr nur geringen Antheil, ihren Häuptern und Beförderern fehlte es an Einheit und Entſchloſſenheit, und der Prinz von Carignan wendete ſich von ihr ab (21. März). Wie hätte ſie alſo gegen den raſchen Andrang öſtreichiſcher Waffen, von dem wir ſogleich reden werden, ſich behaupten können?

(E. **Gegenanſtalten der verbündeten Mächte.**) Je mehr alle dieſe Vorgänge den Grundſätzen und Beſtrebungen der Mächte, welche die heilige Allianz abgeſchloſſen hatten, zuwider waren, deſto eifriger arbeiteten dieſe ihnen entgegen. Schon im Oct. 1820 kamen ſie (die Kaiſer **Franz** und **Alexander** in Perſon, Preußen, ſo wie auch Frankreich und England, durch Abgeordnete) zu Troppau zuſammen und beſchloſſen hier, zur Bekämpfung revolutionärer Bewegungen, das Princip der Intervention geltend zu machen und dasſelbe zuerſt in Neapel durch Oeſtreich zur Ausführung zu bringen. Zufolge dieſes Beſchluſſes ladeten ſie den König Beider-Sicilien ein, als Vermittler nach Laybach zu kommen, wohin ſie am 6. Januar 1821 ihren Congreß verlegten. Ferdinand IV. nahm dieſe Einladung an und verließ Neapel (13. Dec. 1820) mit der feierlichen Erklärung, daß er die beſchworene Conſtitution aufrecht erhalten werde. Am 8. Januar 1821 kam er nach Laybach. Von hier aus ſchrieb er ſeinem Volke (28. Jan.): „der Congreß habe beſchloſſen, den gegenwärtigen Zuſtand ſeines Königreichs mit Gewalt der Waffen zu bekämpfen"; dann (23. Febr.): „ein öſtreichiſches Heer werde ins Neapolitaniſche einrücken, und er verlange deſſen freundliche Aufnahme." Mit bitterm Hohne wurde dieſe Anforderung zurückgewieſen. Aber als nun die öſtreichiſchen Truppen gegen Neapel vorrückten (27. Febr.), wichen die Neapolitaner überall feig und ſchmachvoll zurück. So geſchah es, daß die Oeſtreicher ſchon am 24. März Neapel beſetzten. Nun wurde alles, was ſeit dem Ausbruche der Revolution angeordnet worden war, aufgehoben, die alte Verfaſſung wieder hergeſtellt, das Volk entwaffnet und gegen die Häupter und Beförderer der Revolution, ſo vieler man habhaft werden konnte (die vorzüglichſten waren nach Spanien entflohen), auf's härteſte verfahren. Am 15. Mai kehrte König Ferdinand IV. von Laybach (wo ſich am 13. Mai der Congreß auflöſete) nach Neapel zurück; aber ſein Reich blieb, nach einer Uebereinkunft der verbündeten

Mächte vom 18. Oct. 1821, noch auf drei Jahre von den Oeſtreichern beſetzt.

Während dieſer Vorgänge war auch die Revolution in Piemont, die auf ein kraftvolles Widerſtreben der Neapolitaner gerechnet hatte, durch ſchnelles Einſchreiten der Oeſtreicher unterdrückt worden. Der öſtreichiſche General Bubna, der in der Lombardei ſtand, war am 4. Apr. 1821 ins Piemonteſiſche eingerückt, hatte ſich bei Novara mit dem königlich piemonteſiſchen General la Torre vereinigt und in Verbindung mit ihm am 8. April die Inſurgenten ſo nachdrücklich geſchlagen, daß deren Heer ſich zerſtreute und ſchon zwei Tage darauf (10. Apr.) Turin ſich den Siegern ergab. Nun wurde auch hier, bei einem blutigen Verfahren gegen die Revolutionshäupter, der vorige Zuſtand der Dinge wiederhergeſtellt (doch blieb Karl Felix König), und die Oeſtreicher hielten den öſtlichen Theil des piemonteſiſchen Gebiets bis zum Jahre 1823 beſetzt.

Schwieriger war die Unterdrückung der Revolution in Spanien und Portugal: die Lage und der Umfang dieſer Länder und die Verſchiedenheit in den Anſichten und Beſtrebungen der verbündeten Mächte erregte mancherlei Bedenken. Die Monarchen Rußlands, Oeſtreichs und Preußens hielten daher mit Abgeordneten Englands und Frankreichs abermals einen Congreß (zu Verona vom 20. Oct. bis zum 14. Dec. 1822) und beſchloſſen hier, daß Frankreich, als Grenznachbar Spaniens, zur Unterdrückung der daſigen Revolution mit

Waffengewalt einſchreiten ſollte. Dem friedliebenden und billig denkenden Ludwig XVIII. war dieſer Beſchluß widrig; auch fürchtete er den Heldenmuth, mit dem die Spanier gegen Napoleon und deſſen Truppen gekämpft hatten, und hielt es für unangemeſſen, daß er, ein conſtitutioneller König, den Abſolutismus in Spanien wieder erneuern ſollte. Aber er wurde von der Mehrzahl derer, die dieſen Krieg wünſchten, fortgeriſſen, und der Erfolg widerlegte ſeine Befürchtungen. Die ſpaniſchen Cortes verſäumten es, die nöthigen Voranſtalten zum Kriege zu treffen; es fehlte ihnen an Eintracht; Prieſter und Mönche theilten ihre Erbitterung gegen die Conſtitution dem Volke mit, und auf Betrieb derſelben bildete ſich eine, den Conſtitutionellen entgegentretende, „apoſtoliſche Junta" und eine „Glaubensarmee". Hierauf bauend und zugleich auch Verführungskünſte nicht verſchmähend, rückten die Franzoſen am 7. April 1823 unter dem Herzog **von Angoulême**, dem älteſten Sohne des Grafen von Artois, über die Bidaſſoa ins ſpaniſche Gebiet. Kein Kampf wie in den Jahren 1808 — 1813 erhob ſich; nur einzelne Heerführer (namentlich **Mina** in Catalonien) leiſteten Widerſtand. Wie im Sturmſchritt rückten alſo die Franzoſen vorwärts, und ſchon am 24. Mai beſetzten ſie Madrid, wo ſie eine Regentſchaft im Namen Ferdinands VII. errichteten. Dieſer war damals nicht in Madrid. Die Cortes hatten ihn, um ſich zu ſichern, am 18. Mai mit ſich nach Sevilla gezogen, dann, als das franzöſiſche

Heer gegen Andaluſien vordrang, am 12. Juni nach Cadix, wobei ſie ihn, da er dieſer zweiten Verſetzung beharrlich entgegen war, als unfähig der Regierung für eine Zeitlang abſetzten. Doch vermochten ſie dadurch nicht, ſich und die Conſtitution zu behaupten. Die Franzoſen, die ſeit dem 25. Juni Cadix zu Land und zu Waſſer belagerten, bemeiſterten ſich bald mehrerer wichtigen Auſſenwerke; in der Stadt ſelbſt erhob ſich Parteiung und Aufruhr; und von Auſſen war, bei dem Abfall einzelner Befehlshaber und ganzer Provinzen, keine Hilfe zu erwarten. So zu dem Aeuſſerſten gebracht, beſchloſſen die Cortes (28. Sept.), den Aufforderungen des Herzogs von Angoulème nachzugeben, dem Könige die unumſchränkte Gewalt wieder zu überlaſſen und ihm den Abzug aus Cadix freizuſtellen. Unmittelbar darauf löſeten ſie ſich auf und flüchteten, ſo viele ihrer es konnten, zu den Engländern. Der König aber begab ſich am 1. Oct. in das franzöſiſche Lager mit der Erklärung, keinen Spanier wegen politiſcher Meinungen zu verfolgen und die Regierung erſt in Madrid wieder anzutreten. Doch kaum war er wieder in Freiheit, als er, allen ſeinen früheren Schwüren und Verheißungen entgegen, „die Conſtitution und alle Acte der ſogenannten conſtitutionellen Regierung, die vom 7. März 1820 bis zum 30. Sept. 1823 ſein Volk beherrſcht habe", für nichtig erklärte und der von den Franzoſen eingeſetzten Regentſchaft das blutigſte Verfahren gegen die Anhänger der Conſtitution erlaubte. Wäre die Dazwiſchenkunft der Verbündeten gleichmäßig wider das Unrecht der Fürſten gegen ihre Völker wie wider das Unrecht der Völker gegen ihre Fürſten gerichtet geweſen: ſo hätte nun Ferdinand VII. im Namen der Verbündeten von Frankreich angehalten werden müſſen, die Fehler ſeiner Regierung zu verbeſſern und den Wohlſtand ſeines Volkes zu befördern. Aber dieß geſchah nicht, wenigſtens nicht mit dem erforderlichen Nachdrucke. Dagegen wurde es von Frankreich zugelaſſen, daß die ärgſte Willkür zügellos hervortrat, wodurch alles Gute, was neben dem Widrigen der Revolution aufgekommen war, vernichtet, viel edles Blut vergoſſen, und Spanien in eine Zerrüttung und Gährung geſtürzt wurde, die heute noch fortdauert.

Noch ehe in Spanien Ferdinand VII. als abſoluter König wiederhergeſtellt wurde, war auch in Portugal die neue Conſtitution umgeſtürzt worden, jedoch nicht von einer fremden Macht, ſondern von einer Partei im Innern, an deren Spitze die Königin, ihr zweiter Sohn, Miguel (geb. 26. Oct. 1802), und der Graf Amarante (Silveira-Pinto) ſtanden. Letzterer begann dieſen Umſturz damit, daß er ſich ein Heer bildete, mit welchem er (im Febr. 1823) an den Ufern des Duero den Bürgerkrieg entzündete. Anfangs wurde er durch das Heer der Cortes geſchlagen und vertrieben (23. März); bald aber konnte er wieder zurückkehren. Denn während die Franzoſen (1823) in Spanien vordrangen, wurde, auf Antrieb der Königin und des Prinzen Miguel, der größte Theil des Heeres der Cortes zum Kampfe gegen die Conſtitution verleitet. An die Spitze deſſelben ſtellte ſich Miguel und verkündigte (28. Mai): er wolle die Conſtitution abſchaffen und den König und die Nation vom Joche der Revolutionäre befreien. Der König war anfangs dagegen (30. Mai); doch als die Abſolutiſten ſich ſeiner zu Santarem bemächtiget hatten, erklärte er ſich gegen die Conſtitution, worauf die Cortes, zum Widerſtande zu ſchwach, ſich unter Proteſtationen gegen dieſes Verfahren auflöſeten, und Johann VI., als abſoluter König, mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne, dem Befehlshaber der portugieſiſchen Truppen, am 5. Juni feierlich in Liſſabon einzog. Ein rückſichtsloſes Niederreißen alles Neugeſchaffenen erfolgte. Der König ſelbſt war nicht für dasſelbe, und auf Rath verſtändiger Miniſter (Palmella und Pamplona) wollte er heilſame Staatsverbeſſerungen einführen; allein ſeine Gemahlin und ſein Sohn widerſetzten ſich den Anſtalten, die hierzu getroffen wurden; ja am 30. April 1824 verſuchte letztrer ſich mittelſt des Heeres zum Regenten zu erheben. Doch Johann VI. entkam (9. Mai) auf ein engliſches Schiff, entſetzte ſeinen Sohn des Oberbefehls über das Heer und forderte als König und Vater denſelben zur Verantwortung vor ſich. Miguel mußte ſich ihm unterwerfen und, angewieſen das Reich zu verlaſſen, nach Wien gehen; aber die Aufſtellung einer neuen Verfaſſung kam nicht zu Stande. Anderthalb Jahre nach dieſen Vorgängen, am 10. März 1826, ſtarb Johann VI. (59 Jahre alt).

Sein nächſter Erbe war ſein älteſter Sohn **Don Pedro.** Dieſer aber, ſchon Kaiſer von Braſilien und durch die Conſtitution dieſes Reichs gehindert, zugleich König von Portugal zu ſein, übertrug (am 2. Mai) den portugieſiſchen Thron ſeiner Tochter **Maria da Gloria** (geb. 4. Apr. 1819), für welche ſeine Schweſter Iſabella Maria einſtweilen die Regentſchaft übernehmen ſollte, und erließ unter dem 23. April eine neue Conſtitution für Portugal. Aber ſeine Anordnungen fanden bei dem Gegenſtreben der verwittweten Königin, ſeiner Mutter, und bei dem hinterliſtigen Verfahren der Engländer keinen Halt. Gegen die von ihm erlaſſene Conſtitution erhoben ſich die Anhänger Don **Miguels**, und dieſer ſelbſt wußte ſich, mit Beihilfe ſeiner Mutter, der Prieſterſchaft und des Volkes, des Thrones zu bemächtigen. Er verließ (6. Dec. 1827) Wien und kam über England nach Portugal (21. Febr. 1828). Hier ſchaffte er die Conſtitution ſeines Bruders, die er mehrmals beſchworen hatte, ab und nahm die Krone an (30. Juni), die er von einer Verſammlung ſeiner Partei ſich hatte zuſprechen laſſen.

5. Aufſtand der Griechen und Krieg der Ruſſen und Türken in den Jahren 1828 u. 1829.

(A. Urſachen und Veranlaſſungen des Aufſtands der Griechen.) Noch waren die Aufſtände im weſtlichen Europa nicht gedämpft, als im öſtlichen Europa durch die Griechen ein Aufſtand ſich erhob, der die glanzvollſten Heldenthaten mit den ſchrecklichſten Gräuelthaten hervortrieb, als ein Zeichen der Zeit die Aufmerkſamkeit aller Parteien erregte, die heilige Allianz in ſchlimme Verwickelungen brachte und vielleicht noch eine Umgeſtaltung des Orients nach ſich ziehen wird.

Die Urſachen desſelben lagen in dem rechtloſen, nur auf Gewalt gebauten Verfahren der Türken gegen die Griechen und in dem unter den Griechen geſteigerten Verlangen nach Freiheit. Letztre hatten, während die Türken immer mehr erſchlafften, ſich unvermerkt emporgearbeitet, indem ſie Schifffahrt und Handel an ſich brachten, dadurch Reichthümer ſich erwarben und zu einem Verkehr mit dem Abendlande gelangten, der ſie veranlaßte, Bildungsreiſen vornehmlich nach Deutſchland und Frankreich zu unternehmen und Bildungsanſtalten in ihrer Heimath zu gründen. Je mehr ſie aber auf ſolche Weiſe an äuſſerm und innerem Wohlſtande zunahmen, deſto widriger erſchien ihnen ihr Verhältniß zu den Türken, und deſto lebendiger wurde ihr Verlangen, ſich dieſem Verhältniſſe zu entziehen. Am regſamſten that ſich dieſes hervor, ſeitdem auf dem wiener Congreß durch den ruſſiſchen Miniſter Kapodiſtria, von dem weiter unten die Rede ſein wird, ein Bund der Muſenfreunde (ἑταιρεία φιλομούσων) geſtiftet oder erneuert worden war. Freilich ſollte dieſer Bund zunächſt nur geiſtige Bildung, als das wichtigſte Element des dereinſtigen Aufſchwunges der Griechen, befördern; aber bald erhielt er eine reinpolitiſche Richtung oder wurde ein Bund zur Wiederherſtellung

Griechen

Griechenlands. Als ſolcher breitete er ſich in der Stille aus, gewann eben ſowohl in der Moldau und Wallachei, als in Livadien und Morea, auf den griechiſchen Inſeln und ſelbſt in Conſtantinopel viele Anhänger, und leitete den Aufſtand ein, der im Frühling des Jahres 1821 in der Moldau und in Morea zum Ausbruch kam.

(B. Ausbruch des Aufſtandes und Kampfes.) In der Moldau gab das Signal zum Aufſtand Fürſt Alexander Ypſilanti, geboren zu Conſtantinopel 12. Dec. 1791, Sohn eines vormaligen Hospodars der Moldau, ſeit 1805 in ruſſiſchen Dienſten, in denen er bis zum Generalmajor und Adjutanten des Kaiſers emporſtieg. Haupt der Hetairie (ſeit 1820), ging er mit ſeinen Brüdern Georg und Nikolaus (ſeinen dritten Bruder Demetrius beſtimmte er zur Sendung an die Griechen in Morea) und begleitet von einem zahlreichen Gefolge Bewaffneter, am Anfange des Märzmonates 1821 über den Pruth, die ruſſiſche Grenze, bemächtigte ſich (6. März) Jaſſo's, der Hauptſtadt der Moldau, und erließ von hier aus erſt (7. März) an die Bewohner der Moldau, dann (8. März) an die Griechen überhaupt feurige Aufrufe zur Erkämpfung der Freiheit, wobei er auf den Beiſtand Rußlands hindeutete. Um ſolchen bat er auch den Kaiſer Alexander, damals zu Laybach, indem er ihm das Geſchehene meldete. Eine große Zahl der Griechen in den Donauländern trat auf ſeine Seite und mit ihnen wendete er ſich (14. März) nach der Wallachei, um durch die Kräfte dieſes Fürſtenthums, wo bereits ein

Eingeborner, Theodor Wladimiskow, einen Aufſtand begonnen hatte, ſeine Streitkräfte zu verſtärken und ſich den Weg nach Conſtantinopel zu öffnen, wo die griechiſchen Häuptlinge, wie verabredet worden war, einen Aufſtand erheben ſollten.

Etwas ſpäter als in der Moldau, erſt am Anfang des Aprilmonates, brach in Morea der Aufſtand hervor. Im weſtlichen Theile Moreas brachte der Erzbiſchof von Patras, Germanos, getrieben von einer Begeiſterung für Religion, Freiheit und Vaterland, die er auch Andern mitzutheilen wußte, Kalavrita am 2. Apr. zum Abfall von den Türken und entriß dieſen am 6. Apr. Patras bis auf die Citadelle, die in türkiſchen Händen blieb. Im öſtlichen Theile Moreas erhob ſich der hochgeachtete Peter Mauromichali mit einer Schaar Mainoten, nahm (6. Apr.) Kalamata in Meſſenien ein und forderte hier (9. Apr.) ganz Morea zur Erkämpfung der Freiheit und Selbſtändigkeit, ferner alle chriſtliche Völker Europas, ja ſelbſt die vereinigten Staaten Nordamerikas zum Beiſtande auf. Faſt mitten in Morea, im Olenos-Gebirge, brach der wildtapfre Theodor Kolokotroni mit einer großen Schaar kampf- und beutegieriger Männer hervor. Schnell drang nun der Aufſtand einerſeits über den Iſthmus nach Attika bis zu den Thermopylen und andrerſeits zu den griechiſchen Inſeln, unter denen zuerſt Ipſara, Spezzia und Hydra im Freiheitskampfe ſich hervorthaten. Ein heißes Gefühl der Rachſucht gegen die Türken und der Sehnſucht nach Freiheit hatte die

Griechen ergriffen. Daher wurden von ihnen die größten Opfer gebracht; daher eilten auch ſolche, die auswärts im Wohlſtande lebten, herbei, um Gefahren und Kämpfe mit ihren Landsleuten zu theilen. Namentlich gilt dieß von dem Fürſten Alexander Maurokordatos (geb. 1787), einem kräftigen und vielſeitig gebildeten Griechen, der aus Marſeille mit einigen franzöſiſchen Officieren und vielen Kriegsbedürfniſſen im Aug. 1821 nach Morea kam und als Staatsmann und Heerführer vieles zum Beſten der Griechen wirkte.

Dieſer doppelte Aufſtand, in der Moldau und in Morea, trieb den Sultan Mahmud II. (geb. 1785, reg. ſeit 1808) zu maßloſer Erbitterung. Da er wußte oder argwohnte, daß die Fäden des angeſponnenen Aufſtandes in Conſtantinopel zuſammen liefen, ſo ließ er hier den Griechen die Fluchtwege verſperren und die Waffen wegnehmen, dann die Vornehmſten und Reichſten unter ihnen, ohne Rückſicht auf Alter, Geſchlecht und Würde, mißhandeln und ermorden. Der hochbejahrte Patriarch zu Conſtantinopel Gregorius mußte erſt einen Bannfluch über die aufrühreriſchen Griechen ausſprechen und wurde dann am Oſterfeſte (22. Apr. 1821), nach gehaltenem Hochamte, beim Austritte aus der Kirche, ergriffen und am Hauptthore derſelben im prieſterlichen Schmucke aufgehängt. Auch viele andre Geiſtlichen wurden verfolgt und ermordet; in und um Conſtantinopel wurden Kirchen und Klöſter geplündert und zerſtört, und die Muſelmänner zum Kampfe gegen die Griechen aufgefordert.

fordert. Dieſer Kampf ſelbſt wurde, um der Einmiſchung Rußlands zuvorzukommen, zunächſt gegen die Wallachei und Moldau gerichtet. Und hier gelang es den Türken, den Aufſtand der Griechen in kurzer Zeit zu überwältigen.

Alexander Ypſilanti hatte bei ſeiner Schilderhebung auf das Zuſammenwirken der Griechen in Conſtantinopel, auf den Schutz Rußlands, auf den Beiſtand des Theodor Wladimiskow und auf die Kraft ſeines Heeres gerechnet; aber er fand ſich in allen dieſen Punkten getäuſcht. Die Griechen in Conſtantinopel wurden unterdrückt, noch ehe ſie ſich erheben konnten; Kaiſer Alexander entſetzte ihn der Würde eines ruſſiſchen Generals und ließ der Pforte erklären, daß er Ypſilanti's Beginnen durchaus mißbillige; Theodor Wladimiskow ſpann gegen ihn Verrath, weshalb ihn Ypſilanti hinrichten ließ (7. Juni); und als nun die Türken in Uebermacht gegen Ypſilanti anrückten, zeigte es ſich, daß es ſeinem Heere, wie an Maſſen, ſo an Eintracht und Kriegszucht fehlte. Bei Dragaſchan (nordweſtlich von Bukareſt) am 19. Juni wurde er entſcheidend geſchlagen. Er flüchtete hierauf nach Siebenbürgen zu den Oeſtreichern; aber er wurde von dieſen ergriffen, als Gefangener auf die ungeriſche Feſtung Munkatſch gebracht, und erſt im November 1827, auf Verwenden des Kaiſers Nicolaus, in Freiheit geſetzt. (Bald darauf ſtarb er zu Wien, am 31. Jan. 1828.) Seine Anhänger wurden theils zerſtreut, theils hingerichtet, und die Wallachei und Moldau ſchmählich bedrückt, bis Rußland (1826) ſich mit Nachdruck für ſie verwendete.

Nicht auf ſolche Weiſe wurde der Aufſtand in Morea, Livadien und den griechiſchen Inſeln geſtillt; vielmehr gelang er hier, mitten unter dem Wechſel von Siegen und Niederlagen, und gewann durch die heldenmüthigen Anſtrengungen der Griechen ſchon im erſten Kampfjahre einen Aufſchwung, der ihn ſeinem Ziele näherte. In Morea wurden die Angriffe der Türken zurückgeſchlagen und nicht nur offene Oerter ſondern auch feſte Plätze, namentlich Navarino, Napoli di Malvaſia, Tripoliza und Korinth ihnen entriſſen. Im öſtlichen Hellas, in Attika und Theſſalien bis Macedonien konnten die Griechen wenigſtens nicht unterdrückt werden; ja mehrmals ſiegten ſie, wie bei Zeitun (27. Juni) und in den Thermopylen (6. Sept.) unter dem kühnen und verſchlagenen Odyſſeus. Im weſtlichen Griechenland oder in den albaneſiſchen Provinzen gewannen und behaupteten ſie das wichtige Meſſalunghi ſammt Anatoliko am ambraciſchen Meerbuſen. Am erfolgreichſten aber war, was zur See von ihnen geſchah. Unter Anführung des Jacob Tombazi erhoben ſich im [illegible] 1821 die Seefahrer von Hydra und Spezzia und trieben nicht nur mehrere andre Inſeln des Archipelagus [illegible] Aufſtand, ſondern kamen auch ihren Brüdern an den Küſten Moreas und Livadiens zu Hilfe, ſchlugen (im Mai) ein türkiſches Geſchwader bei Mitylene und nöthigten (im Juli) ein anderes von Samos abzuziehen. [illegible] dem Allen aber konnte nur das Ziel, dem die Griechen zuſtrebten, und der Heldenmuth, den ſie dabei zeigten, beifällige Anerkennung verdienen, nicht aber die wilde Leidenſchaftlichkeit, mit der ſie, hierin den Türken gleich, verfuhren. Rachgier und Barbarei wüthete auf der einen, wie auf der andern Seite!

(C. Regierungseinrichtungen.) Mitten unter dieſen Kämpfen drängte ſich den Griechen das Gefühl auf, daß ſie zur Erlöſung von langwierigem Elende oder zur Wiederherſtellung ihres Seins, beſonders zur Leitung des Kriegs, zum Verkehr mit auswärtigen Mächten und zur Beſeitigung der oft unter ihnen ausbrechenden Streitigkeiten geordneter Regierungseinrichtungen nicht entbehren könnten. Sie ſuchten daher dieſem Bedürfniſſe abzuhelfen. Schon als Peter Mauromichali zu Kalamata eingetroffen war, errichtete er hier (9. Apr.) einen Senat, der als eine proviſoriſche Regierung gelten ſollte. Dann als Demetrius Ypſilanti, von ſeinem Bruder Alexander abgeſendet, über Trieſt nach Hydra gekommen war (1. Juli), wurde er zum Archiſtrateg oder Oberanführer ernannt. Aber die Selbſtſucht der helleniſchen Häuptlinge ſtritt gegen dieſe Ernennung und geſtand ihm nur ſo viel zu, daß er über die helleniſchen Streitkräfte in Morea und dem Archipelagus, dagegen der tapfre Odyſſeus über die in Theſſalien und Attika, und Alexander Maurokordatos über die im weſtlichen Griechenland den Oberbefehl führen ſollte. Nach dieſer dreifachen Vertheilung des Kriegsweſens wurde nun auch das Verfaſſungsweſen dreifach geordnet, oder eine beſondere Verfaſſung für das weſtliche Hellas (zu Meſſalunghi, 4 Nov.), eine andre für das öſtliche Hellas (zu Salona, 16. Nov.) und eine dritte für Morea (zu Argos, 1. Dec.) aufgeſtellt *). Doch trat keine derſelben ins Leben. Das Gefühl der Nothwendigkeit, Griechenland aus der Zerſtückelung zur Einheit zu erheben, behauptete ſeine Rechte und trieb zu einer Nationalverſammlung zu Epidauros. Dieſe ſprach am 1. Jan. 1822 „im Angeſicht Gottes und der Menſchheit“ die politiſche Exiſtenz und Unabhängigkeit Griechenlands aus und ſtellte unter dem 15. Jan. eine „proviſoriſche Verfaſſung von Griechenland“ auf, kraft welcher die Regierung des Ganzen aus einem berathenden und vollziehenden Körper beſtehen, jener eine unbeſtimmte Anzahl Repräſentanten der verſchiedenen Theile Griechenlands, dieſer (wie einſt das franzöſiſche Directorium) nur fünf Glieder, gewählt aus den Gliedern des berathenden Körpers, umfaſſen und einen, auf Ein Jahr ernannten Präſidenten an der Spitze haben ſollte. Zum erſten Präſidenten wurde Alexander Maurokordatos ernannt, und die Regierung nahm ihren Sitz erſt zu Korinth, dann zu Argos. Aber mit dieſen Einrichtungen hörten die inneren Streitigkeiten nicht auf. Die neue Regierung vermochte nicht, ſich Achtung und Gehorſam zu erzwingen; der Eigennutz und Parteigeiſt der Häupt-

linge

---

*) Ihrem ganzen Umfange nach ſind dieſe Verfaſſungsurkunden abgedruckt in Pölitz, europ. Verfaſſungen ꝛc. Th. III. S. [illegible] — [illegible].

linge trat ihr entgegen und machte ſich ohne Berückſichtigung des allgemeinen Beſtens geltend; kaum konnten die drohendſten Gefahren ſie vereinigen. Das waren, wie ſelbſt die Beſſern unter ihnen klagten, die Folgen der langen Sclaverei *). Durch ſie war Mißtrauen, Eigennützigkeit, Wortbrüchigkeit und Parteigeiſt unter den Griechen emporgekommen.

(D. Fortgang des Kampfes bis zum Jahre 1827.) Der Kampf ward in den Jahren 1822 — 1825 mit wechſelnden Erfolgen geführt. Doch im Ganzen waren die Griechen glücklich. Sie konnten von den Türken, wie ſehr ſich dieſe anſtrengten, zu Lande nicht unterjocht werden, ja ſie trieben dieſe mehrmals aus Morea und Livadien; zur See aber entwickelten ſie unter ihren Helden Georg Miaulis und Conſtantin Kanaris eine Ueberlegenheit, die Schrecken und Verluſte über die Türken brachte. Im Jahre 1822 vernichteten ſie am 19. Juni eine türkiſche Flotte zu Chios (wo die Türken im April ſchrecklich gewüthet hatten) und eine andere am 10. Nov. bei Tenedos. Im Jahre 1823 nöthigten ſie die große Flotte, die der Kapudan Choſrew gegen ſie aus dem Bosporus geführt hatte,

---

*) In der Einleitung zur Verfaſſung des weſtlichen Griechenlands vom 4. Nov. 1821 heißt es: „daß das langwierige Barbarenjoch dem ſittlichen Zuſtande der Hellenen höchſt nachtheilig geweſen ſei". S. Pölitz, europ. Verfaſſungen ꝛc. Bd. III. S. 464. — Eben daſelbſt (S. 344 — 391) befindet ſich auch ein Abdruck der „proviſoriſchen Verfaſſung Griechenlands" vom 13. Januar 1822.

hatte, nach großen Verluſten in die Dardanellen zurückzukehren. Im Jahre 1824 ſiegten ſie bei Samos (17. Aug.) und bei Naxos (10. Sept.), und am Anfange des Jahres 1825 ſchienen ſie dem Ziele ihrer Wünſche ganz nahe. Da geſchah es, daß plötzlich harte Trübſale über ſie einbrachen.

Der Paſcha oder Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali, mehr den Planen ſeiner Selbſtſucht als den Anforderungen des Sultans folgend, hatte im Sommer 1824 ſeinen Sohn Ibrahim mit einer anſehnlichen Land- und Seemacht gegen die Griechen abgeſendet. Letztrer hatte ſich zuerſt (im Juni 1824) Candia's bemächtigt und war dann nach Morea gezogen, wo er am 25. Febr. bei Modon landete. Vergebens rückten ihm die Griechen entgegen: er ſchlug ſie mit ſeinem, nach franzöſiſcher Art gebildeten Heere, eroberte (23. Mai) Navarino, dann Kalamata, Tripolitza, Argos und, obſchon von Demetrius Ypſilanti bei den lernäiſchen Sümpfen zurückgeſchlagen, hinderte ihn dieß nicht, Morea nach allen Richtungen zu durchziehen, während Ipſara von den Türken überwältigt und ſchrecklich verheert wurde. Noch ſchlimmer erging es den Griechen im Jahre 1826. Meſſalunghi, der Stützpunkt des weſtlichen Griechenlands, fiel (22. Apr.) nach der heldenmüthigſten Gegenwehr, dann Athen (15. Aug.) und deſſen Akropolis (5. Jan. 1827). Damals ſchienen die Griechen dem Untergang geweihet. Sie waren auf Korinth, Nauplia und einige Inſeln des ägeiſchen Meeres beſchränkt; ihre

Streitkräfte waren geſchwächt, und unter ihnen wüthete der wildeſte Parteigeiſt, der, beſonders zu Nauplia, in einen Bürgerkrieg überging. Jetzt wurde es den Beſſern unter ihnen klar, daß ſie nicht länger durch eigene Kraft, ſondern nur durch fremden Beiſtand ſich behaupten könnten. Und ſolcher Beiſtand wurde ihnen zu Theil, als ſie deſſelben am meiſten bedurften.

(F. **Dazwiſchenkunft der chriſtlichen Mächte.**) Die Sache der Griechen wurde gleich bei ihrem Beginnen eine Sache der chriſtlichen Völker Europas. Das Andenken an die Trefflichkeit der Altgriechen, denen das neue Europa ſeine Bildung verdankt, der Heldenmuth, den die Neugriechen zeigten, und die Idee, für welche ſie kämpften, wendete ihnen allgemeine Theilnahme zu. In Schriften und Liedern wurde ihr Aufſtreben geprieſen, Vereine von Griechenfreunden wurden zu ihrer Unterſtützung gebildet, zahlreiche Geldſpenden wurden für ſie geſammelt, Kriegs- und Lebensbedürfniſſe wurden ihnen zugeführt, und mehrere wackere Männer aus Deutſchland, Frankreich und England (namentlich der würtembergiſche General **Normann**, der baieriſche Obriſt **Heidegger**, die Engländer **Byron**, **Cochrane**, **Church**, die Franzoſen **Fabvier**, **Voutier** ꝛc.) begaben ſich zu ihnen und ſtellten ſich in ihre Reihen. Selbſt die Nordamerikaner nahmen ſich ihrer an, ſchickten ihnen eine Fregatte, Geſchütz und andre Kriegsbedürfniſſe; und ſpäterhin, als die Griechen dem Untergange nahe kamen, ließen ſie zur Aufnahme griechiſcher Flüchtlinge ein Geſchwader im Archipelagus kreuzen. Doch andre Anſichten hegten die chriſtlichen Monarchen Europas. Dieſe, die Grundſätze der Legitimität auch auf die türkiſche Regierung ausdehnend, ſahen in der Sache der Griechen eine Empörung gegen einen legitimen Oberherrn und eine Wiederbelebung der Freiheitsideen, die ſie ſeit Napoleons Sturze mit aller Macht zu unterdrücken ſuchten; auch befürchteten ſie, es möchte durch dieſelbe das neu aufgebaute Staatenſyſtem zertrümmert und eine neue See- und Handelsmacht, die ihnen Gefahr bringen könnte, ins Leben gerufen werden. Sie wieſen daher die Abgeordneten der Griechen von dem Congreß zu Verona zurück, mit dem Bedeuten: die Griechen ſollten ſich der Pforte wieder unterwerfen; dagegen wollten ſie für deren Sicherſtellung ſich bei der Pforte verwenden.

Indeſſen war doch Kaiſer Alexander geneigt, ſich der Griechen anzunehmen*). Er hatte, erzählt man, ihr

---

*) **Münch** (Allg. Geſch. der neueſten Zeit ꝛc. Th. V. S. 22) erzählt: Kaiſer Alexander hatte, als er zu Laybach 1821 den Aufſtand Ypſilantis vernahm, mit dem Grafen Kapodiſtria eine äußerſt lebhafte Unterredung. „Warum nicht warten?“ rief er mehrmals, mit dem Fuße ſtampfend, aus. „Ich wollte ihre Befreiung, „und nun reichen ſie den Revolutionären von Europa die Hand!“ — Der Graf erwiederte: „Sire, wenn der Becher voll iſt, ſo überſchäumt er!“ — „Ich weiß es, ich weiß es“, bemerkte Alexander, „aber warum nicht warten?“ — „Sire, wenn man leidet, ſucht „man den Augenblick der Erlöſung zu beſchleunigen. Sie ſind „Chriſten und fallen als Märtyrer!“ — „Ja wohl“, ſeufzte der Kaiſer; „ich weiß es, daß ſie Chriſten ſind. Aber wie beklagenswerth ſind nicht die Umſtände, welche mir verwehren, meinem Her-

ihr Vorhaben, ſich wider die Türken zu erheben, vor deſſen Ausbruch gekannt und gebilliget; er erblickte in ihnen ſeine und ſeines Volkes Glaubensgenoſſen; er vernahm das Verlangen ſeiner Unterthanen, ihnen Beiſtand zu leiſten; auch konnte in ihm ſich die Hoffnung regen, durch Unterſtützung der Griechen die Plane Katharinens zum Umſturz des türkiſchen Reichs in Ausführung zu bringen. Aber gerade hierin lag ein Hauptgrund, weshalb die übrigen Großmächte, beſonders Oeſtreich und England, ihn umzuſtimmen ſuchten. Denn wie freundſchaftlich auch ihre Verhältniſſe mit Rußland waren, ſo mochten ſie doch demſelben neue Vergrößerungen nicht zugeſtehen. Sie ſtellten daher dem Kaiſer Alexander vor, daß er den Grundſätzen der von ihm geſtifteten heiligen Allianz entgegen handeln, oder ſich ſelbſt widerſprechen würde, wenn er dem Revolutionsgeiſte, den er in Neapel und Spanien habe unterdrücken helfen, in Griechenland Vorſchub leiſten wollte. Und Alexander gab ſolchen Vorſtellungen nach; — doch nur ungern und unvollſtändig. Denn er verwendete ſich für die Griechen bei der Pforte, brach, da ſelbige auf dieſe Verwendung nicht achtete, eine Zeitlang die Unterhandlungen mit ihr ab, zog im ſüdweſtlichen Rußland eine bedeutende Heeresmacht

---

„ſen und meinen religiöſen Gefühlen zu folgen!" — „Die Zeit „dazu wird auch kommen, Sire!" — „Ja", rief jetzt Alexander aus, „ja, ſie wird kommen! Meine Pflicht verbietet mir, die leidenden Chriſten zu unterſtützen." — Darauf verfiel er in eine tiefe Schwermuth ꝛc.

reßmacht zuſammen, und erließ in den erſten Monaten des Jahres 1824 an die europäiſchen Mächte eine Denkſchrift über die Grenzen und Verhältniſſe Griechenlands zur Pforte *). Aber dabei ließ er es bewenden; und ſo lange er lebte, erhielten die Griechen weder Schutz noch Hilfe von Rußland.

Doch ganz anders wurde es, als er plötzlich zu Taganrog am 1. Dec. 1825 geſtorben, und ſtatt ſeines ältern Bruders Conſtantin (der in einer, am 22. Januar 1822 ausgeſtellten, Urkunde auf den Thron verzichtet hatte) ſein zweiter Bruder Nicolaus (geb. 6. Juli 1796) ihm gefolgt war. Dieſem, dem gleich bei ſeinem Regierungsantritte ein Aufſtand von Seiten des Adels und Militärs entgegentrat, ward, um das Heer zu beſchäftigen, Krieg zum Bedürfniß; und wie wenig er es ertragen mochte, daß die Pforte den im Jahre 1812 abgeſchloſſenen Frieden willkürlich beobachtete und verletzte, ſo wenig mochte er auch in ſeinen politiſchen Unternehmungen ſich durch die heilige Allianz beſchränkt ſehen.

Aber auch England, anfangs aus Beſorgniß für ſeinen Handel und für ſeine Gewaltherrſchaft auf den joniſchen Inſeln der Griechenſache entgegen, nahm ſich jetzt derſelben an. Denn ſeit dem Tode Caſtlereagh's

(22.

---

*) Näheres über dieſe Denkſchrift findet man in Klübers pragmatiſcher Geſchichte der nationalen und politiſchen Wiedergeburt Griechenlands. Frankfurt am Main 1835. S. 131 ff.

(22. Aug. 1822) leitete hier der hochſinnige **Canning**, der nicht auf Englands Wohl allein ſeinen Blick beſchränkte, die auswärtigen Angelegenheiten; ferner hatten die Griechen noch am 26. Juli 1825 erklärt, daß ſie unter brittiſchen Schutz ſich ſtellen wollten, und drittens konnte es die brittiſche Politik nicht zugeben, daß Rußland allein die griechiſchen Angelegenheiten erfaßte. Es wurde daher im März 1826 durch das brittiſche Kabinet der Herzog von **Wellington** als ausserordentlicher Botſchafter nach Petersburg geſendet, und durch ihn Kaiſer **Nicolaus** zu einer Uebereinkunft vom 4. April 1826 bewogen. Laut derſelben wollten Rußland und England, gemeinſchaftlich und ohne Berückſichtigung eigener Vortheile, vermitteln, daß Griechenland zwar ein Zubehör der Pforte bleiben, derſelben Tribut zahlen und deren Oberhoheit anerkennen, aber durch eingeborene, von der Pforte nur beſtätigte Fürſten regiert und völliger Handels- und Gewiſſensfreiheit theilhaftig gemacht werden ſollte. Hierzu mitzuwirken, ſolle auch Oeſtreich, Preußen und Frankreich eingeladen werden. — Frankreich, gleich anfangs der Sache der Griechen geneigt und ſchon oft zu deren Beſchützung aufgefordert, trat dieſer Uebereinkunſt bei, nicht aber Oeſtreich und Preußen, und die Pforte wies ſie hochfahrend zurück (10. Juni 1827), kaum daß ſie ſich bewegen ließ, in die von der Griechenſache geſonderten Forderungen Rußlands hinſichtlich der Räumung der Wallachei, Moldau und Serviens zu willigen (Tractat zu Ackjerman 6. Oct. 1826).

1826). Demnach vereinigten ſich England, Rußland und Frankreich, von den damals tiefgebeugten Griechen dringend um Rettung angeflehet, zu einem Vertrage (London 6. Juli 1827), in welchem ſie feſtſetzten, zur Durchführung der am 4. Apr. 1826 getroffenen Uebereinkunft gemeinſame Maßregeln zu ergreifen, dazu nöthigenfalls Gewalt zu brauchen und fortgehends über die Griechenſache ſich zu London zu berathen *).

Auch als dieſer Vertrag der Pforte vorgelegt wurde (16. Aug. 1827), zeigte ſie ſich unnachgiebig. Trotzig erwiederte ſie, auf Oeſtreich bauend, „nie die Dazwiſchenkunſt fremder Mächte bei ihrem Kampfe mit empörten Unterthanen anzunehmen.“ Jetzt blieb den Verbündeten nichts übrig, als ihre Dazwiſchenkunſt durch Waffengewalt geltend zu machen. Sie ließen daher engliſche, franzöſiſche und ruſſiſche Geſchwader unter den Admirälen Codrington, Rigny und Heyden in die griechiſchen Gewäſſer rücken, jedoch mit dem Befehle, nur dann Feindſeligkeiten zu beginnen, wenn ſie von den Türken dazu gereizt würden. Den Krieg ſcheuend, wollten ſie nur durch Kriegsdrohung wirken. Aber das Verhängniß führte ſie weiter, als ſie wollten. Als ihre Admiräle vor Navarino, wo die ägyptiſch-türkiſche Flotte verſammelt war, erſchienen, geriethen ſie mit dem Befehlshaber derſelben, Ibrahim, in einen Streit, der

beide

---

*) Man findet die Artikel dieſes Vertrags mit Bemerkungen über dieſelben in Klübers Wiedergeburt Griechenlands ꝛc. S. [illegible] f.

beide Theile allmählich ſo erbitterte, daß die Admiräle der Verbündeten dem letztern näher rückten und, nachdem angeblich von den türkiſchen Schiffen zuerſt geſchoſſen worden war, die Seeſchlacht von Navarino lieferten (20. Oct. 1827), durch welche die ägyptiſch-türkiſche Flotte bis auf wenige Schiffe zertrümmert wurde.

Dieſe Schlacht, die ganz Europa, jedoch auf verſchiedene Weiſe, ergriff, ſchien anfangs für die Griechen erfolglos zu werden. Denn die Angriffe auf die Türken wurden nicht fortgeſetzt; in Oſt- und Weſtgriechenland behaupteten dieſe die Oberhand, Morea blieb dem wilden Ungeſtüm der Landtruppen Ibrahims bloßgeſtellt, und fortgehends ſendete dieſer viele tauſend Griechen als Gefangene nach Aegypten. Hierzu wirkte vorzüglich das engliſche Kabinet. Dieſes nämlich nicht mehr geleitet von Canning (er war bereits am 8. Aug. 1827 geſtorben), ſondern, nach Goderichs kurzer Verwaltung, vom Herzog von Wellington, einem Gegner der Plane Cannings, ſah die Schlacht von Navarino als ein unglückliches Ereigniß oder als eine Uebereilung an, die nur den Ruſſen zu Statten kommen könnte, und riß zu gleicher Anſicht auch das damals unter ſchwacher Leitung ſtehende Frankreich hin, ſo daß von beiden Mächten der Kampf nicht fortgeſetzt, ſondern zu Conſtantinopel auf's neue, jedoch vergeblich, unterhandelt wurde. Gleichwohl wurde die Schlacht von Navarino ein Wendepunkt in der Griechenſache. Denn erſtens, ſie ermunterte die Griechen, die ſchon an ihrem Glücke zu verzweifeln anfingen, zu neuen Kraftanſtrengungen. Zweitens veranlaßte ſie die Entfernung Ibrahims aus Morea; denn Frankreich ſendete, nicht ohne Berückſichtigung des eigenen Vortheils, im Aug. 1828 ein Heer von 14,000 Mann unter dem Marſchall Maiſon nach Morea, das Aegyptier und Türken nöthigte, dieſe Halbinſel völlig zu räumen (Oct. 1828)*). Drittens führte ſie, bei der Erbitterung, welche der Sultan Mahmud gegen deren Anſtifter, beſonders gegen die Ruſſen hegte, zu einem Kriege zwiſchen Rußland und der Pforte, der nicht bloß den Griechen Luſt ſchaffte, ſondern auch eine Erklärung zu ihrer Freiſtellung den Türken abnöthigte.

Dieſer Krieg, den Rußland, um erlittene Beleidigungen zu rächen, nicht aber um den Tractat vom 6. Juli 1827 durchzuſetzen, führte, begann am 7. Mai 1828 mit einem Uebergange der Ruſſen über den Pruth. Von Wittgenſtein geleitet, beſetzten ſie die Moldau und Wallachei, gingen über die Donau (7. Juni) und eroberten mehrere Feſtungen, z. B. Iſactza am 11. Juni, Brailow oder Ibrail am 19. Juni, Varna am 11. October; auch kämpften ſie glücklich in Kleinaſien unter Paskewitſch. Aber ſie konnten weder Siliſtria, noch

Dözumla

---

*) Auf Betrieb Englands, deſſen Selbſtſucht eben ſo den Franzoſen wie den Ruſſen entgegentrat, wurde das franzöſiſche Heer erſt in ſeinen Unternehmungen beſchränkt, dann (im Jan. 1830) zurück gerufen bis auf 5000 Mann, die der griechiſchen Regierung zum Schutz dienen ſollten.

Schumla (Schumla) einnehmen und ſahen ſich am Ende des Feldzuges genöthigt, über die Donau zurückzukehren. Doch anders wurde es im Jahre 1829. Jetzt, unter Diebitſch, drangen ſie wieder über die Donau, erfochten einen großen Sieg bei Pravadi (ſüdlich von Varna, 11. Juni), eroberten Siliſtria (30. Juni), überſtiegen den Balkan (17. — 22. Juli), beſetzten Adrianopel (20. Auguſt) und bedroheten Conſtantinopel von der Land- und Seeſeite her. Das türkiſche Reich ſchien zu zerfallen. Aber die chriſtlichen Mächte nahmen ſich ſeiner an, und unter ihrer Vermittelung kam es zum Frieden von Adrianopel (14. Sept. 1829), der milder ausfiel, als es nach dem Siegerglück der Ruſſen zu erwarten war. Rußland gab die gemachten Eroberungen bis auf einige Inſeln am Ausfluſſe der Donau und einen Bezirk im nordöſtlichen Theile Kleinaſiens zurück. Dagegen verſchaffte es der Wallachei und Moldau größere Freiheiten, ſich ſelbſt aber Handelsvortheile, freie Schifffahrt aus dem ſchwarzen Meere ins mittelländiſche Meer und umgekehrt, und eine Geldentſchädigung für aufgewendete Kriegskoſten (10 Millionen Dukaten) und für die Verluſte des ruſſiſchen Handelsſtandes (1½ Mill. Dukaten). Doch auch der Griechen nahm es ſich an, obſchon es erklärt hatte, dieſen Krieg bloß in Rückſicht auf eigene Angelegenheiten unternommen zu haben. Im zehnten Friedensartikel verpflichtete es die Pforte, den Verträgen vom 6. Juli 1827 und vom 22. März

1829

1829*), d. i. den von Rußland, England und Frankreich bereits getroffenen Verfügungen hinſichtlich der Griechenſache, ihre Zuſtimmung zu geben und zur Vollſtreckung derſelben Bevollmächtigte zu ernennen. Kaum aber hatte die Pforte dieſes zugeſtanden, als ſie von den Botſchaftern Englands und Frankreichs, die hinter Rußland nicht zurückbleiben, noch weniger das Entſcheidungswort in der Griechenſache dieſer Macht überlaſſen wollten, genöthiget wurde (20. Sept.), allen Beſtimmungen beizupflichten, welche die londoner Conferenz hinſichtlich der Griechen feſtſtellen würde. Hiermit aber begab ſie ſich ihrer Rechte auf Griechenland und ſtellte das Schickſal desſelben den drei verbündeten Mächten anheim oder willigte im voraus in die Unabhängigkeit, Größe und Regierung, die jenem von dieſen zugeſprochen werden würde.

(F. **Regierungsverwaltung des Grafen Kapodiſtria.**) Inzwiſchen hatten auch die Griechen ihrem Gemeinweſen durch Regierungseinrichtungen aufzuhelfen geſucht. Mitten in ihrer größten Bedrängniß, noch vor der Schlacht von Navarino, hatten ſie, auf einer Nationalverſammlung zu Trözene (April und Mai 1827), den Grafen **Johann Kapodiſtria** zum Statthalter Griechenlands auf ſieben Jahre gewählt (14. April), und, um ihm die Geſetze vorzuzeichnen, nach denen er regieren ſollte, eine neue Verfaſſung aufgeſtellt (17. Mai), die, gebaut auf die Verfaſſung von Epidaurus, das Grundgeſetz Griechenlands ſein ſollte*). Durch ſolche Maßregeln glaubten ſie der verderblichen Verſplitterung der ausübenden Macht unter Viele vorzubeugen und zugleich den Beſtand ihrer Freiheit zu ſchirmen.

---

*) Den Vertrag vom 22. März 1829 findet man wörtlich bei Klüber, S. 274 ff.

Graf Johann Kapodiſtria, geboren zu Korfu 1776, als dasſelbe noch unter Venedig ſtand, war anfangs in der Republik der joniſchen Inſeln Regierungsmitglied und als ſolches in vielfachem Verkehr mit Rußland (das im J. 1799 dieſe Republik gegründet hatte) und mit den ausgezeichnetſten Männern Griechenlands (ohne doch einer ihrer Parteien anzugehören). Als die joniſchen Inſeln im J. 1807 an Frankreich gekommen waren, wurde er ruſſiſcher Miniſter und als ſolcher, mit dem Vertrauen Alexanders beehrt, zu den wichtigſten Verhandlungen gezogen. Nach Ausbruch des Griechenaufſtandes, den ſein Kaiſer mißbilligte, er aber, Stifter oder Beförderer der Hetairie, emporzubringen ſuchte, war er aus dem ruſſiſchen Dienſt getreten und als Privatmann, größtentheils zu Genf lebend, eifrigſt bemüht geweſen, den Griechen Unterſtützung zu verſchaffen. Um ſo mehr mußte es ihn erfreuen, daß ſie ihn wählten, an ihrer Spitze für ihr Wohl zu wirken. Doch bekannt mit den politiſchen Verhältniſſen Europa's, ſah er auch ein, daß er hierzu der Beiſtimmung und Unterſtützung der drei verbündeten Mächte bedurfte. Er begab ſich daher noch im Jahre 1827 an die Höfe zu Petersburg, London und Paris und erhielt von ihnen die Zuſagen, die er wünſchte. Am 2. Februar 1828 kam er nach Aegina, dem damaligen Sitze der griechiſchen Regierung, wo er mit lautem Jubel empfangen und als Statthalter eingeſetzt wurde.

---

*) Man findet dieſe „Verfaſſung von Trözene" in Pölitz europ. Verfaſſungen ꝛc. Bd. III. S. 522—531.

Noch iſt das Urtheil über ihn und ſeine Regierung nicht völlig im Klaren. Seine Feinde, als deren Organ Thierſch erſcheint *), ſchildern ihn als einen ſtolzen, herrſchſüchtigen, hartherzigen, despotiſch-geſinnten Menſchen, eben ſo ohne ſittliches Gefühl wie ohne Kenntniß und Achtung der altgriechiſchen Litteratur und Kunſt, und ſeine Regierung als eine Willkürherrſchaft, die darauf hinausgegangen ſei, Griechenland an ſein Haus oder an Rußland zu bringen, und nichts hinterlaſſen habe als Zerrüttung im Innern und Verſchlechterung des Volks in ſittlicher Hinſicht. Doch in dieſen Beſchuldigungen, gegen welche ſchon das Vorwurfsfreie ſeines frühern Lebens und das Zeugniß ehrenwerther Männer ſpricht **), liegt gewiß viel Uebertriebenes und Unrichtiges. Wahr iſt es, er, ein kräftiger, feſtentſchloſſener Charakter, dabei unermüdet thätig (was auch ſeine Gegner zugeben), regierte ſehr eigenmächtig: — gleich anfangs maßte er ſich mit dem Titel Präſident eine größere Macht an, als ihm bei ſeiner Wahl zuerkannt worden war, ſchob die neue Verfaſſung bei Seite und ernannte (16. Febr. 1828) ſtatt des verfaſſungsmäßigen Senats eine ihm ergebene Verwaltungsbehörde unter dem Namen Panhellenion, die er bald wieder (2. Auguſt 1829) mit einer andern vertauſchte. Wahr iſt es ferner, daß er, eiferſüchtig auf ſein Anſehn, pünktlichen Gehorſam forderte und oft gewaltſam verfuhr: vielen angeſehenen Männern trat er entgegen, und viele wurden durch ihn eingekerkert und des Landes verwieſen. Wahr iſt es drittens, daß er das Gemeinweſen Griechenlands in einer ſchlimmern Lage zurückließ, als er es eingerichtet hatte: Parteien ſtanden, als er ſtarb, gegen Parteien, und der neugeſchaffene Staat ſchien ſich wieder aufzulöſen. Aber erweiſen läßt es ſich nicht, daß er ein Verräther an der Sache der Griechen war; vielmehr hat man, wie ſich aus dem Folgenden ergeben wird, zu glauben Urſache, daß er „aufrichtig, ohne Eigennutz und mit großer Selbſtaufopferung das wahre Wohl Griechenlands beabſichtigte" *). Bei den Fehlern endlich, die man mit Recht ihm vorwerſen

---

*) De l'état actuel de la Grèce — par Frédéric Thiersch. Leipzig 1833. Tom I pag 6–62.

**) Der berühmte Griechenfreund Eynard nannte ihn (wie auch Thierſch, Tom. I. p. 37 meldet) le plus grand et le plus vertueux citoyen, que la Grèce ait possédé; und Klüber, gleichfalls perſönlich mit ihm bekannt, ſchreibt (Wiedergeburt Griechenlands, S. 394.), daß er bei vielfachen Gelegenheiten hohe Achtung für deſſen ſittlichen Charakter aufgefaßt habe. —

Thierſch ſelbſt gibt zu (p. 55), daß des Grafen Privatleben viel Achtungswürdiges hatte.

*) Klübers Worte S. 448.

ſen mag, muß man bemerken: erſtens, daß er in einer Lage ſich befand, wo Schonung als Schwäche erſcheinen und Schwäche nur Unheil bringen konnte; ferner, daß er es mit Menſchen zu thun hatte, von denen viele ſtolz, ränkeſüchtig, leidenſchaftlich, Freiheit als Zügelloſigkeit anſahen und nur durch ſcharfe, raſch zufahrende Zucht im Zaume gehalten werden konnten; endlich, daß ſeine Regierung nur in den letzten Zeiten einen zweideutigen oder ſchlimmen Charakter annahm, anfangs aber eine Wohlthat für Griechenland war.

Er fand dasſelbe in Verwüſtung und Verwirrung, und fing damit an, daß er auf Herſtellung der Ruhe und Ordnung im Innern und auf Ausbildung des geiſtigen und bürgerlichen Lebens hinarbeitete. Er verfügte daher die Entwaffnung derer, die nicht zur Land- und Seemacht gehörten, unterſagte Seeräubereien, brachte die Parteien zum Schweigen, theilte Griechenland in dreizehen Bezirke (Eparchien), förderte den Wiederaufbau des verwüſteten Landes, ſchuf ein neues Zoll- und Münzſyſtem, leitete ein Poſtweſen ein, traf für das Finanz-, Kriegs- und Gerichtsweſen zweckdienliche Einrichtungen, nahm ſich des Ackerbaues, Verkehrs und Handels, beſonders aber des Schulweſens an. Nur allein in Aegina errichtete er zwei und zwanzig Elementarſchulen, dazu auch eine Normalſchule und ein Waiſenhaus. Kriegsunternehmungen ſuchte er zu vermeiden (bloß die Wiedereinnahme von Anatolika und Meſſalunghi im März 1829 verdient als eine unter ihm vollbrachte Waffenthat be-

merkt

Bibl.

merkt zu werden), gern nahm er den Waffenſtillſtand an, den die verbündeten Mächte vermittelten, und klüglich benutzte er die Anweſenheit franzöſiſcher Truppen, um die Ordnung im Innern zu befeſtigen. Eben darum ſuchte er auch den zeitherigen Civil- und Militärhäuptern allen Einfluß auf die Staatsverwaltung zu entziehen.

Solches Walten fand anfangs großen Beifall. Man ſah in dem Präſidenten ein Unterpfand der Freiheit und Selbſtändigkeit Griechenlands, und die erſte Nationalverſammlung, die er vom 23. Juli bis 18. Auguſt 1829 hielt, belobte und bekräftigte ſeine Einrichtungen, beſonders, da er die ihm dargebotene Beſoldung nicht annahm, vielmehr ſein eigenes Vermögen dem neu auflebenden Staate als (anfangs) unverzinslichen Vorſchuß hingab *). Doch anders wurde es ſpäterhin! Mochte es ihm ſchon wehe thun, daß nach den Beſchlüſſen der londoner Conferenz vom 3. Februar 1830 ſeine, ihm auf ſieben Jahre zugeſprochene Regierung verkürzt werden ſollte, ſo mußte es ihn noch mehr ſchmerzen, daß die Griechen ſelbſt, für deren Wohl er unermüdlich gearbeitet hatte, feindſelig ihm entgegentraten. Dieß geſchah, als die franzöſiſche Julirevolution (1830) einen neuen Freiheitsſchwindel unter ihnen aufgeregt hatte. Jetzt trachteten Viele nach Herſtellung einer Republik; Civil- und Militärhäupter erhoben, im Unmuth über ihre

---

*) ſ. Klüber S. 351 u. 422.

ihre Abhängigkeit, bittre Beſchuldigungen wider den Präſidenten; von den Truppen geriethen die, welche bei der Geldnoth des Staates keinen Sold bekommen konnten, in Rußland; Hydrioten und Mainoten fielen von dem Präſidenten ab. Dieß Mißgeſchick trieb ihn zu Gewaltſtreichen. Er hemmte die Freiheit der Preſſe und des Briefwechſels, errichtete eine geheime Polizei, ſtellte die ihm Verdächtigen in Anklageſtand, verurtheilte ſie willkürlich zu Gefängniß oder Landesverweiſung und zog, um ſeine Macht zu verſtärken, die Militärpartei, namentlich Kolokotroni, an ſich. Aber mit dem Allen erzeugte und vermehrte er nur Haß gegen ſich. Die Mainoten empörten ſich gegen ihn und vertrieben (18. Dec. 1830), unter Anton Mauromichali, die gegen ſie geſendeten Truppen. Die Hydrioten blieben nicht zurück; ſie erließen (8. Juli 1831) eine Beſchwerdeſchrift gegen ihn, errichteten eine proviſoriſche Regierung, überfielen die ihm zugethane Inſel Paros, bemächtigten ſich der daſigen Schiffe und übergaben ſie, bedroht von einem ruſſiſchen Geſchwader und von den Truppen des Präſidenten, in wilder Wuth den Flammen (13. Aug. 1831). So wüthete Griechenland gegen ſich ſelbſt, ohne daß es der Präſident hindern oder beſtrafen konnte. Zuletzt bildete ſich in der von ihm hart behandelten Familie Mauromichali eine Verſchwörung, deren Opfer er wurde. Als er am 9. October 1831 zu Nauplia in die Kirche gehen wollte, wurde er von Conſtantin und Georg Mauromichali überfallen und getödtet. Aber Griechenland hatte davon keinen Vortheil; vielmehr gerieth es nun in die ärgſte Verwirrung, aus der es nicht durch eigene Kraftanſtrengung, ſondern nur durch die Maßregeln der londoner Conferenz einigermaßen geriſſen wurde.

(G. **Herſtellung des Königreichs Griechenland.**) Anfangs hatten die drei Mächte, welche die Vermittelung der Griechenſache übernommen hatten, nur dafür entſchieden, daß Griechenland zwar eine etwas freiere Stellung, als vorher, gegen die Pforte einnehmen, aber ein Zubehör derſelben bleiben, deren Oberherrlichkeit anerkennen, jährlichen Tribut ihr zahlen und von ihr ſeine Obrigkeiten beſtätigen laſſen ſollte. Noch in dem Beſchluſſe vom 22. März 1829 war dieſes wiederholt worden. Doch anders wurde es nach dem Frieden von Adrianopel. Denn da England und Frankreich fürchteten, Rußland möchte in Folge dieſes Friedens ein Uebergewicht in der Griechenſache ſich anmaßen, und da wiederum Rußland fürchtete, England möchte die Griechen ebenſo wie die joniſchen Inſeln ſich unterwerfen: ſo vereinigten ſich nun dieſe drei Mächte, den Griechen Freiheit und Selbſtändigkeit zuzuſprechen. Demnach wurde von der londoner Conferenz am 3. Febr. 1830 beſchloſſen, daß Griechenland ein unabhängiger, unter einem ſouverainen Erbfürſten ſtehender Staat ſein, daß dieſer Staat Morea, Hellas (bis an den Aſpropotamos und den Hafen von Zeituni), Euböa, Skyros und die Cykladen umfaſſen, und daß die Beherrſchung desſelben dem Prinzen von Sachſen-Coburg-Gotha, **Leopold** (geb.

16. Dec. 1790), übertragen werden ſollte. Dieſe Beſchlüſſe wurden der Pforte ſowohl, als auch den Griechen zur Annahme vorgelegt. Die Pforte, erſchüttert durch die Stürme des kaum beendigten Krieges, gebunden durch ihre (ſchon oben erwähnte) Erklärung vom 20. Septbr. 1829 und überdieß von Rußland dadurch beſchwichtigt, daß ihr eine Million Dukaten an der Kriegsſteuer erlaſſen wurde, gab am 23. April 1830 ihre Einwilligung. Auch von Seiten der Griechen oder ihres Präſidenten erfolgte, wie die londoner Conferenz am 14. Mai berichtete, vollſtändige Zuſtimmung. Doch vernahm man auch Klagen der Griechen, „daß ihnen zu enge Grenzen geſetzt und dadurch Viele von ihnen, die für Griechenlands Freiheit gekämpft und gelitten hätten, namentlich Samier und Candioten, der türkiſchen Herrſchaft wieder überliefert würden; ferner, daß die Einrichtung ihres Staates nicht ihnen anheim geſtellt, ſondern lediglich von fremden Mächten beſtimmt, und daß bei Ernennung eines monarchiſchen Herrſchers nichts über die Form der Regierung, nichts über die Rechte und Freiheiten, die den Griechen zuſtänden, feſtgeſetzt würde; auch nicht, daß ihr Beherrſcher zur griechiſchen Kirche ſich bekennen ſolle." Dieſe Klagen, die der Präſident ſelbſt in einem Schreiben an den Prinzen Leopold vom 6. April ausdrückte*), machten auf die londoner Conferenz wenig Eindruck, wohl aber auf den Prinzen Leopold, ſo daß er der Be-

---

*) Man findet dieſes Schreiben bei Klüber, S. 340 ff.

herrſchung Griechenlands, die er anfangs unter gewiſſen Bedingungen angenommen hatte (11. Februar), unter dem 21. Mai entſagte.

Kurz nachher trat die Julirevolution ein, durch welche die Angelegenheiten der Griechen in den Hintergrund traten. Doch blieb die londoner Conferenz, deren Beſtehen anfangs zweifelhaft wurde, beiſammen und trat nach einigem Stillſtand wieder in Thätigkeit. Jetzt übertrug ſie (7. Mai 1832) Griechenland als eine Erbmonarchie mit dem Königstitel und einer weſtlich bis zum Golf von Arta und öſtlich bis zum Golf von Volo erweiterten Grenzbeſtimmung dem zweiten Sohne des Königs von Baiern, dem (damals noch unmündigen) Prinzen **Otto** (geb. 1. Juni 1815). Der König von Baiern beſtätigte (27. Mai 1832) im Namen ſeines Sohnes den hierüber abgeſchloſſenen Staatsvertrag; auch die Pforte ſtimmte ihm bei, ſo wie die Griechen (8. Auguſt). Hierauf verließ Prinz **Otto** am 6. December München und zog am 6. Februar 1833, unter dem Geleite von 3500 Mann baierſcher Truppen, als König von Griechenland in Nauplia ein. Eine ihm beigegebene Regentſchaft, beſtehend aus dem Grafen von **Armansberg**, dem Dr. **Ludwig von Maurer** und dem Generalmajor **von Heideck**, leitete die Regierung, bis er ſelbſt, nach erlangter Volljährigkeit, am 1. Juni 1835 dieſelbe zu Athen antrat, wohin am 25. Dec. 1834 der Regierungsſitz verlegt worden war.

Bei ſeiner Ankunft zu Nauplia ſprach der Präſident der proviſoriſchen Regierungs-Commiſſion der Griechen: „Eine lange und leidenreiche Erfahrung hat uns gezeigt, daß der Thron die einzige Stütze unſers politiſchen Beſtehens und die ſicherſte Bürgſchaft für unſer Nationalglück iſt.“ Aber das Widerſtreben der Griechen gegen bürgerliche Ordnung dauerte fort, ſelbſt unter der Regentſchaft brachen Streitigkeiten hervor, nicht anders als wäre auch ſie von dem ſtreitſüchtigen Geiſte der Griechen angeſteckt worden, und fortwährende Aufſtände unter den Mainoten geben zu erkennen, wie wenig es noch die Griechen begriffen haben, daß Freiheit und bürgerliche Wohlfahrt nur bei Gehorſam gegen Geſetze beſtehen kann.

6. Freiwerdung des ſpaniſchen und portugieſiſchen Amerika's.

Noch wichtiger als der Abfall der Griechen von der türkiſchen Herrſchaft erſcheint der Abfall Amerika's von der ſpaniſchen und portugieſiſchen Herrſchaft — vielleicht beſtimmt, die bisherige Uebermacht Europas über andre Welttheile zu vernichten und dem Strome der Cultur ein neues Gebiet anzuweiſen.

Was zuerſt das **ſpaniſche Amerika** anbetrifft, ſo lag die Urſache ſeines Abfalls in der Zwangherrſchaft, die die ſpaniſche Regierung, namentlich in Handelsſachen und Stellenbeſetzungen, übte, und in dem aufgeregten Selbſtgefühle der Amerikaner, beſonders der Creolen, d. i. der in Amerika von ſpaniſchen Eltern Gebornen. Den Ausbruch aber des Abfalls führte der bayonner Vertrag vom 6. Mai 1808 oder die Verdrängung der Bourbons vom ſpaniſchen Throne (ſ. oben S. 123) herbei. Denn obſchon ſeit dem nordamerikaniſchen Kriege und dem Entſtehen der franzöſiſchen Revolution Freiheitsideen in die ſpaniſchen Colonieen eingedrungen waren, — weßhalb auch die ſpaniſche Regierung mißtrauiſcher und härter wurde: — ſo waren doch dieſe Colonieen bis zum Jahre 1808 im Ganzen ruhig geblieben. Anders aber wurde es nach dem bayonner Vertrag! Denn nun fingen ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, an, unter dem Schein treuer Ergebenheit gegen ihren zeitherigen Herrſcherſtamm, ſelbſtändig zu handeln. Nach dem Beiſpiele der ſpaniſchen Cortes vertrieben ſie die vom König Joſeph beſtellten Statthalter und errichteten Juntas, welche im Namen Ferdinands VII. regieren ſollten. Doch eben die ſpaniſchen Cortes, die für Nationalrechte kämpften, verdammten dieſes Aufſtreben als Aufruhr und ſuchten es durch Truppenſendungen zu unterdrücken. Hierüber entzündete ſich der längſt genährte Gährungsſtoff zu einem Freiheitskriege (1810), in welchem, wie früher Domingo *), nun Mexiko und das ganze ſpaniſche Südamerika,

---

*) In Domingo, das ſeit 1791 ſich gegen die franzöſiſche Herrſchaft erhob, hatte zuerſt der Neger Touſſaint L'Ouverture, unter dem Titel Statthalter, mit Glück und Ruhm für Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit gekämpft (1796 – 1802). Darauf hatte der Neger Jacob Deſſalines, ein roher Menſch, der weder leſen noch ſchreiben konnte, die Freiheit Domingo's behauptet und im Jahre 1804 ſich unter dem Namen Jacob I. zum Kaiſer von Haiti (ſo hieß Domingo urſprünglich) ausrufen laſ-

rika, unter dem Beiſtand der Engländer (welche Handelsintereſſe leitete) Freiheit und Selbſtändigkeit errang.

In Mexiko erregte (1810) ein eingeborner Prieſter, Hidalgo, voll glühendes Eifers für die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes, unter ſeinen Landsleuten einen Aufſtand, der großen Zulauf fand, aber durch die Kriegsmacht der Spanier wieder unterdrückt wurde. Hidalgo wurde gefangen und hingerichtet (27. Juli 1811). Doch damit wurde nicht die Sehnſucht nach Freiheit unterdrückt; vielmehr wurde dieſe bei der Härte, die nun die Spanier übten, immer mehr angefacht. Es brach daher, als nach dem Beginnen der ſpaniſchen Revolution im Jahre 1820 die Cortes-Conſtitution von 1812, deren Annahme Ferdinand VII. beſchworen hatte, auch in Mexiko verkündiget wurde, doch mit dem geheimen Befehle, ſie daſelbſt nicht zur Ausführung zu bringen, der Unwille der Mexikaner ſtürmiſch hervor und verlangte einen ſpaniſchen Prinzen zum Herrſcher. Um ſolches Verlangen zu vereiteln und ſeine Regierung zu ſichern,

ernannte

ſen. Nach Ermordung desſelben (17. Oct. 1806) erhob ſich der Neger Chriſtoph, der erſt (1806—1811) als Präſident, dann (1811—1820) als König Heinrich I. herrſchte. Unter ihm trennte ſich das unabhängige Domingo in ein monarchiſches (wo König Heinrich I.) und in ein republikaniſches (wo der Franzoſe Petion als Präſident herrſchte). Nach Heinrichs Tode (9. Oct. 1820) vereinigte Boyer (ein Mulatte, geb. 1785 zu Port au Prince und ſeit Petions Tode 1818 Präſident) beide Theile und zog zu denſelben (1822) auch den ſpaniſchen Theil Domingo's, ſo daß gegenwärtig die ganze Inſel unter Eine Herrſchaft vereiniget iſt. — Von Seiten Frankreichs wurde am 17. Apr. 1825 die Unabhängigkeit Domingos anerkannt.

ernannte der ſpaniſche Vicekönig Apodaca, ſtatt des Generals Armigo, der ihm verdächtig ſchien, den Sprößling einer angeſehenen ſpaniſchen Familie Auguſtin Iturbide (geb. 1784 im Mexikaniſchen) zum Oberbefehlshaber der Truppen (im Febr. 1821). Aber er ſah ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht. Iturbide trieb ſogleich die Truppen zum Aufſtand, verkündigte die Unabhängigkeit Mexikos und ſetzte eine Regierungsjunta ein, an deren Spitze er trat. Späterhin bewirkte er, daß er von dem mexikaniſchen Volke zum Kaiſer ernannt wurde (18. Mai 1822). Doch dieſe Ernennung erregte Neid und Haß gegen ihn; und als er durch harte Gewaltſtreiche ſich zu behaupten ſuchte, erhoben ſich gegen ihn ſeine Feinde, und er wurde genöthigt (20. März 1823), die Krone niederzulegen und von Amerika nach Europa überzuſchiffen, wo er Livorno zu ſeinem Aufenthalte nehmen ſollte. Jetzt arbeiteten die Mexikaner an einer Conſtitution, die, ähnlich der nordamerikaniſchen, die mexikaniſchen Staaten zu einem Staatenbunde vereinigen und einen Präſidenten an deſſen Spitze ſtellen ſollte. Aber im Innern dauerten Parteiungen und Unruhen fort. Da glaubte Iturbide den verlorenen Thron wieder gewinnen zu können. Er ging daher von Livorno über England nach Mexiko zurück (1824). Doch kaum war er daſelbſt gelandet, als er ergriffen und erſchoſſen wurde (19. Juli 1824). Nach ſeinem Tode trat die ſchon erwähnte Verfaſſung ins Leben (24. Oct.) und wurde ſogleich von Nordamerika und England, dann auch von anderen europäiſchen Staaten anerkannt. Doch waren damit die inneren Unruhen nicht beſeitigt. Die ſüdlichen Provinzen Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Coſta-Rica, die ſchon in den Jahren 1821 und 1823 ſich von Mexico losgeſagt hatten, blieben von dem mexikaniſchen Staatenbunde getrennt und bildeten den Freiſtaat Guatemala, der wegen ſeiner Lage auch Mittelamerika genannt wird. Im Mexikaniſchen ſelbſt trennten ſich ariſtokratiſche und demokratiſche Parteien und ergriffen gegen einander die Waffen. Doch konnten die Spanier, die im Juli 1829 von Havanna aus herbeikamen, Mexiko nicht erobern; ſie mußten, von Santanna bezwungen, ſich zurückziehen.

In Südamerika brach zu Buenos-Ayres und Caracas faſt gleichzeitig, aber ohne Verabredung, die Revolution aus.

Zu Buenos-Ayres, der Hauptſtadt der Provinz Rio de la Plata, bildete ſich, als die Engländer im Jahre 1806, damals im Kriege mit Spanien, dieſe Stadt eingenommen, aber auch wieder verloren hatten, eine Geſellſchaft von Freiheitsfreunden. Dieſer gelang es im Jahre 1810, den ſpaniſchen Vicekönig Cisneros abzuſetzen (an deſſen Stelle eine Regierungs-Junta kam), Montevideo aufzuregen und den Aufſtand über die ganze Provinz zu verbreiten. Vergebens kämpften gegen ſie die ſpaniſchen Truppen, die zu Buenos-Ayres und zu Montevideo lagen; auch die, welche von Oberperu herbeirückten, wurden zurückgeſchlagen, und ſchon am 9.

Juli 1816 wurde die Vereinigung und Selbſtändigkeit der Länder am La Plata und damit deren Trennung von Spanien feierlich ausgeſprochen. — Gern hätte dieſer neue Freiſtaat auch das angrenzende, ſonſt zur Provinz La Plata gehörige Paraguay an ſich gezogen; aber dieß gelang nicht. Denn in Paraguay hatte ſich Doctor Gaspare Francia (geb. 1763 zu Aſſumcion), erſt Theolog, dann Advocat und Secretair der Provincial-Regierung, ſeit 1814 zum Dictator erhoben, ein eben ſo argliſtiger als despotiſch geſinnter Mann, der es verſtand, Paraguay zu unterjochen, gegen Angriffe zu vertheidigen und von allem Verkehr mit andern Ländern abzuſondern. Dagegen ſtellte Buenos-Ayres, nach langem Kampfe mit Braſilien, Montevideo zuſammen mit Uruguay in Freiheit (25. Oct. 1825) und bewirkte auch, durch ſeinen General San Martin, den es im Jahre 1817 mit einem Heere über die Anden geſchickt hatte, die Befreiung Chili's (1818), die im Jahre 1826 vollendet wurde, als die Spanier unter Quintanella auch die Inſel Chiloe verlaſſen mußten.

Schwieriger war der Kampf an der Nordküſte Südamerikas, in dem ehemaligen Königreiche Neugranada und dem General-Capitanate Venezuela; denn dieſe Länder waren von einer großen Zahl ſpaniſcher Truppen beſetzt, ſtanden in lebhaftem Verkehr mit Spanien und konnten darum leichter von demſelben in Gehorſam gehalten werden. — Der erſte Aufſtand in denſelben zu Caracas, Bogola und Quito (1809 bis 1811)

1811) wurde durch Waffengewalt unterdrückt und ſchien nach dem großen Erdbeben zu Caracas (26. März 1812), das Vielen als ein Gottesgericht galt, gänzlich beendigt. Aber die Grauſamkeit, mit der die Spanier ihn rächten, trieb neue Aufſtände hervor, und an die Spitze der Freiheitsfreunde trat ein talentvoller, kühn entſchloſſener und raſtlos thätiger Mann, der glücklich durchführte, was unglücklich begonnen hatte.

Simon Bolivar, ein Creole, Sprößling eines reichen und angeſehenen Hauſes (geboren zu Caracas 25. Juli 1783), die Talente des Feldherrn und Staatsmannes in ſich vereinigend, durch Reiſen nach Nordamerika und Frankreich gebildet und durch Napoleons Thaten und Aufſchwung zu großen Unternehmungen befeuert, erwarb ſich unter harten Kämpfen, bei denen er oft den Sieg, aber nie den Muth verlor, den Ruhm und Namen „des Befreiers.“ Im Jahr 1811 trat er zuerſt gegen die Spanier in Kampf; aber geſchlagen mußte er auf die Inſel Curaçao entfliehen. Im folgenden Jahre 1812 erſchien er wieder auf dem Kampfplatze, befreite nach mehreren glücklichen Gefechten am 4. Aug. 1813 Caracas und ward Präſident der Republik Venezuela. Im Sommer des Jahres 1814 wurde er (11. Juli) bei La Puerta geſchlagen; doch gegen Ende dieſes Jahres erſtürmte er Bogota, worauf ihn Neugranada zum Generalcapitain ernannte. Neues Unglück traf ihn im Jahre 1815, als der ſpaniſche General Morillo (im April) mit 10,000 Mann in Venezuela erſchien: vor ihm mußte Bolivar (im Mai) nach Jamaika, dann weiter nach Domingo entweichen. Doch hierdurch nicht entmuthigt zog er zu Domingo Truppen an ſich, bemächtigte ſich mit ihnen (im Mai 1816) der Inſel Margarita und eröffnete ſich dadurch den Weg zur Befreiung Venezuela's und Neugranada's. Unterſtützt von den Engländern, noch mehr von dem Haſſe der Amerikaner, die den Grauſamkeiten Morillos entkommen waren, und von der Klugheit und Tapferkeit ſeiner Generale, unter denen ſich Paëz und Santander auszeichneten, gewann er nach langem Kampfe (1817 — 1820) das Uebergewicht über die Spanier. Am 25. Nov. 1820 mußten dieſe zu Truxillo einen Waffenſtillſtand mit ihm abſchließen; dann, nach ihrer Niederlage bei Carabobo (24. Juni 1821), ganz Venezuela und Neugranada räumen. Dieſe Länder aber hatten ſich bereits am 18. Febr. 1819 auf Bolivars Betrieb zu Einer Republik vereinigt, die den Namen Columbia, Bogota als ihren Hauptſitz und den Befreier als ihren Präſidenten annahm (30. Aug. 1821).

Nachdem auf ſolche Weiſe die Revolution am La Plata und in Columbia gelungen war, wurde den Spaniern auch Peru, der letzte Stützpunkt ihrer Herrſchaft in Südamerika, entriſſen.

Im April 1822 zog Bolivar gegen Quito und befreite es (24. Mai), wodurch er ſich den Zugang nach Peru öffnete. Hier hatten ſchon der General der La Plata-Republik San Martin und der Britte Lord Cochrane ihm vorgearbeitet; denn jener hatte (1821) die Hauptſtadt Lima beſetzt, und dieſer mit ſeinen Schiffen die Seemacht der Spanier von den Küſten Peru's und Chili's verſcheucht, alſo daß von der Seeſeite her nichts zu befürchten war. Im Einverſtändniß mit dem General San Martin rückte **Bolivar** (im Juli 1822) in Peru ein und nach mehreren Siegen erreichte er am 1. Sept. 1823 Lima, wo er, als San Martin wegen eingetretener Streitigkeiten Peru verlaſſen hatte, am 10. Febr. 1824 zum Dictator Peru's ernannt wurde. Zwar nöthigte ihn ein Aufſtand der ſpaniſchen Partei, am 27. Febr. 1824 aus Lima zu entweichen; doch bald kehrte er zurück, und am 9. Dec. 1824 erfocht ſein Feldherr **Sucre** den Entſcheidungsſieg bei Ayacucho. Die Spanier wurden völlig geſchlagen, ihr Vicekönig **Laſerna** gefangen und deſſen Unterfeldherren genöthigt, mit dem Reſte ihrer Truppen das Land zu räumen. — Hierauf wurde auch **Oberperu** mit der Hauptſtadt Potoſi den Spaniern entriſſen (im Apr. 1825). Doch wollte dieſes Land weder mit Peru, noch mit dem Lande am La Plata, zu welchem es früher gezogen worden war, ſich vereinigen; vielmehr behauptete es ſeine Selbſtändigkeit und erklärte ſich am 6. Aug. 1825 zu einem ſouverainen Freiſtaat, der zu Ehren ſeines Befreiers den Namen **Bolivia** annahm.

Jetzt da den Spaniern von ihren früheren Beſitzungen in Amerika nichts als die Inſeln Cuba und Portorico übrig geblieben war, veranſtaltete **Bolivar** einen Congreß zu Panama, auf der Landenge Darien, um die neuen Freiſtaaten Südamerikas, La Plata, Chili, Bolivia, Peru, Columbia, Guatemala und Mexiko, zu einem Staatenbunde, gleich dem nordamerikaniſchen, zu vereinigen und ſich (wie ſeine Feinde ſagen) zum Dictator von ganz Südamerika ernennen zu laſſen. Wirklich brachte er auch dieſen Congreß (im Juni 1826), aber nicht die Plane, die ihm bei deſſen Veranſtaltung vorgeſchwebt hatten, zu Stande; ja er verlor jetzt im Glücke das Vertrauen, das ihm im Unglück zur Seite geſtanden hatte. Peru, Bolivia, endlich auch Venezuela ſagten ſich von ihm los (1827 — 1829), da ſie in ihm nicht mehr den Befreier, ſondern den Unterdrücker erblickten; Verſchwörungen auf Verſchwörungen entſtanden gegen ihn, und er ſah ſich genöthigt, ſeinen Würden zu entſagen (zu Bogota, 27. Apr. 1829). Doch ſoll er darum herrſchſüchtigen Planen nicht entſagt haben. Aber ehe er ſeine Macht wieder herſtellen konnte, überraſchte ihn der Tod. Er ſtarb in der Nähe von Santa Marta (17. Dec. 1830) mit den Worten: „Eintracht! Eintracht!" und gab damit zu erkennen, was vorzüglich ſeinem Vaterlande fehle und was es zunächſt erſtreben müſſe, wenn es von der Freiheit, die er ihm hinterließ, einen heilbringenden Gebrauch machen wolle *).

Was

---

*) Noch ſchwebt über den Character Bolivars ein Dunkel, das der Aufklärung bedarf. Die Einen (ſ. Rebbe, Darſtellung der Geſch. des Freiheitskampfes im ſpaniſchen und portugieſiſchen Amerika. Hannover 1827, S. 50 f.) ſchildern ihn als einen [illegible], die Andern (ſ. Bolivars Denkwürdigkeiten, herausgegeben von ſeinem Adjutanten Ducoudray-Holſtein. Deutſch von Rüding. Ham-

Was zweitens die Freiwerdung des portugieſiſchen Amerikas betrifft, ſo begann ſie ſeit den Zeiten, als der portugieſiſche Hof, vor Napoleons Schaaren flüchtig, ſeinen Aufenthalt nach Rio-Janeiro verlegt hatte (1808, ſ. oben S. 119). Denn dadurch wurde nicht nur Braſiliens Verkehr mit andern Ländern freigegeben (was die Fortbildung der Braſilianer förderte), ſondern auch das zeitherige Verhältniß zwiſchen dem Mutterlande und dem Coloniallande verrückt. Aus einem von Portugal abhängigen Lande wurde Braſilien ein Portugal gleichſtehendes Land, da König Johann VI. (damals noch Prinz-Regent) dasſelbe zum Königreiche erhob (16. Dec. 1815). Aber dabei blieb es nicht! Braſilien trachtete wie nach Selbſtändigkeit ſo auch nach Freiheit. Schon im Jahre 1817 entbrannte dazu in der Provinz Pernambuco ein Aufſtand, dann (im Febr. und März 1821), nach Ausbruch der Revolution in Portugal, in mehreren andern Provinzen, ja ſelbſt zu Rio-Janeiro. Jenen erſten Aufſtand konnte König Johann durch die Militärmacht, die um ihn war, bald wieder unterdrücken; aber dieſem zweiten mußte er nachgeben, ſo daß er den Braſilianern eine Conſtitution zugeſtand (28. Febr. 1821). Als er hierauf nach Portugal zurückgekehrt war (ſ. oben S. 302), und

---

burg 1831) als einen unwiſſenden, feigen, verrätheriſchen und herrſchſüchtigen Menſchen. Wahrſcheinlich geht der Parteigeiſt auf der einen wie auf der andern Seite zu weit; gewiß aber bleibt, daß Bolivar ein durch Talente ausgezeichneter Mann war, und daß durch ihn, wenn auch nicht aus reinen Beweggründen, Großes erwirkt und eingeleitet worden iſt.

und nun die daſigen Cortes Braſilien wieder von dem Mutterlande abhängig machen wollten, nöthigten die Braſilianer den Kronprinzen Pedro, den Johann als ſeinen Stellvertreter zurückgelaſſen hatte, Deputirte zur Entwerfung einer eignen Conſtitution zuſammen zu rufen (Mai 1822), dann die völlige Trennung Braſiliens und Portugals auszuſprechen (6. Aug.) und den Titel „conſtitutioneller Kaiſer von Braſilien“ anzunehmen (12. Oct.). Portugal mußte dazu ſeine Beiſtimmung geben (29. Aug. 1825). Bald aber gerieth der Kaiſer Pedro ſelbſt in harte Bedrängniſſe, da eine demokratiſche Partei ſich gegen ihn erhob, die, von Tage zu Tage kühner, ihm eine Stütze nach der andern entriß und eine Volksempörung zu Rio-Janeiro (6. Apr. 1831) gegen ihn entzündete. Um ſich zu retten, flüchtete er mit ſeiner Familie auf ein engliſches Schiff und entſagte am folgenden Tage (7. Apr.) dem braſilianiſchen Kaiſerthrone zu Gunſten ſeines unmündigen Sohnes, Pedro II. (geb. 2. Dec. 1825). Dieſen zurücklaſſend, ſegelte er noch an demſelben Tage nach Europa ab. Die Deputirten zu Rio-Janeiro erkannten den Knaben als Kaiſer an und ernannten eine Commiſſion, die in ſeinem Namen regieren ſollte. Doch kam damit Braſilien nicht zur Ruhe; und noch jetzt ſtehen theils die Provinzen dieſes großen Landes, theils die verſchiedenen Klaſſen der Bevölkerung feindlich gegeneinander. Unverkennbar aber iſt es, daß hier, wie in dem übrigen Südamerika der Anfang eines neuen Lebens begonnen hat.

Fünftes Kapitel.

Ueberſicht der Begebenheiten ſeit dem Jahre 1830.

Während Amerika von Staatsveränderungen und Parteikämpfen fort und fort erſchüttert wurde, ſchien Europa durch das Walten der Großmächte, die deſſen Beaufſichtigung ſich zur Aufgabe gemacht hatten, beruhigt. Die Aufſtände in Italien, Spanien, Portugal waren bekämpft, die Gährungen in Deutſchland niedergedrückt, Rußlands Streitigkeiten mit der Pforte ausgeglichen, die Angelegenheiten der Griechen der Ausgleichung nahe; nirgends war Krieg. Aber dieſe Ruhe haftete nur auf der Oberfläche! Im Innern der europäiſchen Staaten herrſchten Parteiungen, Klagen über Bedrückungen und Verfinſterungen, Verlangen und Streben nach einer andern Ordnung der Dinge. Am meiſten war Frankreich in Gährung. Hier ſtanden die Parteien der Royaliſten und Liberalen ſchroff gegeneinander; immer weiter ſuchten jene vorzuſchreiten, immer weniger wollten dieſe ſich zurückdrängen laſſen, und fortwährend blieb ihnen die Regierung der Bourbons zuwider, als eine durch die Waffen des Auslandes aufgedrungene, die

Rechte und Freiheiten des Volkes bedrohende Regierung. Kein Wunder alſo, daß abermals in Frankreich eine Revolution ſich erhob, daß dieſe weit und breit Theilnahme und ſturmvolle Bewegungen erregte, und daß mit ihr aufs neue ein Kampf um Freiheit und Verknechtung, um Aufklärung und Verfinſterung, um conſtitutionelle und abſolute Monarchie hervortrat.

Nicht mehr wie bei ſeinem Beginnen wird dieſer Kampf jetzt noch geführt: die Stürme, mit denen er begann, haben nachgelaſſen, die Leidenſchaften ſich abgekühlt; aber noch iſt er nicht beendigt, und noch läßt ſich nicht mit völliger Unbefangenheit von ihm reden. Es ſcheint daher genug, ſowohl die Julirevolution, als auch die Begebenheiten, die ihr folgten, bloß mit einigen Worten zu bezeichnen.

Ludwig XVIII. hatte nach ſeiner zweiten Rückkehr nicht bloß von der Partei der Liberalen und Bonapartiſten, ſondern auch von der Partei der Royaliſten, ja ſelbſt von ſeinem eignen Bruder, dem er zu nachgiebig erſchien, mancherlei Widrigkeiten zu ertragen; doch ertrug er ſie mit der Würde, Klugheit, Milde und Mäßigung, die ihm eigen war, und behauptete den Thron bis an ſeinen Tod (16. Sept. 1824). Anders aber verhielt es ſich mit ſeinem Bruder und Nachfolger Karl X. (geb. 9. Oct. 1757), der ſchon in früheren Zeiten als Graf von Artois dem Volke verhaßt war. Ohne wiſſenſchaftliche Bildung und richtigen Tact in ſeinem Benehmen, den Emigranten und Pfaffen wie ſeinen Leidenſchaften hingegeben, ſeine Zeit nicht begreifend und darum auch ihren Forderungen nicht entſprechend, wollte er den Zuſtand der Dinge, der vor dem Jahre 1789 beſtanden hatte, zurückführen. Wohl ſuchte er anfangs Volksgunſt zu gewinnen, als er (29. Sept.) die Cenſur aufhob (was zugleich ſeinem Anhange größeren Einfluß verſchaffen ſollte), dann die Schauluſt der Franzoſen durch ſeine Krönung zu Rheims (29. Mai 1825) beſchäftigte und hiermit vielfältige Gnadenbezeigungen verknüpfte. Aber gar bald gab ſich der Geiſt ſeiner Regierung zu erkennen — durch den Vorſchub, den er den Jeſuiten leiſtete, durch Geſtattung der Nonnenklöſter und durch Geſetze (im April 1825) über die Entſchädigung der Ausgewanderten und über das Sacrilegium (oder Entweihung der Kirchen). Noch deutlicher trat dieſer Geiſt hervor, als durch den Grafen Villèle, einen entſchiedenen Royaliſten, der ſeit dem 14. Dec. 1821 an der Spitze der Geſchäfte ſtand, die Nationalgarde verabſchiedet, eine Erſchwerung der Zeitſchriften durch Stempelabgaben und eine Beaufſichtigung derſelben durch Cenſurbureaus eingeführt, dann (5. Nov. 1827) die Deputirtenkammer aufgelöſet und die Pairskammer mit 76 neuen Pairs von der Partei der Ultras beſetzt wurde.

Um den Unwillen, den dieſe Verfügungen erregt hatten, zu beſchwichtigen, entließ Karl X. (am 4. Januar 1828) das Miniſterium Villèle und ernannte dagegen das Miniſterium Martignac, das mit milderm Geiſte oder liberalerm Sinne die Regierung leitete. Da es aber hin und her ſchwankte und weder Liberale noch Ultras befriedigte, mußte es bald (im Aug. 1828) einem andern weichen, zu welchem Karl X., nur ſeiner Denkart folgend, bloß Männer der royaliſtiſch-hierarchiſchen Partei wählte (8. Auguſt). Zum Präſidenten desſelben ernannte er ſeinen Liebling, den Grafen Polignac, bisherigen Geſandten in London, einen Verbündeten der jeſuitiſchen Partei, beſchränkten Geiſtes und ohne Kenntniß der Lage und Bedürfniſſe Frankreichs.

Kaum war dieſes neue Miniſterium aufgeſtellt, als man demſelben in öffentlichen Blättern vorwarf, es ſuche die Charte zu vernichten, den Despotismus zu erheben und Frankreich von England abhängig zu machen. Anfangs ſchwiegen die neuen Miniſter zu dieſen Vorwürfen oder gaben ihren Ingrimm über dieſelben durch Beſtrafung einzelner Zeitungsſchreiber zu erkennen. Als aber die Deputirten in ihrer Antwort auf die Rede, mit welcher der König am 2. März 1830 die neuen Sitzungen der Kammern eröffnet hatte, unumwunden am 17. März erklärten, daß das neue Miniſterium ihr Vertrauen nicht beſitze: ſo ließen ſie den König verordnen (19. März), „daß die Kammern bis zum 1. Sept. vertagt," dann (16. Mai), „daß neue Deputirtenwahlen angeſtellt und die Kammern den 3. Auguſt aufs neue eröffnet werden ſollten."

Hierauf wendeten ſich die Miniſter, um die Aufmerkſamkeit vom Innern nach Auſſen zu lenken, zu einem Unternehmen, das den Waffenglanz Frankreichs auffriſchen, die Wünſche ſeines Handelsſtandes befriedigen und ihr Anſehn und Gewicht erhöhen ſollte. Sie erklärten an den Dey von Algier, der die franzöſiſche Flagge beſchimpft hatte, am 20. April den Krieg und ließen am 25. Mai ein anſehnliches Heer, unter dem Kriegsminiſter Grafen Bourmont, von Toulon nach Algier abſegeln. Dieſes landete am 14. Juni auf der afrikaniſchen Küſte und zwang nach glücklichen Gefechten und einem gut geleiteten Sturme die Stadt Algier, ſich am 5. Juli mit allen ihren Schätzen auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Berauſcht von dieſem Glücke hielten ſich nun die Miniſter für mächtig genug, das liberale Syſtem in Frankreich niederwerfen zu können. Es erſchienen daher am 26. Juli ſechs königliche Ordonanzen, die der Charte, dem Unterpfande der Volksfreiheit, Vernichtung droheten. Die erſte befahl Suspenſion (oder einſtweilige Aufhebung) der Freiheit der periodiſchen Preſſe und Beſchränkung der Zeitſchriften; die zweite Umänderung des bisherigen Wahlſyſtems; die dritte Zurückweiſung der bereits zur neuen Deputirtenkammer erwählten Abgeordneten; die vierte Einberufung neuer Kammern auf den 28. Sept.; die fünfte und ſechſte ernannte eine große Anzahl ſolcher, die wegen ihrer politiſchen Grundſätze verhaßt waren, zu Staatsräthen. Durch dieſe Ordonanzen glaubten Karl X. und ſein Polignac den Triumph der unumſchränkten Gewalt zu beſchleunigen; aber ſie beſchleunigten durch ſie ihren Sturz. Denn wenn ſchon nicht behauptet werden kann, daß Karl X. den Thron verlor, weil er dieſe Ordonanzen erließ: — er verlor ihn, weil die Regierung der Bourbons überhaupt und die ſeinige insbeſondere wegen ihres Rückwärtsſchreitens verhaßt war; — ſo iſt doch ausgemacht, daß dieſe Ordonanzen den Unwillen gegen ihn zum Ausbruche brachten. Denn nachdem die Gegner ſeiner Regierung, Liberale und Bonapartiſten, ſchon längſt, wie erzählt wird*), zu geheimen Geſellſchaften vereinigt, über ganz Frankreich Vorkehrungen zu ſeinem Sturze verbreitet hatten, ſo fanden ſie nun in jenen Ordonanzen eine Veranlaſſung, den glimmenden Haß gegen Karl X. zu lichten Flammen zu entzünden und einen Volksſturm zu erregen, der dem vom 12. bis 14. Juli 1789 glich.

Schon am 26. Juli gerieth Paris in ſtürmiſche Bewegung. Kaufleute und Fabrikanten ſchloſſen ihre Geſchäftszimmer und entließen ihre Arbeiter. Letztere dadurch brodlos, beſonders Buchdrucker und Papierfabrikanten, tobten durch die Straßen, ſchrieen nach Brod und rotteten ſich im Palaisroyal und den angrenzenden Oertern zu großen Volkshaufen zuſammen. Darauf erhob ſich am 27. Juli, als, auf Polignacs Befehl, die bewaffnete Macht unter dem Marſchall Marmont zur Bekämpfung des Volksaufſtandes einſchritt, ein dreitägiger Kampf auf Leben und Tod (27.—29. Juli), bei welchem bald die eine, bald die andre Partei im Vortheil war, bis endlich die immer mehr anwachſende Volkspartei bei der Unzulänglichkeit der Truppen und dem Schwanken der Anführer, ſelbſt des Marſchalls Marmont, mit Erſtürmung des Louvre und des Palaisroyal am 29. Juli, Nachmittags 3 Uhr, ſiegend den Kampf beendigte.

---

*) ſ. die franzöſiſche Revolution vom Jahre 1830, hiſtoriſch und ſtaatsrechtlich beleuchtet ꝛc. Berlin 1831. S. 142 ff. und Menzel, Taſchenbuch der neueſten Geſchichte. Zweiter Jahrgang. 1831. Th. I, S. 86.

Karl X., der während der pariſer Schreckenstage in gewohnter Gemächlichkeit zu St. Cloud gelebt hatte, konnte anfangs die Größe und Bedeutung dieſer Revolution nicht erfaſſen. Sie wurde ihm von Polignac nur als der Auflauf eines leicht beweglichen Volkes geſchildert; und als er von deren Fortgang hörte, hielt er für genug, zu erklären (28. Juli), daß Paris im Belagerungs-Zuſtande ſei, dann (29. Juli), daß er ſein Miniſterium entlaſſe und die Ordonanzen zurücknehme. Erſt als er, um den ihm näher rückenden Stürmen zu entgehen, von St. Cloud nach Rambouillet ſich gewendet hatte (31. Juli), mochte es ihm klar werden, daß dieſe Revolution gegen ihn ſelbſt gerichtet war. Denn jetzt erklärte er in einem Schreiben an den Herzog von Orleans (2. Aug.), „daß er und der Dauphin (der Herzog von Angoulême) zu Gunſten ſeines Enkels, des Herzogs von Bordeaux (geb. 29. Sept. 1820), der unter dem Namen Heinrich

rich V. regieren ſollte, dem Throne entſage"; dann (3. Aug.), als das Volk ſich gegen ihn in Bewegung ſetzte, „daß er mit ſeiner Familie Frankreich verlaſſen wolle." Gern nahmen die Machthaber zu Paris die Entſagung an (doch nicht zu Gunſten deſſen, für den ſie ausgeſtellt war) und gern förderten ſie die Abreiſe aus Frankreich, nachdem der König die Krondiamanten ausgeliefert und ſich mit einem Reiſegelde von einer Million Franken begnügt hatte. Hierauf reiſte Karl X. mit ſeinem Sohne und deſſen Gemahlin und mit ſeinem Enkel und deſſen Mutter, der Herzogin von Berry, begleitet von Abgeordneten des franzöſiſchen Volkes, am 4. Aug. von Rambouillet nach Cherbourg ab. Dort ſchiffte er ſich am 16. Aug. nach England ein, das er am andern Tage erreichte. Daſelbſt, nicht mehr als König anerkannt, bezog er erſt das Schloß Lulworth in Dorſetſhire, dann (20. Oct.) das Schloß zu Holyrood bei Edinburgh, das ihm ſchon früher (im J. 1796) zum Aufenthalte gedient hatte. Im Sept. des Jahres 1832 ging er über Hamburg und Berlin nach Prag.

Inzwiſchen hatte ſich zu Paris aus dem Kampfe gegen ihn und ſeine Miniſter eine neue Ordnung der Dinge zu entwickeln angefangen. Die in Paris anweſenden Deputirten waren gleich beim Ausbruch dieſer Revolutionsſtürme zuſammengetreten, und hatten, vornehmlich durch den Bankier Laffitte und den greiſen Lafayette aufgeregt, zum Widerſtande ſich verbunden, und eine proviſoriſche Regierung errichtet, die am 30. Juli erklärte: „Karl X. habe zu regieren aufgehört und der Nation ſolle eine andere, ihrer würdige Regierung zu Theil werden." Ob damit die Wiederherſtellung der Republik oder die Erhaltung des Thrones gemeint wäre? und mit wem letztrer, falls er erhalten würde, beſetzt werden ſollte? ſchien noch ungewiß. Doch im Kurzen vereinigte ſich die Mehrzahl der Deputirten zu dem Beſchluſſe, die monarchiſche Regierungsform beizubehalten, ſie aber durch republikaniſche Einrichtungen zu beſchränken und ſo beſchränkt dem Herzog von Orleans zu übertragen.

Der Herzog von Orleans, **Ludwig Philipp** (geb. 6. Oct. 1773), der in einem wechſelvollen Leben eine vielſeitige Rolle geſpielt, aber auch eine vielſeitige Bildung erlangt hatte, hatte durch Mäßigung, Anſpruchsloſigkeit und Volksfreundlichkeit Liebe gewonnen und die Hoffnung erregt, daß er als „Bürgerkönig" regieren würde, d. i. zur Beſchützung der Bürgerfreiheit und eingedenk ſeiner Erhebung durch den Willen der Bürger. Während der Kampſtage hatte er auf ſeinem Landgute Neuilly ſich aufgehalten. Erſt am 30. Juli Abends kam er, von ſeiner Partei eingeladen, nach Paris. Hier wurde er zuförderſt (31. Juli) zum Generallieutenant des Königreichs oder zum Chef der ausübenden Macht ernannt. Er nahm dieſe Ernennung an, mit der Verſicherung: „Von nun an wird die Charte Wahrheit ſein"; und eröffnete am 3. Aug. die Kammern mit einer Rede, in welcher er die Entſagung des Königs und

Dauphin's anzeigte. Noch war er der Erlangung der Krone nicht gewiß; denn noch gab es Pairs, die für Heinrich V. ſtimmten, Deputirte, die eine Republik verlangten, und unter beiden Viele, welche behaupteten, „es müſſe das Volk in ſeinen Urverſammlungen über die neue Einrichtung der Regierung befragt werden." Doch, um Pöbelherrſchaft abzuwenden, Ordnung und Sicherheit wieder herzuſtellen und die Großmächte Europas zu beſchwichtigen, entſchied die Mehrheit der Kammern für die ungeſäumte Thronbeſteigung des Herzogs von Orleans. Aber ſie räumte ihm den Thron nicht eher ein, als bis die Charte nach dem Princip der Volksſouveränetät durch die Kammern umgeändert und von ihm beſchworen worden war. Die Umänderungen der Charte kamen am 7. Aug. zu Stande mit dem Beifügen, daß das franzöſiſche Volk den Herzog von Orleans und deſſen Nachkommen in männlicher Linie auf ewige Zeiten zum Throne berufe*). Darauf beſchwor der Herzog in der Sitzung beider Kammern am 9. Aug. die umgeänderte Charte und beſtieg den Thron unter dem Titel: „Ludwig Philipp I., König der Franzoſen." Ganz Frankreich aber bekräftigte das, was auf ſolche Weiſe zu Paris geſchehen war, durch ſeine Zuſtimmung.

Ungemein groß war das Staunen, Beben und Jubeln,

---

*) Vollſtändig abgedruckt befindet ſich dieſe „conſtitutionelle Charte vom 7. Aug. 1830" in Pölitz, europäiſche Verfaſſungen ſeit dem Jahre 1789 ꝛc. 2. Aufl. 1833, Bd. II., S. 112 ff.

beln, das dieſe Julirevolution im Auslande erregte. Wie ein electriſcher Schlag drang ſie durch die Staaten Europas; wer ſonſt um Staatsbegebenheiten ſich nicht bekümmerte, wendete ihr Aufmerkſamkeit zu; und wer ihre Rechtmäßigkeit beſtritt, konnte doch ihre Wichtigkeit nicht in Abrede ſtellen, noch ſich verbergen, daß in ihr Anlaß zu einer weitern Entwickelung der Staaten liege. Aber anders ergriff ſie die Völker, anders die Kabinette. Die Völker betrachteten ſie als ein Beiſpiel zur Nachahmung, als einen Aufruf zur Freiheit, als eine Mahnung, an der Verbeſſerung ihres bürgerlichen Zuſtandes zu arbeiten und zurückzuſtoßen, was dieſer entgegen ſei. Dagegen ſahen die Kabinette in ihr eine Erſchütterung der Throne, eine Zerrüttung der Staaten, eine Zertrümmerung des Syſtems, an welchem ſie ſeit funfzehn Jahren mit Mühe und Anſtrengung gebaut hatten. In dieſer Anſicht fühlten ſie ſich um ſo mehr beſtärkt, je drohender und verheerender die Aufſtände erſchienen, die in Folge der Julirevolution noch im Jahre 1830 vornehmlich in Belgien, Deutſchland und Polen eintraten.

Belgien, erbittert über ſeine durch den wiener Congreß feſtgeſtellte Verſchmelzung mit Holland, — in der es nur Laſten, aber keine Vortheile erkannte, — entflammte im Auguſt 1830 zu einem Aufſtande, der ſich beſonders zu Brüſſel (26. Aug. und 23. — 25. Sept.) entlud, und Belgien von Holland und dem Hauſe Oranien losriß und zur Selbſtändigkeit hinführte.

Deutſchland, wo die früheren Gährungen niedergedrückt, aber nicht ausgetilgt waren, gerieth nach der Julirevolution faſt von einem Ende bis zum andern in eine Bewegung, die in vielen Städten und Gegenden unruhige Auftritte erzeugte und da und dort Aufſtände hervortrieb, die einen revolutionären Charakter hatten. Letztres war der Fall in Braunſchweig (6. u. 7. Sept.), wo das Reſidenzſchloß verwüſtet, der Herzog Karl vertrieben und ſeinem Bruder Wilhelm die Regierung übertragen wurde (was auch der Bundestag, 4. Nov., genehmigte); — dann in Caſſel (7., 15. Sept., 16. Oct.), wo nach argem Toben und ärgeren Drohungen eine conſtitutionelle Regierung aufkam (5. Jan. 1831), die Kurfürſt Wilhelm II. am 30. Sept. 1831 ſeinem Sohne, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm (geb. 20. Aug. 1802), übertrug; — ferner in Leipzig (2.—5. Sept. 1830), Dresden (9. bis 11. Sept.), Chemnitz (11. Sept.): dieſe Aufſtände zuſammengenommen wirkten dahin, daß Sachſen ein neues Miniſterium (11. Sept.), den Prinzen Friedrich Auguſt zum Mitregenten ſeines Oheims des Königs Anton (13. Sept.) und eine Verfaſſungsurkunde erhielt (4. Sept. 1831), welche die Rechte des Volkes den Rechten der Regierung gegenüber feſtſtellte; — weiter in Altenburg, wo nach einem tobenden Sturme (13. u. 14. Sept. 1830) der Herzog bewogen wurde, eine veränderte Einrichtung des Stadtrathes und der landſtändiſchen Verfaſſung zu verſprechen (14. Sept.), welche letztere unter dem 29. Apr. 1831 als Grundgeſetz für das

Herzogthum Sachſen-Altenburg erſchien. — In anderen deutſchen Ländern wurden Unruhen und Aufſtände theils in ihrem Entſtehen unterdrückt (wie im Großherzogthum Heſſen, im Sept. 1830, und im Hannöverſchen zu Oſterode und Göttingen, im Jan. 1831), theils durch zweckmäßige Vorkehrungen oder zeitgemäße Verbeſſerungen abgewendet (wie im Preußiſchen, Oldenburgiſchen ꝛc.).

Am bedeutendſten war, weil es eine Umänderung im politiſchen Syſteme Europas herbeiführen konnte, was in Polen geſchah. Eingedenk des früher erlittenen Unrechts, durch Willkürlichkeiten des Großfürſten Conſtantin, der als Stellvertreter des ruſſiſchen Kaiſers in Warſchau lebte, erbittert, auch wohl durch Frankreichs Zuflüſterungen aufgeregt, erhoben die Polen am 29. Nov. 1830 einen Aufſtand zu Warſchau, um die verlorene Selbſtändigkeit wieder zu erringen. Der Großfürſt Conſtantin ſammt den ruſſiſchen Truppen, die um ihn waren, wurde vertrieben, der Aufſtand über das ganze Königreich Polen verbreitet, eine proviſoriſche Regierung eingeführt und am 25. Jan. 1831 von dem (am 19. Jan. eröffneten) polniſchen Reichstage die Unabhängigkeit Polens und die Erledigung ſeines Thrones erklärt.

Durch dieſe Aufſtände, zu denen auch Aufſtände in Italien (namentlich zu Parma, Modena und Bologna) und Helvetien kamen, ſchien der Weltfriede, den die heilige Allianz geſchaffen hatte, untergehen und Europa abermals der Schauplatz verwüſtender Kriege werden zu müſſen. Gleichwohl wurde jener Weltfriede erhalten! Hierzu wirkte am meiſten die Größe oder der Umfang der herrſchenden Bewegung und Unruhe. Denn dieſe ließ die Kabinette fürchten, es möchte durch gewaltſames Einſchreiten der Strom der Bewegungen und Unruhen ſich ins Maßloſe erweitern und vielleicht ſelbſt über die Völker und Truppen ſich ergießen, die denſelben dämmen ſollten. Daher abgehend von dem Princip der Intervention, das die heilige Allianz im Jahre 1821 gegen Neapel und im Jahre 1823 gegen Spanien, dann (ſeit 1826) England, Frankreich und Rußland im Betreff der Griechen befolgt hatten, erfaßten ſie das entgegengeſetzte Princip der Non-Intervention oder der Nicht-Einmiſchung in die Angelegenheiten fremder Staaten, d. i. ſie erkannten es als Grundſatz an, daß jeder ſelbſtändige Staat das Recht habe, ſeine inneren Angelegenheiten unabhängig von der Beiſtimmung anderer Staaten zu ordnen, und daß letztere nur dann befugt wären gegen ihn einzuſchreiten, wenn er Maßregeln ergriffe, die das Beſitzthum oder die Ruhe der Nachbarn gefährdeten, oder ihm zu Hilfe zu kommen, wenn er ſelbſt (nicht eine Partei desſelben) Hilfe begehrte. Das Erfaſſen dieſes Grundſatzes hielt im Oſten und im Weſten das Schwert in der Scheide, und verſchaffte zuförderſt Anerkennung der neuen Herrſchaft in Frankreich.

Ferner trug zur Erhaltung des Weltfriedens der Charakter und die Politik Ludwig Philipps und die Veränderung im politiſchen Syſteme Englands bei. Ludwig Philipp, zu klug um einen Krieg zu wollen, der ſeinem noch ſchwankenden Throne gefährlich werden konnte, und zu gewandt, um nicht Mittel zu finden, die den Frieden erhalten konnten, wich jeder Gelegenheit aus, die ihn mit den Großmächten Europas entzweien konnte, und ſcheute dazu ſelbſt nicht den Kampf mit den Parteien in Frankreich, die ſtürmiſch nach Krieg verlangten. In England aber war mit dem Tode Georg's IV. (26. Juni 1830) und der Thronbeſteigung Wilhelm's IV. (geb. 21. Aug. 1765) ein, dem zeitherigen entgegenſtehendes politiſches Syſtem eingetreten. Wilhelm IV., dem Herzog von Orleans geneigt, war unter allen europäiſchen Fürſten der erſte, der ihn als König der Franzoſen anerkannte. Und als darauf das Tories-Miniſterium Wellingtons dem Whigs-Miniſterium Grey's weichen mußte (10. Nov. 1830), wurde von dieſem ein Bündniß mit Frankreich geſchloſſen, das den übrigen Großmächten den Krieg gegen Frankreich, wenn auch nicht unmöglich, doch ſehr bedenklich machte. England aber und Frankreich eröffneten nun zur Ausgleichung der Sache Belgiens eine Conferenz zu London, welche es dahin brachte, daß der Prinz von Sachſen-Coburg-Gotha, Leopold (geb. 16. Dec. 1790), König der Belgier wurde. (Am 21. Juli 1831 trat derſelbe die Regierung an.)

Aber auch die Politik Preußens und Oeſtreichs wirkte zur Erhaltung des Weltfriedens. Mit weiſer Mäßigung vermied Friedrich Wilhelm III. jedes

Eingreifen in die belgiſchen und polniſchen Unruhen; und Kaiſer **Franz** I. und ſein Miniſter **Metternich** ſtillten nur in Italien mit gewaffneter Hand ausbrechende Unruhen, waren aber übrigens zu Unterhandlungen geneigt, die den Weltfrieden befördern konnten.

So geſchah es, daß, kurze Kämpfe zwiſchen Holland und Belgien abgerechnet, nur in **Polen** der Krieg ausbrach, weil hier Rußland in eigner Sache verfahren zu müſſen glaubte. Dieſer Krieg, in den erſten Tagen des Febr. 1831 beginnend, erregte die geſpannteſte Aufmerkſamkeit, nicht ſowohl wegen der heldenmüthigen Tapferkeit, mit der die Polen kämpften, als vielmehr, weil an den Gang deſſelben beide Parteien, Abſolutiſten und Liberale, ihre Hoffnungen und Befürchtungen knüpften. Eine Zeitlang ſchien es, als würden die Polen ſiegen: die Corps der Generäle Geismar und Roſen wurden von ihnen geſchlagen und zerſtreut, und ſie drangen einerſeits nach Litthauen und andrerſeits bis Volhynien und Podolien (31. März — 12. Apr.). Doch wie hätten ſie, von dem Beiſtand Frankreichs und Englands, auf den ſie gerechnet hatten, verlaſſen, der ruſſiſchen Uebermacht auf die Dauer widerſtehen können? Auch trugen ſie ſelbſt zu ihrer Niederlage bei: theils durch Zerſplitterung ihrer Kräfte, theils durch die Parteiungen, die ſeit ihrer Niederlage bei Oſtrolenka (26. Mai) unter ihnen ausbrachen und zuletzt (15. und 16. Aug.) zu Warſchau in blutige Meutereien übergingen. Als der ruſſiſche Feldmarſchall **Paskewitſch** am 6. Sept. Warſchau, den Stützpunkt des polniſchen Aufſtandes, beſtürmte, ergab ſich dasſelbe am 8. Sept., worauf die Polen, ſo viele deren zurückblieben, ſich den Ruſſen aufs neue unterwerfen mußten.

Dieſer Ausgang des polniſchen Aufſtandes und Krieges brachte gleichſam einen Wendepunkt in die Ereigniſſe dieſer ſtürmiſchen Zeit. Denn er ſtellte Rußlands Macht aufs neue hervor, hemmte die weiteren Verbreitungen revolutionärer Erſchütterung, und beſtimmte die Regierungen, mit verſtärktem Nachdrucke denſelben entgegen zu treten.

Dieß zeigte ſich zunächſt in Deutſchland. Wohl hatte der Bundestag bald nach der Julirevolution, um den durch ſie veranlaßten Unruhen zu begegnen, unter dem 25. Nov. 1830 verordnet, daß die Bundesregierungen einander, auf geſchehenes Anſuchen, gewaffneten Beiſtand leiſten, dazu ihr Militär in Bereitſchaft halten, überdieß die Aufmerkſamkeit auf Zeitſchriften verſchärfen ſollten; aber weit nachdrücklicher trat er nach dem Falle Warſchaus hervor. Auf Antrag Oeſtreichs und Preußens wurde unter dem 28. Juni 1832 von ihm beſchloſſen: 1) Jeder Bundesfürſt, durch landſtändiſche Verfaſſungen nur in der Ausübung beſtimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gehalten, ſei als Mitglied des Bundes verpflichtet, alle hiermit in Widerſpruch ſtehende Petitionen der Stände zu verwerfen. 2) Von den Ständen ſeien die Mittel, die zur Führung einer den Bundespflichten und der Landesverfaſſung entſprechenden Regierung erforderlich ſind, nicht zu verweigern. 3) Die innere Geſetzgebung der Staaten dürfe weder dem Zwecke des Bundes, noch den Verbindlichkeiten gegen den Bund einen Eintrag thun. 4) Eine am Bundestage ernannte Commiſſion ſoll hierüber wachen und insbeſondere die ſtändiſchen Verhandlungen in den deutſchen Bundesſtaaten beaufſichtigen. 5) Sämmtliche Bundesregierungen ſollen zur Verhütung von Angriffen auf den Bund bei ſtändiſchen Verhandlungen und deren Bekanntmachungen die angemeſſenſten Anordnungen erlaſſen und handhaben. 6) Nur allein die Bundesverſammlung ſei zur Auslegung des wahren Sinnes der Bundesacte berechtigt. — Zu dieſen ſechs Beſchlüſſen, welche dem Maßloſen in den Einſprüchen und Erörterungen ſtändiſcher Verhandlungen entgegentraten und die Abhängigkeit ſouverainer Bundesſtaaten von der höhern Souverainetät der Bundesregierung bezeichneten, wurden unter dem 5. Juli noch folgende zehen Beſchlüſſe, welche vornehmlich gegen die Aufregung gerichtet waren, die ſich in Schriften, auf Univerſitäten und bei Volksverſammlungen hervorthaten, hinzugefügt: „1) Zeitſchriften und andre nicht über 20 Bogen betragende Druckſchriften dürfen in keinem Bundesſtaate ohne vorgängige Genehmhaltung der Regierung zugelaſſen oder ausgegeben werden. 2) Alle Vereine, welche politiſche Zwecke haben oder zu ſolchen benutzt werden, ſind in ſämmtlichen Bundesſtaaten zu verbieten. 3) Außerordentliche Volksverſammlungen und Volksfeſte dürfen in keinem Bundesſtaate ohne Genehmigung der

Regierung ſtattfinden; auch bei erlaubten dürfen politiſche Gegenſtände nicht verhandelt werden. 4) Das öffentliche Tragen willkürlicher Abzeichen (als Bänder und Kokarden), das unbefugte Aufſtecken von Fahnen und Flaggen und das Errichten von Freiheitsbäumen und dergleichen Aufruhrzeichen iſt unnachſichtlich zu beſtrafen. 5) Die früher vom Bundestage im Betreff der Univerſitäten und namentlich gegen die Burſchenſchaft und gegen Lehrer, die ihre Zöglinge wider die öffentliche Ordnung aufregen, gefaßten Beſchlüſſe ſollen unfehlbar zur Anwendung gebracht werden. 6) Die Bundesregierungen ſollen fortwährend die genaueſte Wachſamkeit auf alle Einheimiſche, die durch Reden, Schriften oder Handlungen aufrühreriſcher Plane, oder der Theilnahme an ſolchen ſich verdächtig machen, eintreten laſſen und ſich dabei gegenſeitig unterſtützen. 7) Beſondere Aufmerkſamkeit ſoll auf Fremde gewendet werden, welche wegen politiſcher Vergehungen ſich in einen der Bundesſtaaten begeben; ferner auf ſolche, die aus Gegenden kommen, wo ſich Verbindungen zum Umſturz des Bundes und der deutſchen Regierungen gebildet haben. 8) Die Bundesregierungen machen ſich verbindlich, diejenigen, welche ſich, um der Strafe für politiſche Verbrechen zu entgehen, aus einem Bundesſtaat in den andern geflüchtet haben, einander auszuliefern. 9) Sie verpflichten ſich, einander, auf Verlangen, militäriſchen Beiſtand unverweilt zuzuſenden, und 10) diejenigen Verfügungen, welche ſie zur Vollziehung aller dieſer Maßregeln getroffen haben den, unverweilt der Bundesverſammlung anzuzeigen.“ — Dieſe Beſchlüſſe erregten da und dort laute Mißbilligung; ja in einer ſcharfſichtigen Kritik derſelben wurde erörtert, daß ſie weder durch die urſprüngliche Bundesacte, noch durch die wiener Schlußacte gerechtfertiget werden könnten *). Dagegen wurde, um den Tadel zum Schweigen zu bringen, unter dem 9. Aug. vom Bundestage beſchloſſen, daß alle gegen die neueſten Bundesbeſchlüſſe erhobenen Proteſtationen, Eingaben und Adreſſen als ſtrafbare Verſuche, die Regierungen mit dem Bunde zu entzweien, betrachtet und daher von den Regierungen verboten werden ſollten. Wirklich legten ſich auch die Stürme, die eine Zeitlang, beſonders in den Rheingegenden, hervorgebrochen waren; Deutſchland blieb ruhig; nur ſelten kamen Ausbrüche wilder Leidenſchaftlichkeit zum Vorſchein (wie zu Frankfurt am 3. Apr. 1833) und bald wurden ſie in ſo weit wieder unterdrückt, daß nur im Stillen die Reibung zwiſchen ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elementen fortdauert. — Ueberhaupt aber befindet ſich jetzt Deutſchland in einem beſſern Zuſtande als vor der Auflöſung der Reichsverfaſſung. Statt der vielen hundert größern und kleinern, geiſtlichen und weltlichen Staaten, aus denen es vormals beſtand **), beſteht es jetzt nur aus 39 weltlichen Staaten;

---

*) Die Wahl des Freiherrn von Wangenheim zum Abgeordneten in die Würtembergiſche Ständeverſammlung. Tübingen 1819. S. 418 ff.

**) v. Hoff, das deutſche Reich vor der franz. Revolution ꝛc. Theil I, S. 49 ff.

ten; ſeine Kriegsmacht, vormals als Reichsarmee ein Gegenſtand des Spottes, hat ſeit dem Befreiungskampfe bedeutendes Anſehn gewonnen; ſeine Geſammtregierung, jetzt Bundestag genannt, waltet einmüthiger und kräftiger als ſonſt Kaiſer und Reich; ſeine Hauptmächte, Oeſtreich und Preußen, ſind jetzt enger verbunden als ſonſt, und die meiſten ſeiner Staaten ſind durch den großen deutſchen Zollverein (ſeit 1834) in eine Verbindung getreten, die dem gegenſeitigen Verkehr und der Gewerbthätigkeit aufhilft, und die daraus hervorgegangene Richtung auf materielle Intereſſen hat die Richtung auf das Politiſche ſehr geſchwächt.

Weit ſtürmiſcher als in Deutſchland geſtaltete ſich das öffentliche Leben in Frankreich, England, Spanien und Portugal.

In Frankreich traten bald nach der Julirevolution neben der Partei der Karliſten (die auf die Rückkehr Karls X. oder ſeines Enkels Heinrichs V. hinarbeitete) die Parteien der Bewegung und des Widerſtandes hervor, von denen jene die Julirevolution zur Republik hinzuführen, dieſe ihr Toben zu bändigen und geſetzliche Ordnung herzuſtellen ſtrebt. Mitten zwiſchen dieſen Parteien ſuchte Ludwig Philipp mit der ihm eigenen Klugheit die „richtige Mitte" (das juste milieu) zu halten und ſein Königthum republikaniſcher Formen zu entledigen. Aber durch Erſteres zog er ſich den Vorwurf der Wankelmüthigkeit, durch Letzteres den Vorwurf zu, daß er die ihm übertragene Gewalt über die ihr geſetzten

ſetzten Grenzen ausdehne. Es bildeten ſich Aſſociationen oder Volksgeſellſchaften, die ſich den Planen der Regierung widerſetzten; die Herzogin von Berry, die im April 1832 nach Frankreich kam, warb daſelbſt Anhänger für ihren Sohn, Heinrich V., Aufſtände erhoben ſich zu Paris (beſonders beim Begräbniß des Generals Lamarque, 5 Juni 1832), zu Lyon (im Nov. 1831, im Apr. 1834), in der Vendée (im Juni 1832) und in vielen anderen Gegenden; ja man ſuchte ſogar den König zu ermorden (28. Juli 1835, 25. Juni 1836). Doch glücklich entging Ludwig Philipp bis jetzt allen Nachſtellungen; die Volksgeſellſchaften und Aufſtände wurden niedergedrückt, die Herzogin von Berry zu Nantes gefangen genommen (6. Nov. 1832) und nach ihrer unerwarteten Niederkunft (10. Mai 1833), die einen großen Theil ihrer Partei von ihr abwendete, aus Frankreich verwieſen (8. Juni), und den Bonapartiſten durch den Tod des Sohnes Napoleons, des Herzogs von Reichſtadt (22. Juli 1832), die letzte Hoffnung entzogen. Dabei ließ Ludwig Philipp nicht ab, ſeine Regierung zu befeſtigen, ſich mit dem Auslande in gutes Vernehmen zu ſetzen (wozu er auch ſeine Söhne im Sommer 1836 nach Berlin und Wien entſendete) und im Innern Volksunterricht, Gewerbfleiß und Handel zu befördern.

Auch England iſt von vielen Stürmen bewegt und von mehreren bedroht. Denn während hier die Whigs veraltete und ſchädlich gewordene Einrichtungen zu entfernen ſuchen, ſuchen die von der Toriespartei durch ſtarres Feſthalten an denſelben den Aufſchwung zum Beſſern zu hemmen. Dieß zeigte ſich beſonders (1832) bei der Bill zur Verbeſſerung der Parlamentswahlen, die, von dem Whigsminiſterium Grey's aufgebracht, erſt nach langem Widerſtreben der Tories, am 7. Juni zum Staatsgeſetze erhoben wurde. Dieſe Reform der Parlamentswahlen führte zu anderen Reformen hin, namentlich (1833) beim Gerichtsweſen, dann (1835) bei dem Municipalweſen. Aber damit waren noch keineswegs alle Mißbräuche abgeſchafft, noch weniger die lauten Klagen über Menge und Größe der Abgaben und über die drükkende Noth des Volkes in Fabrikſtädten. Am ſtürmiſchſten erhob Irland Klagen über Bedrückungen im kirchlichen und bürgerlichen Leben. Dort iſt, wie ſelbſt König Wilhelm IV. in der Thronrede am 5. Febr. 1833 bemerkte, „der Geiſt des Ungehorſams und der Gewaltthätigkeit auf die furchtbarſte Höhe geſtiegen."

In Spanien erregte Ferdinand VII., wie bei ſeinem Leben, ſo noch bei ſeinem Tode, die widrigſten Stürme. Denn wie er durch ſein willkürliches Verfahren die Revolution im Jahre 1820 hervorrief, die den Einmarſch der Franzoſen (1823) und durch denſelben die Niederlage und Verfolgung der liberalen Partei nach ſich zog: ſo rief er durch ſein willkürliches Geſetz über die Thronfolge (vom 29. März 1830), das ſolche auch der weiblichen Nachkommenſchaft zuſprach, den Kampf zwiſchen den Karliſten und Chriſtinos hervor, der heute noch Spanien erſchüttert. Denn in Folge dieſes Geſetzes geſchah es, daß, als er am 29. Sept. 1833 geſtorben war, die Infantin Iſabelle, die ihm am 10. Oct. 1830 von ſeiner vierten Gemahlin Chriſtine (einer Tochter des ſicilianiſchen Königs Franz I., geb. 27. Apr. 1806, verm. 11. Dec. 1829) geboren worden war, auf den Thron erhoben, Chriſtine aber (zufolge ſeines Teſtaments vom 12. Juni 1830) zur Vormünderin und Regentin ernannt wurde. Doch ſein Bruder Karl, der bereits am 29. Apr. 1833 gegen die weibliche Thronfolge in Spanien proteſtirt hatte, war weit entfernt, ſeine Anſprüche aufzugeben, und zu ſeinem Gunſten erhob ſich, gleich nach Ferdinands Tode, in Bilbao ein Aufſtand (4. Oct. 1833), der die baskiſchen Provinzen und Navarra ergriff. Hierauf erſchien Karl am 9. Juli 1834 in dieſen Gegenden Spaniens, um ſeine Rechte und Wünſche zu verfechten. Der Königin Chriſtine leiſteten England und Frankreich, ſeit dem 21. Apr. 1834 mit ihr verbunden, bald heimlich bald öffentlich Beiſtand; gleichwohl konnte dieſer Bürgerkrieg mit ſeinen Gräueln bis jetzt nicht ausgetilgt werden; ja wilder und ſtürmiſcher als vorher that er ſich im Jahre 1836 hervor. Indeſſen ſcheint doch, trotz desſelben, ja durch denſelben, ein beſſerer Zuſtand Spaniens eingeleitet zu werden, da Chriſtine, um ſich gegen ihren Schwager zu behaupten, an die liberale Partei ſich anſchließt und, von dieſer geleitet, gegen Pfaffen und Klöſter auf eine Art verfährt, durch welche ein wichtiges Hinderniß der Ausbildung Spaniens entfernt wird.

Wie Spanien gerieth auch Portugal durch Streitigkeiten in der königlichen Familie in stürmiſche Bewegungen, die viel Unheil verbreiteten und das königliche Anſehn (in der Perſon Don Miguels) herabſetzten, aber auch zu einer Wiedergeburt dieſes Reichs hinführen können. Hier hatte, wie bereits oben S. 310 erzählt worden iſt, Don Miguel (30. Juni 1828) den Thron an ſich geriſſen und damit die Tochter und die Conſtitution ſeines Bruders verdrängt. Eine Zeitlang behauptete er ſich trotz ſeiner Willkürlichkeiten und Grauſamkeiten, geſchützt von den Pfaffen und der Mehrheit des Volkes und Heeres. Doch im Juli des Jahres 1832 kam ſein aus Braſilien vertriebener Bruder Pedro nach Portugal, um Tochter und Conſtitution gegen den Thronräuber wieder emporzubringen. Anfangs war das Glück ihm ungünſtig: er wurde nach einigen Gefechten in Oporto eingeſchloſſen (8. Sept.) und daſelbſt durch wiederholte Angriffe hart bedrängt. Doch nach einiger Zeit erhob er ſich mit Englands Beihilfe, ließ einen Theil ſeiner Truppen aus Oporto hervorbrechen und ſiegte erſt durch den Admiral Napier zur See bei St. Vincent (5. Juli 1833), dann durch den Herzog von Terceira zu Lande bei Liſſabon (22. Juli), worauf ſich dieſe Hauptſtadt ihm (24. Juli) ergeben und Miguel nach vergeblichem Widerſtand, zuletzt in Algarbien, Portugal völlig räumen mußte, nachdem er am 29. Mai 1834 ſchriftlich erklärt hatte, ſich fernerhin auf keine Weiſe in die politiſchen Angelegenheiten Portugals einmiſchen zu wollen. Am 1. Juni ſchiffte er ſich zu Sines nach Genua ein. Indeſſen war ſeine Nichte Maria da Gloria bereits am 23. Sept. 1833 als Königin von Portugal in Liſſabon eingezogen. Hier ſtand ſie anfangs unter Vormundſchaft ihres Vaters, der die von ihm erlaſſene Conſtitution wiederherſtellte, Kloſter- und Weltgeiſtliche niederdrückte und die von Miguel zurückgerufenen Jeſuiten vertrieb. Aber noch kurz vor ſeinem Tode (er ſtarb am 24. Sept. 1834) ließ er ſie von den Kammern für volljährig erklären (20. Sept. 1834: ſie war damals 15 Jahre alt); worauf ſie die Selbſtregierung antrat, geleitet von Saldanha, Palmella und Carvalho. Am 26. Jan. 1835 vermählte ſie ſich mit dem Herzog Auguſt von Leuchtenberg und nach deſſen baldigem Tode (28. März 1835) mit dem Prinzen Ferdinand von Sachſen-Coburg-Gotha (9. Apr. 1836).

Von andrer Art ſind die Bewegungen, die im Oſten Europas die Schwäche der Pforte und die Uebermacht Rußlands veranlaßte. Schon im Jahre 1829 bei dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege, deſſen wir oben gedacht haben, war die Pforte dem Untergange nahe; aber ſie wurde gerettet durch den Frieden, der, auf Englands und Frankreichs Betrieb, am 14. Sept. 1829 zu Adrianopel abgeſchloſſen wurde. Im Jahre 1833 kam ſie abermals dem Untergange nahe, als Mehemed Ali, Paſcha von Aegypten, durch ſeinen Sohn Ibrahim Syrien ſammt dem größten Theil Kleinaſiens ihr entriſſen, den Taurus überſchritten und dem Bosporus ſich genähert hatte. Doch abermals wurde ſie gerettet, und dießmal durch die, die kaum noch als Feinde ihren Untergang erſtrebt hatten. Die Ruſſen ſendeten zu ihrem Beiſtand zehn Kriegsſchiffe mit Truppen, die am 20. Febr. 1833 bei Bujukdere im Bosporus ankerten und deren Zahl ſich bald verdoppelte. Aber England und Frankreich ſahen in dieſem Beiſtand nur das Streben Rußlands, die Pforte, wie einſt Polen, von ſich abhängig zu machen, Conſtantinopel ſich zuzueignen und durch Beſitznahme der europäiſchen Türkei ſein Uebergewicht zu verſtärken. Sie bewogen daher den Paſcha Mehemed Ali zum Frieden vom 4. Mai, der dieſem, gegen Räumung Kleinaſiens und gegen das Verſprechen eines jährlichen Tributs, die Statthalterſchaften von Aegypten, Arabien, Syrien nebſt den Inſeln Cypern und Candia, und ſeinem Sohne Ibrahim den Diſtrict von Adana in Caramanien als eine Pachtung zuerkannte. Bald nach dieſem Frieden trat Ibrahim ſeinen Rückzug über den Taurus nach Syrien an (24. Mai). Für die Ruſſen blieb nun kein Vorwand zum längern Verweilen ihrer Kriegsmacht auf türkiſchem Boden. Doch zogen ſie nicht eher ab (10. Juli), als bis ſie die Pforte (am 8. Juli) zu einem Tractat genöthiget hatten, in welchem ſie ihr kräftigen Beiſtand gegen alle Angriffe verſprachen und dagegen das Verſprechen erhielten, daß in Nothfällen die Dardanellenſtraße geſchloſſen oder keinem fremden Schiffe, aus welchem Grunde und Vorwande es ſein möchte, die Einfahrt in dieſelbe geſtattet werden ſollte. Gegen dieſen Tractat, der ihre Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meere zu hemmen und die Pforte in gänzliche Abhängigkeit von Rußland zu bringen drohete, erhoben England und Frankreich laute und bittere Klagen. Vergebens! die Pforte beſtand darauf (20. Sept. 1833), daß ſie das Recht habe, zu ihrer Vertheidigung Verträge mit befreundeten Mächten zu ſchließen, und noch weniger war Rußland geneigt, von dem geſchloſſenen Tractat abzugehen. Darauf erfüllten England und Frankreich in der erſten Hälfte des Jahres 1836 das mittelländiſche Meer mit ihren Schiffen. Wohin dieß alles führen wird, iſt bis jetzt nicht entſchieden.

Dieß gilt überhaupt von allen Bewegungen und Kämpfen unſrer Zeit. Gährungsſtoffe ſind überall vorhanden, ſelbſt in Staaten, die äuſſerlich ruhig erſcheinen. Denn wie immer in Zeiten der Entwickelung eines neuen Zuſtandes, ſo hat auch jetzt das Alte an Feſtigkeit verloren und das Neue noch keine Feſtigkeit gewonnen. Dem Streben nach Licht und Recht tritt das Streben nach Verfinſterung und Beſchränkung, dem Verlangen nach bürgerlicher und politiſcher Freiheit das Verlangen nach unbedingter Willkür, dem ariſtokratiſchen Intereſſe das demokratiſche entgegen; und ſelbſt von denen, die für Licht und Recht, für bürgerliche und politiſche Freiheit eifern, machen ſich Viele, die Geringſchätzung des Heiligen als Licht, und Zügelloſigkeit und Frechheit als Freiheit betrachten, der widrigſten Vergehungen ſchuldig. — Wie ſoll das endigen? Wie ſollen die Verirrungen und Verwirrungen der Gegenwart ſich auflöſen? Wird aus ihrem Toben und Brauſen ein wahrhaft chriſtliches, auf Rechtsideen gegründetes Gemeinweſen ſich herausbilden?

Werden die chriſtlichen Vorſchriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, die die heilige Allianz zur Richtſchnur ihres Verfahrens aufſtellte, überall Anerkennung und Befolgung finden? Kein menſchliches Auge kann dieß vorausſehen; die Zukunft iſt ein verſchloſſenes Buch, deſſen Siegel der Sterbliche nicht zu löſen vermag. Doch dürfen wir darum einer kleinmüthigen Verzagtheit uns nicht hingeben; vielmehr können wir die Hoffnung in uns nähren, daß das Wahre und Gute gedeihen, und die Menſchheit bei allen Rückſchritten, die da oder dort geſchehen, zum Beſſern fortſchreiten werde. Denn begründet iſt dieſe Hoffnung erſtens auf die Eigenthümlichkeiten der Vernunft, durch welche der Menſch die Kraft, den Drang und die Aufgabe hat, nach dem Beſſern hinzuſtreben; begründet iſt ſie ferner auf die Ergebniſſe der Weltgeſchichte, die deutlich zeigen, daß die Menſchheit, wenn auch nur langſam, von Stufe zu Stufe fortgeſchritten iſt; begründet iſt ſie endlich auf den Glauben an den, der alles herrlich hinausführt und ſelbſt das Unheil, das menſchliche Leidenſchaften verbreiten, zum Beſten der Menſchheit wendet. Durch ihn iſt aus den Bewegungen und Kämpfen, die die Zeiten der Kirchenverbeſſerung erſchütterten, Heil und Segen entſproſſen; durch ihn wird auch aus den Bewegungen und Kämpfen, die in den jetzigen Zeiten, den Zeiten der Staatenverbeſſerung, obwalten, Heil und Segen hervorgehen.

Zweiter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charaktere aus den Zeiten der Herrſchaft und Ueberwältigung Napoleons.

I.

Charakteriſtik Napoleons *).

Iſt die Darſtellung der Thaten und Schickſale Napoleons, die wir oben geliefert haben, der Idee entſprechend, die uns bei ihrer Abfaſſung vorſchwebte, ſo liegt ſchon in ihr eine Charakteriſtik Napoleons. Es könnte daher überflüſſig ſcheinen, auf dieſelbe zurückzukommen. Doch ein Mann, wie Napoleon, verdient es, daß wir noch einmal zu ihm uns wenden, die einzelnen Züge ſeines Seins und Wirkens zuſammenfaſſen, neben dem Gange ſeiner Thaten und Schickſale die Geſtaltung ſeines Privatlebens betrachten, und des Beifalls und Tadels gedenken, der über ihn ausgeſprochen worden iſt. So nur kann ſein Bild lebendig vor unſre Seele treten und ein Urtheil über ihn ſich bilden.

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLI.

Napoleon war nicht groß von Geſtalt, — er maß nur Weniges über fünf Fuß, weshalb ihn auch in den Feldlagern der Soldatenwitz den „kleinen Korporal" nannte*); — aber ſein Körper war ſchön und kräftig gebaut, fähig die größten Anſtrengungen und Beſchwerden zu ertragen. Seine Geſundheit war, noch auf dem Rückzug aus Rußland (wie der damals in ſeiner Nähe lebende **Bauſſet**, Th. II, 1, 120. ſchreibt), „ſo feſt wie ſein Charakter." Doch war er (nach der Erzählung ſeines Kammerdieners **Conſtant**, Th. I, S. 36.) gegen Kälte ſehr empfindlich: beinahe das ganze Jahr hindurch mußte ſein Bette und Zimmer erwärmt werden; auch trug er deshalb gewöhnlich einen Ueberrock über ſeinen Frackrock.

Zur Stärkung und Erquickung durch Schlaf und Speiſe bedurfte er nur wenige Zeit. Im Felde konnte Eine Stunde Schlafs nach vierundzwanzigſtündiger Anſtrengung ihm Erholung geben. Im Frieden ſtand er, auch wenn er bis tief in die Nacht gearbeitet hatte, früh zwiſchen 7 und 8 Uhr auf. Für frohe Nachrichten durfte man ihn nicht wecken, wohl aber für ſchlimme, weil, wie er ſagte, bei ſolchen auch Augenblicke koſtbar ſind. Zum Frühſtücken (Vormittags gegen 10 Uhr) verwendete er 8—10 Minuten, zur Mittagstafel (Abends 6 Uhr) 15—20 Minuten. Dabei waren ihm die einfachſten Gerichte die liebſten. Wein liebte er nicht: er trank bloß Chambertin, gewöhnlich ein Glas und dieß mit Waſſer; dann nach jedem Frühſtück und nach jeder Mittagstafel eine Taſſe ſchwarzen Kaffee. Im Eſſen und Trinken hielt er das rechte Maß, weil ihn, wie er ſagte, ſein Magen von Ueberſchreitungen abmahnte. Dadurch erhielt er ſeinen Kopf immer frei; ſelbſt unmittelbar nach der Tafel ging ihm die Arbeit von ſtatten. Das Tabackſchnupfen liebte er, aber das Tabackrauchen war ihm zuwider. — Kleiderpracht ſah er gern bei ſeinen Umgebungen; er ſelbſt aber ging, Prunktage ausgenommen, einfach gekleidet, gewöhnlich in der Uniform ſeiner Grenadiere oder ſeiner Gardejäger. Zu den Veränderlichkeiten der Mode konnte er ſich nicht leicht bequemen; er liebte in der Kleidung das Gewohnte. Beim Ankleiden waren ihm Kammerdiener unentbehrlich. Während ſie ihr Geſchäft an ihm verrichteten, trank er Thee, ließ ſich Berichte und Zeitungen vorleſen, oder dictirte, was ihm in den Sinn kam.

---

*) Las Caſes Th. I, S. 101.

Ungemein thätig *) und dabei unterſtützt durch den Scharfblick und die Schnelligkeit ſeiner Gedanken, ſowie durch ſeine Menſchenkenntniß, welche ihn für jedes Geſchäft den rechten Mann finden ließ, brachte er den ganzen Tag in den verſchiedenartigſten Geſchäften hin, wobei er mit der größten Leichtigkeit von dem Einen zum

---

*) Er ſagte zu Las Caſes (IX, 74.): „Arbeit iſt mein Element. Ich bin geboren und geſchaffen zur Arbeit.“ — Hazlitt (II, 227.) bemerkt: „Er konnte ſich nach Willkür mit jedem Gegenſtande beſchäftigen, der ſeine Aufmerkſamkeit erforderte.“

Andern übergehen konnte. Zu ſeiner Erholung diente ihm vorzüglich das Baden in warmem Waſſer, ferner das Gehen im Zimmer und im Freien. Selbſt bei der Arbeit, wenn er über etwas nachdachte, oder wenn er Andern etwas dictirte (und er pflegte mehr zu dictiren als ſelbſt zu ſchreiben), ging er gewöhnlich auf und ab, mit rückwärts geſchlagenen oder über der Bruſt zuſammengeſchobenen Armen. — An der Jagd fand er nur wenig Vergnügen, eigentlich nur, weil ſie ihm zu den fürſtlichen Beluſtigungen zu gehören ſchien. Aus gleichem Grunde wohnte er den Hofzirkeln bei. Lieber, als dieſe, waren ihm die Abendgeſellſchaften in den Zimmern ſeiner Gemahlin. Das Theater beſuchte er gern; doch mehr als Luſtſpiele zogen ihn Trauerſpiele an, beſonders die von Corneille *).

In ſeinem geiſtigen Weſen war das Vorherrſchende ſeine Kraft zum Herrſchen und Gebieten und ſeine unerſättliche Begierde nach Glanz und Ruhm, von denen jene zu ſeiner Höhe, dieſe zu ſeinem Sturze ihn hinführte. Außerdem konnte man einen Verein ſcheinbar entgegengeſetzter Eigenſchaften an ihm bemerken **). Denn neben einem

---

*) Mit Unrecht, ſcheint es, behauptet **Bourrienne** (Th. V, S. 147.), „daß Napoleon für ſchöne Poeſie und Proſa unempfindlich geweſen ſei." — Wie läßt ſich dieß denken von ihm, der einen Oſſian, Corneille, Racine liebte, noch zu Helena den Homer mit Vergnügen las (**Las Caſes** IX, 75. 99.), eine feurige Einbildungskraft beſaß und ſo kräftig und ſchön ſich ausdrücken konnte?

) **Bailleul (Th. II, S. xvi.) ſchreibt: „In dem Charakter Napoleons gibt es zu viele widerſprechende Elemente, als daß man alle Schattirungen in demſelben auffaſſen und darſtellen könnte."

einem ungemein hellen, ſcharf durchdringenden Verſtande, der jeden Gegenſtand leicht überblicken und im Krieg und Frieden den Gegner zu errathen und zu täuſchen wußte, beſaß er eine glänzende Einbildungskraft, die ſeinen mündlichen und ſchriftlichen Vortrag belebte und zu kräftigen, ihm ganz eigenthümlichen Schlagworten ihn hinführte; und troß ſeines lebhaften Geiſtes und ſeiner feurigen Einbildungskraft, war wiederum die regelmäßigſte Ordnung in ſeinen Papieren und Geſchäften ihm eigen*). — Ferner, mit dem aufbrauſendſten Zorne verband er eine kalte Berechnung. Wohl machte ſich ſein Zorn auch augenblicklich durch heftige und derbe Aeuſſerungen Luft; aber gewöhnlich pflegte er, wenn er auch noch ſo erzürnt gegen Einzelne war, dieſe nur dann auszuſchelten, wenn Andre dabei waren; oder er wendete ſich ſcheltend an Einzelne, um damit ganze Maſſen zu ſtrafen und zu ſchrecken. Es war ihm Grundſatz: „das Herz eines Staatsmannes müſſe in deſſen Kopfe ſitzen" **).

Noch mehr; neben der Menſchenverachtung, die er als leidenſchaftlicher Krieger und despotiſcher Herrſcher zu erkennen gab, beſaß er auch wohlwollendes Menſchengefühl.

---

*) Meral (im Leben Napoleons, Th. IV, S. 191) bemerkt: „Die Anordnung ſeiner zahlreichen Papiere beſorgte er gewöhnlich ſelbſt. Jedes Papier hatte ſeine beſtimmte Stelle; hier befand ſich alles, was ſich auf das Kriegsdepartement bezog; dort waren die Budgets, der tägliche Beſtand des Schatzes und der Finanzen, weiterhin die Polizeiberichte, ſein geheimer Briefwechſel mit ſeinen beſonderen Agenten ꝛc. Wenn er von einer Sache Gebrauch gemacht hatte, legte er ſie wieder an ihren Platz ꝛc."

**) Las Caſes Th. IV, 9. vergl. mit VI, 6., VIII, 111.

gefühl. Dieß ergibt ſich nicht bloß aus ſeinen Briefen an ſeine erſte Gemahlin, die von dem Geiſte einer zarten und innigen Liebe durchdrungen ſind, ſondern auch aus der Art und Weiſe, wie er unter ſeinen näheren Umgebungen und ſo oft er ſich ſeinen natürlichen Empfindungen überlaſſen konnte, ſich ausſprach. Darum konnte auch Joſephine von ihm ſagen: „Er iſt wirklich ein guter Menſch; ein Gefühl der Gerechtigkeit lebt in ihm"*). Erſt als das Glück ihn verzogen, als das Uebermaß der Herrſchbegierde ſein Herz verhärtet, als er durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes ſeine Umgebungen zur Unterwürfigkeit und Schmeichelei getrieben hatte, und er unter den Einfluß von Menſchen und Umſtänden gekommen war, die zur Argliſt und Falſchheit ihn verleiteten, trat das wohlwollende Menſchengefühl in ihm zurück und er gewöhnte ſich, die Menſchen als Mittel zu ſeinen Zwecken anzuſehen**). Doch hatte er auch noch in den letzten Zeiten ſeiner Herrſchaft Stunden und Tage, in denen großartige Gedanken und Gefühle, wie er ſie zu St. Helena äußerte, in ihm aufwallten *).

---

*) Wenn Bourrienne (III, 182) von ihm ſagt: „Von den Menſchen dachte er geringſchätzig, er glaubte nicht an Freundſchaft", oder (V, 186) zweifelnd fragt: „ob ein ſolcher Charakter Freund irgend eines Menſchen ſein könne?" — ſo äußert ſich hierin wohl nur die an Bourrienne oft getadelte Erbitterung über verdiente Zurückſetzung und ſeine Unfähigkeit, den großen Mann, über den er ſchrieb, richtig zu beurtheilen.

**) Montgaillard (Histoire de France depuis la fin de Louis XVI jusqu'à l'année 1825, Tom. VIII.) hat berechnet, daß laut der Militärconſcriptionen vom 17. Januar 1805 bis zum 15. Nov. 1813 durch Napoleon 2,173,000 Franzoſen zum Kriegsdienſte verwendet worden ſind.

Viertens, obſchon er Gefühl für Religion hatte, deſſen Beſitz er zu St. Helena als eine Wohlthat des Himmels pries, ſo war er doch ohne Glaube an das Kirchenthum **). In Aegypten äußerte er ſich als Muhamedaner, unter Proteſtanten als Proteſtant, und in Frankreich ſtellte er die katholiſche Kirche wieder her, bloß weil er in dieſer Wiederherſtellung eine Stütze ſeiner Regierung erblickte. Um der Form willen hörte er oft die Meſſe, wie einſt Heinrich IV. Vielleicht geſchah es auch nicht aus Herzensdrang, ſondern nur aus Berückſichtigung des Aeußeren, daß er in ſeinen letzten Lebenstagen nach dem Beiſtande der Kirche verlangte.

Endlich, neben dem Aufſchwung zum Großen, der in ſeinen Reden und Thun ſich zu erkennen gab, zeigte er mitunter auch Gemeines und Niedrigkomiſches. Denn obſchon er großartig ſich zu benehmen wußte, wo er großartig erſcheinen wollte: ſo war es doch anders, wenn er, von ſeiner Heftigkeit oder von der Luſt des Augenblicks fortgeriſſen, weniger Acht auf ſich hatte. Da konnte er bei ſeinem Schelten in widrige Schmähworte ausbrechen und bei ſeinen Vertraulichkeiten unzarte Späße treiben. Im letzteren Falle pflegte er denen, denen er wohlwollte, mit beiden Händen den Kopf zu drücken, ſie auf die Backen zu ſchlagen, oder ſie an Naſe und Ohren zu zupfen *).

---

*) Schloſſer, Beurtheilung Napoleons Th. II, Bd. 33. 156.

**) Zu St. Helena ſagte er (ſ. Las Caſes VI, 71 ff): „Ich bin weit davon entfernt, ein Atheiſt zu ſein, aber ich kann unmöglich auf Koſten meiner Vernunft alles glauben, was man mich lehrt, — ich müßte falſch ſein oder ein Heuchler." — Vergl. Las Caſes VIII, 8. und Schloſſer II, 157. u. 158.

In ſeinem Privatleben war er oft auffahrend und heftig; aber er zeigte ſich auch wohlwollend und freundlich, dankbar für kleine Aufmerkſamkeiten, ſorgſam für gute Sitte: in ſeiner Gegenwart durfte Niemand ſich etwas Unſchickliches erlauben, und noch in ſeinen Unglückstagen wußte er ſich als Kaiſer zu behaupten. In Geſellſchaften ſprach er, wenn er heiter geſtimmt war, gern und viel, lebendig und ergreifend, in maleriſchen Ausdrücken, und Freude machte es ihm, irgend einen Gegenſtand des Geſprächs von den verſchiedenſten Seiten zu betrachten. Gewöhnlich aber hatte ſeine Rede bei der Menge von Gedanken und Einfällen, die ſich ihm aufdrängten, etwas Ungeſtümes, Unzuſammenhängendes, von Einem aufs Andere Hinſpringendes. Gegen ſeine Dienerſchaft war er, wie ſein Kammerdiener Conſtant berichtet (Th. II, S. 38.), knauſerig: er beſchenkte ſie ſelten und nur mit Wenigem; aber er war auch, wenn ſie ſeinem Befehle nachkamen, gegen ſie freundlich und ſpaßhaft, und nicht leicht wurde Jemand mit mehr Sorg-

ſalt

---

*) Las Cases IV, 31. Fleury de Chaboulon, Mémoires, Tom. II, p. 97. — Die Herzogin von Abrantes erzählt in ihren Memoiren (Leipz. 1831. Th. I, S. 88.): „Einſt faßte Napoleon mich bei der Naſe, daß ich hätte ſchreien mögen", und ſagte dabei: „Sie haben Verſtand, kleine Beſtie, aber Sie ſind boshaft."

ſalt und Ergebenheit von ſeinen Leuten bedient, als er*). — Gegen Freunde (und er hatte deren viele, die mit ganzer Seele an ihm hingen) zeigte er ſich offen und wohlwollend. Es war ihm Bedürfniß, ſich an Andre anzuſchließen. Beſonders war er ſeinen Kriegsgefährten zugethan. Nicht leicht ſchlug er ihnen etwas ab; doch wußte er ſie auch in Schranken zu halten. Seine Brüder und Schweſtern behaupteten große Gewalt über ihn, und gegen die Forderungen ihres Ehrgeizes war er ſehr nachgiebig. Er wollte durch ihre Erhebung ſeine Regierung ſtützen; aber ſie unterſtützten ihn nur wenig und fügten ihm manches Unheil zu**). Innig liebte er, wie ſchon oben bemerkt wurde, ſeine erſte Gemahlin; doch geſtattete er ihr keinen Antheil an den Staatsgeſchäften: was er vorhatte, erfuhr ſie erſt durch Andre.

In ſeinem öffentlichen Leben bezeigte er beſonders dem Heere, der Stütze ſeiner Regierung, freundliches Wohlwollen. Er bekümmerte ſich um alles, was den Soldaten betraf, kannte alle Regimenter und viele Einzelne***). Hielt er Muſterungen, ſo durfte jeder Gemeine, das Gewehr präſentirend, ſich vor ihn hinſtellen, und er nahm die Bittſchrift, las ſie und gewährte billige Wünſche, oder gab abſchlägige Antworten auf eine Art, daß die Verweigerung nicht verletzen konnte. Auf die ganze Armee wirkte er durch die Anreden, die er an ſie hielt, durch den Ruhm, den er um ſie verbreitete, durch die Sorge, die er für das Wohl verſtümmelter und für die Kinder gebliebener Soldaten zu erkennen gab. Daher blieb auch die Armee noch bei ſeinem Sturze ihm ergeben; nur einige der alten Generale oder Marſchälle, die nach ruhigem Genuſſe erworbener Reichthümer ſtrebten und eignen Glückswechſel bei ſeinem Glückswechſel befürchteten, wendeten ſich von ihm ab. — Auch mit dem Volke wußte er klüglich umzugehen. Zwar zog er ſich in den Zeiten ſeines Despotismus vom demſelben zurück oder hielt es in weiter Entfernung; doch wußte er es, ſo oft er unter demſelben erſchien, für ſich zu gewinnen. Ja, als es erbittert wurde durch die Menſchenopfer, die er jährlich forderte, durch die Abgaben, die er ausſchreiben ließ, und durch die Kriegsdrangſale, die er über Frankreich brachte, hörte es doch nicht auf, ſeine Größe anzuſtaunen. Wie hätte er ſonſt bei ſeiner Rückkehr von Elba den Beifall der Volksmaſſe ſo leicht für ſich gewinnen können? — Sein Grundſatz war: „Man muß dem Volke mit Würde

---

*) Las Cases IV, S. [illegible]

**) Zu Helena bemerkte Napoleon (ſ. Las Cases VI, 66.): „Ernannte ich Einen zum Könige, ſo glaubte er ſogleich, es ſei es von Gottes Gnaden. Er war dann nicht mehr ein Stellvertreter, auf den ich mich verlaſſen konnte, ſondern ein Feind mehr, den ich zu beobachten hatte.“

***) Als er zu St. Helena einſt, bei einem Geſpräche über den Feldzug in Aegypten, die Nummern der Regimenter, die an demſelben Theil genommen hatten, nannte, und man ihn fragte: wie er nach ſo langer Zeit alle dieſe Nummern noch wiſſe? — antwortete er:

dienen,

„Das iſt das Andenken eines Liebhabers an ſeine früheren Liebſchaften." — „Ein Kopf ohne Gedächtniß iſt wie eine Feſtung ohne Beſatzung." ſ. Las Caſes VI, [illegible] dienen, aber nicht ſich damit abgeben, ihm zu gefallen. Die beſte Art, es zu gewinnen, iſt, ihm wohlzuthun. Nichts iſt gefährlicher, als ihm zu ſchmeicheln" *). Von dieſem Grundſatze geleitet, bekümmerte er ſich um Alles, auch um das Geringfügigſte, fragte nach Allem, ſah nach Allem und ließ ſich über Alles Bericht erſtatten. „Nie hat", wie Bignon (Th. V., S. 124) bemerkt, „das Haupt einer Regierung ſeine Blicke weiter ausgedehnt, oder zu gleicher Zeit auf verſchiedenartigere Punkte zu richten gewußt, als er." Selbſt wenn er von Frankreich durch den Krieg weit entfernt war, beſchäftigte er ſich mit den inneren Angelegenheiten ſeines Reiches. Dabei betrieb er das Meiſte allein, von ſeinem Kabinette aus; doch faßte er in Regierungsſachen ſelten einen Beſchluß, ohne die Erfahrungen erprobter Staatsmänner zu Rathe gezogen zu haben. Und an ſolchen fehlte es ihm nicht, da er für jedes Fach Männer, wie er ſie brauchte, aufzufinden und anzuſtellen wußte. Aber weit entfernt, dieſen ein unbeſchränktes Vertrauen zu ſchenken, ließ er ſie durch ſeine Aufpaſſer beobachten. Er hielt nämlich, außer der öffentlichen, eine geheime Polizei, um über Alles und Jedes in Kenntniß zu kommen. — Durch die Vergrößerung und Verherrlichung Frankreichs ſeine Macht zu vergrößern und ſeinen Ruhm zu verherrlichen, galt ihm als die höchſte Aufgabe ſeiner Regierung; und dieſer Aufgabe ſtrebte er mit aller Kraft ſeines Geiſtes nach.

---

*) Las Caſes, Th. II, S. [illegible].

nach, aber auch mit Ergreifung jedes Mittels, das ihm dazu zweckmäßig ſchien. Er glaubte, wie Cäſar, daß die Gerechtigkeit um der Herrſchaft willen verletzt werden dürfe.

Bei ſolchem Streben und Walten, das die beſſeren Gefühle in ihm unterdrückte, zog er die härteſten Vorwürfe ſich zu. Hatte man früherhin großes Lob ihm geſpendet, ſo hieß es nun: „er hat eine despotiſche Geſinnung, die von Anmaßung zu Anmaßungen fortſchreitet und in die Rechte und Freiheiten nicht nur des franzöſiſchen Volkes, ſondern auch anderer Völker gewaltſam eingreift." Ferner, „eigen iſt ihm eine Liebe zum Krieg, die ihn nimmer Frieden halten läßt und gegen Menſchenleben und Völkerglück gleichgiltig macht; und dabei eine Politik, die nur nach dem Vortheil, nie nach dem Rechte, höchſtens nur nach dem Schein des Rechts fragt, durch falſche Vorſpiegelungen zu täuſchen ſucht, willkürlich geſchloſſene Verträge verletzt und doch von Andern ſtrenge Beobachtung derſelben fordert." — Gewiß iſt es, dieſe Vorwürfe waren nicht ungegründet: Unterdrückung der Menſchen- und Völkerrechte, Mißhandlung der Beſiegten und Schwächeren, Unzuverläſſigkeit, Verſtellung, Argliſt und beſonders eine maßloſe Selbſtſucht, die als Grund und Fortbau aller dieſer Fehler erſcheint, trat häufig in ſeinem Streben und Walten hervor. Aber gewiß iſt es auch, daß man oft, und beſonders in den Tagen des Zornes, zu hart über ihn geurtheilt und zu wenig auf das geachtet hat, was zu ſeiner Entſchuldigung dienen kann.

Entſchuldigen aber kann man ihn erſtens damit, daß viele ſeiner Fehler unzertrennlich waren von ſeiner Geiſtesüberlegenheit und ſeiner Lage. Denn mit der Charakterkraft, die ihm verliehen war, war ihm zugleich das Streben verliehen, ſeinen Willen geltend zu machen; und er mußte ſich als Regent um ſo mehr hierzu angetrieben fühlen, je mehr er ſich als General an unbedingtes Befehlen gewöhnt hatte, je mehr ihm ſein Selbſtgefühl ſagte, daß er hoch über ſeinen Umgebungen ſtehe, und je mehr Schmeicheleien ihn blendeten oder Widerſtand ihm entgegentrat. Und wollte er Einheit und Ordnung in dem zerrütteten Frankreich wiederherſtellen und dem Mißbrauche ſteuern, der mit liberalen Ideen daſelbſt getrieben worden war, wollte er nach Auſſen hin ſeiner Regierung Anerkennung verſchaffen und den Widerwillen überwältigen, der ihn als einen Emporkömmling und Frankreich als einen mächtig gewordenen Staat traf: ſo konnte er dieß nicht durch Milde und Nachgiebigkeit erreichen, ſondern nur durch gewaltſame Maßregeln und glänzende Kriegsthaten. Hatte er aber einmal zum Despotismus und Krieg ſich genöthiget gefühlt: ſo konnte er beiden nicht leicht entſagen; ſeine Thatkraft riß ihn fort, noch mehr ſeine Stellung zum In- und Auslande. Seine Regierung beſtand ja auf Gewalt und auf dem Zauber des Kriegsruhmes, den er um ſich zu verbreiten wußte. — Entſchuldigen kann man ihn zweitens damit, daß alle Leidenſchaften gegen ihn in Bewegung waren und daß von eben den Regierungen, die über ſeine argliſtige Politik klagten, Anfeindungen, Verſchwörungen und Angriffe ohne Rückſicht auf Moralität angeregt wurden. Freilich ſoll ſich der redliche Mann nicht durch Unrecht zum Unrecht verleiten laſſen; aber verdient es nicht Entſchuldigung, wenn er im Drange gewaltſamer Verhältniſſe zu gewaltſamen Maßregeln greift?

Unſerer Meinung nach war Napoleon nicht ſchlimmer und nicht beſſer als andere thatkräftige, nach Macht und Herrſchaft ſtrebende, und auf den Ruhm und die Größe ihres Reiches ihren Ruhm und ihre Größe bauende Herrſcher. An Geiſtesſtärke und Thatenglanz ſteht er keinem derſelben nach, nicht einem Alexander, nicht einem Cäſar, nicht einem Karl dem Großen, nicht einem Friedrich II. Und wie dieſe, war er der erſte Mann ſeiner Zeit. In Hütten und Paläſten wurde ſein Name mit Staunen genannt, Könige und Kaiſer bewarben ſich um ſeine Freundſchaft und er kettete eine Bewunderung an ſich, die ſelbſt den Schmerz über die von ihm verübten Gewaltthaten bewältigte.

Gleichwohl läßt ſich das Gefühl nicht unterdrücken, daß er, der bewunderungswürdige Feldherr und Staatsmann, noch größer erſcheinen würde, wenn er größer als Menſch geweſen wäre. Wer groß als Menſch ſein will, muß ſich über ſich ſelbſt erheben, muß erhabene Zwecke verfolgen, muß, von Menſchenliebe entflammt, die Menſchheit weiter führen. Aber das war bei ihm nicht der Fall. Von den Humanitätsideen, die er zu St. Helena ausſprach, zeigte er ſich in den Tagen ſeines Glücks weit entfernt: nur an ſich und ſeinen Nachruhm dachte er, wenn er glänzende Siege errang, große Bauwerke aufführte, nützliche Einrichtungen ſchuf. Und iſt auch, wie nicht geleugnet werden kann, die Menſchheit durch ihn weiter geführt worden, indem er in mehreren Staaten die Hinderungen einer beſſeren Ordnung der Dinge wegräumte und zu Verbeſſerungen der Verfaſſung und Verwaltung der Staaten den Anſtoß gab: ſo geſchah dieß mehr, weil ſeine Stellung und ſeine Selbſtſucht, als weil ein großherziger Vorſatz ihn dazu trieb. Viel Großes erwartete die Welt von ihm, als er, der auſſerordentliche Mann, Herr eines Staates wurde, in welchem die Menſchen- und Bürgerrechte bereits anerkannt und die Hinderungen eines beſſeren Staatslebens entfernt waren. Aber ſtatt Frankreich zu einem Muſterſtaat für Europa zu bilden, ſuchte er es zu dem vorherrſchenden Staat zu erheben; ſtatt den Aufſchwung der Geiſter zu fördern, drückte er ihn nieder; ſtatt in der Vervollkommnerung des Hof- und Staatsweſens vorwärts zu ſchreiten, führte er die mittelalterlichen Formen desſelben zurück. So täuſchte er die Hoffnung, die ſein Regierungsantritt erzeugt hatte, und ſo erregte ſein Sturz mehr Freude als Bedauern!

II.

Ueber die Hinrichtung des Herzogs von Enghien.

Als ein dunkler Flecken im Leben Napoleons und als ein Wendepunkt ſeines Rufes tritt ſein Verfahren gegen den Herzog von Enghien hervor. Nicht unzweckmäßig ſcheint es daher, an die Charakteriſtik Napoleons eine Schilderung dieſes Verfahrens zu knüpfen.

Ludwig Anton Heinrich de Bourbon, Herzog von Enghien, letzter Sprößling des Hauſes Condé, eines Nebenzweiges des bourbonſchen Stammes, geb. 2. Aug. 1772, zeichnete ſich unter den Bourbons ſeiner Zeit durch Muth, Entſchloſſenheit und liebenswürdiges Weſen aus. Am 16. Juli 1789 hatte er mit ſeinem Vater und Großvater Frankreich verlaſſen, um den Stürmen der Revolution zu entgehen und im Sommer 1792 hatte er ſich unter die Fahnen ſeines Großvaters geſtellt, um eben dieſe Stürme zu bekämpfen. Nach Auflöſung des Condé'ſchen Corps (1801) blieb er ſechs bis neun Monate im Steyermärkiſchen; dann wendete er ſich nach Ettenheim im Badenſchen, angeblich aus Liebe zur Prinzeſſin Charlotte von Rohan. Nach England kam er nicht; doch bezog er aus dieſem Lande Hilfsgelder und ſtand mit ſeinem daſelbſt lebenden Großvater in Briefwechſel. Noch zu Anfange des Jahres 1804 wohnte er in Ettenheim. Gerade damals waren von England aus neue Verſchwörungen gegen Napoleon ausgegangegangen. Dieſe ſollten, wie das Gerücht meldete, in Paris durch Pichegru, Georges und Moreau, auf der weſtlichen Seite Frankreichs durch den Herzog von Berry und auf der öſtlichen durch den Herzog von Enghien ſich entladen. Wahrſcheinlich iſt es auch, daß letzterer, der mit England in Verbindungen ſtand, an den Grenzen Frankreichs ſich aufhielt und im Kreiſe von Emigranten lebte, die mit den, gegen Napoleon feindlich verfahrenden engliſchen Geſandten zu München, Stuttgart und Caſſel in Verkehr waren, über die obwaltende Verſchwörung unterrichtet war *).

Napoleon, dem ſolches gemeldet wurde und überdieß noch, was ſich hinterdrein als irrig ergab, daß der Herzog verkleidet in Paris geweſen ſei, daß Dumouriez ſammt einem großen Emigrantenhaufen ſich in ſeiner Nähe aufhalte, und daß er damit umgehe, Straßburg zu überfallen, — fand es für nothwendig, ſich des Herzogs zu bemächtigen. Doch erſt als er in dieſer Angelegenheit einen Miniſterrath gehalten und ſelbiger für gewaltſame Aufhebung des Herzogs geſtimmt hatte, ließ er die hierzu nöthigen Befehle ausfertigen.

Zufolge derſelben ging der General Ordener nach Straßburg ab, und ließ in der Nacht vom 14. zum 15. März 1804 drei bis vierhundert Dragoner und Gendarmen, ohne vorher der badenſchen Regierung deshalb Anzeige

---

*) Man ſehe Schloſſer, zur Beurtheilung Napoleons, III, 268.

zeige zu machen, über den Rhein in das badenſche Gebiet eindringen, die Wohnung des Herzogs zu Ettenheim umſtellen, den Herzog ſammt deſſen Umgebungen überfallen und als Gefangenen nach Straßburg abführen *). Dieß alles geſchah mit räuberiſcher Ueberraſchung und Eilfertigkeit. Hierauf wurde der Herzog am 18. März, unter Gendarmeriebegleitung, nach Paris geführt. Am 20. März Vormittags gegen 11 Uhr kam er vor dem Schlagbaume der Hauptſtadt an. Aber hier mußte er bis Nachmittags 4 Uhr im verſchloſſenen Wagen halten, da erſt um dieſe Zeit ein Befehl von Napoleon anlangte, den Herzog in das nahe Schloß Vincennes und daſelbſt vor eine Militärcommiſſion zu bringen. Gegen Abend kam dieſe Commiſſion, der auch Gendarmen unter Savary beigegeben wurden, zuſammen, und Nachts um 11 Uhr wurde der Herzog vor dieſelbe geführt. General Hullin leitete als Vorſitzender das Verhör. In demſelben wurde der Angeklagte befragt: ob er wider Frankreich die Waffen geführt habe? ob er im engliſchen Solde ſtehe? ob er Theil genommen habe an den Verſchwörungen, welche England wider die innere und äuſſere Sicherheit der franzöſiſchen Republik einleitete? Der Herzog erwiederte, daß er im Condé'ſchen Corps gedient habe, und daß er aus England zu ſeinem Unterhalt Geld (monatlich 150 Guineen) beziehe. Was er auf die dritte Frage

---

*) Dieſen Vorgang ſchildert der Bericht Charlots an Moncey vom 15. März 1804, bei Montholon Th. V, S. 263.

Frage antwortete, wird in den über ſeine Verurtheilung bekannt gemachten Protokollen ſonderbarer Weiſe nicht angegeben *). Nur als Gerücht kann es gelten, wenn erzählt wird **), der Herzog habe geäuſſert, ihm ſei von England die Weiſung zugekommen, am Rhein zu bleiben, wo er bald eine große Rolle zu übernehmen haben würde. — Nach dieſem Verhöre ſprach die Militärcommiſſion (früh gegen 4 Uhr) über ihn als Vaterlandsverräther das Todesurtheil aus. Sein Verlangen, mit Napoleon beſonders zu ſprechen oder einen Brief an ihn gelangen zu laſſen, blieb unberückſichtigt. Savary beſtand darauf, daß das Todesurtheil ungeſäumt vollzogen werden ſollte. So wurde nun der Herzog, — es war am 21. März 1804, früh nach 4 Uhr, — in den Schloßgraben von Vincennes geführt und daſelbſt von Gendarmen erſchoſſen. Noch in ſeinen letzten Augenblicken ſoll er eine würdevolle Faſſung bewieſen haben.

Ungemein groß war das Entſetzen, das dieſe Blutthat nicht nur unter erbitterten Feinden, ſondern auch unter wahren Freunden Napoleons verbreitete. Wie jene ſich entſetzten über den Mißbrauch, den er von ſeiner Gewalt zu machen fähig ſei, und wiederum ſich boshaft freuten, daß er dadurch in der öffentlichen Meinung geſunken ſei: ſo entſetzten ſich dieſe über jene Blutthat, als über eine furchtbare Rechtsverletzung, und betrauerten ein

---

*) Man findet dieſe Protokolle bei Bourrienne, Th. V, S. 232 ff.

**) ſ. Hazlitt, Th. II, S. 45.

Verfahren, das wohl den Tagen eines Marat und Robespierre angemeſſen war, aber unwürdig der beſſern Zeit, die er ſelbſt herbeigeführt hatte *).

Und fürwahr nicht anders als eine furchtbare Rechtsverletzung kann man dasſelbe betrachten. Denn nicht genug, daß das Völkerrecht verletzt wurde, da Napoleon in einem fremden, mit ihm in Frieden beſindlichen Gebiet den Herzog nach Räuber-Art überfallen ließ: ſo wurden auch alle Rechtsforderungen verletzt, die von Seiten des Herzogs erhoben werden konnten. Obgleich der Theilnahme an der Verſchwörung eines Pichegru, Georges und Moreau beſchuldigt, wurde er nicht, wie dieſe, vor ein ordnungsmäßiges Gericht geſtellt, ſondern vor eine Militärcommiſſion. Hier wurde der ihm vorgeworfene Antheil an der obwaltenden Verſchwörung nicht aufgehellt, kein Vertheidiger ihm geſtattet, ſeine Einrede und ſeine Berufung an Napoleon nicht berückſichtigt, und mit ſeiner Hinrichtung ſo geeilt, daß an einem vorgefaßten Beſchluſſe, ihn umzubringen, nicht zu zweifeln iſt.

Zu St. Helena ſuchte Napoleon ſich gegen die Vorwürfe, die dieſe Blutthat ihm zuzog, zu vertheidigen. Er ſchildert ſie als eine Folge der durch eine abermalige Verſchwörung entſtandenen Unruhe und Leidenſchaftlichkeit, — als eine Forderung der höhern Politik, die ihn genöthiget habe, die Bourbons von ferneren Verſchwörungen durch einen

---

*) So urtheilt Napoleons Verehrer, Bignon Th. III, S. 238. — Man vergleiche damit Lucchesini, Urſachen und Wirkungen des Rheinbundes rc. Leipzig 1821, Th. I, S. 214.

einen Gewaltſtreich abzuſchrecken, da keine europäiſche Macht ihm gegen ſie Gerechtigkeit widerfahren ließ, — kurz als das nothgedrungene Werk der Selbſterhaltung *). Er fügt hinzu: nicht ihm falle der Tod des Herzogs von Enghien zur Laſt, ſondern denen, die von London aus die Verſchwörungsplane leiteten, ferner denen, die durch Meldungen und Muthmaßungen den Herzog als Haupt einer Verſchwörung darſtellten, endlich denen, die, von einem ſtrafbaren Eifer hingeriſſen, die Befehle ihres Souverains nicht abwarteten, um das Urtheil der Commiſſion zu vollziehen **). — Doch alles dieß rechtfertiget ihn nicht. Wohl kann man zugeben, daß er durch häufig wiederkehrende Mordverſuche äuſſerſt erbittert wurde; daß es ihm darauf ankommen mußte, ein Beiſpiel der Strenge zu geben, um ſich gegen fernere Verſuche dieſer Art zu ſichern und die Bourbons von dem Streben nach dem Throne abzuſchrecken, den er jetzt zu errichten im Begriff war; endlich, daß der Eifer ſeiner Anhänger ihn fortgeriſſen und ſeine Maßregeln übereilt habe. Aber auch die gerechte Erbitterung darf den braven Mann nicht zur Verletzung des Rechts hintreiben; eine politiſche Nothwendigkeit zur Hinrichtung des Herzogs war nicht vorhanden: derſelbe konnte als Geißel aufbewahrt werden; und wenn, was nicht geleugnet werden kann, bei dem Verfahren gegen den Herzog vieles auf Rechnung eines

---

*) Las Cases, Th. XI, 15 f.

**) Montholon, Th. II, S. 295.

Savary und Hullin kommt, ſo bleibt doch **Napoleon** der eigentliche Urheber deſſelben, und es gereicht zu ſeiner Schmach, daß er die, die hierbei zu voreilig oder anmaßend handelten, ſtatt ſie zu beſtrafen, zu Ehren und Würden beförderte *).

Ja **Napoleon** ſelbſt mußte in Augenblicken ſeines Lebens, wo die beſſeren Gefühle in ihm hervortraten, empfinden, daß ſein Verfahren gegen den Herzog ein ungerechtes war. Mochte er auch ſagen (wie es bei **Las Caſes** XI, 21 heißt), „daß er durchaus ohne Gewiſſensbiſſe an dasſelbe denke": ſo ſpricht doch dagegen die Verſtimmung, in die er gerieth, ſo oft er zu St. Helena auf dasſelbe zu reden kam, ferner die Mühe, die er ſich gab, dasſelbe zu rechtfertigen, endlich die Erwähnung desſelben in ſeinem Teſtamente. Hier ſchreibt er: „Ich ließ den Herzog von Enghien verhaften und vor Gericht ſtellen, weil dieſer Schritt für die Sicherheit, das Intereſſe und die Ehre des franzöſiſchen Volkes zu einer Zeit weſentlich war, wo der Graf von Artois, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, ſechzig Meuchelmörder in Paris unterhielt. Unter ähnlichen Umſtänden würde ich ganz auf dieſelbe Weiſe handeln." Iſt es ſchon bedeutend, daß er, dem Tode nahe, noch an die Hinrichtung des Herzogs von Enghien dachte, ſo iſt noch bedeutender die Art, wie dieß geſchah. Denn indem er hierbei

---

*) Man ſehe **Schloſſer**, zur Beurtheilung Napoleons ꝛc. III, 114 ff.

bei Wahres und Falſches zuſammenmiſcht, gibt er zu erkennen, wie er noch von der Nachwelt Vorwürfe beſorgte wegen einer Gewalthandlung, die ſelbſt nach **Bignon's** Urtheile (Th. III, S. 240) die verdammungswürdigſte That ſeines Lebens war.

III.

Stiftung und Weihe des Napoleon'ſchen Kaiſerthums.

Um das, was oben von dem Kaiſerthume Napoleons angedeutet worden iſt, näher zu erörtern, möge hier Einiges über die Stiftung und Weihe deſſelben eine Stelle finden. Denn ausgezeichnet war dieſes Kaiſerthum durch Glanz, Kraft und mächtigen Aufſchwung, und wie ſchnell es auch vorüber gegangen iſt, ſo dauernd wird es in den Jahrbüchern der Geſchichte fortleben.

Was zuerſt die Stiftung deſſelben anbetrifft, ſo ging ſie allerdings zunächſt von der Ehr- und Herrſchſucht Napoleons aus; aber ſie war auch durch die Umſtände geboten und hing mit der Sorge für Frankreichs Beſtes zuſammen. Ein Staat nämlich, mit deſſen Leben das monarchiſche Princip ſeit langen Jahrhunderten verwachſen iſt, kann nur für Augenblicke zur Republik umgewandelt werden, ja er geht um ſo eher von der Republik zum Königthume zurück, je zahlreicher und glänzender die Erinnerungen ſind, die letzteres zurückgelaſſen hat. Alſo mußte auch Frankreich, das von ſeinem Beſtehen an ein Königreich geweſen und von Erinnerungen an ſeine Könige und deren Thaten durchdrungen war, zur Monarchie zurückkehren, ſobald ſich die Stürme gelegt hatten, unter denen die Republik aufgekommen war. Und ſollte es vor der Wiederkehr ſolcher Stürme geſchützt werden, ſollte in ihm die Cultur des geiſtigen und bürgerlichen Lebens, der Anbau und die Verſchönerung des Landes einen neuen Aufſchwung erhalten: ſo konnte dieß nur durch Wiedereinführung einer kräftigen und erblichen Monarchie geſchehen.

Aus dieſer Unvermeidlichkeit und Nützlichkeit der Wiederherſtellung einer Erbmonarchie und nicht bloß aus dem Vertrauen zur Herrſcherkraft Napoleons entſtand auch der Beifall, den die Stiftung des Napoleon'ſchen Kaiſerthumes fand. Wohl nahmen Royaliſten und Republikaner ſie mit Unwillen auf, und häufig wurde ſie zu Paris in den Salons oder Privatzirkeln beſpöttelt; aber das Volk im Ganzen, müde der Revolutionsſtürme und ſich nach Sicherheit und Frohgenuß des Lebens ſehnend, war für die Wiederherſtellung des Thrones. Dieß erkennt man nicht aus den Stimmliſten, die für die Erblichkeit der Monarchie erſchienen, — dieſe Stimmliſten haben, wie ſchon oben bemerkt wurde, etwas Unzuverläſſiges, — ſondern aus dem Enthuſiasmus, mit dem Napoleon bei ſeiner Reiſe im Sommer 1804 in den Departements als Kaiſer begrüßt wurde und aus der Nachgiebigkeit oder Willfährigkeit, mit welcher die Nation

tion ſeinen neuen Einrichtungen und Anordnungen ſich fügte. Jedem Begründer einer neuen Dynaſtie tritt Widerſpruch entgegen: — das mußte ein Guſtav Waſa in Schweden, ein Michael Romanow in Rußland, ein Johann von Braganza in Portugal erfahren; — aber keiner hat, wenigſtens in neueren Zeiten, bei ſeiner Thronbeſteigung eine größere Zuſtimmung gefunden als Napoleon. Selbſt die meiſten der europäiſchen Monarchen erklärten ſich für dieſelbe, weil ſie durch dieſelbe die Revolution gebändiget glaubten. „Man ſah es," ſchreibt Schneller *), „in Wien nicht ungern, daß Napoleon ſich zum erblichen Kaiſer ernennen ließ, weil in dieſer Würde die Vernichtung der neurepublikaniſchen Formen und eine Annäherung Frankreichs an die alten Staatsanſtalten Europas ausgeſprochen lag." Eben ſo betrachtete man dieſe Vorgänge auch an anderen monarchiſchen Höfen, und fand nur darin etwas Widriges, daß ein Soldat ſich auf den Kaiſerthron geſchwungen und den alten Regentenhäuſern ſich gleichgeſtellt oder über dieſelben ſich erhoben hatte.

Als ein Uſurpator oder Thronräuber wurde er damals nicht verſchrieen: das geſchah erſt, als allgemeine Erbitterung gegen ihn emporgekommen war. Auch konnte man ihn eigentlich nicht als Uſurpator verſchreien; denn er hatte keinen vorhandenen Thron räuberiſch an ſich gebracht,

---

*) Schneller, Oeſtreichs Einfluß auf Deutſchland und Europa ꝛc. Stuttgart 1829. Th. II, S. 326.

bracht, ſondern einen neuen geſchaffen, und dieſen geſchaffen mit Beiſtimmung des Volkes, dem, nach damals anerkannten Grundſätzen, das Recht zukam, die Regierung, der es ſich unterwerfen wollte, zu beſtimmen. Freilich war noch das Geſchlecht der Bourbons vorhanden, das auf die Beherrſchung Frankreichs Anſpruch machte; aber das Band zwiſchen ihm und Frankreich war zerriſſen; es hatte den Thron und Frankreich verlaſſen; war, zur Rückkehr im Jahre 1791 aufgefordert, nicht zurückgekehrt; ja es hatte die Waffen gegen Frankreich ergriffen und Andre zur Ergreifung derſelben aufgefordert. Geſetzt nun, Napoleon hätte den neugeſchaffenen Thron an dasſelbe bringen wollen, er würde dieß nicht vermocht haben, da der Haß gegen dasſelbe noch zu neu und lebendig war. Auch waren die übrigen Monarchen Europas, mit Ausnahme des Königs von Schweden, damals keineswegs für die Wiederherſtellung der Bourbons, deren Sache gänzlich abgethan ſchien; ſie erkannten vielmehr den Sohn der Revolution, Napoleon, als Kaiſer an, da er factiſch Herr von Frankreich war und das revolutionäre Weſen unterdrückte.

Gleichwohl ſuchte **Napoleon** ſelbſt, wie erzählt wird, die Bourbons zu bewegen, auf Frankreich Verzicht zu leiſten. In der Meinung, ſie möchten Anſprüche erheben, die einen ihm nachtheiligen Nachklang in Frankreich finden könnten, beauftragte er, wie nach engliſchen Blättern in **Bredow's** Chronik vom Jahre 1803 (S. 685) berichtet wird, einen preußiſchen Officier, der ihm von dem preußiſchen Geſandten Lucheſini empfohlen worden war, den Grafen von Lille (ſo hieß damals Ludwig XVIII.) zu veranlaſſen, gegen glänzende Entſchädigungen *) auf den franzöſiſchen Thron zu verzichten und von allen Mitgliedern des Hauſes Bourbon die nämliche Verzichtleiſtung zu erwirken. Am 26. Febr. 1803 erſchien der Unterhändler zu Warſchau vor dem Grafen von Lille und zwei Tage darauf erhielt er folgende Antwort: „Ich verwechſele Herrn Bonaparte nicht mit „ſeinen Vorgängern; ich ſchätze ſeine Tapferkeit, ſeine „militäriſchen Talente und weiß ihm Dank für manches „Gute, das er meinem Volke erzeigt. Allein nie werde „ich meine Rechte aufgeben, treu dem Range, in welchem „ich geboren bin. Als Enkel des heiligen Ludwig werde „ich ſelbſt in Ketten mich achten; als Nachfolger Franz „des Erſten will ich wenigſtens ſagen können, wie er: „„Wir haben alles verloren, nur nicht die Ehre"" **). — Am 14. März 1803 kam derſelbe Unterhändler aufs neue zu Ludwig XVIII., um ihn zu Aenderungen in der Antwort zu veranlaſſen. Dieſer aber erwiederte: „Bonaparte würde Unrecht haben, ſich zu beklagen, da „man die Wahrheit geſagt haben würde, hätte man ihn „Rebell und Uſurpator genannt. Den Souverain aber,

---

*) Dieſe Entſchädigungen ſollten, wie es bei Bredow S. 686 heißt, in der Herrſchaft über die Raubſtaaten oder über Polen beſtehen; nach Bourrienne (V, 144) in einem italieniſchen Fürſtenthume und großen Leibrenten.

**) Derſelbe Brief, doch mit einigen Abänderungen, findet ſich auch bei Bourrienne V, 147.

„der ſich durch Bonapartes Verlangen genöthigt ſehen „wird, mir ſeinen Schutz zu entziehen, den werde ich bedauern und gehen. Ich fürchte die Armuth nicht; ich „würde, müßte es ſein, ſchwarzes Brod eſſen mit meinen „Getreuen. Doch dahin wird es nicht mit mir kommen! „Erführen meine getreuen Unterthanen in Frankreich meinen Zuſtand, ich würde bald reicher ſein, als ich jetzt „bin." — Hat Napoleon, wie wahrſcheinlich iſt *), obige Anträge an Ludwig XVIII. wirklich gelangen laſſen, ſo hat er, wie auch Schloſſer und Bourrienne bemerken **), einen Mißgriff gethan. Denn indem er die Bourbons zur Verzichtleiſtung auf Frankreich zu bewegen ſuchte, ſtellte er ſeine Berechtigung zum Thron in Zweifel, erneuerte er das Andenken an die Bourbons, das bereits ſchon bei Vielen erloſchen war, und veranlaßte

---

*) In deutſchen, ſchon damals unter Napoleons Einfluß ſtehenden Zeitungen wurden die hier erwähnten Verhandlungen Napoleons mit Ludwig XVIII. für eine Erfindung müſſiger Köpfe erklärt (ſ. Bredow's Chronik 1803, S. 687) und in dem „Manuſcript von St. Helena" wird behauptet: ſie wären bloß von Preußen ausgegangen. Dagegen aber läßt ſich bemerken, daß ſie in dem Amtsblatte, dem Moniteur, nicht abgeleugnet wurden; ferner, daß Napoleon bei ſeinem Ehrgeize wünſchen mußte, den Vorwurf eines Mißgriffs von ſich zu entfernen, und daß drittens die Angaben ſo vieler Einzelnheiten in Namen und Zeitbeſtimmungen den hier mitgetheilten Verhandlungen das Gepräge der Glaubwürdigkeit aufdrücken.

**) Schloſſer, zur Beurtheilung Napoleons III, 91. — Bourrienne (V, 145) nennt dieſe Verhandlungen Napoleons mit den Bourbons „la démarche la plus inconsidérée, qu'il ait fait de sa vie", und meint, ſie hätten ihren Grund gehabt in den Beſorgniſſen, die ihn bei den Namen der Bourbons zu ergreifen pflegten.

laßte den Grafen von Lille zu Erklärungen, die in Frankreich um ſo mehr Anklang finden mußten, je ergreifender ſich in ihnen ein achtungswerther Sinn für Ehre und angeſtammte Würde ausſprach. Napoleon ſelbſt mochte dieß fühlen: er trat nie wieder mit den Bourbons in Unterhandlungen, brach mit ihnen auf immer durch die Hinrichtung des Herzogs von Enghien und errichtete gleich darauf (18. Mai 1804), ohne weitere Rückſicht auf ſie, ſeinen Kaiſerthron.

Gegen dieſe Errichtung proteſtirte Ludwig XVIII. zu Warſchau 6. Juni 1804 auf folgende Art: „Indem „Bonaparte den Kaiſertitel annimmt und dieſen in ſeiner „Familie erblich zu machen gedenkt, drückt er ſeiner Uſurpation das Siegel auf. Dieſer neue Act einer Revolution, in welcher Alles von ſeinem Urſprunge an nichtig geweſen iſt, kann meine Rechte durchaus nicht ſchmälern. Allein verantwortlich allen Souverains, deren „Rechte nicht weniger als die meinigen verletzt, und deren Throne durch die gefährlichen Grundſätze, welche der „Senat zu Paris aufzuſtellen gewagt hat, erſchüttert „werden; verantwortlich zugleich dem franzöſiſchen Reiche, „meiner Familie und meiner eignen Ehre, würde ich die „allgemeine Sache zu verrathen glauben, wenn ich bei „dieſer Gelegenheit ſchwiege. Ich ſtelle daher, unter wiederholten Proteſtationen gegen alle ungeſetzlichen Handlungen, welche ſeit der erſten Eröffnung der franzöſiſchen „Reichsſtände eingetreten ſind und die ſchauderhafte Kriſis, worin Frankreich und Europa ſich gegenwärtig be-

„finden, herbeigeführt haben, vor allen Souverains die „Erklärung aus, daß ich, weit entfernt den Kaiſertitel, „den Bonaparte ſich von einer Körperſchaft, welche ſelbſt „kein geſetzliches Daſein hat, ſo eben hat übertragen laſſen, anzuerkennen, ſowohl gegen dieſen Titel als gegen „alles proteſtire, was davon die Folge ſein kann.“ — Als Napoleon dieſe Proteſtation geleſen hatte, ſagte er (wie Bourrienne Th. V, S. 175 berichtet) zu Fouche, von dem ſie ihm am 30. Juni 1804 mitgetheilt worden war: „Die Bourbons ſollen wiſſen, daß ich ſie nicht „fürchte“; worauf er veranſtaltete, daß die erwähnte Proteſtation am 1. Juli im Moniteur abgedruckt wurde. Er konnte dieß um ſo zuverſichtlicher wagen, da die Proteſtation nicht bloß gegen ihn, ſondern auch gegen alles, was ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution geſchehen, und ſomit gegen das franzöſiſche Volk ſelbſt gerichtet war. Zugleich ließ er aber auch, um die Proteſtation in das ihm zuſagende Licht zu ſtellen, in einem andern Blatte (dem Argus) folgende Bemerkungen einrücken, die Wahres und Falſches vereinigten: „Wir „wollen uns nicht in eine Erörterung der Rechte einlaſſen, „welche ſich der Graf von Lille anmaßt. Die Frage iſt „durch die geſchickteſten Publiciſten, durch die Nationen „ſelbſt, durch die Geſchichte aller Dynaſtieen entſchieden. „Das Intereſſe der Völker macht Könige und die Macht „der Nation erhält ſie. Kraft dieſes doppelten Rechts „regiert das Haus Hannover in Großbritannien und das „Haus Oeſtreich in Deutſchland. Hugo Capet empfing

„die Krone von ſeines Gleichen (Pairs), welche die Nation vorſtellten, und der Graf von Lille hat kein anderes Recht, das er geltend machen könnte, als dasjenige, „was von dem Uſurpator der Rechte Karls des Großen „an ihn gekommen iſt. Aber wozu Beiſpiele? Proteſtirt der Graf gegen die Revolution, ſo proteſtirt die „Revolution noch viel lauter gegen ihn. Die Reſultate „dieſer Revolution, denen der Sieg das Siegel aufgedrückt hat, errichten zwiſchen Frankreich und dem Hauſe „Bourbon eine eherne Mauer. Dieſe muß der Graf überſteigen, ehe ſeine Stimme gehört werden kann. Nicht „durch Schriften erhält man einen Thron wieder. Jetzt „iſt für die Bourbons alles zu Ende. Welches auch ihre „Anſprüche ſein mögen, ſie können die Vergleichung mit „demjenigen nicht aushalten, den Frankreich ihnen vorzieht. Es iſt ehrenvoller, eine Dynaſtie anzufangen „als zu endigen; und es waren keine Rechte heiliger, „keine, die man feierlicher anerkannt hat, als die Rechte „der jetzt zur Regierung berufenen Familie." — „Die „Bourbons ſind unglücklich, daß ſie eine Krone verloren „haben und ſie nicht wieder erhalten konnten; und noch „unglücklicher, daß ſie nicht wiſſen, auf dieſelbe Verzicht „zu thun, nachdem das Glück, die Mächte Europas und „Frankreichs Intereſſe ſie ihnen auf immer entriſſen „hat" *). — — Wie ganz anders erſcheinen dieſe Worte jetzt, da das Kaiſerthum untergegangen iſt, und wie

---

*) Bredow's Chronik 1804, S. 262 f.

wie ganz anders erſchienen ſie damals, da Napoleon im Zenith ſeiner Macht ſtand. Damals galten ſie als Wahrheiten, jetzt gelten ſie als Täuſchungen, mit denen Napoleon ſich und Andre bethörte. Daß oft das Unerwartete geſchieht, hat ſich wohl nirgends auffallender zu erkennen gegeben als in der Lebens- und Regierungsgeſchichte Napoleons!

Was zweitens die Weihe des neuen Kaiſerthums oder die glanzvolle Kaiſerkrönung zu Paris am 2. Dec. 1804 anbetrifft, ſo iſt es unrecht, in ihr, wie von Vielen geſchehen iſt, nichts als ein prunkvolles und koſtſpieliges Gaukelſpiel zu erblicken, das Napoleon aus Eitelkeit oder Glanzſucht aufgeführt habe. Wohl kann man zugeben, daß Napoleon bei ſeiner Glanz- und Ruhmſucht eine Freude daran finden konnte, ſich der Welt in dem höchſten irdiſchen Glanze zu zeigen, und daß die Art, wie dieſes hier geſchah, theatraliſchen Pomp zur Schau ſtellte; aber zugeben muß man auch, daß die Kaiſerkrönung eine bedeutſame Feierlichkeit war und durch den Drang der Umſtände geboten wurde. Durch ſie ſollte das neue Kaiſerthum ſeine Weihe bekommen, durch ſie anſchaulich gemacht werden, daß Napoleon den angeſehenſten Regenten gleich ſei und höher ſtehe als alle Franzoſen; vorzüglich aber ſollte durch ſie dem neuen Kaiſerthrone das Gepräge der Rechtmäßigkeit und Unverletzlichkeit aufgedrückt werden. Voll dieſes Gedankens ließ Napoleon im Sept. 1804 den Pabſt Pius VII.

durch den General Caffarelli *) erſuchen, zur Kaiſerkrönung nach Paris zu kommen. Denn wenn ſeine Thronbeſteigung von dem Pabſte geweihet wurde, ſo galt dieß als eine Erklärung, daß die Kirche den neuen Kaiſer von dem Vorwurf der Machträuberei freiſpreche, daß ſie ſich gegen die Bourbons erkläre, und daß ſie Frankreich zum Gehorſam gegen Napoleon auffordere. So war einſt Pipins Thronbeſteigung, als er den Merovinger Childerich III. vom Throne verdrängt hatte, vom Pabſte Stephan geweihet worden, und ſo ſollte jetzt auch Napoleons Thronbeſteigung geweihet werden.

Wohl mochte es dem Pabſte ſchwer fallen, nach Frankreich zu reiſen, in ein Land, das noch vor wenig Jahren mit allen Gräueln der Revolution ſich befleckt und vom römiſchen Stuhle und dem chriſtlichen Glauben ſich losgeſagt hatte, dort der Gewaltherrſchaft Napoleons die kirchliche Weihe zu geben und ſich dem Zorne derer auszuſetzen, die für die Bourbons geſinnt waren. Doch er fühlte ſich dem neuen Kaiſer, der zur Beſteigung des heiligen Stuhls ihm mit verholfen und durch das Concordat ihm Frankreich wieder zugeführt hatte, verbunden; er baute auf deſſen Macht und Größe; er hoffte wegen des Dienſtes, den er ihm leiſtete, neue Zugeſtändniſſe von ihm zu erhalten, und er erblickte in der von ihm verlangten Weihe des Kaiſerthums eine erneuerte Anerkennung des oft von den Päbſten behaup-

teten

---

*) ſ. Bourrienne VI, 203.

teten und von den Fürſten beſtrittenen Rechts, daß alle weltliche Macht von der geiſtlichen Macht ausgehe. Durch ſolche Erwägungen beſtimmt, reiſte er am 31. Oct. 1804 von Rom nach Frankreich ab.

In Frankreich fand er, ſtatt der befürchteten Kränkungen, die ehrenvollſte Aufnahme: Ehrenbezeigungen aller Art empfingen und begleiteten ihn von Ort zu Ort. Und dieß geſchah nicht bloß, weil es Napoleon befohlen hatte, ſondern auch, weil die früheren Eindrücke religiöſer Vorſtellungen ihre Rechte behaupteten. Napoleon ſelbſt behandelte den Pabſt mit abgemeſſener Feinheit: er wollte ihn für ſich gewinnen und doch der weltlichen Macht, der geiſtlichen gegenüber, nichts vergeben. Zum Empfange des Pabſtes war er nach Fontainebleau gereiſet. Dort, von deſſen Annäherung benachrichtigt, ritt er ihm, unter dem Vorwande einer Jagd, entgegen. Bei dem Zuſammentreffen ſtieg Er vom Pferde und der Pabſt aus dem Wagen. Beide umarmten ſich, beſtiegen nun Einen Wagen, wobei der Kaiſer dem Pabſte, als ſeinem Gaſte, den Ehrenplatz überließ, und begaben ſich erſt (25. Nov.) nach Fontainebleau, dann (28. Nov.) nach Paris, wo der Pabſt in den Tuilerien den Pavillon Flora bezog *).

Vier

---

*) Der Palaſtpräfect Bauſſet (Denkwürdigkeiten und Anekdoten aus dem Innern des kaiſerl. Palaſtes. Th. I, S. 24 f.) bemerkt: „Man fand in Paris das Benehmen des Pabſtes im höchſten Grade lobenswerth; man war gerührt und erbaut von ſeiner Güte, ſeiner Einfachheit, ſeiner Milde gegen Andre und ſeiner Strenge gegen ſich ſelbſt." — „Sein Blick ver-

Vier Tage nachher, am 2. Dec., einem Sonntage, erfolgte in der Domkirche Notre-Dame die Krönung mit der glänzendſten Pracht, nach einem genau vorgeſchriebenen Ceremoniel und unter einem nie geſehenen Zuſammenfluß von Menſchen. Alle oberen Behörden, alle Großbeamten, alle Präfecten und Unterpräfecten und Deputirte von allen Regimentern, von allen Hauptſtädten und allen Departements waren dazu eingeladen, und auſſer ihnen hatten ſich deutſche Fürſten (z. B. der Kurerzkanzler von Dalberg, der Kurprinz von Baden, der Fürſt von Naſſau-Weilburg), auſſerordentliche Geſandte auswärtiger Mächte und viele ſchauluſtige Fremde eingefunden.

Mit Kanonendonner früh 6 Uhr, der dann von Stunde zu Stunde ſich wiederholte, wurde dieſe Feierlichkeit angekündigt, worauf ſich in den Straßen, durch welche der Zug gehen ſollte, Soldatenreihen bildeten. Um 7 Uhr zogen alle eingeladenen öffentlichen Beamten zu Fuß nach dem Dom; um 8 Uhr der Senat, der Staatsrath, der geſetzgebende Körper, das Tribunat in Wagen und begleitet von Reitern; nach dieſen, auf gleiche Weiſe, das diplomatiſche Corps. Um 9 Uhr fuhr der Pabſt von den Tuilerien ab; ihm voran ritt auf einem Eſel, was Gelächter erregte, ein Geiſtlicher mit

---

rieth eine würdevolle Bekümmerniß, keineswegs Bitterkeit, und er ließ kein einziges Wort fallen, das man ins Lächerliche ziehen konnte." — Dagegen gab (was auch **Bauſſet** nicht verhehlt) ſeine Umgebung vielen Anlaß zum Spotte.

mit dem Kreuze. Um 10 Uhr endlich begann, bei plötzlich hervortretendem Sonnenſchein (was als ein günſtiges Zeichen gedeutet wurde), die Auffahrt des Kaiſers und der Kaiſerin. 8000 Reiter und nach dieſen mehrere Herolde eröffneten dieſen Zug; dann folgten in einer langen Wagenreihe die Miniſter, Großbeamten, Inhaber der Erzämter und die Prinzeſſinnen, darauf der Prachtwagen des Kaiſers, mit einer goldenen Krone geſchmückt, gezogen von acht weißen Pferden, umgeben von zwölf geſchmackvoll gekleideten Pagen und begleitet von einer großen Menge Bedienten in grüner Hoflivrée mit goldenen Treſſen. An dieſen Wagen, in welchem der Kaiſer, die Kaiſerin und die Prinzen Joſeph und Ludwig ſaßen, ſchloß ſich eine zweite Wagenreihe, worauf Gardiſten zu Pferde und reitende Artillerie den prunkvollen Zug ſchloſſen. Erſt um 12 Uhr gelangte derſelbe in die prächtig geſchmückte und mit vielen tauſend Menſchen erfüllte Kirche.

Napoleon trat in ſie ein im kaiſerlichen Ornate mit Mantel, Krone, Scepter und Gerechtigkeitshand, hinter ihm ſeine Gemahlin mit dem kaiſerlichen Mantel (deſſen Schleppe Prinzeſſinnen trugen), aber ohne Ringe und ohne Krone. Beide gingen unter einem von Domherren getragenen Himmel vorwärts zu ihren Sitzen. Bei ihrem Eintritte in die Kirche hatte Alles gerufen: „Es lebe der Kaiſer!" jetzt aber wurde es ſtill *). Der

Kaiſer

---

*) Obgleich, bemerkt Bauſſet (Fortgeſetzte Denkwürdigkeiten,

Kaiſer gab Mantel, Krone, Scepter und Gerechtigkeitshand an die Erzbeamten; und als der Geſang „Veni Creator etc." beendigt war, begab er ſich mit ſeiner Gemahlin zum Hochaltar, an welchem der Pabſt ſtand, umgeben von Cardinälen und Biſchöfen. Kaiſer und Kaiſerin knieeten nieder, empfingen vom Pabſte die Salbung an der Stirne und den Händen, und wurden dann zu ihren Sitzen zurück geleitet. Hierauf las der Pabſt die Meſſe und ſegnete die auf dem Altare befindlichen Abzeichen der kaiſerlichen Würde ein. Als dieß geſchehen war, wurde der Kaiſer abermals zum Altar geführt. Jetzt ergriff er hier die Krone und ſetzte ſie ſich mit eignen Händen auf's Haupt. Dann, als die Kaiſerin ihm zum Altare gefolgt war, ergriff er die für ſie beſtimmte Krone, hielt ſelbige erſt über ſeinem Haupte, und ſetzte ſie dann ſeiner vor ihm knieenden Gemahlin auf. Beide, der Kaiſer und die Kaiſerin, wurden nun zu einem prachtvollen Throne geführt. Der Pabſt folgte ihnen, ſprach über ſie ein Gebet in lateiniſcher Sprache, küßte die Wange des Kaiſers und rief, zur Verſammlung gewendet: Vivat Imperator in aeternum. Die Verſammlung erwiederte, wie vorgeſchrieben war: „Es lebe der Kaiſer und die Kaiſerin!" Als wieder Stille eingetreten war, ſprach der Kaiſer, ſitzend, die Krone auf dem Haupte und die Hand auf dem Evangelienbuche, den

---

Th. II, S. 125), auf 20,000 Menſchen dieſer Feierlichkeit beiwohnten, ſo ging ſie doch ohne alle Störung mit dem größten Anſtande vorüber.

den Schwur aus: „die Unverſehrtheit des Reichsgebiets zu behaupten, die Geſetze des Concordats zu achten, die Gleichheit der Rechte, die politiſche und bürgerliche Freiheit, die Verkäufe der Nationalgüter zu ſchützen, keine Abgaben zu erheben und keine Steuern auszuſchreiben als in Gemäßheit der Geſetze, den Orden der Ehrenlegion zu erhalten, und bei ſeiner Regierung fort und fort den Vortheil, das Glück und den Ruhm des franzöſiſchen Volkes im Auge zu haben.“ Nach dieſem Schwure rief ein Herold: „der ſehr glorreiche und ſehr erlauchte Kaiſer Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, iſt gekrönt und auf den Thron geſetzt. Es lebe der Kaiſer!“ Die ganze Verſammlung wiederholte: „Es lebe der Kaiſer!“ und der Pabſt ſtimmte das Te Deum an. — Hiermit ſchloß die kirchliche Feſtlichkeit, und ſchon hatte der Tag ſich geneigt, als der Kaiſer und die Kaiſerin zwiſchen 4 und 5 Uhr die Kirche verließen und nach den Tuilerien zurückkehrten.

Welche andre Feſtlichkeiten dieſer kirchlichen folgten, wollen wir hier unerwähnt laſſen; dagegen aber auf das Krönungsfeſt hinblicken, das bei der Erhebung Preußens zu einem Königreiche am 18. Jan. 1701 zu Königsberg gefeiert wurde*).

In der glänzenden Pracht, in der abgemeſſenen Förmlichkeit und in der ungeheuren Geldverſchwendung, die bei beiden Krönungsfeſten ſtattfand**), zeigt ſich

---

*) Ueber letzteres ſiehe hiſtor. Bilderſaal, Th. V, 3, 452 ff.

**) Der Palaſtpräfect Bauſſet (Fortgeſetzte Denkwürdigkeiten ꝛc.

Gleichartiges. Auch gleichen ſie einander darin, daß beiden Widerſpruch entgegen trat: hier durch Ludwig XVIII., dort durch den Pabſt und den deutſchen Orden, und daß beide trotz dieſes Widerſpruchs gefeiert wurden. Anders aber iſt es, ſieht man auf den Aufbau und die Dauer beider Throne. Der Aufbau des preußiſchen Thrones erfolgte allmählich mit dem allmählichen Fortſchreiten Brandenburgs und ſeiner Beherrſcher und war geſtützt auf das geſchichtliche Leben des Hauſes Hohenzollern. Dagegen war der Thron, den Napoleon errichtete, wie im raſchen Fluge zuſammengezimmert, nicht auf eine weit zurückweichende, geſchichtliche Unterlage gebaut, ſondern bloß auf ſeine Kraft und ſeine Thaten. Darum erhielt ſich jener Thron auch in den gefahrvollſten Zeiten des preußiſchen Staates und beſtehet heute noch, mit friſchem Glanze umſtrahlt; dieſer Thron aber wankte und zerfiel, als ſich das Glück von ſeinem

---

Th. II, S. 126) behauptet, die Krönungskoſten hätten nur 1,050,195 Franken 71 Cent. betragen, und es ſei eine lächerliche Uebertreibung, ſie auf 60 Millionen Franken anzuſchlagen. Aber ſeine Berechnung ſtellt nur drei einzelne Punkte, Salbung in der Kirche, Erleuchtung des Palaſtes und Gartens, und Austheilung der kaiſerl. Adler am 5. Dec. 1804, auf. Der Geſammtbetrag aller für die Krönungsfeierlichkeit verwendeten Ausgaben belief ſich nach Schloſſer (Zur Beurtheilung Napoleons III, 156) auf 85 Millionen Franken. — Der Aufwand beim Krönungsfeſte in Königsberg betrug auf ſechs Mill. Thaler. Und dieſer erſcheint nicht minder groß als jener, wenn man den Umfang Preußens mit dem Umfang Frankreichs und den Geldwerth am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Geldwerthe am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts vergleicht.

ſeinem Stifter gewendet hatte; nicht volle zehn Jahre dauerte ſein Beſtand, und jetzt gleicht er einem eingeſunkenen Denkſteine mit der Aufſchrift: Sic transit gloria mundi!

IV.

Das Feſt des Fürſten von Schwarzenberg am 1. Juli 1810.

Wie die Feierlichkeiten bei der Vermählung Ludwigs XVI. mit der öſtreichiſchen Prinzeſſin Marie Antoinette von furchtbaren Schreckniſſen begleitet wurden, ſo auch die Feierlichkeiten bei der Vermählung Napoleons mit der öſtreichiſchen Prinzeſſin Marie Luiſe; und wie jene Schreckniſſe als ein verhängnißvolles Anzeichen angeſehen wurden, ſo auch dieſe. Jene ſind in unſerm Bilderſaale (Th. V, 3, S. 282 ff.) bereits erörtert worden; es iſt daher billig, auch von dieſen zu reden, was um ſo ſichrer geſchehen kann, da zwei Augenzeugen, Bauſſet (in ſeinen Denkwürdigkeiten aus dem Innern des kaiſ. Palaſtes, Th. II, 1, S. 30 ff.) und Varnhagen von Enſe (in Raumers hiſt. Taſchenbuche, 1833. S. 1—43) über dieſe Ereigniſſe Bericht erſtattet haben.

Gedrungen durch politiſche wie durch perſönliche Rückſichten wollte der öſtreichiſche Botſchafter zu Paris, Fürſt Karl von Schwarzenberg, die Reihe von Feſtlichkeiten, welche die Vermählung Napoleons mit

Marie Luiſe hervorgerufen hatte, am 1. Juli 1810 mit einem großen und glänzenden Feſte beſchließen. Auſſer 1200 anderen Perſonen nahmen auch der Kaiſer und die Kaiſerin ſeine Einladungen an, und was nur die Pracht Glänzendes und Geſchmackvolles, was insbeſondere Frankreich Schönes und Anmuthiges aufzuweiſen hat, wurde von ihm herbeigeſchafft. Da der Palaſt, den er bewohnte (das ehemalige Hotel de Monteſſon in der Rue du Montblanc), für die Zahl der Geladenen nicht groß genug war, ſo ließ er in dem Garten, der an ſeinen Palaſt ſtieß, einen auf Balken ruhenden Ballſaal von Holz erbauen, der durch eine Gallerie, gleichfalls von Holz, mit dem Palaſte in Verbindung ſtand. Die Decken, Wände und Säulenbalken wurden mit Papiertapeten, mit Gaze, Muſſelin und Gewinden künſtlich gebildeter Blumen bekleidet. Koſtbare Kronleuchter, Wandleuchter und farbige Lampen erleuchteten den Saal. Im Hintergrunde desſelben befand ſich für die kaiſerliche Familie eine mit prächtigen Teppichen geſchmückte Erhöhung und auf derſelben ein Armſeſſel für den Kaiſer und ein andrer für die Kaiſerin. In der Mitte des Ballſaales war der Haupteingang, zu welchem mehrere Stufen führten, und hinter der Erhöhung eine zweite Thüre zum beſondern Gebrauch des Kaiſers und der Kaiſerin.

Mit Eintritt des Abends begann das Feſt. Aus dem Palaſte wurde die hohe Verſammlung, der Kaiſer und die Kaiſerin voran, in den prächtig beleuchteten Garten geführt, hier von verſchiedentlich vertheilten Muſikchören begrüßt, dann an einem, dazu eingerichteten, Platze mit öſtreichiſchen Nationaltänzen, die von den erſten Operntänzern in öſtreichiſcher Volkstracht aufgeführt wurden, zuletzt mit einem koſtbaren Feuerwerk unterhalten. Gegen Mitternacht begab ſie ſich aus dem Garten in den Ballſaal. Kaum aber hatte ſie hier eine Stunde lang getanzt, als ſich dieſer Schauplatz des Glanzes und der Freude in eine Stätte der Verwüſtung und des Entſetzens umwandelte. Ein Windzug trieb gegen eine nahe Wachskerze einen Vorhang; dieſer fing Feuer und ſetzte ſogleich andre Vorhänge in Brand. Vergebens ſuchten die Herren, die zunächſt ſtanden, das Feuer zu löſchen; es flog zur hohen Decke hinauf, ergriff die Gaze und Muſſeline an den Wänden und Säulen, und in weniger als drei Minuten ſtand der ganze Saal in Flammen.

Napoleon, der ſich eben an dem einen Ende des Saales mit der Fürſtin Pauline von Schwarzenberg unterhalten hatte, eilte in ruhiger Beſonnenheit zu ſeiner Gemahlin, die in ihrem Armſeſſel ſaß und entfernte ſich mit ihr, geleitet von dem öſtreichiſchen Botſchafter, durch die ſchon erwähnte hintere Thüre. Im Hofe angelangt fuhr er mit ſeiner Gemahlin bis zu den elyſäiſchen Feldern. Dort übertrug er ihrem Gefolge die Leitung der weitern Fahrt nach St. Cloud; er ſelbſt begab ſich wieder zur Brandſtätte, um das Löſchen und Retten zu bethätigen.

Indeſſen war hier das Grauſenhafteſte erfolgt. Schrecken und Angſt hatte die Geſellſchaft betäubt und, wie es in Augenblicken großer Gefahren geſchieht, den Unterſchied des Ranges und Standes verſcheucht. Ein Jedes ſuchte ſich und die Seinigen zu retten und alles drängte nach den Thüren hin, wodurch ein furchtbares Gewirr entſtand und die Stufen an dem Haupteingang zuſammenbrachen. Viele wurden von den Flammen getroffen, die den ganzen Saal durchtobten; viele ſtürzten im Saale oder am Ausgange nieder und wurden von Nachdrängenden zertreten oder von herabfallenden Brettern und Balken zerquetſcht. Und im Garten — welch' Angſt- und Wehgeſchrei, welcher Jammer, welche Thränen! Männer ſuchten und riefen nach ihren Frauen und Kindern, Mütter nach ihren Töchtern und Männern. Ueberall erblickte man Jammernde und Tobende, Ohnmächtige und Verwundete.

Ein ſchreckliches Loos war dem Bruder des öſtreichiſchen Botſchafters, dem Fürſten Joſeph von Schwarzenberg beſchieden. Schwer verletzt war ſeine Tochter; doch wurde ſie ihm gerettet; aber ſeine Gemahlin, Pauline geb. Prinzeſſin von Aremberg, die die Angſt um die Tochter in dem Flammenſaale zurückgehalten hatte, fand daſelbſt ihren Tod. Am andern Morgen, als das Feuer gelöſcht war, entdeckte man ihren halbverbrannten Leichnam in einer mit Waſſer angefüllten Vertiefung. — Die Fürſtin von der Leyen, der das Kleid angebrannt und das goldene Diadem tief in die Stirne geglühet war, entkam zwar, mit Hilfe eines ſchwediſchen Officiers, noch lebend den Flammen; aber ſchon nach wenigen Tagen ſtarb ſie unter ſchrecklichen Schmerzen. Der ruſſiſche Botſchafter, Fürſt Kurakin, wurde brennend und ohnmächtig aus dem Gewühl hervorgezogen; aber er mußte drei ſchmerzvolle Monate bis zu ſeiner Wiederherſtellung hinbringen. — Im Ganzen verloren bei dieſem Brande über zwanzig Perſonen das Leben, und über ſechzig wurden mehr oder weniger verwundet.

In Paris argwohnte man anfangs, dieſer Brand ſei zum Verderben des Kaiſers und ſeiner Familie angeſtiftet worden; doch bald wurde das Irrige dieſes Argwohns einleuchtend. Dagegen blieb man dabei, das ſchreckliche Ereigniß als Anzeichen eines ſchlimmen Ausgangs der neuen Verſchwägerung des öſtreichiſchen und franzöſiſchen Hofes zu betrachten; ja Napoleon ſelbſt hatte, wie er bei Montholon (Th. II, S. 170) erzählt, bei dieſen Schreckniſſen eine ſchmerzliche Ahnung.

V.

Napoleon auf dem Rückzuge aus Rußland.

Haben wir oben gezeigt, wie die franzöſiſche Armee auf dem Rückzuge aus Rußland durch Hunger, Kälte und Waffengewalt aufgerieben wurde, ſo ſuchen wir hier zu zeigen, wie Napoleon ſich während dieſes Rückzugs benahm. Wir glauben dadurch zur Veranſchaulichung ſeines Weſens beizutragen, da gerade bei furchtbaren

Schreckniſſen und Drangſalen das Eigenthümliche eines Menſchen am erkennbarſten hervortritt. Zu Führern aber dienen uns **Bauſſet**, **Segur** und **Fain**, die die Schreckniſſe und Drangſale dieſes Rückzugs theilten und während deſſelben oft in der Nähe Napoleons ſich befanden.

Irrig iſt es zu behaupten, daß Napoleon denſelben ohne große Anſtrengungen beſtanden habe *). Wahr iſt es, er litt vieles nicht, was ſeine Untergebenen, Officiere und Gemeine, aufrieb. In warme Pelze gehüllt, in einem mit Pelzen ausgeſchlagenen und ſorgfältig verſchloſſenen Wagen fahrend, die Nächte in gewärmten Wohnungen hinbringend, konnte er der grimmigſten Kälte ſich entziehen. Auch der Hunger konnte ihn nicht peinigen wie Andre, da es ihm nie an Nahrungsmitteln fehlte; und gegen den unmittelbaren Anprall der Ruſſen ſchützte ihn ſeine Garde, die wie eine lebende Feſtung ihn umgab, am Tage um ihn her marſchirte und bei Nacht ſich um ſein Hauptquartier lagerte. Doch litt er auch nicht was Andre litten; ſo hatte er dagegen geiſtige Leiden und Anſtrengungen zu ertragen, wie keiner ſeiner Untergebenen.

Während dieſe nur an ſich und ihre Erhaltung zu denken hatten, hatte er, der Oberanführer, für die Leitung und Rettung des Ganzen zu ſorgen. Welche Maſſen von Sorgen und Kümmerniſſen mußten alſo über ihn

kommen,

---

*) Dieß behauptet unter andern **Menzel**, Geſch. unſerer Zeit ꝛc. Th. II, S. 679.

kommen, wenn er Auswege zur Rettung ſuchte und faſt auf jedem Schritte neue Unglücksbotſchaften empfing; wenn er ſehen mußte, wie Tod und Verderben unter ſeinem Heere wüthete, wie die Bande der Kriegszucht ſich löſeten, wie in eben dem Maße, als ſeine Streitmittel ſich minderten, die Waffenmacht der Ruſſen ſich mehrte. Ferner, welches Seelenleiden mußte ihn bei ſeinem Stolze treffen, da er aus eben dem Lande, das er als Sieger durchſchritten hatte, als Flüchtling wegzueilen genöthigt war; da eben die Feinde, die vorher von ihm verachtet worden waren, jetzt ein Uebergewicht über ihn erhielten; da gleichſam das Hohngelächter und die Schadenfreude des von ihm gedemüthigten Europa ihm entgegenſchallte. Und welche Beſorgniſſe mußten ihn, den Herrſchſüchtigen, ergreifen, blickte er von dem Elend, das ihn umgab, auf die Folgen, die es nach ſich ziehen würde. Konnte es ihm entgehen, daß der Zauber der Unüberwindlichkeit, der bisher ſeine Feinde gefeſſelt hatte, verſchwinden, daß Preußen und Oeſtreich mit andern von ihm hartbedrückten Völkern ſich wider ihn erheben, daß ſelbſt in Frankreich, wo eben erſt (im Oct. 1812) eine Verſchwörung ſeiner Regierung entgegen getreten war, ſein Thron wankend werden würde? Keiner ſeiner Untergebenen hatte *auf* dieſem Rückzuge ſo viel zu verlieren, und keiner konnte *durch* denſelben mehr verlieren, als er. In ſolcher Lage würden Andre, zu Boden gedrückt, kleinmüthiger Verzagtheit oder wüthiger Verzweiflung ſich hingegeben haben. Nicht Er! Ihn hielt ſeine Charakterkraft aufrecht und dabei unterſtützte ihn das Gewicht ſeines Ruhmes, die Ergebenheit und Geſchicklichkeit ſeiner Getreuen, die Fahrläſſigkeit der Ruſſen und die Klugheit, mit welcher er deren Fehler zu benutzen wußte.

Sein Benehmen war das Benehmen eines entſchloſſenen Mannes, der zu ſtolz, um zu klagen, ſchweigend ſich ſeinem Geſchicke unterwirft und doch alles aufbietet, was ſeine Kräfte vermögen, um demſelben entgegen zu wirken. Während der ſieben und vierzig Tage, die er mit ſeinem dahinſterbenden Heere auf dem Rückzuge hinbrachte, gerieth er nur ſelten in leidenſchaftliche Bewegung und nie ſo, daß er ſeiner Würde vergaß. Sein Stolz ſträubte ſich gegen alles, was als eine Verletzung der Feldherrnehre erſcheinen konnte. Fort und fort für ſeinen Ruhm beſorgt, wollte er ſich das Anſehn geben, als ſei er freiwillig zurückgezogen, nicht gezwungen zurückgeflohen; nur durch die Macht der Elemente, nicht durch die Waffengewalt der Ruſſen, noch weniger durch eigene Schuld in dieſes Unglück gekommen*). Aber dabei unterließ er nichts, was zur Rettung ſeines Heeres, an welche ſeine eigne Rettung geknüpft war, dienen konnte, und die Anordnungen, die er dazu traf, zeugen von der Beſonnenheit, die ihm geblieben war. Die Schreckniſſe, die ihn umringten, ſchien er kaum zu beachten; mitten unter ihnen blieb er ruhig. Nur als er hörte, daß Tſchitſchagow vor ihm in Minsk eingezogen, dann, daß durch denſelben der Uebergang über die Berezina ihm verſperrt ſei, äuſſerte er eine lebhafte Beſtürzung und Aengſtlichkeit; doch vermochte er bald ſie niederzukämpfen und Hilfsmittel zu finden. Wenn ſonſt Unglücksbotſchaften an ihn gelangten, hörte er ſie ſchweigend an und ſuchte deren Berichte ſo viel als möglich abzukürzen. Als nach dem Uebergang über die Berezina einer ſeiner Marſchälle bittre Klagen über die erlittenen Verluſte erhob, unterbrach er ihn mit den Worten: „Warum wollen Sie mich um meine Ruhe bringen?“ Und als dennoch der Marſchall mit Klagen fortfuhr, wiederholte er im Tone des Vorwurfs die Worte: „Ich verlange zu wiſſen, warum Sie mich um meine Ruhe bringen wollen?“ Er fürchtete, daß Klagen den, der ſie anhörte, wie den, der ſie erhob, ſchwächen möchten. — Furcht vor ſeinen Soldaten, obſchon ſie ihn als Urheber ihrer Leiden anſehen mußten, lag ihm fern. Nicht immer im Wagen, ſondern oft auch zu Pferde, mitunter ſtundenlang zu Fuße, auf einen Stock geſtützt, wandelte er mit ruhiger und würdevoller Haltung unter ihnen und ſuchte Muth und Vertrauen in ihnen aufrecht zu erhalten. Seine Generale befragte er, häufiger als ſonſt, um Meinungen und Maßregeln, da er in ihrer Uebereinſtimmung mit ihm ein Beförderungsmittel ſeiner

---

*) Noch zu St. Helena äußerte er, wie Las Cases VIII, 42 erzählt: „Alles hätte anders werden müſſen, hätte ich nur bewaffnete Menſchen, nicht die zürnende Natur zu bekämpfen gehabt. Armeen habe ich geſchlagen, aber die Flammen, den Froſt, die Erſtarrung, den Tod habe ich nicht beſiegen können.“

Rettung erkannte. Wirklich unterwarfen ſich auch Generale und Gemeine willig ſeinen Anordnungen. Nur er, meinten ſie, nur er, der ſie ſo hoch hätte ſtellen können, ſei auch im Stande, ſie aus dieſer Tiefe des Elends zu retten. „So lebte er", nach Segurs Ausdruck, „mitten unter ſeinem Heere, wie die Hoffnung im Herzen der Menſchen!"

Wunderbar, wie die Feſtigkeit ſeines Charakters, war auch die Feſtigkeit ſeiner Geſundheit. Obſchon er umgeben war von furchtbaren Schreckniſſen und belaſtet mit drückenden Sorgen und Geiſtesanſtrengungen, blieb doch ſeine Geſundheit eben ſo unerſchütterlich auf den ruſſiſchen Eisfeldern wie einſt im Glühſande der ſyriſchen Wüſte. Nach Segur kränkelte er am Anfange des ruſſiſchen Feldzugs, beſonders am Tage der Schlacht von Moſaisk; Bauſſet aber, der am Tage vor dieſer Schlacht (6. Sept.) zu ihm kam, verſichert, er habe ihn körperlich und geiſtig vollkommen wohl getroffen. Und nicht zu bezweifeln iſt, daß er während des Rückzugs geſund blieb. Er ſelbſt rühmt dieß in ſeinem 29. Bülletin, dann in ſeiner Unterredung zu Warſchau am 10. Dec. und in einem Briefe an Kaiſer Franz vom 13. Dec. Am meiſten aber ſpricht dafür die raſtloſe Thätigkeit, die er ſowohl auf dem Rückzuge als nachher in Paris bewährte.

An dieſe allgemeinen Bemerkungen mögen ſich, zur Beſtätigung derſelben, noch einige beſondere Züge anreihen!

Beſorglicher Ernſt lag in ſeinen Mienen, als er den Rückzug antrat, beſonders als er nach der Schlacht bei Malo-Jaroslawetz (24. Oct.) durch ſeine Umgebungen bewogen wurde, auf der Straße, auf der er nach Moskau gekommen war, zurückzukehren, da ſie, als die kürzeſte, die beßte ſei. Nur ungern gab er nach. Sein Stolz ſträubte ſich, vor Kutuſow zurückzuweichen und ſein heller Blick ermaß die Schreckniſſe, die ihn auf einer ſchon verwüſteten Straße treffen würden. — Während er mit Anordnungen für den Rückzug vollauf beſchäftigt war, beſchäftigte ihn auch das Durchgehen und Beantworten der Berichte, die unterwegs an ihn gelangten. — So lange er konnte, ſorgte er für Kranke und Hungrige. Als er am 28. Oct. nach Moſaisk zurückkam, mußte, auf ſeinen Befehl, jeder Fahrende einen oder zwei der Kranken, die ſich daſelbſt befanden, aufs Fuhrwerk nehmen. — Als am 7. Nov. aus Smolensk Proviantwagen ſeinem ausgehungerten Heere entgegen geſendet wurden, und Berthier dieſe für die Garden in Beſchlag nehmen wollte, ſchickte er ſie an Neys Corps, das bei Wiasma gegen die Ruſſen zu kämpfen hatte, „damit es denen, welche kämpften, nicht an der nöthigen Nahrung fehlen möchte." — Zu Krasnoi am 6. Nov. war er in banger Beſorgniß über das Schickſal Eugens, der mit Davouſt und Ney ihm folgen ſollte. Zwiſchen ihm und dieſen hatte ſich Miloradowitſch geſtellt. Da beſchloß er, obſchon ihm alles daran liegen mußte vorwärts zu kommen, wieder umzukehren,

kehren, um ſeine alten Waffengefährten zu retten. Den Truppen, die er abſendete, gelang es, dem bedrängten Eugen Luft zu machen, ſo daß dieſer in der Nacht vom 16. zum 17. Nov. zu ihm ſtieß. Aber noch waren Davouſt und Ney nicht gerettet. Er brach daher am 17. Nov. mit 6000 Gardeſoldaten und 5000 Mann von Mortiers Corps zu ihrem Beiſtande auf. Die Ruſſen, ihn ſcheuend, zogen ſich vor ihm zurück, und Davouſt war gerettet. Aber nun mußte Napoleon, auf die Nachricht, daß die Ruſſen unter Benningſen den Fortgang des Rückzugs ihm verſperren wollten, zurück nach Krasnoi und Liady, ohne Neys Ankunft abwarten zu können. Nur durch die äußerſte Gefahr bedrängt, entſchloß er ſich dazu, mit ſchmerzlichem Hinblick auf Ney, deſſen Untergang ihm unausbleiblich ſchien. Wiederholt brach er in die Worte aus: „Das Elend meiner Soldaten zerreißt mir das Herz." Doch Ney entkam der Gefangenſchaft durch ſeltene Klugheit und Kühnheit, aber auch mit Aufopferung ſeines Geſchützes und Gepäckes. Am 20. Nov. gelangte er wieder zu dem übrigen Heere. Wie groß vorher Napoleons Schmerz geweſen war, ſo groß war nun ſeine Freude, als er zu Orsza hörte, daß Ney gerettet ſei. In freudiger Bewegung rief er aus: „Ich habe in den Gewölben der Tuilerien mehr als 400 Millionen; ich würde ſie mit Dank für die Auslöſung meines treuen Waffengefährten gegeben haben" *).

Der

---

*) Es führt Bauſſet (II, 1, S. [illegible]) dieſe Worte an, mit dem

Der Uebergang über die Berezina galt ihm als Entſcheidung ſeines Schickſals, und er rüſtete ſich zu demſelben als zu einem verzweifelten Unternehmen. Noch ehe er an die Berezina kam, ließ er die Adler ſeiner Legionen, die Berichte ſeiner Miniſter und eine große Zahl überflüſſiger Wagen vernichten, und ſammelte um ſich alle noch berittene Officiere, etwa 500 Mann, die er ſeine heilige Schaar nannte. **Murat** drang in ihn: „er möchte wenigſtens ſeine Perſon retten; weiter hinauf an der Berezina ſei eine Fuhrt, durch dieſe wollten des Weges kundige Polen, auf die er ſich verlaſſen könne, ihn bringen und dann bis Wilna geleiten." Er aber ging auf dieſen Vorſchlag nicht ein: ſei es, weil es ihm allzugefährlich ſchien, mit wenigen Polen das ruſſiſche Heer an der Berezina zu umgehen, oder weil es ihm ehrlos dünkte, ſein Heer mitten in der größten Gefahr zu verlaſſen. Dagegen traf er die umſichtigſten Vorkehrungen zu ſeiner und ſeines Heeres Rettung *). Indem er ſich ſtellte, als wollte er unterhalb Boriſſow's über die Berezina gehen, verlockte er die Ruſſen, den Ueber-

gangs-

Beiſatz: „Ich ſelbſt habe ſie aus dem Munde des Kaiſers vernommen." — In einigen Ausdrücken anders, aber in den Hauptſachen zuſammenſtimmend, erzählen dieß **Segur** (V, 91) und **Fain** (II, 292).

*) Selbſt der ruſſiſche General **Boutourlin** (Histoire de la Campagne de Russie en 1812. Tom. II, S. 381) gibt ihm das Zeugniß, daß er durch geſchickte Vorſpiegelungen die ihm gegenüber ſtehenden Generale irre leitete und ſeinen Uebergang auf einem trefflich ausgeſuchten Punkte vollführte.

gangspunkt oberhalb Boriſſows zu verlaſſen; und indem er nun eilte, Brücken ſchlagen zu laſſen und mittelſt derſelben die bewaffneten Schaaren unter Oudinot und Dombrowski, denen er ſelbſt mit ſeinen Garden und den Trümmern des Ney'ſchen Corps folgte, auf das rechte Ufer der Berezina zu bringen, rettete er ſich mit einem bedeutenden Theile ſeines Heeres.

Jetzt, da er dieſem den Weg nach Wilna, wo es Erholung hoffen durfte, geöffnet hatte, beſchloß er, eiligſt nach Paris zurückzukehren. So nur, glaubte er, ſein Anſehn als Kaiſer zu wahren, Frankreich in Unterwürfigkeit und Kraft zu erhalten und den Ueberreſten ſeines unglücklichen Heeres nützlich werden zu können. Dieß drückte er zu Warſchau (am 10. Dec.) mit den Worten aus: „Ich wiege jetzt ſchwerer auf meinem Throne als an der Spitze meiner Armee" *). Am 5. Dec. Abends ließ er zu Smorgonie ſämmtliche Marſchälle zu ſich kommen, gewann erſt jeden Einzelnen für ſein Vorhaben, und erklärte dann Allen, daß er noch dieſe Nacht nach Paris abreiſen werde, daß er dem Könige von Neapel den Oberbefehl über die Armee übergebe, und daß Alle dieſem, wie ihm, gehorchen möchten. Hierauf erhob er ſich, 10 Uhr des Abends, drückte jedem herzlich die Hand und

---

*) Fain II, 330 bemerkt: „Seine Gegenwart, welche für ſeine Soldaten nicht mehr unerläßlich nothwendig iſt, iſt unerläßlich nothwendig in Paris. Nur von dort aus kann er Preußen und Oeſtreich Achtung einflößen. Paris iſt alſo der Ort, wohin er ſich begeben muß. Zögert er, ſo kann ihm der Weg dahin verſchloſſen werden."

und ſchied mit einem erzwungenen Lächeln. Zu ihm in den Wagen ſtieg Caulincourt, auf den Bock der Mameluck Rouſtan und ein Capitain der polniſchen Lanzenführer, der ihm zum Dollmetſcher dienen ſollte; Duroc und Mouton folgten ihm im Schlitten nach, und polniſche Reiter begleiteten ihn. Welche Gefühle ihn auf dieſer Heimreiſe durchdrangen, oder wie er ahnete, daß ſein Unglück das Hohngelächter Europas, wohl gar ſeinen Sturz nach ſich ziehen könne, das drückte er in Warſchau (10. Dec.) bei einer Unterredung mit dem Abbé de Pradt in den oft von ihm wiederholten Worten aus: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur Ein Schritt!"

VI.

Ueber die Bedeutſamkeit des Jahres 1813.

Groß iſt die Zeit, in der große Ideen aufflammen, ganze Völker für ſie erglühen und folgenreiche Wirkungen aus ihnen hervorgehen. Mit Recht verdient daher auch das Jahr 1813 eine große Zeit genannt zu werden.

Die großartige Idee der bürgerlichen und politiſchen Freiheit, die am Anfange der franzöſiſchen Revolution laut geworden, nachher verhallt, aber bei der Gewaltherrſchaft Napoleons wieder erwacht war, trat ins Leben, gehoben und getragen von dem Gefühle des Rechts, der Nationalehre und der Vaterlandsliebe. Nicht bloß Einzelne, ſondern ganze Völker, beſonders Deutſche, wurden von ihr ergriffen; ja ſelbſt die Monarchen Rußlands und Preußens erklärten damals (in ihrem Aufrufe zu Kaliſch, 25. März 1813) „Freiheit und Unabhängigkeit für unveräußerliche Stammgüter der Völker" und machten „Ehre und Freiheit" zu ihrem Looſungsworte. Und dieſe Idee brachte die ſtaunenswürdigſten Wirkungen hervor. Vor ihr verſchwanden die Reibungen einzelner Staaten; die Scheidewände zwiſchen den einzelnen Ständen ſanken darnieder *); von allen Seiten wurden große Opfer gebracht, nicht um eines kleinlichen Gewinnes, ſondern um des Rechts, um des Vaterlands willen. Denn was damals ein von der Idee der Zeit ergriffener Barde ſang: „Wir ſuchen ja nicht die Güter der Erde, das Heilige ſchützen wir mit dem Schwerte", — das tönte in tauſend und tauſend Herzen wieder. Und je ſchwieriger der Kampf war, den man zu beſtehen hatte, deſto mehr richtete ſich der Blick nach Oben, deſto mehr erſtarkte wieder der fromme Glaube zu dem, der den Hoffährtigen demüthiget, den Schwachen ſtärkt und der gerechten Sache den Sieg verleihet. „Mit Gott für König und Vaterland!" war das Feldgeſchrei der Kämpfenden; unter den Segnungen der Kirche weiheten ſie ſich zu blutigen Schlachten und mit Dankgebeten feierten ſie errungene Siege.

---

*) Die Bürgerlichen wurden, nach Zſchokke's Ausdruck, im Sinn, Wort und That adeliger; die Großen bürgerlicher (ſ. Münch, Allg. Geſch. der neueſten Zeit. Th. III, S. 167).

In ſolcher Begeiſterung ſchritt damals Preußen allen übrigen Staaten voran. Mehr als andre hatte es durch Napoleon gelitten, und mehr als andre hatte es von ihm zu fürchten, wenn es ihm abermals unterliegen ſollte: um ſo eifriger ſtrengte es alle Kräfte zu ſeiner Rettung und Wiedererhebung an. Aber es blieb nicht vereinzelt. Wie es an Rußlands Macht ſich hielt und Schwedens Hilfe an ſich zog, ſo trat wiederum Oeſtreich ihm bei; und kaum war der große Sieg bei Leipzig errungen, als die übrigen Fürſten und Völker Deutſchlands die Anſtrengungen Preußens und ſeiner Verbündeten theilten*). Wie im Jahre 1095 eine aufflammende Begeiſterung für die Befreiung des heiligen Grabes ſich erhob, ſo erhob ſich im Jahre 1813 eine gleiche Begeiſterung für Ehre und Freiheit des deutſchen Vaterlands.

Schnell iſt dieſe große, lebensreiche Zeit verſtrichen; die Gefühle, die damals laut wurden, ſind jetzt erkaltet oder zum Schweigen gebracht; die Hoffnungen, die an ſie geknüpft wurden, haben nicht volle Befriedigung gefunden. Aber pflichtmäßig und heilſam iſt es, Großes und Herrliches, auch wenn keine Erfolge es krönen ſollten, in treuem Andenken zu bewahren; und Freude gewährt es, auf eine große Zeit, die wir ſelbſt durchlebt haben, zurückzublicken und ſich einer Begeiſterung zu erinnern,

---

*) Eines beſonderen Lobes machten ſich damals die Sachſen würdig. Obſchon erſt die Politik, die ihr König befolgte, dann die Behandlung, die ihm widerfuhr, endlich die Kriegsdrangſale, von denen ſie heimgeſucht wurden, ſie nicht ermuntern konnten, bewährten ſie doch den lebendigſten Eifer für Ehre und Freiheit des deutſchen Vaterlands. Man ſehe Venturini's Chronik 1813. S. 29.

innern, die einſt noch unſeren Enkeln groß und herrlich erſcheinen wird.

Aber dieſe große, lebensreiche Zeit iſt auch nicht ohne große Folgen vorübergegangen. Denn erſtens, was ſie zunächſt erſtrebte, wurde erreicht: die Zwingherrſchaft Napoleons und mit ihr der freche Uebermuth ſeiner Trabanten wurde niedergeſchmettert. Freilich traten damit die goldenen Zeiten nicht ein, die der Begeiſterung vorſchwebten: ganz anders, als man damals träumte, geſtaltete ſich der Zuſtand Deutſchlands und Europas; aber entfernt wurden doch die endloſen Kriege und die harten Quälereien, die Napoleons Regierung, beſonders in deren letzten Zeiten, ſo widrig gemacht hatten, und ſomit Störungen und Hinderungen des Wohlſtandes weggeräumt und Zugänge zum Beſſern geöffnet.

Zweitens, durch die Begeiſterung, die im Jahre 1813 obwaltete, wurden die Bewegungen, die noch jetzt Staat und Kirche erfüllen, angeregt. Der Sinn für bürgerliche und politiſche Freiheit, der bei der Zwingherrſchaft Napoleons erwacht war, wurde damals von Fürſten und Staatsmännern durch Aufrufe und Verheißungen genährt und aufgemuntert: ſie erkannten in ihm eine Verſtärkung ihrer Macht und wähnten, er werde ſich nur gegen Napoleon richten und mit deſſen Sturze wieder verſchwinden. Aber dem einmal belebten Freiheitsſinne war es nicht genug, daß Napoleons Despotie geſtürzt wurde, er wollte auch vor jeder andern Despotie geſichert ſein, und drang nun auf Staatseinrichtungen,

tungen, durch welche die Menſchen- und Bürgerrechte anerkannt und die gegenſeitigen Rechte und Pflichten der Regenten und Unterthanen beſtimmt würden. Dagegen verlangten Viele der durch den Sieg wieder Emporgekommenen, freiſinnige Ideen zu unterdrücken, veraltete Anſprüche wieder geltend zu machen und einen Zuſtand der Dinge zurückzuführen, wie er vor der franzöſiſchen Revolution geweſen war. Dieſe verſchiedenartige Richtung führte zu einem Kampf um Staatseinrichtungen, der dem Sturze Napoleons, oder dem Jahre 1813 folgte. Und zugleich mit dieſem Kampf erhob ſich ein andrer, betreffend das Religions- und Kirchenweſen. Denn da der Sturz Napoleons als ein Gottesgericht, gleichſam als ein ſichtbares Einſchreiten der göttlichen Gerechtigkeit in die Angelegenheiten der Menſchen erſchien: ſo erhielt der religiöſe Sinn, der in den Tagen der Trübſal und des Kampfes gegen Napoleon emporgekommen war, ein neues Gewicht. Aber indem nun Viele dieſen Sinn dadurch zu befeſtigen ſuchten, daß ſie auf Feſthaltung der ehemals aufgeſtellten Dogmen und auf Belebung des Gefühlsglaubens (Myſticismus) drangen; Andre aber, die Rechte der Vernunft vertretend, die göttliche Offenbarung von der menſchlichen Auffaſſung derſelben unterſchieden und freies Erforſchen religiöſer Wahrheiten in Anſpruch nahmen (Rationalismus), entwickelte ſich ein Widerſtreit der Meinungen über Religions- und Kirchenſachen, der beſonders ſeit dem Jahre 1817, als die Jubelfeier der Reformation einen neuen

Anſtoß dazu gegeben hatte, ſich weiter fortſpann und heute noch die Gemüther in Bewegung ſetzt.

Endlich darf nicht unbemerkt bleiben, daß aus der Begeiſterung im Jahre 1813 neben großen Beiſpielen uneigennütziger Vaterlandsliebe und eines keine Gefahren und Anſtrengungen ſcheuenden Heldenmuthes, auch große Lehren hervorgingen. Denn ſie zeigte aufs neue, welche Kräfte ſie erwecken und zu welchen Thaten ſie hinführen kann; wie die wahre Kraft des Staates nicht in ſtehenden Heeren, ſondern in dem Zuſammenwirken der Fürſten und Völker liegt, und daß das Intereſſe beider nicht zu trennen, noch weniger einander entgegen zu ſetzen iſt. Und ſo wurde das Jahr 1813 wie zu einem Glanzpunkte in der Geſchichte Deutſchlands, ſo auch zu einer Schule der Weisheit.

VII.

Napoleons Abſchied zu Fontainebleau 20. April 1814.

Der Gang der Begebenheiten von dem Rückzug aus Rußland bis zum Abſchied zu Fontainebleau iſt oben erörtert worden. Es braucht alſo hier nicht gezeigt zu werden, wie Napoleon bei dem Beſtreben, das in Rußland erlittene Unglück zu rächen und die Größe ſeiner Herrſchaft zu behaupten, im Jahre 1813 aus Deutſchland vertrieben, zu Anfang des Jahres 1814 in Frankreich

reich angegriffen und hier nach einer Reihe von Siegen und Niederlagen dahin gebracht wurde, daß er zu Fontainebleau ſeinen Kronen entſagte. Nur die Art, wie er von ſeiner Herrſchaft und ſeinem Heere ſchied, ſoll hier geſchildert werden, weil ſie ihn mitten in herzerſchütternden Momenten darſtellt.

Gewiß mußten die Tage, in denen er das ganze Gebäude ſeiner Herrſchaft zuſammenſtürzen ſah, Tage der gewaltigſten Gemüthsbewegung für ihn ſein. Fühlen wir uns ſchon bei dem Hinblick auf die Vernichtung irdiſcher Größe von einem gewiſſen Schauer ergriffen, wie weit mehr muß der Hochgeſtellte, der ſolche Vernichtung erleidet, von derſelben erſchüttert werden. Darf man ſich alſo wundern, daß Napoleon, trotz ſeiner Charakterfeſtigkeit, bei dem Umſturz ſeines Glücks in Verwirrung und Unruhe gerieth? Doch nur in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts in Fontainebleau (31. März — 12. Apr.), als er ſich, was er nicht erwartet hatte, vom Volke verlaſſen, von verrätheriſchen Großen hingeopfert, von zeitherigen Waffengefährten aufgegeben, von feindlicher Uebermacht bedroht, und durch dieß alles zur Thronentſagung hingedrängt ſah, trat dieſe Erſchütterung unverkennbar hervor. Sie ſprach ſich aus in den Vorwürfen, die er in einem Tagsbefehl vom 5. Apr. gegen den Treubruch Marmonts und des Senats erhob, und noch deutlicher in dem Wankelmuth oder der Unentſchloſſenheit ſeines Benehmens. Bald will er Alles, ſelbſt ſein Leben für das Wohl Frankreichs hingeben, bald wieder mit den

Truppen, die ihm geblieben ſind, ſeinen Thron behaupten; bald knüpft er Unterhandlungen mit den Verbündeten an, bald ſtößt er dieſe Unterhandlungen wieder zurück. Schon hat er den Thronen Frankreichs und Italiens unbedingt entſagt (6. Apr.), als ihn wieder gereut, dieß gethan zu haben; ſchon hat er durch treugebliebene Anhänger einen Vergleich über ſein künftiges Loos abſchließen laſſen (11. Apr.), als er es ſeiner unwürdig findet, über Titel, Gelder und Aufenthalt mit ſeinen Feinden zu feilſchen. Nun mag er von dieſem Vergleiche nichts mehr wiſſen und weigert ſich ihn zu unterſchreiben. Indeſſen wird der Kreis, in welchem er ſich frei bewegen kann, von Stunde zu Stunde beengter; immer näher rücken ihm die Verbündeten, immer häufiger fallen ſeine Untergebenen von ihm ab. Er wechſelt Plane um Plane, und kein Ausweg zeigt ſich ihm. In dieſen Augenblicken düſtrer Schwermuth wird ihm das Leben unerträglich. Er redet mit den ihm treugebliebenen Freunden über den freiwilligen Tod, dem die Helden des Alterthums in Lagen, die der ſeinigen glichen, ſich unterzogen haben, und beſchließt ihrem Beiſpiele zu folgen. Mitten in der Nacht vom 12. zum 13. Apr., heißt es, ſtand er auf, ſchüttete ein Gift, das er ſeit dem Rückzuge aus Rußland beſtändig mit ſich führte, in ein Glas Waſſer und trank dieſes aus. Aber bald erpreßte ihm der Schmerz das Geſtändniß ſeiner That. Man eilte ihm zu Hilfe und, ſei es, daß das Gift zu ſchwach oder die genommene Maſſe zu klein war, es tödtete ihn nicht. Er verfiel in eine lange Betäubung, ein übermäßiger Schweiß trat hervor, und als er am andern Morgen erwachte, fühlte er ſich geſund. Nun erſt, da er in ſeiner Erhaltung einen Wink ſeines Geſchicks erkannte, kehrte Muth und Entſchloſſenheit in ihn zurück, und er zeigte wieder eine feſte und ruhige Haltung, die nur ſelten durch Ausbrüche des innern Grams unterbrochen wurde *).

Am Morgen des 13. Aprils unterſchrieb er den Vergleich vom 11. Apr., und erklärte nun laut, daß er die Regierung niedergelegt habe; ja er forderte ſeine zeitherigen Diener auf, ſich der neuen Regierung zu unterwerfen und übergab den Oberbefehl über die Truppen zu Fontainebleau an Berthier, welcher eilte ihn zu verlaſſen. Die Abtrünnigkeit ſeiner Diener, die hier als Schwäche, dort als Undankbarkeit und Untreue ſich ankündigte, erfüllte ihn mit Bitterkeit und beſtärkte ihn in dem gefaßten Entſchluſſe. Von nun an beſchäftigte er ſich vornehm-

---

*) Dieß erzählt Fain (Manuſcript vom Jahre 1814. Leipzig 1824, S. 189 ff.) Dagegen bezweifelt Bauſſet (Th. II, 2, S. 277) den Vergiftungsverſuch, weil Napoleon am 11. Apr. zu ihm geſagt hatte: „Ein Tod, den ich bloß meiner Verzweifelung zu danken hätte, wäre eine Feigheit. Der Selbſtmord entſpricht weder meinen Grundſätzen, noch dem Range, den ich auf der Welt behauptet habe." — Aber wie Napoleon in ſeinem politiſchen Leben Täuſchungen liebte und oft gerade das Gegentheil von dem that, was er ausſagte, ſo kann dieß auch hier der Fall geweſen ſein. Ferner wird es ſelbſt aus Bauſſet's Angabe klar, daß Napoleon ſich damals mit der Idee des Selbſtmordes beſchäftigte; wie leicht konnte er alſo, auch wenn er den Selbſtmord verabſcheute, in einer Anwandlung von Verzweifelung zu dem Entſchluß kommen, ſeinem Leben ein Ende zu machen.

nehmlich mit Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe und mit Büchern und Landkarten, die ihn mit der Inſel, welche zum Aufenthaltsort ihm angewieſen war, bekannt machen konnten. Auſſer den 400 Mann alter Garde, die ihm in dem Vergleiche vom 11. Apr. zugeſagt waren, erhielten auch der Großmarſchall Bertrand, die Generale Drouot und Cambrone, der Reiſezahlmeiſter Peyruſſe und die Fouriere Deschamps und Baillon Erlaubniß ihm zu folgen. Aber um abzureiſen, mußte er noch die Ankunft der Abgeordneten, die ihn begleiten ſollten, abwarten. Endlich erſchienen dieſe am 19. Apr., — von Seiten Oeſtreichs der General Koller, von Seiten Rußlands der General Schuwaloff, von Seiten Preußens der General Waldburg-Truchſeß, von Seiten Englands der Oberſte Campbell; — und nun wurde die Abreiſe auf den folgenden Tag feſtgeſetzt.

Nachdem am 20. Apr. alle Vorkehrungen zu ſelbiger getroffen waren, die kaiſerliche Garde zu beiden Seiten des Hofes ſtand, die Reiſewagen an der Treppe hielten und in der Gallerie, die zu ſelbiger führte, noch funfzehen treue Diener ihn erwarteten, — verließ Napoleon Mittags 1 Uhr mit feſtem Schritte ſein Zimmer, reichte in der Gallerie jedem ſeiner treuen Diener die Hand, ſtieg raſch die Treppe hinab und trat, über die Wagenreihe hinausgehend, zu ſeiner Garde. Hier gab er ein Zeichen, daß er ſprechen wollte. Alles ſchwieg, und er ſprach Folgendes: „Soldaten meiner alten Garde! Ich nehme

„von euch Abſchied. Seit zwanzig Jahren habe ich euch
„immer auf dem Wege der Ehre und des Ruhmes gefunden.
„In den letzten Zeiten wie in den Tagen unſers
„Glücks ſeid ihr ſtets Muſter der Tapferkeit und der
„Treue geweſen. Mit ſolchen Männern, wie ihr ſeid,
„hätte unſre Sache nicht untergehen können; aber ein
„langer Bürgerkrieg wäre die Folge geweſen, und Frankreich
„noch unglücklicher geworden. Ich habe daher alle
„unſere Intereſſen jenen des Vaterlands zum Opfer gebracht.
„Ich ſcheide! Ihr, meine Freunde, werdet fortfahren
„Frankreich zu dienen. Sein Glück war mein
„einziger Gedanke; es wird immer der Gegenſtand meiner
„Wünſche bleiben. Beklagt mein Schickſal nicht.
„Wenn ich darein gewilliget habe, mich ſelbſt zu überleben,
„ſo war es nur, um zu eurem Ruhme zu dienen.
„Ich werde die Großthaten beſchreiben, die wir zuſammen
„verrichtet haben. Lebt wohl, meine Kinder! Gern
„möcht' ich euch alle an mein Herz drücken. Laßt mich
„wenigſtens eure Fahne umarmen." — Bei dieſen
Worten tritt der General Petit mit dem Adler hervor.
Napoleon umarmt den General und küßt den Adler. Die
Rührung, welche dieſer Auftritt einflößt, wird durch das
Schluchzen der Soldaten laut. Da ruft Napoleon
noch einmal: „Lebet wohl, meine alten Gefährten!
„Möge dieſer letzte Kuß zu euren Herzen dringen!" Mit
dieſen Worten reißt er ſich los aus dem ihm umgebenden
Kreiſe, ſetzt ſich zu Bertrand in den Wagen und reiſet ab,
begleitet

begleitet von den Abgeordneten und einem militäriſchen Gefolge *).

Wahr und gewiß ſcheint es, daß Napoleon in den Augenblicken, als er auf ſolche Art von ſeinen alten Waffengefährten Abſchied nahm, wirklich gerührt war. Hätte er ſie auch weniger geliebt, als er ſie zu lieben vorgab, ſo mußte doch das Scheiden von ihnen ſeine Seele erſchüttern, da es mit dem Andenken an das, was er einſt war, das Andenken an das, was er jetzt aufgab, in ihm erneuerte. Wenn man aber ihn bei Las Caſes (Th. IV, S. 28) verſichern hört: „er habe ſchon in Fontainebleau an ſeine Rückkehr gedacht;“ und wenn man bei Bauſſet (Th. II, 2, S. 277) lieſet, er habe im vertraulichen Geſpräche mit dieſem Palaſtpräfecten unter bitterm Lächeln die Worte geſprochen: „ein lebender Troßbube iſt mehr werth als ein todter Kaiſer,“ womit er angedeutet habe, daß nicht der Todte, wohl aber der Lebende wieder kommen könne: — ſo kann man den Gedanken nicht zurückweiſen, daß die eben geſchilderte Abſchiedsſcene auf Berechnung gebaut war, oder daß Napoleon von der Idee ausging, bei ſeinem Scheiden Eindrücke

---

*) Was hier über Napoleons Abſchied erzählt worden iſt, iſt entlehnt aus dem ſchon oben erwähnten Manuſcript des Barons von Fain, der Augenzeuge dieſes Abſchieds war. Auch Bergk (Leben des Kaiſers Napoleon, Th. IV, S. 117 ff.) und Hazlitt (Geſchichte Napoleons, Leipzig 1835. Th. II, S. 353 ff.) ſind dieſem Werke gefolgt, weil es am vollſtändigſten und, wie es ſcheint, am treueſten den hier bemeldeten Vorgang ſchildert.

drücke zurückzulaſſen, die in den Herzen ſeines Volkes und Heeres fortleben und einſt ihm förderlich ſein möchten. Und ſolchen Zweck, wenn er ihn hatte, hat er erreicht. Dieß zeigte ſich im folgenden Jahre bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich.

VIII.

Napoleons Zug von Cannes nach Paris, 1.—20. März 1815.

Wie Napoleon auf der Inſel Elba lebte, wie er daſelbſt den Entſchluß faßte, nach Frankreich zurückzukehren, und wie er dieſen Entſchluß zur Ausführung brachte, iſt bereits oben (S. 241 ff.) berichtet worden. Hier ſoll, was oben nur angedeutet wurde, geſchildert werden, wie er von Cannes nach Paris zog. Denn dieſer Zug, der ihn vom kühnen Abenteurer zum gewaltigen Herrſcher empor hob, hat eben ſo viel Glänzendes als Ueberraſchendes und weiſet eben ſo wohl auf die Eigenthümlichkeiten Napoleons als auf den Geiſt hin, der damals Frankreich durchdrang *).

Nachdem Napoleon nebſt den 1140 Mann, die er

er

---

*) Am Ausführlichſten wird die Geſchichte der Rückkehr Napoleons von der Inſel Elba auf den Thron Frankreichs behandelt von ſeinem Secretair Fleury de Chaboulon, Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815. à Londres 1819. 2 Tomes.

er aus Elba mit ſich gebracht hatte, am 1. März 1815, Nachmittags gegen 3 Uhr, in der Bucht von St. Juan zwiſchen Cannes und Antibes gelandet war, ſuchte er zuerſt, um einen Stützpunkt ſeines Unternehmens zu gewinnen, dieſe beiden Nachbarſtädte auf ſeine Seite zu ziehen. Aber nur Cannes ergab ſich ihm; Antibes dagegen verhaftete die ſechs und zwanzig Mann, die er an ſie abgeſchickt hatte, und verſchloß ihm die Thore. Er ließ dieß geſchehen, weil ihm die Wegnahme von Antibes bei der Einnahme von Frankreich ganz unbedeutend erſchien und er keine Zeit zu verlieren hatte, ſollte ſein, auf ſchnelle Ueberraſchung gebautes Unternehmen gelingen *). — Er brach daher in der Nacht vom 1. zum 2. März mit ſeinen Truppen gen Paris auf. Mit umſichtiger Klugheit hatte er ſich hierzu den Weg ausgewählt. Nicht durch die Gegenden des ſüdlichen Frankreichs, wo er im vorigen Jahre Unwillen und Widrigkeit erfahren hatte, und wo eine Militärmacht unter Maſſena ſtand, die bei den ihm ungewiſſen Geſinnungen dieſes Marſchalls leicht gegen ihn gerichtet werden konnte **), nahm er ſeinen Weg, ſondern er zog an der ſüdöſtlichen Grenze Frankreichs hin, wo wenig Widerſtand zu beſorgen war, und wo die Alpenpäſſe, die er aus früheren Jahren kannte, ihm im

---

*) Bei Las Cases Th. IX, S. 33 und 35 ſagt Napoleon: „Nur die Geſchwindigkeit konnte mir den Sieg verſchaffen.“

**) Napoleon erzählt (bei Las Cases Th. IX, S. 60): „Ich war ſo weit davon entfernt, nur einigermaßen auf Maſſena zu rechnen, daß ich bei meiner Landung für das Beſte hielt, ihn eiligſt zu überſpringen“ ꝛc.

Falle drohender Angriffe einen Zufluchtsort gewähren konnten. Er drang daher (2. März) nach Graſſe vor, dann (3. März) nach Barême, ferner (4. März) nach Digne, (5. März) nach Gap, (7. März) nach Grenoble. Wohin er kam, feſſelte das Staunen über ſein Kommen jeden Widerſtand. Das Landvolk und die unteren Klaſſen der Städtebewohner, beängſtigt durch die Rückkehr der Adels- und Prieſterherrſchaft, drängten ſich zu ihm mit Freudenbezeigungen und Glückwünſchen; er ſelbſt wußte durch volksthümliche Aeuſſerungen, vorzüglich durch das Verſprechen, Friede und Freiheit zu gewähren und Volksglück zu befördern, die Gemüther für ſich zu gewinnen. Perſonen, die ihn zu Gap beſucht hatten, ſagten beim Fortgehen zu einander: „Er iſt nicht mehr der „Alte; das Unglück hat ihn umgebildet; er geſtehet ſeine „Fehler ein." Zu Gap ließ er zwei Proclamationen, die er ſchon auf der Ueberfahrt von Elba nach Frankreich dictirt hatte, drucken. Die eine war an das franzöſiſche Volk, die andre an das franzöſiſche Heer gerichtet; in beiden zeigte ſich, wie gut er es verſtand, Wahres und Falſches, wie es ſeinem Intereſſe zuſagte, zu verknüpfen und die Franzoſen bei ihrem Gefühle für Nationalehre zu faſſen.

Dem franzöſiſchen Volke rief er unter andern zu: „In meiner Verweiſung habe ich eure Klagen und eure „Wünſche vernommen. Ihr verlangt die Regierung eurer Wahl wieder zurück, welche allein die rechtmäßige „iſt. Ihr machtet mir wegen meines Schlummers Vor-

„würfe; ihr warſt mir vor, ich habe die großen Intereſſen des Vaterlands meiner Ruhe aufgeopfert. Mitten „unter Gefahren aller Art habe ich die Meere durchſchifft, „und trete nun unter euch auf, um meine Rechte, welche „auch die eurigen ſind, wieder zu übernehmen. Alles, „was einzelne Perſonen ſeit der Einnahme von Paris gethan, geſagt und geſchrieben, werde ich auf immer vergeſſen; dieß ſoll nicht im Geringſten auf das Andenken „an die wichtigen Dienſte einwirken, welche ſie mir geleiſtet haben; denn es gibt Ereigniſſe von einer ſolchen „Beſchaffenheit, welche über die menſchlichen Kräfte gehen." — „Franzoſen, es gibt keine Nation, ſo klein „ſie auch ſein mag, welche nicht das Recht gehabt, ſich „der Schande zu entziehen, einem Fürſten zu gehorchen, „den ihr ein für den Augenblick ſiegreicher Feind aufgedrungen hatte. Als Karl VII. wieder nach Paris zurückkam und den eintägigen Thron Heinrichs VI. umſtieß, erkannte er an, daß er ſeinen Thron der Tapferkeit ſeiner Braven und nicht einem Prinzen-Regenten „von England verdanke. So werde auch ich mich rühmen, daß ich euch allein und den Tapfern meiner Armee „Alles zu verdanken habe."

Noch beredter, aufregender und berauſchender ſprach er zu den Soldaten, die er beſonders durch Schmähungen gegen den zurückgekehrten Adel, durch Erinnerungen an vorige Siege und durch Hindeutungen auf Ruhm und Belohnungen gegen die neue Regierung zu erbittern und für ſich zu begeiſtern ſuchte. Hier hieß es unter andern:

„Sollten wohl diejenigen, welche fünf und zwanzig Jahre
„lang Europa durchſtreiften, um gegen uns Feinde aufzuwiegeln,
„die ihr Leben damit zubrachten, in den Reihen
„der feindlichen Armeen gegen unſer ſchönes Frankreich
„zu fechten, — ſollten ſie wohl ſich anmaßen dürfen,
„unſre Adler zu befehligen und zu beflecken? — ſie,
„die deren Anblick nie haben ertragen können. Sollen
„wir es dulden, daß ſie die Früchte unſrer glorreichen
„Anſtrengungen erben, daß ſie unſrer Ehre und unſrer
„Güter ſich bemächtigen, daß ſie unſren Ruhm verläumden?
„Wenn ihre Herrſchaft fortdauerte, ſo würde alles,
„ſelbſt das Andenken an jene unſterblichen Tage verloren
„ſein." — — „Soldaten, in meiner Verbannung
„habe ich eure Stimme vernommen; mitten durch
„Hinderniſſe und Gefahren bin ich angekommen. Euer
„General, den die Wahl des Volkes auf den Thron erhoben
„hat und der mit euch aufgewachſen iſt, er iſt euch
„wiedergegeben. Vereiniget euch mit ihm! Reißt dieſe
„Farbe herab, welche die Nation verbannt, und welche
„ſeit fünf und zwanzig Jahren allen Feinden Frankreichs
„zum Vereinigungszeichen gedient hat. Pflanzt die dreifarbige
„Kokarde wieder auf! Ihr trugt ſie an großen
„Tagen." — „Wir müſſen vergeſſen, daß wir die Herren
„der Nationen geweſen ſind; aber wir dürfen nicht
„dulden, daß ſich irgend eine in unſre Angelegenheiten
„miſche." — „Glaubt ihr wohl, daß dieſe Handvoll
„Franzoſen, welche jetzt ſo anmaßend ſind, den Anblick
„eurer Adler wird ertragen können? Sie werden dahin

„zurückkehren, wo ſie hergekommen ſind, und dort werden ſie, wenn ſie wollen, wieder ſo herrſchen, wie ſie „ſeit neunzehn Jahren geherrſcht zu haben vorgeben.“ — „Eure Güter, eure Ehrenſtellen, euer Ruhm, und die „Güter, die Ehrenſtellen und der Ruhm eurer Kinder haben keine größeren Feinde als dieſe Bourbons, welche „von Fremdlingen uns aufgedrungen ſind. Sie ſind die „Feinde unſers Ruhmes, weil die Erzählung ſo vieler „Heldenthaten, welche das franzöſiſche Volk verherrlichet „haben, ihr Verdammungsurtheil iſt.“ — „Soldaten, „kommt, ſtellt euch unter die Fahne eures Oberhauptes! „Sein Daſein beſteht nur in dem eurigen; ſein Wohl, ſein „Ruhm und ſeine Ehre, iſt euer Wohl, euer Ruhm und „eure Ehre. Der Sieg wird im Sturmſchritt ſchreiten; „der Adler mit den Nationalfarben wird von Thurm zu „Thurm bis zu dem Thurme von Notre Dame fliegen! „Dann werdet ihr eure Narben mit Ehren zeigen, dann „werdet ihr eurer Thaten euch rühmen können! Ihr „werdet die Befreier des Vaterlandes ſein!“ *)

Vor Grenoble ſtand ein Bataillon zu ſeiner Vernichtung. Der Officier, den er an dasſelbe abſchickte, wurde

nicht

---

*) Noch einen andern Aufruf an die Armee erließ Napoleon, aber nicht in ſeinem Namen, ſondern im Namen der kaiſerlichen Garde und unterzeichnet vom Generalmajor der Garde Drouot. In dieſem kam das nachmals berühmt gewordene Schlagwort vor: „Seit den wenigen Monaten, wo die Bourbons regieren, ſeid ihr „wohl überzeugt worden, daß ſie weder etwas vergeſſen, „noch etwas gelernt haben.“ Uebrigens glich dieſer Aufruf in Hinſicht ſeines Inhalts den beiden oben angegebenen Aufrufen.

nicht angehört. Da ſchritt er ſelbſt auf die Soldaten los, riß ſeinen Oberrock auf und rief: „Wer unter euch „will ſeinen Kaiſer tödten? Er thue es! Hier bin ich!" Dieß Wort, ſein Anblick und die Erinnerung an ſeine Thaten, erſchütterte die Soldaten. Sie riefen: „Es lebe der Kaiſer!" ſchloſſen ſich an ihn an und marſchirten mit ihm nach Grenoble *). Auf dem Wege dahin ging der Obriſt Labedoyère mit dem ſiebenten Linienregimente unaufgefordert zu ihm über. Zu Grenoble ſelbſt waren auf Befehl der Behörden die Stadtthore verſchloſſen und die Wälle mit Soldaten beſetzt. Aber als Bürger und Soldaten von den Wällen herab ihn mit ſeinen Truppen heranrücken ſahen und das Freudengeſchrei der letzteren hörten, da ergriff auch ſie der Taumel der Freude. Sie riefen den Anrückenden entgegen: „Es lebe Frankreich! Es lebe der Kaiſer!" ſchlugen die Thore ein, ſtrömten dem Kaiſer entgegen und führten ihn unter ſtürmiſchem Jubel in die Stadt. — Am andern Morgen (8. März)

---

*) So geſchah hier in der That, was ſechzehn Jahre früher in dichteriſcher Begeiſterung Schiller den Wallenſtein der Tragödie (Wallenſteins Tod, Aufzug 3, Auftritt 20) ſagen ließ:

— — — — — — — Sie ſollen
Mein Antlitz ſehen, meine Stimme hören. —
Sind es nicht meine Truppen? Bin ich nicht
Ihr Feldherr und gefürchteter Gebieter?
Laßt ſehn, ob ſie das Antlitz nicht mehr kennen,
Das ihre Sonne war in dunkler Schlacht?
Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer und ſchnell
Bezähmt, gebt Acht, kehrt der empörte Sinn
Ins alte Bette des Gehorſams wieder.

(8. März) erſchienen die Behörden Grenoble's vor ihm. Er ſagte zu ihnen, was ſie erfreuen mußte: „Ich habe den „Krieg zu ſehr geliebt; ich will keinen mehr führen. Ich „will regieren, um unſer ſchönes Frankreich frei, glücklich „und unabhängig zu machen. Ich will nicht ſowohl ſein „Oberherr als der erſte und beſte ſeiner Bürger ſein" ꝛc. Zu ſeinen Officieren aber ſagte er froh begeiſtert über den Empfang in Grenoble: „Alles iſt nunmehr entſchieden! Wir marſchiren nach Paris!" *). Und ſo war es in der That! Denn nun hatte er eine bedeutende Macht mit Geſchütz um ſich; aller Widerſtand hörte auf; die Truppen fielen ihm zu, das Volk empfing ihn mit Freuden, Beamte und Nationalgarden wagten nicht, etwas gegen ihn zu unternehmen.

Aber während Volk und Heer ſeine Sache als Sache der Freiheit, der Ehre und des Vaterlands betrachtete, betrachteten ſie die Bourbons, ſo wie die zu Wien verſammelten Großmächte, als Sache der Wortbrüchigkeit, des Aufruhrs und des Hochverraths. Als in der Nacht vom 5. zum 6. März die Nachricht ſeiner Landung in Paris eingetroffen war, wurde er durch eine königliche Verordnung vom 7. März als Verräther und Empörer geächtet und allen Behörden befohlen, ihn zu umſtellen und jeden ihm geleiſteten Beiſtand als eine Meuterei zu be-

---

*) Bei Las Caſes Th. IX, S. 37. ſagt Napoleon: „Sobald ich mich in Grenoble befand, war ich eine wahre Macht geworden. Ich hätte Krieg führen können, wenn das anders nöthig geweſen wäre."

behandeln, auch den Linientruppen und Nationalgarden der Kampf gegen ihn zur Pflicht gemacht. Zugleich ſuchte Ludwig XVIII. die Liberalen für ſich zu gewinnen. Er näherte ſich ihnen, berief (am 6. März) die Kammern zuſammen und beſchwor (am 16. März) die Conſtitution, was auch von ſeinem Bruder, dem Grafen von Artois, geſchah. Einige Monate früher würde dieß nützlich geweſen ſein; jetzt kam es zu ſpät. Eine Schreckensbotſchaft nach der andern erſchütterte den König; unaufhaltbar rückte der Gefürchtete ihm näher; bald blieb ihm nichts übrig als eilige Flucht. Am 20. März, früh 1 Uhr, verließ er Paris und begab ſich nach Lille, um es ſammt dem übrigen Frankreich zu behaupten. Aber die Abtrünnigkeit ſeiner Soldaten, — von den Marſchällen folgten ihm nur Berthier, Marmont, Victor, von den Generälen Clarke und Maiſon, — trieb ihn ſchon am 23. März aus Lille über die Grenze ſeines Reiches nach Gent, wo er Wiederherſtellung durch die Verbündeten erwartete.

Indeſſen hatte Napoleon ſeinen Triumphzug weiter fortgeſetzt. Am 10. März, Abends 7 Uhr, war er nach Lyon gekommen an der Spitze der Armee, die gegen ihn ausgeſendet worden war. Der Graf von Artois, der Lyon gegen ihn zu ſchützen geſucht hatte, konnte kaum Zeit und Gelegenheit finden, vor ihm zu entrinnen *).

---

*) Als der Graf von Artois das Heer zu Lyon zum tapfern Widerſtand gegen Napoleon ermuntern wollte, rief einer der Soldaten: „Der Prinz befinde ſich im Jrrthum! Kein Soldat bekämpfe „ſeinen Vater! Man könne nur rufen: Es lebe der Kaiſer!“

In dem erzbiſchöflichen Palaſte nahm er ſeine Wohnung und trat nun (am 11. März) mit dem Glanze und der Macht des Kaiſers auf. Er hielt Heerſchau, beſchied die Behörden zu ſich, ließ den auswärtigen Mächten erklären, daß er den pariſer Frieden aufrecht erhalten wolle und erließ, ganz mit der Willkür voriger Jahre, mehrere Verordnungen. Namentlich verordnete er die Vertreibung aller ſeit dem 1. Jan. 1814 nach Frankreich zurückgekehrten Emigranten, die Einziehung ihrer Güter; die Abſchaffung des Feudaladels, die Aufhebung der königlichen Orden, die Entlaſſung der königlichen Hausdienerſchaft, die Wiedereinführung der dreifarbigen Kokarde, die Verabſchiedung aller ſeit dem 1. Apr. 1814 angeſtellten Officiere, die Wiederherſtellung der vorigen Gerichte, beſonders aber die Auflöſung der beiden Kammern und die ſofortige Zuſammenberufung aller Wähler des Reichs zu einem Maifelde zu Paris, wo eine Verbeſſerung der Verfaſſung, nach dem Willen des Volkes, aufgeſtellt und die Krönung ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes vollzogen werden ſollte. — Daß beide, Gemahlin und Sohn, baldigſt wieder nach Frankreich kommen, und Oeſtreich ihm Beiſtand leiſten würde, verſicherte er zu wiederholten Malen, noch öfter, hier wie anderwärts, daß nicht Ehrgeiz, nicht Herrſchſucht, ſondern Vaterlandsliebe ihn zur Rückkehr bewogen habe, und daß er forthin nicht

mehr

In dieſen Ruf ſtimmten die Uebrigen ein. — Buchholz, Geſchichte Napoleon Bonaparte's. Th. III, S. 742.

mehr Krieg führen, ſondern im Frieden Freiheit und Glück bringen wolle. Auch ſuchte er durch Handlungen der Großmuth auf die Gemüther einzuwirken. Einem Edelmann, der den Grafen von Artois bei der Flucht aus Lyon unterſtützt, dann begleitet hatte, bis derſelbe außer aller Gefahr war, gab er zur Belohnung der Treue das Kreuz der Ehrenlegion.

Am 13. März zog er an der Spitze von 25,000 Mann von Lyon nach Maçon, dann weiter nach Chalons (14. März) und Autun (15. März). Am 18. März traf er in Auxerre ein. Hier trat Marſchall Ney, mit dem er ſchon einige Tage vorher unterhandelt hatte, zu ihm über. Ihm wie anderen Generalen machte er es zur Aufgabe, ſeine Zurückkunft durch keinen Tropfen Bluts zu beflecken. Am 19. März reiſte er von Auxerre über Sens nach Fontainebleau, am 20. März von Fontainebleau nach Paris.

Hier hatte die Stimmung, die im vorigen Jahre ſich gegen ihn gewendet und noch in den erſten Tagen ſeiner Rückkehr ſich gegen ihn ausgeſprochen hatte, mit ſeinem Vorrücken den entgegengeſetzten Umſchwung genommen*). Beſonders trat am 20. März, als nach Anbruch

---

*) Menzel (Geſchichte unſerer Zeit ſeit dem Tode Friedrichs des Zweiten. Th. II, S. 797) ſtellt aus pariſer Zeitungen folgende Steigerung des Ausdrucks hinſichtlich Napoleons auf. „Am 19. Febr. 1815 hieß es: der Vertilger des menſchlichen Geſchlechts hat ein Schutz- und Trutzbündniß geſchloſſen. Am 20. Febr.: der Corſe hat die Inſel Elba verlaſſen. Am 7. März: Bonaparte iſt an der Küſte der Provence gelandet. Am 11. März: der General

bruch dieſes Tages Ludwig XVIII. mit den Seinigen Paris verlaſſen hatte, das Verlangen nach ihm ſtürmiſch hervor, und als er endlich, Abends zwiſchen 8 und 9 Uhr, in einer gewöhnlichen Kutſche angefahren kam, — den Staatswagen, der ihm vom General Lemarrois entgegen geſchickt worden war, hatte er zurückgewieſen, — wurde er mit allgemeinem Jubelgeſchrei begrüßt. Beſonders drängten ſich die auf halben Sold geſtellten Officiere zu ſeinem Empfange herbei und auf ihren Armen wurde er zu den Tuilerien emporgetragen. Er ſelbſt war voll Freude und Entzücken *). Denn erreicht hatte er nun, was ihm bei ſeinem Aufbruch von Cannes nur als Wunſch und Hoffnung vorſchweben konnte. Er war wieder in Paris und mit dieſer Hauptſtadt fiel das übrige Reich, dem jene zum Vorbild diente, ihm zu.

Man hat behauptet, „ſein ſchneller Zug von Cannes nach Paris ſei ohne Größe geweſen, weil er ohne Widerſtand war" **). Dagegen läßt ſich bemerken, daß er beim Anfange dieſes Zuges nicht wiſſen konnte, ob und welcher Widerſtand ihm entgegen treten würde; fer-

ner,

Bonaparte iſt in Grenoble eingezogen. Am 17. März: der Kaiſer iſt in Lyon empfangen worden. Am 20. März: Se. Kaiſerliche Majeſtät wird in Ihrem Schloſſe der Tuilerien erwartet."

*) Fleury de Chaboulon, Mémoires etc. Tom. II. p. 97: L'Empereur lui même ne pouvait dissimuler son ravissement; jamais je ne le vis aussi fou de gaieté, aussi prodigue de soufflets. C'était la caresse favorable de Napoléon. Plus il vous aimait, plus il vous en donnait et plus fort il frappait.

**) Heeren, Handbuch der Geſch. des europäiſchen Staatenſyſtems ꝛc. Göttingen 1830, Th. II, S. 360.

ner, daß er in der That, namentlich vor Grenoble von einem Widerſtande bedroht wurde, der ſein Unternehmen unterdrücken konnte; dann, daß die Marſchälle, die im Jahre 1814 zur Abdankung ihn gedrängt hatten, anfangs gegen ihn waren und erſt durch die Gewalt der Umſtände auf ſeine Seite gezogen wurden; endlich, daß das Große und Ueberwältigende ſeiner Perſönlichkeit ſich gerade darin zu erkennen gibt, daß nur wenig Widerſtand ihm geleiſtet wurde, und dieſer ſchnell vor ihm zurückwich. Wäre Karl X. nach ſeiner Thronentſetzung nach Frankreich zurückgekommen, würde er ſo ſchnell und leicht, wie Napoleon, den Weg nach Paris gefunden haben? — Weit richtiger läßt ſich bemerken, daß Napoleon mit dem Einzug in Paris, wenn auch Vieles, doch nicht Alles erreicht hatte; ja, daß jetzt Schwierigkeiten ſich gegen ihn aufthürmten, die, größer als alle bisherigen, auch von ſeiner gewaltigen Kraft nicht überwunden werden konnten.

IX.

Napoleons Lebensende auf Helena.

Nirgends tritt das Hinfällige irdiſcher Macht und Herrlichkeit, das Erſchütternde eines ungeheuren Schickſalswechſels, das Walten der ewigen Gerechtigkeit und das Ankämpfen eines auſſerordentlichen Mannes gegen ſein Geſchick deutlicher und ergreifender hervor, als in der Art, wie Napoleons Leben endigte. Was nur das Tragiſche Großartiges und Schauerliches, Erhebendes und Niederbeugendes, Belehrendes und Warnendes in ſich faßt, findet ſich hier vereint; wie ſonſt die Poeſie redet hier die Geſchichte zu jedem menſchlichfühlenden Herzen. — Möge ſich dieß auch aus folgender Schilderung ergeben.

Am 16. Oct. 1815 gelangte Napoleon auf die Inſel Helena, wo er gleich dem, an einen Felſen geſchmiedeten, Prometheus bis zu ſeinem Tode leben ſollte. Auf Elba hatte er als Herrſcher gewaltet; aber auf Helena lebte er als Gefangener, hingewieſen auf eine enge, unanſehnliche Wohnung (erſt zu Briars, dann zu Longwood) und auf einen beſtimmten Umkreis, innerhalb deſſen er ſich frei bewegen durfte. Umgeben war er von ſtrenger Bewachung, die alle ſeine Schritte belauerte, bloßgeſtellt den Launen ſeiner Aufſeher, hingedrängt von einem wechſel- und arbeitsreichen Leben zur drückendſten Einförmigkeit und Geſchäftsloſigkeit. Wie hätte nicht Kummer und Gram über die Lage, in die er gekommen war, ihn ergreifen ſollen! Und Kummer und Gram nagte an ſeinem Innern. Deutlich gab ſich dieß zu erkennen, als er einſt zu dem Arzte Omeara ſagte: „Etwas Schlimmeres, als dieſer Zuſtand iſt, gibt es nicht." „Wenn ich allein in meinem Gemache bin, dann leide ich; dann brechen die Gefühle des Menſchen hervor"; — und zum Grafen Las Caſes: „Ich habe den ganzen Tag ſchwarze Ideen"; oder „die Zeit iſt das einzige Ding,

[illegible]

woran wir hier zu viel haben.“ Zuweilen geſchah es auch, daß er, in tiefer Melancholie verſunken, ſtill und traurig bei Tiſche ſaß und, von innerer Bewegung fortgeriſſen, ein Glas ergriff und zerſchlug, dann plötzlich aufſprang und ſich zurückzog. Doch er war zu ehrgeizig und zu kräftig, als daß er ſeinem Unglücke hätte unterliegen ſollen; er fühlte, daß auch Standhaftigkeit Ruhm bringe, und daß, wie Seneca ſagt, auch im Kerker der Weiſe frei ſein kann. Er hielt ſich daher aufrecht, wie tief auch das Unglück ihn gebeugt hatte, blieb unter den Seinigen „Kaiſer,“ wie hartnäckig auch die Engländer ihm dieſen Titel verweigerten; behielt dieſelbe Haltung, dieſelbe Sprache, dieſelben Gewohnheiten wie in den Tagen ſeines Glücks und wußte es zu erzwingen, daß ſelbſt die Engländer mit Achtungsbezeigungen ihm naheten, und daß er im Kreiſe der Seinigen manche Stunde in Munterkeit und Scherz hinbrachte.

Aufheiterung gewährte ihm die Erinnerung an den Glanz und Ruhm ſeines Lebens, der Gedanke an die Theilnahme, die er noch in ſeinem Unglück erregte, die Beſchäftigung mit Leſen, Schreiben und Dictiren, und die Unterhaltungen mit Fremden, die ſich zu ihm drängten, und mit den Freunden, die Treue im Unglück ihm bewieſen. Selten oder nur nothgedrungen wendete er ſich zum Schach- oder Kartenſpiele; gewöhnlich brachte er den Spätabend im Kreiſe ſeiner Freunde unter Vorleſen und Geſpräch hin. Körperliche Erquickung verſchaffte er ſich durchs Baden und durch Bewegungen im

Freien. Auch war ihm, wenigſtens anfangs, geſtattet, in einem Umkreiſe von beinahe zwölf engliſchen Meilen bis Abends 9 Uhr zu gehen, zu fahren und zu reiten, ohne daß eine Wache ihn begleitete.

Um das Andenken an ſeine Schickſale, Thaten und Entwürfe ſo zu erhalten, wie er wünſchte, daß ſie von der Mit- und Nachwelt aufgefaßt werden möchten, beſchäftigte er ſich mit deren Darſtellung. Dabei pflegte er ſeinen Freunden zu dictiren, dann, was ſie aufgeſchrieben hatten, ſich vorleſen zu laſſen und es eigenhändig zu verbeſſern und zu vervollſtändigen. Auch ſah er es gern, daß ſeine Freunde, was namentlich vom Grafen Las Caſes und vom Arzte Omeara geſchah, ſich Tagebücher hielten und in denſelben ſeine, in geſellſchaftlicher Unterhaltung gemachten Bemerkungen über die Vorgänge ſeines Lebens und über die Perſonen, mit denen er in freundlichen und feindlichen Verhältniſſen geſtanden hatte, aufzeichneten. Seinem Ehrgeize lag daran, die Mitwelt mit ſich zu verſöhnen und in fleckenloſem Ruhme bei der Nachwelt fortzuleben.

Schlimmer als in den erſten Zeiten ſeines Aufenthalts zu St. Helena erging es ihm, ſeitdem Lord Hudſon Lowe als Gouverneur von Helena angelangt war (14. Apr. 1816). Dieſer harte und eiſige Mann erſchwerte durch ſchonungsloſe Strenge das Drückende ſeiner Lage. Er legte ihm läſtige und widrige Beſchränkungen auf, hielt Beſuche von ihm ab, entzog ihm allen Verkehr mit den Bewohnern der Inſel und entfernte von ihm ſeine vertrauteſten Freunde, Las Caſes (im Nov. 1816), Gourgaud (im Oct. 1817), Omeara (im Juli 1818). Doch entſprang dieſe Strenge vielleicht weniger aus Böswilligkeit, als aus allzuwörtlicher Befolgung der ihm gegebenen Anweiſungen und aus Furcht vor Verantwortlichkeit, wenn Napoleon bei ſeiner Schlauheit und dem Getriebe ſeiner Anhänger eben ſo von Helena, wie vorher von Elba, entrinnen ſollte. Wirklich hoffte auch Napoleon anfangs auf Erlöſung aus der Gefangenſchaft: er baute vornehmlich auf eine Revolution in England und auf die Theilnahme, die er noch immer in Europa erregte*); doch ſeit dem Jahre 1819 ſcheint er dieſe Hoffnung völlig aufgegeben zu haben. Damals ſagte er: „Was mich betrifft, iſt alles vorüber.“

Bei dem Hinſinken ſeiner Hoffnungen, bei dem harten Verfahren des Gouverneurs und bei den Mißhelligkeiten, die oft ſelbſt unter ſeinen Umgebungen ausbrachen, ſtieg ſein Unmuth immer höher. Müde des Leſens und Schreibens und der wiederholten Vergegenwärtigung der vorigen Größe, ſuchte er, wie ihm ſein Arzt gerathen hatte, ſich mit Gartenarbeiten zu beſchäftigen; aber ſie gewährten ihm keine Erheiterung; er wurde launenhafter, bitterer, gramvoller, ſchwermüthiger; es erſchlaffte, wie er ſelbſt erklärte, „die Springkraft ſeines Geiſtes,“ und das Leben wurde ihm zur Laſt. Doch wies er jetzt

---

*) Las Caſes, Th. III, 104. IV, 28.

den Gedanken an Selbſtmord von ſich; er blieb dem treu, was er ſchon zu Las Caſes (IV, 66) und Omeara (I, 208) geſagt hatte: „Ich werde mir nicht den Tod „geben; ich halte es für Feigheit. Es gehört mehr Muth „dazu, ein Daſein wie das meinige zu ertragen als zu „verlaſſen.“ Auch mochte er darauf rechnen, daß ſeine Leiden ihn bald aufreiben würden.

Und ſo geſchah es! Schon im Anfange des Jahres 1818 erklärte er, „daß er nicht lange mehr zu leben hätte,“ und ſichtbar wurde die Abnahme ſeiner Geſundheit. Gleichwohl wurde ihm mitten in dieſem Jahre der Arzt, zu dem er Vertrauen hatte, entriſſen, dann auch der engliſche Schiffsarzt Stockoe, an dem er Gefallen fand. Doch ſollte es ihm in ſeinen letzten Tagen nicht an ärztlichem Beiſtand fehlen. Auf Bitten ſeiner Mutter und mit Genehmigung der engliſchen Regierung kam am 18. Sept. 1819 der Arzt Antommarchi (aus Korſika gebürtig, Profeſſor der Anatomie zu Florenz), begleitet von zwei Prieſtern, zu ihm nach Helena. Nun erſt ließ er ſich überreden, Arzneien, die er vorher zurückgewieſen hatte, zu ſich zu nehmen. Aber es war zu ſpät; die Heilmittel blieben ohne Erfolg. Immer größer wurde im Jahre 1820 die Abſpannung ſeiner Körper- und Geiſteskräfte, immer bedenklicher daher ſein Zuſtand. Seit der Mitte des März 1821 verließ er nur ſelten das Bette; er klagte über die heftigſten Leibesſchmerzen und man hörte ihn ausrufen: „Ach, warum haben die Kugeln mein Leben verſchont, daß ich es auf eine ſo jammervolle

Art beſchließen ſoll." Am 14. und 15. Apr. ſchrieb er ſein Teſtament unter Beiſtand des Generals Montholon und ſeines Kammerdieners Marchand. Am 19. Apr. fühlte er ſich ſchmerzfrei, war heiter und verlangte, daß man ihm vorleſe. Seine Umgebung wünſchte ihm zur Beſſerung Glück; er aber erwiederte: „Der Schlag iſt gefallen! Ich bin meinem Ende nahe!" Am 21. Apr. ließ er den Abbé Vignali, der mit dem Dr. Antommarchi nach Helena gekommen war, zu ſich rufen und befahl ihm, ein Leichenzimmer (Chambre ardente) einzurichten, jeden Tag bis zu ſeinem Tode und nach ſeinem Tode bis zu ſeiner Beerdigung Meſſe zu leſen. „Ich bin," ſprach er zu Antommarchi, der über dieſe Anordnung verwundert war, „ich bin in der katholiſchen Religion geboren und will die Pflichten erfüllen, die ſie vorſchreibt, „und den Beiſtand empfangen, den ſie gewährt." Am 27. Apr. beſchäftigte er ſich, wie Marchand erzählt, mit der Vertheilung ſeiner Tabacksdoſen und anderer Koſtbarkeiten, wobei er das, was er jedem beſtimmt hatte, beſonders einpackte und verſiegelte. Hierdurch ermattet, verlangte er einen Tropfen des Conſtantiaweines, den Las Caſes ihm geſchickt hatte. Marchand weigerte ſich, der Verordnung des Arztes entgegen zu handeln. Er aber rief ihm zu: „Gib mir ſolchen Wein: er wird mich neu beleben. Ich will nichts thun, um meine Tage abzukürzen, aber auch nichts, um ſie zu verlängern." Seit dem 29. Apr. gerieth er häufig in Bewußtloſigkeit, redete irre und verworren von Frankreich, von ſeinem Sohne, von ſeinen Waffengefährten; zuletzt brachte er nur wenig zuſammenhängende Worte hervor; doch konnte man es dieſen abmerken, daß noch in ſeinen letzten Augenblicken das Getümmel einer Schlacht ſeine Phantaſie beſchäftigte. Am 5. Mai 1821 verlor er den Gebrauch der Sprache, der Puls ſetzte aus, und Abends, wenige Minuten vor 6 Uhr, war ſein Leben dahin! — Seinem Wunſche gemäß wurde ſein Leichnam geöffnet, wobei es ſich fand, daß vorzüglich eine Magenentzündung zu ſeinem Tode beigetragen hatte *). Ein andrer Wunſch, den er in ſeinem Teſtamente ausgedrückt hatte, am Ufer der Seine, oder zu Ajaccio begraben zu werden, fand kein Gehör. Nach dem Willen des Gouverneurs wurde ſein Leichnam eine Stunde von Longwood bei einer Quelle, deren Waſſer den Leidenden oft erquickt hatte, am 9. Mai, doch nicht ohne große Feierlichkeiten, beſtattet.

Vollendet hat er alſo ſein wunderreiches Leben, vollendet unter bitteren Leiden und doch auf eine Art, die zu ſeiner Verherrlichung diente. Wäre er in der Fülle des Glanzes oder in einer ſeiner Schlachten geſtorben, aller Haß, den er durch Uebermuth und Rechtsverletzungen erregt hatte, würde ihm nachgefolgt ſein. Aber nun, da er empfunden hatte, wie aus der Ausſaat des Frevels eine Erndte des Unglücks aufkeimt, da er ſich aufrecht erhielt,

---

*) Nach Angabe des franzöſiſchen Arztes Hereau ſtarb Napoleon weder an Gift, noch an einem Magenkrebs, ſondern an einer chroniſchen Magenentzündung als Folge des Klima.

erhielt, als ſein Geſchick ihn darniederbeugte, und da die Hoffnung einer beſſern Zeit, die an ſeinen Sturz ſich geknüpft hatte, nicht die erwarteten Befriedigungen fand: — nun verlöſchte der Haß, der gegen ihn entflammt war; das Andenken an die Laſten und Leiden, die er geſchaffen hatte, wich dem Andenken an das Gewaltige ſeiner Kraft und an das Glanzvolle ſeines Wirkens; er galt wieder als der größte Mann ſeiner Zeit. — So hat ſich bereits bewährt, was er im Jahre 1816 zu Helena ſprach: „Die Zeit wird kommen, wo man es ſchön finden wird, „mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ich werde „täglich in der Meinung der Völker höher ſteigen" *). Aber bewähren wird ſich auch, was er gleichfalls zu Helena ſprach **): „Jahrhunderte werden vergehen, ehe „die Verhältniſſe, wie ſie auf meinem Haupte ſich häuften, einen andern wieder aus der Menge emporbringen!"

X.

Charakteriſtik einiger Marſchälle Napoleons.

Von Napoleon wenden wir uns zu den vorzüglichſten Feldherren, die ihn umgaben, — nicht bloß weil aus den Dienern der Herr erkannt werden kann, ſondern auch weil mehrere von ihnen durch ihre Eigenthümlichkeiten ſich auszeichneten und durch ihre Thaten auf den Thatenglanz der Napoleon'ſchen Regierung entſchiedenen Einfluß hatten.

---

*) Las Caſes. Th. XII, S. 111. — Nach Angabe Fleury de Chaboulon (Mémoires etc. Tom. III, p. 19) ſagte Napoleon im J. 1815, ohngefähr wie einſt Heinrich IV. (hiſt. Bilderſaal V, 1, 367) und Joſeph II. (hiſt. Bilderſaal V, S. 316): L'Europe ne saura ce que je vaux, que quand on m'aura perdu.

**) Las Caſes, Th. III, S. 110.

Im Allgemeinen läßt ſich in Hinſicht ihrer Folgendes bemerken. Erſtens, ſie waren, mit wenigen Ausnahmen, von niederer Herkunft und hatten von unten hinauf oder vom gemeinen Soldaten und Unterofficier zu hohen Würden und Ehren ſich emporgearbeitet. Lannes, Herzog von Montebello, war der Sohn eines Färbers, Lefebvre, Herzog von Danzig, Sohn eines Müllers, Ney, Herzog von Elchingen, Fürſt von der Moskwa, Sohn eines Böttchers, Maſſena, Herzog von Rivoli, Fürſt von Eßlingen, Sohn eines Weinhändlers, Augereau, Herzog von Caſtiglione, Sohn eines Obſthändlers, Mortier, Herzog von Treviſo, Sohn eines Krämers, Murat, König von Neapel, Sohn eines Gaſtwirths, Berthier, Fürſt von Neuſchatel und Wagram, Sohn eines Aufſehers der Kriegsgebäude zu Verſailles, Moncey, Herzog von Conegliano, Sohn eines Advokaten, eben ſo Soult, Herzog von Dalmatien, und Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, jetzt noch König von Schweden. Nur Davouſt, Herzog von Auerſtedt und Prinz von Eckmühl, Macdonald, Herzog von Tarent, Marmont, Herzog von Raguſa und Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien, ſtammten aus angeſehenen Familien. Doch hatten auch dieſe von den unteren Stufen im Militär ſich emporgearbeitet.

Zweitens, geweckt und hervorgezogen wurden ſie nicht ſowohl durch Napoleon, als vielmehr durch die Revolution. Dieſe, die große Ideen und mit denſelben große Kräfte anfachte, zu großen Thaten Gelegenheit bot und die Hemmungen des Emporkommens durch Aufhebung alter Privilegien niederriß, rief ſie hervor und führte ſie gleichſam der Ehr- und Herrſchſucht Napoleons zu. Auch waren mehrere von ihnen älter als er und hatten ſchon Ruhm und militäriſche Würden errungen, ehe ſie unter ſeinen Oberbefehl kamen. Dieß gilt namentlich von Kellermann (geb. 1735), Berthier (geb. 1753), Moncey (geb. 1754), Lefebvre (geb. 1755), Maſſena (geb. 1758), Macdonald (geb. 1765), Oudinot (geb. 1765). Dagegen waren einige, namentlich ſein Stiefſohn Eugen Beauharnais (geb. 1780), ſein Schwager Murat (geb. 1771), Marmont (geb. 1774), Lannes und Junot (beide geb. im J. 1771), jünger als er und ganz eigentlich ſeine Zöglinge; Alle aber bildeten unter ſeiner Leitung ihre Talente aus und wurden durch ihn zu großen Thaten geführt und zu hohen Würden emporgehoben. Denn darin blieb er den Grundſätzen der Revolution getreu, daß er die Beförderung oder Erhebung ſeiner Soldaten nicht von der Geburt, ſondern von dem Verdienſte abhängig machte und jedem Talentvollen Hoffnung zum Emporkommen einflößte. Oft rief er bei Muſterungen aus: „In je-

„der Patrontaſche ſei ein Generalspatent, ein Marſchalls„ſtab, ja eine Krone zu finden.“

Drittens, keiner ſeiner Marſchälle ſtand geiſtig über ihm, ſondern alle überragte er durch Geiſtesüberlegenheit. Schon als er im Jahre 1796 Obergeneral geworden war, damals erſt 27 Jahre alt, wußte er die älteren und früher berühmten ſowohl, als die jüngeren und mit ihm emporkommenden an ſich zu ziehen und ſeinen Planen dienſtbar zu machen; und als er mit ihrer Beihilfe die Herrſchaft über Frankreich an ſich gebracht hatte, gelang es ihm, ſie von der Idee der Freiheit, für die ſie in den erſten Jahren des Revolutionskrieges gekämpft hatten, zu der Idee des Ruhmes, die er ihnen vorhielt, hinzuleiten. Sie ſtritten daher, wenigſtens anfangs, für das Kaiſerthum eben ſo eifrig und beharrlich, als vorher für die Republik, und ließen ſich für das Rückwärtsgehen zu den alten Formen der Monarchie um ſo mehr gewinnen, je mehr ſie bei demſelben glänzende Titel, Ordenszeichen, Reichthümer und Länderbeſitz einerndteten.

Viertens, nur wenige von ihnen harrten treu bei ihm aus. Dieſelbe Selbſtſucht, die ihn erfüllte, erfüllte auch ſie und ließ ſie, wo ihr Intereſſe mit dem ſeinigen zuſammentraf, letzteres dem erſtern nachſetzen. Sie kämpften daher, als ſie reich und angeſehen geworden waren und nach einer Ruhe ſich ſehnten, in der ſie des errungenen Reichthums und Anſehns froh werden konnten, nicht mehr mit der Begeiſterung, mit der ſie in früheren Jahren gekämpft hatten, geriethen oft unter einander

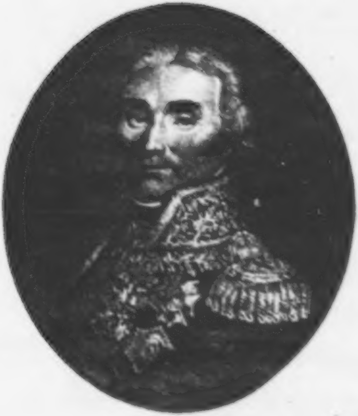
der in Streit (vorzüglich auf dem ruſſiſchen Feldzuge) und fielen, als Paris von den Verbündeten eingenommen worden war, von ihm ab, um bei dem Schiffbruche ſeines Glücks ihr eigenes Glück zu retten. Vergebens warnte er ſie. Als ihn zu Fontainebleau am 4. Apr. 1814 mehrere Marſchälle und Großbeamte zur Abdankung trieben, ſprach er zu ihnen: „Ihr wollt Ruhe? So nehmt „ſie denn! Ach, ihr wißt nicht, wie viel Kummer und „Gefahren euch auf euren Daunenbetten erwarten. Einige Jahre des Friedens, den ihr ſo theuer erkaufen „wollt, werden weit mehrere von euch dahin raffen, als „der Krieg, der verzweiflungsvollſte Krieg gethan haben „würde" *). Sie achteten damals dieſer Worte nicht; aber bald mußten ſie die Wahrheit derſelben empfinden. Im Jahre 1815 tödtete ſich aus Verzweifelung Berthier; Ney und Murat wurden erſchoſſen, Brune in einem Volksaufſtand zerfleiſcht, und ſchnell nach einander ſtarben Augereau, Maſſena, Lefebvre ꝛc.

Beſchränkt durch den Raum, können wir nicht von jedem Marſchall einzeln reden. Wir verweilen daher nur bei vier derſelben, — Maſſena, Ney, Murat, Eugen — die vorzüglich ſich auszeichneten, und heben nur ſolche Züge aus ihrem Leben hervor, welche den Gang ihrer Schickſale und das Eigenthümliche ihres Weſens erkennbar machen und zur Beſtätigung deſſen dienen, was wir

---

*) Fain, Manuſcript vom J. 1814. Leipzig 1821, S. 170.

B. II. T. XLII



André Massena

Herzog von Rivoli, Fürst von Esslingen

Geb. zu Nizza am 6. Mai 1758, gest. am 4. April 1817 wir hier über die Marſchälle Napoleons im Allgemeinen bemerkt haben.

André Maſſena, ein Italiener von Geburt, erwarb ſich durch glänzende Waffenthaten das Bürgerrecht in Frankreich *). Geboren am 8. Mai 1758 zu Nizza, wo ſein Vater Weinhändler war, trat er in früher Jugend in ein ſardiniſches Regiment, dann als Unterofficier in ein anderes, das zu Antibes in franzöſiſchem Solde ſtand. So den Franzoſen zugeführt, ſtellte er ſich, als die Revolution ausgebrochen war, an die Spitze der Nationalgarde zu Antibes und leiſtete dem General Anſelme weſentliche Dienſte, als dieſer im Sept. 1792 die Grafſchaft Nizza eroberte. Durch Einſicht, Unternehmungsgeiſt und Kaltblütigkeit bei den ungünſtigſten Umſtänden gewann er die öffentliche Meinung für ſich. Er wurde daher zu einer Zeit, wo es bei den Verfolgungen und Auswanderungen des Adels an Officieren fehlte, ſchon im Jahre 1793 Brigade-, im Jahre 1795 Diviſionsgeneral bei der franzöſiſchen Armee in Italien und trug als ſolcher zum Siege bei Loano (23. Nov. 1795) weſentlich bei. Bald darauf (im März 1796) kam er unter den Oberbefehl Napoleons und förderte deſſen Siege in Italien mit ſo glücklichem Erfolge, daß Napoleon ihn den Liebling des Siegs (l'enfant cheri de la victoire) nannte und zur Belohnung der Tapferkeit, die er beſonders bei Rivoli (15. Jan. 1797) bewieſen hatte, mit erbeuteten Fahnen und den Friedenspräliminarien von Leoben im Apr. 1797 nach Paris ſendete. Am Glänzendſten that er ſich hervor im Jahre 1799 in der Schweiz durch ſeine Siege über Oeſtreicher und Ruſſen, dann im Jahre 1800 durch die Standhaftigkeit, mit der er Genua (bis zum 4. Juni) ſowohl gegen ſchwierige Einwohner als gegen Oeſtreicher und Engländer vertheidigte, ferner im Jahr 1806 durch die Eroberung des Königreichs Neapel, und beſonders im Jahre 1809 in der Schlacht von Aspern und Eßlingen, wo er durch ſtandhäfte Ausdauer das franzöſiſche Heer rettete. So viele Verdienſte wurden von Napoleon anerkannt und belohnt. Nach der Schlacht von Marengo (14. Juni 1800) übertrug ihm Napoleon den Oberbefehl über das franzöſiſche Heer in Oberitalien und damit über die ciſalpiniſche Republik; bei Errichtung des Kaiſerthrones (1804) ernannte er ihn zum Marſchall, dann zum Herzog von Rivoli und ſpäterhin (1809) zum Fürſten von Eßlingen. Dabei überhäufte er ihn, um ihn auf der ſchwächſten Seite zu faſſen, mit Reichthümern. Aber das gute Vernehmen zwiſchen beiden hatte keinen Beſtand, und der Grund hiervon lag nicht bloß in dem Kaiſer, ſondern auch in dem Marſchall.

---

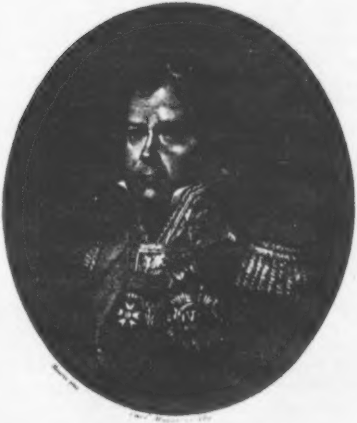
*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLII.

Maſſena verband mit dem Geiſte und Muthe eines großen Feldherrn eine niedrige Habſucht, die oft zu den ſchreiendſten Erpreſſungen und zur Nachſicht gegen die Räubereien ſeiner Untergebenen ihn verleitete. Mit Unwillen hatte dieß Napoleon ſchon in früheren Jahren bemerkt, und eben deshalb ihn im Jahre 1800 von dem Oberbefehle in Italien wieder abgerufen. Aber ganz eigentlich wurde er gegen ihn erbittert, als Maſſena im Jahre 1811 in Portugal nichts gegen Wellington auszurichten vermochte, dann bei dem Streben, ſeine Schätze zu retten, unter großen Verluſten nach Spanien zurück wich und hier mit Ney in widerliche Streitigkeiten gerieth. Er rief ihn daher am Anfang des Jahres 1812 aus Spanien zurück und verwies ihn nach Toulon, mit dem ſcheinbar glänzenden Titel eines Befehlshabers der achten Militärdiviſion. Auch zog er ihn nicht zu den Kriegen, die er im Jahr 1812 in Rußland, im Jahr 1813 in Deutſchland und im Jahre 1814 in Frankreich führte. Dagegen war Maſſena, als er von der Abſetzung Napoleons hörte, ſogleich bereit, ſich den Bourbons, die er früher bekämpft hatte, zu unterwerfen (Apr. 1814). Von ihnen wurde er, aus Rückſicht auf ſeine militäriſche Bedeutſamkeit, mit dem Ludwigsorden geſchmückt. Gleichwohl wendete er ſich wieder zu Napoleon, als dieſer von Elba nach Frankreich zurückkehrte. Er hielt die Truppen, die ihn aufhalten konnten, zurück, trat am 10. Apr. 1815 zu ihm über und wurde von ihm zum Pair ernannt. Nach Napoleons zweiter Abdankung hielt er als Befehlshaber der Nationalgarde Paris in Ruhe. Aber er verlor aufs neue das Vertrauen der Bourbons, als er (im Nov. 1815) ſich weigerte, dem Kriegsgericht über Ney beizuſitzen. Im folgenden Jahre (16. Febr. 1816) verklagte ihn das Departement der Rhonemündung wegen ungerechter Erpreſſungen. Doch die Deputirtenkammer, an welche dieſe Anklage gerichtet war, wies ſie zurück, und zu ſeinem Glücke ſtarb er zu Paris am 4. Apr. 1817.

Höher als er ſtand Marſchall Ney, geb. zu Saarlouis am 10. Jan. 1769, von Napoleon ſelbſt „der Bravſte unter den Braven“ genannt *). Wohl war er ſchwankend in ſeinen politiſchen Anſichten und aufbrauſend, ungeſtüm und gebieteriſch, wenn es ihm darauf ankam, Schrecken um ſich zu verbreiten; aber er war auch gutmüthig, und fern von den Erpreſſungen und Geldunterſchleifen eines Maſſena. Er hielt es für ſchimpflich, ſich auf Koſten des Feindes zu bereichern oder von Feinden mehr zu fordern als zum Unterhalt ſeines Heeres gehörte. In Schlachten bewährte er den feurigſten Muth, die wachſamſte Umſicht und eine ſeltene Geſchicklichkeit, ganze Maſſen mit ſich fortzureiſſen und ſie zu begeiſtern, daß ſie frohes Muthes den drohendſten Gefahren entgegen gingen. Auſſer dem Schlachtgetümmel war er meiſt in ſich gekehrt, ſchweigſam, Tagelang für ſich allein; aber im Kreiſe der Seinigen ſehr liebenswürdig.

Seine ſeltenen Kräfte und Anlagen entwickelten ſich nicht beim Schulunterrichte, ſondern im Gedränge des Lebens, beſonders bei Kriegszügen und Schlachten. Durch Erzählungen ſeines Vaters, eines Böttchers, der im ſiebenjäh-

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLIII.



[illegible]

[illegible]

Michel Ney.

Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa.

Geb. zu Saarlouis am 10. Jan. 1769, gest. in Paris am 7. Dec. 1815.

benjährigen Kriege gedient hatte, noch mehr durch eigene Neigung entflammt, trat er, 18 Jahre alt, als Gemeiner in ein Huſarenregiment zu Metz. In dieſem war er Unterofficier, als der Revolutionskrieg ausbrach, der ihm Gelegenheit bot, von Stufe zu Stufe empor zu kommen. Schon im Jahre 1792 wurde er Wachtmeiſter, im Jahr 1793 Flügeladjutant beim General Lamarche, im Jahre 1794 beim General Kleber. In den Jahren 1795 und 1796 zog er als Brigadegeneral unter Jourdan über den Rhein. Im Jahre 1797, unter Hoche kämpfend, wurde er am 18. Apr. bei Steinberg, unweit Gießen, von Feinden umringt und gefangen, aber bald wieder auf Hoche's Verwenden in Freiheit geſetzt. Als der Krieg mit Oeſtreich 1799 aufs neue ausbrach, kämpfte er mit großem Ruhm erſt unter Bernadotte bei Mannheim und Philippsburg, dann, zum Diviſionsgeneral ernannt, unter Maſſena in der Schweiz, zuletzt am Rhein unter Moreau, bei deſſen Corps er auch im Jahre 1800 blieb und zu deſſen Siege bei Hohenlinden (3. Dec.) er vieles beitrug.

Ein neuer Aufſchwung ſeines Lebens begann, als er nach dem Frieden von Luneville unter die unmittelbare Leitung Napoleons kam. Dieſer, der Talente zu würdigen und zu benutzen wußte, empfing ihn als einen ruhmvollen Krieger mit herzgewinnender Freundlichkeit und erhob ihn zu hohen Ehren und Würden. Erſt (1801) übertrug er ihm eine Generalmuſterung der Reiterei, dann (1802) ſtellte er ihn an die Spitze eines Heeres, das die Schweiz beruhigen und von Frankreich abhängig machen ſollte; hierauf (1803) ertheilte er ihm den Oberbefehl über einen Theil der Truppen, die, England bedrohend, in der Gegend von Boulogne im Lager ſtanden, und im Jahre 1804 ernannte er ihn zum Reichsmarſchall. Und immer mehr wußte Ney durch die Art, wie er den ihm ertheilten Aufträgen nachkam, ſich in der Gunſt ſeines Kaiſers zu befeſtigen. Im öſtreichiſchen Kriege (1805) zeichnete er ſich in den Gefechten vor Ulm, beſonders zu Elchingen ſo aus, daß er den Titel „Herzog von Elchingen“ erhielt, und im preußiſchen Kriege (1806 — 1807) that er ſich vornehmlich in den Schlachten von Jena und Friedland hervor. Hierauf (1808) nach Spanien verſetzt, konnte er daſelbſt ſo wenig als andre Feldherren Bedeutendes ausrichten und ſtörend wirkte ſein Streit mit Maſſena auf den Gang der Unternehmungen ein*). Napoleon rief daher ihn wie Maſſena zurück (1812); doch zürnte er ihm nicht wie dieſem, ſondern zog ihn nach wenigen Monaten als Anführer des dritten Corps mit ſich nach Rußland. In dieſem ruſſiſchen Krieg bewährte Ney aufs Glänzendſte ſeine Kriegsgeſchicklichkeit, namentlich in der Schlacht von Moſaisk, in welcher er den Titel Fürſt von der Moskwa ſich errang, und auf dem ſchreckensvollen Rückzuge von Krasnoe (18. November), wo er durch Beſonnenheit und heldenmüthige Tapferkeit ſich und einen Theil des Heeres aus den drohendſten Gefahren rettete. Im folgenden Jahre (1813) kämpfte er in Deutſchland (glücklich bei Lützen, Bautzen und Dresden, aber unglücklich bei Dennewitz und Leipzig), dann im Jahre 1814 auf franzöſiſchem Boden in den Schlachten, die Napoleon im Febr. und März mit raſtloſer Anſtrengung lieferte. Doch als Paris von den Verbündeten eingenommen, daſelbſt Napoleons Abſetzung ausgeſprochen war, und nun die Fortdauer des Krieges ihm eben ſo wohl dem eigenen Intereſſe als dem Intereſſe Frankreichs entgegen zu ſein ſchien, drang er, einer der Erſten, zu Fontainebleau in Napoleon, auf den Thron zu verzichten. Darauf eilte er, der neuen Regierung ſich zu unterwerfen und erhielt von Ludwig XVIII. nicht nur die Beſtätigung ſeiner Titel und Einkünfte, ſondern auch die Pairswürde, das Ludwigskreuz und den Oberbefehl über die Reiterei. Aber er hing der neuen Herrſchaft nicht mit feſter Treue an. Dieß zeigte ſich, als Napoleon aus Elba zurückkehrte (1815). Aufgefordert, ſich zur Bekämpfung desſelben zu ſeinem Corps nach Beſançon zu begeben, ſchied er vom König mit wiederholten Betheuerungen treuer Anhänglichkeit und mit dem Verſprechen, den Friedensſtörer gefangen zu nehmen *). Wahrſcheinlich

---

*) In den Militäriſchen Memoiren des brittiſchen Capitains Moyle Sherer (enthaltend die kriegeriſche Laufbahn des Herzogs von Wellington). Uebertragen von G. Nagel. Hannover 1836. Th. II, S. 15 ff., wird erzählt, daß Ney durch Widerſetzlichkeit gegen Maſſena die meiſte Schuld an dieſem Streite trug, und daß Maſſena ihn des Commandos in Spanien entſetzt und nach Paris zurückgeſendet habe.

meinte

---

*) In der Biographie Universelle Tom. XXXI, p. 197 heißt es:

meinte er es damals mit ſeiner Pflicht und ſeiner Ausſage redlich. Doch als er, bei ſeinem Corps angelangt, deſſen Stimmung und Napoleons reißende Fortſchritte vernommen und von letzterm durch den General Bertrand ſchmeichelhafte Aufforderungen und Zuſicherungen erhalten hatte (13. März), ſah er die Sache der Bourbons als eine verlorene an, forderte ſein Corps auf, dem Kaiſer beizutreten und vereinigte ſich mit dieſem zu Auxerre am 18. März. Bezwungen von der Macht des Augenblicks, von der Erinnerung an eine glorreiche Vergangenheit und von der gewaltigen Bewegung, die ganz Frankreich bei Napoleons Rückkehr ergriffen hatte, hatte er, wie er nachmals vor Gericht betheuerte, „den Kopf verloren.“ In dieſer Betheuerung liegt, wie bemerkt wird *), eine eben ſo richtige als entſchuldigende Erklärung ſeines Benehmens.

Doch ein Widerſtreit zwiſchen dem, was er that, und dem, was er hätte thun ſollen, mochte an ſeinem Innern nagen. Weder in der Schlacht von Quatrebras (16. Juni), noch in der Schlacht von Waterloo (18. Juni) entſprach er den Wünſchen Napoleons und ſeinem alten

---

Il dit à ce prince, en baisant sa main, qu'il lui amenerait le perturbateur de l'Europe dans une cage de fer; ce furent ses expressions.

*) ſ. Götting. Anz. 1829, St. 149, S. 1486. — Auch Napoleon behauptet (bei Las Caſes Bd. II, S. 90): „Ney habe damals, fortgeriſſen von der allgemeinen Bewegung, ohne böſen Vorſatz und nicht als Verräther gehandelt.“ Vergl. Las Caſes IX, 30.

alten Kriegsruhme *); und gleich nach der Niederlage von Waterloo eilte er von der Armee nach Paris, erklärte in der Pairskammer den fernern Kampf für Napoleon als vergeblich und nachtheilig und trat denen bei, die gegen den Kaiſer ſtimmten. Bei der Rückkehr der Bourbons flüchtete er, die Ahndung ſeines Treubruchs fürchtend, in die Schweiz; doch kam er bald darauf nach Frankreich zurück, ſei es, weil er ſeine Familie nicht bloß ſtellen wollte, oder weil er auf Begnadigung hoffte. Aber er wurde zu Locard (5 Aug. 1815) verhaftet und als Gefangener nach Paris gebracht. Vergebens ſuchten ihn hier ſeine Freunde zu retten, indem ſie es für unſtatthaft erklärten, daß ein Kriegsgericht über ihn urtheilen ſollte, und auf den zwölften Artikel der Capitulation von Paris (3. Juli), der Vergeſſenheit des Vergangenen verſprach, ſich beriefen. Es lag der Regierung daran, ein warnendes Beiſpiel aufzuſtellen. Es wurde ihm daher in der Pairskammer der Prozeß gemacht und hier (am 6. Dec. 1815) über ihn als Hochverräther das Todesurtheil ausgeſprochen. Hatte er vorher, als ſein Loos noch in der Schwebe war, ſich ſorglich zu vertheidigen geſucht, ſo zeigte er nun, da es entſchieden war, die unerſchütterliche Feſtigkeit des Helden. Ruhig und gefaßt hörte er das Todesurtheil an, und ruhig und gefaßt ließ er ſich am Morgen des 7. Dec. nach dem Garten

---

*) Napoleon ſelbſt ſchrieb ihm zum Theil das Unglück bei Waterloo zu. ſ. Las Caſes Th. II, S. 85.

ten des Luxemburg abführen, wo er von Soldaten erſchoſſen werden ſollte. Man wollte ihm die Augen verbinden; er aber wies dieß zurück, betheuerte nochmals, daß er nie als Verräther gehandelt habe, und rief dann den Soldaten, auf ſein Herz hinweiſend, zu: „Fehlt nicht! Es lebe Frankreich! Feuer!" In dieſem Augenblick ſtürzte er entſeelt darnieder.

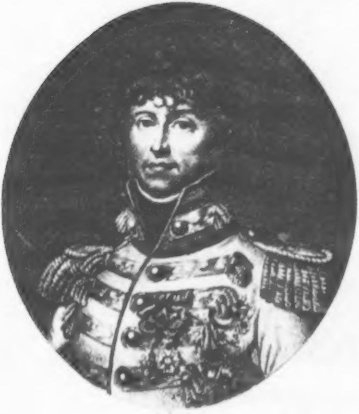
Joachim Murat, ſchön von Geſtalt, voll Feuer und unerſchrockenes Muthes, that ſich beſonders als Anführer des Vortrabs durch kühnes Angreifen und raſtloſes Verfolgen des Feindes hervor*). „Nie," ſagt Napoleon (bei Las Caſes, III, 66), „nie hat man bei einem „General der Reiterei größere Entſchloſſenheit, mehr „Muth und glänzendere Waffenthaten geſehen. Wo es „darauf ankam, Vierecke zu durchbrechen, war er der „rechte Mann." Doch fehlte es ihm an Schärfe des Urtheils und an Feſtigkeit des Charakters: er war mehr unternehmend als überlegend, mehr ſtürmiſch als ausdauernd, mehr geeignet unter Andrer Führung zu dienen, als ſelbſtändig große Plane zu ſchaffen und zu leiten. Begierig Aufſehen zu erregen, liebte er, auch noch als König, das Phantaſtiſche in der Kleidung, weshalb man ihn ſpottweiſe einen „Theaterkönig" nannte.

Seine Abkunft und Jugendzeit ließen ſein ſpäteres Emporkommen nicht ahnen. Er war der Sohn eines Gaſt-

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLIV.

B. II T. XLV.



Joachim Murat

Großherzog von Berg, König von Neapel

Geb. zu La Bastide am 25 März 1771, gest. zu Pizzo am 13 Oct. 1815.

Gaſtwirths, geb. zu La Baſtide unweit Cahors am 25. März 1771. Nach dem Willen ſeines Vaters ſollte er ſich zu Toulouſe dem geiſtlichen Stande widmen; aber dieſer Stand ſagte ſeinem Hange nach dem Ungebundenen und Wildbrauſenden nicht zu. Er floh aus Toulouſe zurück in ſeines Vaters Haus, wo er eine Zeitlang Dienſtboten-Stelle verſah, trat dann in ein Jägerregiment, verließ dasſelbe und kam nach Paris, wo er erſt als Aufwärter in einem Speiſehauſe diente, dann als Gardiſt in der Garde Ludwigs XVI. und, da dieſe aufgelöſet war, als Unterlieutenant in einem Jägerregiment zu Pferde ſein Fortkommen fand. Damals gehörte er zu den wildeſten Revolutionsmännern. Dieß brachte ihn in den erſten Tagen der Republik im Militär empor, zog ihm aber nach dem Sturze des Schreckensſyſtems Dienſtentſetzung zu. Doch bald fand er mehr, als er verloren hatte. Während ſeiner Dienſtloſigkeit zu Paris wurde er mit Napoleon, als dieſer vom Mai bis Juli 1795 gleichfalls dienſtlos zu Paris weilte, bekannt; und dieſe Bekanntſchaft führte ihn zu Glanz, Ruhm und Herrſchaft. Napoleon nämlich, der ſeine Talente durchſchaute, wählte ihn zum Adjutanten bei Ueberwältigung der Pariſer am 5. und 6. Oct. 1795 *), nahm ihn dann mit ſich im Jahre 1796 nach Italien, im Jahre 1798 nach Aegypten (wo er ſich vorzüglich in der Landſchlacht von Abukir, 25. Juli 1799, hervorthat),

---

*) ſ. hiſtor. Bilderſaal, Th. VI, 1. S. 133. und 403.

that), im Jahre 1799 nach Frankreich (wo er am 19. Brumaire durch gewaltſames Verfahren gegen den Rath der Fünfhundert Napoleons Herrſchaft emporbringen half) und im Jahre 1800 nach Italien (wo er als Anführer der Reiterei zum Siege bei Marengo mitwirkte). Schon damals mit Ruhm genannt, machte er ſeinen Namen noch berühmter in dem öſtreichiſchen Kriege 1805, in dem preußiſchen Kriege 1806, und im Anfange des ſpaniſchen Krieges 1808, wo er Madrid beſetzte, die Abreiſe des ſpaniſchen Königshauſes nach Bayonne beförderte und (2. Mai) einen Volksaufſtand unter vielem Blutvergießen ſtillte. Indem er aber durch ſeine Thätigkeit Napoleons Plane beförderte, beförderte dieſer Murat's Emporkommen. Schon als Oberfeldherr in Italien (1796) erhob Napoleon ihn im Militär von Stufe zu Stufe und ertheilte ihm ehrenvolle Aufträge. Als Conſul wählte Napoleon ihn (10. Dec. 1799) zum Commandanten der Conſulargarde, vermählte ihn (20. Juni 1800) mit ſeiner zweiten Schweſter Karoline, und beſtellte ihn (1801) zum Gouverneur der ciſalpiniſchen Republik und (im Jan 1804) zum Gouverneur von Paris. Als Kaiſer ernannte er ihn (im Mai 1804) zum Reichsmarſchall und Großadmiral von Frankreich, im Febr. 1805 zum franzöſiſchen Prinzen, im März 1806 zum Großherzog von Berg und im Juli 1808 zum König von Neapel, wo er am 1. Aug. 1808 unter dem Namen Joachim I. den Thron beſtieg.

Aber ſchon damals keimte die Mißſtimmung zwiſchen ihm und Napoleon, die zu Beider Unglück beitragen ſollte, hervor. Denn Murat, vom Glücke verblendet und durch Unbeſonnenheit zu thörichten Schritten hingeriſſen, benahm ſich in Spanien nicht, wie Napoleon wollte *), und ſtrebte nach der ſpaniſchen Krone, was den Planen Napoleons entgegen war. Vermehrt wurde dieſe Mißſtimmung durch Murat's Benehmen in Neapel, wo er ſich unabhängig zu machen ſuchte, und im ruſſiſchen Kriege (1812), wo er oft nur ſeinen Launen folgte, die Entwürfe Napoleons durchkreuzte und mit andern Marſchällen in Streit gerieth. Gleichwohl wurde er, als König, von dem (am 5. Dec. 1812) nach Frankreich zurückeilenden Napoleon mit dem Oberbefehl über die Trümmer des unglücklichen Heeres beauftragt. Doch er war dieſem Auftrage nicht gewachſen, erklärte ſich laut gegen Napoleon (weshalb ihm Davouſt heftige Vorwürfe machte) und eilte am 16. Jan. 1813 von Poſen nach Neapel. An dem Feldzuge in Deutſchland 1813 nahm er anfangs nicht Theil. Erſt durch Napoleons Glück bei Lützen und Bautzen ließ er ſich bewegen, noch einmal für ihn die Waffen zu ergreifen, und mit ungeſchwächtem Muthe kämpfte er in der Schlacht vor Leipzig. Aber nach dem unglücklichen Ausgange derſelben trennte er ſich von ihm auf immer. Nach Neapel eiligſt zurückgekehrt, öffnete er ſeine Häfen den Engländern, ſchloß mit ihnen

einen

---

*) Dieß ergibt ſich aus dem oben S. 121. angeführten Briefe Napoleons an Murat vom 29. März 1808.

einen Waffenſtillſtand und mit den Oeſtreichern ein Bündniß (11. Jan. 1814). Vergebens warnte ihn der Vicekönig Eugen, vergebens erinnerte er ihn an die Pflicht der Dankbarkeit gegen den großen Mann, dem ſie Beide (Eugen und Murat) Alles ſchuldig wären: **Murat** rückte mit einem Heere zu den Oeſtreichern an den Po, und erklärte ſeinen Soldaten, daß er von der Sache Napoleons, die er jetzt eine Sache der Sclaverei und des Verbrechens nannte, ſich losgeſagt habe. Doch bei dem Schwanken des Kriegsglücks im Febr. und März 1814 betrug er ſich gegen ſeine neuen Verbündeten auf eine zweideutige Weiſe. Er fand daher weder Vertrauen noch Beiſtand auf dem wiener Congreſſe, wo die Bourbons, unterſtützt von den Engländern, ſich heftig gegen ihn erklärten. Hierdurch gereizt und von dem Wahne berauſcht, ſeine Herrſchaft über ganz Italien verbreiten zu können, brach er (im März 1815), als Napoleon nach Frankreich zurückgekehrt war, mit einem anſehnlichen Heere gegen die Oeſtreicher in Oberitalien los. Aber dieß Unternehmen, das über ſeine Kräfte ging, hatte einen kläglichen Ausgang. Er wurde (am 2. und 3. Mai) entſcheidend geſchlagen, mußte (am 19. Mai) Heer und Reich verlaſſen, und nichts blieb ihm übrig, als nach Frankreich zu flüchten. Doch ſeine Treuloſigkeit und noch mehr ſein übereiltes und zweideutiges Losbrechen gegen Oeſtreich, das Napoleon als einen Grund betrachtete, weshalb Oeſtreich ſeinen friedlichen Zuſicherungen kein Vertrauen ſchenkte, hatte letztern ſo gegen ihn erbittert, daß er ihn nach Toulon verwies und ihm nicht geſtattete, an dem Kriege in den Niederlanden Theil zu nehmen, obſchon er von ihm Nutzen erwarten konnte *).

Nach Napoleons zweitem Sturze flüchtete **Murat** am 22. Aug. 1815 von Toulon nach Corſika. Daſelbſt von alten Anhängern und Waffengefährten, Flüchtlingen wie er, angefeuert, von leeren Einbildungen auf ſeine Kraft erfüllt, und von falſchen Vorſpiegelungen verrätheriſcher Menſchen, die ſich zu ihm drängten, irre geleitet, entſchloß er ſich, Neapel wieder einzunehmen. Am 28. Sept. ſchiffte er ſich mit etwa 250 Mann in Ajaccio ein, um zuerſt nach Salerno zu gehen. Aber von Stürmen verſchlagen und von der Mehrzahl ſeiner Begleiter getrennt, gelangte er am 8. Oct. mit etwa 30 Mann nach Pizzo in Calabrien. Hier fand er nicht den gehofften Anhang, vielmehr wurde er vom Volke ergriffen und gemißhandelt, dann auf Befehl Ferdinands IV. vor ein Kriegsgericht geſtellt, von demſelben als Hochverräther verurtheilt, und darauf am 13. Oct. 1815 zu Pizzo erſchoſſen.

Der achtungswürdigſte unter Napoleons Marſchällen, bei dem Geiſt und Muth mit einer hochſinnigen Denk- und Handelsweiſe ſich vereinigte, war **Eugen Beauharnais**, gewöhnlich „Vicekönig von Italien," zuletzt

---

*) „Die Armee, ſagt Napoleon bei Las Caſes Th. III, 66, hätte einen Mann nicht unter ſich dulden mögen, von dem ſie behauptete, daß er 1814 Frankreich verrathen hätte."

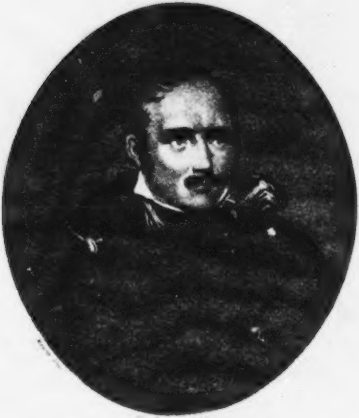
„Herzog von Leuchtenberg" genannt, geboren in der Bretagne am 3. Sept. 1780 *). Frühzeitig verlor er ſeinen Vater, den General Beauharnais, aus altadeligem Geſchlechte, der, weil er (im Juni 1793) Mainz nicht hatte retten können, eingekerkert und (23. Juli 1794) hingerichtet wurde. Auch ſeiner Mutter, Joſephine, geb. Taſcher de la Pagerie, drohete, bei dem damaligen Wüthen gegen Adelige, gleiches Schickſal, als der Sturz Robespierres ſie der Hinrichtung und dem Gefängniß entzog. Während der Gefangenſchaft ſeiner Eltern kam Eugen, früherhin in der Lehranſtalt zu St. Germain unterrichtet, zu einem Tiſchler; bald aber nahm ſich General Hoche ſeiner an, führte ihn mit ſich (im Juni 1795) in die Vendée und ſchickte ihn (im Nov. 1795) wieder in die Hauptſtadt, angeblich um einen Haufen Gefangener dahin zu geleiten, in der That aber, um ſich daſelbſt wiſſenſchaftlich auszubilden.

Wenige Monate nachher begann der eigentliche Aufſchwung ſeines innern und äuſſern Lebens, da ſeine Mutter ſich mit Napoleon vermählte (9. März 1796). Denn nun dieſem großen Manne nahe ſtehend, im Genuſſe ſeiner Liebe und Leitung, und bei wichtigen Unternehmungen in ſeinem Gefolge, lernte er von ihm kämpfen, ſiegen und herrſchen und wurde durch ihn zu hohen Würden und Ehren emporgehoben. Im Jahre 1796 folgte er ihm als Adjutant nach Italien, im Jahre 1798 nach Aegypten,

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLV.

B. VI. T. XII.



Eugen Beauharnais,

Vicekönig von Italien, Herzog von Leuchtenberg.

Geb. in der Bretagne am 3 Sept. 1781, gest. zu München am 21 Feb. 1824.

ten, im Jahre 1799 von Aegypten nach Frankreich, im Jahre 1800 nach Italien und, nach der Schlacht bei Marengo, von Italien zurück nach Paris. Bald darauf (1802) wurde er Oberſter bei der Conſulargarde, (1804) Brigadegeneral, (1805) franzöſiſcher Prinz, Erzkanzler des Reichs, Großofficier der Ehrenlegion, dann (5. Juni 1805) Vicekönig von Italien. Von dem an reſidirte er in Mailand. Nach dem Frieden von Preßburg (26. Dec. 1805) wurde er von Napoleon, der ihn nach München berief, an Kindesſtatt angenommen (12. Jan. 1806) und (am 14 Jan.) mit der baier'ſchen Prinzeſſin Auguſte, der Schweſter des jetzigen Königs von Baiern, vermählt, dann (1807) zum Fürſten von Venedig und zum Erben der Krone Italiens ernannt.

An dem preußiſchen Kriege (1806) und dem ſpaniſchen (1808) nahm er keinen Theil: er blieb im Königreiche Italien, um es zu leiten und zu ſchützen. Mit Eifer und glücklichem Erfolge ſorgte er für die Wohlfahrt der ihm anvertrauten Völker, und bethätigte dabei ſeinen Sinn für Gerechtigkeit und Milde. Doch im Jahre 1809, als beim abermaligen Kriege mit Oeſtreich der Erzherzog Johann gegen ihn losſtürmte, mußte er abermals zu den Waffen greifen. Anfangs war er in dieſem Kriege unglücklich: er konnte ſich weder an der Trente, noch am Tagliamento behaupten, wurde bei Sacile 16. Apr. geſchlagen und mußte über die Etſch zurückweichen. Doch als der Erzherzog Johann, zufolge der Siege Napoleons in Baiern und Oeſtreich, aus Italien abzog, brach Eugen wieder hervor und bedrängte, von Macdonald und Marmont unterſtützt, den Rückzug der Oeſtreicher ſo lebhaft und ſiegreich, daß er nicht nur beim Sömmeringberge (27. Mai) ſich mit der großen Armee vereinigen konnte, ſondern auch bald darauf bei Raab am 14. Juni einen glänzenden Sieg errang und zum Siege bei Wagram (6. Juli) mitwirkte. Damals gab ihm Napoleon das Zeugniß, „er habe von Allem, was den Feldherrn bezeichne, die herrlichſten Proben abgelegt.“

Gleich darauf erfolgte für ihn ein ſchmerzliches Ereigniß. Seine Mutter wurde (16. Dec. 1809) von Napoleon geſchieden, und er ſelbſt mußte nach Paris kommen, um Zeuge und Mitſprecher bei dieſer Eheſcheidung zu ſein. Er benahm ſich dabei mit würdevoller Haltung: er drängte ſeine Empfindungen zurück und erklärte laut, daß er, ſeine Schweſter und ſeine Mutter dem Kaiſer alles zu verdanken hätten, und daß derſelbe ſtets ergebene Kinder und treue Unterthanen an ihnen finden würde. Doch mochte es ihm nicht genug gelingen, ſeinen Schmerz über die Zurückſetzung ſeiner Mutter und über ſeine eigene Zurückſetzung, da ihm nun die Ausſicht zur Nachfolge entging, niederzukämpfen. Denn erzählt wird, „er habe damals von den öffentlichen Geſchäften ſich gänzlich zurückziehen und keine Gunſtbezeigung Napoleons mehr annehmen wollen, da man ſie als Erſatz für die Eheſcheidung ſeiner Mutter anſehen könnte; und nur die Bitten ſeiner Mutter und die Vorſtellungen des Kaiſers hätten ihn bewogen, ſeinen Entſchluß zu ändern" *). Vielleicht war es auch mehr Zürnen als Wohlmeinen von Seiten Napoleons, daß dieſer ihn damals (1. Febr. 1810), ſtatt zur Nachfolge im Königreiche Italien, die er ihm ſchon (1807) zugeſagt hatte, zur Nachfolge im Großherzogthum Frankfurt beſtimmte.

Doch im Jahre 1812 war, wie es ſcheint, das vorige Verhältniß zwiſchen Beiden wieder hergeſtellt. Napoleon zog ihn als Anführer des vierten Corps mit ſich nach Rußland, und er folgte ihm mit dem bereitwilligſten Dienſteifer. Schon auf dem Zuge vom Niemen nach Moskau that er ſich in den Schlachten von Oſtrowno (25.—28. Juli), von Smolensk (16.—18. Aug.) und Moſaisk (7. Sept.) durch heldenmüthige Tapferkeit hervor; aber noch weit mehr auf dem Rückzuge von Moskau bis zur Elbe. In der Schlacht bei Malo-Jaroslawetz (24. Oct.) kämpfte er ſo tapfer, daß nach derſelben Napoleon ihn umarmend ausrief: „Eugen, dieſe Schlacht iſt Ihre ſchönſte Waffenthat!" **) — und mitten unter den größten Schreckniſſen dieſes Rückzuges (namentlich vor Krasnoe, wo Miloradowitſch ihn umzingelte) blieb er ruhig und beſonnen, ermunterte durch Wort und Beiſpiel ſeine Soldaten zur ſtandhaften Ausdauer, und entzog ſo ſich und ſeine Soldaten der Schmach und den Leiden der Gefangenſchaft. Endlich (im Jan. 1813), von Napoleon zum Oberbefehlshaber ernannt, führte er die Trümmer des unglücklichen Heeres über die Weichſel und Oder nach der Elbe. Als darauf Napoleon (im Apr. 1813) neu gerüſtet nach Thüringen kam, war es wiederum Eugen, der zu deſſen Siege bei Lützen oder Großgörſchen (2. Mai) ſehr vieles beitrug. Von Dresden aus wurde er (12. Mai) von Napoleon nach Italien geſendet, um es gegen Oeſtreich, wenn dieſes abfallen ſollte, zu ſchützen. Noch im Maimonate kam er nach Mailand, ſchuf ſich daſelbſt eine neue Armee und kämpfte mit ihr (ſeit dem 17. Aug.) gegen Hiller und (ſeit dem 15. Dec.) gegen Bellegarde. Aber er konnte gegen die Uebermacht der Oeſtreicher nichts ausrichten; er wurde aus den illyriſchen Provinzen vertrieben, mußte vom Iſonzo bis zur Etſch zurückweichen und ſah ſich auch am Mincio (8. Febr. 1814) bedrängt. Doch widerſtand er allen glänzenden Anerbietungen, die ihm von Seiten der Feinde Napoleons gemacht wurden. Getreu ſeinem Wahlſpruche „Ehre und Treue,“ antwortete er denen, die zum Abfalle ihn aufforderten: „Mein Sohn kann einen Thron, aber nicht den unbefleckten Ruhm ſeines Vaters entbehren“ *). Um ſo tiefer ſchmerzte ihn die Treuloſigkeit

---

*) ſ. Erinnerungen aus den Zeiten und dem Leben Eugens, Herzogs von Leuchtenberg, aus authentiſchen Quellen. Von Heinrich Seel. Sulzbach 1827, S. 157.

**) Auch ruſſiſcher Seits wurde bemerkt: „Wir können das Geſtändniß nicht zurückhalten, daß das Gefecht bei Malo-Jaroslawetz den Truppen des Vicekönigs die größte Ehre macht; ſie hielten ſich gegen die ungeſtümen Angriffe der Ruſſen mit bewundernswürdiger Tapferkeit und Kaltblütigkeit." ſ. Fain, Manuſcript vom J. 1812. Deutſch von Klein. Leipzig 1836. Th. II, S. 200.

---

*) Geſchichte Napoleons von Hazlitt, überſetzt von Sporſchil. Leipzig 1835, Th. II, S. [illegible].

keit Murat's, die er in ſeinen Proclamationen an das italieniſche Volk und Heer öffentlich rügte (1. Febr. 1814). Endlich als Paris eingenommen war, Napoleon allen ſeinen Kronen entſagt hatte, und nun die längere Vertheidigung des Königreichs Italien unſtatthaft erſchien, ſchloß er mit Oeſtreich 17. April einen Waffenſtillſtand und am 23. Apr. eine Militär-Convention, zufolge deren er das ganze Königreich Italien an Oeſtreich überlieferte und ſeine Stelle als Vicekönig niederlegte.

Gern wäre er Beherrſcher des Königreichs Italien geblieben: er gab dieß zu erkennen in den Abſchiedsworten, mit denen er am 17. Apr. die franzöſiſchen Soldaten, die unter ihm gedient hatten, nach Frankreich entließ *), und durch heimliche Aufforderungen an die italieniſchen Officiere und den Senat von Mailand, die Verbündeten um ſeine Ernennung zum König von Italien zu bitten **). Aber ſolche Ernennung lag nicht in den Planen der Verbündeten, und in Italien ſelbſt war das Volk und ein Theil der Vornehmen gegen ihn, da die vielen Steuern und Militär-Aushebungen, die er hatte ausſchreiben müſſen, dann die Zurückgezogenheit und Kargheit, die ihm vorgeworfen wurde, ihn um die Liebe gebracht hatte, die ihm anfangs in Italien entgegen gekommen war; ja es erhob ſich am 20. April zu Mailand ein Aufſtand, der mehreren ſeiner Anhänger das Leben koſtete. Er verließ daher am 26. Apr. mit ſeiner Familie Mantua, reiſte mit ihr nach München und begab ſich dann nach Paris, wohin ihn die Sorge für ſeine Zukunft rief. Hier fand er durch ſein anſpruchsloſes Benehmen bei ehrenwerthen Eigenſchaften und glänzenden Verdienſten die Achtung und Liebe der damals Mächtigen. Ludwig XVIII. empfing ihn nicht als Marquis von Beauharnais, wie er ſich anmelden ließ, ſondern als Prinzen Eugen, und ſprach zu ihm tröſtende Worte, und Kaiſer Alexander faßte eine lebhafte Zuneigung zu ihm und ſprach für ihn auf dem wiener Congreß, wohin ſich Eugen am Ende des Jahres 1814 begeben hatte. Aber ſelbſt Alexander konnte für ihn nichts weiter erwirken, als daß ſeine Beſitzungen in Italien oder Entſchädigungen für ſelbige ihm zugeſichert wurden.

---

*) Eugens Leben von Seel. S. 413.

**) Biographie des hommes vivants. à Paris 1816. Tom. I, p. 247.

In eine bedenkliche Lage gerieth Eugen, als im folgenden Jahre (1815) Napoleon aus Elba nach Frankreich zurückgekehrt war. Alte Anhänglichkeit und neue Hoffnung mußte ihn zu demſelben hinziehen, und wahrſcheinlich ließ es dieſer nicht an heimlichen Anlockungen fehlen; andrerſeits aber erhob ſich Mißtrauen gegen ihn, und unter den Verbündeten war davon die Rede, ihn auf eine ungariſche Feſtung in ſichere Haft zu bringen. Doch ſein Schwiegervater, der König von Baiern, Maximilian Joſeph, nahm ſich ſeiner an, und auf ſein und deſſen Ehrenwort blieb er frei. Um allem weitern Verdacht zu entgehen, zog er ſich mit ſeiner Familie nach Lindau, fern von politiſchen Händeln. Nach Napoleons abermaligem

Sturze wendete er ſich nach München. Hier erkaufte er ſich für die Gelder, die ihm von Oeſtreich und Neapel für ſeine italieniſchen Beſitzungen zukamen, das Fürſtenthum Eichſtädt, das, unter königl. baier'ſche Oberhoheit geſtellt, ihm am 15. Dec. 1817 übergeben wurde. Im Beſitz desſelben lebte er, unter dem Titel „Herzog von Leuchtenberg und Fürſt von Eichſtädt", ein glückliches Stillleben, im Kreiſe ſeiner Familie, beſchäftigt mit Künſten und Wiſſenſchaften, geehrt von allen, die ihn kannten, nicht minder vom Volke als vom König. Aber von kurzer Dauer war dieſer heitre Lebensabend. Er erkrankte im Jahre 1823 ſo ſehr, daß man (am 16. Apr.) an ſeinem Wiederaufkommen zweifelte. Zwar erfolgte dasſelbe, und er hatte die Freude, am 22. Mai die Vermählung ſeiner älteſten Tochter mit dem Kronprinzen von Schweden feiern zu können; doch mit dem Januar des Jahres 1824 kehrten die bedenklichen Krankheitsanfälle mit vermehrter Heftigkeit zurück, und er unterlag denſelben am 21. Febr., im 44. Jahre ſeines Lebens.

XI.

Charakteriſtik einiger Feldherren, die im Befreiungskampfe gegen Napoleon ſtritten.

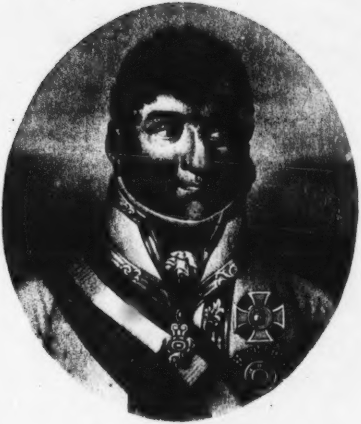
Die Beſiegung Napoleons in den Jahren 1813, 1814 und 1815 war nicht ſo wohl das Werk einzelner, durch Kriegsgeſchicklichkeit ihn überragender Feldherren, als vielmehr das Ergebniß des Zeitgeiſtes, oder der Erbitterung, die ſich gegen ihn, den gewaltthätigen Zwingherrn, erhoben und eine thatkräftige Begeiſterung für Freiheit und Vaterland erweckt hatte. Doch haben Einzelne den Sieg über ihn vorbereitet und ragen im Kampfe gegen ihn durch ihre Stellung und durch die Eigenthümlichkeiten ihres Geiſtes ſo hervor, daß ſie beſonders als die Beſieger Napoleons geprieſen werden. Zu ſolchen gehören Schwarzenberg, Blücher, Scharnhorſt und Gneiſenau, von denen hier geredet werden ſoll.

Karl Philipp Fürſt zu Schwarzenberg*), in den Befreiungsjahren 1813 und 1814 Oberfeldherr der Verbündeten, geboren zu Wien am 15. Apr. 1771, war der Sprößling eines langberühmten Geſchlechts, der Sohn des regierenden Fürſten Johann Friedrich zu Schwarzenberg und einer Reichsgräfin von Oettingen-Wallerſtein. Von früher Jugend an, theils durch den Willen ſeines Vaters, theils durch eigene Neigung zum Soldatenſtande hingezogen, beſchäftigte er ſich frühzeitig mit Allem, was auf denſelben Bezug hat, mit ritterlichen Uebungen und wiſſenſchaftlichen Studien; und ergriffen von dem Drange, durch ruhmwürdige Thaten ſich auszuzeichnen, that er ſich ſchon auf ſeinem erſten Feldzuge (1788 und 1789), der gegen die Türken gerichtet

war,

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLVI.



Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg,

kaiserl. österreichischer Feldmarschall.

Geb. zu Wien am 15. April 1771, gest. zu Leipzig am 15. Oct. 1820.

war, dann (1792) bei ſeinem erſten Kampfe gegen Frankreich hervor. Ermunternde Anerkennung ſeines Wirkens und Strebens wurde ihm zu Theil. Als Lieutenant in einem Infanterieregimente war er 1788 gegen die Türken gezogen, und als Hauptmann kehrte er aus dieſem Kriege zurück. Als Oberſtwachtmeiſter bei dem Latour'ſchen Reiterregimente traf er 1792 den Franzoſen entgegen, und ſchon in der erſten Hälfte des Jahres 1794 wurde er zum Oberſten eines Küraſſierregiments befördert und mit dem Maria-Thereſienkreuze geſchmückt; dann (1796) zum Generalmajor ernannt.

Während der Waffenruhe, die der Waffenſtillſtand zu Leoben (18. Apr. 1797) und der Friede von Campo-Formio (17. Oct. 1797) gewährte, vermählte er ſich mit der verwitweten Frau Fürſtin von Eſterhazy, aus dem Geſchlecht der Grafen von Hohenfeld (geb. 20. Mai 1768). Doch nicht lange konnte er in den Armen der Liebe ruhen. Im Jahr 1799 zog er unter dem Erzherzog Karl abermals ins Feld, und im Jahre 1800 unter dem Erzherzog Johann. Bei letzterm Feldzuge wurde er in die Niederlage von Hohenlinden (3. Dec. 1800) ſo verwickelt, daß er kaum der Gefangenſchaft entgehen konnte; doch wegen der Tapferkeit und Beſonnenheit, die er mitten in dieſem Unglücke gezeigt hatte, wurde er unmittelbar darauf zum Inhaber des zweiten Uhlanenregiments befördert.

Und ſchon hatten ſich nicht bloß die Talente des Feldherrn, ſondern auch die des Diplomaten an ihm bemerklich gemacht. Er wurde daher nach dem Frieden von Luneville (9. Febr. 1801) von ſeinem Kaiſer nach Petersburg geſendet, um den Kaiſer Alexander zur Thronbeſteigung zu beglückwünſchen und die ſeit dem Ausgange des Feldzugs 1799 zwiſchen Rußland und Oeſtreich entſtandenen Mißhelligkeiten beizulegen. Dieß gelang ihm. Dagegen vermochte er nicht im Jahre 1805, als Geſandter in München, Baiern für Oeſtreich zu gewinnen. Baiern verband ſich mit Napoleon, und dieſer brachte in dem nun wiedereröffneten Kriege harte Schläge über Oeſtreich. Auch Schwarzenberg, damals unter Mack, wurde von denſelben betroffen. Doch entging er mit dem Erzherzog Ferdinand, von Ulm nach Böhmen flüchtend (14.—22. Oct.), dem Unglücke der Gefangenſchaft, und ſetzte muthig den Kampf fort, bis er nach der Schlacht von Auſterlitz (2. Dec.) ſeinen Kaiſer zur Zuſammenkunft mit Napoleon bei der Mühle von Saroſchitz (4. Dec.) begleitete.

Nach dem Frieden von Preßburg (26. Dec. 1805) verlebte er den Sommer des Jahres 1806 auf ſeinen Gütern in Böhmen. Dann rieſen ihn Amtsverhältniſſe wieder nach Wien, und im Jahre 1808 beſchäftigte ihn vorzüglich die Bildung einer Landwehr, die den Krieg vorbereitete, den Oeſtreich im Jahre 1809 gegen Napoleon führte. An dieſem Kriege ſelbſt nahm er nur wenig Antheil. Denn am Schluſſe des Jahres 1808 nach Petersburg geſendet, um Oeſtreich gegen Rußlands Angriffe zu ſichern (was ihm bei dem guten Vernehmen, das damals zwiſchen den Kaiſern Alexander und Napoleon obwaltete, nur in ſo weit gelang, daß Rußland ſehr ſchonend gegen Oeſtreich verfuhr), traf er erſt zwei Tage vor der Schlacht von Wagram beim öſtreichiſchen Heere ein (4. Juli 1809), und konnte demſelben nur bei dem Rückzuge auf Znaym nützen. Nach hergeſtelltem Frieden wurde er von ſeinem Kaiſer als Botſchafter nach Paris entſendet. Als ſolcher leitete er die Unterhandlungen über die Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luiſe und veranſtaltete das Feſt am 1. Juli 1810, das wir oben beſchrieben haben. Die Seelenſtärke, die er bei dem ſchauderhaften Ausgange desſelben bewährte, gewann ihm die Achtung Napoleons in der Maße, daß er mehr als jeder andre Fremde von ihm ausgezeichnet wurde.

Von dem Poſten des Botſchafters wurde er im Jahre 1812 wieder zum Poſten des Feldherrn berufen, um die 30,000 Oeſtreicher anzuführen, die Oeſtreich, zufolge des Vertrags vom 14. März 1812, zum Zuge gegen Rußland ſtellte. Nur ungern übernahm er dieſen Oberbefehl, der ihn in Zwieſpalt mit ſeinen Pflichten und ſeinen Neigungen brachte. Gleichwohl beeiferte er ſich, wenigſtens anfangs (Juli und Aug.), den übernommenen Verbindlichkeiten nachzukommen, weshalb auch Napoleon das ſächſiſche Corps, das Reynier befehligte, ihm unterordnete und beim Kaiſer Franz erwirkte, daß ihm der Titel eines Feldmarſchalls ertheilt wurde. Doch ſpäterhin (Sept. — Nov.), als Tormaſſow und

Tſchitſchagow vereinigt gegen ihn losſtürmten, wich er über den Bug zurück, und auf die Nachricht von dem Rückzuge und Untergange der großen Armee Napoleons zog er ſich nach Pultusk, verabredete im Januar 1813 mit den ihm gegenüberſtehenden Ruſſen Waffenruhe und führte im Febr. ſein Heer über Krakau in die öſtreichiſchen Staaten zurück. Aber Ruhe war ihm nicht beſchieden; vielmehr ſollte er nun erſt die größten Beſchwerden und Anſtrengungen beſtehen, aber auch den Glanzpunkt ſeines Lebens erreichen.

Nach einer kurzen Geſandtſchaft in Paris (im Apr. 1813) wurde er im Mai 1813 Oberbefehlshaber des in Böhmen verſammelten öſtreichiſchen Heeres, dann (im Juli), nach Vereinigung Oeſtreichs mit Rußland und Preußen, Oberanführer des gegen Napoleon gerichteten Bundes. Kaiſer Alexander ſelbſt wünſchte, wie der brittiſche Commiſſär erzählt*), dieſen Oberbefehl zu übernehmen. Die franzöſiſchen Generale Moreau und Jomini, die in ſeinem Hauptquartiere ſich befanden und unter ſeinem Oberbefehl eine große Rolle zu ſpielen hofften, regten dieſen Wunſch in ihm auf. Der König von Preußen zeigte ſich geneigt, demſelben nachzugeben; aber Oeſtreich war dagegen. Nach dem wichtigen Schritte, den es gethan, ſuchte es die Hauptleitung des

---

*) Man ſehe die Geſchichte des Kriegs von 1813 und 1814 durch den Marquis von Londonderry, brittiſchen Gen.-Lieutenant und Commiſſär Sr. britt. Majeſt. bei den Verbündeten. Ins Deutſche überſetzt durch Ekendahl. Weimar 1836. Th. 1, S. 156 f.

Kriegs wie des Friedens in Händen zu haben und dazu einen Oeſtreicher an der Spitze des verbündeten Heeres zu ſehen. Es beſtand daher darauf, daß der Fürſt Schwarzenberg zum Generaliſſimus ernannt wurde.

Höchſt ſchwierig war dieſer Poſten! Denn jetzt ſollte Schwarzenberg Unternehmungen leiten, die den ausgedehnteſten Umfang und die wichtigſte Bedeutung hatten, über ein Geſammtheer gebieten, das über eine halbe Million Menſchen umfaßte, aus ganz verſchiedenen Völkern zuſammengeſetzt war, von den verſchiedenartigſten Feldherren befehliget wurde, und deren Monarchen in ſeiner Nähe haben, deren verſchiedene und wechſelnde Anſichten er nicht unberückſichtigt laſſen konnte. Doch in ihm vereinigte ſich vieles, was ihn zu dieſem Poſten befähigte. Er war nicht bloß Feldherr, ſondern auch Diplomat; war eben ſo entſchloſſen als nachgiebig, eben ſo thätig als beſonnen, eben ſo würdevoll als freundlich, reich an Erfahrungen, fern von ruhmſüchtiger Anmaßlichkeit und mehr als ein Anderer dazu geeignet, unter den verſchiedenen Truppen und Feldherren ein gutes Vernehmen zu erhalten. Dazu kam, daß er das Vertrauen ſeines Kaiſers und des Königs von Preußen beſaß und daß ſelbſt der ruſſiſche Kaiſer ihm wohlwollte. Und wäre es auch wahr, was Napoleon und nach dieſem Andre behauptet haben, daß er geſchickter geweſen ſei, einzelne Regimenter anzuführen, als große Maſſen zu leiten, ſo hat doch der Erfolg für ihn entſchieden.

Anfangs war dieß freilich nicht der Fall. Er verlor (26. u. 27. Aug.) die Schlacht bei Dresden, deren ſchlimmſte Folgen nur durch den Sieg Oſtermann's und Kleiſt's über Vandamme (bei Kulm am 30. Aug.) abgewendet wurden. Aber mit dem Siege bei Leipzig entſchied ſich das Glück für ihn (18. Oct.), und wenn er auch ſpäterhin während des Krieges in Frankreich (1814) noch manche Unfälle durch Napoleon erfuhr, ſo gelang es ihm doch, mit der Einnahme von Paris den Befreiungskampf auf eine glänzende Weiſe zu beendigen.

Faſt aus allen Ländern Europas wurden ihm jetzt Belohnungen zu Theil; vorzüglich aber zollte ihm ſein Vaterland Dank und Verehrung. Sein Kaiſer ernannte ihn zum Präſidenten des Hofkriegsrathes, beſchenkte ihn mit reichlichen Jahrgeldern und mehreren Gütern und beehrte ihn mit der Erlaubniß, das Wappen Oeſtreichs in ſein Wappen aufzunehmen. Und als er, der am 5. Mai 1814 den Oberbefehl über die verbündeten Kriegsheere zu Paris niedergelegt hatte, dann auf ſein Schloß Worlick in Böhmen geeilt war, am 30. Juni in Wien einzog, umrauſchte ihn der freudigſte Jubelgruß.

Im folgenden Jahre (1815), als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, wurde er abermals zum Kampfe gerufen: der Oberbefehl über das am Mittelrheine verſammelte Heer der Verbündeten wurde ihm übertragen. Er reiſte deshalb am 9. Mai von ſeinem Schloſſe Worlick ab. Aber ehe er noch den Rhein überſchritten hatte, war ſchon der große Schlag bei Waterloo geſchehen. So konnte er, ohne neue Kämpfe zu beſtehen, am

17. Juli zum zweiten Male in Paris einrücken. Bis zum Ausgange des Septembers blieb er in Frankreich. Darauf ging er (8. Oct.) auf ſein Schloß in Böhmen zurück, wo Kaiſer Alexander, der auf der Heimkehr ihn beſuchte, den 18. Oct. mit ihm feierte.

Ein ruhiges Leben, erheitert durch das Andenken an ruhmwürdige Thaten und durch die Verehrung, die ihm überall entgegenkam, breitete ſich vor ihm aus; aber nicht lange konnte er ſich desſelben erfreuen. Schon am 13. Jan. 1817 wurde er von einem Schlagfluſſe betroffen, der ſeine rechte Seite lähmte; und vergeblich war es, daß er die Bäder zu Karlsbad und Töplitz beſuchte: ſie konnten ihm nur augenblickliche Erleichterung, nicht völlige Heilung gewähren; vergeblich auch, daß er zur homöopathiſchen Heilart ſich wendete und deshalb am 19. April 1820 nach Leipzig zog: einige Wochen hindurch lebte er in den großen Erinnerungen, die dieſe Stadt ihm darbot, wieder auf; aber dann wurde ſein Zuſtand bedenklicher als vorher. Seit der Mitte des Juli konnte er das Fahren nicht mehr vertragen; mit den erſten Tagen des Octobers verſchwand alle Hoffnung ſeines längern Lebens, und am 15. Oct., Abends nach 9 Uhr, verſchied er. Seine irdiſche Hülle wurde, wie er es gewünſcht hatte, von Leipzig nach Worlick gebracht und daſelbſt beigeſetzt *).

Von

---

*) Am Ausführlichſten, doch mehr im Tone des Panegyrikers als des Kritikers, iſt Schwarzenbergs Sein und Wirken geſchildert in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmar-

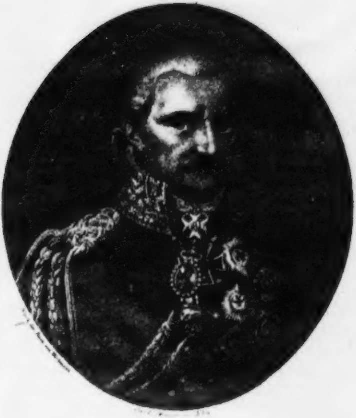
Von ihm wenden wir uns zu **Gebhard Lebrecht von Blücher** (geb. zu Roſtock am 16. Dec. 1742), dem Greis voll Jugendfeuer, der, thatkräftig und kühnentſchloſſen, anregend und fortreißend, unverzagt im Unglück und unermüdet im Glück, vielleicht mehr, als irgend ein Einzelner, den Sturz Napoleons befördert hat*).

Zu dem, was er wurde und vollbrachte, führte ihn weder eine eigentlich ſogenannte Erziehung, noch ein wiſſenſchaftliches Studium, ſondern der Geiſt, der in ihm waltete, und das Leben, das ihn umgab. Als er vierzehn Jahre alt war, ſchickten ihn ſeine Eltern (ſein Vater war einſt Rittmeiſter in heſſiſchen Dienſten und ſeine Mutter eine geborne Freiin von Zülow) auf die Inſel Rügen zu ihrem Schwiegerſohne, einem Herrn von Krackwitz. Sie wollten ihn dadurch dem Kriegsweſen entziehen; aber ſie führten ihn dadurch gerade zu dem, was nach dem Willen des Schickſals er werden ſollte. Der Anblick eines ſchwediſchen Huſarenregiments, das (im Jahre 1757) auf der Inſel Rügen erſchien, erweckte in ihm den Drang nach dem Soldatenſtand, und ohne auf die Abmahnungen ſeines Schwagers zu achten, nahm er in demſelben als Junker Dienſte (1757). Doch nicht lange blieb er bei demſelben. Fortgeriſſen

von

ſchalls Fürſten Karl zu Schwarzenberg. Von A. Prokeſch, Oberlieutenant im kaiſ. kön. öſtreichiſchen Generalſtabe. Wien 1823.

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLVII.



Gebhard Leberecht von Blücher,

Fürst von Wahlstadt, königl. preuſsiſcher Feldmarschall

geb. zu Rostock am 16. Dec. 1742. gest. zu Krieblowitz am 12. Sept. 1819.

von der ihm eigenthümlichen Kühnheit, die ſchon in ſeinem Knabenalter hervortrat, wurde er auf einem Streifzuge von einem preußiſchen Huſaren gefangen genommen und zu deſſen Regimente gebracht (1758). Der Befehlshaber desſelben, (damals Obriſt, ſpäterhin General) von Belling, empfing ihn freundlich, gewann ihn lieb und bewog ihn, in preußiſche Dienſte überzugehen: was von dieſem jedoch nicht eher geſchah, als bis er, in Folge eines preußiſcher Seits abgelieferten Gefangenen, von den Schweden Abſchied erhalten hatte (1759). — Auf ſolche Weiſe trat er als Fahnenjunker in die Bahnen, die zu einer welthiſtoriſchen Wirkſamkeit ihn hinführen ſollten.

Aber erſt ſpät, nach mancherlei Verirrungen und Unfällen gelangte er zu ſolcher. Während des ſiebenjährigen Krieges hatte er ſich durch Muth und Entſchloſſenheit hervorgethan, weshalb er ſchnell (ſchon im Jahre 1761) zum Premierlieutenant befördert worden war; aber nach dem Kriege ſah man in ihm nur einen höchſt wilden Huſarenofficier, der, weit entfernt, ſeine dienſtfreie Zeit zu ſeiner weitern Ausbildung zu benutzen, einem ungezügelten Benehmen ſich hingab. Er wurde daher, ſeit 1771 Stabsrittmeiſter, bei einer ſpätern Beförderung übergangen. Hierüber erbittert, bat er um ſeinen Abſchied, den ihn Friedrich II. (im Jan. 1773) in ſehr ungnädigen Ausdrücken ertheilte. Vierzehn Jahre lang (1773 — 1787) lebte er nun vom Kriegsweſen entfernt, ohne doch der Liebe und dem Drange zu demſelben zu entſagen. In dieſer Zeit betrieb er vorzüglich die Landwirthſchaft und zwar mit ſolchem Eifer und bald mit ſolchem Erfolge, daß er ſich nicht nur ein Landgut in Pommern, unweit Stargard, erkaufen konnte, ſondern auch die Achtung ſeiner Genoſſen erwarb, ja ſelbſt die Aufmerkſamkeit Friedrichs II. auf ſich zog und von ſelbigem mit anſehnlichen Geldſummen unterſtützt wurde.

Erſt nach Friedrichs II. Tode kam er (im März 1787) wieder in den Kriegsdienſt — als Major und bei demſelben Huſarenregimente, dem er früher angehört hatte. Bald darauf (im Sept. 1787) fand er auf dem Feldzuge nach Holland Gelegenheit, ſich hervorzuthun, weshalb er ſchon im Jahre 1788 zum Obriſtlieutenant ernannt wurde. Noch mehr nützte ihm der Krieg, den Preußen, in Verbindung mit Oeſtreich, im Jahre 1792 gegen das revolutionirte Frankreich unternommen hatte und zu dem er im Jahre 1793 gezogen wurde. Denn obſchon dieſer Krieg im Ganzen unglücklich für Preußen ablief, ſo gab er ihm doch vielfältige Gelegenheit, ſeine Heldenmüthigkeit zu bewähren, Feldherrn-Geſchicklichkeit zu erlangen und ſich zu Ruhm und Auszeichnung emporzuarbeiten. Schon im Jahre 1794 wurde er Generalmajor, im Jahre 1795 erhielt er ein Commando bei der Demarcationslinie und nach Auflöſung derſelben ernannte ihn Friedrich Wilhelm III. (1801) zum Generallieutenant und beauftragte ihn im Jahre 1802, die durch Napoleon den Preußen zugeſprochenen Städte Erfurt, Mühlhauſen und Münſter in Beſitz zu nehmen.

Je höher damals Napoleon ſich erhob und je mehr vor deſſen Waffenruhme jeder andre Waffenruhm zu verbleichen ſchien, deſto lauter wurde im preußiſchen Heere das Verlangen nach einem Kriege, der die Vorzüglichkeit der preußiſchen Taktik vor der Taktik Napoleons zeigen ſollte. Auch Blücher hegte und nährte dieſes Verlangen. Doch als dasſelbe im Herbſte des Jahres 1806 befriediget wurde, und nun ſtatt der erwarteten Siege die erſchütterndſten Niederlagen erfolgten, wurde auch er in dieſelben verwickelt. Aber während viele Andre kleinmüthiger Verzagtheit ſich hingaben, bewährte er fort und fort Furchtloſigkeit, raſtloſe Thätigkeit und ein lebendiges Gefühl für die Ehre des preußiſchen Namens. Muthig kämpfte er in der Unglücksſchlacht bei Auerſtädt (14. Oct. 1806) gegen die Uebermacht der Franzoſen; ſchlau wußte er ſich nach derſelben den Franzoſen bei Weißenſee zu entziehen (16. Oct.), und ſo lange er konnte, erwehrte er ſich ihrer auf dem traurigen Rückzuge nach der Elbe und Oder. Als der Fürſt von Hohenlohe, mit dem er bei Stettin über die Oder gehen ſollte, bei Prenzlau ſich den Franzoſen ergeben hatte (28. Oct.), zog er, ſtatt deſſen Beiſpiele zu folgen, erſt ins Mecklenburgiſche, um bei Roſtock die See zu gewinnen; dann, als die Franzoſen ihm hier zuvorgekommen waren, nach Lübeck (5. Nov.), um dort ſich einzuſchiffen und die Corps der Marſchälle Soult, Murat und Bernadotte, die ihn verfolgten, möglichſt weit von der Oder abzuziehen. Aber Lübeck wurde von den verfolgenden Franzoſen am 6. Nov. im Sturm eingenommen und geplündert, und am 7. Nov. mußte Blücher,

cher, dem es an Munition, Fourage und Proviant gänzlich fehlte, zu Ratkau, einem lübeckiſchen Dorfe, capituliren. Seine Truppen wurden als Gefangene fortgeführt, die Officiere auf ihr Ehrenwort entlaſſen, ihm ſelbſt der Aufenthalt in Hamburg angewieſen.

Nur etwas über drei Monate blieb er Gefangener. Die Stimme des Königs und Volkes rief ihn zurück, und zufolge einer Verhandlung zwiſchen Preußen und Frankreich (vom 26. Febr. 1807) wurde er gegen den franzöſiſchen General Victor ausgewechſelt. Er ging ſogleich (im März) über Berlin nach Finkenſtein, dem damaligen Hauptquartiere Napoleons, dann nach Königsberg zu ſeinem Könige. Im Mai wurde er mit einer Schaar von 7000 Mann zu Schiffe nach Pommern geſendet, wo er, vereint mit ſchwediſchen und engliſchen Truppen, im Rücken Napoleons den Krieg eröffnen ſollte. Aber er fand nicht die gewünſchte Unterſtützung, gerieth in Hader mit dem eigenſinnigen Könige von Schweden, und wurde durch den (am 25. Juni) abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand zu einer drückenden Waffenruhe genöthigt, die der Frieden von Tilſit (9. Juli) zu verewigen ſchien.

Doch die Hoffnung beſſerer Zeiten blieb in ſeinem Herzen lebendig und mit ihr das Streben, ſie zu verwirklichen. Im Kriegsdepartement zu Königsberg, dann zu Berlin, ſpäterhin als Befehlshaber der preußiſchen Truppen in Pommern, arbeitete er mit gleichgeſinnten Freunden an der Wiedererhebung Preußens. Aber ſein feuriger Geiſt, nicht gebildet, im Stillen thätig zu ſein, verrieth ſich und ſein Vorhaben ſo deutlich, daß es nöthig war, ihn (im Jan. 1812) vom Militär zu entfernen. Und dieß gereichte zu ſeinem und Preußens Beſten. Er brauchte alſo im Jahre 1812, wo preußiſche Schaaren dem franzöſiſchen Heere nach Rußland folgen mußten, nicht für eine Sache zu fechten, die ihm durchaus verhaßt war; vielmehr konnte er ſeine Kräfte für die Zeiten eines begeiſterten Aufſchwungs ſparen und in Schleſien, wo er damals lebte, Vorbereitungen treffen.

Dieſer Aufſchwung erfolgte im Jahre 1813 und mit demſelben Blücher's Glanzperiode. Denn nun wurde er, auf Scharnhorſt's Bemerkung, der auch Kaiſer Alexander beiſtimmte, daß gerade Blücher bei ſeiner Kampfbegier und Erbitterung gegen Napoleon, bei ſeiner Heldenmüthigkeit und bei ſeiner Ausdauer unter Hinderniſſen und Schwierigkeiten der rechte Mann zur Bekämpfung Napoleons ſei, zum Oberbefehlshaber der preußiſchen Truppen ernannt (16. März 1813). Aber damit hatte er noch kein unbedingtes Commando; er ſtand vielmehr unter dem Oberbefehl des ruſſiſchen Feldmarſchalls und ſah ſich, was für ihn etwas Peinigendes hatte, da zurückgehalten, wo innerer Drang ihn vorwärts trieb: — ſo war es bei dem Vorrücken der preußiſch-ruſſiſchen Armee über die Elbe (im März) und bei den Schlachten zu Großgörſchen (2. Mai), zu Bautzen (20. Mai), zu Wurſchen (21. Mai). Doch anders wurde es, als während des Waffenſtillſtandes (4. Jan. — 16. Aug.) der große Bund gegen Napoleon ſich gebildet hatte und nun die

Bundesſchaaren in drei abgeſonderte Heere getheilt worden waren. Jetzt erhielt er mit dem Oberbefehl über das ſchleſiſche Heer Gelegenheit und Vollmacht, nach eigener Einſicht und Kraft zu kämpfen, ſo daß er dem Oberfeldherrn, Fürſten Schwarzenberg, mehr beigeordnet als untergeordnet war.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier die Reihenfolgen ſeiner Märſche, Kämpfe und Siege erörtern wollten, — wie er (26. Aug.) an der Katzbach ſiegte, wie er (3. Oct.) über die Elbe vordrang, wie er (16. — 19. Oct.) zum Siege bei Leipzig weſentlich beitrug, wie er dann Napoleon verfolgte und raſch gegen den Rhein vordrang, am 1. Jan. 1814 dieſen Strom überſchritt und nun in Frankreich bald glücklich, bald unglücklich kämpfte, bis Paris (31. März) erobert und Napoleon geſtürzt war. Auch iſt das Alles ſchon oben angedeutet und bereits in mehreren Schriften *) ausführlich erzählt worden. Dagegen ſcheint es wohlgethan, das zu bemerken, was bei dieſer Reihe von Begebenheiten Blüchers Weſen und Wirken bezeichnen kann.

Wenn ſchon der Kampf gegen einen Napoleon und deſſen großes und gutgeleitetes Heer viel Schwieriges hatte **): ſo hatte derſelbe für Blücher noch dadurch beſondere Schwierigkeiten, daß er bereits in einem Alter von 71 Jahren ſtand, daß die ruſſiſchen Generale im ſchleſiſchen Heere (namentlich Langeron) ſich unwillig unter ſein Commando fügten, und daß ſelbſt im Hauptquartiere der Verbündeten ſich gegen ſeine ungeſtüme Kühnheit, die man „tolle Huſarenart" nannte, Stimmen erhoben. Doch er überwältigte dieſe Schwierigkeiten. Trotz ſeines Greiſenalters beſtand er mit ausdauernder Beharrlichkeit alle Beſchwerden und Anſtrengungen, die mit ſeiner Stellung verbunden waren; den Unwillen der ruſſiſchen Generale brachte er durch Mäßigung und Nachſicht, am meiſten durch ſeine Siege, zum Schweigen; und gegen die Ungunſt im Hauptquartier ſchützte ihn die Uebereinſtimmung des Zeitgeiſtes mit ſeinen Gefühlen und Beſtrebungen. Von dem glühendſten Haſſe gegen Napoleon und deſſen Franzoſen erfüllt, eifrigſt darauf hinſtrebend, ihn zu ſtürzen und das Vaterland wieder zu erheben, dabei in Rede und That ganz volksthümlich, erſchien er als der Mann des Volkes, als Vollbringer deſſen, was die damalige Zeit verlangte. An gelehrten Kenntniſſen, an umſichtiger Beſonnenheit, an Feinheit im Umgange mit Hochgeſtellten und an Geſchicklichkeit im Unterhandeln übertraf ihn Schwarzenberg; doch höher als dieſer ſtand er an Rührigkeit und Kühnheit, an unverrücktem Losſtreben auf das Endziel des Kampfes,

---

*) Biographiſche Denkmale. Von K. A. Varnhagen von Enſe. Dritter Theil: Fürſt Blücher von Wahlſtadt. Berlin 1826. — Preußens Helden. Zweite Abtheilung: Blücher. 3 Theile. Weimar 1840 und 1841.

**) Wahrſcheinlich geſchah es nur in einer Aufwallung des Zorns und Selbſtgefühls, daß Blücher im März 1813 ſich vermaß: „er

und

---

wolle mit 30,000 Mann Napoleon und ſeine Franzoſen aus Deutſchland jagen." (ſ. Varnhagen von Enſe, S. 181). — Ernſtlich konnte er dieß nicht gemeint haben.

und an Kraft und Geſchick, nicht nur ſein Heer fort und fort zu neuen Anſtrengungen und Siegen fortzureißen, ſondern auch die ganze Coalition, wenn ſie ermattete, anzufeuern und vorwärts zu treiben. Ohne ihn wären die Verbündeten ſchwerlich nach Paris gekommen *).

Unterſtützt wurde er bei ſeinen Kämpfen und Siegen nicht bloß durch das Vertrauen, das ſein Heer zu ihm hatte, ſondern auch durch die Einſicht und Beſonnenheit der Männer, die ihm zur Seite ſtanden, ſeinen Ungeſtüm leiteten und ſeine Entwürfe ordneten. Zu ſolchen gehörte, bis zur Schlacht von Großgörſchen, Scharnhorſt, dann, bis zum Ausgange des Kriegs, Gneiſenau. Er ſelbſt erkannte, was dieſe Männer ihm genützt hatten, und pries laut ihre Verdienſte. Im Bezug auf Scharnhorſt rief er bei einem Feſte in der Freimaurerloge zu Berlin (am 21. Aug. 1814): „Biſt du gegenwärtig, Geiſt meines Freundes, mein Scharnhorſt, dann ſei du ſelbſt Zeuge, daß ich ohne dich nichts würde vollbracht haben“ **). Und im Bezug auf Gneiſenau äuſſerte er, als die Profeſſoren zu Oxford ihn zum Doctor der Rechte ernennen wollten: „Nu', wenn ich Doctor werden ſoll, ſo müſſen ſie den Gneiſenau wenigſtens zum „Apotheker machen; denn wir zwei gehören einmal zuſammen." Ein ander Mal erklärte er bei einer luſtigen Tiſchgeſellſchaft, er wolle etwas thun, was kein Andrer ihm nachmachen könne; er wolle ſeinen Kopf küſſen. Darauf ſtand er auf, ging zu Gneiſenau und küßte ihn unter herzlichen Umarmungen *).

---

*) Während im Hauptquartier von Rückzügen die Rede war und Unterhandlungen zu Chatillon angeknüpft wurden, beſtand Blücher unabläſſig darauf: man müſſe mit der ganzen Heeresmacht gegen Paris vorrücken. Endlich vernahm er, daß das Hauptquartier ſich hierzu entſchloſſen habe. Da rief er freudig aus: „Na, das iſt doch 'mal eine Nachricht! Nu' heißt's nicht bloß bei uns, ſondern überall: „Vorwärts!“ Doch ich wußte wohl, daß mein braver Bruder Schwarzenberg noch Eines Sinnes mit mir werden würde. Nu' woll'n wir bald ein Ende machen!“ ſ. Preußiſche Helden, Th. II, S. 326.

**) Varnhagen von Enſe, S. 467.

Nach der Einnahme von Paris (31. März 1814) legte er (am 2. Apr.) ſein Commando nieder, voll Aerger über die Schonung, mit der gegen die Franzoſen verfahren wurde. Doch blieb er in Paris und ſuchte, nach langen und gewaltigen Anſtrengungen, in behaglicher Zwangloſigkeit und hohem Hazardſpiele, das er leidenſchaftlich liebte, Erholung und Zeitvertreib.

Am 6. Juni ging er, auf Einladung des Prinz-Regenten, mit den Monarchen von Rußland und Preußen nach England, wo das Glanzvolle ſeiner Thaten und das Volksthümliche ſeines Weſens ſo viele und ſo ſtürmiſche Beifallsbezeigungen ihm zuführte, daß er in Gefahr gerieth, denſelben zu erliegen. Dagegen veranlaßte das Uebertriebene dieſes Beifalls, vielleicht auch die Sucht des Widerſpruchs, aber wohl nicht das Gefühl der Wahrheit, den Lord Byron zu folgenden Aeuſſerungen: „Ich erinnere mich, Blücher'n in einigen londner Geſellſchaften

„geſehen

---

*) Varnhagen von Enſe, S. 601.

„geſehen zu haben; und nie ſah' ich einen Mann ſeines „Alters, der ein ſo wenig ehrwürdiges Anſehn hatte. Mit „der Stimme und den Manieren eines Werb-Sergeanten „machte er Anſprüche auf die Ehre des Helden. Es iſt „gerade, als wenn ein Stein angebetet ſein wollte, weil „ein Menſch darüber geſtolpert iſt" *).

Am 11. Juli reiſte Blücher von London nach den Niederlanden, dann durch Weſtphalen und Braunſchweig nach Berlin, das er am 29. Juli erreichte. Wohin er auf dieſer Heimreiſe kam, empfing und begleitete ihn der ſeelenvollſte Jubel, am meiſten in Berlin und hier beſonders bei dem Siegesfeſte am 7. Auguſt.

Durch Napoleons Rückkehr von Elba wurde er aufs neue auf den Kampfplatz gerufen und zwar als Oberbefehlshaber des preußiſch-niederrheiniſchen Kriegsheeres. Von Gneiſenau, als dem Chef ſeines Generalſtabes, begleitet, reiſte er am 10. Apr. zum Heere in den Niederlanden, wo er ſich mit Wellington vereinigte. Und abermals bewährte ſich das Unerſchütterliche und Glänzende ſeines Heldenmuthes. Am 15. Juni von der Sambre bis Fleurus zurückgetrieben, am 16. Juni bei Ligny

---

*) ſ. Blücher — geſchildert von Wilh. Burkhardt. Stuttgart 1815, S. 80. — Weit näher der Wahrheit kam Napoleons Urtheil. Dieſer ſagte auf St. Helena zum Arzt Omeara (Th. I, 197): „Blücher iſt ein tapfrer Soldat, ein guter „Haudegen. Er macht tauſend Fehler; und wären nicht andre „Umſtände im Wege geweſen, ſo hätte ich mehrmals ihn und ſeine „Armee gefangen nehmen können. Er iſt hartnäckig und unermüdet, kennt keine Furcht und hängt treu ſeinem Vaterlande an."

Ligny geſchlagen und mit ſeinem tödtlich verwundeten Pferde niedergeſtürzt, hatte er noch Kampfbegier und Kraft, am 18. Juni den Sieg bei Waterloo zu erwirken, dann mit raſtloſem Eifer auf Paris loszudringen und dieſe Hauptſtadt zu nöthigen, am 3. Juli zum zweiten Male zu capituliren.

Hatte er im Jahre 1814 laut darüber geſcholten, daß man die Franzoſen allzu ſchonend behandelt hätte, ſo verfuhr er nun, ſo lange er unabhängig von höhern Befehlen zu Paris ſchaltete, mit barſcher Härte gegen ſie, — nicht aus niedriger Rachſucht, ſondern aus patriotiſchem Sinne, um ihnen zu vergelten, was ſie einſt voll Siegerſtolz in Deutſchland und Preußen gefrevelt hatten. Erſt das Eintreffen der Monarchen ſetzte dieſem Schalten und Walten ein Ziel. Aber nun erneuerte ſich ſein Unwille über die politiſchen Unterhandlungen, die gar nicht nach ſeinem Sinne geleitet wurden, und wie immer ſprach er auch hier ſeinen Unwillen in derben und ſehr verſtändlichen Phraſen aus. So brachte er bei einem Gaſtmahle zu Paris, bei welchem er zwiſchen Caſtlereagh und Wellington ſaß, den Trinkſpruch aus: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit ſo vieler Anſtrengung gewonnen worden iſt“ *).

Am 31. Oct. trennte er ſich von ſeinem Heere und damit

---

*) ſ. Varnhagen von Enſe, S. 347.

damit gleichſam von ſeinem Berufsleben, worauf bald auch die Trennung vom irdiſchen Daſein folgen ſollte. Die gewaltſame Anſpannung ſeiner Kräfte während des letzten Feldzugs zog eine Abſpannung derſelben nach ſich. Krank kehrte er über Aachen, Frankfurt, Caſſel, Braunſchweig und Magdeburg nach Berlin zurück; aller Jubel, der ihm auf der Heimreiſe entgegenſchallte, war ihm mehr eine Laſt als eine Freude; und als er am 21. Jan. 1816 in Berlin eintraf, war er ſo ſchwach, daß er ſich alle Empfangsfeierlichkeiten verbitten mußte. Erſt im Frühling und Sommer 1816 gelangte er wieder zu Kräften, beſonders nach dem Gebrauch des Karlsbades, ſo daß er noch in demſelben Jahre in Berlin, in Doberan, Roſtock und Hamburg nach der ihm eigenthümlichen Weiſe froh und heiter ſein konnte. Auch das Jahr 1817 verſtrich ihm unter einem Wechſel von Reiſen und Ruhepunkten; aber im Jahre 1818 ſank er an Leib und Seele zuſammen, und im Jahre 1819 am 12. Sept. entſchlummerte er auf ſeinem Gute Krieblowitz in Schleſien, im 77. Jahre ſeines Alters.

Große Ehren ſind ihm in Anerkennung ſeiner Verdienſte zu Theil geworden. Laut und dankbar wurde er als der Befreier Preußens und Deutſchlands geprieſen; ſeine Soldaten nannten ihn mit Liebe und Vertrauen „Vater Blücher" und „Marſchall Vorwärts;" er erhielt faſt alle europäiſche Orden; ſein König ernannte ihn (20. Oct. 1813) zum Feldmarſchall und (am 3. Juni

1814) zum „Fürſten Blücher von Wahlſtadt," bildete für ihn ein eigenes Ordenszeichen, beſchenkte ihn mit anſehnlichen Gütern und Geldſummen und ließ ſein Standbild in Erz zu Berlin aufſtellen (18. Juni 1826), was auch, noch bei ſeinen Lebzeiten (26. Aug. 1819), in ſeiner Vaterſtadt Roſtock von Seiten der Mecklenburger und ihrer Großherzoge geſchah. Er ſelbſt fühlte, was er geleiſtet hatte und gab dieß, beſonders im Bezug auf Diplomaten oder Staatsmänner, oft zu erkennen; aber er fühlte auch, was er dem Beiſtand Andrer und der höhern Leitung der Weltbegebenheiten zu verdanken hatte, und es war nicht Heuchelei, die überhaupt ihm fern lag, ſondern Ausdruck ſeiner innerſten Empfindungen, daß er einſt bei Lobreden, die ihm gemacht wurden, ausrief: „Was iſt's, das ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneiſenau's Beſonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit."

Noch bleibt uns übrig von Scharnhorſt und Gneiſenau zu reden, die beide, wie bereits bemerkt worden iſt, Blüchers Unternehmungen förderten und auf den Umſturz der Napoleon'ſchen Herrſchaft und die Wiederherſtellung der preußiſchen Monarchie durch die Kraft ihres Geiſtes und den Adel ihres Gemüths mächtig einwirkten.

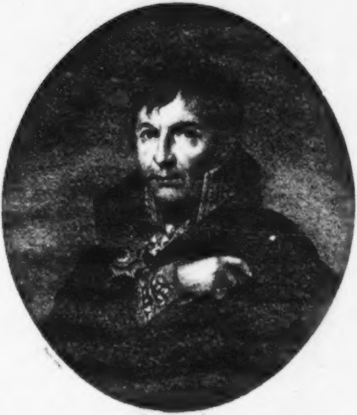
Gerhard David von Scharnhorſt*), bürgerlicher Abkunft (erſt im Jahre 1804 wurde er vom Könige Friedrich Wilhelm III. in den Adelſtand erhoben), war am 10. Nov. 1756 zu Hämelſee im Hannöver'ſchen geboren. Sohn eines Landmannes ward er von ſeinem Vater zur Landwirthſchaft beſtimmt und bis ins 15. Lebensjahr zu landwirthſchaftlichen Geſchäften angehalten. Aber die Begierde, Soldat zu werden, trat mächtig in ihm hervor; der Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe-Bückeburg, der ſeine Talente erſpähete, nahm ihn in die Kriegsſchule zu Wilhelmſtein, und bei dem Unterrichte, den er hier unter der Leitung des Grafen genoß, entwickelten ſich ſeine Fähigkeiten und Kenntniſſe ſo ſchnell und erfolgreich, daß er nach wenigen Jahren Andre mündlich und ſchriftlich in den Kriegswiſſenſchaften unterrichten konnte.

Schon in hannöver'ſchen Dienſten, in denen er 21 Jahre alt als Fähndrich angeſtellt wurde und bis zum Oberſtlieutenant aufſtieg, zeichnete er ſich als Soldat, Lehrer und Schriftſteller aus; aber noch weit mehr in preußiſchen Dienſten, in die er, auf Empfehlung des Herzogs Karl Ferdinand von Braunſchweig, als Oberſtlieutenant bei einem Artillerieregimente im Jahre 1801 eintrat. Der Ruf eines gelehrten Militärs war ihm vorangegangen, und er rechtfertigte dieſen Ruf durch den

---

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLVIII.

B. VI. T. XLVIII.



Gerhard David von Scharnhorst,

königl. preuſsischer General.

Geb. zu Hämelsee am 10. Nov. 1756, gest. in Prag am 28. Juni 1813.

den Unterricht über Kriegskunſt, den er in den Jahren 1802 — 1806 zu Berlin ertheilte. Im Jahre 1806 folgte er dem Herzog von Braunſchweig zur Schlacht von Auerſtädt, in welcher er ſelbſt, jedoch nur leicht, verwundet wurde. Auf dem Rückzuge ſchloß er ſich an Blücher, deſſen weitere Bewegungen er als erſter Generalſtabs-Officier leitete. Zu Lübeck (6. Nov.) gefangen, wurde er bald wieder, mittelſt Auswechſelung, in Freiheit geſetzt, worauf er zur See nach Preußen eilte und wiederum, beſonders bei Eilau, mit Anſtrengung aller Kräfte rühmlich für Preußen kämpfte.

Nach dem tilſiter Frieden ernannte ihn ſein König zum General und Präſidenten der Commiſſion, die das preußiſche Kriegsweſen umſchaffen ſollte. Und hiermit begann für ihn die Periode ſeiner wahrhaft weltgeſchichtlichen Wirkſamkeit, aus der das Tiefe ſeines Geiſtes, das Edle ſeines Charakters und das Beſonnene, Gewandte und Ausdauernde ſeiner heilbringenden Anſtrengungen hervorleuchtete *).

Voll

---

*) Im Bezug auf ihn bemerkt Manſo (Geſch. des preußiſchen Staates, Th. III, S. 21): „Wer ihn zum erſten Male ſah und ſein ſchlichtes, faſt ſchläfriges Weſen und den nachläſſigen, oft unbehülflichen Ausdruck zum Maßſtab der Beurtheilung nahm, konnte den geiſtreichen Mann in Geſchäften und den feurigen im Kriege nicht wohl ahnen. Die ihn näher kannten, rühmten noch außerdem ſeinen Sinn für Freundſchaft, ſeinen regen Eifer für die Wohlfahrt des Vaterlandes, ſein von allem Eigennutz freies Gemüth." — Ausführlich werden ſeine vortrefflichen Eigenſchaften nebſt den Hauptumſtänden ſeines Lebens von ſeinem Schüler und

Voll der Hoffnung, daß Umſtände zu Preußens Wiedererhebung eintreten könnten, und voll des Strebens, ſolchen Umſtänden vorzuarbeiten, ſchloß er ſich an den Verein patriotiſcher Männer, die von gleicher Hoffnung und gleichem Streben beſeelt waren*), beſonders an den Freiherrn von Stein, damals erſten Miniſter Preußens**). Während nun Stein zu Preußens Wiedergeburt

---

Freund, dem General Clauſewitz geſchildert in Ranke's hiſtoriſch-politiſcher Zeitſchrift. 1832, 2. Heft, S. 175 bis 222.

*) Dieſer Verein, der den Namen „Tugendbund" erhielt, entſtand, mit Vorwiſſen und Genehmigung des Königs, gleich nach dem tilſiter Frieden zu Königsberg, wo damals der preußiſche Hof ſich aufhielt. Er hatte zunächſt den Zweck, zur Wiedererhebung des preußiſchen Staates das Kriegselend zu mindern, den Nationalgeiſt zu entflammen und Verbeſſerungen in allen Zweigen der Staatsverwaltung anzuregen. Weiterhin ſtrebte er, den Kampf gegen die Franzoſen vorzubereiten und Bedrückungen zu entfernen. S. Clauſewitz a. a. O. S. 184. und Münch, Allg. Geſch. der neueſten Zeit. Th. III, 180.

) Heinrich Friedr. Karl Freiherr vom und zum Stein, geb. 25. Oct. 1757 zu Naſſau an der Lahn, Sprößling eines alten reichsritterlichen Geſchlechts, trat, nach tüchtigen Studien in Göttingen, im J. 1780 in preußiſche Dienſte als Bergrath zu Wetter in der Grafſchaft Mark, ſtieg in denſelben ſchnell empor und wurde im J. 1804 nach Berlin berufen als Miniſter der Finanzen, des Handels und der Gewerbe. Wegen Streitigkeiten mit königl. Kabinetsräthen wurde er im Frühling 1807 verabſchiedet; doch bei dem Vertrauen, das der König zu ſeinen Kenntniſſen und Tugenden hegte, gleich nach dem tilſiter Frieden zurückgerufen und am 5. Oct. 1807 als erſter Staatsminiſter angeſtellt. Als ſolcher arbeitete er, vereint mit denen, die auf eine beſſere Zukunft bauten, beſonders mit Scharnhorſt und Gneiſenau, an Entfernung der Mängel, die dieſer Zukunft entdergeburt das Verwaltungsweſen umgeſtaltete, und eine Aufhebung der Leibeigenſchaft, eine neue Städteordnung und eine verbeſſerte Einrichtung des Polizei- und Finanzweſens zu Stande brachte, arbeitete **Scharnhorſt an der Umbildung des Militärweſens und drang auf Abſchaffung ausländiſcher Werbungen und körperlicher Strafen, auf beſſere Einrichtung, Ausrüſtung und Uebung des Heeres, auf ſorgfältige Auswahl der Officiere, auf allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienſte und auf Bildung einer allgemeinen Landwehr. Dabei verſah er das Land in möglichſter Stille mit Waffenvorräthen aller Art und impfte dem Heere, das nach Napoleons Willen nur 40,000 Mann ſtark ſein ſollte, die Keime eines ſchnellen Wachsthums ein, indem er die Einrichtung traf, daß mit jedem Vierteljahr Rekruten eingeſtellt, aufge-

---

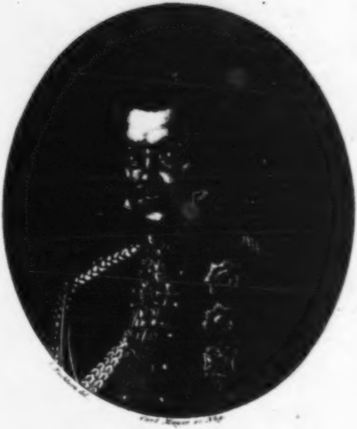
gegenſtanden. Aber ſein Walten erregte den Argwohn der Franzoſen. Er mußte 26. Nov. 1808 den Abſchied nehmen, und ging nun nach Oeſtreich, wo er erſt zu Brünn, dann zu Prag lebte, bis ihn 1812 Kaiſer Alexander nach Rußland berief. Im Jahr 1813 kam er mit dem ruſſiſchen Heere nach Breslau und beförderte die weiteren Unternehmungen der Verbündeten. Von dieſen wurde er nach der Schlacht von Leipzig zum Präſidenten der Centralverwaltung ernannt (21. Oct.), welche alle, von den Truppen der Verbündeten beſetzten Länder einſtweilen regieren ſollte. Im Sept. 1815 zog er ſich in den Privatſtand zurück, und lebte nun bald auf ſeinem Stammſchloſſe zu Naſſau, bald auf ſeinem Gute Kappenberg im preußiſchen Weſtphalen. Doch hörte er nicht auf, gemeinnützig zu wirken, beſonders das Studium der vaterländiſchen Geſchichte zu fördern und zum Beſten des preußiſchen Weſtphalen beizutragen. Er ſtarb am 29. Juni 1831.

bildet und entlaſſen wurden, die im Falle eines Kriegs leicht in die Reihen der Krieger eintreten konnten.

Viele Schwierigkeiten traten ihm dabei entgegen. Er war nicht von Familienverbindungen unterſtützt, ſondern bloß von dem Ruf, in dem er ſtand; Vielen, die nur auf Geburtsadel ſahen und blindlings dem Hergebrachten folgten, war es widrig, daß er, ein Fremdling und Sohn eines Landmannes, das ganze preußiſche Heer reformiren wollte; die Franzoſen und deren Anhänger umlauerten ſeine Schritte mit düſterm Argwohn. Doch trotz aller dieſer Schwierigkeiten verfolgte er ſeine Plane mit unerſchütterlicher Feſtigkeit, und das Vertrauen ſeines Königs verblieb ihm auch in der trübſten Zeit. Wohl ſah ſich Friedrich Wilhelm durch Napoleons Argwohn genöthigt, ihn im Jahre 1811 der Stelle eines Chefs des Kriegsdepartements zu entſetzen; aber er ließ ihn im Stillen an der Wiedererhebung Preußens arbeiten, bis daß derſelbe im Jahre 1813, als ſich Preußen mit Rußland vereinigt und gegen Napoleon erklärt hatte, wiederum öffentlich hervortreten konnte.

Jetzt gab ſich das Heilbringende der neuen Veranſtaltungen deutlich zu erkennen. Ganz anders als im Jahre 1806 trat im Jahre 1813 die preußiſche Armee hervor, ſtark und kräftig, Thaten zu vollbringen, die das Vaterland aus tiefer Schmach wieder erhoben. Dieß zeigte ſich zunächſt in der Schlacht bei Großgörſchen, die, wenn auch ohne glücklichen Ausgang für Preußen, den

alten



[illegible] del.

Carl Mayer sc. Nbg

August Neidhart Graf von Gneisenau

königl. preussischer Feldmarschall.

geb. zu Schilda am 28. Octob. 1760, gest. zu Posen am 24. Aug. 1831.

alten Waffenruhm der Preußen erneuerte. **Scharnhorſt** ſelbſt ſollte die Triumphe, die er vorbereitet hatte, nicht erleben. Fern von dem Ehrgeize ſich hervorzudrängen, hatte er Blüchern, in welchem er den rechten Mann hiezu erkannte, den Oberbefehl über die preußiſchen Truppen zugewendet und ſich als Chef des Generalſtabes ihm untergeordnet. So war er zur Schlacht von Großgörſchen gezogen, in welcher er eine Wunde am linken Schenkel erhielt, die dadurch tödtlich wurde, daß er ſich die erforderliche Ruhe nicht gönnte. Am 28. Juni 1813 ſtarb er zu Prag, tiefbetrauert von Allen, die ihn kannten und noch im Tode geehrt von ſeinem Könige, der ihm auf dem Königsplatze zu Berlin eine Bildſäule errichten ließ.

Was er geſchaffen und angeregt hatte, ging nicht mit ihm unter, ſondern wurde durch den Freund ſeines Herzens, den Theilnehmer ſeiner Arbeiten, den Mann ſeines Geiſtes und Strebens, **Gneiſenau**, zur Vollführung hingeleitet.

Auguſt Neidhart von Gneiſenau *), geboren am 28. Oct. 1760 zu Schilde bei Torgau, wo ſein Vater, öſtreichiſcher Hauptmann, in Winterquartieren ſtand, erhielt ſeine erſte Bildung zu Würzburg im Hauſe ſeines Großvaters, eines Oberſten bei der Artillerie, dann auf der Univerſität zu Erfurt, wo damals ſein Vater im Wachtdienſt war. Der wilde Ungeſtüm, der in dem Weſen des Jünglings hervortrat, trübte die Hoffnungen, die ſeine Fähigkeiten und ſeine Lernbegier erregten. Eine blutige Schlägerei mit Handwerksgeſellen bewog ihn, Erfurt zu verlaſſen und unter ein Huſarenregiment in Böhmen zu gehen. Bei dieſem gerieth er mit einem Unterofficier in Zweikampf, weshalb er heimlich entwich und unter die ansbachiſchen Truppen trat, die im engliſchen Solde ſtanden. Mit ihnen zog er als Lieutenant im Jahre 1780 nach Amerika, und mit ihnen kehrte er im Jahre 1783 nach Beendigung des nordamerikaniſchen Krieges zurück. Einige Jahre darauf ging er, nach erhaltenem Abſchiede, aus ansbachiſchen in preußiſche Dienſte, in denen er erſt (1785) als Lieutenant; dann (1789) als Hauptmann bei der Füſelierbrigade in Schleſien angeſtellt wurde.

---

*) Hieher gehört das Kupfer Taf. XLIX.

Hiermit kam er von den Verirrungen ſeiner Jugend auf die Bahn, die zur Entwickelung ſeiner Geiſtesgaben und zur Erringung eines hohen Ruhmes ihn hinführte. Doch lange dauerte es, ehe ſeine beſonnene Thätigkeit, ſein Scharfblick bei Unternehmungen und ſeine Entſchloſſenheit und Raſtloſigkeit bei Ausführung derſelben hervortreten konnte. Zwar galt er, bei ſeinem eifrigen Studium der Kriegswiſſenſchaften, für den gelehrteſten Officier in ſeinem Regimente; aber er hatte keine Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten zu bewähren. Erſt als er nach dem Treffen bei Saalfeld (10. Oct. 1806) die dort geſchlagenen Truppen unter Ueberwältigung vieler Schwierigkeiten glücklich nach Preußen gebracht hatte, fand er, was ihm bis dahin gefehlt hatte.

Noch im November des Jahres 1806 wurde er zum Major befördert und als ſolcher zur Bildung einer Truppenſchaar in Litthauen berufen, dann im April 1807 abgeſendet, um Colberg zu vertheidigen; und beide Aufträge vollführte er auf eine Weiſe, daß ſeine innere Gediegenheit anſchaulich hervortrat und Belohnung ihr zu Theil wurde. Gleich nach dem tilſiter Frieden wurde er zum Oberſtlieutenant ernannt, der Commiſſion, die das preußiſche Kriegsweſen umſchaffen ſollte, als Mitglied beigegeben und mit Beaufſichtigung der preußiſchen Feſtungen beauftragt. Jetzt mit Scharnhorſt und anderen Ehrenmännern in Verbindung, arbeitete er wie dieſe an der Wiederherſtellung Preußens, aber zog auch wie dieſe Napoleons Argwohn auf ſich, ſo daß er im Jahre 1809 aus dem Militärdienſte entfernt und als Staatsrath angeſtellt wurde, dann für geheime Verhandlungen die Höfe zu Wien und Petersburg, Stockholm und London bereiſte.

Im Febr. 1813 kam er von Schweden über Colberg nach Breslau, wo eben der Krieg gegen Napoleon zum Ausbruche kam. Sogleich trat er wieder zum Militär, betrieb die Bildung der Landwehr und folgte (im März) als Generalmajor und Generalquartiermeiſter Blüchern nach Sachſen. Tapfer kämpfte er in der Schlacht von Groß-

Großgörſchen. Nach derſelben leitete er den Rückzug des preußiſchen Heeres nach Dresden, Bautzen und Breslau. Während des Waffenſtillſtandes (4. Juni — 16. Aug.) wurde ihm der Oberbefehl über die preußiſchen Truppen beim Nordheere angetragen; aber er zog es wie Scharnhorſt vor, unter Blücher als Chef des Generalſtabes zu dienen. Nun ſtand er ihm von der Katzbach bis zum Montmartre mit Rath und That zur Seite und hatte, wie ſchon oben bemerkt wurde, und Blücher ſelbſt anerkannte, an allen Kämpfen und Siegen desſelben den wichtigſten Antheil. Eben ſo war es auch im Jahre 1815, wo er abermals als Chef des Generalſtabes Blüchern zum Kampfe folgte und beſonders den Rückzug nach der Schlacht von Ligny leitete und nach der Schlacht von Waterloo die Verfolgung betrieb, durch welche die Niederlage des franzöſiſchen Heeres vollendet wurde.

Ruhm und Glanz wurde ihm für das, was er leiſtete, zu Theil. Nach dem erſten pariſer Frieden ernannte ihn ſein König zum General der Infanterie, erhob ihn in den Grafenſtand und beſchenkte ihn mit Sommerſchenburg bei Magdeburg, einer Domaine von 10,000 Thaler jährlicher Einkünfte; und nach dem Siege bei Waterloo ertheilte er ihm den ſchwarzen Adlerorden, der in Napoleons Wagen gefunden worden war, übertrug ihm den Oberbefehl über das rheiniſche Armeekorps und zog ihn als Miniſter zum Abſchluß des Friedens.

Bei den gehäſſigen Verunglimpfungen, die im Jahre 1816

1816 gegen den Tugendbund erhoben wurden, fühlte er, der wie Scharnhorſt dieſem Bunde angehört hatte, ſich ſo verletzt, daß er um ſeinen Abſchied nachſuchte *). Er erhielt ihn mit Genuß ſeines ganzen Gehalts und mit dem Vorbehalt der Wiederanſtellung im Falle eines Krieges. Und ſchon im Jahre 1818 rief ihn das Vertrauen ſeines Königs zurück. Er erhielt den Poſten eines Gouverneurs von Berlin, dann den Titel eines Generalfeldmarſchalls und im März des Jahres 1831 den Auftrag, während des polniſch-ruſſiſchen Krieges den Oberbefehl über die vier öſtlichen Armeekorps des preußiſchen Heeres zu führen. Er begab ſich daher nach Poſen, wo er mit der Umſicht und Thätigkeit früherer Jahre ſeinem Berufe vorſtand, bis er am 24. Auguſt 1831 als ein Opfer der Cholera verſchied.

XII.

Schlußbemerkungen.

Indem ich hier, am Schluſſe dieſes hiſtoriſchen Bilderſaales noch einmal auf die in demſelben geſchilderten Menſchen und Begebenheiten zurückblicke, drängen ſich mir folgende Bemerkungen auf, die ich der Beachtung meiner Leſer anheimſtelle.

Erſtens,

---

*) Münch, Allg. Geſch. der neueſten Zeit. Th. III., S. 218.

Erſtens, in jeder Abtheilung der Geſchichte findet ſich neben dem Schatten das Licht, neben dem Böſen das Gute, neben dem Erſchütternden das Erfreuliche. Wie weit auch die Menſchen ſich verirrten, wie mächtig auch Thorheit und Laſter unter ihnen walteten: das Licht von Oben, die Vernunft, iſt nie ganz erloſchen. Gute und große Menſchen hat es zu allen Zeiten gegeben; Gutes und Großes iſt zu allen Zeiten geſchehen. Und ſo, hoffen wir, wird es auch in Zukunft nicht an guten und großen Menſchen fehlen; guter und großer Thaten werden auch unſre Enkel ſich erfreuen können.

Zweitens, jeder Zeitraum der Geſchichte bezeugt, daß das Gute und Große nicht an einen beſondern Stand geknüpft iſt. Denn zu allen Zeiten haben Menſchen aus den höchſten und aus den niedrigſten Ständen Gutes und Großes vollbracht. Wie die Schrift lehrt, „aus allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm," ſo lehrt die Geſchichte, „aus allerlei Ständen, wer ſeinem Berufe mit Treue lebt, der lebt der Menſchheit zum Segen." Dieß beherzige ſowohl der durch Geburt Hochgeſtellte, als der in Niedrigkeit Geborene. Jenen heile es von dem auf Bevorrechtungen Anſpruch machenden Wahne, als ſei es ihm allein gegeben, Herrliches zu leiſten; und dieſen befeuere es, ſich anzuſtrengen, um durch edle, gemeinnützige Thaten ein Wohlthäter der Menſchen zu werden.

Drittens, wie die Natur, ſo iſt auch die Geſchichte eine Offenbarung Gottes: beide deuten hin auf die Allmacht, Weisheit und Güte des Ewigen. Doch wie insbeſondere die Natur den Schöpfer und Erhalter, ſo läßt insbeſondere die Geſchichte den Regierer und Richter der Welten uns erkennen. Denn in jedem ihrer Abſchnitte zeigt ſie uns, wie dem Menſchengeſchlecht zu Theil wird, was ihm eben nützt, wie ſeine Entwickelung durch auſſerordentliche Umſtände befördert wird, wie ſelbſt aus dem Getriebe menſchlicher Gebrechen Segensreiches hervorgeht, wie zuletzt das Gute über das Böſe ſiegt und beides ſeinen Lohn findet. Wo aber die Bedürfniſſe des Menſchengeſchlechts auf zeitgemäße Weiſe befriediget werden, wo Umſtände eintreten, die keine menſchliche Einſicht und Kraft zuſammenbringen kann, wo aus der Ausſaat des Böſen wider alles Erwarten eine Erndte des Heils aufwächſt, wo eine ſittliche Ordnung in den Weltbegebenheiten ſich hervorthut, da offenbart ſich uns Gott als Weltenregierer und Weltenrichter. Das mögen die beherzigen, die in der Weltgeſchichte nichts erblicken als das Spiel eines blinden Zufalls oder widriger Leidenſchaften! Je mehr wir auf den Gang der Weltbegebenheiten achten, deſto mehr fühlen wir uns überzeugt von dem Walten einer welterziehenden Vorſehung, die alles herrlich hinausführt, und deſto mehr wird Liebe und Vertrauen zu ihr in unſern Herzen befeſtigt.

Viertens, mitten durch den Wechſel des Vergänglichen, den uns die Weltgeſchichte vorhält, geht ein Streden nach Verbeſſerungen, das in allen Räumen der Geſchichte ſich ankündigt, nach allen Richtungen menſchlicher Thätigkeit ſich hinzieht, über den innern und äuſſern Zuſtand des Menſchen ſich verbreitet. Dieſes Streben ſelbſt iſt unvergänglich; denn gegründet iſt es auf die Vernunft, die als Vermögen der Ideen die Kraft und den Beruf hat, nach dem Beſſern und Vollkommnern zu ringen. Doch wie es bald ſchwächer bald ſtärker ſich äuſſert, ſo ſind auch die Formen, in denen es ſich ausprägt, veränderlich und vergänglich. Dieſe ſind Kinder ihrer Zeiten, angemeſſen der Bildungsſtufe der Zeiten, in denen ſie aufgebracht werden, und darum nicht für beſtändige Dauer geeignet. Das ſei denen geſagt, die auf die Geſtaltung kirchlicher Dogmen und politiſcher Einrichtungen einen allzugroßen Werth legen und in der Umänderung dieſer Geſtaltungen oder Formen ein Verderbniß der Zeiten erblicken. Keine Form iſt um ihrer ſelbſt willen da, ſondern um der Idee Willen, deren Hülle oder Träger ſie ſein ſoll. Hat ſie ihre Beſtimmung erreicht, oder gewährt ſie einer fortgeſchrittenen Zeit nicht länger Befriedigung, ſo zerfällt ſie oder wird zerbrochen, und in neuen Formen tritt das unvergängliche Streben nach Verbeſſerungen hervor.

Fünftens, die Verbeſſerungen des innern und äuſſern Zuſtandes oder die Fortſchritte der Menſchheit geſchehen, nach den Lehren der Geſchichte, nur langſam und nie ohne Stürme. Denn nur das Körperliche entwickelt ſich mit Nothwendigkeit, das Geiſtige aber unter Mühen und Anſtrengungen; langſamer als die Bildung Einzelner rückt die Bildung ganzer Völker weiter; und Sturm und Kampf muß entſtehen, wenn hier Viele an alten Formen feſthalten, weil Selbſtſucht, Gewohnheit oder Ueberzeugung ſie an dieſelben feſſelt; und wenn dort Viele begeiſtert für das Beſſere erglühen, oder das Alte verwerfen, bloß weil es alt iſt, und ſie von tadelnswerther Neuerungsſucht ergriffen ſind. Doch bleiben weder jene langſamen Fortſchritte, noch dieſe Stürme und Kämpfe ohne wohlthätige Folgen. Denn wie bei jenen neue Ideen die Maſſen der Völker durchdringen, allmählich ihnen zum Bedürfniſſe werden, und dadurch einen feſten Halt gewinnen; ſo werden bei dieſen neue Ideen geläutert, bekräftigt und anwendbar gemacht. Das beruhige die, welche darüber klagen, daß das Beſſere oft aufgehalten und zurückgedrängt wird; aber es beruhige auch die, welche von den Wirren und Kämpfen der Gegenwart auf eine düſtere Zukunft hinblicken. Freilich zeigt uns die Geſchichte nur, was war und iſt, nicht was ſein wird und ſein ſoll; aber wie die tägliche Erfahrung bei dem Abenddunkel auf neues Morgenlicht uns hoffen läßt, ſo läßt auch die Geſchichte, der Inbegriff aller Erfahrungen, bei den Stürmen der Gegenwart auf eine beſſere Zukunft uns hoffen, die einſt unſere Enkel beglücken wird.

Endlich, für eine beſſere Zukunft ſoll jeder Einzelne nach ſeinen Kräften thätig ſein. Thöricht und ungerecht zugleich iſt es, immer nur von Andern zu verlangen, daß ſie zum Beſten der Menſchheit wirken ſollen, und ſelbſt nichts für ſelbiges zu thun, oder immer nur an die Obrigkeit hohe Forderungen zu ſtellen, und doch als Unterthan ſeinen Pflichten nicht nachzukommen. Denn kann Jeder, in welchem Stande er lebe, ſeinen Mitmenſchen zum Segen leben, ſo ſoll er es auch; und haben unſere Vorfahren für uns gearbeitet, ſo ſollen auch wir für unſere Nachkommen arbeiten und, ſei es auch nur „Sandkorn um Sandkorn, zum Bau der Ewigkeiten beitragen.“

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von der franzöſiſchen Revolution bis zu unſeren Tagen.

(Fortſetzung.)

Drittes Kapitel: Von der Herrſchaft und dem Sturze Napoleons.

Seite

Einleitung: Bemerkungen über Napoleons Herrſchaft, deren Umfang, Begründung, Beſchaffenheit und Darſtellung. 3 — 12

Erſter Abſchnitt der Herrſchaft Napoleons. Vom Regierungsantritte Napoleons bis zum Frieden von Amiens, 1799 — 1802. . . . . 13 — 35

I. Leitung der inneren Angelegenheiten: Verbeſſerung des Regierungsweſens, der Polizei, der Rechtspflege (Code Napoléon), des Kriegsweſens, des Finanzweſens. — Erneuerung des Kirchenweſens. Sorge für Gewerbe und Handel, für Künſte und Wiſſenſchaften. . . . . 14 — 17

II. Leitung der auswärtigen Angelegenheiten: Napoleons Friedensanträge werden von England und Oeſtreich zurückgewieſen. — Kampf mit Oeſtreich — in Italien (Schlacht bei Marengo), — in Deutſchland (Schlacht bei Hohenlinden). — Friede zu Luneville. — Friede mit dem nordamerikaniſchen Freiſtaat, — mit Neapel, — mit Portugal, — mit Rußland (Pauls Tod. Thronbeſteigung Alexanders), — mit der Pforte (Ausgang der franzöſ. Expedition nach Aegypten), — mit England. — Napoleon auf dem Höhepunkte ſeines Ruhms. . . . 17 — 35

Zweiter Abſchnitt der Herrſchaft Napoleons. Vom Frieden zu Amiens bis zum Frieden von Tilſit, 1802 — 1807. . . . . 35 — 109

I. Napoleons Verfahren in Italien, Helvetien, Holland und Deutſchland zur Zeit des Friedens, 1801 — 1803. — Stiftung des Königreichs Etrurien und Einrichtung der italieniſchen Republik, Vermittelungsacte für die Schweiz. Umänderung der bataviſchen Republik, Reichsdeputationsſchluß in Deutſchland. . . . . 36 — 44

II. Wie Napoleon Kaiſer von Frankreich u. König von Italien wurde. — Verſchwörungen gegen Napoleon. — Beſchränkungen der Freiheit. — Napoleon wird Oberconſul auf Lebenszeit. Orden der Ehrenlegion. Veränderung der Verfaſſung. — Verfahren gegen Moreau, Georges u. Pichegru. — Hinrichtung des Herzogs von Enghien. — Aufſtellung des Kaiſerthums. Kaiſerkrönung. — Umwandelung der ital. Republik in das Königreich Italien. — Napoleons Krönung zu Mailand — Orden der eiſernen Krone — Vereinigung Genuas mit Frankreich. . . . . 44 — 59

III. Wiederausbruch des Kriegs mit England. Napo-

Seite

Napoleon läßt Hannover beſetzen und bedroht England mit einer Landung. — Gegenwehr der Engländer. . . . . 59 — 64

IV. Wiederausbruch des Landkriegs. — Neue Coalition Englands, Rußlands, Oeſtreichs und Schwedens — Zwecke u. Mängel dieſer Coalition. . . . . 65 — 67

V. Napoleons Krieg mit Oeſtreich und Rußland im Jahre 1805. Oeſtreichs Niederlage bei Ulm. — Napoleons Einzug in Wien — Sieg bei Auſterlitz — Vertrag mit Preußen — Friede mit Oeſtreich zu Preßburg. . . . . 67 — 76

VI. Zunehmende Gewaltherrſchaft Napoleons. Napoleon verſtärkt ſeine Herrſchaft über Frankreich — ſtiftet große Reichslehen in Italien — verzweigt ſein Haus mit alten Fürſtenhäuſern, — macht die Glieder ſeiner Familie von ſich abhängig — Föderativſyſtem. — Neapel kommt an ſeinen Bruder Joſeph — Holland an ſeinen Bruder Louis — Berg an ſeinen Schwager Murat — Stiftung des Rheinbundes. Untergang des deutſchen Reichs. . . . . 76 — 88

VII. Napoleons Krieg mit Preußen u. Rußland im J. 1806 u. 1807. Urſachen und Veranlaſſungen. — Niederlage der Preußen, beſonders bei Jena und Auerſtädt — ihre Heere und Feſtungen von der Gera bis zur Oder ergeben ſich. Napoleon in Berlin, — ſpricht den Häuſern Braunſchweig, Oranien, Kurheſſen und Mecklenburg die Regierung ab, — zieht deren Länder an ſich, — vereinigt ſich mit Sachſen, — erweitert den Rheinbund. — Zweiter Act des Kriegs, — in Pommern, Schleſien, Polen und Preußen — Schlacht bei Eilau — Entſcheidender Sieg Napoleons bei Friedland — Waffenſtillſtand — Friede zu Tilſit — Napoleon auf dem Höhepunkt ſeiner Macht. . . . . 88 — 109

Dritter Abſchnitt der Herrſchaft Napoleons. Vom Frieden zu Tilſit bis zum Krieg in Rußland, 1807 — 1812. . . . . 109 — 165

I. Napoleons Verfügungen nach dem tilſiter Frieden. (Stiftung des Herzogthums Warſchau, — des Königreichs Weſtphalen — eines neuen Erbadels in Frankreich). — Aufſtellung des Continentalſyſtems (Bedeutung und Würdigung deſſelben). — Vorgänge in Dänemark und Schweden (die Engländer reißen die däniſche Flotte an ſich. Schweden verliert Pommern und Finland. Abſetzung Guſtavs IV). . . . . 109 — 117

II. Napoleons Verfahren gegen Portugal und Spanien. Portugal wird von Franzoſen und Spaniern beſetzt. Flucht des Hofes nach Rio=Janeiro. — Parteiungen und Aufſtände am ſpaniſchen Hofe. Napoleon benutzt ſie, um die ſpaniſche Krone an ſein Haus zu bringen. — Sein Bruder Joſeph wird König von Spanien; ſein Schwager Murat König von Neapel. — Krieg in Spanien, — in Portugal. — Congreß zu Erfurt. — Napoleons Siege in Spanien. . 117 — 131

III. Napoleons Krieg mit Oeſtreich im J. 1809. Urſachen und Gang dieſes Kriegs in Deutſchland, Italien und Polen. — Napoleon in Wien. — Er wird bei Aspern u. Eßlingen zurückgeſchlagen, — ſiegt entſcheidend bei Wagram —

Waffen=

Seite

Waffenſtillſtand — Kriegeriſche Vorgänge in Deutſchland (Nürnberg — Schill — Braunſchweig-Oels) — in Tyrol (Andreas Hofer) — in Holland (Landung und Flucht der Engländer) — Friede zu Wien. . . . . 131 — 149

IV. Vernichtung des Kirchenſtaates. Händel zwiſchen Napoleon und dem Pabſte. Der Pabſt ſpricht über Napoleon den Bann aus, — wird aus ſeinem Palaſte weggeſchleppt. — Rom ſammt dem ganzen Kirchenſtaate wird mit Frankreich vereinigt. . . . . 149 — 153

V. Fortgang des Kampfes mit Engländern und Spaniern. — Die Franzoſen, 1809 aus Portugal vertrieben und in Spanien bedrängt, gelangen am Ende dieſes Jahres zu neuer Kraft in Spanien. . . . . 153 — 156

VI. Napoleons Vermählung mit der öſtr. Prinzeſſin Marie Luiſe. Ihm wird ein Sohn geboren. 156 — 158

VII. Schlimmſte Zeit der Regierung Napoleons. Napoleon zieht Holland, deſſen Krone ſein Bruder Louis aufgegeben hatte, zu Frankreich; — eben ſo die Mündungen der Ems, Weſer und Elbe ſammt allen deutſchen Ländern u. Städten von Weſel bis Lübeck — und das Wallißerland. — Bernadotte wird Kronprinz von Schweden. — Verſchärfung des Continentalſyſtems und der geheimen Polizei. — Zunehmende Erbitterung gegen den Gewaltthätigen. Sehnſucht nach ſeinem Sturze. . . . . 158 — 165

Vierter Abſchnitt der Herrſchaft Napoleons. Vom Kriege in Rußland bis zum völligen Sturze Napoleons. 1812 — 1815 . . . . 165 — 258

I. Der Krieg in Rußland, 1812. Urſachen und Ausbruch dieſes Kriegs. — Napoleon dringt ſiegend bis nach Moskau — Brand zu Moskau — Grauſenhafter Rückzug. — Napoleon eilt nach Frankreich. — Die Trümmer ſeines Heeres ziehen bis über die Elbe zurück. . . . . 165 — 187

II. Der Krieg in Deutſchland, 1813. Die Ruſſen rücken über den Niemen nach Preußen und Sachſen. — Mit ihnen vereiniget ſich Preußen. — Der Ingrimm gegen Napoleon bricht hervor. — Napoleon kommt wieder nach Deutſchland, — ſiegt mit ſeinem neugeſchaffenen Heere bei Großgörſchen, — zwingt den König von Sachſen, ſich mit ihm zu verbinden, — ſiegt bei Bautzen und Wurſchen. — Waffenſtillſtand — Oeſtreich tritt den Verbündeten bei. — Wiederausbruch des Kampfes. — Napoleons Sieg bei Dresden. — Seine Niederlagen an der Katzbach — bei Culm — bei Großbeeren — bei Dennewitz — bei Leipzig. — Rückzug deſſelben nach Frankreich. — Auflöſung des Rheinbundes und Vereinigung Deutſchlands mit den Verbündeten. — Auch Dänemark, Holland, Illyrien, Italien und Spanien wird der Macht Napoleons entriſſen. — Die Engländer dringen aus Spanien in Frankreich ein. . . 187 — 214

III. Der Krieg in Frankreich, 1814. Die Verbündeten ſetzen über den Rhein nach Frankreich. — Napoleon eifert gegen den Widerſpruch, der ſich in Frankreich ſelbſt gegen ihn erhebt, — rüſtet ſich gegen die Verbündeten — läßt Ferdinand VII. nach Spanien, und den Pabſt nach Italien zurückführen — ſiegt

bei

Seite

bei Brienne — wird bei La Rothière zurückgeſchlagen — ſiegt über Blücher, dann über Schwarzenberg. — Congreß zu Chatillon. — Tractat zu Chaumont. — Napoleon, von Blücher geſchlagen bei Laon — von Schwarzenberg bei Arcis ſur Aube — zieht hinter den Rücken der Verbündeten. — Dieſe bringen nach Paris — Schlacht am Montmartre — Einzug der Verbündeten in Paris — Zurückberufung der Bourbons. — Napoleon in Fontainebleau verzichtet auf die Kronen Frankreichs u. Italiens. — Er wird auf die Inſel Elba gebracht. . . 215 — 233

IV. Wiederherſtellung der Bourbons u. des Friedens. Rückkehr u. Ausgang Napoleons. — Waffenſtillſtand zwiſchen den Verbündeten und Frankreich. — Einzug Ludwigs XVIII. in Paris — Abſchluß des erſten pariſer Friedens — Aufſtellung der Charte — Parteiungen in Frankreich. — Volk und Heer wendet ſich wieder zu Napoleon hin. — Napoleon kommt nach Frankreich zurück und daſelbſt auf den Thron — ſieht ſich auf demſelben von Schwierigkeiten umringt. — Zuſatzartikel zur Charte und Maifeld. — Kampf gegen die Verbündeten — Schlacht bei Waterloo. — Napoleon dankt zum zweiten Male ab — Paris wird abermals von den Verbündeten beſetzt — Ludwig XVIII. kommt zurück. — Napoleon zu Rochefort überliefert ſich den Engländern — wird erſt an die engliſche Küſte, dann nach St. Helena gebracht, — wo er ſtirbt. . . . . 233 — 258

Viertes Kapitel: Von der Reſtauration, die dem Sturze Napoleons folgte, 1814—1830.

Einleitung: Ueber Weſen, Streben und Hauptbegebenheiten der Reſtaurationszeit. . . . . 259 — 261

I. Der wiener Congreß. Verhandlungen auf demſelben — Streitigkeiten über Polen und Sachſen — Beſchlüſſe — Inhalt der allgemeinen Congreßacte — und der deutſchen Bundesacte. — Bemerkungen über beide Acten. . . . 261 — 280

II. Der zweite pariſer Friede, die heilige Allianz und der aachner Congreß. Schwierigkeiten, die dem Abſchluß des zweiten pariſer Friedens entgegentraten. — Inhalt deſſelben. — Rußland, Oeſtreich und Preußen vereinigen ſich zur heiligen Allianz — Entſtehung und Bedeutſamkeit derſelben. — Der aachner Congreß beſchließt, daß das Beobachtungsheer aus Frankreich zurückgezogen, und letzteres in die heilige Allianz mit aufgenommen werden ſoll. . . . 280 — 288

III. Gährungen in Deutſchland ſeit Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens. — Karlsbader Beſchlüſſe. — Wiener Schlußacte. Urſachen der Unzufriedenheit in Deutſchland — Streben der ſtudirenden Jugend — allgem. deutſche Burſchenſchaft — Feſt auf der Wartburg — Ermordung Kotzebue's durch Sand — Beſorgniſſe wegen demagogiſcher Umtriebe. — Miniſter-Conferenz zu Karlsbad — zu Wien, um das Verhältniß des Bundestages den Regierungen gegenüber feſtzuſtellen. . . . . 288 — 296

IV. Revolutionen in Spanien, Neapel, Portugal, Piemont und Unterdrückung derſelben. A) Verfahren Ferdinands VII. bei ſeiner Rückkehr nach Spanien.

Aus-

Seite

Ausbruch der Revolution zu Cadix 1820. Verbreitung derſelben durch Spanien. — B) Unzufriedenheit in Neapel 1820, — Carbonaris — Aufſtand zu Nola 1820. Verbreitung desſelben. — C) Unzufriedenheit in Portugal über das Wegbleiben des Hofes und die Herrſchaft der Engländer — Aufſtand zu Oporto 1820. Verbreitung desſelben nach Liſſabon — Aufſtellung einer neuen Verfaſſung. Rückkehr des Königs Johann VI. — D) Unzufriedenheit in Piemont — Aufſtand zu Aleſſandria. — Abdankung des Königs Victor Emanuel. — E) Gegenanſtalten der Verbündeten. Congreß zu Troppau — zu Laybach. Unterdrückung der Revolution in Neapel und Piemont — Congreß zu Verona. Frankreich übernimmt es, die Revolution in Spanien durch Waffengewalt zu unterdrücken — Das gelingt. — Ferdinand VII regiert nun wieder wie zuvor. — In Portugal wird die Revolution durch den Prinzen Miguel unterdrückt, der dann auch ſeinen Vater zu ſtürzen ſucht. Dieß mißlingt. Miguel wird nach Wien verwieſen. Nach dem Tode ſeines Vaters kehrt er zurück und reißt die Krone an ſich. . 296 — 310

V. Aufſtand der Griechen u. Krieg der Ruſſen u. Türken in den Jahren 1828 u. 1829. — Urſachen und Veranlaſſung des Aufſtandes der Griechen — Ausbruch des Aufſtandes in der Moldau durch Alex. Ypſilanti. — in Morea durch den Erzbiſchof Germanos, Peter Mauromichali u. Theodor Kolokotroni. — Gegenanſtalten des Sultans — Verfahren desſelben gegen die Griechen in Conſtantinopel — Unterdrückung des Aufſtandes in der Wallachey u. Moldau. — Ypſilanti wird von den Türken geſchlagen u. von den Oeſtreichern gefangen geſetzt. — Tapfrer Widerſtand der Griechen in Morea, Livadien u. den griechiſchen Inſeln. — Regierungseinrichtungen. — Fortgang des Kampfes bis zum J. 1827. — Bedrängniſſe der Griechen durch die Aegyptier unter Ibrahim — Dazwiſchenkunft der chriſtlichen Mächte. — England u. Rußland vereinigen ſich zur Unterſtützung der Griechen. — Ihnen tritt Frankreich bei — Seeſchlacht von Navarino. — Rußlands Krieg gegen die Pforte — Friede zu Adrianopel. — Regierungsverwaltung des Grafen Kapodiſtria. Ermordung desſelben — Herſtellung des Königreichs Griechenland. . . . . 310 — 340

VI. Freiwerdung des ſpaniſchen und portugieſiſchen Amerikas. — Urſachen des Abfalls des ſpaniſchen Amerikas. Aufſtand. A) in Mexiko: Hidalgo 1810. Iturbide 1821. Mexikaniſcher Staatenbund — Freiſtaat Guatemala. — B) zu Buenos-Ayres 1810. — Bildung des Freiſtaates Rio de la Plata, — durch welchen Montevideo und Chili in Freiheit geſetzt werden. — Paraguay unter Dr. Francia. — C) zu Caracas 1809 — Bolivar entreißt den Spaniern 1817–1824 Venezuela, Neugranada, Quito, Peru und Oberperu (Bolivia). Congreß zu Panama — Bolivars Tod. — Urſachen des Abfalls des portugieſiſchen Amerikas. Aufſtand im J. 1821. Bildung des Kaiſerthums Braſilien. . . . . 340 — 351

Fünftes Kapitel: Ueberſicht der Begebenheiten ſeit dem Jahre 1830.

I. Urſachen, Ausbruch u. Durchführung der Julirevolution.

Ludwig

Seite

Ludwig Philipp wird König der Franzoſen. Karl X. verläßt mit ſeiner Familie Frankreich. . . . . 352 — 361

II. Einwirkung der Julirevolution — Aufſtände in Belgien — in Deutſchland (zu Braunſchweig, Caſſel, Leipzig, Dresden, Chemnitz, Altenburg), in Polen. . . . . 361 — 364

III. Erhaltung des Weltfriedens. — Nur in Polen erhebt ſich der Krieg. — Gang u. Wichtigkeit desſelben. Die Niederlage der Polen bildet einen Wendepunkt in den Ereigniſſen dieſer ſtürmiſchen Zeit. . . . . 364 — 368

IV. Ereigniſſe A) in Deutſchland: Bundestags-Beſchlüſſe vom 28. Juni u. 5. Juli 1832 zur Erhaltung der Ruhe in Deutſchland. — B) in Frankreich: — Parteigewühl; — Verfahren Ludwig Philipp's — Angriffe auf ſein Leben. — C) in England: Kampf der Tories u. Whigs — Reform der Parlamentswahlen — des Gerichtsweſens und des Municipalweſens. — D) in Spanien: Tod Ferdinands VII. — das von ihm erlaſſene Thronfolgegeſetz veranlaßt einen Krieg im Innern: Chriſtinos u. Karliſten. — E) in Portugal: Despotiſche Regierung Miguels — Er wird durch ſeinen Bruder Pedro vertrieben — Die Tochter des letztern, Maria da Gloria, wird Königin. Vermählung derſelben. — F) in der Türkei: Befehdung derſelben durch Mehemed Ali. Die Ruſſen kommen ihr zu Hilfe. Frankreich und England vermitteln den Frieden zwiſchen dem Sultan und dem Paſcha von Aegypten, — und nehmen gegen Rußland eine drohende Stellung. — Schluß. . . . . 368 — 380

Zweiter Abſchnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charaktere aus den Zeiten der Herrſchaft und Ueberwältigung Napoleons.

Seite

I. Charakteriſtik Napoleons. . . . . 380 — 395
II. Ueber die Hinrichtung des Herzogs von Enghien. 396 — 403
III. Ueber das Kaiſerthum Napoleons. . . . . 403 — 420
IV. Das Feſt des Fürſten von Schwarzenberg. . . 420 — 424
V. Napoleon auf dem Rückzug aus Rußland. . . 424 — 434
VI. Ueber die Bedeutſamkeit des Jahres 1813. . . 434 — 439
VII. Napoleons Abſchied von Fontainebleau. . . . 439 — 446
VIII. Napoleons Zug von Cannes nach Paris. . . 446 — 458
IX. Napoleons Tod. . . . . 458 — 466
X. Charakteriſtik einiger Marſchälle Napoleons. . 466 — 493
  1) Maſſena.
  2) Ney.
  3) Murat.
  4) Eugen.
XI. Charakteriſtik einiger Feldherren, die im Befreiungskampfe gegen Napoleon ſtritten. . . . . 493 — 515
  1) Schwarzenberg.
  2) Blücher.
  3) Scharnhorſt.
  4) Gneiſenau.
XII. Schlußbemerkungen. . . . . 515 — 530